Digitized by Google

45-46

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Redigirt von J. Lehmann.

Fünfundvierzigster Band.

Januar bis Juni.

1854.

Berlin,
im Verlage von Veit & Comp.

Preis des Jahrganges drei Thaler zehn Silbergroschen.
Durch alle Buchhandlungen und Postämter auch viertel- und halbjährlich zu beziehen.

Digitized by Google

IX 6
BP 373.1

Inhalts-Verzeichniß.

HARVARD COLLEGE
MAY 31 1888
LIBRARY.
Subscription Fund.

Januar: Die Literatur des Auslandes. 1854. 1.

April: Erklärung von A. Schmidt in Bezug auf die Kritik der Freiligrathschen Uebersetzung Tennysonscher Gedichte (Jahrg. 1853, Nr. 133 und 136 des „Magazins"). 47.

Juni: Oelsner-Monmerqué. 66. — Johann Friedrich Pfaff's Briefwechsel. 76.

Portugal.

Januar: Preisschriften über Portugal. 6.

Februar: Ein Beitrag zur Kenntniß des portugiesischen Theaters. 19.

Spanien.

März: Malinäus und Karl V. 27.

April: Ein geistliches Volksschauspiel in Valencia. 40.

Frankreich.

Januar: Französische Literatur im Auslande. I. Berlin unter dem Großen Kurfürsten und Friedrich I. 1. — Aus der Pariser lithographirten Korrespondenz. Neujahrs-Festlichkeiten. Der Maskenball im Opernhause. Donizetti. Die „Femme entretenue" auf dem Theater. Villemain's „Souvenirs contemporains". Das Journal Le Mousquetaire und der Feuilleton-Roman. Uebersetzungen aus dem Deutschen. Französische Schriftsteller in belgischem Verlage. 5. — Die Pariser Gesellschaft und das Faubourg St. Germain. Die neuen Hofmäntel und die kurzen Beinkleider. Die schwarzen Schleppträger der Kaiserin. Prinzessin Mathilde und ihre „geistreiche" Toilette. Das Fabricationssystem der Bühnendichter. Eine neue Revue von Sainte-Beuve. 7. — E. Versol's Abhandlung über die Vorsehung. 8. — Der vierte Band der „Denkwürdigkeiten des Königs Joseph". 9. — Ueber das Verbindungswesen der Handwerker. 10. — Carcassone, die älteste französische Festung. 11. — Aus der Pariser lithographirten Korrespondenz. Blasirtheit des Pariser Theater-Publikums. Deutsche Musiker in Paris. Monstre-Theater. 13.

Februar: Französische Literatur im Auslande. II. London im siebzehnten Jahrhundert (Saint-Evremont.). 14. — Aus der Pariser lithographirten Korrespondenz. Paris tanzt. Hector Berlioz. Henrik Conscience in Frankreich. Der Mousquetaire und die deutsche Literatur. Neu erschienene Schriften. Meyerbeer's „Nordstern". Der Telegraphen-Thurm im Ministerium des Innern. 15. — Gräfin Agénor von Gasparin. 16. — Ludwig XIV. und sein Einfluß auf die französische Literatur. 18. — Die Quellen der französischen Literatur. 22. — Victor Cousin und die berühmten Frauen der Vergangenheit. 23.

März: Das Theater und das wirkliche Leben. 26. — Die französischen Protestanten in Europa. 29. — Augier's „Philiberte". 31. — Die Behandlung jugendlicher Verbrecher in Frankreich. 32. — Das Alter mit seinen Genüssen und Entbehrungen. 34. — Ein Buch zu Gunsten der Umkehr der modernen Welt. 36.

April: Zur Kulturgeschichte des Mittelalters. Perioden derselben. Leben des Albertus Magnus. Sein Einfluß auf die Entwickelung der neueren Naturwissenschaft geringer, als der des Roger Bacon. 41. — Die Volkspoesie im südlichen Frankreich. 46. — Burguy's Grammatik der Langue d'Oil. 49.

Mai: Beaumarchais' letzte Lebensjahre. (1792—1799.) 1. Beaumarchais als Angeklagter vor dem Konvent. 2. Beaumarchais als Agent des Wohlfahrts-Ausschusses. 53. — 3. Beaumarchais nach seiner Rückkehr aus der Verbannung. 54. — 4. Beaumarchais' Tod. Schlußbetrachtung. 55. — Napoleon's Briefwechsel mit seinem Bruder Joseph. Erster Artikel. 57. — Ludwig XVII., sein Leben, sein Leiden und sein Tod. 58. — „Die Pflicht". 59. — Soult's Memoiren. Die Unternehmungen genialer Feldherren. 60. — Lamartine's Selbstschau. Lektüre für Alle. 61. — Napoleon's Briefwechsel mit seinem Bruder Joseph. Zweiter Artikel. 62.

Juni: F. de Saulcy. 68. — Isidore Geoffroy de St. Hilaire. Geschichte der Wissenschaft der organischen Natur. 69. — Prinz Heinrich und sein Charakter, gegenüber der Memoiren-Literatur. 73. — Das Gesellenthum und das Verhältniß desselben zur Aufgabe unserer Zeit. 76.

Belgien.

März: Ueber den Einfluß der wissenschaftlichen Akademieen und Kongresse. 35.

April: Die belgische Statistik. Erster Artikel. Die statistische Central-Kommission. 50.

Mai: Ueberreste eines kannibalischen Festmahls in einer Felsenhöhle von Namur. 56.

Holland.

Januar: Die Zustände Hollands in materieller Hinsicht. 12.

England.

Januar: Englische Literatur-Briefe. 1854. Erster Monatsbericht. Der neue John Bull, sein Denken und Streben. Sein Unterschied zwischen No Popery und No Russia! Staat und Kirche und die neuen messianischen Ideen. „Die Religion des Herzens" von Leigh Hunt. Dessen Persönlichkeit. Disraeli, als Warnung für die neue Generation biographirt. Das konstante ironische Lächeln der englischen Presse. Thackeray's „Newcomes". Die Hauptthemata der englischen Satire. Die englische Tugend und Verschlossenheit. Knight's „Land, worin wir leben". Lord Guilford's Hospitalität gegen das Hospital zum heiligen Kreuz. Alfred Bunn's Alt- und Neu-England. Amerikanische Schriftsteller über Europa. Westgarth's Buch über Australien. Professor Forbes über Norwegen u. s. w. Der große Schneesturm und der Krystall-Palast. Dessen jetzige Physiognomie. Ein Besuch im antediluvianischen Atelier. Pädagogische und Gefängniß-Literatur. „Der Kardinal". A. Petermann's „Geographischer Kalender". Bernaz' Prachtwerk über Aethiopien und dessen Schicksal. 10.

Februar: Englische Geister- und Teufels-Literatur. 20. — Ein allgemeines Alphabet. 21. — Englische Literatur-Briefe. 1854. Zweiter Monatsbericht. Der Geld- und Geschäftsgeist im geistigen Leben und in der orientalischen Frage. Englische Sympathieen für den türkischen Gesandten und für Cobden, den Russen-Liebhaber. Die Aehnlichkeit zwischen England und Rußland, nach Cobden. Trunkenheits- und Erziehungs-Statistik. Die allgemeine englische Geschäfts-Trias. Dr. Mill's Brief an den Bischof von London. Robert Owen's Zukunft der menschlichen Gesellschaft in den Tischbeinen. Messianische Ideen von irgend etwas „Kommenden". Literatur über die Länder des Kriegsschauplatzes; Curzon's „Armenien"; türkische Novelle. Dr. Hooker's Werk über die Himalayah-Gebirge und das Natur- und Menschenleben darin. Der abgesetzte Dawalagiri. Ticonderoga, von G. P. R. James. Kuriositäten des Londoner Lebens. Der böse Stern. Thackeray's fünftes Heft der „Newcomes". Die nobele Passion und Wissenschaft des Jagens. Berkeley's Reminiscenzen eines Jägers. Bunsen's komparative Philologie. Das Feuer des Nordpols und Franklin. Was die Franklinschen Expediteurs eigentlich suchten und fanden. Erziehungs-Ausstellung und der Ausfall der Dubliner „Exhibition". 24.

März: Der Pompejanische Hof im Sydenham-Palast. 26. — Die asiatische Seite der arktischen Regionen. 29. — Englische Literatur-Briefe. 1854. Dritter Monatsbericht. Musen und Mars im Streite. Charakteristik der englischen Kriegsliteratur. Nationaler Humbug und Kampf dagegen. Versuche des Literatur-Frühlings, Blätter zu treiben. Das Blatt Utopia und der „praktische Mann". Die Privat-Parlamentshäuser und das „Belgische Mädchen". Times und Minister Protektoren der „griechischen Revolution". Lebensversicherungs-Gesellschaft für alle Nationen. Die Lüge des Panslavismus und Panhellenismus. Der ehemalige Lausbursche und jetzige Arbeiter, Autodidakt und Naturdichter Gerald Massey. „Die Witwe Lee", von Hamley. Ein Sohn des Onkel Tom von Mrs. Wilkins. Die verkappten englischen Sklavenzüchter. Ein Skandalosum zwischen Lord John Russell und Croker. Lumley und Gye; der Wagner-Fall und der englische Humor davon. Richtungen und Fortschritte der utopischen Bart-Emancipations-Bewegung. Reise-Literatur. Paris, von Bayle St. John. Lady Wortley's Portugal. Bolivia, von H. de Bonelli. Die Donau-Fürstenthümer, von P. O'Brien. Evelyn: Vier Bände Dokumente aus der englischen Revolution. Jahrbuch der Erfindungen u. s. w., von John Timbs. Der neueste Roman von Miß Pardoe. Streifzug über die englischen Bühnen. Brooke. „Gin and Water", in funfzehn dramatischen Formen. Woodins' originelle Darstellungen. Revüe der März-Monatsschriften. Der Geist, der darin ist und fehlt. Die frühlingsartig ringende neue Lebenskraft in England. 32. — Ueber die Ursachen langer Lebensdauer. 33. — Caroline Chisholm. I. In Australien. 36. — Das Gewerbe unter dem Einflusse der Kunst. 37.

April: Caroline Chisholm. II. In England. 39. — Macaulay und sein Gegner Ayteun. 42. — Englische Literatur-Briefe. 1854. Vierter Monatsbericht. Der Krieg und die kulturgeschichtliche Krise zwischen Orient und Occident. Der Inhalt und das Ziel der östlichen Kultur-Bewegung. Der angelsächsische Stamm. Die Stellung und Mission der Deutschen im Osten. Die Literatur über den Osten. Gallizin's Finnland. S. S. Hill's Sibirien. Der Luxus im Herzen Sibiriens. Turnerelli's Schilderung Kasans und tatarischer Gastfreundschaft und „Gß-theedick". Russische Charakterzüge. Was der Krieg

von 1828—29, ohne Schlachten, an Menschen gekostet. Curzon's Werk über Armenien und Städte und Länder am Schwarzen Meere. Blick auf Erzerum und Trebisond, Varna u. s. w. Der russisch-türkische Krieg von 1828—29 und der jetzige, von Chesney. Napier und seine „cutlasses". Admiral Smyth's „Mittelländisches Meer". Eine deutsche kriegswissenschaftliche Abhandlung über den türkisch-russischen Krieg aus Amerika, in englischer Sprache. Friedliche Literatur. Morton's und Anderer großes ethnologisches Werk: „Types of Mankind" &c. Charles Lever's neuestes humanistisches Werk. Tod zweier alter Dichter und großer Männer. Die Universitäts-Reform à la Russell. 49. — Altenglische Kriegsfahrten in der Ostsee und im Schwarzen Meere. 50.

Mai: Der Römische Hof im Sydenham-Palast. 52. — Geologisches auf der Universität Orford. 52. — Zur Literatur der Kochkunst. 53. — Zur Biographie Talfourd's. 55. — James Montgomery. 59. — Englische Literatur-Briefe. 1854. Fünfter Monatsbericht. Die verkörperte Literatur und Kultur des Krystall-Palastes von Sydenham bei London. 61. — Zur Aetiologie der Cholera. 63.

Juni: Englische Literatur-Briefe. 1854. Sechster Monatsbericht. Maiblümchen als Gichtrosen. Die Season und der Krieg. Der kleine Verkehr und die baare Bezahlung der Kriegskosten. Die Verluste des Siegers im Kriege. Russischer Talg und afrikanisches Palmöl. Die Folgen des russischen Krieges in Amerika. Konstantinopel als russisch gedacht. Der jetzige Einfluß der orientalischen Literatur auf England und seine Politik gegen die Türkei. Die fünfte Niger-Expedition, auch mit einem Deutschen. Ein Blick auf die sechs Kunst-Ausstellungen. Die deutsche Oper. Der englische „Faust". Kriegerische Ansichten und Bücher. Kriegsdichter. Lords und Ladies auf dem Theater zum Besten der Weiber und Kinder von Soldaten. Der zunehmende Einfluß des Auslandes auf soziale, sittliche, ästhetische und industrielle Gebiete in England. Im Krystall-Palaste. Charakteristischer Unterschied zwischen Engländern und Franzosen. Die funfzehnhundert Feigenblätter der Hochkirche im Krystall-Palaste. Pruderie in Literatur und Leben. Ein Feigenblatt für einen Meineid. 70. — Alfred Baskerville's poetischer Schatz der Deutschen. 74.

Schweiz.

März: Der nordöstliche Theil der Schweiz in Beziehung auf Natur und Menschenleben. 31.

April: Johann Jakob Wolfensberger. 44.

Italien.

Januar: Beiträge zur Kunstgeschichte. 5.

Februar: Die neuesten literarischen Erscheinungen in Turin und den sardinischen Staaten. 17. — Zur Dante-Literatur. 23. — Zwei literarische Novitäten aus Turin. Ein protestantisches Journal und eine finanzmännische Utopie. 23.

März: Literarisches von der Insel Sardinien. 26. — Zur historischen und Memoiren-Literatur Italiens. 28. — Neue literarische Erscheinungen im nördlichen Italien. Ein neuer sardinischer Kriegshafen. Hebräische Studien und die Kosmogonie. Borio's landwirthschaftliche Vorlesungen. Bianchi-Giovini's Geschichte der Päpste. Das Vaticinium des Bischofs Malachias. Oesterreich in Italien. 34. — Gaspare Giuseppe Mezzofanti. 38.

April: „Aus Venedig". 43. — Literatur-Bericht aus Italien. Graf Bianco's Lebensschilderungen. A. Vecchi's Italien von 1848—49. Das Memorandum des Grafen Solar della Margarita. Prozeßgeschichte des römischen Prälaten Carlo Gazola. 47. — Die Franziskaner-Dichter in Italien. 51.

Mai: Literarische Berichte aus Italien. Rosmini's Werke. Akademie der italiänischen Philosophie. Neue staatswirthschaftliche und juristische Schriften. Die wissenschaftliche Bildung der Frauen. Aesthetik des Romans. Mannigfaltiges. 54. — Graf Federigo Sclopis. 58.

Juni: Literatur-Bericht aus Italien. Canina's Appische Straße. Die Arbeiten dieses gelehrten Alterthumsforschers. Die römische Villa der Prinzessin Marianne von Preußen. Wieder-Auffindung der Porta Capena. Von St. Quentin bis Oporto. Italiänische Geschichtswerke. Ugo Foscolo's Briefe. Beseme di Baudi's longobardische Gesetzsammlung. Alt-italiänisches Städterecht. Altini's Vorlesungen über Todesstrafen. Kataster des Königreichs Sardinien. 68.

Dänemark.

April: Beiträge zur Kenntniß von Grönland. I. Das Pflanzenreich in Nord-Grönland. 39. — II. Brennmaterial. 40. — III. Die Beeren. 47.

Norwegen.

März: Tagebuch der Reisen in Norwegen, von Moritz. 37.

Juni: Finmarken und das Kupfer-Bergwerk von Kaasfjord. 1. Von Finmarken im Allgemeinen. 65. — 2. Das Kupfer-Bergwerk in Kaasfjord. 67.

Finnland.

Februar: Die finnländische Zeitschrift Suomi. Beitrag zur Geschichte von Savolaks und Karelen unter König Gustav I. 17.

April: Finnische Märchen. 1. Der Knabe im Faß. 43. — Der Bottnische Meerbusen und die Alands-Inseln. 44 — Finnische Märchen. 2. Das Mädchen im Erbsenfelde. 48.

Rußland.

Januar: Deutsche Journalistik in Rußland. Das Leben in Kamtschatka. 12.

Februar: In der Kirgisen-Steppe entdeckte Alterthümer. 20. — Paul Katenin. 25.

März: Alte Gräber (Kurgane) im Gouvernement Poltawa. 38.

April: Geschichte der russischen Bibelgesellschaft. 46.

Mai: Die periodische Literatur in Rußland im Jahre 1854. 55. — Zur Charakteristik des russischen Volkes. 62.

Juni: Zur Vergleichung der natürlichen Kräfte Rußlands mit denen der Vereinigten Staaten. 67. — Reisen eines Engländers in Sibirien. 71. — Die russische Marine. 75.

Polen.

Februar: Archäologische Briefe aus Polen. 23.

Türkei.

Januar: Ein türkisches Rondeau zu Ehren Englands und Frankreichs. 4. — Die orientalische Kirche. I. Das Dogma. 13.

Februar: Die orientalische Kirche. II. Der Volksglaube. 14. — III. Die Geistlichkeit. 15. — Reiseskizzen aus Bulgarien. Von Varna nach Schumla. 16.

März: Vom Kriegsschauplatz an der Donau. 27. — Die Verbindungen der Griechen in Griechenland mit denen in der Türkei. 28. — Oeffentlicher Unterricht in der Türkei. 30. — Ein Besuch bei Omer-Pascha. 33. — Ein türkisches Postamt. 35.

April: Oberst Chesney über den russisch-türkischen Krieg von 1828—29. 45.

Mai: Beiträge zur Onomologie der Türken. 60.

Juni: Die Lage der Christen in der Türkei und das russische Protektorat. 65. — Ein Ritt nach Silistria. 74.

Griechenland.

Juni: Neugriechische Sitten und Gebräuche. I. Eine Hochzeit bei den höheren Ständen. 66. — II. Eine Hochzeit bei den niederen Volksklassen. 73. — III. Eine Taufe. 75. — Zur altklassischen Literatur. 77.

Asiatische Türkei.

Juni: Ein Ausflug nach Mossul. 70. — Die Haschisch-Vision. 72. — Aus einem Briefe von den Ruinen des alten Ninive. 72.

Palästina.

Juni: Neueste Threnodie aus Jerusalem. 76.

Semitische Sprachwissenschaft und Geschichte.

Juni: Beiträge zur Sprach- und Alterthumsforschung, von Dr. M. Sachs. 71.

Kaukasien.

Januar: Schamyl als Feldherr, Sultan und Prophet. 4. — Schamyl und seine Mutter. 9.

Februar: Ein muselmännisches Toleranz-Edikt aus dem siebenten Jahrhundert. 19.

Mai: Das Thal Sweti. 64.

Persien.

Januar: Nasser-Eddin Schah und der Hof von Teheran. 3.

Ostindien.

Januar: Ostindien und die englische Verwaltung. 7.

Mai: Hooker's Reise nach dem Himalayah-Gebirge. 60.

China.

Februar: Tod und Leichenbegängniß eines Buddhisten-Priesters. 1

Digitized by Google

April: Uebersicht der chinesischen Geschichte im Jahre 1853. 40. — Ein französischer Gesandter bei den Insurgenten in Nanking. 41. — Die Staatsumwälzung in China. 45.

Mai: Die gegenwärtige politisch-religiöse Bewegung in China. 54. — Eine französische Gesandtschaft in China (1844). 56.

Juni: Eine Reise nach dem Schneethale in Tschekiang. 77.

Arabien.

Mai: Die Heldenzeit des Islam. 63.

Central-Afrika.

April: A. Petermann's Uebersicht der bisherigen Expeditionen und Entdeckungen Richardson's, Overweg's und Vogel's in Afrika. 48. — Dr. Overweg's Reise auf dem Tschad-See (28. Juni bis 8. August 1851.). 49.

Juni: Barth und Vogel in Central-Afrika. 69.

West-Afrika.

März: Sprache und Philosophie der Odschi-Neger. 30.

Algerien.

April: Das Berber-Pferd, nach Abd-el-Kader. 51.

Nord-Amerika.

Januar: Das Smithsonische Institut in Washington. 1. — Prof. Silliman's Besuch bei Alexander v. Humboldt. 2. — Der siebente Census in den Vereinigten Staaten. 3. — Der amerikanische Gesandte am französischen Hofe. 6. — Die Chronik des Ewigen Juden. 7. — Beiträge zur Kenntniß amerikanischer Urvölker. 8.

Februar: Die Erziehung in Nord-Amerika. 21. — L. Herrig's Handbuch der nordamerikanischen National-Literatur. 22.

April: Mistress F. W. D'Arusmont (Frances Wright.). 42.

Mai: Friederike Bremer über den religiösen Sinn in Amerika. 64.

Süd-Amerika.

Mai: Ein Schreiben Bonpland's. 57.

Brasilien.

Januar: Ein Neger-Denkmal. 10. — Der Visconde von Abrantes über Preußen und den Zoll-Verein. 11.

Februar: Das Amazonenthal. 24.

Australien.

Januar: Die Kolonie Victoria und die Goldgräber. 2.

Mannigfaltiges.

Januar: Studien über die Kirchenväter. 1. — Eine geologische Arbeit des Prinzen Lucian Bonaparte. 2. — Litthauische Dainos. 2. — Landwirthschaftliches Handelsblatt. 3. — Algerischer Marmor. 3. — Mailath's Geschichte der ungarischen Revolution. 4. — Die Statuen in der amerikanischen Welt-Ausstellung. 4. — Castrén's Reisen im Norden. 5. — Menschenhandel in Amerika. 5. — Sklaverei-Reform in Nord-Amerika. 5. — Eine Geschichte des griechischen Volkes für die griechische Jugend. 6. — Das Tischrücken in Konstantinopel. 7. — Ein Engländer gegen die Türken. 7. — Neu aufgegrabene Denkmäler an der Appischen Straße. 7. — Musikalisches Preis-Ausschreiben. 8. — Meyerbeer's „Prophet" als Ballet. 8. — Poetische Bekehrungsschriften in Ostindien. 8. — Türkische Sprachlehre. 9. — Deutsche Zeitungs-Artikel in Konstantinopel. 9. — Eine Schrift über die Plata-Länder. 10. — Armenische und hebräische Buchdruckereien in der Levante. 10. — Zur Literatur über Afrika. 11. — Wallfischfang durch Elektro-Magnetismus. 12. — Castrén's Lehrstuhl. 12. — Zeitschriften in Finnland. 12. — Napoleon's Apotheose, von Ingres. 13. — Ein Maskenball in Neapel. 13.

Februar: Die beiden deutschen Uebersetzer Tennyson's. 14. — Der Kosaken-Hetman Platow. 15. — Nationalitäten und Religionen in Jerusalem. 16. — Musik in Konstantinopel. 16. — Die civilisirende Macht der Presse in China. 17. — Kaiser Nikolaus und Senator Douglas. 18. — Alexander Smith. 18. — Die Uebersetzer Tennyson's. 19. — Der Geburts- und Sterbetag Moses Mendelssohn's. 19. — Auswanderungen der Chinesen. 20. — Macaulay's Reden und der Buchhändler Bizetelly. 21. — Mai's Bücherlager in Berlin. 21. — Vornamen von Dichtern. 22. — Die amerikanische Plutokratie. 22. — Peruanisches Guano und dessen Surrogate. 22. — Die azteklischen Lilliputaner. 23. — Die Mammuths-Höhle in Martinique. 23. — Meyerbeer's „Stern des Nordens". 24. — Eine kühne Hypothese. 24. — Das Ende der amerikanischen Welt-Industrie-Ausstellung. 24. — Ein neues Lustspiel von Scribe. 25.

März: Gymnasien in den Vereinigten Staaten. 26. — Gelehrtenstreit und Köhlerglaube. 26. — Ein französisch-russisches Gelegenheitsstück. 27. — Ein Nachkomme De Foe's. 27. — Chalybäus in England. 28. — Deutsche Zustände, von einem Franzosen beurtheilt. 28. — Ein wissenschaftliches Urtheil über das Tischrücken. 29. — In Sachen „Dagewesen" contra „Nichtdagewesen". 30. — Eisenbahnen und Kleinstaaterei in Amerika. 31. — Oersted's „Geist in der Natur". 32. — Lehrstühle der politischen Oekonomie in Frankreich und in anderen Ländern. 33. — John Martin. 33. — Bouillet's Universal-Lexikon. 33. — Russische Gesandte in Konstantinopel. 34. — Lesesaal im British Museum. 35. — Amerikanische Städtenamen. 35. — Sweaborg, das nordische Gibraltar. 36. — Dänisches Deutsch in Konstantinopel. 36. — Frese's Ergänzungsband zum Shakespeare. 37. — Fälschungen auf dem Gebiete der Kunst. 37. — Neuer Lehrstuhl an der Pariser Universität. 37. — Das arabische Lied der Lieder. 38. — Augier's „Philiberte" deutsch. 38.

April: Protestation der Rumänen gegen die russische Schutzherrschaft. 39. — Napoleon, die Freiheit und der Konservatismus. 39. — Ein chinesischer Leonidas. 39. — Die Insel Oesel. 40. — Die Donau-Mündungen. 41. — Eine Anekdote von Carrel. 41. — Vincke's Rose und Distel. 42. — Der Psychograph in England. 42. — Größe und Bevölkerung Londons. 43. — Rußlands Flotte 1719—1721. 44. — Der literarische Verein in Stuttgart. 45. — Englische Matrosen-Geschichten. 45. — Denkmal des Großfürsten Wladimir in Kiew. 45. — Die Naturgesetze in den Kunstbauten der alten Aegypter. 46. — Russische Zeitungen. 47. — Mortalitäts-Verhältnisse in St. Petersburg und Moskau. 48. — Dr. Lieber in Amerika. 48. — Napoleon und die Gelehrten. 49. — Tschudi's Thierleben der Alpenwelt. 50. — Odessa. 51. — Gewerbfleiß der Hindus. 51.

Mai: Franzosen und Engländer in der Türkei. 52. — Historisches Jahrbuch. 53. — Belgisches archäologisches Jahrbuch. 53. — Ein Sohn Schamyl's. 53. — Der französisch-belgische Vertrag gegen den Nachdruck. 54. — Russische Literatur im Auslande. 55. — Warum schreibt man Mustapha und nicht Mustafa? 56. — Warum Czaar oder Czar statt Zar? 56. — Wissenschaftliches aus Kalifornien. 57. — Deutsche Theologie in Nord-Amerika. 58. — Höhenkarte von Finnland. 58. — Die Persönlichkeit Schamyl's. 59. — Gesellschaft für Alterthumskunde Palästina's. 60. — Das Denkmal Winkelried's. 60. — Arago's Werke, mit einer Einleitung von Humboldt. 61. — Homöopathie in Amerika. 61. — Professor Monnard über Recht und Pflicht. 62. — Eine deutsche Monatschrift aus Amerika. 62. — Palästinensische Alterthümer. 63. — Tischrücken und Geisterklopfen in Frankreich. 63. — Runeberg. 63. — Die Handschriften-Sammlung der Bodleyanischen Bibliothek. 64. — Neue Biographie Maria Stuart's. 64.

Juni: Viel Neues unter der Sonne. 65. — Marine-Lexikon. 65. — Dr. Vogel in Afrika. 66. — Verleumdungs-Prozesse französischer Schriftsteller. 67. — Ein Epos der Klopfgeister. 68. — Die neue Niger-Expedition. 69. — Die Kaiserwürde in Rußland. 70. — Zeitungsenten. 70. — Der frühere Feldzugsplan der Russen gegen die Türkei. 71. — Eröffnung des Sydenham-Palastes. 72. — Die Büsten-Galerie des Sydenham-Palastes. 72. — Deutsche Universitäts-Akademie in Amerika. 73. — Eine Weltumsegelung. 74. — Bodenstedt's Puschkin. 75. — Assyrische Alterthümer. 76. — Die Franzosen in Varna. 76. — Autobiographie des Geologen Miller. 77. — Entente cordiale der Militairmusik. 77.

6413
40-247
3.33

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 6 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 23, und beim Spediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 1. Berlin, Dienstag den 3. Januar 1854.

Die Literatur des Auslandes.

1854.

Ein berühmter Geschichtschreiber und Redner hat darauf hingewiesen, daß um dieselbe Zeit, vor vierhundert Jahren, als der fanatische Muselmann die Kirchen und Paläste Konstantinopels plünderte, die griechischen Meisterwerke der Skulptur in Stücke zerschlug und ganze Stöße hellenischer Beredsamkeit den Flammen übergab, — „einige unscheinbare deutsche Handwerker, die wohl kaum ahnten, daß sie im Begriffe seien, eine weit größere Macht, als die des Sultans, ins Leben zu rufen, damit beschäftigt waren, die ersten Typen zu schneiden und zu setzen.“*) Die civilisirende Macht der Presse, die hier der große Geschichtschreiber in einen so schlagenden Gegensatz zu der zerstörenden Macht der Moslemin des funfzehnten Jahrhunderts stellt — sie ist es, deren Sieg selbst über die damaligen Besieger von Konstantinopel er feiern müßte, wenn der Redner Gelegenheit hätte, über die Kriegsereignisse, die jetzt das östliche Europa bewegen, öffentlich zu sprechen. Die civilisirende Macht der Presse ist es, welche, mächtiger als die Kreuzfahrer, mächtiger als das byzantinische Kaiserthum, mächtiger als Prinz Eugen und mächtiger als Katharina II., Sarazenen und Türken besiegt und sie zum Theil wider ihren Willen zu Dienern der Civilisation gemacht hat.

Wie man im Altfranzösischen vom Adel sagte „Noblesse oblige“, so könnte man jetzt in doppeltem Sinne des Worts von der Presse sagen: „La presse oblige“. Die Presse legt allerdings ganzen Ländern die Pflicht der Gesittung und Humanität auf (emollit mores nec sinit esse feros), aber nur dann übt sie diese moralische Macht, wenn sie sich selbst die Pflicht der Wahrheit und der Gerechtigkeit auferlegt. In der Türkei hat die Presse erst in neuerer Zeit Bedeutung gewonnen. Mahmud II. erkannte in ihr die Trägerin der Civilisation und die mächtigste Waffe der europäischen Staaten. Was er und sein Nachfolger Abdul Medschid für die Aufnahme der Presse gethan, geht daraus hervor, daß jetzt in Konstantinopel allein dreizehn Journale erscheinen.**) Seit dem Jahre 1851 ist in dieser Hauptstadt auch eine Akademie ins Leben getreten, die den Zweck hat, die National-Literatur zu beleben und das Land mit Uebersetzungen wissenschaftlicher Werke des Auslandes bekannt zu machen. Sobald die Abfassung oder Uebersetzung eines Buches als wünschenswerth erachtet wird, fordert die Akademie zunächst von dem Conseil für den öffentlichen Unterricht die Ermächtigung dazu, worauf, wenn diese erfolgt ist, die Arbeit einem Mitgliede der Akademie übertragen wird. Ist die Arbeit vollendet, so wird das Werk, Original oder Uebersetzung, dem Unterrichts-Conseil eingereicht, das über den Werth und die Publications-Fähigkeit entscheidet und darüber einen Bericht an den Sultan erstattet. Demnächst wird auf Befehl des Letzteren das Werk in der kaiserlichen Buchdruckerei gedruckt. Die Verfasser werden nach drei verschiedenen Graden honorirt und ausgezeichnet. Wer ein nützliches Werk liefert, erhält eine bestimmte Geldsumme, während der Ertrag aus dem Verkaufe seines Buches zu Unterrichtszwecken verwandt wird; wer ein nothwendiges Buch geschrieben, erhält einen Ehrenpreis, und sein Name wird in das Gedenkbuch der akademischen Ehren eingetragen; wer aber ein außerordentlich nothwendiges und allgemein nützliches Buch verfaßt, z. B. ein Werk über neue wissenschaftliche Entdeckungen, erhält außer einer goldenen Medaille auch beiderlei Vortheile und Ehren, die den ersten beiden Graden bestimmt sind. Die gesammte Akademie übt das Amt der Ueberwachung der Literatur aus und sieht vornehmlich darauf, daß die Werke über Wissenschaft und Kunst in einem allgemein verständlichen Türkisch abgefaßt sind, damit sie in allen Provinzen des Reiches und von allen Volksklassen gelesen und verstanden werden können.

Obwohl noch erst im Anfang ihrer Wirksamkeit, hat die Literatur, hat die Presse doch bereits die Türken im Frieden wie im Kriege fast umgestaltet. Die Zeitungen berichten uns täglich, daß sie das Völkerrecht, den Seehandel unter neutraler Flagge, das Menschenrecht der Kriegsgefangenen besser zu achten wissen, als mancher ihrer Gegner. Seit Jahrhunderten an die Spitze zahlreicher Völkerschaften gestellt, die überdies durchgehends von unterwürfigem (slawischem oder byzantinisch-griechischem) Naturell sind, während sie selbst unstreitig den meisten Beruf von allen haben, zu herrschen und zu befehlen, haben die Türken allerdings noch nicht die volle politische Rechtsgleichheit aller Kulte und Nationalitäten anerkannt, aber ein großer Schritt dazu ist bereits geschehen, indem in dem Tanfimat von Gülhané ausdrücklich und zu wiederholtenmalen die Sicherheit nicht blos des Lebens, der Freiheit und des Eigenthums, sondern auch der Ehre aller Unterthanen der Pforte verbürgt wird. Die Muselmänner haben einsehen gelernt, daß es mit ihrer Herrschaft in Europa und bald auch in dem täglich mehr sich regenerirenden Asien vorbei sein würde, wenn sie nicht aufhörten, durch die Verfolgung Anderer den Haß und das Rachegefühl des ihnen überlegenen Theiles der Menschheit gegen sich heraufzubeschwören. Indem sie, sei es nun aus Klugheit oder aus Schwäche, des alten Verfolgungsgeistes sich entschlagen, treten sie gewissermaßen in die Gemeinschaft der Völker ein, die das durch eine humanere Auffassung unüberwindlich gewordene Christenthum zu Herren der ganzen Erde gemacht hat. Wir sehen es an dem Beispiele aller Länder, wo der alte religiöse Verfolgungsgeist aufgehört, daß an die Stelle der Zwietracht und des Fanatismus das Bedürfniß der verschiedenen Glaubensbekenntnisse getreten ist, friedlich mit einander zu leben und für das Wohl und die Größe des gemeinsamen Vaterlandes in Einem Sinne zu wirken. Es ist durchaus nichts Unmögliches, daß dieselbe Erscheinung auch in der Türkei eintrete, wenn es der Regierung Abdul Medschid's, wie es den Anschein hat, gelingt, die verschiedenen Religions- und Stammes-Angehörigen dieses zukunftreichen Landes zu einer gegenseitigen Achtung ihrer gewissenhaften, religiösen Ueberzeugungen zu bewegen und das Land dadurch auf das sittliche Niveau der vom Sultan als Muster betrachteten Kulturstaaten zu heben.

Nicht die Türkei ist es übrigens allein, die durch die civilisirende Macht europäischer Ideen aus ihrer asiatischen Lethargie zu neuem Leben geweckt worden. Die Geschichte Asiens im Jahre 1853 ist reich an Ereignissen gewesen. Das bisher den Europäern verschlossen gewesene Land der Birmanen von Ava ist durch die englische Eroberung und Einverleibung Pegu's in das indo-britische Reich jetzt eben so dem Einflusse der von europäisch gebildeten Hindus redigirten Prakrit-Presse von Calcutta und Bombay geöffnet, wie China durch den Opiumkrieg nicht blos den englischen Waaren, sondern auch den zuerst von Gützlaff ins Chinesische übersetzten biblischen Offenbarungen zugänglich gemacht wurde. Von den ungeheuren Fortschritten der durch einen geheimen Bund, welcher sich „Dreieinigkeits-Gesellschaft“ nennt, geleiteten Insurrection oder, wenn man will, Reformation in China haben wir unsere Leser im Laufe des vorigen Jahres mehrfach zu unterhalten Gelegenheit gehabt. Nur das dazwischen liegende Persien scheint weniger dem Einflusse der europäischen Bewegung, als dem von Rußland ausgehenden Gebote der Abwehr aller Ideen und Neuerungen zu folgen. Der persische Großwesir, Mirsa-Taghi-Chan, der zu Anfang des Jahres 1851 einem in Teheran wohnenden englischen Unterthan gestattet hatte, dort eine Zeitung in persischer Sprache herauszugeben, ist nicht allein abgesetzt, sondern auch wegen seiner angeblichen Verbindung mit englischen Agenten, auf Befehl des Schahs, strangulirt worden. Persien, der Schlüssel von Central-Asien und, eben so wie Chiwa, die Brücke vom südlichsten Rußland nach dem nördlichsten Theile der indo-britischen Besitzungen, ist allerdings ein beständiger Gegenstand der Rivalitäts-Bestrebungen Englands und Rußlands. Bei der allen europäischen Ideen und insbesondere den Reformen des Sultans Abdul Medschid abgeneigten Gesinnung des Schahs würde es uns indessen nicht Wunder nehmen, wenn Persien jetzt wirklich, wie die Zeitungen ankündigten, ein Kriegsheer gegen die Gränzen der Pforte aufbrechen ließe.

Asien wird gleichwohl sehr bald nur eine unermeßliche europäische Kolonie sein. Früher oder später wird durch die bloße Macht der Ereignisse und ohne daß es nöthig sein wird, noch einmal die Waffen anzuwenden, das Reich der Mitte eine vollständige Invasion jener „Barb

*) Macaulay, in seiner am 21. März 1849 gehaltenen Rede, nach seiner Erwählung zum Lord-Rektor der Universität Glasgow.

**) Vgl. Nr. 152 des „Magazins“ von 1853.

Digitized by Google

ren" erleben, die es so lange mit Verachtung von seinen Gränzen fern gehalten. London ist jetzt nur noch funfzig Tagereisen von Hongkong entfernt, und auf dieser Route, die beständig von Dampfschiffen durchzogen wird, kreuzen sich die Ideen eben so, wie die Menschen, überall gemeinsame Interessen ins Leben rufend, überall die Länder annähernd, die Racen und die Völker mit einander vermischend. Handel und Industrie fördern auf diesen neuen Wegen, mit oder ohne Absicht, den Fortschritt der Civilisation und der Wissenschaft. Allerdings ist es nur die Speculation auf mögliche Handels-Vortheile, die die Amerikaner kürzlich angetrieben, nach der ultima Thule Asiens, nach Japan, einen bewaffneten Kreuzzug zu unternehmen. Es ist auch nicht unwahrscheinlich, daß Japan in Folge dessen dem Welthandel eben so geöffnet werden wird, wie China. Aber wie in China werden dann auch in Japan geläuterte Religionsbegriffe, christliche Lebens- und Weltanschauungen, europäische Achtung vor der Wissenschaft und Kunst Eingang zu finden wissen, und die asiatische Barbarei der Nichtachtung der Menschenwürde, der Verfolgung gewissenhafter religiöser Ueberzeugungen und der Unterdrückung der Wissenschaft, wie der freien Presse, wird entweder von der Erde verschwinden, oder doch in die Steppen Sibiriens zurückgedrängt sein. J. L.

Frankreich.

Französische Literatur im Auslande.*)

I. Berlin unter dem Großen Kurfürsten und Friedrich I.

Im sechzehnten Jahrhundert hatte man in Italien, Spanien und Frankreich Prinzessinnen, Frauen von hohem Stande gesehen, welche sich durch die Bildung ihres Geistes, mehrere sogar durch besondere Anlage und Leidenschaft für die Literatur und Philosophie, auszeichneten: eine Giulia Morata in Italien, eine Margarethe von Frankreich, eine Herzogin von Rohan und wie viele andere, die in den Annalen der Literatur leben. Der Norden, damals minder glücklich, entschädigt sich dafür in höherem Maße im siebzehnten Jahrhundert. Da ist erstlich die Königin Christine auf dem Throne von Schweden, da ist die Prinzessin Elisabeth von Böhmen, die Freundin von Descartes; später, da die französische Auswanderung beginnt, glänzen zwei Fürstinnen höheren Geistes an den Höfen von Brandenburg und Hannover. Es war die Zeit, da der Jesuit Bouhours es in Frage stellte, ob ein Deutscher ein schöner Geist sein könne, worauf Chevreau ihm erwiederte: „Frankreich habe keinen schöneren Geist aufzuweisen, als die Herzogin von Hannover, noch eine Philosophin von gründlicherer Wissenschaft, als die Prinzessin Elisabeth von Böhmen." Dieser Chevreau war eine originelle Erscheinung, halb Diplomat, halb Schriftsteller und Gelehrter, der sich zu den verschiedensten Geschäften brauchen ließ und an den Höfen mehrerer deutschen Fürsten gern gesehen wurde, indem er beständig von einem zum anderen reiste und mit allen sehr zufrieden war, er nannte sich selbst, wie zum Spott, den „Einsiedler von London", er, der nichts weniger als ein Einsiedler war, vielmehr ein großer Freund einer ausgesuchten Tafel, seltener Bücher und historischer Kuriositäten, dabei gründlich gelehrt, um es nöthigenfalls mit einem Bayle aufzunehmen. Er nannte sich auch einen Weltbürger (bourgeois du monde). Das eine Mal, da er von Braunschweig sich wieder auf den Weg nach Frankreich machte, kam er durch Heidelberg und machte hier in zwanzig Tagen die Bekehrung der Kurprinzessin, nachherigen Herzogin von Orleans, ab, welche später eine so eigenthümliche Rolle am Hofe Ludwig's XIV. spielte. Chevreau machte seine Sache so gut, daß ein Jesuit, der von Versailles hingeschickt wurde, zu sehen, ob der neuen Bekehrung nichts fehle, „nichts mehr zu thun fand." So berichtet Chevreau selbst; indeß aus den Briefen der Herzogin von Orleans wissen wir, daß sie bis an ihr Ende jeden Tag ein Lied aus ihrem evangelischen Gesangbuche gesungen hat (wie im achtzehnten Jahrhundert Winckelmann in Rom). Derselbe Mann, welcher die Prinzessin zur alleinseligmachenden Kirche bekehrt hatte, rieth ihrem Vater, den Spinoza als Professor der Philosophie an die Universität Heidelberg zu berufen, was wirklich geschah, unter Zusicherung der Lehrfreiheit, ausgenommen mit Bezug auf die Religion des Landes. Spinoza war klug genug, auf diese Ehre zu verzichten.

Chevreau kehrte ganz nach Frankreich zurück und machte seinen Landsleuten, den Auswanderern (réfugiés), Platz, von denen jedoch nur eine geringe Anzahl (ich spreche von den Schriftstellern und Gelehrten) sich in Braunschweig, Hannover und in der Pfalz niederließ; Leibniz beklagte sich damals einmal, Niemanden am Hofe zu Hannover zu finden, mit dem er über Wissenschaften sprechen konnte. „Ohne die Frau Herzogin", sagte er, „würde man noch weniger davon sprechen." Das macht, daß Brandenburg Alles an sich zog und Prediger und Gelehrte, nach einem kurzen Aufenthalt in Heidelberg, nach Berlin eilten, wo eine wahre französische Kolonie sich bildete und einer großmüthigen und fast prächtigen Gastfreundschaft genoß. Dies war das Werk des Großen Kurfürsten, welcher nach dem Widerruf des Edikts von Nantes mit eigener Hand das Edikt schrieb, das den verfolgten Franzosen mehr als einen bloßen Zufluchtsort anbot. Berlin wurde Mittelpunkt einer neuen Bildung. Der berühmte Spanheim versammelte wöchentlich die Gelehrten in seinem Hause. In diesen Versammlungen, sagt Ancillon, ließ man die ältesten Schriftsteller wieder aufleben und prüfte die Werke der neueren. Da begegneten einander Männer wie David Ancillon, Abbadie, der Philosoph Chauvin, Jaquelot, Lefant, Beausobre. Spanheim war von selbst Präsident dieser Art von Akademie.

Das Werk des Großen Kurfürsten, welcher so zu der höheren Bildung des Hofes und seines Volkes den Grund gelegt hatte, setzte sein Sohn und Nachfolger, als König Friedrich I., oder vielmehr dessen erlauchte Gemahlin, die Königin Sophie Charlotte, die Freundin Leibniz's, fort. Sie war es, welche ursprünglich die Idee zur Errichtung der Akademie der Wissenschaften an die Hand gab, deren Präsident Leibniz wurde, obschon vor der Regierung Friedrich's des Großen die französischen Auswanderer an dieser Anstalt, die bis dahin in der That wenig Bedeutung und Einfluß hatte, fast keinen Theil hatten. Desto mehr wirkten sie in anderen und höheren Kreisen, die sich ihnen öffneten.

Man kann einen bedeutenden Unterschied in der Stellung der ausgewanderten französischen Schriftsteller, welche sich in Holland oder in Brandenburg (Preußen) niedergelassen hatten, wahrnehmen. In Holland lebten sie zerstreut; die Regierung bekümmerte sich um sie nicht weiter, als um ihre Aufführung politisch zu überwachen, und wenn sie von ihrer Autorität Gebrauch machte, so that sie es nur auf die Beschwerde irgend eines Gesandten. Als Prinz von Oranien, wie später als König von Großbritannien, verlor Wilhelm diese ohne Zweifel nicht aus den Augen, aber nur um ihren Einfluß auf die Meinung von ganz Europa in der ihm passenden Richtung zu lenken: er mischte sich niemals in ihre Arbeiten als ein Fürst, der für seine Person an den Werken des Geistes und den wissenschaftlichen Genüssen Gefallen hatte. Andererseits war die Existenz der Auswanderer ganz auf die Stadt beschränkt, die sie bewohnten, so wie auf den Umgang einiger Gelehrten des Ortes und Genossen ihres Exils. Bayle in Rotterdam, J. Le Clerc in Amsterdam wurden von allen Fremden besucht, und sie besaßen einige ehrenwerthe Verbindungen im Lande; indeß ersetzte ihnen nichts die Vortheile einer ausgedehnten und feinen Gesellschaft, durch welche der immer ein wenig schroffe Eifer der Schriftsteller zu mildern, wie im Zaum zu halten war. Der Haag allein, als der Aufenthalt der Gesandten und die Residenz der Generalstaaten und des Hofes der Prinzen von Oranien, besaß die Bedingungen einer wahren Hauptstadt und hätte für die französische Kolonie ein literarischer Mittelpunkt werden können, wo die Sprache und der Geist sich abschleifen und humaner werden; aber Basnage und Saurin waren die einzigen höheren Schriftsteller der Auswanderung, welche dieses Vortheils genossen und dessen Früchte ärndteten. Es entsprang aus dieser Zerstreuung ein Mangel an Disciplin oder, wenn man will, ein Uebermaß von Freiheit, welche aus jeder gelehrten Stadt der Republik das Hauptquartier irgend eines Federkrieges machte, wo die Kunst des Disputirens oft mehr galt, als wahrhafte Kritik und eine gesunde Gelehrsamkeit. Viele Kräfte zersplitterten sich in diesen gelehrten und rauhen Schlachten, welche der Cartesianismus anfangs fruchtbar gemacht hatte, jetzt zu ihrer ersten Sterilität zurückgeführt, entzogen sie besonders der Philosophie und Theologie alle Kräfte. Die Geschichte der Literatur der französischen Auswanderer in Holland liefert die Beweise dafür.

In Preußen im Gegentheil ging die Niederlassung der Auswanderer im Ganzen und unter der direkten Begünstigung des Souverains vor sich; die Disciplin waltete hier gleich zu Anfang und unterwarf die verschiedenen Stände der Kolonie einer Art von ehrfurchtsvollem Gehorsam, deren Verbindlichkeit wenig gefühlt wurde und darum um so vortheilhafter wirkte. Das Scepter, welches seinen Schutz auf die Schriftsteller und Gelehrten erstreckte, war das eines Herrn, der in seinem Staate eben so absolut war, als Ludwig XIV. es in seinem Königreiche nur sein konnte; und die von dem Fürsten ausgehende Regel hatte die ganze Autorität eines strengen Gesetzes. Die vorzüglichsten unter den französischen Gelehrten waren in Berlin unter den Augen der Regierung vereinigt und in unmittelbarer Beziehung zu ihr, besonders durch jene Versammlungen, welche Spanheim leitete. Nichts aber übte ohne Zweifel einen glücklicheren Einfluß auf den literarischen Geist der Kolonie, als die Gunst, deren die französischen Schriftsteller an dem kleinen Hofe von Sophie Charlotte genossen; denn seit ihrer Verbindung mit dem Sohne des Großen Kurfürsten, das heißt seit 1684, suchte sie bei ihrem Schwiegervater, und eben so thätig als er, die Literatur und die Wissenschaften aufzumuntern.

(Schluß folgt.)

*) Nach A. Sayous, Histoire de la littérature Française à l'étranger depuis le commencement du XVII. siècle. 2 tomes. Paris, Genève, 1853. Vgl. Nr. 152 des „Magazins" von 1853.

Digitized by Google

Nord-Amerika.

Das Smithsonsche Institut in Washington.

An dem Kongresse amerikanischer Bibliothekare, welcher in den Tagen vom 15. bis zum 17. September 1853 in New-York versammelt war, hatten ungefähr achtzig Männer aus dreizehn Staaten der Union theilgenommen. Die verschiedenen Bibliotheken, die dabei vertreten waren, zählen zusammen mehr als 800,000 Bände.*) Den Vorsitz führte Herr Professor Jewett, Bibliothekar des Smithsonschen Institutes in Washington, welches, nächst der Bibliothek des Kongresses, die einzige, unmittelbar unter den Auspizien der Central-Staatsregierung sich befindende Büchersammlung enthält. Da dieses durch seine reichen literarischen Schenkungen an die Bibliotheken und gelehrten Gesellschaften Amerika's und Europa's sich auszeichnende Institut bis jetzt im Auslande nicht näher gekannt ist, obwohl wir in diesen Blättern schon öfter Gelegenheit hatten, seiner zu erwähnen, so benutzen wir eine Mittheilung in Norton's Literary Gazette über einen Vortrag, welchen Professor Jewett bei jenem Kongresse gehalten, so wie eine Notiz darüber in John Hayward's Gazetteer of the United States und in Norton's Literary Register, um über das gedachte Institut Einiges in Deutschland zu veröffentlichen.

Vor allen Dingen ist bemerkenswerth, daß der Mann, von dem die Smithsonian Institution den Namen und das Stiftungsvermögen erhalten, kein Amerikaner, sondern ein Engländer, und zwar ein echt aristokratischer, war, der obendrein niemals Amerika gesehen und sogar ein positiver Verächter der republikanischen Institutionen der Vereinigten Staaten gewesen sein soll. James Smithson war ein Verwandter des Herzogs von Northumberland und hatte gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts in Oxford studirt, wo er sich durch sein wissenschaftliches Streben auszeichnete. Auf Reisen hatte er demnächst mit vielen europäischen Gelehrten Verbindungen angeknüpft, die er während seines ganzen Lebens unterhielt. Nirgends nahm er jedoch einen festen Wohnsitz, weder in England, noch auf dem Kontinente. Auch verheiratete er sich nie und bildete niemals ein Haus, so daß er die Einkünfte aus seinem mütterlichen Vermögen und die ansehnliche Jahresrente, die er von seinem Vater bezog, entweder zu wissenschaftlichen Zwecken und Reisen verwandte, oder als Kapital zurücklegen konnte. Er starb in Genua am 27. Juni 1829 und hinterließ ein freies Vermögen von 120,000 Pfd. Sterl. (800,000 Thlr.), dessen Nießbrauch er einem Neffen und, falls dieser Kinder hinterlasse, den Letzteren, eventuell mit Einbegriff des Kapitals, vermachte. „Falls jedoch", heißt es in dem Testamente Smithson's, „mein besagter Neffe kinderlos sterben sollte, oder falls die Kinder desselben vor ihrem einundzwanzigsten Lebensjahre mit Tode abgehen, so vermache ich mein gesammtes Vermögen den Vereinigten Staaten von Amerika, um in Washington unter dem Namen *Smithsonian Institution* ein Institut zur Ausbreitung und Förderung der Wissenschaft unter den Menschen zu gründen".

Eine weitere Aeußerung des Erblassers über dieses merkwürdige Vermächtniß ist den Amerikanern nicht zugegangen. Die vorstehende Stelle aus dem Smithsonschen Testamente ist Alles, was ihnen von Europa darüber eingesandt wurde. Als jedoch im Jahre 1836 der vorerwähnte Neffe des Erblassers kinderlos gestorben war, wurde der Präsident der Vereinigten Staaten von den beiden Häusern des Kongresses ermächtigt, einen Mandatar zu bestellen, der bei dem Kanzleigerichtshof Englands das Recht der Vereinigten Staaten geltend machte und zugleich im Namen der Republik die Verpflichtung einging, die Nachlassenschaft Smithson's ganz nach dem Willen desselben zu verwenden."*)

Im Monat September 1838 erhielt das Schatzamt der Vereinigten Staaten die Nachlassenschaft Smithson's ausbezahlt, und zwar in Sovereigns (englischen Goldstücken) zum Betrage von 515,169 Dollars (730,000 Thalern). Aber erst acht Jahre darauf, am 10. August 1846, ging endlich im amerikanischen Kongresse die Bill wegen Errichtung des Smithsonschen Institutes durch. In dieser Akte wurde unter Anderem festgesetzt, daß zu dem obersten Kuratorium des Institutes der Präsident und der Vicepräsident der Vereinigten Staaten, ferner die Staatssecretaire der Finanzen, des Krieges und der Flotte, der General-Postmeister, der General-Staatsanwalt und der Mayor von Washington gehören sollen, welche Männer außerdem eine Anzahl Ehrenmitglieder zu erwählen haben. Die Leitung des Institutes selbst wird von einem aus funfzehn Mitgliedern bestehenden Direktorium besorgt, unter welchen sich der Vicepräsident der Vereinigten Staaten, der vorsitzende Richter des Obergerichtshofes und der Mayor von Washington ex officio befinden. Die übrigen Mitglieder werden theils vom Senat und theils vom Repräsentanten-Hause erwählt.

Durch die gedachte Akte wird ferner festgesetzt, daß der Staatsschatz die eingezahlten 515,169 Dollars mit sechs Prozent zu verzinsen habe, während die bis dahin aufgelaufenen Zinsen von 242,159 Dollars (343,000 Thlr.) zur Errichtung eines Gebäudes bestimmt wurden, wozu nöthigenfalls auch noch so viel als nöthig aus den Zinsen des Stammkapitals genommen werden sollte. Die Zinsen des Grundvermögens in Verbindung mit den Summen, die etwa noch aus anderen Quellen hinzufließen, sollen statutenmäßig zur Hälfte auf die Bibliothek und die Museen des Institutes und zur Hälfte auf Herausgabe von Druckschriften, Beförderung wissenschaftlicher Forschungen und Honorirung von Vorlesungen verwandt werden.

Was nun zunächst die Herausgabe von Druckschriften betrifft, so hat das Smithsonsche Institut bereits sechs Bände seiner sehr interessanten „Beiträge zur Wissenschaft" (Smithsonian Contributions to Knowledge) veröffentlicht. Jeder dieser Bände umfaßt 4—500 Seiten in Quart und ist mit zahlreichen Kupfern und anderen Illustrationen ausgestattet. Der erste Band enthält die Arbeit von Squier und Davies „über die alten Denkmäler im Mississippi-Thale"; der vierte umfaßt die von dem Missionär Riggs herausgegebene Grammatik nebst Wörterbuch der Dakota-Sprache, und die vier übrigen Bände enthalten vierunddreißig verschiedene Abhandlungen astronomischen, physikalischen und naturwissenschaftlichen Inhalts, von den geachtetsten amerikanischen Gelehrten.**) Außer den „Contributions" hat jedoch das Institut auch noch etwa zwölf besondere Werke wissenschaftlichen Inhalts, worunter Jewett's Bericht über die öffentlichen Bibliotheken in den Vereinigten Staaten, Baird's Anleitung zur Sammlung und Konservirung naturgeschichtlicher Gegenstände, ein Wörterbuch des eigenthümlichen Handels-Jargons von Oregon, eine Uebersicht der Fortschritte in der Chemie, nach englischen, französischen und deutschen Werken, von Professor Booth, ꝛc. drucken lassen und herausgegeben.

Ein großer Theil der in jenen Werken niedergelegten Forschungen ist übrigens von dem Institute selbst veranlaßt worden, indem es die betreffenden Gelehrten mit Reise- und anderen Mitteln versehen hat. Eben so hat es die meteorologische Wissenschaft gefördert, indem es über den ganzen amerikanischen Kontinent Witterungs-Beobachtungen auf mehreren hundert Stationen anstellen läßt, welche Letzteren es theilweise zu diesem Behufe mit Instrumenten versehen hat. Die von dem Observatorium in Washington ausgehenden, von Lieutenant Maury geleiteten nautischen Beobachtungen, die von ihm herausgegebenen „Sailing Directions" und der jährliche, mit zahlreichen Seekarten ausgestattete, von dem Ober-Aufseher der nordamerikanischen Küsten-Vermessung, Professor Alexander D. Bache, herausgegebene Bericht werden von der Smithsonian Institution ebenfalls unterstützt.***)

Alle von dem Institute sowohl direkt herausgegebenen, als indirekt geförderten Werke, unter welchen letzteren sich auch das auf Kosten der amerikanischen Regierung erscheinende Prachtwerk von Henry Schoolcraft: „Geschichte, Zustände und Aussichten der Indianerstämme", befindet, werden von demselben an die Bibliotheken, Akademien und gelehrten Gesellschaften Amerika's und Europa's, so wie an Männer wie Humboldt, Faraday, Liebig ꝛc., gratis zugesandt. Im Jahre 1853 kam die vierte Sendung dieser Art nach Europa, die, nach einer Notiz des amerikanischen Konsuls in Leipzig, Herrn Dr. Flügel, aus 48 Kisten mit 1604 Packeten und einem Gesammtgewicht von 12,220 Pfund bestand. Deutschland, mit Einschluß von Oesterreich, erhielt 85 Packete, Belgien 9, Holland 12, Schweden 7, Norwegen und Island 5, Dänemark 7, Rußland 15, die Schweiz 13, Großbritannien und Irland 99, Frankreich 55, Italien 36, Spanien 4, Portugal 1, Griechenland, Türkei, Afrika, Asien und Australien zusammen 18, und Süd-Amerika 16.

Wir kommen nun zu den in dem Gebäude der Smithsonian Institution in Washington aufgestellten Sammlungen. Dieses Gebäude, im alten normannischen Baustyl von röthlichem Sandstein aufgeführt, ist 447 Fuß lang und 152 Fuß breit; es wird von zehn Thürmen geschmückt, deren einer 145 Fuß, während die übrigen 100 Fuß hoch sind, und gewährt einen imposanten Anblick. Die Central-Abtheilung des Gebäudes enthält im ersten Stockwerke die Bibliothek und eine Halle für Apparate zu naturwissenschaftlichen Experimenten. Im ers-

*) Nach Hayward's Gazetteer of the United States gab es zu Ende des Jahres 1853 in den Vereinigten Staaten 10,199 öffentliche Bibliotheken (den einzelnen Staaten, Universitäten, höheren und niederen Lehranstalten, gelehrten Gesellschaften, Kommunen ꝛc. gehörend) mit 3,753,964 Bänden.

**) Bemerkenswerth ist, daß zwei andere, gleich großartige wissenschaftliche und wohlthätige Institute Nord-Amerika's ebenfalls von Engländern, nämlich von Astor, einem Deutschen, und von Girard, einem Franzosen, begründet worden. Beide Letztere hatten jedoch ihr kolossales Vermögen in Amerika erworben, während Smithson nicht einmal einen persönlichen Bekannten oder Korrespondenten dort hatte. D. R.

*) Der sechste Band enthält unter Anderem die von Oberst Fremont herausgegebene Flora von Kalifornien, unter dem Titel „Plantae Fremontianae", während sich im dritten und fünften eine Flora von Texas und Neu-Mexiko, unter dem Titel „Plantae Wrightianae", befindet. D. R.

**) Vgl. Nr. 127 des „Magazins" von 1853 den Art. „Das Atlantische Meer und das Observatorium zu Washington".

lichen Flügel befindet sich ein Lesesaal, welcher tausend Personen zu fassen vermag, und im westlichen liegen die Säle zu Vorlesungen, die Laboratorien ꝛc.

Im zweiten Stockwerke befinden sich die Museen. Hier sind bis jetzt etwa 2500 zoologische Gegenstände aufgestellt. Professor Baird, Vorsteher in diesem Departement, ist damit beschäftigt, auch andere Sammlungen naturgeschichtlicher Gegenstände einzurichten, worüber uns indessen eine nähere Notiz noch nicht vorliegt. In den als Auditorien dienenden Sälen sind bereits von den verschiedensten Gelehrten der Vereinigten Staaten, mit Unterstützung des Instituts, Vorlesungen gehalten worden: so von Dr. Cox aus New-York über Poesie, von Dr. Ludlow aus Pennsylvanien über Logik, von Dr. Morris aus Maryland über Entomologie, von Professor Fowler aus Massachusetts über die Geschichte der englischen Sprache, von Professor Vinton aus demselben Staate über die Baukunst des Mittelalters, von Professor Haldeman aus Pennsylvanien über den Mechanismus der Sprache und von Professor Silliman sen. aus Connecticut über Geologie.

So weit diese Einrichtungen nicht mit der Bibliothek oder mit den Naturaliensammlungen zusammenhängen, gehen sie von Professor Henry in Washington aus, der sich dadurch große Verdienste um die Ausführung des Smithsonschen Gedankens erworben, welcher nicht blos die Ausbreitung, sondern auch die Förderung der Wissenschaft bezweckt. Ja, es ist erstaunlich, wie mit verhältnißmäßig so geringen Mitteln (sämmtliche Einkünfte des Instituts sollen sich jetzt nur auf etwas über 25,000 Dollars — 36,000 Thaler — jährlich belaufen) so Vielerlei und nicht Unbedeutendes hat geleistet werden können.

Das Departement der Bibliothek, so wie der übrigen Sammlungen für Wissenschaft und Kunst, befindet sich, wie bereits erwähnt, unter der oberen Leitung des Professor Jewett. Nach den vor einigen Jahren ergangenen Bestimmungen des Kongresses, soll von jedem neuen Buche, das in den Vereinigten Staaten auf Verlagsrechte Anspruch macht, dem Smithsonschen Institut ein Exemplar, dem Staats-Departement in Washington ein Exemplar und endlich der Bibliothek des Kongresses ebenfalls ein Exemplar eingeliefert werden. Nach den Mittheilungen des Herrn Jewett in der Versammlung der Bibliothekare zu New-York, gehen jedoch jährlich nur ungefähr 450 Werke als Pflicht-Exemplare ein, während etwa die dreifache Zahl jährlich mit Verlagsrecht in Nord-Amerika erscheint. Durch anderweitige Schenkungen hat sich die Bibliothek des Smithsonschen Institutes im Jahre 1852 um 1481 Werke und 1935 kleinere Schriften, durch Ankauf um 641 Werke und 918 kleinere Schriften vermehrt. Im Ganzen hat der Zuwachs der Bibliothek im Jahre 1852, mit Einschluß der Kupferstiche, Landkarten, Musikalien ꝛc., 9806 Nummern betragen, während sämmtliche Nummern, die sich zu Anfang des Jahres 1853 in der Bibliothek befanden, nur auf 21,701 sich beliefen. In dieser Beziehung ist also erst ein Anfang gemacht.

Herr Jewett beklagte sich in seinem Vortrage, daß nicht den Bestimmungen des Stiftungsstatutes genauer nachgekommen und mindestens die Hälfte des Gesammt-Einkommens auf die Bibliothek verwandt werde. Auf den Ankauf von Büchern seien im Jahre 1852 nur 1000 Dollars und im Jahre 1853 sogar noch weniger verwandt worden. Hierdurch habe sich jedoch die Verwaltung der Bibliothek nicht abschrecken lassen, in ihrer Wirksamkeit, welche in der Sammlung und Veröffentlichung statistischer Notizen über Bibliotheken, in der Förderung und Ausbreitung bibliographischer Kenntnisse und in der Entwickelung und Unterstützung eines neuen Systems zur Katalogisirung bestehe, eifrigst fortzufahren. Der Redner sprach die Hoffnung aus, daß sich bald andere Fonds finden würden, um die Bibliothek des Smithsonschen Institutes zu vermehren, denn eine große Centralbibliothek sei ein für die ganze Nation wünschenswerther Gegenstand, „eben so nothwendig, die literarische Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten zu sichern, als der Revolutionskrieg war, um ihre politische Unabhängigkeit zu sichern.“

Herr Jewett machte bei dieser Gelegenheit auch noch einige Mittheilungen über das von ihm ins Werk gesetzte neue Katalogisirungs-System. Nichts veraltet bekanntlich so leicht und wird so bald unbrauchbar, als der gedruckte Katalog einer großen, beständig durch neue Erwerbungen anwachsenden Bibliothek. Die Nachträge zu dem Katalog bilden selbst wieder umfangreiche Bände, und wenn man sich durch alle hindurchgearbeitet, ist man doch noch nicht zu Rande, da seit dem zuletzt gedruckten Nachtrage schon wieder ganze Alphabete hinzugekommen. Umarbeitungen und neue Auflagen des Kataloges werden jedoch um so kostspieliger, je größer die Bibliothek ist. Herr Jewett schlägt demnach vor, jeden Büchertitel besonders zu stereotypiren und die Platten oder Blöcke in alphabetischer Ordnung und in einer übersichtlichen, leicht zu vervollständigenden Weise aufzubewahren, so daß eine neue, vermehrte Auflage ohne große Kosten, und deshalb auch so oft es nöthig scheint, veranstaltet werden kann. Gleichzeitig könnten aber auch diese Stereotyp-Platten sämmtlichen Bibliotheken des Landes zur Herstellung ihrer Kataloge dienen. Wenn diese Bibliotheken sich nämlich über die Einrichtung ihrer Kataloge nach einem und demselben Systeme geeinigt hätten, so würde zunächst ein General-Katalog aller ihrer Büchertitel herzustellen sein, wobei natürlich auch solche Titel, die sich bei allen oder bei mehreren finden, nur Einmal stereotypirt zu werden brauchten. Aus diesem General-Katalog würde sich dann jede Bibliothek ihren Spezial-Katalog leicht zusammenstellen können. Das Smithsonsche Institut erbot sich, die Kosten der Stereotypirung zu tragen, wobei das Warrensche Verfahren und eine neue Stereotypir-Masse, die praktischer als die bisherige ist, zur Anwendung kommen würde. Die Bibliotheken, welche dem Systeme beitreten, hätten dann nur die Kosten für Papier und Druck zu zahlen. Der Kongreß der Vereinigten Staaten hat sich bereit erklärt, zunächst den Katalog seiner eigenen sehr bedeutenden Bibliothek nach dieser Methode stereotypiren zu lassen und die Stereotyp-Platten demnächst zur Begründung eines General-Kataloges, wie er von Herrn Jewett proponirt ist, herzugeben. Die Versammlung der amerikanischen Bibliothekare hat diese Bereitwilligkeits-Erklärung des Kongresses mit großem Dank aufgenommen und zugleich in einer einstimmig gefaßten Resolution ihre Zustimmung zu dem von Professor Jewett ausgearbeiteten Plane ausgesprochen. J. L.

Mannigfaltiges.

— Studien über die Kirchenväter.*) Unter diesem Titel hat Herr J. P. Charpentier, durch frühere Arbeiten bereits bekannt als tüchtiger Forscher auf dem Gebiete der Literaturgeschichte, jetzt ein größeres der Kirchengeschichte dienendes Werk herausgegeben, welches allen wissenschaftlich Gebildeten, die, weil sie nicht Theologen sind, zu eigenen kirchengeschichtlichen Studien keine Zeit finden, sehr empfohlen zu werden verdient. Ehe der Verfasser die zum Theil sehr großartigen Männer, welche durch ihre praktische und schriftstellerische Wirksamkeit den Sieg des Christenthums über die alte Welt entschieden haben, der Reihe nach vorführt, giebt er als Einleitung eine lebendige Schilderung der Zustände der damaligen Welt in religiös-sittlicher Beziehung, um zu zeigen, wie das Christenthum und sein Sieg über die früheren geschichtlichen Gestaltungen des religiösen Menschenlebens eine moralische Nothwendigkeit gewesen. Es werden in dem Werke dann sämmtliche Kirchenväter in Biographieen, die zum Theil sehr genau sind, und in treffenden Charakteristiken dargestellt, — im ersten Bande die lateinischen Väter: Tertullian, Cyprian, Arnobius, Lactantius, Augustinus, Ambrosius, Hilarius, Salvianus und die minder bedeutenden: Minucius Felix, Maternus, Rufinus, Sulpicius Severus, Juvencus, Prosper und Prudentius; zuletzt Gregor der Große, 590—604 Bischof von Rom, der Vorläufer Gregor's VII. Die Reihe der griechischen Kirchenväter, denen der zweite Band gewidmet ist, eröffnet der Verfasser mit dem Apostel Paulus, der zuerst in Athen die neue Weltreligion verkündet, weiter werden dann ausführlich besprochen und nach ihren Verdiensten um die Kirche gewürdigt: Barnabas, Ignatius, Justinus Martyr, Athenagoras, Irenäus, Clemens von Alexandrien, Eusebius von Cäsarea, Origines, Athanasius, Gregor von Nazyanz, Basilius, Gregor von Nyssa und Johannes Chrysostomos. Die geistigen Kämpfe, welche diese Vertreter der sich entwickelnden Kirche zu bestehen haben, theils mit denen, welche die Herrlichkeit des griechisch-römischen Heidenthums vor dem Untergange zu bewahren sich berufen fühlen, theils mit solchen, welche, innerhalb der Kirche stehend, Ansichten und Bestrebungen herrschend zu machen suchen, die dem echten Geist des Christenthums nicht genügen, diese bald mehr dogmatischen, bald mehr praktisch-religiösen Kämpfe, durch welche die Kirche sich den Sieg über die alte Welt und eine fest gegründete Herrschaft errungen, geben dem Verfasser Gelegenheit, in der Gesammtheit seiner Biographieen die ganze Entwickelungs-Geschichte der Kirche in den ersten sechs Jahrhunderten zur Anschauung zu bringen. In Frankreich werden diesem kirchengeschichtlichen Werke besonders auch die vielen Vergleiche, welche der Verfasser zwischen Kirchenvätern der alten Zeit und bekannten großen Theologen und Kanzelrednern im Zeitalter Ludwig's XIV. anstellt, in größeren Kreisen zur Empfehlung dienen und zu einer günstigen Aufnahme verhelfen.

*) Études sur les Pères de l'Église, par J. P. Charpentier, inspecteur de l'Académie de la Seine. 2 vol. Paris, 1853.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 6 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 15 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 22½ Sgr. und vierteljährlich 28 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 55, und beim Spediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 2. Berlin, Donnerstag den 5. Januar 1854.

Nord-Amerika.

Prof. Silliman's Besuch bei Alexander v. Humboldt.

Professor Silliman, Herausgeber des seit dem Jahre 1818 erscheinenden, nicht blos in Amerika, sondern auch in Europa gekannten und geschätzten „American Journal of Science and Arts", einer der verdienstvollsten Veteranen unter den amerikanischen Gelehrten, hat im vorigen Jahre einen Bericht über seine neueren Reisen in Europa herausgegeben.*) Bereits zum drittenmale liefert Herr Silliman einen solchen Bericht über seine Beobachtungen in der wissenschaftlichen und sozialen Welt Europa's. Im Jahre 1805 hatte er Europa besucht, um Bücher und naturwissenschaftliche Apparate für das Yale-College in New-Haven, wo Herr Silliman als Professor der Chemie angestellt ist, zu erwerben; im Jahre 1806 ging er abermals nach der alten Welt, und das Tagebuch dieser Reisen hat er in einem ausführlichen, 1810 gedruckten Werke, „Two Passages over the Atlantic, in the years 1805 and 1806", niedergelegt. Nicht blos für Amerikaner, sondern auch für Europäer muß es nun überaus interessant sein, mit diesen beinahe ein halbes Jahrhundert alten Tagebüchern die Beobachtungen des gelehrten Verfassers aus der neuesten Zeit zu vergleichen.

Wir theilen hier mit, was der geschätzte Verfasser über einen Besuch berichtet, den er dem Veteranen der europäischen Wissenschaft, unserem hochverehrten Alexander von Humboldt, abgestattet:

„Humboldt's Haus ist ein einfaches Gebäude in einem etwas abgelegenen Theile der Stadt Berlin. Wir würden ihn heute nicht zuhause getroffen haben, wenn nicht der König eben nach Königsberg verreist gewesen wäre, denn Humboldt weilt gewöhnlich bei dem König in Potsdam, dessen Person er stets nahe ist, wie es auch bereits bei dem verewigten Könige der Fall war, und zwar nicht blos der Gesellschaft und Unterhaltung wegen, sondern unbezweifelt auch als ein Rathgeber, wie es, vermöge seines vorgerückten Alters und seiner großen Welterfahrung, keinen weiseren geben kann.

„Wir wurden durch seine Bibliothek eingeführt, welche einen Saal von ansehnlicher Größe von allen Seiten ausfüllt. Er trat uns in dem Besuchzimmer aus einer Thür von der entgegengesetzten Seite, wahrscheinlich aus seinem Privatkabinet, entgegen. Er empfing uns mit großer Freundlichkeit und vieler Offenheit, unter Anderem mit einem scherzhaften Verweise darüber, daß ich Anstand genommen, ihn zu besuchen (ich hatte nämlich erst schriftlich um die Erlaubniß gebeten, ihn besuchen zu dürfen), worin zugleich eine sehr verbindliche Anspielung auf meine ihm bekannte wissenschaftliche Stellung und Thätigkeit lag. Ich stellte ihm sodann meinen Sohn und Herrn Brush vor, und bald saßen wir, wie alte Bekannte, einander gegenüber. In seinem lebhaften Gesicht ist ein unaussprechliches Wohlwollen ausgedrückt, und aus dem Quell seines unermeßlichen Wissens ergoß sich beinahe eine Stunde lang ein reicher Strom. Er führte nicht etwa ausschließlich das Wort, sondern er gab vielmehr unserer Aufforderung nach, so oft wir dies in Form einer Frage thaten, oder wenn wir irgend einen besonderen Gegenstand zur Sprache brachten. Natürlich waren wir nur bestrebt, ihn zu hören, keineswegs aber uns selbst vor ihm auszusprechen.

„Humboldt ist des reinsten Englisch vollkommen mächtig und spricht dasselbe mit großer Anmuth. Ueberhaupt ist in ihm keinerlei Vornehmheit und Zurückhaltung; er spricht mit uns, als ob er unseres Gleichen wäre, als ob er nicht den geringsten Anspruch auf geistige Ueberlegenheit hätte. Seine Stimme ist außerordentlich wohltönend, und seine Formen sind dabei so liebenswürdig, daß uns war, als wären wir bereits sehr alte Freunde. Sein Wuchs ist nicht viel über mittlerer Größe, und an Gestalt ist er dem verstorbenen Oberst Trumbull nicht unähnlich. Er geht etwas gebückt, aber weniger als die meisten Menschen seines Alters. Er hat durchaus nicht das Ansehen von Hinfälligkeit, seine Augen sind leuchtend, seine Gesichtsfarbe ist klar; seine Person erscheint gerundet, doch nicht beleibt; sein Haar ist dünn und altersgrau, aber sein Gemüth noch frisch und jugendlich; seine Sprache ist lebendig und von glänzenden Gedanken erleuchtet.

„In schmeichelhafter Weise gedachte er des Fortschrittes der Wissenschaft in den Vereinigten Staaten und des Einflusses, welchen das American Journal of Science and Arts auf diesen Fortschritt geübt habe. Er zeigte sich vollkommen vertraut mit dem Zustande der Naturwissenschaften, so wie mit den Fortschritten unseres Landes im Allgemeinen. Besonders rühmte er die Arbeiten des Oberst Fremont im fernen Westen, des Professor Bache bei der Küstenvermessung und des Lieutenant Maury bei der Navigation. Auf den Karten, die er uns vorlegte und deren Linien er ohne Augenglas beschrieb, bezeichnete er uns einen Verbindungskanal über den Isthmus von Darien, den er vor mehr als vierzig Jahren angegeben und beschrieben hatte und auf welchen seine Aufmerksamkeit neuerdings durch einen Aufsatz von Oberst Fitzroy im Journal of the Royal Geographical Society gelenkt worden. Er zeigte uns, daß auf der von ihm bezeichneten Linie, welche südlicher als eine der vorhandenen Straßen liegt, keine Gebirge sich befinden, und daß diese mehrere wichtige Vortheile für sich habe.

„Ich gedachte seines kurzen Aufenthalts in den Vereinigten Staaten im Jahre 1804, wobei er jedoch nicht nördlicher als bis Philadelphia gekommen war. Er erzählte uns, daß er damals drei Wochen in Monticello bei dem verstorbenen Jefferson zugebracht, der ihm ein außerordentliches Projekt seines erfinderischen, aber oft phantastischen Geistes mitgetheilt, nämlich das Projekt einer dereinstigen Theilung des amerikanischen Festlandes in drei große Republiken, mit Einschluß des damals noch der Krone Spanien gehörenden Mexiko und der südamerikanischen Staaten.

„Humboldt sprach über sehr viele die Vereinigten Staaten betreffenden Gegenstände. Die Entdeckung der Goldlager in Kalifornien lieferte ihm ein fruchtbares Thema. Unsere Topographie, unsere verschiedenen Klimate, unsere Erzeugnisse und Institutionen, ja, selbst unsere politischen Streitigkeiten sind ihm alle auf das Genaueste bekannt. Obwohl mit Königen befreundet, ist er doch auch ein Freund der staatlichen Freiheit und freut er sich über den Wohlstand unseres Landes. Er machte einige sehr anziehende Bemerkungen über die gegenwärtigen Zustände von Europa und über die Unmöglichkeit, eine moralische Macht durch physische Gewalt niederzuhalten.

„Zur Zeit unseres Besuches war Humboldt damit beschäftigt, ein neues Werk über die Umrisse von Gebirgskuppen und Vulkanen vorzubereiten, wobei er eigene Beobachtungen und Zeichnungen benutzte, die er im Verlaufe seiner verschiedenen Weltwanderungen gemacht.*) Er erzählte uns, daß er genöthigt sei, den größeren Theil seiner literarischen Arbeiten zu einer Tageszeit auszuführen, wo Andere schlafen, da er die gewöhnlichen Arbeitsstunden meistens beim Könige verbringe. Er fügte hinzu, daß er frühzeitig die Entdeckung gemacht, er könne mit vier Stunden Schlafes sehr gut fertig werden und sich begnügen. Dies allein vermag auch, wie bereits von anderer Seite bemerkt wor-

*) A Visit to Europe in 1851. By Professor Silliman, of Yale College. 2 vols. New-Haven, 1853.

*) Diese Arbeiten sind ganz kürzlich unter dem Titel „Geognostische und physikalische Erinnerungen", mit einem Atlas, enthaltend Umrisse von Vulkanen aus den Cordilleren von Quito und Mexiko, als erster Band einer Sammlung kleinerer Schriften Humboldt's im Cottaschen Verlage ausgegeben worden. Es umfaßt diese Sammlung, durch welche der Verfasser, wie er in der Vorrede sagt, das Erscheinen unerfreulicher Compilationen zu verhindern wünscht, zwei akademische Vorträge über die Vulkane des Hochlandes von Quito, eine Abhandlung über die Reise La Condamine's und Bouguer's nach dem Pichincha (1742) und über die Beschaffenheit des Kraters von Ruca-Pichincha im Jahre 1845 (nach der Schilderung Sebastian Wisse's, der zweimal das Wagstück ausgeführt, in den theilweise noch entzündeten Krater des Pichincha einzudringen und mehrere Nächte in demselben zu verleben), ferner Beschreibungen der Hochebene von Bogota und des Vergleiches Chimborazo mit dem kleinen, ehemals entzündeten Pana-Uren an seinem unteren Abhange. Hieran reihen sich einige Abhandlungen über die isothermen Linien, über die Zusammensetzung der Atmosphäre, über die bei Nacht zunehmende Intensität des Schalles und über die mittlere Höhe der Kontinente. Auch diese Sammlung „kleinerer Schriften" ist wieder ein bewunderungswürdiges Zeugniß eben so von dem unversiegten Geiste, wie von der liebenswürdigen Humanität des Verfassers, denn mit der gewissenhaftesten Treue sagt er auch hier, was er bei seinen Forschungen dem Fleiße Anderer zu verdanken hat, und vindizirt er oft fremdem Ruhme, was erst durch seine Darstellung zu einem wirklichen Verdienst um die Wissenschaft geworden ist. D. R.

den, eine Erklärung darüber zu geben, wie er die Zeit zu seinen wunderbaren wissenschaftlichen und literarischen Arbeiten findet."

Frankreich.

Französische Literatur im Auslande.

I. Berlin unter dem Großen Kurfürsten und Friedrich I. (Schluß.)

Es war nicht blos die Rolle einer geschickten, liebenswürdigen Prinzessin, die Sophie Charlotte spielte; sie nahm auch einen persönlichen und fast glühenden Antheil an der Bewegung des Gedankens, wie er sich in dieser Epoche noch mehr philosophisch, als literarisch offenbarte. Ihr Schloß zu Lützelburg (jetzt Charlottenburg) war eine Art vertraulicher Akademie, wohin sie alle Leute von Geist und Wissen ohne Unterschied der Geburt einlud. Da unterhielt man sich auf Französisch, ungeachtet der ernsten Beschaffenheit der Gegenstände, welche der Geschmack der Prinzessin gern zur Sprache brachte; man plauderte ohne Ziererei und Pedanterie.*) Wie wir durch Leibniz wissen, hatte Sophie Charlotte keinerlei Vorliebe für irgend ein bestimmtes philosophisches System; die Richtung ihres Geistes fesselte sie mehr an den Kampf, als daß sie sich für den Sieg besorgt gezeigt hätte, wiewohl sie am meisten sich den Gründen zuneigte, welche aus der Frömmigkeit und den Interessen der Religion hergeleitet waren. Solche Eigenschaften bei der Beschützerin waren bei den Beschützten nicht verloren; man kann in der That bemerken, daß die französischen Schriftsteller der preußischen Kolonie sich im Allgemeinen durch eine gewisse Mäßigung, durch einen Ton der Weisheit und Würde selbst in ihren Streitschriften auszeichnen.

Der erste dieser Gäste im Schlosse zu Lützelburg, welcher der Freundschaft Sophie Charlotte's und der Gastfreundschaft Friedrich Wilhelm's Ehre machte, war Jakob **Abbadie**, gebürtig aus Nay in Bearn. Der Graf von Epense, des Kurfürsten Oberstallmeister, hatte ihn in Paris gesehen, wo er sich bei guten Rednern der protestantischen Kanzel, auf den Grund frühzeitiger und tüchtiger Studien, für die Predigt ausbildete. Der Graf suchte damals einen Geistlichen für die Kapelle des Kurfürsten; und man bezeichnete ihm als einen Theologen von schönen Hoffnungen Abbadie, welcher, als junger Mann von sechsundzwanzig Jahren, aber bereits Doktor, die angebotene Stelle annahm; 1680 empfing er in Berlin zu gleicher Zeit die Auflegung der Hände und das Amt eines Pastors der französischen Kirche. Friedrich Wilhelm konnte sich der Wahl seines Predigers rühmen, denn sein Panegyrikus, von Abbadie mit beredter Feder entworfen, ging durch ganz Europa und verschaffte ihm vor seinem Tode einen Ruf, der ihm für die Ausführung seiner letzten Werke nicht unnütz war. Diese Lobrede ist ein wenig emphatisch, und die Rhetorik fehlt darin nicht; aber eine glänzende Rhetorik, nach dem Vorbilde der Trauerreden Bossuet's, eine natürliche Wärme, eine geistige Kraft, die von Niemanden geborgt sind, machen sich darin fühlbar. Man fragte allgemein, wer von den berühmtesten protestantischen Schriftstellern diese Rede geschrieben habe? Der Verfasser gab sich als solcher zu erkennen, indem er seinen Namen auf der Abhandlung von der **Wahrheit der christlichen Religion** nannte, welche Abhandlung in demselben Jahre wie die Lobrede des Kurfürsten erschien.

Das erste Verdienst, welches ein Werk über diesen wichtigen Gegenstand haben kann, ist, wenn es den Geistern seiner Zeit zusagt; und dies hat der Abhandlung Abbadie's nicht gefehlt, nach der Begeisterung zu urtheilen, womit Protestanten und Katholiken sie aufnahmen. Man muß die Frau von Sevigné und ihre Freunde hören. „Wir lesen es jetzt" (schrieb der Graf Bussy-Rabutin, so berühmt durch seinen Geist und sein kaustisches Wesen, der Vetter der Frau von Sevigné), „und wir finden, daß es auf der Welt nur dieses Buch zu lesen giebt." — „Es ist das göttlichste unter allen Büchern", erwiederte sie ihrerseits, „dieses Urtheil ist allgemein. Ich glaube nicht, daß man jemals von der Religion wie dieser Mann gesprochen hat." Und als Nachschrift zu diesem Urtheil der Marquise setzte Corbinelli hinzu: „Es ist gewiß, daß niemals ein Mann von der Religion sprach wie er; es scheint, daß der heilige Geist ihm seine Gedanken und Beweise diktirt hat, um die falschen Lehrer zu verwirren." Bussy erklärt ernstlich (ein wahres Wunder!), daß er für das Heil seiner Seele nichts weiter als dieses Buch lesen will, und hierauf hat die Marquise nur noch hinzuzufügen, daß sie es für ihr übriges Leben alle drei Monate lesen wolle."**) Diese Enthusiasten (sagt der Verfasser), welche fanden, daß man von der Religion niemals so wie Abbadie gesprochen, hatten die „Gedanken" Pascal's gelesen! Und doch (setzt er hinzu) hatten diese Gedanken Abbadie beträchtlich genützt, sowohl bei der Erfindung, als bei dem Gange, dem Geiste seines Werkes, im Ganzen wie im Einzelnen. Ohne Pascal hätten wir keinen Abbadie. Den Entwurf seines Buches hatte er schon in Paris gefaßt, auch die Ausführung begonnen; der „réfugié" erscheint darin nicht,*) so wenig als die Provinz, und man merkt, daß Abbadie sich nicht nur mit den protestantischen Theologen, sondern auch mit den katholischen Schriftstellern beschäftigt hat. Als einige Jahre darauf seine Abhandlung **über die Gottheit Christi** erschien, wo nicht selten die Speculation die Stelle des Glaubens einnimmt, daher auch der Erfolg dieses Buches dem früheren nicht gleichkam, entlockte es doch Pelisson ein Stoßgebet für seine Bekehrung, ähnlich dem Gebete des Polyeuct für Pauline beim Corneille. — Nach dem Tode des Großen Kurfürsten begab sich Abbadie in Begleitung des Marschalls von Schomberg, der ihm sehr gewogen war, nach England. Seine Kunst, **sich selbst zu erkennen**, welche in der ersten Zeit seiner Niederlassung in England erschien, war eine lange gereifte Frucht seines Nachdenkens und gewissermaßen der wahre Schlußstein seiner Abhandlungen über die Religion. In seinen Predigten, deren Formen zu oratorisch sind für den Gehalt, den sie zu verschönern suchen, gab er den reformirten Kanzeln das Beispiel, das Gebiet ihres Stoffes bedeutend zu erweitern. So hat Abbadie, lange bevor Saurin seine Predigt über die Politik hielt, vor dem kurfürstlichen Hofe die Theorie und die Pflichten des **Königthums** behandelt. Er hielt diese Rede zu Berlin bei Gelegenheit der Thronbesteigung Friedrich's III. und entwirft hier unter anderen ein Bild von den verschiedenen Charakteren, mit welchen ein Fürst zum Glück oder Unglück seiner Unterthanen den Thron besteigt: Einsicht ohne Rechtschaffenheit; Rechtschaffenheit ohne Einsicht; endlich Tugend, mit großer Einsicht verbunden, aber ohne jene Kraft und Festigkeit, auf welchen die großen Fürsten fußen; Geist genug, um Beschlüsse zu fassen, aber ohne die nöthige Kraft, sie auszuführen. . . .

Mit Abbadie verlor die französische Kolonie ihren literarisch gebildetsten und berühmtesten Schriftsteller, den einzigen vermuthlich, welchen der Herzog von Montausier (der Erzieher des Dauphins) Preußen beneidet haben mochte. Unter den übrigen gelehrten Auswanderern (um nur von den Besten zu sprechen) bemerkte man Theologen von hervorstechendem Verdienste, ausgezeichnete Prediger, geistliche Schriftsteller; aber keiner besaß in einem hinreichenden Grade die Art von Talent, welche ein Werk des Wissens zu einem Werk der Literatur macht. Wenn eine Ausnahme gemacht werden soll, so wäre sie zu Gunsten von Ancillon, Jaquel, Lenfant, Beausobre; alle werden mit Achtung nachgeschlagen, aber gelesen werden sie nicht.

Unter dieser ersten literarischen Gruppe der französischen Kolonie von Berlin bemerkte man noch einen Philosophen wie **Chauvin**, einen Cartesianer, welcher den unglücklicherweise verfehlten Versuch machte, ein neues **Journal des Savans** zu schaffen"*) (diese Zeitschrift, welche alle zwei Monate erscheinen sollte, hatte nur eine kurze Existenz, sie ging nicht über die ersten Bände). Leibniz wünschte noch im Jahre 1708, daß ein Journal des Savans in Berlin erschiene. Chauvin ist übrigens auch der Verfasser eines Wörterbuchs der Philosophie nach cartesianischen Prinzipien. De la **Croze**, ein anderer Professor der Philosophie, war mehr Gelehrter, als Philosoph, der unter seinen neuen Glaubensgenossen seine alte Eigenschaft als Benediktiner nicht verleugnete. (Er starb als Bibliothekar des Königs von Preußen 1739. Man muß ihn mit einem anderen Auswanderer, Cornand de la Croze, nicht verwechseln, welcher Mitarbeiter an den Zeitschriften von Le Clerc war und später nach London ging.) Die Laien der Kolonie, Advokaten oder Edelleute, hatten auch ihre Schriftsteller: **Teissier**, Legationsrath, später Historiograph des Königs von Preußen, setzte seine Nachträge zu den Biographien (éloges) von de Thou fort; Karl **Ancillon**, Oberrichter der Kolonie, sammelte die Erinnerungen seines Vaters und schrieb, unter dem Titel: „Memoiren", gediegene und interessante Biographieen, wo er sich zuweilen das Vergnügen macht, die Behauptungen Bayle's zu kritisiren, nicht ohne Glück. **Le Duchat**, einer der Gründer der Kolonie, war der Erste, welcher die historische Kritik und philologische Gelehrsamkeit auf die Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts anwandte und sich durch seine sinnreichen und gründlichen Kommentare über die französischen Satiriker Rabelais, d'Aubigné und die „satire Menippée" einen Ruf erwarb. Diese

---

*) Der Verfasser läßt Sophie Charlotte zwei Jahre in Paris am Hofe Ludwig's XIV. leben, der sie als seine Schwiegertochter gewünscht hätte. Aber diese Sage, obschon sie auch in Friedrich des Großen „Mémoires de Brandenbourg" vorkömmt, ist in neuerer Zeit von Guhrauer in seinem Aufsatze über die Jugend der Königin Sophie Charlotte (im Freihafen des Jahres 1839) als unhaltbar beseitigt worden.

**) Der Verfasser hätte sich hier erinnern können, daß Friedrich der Große, dessen Stellung zum Christenthume bekannt ist, das Werk Abbadie's sehr hoch hielt und es unter anderen bei seinem Winteraufenthalte zu Breslau im siebenjährigen Kriege (1762) durchlas.

*) Bekanntlich sprechen die französischen Schriftsteller seit dieser Zeit von einem style réfugié (Vgl. Nr. 152 des „Magazins" von 1853.).

**) Er hatte es unter dem Titel: Nouveau Journal des Savans 1694 in Rotterdam (wo er einige Zeit Bayle auf dem Katheder für Geschichte der Philosophie während dessen Krankheit vertrat) angefangen und setzte es in Berlin bis 1698 fort.

Zweige literarischer Thätigkeit blieben der Kolonie eigenthümlich. Sie haben vielleicht mehr Früchte als Blüthen getragen: Le Duchat ist kein Rodier, und die Biographieen Ancillon's sind nach keiner Seite mit den Lobreden Fontenelle's zu vergleichen, aber die historische Kritik und das Verständniß der alten französischen Literatur verdanken diesen gewissenhaften Arbeiten große Dienste.

Eine höhere Stufe als diese fleißigen Gelehrten nimmt als Geschichtschreiber im edleren Sinne Larrey ein. Zwei Geschichtschreiber mußten damals der Religionsverfolgung weichen: der eben genannte Larrey und Rapin de Thoyras. Dieser, anfangs Advokat, später Soldat, begleitete im Gefolge des Marschalls von Schomberg Wilhelm von Oranien nach England und focht tapfer in der Schlacht an der Boyne. Larrey, welchen der Marschall von Schomberg ebenfalls in seiner Nähe haben wollte, war zu alt, um an den Beschwerden des Feldzuges Theil zu nehmen, und blieb bei der Kurfürstin, welche ihm an ihrem Hofe eine Stelle verlieh und in ihrem Schlosse Lützelburg eine Wohnung einräumte. Damals hatte Larrey noch keines von den historischen Werken verfaßt, welche seinen Ruf gründeten. Er war Vorleser bei der Fürstin und nebenbei ihr Hofpoet, war auch in leichteren Gedichten wie in der Prosa nicht unglücklich. Er war bereits über die Funfzig, als er sich entschloß, Geschichtschreiber zu werden, nicht sowohl aus Bedürfniß, zu erzählen, was er gesehen hatte, und neues Licht auf dunkle Stellen der Geschichte zu werfen, als blos um auf seine Weise noch einmal zu sagen, was viele Andere vor ihm erzählt hatten. — Zum Glück für seinen Ruf hatte diese Manier ihre Originalität, wenigstens ihre Neuheit, und es ist nicht mehr als gerecht, dem Schriftsteller seine Ansprüche zuzuerkennen, welche er unklugerweise in Folianten niedergelegt hat, die bei allem ihren Luxus vergessen wurden. Man verdankt seiner Feder die erste ausführliche und vollständige Geschichte Englands in französischer Sprache. Die vier großen Folianten, welche er von 1697 bis 1713 über diesen großen Gegenstand herausgab, erschöpften den Gegenstand. Das Werk zeichnet sich durch eine seltene Ruhe und Unparteilichkeit aus. Die Fehler Karl's I. verschwelzen sich bei ihm mit dessen Unglück, und von der anderen Seite beurtheilt er Cromwell mit einer großen Geistesfreiheit. Er macht aus ihm keine Person aus Einem Stück, weder einen vollendeten Heuchler, wie die Katholiken, noch einen erhabenen Kämpen des Protestantismus; er ist in seinen Augen ein sehr verwickelter Charakter; er malt ihn mit natürlichen Zügen, welche schon sehr dem Bilde nahe kommen, welches die neue Herausgabe von Cromwell's Briefen hervorbringt. Larrey's Unparteilichkeit verringert sich nur, wenn er bei der zweiten englischen Revolution ist; er wird Apologist, ohne jedoch zu hart noch beleidigend für Jakob II. zu seyn; er opfert ihn ohne Rückhalt seinem Sieger auf, dessen Benehmen von Anfang bis zu Ende unter dem günstigsten Lichte dargestellt ist.

Unter seinen übrigen Werken nimmt die „Geschichte der sieben Weisen", eine seltsame Mischung von Geschichte und Unterhaltungen in der Physik, Moral und Politik, eine eigenthümliche Stelle ein. Die sieben Weisen Griechenlands begegnen einander an dem Hofe Periander's, Tyrannen von Korinth, und überlassen sich hier in einem reizenden Landhause am Ufer des Meeres schönen Unterhaltungen, bestehend aus den geistreichsten Maximen mit Nutzanwendungen in dem Style der „Clélie" (der Fräulein von Scudéry), aber auf eine geschickte Art durch belebte Erzählungen unterbrochen. In einem zweiten Theile des Buches, welcher dem fünfjährigen Kronprinzen, nachmaligen Friedrich den Großen, gewidmet ist, verlassen unsere Weisen den Hof Periander's; Jeder nimmt seinen Weg durch verschiedene Länder, um zuletzt an dem Hofe des Cyrus wieder zusammenzukommen. Während dieser Reisen neue Unterhaltungen und längere Erzählungen, unter welchen man die Geschichte des Cyrus und die Reise des Anacharsis nach China bemerkt. Bei dieser Gelegenheit entwirft Larrey folgendes treffende Bild von dem Geschmack der französischen Nation: „Sie liebt nicht, was hochtrabend ist (guindé), und will nur das Natürliche. Zu viel Gelehrsamkeit widert sie an; die langen Betrachtungen ermüden sie; Alles, was dunkel, Alles, was gezwungen, Alles, was affektirt ist, mißfällt ihr. Sie verlangt Höflichkeit und Einfachheit, Ernst ohne Strenge, und eine Literatur, welche weniger eine Frucht der Kunst und des Studiums, als eine Gabe der Natur zu seyn scheint." Es war ein Unglück, daß Larrey, bei so richtigen Grundsätzen, das Muster dieser natürlichen und unaffektirten Literatur in den Romanen der Fräulein von Scudéry suchte! Er bekennt offen, daß er, ohne einen so feinen Ton und so zarte Ausdrücke zu haben, als seine Heroine, sie nachzuahmen versucht habe, und nicht Plutarch, welcher in seinem Gastmahl der sieben Weisen mehr Moral und Metaphysik als attisches Salz verbreitet habe. Er bekennt offen, daß er einen Augenblick durch ein anderes Muster angelockt worden war, nämlich durch den „Telemach", diesen bewunderungswürdigen Roman, sagt er, welcher die „Odyssee" selbst übertreffe, aber die Ehrfurcht für Sappho (so hieß dazumal die Verfasserin der „Clélie" und anderer vielbändiger Romane) hatte über Fenelon den Sieg davongetragen. Allein das begegnete nun einmal häufig unseren réfugiés; ihr Geschmack war dieser Verirrung unterworfen, sie blieben bei ihren alten Bewunderungen aus der Jugendzeit, wie bei den Redeweisen, welche zu ihrer Zeit im Gange waren, und so kann man in der That von einem goût réfugié, wie von einem style réfugié, sprechen. Der Geschmack Larrey's war am Ende unwillkürlich zu gewissen überlebten Verschönerungen des Styls zurückgekehrt, welche in einem Geschichtswerk sehr am unrechten Platze waren. Zuletzt überraschte der Tod den achtzigjährigen Geschichtschreiber mitten unter neuen Entwürfen. Er hatte seine erste Beschützerin Sophie Charlotte überlebt; aber die Gunst der Königin Sophie Dorothee hatte ihn für diesen Verlust getröstet.

Australien.

Die Kolonie Victoria und die Goldgräber.*)

Kaum achtzehn Sommer sind vorüber, seit die ersten Ansiedler von Victoria ihr einsames Boot den Yarra-Fluß hinaufruderten und ihr Ankertau an einen Gummibaum im Walde befestigten. Auf dem Flecke, wo sie ans Land stiegen, steht heutigentages Melbourne, die zweite Stadt Australiens, der prächtige Vorort australischer Mode, Kunst und Literatur. Die Gummibäume haben den Palästen und Park-Anlagen Platz gemacht, und dem einsamen Boote sind die Schiffe aller Nationen nachgefolgt, die Dschonke des Chinesen, der Prahu des Malaien, der Schooner des Holländers, der Steamer des Engländers und Amerikaners. Gegen diese zauberhaft wachsende Kolonie gehalten, muß die rührigste europäische Hauptstadt matt und träge erscheinen. „Von der ruhigen Breite des englischen Lebens" — sagt der Beurtheiler des unten genannten Westgarthschen Buches im Londoner Athenaeum — „von dem Boden gesellschaftlicher Einrichtungen aus, deren Bestehen sich nach Jahrhunderten berechnen läßt, blicken wir mit Verwunderung auf das Treiben einer Staatsgemeinschaft, die ihre Geschichte in den Zeitraum eines Kindesalters zusammengedrängt hat. In unserer Heimat hat, was uns umgiebt, seine Wurzeln in der Vergangenheit seines Standorts, wir sehen Gebäude vor uns, die an tausend Jahre auf ihrem Flecke stehen, wir leben unter Sitten und Gesetzen, deren Ursprung in die Kaiserzeit hinaufreicht. In unserer jungen gedeihenden Kolonie aber ist ein Jahr gleich einer Geschichtsperiode. Das älteste Haus ist nicht älter als ein Kind. Die Kolonisten sprechen von Dingen, die sich vor den Gold-Entdeckungen begeben haben, wie wir in Europa von Ereignissen aus der Zeit vor der ersten französischen Revolution sprechen würden."

Auf jeder Seite in dem Buche Mr. Westgarth's tritt dem Leser die Vorstellung von dem wunderbar schnellen Gedeihen Australiens entgegen, bald als Eindruck einer Schilderung der Landessitten, bald als Folgerung aus einer Reihe statistischer Data. Hier nennt man uns eine Strecke Land, die vor kurzem für funfzig Pfund gekauft wurde und die heute ihre funfzehntausend Pfund werth ist, möglicherweise aber morgen oder nächster Tage für zwanzigtausend abgeht. Dort zeigt man uns eine Frau, die gestern noch eines Schäfers Weib war und heute in ihrem Putze die glänzendsten Damen in ganz Australien aussticht u. s. f.

Wir lassen hier einige Stellen aus dem angezeigten werthvollen Werke selbst folgen. Man hat viel darüber gestritten, ob die eingebornen Neu-Holländer wirklich Menschenfresser sind oder nicht. Herr Westgarth entscheidet die Frage leider in bejahendem Sinne.

„In ihrem Naturzustande" — erzählt er — „zeigen die Ureinwohner Australiens eine gewisse rauhe Würde. Die Schärfe ihrer Beobachtungsgabe ist unübertrefflich, und der Verstand, mit dem sie sich ihre Nahrung verschaffen und in Sicherheit bringen, ist oft bewundernswerth. Ihr Ideenkreis ist natürlich eng, aber was sie verstehen, leisten sie mit außerordentlicher Geschicklichkeit. Jedoch zu diesen Vorzügen der Unkultur gesellen sich bei ihnen der widerwärtigste Aberglaube und empörende Sitten. Die gebildete Welt sträubt sich gegen die Annahme, daß es Menschen gebe, die ohne Noth und im gewöhnlichen Verlauf des täglichen Lebens andere Menschen und selbst ihre eigenen Verwandten, ja, sogar ihre Kinder schlachten und verzehren; und doch steht es über allen Zweifel fest, daß die Eingebornen Neu-Hollands thatsächlich Kannibalen sind und nicht blos das Nierenfett ihrer erschlagenen Feinde für einen großen Leckerbissen halten, sondern sich auch aus den Leibern ihrer Freunde und Verwandten Mahlzeiten bereiten. Es giebt unter den Neu-Holländern eine abergläubische Praxis, nach welcher zu Zeiten sämmtliche weibliche, zuweilen auch sämmtliche männliche Neugebornen umgebracht werden. Auf glaubwürdiges Zeugniß wird versichert, daß Menschen mit ekelhaften Krankheiten von australischen Eingebornen verzehrt wurden, ja, daß man eine Mutter gesehen hat, die ihr jüngstes Kind mit kaltem Blute

*) Vgl. Victoria; late Australia Felix. By W. Westgarth. Edinburgh and London.

schlachtete, zubereitete und in Gemeinschaft mit ihrer übrigen Familie verzehrte."

Solche Thatsachen sind ganz geeignet, das Bedauern zu vermindern, mit dem wir die Farbigen überall, wo die Weißen, ausgerüstet mit den Machtmitteln der Civilisation, sich niederlassen, allmälig aussterben sehen. Alle Versuche, die Eingebornen Neu-Hollands der eingedrungenen Bevölkerung einzuverleiben, sind vollkommen gescheitert — ein Beleg mehr für die Erfahrung, daß von den außerkaukasischen Racen nur die Neger mit den Europäern auf demselben Boden Wurzel fassen und gedeihen können.

Wir reihen hier einige Schilderungen aus dem bewegten und interessanten Leben auf den Goldfeldern an.

„Ich sah" — bemerkt Westgarth — „einen Grobschmied an seinem Feuer. Pferde beschlagen, Hacken zuspitzen, abgenutzte Schaufelränder zurecht hämmern war Alles, was er that. Sein Eisenvorrath war lächerlich klein für einen so großen Kapitalisten, wie er unzweifelhaft war. Aber seine Einnahmen beliefen sich trotzdem auf ein Vermögen. Er war fleißig, wie eine Biene, und gewann ein Pfund, oft auch zwei in der Stunde. Eine Minute feiern, hieß bei ihm, einen Shilling ins Wasser werfen. Er ruhte auch den ganzen Tag nicht. Ihm zunächst wohnte ein Doktor, dessen Haus fünf Fuß im Quadrat haben mochte. Sagtet ihr sechs, so wäre das, glaube ich, ein Irrthum. Da saß er mit seinen Droguen und seinem Hausrath zusammengezwängt, und auf seinem Schilde prangte der anlockende Apothekernamen Doktor Senna. Jedermann in der ganzen Straße von unserem Medikus aufwärts war Doktor. Der gelehrte Mann klagte nur, daß die Zeiten nicht mehr seien, was sie gewesen. Die Tage, wo der Besuch eine Unze Gold galt, wären längst dahin. Bei alledem aber gehe es noch erträglich, denn er habe einen Antheil in den Gruben, wo er einem Goldgräber das Handwerkzeug geliefert. Einer seiner Brüder in Aesculapio, der nebenan wohnte, etwa einer von Vieren, hatte sich noch nicht im Grubenfach versucht; aber er hatte es verstanden, die Fabrication und den Verkauf von Limonade und Sodawasser mit der ärztlichen Würde zu vereinigen, und machte, wie mir erzählt wurde, vorzügliche Geschäfte. . ."

Der Doktor ist auf den Goldfeldern eine weniger entbehrliche und darum eine weniger interessante Person, als der Schulmeister, und es wird dem Leser nicht unlieb sein, zu vernehmen, daß und wie in den Goldgruben Schule gehalten wird.

„Als es unter den Goldsuchern", berichtet unser Autor, „Sitte ward, Frau und Kinder hinauf in die Gruben zu nehmen, theils der eigenen häuslichen Bequemlichkeit wegen, theils um die sich ins Ungeheure steigernden Kosten zu vermeiden, die der Unterhalt der Familien in den Städten wie auf dem Lande verursachte: erschien auf den Goldfeldern eine große Masse kleiner Kinder, und da dieselben nichts zu thun hatten und fortwährend körperlichen Gefahren und schlechten Beispielen ausgesetzt waren, so wurde es für rathsam erachtet, einen Schulunterricht für sie zu beschaffen. Man ging den Erziehungsrath von Victoria an, die Sache zu betreiben, der auch alsbald in Forest-Creek eine Volksversammlung berief. Das in der Kolonie gebräuchliche Erziehungssystem, nach welchem die Kinder aller Konfessionen zusammen unterrichtet werden, eignete sich für die Goldfelder vollkommen und wurde von dem Erziehungsrathe empfohlen. Gleichzeitig sammelte man Subscriptionen, die einen sehr reichlichen Ertrag hatten. Dieser Fonds wurde aus Staatsmitteln vermehrt und jedem Lehrer, neben dem ihm zukommenden Schulgelde ein bedeutender Gehalt ausgesetzt. Nun errichtete man statt der Schulhäuser an drei Punkten des Goldgebiets von Forest-Creek (von dem bei dieser Gelegenheit allein in dem Buche die Rede ist) große Zelte, die abgebrochen und, wenn die Goldsuchergemeinde auf ein anderes Terrain zog, mitgenommen werden konnten. Darauf nahm man drei Lehrer in Sold und ließ Schulbücher, eine Tonne an Gewicht, aus Melbourne kommen. . . ."

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— **Eine zoologische Arbeit des Prinzen Lucian Bonaparte.** In der Sitzung vom 31. Oktober hat der Prinz Lucian Bonaparte der Pariser Akademie der Wissenschaften eine Arbeit über eine Eintheilung der Vögel nach Gruppen vorgelegt. „Die Zoologen Deutschlands und Englands", sagte der Prinz bei dieser Gelegenheit, „drängen mich, die verbesserte Eintheilung der Vögel, deren Grundlage ich ihnen in den wissenschaftlichen Versammlungen zu Belfast und zu Wiesbaden vorgelegt, mit allem möglichen Detail der Oeffentlichkeit zu übergeben. Befreundete Stimmen, die gleichzeitig aus Amerika, aus Skandinavien, aus Rußland und aus dem mir stets so theuren Italien zu mir gelangen, hören nicht auf, im Interesse der Wissenschaft — sagen sie, mich dazu zu bewegen, daß ich wenigstens doch eine Uebersicht der allgemein bekannten Vögel nach meiner Classification veröffentliche. Diese meine Classification gehört bereits der Oeffentlichkeit an, da ich sie bei dem vorläufigen Arrangement der Vögel im Jardin des plantes, welches ich so eben beendigt, angewendet habe, damit mein gelehrter Freund, der Professor Isidore Geoffroy-Saint-Hilaire, sie leichter einer gründlichen Prüfung unterwerfen und mit den Abänderungen versehen könne, welche sein gelehrtes Wissen und seine tiefe philosophische Einsicht für das definitive Arrangement in den öffentlichen Sammlungen ihr zu geben gut finden wird. Ich fühle mich außerdem gedrungen, dem Rathe eines anderen geehrten Mitgliedes dieser Akademie Folge zu geben, erfreut darüber, daß ich, diese meine Classification Ihnen mittheilend, diese neue Gelegenheit habe, jenem ehrenwerthen Freunde meine ganze Ergebenheit zu bezeigen und durch Ihre Vermittelung meine Ansichten über die naturwissenschaftliche Methode dem Nachdenken der Zoologen aller Länder zu unterwerfen. Es würde zu lange dauern, die Tafeln, welche ich Ihnen hier vorlege, zu erklären. Die Ornithologen werden das, was sie Neues und Interessantes enthalten, sich anzueignen nicht unterlassen; was die anderen Gelehrten betrifft, welche sich mit diesem Zweig der Naturwissenschaft nicht speziell beschäftigen, ihnen möge genügen, zu erfahren, daß meine Eintheilung mehr als bisher, nächst der Anatomie oder vielmehr der Physiologie, zur Grundlage die geographische Vertheilung hat, deren großartige Harmonieen und wunderbare Kontraste so geeignet sind, uns in dem Labyrinthe der Wissenschaft zu führen. Es wird für Jedermann einleuchtend sein, daß das Neue meiner Classification vorzugsweise in der Aufstellung von Gruppen besteht, welche vermittelnd sind zwischen den Ordnungen und den Familien, den Unter-Familien und den Gattungen. Diese Gruppen halte ich für naturgemäß und bin überzeugt, daß die mit ihrer Aufstellung verbundenen Vortheile den mißlichen Umstand, daß dadurch die systematische Stufenleiter noch komplizirter wird, reichlich aufwiegen. Die Aufstellung dieser Gruppen macht es unter Anderem möglich, die parallelen Reihen bis zu Gränzen hin zu verfolgen, wo man dieselben bisher noch nicht einmal geahnt hat. Um die Arten jeder Gattung in Reihen ordnen zu können, habe ich häufig die gewöhnlich (und sehr oft auch von mir mit Vorliebe) befolgte Ordnung verworfen, welche — in Folge eines Ueberrestes von Vorurtheil zu Gunsten der berühmten fortlaufenden (linearen) Reihe, die im Grunde nur eine Zickzacklinie war — auch in dem Arrangement, welches ich Ihnen vorlege, Spuren hinterlassen haben kann — Spuren, welche ich beseitigen werde, wo sie mir werden nachgewiesen werden."

— **Litthauische Dainos.** Herr G. H. F. Nesselmann, dem wir bereits eine größere Sammlung kritisch bearbeiteter und metrisch übersetzter litthauischer Volkslieder verdanken, hat kürzlich auch in der Form eines Taschenbüchleins einen Kranz poetischer Blümchen aus Litthauen gewunden.*) Das Wort Daina, Plur. Dainos, bezeichnet im Litthauischen das weltliche oder Volkslied, im Gegensatze zu dem geistlichen oder Kirchenliede. Die Natur, das Landleben, die Familie, die Liebe, und vor Allem der Gerstentrank und der Hopfen sind es, die in diesen Liedern der Arbeit, der Schenke, der Lust und des Schmerzes besungen werden. Obwohl schon Ruhig (Königsberg, 1745), Lessing und Herder auf die poetischen Schönheiten der litthauischen Volkslieder hingewiesen, sind doch bisher nur wenige davon übersetzt worden. Herr Nesselmann hat den naiven, einfachen Ton dieser Lieder meistens sehr gut getroffen. Wie einfach dieser Ton oft ist, wie naiv die Stoffe, die das Lied behandelt, mag unter Anderem aus nachstehendem Sonntagslied ersehen werden:

„Ist schon wieder, ist schon wieder
Da der liebe Sonntag.

An dem Montag, an dem Dienstag
Sind wir Alle trunken.

Mittwoch und auch Donnerstags noch
Leiden wir am Nachweh.

Freitags, Samstags machen wir dann
Fertig alle Arbeit.

Dann ist wieder, dann ist wieder
Da der liebe Sonntag."

*) Dainos. Litthauische Volkslieder, übersetzt von G. H. F. Nesselmann. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung, 1853.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 15 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 22½ Sgr. und vierteljährlich 22½ Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit & Comp., Jägerstr. Nr. 57, und beim Spediteur Neumann, Mauerstraße Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 3. Berlin, Sonnabend den 7. Januar 1854.

Nord-Amerika.

Der siebente Census in den Vereinigten Staaten.

We feel, in fact, that a Census ought to be a social survey, not a bare enumeration.

Das in der neuesten Zeit hervorgetretene Bedürfniß, die offiziellen statistischen Veröffentlichungen auf alle Verhältnisse des staatlichen Lebens zu erweitern, hat in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika ein Unternehmen hervorgerufen, welches den großartigen statistischen Werken in den am weitesten vorgeschrittenen europäischen Staaten zur Seite gestellt werden kann, den siebenten Census, dessen Ausführung und Bearbeitung vor drei Jahren von der dortigen Regierung der eben so geistvollen wie sachkundigen Leitung des Herrn Jos. Kennedy anvertraut wurde. Von der jetzigen Behandlung der Statistik in Europa hat Herr Kennedy sich persönlich unterrichtet, und er erzählt, daß er im Jahre 1851, nachdem er die abweichende Behandlung der statistischen Fragen in den verschiedenen Staatsanstalten kennen gelernt, die Anregung zur Berufung eines statistischen Kongresses gegeben habe. Die vollständige Ausarbeitung der Censusresultate ist dem Vernehmen nach noch nicht publizirt, der Bericht aber, in welchem Kennedy über die Vollziehung seiner Aufträge vor nun zwei Jahren dem Kongreß Rechenschaft gab („Abstract of the seventh Census"), die Reihe von Tabellen, in welcher er die Hauptresultate der Ermittelungen zusammengestellt, und die Statistik des Staates Maryland, welche er als eine Probe der ausführlichen Verarbeitung der Censusnachrichten dem Kongreß vorgelegt hat („History and Statistics of the State of Maryland". Washington, 1852.), zeigen sowohl die reiche Auffassung und geschickte Behandlung dieses so schwierigen Gegenstandes, wie sie zugleich im Materiellen eine Fülle statistischer Nachrichten darbieten, deren Mittheilung und Besprechung auch für ausgedehntere Kreise Interesse gewährt.

Die amerikanischen Census sind seit 1790 alle zehn Jahr aufgenommen worden; zu größeren Publicationen wurden schon die Census von 1830 und 1840 benutzt, deren letztere in einer tabellarischen Darstellung von gegen dreihundert Kolumnen hauptsächlich über die Volkszahl, die Landwirthschaft und die Industrie der Staaten und ihrer Grafschaften Auskunft gab. Diesmal sind nicht nur die Ermittelungen selbst namentlich um die sogenannte medizinische und soziale Statistik reicher, sondern ihre Bearbeitung erhält auch dadurch einen vorzüglichen Werth, daß daneben aus der Geographie und Geschichte diejenigen Data gesammelt worden sind, welche zum Verständniß und zur richtigen Anwendung der statistischen Nachrichten dienen. Kennedy sagt hierüber: wie es nur bei einer vollständigen Kenntniß eines Landes und seiner Einwohner in allen ihren Lebensverhältnissen möglich ist, einen bestimmten Begriff von seinem gegenwärtigen Zustande zu erhalten, so kann man für die Verbesserung seiner Lage und Förderung seiner Verhältnisse auch nur dann das Richtige finden, wenn man zurückblickt, die Geschichte seiner Vergangenheit studirt und bis zu ihren Anfängen verfolgt, wie man einem Strom bis zu seiner Quelle nachgeht, um die Menge und die Kraft seiner Vorräthe kennen zu lernen. So hat Kennedy in dem Werk über Maryland die Hauptmomente aus der historischen Entwickelung dieses Staats in Bezug auf Verfassung, Verwaltung, Production, Fabrication, Verkehr, Finanzen, Wehrkraft und die sozialen und Bildungsverhältnisse zusammengefaßt. Nicht geringere Bedeutung mißt er der physischen Beschaffenheit des Landes bei, seiner Brauchbarkeit für die verschiedensten Zwecke, er stellt in dem Werke über Maryland die natürlichen Hülfsmittel des Landes und ihre gegenwärtige Benutzung dar und schließt hieran eine geologische Skizze aus Lyell's berühmtem Werke, in welcher besonders der Reichthum der dortigen Steinkohlenlager in Betracht gezogen ist. Auch die eigentlichen Censusnachrichten sollen nicht ein todtes Tabellenwerk sein, sondern es sollen durch eine sorgfältige Bearbeitung die Resultate herausgezogen werden, welche sie in sich schließen, damit das Werk nicht blos dem Philosophen, Staatsmann und Gesetzgeber, sondern der ganzen Nation nützlich sei, welche zu seinen Kosten beigetragen hat. Mit Recht kann Kennedy da die Worte der irischen Census-Kommission für sich anwenden: wir fühlen es wirklich, daß ein Census ein soziales Abbild sein soll, nicht eine bloße Zählung!

Die Kosten sind freilich nicht gering; 1,810,714 Thaler (hier sowohl, wie weiterhin, sind 7 Dollars gleich 10 preußischen Thalern gerechnet) hatte der Kongreß zur Aufnahme des Census bewilligt: hiervon waren zu Ende des Jahres 1851 bereits 1,520,470 verbraucht und stand der fernere Verbrauch von 400,000 Thalern (ohne die Druckkosten) in Aussicht; das Censusamt, welches zeitweise bis auf 150 Clerks beschäftigte, hatte 198,690 Thaler gekostet, die Remuneration der Zähler (der 45 Distrikts-Marshals und ihrer 3231 Assistenten) bis dahin 1,321,780 Thaler betragen. Die Art der Remuneration derselben, wie sie das Gesetz vorschreibt („Seventh Census Instructions". Washington, 1850), hat manches Originelle. So sollen die Assistenten auf je funfzig gezählte Menschen einen Dollar und eben so viel für je zehn engl. Meilen Weges erhalten, die Länge des Weges, den sie hierbei zurückzulegen haben, soll berechnet werden, indem man die Quadratwurzel der Zahl der Wohnhäuser mit der Quadratwurzel der Zahl der Quadratmeilen des Distrikts multiplizirt; die Hälfte der liquidirten Summe erhalten sie bei Einsendung der Abschrift der Censusdokumente, die andere Hälfte nach der definitiven Feststellung. Nicht allein über die Thätigkeit dieser Beamten spricht sich Kennedy sehr anerkennend aus; wie schnell und zweckmäßig sie das erforderte Material und überdies zahlreiche Nachrichten geliefert hätten, welche sich nicht in Tabellen fassen ließen, sondern auch über die Haltung der Nation. Das Gesetz hatte jeden Erwachsenen zur getreuen Auskunft über die verschiedenen Gegenstände des Census bei dreißig Dollars Strafe verpflichtet, wobei freilich hinsichtlich der Angaben über gewerbliche und Vermögens-Verhältnisse dem Einzelnen die vollständigste Discretion zugesichert war. Bei der Ausführung wurde nur in drei Fällen den Zählern die gehörige Auskunft verweigert und mußte durch gerichtliche Hülfe erzwungen werden. Diese Thatsache, drückt sich Kennedy aus, spricht laut zu Gunsten der allgemeinen Intelligenz des Volks und seiner Gesetzlichkeit, sie zeigt, wie mit den Fortschritten der Freiheit und Gesittung die Einziehung statistischer Nachrichten nicht mehr für inquisitorisch gehalten wird und keine Furcht vor Lasten und Abgaben den Staatsbürger abschreckt, zu einem Kapital von Kenntnissen beizutragen, welches für die Wohlfahrt Aller gesammelt wird.

Die Urkunden für Kalifornien verbrannten zu San Francisco; aus den übrigen Staaten trafen alle Nachrichten ein, ohne daß auch nur ein Exemplar verloren gegangen oder verletzt worden wäre, selbst in den Territorien Utah, Neu-Mexiko, Oregon und Minnesota wurde die Zählung ausgeführt; hier waren die stationirten Militairs angewiesen, den Zählern wirksame Hülfe zu leisten. Es hat die Ermittelungen sehr erschwert, daß erst am 23. Mai 1850 der Kongreß den Beschluß faßte, daß am 1. Juni die Zählung beginnen und alle Angaben auf diesen Tag zurückbezogen werden sollten; hierzu kam noch, daß die Eintragung eines Jeden vorzugsweise an dem Orte stattfinden sollte, welcher am 1. Juni als sein gewöhnlicher Aufenthaltsort zu betrachten war, eine Vorschrift, welche sich bei aller theoretischen Präzision der erlassenen Instructionen im Einzelnen kaum ausführen ließ. Nimmt man die Volkszahl von Kalifornien auf 165,000 Seelen an (und zu Ende des Jahres 1852 soll sie bereits 264,489 betragen haben), so hat der Census der Vereinigten Staaten eine Gesammt-Einwohnerzahl von 23,257,723 herausgestellt; die Freien wurden hierbei namentlich verzeichnet, die Sklaven nur nach Alter, Geschlecht, Farbe und dem Namen des Herrn; die steuerfreien Indianer blieben vollständig vom Census ausgeschlossen.

Seit der vorigen Zählung (vom 1. Juni 1840) hat sich die Bevölkerung der Union um 6,188,270 oder um 36¼ pCt. vermehrt; allerdings hat sich inzwischen auch das Territorium derselben erheblich erweitert; ihr Recht auf das Oregongebiet (von ungefähr 16,164 geogr. Quadratmeilen) ist von dem britischen Reiche anerkannt; ein Gebiet von angeblich 39,052 Quadratmeilen von den mexikanischen Staaten abgetreten worden (die geogr. Quadratmeile ist hier durchweg gleich 21½ engl. Quadratmeilen gerechnet); den Gewinn an Einwohnern aber,

image
not
available

erdings scheint aber auch in Teheran der Schlüssel zur Lösung der age über das künftige Geschick der asiatischen Central- und Küstender zu liegen. Werden diese Länder russisch oder englisch werden? — it is the question! Rußland glaubt durch den Besitz seiner kaukahen und transkaukasischen Provinzen eine providentielle Hinweisung f das mittlere und südliche Asien erhalten zu haben und hält sich rt zu einer Mission des Christenthums und der europäischen Kultur rufen. Es strebt daher eben so nach Teheran wie nach Konstantipel. England seinerseits, dessen Farben an den Ufern des Ganges d Indus wie auf den Gipfeln des Himalaya wehen, hat durchaus cht Lust, einen anderen europäischen Staat, der obendrein in komerzieller wie in nationaler Beziehung einen so exklusiven, unduldmen Charakter wie Rußland hat, in seine Nachbarschaft kommen zu ssen. Die in Asien einander entgegenstehenden Interessen beider taaten sind so unzweideutig, daß man nur die Karte dieses Welteils in die Hand zu nehmen braucht, um davon durchdrungen zu erden.

In diesem Augenblicke hat sich die in Teheran beständig aufnd niedersteigende Wagschale auf die Seite Rußlands geneigt, und err Thompson, britischer Geschäftsträger seit der Abreise des Oberen Sheil, sieht sich, wie sein Vorgänger, durch den überwiegenden Einfluß des Fürsten Dolgoruki verdrängt. Vor einiger Zeit wußte 8 Letzterer durchzusetzen, daß ein Verwandter des Schah, der als General-Gouverneur der Provinz Masanderan fungirte, abgesetzt urde, angeblich weil er einen Aufstand der Turkmanen gegen die ussischen Behörden der Kaspischen Meeresküste begünstigt hatte. Oberst Sheil's Verwendung für diesen Gouverneur war vergeblich; der Schah ügte sich in das russische Verlangen und sandte obendrein einen außerrdentlichen Botschafter nach St. Petersburg, um sich zu entschuldigen.

Bekannt ist die Truppen-Expedition, welche der Schah vor etwa wei Jahren nach Herat unternommen, dessen Statthalter Jar-Muhammed Chan mit Tode abgegangen war, worauf Persien seine Suzerainitätsrechte auf diese in Afghanistan gelegene Stadt und deren Gebiet geltend machte. Schon einmal hatte Persien es im Jahre 1838 versucht, sich mit russischer Hülfe Herats zu bemächtigen. Aber die Herater warfen sich damals den Engländern in die Arme, und englische Offiziere, besonders Lieutenant Pottinger, leiteten die Vertheidigung so glücklich, daß die Perser abziehen mußten. Herat verblieb, unabhängig sowohl von Afghanistan, als von Persien, unter der Herrschaft seines Königs, Kamran Schah. Im Jahre 1843 verstarb Kamran Schah, und sein Wesir, Jar-Muhammed Chan, bemächtigte sich, nach Vertreibung der Söhne Kamran's, der Regierung, unterwarf sich dem Schah von Persien, verband sich aber auch andererseits, zur Sicherung seiner Herrschaft, mit dem Chan von Kabul. Beide, Persien sowohl, als Kabul, erhoben nun nach Jar-Muhammed's Tode gleiche Ansprüche auf Herat. Vergebens suchte England den Schah von dieser Expedition, die das benachbarte britische Gebiet leicht beunruhigen und in die unmittelbare Nähe des russischen Einflusses bringen konnte, zurückzuhalten. Die Rathschläge des Fürsten Dolgoruki drangen durch, und die Expedition fand statt.

Noch immer ist indessen der Streit in Bezug auf Herat nicht ganz geschlichtet. England unterstützt die Ansprüche Dost Muhammed's, Chans von Kabul, während Rußland auf Persiens Seite ist. Aus diesem Grunde hauptsächlich wollen nun auch die Afghanen von Kabul in der russisch-türkischen Frage Partei für die Türkei ergreifen, während Nasser-Eddin Schah, sowohl zur Vergeltung des Beistandes, den ihm der Kaiser Nikolaus in Herat leistet, als weil er außer Stande ist, den Rest einer alten Kriegs-Contribution an Rußland abzutragen, bon-gré mal-gré genöthigt ist, für das Letztere sich zu erklären.

Die Finanzen Persiens sind in sehr traurigem Zustande, und das Elend des Volkes hat den höchsten Grad erreicht. Die Cholera hat im Jahre 1853 in den Provinzen ungeheure Verheerungen angerichtet, und am 4. Mai hat ein Erdbeben die Städte Schiras und Kaschan zerstört. Nach den Angaben eines im Dienste Persiens stehenden schwedischen Arztes, Dr. Fagergren, hat man in Schiras mehr als zwölftausend Leichen in Folge des Erdbebens gezählt. Zu jenen Kalamitäten kamen im vorigen Jahre aber auch noch starker Hagelschlag und große Ueberschwemmungen, welche die Tabacks- und die Mohn-Aerndte vernichteten.

Die Industrie in Persien ist fast null, und sein auswärtiger Handel wird, eben so wie seine auswärtige Politik, ausschließlich von Rußland und England betrieben. Vor einigen Jahren hat Rußland die Durchfuhr deutscher und englischer Waaren, die früher sehr stark über Tiflis nach Persien gingen, verboten. Hierdurch hat es jedoch nur dazu beigetragen, den türkischen Hafen von Trebisonde (Trapezunt), wohin jetzt die Waaren von der Leipziger Messe durch die Walachei und über das Schwarze Meer geschickt werden, zu einem Haupt-Speditionsplatz zu machen. Die Karawanenzüge brauchen zwölf bis vierzehn Tage von Trebisonde nach Erzerum und fünfundzwanzig Tage von Erzerum nach Tabris. Englische Waaren gelangen außerdem aus den indischen Entrepots über Bender-Buschir und Bagdad nach Persien. Die Einfuhren über Trebisonde waren im Jahre 1850 auf zwölf Millionen Thaler und die Ausfuhren persischer Artikel über diesen Hafen auf dritthalb Millionen Thaler geschätzt worden, doch hat sich dieser Handel in den folgenden Jahren etwas vermindert. Die englischen Baumwollengewebe spielen übrigens eine Hauptrolle bei den europäischen Einfuhren in Persien, während die Russen rohe und bearbeitete Metalle, Steingut, Pelzwaaren ꝛc. liefern. Die persischen Ausfuhr-Artikel bestehen hauptsächlich aus roher Seide von Ghilan, Galläpfeln, Kaschmir-Shawls ꝛc.

Australien.

Die Kolonie Victoria und die Goldgräber.

(Schluß.)

Wenn in allem Uebrigen, in den zarten Gefühlen der Liebe liegt die Romantik des Goldgräberlebens nicht. Der Goldsucher ist nicht wählerisch, wenn er eine Frau sucht, und sein Liebesroman ist kurz nach dem Anfang beendigt, wofern er nur überhaupt ein lediges weibliches Wesen findet. Das citirte Werk beschreibt folgendermaßen, wie ein Junggesell aus den Goldgefilden nach einer Lebensgefährtin ausschaut.

„Der junge Goldgräber, wenn er in seinem öden Zelte sitzt und bald an die gewonnenen Schätze, bald an das ungemüthliche Leben denkt, zu dem er bei alledem verurtheilt ist, kömmt natürlich auf die Idee, daß ihm eine Frau fehlt. Nicht lange, so schnürt er sein Bündel und bricht nach der Stadt auf, nachdem er zuvor der Vorsicht wegen sein Gold mit der bewaffneten Eskorte vorausgeschickt hat. Nach seiner Ankunft eilt er in die Geschäftsstraße und sieht nach, ob nicht vor kurzem wieder eine Sendung Londoner Näherinnen von Mr. Herbert's Gesellschaft angekommen, ob Mrs. Chisholm's jüngst advisirtes Schiff schon eingelaufen, oder ob die Ladung schöner Töchter Britanniens, die eine Woche vorher auf Kosten der englischen Regierung anlangte, schon ganz und gar vergriffen ist. Leider ist er überall einen guten Tag zu spät gekommen, und in dem Maße, als seine Enttäuschung vollständiger wird, wird er wachsamer bei seinem Gange durch die Straße, um das eheliche Glück nicht zu verpassen, wenn es ihm etwa auf seinem Wege begegnen sollte. Im Umherlugen sieht er eine nicht unebene, saubere Gestalt die Stufen einer Ladenthür scheuern. Ihre Arbeit macht sie ihm sehr ehrenwerth, und mit dem Heirats-Antrag auf der Zunge geht er auf sie zu. Nur eine einzige Kleinigkeit ist noch vorher zu erledigen — eine Sache ohne Bedeutung vielleicht; aber doch — er hat sich darauf piquirt — er will ihr Gesicht sehen. Er fragt, wo die Collinsstraße liegt, sie wendet sich um und kehrt ihm das Aushängeschild ihrer Seele in voller Breite zu. Aber gütiger Himmel! wie erschreckt er davonläuft und ohne selbst auf die Antwort zu warten! Vielleicht weiß er die Collinsstraße auch ohne Nachweis zu finden, oder vielleicht, wenn Jemand ihm nahe genug ist, hört er ihn murmeln, daß er eine Frau sucht, und keine Mutter. Aber noch ist Hoffnung. Am Ende der Straße erscheinen zwei Engelsgestalten, so wenigstens malt sie der Zauber der Entfernung seinem jungen, liebesuchenden Auge vor. Doch die schönen Friedensstörerinnen stehen zu beiden Seiten des Weges an fünfundsechzig Schritt von einander. Von jeder Seite mit gleicher Stärke angezogen, muß er nach den Gesetzen der Mechanik die Mitte halten, kömmt aber fortwährend in Kollision mit Wagen und Viehzügen und spielt gewissermaßen Versteckens mit den geliebten Gegenständen, ohne daß diese in ihrer Unschuld etwas davon ahnen. Doch schon weiß er den Namen der Einen — er kann sich darüber nicht täuschen, denn sie setzt eben im Fensterputzen ab, um auf einen Ruf zu antworten, der aus dem Innern des Hauses kam. Den Namen wissen ist immer schon Etwas. Es ist auf alle Fälle eine Art Handhabe. Dessenungeachtet macht sich bei unserem Freunde im Laufe der Sekunden eine immer stärkere Vorliebe für die Andere geltend, und gerade diese verschwindet so eben. Nun kann er leider die einmal gestimmten Saiten seines Gemüthes nicht so plötzlich umstimmen. Und doch, wenn wir Geduld hätten, ihn weiter zu verfolgen, wir würden wahrscheinlich Zeuge seyn, wie er seine Werbung anbringt und wie dieselbe nach kurzer Unterhandlung angenommen wird. Denn der lebendige Schatz, den der Goldsucher findet, kömmt ihm eben so gern entgegen, als der todte. Man erzählte mir z. B. von einem netten englischen Mädchen, das, eben angekommen, in einem feinen Melbourner Hause für kleine häusliche Dienste engagirt worden war. Als diese junge Dame am folgenden Tage erfuhr, daß das Haus nicht auf dem Wege nach den Goldgruben liege, verließ sie augenblicklich ihre sehr einträgliche Stelle. Parlament und Regierung der Kolonie haben verständigerweise dem englischen Ministerium dringend ans Herz gelegt, die Fonds für die Kolonie so viel als möglich auf die Einführung weiblicher Einwanderer zu verwenden, da die freiwilligen Ankömmlinge fast nur Männer sind. Seitdem kommen zwar recht viele junge Frauenzimmer an; aber das Miß-

image
not
available

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 4. Berlin, Dienstag den 10. Januar 1854.

Kaukasien.

Schamyl als Feldherr, Sultan und Prophet.*)

In einer Reihe von Artikeln hat unsere Zeitschrift in ihrem vorigen Jahrgange von dem merkwürdigen Lande des Kaukasus, an dem das Interesse sich von Tag zu Tag steigert, lokale, statistische und nationale Notizen gebracht. Es dürfte nun an der Zeit sein, auf die Hebel und die Seele jenes Kampfes zurückzukommen, der die von allen Seiten umstellten Völkerschaften zwingt, wenn sie nicht untergehen wollen, das Schwert stets gezückt in Händen zu halten. Es ist — das sei von vorn herein bemerkt — kein bloßer roher Fanatismus, der die Stämme von Dagestan inspirirt; diese Barbaren besitzen theologische Schulen, die in Kühnheit der Ideen und haarscharfer Logik ans Wunderbare grenzen. Nationalgefühl und religiöser Sinn vereint, müssen ohne Weiteres in einem einsamen Gemüthe eine Art mystischen Schwung erzeugen, und seit dreißig Jahren gibt es derlei Mystiker bei den Lesghiern und Tschetschenzen. Die Lehrsätze der moslemischen Philosophen und Theologen waren den Ulemas des Kaukasus nicht unbekannt; der Sufismus namentlich oder die Lehre von der Verzückung, durch die gewisse arabische Weise mit Gott in unmittelbaren Verkehr zu treten behaupten, der Sufismus war hier und da in diese kriegerischen Gegenden gedrungen und hatte die patriotischen Flammen schüren helfen. In diesen berauschenden Träumereien versenkt, boten die dagestanischen Ulemas ein System, eine Art neuer Religion, oder vielmehr eine natürliche Vervollkommnung des Islams, eine das Gesetz Mohammed's überragende Form, in welche die beiden alten Sekten Omar's und Ali's versöhnt aufgehen, und die gegenwärtig dem von Schamyl aufgebauten Staate zum Grunde liegt.

Der Erste, welcher in Kaukasien der moslemischen Verzückungstheorie den Ausdruck geliehen, war Hadis-Ismail, der 1823 seine Geheimnisse dem Mollah-Muhammed geoffenbart hatte, der sie Khasi-Mollah, dem heldenmüthigen Vorgänger Schamyl's, überlieferte und ihm das Flammenschwert Allah's in die Hände gab. Nach Hadis-Ismail's Unterweisung hatten die alten Auslegungen des Koran keinen Sinn mehr, Khasi-Mollah selbst war das Gesetz und das Wort von oben; er verkehrte mit Gott, und die Gläubigen müssen stets bereit sein, ihm ihr Leben zu opfern. Diese Gläubigen und besonders die Mürids oder Murschidens, kriegerische Priester, furchtlose Leviten, sind die höchsten Bewahrer der ekstatischen Offenbarungen. Man begreift, welche Wirkung diese Wiedergeburt des Islam auf Völker üben mußte, die einen jahrhundertjährigen Haß gegen die Moskowiten nährten und die nur das Zeichen zum Aufstande erwarteten. Anfangs war die Begeisterung eine rein religiöse. Tausende von Pilgern wallfahrteten nach dem Dorf Jarah, Sitz Mollah-Muhammed's, um sich in die Lehre Hadis-Ismail's einweihen zu lassen; als aber die günstige Stunde schlug, brach der heilige Krieg aus. Bald, im Beginn desselben, Mai 1830, war die Festung Tarki in die Gewalt Khasi-Mollah's gefallen; nur mit großer Anstrengung und furchtbarem Menschenverlust wurde sie vom General Kachanov entsetzt. Glücklicher waren die Tschetschenzen in Kisljar: sie bemächtigten sich am 1. November 1831 der Vorstadt und trugen beträchtliche Beute davon. Die Russen merkten, daß sie es mit einem Feinde zu thun haben, der eben seine Kräfte verdoppelt hat. Kaum war man daher mit Polen fertig, als man sich beeilte, das Heer in Dagestan zu verstärken; Baron Rosen ging zum Angriff über und suchte jene Dörfchen, die, Adlernestern gleich, an den Bergen kleben, mit Feuer und Schwert heim. Der Zusammenstoß war entsetzlich. In den tschetschenzischen Dörfern Dargwel, Tschamlessen, Hermantschuk, Himri, die auf Felsen liegen, schlug man sich mit gegenseitiger rasender Erbitterung. Als Hermantschuk von der russischen Infanterie mit dem Bajonnet genommen wurde, warf sich ein edler Mürid, Muley-Abdurrahman, mit wenigen Leuten in ein befestigtes Haus, und hier, unter einem Kugel- und Bombenregen, sechten sie, Koran-Verse singend, wie Verzweifelte. Das Haus mußte in Brand geschossen werden, und als die Mauern über ihnen zusammenstürzten, hörte man noch Muley-Abdurrahman's Gesang. Im Oktober 1837 starb Khasi-Mollah auf der Bresche den Tod des Helden und Propheten. Mit Wunden bedeckt, im Blute schwimmend, gewärtig, seine tapfere Seele dem Gott der Heerschaaren wiederzugeben, fiel er auf die Kniee, und Allah anrufend, erweckte er die Seinigen durch die Stimme, da er sie durch sein heroisches Beispiel nicht mehr entflammen konnte. Der Kampf zu Himri war erschreckend blutig; die Tschetschenzen waren eng eingeschlossen; die Mürids Khasi-Mollah's ließen sich bis auf den letzten Mann tödten.

Unter den Leichen war ein junger Mürid, Namens — Schamyl. Von zwei Kugeln getroffen und von einem Bajonnetstich durchbohrt lag er bewußtlos unter dem Haufen seiner erschlagenen Genossen; man hielt ihn für todt. Wie hat er sich erhalten? Durch welches Wunder von List und Kühnheit ist er den Siegern entschlüpft? Keiner weiß es; aber wenige Monate nach der Katastrophe von Himri war Schamyl der oberste Mürid an den neuen Imam Hamsad-Bey, dessen Herrschaft nicht lange dauerte. Um die gesunkenen Kräfte der Tschetschenzen zu heben, suchte Hamsad-Bey die anderen Völkerschaften Dagestans durch das religiöse Uebergewicht zu beunruhigen und an seine Sache zu fesseln; allein gegenseitige Rivalitäten der Stämme, durch die russische Diplomatie gestachelt, führten sein kümmerliches Ende herbei. 1834 fiel er in einer Moschee durch Meuchelmord. Mit seinem Tode beginnt die letzte, die dramatischste Periode des dagestanischen Krieges, die Periode, welche noch dauert und die, in der Voraussicht, daß dem mißgünstigen Frieden ein Bruch wohl, mehr als je das Interesse und die Neugierde Europa's noch erhält. Schamyl war einer der eifrigsten Stützen der neuen religiösen Sekte; der geliebte Jünger war auf der blutigen Bresche von Himri in die Arme des Meisters gesunken; keiner war würdiger, das Erbe Hamsad-Bey's anzutreten und die Fahne Khasi-Mollah's zu erheben.

Schamyl war siebenundvierzig Jahre alt, als er der Häuptling der Tschetschenzen wurde. Geboren 1797 in dem Dorfe Himri, wo er um ein Haar das Ende seiner Laufbahn gefunden hätte, zeichnete er sich schon in seiner Jugend durch frühzeitigen Ernst, feurigen Stolz und unbeugsamen Willen aus. Er wollte in Allem der Erste sein; von schwächlichem Körper, härtete er sich durch Ertragung der größten Anstrengungen ab, und wenn in den jugendlichen Erholungs- und Kampfspielen es ihm einer seiner Gefährten zuvorthat, so schloß er sich auf mehrere Tage ein, wie ein Besiegter, der seine Schande beweint. Sein Geist wuchs mit seinem Körper zugleich an Größe und Kraft. Zum Lehrer hatte er Dschelal-Eddin, der in seiner Geschichte eine wichtige Rolle spielt. Dschelal, der einzige Mensch, dem er sich jemals unterordnete, unterrichtete ihn sorgfältig in dem Koran und den arabischen Philosophen. In die Lehre der Sufi eingeweiht, erweckte er in seinem Jünger die religiöse Begeisterung und bereitete ihn zu großen Dingen vor. Diese starke Erziehung trug ihre Früchte, an dem Tage, wo Schamyl Hamsad-Bey folgte, hörten alle Rivalitäten auf, alle Stirnen neigten sich vor der Stirn des Meisters. Schamyl ist allerdings das würdige Haupt der feurigen Sekte, die ihn zum Propheten ausgerufen hat. Er ist überzeugt, daß seine Handlungen und Worte unmittelbare Eingebungen von oben sind. Daher sein nicht fieberhafter, sondern majestätischer Schwung, der ihm eine überwältigende Macht über seine Völker giebt. „Er hat Blitze in den Augen und Flammen auf den Lippen", sagt ein dagestanischer Dichter. Er ist von Mittelgröße und blond; aus seinen von schwarzen und dichten Brauen beschatteten Augen strömt Feuer; sein Bart ist frühzeitig ergraut, aber seine ganze Erscheinung verkündet jugendliche Thatkraft. Bei seiner glühenden Thätigkeit ist er nüchtern wie ein Klosterbruder. Er ißt wenig, trinkt nur Wasser und schläft kaum einige Stunden. Nach Wagner hat er nur Eine Frau. — In den ersten Jahren wohnte er in der kleinen Festung Achulko, wo er sich von russischen Kriegsgefangenen ein zweistöckiges Haus nach europäischer Bauart hatte aufführen lassen. Hier herrschte er so arm, daß er von seinen Soldaten erhalten werden mußte, und dennoch durch die Gewalt der religiösen Begeisterung so mächtig, als wenn er über Millionen zu verfügen hätte. Auf einen

*) Nach Saint René Taillandier in der Revue des deux Mondes.

image
not
available

. Juni 1849 geboren war, sein Werth geschätzt und überdies der Werth der in dem betreffenden Jahr geschlachteten Thiere; dann ist er Werth der Farm, der Umfang des urbaren Landes (Acker, Wiese, Weide, Brache) und des übrigen zur Wirthschaft gehörigen Landes, er Werth des todten Inventariums mit Einschluß von Dreschmaschinen, Zuckermühlen, Egrenirmaschinen, die Masse der landwirthschaftlichen Erzeugnisse, ihre Art und ihr Werth, so wie der Werth der in den Wirthschaften nebenher verfertigten Manufakturwaaren (home-made manufactures), angegeben. Berechnet man nach dieser Tabelle, welchen Antheil die wirthschaftlich kultivirte Fläche in dem gesammten Gebiet er einzelnen Staaten bildet, so stellt sich das überraschende Resultat heraus, dessen Richtigkeit nicht zu bezweifeln ist, daß ein weit größerer Theil des Grundes und Bodens in den sogenannten Fabrikstaaten (New-England und den fünf Middle-States) landwirthschaftlich benutzt wird, als in den Staaten südlich des Potomac, welche man als die Agrikulturstaaten vorzugsweise bezeichnet. In den drei Staaten des südlichen New-England sind 48,■ pCt. in Maryland 46,■ pCt. urbar gemacht, New-York bietet eine wirthschaftliche Fläche von 908 geogr. Meilen, Ohio von 720 geogr. Meilen dar, dann folgen die Staaten des mittleren New-England (New-Hampshire und Vermont), Delaware, New-Jersey (in Letzterem ist ein Drittel des Landes kultivirt) und Pennsylvanien. Dagegen ist von Virginia, Süd-Carolina und Kentucky nur etwa ein Viertel landwirthschaftlich angebaut, von Indiana gegenwärtig schon 23 pCt. Weniger als 7 pCt. nimmt die urbare Fläche in den Staaten am Westufer des Mississippi und in Michigan und Wisconsin ein, noch nicht ein Prozent in Florida, Texas und Kalifornien. In den freien Staaten überhaupt sind angeblich im Ganzen 1227 geogr. Quadratmeilen oder 19,■ pCt. ihrer ganzen Oberfläche, in den Sklavenstaaten nur 3991 Quadratmeilen oder 13,■ pCt. zur landwirthschaftlichen Production bearbeitet.

Ganz schon die Richtigkeit der Angaben über den Umfang der Landwirthschaften, die Anzahl des Viehstandes, die Menge der Erzeugnisse nicht verbürgt werden, so sind die Resultate derjenigen Ermittelungen noch weit unsicherer, welche sich auf die in den Landwirthschaften vorhandenen und hervorgebrachten Werthe beziehen; der Einzelne, wenn er den Werth angeben soll, den die Aernte oder der Viehstand seines Gutes an diesem Orte hat, sieht sich oft auf eine Schätzung hingewiesen, deren Willkürlichkeit auch die Sorgfalt der Zählungsbeamten nicht hindern kann.

Der Werth des Viehstandes der Vereinigten Staaten ist auf 789,568,900 Thlr. angegeben, wovon über die Hälfte auf die Staaten von New-England bis Ohio (besonders Vermont, New-York) gerechnet ist. Noch größer ist der Antheil, welchen nach der Tabelle diese Staaten an der Heuproduction der Union (welche zusammen 13,605,384 amerikanische Tonnen betragen soll), der Butterproduction (angeblich im Ganzen 2,835,237 Zollvereins-Centner, das amerikanische Pfund zu ■,■■■ Zollpfunden gerechnet) und der Käseproduction (im Ganzen 936,070 Zollvereins-Centner) hatten. Der Werth des todten Inventars ist auf 216,886,104 Thlr. berechnet, auch dieses ist verhältnißmäßig in den nördlichen Staaten mehr aufgewendet als in den südlichen.

Was den Ertrag an den hauptsächlichsten Landes-Erzeugnissen betrifft, so ist die Weizenproduction auf 67,189,300 preuß. Scheffel angegeben (8 Bushel = 5,■■■ Scheffel gerechnet); die Aernte fiel jedoch gerade im Jahre 1849 in den besonders reichen Weizenländern Ohio, Indiana und Illinois sehr niedrig aus; außer diesen drei Staaten nehmen an der Weizenproduction die Küstenstaaten von Virginien bis New-York am meisten Theil, nur etwa ein Dreizehntel des angegebenen Erzeugnisses fällt auf die Staaten südlich von 36° 30' nördl. Br. Die Maisproduction betrug angeblich 379,280,000 preuß. Scheffel, wovon etwa die Hälfte in den fünf Staaten, welche hauptsächlich das Flußgebiet des Ohio bilden.

Ein etwas südlicheres Terrain nimmt der Tabacksbau ein, welcher in dem bezeichneten Jahr angeblich 1,810,119 Zollvereins-Ctr. lieferte. Verhältnißmäßig am meisten Tabak wird in Maryland gebaut, hier hatte der Tabacksbau zu Anfang des vorigen Jahrhunderts solche Bedeutung erlangt, daß die Landesverwaltung (im Jahre 1732) den Versuch machte, den Tabak anstatt der Münze und des Papiergeldes zum gesetzlichen Maßstab aller Werthe zu erheben. Auf die ungleich größeren Staaten Virginia und Kentucky kömmt über die Hälfte des gesammten produzirten Tabacks, unter den neuen Staaten zeichnet sich Missouri in der Tabackskultur besonders aus.

Die Production egrenirter Baumwolle ist auf 8,978,250 Zollvereins-Ctr. angegeben; sie beschränkt sich auf zwölf Staaten und reicht nordwärts etwa bis zum 38°. Drei Viertel der Gesammtproduction haben die vier Staaten geliefert, welche zwischen dem 30° und 35° nördl. Br. vom unteren Mississippi westwärts liegen. — Die Wollproduction belief sich angeblich auf 475,569 Zollvereins-Ctr., sie fällt zum größten Theil den nördlichen Staaten anheim; am bedeutendsten erscheint sie verhältnißmäßig in Vermont, etwa ein Fünftel kömmt auf New-York und eben so viel auf Ohio.

An Rohrzucker sollen in den sieben Staaten südlich von 35° 2,890,675 Zollvereins-Ctr. produzirt worden sein (davon in Louisiana allein 2,405,513 Ctr.); die Production an Ahornzucker (hauptsächlich in New-York und Vermont) ist auf 297,183 Zollvereins-Ctr. angegeben. — Der innerhalb der Union gewonnene Wein hat sich in dem bezeichneten Jahre auf 9380 Eimer belaufen (den Eimer zu 15,■■ Gallonen gerechnet), in Ohio allein auf 2965 Eimer; Louisiana ist nach der Tabelle der einzige Staat, in welchem kein Wein produzirt wird.

Die industriellen Etablissements in den Vereinigten Staaten sind, so weit sie Fabrikate im Werth von mindestens 500 Dollars jährlich liefern, von den Zählern unter Angabe ihres Betriebskapitals, der Zahl und der Kosten der darin beschäftigten Arbeiter, der Menge, der Art und des Werthes des verbrauchten Materials (einschließlich der Feuerung) und der verfertigten Waaren, auch der Maschinen und sonstigen für die verschiedenen Fabrikationszweige dienenden Werke verzeichnet worden. Auch diesen Ermittelungen liegen durchgängig die Angaben der Gewerbetreibenden selbst zu Grunde und wird ihre Zuverlässigkeit schwerlich höher als die der in der Agrikultur-Statistik gesammelten Nachrichten anzuschlagen sein. Ueber die allgemeinen Ergebnisse theilt Kennedy im Abstrakt einzelne Data mit, hier möchte es vorzuziehen sein, den Umfang einiger speziellen Industriezweige kurz zu erwähnen.

Nach den Tabellen bestanden in den Vereinigten Staaten am 1. Juni 1850: 1094 Baumwollen-Manufakturen, mit 106,430,000 Thlr. Betriebs-Kapital, welche 92,286 Arbeiter für einen Lohn von jährlich 23,268,142 Thalern beschäftigten; das verbrauchte Rohmaterial (2,331,136 Ctr. Baumwolle, also nur etwa ein Viertel der Landesproduction, und 562,887 preuß. Tonnen Steinkohle, die amerikanische Tonne zu 4,■■■ preuß. Tonnen gerechnet) hatte den Werth von 49,764,366 Thlr., die Fabrikate (namentlich 1,050,057,810 Ellen Zeug, den Yard zu 1¼ Elle gerechnet) hatten an den respektiven Fabrikationsorten einen Werth von 88,384,549 Thlr. Wollen-Manufakturen bestanden 1559 mit 40,169,300 Thlr. Betriebs-Kapital, sie beschäftigten 39,252 Arbeiter für 8,399,280 Thlr. jährlich, an Rohmaterial wurden angeblich (!) 642,853 Ctr. Wolle verbraucht und 215,535 preußische Tonnen Steinkohlen; das verbrauchte Material hatte angeblich den Werth von 40,169,500 Thlr., die Fabrikate (113,034,146 Ellen Wollenzeuge u. s.) den Werth von 61,725,079 Thlr.

Reichlich zwei Drittel der Baumwollen- und über die Hälfte der Wollenwaaren werden in New-England (am meisten in Massachusetts) verfertigt, bedeutende Theile beider Fabrikationszweige liegen auch in den Middle-States (namentlich in Pennsylvanien und New-York), außerdem befindet sich eine Anzahl Baumwollen-Fabriken in den südlicheren Küstenstaaten, die Wollenbereitung dagegen hat bereits in den nordwestlichen Staaten Eingang gefunden, und es bestanden zur Zeit des Census im Staate Ohio schon 130 derartige Etablissements.

Auch in der Eisen-Industrie sind besonders die nördlichen Staaten thätig, mehr als die Hälfte des Roheisens produzirt Pennsylvanien, nächst diesem Staate am meisten Maryland und Ohio, an der Verarbeitung des Eisens nahmen auch New-York und New-England (Massachusetts) und Virginia erheblich Theil. Im Ganzen wird die Roheisen-Production der Vereinigten Staaten auf 11,476,274 Zollvereins-Ctr. (die amerik. Tonne zu 20,■■■ Ctr. gerechnet), der Werth derselben auf 18,212,539 Thlr. angegeben, die hierfür bestehenden 377 Werke beschäftigen 20,443 Arbeiter; Gießereien und Anstalten zur weiteren Eisenverarbeitung bestehen 1794 Etablissements, welche 36,846 Arbeiter beschäftigen, und in dem bezeichneten Jahre angeblich 6,578,760 Zollvereins-Ctr. Gußeisen, 5,650,077 Zollvereins-Ctr. Eisenfabrikate im Ganzen zum Werthe von 59,793,184 Thlr. lieferten. Der Steinkohlen-Verbrauch in der Eisen-Industrie wird auf 6,010,063 preuß. Tonnen, der Verbrauch an Holzkohlen und Cokes auf mehr als 11,394,868 Tonnen angegeben.

Den letzten Abschnitt der Census-Nachrichten bilden die Social-Statistics. Diese beziehen sich auf den Betrag des sämmtlichen Real- und Personal-Vermögens, welches sowohl die Einzelnen anzugeben, als die Marshals zu schätzen haben (nach der stattgefundenen Schätzung würden in Maryland durchschnittlich auf den freien Einwohner nur 570 Thlr. kommen), auf die Höhe der öffentlichen Abgaben jeder Art (sie betragen in Maryland auf den freien Einwohner 3 Thlr. 26 Sgr., darunter z. B. an Staats-Abgaben 1 Thlr. 9 Sgr., an Grafschafts-Abgaben 1 Thlr. 3 Sgr.), auf die Anzahl der Verbrecher, die Zahl der Armen (in Maryland befanden sich unter den 4458 Personen, welche in dem Jahre, das mit dem 1. Juni 1850 endete, Unterstützung erhielten, 1903 im Auslande geborne). Hierhin gehören ferner die Nachrichten über die Höhe des Arbeitslohns. Nach den vorliegenden Materialien ist die Höhe des Lohns für die nämlichen Verrichtungen zwischen einzelnen Staaten außerordentlich verschieden, im Allgemeinen scheint derselbe in den neuen Staaten sehr hoch zu stehen. Er beträgt in der Baumwoll- und Woll-Industrie von Massachusetts monatlich für Männer 33, für Frauen 20 Thlr., in der Eisen-Industrie

image
not
available

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 6 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 23, und beim Spediteur Neumann, Kanonierstr. Nr. 214), sowie von allen königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 5. Berlin, Donnerstag den 12. Januar 1854.

Italien.

Beiträge zur Kunstgeschichte.*)

Die vorliegende Sammlung von Briefen italiänischer Künstler aus dem funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert ist eine in mannigfacher Beziehung bedeutende und dankenswerthe Erscheinung, von der wir lebhaft wünschen, daß sie auf die Behandlung der Kunst- und Kulturgeschichte die Wirkung äußern möge, die der einsichtsvolle Herausgeber im Auge gehabt hat. Die Zeit, in welcher die historische Darstellung zu einer trocknen Aufzählung der Begebenheiten zusammengeschrumpft war oder sich nach der gerade entgegengesetzten Richtung hin in ein ganz abstraktes, immer nur unter großen Einschränkungen gültiges Raisonnement verflüchtigte, ist vorüber, und das Bestreben, lebensvolle Bilder vergangener Verhältnisse zu entwerfen, hat auch dem biographischen Element die ihm in der Geschichtschreibung gebührende Stelle wieder angewiesen; manche Schriftsteller sind sogar durch die Neigung, statt leerer Abstractionen konkrete Individualitäten den Lesern vorzuführen, zu dem Mißgriff verleitet worden, große in der Gesammtentwickelung lange gereifte Ereignisse aus persönlichen Eigenthümlichkeiten und Launen der handelnden Personen zu erklären, aus Umständen, die oft nur eine sehr untergeordnete Rolle spielten. Die Kunstgeschichte ist — wenn wir die Geschichte der Dichtkunst ausnehmen — von dieser Entwickelung wenig berührt worden; den Blick auf das Ideale gerichtet, hat sie die nackte Wirklichkeit, von der auch der göttlichste Künstler nicht völlig losgelöst ist, keiner besonderen Aufmerksamkeit gewürdigt; ausschließlich mit dem Kunstwerk beschäftigt, hat sie über dem Kunstwerk nur zu oft des Künstlers vergessen, mehr in der Weise eines genießenden Kunstfreundes, als des forschenden Historikers; sie hat das Werk aus dem Werk zu erklären gesucht, und hierbei zwar für die Feststellung der verschiedenen Arten des Styls, der verschiedenen Kunst-Epochen, des Entwickelungsganges der künstlerischen Thätigkeit einzelner Individuen Großes geleistet, aber doch nicht Alles erklären können, weil sie die Eigenthümlichkeit der Künstler, die Verhältnisse, in denen sie lebten, nicht in genügender Weise berücksichtigt hat. Und doch scheint es uns, daß bei keinem Zweige der Historiographie ein Zurückgehen auf das Individuum so an seiner Stelle wäre, wie bei der Kunstgeschichte. Wirkliche Künstler sind zartbesaitete Naturen; die Gunst oder die Ungunst der Verhältnisse, unter deren förderndem oder niederdrückendem Einflusse sie stehen, klingt in ihnen lebendiger wieder, da ihnen das Schicksal die Gabe feiner Empfindung verlieh; und weil ihnen ein Gott zu gleicher Zeit gab, „zu sagen, was sie leiden", so ist einem Gedicht, einer musikalischen Composition oder einem Werke der bildenden Kunst das Gepräge der innersten individuellen Stimmung des Künstlers stets viel unmittelbarer und leichter erkenntlich aufgedrückt, als z. B. einer Arbeit, die aus einer streng wissenschaftlichen Forschung hervorgegangen ist. Bei Dichterwerken, die von allen künstlerischen Leistungen am meisten den Charakter der Subjektivität an sich tragen, ist der innige Zusammenhang zwischen dem Werk und den Verhältnissen, die auf den Verfasser einwirkten, so auffallend, daß die Bedeutung des biographischen Elements für die Literaturgeschichte längst anerkannt ist; ja, es ist hier sogar zuweilen in übermäßiger Weise berücksichtigt worden und hat zu einer Spionerie geführt, welche die zartesten persönlichen Beziehungen aufzuspüren und aufzudecken beflissen war, jede dichterische Leistung aus äußeren Anlässen herzuleiten suchte und unter völliger Verkennung der Natur des dichterischen Schaffens den der selbständigen Schöpferkraft des Dichtergeistes angewiesenen Spielraum durch das Hervorheben von Aeußerlichkeiten ungebührlich beengte. Wenn das Verfallen in dieses Extrem, vor dem Herr Dr. Guhl in seinen Bemerkungen über ein Sonett Rafael's an seine Geliebte (S. 151) warnt, eigentlich nur der frivolen Neugier sich gefällig erweist, so leistet eine maß- und einsichtsvolle Berücksichtigung des biographischen Elements unzweifelhaft dem tieferen Verständniß des Kunstwerks die wesentlichsten Dienste; und was von der Dichtkunst gilt, ist in ähnlicher Weise auch auf die bildenden Künste anwendbar. Es ist für die Würdigung einer künstlerischen Kraft sehr wichtig, zu wissen, ob dieselbe unter der Gunst der äußeren Verhältnisse sich vollständig und frei entfalten konnte, oder ob sie durch Widerwärtigkeiten aller Art in ihrem Aufschwunge niedergedrückt wurde; es ist in Bezug auf ein einzelnes Kunstwerk wichtig, zu wissen, ob der Künstler in der Lage war, dem in seinem Geiste thronenden Ideal in dem Werk einen unverfälschten Ausdruck geben zu können, oder ob er durch äußere Verhältnisse, durch die Eigenheiten der Auftraggeber u. dgl. zu Modificationen bestimmt wurde; wir finden in der uns vorliegenden Sammlung von Künstlerbriefen bemerkenswerthe Kontrakte, in welchen von den Auftraggebern die Einzelnheiten der gewünschten Gemälde, die Figuren, die darin vorkommen sollen, ihre Gruppirung mit einer uns befremdenden Genauigkeit festgestellt sind. Vor Allem wichtig bleibt aber die ganze Persönlichkeit des Künstlers; sie dient oft nicht nur zur Erklärung eines einzelnen Kunstwerks, sondern einer ganzen Kunstrichtung, zu der eine durch besondere Verhältnisse bedingte Thätigkeit eines hervorragenden Talents den Anstoß gab.

Um nun den verblaßten Gestalten der alten Meister, die man über ihren Werken mehr, als billig ist, vernachlässigt hat, die Wärme des Lebens einzuhauchen, und um hierdurch in dem Gemälde der Kunstentwickelung die letzten und feinsten Schattirungen anzubringen, hat sich Herr Dr. Guhl der dankenswerthen Arbeit unterzogen, aus den bändereichen und noch wenig benutzten Sammlungen von Bottari, Gaye und Gualandi, die in der angedeuteten Beziehung lehrreichen Briefe alter Künstler auszuziehen und sie durch angemessene Uebersetzungen und sachgemäße Erläuterungen dem größeren Publikum zugänglich zu machen. Herr Dr. Guhl führt uns somit sofort zu der lautersten Quelle, aus der wir eine genauere Kenntniß der Persönlichkeiten schöpfen können, zu den Briefen der alten Meister, in denen wir sie in ihrem unmittelbaren Verkehr mit ihren Angehörigen, ihren Kunstgenossen, ihren Gönnern erblicken, und die als der unbefangene und frische Ausdruck der lebendigen Gegenwart ganz besonders geeignet sind, uns die volle Wirklichkeit der Verhältnisse und die Persönlichkeit des Künstlers zu veranschaulichen. In der vorliegenden Sammlung erblicken wir die bedeutendsten italiänischen Künstler aus der Zeit der Blüthe in ihren menschlichen Beziehungen: Leon Batista Alberti, Benozzo Gozzoli, Andrea Mantegna, Pietro Perugino, Leonardo da Vinci, Rafael, Correggio, Michel Angelo, Titian, Giulio Romano, Benvenuto Cellini, Giorgio Vasari u. A., und sehen mit Theilnahme, wie die Lebendigkeit und Aehnlichkeit des Bildes, welches uns die Kunstgeschichte aus ihren Werken vorgeführt hat, durch die individuellen Züge, die sie selbst in ihrem brieflichen Verkehr uns darbieten, vielfach gehoben wird. Die krankhafte Unruhe eines Lippi, die klassische Strenge Alberti's, die schlichte, naive, in sich vollendete Natur des göttlichen Rafael, das bescheidene Wesen eines Benozzo Gozzoli oder Correggio treten uns auch in ihren Briefen mit sprechender Aehnlichkeit entgegen. Das Verhältniß, in dem die Künstler zu ihren hohen Gönnern standen, zu den Päpsten, zu den Herrscherhäusern in Florenz, Urbino, Mailand, wird uns durch ihren Briefwechsel in der lebendigsten Weise vor die Seele geführt.

Es muß dem Herausgeber der „Künstler-Briefe" zu großem Lobe angerechnet werden, daß er sich bei der Uebersetzung derselben von jeder stylistischen Schönfärberei fern gehalten hat. Es kam darauf an, ein Material zu liefern, vermittelst dessen wir uns die Gestalten der alten Meister mit größerer Portrait-Aehnlichkeit anschaulich machen konnten. Nun möchten wir zwar dem Satze, daß der Styl der Mensch sey, keine unbedingte Geltung einräumen; allein auf Künstler ist seine Anwendung zulässiger als sonst, da bei Künstlern die Form überhaupt eine höhere Bedeutung hat. Es war eine ungemein schwierige Aufgabe, bei Uebersetzung der Briefe ihre stylistische Färbung wenigstens annähernd wiederzugeben; allein es scheint uns, daß der Herausgeber dieses Ziel mit großem Glück angestrebt hat. Das unstete Wesen Lippi's, die klassische Färbung Alberti's, die im reinsten Ebenmaß hervorquellende Natur Rafael's wird man nicht blos in dem Inhalt und dem Gedankengange ihrer Briefe, sondern auch in der Form derselben, wie sie uns durch die Uebersetzung dargeboten wird, leicht wiedererkennen.

*) Künstler-Briefe. Uebersetzt und erläutert von Dr. Ernst Guhl. Berlin, Trautwein'sche Buch- und Musikalienhandlung. 1853.

Wo Herr Guhl eine größere Anzahl von Briefen eines Künstlers mittheilt, hat er ihnen eine kurze Charakteristik vorausgeschickt, die allerdings nur bezweckt, das Bild des Künstlers durch die aus seinen Briefen entnommenen bezeichnenden Züge mehr zu individualisiren, die aber doch auch an sich ein gerundetes und ansprechendes Ganze bildet. Die Erläuterungen, die jedem Briefe angehängt sind, gewähren über die in demselben erwähnten Kunstwerke, Personen und seinen anderweitigen Inhalt Aufschluß und enthalten auch sonst zur Charakteristik des Künstlers beachtungswerthe Winke, so daß das Werk sowohl durch die Briefe, als durch die Erläuterungen nicht nur speziell für die Kunstgeschichte jener Epoche, sondern in weiterem Umfange für die Geschichte der Kultur und der sozialen Verhältnisse jener Zeit Bedeutung erhält.

Es ist nicht gut möglich, durch Heraushebung einzelner Proben unseren Lesern den Geist zu veranschaulichen, in dem Dr. Guhl gearbeitet hat. Das Lehrreiche der Sammlung liegt hauptsächlich in der Nebeneinanderstellung von Briefen verschiedener Künstler, die im Leben wie in der Kunst verschiedene Wege gingen und deren Charakterverschiedenheit sich auch in ihren Briefen wiederspiegelt. Das Verdienstliche des Werks liegt in der glücklichen Auswahl aus der Masse des Stoffs, und das Interessante jedes Briefes darin, daß er zur Charakteristik des Künstlers einzelne Züge liefert, von denen der eine nicht minder bezeichnend als der andere ist. Wir begnügen uns deshalb damit, aus dem reichen Inhalt ein kurzes Dokument hervorzuheben, das — wie wir glauben — wohl Niemand ohne Theilnahme lesen wird, da es den Kontrakt über die Anfertigung eines der gefeiertsten Meisterwerke bildet und von einem Künstler herrührt, von dem nur sehr wenige schriftliche Dokumente vorhanden sind. Der Kontrakt, den Correggio mit Alberto Pratonero über das unter dem Namen der „Nacht" allbekannte Gemälde, jetzt eine Zierde der Dresdner Gemälde-Galerie, unter dem 14. Oktober 1522 in Reggio abschloß, lautet, wie folgt:

„Durch diese Schrift von meiner Hand thue ich, Alberto Pratonero, einem Jeden kund und zu wissen, daß ich mich anheischig mache, dem Meister Antonio da Correggio, Maler, zweihundertundacht Lire alter Münze von Reggio zu geben, und zwar als Bezahlung einer Tafel, welche mir derselbige in aller Vortrefflichkeit zu machen verspricht und auf welcher die Geburt unseres Herrn gemalt sein soll, mit allen den dazu gehörigen Figuren, nach den Maßen und der Größe, die sich auf der eigenhändigen Zeichnung angegeben befinden, welche mir derselbe Meister Antonio überbracht hat. An dem vorbemerkten Tage habe ich ihm als Theil des Preises vierzig Lire alter Münze ausgezahlt."

„„Und ich, Antonio Lieto von Correggio, bekenne, an dem oben bemerkten Tage und Jahre, so viel als oben geschrieben ist, erhalten zu haben, und zum Zeichen dessen habe ich dies mit meiner Hand geschrieben.""

Herr Dr. Guhl bemerkt in den Erläuterungen unter Anderem, daß selbst bei der allerhöchsten Schätzung des damaligen Werthes einer Lira die in dem Kontrakt bewilligte Summe nur hundertsechsunddreißig bis hundertvierzig preußische Thaler betragen würde. „Wenn man nun auch die höhere Geltung des edlen Metalles in jener Zeit in Anschlag bringt, wonach der Preis des Bildes, nach unseren Verhältnissen berechnet, vielleicht etwas höher zu stehen kommen würde, so bleibt er doch immer noch so auffallend gering, daß man ihn mehr denn alles Andere als einen Beleg für die engen und fast dürftigen Verhältnisse des Künstlers und für seine ausnehmend bescheidenen Ansprüche betrachten kann. Und dabei ist noch ausdrücklich zu bemerken, daß man das Bild keineswegs als ein Erstlingswerk betrachten darf. Vielmehr war Correggio damals schon achtundzwanzig Jahr alt und hatte außer vielen Tafelbildern schon mehrere größere Wandmalereien ausgeführt: so zwischen 1518 und 1519 jene lieblichen Gruppen für die Nonnen des Klosters St. Paolo zu Parma, die schon allein hinreichen könnten, den Ruf eines Malers zu gründen, und eine kleine Kuppel in dem Kloster von St. Giovanni, und eben so hatte er die großen und berühmten Malereien in der Kuppel der letztgenannten Kirche schon begonnen, die späterhin das Studium der größten Meister geworden sind. Als Correggio die vor kurzem begonnene Ausführung dieser Malereien unterbrach, um in seine Heimat zurückzukehren, und als er auf dieser Reise durch Reggio kam, wurde jener Kontrakt zwischen ihm und Alberto Pratonero vollzogen."

Herr Dr. Guhl beabsichtigt, in einer weiteren Folge auch die Briefe deutscher, französischer, niederländischer und italiänischer Künstler aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert zu veröffentlichen. Wir können nur wünschen, daß die vorliegende Sammlung nicht blos bei Kunstfreunden, sondern bei allen Gebildeten eine Aufnahme finden möge, die den gelehrten Kenner der Kunstgeschichte ermuthigt, mit so werthvollen Publicationen fortzufahren. Die „Künstler-Briefe", zum großen Theil an Personen gerichtet, die in der politischen Welt eine hervorragende Stelle einnahmen, sind auch für die allgemeine Geschichte jener Zeit um so mehr eine beachtenswerthe Quelle, als bei den italiänischen Fürstenhäusern die Beförderung der Kunst eine mit das wiedererwachte Interesse für die schönen Werke des klassischen Alterthums begründete politische Maxime war.

Kaukasien.

Schamyl als Feldherr, Sultan und Prophet.

(Fortsetzung.)

Der furchtbarste Gegner Schamyl's war General Grabbe. General Golowin, der Nachfolger Rosen's im Oberbefehl, war der Offensive entschieden abgeneigt; Grabbe dagegen, mit den militairischen Operationen in Dagestan betraut, brannte vor Verlangen, jenen Feind, dessen Einfluß und Verwegenheit er in stetem Zunehmen sah, in seinen Festungen aufzusuchen. Er schrieb ohne Unterlaß nach Petersburg wie sein Vorgesetzter, zu Tiflis residirend, nicht im Stande sei, die Bedürfnisse der Situation genau zu kennen, und erbat es sich als eine Gnade, einen Zug in die Gebirge unternehmen zu dürfen. Besonders wollte er die Veste Achulko angreifen, wo Schamyl den Sitz seiner Macht aufgeschlagen hatte. Wäre die Veste genommen, so würden die zersprengten oder entmuthigten Tschetschenzen nicht länger anstehen, sich zu unterwerfen. Er hoffte überdies, daß der schreckliche Schamyl, wie Khasi-Mollah sieben Jahre früher auf den Wällen Himri's, ihm todt oder lebendig in die Hände fallen würde. Im Frühling 1839 erhielt er endlich die Genehmigung, und seine Heeressäule setzte sich sofort in Bewegung. Achulko war sechzig Werst von dem vorgeschobensten Posten entfernt. Nach einem mehrtägigen mühsamen Marsch in den Schluchten, stand man endlich am Fuße des Felsens, auf welchem die Residenz Schamyl's ragte. Nicht ein Flintenschuß fiel während des Zuges; die in Achulko vereinigten Tschetschenzen erwarteten den Feind festen Fußes. Die Russen hatten geglaubt, die Kanonen und Mörser würden mit den Belagerten leichtes Spiel haben. Freilich waren die Ringmauern der Veste bald niedergeschossen; allein die Tschetschenzen hatten fast nichts dabei gelitten. Unter dem Schutze der Minen und Keller hatten sie den sichersten Schuß. Wehe dem Russen, der sich hinter den Verschanzungen blicken ließ, die Kugel eines unsichtbaren Freischützen streckte ihn auf der Stelle nieder. Der erste Sturm kam der Kolonne Grabbe's theuer genug zu stehen; von funfzehnhundert Mann, die an den Sturmleitern hinanklimmten, kehrten nicht hundertfunfzig zurück. Der General Grabbe verlor nicht den Muth. Ein zweiter, ein dritter Anlauf, minder mörderisch als der erste, sicherten den Russen den Besitz zweier wichtigen Punkte. Sie begannen nun, den Fels zu unterminiren. Erstaunt über die scheinbare Unbeweglichkeit des Feindes und von dem Geräusch der geheimnißvoll wühlenden Sappe erschreckt, waren die Belagerten aus ihren bergenden Höhlen hervorgekommen, um zu entdecken, was man gegen sie im Anschlag habe; die Russen benutzten die Gelegenheit, und ein vierter, kräftig geleiteter Sturm überlieferte ihnen am 22. August 1839 die Festung, nach einer fast viermonatlichen Belagerung. Von dem langen Widerstand erbittert, gaben die Russen kein Quartier. Als das Gemetzel vorüber war, suchte man überall nach dem Leichnam Schamyl's; aber vergebens. In die Höhlen, die sich in den Halden des Gebirges befanden, hatte sich der kühne Prophet mit einer Schaar der Seinigen zurückgezogen, um von hier aus mehr als Einen Ungläubigen tödtlich zu treffen. Langer Widerstand indeß oder Flucht war unmöglich, da alle Ausgänge gesperrt waren; was sollte nun aus ihm werden? Die Müriden in seinem Gefolge standen nicht an, ihr Leben zu opfern, um das Haupt des Glaubens zu retten. Aus einigen in der Höhle vorgefundenen Balken zimmerten sie eine Art Floß zusammen, warfen es in den am Fuße des Felsens strömenden Kopsa und sprangen von der Höhe hinab in das schwimmende Fahrzeug. Die Russen, nicht zweifelnd, daß Schamyl dabei sei, machten Jagd auf das Floß; während die Infanterie an beiden Ufern mit dem Fahrzeug Schritt hielt, sprangen die Kosaken ihre Pferde in das Wasser, um sich des Propheten zu bemächtigen. Während aber die ganze Aufmerksamkeit der Russen nach dieser Seite gespannt war, schwang sich ein Mann in den Kopsa, erreichte schwimmend das andere Ufer und verschwand im Gebirge. Die Tschetschenzen auf dem Floß inzwischen wehrten sich, bis der letzte Mann gefallen, aber Schamyl war gerettet. Man denke sich das Erscheinen des Propheten unter den Völkerschaften, zu denen eben die Kunde von der Zerstörung Achulko's gedrungen. Man glaubte ihn unter den Trümmern begraben, und plötzlich ist er von den Todten erstanden! Ist seine göttliche Sendung noch zu bezweifeln? Niemals war Schamyl's Ansehen größer, als nach seiner heroischen Niederlage.

Nach der Einnahme von Achulko entschloß sich Schamyl, den Tscherkessen den heiligen Krieg zu predigen. Bei den Awaren, einer wichtigen, den Russen völlig unterworfenen Völkerschaft Dagestans, war es ihm im Jahre 1836 mißlungen. Er hoffte, die Kaukasier des

Schwarzen Meeres würden sich mit denen des Kaspischen vereinen; denn diese, mit einziger Ausnahme der Awaren, hatten sich unter sein Banner geschaart und fast Eine Nation gebildet. Wenn die Tscherkessen mit den Tschetschenzen zugleich den Kampf wieder aufnähmen, welch ein furchtbarer Schlag könnte dann gegen die russische Macht geführt werden! Schamyl besuchte die Ubischen und Adigen, wurde zwar ehrenvoll aufgenommen, zu einem entschiedenen Ergebniß aber kam es nicht. Wohl ist der Russenhaß ein mächtiges Band zwischen den Völkern dies- und jenseits des Kaukasus; allein Jahrhundert alte Stammrivalitäten lockern dieses Band. Auch der Sprachen-Unterschied ist ein Hinderniß für das gemeinsame Wirken, das der feurige Häuptling ins Leben rufen wollte. Schamyl, genöthigt, den heiligen Krieg in türkischer Sprache zu predigen, wurde nur von den Häuptlingen und Mollas verstanden. Er brachte daher aus Cirkassien nichts als schwankende Zusagen und die Versicherung unversöhnlicher Erbitterung gegen Rußland mit zurück. Er hatte zu seinem Sitz die Veste Dargo gewählt, einen Platz, der nicht so stark wie Achulko, aber von einer fast uneinnehmbaren Lage war. Um ihm hier zu Leibe zu gehen, ließ General Grabbe im Mai 1842 die dazu detaschirten Truppen von Girsel-Aul ausrücken. Schamyl gab den Tschetschenzen Befehl, auf die Kolonne während ihres Marsches keinen Schuß abzufeuern; man ließ sie in die düsteren Wälder und die gewundenen Engpässe um Dargo sich verwickeln, dann wurden sie von allen Seiten eingekeilt und halb vernichtet. Das war eine der schrecklichsten Niederlagen, welche die Russen jemals in Kaukasien erlitten. In Girsel-Aul erwartete man die Rückkehr der Kolonne, man hatte mancherlei Vorbereitungen getroffen, die Sieger festlich zu empfangen — und welch ein klägliches Schauspiel boten die Truppen mit ihren gelichteten Reihen! Der Kriegsminister, Fürst Tschernyscheff, auf einer Sendung in Kaukasien, war gerade in Girsel-Aul und Augenzeuge des düsteren Bildes; er konnte das Jammergeschrei der Frauen und Kinder, die Klagen der Offiziere, das Murren der Soldaten mit eigenen Ohren hören. Solche Unternehmungen wollen durch den Erfolg gerechtfertigt sein. Einige Wochen darauf verlor Grabbe das Kommando.

Die Tscherkessen des Schwarzen Meeres, erweckt vom fernen Schall der Siege Schamyl's in Dagestan, versuchten nun auch ihrerseits einige Angriffe gegen die Russen. Schon vor der Reise Schamyl's nach Cirkassien, um 1836, waren einige Aufstände vorgekommen. Die Tscherkessen, die es nicht mehr mit dem glänzenden und unerschrockenen General Saß zu thun hatten, durchbrachen mehr denn einmal die Vertheidigungslinien, die den Kosaken zur Bewachung waren anvertraut worden. General Saß, wie Jermolov, plötzlich seiner Functionen enthoben, hatte zum Nachfolger den General Weljaminov,*) der die Tscherkessen durch hallende Proclamationen und Prahlereien in poetischem Styl einzuschüchtern vermeinte. Eine von 1837 datirte lautet also: „Rußland hat Frankreich erobert. Es hat die Söhne dieses Landes dem Tode hingegeben und die Töchter in die Gefangenschaft geführt. Und England — wie könnte das den Tscherkessen zu Hülfe kommen? Erhält es nicht von Rußland sein täglich Brod? Mit einem Worte, es giebt nur zwei Mächte: Gott im Himmel und der Zar auf Erden, und wenn die Himmelswölbung einstürzen sollte, so wäre Rußland stark genug, sie mit seinen Bajonnetten zu stützen." Die Tscherkessen belustigten diese anmaßlichen Rodomontaden, die sie mit nächtlichen Angriffen auf mehr denn einem Punkte beantworteten; 1840 fielen vier Festungen der Linie in die Gewalt der Tscherkessen, die sich damit begnügten, sie auszuplündern. Auch 1843, nach dem Siege Schamyl's bei Dargo, gab es einige bewaffnete Aufstände; allein zwei oder drei kräftig ausgeführte Erfolge der Russen brachten ihre Gegner wieder zu der Rolle des passiven Widerstandes zurück.

Die Niederlage des Generals Grabbe bei Dargo veranlaßte nicht blos seine Ungnade, sie führte auch die Absetzung des General-Gouverneurs herbei. Das System der Defensive gewann in Petersburg die Oberhand. An General Golowin's Stelle kam General Neidhardt, ein deutscher Offizier, ausgezeichneter durch seine administrative Geschicklichkeit, als durch militairische Talente; der aktive Oberbefehl wurde anstatt Grabbe's dem General Gurko übergeben. Nach der Instruction des Kriegsministers sollte man sich auf den eingenommenen Punkten befestigen und für lange Zeit auf alle abenteuerliche Züge verzichten. Es bedürfte manches Friedensjahres, um das Heer moralisch zu heben. Allein die Kühnheit Schamyl's brachte die Russen von diesem System ab. Das Ende des Jahres 1843 ist eine der blutigsten Perioden in der Geschichte des kaukasischen Krieges. Im September besetzte der Prophet das Awarenland, dessen Häuptlinge mit dem Zar verbündet sind. Er belagerte die russische Garnison, schnitt ihr das Wasser ab und zwang sie, sich bis auf den letzten Mann zu ergeben. Ein Bataillon, das ihr zu Hülfe kam, wurde völlig aufgerieben. General Klüke rückt mit beträchtlicher Mannschaft in Eilmärschen Schamyl entgegen; Schamyl schlägt ihn, verfolgt ihn, nöthigt ihn, sich in die Veste Chunsak zu werfen, und ist auf dem Punkte, den Platz zu nehmen, als General Dolgorukji mit zahlüberlegener Heeresmacht erscheint und, nach einem in mehreren Treffen lange unentschiedenen, endlich theuer erkauften Siege, die Garnison befreit. Schamyl zieht sich zurück, verwüstet Awarien, führt die Einwohner gutwillig oder gezwungen mit, indem er es sich vorbehält, diejenigen, die es noch mit Rußland hielten, durch seine kriegerischen Predigten zu bekehren; und nach wenigen Wochen ist er wieder da an der Spitze eines Heeres von Tschetschenzen, Awaren, Lesghiern und Kumyken — Völkerschaften, die weder stamm-, noch sprachverwandt, sondern nur von einem und demselben Fanatismus entflammt sind — und schickt sich an, die Belagerung der Veste Wnesapny zu eröffnen. Die Generale Klüke und Dolgorukji vertheidigen sich zwar kräftig, und Schamyl muß abziehen, aber erst nachdem er seinen Feinden grausame Schläge beigebracht. So schloß das Jahr 1843. Für einen Krieg dieser Art reichte nicht mehr ein geschickter Verwalter aus; hier mußte sich die pünktliche Wachsamkeit Neidhardt's mit der glühenden Thätigkeit eines Saß oder Grabbe paaren. Im Beginn des Jahres 1844 scheiterte ein klug vorbereiteter Erfolg an der zaudernden Behutsamkeit Neidhardt's. Schamyl war in einem Engpaß eingeschlossen; Neidhardt mußte erst seine Vorsichtsmaßregeln treffen, schickte den Befehl zum Angriff einen Tag zu spät, und Schamyl — hatte Zeit, aus der Schlinge zu kommen. Die Absetzung ward über ihn verhängt, und er ging nach Moskau, um dort vor Kummer zu sterben. An seine Stelle trat Graf (jetzt Fürst) Woronzov.

(Schluß folgt.)

*) Hier hat sich Herr St. René Taillandier eine kleine Ungenauigkeit zu Schulden kommen lassen: Saß befehligte unter Weljaminov, wie später unter dem General Grabbe, einen Theil der sogenannten „kaukasischen Linie". D. R.

Frankreich.

Aus der Pariser lithographirten Korrespondenz.

Neujahrsfestlichkeiten. — Der Maskenball im Opernhause. — Donizetti. — Die „femme entretenue" auf dem Theater. — Willemain's „Souvenirs contemporains". — Das Journal Le Mousquetaire und der Feuilleton-Roman. — Uebersetzungen aus dem Deutschen. — Französische Schriftsteller in belgischem Verlage.

Paris, 3. Januar.

Es läßt sich nicht verkennen, daß die Ereignisse ihren Schatten über die Neujahrsfestlichkeiten warfen; der Empfang in den Tuilerieen war prachtvoll wie gewöhnlich, aber es herrschte augenscheinlich ein tieferer Ernst, eine feierlichere Stimmung als sonst. Noch ist das letzte Wort nicht gesagt worden; aber man fühlt in allen Kreisen das Herannahen eines entscheidenden Augenblicks, einer Wendung in den Geschicken der Welt. Wenn man jedoch in das neue Jahr mit Erwartung außergewöhnlicher Ereignisse trat, so sieht man ihnen, trotz mancher Schwierigkeiten, mit ruhigem Vertrauen entgegen. Dieses Vertrauen kündigt sich wo möglich noch bestimmter in den Volkskreisen an, wo einerseits die seit vielen Jahren zum erstenmale wieder nationale Politik des Kaisers(!) und andererseits die Sorgfalt der Regierung, die Härte des Winters und der Theuerung zu mildern, die größte Anerkennung finden. Man kennt noch nicht die Summe, welche von den Bäckern, Fleischern, Weinhändlern und Materialwaaren-Verkäufern an die Armenkassen abgeführt wurde. Doch kann man annehmen, daß sie kaum unter einer Million geblieben. Trotz der bedenklichen Zeitverhältnisse waren alle öffentlichen Belustigungsorte überfüllt. Die große Oper gab ihren ersten Maskenball. Wir haben allerdings mehr Dominos als sonst, mehr Eleganz und weniger ausgelassene Lust bemerkt. Die Masken waren jedoch nicht ausgeschlossen worden, und der Maskenball der Pariser Oper, welcher seit dem Verfalle des Karnevals in Venedig und Rom die größte Karnevals-Merkwürdigkeit der Welt ist, kann als gerettet angesehen werden.

Aus der Theaterwelt sind die musikalischen Neuigkeiten allein von einigem Belange. Donizetti's „Betly" in der großen Oper hat wenig gefallen. Wir wollen dieser Oper keine ausführliche Besprechung widmen, da sie in Deutschland längst nicht unbekannt war. Die Musik wurde unbedeutend gefunden, und ihre Wirkung wurde durch die weiten Räume der großen Oper noch mehr beeinträchtigt. Hingegen wurde Donizetti's dreiaktige Oper: „Elisabeth oder die Tochter des Verbannten" im lyrischen Theater mit dem größten Beifalle aufgenommen. Da Meyerbeer noch immer auf seine schon längst angekündigten neuen Opern warten läßt, so müssen wir uns einstweilen mit älteren, hier noch nicht gekannten Arbeiten des verstorbenen Donizetti behelfen.

Das Lieblings-Thema der heutigen dramatischen Schriftsteller Frankreichs, die „Femme entretenue" — dieses unsittliche Produkt der modernen Pariser Gesellschaft — ist mit der „Kamelien-Dame" und mit der „Diane de Lys" keineswegs bereits erschöpft und scheint auch im Jahre 1854 seine Macht und Anziehungskraft nicht blos beibehalten, sondern auch noch weiter ausdehnen zu wollen. Hoffentlich werden sich die deutschen Bühnen vor dieser moralischen Pest zu bewahren wissen! Eine andere Erscheinung der französischen Literatur im Jahre 1853 waren die Memoiren von Männern der Kaiser- und

der Restaurations-Zeit, unter welchen die (im „Magazin" bereits ausführlich erwähnten) des Königs Joseph und die „Zeitgenössischen Erinnerungen" von Villemain die bedeutendsten und wahre Schätze sind. Erstere enthalten sehr merkwürdige Enthüllungen und derbe Wahrheiten in Bezug auf die ausländischen Erpressungen der kaiserlichen Marschälle und des kaiserlichen Gebieters selbst, während letztere dem ergrauten Akademiker Villemain Gelegenheit gaben — wie er dies häufig auch in seinen akademischen Reden auf sehr freimüthige Weise thut — seine Vorliebe für die Herrschaft der orleanistischen Bourbons auszusprechen. Die Rückkehr der ausgezeichnetsten Schriftsteller, welche seit 1830 der praktischen Politik sich zugewandt hatten, zur Literatur, der sie Alles verdankten, was sie durch die Politik eingebüßt haben, war eine angenehme Erscheinung. Auf diesem Felde hält Frankreich noch immer Lorbeeren für die Doktrinäre in Bereitschaft.

Die literarische Bewegung hat durch die Gründung des Journals von Alexander Dumas: Le Mousquetaire, in den letzten Monaten des verflossenen Jahres einen sichtlichen Impuls erhalten. Die staunenswerthe Thätigkeit dieses unerschöpflichen, jedoch keineswegs unergründlichen Schriftstellers, der für sich allein eine Literatur ausmacht, ruft überall Leben und Bewegung hervor, wo sie sich zeigt. Die Konkurrenz des Mousquetaire zwingt die großen Tagesblätter, ihre Feuilletons besser zu bestellen. Die schöne Zeit für die Feuilletons und die Feuilletonisten kehrt zurück. Sogar der ernste, offizielle Moniteur hat begonnen, das leichte und elegante Volk der Romanschreiber in seinem Erdgeschosse aufzunehmen, und wir finden heute in demselben die Namen der beliebtesten Schriftsteller seinem Feuilleton als Programm für das laufende Jahr und als Einladung, zu abonniren, vorangesetzt. Die Presse und das Siècle versprechen ihren Lesern goldene Berge. Nur das Journal des Débats wird fortfahren, den Roman von seinem übrigens gediegenen Feuilleton auszuschließen.

Bemerken müssen wir, daß im verflossenen Jahre eine große Anzahl von Uebersetzungen aus dem Englischen und auch einige aus dem Deutschen erschienen. Das Journal von Alexander Dumas ist mit dem Beispiele, Uebersetzungen deutscher Romane zu bringen, vorangegangen. Auch die „Bibliothek der Eisenbahnen", eine wohlfeile Ausgabe von Belehrungs- und Unterhaltungsschriften, wird Uebersetzungen aus dem Deutschen enthalten. Andererseits hören wir, daß französische Schriftsteller und Verleger Schritte beabsichtigen, um den unberechtigten (!) Uebersetzern ihrer Werke ins Deutsche ernstliche Hindernisse zu bereiten. Das belgische Unwesen des Nachdrucks geht rasch seinem Verfalle und Ende entgegen. Die belgischen Nachdrucker beginnen, die Werke französischer Schriftsteller zu verlegen — eine ehrliche Konkurrenz, die in dem französischen Verlagsgeschäft und Buchhandel eine gewaltige Veränderung hervorrufen wird. Die „Jugend Ludwig's XIV.", ein Drama von Alexander Dumas, und „Laura", ein Roman von Georges Sand, sind so eben mit Verlagsrecht in Belgien erschienen.

Mannigfaltiges.

— Castrén's Reisen im Norden.*) Wenigstens eine kurze Hinweisung auf dieses treffliche Reisewerk wollen diese Blätter bringen, da uns bis jetzt, wegen anderer drängenden Stoffe, nicht vergönnt war, eine ausführliche Anzeige zu liefern. Matthias Alexander Castrén, der Sohn eines finnländischen Pfarrers im Gouvernement Uleaborg, starb am 7. Mai 1852, als Professor der finnischen Sprache und Literatur an der Universität Helsingfors, im neununddreißigsten Lebensjahre, nachdem er die umfassendsten Studien der tschudischen Sprach- und Völkerkunde, so wie der Mythologie dieser Völkerschaften, gemacht und in mehreren, in schwedischer Sprache abgefaßten Werken niedergelegt. Zu diesem Behufe hatte er zweimal, zuerst im Jahre 1838 und dann in den Jahren 1841 bis 1844, große Reisen nach Lappland, dem nördlichsten Rußland, Sibirien und Karelien unternommen. Das „Magazin" hat bereits in früheren Jahrgängen nach finnländischen und russischen Zeitschriften über diese Reisen Castrén's einzelne Berichte geliefert. Kürzlich ist nun im Verlage von Avenarius und Mendelssohn eine von Henrik Helms veranstaltete deutsche Uebersetzung der „Reisen im Norden" erschienen, die wir sowohl des Autors, als des von ihm behandelten Stoffes wegen, der in jeder Hinsicht interessant und belehrend ist, unseren Lesern empfehlen. Der auch in Deutschland bekannte und geschätzte Kenner des Finnischen, Professor Sjögren, Mitglied der Akademie von St. Petersburg, war im Jahre 1838 von letzterer aufgefordert worden, das westliche Sibirien zu bereisen und, da er die Aufforderung ablehnte, einen geeigneten Gelehrten für diese Expedition vorzuschlagen. Sjögren war nach Helsingfors gegangen und hatte zwei dortigen Professoren ohne Erfolg den Vorschlag gemacht. Castrén befand sich damals bereits auf seiner ersten Reise in Lappland; allgemein wurde jedoch der junge Finnländer dem Professor Sjögren als der einzige zu dieser Expedition geeignete Mann bezeichnet. Diese Reise, auf Kosten der russischen Akademie, trat Castrén im Jahre 1841 an. In der Zwischenzeit hatte er, nach seiner ersten Rückkehr aus Lappland, im Jahre 1839, mit Unterstützung der finnischen Literatur-Gesellschaft, in Begleitung zweier Studirenden eine Reise nach dem russischen Karelien gemacht. Er sollte dort Lieder, Sagen, Traditionen, überhaupt Beiträge zur Aufklärung der „Kalewala", des von ihm bereits im Jahre 1835 übersetzten finnischen Epos, suchen. Dieser Auftrag kam dem Plane Castrén's, eine finnische Mythologie zu schreiben und eine zweite Auflage der „Kalewala" zu veranstalten, sehr erwünscht. Die meisten von Castrén dort aufgezeichneten Sachen beruhen auf mythischem Grund und sind mit magischen, wie mit christlichen Vorstellungen gemischt. Gleichzeitig fand er auch historische Sagen auf, welche größtentheils die ehemaligen Bewohner des Landes, die Lappen, betrafen und mit denen, die er in Lappland selbst kennen gelernt hatte, nahe übereinstimmten. Im Jahre 1841 endlich, als Castrén eben seine zweite lappländische Reise angetreten hatte, ging er, auf Sjögren's Veranlassung, von Enare aus nach den russischen Lappmarken, von da zu den europäischen Samojeden und demnächst über den nördlichen Theil des Ural nach Sibirien. Bei dieser Gelegenheit giebt uns der Reisende eine Schilderung der Küstenbewohner des Weißen Meeres, von wo er, mit einem Empfehlungsschreiben des russischen Ministers des Innern und des heiligen Synods versehen, seine Reise nach den Tundern der Samojeden antrat. Die Zauberkünste der „Tadiben", welche Castrén uns beschreibt, haben manche Aehnlichkeit mit den Spukgeschichten der „Rappers" und Klopfgeister in Amerika. Mehr und mehr dringt jedoch auch das Evangelium zu diesen Stämmen des Nordens, und wer ihr Wesen noch in seiner rohen und naivsten Ursprünglichkeit kennen lernen will, der muß diese „Reisen im Norden" lesen.

*) Reisen im Norden. Von Matthias Alex. Castrén. Aus dem Schwedischen übersetzt von Henrik Helms. Mit einer Karte von dem nordlichsten Rußland. — Leipzig, Avenarius & Mendelssohn, 1853.

— Menschenhandel in Amerika. Welche Nichtswürdigkeiten das neuere amerikanische Gesetz zur Folge hat, wonach Neger, denen es gelungen, aus den südlichen Staaten nach den nördlichen zu entkommen, hier verfolgt, ergriffen und ausgeliefert werden können, geht aus nachstehendem Fall hervor. In Philadelphia wurde im Monat August d. J. ein gewisser Benj. Whipper vor Gericht gestellt, angeklagt, eine fünfundzwanzigjährige schwarze Frau, Namens Mary Perrygan, unter allerlei Vorspiegelungen, die er ihr gemacht, entführt, sie — ohne daß sie es ahnte — nach Maryland (einem Sklavenstaate) gebracht und dort als Sklavin verkauft zu haben. Der Angeklagte wurde, da er die vom Richter verlangte Bürgschaft von tausend Dollars nicht zu stellen vermochte, nach dem Gefängnisse gebracht. Ein gleiches Schicksal hatte ein gewisser Peter Amer, welcher angeklagt ist, einen sechzehnjährigen Negerknaben, den Sohn eines in Philadelphia lebenden Negerpaares, an sich gelockt und nach einem Sklavenstaate verkauft zu haben.

— Sklaverei-Reform in Nord-Amerika. Die belletristische und Flugschriften-Literatur — abgesehen von den einschlägigen Journalen — welche besonders in den letzten Jahren von den Abolitionisten so reichlich genährt wurde, scheint eine Veränderung in dem sogenannten Zuchtsysteme bewirkt zu haben. Man denkt nämlich im Süden ernstlich daran, einen Hauptpunkt des Anstoßes der Negersklaverei zu entfernen, und zwar gesetzlich. Das ist die Trennung der Negerfamilien. Man scheint eingesehen zu haben, daß die losen Bande des Familienlebens unter den Sklaven, so wie es jetzt besteht, auch sehr lose Bande zwischen dem Sklaven und dem Herrn zur Folge haben. Die Aussicht auf eine stündlich mögliche Trennung erzeugt ein Gefühl der Gleichgültigkeit der Aeltern gegen die Kinder, das selbst der starken Stimme der Natur Trotz bietet, und in Folge dieser Vernachlässigung entsteht für die Eigenthümer jährlich ein solcher Ausfall in den „Piccaninnies", daß, wenn nicht ihre Humanität, denn doch der Geldcentner die Sklavenzüchter auf den Gedanken bringt, durch größere Sorgfalt für Hebung des Familienlebens unter ihren Sklaven solchen Verlusten an der jungen Eigenthums-Generation möglichst vorzubeugen. Jene Statistiker und Physiologen wollen auch gefunden haben, daß die Nonchalance, mit der die Sklaven das Eheleben betrachten, nicht besonders zweckmäßig für die Production und Vermehrung dieser Gattung Mobiliarvermögen sei. Es gab lange Zeit in dieser Beziehung zwei verschiedene Meinungen: die eben erklärte und die entgegengesetzte, daß nämlich gerade die Lockerung ehelicher Treue unter den Sklaven für das Besitzthum, respektive sein Wachsthum, ersprießlich sei.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 15 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit & Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Spediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 6. Berlin, Sonnabend den 14. Januar 1854.

Portugal.

Preisschriften über Portugal.

Die große Industrie-Ausstellung aller Nationen, welche 1851 in London stattfand, hat die drei unten angegebenen Broschüren ins Leben gerufen.*) Herr Benjamin Oliveira, P. M. für Pontefract, aber von portugiesischer Abkunft, hatte nämlich eine Prämie von funfzig Guineen für eine Denkschrift über Portugal ausgesetzt, „um, in Uebereinstimmung mit dem Endzweck der großen Ausstellung, die Aufmerksamkeit unternehmender Individuen auf die reichen, noch wenig entwickelten Hülfsmittel jenes Landes zu lenken und so die Regierung Ihrer Allergetreuesten Majestät zur Eingehung eines auf den Prinzipien des Freihandels gegründeten Handelsvertrags zu veranlassen." Der Preis wurde der Abhandlung des Herrn Forrester zuerkannt; die beiden anderen Mitbewerber, deren Schriften hier vorliegen, erhielten Medaillen. Das Buch des Herrn Forrester ist einer der werthvollsten Beiträge zur Kenntniß der kommerziellen und industriellen Verhältnisse Portugals, so wie der Zustände dieses Landes im Allgemeinen. Der Verfasser, der viele Jahre hindurch einen ausgebreiteten Weinbau am oberen Douro und in anderen Distrikten des nördlichen Portugals betrieb, hat schon früher mehrere Werke über ähnliche Gegenstände veröffentlicht. Seine Karte des Wein-Distrikts vom Alto Douro wird von den Portugiesen als ein topographisches Meisterwerk betrachtet, und seine Pläne zur Verbesserung der Schifffahrt auf dem Douro-Fluß haben die höchste Anerkennung gefunden. Es konnte daher Niemand mehr befähigt sein, das ihm gestellte Thema von allen Seiten und in allen Einzelnheiten zu beleuchten.

„Portugal", schreibt Herr Forrester, „kann mit der Ringmauer eines weiten Gefängnisses verglichen werden, dessen freier Ein- und Ausgang verboten ist. Die Bewohner, seit langer Zeit daran gewöhnt, nur ein trübes Licht in ihren Kerker eindringen zu sehen, sind gleichgültig geworden gegen die Ketten, welche sie tragen, ergeben sich ruhig in ihr Loos und scheinen sich um die Zukunft nicht zu kümmern." In früheren Jahrhunderten, als der alte portugiesische Adel zur Blüthe der Ritterschaft gehörte, war es ihm verboten, bürgerliche Gewerbe zu treiben, was als eine Entwürdigung des sangue azul betrachtet wurde. Dieses Vorurtheil fand allerdings in ganz Europa statt, so weit sich die Herrschaft des Feudalsystems erstreckte; in Portugal aber wurde es bis zu einer solchen Höhe getrieben, daß nach einem Dekret über aristokratische Etikette, welches von unserem Verfasser angeführt wird, es „keiner Person vom Adel, welche diese (Handels-) Städte besuchen würde, erlaubt sein sollte, länger als drei Tage darin zu verweilen, bei Strafe, durch den gesetzlichen Beamten ausgewiesen zu werden." Als die Ritterschaft in Verfall gerieth, wurden Handel und Industrie geachteter. Das erwähnte Dekret ward aufgehoben, und die Fidalgos wohnten nun in den Häfen und Städten, ohne sich jedoch mit dem Handel zu befassen; seit dem Erbfolgekrieg zwischen Dom Pedro und Dom Miguel aber, und ganz besonders seit der Thronbesteigung Dona Maria da Gloria's, hat der neue, aus dem Bürgerkriege hervorgegangene Adel sich desto eifriger an den Fondsspeculationen und dem Weinhandel in Lissabon und Oporto betheiligt. Indessen hält der alte Adel sich noch immer fern, und obgleich die beiden Klassen zusammenwirken, vermischen sie sich doch niemals. Die Mittelklassen sind die Hauptstützen des constitutionellen Systems; die Politik ist ihre Lieblingsbeschäftigung, und sie halten unerschütterlich an der einmal ergriffenen Partei fest. Die arbeitenden Stände werden von Herrn Forrester im günstigsten Lichte dargestellt, obwohl sie in der tiefsten Armuth schmachten und die Regierung nicht das Mindeste thut, um ihr Schicksal zu erleichtern. Ihre tägliche Kost ist die elendeste, die man sich denken kann. Unter einer brennenden Sonne arbeiten sie mit unbedecktem Haupte und halbnackt, während sie vor Regen und Kälte nur durch ein Strohdach oder einen zerlumpten Mantel geschützt werden. Ist die Familie zahlreich, so bekömmt sie nie Fleisch zu kosten; gesalzene Fische sind ein Luxus-Artikel; Brod und eine rohe Zwiebel oder Kohl mit ein wenig Salz, von den Felsen an der Seeküste gesammelt, macht ihre einzige Nahrung aus.

Die portugiesischen Cortes sind die entschiedenen Feinde der portugiesischen Industrie. Die Lehre von den „wohlerworbenen Rechten" ist der erste und heiligste Artikel im politischen Gesetzbuch, und sich an diesen zu vergreifen, gilt für ein Attentat gegen den wahren Patriotismus. Die Barre eines Flusses darf nicht hinweggeräumt werden, damit die Lootsen nicht in ihrem Gewerbe Abbruch erleiden. Auf alle Ausländer sieht man mit Argwohn und Eifersucht. Es ist daher nicht zu verwundern, daß dieses Land, trotz aller natürlichen Vortheile des Klimas, der Flüsse, des Bodens, seiner herrlichen Lage und der Mannigfaltigkeit seiner Produkte, seit langer Zeit nur Rückschritte gemacht hat. Ganz Portugal besitzt nicht mehr als sechzehnhundert Fabriken, die ungefähr zwanzigtausend Arbeiter beschäftigen. Der portugiesische Sammet ist besser, als jeder andere, indem er von reiner Seide gewebt wird; auch der Schnupftaback ist vortrefflich; und hierauf beschränkt sich Alles, was man von der Industrie des Landes zu rühmen weiß. Die Wege sind abscheulich; die Post zwischen Lissabon und Oporto wird zu Pferde befördert und legt in einer Stunde etwas über eine halbe deutsche Meile zurück. „Es giebt weder eine Postkutsche, einen Omnibus, noch eine Diligence, ja, nicht einmal einen Frachtwagen, um die Verbindung zwischen der Hauptstadt und der zweiten Stadt des Königreichs zu unterhalten; überhaupt wird im ganzen Lande kein öffentliches Fuhrwerk irgend einer Art gefunden, mit Ausnahme von Lissabon und Oporto, und Reisende können nur zu Pferde oder auf Maulthieren und in Litteiras (Portchaisen, die zwischen Maulthieren hängen) fortkommen. Landstraßen existiren im Innern gar nicht; schwere Güter werden von einem Orte zum anderen in Ochsenkarren transportirt, die leichteren aber ladet man auf Maulthiere oder auf die Schultern der Gallegos." Kanäle sind unbekannt. Die Flüsse überschwemmen ihre Ufer, und durch den Sand, den sie ablagern, wird der von Natur fruchtbare Boden seiner Ertragfähigkeit beraubt. Von dem Tajo bis nach Vigo giebt es keinen einzigen sicheren Hafen, da man alle dazu nöthigen Arbeiten vernachlässigt; kurz, das Land ist ein Paradies, aber die schlechte Regierung und die Indolenz der Einwohner scheinen sich verschworen zu haben, um es in eine Wüste zu verwandeln.

Nichtsdestoweniger könnte Portugal mit leichter Mühe sich aus seinem gegenwärtigen Verfall erholen und auf eine hohe Stufe der Wohlfahrt und des Nationalglücks gebracht werden. Es bedürfte dazu nur eines richtigeren handelspolitischen Systems und der Aufhebung der Schutzzölle, welche hier, wie überall, ihren Zweck verfehlen und, statt der einheimischen Industrie aufzuhelfen, nur ihren Fortgang hemmen, dem Schleudrian Vorschub leisten und eine allgemeine Verarmung zur Folge haben. Allerdings müßte England, das von der Oeffnung des portugiesischen Marktes den meisten Vortheil ziehen würde, auch seinerseits die schwere Steuer ermäßigen, die auf dem Hauptprodukt Portugals, dem Wein, lastet und den Konsum desselben stationair erhält, indem die Einfuhr, trotz der außerordentlichen Zunahme in der Bevölkerung und dem Wohlstande des britischen Reichs, heutzutage nur wenig mehr beträgt, als vor fünfundzwanzig Jahren. So lange England vom Portwein den enormen Zoll von vierunddreißig Pfund Sterling auf die Pipe erhebt, werden seine Freihandelspredigten bei den Portugiesen keinen großen Eindruck hervorbringen, und man kann es diesen unter solchen Umständen kaum verargen, wenn sie die Dividenden auf die ihnen von britischen Kapitalisten vorgestreckten Millionen unbezahlt lassen.

*) 1) The Oliveira Prize Essay on Portugal, by Jos. James Forrester. — 2) An Essay on the Resources of Portugal. — 3) Ensaio sobre Portugal, em relação aos objectos da Grande Exposição.

Kaukasien.

Schamyl als Feldherr, Sultan und Prophet.

(Schluß.)

Neun Jahre sind es nun, daß Woronzov und Schamyl einander gegenüberstehen; die heroische Kühnheit Schamyl's hat seitdem nicht abgenommen, aber die russische Eroberung rückt unleugbar mit jedem

Tage in streng geregeltem Schritte immer weiter. Seit zwanzig Jahren, bemerkt Wagner*) sehr richtig, hatte man nach Tiflis Männer geschickt, die sich, jeder in einer bestimmten Sphäre, auszeichneten; den wahren Gouverneur des Kaukasus hatte man noch nicht gefunden. Kein russischer General, seit Yermolov, hatte seine Aufgabe in ihrem ganzen Umfang aufgefaßt. Paskewitsch, bekannt durch seine Feldzüge gegen die Perser und Türken, verdiente seinen Ruf als gedankenloser Administrator. Rosen dagegen zeichnete sich als gewandter Unterhändler aus. Golowin hatte die Würde und diplomatische Ruhe, die den Orientalen gefallen, seine geistigen Gaben aber waren mittelmäßig. Neidhardt war als Mensch gewissenhaft, unbestechlich; warum hatten sich diese Vorsicht, diese Wachsamkeit zu allen Stunden nicht mit feuriger Thätigkeit vereint! Der deutsche Pedant — dessen erprobte Rechtschaffenheit manchem Beamten ein Dorn im Auge war — sagten sie, wird nimmer etwas Gescheidtes in diesem Kriege thun, und die übertriebene Vorsicht des Generals hat, wie man im Jahre 1844 gesehen, dieses unzufriedene Murren gerechtfertigt. An wen sollte der Oberbefehl übergehen? Einige vermutheten, der alte Yermolov, obgleich von den Jahren geschwächt, würde auf den Schauplatz seiner Triumphe zurückgerufen werden; Andere glaubten, der Kriegsminister Fürst Tschernyscheff würde auf einige Jahre die Leitung der Geschäfte im Kaukasus übernehmen. Kein Mensch dachte an Graf Woronzov, den General-Gouverneur von Neu-Rußland, der, so galt die Meinung, bei Hofe schlecht angeschrieben war. In der Krim wollte alle Welt wissen, der General sei in seiner Umgebung, in seinem Stabe, in seinem Palast, an seinem Tische von Spionen umgeben, die den Auftrag hätten, jedes seiner Worte an den Zar zu berichten, und daß man nur einen Vorwand abwartete, den Mann zu stürzen, der durch seinen selbständigen Sinn unversöhnliche Feindschaften gegen sich hervorgerufen hatte. Durch seine Ernennung zum Oberbefehl erwiesen sich jene Gerüchte als leer. Seit Potemkin, dem Günstling Katharina's II., ist ein russischer Unterthan nie mit einer so ausgedehnten Gewalt bekleidet worden. Woronzov empfing vom Zar eine diktatorische Macht über die eroberten Länder zwischen Pruth und Aras; er hat das Recht über Leben und Tod des Eingebornen; er kann nach Belieben die Beamten bis zum sechsten Grade ernennen und absetzen; er kann Belohnungen und Auszeichnungen an die Armee austheilen, ohne der Bestätigung des Kaisers zu bedürfen; er kann endlich die Beamten und Offiziere jedes Grades vor die Gerichte stellen. So hat der Zar den größten Theil seiner autokratischen Vorrechte seinem Vertreter überlassen. Eine solche Gunst ist ohne Beispiel; selbst Paskewitsch als Gouverneur in Polen besaß keine ähnliche Macht.

Die Verdienste des Fürsten um Neu-Rußland rechtfertigen dieses außerordentliche Vertrauen. Schon der Herzog von Richelieu hatte diese Provinzen umgestaltet und die neu entstehende Civilisation durch einen starken Willen und eine überwiegende Intelligenz gestützt; sein Werk verfolgte und vergrößerte Fürst Woronzov. Er war nicht mehr jung, als er seine Sendung übernahm, allein seine Thätigkeit war ungeschwächt. Seine Bewunderer träumen für ihn eine noch weit wichtigere Aufgabe in der Zukunft. Ein Russe aus der Krim äußert gegen Wagner: „Der wahre Platz für den Fürsten Michel Woronzov ist Konstantinopel. Er liebt den orientalischen Geist und kennt ihn aufs gründlichste. Keiner, wie er, eignet sich, den Orient und den Occident, Christenthum und Islam zu versöhnen." Hoffen wir indeß, daß Fürst Woronzov niemals Gelegenheit haben werde, seine Talente an den Ufern des Bosporus spielen zu lassen. Fügt ja auch der russenfreundliche Wagner hinzu: „Rußland hat die Eroberungen Katharina's noch nicht verdaut. So lange Polen und der Kaukasus noch nicht durch und durch russisch sind, wird kein Zar daran denken, die Hand nach neuer Beute auszustrecken, deren Erhaltung mehr Blut kosten würde, als alle Gebietsvergrößerungen jemals gekostet haben." Wir erlauben uns den bescheidenen Zweifel, daß selbst eine vollständige Umgestaltung Polens und des Kaukasus das Vorspiel einer neuen Periode der Herrschaft Rußlands am Bosporus sein sollte; jenen Plänen, die ganz Europa bedrohen, thürmen sich noch ganz andere Hindernisse entgegen. Indeß ist die ehrgeizige Hoffnung, womit sich die Freunde Woronzov's tragen, als ein bedeutsamer Wink des Aufzeichnens werth.

Die ungeheure Macht sollte dem Fürsten insbesondere dazu dienen, der erschrecklichen Bestechlichkeit der Beamten jeglichen Grades wo möglich ein Ziel zu setzen. Zu wiederholtenmalen war schon früher über manchen Mißbrauch Gericht gehalten worden. So wurde unter der Verwaltung des Barons Rosen dessen Schwiegersohn, Oberst Fürst Dadian, vom Zar bei einer Heerschau zur Rede gestellt, öffentlich degradirt und verurtheilt: seine glänzende Uniform gegen den Rock eines Gemeinen zu vertauschen. Erpressungen, Veruntreuung, ja, Plünderung der öffentlichen Kassen gehörten zu den alltäglichen Dingen. Neidhardt galt für einen Pedanten, weil er Alles genau nachsehen wollte; er wurde aber schlecht unterstützt. Woronzov, mit der höchsten Gewalt ausgerüstet, ging mit unbeugsamer Entschlossenheit an sein Werk. Jetzt ist der Augiasstall zum Theil gesäubert. Hunderte von Offizieren, darunter manche, welche die höchsten Stellen einnahmen, wurden degradirt; fast alle Civilbeamten, welche den öffentlichen Schatz und die unglücklichen Eingebornen zugleich plünderten, wurden als Räuber vor die Gerichte gestellt. — Die meisten Adigen sind ihm ergeben; er schickt den Häuptlingen Geschenke, macht ihnen Vorschüsse, verschafft ihnen durch manches geschickte Zugeständniß die Gelegenheit, ihre Produkte auf den moskowitischen Märkten vortheilhaft abzusetzen. Es ist nichts Seltenes, die sonst gefürchteten Häuptlinge in dem Palaste des Fürsten und bei seinen Festen als Gäste erscheinen zu sehen. Mit den Tschetschenzen freundlichen Verkehr anzuknüpfen, das begriff er, wäre ein thörichtes Beginnen; so lange Schamyl lebt, ist an ein Aufhören des heiligen Krieges nicht zu denken.

In der Zeit, wo Fürst Woronzov das Kommando im Kaukasus übernahm, war Schamyl nicht mehr der unbedeutende Häuptling, der er war, als er Hamsad-Bey folgte. Sein Ansehen war jetzt unermeßlich. Die Awaren, die Kisten, die Kumyken und noch andere Völkerschaften, überwältigt von der hinreißenden Redemacht des Propheten, hatten ihren alten Groll vergessen, um sich mit den Lesghiern und Tschetschenzen zu vereinen. Unlängst Herr einer kleinen Zahl Stämme, war er jetzt Gebieter eines ganzen Volkes. Aber welche Anstrengungen eines gewandten Geschäftsmannes, eines politischen Genius mußten vorangehen, um solch ein Ergebniß herbeizuführen! Schamyl ist nicht blos Krieger, er ist auch Gesetzgeber. Die Stammfürsten unterwerfen, mitten unter der Barbarei des Lehnswesens eine theokratische Monarchie gründen, feindselige Völkerschaften versöhnen, allen einen einzigen Glauben geben, wilde Reiter an eine geregelte Taktik gewöhnen, dauerhafte Institutionen gründen, mit Einem Worte, eine Nation schaffen und organisiren — das war Schamyl's Werk. Durch seine Glaubenslehre versöhnte er die Sekten Omar's und Ali's; durch seine Siege blendete er die Bergbewohner der verschiedenen Raçen und bändigte er den Stolz ihrer Fürsten. Die Stämme, einmal zu demselben religiösen Kriege verbündet, wurden von ihm unter demselben bürgerlichen Gesetze vereinigt. Die alten Gebietsnamen verschwanden. Das Land, das Schamyl besitzt, ist in zwanzig Provinzen getheilt, jede wird von einem Gouverneur oder Naïb verwaltet. Diese Naïbs haben nicht gleiche Macht; nur vier, die hingebendsten Freunde des Propheten, sind souveraine Herren ihrer Unterthanen; die anderen sind gehalten, ihre Beschlüsse der Genehmigung des Oberhaupts zu unterwerfen. Die Organisation des Heeres, ein Meisterstück sinnreich erdachter Präzision, ist darauf berechnet, die Einheit der Disziplin mit dem kriegerischen Feuer zu verbinden. Jeder Naïb liefert dreihundert Reiter an den Staat, und die Aushebung geschieht auf folgende Art: Auf zehn Familien kömmt ein Reiter; die Familie nun, die den Reiter stellt, ist, so lange der Krieger lebt, von allen Abgaben frei; seine Ausrüstung und Unterhaltung fällt den anderen neun Familien zur Last. Diese Reiter müssen beständig, selbst des Nachts, in Waffen und bereit sein, beim ersten Wink aufzusitzen; 1843 zählte Schamyl's Reiterei fünftausend Mann.

Neben diesem stehenden Heere bildet die ganze männliche Bevölkerung eine Bürgerwehr. Vom funfzehnten bis zum funfzigsten Jahre üben sich die sämmtlichen Einwohner der Auls im Reiten und in Handhabung der Waffen. Ihre nächste Bestimmung ist, ihre Dörfer, wenn sie angegriffen werden, zu vertheidigen; im Nothfalle aber folgen sie dem Propheten auch auf seinen fernen Zügen. Jeder Reiter der Linie beköstigt die zehn Familien, die er vertritt. Die Leibwache Schamyl's zählt tausend Mann; sie erhalten zwei Thaler monatlich auf den Kopf und einen bestimmten Theil an der Beute. Alle Auls wetteifern um die Ehre, einige Krieger in dieser Kerntruppe zu haben. Schamyl, der es weiß, wie blendend das Gepränge auf die orientalische Einbildungskraft wirkt, verläßt nie seine Wohnung ohne ein Gefolge von fünfhundert Reitern. — Die Einkünfte Schamyl's bestanden anfangs nur in der Beute, wovon nach altem Herkommen ein Fünftel dem Häuptling gebührt. In der Folge wurden Auflagen eingeführt, und der Zehnte der Aernte bereichert alljährlich den öffentlichen Schatz. Die Ländereien, die früher zum alleinigen Vortheil der Priester und Derwische den Moscheen zuertheilt waren, fielen dem Staate zu, und die Priester erhalten jetzt dafür ein regelmäßiges Gehalt; die waffenfähigen Derwische wurden der Bürgerwehr einverleibt, die untauglichen aus Dagestan verwiesen. Schamyl führte auch zur Förderung der Staatsnachrichten Posten ein: jedes Dorf muß stets einige Pferde bereit halten, und Eilboten, mit einem vom Naïb unterstegelten Passe versehen, legen die längsten Strecken wunderbar schnell zurück. Der Muth wird durch Orden und Ehrenzeichen belohnt; sie bestehen in silbernen Schaumünzen, die mit poetisch ausdrucksvollen Inschriften geschmückt sind. Die Strafen für Feigheit, Verrath, Diebstahl und Mord sind in einem Kodex, dem Werke des Propheten, genau bestimmt. Die Todesstrafe wird nach dem Grade der Schändlichkeit, die das

*) Der Kaukasus und das Land der Kosaken von Moriz Wagner. 2 Bände. Leipzig, 1848.

Verbrechen brandmarkt, unter drei verschiedenen Formen verhängt. Um sich den nöthigen Gehorsam zu sichern, unterhält Schamyl bei einem Volke den Glauben, daß er Unterredungen mit Allah habe. Diese Visionen finden Einmal jährlich statt, zu denen er sich durch Einsamkeit, Fasten und Gebet vorbereitet. Während dieser Zeit wird sein Haus sorgfältig bewacht, und es ist Keinem der Zutritt gestattet. Hat sich nun der Himmel seinem Propheten geoffenbaret, so beruft Schamyl die Priester und Räthe um sich und theilt ihnen den Willen Allah's mit.

Man kennt nun die beiden Männer, die seit zehn Jahren in den kaukasischen Kriegen einander gegenüberstehen. Der Fürst Woronzov und der Prophet Schamyl sind einander würdige Gegner. Beide, mit außerordentlicher Diktatur bekleidet, kämpfen Beide für eine Sache, die sie begeistert. Woronzov betrachtet sich als den Bahnmacher der Civilisation; Schamyl ist in seinen eignen Augen der Retter des Väterglaubens und der Wall des bedrohten Vaterlandes. Große Waffenthaten bezeichneten diese neue Periode. Der nächste Gedanke Woronzov's war, den Flecken der Niederlage bei Dargo in dem Blute der Tschetschenzen abzuwaschen, und die Einnahme dieser Veste war in der That das Ergebniß des glänzenden Zuges von 1845. Nachdem er nun die Taktik seines Gegners studirt hatte, entschloß sich Woronzov, den Angriff den Verhältnissen des Kampfes anzupassen. Bis dahin gab es nur zwei Systeme: den Vertheidigungskrieg und die Züge auf Gutglück. Eine blos defensive Haltung, indem sie die Kaukasier in ihre Berge zurückdrängte, gestattete ihnen, sich zu vereinigen, und den Institutionen Schamyl's, sich zu entwickeln. Die abenteuerlichen Ausflüge boten, wie wir schon gesehen haben, sehr ungewisse Erfolge. Es galt vor Allem, die nationale Einheit, die man unklugerweise hatte gedeihen lassen, zu zerstören; man mußte diese Bande brechen, das Heer Schamyl's zersplittern, plötzlich auf entfernten Punkten erscheinen und die tschetschenzischen Reiter zwingen, sich zu theilen.

Nach dem Siege bei Dargo, der dem Grafen Woronzov den Fürstentitel erworben, hatte er zu Sewastopol eine Unterredung mit dem Kaiser, dem er sein System vorlegte und wobei er verlangte, daß es mit Beharrlichkeit durchgeführt werde. Den Kaukasus durch Einen entscheidenden Schlag unterwerfen, sei, sagte er, ein eiteles Unternehmen, dem die Gesammtkraft Rußlands nicht gewachsen ist; man müsse vielmehr den Feind nach und nach erschöpfen, und dazu gehören Geduld und Zeit. Der Plan des Fürsten, von dem Zar gutgeheißen, wurde sofort und entschlossen ins Werk gesetzt. Die mobilen Kolonnen fingen an, den Kaukasus zu durchfurchen, und der Erfolg war groß genug, um von Seiten Schamyl's einen verzweifelten Widerstand hervorzurufen. 1846 also, während die Kolonnen neue Expeditionen vorbereiteten, rief der Prophet nicht nur das stehende Heer, sondern alle Reiter der Auls unter die Waffen, verließ den Kriegsschauplatz, durchschnitt zwei Festungslinien, setzte über zwei große Flüsse, was seine Rückkehr noch schwieriger machte, und brach in die Kabarda ein. Die Kabarder sind die Tscherkessen der Ebene, wie die Adigen die Berg-Tscherkessen sind, und gehören folglich zum Westkaukasus. Von allen Seiten den russischen Waffen bloßgestellt, sind sie seit lange unterworfen. Augenscheinlich wollte Schamyl, als er mit ihnen anband, den Schreckn in die Reihen der unentschiedenen Stämme tragen. Das war eine Tollkühnheit ohne Beispiel. Denn hatte er auch, wie es hieß, zwanzigtausend Reiter unter seinem Befehl — was, beiläufig gesagt, etwas übertrieben klingt — so konnte er im offenen Felde von der russischen Armee umstellt und mit Einem Schlage vernichtet werden. Indeß der verwegene Streich glückte: er plünderte die Kabarda, verbrannte die Saatfelder, nahm Hunderte von Gefangenen mit, und an der Spitze seines von Neuangeworbenen geschwellten Heeres durchzuckte er wie der Blitz die erschreckten russischen Linien.

Schamyl hatte bei seinem Abzuge aus der Kabarda bekannt gemacht, er werde bald wiederkommen; allein solche Schläge führt man nicht zweimal. Seit sechs Jahren umschließt der unermüdet beharrliche Woronzov die Tschetschenzen mit einem eisernen Reifen. Könnte Schamyl heute, wie 1846, zwanzigtausend Reiter zusammenbringen? Unwahrscheinlich! Der Prophet ist allerdings heute noch das verehrte Haupt, dessen Wort Helden schafft; noch immer, trotz dem anrückenden Alter, belebt ihn die Jugend der Begeisterung und Mannhaftigkeit der Entschlossenheit; allein der Spielraum seiner Thätigkeit hat sich auffallend verengt. Ob dieser von Tag zu Tag noch mehr einschrumpfen werde, wie die Russen behaupten, darf wohl zu bezweifeln sein. Der unerbittliche Kreis, den Fürst Woronzov um die Tschetschenzen gezogen, wird wohl schwerlich über eine gewisse Gränze hinausgehen, und Schamyl ist von natürlichen Festungen geschützt, die noch lange seine Kinder bergen werden. Es wird ihm noch mehr denn Einmal gelingen, die russischen Linien zu durchbrechen, Festungen zu zerstören, bei den unterworfenen Stämmen Soldaten gewaltsam zu werben, wie er es im Juni 1850 dem General Dolgorukji zum Trotz gethan hat. Es ist sogar glaublich, daß in dieser neuen Situation die dagestanischen Annalen mehr als Ein siegreiches Tagewerk einzuzeichnen haben werden. Das minder ausgedehnte Gebiet des Propheten ist desto sicherer vor einer Ueberrumpelung, und Schamyl hat freie Hand, die Stunde und den Ort zu seinen Streichen zu wählen. Das scheint aber gewiß, daß er auf den Krieg im Großen, die Hoffnung und den Traum seines ganzen Lebens, verzichten muß. Beschaulicher Priester, begeisterter Prophet, Gesetzgeber und Krieger, schien er durch seine gewaltigen Gaben berufen, der Souverain des Kaukasus zu werden, die Rolle Scheik-Mansur's im vergrößerten Maßstabe zu erneuern, daß von den Ufern des Schwarzen bis zu den Gestaden des Kaspischen Meeres nur Ein Glaube, Eine Liebe, Ein Haß herrschen. Dieser Hoffnung muß er entsagen. Das Kriegsgeschrei, das jetzt von den Ufern des Bosporus bis in sein Lager hallt, erweckt es ihm bessere Aussichten? Wenigstens hat es seiner Kühnheit einen neuen Schwung gegeben. Vor wenigen Monaten kaum hat er den Russen eine der blutigsten Niederlagen beigebracht, die sie jemals seit dem Beginn des Kampfes erlitten; er hat ihnen ein beträchtliches Geschützmaterial abgenommen und etwa acht Stunden Terrain wieder abgerungen. Wenn die Türken den Krieg in Georgien mit Kraft führen, dann ist den Tschetschenzen unleugbar eine wichtige Rolle dabei vorbehalten. Doch müßte es aufs Aeußerste kommen, wenn die kühnen Entwürfe Schamyl's sich verwirklichen sollten. Seine Sendung bleibt indeß immer edel genug: heroischer Vertreter einer dem Untergange geweihten Nation, hat er ihr Hülfsquellen geöffnet, die noch lange ihre Tage fristen können; Wächter der Pforte Asiens, hemmt er den moskowitischen Ehrgeiz und hält mit einer Handvoll Tapferer das unermeßliche Reich in Schach, das ganz Europa zum Zittern bringen will.

Diese einfache Thatsache ist wohl geeignet, den dichten Schleier zu lüften, hinter den Rußland den Zustand seiner Finanzen, die Bedeutung seines Heeres so schlau zu bergen sucht, um durch die Wirkungen, die das Geheimnißvolle auf die Phantasie übt, seine Macht ins Unendliche zu vergrößern, um in den Gemüthern Europa's eine gespenstische Furcht vor seiner Gewalt hervorzurufen. Nun denn, seit fünfundzwanzig Jahren bietet ein Häuflein unter den Augen Europa's dem Moskowiterreiche Trotz. Genau weiß man freilich nicht, was im Kaukasus vorgeht; allein die Thatsache steht fest, und alle Vorsichtsmaßregeln der offiziellen Bulletins können sie nicht erschüttern: Rußland rückt allerdings weiter, aber langsam, mit Noth; es bezahlt jeden Zoll gewonnenen Terrains mit kostbarem Blute und ist morgen seiner heutigen Eroberung nicht sicher. Jenen mysteriösen Nimbus, den Rußland sonst so geschickt ausbeutet — Schamyl kennt ihn nicht, kümmert sich nicht darum; im Vertrauen auf sein Recht, unter dem Schild einer starken Natur geht er auf die Russen los und schlägt sie, wo er kann. Diese Lehre sollte nicht verloren gehen. Wohl wiegt Rußland schwer in der Wage der europäischen Interessen, das ist nicht zu leugnen; durch die Ueberschätzung dieses Gewichtes nur würden die eingebildeten Gefahren schlimmer sein, als die wirklichen. Gewöhnen wir uns daran, die Dinge so zu sehen, wie sie uns die Wahrheit zeigt. Kaum sind es hundert Jahre, daß die Diplomatie den Staat Peter's des Großen und Katharina's mit zu tiefer Verachtung ansah; heute scheint man versucht, ihm eine Bedeutung beizulegen, die das Gleichgewicht der Staaten zerstören würde. Zwischen jener Verachtung, die den Wachsthum des Zarenreichs verschuldet hat, und dieser eitelen Angst, die dessen moralische Gewalt verdoppeln würde, stehe die hellsehende und thätige Wachsamkeit. An dem Tage, wo Europa entschlossen sein wird, ohne Schwäche, wie ohne Großsprecherei, seine Schuldigkeit zu thun; an dem Tage, wo es die Dinge anschauen wird wollen, wie sie sind; an dem Tage, wo Rußland ihm als eine gewaltige und ernste zwar, aber nicht als eine im Hohlspiegel der Phantasie unnatürlich vergrößerte Macht erscheint; an jenem Tage — es werde oder werde nicht gezwungen, das Schwert aus der Scheide zu ziehen — wird Europa aufhören, zu glauben, daß die Freiheit der Welt bedroht sei, und es wird nicht mehr alle Augenblicke die Schreckbilder über dem Horizonte auftauchen sehen, die seine Ruhe stören. (K. d. d. M.)

Nord-Amerika.

Der amerikanische Gesandte am französischen Hofe.

Ueber dieses Thema bringt ein amerikanisches Blatt, die Cincinnati Gazette, folgende Notizen:

„Am 15. August (1853) gab der französische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Drouyn de L'Huys, dem diplomatischen Corps ein Diner zu Ehren des Geburtstags Napoleon's I. Alle in Paris befindlichen Gesandten und Geschäftsträger, so wie einige nicht mehr in Thätigkeit befindliche Diplomaten, waren bei diesem Mahle anwesend. Auch auf Sandford's, unseres Gesandten, Karte stand, wie auf allen übrigen, in einer Ecke „in Uniform". Sandford schrieb sofort an den Minister des Auswärtigen, „daß seine Regierung, wie Herr de L'Huys ohne Zweifel wahrgenommen haben werde, kürzlich gewisse Instructionen in Bezug auf Hofuniform erlassen habe, denen

nachzukommen seine Pflicht sei; wenn er also bei dem Mahle erscheine, was ihm sicher viel Vergnügen machen werde, so müsse es in dem einfachen Anzuge eines Bürgers der Vereinigten Staaten geschehen. Gleichfalls ersuche er den Minister, wenn nöthig, dem Hofe anzuzeigen, daß er eben so in den Tuilerieen sich zeigen werde." Er empfing ungesäumt vom Minister eine Antwort, welche keinen Einwand machte.

Er ging, und wie man sich denken kann, machte dieser Eingriff in altes Herkommen gerade zu einer Zeit, wo der Hof mehr und mehr ceremoniell und glänzend wird, großes Aufsehen und veranlaßte viel Gerede. Die Versammlung war brillant und schien mehr aus Gold, funkelnden Kreuzen, Sternen und kaiserlichen Adlern, als aus Menschen zusammengesetzt. Sie waren buchstäblich mit Schmuck überladen.

Sandford allein erschien in dem Anzuge eines einfachen Bürgers: schwarzer Frack, weiße Weste, gleiche Halsbinde und schwarze Hosen, ohne irgend eine Auszeichnung oder Stickerei. Während des Essens saß er neben dem Geschäftsträger der Schweiz, ihm gegenüber aber der Geschäftsträger von Venezuela, so vollständig in goldene Stickereien eingewickelt, daß er seinen Körper nur mit der größten Schwierigkeit in Bewegung setzen konnte. Der schweizer Geschäftsträger bemerkte, indem er sich gegen Sandford wandte: „Sehen Sie diesen kleinen Herrn, er ist der Repräsentant der unbedeutendsten Regierung von Venezuela, einer Macht, die kaum auf ihren Beinen stehen kann, die Wucht seiner Goldborten erstickt ihn fast, indessen Sie, der eine der größten Mächte in der Welt, wo nicht die größte, vertritt, in der einfachen Tracht eines bescheidenen Bürges erscheinen. Dieser Kontrast macht Ihnen und Ihrem Lande Ehre." Etliche andere Komplimente der Art wurden Sandford indirekt gesagt, indessen die Mehrzahl der Anwesenden zeigte positive Abneigung. Die Neuerung war zu sehr ein direkter Kommentar zu ihrer eigenen Erscheinung, sie führte zu einem eigenthümlichen Gedankengang und nothwendig auch zu unangenehmen Betrachtungen über ihre eigene Stellung. Der Herzog von Guiche, der die französische Regierung zu Turin vertritt, nahm nach dem Essen Sandford's Arm und machte einige starke Bemerkungen über sein Auftreten. Sandford entgegnete in demselben Ton, und das Gespräch nahm eine andere Wendung. Der türkische Gesandte, Omar Pascha, am französischen Hofe sehr geachtet, suchte Sandford's Gesellschaft und sagte zu ihm mit schlecht verhehltem Verdruß: „Eh! Qu'est ce que c'est! Vous avez l'air d'un corbeau dans cette foule des oiseaux d'or!" (Was ist das! Sie sehen wie ein schwarzer Rabe unter diesen goldenen Vögeln aus!) Obwohl Sandford dem Muhammedaner seine Gründe aus einander setzte, wollten sie diesem doch nicht recht einleuchten.

Der Tag war zugleich Empfangstag in den Tuilerieen, und der Kaiser empfing eine große Anzahl Würdenträger, darunter auch das diplomatische Corps. Sandford war auch hier in seinem schwarzen Gewande anwesend, abermals ein Rabe unter den goldenen Vögeln. Gewöhnlich bildet bei solchen Gelegenheiten das diplomatische Corps einen Kreis, der Kaiser geht dann herum und reicht Jedem die Hand. Diesmal aber blieb er auf der Stufe des Thrones stehen, zum Zeichen, daß die Gesandten zu ihm zu kommen haben. Etliche derselben näherten sich ihm, darunter Lord Cowley. Sandford schritt gerade durch das Zimmer und machte im Vorübergehen dem Kaiser sein Kompliment.

Abends wurde eine auserwählte Gesellschaft von hundertfunfzig Personen in die Tuilerieen geladen, um mit dem Kaiser und der Kaiserin der Illumination beizuwohnen. Die Gesellschaft bestand aus der kaiserlichen Familie, den Gesandten und ihren Frauen und etlichen wenigen hervorragenden Fremden, unter denen der Marschall Narvaez und die Königin Christine von Spanien. Wiederum war Alles in Uniform, mit Ausnahme Mr. Sandford's, welcher diesmal etwas Mühe hatte, durch die Hände der zahlreichen Lakaien zu kommen, die den Weg zur Majestät pflastern. Die Gesellschaft hatte sich im Saale der Marschälle versammelt; um neun Uhr traten der Kaiser und die Kaiserin ein. Sandford sprach mit der Prinzessin Mathilde, dem preußischen Gesandten und mit zwei oder drei Anderen über seinen Anzug, als der Kaiser sich zeigte. Als dieser Sandford erblickte, ging er sofort auf ihn zu, reichte ihm die Hand, sprach einige Minuten mit ihm und ersuchte ihn, wenn er schreibe, zu melden, daß er der beständige Freund Amerika's sei. Der Kaiser ist ein Fuchs und hat seine Schule durchgemacht."

Mannigfaltiges.

— **Eine Geschichte des griechischen Volks für die griechische Jugend.** Der Professor der Geschichte an der Universität zu Athen, Herr Konstantin Paparigopoulos, rühmlich bekannt durch seine „Denkschrift über die slawischen Kolonieen im Peloponnes und andere Abhandlungen über historische Gegenstände, hat ein für die Jugend bearbeitete „Geschichte des griechischen Volks"*) herausgegeben, die in Griechenland allgemeine Anerkennung gefunden. Athenaeum Français theilt uns über das kleine Werk Folgendes mit. Es behandelt seinen Gegenstand in fünf Abschnitten. Der erste Abschnitt erzählt die Geschichte Griechenlands von den ältesten Zeiten bis 145 v. Chr.; der zweite umfaßt die Zeit der römischen Herrschaft — von 145 v. Chr. bis 476 n. Chr.; der dritte enthält die byzantinische Geschichte; der vierte schildert den Zustand Griechenlands unter der ottomanischen Herrschaft, von 1453 bis 1821. Im fünften wird der Befreiungskrieg und die wichtigsten späteren Ereignisse dargestellt. Der vierte Abschnitt verdient ganz besonderes Lob; in einem engen Rahmen hat der Verfasser alle wichtigen Ereignisse dieser Periode anschaulich darzustellen gewußt. — Die Geschichte der Gegenwart ist überall vom Schulunterricht ausgeschlossen; so auch in Griechenland. Die Jugend bleibt mit dem Theil der Geschichte, der sie am nächsten berührt, am meisten unbekannt. Herr Paparigopoulos hat diesen Uebelstande abhelfen wollen: er hat diesem Theile der Geschichte seines Vaterlandes eine bedeutende Ausdehnung gegeben; der fünfte Abschnitt nimmt die Hälfte des Buches ein. Der Verfasser hat in seinem kleinen Geschichtswerke nicht blos für das Gedächtniß seiner jungen Leser Thatsachen zusammenstellen wollen; er hat ihnen vielmehr die Früchte des Studiums der Geschichte geben wollen; er hat ihrer Einbildungskraft und ihrem Geiste die große beherzigenswerthe geschichtliche Wahrheit einprägen wollen: „Die Uneinigkeit ist zu allen Zeiten die Geißel Griechenlands gewesen, und die Uneinigkeit allein kann sie auch jetzt wieder zu Grunde richten." — Bemerkenswerth ist noch, daß der Verfasser dieses Buches von allen Professoren von der Universität zu Athen vielleicht der einzige ist, der seine ganze Ausbildung den Schulen und Lehrern seines Vaterlandes verdankt. Alle anderen haben ihre Studien auf ausländischen Universitäten gemacht. Seine Sprache ist im höchsten Maße rein; sein Styl, obwohl nicht gerade durch Eleganz ausgezeichnet, läßt wenig zu wünschen übrig.

*) Ἱστορία τοῦ Ἑλληνικοῦ Ἔθνους u. s. w. (Geschichte des griechischen Volks von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage, für die Jugend bearbeitet), 1 Band in 8., 239 Seiten.

Literarischer Anzeiger.

Demnächst erscheint im Verlage von **R. L. Friderichs** in **Elberfeld** das vor einiger Zeit von der Buchhandlung H. B. König in Bonn angezeigte Werk:

William Shakspere's Werke

herausgegeben

von Dr. **Nicolaus Delius.**

Diese Ausgabe, das Resultat einer vieljährigen Beschäftigung und selbständiger Kritik, enthält den englischen Text nach einer neuen mit Benutzung aller vorhandenen Hülfsmittel angestellten Recension, und unter dem Texte deutsche Anmerkungen kritischer und erklärender Art, welche in übersichtlich bequemer Anordnung nur das Wesentlichste, aber dieses in einem auch für ein tieferes Studium des Dichters ausreichenden Maße nach eigener Auswahl und Zusammenstellung des Herausgebers bringen. Jedes Werk — namentlich jedes Drama, dann auch die epischen Gedichte und die lyrischen Sammlungen — erscheint in einzelner Lieferung als ein in sich abgeschlossenes Ganze, versehen mit einer auf dieses einzelne Werk bezüglichen deutschen Einleitung über die jemaligen Quellen des Dichters, über die metrische und stylistische Beschaffenheit des Textes, über die bisherigen Ausgaben, über die Zeit der Abfassung u. s. w. Im Februar 1854 wird die Reihe der Dramen mit „Hamlet" als einer Probe der ganzen Ausgabe eröffnet werden.

Das Werk wird elegant ausgestattet und der Preis billigst gestellt. Jedes Stück wird einzeln gegeben, doch findet bei Abnahme des kompletten Werkes eine besondere Preisermäßigung statt, was bei der Herausgabe des ersten Stücks genauer angegeben werden wird. Delius' bekannter Name und die Anzeige des Erscheinens dieses Hauptwerkes werden genügen, um demselben bei allen Freunden und Verehrern Shakspere's schon im Voraus das lebhafteste Interesse zu sichern.

Im Verlage von **Gebrüder Katz** in **Dessau** ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Rose und Distel.

Poesien aus England und Schottland.

Uebertragen

von

Gisbert Freiherrn Vincke.

Auf feinstem Velinpapier eleg. brosch. 24 Sgr., eleg. geb. mit Goldschnitt 1 Thlr.

Herausgegeben und redigirt von **J. Lehmann.** Im Verlage von **Veit & Comp.** Gedruckt bei **A. W. Hayn.**

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 15 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Spediteur Neumann, Markgrafenstr. Nr. 21), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 7. Berlin, Dienstag den 17. Januar 1854.

Nord-Amerika.

Die Chronik des Ewigen Juden.

Unter dem Titel „Auserwählte Chronik aus den Originalschriften des Cartaphilus, des Ewigen Juden; eine Periode von fast neunzehn Jahrhunderten umfassend; jetzt zum erstenmale enthüllt und herausgegeben von David Hoffmann u. s. w.“*) erschien zugleich in England und in Nord-Amerika, der erste Band eines Werkes, das wegen der Absonderlichkeit seiner Idee wohl geeignet sein dürfte, ein gewisses literarisches Interesse zu erwecken. Ueber die Person des Herausgebers oder Verfassers haben wir keine nähere Kunde. Er nennt sich „Ehren-Doktor der Rechte von Göttingen“ und ist wahrscheinlich ein Amerikaner von deutscher oder holländischer Abkunft.

Zweifelsohne dürfen wir Hoffmann als Autor zu jenen transscendentalen, gegenwärtig sowohl in England, wie in Nord-Amerika, immer zahlreicher hervortretenden Philosophen rechnen, welche sich, voll von Kenntnissen und Begriffen über die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, und als besondere Gegner der materialistischen Anschauungsweise unserer Epoche, keineswegs mit kleinen Büchlein in gewöhnlichem Drucke oder Oktav zufrieden geben, sondern es auf großartige „Wahrheitsenthüllungen“ absehen, in denen das „Totum scibile“ oder die ganze Gesammtheit des Wissens metaphysisch reorganisirt und der Speculation der Zeit angepaßt wird. Das Erscheinen solcher Werke ist bezeichnend genug für unsere Zeit, theils im guten, theils im schlimmen Sinne. Inzwischen ist Hoffmann in seinen Anschauungen weit rationeller und geordneter, als die meisten jener Philosophen des „Totum scibile“. Er scheint ein sehr orthodoxer Christ zu sein, mit einem theologisch-metaphysischen System, das er nach eigener Forschung unter Anlehnung an die Lehren von der Dreieinigkeit, vom freien Willen, von der Erbsünde und dergleichen ausarbeitete; dabei blickt überall die Furcht vor dem Fortschritt des Romanismus in der gegenwärtigen Zeit und die feste Erwartung der baldigen Ankunft des tausendjährigen Reiches hindurch, wo die Eine reine Glaubensform die ganze Welt erleuchten wird. Außerdem herrscht in seinem Werke eine bedeutende Verstandeskraft, eine gewisse Originalität, ein nicht geringes positives Wissen, vieler Freimuth und ein feines Empfinden.

Der Verfasser hat, wie es uns scheint, die Geschichte vom Ewigen Juden nur als eine bequeme Allegorie oder Erzählungs-Maschinerie gewählt, um unter dieser Form die umfangreiche Summe seiner eigenen Anschauungen, seine Philosophie und sein Wissen, ans Tageslicht zu fördern. Andererseits jedoch hält er sehr gewissenhaft die Unterscheidung zwischen sich und Cartaphilus fest, indem er vollen Ernstes versichert, daß er nur der Herausgeber der geschriebenen Chronik sei, welche der Ewige Jude ihm eingehändigt habe, und weder in der Vorrede, noch in irgend einer Note im Mindesten der Vermuthung Raum giebt, der Leser werde sein Werk als einen literarischen Einfall ansehen. Demgemäß könnte man glauben, daß der Verfasser zuerst vielleicht den Gedanken hatte, aus der Geschichte des Ewigen Juden einen Roman zu machen, und daß das metaphysische und gelehrte Element, ohne sich für des Verfassers eigenen gedanklichen Inhalt ausgegeben, nur dazu dienen sollte, die für eine solche Dichtung erforderliche „Wahrscheinlichkeit“ genügend zu begründen. Die Stellen des Werkes, wo Hoffmann in seinem eigenen Namen spricht, sind gelegentliche Anmerkungen und eine Einleitung mit der Ueberschrift: „Kurze Geschichte der Sage vom Ewigen Juden“. In dieser „kurzen Geschichte“ oder „Histoiretta“ erhalten wir eine detaillirte und interessante Skizze über die Geschichte dieser eigenthümlichen Tradition. Sie lautet also:

„Die erste bestimmte und authentische Erwähnung des Ewigen Juden findet man in den lateinischen Werken des Roger de Wendover, eines Mönches von St. Albans, der im Jahre der Gnade 1237 starb. Da dieses Werk in ein ausführlicheres Werk des Matthew Paris, eines Benediktinermönches der Congregation von Clugny, gleichfalls im Kloster von St. Albans um das Jahr 1250, überging, so lesen wir auch hier dieselbe Geschichte von jener geheimnißvollen Persönlichkeit. Es scheint also, nach Roger de Wendover und nach der Bestätigung von Matthew Paris, daß im Jahre 1228 nach Christi Geburt eine große Versammlung von Bischöfen und anderen kirchlichen Würdenträgern in St. Albans statthatte; und daß sich unter diesen ein Erzbischof von Groß-Armenien befand, der nach England gekommen war, und zwar auf einer Pilgerfahrt zu den Reliquien, welche die Kreuzfahrer jüngst hier niedergelegt hatten. Das Gespräch kam zufällig auf jenen berühmten Welt- und Zeit-Wanderer, der damals „Josephus“ hieß, als auf eine lange bekannte und geglaubte Tradition, und auch auf die Ursache seines furchtbaren Fluches. Im Verlauf dieser interessanten Untersuchung wurde der Erzbischof durch seinen Dolmetscher, einen Ritter, befragt, ob er jenen Mann, von dem man so viel erzähle und der zu unserm Heilande auf seinem Kreuzwege gesprochen, selbst gesehen und von ihm gehört habe? Der Ritter erwiederte, daß sein Herr, der Erzbischof, jenen Mann gar wohl kenne; und daß besagter Josephus, ehe der Erzbischof zur Reise nach den westlichen Landen aufgebrochen sei, an seinem Tische in Armenien gespeist, daß er ihn oft gesehen und sich mit ihm unterhalten habe. Weiter befragt, theilte der Ritter im Namen seines Herrn mit, daß, als Jesus Christus, während seines Leidens, von den Juden ergriffen und in die Gerichtshalle vor Pontius Pilatus geschleppt worden, der Landpfleger, obwohl er keine Schuld an ihm gefunden, dennoch gesagt habe: „Nehmet ihn hin und richtet ihn nach Eurem Gesetz“, und daß er, als das Geschrei der Juden laut wurde, den Barabbas losgegeben und Jesus ihnen zur Kreuzigung überliefert habe. Als nun die Juden Christum fortzogen und das Thor erreicht hatten, schlug Cartaphilus, der damals Gerichts-Thürsteher in Pilatus' Diensten war, den Heiland mit der Hand auf den Rücken, und mit den spöttischen Worten: „Vorwärts, Jesus, vorwärts, was zauderst Du!“ Worauf Christus sich umblickte und mit strengem Ernste zu ihm sagte: „Ich gehe schon, und Du sollst warten, bis ich zurückkehre.“ So erwartet denn dieser Cartaphilus (jetzt Josephus genannt) noch jetzt die Rückkunft des Herrn, wie ihm gesagt worden. Zur Zeit, da unser Heiland litt, war Cartaphilus dreißig Jahr alt; und immer, wenn er hundert Jahr gelebt, nimmt er wieder sein damaliges Alter an. Nach Christi Tode, und als der katholische Glaube festen Grund gewann, wurde Cartaphilus von jenem Ananias getauft, welcher den Apostel Paulus taufte, und empfing den Namen Josephus. Er wohnt oft in Groß-, wie in Klein-Armenien und in anderen orientalischen Ländern, indem er seine Zeit bei den Bischöfen und anderen Prälaten der Kirche zubringt; er ist ein Mann von heiliger Rede, in wenig Worten, und behutsam in seinem Benehmen; denn er spricht nicht zu Jedem, außer wenn er von den Bischöfen und von frommen Leuten befragt wird; und dann erzählt er von den Vorgängen alter Zeiten und von den Ereignissen bei dem Leiden und bei der Auferstehung des Herrn, und von den Zeugen der Auferstehung, namentlich von denen, welche mit Christus aufbrachen und in die heilige Stadt gingen und sich unter den Leuten zeigten: er erzählt auch von dem Glauben der Apostel, von ihrer Trennung und von ihren Predigten, und alles dies erzählt er in ernsten, gewichtigen Worten, wie einer, der in Sorge und Furcht vor dem Herrn lebt und mit Bangniß auf die Ankunft Jesu Christi hinausblickt, um Ihm beim jüngsten Gericht nicht im Zorn zu begegnen, Ihm, den er auf dem Wege zur Kreuzigung zu gerechter Vergeltung herausgefordert. Aus allen Theilen der Welt strömen Leute zu ihm, die sich an seiner Gesellschaft und Rede erquicken, und wenn es Menschen von Ansehen sind, so erklärt er ihnen alle Zweifel über Gegenstände, über die man ihn befragt hat. Er schlägt alle Gaben aus, die man ihm anbietet, da er mit geringer Nahrung und Kleidung zufrieden ist. Er begründet seine Hoffnung auf Erlösung auf die Thatsache, daß er aus Unverstand sündigte; denn als der Herr litt, betete er für seine Feinde mit den Worten: „Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun.““

Hoffmann erzählt dann im Zusammenhange die ganze Geschichte dieses Cartaphilus oder Josephus, an dessen Existenz die Christenheit während des Mittelalters glaubte. Er erschien im vierzehnten Jahrhundert an verschiedenen Orten und unter dem neuen Namen „Isak Laked em“; im Jahre 1530 hatte er zu Florenz eine Unterredung mit dem berühmten Magiker und Astrologen Cornelius Agrippa, mit

*) Chronicles selected from the Originals of Cartaphilus, the Wandering Jew: embracing a Period of nearly Nineteen Centuries. Now First Revealed to, and Edited by David Hoffman, Hon. J. U. D. of Göttingen. In Two Series, each of Three Volumes. Series the First. Vol. I.

er eine Zeitlang verkehrte; im Jahre 1542 wurde er von zwei deutschen Studenten gesehen, welche einer Predigt in einer Kirche zu Hamburg aufmerksam zuhörten; im Jahre 1582 besuchte er Straßburg, „indem er der Behörde ankündigte, sie sollten ihn nicht als einen Fremden ansehen, denn, wenn sie ihre Register nachschlagen wollten, würden sie es bestätigt finden, daß er schon vor zweihundert Jahren durch ihre Stadt gekommen sei" — was man auch wirklich fand; im Jahre 1575 erschien er in Brabant, sehr arm, aber so gelehrt in allen Sprachen, daß er die Gelehrten in Staunen versetzte; während der folgenden zwei Jahrhunderte erschien er zu verschiedenen Zeiten in Frankreich und in Spanien, wo die Inquisition Hand an ihn zu legen versuchte; im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts sah man ihn häufig in Belgien, wo es bis auf diesen Tag keine zwei populäreren Namen giebt, als die des Cartaphilus und des Napoleon; und später im Jahre 1760 wurde er mit einem ganz alten, abgelebten Israeliten identifizirt, der durch die Städte und Dörfer Schottlands pilgerte, wo ihm ganze Schaaren von Straßenbuben nachliefen, während er schmerzlich vor sich hin murmelte: „Armer, einsamer Jack! Armer, einsamer Jack!"

(Schluß folgt.)

Ostindien.

Ostindien und die englische Verwaltung.*)

Nach Sir Charles Napier.

Eine Stimme, wie sie in dem unten angezeigten Werke von Jenseits mit der Posaunengewalt der Wahrheit herübertönt, müßte manchem Direktor in Leadenhall-Street, manchem Beamten in Bengalen erschütternd in den Ohren gellen, wenn nicht der Klang des Goldes in den gefüllten Kisten jene Stimme, wie die Mahnungen des Gewissens, übertäubte. Was aber die verdammende Volksstimme betrifft, so mögen die Herren mit dem Geizhalse beim Dichter denken:

Mag das Volk mich höhnen, nick' ich doch selber mir Beifall,
Wenn ich daheim in der Kiste die blinkenden Thaler betrachte.

(Populus me sibilat; at mihi plaudo
Ipse domi simulac nummos contemplor in arca.)

Und welch ein Spiegel wird hier dem Gouverneur von Indien, Lord Dalhousie, vorgehalten! Wahrlich, das daraus zurückgeworfene Bild sieht in keinem Zuge vortheilhafter aus, als das Lord Bute's in den Tagen unserer Väter. Und von wem geht jene Stimme aus! Und wer hält diesen Spiegel vor! Es ist ein Mann, der auf seinem Todbette mit freudigem Selbstbewußtsein sagen durfte: „Ich habe ein großes Reich (Scinde) durch Waffen und Gesetze unterworfen, es so verwaltet, daß Millionen menschlicher Wesen fähig wurden, das Leben zu genießen und ihr Haupt in Freiheit zu erheben. Ich habe für Handelsunternehmungen auf dem Indus ein weites Feld eröffnet, die Einkünfte der indischen Regierung um Millionen vermehrt und in einem Moment drohender Gefahr das anglo-indische Reich von einem Aufstande gerettet, dem furchtbarsten, der jemals dessen Bestand gefährdet."

In vorgerücktem Alter, mit einem von Kriegsstrapazen abgenutzten Körper wurde Sir Charles Napier aus seiner Zurückgezogenheit herbeigeholt und ihm von dem Herzog von Wellington das indische Kommando mit den nachdrücklichen Worten aufgezwungen: „Wenn Sie nicht gehen, so muß ich's." In dem kurzen Zeitraum von dreiundvierzig Tagen erreichte er auf Eilfahrten Simla in der Erwartung, hier den Krieg zu finden. Doch die entscheidende Schlacht bei Goojerat war bereits von Lord Gough gewonnen. Indeß blieb für Sir Charles Arbeit vollauf. Zuvörderst war eine gefährliche Meuterei zu dämpfen, was er rasch und nachdrücklich that, und bei seiner bewundernswürdigen Vertrautheit mit den nationalen Eigenthümlichkeiten legte er den Grund zu einem System, das den Rückfällen in ähnliche beunruhigende und gefährliche Störungen vorbeugte. Doch lassen wir ihn selbst reden:

„Alles wird jetzt in Indien dem Mammon geopfert; doch selbst diesem Götzen ist der Direktorenhof in gewissem Sinne untreu. Er, wie jede oligarchische Regierung, opfert das große Staatsinteresse dem persönlichen Gewinn eintägiger Herrscher, die, unbekümmert um die Zukunft, nur nach der gegenwärtigen Beute greifen. Fürsten identifiziren sich mit den Ländern, die sie beherrschen; eine Handels-Oligarchie, wie der Direktorenhof, kennt kein anderes Interesse, als dasjenige, das die jährliche Bilanzrechnung bietet. Lieber packen sie die Hunderte, die ihre Krallen erreicht, als daß sie durch eine weise Auslage die wunderbaren Quellen des großen indischen Reiches öffnen, die jene Hundert zu Millionen vervielfachen würden. Gleich dem Schacherer, suchen die Direktoren kleinen Verdienst, aber raschen Umsatz. Ihr persönliches Interesse verstehen sie dabei recht gut, aber ohne Rücksicht auf Indiens Größe und Wohlfahrt. Das wird Allen klar, die jemals durch Indien gereist sind und die Trümmer großer Straßen, großer Städte, großer Paläste, großer Moscheen betrachten. Wer hat sie gebaut? Die Fürsten von Indien. Wo aber sind öffentlichen Werke des Direktorenhofes? Seit hundert Jahren haben sie die Kuh gemelkt, aber ihr kein Futter gegeben. Da ihr Freibrief bald abläuft, so werden unternommene Werke Gestalt von Kanälen zur Schau gestellt, und auch Schienenwege werden zur Ausführung kommen; allein Schienenwege sind ein Werk des Zeitgeistes, keine menschliche Macht wird ihre Ausdehnung hemmen, bis sie das Erdenrund mit ihren ehernen Rippen umschlossen haben. Leadenhall ist man für die Eisenbahnen keinen Dank schuldig; wenn das Prinzip, nach welchem sie geleitet werden, gut ist, so verdankt man es dem Oberst-Lieutenant John Kennedy, der mit seinem ausgezeichneten Talent ihnen die Richtung angewiesen. Der Direktorenhof hat nimmer Indien gut regiert und wird es nimmer gut regieren. Ein Beispiel für viele. Rohe Baumwolle ist jetzt für Englands Manufakturen das Haar Simson's, die Wurzel ihrer Kraft. Amerika kann, wenn es will, die Delila gegen uns spielen, und doch wurden unsere Besitzungen in Indien, die uns vor der Gefahr der verrätherischen Scheere schützen könnten, schmählich vernachlässigt. Zucker, Baumwolle und Indigo könnten in Scinde in großen Massen und von der schönsten Art gewonnen werden; man hat sich nicht die geringste Mühe darum gegeben. Seltsam! Englands ganze Geschicke liegen in der Hand eines kleinen Bundes von Kaufleuten, Freihändler nach dem Buchstaben, aber baar des lebendigen Geistes, sehen sich unsere Geldmänner in der Gewalt von Sklavenhändlern, und die Productionsquellen unserer reicheren und freieren Besitzungen versumpfen, weil ihnen der Markt zum Absatz fehlt. In dem abgeschlossenen Borough von Leadenhall-Street ist die Zeugungskraft besiegt; das englische Volk aber hat die Entdeckung gemacht, daß es der vollen Hülfsquellen Indiens bedarf, und ist entschlossen, sie zu haben. Es will nicht länger die Redtapists (Büreaukraten*) dulden und will auf eine tüchtige Verwaltung bestehen."

Die letzteren Bemerkungen scheinen zu der Zeit geschrieben, wo die Parlamentsdebatten wegen Erneuerung des Freibriefes der ostindischen Compagnie obschwebten, die in jene halbschlächtige Maßregel ausliefen, welche keine Partei befriedigte. Schiedsmännische Abkommen, die Früchte von Coalitionen, thun das nimmer. Die Kolonieen-Verwaltung von Downing-Street bietet eben kein erfreuliches Vorbild. Sir Charles Napier ist zwar geneigt, alle Mißgriffe der Verwaltung und alle Unzufriedenheit in den Kolonieen dem Lord Grey aufzubürden; die Vermuthung liegt aber nahe, daß auch ein Wechsel des Staatssekretariats Nichts ändern kann, so lange das fehlerhafte System bleiben wird. In einem halben Jahre wird der neue Gouverneur, Herzog von Newcastle, nicht populärer in Australien sein, als es Lord Grey gewesen. Ein Militair-Gouverneur wird von dem englischen Volke eben nicht mit freundlichen Augen angesehen, und doch ist er immer noch einer kaufmännischen Oligarchie vorzuziehen und bei weitem angemessener zur Erhaltung eines Reiches, das, wie Indien, durch das Schwert gewonnen worden. — Doch hören wir, wie Sir Ch. Napier die Weisheit des Verwalters mit der Energie des Kriegers zu vermählen wußte:

„Die Auflagen können nimmer ohne Gewalt eingetrieben werden: in einem civilisirten Lande ist es die Gewalt der Gesetze, in einem barbarischen die Gewalt der Waffen. Jede Gewalt, die das Volk zum Zahlen der Abgaben zwingt, ist verhaßt. In einem neu eroberten Lande müssen die Soldaten gefürchtet, nicht gehaßt werden; sie als Steuereinnehmer mit dem Volke in tägliche Berührung zu bringen, nutzt die Furcht ab, erzeugt Haß und zerstört die Manneszucht. Das waren die leitenden Grundsätze, nach welchen ich als Gouverneur von Scinde eine von der Militairgewalt abgesonderte, bewaffnete Abtheilung bildete, welche die Steuereinnehmer in ihrem Geschäfte unterstützte und den Landstreichern das Handwerk legte. So wurde den Soldaten eine Bürde abgenommen, die der Disziplin und dem militairischen Geist Eintrag that. Der Besorgniß aber, daß diese kräftige Polizei das arme Volk unterdrücken könnte, beugte ich dadurch vor, daß ich sie nicht unter die bürgerliche Obrigkeit, sondern unter Beamte aus deren Mitte stellte. Das Beispiel von Bombay und Bengalen zeigte mir, daß Miethlingssoldaten, die unter einer Civilbehörde stehen, entarten, die Bande der Disziplin abwerfen und dem Volke gefährlich werden, wenn nicht ein Gegengewicht der Macht dem Mißbrauch vorbeugt. In meinem Gouvernement bildeten der Magistrat mit seinen Untergebenen und die Polizei mit ihren Beamten und Leuten zwei gesonderte, von einander unabhängige Körperschaften; Ressortstreitigkeiten entschied der Gouverneur allein. Die Polizei hatte ihr Reglement. Zur Unterstützung der Behörden und zur Aufrechthaltung der Gesetze geschaffen, war sie des Rufes der ersteren gewärtig, ohne ihrem Befehle untergeben zu sein; sie setzte ihren Stolz darein, die Ruhe zu erhalten, Diebe einzufangen, Räuberbanden zu bekämpfen und unter ihren eigenen Beamten den Behörden an die Hand zu geben

*) Defects, Civil and Military, of the Indian Government. By Lieutenant-General Sir Charles James Napier, G. C. B. Edited by Lieutenant-General Sir W. F. P. Napier, K. C. B. London, 1853.

*) Die amtlichen Dokumente werden in England mit rothen Leinenbändchen (red tape) zusammengebunden, die hierdurch zu einer Art Symbol des Büreaukratismus geworden sind. D. R.

e es eine europäische oder einheimische Magistratsperson, ein äischer oder einheimischer Polizeibeamter, die Armen zu bedrücken, hmen die Anderen Partei gegen ihn. Machten sie gemeinschaft- Sache, so war eine Vorstellung von Seiten des Volkes sicher, an Gouverneur zu gelangen und bei seinem Appellhofe, dessen Strafe hr streng waren, Recht zu finden. Denn es war bei mir ndsatz, keiner angegriffenen Behörde mit meinem hteinfluß Vorschub zu thun; sie sollte auf dem Rechte, auf dem Rechte allein, fußen. Die Armen wußten wo sie Abstellung ihrer Beschwerden finden; die Polizei- und tsbeamten jedes Grades wußten es auch und waren daher wach- und thätig in ihren Amtspflichten. Jeder Geschäftskreis hatte einen ;en und thätigen britischen Beamten an der Spitze; jeder hielt die :tionen seiner Körperschaft gesondert von den anderen, und das ze wirkte trefflich für die Armen. Der Unterdrückung wurde in Richtungen entgegengearbeitet, und die Soldaten, die sich nicht ie Streitigkeiten mischten, wurden mit Achtung und Furcht und mit Liebe von dem Volke angesehen. Anklage, Untersuchung und Freisprechung oder Strafe folgten rasch auf einander mit einer ft, wie sie in einem civilisirten Staate nimmer bestanden hat und :hen kann, und wie sie gerade einem barbarischen Volke zusagt."

Die Verbesserung des Militairs, auf dem die Sicherheit der in-)en englischen Herrschaft ruht, lag ihm besonders am Herzen. Wie uch hier auf das Wesen drang, darüber hören wir ihn selbst:

„Es ist eben nicht angenehm, über Uniformen zu sprechen, denn Unsinn, den man über diesen Gegenstand in Schriften veröffent- hat, muß das Publikum mit Ekel erfüllt haben. Einige allge- ne Grundsätze nur seien hier angedeutet. Das Klima macht auf die idung seinen Einfluß geltend, und es läßt sich daher voraussetzen, ein Volk sich so kleidet, wie es seinem Klima am angemessensten Und so dürfte der leichte, lockere Anzug der regulären indischen allerie für Mann und Roß bei weitem passender sein, als das ll anschließende Tuchwamms, in das unsere eigenen Dragoner und unglücklichen Sepoy gezwängt werden." . . . . .

„Der Geist der Zeit schreitet vorwärts. Alte Bübereien ver-)en. Irland wird jetzt nicht mehr von schlechten Gesetzen unter- ckt; die Abschaffung der Sklaverei in Westindien hat dem höllege- nen Fluch in Amerika eine Wunde geschlagen, die der Genius der rreichen Frau, Mrs. Stowe, wohl unheilbar machen wird. Der er- chte Geist der Gerechtigkeit in England gegen das mißregierte Volk 3 Ostens wird dieses lehren, seine Kraft entwickeln. Der Purdah er Vorhang, hinter welchem die alten Damen in Leadenhall-Street ce Ränke spielen, wird von rauhen Händen gelüftet werden."

So wenig die nur auf die Dividende versessenen Direktoren die Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes der Eingebornen nken, denen sie ihren Reichthum abgerungen haben, eben so wenig mmern sie sich um den Gesundheitszustand der Soldaten, durch die r Reichthum gewonnen ist. Die Kasernen sind, wie Sir Charles rch Beweise belegt, „Mezige, worin mehr britische Soldaten hinge- fert werden, als nöthig wären, um funfzig Schlachten zu gewinnen." ie Planken liegen im Wasser, der Regen überfluthet den Fußboden. n Aden, das seit vierzehn Jahren im Besitz Englands ist, sind die aserne von Matten! In diese elenden Gemächer werden die armen oldaten gestopft; „dem Tode darin zu entgehen, ist Ausnahme; die egel ist der Tod." In Scinde erlangte Sir Charles von Lord Elborough die Genehmigung, gute Kasernen zu bauen; schon war eine anz vollendet, die anderen bis zur Hälfte gebracht, als Lord Dalousie die Ausführung des Werkes hinderte. „Unsere Soldaten star- ben am Büreaukratismus (red tape)."

Sir Charles zeigt den Engländern die sichersten Mittel, auf dem Kampfplatz des östlichen Handels mit Rußland in die Schranken treten zu können. Als er in Peschawer anwesend war, überzeugte er sich, daß ussische Waaren aller Art: Zucker, Thee u. a., wohlfeiler zu bekom- nen waren, als englische, obgleich dieser Platz nur zwei Tagemärsche vom Indus entfernt ist. Wenn die Verbesserungen, die er zu Cur- rachee begonnen, die aber von den Direktoren vernachlässigt, ja, fast ungekannt sind, ausgeführt werden: so eröffnet sich auf diesem Flusse eine bequeme Verbindungsstraße nach Ladak in Thibet, dem großen Stapelplatz des chinesischen Handels mit Rußland. (The Critic.)

Frankreich.

Aus der Pariser lithographirten Korrespondenz.

Die Pariser Gesellschaft und das Faubourg St. Germain. — Die neuen Hofmäntel und die kurzen Beinkleider. — Die schwarzen Schleppträger der Kaiserin. — Prinzessin Mathilde und ihre „geistreiche" Toilette. — Das Fabricationssystem der Bühnendichter. — Eine neue Revue von Sainte-Beuve.

Paris, 10. Januar.

Die Neujahrsfestlichkeiten sind vorüber, der Karneval hat begonnen, und die Hälfte des Publikums, das die Pariser „Gesellschaft" bildet, ist noch immer abwesend. Man spricht zwar von Bällen bei der Frau Marquise von Portes, von theatralischen Vorstellungen und anderen Festlichkeiten im Faubourg St. Germain. Aber im Grunde weiß man nicht einmal, welche Salons in diesem Stadttheile geöffnet sein werden. Die Montmorency und die La Rochefoucauld haben Trauer angelegt. Dies ist für mehrere der glänzendsten Häuser ein Vorwand, ebenfalls verschlossen zu bleiben. Ein paar Hochzeiten am Anfange des Karnevals machen alle Neuigkeiten des Faubourg St. Germain aus, das weniger durch die Mode, oder durch Vernachlässigung, oder gar durch Herabgekommenheit, als durch seine Unzufriedenheit mit dem Gang der politischen Ereignisse in Frankreich fern vom Hofe gehalten wird.

Das größte Ereigniß in der hier jetzt hoffähigen Welt sind die neuen Hofmäntel. Die erste große Probe derselben ist ohne Unfall bestanden worden. Die Scene verdient, beschrieben zu werden. Der Thron stand am äußersten Ende eines großen Saales. Vor ihm befanden sich der Kaiser und die Kaiserin; zu den beiden Seiten die Mitglieder der kaiserlichen Familie, die Diplomaten und ihre Frauen, die Hofwürdenträger und die Minister. Diese zahlreiche, schweigende und unbewegliche Gesellschaft heftet die Augen starr auf die eintretende Dame, welche drei Reverenzen macht und deren Name, den die Kammerherren dem Ober-Kammerherrn mittheilen, von dem Letzteren vor den Majestäten ausgesprochen wird. Die eingeführte Dame mußte den ganzen Raum von der Thür bis zum Throne unter dem Kreuzfeuer aller Blicke allein durchschreiten, und dazu in der ungewohnten Schleppe und überdies noch die drei Knickse! Dieser Gang zum Throne war, bei Gott! kein leichtes Stück Arbeit. Das Lampenfieber der Debütantinnen wäre verzeihlich gewesen. Der Constitutionnel versichert, daß Keine ein Gegenstand des Gelächters geworden und Keine sich durch ungeschickte Verlegenheit bemerkbar gemacht habe. Wir glauben es gern. Aber die Diplomaten, insbesondere die alten, sind boshafte Geschöpfe, obschon sie für den Frieden schwärmen. Was mögen sie wohl über diese erste Vorstellung der Hofmäntel nachhause berichtet haben! — Ja, die Männer besitzen weniger, als die Frauen, den Muth und die Wissenschaft der Etikette. Die kurzen Hosen zählen noch immer zahlreiche Gegner. Man zieht ihnen weiße und blaue Hosen mit goldenen oder silbernen Streifen vor. Doch darf man hoffen, daß auf den nächsten Hofbällen etwas mehr kurze Hosen erscheinen werden. Auch ist es gewiß, daß von mehreren Elegants der Privat-Cirkel „culotten" bei den ersten Schneidern bestellt wurden. Der Widerstand der armen wadenlosen Sansculottes wird endlich doch gebrochen werden! — Einige Leser, welche glauben, der melancholische Frack, der zwanglose Paletot und die Proletarier-Blouse seien allein unserem Jahrhundert anpassend, werden uns vielleicht für obige Mittheilungen keinen Dank zollen. Diese Pedanten scheinen nicht zu wissen, daß dieselben sehr wesentlich zur Zeitgeschichte gehören, und daß die Weltgeschichte zwei Gesichter hat. Wir wollen daher fortfahren, — Weltgeschichte zu erzählen. Die Hofmäntel haben in Paris, das anfangs über dieselben spötteln wollte, die allgemeinste Anerkennung gefunden. Der Schlepp kömmt auch in gewöhnlichen Kreisen in Mode. Er wird nicht allzu lang getragen und traines genannt. Unter dem ersten Kaiserthum war er länger und hieß er queue. Auf dem letzten Hofballe gab es Ceremonienmeister, welche die Hofmäntel mit kundiger und galanter Hand in die Lage brachten, in welcher sie beim Gehen nicht hindern. Die folgende Nachricht entnehmen wir dem Mousquetaire, dessen Farbe, nebenbei bemerkt, mehr und mehr eine gutgesinnte wird: Die Kaiserin wird künftig zwei abyssinische Negerknaben haben, welche ihren Mantel tragen werden. Dies wird an die köstlichen Gemälde des Paul Veronese und des Titian erinnern, welche schöne Patrizierinnen des sechzehnten Jahrhunderts darstellen, deren kleine, geschorene Negerknaben in rothem oder himmelblauem Anzuge goldene, von Benvenuto Cellini ciselirte Gefäße kredenzen. — Uebrigens herrscht nur Eine Stimme darüber, daß die Kaiserin durch Schönheit, Majestät und Geschmack eine höchst merkwürdige Erscheinung ist. Auch die Prinzessin Mathilde hat schon einen prächtigen Ball gegeben. Bei ihr ist jeden Dienstag großer Empfang, der jetzt einfach „reception" heißt und früher in der Hofsprache „les reverences" genannt wurde. Diese Prinzessin trägt viel zum Glanze und zur Lebhaftigkeit des kaiserlichen Hofes bei. Ihr wird — da die Journale jetzt neben der orientalischen Frage die Damen-Toiletten kritisiren — eine geistreiche Toilette nachgerühmt. A. Dumas schreibt: „In Florenz war die Prinzessin Mathilde die Gnadenmutter ihres Stadtviertels — fraget die Blinden jener Stadt, ob sie nicht trotz ihres Gebrechens den Weg zu dem schönen Mädchen und zu der lachenden Villa, welche sie bewohnt hat, fanden! Glückliche Tage, wo ich sie wöchentlich dreimal besuchte, als sie nur dem Namen nach eine Prinzessin war!"

Auf sämmtlichen Bühnen von Paris wurden im verflossenen Jahre zweihundertsiebenundfunfzig neue Werke aufgeführt, von welchen kaum Einige auf dem Repertoire sich erhalten konnten. Die größte Tantième wurde von den Faiseurs der Vaudevilles bezogen, an deren Autorschaft sie gewöhnlich den geringsten Antheil haben. Dieses Unwesen der Faiseurs in allen Zweigen der geistigen Production, insbesondere

die Exploitation des unbekannten Talentes durch die bekannten Namen, diese Uebertragung der Fabricationszustände, mit ihrem Proletariate unter dem Drucke einzelner Privilegirten, greift auf dem Gebiete der Literatur und der Künste gräulich um sich. Das wird bald nicht mehr Schriftstellerei und Kunst sein, sondern Confection — wie die Confection des robes et des vêtements mit ihren Entrepreneuses und Entrepreneurs. Man nennt einen reichen Vaudeville-Dichter oder Mit-Dichter, der selbst nie eine Scene geschrieben hat. Aber er ist ein Mann mit Ideen oder gilt dafür; er versteht es, ein Stück zu arrangiren; er besitzt eine Firma, Verbindungen und Absatzwege — und so rentirt das industriöse Geschäft!

Eine neue Revue wird angekündigt. Jetzt bestehen drei, die Revue des deux Mondes, die Revue de Paris und die Revue contemporaine. Die erstere versichert in ihrem Hefte vom ersten Januar, daß ihr Bestehen trotz dem größten Erfolge erst in der jüngsten Zeit vollkommen gesichert wurde, was den Konkurrenten ein endliches Erliegen unter den Schwierigkeiten vorauszusagen scheint. In der That konnte sich neben der ersteren bisher keine Revue auf die Dauer behaupten. Die zwei letztgenannten finden große Anerkennung. Doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß sie früher oder später ihre Mittel erschöpfen werden. Keine von den dreien trägt die Farbe der bestehenden Herrschaft. Herr Sainte-Beuve will eine Revue, welche diese Lücke ausfüllen soll, gründen. Sie wird den Titel Spectateur führen. Sainte-Beuve, welcher die herrschenden Ideen mit Eifer und großem persönlichen Erfolge vertheidigt, zählt viele Neider und Verkleinerer. Doch ist er eines der bedeutendsten kritischen Talente Frankreichs. Eine von ihm herausgegebene Revue wird bei der trostlosen Verflachung der Tagespresse gewiß eine erfreuliche Erscheinung sein.

Mannigfaltiges.

— Das Tischrücken in Konstantinopel. Dieselbe Nummer des Journal de Constantinople, welche in ihrem Feuilleton das kürzlich erwähnte türkische Rondeau zu Ehren der englisch-französischen Flotte enthält, bringt zugleich einen eigenen (nicht aus europäischen Zeitungen abgedruckten) Artikel mit der Ueberschrift: „Le phénomène des tables parlantes". Der Verfasser des Artikels ist, wie er in der Einleitung sagt, sehr lange ungläubig gewesen, hat jedoch zuletzt dem Andrange der Thatsachen nicht mehr widerstehen können und findet sich nun zu dieser Mittheilung hauptsächlich durch den auch in der Levante immer mehr um sich greifenden Glauben des Volks und besonders der Frauen an den übernatürlichen Zusammenhang dieser Erscheinungen veranlaßt, welche letzteren er sich durch „den vom menschlichen Willen in ähnlicher Weise, wie beim thierischen Magnetismus, unterstützten Elektro-Magnetismus" zu erklären sucht. „Wir können daher", fährt er fort, „gottesfürchtigen Personen nicht dringend genug rathen, von allen abgeschmackten Einbildungen zurückzukommen und dagegen nur die gesunde Vernunft und eine unerschütterliche Moral im Auge zu behalten. Es hat mit dem fraglichen Phänomen allerdings seine Richtigkeit, aber man glaube davon nur so viel, als zulässig ist, um sich dabei stets innerhalb der Gränzen der Vernunft zu befinden. Man hüte sich davor, in die Fußstapfen der Leichtgläubigkeit und Unwissenheit zu treten, welche darin ein dämonisches Werk erblicken und behaupten, daß sich Gott dieser Erscheinung bediene, um die Menschen zu prüfen. Solche Ideen sind nicht blos in religiöser, sondern auch in moralischer Hinsicht verwerflich, denn sie setzen den Menschen in seiner Würde herab, indem sie seine Intelligenz, seine Vernunft und sein Urtheil geradezu vernichten."

— Ein Engländer gegen die Türken. Herr Bayle St. John, der Verfasser eines zur Zeit auch in diesen Blättern angezeigten, vielgelesenen Buches über Aegypten, hat kürzlich eine ähnliche Schrift über die Türken in Europa herausgegeben.*) Herr Bayle St. John tritt in dieser Schrift den jetzt unter seinen englischen Landsleuten vorherrschend gewordenen Ansichten von den Civilisations-Fortschritten der Türken schnurstracks entgegen. Der Verfasser will namentlich in der Unsauberkeit des türkischen Volkes, in seiner Rohheit gegen das weibliche Geschlecht und endlich — was die auffallendste seiner Behauptungen ist — in dem betrügerischen Charakter der Osmanli die Beweise dafür finden, daß die Türken unfähig seien, sich europäischen Ideen und Gebräuchen anzuschließen. Als Beispiel der von der Regierung des Sultans ausgehenden Betrügereien führt er die Einschmelzungen und Umprägungen der Landesmünzen an, die jetzt kaum den zehnten oder zwanzigsten Theil ihres Nominalwerthes hätten. Er vergißt jedoch, daß Aehnliches nicht blos in Spanien zufällig ebenfalls Piaster, wie in der Türkei, gelten, aber ganz verschiedenen Werthen — sondern in früheren Jahrh auch in England (unter Elisabeth), in Preußen (man denke Graumänner, Ephraimiten ꝛc. des siebenjährigen Krieges) und wärts geschehen. Und haben die verschiedenen Werthherabs der österreichischen Kupfermünzen und des älteren österreichischen geldes, die Abrufung der französischen Asignaten ꝛc. etwa einen Charakter gehabt, als die Münz-Operationen in der Türkei? Wir es schon glauben und wir wissen es auch aus der Geschichte, den Türken Brutalität und Unduldsamkeit vorherrschende Eigen sind, aber was die Ehrlichkeit betrifft, so ist ihnen bis jetzt v Jedermann, außer Herrn Bayle St. John, bezeugt worden, darin allen Volksstämmen, mit denen sie zusammenleben — Gr Slawen, Rumänen, Armenier, Juden ꝛc. — weit überlegen sind

*) The Turks in Europe, a Sketch of Manners and Politics in the Ottoman Empire. By Bayle St. John. London, 1853.

— Neu aufgegrabene Denkmäler an der Appi Straße. Die Dräthe des elektrischen Telegraphen, der jetzt mit Neapel verbindet, laufen über die altrömischen Anlagen der pischen Straße hin, und mehr als Einmal stehen die Telegrap Stangen in den Ruinen antiker Grabmäler. Endlos erstrecken auf beiden Seiten dieser verschütteten, aber unter dem Schutte wunderbar erhaltenen Straße die Flächen der römischen Cam aus deren fahlem Grün zur Rechten die theils zerstörten, theil gesunkenen Bogenreihen der Wasserleitungen ragen. Hat m Höhe erstiegen, auf der das weltberühmte Denkmal der Cäcili tella liegt, so sieht man die durch neuere Ausgrabungen bloß Straße in schnurgerader Richtung auf das Albanergebirge zu Zu beiden Seiten ist der Fahrdamm von einem erhöhten Fußweg gefaßt, neben dem rechts und links die Ruinen von Grabmäl in ununterbrochener, unabsehbarer Reihe sich hinziehen. Die b deutendste dieser Ruinen ist das sogenannte Casale rotondo, von ähnlicher Anlage, aber noch größerem Umfang, als das Grabmal der Cäcilia Metella. Hier trug ein quadratischer Unterbau, der sich hundert zwanzig Fuß nach jeder Seite erstreckt, einen Rundbau, aber dieser ist zum Theil zerstört, und ein geräumiges Bauernhaus mit einem Vorplatz, auf welchem Oelbäume stehen, hat in seinen Mauern Raum gefunden. Viele Reste seiner ehemaligen Marmor-Bekleidung sind an den Unterbau gelehnt, und man sieht, daß unter einem reichen Gesims eine sehr elegante Verzierung von Pilastern zwischen Bogenreihen, in denen Kandelaber und Greife abwechselnd erscheinen, rund um das Gebäude lief. An seinem Fuße waren, wie oft an Grabmälern steinerne Bänke angebracht. Die zum Vorschein gekommenen Inschriften anderer Gräber weisen meistens auf Personen geringeren Standes, Kaufleute, Handwerker, Angestellte des kaiserlichen Hofes, Freigelassene u. s. w, hin. Unter den Namen finden sich viele hebräische und andere orientalische, wie Achiba, Baricha, Zabda ꝛc. Die Büsten von Verstorbenen blicken häufig aus den Vertiefungen der Nischen heraus; doch sind die besseren Arbeiten dieser Art bereits nach den römischen Museen geschafft worden. Figuren von Männern, die sich gravitätisch in die Toga, und von Frauen, die sich ehrbar in die Palla hüllen, doch häufig ohne Köpfe und Beine, sind an die Mauern gelehnt. In dem wüsten Schutte, der zu beiden Seiten des Fußpfades hoch gehäuft ist, liegen Säulenschafte und Kapitäle, Gesimse und Friesstücke, auf denen sich Blumengewinde um Stierköpfe schlingen oder zierliche Arabesken hinranken, während Altäre und Cippen mit kleinen Figuren da und dort umher stehen.

Literarischer Anzeiger.

So eben erschien:

Littauische Volkslieder, gesammelt, kritisch bearbeitet und metrisch übersetzt von G. H. F. Nesselmann. Mit einer Musikbeilage. Lex. 8. geh. 3 Thlr. 10 Sgr.

In dieser reichhaltigen Sammlung (410 Nummern umfassend) findet sich zum erstenmale, seitdem Lessing auf die littauischen Volkslieder aufmerksam machte, der ganze Vorrath derselben, so weit er gedruckt vorlag oder handschriftlich zu erreichen war, vereinigt. Der Text ist überdies kritisch bearbeitet und eine metrische Uebersetzung, so wie in der Beilage die Melodieen von 51 Liedern, beigefügt.

Dainos. Littauische Volkslieder, übersetzt von G. H. F. Nesselmann. 16. kart. mit Goldschnitt. 1 Thlr.

Diese Auswahl aus obigem Werke bietet die schönsten Blüthen von Donna's Flaren in metrischer Uebersetzung und eleganter Ausstattung dar. Bekanntlich zeichnen Zartheit und Innigkeit der Empfindung diese Volkslieder vor denen vieler anderen Völker aus.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
in Berlin.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 23, und beim Spediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 8. Berlin, Donnerstag den 19. Januar 1854.

Frankreich.

E. Berfot's Abhandlung über die Vorsehung.*)

„Es giebt" (sagte neulich das Journal des Débats sehr bedeutungsvoll) „im Leben der Völker, wie der Individuen, Augenblicke, wo es uns schwer machen, an die Vorsehung zu glauben; dieses große Wort klingt dann zarten Ohren wie eine falsche Note, und unserem Geiste erscheint es als bitterer, grausamer Spott. Unter der Gewalt des Sturmes, der über die Welt weht, knicken die stärksten Seelen zusammen und sinken in jenen Zustand des Zweifels und des Bangens, den ein alter Dichter in so schönen Versen malt:

Oft schon hat der Gedanke bewegt die zweifelnde Seele:
Kümmern die Höheren um die Erde sich? Steuert kein Lenker?
Und auf des Zufalls Welle schwankt der Sterblichen Nachen?

Saepe mihi dubiam traxit sententia mentem,
Curarent superi terras, an nullus inesset
Rector et incerto fluerent mortalia casu.

„Der Dichter freilich genas von dieser Seelenpein. Er lebte, erholte sich, und Alles, was seine Seele verwirrt und sein Gewissen gequält hatte, kam wieder ins Gleiche: der natürliche Verlauf der Ereignisse übernahm die Rache und Rechtfertigung der Vorsehung „und sprach: Die Götter frei" (absolvitque deus). Aber gar Viele unter derselben Prüfung waren nicht so glücklich. Im Verlauf der menschlichen Geschicke verhüllt die Nacht des Zweifels und des Sichaufgebens gar manche Fern-Seele, ohne daß ihr jemals der Tag der Gerechtigkeit und des Trostes aufgeht. Wie oft wurden die Gesetze der moralischen Welt verletzt, ohne daß die Ereignisse die Vorsehung freisprachen! Wie oft konnten die Märtyrer der Freiheit, des Rechts und der Pflicht noch in dem letzten Augenblicke sich fragen: Wird diese Welt von einem verständigen und gerechten Wesen regiert? Oder schwankt sie ins Gerathewohl dahin, ohne Piloten, ohne Steuer und ohne Kompaß?

„Erkennen nun manche den Finger der Vorsehung hinter der verhüllenden Wolke, die sie an gewissen Tagen dem Blicke entzieht, gar nicht: so sehen sie wiederum Andere überall und lassen sie aus übelverstandenem Eifer sich in alle Angelegenheiten dieser Welt mengen. Welcher seltsame Mißbrauch ist in den letzten sechzig Jahren der französischen Geschichte mit diesem geheiligten Namen getrieben worden! Lasset alle Parteien, alle Regierungen die Revue passiren, alle die guten, wie die schlechten, die einander gestürzt haben — nicht Eine, die sich nicht, indem sie ihre eigenen Geschäfte besorgte, für den Geschäftsführer des Himmels ausgegeben; nicht Eine, die ihn nicht in ihre Interessen und Unternehmungen gezogen, nicht Eine, die sich nicht als den Auserwählten, den Günstling, das Werkzeug der Vorsehung gebahrt hätte. Selbst Robespierre und Saint-Just bildeten sich ein, eine providentielle Sendung zu erfüllen. Verlangt doch der jämmerlichste der Souveraine, der große Haufe, daß man seiner Stimme gleich der Gottesstimme ehrerbietig lausche! — Gott führt die Welt, das ist richtig; aber wohin führt Er sie? Das ist sein Geheimniß, und Er hat keinen Vertrauten. Er verfügt als absoluter Herrscher über Menschen und Sachen; aber Er vollbringt seine Rathschlüsse auf abgelegenen, unbekannten, für unsere kurzsichtige Weisheit undurchdringlichen Wegen. Er erwählt diesen zum Vollstrecker seiner Gerechtigkeit, jenen zum Spender seiner Gnaden. Den Einen erhebt Er, aber um ihn zu erniedrigen, den Anderen erniedrigt Er, aber um ihn zu erheben. Die man früher als seine Günstlinge begrüßte, wurden zum beklagenswerthen Beispiel seiner unerklärlichen Züchtigung. Die Geschichte ist voll von diesen großen und schrecklichen Lehren; wir wollen jedoch nur Eine anführen, von der unsere Seele noch bewegt, von der die Welt noch erschüttert ist. Gibt es einen Fürsten, den die Vorsehung offenkundiger, beharrlicher unter ihren Schutz genommen zu haben schien, als denjenigen, der noch am 23. Februar 1848 über Frankreich herrschte? Wie vielmal durften wir ohne Uebertreibung und Schmeichelei rufen: Wieder ein Wunder der Vorsehung zur Rettung des Königs, der Dynastie, des Thrones und der Verfassung, an die uns unser Glaube, unsere Hoffnungen und unsere theuersten Sympathieen banden! So viel Attentate, so viel Kugeln in den königsmörderischen Pistolen, so viel Läufe in den Höllenmaschinen, eben so viel Wunder. Aber auch, wozu nutzten diese Wunder? Sie führten uns zum 24. Februar. Wer Bossuet's Stimme hätte, um für die Jähe des Sturzes, für die Größe des Unglücks das rechte Wort zu finden!"

Beiden Gegensätzen erklärt nun Herr Berfot in der vorliegenden Abhandlung den Krieg. Er spricht von Gott, von dessen Verhalten zur Welt in der Sprache, die dem neunzehnten Jahrhundert angemessen ist; hier ist die Religion nicht im Widerstreit mit der Vernunft, der Freiheit, der Würde des menschlichen Gewissens. Sein Buch kömmt ganz gelegen in einem Augenblick, wo so viele Schriftsteller eifrig bemüht sind, die religiösen, politischen und moralischen Traditionen des Mittelalters wieder zur Geltung zu bringen; wo die extremste Reaction, die die Welt jemals gesehen, nachdem sie gegen die Revolution von 1789 und dann gegen die Reformation des sechzehnten Jahrhunderts den Bann geschleudert, endlich dahin gekommen ist, den Rückschritt offen zu predigen. Zurück über das zwölfte Jahrhundert, über die Renaissance, über die geistige Revolution, das Prinzip und die Quelle der modernen Bildung, hinaus. Die Aufnahme des Herrn Berfot bei den Vertretern dieser Schule läßt sich nun an den Fingern abzählen. Berfot glaubt an die Vorsehung, und nie hat man, unseres Wissens, aufrichtiger und fester, mit durchdachterer und tieferer Ueberzeugung geglaubt. Er glaubt, aber als Philosoph, wie Descartes, Leibniz, Fenelon, Bossuet, Lessing, Schiller und viele Andere; und das ist genug, um auf sein Haupt die Donner jener Frommen herabzurufen, die sich im ausschließlichen Besitz der Wahrheit über Gott, Menschen und Welt dünken und die uns eben mit einem seltsamen Glaubensbekenntniß erbauen: es ist freilich auf Gewissensfreiheit gegründet, aber stark mit den Elementen der Dragonaden Ludwig's XIV. und der Lichtensteiner, so wie der kurhessischen Einquartierungen, versetzt. Philosoph und an Gott glauben! Abscheulich! Das wird dem Herrn Berfot nicht verziehen werden. Mit einem Atheisten würde man sich viel leichter abfinden!

Und doch ist die Philosophie Berfot's eine tief religiöse. Zuvörderst resumirt er entwickelnd und befestigend die Beweise, durch die so viele große Geister die Existenz, die Weisheit und Gerechtigkeit Gottes, des Schöpfers und Gesetzgebers des Weltalls, dargethan haben; bespricht und beseitigt er die Einwürfe, wodurch verschrobene oder krankhafte Geister diesen Glauben zu schwächen oder zu erschüttern versuchten. Beweise, aus dem Gebiet des wissenschaftlichen Verstandes, des Gefühls oder des Gemeinsinnes entlehnt, transscendente, moralische, physische Beweise — er läßt keinen aus, übersieht keinen. Er erklärt, so weit hier eine Erklärung möglich ist, die Existenz des Uebels in der Welt; und weit entfernt, daraus einen Schluß gegen die Vorsehung zu ziehen, sieht er vielmehr darin gerade die Wirkung der unendlichen Weisheit und Einsicht, eine Bedingung der Weltordnung. Neigen wir uns vor dieser reinen, religiösen Lehre! Das Uebel ist nothwendig; tragen wir es denn unter den zahllosen Gestalten, in denen es unseren Augen, unserem Gewissen erscheint; bekennen wir, daß in dem Plan der Schöpfung, vor dem höchsten Urheber des Alls, auch das Uebel ein Gut ist. Das Uebel, das heißt das Unvollkommene in der Welt und im Menschen, ist nothwendig. Gott konnte unmöglich sein eigenstes, wesentliches Attribut: Vollkommenheit, den Geschöpfen geben; Er hätte ihnen dann die Göttlichkeit geben müssen. Die accidentiellen Störungen in der Natur: Monstrositäten, Stürme, Ueberschwemmungen, Erdbeben, sind nothwendig; denn sie erfolgen nur durch die Begegnung und den Zusammenstoß der unterschiedenen Gesetze, die das Harmonische und Schöne des Ganzen bedingen. Das moralische Uebel, das Böse, ist nothwendig; denn es ist eine Folge der Freiheit, dieses göttlichen Attributs, das den Menschen hoch über alle Geschöpfe erhebt, das die Bedingung ist seiner Größe, seines Verdienstes, seiner Tugend, seiner persönlichen Würde.*) Der physisch-psychische Schmerz

*) Essai sur la Providence, par Ernest Bersot. — Paris, 1853. Eine deutsche Uebersetzung dieser Schrift ist so eben bei Mayer in Leipzig erschienen.

*) „Das ist des Menschen Wonne im Weh, daß im Rath seiner Freiheit auch seine Willkür Sitz und Stimme hat." Herder.

die Exploitation des unbekannten Talentes durch die bekannten Namen, diese Uebertragung der Fabricationszustände, mit ihrem Proletariate unter dem Drucke einzelner Priviligirten, greift auf dem Gebiete der Literatur und der Künste gräulich um sich. Das wird bald nicht mehr Schriftstellerei und Kunst sein, sondern Confection — wie die Confection des robes et des vêtements mit ihren Entrepreneuses und Entrepreneurs. Man nennt einen reichen Vaudeville-Dichter oder Mitdichter, der selbst nie eine Scene geschrieben hat. Aber er ist ein Mann mit Ideen oder gilt dafür; er versteht es, ein Stück zu arrangiren; er besitzt eine Firma, Verbindungen und Absatzwege — und so rentirt das industriöse Geschäft!

Eine neue Revue wird angekündigt. Jetzt bestehen drei, die Revue des deux Mondes, die Revue de Paris und die Revue contemporaine. Die erstere versichert in ihrem Hefte vom ersten Januar, daß ihr Bestehen trotz dem größten Erfolge erst in der jüngsten Zeit vollkommen gesichert wurde, was den Konkurrenten ein endliches Erliegen unter den Schwierigkeiten vorauszusagen scheint. In der That konnte sich neben der ersteren bisher keine Revue auf die Dauer behaupten. Die zwei letztgenannten finden große Anerkennung Doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß sie früher oder später ihre Mittel erschöpfen werden. Keine von den dreien trägt die Farbe der bestehenden Herrschaft. Herr Sainte-Beuve will eine Revue, welche diese Lücke ausfüllen soll, gründen. Sie wird den Titel Spectateur führen. Sainte-Beuve, welcher die herrschenden Ideen mit Eifer und großem persönlichen Erfolge vertheidigt, zählt viele Neider und Verkleinerer. Doch ist er eines der bedeutendsten kritischen Talente Frankreichs. Eine von ihm herausgegebene Revue wird bei der trostlosen Verflachung der Tagespresse gewiß eine erfreuliche Erscheinung sein.

Mannigfaltiges.

— Das Tischrücken in Konstantinopel. Dieselbe Nummer des Journal de Constantinople, welche in ihrem Feuilleton das kürzlich erwähnte türkische Rondeau zu Ehren der englisch-französischen Flotte enthält, bringt zugleich einen eigenen (nicht aus europäischen Zeitungen abgedruckten) Artikel mit der Ueberschrift: „Le phénomène des tables parlantes". Der Verfasser des Artikels ist, wie er in der Einleitung sagt, sehr lange ungläubig gewesen, hat jedoch zuletzt dem Andrange der Thatsachen nicht mehr widerstehen können und findet sich nun zu dieser Mittheilung hauptsächlich durch den auch in der Levante immer mehr um sich greifenden Glauben des Volks und besonders der Frauen an den übernatürlichen Zusammenhang dieser Erscheinungen veranlaßt, welche letzteren er sich durch „den vom menschlichen Willen in ähnlicher Weise, wie beim thierischen Magnetismus, unterstützten Elektro-Magnetismus" zu erklären sucht. „Wir können daher", fährt er fort, „gottesfürchtigen Personen nicht dringend genug rathen, von allen abgeschmackten Einbildungen zurückzukommen und dagegen nur die gesunde Vernunft und eine unerschütterliche Moral im Auge zu behalten. Es hat mit dem fraglichen Phänomen allerdings seine Richtigkeit, aber man glaube davon nur so viel, als zulässig ist, um sich dabei stets innerhalb der Gränzen der Vernunft zu befinden. Man hüte sich davor, in die Fußstapfen der Leichtgläubigkeit und Unwissenheit zu treten, welche darin ein dämonisches Werk erblicken und behaupten, daß sich Gott dieser Erscheinung bediene, um die Menschen zu prüfen. Solche Ideen sind nicht blos in religiöser, sondern auch in moralischer Hinsicht verwerflich, denn sie setzen den Menschen in seiner Würde herab, indem sie seine Intelligenz, seine Vernunft und sein Urtheil geradezu vernichten."

— Ein Engländer gegen die Türken. Herr Bayle St. John, der Verfasser eines zur Zeit auch in diesen Blättern angezeigten, vielgelesenen Buches über Aegypten, hat kürzlich eine ähnliche Schrift über die Türken in Europa herausgegeben.*) Herr Bayle St. John tritt in dieser Schrift den jetzt unter seinen englischen Landsleuten vorherrschend gewordenen Ansichten von den Civilisations-Fortschritten der Türken schnurstracks entgegen. Der Verfasser will namentlich in der Unsauberkeit des türkischen Volkes, in seiner Rohheit gegen das weibliche Geschlecht und endlich — was die auffallendste seiner Behauptungen ist — in dem betrügerischen Charakter der Osmanli die Beweise dafür finden, daß die Türken unfähig seien, sich europäischen Ideen und Gebräuchen anzuschließen. Als Beispiel der von der Regierung des Sultans ausgehenden Betrügereien führt er die Einschmelzungen und Umprägungen der Landesmünzen an, die jetzt kaum den zehnten oder zwanzigsten Theil ihres Nominalwerthes hätten. Er vergißt jedoch, daß Aehnliches nicht blos in Spanien — wo zufällig ebenfalls Piaster, wie in der Türkei, gelten, aber zu zwei ganz verschiedenen Werthen — sondern in früheren Jahrhunderten auch in England (unter Elisabeth), in Preußen (man denke an die Graumänner, Ephraimiten ꝛc. des siebenjährigen Krieges) und anderwärts geschehen. Und haben die verschiedenen Werthherabsetzungen der österreichischen Kupfermünzen und des älteren österreichischen Papiergeldes, die Abrufung der französischen Asignaten ꝛc. etwa einen anderen Charakter gehabt, als die Münz-Operationen in der Türkei? Wir wollen es schon glauben und wir wissen es auch aus der Geschichte, daß bei den Türken Brutalität und Unduldsamkeit vorherrschende Eigenschaften sind, aber was die Ehrlichkeit betrifft, so ist ihnen bis jetzt noch von Jedermann, außer Herrn Bayle St. John, bezeugt worden, daß sie darin allen Volksstämmen, mit denen sie zusammenleben — Griechen, Slawen, Rumänen, Armenier, Juden ꝛc. — weit überlegen sind.

*) The Turks in Europe, a Sketch of Manners and Politics in the Ottoman Empire. By Bayle St. John. London, 1853.

— Neu aufgegrabene Denkmäler an der Appischen Straße. Die Drähte des elektrischen Telegraphen, der jetzt Rom mit Neapel verbindet, laufen über die altrömischen Anlagen der Appischen Straße hin, und mehr als Einmal stehen die Telegraphen-Stangen in den Ruinen antiker Grabmäler. Endlos erstrecken sich auf beiden Seiten dieser verschütteten, aber unter dem Schutte noch wunderbar erhaltenen Straße die Flächen der römischen Campagna, aus deren fahlem Grün zur Rechten die theils zerstörten, theils eingesunkenen Bogenreihen der Wasserleitungen ragen. Hat man die Höhe erstiegen, auf der das weltberühmte Denkmal der Cäcilia Metella liegt, so sieht man die durch neuere Ausgrabungen bloßgelegte Straße in schnurgerader Richtung auf das Albanergebirge zulaufen. Zu beiden Seiten ist der Fahrdamm von einem erhöhten Fußweg eingefaßt, neben dem rechts und links die Ruinen von Grabmälern in ununterbrochener, unabsehbarer Reihe sich hinziehen. Die bedeutendste dieser Ruinen ist das sogenannte Castle rotondo, von ähnlicher Anlage, aber noch größerem Umfang, als das Grabmal der Cäcilia Metella. Hier trug ein quadratischer Unterbau, der sich hundertzwanzig Fuß nach jeder Seite erstreckt, einen Rundbau, aber dieser ist zum Theil zerstört, und ein geräumiges Bauernhaus mit einem Vorplatz, auf welchem Oelbäume stehen, hat in seinen Mauern Raum gefunden. Viele Reste seiner ehemaligen Marmor-Bekleidung sind an den Unterbau gelehnt, und man sieht, daß unter einem reichen Gesims eine sehr elegante Verzierung von Pilastern zwischen Bogenreihen, in denen Kandelaber und Greife abwechselnd erscheinen, rund um das Gebäude lief. An seinem Fuße waren, wie oft an Grabmälern, steinerne Bänke angebracht. Die zum Vorschein gekommenen Inschriften anderer Gräber weisen meistens auf Personen geringeren Standes, Kaufleute, Handwerker, Angestellte des kaiserlichen Hofes, Freigelassene u. s. w., hin. Unter den Namen finden sich viele hebräische und andere orientalische, wie Achiba, Baricha, Zabda ꝛc. Die Büsten von Verstorbenen blicken häufig aus den Vertiefungen der Nischen heraus, doch sind die besseren Arbeiten dieser Art bereits nach den römischen Museen geschafft worden. Figuren von Männern, die sich gravitätisch in die Toga, und von Frauen, die sich ehrbar in die Palla hüllen, doch häufig ohne Köpfe und Beine, sind an die Mauern gelehnt. In dem wüsten Schutte, der zu beiden Seiten des Fußpfades hoch gehäuft ist, liegen Säulenschafte und Kapitäle, Gesimse und Friesstücke, an denen sich Blumengewinde um Stierköpfe schlingen oder zierliche Arabesken hinranken, während Altäre und Cippen mit kleinen Figuren da und dort umher stehen.

Literarischer Anzeiger.

So eben erschien:

Littauische Volkslieder, gesammelt, kritisch bearbeitet und metrisch übersetzt von G. H. F. Nesselmann. Mit einer Musikbeilage. Lex. 8. geh. 3 Thlr. 10 Sgr.

In dieser reichhaltigen Sammlung (410 Nummern umfassend) findet sich zum erstenmale, seitdem Lessing auf die littauischen Volkslieder aufmerksam machte, der ganze Vorrath derselben, so weit er gedruckt vorlag oder handschriftlich zu erreichen war, vereinigt. Der Text ist überdies kritisch bearbeitet und eine metrische Uebersetzung, so wie in der Beilage die Melodieen von 54 Liedern, beigefügt.

Dainos. Littauische Volkslieder, übersetzt von G. H. F. Nesselmann. 16. kart. mit Goldschnitt. 1 Thlr.

Diese Auswahl aus obigem Werke bietet die schönsten Blüthen von Bernyna's Fluren in metrischer Uebersetzung und eleganter Ausstattung dar. Bekanntlich zeichnen Zartheit und Innigkeit der Empfindung diese Volkslieder vor denen vieler anderen Völker aus.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
in Berlin.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen machen von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Spediteur Neumann, Niederwallstr. Nr 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 8. Berlin, Donnerstag den 19. Januar 1854.

Frankreich.

E. Berfot's Abhandlung über die Vorsehung.*)

„Es giebt" (sagte neulich das Journal des Débats sehr bedeutungsvoll) „im Leben der Völker, wie der Individuen, Augenblicke, die es uns schwer machen, an die Vorsehung zu glauben; dieses große Wort klingt dann zarten Ohren wie eine falsche Note, und unserem Geiste erscheint es als bitterer, grausamer Spott. Unter der Gewalt des Sturmes, der über die Welt weht, knicken die stärksten Seelen zusammen und sinken in jenen Zustand des Zweifels und des Bangens, den ein alter Dichter in so schönen Versen malt:

Oft schon hat der Gedanke bewegt die zweifelnde Seele:
Kümmern die Höheren um die Erde sich? Steuert kein Lenker?
Und auf des Zufalls Welle schwankt der Sterblichen Nachen?

Saepe mihi dubiam traxit sententia mentem,
Curarent superi terras, an nullus inesset
Rector et incerto fluerent mortalia casu.

„Der Dichter freilich genas von dieser Seelenpein. Er lebte, wartete ab, und Alles, was seine Seele verwirrt und sein Gewissen geärgert hatte, kam wieder ins Gleiche: der natürliche Verlauf der Ereignisse übernahm die Rache und Rechtfertigung der Vorsehung „und sprach die Götter frei" (absolvitque deos). Aber gar Viele unter derselben Prüfung waren nicht so glücklich. Im Verlauf der menschlichen Geschicke umhüllt die Nacht des Zweifels und des Sichaufgebens gar manche Kern-Seele, ohne daß ihr jemals der Tag der Gerechtigkeit und des Trostes aufgeht. Wie oft wurden die Gesetze der moralischen Welt verletzt, ohne daß die Ereignisse die Vorsehung freisprachen! Wie oft konnten die Märtyrer der Freiheit, des Rechts und der Pflicht noch in dem letzten Augenblicke sich fragen: Wird diese Welt von einem verständigen und gerechten Wesen regiert? Oder schwankt sie aufs Gerathewohl dahin, ohne Piloten, ohne Steuer und ohne Kompaß?

„Erkennen nun manche den Finger der Vorsehung hinter der verhüllenden Wolke, die sie an gewissen Tagen dem Blicke entzieht, gar nicht: so sehen sie wiederum Andere überall und lassen sie aus übelverstandenem Eifer sich in alle Angelegenheiten dieser Welt mengen. Welcher seltsame Mißbrauch ist in den letzten sechzig Jahren der französischen Geschichte mit diesem geheiligten Namen getrieben worden! Lasset alle Parteien, alle Regierungen die Revue passiren, alle die guten, wie die schlechten, die einander gestürzt haben — nicht Eine, die sich nicht, indem sie ihre eigenen Geschäfte besorgte, für den Geschäftsführer des Himmels ausgegeben; nicht Eine, die ihn nicht in ihre Interessen und Unternehmungen gezogen, nicht Eine, die sich nicht als den Auserwählten, den Günstling, das Werkzeug der Vorsehung gebahrt hätte. Selbst Robespierre und Saint-Just bildeten sich ein, eine providentielle Sendung zu erfüllen. Verlangt doch der jämmerlichste der Souveraine, der große Haufe, daß man seiner Stimme gleich der Gottesstimme ehrerbietig lausche! — Gott führt die Welt, das ist richtig; aber wohin führt Er sie? Das ist sein Geheimniß, und Er hat keinen Vertrauten. Er verfügt als absoluter Herrscher über Menschen und Sachen; aber Er vollbringt seine Rathschlüsse auf abgelegenen, unbekannten, für unsere kurzsichtige Weisheit undurchdringlichen Wegen. Er erwählt diesen zum Vollstrecker seiner Gerechtigkeit, jenen zum Spender seiner Gnaden. Den Einen erhebt Er, aber um ihn zu erniedrigen, den Anderen erniedrigt Er, aber um ihn zu erheben. Die man früher als seine Günstlinge begrüßte, wurden zum beklagenswerthen Beispiel seiner unerklärlichen Züchtigung. Die Geschichte ist voll von diesen großen und schrecklichen Lehren; wir wollen jedoch nur Eine anführen, von der unsere Seele noch bewegt, von der die Welt noch erschüttert ist. Gibt es einen Fürsten, den die Vorsehung offenkundiger, beharrlicher unter ihren Schutz genommen zu haben schien, als denjenigen, der noch am 23. Februar 1848 über Frankreich herrschte? Wie vielmal durften wir ohne Uebertreibung und Schmeichelei rufen: Wieder ein Wunder der Vorsehung zur Rettung des Königs, der Dynastie, des Thrones und der Verfassung, an die uns unser Glaube, unsere Hoffnungen und unsere theuersten Sympathieen banden! So viel Attentate, so viel Kugeln in den königsmörderischen Pistolen, so viel Läufe in den Höllenmaschinen, eben so viel Wunder. Aber auch, wozu nutzten diese Wunder? Sie führten uns zum 24. Februar. Wer Bossuet's Stimme hätte, um für die Jähe des Sturzes, für die Größe des Unglücks das rechte Wort zu finden!"

Beiden Gegensätzen erklärt nun Herr Berfot in der vorliegenden Abhandlung den Krieg. Er spricht von Gott, von dessen Verhalten zur Welt in der Sprache, die dem neunzehnten Jahrhundert angemessen ist; hier ist die Religion nicht im Widerstreit mit der Vernunft, der Freiheit, der Würde des menschlichen Gewissens. Sein Buch kömmt ganz gelegen in einem Augenblick, wo so viele Schriftsteller eifrig bemüht sind, die religiösen, politischen und moralischen Traditionen des Mittelalters wieder zur Geltung zu bringen; wo die extremste Reaction, die die Welt jemals gesehen, nachdem sie gegen die Revolution von 1789 und dann gegen die Reformation des sechzehnten Jahrhunderts den Bann geschleudert, endlich dahin gekommen ist, den Rückschritt offen zu predigen. Zurück über das zwölfte Jahrhundert, über die Renaissance, über die geistige Revolution, das Prinzip und die Quelle der modernen Bildung, hinaus. Die Aufnahme des Herrn Berfot bei den Vertretern dieser Schule läßt sich nun an den Fingern abzählen. Berfot glaubt an die Vorsehung, und nie hat man, unseres Wissens, aufrichtiger und fester, mit durchdachterer und tieferer Ueberzeugung geglaubt. Er glaubt, aber als Philosoph, wie Descartes, Leibniz, Fenelon, Bossuet, Lessing, Schiller und viele Andere; und das ist genug, um auf sein Haupt die Donner jener Frommen herabzurufen, die sich im ausschließlichen Besitz der Wahrheit über Gott, Menschen und Welt dünken und die uns eben mit einem seltsamen Glaubensbekenntniß erbauen: es ist freilich auf Gewissensfreiheit gegründet, aber stark mit den Elementen der Dragonaden Ludwig's XIV. und der Lichtensteiner, so wie der kurhessischen Einquartierungen, versetzt. Philosoph und an Gott glauben! Abscheulich! Das wird dem Herrn Berfot nicht verziehen werden. Mit einem Atheisten würde man sich viel leichter abfinden!

Und doch ist die Philosophie Berfot's eine tief religiöse. Zuvörderst resumirt er entwickelnd und befestigend die Beweise, durch die so viele große Geister die Existenz, die Weisheit und Gerechtigkeit Gottes, des Schöpfers und Gesetzgebers des Weltalls, dargethan haben; bespricht und beseitigt er die Einwürfe, wodurch verschrobene oder krankhafte Geister diesen Glauben zu schwächen oder zu erschüttern versuchten. Beweise, aus dem Gebiet des wissenschaftlichen Verstandes, des Gefühls oder des Gemeinsinnes entlehnt, transscendente, moralische, physische Beweise — er läßt keinen aus, übersieht keinen. Er erklärt, so weit hier eine Erklärung möglich ist, die Existenz des Uebels in der Welt; und weit entfernt, daraus einen Schluß gegen die Vorsehung zu ziehen, sieht er vielmehr darin gerade die Wirkung der unendlichen Weisheit und Einsicht, eine Bedingung der Weltordnung. Neigen wir uns vor dieser reinen, religiösen Lehre! Das Uebel ist nothwendig; tragen wir es denn unter den zahllosen Gestalten, in denen es unseren Augen, unserem Gewissen erscheint; bekennen wir, daß in dem Plan der Schöpfung, vor dem höchsten Urheber des Alls, auch das Uebel ein Gut ist. Das Uebel, das heißt das Unvollkommene in der Welt und im Menschen, ist nothwendig. Gott konnte unmöglich sein eigenstes, wesentliches Attribut: Vollkommenheit, den Geschöpfen geben; Er hätte ihnen dann die Göttlichkeit geben müssen. Die accidentiellen Störungen in der Natur: Monstrositäten, Stürme, Ueberschwemmungen, Erdbeben, sind nothwendig; denn sie erfolgen nur durch die Begegnung und den Zusammenstoß der unterschiedenen Gesetze, die das Harmonische und Schöne des Ganzen bedingen. Das moralische Uebel, das Böse, ist nothwendig; denn es ist eine Folge der Freiheit, dieses göttlichen Attributs, das den Menschen hoch über alle Geschöpfe erhebt, das die Bedingung ist seiner Größe, seines Verdienstes, seiner Tugend, seiner persönlichen Würde.*) Der physisch-psychische Schmerz

*) Essai sur la Providence, par Ernest Bersot. — Paris, 1853. Eine deutsche Uebersetzung dieser Schrift ist so eben bei Mayer in Leipzig erschienen.

*) „Das ist des Menschen Wonne im Weh, daß im Rath seiner Freiheit auch seine Willkür Sitz und Stimme hat." Herder.

ist nothwendig, denn er ist eine Folge der Sensibilität, die uns über die empfindungslose Materie erhebt. Empfänden wir keinen Schmerz, so wäre auch das Vergnügen für uns nicht vorhanden. Nach einem jener Schläge, die uns das Herz verwunden, empfinden wir das häusliche Glück um so lebhafter; unsere Liebe zum Vaterlande wächst in dem Maße, wie wir für dasselbe gelitten haben; die Freiheit wird uns erst recht theuer, wenn wir sie verloren haben. Der Glaube an ein künftiges Leben, der Philosophie, wie der Religion gleich nothwendig, gleicht endlich die scheinbaren Widersprüche dieser Welt mit der göttlichen Weisheit und Gerechtigkeit aus. So ist denn Alles in und außer dem Menschen gut.*) Kein gesunder Verstand, keine über das Gemeine erhabene Seele dürfte diese streng optimistisch-stoizistische Weltanschauung in der Theorie verleugnen. Aber ach, wie weit ist es von der Theorie zur Praxis! Und wie viel leichter ist es, ihr den Verstand, als das Herz zu unterwerfen! In jenem spartanischen Knaben, der sich von dem unter seiner Kleidung versteckten wüthenden Thier die Brust zerfleischen ließ, ohne durch einen Laut, durch einen Gesichtszug seinen Schmerz zu verrathen, haben wir ein Bild der Resignation, welche die stoische Moral denen einflößt, die die Prüfungen des Lebens zu dulden haben.

Aber an die Vorsehung glauben, das ist noch nicht Alles. — Versot verlangt, daß wir als Menschen an sie glauben. Ein vernünftiger und erleuchteter Glaube kann Niemanden nöthigen, jene falsche Münze, die eine zweideutige Moral im Namen der Vorsehung ausgeprägt und in Umlauf gesetzt hat, als gutes Geld anzunehmen. Meister und Jünger der Lehre von den „vollendeten Thatsachen" meinten ebenfalls, der Vorsehung, als der höchsten Gewalt über die menschlichen Angelegenheiten, zu huldigen. Das ist Hof, keine Huldigung! Ein gefährliches Geschenk für unser Jahrhundert, diese unglückselige Lehre! Sie hat mehr Gewissen geirrt und mehr Aergerniß gebracht, als jenes berüchtigte alte Rüsthaus der Reticenzen und Vorbehalte, die so oft und so gerecht der Jesuitenschule zum Vorwurf gemacht werden. Dem vor sich selbst erröthenden Egoismus könnte kein bequemerer Mantel geboten, der Gehaltlosigkeit und Zimperlichkeit unserer Sitten, der Gemeinheit, die die Ereignisse nur nach dem Ergebniß beurtheilt, dem Haufen mittelmäßiger Geister und kleinlicher Seelen, die sich in der schwächeren Partei unbehaglich fühlen, die das Alleinstehen scheuen und die nur dann Vertrauen zu ihren Meinungen fassen, wenn sie bei der überwiegenden Majorität Kurs haben — diesem ganzen Schlage konnte kein besserer Dienst als mit jener Lehre geleistet werden. Grausamer kann die Vorsehung nicht beleidigt werden, als dadurch, daß man sie zur Theilnehmerin dieser jämmerlichen Berechnungen oder dieser jämmerlichen Schwächen macht.

Wohl kann man an die Vorsehung, an den geregelten wohlerwogenen Dazwischentritt Gottes in die Weltangelegenheiten glauben, ohne all die Uebertreibungen, Träume und Gesichte für wahr zu halten, durch die dieser Kult so oft verfälscht, entstellt worden. Versot hat die Religion, nicht den Aberglauben der Vorsehung. Er glaubt an die Pläne, an die Gesetze des Schöpfers, nicht an seine Launen. Der Glaube an das veränderliche, willkürliche und despotische Belieben Gottes ist Aberglauben. Versot kämpft also gegen den Aberglauben unter allen Gestalten, in der Wissenschaft, wie in dem Weltregiment. Er führt Krieg mit dem ausschließenden Spiritualismus, der, um dem Materialismus, den Gott in die Welt aufgehen lassen möchte, das Gegengewicht zu halten, die Welt in Gott aufgehen läßt. Und wie greift diese Krankheit in unseren Tagen um sich! In unseren Tagen, wo wir das Geheimniß gefunden haben, den ausschweifendsten Swedenborgianismus mit dem ausschweifendsten Materialismus zu vereinen. Der Theosoph Plotin hat Gott dreimal im Leben, sein Schüler Porphyrius einmal im Leben gesehen. Wie viel begünstigter sind wir heutzutage! Da hört man von nichts weiter, als von Leuten, die mit Gott, dem heiligen Geist, der Jungfrau, den Heiligen und den Seelen großer Männer regelmäßig Verkehr haben. Einer hat, so oft es ihm beliebt, trauliche Zwiegespräche mit Fenelon. Seitdem die Tische zu tanzen und zu reden angefangen haben, sind Erscheinungen, Visionen, Wunder aller Art das stehende Thema unserer Unterhaltung. In unseren Salons kreuzen sich die Nachrichten aus der anderen Welt mit den Depeschen vom russisch-türkischen Kriegsschauplatze und den Börsen-Neuigkeiten. O, Jahrhundert der Aufklärung! Der erste Stoß zur Bewegung ist gegeben; nur Muth! Ueber ein Kurzes, und wir werden von den Verzückten in St. Medardus hören, und die schöne Welt wird dahin wallen, um der Kreuzigung der Schwester Francisca und der Schwester Felicitas als Liebhaber beizuwohnen.

Indeß soll dem Wahnsinn in diesem unserem Jahrhundert der Sieg denn doch nicht so leicht werden, so lange es Männer wie Versot giebt, die, ehrenhaft, aufrichtig, beredt, die Sprache einer unabhängigen, freien, durch gediegene Studien geübten und gekräftigten Vernunft hören lassen. Nicht die Stärke, womit Versot den Vorsehungsglauben bekennt und begründet, ist so hoch anzuschlagen. Denn an Gott glauben, heißt, an seine wesentlichen Attribute, folglich an seine Vorsehung glauben, und wie Viele giebt es im Grunde, denen erst die Existenz Gottes bewiesen werden muß! Versot hat Recht: Die Atheisten, die Vollblut-Atheisten, sind zu zählen; Baron Holbach hat wenig Jünger, selbst in Frankreich, hinterlassen. Der Atheismus ist mehr eine Kränklichkeit des Verstandes als ein Gebrechen des Herzens. Gott auszurotten ist gemeiner und hassenswerther, als ihn verleugnen: nicht Don Juan, sondern Tartuffe ist der eigentliche Atheist. Das Hauptverdienst des Verfassers besteht vielmehr darin, daß er diesen Glauben von den Schlacken: den Täuschungen, den falschen Lehren, den Kindereien, den phantastischen Einbildungen, gereinigt hat. Er hat in den Ereignissen und Geschäften der Welt Jedem seine angemessene Rolle zuertheilt, Gott und dem Menschen, der Vorsehung und der Freiheit. Der Aberglaube geht mit der Vorsehung zu lüderlich um, er verschwendet sie an die kleinen wie an die großen Dinge hienieden; Versot ist damit haushälterischer. Er läßt sie in einer ihrer würdigen Sphäre kreisen und weist ihr, so zu sagen, die rechte Bahn an.

Noch sei zum Schlusse auf das treffliche Vorwort hingewiesen. Hier legt der Verfasser den Finger auf die Wunde des Jahrhunderts, auf die Schlaffheit und die sittliche Erstarrung, in welche die ganze Gesellschaft je mehr und mehr zu verfallen scheint. Nur so geht man dem Uebel an die Wurzel, wenn man das geweihte Feuer des inneren Lebens und des Gedankens heiligen Kultus wiederzubeleben trachtet. Das ist das einzig wirksame Mittel, dem Verderbniß, der Entartung vorbeugend oder hemmend entgegenzutreten; die Seelen herauszureißen aus der materialistischen Schwelgerei hier, aus der mystischen Schwelgerei dort, sie zu heilen von diesen beiden Krankheiten der altersschwachen Civilisation. Wollen wir dem Menschen die Neigung zur Freiheit wiedergeben, so geben wir ihm die Neigung für das Innenleben wieder. Geben wir ihm die Freiheitsliebe wieder, wenn wir ihm das Bewußtsein seines Ursprungs und seiner Bestimmung, die Achtung vor seiner unsterblichen Seele und das Gefühl seiner sittlichen Würde wiedergeben wollen. So können wir uns in unseren eigenen Augen, wie in den Augen der Vorsehung, wieder zu Ehren bringen, indem wir stets eingedenk sind, daß sie den Menschen nicht geschaffen hat, um das Haupt zur Erde zu senken:

Hehres Antlitz verlieh er dem Menschen; den Himmel zu schauen,
Und den erhobenen Blick nach den Sternen zu wenden, gebot er.
Os homini sublime dedit, coelumque tueri
Jussit et erectos ad sidera tollere vultus.

*) „Und Gott sah Alles, was er gemacht hatte, und siehe da, es war sehr gut." Gen. 1, 31.

Nord-Amerika.

Die Chronik des Ewigen Juden.

(Schluß.)

Nachdem Hoffmann die Geschichte von dem wiederholten Erscheinen des Ewigen Juden erzählt, schließt er folgendermaßen:

„Ich kann diese Geschichte nicht schließen, ohne mein gerechtes Erstaunen darüber auszudrücken, daß, da diese Tradition in jedem Lande und in jedem Zeitalter gefunden wird, dennoch die Chroniken, selbst in abergläubischen Zeitaltern, so dürftig sind, daß höchstens funfzig Druckseiten schon hinreichen würden, um Alles zu erschöpfen, was uns über diese berühmte Persönlichkeit überliefert worden, — und daß noch Niemand den Versuch gemacht hat, diese Materialien zu einer mehr erzählenden und zusammenhängenden Form zu verwenden. Und ich muß mich in einem um so höheren Maße hierüber wundern, als Alles, was sich auf den seltsamen Wanderer bezieht, zu jeder Zeit ein lebhaftes Interesse erregte. Der Herausgeber hofft deshalb, daß seine wahrhafte Chronik vom Jahre 27 bis zum Jahre 1850 n. Chr. den Cartaphilus nicht nur auf seinen wirklichen und allein brauchbaren Standpunkt stellen, sondern auch den allzu sehr auf Irrwegen befindlichen Verstand der Jugend und der Halbgelehrten unter den Bejahrten für den Geist jener Zeitenfolge und für die Philosophie jener (bürgerlichen und kirchlichen) Geschichte, mit welcher Cartaphilus so reichlich zu thun hat, — und ganz besonders für den hochbedeutsamen Werth aller mit dem Ganzen verbundenen Prophetieen erwecken wird. Warum, fragen wir, soll man die ganze Geschichte des merkwürdigen Wanderers auf ein paar unvollständigen, zerstreuten und oft müßigen und unnützen Legenden fernerhin beruhen lassen! Warum soll aus einem solchen multum in parvo, aus so umfassenden und reichen Materialien nichts Anderes hervorgehen, als etwa ein schlechtes Drama, um das unwissende und abergläubische Volk zu amüsiren! Oder warum sollte selbst das treffliche Gedicht „the Curse of Kehama" (von Southey) oder der prächtige Roman „Salathiel", welche den Ewigen Juden nur dichterisch während ein paar kurzer Jahre und im Widerspruch mit der ganzen Legende und obendrein noch ohne Tendenz auf Nützlichkeit und Wahrscheinlichkeit, sondern nur als unterhaltende

Novellengestalt vorführen, warum, — fragen wir, sollten diese Werke als hinlänglich genügend angesehen werden, unser Interesse zu erschöpfen! Eugen Sue fand es einige Jahre später, als diese Chronik für die Presse zubereitet wurde, höchst vortheilhaft, einen ähnlichen Titel für ein Werk von ekelhafter Immoralität, aber unleugbarem Talent anzunehmen, in welchem der Ewige Jude jedoch durchaus keine Rolle spielt und Alles in Allem höchstens als eine der dramatis personae auftritt, und in welchem man einem seltsamen und widerwärtigen Gemisch von prächtigen, der größten Federn würdigen Beschreibungen und andererseits wieder von Dingen begegnet, die selbst dem elendesten Tageblatt übel anstehen würden. „Die Chronik des Cartaphilus" erstreckt sich über neunzehn Jahrhunderte, die Geschichte des französischen Novellisten nur über ein paar Jahre der gegenwärtigen Zeit; die eine wendet sich an die sittlichen und denkenden Menschen, die andere an die sinnliche und gedankenlose Masse; die letztere wurde aller Orten auf Erden gelesen, die erstere wird vielleicht verstaubt und ungestört auf irgend einem Bücherbrett stehen bleiben! Aber Cartaphilus würde wahrhaft vor Scham erröthen, wenn er glauben müßte, seine sorgfältig ausgearbeitete und wahrhafte Chronik, die Frucht seines unablässigen Denkens, und seine mannigfachen heterodoxkirchlichen Erörterungen (wiewohl oft von dem Gewande wirklicher Ereignisse umhüllt und von den Einzelnheiten seines ausnahmsweisen Lebens belebt) sollten von irgend Jemand für ein Stück Roman angesehen werden! Und warum endlich sollten die flüchtige Notiz über den Ewigen Juden von Goethe (in der bloßen Travestie der Brabanter Legende) und die paar italiänischen, deutschen und anderen Balladen allein alle Sympathie der Zeiten für eine geliebte Tradition beanspruchen dürfen, welche eine so merkwürdige und so eng mit dem Ursprung unserer heiligen Religion verknüpfte Persönlichkeit betrifft, die Persönlichkeit eines Mannes, der trotz all seines Wanderns auch heute noch ganz derselbe geblieben? Wir verweisen also nun unsere Leser auf diese einzig wahre und nützliche Chronik; möge sie fruchtbare Gedanken in dem Herzen und in dem Geiste eines jeden Lesers erwecken, der das Verlangen trägt, sich mit der langen Vergangenheit, mit der Gegenwart und mit der Zukunft, als den Quellen angenehmer und heilsamer Belehrung, zu beschäftigen."

Der Art ist Hoffmann's Antheil an dem gegenwärtigen Bande: Alles andere soll vom Ewigen Juden selbst herrühren, dessen „Polychronika" oder autobiographisches Tagebuch und Korrespondenz vom Jahre 27 bis zum Jahre 1852 Hoffmann herauszugeben unternahm, wobei ihm der Jude gestattete, nach Gutdünken dieses oder jenes auszulassen und das Ganze nach dem Bedürfnisse der Lesewelt einzurichten. Im vorliegenden Bande haben wir aus der Feder des Juden folgende Mittheilungen: zuerst einen Brief an Hoffmann, datirt (der Londoner Polizei wird es interessant sein, dies zu erfahren) „Austin Friars, London, den 16. September 1852"; zweitens die erste Abtheilung der Chronik, fast zwei Jahrhunderte aus dem Tagebuche des Juden umfassend, vom Jahr 27 bis 203 n. Chr., und drittens einen Brief des Juden vom Jahre 1535 an Cornelius Agrippa, welchen der Herausgeber, abgetrennt von seinem chronologischen Zusammenhange, hier beibringt, weil er eine kurze Darlegung des metaphysischen Systems des Juden und seine damaligen Gedanken über Leben, Tod, Ewigkeit und die Dinge im Allgemeinen enthält.

In dem Schreiben an den Herausgeber zeigt der Ewige Jude, neben vielen trefflichen philosophischen Bemerkungen und neben einigen geistvollen Worten der Warnung an England in Bezug auf kirchliche Angelegenheiten, etwas von der natürlichen Aengstlichkeit der Autoren, daß man seine Autobiographie vielleicht nicht gehörig würdigen werde, eine Schwäche, von der er, trotz seines Alters von achtzehnhundert Jahren, nicht frei ist. Indem er von seinem intimen und werthgeschätzten Freunde Francis Baron spricht, mit dem er manche Stunden im vertrauten Gespräch verbrachte, nimmt er Gelegenheit, das Wesen und den Zweck seiner Chronik darzulegen.

„Der Lord Verulam" (heißt es hier) „sagt von der Geschichte, ihr wahrer Beruf bestehe darin, die Ereignisse selbst darzustellen und nebenher nur ihre mehr direkten Tendenzen; die weiteren Beobachtungen und Schlüsse jedoch der Freiheit, der Fähigkeit und dem Urtheil des denkenden Lesers zu überlassen. Und doch sagt er später: „Sehr wohl kenne ich eine Form der Darstellung, deren einige ernste und weise Männer sich bedienten, die Form, welche eine fragmentarische oder abgebrochene Geschichte jener Thatsachen, die ihnen der Erinnerung werth schienen, enthält, nebst politischer Diskussion und Betrachtung über sie, die nicht in die Details verwebt, sondern abgesondert ist und sich als eigentliches Prinzip der schriftstellerischen Absicht herausstellt; indeß gehört diese Art *reflektiver* Geschichte weit mehr unter die Bücher der Politik, als unter die Bücher der wirklichen Geschichte." Die angedeutete Form nun lag oft im Zweck dieser meiner bescheidenen Chronik, die sich vielleicht in einem noch weit höheren Grade als in dem ersten Buche von Lord Verulam's „De augmentis scientiarum" angedeutet worden, als eine *reflektive* Darstellung und Erwähnung der Ereignisse manifestiren wird; und doch lebt Cartaphilus der Ueberzeugung, daß der beabsichtigte Charakter dieser Blätter keineswegs durch die vielen politischen Diskussionen gelitten haben wird, noch auch durch andere Reflexionen, zu denen ihn seine innerste Natur drängte, und die seine ausnahmsweise Stellung allezeit üppig gedeihen ließ. Er hofft, daß diese Reflexionen und eben so die persönlichen Abenteuer des Wanderers, wie seltsam zuweilen auch, den Werth seiner Chronik als einer sorgfältig ausgearbeiteten Geschichte nicht beeinträchtigen werden."

Der Brief an Cornelius Agrippa ist wesentlich eine rein metaphysische Abhandlung, die eine „Theorie der Trinität" und eine neue „Lehre der Triaden" aufstellt, das heißt eine Dissertation über die sogenannte Dreiheit oder Dreitheiligkeit jedes Dinges in der geistigen Welt. Der Jude, müssen wir bekennen, bewährt sich in dieser Abhandlung als ein geschickter Metaphysiker; und die dreiunddreißig „erläuternden Beispiele der Lehre von den Triaden", die er dem Cornelius, um ihm die Lehre klar zu machen, vorführt, dürften dem Zweck zahlreicher Coleridgianer und Okenianer von heute aufs beste dienen.

Die Hauptmasse des Buches jedoch besteht aus der Chronik der ersten zwei Jahrhunderte des Lebens und der Wanderungen des Juden. Diese Chronik bildet ein höchst wunderliches Gemisch. Die Geschichte beginnt mit dem vierundzwanzigsten Lebensjahre des Juden, als er, ein denkender und ziemlich ehrgeiziger junger Mann, in Jerusalem lebte und ein schönes Mädchen, Rebekka, die Tochter eines Freundes, Namens Rabbi Ebn Ezra, liebte. Wir lesen einen Briefwechsel zwischen Cartaphilus, dem Rabbi Ebn Ezra, einer dritten Person, Namens Artemas, und anderen; und in diesen Briefen sowohl, als in dem Privat-Tagebuche des Cartaphilus werden Anspielungen gemacht auf den gleichzeitigen Fortschritt der Lehre Johannis des Täufers und Christi. Die Freunde hegen das größte Interesse für die Sache und besprechen sie von ihren verschiedenen Gesichtspunkten aus: — Artemas neigt sich im Ganzen dazu, ein Konvertit zu werden, Cartaphilus stellt sich immer mehr in die Opposition gegen den neuen Glauben und seine Vertheidiger. Im Verlauf der Ereignisse erhält Cartaphilus eine Stellung in Pilatus' Haushalt, und hier, durch die Umstände mit Judas Ischariot in Verbindung gerathen, wird er das Hauptwerkzeug in dem Verfahren der Schriftgelehrten und Pharisäer gegen Christus. Das Leben, welches Cartaphilus nach dem über ihn ausgesprochenen Fluche führt, bringt ihn mit allen großen historischen Persönlichkeiten und Thatsachen der ersten beiden Jahrhunderte in Berührung: mit Paulus, Johannes und den anderen Aposteln, mit den römischen Kaisern Claudius, Nero, Vespasianus, Domitian, Trajan, Hadrian, Marcus Aurelius u. s. w., mit den Schriftstellern Flavius Josephus, Seneca, Plinius, Quinctilian, Petronius Arbiter u. s. w., mit den frühesten christlichen Heiligen und Märtyrern und dergleichen. Kurz, in der Korrespondenz und in den Tagebüchern des Ewigen Juden, während dieser Zeit haben wir einen Blick aus der Vogelperspektive auf Alles, was in dem ersten Abschnitt der christlichen Zeitrechnung bemerkenswerth ist, in Verbindung mit einem Gemisch von Betrachtungen, Untersuchungen, archäologischen Andeutungen und Bemerkungen de omnibus rebus.

Jedenfalls ist das Buch eine eigenthümliche Erscheinung. Sollen wir indeß nachträglich unser streng kritisches Urtheil darüber aussprechen, so müssen wir leider gestehen, daß wir den Juden, sowohl wenn er Geschautes erzählt, als wenn er darüber Betrachtungen anstellt, ziemlich prosaisch und langweilig finden. Hoffmann (denn wir müssen den Juden über Bord werfen und den eigentlichen Verfasser verantwortlich machen) hat viel Talent, viel Wissen, einen ungeheuren Fleiß und keine unbedeutende Summe Geldes (wir vermuthen dies wenigstens, da der vorliegende Band ein dickes, mit eigenthümlich kleinen antiken Typen eng gedrucktes Buch ist) an eine nutzlose und wunderlich literarische Grille verschwendet. Kann der Verfasser wirklich glauben, daß das Publikum sechs ungeheure Bände historischer Compilation, vermischt mit metaphysischen und anderen Diskussionen, darum lesen werde, weil sie unter dem Gewande einer Lebenschronik des Cartaphilus ans Licht treten? Der Ewige Jude selbst hat Zeit in Hülle und Fülle und kann deshalb verschwenderisch damit umgehen; sein Herausgeber sollte jedoch bedenken, daß die Leser sich nicht in dieser glücklichen Lage befinden und mit den ihnen so sparsam zugemessenen Minuten geizen müssen.

Beiträge zur Kenntniß amerikanischer Urvölker.

Die starke Hand und die heiße Begier mögen Gold aus der Erde Kaliforniens und Australiens graben; die Stärke der Wissenschaft ist noch größer und hat ein weiteres Gebiet, und ihre Zwecke sind die neuende Genien edlerer Menschenbedürfnisse, als derer, welche sich um gemünztes und ungemünztes Gold auf der Erdoberfläche herumbalgen. Die Geologie ist bereits viele Tausend Jahre tief in die verschiedenen Altersrinden der Erde eingedrungen; ganze Städte und Völker, von

denen das Auge und die Wissenschaft Jahrhunderte und Jahrtausende keine Spur mehr fand, sind auferstanden und geben Zeugniß von Zeiten, von Völkern, von Kultur- und Civilisationsstufen, über die schon der Urwald hinweggewachsen war.

Zu den neuesten und interessantesten Entdeckungen auf diesem Gebiete der Wissenschaft gehören die Pyramiden in Kalifornien und die Gräber und Festungen verschiedener Urvölker Amerika's.

Es ist durch die bisherigen Forschungen Thatsache geworden, daß die Alterthümer Amerika's sich über alle Theile dieser ungeheuren Ausdehnungen erstrecken. Man findet sie in verschiedenen Formen und als Zeugnisse ganz verschiedener Zeiten und Kulturstufen. In einigen der großen Grabhügel fand man thatsächlich ein Volk über dem anderen begraben. Am häufigsten kamen sie bis jetzt südlich von den großen Seen vor, westlich von den Alleghany- und östlich von den Felsgebirgen in südwestlicher Ausdehnung durch das Mississippithal, Texas und Mexiko. Am erkennbarsten und ganz eigentlich monumental treten sie in Form von künstlichen Erdhügeln und Forts hervor, wie, mehr oder weniger, auf der ganzen Erde. In jeder Sprache sind Bezeichnungen für jene Hünengräber und alten Verschanzungen, und diese selbst da, die noch nicht überall von der Kultur und dem Pfluge geebnet wurden. In Mexiko sind sie unter dem Namen „Tepec" bekannt, in der Türkei heißen sie „Tepe", in Irland, Schottland und Wallis „Cairns", in England „Barrows", in Rußland, besonders Sibirien, „Kurgany". — An den Ufern des Ohio, des Illinois, in den ungeheuren Flußnetzen des Mississippi sind diese Denkmäler einer uralten Civilisation bis jetzt am interessantesten. Vom 40sten Breitengrade südwestlich nach Mexiko nehmen sie an Umfang und Zahl offenbar zu, in umgekehrter Richtung ab und erscheinen dabei rauher und roher, nur mit Ausnahme derer, welche im Süden des Michigan-Sees und im nördlichen Theile Indiana's entdeckt wurden.

Die in Detroit (Michigan) erscheinende deutsche „Atlantis, eine Zeitschrift für Wissenschaft, Politik und Poesie", redigirt von Christian Essellen und tüchtig unterstützt von Dr. G. Blöde aus Dresden, enthält in Nr. 24 und 25 eine werthvolle Abhandlung über die betreffenden Alterthümer in Michigan, aus der wir das Material entnehmen. Die Verschanzungen erscheinen nach sehr verschiedenen Grundrissen konstruirt, bald rund, bald rechtwinkelig im Pyramidenstyl, oft ganz unregelmäßig und von den verschiedensten Ausdehnungen von zwei bis hundertunddreißig Morgen. Oft sind sie mit Wällen und Gräben versehen, erstere gewöhnlich von zwölf Fuß Höhe, letztere durchschnittlich zwanzig Fuß breit. Die Erdhügel (Hünengräber) haben von sechs bis zu neunzig Fuß alle Grade von Höhe mit Basis von 3½ bis 50 Ruthen Durchmesser. In der Regel haben sie die abgestumpfte Kegelform, manchmal in elliptischer Gestalt. Sie gleichen im Allgemeinen alle den alten Grabhügeln von Mexiko, Sibirien, der Tatarei und den Hünengräbern der Ostseeküste und auf Rügen, eben so den altrömischen tumuli am Rhein und auf dem Hundsrück. Merkwürdig ist die Uebereinstimmung des Inhalts der sibirischen und westlich-amerikanischen Grabhügel. In beiden finden sich menschliche Gebeine, Pfeile, Münzen, Vasen, Gefäße von ähnlicher Form, Schmucksachen und Zierraten meist von Kupfer, selten von Silber oder Gold.

Man hat bisher die mannigfaltigsten und zum Theil seltsamsten Vermuthungen über die Völker, welche einst in jenen Gebeinen und Waffen und Schmucksachen lebten, aufgestellt, ohne zu einem bestimmten Halt zu kommen. Die besten Führer durch dieses dunkele Gebiet sind immer noch Humboldt's Untersuchungen („Researches in South-America". Vol. II., p. 47 &c.) und die Sagen und Manuskripte der Azteken. Letztere lebten ursprünglich „weit im Norden", im Lande Aztelan, nach Humboldt über den 42sten Grad hinaus. In ihren hieroglyphenähnlichen Manuskripten ist die Geschichte ihrer Wanderung von Aztelan nach Mexiko beschrieben, mit speziellen Beschreibungen einzelner Reisen, deren im Ganzen funfzehn gewesen sein sollen. Humboldt berechnet, daß diese Reisen vierhundertsechzehn Jahre umfaßt haben, welche Ansicht von der spanischen Geschichte bestätigt wird, worin die Azteken als Eroberer Mexiko's vorkommen. Bei den Wyandott-Indianern findet sich noch eine Tradition, nach welcher die Gründer der westlichen tumuli aus ihrem Heimatlande verdrängt und nach dem Süden getrieben wurden. (Die Gräber sind bei den Indianern der heilige Mittelpunkt ihrer Geschichte, Religion und Kultur, und die Vertreibung aus dem Gebiete ihrer Gräber pflanzte sich deshalb immer als großes tragisches Ereigniß fort.) Bei den alten Azteken bedeutet „ATL" Wasser, das davon abgeleitete „Aztelan" Wasser- oder Seenland und „Aztekas" Volk von den Seen. Da dieses Land nach Humboldt über den 42sten Grad hinaus lag, folgt, daß es einen Theil von Michigan und Wisconsin umfaßt habe. „Seenland" kann auch nicht besser passen, da Michigan, Wisconsin und das nördliche Indiana mit Seen von einer halben bis vier Meilen Umfang bedeckt sind und an die größten Binnenmeere der Welt gränzen. Auch die Etymologie des Wortes Michigan, aus den beiden Wörtern der Ostbewohner oder Chippewai-Indianer „Mitschaw", groß und mächtig, und „Sagigan", See, zusammengeschmolzen, spricht dafür um so mehr, als die Geologie nachweist, daß der Huron- und Michigan-See ursprünglich ein Ganzes gebildet haben. Die jetzigen Indianer von Michigan mögen also Nachkommen derer sein, welche die Azteken nach dem Süden trieben und das neue Land nicht mehr Aztelan, sondern mit ihrer Sprache „Mitschawsagigan" (Michigan) nannten. Dazu kömmt die schöne Lage dieser fruchtbaren Halbinsel, welche wohl geeignet war, Eifersucht und Kampf zu erwecken. Die Azteken bewohnten einst Michigan, wenn es auch nicht ihr Hauptsitz war. Die geringere Anzahl von Denkmälern im Vergleich zum weiteren Westen, wo sie manchmal in ungeheuren Massen vorkommen und viel fester sind, läßt schließen, daß der Kern dieses Volkes weiter im Westen gelebt habe.

Die Grabhügel Michigans (dort mounds genannt) findet man häufig an den Ufern der größeren Flüsse St. Joseph, Kalamazoo, Grand u. s. w. Von alten Forts fand man bisher nur wenige. Die tumuli sind von sechs bis zwölf, nur einige zwanzig Fuß hoch. Die merkwürdigsten in der Stadt Gerard, Branch County, und Raisin, Lenawee County, hat man zum Theil geöffnet und große Massen verwittertes menschliches Gebein darin gefunden. Unter einer Gruppe solcher tumuli an den Ufern des Grand river, zehn engl. Meilen von dessen Mündung, sind einige mit Tannenbäumen von drei Fuß Durchmesser und neunzig Fuß hoch bewachsen; dazwischen liegt noch ein altes Indianerdorf mit etwa vierzig Familien. Vor einigen Jahren war ein solcher tumulus ausgegraben, anfangs ohne Erfolg, bis man drei Fuß unter dem jetzigen Niveau verwitterte menschliche Gebeine, Stücke Eisen von drei bis vier Zoll Länge, Pfeilspitzen, Stücke Messing und Ueberreste eines messingenen Gefäßes fand. Da hatten also Menschen auf einer nicht unbedeutenden Kulturstufe gelebt; sie hatten schon Metalle zu behandeln und zu formen verstanden. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Musikalisches Preis-Ausschreiben. Wir machen auf ein Preis-Ausschreiben zur Composition dreier militairischer Märsche zu dienstlichem Gebrauch (für Infanterie, Kavallerie und Jäger) aufmerksam, welches die Redaction der Berliner Musik-Zeitung „Echo" in ihrem Blatte vom 8. Januar 1854 bekannt gemacht. Die Zuerkennung der Preise wird durch die kompetentesten musikalischen Autoritäten stattfinden. Dem Ansuchen um vollständige Aufnahme dieses Preis-Ausschreibens können wir leider, wegen Mangels an Raum, nicht entsprechen.

— Meyerbeer's Prophet als Ballet. In Florenz, im Teatro Leopoldo, wird Meyerbeer's „Prophet", da die Theater-Censur die wortreiche Wiedertäufer-Begeisterung des Scribeschen Textes nicht passiren läßt, als Ballet aufgeführt. Mit den Beinen darf man in Florenz schon ein wenig ketzerisch sein. Meyerbeer's Musik zu diesem Ballet ist natürlich nur so weit benutzt, als sie sich zum Tanze und zur Pantomime eignet, während außerdem die allergewöhnlichste Balletmusik eingelegt ist. Im Uebrigen folgen sich die Scenen ganz so wie in der Oper, nur mit dem Unterschiede, daß der Krönungsmarsch und die Scene zwischen dem Propheten und seiner Mutter nicht im Dome zu Münster — das Innere einer Kirche darf in Italien begreiflicherweise nicht auf das Theater kommen — sondern in einer prächtigen, großen Halle stattfindet. Am anziehendsten für das Publikum sind natürlich der Schlittschuhlauf, der Sonnen-Aufgang und der Zusammensturz des Palastes am Schlusse des Stückes. Besonders der durch elektrisches Licht verstärkte Sonnen-Aufgang macht solches Furore, daß das Ballet Abend für Abend wiederholt werden muß.

— Poetische Bekehrungsschriften in Ostindien. Der kürzlich als Professor der hebräischen Sprache an der Universität Cambridge verstorbene Rev. Dr. W. H. Mill hatte achtzehn Jahre seines Lebens (1820—1838) in Ostindien zugebracht und in Kalkutta als Professor an dem dortigen Bishop's College fungirt. In dieser Eigenschaft hatte sich der gelehrte Theolog eine solche Kenntniß der Sanskrit-Sprache und Literatur erworben, daß er unter dem Titel „Christanangita" eine von ihm in Sanskrit-Versen verfaßte Lebens-Geschichte Jesu herausgegeben. Es sind davon zwei oder drei Auflagen in Kalkutta erschienen. Eben so ist die daraus besonders abgedruckte Bergpredigt, unter dem Titel „Parvatiyopadeça", ungemein verbreitet unter den gelehrten Hindus. Es ist dies gewiß die zweckmäßigste Weise, die gebildeteren Stände Indiens mit den Lehren des Christenthums bekannt zu machen, doch haben die Brahmanen auch nicht unterlassen, in ihrer Weise auf solche und ähnliche poetische Bekehrungsschriften zu antworten.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 4 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande versendet und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Spediteur Neumann, Taubenstraße Nr. 21), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 9. Berlin, Sonnabend den 21. Januar 1854.

Kaukasien.

Schamyl und seine Mutter.*)

Im Jahre 1843 entschlossen sich die Bewohner der großen und kleinen Tschetschna, von allen Seiten durch die russischen Truppen bedrängt und von den lesghischen Gemeinden ohne Hülfe gelassen, eine Deputation an Schamyl mit der Bitte abzuordnen, ihnen entweder eine hinreichende Anzahl Krieger zu schicken, um sie in den Stand zu setzen, sich nicht nur zu vertheidigen, sondern auch die Russen aus dem Tschetschenzenlande, wo sie die Festung Wosdwijensk errichtet hatten und sich ernstlich niederzulassen schienen, zu vertreiben oder, wenn ihm dies nicht möglich sei, sie zu ermächtigen, sich der russischen Regierung zu unterwerfen, da ihnen alle Mittel zum ferneren Widerstande fehlten.

Lange fanden sich keine Liebhaber, einen so kitzlichen Auftrag zu übernehmen, denn mit dergleichen Vorschlägen vor Schamyl erscheinen, hieß sein Leben aufs Spiel setzen. Die Tschetschenzen sahen sich daher genöthigt, ihre Abgeordneten durch das Loos zu erwählen, und dieses Loos fiel auf vier Einwohner des Dorfes Gunoi. Der Stolz des Wilden erlaubt dem Tschetschenzen nicht, das Gefühl der Furcht zu zeigen, wenn ihm auch die drohendste Gefahr vor Augen schwebt; die Gewählten nahmen daher das ihnen ertheilte Mandat ohne Zögern an und versprachen dem Volke, vom Imam entweder das Versprechen zu erwirken, sie mit Heeresmacht in ihrem Kampfe mit den russischen Truppen zu unterstützen, oder die Einwilligung, sich ihrem mächtigen Feinde zu unterwerfen.

Entschlossenen Muthes traten also die Gunojer ihre Reise an, aber je mehr sie sich dem Aul Dargo näherten, desto lauter machte sich bei ihnen die Stimme der Selbsterhaltung vernehmlich und in desto stärkerem Lichte stellte sie ihnen die Gefährlichkeit des übernommenen Auftrages vor. Sie hielten mehreremal unter einander Rath, wie sie die Sache wohl am besten anfangen könnten, ohne jedoch auf einen Plan zu verfallen, der ihnen irgend welche Hoffnung auf Erfolg darbot; endlich wendete sich der älteste von den Abgeordneten, der erfahrene Tschetschenze Tepi, an seine Gefährten: „Ihr wißt", sagte er, „daß nicht nur das Volk im Allgemeinen, sondern auch selbst die dem mächtigen Imam am nächsten stehenden Müriden es nicht ungestraft wagen dürfen, das Wort „„Unterwerfung unter die Giauren"" auszusprechen. Was würde daher unser Schicksal sein, wenn wir uns erkühnten, mit einem solchen Worte vor das Antlitz Schamyl's zu treten? Er wird sogleich Befehl geben, uns die Zungen abzuschneiden, die Augen auszustechen oder die Köpfe abzuhauen, und alles dieses wird unserem Volke nicht den mindesten Nutzen bringen, sondern nur unsere Familien verwaist lassen. Um dem sicheren Verderben zu entgehen und, wenn auch nur theilweise, das gewünschte Ziel zu erreichen, habe ich ein zuverlässigeres Mittel ersonnen."

„Rede! rede!" schrieen die erfreuten Genossen mit Einer Stimme.

„Höret denn", fuhr Tepi fort. „Ich weiß von sicherer Hand, daß Schamyl, der von Niemanden Rath annimmt, seiner Mutter so innig ergeben ist, daß er aus Liebe zu ihr alle ihre Wünsche erfüllt, als wären es Satzungen des göttlichen Koran. Durch ihre Verwendung sind nicht selten die zum Tode Verdammten begnadigt worden, die Geplünderten haben ihr Vermögen zurückerhalten, und selbst in den wildesten Ausbrüchen des Zorns wird Schamyl durch ein Wort, durch einen bittenden Blick dieser außerordentlichen Frau zum sanften Lamme umgewandelt. Tagtäglich umringt ein Haufe von Bittstellern die Saila ihrer gütigen Beschützerin, und sobald sie eine Sache in die Hand nimmt, ist der Erfolg unzweifelhaft. Warum also sollten nicht auch wir unser Gesuch bei ihr vorbringen? Es ist dies ein sicherer und gefahrloser Weg zum Ziel. Ich habe in Dargo einen Kunak (Gastfreund), Hassim Mulla, der sich nicht weigern wird, uns bei der Mutter des Imam einzuführen, und das Uebrige wird von dem Eindrucke abhängen, den wir durch unseren Bericht über die gegenwärtige traurige Lage des Tschetschenzenvolkes bei ihr hervorbringen."

Der Vorschlag des staatsklugen Tepi wurde von seinen Kameraden mit Freuden angenommen; die schweren Bedenken, welche sie gequält hatten, waren dadurch zerstreut, und die vier Abgeordneten sprengten munter und guter Dinge in den Aul hinein. Hier begaben sie sich nach der Wohnung eines bekannten Lesghiers, entschlossen, ohne Verzug die Vermittelung des Mulla Hassim in Anspruch zu nehmen.

Die Bewohner des Kaukasus wissen recht gut, daß in diplomatischen Verhandlungen mit einflußreichen Personen das Geld eine Hauptrolle spielt; in Folge dessen hatte man die Gesandten bei ihrer Abreise nach Dargo mit Beuteln versehen, die reichlich mit Gold- und Silbermünzen gefüllt waren, wozu das ganze Volk beigesteuert hatte. Hiervon bestimmten die Abgeordneten dreißig Tomans (dreihundert Thaler preuß.) in glänzenden Halb-Imperialen als gewichtiges Ueberredungsmittel für Mulla Hassim, und mit dieser Summe verfügte sich Tepi noch am selben Abend zu ihm.

Hassim empfing seinen alten Kunak mit ungeheuchelter Freude und bewirthete ihn nach lesghischem Gebrauch mit Buza (einer Art berauschenden Getränks), gesottenem Hammelfleisch und geräuchertem, am Heerde geschmolzenem Kurdjukfett. Auf den stoffenen Kissen der Saila gelagert und sich von den Thaten ihrer längst dahingeschwundenen Jugend unterhaltend, näherten die Freunde sich allmälig den Ereignissen der Gegenwart. Tepi, als feiner Politiker, suchte sein Anliegen in möglichst unverfänglicher Art aufs Tapet zu bringen; kaum aber hatte er die Ursache und den Zweck seiner Reise bekannt gemacht, als Hassim seine Stirn in Falten zu legen begann und sich schlechterdings weigerte, irgend welchen Antheil an der Sache zu nehmen, indem er hinzufügte, daß die Mutter Schamyl's, trotzdem, daß sie ein Weib sei, es vollkommen begreife, welch großen Verbrechens sich die Rechtgläubigen schuldig machten, die, den Lehren des Korans entgegen, sich zur Unterwürfigkeit unter die Gewalt der Giauren verständen. „Nein!" rief er mit Wärme. „Eure Tschetschenzen sind nicht würdig, sich Verehrer des ruhmvollen Propheten zu nennen, wenn sie die zeitliche Ruhe gegen die ewige Seligkeit einzutauschen wünschen. Der Vorschlag, mit dem Ihr zu unserem großen Lehrer gekommen seid, wäre nur schwachen Weibern zu verzeihen; aber Ihr werdet ihn nicht ungestraft vor dem Antlitz Schamyl's aussprechen. Ihr werdet nicht wieder zu Euren verbrecherischen Landsleuten zurückkehren, und nur die Kunde von Eurem schmählichen Ende wird die Gränzen der Tschetschna erreichen."

Tepi, der aus Erfahrung wußte, daß die strengen Grundsätze und religiösen Skrupel seines Freundes sich leicht überwinden ließen, wenn das eigene Interesse auf dem Spiele stand, hörte die Strafpredigt sehr ruhig an, knöpfte dann langsam sein Beschmet auf und ließ die funkelnden Imperialen auf die Decke zu den Füßen Hassim's rollen, indem er mit einem geschmeidigen Lächeln sagte: „Meine Landsleute wissen die Verdienste des weisen Hassim anzuerkennen und senden ihm zum Zeichen ihrer aufrichtigen Achtung und Ergebenheit dieses kleine Geschenk." — Der Glanz des Goldes verscheuchte in einem Augenblick die finsteren Wolken von der Stirn des Mulla, seine Blicke strahlten, um seinen grauen Schnurrbart spielte ein freudiges Lächeln, und seine linke Hand griff unwillkürlich nach dem Goldhaufen, während er mit der rechten die des Tschetschenzen drückte, der mit innerer Zufriedenheit die günstige Veränderung bemerkte, welche die magische Gewalt des kostbaren Metalls in seinem Kunak hervorbrachte.

„Und so haben wir denn keine Hoffnung?" begann der listige Tepi wieder nach kurzem Schweigen. „Aus Deinen Worten, verehrter Freund, konnte ich nur Einen für uns nützlichen Rath schöpfen: nach der Tschetschna zurückzukehren und die zweihundertdreißig Tomans in Silber und Gold wieder mitzunehmen, die zum Geschenk für die Mutter

---

*) Von dem Kasikasd einem russischen Offizier nacherzählt, der sie von Mulla Schalch, früher einem der vertrautesten Müriden des Imam, gehört haben will. Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, daß Schamyl sich seltsamerweise bei den Russen einer gewissen Popularität erfreut, die den mächtigen Eindruck beweist, den der heldenmüthige Kriegsfürst und Prophet sogar auf seine Gegner hervorgebracht hat. So lasen wir vor einiger Zeit in einem russischen Blatte eine Art von Parallele zwischen Abdel-Kader und „unserem Schamyl", in welcher der größeren Energie des Letzteren, seinem anhaltsameren Charakter und der Unerschöpflichkeit seiner Hülfsmittel mit Recht der Vorzug gegeben wurde. In Tiflis ist er sogar aufs Theater gebracht worden, wo er als Deus ex machina dient, um durch den Schrecken seines Namens die unvermeidliche Lustspiel-Katastrophe — die Einwilligung des hartherzigen Vaters zur endlichen Verbindung des Liebespärchens — herbeizuführen. D. R.

des Imam bestimmt waren, auf deren Fürsprache wir unsere ganze Hoffnung setzten."

Als Mulla Hassim eine so ansehnliche Summe nennen hörte, verdoppelte sich seine Aufmerksamkeit für seinen alten Gastfreund. „Sei nicht zu rasch", sagte er mit der wohlwollendsten Miene zu ihm. „Habe ich Deine Erzählung von der gegenwärtigen Lage und den Wünschen des Tschetschenzenvolkes auch richtig verstanden? Vielleicht habe ich mich durch meine Pflicht als Mulla zu sehr hinreißen lassen. Setze mir noch einmal den Zweck Deines Hierseins mit aller Genauigkeit aus einander, und dann wollen wir überlegen, ob Euch nicht zu helfen ist. Die Mutter Schamyl's hat einen wunderbaren Einfluß über ihren Sohn; fast in allen Fällen gehorcht er ihr blindlings. Die Gewogenheit dieser Frau gegen mich und die von Euch dargebrachten zweihundert Tomans werden sie gewiß veranlassen, sich für Euch zu verwenden. Ich sage zweihundert Tomans, weil dies eine runde Zahl ist, die es schicklicher sein wird, einer so wichtigen Person zu überreichen, und die übrigen dreißig kannst Du mir zustellen."

Der schlaue Tepi unterdrückte das ironische Lächeln, welches bei dieser uneigennützigen Erklärung sein Gesicht überflog, und die Hände auf der Brust kreuzend, wiederholte er seine frühere Erzählung, in der er die unglückliche Lage seines Volkes beschrieb, dessen Wälder, die den Bewohnern der Ebene zur einzigen Schutzwehr dienten, immer mehr von den Russen gelichtet würden; er wies auf die überlegene Anzahl der Feinde, auf die zerstörende Wirkung ihrer Artillerie hin, und legte zum Schluß besonderes Gewicht auf den Umstand, daß die russische Regierung den unterworfenen Volksstämmen die Ausübung ihrer Religion gestatte und sie nicht zwinge, den Lehren des Islam zu entsagen. „Ich verstehe, ich verstehe, Freund", entgegnete Hassim mit einem Seufzer; „die in der Ebene lebenden Tschetschenzen, überall vom Feinde umgeben, gleichen dem Vogel im Käfig, der umsonst mit den Flügeln gegen die Eisenstangen schlägt und sich endlich in sein hartes Schicksal fügt. Wie es mir scheint, würde selbst der große Prophet die Tschetschenzen nicht tadeln, wenn sie sich den Giauren unterwerfen, da dies nicht von freien Stücken, sondern nur in Folge einer gebieterischen Nothwendigkeit geschieht. So will ich also, indem ich die Hülfe Allah's anrufe, Eure Sache in die Hand nehmen; morgen werde ich mit der alten Chanum sprechen, und zum Abend wirst Du ohne Zweifel mit Deinen Gefährten der Mutter unseres Imam vorgestellt werden."

Durch dieses Versprechen getröstet, trennte sich Tepi um Mitternacht von Hassim und eilte, seinen Kameraden die freudige Nachricht zu überbringen, die in Erwartung seiner Rückkehr zwischen Furcht und Hoffnung schwebten und kein Auge geschlossen hatten.

Der Mulla hielt treulich Wort. Am folgenden Tage wurden die Abgeordneten zwei Stunden vor Sonnenuntergang bei der Mutter Schamyl's eingeführt. Sie nahm die ihr verehrten zweihundert Tomans wohlwollend entgegen, hörte aufmerksam und mit allen Zeichen der innigsten Theilnahme die Schilderung von der kläglichen Lage der Thalbewohner an, versprach, ein gutes Wort bei ihrem Sohne einzulegen, und entließ die Tschetschenzen mit dem Befehl, in Dargo zu verbleiben und die Entscheidung abzuwarten.

Die Mutter Schamyl's gilt bei den Lesghiern für die tugendhafteste und hochherzigste Frau; allein bei allen ihren Verdiensten ist sie nicht ganz frei von der unter den Bergbewohnern vorherrschenden Leidenschaft — der Habgier. Es ist daher leicht erklärlich, daß die ihr zu Füßen gelegten zweihundert Tomans und das Versprechen der Abgeordneten, diese Summe im Fall des Erfolges zu verdoppeln, ein unüberwindliches Verlangen in ihr erweckten, den Tschetschenzen ihr Wohlwollen und zugleich ihre Macht zu zeigen. Noch an demselben Abend betrat sie das Gemach Schamyl's, wo sie ihren Sohn mit dem Koran in der Hand antraf, von einem Haufen Müriden umgeben, die er im Begriff stand, mit aufreizenden Botschaften zu den Mechtulinzen und Awaren abzufertigen. Das Erscheinen der Chanum, die in die politischen Geheimnisse Schamyl's nicht eingeweiht war, kam dem Imam sehr ungelegen; ohne jedoch hierauf zu achten, forderte sie augenblickliches Gehör.

„Ist es nicht möglich, es bis zu einer anderen Zeit aufzuschieben, geliebte Mutter!" fragte Schamyl ehrfurchtsvoll, obwohl mit höchst unzufriedener Miene.

„Nicht eine Minute", erwiederte die Chanum dringend; „die Angelegenheit, in der ich mit Dir zu sprechen wünsche, macht mir viele Sorge, und um der Ruhe Deiner Mutter willen wirst Du ihre Bitte gewähren."

Das Gesicht Schamyl's verfinsterte sich noch mehr. „Gut!" sagte er mit strengem Tone, „ich bin bereit, um Deinetwillen mein wichtiges Geschäft zu unterbrechen, in der Ueberzeugung, daß Dein Anliegen ein so großes Opfer rechtfertigt."

Mutter und Sohn blieben allein. Ihre Unterredung dauerte bis weit über Mitternacht hinaus. Was zwischen ihnen vorging, ist bis heute ein Geheimniß geblieben; aber am folgenden Tage fand Hassim die allverehrte Frau mit verweinten Augen, und ihr bleiches Antlitz trug den Stempel tiefen Kummers. „Ich habe eine Aufgabe unternommen, die meine Kräfte übersteigt", sagte sie mit zitternder Stimme; „selbst mein Sohn wagt es nicht, die Frage von der Unterwerfung der Tschetschenzen unter die Giauren eigenmächtig zu entscheiden, und er hat sich daher zur Moschee begeben, um unter Gebet und Fasten den Augenblick zu erwarten, wo der große Prophet ihm mit eigenem Munde seinen Willen kundthut."

Schamyl hatte sich wirklich in der Moschee eingeschlossen, nachdem er zuvor Befehl gegeben, daß sich alle Bewohner Dargo's in den freien Platz um die Moschee versammeln und dort in ununterbrochenem Gebet verharren sollten, bis er zu ihnen heraustreten würde. Diese Anordnung wurde sogleich vollzogen; das Volk drängte sich auf den bestimmten Platz, und die Luft ertönte bald von dem Geheul der Betenden. Alle fragten einander nach der Ursache einer so außerordentlichen Erscheinung, aber keiner vermochte diese Frage zu beantworten; Jeder versuchte sie auf seine Weise zu erklären, und allgemein war die Erwartung, daß ein furchtbares Wunder geschehen werde. Nur Mulla Hassim und die unglücklichen Abgeordneten aus der Tschetschna wußten, um was es sich handele, und harrten schweigend und mit Zittern der Dinge, die da kommen würden.

Es vergeht ein Tag und eine Nacht: Schamyl erscheint nicht. Abermals verstreichen vierundzwanzig Stunden, doch die Thür der Moschee bleibt verschlossen. Zum drittenmal geht die Sonne auf über die von Beten und Wachen erschöpften Einwohner Dargo's. Nur heisere Töne stoßen ihre dürren Lippen noch hervor; viele von ihnen liegen ohnmächtig auf der Erde; ein Murren durchfliegt die durch Hunger und Schlaflosigkeit gelichteten Reihen: da öffnet sich die Thür der Moschee, und Schamyl tritt heraus, bleich, die Augen von Thränen gerötheт. Er winkte einen Müriden zu sich, flüsterte ihm einen Befehl zu, worauf dieser schnell unter den Volkshaufen verschwand; dann bestieg der große Imam langsam und schweigend das flache Dach der Moschee, von zwei anderen Müriden begleitet.

Eine Todtenstille, die Verkündigerin eines furchtbaren Sturmes, herrschte im ganzen sichtbaren Raume; plötzlich aber gerieth die dichte Menschenmasse in Bewegung: der von Schamyl gesandte Mürid machte sich durch sie Bahn, und hinter ihm folgte mit unsicheren Schritten, in ihre weiße Tschadra (eine Art Schleier) gehüllt, die Mutter des gefürchteten Imam. Zwei Mullas führten sie auf das Dach der Moschee und stellten sie ihrem Sohne gegenüber. Einige Minuten lang verharrte Schamyl in tiefem Schweigen; endlich hob er seine trüben Augen gen Himmel und sprach mit schwacher Stimme:

„Großer Prophet! Heilig und unverletzlich sind Deine Gebote; möge Dein Gericht in Erfüllung gehen, allen Verehrern des geheiligten Koran zum Beispiel."

Sich hierauf zum Volke wendend, fuhr er etwas lauter fort: „Bewohner Dargo's! Ich habe Euch eine schreckliche Kunde zu bringen. Die Tschetschenzen, ihre Pflicht als Rechtgläubige vergessend und ihren vor dem Angesichte Allah's und des Propheten geleisteten Eide untreu, haben ihre sündigen Herzen dem verbrecherischen Gedanken erschlossen, sich den Giauren zu unterwerfen, und die Schamlosigkeit so weit getrieben, Abgeordnete nach Dargo zu senden, um meine Einwilligung zu erbitten. Im Bewußtsein der Abscheulichkeit eines solchen Anschlages aber, wagten diese Boten nicht, vor mir zu erscheinen, sondern wandten sich an meine unglückliche Mutter, und sie, als schwaches Weib, gab den an sie gerichteten Bitten nach und unternahm es, mich zu Gunsten der abtrünnigen Tschetschenzen zu stimmen. Ihr dringendes Zureden und meine unbedingte Ergebenheit für sie flößten mir die Kühnheit ein, den Liebling Gottes, Muhammed selbst, um seinen Willen zu befragen. Und hier, in Eurer Gegenwart, von Eurem Gebet unterstützt, habe ich drei Tage und drei Nächte lang fastend und betend das Gericht des Propheten angerufen. Er hat mich seiner Antwort gewürdigt, aber welch ein Donnerschlag war für mich diese Antwort! Nach dem Willen Allah's soll der Erste, der mir den schmachvollen Antrag des Tschetschenzenvolkes verkündete, mit hundert schweren Peitschenhieben bestraft werden, und dieser Erste war — ach! — meine Mutter."

Als sie ihren Namen hörte, stieß die arme Alte ein klägliches Geschrei aus, aber Schamyl, als treuer Vollstrecker der Gebote Allah's und des Propheten, blieb unerbittlich. Auf seinen Wink rissen die Müriden die Tschadra von dem unglücklichen Opfer, banden ihm die Hände, und der gränzenlos ergebene Sohn wurde der Henker seiner Mutter. Doch beim fünften Hiebe verlor die Dulderin das Bewußtsein, das Haupt der Chanum sank leblos auf ihre Brust, und Schamyl, von diesem tödtlichen Anblick erschüttert, ließ das Marterwerkzeug aus seiner Hand fallen und stürzte zu den Füßen seiner Mutter nieder.

Die Todtenstille, die bisher im Volke geherrscht hatte, wurde durch allgemeines trostloses Schluchzen unterbrochen; Viele streckten ihre Hände zur Moschee aus und baten um Gnade für die, welche sie ihre gütige Wohlthäterin nannten.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 10. Berlin, Dienstag den 24. Januar 1854.

England.

Englische Literatur-Briefe.

1854. Erster Monatsbericht.

Der neue John Bull, sein Denken und Streben. Sein Unterschied zwischen No Popery und No Russia! — Staat und Kirche und die neuen messianischen Ideen. — „Die Religion des Herzens" von Leigh Hunt. Dessen Persönlichkeit. — Disraeli, als Warnung für die neue Generation biographisirt. — Das konstante ironische Lächeln der englischen Presse. — Thackeray's „Newcomes". — Die Hauptthemata der englischen Satire. — Die englische Tugend und Verschlossenheit. — Knight's „Land, worin wir leben". — Lord Guilford's Hospitalität gegen das Hospital zum heiligen Kreuz. — Alfred Bunn's Alt- und Neu-England. — Amerikanische Schriftsteller über Europa. — Westgarth's Buch über Australien. — Professor Forbes über Norwegen u. s. w. — Der große Schneesturm und der Krystall-Palast. Dessen jetzige Physiognomie. — Ein Besuch im antediluvianischen Atelier. — Pädagogische und Gefängnißliteratur. — „Der Kardinal". — A. Petermann's „Geographischer Kalender". — Brenaz' Prachtwerk über Aethiopien und dessen Schicksal.

London, im Januar.

John Bull hat sich mit den verändernden Zeiten auch etwas umgewandelt und einen neuen Menschen angezogen. Jene steifen Stiefeln und Kniehosen, der runde Bauch unter der freundlichen, massiven Weste und breitränderigé Hut, der einen so gemüthlichen Schatten über seine Physiognomie warf, haben sich in glanzlackirte, von französischen Inexpressibles umgaukelte Schuhe, egoistisch eingezogenen, doppelt und dreifach zugeknöpften Rumpf und eine kalte, schmalschulterige, lange Gestalt mit wachslopfartigem Gesicht, das vor dem Steifleinen unbeugsamer Vatermörder und dem weithin starrenden Backenbarte gegen die Welt und gegen den Himmel durch die einförmige, umgestülpte Pyramide eines Hutes verbarrikadirt ist, metamorphosirt und gleichsam umgeschaffen. Man sagt, dies sei das Werk eines achtundzweißigjährigen Friedens mit ungeheurer Zunahme von Einfuhr in das Land und den Magen und von Ausfuhr seines Ueberflusses. Man liebt also nicht mit Unrecht den Frieden, der baut und bildet und die Fülle des Fleißes unter alle Völker ausströmen läßt. Man haßt und verachtet den Krieg und die Barbarei, die Völker und Throne zerstört und neue schaffen will für Söhne und Töchter, Schwieger und Schnuren, man haßt sie um so gründlicher, als die Engländer noch jährlich achtundzwanzig Millionen Pfund Sterling Zinsen für die Thaten des großen Wellington bezahlen müssen, der die Bourbonen von Napoleon befreien wollte, welcher nun doch in aller kaiserlichen Herrlichkeit vom Tode auferstanden ist und mit England im Bunde den heidnischen Sultan gegen einen christlichen Zaren schützt. Wenigstens soll die englische Flotte nach der großen That bei Sinope Charpie und sonstige Erfrischungen geschickt haben. Es war wenig, aber doch mehr, als der moderne Engländer eigentlich spendiren kann für solche Zwecke. Er haßt den Krieg als Mann von Bildung, Geschäft und weißer Wäsche; er haßt aus dem tiefsten Herzensgrunde seiner Kasse das Schutzzöllnerthum für entfernte, wankende Throne, macht beim Frühstück seine Witze über „Bären" und „Enten" (Turkeys) und fährt fort zu frühstücken oder zum Geschäft. Er möchte das barbarische Gespenst, das über Europa hängt, gar zu gern losseln und mit aller Welt in Frieden leben und unterhandeln und handeln, besonders mit Rußland, mit dem denn auch unter der Hand sehr viel unterhandelt worden sein soll. Wir brauchen denn auch keine Redensarten weiter zu machen; der moderne John Bull läßt um des lieben Friedens willen dem Kaiser, was des Kaisers ist, d. h. die Donaufürstenthümer. Er, John Bull, hat es ja nicht zu verantworten, wie er sie bekam. Jede Firma muß für ihren Ruf selbst sorgen. Die Türkei steht ja schon, ich glaube, seit achtzig Jahren, unter dem Schutze Englands, und der Kaiser von Rußland hat seit dieser Zeit ja schon ein Dutzend türkische Provinzen bekommen. Und in England giebt jeder brave Geschäftsmann dreizehn auf's Dutzend, um sich das Wohlwollen der Kunden zu sichern.

Die jugendliche Wange mag im edlen Zorne über diese Diplomatie, welche allein von England neunundzwanzig schwimmende Kriegsungeheuer mit 1240 Kanonen, 7492 Dampf- und 1900 Segelpferdekraft und 12,332 Mann zum Schutze der Türkei sandte, erröthen und der silberhaarige Palmerston außer sich gerathen und austreten, Letzterer tritt doch wieder ein, und die jugendliche Wange kühlt sich auch mit der Zeit und lernt sich in die Zeit schicken, „denn es ist böse Zeit." Vor zwei Jahren stand ganz England in Einer Wuth und Empörung wie Ein Mann über ein Stückchen Papier, das in einem Packete aus Italien angekommen war. Es hieß darin, daß der Papst auch in England den katholischen Bischöfen Namen und Titel geben wolle. Nein! Siegen oder Sterben! schrie und wüthete es von einem Ende zum anderen. Der britische Löwe schüttelte die Mähnen, wie nie zuvor, und er siegte und rettete den Staat, denn die katholischen Bischöfe in England durften keine Titel vom Papste führen. „Wer erklärt mir, Derindur!" Die englisch-türkische Schutzflotte, die Bestechungen, Corruptionen, Kinderschlächtereien und Frauen-Ermordungen zuhause finden ihn kalt wie einen Wachskopf im Schaufenster eines Haarschneide-Salons, und vor zwei Jahren diese nationale Erhebung gegen den Todesstreich des Papstes, der die ganze englische Insel in den Abgrund dadurch versenken wollte, daß er einige Bischöfe nach seinem Geschmack zu tituliren beabsichtigte!

Wenn christliche Mütter ihre Kinder verhandeln und vertrinken, ist die Hochkirche nicht in Gefahr, wohl aber war sie es, als der Papst auch in England Bischöfe ernennen wollte. Das Geheimniß jener nationalen Erhebung gegen eine „furchtbare Aggression" liegt in dem englischen Gelde und dessen Interessen. Die Hochkirche hat ungeheuer viel Geld, also auch viele Interessen, und fraternisirt so leicht mit den Laien, die durch ihr Vermögen eben so hoch stehen, wie die Hochkirche. So schlug die Kirche Lärm und die ganze gute Gesellschaft, die stets für gut kirchlich gehalten werden will, auch mit, und die Massen drängen sich überall zu, wo es Lärm giebt, und wurden außerdem erhitzt durch schreckliche Gemälde von den Plänen des Papstes, daß er ganz England über Nacht katholisch machen wolle. Das kirchliche Geld-Interesse der guten Gesellschaft machte den Lärm. Das Geld-Interesse der guten Gesellschaft hat aber weder etwas mit den Türken, noch mit den einheimischen Müttern zu thun, die ihre Kinder vertrinken. Wenigstens glaubt das der geschäftsmäßig gebildete Engländer, so lange Rußland und jene Mütter nicht in seine Firma eindringen und ein Conto bei ihm haben. Ganz England hat sein bedeutendes Conto für beide, für alle die vorher angedeuteten Beziehungen, aber nicht der einzelne. Und England besteht, trotz seiner gerühmten kompakten Nationalität, aus einzelnen Interessen und Firmen. Bekanntlich aber hat die Türkei weder Geld, noch eine Zukunft. Das Haus wird falliren, man muß sich zurückziehen und nur sehen, daß man bei Konkurs-Eröffnung nicht zu kurz komme.

Kurz, im Großen national, ist England eben so wenig noch eine Größe, wie irgend ein anderer moderner Staat. Nur barbarische Staaten sind als Ganzes, als erobernde Macht eine Totalgröße bei der größten Werthlosigkeit der Einzelnen. In den modernen Staaten ist es umgekehrt. Die Tugend und das Laster sind individuell geworden. Groß kann ein Mann durch Verdienste in Deutschland, durch Geld in England, durch Erfindungen in Amerika werden, aber kein Staat. Die Staatsgröße, der nationale Waffenruhm sind untergehende Größen und erben blos noch in Barbarenstaaten fort. Die sozialen und sittlichen Mächte suchen sich nach Wahlverwandtschaft einander auf und verfolgen so ihre Zwecke. Das Schönste und Edelste beschränkt sich oft auf einzelne Herzen und Köpfe und steht und strebt und stirbt einsam. Menschen und Völker haben blos in industrieller und merkantiler Beziehung gemeinsame Interessen von Macht und Bedeutung, die staatlichen sind künstliches Machwerk ohne Blüthe und Frucht geworden. An großen sittlichen und geistigen Gedanken, welche Völker und große Menschenmassen aus ihrem Egoismus herausreißen, fehlt es seit so langer Zeit, daß man fast überall theils auf einen neuen Messias wartet, theils sich mit messianischen Ideen und Büchern beschäftigt. Spuren davon findet man seit Jahren überall. Ich habe früher einmal auf einen ehemaligen Berliner Doktor, jetzt Messias in London, aufmerksam gemacht und denke jetzt daran, daß der auch in England mit überraschender Schnelligkeit zunehmende „kirchliche Verfall", der sich in leeren Kirchen, in Empörung gegen die Heuchelei der guten

3) Die älteren Bewohner befanden sich in einem kultivirteren Zustande, als die Indianer. Steinmesser, steinerne Beile, Lanzen- und Pfeilspitzen bekunden den Bildungszustand der Indianer; ihre durchweg vollständigen, gesunden Zähne zeugen noch von ihrer natürlichen, thierischen Lebensweise. Das Maß der Verderbniß der Zähne ist das Maß für die Höhe der Kultur in einem annähernden Sinne, wie nach Platen die Masse des Seifenverbrauchs.

Töpfer-Arbeit, Gefäße von Metallen deuten auf technologische Kenntnisse und eine vorgeschrittene Bildung. Ein Volk, das Kupfer und Zink zu Messing und Luxusgegenständen zu verarbeiten verstand, war weit über die Indianer hinaus, die verwüstend — die Hunnen und Mongolen Amerika's — über eine civilisirte Welt sich ausbreiteten. Es ist eine tragische, in allen Erdtheilen wiederkehrende Erscheinung, daß eine von entfernten Winkeln hervorbrechende Barbarei eine ganze Civilisation begräbt und die geologischen Erdschichten aus begrabenen Völkern zusammensetzt.

4) Die Alterthümer von Michigan sind desselben Ursprungs, wie die in verschiedenen Theilen des Mississippi-Thales. Das Fort in Macomb County mit Grabhügeln neben den Thoren hat eine auffallende Aehnlichkeit mit denen in Marietta, Point Creek und in anderen Theilen Ohio's. Die zu Belle-Fontaine gefundenen Muschelperlen sind genau so, wie die von Atwater in einem großen antiken Grabhügel in Cincinnati ausgegrabenen.

5) Die Urheber dieser Werke bewohnten das Land in der Zeit ihrer besten sozialen Entwickelung und befanden sich im Zustande einer zunehmenden Civilisation, nicht in dem einer Reaction und des Verfalls ihrer nationalen Bildung, wie etwa die Römer, Assyrier u. s. w.

Letzteres klingt zu betrübend für die stolzen Philosophen, welche ein dialektisches Fortschreiten in der Entwickelung der Menschheit aus der Geschichte deduziren, und ist außerdem so wenig motivirt, daß man den Punkt vorläufig wenigstens dahingestellt sein lassen mag.

Das antiquarische Goldgraben ist unter den Geld machenden Amerikanern noch zu jung, als daß man mit Sicherheit schon Resultate und Schlüsse ziehen dürfte. Aber diese Wissenschaft hat eine Zukunft, wie das Leben in Amerika. Gräbt man auch wohl keine Pompejis, Ninivehs und griechische Götterstatuen aus, wird doch gewiß auch so eine bedeutende Bereicherung der Menschheitswissenschaft auferstehen.

Frankreich.

Der vierte Band der „Denkwürdigkeiten des Königs Joseph".*)

Der eben erschienene vierte Band dieser Denkwürdigkeiten behandelt die letzten Regierungsakte des Königs Joseph in Neapel, seine Abberufung nach Spanien und die ersten Unfälle der französischen Heere auf der Halbinsel. Die Kapitel über Neapel wurden nach den Aufschreibungen und Urkunden in den Papieren des Königs Joseph, nach einer Abschrift des Tagebuches seines Ministers Miot und nach den Aufschreibungen seines Secretairs, des Herrn von Presche, verfaßt. Die Bände über Spanien wurden denselben Quellen entnommen. Außerdem schöpfte Herr Du Casse in den noch ungedruckten Memoiren des Marschalls Jourdan und in einer großen Anzahl von Urkunden, die bisher keinem Geschichtschreiber zu Gebote gestanden.

Die „Denkwürdigkeiten des Königs Joseph" haben schon manchen Irrthum des Herrn Thiers in seiner Geschichte des Konsulats und des Kaiserthums berichtigt. Herr Thiers erkennt dies selbst an, indem er die Fortsetzung seines Geschichtswerkes bis zum Erscheinen des letzten Bandes der „Denkwürdigkeiten" verschob. Der vierte Band derselben läßt den Spaniern wie dem Könige Joseph mehr Gerechtigkeit widerfahren, als Thiers, welcher in seinem 8ten Bande dem Könige Schwäche und Zaghaftigkeit vorwirft. Die „Denkwürdigkeiten" stellen es außer Zweifel, daß es den Franzosen unmöglich war, Spanien zu erobern und ihm ein Glied der napoleonischen Dynastie zum Herrscher aufzudringen. Darum sehnte sich Joseph aus Spanien, das ihn zurückstieß, nach Neapel zurück, wo er besser gewürdigt worden war; darum wollte er die ihm aufgenöthigte spanische Krone sogleich wieder niederlegen, jedoch nur nach einem erfochtenen Siege und nach seinem Wiedereinzuge in Madrid. Daraus läßt sich auf einen Mangel an Ehrgeiz und auf eine unbefangene Beurtheilung der Zustände und Ereignisse in Spanien, aber durchaus nicht auf Schwäche und Mangel an Thatkraft schließen. Die Anerkennung, welche der Unabhängigkeitskampf Spaniens in den „Denkwürdigkeiten" des Fürsten findet, gegen welchen er zunächst gerichtet war, gereicht dem Charakter desselben eben so sehr zur Ehre, wie sie für die spanische Nation im höchsten Grade schmeichelhaft ist.

Joseph schrieb an Napoleon: „Ein Prinz Ihres Hauses wird sich auf dem spanischen Throne nur behaupten, wenn er die Spanier so behandelt, wie diese einst die Unterthanen des Montezuma behandelt haben. Ich will Alles sagen: es sind zweihunderttausend Franzosen und hunderttausend Blutgerüste erforderlich, um den Fürsten, welcher verdammt sein wird, über die Spanier zu herrschen, auf dem Throne zu erhalten. Nein, Sire, man kennt dieses Volk nicht. Jedes Haus wird eine Festung werden, und jeder Einzelne denkt wie Alle. Ich wiederhole es: wenn die Eroberung gelingt, wird nicht ein Spanier für mich sein, nicht einmal Azanza. Nicht ein einziger Spanier wird im Dienste der Franzosen oder meiner Minister und der wenigen Personen bleiben, welche ihrer Sicherheit wegen Madrid verlassen haben. Zweitausend Diener haben mich, trotz der hohen Besoldung, die ich ihnen gab, an demselben Tage verlassen. Wir finden keinen Führer, keinen Spion. Der Marschall Bessières wußte vier Stunden vor der Schlacht von Rio-Seco nicht, wo der Feind stand. Alles, was in dieser Beziehung eine andere Sprache führt oder andere Berichte schreibt, lügt oder ist blind."

Schon vorher hatte Joseph an Napoleon geschrieben: „Sie können sich von den Gefühlen dieser Nation keinen Begriff machen, weil Ihnen noch Niemand gesagt hat, wie sehr Ihr Name hier gehaßt wird.". — In der That geht aus den „Denkwürdigkeiten" klar hervor, daß dem Kaiser und seinem Kabinet jeder Maßstab zur Berechnung der sittlichen Kräfte der Verzweiflung einer Nation fehlte. Der Kaiser meinte zuversichtlich, daß man mit mehr Soldaten, mit mehr Pulver und Blei, mit einer besseren Kriegführung u. dgl. Alles austhun könne. Diese Verkennung der moralischen Kräfte hat sich furchtbar gerächt. (L. C.)

*) Herausgegeben, geordnet und mit Anmerkungen versehen von A. Du Casse, Adjutanten des Prinzen Jerome Napoleon. Paris, 1854.

Mannigfaltiges.

— Türkische Sprachlehre. Einer der thätigsten türkischen Literaten ist Herr N. Mallouf, Professor der orientalischen Sprache in Smyrna, dessen in türkischer, arabischer und französischer Sprache abgefaßte Schriften sich bereits mehrfacher Ehrenpreise der kaiserlichen Akademie von Konstantinopel zu erfreuen hatten. Herr Mallouf gehört der römisch-katholischen Kirche an; nichtsdestoweniger widmet er sich aber mit gleichem Eifer der Bildung der muhammedanischen wie der christlichen Jugend in der Türkei. Kürzlich ist sein funfzehntes Schriftwerk unter dem Titel „Elif Dschuß, oder osmanisches Syllabarium" in türkischer und französischer Sprache gedruckt worden.*) Es ist dasselbe ein Lehrbuch der türkischen Sprache, und zwar so eingerichtet, daß derjenige, der französisch versteht, daraus sehr bald türkisch lesen, verstehen und schreiben lernen kann. Zugleich ist damit eine Uebersicht der gebräuchlichsten türkischen Worte, Phrasen und Unterhaltungsformeln verbunden; auch ist eine Blumenlese türkischer Dichtungen, Fabeln und Sprüchwörter, so wie eine Musterssammlung von Briefen und kalligraphischen Schriften, angehängt.

— Deutsche Zeitungs-Artikel in Konstantinopel. Eben so wie es früher auf die „Kölnische Zeitung" sich berufen hatte, so citirt das Journal de Constantinople in einer neueren Nummer (vom 19. Dezember 1853) das „Preußische Wochenblatt", und zwar in ausführlichster Weise, um darzuthun, daß auch in Preußen und Deutschland über den russisch-türkischen Krieg keine anderen Ansichten, als in England und Frankreich, vorherrschend und verbreitet seien. Schade nur, daß der türkische Moniteur weder die „Kölnische Zeitung", noch das „Preußische Wochenblatt" im Originale zu lesen, sondern nur durch Vermittelung französischer Blätter zu kennen scheint. Die uns vorliegenden Artikel tragen nämlich alle das Kennzeichen der Pariser Fabriken: oberflächliche Uebersetzung und dreiste Verballhornung. So wird z. B. der Titel der in Köln erscheinenden „Deutschen Volkshalle" (lucus a non lucendo) immer durch „Echo populaire allemand" übersetzt, wobei augenscheinlich „Hall", „Wiederhall", mit „Halle" verwechselt wurde. Wenn die Pariser Uebersetzer dabei an ihre „Dames de la Halle" gedacht hätten, so würden sie, dem Geiste und dem Worte nach, jene Zeitung gewiß treffender bezeichnet haben.

*) Preis: sieben türkische Piaster, wofür es auch in Smyrna, und zwar im Gymnasium der römischen Propaganda, zu haben ist.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 10. Berlin, Dienstag den 24. Januar 1854.

England.

Englische Literatur-Briefe.

1854. Erster Monatsbericht.

Der neue John Bull, sein Denken und Streben. Sein Unterschied zwischen No Popery und No Russia! — Staat und Kirche und die neuen messianischen Ideen. — „Die Religion des Herzens" von Leigh Hunt. Dessen Persönlichkeit. — Disraeli, als Warnung für die neue Generation biographisirt. — Das konstante ironische Lächeln der englischen Presse. — Thackeray's „Newcomes". — Die Hauptthemata der englischen Satire. — Die englische Tugend und Verschlossenheit. — Knight's „Land, worin wir leben". — Lord Guilford's Hospitalität gegen das Hospital zum heiligen Kreuz. — Alfred Bunn's Alt- und Neu-England. — Amerikanische Schriftsteller über Europa. — Westgarth's Buch über Australien. — Professor Forbes über Norwegen u. s. w. — Der große Schneesturm und der Krystall-Palast. Dessen jetzige Physiognomie. — Ein Besuch im antediluvianischen Atelier. — Pädagogische und Gefängnißliteratur. — „Der Kardinal". — A. Petermann's „Geographischer Kalender". — Bernatz' Prachtwerk über Aethiopien und dessen Schicksal.

London, im Januar.

John Bull hat sich mit den verändernden Zeiten auch etwas umgewandelt und einen neuen Menschen angezogen. Jene steifen Stiefeln und Kniehosen, der runde Bauch unter der freundlichen, massiven Weste und breiträndrige Hut, der einen so gemüthlichen Schatten über seine Physiognomie warf, haben sich in glanzlackirte, von französischen inexpressibles umgaukelte Schuhe, egoistisch eingezogenen, doppelt und dreifach zugeknöpften Rumpf und eine kalte, schmalschultrige, lange Gestalt mit wachslopfartigem Gesicht, das vor dem Steifleinen unbeugsamer Vatermörder und dem weithin starrenden Backenbarte gegen die Welt und gegen den Himmel durch die einförmige, umgestülpte Pyramide eines Hutes verbarrikadirt ist, metamorphosirt und gleichsam umgeschaffen. Man sagt, dies sei das Werk eines achtunddreißigjährigen Friedens mit ungeheurer Zunahme von Einfuhr in das Land und den Magen und von Ausfuhr seines Ueberflusses. Man liebt also nicht mit Unrecht den Frieden, der baut und bildet und die Fülle des Fleißes unter alle Völker ausströmen läßt. Man haßt und verachtet den Krieg und die Barbarei, die Völker und Throne zerstört und neue schaffen will für Söhne und Töchter, Schwieger und Schnuren, man haßt sie um so gründlicher, als die Engländer noch jährlich achtundzwanzig Millionen Pfund Sterling Zinsen für die Thaten des großen Wellington bezahlen müssen, der die Bourbonen von Napoleon befreien wollte, welcher nun doch in aller kaiserlichen Herrlichkeit vom Tode auferstanden ist und mit England im Bunde den heidnischen Sultan gegen einen christlichen Zaren schützt. Wenigstens soll die englische Flotte nach der großen That bei Sinope Charpie und sonstige Erfrischungen geschickt haben. Es war wenig, aber doch mehr, als der moderne Engländer eigentlich spendiren kann für solche Zwecke. Er haßt den Krieg als Mann von Bildung, Geschäft und weißer Wäsche; er haßt aus dem tiefsten Herzensgrunde seiner Kasse das Schutzzöllnerthum für entfernte, wankende Throne, macht beim Frühstück seine Witze über „Bären" und „Enten" (Turkeys) und fährt fort zu frühstücken oder zum Geschäft. Er möchte das barbarische Gespenst, das über Europa hängt, gar zu gern losseln und mit aller Welt in Frieden leben und unterhandeln und handeln, besonders mit Rußland, mit dem denn auch unter der Hand sehr viel unterhandelt worden sein soll. Wir brauchen denn auch keine Redensarten weiter zu machen; der moderne John Bull läßt um des lieben Friedens willen dem Kaiser, was des Kaisers ist, d. h. die Donaufürstenthümer. Er, John Bull, hat es ja nicht zu verantworten, wie er sie bekam. Jede Firma muß für ihren Ruf selbst sorgen. Die Türkei steht ja schon, ich glaube, seit achtzig Jahren, unter dem Schutze Englands, und der Kaiser von Rußland hat seit dieser Zeit ja schon ein Dutzend türkische Provinzen bekommen. Und in England giebt jeder brave Geschäftsmann dreizehn aufs Dutzend, um sich das Wohlwollen der Kunden zu sichern.

Die jugendliche Wange mag im edlen Zorne über diese Diplomatie, welche allein von England neunundzwanzig schwimmende Kriegsungeheuer mit 1240 Kanonen, 7492 Dampf- und 1900 Segelpferdekraft und 12,332 Mann zum Schutze der Türkei sandte, erröthen und der silberhaarige Palmerston außer sich gerathen und auftreten, Letzterer tritt doch wieder ein, und die jugendliche Wange kühlt sich auch mit der Zeit und lernt sich in die Zeit schicken, „denn es ist böse Zeit." Vor zwei Jahren stand ganz England in Einer Wuth und Empörung wie Ein Mann über ein Stückchen Papier, das in einem Packete aus Italien angekommen war. Es hieß darin, daß der Papst auch in England den katholischen Bischöfen Namen und Titel geben wolle. Nein! Siegen oder Sterben! schrie und wüthete es von einem Ende zum anderen. Der britische Löwe schüttelte die Mähnen, wie nie zuvor, und er siegte und rettete den Staat, denn die katholischen Bischöfe in England durften keine Titel vom Papste führen. „Wer erklärt mir, Derindur!" Die englisch-türkische Schutzflotte, die Bestechungen, Corruptionen, Kinderschlächtereien und Frauen-Ermordungen zuhause finden ihn kalt wie einen Wachskopf im Schaufenster eines Haarschneide-Salons, und vor zwei Jahren diese nationale Erhebung gegen den Todesstreich des Papstes, der die ganze englische Insel in den Abgrund dadurch versenken wollte, daß er einige Bischöfe nach seinem Geschmack zu tituliren beabsichtigte!

Wenn christliche Mütter ihre Kinder verhandeln und vertrinken, ist die Hochkirche nicht in Gefahr, wohl aber war sie es, als der Papst auch in England Bischöfe ernennen wollte. Das Geheimniß jener nationalen Erhebung gegen eine „furchtbare Aggression" liegt in dem englischen Gelde und dessen Interessen. Die Hochkirche hat ungeheuer viel Geld, also auch viele Interessen, und fraternisirt so leicht mit den Laien, die durch ihr Vermögen eben so hoch stehen, wie die Hochkirche. So schlug die Kirche Lärm und die ganze gute Gesellschaft, die stets für gut kirchlich gehalten werden will, auch mit, und die Massen drängen sich überall zu, wo es Lärm giebt, und wurden außerdem erhitzt durch schreckliche Gemälde von den Plänen des Papstes, daß er ganz England über Nacht katholisch machen wolle. Das kirchliche Geld-Interesse der guten Gesellschaft machte den Lärm. Das Geld-Interesse der guten Gesellschaft hat aber weder etwas mit den Türken, noch mit den einheimischen Müttern zu thun, die ihre Kinder vertrinken. Wenigstens glaubt das der geschäftsmäßig gebildete Engländer, so lange Rußland und jene Mütter nicht in seine Firma eindringen und ein Conto bei ihm haben. Ganz England hat sein bedeutendes Conto für beide, für alle die vorher angedeuteten Beziehungen, aber nicht der einzelne. Und England besteht, trotz seiner gerühmten kompakten Nationalität, aus einzelnen Interessen und Firmen. Bekanntlich aber hat die Türkei weder Geld, noch eine Zukunft. Das Haus wird falliren, man muß sich zurückziehen und nur sehen, daß man bei Konkurs-Eröffnung nicht zu kurz komme.

Kurz, im Großen national, ist England eben so wenig noch eine Größe, wie irgend ein anderer moderner Staat. Nur barbarische Staaten sind als Ganzes, als erobernde Macht eine Totalgröße bei der größten Werthlosigkeit der Einzelnen. In den modernen Staaten ist es umgekehrt. Die Tugend und das Laster sind individuell geworden. Groß kann ein Mann durch Verdienste in Deutschland, durch Geld in England, durch Erfindungen in Amerika werden, aber kein Staat. Die Staatsgröße, der nationale Waffenruhm sind untergehende Größen und erben blos noch in Barbarenstaaten fort. Die sozialen und sittlichen Mächte suchen sich nach Wahlverwandtschaft einander auf und verfolgen so ihre Zwecke. Das Schönste und Edelste beschränkt sich oft auf einzelne Herzen und Köpfe und steht und strebt und stirbt einsam. Menschen und Völker haben blos in industrieller und merkantiler Beziehung gemeinsame Interessen von Macht und Bedeutung, die staatlichen sind künstliches Machwerk ohne Blüthe und Frucht geworden. An großen sittlichen und geistigen Gedanken, welche Völker und große Menschenmassen aus ihrem Egoismus herausreißen, fehlt es seit so langer Zeit, daß man fast überall theils auf einen neuen Messias wartet, theils sich mit messianischen Ideen und Büchern beschäftigt. Spuren davon findet man seit Jahren überall. Ich habe früher einmal auf einen ehemaligen Berliner Doktor, jetzt Messias in London, aufmerksam gemacht und denke jetzt daran, daß der auch in England mit überraschender Schnelligkeit zunehmende „kirchliche Verfall", der sich in leeren Kirchen, in Empörung gegen die Heuchelei der guten

Gesellschaft, in Sekten mancherlei Art, in vollständigem Unglauben und neuen Religions-Bildungsversuchen immer deutlicher zeigt, eine beachtenswerthe Blüthe getrieben hat. Ich meine „die Religion des Herzens, ein Handbuch des Glaubens und der Pflicht, von Leigh Hunt" („The Religion of the Heart. A Manual of Faith and Duty"). Der Verfasser gehört zu jenen edlen, schwärmerischen, einsam grübelnden und durch einen inneren Genius stets von der Menge, dem Gemeinen und der Ruhe fern gehaltenen Naturen, die in England einsamer und verlassener dastehen, wie irgendwo. Neuerdings hat er eine kleine Gemeinde gebildet. Schon seine lange, hagere, ganz unenglisch sich präsentirende leidende Persönlichkeit mit dem vorn überhängenden Haar, dem Mangel an Backenbart und der Nachlässigkeit in der Kleidung verräth einen ungewöhnlichen, in sich selbst arbeitenden Menschen, der über seiner Umgebung steht, wenigstens ganz außerhalb derselben. Er hat unendlich viel geschrieben und sich durch seine große Fülle von Form und Stoff den Ruhm einer Kuriosität erworben, die man lesen muß, die aber der Konvenienz wegen nicht anerkannt werden darf. Für das gegenwärtige Werk fehlte es ihm, wie den meisten Engländern, an philosophischer und philosophisch-menschlicher und historischer Bildung. Mit dem edelsten Herzen, den herrlichsten Gedanken und oratorischen Schönheiten sucht er die etablirten Kirchen mit ihren aus Asien stammenden und nach europäisch-staatlichen Interessen zurechtgemachten Satzungen in das warme, sich selbst bewegende und bestimmende Herz zu verlegen und dort in freies Lebensblut für alle Tugenden und Schönheiten der Humanität aufzulösen. Insofern erinnert er an die modernen Humanisten, die sich in Deutschland aufthaten, als Staat und Kirche für einige Zeit von strenger Beaufsichtigung der Presse dispensirt waren.

Die englische Kritik sagte, daß er das Bischen Religion, was noch übrig sei, vollends beseitige und das Herz nicht hinreiche, die Hochkirche zu ersetzen. Das Herz hat freilich kein Geld und die Hochkirche sehr viel, und die englischen Kritiker glauben, die Konvenienz nicht verletzen zu dürfen. Da aber gebildete Menschen mit ihrem Herzen und ihrem humanen Geschmack nie Etwas verletzen können, was in den Lehren des Stifters der christlichen Religion substantiell ist, ließe sich wohl ein neues Band der Menschheit denken, das zugleich der freie Wille und Herzenswunsch jedes Einzelnen von gesunder Bildung wäre. Wir denken freilich nicht daran, Leigh Hunt's „Handbuch des Glaubens" zu unmittelbarer Ausführung zu empfehlen. Es ist eine der vielen messianischen Ideen, die den wahren Messias verkündigen und suchen, und keine der schlechtesten. Man muß einen edlen Genius auch dann zu würdigen wissen, wenn wir seine Irrthümer einsehen, denn gerade diese Irrthümer beweisen, daß er die Wahrheit sucht, daß er schön, edel, groß fühlt, strebt und denkt. Man muß es nicht, Jeder thut es gewiß freiwillig, wenn er das Buch liest. Es hat mich persönlich um so mehr erquickt, als es ein selbständig empfundenes Werk ist, und als man Wochen und Monate lang neue englische Bücher lesen kann, ohne jemals aus der gewöhnlichen, matt lächelnden, conventionellen Stimmung der guten Gesellschaft, für deren Drawing-rooms die Literatur hauptsächlich arbeitet, herausgelassen zu werden. Leigh Hunt's Handbuch ist eigentlich ein schönes Lehrgedicht, in welches die Mittelgedanken, die von einem Verse und einer Strophe zur anderen führen, mit niedergeschrieben und die Versregeln ganz unbeachtet gelassen wurden.

Des Gegensatzes wegen, denke ich nach Leigh Hunt an Disraeli, dessen Biographie jetzt als „Warnung für das junge Geschlecht"*) erschienen ist. Er gehört nicht nur in seines Vaters Buch, zu den „Curiosities of Literature", sondern auch zu den Abenteurern der guten Gesellschaft, des Geld- und Wollsacks, d. h. der Parlaments- und Ministerial-Politik, und ist eigentlich die talentvollste Persönlichkeit der modernen englischen Speculation und Corruption, wie sie das auf den Höhen des öffentlichen Lebens glänzende Heer der politischen und sozialen Tonangeber charakterisirt und er sie selbst in seinem „Young Duke", einem ästhetischen Führer durch alle mögliche sittliche und soziale Wüstlingswirthschaft, geschildert hat. Disraeli trat zuerst als demokratischer, sogar radikaler Prätendent für das Parlament auf, und zwar mit Empfehlungsbriefen von O'Connell und Hume. Er fiel aber überall durch und begab sich deshalb in das Lager der guten, konservativen Gesellschaft. Um hier durchzudringen, nannte er seinen ehemaligen Gönner O'Connell einen „bloody traitor". „Bloody" ist das allergemeinste Schimpfwort, das die gemeinsten, zerlumptesten Irländer nur im letzten Stadium der Betrunkenheit anwenden. O'Connell nannte ihn dafür gelegentlich und öffentlich mit Gründen einen „Liar". Die Lüge ist in England das allerniedrigste unter den niedrigsten Lastern. Zehnmal Prügel bekommen ist nicht so verächtlich, als einmal lügen. Unserem Helden blieb unter diesen Umständen nichts Anderes übrig, als ein Duell. Das heißt, er schrieb an O'Connell's Sohn, der sich schon einigemal für seinen Vater geschlagen, und forderte ihn für den Vater. Der Sohn antwortete aber, daß er nicht Lust habe, sich mit einem „Liar" zu duelliren, und damit war das Duell zu Ende. Disraeli verfolgte nun den irischen Agitator Zeit seines Lebens literarisch und in Reden, ihn, seinen ehemaligen Protektor. Seine Thaten als Derby-Minister sind bekannt, und alles Uebrige, was in seine politische Laufbahn gehört, bleibt in dem Buche zur Verfügung des Lesers. Nur noch ein Wort über Disraeli, den Schriftsteller. Die Biographie weist in ihm den allerunverschämtesten literarischen Dieb und Raubritter nach. Literarischer Diebstahl war sein Gewerbe von Anfang bis Ende. Als Finanzminister der vereinigten englischen Königreiche lobte er bekanntlich Wellington's Leiche mit einer wörtlichen Uebersetzung einer Leichenrede von Thiers auf einen französischen General. In einem seiner Bücher hatte er einmal vier bis fünf Seiten wörtlich aus einer Abhandlung Macaulay's abgeschrieben, ohne die Quelle zu nennen. Darüber öffentlich verhöhnt, führte er in einer zweiten Auflage des Buchs denselben Diebstahl blos mit den Worten ein: „Ein berühmter Gelehrter ist ganz Ihrer Ansicht, indem er sagt" u. s. w. Nach der Biographie gleichen die sämmtlichen Werke Disraeli's einer großen Diebsherberge, wo gestohlenes Gut aller Völker und Zeiten zusammengebunden, hinten mit Disraeli beschrieben und so aufgehäuft und verkauft ward. Und solch eine Persönlichkeit wurde eine literarische und politische Größe und sogar einmal Finanzminister des großen britischen Reichs. So weit hätte er es in Rußland gewiß nicht gebracht. Beweises genug, daß in England die gute Gesellschaft und das Staatsleben fauler sind, als Dänemark unter Hamlet's Stiefvater.

Die besseren Schriftsteller sind auch voll von Zorn, Empörung und besonders jener bitter lächelnden Satire, die es nicht der Mühe werth hält, sich gründlich zum edlen Zorn zu entflammen. Die ganze englische Tagesliteratur (mit Ausnahme der Derby- und Grundbesitzer-Organe) lächelt ironisch vornehm. Jeder der funfzig bis sechzig Leitartikel, die täglich erscheinen, lächelt über seine eigene und seines Objektes Hypokrisie und giebt so zu verstehen, daß er es eigentlich anders meine und auch sein Gegenstand ganz anders aussehe; man dürfe es nur nicht sagen, und der Gegenstand trage die Maske der Konvenienz, des öffentlichen Anstandes wegen. Es ist Alles ein „Vanity Fair", wie ihn Thackeray schilderte und wie er ihn, nur in anderen Gestalten, wieder in seinen „Newcomes" satirisch belächelt: „Um in der Welt vorwärts zu kommen, männlicher oder weiblicher Kämpfer, mußt Du Deine Schultern und Ellbogen gehörig brauchen. Zeigt sich jenseits Deines Nachbars ein besserer Platz, setze ihm die Ellbogen in die Weichen und nimm ihn. Sieh nur, wie ein entschlossener Mann oder hartnäckiges Frauenzimmer bei Hofe, beim Balle, vor einer Ausstellung und wo es sonst konkurrirendes Gestoße und Gedränge giebt, den besten Platz bekommt, der Königin am nächsten, um ihr die Hand zu küssen, am nächsten dem großen Halteplatz für Ascot, in der besten Aussicht, wenn es gilt, Se. Ehrw. Mr. Thumpington, der gerade Mode ist, zu hören; wie solche Personen bei einem Supper das meiste Eis, den besten Champagner und das delikateste Fleisch bekommen, falls sie an Gefräßigkeit Gefallen finden, während Hunderte anderer Gäste hungrig davongehen. Eine Mutter „von Welt" wird ihre Tochter an den Mann gebracht, sie abgethan, ihr eine Equipage verschafft und zuhause sich wieder zu Bett gelegt haben, während eine bescheidene Mama ihr Mädchen immer noch in der Töchterschule bezahlen muß. Was ein Mensch in der Gesellschaft zu thun hat, heißt: Mache Dich geltend. Giebt es einen guten Platz bei Tische? Nimm ihn ein. Bei der Schatzkammer oder im Ministerium des Innern? Komme darum ein. Willst Du eine Gesellschaft besuchen, ohne eingeladen zu sein? Wende Dich an A., an B., an Mrs. C., an Jedermann, den Du kennst. Man wird Dich für unverschämt halten, aber Du wirst Deinen Willen haben. Was schadet es Dir, daß man Dich für zudringlich hält, falls Du es wirklich bist? Durch beständiges Vorwärtsstoßen bringst Du Neunhundertneunundneunzig unter Tausenden dahin, daß sie Dir weichen. Beherrsche nur alle Leute, und Du kannst Dich ganz sicher darauf verlassen, daß Dir eine gute Anzahl dienen. Wie nützlich ist Dein Shilling angewandt, geneigter Leser, der Du dieses Heft gekauft hast und Dir diese Maxime zu Herzen nimmst. Du kannst Deines Erfolges sicher sein. Ist Dir Deines Nachbars Fuß im Wege und Du stampfst gehörig darauf, denkst Du etwa, er werde ihn nicht zurückziehen?" An einer anderen Stelle: „Ich wurde nie klug daraus, wie viel Ursachen dazu gehören, um eine bestimmte Wirkung oder That in dem Leben eines Menschen hervorzubringen, und habe mich häufig in meinen eigenen Motiven ganz getäuscht, wenn ich mir für eine That, auf die ich stolz war, irgend einen prächtigen, edelmüthigen, tugendhaften Grund dachte; du, wie da ein kleiner, vorwitziger satirischer Mahner inwendig aufsprang, um die zärtlich gepflegte Thorheit umzukehren und den Pfauenschwanz meiner sinnlosen Eitelkeit im wahren Lichte zu zeigen. Weg, sagt er, mit dieser Prahlerei! Ich bin die Ursache Deiner Tugend, mein Junge! Du machst Dir ein Kompliment, weil

*) The Right Honourable B. Disraeli, M. P. A Literary and Political Biography, addressed to the New Generation. London, Bentley.

Du gestern Dich nicht zum Champagner verführen ließest. Ich heiße „Weltklugheit", nicht freiwillige Entsagung, und ich hatte meine Gründe, Dir den Champagner zu verbieten. Du gefällst Dir, weil Du gestern dem Diddler eine Guinee schenktest: ich heiße Faulheit und nicht Großmuth. Du rühmst Dich, weil Du anderen Versuchungen widerstandest, Feigling, es war, weil Du Dich der Gefahr des Strafbaren nicht auszusetzen wagtest! Heraus mit Deinen Pfauenschwanzfedern, gehe ab in Deiner natürlichen Farbe und danke Gott, wenn Du nicht ganz schwarz aussiehst." (Schluß folgt.)

Frankreich.

Ueber das Verbindungswesen der Handwerker.*)

In einer Sitzung der industriellen Gesellschaft zu Nantes (am 11. Dezember 1845) sprach einst der Secretair dieser Gesellschaft, Herr C. G. Simon, in Beziehung auf das Verbindungswesen unter den Handwerkern in einer durch ihren Inhalt und ihre Form gleich ausgezeichneten Rede die folgenden treffenden Worte:

„In den Gesetzen der Handwerker-Verbindungen werdet Ihr das Prinzip einer wohlthätigen Vereinigung finden. Sorgt dafür, daß dieses heilige Prinzip nie entweiht werde durch jene Feindseligkeiten zwischen Stand und Stand, zwischen Gewerbe und Gewerbe, zwischen Beruf und Beruf, — ein Ueberbleibsel der rohen Sitten, welche nur zu oft unsere öffentlichen Plätze mit Blut bespritzt haben. Wenn Ihr Mitglieder einer Verbindung seid, befolget in brüderlicher Gesinnung die Gesetze der Verbindung, die Ihr gewählt habt; aber glaubet nicht, daß jede andere von der Eurigen verschiedene Gemeinschaft nur Euren Haß und Eure Verachtung verdiene. Jeder Beruf hat sein Gutes, jede Gemeinschaft ihren nützlichen Zweck. Das gemeinsame Gesetz, das französische Gesetz, duldet sie alle um des Guten willen, was sie hervorbringen können, es unterdrückt sie nur in ihren Verwirrungen, wenn sie durch rohe Zügellosigkeiten die öffentliche Ordnung stören und die Gebräuche und Zeichen der anderen verächtlich behandeln. Unterwerfet Euch in Freiheit diesem gemeinsamen Gesetz und vergesset nie, daß Ihr alle Franzosen seid, daß Ihr Brüder seid, Kinder Eines und desselben Vaterlandes, daß, dies zu sein, Euch mehr gelten muß, als: Mitglieder dieser oder jener besonderen Verbindung zu sein. . ." Die in diesen Worten liegende beherzigenswerthe Wahrheit eindringlich und anschaulich darzustellen, ist der Zweck, zu dem Herr C. G. Simon die vor kurzem veröffentlichte „historische und moralische Forschung über das Verbindungswesen unter den Handwerkern"**) geschrieben. Wenn je ein Buch, so verdient dieses Buch Lob und Anerkennung; es ist ein gutes Buch in jedem Sinne des Worts; es ist gut, weil es nützlich ist und weil es im Geiste wahrer Menschenliebe geschrieben ist.

Die ersten Kapitel behandeln die Geschichte des Verbindungswesens von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage. Auf die Forschungen seiner Vorgänger: Rodier, Clavel, Kauffmann, Delaage, Reybold u. s. w., sich stützend, nimmt der Verfasser keinen Anstand, die Handwerker-Verbindungen und das Freimaurerthum auf einen gemeinsamen Ursprung zurückzuführen. Er widmet auch dem Freimaurerthum einige Seiten. Ohne ganz so weit zu gehen, wie manche Eingeweihte, welche die Verbindung der Freimaurer bis auf Salomo, ja, sogar bis auf Adam zurückführen, glaubt er doch die Anfänge des Freimaurerthums in den römischen Baugesellschaften (den „collegiis artificum et collegiis fabrorum"), die unter Servius Tullius, 715 v. Chr., gegründet sein sollen, finden zu müssen. Er schildert dann weiter die raschen Fortschritte dieser Kollegien in Italien, ihre Verbreitung über die verschiedenen Provinzen, welche die Römer ihrer Herrschaft unterwarfen, ihre Wiederherstellung nach dem Einbruch der Barbaren, unter dem Einfluß des heiligen Augustin und der von Gregor I. mit der Bekehrung Großbritanniens beauftragten Benediktiner. Die Bau-Verbindungen, in einem gewissen Zusammenhange bleibend mit den Klöstern, beschützt von den Päpsten, hatten einen gedeihlichen Fortbestand, und endeten in der Freimaurerei und in den Handwerker-Verbindungen. Das Edikt von 1539, durch welches Franz I. die Handwerker-Corporationen unterdrückt, zwingt die Freimaurer-Verbindung, eine von ihrer ursprünglichen Bestimmung abweichende neue Stellung einzunehmen; die Baukünstler müssen sich entschließen, Bau-Unternehmer zu werden; die früher selbständigen Handwerker müssen sich dazu bequemen, abhängige, um Tagelohn arbeitende Arbeiter zu werden. Von dieser Zeit an treten die Letzteren — man kann sich vorstellen, warum — in geheime Verbindungen (sogenannte „compagnonnages") zusammen. Später, im achtzehnten Jahrhundert, hören die Freimaurer auf, eine Verbindung von Bau-Unternehmern zu sein, um eine allgemeine philanthropische Gesellschaft zu werden. Die Handwerker-Verbindungen haben ihren Charakter nicht geändert; sie haben sich unverändert bis in die heutige Zeit erhalten. Mit den hier in Rede stehenden Handwerker-Verbindungen stehen die Brüderschaften oder Zünfte des Mittelalters als solche in keiner Beziehung.

Dies ist, in wenigen Worten, der Inhalt der ersten vierzig Seiten des vorliegenden Buches über das Handwerker-Verbindungswesen. Der vom Verfasser hier gegebene historische Ueberblick, eine Menge von Thatsachen und Erörterungen enthaltend, soll nur die Einleitung sein zu der Geschichte des Verbindungswesens in der neuesten Zeit, um deren Darstellung es dem Verfasser zu thun ist. Der Kern des Buches liegt in folgenden Fragen und Antworten. Woher kam das Verbindungswesen? — Aus dem Bedürfniß, sich zu vereinigen. Wohin führte es? — Zu blutigen Kämpfen. Warum? — Weil ihm der einigende Gedanke fehlte, weil es von Anfang an in einer Vielheit von Sekten bestand, die mit leidenschaftlichem Haß gegen einander erfüllt waren. Was soll es in Zukunft sein? Die solidarische Verbindung aller Arbeiter.

Herr Simon schildert umständlich alle die Schlachten, welche seit dem Anfange des Jahrhunderts die feindselig sich gegenüberstehenden Handwerker-Verbindungen einander geliefert: die Gavots und die Devorants, die Renards und die Drilles, die Kinder des Vaters Soubise und die Kinder des Meisters Jacques. Man lese diese Schilderungen blutiger, um leerer Worte und verschiedener Abzeichen willen entstandener Schlägereien, und man wird sehen, daß Georges Sand in den im „Compagnon du Tour de France" geschilderten Gräuelscenen hinter der Wirklichkeit noch weit zurückgeblieben ist.

Dieser Stand der Dinge hat sich bis 1851 erhalten. Doch schon viel früher hatten edle Herzen sich bemüht, unter diesen Brüdern, die gegen einander wütheten, die Eintracht herzustellen; und es waren hochherzige Aufforderungen zur Eintracht an die Handwerker von Handwerkern ergangen. Herr Simon ertheilt ihnen das verdiente Lob; er verabsäumt auch nicht, uns einen Auszug aus der das Verbindungswesen betreffenden Constitution zu geben, welche am 3. April 1849 zu Paris von zehntausend Mitgliedern verschiedener Verbindungen angenommen wurde. Der Art. 49 dieser Constitution lautet folgendermaßen:

„Art. 49. Es werden für immer von uns als unziemend verbannt: die Schlägereien, die herausfordernden Lieder, die inneren Kriege und die schimpfende und satirische Poesie. Von jetzt ab kein Haß mehr, keine Feindschaft, keine selbstsüchtige Konkurrenz! Alle Menschen sind Brüder. Lasset uns Anderen das thun, was wir wollen, daß sie es uns thun. Die Bildung, der Fortschritt, die Brüderlichkeit seien die unveränderlichen Grundsätze unserer Lehre. Verbannen wir für immer die Vorurtheile, die Unwissenheit, die Dummheit und den Fanatismus. . . . . Diese Worte sind nicht unnütz gesprochen worden; denn, wenn auch vor zwei Jahren in Bordeaux noch eine Schlägerei vorgekommen, in Nantes, einer von den für das Verbindungswesen wichtigsten Städten Frankreichs, haben die den verschiedenen Verbindungen angehörigen Handwerker bei einer festlichen Gelegenheit eine gemeinschaftliche Versammlung gehalten; und es sind dabei keine rohen Exzesse vorgekommen. Möge die Eintracht, welche begonnen hat, sich vollkommen herstellen! Man hat Grund, es zu hoffen. Herr Simon theilt uns mit, daß die 1830 in Toulon gegründete „Société de l'Union" fortwährend erfreuliche Fortschritte macht; und da sie viel freisinniger ist, als die anderen Sekten, so würde, wenn diese von ihr absorbirt würden, das alte mittelalterige Verbindungswesen verschwinden und ein wahres philanthropisches Vereinswesen in seine Stelle treten.

Das Buch des Herrn Simon enthält auch sehr interessante Einzelnheiten über die Sagen vom Hiram, vom Meister Jacques, vom Vater Soubise, — Sagen, über welche die verschiedenen Verbindungen im Kampfe mit einander liegen; als Anhang ist dem Buche ein Wörterbuch beigegeben, in dem die diesen Verbindungen eigenen Gewohnheiten, Ausdrücke und Phrasen zusammengestellt und erklärt sind. Am Schlusse giebt der Verfasser ein Verzeichniß der vorzüglichsten Werke, die er seiner Arbeit zu Grunde gelegt.

*) Nach einem Artikel im Athenaeum français.

**) Der Titel des Buches lautet vollständig so: „Etude historique et morale sur le compagnonnage et sur quelques autres associations d'ouvriers depuis leur origine jusqu'à nos jours; par M. C. G. Simon. Paris, Capelle, 1853, in 8. 312 S.

Brasilien.

Ein Neger-Denkmal.

Einer uns gütigst mitgetheilten Zeitung von Rio-Janeiro entlehnen wir die Nachricht von der allgemeinen Begeisterung und Theilnahme, welche dort die aufopfernde Handlungsweise eines Negers, Namens Simon, bei dem Schiffbruch eines Passagierdampfers, des „Pernambucano", erregt hat. Dieses Dampfboot, von zweihundert Pferden Kraft, befand sich nämlich mit hundertundzwanzig Passagieren auf der Fahrt von Rio Grande do Sul nach Rio-Janeiro und gerieth bei einem heftigen Sturme auf ein Riff, an welchem es scheiterte. Vergebens war das Angstgeschrei der Pas-

reichen Frauen und Kinder, die sich auf dem geborstenen Schiff befanden. Dasselbe lag nicht weit von der Küste, aber in dem furchtbaren Sturme wagten es weder Schiffer, noch Fischer, sich dem untergehenden Fahrzeuge zu nähern. Da warf Simon, der auch auf demselben war, ein langes Seil durch die Brandung nach dem etwa zweihundert Schritt entfernten Strande, wo das eine Ende befestigt wurde, während er das andere Ende des Seiles auf dem Schiffe selbst befestigte. Und nun belud er sich mit denen, die sich ihm zuerst anvertrauten, und brachte sie glücklich über das Seil an den Strand. Er kehrte stets zurück und belud sich von neuem mit Menschen, die er, zum Erstaunen der Küstenbewohner, von denen Keiner ihm nachzuahmen wagte, immer glücklich wieder absetzte. Er hatte bereits einigemal die Passage hin und zurück gemacht, als das Seil in der Mitte durchriß und nunmehr seine Rückkehr nach dem Schiffe, das inzwischen in zwei Theile zerschellt war, unmöglich schien. Aber er ergriff die am Strande befestigt gewesene Hälfte des einzigen, ihm zur Verfügung stehenden Seiles, schwamm mit demselben gegen die Brandung an das Wrack und brachte den Verzweifelnden von neuem Rettung, indem er hier die beiden Theile mit einander verband und das Ganze abermals nach der Küste warf. Noch dreizehnmal machte er nun auf diese Weise den Weg an das Land, jedesmal mit einem oder mehreren Menschen beladen, die immer an seinen Körper angebunden wurden. Es befanden sich darunter eine Mutter mit sieben Kindern, ein Blinder und ein Invalide mit einem Stelzfuße. Die Anstrengung war so groß, daß er, nachdem er fünfmal den Weg zurückgelegt, an allen Sehnen zuckte. Man bedeutete ihm, daß er es nun nicht mehr würde durchsetzen können, aber er suchte sich dadurch zu stärken, daß er sich in den am Ufer liegenden Sand warf und seinen Körper, so wie seine Arme und Beine, darin wälzte. Diese Operation wiederholte er von Zeit zu Zeit, und dadurch will er sich, wie er behauptet, stets gehörig gestählt haben zu neuen übermenschlichen Anstrengungen. Auf diese Weise ist es ihm gelungen, einem großen Theile der Passagiere, die einem unvermeidlichen Tode entgegensahen, das Leben zu retten. Von denen, die sich durch eigene Anstrengung retten wollten oder die von dem menschenfreundlichen Neger nicht zu erreichen waren, sind dreißig Personen in den Wellen untergegangen.

Schmachvoll für die weiße Strandbevölkerung ist, daß sie nicht allein zur Rettung von Menschenleben gar nichts that, sondern obendrein an den Geretteten das Strandrecht ausübte und sie, wo sie etwa einzeln angetroffen wurden, völlig ausplünderte. In der Hauptstadt von Santa Catharina, welches der dem Schauplatze dieses Ereignisses zunächst gelegene Ort ist, begnügte man sich, Seelenmessen für die Ertrunkenen zu lesen, während durchaus Nichts zur Bergung des mit dem Dampfer untergegangenen, bedeutenden Staats- und Privat-Eigenthums angeordnet wurde. Der Neger Simon hat inzwischen in Rio-Janeiro eine glänzende Genugthuung erhalten. Der Kaiser und die Kaiserin haben ihm persönlich gedankt und ihm eine schwere goldene Ehren-Denkmünze verliehen. Es ward in Rio eine Subscription eröffnet, und in wenigen Stunden war eine Summe von sechstausend Thalern für den edelmüthigen Simon unterzeichnet. Eine Ehre, die noch niemals einem Schwarzen zu Theil geworden, ist ihm zugedacht: die Kaufmannschaft von Rio hat nämlich beschlossen, eine Büste Simon's anfertigen zu lassen und dieselbe im Börsengebäude, als Denkmal seiner That, aufstellen zu lassen. Die Yankees in den freien Staaten Amerika's, die einen Schwarzen weder an ihre Börsen, noch in ihre Theater zulassen, könnten an diesem Vorgange der angeblich so unbarmherzigen Brasilianer ein Beispiel nehmen. Simon ist in Afrika geboren und jetzt vierzig Jahr alt.

Mannigfaltiges.

— Eine Schrift über die Plata-Länder. Wir haben in diesen Blättern bereits erwähnt, daß Engländer, Franzosen und Nord-Amerikaner im vorigen Jahre mit den Regierungen der Länder des Plata-Stromgebietes Verträge abgeschlossen, wonach dieses Stromgebiet dem Welt-Handel und dadurch zugleich der Niederlassung europäischer Einwanderer zugänglicher wird, als es bisher war. Engländer, Franzosen und Nord-Amerikaner werden die Vortheile der Verbindung mit diesen zwar durch verderbliche Bürgerkriege in ihrer Kultur zurückgekommenen, jetzt aber einer neuen Blüthe entgegengehenden Ländern sehr wohl zu benutzen wissen, obwohl die gedachten Nationen, die oder deren Kolonieen gleiche Erzeugnisse mit denen der Plata-Länder produziren, diesen keine so große Gegenvortheile zu bieten haben, wie die Zollvereinsländer, denen jetzt meistens durch Vermittelung der Engländer, Nord-Amerikaner, Hanseaten ꝛc., und zwar zum ausschließlichen Nutzen der Vermittler, ihr Bedarf an Kaffee, Zucker, Reis ꝛc. zugeführt wird. Es ist uns daher erfreulich, zu vernehmen, daß wir in den nächsten Tagen das Erscheinen einer Schrift zu erwarten haben, die sich mit den Plata-Ländern speziell beschäftigt.*) Diese Schrift ist aus der Feder des Herrn Direktor S. G. Kerst geflossen, der seit Jahren der Beförderung des direkten Verkehrs mit den Plata-Ländern seine Aufmerksamkeit gewidmet und der die Verhältnisse derselben dem deutschen Publikum näher zu bringen gesucht hat, wie seine gedruckt vorliegenden Vorträge im Centralverein für deutsche Auswanderung und Colonisation beweisen. Es stehen diese Bestrebungen mit des Verfassers bekannten, rastlosen Bemühungen für die Gründung einer die deutschen Interessen fördernden Flotte in Verbindung, wovon auch der kürzlich zum Abschluß gekommene Staatsvertrag zwischen Preußen und Oldenburg über die Gründung eines preußischen Kriegshafens an der Jahde Zeugniß giebt — ein Vertrag, an dessen Zustandekommen, wie wir aus zuverlässiger Quelle erfahren, Herr Kerst den allerwesentlichsten Antheil gehabt hat.

— Armenische und hebräische Buchdruckereien in der Levante. Eine in Konstantinopel unter dem Titel „Medschmuaj Hawadis" erscheinende Zeitung wird von dem Armenier Joseph Wartan redigirt und ist vorzugsweise dem Interesse der christlich-armenischen Bevölkerung der Türkei gewidmet. Das Eigenthümliche an dieser Zeitung ist, daß sie, obwohl mit armenischen Lettern gedruckt, in türkischer Sprache abgefaßt ist. Wie das Hebräische bei den Juden, so ist jetzt das Armenische bei den Armeniern in der Türkei fast nur noch Religions-, Schrift- und Literatur-Sprache, während das Türkische ihre Geschäfts- und Umgangs-Sprache, so wie das Medium ihres bekanntlich sehr ausgedehnten Verkehrs (die Armenier sind die Lieferanten der türkischen Armee und die Hofbanquiers der Pforte) mit den übrigen Nationalitäten, ist. Neben der „Medschmuaja Hawadis" erscheinen in der Türkei allerdings auch noch einige Blätter in armenischer Sprache. In ähnlicher Weise, wie das genannte armenisch-türkische Blatt (das übrigens eine entschieden antirussische Gesinnung hat), enthalten auch die in Konstantinopel und Smyrna gedruckten hebräischen Journale zahlreiche Privat-Anzeigen, deren Charaktere zwar die der bekannten hebräischen Quadratschrift, deren Sprache jedoch zum Theil das Türkische und zum Theil das Spanische ist, welches letztere noch heutzutage von den Nachkommen der im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert aus Spanien vertriebenen, in der Levante aufgenommenen Juden gesprochen wird. Bemerkenswerth ist übrigens, daß, während in Polen und Rußland im Laufe des letzten Vierteljahrhunderts alle hebräischen Buchdruckereien, mit Ausnahme einer einzigen in Wilna, geschlossen werden und alle im Auslande gedruckten hebräischen Literaturwerke und Schriften, mit Einschluß der Gebetbücher, einzuführen streng verboten sind, in der Türkei zahlreiche hebräische Buchdruckereien in Folge großherrlicher Erlaubniß gegründet wurden und jetzt dort neue Auflagen von Werken der bekanntlich einst in Spanien in großer Blüthe gestandenen hebräischen und rabbinischen Literatur erscheinen. Bisher waren solche Druckwerke hauptsächlich aus Oesterreich eingeführt worden, wo in Wien (Edler v. Schmid), Prag und Lemberg große hebräische Buchdruckereien hauptsächlich für den Export nach der Levante arbeiteten.

*) Die Plata-Staaten und die Wichtigkeit der Provinz Otuquis und des Rio Bermejo seit der Annahme des Prinzips der freien Schiffahrt auf den Zuflüssen des Rio de la Plata. Von S. Gottfried Kerst. Mit einer Karte. Berlin, Veit u. Comp., 1854.

Literarischer Anzeiger.

Zur Göthe-Literatur.

Von der Expedition des v. Arnimschen Verlages in Berlin ist durch jede gute Buchhandlung zu beziehen:

Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde.

Drei Theile mit folg. fünf Kupfern:

I. Göthe's Mutter. — II. Göthe in dem Alter, da er Werther schrieb. — III. Göthe's Zimmer im elterlichen Hause zu Frankfurt am Main. — IV. Göthe im Tode. — V. Göthe's Denkmal, erfunden von Bettina Arnim.

Ermäßigter Preis: eleg. geb. 3 Thlr. 15 Sgr., broschirt 3 Thlr.

Goethe's Correspondence with a Child.

Translated from the German.

Three vols. with four Engravings, viz:

I. Portrait of Goethe's mother. — II. Portrait of the Author of Werther. — III. The Closet, where he wrote Werther. — IV. Goethe's Monument, invented by Bettina Arnim.

Price: 4 sh. = 1 Thlr. 10 Sgr.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 6 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 3 Thlr. 10 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 55, und dem Spediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 11. Berlin, Donnerstag den 26. Januar 1854.

Brasilien.

Der Visconde von Abrantes über Preußen und den Zollverein.

Mit Vergnügen begrüßen wir das vor wenigen Monaten in Rio-Janeiro in zwei Bänden erschienene Werk des Visconde v. Abrantes über seine in den Jahren 1845 und 1846 ausgeführte spezielle Mission an den Königl. Hof von Berlin, so wie über seinen Aufenthalt in Deutschland.*) Es ist dieses in portugiesischer Sprache abgefaßte Werk zum Theil aus gesandtschaftlichen Depeschen, zum Theil aber auch aus selbständigen, wissenschaftlich gehaltenen Denkschriften des Verfassers zusammengesetzt. Abgesehen davon, daß dies sicher das erste in Brasilien gedruckte Buch ist, welches namentlich unser Vaterland so ausführlich und nach den verschiedensten Richtungen hin schildert, liegt hier auch, wie uns scheint, das Muster einer zugleich diskreten und treuen gesandtschaftlichen Beobachtung fremder Zustände, so wie der Berichterstattung darüber, vor. Es ist zwar sonst nicht üblich, daß dergleichen gesandtschaftliche Berichte so bald nach ihrer Abfassung dem Druck übergeben werden. Bei der würdigen Haltung des Ganzen konnte jedoch von Seiten der kaiserlich brasilianischen Regierung kein Anstand genommen werden, dem Verfasser die Erlaubniß dazu zu ertheilen. Herr Visconde v. Abrantes rechtfertigt durch dieses Buch den Eindruck, den seine persönliche Erscheinung und sein urbanes Benehmen vor sieben bis acht Jahren in Berlin gemacht, wo man sich seiner noch mit lebhafter Theilnahme erinnert.

Herr v. Abrantes hatte unter dem 23. August 1844 von dem Kaiser Dom Pedro II. den Auftrag erhalten, sich als außerordentlicher Gesandter in besonderer Mission nach Berlin zu begeben, und zwar zugleich mit der Vollmacht, Unterhandlungen über einen Handelsvertrag mit dem deutschen Zollverein (a Associação das Alfandegas Alemãs) anzuknüpfen. Die Instruction, welche ihm der brasilianische Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu diesem Zweck ertheilte, lautete inzwischen so allgemein und unbestimmt, daß wohl weder von der Regierung, die damals auch mit Großbritannien über einen ihr viel wichtiger scheinenden Traktat unterhandelte, noch von dem Gesandten selbst mit einiger Bestimmtheit erwartet wurde, es werde seine Mission den baldigen Abschluß eines Handelsvertrages herbeiführen, der sich durch die in Folge desselben beiden Kontrahenten zu Theil werdenden besonderen Begünstigungen von den gewöhnlichen Handels- und Schifffahrts-Verträgen unterscheiden werde. In dieser dem Buche vorgedruckten Instruction heißt es nämlich: „Gewiß ist Niemand geschickter, als Ew. Excellenz, um die Mission, welche Se. Majestät der Kaiser, unser erhabener Herr, Ihnen überträgt, glücklich zu vollführen; da sich jedoch die Kaiserl. Regierung bisher noch nicht definitiv über die Grundlagen entschieden, auf welchen diese Unterhandlung zu führen sein wird, so versteht es sich, daß Ew. Excellenz erst die weiteren Instructionen werden abzuwarten haben. Inzwischen wollen Sie, nicht sowohl zu Ihrem eigenen Gebrauche, als um sie an die Regierung zu senden, alle Informationen in Bezug auf diesen wichtigen Gegenstand, so wie alle nützlichen statistischen Data, zu erlangen suchen. Diese Aufklärungen wollen Sie mit Ihrem eigenen Urtheil über jeden Punkt begleiten, und so mögen Sie dann auch den Entwurf eines Vertrages liefern, wie Sie ihn für das Kaiserreich am vortheilhaftesten erachten. Gleichwohl erwartet die Regierung von den Einsichten, dem Eifer und der Erfahrung Ew. Excellenz, daß Sie ihr schätzbare Mittheilungen über das Verwaltungssystem von Preußen, über die Organisation und Disciplin seines Heeres, über den öffentlichen Unterricht, über die Colonisation deutscher Familien, so wie andere Notizen mehr, übersenden werden, deren Nützlichkeit für das Reich Ew. Excellenz, vermöge der hohen Stellungen, die Sie hier bekleidet haben, sehr wohl zu beurtheilen wissen."

Es ist aus dieser ganzen Instruction zu ersehen, daß es der kaiserlichen Regierung hauptsächlich um eine recht genaue Kenntniß des preußischen Verwaltungs-Systems und Organismus und nur nebenbei um die Abschließung eines Handelsvertrages zu thun war. Sogar über das Leben und das Wirken des preußischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten wünschte dessen brasilianischer Kollege, wie aus einer späteren Depesche hervorgeht, genaue Auskunft zu haben. Und diesem Umstande verdanken wir in der That eine recht interessante Erinnerung an den verewigten Minister, Freiherrn von Bülow — Schwiegersohn Wilhelm's v. Humboldt — welchen Herr Visconde v. Abrantes sehr wohl zu würdigen gewußt, und den er als einen eben so patriotischen, wie gefälligen und liebenswürdigen Staatsmann schildert.

Herr v. Abrantes kam, nach einem Aufenthalte von vier Monaten in England und Frankreich, am 17. Februar 1845 nach Berlin, wo er schon am folgenden Tage, noch bevor er seine Beglaubigungsschreiben zu überreichen Gelegenheit gehabt, zu einer Abendgesellschaft bei Herrn v. Bülow eingeladen wurde, in welcher er auch bereits die Ehre hatte, Sr. Majestät dem Könige, der den brasilianischen Gast sofort vor sich kommen ließ, vorgestellt zu werden. Nicht lebhaft genug weiß der fremde Diplomat die Huld und Zuvorkommenheit zu schildern, mit welcher der König und die Königin, der Prinz und die Prinzessin von Preußen, so wie die übrigen Mitglieder der königlichen Familie, insbesondere der Prinz Adalbert, der den Visconde bereits bei seinem Aufenthalte in Brasilien kennen gelernt hatte, ihm zu Theil werden ließen. Er setzte sich auch sofort mit dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten über den Gegenstand seiner Sendung in geschäftliche Verbindung.

Wir wollen nun hier gleich bemerken, daß die brasilianische Regierung von der Voraussetzung ausgegangen war, die Bestimmungen hinsichtlich der Schifffahrts-Abgaben und der Eingangszölle seien im Zollverein in ähnlicher Weise exklusiv, wie sie es damals noch in Großbritannien waren und wie sie es jetzt noch in Frankreich sind, und daß, wie in diesen beiden Ländern, auch im Zollvereine bedeutende Differentialzölle zu Gunsten gewisser Einfuhren überseeischer Kolonial-Erzeugnisse, wie zu Gunsten der Schiffe besonders begünstigter Nationen, vorgesehen seien. Falls diese Voraussetzungen sich bestätigten, wäre die kaiserliche Regierung allerdings bereit gewesen, dem Zollverein für seine Schiffe und Erzeugnisse außerordentliche Begünstigungen in ähnlicher Weise einzuräumen, wie sie dieselben für brasilianische Schiffe und Erzeugnisse in den Häfen des Zollvereins erwartete. Sehr bald wurde ihr jedoch durch Herrn von Abrantes mitgetheilt, daß im Zollverreine dergleichen Differentialzölle nicht bestehen, daß zwar Preußen im Jahre 1822 ein Schifffahrtsgesetz erlassen, wodurch es den eigenen und unter gewissen Verhältnissen auch anderen deutschen Schiffen die Küstenschifffahrt (Cabotage) reservirte und für die Fahrzeuge derjenigen Nationen, welche in Bezug auf das Tonnengeld Begünstigungen, an denen Preußen nicht Theil habe, gestatteten, das doppelte Tonnengeld festgesetzt sei; daß jedoch diese Begünstigungen, die überdies nicht die „Ladungen", sondern nur den „Tonnengehalt" der Schiffe treffen, in Preußen sofort von jeder fremden Nation erlangt werden können, und zwar auch ohne besonderen Vertrag, durch bloße Gleichstellung der preußischen Schiffe mit denen anderer Nationen. Es sei übrigens nicht konstatirt, daß bis jetzt auch nur ein einziges Schiff unter brasilianischer Flagge in preußische Häfen eingelaufen. Eben so gehe aus dem Tarife des Zollvereins hervor, daß brasilianische Erzeugnisse, namentlich Zucker, Kaffee, Reis, Taback, Färbewaaren ꝛc., in Preußen, eben so bei der Ein- wie bei der Durchfuhr, anderen und höheren Abgaben nicht unterworfen seien, als dieselben Erzeugnisse anderer Nationen. Allerdings sei jetzt sowohl in der deutschen Presse, als unter einigen preußischen Staatsmännern, die Meinung vorherrschend, daß es für den Zollverein an der Zeit sei, ein ähnliches Differentialzollsystem, wie das belgische von 1844, anzunehmen und die direkten Einfuhren aus überseeischen Productionsländern gegen die indirekten aus europäischen Entrepots zu begünstigen und demzufolge den transatlantischen Handel und die Seefahrt von langem Cours, die in Deutschland — mit Ausnahme der Hansestädte — noch gänzlich fehlen, aufzumuntern; dieses wäre jedoch — abgesehen davon, daß brasilianische Erzeugnisse bisher nur indirekt in Preußen eingeführt würden — eben nur noch ein Projekt, dessen Realisirung der scharfsich-

*) A Missão especial do Visconde de Abrantes, de Outubro 1844 à Outubro de 1846. 2 Tomos. Rio de Janeiro, 1853.

tige brasilianische Staatsmann, unter den damaligen Verhältnissen, nicht für wahrscheinlich hielt.*)

Damals hatte der Zollverein, wie noch bis zum 1. Januar 1854, keine anderen See-Häfen als die preußischen an der Ostsee, die leider durch ihre Lage und durch den Sundzoll der dänischen Wegelagerer so benachtheiligt gegen die Hansestädte und die englischen Häfen sind, daß sie mit diesen beim transatlantischen Handel nicht zu konkurriren vermögen. Jetzt, wo durch den Beitritt Hannovers der Zollverein bis an die Nordsee vorgerückt ist, wäre eine Combination, wie die von dem Vicconde von Abrantes im Auge gehabte, allerdings eher ausführbar; inzwischen scheinen jedoch die hauptsächlich von England genährten Freihandels-Ideen auch in Deutschland so viele Fortschritte gemacht zu haben, daß wohl kaum noch an die Abschließung eines Handelsvertrages mit Differentialzöllen zu Gunsten eines überseeischen Productionslandes, wie vortheilhaft auch ein solcher für die diesseitige Production sein kann, gedacht werden darf.

Immerhin bleibt aber, bei der gegenwärtig durch den Zollvereins-Anschluß Hannovers und Oldenburgs veränderten Lage der Dinge, bei der Bereitwilligkeit, welche die Regierung von Hannover bereits im Jahre 1845 gezeigt, in ähnlicher Weise wie der Zollverein mit Brasilien einen Handelsvertrag abzuschließen (Note des Grafen von Knyphausen an den Vicconde von Abrantes, d. d. Berlin, 16. Juni 1845, und des Grafen Platen vom 13. Oktober 1846), so wie bei der wahrhaft staatsmännischen Erwerbung eines preußischen Seehafens an der oldenburgischen Küste, die damalige Unterhandlung mit Brasilien, wie sie uns in dem Werke des Vicconde v. Abrantes mit allen ihren Details, ihren Verzögerungen, Zwischenfällen und Hindernissen vorliegt, ein sehr lehrreicher Vorgang. Die Unterhandlungen schlossen am 1. Oktober 1846 mit der Erklärung des preußischen Ministeriums, „daß, wenn dereinst der Zollverein ein Differential-Zollsystem einführen sollte, Brasilien dasjenige Land sei, auf welches dieses System anzuwenden im Schooße des Zollvereins die meisten Sympathieen sich finden würden." Brasilien hat nun, während es diese Aktenstücke drucken ließ, „die", wie es in der kaiserlichen Druck-Erlaubniß heißt, „bereits der Geschichte angehören", einen neuen, mit dem 1. Juli in Kraft tretenden Zolltarif publizirt, der mehrfache Veränderungen mit Bezug auf europäische Einfuhr-Artikel enthält. Die früheren Verhandlungen und handelsstatistischen Mittheilungen des Vicconde von Abrantes sind ganz sicher dabei benutzt worden, und aus den Maßnahmen, welche die belgische Regierung und der belgische Handelsstand (nach Inhalt der Indépendance Belge vom 30. Dezember) mit Bezug auf diesen Tarif bereits angeordnet, läßt sich schließen, daß derselbe namentlich für solche Länder, die, wie Preußen und Belgien, keine eigenen Kolonieen haben und die die Vortheile, welche England, Frankreich und Holland ihren Kolonieen gewähren, anderweitig verwerthen können, Mittel der Verständigung zu einem für beide Theile vortheilhaften Handelsvertrage darbietet. Der an der Spitze des preußischen Kabinettes, so wie der auswärtigen Angelegenheiten dieses Landes, stehende Staatsmann, der sich durch Abschließung des Vertrages mit dem Steuerverein, so wie durch seine der Darmstädter Coalition gegenüber durchgeführte Handelspolitik und endlich durch die Erwerbung des Hafens an der Jahde, so große Verdienste um Preußen und den Zollverein erworben, wird gewiß auch diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, um Deutschlands und Preußens transatlantische Handelsverbindungen zu beleben und einen direkten See-Verkehr zwischen dem Zollverein, Brasilien und den jetzt ebenfalls dem Welthandel sich öffnenden Stromgebieten des La Plata herbeizuführen.**) (Schluß folgt.)

*) Depesche vom 2. November 1845, Bd. II. S. 77 u. ff.

**) In letzterer Beziehung verweisen wir insbesondere auf die so eben erschienene Schrift des Herrn S. G. Kerst über die Plata-Staaten. D. R.

England.

Englische Literatur-Briefe.

1854. Erster Monatsbericht.

(Schluß.)

Selbstsucht, Gewinnsucht, Geldmacherei und Glücksjägerei mit schamloser Niedertretung der Konkurrenz ringsum und Verleugnung sittlicher und ehrlicher Rücksichten — und zwar größtentheils blos, um Geld und dadurch eine gewisse Stellung in einer bestimmten Gesellschaftsklasse zu erobern, das sind die Hauptthemata englischer Satire und die Hauptlaster des großen, modernen, englischen Treibens in Staat, Kirche, Handel und Wandel, Parteien und Kränzchen. Vor ihm schließt sich die schöne, englische persönliche und Familientugend, die wir in all ihrer Größe, Schönheit und Reinheit um so inniger anerkennen, immer enger in ihre vier Pfähle und ins völlig unbekannte Privatleben zurück, um sich mit Weib und Kind, Vater und Mutter und wenigen erprobten Freunden und Freundinnen im eng und hochumzäunten Privatgarten hinter der einzeln stehenden Cottage vor Lebensüberdruß, Spleen und der Berührung mit der Welt überhaupt zu sichern. Man kann sich die englisch-persönliche, häusliche und soziale Verschlossenheit sehr leicht erklären, man muß es entschuldigen, wenn Jeder, von einem Fremden, nicht empfohlen angeredet, erschrickt und von allen Dämonen des Verdachtes überfallen wird. Man kann sich denken, mit welchem Schmerze ein edler Mensch seine „Religion des Herzens", Dickens seine lächelnden Lebensbilder, Thackeray seine Satiren schrieb, man erklärt sich die alte angelsächsische Kraftsprache, die Douglas Jerrold in Lloyd's Weekly Newspaper wieder anwendet, um derb und schlagend gerade herauszusagen, was die Times u. s. w. in französisch-normännischem Kauderwälsch von „gutem Ton" zu verstecken sucht. Wer das „Land, worin wir leben", von dieser Seite noch spezieller kennen lernen will, muß „The Land we Live In", von Knight, lesen, worin er unter Anderem ein hübsches Stück Kirchengeschichte finden wird, nämlich wie Lord Guilford, ein Pair des Reichs und Geistlicher der Hochkirche mit zwei Pfründen von hundertfunfzigtausend Thalern jährlich, das „Zufluchtshaus für noble Armuth" des Hospitals von St. Croß zu Winchester um neunzigtausend Pfund, um mehr als sechshunderttausend Thaler, betrog, und den Verfasser kämpfend mit dem höchsten Grimm, der ihn aus dem guten Tone herausreißen will.

Der Leser, der unser Urtheil über das jetzige England im Großen vielleicht zu hart fand, möge letzteres Buch lesen, ehe er weiter urtheilt. Es wird freilich nicht überall so schwarz gemalt, wenn man eben jung und lustig ist und sich mehr an die Außenseite hält, wie Mr. Alfred Bunn in seinem „Alt- und Neu-England" („Old and New England in a series of Views taken on the Spot"). Mr. Bunn flog lustig, wie ein aus der Schule entlassener Knabe, durch beide Welten und schildert sie mit allerliebster Oberflächlichkeit und Grazie.

Hierbei fällt mir ein, zu erwähnen, daß einige berühmte Amerikaner Europa besucht und ihre Bücher daraus gemacht haben: George Stillman Hillard (Boston) seine „Sechs Monate in Italien" mit ganz gesunder Kunstkritik, Professor Benjamin Silliman vom Yale College seinen „Besuch Europa's im Jahre 1851" mit Schilderungen vieler wissenschaftlicher Institutionen Europa's, Liverpools, Oxfords, Berlins und A. v. Humboldt's.*) Hillard beurtheilt namentlich die venetianische Kunst und die Gegensätze zwischen Rom und Neapel sehr scharf und anschaulich.

Unter den sonstigen Reisewerken macht eine neue, authentische Geschichte des ehemaligen „glücklichen Australiens", des Port-Phillip-Distrikts, jetzt Victoria genannt, von W. Westgarth,**) gerechten Anspruch auf die Beachtung moderner Kultur-Historiker. Amerika entwickelte sich in siebzig Jahren über eine zweitausendjährige Kultur hinaus, Victoria in sieben Jahren über die siebzigjährige Amerika's. Der Verfasser war lange Mitglied des obersten Gerichtshofes in Victoria und hatte Gelegenheit, gerade die riesige, beispiellose Entwickelung der letzten sieben Jahre genau persönlich mit zu durchleben. Er sieht sich die Dinge alle sehr verständig und praktisch an und wird von diesem Boden aus auch zum Propheten. So sagt er z. B., daß Melbourne mit seiner beschwerlichen, langweiligen, kostspieligen Zugänglichkeit vom Meere aus in Unbedeutendheit verfallen und Geelong mit seiner vortheilhaften Lage eine der blühendsten Hauptthandelsstädte werden müsse, daß die Eingebornen, wo die Mütter ihre Kinder mästen, um sie gelegentlich mit Appetit zu verspeisen, als eine der ekelhaftesten Gebilde roher Natur der Versittlichung unfähig seien und deshalb je eher, je besser, von der eingedrungenen Civilisation vertilgt würden. Der Verfasser lernte die Eingebornen besonders durch einen Engländer kennen, der dreißig Jahre ausschließlich unter ihnen gelebt hatte und mit ihnen so verwildert war, daß er, wie sie, nackt ging und sich seiner Muttersprache nur sehr allmälig und mit Mühe erinnern konnte. Er war einst als Deportirter unter sie gerathen. Vor etwa zwei Jahren fand man ihn und stellte ihn in Victoria als Constabler an. Jetzt braucht man ihn als Dolmetscher mit hundert Pfund Gehalt.

Das neueste Werk des Professors der Naturwissenschaften in Edinburg, James Forbes, über Norwegen und die Berner Alpen, Savoyen und das Dauphiné („Norway and its Glaciers visited in 1851. Followed by Journals of Excursions in the High Alps of Dauphiné, Berne and Savoy"*) stellt sich zunächst als ein illustrirtes Prachtwerk dar, ist aber durchaus nicht sowohl für den Drawing-room, als für den Mann der Wissenschaft, den Geologen und Geographen, geschrieben. Es ist hauptsächlich eine Gebirgs-Topographie mit einer Menge von Resultaten, die der Mann von Fach zu würdigen weiß. Forbes, den ich im neuen Krystall-Palaste sah und schon unter die Wunder zählte, die dort sich zu Tausenden verdichten, ist ein Bergriese

*) Vgl. Nr. 2 des „Magazins".

**) Vgl. No. 2 und 3 des „Magazins".

an Natur und Profession. Er hat die längsten Beine, die ich je gehen, welche durch Jahre langes Bergsteigen gleichsam die Hauptsache in der ganzen Persönlichkeit geworden sind. Sein Bruder Edward irigirt das zoologische Departement des Krystall-Palastes, der in der Nacht vom 3. zum 4. Januar dem größten, fürchterlichsten Schnee-Orkane, wie er seit Menschengedenken nicht über England wüthete, in seiner leichten, ätherischen Luftigkeit trotzte, während Häuser und Bäume und Schiffe hundertweise zerschmettert wurden. Wir hatten ihn eben den Tag vorher mitten im ärgsten Schneegestöber besucht, und ich dachte die ganze Nacht, wo der wahnsinnige Orkan mit Thüren und Fenstern donnerte, als wollte er sie durchaus aus den Angeln heben (an den englischen Häusern sind ohnehin die Fallgitterfenster und das nassem, dünnem Holze zusammengetrockneten Thüren stets geneigt, mit jedem Lüftchen unmelodisch zu schäkern), mit Schrecken an das luftige hundertvierundneunzig Fuß hohe, funfzehn Acres Landes und seinen ungeheuren Kunstschatz deckende, zum Theil noch offene Gewebe, die es zerknicken und den Gott Ra und den Kopf des Ninus eben so begraben würde, wie die zarte Venus, die in allen berühmten, klassischen Gestalten bereits vorhanden ist und Tausende von Statuen und Büsten lächelnd zu beherrschen scheint. Und siehe da, zwei Tage darauf stand in der Times eine lange, spezifizirte Versicherung, daß Sturm und Schnee in all ihrer Wuth, die ganz England im „business" unterbrach, es höchstens dahin gebracht, durch die offenen Stellen einige Fuß hoch Schnee zu werfen und die Partouschen Pflanzen, die noch eine künstliche Erdwärme unter sich haben, zu realinjuriiren. Das ätherische Gebäude steht noch so ruhig auf den Höhen von Sydenham, wie zuvor, und trug seine ungeheuren Schneelasten ohne Murren, bis Sonne und Regen es befreiten. Das Bauen und Bilden im Innern verdiente wohl eine besondere Schilderung. Es ist das originellste, großartigste Schauspiel, das die Welt je gesehen haben mag. Die Tausende, welche einst mit genialer Unbeholfenheit unter der Zuchtruthe von Tyrannen ungeheure Blöcke zu Pyramiden thürmten, sind Ameisen dagegen. Im dritten Stockwerk *unter* dem Parterre, das zum Theil noch offen ist, sieht man bei künstlerischer Beleuchtung backenbärtige Engländer wie Gnomen durch geheimnißvolle Adern von Röhren hindurch hacken und graben und Pferde und Wagen oder Wagen ohne Pferde von unsichtbarer Maschinenkraft gezogen. Im mittleren unteren Stock adern sich unabsehbare Massen von Röhren durch einander, darüber zunächst unter dem Fußboden, strecken sich unzählige Reihen zum Theil schon geschlossener, zum Theil noch offener Riesengräber. Aus der Erde und den Wurzeln, womit sie gefüllt werden, erhebt sich das großartigste *wissenschaftliche Naturleben*, die ganze körperliche Vegetation der Erde in Landschaftsbildern, unterstützt durch entsprechende Gebilde der Oberfläche, körperliche Darstellung der verschiedenen Racen und Völker mit ihren Wagen, Geräthen und Waffen. Oben in den Kunstarbeiten singen Deutsche, Franzosen und Italiäner ihre Lieder und malen dabei die letzten Striche im pompejanischen Hause, dem des Diogenes, oder meißeln in der Alhambra, oder vollenden den großen Ninive-Palast, vor welchem der Kopf des Ninus eben aufgebaut wird, wie ein ziemlich geräumiges Haus. Seine Nase wurde unterstützt von einem ungeheuren Balken, während vier bis fünf Menschen in dem Sparrwerk seines Gehirns umherwirthschafteten. Friedrich der Große reitet dicht dabei (natürlich blos interimistisch) und sieht mit großen Augen zu. Am Westende erhebt sich der Gott Ra, siebzig Ellen hoch, zugänglich durch eine Galerie von Sphinxen. Auf den mittleren Galerieen häufen sich die berühmten Statuen, Büsten und Denkmäler aller Zeiten und Nationen. Das Erhabenste in dieser scheinbaren Anarchie des Entstehens eines in umgekehrtem Sinne so zu nennenden Babelthurms ist vielleicht das *Gerüst* in der Mitte, welches sich hundertzwanzig Fuß breit, hundertvierundneunzig Fuß hoch und zweitausend Fuß lang, leicht und luftig erhebt, um die Errichtung des mittleren Transepts möglich zu machen. Kenner würden in ihm das großartigste Kunstwerk der kühnsten angewandten Mathematik erkennen. Das Unglück, welches vorigen Herbst auf demselben passirte, soll von einem Versehen in der Berechnung, nicht von ihm selbst, herrühren. — Der Total-Eindruck im Innern wird mir unvergeßlich bleiben. Die großen glühenden offenen gegitterten Kohlenfässer, die Menge Gasöfen in Pompeji, Ninive u. s. w., gewährt durch extemporirte Röhren-Labyrinthe, die Pflanzenterrassen, Thiergruppen, die griechischen Tempel mit Statuen, die nach allen Seiten wirkende stationirte Dampfmaschine, die bärtigen Künstlergesichter von Deutschen, Franzosen und Italiänern bei allen Arbeiten, wozu Geschmack, Geschick und eine feine Hand gehören, während die Backenbärtigen überall nur mit Schippen und Schaufeln, Wagen und Pferden, Handlangen und grober Arbeit beschäftigt waren, alle diese Combinationen, überwölbt von dem heitersten, edelsten großartigsten Gewebe von Glas und Eisen, ringsum das Hügel- und Wellenland und das unabsehbare London *unterhalb* sich streckend und ausdehnend im glänzenden, sonnenbeschienenen Schneegewande — das Alles zusammen welch ein Kontrast zu dem Blühen und Grünen, den Tonnen, den Landschaften, der Ordnung und Fülle, wenn das Ganze vollendet und eröffnet sein wird!

Wir begaben uns zuletzt noch in das unten abgelegene Atelier der vorsündfluthlichen Thiere, welche im Freien mit entsprechender geologischer Formation placirt werden sollen. Bei all unserer Courage schreckten wir doch unwillkürlich zurück, als uns der ungeheure Lehmklumpen des Labyrinthodon, des zu dreifacher Ochsengröße aufgeblasenen Urfrosches, seine schauderhafte Schnauze entgegenstreckte, aber ein höflich lächelnder Meister der Urwelt führte uns sicher durch alle diese gigantischen, steinernen und thönernen Schreckgebilde der Erde vor dem ersten Buch Mosis. Vergebens suchten uns die Plesiosaurier mit ihren langen Hälsen zu erreichen. Die Paläontherien, Megatherien und Großväter der Alligators, die vereinigten Urahnen von Pferd, Reh und Kameel — alle verhielten sich ruhiger und anständiger, wie sie zu *ihrer* Zeit (die Geologie sagt: vor etlichen Millionen Jahren) gewesen sein mögen. Fünf, sechs Wege werden vom Kontinente und drei Eisenbahnen von London aus in den Krystall-Palast führen. Ich hoffe daher, der Leser, und sei er in Hinterpommern, werde sich vom nächsten Juli an aus eigener Anschauung selbst eine Schilderung verschaffen und sie zuhause Gevattern und Freunden, die gewiß dabei den Kaffee kalt werden lassen, mittheilen.

Von literarischen Erscheinungen halte ich noch einige über das Erziehungs- und Schulwesen für beachtenswerth. Sie beweisen, daß die berühmte englische Civilisation durchaus noch nicht auf breiter Basis ruht, und daß Tausende und aber Tausende dicht neben frommen Bischöfen, Kirchen, Bibliotheken und aufgehäuftem Luxus in Lumpen, Demoralisation und ärgstem Heidenthum aufwachsen. Man wird dies auf entsetzliche Weise in den Werken von E. E. Antrobus („The Prison and the School"), T. Spicer („The Philosophy of Education") und dem Bericht der Winchester Schulbehörde („The Report of the Winchester Diocesan Board of Education") bestätigt finden, zugleich auch, daß England theoretisch wie praktisch hinter der deutschen Pädagogik noch weit zurückgeblieben. Doch kann nicht geleugnet werden, daß die Reichen und Gebildeten bedeutende Anstrengungen machen, durch Gründung von Schulen, Volksbibliotheken, „Athenäen" u. s. w. den alten, sittlichen Schaden zu heilen, den die Herrschaft der Kirche über Schule und Hospitäler (Lord Guilford!) seit Jahrhunderten im Volke verschuldet. Die *weltliche* Erziehung erhebt siegend ihr Haupt in Irland und in England, besonders in der Cottonopolis Manchester.

Unter den neuesten belletristischen Erscheinungen macht ein Roman: „Der Cardinal", von dem Verfasser der „Herzogin" („The Cardinal. By the Author of „the Duchess" &c. 3 vol. Bentley"), ein Aufsehen, das von den hochkirchlich Frommen im Lande, wie die „No Popery" vor drei und zwei Jahren, künstlich genährt wird. Es ist eine Art Enthüllung von päpstlich-jesuitischer Intriguenkunst, personifizirt in dem berühmten Cardinal Alberoni, der im Anfang des vorigen Jahrhunderts eine Zeitlang Spanien beherrschte, bis er durch den Liebhaber des Stücks, den Engländer Clifford, gestürzt wird. Es ist ein echter Leihbibliotheksroman, voll von Verwickelung, Spannung, Verkleidung, Lebensgefahr und allen den Theater-Effekten, um welche der Jesuitismus sich so unsterbliche Verdienste erworben hat. Im Uebrigen wird man nicht erwarten, jede neue „Novel" von Modedamen und acceptirten Autoren erwähnt zu finden.

Schließlich mache ich noch auf ein neues Unternehmen A. Petermann's, seinen „Royal Geographical Kalendar", aufmerksam, eine große, nach seiner neuen Methode buntgedruckte Landkarten-Combination, worauf die neuesten Entdeckungen des vorigen Jahres genau geographisch zur Anschauung gebracht sind. Die Illustrationen dazu sind künstlerisch gut gewählt. Oben Admiral Beaufort, der so große Verdienste um die Geographie hat, unten links das Portrait Galton's mit einer Karte seiner afrikanischen Reise, rechts des Captains Inglefield mit seinen arktischen Entdeckungen (beide bekommen die werthvollsten Anerkennungen von der geographischen Gesellschaft). Die linke Seite stellt die tropischen, die rechte die nördlichen Entdeckungen dar. Erstere giebt ein genaues Kärtchen der Entdeckungen Barth's, Overweg's, Richardson's und Vogel's. Ueber ihr stellt sich ein australisches Goldgefilde als Portrait-Landschaft dar. Zu Häupten der Nordwestpassage lernen wir die Assistance-Bay, das Hauptlager der arktischen Expeditionen, kennen, außerdem links die neuen Unternehmungen in Central-Amerika und rechts „das Kriegstheater". Die Mitte ist ein Globus mit dem Kalender. Zwar ist Herr Petermann besser situirt, als Herr Bernatz in München, der seine Studien und Bilder von Schoa (Aethiopien), unterstützt und begünstigt vom englischen Hofe, auf eigene Kosten (zehntausend Gulden) als eines der großartigsten Pracht- und Kunstwerke (es kostet siebzig Thaler) in London herausgab und davon in ganz England seit drei Jahren mit aller Gunst des Hofes fünf Exemplare verkaufte (in Deutschland achtzig), blos weil er zu keiner „Klike" gehört, aber er fürchtet doch, daß seine Haupt-Einnahme in dem Bewußtsein bestehen werde, ein verdienstvolles, populäres, wissenschaftliches Unternehmen begründet zu haben.

Frankreich.

Carcassone, die älteste französische Festung.

Ein von Herrn Viollet-Leduc, einem geschickten wissenschaftlichen Architekten, im Auftrage des französischen Ministers der öffentlichen Arbeiten ausgeführtes Werk giebt nicht nur in neunundzwanzig großen Blättern einen anschaulichen Total-Ueberblick der imposanten Trümmer Carcassone's, einer der wichtigsten französischen Festungen im Mittelalter, sondern beleuchtet auch durch merkwürdige Untersuchungen das System von Angriff und Vertheidigung fester Plätze in dem Zeitraume zwischen dem sechsten und vierzehnten Jahrhundert.

Römer, Visigothen und zuletzt die Franzosen unter Ludwig dem Heiligen haben an der Befestigung dieses Platzes gearbeitet, ohne daß, bei der eigenthümlichen Terrain-Beschaffenheit, der Umfang desselben sich bedeutend geändert haben mochte. Die neue Stadt Carcassone scheint gegen das Ende des elften Jahrhunderts von Wilhelm, einem tapferen, aber sittenlosen Ritter und einem der ersten berühmten Troubadours, auf den Trümmern visigothischer Werke erbaut worden zu sein.

Zweihundert Jahre später, 1209, während des entsetzlichen Kreuzzuges gegen die Albigenser belagerte Simon von Montfort Carcassone, und die Beschreibung dieser Belagerung in provençalischen Versen, von Fauriel mit einer Uebersetzung herausgegeben, enthält Einzelnheiten, die durch Viollet's Arbeit ein neues Interesse bekommen.

Der letzte Vicomte von Carcassone, Trincavel, 1226 durch Ludwig VIII. dieser Besitzung beraubt, belagerte 1240 die Stadt, um sein Eigenthum wieder zu erobern; mußte aber der Macht, die der heilige Ludwig zum Entsatz anrücken ließ, weichen, und dieser Fürst faßte nun den Entschluß, die Mauern der umliegenden Dörfer zu schleifen, die Stadt vollständig zu isoliren und sie zu einer der stärksten Festungen der Zeit zu machen. Philipp der Kühne setzte im Geiste seines Vaters die Arbeiten bis zu seinem Tode, 1285, fort.

Doch von 1336 ab, als der Gebrauch des Schießpulvers und der Artillerie vorherrschend wurde, verloren die bis zu den Zeiten des h. Ludwig erbauten festen Plätze überhaupt alle Bedeutung, ja, sie waren den französischen Monarchen, wie Philipp dem Schönen, Ludwig XI., und endlich dem Kardinal Richelieu als Schutzwehre des feudalen Geistes, auf dessen Zerstörung sie so eifrig hinarbeiteten, ein Stein des Anstoßes. Kein Wunder daher, daß sie in Verfall geriethen.

Das Vertheidigungssystem, das die ganze Anlage der Festung Carcassone zur Anschauung bringt, resumirt Viollet-Leduc in Folgendem:

„Im Allgemeinen schneiden die inneren Thürme die Wälle, so daß, wenn der Feind auch Meister einer Kurtine geworden, er, zwischen zwei Thürmen eingeschlossen, diese nach einander forciren mußte, sonst konnte er sich nimmer auf den Schanzen frei bewegen. Ueberdies setzen nur wenige Treppen die Wälle mit dem Glacis nach der Stadt zu in Verbindung, und man gelangt gewöhnlich nur durch die Thurmtreppen zu den Kurtinen. Auf diese Weise bildete jeder Thurm für sich eine Festung, die man besonders belagern mußte. Die Verbindungspforten der Thürme mit den Wällen für die Ronden sind eng, wohl mit Eisen beschlagen, nach innen durch hölzerne, in die Mauer einlaufende Querbalken befestigt. Wenn wir diese Befestigungswerke studiren, so tritt uns die Sorgfalt, womit man jeglicher Ueberraschung vorzubeugen suchte, recht auffallend entgegen. Eine Menge Vorkehrungen sollten den Feind aufhalten, ihn bei jedem Schritt durch verzwickte Einrichtungen, durch nicht vorherzusehende Windungen stutzig machen. Eine Belagerung war demnach um diese Zeit für den belagerten, wie für den angreifenden Theil ersichtlich erst dann von ernsten Folgen, wenn sie, so zu sagen, Leib an Leib an einander geriethen. Eine kriegsgeübte Garnison konnte noch hinter ihren letzten Bollwerken mit Erfolg Stand halten. Hatte man das Erdgeschoß eines Thurmes genommen, so boten die oberen Stockwerke noch mächtige Vertheidigungsmittel, und Alles war darauf berechnet, auf jedem Schritt den Kampf möglich zu machen. Verbarrikadirte Wendeltreppen vereitelten jede Anstrengung der Belagerer, aus einer Etage in eine höhere zu gelangen. Wollten die Bürger einer Stadt unterhandeln, so konnte die Garnison ihr Veto einlegen und ihnen den Zutritt zu den Zwischenwällen wehren. Kurz, es war ein System des Trotzes gegen Alle. Die damaligen, aus der Ferne spielenden Wurfmaschinen zum Angriff der Mauern mochten von keiner bedeutenden Wirksamkeit sein. Es blieben nun noch die Sappe, der Sturmbock und anderes ähnliches Feldzeug, das die Angreifenden nöthigte, bis an den Fuß der Mauern zu rücken, wo das tödtliche Wurfgeschoß aus den Schießscharten auf sie regnete. Es ist daher nicht zu verwundern, daß in jenen entlegenen Zeiten die Belagerungen sich in unendliche Länge zogen, und daß Carcassone mit ihrer doppelten Ringmauer, mit ihren sinnreich kombinirten Vertheidigungswerken eine uneinnehmbare Stadt war, die nur durch Hunger bezwungen werden konnte."

Die Richtigkeit dieses Schlusses wird durch die Einzelnheiten des Ausgang der Belagerung von Carcassone vollkommen bestätigt. Der unbekannte Verfasser des „Kreuzzuges gegen die Albigenser", aber Zeitgenosse dieses großen Ereignisses, erzählt in seiner gereimten provençalischen Prosa die letzten Scenen beim endlichen Einzug der Kreuzfahrer in folgenden Worten: „Inzwischen schickten sich die Kreuzfahrer an, die Gräben auszufüllen, hieben eine Menge Baumzweige ab und hielten die Kriegsmaschinen in Bereitschaft. Tagtäglich gehen und kommen sie hin und her, stets in Waffen und suchen eine Stelle, wo sie die Belagerten überrumpeln könnten. Die Bischöfe, die Priester, die Aebte und Mönche ermahnen sie und rufen ihnen von allen Seiten zu: Kreuzträger, zum Ablaß! Was zaudert Ihr! — Der Vicomte von Beziers und die Seinen dagegen haben die Mauern bestiegen, von wo herab sie aus ihren Armbrüsten gefiederte Pfeile schnellen, und es ist schwer zu sagen, wie viel Menschen hüben und drüben gefallen sind. — „O!" ruft der Dichter, „kam nicht diese Menschenfluth von allen Theilen des Landes in die Stadt, in Jahr und Tag wäre Carcassone weder eingenommen, noch erstürmt worden; denn die Thürme waren hoch und die Mauern wohl mit Zinnen versehen (Que las torres eran au tas et los murs dentelhats). Allein man schnitt den Belagerten das Wasser ab, und die große Hitze des Sommers trocknete die Brunnen aus; die Verwundeten und Kranken, der Abfall vom geschlachteten Vieh verbreiten einen Pestgeruch; Frauen und Kinder, von den durch die Hitze aufgeregten Fliegen gepeinigt, liegen haufenweise in den Straßen und gebaren sich wie wahnsinnig vor Schmerz." Endlich wird Carcassone von den Kreuzfahrern eingenommen, und „die Bewohner: Ritter und Bürger, Frauen und Mädchen, Herren und Knechte, Klein und Groß, alle halbnackt, kaum mit einem Hemde bedeckt, all des Ihrigen beraubt, fliehen nach Toulouse die Einen, nach Aragon die Anderen, diese nach Spanien, jene, wer weiß, wohin. Die rücken die Bekreuzten eilig in die Stadt, besetzen den Palast, die Thürme, die Warte und legen die ganze Beute zuhauf."

Mannigfaltiges.

— Zur Literatur über Afrika. Wir machen auf zwei Schriften aufmerksam, die uns noch das Jahr 1853 theils über den Süden theils über den Norden dieses Erdtheils gebracht hat: 1) „Südafrikanische Skizzen, von Eduard Kretzschmar."*) Diese Skizzen, von einem Arzte entworfen, der funfzehn Jahre im Kaplande und Kaffraria gelebt und beide Länder nach allen Richtungen durchforscht hat, sind überaus empfehlenswerth. Sie gewähren ein treues Bild und enthalten selbst für denjenigen, dem jene Gegenden durch mannigfache Beschreibungen wohlbekannt sind, sehr viel Lehrreiches. So wenig die Schilderung der Lokalität, der vegetabilen und animalen Produkte vernachlässigt zu nennen ist, so treten diese Verhältnisse doch nur insoweit hervor, als sie das Gesammtbild ergänzen, welches wesentlich auf das Menschenleben nach der ganzen Mannigfaltigkeit seiner inneren und äußeren Beziehungen gegründet ist. Die Darstellung der Racen, wobei das Urtheil eines Arztes uns über Verhältnisse Aufschluß giebt, die dem Laien sonst verborgen bleiben, gewährt großes Interesse; eben so die Schilderung der politischen, religiösen und sozialen Verhältnisse, wobei auf das Verfahren der englischen Regierung gegen die heldenmüthigen Boeren, wie auf die Bestrebungen der Missionäre, tiefe Schatten fallen; besonders anziehend sind aber die am Schlusse beigefügten meisterhaften Bilder, nicht Skizzen, wie der bescheidene Titel lautet, als: Springbockjagd, Heuschrecken, das Bodjeman-Kommando, Auswanderung der Boeren und die Boomplaats-Schlacht. 2) „Briefe über Aegypten und Nubien, von Wilhelm Gentz."**) Wem darum zu thun ist, das heutige Aegypten und Nubien, nach dem Charakter des Landes und seiner Bewohner, besonders in Rücksicht auf die sozialen Zustände, kennen zu lernen, der möge diese Briefe nicht unbeachtet lassen. Man wird durchaus nicht durch widerwärtige Sentimentalität, oder stete Rücksicht auf Belehrung, oder gelehrte Bemerkungen über die Urzeit des Landes und umständliche antiquarisch-topographische Erörterungen gelangweilt. Wir befinden uns an der Hand eines Künstlers, dem der Blick in das praktische Leben nicht mangelt, und der durch manche interessante Bemerkungen den denkenden Mann verräth. Nur an wenigen Stellen wird der Pinsel etwas zu keck geführt.

*) Leipzig, Hinrichsche Buchhandlung.

**) Berlin, Karl Berthol.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 15 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Auslande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 26, und beim Expedirer Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 12. Berlin, Sonnabend den 28. Januar 1854.

Rußland.

Deutsche Journalistik in Rußland.

Das Leben in Kamtschatka.

Vor einiger Zeit ist in diesen Blättern bereits darauf hingewiesen worden, daß die in St. Petersburg erscheinende Deutsche Zeitung — eines der ältesten politischen Blätter, nicht blos der russischen Hauptstadt, sondern Europa's — sich durch Anlegung eines wissenschaftlichen Beiblattes und eines belletristischen Feuilletons neu regenerirt und zu einem der reichhaltigsten Journale — natürlich vom politischen Stoffe abgesehen — gemacht habe. Herr Dr. Clemens Friedrich Meyer hat die Versprechungen, die er vor anderthalb Jahren, als er an die Spitze des Blattes getreten, dem deutschen Publikum in Rußland machte, redlich erfüllt. Der Herausgeber hat das, was die St. Petersburger Zeitung in der Zeit vom 1. Mai bis zum 31. Dezember 1852 an wissenschaftlichen und belletristischen Beiträgen brachte, in zwei starken Bänden zusammengestellt, die er als erste Jahrgänge einer doppelten Reihefolge von Jahrbüchern herausgegeben, welche nicht blos in Rußland, sondern auch in den Ländern, aus welchen man dort allen wissenschaftlichen und den meisten literarischen Stoff zu beziehen pflegt, mit Interesse gelesen werden dürften.*)

Die belletristischen Blätter bestehen zum Theil aus Uebersetzungen russischer, finnländischer und polnischer Gedichte, Erzählungen und Reiseskizzen, zum Theil aus Originaldichtungen und Erzählungen, die in Rußland selbst in deutscher Sprache verfaßt wurden, und zum Theil endlich in literarhistorischen Abhandlungen, Kritiken, Lebensbeschreibungen russischer Dichter und Gelehrten (Jukowskji, Gogol, Alexei Kolzov, Elisabeth Kulmann) ꝛc. Der Herausgeber selbst hat vier sehr anziehende poetische Sagen aus Westfalen, Bilder aus dem Bergmannsleben im Harz und einige Berliner Skizzen (Berlin bei Nacht) geliefert, die, zum Theil nach Andersenschen Mustern gearbeitet, es wohl verdienen, auch an den Orten der Handlung dieser theils in poetischen und theils in prosaischen Rahmen gefaßten Bilder betrachtet zu werden.

Das wissenschaftliche Magazin (in welchem sich einige Aufsätze aus den belletristischen Blättern wiederholt finden) umfaßt nachstehende Rubriken: 1) Geschichte Rußlands; 2) Literaturgeschichte; 3) Biographisches; 4) Bibliographisches; 5) Russische Journalistik; 6) Gelehrte Gesellschaften; 7) Pädagogik; 8) Geographie, Ethnographie und Statistik; 9) Naturwissenschaften; 10) Staatswirthschaft; 11) Landwirthschaft, und 12) Handel und Gewerbe. Fast sämmtliche Artikel beziehen sich auf Rußland und sind von russischen oder doch in Rußland lebenden Gelehrten verfaßt, und liefern daher in ihrer Gesammtheit einen Ueberblick des geistigen und materiellen Lebens des noch so wenig gekannten russischen Staates, wie er kaum in irgend einem anderen Buche der Gegenwart zu finden ist.

Unter den historischen Aufsätzen befindet sich auch einer des bekannten Akademikers und Panslawisten, Herrn Kunik, über „die moderne Mythe von dem tausendjährigen Bestehen des russischen Reiches seit dem Jahre 852." Der Verfasser weist darin nach, daß diese namentlich außerhalb Rußlands verbreitete Mythe zunächst dem älteren Schlözer ihren Ursprung verdanke, der den Gedanken eines nach dem Jahre 1850 zu feiernden tausendjährigen Jubiläums des russischen Reiches zuerst im Jahre 1802 in einer an den Kaiser Alexander gerichteten Widmung seiner „Russischen Annalen" ausgesprochen. Kunik ist der Meinung, daß selbst Nestor, der Vater der russischen Historiographie, nicht wußte, welches das Stiftungsjahr des russischen Reiches war. Er spricht jedoch schließlich seine eigene Ansicht folgendermaßen aus: „Das Jahr 852 als Stiftungsjahr dürfte vielleicht ein zu frühes, und das Jahr 862, allem Anscheine nach, ein zu spätes Datum sein. Mit anderen Worten würde die Thesis lauten: „Der russische Staat ist spätestens um das Jahr 860 gestiftet worden."

Der „Uebersicht der russischen Journalistik" (I, 221) müssen wir hier gedenken, um zu registriren, daß in St. Petersburg siebenundsechzig verschiedene periodische Blätter, Zeitungen sowohl als Zeitschriften, wissenschaftliche und belletristische Blätter, Wochen- und Monatschriften, akademische Bulletins und Organe der einzelnen Ministerien, Mode- und Kinder-Zeitungen, Handels-Preiscourante und Schiffslisten ꝛc. herauskommen. Für das Militair allein werden sechs und für die Marine zwei Zeitschriften dort gedruckt. Freilich werden in Rußland außerdem nur noch in Moskau und in zwölf anderen Städten (wovon sechs allein in den deutschen Ostsee-Provinzen) eigentliche Zeitungen und Zeitschriften — mit Ausnahme der Gouvernements-Amtsblätter — gedruckt.

Dem geographisch-ethnographischen Theile der vorliegenden Sammlung entlehnen wir das nachstehende Schreiben eines Beamten, der im Jahre 1851 auf fünf Jahre nach Kamtschatka geschickt wurde. Am 17. (29.) Mai verließ derselbe, vier Tage nach seiner Hochzeit, mit seiner jungen Gattin seinen bisherigen Stationsort Irkutzk, um sich nach seinem neuen, leider nicht so angenehmen Dienstort zu begeben. In zehn großen Kisten hatten sie verschiedene Vorräthe auf die Dauer von fünf Jahren mitgenommen, so wie Lebensmittel für fünf Monate, Brod nicht ausgenommen, weil auf der Reise nach Kamtschatka durchaus nichts der Art zu bekommen ist. Auf der Lena fuhren sie bis Jakutzk an 3000 Werst, und von hier begaben sie sich zu Pferde durch Urwälder nach Albana, 500 Werst, von wo sie abermals in einem Boot auf dem Mai Flusse stromaufwärts 270 Werst zurücklegten. Am 26. Juli (7. August) kamen sie in Ajan, 1150 Werst von Jakutzk, an. Hier schifften sie sich auf einer Korvette nach Kamtschatka ein, welche sie über den Ochotzkischen Meerbusen am 16. (28. September) nach dem Hafen von Petropawlowsk brachte. Wir lassen nun den Briefschreiber selbst sprechen:

Den 25. Mai (6. Juni) 1852, Kamtschatka.

Schon verflossen lange acht Monate, daß wir hier wohnen, in der Region, wo Schnee und Schneegestöber heimisch sind. Wir haben jetzt die kamtschatkischen Winter kennen gelernt, die länger denn acht Monate dauern. Und in dieser ganzen langen Zeit ist der Schneefall so groß, daß nicht selten die Gebäude bis über die Dächer im Schnee vergraben sind. Nicht selten ist es, daß Freunde, die zu Gast gingen, drei bis vier Tage ihre Visite fortsetzen müssen, weil so lange Schneestürme wütheten, während deren das Gebäude nicht verlassen werden konnte. Das Meer mag wohl die Ursache sein, daß während des langen Winters keine lange anhaltenden Fröste bestehen; einmal nur, Morgens 6 Uhr, hatten wir 20° R. Frost — gewöhnlich aber sind zwei, drei bis fünf Grad, und zehn werden für große Kälte gehalten — so daß ich den ganzen Winter im wattirten Palletot ging — meinen Pelz hatte ich in Irkutzk verkauft und gedachte, hier einen neuen zu kaufen; leider existirt hier nicht einmal ein Subjekt, welches einen Pelz zu nähen versteht. Selbst in der Stadt sieht man keine Pelze — nur auf Spazierfahrten außerhalb der Stadt zieht man die Kuchljanka, eine Art leichten und warmen Pelzhemdes, an, gefertigt aus den Fellen des nordischen Elenns. Diese allgemeine Bekleidung aller kamtschatkischen Bewohner ist leider jetzt vertheuert, weil die Karjaken, welche im Norden Kamtschatka's hausen, und von denen man früher diese Felle kaufte, da viele Einzelne Besitzer von zehn- bis hunderttausend Thieren waren, unlängst eine ungeheure Menge derselben ihrer Gottheit Kutsche zum Opfer brachten. Einige Karjaken fingen an, wahrzusagen, daß baldigst der Kutsche sich melden werde und an der Stelle der geopferten Elenne ihnen andere, mit goldenen Hörnern, schenken würde

Ihre Vorstellungen von diesem Kutsche sind sonderbar. Nach ihrem Glauben hatte der erste Mensch sich auf Kamtschatka eingefunden, und Thäler wie Gebirge formten sich vom Drucke des Schlittens, als Kutsche vom Norden nach dem Süden reiste. Zum letztenmale er-

*) Magazin für die Kunde des geistigen und sittlichen Lebens in Rußland. Wissenschaftliche Mittheilungen aus den Beilagen der St. Petersburger Zeitung. Herausgegeben von Dr. C. F. Meyer. Erster Jahrgang.

Belletristische Blätter aus Rußland. Aus dem Feuilleton der St. Petersburger Zeitung, gesammelt und herausgegeben von Dr. C. F. Meyer. Erster Jahrgang.

Jeder dieser beiden, in der Buchdruckerei der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg erschienenen, starken Bände (von resp. 693 und 615 S.) ist auch durch die Buchhandlung L. Voß in Leipzig für 1⅔ Thaler preuß. zu beziehen.

schien diese Gottheit unweit Lopatka und verschwand hier im Meere. Sie fürchten und verspotten ihn zu gleicher Zeit und erzählen von ihm vielerlei sonderbare Geschichten.

Ungeachtet des anhaltenden Winters ist dennoch das hiesige Klima schön und gesund. Kamtschatka ist ein sehr malerisch gelegenes Land, ja, malerischer als die Schweiz, was mir viele Personen, welche beide Länder besucht hatten, versicherten. Die Viehzucht könnte hier in ungeheurem Maßstabe floriren, jetzt leider ist sie sehr mittelmäßig. Die Kuh kostet zweihundertundfunfzig R. B., die Bouteille Milch — funfzig Kop., ein Huhn zehn bis funfzehn R. S., ein Pud Mehl — acht einen halben Rbl., ein Kohlkopf — funfzig Kop., ein kleiner Sack mit Kartoffeln — zehn Rbl., ein Pud Fleisch — zwanzig Rbl. B.

Urbewohner giebt es in Kamtschatka kaum an fünftausend. Die Plage der Bevölkerung sind die Pocken und die Syphilis. Es giebt kein Ostroschok (so heißen hier die Dörfer) und keine andere Stadt, als den Peterpaulshafen, und auch dieser gleicht mehr einem Dorfe —, wo nicht neun Zehntel der Bewohner von diesen Krankheiten angesteckt wären. In jedem Ostroschok findet man kaum zwei bis drei Personen, viel, sehr viel ist es, wo sechs bis sieben Personen arbeiten können — alle übrigen quälen sich auf ihren Lagerstätten, bis sie endlich ein Opfer dieser schrecklichen Krankheit werden, an der sogar Säuglinge leiden. In manchen Ortschaften findet sich kaum ein Mann, der arbeitsfähig ist. Im Sommer mäht er Heu und fängt Fische, und im Winter ist er Zobeljäger.

Die unglücklichen Wilden wissen die Arzneimittel nicht zu schätzen, sie fliehen die Aerzte, welche zur Rettung und Heilung abgeschickt werden.

Am 24. März (5. April) trat ich meine erste Reise ins Innere an. Vierzig Werst vom Peterpaulshafen liegen warme Schwefelquellen, unweit der puratuplaschen Gebirge. Hierhin begab ich mich mit meiner Gattin. Sie fuhr in einer besondren Gattung Schlitten — sehr ähnlich einem Sarge — in welchen alle die fahren, welche nicht selbst die Hunde leiten und einen Kajar, das ist Kutscher, haben. Sieben Hunde führten diesen Schlitten.

Ich fuhr in einer Sfank — einer Equipage, auf welcher man reitend sitzt, und leitete meine fünf Hunde selbst. Die Fahrt war sehr interessant, nur auf dem Awatsch-Flusse brach unter mir das Eis, und ich ward ganz durchnäßt — dieses Abenteuer hatte übrigens keine üblen Folgen. Um 6 Uhr waren wir an den Quellen, übernachteten in dem Hause, welches eigens für die Besuchenden erbaut ist, und kehrten den folgenden Tag heim. Das Wetter war schön, der Weg ziemlich gut und die Gegenden romantisch. Wir fuhren über eine Moor-Ebene, von allen Seiten von malerischen Gebirgen umgeben.

Diese Fahrt interessirte mich um so mehr, als ich das erstemal selbst Kajar war. Dieses Amt fordert viele Erfahrung, Kraft und Geschick, und ich machte mich schon dazu bereit, daß mein Fahrzeug einigemal umwerfen oder an irgend einen Baum stoßen würde, alles endigte jedoch glücklich. Diesen Winter besaßen wir noch nicht eigene Hunde und mietheten sie — doch das stellt sich sehr theuer, denn diese Spazierfahrt kostete zehn R. B. Es ist hier unumgänglich nöthig, sich selbst Hunde anzuschaffen, denn man bedarf ihrer selbst in der Wirthschaft, Holz und Heu anzuführen, Wasser zu schleppen ꝛc.

Das Ende des April und der Mai bilden die lebhafteste Zeit im Peterpaulshafen. Jetzt fangen die Schiffe an, sich zu zeigen, Wallfischfänger und fremde Kaufmannsfahrzeuge. In dieser Periode wird das Salz angeführt, und da hier das Salz in großen Mengen konsumirt wird, ist zu dessen Entgegennahme eine besondere Kommission angestellt. Sowohl für die Translateure, die durchaus unentbehrlich sind, um sich mit den fremden Schiffen aller Nationen verständigen zu können, so wie für alle Beamte und die Salzkommission, ist dies eine sehr plagreiche Zeit, denn von 5 Uhr Morgens bis 11 und dann von 12 bis 8 müssen sie beim Ausladen gegenwärtig sein, und dies dauert bis Juli. Diese Zeit wird schon deshalb für Alle interessant, weil die Jahrespost anlangt. Bei Ihnen grünt jetzt Alles und die Saaten sind beendigt. Wir haben noch Schnee, und vor dem 10. (22.) Juni, der lieben Johanniszeit, ist nicht an Säen zu denken. Der Frühling erscheint hier eigenthümlich. Bis zum Juni Schnee — bis Juli geht man in Winterkleidern und warmen Stiefeln oder Schuhwerk. Auf den Straßen, wenn man unsere erbärmlichen Wege so nennen darf, ist theilweise der Schnee abgegangen und schrecklicher Schmutz. Da keine Equipagen und Pferde existiren, muß Jedermann leider diesen Koth durchwaten, und deshalb spazieren nur Geschäftspersonen. Nur die Ankunft der Schiffe macht diese Periode interessant. So wie nur die Telegraphen auf den Leuchthürmen ein Schiff signalisiren, geräth Alles in Bewegung, denn Alle beeilen sich, ihre Jahresvorräthe einzukaufen. Die Schiffe bringen auch Zeitungen mit — denn hier liest man viele ausländische Blätter. Unter anderen erhält man eine sehr interessante Zeitung, welche in Honolulu, auf den Sandwichinseln, erscheint, da, wo Cook vor achtzig Jahren von den Händen der Wilden umkam. Sie und Alle in Europa können sich nicht die freudigen Gefühle vorstellen, welche uns in dieser einzigen Zeitperiode erfüllen, wo wir mit einigermaßen der übrigen civilisirten Welt uns nähern und mit ihr verkehren — ach, und wie gern würden ich und mein Weibchen diese Gefühlen und frohen Eindrücken entsagen, könnten wir in der Tha nur einmal wieder in der Heimat sein. Doch Geduld, Alles hat sein Ziel und Ende, und will es Gott, gedenken wir einst in der lieben lieben Heimat noch des Lebens in Kamtschatka als Andenken der Vergangenheit. Leben Sie wohl, theurer Freund! will es Gott, mit der nächsten Jahrespost ein Mehreres.

Brasilien.

Der Visconde von Abrantes über Preußen und den Zollverein.

(Schluß.)

Im Jahre 1846 hatte Herr von Abrantes sehr bald erkannt, daß beide Parteien — Brasilien wegen seiner Rücksichtnahme auf England und Frankreich, wobei besonders das englische Ministerium gegen jede Verständigung Preußens mit Brasilien intriguirte, und Preußen wegen der Lage seiner Häfen sowohl, als wegen des kleinstaatischen Mißtrauens mit welchem seine Schritte damals schon von einigen Mitstaaten des Zollvereins verfolgt und gekreuzt wurden — zu keinem Vertrags-Abschlusse vorläufig gelangen würden. Er wandte demnach auch, nachdem er seiner Regierung die vollständigsten Aufklärungen über die Geschichte, die Verfassung, die jährlichen Ein- und Ausfuhren des Zollvereins, ferner über den Gang des Handels auf den Hauptstraßen und in den Haupthäfen Deutschlands, nach den verschiedensten Quellen, hauptsächlich aber nach Dieterici's statistischen Mittheilungen, geliefert, seine Aufmerksamkeit den übrigen Gegenständen der ihm ertheilten, oben erwähnten Instruction zu. Hierzu gehörten zunächst Auswanderung und Colonisation.

Der Verfasser hat sich — vermuthlich mit Hülfe des damals ebenfalls in Berlin sich aufhaltenden, sehr thätigen und wohlunterrichteten kaiserlich brasilianischen Generalkonsuls, Herrn Stutz — die vollständigsten Auskünfte über die Länder und Gegenden Deutschlands, aus welchen die meisten Auswanderungen stattzufinden pflegen zu verschaffen gewußt. Er weist auf die Mittel hin, welche anzuwenden sein würden, einen Theil dieser Auswanderung nach Brasilien zu ziehen, doch verschmäht er entschieden jedes Mittel, welches mit der Würde des Landes und des Fürsten, die er vertritt, nicht vereinbar wäre. Er empfiehlt die Ernennung von brasilianischen Agenten in Basel, Mannheim, Mainz, Düsseldorf, Minden und Magdeburg, um die Auswanderer aus dem Süden und Westen Deutschlands durchpassiren, doch sollen diese Agenten nicht sowohl werben, als prüfen und namentlich auf die Moralität und Erwerbsfähigkeit derjenigen sehen, denen sie Brasilien als Ziel und die sie hinwiederum zur Unterstützung dorthin empfehlen. Er verschweigt nicht, daß die öffentliche Meinung in Deutschland und die unabhängige Presse mit Recht gegen die Kunstgriffe einiger Spekulanten, namentlich in Hamburg, Dünkirchen ꝛc., sich ausspricht, welche sich für Agenten der brasilianischen Regierung ausgeben und den armen Auswanderern Versprechungen machen, die, bei dem gegenwärtigen Stande der brasilianischen Gesetzgebung, dort meistens nicht in Erfüllung gehen, wodurch bereits Viele getäuscht und unglücklich gemacht worden. Er dringt, indem er einerseits auf die schlechten Erfolge hinweist, welche die deutsche Colonisation früher in Rußland (Podolien und Bessarabien) und in Brasilien (Neu-Freiburg) gehabt, und indem er dagegen andererseits die besseren Erfolge zu Saratov in Rußland, zu San Leopoldo in Rio Grande und ganz besonders in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika als mustergebend bezeichnet, auf ein in Brasilien durch die Gesetzgebung einzuführendes Verfahren hin, welches dem in Nord-Amerika so nahe als möglich komme. Es gehört dazu hauptsächlich die zu wohlfeilen Preisen stattfindende käufliche Ueberlassung von Ländereien, welche an schiffbaren Gewässern oder in anderer Weise leicht zugänglich liegen — nicht aber, wie Santa Cruz, in undurchdringlichen Urwäldern, oder selbst, wie Dona Francisca, Blumenau ꝛc., in entfernten unwegsamen Gegenden —; ferner der volle freie Besitz der Ländereien — nicht aber die sogenannte parceria, jene leoninischen Halbpachts-Verträge, welche die deutschen Arbeiter nicht davor schützen, von ihren brasilianischen Gutsherren wie Negersklaven behandelt zu werden — endlich die Garantie des religiösen Bekenntnisses und der besonders den Deutschen so am Herzen liegenden Schulbildung ihrer Kinder.

Wir finden auch in dieser Beziehung in dem vorliegenden Buche alles das bestätigt, was bereits früher in Deutschland über die wackeren Gesinnungen und richtigen Ansichten des Herrn Viscounde v. Abrantes bekannt und verbreitet war. In einer Erwiederung an den Minister Baron v. Canitz, der ihn im Juli 1846 darüber befragt hatte, ob gewisse, in Berlin kundgewordene Bestrebungen zur Verlockung von Auswanderern nach Brasilien die Zustimmung der brasilianischen Regierung erhalten hätten, verwahrt er sich mit Entschiedenheit gegen

ede Theilnahme an solchen Operationen; ja, er fordert die preußische Regierung auf, diejenigen Agenten, die sich kein Gewissen daraus machten, arme Menschen zu verführen und „alljährlich die Hekatomben des Heidenthums zu erneuern", nach der ganzen Strenge des Gesetzes zu bestrafen.

Leider scheinen indessen in Brasilien selbst solche edelgesinnte und einsichtsvolle Männer, wie der Vicconde v. Abrantes, nicht sehr zahlreich zu sein. Die Sectionen des brasilianischen Staatsrathes, die ihr Gutachten über die in Vorschlag gekommenen Differentialzölle abgeben sollten, haben zwar in dem betreffenden, nicht eben von politischer Weisheit überströmenden Aktenstücke (d. d. Rio-Janeiro, 12. September 1845) anerkannt, daß Brasiliens tropische Erzeugnisse nur darum, sowohl an Qualität, als an Quantität, gegen diejenigen anderer Länder zurückstehen, weil es hier an arbeitsamen Händen fehle, um den fruchtbaren Boden nach Erforderniß zu kultiviren; gleichwohl scheiterte der Vicconde v. Abrantes mit allen seinen Anträgen auf Erlassung von Gesetzen, welche, indem sie die persönliche und die Gewissens-Freiheit des Individuums sicher stellen, zugleich das beste Mittel sein würden, Zufluß von arbeitsamen deutschen Einwanderern zu erhalten. Mit Recht hat daher auch ein mit Brasilien vertrauter deutscher Mann, der über diese Materie bereits Mehreres herausgegeben, Herr S. G. Kerst, ganz kürzlich wieder in einem für das Volk bestimmten Büchlein*) eine entschiedene Abmahnung mit der Ueberschrift: „Nur jetzt noch nicht nach Brasilien!" veröffentlicht.

Wir kommen nun zu der letzten und umfangreichsten Abtheilung des Abrantesschen Werkes. Es ist dies seine mit großem Fleiße und als Resultat eines anhaltenden Studiums ausgearbeitete Denkschrift über die preußische Monarchie. Diese Abhandlung umfaßt auf zweihundertfünfundsiebzig Druckseiten folgende sieben Abschnitte: 1) Ursprung, Wachsthum und geographische Verhältnisse der preußischen Monarchie (30 S.); 2) König und Regierung (23 S.); 3) Innere Verwaltung (23 S.); 4) Rechtspflege (26 S.); 5) Finanzen (30 S.); 6) Unterrichtswesen (35 S.), und 7) die Armee (54 S.), woran sich endlich eine Nachschrift über die neueren Veränderungen und die gegenwärtigen Zustände in Preußen reiht.

In dem ersten Abschnitte giebt der Verfasser zugleich eine Uebersicht der Religionsverhältnisse des Landes, wobei er sich jedoch nicht ganz so gut unterrichtet und so vorurtheilsfrei zeigt, wie in allen anderen Materien. So betrachtet er namentlich die Union als ein bloßes Mittel, die ganze protestantische Kirche zu beherrschen und dadurch zugleich ein Uebergewicht über den Katholizismus zu erlangen. Eben so ist der Verfasser im Irrthum, wenn er die Deutsch-Katholiken (os Neo-Catholicos) mit dem Hermesianismus in direkte Verbindung bringt und Ronge gewissermaßen zum Nachfolger von Hermes macht. Daß die Selbständigkeit der katholischen Kirche Preußens von der gegenwärtigen Regierung geachtet sei, wird übrigens vom Verfasser gebührend anerkannt. In demselben Abschnitte werden auch die Communicationsstraßen (Chausseen und Eisenbahnen), Ackerbau und Viehzucht, so wie Bergbau und Gewerbfleiß des Landes, besprochen. Was den letzteren betrifft, so ist Herr v. Abrantes der Ansicht, daß gerade die richtige Mischung von Handelsfreiheit, Finanz- und Schutzzoll, wie sie sich in dem Zolltarife von 1818 finde, dazu beigetragen habe, die preußische Industrie auf den hohen Standpunkt zu erheben, den sie gegenwärtig einnehme.

Der Verfasser hat sich über die Gliederung und Einrichtung des preußischen Staatsministeriums und der einzelnen Ministerien, des Staatsschuldenwesens, der Bank, der Seehandlung, so wie des im Jahre 1846 noch bestehenden Handelsamtes, dessen Direktor, Herr von Rönne, einen sehr günstigen Eindruck auf ihn gemacht, die vollständigsten Belehrungen zu verschaffen gewußt, die er, eben so wie die Ressorts und Geschäfts-Verhältnisse der Oberpräsidenten, der Provinzialregierungen, der Konsistorien, Landräthe, Aemter, Magistrate und Stadtverordneten-Versammlungen, in sehr koncifer Weise seinen Lesern darstellt. Von der Geschichte des Gerichtswesens und des preußischen Landrechts giebt er einen Abriß, gleichwie von der Organisation der Gerichte in den älteren Provinzen sowohl, als in der Rheinprovinz, und von den drei Examen, welche die Kandidaten für das Richteramt zu machen haben. Vom Geschwornengerichte sagt er (im Jahre 1846), daß Preußen es mit Recht noch nicht in seinen östlichen Provinzen eingeführt, obwohl ein Theil dieser Provinzen zu den intelligentesten Landstrichen nicht blos dieses Staates, sondern überhaupt gehöre. Es bedürfe aber selbst für das intelligenteste Volk einer gewissen Lehrzeit der Oeffentlichkeit und mündlichen Verhandlung, bevor es zur Ausübung des Geschwornen-Amtes reif werde, wobei er sich auf das nicht minder intelligente Schottland beruft, das, nach seiner Angabe, mehr als dreißig Jahre gebraucht habe, um sich auf die Ausübung dieses Rechtes vorzubereiten. Nur in Brasilien habe man es gewagt, die Jury mit Einem Sprunge in das Volk einzuführen, als ob sich dergleichen Institutionen, wie die Kolonisten von San Leopoldo oder Petropolis, naturalisiren ließen!

In dem Abschnitte über die Finanzen, deren Geschichte seit Friedrich dem Großen der Verfasser ebenfalls erzählt, wobei er namentlich des Pfandbrief-Institutes als einer für den ländlichen Grundbesitz und die Bodenkultur sehr wohlthätigen Einrichtung gedenkt, theilt er auch das Einnahme- und Ausgabe-Budget des Jahres 1844 vollständig mit. Hierbei und in dem darauf Bezug habenden Theile der Nachschrift, worin er des Budgets von 1851 gedenkt, hat sich der Verfasser jedoch den Irrthum zu Schulden kommen lassen, daß er, ohne eine erläuternde Bemerkung hinzuzufügen, sagt, das Budget sei von 1847 bis 1851 von 57,672,000 auf 97,000,000 Thaler gesteigert worden. Der Herr Verfasser scheint nicht gewußt zu haben, daß bei der ersteren Summe die Erhebungskosten bereits in Abzug gebracht waren, was bei der zweiten Summe nicht der Fall ist.

In Bezug auf das Unterrichtswesen, das er übrigens sehr ausführlich behandelt, bemerkt der Verfasser in der Einleitung: „Ich habe über diesen Gegenstand nichts Wesentliches mitzutheilen, was etwa der Aufmerksamkeit und Analyse des Herrn Victor Cousin entgangen wäre. Sein Bericht über den Primär-Unterricht und seine Denkschrift über den Sekundär-Unterricht in Preußen sind klassische und allgemein bekannte Schriften. Da ich inzwischen durch meine Instructionen aufgefordert bin, mich mit diesem Gegenstande zu beschäftigen, und ich, eben so wie der französische Gelehrte, von der preußischen Regierung auf das Bereitwilligste und Wohlwollendste zu diesem Zweck unterstützt worden bin, so habe ich hier in einem übersichtlichen, wenn auch nur kleinen Bilde, dasjenige zusammengestellt, was uns von dem gegenwärtigen Zustande des öffentlichen Unterrichts in Preußen zu wissen interessirt."

Bei seiner Relation über das preußische Militairsystem (das, wie es scheint, in Brasilien mit ganz besonderer Aufmerksamkeit betrachtet wird) haben dem Verfasser zunächst zwei Schriften vorgelegen, eine portugiesische, aus der Feder des Baron Rendufse, Gesandten der Königin von Portugal in Berlin, und eine französische, von Haillot, in dem ersten Bande seines Werkes über die Heere des Auslandes. Herr v. Abrantes bemerkt jedoch, daß in beiden Schriften Manches übergangen oder undeutlich dargestellt sei, was er sich durch einen Einblick in die preußischen Militair-Reglements und durch das Studium deutscher Werke über diesen Gegenstand klar zu machen gesucht habe.

Die Geschichte des preußischen Heerwesens von der Zeit des Großen Kurfürsten bis zur Gegenwart mittheilend, verweilt er natürlich am längsten bei denjenigen Epochen, welche hauptsächlich dazu beigetragen, den Ruhm dieses Heeres in der Welt zu verbreiten, nämlich bei der Epoche seiner mustergebenden Organisation unter Friedrich dem Großen und bei der Epoche seiner Reorganisation nach den Unfällen des Jahres 1806. Gleichwie die Reformen der inneren Landesverwaltung unter Stein und Hardenberg, so stellt Herr von Abrantes auch die Militair-Reformen Friedrich Wilhelm's III. als großartige Ideen dar, die allein Preußen, sowohl moralisch als physisch, in den Stand gesetzt hätten, dem mächtigsten Eroberer der neueren Zeit Widerstand zu leisten und sich von dem Falle des Jahres 1806 um so glänzender wieder zu erheben. Gleichwohl, meint er, eigne sich das preußische Militairsystem, in seiner ganzen Anwendung, eben nur für ein geographisch so gelegenes Land, wie Preußen, das sich von den Gränzen Frankreichs bis zu denen Rußlands erstreckte, außerdem noch in seiner Ausdehnung zehn mehr oder minder mächtige souveraine Staaten berühre und eine offene Gränzlinie von achthundert Wegstunden darbiete. Es gäbe kaum Einen Preußen, der nicht aus diesem Grunde die Nothwendigkeit der Erhaltung eines starken National-Heeres anerkenne und der nicht mit Vergnügen bereit sei, auch seinerseits die Opfer zu bringen, die dies für jeden Einzelnen, wie für das Ganze erforderlich mache. Nur von einem solchen Standpunkt aber ließe sich die unverhältnißmäßig große Anstrengung der Landeskräfte rechtfertigen, während es für ein anderes Land, das nicht in gleicher Lage sich befände, mit Gefahren verbunden sein würde, das Beispiel der Volksbewaffnung Preußens nachzuahmen. Hiervon abgesehen, könne jedoch auch Brasilien Manches von der preußischen Heeres-Organisation lernen, namentlich weil man die in den Militairdienst eintretenden Leute nicht in ihren sittlichen Zuständen verschlechtern, sondern vielmehr verbessern und sie für den Rücktritt in das bürgerliche oder Civildienst-Leben um so tauglicher und gesuchter mache. Demnächst wünscht er in das brasilianische Heer auch die Ehrengerichte eingeführt zu sehen, die bei der preußischen und bei mehreren anderen Armeen bereits so vortreffliche Dienste geleistet hätten.

In der Nachschrift, die sich diesem letzten Abschnitte seines Werkes anschließt, bespricht der Vicconde v. Abrantes die Veränderungen, die sich in Preußen seit der Vollendung seiner Denkschrift zugetragen. Es gehört dazu natürlich die Einführung der Volksrepräsentation und der constitutionellen Formen, die der Verfasser, nachdem die demokratischen Elemente von 1848 daraus beseitigt worden, voll-

*) W. Alexis, Volkskalender für 1854. Berlin, Carl Barthel.

kommen in der Ordnung, so wie der Stellung Preußens in Deutschland und im civilisirten Europa angemessen, findet. Die Einheits-Bestrebungen und Ideen der Deutschen, wie sie sich bei dem Frankfurter Parlamente in den Jahren 1848—49 kundgegeben, bezeichnet er dagegen als eine „brillante chimera", und er vindizirt daher auch dem Entschlusse des Königs von Preußen, der die ihm angebotene deutsche Kaiserkrone abgelehnt, den Beifall der unparteiischen Geschichte. Preußen, fügt er hinzu, bleibe darum doch immer die hervorragendste unter den Mächten Deutschlands (a mais illustrada entre as potencias da Allemanha).

Wir hoffen, daß unsere Leser eben so aus diesen Mittheilungen, wie wir aus dem Buche selbst, die Ueberzeugung gewonnen haben, daß der Verfasser, wenn wir auch nicht immer seine Ansichten theilen können, doch jedenfalls ein eben so wissenschaftlich als staatsmännisch gebildeter Autor sei. J. L.

Holland.

Die Zustände Hollands in materieller Hinsicht.*)

In seinem politischen Leben hatte Holland seit dem vorigen Jahre Kämpfe und Schwierigkeiten mannigfacher Art zu bestehen. Im Gebiete der materiellen und nationalökonomischen Interessen, deren Förderung nicht wenig zum Glücke der Völker beiträgt, hat Holland in den letzten Jahren nur erfreuliche Erfahrungen gemacht. Folgendes wird unseren Lesern eine Uebersicht der wichtigsten statistischen Momente gewähren:

Bevölkerung. Den offiziellen Feststellungen zufolge, betrug am 31. Dez. 1852 die Bevölkerung 3,168,016 Seelen (1,559,846 Männer und 1,608,170 Frauen); sie war im Laufe des Jahres um 48,856 Seelen gewachsen; die Anzahl der Geburten hatte 115,844, die der Sterbefälle 74,734 betragen. Der Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle war 41,110 im Jahre 1852, 38,472 im Jahre 1851. Die Auswanderung, die in Holland immer unbedeutend gewesen, betrug 1852 nur 1184 Individuen, darunter 427 Familienhäupter und unabhängige Personen, 179 Frauen und 578 Kinder. Man zählte 1850 auf 100 Hektaren 94 Einwohner oder auf 1 geogr. Quadratmeile 5146.

Religionen und Konfessionen. Unter dem Einfluß des in Holland schon so lange herrschenden Geistes der Toleranz leben die den verschiedensten religiösen Bekenntnissen angehörigen Bevölkerungen hier friedlich neben einander. Die folgende übersichtliche Zusammenstellung giebt die Seelenzahl aus dem Jahre 1850, die Zahl der Gemeinden und der Geistlichen aus dem Jahre 1851 an.

	Seelenzahl.	Zahl der Gemeinden.	Zahl der Geistlichen.
Holländisch-Reformirte	1,668,443	1,425	1,497
Französisch-Reformirte (Wallonen)	8,346	17	24
Englische Presbyterianer	557	3	4
Schottische Presbyterianer	195	1	1
Zur engl. Episkopalkirche Gehörige	674	2	2
Lutherisch-Evangelische	53,415	55	65
Alt-Lutheraner	8,896	3	6
Mennoniten	38,735	123	124
Remonstranten	5,002	25	25
Mährische Brüder	289	1	—
Quäker	2	—	—
Separirte (Alt-Reformirte)	42,619	187	120
Römisch-Katholische	1,164,142	801	1,416
Jansenisten	5,427	25	25
Griechen	40	—	—
Armenier	1	—	—
Israeliten des deutschen Ritus	55,333	143	68
Israeliten des portugies. Ritus	3,185	2	3
Unbekannt, welchem Kultus angehörig	1,369	—	—
Zusammen	3,056,670	2,813	3,380

Man kann die Bewohner Hollands in Betreff der Religion auf drei Hauptgruppen zurückführen: Protestanten (1,832,638), Katholiken (1,164,142) und Israeliten (58,518). Alle drei Gruppen haben in den letzten zehn Jahren zugenommen, am meisten die Protestanten.

Gerichts-, Polizei- und Gefängnißwesen. Der höchste Gerichtshof der Niederlande hat im Jahre 1851 in Kriminalsachen 294 Urtheile gefällt, die etwas mehr als die Durchschnittssumme in fünf Jahren, welche 279 beträgt. Die Anzahl der vor die Provinzial-Gerichtshöfe gestellten Angeklagten hat sich auf 1,307 belaufen (1053 Männer, 254 Frauen); sie ist also geringer gewesen, als die Durchschnittszahl, die, für den fünfjährigen Zeitraum von 1847—51 berechnet, 1334 betragen hat. Die Gerichtshöfe haben 7 Todesurtheile (von denen keines ausgeführt worden ist), 3 Verurtheilungen zu 20jährigem, 15 zu 10- bis 15jährigem, 182 zu 5- bis 10jährigem Gefängniß ausgesprochen. Bei den Kreis-Gerichtshöfen sind 9079 Sachen zur Verhandlung gekommen; die Zahl der Angeklagten hat 11,558 betragen, eine Zahl, welche die Durchschnittssumme von 5 Jahren ein wenig übersteigt. Endlich die Kantons-Gerichte haben 8,779 Urtheile in Contraventionsfällen gesprochen. Civilsachen hat der höchste Gerichtshof 50 entschieden, welche die Hauptstadt betreffen, und 3 solche, in denen er als Appellhof der Kolonial-Gerichte fungirt hat. Die Provinzial-Gerichtshöfe haben in dem Zeitraume von 1847—1851 im Durchschnitt jährlich 178 definitive und 78 inzidentelle Urtheile gefällt; die Kreis-Gerichtshöfe — 2331 definitive und 663 inzidentelle; die Kantons-Gerichte 5538 definitive und 1061 inzidentelle.

Die Polizei ist vor kurzem Gegenstand für die Bemühungen einer besonderen Kommission gewesen. Diese hat festgestellt, daß die Anzahl der Fremden, welche 1851 Holland besucht haben, 29,772 beträgt. Die Anzahl der an den Gränzen zurückgewiesenen Fremden hat 1526 betragen; 1499 Bettler und Vagabunden sind der Polizei überliefert worden. Die Polizeiverwaltungs-Kosten beliefen sich für alle Gemeinden des Königreichs auf 817,000 Gulden.

Die Bevölkerung der Gefängnisse betrug im Jahre 1851 4304, eine Zahl, die geringer ist, als die des vorhergehenden Jahres; diese war auch schon geringer als die des Jahres 1849, welche 4800 betrug.

(Fortsetzung folgt.)

*) Nach dem Annuaire des deux Mondes, 1852—53.

Mannigfaltiges.

— **Wallfischfang durch Elektromagnetismus.** Finnländische Blätter berichten über einen zum Wallfischfang bestimmten elektromagnetischen Apparat, der in Åbo nach den Angaben des bekannten Petersburger Akademikers Jakobi verfertigt worden. Dieser Apparat besteht aus zwölf in Hufeisenform neben einander gestellten Eisenmagneten, zwischen welchen zwei unter sich in Verbindung stehend und mit einem isolirten Kupferdrath umwickelte Cylinder angebracht sind, die mittelst eines Griffs in rasche Bewegung um ihre Achse versetzt werden können. Schon bei einer leisen Bewegung der Cylinder empfindet man bei Berührung des zum Apparat gehörigen Drahts einen ziemlich starken Schlag, dessen Gewalt in dem Maße zunimmt, je schneller man die Cylinder sich drehen läßt. Um diese Vorrichtung beim Wallfischfang zu gebrauchen, wird ein isolirter Drath in das Tau hineingelassen, an welches die Harpune befestigt ist und in dem Augenblick, wo letztere in den Wallfisch eindringt, das andere Ende des Taues mit dem Apparat in Verbindung gesetzt. Das mit dieser sinnreichen Maschine ausgerüstete, der russisch-finnländischen Wallfischfangs-Compagnie gehörige Schiff „Ajan" ist vor kurzem von Åbo nach dem Stillen Meere abgegangen, und steht es zu erwarten, ob sich dieselbe auch in der Praxis bewähren werde.

— **Castrén's Lehrstuhl.** In Helsingfors ist die durch Castrén's Tod erledigte Professur der finnischen Sprachen endlich am 21. Oktober 1853 mit Dr. Elias Lönnrot, bisher Arzt in Kajana, besetzt worden. Der in unserem „Magazin" öfter erwähnte Mathias Alexander Castrén, geb. den 2. Dezember 1813 in Tervola, Kapelle des Sprengels Kemi, studirte in Helsingfors 1830—36, Dozent der finnischen Sprachen daselbst 1840, Dr. phil. 1844, zu Reisen der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg attachirt, Professor in Helsingfors 1851, starb daselbst am 7. Mai 1852. Ein Denkstein mit einer Büste soll die Freundschaft und Liebe ausdrücken, welche Castrén bei seinen Zeitgenossen gefunden, „denn seinen Namen zu verherrlichen und der Nachwelt zu überliefern", sagt ein finnländisches Blatt, „bedarf es solchen Mittels nicht; der nimmer verhallende Weckruf an die in Schlaf versunkene finnische Sprachkunde und Literatur ist des zu früh Dahingeschiedenen Ruhmes-Posaune." Vgl. Math. Alex. Castrén, tekned af K. G. Borg, Helsingfors, 1853. 64 S.

— **Zeitschriften in Finnland.** Im Jahre 1852 erschienen in Finnland (1850 mit 1,589,771 Einwohnern protestantischer und 47,134 griechischer Konfession) sieben finnische und zehn schwedische Zeitungen. Von den finnischen sind zwei kirchlichen, zwei landwirthschaftlichen, die übrigen allgemeinen Inhalts; von den schwedischen beschäftigen sich drei vorzugsweise mit Literatur, eine mit Technologie, eine mit Medizin, die übrigen fünf mit Politik, Tages-Neuigkeiten und offiziellen wie privaten Anzeigen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (für Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 23, und beim Spediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 11), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 13. Berlin, Dienstag den 31. Januar 1834.

Türkei.

Die orientalische Kirche.*)

Die gegenwärtige kritische Lage des östlichen Europa's nimmt durch den zartesten, den religiösen Punkt, die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch. Nach den bekannten Erörterungen dieser Frage erscheint die griechische Kirche in der Türkei bald mit dem Katholizismus in der Angelegenheit der heiligen Stätten, bald mit Rußland wegen des von dem Zar im Namen der Rechtgläubigkeit geltend gemachten Patronatsrechts etwas hart an einander gerathen. Welches sind nun die wahren Gesinnungen der Christen orientalischen Bekenntnisses in Bezug auf jene Streitigkeiten und Eventualitäten, die sich für das osmanische Reich eröffnen? Wenn sie bei vielen Gelegenheiten die ihnen angebotene Beschützung annahmen, darf man daraus schließen, daß sie sich durch Dankbarkeit gebunden glauben, um, auf alle Selbständigkeit verzichtend, Nichts als das willenlose Werkzeug einer Macht zu sein, die sich ihnen gegenüber als Beschützerin aufwarf? Um diese Fragen genügend zu beantworten, müssen wir auf drei Punkte genau eingehen: auf das Dogma, den Volksglauben und die geistliche Gewalt.

1. Das Dogma.

Schon in den ersten Jahrhunderten des Christenthums geriethen zwei Ideen mit einander in Widerstreit: die Idee der Einheit, die sich allgemach in dem römischen Pontifikat personifizirte, und die Idee der Nationalität, die, in den morgenländischen Patriarchaten zum Durchbruch gekommen, in dem Patriarchat von Konstantinopel Fleisch geworden ist. Die Geister der beiden Civilisationen, der lateinischen und griechischen, schienen auf der religiösen Wahlstatt mit einander zu ringen: dort Rom mit seinem gewaltigen Centralisationstrieb, hier Konstantinopel mit seinem föderalistischen Sinne, der in den Traditionen der Hellenen liegt und der selbst in den Tagen ihrer größten Macht schwächend auf sie einwirkte. Nach Roms Fall lebte der lateinische Geist in der Herrschaft und der Disciplin fort, so wie der griechische Geist sich in der Decentralisation und in den örtlichen Freiheiten kundgab. In den Abendländern, besonders auf die das lateinische Wesen gepfropft worden, faßte die religiöse Ohnmacht Roms leicht Wurzel: ja, sie griff in die wesentlichen Vorrechte der nationalen Souverainetäten ein. Im Orient dagegen konnte der Papst vor der Kirchenspaltung nur den Titel des Ersten unter Gleichen (primus inter pares) erlangen. Hat auch die Einigkeit der beiden Kirchen jemals in den Dogmen, in der Liturgie und in den Gebräuchen hat sie nie bestanden. Wenn endlich der Occident bis ins sechzehnte Jahrhundert, außer der Reformation, nur gegen die große Häresie des bald überwundenen Pelagianismus zu kämpfen hatte, so vervielfältigten sich dagegen die orientalischen Sekten durch Manes, Arius, Nestorius, Eutychius u. A. ins Unendliche. Eine kurze Zeit überfluthete die furchtbarste Häresie, der Arianismus, der die Gottheit Christi leugnete, das ganze byzantinische Reich. Die Macht des Wortes genügte nicht, sich gegen ihn Recht zu verschaffen. Lange boten die Lehren Arius' sogar der Gewalt mit Vortheil die Spitze und erneuerten sich, nachdem der eigentliche Arianismus unterlegen war, unter unzähligen Formen. Zuletzt sprach sich dieser Unabhängigkeitssinn am entschiedensten durch das große Schisma aus, wobei der Orient den Vorgang nahm.

Der dogmatische Streit der beiden Kirchen läßt sich bekanntlich auf zwei Punkte zurückführen: auf die Art, wie das Ausgehen des heiligen Geistes und das Fegefeuer aufgefaßt werden. Indeß herrscht über die Trinitätslehre, namentlich bei den Arianern, große Dunkelheit. In die Enge getrieben, beweisen die Theologen des orientalischen Bekenntnisses zum Erstaunen, wie wenig ihnen das Dogma am Herzen liege, daß die dritte Person in der Trinität nicht gleichmäßig von den zwei anderen ausgehe. Die ersten Konzilien beschränkten sich darauf, die Worte Christi im Evangelium Johannis zu wiederholen: „Wenn der Tröster kommen wird, der Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgeht, und den ich Euch von meinem Vater senden werde, so wird er Zeugniß von mir geben." Die orientalische Kirche, von dem Grundsatz: „die Worte Christi reichen vollkommen hin, jede beliebige Wahrheit auszudrücken", ausgehend, hält fest daran, daß ein Spruch, der aus dem göttlichen Munde gekommen, nicht abgeändert werden könne. Bedenkt man, daß das Papstthum früher den unirten Griechen in Polen gestattete, in ihrem Nicäischen Glaubensbekenntniß das filioque wegzulassen, und daß wiederum die orientalische Kirche von den Katholiken, die sie in ihren Schooß aufnimmt, keinen offiziellen Widerruf über diesen Punkt fordert: so sieht man, wie gering der Abstand ist, der die beiden Kirchen dogmatisch trennt, gerade in dem Hauptartikel, der den ersten Vorwand zur Spaltung gegeben hat.

Was das Fegefeuer betrifft, ist die Abweichung noch weniger scharf bezeichnet. Die römische Kirche räumt ein, daß das Wort weder im Evangelium, noch bei den frühesten Kirchenlehrern vorkomme; die Idee aber, der man auf jedem Schritte bei den ersten Vätern begegnet, sei so alt wie das Christenthum. Eben aber, weil sie das Wort an den Quellen des Lehrbegriffs nicht findet, weist die orientalische Kirche das Dasein dieses Ortes der Läuterung ab, wo die bereuende, aber noch nicht gerechtfertigte Seele ihre Reinigung vollbringt, bevor sie in die Fülle der verheißenen Seligkeit eintritt. Indeß hat hier die Praxis das Dogma berichtigt. Ohne an das Fegefeuer zu glauben, giebt die orientalische Kirche einen Uebergangszustand zu, den die Seelen, die guten, wie die bösen, in der Erwartung des jüngsten Gerichts durchmachen müssen. Auch der besonderen Lage derer, die ohne genügende Büßung ihrer begangenen Sünden im Glauben verstorben sind, trägt sie Rechnung: die Gebete der Lebendigen können ihnen von großem Beistande sein, ihnen eine glückselige Auferstehung erwirken. Ist das auch nicht genau der Gedanke, der dem Gebete für die Verstorbenen in der lateinischen Kirche zum Grunde liegt, so weicht der Zweck doch nur um ein Geringes ab.

Aus diesen Betrachtungen dürfte sich hinlänglich ergeben, daß der Riß zwischen der lateinischen und griechisch-slawischen Welt aus theologischen Prämissen nicht zu erklären ist; seine Begründung liegt vielmehr in der Anhänglichkeit der morgenländischen Bevölkerungen an einer selbstbestimmenden Verwaltung, in dem Bedürfniß, nach politischen und religiösen Gesetzen zu leben, die ihrem eigenthümlichen Genius angemessen sind.

Nicht alle gräko-slawischen Nationen freilich haben es von sich gewiesen, mit Rom vereint zu bleiben. Wenn die Russen und Bulgaro-Serben ohne Ausnahme zu dem orientalischen Bekenntnisse schwuren, so gingen die Polen, die Tschechen, die Illyrier und ein Theil der Bosniaken in das lateinische Lager über. Indeß, so wie wir den Fuß auf slawischen Boden setzen, überrascht uns die schwierige Lage der römisch-katholischen gegenüber der Bevölkerung orientalischen Bekenntnisses von derselben Race. So steht Polen mitten unter den Slawen allein. Seit Jahren arbeiten seine Schriftsteller mit allem Eifer gegen das verjährte Vorurtheil, das diese unglückliche Nation verfolgt, das ihm die Völkerschaften Süd-Rußlands entfremdet und es zum Theil der Sympathieen beraubt hat, die sonst sein trauriges Geschick erweckt hätte. Wie oft fühlte sich das so gelehrte und wissenschaftlich rüstige Böhmen durch den Verdacht, den seine katholischen Antecedentien bei den Russen, Bulgaren und Serben hervorgerufen, in seiner literarischen Propaganda gelähmt! Und endlich sind nicht die südösterreichischen Illyrier, die türkischen Bosniaken in ihrem Verkehr mit den Bulgaro-Serben, die dieselbe Sprache sprechen, dieselben Interessen verfolgen, dieselben Hoffnungen nähren, auf unerwartete Hindernisse gestoßen? So wird nach einem eingewurzelten Vorurtheil das lateinische Wesen von den Slawen als ein fremder Baum in dem nationalen Boden angesehen, und wer es wagt, von dessen Früchten zu genießen oder sich in dessen Schatten zu setzen, gilt für abtrünnig von den Ueberlieferungen und dem Geiste des slawischen Vaterlandes. — Was die Hellenen und Armenier angeht — die haben fast einmüthig mit Rom gebrochen. Was von hier kömmt, erregt, wie bei den Slawen, als etwas Fremdländisches, ihre patriotische Reizbarkeit.

An gut angelegten und zum Theil erfolgreichen Versöhnungsversuchen ließ es Rom nicht fehlen. Einige griechisch-slawische und armenische Volksstämme, die sich anfangs von der Bewegung di

*) Nach Desprez in der Revue des deux Mondes.

kommen in der Ordnung, so wie der Stellung Preußens in Deutschland und im civilisirten Europa angemessen, findet. Die Einheits-Bestrebungen und Ideen der Deutschen, wie sie sich bei dem Frankfurter Parlamente in den Jahren 1848—49 kundgegeben, bezeichnet er dagegen als eine „brillante chimera", und er vindizirt daher auch dem Entschlusse des Königs von Preußen, der die ihm angebotene deutsche Kaiserkrone abgelehnt, den Beifall der unparteiischen Geschichte. Preußen, fügt er hinzu, bleibe darum doch immer die hervorragendste unter den Mächten Deutschlands (a mais illustrada entre as potencias da Allemanha).

Wir hoffen, daß unsere Leser eben so aus diesen Mittheilungen, wie wir aus dem Buche selbst, die Ueberzeugung gewonnen haben, daß der Verfasser, wenn wir auch nicht immer seine Ansichten theilen können, doch jedenfalls ein eben so wissenschaftlich als staatsmännisch gebildeter Autor sei. J. L.

Holland.

Die Zustände Hollands in materieller Hinsicht.*)

In seinem politischen Leben hatte Holland seit dem vorigen Jahre Kämpfe und Schwierigkeiten mannigfacher Art zu bestehen. Im Gebiete der materiellen und nationalökonomischen Interessen, deren Förderung nicht wenig zum Glücke der Völker beiträgt, hat Holland in den letzten Jahren nur erfreuliche Erfahrungen gemacht. Folgendes wird unseren Lesern eine Uebersicht der wichtigsten statistischen Momente gewähren:

Bevölkerung. Den offiziellen Feststellungen zufolge, betrug am 31. Dez. 1852 die Bevölkerung 3,168,016 Seelen (1,559,846 Männer und 1,608,170 Frauen); sie war im Laufe des Jahres um 48,856 Seelen gewachsen; die Anzahl der Geburten hatte 115,844, die der Sterbefälle 74,734 betragen. Der Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle war 41,110 im Jahre 1852, 38,472 im Jahre 1851. Die Auswanderung, die in Holland immer unbedeutend gewesen, betrug 1852 nur 1184 Individuen, darunter 427 Familienhäupter und unabhängige Personen, 179 Frauen und 578 Kinder. Man zählte 1850 auf 100 Hektaren 94 Einwohner oder auf 1 geogr. Quadratmeile 5146.

Religionen und Konfessionen. Unter dem Einfluß des in Holland schon so lange herrschenden Geistes der Toleranz leben die den verschiedensten religiösen Bekenntnissen angehörigen Bevölkerungen hier friedlich neben einander. Die folgende übersichtliche Zusammenstellung giebt die Seelenzahl aus dem Jahre 1850, die Zahl der Gemeinden und der Geistlichen aus dem Jahre 1851 an.

	Seelenzahl.	Zahl der Gemeinden.	Zahl der Geistlichen.
Holländisch-Reformirte	1,668,443	1,425	1,497
Französisch-Reformirte (Wallonen)	8,346	17	24
Englische Presbyterianer	557	3	4
Schottische Presbyterianer	195	1	1
Zur engl. Episkopalkirche Gehörige	674	2	2
Lutherisch-Evangelische	53,415	55	65
Alt-Lutheraner	8,896	3	6
Mennoniten	38,735	123	124
Remonstranten	5,002	25	25
Mährische Brüder	289	1	—
Quäker	2	—	—
Separirte (Alt-Reformirte)	42,619	187	120
Römisch-Katholische	1,164,142	801	1,416
Jansenisten	5,427	25	25
Griechen	40	—	—
Armenier	1	—	—
Israeliten des deutschen Ritus	55,333	143	68
Israeliten des portugies. Ritus	3,185	2	3
Unbekannt, welchem Kultus angehörig	1,369	—	—
Zusammen	3,056,670	2,813	3,380

Man kann die Bewohner Hollands in Betreff der Religion auf drei Hauptgruppen zurückführen: Protestanten (1,832,638), Katholiken (1,164,142) und Israeliten (58,518). Alle drei Gruppen haben in den letzten zehn Jahren zugenommen, am meisten die Protestanten.

Gerichts-, Polizei- und Gefängnißwesen. Der höchste Gerichtshof der Niederlande hat im Jahre 1851 in Kriminalsachen 294 Urtheile gefällt, die etwas mehr als die Durchschnittssumme in fünf Jahren, welche 279 beträgt. Die Anzahl der vor die Provinzial-Gerichtshöfe gestellten Angeklagten hat sich auf 1,307 belaufen (1053 Männer, 254 Frauen); sie ist also geringer gewesen, als die Durchschnittszahl, die, für den fünfjährigen Zeitraum von 1847—51 berechnet, 1334 betragen hat. Die Gerichtshöfe haben 7 Todesurtheile (von denen keines ausgeführt worden ist), 3 Verurtheilungen zu 15- bis 20jährigem, 15 zu 10- bis 15jährigem, 182 zu 5- bis 10jährigem Gefängniß ausgesprochen. Bei den Kreis-Gerichtshöfen sind 9079 Sachen zur Verhandlung gekommen; die Zahl der Angeklagten hat 11,558 betragen, eine Zahl, welche die Durchschnittssumme von 5 Jahren ein wenig übersteigt. Endlich die Kantons-Gerichte haben 8,779 Urtheile in Contraventionsfällen gesprochen. Civilsachen hat der höchste Gerichtshof 50 entschieden, welche die Hauptstadt betreffen, und 3 solche, in denen er als Appellhof der Kolonial-Gerichte fungirt hat. Die Provinzial-Gerichtshöfe haben in dem Zeitraume von 1847 bis 1851 im Durchschnitt jährlich 178 definitive und 78 inzidentelle Urtheile gefällt; die Kreis-Gerichtshöfe — 2331 definitive und 663 inzidentelle; die Kantons-Gerichte 5538 definitive und 1061 inzidentelle.

Die Polizei ist vor kurzem Gegenstand für die Bemühungen einer besonderen Kommission gewesen. Diese hat festgestellt, daß die Anzahl der Fremden, welche 1851 Holland besucht haben, 29,772 beträgt. Die Anzahl der an den Gränzen zurückgewiesenen Fremden hat 1526 betragen; 1499 Bettler und Vagabunden sind der Polizei überliefert worden. Die Polizeiverwaltungs-Kosten belaufen sich für alle Gemeinden des Königreichs auf 817,000 Gulden.

Die Bevölkerung der Gefängnisse betrug im Jahre 1851 4304, eine Zahl, die geringer ist, als die des vorhergehenden Jahres; diese war auch schon geringer als die des Jahres 1849, welche 4800 betrug.

(Fortsetzung folgt.)

*) Nach dem Annuaire des deux Mondes, 1852—53.

Mannigfaltiges.

— Wallfischfang durch Elektromagnetismus. Finnländische Blätter berichten über einen zum Wallfischfang bestimmten elektromagnetischen Apparat, der in Abo nach den Angaben des bekannten Petersburger Akademikers Jakobi verfertigt worden. Dieser Apparat besteht aus zwölf in Hufeisenform neben einander gestellten Eisenmagneten, zwischen welchen zwei unter sich in Verbindung stehende und mit einem isolirten Kupferdrath umwickelte Cylinder angebracht sind, die mittelst eines Griffs in rasche Bewegung um ihre Achse versetzt werden können. Schon bei einer leisen Bewegung der Cylinder empfindet man bei Berührung des zum Apparat gehörigen Drathes einen ziemlich starken Schlag, dessen Gewalt in dem Maße zunimmt, je schneller man die Cylinder sich drehen läßt. Um diese Vorrichtung beim Wallfischfang zu gebrauchen, wird ein isolirter Drath in das Tau hineingelassen, an welches die Harpune befestigt ist und in dem Augenblick, wo letztere in den Wallfisch eindringt, das andere Ende des Taues mit dem Apparat in Verbindung gesetzt. Das mit dieser sinnreichen Maschine ausgerüstete, der russisch-finnländischen Wallfischfangs-Compagnie gehörige Schiff „Ajan" ist vor kurzem von Abo nach dem Stillen Meere abgegangen, und steht es zu erwarten, ob sich dieselbe auch in der Praxis bewähren werde.

— Castrén's Lehrstuhl. In Helsingfors ist die durch Castrén's Tod erledigte Professur der finnischen Sprachen endlich am 21. Oktober 1853 mit Dr. Elias Lönnrot, bisher Arzt in Kajana, besetzt worden. Der in unserem „Magazin" öfter erwähnte Mathias Alexander Castrén, geb. den 2. Dezember 1813 in Tervola, Kapelle des Sprengels Kemi, studirte in Helsingfors 1830—36, Dozent der finnischen Sprachen daselbst 1840, Dr. phil. 1844, zu Reisen der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg attachirt, Professor in Helsingfors 1851, starb daselbst am 7. Mai 1852. Ein Denkstein mit einer Büste soll die Freundschaft und Liebe ausdrücken, welche Castrén bei seinen Zeitgenossen gefunden, „denn seinen Namen zu verherrlichen und der Nachwelt zu überliefern", sagt ein finnländisches Blatt, „bedarf es solchen Mittels nicht; der nimmer verhallende Weckruf an die in Schlaf versunkene finnische Sprachkunde und Literatur ist des zu früh Dahingeschiedenen Ruhmes-Posaune." Vgl. Math. Alex. Castrén, teknad af K. G. Borg, Helsingfors, 1853. 64 S.

— Zeitschriften in Finnland. Im Jahre 1852 erschienen in Finnland (1850 mit 1,589,771 Einwohnern protestantischer und 47,134 griechischer Konfession) sieben finnische und zehn schwedische Zeitungen. Von den finnischen sind zwei kirchlichen, zwei landwirthschaftlichen, die übrigen allgemeinen Inhalts; von den schwedischen beschäftigen sich drei vorzugsweise mit Literatur, eine mit Technologie, eine mit Medizin, die übrigen fünf mit Politik, Tages-Neuigkeiten und offiziellen wie privaten Anzeigen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Spediteur Neumann, Markgrafenstr. Nr. 34), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 13. Berlin, Dienstag den 31. Januar 1854.

Türkei.

Die orientalische Kirche.*)

Die gegenwärtige kritische Lage des östlichen Europa's nimmt durch den zartesten, den religiösen Punkt, die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch. Nach den bekannten Erörterungen dieser Frage erscheint die griechische Kirche in der Türkei bald mit dem Katholizismus in der Angelegenheit der heiligen Stätten, bald mit Rußland wegen des von dem Zar im Namen der Rechtgläubigkeit geltend gemachten Patronatsrechts etwas hart an einander gerathen. Welches sind nun die wahren Gesinnungen der Christen orientalischen Bekenntnisses in Bezug auf jene Streitigkeiten und Eventualitäten, die sich für das osmanische Reich eröffnen? Wenn sie bei vielen Gelegenheiten die ihnen angebotene Beschützung annahmen, darf man daraus schließen, daß sie sich durch Dankbarkeit gebunden glauben, um, auf alle Selbständigkeit verzichtend, Nichts als das willenlose Werkzeug einer Macht zu sein, die sich ihnen gegenüber als Beschützerin aufwarf? Um diese Fragen genügend zu beantworten, müssen wir auf drei Punkte genau eingehen: auf das Dogma, den Volksglauben und die geistliche Gewalt.

I. Das Dogma.

Schon in den ersten Jahrhunderten des Christenthums geriethen zwei Ideen mit einander in Widerstreit: die Idee der Einheit, die sich allgemach in dem römischen Pontifikat personifizirte, und die Idee der Nationalität, die, in den morgenländischen Patriarchaten zum Durchbruch gekommen, in dem Patriarchat von Konstantinopel Fleisch geworden ist. Die Geister der beiden Civilisationen, der lateinischen und griechischen, schienen auf der religiösen Wahlstatt mit einander zu ringen: dort Rom mit seinem gewaltigen Centralisationstrieb, hier Konstantinopel mit seinem föderalistischen Sinne, der in den Traditionen der Hellenen liegt und der selbst in den Tagen ihrer größten Macht schwächend auf sie einwirkte. Nach Roms Fall lebte der lateinische Geist in der Herrschaft und der Disciplin fort, so wie der griechische Geist sich in der Decentralisation und in den örtlichen Freiheiten kundgab. In den Abendländern, besonders auf die das lateinische Wesen gepfropft worden, faßte die religiöse Ohnmacht Roms leicht Wurzel: ja, sie griff in die wesentlichen Vorrechte der nationalen Souverainetäten ein. Im Orient dagegen konnte der Papst vor der Kirchenspaltung nur den Titel des Ersten unter Gleichen (primus inter pares) erlangen. Hat auch die Einigkeit der beiden Kirchen jemals in den Dogmen, in der Liturgie und in den Gebräuchen hat sie nie bestanden. Wenn endlich der Occident bis ins sechzehnte Jahrhundert, außer der Reformation, nur gegen die große Häresie des bald überwundenen Pelagianismus zu kämpfen hatte, so vervielfältigten sich dagegen die orientalischen Sekten durch Manes, Arius, Nestorius, Eutychius u. A. ins Unendliche. Eine kurze Zeit überfluthete die furchtbarste Häresie, der Arianismus, der die Gottheit Christi leugnete, das ganze byzantinische Reich. Die Macht des Wortes genügte nicht, sich gegen ihn Recht zu verschaffen. Lange boten die Lehren Arius' sogar der Gewalt mit Vortheil die Spitze und erneuerten sich, nachdem der eigentliche Arianismus unterlegen war, unter unzähligen Formen. Zuletzt sprach sich dieser Unabhängigkeitssinn am entschiedensten durch das große Schisma aus, wobei der Orient den Vorgang nahm.

Der dogmatische Streit der beiden Kirchen läßt sich bekanntlich auf zwei Punkte zurückführen: auf die Art, wie das Ausgehen des heiligen Geistes und das Fegefeuer aufgefaßt werden. Indeß herrscht über die Trinitätslehre, namentlich bei den Arianern, große Dunkelheit. In die Enge getrieben, beweisen die Theologen des orientalischen Bekenntnisses zum Erstaunen, wie wenig ihnen das Dogma am Herzen liege, daß die dritte Person in der Trinität nicht gleichmäßig von den zwei anderen ausgehe. Die ersten Konzilien beschränkten sich darauf, die Worte Christi im Evangelium Johannis zu wiederholen: „Wenn der Tröster kommen wird, der Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgeht, und den ich Euch von meinem Vater senden werde, so wird er Zeugniß von mir geben." Die orientalische Kirche, von dem Grundsatz: „die Worte Christi reichen vollkommen hin, jede beliebige Wahrheit auszudrücken", ausgehend, hält fest daran, daß ein Spruch, der aus dem göttlichen Munde gekommen, nicht abgeändert werden könne. Bedenkt man, daß das Papstthum früher den unirten Griechen in Polen gestattete, in ihrem Nicäischen Glaubensbekenntniß das filioque wegzulassen, und daß wiederum die orientalische Kirche von den Katholiken, die sie in ihren Schooß aufnimmt, keinen offiziellen Widerruf über diesen Punkt fordert: so sieht man, wie gering der Abstand ist, der die beiden Kirchen dogmatisch trennt, gerade in dem Hauptartikel, der den ersten Vorwand zur Spaltung gegeben hat.

Was das Fegefeuer betrifft, ist die Abweichung noch weniger scharf bezeichnet. Die römische Kirche räumt ein, daß das Wort weder im Evangelium, noch bei den frühesten Kirchenlehrern vorkomme; die Idee aber, der man auf jedem Schritte bei den ersten Vätern begegnet, sei so alt wie das Christenthum. Eben aber, weil sie das Wort an den Quellen des Lehrbegriffs nicht findet, weist die orientalische Kirche das Dasein dieses Ortes der Läuterung ab, wo die bereuende, aber noch nicht gerechtfertigte Seele ihre Reinigung vollbringt, bevor sie in die Fülle der verheißenen Seligkeit eintritt. Indeß hat hier die Praxis das Dogma berichtigt. Ohne an das Fegefeuer zu glauben, giebt die orientalische Kirche einen Uebergangszustand zu, den die Seelen, die guten, wie die bösen, in der Erwartung des jüngsten Gerichts durchmachen müssen. Auch der besonderen Lage derer, die ohne genügende Büßung ihrer begangenen Sünden im Glauben verstorben sind, trägt sie Rechnung: die Gebete der Lebendigen können ihnen von großem Beistande sein, ihnen eine glückselige Auferstehung erwirken. Ist das auch nicht genau der Gedanke, der dem Gebete für die Verstorbenen in der lateinischen Kirche zum Grunde liegt, so weicht der Zweck doch nur um ein Geringes ab.

Aus diesen Betrachtungen dürfte sich hinlänglich ergeben, daß der Riß zwischen der lateinischen und griechisch-slawischen Welt aus theologischen Prämissen nicht zu erklären ist; seine Begründung liegt vielmehr in der Anhänglichkeit der morgenländischen Bevölkerungen an einer selbstbestimmenden Verwaltung, in dem Bedürfniß, nach politischen und religiösen Gesetzen zu leben, die ihrem eigenthümlichen Genius angemessen sind.

Nicht alle gräko-slawischen Nationen freilich haben es von sich gewiesen, mit Rom vereint zu bleiben. Wenn die Russen und Bulgaro-Serben ohne Ausnahme zu dem orientalischen Bekenntnisse schwuren, so gingen die Polen, die Tschechen, die Illyrier und ein Theil der Bosniaken in das lateinische Lager über. Indeß, so wie wir den Fuß auf slawischen Boden setzen, überrascht uns die schwierige Lage der römisch-katholischen gegenüber der Bevölkerung orientalischen Bekenntnisses von derselben Race. So steht Polen mitten unter den Slawen allein. Seit Jahren arbeiten seine Schriftsteller mit allem Eifer gegen das verjährte Vorurtheil, das diese unglückliche Nation verfolgt, das ihm die Völkerschaften Süd-Rußlands entfremdet und es zum Theil der Sympathieen beraubt hat, die sonst sein trauriges Geschick erweckt hätte. Wie oft fühlte sich das so gelehrte und wissenschaftlich rüstige Böhmen durch den Verdacht, den seine katholischen Antecedentien bei den Russen, Bulgaren und Serben hervorgerufen, in seiner literarischen Propaganda gelähmt! Und endlich sind nicht die südösterreichischen Illyrier, die türkischen Bosniaken in ihrem Verkehr mit den Bulgaro-Serben, die dieselbe Sprache sprechen, dieselben Interessen verfolgen, dieselben Hoffnungen nähren, auf unerwartete Hindernisse gestoßen! So wird nach einem eingewurzelten Vorurtheil das lateinische Wesen von den Slawen als ein fremder Baum in dem nationalen Boden angesehen, und wer es wagt, von dessen Früchten zu genießen oder sich in dessen Schatten zu setzen, gilt für abtrünnig von den Ueberlieferungen und dem Geiste des slawischen Vaterlandes. — Was die Hellenen und Armenier angeht — die haben fast einmüthig mit Rom gebrochen. Was von hier kömmt, erregt, wie bei den Slawen, als etwas Fremdländisches, ihre patriotische Reizbarkeit.

An gut angelegten und zum Theil erfolgreichen Versöhnungsversuchen ließ es Rom nicht fehlen. Einige griechisch-slawische und armenische Volksstämme, die sich anfangs von der Bewegung d

*) Nach Desprez in der Revue des deux Mondes.

it fortreißen lassen, später aber sich ihr
nhänglichkeit an der morgenländischen Li-
mit dem heiligen Stuhl eine bedingte Ver-
das bestimmte Dogma patri filioque und
ner annahmen, erkannten sie die päpstliche
zten sie, ihre Gebräuche, ihre Kirchenzucht,
ılsprache und der Liturgie, den Genuß des
:stalten und in einigen Fällen die Priester-
stand die Kirche der unirten Griechen,
.l die Slawen des Südens und Ostens
ıiß wurde ihren Vorfahren an den Ufern
emeren Reiche der Mähren gepredigt, der
ın bis zu den Karpathen durch die beiden
iel, Cyrillus und Methodius, ausgestreut.
, um sich auf die Länge mit einigem An-
inflüsse des orientalischen und lateinischen
nander die religiöse Weltherrschaft streitig
hen der europäischen Türkei haben sich dem
halt all ihrer nationalen Herkömmlichkeiten
:es dieser Völker ist, das nicht bereit wäre,
s sich die lateinische Kirche beikommen ließe,
Vorrechte Eingriffe zu thun; so mächtig
nalgefühl über jede andere Rücksicht vor!
sich selbst die Bekenner des Katholizismus
rwehren. Kirchengebräuche und Glaubens-
angenommen, ohne sie jedoch schlechterdings
alischen Kirche anzusehen. Der (angebliche)
stopats und des Papstthums erscheint ihnen
wie den Orientalen, die ihn als den schwäch-
trachten; allein indem sie die spezielle Sen-
anerkennen, fühlen sich die Lateiner der Le-
ehr zu demjenigen Jünger Jesu hingezogen,
der christlichen Liebe vertritt.
he Kirche genauer ins Auge, so wäre man
t, daß die Nationalität selbst, ein so mäch-
rgischen Fragen, das Dogma dieser Kirche
eschichte des Orients im Allgemeinen, wie
lawen im Besonderen, macht sich der Hang
). Es ist eine Erbschaft von den Hellenen,
in des Heidenthums, die, dem unbekannten
der Wirklichkeit nimmer etwas Anderes als
hrt hatten. Eine ähnliche Erscheinung be-
. Der Kern ihrer Mythologie, an Schmuck,
tief unter der griechischen, ist, wie diese, der
ekannter Naturkräfte. Dort, wie hier, sind
Auch die Armenier, Syrer und Chaldäer,
m asiatischen Mystizismus berührt wurden,
me. Wirkliche Theologen fand das Christen-
und Slawen daher nur in den ersten Jahr-
n verbreitet zu werden, der wissenschaftlichen
als kühne Häretiker sich von allen Seiten
des Glaubens zu erschüttern. Nach dieser
die große theologische Bewegung des vierten
erzeugte, sah man bald selbst die Griechen,
nge zur Dialektik, das Feld der Theologie
ien, als wenn die religiöse Metaphysik bei
äre, und als fürchteten sie, sich von ihrem
geben. In seiner ganzen Kirchengeschichte,
eligiöser Schriftsteller, besitzt Rußland kaum
er orientalischen Kirche scheint es Prinzip,
gen unnütz, und eitel seien und daß der Text
den Glauben ausreiche, während die römische
Mächte des lateinischen Genius zu Hülfe
lehren eine gedankenmäßige Grundlage und
: der philosophische und dogmatische Grund
Nationalität selbst seine Quelle hat.

Holland.

Hollands in materieller Hinsicht.

(Fortsetzung.)

rstützung. Der Pauperismus ist in Hol-
ntersuchungen und Erörterungen in den Ver-
reter und in der Presse gewesen. Die neue-
n in Betreff des Pauperismus beziehen sich
annten Unterstützungs-Anstalten, welche den
: Arbeit zu verschaffen und Kenntnisse und
zu verbreiten; 2) auf diejenigen Anstalten,
den Pauperismus zu verhindern. Anstalten
: Jahre 1850 (ohne die Bettler-Kolonieen)
7154 gezählt; beinahe 800 dieser Anstalten haben sich immer geweigert, der Regierung Mittheilungen über ihre Lage zu machen. Die Anzahl der Anstalten der zweiten Art betrug in demselben Jahre 585; von diesen haben 475 der Regierung die gewünschten Mittheilungen gemacht. Die gesammten Einnahmen der Anstalten der ersten Art haben sich auf mehr als 13 Millionen Gulden, die Ausgaben auf 12½ Million Gulden belaufen. Die Anzahl der ausschließlich für die armen Kinder bestimmten Schulen betrug 1850: 150, d. i. 10 mehr, als die Durchschnittszahl der letzten 10 Jahre; die Anzahl der Schüler war 54,096 (in den letzten 10 Jahren waren es durchschnittlich 49,962). Die Bevölkerung der Bettler-Kolonieen belief sich 1850 auf 9935, d. i. fast eben so viel, als im Jahre 1841; diese Zahl ist bedeutend geringer, als die Durchschnittszahl der letzten 10 Jahre, welche 10,287 beträgt. Im Zeitraum von 1847 bis 1848 war diese Bevölkerung bis auf 11,000 gewachsen. Im letzten Viertel des Jahres 1852 hat die Anzahl der in den Bettler-Kolonieen Aufgenommenen etwas zugenommen (um 290 Individuen). Die Sterblichkeit war immer gering und der Gesundheitszustand im Allgemeinen befriedigend. Die Fälle des Davonlaufens sind nicht zahlreich gewesen; man zählt nur 30 solcher Fälle. Die Fabrikarbeit hat ein günstigeres Ergebniß geliefert, als der Landbau. Eine Dampf-Spinnmaschine hat die verhältnißmäßig recht beträchtliche Quantität von 134,396 Pfund Gespinnst in 48 Wochen, jede Woche zu mehr als 75 Stunden, geliefert; die 404 Webestühle sind beständig in Thätigkeit gewesen; ihre Anzahl ist sogar um 48 vermehrt worden.

Man zählte im ganzen Königreich 73 Sparkassen und 40,396 daran Betheiligte; die Einnahmen betrugen mehr als 2 Millionen; die Ausgaben 1,745,287 Gulden.

Oeffentlicher Unterricht. Die Anzahl der Studirenden auf den drei Universitäten Leyden, Utrecht und Gröningen belief sich am 31. Dezember 1851 auf 1,119, von denen 330 die Theologie, 469 das Recht, 154 die Medizin, 51 die Natur- und mathematischen Wissenschaften und 115 die Philosophie und die Literatur studirten. Die Anzahl der Studirenden auf dem Athenäum in Amsterdam betrug 121. Sechsunddreißig Studirende erwarben im Jahre 1851 Universitätsgrade; im Jahre vorher war die Zahl dieser viel größer gewesen. Was den höheren Schulunterricht betrifft, so betrug die Anzahl der an demselben Theilnehmenden 1805, eine Zahl, welche bedeutend größer ist, als in früheren Jahren; schon von 1839 bis 1849 hatte sich die Zahl von 1327 bis auf 1776 gesteigert. — Die Anzahl der Volksschulen belief sich auf 3277, von diesen waren 2446 öffentliche und 188 Privatschulen erster Klasse und 643 zweiter Klasse. Die Anzahl der Zöglinge dieser Schulen zerfällt in zwei Kategorieen: solche, welche die Schulen das ganze Jahr hindurch besuchen, und solche, welche sie nur während des Winterhalbjahrs besuchen. Die Anzahl der Kinder, welche während des Sommers die Schulen nicht besuchten, betrug 74,294. Man meint, daß im Winter ein Achtel, im Sommer ein Neuntel der Bevölkerung des Königreichs Unterricht genießt. — Die Anzahl der Lehrer belief sich 1851 auf 5902, die der Lehrerinnen auf 590, zusammen auf 6492.

Heeresmacht. Nach den Ansätzen auf dem Budget für 1853 zählt die holländische Armee in aktiven Diensten 20,488 Mann; das ist beinahe die im Jahre 1850 angenommene Zahl, bei der auf die Infanterie 12,807, auf die Kavallerie 2970, auf die Artillerie 4272, auf das Gemeincorps 439 Mann kamen. Außerdem werden auf drei Monate zur stehenden Armee einberufen: 6000 Mann. Die Reserve zählt 23,924 Mann Infanterie, 1272 Mann Kavallerie, 4599 Mann Artillerie, 206 Mann vom Genie, zusammen 30,001 Mann. Die Nationalmiliz belief sich 1850 auf 7878, im Jahre 1851 auf 8171 Mann. Die National-Garde (Schuttery) zählte 1852 92,252 Mann, in 2 Abtheilungen, von denen auf die erste: die aktive Garde, 31,530, auf die zweite: die Reserve, 60,722 Mann kamen. Von der aktiven Garde waren in wirklich aktiven Diensten nur 17,637 Mann.

Marine. Im Jahre 1852 hat man besondere Aufmerksamkeit der Marine zugewendet. Es ist eine Kommission ernannt worden, welche den Zustand der Marine prüfen und auf die etwa einzuführenden Verbesserungen bedacht sein soll. Vielerlei Verhältnisse, innere wie äußere, haben zum Verfall der holländischen Seemacht beigetragen, die zu ihrer Zeit in Europa nicht ihresgleichen hatte. Ihr Verfall begann zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts und setzte sich fort bis 1830, in welchem Jahre der Anfang zur Wiederherstellung der holländischen Marine gemacht wurde. Zu dieser Zeit gewann der Handelsverkehr mit Indien eine neue Gestaltung; es war ein neues System eingeführt worden, in Folge dessen sich wieder eine engere Verbindung zwischen dem Mutterlande und seinen überseeischen Besitzungen herstellte. Die Handelsflotte erhielt dadurch eine mächtige Bedeutung. Der König, die Regierung, die Kapitalisten — Alle wetteiferten mit einander, die Handelsflotte so viel wie möglich emporzubringen. Holland fing wieder an, eine Seemacht zu werden. Unter der Regierung Wilhelm's II. fing man an, auch die Kriegsflotte den Bedürfnissen des Landes entsprechend neu zu organisiren. Ryk, ein ausgezeichneter Marine-Offizier, der damals Gouverneur der Kolonie Surinam war,

wurde zur Leitung des großen Unternehmens ins Mutterland zurückgerufen. Er trat den 3. Juni 1842 in seine neue Stellung ein und legte in den sieben Jahren, in denen er der Kriegsflotte vorstand, trotz allen Hindernissen, die sich seinem Unternehmen entgegenstellten, den Grund zur zeitgemäßen Reorganisation der Kriegs-Marine. Als er das Marine-Ministerium übernahm, zählte die königliche Kriegsflotte: 7 Fregatten mit 3 Küstenfahrern, 5 Korvetten mit 2 Küstenfahrern, 8 Briggs erster Klasse, 7 Briggs zweiter Klasse, 10 Schooner, 6 Dampfböte, 3 Transportböte, 1 Uebungsschiff für die Schiffszöglinge, 19 Kanonenböte. Als er 1850 das Ministerium niederlegte, hatte die Kriegsflotte 6 Fregatten, 6 Korvetten, 9 Briggs, 19 Avisos, Briggs-Schooner und Schooner, 14 Dampfschiffe, 1 Transportschiff, 18 Kanonenböte, 1 Uebungsschiff, zusammen 71 Schiffe mit 6216 Mann. Die für die Flotte bewilligten Gelder beliefen sich auf 5,353,632 Gulden. Seitdem hat sich der Bestand der Seemacht wenig geändert. Die von dem gegenwärtigen Minister ernannte Kommission schlägt vor, die Seemacht zu vergrößern, die nöthigen Schiffsbauten auf mehrere Jahre zu vertheilen, den Etat des Budgets für die Marine zu erhöhen, die Marine-Schule neu zu organisiren u. s. w.

Steuer-, Kredit- und Münzwesen. Aus einer Uebersicht der Staatseinnahmen in 10 Jahren (1843—52) ergiebt sich, daß die Gesammtsumme von 1844 bis 1846 sich vermehrt, 1847 geringer geworden und 1848 ihr Minimum erreicht hat. In den letzten Jahren ist sie wieder gewachsen; ihr Maximum hat sie 1851 gehabt; sie betrug in diesem Jahre beinahe 56½ Million Gulden und überstieg die Summe von 1848 um 3½ Million. Die folgende Uebersicht zeigt, welche Arten von Staatseinnahmen die festesten Grundlagen haben.

	Jährl. Durchschnitts-Ertrag in den letzten 10 Jahren.	Ertrag im J. 1843.	Ertrag im J. 1852.
	Fl.	Fl.	Fl.
Direkte Steuern	18,686,878 . .	17,860,452 . .	19,295,975
Einfuhr- und Ausfuhrzölle u. dergl.	4,972,403 . .	5,301,816 . .	5,142,716
Accisen.	19,423,414 . .	18,532,383 . .	20,123,242
Einregistrirungs-, Stempel-Erbschafts-Gebühren . . .	9,442,064 . .	9,341,508 . .	9,601,473
Schutzzoll von Gold- u. Silberwaaren.	144,124 . .	137,867 . .	168,867
Briefpost	1,358,422 . .	1,358,073 . .	1,382,610
Lotterieen	444,618 . .	494,995 . .	414,686
Zusammen . .	54,471,923 . .	53,027,094 . .	56,129,569

Die Staatsausgaben der Niederlande betragen 22 Gulden auf den Kopf; das ist etwas mehr als in Frankreich. Die Staatsschuld nimmt 51,•• Prozent der Gesammteinnahme in Anspruch, d. i. mehr als 11 Gulden pro Kopf. Der Marine- und Kriegs-Etat betragen zusammen 22,•• Prozent und, mit den Ausgaben für die Staatsschuld, 74,•• Prozent der gesammten Staatsausgaben. Die Kosten der inneren und auswärtigen Administration betragen nur 25,•• Prozent. Die Nationalbank hält durch ihre klugen Operationen, durch den Beistand, welchen sie in einem richtigen Maße der Regierung leistet, den öffentlichen Kredit auf eine würdige Weise aufrecht. Am 31. Dezember 1852 waren Bankbillets für eine Summe von 76 Millionen Gulden in Umlauf, das Guthaben betrug mehr als 30 Millionen; der Bestand in Münzsorten, Effekten u. s. w. belief sich auf 95 Millionen Gulden. Vor kurzem ist in Amsterdam auch ein auf Gegenseitigkeit beruhender Kredit-Verein, wie der in Brüssel und der in Berlin, zu Stande gekommen. Die Verbesserung im Münzwesen war eine der Verwaltung der holländischen Finanzen auferlegte Nothwendigkeit. Das Gesetz von 1816 hatte zur Grundlage für den Geldverkehr zwei Valuten angenommen, das Gold und das Silber. Die Circulation des Silbers beruhte zum großen Theil auf alten Münzen, deren Silberwerth sich täglich verminderte, während man 1836 schon 133 Millionen in Gold geprägt hatte. Die neuen Silbermünzen wurden dem Verkehr entzogen; die alten sanken von Tage zu Tage im Werthe in Folge ihrer Herabsetzung in den großen Städten, die weder durch den Straf-Kodex noch durch ein zu spät erlassenes besonderes Gesetz verhindert werden konnte. Das im Mai 1848 vom Minister Herrn van Hall durchgebrachte Gesetz trat zuerst dem Uebel erfolgreich entgegen; kraft dieses Gesetzes wurde die Einziehung der alten Münzsorten, die bis aus dem siebzehnten Jahrhundert herrührten, durch Ausgabe von mehreren Millionen in neuen couranten Münzen und von 30 Millionen in Tresorscheinen zu 5 bis 500 Gulden, die später wieder eingezogen wurden, bewirkt. Der Staatsschatz mußte ein Opfer von fast 7 Millionen bringen; aber er half dem Uebel ab und beugte größeren Verlusten vor. Man stellte nun als Grundlage für das Silbergeld den Gulden hin, verminderte aber um ein Weniges den im Jahre 1816 angenommenen Silberwerth desselben. Alle kraft des Gesetzes von 1816 geprägten Silbermünzen wurden eingezogen. Die Kosten der Reform des Münzwesens betrugen im Ganzen 10 Millionen.

Handel. Der holländische Handel fährt fort, sich zu mehren. Der Gesammtwerth der Einfuhren ist im Jahre 1851 : 303,993,224 Gulden gewesen; 1850 betrug er nur 284 Millionen. Eben so ist der Gesammtwerth der Ausfuhren von einem Jahre zum anderen von 230 Millionen auf 242 Millionen gestiegen. England figurirt in diesem Handelsverkehr mit 130 Millionen; dann kommen Java und die holländischen Besitzungen in Indien mit 63 Millionen Einfuhr und 14 Millionen Ausfuhr. Frankreich kömmt erst nach dem deutschen Zollverein und nach Belgien. Ein Handelszweig, der ehemals die große Schifffahrt genannt wurde, hat seit einigen Jahren allmälig abgenommen. Wir meinen den Häringshandel, der früher so bedeutend war, daß England mit in Beziehung auf diesen Handel seine prohibitiven Schifffahrtsgesetze gab. Im 17ten Jahrhundert sah man im Durchschnitt jährlich 1000 Fischerböte (Buipen) aus den Häfen Hollands ausfahren; diese Zahl ist immer geringer geworden; 1813 betrug sie noch 150; gegenwärtig ist sie auf 100 bis 130 gesunken. Der Ertrag der Häringsfischerei bestand 1851 nur in 4908 Tonnen; die Ausfuhr in 3080 Tonnen. Die englische Häringsfischerei dagegen hat in den letzten Jahren einen großen Aufschwung genommen. In Holland haben die Regierung und das Publikum der Abnahme des Häringsfanges ihre Aufmerksamkeit zugewendet, und man hat die Absicht, das diesen Gegenstand betreffende Gesetz von 1818 zu ändern.

Schifffahrt. Die Handelsflotte Hollands zählte, zu Ende des Jahres 1852, 1971 Schiffe mit einem Inhalt von 448,864 Tonnen, d. h. 111 Schiffe und 37,358 Tonnen mehr als 1851. Auf der Ostsee hat die holländische Schifffahrt geringere Fortschritte gemacht, als auf anderen Meeren. Doch ist die freie Schifffahrt nach Großbritannien auch den holländischen Schiffen auf der Ostsee zugutegekommen. Im Jahre 1852 sind von den verschiedenen Schiffsbauplätzen Gröningens 61 neue Schooner vom Stapel gelaufen. Bemerkenswerth ist, daß die gewöhnlichen Koffs (die für die Fahrt auf der Ostsee geeignetsten Schiffe) nicht mehr gebaut werden; man sucht gegenwärtig Schiffe von einem größeren Tonnengehalt. — Eingelaufen sind im Jahre 1852 in holländische Häfen 6976 Schiffe mit einem Gehalt von 1,180,928 Tonnen; es ist dies in 25 Jahren die größte Anzahl; 3170 dieser Schiffe mit einem Gehalt von 492,185 Tonnen waren holländische. Die Zahl der auslaufenden Schiffe betrug 4758, mit einem Gehalt von 819,392 Tonnen; davon waren 2450 mit einem Gehalt von 375,594 Tonnen holländische. Am 31. Dezember 1852 zählte man in der Handelsflotte 143 Fregatten mit 112,450 Tonnen, 294 Barken mit 162,926 Tonnen, 133 Schooner mit 21,526 Tonnen, 806 Koffs mit 95,764 Tonnen. Die Zahl der Dampfschiffe betrug in der Handelsflotte nur 13 mit 2950 Tonnen. Dampfschifffahrts-Verbindungen werden vorbereitet und sind zum Theil schon hergestellt zwischen Kampen (in der Provinz Overyssel) und England, zwischen Middelburg und Bergen-op-Zoom, zwischen Arnheim und Cleve; auch die Dampfschifffahrts-Verbindungen mit den französischen Häfen, mit der Ostsee, mit den Vereinigten Staaten sollen vermehrt werden. Die Flußschifffahrt geht zum größeren Theil unter der Nationalflagge; der Transport auf dem Rhein ist 1852 bedeutend größer gewesen, als 1851. Stromaufwärts sind befördert worden 6,316,543 Ctr. im Jahre 1852, 4,751,272 Ctr. im Jahre 1851; stromabwärts 8,246,023 Ctr. im Jahre 1852, 7,269,816 im Jahre 1851. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Aus der Pariser lithographirten Korrespondenz.

Blasirtheit des Pariser Theater-Publikums. — Deutsche Musiker in Paris. — Monstre-Theater.

Ueber die Pariser Theater äußert sich Herr Hector Berlioz in einem seiner Feuilletons folgendermaßen: „Keine Anziehungskraft und keine Kuriosität reicht heute mehr hin, um ein Schauspielhaus zu füllen. Man mag noch so viel arrangiren, sprechen, singen, schreien, tanzen, verblenden und bezaubern, das reiche Volk kömmt doch nur selten und jedesmal erst sehr spät in das Theater. Sogar jene unglücklichen Millionäre, welche eine Loge miethen, scheinen nur daran Gefallen zu finden, ihre Geringschätzung der Kunst und der Künstler zu bezeugen, indem sie ihre Plätze während der ersten Stunden und während der letzten Stunde des Abends leer lassen. Ohne Zweifel thun es Einige, weil sie es für fashionable halten; aber die wahre Ursache der Abwesenheit der Meisten ist die Gleichgültigkeit und die Uebersättigung. Gegen dieses Uebel giebt es vielleicht kaum ein Mittel. Die Gesellschaft ist alt, geizig, gichtisch, katarrhalisch; sie behält ihr Geld, sie ächzt, hustet und stellt sich taub, um nicht in die Oper zu gehen. Man giebt zuhause gute oder schlechte Konzerte, die man niemals anhört. Diese Gesellschaft will nicht mehr sehen, noch hören, noch denken; sie sträubt sich dagegen, an Etwas Wohlgefallen zu finden; sie giebt sich nicht mehr die Mühe, Etwas zu hassen; sie lacht nur höchst verdrießlich; der Skandal sogar kann sie nicht mehr erheitern, denn sie kennt sich selbst am besten; sie beißt auch nicht mehr, nicht etwa aus Man-

gel an Zähnen, sondern um ihr Gebiß nicht anzustrengen; sie glaubt an die sprechenden Tische und kretinisirt sich."

Wir können nicht unbemerkt lassen, daß sich in der französischen Hauptstadt eine Fraction, nicht sowohl gegen deutsche Musik, als gegen deutsche Musiker ankündigt. Die Zahl der deutschen Musikkünstler: Komponisten, Virtuosen, Lehrer ꝛc., ist sehr groß in Paris. Dieselben verdienen mehr oder weniger Geld, sind mehr oder weniger bescheiden und bewahren mehr oder weniger ihre nationalen Eigenthümlichkeiten, so daß sie eine besondere Gruppe bilden, welche den Franzosen Konkurrenz macht. Die besten Tage sind jedoch für dieselben entschieden vorüber. Um nur die Virtuosen zu erwähnen: seit Jahren hat kein deutscher Virtuos in Paris einen pekuniären Erfolg gehabt. Auch die Kasse der sehr verdienstlichen Dlle. Claus war hier am leersten, als alle Zeitungen ihres Lobes voll waren. Die moderne Schule der französischen Musik, die Leistungen Auber's, Halevy's u. s. w. werden mehr und mehr gegen die deutsche Geschmacksrichtung zur Geltung gebracht. Wir konstatiren diese Erscheinung, um später darüber unsere Meinung zu äußern. Sogar Meyerbeer scheint sein souveraines Recht auf Unverletzbarkeit und auf Erhabenheit über alle Kritik hier schon eingebüßt zu haben. Meyerbeer besitzt in seltenem Grade alle Hülfsmittel des Talentes, des Wissens, des Reichthumes, des Weltmannes und des Diplomaten, um einen Erfolg zu schaffen oder zu organisiren und seine Glorie zu bewahren. Doch zeigen sich Symptome von Mißgunst und Feindseligkeit gegen ihn, welche wahrscheinlich bei Gelegenheit der Aufführung des „Feldlagers" in der komischen Oper mit Heftigkeit auftreten werden. Meyerbeer's Ruf als feiner, liebenswürdiger und großmüthiger Diplomat, der mit jeder Feder ein herzliches Einvernehmen unterhält, wird aber kompromittirt sein, wenn er irgendwo etwas Anderes, als ein dankbares, ergebenes Lob aufkommen läßt. (!)

Man will in Paris, in der neuen Rivoli-Straße, ein Monstre-Theater erbauen, das sechstausend Personen fassen kann. Es wird von den Freunden des Projektes angeführt, daß nicht die große Anzahl der Theater die Direktoren ruinirt, sondern der Umstand, daß sie zu klein sind, sei die wahre Ursache ihres Verderbens. Demnach würde es sich für die Theater darum handeln, das Problem der Wohlfeilheit ihrerseits zu lösen und, wie die meisten Zweige der Industrie, ihr Heil bei den Massen zu suchen. Die geringe Anzahl von Plätzen hat einen für den größten Theil des Publikums zu hohen Preis für die Meisten derselben zur nothwendigen Folge. Es müssen daher große Theater erbaut werden, in welchen es dreimal so viel Raum für die Zuschauer als in den bestehenden giebt. Dies wird eine entsprechende Herabsetzung der Preise gestatten. Nach demselben Projekte soll um das Theater herum eine breite Galerie gebaut werden, welche an elegante Gebäude stößt, deren Erdgeschoß zu geschmackvollen Verkaufsläden eingerichtet wird. Die oberen Stockwerke, in Form einer gedeckten und mit Blumen geschmückten Galerie-Terrasse, sollen zu Wohnungen für die Fremden eingerichtet werden. Die Kosten des Ganzen sind von dem Ausarbeiter des Projektes auf zehn Mill. Fr. veranschlagt. Das Zuströmen von Fremden während der Weltausstellung soll das erste Gelingen sichern. So kühn auch das Projekt scheinen mag, spricht doch so Vieles für dasselbe, daß das Zustandekommen desselben nicht unwahrscheinlich ist.

Mannigfaltiges.

— Napoleon's Apotheose, von Ingres. Der hoch bejahrte Maler Ingres hat für den Kaisersaal im Pariser Hôtel de Ville ein Plafondgemälde vollendet, das viel von sich reden macht. Das kreisförmige Gemälde stellt die Apotheose Napoleon's dar. Die Figuren sind in Lebensgröße. Inmitten des blauen Himmels sieht man Napoleon mit dem Scepter und von der Fama begleitet, auf einem von Siegesgöttern geführten Wagen, über welchem ein Adler schwebt. Man erblickt unterhalb dieser Gruppe ein Stück der Erde, auf welchem der leere, schwarz behängte Thron Napoleon's steht. Zur Rechten desselben ist Frankreich in Trauer und dem zum Himmel eilenden Napoleon nachsehend, während von der anderen Seite die Nemesis herbeieilt, um die Anarchie zu stürzen. In der Ferne, am vom Meere begränzten Horizonte, bemerkt man den Felsen von St. Helena. Dieses Gemälde ist insbesondere durch die Nachahmung des Styles der Alten merkwürdig; es erinnert lebhaft an allbekannte antike Medaillen und Cameen. Napoleon ist nackt dargestellt, die übrigen Figuren tragen griechische Gewänder, und namentlich die Pferde sind den schönen Medaillen von Syrakus nachgezeichnet. Ein großer Effekt wird durch den Gegensatz des Lichtes der Himmelsgegend zu der schwarzen Trauernacht der Erde hervorgebracht. Wenn man bedenkt, daß Ingres ein Siebziger ist, so erstaunt man noch mehr über den Schwung und die Kraft sowohl der Composition, als der Zeichnung und Farbe. Die Figur Napoleon's, insbesondere der Kopf und der Arm, welcher das Scepter hält, und der ganze Torso sind vielleicht das Vollendetste, was der Künstler in seinem ganzen Leben geschaffen hat. (L. C.)

— Ein Maskenball in Neapel. „From Mayfair to Marathon" heißt ein neulich erschienenes englisches Reisewerk, dem wir folgende interessante Beschreibung eines Maskenballs in der „allergetreuesten Stadt Neapel" entlehnen: „Als wir beim Theater San Carlo anlangten, waren wir erstaunt, eine Escadron Kavallerie vor den Thüren aufgestellt zu sehen, an welchen nur noch einige Müßiggänger umherstanden. Was sollte das bedeuten? Waren das Vorbereitungen zu einem Maskenball? In jedem Fall beschlossen wir hineinzugehen, da ein Maskenball in Neapel, mitten im Karneval, zu den Sehenswürdigkeiten gehört, die man nicht gern versäumt. Nachdem wir das Eintrittsgeld bezahlt, stiegen wir, etwas erstaunt über das tiefe Schweigen, welches um uns herrscht, eine herrliche Treppe hinauf, die von bewaffneten Gendarmen starrt. Das Theater ist prächtig; Hunderte von Lichtern glänzen wie in einem Feenpalast — es gleicht einem wahren Tempel der Freude. Aber, mein Gott! wo ist das Publikum! Das Haus ist ja ganz leer. Doch nein! Wir zählen hundertzehn Mann Soldaten und Polizeidiener im Gebäude, ohne die Kavallerie draußen — alle mit grimmigen Schnurrbärten, Säbeln, Flinten und Bajonnetten. Jede Thür, jeder Durchgang ist von diesen Wächtern des Gesetzes angefüllt. Die Zahl der Gäste aber beläuft sich auf just sieben! Sieben in diesem ganzen ungeheuren Gebäude! Drei Personen, ungefähr wie die Clowns in Astley's Amphitheater gekleidet, gehen auf und ab, zwei von ihnen Arm in Arm, die dritte allein. Noch ein Mann in einem schwarzen Domino, einem Trauermantel nicht unähnlich — wahrscheinlich ein Reisender — und zwei junge Engländer, die an der Thür stehen und vom Vesuv sprechen, machen mit uns die sieben voll. Die Musik spielt lustig auf, und von Zeit zu Zeit stürzt ein der Polizei affiliirtes Individuum in einem sehr erregten Zustande herein, um nachzusehen, ob einer von uns nicht einen Ueberzieher hat, der uns abgefordert und fortgetragen werden muß. Auch der Controleur tritt ein, da er draußen nichts zu thun hat, und wir knüpfen mit ihm ein Gespräch an. „Ist der Ball vorüber?" — „Nein, er hat noch nicht begonnen." — „Wann wird er beginnen?" — Der Controleur lächelt und zeigt mit einer fast unmerklichen Bewegung auf ein „Polizei-Präfektur" unterzeichnetes Plakat hin, welches uns sogleich in das Geheimniß einweiht. Die neapolitanische Regierung hat das pikante Nationalgericht in Wassersuppe umgewandelt, und Niemand will davon essen. Dem Vergnügen ist seine Würze geraubt worden, und man bleibt lieber ganz davon weg. In dem Plakat war Alles verboten, was dieser Lustbarkeit, die in Italien ihren Ursprung hat und von der die Eingebornen leidenschaftliche Liebhaber sind, Interesse oder Leben verleihen konnte. Da war eine lange Liste von Masken, in welchen man nicht erscheinen durfte — eine noch längere von Dingen, die nicht gesagt werden durften. Kein Wunder, daß die Scene so todt war; nicht ein Scherz, nicht ein Lachen wurde von den sieben traurigen Personen gehört während der ganzen Stunde, die ich im Theater zubrachte. Ich blieb eine Stunde, weil ich das Ding bis zu Ende sehen wollte, und erst, als die zwei Bajazzos verschwanden und die beiden Engländer ins Foyer gingen, um ihre Ueberzieher einzulösen, schickte ich mich an, die beiden übrigen Gäste ihrer Einsamkeit zu überlassen. Auf der Treppe wurde ich natürlich von einem Bajonnett angehalten; es war nicht der gesetzliche Ausgang; ich mußte die Treppe rechts, nicht die links hinuntergehen. Ich that, wie mir befohlen ward, und als ich das Haus verließ, hörte ich nur das Echo meiner eigenen Stiefel durch die ausgestorbenen Räume hallen."

Literarischer Anzeiger.

In unserem Verlage ist erschienen:

Handbuch der Zootomie der Wirbelthiere

von

Herrmann Stannius.

Zweite Auflage.

Erstes Heft: ***Zootomie der Fische.*** gr. 8. 1⅓ Thlr.

Die neue Auflage des v. Siebold und Stannius'schen Handbuchs der vergleichenden Anatomie wird unter dem Gesammttitel eines Handbuchs der Zootomie von v. Siebold und Stannius erscheinen und auch in dieser Gestalt den Ruf rechtfertigen, den die erste Auflage nicht blos in Deutschland, sondern auch im Auslande gewonnen hat, indem Uebersetzungen derselben in Holland, Frankreich und Nord-Amerika veröffentlicht worden sind. In dem vorliegenden ersten Hefte war ein so reichhaltiges neues Material zu verarbeiten, dass der Umfang desselben den des entsprechenden Abschnitts der ersten Auflage wesentlich überschreiten musste, was bei den späteren Abschnitten des Gesammtwerkes gar nicht oder doch nur in weit geringerem Maasse der Fall sein wird. — Von der Zootomie der wirbellosen Thiere hoffen wir noch vor Ablauf der ersten Hälfte dieses Jahres gleichfalls ein erstes Heft ausgeben zu können.

Veit & Comp.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 6 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 3 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Expedit. Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 14. Berlin, Donnerstag den 2. Februar 1854.

Frankreich.

Französische Literatur im Auslande.*)

II. London im siebzehnten Jahrhundert.
(Saint-Evremont.)

Vor der Restauration der Stuarts entdecken wir auf dem gastlichen Boden Großbritanniens keinen französischen Schriftsteller von einigem Verdienst, den das Exil dahin geworfen; man zählte hier nur einige Gelehrte auf den Universitäten, Geistliche, Theologen, welche die französischen Kirchen des protestantischen Englands dorthin berufen hatten. Andererseits hatte noch keine englische Feder ein Werk geschaffen, dessen sich die französische Literatur berühmen könnte. Allein in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts ändert sich die Scene; das Jahr 1662 sieht Saint-Evremont in London und jenen Grafen von Grammont, welcher dem Schotten Anton Hamilton, seinem Biographen, Gelegenheit gegeben, unter den geistreichsten Schriftstellern des Jahrhunderts Ludwig's XIV. eine Stelle einzunehmen. St. Evremont und Hamilton haben gewissermaßen das Vaterland mit einander vertauscht; und dieser Tausch hat ein umgekehrtes Resultat für die Dauer ihres Namens und für den Rang, den sie in der Literatur des großen Jahrhunderts einnehmen, gehabt. Was Frankreich dabei verloren, hat Schottland gewonnen.

Die Schriften Saint-Evremont's sind lange Zeit, so zu sagen, in die Rumpelkammer der literarischen Denkmäler der Regierung Ludwig's XIV. geworfen worden. Die Zeit aber, welche immer eher literarische Namen veralten läßt, als daß sie sie erneuerte, scheint heute dem Rufe des Freundes der Ninon de l'Enclos Etwas von seinem alten Glanze zurückzugeben, wenn es auch schwer ist, seine literarischen Verdienste, wie sie in der verworrenen Sammlung seiner Werke vergraben sind, treu und scharf herauszufinden.

Im Jahre 1662 also, zwei Jahre nach der Wiederherstellung der Stuarts auf den Thron von England, landete Saint-Evremont, General in der Armee seines Königs, Ludwig's XIV., und einer der ausgezeichnetsten Männer an dem geistreichsten Hofe von Europa, in London, um an dem Hofe Karl's II. zu warten, bis der besänftigte Zorn seines jungen Königs ihm die Rückkehr nach Frankreich gestatten würde. Er war damals kein junger munterer Mann mehr: er war funfzig Jahre alt; aber wer, wie er, in der Welt gelebt hatte, verließ nicht ohne ein lebhaftes Bedauern jene glänzende Hauptstadt, jene liebenswürdigen Frauen und jene großen Herren, deren Unterhaltung und Umgang, nebst der guten Tafel, sein größtes Vergnügen ausmachten. Hätte er, als er den Fuß auf englischen Boden setzte, vorhersehen können, daß er in dem Alter von einundneunzig Jahren sterben würde, ohne Frankreich wiedergesehen zu haben, seine Philosophie würde nicht Stand gehalten, er würde sich der Verzweiflung überlassen haben; unmöglich konnte er damals errathen, daß er nach dreißig Jahren seines Exils, als man ihm sein Vaterland wieder öffnete, diese verspätete Gnade zurückweisen und die Gastfreundschaft Englands vorziehen würde, welches ihm die Ruhe seiner letzten Jahre und seiner Asche eine Stelle in den Hallen der Westminsterkirche verliehen. Freilich wäre auch dies kein Trost für ihn gewesen, denn er war nach keiner Art des Ruhmes begierig, und er verwünschte aufrichtig seine Feder, als die Ursache seiner Ungnade.

Saint-Evremont (geboren 1613), war der zweite von mehreren Söhnen; während man den ältesten in der Familie l'honnête homme nannte, führte er den Beinamen l'Esprit. Kurze Zeit studirte er die Rechte, dann trat der junge Edelmann in die Armee ein, fast zu derselben Zeit, wie der große Condé, dessen Lieutenant und bald darauf Secretair er wurde. Beide große Recken, wobei jedoch der Herzog öfter den Kürzeren zog, vertrugen sich so lange gut, bis der Günstling das Unglück hatte, sich an den Prinzen zu reiben, worüber er plötzlich seine Gunst und seine Stelle verlor. Da er indeß während der Fronde der Partei des Hofes treu blieb, wo er Freunde zählte, wie der Marschall v. Crequi und Turenne, so erinnerte man sich, daß er bei der Belagerung von Arras und bei Rocroy eine gute Figur gemacht, daß er in der Schlacht von Nördlingen einer gefährlichen Wunde fast erlegen wäre, und der König ernannte ihn zum Geheimsecretair. Der Kardinal Mazarin belohnte nicht nur den braven Degen des Edelmanns, sondern auch die Feder, welche auf eine so scherzhafte und für die Frondeurs so vernichtende Art den Rückzug des Herrn v. Longueville in sein Gouvernement der Normandie erzählte, ein politisches Pamphlet, das seines Musters, der „Satire Ménippée", würdig war. Die Eitelkeit, welche die Fronde zugrundegerichtet, war hier ins Fleisch getroffen. Eine solche Schrift war gewiß nicht die eines Aufrührers; aber das hinderte Mazarin, welcher aus vollem Herzen auf Kosten des Herzogs von Longueville gelacht hatte, nicht, kurz darauf den neuen Geheimsecretair in die Bastille zu schicken, weil er ihn im Verdacht hatte, dem Herzog von Candale einen schlechten Rath gegeben zu haben.*) Aus dem Gefängnisse entlassen, nahm St. Evremont sich die Erfahrung zu Herzen und bezwang seine Neigung zum Spott. Es war auf einem der Feldzüge von Flandern, daß er an der Tafel des Marschalls von Hocquincourt der berühmten Unterhaltung des Marschalls mit dem Jesuiten Canayre beiwohnte, wovon er die Erzählung geliefert hat. Die großen Streitigkeiten der Jesuiten und Jansenisten über die Gnade waren bereits sehr weit gediehen, und zwei Jahre darauf erschienen die Provinzial-Briefe. Jener Dialog ist das Meisterstück Saint-Evremont's und ein Meisterstück dieser Art Satire, welche außerhalb der französischen Literatur ihresgleichen nicht hat.

Saint-Evremont hatte sich über die Politik der guten Patres lustig gemacht; er wagte es nun, über die Politik Mazarin's zu urtheilen. Er hatte den Kardinal zu der Konferenz begleitet, wo der berühmte pyrenäische Friede geschlossen wurde, und war einer von denjenigen, welche diese berühmte Unterhandlung, aus welcher zuletzt der Friede und die Stärke des Reiches hervorgingen, nicht begriffen. Die Bedingungen erschienen ihm verdächtig, eben so erniedrigend für Frankreich wie sehr günstig für das Glück des Kardinals, und er erklärte sich über diesen weisen Frieden in einem Briefe an den Marschall von Crequi, welcher mit Ungeduld die Fortsetzung des Krieges wollte und ihn beauftragt hatte, wo möglich den geheimen Gedanken der Unterhändler zu entdecken. Im Grunde war der ganze Brief unschuldig, aber die Dreistigkeit der Sprache konnte es in den Augen der Regierung nicht sein. Der Marschall von Crequi bedachte dies nicht, als er dieses gefährliche Schriftstück der Frau von Plessis-Bellièvre anvertraute. Nach der Verhaftung Fouquet's wurde der Brief unter den Papieren dieser Dame gefunden, und der Zorn des Königs bei der Entdeckung dieser kühnen Kritik bedrohte Saint-Evremont mit einem schrecklichen Ungewitter. Er büßte für Crequi, welcher nach seiner Verhaftung mit einer kurzen Verbannung davonkam, weil man ihn für ein Kommando in der Armee brauchte, wo er in Folge dessen den Marschallstab davontrug. Dagegen wurde Befehl gegeben, auf der Stelle den verwegenen Censor zu verhaften. Zu rechter Zeit benachrichtigt, konnte St. Evremont sich in der Normandie verbergen und von da Holland erreichen, der Zeit und seinen Freunden die Sorge überlassend, seine Angelegenheiten ins Gleiche zu bringen. Saint-Evremont glaubte sich nur zu einer kurzen Verbannung zu verurtheilen — und sie dauerte sein ganzes Leben.

In London fand er sich nicht auf ganz unbekanntem Boden. Er hatte zu der Gesandtschaft gehört, welche Karl II. zu seiner Erhebung auf den Thron zu beglückwünschen kam, und er hatte damals sechs Monate an dem Hofe der zurückgekehrten Stuarts zugebracht. Unter dem Druck der düsteren Gedanken, welche das Exil begleiten, wollte er anfangs sich durch die Annehmlichkeiten des Hofes nicht trösten lassen, und um der Traurigkeit zu widerstehen, versuchte er sich in der Meditation und in der Arbeit. Die Wahl seiner Gegenstände zeigte von einem Ernst, wie er seiner Lage angemessen war. Bald waren es seine Ideen über die Wissenschaften, auf welche ein Mann von der guten

*) Vgl. Nr. 1. des „Magazins" von 1854.

*) Saint-Evremont hat demselben, der den Ruf des galantesten Mannes mit dem eines Kriegshelden vereinigte, ein anziehendes literarisches Denkmal gesetzt.

Gesellschaft sich legen könne, ein andermal ein Urtheil über Cäsar und Alexander, oder eine Parallele zwischen Plutarch und Petron. Er fing auch an, über die römische Geschichte zu philosophiren, und kam damit bis zu Tiberius. Unglücklicherweise ist der interessanteste Theil dieser Arbeit, welche die letzten Zuckungen der Republik zum Gegenstande hatte, während der Pest zu London verloren gegangen. Was uns davon übrig ist, sind die „Réflexions sur les divers génies du peuple romain dans les divers temps de la République", die sich noch heute mit Interesse lesen lassen. Der Umgang mit den vorzüglichsten Köpfen der Hauptstadt Englands trug dazu bei, die Spannkraft unseres Verbannten zu verstärken. Die Royal Society, welche vor kurzem gestiftet war (1660), zählte unter ihren Mitgliedern Männer wie Boyle, Wallis und den Astronomen Halley. Den Philosophen Hobbes sah er zuweilen und war in vertrauten Verhältnissen mit zwei berühmten Dichtern, die eines anderen Hofes würdig waren: mit Cowley, dessen Stimme sich, bemerkt Macaulay, mit Muth gegen die Unmoralität erhob, welche die Wissenschaften entehrte und die royalistische Partei bloßstellte, und mit dem ritterlichen Waller. In dieser neuen Atmosphäre, bei der Bearbeitung ernsterer und philosophischer Gegenstände, ging mit Evremont eine Umwandlung vor, wobei der Schriftsteller auf der einen Seite verlor, was er auf der anderen gewann. Wenn er seine Gedanken erweiterte und ein unabhängigeres Urtheil erwarb, so war es doch mit der Heiterkeit und der Lebhaftigkeit, mit jenem markigen und gerundeten Styl vorüber, welche die Unterhaltungen des Paters Canayre und das Urtheil über die pyrenäischen Transactionen zu Meisterwerken der französischen Satire und Prosa gestempelt.

(Schluß folgt.)

Türkei.

Die orientalische Kirche.

II. Der Volksglaube.

Vor der Annahme des Evangeliums sind die Völker des türkischen Reiches, namentlich die Griechen, die Slawen, die Walachen, die Armenier, durch unterschiedene Civilisationen gegangen, und die Erinnerungen an diese entschwundenen, aber noch nicht vergessenen Epochen haben eine desto größere Macht, als das einförmig und schlicht dahin rinnende Leben seit Jahrhunderten durch kein großes Ereigniß aufgeregt worden. Wo die literarische Bewegung hier ganz fehlt und dort kaum im Beginnen ist, da hat die mündliche Ueberlieferung die Herrschaft; das Bild einer ruhmreichen oder doch mindestens unabhängigen Vergangenheit erscheint in der Zeitenferne immer von einem Strahlenglanze erhellt. Man wird also bei jedem christlichen Volke der Türkei überall einer bemerkbaren Mischung von alten und neuen Glaubensmeinungen begegnen.

Bei einem Volke insbesondere, den Moldo-Walachen, hat diese Verquickung des Profanen mit dem Heiligen etwas Eigenthümliches. In allen ihren Legenden sind noch heute tiefe Spuren des römischen Heidenthums zu bemerken. Mit Jupiter, Venus und Merkur ist der Bauer der Fürstenthümer sehr vertraut, und manche abergläubische Vorstellung knüpft sich an diese Namen. So wird z. B. von Gründonnerstag bis Pfingsten der Jovistag, Joi, jede Woche gewissenhaft gefeiert. Man ruft an diesem Tage den Gott des Donners an und bittet ihn, Hagel, Sturm und Wetter abzuwenden. Der Freitag wird namentlich von den Frauen so heilig wie der Sonntag gehalten. Sie werden sich hüten, an diesem Tage ein schneidendes oder spitzes Werkzeug, eine Scheere oder eine Nadel, in die Hand zu nehmen. Hat etwa eine christliche Erinnerung an dieser Feier Theil? Behüte! Sie geschieht zu Ehren des Vinire, d. i. Venustages.

Bisweilen haben sich die heidnischen Ueberlieferungen mit christlichen Gebräuchen verschmolzen. Jeder Heerd hat seinen Schutzheiligen, seine Laren, zu deren Ehren alljährlich eine poetische Feierlichkeit begangen wird (Seimi, oder Jahrestag des Heiligen). Die ganze Familie wird dazu geladen; Freunde, Nachbarn nehmen Theil; die verstorbenen Ahnen selbst sind gewissermaßen Gäste; ihnen wird ein Platz vorbehalten, Brod, Wein und Salz für sie hingestellt, damit ihr Schatten, so zu sagen, allen sichtbar erscheine.

In dem walachischen Paradiese stießen die Heidengötter alle Augenblick an die Heiligen, und bei dieser Berührung in der göttlichen Wohnung mußten die christlichen Gäste unvermeidlich Etwas von ihrer harten und strengen Physiognomie einbüßen. Dingen, die mit der tiefsten Ehrfurcht behandelt werden, giebt man daher die leichtfertigste Deutung. So werden z. B. die vier Fasten von den Walachen mit der größten Strenge beobachtet. Will man wissen, woher die Fasten des heiligen Petrus entstanden sind? Der Apostel liebte eine junge Fischerin. Eines Tages konnte sie ihren mehr als gewöhnlichen Vorrath von Fischen nicht loswerden und kam mit Thränen in den Augen nachhause. Um nun seine Freundin zufrieden zu stellen, verordnet Petrus für den anderen Tag ein Fasten, und das Mädchen setzt ihre Waare reißend ab. Die meisten dieser ganz weltlichen Legenden sind bei den Walachen des Temeswarer Banats und Siebenbürgens zuhause; ihr Hauptsitz aber ist die kleine Walachei und einige Theile der Moldauer Gebirge, wo noch heute der Halbgott dieser Gegenden, Trajan, der Besieger Daciens, umgeht.

Bei den Serben spielen die heidnischen Götter keine solche Rolle, da die moldo-walachische Mythologie hier unbekannt ist; indeß zeigt sich der Einfluß des Heidenthums in der Weise, wie das serbische Volk das Treiben der Heiligen auffaßt. Es ist, wie Mickiewicz so richtig bemerkt, als hätten sich die serbischen Dichter, in geschichtlichen Sujets und im Epos so erhaben, das Wort gegeben, die religiösen Ideen herabzuziehen, um sie recht greifbar zu machen. Eine ihrer beliebtesten Legenden schildert einen Wortwechsel zwischen den Heiligen im Himmel, der einem Gezänk unter den Göttern im Olymp sehr ähnlich sieht. Und diese Familien-Aehnlichkeit ist um so treffender, als der heilige Elias, die Jungfrau, der heilige Pantaleon, die Helden dieser Legende, mit wesentlich mythologischen Attributen ausgestattet sind: Elias nämlich führt den Donnerkeil, die Jungfrau den Blitz, Pantaleon hat die Wolken zur Verfügung. Nun erhebt sich einst Streit unter den Himmelsbewohnern. „Herr", ruft der Dichter, „welch seltsames Wunder! Erbebt die Erde? Ist es die grollende See, die ihre Ufer überfluthet? Nein doch! Es donnert nicht, die Erde bebt nicht, das Meer grollt nicht; die Heiligen sind es, die sich um die Segnungen streiten." Die Jungfrau tritt mit Thränen in den Augen zu ihrem Bruder Elias, dem Herrn des Donners, und erzählt ihm, sie komme aus Indien, wo große Sittenverderbniß herrsche. „Die Jugend hat keine Achtung mehr vor dem Alter, die Kinder gehorchen nicht mehr den Aeltern, Freunde fordern einander vor das Gericht, Brüder zum Zweikampf." Der donnergerüstete Elias meint, wenn sich die Heiligen erst über die Theilung der Segnungen verständigt haben, wollen sie den Herrn bitten, ihnen die Schlüssel des Firmamentes zu übergeben; sie werden dann die sieben Himmel verschließen, an die Wolken das Siegel legen, damit drei volle Jahre kein Tropfen Regen oder Thau falle und die Nächte von keinem Mondschein erhellt werden. Nach vollbrachter Theilung der Segnungen, da Elias, die Jungfrau, Pantaleon versorgt sind, Petrus den Wein, das Getraide und die Schlüssel des Himmels überkommen, Johannes die Brüderlichkeit und die Gastfreundschaft zu seinem Loose erwählt hat, erbitten sie sich die Schlüssel zu den sieben Himmeln, die sie der Reihe nach verschließen, wobei sie die Wolken unter Siegel legen. Den Indiern, von Dürre und Krankheit heimgesucht, bleibt nun kein Ausweg, als sich zu bekehren und ihren Frieden mit Gott zu machen. Offenbar haben wir hier eine Scene aus dem Heidenthum, und die Homerische Wendung des Gedichts würde die Täuschung vollständig machen, wenn wir uns die biblischen Namen der handelnden Personen wegdenken.

Unter den zahlreichen und bemerkenswerthen Episoden der epischen Dichtung vom Fürsten Lazarus, dem letzten Vorkämpfer der National-Unabhängigkeit, finden wir wieder den heiligen Elias, der unter der Gestalt eines Falken dem Fürsten eine Botschaft der Jungfrau Maria bringt.

Ihr Geisterglaube trägt ganz die Färbung ihrer Traditionen. Die Wila gehört zu diesen phantastischen Wesen, die abwechselnd dem Menschen hold oder feindlich, aber immer slawisch gesinnt erscheinen. Selten reist Ihr, ohne diesem Kobolde zu begegnen, der Euch bald zurechtweist, bald irreführt. Die Wila ist die stete Begleiterin des heiligen Elias und der Jungfrau. Die Sammlung nationaler Dichtungen Serbiens von Wuk Stephanowitsch enthält mehrere derartige Legenden, worin das Bild der Wila mit seinen halb heidnischen, halb patriotischen Zügen dargestellt ist.

Unter den abergläubischen Vorstellungen der Serben findet sich ein grundböses Wesen, dem Range nach tief unter der Wila, das eine tyrannische Gewalt über ihre Einbildungskraft übt. Es ist der Vampyr, ein wesentlich slawisches Gespenst, das die Gegenden der Nieder-Donau durchwandert war, bevor es bei den germanischen und celtischen Racen zu spuken begann. Serbien gilt für das slawische Land, worin der Vampyr am meisten Entsetzen verbreitet hat. Die großen Landplagen, Epidemieen, Hungersnöthe werden dieser geheimnißvollen Einwirkung zugeschrieben, und wehe dann dem, der in den Verdacht geräth, unter der menschlichen Hülle ein Vampyrherz zu bergen. Man erkennt ihn an der eigenen Bläße und dem verglasten Blick. Der Schrecken vor ihm setzt sein Leben in Gefahr, und die Volksrache ist besonders auf seinen Leichnam versessen; denn die Macht des Vampyrs endigt nicht mit seinem sterblichem Leben. Aus dem Grabe selbst steigt er, um für seinen angebornen Blutdurst Opfer zu suchen. Will man ihn unschädlich machen, so muß man dem Leichnam die Beine abhacken und den Rumpf mit einem durch das Herz getriebenen Nagel an den Sarg befestigen.

Die Hellenen theilen mit den Slawen diesen fratzenhaften Glauben. Von ihnen entlehnte der Dichter des „Giaour" die entsetzlichen Züge, mit welchen er den Vampyr schildert. „Du wirst zurückkehren

zur Erde unter der Gestalt eines Vampyr, um in Deinem Vaterlande als grausiges Gespenst zu erscheinen und Deiner ganzen Race das Blut auszusaugen. Dort um die Mitternachtsstunde wirst Du kommen, das Blut Deiner Tochter, Deiner Schwester, Deines Weibes zu trinken, mit Verwünschungen der scheußlichen Kost, zu der Du verdammt bist, um Deinen lebenden, bleichen Leichnam zu nähren." Das Verhängniß ist in der That ein Element des Vampyrglaubens, wie ihn die Griechen auffassen. Bevor er dem unwiderstehlichen Drang nach Blut erliegt, kämpft der Vampyr gegen sein Geschick. In Griechenland ist dieses teuflische Wesen unter dem Namen Vardulaka bekannt. Es wird hier eben so hitzig wie bei den Slawen an der Donau verfolgt. Der Reisende Tournefort erzählt in seinen geistreichen Briefen einen eben so dramatischen wie possirlichen Auftritt, wovon er nach seiner Versicherung Augenzeuge gewesen, und der durch mehrere Tage eine ganze Bevölkerung in Aufregung setzte. Der Leichnam eines vermeintlichen Vampyrs wurde ausgegraben und, nach vorangegangenen Teufelsbeschwörungen aller Art, sein Herz verbrannt. Da aber das Unheil, das ihm der Volkswahn zuschrieb, nicht aufhörte, und da unter dem Eindruck des wachsenden Schreckens die Leute das Dorf verlassen wollten, so wurden auch die schon in Fäulniß übergegangenen Reste des Leichnams den Flammen überliefert.

An die Exkommunizirten — und der Kirchenbann, als eine der Einnahmequellen für die Popen, ist hier nichts Seltenes — knüpft sich in Griechenland derselbe Aberglaube. Verhöhnt bei ihrem Leben, angespien, wo sie sich zeigen, sind sie ein Gegenstand des Entsetzens, wenn sie unbußfertig gestorben sind. Sie können nicht ruhig in ihrem Grabe liegen; sie verlassen es Nachts, und ohne von dem Blutdurst der Vampyre besessen zu sein, ist es doch ihre Lust, ihre Bekannten zu ängstigen. Noch unlängst ermangelte man nicht, sie auszugraben, ihre Glieder in Stücke zu schneiden und sie in Wein zu kochen; die Familie hätte denn von der obersten Kirchenbehörde in Konstantinopel die Aufhebung des Bannes um schweres Geld erlangt.

Die Hellenen, wie die Walachen, bewahren in ihren religiösen Anschauungen Spuren ihrer heidnischen Civilisation. Der griechische Boden, von Barbaren überschwemmt, von Ottomanen erobert, ist noch immer von den Trümmern des Heidenthums bedeckt, die unaufhörlich die glänzenden Erinnerungen der Vorzeit zurückrufen; dennoch aber hat ihn das Christenthum viel tiefer durchwühlt, als den Boden der Fürstenthümer am linken Donau-Ufer. Die heidnischen Traditionen nähren den Patriotismus, den Stolz der Nation auf den alten Ruhm, ohne sich, wie bei den Walachen, auf so seltsame Weise mit den christlichen Legenden zu verquicken. Und doch würde es nicht schwer halten, in den Religionsbräuchen der Griechen Eigenheiten aufzufinden, die unbestreitbar vom Heidenthum herrühren. So der Brauch, zu gewissen Zeiten mit den Heiligenbildern, wie vormals mit den Familiengöttern, bei Flöten- und Paukenschall einen Tanz aufzuführen. So folgen Klageweiber von Profession der Leiche, die unter entsetzlichem Geheul sich das Haar zerzausen und das Gesicht zerkratzen. Die Quellen sind im Allgemeinen den Heiligen, wie vordem den Nymphen, geweiht. Endlich zeigen die Sitten der christlichen Griechen Spuren des alten Opferkultus. Wenn der Grund zu einem Bau gelegt wird, so schlachtet man nicht selten einen Hammel oder einen Hahn und läßt das Blut unter dem ersten Stein rinnen. Man will durch diese Feierlichkeit die Segnungen des Himmels auf das beginnende Werk herabrufen.

In Armenien wirkten die Einflüsse, die aus dem nationalen Geiste hervorgegangen, ebenfalls auf die Einbildungskraft des Volkes, aber in unterschiedener Weise als bei den Christen der europäischen Türkei. Mitten unter asiatischen Nationen wurden die Armenier mit dem griechisch-römischen Heidenthum nur flüchtig bekannt. Dafür läßt sich die Berührung ihrer uranfänglichen Civilisation mit den Religionen Asiens, mit den Glaubensmeinungen der Perser und Juden deutlich verspüren. Die Thiere z. B., die im Leviticus als unerlaubt aufgezählt werden, gelten auch ihnen meistens für unrein. In der Erzählung der Genesis, daß die Arche auf dem Gebirge Ararat angehalten habe, sehen sie bekanntlich eine der wesentlichsten Thatsachen ihrer Geschichte. Wie sie nun mit Stolz das Wiedererblühen des Menschengeschlechts nach der Noachidischen Fluth an ihren Boden knüpfen, so betrachten sie diesen zugleich als das Vaterland des einen von den drei Magiern, die der wunderbare Stern an die Krippe zu Bethlehem leitete. Sie haben in der That mit der ihnen eigenen Mischung von Naturreligion und Mystizismus die Lehren des Evangeliums in sich aufgenommen. Es ist also nicht zu verwundern, daß sich dort ihre Phantasie zu den schwindelnden Höhen des Wunderbaren aufschwingt und hier wiederum die heiligsten Gegenstände mit hausbackener Schlichtheit behandelt werden. Zu dieser Gattung von Machwerken gehört die apokryphische Geschichte des Lebens Jesu, unter dem Namen des kleinen Evangeliums bekannt. Wohl haben die Legenden in Bezug auf die Bekehrung der Armenier und auf ihren Apostel, St. Gregor den Erleuchter, einen echt christlichen Charakter; aber es fehlt ihnen auch nicht an jenen Zügen der Dazwischenkunft, die sich der Mystizismus so gut wie der Naturalismus in göttlichen Dingen erlaubt. Was die Religionswerke betrifft, giebt es wohl heutzutage kein Land unter der Sonne, wo sie bei Gelegenheit mit größerer Strenge geübt werden. Die Askese der ersten Christen ist bei den Armeniern neben der Kunst, das Leben zu genießen, volksbeliebt und national geblieben. Und darin bekundet sich wieder die Vereinigung zweier entgegengesetzten Richtungen, wie sie sich so oft bei den orientalischen Völkern findet.

Anerkennen wir demnach in den christlichen Sitten der orientalischen Völker den Einfluß ihrer individuellen Nationalität. Unabhängig von der naturalistischen Richtung, die den Moldo-Walachen, den Serben und Hellenen einen sichtlichen Widerwillen gegen die Theologie eingeflößt hat und die der wesentliche Grund ihrer kirchlichen Dogmen geworden ist: hat jedes einzelne Volk, die Armenier nicht ausgenommen, seinen religiösen Anschauungen das Gepräge seiner uralten Traditionen, Vorurtheile und Superstitionen aufgedrückt. Ihre Legenden, in denen sich die unterschiedensten Elemente verschmelzen, bezeugen, daß das Christenthum sich auf diesem Gebiete mit den vorangegangenen Civilisationen hat verständigen müssen.

Die vererbte Anhänglichkeit an den Traditionen, von der sich die Länder, deren Existenz auf einer rationellen Grundlage ruht, keine Vorstellung machen können, ist heutzutage bei den Christen der europäischen Türkei zu glühender Leidenschaft geworden. Die neueren Wendungen ihrer Civilisation sind im Namen ihrer Nationalsprache vollführt worden; ihre Hoffnungen gründen sich auf ihre Erinnerungen. Alles, was ihrer Vergangenheit angehört, ist von ihnen für unantastbar erklärt. Ihre Politiker, Gelehrte vor Allen, suchen mit Vorliebe die Formen und den Geist der Vorzeit wiederaufzuwecken; ihnen sind die Legenden selbst literarische Muster, eine Richtschnur für die Schriftsteller der Gegenwart und die ungetrübte Quelle, aus welcher Philosophen und Staatsmänner sogar ihre Inspirationen zu schöpfen haben. Mit Einem Worte, der Geist der Nationalität, der die verschiedenen christlichen Stämme des Orients durch die Dogmen seit Jahrhunderten getrennt hielt, beherrscht sie heute stärker denn jemals.

Holland.

Die Zustände Hollands in materieller Hinsicht.

(Schluß.)

Industrie. Die große Londoner Ausstellung hat in Holland gute Wirkungen ausgeübt. Einer interessanten statistischen Uebersicht des Herrn Bleekrode zufolge hat Holland, im Vergleich zu seiner Bevölkerung, von allen fremden Ländern den bedeutendsten Beitrag zu dieser Industrie-Ausstellung geliefert (1); auch inländische Industrie-Ausstellungen haben den Fortschritt der Industrie in Holland gezeigt, z. B. die im Juli 1852 in Arnheim veranstaltete Ausstellung. Die holländische Gesellschaft zur Förderung der Industrie hat zu derselben Zeit, unter dem Vorsitz des Herrn de Bruyn Kops, ihre 75jährige Existenz gefeiert. Der Professor van der Boon-Mesch hat zu Leyden eine Feier gleicher Art veranstaltet. In der Hauptstadt hat sich, unter der Protection des Prinzen Friedrich, Oheims des Königs, ein Verein mit dem Zweck gebildet, das Volk über alle Gegenstände des Handels, der Industrie und des Ackerbaues aufzuklären. In Utrecht ist seit zwei Jahren eine Gewerbeschule unter der Leitung der Herren Bake und Hens und der Professoren Mulder und van Rees in voller Thätigkeit. Im Haag hat die Central-Direction einer Gesellschaft zur Beförderung der Manufaktur- und Handwerker-Industrie ihre erste Versammlung gehalten. Ein Verein zur besseren Bereitung des Krapps (einer rothen Farbe, welche für die Provinz Seeland sonst eine Quelle bedeutender Einnahmen war) hat zur praktischen Betreibung dieses Industriezweiges ein Etablissement in Middelburg gegründet.

Oeffentliche Arbeiten. In der Hauptstadt hat sich eine Kanalbau-Gesellschaft gebildet, mit dem Zweck, einen lebhafteren Handelsverkehr mit Hannover und leichtere Communicationen zwischen den Häfen des Zuydersees herzustellen. Die von der Regierung Amsterdams ernannte Kommission zur Prüfung der Frage, ob es möglich ist, die Hauptstadt mittelst eines Kanals durch die Dünen dem Meere zu nähern und an der Ausmündung des Kanals einen Hafen anzulegen, hat einen günstig lautenden Bericht abgestattet. Die Kosten dieses großen Unternehmens sind auf 18 Millionen Gulden veranschlagt. Der Magistrat der Hauptstadt hat die wissenschaftliche Gesellschaft der Civil-Ingenieurs gebeten, die Frage zum Gegenstande einer Preis-Aufgabe zu machen. Ein anderes Projekt dieser Art, das Projekt, den Haag mit dem Meer zu verbinden (bei Scheveningen), welches einige Jahre geruht hatte, ist wieder aufgenommen und gründlich geprüft worden. Andere große Projekte sind bereits ausgeführt. Am 18. Juni ist das Hafenbassin bei Harlingen eröffnet worden. Die Kanalbauten in Drenthe haben 1852 große Fortschritte gemacht. Weiter wird die Schifffahrt auf dem Zuyderzee mächtig gefördert werden, wenn ver-

schiedene Projekte, von denen die Rede ist, zur Ausführung kommen. Man ist wegen Eindeichung dieses Sees mit einer französischen Gesellschaft bereits in Unterhandlung getreten. Ferner ist im Jahre 1852 im Haag eine Gesellschaft zu dem Zweck zusammengetreten, 14,000 Hektaren niedrigen, in der östlichen Schelde liegenden Landes, nahe bei Bergen-op-Zoom, abzudeichen; die Gesellschaft hat vorläufig ein Kapital von einer Million Gulden zusammengebracht. Die Arbeiten sind am 1. Juli wirklich in Angriff genommen worden; der Anfang wird mit Legung eines Kanals quer durch die Insel Nieuw-Beveland gemacht. Holländer, Engländer und Belgier, an diesem Unternehmen betheiligt, haben bei dieser Gelegenheit ein wirkliches Verbrüderungsfest gefeiert. Im Jahre 1852 ist auch die Trockenlegung des sogenannten Harlemer Meeres, welches vor wenigen Jahren durch seine Ueberfluthungen das Land mit Schrecken erfüllte und die Hauptstadt zu verschlingen drohte, fast vollendet worden. Ein weiterer Plan, den die Regierung den Kammern vorgelegt, geht dahin, einen abfließenden Kanal in Nord-Brabant zu bauen. Dieser Kanal, von dem schon seit mehr als vierzig Jahren die Rede ist, wird ungefähr 26,000 Hektaren jetzt fast unbenutzten Landes in fruchtbares Ackerland verwandeln und die Ergiebigkeit von 260,000 Hektaren bedeutend erhöhen. Seit mehreren Jahren hatte man sich mit Lösung der Aufgabe beschäftigt, mittelst einer Wasserleitung von den Harlemer Dünen den Bewohnern der Hauptstadt gutes Trinkwasser zu verschaffen. Dieses nützliche Unternehmen ist seiner Ausführung jetzt nahe: man ist schon damit beschäftigt, ein Reservoir nahe bei Amsterdam zu bauen.

Ackerbau. Auch in Beziehung auf den Ackerbau haben wir über nützliche Vereine, hohe Protectionen und vernünftige Bestrebungen zu berichten. Der König selbst hat in der General-Versammlung der Ackerbau-Gesellschaft der Provinz Geldern den Vorsitz geführt. Der Bruder des Königs, der Prinz Heinrich, hat die Fortschritts-Gedanken des Königs in Betreff des Ackerbaues dem im Jahre 1852 in Leeuwarden abgehaltenen Kongreß der Agronomen darzulegen Gelegenheit gehabt. Wilhelm III. hat in England Modelle von Ackergeräthen ankaufen und dieselben der Ackerbauschule in Loo übergeben lassen. Ferner sind im Jahre 1852 auf seinen Befehl den verschiedenen zur Förderung der Landbau-Industrie bestehenden Vereinen und Gesellschaften fünf wichtige Fragen vorgelegt worden; dieselben beziehen sich auf die Anwendung neuer Entdeckungen, auf die Veredelung des Viehes durch Einführung fremder Racen, auf die Drainage und auf den Unterricht im Landbau. — In der Provinz Nord-Brabant, wo man noch 180,000 Hektaren wüsten Landes und 100,000 Hektaren schlecht benutzten Landes rechnet, hat sich ein Verein zur Förderung der drei großen Industriezweige gebildet. Die von der den holländischen Gartenbau beschützenden Gesellschaft in Rotterdam veranstaltete Ausstellung ist ein echtes Nationalfest gewesen, welches dem den Holländern eigenen Sinn für Blumenzucht reiche Nahrung gegeben.

Auf der gesammten Bodenfläche Hollands, d.h. auf 3,258,928 Hektaren, rechnete man im Jahre 1850: 2,110,047 Hektaren bebautes Land, Weide, Gehölz, Acker u. dgl. Auf die Straßen, die Gewässer u. dgl. rechnete man 190,452 Hekt.; demnach bleiben übrig 936,156 Hekt. wüstes und unbenutztes Land, von dem der vierte Theil ohne große Mühe fruchtbringend gemacht werden könnte. Holland hat im Jahre 1851 an Cerealien erzeugt: 1,583,177 Hektoliter Weizen, 3,083,542 Roggen, 1,313,861 Buchweizen, 1,217,070 Gerste, 2,284,654 Hafer; mehr als 10 Millionen Hektol. Kartoffeln, 13,428,695 Kilos Klee, 1,153,926 Kilos Hanf, 4,495,155 Flachs. Der Bau des inländischen Tabacks ist im Fortschritt begriffen; im Jahre 1851 sind ungefähr 4 Millionen Pfund davon erzeugt worden. Die Viehzucht ist in Holland immer einer der blühendsten Zweige der National-Industrie gewesen; der Absatz von Vieh in die benachbarten Länder, besonders nach England, ist sehr bedeutend. Im Jahre 1851 rechnete man in Holland 1,223,623 Stück Hornvieh, 233,227 Pferde, 801,635 Schafe, 269,657 Schweine, 85,542 Ziegen.

Eine besondere Erwähnung verdienen noch die Torfmoore Hollands, Frieslands, Utrechts, Overyssels u. s. w. wegen der großen Zahl der Arme, denen sie Arbeit geben, und wegen des Einflusses, den sie auf die Schifffahrt im Innern des Landes haben, welche zum Theil wenigstens die Vorschule bildet für die Handelsmarine. „Es ist ein glückliches Land", sagt der Dichter Vondel, „dieses Land, wo das Kind seine Mutter verbrennt." Dieses holländische Wortspiel weist auf das Glück hin, welches für Holland darin liegt, daß es so reich an Torfmooren ist. Es giebt Gemeinden, inmitten solcher Torfmoore, mit einer Bevölkerung von 5—6000 Arbeitern; fremde Arbeiter kommen noch hinzu. In einem solcher Torfmoore sticht man in Einem Jahre 2 bis 3 Millionen Tonnen Torf. In der Provinz Overyssel hat man im Jahre 1851 aus den sogenannten regelmäßigen Torfgruben 1 Million Tonnen Torf erster Qualität, ½ Million zweiter Qualität und mehr als 5 Millionen dritter Qualität gewonnen.

Selbst die Wissenschaft der *Geologie* ist im Interesse des Landbaues aufgeboten worden. Das *Ministerium Thorbecke* hat die geologische Erforschung des Landes angeordnet. Die Regierung der Vereinigten Niederlande hatte 1826, unter der Leitung des Herrn van Breda, eine geologische Untersuchung des Bodens der belgischen Provinzen angeordnet. Nach der Trennung Belgiens von Holland hat der König Leopold diese geologische Untersuchung in Belgien ausführen lassen. Holland, nach 1830 genöthigt, sich in seinen Staatsausgaben sehr einzuschränken, ist erst spät dazu gekommen, diese wissenschaftliche Arbeit ausführen zu lassen. Im Jahre 1852 erst ist zu diesem Zwecke eine Centralkommission aus drei Mitgliedern gebildet worden, welche ihre Functionen unentgeltlich verrichten. Die Mitglieder der Kommission sind: Herr van Breda, als Präsident, und die Herren Miquel und Staring, der Letzte als Secretair.

Dieser Kommission sind etwa 20 Gelehrte in den verschiedenen Provinzen als korrespondirende Mitglieder zugeordnet. Die vom Generalstabe der Armee herausgegebene topographische Karte der Niederlande ist gleichsam als Netz adoptirt worden, in welches die Ergebnisse der geologischen Forschungen eingetragen werden sollen.

Eisenbahnen, Telegraphen und Postwesen. Die Verbindung der holländischen Eisenbahnen mit den rheinisch-preußischen ist 1852 zu Stande gekommen. Die Eisenbahn von Amsterdam nach Arnheim wird nach einem neuen System erbaut werden, welches einen Aufwand von 2½ Million Gulden erfordern wird. Zwischen Holland und Belgien ist am 9. Juli 1852 ein Vertrag wegen Herstellung von Eisenbahn-Verbindungen abgeschlossen worden. Die Genehmigung zum Bau einer Eisenbahn im nördlichen Theile des Königreichs, in Gröningen, hat bewiesen, welchen Werth die holländische Regierung auf die Entwickelung ihres Handelsverkehrs mit Hannover legt.

Auch in Beziehung auf die Telegraphie ist Holland nicht zurückgeblieben. Die Regierung hat mit der Gesellschaft des holländischen Eisenbahnnetzes einen Vertrag geschlossen, in welchem diese ihr einen Draht der Telegraphenlinie, welche die Mittelpunkte des Handels in den Niederlanden verbindet, überlassen hat. Dieser Telegraph ist in Verbindung gesetzt mit den anderen Telegraphen des Kontinents. Ferner ist zur Verbindung Hollands und Englands ein unterseeischer Telegraph angelegt worden. Das Tau ist von Orfordneß, an der Küste von Suffolk, nach Scheveningen an der holländischen Küste gelegt und hat eine Länge von 115 Meilen. Die ersten Mittheilungen zwischen dem Haag und England haben schon im Monat Juni 1852 stattgefunden. Die Anzahl telegraphischer Depeschen hat im Jahre 1852 sich auf 3192 belaufen; der Ueberschuß der Einnahmen über die Ausgaben ist nicht unbeträchtlich gewesen.

Das Postwesen ist bedeutend verbessert worden, sowohl in Beziehung auf die Schnelligkeit, als auch in Beziehung auf die Menge der Postverbindungen. Seit Annahme des Gesetzes von 1850, welches das Briefporto herabgesetzt hat, ist die Anzahl der Briefe im Jahre 1851 für die inländische Korrespondenz 8,522,786 und für die auswärtige Korrespondenz 2,268,459 gewesen. Die Ausgaben für die Verwaltung der Briefpost haben sich seit 1849 verdoppelt; sie beliefen sich 1852 auf 791,400 Gulden. Die Mehrausgaben sind durch die Errichtung von 30 neuen Hauptämtern und einer großen Menge von Nebenexpeditionen gerechtfertigt. Vor der neuen Organisation gab es nur 424 Postbeamte, im Jahre 1852 gab es 559 mehr. Die Postverbindungs-Linien betrugen 1850: 6247 Kilometer, 1851: 12,700 und 1852: 14,519. Zur Förderung des Verkehrs mit dem Auslande hat die holländische Regierung Verträge mit dem Zollverein, mit Preußen, Belgien, Großbritannien, mit den Vereinigten Staaten Nord-Amerikas und mit der Republik Costa-Rica abgeschlossen.

Mannigfaltiges.

— Die beiden deutschen Uebersetzer Tennyson's. Mit Bezug auf die in Nr. 155 und 156 des „Magazins" von 1853 enthaltene Rezension der Hertzbergschen Uebersetzung von Alfred Tennyson's Gedichten schreibt uns ein auswärtiger Freund: „Der Kritiker hat bei seiner Vergleichung der Uebersetzungen von Freiligrath und Hertzberg wahrscheinlich übersehen, daß Ersterer in der Vorrede zu seiner Blumenlese ausdrücklich sagt, er habe die Bearbeitung namentlich des verglichenen Gedichtes „Locksley Hall" nach der ersten Ausgabe desselben veranstaltet, während seitdem eine veränderte zweite Ausgabe erschienen sei. Hertzberg hat nach dieser letzteren seine Uebersetzung veranstaltet; wenn nun der Kritiker nicht blos diese, sondern auch Freiligrath's Version mit dem vom Dichter umgearbeiteten Originale vergleicht, so ist dadurch dem älteren deutschen Uebersetzer jedenfalls ein Unrecht zugefügt worden." — Wir beeilen uns, durch Aufnahme vorstehender Berichtigung dieses Unrecht wieder gut zu machen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 6 Nummern. Preis jährlich 6 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 3 Thlr. 10 Sgr. und vierteljährlich 1 Thlr. 20 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 55, und beim Spediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 15. Berlin, Sonnabend den 4. Februar 1854.

Türkei.

Die orientalische Kirche.

III. Die Geistlichkeit.

Die charakteristischen Züge dieses Nationalgeistes, schon im Dogma und Volksglauben so deutlich zu erkennen, sind in der hierarchischen Organisation der orientalischen Kirche aufs schärfste ausgeprägt. Sie erkennt zuvörderst kein sichtbares Oberhaupt an. Allerdings erstreckt sich die Autorität des ökumenischen Konzils über die Gesammtkirche; allein diese Autorität, ihrer Natur nach zeitweilig, provozirt, ist kaum mehr als eine nominelle. Die orientalische Kirche zählt in der That nur sieben ökumenische Konzilien in ihrer ganzen Geschichte, und mit dem zweiten nicäischen (359) schließt für sie die Aera der Konzilien, da in ihren Augen den anderen der Charakter der Allgemeinheit abgeht. Es läßt sich freilich schwer erklären, wie sie es anstellen würde, um, ohne mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen, heute ein solches Konzil abzuhalten, noch auch, wie sie in derartigen Versammlungen, nach einem Stillschweigen von beiläufig funfzehnhundert Jahren, die höchste und einzige kirchliche Autorität sehen kann. Die Gerichtsbarkeit der Konzilien ist demnach für die orientalische Kirche nur eine Erinnerung. Eine wirkliche Gerichtsbarkeit ist nimmer von der Gemeinsamkeit der Gläubigen angenommen worden. Allerdings besteht eine Rangordnung der obersten kirchlichen Behörden. So ist im Prinzip das Patriarchat von Konstantinopel denen von Alexandrien, Antiochien und Jerusalem übergeordnet. Die Petersburger Synode, die an die Stelle des alten Patriarchats von Rußland getreten ist, nimmt die fünfte und die neulich eingesetzte Synode von Griechenland wahrscheinlich die sechste Stufe ein. Diese Patriarchate oder Synoden sind in Wirklichkeit von einander unabhängig; nur die Austheilung des Chrisam hat sich der Patriarch von Konstantinopel, besonders der hellenischen Synode gegenüber, als Privilegium vorbehalten. Jene Behörden umfassen übrigens nicht die Gesammtkirche. Außer ihrem Kompetenzbereich giebt es noch andere Patriarchate, ob sie nun als orthodox oder nichtorthodox angesehen werden, theils bei den Armeniern und Slawen, theils im ottomanischen Reich und dessen Nachbarschaft, wie z. B. das Patriarchat von Carlowitz für die österreichischen Serben, das Etschmiadsinsche für die Armenier in Rußland. Zu bemerken ist noch, daß die Kirche von Etschmiadsin, ohne sich von den Griechen dogmatisch merklich zu unterscheiden, mit dieser weder in offiziellem, noch offiziösem Verkehr steht.

Bekanntlich sind die Häupter der Kirche im ottomanischen Reich mit einem beträchtlichen Theil der bürgerlichen und richterlichen Macht über ihre Heerde bekleidet. In der That hatte das Regime des Koran in der Türkei für das christliche Bekenntniß nicht die zerstörenden Folgen, die von einem dem bewaffneten Bekehrungseifer geweihten Volke zu gewärtigen waren. War es auch die Tendenz des Islam, die Welt für seine Lehre zu erobern, so lag ihm doch vor Allem daran, sein Gebiet auszubreiten und ohne Mühe zu regieren. Nach seinen theokratischen Prinzipien mußte er überdies in den religiösen Häuptern der verschiedenen christlichen Gemeinsamkeiten, die sich ihm darboten, bürgerliche Vorstände sehen. Die griechische Kirche erhielt in diesem Bezuge ein überschwängliches Vorrecht, das sie erst 1830 verlor: Ihre Patriarchen bekamen die bürgerliche Gerichtsbarkeit über die meisten kleinen katholischen Gemeinden, die in dem ungeheuren Reiche zerstreut und wie verloren waren. Die unirten Griechen und Lateiner hatten keine berechtigte Existenz. Die Pforte kannte sie nicht. In allen civilrechtlichen Verhandlungen hingen sie von den Patriarchen ab, und in ihren Beziehungen zu der obersten Gewalt hatten sie keine andere vermittelnde Behörde. Erst seit 1830 hat dieser Ausnahmezustand aufgehört, und die Katholiken — abgerechnet die in Albanien, Bosnien und im Archipel, die von Anfang an eine besondere Organisation erhalten hatten — wurden unter die Gerichtsbarkeit des armenischen Patriarchats zu Konstantinopel gestellt. Auch bei diesem Anlaß zeigte sich die Nationalität als das Vorwaltende, bei den Lateinern so gut wie bei den Griechen. Denn obgleich es im Interesse der Katholiken lag, sich, ohne Rücksicht auf Racen-Unterschied, zu einem enggeschlossenen Ganzen zu vereinen: so brachte es doch die Stammeifersucht dahin, daß die Zahl der gesonderten katholischen Kirchen der Zahl der Völker fast gleichkömmt.

Die gegenwärtige Stellung der moldo-walachischen und serbischen Kirche zur konstantinopolitanischen ist bekannt. Es ist beiden Völkern durch unabläßige Thätigkeit endlich gelungen, sich von der direkten Regierung der Pforte, wie von der Suprematie des Patriarchats von Konstantinopel, frei zu machen; die Art Lehnsverhältniß zu beiden hat durchaus nichts Drückendes und läßt ihnen volle Verwaltungsfreiheit. Sie haben Priester ihres Stammes, die ihre Sprache sprechen; sie sind nicht Lehnsträger phanariotischer Metropoliten. Diese Stellung kömmt fast einer vollkommenen kirchlichen Unabhängigkeit gleich. Und doch genügt sie in den Donaufürstenthümern nicht. Daher der Jubel, womit die Serben der Türkei 1848 die Errichtung eines slawischen Patriarchats zu Carlowitz für die Serben des südlichen Ungarns begrüßten. Den Gedanken zu dieser Schöpfung erzeugte der Wunsch, einen mächtigen Stützpunkt bei dem Kampfe gegen die Ungarn zu haben. Der Prälat, der diesen Sitz einnahm, Rajatschitsch, leistete der von den türkischen Serben sehr begünstigten slawischen Partei glänzende Dienste. Der Erzbischof Rajatschitsch war übrigens mehr als ein treuer Hirt seiner Heerde; er hatte Etwas von einem urzeitigen Prälaten in sich: es würde ihm ein Kleines gewesen sein, im Nothfalle den Krummstab gegen das Schwert zu vertauschen. Das mußte auf den kriegerischen Klerus Serbiens tiefen Eindruck machen. Endlich waren, bevor Miloſch Obrenowitsch zur Regierung kam und ehe es noch einen Erzbischof zu Belgrad gab, die Bischöfe von Serbien Suffragane des Carlowitzer Erzbisthums, und einer der Metropoliten dieser Stadt, Stephan Stratomirowitsch, ein Zeitgenosse des Tschorny-Georg, lebt noch heute in dem Gedächtnisse der Serben. Indeß erregt ihnen dieses Patriarchat doch mancherlei Bedenklichkeiten. Sie fragen sich: Wird auf diesem Stuhl, den Oesterreich, als ein Mittel, auf die türkischen Serben zu influiren, zu erhalten suchen wird, immer ein Prälat wie Rajatschitsch sitzen, der den Interessen der Race ergeben, von slawischer Gesinnung beseelt ist?

Der Wunsch der Serben ist, wie leicht begreiflich, ein nationales Patriarchat auf einem zumal slawischen und unabhängigen Boden zu haben. Wie begeistert sie daher auch die Gründung des Carlowitzer Patriarchats begrüßten, so schoben sie doch in neuester Zeit einen anderen Gedanken vor. Offen auftreten und die Umgestaltung des Belgrader Erzbisthums in ein Patriarchat verlangen, mochten sie nicht; sie warfen daher ihre Augen auf Montenegro. Das geschah vor der Revolution, die 1852 das Zeitliche von dem Geistlichen trennte. Damals war das Militair- und Civilhaupt der Montenegriner zugleich mit der bischöflichen Macht bekleidet. Durch seine große und unabhängige Stellung, die er unter den slawischen Stämmen der Türkei einnahm, vereinigte er in sich alle Bedingungen eines Patriarchats, wie es die Serben träumten. Die gedachte Revolution machte diesen Plan zu Wasser. Der Bischof von Tschernogora ist und kann nur eine untergeordnete Rolle spielen; ihm fehlt das moralische Ansehen, das dem Ehrgeiz der türkischen Slawen entspräche. Es bleibt nur ein Ausweg: auf die Idee eines serbischen Patriarchats zurückzukommen, und nach diesem Ziel drängt die Gewalt der Dinge.

Bei all diesen Bestrebungen der verschiedenen Kirchen des orientalischen Bekenntnisses, sich der Einheit, die von Konstantinopel ausgeht, zu entziehen, wird dennoch jeder Versuch, der von Rom aus gemacht wird, sie in den Schooß der katholischen Einheit zurückzuführen, mit Leidenschaft zurückgewiesen. Als Pius IX. beim Antritt seines Pontifikats einen Ruf, unter der Form eines Encyklikums, an die griechischen Christen ergehen ließ, wie schlug da die morgenländische Geistlichkeit Lärm! Wie wetteiferten da ihre Kirchenschriftsteller in der Kritik der Lehren, die der heilige Vater zu Gunsten der römischen Einheit aufstellte!

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Französische Literatur im Auslande.

II. London im siebzehnten Jahrhundert. (Saint-Evremont.) (Schluß.)

Indessen waren vier Jahre verflossen, und es schien nicht, daß die Strenge des Königs entwaffnet wäre. St. Evremont beklagte sich nicht und suchte sich mit dem Panzer der Gleichgültigkeit zu wappnen, aber auf dem Grunde seines Gemüthes sammelte sich eine tiefe Melancholie; seine Gesundheit fing an, zu leiden. Er konnte, als Verbannter, sich nicht nach dem milden Klima von Montpellier begeben, und so ging er, auf den Rath seiner Aerzte, nach Holland.

Da seine Eigenschaft als Ausländer ihm gestattete, zwischen den Parteien und ihren Häuptern neutral zu bleiben, so ward er eben so gut bei den Republikanern wie bei den Anhängern des Statthalters aufgenommen. Er verstand es vortrefflich, überall die geistvollen Leute zu entdecken, besuchte sie und gewann ihr Vertrauen durch die Courtoisie seiner Manieren und die höfliche Freimüthigkeit seiner Sprache. Er sah Heinsius und knüpfte mit Vossius, dem Fürsten der Gelehrsamkeit, eine Verbindung, welche er später in England fortsetzte. Man kann sich leicht denken, daß er Spinoza nicht vorbeiging. Er selbst giebt von ihm aus der Erinnerung folgende Schilderung: „Er hatte eine mittlere Statur und eine angenehme Physiognomie. Sein Wissen, seine Bescheidenheit und seine Uneigennützigkeit bewirkten, daß alle Personen von Geist, die sich im Haag befanden, ihn schätzten und aufsuchten. Es ging aus seinen gewöhnlichen Unterhaltungen nicht hervor, daß er die Ansichten habe, die man später in seinen nachgelassenen Werken gefunden hat. Er ließ vielmehr ein von der Materie gesondertes Wesen zu, welches durch natürliche Wege Wunder bewirkt und die Religion angeordnet habe, damit Gerechtigkeit und Liebe beobachtet würde und um Gehorsam gegen seine Gebote zu heischen."

Um ihn für seine Abwesenheit zu entschädigen, gaben dem armen Saint-Evremont seine Freunde in Paris von allen großen und kleinen Angelegenheiten ihrer Welt regelmäßig Nachricht. Man berichtete ihm den Erfolg des neuen Gestirns, welches den Stern des alten Corneille zu verdunkeln begann; man schickte ihm Racine's Stücke und heischte seine Bewunderung. Aber der Kritiker war nicht gelaunt, diesem Neuangekommenen eine gute Aufnahme zu gewähren; er blieb den dankbaren Eindrücken seiner schönen Tage getreu; er stand für Corneille und ließ nur ungern das Lob hören, welches das Genie Racine's ihm entriß; dann aber führte er dessen Eigenschaften auf ihren geringsten Werth zurück und erkannte die großen und hervorragenden Vorzüge nicht an. Er verbat es sich ironisch, daß man ihm die neuen Stücke Racine's mit der Post zuschickte (das Frankiren der Briefe und Sendungen bei der Post war noch gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts eine unerhörte Sache, wie man aus den Briefen der Herzogin von Orleans weiß). Dabei entging aber doch dem Scharfblick Saint-Evremont's der Abfall in den späteren Stücken Corneille's gegen seine früheren nicht, wenn er sich sagt: „In seiner Jugend stellte er uns die Bewegungen der Natur dar; im Alter entdeckt er uns ihre Springfedern. Ehedem gab er Alles der Empfindung, heute giebt er mehr dem Verstand." — Hatte Saint-Evremont seiner Umgebung die Bewunderung von Corneille mitgetheilt, oder war es, daß der Genius Corneille's von Natur den Charakteren des Nordens mehr zusagt? Genug, der Ruf des alten Dichters befestigte sich gründlich in England (!) und in Holland. Die Engländer, wenn wir Saint-Evremont trauen dürfen, glaubten Ben Jonson zu ehren, wenn sie ihn den Corneille Englands nannten. Waller unterließ niemals bei einem neuen Stücke des Verfassers des „Cinna", zu seinem Vergnügen ein oder zwei Akte in englische Verse zu übersetzen. „Es giebt nur Einen Corneille", sagte er, „unter allen Franzosen, der zu denken versteht." Vossius, dieser ausschließliche Bewunderer Griechenlands, war nahe daran, ihn dem Sophokles und Euripides vorzuziehen.

Nach fünf Jahren Aufenthalt und Reisen in Holland und Flandern wollte Saint-Evremont nichts mehr von den phlegmatischen Tugenden der Holländer, nichts mehr von ihrer Polizei-Ordnung und Volkswirthschaft wissen, und er folgte dem Rufe Karl's II., der ihn bat, nach England zurückzukommen, indem er ihm eine ehrenvolle Pension von dreihundert Guineen zusicherte. Von Ludwig XIV. hatte er nichts mehr zu hoffen, und er bedauerte die Nachgiebigkeit seiner Freunde, auf deren Dringen er ein Schreiben eingesandt hatte, welches Ludwig XIV. vorgelegt werden sollte, und worin er in einem etwas demüthigen Tone seine Kritik des pyrenäischen Friedens, die Ursache seiner Verbannung, zurücknahm.

Eine neue Verbindung nahm bald darauf einen großen Platz in seinem Leben ein, indem er sich aufs angenehmste und für immer in und einrichtete. Der köstliche Umgang mit seiner Jugendfreundin, Ninon de l'Enclos, hatte eine Leere in ihm zurückgelassen, die nicht ausgefüllt war — als plötzlich von Chambery die Nichte Mazarin's, Hortensia von Mancini, in Begleitung von Saint Réal nach London kam. Oeffentlich war sie von der Herzogin von York eingeladen worden, insgeheim aber durch die Lords von der liberalen Partei, welche auf ihre Schönheit und ihren Geist rechneten, um die Favoritin zu stürzen, jene schöne Herzogin von Portsmouth, welche durch die Politik von Versailles zur Maitresse Karl's II. gemacht worden und die den Interessen des Hofes Ludwig's XIV. ganz ergeben war. Saint-Evremont faßte, ungeachtet seiner Jahre, für die Herzogin Mazarin eine große Zärtlichkeit, die er zu seinem Vergnügen wie eine Leidenschaft zu behandeln anfing. Seine größte Thorheit kam ihm sehr spät: er stand im sechzigsten Jahre. Es ist wahr, als Mann von Geist und als Philosoph brachte er dies Alles mit der Philosophie in Einklang und nahm seine Maßregeln gegen das ridicule. Will man sehen, wie weit es mit der Rolle ging, die er spielte? Er, der bis dahin der hartnäckige Parteigänger Corneille's, schrieb ihr eines Tages: „Ich habe die Visionnaires und den Menteur verlassen; Racine wird dem Corneille vorgezogen, und die Charaktere tragen den Sieg über die Gegenstände davon. Ich verzichte nicht blos auf meine Meinung, Madame, ich behaupte die Ihrigen mit mehr Festigkeit, als Herr von Villiers*) haben kann, um die Schönheit seiner Nichten zu behaupten. Ich habe die Ordnung meines Lobes und meines Tadels verändert. Von fünf Uhr Abends ab werde ich tadeln, was Sie tadelnswürdig finden, und um Mitternacht werde ich loben, was Sie für lobenswürdig erachten. . . ." Um in diese Fiction seiner Verjüngung ganz und gar einzugehen, nahm Saint-Evremont zur galanten Poesie seine Zuflucht; allein hier ließ ihn sein Talent im Stich. Er sprach viel besser von der Liebe in seiner vortrefflichen, kernigen Prosa als in seinen Versen, dem Echo einer sich überlebt habenden Poesie. Man kennt die pikante Abhandlung, worin er zum Nutzen der Frau von Mazarin, als sie eines Abends davon sprach, eine Fromme zu werden, beweisen wollte, daß die Devotion unsere letzte Liebe sei (que la dévotion est le dernier de nos amours.). Eines Tages, da ein Freund ihn fragte, ob er wohlthäte, eine protestantische Dame zu heiraten, in die er verliebt war, antwortete Saint-Evremont unerwartet, daß die reformirte Religion eben so vortheilhaft den Ehemännern wäre, als es die katholische Religion für die Liebhaber sei; und bei diesem kitzlichen Thema stellte er schon die Betrachtungen über den Einfluß der Religion in Sachen der Liebe und in Folge dessen auf Kunst und Poesie an, wo er ganz im heutigen Sinne dem Katholizismus das Wort redet. Diese und ähnliche Fragen wurden in dem Cirkel verhandelt, deren Mittelpunkt die Herzogin war. „Ihr Haus", sagt uns Saint-Evremont, „war das gewöhnliche Stelldichein aller Personen von irgend einer Bedeutung in England. Die großen Herren, die fremden Gesandten, die vornehmsten Damen versammelten sich hier fleißig. . . . Man unterhielt sich hier über alle Arten Gegenstände; man disputirte über die Philosophie, Geschichte und Religion; man verhandelte über ernste und scherzhafte Schriften, über Theaterstücke, über die alten und neuen Schriftsteller, über den Gebrauch der französischen Sprache" u. s. w.

Unter den Gelehrten, welchen man in dem Kreise der Herzogin begegnete, befand sich ein Emigrant von altem Datum, der in den Briefen Saint-Evremont's oft vorkömmt und zu seiner vertrauten Gesellschaft gehörte: Justel, ehedem Secretair des Königs und von den reformirten Gelehrten Frankreichs sehr geschätzt, sowohl wegen seiner großen Kenntnisse, als auch wegen seines Eifers, den Schriftstellern für den Druck ihrer Werke Privilegien auszuwirken. Er hatte zeitig die Absichten des Hofes durchschaut und daher ohne Bedenken seinen Entschluß gefaßt; noch einige Jahre vor dem Widerruf des Ediktes von Nantes hatte er seine reiche Bibliothek verkauft und war nach England gegangen, zur großen Freude Bayle's, der sich viel von ihm für seine Zeitschriften versprach. Kaum in London angelangt, wurde Justel zum Bibliothekar des Königs ernannt. Ohne eine thätige Rolle in der Literatur zu spielen, wurde er oft der Rathgeber Anderer, und bei mancher Gelegenheit wurde er bei den Prozessen und Streitigkeiten der Gelehrten zum Schiedsrichter gewählt. Er hatte alle die Gravität zu dieser Rolle eines Oberrichters und lachte nicht; aber seine Unterhaltung, die in reicher Fülle floß, mußte Saint-Evremont gefallen, dessen Trägheit solche lebendige Bibliotheken liebte.**) Eben so ergötzte sich dieser an den Bizarrerieen und Grobheiten eines Vossius, den er als einen Ungläubigen schildert, welcher Bücher schrieb, zu beweisen, daß die Septuaginta durch göttliche Eingebung bewirkt sei, und der in seinen Privatgesprächen gestand, daß er an gar keine Offenbarung glaubte.

Die meisten Schriften Saint-Evremont's während seines zweiten Aufenthaltes in England sind in dem Salon der Herzogin Mazarin

*) Herzog von Buckingham, Günstling Karl's II., bekannt als Mitglied des Ministeriums Cabal.

**) Justel machte auch häufig den Vermittler zwischen deutschen Gelehrten, die sich an ihn wandten, und der königlichen Sozietät der Wissenschaften. Mit Leibnitz stand er in Briefwechsel.

entstanden; nicht Alles in diesen Aufsätzen war ihm Ernst; aber auch nicht Alles ist bloße Tändelei. Man muß daher eine Wahl treffen. In Betreff der Literatur war das Theater der Lieblingsgegenstand seiner Plaudereien in seiner Gesellschaft, wie ehedem zu Paris bei Ninon de l'Enclos und im Hotel von Rambouillet. Dreiundzwanzig Jahr lang war die englische Bühne stumm gewesen; die Puritaner hatten sie den Tag nach ihrem Siege geschlossen, und als die Restauration die Theater wieder öffnete, ergab sich die neue Generation mit Entzücken dem Vergnügen der dramatischen Vorstellungen; der Hof, der König selbst, ging mit dem Beispiele seines fleißigen Besuches und Enthusiasmus voran (vor der Restauration hatten die Souveraine Englands niemals den öffentlichen Vorstellungen beigewohnt; Elisabeth, Jakob I., Karl I. sahen die Stücke Shakespeare's und Ben Jonson's nur in den Sälen ihrer Paläste). Saint-Evremont verstand kein Englisch; aber Waller und der Herzog von Buckingham hatten es übernommen, ihn mit der Literatur des Landes bekannt zu machen, besonders mit ihren dramatischen Dichtern. Mit Hülfe dieser geistreichen Ausleger hatte er sich einen sehr genauen Begriff von ihrem Theater gebildet, so wie er in seiner Unterhaltung mit Vossius eine nähere Kenntniß des antiken Dramas erhalten hatte. Bei diesen Plaudereien und der Unabhängigkeit seines Geistes war er dahin gelangt, sich eine Menge Ideen über das Theater zu bilden. Seine Urtheile (ein Vortheil, den er dem Exil verdankte) waren frei von den Eindrücken der Gewohnheit und den nationalen Vorurtheilen; zum erstenmale trifft man hier vergleichende Kritik bei der Beurtheilung des Theaters, und es ist nur zu bedauern, daß er bei allgemeinen Sätzen stehen bleibt, selten Beispiele anführt, noch in das Einzelne eindringt. Er erhebt sich in seinem Vergleiche der englischen und französischen Tragödie auf einen höheren Standpunkt. Freimüthig deckt er hier den wunden Fleck der französischen Tragödie auf, in dem Mangel aller tieferen Wirkung und erschütternder oder hinreißender Eindrücke, so daß Voltaire nichts Besseres thun konnte, als sich auf St. Evremont zu beziehen (und Lessing, fügen wir hinzu, als Beide zu Gunsten seiner Polemik gegen die französische Tragödie in der Hamburgischen Dramaturgie anzuführen). Diese Klarheit und Universalität des Blickes bewährte er auch in einer anderen Frage, welche damals die Geister diesseits und jenseits des Kanals in Bewegung setzte: wir meinen den berühmten Streit über den Vorzug der Alten oder der Neuen. Die Frage war eine zweifache, daher das so langwierige Mißverständniß in der Debatte. Man hatte von beiden Seiten in die literarische Frage die philosophische Frage der Autorität hineingezogen; daher jene Mißgriffe ohne Ende, indem die Anhänger des Alterthums von der Schönheit der alten Literatur auf die untrügliche Autorität ihrer Muster schlossen, während ihre Gegner so weit gingen, die Meisterwerke der Alten zu verkennen, indem sie mit Recht ihre Autorität leugneten. St Evremont geht gerade auf den Knoten des Problems los, und in einigen Worten faßt er die Lehren zusammen, welchen hundert Jahre später Frau von Staël und Herr von Chateaubriand zum Triumph verhalfen; wir finden bei ihm bereits die wesentlichen Prinzipien literarischer Kritik, welche zu unserer Zeit Geltung erhalten haben. Ich führe blos ein paar Hauptsätze an. Es heißt bei ihm: „Es giebt Niemanden, der mehr Bewunderung vor den Werken der Alten empfände, als ich. Ich bewundere die Absicht, die Oekonomie, die Erhebung des Geistes, den Umfang der Kenntnisse; aber die Aenderung der Religion, der Regierung, der Sitten, der Manieren hat eine so große Veränderung in der Welt hervorgerufen, daß uns gleichsam eine neue Kunst noththut, um auf den Geschmack und den Genius des Jahrhunderts, in welchem wir leben, einzugehen." Ferner:

„Ich weiß, daß es gewisse ewige Regeln giebt, gegründet auf den gesunden Menschenverstand, auf eine sichere und feste Vernunft, welche immer sind, aber es giebt deren wenige, welche den Charakter dieser unzerstörbaren Vernunft tragen. . . . Sie (die Regeln) haben ihr Alter und ihre Dauer. Die einen sterben vor Alter: ita verborum interit aetas; die anderen gehen mit dem Volke unter, eben so wie die Maximen der Regierung, welche aufhören, wenn das Reich nicht mehr existirt. Es giebt deren also nur sehr wenige, welche das Recht haben, unsere Geister zu allen Zeiten zu leiten, und es wäre lächerlich, die neuen Werke immer durch ausgestorbene Gesetze regeln zu wollen. Die Poesie hätte Unrecht, von uns zu heischen, was die Religion und die Gerechtigkeit nicht erlangen. . . . Durch eine knechtische und zu affektirte Nachahmung haben alle unsere Gedichte ihre natürliche Anmuth eingebüßt. Unsere Dichter haben nicht die Kraft gehabt, die Götter zu verlassen, noch die Geschicklichkeit, gut anzuwenden, was unsere Religion ihnen darbieten konnte. Diese Mischung des Alterthums und des Modernen ist ihnen sehr schlecht gelungen, und man kann sagen, sie haben keinen Vortheil von ihren Fictionen und keinen guten Gebrauch von unseren Wahrheiten ziehen können."

Gestattete es der Raum, so würden wir jetzt auf unseres Helden Stellung zur Philosophie und zum Christenthume einen Blick werfen, und es würde uns nicht schwer sein, zu zeigen, daß Saint-Evremont mit Unrecht früherhin der Vorhut der Atheisten und Materialisten des achtzehnten Jahrhunderts eingereiht wurde. Von Gassendi, dessen Umgang er in der Jugend pflog, hatte er zweifeln gelernt, aber seine Zweifel bezogen sich weniger auf den Inhalt der großen Fragen der Philosophie und Religion, als auf die Macht der Logik und des Raisonnements auf diesem Gebiete. Descartes hatte ihn durch seine Beweise von der Unsterblichkeit der Seele nur bestärkt, und manchmal glaubt man Pascal zu hören, wenn er einmal an den Marschall von Crequi schreibt: „Der Religion kömmt es zu, zu entscheiden, und der Vernunft, sich zu unterwerfen." Er hält fest an der katholischen Religion, in welcher er erzogen, ist aber im Uebrigen für die Freiheit der gallikanischen Kirche und kein Freund der Jesuiten.

Mit dem zunehmenden Alter zeigte sich in seinem Charakter eine auffallende Schwäche. Seine Unabhängigkeit und Freimüthigkeit von sonst machten einer übertriebenen Vorsicht Platz, welche zuletzt die Form von Komplimenten bis zur Manie annahm. Die Begebenheiten trugen noch mehr als das Alter dazu bei, diese Furchtsamkeit, die in seinem Charakter nicht lag, zu steigern. Er schrieb einst an Lafontaine: „Ich werde nicht von den Königen sprechen, es sind lebende Götter, welche man im Stillen anbetet." Nach dem Tode Karl's II. hörte seine Pension auf, dennoch verweigerte er Jakob II., dessen Fehler er sah, und dessen Sturz er voraussah, die Stelle seines Cabinetssecretairs anzunehmen. Seine geheimen Sympathieen waren für die liberale Partei, und die Revolution von 1688 mißfiel ihm nicht. Der neue König, der ihn von früher her kannte, nahm ihn gut auf, und der kluge Greis war gern am Hofe gesehen. Dies war der Augenblick, da Ludwig XIV. ihm entgegenkam, indem er, vorschützend, seine Person sei in Gefahr, ihn begnadigte; St. Evremont lehnte die verspätete Gnade kalt ab. Er hatte den Schmerz, seine angebetete Herzogin, die in einem Alter von dreiundfunfzig Jahren, aber noch in ihrer vollen Schönheit stand, zu verlieren. Er suchte aber und fand Entschädigung bei der Marquise de La Perrine, für welche er, wie früher für die Mazarin, Musikstücke komponirte, Verse machte und angenehme Billette schrieb. „Eine Zeit zwischen das Leben und den Tod setzen", schien ihm ein trauriger Rath.

J'aime la vie, et n'en crains pas la fin,

sagte er in einem Sonett an Ninon de l'Enclos. Er umgab sich mit allen Arten von Thieren, um nur etwas Lebendiges, Belebtes vor Augen zu haben und die Stille zu unterbrechen, die ihn zu sehr an die letzte Ruhe erinnerte. So erwartete er nach neunzig Jahren seines Lebens, 1705, den Tod, welcher jedoch, nach den Andeutungen der Zeitgenossen, nicht sehr erbaulich gewesen sein soll. Denn als der Gesandte von Florenz ihm einen Geistlichen schickte und dieser ihn fragte, ob er sich nicht versöhnen wolle, antwortete der Kranke: „Von ganzem Herzen, ich wünschte mich mit dem Appetit zu versöhnen, denn mein Magen erfüllt seine Verrichtungen nicht mehr." So erzählt Bayle.

Sorglos, wie er war, hatte St. Evremont dem Mißbrauch, welchen Schriftsteller und Buchhändler mit seinem Namen trieben, ruhig zugesehen. Bekannt ist, wie ein Buchhändler in Holland, Namens Barbin, zu einem Schriftsteller sagte: „He! mein Herr, ich bitte Sie, machen Sie mir Saint-Evremont (faites-moi Saint Evremont), Sie sollen dreißig Pistolen haben." Erst in den letzten Monaten seines Lebens ging er auf das Anerbieten und die Hülfe eines jungen französischen Emigranten von Kenntnissen und Einsichten, Desmaiseaux', desselben, welcher seine Biographie wie die Bayle's geschrieben hat, ein, die Originale seiner Werke mit ihm durchzugehen, in Folge dessen der Letztere, nach St. Evremont's Tode, eine authentische Ausgabe seiner Werke veranstaltete. Unglücklicherweise ließ sich Desmaiseaux von der Leidenschaft des Publikums für die geringsten Schriften seines Autors hinreißen und sammelte durch einander das Gute und das Mittelmäßige, so daß die besten Schriften Saint-Evremont's in einem Haufen kleiner Aufsätze ohne großes Interesse aus einander geworfen sind; vielleicht war dieser Mischmasch schuld, daß auf die Popularität des Schriftstellers entschiedene Ungunst und zuletzt Vergessenheit folgte. Voltaire trug zu diesem raschen Sinken seines Ansehens bei: undankbar gegen eines seiner ersten Muster, behandelt er ihn verächtlich in seinem Tempel des Geschmacks. Heute aber kann man St. Evremont seinen Platz unter den französischen Schriftstellern nicht versagen, welche man mit Vergnügen lesen und wieder lesen kann.

Aus der Pariser lithographirten Korrespondenz.

Paris tanzt. — Hector Berlioz. — Henri Conscience in Frankreich. — Der Mousquetaire und die deutsche Literatur. — Neu erschienene Schriften. — Meyerbeer's „Nordstern". — Der Telegraphen-Thurm im Ministerium des Innern.

Paris, 24. Januar.

Obschon Europa am Vorabende unberechenbarer Ereignisse steht, bei welchen Frankreich ohne Zweifel berufen sein wird, eine wichtige Rolle zu spielen, läßt sich doch die Pariser Gesellschaft in ihren Ver-

gnügungen durchaus nicht stören. Mlle. Cruvelli konnte für einen Tag die orientalische Frage verdrängen und alle Aufmerksamkeit der Pariser ausschließlich für sich in Anspruch nehmen. Ueber Geschäftsstockung wird viel geklagt; aber sie gilt wenigstens nicht von den öffentlichen Vergnügungsorten, wo der Karneval in Saus und Braus gefeiert wird. Es mag Viel erforderlich sein, um die Pariser um ihre gute Laune zu bringen. Vorgestern war Hofball, einer der glänzendsten und prachtvollsten, die man jemals in Paris gesehen hat. Aus den Fenstern des Palastes der Medicis und Ludwig's XIV. ergoß sich ein Lichtmeer, das die Tuilerieen wie ein Feenschloß erscheinen ließ. Es waren etwa sechstausend geladene Gäste erschienen. In zwei Sälen wurde getanzt. Ein nicht minder prächtiger Ball im Stadthause wird für den 28. Januar, den Gedächtnißtag Karl's des Großen, vorbereitet. Im Stadthause besteht eine besondere Kommission für Bälle, Festessen und andere Festlichkeiten. Hunderte von Arbeitern sind beschäftigt, die eben so prächtigen als ungeheuren Säle des Hôtel de ville für den Ball, zu welchem siebentausend Personen geladen werden, herzurichten.

Deutsche Blätter hatten angekündigt, daß Herr Hector Berlioz bald wieder die musikalischen Gelehrten Deutschlands durch einen längeren Besuch beglücken werde. Da man ihm seine überrheinischen Lorbeeren aufrichtig gönnt und Manche, die seine ausgezeichnet geschriebenen Kritiken im Journal des Débats nicht lieben, ihn vielleicht loswerden möchten, so hieß es, er habe irgendwo in Deutschland, in Gotha oder Weimar, oder sonst an einem musikfreundlichen Hofe, eine Kapellmeisterstelle angenommen. Dieses Gerücht scheint Herrn Hector Berlioz sehr verdrossen zu haben, denn er veröffentlicht ein ironisches Schreiben, worin er sagt: „Die mir anvertraute musikalische Kapelle ist nicht in Deutschland. Ich wurde zum General-Direktor der Konzerte der Königin der Ovas auf Madagaskar ernannt. Man liebt dort die Weißen nicht, und ich würde gewiß viel auszustehen haben, wenn nicht so viele Leute in Europa sich Mühe gegeben hätten, mich anzuschwärzen. Uebrigens werde ich mich mit Freuden in mein Schicksal fügen, da es auf Madagaskar keine Journale giebt." — Für die Verehrer des gelehrten Bibliothekars des Konservatoriums müssen wir bei dieser Gelegenheit bemerken, daß derselbe im Augenblick nicht daran denkt, Paris und das Journal des Débats zu verlassen.

Herr A. Dumas hat sich das Verdienst erworben, den in Deutschland viel beliebten, in Frankreich vor wenigen Wochen fast noch unbekannten vlaemischen Dichter Conscience durch Uebersetzung eines Bruchstücks im Mousquetaire hier eingeführt zu haben. Heute ist Conscience schon ein Liebling des französischen Lesepublikums. Außer dem Mousquetaire kündigte auch die Revue des deux Mondes Uebersetzungen desselben an. Indessen hat der Verleger Michel Levy von Conscience die ausschließliche Erlaubniß erkauft, alle seine bereits erschienenen und noch erscheinenden Werke in französischer Uebersetzung herauszugeben. Es gereicht dem französischen Buchhandel und der Gesetzgebung Frankreichs gewiß zur Ehre, das Eigenthumsrecht ausländischer Schriftsteller auch auf Uebersetzungen anzuerkennen.

Wir bemerken mit Vergnügen, daß die Franzosen, welche jetzt ganz ernsthaft anfangen, Deutsch zu lernen, der deutschen Literatur eine stets wachsende Aufmerksamkeit schenken. Der Mousquetaire, dessen Existenz bereits vollkommen gesichert ist, hat an Herrn Armand Baschet einen der kenntnißreichsten, geistvollsten und ehrenhaftesten unter den jüngeren Kritikern gewonnen. Herr Armand Baschet spricht die deutsche Sprache vollkommen, hat Deutschland mit Nutzen bereist und dessen Literatur und Geschichte an der Quelle gründlich studirt. Er wird alle bedeutenden Erscheinungen der deutschen Literatur regelmäßig besprechen und gewiß zur Kenntniß derselben in Frankreich viel beitragen, auch zur Uebersetzung derselben anregen. Es wird jetzt in Frankreich wieder sehr viel gelesen, und die erstaunliche Fruchtbarkeit der französischen Schriftsteller reicht kaum hin, die Leselust zu befriedigen.

Von neu erschienenen Büchern erwähnen wir eine mit außerordentlichem Beifall aufgenommene, glänzend und mannhaft geschriebene Moralphilosophie: „Le Devoir", von Simon;*) der „Marquis von Pontanges", von Frau v. Girardin; „Konstantinopel", von Theophile Gauthier; die „Coups de plume sincères", ein kritisches Buch von dem mit Recht sehr geachteten Kritiker in der Presse, Limayrac; die „Geständnisse eines Pamphletisten", von Monselet; die „Feuermädchen", von Gérard de Nerval, und eine illustrirte Ausgabe der „Memoiren eines spanischen Bürgers".

— 28. Januar.

Wie das erste Auftreten der Cruvelli in der großen Oper die orientalische Frage verdrängte, so ist heute die bevorstehende Aufführung des „Nordsterns", von Meyerbeer, in der komischen Oper, neben Herrn v. Kisseleo und dem famosen Finanz-Ausweise des Herrn Bineau das Ereigniß des Tages. Man weiß, mit welcher Begeisterung Meyerbeer die Einstudirung seiner Oper leitet. Die Proben seines neuesten Werkes sind in ein Geheimniß gehüllt, das auch uns verschlossen blieb, so daß auch wir den Tag der ersten Aufführung mit Geduld erwarten müssen. Doch wird es nicht unser geringstes Kunststück sein, wenn wir einen günstigen Platz erwerben. Die Speculation oder vielmehr der Kampf um Billetts zur ersten Vorstellung von „L'Etoile du Nord" hat bereits begonnen. Heute, am 28. Jan. 1854, ist der Cours der Billetts zur Aufführung des Meyerbeerschen Werkes in der komischen Oper zu Paris folgender: 200—300 Fr. für einen Sperrsitz, 1000—1500 Fr. für eine Loge. Die Agiotage in Paris ist eine garstige Sache; aber man wird genöthigt, sie minder häßlich zu finden, wenn man sieht, daß sie nicht nur auf Docks, Nordbahn-Actien u. dgl. sich wirft, sondern auch mit Meyerbeerschen Noten spielt. — Wir müssen übrigens einen Irrthum berichtigen, der über Meyerbeer's neues Werk allgemein verbreitet ist, nämlich: der „Nordstern" sei die musikalische Wiederholung des „Feldlagers in Schlesien". Dies ist gänzlich falsch. Nicht nur ist der Text ein ganz anderer, sondern Meyerbeer hat auch nur einige Partieen der Partitur des „Feldlagers", kaum den fünften Theil derselben, für den „Nordstern" beibehalten, so daß dieses Werk wirklich eine neue Oper ist.

Die Notiz, daß im Jahre 1853 aus dem Ministerium des Innern mehr als dreihunderttausend telegraphische Depeschen abgegangen, hat uns zu einem Besuche des Telegraphen-Thurmes veranlaßt. Er ist eine der interessantesten Sehenswürdigkeiten von Paris, doch wird seiner in keinem Wegweiser und in keiner Beschreibung von Paris erwähnt. Denn seine Errichtung und jetzige Vollendung gehört der neuesten Zeit an. Mit Rücksicht auf die administrative und politische Centralisation Frankreichs kann man den Telegraphen die eigentliche Herzkammer des Landes nennen. Dieser Thurm von vierzig bis funfzig Mètres Höhe steht in einem Hofe des Ministeriums des Innern. Von ihm laufen hundertundfunfzig Drähte aus, welche vierundsechzig Departements mit ihm in Verbindung setzen. Ein zahlreiches Personal von Schreibern, Telegraphisten, Chemikern, Uebersetzern, Courieren u. dgl. hält sich Tag und Nacht in demselben auf. Während der Minister des Innern in seinem Salon empfängt, kann er mit vierundsechzig Präfekten plaudern und mit einem Worte ein Heer von Beamten auf allen Punkten Frankreichs in Bewegung setzen. Noch mehr: Europa korrespondirt mit jenem Thurme. Wenn es wahr ist, daß ein geübtes Ohr in Paris den Pulsschlag der Welt belauschen kann, so gilt dies ganz insbesondere von dem Telegraphen-Thurme, der die Fäden der Zeitgeschichte in Rotation bringt.

Mannigfaltiges.

— Der Kosaken-Hetmann Platov. In Neu-Tscherkask am Don wurde am 9. Mai 1853 das Standbild des zu seiner Zeit weitberühmten Atamans der donischen Kosaken, Grafen Matwei Iwanowitsch Platov, auf dem Alexander-Marktplatze enthüllt. Die in dem Atelier des Professors Baron Klodt zu St. Petersburg, in Folge kaiserlicher Bestimmung, aus Bronce gegossene Figur stellt den tapferen Ataman in der Uniform eines Kosaken-Generals mit der für den Künstler so günstigen Burka über den Schultern, dem entblößten Säbel in der einen, dem Atamansstabe in der anderen Hand, in einer Position dar, welche ungeduldige Kriegslust und begeisternde Feldherrngröße ausdrückt. Platov war der Sohn eines armen donischen Aeltesten, der nicht selten mit eigener Hand die Netze zog, deren Fang sein Haus nährte. Man erzählt sich es am Don, und Matwei Platov's Biograph, Smirnoi, wiederholt es, daß, als dem eben fischenden Vater die Nachricht von der Geburt dieses Sohnes gebracht wurde, ein ausgezeichnet schöner Fisch aus seinem Netze und ein Stück Brod aus dem Schnabel eines über ihm kreisenden Vogels in das Boot gefallen seien. Dem Gesetze folgend, trat Matwei Platov 1770 in den russischen Kriegsdienst; der unvergeßliche Befreiungskrieg war ihm der Schauplatz seiner Tapferkeit. Als Ataman der donischen Kosaken folgte er den Franzosen von Moskau bis Paris, und die Kriegsgeschichte schrieb seinen Namen mit unauslöschlichen Zügen auf ihre Tafel. Im Jahre 1816 schied er von der Armee, um sich auf sein Landgut am stillen Don, Jelantschik, zurückzuziehen, wo er bald darauf starb; seine Leiche wurde in Neu-Tscherkask bestattet. — Doch nicht allein dem ungestümen Kriegsgotte erhebt sich in Neu-Tscherkask ein Denkmal. Am 2. Oktober 1853 starb hier nach kurzem Aufenthalte, auf der Reise von Tiflis her, die Violoncellistin Fräulein Christiani an der Cholera, und das musikalische Publikum der Kosaken-Stadt vereinigt sich, ihr auf dem Friedhofe einen Denkstein zu setzen.

*) Einzelne Abschnitte dieses „Devoir", von Prof. Simon, sind bereits früher im Druck erschienen. D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 6 Thlr. 15 Sgr., halbjährlich 3 Thlr. 22½ Sgr. und vierteljährlich 1 Thlr. 22½ Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Spediteur Neumann, Universitäts-Str. Nr. 11), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 16. Berlin, Dienstag den 7. Februar 1854.

Türkei.

Reiseskizzen aus Bulgarien.

Von Varna nach Schumla.*)

Wir verließen Varna am Morgen des 11. Dezember während eines leichten Schneegestöbers; man sagte jedoch, daß der Schnee tiefer im Lande in größeren Massen gefallen sei. Wir reisten mit Postpferden — die einzige Art, auf die in der Türkei fortzukommen ist, wenn man nicht seine eigenen Reitpferde hat. Wer aber glauben sollte, daß das Reisen mit der Post hierzulande einige Aehnlichkeit mit demjenigen habe, was man im civilisirten Europa unter diesem Namen versteht, der würde sich gewaltig irren. Ein paar elende Gaule, mit schlechten Halftern, ist Alles, was man zu erwarten hat. Wenn Jemand sich entschließt, eine Reise zu unternehmen, so trifft er seine Vorbereitungen mit eben so vieler Feierlichkeit und Ueberlegung, wie unsere Vorfahren zu den Zeiten Elisabeth's. Er schickt zu dem Postmeister und läßt Pferde für sich und seine Gesellschaft oder resp. für sich allein bestellen, die an dem von ihm bezeichneten Tage und zur bestimmten Stunde bereit sein müssen. Er verpackt seine Effekten in Satteltaschen, oder wenigstens in solcher Form, daß sie von Packpferden getragen werden können. Er versieht sich mit einem dicken Pelz von Fuchs-, Wolf- oder Schaffell und zieht starke Stiefel an. Ist er Türke oder Ausländer, so steckt er Pistolen in den Gürtel und schnallt einen Säbel um, mehr um das verdächtige Gesindel einzuschüchtern, welches ihm unterweges begegnen könnte, als in der Erwartung, daß er die Waffen wirklich gebrauchen werde — nach dem Grundsatz „Si vis pacem", u. s. w., der sich dem gesunden Menschenverstand von selbst empfiehlt. Ist der Reisende ein Europäer oder wenigstens ein geschenter Europäer, so legt er dem Thiere, das die Ehre hat, ihn zu tragen, einen englischen, französischen oder deutschen Sattel auf den Rücken, da er aus Erfahrung wissen wird, daß die Sättel der Rechtgläubigen nichts weniger als bequeme Sitze für die Giaur abgeben. Gehört er noch außerdem zu den Honoratioren oder glaubt er sich in diese Kategorie stellen zu können, so läßt er dem Pascha des Orts sein Kompliment machen und ihn bitten, ihm zwei von seinen Trabanten zu schicken, um ihn in Sicherheit bis zum Ende seiner Reise zu geleiten. Diese beiden Ehrenmänner, die den Namen Kawassen führen, sind nach der alten türkischen Art mit Turban und Gürtel bekleidet, mit Pistolen und krummem Säbel bewaffnet und erscheinen auf ihren kleinen, munteren Pferden, Rache und Tod gegen Jeden schnaubend, der es wagen sollte, die Reise ihres Schützlings zu stören, indem sich ihre Ergebenheit genau nach dem Betrage des Backschisch (Trinkgeld) richtet, das sie am Ende ihres Ritts zu empfangen hoffen. Der Reisende gebraucht endlich auch die Vorsicht, sich mit einem Teszkere oder Paß und einem Ferman vom Pascha zu versehen, der an die Gouverneure und Beamten der verschiedenen Städte, die er auf dem Wege berührt, gerichtet ist und in welchem diese aufgefordert werden, ihn mit Pferden, Wohnung und Allem, dessen er bedürftig sein möchte, zu versorgen. Hat er keine dieser Vorsichtsmaßregeln, und was dazu gehört, vernachlässigt, so wird er das Reisen in der Türkei, wenn auch nicht so comfortable und so schnell wie in England, doch wenigstens eben so sicher und bedeutend billiger finden. Ueberdies hat es den Reiz der Neuheit. Die Taxe für jedes Pferd, welches der Reisende für sich selbst, seine Diener und sein Gepäck gebraucht, so wie für das, welches der Surudschi oder Postillon reitet, der zugleich als Führer dient und die Stelle eines Groom vertritt, beträgt zwei und einen halben Piaster die Stunde. In der Türkei wird nämlich nicht allein die Zeit, sondern auch die Entfernung nach Stunden gemessen. Die Zahl der Stunden von einem Ort zum anderen oder, mit anderen Worten, die Länge der Zeit, in der die Postpferde eine gegebene Entfernung zurücklegen, ist durch althergebrachten Usus festgestellt. Von Adrianopel nach Konstantinopel rechnet man z. B. vierundvierzig Stunden, von Varna nach Schumla zwanzig Stunden u. s. w., und wenn man auch die doppelte Zeit auf dem Wege zubringt, so zahlt man immer nur dasselbe Postgeld. Die größte Schnelligkeit, welche die Postpferde erreichen, übersteigt nie sechs (engl.) Meilen pro Stunde im Sommer und fünfthalb Meilen im Winter; den Aufenthalt aber mit eingerechnet, kann man die Stunde zu drei engl. Meilen annehmen. Die Kawassen des Pascha reiten ihre eigenen Pferde, und ihre einzige Remuneration ist das kleine Trinkgeld, welches sie nach beendeter Reise empfangen.

So viel über die Beförderungsmittel, welche sich dem Touristen im Reiche des Halbmondes darbieten. — In Folge mancher Verzögerungen war der Tag beinahe herangekommen, ehe wir von Varna aufbrachen, und wir hatten daher die Aussicht, zwei Nächte unterweges bleiben zu müssen. Während der ersten funfzehn Meilen ritten wir die Ufer eines Süßwasser-Sees entlang, Dewna genannt, welcher fast in gerader westlicher Richtung sich, einem schmalen Streifen gleich, von Varna ausdehnt. Sein östlichster Punkt ist von dem Hafen Varna's durch eine schmale Sandbank getrennt, die nicht über eine Viertelmeile breit ist. Vermittelst eines Kanals von nur einer (engl.) Meile Länge könnte man hier einen Ankerplatz für Schiffe des größten Tonnengehalts gewinnen, der den prächtigsten Hafen der Welt bilden würde. Das Wasser ist sehr tief, hat eine dunkelblaue Farbe und ist so klar, wie ich es noch nie gesehen. Es ist an keinem Punkte mehr als eine Meile breit, und die Ufer eignen sich trefflich zur Anlage einer bedeutenden Handelsstadt. Am rechten Ufer geht der Weg über eine wellenförmige Ebene, auf einigen Stellen mit niedrigem Gesträuch bewachsen, aber im Allgemeinen so glatt, daß der zaghafteste Reiter über den größten Theil derselben im stärksten Galopp jagen könnte. Sie wird ungefähr fünf Meilen gegen Norden von einer niedrigen Hügelreihe begränzt, welche ihr vor den scharfen Winden, die in dieser Region wehen und den beißenden Frost aus den russischen Steppen bringen, einen vortrefflichen Schutz gewährt und einen pittoresken Hintergrund abgiebt. In ihrem westlichen Theil ist diese Ebene von Anhöhen und Abgründen durchbrochen, die an einigen Stellen dicht bewaldet sind und, über das Wasser hängend, einen malerischen Effekt hervorbringen. Längs des gegenüberliegenden Ufers erblickt man die unter dem Namen „der kleine Balkan" fortlaufende Bergkette, die vom Rande des Wassers bis zu den höchsten Spitzen mit herrlichen, zu Nutzholz geeigneten Bäumen bewachsen ist. Das Terrain ist durchgehends ein schwerer Lehmboden, der nur gepflügt und besäet zu werden braucht, um die reichsten Aerndten zu liefern, die in einem europäischen Lande erzeugt werden. Gegenwärtig, wenn ich mich recht erinnere, traf ich nicht mehr als zwei kleine, armselige Dörfer auf der ganzen Strecke, deren Einwohner einen kargen Unterhalt von einem Stück Land gewinnen, das sie in der Nähe ihrer Wohnungen bebauen, durch eine Reihefolge von Aerndten aussaugen und dann liegen lassen, um eine andere Stelle aufzusuchen, bis die frühere sich wieder erholt hat. Wildpret ist überall im Ueberfluß vorhanden. Zahlreiche Flüge wilder Enten plätscherten im Wasser herum, kaum dreißig Fuß von den Füßen unserer Pferde entfernt, und Hunderte von Rebhühnern liefen über den Rasen, ohne von unserer Annäherung aufgeschreckt zu werden, und in glücklicher Unkenntniß von Allem, was mit Jägern und Jagdhunden zusammenhängt. Hasen sah ich nicht, aber ich erfuhr, daß sie ebenfalls zahlreich sind, so wie man auch häufig wilde Eber in den Wäldern antrifft.

Es giebt wenige Landschaften, die an Schönheit mit dem Panorama zu vergleichen wären, welches das südliche Ufer des Dewna-Sees darbot, als wir unseren Weg längs dem nördlichen fortsetzten. Das tiefe Blau des Wassers, durch welches die Kiesel auf dem klaren Grunde wie silberne Kugeln glänzten, ward alle Augenblicke von einem Sonnenstrahl beleuchtet, der aus den am Horizont aufgethürmten Schneewolken hervorbrach, und stach dann wunderbar ab gegen die düsteren Tinten der Wälder an seinen Ufern, die sich wie eine Leichendecke über die Gebirge ausbreiteten. Eine Todtenstille herrschte von allen Seiten, nur selten von dem Gekreisch der wilden Gänse unter-

*) Die Daily News, die, wie mehrere andere englische Blätter, einen „eigenen Korrespondenten" nach dem Kriegeschauplatz abgefertigt hat, um über die dortigen Ereignisse zu berichten, enthält von Zeit zu Zeit höchst interessante Mittheilungen desselben über die Zustände der Türkei, und namentlich der der Donau zunächst gelegenen Provinzen. Wir erlauben uns eines dieser Schreiben, welches mehr ethnographischer als politischer Natur ist, den Lesern des „Magazins" vorzulegen. D. R.

brochen, die die Luft auf ihrem Wege nach Süden durchschnitten. Mit dieser Ausnahme waren unsere Stimmen und das Rasseln der Hufe unserer Pferde die einzigen Töne, die sich weit und breit vernehmen ließen. In einer Entfernung von ungefähr zehn Meilen von Varna schrumpft der See zu einem Flüßchen zusammen, das etwa eine Meile durch ein enges, von hohen und steilen Hügeln eingeschlossenes Thal fließt und dann wieder zu einer ansehnlichen Wasserfläche anschwillt. Die Aussicht auf diesen Punkt ist prächtig und belohnt allein schon den Naturfreund für alle Beschwerlichkeiten der Reise. Auf mehreren Stellen am Wege, gewöhnlich in einem abgelegenen Thal, aber immer nahe genug, um sogleich bemerkt zu werden, findet man schöne Fontainen von weißem Stein, von muselmännischer Frömmigkeit an der Landstraße erbaut, um das müde Vieh der vorbeiziehenden Wanderer in den heißen Sommer-Monaten zu erfrischen. Dieselben haben alle aus dem Koran gewählte Inschriften — gemeiniglich den berühmten Aphorismus des Propheten: „Wasser giebt allen Dingen Leben.“ Der bulgarische Landmann fährt selten bei einem dieser Brunnen vorüber, ohne seinen Stieren das Joch abzunehmen und sie zu tränken. Der plumpe Wagen, der hierzulande gebraucht wird, das schwerfällige Vieh und der rauhe, aber kräftige Anblick des Fuhrmanns, mit seinem Schafspelz und mächtigen Turban oder, wenn er ein Rajah ist, einer eben so mächtigen Pelzmütze, vereinigen sich alsdann zu einem Genrebilde, das nur den Pinsel des Malers erwartet. Der Bau dieser Fontainen ist eines jener milden Werke, die, nach dem Glauben der Muhammedaner, dazu beitragen, die Pforten des Himmels zu öffnen. Es ist überhaupt bemerkenswerth, daß jede Handlung, die der Prophet als verdienstlich und lobenswürdig bezeichnet, einen mehr oder weniger positiven Nutzen hat, mit alleiniger Ausnahme der Wallfahrt nach Mekka. Nichtssagende Gebetformeln, körperliche Qualen und Kontorsionen sind nur von den Derwischen eingeführte Verfälschungen, die durch den Koran nicht sanctionirt werden. Gastfreundschaft gegen Fremde und Reisende, Almosen an die Armen, gute Behandlung der Thiere — alle diese Vorschriften sind eines reineren Glaubens würdig. So wurde die brennende Hitze des Orients, in welchem der Muhammedanismus seinen Ursprung hat, durch die Andacht der Gläubigen gemildert, die erfrischende Quellen in sandigen Wüsten entstehen ließ; so werden auch jetzt noch die Hunde und Tauben in den meisten muselmännischen Städten von den Geistlichen der Moschee gefüttert, bei denen dies als eine heilige Pflicht betrachtet wird.

(Schluß folgt.)

Die orientalische Kirche.

III. Die Geistlichkeit.

(Schluß.)

Dieses eingewurzelte Mißtrauen ist so leicht aufreizbar, daß in der Frage der heiligen Stätten, wo der Katholizismus alte Besitzungen zurückforderte, die die Griechen allmälig an sich gerissen hatten, diese ein Geschrei erhoben, als wollte man Eingriffe in ihre Rechte thun. Freilich handelten die Griechen in diesen beiden Fällen nicht aus eigenem Antriebe allein. Eine fremde Macht, die sich gern das Ansehen giebt, noch eifriger als sie selbst deren Vortheil zu verfechten, ermunterte sie zum Widerstand und nahm in ihrem Namen das Wort. Dort schlossen sich die russischen Schriftsteller dem griechischen Klerus an, um das päpstliche Encyklikum zu widerlegen, und hier trat die russische Regierung dazwischen, um zu Gunsten der Griechen viel mehr in Anspruch zu nehmen, als diese verlangten oder bedurften.

Aber der Gedanke, der unter dieser zuthulichen Mitwirkung durchschimmert — mit welchen Augen sehen ihn die morgenländischen Christen an! Sollten sie nur darum mit Rom völlig gebrochen haben, nur darum sich von Konstantinopel ablösen wollen, um sich St. Petersburg in die Arme zu werfen! Könnte dieses Absonderungsstreben der Kirchen in der Türkei über dessen Sinn noch irgend Zweifel lassen, so würde die gegenwärtige Stellung des armenischen Patriarchats in Etschmiadsin dazu verhelfen, die wahre Tragweite desselben zu würdigen. Etschmiadsin, die religiöse Hauptstadt der Armenier — denn hier hat der Katholikos oder der höchste Patriarch seinen Sitz — ist eine russische Stadt. Narses, ein hervorragender Prälat, der bei den Ereignissen, die einen beträchtlichen Theil des armenischen Gebietes in die Hände Rußlands brachten, eine bedeutende Rolle gespielt, hat unter Anderem auch das mit dem ehrwürdigen Rajatschitsch gemein, daß er, wie dieser, durch eine Nationalbewegung zu seiner Würde erhoben wurde. Es geschah um die Zeit, als die orientalischen Christen, in dem unbedingten Vertrauen in Rußlands Uneigennützigkeit, auf dieses die Erwartung ihrer Emancipation gründeten. Narses hatte sich daher in dem russisch-persischen Kriege den Russen mit voller Hingebung angeschlossen und nach dem Vorbilde der Priester der Zeit an dem Kampfe thätigen Antheil genommen. Als er aber nach Beendigung dieses Krieges, in welchem er der russischen Regierung so ausgezeichnete Dienste geleistet, von Garantieen zu Gunsten der armenischen Kirche sprechen zu dürfen glaubte, wurde er, unter dem Vorwande einer bischöflichen Mission, nach Bessarabien verwiesen. Man verlangte seine Mitwirkung für die Verschmelzung der armenischen mit der russischen Kirche, und sein Exil wäre schneller abgelaufen, wenn er sich zur Unterwerfung unter die Petersburger Synode verstanden hätte. Durch der Dinge Gewalt indeß nach Armenien zurückgeführt und zum Patriarchat gefördert, verweigerte er es standhaft, eine Bedingung zu unterschreiben, die er mit den politischen Interessen seiner Heerde unvereinbar hielt, und drohete endlich mit der Verlegung des Patriarchensitzes nach der Türkei, wenn die Plackereien nicht aufhörten. Trauen wir es ihm zu, daß nicht kindischer Eigensinn, die sich an die geringen dogmatischen Abweichungen, die seine Kirche von der russischen unterscheiden mögen, festklammert, sondern der Gedanke, den letzten Wall der armenischen Nationalität zu schützen, ihm diese Haltung vorgezeichnet hat.

Mit den Armeniern theilen die Griechen die Gesinnung gegen Rußland. Sie scheuen den Schutz dieser Macht, aus Furcht, beherrscht zu werden, wohl wissend, daß unter dieser Herrschaft alle Individualität verschwinde.

Die Christen des osmanischen Reiches verfolgen ruckweise, in der Politik wie in der Religion, einen Gang, der diejenigen, die sich an Aeußerlichkeiten halten, in ihrem Urtheil leicht irreführen könnte. In der Lage, worein die Ereignisse sie gebracht, haben sie mehr denn einmal das Bedürfniß einer auswärtigen Stütze gefühlt, die Rußland seit einem Jahrhundert am öftersten geboten. Nun ist nicht zu verkennen, daß religiöse Beziehungen und, namentlich bei den Slawen, Stammverwandtschaft diese Dienstanerbietungen begünstigten, die man gern annahm; allein unter allen Aufständen der Christen, die seit einem Jahrhundert im osmanischen Reiche ausbrachen, wird man nicht Einen anführen, in dem nur der leiseste Gedanke an eine politische oder religiöse Annexation an Rußland auftauchte. Und jetzt, wo die Idee der Stamm-Einheit alle Köpfe der orientalisch-christlichen Bevölkerungen einnimmt, wo diese vor Allem des Dranges voll sind, sich auf sich selbst zurückzuziehen und aus sich selbst neues Leben zu schöpfen — jetzt sollten sie daran denken, sich einer Nation eng anzuschließen, in die sie bald völlig aufgehen würden!

Das Wort Panslavismus darf uns nicht täuschen. Es hat mehrere wohl zu unterscheidende Bedeutungen, je nach dem Boden, wo es ausgesprochen wird. In Rußland schließt es in der That einen riesenhaften Eroberungsgedanken in sich. Ein Theil der polnischen Exulanten versteht darunter die demokratische Verbrüderung aller slawischen Völker zum Gegensatz des einheitlichen und gouvernementalen Panslavismus der Russen. Bei den österreichischen und türkischen Slawen ist es ein Schrei der Verzweiflung, den nur der Schrecken und der Schmerz auspressen. Die Tschechen und Kroaten glauben sich in ihren provinziellen Freiheiten und in ihren Sprachen bedroht, während die Bulgaro-Serben wähnen, der Islam mißachte ihre Beschwerden, und da stoßen sie, als letzte, klägliche Zuflucht, den Hülferuf des Panslavismus aus; kaum aber hallt das Echo dieses Rufes zurück, als sie vor den Folgen ihrer Unbesonnenheit erzittern, wie der Holzfäller in der Fabel vor dem Tode, den er herbeigerufen. Nirgends ist das Gefühl der Stamm-Individualität aufrichtiger und stärker, als bei den Donauslawen; und wenn sie nicht aufs Aeußerste getrieben werden, ist bei ihnen nicht zu fürchten, daß der Panslawismus sie berücken könnte. Hier, wie bei den Hellenen und Armeniern, ist die Stamm-Individualität die Schutzwache der kirchlichen Individualität.

Hier ist jedoch einem Einwurfe zu begegnen. Die Zerstückelung, die aus dieser Tendenz der Race, ihre Kirche zu nationalisiren, nothwendig hervorgeht — müßte sie nicht zum Verderben ausschlagen, da sie dem gefürchteten fremden Einfluß in die Hände arbeitet! Und das Patriarchat von Konstantinopel, wenn es die unmittelbare Verwaltung der Kirchen, die sich von ihm zu trennen suchen, behielte — würde es jenem Einfluß nicht eine festere Schranke entgegensetzen, als alle diese Kräfte in ihrer Zersplitterung! Die Geschichte hat eine ernste Antwort auf diese Fragen. Das Patriarchat von Konstantinopel hat Jahrhunderte lang die ganze Fülle königlicher Gewalt über die christlichen Völker der Türkei besessen, was hat sie ihm gefrommt? Wüthender Haß, unauslöschlicher Argwohn, die auf die griechische Nation selbst zurückfielen — hat es erweckt.

Es ist kein Geheimniß, wie weit dieser Argwohn in den Donau-Fürstenthümern geht; und ist auch von den phanariotischen Fürsten durch ihre bestechliche Verwaltung der Grund dazu gelegt worden, so haben doch die griechischen Priester, die jene in ihrem Gefolge einführten, das Ihrige zu jener gehässigen Stimmung beigesteuert. Gegenwärtig ist die moldo-walachische Kirche zur Hälfte unabhängig; nur die Klöster, die vom Berge Athos und vom heiligen Grabe ressortiren und die von griechischen Mönchen bewohnt sind, erinnern an die frühere Ordnung religiöser Dinge. Diese Thatsache reicht hin, den Groll der Moldo-Walachen wach zu erhalten und ihnen in dem Verkehr mit der Kirche zu Konstantinopel unversiegbaren Stoff zu Vorwürfen zu liefern.

War die Reaction des nationalen Elements gegen die Griechen bei den Serben minder leidenschaftlich, so hatten sie auch nicht so viel, wie die Moldo-Walachen, von dem griechischen Einfluß zu leiden; griffen sie aber auch nicht, wie diese, im Jahre 1821 zu den Waffen, um die Griechen zu vertreiben, so trugen sie doch, in Folge ihres Aufstandes gegen die Türken, dafür Sorge, es sich auszubedingen, daß ihre Kirche fürderhin nur von serbischen, mit Ausschluß der griechischen Priester verwaltet werden sollte.

Die Bulgaren, weit entfernt von der günstigeren politischen Stellung der Serben, und so viel ihnen auch in der Ordnung der weltlichen Dinge zu wünschen bleibt, betrachten dennoch die Befreiung von dem Joche des griechischen Klerus und eine Umgestaltung des Kirchlichen als den ersten Schritt zum Besseren. Die Unvollkommenheiten der türkischen Verwaltung drücken sie nicht so empfindlich, wie die Mängel einer Kirchenwirthschaft, die, ohne Sympathie für das Land, in diesem, wie die früheren Paschas, nur ein Pachtgut sieht, das bis zur Erschöpfung auszubeuten ist. Und wen machen sie für ihre Leiden verantwortlich? Den Patriarchen von Konstantinopel, den sie als ihren erbittertsten Feind betrachten. Als daher vor kurzem die Pforte durch einen Ferman den griechischen Patriarchen ihre Immunitäten verbürgte, haben die Bulgaren in den Jubel, den der Erlaß in Konstantinopel und Klein-Asien hervorgerufen, mitnichten eingestimmt.

Ueberhaupt ist für die Moldo-Walachen, wie für die Slawen der Türkei und Oesterreichs — und die religiöse, wie politische Stellung derselben in beiden Ländern bietet manchen Vergleichungspunkt — der Feind nicht der Oberherr, nicht die regierende Race, ob Osmanli, ob Germane: ihr Feind ist die Zwischenrace, die selbst in ihrer Abhängigkeit nicht den Gedanken aufgiebt, über die anderen in glücklicheren Zeiten unterworfenen Völkerschaften ein niederdrückendes Uebergewicht zu üben. Wie viele im heutigen griechischen Königreich, ohne die eigentliche Stimmung der Slawen und Moldo-Walachen genau zu würdigen, haben die Ueberzeugung, daß bei einer Auflösung der Türkenmacht die Hellenen zu deren Erben berufen sind! Ja, sie sind nicht weit von dem Glauben entfernt, daß ihnen das Uebergewicht von Bildung und edlem Blut ein Recht dazu giebt. Gerade wie die Magyaren vor der entsetzlichen Revolution, die ihrem Stolze eine so harte Lehre gegeben. Dieser Gedanke an Suprematie ist eine der gefährlichsten Täuschungen für die Griechen. An der Idee der Gleichheit der Racen, die den Moldo-Walachen und Slawen so theuer ist, würden sie wie die Ungarn zerschellen.

Das ist unter dem politischen Gesichtspunkt eben so wahr, wie unter dem der kirchlichen Verwaltung. Es kömmt der Augenblick, wo die religiöse Suprematie dem Patriarchat zu Konstantinopel zum Pandoragescheuk wird, wenn es dem neuen Geiste der Völker, die unter seine Macht gestellt sind, nicht Rechnung trägt. Verschließt es die Augen dieser Nothwendigkeit unter dem Vorgeben, daß sie nicht dringlich sei, so thut es anderweitigen feindseligen Einflüssen Thür und Thor auf; giebt diesen Vorwände, sich in die Angelegenheiten des orientalischen Bekenntnisses in der Türkei zu mischen und zu Gunsten einer jüngeren und ehrgeizigeren Kirche, die Werkzeug und Hebel einer alles verschlingenden Politik ist, die Kirche von Konstantinopel einem fast sicheren Untergange zuzuführen. Giebt diese dagegen der Bewegung der moldo-walachischen, serbischen und bulgarischen Kirchen, sich allmälig zu nationalisiren, nach, so sichert sie sich treue Verbündete, statt mißtrauischer und feindselig gesinnter Unterthanen. Das Interesse ist hier gemeinsam, wie die Gefahr.

In dem ganzen geschichtlichen Verlauf der orientalischen Kirche bis auf die Gegenwart begegnet dem Forscher stets das Bedürfniß der Nationalität. Damals, als die tiefe Kluft sich aufthat, die Konstantinopel von der Papstesstadt riß, kämpfte der decentralisirende Geist des Orients mit dem centralisirenden, den das heidnische Rom dem katholischen überlieferte. Heutzutage giebt es kein, auch nicht das kleinste Volk im östlichen Europa, das nicht von jenem Decentralisationsgeiste beseelt wäre, das nicht seine Traditionen als einzig maßgebend ansähe, bei dem nicht die religiösen und politischen Gränzen mit den Gränzen der Sprache zusammenfielen. Die Sprache ist allen der eigentliche Bewahrer des nationalen Lebens, die heilige Lade, die die Gesetztafeln einschließt.

Wahrscheinlich ist bei dieser Bewegung der Geister für den Katholicismus nichts zu gewinnen; vielmehr zu gewärtigen, daß das Bedürfniß, die Geschicke der Kirche enger denn je mit den Geschicken der Nation zu verbinden, in einer den Lehren der orientalischen Kirche günstigen Richtung auf den Theil der Slawen und Walachen, der noch katholisch geblieben ist, wirken wird. Die Lateiner in Bosnien, Kroatien und Böhmen könnten eines Tages diesen Weg einschlagen, um sich den Serben und Bulgaren, an die sie Bande der Verwandtschaft und des Interesses knüpfen, zu nähern. Die Existenz einer unirten Kirche im slawischen Lande würde wohl ein vermittelndes Moment zwischen Orientalen und Lateinern abgeben; allein von dem Werke der Apostel Cyrillus und Methodius sind jetzt bei den Slawen nur noch schwache Trümmer geblieben, und bei dem Kampfe der beiden unversöhnten Gegensätze hat der Latinismus durchaus keine Chancen für sich.

Aber eben so wenig steht zu fürchten, daß diese religiöse Bewegung zum Vortheil einer großen Macht ausschlagen werde, die das östliche Europa mit einer ganz anderen Einheit bedroht, als einer römischen. Das Papstthum hat hier niemals eine andere, als rein religiöse Suprematie verfolgt und dabei stets die Anhänglichkeit der Orientalen an die äußeren Formen ihres Kultus und an ihre Kirchenzucht geschont. Die Einheit dagegen, nach der Rußland strebt, zeigt einen ganz anderen Charakter, und als die russische Regierung bei Gelegenheit des päpstlichen Encyklikums in dem Streite der heiligen Stätten von ihrem Eifer für die Sache der orientalischen Kirche sprach: so konnte ihr diese mit Recht entgegensetzen, daß ihre Existenz nicht von Rom, sondern von Petersburg aus gefährdet ist. Und die östlichen Völkerschaften kennen ihren Feind; religiöses oder politisches Protektorat, sie scheuen Beides: die Art, wie dieses Protektorat dort ausgeübt wird, wo man sein Joch aufgenommen, ist eben nicht geeignet, jene Scheu zu vermindern.

Frankreich.

Gräfin Agénor von Gasparin.

Der Unterzeichnete hat vorlängst in der „Europa" Aufschlüsse über diese merkwürdige Frau und ihre Familienverhältnisse gegeben und sieht sich durch ihre neueste Schrift: „Quelques défauts des Chrétiens d'aujourd'hui", zu ferneren Mittheilungen, die ihm mittlerweile zugewachsen sind, veranlaßt und aufgefordert. Diese merkwürdige Schrift ist neuerdings von Cuvillier-Fleury im Journal des Débats ihrem Inhalte nach dargelegt und beifällig besprochen worden. Einen Auszug aus dieser Kritik brachte das „Magazin" in Nr. 145 von 1853. Mit dem Urtheil der Débats stimmt in allem Wesentlichen Charles de Mazade in der Revue des deux Mondes vom 1. Oktober überein. Auch er zeigt sich nicht wenig verwundert über ein Produkt, wie man es von der Verfasserin des „Mariage au point de vue chrétien" und des „Journal d'un Voyage au Levant",*) von der glaubens- und bekehrungssüchtigen Protestantin, von so herber und sektirerischer Moralistin nicht leicht erwartet hätte; die, während ihr Gatte, Herr Agénor de Gasparin, Briefe voll naiv aufrichtigster und glühend leidenschaftlicher Ueberzeugung über die Wunder des Tischrückens ausgehen läßt, einen Kreuzzug, um es nicht eine Palinodie zu nennen, gegen den Sektengeist, den engherzigen Formalismus, die rigoristische Intoleranz und passionirt exklusive Richtung ihrer eigenen Kirche unternimmt und so deren Gebrechen an Haupt und Gliedern unverblümt enthüllt.

So viel über Inhalt und Zweck der bemerkenswerthen Schrift. Kommen wir zum Persönlichen der Frau v. Gasparin. Ich vermag nicht zu sagen, welche Stufe der Celebrität sie durch soziale Stellung, Geist und Bildung, literarischen Ruf in Frankreich behauptet, wohl aber hinsichtlich der französischen Theile der Schweiz, wo in der That ihr Ruf und Kredit ein sehr bedeutender ist. Das Warum leuchtet ein. Frau v. Gasparin ist zuerst eine Landsmännin, eine Genferin, sodann eine Calvinistin und noch etwas mehr als dies: eine Verfechterin jener strengen, fast extremen kirchlichen Richtung, welche in Genf und bei dessen Optimaten durch langjährige, schwesterliche Befreundung mit dem englisch-schottischen Kirchenthum, oder auch dem Methodismus, der hier ergiebigen Boden für seine Aussaat fand, vorherrschend geworden, selbst aber auch in Frankreich unter Reibungen mit der katholischen Nationalkirche zu Halt und Geltung gelangt ist.

In dem an einem der Jura-Abhänge gelegenen Dörfchen, Valleyres, dreiviertel Stunden von Orbe, im Kanton Waadt, liegt die durch öftere Besuche Johannes v. Müller's, Matthisson's und der Frederike Brun, geb. Münter, klassisch gewordene Villa des alten Herrn Karl Viktor v. Bonstetten, und unweit von ihr das bescheidene Landhaus der Familie Boissier aus Genf, die außer ihm noch ein zweites, schmuckeres am See-Ufer, eine halbe Stunde von der Stadt, besaß. Herr Boissier war ein schlichter Mann, nicht gerade mit offenen Armen entgegenkommend, doch auch keineswegs abstoßend, und seine erklärte Liebhaberei die Musik, woran er sich mit ziemlicher Virtuosität auf dem Cello betheiligte. Ungleich höher stand in jedem Betrachte seine Gattin, auch in musikalischem, als Pianistin, Sängerin, sogar als Komponistin. „Der Respekt", so habe ich bereits in der „Europa" gesagt, „welchen die imponirende Haltung ihrer junonischen Gestalt forderte, löste sich vor dem Wohlthuenden ihres Blicks und Wortes in vertrauensvolle Hingebung auf." Diese treffliche Frau starb in der Blüthe ihres Daseins und hinterließ, außer ihrem Gatten und einer bejahrten Mutter, die sich noch im funfzigsten Lebensjahre unter Bonstetten's Anleitung mit Begeisterung an das Erlernen

*) Zwischen beiden liegen die Schriften: „Allons faire fortune à Paris" (2. éd. 1846) und „Un livre pour les femmes mariées: ouvrage populaire" (Par. 1846).

der deutschen Sprache gewagt hatte, einen Sohn und eine Tochter, Valerie. Diese Tochter ist Frau v. Gasparin. Den Lebens- und Bildungsgang derselben zu zeichnen, überlasse ich von hier ab einer in Genf wohnhaften geistvollen Waadtländerin, welche mit der Familie Boissier in intimen Beziehungen gestanden hat und deren Briefen das Folgende in möglichst treuer Uebertragung entnommen ist.

„Frau von Gasparin ist in Genf geboren. Sie haben die Anmuth, Herzensgüte und Talente ihrer Mutter gekannt. Sie haben ihren Vater gekannt, dessen einfacher Sinn und wohlwollendes Gemüth im Landleben seine Nahrung und Befriedigung fand, zum Besten nicht nur der guten Landleute von Valeyres, sondern auch zum Besten seiner eigenen Kinder. Hier, glaube ich, ist auch die Quelle jener echten Christenliebe zu suchen, jenes inneren Dranges und Bedürfnisses, zu helfen und zu retten, welche die Grundlage der eigenthümlichen Mission der Frau von Gasparin ausmachen. Wenn die eine Hälfte der Erziehung dieser merkwürdigen Frau dem beschaulichen (méditative) Stillleben auf dem Lande und unter dem Volke angehört, so empfing die andere Hälfte, ihre geistige Erziehung, einen ganz entgegengesetzten Impuls, zuerst durch ihre Mutter zu Pflege der schönen Künste, der Poesie, des gewählten Geschmacks, der in damaliger Zeit die gute, fast ohne ihr Wissen durch Frau v. Staël inspirirte Gesellschaft Genfs charakterisirte, sodann durch ihren Großvater, den gelehrten Arzt Butini, dessen Lieblingsgeschäft es war, bei seiner Enkelin den Sinn für ernste und schöne Wissenschaften zu entwickeln und anzubauen. Die junge Valerie ging täglich zu ihrem Großvater und übte sich unter seiner Leitung in schriftstellerischen Aufsätzen, während der Lehrer ihres Bruders mit ihr die alten Klassiker übersetzte*) und die neueren Sprachen trieb. Angelangt am Ziele dessen, was man insgemein die häusliche Erziehung nennt, waren es jetzt Reisen und der Umgang mit ausgezeichneten Personen, was die Bildung dieser reichbegabten Intelligenz weiter führte und ihre Thätigkeit entweder zu neuem geistigen Erwerben oder nun auch zum eigenen Produziren anregte. Das Alter der Täuschungen, der Weltfreuden und der zärtlichen Leidenschaften eben so sehr, als der Geist der Zeit, gaben damals ihrem Wesen eine Richtung, die im Grunde zwar ernst blieb, aber mehr doch dem Glanz und Schimmer, der Imagination, dem Weltlichen zugewandt war. Hätte sie sich zu dieser Zeit vermählt, so würde sie vielleicht nicht geworden sein, was sie ist. Allein die trüben Lebenserfahrungen, das Hinsiechen (déclin) ihrer Mutter, ihr Tod, welcher ihrem Tochterherzen, ihrem kindlichen Gemüthe die Hälfte seines Daseins entführte, sollten dieser Feuerseele, die auf der Bahn zum Glück sich unerwartet durch den Schmerz der Trennung davon zurückgeschleudert (refoulée) und in Trauerflor gehüllt sah, neuen Nahrungsstoff zuführen. Damals glitt dem frommen Trost zur Seite, wie ihn der Glaube bietet, auch der Mystizismus, der unsere Kirche gespalten hat, in ihr Gemüth, und als die Seele der Mademoiselle Boissier aufs neue ihre Schwingen regte, da waren es die triumphirenden Schwingen des christlichen Glaubensboten. Sie vermählte sich nach ihrem Herzen und hatte bald die Seele ihres Gatten in Einklang mit der ihrigen gebracht. Nicht mehr Genf, nein! Paris, Paris in den hohen Sphären (sommités) des Ranges, der Bildung und des Reichthums. Welcher Schauplatz für Beobachtung! und für christliche Liebe! Hier erscheint zuerst, gleichsam als Abbild ihrer eigenen Lebensschule, „Le mariage au point de vue chrétien", alsdann „Les Pauvres à Paris", nach meiner Meinung die beste ihrer Schriften, und welche die thätige Christenliebe schildert: denn was sie den Reichen anräth, thut sie auch selbst; endlich „Le Voyage en Orient", wodurch sie sich vor dem wissenschaftlichen Publikum als das beglaubigte, was sie wahrhaft ist, als Glaubensbotin und Haupt der freien Kirche. Jetzt, nach dem Tode der Gattin ihres Bruders, ist sie Mutter seiner Waisen geworden. Seit der Februar-Revolution leben beide Gatten in Valeyres oder auf Reisen und thun Gutes. Ob Frau v. Gasparin noch Etwas veröffentlichen wird, weiß ich nicht, doch schreibt sie fortwährend; in Genf sieht man sie nicht mehr."

Vorstehende Mittheilungen über die Gräfin v. Gasparin sind aus Genf vom 1. September 1851 datirt, was ich zu bemerken bitte. Die edle Briefstellerin wird seitdem erkannt haben, daß die beschauliche Muße in Valeyres keineswegs ohne literarische Ausbeute geblieben, und gewiß auch, daß diese Ausbeute, wie sie als Kernfrucht in den Bekenntnissen der Frau v. Gasparin vorliegt, die sich damit als eine recht aufgeklärt und praktisch gewordene Frau legitimirt, darüber auch, was die Débats zu bemerken geben, dem Gleichheitsschwindel gegenüber, etwas als Dame vom Hause und als Gräfin genirt, ein willkommener, wenn auch nicht just erquicklicher Beitrag zur Geschichte der Hallucinationen in der religiösen Sphäre ist. Ed. Köhler.

*) Studium der alten Sprachen wurde in vielen der ersten Genfer Familien als Grundlage für jeden ferneren Unterricht angesehen, wie dies Madame Necker de Saussure ausdrücklich auch von der ihrigen versichert. Lehrer der beiden Boissiers war in der Zeit, wo ich die Gastfreundschaft des Hauses genoß, Herr Ballette, nachmals protestantischer Prediger in Neapel, später Kaplan der Herzogin von Orleans und evangelischer Prediger in Paris, in welchem Amt er, meines Wissens, fortdauernd wirkt.

Mannigfaltiges.

— Nationalitäten und Religionen in Jerusalem. Ein deutscher Reisender äußert sich über diesen Gegenstand in einer Schilderung der heiligen Stadt*) folgendermaßen: „So gemischt wie die Bewohner Jerusalems in Bezug auf ihre Religion sind, von eben so verschiedenen Nationalitäten ist diese Bevölkerung. Die Muselmänner sind, mit Ausnahme der Regierung, d. h. des Pascha, des Kadi und ihres Gefolges, Araber. Die Juden sind entweder Sephardi, d. h. Spanier, Algerier und Asiaten, oder Aschkenasi (auch „Skenagi" ausgesprochen), unter welcher letzteren Benennung die polnischen, russischen und deutschen Juden verstanden werden. Die Christen sind entweder Eingeborne, d. h. Araber von griechischer, römisch-katholischer oder armenischer Religion, oder Einwanderer aus Griechenland, der Türkei, Aegypten und Rußland; endlich katholische und protestantische Einwanderer aus allen Ländern Europa's, so wie mehrere amerikanische Missionare und Kolonisten. Die allgemeine Geschäftssprache ist die arabische, neben welcher eine Menge anderer Sprachen verstanden und gesprochen wird. Der Orientale im Allgemeinen, vorzüglich aber der Bewohner von Jerusalem, ist zu unwissend, um die Nationalität der Individuen, je nach den Ländern, wo dieses geboren und erzogen ist, nach den Sprachen oder Sitten unterscheiden zu können. Er weiß nur, daß und wie ungefähr man Gott auf verschiedene Weise anbetet, und er unterscheidet daher die Nationalität der in Jerusalem lebenden Personen je nach der Kirche, wo sie beten oder „sich bekreuzen gehen", wie der arabische Volksausdruck ist. Es ist sehr schwer, den Einwohnern begreiflich zu machen, daß man ein Engländer und gleichwohl katholisch, oder ein Franzose und gleichwohl protestantisch sein könne. „Frangi" und „Katholik" ist bei ihnen synonym, so wie „Inglis" und „Protestant". Auch wissen sie nicht recht, ob diese Letzteren Christen sind, da sie sich nicht „bekreuzen" und die heilige Jungfrau nicht verehren. Man hat mich oft gefragt, ob die Protestanten an Jesus Christus glauben. Was endlich den Ramgani, d. h. den Deutschen, betrifft, so sind sie in vollständiger Unklarheit über ihn, weil sie die Oesterreicher in die Kirche der Frangi, die Preußen aber in die der Inglis gehen sehen, und obendrein, pour comble d'embarras, alle Skenagi mehr oder weniger jüdisches Deutsch sprechen hören, so daß sie halb und halb alle polnische und russische Juden — die meistens unter österreichischem Schutze stehen — zur deutschen Nation zählen oder vielmehr stark vermuthen, daß die Deutschen keine Nation seien, da sie keine — nämlich nationale — Religion haben. Ein Mensch aber, der in kein Gotteshaus geht, ist ihnen ein Pharmassun — was nicht von „pharmacien", sondern von franc-maçon abgeleitet wird — und in Jerusalem übeler angesehen, als Einer, der seine Religion oder vielmehr Konfession mehreremal verändert hat, selbst wenn er dies auch aus notorisch weltlichen Motiven gethan haben sollte."

— Musik in Konstantinopel. Der Wiener Kapellmeister Franz Schöber befindet sich jetzt mit seinem aus zweiundzwanzig Personen bestehenden Orchester in Konstantinopel, wo er im Saale des Herrn Missirie, eines Griechen, Konzerte in deutscher Weise giebt und zugleich die Musik bei den großen Bällen dirigirt, die in diesem Saale veranstaltet werden. Die Tänze von Strauß, Lanner, Gungl ꝛc. üben jetzt ihren Zauber auch auf das bewegliche Publikum der Levante, und die italiänische Gesellschaft, die jetzt in Pera ihre Opern aufführt, hat Mühe, mit dem deutschen Orchester zu konkurriren und ihre Musik in gleicher Gunst zu erhalten.

*) Levantische Briefe zur orientalischen Frage in der K. Z.

Literarischer Anzeiger.

In unserem Verlage sind so eben erschienen:

Mersi, S. G. Die Plata-Staaten und die Wichtigkeit der Provinz Otuquis und des Rio Bermejo seit der Annahme des Princips der freien Schifffahrt auf den Zuflüssen des Rio de la Plata. Mit einer Karte. gr. 8. 22½ Sgr.

Rückblick auf den Krieg gegen Rosas und die Schicksale der deutschen Truppe im Dienste Brasiliens. Von einem Augenzeugen. gr. 8. 22½ Sgr.

Meyer, Kgl. Ober-Tribunalsrath. Die Preußische Hypotheken- und Subhastations-Gesetzgebung. Ihre Principien, ihre Mängel und deren Abhülfe. gr. 8. 15 Sgr.

Veit & Comp.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 6 Thlr. 15 Sgr., halbjährlich 3 Thlr. 22½ Sgr. und vierteljährlich 1½ Thlr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Spedteur Herrmann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 17. Berlin, Donnerstag den 9. Februar 1854.

Finnland.

Die finnländische Zeitschrift Suomi.

Der elfte Jahrgang der von der finnischen Literaturgesellschaft verlegten vaterländischen Zeitschrift **Suomi** (Helsingfors, 1852, 326 S. 8.), nebst zwei Karten, enthält folgende Aufsätze: 1) Beitrag zur Geschichte von Savolaks und Karelen zur Zeit des Königs Gustav I., von Fabian Collan (S. 1—15), den wir hier mittheilen wollen. 2) Ausführliche Geschichte und Statistik des durch seine Naturschönheiten berühmten Kirchsprengels Kyrö, nicht weit von Tammerfors, von Yrjö Koskinen, in finnischer, nebst einem Verzeichnisse der in demselben vorkommenden Pflanzen, von Dr. Asp, in lateinischer Sprache, und einer Karte (S. 16—116). 3) Was bedeuten in der finnischen Mythologie die Wörter Jumala und Ukko? von M. A. Castrén (S. 117—162). 4) Uebersetzungen aus der zweiten Auflage des Kalevala, von Karl Gust. Borg, 11te und 42te Rune (S. 163—198). 5) Urkunden aus dem Tottschen Begräbnißplatze in der Domkirche zu Åbo, mitgetheilt von J. D. J. Rancken, und zwar a) der Grafenbrief für Claus Tott, Sohn des im dreißigjährigen Kriege ausgezeichneten Feldmarschalls Åke (Achatius) Tott, nebst einer übersichtlichen Biographie desselben und einer genauen Beschreibung des Tottschen Wappens, ausgefertigt von der Königin Christine zu Stockholm den 20. März 1652; b) jenes Achat. Tott's Leben und Wanderungen. Geboren im Kirchspiele Loijs in Nyland 1598, machte er den russischen Krieg 1613 mit, besuchte Schweden, Italien, Spanien, Frankreich, England, die Niederlande und Preußen, war des Königs Gustav Adolph Kammerherr und von 1625 an Befehlshaber der Kavallerie in Finnland, wurde 1630 schwedischer Reichsrath, Commandeur der ganzen schwedischen Kavallerie und zum Ritter geschlagen, begleitete dann den König nach Deutschland, führte als Feldmarschall ein Heer in Niedersachsen mit Erfolg gegen die Kaiserlichen und die Dänen, entsetzte Pommern und Mecklenburg und geleitete 1633 die Leiche des Königs nach Schweden, starb den 15. Juli 1639 in seiner Heimat — (großentheils schon abgedruckt in der Åboschen Zeitung vom Jahre 1771); c) das Dokument über die Morgengabe des Feldmarschalls Achatius Tott an seine zweite Gemahlin Christina Gräfin Brahe, Edholmssund, den 7. November 1638 — mitunterschrieben vom Reichsrath Gabriel Oxenstierna Gustavson, dem Grafen Jakob Delagardie, dem Reichskanzler Axel Oxenstierna, dem Reichsschatzmeister Gabriel Oxenstierna Bengtson, den Reichsräthen Niels Bielke, Peder Banner, Mathias Soop, dem Admiral Claes Flämingh, dem Feldmarschall Herman Wrangell (Herrn zu Lerieholm, Oberpahlen ꝛc.), dem Reichsrath Johann Pontusson, dem Marschall Axel Baner, dem Landshöffding Lars Sparre —; d) Trauergesang über den Tod der Frau Sigridh Wasa, König Erich's leiblicher Tochter, des Herrn Hindrich Tott Gemahl, am 24. April 1633. 6) Beschreibung des Filialgebiets Jalasjävi im Wasaschen Gouvernement, von K. A. Bäckman, Geschichte der erst 1730 gegründeten Kirche, kurze Biographie ihrer sieben Prediger, und genaue Geographie und Statistik des Sprengels, der siebenundneunzig Hemmaten in acht Dörfern enthält und 1850 von 5279 Menschen bewohnt wurde, sammt einer Karte.

Beitrag zur Geschichte von Savolaks und Karelen unter König Gustav I.

(Ein von Fabian Collan am 19. Okt. 1843 in Helsingfors gehaltener Vortrag.)

Es scheint, daß König Gustav I. während der ganzen ersten Hälfte seiner Regierung Finnland und dessen Interessen wenig Wichtigkeit beigelegt habe; namentlich zog der östlichste Theil desselben die Aufmerksamkeit der Regierung gar nicht auf sich. Des Königs Schwager, der Graf Johann von Hoya, hatte das ganze Wiborg, Nyslott- und Borgå-Län zum Lehn, und dadurch standen diese Provinzen gewissermaßen unter einer von dem übrigen Reiche getrennten Verwaltung. Nachdem aber der Graf im Jahre 1533 auf verrätherische Weise das Land verlassen und der König selbst 1530 Finnland besucht und sich mit dessen Verhältnissen bekannt gemacht hatte, trug er für die Folgezeit desto eifrigere Sorge um die Aufhülfe von Savolaks und Karelens Kultur und Wohlstand. In Karelen oder dem damaligen Wiborgs-Län begann er besonders dem Handel unter die Arme zu greifen, Wiborgs Bedeutung als Stapelort für den Handel mit Rußland und den Ostsee-Provinzen genugsam erkennend. Savolaks aber, das trotz seiner natürlichen Vortheile und seiner Lage an fischreichen und schiffbaren Gewässern noch großentheils wüst war, gedachte er zu bevölkern und zu kultiviren.

In wenigen Worten wollen wir hier den Fortgang der so angelegten Kultivirung und im Allgemeinen Savolaks' Zustand in der zweiten Hälfte von Gustav's I. Regierung schildern.

Im Jahre 1540 waren in dem ganzen gegenwärtigen Savolaks und Karelen, nach M. Agricola's Verzeichniß (Porthan. Chron. p. 691) nicht mehr als elf Kirchspiele: Savlax, Jokas, Sämingh, Lappeel, Jäslis, Äyrepä (Exropää), Kivinebb, Nykirkie, Wiborgh mit dem Filial Sackjärvi, Weerlaks und Weckelaks, — also vier in Savolaks und sieben in Karelen, oder den damaligen Läns Nyslott und Wiborg. Schon dieses Verzeichniß zeigt die damalige Unbedeutendheit dieser Provinzen, besonders von Savolaks, das nördlich von Jokas keine Kirche besaß und die sogenannte Eriemark bildete, eine Benennung, welche in den derzeitigen Verhandlungen häufig vorkömmt und von dem finnischen Worte Erämaa abgeleitet zu sein scheint.

Aber Nyslotts-Län oder Savolaks erhielt sofort ein Oberhaupt, das wirksam des Landes Kultur beförderte. Gustav Fincke, von Perno und Sannäs, ein geborner Finne, war schon seit 1545 Lathenampt oder Hauptmann ad latus im Schlosse und Län Wiborg gewesen, Måns Nilsson von Ahtis aber wurde durch einen königlichen Brief d. d. Gripsholm, 7. Februar 1547 zum Befallningsman über die Stadt und das Län Nyslott nach einem gewissen Clemet, dem Schreiber, ernannt (Gustav Fincke's „Bresbok", fol. 40).

Gleich im Anfange seiner neuen Amtsführung erscheint Gustav Fincke als bedacht, kräftig seiner Provinz zu nützen. In einem Briefe an den König, d. d. Nyslott, den 19. Juli 1547, schreibt Fincke von „dem Hofe, welchen der finnische Schreiber Clemet in der Äremark eingerichtet hat, den die neusässigen Bauern bewohnen, — er meine, das Land habe in solchem Hofe einigen Schirm vor den Russen, deren Gränzen bis auf achtzehn Meilen immer näher gerückt sind, imgleichen gereiche er Königlicher Majestät zu großem Nutzen, so daß jene Bauern und Alle, welche auf dreißig Meilen im Umkreise leben, gehalten sein sollen, ihn zu befestigen, auch möge Ew. Königl. Majestät aus dem Hofe einen Königshof machen und einen Länsman einsetzen, der von den Neusassen seine Einkünfte hole, mit drei oder vier Königl. Dienern, so sei solche Einrichtung keiner Kosten bedürftig." Diese Eriemark ist offenbar das jetzige Tavisalmi, damals wahrscheinlich einer der nördlichsten bewohnten Theile von Savolaks. Der König gab zu Fincke's Vorschlägen seine Beistimmung (1547, 15. Aug.); so ward das nördliche Savolaks bebaut, und der Königshof Tavisalmi im Gebiete der Maaninga-Kapelle der Stamm für das Kirchspiel Kuopio. Jedoch bedurfte die Ausführung von Fincke's wohlgemeinten Absichten der Zeit und wurde oft durch die Einfälle der Russen unterbrochen. Von Urzeiten her hatten die Bewohner an Finnlands östlichen Gränzen sich befehdet; die Finnen gaben den Russen in Kriegs- und Plünderungs-Lust keineswegs nach, dafür spricht das Exzerpt aus der Chronik des Klosters Solowetz, welches Castrén in der Zeitschrift **Suomi** mitgetheilt hat. Jedoch beschränkten sich unter der Regierung Gustav's I. diese Fehden von finnischer Seite her auf die unumgänglichen Streifzüge, um Repressalien auszuüben und den Plünderungen der Russen vorzubeugen; der König wenigstens, durch Traktate gebunden, befahl seinen Gränzhauptleuten, nach Möglichkeit diesem Unfuge, der einen beständigen Kriegs- und Unsicherheitszustand bewirkte, zu steuern. Nicht lange nach Fincke's Ankunft in Nyslott klagte er dem Könige (1547, 3. Nov.), daß zur Zeit St. Michaelis einige Russen in ein von neun Bauern bewohntes Gränzdorf eindrangen, deren Ochsen fortführten, die Bauern mit ihren Weibern und Kindern, sammt allem Vieh und Pferden, die sie nicht mitnehmen konnten, erschlugen. Die Plünderungen der Russen wiederholten sich im folgenden Jahre zu derselben

Zeit, als eine russische Gesandtschaft nach Stockholm ging, um alle Zwistigkeiten beizulegen. Der König sah sich dadurch veranlaßt, in einem Briefe vom 25. Okt. 1549 den Måns Nilsson im Schlosse zu Wiborg dahin zu ermahnen, daß „da die Russen so oft unsere armen Unterthanen überfallen, sie berauben, schinden und sengen, sie nicht so ungestraft heimgehen sollen, sondern man Vergeltung ausüben möge.“ — Als die Bauern in Savolaks und Karelen also den russischen Einfall erlitten, scheinen sie in Uneinigkeit und Fehde mit ihren südwestlichen Nachbarn, den Tawastern, gelebt zu haben. Die Bauern des Kirchspiels Jämsä klagen nämlich vor dem Könige, daß sie „von den nordbotnischen Lappen und savolaksschen Bauern aus der alten Äremark“ viel Bedrängniß erfahren (1550). Diese Streitigkeiten wurden dadurch veranlaßt, daß die Bewohner des südlicheren Finnlands seit alter Zeit gewohnt waren, im Sommer ihre Jagd und Fischerei in den gränzenlosen Gegenden an dem Päijane-Gewässer auszuüben, also die Niederlassungen von Kolonisten in ihnen nicht litten. Aus derselben Ursache geriethen die Tawaster von Hollola 1552 in Fehde mit den ostbotnischen Kolonisten von Korsholms-Län. Immerhin beweist es, daß zu der Zeit die südlichen Provinzen nicht gar zu dünn bevölkert waren, und selbst aus Savolaks konnten 1552 hundertvierzig Bauern als Kolonisten in die neu eingerichtete Mark am Uld-Träsk versetzt werden. Da es übrigens die Bewohner von Jämsä waren, mit welchen die Savolaksер im Südwesten in Kollision geriethen, und da Korsholms-Län ungefähr in demselben Breitengrade an Tawastland stößt, so ist es wahrscheinlich, daß die zwistigen Landstriche aus den mehr bewohnten Kirchspielen nördlich von Jämsä, Keurru, Laukkas, Saarijärvi, Rautalampi und Wiitasaari, bestanden, und daß die Bevölkerung derselben aus den Elementen der drei hier zusammenstoßenden Stämme, der Savolaksер von Osten, der Tawaster von Süden und der Ostbotten von Westen und Nordwesten her zusammengesetzt war. Noch jetzt erkennen wir in Wiitasaari, Rautalampi und besonders in Laukkas deutlich den ausgeprägten savolaksschen Typus, und ist deren Sprache vollkommen die von Savolaks.

Obgleich die Savolaksер, wie gesagt, Kolonisten nach Westen hin an den Päijane und nach Norden hin an den Uled-Träsk aussandten, ging dennoch die Colonisation im eigenen Lande mit raschem Schritte vorwärts. Im Jahre 1552 hatten die Neusassen in Tavisalmi schon so zugenommen, daß sie einen besonderen Kirchsprengel bilden konnten. Darüber schreibt Gustav Fincke am 15. Februar c. dem Könige, indem er für den Priesterstuhl das Land in der Nähe, welches mit einigen Bauern besetzt ist, begehrt und zugleich des Sprengels unterthänige Bitte um Ueberlassung von Meßgeräth aus dem Schlosse von Wiborg, das dort unbenutzt liege und vermodere, so wie auch der kleineren, fünf Pfund schweren Glocke in Nyslott, vorstellt. Der König gab in seiner Antwort vom 14. März 1552 seine Zustimmung zu Fincke's Dis- und Propositionen; in einem späteren Briefe vom 27. Mai d. J. dringt er bestimmter darauf, daß er die Eriemark in Nyslotts-Län bebaut und bewohnt haben wolle: „Es ist unser fester Wille, daß Du Dich befleißigst, auf äußerste Weise diese Mark besetzen zu lassen, es ist unser Befehl, daß Du uns in ihr einen Königshof errichtest, wo es Dir am besten scheint.“ Der König beabsichtigte also, die östlichen und nordöstlichen Gegenden Finnlands so stark als möglich zu bevölkern und einen Königshof daselbst zu haben für eine kleine Besatzung und für die Reiterei, auf solche Weise aber das wehrlose Land vor den Plünderungen der Russen zu schützen. Im Jahre 1557 war der Königshof schon vorhanden und von einem Vogte und sieben Kriegsleuten besetzt.

Durch Fincke's Brief haben wir erfahren, daß Tavisalmi im Februar 1552 schon einen Sprengel mit einer besonderen Kirche bildete; dieses Tavisalmi ist das jetzige Kuopio. Der Sprengel umfaßte die gegenwärtigen Leppävirta, Kuopio, Jidensalmi, Nilsiä und Pielavesi nebst ihren Filialen. Der erste Name rührt her von dem Hofe Tavinsalmi oder Taviniemi, der zur Kapelle Maaninga eingepfarrt ist, einem der schönsten Punkte in dieser herrlichen Gegend, und wo die Neusassen sich sicherlich zuerst ansiedelten; hier befand sich auch der damals angelegte Königshof. Eine Insel in dem Binnenwasser trägt noch jetzt die Spuren großer Gebäude, und der Sund zwischen dieser Insel und dem Festlande heißt noch jetzt Linnansalmi. Des Sprengels älteste Kirche stand aber wahrscheinlich nicht in Taviniemi, sondern auf Luet Taipal, einer Landzunge, die zum Hofe Saamais im Sprengel Leppävirta gehört. So giebt es Henrik Porthanus, vor hundert Jahren Pfarrer zu Kuopio, in seinem Verzeichnisse von Predigern in den Gemeinden, an, und die Tradition stimmt damit überein, man zeigt auf einem Acker noch eine Stein-Grube, wo der Pfarrer seinen Keller gehabt haben soll, und fügt hinzu, daß, als die Stelle zu einem Acker umgeschaffen wurde, die Pflugschar an eine Kiste gestoßen habe, als der Pflüger sie aber ans Licht ziehen wollte, sei sie in die Tiefe der Erde versunken und habe sie sich nachdem nicht mehr gezeigt. Von der Kirche sind dagegen keine Reste vorhanden, weder im Boden, noch in dem Gedächtnisse des Volkes. Nach Porthanus' kleiner, aber wichtiger Abhandlung war der erste Pfarrer des Sprengels Estil Kauhanen zu Kauhale im Sprengel Karislojo; der Name Kauhane kömmt noch jetzt in der Nähe von Luet-Taipal häufig vor.

Der nördliche Theil von Savolaks entwickelte sich unter Finkes Verwaltung noch mehr als der südliche. Als er nebst seinem ernannten Gehülfen im Befehle über Nyslott, Ture, Persön, Bjälke im Oktober 1553 auf dem Länsmanshofe Partala im Sprengel Jolkas eine neue Berathung mit dem Volke von Nyslotts-Län abhielt, wie er die jährlichen Steuern, welche den Vögten zukommen, aufheben solle, umfaßte das ganze Län schon sechs Sprengel und eben so viel Länsmansstellen, nämlich 1) Liftensaari, wohl ein Theil des alten Sääminge, 2) Randasalmi, 3) Visulaks und Saviala, der Stamm des früheren Groß-Savolaks, jetzt S. Michel, 4) Pellisniemi nebst Kiiala, ein Theil des jetzigen S. Michel, 5) Jolkas nebst Partala, jetzt Jorois, 6) den großen Sprengel Tavisalmi. Im Jahre 1540 hatte es nur drei Sprengel gehabt. (Schluß folgt.)

Türkei.

Reiseskizzen aus Bulgarien.

Von Varna nach Schumla.

(Schluß.)

Die Straße, die wir eingeschlagen hatten, war durchgehends nur ein Pfad für Packpferde, auf dem bei schönem Wetter allenfalls ein leichter Reisewagen, so wie die rohen Fuhrwerke der Eingebornen, fortkommen können. In geringer Entfernung von Varna führt sie über das Blachfeld, wo Wladislaw II. von Ungarn Schlacht und Leben verlor. An diesem Punkt ist sie ziemlich fest, während sie an anderen Stellen sich durch fast unwegsame Moräste zieht, zu deren Austrocknung die Kunst nicht das Mindeste gethan hat. Sie ist mit einem Wort das alleinige Werk der guten Mutter Natur, der man bei allen ihren Vorzügen nachsagen muß, daß sie sich grundschlecht auf den Straßenbau versteht.

Als die Nacht anbrach, erreichten wir einen Weiler am äußersten Ende des Sees, aus zehn Mahl-Mühlen bestehend, die einer türkischen Handels-Compagnie gehören und von einem Wasserstrom getrieben werden, der sich in den See ergießt. Wir machten hier vor einem Kaffeehause Halt, um eine Tasse Kaffee zu trinken und einen Tschibuk zu rauchen, nachdem wir einen Kawassen nach dem anderthalb Meilen entfernten Dorfe Dewna vorausgeschickt, um Nachtquartiere zu bestellen. Ein türkisches Kaffeehaus auf dem Lande ist mit einer Dorfschenke in England zu vergleichen, von dem es aber in so manchen Beziehungen abweicht, daß eine Beschreibung desselben nicht überflüssig sein möchte. Der Wirth ist in der Regel auch der Besitzer des Khan, d. h. der zwei oder drei leeren Stuben und des Stalles, die zur Aufnahme der Reisenden und ihrer Pferde bestimmt sind. Neben dem Khan befindet sich das Kaffeehaus, gewöhnlich ein kleines Zimmer, mit einem mehrere Fuß breiten Gang in der Mitte. Auf jeder Seite desselben ist ein Divan oder eine erhöhte Plattform, in kleine Vierecke eingetheilt und mit Strohmatten oder, wenn der Eigenthümer besondern Staat machen will, mit einem Teppich bedeckt. In der Mitte jeder dieser Abtheilungen steht ein Mongol oder irdenes Becken, mit glühender Asche von Holzkohlen gefüllt, um welches die Gäste mit untergeschlagenen Beinen sitzen, ihre Pfeife rauchen und den Kaffee schlürfen, zuweilen auch sprechen, aber immer bedächtig und nur Einer auf einmal. Zank und Streit sind hier unbekannt, und von dem Lärm und dem Gesumme eines französischen Café ist keine Spur vorhanden. Einige Gäste treiben sich den ganzen Tag in diesen Lokalen herum, auf Grund des Rechts, welches sie sich am Morgen durch Bestellung einer Tasse Kaffee erworben haben. Unter dieser Tasse Kaffee muß man aber nicht den großen Napf verstehen, der das rußig schmeckende Gebräu enthält, das man in einem Londoner Kaffeehause verabreicht, und eben so wenig die köstliche demi-tasse, mit der man in der französischen Hauptstadt bewirthet wird, sondern ungefähr einen Eßlöffel voll des erfrischenden Getränks — heiß, wohlschmeckend, aromatisch, in einer Tasse von den allerkleinsten Dimensionen, wie ein Kinderspielzeug und ohne Henkel oder irgend Etwas, woran man es von einem Miniatur-Spülnäpfchen unterscheiden könnte. Ein solches wird jedem Gast beim Eintritt dargereicht, worauf er seinen Tschibuk hervorlangt, ihn an dem Kohlenfeuer anzündet und sich dem schönsten Genusse des Lebens, dem Dolce far niente, überläßt. Kein Türke denkt je daran, den Divan zu besteigen, ohne erst die Pantoffeln auszuziehen, doch ist er tolerant genug, dem Franken, der sich gestiefelt und gespornt hinwirft, diese Verletzung der Etiquette zu verzeihen. Ob es nun Folge der vorhergegangenen Strapazen oder der Kälte war, der wir ausgesetzt gewesen, aber ich habe mich nie mit solcher Wollust dem Gefühl der behaglichen Ruhe hingegeben, als hier unter dem Einfluß des türkischen Tabacks und der sanften Hitze des Kohlenbeckens, [illegible] mitten eines Cirkels bärtiger Osmanlis, welche, nachdem sie uns [illegible]

lich begrüßt hatten, in feierlich ernstem Schweigen fortpaffirten. Eben so schweigend verhielt sich der Kaffedschi, der am oberen Ende des Zimmers, vor einem Heerde, der ihm bis an die Brust reichte und auf dem ein knisterndes Feuer von Holzkohlen loderte, mit nackten Armen und bloßer Brust sein Geschäft betrieb und seinen Gästen den Kaffee herumreichte. Wenn das Licht des Feuers, durch die dichten Tabackswolken dringend, auf sein geschwärztes Antlitz und seine starken Muskeln fiel, sah er einem mächtigen Cyklopen ähnlich.

Nach einer kurzen Rast stiegen wir wieder auf, und nachdem wir über eine steinige Ebene galoppirt hatten, erreichten wir schon bei finsterer Nacht das Dorf Dewna. Wir hielten am Eingange desselben an und riefen vergeblich nach unserem Kawassen. „Hadschi! Hadschi!" schrieen wir. „Hadschi! Hadschi!" hallte es von den Bergen zurück, die sich über uns aufthürmten — denn der Kawaß war ein Muselmann vom reinsten Wasser, der die Pilgerfahrt nach Mekka gemacht hatte und seitdem sein Lebelang für einen Heiligen galt. Die Dorfhunde erhoben ein wüthendes Gebell; noch wüthender pfiff der kalte Nachtwind; es verging beinahe eine Viertelstunde, aber kein Hadschi war zu sehen. Wir fingen an, den Verdacht zu hegen, daß er uns im Stich gelassen habe, um nur für sich selbst zu sorgen, als der Gesuchte auf einer Anhöhe zu unseren Häuptern erschien und unser Geschrei mit einer Kraft der Lunge erwiederte, die sein früheres Schweigen mehr als ausglich. Seiner Stimme folgend, erreichten wir bald die Stelle, wo er sich befand, und wurden in eine kleine, mit Stroh gedeckte Hütte geführt, die sich durch ungewöhnliche Reinlichkeit auszeichnete. Die Wände im Innern waren weiß wie Schnee, eben so weiß war die Decke, und selbst der von Thon gebildete Fußboden war äußerst sauber gehalten. Die Wirthin hatte schon Vorbereitungen zu unserer Ankunft getroffen und bewillkommnete uns beim Eintritt mit einem freundlichen Lächeln, das den Werth ihrer gastlichen Aufnahme verdoppelte. Mit bloßen Füßen, harten Händen, ein weißes Tuch um den Kopf gebunden, die Zipfel des Kleides hinten zusammengesteckt, mit einem ehrlichen, gutmüthigen, aber von der Witterung gebräunten Gesicht, würde sie in irgend einem Theil Irlands für „eine Tochter des Bodens" gegolten haben,*) so lange sie nicht den Mund öffnete. Ein Huhn ward schnell geschlachtet, vor unseren Augen gerupft und in den Topf gesteckt; wir hockten während dessen auf einer Matte am Feuer, unsere Pfeifen rauchend und den Kochprozeß mit ungeduldigen Blicken überwachend. Als er beendet war, wurde das Huhn herausgenommen und uns auf einer ungeheuren hölzernen Schüssel mit ein wenig Salz und einem schwarzen Brode vorgesetzt. Unsere Federmesser und ein guter Appetit thaten das Uebrige. Um es hinunter zu spülen, ließen wir Wein kommen, und für vier Piaster brachte man uns einen Eimer voll, der so sehr nach einer Mischung von schlechtem Essig und Cayenne-Pfeffer schmeckte, daß wir uns mit einem einzigen Schluck begnügten. Sobald wir unser Abendbrod verzehrt hatten, streckten wir uns auf die Matten hin, legten uns die Sättel unter die Köpfe, deckten uns mit unseren Röcken zu und befanden uns bald im Reiche der Träume. Meine letzte wachende Erinnerung war die, daß ich den Kiaja oder Dorfschulzen in Gesellschaft unseres Wirths den Wein austrinken sah, den wir stehen gelassen hatten, während Beide zur selben Zeit eine genaue Untersuchung meiner Stiefel vornahmen, die ihren entschiedenen Beifall zu haben schienen.

Am folgenden Morgen mit Tages-Anbruch waren wir schon wieder zu Pferde, fanden es jedoch unmöglich, Schumla noch vor Abend zu erreichen, weshalb wir um drei Uhr Nachmittags in dem Dorfe Gonuski, fünf Stunden von unserem Reiseziel, anhielten. Es liegt in der Mitte einer weiten Ebene, und die Einwohner scheinen sich meist mit dem Weinbau zu beschäftigen. Auch bei ihnen herrschte dieselbe Nettigkeit, Ordnung und Gemüthlichkeit, die ich in allen türkischen und bulgarischen Dörfern bemerkt habe. Jedes Haus steht in einem Gehäge, das den Meierhof, die Wirthschaftsgebäude, oft auch den Garten umzäunt, und Alles hatte den Anblick der Reinlichkeit und eines gewissen Comfort. Ich kann mit Sicherheit behaupten, daß ich weder in Frankreich, noch in England, und noch viel weniger in Irland den zehnten Theil der Anzeichen von Zufriedenheit, häuslichem Glück und Anstandsgefühl in den Wohnungen der ärmeren Klassen gefunden habe, die man in der Türkei wahrnehmen kann, und zwar trotz der vielfachen Hindernisse, mit welchen das Volk hier kämpfen muß. Kein Schmutz, keine Spuren moralischer oder physischer Verkommenheit zeigen sich je in einer bulgarischen Bauernhütte, so roh auch das Hausgeräth und so dürftig auch die Kleidung des Besitzers sein mögen.

Auf dem ganzen Wege von Dewna bis Schumla dehnt sich eine ungeheure, wellenförmige Ebene aus, deren Länge etwa vierzig Meilen beträgt und die, zwischen dem kleinen Balkan und der Donau, nur durch eine kleine Hügelreihe unterbrochen wird. Ihre durchschnittliche Breite ist wahrscheinlich ungefähr dreißig engl. Meilen, und der fruchtbare Boden ist durchgehends zum Ackerbau geeignet. Ueberhaupt gleicht das Terrain dem des ganzen Landstrichs von Belgrad bis zum Schwarzen Meere; es besteht nämlich aus Marschland, welches im Frühjahre aufgeweicht, von der brennenden Hitze des Sommers gedörrt wird. Die Vegetation ist jedoch außerordentlich kräftig, und wer diese Gegenden nur im Herbst und Winter gesehen hat, würde es kaum glauben, daß diese dürren Felder die üppigen Aerndten liefern könnten, die im Laufe der Sommermonate zur Reife kommen. Als Getraideland hat Bulgarien vielleicht nicht seinesgleichen in der Welt; trotzdem darf man mit Sicherheit annehmen, daß nicht der hunderste Theil desselben urbar gemacht ist. Die ländliche Bevölkerung baut nur so viel Getraide, als zu ihrem eigenen Bedarf und dem der benachbarten Städte hinreicht, da sie aus Mangel an Landstraßen und brauchbaren Transportmitteln den Ueberschuß weder nach der Donau, noch nach Varna schaffen kann. Ein gewöhnlicher englischer Schubkarren würde ohne Schwierigkeit die Hälfte der Last aufnehmen, die man auf den elenden, von Büffeln gezogenen Wagen im Schneckenschritt — etwa eine englische Meile in der Stunde — fortschleppen sieht. Die Donau scheint allerdings von der Natur bestimmt, als die große Wasserstraße zu dienen, um die Produkte der an ihrem Ufer liegenden Provinzen nach dem Meere zu befördern; aber man muß sich erinnern, daß vom Monat November bis zum Anfange des Mai die Schifffahrt durch das Eis unterbrochen ist; und wenn dies auch nicht der Fall wäre, so hat die Weisheit der Diplomaten, welche Rußland die Aufgabe überließen, die Mündungen des Stromes freizuhalten, ihn für Handelszwecke unbrauchbar gemacht. Das große Ziel Rußlands war seit vielen Jahren, die Unzufriedenheit in den benachbarten Staaten zu nähren und die Mißbräuche darin aufrechtzuhalten. Nichts kann ferner von seinen Absichten liegen, als den Bulgaren oder den Walachen die Möglichkeit zu gewähren, einen Markt für ihre Produkte zu finden. Es läßt daher die Donau versanden und schiebt die Schuld auf die Pforte. Die einzige Art, in der man die unermeßlichen natürlichen Vortheile Bulgariens verwerthen könnte, wäre durch den Bau einer Eisenbahn von Varna längs den Ufern des Dewna-Sees nach Schumla, die dann weiter bis nach Belgrad fortgeführt werden müßte. Natürliche Schwierigkeiten sind hier nicht vorhanden, und die Kosten würden geringer sein, als bei irgend einer anderen Linie in der Welt, da sie fast den ganzen Weg über eine ununterbrochene Ebene gehen würde. Wenn man außerdem noch den Dewna-See, wie oben erwähnt, durch einen Kanal mit dem Meere in Verbindung brächte, so würde Varna die große Niederlage werden, um ganz Bulgarien und vielleicht auch Serbien und Bosnien mit ausländischen Waaren zu versorgen, welche Länder dagegen Korn genug ausführen könnten, um der Hungersnoth und Theuerung, die jetzt so oft in Europa stattfinden, für immer vorzubeugen. Das Volk würde von der Donau unabhängig gemacht und zu allen Jahreszeiten ein billiges und schnelles Communicationsmittel zwischen dem Meere und der Hauptstadt geschaffen werden, während letztere dem westlichen Europa um wenigstens drei Tage näher gebracht würde. Der Einwand, daß ein solches Unternehmen wegen des geringen Verkehrs nicht lohnen würde, ist unbegründet, da wir alle wissen, daß Schienenwege Verkehr erzeugen, Oasen in Wüsteneien hervorbringen und Dörfer mit beinahe wundervoller Schnelligkeit in blühende Städte verwandeln. Wenn die Türkei jemals ihrer Wiedergeburt entgegensehen darf, so werden Eisenbahnen und gute Wege die Mittel zu diesem Ziele sein.

Wir erreichten Schumla am 13ten Nachmittags und fanden die Straßen anderthalb Fuß tief mit Schnee bedeckt und die Stadt gedrängt voll Truppen, wodurch wir in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt wurden, die erste Nacht in dem Stall eines Khans zu kampiren, durch dessen Fußboden, Wände und Dach der Wind aus unzähligen Ritzen eindrang. Nur mit großer Schwierigkeit gelang es uns am folgenden Tage, eine passende Wohnung zu finden.

*) Wahrscheinlich ist auch der Reporter der Daily News, wie die meisten Berichterstatter der englischen Zeitungen, ein Sohn der „grünen Insel". D. R.

Italien.

Die neuesten literarischen Erscheinungen in Turin und den sardinischen Staaten.

Zuvörderst dürfte eine schon seit sechsundzwanzig Jahren mit Ehren bestehende landwirthschaftliche Zeitschrift Erwähnung verdienen, die unter dem Titel: **Repertorio d'Agricoltura e di scienze economiche ed industriali**, von dem Professor Rocco Ragazzoni herausgegeben wird. Das neueste vorliegende Heft enthält Aufsätze über den peruanischen Guano, über die Physiologie der Pflanzen, über die Vermehrung der Bäume durch Stecklinge, über die Weiden-Kultur zu Chiavari, über die Trauben-Krankheit, über die der Maulbeerbäume u. s. w.

Eine sehr gut geschriebene Monatschrift ist der **Educatore Israelito**, den israelitischen Familien zum Behuf der Erziehung gewidmet, von den Professoren Joseph Levi und Ebrea Pontremoli, welche zu

Vercelli herauskömmt. Der religiöse Theil des letzten Heftes enthält eine Uebersicht der mosaischen Gesetzgebung vom Professor Lazzato, den geschichtlichen Theil einer Abhandlung über die Verhältnisse, welche zwischen den griechischen Weltweisen und den hebräischen stattgefunden haben, von Elias Benomosegh zu Livorno. Von bemerkenswerthen Werken wird unter dem Abschnitte „Bibliografia" die Religionslehre von dem Ober-Rabbiner Marco Mortori erwähnt. Den Schluß machen verschiedene Nachrichten, unter anderen, daß die sogenannte radikale Regierung in Genf den Israeliten jetzt Toleranz und ein Grundstück zum Bau ihres Tempels bewilligt hat; daß Baron Salomon Rothschild das Versöhnungsfest auf seiner Durchreise zu Florenz gefeiert und dem dortigen Tempel ein bedeutendes Geschenk gemacht hat, so wie daß Leone Levi (ein jetzt in England lebender Rechtsgelehrter aus Italien) von dem Könige von Preußen eine goldene Medaille für seine Sammlung der Handelsgesetze erhalten.

In diesen Tagen kam zu Turin von der berühmten Jugend-Schriftstellerin Caterina Franceschi Ferrucci ein sehr beachtetes Werk heraus: „Degli studii delle Donne", über die weibliche Erziehung. Die Verfasserin wird für die erste der jetzt lebenden italiänischen Schriftstellerinnen gehalten. Sie hat eine weibliche Erziehungsanstalt in Florenz errichtet, die sich eines sehr guten Rufes erfreut. Ihre Tochter beschäftigt sich ernstlich mit der deutschen Sprache und Literatur.

Die bedeutendste literarische Zeitschrift in Turin dürfte sein: Il Cimento, Revista di Scienze, Lettere ed Arti. Es ist dieses wissenschaftlich gehaltene Unternehmen ein Versuch, der sich aber schon zwei Jahr erhalten hat, was bei der jetzigen Beschäftigung mit der Politik, die Alles in Anspruch nimmt, viel sagen will.*) Das vorliegende letzte Heft enthält zunächst einen umfassenden Aufsatz, welcher unserem Landsmann, dem Grafen Platen, gewidmet ist. Es ist aber ein eigenes Schicksal, daß eigentlich Frankreich die meisten literarischen Erzeugnisse Deutschlands und Italiens mit einander bekannt macht. So wie das „Magazin für die Literatur des Auslandes" seinen trefflichen Artikel über Balbo und Sclopis von den Franzosen entnehmen mußte, so hat auch G. Chindemi, der Verfasser jenes Aufsatzes, seine Nachrichten über den Deutschen Platen hauptsächlich dem von N. Martin zu Paris 1846 herausgegebenen Werke: „Les Poètes contemporains de l'Allemagne" entnommen. Es wäre jedem deutschen Dichter zu wünschen, daß er mit gleicher Humanität beurtheilt würde, wie hier Chindemi gethan, der nicht im entferntesten von der Sucht, Alles besser zu verstehen, angesteckt ist. Ein besonderer Abschnitt ist berühmten Italiänern gewidmet, und findet sich in dem Leben Luigi Carrer's, von Jacopo Bernard, dieselbe Humanität.

Die Revista contemporanea ist eine politisch-belletristisch-wissenschaftliche Zeitschrift. Das letzte vorliegende Heft enthält einen umfassenden Aufsatz über die Frage, die heiligen Orte zu Jerusalem betreffend, welche jetzt über die Besetzung der Donau-Fürstenthümer ganz vergessen zu sein scheint; dann unter der Rubrik „Berühmte Zeitgenossen" eine Lebensbeschreibung von Silvio Pellico, Novellen, Gedichte und Tagesgegenstände.

Außer einer wissenschaftlichen medizinischen Zeitung, bei welcher der Ritter Trompeo sehr thätig wissenschaftlich betheiligt ist, erscheint hier eine Monatschrift für Thierarzneikunde (Giornale di veterinaria) von den Professoren Lessona und Bollada.

Auch hat der fleißige Professor Baruffi wieder eine seiner jährlich erscheinenden Reiseschilderungen herausgegeben, welche stets sehr gefallen, und von denen seine Reise nach dem Orient besonders sich des allgemeinen Beifalls erfreut. Diesmal aber betrifft seine Reisebeschreibung nur die Umgebungen von Turin („Passeggiate nei contorni di Torino"); allein sie ist mit so viel Geist, Vaterlandsliebe und so anziehend geschrieben, daß man diesen Spaziergang zugleich eine „empfindsame Reise" nennen könnte.

Eines der wichtigsten der in der letzten Zeit hier erschienenen Werke dürfte aber eine sehr gründliche Arbeit des Grafen v. Salmour über den Grund-Kredit sein („Dell' Ordinamento del Credito Fondinario negli stati Sardi". Torino. Tipografia Chicio e Mina, 1853.). Man hat nämlich gefunden, daß sich die hypothekarisch eingetragenen Schulden im Lande überall vermehren; obwohl dies ein Beweis von dem zunehmenden Kredit ist, so will doch das Ministerium dem Ackerbau durch Einführung von Kredit-Systemen aufhelfen, um dem Landmann Mittel zu verschaffen, sich schneller von seinen Schulden zu befreien. Der gelehrte Verfasser, welcher diese Materie genau studirt hat, unterscheidet daher sehr wohl den Real-Kredit von dem Kredit zur Beförderung des Ackerbaues, welcher den hauptsächlichsten Reichthum des Landes ausmacht. Der Real-Kredit bedarf nur eines wohlgeordneten Hypotheken-Wesens und schneller Rechtsvollstreckung; je mehr Schulden auf die Grundstücke eingetragen werden, desto mehr ist Gelegenheit vorhanden, das Grundvermögen zu mobilisiren und den größten Theil des Grundwerthes zu anderweiten Unternehmungen zu verwenden. Für diesen Zweck bedarf es keiner Hülfe des Staats, wenn nur dafür gesorgt ist, daß Jeder den größtmöglichen Kredit haben kann. In dieser Beziehung kömmt es nicht darauf an, ob sich die auf die Grundstücke eingetragenen Schulden vermehren (!). Allein der Verfasser macht darauf aufmerksam, daß bei den hiesigen ländlichen Verhältnissen es nothwendig ist, den Ackersmann zu unterstützen. Dazu schlägt er eine Grundbank vor, welche, mit Rücksicht auf die Persönlichkeit des Kreditsuchenden, demselben Vorschüsse mache, welche nach und nach amortisirt werden, wofür Pfandbriefe unter Verantwortlichkeit der Bank ausgegeben werden sollen. Die Regierung hat die Absicht, diese Bank mit bedeutenden Mitteln zu unterstützen, und soll in den nächsten Kammerverhandlungen darüber berathen werden. Der Verfasser hat mit großer Gründlichkeit die diesfallsigen Einrichtungen anderer Länder gesammelt und dem preußischen System besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Er hat zu diesem Zweck Reisen gemacht und kennt Deutschland genau, da er als Graf Salmour-Wackerbarth Antheil an den Besitzungen dieser Familie in Sachsen hat.

Mit dem Real-Kredit allein, im Gegensatz von dem Ackerbau-Kredit, beschäftigt sich die bei Pomba (Turin, 1853) vor kurzem in zweiter Auflage erschienene Schrift: „Cenno critico di un systema di riforma del systema hypotecario francese, proposto dal Cavaliere Neigebaur, publicato dal Professore Sciascia."*)

*) Wir haben dieses vortreffliche Journal vergebens durch die Post bestellt, da die Kaiserl. österreichische Postverwaltung nicht geneigt scheint, der sardinischen Publizistik den Transit durch Oesterreich zu gestatten. D. R.

Mannigfaltiges.

— Die civilisirende Macht der Presse in China. Seit kurzem erscheint zu Honglong eine Monatschrift in chinesischer Sprache, unter dem Titel Ha-or-kuan-tschin, d. h. „Perlenschnur aus der Ferne und Nähe", also eine Art von Magazin für die Literatur des Aus- und Inlandes. Ein zweiter Titel dieses Journals ist: „Blätter zur Verbreitung der Civilisation". Herausgegeben wird dasselbe von Schülern des verstorbenen Sinologen, Dr. Morrison, die jetzt an der Spitze einer Unterrichts-Anstalt in Honglong stehen und unter denen sich sowohl Engländer und Amerikaner, als geborne Chinesen befinden. Der praktische Anglo-Amerikanismus geht in dieser Monatschrift mit dem missionarischen Streben, christliche Ideen in China zu verbreiten, Hand in Hand. Daher finden sich in derselben ebensowohl Artikel über Construction und Anwendung der Dampfmaschinen, als über die religiösen Tugenden und den Aufopferungs-Muth der Bewohner des Hospizes auf dem St. Bernhard. Mit einer Schilderung des Weges nach Ostindien und der Seereise nach England ist eine geographische Darstellung der Erdkugel und ein Blick auf die sittliche, wie auf die physische Machtstellung des Christenthums auf Erden verbunden. Es wird aber auch nicht verschwiegen, daß nicht Alles bei den Christen nachahmenswerth sei, so namentlich nicht das Sklaventhum in Amerika, in welchem Lande man, wie in Europa, auch von den Chinesen, besonders von ihrer Mäßigkeit, ihrem Ameisenfleiß und ihrer Sparsamkeit, Manches lernen könne. Es werden die Rechte der zahlreich nach Kalifornien ausgewanderten Chinesen gegen die Eingriffe und Anmaßungen der Yankees auf das Lebhafteste vertheidigt, und zur Belehrung für Auswanderer wird ein Abdruck der in San Francisco erschienenen chinesischen Uebersetzung des Reglements für Kolonisten und Goldgräber mitgetheilt. Man sieht, daß die neue chinesische Presse auch schon Opposition macht, was jedoch — natürlich in gesetzlichen Schranken — nothwendig ist, wenn die Presse eine Trägerin der Wahrheit und dadurch von moralischem Einflusse sein soll. In China selbst nimmt die „Perlenschnur" Partei für den nationalen, antitatarischen Aufstand, in welchem sie einen Pionier und Wegebahner der christlichen Civilisation erblickt. Seit vielen Jahrhunderten — viel länger als in der übrigen Welt — ist in China bereits die Buchdruckerkunst bekannt, aber bisher hatte sie nur dürres Futter für Holzköpfe und Bücherwürmer geliefert; erst jetzt, nachdem sie mit Europa und christlichen Ideen in nähere Berührung gekommen, fängt die Presse auch in China an, den civilisirenden Einfluß zu üben, von welchem wir in dem diesjährigen Einleitungs-Artikel unseres „Magazins" gesprochen.

*) Ein zweiter Artikel folgt nächstens.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 6 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 56, und beim Spediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 18. Berlin, Sonnabend den 11. Februar 1834.

Frankreich.

Ludwig XIV. und sein Einfluß auf die französische Literatur.

In einem in der Revue des deux Mondes enthaltenen Aufsatze*) stellt Eugen Despois, den man schon aus früheren werthvollen Beiträgen zur Revue kennt, ausgehend von einer recht launig scharfen Bestimmung des Begriffs „Einfluß", oder vielmehr Nachweisung, wie und wodurch derselbe zu seiner jetzt beliebten, ausgedehnteren Fassung gelangt sei, sich die Aufgabe, darzuthun, daß Ludwig's XIV. so viel gerühmte Großmuth gegen die Literaten weder sonderlich intelligent, noch aus freiem Entschluß hervorgegangen (spontanée), noch auch so übermäßig groß (abondante) gewesen sei, als man, in der Ferne gesehen, annehme, er bestreitet demnach den Antheil, welchen man diesem König an dem literarischen Ruhme des siebzehnten Jahrhunderts zuerkennt, und behauptet, daß dieses Jahrhundert von Voltaire und Anderen nach ihm ganz uneigentlich „siècle de Louis XIV." genannt worden sei. Wolle man nichts weiter sagen, als der König habe es mit den Literaten wohlgemeint, habe besonders auch Einfluß auf ihr Wohlbefinden gehabt (ja nicht zu verwechseln mit Einfluß auf Talent oder Genie), so lasse dies sich wohl einräumen. Voltaire sei hauptsächlich schuld, daß sehr viele Leute das Jahrhundert Ludwig's XIV. und das siebzehnte Jahrhundert für völlig einerlei ansehen, ohne zu bedenken, daß Ludwig erst 1661 selbständig zu regieren anfing, daß ihm wohl die zweite Hälfte dieses Jahrhunderts und die ersten funfzehn Jahre des folgenden angehören, aber der nächst vorige, eben so ruhmvolle Zeitabschnitt nicht auf seine, sondern Richelieu's und Mazarin's Rechnung zu setzen ist. War nun einerseits Voltaire's Bewunderung für Ludwig's XV. Vorgänger gewiß aufrichtig und sein Buch „le siècle de Louis XIV.", wiewohl keine Verherrlichung des Jahrhunderts, sondern nichts weiter als ein Panegyrikus der Regierungszeit dieses Königs, keineswegs in höfischer Unterthänigkeit (par courtisanerie) geschrieben, so war es ihm auf der anderen vielleicht sehr erwünscht, das verschönerte Bild der Gunstbezeigungen, die ehemals große Schriftsteller genossen hatten, in Gegensatz zu bringen mit den Verfolgungen, welche sie zu seiner Zeit erfuhren, oder wenigstens mit Ludwig's XV. Gleichgültigkeit gegen Geisteswerke.

Voltaire zählt Lesueur und Poussin zu den berühmten Künstlern in Ludwig's XIV. Zeit. Nun war aber Lesueur sechs Jahre vor 1661 gestorben, und Poussin, durch Neid und Kabalen aus Frankreich vertrieben, starb vier Jahre nach diesem Datum in Rom. Auf derselben Liste steht selbst Descartes, der doch elf Jahre früher in Schweden gestorben war. Auch Corneille figurirt darauf, der im Jahre 1661 längst alle seine Meisterwerke geschrieben hatte („Cid" 1636, „Horace" und „Cinna" 1639, „Polyeucte" 1640, „Pompée" 1641, „Menteur" 1642 &c.; höchstens „Agésilas" und „Attila" fallen noch in die Zeit nach 1661), und Pascal, dessen „Provinciales" schon seit fünf Jahren im Publikum waren. Hinsichtlich dieser Zwei besteht Ludwig's ganzer Ruhm darin, daß sie unter ihm begraben wurden: Pascal 1662, Corneille 1684. Descartes, Corneille und Pascal also, drei Namen, die zum Ruhm einer Nation genügen würden, gehören in die Zeit vor Ludwig's Regierung, und auch Racine versündigt sich an der Chronologie, die freilich viel weniger gefällig und höfisch ist, wenn er bei Erwähnung Corneille's schreibt: „Frankreich wird eingedenk sein, daß unter der Regierung des größten seiner Könige der größte seiner Dichter geblüht hat." Auch Balzac, Voiture und Vaugelas, Autoritäten auf dem französischen Sprachgebiete, die Frankreichs Sprache reinigten und ihre Gesetze feststellten, waren seit mehreren Jahren todt, als Ludwig auf die Bühne trat.

Mazarin vermachte dem jungen Könige ein nach außen respektirtes, im Innern ruhiges Frankreich, vermachte ihm Männer, wie Turenne und Condé, die damals schon längst ihre glänzendsten Siege erfochten hatten; Männer, wie de Lyonne, Louvois, Colbert, von dem Mazarin auf dem Sterbebett sagte: „Indem ich Ew. Majestät Colbert nachlasse, glaube ich, alle meine Schulden gegen Frankreich abzutragen." Ludwig setzt während seiner ersten Jahre die von Heinrich IV. und Richelieu auf die Bahn gebrachte Politik fort, er erhält die eminenten Männer aus Mazarin's Verwaltungszeit auf ihren Stellen. Er hat sie aber weder gebildet, noch gewählt, noch durch ähnliche ersetzt. Seine Wahlen waren nicht besonders glücklich. Villeroy und Chamillard — das waren die Leute, die aus seiner Schule hervorgingen. Wenn nun dieses Königs Scharfsichtigkeit in der Politik, die doch jederzeit sein Haupt-Augenmerk war, wenigstens starken Zweifeln unterliegt, darf man ihn hinsichtlich der Literatur, die, nach seinen „Denkwürdigkeiten" zu urtheilen, seine Aufmerksamkeit weit weniger, als man gemeiniglich annimmt, auf sich gezogen zu haben scheint, besser beschlagen glauben? Schon vor Mazarin's Tode sieht man fünf hoch ausgezeichnete Schriftsteller auftreten, die zwar ihre Meisterwerke noch nicht geschrieben haben, wovon aber besonders die drei ersten unter der vorherigen Regierung gebildet worden sind: Molière, La Fontaine, Bossuet, Boileau, Racine. Die drei ersten stehen zu dieser Zeit im Alter von fünfunddreißig bis vierzig Jahren. Soll man glauben, daß Männer, wie sie, in diesem Alter noch nicht im Besitze ihrer vollen Geisteskraft gewesen sind? Soll man sie wie hoffnungsvolle junge Leute betrachten, denen erst der König eine Zukunft aufschloß, indem er sie bei ihren Anfangsleistungen (débuts) ermuthigte?

Bossuet war drei Jahre zuvor mit seinen bewunderungswürdigen geistlichen Reden, die zu seinem Ruf und Ruhm genügt hätten, zum erstenmal hervorgetreten. Ließ es darin seine Beredtsamkeit an irgend etwas fehlen? Oder findet man nicht vielmehr darin einen freisinnigeren und originelleren Ton, als in seinen offiziellen Meisterreden, in seinen Leichenpredigten, wobei die Etikette seinem Sinn für Unabhängigkeit Zwang anthat, seinem stolzen und biederen Herzen recht seltsame Abweichungen von der geschichtlichen Wahrheit, manchmal sogar (was bei einem so einfachen Geiste überraschen muß) eine künstliche Sprache und Formeln der Konvenienz abnöthigte? Ohne Zweifel verstand Ludwig die Talente und Tugenden dieses großen Mannes zu schätzen und zu belohnen. Bossuet wurde Bischof, Andere, die ihm nicht gleichkamen, waren Kardinäle und Päpste geworden. Bossuet wurde nach dem Ableben des Herrn de Périgny zum Lehrer des Dauphin ernannt. In der Zeit, wo er diesem Berufe lebte, schuf er zwei seiner unsterblichen Werke: „Discours sur l'histoire universelle" und „Connaissance de Dieu et de soi-même". Aber hätte er diese nicht für den jungen Fürsten, seinen Zögling, zu schreiben gehabt, glaubt man, daß sein Geist unthätig geblieben wäre, nicht den Weg zu eben so glänzenden Ausweisen seines Talentes gefunden hätte? Doch aber beschränkt sich auf diese getroffene glückliche Wahl Ludwig's ganzer Einfluß auf den großen Mann. Könnte man nicht den gegentheiligen Satz aufstellen: „der Einfluß Bossuet's auf Ludwig XIV.!" Der käme sicherlich der Wahrheit näher.

Molière hatte bei Ludwig's Thronbesteigung sechs seiner Lustspiele gedichtet. Gesetzt, daß Alles, was von des Königs Wohlwollen gegen den Verfasser des „Misanthrope" und „Tartuffe" erzählt wird, wahr und gegründet ist, wenn auch von den Biographen etwas ausgeschmückt, so wäre es doch lächerlich, darüber in Ekstase zu gerathen. Der größte und wahrhafteste Dienst, welchen der König dem Molière und der Literatur erwies, besteht darin, daß er nicht länger als fünf Jahre die Aufführung des „Tartuffe" verbot, und man muß ihm dafür um so erkenntlicher sein, als ja noch auf St. Helena der hier so liberal gewordene Napoleon erklärt hat, daß, wäre das Stück zu seiner Zeit gemacht worden, er dessen Aufführung nicht zugelassen haben würde. Gleichfalls Dank muß man ihm wissen, daß er Molière erlaubte, sich über die geckenhaften Herren Marquis lustig zu machen, wie übrigens Scarron früher auch gethan hatte. Nach Allem beschränkt sich demnach die so gepriesene Protection auf Folgendes: Ludwig XIV. hat Molière's Genius nicht erstickt. Oder mit anderen Worten: die absolute Gewalt hat aus purem Wohlwollen dem Dichter noch ein Weniges von der Freiheit gelassen, die eine liberalere Regierung ihm ohne Beschränkung zugestanden hätte. Deshalb aber Molière's Genie zu einer Frucht des Absolutismus stempeln, aus ihm ein Argument zu Gunsten der absoluten Gewalt herleiten zu wollen, heißt sein Gespött

*) „Des influences royales en littérature".

treiben. Darf man doch auch nicht übersehen, daß Molière, wie Lulli, zur Ergötzung des Königs beitrug, und daß Beide vornehmlich um dieses egoistischen Sinnenkitzels willen so viel Gnade vor Ludwig fanden. Wem es glückte, den großen König zu belustigen, der hatte gewonnen Spiel. Der Bouffon Scaramouche genoß trotz seiner anstößigen Sitten eine gewisse Gunst bei ihm, aller Wahrscheinlichkeit nach größer, als Molière, denn den Abstand zwischen Molière und Scaramouche scheint der König nicht immer bemessen zu haben. Geruhte er, Molière bei Tafel einen Hühnerflügel anzubieten, so erwies er dagegen Scaramouche die Ehre, ihm zweimal mit eigener königlicher Hand einzuschenken. Der Truppe Molière's bewilligte er siebentausend Livres, des Scaramouche Truppe bezog funfzehntausend als Gnadengehalt. Nach Molière's Tode hält es schwer, die königliche Erlaubniß zu erwirken, den Leichnam eines Mannes, der Frankreich und dem menschlichen Geist so große Ehre macht, im Schweigen der Nacht, beinahe verstohlen, einzuscharren; des Scaramouche Leiche geleitete eine unübersehliche Menschenmenge aller Klassen nach der Kirche St. Eustache, wo sie mit großem Gepränge (8. Dezember 1694) beerdigt wurde.

La Fontaine, den sein Hang zum Stillhinbrüten (rêverie) und seine Gleichgültigkeit gegen die Güter des Glücks jederzeit fern von den Gnaden-Erweisungen der Großen hielt, der einzige vor Fénelon, der in Ludwig's XIV. Zeit Geschmack an der Einsamkeit und das Talent der Naturschilderung besaß, kömmt hier gar nicht in Betracht, da Alle darin übereinstimmen, daß er sein eigenthümlich Geniales nur sich allein, nur seinem Geschmack, nur seinen Lieblings-Autoren, den Schriftstellern des sechzehnten Jahrhunderts, verdanke. Er lebte so ganz außerhalb seiner Zeit, daß seine Zeit ihn nicht verstand, daß sein Freund Boileau ihn rein vergaß und in seinem „Art poétique" ihn und die Fabel völlig wegließ, daß Frau von Sévigné, die da immer unter den seltsamen Geistern ihrer Zeit citirt wird, welche den großen Poeten nach Würden anzuerkennen und zu taxiren das Ansehen haben, dennoch von seinen Meisterwerken als von „Bagatellen" redet, die zwar hübsch, doch aber der Beachtung von Leuten nicht recht werth, welche dazu geboren sind, sich mit unendlich wichtigeren Fragen abzugeben, als da ist: die Frage nach dem Kostüm des Herrn d'Hocquincourt bei der letzten Ordensritter-Promotion, oder die: ob die Frau von Ventadour das Tabouret (d. h. das Recht, in Gegenwart der Königin zu sitzen) habe.

Um die drei genannten großen Schriftsteller gruppiren sich aus dem nämlichen Zeitraume noch andere, sehr bedeutende: der Kardinal von Retz, La Rochefoucauld, Frau von Sévigné. Nun vergleiche man diese Generation, deren Bildung in die Zeit vor Ludwig's XIV. Regierung fällt, mit der darauf folgenden, und man kann nicht umhin, zwischen dem Gedankenschwung und der Sprache dieser Schriftsteller eine große Verschiedenheit zu bemerken. Ob dieser Wechsel Ludwig XIV. zugeschrieben werden muß, bleibe dahingestellt; aber als ausgemacht zeigt sich, daß bei den Schriftstellern der zweiten Generation der Gedanke an Originalität und Kraft, die Sprache, jetzt verfeinerter und geschmeidiger, den Charakter männlicher Kraftfülle verloren hat, den sie bei Pascal und Corneille besaß, den sie noch bei Bossuet und Molière behalten, den sie mit Racine und Fénelon eingebüßt hat. Racine und Fénelon sind die einzigen, die dem Zeitalter Ludwig's XIV. wirklich angehören. Man wird mit Recht die außerordentlich verführerische Macht im Style dieser zwei großen Männer bewundern. Ihre Schriften stehen denen ihrer Vorgänger vielleicht nicht nach; allein um sie her macht sich eine wirkliche Inferiorität, ein zunehmender Verfall bemerkbar. Was bei ihnen Zartheit (douceur) und Grazie, ist bei Anderen schon zu Weichlichkeit und Ziererei geworden. Jene reizenden Eigenschaften trifft man nun zwar auch bei ihren Vorgängern, bei Bossuet, wenn er über die Herzogin von Orleans schreibt, bei Molière in seinen Liebesscenen; was bei ihnen aber diesen Eigenschaften ihren Werth giebt, ist die Verschmelzung von Zartheit und Kraftfülle, gleichwie in der moralischen Ordnung der Dinge die Vereinigung von Herzensgüte und Thatkraft. Kurz, es scheint, daß bei Racine und Fénelon das Männliche zurückgetreten ist, um dem Weiblichen Platz zu machen. Wie die Weiber, sind sie nur im Augenblick und im Zustande der Leidenschaft kraftvoll. Auch sind bei Racine die feurigsten Charaktere Frauen-Charaktere; sie alle beseelt und treibt in den Krisen der Leidenschaft eine Fiebergluth, die mit gewohnter Charakterschwäche sich recht wohl vereinigen läßt. Diesen so ergreifenden Gestalten voller Pathos zur Seite haben seine Helden sehr wenig Physiognomie; was ist Pyrrhus neben Hermione, Bajazet neben Roxane, Hippolyt neben Phädra? — Anders noch die wundervolle Athalie, die Schöpfung seiner letzten Jahre. Diese von den früheren Werken so verschiedene, von den Zeitgenossen so wenig begriffene Athalie ist der Ausdruck hoher religiöser Begeisterung, wie sie, dem Dichter seine Erinnerungen an Port Royal, seine freundschaftlichen Beziehungen zu Jansenisten und das anhaltende Lesen der Bibel einflößten, einer Begeisterung, die Racine's Genius beherzt machte und seinem Styl für dieses Mal ein eigenthümliches Wesen, ein ungewöhnlich glänzendes Kolorit verlieh. Ueber Racine's Bekehrung hat Frau von Sévigné gesagt: „Er liebt jetzt den lieben Gott, wie ehemals seine Liebchen." Also: Mademoiselle de Champmeslé voran, alsdann die Religion — dies sind vielleicht die zwei Gegenstände, die am stärksten auf ihn eingewirkt haben, wobei man indeß dem Einflusse, welchen Ludwig XIV. auf den Dichter übte, nicht verkennen darf, da ja Racine sich über den Verlust der königlichen Gnade, die er durch eine gute Handlung (seine Schrift über das Elend des Volks) verscherzt hatte, nicht zu trösten vermochte und diese Ungnade ihm das Herz brach.

Ein Schriftsteller, der seiner Zeit nichts schuldet, ist gewiß Fénelon: jede seiner Ideen ist eine feierliche Verwahrung gegen die allgemein herrschenden und offiziellen Ansichten. Bekanntlich fand der König wenig Geschmack an diesem „Schöngeist voller Hirngespinnste", und Fénelon's Briefwechsel thut dar, daß er nicht eben gerechter über den König urtheilte. Sein Abscheu vor Ludwig's System, Prunk- und Eroberungssucht hat ihm zum öfteren überspannte Ideen eingegeben, z. B. seine Liebe zum Frieden um jeden Preis oder seine allzu schäferliche Einfachheit. In diesem Sinne läßt sich sagen, daß Ludwig auf Fénelon den meisten Einfluß geübt hat, einen Einfluß der Antipathie. Ist nicht auch angeführt worden, daß man den Schwachheiten des Königs die schönsten Predigten Bossuet's und Bourdaloue's gegen den Ehebruch verdankt! Man muß sich nur verständigen.

(Schluß folgt.)

Finnland.

Die finnländische Zeitschrift Suomi.

Beitrag zur Geschichte von Savolaks und Karelen unter König Gustav I.

(Schluß.)

Unterdeß genoß Savolaks gleichwie Karelen nicht lange der Ruhe des Friedens, um an Wohlstand und Kultur zuzunehmen. Im Jahre 1555 brach nämlich der offene Krieg mit Rußland aus, welcher zwei Jahre dauerte. Obgleich nur die äußerste östliche Ecke von Karelen der eigentliche Schauplatz des Krieges war, so hatten doch beide Provinzen den Genuß der bitteren Früchte desselben. Nach Gewohnheit, jedoch mit noch mehr Eifer als seit langer Zeit, fielen nämlich die Russen über die Gränze ein, wo nur Blut und Beute zu ärndten waren. Des Krieges Lasten, namentlich auch des Kriegsvolkes Löhnung, ruhten ebenfalls auf dem Lande. Mit derselben Selbstaufopferung, wie Savolaks und Karelens Bewohner sie noch in der letzten Zeit der Noth und Bedrängniß für des Vaterlandes Sache an den Tag gelegt haben, erklärten die von Nyslott-Län sofort bei Anfang des Krieges, „daß zwei von tausend in die Landwehr treten und jeden Einfall über die Gränze abwehren sollen." „Wenn aber die Macht oder das Andrängen der Russen groß seien, wollen alle Männer gern sich gegen sie rüsten", fügen Fincke und Bjelke hinzu. Der König selbst, welcher unterdeß nach Finnland herübergekommen war, fertigte in Helsingfors am 11. November 1555 einen offenen Brief an die Bewohner von Nyslotts-Län aus, in welchem er das Volk ermahnt, mit Zuversicht und Muth dem Feinde zu widerstehen, und demselben verschiedenen Rath zur Kriegsführung ertheilt. Dieser Brief findet sich noch, von Ture Person's eigener Hand ins Finnische übersetzt, vor, woraus man schließen kann, daß er allgemein veröffentlicht wurde, und wahrscheinlich ist er das älteste noch erhaltene Dokument in finnischer Sprache. Der Hauptmann zu Nyslott wurde zugleich ermahnt, „die Landleute aufzubieten und ihnen den Rath zu ertheilen, daß sie in Ermangelung von Harnischen Bretter zu Schilden zusammenfügten, um mit solchen die vielen Pfeile abzuwehren, welche die Russen abzuschießen pflegen." Desgleichen erging der Befehl, die Hälfte oder wenigstens ein Drittel des Viehstandes zu schlachten, um auf solche Weise die Kriegsmacht besser mit Fleisch und Heu zu versehen.

Die Russen machten den Antrag, an der Gränze von Nyslotts-Län Frieden zu halten, während der Krieg von den Hauptheeren auf der Wiborgschen Seite geführt werden sollte; sie waren aber auch die Ersten, welche diese Uebereinkunft brachen. Ende des Jahres 1555 brach ein Haufe von dreißig Russen in den Sprengel Taviſalmi ein, steckte vier Höfe in Brand, mordete, plünderte und führte fort, was er konnte; bald danach geschah dasselbe auf der Karelenschen Seite in Jäkis. Aus dieser Ursache schrieb der König am 1. März 1556 nach Nyslott, der Russen Gewaltthätigkeiten in Taviſalmi müssen von den Nyslottschen Bauern durch Eindringen über die Gränze und Verbrennen einiger Dörfer vergolten werden. Als nun die Russen im Frühjahre 1556 wiederum in Taviſalmi einfielen, thaten sich die Bauern von Savolaks zusammen, in vollem Maße Rache zu nehmen, sie machten zwei Streifzüge nach Rußland, und beim zweiten derselben allein, am vierten Pfingsttage, brannten sie vierzig Häuser nieder. — Während der Krieg so auf beiden Seiten der Gränze von Savolaks in kleinen, aber desto grausameren Plünderungszügen bestand, brachten ihn die Heere in der Umgegend von Wiborg zum Abschluß. Auch hier waren

die Savolaxer bei des Landes-Vertheidigung wirksam; indem sie ein Corps von Schneeschuhläufern aufgeboten hatten, dessen Befehligung der König am 13. Februar 1556 dem jungen Lars Ivarson Fleming übertrug, „wegen seiner bekannten Erfahrenheit im Schneeschuhlaufen." Die einzelnen Kriegsbegebenheiten zu schildern, ist nicht unsere Absicht, nur so viel, daß auch dieser Krieg, wie die meisten anderen in Finnland, trotz des guten Willens des Königs, mit Kraft aufzutreten, von Seiten der Schweden mit geringer Streitmacht und schwachen Geldmitteln geführt wurde, und daß daher das Landvolk die meiste Last desselben tragen mußte.

Eine Folge des Krieges mußte für Savolaks und Karelen eine neue Stagnation in ihrer Entwickelung und Kultivirung sein, namentlich galt solches dem nördlichen Theil von Savolaks, welcher am meisten den Verheerungen des Krieges ausgesetzt worden war. Also fanden sich auch am Anfange des Jahres 1556 Bauern aus Tavisalmi bei dem Herzoge Johann in Åbo mit der Klage über den Schaden ein, welchen sie durch die Russen erlitten hatten, und begehrten Verminderung der Steuern, die auch bewilligt wurde.

Ein ziemlich anschauliches Totalbild der Zustände im nördlichen Savolaks am Schlusse von Gustav's I. Regierung gewährt ein Dokument in dem Stockholmer Reichs-Archive, eine Marschroute, von Ihre Person am 22. Oktober 1557 dem Jakob Bagge in Wiborg, Oberbefehlshaber des königlichen Heeres zu Lande und zu Wasser, ausgestellt. Bagge sollte nämlich nun nach des Krieges Ende „die norrländischen Knechte", welche zu Finnlands Verstärkung gegen die Russen gesandt waren, nach Westbotten zurückschicken, und da ihr Weg durch das ganze Nyslotts-Län führte, so begehrte er einen deutlichen Wegweiser. Derselbe ist folgender: „Von Wiborg bis Groß-Savolaks zwanzig Meilen; von Savolaks bis Jolkas acht Meilen, von hier bis Joras acht Meilen, stets Landweg; von Joras bis Tavisalmi zwanzig Meilen, wo man jedoch, bevor die Seen sich mit Eis belegt haben, nicht vorwärtskommen kann; von Tavisalmi bis Ulå Taipal siebzehn Meilen, ein durch Ströme, Landseen und tiefe Sümpfe, so wie den Mangel an Bauerhöfen (es sind deren nur acht bis zehn), sehr beschwerlicher Weg; ferner über den Taipale, wo man die Böte neun Meilen weit zu Ulå-Träsk zu tragen pflegt, hier kein Dorf; weiter über den Ulå-Träsk sieben Meilen, dann drei Meilen durch einige wohlgebaute Dörfer und zuletzt zwölf Meilen bis zum Hafen Ulå." — Hieraus ersehen wir, daß Savolaks bis zu Jovois hin im Jahre 1557 ziemlich bebaut war, daß aber die Gegend zwischen Jovois und Tavisalmi, d. i. zwischen den Ufern des Haapavesi und Kallavesi, öde und nur im Winter über das Eis, im Sommer auf Böten besuchbar war. Unter Ulå-Taipal wird offenbar das Festland nördlich von Jisalmi, die nördlichste Gränze des Savolaksschen Wassergebietes, verstanden, welches dieses von dem Gebiete des Ulå-Träsk scheidet; die ganze Strecke von Tavisalmi bis dahin, das ganze Ulå-Taipal, die jetzigen Sprengel Nilsiä, Pielavesi, Jisalmi und Paltamo waren fast ganz unbebaut, Tavisalmi also gleichsam eine Oase in der weiten Wüste, welche sich an funfzig Meilen weit nach Norden und Süden hin erstreckte.

China.

Tod und Leichenbegängniß eines Buddhisten-Priesters.

Ein englischer Reisender, welcher sich einige Tage in einem großen Buddhisten-Tempel, in den Thon-Hügeln bei Ningpo, aufhielt und hier Gelegenheit hatte, von dem Tode und der Beerdigung eines Buddhisten-Priesters Zeuge zu sein, giebt dem Athenaeum davon eine recht interessante Beschreibung. Die Priesterschaft in einem Buddhistenkloster — erzählt derselbe — zerfällt in zwei Klassen. Die Glieder der ersten und zahlreichsten versammeln sich täglich in dem größten Tempel und verrichten eine Art Hauptkirchen-Gottesdienst. Die Leichen dieser werden nach dem Tode verbrannt, und ihre Asche wird in Urnen aufbewahrt, welche zu diesem Zwecke aufgestellt sind. Die zweite Klasse bewohnt nette Häuschen, wo die Priester ein sehr träges Leben führen und nur ihren Privat-Andachten obzuliegen scheinen. Diese werden nach dem Tode nicht verbrannt, sondern an den Abhängen der Hügel, und zwar an den reizendsten Stellen, die sie sich selbst bei Lebzeiten dazu ausersehen haben, beerdigt. Einer dieser Priester starb während meines Aufenthaltes im Kloster.

Ein junger Priester — eigentlich ein Knabe — kam eines Morgens athemlos in das Haus, wo ich wohnte, und rief meinem Wirthe, der auch ein Priester war, zu: „Komm mit, mach rasch, denn Tang-a stirbt." Wir eilten nach dem angränzenden Hause, worin der kranke Mann wohnte, fanden aber, daß der Todesengel uns zuvorgekommen und der Priester schon todt war. Etwa zwölf Personen waren versammelt, welche anhaltend das Gesicht des Todten anstarrten. Nach einigen Minuten wurde Befehl ertheilt, den Leichnam zu waschen, anzukleiden und nach einem kleinen Gemache mit einer offenen Vorderseite, das an der gegenüberliegenden Seite des kleinen Hofes lag, zu schaffen. Moskito-Vorhänge wurden dann rings um das Bett gehängt, auf welchem die Leiche lag, eine Lampe und einige Lichte wurden angezündet, so wie auch einige Weihrauchstengel, und diese ließ man Tag und Nacht brennen. Drei Tage lag die Leiche auf dem Paradebette, und während dieser Zeit sangen, in bestimmten Zwischenräumen, vier bis fünf Priester in gelben Gewändern ihre eigenthümlichen Gebete ab. Am dritten Tage sagte man mir, der Sarg sei fertig, und führte mich, da ich ihn zu sehen wünschte, in einen anstoßenden Tempel. „Sind zwei Priester gestorben?" fragte ich, indem ich noch einen Sarg an demselben Orte bemerkte. „Nein", bemerkte Einer, „aber jener zweite Sarg gehört dem Priester, der mit dem Verstorbenen wohnte, und er wird hier bleiben, bis man ihn braucht."

Am Abend dieses Tages, als ich von meinen Arbeiten unter den Hügeln zurückkehrte, ging ich wieder hin, um zu sehen, was dort geschehen, und nun bot sich mir eine sehr verschiedene Scene dar. Hier muß ich aber, um verständlicher zu sein, die Räumlichkeiten schildern. Das kleine Haus, oder Tempel, bestand aus einem Hauptgebäude und zwei Flügeln, welche mit jenem rechte Winkel bildeten und wieder durch eine hohe Mauer verbunden waren, so daß ein kleiner quadratförmiger Hof oder chinesischer Garten dadurch abgegränzt wurde. Ein viereckiger Tisch war im Innern der mittleren Halle oder des Tempels aufgestellt, außerdem stand einer vor derselben und einer vor jedem der beiden Seitengebäude. Jeder von diesen Tischen war mit allerlei guten Sachen bedeckt, als Reis, Gemüse, Früchten, Kuchen und anderen Delikatessen, lauter Erzeugnisse des Pflanzenreichs und als festliche Bewirthung des Buddha bestimmt, welchen sie verehren. Dieses Opfer unterschied sich von anderen, die ich oft auf den Straßen und in den Häusern gesehen habe, dadurch, daß keine animalische Speise unter den Gerichten war, was mit dem Abscheu der buddhistischen Priesterschaft vor dem Genusse von thierischer Nahrung zusammenhängt. An zwei Schnuren, welche quer über den Hof gezogen waren, von der Mittelhalle nach jedem Ende der vorderen Mauer, hingen eine große Menge kleiner papierner Anzüge, die nach chinesischem Geschmack ausgeschnitten waren, und auf dem Boden lagen große Papiermassen, denen man die Form und die Farbe der im Umlauf befindlichen Spree-Silberbarren gegeben hatte.*) Die nachgeahmten Kleider und Silberbarren waren Buddha als ein Opfer bestimmt, und man kann nicht leugnen, daß diese Methode, anscheinend werthvolle Geschenke zu machen, eben so sinnreich als wohlfeil war. Eine rohe Malerei, den Buddha darstellend, war in der Mitte des Hofes aufgehängt, und vor derselben brannte Weihrauch. Dies und vieles Andere, das minder in die Augen fiel, bot sich also hier meinem Blicken dar. „Ist dies nicht sehr schön", sagte der Priester zu mir, „haben Sie solche Ausstellungen in Ihrem Lande? Sie müssen am Abend kommen, wenn Alles von Lichtern erhellt und die Scene noch großartiger und imposanter sein wird." Ich versprach es und nahm Abschied.

Gegen acht Uhr Abends zeigte mir ein alter Priester an, daß Alles erleuchtet sei und daß die Ceremonien ihren Anfang nehmen sollten, und forderte mich freundlichst auf, ihn zu begleiten. Bei unserem Eintritt glich der ganze Hof einem Flammenmeer, während die Luft von Weihrauch erfüllt war, so daß die ganze Scene in der That einen ungemein imponirenden Effekt machte. Ein Priester in einem reichen Scharlachgewande, mit einer Art von sternförmiger Krone auf dem Kopfe, marschirte mit vier anderen, die ihm im Range nachstanden, im Hofe auf und ab, sich langsam vor den Götterbildern verbeugend. Endlich traten sie in die Mittelhalle ein und nahmen an zwei Tischen Platz. Der Oberpriester, um ihn so zu nennen, setzte sich im Zimmer oben an, und sein Tisch und Stuhl standen höher als die der anderen, welche genau vor ihm waren. Ein Diener setzte vor jeden eine Tasse Thee, und die Feierlichkeit begann. Der Oberpriester ließ einige Sentenzen in einem halb singenden Tone hören, während er zugleich sehr viele Bewegungen mit seinen Fingern machte, als ob er eine Anzahl Reiskörner auf den vor ihm befindlichen Tisch hin und her legte. Zwei kleine Jungen, in tiefe Trauer, d. h. weiß, gekleidet, warfen sich oft vor dem Tische nieder, an welchem der Oberpriester saß, und, in seltsamem Kontrast zu dieser scheinbaren Devotion, saßen eine Anzahl Chinesen auf beiden Seiten und sahen, ihre Pfeifen rauchend, der Feier zu, als ob es ein Schauspiel oder sonst ein Vergnügen wäre. Die anderen Priester hatten jetzt in den Gesang mit eingestimmt, der bald langsam und leise, bald rasch und laut war, im Allgemeinen aber in der melancholisch eintönigen Weise, welche dem chinesischen Gesange eigen ist.

Ein Priester, der an meiner Seite saß, flüsterte mir jetzt ins Ohr, daß Buddha erscheinen werde. „Sie werden ihn nicht sehen und ich auch nicht, so wie Keiner an diesem Orte, der Oberpriester ausgenommen, der in das Scharlachgewand gekleidet ist und die sternförnige Krone auf dem Kopfe trägt: der wird ihn sehen." Jemand brannte jetzt auf dem Hofe drei Raketen ab, und sogleich war jeder Laut zum

*) Das sehr feine Spree-Silber, welches in China zur Zahlung dient, kömmt meist in 3—4 Zoll dicken Platten oder auch, der leichteren Verpackung wegen, in Form einer Dschonke vor und ist in der Mitte mit einem Prägezuge versehen. D. H.

Schweigen gebracht; man hätte können eine Nadel auf die Erde fallen hören; und der Priester an meiner Seite flüsterte: „Buddha kömmt." „Werft Euch nieder! Ach, nehmt Eure Mützen ab!" sagte Einer zu den weiß gekleideten jungen Priestern. Die Knaben nahmen sogleich ihre kleinen weißen Mützen ab, neigten sich tief auf die Strohkissen vor den verschiedenen Altären und schlugen mit ihren Köpfen vielmals auf den Boden. In diesem merkwürdigen Moment gestaltete sich die ganze Scene zu einer der seltsamsten, die ich je gesehen habe, und obwohl ich wußte, daß hier nichts als Täuschung und Abgötterei war, so machte es doch, ich muß gestehen, eine fast abergläubische Wirkung auf meine Empfindungen. „Und ist Buddha jetzt mitten unter uns?" fragte ich den Herrn zu meiner Seite. „Ja", erwiederte er, „der Oberpriester sieht ihn, obschon er sonst für Niemanden sichtbar ist." Nachdem Alles in der beschriebenen Weise eine oder zwei Minuten geblieben war, fing der Leiter der Ceremonien noch einmal an, in seinem schleppenden Tone zu singen und verschiedene Kreisbewegungen mit seinen Händen zu machen, indem er die Reiskörner hin und her legte, die anderen aber stimmten, wie zuvor, in den Gesang mit ein. Der Priester, mein alter Freund, der mich hergeführt hatte, kam jetzt und sagte mir, ich hätte alles Sehenswerthe gesehen, die Feier sei auch bald vorbei, und es sei sehr spät und Zeit, nachhause zu gehen. Auf unserem Rückwege theilte er mir mit, das Leichenbegängniß werde am nächsten Morgen kurz vor Sonnen-Aufgang stattfinden, und erbot sich, wenn ich dabei zu sein wünschte, mich zur rechten Zeit abzuholen.

Früh in der Dämmerung des nächsten Morgens und kurz bevor die Sonnenstrahlen die Gipfel der höchsten Berge gefärbt hatten, wurde ich durch das Knallen eines Feuerwerks geweckt. Mich rasch ankleidend, eilte ich nach dem Hause, wo die Scene am Abend zuvor stattgefunden hatte, und war Einer der Letzten, die sich dem Trauergefolge anschlossen. In den Hof und die Halle blickend, bemerkte ich, daß die Opfer gänzlich fortgeschafft und die Tische abgeräumt waren, so daß auch nicht ein Bissen übrigblieb und die Götter, wie es schien, von ihrem Mahle befriedigt worden waren. Die Silberbarren und die vielen bunt gemalten Kleider, die als ein Opfer dargebracht worden waren, rauchten, vom heiligen Feuer verzehrt, in einer Ecke des Hofes.

Als das Trauergefolge innerhalb des bedeckten, an den Tempel stoßenden Ganges langsam herabkam, ertönten langsame und abgemessene Schläge von der großen Glocke, Raketen wurden dann und wann abgebrannt, und zahlreiche Priester schlossen sich auf dem ferneren Wege an. Nachdem wir den letzten Tempel erreicht hatten, wurde der Sarg auf zwei Sesseln vor einem der ungeheuren Götzenbilder niedergesetzt, und Alles ging, nach chinesischer Sitte, ehe man den Weg fortsetzte, nachhause, um zu frühstücken. Als dieses wichtige Geschäft beendet war, traf die Versammlung wieder in dem Tempel zusammen und verrichtete einen kurzen Gottesdienst, während die Kulis eifrig beschäftigt waren, die Stricke, an welchen sie den Sarg trugen, zurechtzumachen. Wie Alles bereit war, gingen zwei Personen aus dem Tempel und brannten drei Raketen ab, worauf der Zug sich wieder in Bewegung setzte. Voran zwei Knaben, an Bambusstangen Fähnchen tragend, dann zwei Männer, welche eherne Gongs schlugen, und dann der Haupttrauernde, weiß gekleidet und auf einem Tischchen zwei Lichter, ein wenig Weihrauch und die Gedächtnißtafel tragend. Nun folgte der Sarg, begleitet von den jungen Priestern des Hauses, zu welchem der Verstorbene gehörte, ebenfalls weiß gekleidet, dann die Diener und Leichenbestatter und zuletzt ein langer Zug von Priestern.

Ich stand an der einen Seite des Sees, vor dem Tempel, um den Zug, als er sich um die andere Seite wand, gut übersehen zu können. Es war ein schöner Oktobermorgen; die Sonne blitzte jetzt über die östlichen Berge und goß einen Lichtstrom auf Wasser, Gesträuche und Bäume, während jedes Blatt von Thautropfen funkelte. In solcher Beleuchtung war dieser lange, seltsame Zug von imponirender Wirkung. Die Knaben mit ihren Fahnen, der Haupt-Leidtragende, der sich mit seinen brennenden Lichtern am hellen Tage langsam fortbewegte, der lange Zug von Priestern mit ihren geschornen Köpfen und fliegenden Gewändern, der See im Vordergrunde und die mit Bäumen und Gesträuch bedeckten Berge dahinter, boten sich meinen Blicken dar. Als wir eine Brücke passirten, ein Stückchen Weges von dem Tempel, gab ein Mann, der zur Familie des Verstorbenen gehörte und einen Korb mit Geld trug, vielen von den Begleitern eine kleine Summe, welche diese mit scheinbarem Widerstreben annahmen. Die meisten Priester folgten dem Sarge nur ein kurzes Stück vom Tempel; aber der Haupt-Leidtragende, die vertrauten Freunde und die Diener, nebst einer Musikbande, begleiteten die Leiche zu ihrer letzten Ruhestätte. Die auserlesene Stelle war abgelegen und schön und befand sich an der unteren Seite eines reichbewachsenen Hügels. Hier wurden nur noch einige Raketen abgebrannt, worauf der Sarg an der Oberfläche des Bodens zurückgelassen wurde, um bei einer künftigen Gelegenheit mit einem Grabmal oder Mauerwerk bedeckt zu werden.

Mannigfaltiges.

— **Kaiser Nikolaus und Senator Douglas.** Ein interessantes Seitenstück zu der in Nr. 6 des „Magazins" erzählten Scene, welche die Erscheinung des tressen-, stern- und bänderlosen amerikanischen Gesandten am Hofe Louis Napoleon's hervorrief, bildet nachstehender, von dem New York Tribune mitgetheilter Bericht über ein Zusammentreffen zwischen dem Zaren und einem amerikanischen Bürger, der im verflossenen Sommer das östliche Europa bereiste. Es geht daraus hervor, daß auch der nordische Autokrat sich bei den mächtigen Republikanern der neuen Welt beliebt zu machen sucht und sich zu diesem Zweck sehr leicht über die kleinlichen Bedenken der Etikette hinwegsetzt, die selbst in England noch eine so große Rolle spielt. „Die letzten großen Manöver der kaiserlichen Garde und Grenadiere in der Nähe von Krasnoje Selo", so wird dem erwähnten Blatte aus St. Petersburg geschrieben, „waren äußerst glänzend und hatten eine bedeutende Anzahl deutscher Prinzen, nebst mehreren englischen Lords und anderen ausgezeichneten Fremden, angezogen. An einem der letzten Tage dieser Herrschaft erschien unter dem glänzenden Gefolge des Kaisers, auf einem dem kaiserlichen Marstall entlehnten Pferde reitend, ein kleiner, untersetzter Mann in einem schwarzen Ueberrock und schwarzen Hut — kurz, wie ein einfacher Civilist oder pékin gekleidet — und begleitet von einem hohen Beamten aus dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten in der gestickten Gala-Uniform eines Etatsraths. Jedermann war erstaunt über dieses ungewohnte Schauspiel. Aber noch höher stieg die allgemeine Verwunderung, als, gegen das Ende der Parade, der Kaiser, selbst ein Riese und auf einem riesenhaften Pferde sitzend, sich höflich dem schwarz gekleideten kleinen Civilisten näherte und, sich zu ihm bis an den Hals seines Rosses niederbeugend, ein Gespräch mit ihm in englischer Sprache anknüpfte, wovon ich in den Stand gesetzt bin, Ihnen den Inhalt mitzutheilen. „Es freut mich, Sie zu sehen, Herr Douglas!" begann der Kaiser. „Sie kommen aus dem Süden, von Odessa, und haben ganz Rußland durchreist. Welches sind Ihre Eindrücke!" — „Sire", erwiederte der schwarze Mann, der in der That ein ausgezeichnetes Mitglied des amerikanischen Senates war,*) „ich habe Ihre Staaten und ich habe auch den Westen Europa's gesehen. Dort sah ich die Vergangenheit; in Rußland aber sehe ich die Zukunft." (Kein übles Kompliment für einen Republikaner!) — „Sie kommen aus Konstantinopel", fuhr der Zar fort. „Man ist dort schlecht auf mich zu sprechen. Was bringen Sie von dort, Krieg oder Frieden?" — „Beides ist in den Händen Ewr. Majestät", war die Antwort. Der Kaiser entschuldigte sich in der liebenswürdigsten und zuvorkommendsten Weise, daß er den werthen Gast aus einem Lande, „welches er bewundere", nicht persönlich in St. Petersburg empfangen habe; er versicherte ihm jedoch zu wiederholtenmalen, daß er sich glücklich schätzen werde, ihm in jeder Weise zu dienen, und daß er schon Befehl ertheilt habe, ihm alle Anstalten zu öffnen, die er in Augenschein zu nehmen wünsche. Die Unterhaltung dauerte zwanzig Minuten, und selten hat der Zar sich gnädiger gegen irgend ein Individuum, gleichviel von welchem Range, gezeigt. Wie ich nachher erfuhr, war diese Zusammenkunft durch Graf Nesselrode vermittelt worden, der gleichfalls Herrn Douglas die Erlaubniß auswirkte, dem Autokraten in dem einfachen Anzuge eines amerikanischen Bürgers seine Aufwartung zu machen. Weder der Minister, noch sein Herr fanden hieran etwas auszusetzen, da es dasselbe Kostüm ist, in welchem die Amerikaner vor ihrem eigenen Präsidenten erscheinen. Auch hatte der Kaiser Befehl gegeben, eine eigene Wohnung für Herrn Douglas in Krasnoje Selo einzurichten."

— **Alexander Smith.** Wie schottische Blätter melden, ist dieser Dichter, über dessen „Life Drama" wir im vorigen Jahrgange des „Magazins" berichteten, aus Ayrshire, der Heimatprovinz des berühmten Burns, gebürtig, wo er am letzten Tage des Jahres 1829 in der alten Stadt Kilmarnock zur Welt kam. Er zog als Kind mit seinem Vater nach Paisley und endlich nach Glasgow, um, wie dieser, als Musterzeichner für die dortigen Fabriken seinen Unterhalt zu gewinnen, bis er durch sein poetisches Talent die allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Wenn wir nicht irren, erschienen seine ersten Gedichte (von denen so eben eine dritte Auflage angekündigt wird) vor etwa zwei Jahren in dem „Critic".

---

*) Herr Douglas gehörte im Jahre 1852 zu den Kandidaten um die Präsidentenwürde, mußte jedoch gegen Pierce zurücktreten. D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 15 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 85 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 55, und beim Expediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 10. Berlin, Dienstag den 14. Februar 1834.

Portugal.

Ein Beitrag zur Kenntniß des portugiesischen Theaters.

Von A. Sbt.

Am Ende Europa's in fremder Zunge mit Begeisterung von Schiller reden, ja, selbst einzelne Stellen aus unserem populärsten Dichter — wenn auch verstümmelt und mit wälschem Accent — rezitiren hören, thut dem Deutschen wohl und gemahnt ihn freudig, daß er, wenn auch noch nicht einem politisch, so doch einem geistig großen Volke angehört, dessen moralische Macht sich immer mehr über alle Länder und Völker verbreitet. Zugleich aber fühlt er sich auch heimisch in einem Lande, wo man mit Liebe und Verehrung von den Männern spricht, deren Namen und Werke zu den süßesten Eindrücken seiner Jugend gehören; und hierdurch wird er veranlaßt, sich auch die geistigen Produkte dieses Landes näher zu beschauen.

In der That sind wir in Portugal mehr als einmal, und nicht etwa nur in Lissabon oder Oporto, sondern selbst an abgelegenen Punkten, wie am Fuße des Klosterwaldes von Bussáco, auf junge Männer gestoßen, die für Deutschland und deutsche Dichter enthusiasmirt waren und eine eigenthümliche Sehnsucht nach dem Norden, als dem Quell des Lichtes, der Kultur, ausdrückten. Hat doch Portugal in Coimbra einen eigenen Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur, von einem deutschen Professor besetzt, und zeigt der portugiesische Bibliothekar daselbst mit besonderem Stolze auf die Werke von Schiller, Lessing, Goethe, Jean Paul, die in einem besonderen Kabinet der Universitäts-Bibliothek in prächtigen Einbänden, allerdings ziemlich ungebraucht, paradiren. Auch studiren hier alle Jahre fünf bis sechs Portugiesen die deutsche Sprache, freilich eine sehr geringe Anzahl, aber doch im Verhältniß stehend zu dem geringen Verkehr, den wir mit Portugal haben. In Lissabon selbst ist eine deutsche Schule, in welche die Portugiesen anfangen ihre Kinder zu schicken. Eine weit größere Anzahl Portugiesen liest deutsche Dichter, Philosophen und Gelehrte aller Art in französischen Uebersetzungen; so daß man wohl behaupten darf, es bekümmern sich die Portugiesen (und Brasilianer) mehr um unsere Literatur, als wir um die ihrige, namentlich ihre moderne Literatur, die nahezu ganz unbekannt in Deutschland ist.*)

Es dürfte daher nicht uninteressant sein, einige Notizen zunächst über das portugiesische Theater in älterer und neuester Zeit zu lesen, die zwar keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen können, aber doch die Hauptpunkte feststellen dürften.

Wir werden uns hierbei zuvörderst an das halten, was der vielseitig gebildete Garrett**) in seinen „Viagens" und der „Introducção" zu seinen dramatischen Werken sagt. Auch er ist ein Kenner und Liebhaber der deutschen Literatur, die, nächst der englischen, nicht ohne Einfluß auf seine Produkte geblieben ist.

„In Portugal", meint Garrett, „hat man nie ein Theater besessen, das heißt, ein eigentliches National-Theater. Unsere Bühne machte anfänglich verschiedene Mischversuche mit italiänischen und castilischen Dichtungen, die ihr aber kein organisches Leben einzuhauchen vermochten. Dann strich sie die nationale Flagge ganz und warf sich den Franzosen in die Arme, und zwar nicht eben den trefflichsten Schriftstellern dieser Nation.

Und doch hatte Gil-Vicente den Grund zu einer nationalen Schule gelegt. Die Grundsteine waren hart und fest gemauert, aber es fand sich Niemand, der darauf fortzubauen verstand. Man setzte Holzbaracken und Lehmhütten darauf, die bald verfaulten und einfielen. Dann kam die Restauration und zerstörte nach der heutigen Mode Alles: Grundsteine und Baracken, entwarf eine Menge Pläne, und baute doch nichts — ja, machte nicht einmal den Boden eben.

Man sagt, und ich selbst habe mich ehedem dahin ausgesprochen: es lasse sich keine Ursache dieser dramatischen Unfruchtbarkeit, dieser völligen Negation des Theaters bei einem so geistreichen Volke denken, welches doch andere Zweige der Literatur mit Erfolg behandelt habe. Nun, wenn man sucht, wird man schon welche finden. Wir wollen einmal sehen. Das Theater ist unstreitig ein großes Förderungsmittel der Civilisation, aber es kann nicht gedeihen, wenn nicht vorher schon einige Civilisation vorhanden ist. Wir dürfen deshalb so lange nicht nach seinen Wirkungen suchen, als der gute Geschmack noch nicht eine Gewohnheit dafür herangebildet und hierdurch seine Nothwendigkeit herbeigeführt hat. Um daher einen Anfang zu machen, muß man erst einen künstlichen Markt dafür bilden, wie Richelieu in Paris und der spanische Hof in Madrid gethan, wie in Lissabon einst D. Manuel und D. João III. begonnen hatte.

Ist auf diese Art einmal der öffentliche Geschmack herangezogen, so hält seinerseits er das Theater. Dies ist in Frankreich und in Spanien geschehen und würde auch in Portugal nicht ausgeblieben sein, wenn nicht der kriegerische Mystizismus des Königs D. Sebastião und die darauf folgende Fremdherrschaft das Wachsthum der zarten Pflanze erstickt hätte, die damals noch gar viel Schutz und Pflege verlangte. So ging namentlich die Wirkung für Portugal gänzlich zu Grunde, welche Ferreira's treffliche Dramen um jene Zeit auf das übrige Europa übten." (Ferreira's Dramen werden zwar den gleichzeitigen italiänischen vorgezogen, haben aber doch nicht den großen Einfluß auf die dramatische Literatur Europa's gehabt, den die gern großsprechenden Portugiesen ihnen vindiziren.) „Die Restauration war düster und streng. D. João IV. war ein trefflicher Musiker, aber er wirkte nur in und für Kirchenmusik. Seine beiden Söhne hatten eigentlich an gar nichts eine Freude: es waren sehr traurige, unglückselige Fürsten.

D. João V. lebte in Friede und Glück, war auch ein Freund der Künste und der Bücher, aber der Bücher in Folio, jener großen, schweren Bücher mit Randglossen, wie sie seine Akademie der Geschichte herausgab. Man sagt, er habe Ludwig XIV. nachahmen wollen; in der Beschützung des Theaters that er es nicht. Doch bei dem schlechten Geschmacke, der damals herrschte, war es vielleicht ein Glück, daß er das Theater vernachlässigte.

Der Marquez de Pombál wollte sich auch des Theaters zu seinen Zwecken bedienen, besonders seitdem er mit den Jesuiten, dem alten Hof, kurz, der ganzen alten Gesellschaft, auf Leben und Tod angebunden hatte. Aber dieser soziale Kampf war schon zu heftig; es flogen so abstrakte Philosopheme durch die Luft, daß das Gesäte nicht wachsen konnte, und andererseits war der Boden noch nicht genugsam umgewälzt, um ihm neuen Samen geben zu können. Dinge, die man nicht selbst produziren kann, muß man vom Auslande kommen lassen. Der Marquez verschrieb also eine italiänische Oper für den König, und das Volk richtete sich nach dem Beispiele des Königs. Man übersetzte Metastasio's Werke in das Portugiesische und legte komische Figuren ein: das hieß man dann, sie dem portugiesischen Geschmacke anpassen. So waren die Vorstellungen halb Litanei, halb Gaudeul. Als Zwischenspiel gab man noch die „Castanheira" (Kastanienrösterin) oder dergleichen und war zufrieden.

Das Volk hätte die Stücke des Juden, wie man Antonio José hieß, lieber gesehen. Es hatte Recht; aber den verbrannte man, und das Volk ließ ihn ruhig verbrennen. Das arme, elende Volk! Mit dem Gelde, welches es für die italiänische Oper, für Kastraten und Maestros schwitzte, hätte es vier National-Theater haben können, und Garção hätte ihm wahrhaft portugiesische Komödien dazu geschrieben, denn Garção war ein echter Portugiese. Man hatte erst Antonio José verbrannt, weil man ihm nachsagte, er esse kein Schweinefleisch; jetzt ließ man auch Garção im Gefängnisse (dem Limoeiro) verschmachten, weil er einen englischen Brief geschrieben haben sollte. Das Volk ließ Beide umkommen; dafür bekam es auch kein Theater. — Und

*) Die in Nr. 11 u. 12 des „Magazins" angezeigte treffliche Schrift des Vicente d'Abrantes über Preußen ist gewiß ebenfalls ein ehrenvolles Zeugniß für die Kenntniß deutscher Zustände unter Männern von portugiesischer Bildung. D. R.

**) J. B. de Almeida-Garrett war noch bis vor wenigen Monaten Minister des Auswärtigen. Seine vorzüglicheren Werke sind außer den Dramen: „Romanceiro"; „Camões", ein episches Gedicht; „Dona Branca", Roman; „Viagens na minha terra", Roman; „Arco de St. Anna", Roman; „der Schwertfeger von Santarem", Roman; „Ueber Erziehung"; „Portugals Gewicht in der Wagschale Europa's" ꝛc. Sie erschienen in Lissabon bei José Baptista Morando, 1841, und in der Druckerei der Gazeta dos Tribunaes, 1846 u. folg.

doch war es nur elende Verleumdung gewesen: Antonio José aß ein Gericht Speck, wie irgend ein alter Christ, und Garçäo schrieb niemals einen solchen Brief. Bei dem Ersteren hatte die unedle Rache eines fanatischen Pfaffen jene traurige Katastrophe herbeigeführt, bei dem Zweiten die noch unedlere eines Ministers, der sich rühmte, ein Philosoph zu sein. Garçäo hatte eine „Rede des Herzogs von Coimbra, der eine Statue zurückweist" — geschrieben und damit die Eitelkeit gegeißelt, womit sich der Marquez eine Broncestatue auf dem Terreiro-do-Paço hatte errichten lassen; das hatte ihm Pombal nicht vergessen.

Unter der folgenden Regierung wurde es für eine Sünde gehalten, wenn Frauen die Bühne betraten; die Zairen und Iphigenien präsentirten sich also mit Bärten! Von jetzt ab begann jene französische Literatur-Invasion, von der ich schon oben gesprochen. Nachdem sie einmal da war, konnte von einem Theater nicht mehr die Rede sein, denn die dramatische Poesie ist mehr, als jede andere, auf ihre nationale Unabhängigkeit eifersüchtig.

Die wenigen abgeblaßten Tragödien, die man damals dichtete, waren echt französisch, klassische vom reinsten Wasser, und hatten vom Portugiesischen nichts als die Worte, einige noch Titel und Personen-Namen.

Die Akademie der Wissenschaften setzte jetzt Preise für Original-Dramen aus, aber selbst talentvolle Schriftsteller übersetzten nur Racine, Voltaire, Crébillon und Arnaud. Das National-Theater vermochte auf diese Weise nicht ans Tageslicht zu bringen.

Und wo hätte es auch eine Wiege gefunden! Es gab nur zwei Winkelbühnen, die eine im Salitre, die andere in der Rua dos Condes, wo ein herabgekommener Greis, den einige Müßiggänger spottweise das spanische Theater nannten, seinen Todeskampf kämpfte. Dort ging man von Zeit zu Zeit hin, um sich an dem Röcheln des Hinsterbenden zu ergötzen — entsetzliches Vergnügen! Das eigentliche Volk ging nicht hin. Dieses Theater war ihm stets fremd gewesen; es hatte weder Liebe, noch Haß dafür und ließ es unbekümmert hinsiechen.

Um diese Zeit war eine Gestalt im guten Lande Portugal aufgetaucht, die unzweifelhaft einen richtigen Instinkt für Auffindung dramatischer nationaler Stoffe hatte. Bisweilen verstand der Mann noch, die Grundzüge seines Gemäldes zu entwerfen, die Figuren zu gruppiren. Wenn er sie aber in Thätigkeit setzen, sie färben, sie sprechen lassen wollte, da war Alles aus und der Unsinn fertig. Er hinterließ eine große Anzahl Theaterstücke, die fast Niemand kennt, und von welchen vielleicht keines der Darstellung fähig ist; aber es ist wohl auch schwerlich eines darunter, welches nicht für die Bühne zurechtgemacht werden könnte. Welch eine reiche Mine böte diese Dramenreihe für ein mittelmäßiges dramatisches Talent! Wie viel schöne, echt portugiesische Dinge ließen sich aus diesen dreizehn großen Bänden des Ennio Manuel de Figueiredo ziehen! Einige derselben würden schon bei geringer Bearbeitung, nur mit einem etwas lebendigeren Dialoge, gute Komödien geben.

Später erschienen noch einige brave Dramatiker, besonders Gomes und Xavier, aber sie leisteten auch nichts Nationales, nichts Großes, Durchschlagendes.

Nun kam die Revolution, das heißt, eine Reihe von Regierungen, an die sich das Volk nicht kehrte: viel Geschrei und wenig Wolle. Doch einmal bestand drei Monate lang eine Regierung, die national war und wenigstens nicht log. Diese dekretirte das National-Theater und das dramatische Konservatorium. Aber man fiel mit Spott und Verleumdung darüber her. Religion und Staats-Oekonomie wurden herbeicitirt, um einem Institute den Garaus zu machen, das doch so wenig kostete und so viel nützen konnte.

Als die Leitung dieser Anstalt durch Dekret vom 28. September 1836 mir übertragen wurde, sagte ich zu Ihrer Majestät der Königin, welche mich hierüber zu Rathe zu ziehen geruhte:

„Unter den Edelsteinen, welche die kastilische Usurpation der portugiesischen Krone entriß, war unser Theater nicht der geringste. Wie der König D. Manuel keine lebenskräftige Nachkommenschaft hatte, so hinterließ auch sein Dichter Gil-Vicente nur siechе Nachfolger. Seit dieser Zeit gab es kein portugiesisches Theater mehr. Alle modernen Nationen sind auf dem Wege, den wir (Garrett meint Ferreira, s. o.) eröffneten, in dem dramatischen Gebiete vorwärtsgeschritten; wir kamen zurück und verloren den Faden, um ihn nie mehr zu finden. Wohl sind von einzelnen Individuen, wie auch von Regierungen, Versuche gemacht worden, aber sie blieben fruchtlos, weil es an dem Zusammenwirken der drei Hauptbedingungen fehlte: des Theaters selbst, der dramatischen Dichtung und der Schauspielkunst."

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Ludwig XIV. und sein Einfluß auf die französische Literatur.

(Schluß.)

Herr E. Despois wendet sich hiernächst zur Charakteristik von zwei anderen, an Glanz ohne Zweifel Fénelon und Racine nachstehenden, aber demselben Zeitraume angehörigen Schriftstellern: La Bruyère und Boileau. Auch bei ihnen wird der Einfluß ihrer Zeit und des Versailler Hofes in Abrede gestellt. La Bruyère stand nicht in der mindesten Beziehung zum König. Er war mit Fénelon eins im Urtheil, im Widerwillen gegen alle die Frevel, deren Zeuge er sein mußte; er theilt mit ihm das Grausen vor dem Krieg, die Forderungen zu Gunsten des armen Bauernstandes. Zeigt er sich in seinen „Caractères" (zuerst 1687 erschienen) bewundernswürdig als Detail-Maler in Schilderung seiner Zeitgenossen, während Pascal und Bossuet den Menschen überhaupt zeichneten, als Meister im Porträtiren der Gesellschaft jener Zeit, die er so völlig wahr, naturgetreu und lebendig abkonterfeite, so ist doch gerade diese auf das Detail verwandte außerordentliche Sorgfalt schon ein Symptom des Verfalls, Gattung und Charakter seines Werks schon eine Ahnung und Mahnung an das achtzehnte Jahrhundert, nichts weniger dagegen, als ein Zeugniß und Produkt der Einflüsse seiner Zeit auf ihn. Auf Boileau's Talent hatten den bestimmendsten Einfluß zuerst wohl die römischen Satiriker, Juvenal und Horaz, unter den Franzosen vielleicht noch Regnier und Molière, dessen Leichtigkeit im Auffinden des Reims er bewundert, wie er denn auch selbst nur Poetiker und Versifex ist, mit dem man, wie einer seiner Zeitgenossen versicherte, nur von Versen, und zwar nur den seinigen, reden konnte. Als Boileau im Jahre 1669 zum erstenmal Ludwig XIV. vorgestellt wurde, waren seine Satiren bereits geschrieben (1666, sieben an der Zahl). Die erste Gnade, die ihm bei dieser Gelegenheit der König erwies, war eine Pension von zweitausend Livres, dagegen Boileau's erste Regung, wie Brossette erzählt, ein schmerzliches Gefühl über den Verlust seiner Freiheit, die er der Königsgunst zum Opfer bringen müsse, vielleicht in Erinnerung an des Horaz Mißtrauen gegen Augustus und leicht verletzlichen Unabhängigkeitssinn.

Despois faßt sein bisher Gesagtes in Folgendem zusammen. Descartes, Corneille, Pascal gehen der Zeit nach Ludwig XIV. voran. Schriftsteller, deren Bildungszeit unter Mazarin, Fruchtbarkeit und Ruf in die ersten Jahre von Ludwig's langer Regierungszeit fällt, sind Molière, Bossuet, La Fontaine, Boileau, Racine. Diese bilden das glänzende Personal, das er beim Besteigen des Thrones vorfindet. Wodurch ersetzt er es? Vielleicht giebt es in der französischen Literatur kein einziges Beispiel einer so kläglichen Unfruchtbarkeit, als die der letzten zwanzig Jahre des großen Königs ist. In Prosa Fontenelle, in Poesie Jean Baptiste Rousseau! Wohl hat Ludwig eine glorreiche Saat geärndtet, die er nicht gesät hatte; erkläre man nun aber, warum auf solchen Reichthum eine so überraschende Armuth folgte. Wenn Ludwig Etwas dazu beigetragen hätte, die Talente seiner Zeit ins Dasein zu rufen, so mußten ja doch, sollte es scheinen, in der zweiten Hälfte seiner Regierung jene unter seinem Fittich entwickelten und zur Reife gediehenen Geister zum Vorschein kommen. Wenn in seiner Zeit geboren, unter seinen Augen gebildet, dürfte man ihm dies wohl auch zur Ehre anrechnen. Die Dichter, heißt es, bedürfen eines mächtigen Patronats am meisten, die Auguste machen die Virgile, und siehe da! auf Corneille, La Fontaine, Molière, Racine kömmt, unter dem Einflusse dieses neuen Augustus, wer? ein Jean Baptiste Rousseau! Vielleicht aber, während die Talente erster Ordnung auf sich selbst beruhen, sich selbständig bilden, sich jenen vorgeblichen Einflüssen, wovon man so viel Wesens macht, zu entziehen wissen, darf man annehmen, daß die Köpfe zweiten Ranges sich die Einwirkung der Mächtigen leichter gefallen lassen. Vergleiche man um dessen willen nochmals die zwei Zeiträume. In Corneille's Zeit und unter ihm stehend trifft man Dichter von oft zweideutigem Geschmack, bei denen man aber noch echtes Mark, wenigstens viel Geist wahrnimmt: Rotrou, Racan, Scarron, Sarrazin, Voiture. Am Schluß von Ludwig's Regierung, unmittelbar hinter J. B. Rousseau, hebt mit Campistron die völlige Verflachung an. Man begreift, wie Boileau, alt und mürrisch geworden, als er diese Entartung erblickte, ausrufen konnte: „Wahrlich, die Pradons, über die wir so viel gespöttelt haben, waren Adler im Vergleich mit diesen Leuten da."

Indeß muß man billig sein. Zu eben jener Zeit, wo unter Frau von Maintenon Frömmelei und Trübsinn an die Stelle der glänzenden Hoflustbarkeiten von sonst traten, wo Ludwig XIV., nachdem er Söhne und Enkel an seiner Seite hatte wegsterben sehen, fast der einzige noch Ueberlebende seiner Familie, düster und schweigsam in seinem Palaste saß, in dieser Zeit giebt es noch immer einen Winkel, wohin sich mit der Literatur das intellektuelle Leben der Zeit geflüchtet

zu haben scheint: die Komödie. Welch seltsamer Kontrast mit den Zuständen bei Hofe! Nie war die Komödie so toll und lustig, als in dieser Zeit der Trostlosigkeit, nie so frech ausgelassen, als in diesen Jahren devoter Strenge. Wollte man den Geist der Epoche nach den Stücken von Regnard und Lesage, die damals auf dem Repertoire und auf der Tagesordnung standen, abschätzen, so müßte man annehmen, Frankreich sei schon jetzt das Frankreich unter der Regentschaft; Gauner als Kammerdiener, geckenhafte Finanziers, freche Koketten, Edelleute im Sold einer verbuhlten Alten, das sind die Helden von Lesage und Regnard, und diese Helden auf Nichts sinnend, als sich ohne Skrupel und Ende bestens zu belustigen. Frankreich liegt im Todeskampfe, der Feind ist über seine Gränzen gedrungen, Hunger und Elend aller Art bedrängen das Land, hinzukömmt ein rauher Winter, und mitten in diesem jammerreichen Winter von 1709 erscheint „Turcaret", das Meisterstück dieser Gattung. Zur selben Zeit präludiren Fontenelle und etliche Andere schon leise und verstohlen zu den philosophischen Vermessenheiten des nächsten Zeitalters. Dies also war die damalige Literatur. Erkennt man darin einen Einfluß der Regierung?

So tief war binnen seinen zwanzig letzten Jahren diese vor Ludwig XIV. so hochstehende Literatur gesunken. Und dennoch sind nach dem gemeinen Vorurtheil die Regierungszeiten August's und Ludwig's die beiden Haupt-Epochen der Literatur, völlig isolirt und abgeschieden von dem, was ihnen vorangeht und nachfolgt: vor ihnen Barbarei, nach ihnen Verfall und Ausartung. Die Geschichte ganz beiseite gelassen, sehe man nun, ob nicht im Gegentheil in obiger Beziehung die zwei Regierungen eine auffallende und vielleicht bedeutungsvolle Analogie darbieten. Vor Augustus: Plautus, Terenz, Lucrez, Catull, Cicero, Sallust, Cäsar; das will wohl etwas sagen. Im ersten Theile seiner Regierung schreiben Virgil, Horaz, Tibull, die sich vor ihm gebildet hatten, ihre Meisterwerke, vielleicht auch Livius. Etwas später tritt Ovid auf; mit ihm ist der Verfall schnell genug eingetreten; nach seiner Verbannung absolutes Schweigen. Man giebt dem Genie keine Flügel, aber man kann sie ihm beschneiden. Man kann es noch schlimmer machen. Was auch Boileau sagen mag, Augustus hat keinen Virgil geschaffen, aber einen Cicero hat er umgebracht. Dies ist von allen seinen Einflüssen auf die Literatur derjenige, der sich nicht bestreiten läßt. — Hat aber der Genius der Literatur unter Ludwig's XIV. Regierung nicht dieselben Phasen und Wandelungen erlebt? Wenn es wahr ist, wie die einfache Darlegung der Thatsachen es beweist, daß die französische Literatur, so voll Kraft und Leben vor Ludwig XIV., unter seiner Herrschaft schnell gesunken und verkommen ist, was soll man daraus schließen? „Daß der Einfluß des großen Königs auf die Literatur entweder null gewesen ist, oder ihr verderblich."

Da nun aber — fährt der Kritiker ironisch fort — in nicht Weniger Meinung Ludwig XIV. als ein Muster königlicher Munifizenz dasteht, Nichts aber besser, als Munifizenz und Gnadengehalte, die Talente weckt und anfeuert, so möge man untersuchen, ob, von diesem ziemlich niedrigen Standpunkt aus betrachtet, die Regierung Ludwig's XIV. ihre Reputation verdiene. Von vorn herein ist durchaus falsch, daß Ludwig das Verdienst gehabt haben soll, die Literaten von der demüthigenden Protection der großen Herren zu befreien und sie durch Verleihung von Pensionen, zwar nicht ferner von einem Einzelnen, wohl aber von dem in seiner Person verkörperten Staat abhängig zu machen. Als Ludwig König geworden war, hatte Colbert den Gedanken, allen Autoren, die in der Meinung der Zeitgenossen einen ausgezeichneten Rang einzunehmen schienen, Pensionen zu gewähren. Pensionen aber waren schon von dem nicht eben generösen Heinrich IV. und der Regentin, viel reichlicher von Richelieu und, als nach dessen Tode Ludwig XIII. sich beeilte, alle derartigen Spenden zu streichen, aufs neue von Mazarin bewilligt worden. Unter Mazarin's und Colbert's Pensionairen figurirten bereits Corneille und La Fontaine. Jetzt nun (im Jahre 1663) wurde auf Colbert's Veranlassung von Costar und Chapelain eine Liste (ursprünglich zwei) mit den Namen derer, welchen man Gnadengehalte auswerfen könnte, angefertigt. Chapelain selbst wurde im Pensions-Etat mit der schönsten Portion, d. h. dreitausend Livres, bedacht. War er ja auch, wie im Dokumente stand, „der größte französische Dichter, der jemals existirt hatte." Corneille mit zweitausend Livres, Molière blos mit tausend. Auf dem Verzeichniß, das ein halbes Schock Namen aufführt, waren zweiundzwanzig Schriftsteller besser angesetzt, als Molière. Diesem verblieb seine Pension neun Jahre lang, wurde aber zwei Jahre vor seinem Tode eingezogen. Dem Historiker Mézeray wurde die ihm von Mazarin gewährte Pension von viertausend Livres ausgezahlt, bis man in seiner Geschichte von Frankreich einige „Kühnheiten" entdeckt und aufgestochen hatte; da wurde sie ihm auf zweitausend gekürzt. Umsonst erklärte der arme Mézeray in zwei Schreiben voller Plattheiten, er sei erbötig, alle der Censur werth befundenen mißliebigen Stellen auszumerzen. Man war unerbittlich, und die Pension blieb eingezogen. Nach Mézeray's Tode fand man, heißt es, einen Sack Geld bei ihm, mit der Aufschrift: „Dieses ist das letzte Geld, das ich von dem König empfangen habe. Auch habe ich seit dieser Zeit niemals Gutes von ihm geredet." — Unter den schriftstellerischen Celebritäten der Zeit enthält die Liste keine, die nach ihren Erstlingsleistungen durch königliche Munifizenz zu ferneren Productionen angespornt worden wäre, mit Ausnahme Racine's, der damals nur erst ein paar Gelegenheitsgedichte produzirt hatte und auf der Liste mit achthundert Livres steht. Boileau erhielt seine Pension erst nach Herausgabe seiner Satiren. La Fontaine, der frühere Pensionair Fouquet's (vor seinem Prozeß Ober-Intendant der Finanzen unter Colbert), erhielt keine. Corneille hatte bereits alle seine dramatischen Meisterwerke geschaffen, und auch Molière war schon ein berühmter Name. Später, nach Colbert's Tode, wurden diese Pensionen ansehnlich reduzirt, und Corneille, dem Tode nahe, hätte ohne Boileau's Verwendung die seinige verloren. In dem Jahre, wo sie die höchste Ziffer erreichten, stieg die Total-Ausgabe doch nicht über 100,000 Livres: 53,000 für National-Franzosen, 16,000 für Ausländer, das Uebrige zu Gratificationen. Nur etwa im Jahre 1673 ließ sich der König gegen die Herren von der Akademie, die damals am Dictionnaire arbeiteten und sich ein- bis zweimal wöchentlich versammelten, eine wirklich großartige Freigebigkeit beikommen, um ihre Thätigkeit zu spornen: für jede Sitzung wurden vierzig Livres ausgesetzt, ein Livre pro Mitglied, mit der Klausel, daß die Anwesenden den Antheil der Ausgebliebenen unter sich theilen sollten.

Heutzutage (so schließt Herr Despois seine Kritik des Siècle de Louis XIV.) giebt es eine Macht, welcher die Literaten mehr den Hof machen, als Ludwig XIV. je gemacht worden ist: das Publikum. Wer sich an eine andere Macht wendet, thut es so ziemlich nur, wenn er an der Möglichkeit verzweifelt, dem Publikum zu gefallen. Diese Art Protection ist allein etwas nütze, sie die einzige, deren Auszeichnungen wirklich schmeichelhaft sind. Zwar theilt auch sie, wie alle Mächte in der Welt, ihre Gnaden manchmal sonderbar aus, verschleudert sie etwas aufs Gerathewohl; aber man vergleiche ihre Abschätzungen (appréciations) mit denjenigen der einsichtigsten Mäcene in alter Zeit, man überlese die von Colbert entworfene, von Ludwig XIV. genehmigte Pensionsliste und sage, ob sich je das Publikum so gröblich getäuscht hat, als der große Minister und der große König. Viel hellsehender in seiner Zuneigung, ist es auch liberaler; wenn es heutzutage allein zu Ehren verhilft, verhilft es gleichfalls auch allein zu Gut und Geld; die Renten, die es seinen Schriftstellern durch Ankauf ihrer Schriften zuwendet, sind etwas ganz Anderes, als die mageren Großmuthspenden, welche ehedem die königliche Freigebigkeit einem Corneille, Molière, so manchen anderen trefflichen Schriftstellern zufließen ließ. Nicht mehr zu vierzig- oder funfzigtausend Francs, wie zur Zeit Ludwig's XIV., nein, zu Millionen wird heutigentages die Jahres-Einnahme der Literatur veranschlagt.

Kaukasien.

Ein muselmännisches Toleranz-Edikt aus dem siebenten Jahrhundert.

Das in Tiflis erscheinende russische Journal „Kawkas", dem wir schon mehrere auf die Zustände der transkaukasischen Länder bezügliche Aufsätze entlehnt haben, enthielt unlängst die Uebersetzung eines ihm mitgetheilten historischen Dokuments, das namentlich unter den gegenwärtigen Verhältnissen sowohl interessant, als merkwürdig erscheint. Ein in Georgien ansässiger armenischer Kaufmann, Schirmasan, der vor einigen Jahren eine Reise nach Persien machte, erfuhr dort, daß man in einer Moschee zu Ardebil noch das Original eines Gnadenbriefs besitze, der von Ali, dem vierten Chalifen und Schwiegersohn Muhammed's, dem armenischen Volke verliehen worden. Mit vieler Mühe gelang es Schirmasan, eine Kopie desselben zu erhalten, die er an die Redaction des „Kawkas" einsandte. Die Urkunde selbst ist angeblich in kufischen Buchstaben, im Monat Safar des vierzigsten Jahres der Hedschira — also im Todesjahr Ali's (660 n. Chr.) — „in der Wüste Charaswal" geschrieben, und zwar von einem gewissen Haschan, Sohn von Ataba, Sohn von Walal, auf Befehl Ali's, des Sohnes von Abu-Taleb, „des Hauptes der Tapferen, des Heiligen der Heiligen und Löwen Gottes" ꝛc. Ueber ihre Echtheit maßen wir uns kein Urtheil an, und ist es allerdings nicht unmöglich, daß sie von den pfiffigen Armeniern untergeschoben worden, um durch die Autorität des in Persien so hochverehrten Ali sich eine religiöse Freiheit zu sichern, wie sie in diesem Maße kaum die civilisirtesten Staaten darbieten. Jedenfalls ist es ein seltsames Zusammentreffen, daß ein Aktenstück, das den toleranten Geist des Islam in einem so unerwartet günstigen Lichte darstellt, von einem russischen Blatte gerade in dem Augenblick veröffentlicht wurde, wo das Zarenreich sich anschickte, einen muselmännischen Nachbarstaat im Namen der Toleranz mit Krieg zu überziehen. Es lautet, wie folgt:

„Im Namen Gottes, des Wohlthäters und Beschützers! Möge seine Gnade ewig über uns walten!

Dank und Segen dem Schöpfer der Welt und geziemende Verehrung unserem großen Propheten, dem tugendhaften Muhammed und seinem heiligen Hause!

Einige ehrenwerthe, durch ihre Aufklärung und ihren hohen Rang bekannte Personen der armenischen Nation, als Jakob Said, Abdmiuch und der Sohn Sagan's, der Geistliche Abraham, der Bischof Jesaias und andere, vierzig an der Zahl, die einem von uns nach den Festungen und an die Gränze abgesandten Manne ihre Mitwirkung und Wohlthaten zu Theil werden ließen, haben uns um die Ausstellung dieses Gnadenbriefes gebeten. In Erwägung dessen befehlen wir in ihrer Gegenwart, sowohl in unserem Namen, als in dem aller Nachfolger des Islam, von Osten bis Westen, allen denen, die sich unter unserem Schutze befinden: So lange ich lebe und nach meinem Tode, so lange der Islam bestehen wird, sind alle Könige, regierende Fürsten und Gewalten verpflichtet, diese unsere Verordnung heilig zu halten. So lange das Meer seine Fluthen einschließt, der Regen vom Himmel fällt, die Erde Früchte erzeugt, die Sterne leuchten und die Sonne wärmt, möge Niemand es wagen, mein Gebot durch Hinzufügung, oder Verminderung, oder Aenderung zu verletzen, oder dessen Sinn zu verstümmeln. Wer Etwas hinzufügt, der vermehrt seine Strafe und schmälert unsere Gnade, und wer Etwas an unserer Verordnung ändert, wird für einen Uebelgesinnten, einen Uebertreter des göttlichen Gebotes, einen treulosen Unterthan erkannt werden und den Zorn Gottes auf sich laden.

Sintemal diese Verordnung auf die Bitte Said's, des Bischofs und anderer vornehmen Bürger, deren Namen oben angegeben sind, zu Gunsten aller in unserem Schutze befindlichen Christen erlassen worden, so möge kraft derselben immerwährender Friede und Freundschaft zwischen Christen und Muselmännern eintreten! Ich wünsche dies und werde unverbrüchlich an meiner Verordnung festhalten, so lange sich Christen unter meinem Schutze befinden, ohne die Religion meiner übrigen Unterthanen zu mißachten. Die ihrem Glauben treuen Christen aber sollen gleich sein den Muselmännern und Rechtgläubigen.

Solchergestalt gebe ich, auf die Bitte der Christen und in der Rathsversammlung der muselmännischen Häupter und meiner vornehmsten Würdenträger, diese Verordnung, und möge sie sowohl von ihnen, als ihren Nachkommen treu erfüllt werden!

Wenn aber einer von den Königen oder regierenden Fürsten die Armenier bedrücken sollte, so mögen sie ihren Drängern gegenwärtigen Freibrief vorzeigen. Die Könige und die Muselmänner sind verpflichtet, Alles unserer Verordnung gemäß auszuführen; in allen ihren Handlungen müssen sich dieselben nach unserem Willen richten, sich auf jede Art bemühen, die geringste Uneinigkeit beizulegen, die Christen weder drücken, noch sie verachten; denn es ist mein Wunsch, daß keine Zwietracht herrsche zwischen den Christen und meinem mächtigen und berühmten Volke. Wenn nun Jemand das verletzt, was ich zu Gunsten der meiner Barmherzigkeit gewürdigten Christen geschrieben habe, so wird er an der Nichterfüllung des göttlichen Willens schuld sein, der es mir eingab, den Christen wohlzuthun, sie von aller Verfolgung und allem Druck zu befreien. Mit dieser Absicht verleihe ich gegenwärtigen Freibrief, in welchem, auf die Bitte der Christen und mir nahestehender Personen, ich das Versprechen ablege im Namen Gottes, des Propheten und aller Heiligen, vom ersten bis zum letzten — dem göttlichen, durch einen Engel und den heiligen Propheten zu uns gelangten Gebote zufolge, welches die Ehrfurcht vor den Gesetzen, die Erfüllung der Pflichten und die unverbrüchliche Heilighaltung dieser von Gott inspirirten Verordnung bezweckt — den mir unterthänigen, zu meinem Volke gehörigen Christen wohlzuthun und sie von allem Unrecht und Druck zu befreien; wofür sowohl mir, als meinem über die ganze Welt zerstreuten Volke der Lohn nicht fehlen wird. Den Fürsten befehle ich, von den Christen nach meiner Verordnung Tribut zu erheben, sie weder zu beleidigen, noch zu verfolgen, sie nicht zu nöthigen, ihre Lebensweise zu ändern, den Predigern die Verbreitung ihres Glaubens nicht zu verbieten, die Dörfer und Wohnungen der Christen nicht zu verwüsten, sie ihres Eigenthums nicht zu berauben und ihnen die Errichtung von Glockenthürmen bei ihren Kirchen nicht zu untersagen.

Wer diese meine Verordnung oder meinen Befehl verletzt, der verletzt auch das göttliche Gebot und macht sich der ewigen Strafe würdig. Ein König, oder wer es auch sein mag, darf nicht nur die Christen nicht mit Gewalt zum muselmännischen Glauben bekehren, sondern auch nicht sich mit ihnen in religiöse Streitigkeiten einlassen; Alle aber sind verbunden, friedlich mit ihnen zu leben und im Falle der Noth sie zu vertheidigen, ihnen Schutz zu gewähren und, wo sie sich immer niederlassen, sie vor allem Schaden zu behüten, der ihnen möglicherweise widerfahren könnte.

Sollten die Armenier zum Bau ihrer Kirchen und Klöster oder zu besserer Einrichtung ihrer Städte und Häuser Hülfe verlangen, so ist es die Pflicht der Muselmänner, sie zu unterstützen, ihnen einen Theil ihres Vermögens als Almosen zu schenken, ohne dasselbe zurückzufordern, und ihnen in allen Unternehmungen mit gutem Rath beizustehen, denn Solches ist Gott und seinem Propheten wohlgefällig.

Wer dieses Gebot mißachtet oder antastet, der wird als Ungläubiger und Verräther an dem Propheten erkannt werden, dessen Schutz verwirken, und der Prophet wird den Schuldigen bestrafen.

Mit Einem Wort, wer diesem Erlaß nicht Folge leistet, der ist ungehorsam gegen den Willen des Heiligen der Heiligen Ali, Sohnes des ruhmreichen Abu-Taleb, dessen Befehle die Muselmänner zu erfüllen verpflichtet sind, indem sie leutselig Allen Güte und Barmherzigkeit erzeigen, so lange die Erde steht und bis zum Ende der Welt, dem Namen des Schöpfers zum Ruhm."

Mannigfaltiges.

— Die Uebersetzer Tennyson's. Freiligrath als Uebersetzer verdiente es wohl, daß man eine Lanze für ihn bräche, zur Vertheidigung gegen den Angriff in Nr. 155 dieser Blätter, die sich gewiß bereitwillig dazu herleihen würden, wenn eine fortgesetzte und widerlegende Vergleichung mit Hertzberg nicht zu vielen Raum in Anspruch nähme. Der Fleiß und die gute Absicht Hertzberg's bei Uebersetzung der Tennyson'schen Muse sollen nicht unterschätzt werden, aber abgesehen davon, daß er sich im Versbau häufig Unregelmäßigkeiten und Erleichterungen erlaubt hat, die Freiligrath's metrischer Meisterhand nie entschlüpften, ist es sogar nach den in Nr. 155 mitgetheilten Proben augenscheinlich, daß Hertzberg den wörtlichen Sinn genauer übersetzt, Freiligrath aber den poetischen Eindruck überall treuer wiedergegeben hat. Wenn Tennyson selbst zu wählen hätte, er würde sich unzweifelhaft für Freiligrath entscheiden, denn die dichterische Gewalt über die eigene Sprache ist die eigentliche Weihe des Uebersetzers ausländischer Poesie. Bei Hertzberg bemerkt man nur zu oft die Sprache des Lexikons, die besonders Tennyson's so eigenthümliche und etwas eigensinnige Naturschilderung oft ganz ungenießbar macht. Tennyson liebt die Detailmalerei von Gras und Kraut, von Sumpf und Haide, von Wolken und Regen, von Wind und Eulenschrei mehr als Blume, Sonnenschein und Nachtigall, wie sie sonst in der Poesie gebräuchlich waren; er hat alles Süße, Spielende verbannt und eine kraftvolle Einfachheit, mit ihren Naturlauten poetisirt, für die unsere deutsche Sprache zuerst und allein durch Tennyson's geistige Zwillingsschwester, die Freiin von Droste-Hülshoff, passende Ausdrücke empfangen. Freiligrath hat bei seinen Uebersetzungen diesen offenbar gelauscht, Hertzberg aber hat sie leider wohl nicht gekannt. F. v. H.

— Der Geburts- und Sterbetag Moses Mendelssohn's. Das in der ersten Beilage der Vossischen Zeitung vom Donnerstag, 2. Februar, befindliche Gedicht in schöner biblisch hebräischer Sprache (Verfasser soll der hier lebende Banquier Oppenheim, aus Frankfurt a. M., Vater des Juristen und aus den Jahren 1848—49 bekannten Publizisten, Dr. H. B. Oppenheim, sein), „der Sterbetag Moses Mendelssohn's" überschrieben, trägt den Sinn: „Wenn Moses Mendelssohn aus seinem Grabe käme, um, gleich Moses in Aegypten, sein Volk aus der Bedrängniß zu erlösen, er würde schnell zurücksinken aus Kummer, daß seines Volkes Noth jetzt doppelt so groß ist, wie zur Zeit des ägyptischen Exils." Der Verfasser der Verse meint selbstredend nicht die bürgerlich soziale Noth, sondern die religiösen Wirren im jüdischen Volke, und da hat er sehr stark Recht, besonders in Beziehung auf die jüdische Gemeinde Berlins und die seiner Vaterstadt Frankfurt a. M. — Aber der Todestag Mendelssohn's ist um vierundzwanzig Stunden zu früh angegeben. Mendelssohn starb am vierten Tag der Woche, Mittwoch, den fünften Tag des Monats Schebat = 4. Januar 1786.

Es sei bei dieser Gelegenheit erlaubt, auf einen Fehler aufmerksam zu machen, der sich auf den Grabstein Mendelssohn's im alten Gottesacker der hiesigen jüdischen Gemeinde eingeschlichen hat und sei siebzig Jahren so ruhig geblieben ist, wie die heilige Asche des darunter Schlafenden. Es heißt dort nämlich, Mendelssohn sei geboren den 12. Elul 488 (nach jüdischer Aera), das wäre der 17. August 1728 und im Widerspruche mit allen Biographen und den eigenen Worten des Philosophen, nach welchen er im Jahre 1729 (6. September) geboren ist. F. L.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit & Comp., Jägerstr. Nr. 55, und beim Spediteur Neumann, Markgrafenstr. Nr. 51), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 20. Berlin, Donnerstag den 16. Februar 1834.

England.

Englische Geister- und Teufels-Literatur.

Sie nahen sich wieder, die schwankenden Gestalten, die früher sich dem trüben Blick gezeigt an Englands und Deutschlands Tafelrunden. Versuchen wir es, sie diesmal festzuhalten, da unser Herz sich diesem Wahn nicht mehr geneigt fühlt.*) O, Himmel, was ist aus den sonst lustigen Tischen und ihren dürren Beinen geworden. Da stehen sie, ein entlaubter Stamm, und innen lebt nicht mehr die schaffende Gewalt.

Aber schön war es doch. Und wir gehören nicht zu jenen stolzen, hölzernen Geistern, die sich schämen, einmal in dem neuen magischen Reiche mitgewirkt zu haben und diese kurze, glänzende Geister-Epoche des neunzehnten Jahrhunderts, so zu sagen, von einem höheren Standpunkte kultur- und literarhistorisch abzuschließen und das „Ewigbleibende" dieser Erscheinungen zu würdigen.

Der Geist hat immer gern an seinesgleichen außer sich geglaubt, an Geister. In der Poesie, im Drama werden sie schwerlich jemals ganz entbehrlich werden. Wir gehören nicht zu jenen Kraft-Helden des modernen „jungen Riesengeschlechts", die ihren eigenen Geist aufgegeben haben und ihn blos für ein materielles Dreierlicht halten, das nicht länger brennt, als das Lebensöl ihres Körpers Brennstoff liefert. So lange die Welt mit Menschen bevölkert ist, hatte jedes Volk seine Geister, die in dem Glauben an sie eine ganz übermenschlich-wirkliche Existenz und Gewalt hatten. Haben doch die Götter Griechenlands noch zwei Jahrtausende nach ihrem Tode eines der schönsten Gedichte Schiller's geschaffen! Unsere ganze Geschichte des Mittelalters, die als „Romantik" sich beinahe bis in die Zeit der Eisenbahnen hielt, wäre ohne die Geister darin jetzt gar nicht mehr zu genießen. Welche Poesie, welche Schauerlichkeit in jenen Hexenprozessen, Zauberern, Feen, Geisterbannern, grauen Männchen und Gnomen! Und selbst Goethe's „Faust", was wäre er ohne „des Pudels Kern"! Jeder anständige Mensch hat seinen Mephisto. Die Schelmen im Nacken, Grübchen im Kinn u. s. w., ganz respektable Geister, sind immer noch mächtiger, als Maschinen mit sechshundert Pferdekraft und Armeen mit Spitzkugeln. Es gab eine Zeit, eine große Zeit, als Geister für unentbehrliche Gesellschafter königlicher Personen und tragischer Helden gehalten wurden, und wir bereuen es heute noch nicht, daß sie den Macbeths, Hamlets, Richards und „sanften Heinrichen" ihre Aufwartung machen. Da die Großen im Lande ihren Fürsten gern nacheifern, gehörte es Jahrhunderte lang zum guten Tone in jeder Familie von Stamm und Abkunft, Geister zu haben. Die englische, schottische, irische Aristokratie hält ihre „erblichen Würden" zum Theil heute noch nicht für vollständig ohne einen besonderen Hausgeist, der immer kurz vor bedeutenden Ereignissen als weiße Frau, als Ritter auf einem feuerspeienden, schwarzen Rosse u. s. w. erscheinen oder wenigstens durch geheimnißvolles Rauschen, Klopfen und Poltern um Mitternacht beweisen muß, daß er da und die Ehre des Hauses aufrecht zu erhalten behülflich sei. Deshalb liegt in dem „Geistergange" von Dickens' „Bleak House" kein Anachronismus. Er wollte darin ein modernes englisches Ritterhaus schildern und durfte deshalb den Geistergang nicht vergessen. Daß Geister auf den Kirchhöfen gesehen wurden, daß sie alte Häuser überhaupt noch heutzutage gern „nicht geheuer" machen (wie erst mitten in diesem Jahrhundert eines an der Schloßfreiheit mitten in der Hauptstadt der Intelligenz) und noch in alten Schlössern und Burgen, in Ruinen und Höhlen mit verschiedenen Pflichten und Plänen lungern, weiß Jeder, ohne gerade Sonntagskind zu sein. Der „Geist von Chelsea", der im vorigen Herbste wie ein glänzender Komet durch die Londoner Zeitungen und Köpfe lief, logirte sogar in einem Bierhause und brachte dem Wirthe einen Nettogewinn von mindestens fünfhundert Pfund.

Aber alles das genügte diesem aufgeklärten, ästhetisch gebildeten Jahrhundert nicht mehr. Es war daher ein hohes Verdienst, das sich Amerika erwarb, Mittel zu finden, durch welche man Geister bewog, sich den anständigen Formen der modernen Gesellschaft zu fügen. Sie nahmen nun Einladungen zu Theegesellschaften an und amüsirten und erschreckten die gute Gesellschaft, wo es so oft an Geist fehlt, durch die neuesten Nachrichten aus der Unter-, Ober- und Antipodenwelt. Die Tischverrücktheit und die Klopffechterei der Geister darin wird allerdings bereits von der gebildeten Menge verhöhnt, verachtet und nicht mehr mitgemacht, aber die Sache hatte doch eine glänzende, wenn auch kurze Epoche. Wir sind nicht so undankbar und kurzsichtig, um blos mitzulachen über den Schwindel. Wir sind doch bedeutend klüger geworden. Faraday hat in der Tischverrücktheit eine geheime Naturkraft des lebendigen Muskel- und unbewußten Willenssystems nachgewiesen, dieselbe, welche ehemals Ringe an Gläser schlagen ließ, als wenn sie Musteruhren wären, dieselbe, welche noch heute in Pommern u. s. w. durch geerbte Schlüssel, an welche eine geerbte Bibel gebunden wird, Diebe entdeckt, dieselbe, welche einst der Wünschelruthe eine feine Nase für edle Metalle gab. Und was das Klopfen betrifft, so beweist es eben so wenig Geist, als Respekt für das hohe Talent der „Media", es als gemeinen Schwindel abzufertigen. Das Klopfen nach den geheimsten Gedanken derer, welche Geister fragen, ist im Wesentlichen eine ganz feine, geniale, neue Kunst und Wissenschaft der Physiognomie und Physiologie, die durch weitere Ausbildung ungemein wichtig werden kann. Wie, ist das nichts als Schwindel, daß ein Menschenkind, Dir gegenüber, nicht blos Deine Gedanken errathen, sondern Dir ansehen und deutlich sagen kann, wie Du sie buchstabirst? Wer kann so genau in Gesichtern buchstabiren? Nur die Media können es, wenn wir sie nicht beschwindeln. Dies that Mr. Lewes, Redacteur des Leader, in London. Er erschien vor Mrs. Hayden, welche ihm versprach, daß sie die Geister zwingen werde, auf blos in Gedanken an sie gerichtete Fragen zu antworten. Die Buchstabirmethode, durch welche dies geschieht, ist bekannt. Mr. Lewes hatte durch frühere Experimente an Mrs. Hayden gemerkt, daß sie mit feinem, scharfem Auge dem Finger, der mit einem Griffel über das Alphabet wandere, ansehe, welchen Buchstaben er meine, und welcher nun folgen müsse. Der Frager eilt über die Buchstaben, die nicht zu seinem gedachten Worte gehören, hinweg und verräth unwillkürlich, wenn er zu dem rechten gekommen, entweder durch eine Bewegung im Gesicht, welches Erwartung eines „Raptap" ausdrückt, oder durch Zögern, weiter fortzufahren auffordert. Letzteres ist am häufigsten. Der gottlose, demokratische Redacteur machte nun bei seiner Wanderung über das Alphabet absichtlich und willkürlich solche Mienen der Erwartung und Pausen, so daß die gemißhandelten Geister Alles falsch beantworteten. Auf eine in Gedanken gestellte Frage: „Is Mrs. Hayden an impostor?" (Ist Mrs. Hayden eine Betrügerin?) zögerte er zuerst bei dem Buchstaben Y. Es folgte ein Raptap; dann bei e — Raptap; dann bei s — Raptap. — „Yes!" Ja, sie ist eine Betrügerin. Die Geister selbst haben sie verrathen, frohlockte es im Leader. Barbarischer Irrthum. Wer hat hier betrogen? Offenbar blos Mr. Lewes. Außerdem verstieß er gegen die Galanterie, die man besonders in Amerika den Damen zollt. Er verletzte die Regeln, unter welchen die Geister nur allein Geist in Theegesellschaften bringen konnten. Das kömmt von dem „Aufkläricht". Nehmt Bosco seinen Zauberstab, seinen theokratischen Hokuspokus, guckt dem Professor Herrmann in die unerschöpfliche Branntweinflasche, und der Geist hört auf, zu fließen und sich zu „graueln". Wofür bezahlt man denn Entree, wenn man sich nicht „wundern" will und soll?

Doch zage nicht, es giebt noch edle Herzen, die sich wundern und die Geister wieder zu Ehren bringen, und sollte es mit dem leibhaftigen Teufel zugehen. Es sind zwei englische aktive Geistliche der Hochkirche, welche die um Mitternacht mit Tischen tanzenden Geister und ihre Austlopfungsmethode mit Hülfe des realen Satanas wieder zu Ehren gebracht haben, und zwar auf eine ganz genaue, protokollarisch aktenmäßige Weise. Die Akten sind in mehreren Büchern veröffentlicht, deren Titel ich schon im „Magazin" erwähnt fand. Der Vollständigkeit wegen führe ich sie wieder an. Die Broschüre Sr.

*) Wir bemerken inzwischen, daß wir keineswegs zu denjenigen gehören, welche das Thatsächliche der nicht durch eine blos mechanische Kraft hervorgerufenen neuen Locomotion leugnen. Diese Thatsache wird sicher ihre natürliche Erklärung finden, wenn wir auch jetzt noch immer in unsicheren Vermuthungen uns bewegen. D. R.

Ehrwürden des Predigers Gillson heißt: „Tischsprache, Enthüllungen satanischer Wunder und prophetischer Zeichen" („Table-talking, Disclosures of Satanic Wonders and Prophetic Signs"), die noch interessantere Sr. Ehrwürden des Predigers in Wortley, Godfrey: „Table-turning; the Devil's modern Master-piece" („Tischdrehen, des Teufels neues Meisterstück").

Ich habe diese beiden Hauptwerke der englischen neuen Teufels-Literatur gelesen und kann zunächst versichern, daß beide Theologen, Zöglinge Oxfords und von Cambridge, voll und eifrig an die hier sich bethätigenden Geister glauben und diese im Lohn und Brod des leibhaftigen Lügengeistes, des Satans oder Teufels, stehen. Mit dem Umstande, daß sie dem Lügengeiste dienen, erklären sich die Herren auch jede falsche Antwort. „Das ist eben der Teufel", sagen sie, „daß sie in dem und jenem Falle die Wahrheit nicht sagen." Wir übersetzen zum Beweise eine Stelle aus einem zweiten Bande Godfrey's: „Ich fragte nun den Tisch: Wenn es eine Hölle giebt, so befehle ich Dir, zweimal mit einem Beine zu klopfen! Keine Bewegung. Giebt es keine Hölle, klopfe zweimal! Keine Antwort. Giebt es einen Teufel, klopfe zweimal! Keine Bewegung. Wenn es keinen Teufel giebt, klopfe zweimal! Zu unserem Schrecken erhob sich der Tisch langsam und klopfte zweimal. Ich fragte nun: Im Namen Jesu Christi! Wenn es wirklich keinen Teufel giebt, so klopfe zweimal. Keine Bewegung. — Wir alle waren ganz erstaunt und wußten uns diese Widersprüche nicht zu erklären, bis ich daran dachte, daß der Teufel der Geist des Widerspruchs und der Lüge ist." — So war der Glaube gerettet. In seinem festen Glauben, daß der Teufel in den Tischbeinen sich lustig mache, wollte er auch dessen eigenes Geständniß haben. Mit vieler ceremonieller Pfiffigkeit und zugleich mit würdiger Feierlichkeit überzeugte er sich von dessen wirklichem Dasein durch folgende Experimente: „Ich nahm mir nun vor, Versuche von einem heiligeren Charakter zu machen, und flüsterte deshalb dem Schulmeister ins Ohr, daß er eine kleine Bibel bringen und sie auf ein Zeichen von mir auf den Tisch legen möge. Ich ließ den Tisch sich schnell bewegen, gab das Zeichen, und der Schulmeister legte die Bibel sanft auf den Tisch. Er stand augenblicklich still. Wir waren schreckengeschlagen" (um „horrorstruck" wörtlich zu übersetzen). Aber geschadet hat es nichts, denn der Herr Pfarrer ging mit Familie und Medio zum Supper, und sie aßen und tranken. Er hatte sogar guten Appetit, da er jetzt den sichersten Beweis geliefert und sich verschafft hatte, daß Alles mit dem Teufel zugehe und dieses Individuum wirklich existire. Es war ihm ein Trost. Solche Herren brauchen Hölle und Teufel und Geister, um die Geistlosigkeit ihrer Predigten dahinter zu verstecken. Und es soll wirklich schauerlich sein, wie Rev. Godfrey seine Gemeinde in Wortley (bei Leeds) jeden Sonntag damit traktirt und sie warnt, ja Nichts zu thun, womit dieser seelenhungrige Fürst der Unterwelt sie dem Himmel entreißen könne. — Es bedarf wohl kaum einer Versicherung, daß Tische und Geister in Wortley wieder ganz ordentlich geworden sind, seitdem die Medio, unter denen ein irländischer Geistlicher die Hauptrolle spielte, Abschied genommen haben.

Mr. Gillson fragte das in Tischbeinen Audienz gebende Orakel nach den Plänen des Papstthums, vor welchen die Hochkirchler gewaltige Furcht haben. Nach Citirung eines Geistes, die altenmäßig erzählt wird, heißt es bei ihm: „Dieser Geist benachrichtigte uns, daß er ungefähr fünf Jahre vor seinem Tode päpstlich und ungläubig (infidel) geworden. Unter Anderem wurde er gefragt: Kennen sie den Papst? Der Tisch kam in schreckliche Bewegung. Wie lange wird das Papstthum noch dauern? Er klopfte zehnmal: genau übereinstimmend mit den Enthüllungen anderer Geister in dem Bereiche des Satans."

Das ist Wasser auf die Mühle der Schriftsteller, welche jetzt das Land mit geheimnißvollen Broschüren überschwemmen, deren Titel immer etwas Kommendes verkündigt: „Der kommende Mann", „der kommende Kampf", „die kommende Entscheidung" u. s. w. Wahrscheinlich stehen diese Autoren mit dem irländischen Geistlichen und Zubehör in genauer Verbindung und verfolgen mit den Tischbeinen einen und denselben Zweck, mit dem sie, wie Jedermann zugeben wird, in dem aufgeklärten England doch ziemlich weit kamen. In Deutschland würden die Tischbeine schwerlich einen „studirten" Mann finden, der Wunder-Organ genug besäße, solch eine Broschüre zu schreiben und gar eine zweite folgen zu lassen, obgleich Lanischen Brause am Exerzierplatz in Berlin auch einmal mehr Wunder erlebte, als that.

Amerika aber ist auch hierin dem alten England voraus. Einige presbyterianische Geistliche beriefen unlängst eine „Zusammenkunft der Geisterklopfer" („Convention of Spirit rappers") nach Springfield in Massachusetts und versprachen in der Einladung, daß „ein Medium sich zeigen werde, welches vor den Augen der Versammlung allmälig sterben und dann von einem anderen Geiste werde bezogen werden, welcher ohne alle Tischbeine mündlich Antworten geben werde." Das Wunder fand nun allerdings (wahrscheinlich wegen eingetretener unter Witterung oder Abhaltung des neuen Einzüglings) nicht statt. Aber Wunder worden denn doch in Menge, wenn auch nicht gethan, doch wenigstens erzählt, z. B. von einem gewissen Mr. Joe Smith, der behauptete, daß er nicht nur die Engel im Himmel pfeifen hören, sondern sie auch sehen könne und sehr oft mit ihnen in Gesellschaft gewesen sei. Sie hätten ihm Mittheilungen über die Bewohner der verschiedenen Planeten gemacht, die er mit folgenden Worten zum Besten gab: „Die Wesen (people), welche den Planeten Merkur bewohnen, haben wenig oder gar keine Religion. Sie stehen auf einer sehr niedrigen Stufe der Entwickelung. Auf der Venus herrscht noch eine größere Konfusion. Im Mars ist es ganz anders. Sie sind gebildeter, als die Bewohner der Erde. In Jupiter und Saturn sind sie noch gebildeter und spiritueller. Im Saturn ist es wie im Himmel. Weiter hinaus hört alle Bevölkerung auf. Das ist in Folge der kalten Witterung, und diese ist Folge der Entfernung von der Sonne."

Der amerikanische „Friend of Missions" ereifert sich sehr über „diesen frechen Lug und Trug", der mitten am hellen lichten Tage dieses Jahrhunderts, mitten unter dem freiesten Volke der Erde von Lehrern der Religion mit dem armen Volke getrieben werde. Die Geisterklopfer-Convention thue mehr Schaden, als selbst die „Anti-Bibel-Convention".

Wir können diesen Zorn nicht theilen. Die beiden englischen Autoren sind erwiesen und entschieden Gläubige. Warum sollen nicht auch Amerikaner in demselben Falle sein? Allerdings mag mancher Schwindler das Bedürfniß der Wunder benutzen, aber so lange die Welt betrogen sein will, kann man — wenigstens in einem freien Lande — das Gewerbe, welches für Befriedigung dieses Willens sorgt, nicht verbieten (!).

Um ein Ende von dem Liede zu machen, so begnügen wir uns mit der Hoffnung, daß diese leicht hingeworfenen Worte hinreichen mögen, den Leser, der mit der Sache noch nicht recht im Klaren war, vollends zu beruhigen, so daß er diese ganze Erscheinung ruhig ad acta, zu der Wünschelruthe, zu den Hexenprozessen u. s. w., legen kann. Das „Ewigbleibende" daran ist jedenfalls die Entdeckung einer neuen Phase des Selbstbetruges. Wir müssen nämlich so anständig sein, zuzugeben, daß überhaupt, wie Goethe sagt, Niemand betrogen wird und Jeder sich nur immer selbst betrügt. Unsere Muskeln bewegen die Tische, unser Gesicht, unsere Hand bewegt sich auf dem Geister-Alphabete so, daß die Medio uns buchstabiren sehen. Das Klopfen ist blos ein Hohn auf unsere Unwissenheit, und die Medio wirklich blos ein Mittel, dieses Nichtbewußtsein von unserer Muskel- und Willenskraft und unserer buchstabirenden Physiognomie auf essotheetische Weise in praktisches Wissen umzusetzen. a.

Portugal.

Ein Beitrag zur Kenntniß des portugiesischen Theaters.

(Fortsetzung.)

So weit Garrett. Um das Theater selbst herzustellen, bedurfte es mehr Geld als die zerrütteten Finanzen Portugals boten; um die Schauspieler zu bilden, Zeit: Garrett that zwar in diesen beiden Richtungen, was er nur konnte; aber mehr noch versuchte er, dem nationalen Drama aufzuhelfen, und schrieb zu dem Ende mehrere Stücke („Catão", „Frei Luiz de Sousa", „Dona Philippa de Vilhena" und früher schon „Merope"), worunter zuerst und vor allen „Um auto de Gil-Vicente" genannt werden muß. Hiermit hätte eine neue Aera für das nationale portugiesische Theater beginnen können, auch schrieben Mendez Leal, Herculano und Andere in gleichem Geiste, allein wie Alles, was in Portugal unternommen wird, den Keim des Todes in sich trägt, wo man überall große Anfänge und ein klägliches Stillstehen und frühes Ende erblickt — die natürliche Folge des beständigen Regierungswechsels, der Politikwuth in diesem eben so unglücklichen als schönen Lande — so ist auch Garrett's rühmliches Beginnen nach kurzem Glanze wieder erloschen und er selbst der Politik anheimgefallen.

Der gegenwärtige Zustand des portugiesischen Theaters ist wieder der alte, beklagenswerthe. Zwar stehen zwei schöne Theater in Lissabon, das von San Carlo, ausgezeichnet durch Räumlichkeit und schöne Ausstattung, und das der Donna Maria II., zwar kleiner, doch sehr elegant; aber die Schauspieler sind mittelmäßig, und das Repertorium besteht fast ganz aus französischen oder dem Französischen nachgebildeten Stücken, und die Oper ist nach wie vor die Hauptsache. Auch sind die Theater nicht sehr besucht, wie denn der Portugiese überhaupt nicht viel Geschmack an öffentlichen Lustbarkeiten zeigt, sondern sich mehr im Schooße seiner Familie vergnügt. So ist das Privat-Theater des Grafen Farróbo (Quintella) auf seiner Quinta Laranjeras in Bemfica weit mehr besucht, als die öffentlichen Theater. Freilich wird dort auch trefflich gespielt, Graf Farróbo ist selbst ein guter Darsteller, und wenn seine Nichte singt, fliegen gedruckte Gedichte auf die Bühne. Es wird hier theils in französischer, theils in portugiesischer Sprache

Fremdes und Einheimisches gegeben. Die Zuhörer sind geladen; es ist aber Jedermann leicht, eine Karte zu erhalten.

Doch kehren wir von dieser Miniaturprobe portugiesischen dramatischen Lebens zu Garrett's Bestrebungen zurück, und hören wir zuerst, was die portugiesische Kritik darüber sagt. Ihr Ausspruch wird am besten einen Begriff davon geben, was man in Portugal vom Drama weiß, hält und verlangt. Das Diario da Governo vom 10. September 1838 giebt über Gil-Vicente folgende Kritik:

„Die Wiedergeburt der Kunst kann nur durch das Genie bewerkstelligt werden; unter Genie aber verstehen wir nimmermehr die Nachahmung, so glücklich sie auch sei. In dem „Auto de Gil-Vicente" begrüßen wir nun wirklich ein portugiesisches Original-Drama und die Morgenröthe der wahren Wiedergeburt des portugiesischen Theaters, eine neue Epoche in unserer dramatischen Literatur. Der Gedanke, den Herr Garrett hierbei verfolgte, ist derselbe, der uns aus seinem Gedichte Camões vor Augen tritt: die Feier unseres literarischen Ruhmes, die Wiederbelebung der Erinnerung an die Patriarchen und Gründer unserer Literatur, die Zurückrufung unseres alten politischen Glanzes. Gil-Vicente — der Vater unseres Theaters und des spanischen überhaupt*) — unser nationaler Plautus, der den Erasmus veranlaßte, Portugiesisch zu lernen, um sich an dem Salze seiner Komödien erquicken zu können, der Poet des Hofes und der Gesellschaft, erscheint hier auf der Bühne im schönen Kontrast zu Bernardim-Ribeiro, dem Troubadour, dem idealen Dichter, dem Sänger der Einsamkeit, der zuerst die romantischen Laute der Minnesänger mit den Saiten der griechischen Leier verband, die beiden Poesieen vereinigte und unserer National-Literatur jenen Stempel der Melancholie und des süßen Sichgehenlassens aufdrückte, der sie noch heute charakterisirt.

An diese zwei Hauptfiguren des Dramas schließt sich Paula Vicente, die Tochter des komischen Poeten, von der wir wissen, daß sie ihm bei seinen Dichtungen wesentlichen Beistand leistete und selbst hohes Genie besaß.

Die Geschichte des Dramas ist folgende:

Bernardim-Ribeiro, der eine ungleich höhere Stufe in der Gesellschaft einnahm, als Paula, hatte dieser anfänglich seine Huldigung gewidmet, doch mehr aus vorübergehender Laune, als wahrer Neigung. Die ehrbare und stolze Paula hatte ihn abgewiesen. Die Huldigung hatte ein Ende genommen, aber noch immer hegte Paula eine geheime Liebe zu dem Dichter. Im Palaste erzogen und wohlgelitten, war sie der Infantin D. Beatriz mit aufrichtiger Ergebung zugethan. Es war dies eine Prinzessin von hohem Geiste und großer Tugend, die Bernardim durch seine Gedichte und seine geistvolle Persönlichkeit so zu fesseln wußte, daß auch sie eine geheime und eben so heftige als tugendhafte Leidenschaft zu ihm hegte, welche von ihm getheilt wurde, obwohl die soziale Stellung Beider und der Charakter der Prinzessin jede Hoffnung auf Befriedigung dieser Leidenschaft ausschloß. Diese Leidenschaft wurde von der unglücklichen Paula begünstigt, indem sie so die eigene reine Empfindung dem Gegenstande derselben zum Opfer brachte.

Das Drama beginnt am Abend vorher, ehe die Prinzessin behufs ihrer Verheirathung mit dem Herzoge von Savoyen das Land verlassen soll. Ein großes Hoffest geht vor sich, über welches Garcia de Rezende die genauesten Details bewahrt hat. Das Auto selbst, welches Gil-Vicente dafür gedichtet, bietet die Verwickelung für das moderne Stück. Eine Schauspielfigur nämlich, welche fehlt und die Bernardim durch die Vermittelung Paula's ersetzt, giebt diesem Gelegenheit, mit der Prinzessin zu sprechen, und beschleunigt die Katastrophe. Der verliebte Poet, statt die Worte seiner Rolle zu sprechen, improvisirt Verse, welche nur Paula und die Infantin verstehen, die aber alle Anwesenden in Staunen und Bestürzung versetzen.

Eine sekundäre Figur, mehr zum Rahmen als zum Gemälde selbst gehörig, der König D. Manuel, ist eben so historisch getreu als dramatisch geschickt und fein gezeichnet. D. Manuel kennt die Neigung der Infantin; er weiß, daß es eine unschuldige, kindische Liebe ist, die bald vergehen wird, wenn man ihr nicht unklugerweise eine Wichtigkeit beilegt, die sie nicht hat. Als König und Vater handelt er demgemäß voll Takt. Er thut, als sähe er nicht, obgleich er die Augen nicht verschließt; er ermahnt und warnt, ohne eine ärgerliche Scene zu machen, und rettet so den Ruf seiner Tochter und die Ehre seines Hauses vor einer unverdienten Schmach. Doch trotz dem feinen Takte des Königs, trotz der Tugend der Prinzessin wäre sie verloren gewesen, ohne die hochherzige Treue ihrer Dienerin, ohne den heroischen Entschluß ihres Geliebten.

Während sie nämlich, schon am Bord des Schiffes, die letzte geheime Zusammenkunft mit Bernardim hat, erscheint plötzlich der König, um seine Tochter noch einmal zu umarmen. Bernardim sieht kein Mittel mehr, um die Prinzessin vor der Schande zu retten, als indem er sich in den Tejo stürzt. Ob er dort ertrinkt oder sich rettet, bleibt ungewiß.

Was den Charakter des Gil-Vicente selbst betrifft, so ist uns aufgefallen, daß er von Herrn Garrett nur von der komischen Seite aufgefaßt wurde. Wir hätten ihm zugleich jenen düsteren, melancholischen Anstrich gewünscht, den Gil-Vicente, nach seinen Werken zu urtheilen, besitzen mußte. Bernardim, D. Beatriz, D. Manuel sind vollendete Gestalten; der savoyische Gesandtschafts-Secretair ist eine treffliche Figur. Aber ungern haben wir zwei interessante Charaktere jener Zeit, Repräsentanten des neuen und des alten Hofes, den Chronisten Garcia de Rezende und den Grafen von Villa Nova de Portimão, als stumme Personen im Hintergrunde erblickt.

Der Styl ist korrekt und klassisch, und nur dann altmodisch, wenn Wahrheit und Charaktertreue es verlangen. Nur zwei bis drei Phrasen haben sich eingeschlichen, deren Rechtmäßigkeit uns zweifelhaft erscheint, und die ein so anerkannter Purist hätte vermeiden dürfen.

Das Drama ist das erste, wahrhaft nationale, was Stoff, Form und Styl anbelangt. Dem Genre nach gehört es einer gemäßigten Romantik, einem Mitteldinge zwischen der poetischen Unabhängigkeit eines Shakespeare und dem geregelten Wesen Racine's an. Es ist nach den Grundsätzen der englisch-deutschen Schule bearbeitet und gleicht in keiner Weise jenen eben so geistreichen als lüderlichen Productionen der modernen französischen Schule. Wir sind dem Verfasser des „Auto de Gil-Vicente" unsere besondere Anerkennung deshalb schuldig, daß er uns zeigte, es sei möglich, ein großes, lebendiges Interesse an dem Wahnsinn der blindesten Leidenschaft zu erwecken, ohne uns mit den Lastern und Abscheulichkeiten zu regaliren, die uns die moderne französische Schule als unerläßliche Elemente der Tragödie octroiren will." — — —

Man sieht, die portugiesische Kritik hat keine geringe Ansicht von dem Drama überhaupt, und man wäre versucht, danach auf die Trefflichkeit der Kritik des „Auto de Gil-Vicente" zu schließen. Dies stellt sich jedoch anders heraus. Daß die Portugiesen das Drama Garrett's so hoch preisen, müssen wir vielmehr hauptsächlich dem Umstande zuschreiben, daß es das erste und einzig nationale der Neuzeit war und Hoffnungen erweckte, die freilich nicht in Erfüllung gegangen sind. Insofern mochten die Portugiesen wohl Recht haben, denn abgesehen davon, daß unter den Blinden bekanntlich der Einäugige König ist, verdient gewiß schon der ernste Wille, das eifrige Streben, auf einem neuen und guten Wege vorwärtszudringen, unsere ganze Anerkennung. Und wie viel ähnliche Wege hat der strebsame Garrett mit seinen Freunden Herculano, Castilho, Mendez Leal nicht angebahnt.

Aber ein anderes Urtheil müssen wir fällen, wenn wir das Drama rein als solches betrachten. Hier fällt uns sogleich in die Augen, daß Garrett, so geistreich er im humoristischen Roman à la Sterne ist, oder vielleicht eben darum — nicht das ausreichende dramatische Talent besitzt, sondern hier nur das leistet, was ein sehr belesener, geistreicher Mann und ein poetisches Gemüth ohne jenes leisten kann, wovon wir auch in Deutschland mehr als Ein Beispiel haben. Garrett hat zudem die Klippe, welche die meisten dramatischen Poeten bei Bearbeitung historischer Stoffe mehr oder weniger stört, eben auch nicht zu umschiffen vermocht: auch seine Art, Geschichte zu dialogisiren, ist nicht dramatisch. Statt Handlungen zu geben, aus denen sich uns das Erstrebte faktisch vor Augen stellte, giebt er Vorlesungen, Reden, Auszüge aus der Chronik. Manche Anläße, die der echte Dramatiker mit Begierde ergriffen hätte, fallen unbenutzt zur Seite. Dies hat die gewöhnliche Wirkung: das Drama wird ermüdend und stellenweise langweilig. Ein Dialog soll eben nicht darin bestehen, daß man gewisse Geschichten abwechselungsweise aus dem Munde gewisser Personen erzählen läßt, sondern darin, daß diese Geschichten selbst vor sich gehen, daß die Gedanken Fleisch und Blut haben. So ist denn auch Garrett's Drama wenig mehr als eine jener poetischen Geschichten, wo man den Reiz der historischen Wahrheit vermißt, ohne dafür den der poetischen zu gewinnen. Erst im letzten Akte wird das Interesse lebhafter erregt und sind die höchst günstigen Situationen, welche die Geschichte bietet, besser benutzt. Aber lebhaft erkennen wir an diesem Stücke, wie auch in dieser Beziehung Portugal hinter dem modernen Spanien zurückgeblieben ist, wo selbst mittelmäßige Köpfe ungleich Besseres in Stoff und Form geleistet haben. (Schluß folgt.)

*) Die Portugiesen behaupten, Lope de Vega und seine Zeitgenossen haben sich nach Gil-Vicente gebildet — eine portugiesische Behauptung!! — Der Ausdruck „und des spanischen überhaupt" ist daraus zu erklären, daß man auf der pyrenäischen Halbinsel unter Spanisch das beiden Ländern Gemeinschaftliche versteht, das Spanische im engeren Sinne aber mit kastilianisch bezeichnet. So sagt z. B. kein Spanier: sprechen Sie spanisch? sondern: sprechen Sie kastilianisch?

Rußland.

In der Kirgisen-Steppe entdeckte Alterthümer.*)

Der erbliche Ehrenbürger Alexander Popov, Besitzer der von seinem Vater in der Kirgisen-Steppe angelegten Schmelze von Silber-

*) Nach S. Guläjew im „Ausland" der kaiserl. russischen geographischen Gesellschaft für das Jahr 1853. St. Petersburg. 1853.

Blei-Erzen, hat Herrn Guläjew folgende Nachrichten über die daselbst befindlichen Alterthümer mitgetheilt:

1) An den glatten, rechtseitigen Uferfelsen des Flusses Tschui, welcher sich in den Sirkarja ergießt, befinden sich hin und wieder blos mit dem Meißel gearbeitete Umrisse menschlicher Figuren von nicht ganz regelmäßiger Zeichnung, die eine Reihefolge von Begebnissen aus dem Leben irgend eines berühmten Mannes darstellen. Jedes Bild enthält zwei bis fünf Figuren von ungleicher Größe, einige von etwas mehr denn gewöhnlicher menschlicher Höhe, entweder zu Pferde reitend oder zu Fuße, aber Pferde in ihrer Nähe habend, oder endlich auf der Erde sitzend. An den Bildern ausgemeißelte Inschriften erklären wahrscheinlich die Darstellungen.

2) Ebendaselbst, etwa hundert Werst von dem Flusse Tschui entfernt, auf einer ebenen Steppe mit Kiesgrund, auf welcher nur das Kraut Kipez und der Strauch Tschi, der von den Kirgisen zu Gittern in ihren Jurten verwandt wird, fortkommen, befindet sich ein Denkmal von dreiseitig prismatischer Gestalt aus einem Stücke Syenit, vier Arschin hoch. Auf jeder Seite des Denkmals sind eben so, wie an den Felsen am Tschui, Darstellungen ausgearbeitet: auf der ersten Fläche zwei Reiter, die nach links hinreiten, bei dem Einen hängt am Sattelknopf eine Keule oder Batik (eine Keule mit einer Kugel oder Ausstülpung am oberen Ende), der Andere hält in der rechten Hand eine Lanze. Auf der zweiten Fläche kochen zwei Männer in einem auf einem Roste stehenden Kessel Fleisch, und zwar, wie man aus den Umrissen der Knochen und Fleischtheile schließen kann, Hammelfleisch, der Eine rührt mit einer Schöpfe im Kessel, der Andere wirft Stücke Fleisch in einen Trog oder eine Schale, die auf einen ausgebreiteten Filzteppich gestellt ist; von den herbeigerittenen zwei Reitern tritt der eine zur Schale, während der andere die Pferde hütet. Auf dem dritten Bilde befinden sich fünf Figuren: die eine steht am Kessel, zwei sitzen bei der Schale, zwei Figuren, aber hinter den vorigen stehend, schwingen ihre Säbel über deren Köpfe. Die in der Nähe dieses Denkmals nomadisirenden Kirgisen (von dem Bezirke Saratunar) erzählen, es sei zur Ehre eines alten heroischen Herrschers, Kesyl-Kerpetsch, errichtet worden und stelle ihn mit seinem Waffenträger dar, welche von Feinden erschlagen wurden, als er, einer noch jetzt bei den Kirgisen herrschenden Sitte gemäß, zu ihnen kam, um vom bereiteten Hammelfleisch zu kosten. Die Bilder an den Felsen des Tschui entlang, welche aus Syenit und Granit bestehen, bedeuten nach den Worten der Kirgisen verschiedene Siege und andere Begebnisse aus dem Leben dieses Helden. Der Stein zu diesem Denkmal wurde wahrscheinlich mit großer Mühe von der Ferne herbeigeholt. Schon vor einigen Jahren hatte Herrn Guläjew ein Einwohner von Semipalatinsk, W. J. Semenov, der mit Handelswaaren die Kirgisensteppe besucht hatte, von den bildlichen Darstellungen an dem Flusse Tschui erzählt, ohne aber genauere Nachrichten über dieselben zu geben.

3) In der Kirgisensteppe befinden sich viele Hügel und Spuren von Bergwerken, die eben so, wie im südlichen Sibirien, Tschuden-Hügel und Tschuden-Schachte genannt werden. In einem solchen Schachte im Kreise Karkaralinsk, an siebzig Werst von der Schmelzhütte Blagodato-Stefanow, wurden einige steinerne Aexte gefunden, in dem Goldwerke des Herrn Popov im Kreise Kokbektinsk im Schutte an dem Bache Berdybajewka eine kupferne Kerba, ähnlich einer gekrümmten Hand oder einer Maurer-Kelle mit aufwärts gebogenen Rändern, die so fest mit den Trümmern umherliegender Erze verbunden war, daß man sie von diesen nicht trennen konnte; in demselben Goldwerke ein kupferner Dolch, der sich gut erhalten hatte, weil er auf beiden Seiten vergoldet war, die Länge des Dolches beträgt etwa eilftehalb Zoll, die Schneide ist an der Spitze, wie an einem Gartenmesser, konkav. Alle diese Gegenstände bewahrt Herr Popov auf, die Bergbauwerkzeuge in der Hütte Blagodato-Stefanov, den Dolch in Tomsk.

4) Bei dem Kupferwerke Semeno-Wostresensk hat man in einem Tschuden-Schachte in der Tiefe von vier Klaftern beim Ausgraben desselben viele Menschenknochen entdeckt, die wahrscheinlich ehemals verschütteten Bergleuten angehören. Im Allgemeinen sind die Schachte, wie in Altai, so auch hier oberflächliche Gruben.

5) Auf der Gränze der Bezirke Bajan-Aulsk und Karkaralinsk befindet sich das Feld Kalmyk-Kyrgan (Kalmücken-Hügel), so genannt nach zwei großen Hügeln, die aus den Trümmern verschiedener Erze und aus Kieselsteinen bestehen. Die Kirgisen geben der Entstehung der Hügel folgende Erklärung: Während eines Krieges zwischen den Kalmücken und Kirgisen standen die Heere derselben einander gegenüber, ohne sich zum Kampfe entschlossen zu haben, aus gegenseitiger Furcht, von dem stärkeren Feinde besiegt zu werden, und aus Unbekanntschaft mit der wirklichen Stärke des eigenen Heeres, da es wider die Sitte war, die Leute wie Schafe zu zählen. Die Heerführer wollten die Sitte des Volkes nicht verletzen, befahlen aber jedem Manne, einen Stein zu nehmen und auf einen Haufen zu bringen, zum Denkmal an die Schlacht, woraus denn die zwei Hügel entstanden. Als nun die Kalmücken von den Kirgisen besiegt und zerstreut wurden, nannten die letzteren beide Hügel Kalmücken-Kyrgane.

Außerdem sah Herr Popov noch an verschiedenen Stellen der Kirgisen-Steppe steinerne Blöcke, welche, der Beschreibung zufolge, den rohen Arbeiten der steinernen Grabmäler im Altai und in dem Jenisseiskischen Gouvernement vollkommen ähnlich sind.

Wenn man bedenkt, daß die Landstrecke, auf welcher diese mehr interessanten Ueberbleibsel des Alterthums sich befinden, seit Urzeiten von Völkern bewohnt wurden, welche zweien Stämmen, dem mongolischen und dem türkischen, angehörten, welche die Gränzen ihrer Besitzungen je nach dem Uebergewicht eines derselben veränderten, so ist es erlaubt, die Darstellungen und die Inschriften an den Ufern des Tschui und das Denkmal des Kesyl-Kerpetsch einem derselben, und mit Wahrscheinlichkeit dem mongolischen Stamme, zuzuschreiben, der der Bergbau bekannt war. Vielleicht bedeuten die genannten Bilder und Inschriften die Siege irgend eines mongolischen Chans zur Zeit der Ausbreitung der ihm unterworfenen Horden über Tibet, Mittel-Asien und andere Länder. So z. B. heißt in dem Kreise Karkaralinsk eine Berghöhe Tschingis-Tau oder Tschingis' Berg, nach dem Namen Tschingis-Chan. Jedenfalls kann die Interpretation der Inschriften an den Felsen des Tschui und dem Denkmale des Kesyl-Kerpetsch zur Aufhellung historischer Fragen dienen.

Mannigfaltiges.

— Auswanderungen der Chinesen. Seitdem China durch die Engländer dem Welthandel eröffnet worden, haben auch die bis dahin, eben so wie die Russen, streng in ihrem Lande festgehaltenen Chinesen den Weg nach allen Welttheilen zu finden gewußt. Ein deutscher Sinolog äußert sich darüber folgendermaßen: Eine große, folgenreiche Bewegung sehen wir in der massenhaften Auswanderung der Chinesen nach allen Weltgegenden. Sie ersetzen, zum Theil wenigstens, die ehemalige Sklaven-Arbeit in den englischen Kolonieen und scheinen bestimmt zu sein, im Verlaufe der Zeit sie allenthalben zu ersetzen. Man ist auf Mauritius, zu Guyana und Trinidad mit den chinesischen Kulis sehr zufrieden. Sie wurden vor kurzem auch zu Jamaica und anderen englischen Besitzungen eingeführt, dann auch auf Cuba, wo sie schon einen beträchtlichen Theil der Bevölkerung bilden. Man schätzt sie allenthalben als mäßige, fleißige Leute und fürchtet blos ihre Sittschaften und ihre Geheimbündelei, wodurch sie den Einheimischen gefährlich werden. Mit dem jetzt so häufig vorkommenden Namen Kuli hat es aber folgende Bewandtniß: Cholias, wovon die Choromandelküste ihren Namen führt, sind es, welche seit alten Zeiten nach den Inseln des östlichen Archipelagus ziehen, dort Tagelöhner werden und andere Handarbeit verrichten. Der Name Cholia, oder Kuli nach gemeiner Mundart, erhielt nun im Zeitenverlauf die Bedeutung von Arbeiter; man bezeichnet sie jetzt bei ihrer Herkunft und sagt indische Kulis, chinesische Kulis ꝛc. Chinesen nehmen bereits in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, vorzüglich innerhalb der westlichen Gebiete, eine so wichtige Stellung ein, daß sie in der Präsidentenbotschaft (Dezember 1853) eine Erwähnung fanden. Das amerikanische Wesen gefällt ihnen in hohem Grade; es hat mit Clan- und Gau-Regierung des Mittelreichs manche Aehnlichkeit. Auch sonst fügt sich der Chinese leicht den Gesetzen, Sitten und Gewohnheiten der neuen Heimat, namentlich wo er sie, im Aeußeren wenigstens, besser findet, wo sie ihm größere Vortheile gewähren, als im eigenen Vaterlande. Viele Chinesen sind bereits dem humanen Staatswesen und der Selbstregierung Nord-Amerika's befreundet; sie scheinen sich selbst dem mit der Conföderation innig verwebten Protestantismus zuzuneigen. James Buchanan, der amerikanische Gesandte in London, erzählt von nicht unbedeutenden Erfolgen eines protestantischen Sendboten unter den Chinesen in Kalifornien — eine Thatsache, wovon auch der San Francisco Herald (6. September 1853) Zeugniß ablegt. „Die Chinesen unserer Stadt", sagt diese Zeitung, „beurkunden viel Interesse und Freigebigkeit für das Zustandekommen der zu ihren Gunsten projektirten Mission unter Sr. Ehrwürden Herrn Speer. Sie haben hierfür nicht weniger als die amerikanische Gemeinde selbst unterzeichnet, über zweitausend Dollars. Ihre Subscriptionsliste besteht aus rothem Papier, die Ceremonienfarbe bei den Chinesen. Sie ist von einer Einladungsschrift in echt orientalischer Schreibweise begleitet. Wir bedauern, daß dieser Aufsatz nicht mitgetheilt wurde. Es wäre hieraus ersichtbar, in welchem Sinne die Unterzeichnung erfolgte, ob aus bloßer Artigkeit, oder aus wirklicher Neigung zum Christenthume."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr.; portofrei das Blatt im Inlande versendet und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Otto v. Kamp., Jägerstr. Nr. 23, und beim Spediteur Neumann, Mauerstraße Nr. 21), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 21. Berlin, Sonnabend den 18. Februar 1854.

Nord-Amerika.

Die Erziehung in Nord-Amerika.

Die strenge und verständige Religion, welche das ganze Leben des Amerikaners durchdringt und ihn in dem engen Kreise hält, den sie ihm vorzeichnet, hat ihm ein eigenthümliches Gepräge verliehen. Sie hat ihm den ernsten und sittlichen Charakter gegeben, der ihn auszeichnet, einen Charakter, der besonders in Neu-England hervortritt, wo die Bevölkerung nicht gemischt, sondern überall rein ist. Als sich dann die Civilisation ausbreitete, als die Künste eine bedeutendere Stelle in dem Leben der Völker einnahmen, als die Gesellschaft selbst eine weltliche wurde, löste sich die Erziehung von der Religion, nicht, um sich mit ihr in Opposition zu setzen, sondern im Gegentheil, um sie durch neue Mittel zu unterstützen. Diesen beiden Schwestern, der Religion und Erziehung, ist die Obhut der amerikanischen Freiheit anvertraut worden: sie sind die beiden Grundlagen Amerika's. Niemand bezweifelt es dort: keine Freiheit ohne Religion und Erziehung, das ist der erste Grundsatz der Politik.

Die Bedeutung der Religion in den Vereinigten Staaten, die Stelle, welche sie in der Gesellschaft einnimmt, den Einfluß, welchen sie auf die Gesetze und Sitten übt, hat uns Herr v. Tocqueville dargestellt. Die Reden Everett's und das statistische Werk Wimmer's zeigen uns, was die Erziehung in Amerika ist und wie dort Wort und Sache eine ganz andere Bedeutung haben, als in Europa.*) Bei uns ist die Erziehung ein Mittel, dem Kinde die Kenntnisse zu geben, deren es bedarf, um dereinst ein geschickter Arbeiter, ein einsichtsvoller Landwirth zu werden: dort ist sie die Lebensbedingung für die Regierung und für die Gesellschaft. Hören wir Everett:

„Vergessen wir nicht, daß die Gefahren, denen die Freiheit ausgesetzt ist, nicht allein von der Willkürherrschaft kommen. Einsicht und Vernunft, nothwendig, um dem Volke die Freiheit zu erringen, sind noch nothwendiger, um die Anarchie zu beseitigen. Das ist die große Prüfung eines Volkes, das um die Freiheit kämpft. Unter einem väterlichen Despotismus wird die Ordnung im Staate, Leben und Eigenthum durch einen mächtigen Arm aufrecht erhalten. Ein gewisser Theil der Freiheit, ich meine die Sicherheit gegen jede ungesetzliche Gewalt, wird gewährt durch die Militair-Gewalt, die das große Werkzeug der Unterwerfung ist. Aber in einem freien Staate ist es nur die Vernunft des Volkes, welche den Frieden des Volkes sichert. Die Ordnung muß nicht durch eine militairische Polizei, nicht durch Regimenter von Garden, sondern durch die freiwillige Uebereinkunft einer Bevölkerung erhalten werden, die aufgeklärt und fest entschlossen ist, nicht durch die Anarchie die Rechte zerstören zu lassen, welche sie dem Despotismus abgerungen hat. Das ist ein unendlich wichtiger Gegenstand für die Vereinigten Staaten. Keine Nation seit Beginn der Welt hat so viel Segnungen und Rechte empfangen: kein Volk ist so zum Wächter seiner eigenen Rechte gemacht worden, und wenn Ihr diesen großen Versuch einer auf die Vernunft gegründeten Freiheit scheitern lasset, so weiß ich nicht, wo und wann in der Welt er wieder gemacht werden wird."

Die Erziehung in Neu-England (es ist dies das Musterland und giebt den Ton an für die übrigen Staaten) unterscheidet sich von der unsrigen zumal auf der ersten Stufe. Um die kleinen Schulen zu übergehen, welche von Frauen gehalten werden, ein Umstand, der die Erziehung der Kinder viel früher zu beginnen gestattet und ihnen zugleich mehr Sorgfalt sichert, so sind die öffentlichen Schulen (Common Schools), welche unseren Elementarschulen entsprechen, so vollkommen, daß Niemand Anstand nimmt, seine Kinder ihnen zu übergeben. So beginnt in frühester Kindheit diese Vereinigung der Bürger, welche das öffentliche Leben und das Staatswohl fordert. Dies ist eine der politischen Lehren, welche die Alten uns hinterlassen haben; wir haben sie als eine Chimäre behandelt; die Amerikaner haben sie zur Wahrheit gemacht. Sie sparten keine Kosten, die öffentliche Erziehung zu vervollkommnen. Nach Dr. Wimmer betrug in Massachusetts das Budget für den öffentlichen Unterricht 1850 einen Dollar auf den Einwohner: dies würde für Frankreich eine Ausgabe von hundertundachtzig Millionen, die Hälfte des Militair-Budgets, sein, welches Amerika nicht kennt. Zugleich hat man die ausgezeichnetsten Männer des Staates ganz diesem patriotischen Werke sich hingeben sehen: zu Boston Horace Mann, der seit zehn Jahren auf die politische Laufbahn verzichtet, um sich der Leitung der Schulen zu widmen: in Connecticut zu Rhode-Island Henry Barnard, der einen Unterricht gestaltet, welcher bereits mit dem Deutschlands einen Vergleich aushält. Diese beiden Freunde des Volkes und der Freiheit haben mit bewunderungswerthem Eifer den Kontinent besucht, um daselbst die besten Methoden kennen zu lernen, sie haben Musterschulen gegründet und die Kunst, den Körper, den Geist und Charakter der neuen Generationen zu entwickeln, auf Prinzipien zurückgeführt. Ihre Anstrengungen haben bewirkt, daß Neu-England im Punkte der ersten Jugenderziehung Europa als Muster dienen kann.

Vortreffliche Schulen, welche die ganze Bevölkerung, ohne dazu gezwungen zu sein, benutzt, sind viel werth, und wir würden sehr glücklich sein, wenn alle Kinder der Armen bei uns auf diese erste Stufe der Bildung gelangten. In den Vereinigten Staaten geht man weiter: die Erziehung dauert daselbst fort, mehr noch für den Handwerker, als für die höheren Stände. Wenn der Handwerker aufhört, zu lernen, wenn sein Geist nicht mehr beschäftigt ist, treten seine schlechten Triebe hervor; er wird dann ein gefährlicher Bürger: daher verläßt ihn die Gesellschaft nicht einen Augenblick. Zunächst sind es die Sonntagsschulen, welche ihn bis zum einundzwanzigsten Jahre beschäftigen. Funfzehnhundert freiwillige Lehrer belehren hier eine Million fünfmalhunderttausend Schüler über ihre Pflichten als Christen und Bürger. Hier beginnt eine Propaganda, deren Tragweite wir noch nicht begriffen haben. Millionenweise verbreitet man kleine Schriften jeder Art, welche in die ärmlichsten Wohnungen einen Strahl des Lichtes werfen und das Volk versittlichen, indem sie es belehren. Bei uns, wo die Presse nur zu oft zur Aufreizung gedient hat, weiß man nicht, wie unendlich viel Gutes dieser Kreuzzug stiftet, der überall Rohheit und Unwissenheit verscheucht. Freilich besteht in den Vereinigten Staaten wie in England eine heftige und leidenschaftliche politische Presse, und ihr Geschrei dringt vorzugsweise zu uns; aber neben diesen Journalen, in denen Gutes und Böses sich mischen, besteht ein Gegengewicht, das uns stets gemangelt hat: diese wohlthuende, religiöse, pflichtgetreue Presse, welche zum Volke eine edle Sprache redet, seinen Geist aufklärt, seine schlechten Triebe beseitigt, es tröstet und erhebt.

Da aber Nichts das menschliche Wort ersetzt, zumal wenn es die Reichen und Glücklichen dieser Welt sind, die sich mit denen beschäftigen, welchen das Glück nicht gelächelt hat, so vermehrt man die Associationen, die Vereine, die öffentlichen Vorlesungen; jede Gelegenheit wird benutzt, um das Volk aufzuklären: die ausgezeichnetsten Geister, die höchstgestellten Männer machen sich eine Pflicht und eine Ehre daraus, dem Volke von Geschichte, von Literatur, von Staatswirthschaft und von der Größe und Würde seiner Natur zu reden. Etwas Aehnliches besteht in England, und, um nur eines Beispiels zu erwähnen, ein edler Lord, der Graf von Carlisle, hat sich durch seine den Handwerkern von Yorkshire gehaltenen Reden und Vorlesungen*) einen verdienten Ruf erworben. Vor keiner Frage weicht man zurück, und man behandelt öffentlich Gegenstände, welche wir nicht zu berühren wagen, so z. B. die Natur des Eigenthumsrechtes oder die Rechte des Kapitals und der Arbeit. Nicht vor dem Sozialismus hat man Furcht, sondern vor der Unwissenheit, welche den Sozialismus gerade gefährlich macht. Man begreift die Macht dieser öffentlichen Vorlesungen, und man wird sich nicht wundern, daß ein edler Bürger Bostons, John Lowell, 1,200,000 Fr. seiner Vaterstadt hinterlassen hat, um

*) Orations and Speeches by Edward Everett. 2 Vol. Boston, 1850. Die Kirche und Schule in Nord-Amerika von Dr. Hermann Wimmer. Leipzig, 1852.

*) Lectures and Addresses in aid of Popular Education, by the Right Honourable the Earl of Carlisle. London, 1852.

viele Bekanntschaft zu machen. Er begründet und entscheidet nun in einer Versammlung einige Streitigkeiten zwischen den verschiedenen Klassen der Gesellschaft, in welcher nun alle Gegenstände von ihrem rechten Standpunkte betrachtet werden. Eine Erfindung bewundernswürdig ist es, welche die Verfasser unterschrieben, und die Unterschrift ist heutzutage die einzige Chronik, welche die Gesellschaft in zwei Lager theilt. Das ist das letzte Friedenswort, welches gesprochen werden muß: nur ist dies nicht dadurch zu erreichen, daß man den Zeichen entgeht, sondern dadurch, daß man die gehörige und schuldige Lage des Armen hebt.

Unter den Männern, die wir besser schätzen lernen, welcher Verdienst es ist, so das [illegible] aufzuklären, und welche vielem heiligen Eifer und höchster Anstrengung sich hingegeben, ist wohl Niemand zu Verdienst und Lohn mit Edward Everett zu vergleichen, und er ist zugleich das beste Beispiel, uns zu zeigen, wie man in dieser Demokratie, welche unaufhaltsam geschaffen wird, emporkommt und wie man durch seine Tüchtigkeit eine geachtete Persönlichkeit erringt und behauptet.

Edward Everett, geboren 1794 in Massachusetts. Sohn eines gelehrten Geistlichen, sich verwaist und ohne Vermögen, ist ein Zögling dieser öffentlichen Schulen, die er stets geehrt hat. Geleitet durch einen Mann, dessen Name in Europa unbekannt ist, der aber eine große Dankbarkeit erhielt und in Boston ein ehrenvolles Andenken hinterlassen hat, durch J. S. Buckminster, war Everett mit neunzehn Jahren Prediger der unitarischen Kirche, mit dreiundzwanzig Jahren Professor der griechischen Literatur an der Universität Cambridge. Damals empfand er das Bedürfniß, das Alterthum an Ort und Stelle kennen zu lernen und aus den Ruinen Griechenlands die Lehren zu schöpfen, die man nicht in Büchern findet. Vier Jahre lang durchreiste er Europa und erwarb die frühzeitige Erfahrung, welche die Anschauung der Zustände und Personen aller Länder verleiht. Redacteur des North American Review, ausgezeichneter Redner, war seine Stelle im Kongreß; seine Mitbürger wählten ihn in denselben 1825; er blieb zehn Jahre Mitglied des Kongresses und Präsident des Ausschusses für die auswärtigen Angelegenheiten, obgleich seine Meinung ihn oft in die Minorität brachte. Gouverneur von Massachusetts durch drei auf einander folgende Wahlen von 1835—37, Gesandter in England, endlich von dem Präsidenten Fillmore ersucht, Webster als Staats-Secretair zu ersetzen, hat Everett durch sein persönliches Verdienst frühzeitig zum ersten Range sich erhoben und in demselben stets sich behauptet. Er ist zugleich ein hochgebildeter Geist, ein Schriftsteller, genährt durch das Alterthum, dessen Geist er so sehr in sich aufgenommen, daß man ihm den Beinamen des „Klassischen" (classical Everett) gegeben hat. (Schluß folgt.)

Portugal.

Ein Beitrag zur Kenntniß des portugiesischen Theaters.

(Schluß.)

Doch wir wollen unseren Lesern Gelegenheit geben, selbst darüber zu urtheilen, und lassen daher zunächst eine jener chronikalen Scenen folgen.

Ein Akt von Gil-Vicente.

I. Akt. 6. Scene; in Cintra.

Der König D. Manuel. Die Infantin D. Beatriz. Der Bischof von Tarza. Gil-Vicente. Der Baron von St. Germain. Der Doktor Joffre Fasseria. Paula Vicente. Garcia de Rezende. Chatel ꝛc.

D. Manuel. Nicht so bald wieder, Beatriz, wirst Du dieses frische Grün, dieses klare Wasser sehen, — vielleicht nie wieder! Sag' dieser Landschaft Lebewohl, meine Tochter, sie hat es um Dich verdient.

D. Beatriz. Ach, und wie wehe thut es mir, von ihr scheiden zu müssen, mein Vater! O, Niemand ist im Stande, dies zu empfinden, wie ich es empfinde!

D. Manuel. Deinen Schmerz, Deine Sehnsucht*) nehmen wir für uns allein in Anspruch, ich und Deine Brüder, und die Königin, die Dich so sehr liebt. — O, bei dieser schmerzlichen Sehnsucht fällt mir ein, was ist denn aus unserem Bernardim Ribeiro, dem Mann der schmerzlichen Sehnsucht, geworden? Warum kömmt er nicht, um Dir die Hand zu küssen, Beatriz! Warum verabschiedet er sich nicht von seiner Gebieterin und läßt sie so kalten Herzens ziehen? Da soll man noch an die Neigungen der Dichter glauben! Er schreibt sehr schön von der Liebe und Sehnsucht; Niemand, der unsere Sprache schreibt, versteht es besser, nicht wahr, Garcia de Rezende? Und seitdem er diese Sprache handhabt, scheint sie wahrlich eine andere geworden zu sein. Aber diese Schriftsteller gewöhnen sich daran, nur mit Papier und Feder in der Hand zu denken und zu empfinden; nimmt man ihnen diese weg, so sind es gleich nicht mehr dieselben. Wenn er auch immer guter Laune ist, so ist [illegible] er doch nur für uns zu sein. Wie bewirbt Jemand, der die Gedanken, welche er zu Lande gedichtet, zu Ort und Stelle nicht [illegible] anbringen. Ist es Dir recht, Beatriz, wenn wir Deinen leibhaftigen Freund mit Deiner Zofe schicken, in denen er vielleicht [illegible] herumspüren zu ihr der Muth wiedergeben?

D. Beatriz. Mein Herr und Vater, seitdem Ihr über mich zu sagen habt, und seit Ihr mich einem Andern gegeben, kann ich nur noch an meine neuen Verpflichtungen denken, nur daran denken.

D. Manuel. Verpflichtungen! Prinzessin! aber vorerst ich Ihnen: denn Du wirst eine reiche und gebietende Braut, die Gemahlin eines [illegible] Fürsten, der Schwester eines großen Königs und überdenke es glücklich werden, wie es meine angebetene Beatriz verdient. Nicht wahr, Baron! (St. Germain verbeugt sich.) Eure Hoheit, die Herzogin, die uns morgen zu Euer Gebieterin sein wird, ist eine große Freundin der Gelehrsamkeit und der Gelehrten; sie wird sich daher in Euren Zudern, wo diese in so hohen Ehren sind, ganz heimisch fühlen.

Fasseria. Die Inspirationen einer so erhabenen Dame werden für uns Alle ein Sporn sein, uns ihrer würdig zu machen.

Chatel (zu St. Germain). (Der König spricht gern so, allein —)

St. Germain (zu Chatel). (Nein: es ist gewiß nicht, wie wir glaubten. Die Infantin ist ungastlich und verschlossen —)

Chatel. (Mag sein, aber sie hat die Augen einer Verliebten — aber ich bin kein Genueser.)

D. Beatriz. (Paula, der Schmerz tödtet mich! Wenn man mich nicht verläßt, wenn dieser Spaziergang mit seiner Qual noch lange dauert, so werde ich vielleicht hier in Cintra bleiben — aber todt! O, wüßte Gott, es wäre so!)

Paula. (Ruth, Serbera! Der König thut zwar, als ob er sich mit Garcia de Rezende unterhalte, aber er [illegible] kein Auge von uns.)

D. Manuel. Doktor Jofre Fasseria hat mir ein würdiger italiänischer Dichter genannt — immer glänzend! Ihr habt auch die Alten übersetzt, wie mir Garcia de Rezende sagt; ich werde Euch an den ehrwürdigen Bischof von Tarza hier verrathen, dem es auch zuweilen geschieht, daß er das Brevier gegen den Virgil vertauscht. Nicht wahr, es ist doch Virgil, mein würdiger Prälat?

Bischof von Tarza. Das Beispiel des heiligen Augustin —

D. Manuel. Ich weiß: der war auch Bischof in Afrika, wie Ihr. Aber er hatte sich etwas bedeutender mit seinen Getuler und Numidern der Schafen abzuarbeiten. Nicht wahr, Garcia de Rezende? — Der geht nur nach Italien, Herr Bischof, dort dichtet der heilige Vater selbst solche Dinge. Seine Heiligkeit findet ihr Vergnügen an lateinischen Versen. Wenn Ihr ihm Reime machen wollt, so steht hier André de Rezende, der sie Euch so gut wie irgend ein pontifikaler Poet fertigen wird. Und André versteht es erst noch, Verse in allen Sprachen zu machen, nicht wahr? — Doch man möge mir verzeihen: mir gefallen die Schauspiele unseres Gil-Vicente am besten: sie sind meine Erquickung, meine Zerstreuung nach so viel Sorgen und Arbeiten. Gil-Vicente, kommt her! Mann, warum verbergt Ihr Euch? Ihr dürft Euch überall zeigen. Diese Alle hier sind Eure Freunde. Oder fürchtet Ihr etwa, das Schauspiel „Das barcas" könnte Euch jenseits der Alpen in üblen Geruch bringen? Diese Edelleute sind aus Savoyen und werden Nichts nach Rom berichten.

Gil-Vicente. Eure Hoheit weiß, daß ich nicht ängstlich bin. Als ich den „Geistlichen von Beira" schrieb —

D. Manuel. Das ist die beste Posse, die Ihr je gemacht habt.

Gil-Vicente. Da versteckte ich mich weder vor Prior, noch vor Kanonikus, und doch —

D. Manuel. Und doch fehlte es diesen Herren nicht an Lust, Dich zurechtzuweisen!

Gil-Vicente. Und an dem Tage, nachdem „der Richter von Beira" gegeben war, speiste ich mit zwei Appellations-Richtern zu Mittag. Das Beispiel der Duldung und Freiheit, womit Ew. Hoheit uns in allen Dingen vorangeht, vermag Unglaubliches.

D. Manuel. Baron, Ihr mögt in Italien sagen, daß man am Hofe von Lissabon nicht allein über Elfenbein und Spezereien zu reden wisse. Wir führen Kriege, wir senden unsere Galeeren in den Kampf und auf den Handel nach all den vier Welttheilen aus — welche Dank sei es unseren kühnen Schiffern! heutigestages die Welt bilden. Aber zuhause bilden wir die Künste des Friedens.

Fasseria. Die Könige Portugals sind die Bewunderung der Welt. Aber wollen Eure Hoheit nicht gestatten, daß auch unsere Genueser Piloten einen Antheil an dem Ruhme jener Entdeckungen nehmen!

D. Manuel. Bei Gott, wir können ihnen nur sehr wenig zugestehen, Herr Jofre. Da ist Christoph Columbus! Die Wahrheit zu sagen, war der ein großer Seemann, ein Mann von hohen Gedanken und großer Seele. Aber unsere Kosmographen sagen uns, und sie haben Recht: daß wir nicht weniger Gefahr liefen, als er, da wir auf Entdeckung der Länder des Tataren ausgingen; und daß auch Euer

*) Saudade, ein unübersetzbares, der portugiesischen Sprache eigenthümliches Wort, das sehnsüchtige, mit Schmerz gepaarte Zurückverlangen nach einem verlorenen Gute bezeichnend. Das schwäbische: es thut mir darnach und! möchte im Sinne am nächsten kommen. Hier also: „Dein Andthun".

Columbus eigentlich nur nach dieser ausging und diese zu entdecken strebte, weil er unsere Erdkugel für kleiner hielt, als sie ist. Und wenn er nicht die Papiere Perestrello's*) mit nach Castilien genommen, so wären jetzt die Länder des Kaisers, meines Vetters, nicht so groß. Wir ließen weder in Genua, noch in Venedig vorher anfragen, wie man das Kap das Tormentas**) umschiffen müsse, und Pedralves entdeckte das Land von Sta. Cruz nicht nach den Seebüchern des Colon und Vespucio.

* * *

Derartige ruhmposaunende Phrasen mögen nun allerdings die National-Eitelkeit der Portugiesen nicht wenig kitzeln; in einem Drama sind sie aber nur hemmend, und ihr Gegenstand müßte in ganz anderer Weise — etwa in einem Zanke Bernardim's mit den Italiänern — vorgeführt werden, um Berechtigung und Interesse zu gewinnen. Im Munde des Königs, dem Niemand widerspricht, werden sie zu einer schulmäßigen Vorlesung.

Doch wir sind Garrett schuldig, ihn auch von einer vortheilhafteren Seite zu zeigen, und schließen daher mit der letzten Scene des dritten Aktes.

Ende der 12. Scene.

D. Beatriz. Paula Vicente. (Auf dem Schiffe im Zimmer der Prinzessin.)

D. Beatriz. Wenn Du ihn wieder siehst, so sag' ihm —

Paula. Daß Ihr seine Kühnheit übel aufgenommen habt?

D. Beatriz. Uebel aufgenommen! O, nein! — Daß ich nie eine Wonne gekannt, als damals — freilich eine Wonne, gemischt mit Herzeleid — daß ich nie gefühlt, was ich damals fühlte — daß jene Angst, jenes Leben —

Paula. — Euch tief erschüttert habe, Senhora! Daß Ihr es nicht noch einmal durchmachen möchtet!

D. Beatriz. O, Paula! mein Leben für noch Einen Augenblick wie jenen!

13. Scene.

Die Vorigen. Bernardim Ribeiro tritt aus seinem Versteck hervor.

D. Beatriz. O, Gott!

Bernardim. O, warum verstand ich damals nicht zu sterben! Ich war ein Feigling! Ich verdiente es nicht, bis heute zu leben, von Deinen Lippen zu hören, daß ich geliebt, daß ich glücklich sterben werde. Beatriz, Beatriz! ich bin gekommen, um zu Deinen Füßen mein Leben auszuhauchen! (Kniet nieder und faßt ihre Hand.) Ich habe erduldet, was noch kein Mensch erduldet! Ich habe ein Dasein hingeschleppt — o, wenn ich von Gott verdammt wäre, wenn mir noch auf dieser Welt die Hölle würde für meine Verbrechen — ich könnte kein elenderes Leben führen! O, Beatriz, die Prüfung war hart, die Sühne gar zu lang! Doch für diesen Himmel, für diese Seligkeit giebt es keinen zu hohen Preis. O, Beatriz, laß mich diese Hände küssen, laß mich Dich anbeten, laß mich auf den Knieen vor dem Engel, den ich noch einmal zu sehen kam, das Ende meiner Leiden, meine Verzeihung erflehen und diese Minuten einer Wonne, einer Glückseligkeit, die nicht von dieser Erde stammen kann, ganz genießen. — Du bist Fürstin, ich bin ein armer Troubadour! Aber eine Glorienkrone, wie diese, trägt keine Königin, woher hast Du sie! O, nur vom Himmel, Du Engel! vom Himmel, der Dich zu dieser gemeinen Welt herabgesandt hatte, um eine Seele zu erretten, die dem Verderben zuschritt, die schon Gott verleugnete — die schon auf dem Sprunge war, zu lästern! Ja, Dich wollte ich verlästern! O, Beatriz, ich bin ein Ungeheuer, ich verdiene Dich nicht. — Und doch, wenn ich Dich nicht verdiene, so verdient Dich auch kein anderer Sterblicher. — Du bist Fürstin, ich weiß es: ich bin ein elender Minnesänger; ich sagt' es schon. Aber weißt Du! jene schöne Königin von England küßte den schlafenden Troubadour! — Mein Gott! träume ich denn! — O, laß mich hier zu Deinen Füßen sterben, Beatriz! — Beatriz, ich bitte Dich um nichts, als daß Du mich hier zu Deinen Füßen sterben läßt.

D. Beatriz. Und bleibt uns denn etwas Anderes übrig, Bernardim! O, es wäre eine Wohlthat des Himmels, wenn er uns beide auf der Stelle tödtete.

Paula. (Ich kann dies nicht mehr mit anhören. Es zerreißt mir das Herz; ich weiß nicht, was für eine Empfindung meinen Busen durchwühlt — ob es Liebe ist, oder Schmerz, oder ob ich noch immer eifersüchtig bin!) (Geht rasch nach der Schiffsgalerie.)

Bernardim. Die Blüthe meiner Jahre ist in Trauer verwelkt, in Elend! — im Sande vertrocknet! Der Wüstenwind hat die verblaßten, dürren Blätter hinweggefegt. Was thut es, wenn der nackte Stengel unter den Wassern des Winters verfault oder unter der Sichel des Schnitters fällt. Ich habe nicht gelebt bis heute, ich mußte diese Augenblicke haben, um die Gnade des Schöpfers ermessen zu können, als er mir das Dasein gab. — Jetzt aber muß ich sterben; ich will es nicht, ich wünsche es nicht, aber es ist eine Nothwendigkeit. Dichter! sagst Du zu mir, Du hast den Verstand verloren, Du sprichst im Wahnwitz. — Nein, Beatriz, so weit verirrte sich meine Phantasie niemals! (Man hört ein Pfeifen an Bord.)

D. Beatriz. Was ist das?

Paula (tritt von der Galerie ein). Das Pfeifen des Steuermanns. Es ist später, als wir dachten; schon beginnt man, die Anker zu lichten. — Senhora, ich hatte Mitleid mit diesem Manne; ich versprach, zu veranstalten, daß er Euch einen Augenblick sprechen dürfe. Er darf jetzt meine Gutmüthigkeit nicht länger mißbrauchen; er darf sich selbst und vor Allem Eure Hoheit nicht verderben. Wenn wir noch einen Augenblick zögern, so sind wir Alle verloren.

(Zweites längeres Pfeifen. Starkes Geräusch. Stimmen der arbeitenden Mannschaft.)

D. Beatriz. Ihr Heiligen des Himmels! Die Galeere bewegt sich.

Paula. Noch nicht! Noch ist es Zeit, zu entrinnen. (Sieht hinaus.) Noch liegt die Landungsbrücke. — Lebt wohl, Senhora! Nie werdet Ihr erfahren, was ich für Euch gethan! — Lebt wohl! erinnert Euch zuweilen der armen Paula. (Das Geräusch hört auf; Paula läßt der Infantin die Hand.)

Bernardim (stößt Paula zurück). Wehe dem, der diese Hand berührt — sei es Fürst, oder Herzog, oder König! Ich bin Bernardim Ribeiro, der Troubadour, der Dichter, meine Krone ist höher, als die seinige. Das Scepter, womit ich hier regiere, habe ich errungen, nicht ererbt, wie er! Beatriz ist mein! (Musik von Hoboen.)

Paula. Und unser — Schande und Tod.

D. Beatriz. Paula, Paula, was ist das?

Paula. Der König naht! — Alles ist verloren! Schon steht er auf der Brücke.

Bernardim. Wer?

Paula. Der König. Er wird die Infantin, seine Tochter, mit einem Manne in ihrem Zimmer finden — Nun, redet nur immer zu! Euer Werk ist vollbracht!

Bernardim (gefaßt). Fürchtet nichts. Ich bin vollkommen bei Sinnen. — Beatriz, ein letztes Lebewohl — bis wir im Himmel uns wiedersehen! Die Taube, die ihren Gefährten verloren, verkümmert auf dem zersplitterten Aste, wo man ihn getödtet! — Dies Wasser, worin sich das Schiff schon schaukelt, das Dich von hinnen führt — Beatriz! (Kniet und verbirgt sein Gesicht in ihren Händen.) Dies Wasser, das mir Alles raubte —

(Großer Lärm.)

Paula. Gleich tritt der König ein.

Bernardim. Es soll mir auch mein Leben nehmen! (Stürzt sich von der Schiffsgalerie in das Meer.)

D. Beatriz. Jesus! (Sinkt in Ohnmacht.)

Paula. (Sieht auf den Fluß und wendet sich dann verzweiflungsvoll um.) Die Galeere ist über ihn hin!

*) Schwiegervater des Columbus und Mitentdecker Madeira's, ein Portugiese.

**) Bekanntlich jetzt Kap der guten Hoffnung, zuerst von dem Portugiesen Diaz entdeckt.

England.

Ein allgemeines Alphabet.

Die Augsburger „Allgemeine Zeitung" vom 2. Februar und das in London erscheinende Athenaeum vom 4ten desselben Monats berichten jene von einer, dieses bereits von zwei Konferenzen, welche zu London im Hotel der preußischen Gesandtschaft (Prussia-House) unter dem Vorsitz des Ritters Bunsen (die erste am 25. Januar) in Betreff der Feststellung eines allgemeinen Alphabets gehalten worden sind. Außer Dr. Max Müller, dem bekannten Herausgeber des „Rigveda" auf Kosten der ostindischen Compagnie, und Dr. Pertz,*) dem Vertreter der Berliner Akademie, waren mehrere englische Gelehrte, wie Sir John Herschel, Professor Owen und Andere, anwesend.

Die Eröffnungsrede des Ritters Bunsen belehrt uns über die praktische Seite dieses Unternehmens, indem nämlich die große, über die ganze Erde ausgebreitete protestantische Missionsbewegung das schon von Volney als allgemeines Bedürfniß hingestellte allgemeine Alphabet schmerzlich vermissen lasse. Denn indem fast jede Missionsgesellschaft für jedes der zahlreichen Idiome, in welche Bibel-Uebersetzungen gemacht wurden, ein eigenes Alphabet erfand, besteht natürlich zwischen den verschiedenen Alphabeten der auffallendste Unterschied und zahlreiche Irrungen sind unvermeidlich. Hierzu kömmt gewiß noch der Umstand, daß die englische Orthographie das schreiende Mißverhältniß zwischen Schreibung und Aussprache auf fremde Sprachen übertragen, wie es in der That vielfach geschehen ist, viele dieser Alphabete für andere Völker (Deutsche, Franzosen) rein untauglich erscheinen läßt. Wenigstens führt Ritter Bunsen an, daß sein Freund,

*) Ueber eine Reise des gelehrten Oberbibliothekars von Berlin nach London ist uns in neuerer Zeit nichts bekannt worden. D. R.

der Geistliche, Herr Venn, der ebenfalls anwesend war, vor Jahren auf den Gedanken geleitet worden sei, Versuche zu machen, wie die Eingebornen Afrika's ein, wenn man so sagen dürfe, philosophisches Alphabet aufnehmen würden, und wirklich habe man damit in dem Bezirk, wo die Joruba-Mundart gesprochen wird, einen glücklichen Anfang gemacht. Nach dem, was die Engländer in ziemlich weitem Sinne unter philosophical verstehen, dürfte es ein Alphabet sein, in dem jedes Zeichen unter allen Umständen seinen bestimmten Laut behält und nicht nach englischer Weise Mehrfaches ausdrückt. Die Grundlage dieses allgemeinen Alphabets soll das Lateinische bilden, und zwar ist bereits ein solches auf phonetisch-physiologischer Grundlage entworfenes System von Dr. M. Müller der „Alphabetic Conference" zur Prüfung übergeben worden, ein anderes hat Professor Lepsius ausgearbeitet, der bei der ersten Konferenz nicht zugegen war, aber bei der zweiten (am 30. Januar, wo er, dem Athenaeum zufolge, auch gewesen sein soll) erwartet wurde.

Ritter Bunsen präcisirt die Fragen, um die es sich handelt, so:

1) „Sind wir durch unsere bisherigen physiologischen und mathematischen Untersuchungen im Stande, die Natur eines jeden Lautes in einer gegebenen Sprache so zu bestimmen, um demselben seinen gebührenden Platz anweisen zu können? 2) Wenn wir einmal eine solche Basis gewonnen haben, ist das System, bei Untersuchung irgend eines gegebenen Gegenstandes jene Laute alphabetisch auszudrücken, wirklich konsistent? 3) Ist dieses System so vollendet ausgearbeitet, um allgemein anwendbar zu sein? — Die Hauptschwierigkeit liegt darin, diese drei verschiedenen Punkte in Harmonie zu bringen. — Wir dürfen wohl hoffen (fährt er fort), ein Alphabet festzustellen, das für alle jene Stämme, die sich unter dem wohlthätigen Einflusse der Christenheit zu Völkern heranbilden, den Grundstein ihrer Civilisation und Literatur abgeben soll. Es soll den hundertfunfzig Millionen Unres indischen Reiches gemeinsam werden, soll das Lesen und Schreiben in allen Töchtersprachen unserer gemeinschaftlichen Stammsprache, der sächsischen, sämmtlichen Andersprechenden erleichtern, soll alle indischen Stämme unter einander und sie gleichzeitig den Europäern näher bringen, soll endlich jedem Freunde der Ethnologie und vergleichenden Sprachphilosophie sein Studium erleichtern."

Die hierauf sich entspinnende Debatte, die ziemlich abweichende Ansichten über die Gestaltung eines solchen Alphabets zutagebrachte oder die Vorarbeiten zu einem solchen Werke (Amman, de loquela 1700, — die Forschungen von Johannes Müller, Herschel) anempfahl, müssen wir hier übergehen. Gewiß ist es, daß der Gedanke großartig genannt zu werden verdient, aber eben so gewiß, daß seine Durchführung große Schwierigkeiten zu bekämpfen haben wird. Allerdings scheint es nicht unmöglich, ein rein phonologisches System aufzustellen, das den gehörten Laut jedesmal präcis wiedergiebt, vorausgesetzt, daß man alle Laute zur Hand hat, alle Sprachfunctionen jedes barbarischen Mundes genau auffassen kann, was immerhin noch schwierig genug ist; wo aber eine historische Literatur, ein Alphabet bereits vorhanden ist, dürfte die Umschreibung desselben in das allgemeine bisweilen sehr prekär werden und der Wissenschaft, die einmal den Zwang angenommen, mehr schaden, als nützen. Denn was selbst die bekannteren Sprachen, z. B. Sanskrit, Griechisch ꝛc., anbelangt, so wissen wir bei ziemlich vielen Lauten nicht einmal, wie sie genau ausgesprochen worden sind, von anderen läßt es sich geradezu nachweisen, daß sie falsch umschrieben werden.

Wie Engländer diese Konferenzen ansehen, zeigt ein anderer Artikel in derselben Nummer des Athenaeum, der eine Art Protest enthält, und zwar hält sich der Einsender darüber auf, daß nur Herschel, Owen, nicht aber die eigentlichen Londoner Philologen (Wilson, Latham, Key) hinzugezogen worden seien, worin er eine Rücksichtslosigkeit findet, und daß Ausländer es sich herausnehmen, ein Alphabet für die ganze Welt, Afrika und China eingeschlossen, erfinden und es ihr aufdringen zu wollen. In der That, der Gedanke ist echt deutsch, philosophisch großartig — wenn ihn die an die schlechteste aller Orthographieen gewöhnten Engländer nur begreifen! Wie wenig jedoch Letzteres der Fall, beweist ein zweiter Passus dieses Protestes im Athenaeum, worin die Priorität des von dem Bunsenschen Kongresse aufgenommenen und besprochenen Gedankens für die Herren Pitman, Ellis und ihr „Fonetic Nuz" beansprucht wird. Die Herren Pitman und Ellis haben bekanntlich (wie die Leser des „Magazins" aus mehreren früheren Mittheilungen sich erinnern werden) einen Plan ins Werk gesetzt, die Schreibung der englischen Worte mit der eigenthümlichen, gesetz- und regellosen Aussprache derselben in Einklang zu bringen, und das nennt der Protestirende, dem auch die Redaction des Athenaeum keineswegs widerspricht, einen Vorgang für das auf dem Bunsenschen Kongreß angeregte, allgemeine Alphabet!

Mannigfaltiges.

— **Macaulay's Reden und der Buchhändler Vizetelly.** Die kürzlich erfolgte Publication von Macaulay's Reden, herausgegeben von ihm selbst,*) haben wir dem Umstande zu verdanken, daß ein Londoner Buchhändler, Herr Vizetelly, vor einiger Zeit einen unberechtigten Abdruck der Parlaments-Reden des berühmten Geschichtschreibers, und zwar nach Hansard's Parliamentary Debates, veranstaltet hatte. Nur einige dieser Reden waren von Macaulay früher für Hansard korrigirt worden; die meisten übrigen hatte Herr Vizetelly jedoch ohne alle Sorgfalt und höchstens mit Verbesserungen à la Johann Ballhorn nachgedruckt. Seltsamer Unsinn war dabei mitunter dem Redner in den Mund gelegt. So läßt Herr Vizetelly diesen in einer Rede über die Beschränkungen der Dissenters-Kapellen sagen, daß das Prinzip dieser Beschränkungen sich „in den Pandekten der Benares" finde. Die „Benares" hielt Herr Vizetelly unstreitig für ein morgenländisches Volk, das seine „Pandekten" bei den ihnen benachbarten Byzantinern studirt habe. Herr Macaulay hatte zwar von den „Pundits von Benares" gesprochen, aber diese indischen Gelehrten waren dem Herrn Vizetelly und seinem Korrektor wahrscheinlich nicht so bekannt, als das, was er an ihre Stelle gesetzt. Wenn das Gesetz in England den politischen, religiösen oder wissenschaftlichen Redner nicht vor solcher Unbill zu schützen vermag, so ist es allerdings sehr mangelhaft. Es mag immerhin den Zeitungen und den Parlaments-Reporters verstattet sein, des Redners Gedanken in abstracto oder auch in mehr oder weniger freier Form wiederzugeben. Die Schnelligkeit, mit der dies geschieht, die Befriedigung des Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten ist in diesem Falle eine Entschuldigung des Unrechts. Wenn jedoch ein Buchhändler solche Papierschnitzel sammelt, daraus ein Buch macht und diesem einen berühmten Namen als Verfasser vorsetzt, so begeht er dadurch eine nicht minder strafbare Felonie, wie durch den Nachdruck irgend eines rechtlich geschützten Werkes.

— **Mai's Bücherlager in Berlin.** Ein sowohl der Form, als dem Inhalte nach werthvolles und anziehendes Bücher-Verzeichniß liegt uns in dem so eben erschienenen Katalog des Bücherlagers von Emanuel Mai in Berlin (unter den Linden 58) vor.**) Wir haben in diesem vortrefflichen Katalog bereits mehrfach zu unserem Nutzen geblättert, indem wir unsere Bücherkenntniß, selbst auf solchen Feldern auf denen wir vollkommen zuhause zu sein glaubten, dadurch nicht unwesentlich vermehrt haben. Wissenschaftliche Anordnung geht darin mit Zuverlässigkeit und Gründlichkeit der Angaben Hand in Hand, und kaum dürfte es irgend ein spezielles Studium oder Einzelfach geben, das darin nicht — so weit nämlich der erste Theil des Verzeichnisses, dem bald ein zweiter folgen wird, reicht — eine Berücksichtigung gefunden. Dem Ganzen ist nicht blos ein Index nach Fächern der Wissenschaft (Manuskripte und Inkunabeln; Theologie, Philosophie, Philologie und Archäologie, Literatur im Allgemeinen und im Besonderen, schöne Künste, Pädagogik und Geschichte), sondern auch ein Sach-Register vorgedruckt, welches das Nachschlagen und Aufsuchen ungemein erleichtert. In Letzterem ist auf seltene Werke und Ausgaben, so wie auf Aldine, Elzevire, Holzschnitte und Kupferwerke, noch besonders hingewiesen. Manche Spezialitäten, z. B. „Napoleon", „Jesuitica", „Aberglauben", gewähren ein überraschendes Resultat. Wie reich die Geschichte der vierunddreißig deutschen Staaten — der „Historia singulorum Germaniae populorum specialis" — in dem Lager des Herrn Mai vertreten, ist unter Anderem daraus abzunehmen, daß Lippe allein sieben, Waldeck aber gar zwölf verschiedene historische Werke dort aufzuweisen hat. Die Codices membranacei (Pergament-Handschriften) weisen aus dem 12ten Jahrhundert drei, aus dem 13ten dreizehn, aus dem 14ten fünf, aus dem 15ten drei und aus dem 16ten Jahrhundert sieben Nummern nach; von Papier-Handschriften finden sich aus dem 14ten bis 18ten Jahrhundert 247 Nummern und von Inkunabeln 301 vor. Die Beschreibung dieser Handschriften und Inkunabeln zeichnet sich vor allem anderen durch genaue, belehrende Angaben aus. Die Geschichte der alten deutschen Städte Nürnberg, Regensburg und Straßburg ist besonders reich unter den Handschriften bedacht, die uns auch, den beigesetzten Preisen nach, sehr laufwürdig zu sein scheinen.

*) Speeches of the Right Honourable T. B. Macaulay. Corrected by Himself. Eine deutsche Copyright Edition dieser Reden ist gleichzeitig bei B. Tauchnitz in Leipzig erschienen.

**) Catalogus librorum et manuscriptorum et impressorum quos venales proponit Emanuel Mai. Berolini, 1854.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit & Comp., Jägerstr. Nr. 23, und beim Spediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 22. Berlin, Dienstag den 21. Februar 1854.

Nord-Amerika.

L. Herrig's
Handbuch der nordamerikanischen National-Literatur.*)

Es liegt uns ein Buch vor, das wir allen Freunden der englischen Literatur überhaupt, wie allen denen, welche sich für nordamerikanische Zustände insbesondere interessiren, nicht genug empfehlen können. Die Auswahl des Stoffes, welche gerade auf diesem Gebiete so große Schwierigkeiten darbietet, weil sie in der literarischen Tradition nur einen schwachen Anhalt findet, mag im Einzelnen Widerspruch erregen, muß im Ganzen aber als umsichtig und sorgfältig anerkannt werden. Die vorangehende Geschichte der nordamerikanischen Literatur zeigt durchgängig die ruhige Unparteilichkeit eines Mannes, der seinen Gegenstand zu wohl kennt, um von Vorurtheilen für oder wider eingenommen zu sein oder sich durch Nebendinge beirren zu lassen. Er kennt und benutzt die Tadler so gut wie die Lobredner Amerika's, ohne selbst zum Lobredner oder Tadler zu werden. Das Streben, geistreich zu scheinen, reißt ihn nie zu gewagten Behauptungen hin. Durchweg herrscht der einfache Erzählungston vor, der den meisten unserer deutschen Literatoren ganz abhanden gekommen ist, den aber der Gegenstand auch um so mehr erfordert, wo es sich um eine eben erst in Fluß kommende Literatur handelt.

Die äußerst würdige, äußere Ausstattung des Buches stimmt ganz mit dem bekannten Handbuch der englischen Literatur von demselben Verfasser überein, sein Umfang mag etwa zwei Drittel des letzteren betragen. Schon dieser eine Umstand beweist, wie viel mehr es verhältnißmäßig giebt, denn die englische Literatur ist fast fünfhundert, die amerikanische noch nicht einhundert Jahre alt. Ihren Anfang kann man nicht über die Zeit der politischen Selbständigkeit der Kolonieen hinausführen. „Vor der Zeit der großen allgemeinen Erhebung", sagt Herr Herrig, „ist von keiner nationalen Poesie die Rede. Es regte sich nirgends ein eigentlicher literarischer Ehrgeiz, und es war dazu in der That auch keine Veranlassung; man hatte ja Theil an dem schriftstellerischen Ruhme Englands, von welchem Amerika einen Theil ausmachte. Viele der Einwanderer (Einwohner!) waren noch dazu in dem Mutterlande geboren und fühlten eben so viel Stolz auf die poetischen Leistungen der großen Dichter Englands, als wenn sie selbst auf englischem Boden geblieben wären. Sie waren freilich von dem Lande ihrer Vorfahren weit entfernt, aber sie erhielten sich die Erinnerung an die Thaten derselben äußerst lebendig und hatten ihre Erleuchtung, Freiheitsliebe und den Geist der Frömmigkeit mit hinübergebracht. Amerika war damals überhaupt kein Schauplatz für literarische Talente, und wer deshalb die Kraft in sich verspürte, von seiner Feder zu leben, der mußte in das Mutterland gehen, wo er nicht nur den Hunger nicht zu fürchten hatte, sondern auch reiche Gelegenheit fand, sich auszuzeichnen. Nur in Mußestunden beschäftigte man sich in Amerika wohl mit poetischen Kleinigkeiten, aber es geschah nur gelegentlich; ein Land, welches mit den Schwierigkeiten der Colonisation noch zu kämpfen hatte und nicht gerade übermäßigen Reichthum darbot, bedurfte anderer Leute, als der Dichter. Nachdem die politische Unabhängigkeit Amerika's verwirklicht worden war, regte sich überall in den Geistern ein lebendiges Bestreben, sich als Nation nun auch zu zeigen, und dieser lobenswerthe Ehrgeiz wirkte in solch wohlthätiger Weise auf die Literatur, daß eigentlich jetzt zuerst nationale Dichter auftraten."

Wir finden darum bei Herrn Herrig, mit einer einzigen Ausnahme, nur Schriftsteller, welche erst nach dem Befreiungskriege aufgetreten sind, ja, bei weitem die größte Anzahl derselben gehört zu unseren Mitlebenden. Ganghan, Benjamin Thomson, Wigglesworth und andere zu ihrer Zeit nicht unberühmte Namen werden nur in der literarischen Einleitung erwähnt; unter den Autoren, deren Werke uns vorgeführt werden, finden sich kaum zwei, welche nicht erst nach jener Epoche geboren wären. Franklin ist der einzige Schriftsteller aus der älteren Periode, der Berücksichtigung gefunden hat, und es bedarf wohl kaum einer Erklärung, warum dies geschehen. Der spezifisch amerikanische Geist in seiner besten Gestalt, seine Anstelligkeit und Nüchternheit, seine Besonnenheit und Unternehmungslust, seine Abneigung vor allem Idealen und seine Unermüdlichkeit in praktisch-wissenschaftlichen Projekten, findet gerade in Franklin seinen schärfsten Ausdruck, und wenn von einer amerikanischen National-Literatur überhaupt die Rede sein kann, verdient er, immer in erster Reihe zu stehen.

Ob man aber von einer nationalen Literatur Amerika's, streng genommen, sprechen kann, und ob das große Ereigniß der politischen Unabhängigkeit auch als Epoche literarischer Unabhängigkeit anzunehmen ist, läßt sich freilich noch in Frage stellen. Für ein Buch, wie das von Herrn Herrig, bleibt freilich das Resultat dasselbe, ob die Ausschließung älterer Schriftsteller aus historischen oder ästhetischen Gründen geschehen ist, aber ich zweifle nicht, daß die letzteren dabei mit den Ausschlag gegeben haben. Im Grunde ist doch auch die amerikanische Literatur, wenigstens bis auf den heutigen Tag, eben so gut ein Zweig der englischen, wie Alles, was in anderen Himmelsgegenden, etwa am Kap oder in Ostindien, in englischer Sprache gedichtet und geschrieben wird. Ich weiß mir keine Vorstellung davon zu machen, wie man das Gebiet einer Literatur anders als nach den Gränzen der Sprache bestimmen könnte, in welcher sie niedergelegt ist. Wenn aber das Bereich einer Sprache auch das der in ihr abgefaßten Literatur in sich schließt, so hat der Begriff einer nationalen Literatur Amerika's keine weitere Bedeutung, als wenn wir in Deutschland von einer österreichischen oder preußischen Literatur sprechen. Herr Herrig fühlte das offenbar, indem er seinen historischen Abriß eine „Literar-historische Abhandlung über den Entwickelungsgang der englischen Sprache und Literatur in Nord-Amerika" nannte. So lange die Sprache des englischen Mutterlandes für die ganze gebildete Klasse in Amerika mustergültig ist, so lange Lexika von Amerikanismen erscheinen, wie die von Pickering und Bartlett, und vom amerikanischen Publikum als Antibarbari gegen die hereinbrechende Sprachverwirrung zu Rathe gezogen werden, so lange die amerikanischen Schriftsteller schreiben, wie Irving, Prescott, Bancroft, Longfellow u. s. w., und sich bestreben, es den besten Stylisten des Mutterlandes in reiner, echt englischer Ausdrucksweise gleichzuthun, wird es unmöglich sein, von zwei verschiedenen Literaturen, einer englischen und einer amerikanischen, zu sprechen. Wie weit auch immer die äußerlichen Interessen der beiden Staaten aus einander gehen mögen, ihre geistige Gemeinschaft ist bis jetzt inniger, als sie je zwischen dem alten Griechenland und seinen Kolonieen war. Amerika ist durch seine Losreißung von England ein eigener Staat, aber keine eigene Nation geworden, und die Eigenthümlichkeiten, welche man hin und wieder in seiner Literatur geltend machen mag, fallen nicht schwerer ins Gewicht, als irgend welche andere provinzielle Abweichungen, wie man sie in England selbst und auf dem Gebiete jeder Sprache und Literatur findet.

Bis jetzt hat es auch mit den Amerikanismen der alltäglichen Ausdrucksweise keine große Gefahr. Sie liegen von der normalen Sprache im Ganzen nicht weiter ab, als etwa der Lancashirer Dialekt von der Sprache des englischen Oberhauses. Was Herr Herrig darüber sagt, ist mit der Mäßigung und Unparteilichkeit geschrieben, welche sein ganzes Buch auszeichnet. „Manche der sogenannten oddities in Amerika verdanken ihre Entstehung überhaupt mehr der Phantasie der Schriftsteller als der eigentlichen Wahrheit, und man würde sich wahrscheinlich ganz vergeblich bemühen, wenn man einen Sam Slick oder Jack Downing auffinden wollte. Viele der gewöhnlich aufgeführten Amerikanismen sind gar nicht amerikanischer Abstammung und werden noch dazu in guter Gesellschaft nie gebraucht. Wenn demnach Capitain Hall die Aussprache shivalry für chivalry und deef für deaf gehört haben will und dieser Behauptung noch hinzufügt, er habe sich gar nicht verständlich machen können, so ist das eine offenbare Uebertreibung. Eben so unerhört ist es, wenn Mrs. Trollope den Satz citirt: Well, I never seed such grumpy folks as you be, oder wenn sie ganz irrthümlich die Phrase anführt: you seen, da doch der gemeine, ungebildete Amerikaner nur spricht: you seen oder you seed, und es

*) The American Classical Authors. Select Specimens of the Anglo-American Literature. Preceded by an introductory essay on its origin and progress, with biographical and critical sketches. By L. Herrig, Ph. D., Professor at the Royal Military Academy &c. of Berlin. — Braunschweig, George Westermann, 1854.

beweist dies zugleich, welchen Werth man überhaupt den Beobachtungen der in ihrer Eitelkeit gekränkten Dame beilegen kann. Außerdem darf man sich auch den schmutzigen und ungrammatischen slang überhaupt nicht als Basis für die Beurtheilung nehmen, denn das cockney-Gewäsch der schlechten, ungestempelten Londoner Blätter steht wohl im Werthe nicht eben höher; und betrachtet man endlich die Ausstellungen, welche Murray und Dickens mit so viel Bitterkeit gemacht haben, etwas näher, so kann man unwillkürlich den Gedanken nicht unterdrücken, diese beiden Schriftsteller würden auch in Nottingham, Hull, Paisley und Belfast eine recht hübsche Sammlung veranstalten können, wenn sie sich dort einmal ein paar Wochen aufhielten." Herr Herrig bemerkt weiter, daß man sich bei Vergleichungen oft auf die im Parlament und im Kongreß gehaltenen Reden bezogen habe, ohne zu bedenken, daß in England nur die Parteiführer reden (!), in Amerika aber jeder Abgeordnete seinen Wählern zu Gefallen wenigstens einmal das Wort ergreifen muß.

Wie aber wird die Zukunft der amerikanischen Literatur sich gestalten? Werden sich Schriftsteller und gute Gesellschaft in alle Ewigkeit ihre Sprachgesetze jenseits des Oceans vorschreiben lassen? Die Frage liegt zu nahe, als daß Herr Herrig ihr aus dem Wege gehen konnte. „Man hat wohl", sagt er, „das Bedenken ausgesprochen, die Amerikaner würden mit der Zeit eine vom Englischen völlig verschiedene Sprache reden, und die Verschiedenartigkeit unter den einzelnen Theilen der Bevölkerung dürfte zuletzt so groß werden, wie sie ehemals unter den Stämmen Griechenlands gewesen ist. Wie indessen schon oben gezeigt ward, sind die Verschiedenheiten der amerikanischen Ausdrucksweise keineswegs so groß, als die der englischen Dialekte, und die fortwährenden nahen Beziehungen der beiden Nationen zu einander und der stete Austausch der literarischen Produkte wird unzweifelhaft dazu beitragen, daß die Einheit der Sprache ziemlich ungetrübt erhalten wird. Die große Masse des Volks in Amerika, das können selbst Engländer nicht in Abrede stellen, spricht grammatisch richtiger und überhaupt ein besseres Englisch, als die Menschen von denselben Klassen in England, und ihre Redeweise hat weder im Accent, noch auch in der Phraseologie so viele lokale Eigenthümlichkeit"; und bald darauf: „Es ist nicht gerade wahrscheinlich, daß der reine, alt idiomatische englische Styl jemals in Amerika wiederhergestellt werden wird; aber man hat auch keinen Grund, daran zu zweifeln, daß die vollständige Mischung und gegenseitige Durchdringung so mancher ganz heterogener Elemente, aus welchen die Gesellschaft dort gegenwärtig noch zusammengesetzt ist, einen Styl und eine Literatur erzeugen werde, welche ihre Schönheiten und ihre Vorzüge haben wird, wenngleich sie von dem Muster des echt Englischen etwas abweicht." (Schluß folgt.)

Die Erziehung in Nord-Amerika.

(Schluß.)

Nach Channing hat wohl Niemand eine richtigere und erhabenere Idee von der Erziehung gehabt und sie besser entwickelt, als Everett. Seine Reden **über die Bedeutung der Erziehung in einer Republik, über den Nutzen der Wissenschaft für die Handwerker, über die Musterschulen** sind Meisterstücke des gesunden Verstandes.

„Betrachtet", sagt er, „die Städte, die Flecken, die Dörfer unseres theuren Vaterlandes, bedenkt, woraus diese Bevölkerung besteht, welche bereits an einigen Plätzen überfluthet und die überall rasch zunimmt. Ein Volk ist nicht ein Haufe von lebenden Maschinen, von Thieren, die abgerichtet werden, den Boden zu bearbeiten, sondern eine Vereinigung von vernünftigen und einsichtsvollen Wesen. Unter allen diesen Tausenden von Menschen, welche unsere Republik bilden, ist nicht ein einziger Verstand, der nicht großer Fortschritte in den gewöhnlichen Kenntnissen fähig wäre, und Niemand kann die Zahl derer angeben oder beschränken, welche mit so viel Talent begabt sind, daß sie die höchsten Erfindungen machen können. Alle diese Menschen haben von Natur dieselben Sinne, dieselben Fähigkeiten, welche ein Newton, ein Franklin, ein Fulton besaß. Ich behaupte nicht, daß sie dieselben in gleichem Grade besitzen; aber wer kann sagen, daß sie dieselben in keinem Grade besitzen? Um nun jede dieser Fähigkeiten zu wecken, um ihr das Gefühl ihrer wunderbaren Macht zu geben und sie zu lehren, sich derselben zu bedienen, ist nur wenig erforderlich. Aber dieses Wenige ist unerläßlich. Ein wie viel wunderbareres Instrument ist das Auge, als das Teleskop! Die Vorsehung hat uns die Augen gegeben, aber die Kunst muß das Teleskop liefern, sonst entgehen uns die Wunder des Himmels. Wenn der größte Theil der menschlichen Intelligenz zugrundegeht, ohne sich zu entwickeln, so liegt dies an dem schwachen Beistande, welchen menschliche Mittel leicht dieser wunderbaren Fortschrittsfähigkeit hätten leisten können, die dem Menschen angeboren ist. Wenn eine Eichel auf einen ungünstigen Boden fällt und zugrundegeht, so kennen wir den Umfang des Verlustes. Es ist der Verlust eines Baumes, wie der, von dem die Frucht sich gelöst hat. Aber wenn der Geist eines vernünftigen Wesens erstickt aus Mangel an Pflege und das große Ziel verfehlt, für das er geschaffen ist, so ist dies ein Verlust, den Niemand ermessen kann, ein Verlust in Zeit und Ewigkeit."

Zu dieser Gattung des Unterrichts kömmt noch eine andere, in der Everett sich auszeichnet; seine **patriotischen Reden**, welche bei jeder Gelegenheit das Volk lehren, diejenigen zu achten und zu lieben, die mit ihrem Rathe oder Degen dem Staate gedient haben, und welche ihm jenen patriotischen Wetteifer, jene Tugend einflößten, die Montesquieu nach den Alten als Prinzip der Republiken aufgestellt hat. Die Vereinigten Staaten haben das Glück, eine fleckenlose Vergangenheit zu besitzen; sie haben weder Religions-, noch Bürgerkriege, weder Despotismus, noch Revolution gehabt. Ein schönes Beispiel, aber wie erhält man auch diese ruhmreichen Erinnerungen, wie trägt man Sorge, Nichts von dieser großen Erbschaft zugrundegehen zu lassen, wie macht man aus der Vergangenheit eine Lehre für die Zukunft! Die ganze Geschichte Neu-Englands liegt in den Reden Everett's. Hier sind jene Pilger, welche Alles ihrem Glauben opfern und lieber ihr Geburtsland verlassen, als der Gedankenfreiheit entsagen; hier die Männer von 1776, welche wegen einer Rechtsfrage mit England brechen und lieber ihren Wohlstand und ihr Leben aufs Spiel setzen, als eine unbedeutende Abgabe bezahlen, weil diese Abgabe ungesetzlich ist. Da ist Warren, der erste Soldat und der erste Märtyrer der Unabhängigkeit; da ist der edle und ritterliche Hancock; da Samuel Adams, der letzte der Puritaner. Jene beiden Greise, welche, mit Jahren und Ehren bedeckt, unter den Segnungen Amerika's gerade am funfzigsten Jahrestage der Unabhängigkeits-Erklärung starben, sind Jefferson, der diesen berühmten Akt verfaßt, und John Adams, der ihn aufrecht erhalten hat. Und diese sanfte, edle Gestalt ist Washington, das größte Herz der Welt, der Patriot, welcher die Freiheit seines Vaterlandes eben so gegen die inneren, als gegen die auswärtigen Feinde vertheidigt, und der keinen anderen Ehrgeiz als Gerechtigkeit kannte, dessen Weisheit die Union geschaffen hat und der in seinem Grabe sie noch schützt durch das Andenken und das Beispiel seiner Tugenden. Alle diese Helden des Vaterlandes läßt Everett wieder erstehen und stellt sie als Muster dem Volke auf, das ihn mit Entzücken hört.

Gleichwohl ist Everett nur der erste unter einer Schaar von Rednern, die ihm auf diesem patriotischen Wege folgen. Es giebt kein Land der Welt, wo man öfter zum Volke spricht und eifriger diese edle Aufregung unterhält, welche die Gesellschaft vor Verderbniß bewahrt, dieses heilige Feuer, welches eben das Leben der Nationen ist. Das Thema ist stets dasselbe: Tugend, Vaterland, Erziehung und Freiheit; aber das Volk wird nicht müde, es zu hören; denn jeden Tag begreift es besser und genießt mit gerechtem Stolze diese so theuren Güter. Merkwürdig: als Balbo den italiänischen Patriotismus zu wecken und die Rückkehr der Freiheit vorzubereiten suchte, sprach er zu Italien, wie Everett zu Amerika. Seien wir tugendhaft und aufgeklärt, sagte er, so werden wir bald frei sein. Er hatte Recht: die Freiheit wird durch dieselben Mittel begründet und behauptet; Balbo hatte das Geheimniß der amerikanischen Unabhängigkeit entdeckt, aber es fehlte ihm einerseits die Presse, welche das Wort weit verbreitet, andererseits ein Volk, das durch die Erziehung vorbereitet ist, diese fruchtbringenden Keime in sich aufzunehmen. Glücklich diejenigen, welche in einer Zeit und in einem Lande leben, wo der Gedanke seine volle Freiheit hat, wo das Volk die Aufklärung sucht und empfängt, wo es endlich dasselbe ist, die Freiheit und das Vaterland zu lieben.

(J. d. D.)

Frankreich.

Die Quellen der französischen Sprache.*)

Ein ausgezeichneter französischer Linguist behauptet, daß drei Ursachen die verständigsten Menschen närrisch mache: die **Etymologie**, die **Liebe** und die **Gottesgelahrtheit**. Und wohl mögen ihm bei der ersteren die mancherlei unglücklichen etymologischen Versuche seiner Landsleute vorgeschwebt haben. Wird man es z. B. glauben, daß ein Mann, der lange Manchem für ein Orakel und Vielen für einen hervorragenden Schriftsteller galt, ancêtre von ancien être (statt von lat. antecedere), beffroi von bel effroi (statt vom mittelalterlichen latein belfredus, deutsch: Belfried), conduire von cum duo ire, selbander gehen (st. v. lat. conducere), sortir von se-hors-tir, sich aus einem Orte ziehen, alles Ernstes ableitete? — Dem Deutschen Diez

*) Nach einem von E. Renan im Journal des Débats gelieferten Artikel über folgende drei Werke:
1) Essai philosophique sur la formation de la langue française; par Edelstand du Meril. Paris, 1852.
2) Origine et formation de la langue française; par A. de Chevallet; I. Partie. Paris, 1853.
3) Grammaire de la langue d'Oïl, ou grammaire des dialectes français aux douzième et treizième siècles; par G. F. Burguy. Tome I. Berlin, 1853.

Ueber letzteres, dessen zweiter Band so eben erschienen, vergleiche man das „Magazin", Nr. 53, 1853.

war es vorbehalten, in seinem vortrefflichen Buche über die romanischen Sprachen die wahren Quellen des Französischen bloßzulegen und den künftigen Forschern dieses Idioms die Richtung vorzuzeichnen. In dieser Richtung bewegen sich die in der Anmerkung genannten drei Werke.

Wie man auch über das Verdienst dieser Arbeiten urtheilen mag: das Problem vom Ursprung der französischen Sprache ist nun als gelöst anzusehen; die Formel steht ein- für allemal fest, in welche das Französische, Italiänische, Spanische und die anderen romanischen Dialekte gefaßt werden, als: ein plattes, durch eine landschaftliche Aussprache verdorbenes Latein, dem theils in Folge germanischer Invasionen, theils als geringer Ueberrest eines ursprünglichen Stocks, der weit über die Zeiten der römischen Eroberung hinausweist, manches barbarische Element beigemischt ist. Die Identität dieser drei Idiome in ihren Grundlagen, die Analogie der Ableitungsgesetze, ihre gleichen Schritt haltende Entwickelung, jene merkwürdige Thatsache, daß die barbarischen (nichtlateinischen) Elemente in allen gleichmäßig vorhanden sind — alles das zusammengenommen, beweist mehr als zur Genüge, daß eine einzige Ursache den drei Ländern die Bestimmung gab, dieselbe Sprache zu sprechen. Wie will man sich sonst z. B. die Erscheinung erklären, daß das angeblich vom Lettischen abgeleitete Wort chemin (cammino) sich in allen drei Sprachen findet? Diese drei Länder, so verschiedentlich durch die Eroberung berührt, von so verschiedenen Zweigen der germanischen Völkerfamilie in Besitz genommen, warum wären sie sich gerade in der Aufnahme derselben deutschen Wörter begegnet? Man vergleiche z. B. trouver, trovare (treffen); dérober, rubare (rauben); jardin, giardino (Garten); flacon, fiasco (Flasche). Springt es nicht in die Augen, daß diese barbarischen Wörter schon in das Plattlateinische sich eingeschlichen hatten, und daß Rom die Hauptquelle der französischen Sprache, wie der französischen Kultur und der französischen Institutionen bleibt?

„Der Ursprung des Romanischen", sagt Edelstand du Meril sehr richtig, „geht bis auf den ersten Barbarismus zurück, den die Gallier in die lateinische Sprache eingeführt; mit anderen Worten: bis auf den ersten Anlauf, den das Volk nahm, das ihm zu lästige grammatikalische Joch abzuwerfen." Nicht ohne allen Grund ließe sich das Paradoxon vertheidigen, daß das Französische in gewissem Sinne älter sei, als das Lateinische, das heißt, als das nach griechischem Vorbilde umgestaltete Lateinische, wie es in den klassischen Schriftstellern Roms erscheint. So viel steht mindestens fest, daß, was wir als gesprochenes Idiom, unter dem Namen des Französischen, Italiänischen und Spanischen, überkommen haben, nicht jene gebildete Bücherſprache, sondern die Sprache der untersten Volksschicht ist, die Sprache ohne Grammatik, arm in Endungen, schleppend in ihrer Syntax, aber kernhaft in der Aussprache. Es gab nicht, wie aus einigen Aeußerungen Burguy's hervorzugehen scheint, zwei lateinische Sprachen, sondern eine regelrechte und eine populäre Sprache, die sich gerade so unterschieden, wie die Sprache eines französischen Bauern von der eines gebildeten Franzosen. Die schöpferische Ursache der französischen Sprache war demnach eine demokratische Revolution: die niedere Sprache hat über die höhere, die Sprache des ungebildeten Volkes, der Soldaten, der Provinzbewohner über die Sprache der Gelehrten, der Hauptstadt den Sieg errungen. Es kam, wie es heutzutage kommen würde, wenn die Akademie dem Jargon den Vortritt ließe, oder wenn Leute ohne Schule die Orthographie regelten. Die Inschriften, die besten Zeugen der alten Volkssprache, bieten uns in jeder Zeile die empörendsten grammatikalischen Abnormitäten. In demselben Styl sind die lateinischen Texte aus den Zeiten des Verfalls abgefaßt: da es ihnen nur darum zu thun ist, sich verständlich zu machen. Erwähnenswerth in diesem Bezuge ist eine seltene Handschrift, die die kaiserliche Bibliothek besitzt und die man, wie es scheint, wenig beachtet hat. Es ist eine Abhandlung über die Kochkunst, von einem gewissen Vindiarius in der Vulgärsprache der Zeit geschrieben. Der Styl dieses Mönchs aus dem Heiligengeistorden, der sich prahlerisch Vir illustor nennt, wimmelt von Gallicismen, wie pisces eo jure = poissons au jus = Fische mit Brühe, wo das Pronomen schon die Rolle des Artikels spielt. Wichtig ist auch die Bemerkung, daß die gedruckten Ausgaben der Schriftsteller dieser Epoche, die, wie Gregorius von Tours, nichts von Grammatik wußten, von dem ursprünglichen Texte keine Vorstellung geben können. Im Allgemeinen sind diese Editionen auf Grund verbesserter Abschriften nach der karlovingischen Zeit veranstaltet worden, oder vielmehr die neueren Herausgeber haben die Sprach-Eigenheiten der Verfasser auf Rechnung unwissender Abschreiber gesetzt. Herr Bethmann, der drei Handschriften von Gregor von Tours verglichen hat, macht die Anzeige, daß in der von ihm vorbereiteten Ausgabe nicht Eine Zeile in der Gestalt bleiben wird, wie sie in den früheren war, und daß die seinige wirklich die Sprache sprechen wird, wie sie im sechsten und siebenten Jahrhundert gesprochen worden.

Die Revolution, die aus dem Lateinischen das Französische gestaltet hat, ist demnach kein Akt der Celten oder Germanen, sondern ein Akt des menschlichen Geistes. Seit der Einführung des Lateinischen in Gallien ist kein gewaltsamer Wechsel in die Sprache dieses Landes gedrungen; Alles machte sich durch ein naturgemäßes Wachsen und Entfalten. Gewiß wirkten äußere Einflüsse zusammen für dasselbe Resultat. Ein altes Pfund celtischer Wörter, die sich fast alle auf das Bauernleben bezogen oder vielmehr schlüpfriger Ausdruck von gemeinem Gepräge, erhielten sich in der Volkssprache. Die Aussprache, ein so wichtiges Element in der Umbildung der Idiome, blieb celtisch, so daß das Französische als ein gallisch ausgesprochenes Latein aufgefaßt werden kann. Germanien andererseits führte mit Gewalt eine Menge Ausdrücke ein, die sich auf den von demselben gegründeten sozialen Zustand bezogen. Um die karlovingische Epoche besonders machte das Deutsche eine wahre Invasion in Gallien, folgenschwerer, als diejenige um die merovingische Epoche. Deutsch war einige Zeit die Sprache der Staatsdiener. Das Romanische war unleugbar von ernster Gefahr bedroht: um ein Haar, und Frankreich hätte im neunten Jahrhundert deutsch gesprochen. Allein das lateinische Element überwand, das Deutsche trat auf immer in sein Bett, Elsaß und Lothringen, zurück, und seitdem verfolgte das Romanische ungestört — und in der Normandie verstreute der skandinavische Einfall einige Wörter — den natürlichen Gang seiner Entwickelung oder, wenn man will, seines Fortschrittes.

Traun, der Begriff Fortschritt bedarf nimmer einer deutlicheren Erklärung, als wenn er auf Sprachen angewandt wird. Nirgends ist der Fortschritt so zweifelhaft und wird ihm vom Verfall so sehr das Gegengewicht gehalten, wie in der Geschichte der Sprachen. Hier in der That haftet die Vollkommenheit gerade an dem Ursprung. Mit dem Sanskrit verglichen, sind die griechische und lateinische Sprache arm und hart, und wiederum diesen gegenüber, sind die Sprachen, die wir sprechen — abgesehen, versteht sich, von dem Adel, den das Genie ihnen verliehen hat — ein barbarisches Patois, das in sich selbst weder seine Wurzeln, noch den Grund seiner Procéduren hat. Um unsere Sprachen edel und schön zu finden, müssen wir vor ihrem Ursprung die Augen zudrücken. Aus der gemeinen Sprechweise hervorgegangen, später von Grammatikern und Rhetoren ausgebildet, verrathen sie überall diese doppelte Vaterschaft. Nehmet die beste Sprache unserer Zeit, geht bei ihren Bestandtheilen auf die Quelle zurück, vergesset auf einen Augenblick, daß diese Sprache jetzt lebt und geadelt ist, und behaltet nur ihre Abstammung im Auge. Was seht Ihr? Schularbeit und Patois. Es sei aus Victor Cousin's Schriften aufs Gerathewohl eine Stelle herausgegriffen: „La beauté étend son prestige sur la posterité elle-même et repand un charme vainqueur des siècles, sur le nom seul des créatures privilégiées auxquelles il a plu à Dieu de la départir."*)

Nicht Ein Wort ist in dieser Stelle, das nicht, seiner Wurzel nach wenigstens, lateinisch wäre, und welch ein Latein! Man höre:

Illa bellitas extendit suum praestigium super illam posteritatem illam metipsissimam et repandit unum carmen victorem de illis seculis super illud nomen solum de illis creaturis privilegiatis ad illas quales illud habet placitum ad Deum de illam departiri.

Hätte man einem Zeitgenossen des Augustus gesagt, achtzehn Jahrhunderte später werde das ein vortrefflicher Styl heißen und so würden die Meister der Rede schreiben: wahrlich, er hätte eine sehr trübe Meinung von der Zukunft des menschlichen Geistes gefaßt. Und könnten wir eine Probe von der Sprache, die man zehn Jahrhunderte nach uns sprechen wird, wenn das Französische wiederum zu edel geworden ist, zu lesen bekommen, so würde unsere Verwunderung nicht kleiner sein. Vielleicht ist so Etwas, wie der Neger-Jargon, die Sprache der Zukunft. Sollte einst der Tag kommen, an welchem es als ausgemacht gilt, man könne ohne Latein ein braver Mann sein — der Tag, an welchem, durch das Verkommen der klassischen Studien, der Sinn für Etymologie sich verliert: was müßte aus der französischen Sprache in Rede und Schrift werden! Man würde die Sprache unverstanden handhaben, wie die Freimaurer die geometrischen Operationen. Und wohl glauben die Pessimisten diese ernsten Symptome einer künftigen Umwälzung bereits im Anzuge. Lamartine giebt uns Studien im Styl der Köchinnen; George Sand wittert unendliche Schönheiten in, Gott weiß, welchem Patois. Das Patois ist in der Mode, man reißt sich darum, die Akademie krönt es. Und wäre es noch ein Rest jener durch den Genius geadelten Idiome, die eine Zeitlang den Namen Sprache verdienten; wäre es das Provençalische, worin die Troubadours des zwölften Jahrhunderts gesungen, die Sprache Bernhard's von Ventadour, Raimbaud's von Vaqueiras; suchte man diese aufzuwecken: diesem Nachklang aus der Vergangenheit würde es nicht an Zauber fehlen. Allein einen Jargon von den Straßen Agens aufgelesen, ein regelloses, ungelenkes Patois, ohne allen Anspruch auf Adel, mit Einem Worte, ein schlechtes Französisch, dessen einziges Verdienst ist, barguo statt barque, foulo statt foule zu sagen — das sollte man nicht schreiben, und es ist ein beunruhigendes Zeichen, daß ihm auch außerhalb Agens Bewunderung gezollt wird.

*) „Die Schönheit breitet ihren Wunderschein selbst über die Nachwelt und gießt ihren Jahrhunderte besiegenden Zauber über den bloßen Namen der bevorrechteten Geschöpfe aus, denen es Gott gefallen hat, sie zu beschreiben."

Eine Sprache von plebejischer Abkunft, Jahrhunderte hindurch zerarbeitet von barbarischen Kehlen, halbverschluckt von Silbenfressern — da habt ihr die französische Sprache, und doch, wie feine und anmuthige Dinge lassen sich in dieser Sprache sagen! Die niedrige Herkunft erniedrigt keinen Menschen. Die Welt ist voll von solchen Erhebungen in den Adel, von solchen Uebergängen aus bäuerischer Plumpheit in die ausgesuchteste Abgeschliffenheit. Die Geschichte der Sprache, in ihrer Gesammtheit angeschaut, läßt sich in zwei Formeln zusammenfassen. Verfall in Bezug auf Adel und Schönheit der Formen — Fortschritt der Leichtigkeit, man wäre versucht, zu sagen: in demokratischem Wesen und in dessen Folge Verdrängung der Gelehrtensprache durch das Volksidiom. Der erste Heiligthumsschänder dieser Art war jener Revolutionair Buddha, als er sechshundert Jahre v. Chr. die bis dahin den Schulen und aristokratischen Klassen vorbehaltenen Geheimnisse in den Bereich des Volkes bringen wollte. Er mußte zu diesem Behufe eine platte, weitschweifige, schmucklose, ungefüge, von Wiederholungen wimmelnde, kurz, die wahre Sprache eines Dorfpfarrers sprechen. Seine Schüler gingen noch weiter: sie wandten zu wissenschaftlichen Arbeiten die gesprochene Sprache (das Pali) an, um desto klarer und Jedermann verständlich zu sein. Dieses ungeheure Zugeständniß haben auch wir gemacht: wir haben das zierliche Latein über dem Bauernlatein vergessen; wir sind zum Volke übergegangen. Damit soll nicht gesagt sein, daß wir das bedauern; wir wollen blos jenes ewige Hin- und Herwiegen, das ein Gesetz der menschlichen Dinge scheint, auch in der Geschichte der Sprachen konstatiren: Adeliges für eine geringe Zahl oder Vulgarität als Gemeingut.

Mannigfaltiges.

— Vornamen von Dichtern. Einer Notiz im Critic zufolge, heißt der fruchtbare Novellist G. P. R. James, dessen Namen man immer nur in dieser Weise auf den Titelblättern seiner Werke findet, mit seinen vollen Vornamen George Prince Regent, welche Namen er bei der Taufe von seinem Pathen, dem damaligen Prinz-Regenten, nachmaligen König Georg IV., erhalten haben soll. Dem Schriftsteller schien es gerade kein Mittel der Empfehlung, mit diesen Vornamen öffentlich aufzutreten, und so sucht er sie meistens sorgfältig zu verheimlichen.*) Nicht minder bemüht sich auch ein anderer englischer Poet, der als eleganter Journalist bekannte A. A. Watts, der kürzlich von der Königin Victoria eine Pension erhielt, seine Vornamen zu verbergen. Er heißt nämlich Alarich Attila, was allerdings nicht so poetisch klingt, wie etwa Alfred Achilles.

— Die amerikanische Plutokratie. Zu den literarischen Kuriositäten, welche die amerikanische Presse von Zeit zu Zeit in die Welt schickt, gehört ein in Boston erschienenes Buch, das die Namen von gegen zweitausend der reichsten Männer im Staate Massachusetts enthält und diese Liste mit kurzen biographischen Notizen begleitet, von denen man kaum weiß, ob sie ironisch oder ernsthaft gemeint sind. So wird von einem Herrn John C. Lee erzählt, daß er sich ein Vermögen von 250,000 Dollars durch den Gartenbau erworben hat, besonders schöne Birnen produzirt und — als treffliches Muster hohen aristokratischen Stolzes gelten kann! Herr Willard Peele ist „von mürrischem und ascetischem Charakter", besitzt aber 300,000 Dollars, und seine Wohnung in Chestnut-Street, „die früher den Anblick traurigen Verfalls darbot", ist „durch die zauberhafte Hand des Reichthums mit Schönheit und Pracht ausgestattet worden." Herr Abbott Lawrence, ehemaliger Gesandter in London, erfreut sich eines Vermögens von zwei Millionen Dollars und „ist ein Mann von mächtigem und eingreifendem Geschäftstalent." Von dem Herrn Otis Pettee wird versichert, daß er „das Gras nicht unter seinen Füßen wachsen läßt" und „keine Schnecken in seiner Haushaltung duldet"; trotzdem hat der fleißige Mann nur die Kleinigkeit von 200,000 Dollars zusammengebracht. Dagegen zeichnet sich Herr Augustus Perry nicht nur durch seinen hochtönenden Namen vor seinen Kollegen im Dienste des Mammon aus, sondern es wurde ihm auch das Glück zu Theil, „jene, in fashionablen Kreisen so berühmte Schönheit, Miß Elisa Endicott, eine Urenkelin des Gouverneurs Endicott", zu heiraten. — In dieser Weise werden die Magnaten von Massachusetts einer nach dem anderen durchgenommen, indem der Verfasser (der jedoch für seine Person die Anonymität vorzuziehen scheint) ihre Vermögens-Umstände, ihren Privatcharakter und ihre Familienverhältnisse dem Publikum mit gleicher Unbefangenheit offen legt. Daß solche Details zahlreiche Leser finden, ist übrigens leicht erklärlich und wird durch die Thatsache bestätigt, daß vor kurzem eine zweite vermehrte und verbesserte Auflage des betreffenden Werkes herausgekommen ist,*) welche vierhundertsechsundzwanzig neue Namen, „die Repräsentanten von vierzig Millionen Dollars (!)", enthält, so daß das Gesammtvermögen der in diesem goldenen Buche erwähnten Individuen die Summe von 284,689,000 Dollars — so genau sind die Angaben des plutokratischen Statistikers — erreicht.

— Peruanisches Guano und dessen Surrogate. In England ist, wie das Berliner „Landwirthschaftliche Handelsblatt" (Nr. 4) meldet, der Handel mit unverfälschtem Guano ins Stocken gerathen, da die Agenten der peruanischen Regierung — welche letztere bekanntlich diesen Handel als Monopol ausbeutet — die ihnen zuletzt zugegangenen Aufträge zurückgewiesen haben, um dadurch die Nachfrage und den Preis willkürlich zu steigern. Den gebieterischen Bedürfnissen der englischen Landwirthschaft gegenüber, ist die englische Regierung schon seit längerer Zeit bemüht, auf diplomatischem Wege die Nachtheile jenes Monopols, wenn nicht ganz zu beseitigen, so doch weniger drückend zu machen, und mehr als je wird sie jetzt von den englischen Landwirthen bestürmt, in diesen Bestrebungen nicht nachzulassen. Nöthigenfalls soll sie sogar, wie Letztere verlangen, zu kräftigeren — an den chinesischen Opiumkrieg erinnernden — Mitteln greifen. Einstweilen hat sich die englische Regierung jedoch mit humaneren und friedlicheren Maßregeln begnügt. Auf Grund sorgfältiger chemischer Analysen verschiedener Düngestoffe wurde eine Instruction an alle Kolonial-Gouverneure, an alle englische Konsuln und an alle Befehlshaber der auf fremden Stationen verweilenden Kriegsschiffe gerichtet, in welcher zu Nachforschungen nach Guanolägern aufgefordert und namentlich den Schiffsärzten, welche durch ihre wissenschaftlichen Ermittelungen etwas zu der gewünschten Entdeckung beitragen möchten, Ansprüche auf Belohnung zugesichert wurde, doch haben alle diese Schritte bis jetzt nicht zu dem gewünschten Ergebnisse geführt. Die königliche Ackerbaugesellschaft hat einen Preis von tausend Pfund Sterl. auf die Herstellung eines Surrogats gesetzt, welches mit Vortheil die Stelle des peruanischen Guanos vertreten könnte. An Bewerbern hat es nicht gefehlt, doch ist es bis jetzt noch Niemanden gelungen, allen Anforderungen der Preisfrage zu entsprechen. Unter Anderem hat man es versucht, auf dem Abfall von Fischen einen künstlichen Guano herzustellen, und derselbe soll sich in der That bei gleicher Güte billiger im Preise gestellt haben, als der echte, doch fehlte ihm das nothwendigste Requisit — die Möglichkeit, ihn in großer Menge zu beschaffen. So groß ist die Verlegenheit, daß man selbst daran gedacht hat, Fisch-Abfälle aus Neufoundland Fleisch-Abfälle aus den Pampas kommen zu lassen! — In diesen Augenblicke tritt ein neuer Kandidat für den Preis, wie es scheint, mit besseren Aussichten auf — ein Mr. Longmaid, welcher zersetztes und gepulvertes Seegras (sea weed) zu fünf Pfund Sterl. per Ton (1⅔ Thlr. per Centner) oder darunter herstellt. Vielfache Versuche, welche im Laufe des vorigen Jahres mit dem neuen Produkte angestellt worden sind, sollen in Bezug auf seine befruchtenden Eigenschaften durchaus befriedigend ausgefallen sein.

*) Diese Notiz ist ungegründet. Der Novellist James heißt keineswegs George Prince Regent (da es überhaupt zur Zeit seiner Geburt — 1801 — noch keinen Prinz-Regenten gab), sondern George Payne Rainsford. D. R.

*) Names and Sketches of nearly Two Thousand of the Richest Men of Massachusetts &c. Second Edition. Boston.

Literarischer Anzeiger.

In unserem Verlage ist so eben erschienen:

Die Landes-Kultur-Gesetzgebung
des
Preußischen Staates.

Von
Adolph Lette und Ludwig von Rönne.

Zweite Lieferung des Ersten Bandes (Text, Bogen 12—25) u.
Zweite Lieferung des Zweiten Bds. (Kommentar, Bog. 13—65).

Preis der ganzen Lieferung **Vier Thaler.**

Die in dieser Lieferung enthaltenen und kommentirten Ablösungs- und Regulirungs-Gesetze vom 2. und 11. März 1850, so wie die neben denselben in den Landestheilen zwischen Elbe und Rhein noch gültigen Provinzial-Gesetze, betreffend die Real-Rechtsverhältnisse — unzweifelhaft eine der schwierigsten Materien der preußischen Gesetzgebung — werden in dem vorliegenden Kommentar mit allen Hülfsmitteln der Wissenschaft und der Praxis beleuchtet. Die umfängliche Literatur, das reiche in den Verhandlungen der Kammern niedergelegte Material, so wie die noch wichtigere Praxis des Revisions-Kollegiums für Landeskultur-Sachen und der übrigen Gerichtshöfe, haben den Herren Verfassern zur Grundlage gedient, um bei jeder Bestimmung sorgfältig zu erörtern, was Rechtens sei. Wir dürfen daher dieses Werk als ein für Juristen und Verwaltungs-Beamte, für die Beamten der Auseinandersetzungs-Behörden und nicht minder für alle bei der Agrikultur-Gesetzgebung betheiligte Berechtigte, wie Verpflichtete, unentbehrliches Handbuch bezeichnen, welches von eben so großem Interesse für das gesammte wissenschaftliche Publikum sein wird.

Die dritte, den Rest des ganzen Werkes enthaltende Lieferung werden wir binnen kurzem ausgegeben im Stande sein.

Veit & Comp.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 6 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 3 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande postfrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 57, und beim Courier Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 23. Berlin, Donnerstag den 23. Februar 1854.

Polen.

Archäologische Briefe aus Polen.

Mitgetheilt von J. N. Frič.

Vor nicht langer Zeit thaten die öffentlichen Blätter einer in Bagnères in den Pyrenäen entdeckten Höhle Erwähnung, in welcher eine Menge Ueberreste von vorsündfluthlichen Thieren gefunden worden sein soll. Das Gleiche können wir heute aus Polen berichten.

Wenn man auf der hohen Warte des Klosters zu Czenstochau steht und nach der Gegend des alten Olštin blickt, so bemerkt man die letzten Ausläufer eines Höhenzuges, den man die polnische Schweiz nennt und der reich an Naturschönheiten ist. Ojców, Grodzisko, Pieskow skala sind, wenn ihnen auch der erhabene Charakter der karpathischen Alpenwelt fehlt, doch immer recht anziehende Punkte und verdienen es, von dem Freunde schöner Gegenden nicht übergangen zu werden.

In jenem Striche, wo die Natur mit so freigebiger Hand gespendet hat, liegt unter anderen das Dorf Potok, und hier eben hat sich für das Studium der Paläontologie Polens eine neue Schatzkammer aufgethan. Der Besitzer des Gutes, ein Mann, der auch noch für Anderes, Höheres Sinn hat, als für das, was ihm die Wirthschaft bringt, entdeckte nämlich in dem Kalkgebirge eine kleine bogenförmige Oeffnung und kam auf den glücklichen Gedanken, sie müsse tief hineinführen und könne wohl etwas Beachtenswerthes im Innern bergen. So war es denn auch in der That, und das kleine Thor, durch welches sich ein Mensch nur mühsam durchzwängen kann, führt durch einen engen Gang in eine Höhle, über welche sich ein Felsen wölbt, an dessen Fuße ein an Forellen reicher Bach hin plätschert, der von diesen delikaten Fischen auch den Namen Pstrong führt.

Um leichter in die Höhle gelangen zu können, ließ der Gutsherr durch Ausbrechen und Untergraben die Oeffnung erweitern, was nicht viel Mühe verursachte, da man nur eine schwache, aus Kalk und Sand bestehende Schicht zu entfernen hatte. Nachdem dies geschehen war, zündete man einige Kienfackeln an und begab sich ins Innere. Und was fand man da! Eine Masse Ueberreste vom Mammuth, dem Nashorn, dem Pferde, von mehreren Gattungen des Hirsches, vom Rennthiere, dem Schweine, dem Riesenwolf u. s. w. Vieles davon war bewunderungswürdig gut erhalten. Der kostbare Fund wurde sorgfältig verpackt und an einen Sachkundigen nach Warschau geschickt, der sie genau untersuchen, klassifiziren und die Resultate seiner Forschungen der Oeffentlichkeit übergeben soll.

Der Hügel, auf welchem sich der interessante Fels, die Grabstätte so vieler vorweltlichen Thiere, erhebt, scheint einst ein Begräbnißplatz gewesen zu sein; wie wir es im Alterthum bei den slawischen Stämmen häufig finden, daß sie ihre Todten gern an erhöhten Plätzen mitten im Walde bestatteten. Dicht beim Felsen machte man eine zweite, gleich wichtige Entdeckung, denn man grub eine Menge Urnen aus, die jedenfalls dem vorchristlichen Zeitalter angehören und auch anderwärts in Polen häufig vorkommen.

Es ist ein Glück, daß das Ausgraben von einem Manne geleitet wird, welcher den Werth des Fundes zu schätzen weiß und dabei die nöthige Vorsicht anwendet, damit Nichts zerschlagen werde. Leider ist die Jahreszeit einer solchen Arbeit nicht mehr günstig gewesen und mußte vor der Hand ganz eingestellt werden, doch wird sie jedenfalls im Frühjahr wieder aufgenommen werden, da man bei dem Suchen nach Schätzen, welche nur für die Wissenschaft Werth haben, auch auf solche gestoßen ist, die pekuniären Vortheil versprechen. Man hat nämlich in der nächsten Umgebung ein großes Lager schön krystallisirter Pyriten bloßgelegt und vermuthet, in deren Nähe auch auf Kohlen zu stoßen.

* * *

In dem zwei Meilen von Kalisch gelegenen Dorfe Marchwacz fand ein Reisender, der Interesse an den Ueberbleibseln des Alterthums nimmt und ein geübtes Auge zum Erkennen derselben besitzt, ein nicht unwerthvolles Stück auf eine eben so zufällige als eigenthümliche Art. Er wollte sich eine Cigarre anzünden, und eine Bauerfrau reichte ihm eine glühende Kohle auf einem Scherben, in welchem er auf den ersten Blick ein Thränennäpfchen (lacrymatorium) erkannte, denen vollkommen gleich, die gewöhnlich in den slawischen Grabstätten gefunden werden. Die rege gemachte Neugierde führte zu Erkundigungen und Nachsuchungen, deren Folge die Entdeckung eines weitläufigen slawischen Begräbnißplatzes (žalnik) war, der sich von dem genannten Dorfe nach dem nachbarlichen Krowitza zu hinzieht. Auf die hiervon gemachte Anzeige begaben sich der Sache kundige Männer sofort an Ort und Stelle und fanden in der That das, was ihnen angegeben worden war, nämlich ein weites slawisches Todtenfeld, das heute Wiese, Ackerboden und Weg ist. Die Witterung war Erdarbeiten, bei denen so vorsichtig zu Werke gegangen werden muß, nichts weniger als günstig, deshalb unterließ man vor der Hand alle ernstlichen Nachgrabungen und begnügte sich damit, einen an Ausbeute so viel versprechenden Ort gefunden zu haben. — Einige der Urnen liegen so nahe an der Erdoberfläche, daß sie bei starkem Regen, wo der Boden mehrere Zoll tief durchweicht und schlammig ist, von selbst zum Vorschein kommen und, nach Aussage der Bauern, den Boden wie mit schwarzen Punkten färben. Leider sind Räder und Pferdehufe tapfer über diese „schwarzen Punkte" weggegangen und haben gewiß manches Werthvolle zertrümmert; doch der Weg ist glücklicherweise nur ein schmaler Streifen, und Feld und Wiese werden wohl für den etwaigen Schaden reichlichen Ersatz bieten. Sobald im Frühjahre die Erde locker genug sein wird, soll der Spaten in Bewegung gesetzt werden, und es ist aller Grund vorhanden, anzunehmen, daß man einen eben so interessanten, als für die Alterthumskunde wichtigen Fund thun wird, der manches Licht auf eine Zeit werfen kann, über welche wir noch sehr im Finstern tappen.

* * *

Die von einigen Männern der Wissenschaft ausgegangene öffentliche Aufforderung, den in Polen sich vorfindenden Alterthümern die gehörige Aufmerksamkeit zu schenken und, wo Ausbeute zu hoffen ist, Nachgrabungen veranstalten zu lassen, trägt bereits segensreiche Früchte und hat Manchen, der sonst die sogenannte „Saison" im Auslande verbrachte und von dort mit leeren Taschen zurückkam, veranlaßt, im Lande zu bleiben, um auch einmal das Naheliegende kennen zu lernen. Einer dieser Touristen kam auf seinen Wanderungen in die Sandomirsche Gegend und besuchte bei der Gelegenheit die Ruinen des Schlosses Mierdzygórze, die sich über das Dorf gleiches Namens erheben. Ueber die Geschichte der alten Mauern konnte der jetzige Besitzer des Gutes durchaus keine Auskunft geben, der neugierige Reisende wandte sich also an die Dorfbewohner und hörte da manches Interessante, das jedoch mehr das Gewand der Legende als den Stempel historischer Wahrheit trug. Zwei Namen waren es, die fast allgemein genannt wurden, um die früheren Herren der Burg zu bezeichnen, nämlich Gliński und Zborowski, und eben so sehr stimmten die Erzählungen darin überein, das „alte Nest da oben" sei vor langen Zeiten eine Veste gewesen und habe Wegelagerern zum Schlupfwinkel gedient. Das noch fast unversehrt stehende zweistöckige Gebäude am Walde, die Opatówka, welche sich gleich einem Silberfaden am Fuße der Ruinen hinschlängelt, die unterirdischen, noch vollständig gut erhaltenen Gewölbe, die sich eine halbe Meile weit hinziehen sollen, dies Alles zusammen bot mit der reizenden Gegend den prächtigsten Rahmen zu einer recht gräulichen Ritter- oder Räubergeschichte. Unser Reisender war noch zu sehr Novize im Gebiet der schmachtenden, liebeskranken Burgfräulein, der fahrenden Ritter und drolligen Knappen; er begnügte sich daher damit, das, was sich dem Auge darbot, seinem Album einzuverleiben und die Ruinen selbst, so viel es möglich war, nach allen Richtungen zu durchstreifen, wobei er so glücklich war, zwei sehr werthvolle alterthümliche Schmucksachen zu finden, nämlich ein Halsband und eine Armspange.

Was das erstere betrifft, so weiß man, daß sie in Schlangengestalt mit darauf eingegrabenen Verzierungen und daran hängendem kleinen Schmuck im ganzen Norden vorgekommen sind. Matthias Strykowski († 1582) erwähnt in seinen Schriften, die Frauen hätten zu

seiner Zeit, der heidnischen Sitte gemäß, in ganz Samogitien Halsbänder von Bronce getragen, und die archäologischen Forschungen bekunden zur Genüge, daß diese Zierraten längs der Ostsee sehr verbreitet gewesen sein müssen. Die Todtenhügel (Kurgane) in Samogitien, Lievland und Litthauen enthalten häufig solchen Schmuck, der in den russinischen Ländern (Rus) schon weit seltener vorkömmt und im eigentlichen Polen bis jetzt noch gar nicht gefunden worden ist. Es ließe sich hier wohl annehmen, das fragliche Halsband sei zufällig bis an die Ufer der oberen Weichsel gekommen, und es müßten früher Verbindungen mit Skandinavien stattgefunden haben.

Der Fund von Armbändern auf slawischem Grund und Boden gehört nicht eben zu den Seltenheiten. Dieser Schmuck von Bronce, in Gestalt einer Schlange, hatte gewiß irgend eine symbolische Bedeutung, und man findet ihn bei Skeletten entweder dicht über der Hand, oder auf der linken Seite der Brust. Die Lage an letzterem Orte giebt der Vermuthung Raum, der Ring müsse, gleichwie bei den Römern die fibula aleidis, die Falten des Kleides festgehalten haben. Die Arbeit desjenigen, der bei dem Halsbande gefunden wurde, ist vortrefflich und zeigt einen nicht geringen Grad künstlerischer Ausbildung.

Als historische Notiz zum Schlusse noch die Bemerkung, daß laut Testaments Kasimir's des Großen vom Jahre 1370 Miendzygórze durch Schenkung an Johann Sallika kam und lange Zeit im Besitze dieser Familie blieb. Bis heute noch führt eine Linie derselben den Namen Sallika von Miendzygórze.

* * *

Der Fund eines broncenen Armbandes in der Gegend von Grojetz (unweit Warschau), also in der Gegend, wohin man die Wohnsitze der Jadzwinger verlegt, hat dem früheren Professor der Geschichte und Statistik an der Universität zu Wilna, Jaroszewicz, Veranlassung zu einem sehr interessanten Artikel über das genannte Volk gegeben, der sich in dem Augusthefte der Warschauer Bibliothek befindet.

Das fragliche Armband, denen vollkommen ähnlich, die in der Gegend von Sokólów (Podlachien) besonders häufig vorkommen, hat die Gestalt einer spiralförmig gewundenen, mit verschiedenen Zierraten versehenen Schlange, besteht aus sehr schönem Metall, ist äußerst stark und elastisch und gehörte wahrscheinlich einem Krieger der vorchristlichen Zeit an.

Es scheint, daß man dem Jüngling, wenn er in das Alter trat, wo er fähig war, zu kämpfen, also wahrscheinlich bei der Ceremonie des Haar-Abschneidens oder bei sonst einer feierlichen Gelegenheit, ein Armband überreichte, das er denn auch bis zum Ende seines Lebens trug, ja, sogar mit ins Grab nahm. Auf diese Art läßt es sich auch nur erklären, wie der dicht auf der Handwurzel ruhende Schmuck auf die wirklich riesigen Gliedmaßen gezogen werden konnte, die wir, den vorgefundenen Gebeinen nach zu urtheilen, bei den Trägern derselben voraussetzen müssen. Der innere Durchmesser des Armbandes beträgt 2¼ Zoll Warschauer Maß; durch diese Oeffnung konnte nur eine Hand gelangen, deren Knochen noch biegsam waren, also eine jugendliche.

Der Nutzen, welchen das Zeichen erreichter Männlichkeit haben mochte, war wohl der, daß er die rechte Hand vor dem Hieb schützte und durch sein Gewicht (das oft bis zu vier Pfund stieg) zum kräftigeren Schwung des Schwertes mit beitragen sollte.

Alle diese Hypothesen und Voraussetzungen in Bezug auf Zeit und Volk, dem diese Ueberbleibsel angehört haben, können erst dann der Geschichte wirklich ersprießlich sein, wenn die bis jetzt vorgekommenen Auffindungen nicht mehr so vereinzelt dastehen, wenn den Fund selbst eine wahrheitsgetreue Beschreibung der Oertlichkeit und der beim Entdecken obgewalteten Umstände begleitet, oder, noch besser, wenn dies Alles durch eine genaue Zeichnung anschaulich gemacht wird. Der Geschmack an archäologischen Forschungen in Polen ist jetzt allerwärts rege, und wäre es für den Augenblick auch nur Sache der Mode, so bleibt der Nutzen doch immer derselbe.

* * *

Zu den auszuführenden Fortificationen wurde vor einiger Zeit in der Nähe des Oskoldschen Todtenhügels in Kiew der Grund gegraben und dabei ein irdenes Gefäß zutagegefördert, das einige Tausend silberne kufische Münzen enthielt, die theilweise noch sehr wohl erhalten sind. Nach in dem numismatischen Kabinet der St. Wladimirschen Universität in Kiew vorgenommenen Vergleichungen gehört der Fund dem eilften, neunten, ja, sogar dem siebenten Jahrhundert an. Für diejenigen Leser, denen hier ein Kommentar erwünscht sein sollte, diene die Notiz, daß die kufische Schrift ihren Namen von Kufa, einer jetzt in Trümmern liegenden Stadt am Euphrat (unweit des heutigen Hilla), herleitet, welche der erste arabische Chalif erbaute und die durch ihre Akademie berühmt war. Die hier aufgekommene Schrift (in der auch Muhammed den Koran schrieb) ist grob und steif und wahrscheinlich eine Tochter des syrischen Estrangelo, hat sich lange Zeit auf Münzen und Denkmälern erhalten. Die reichsten Sammlungen kufischer Gepräge befinden sich gegenwärtig in Petersburg, Paris, Rom und Gotha.

* * *

In dem Dorfe Bzianka, unweit Rzeßów, einer Kreisstadt, die zwischen Krakau und Lemberg so ziemlich in der Mitte liegt, wurde in einer achtzehn Ellen tiefen Schlucht, durch welche, nach starken Regengüssen, gewöhnlich das Wasser von den Feldern abfließt, etwas Weißes bemerkt, das aus dem Boden herausragte. Man wurde aufmerksam, grub nach und brachte den Schädel eines Mammuths zum Vorschein, von dessen Hauern der rechte, dem die Spitze fehlt, fünf Fuß, der linke dagegen, dessen Ende nur etwas beschädigt ist, sechs Fuß zwei Zoll Länge hat. Der Oberkiefer hat auf jeder Seite einen Kauzahn; von unteren wurde nur die größere Hälfte gefunden, und auch in ihr steckt ein gleicher Zahn. Die Axe des Schädels, sowohl senkrecht als wagerecht genommen, beträgt sechs Fuß.

Bei weiterem Nachsuchen fand man noch zwei Schulterblätter und den Knochen aus dem Vorderfuße desselben Thieres. Es ist wohl nothwendig, hier nicht unerwähnt zu lassen, daß der Fund unmittelbar auf einer Lage Flußschuter (!) geruht hat, die erst in dieser Tiefe, unter einer Lehmschicht von siebzehn Ellen Mächtigkeit, als Verschlämmung auftritt. Den Schädel und die dazu gehörigen Knochen hat das Gymnasium in Rzeßów von dem Finder zum Geschenk erhalten.

(Schluß folgt.)

Nord-Amerika.

L. Herrig's Handbuch der nordamerikanischen National-Literatur.

(Schluß.)

Es giebt vielleicht keinen schlagenderen Beweis für die innewohnende Kraft des englischen Idioms, als daß es in Amerika bisher alle fremden Elemente, welche durch die Einwanderung zugeführt wurden, siegreich unterworfen hat. Es ist eine bekannte Thatsache, daß jede dort aufwachsende Generation ihre heimische Sprache mit der englischen vertauscht. Bei der großen Leichtigkeit, mit welcher das Englische fremde Ausdrücke mit so vollständiger Assimilation sich zu eigen macht, daß sie kaum noch als fremde zu erkennen sind — während bei uns z. B. jedes Fremdwort sein ausländisches Gepräge an der Stirn trägt — konnte es nicht fehlen, daß eine große Zahl von holländischen, deutschen, französischen u. a. Wörtern in der amerikanischen Umgangssprache Eingang fanden, wie ja auch in Europa besonders bezeichnende Ausdrücke einer Sprache, gleich guten, vollgültigen Münzen, von einem Ende zum anderen wandern; doch eben die Form, welche sie im Munde des Amerikaners erhielten, zeigt, wie der Grundcharakter seiner Sprache bisher unveränderlich englisch geblieben ist. Ob aber die in den letzten Jahren zu immer größeren Zahlen angeschwollene Einwanderung nicht im Lauf der Zeiten eine Aenderung herbeiführen, ob nicht einst, wenn die höhere geistige Kultur sich nicht mehr wie jetzt auf einzelne mit England in ununterbrochener Berührung stehende Punkte beschränkt, wenn die Bevölkerung im Innern des Landes dichter und seßhafter geworden ist und zu einem organischen Ganzen verwächst, hier sich eine Sprache und Literatur entwickeln wird, die mit der englischen nur noch die Verwandtschaft hat, wie die englische mit der deutschen und französischen, kurz, ob sich etwas wesentlich Neues, das was wir erst unter einer nationalen Sprache und Literatur verstehen, entwickeln wird, darüber läßt sich natürlich viel für und wider reden. Bis jetzt ist nicht nur die äußere Form, sondern auch der Ton und Charakter der amerikanischen Literatur wesentlich europäisch, ja, ich möchte sagen, daß aus der Naturschwärmerei, die in ihren Dichtern den hervorstechenden Zug bildet, aus jenen oft so tief empfundenen Liedern „To a Child", „A Spring Landscape", „Dream-land", „The Sweetbriar" u. s. w. ein europäisches Heimweh spricht, von welchem noch kein gemüthlicher Mensch unter den ewig geschäftigen, geldmachenden und rechnenden Yankees frei geblieben ist. Es giebt in Amerika eine literarische Schule, welche gerade durch die Heftigkeit, mit welcher sie die Emancipation des Geistes und der Sitten predigt, beweist, wie tief die Abhängigkeit vom Mutterlande noch wurzelt und gefühlt wird. Schade, daß Herr Herrig von Emerson, welcher an der Spitze dieser Schule steht, keinen charakteristischeren Auszug gegeben hat, als seine allerdings höchst geistreichen und anziehenden Bemerkungen über Shakespeare. Das Dichterwort: „We are ancients of the earth, and in the morning of the times", bildet den Kern seiner Anschauungen. Die Poesie hat nach ihm kaum ihr erstes Lied gesungen; Politik, Philosophie, Wissenschaften und Künste sind in der ersten Kindheit. Alles ist noch zu schaffen. Nur muß man sich losreißen von den alten Autoritäten, von den Pyramiden und dem Parthenon, von Aristoteles und der Edinburgh Review. Amerika gehört die Zukunft; die Kultur Europa's war kaum die Morgenröthe der Sonne, welche über dem

neuen Kontinent leuchten wird. — Bis dergleichen Prophezeiungen in Erfüllung gehen, wird wohl noch manche Generation, jedenfalls die gegenwärtige bis auf den letzten Mann, begraben werden müssen.

Wenn wir nun nach dem Gesagten die Sammlung des Herrn Herrig nur als einen Supplementband zu seinen British Classical Authors betrachten können, so wollen wir damit keineswegs dem absoluten Werth seines Buches Abbruch thun. Im Gegentheil würde ihm ein solcher Titel bei dem deutschen Publikum, dessen Interesse für englische Literatur im letzten Jahrzehnt unglaublich gestiegen ist, nur zur Empfehlung dienen. Jedermann weiß, welche sündliche Masse von nichtsnutzigen englischen Chrestomathieen alljährlich bei uns das Licht der Welt erblickt, und wie eine immer aus der anderen ausgeschrieben ist. Unter solchen leichtfertigen Arbeiten auf ein Werk, wie das von Herrn Herrig, zu stoßen, ist eine wahre Erquickung. Wenn wir behaupten, daß die amerikanische Literatur, mit Ausnahme von ein halb Dutzend Namen, wie Franklin, Channing, Prescott, Bancroft, Irving, wozu noch ein paar Romanschreiber kommen mögen, unserer Lesewelt eine terra incognita ist, so möchten wir uns schwerlich irren. Wollte man aber aus dieser Thatsache einen nachtheiligen Schluß auf den Werth der amerikanischen Schriftsteller machen, so würde man ohne Zweifel fehlgehen. Es bedarf wohl nicht erst eines Hinweises auf das viele Vortreffliche, was aus europäischen Literaturen in Deutschland nur den Eingeweihten bekannt ist.

Herr Herrig hatte bei seiner Auswahl keine leichte Aufgabe, da er so unmittelbar aus der Gegenwart schöpfen mußte. In den europäischen Literaturen hat die Fluth der Zeit sich über die Niederungen gewälzt, und aus den vergangenen Jahrhunderten ragen nur noch die höchsten Spitzen jedem Auge erkenntlich hervor. Der Historiker, welcher es übernimmt, uns zu jenen grünen Inseln zu steuern, mag die Aufgabe haben, seine Sonde in die Tiefen zu senken und die vom Wasser bedeckten Höhen zu messen; für jeden Anderen sind nur die Punkte vorhanden, wo er rasten und genießen kann. In Amerika aber hat die Zeit noch nicht so über den Werth der Schriftsteller entschieden, und ein Sammler muß fast die ganze Arbeit auf seine Schultern nehmen, welche anderwärts sich über ganze Generationen von Kritikern vertheilt. Dabei ist die Schreibseligkeit der Amerikaner nicht minder groß, als die der Europäer. „Alle civilisirten Länder", heißt es bei Herrn Herrig, „haben ihre kleineren Dichter, welche bei geringem Talente eine große Wärme des Gefühls besitzen; fast jeder hat ja in seinem Leben eine solche Dichterperiode gehabt, in welcher Freunde die anspruchlosen Versuche nachsichtig aufnahmen und Schmeichler vielleicht dazu verführten, Einzelnes drucken zu lassen. Nirgends giebt es wohl aber mehr solcher Dilettanten als in Boston, der literary metropolis von Amerika, welche nicht etwa Honorar für ihre Leistungen erhalten, sondern vielmehr dem Verleger noch bedeutende Summen dafür zahlen müssen, daß ihre Werke unter seiner Firma gedruckt werden. Manchen unter ihnen fehlt es an aller Natürlichkeit: sie haben sich ein paar Vorbilder zur Nachahmung genommen, stammeln deren Phrasen und Sentenzen nach, zeigen übrigens eine große Armuth und Armseligkeit, und man fühlt es ihren Leistungen recht deutlich an, daß die Verfasser selbst nur äußerst wenig gelesen haben." Zur Bezeichnung des literarischen Urtheils, welches im amerikanischen Publikum zuhause ist, würde schon die einfache Angabe genügen, daß Rufus Wilmot Griswold allein neunzig berühmte amerikanische Dichterinnen aufführt; die Dichter sind natürlich Legion.

In diesem Chaos bietet uns das Handbuch des Herrn Herrig einen trefflichen Anhalt. Ausstellungen lassen sich gegen Einzelnes machen, und ich bin überzeugt, daß der Herausgeber bei einer zweiten Ausgabe Manches weglassen und dafür Anderes hinzufügen wird. Unter den Dichtern vermißt man ungern James Kirke Paulding, den Jugendfreund und Mitarbeiter Washington Irving's, den Verfasser der „Unterhaltenden Geschichte von John Bull und Bruder Jonathan", des „Lay of the Scottish Fiddle", des „Dutchman's Fireside" u. s. w. Unter den Rednern fehlt Parker, unter den Historikern Ticknor und Squier; neben Audubon hätte auch Silliman eine Stelle finden können, und bei der Aufzählung der großen wissenschaftlichen Institute durfte vielleicht das Smithsonian Institution nicht vergessen werden, über welches dieses Blatt vor kurzem eine Notiz brachte, mit welcher der Bericht in der Atlantis (Jahrgang 1853, S. 22) zu vergleichen ist. Doch einem literarischen Sammler wird es immer ähnlich ergehen, wie einem Reisenden, der sich eine bestimmte Tour vorgezeichnet hat und voll von Erinnerungen in seine Heimat zurückkehrt. Er mag sich eingerichtet haben, wie er wolle, immer wird er zu hören bekommen, daß er dies und jenes noch hätte mitnehmen sollen. Herr Herrig bietet uns einen so reichen Stoff, daß wir ihm für die unsägliche Mühe des Sichtens, welcher er sich unterzogen, nicht dankbar genug sein können. Von Dichtern führt er uns folgende vor: Longfellow, Bryant, Poe, Pierpoint, Dana, Sprague, Halleck, Percival, Brainard, Fay, Morris, Whittier, Holmes, Rory, Tuckerman, Hoffman, Willis, Maria Elis. Brooks, Frances Osgood, Lydia Sigourney, Elis. Oakes Smith und Hannah Gould. Von Rednern: Fisher Ames, Wirt, Adams, Everett, Calhoun, Clay, Webster, M' Duffie, Cass, Benton, Preston, Corwin, Barnard und Sumner. Von Kanzelrednern: Buckminster, Porter, Fuller, Blagden und Channing. Von Geschichtschreibern: Irving, Sparks, Prescott, Bancroft und Stiles. Von Novellisten: Brown, Cooper, Irving, Kennedy, Longfellow, Neal, Willis, Poe, Fay, Hawthorne, Cath. Sedgwick, L. Sigourney, Lydia M. Child, Frances Osgood, Caroline Kirkland, Harriet Beecher Stowe. Endlich Miscellaneous writers: Franklin, Channing, Audubon, Emerson, Everett, Schoolcraft, Willis, Tuckerman und Hudson. — Schon diese bloße Namenliste zeigt, welch ein unermeßlicher literarischer Stoff, der dem deutschen Publikum bisher so gut wie unzugänglich war, ihm in dem Buche dargeboten wird. Ihn bis in das Detail anzugeben und zu charakterisiren, würde eine unabsehliche Aufgabe sein und die Gränzen des Blattes überschreiten. Unser Zweck ist erreicht, wenn es uns gelungen ist, das Interesse des Lesers für die verdienstliche Arbeit des Herrn Herrig zu erwecken.

Danzig. A. Schmidt.

Italien.

Zur Dante-Literatur.

Die Deutschen haben sich von je her berufen gezeigt, mit ihrem angebornen Forschergeist und Tiefsinn die Räthsel zu lösen, die von den größten Denkern des Auslandes ihren Jahrhunderten aufgegeben wurden. Die Kommentare zu Shakespeare wachsen zu immer größerem Umfange, und die Schriften über Dante machen bereits eine eigene Literatur aus. Dennoch ist die Pforte zu dem geheimnißreichen Heiligthume der Poesie von Dante für so viele Leser verschlossen, und es ist ihnen zu schwer, einen Schlüssel dazu zu finden, deshalb unterlassen sie, danach zu suchen. Man behauptet nicht zu viel, wenn man annimmt, daß die Mehrzahl der sogenannten gebildeten Welt Dante und seine Werke nur dem Namen nach kennt und kaum eine Ahnung davon hat, welchen Einfluß derselbe auf die Religion, die Kunst und die Politik seiner Zeit ausgeübt. Es wäre also keine überflüssige Arbeit, eine Erläuterung und Darstellung in populärem Tone zu versuchen, um das Verständniß des großen Dichters zu erleichtern und seine erhabenen Weltanschauungen für die kurzsichtigen Augen der Jetztwelt zugänglich zu machen. Nur wahrhafter Liebe zur Sache und gelehrter Ausdauer konnte es gelingen, eine so schwere Aufgabe zu lösen, die auch anfangs nur wenig Dank ärndten wird, denn es sind doch nur immerhin Wenige, die sich aus dem Gedränge der Gegenwart befreien mögen, um in der Stille des Studirzimmers sich mit den ewigen Wahrheiten einer großen Vergangenheit bekannt machen zu lassen. So klar und faßlich auch die Darstellung ist, eine Einkehr in sich selbst und ein geistiges Aufschwingen sind doch erforderlich, um ihr zu folgen. Wie Wenige sind dazu fähig und aufgelegt! Diese Wenigen aber werden gewiß dankbar den neuen Kommentar zur göttlichen Komödie des Dante aufnehmen, der hierdurch seinen Verdiensten gemäß der Oeffentlichkeit empfohlen werden soll. Es sind Vorlesungen,*) die vor einem gewählten Kreise in Dresden gehalten wurden und jetzt im Druck erschienen sind. Professor Bähr, der als gelehrter Schriftsteller sich bereits in mehreren Fächern der Wissenschaft hervorgethan und zu gleicher Zeit ausübender Künstler ist, hat in diesen Vorlesungen, die ein ansehnliches Werk, geschmückt mit lithographirten Plänen und vielen astronomischen Zeichnungen, ausmachen, die tief empfundenste Verehrung für Italiens größten Dichtergeist und das ernsteste Studium seiner Werke dargelegt. Es ist begreiflich, daß ein Maler von so eigenthümlicher, ans Groteske streifender Conception,**) wie Bähr ist, in Dante ganz besonders den Erzeuger der gigantischen Ideen liebt, nach denen Michel Angelo seine Meisterwerke malte. Besonders für junge strebsame Künstler wird deshalb dieser ausführliche Kommentar zu Dante fruchtbringend sein. Es wird nachgewiesen, daß er der Schöpfer der mittelalterlichen Kunstrichtung war; von seiner innigen Freundschaft mit Giotto an gerechnet, erstreckte sich sein Einfluß auf alle bedeutenden Maler bis zu Raphael und Michel Angelo, ja, bis auf unsere Zeit, denn in den großartigen Cartons des Meister Cornelius ist noch viel Geistesverwandtschaft mit den tiefsinnigen Allegorieen des Dichters zu erkennen, und die Fresken im dereinstigen Berliner Campo santo werden an die berühmten, bis jetzt unübertroffenen des Campo santo in Pisa erinnern, über denen Dante's Geist schwebt.

Die göttliche Komödie ist ein Schauspiel des Weltalls; die Anmuth der Erde und die ruhige Pracht des Himmels; die Weisheit und

*) Dante's Göttliche Komödie in ihrer Anordnung nach Raum und Zeit, mit einer übersichtlichen Darstellung des Inhalts. Von J. A. Bähr, Professor an der Akademie der Künste in Dresden, Ehrenmitgliede der königl. Gesellschaft für nordische Alterthumskunde in Kopenhagen u. s. w.

**) Wir erinnern an sein kolossales Gemälde aus dem Leben Iwan's des Schrecklichen, das vor einigen Jahren Aufsehen in allen Kunstausstellungen erregte.

Poesie des Alterthums, die Moral und Seelenverklärung des Christenthums sind durch den begeisterten Machtspruch eines echten Dichterwortes in einem engen Raum vereinigt. Der geistvolle Kommentator zeigt uns Dante mit leuchtender Stirn auf seinem hohen Dichterthron, wo er mit feuriger Zunge Gericht hält über seine Zeit und sein Vaterland. Ohne Kenntniß der Mythologie, Astronomie und Geschichte, namentlich die des italiänischen Mittelalters, ohne Bekanntschaft mit den philosophischen Schulen, der scholastischen Theologie, der Philosophie der Kirche, worin sich damals (1313) die Ideen der Griechen mit der Spitzfindigkeit der Araber vereinigten, würde Dante nicht zu verstehen sein. Die Anleitung des vorliegenden Kommentars genügt auch hierin allen Bedürfnissen des Lesers, es sind sogar astronomische Zeichnungen beigefügt, von dem Planetensystem des Ptolemäus, wie es zu Dante's Zeit gelehrt wurde, nebst Andeutungen, wie dasselbe durch das Copernicanische System ersetzt werden könne, ohne dem Sinn und Verständniß der Dichtung Abbruch zu thun. Der künstliche, tiefsinnige Plan derselben, gebaut auf die geheimnißvollen Zahlen der heiligen Drei und Sieben, wird klar vorgezeichnet und die Wanderung der beiden Dichter Virgil und Dante in anschaulicher Erzählung beschrieben. Interessant ist besonders die Hindeutung, warum der christliche Dichter den heidnischen Virgil sich zum Führer gewählt hat. Man liebte und kannte im Mittelalter gerade diesen römischen Sänger besonders und glaubte in einigen seiner Verse eine Weissagung auf Christus zu finden. Den gebildeten Zeitgenossen Dante's war Virgil also eine bekannte Persönlichkeit, der Masse des Volkes aber galt er für einen Zauberkünstler, und er konnte auch als solcher ein passender Begleiter durch die Schrecken von Hölle und Fegefeuer sein. Im Paradiese wird dagegen das mystische Liebesideal Dante's, Beatrice, die Führerin zur christlichen Versöhnung. F. v. H.

Zwei literarische Novitäten aus Turin.*)

Ein protestantisches Journal und eine finanzmännische Utopie.

Als eine besonders wichtige Erscheinung muß unbedenklich die religiöse Zeitschrift der Waldenser hervorgehoben werden, welche unter dem Titel: Buona Novella, die gute Botschaft, das Evangelium, von dem waldensischen Prediger Meille in Turin herausgegeben wird. Es ist wichtig, daß dies in Italien und in italiänischer Sprache geschehen darf, wo noch vor kurzem jene uralten Protestanten aufs fürchterlichste verfolgt wurden, während in dem benachbarten Toskana dieselben Verfolgungen noch heute gegen jeden Leser der Bibel fortdauern. Die genannte Zeitschrift, welche eben so gut redigirt, als viel, selbst von Katholiken, gelesen wird, enthält zuvörderst dogmatische Aufsätze, z. B. biblische Studien über den Propheten Daniel; ferner Geschichte und Biographieen, z. B. über die ersten christlichen Kirchen in Italien; über die Verfolgungen der Protestanten, namentlich der Waldenser in Calabrien; über den ursprünglichen Katholizismus; über die Gewissensfreiheit in Amerika; über die unmittelbare Nachfolge des Apostels Petrus. Ein anderer Abschnitt giebt Nachricht über die evangelischen Missionen. Ein fernerer Theil ist der Polemik gewidmet, welche sich aber in den Schranken der rein wissenschaftlichen Untersuchung bewegt und nur bisweilen die plumpen Angriffe der Armonia mit aller Ruhe zurückweist. Letztgenannte Zeitschrift ist das Organ der Priester, welche als die ärgsten Feinde der Constitution auftreten und sich mithin gegen das Bestehende auflehnen. Außer größeren Aufsätzen enthält die Buona Novella noch kurze Korrespondenz-Nachrichten über Kirchen-Angelegenheiten und einen Artikel „Bibliographie", worin kurz die neuesten Erscheinungen auf kirchlichem Gebiet besprochen werden; den Schluß macht eine kurze Chronik der wichtigsten politischen Ereignisse. Es ist erfreulich, diese Zeitschrift in Turin in Kaffeehäusern und geschlossenen Gesellschaften mit Interesse lesen zu sehen.

Daß es auch in Italien an Projektenmachern nicht fehlt, kann man aus dem eben in Turin erschienenen Werke über die Nothwendigkeit der allgemeinen Herrschaft einer Sparbank entnehmen, womit sich der Baron v. Corvaja aus Sicilien schon seit längerer Zeit beschäftigt.**) Er geht von dem Grundsatze aus: das Geld macht Alles! oder eigentlich: das Geld regiert die Welt, daß aber bisher nur die Wucherer, die Banquiers, die Kapitalisten und Agioteurs dies verstanden hätten; man müßte dies nun auf alle Menschen auszudehnen suchen. Dazu schlägt er eine allgemeine Bank für alle Staaten vor und will ein großes Buch der gesammten menschlichen Gesellschaft eröffnen. Zu dem Ende hat er „nach dem Muster des deutschen Zoll-Vereins" ein Projekt entworfen, das er dem Papst und mehreren Monarchen übersandte, indem er es als das allgemeine Heilmittel für die Gesellschaft angepriesen, das sie von den Uebeln des Monopols sowohl, als der Konkurrenz erlösen soll. Er nennt seinen Plan zugleich ein politisch-ökonomisch-religiöses Handbuch, indem er seine Gesellschaft auf das zwanzigste Kapitel der Offenbarung Johannis gründet und die Pyramiden der menschlichen Gesellschaft auf der breitesten Basis aufbaut, nämlich unten die Ackerbauer, darüber die Handwerker, dann die Handeltreibenden, die Gelehrten, die Künstler, endlich die großen Geister, über diesen dann die Staatsminister, über denen der Monarch als die höchste Spitze steht. Zum Behufe der ersten Ausführung sind von dem Verfasser Actien zur Reform der jetzt bestehenden Banken und Sparkassen ausgeboten worden — allein bisher ohne Erfolg.

J. F. Nghr.

*) Vgl. Nr. 17 des „Magazins".

**) Bancocrazia Sovrana, il gran libro sociale dell' Umanità. Annali della Società dei Millenarii, del Barone Corvaja, Siciliano. Torino, 1853.

Mannigfaltiges.

— Die aztekischen Liliputaner. Die Staatszeitung der Republik Salvador (Gaceta del Gobierno del Salvador) findet sich zu der Erklärung veranlaßt, daß die von englischen Zeitungen, namentlich auch von der Times, gegebenen Nachrichten über die jetzt in London befindlichen sogenannten Azteken, die angeblich von einem untergegangenen Volke von Liliputanern die einzigen Ueberreste sein sollen, nichts weiter als Märchen seien, von denen man sich nur wundern müsse, daß sie auch in England Glauben gefunden. „Wir versichern", heißt es in der gedachten Erklärung, „in unserer Eigenschaft als Central-Amerikaner, die mit der Geographie ihres Landes hinreichend vertraut sind, daß die Stadt Irimaya, ihre Thürme, Schlösser und vergoldeten Minarets ein Märchen aus „Tausendund Eine Nacht" sind, eben so wie die aztekischen Liliputaner von der Priesterrace. Die beiden in Europa zur Schau gestellten Kinder sind weder Liliputaner, noch Azteken, noch Priester, noch Eingeborne von Irimaya, noch endlich von irgend einem wunderbaren Menschenschlage. Sie stammen auch nicht aus der Republik Guatemala, sondern aus einem Dorfe, Namens la Puerta, im Departement San-Miguel, wo eine verheiratete Mulattin diese beiden Kinder nebst einem jüngeren, das noch bei ihr und eben so zwerghaft ist, geboren hat." — Es wird dann weiter erzählt, daß ein gewisser Don Raimundo Selva aus Nicaragua die beiden Zwerge, die bereits in der Heimat als Phänomene begafft worden waren, von der Mutter gegen ein Stück Geld erhandelt, um sie mit einem Wolf, einem weißen Hirsch und einigen seltsamen Affen den Schaulustigen zu produziren. Ein Yankee habe ihm die Kinder abgeschwindelt, und dieser führe sie nun in der Welt, als die letzten Azteken, umher. Mundus vult decipi — daß aber auch die Pariser Akademie sich einen wissenschaftlichen Bericht über diese aztekischen Volks-Ueberreste hat abstatten lassen, ist doch wohl ein noch größeres Wunder, als das der lokomotorischen Tische, woran sie auch jetzt noch nicht glauben will.

— Die Mammuths-Höhle in Martinique. Von dieser merkwürdigen, in der ganzen Welt nicht ihresgleichen habenden, unterirdischen Höhle liefert ein amerikanischer Reisender, Herr Willis, in seiner Beschreibung der Tropenländer, eine Schilderung, nach welcher eine englische Review folgende Notiz giebt: „Keine Feder vermag den Eindruck zu schildern, die der Reisende empfindet, wenn er in die antediluvianische Mammuths-Höhle eintritt. Er erblickt hier eine durch ein Erdbeben verschüttete Riesenstadt, welche ein Dach von Gebirgen und Felsen vor den Wassern der Sündfluth bewahrt und vor jeder Art von Zerstörung gesichert hat. Es ist dies nicht etwa eine feuchte, von ungesunden Dünsten angefüllte Höhle, sondern eine Reihfolge von Vorhöfen, Säulenhallen, Domen, Galerieen, Straßen, Bogengängen und Fernsichten. Nicht eine Höhle hat man vor sich, sondern eine in Ruinen liegende Stadt, die des Sonnen-, wie des Mond- und Sternen-Lichtes beraubt ist, über die der Tag des göttlichen Gerichts ergangen und über welcher sich eine neue Welt gebildet, die selbst bereits alt geworden. Kein Baumeister würde dergleichen gigantische Bogengewölbe oder so kühn in die Höhe strebende Kuppeln herzustellen vermögen; kein Künstler der Welt wäre im Stande, solche Säulen, Karniese und Galerieen zu schaffen, die sich gewissermaßen gegenseitig, scheinbar durch ein von den Gesetzen der Schwere abweichendes Wunder, stützen."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 15 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 23, und beim Expedit. Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 24. Berlin, Sonnabend den 25. Februar 1854.

England.

Englische Literatur-Briefe.

1854. Zweiter Monatsbericht.

Der Geld- und Geschäftsgeist im geistigen Leben und in der orientalischen Frage. — Englische Sympathieen für den türkischen Gesandten und für Cobden, den Russen-Liebhaber. — Die Aehnlichkeit zwischen England und Rußland, nach Cobden. — Krankheits- und Erziehungs-Statistik. — Die allgemeine englische Geschäfts-Trias. — Dr. Mill's Brief an den Bischof von London. — Robert Owen's Zukunft der menschlichen Gesellschaft in den Tischbeinen. — Messianische Ideen von irgend etwas „Kommenden". — Literatur über die Länder des Kriegsschauplatzes; Gurzan's „Armenien"; türkische Novelle. — Dr. Hooker's Werk über die Himalayah-Gebirge und das Natur- und Menschenleben darin. Der abgesetzte Dawalagiri. — Ticonderoga, von G. P. R. James. — Kuriositäten des Londoner Lebens. — Der böse Stern. — Thackeray's fünftes Heft der „Newcomes". — Die nobele Passion und Wissenschaft des Jagens. — Berkeley's Reminiscenzen eines Jägers. — Bunsen's komparative Philologie. — Das Feuer des Nordpols und Franklin. — Was die Franklinschen Expediteurs eigentlich suchten und fanden. — Erziehungs-Ausstellung und der Ausfall der Dubliner „Exhibition".

London, im Februar.

Es ist eine eigenthümlich schwere Aufgabe, das laufende geistige Leben eines Volkes, zumal wenn dieses aus Engländern besteht, in monatlichen Bildern darzustellen. Es gehen einem so viel Erscheinungen mit unsicherem Ansehen und von unbestimmtem Eindruck durch den Kopf, daß man gar nicht weiß, was man festhalten und wie man das Ergriffene begreifen und darstellen soll. Die Schwierigkeit liegt besonders darin, daß jede Lebens- und literarische Erscheinung fast immer eine geheime Geschichte hat, daß sie, durch Referenzen, Connectionen, Parteien und Spekulanten hervorgerufen, getragen, poussirt und ausgebeutet, in einseitiger Richtung auftritt und nach dieser Richtung hin künstlich gekräftigt und gefördert wird. Das geistige Leben entwickelt sich eben unter so komplizirten Verhältnissen, wie die englischen sind, gar nicht mehr frei, nicht aus eigener Lebenskraft von Innen heraus, sondern unter dem absolutistischen Einflusse des Geld- und Geschäftsgeistes, der durch Compagnieen, Klubs, Associationen, Kränzchen und Kliken Alles, was die Hand und die Maschine und der Kopf und das Herz produziren, in seine erdumgürtenden Netze einfängt und ausbeutet. Das Edelste, Schönste und selbst Nützlichste geht unrettbar unter, wenn es sich nicht mit Leib und Leben einer Kapitalistengesellschaft verschreibt und dieser fünfhundert Prozent bringt. Schon oft hatte ein Gedanke die Bedeutung einer Armee und ganzer vereinigter Armeen und Flotten, aber noch nie eine so große, als das englische Geld. Ganz England und Europa, halb Asien und halb Afrika sind „für die Türken". Possen, sagt das englische Kapital, ich bin für mich und will meine Zinsen von Allen haben, seien sie für oder gegen die Türken.

Die Kreuz- und Querzüge des kaufmännisch listigen und lauernden Kapitals gegen die ohne Kasse hochherzigen Türken (welch ein Gegensatz zu den Kreuzzügen!) erscheinen in den Zeitungen und in der Literatur überhaupt sehr langweilig und selbst ekelhaft. Sie sind eine große Finanz-Operation der herrschenden Interessen, in England des nackten Kapitals, nicht sowohl gegen die Türken, als gegen die Nationalitäten und geistigen Bedürfnisse der civilisirten Gegenwart überhaupt. Die vereinigten Flotten kehrten unlängst plötzlich aus dem Schwarzen Meere zurück in die Nähe Konstantinopels, um nöthigenfalls dem friedlichen Geschäfte des englischen Kapitals, der Absetzung der russenfeindlichen Minister des Sultans, Nachdruck zu geben, wenn die unkaufmännischen Türken die den Geschäften unerläßliche Ruhe stören sollten. Wir werden sehen, daß die englische Flotte, d. h. die Polizei des englischen Kapitals, den sterbenden Leib der Türkei an Händen und Füßen hält, wenn ihm die zur Erhaltung oder Herstellung des allgemeinen Friedens nöthigen Provinzen thatsächlich aboperirt werden. Die freie englische Literatur, die kolossale Werkstatt von Gedanken und Ideen der größten Nation, zappelt unbewußt fort in den Netzen des Kapitals und der Diplomatie und füttert sich und das Publikum täglich mit großartigen An- und Aussichten für Ruhm, Ehre und andere Tugenden, denen Falstaff für immer ihre Stellung im großen Leben angewiesen zu haben scheint. Nur die alle Tage von England und Europa und Amerika vernichtete und in lächelnder Vornehmheit alle Tage, wie die Sonne des Himmels, unversehrt aufgehende und Gerechte und Ungerechte mit gleichem Hohn bescheinende Times, die große Wortführerin der Großmächte, besonders der größten, des englischen Kapitals, lügt und beschönigt mit Methode, Bewußtsein und Plan, sicher in ihren Mitteln und als Dienerin der modernen Allmacht ihres Erfolges gewiß. Sie soll öfter „bestochen" sein. Alberne Beschuldigung! Sie gehört den herrschenden Kapitalien der Welt, welche ihr gehören. Arme, beschränkte Völker, Zeitungen und Menschen, die Sympathieen für den Todeskampf eines Staates haben, der auf dem Geldmarkte sich nicht eines einzigen „rothen Schildes" rühmen kann, deren Wange sich in edler Begeisterung höher röthet, wenn die Times endlich den Russen die Faust zeigt, die vielleicht nicht einmal so drohend geschwungen ward, wie es für den Moment und die Pläne der Großmacht nöthig erschien, um die Edlen und Sympathetischen ohne Kasse irre zu führen. Letzteres ist freilich so leicht, daß die Times nur so spielen kann, seitdem sie die „öffentliche Meinung" im Interesse des Kapitals, wie es scheint, ganz blödsinnig gemacht hat, so daß sich Jeder jeden Morgen seinen Bedarf an öffentlicher Meinung aus ihr holt, wie aus einem Evangelium, einer göttlichen Offenbarung, ohne selbst das Geringste daran zu ändern, wozu er allerdings sowohl die Zeit, als den Geist verloren hat in diesem Lande voller Contobücher und Geschäfte.

Dabei sind der Russenhaß und die Türkensympathie immer noch sehr Mode in der öffentlichen Meinung. Letztere erfuhr der türkische Gesandte auf seiner Fahrt zum Parlamente sehr deutlich. Aber dasselbe Volk empfängt auch „seinen Cobden" überall noch wie eine beliebte erste Sängerin auf dem Theater und hörte beim Reform-Bankett in Manchester, das, wie immer, der Eröffnung des Parlaments vorausging, ihn nicht nur ruhig, sondern auch mit „Cheers" an, wie er auseinandersetzte, warum man Rußland lieben und sich wegen der Türken keine Kosten machen müsse. Die Türkei ist keine respektable Firma; sie macht Bankerutt. Dagegen ist Rußland eine sehr respektable Firma, hat Geld, Felle, Hanf, Kaviar und bezahlt damit Kattun; auch liebt es uns, deshalb müssen wir es wieder lieben. Es liebt uns, denn in Petersburg ist ein respektirter englischer Klub. Auch hat man Wettrennen, ganz wie in England. Selbst seine Einrichtungen sind ganz englisch, denn es hat eine große Aristokratie, der das Land gehört, und Landbauern, denen das Land nicht gehört. Freilich sind sie politisch nicht so frei, aber im Uebrigen ist die Sache selbst ganz englisch. Also warum unser Ebenbild nicht lieben? Das beste Kompliment, das uns Rußland „bezahlen" kann, besteht darin, daß es englische Erzieherinnen liebt und für — englische Ammen sorgt. — Ich hoffe, die meisten Leser werden sich dieser Cobdenrede erinnern und deshalb finden, daß dies wirklich kurz und bündig der Inhalt seiner englischen Reformrede war (beiläufig mit etwas Phrase von Wahl und Qual). Wer sie nicht gelesen, den bitten wir, dies nicht als einen schlechten Witz abzuweisen, sondern sich durch Nachlesen selbst zu überzeugen, daß der Erfinder des großen Brodes in England wirklich so sprach.

Also so weit wäre denn die englische Pluto- und Cottonokratie gekommen, daß sie sich der Aehnlichkeit mit Rußlands patriarchalischen Verhältnissen zwischen Aristokraten und Sklaven und der russischen Herren und englischen Ammen rühmt. Man muß dabei gestehen, daß Cobden ein ehrlicher Mann ist, der den Muth hat, seiner Ueberzeugung auch Worte zu geben, einer Ueberzeugung, die sich sehr stark auf Thatsachen gründet. In Bezug auf die Politik trifft er den Nagel geradezu auf den Kopf. Er ist kein feiner Mann und versteht es deshalb nicht, wie die Times, zu dupiren, oder, wie andere Zeitungen, sich dupiren zu lassen. Und was die soziale Aehnlichkeit mit Rußland betrifft, scheint sie sich immer mehr zu bestätigen, nur unter allerdings freieren Verhältnissen, wie Cobden auch zugab. Englische und russische Sklaven machen sehr oft Striken, nur daß Letztere dann wirklich zuschlagen

und Erstere durch Meetings, Geldsammlungen und die Presse zu schlagen suchen. Hinsichtlich der Bildung beider Klassen sind die Engländer allerdings nicht so schlimm, als die Russen, aber wer weiß, ob die russischen Sklaven nicht klüger, vernünftiger und besser wären, als die englischen, wenn ihnen Bücher und Unterricht und Bildung, aus höheren, weisen, uns gewöhnlichen Sterblichen unbegreiflichen Staatsrücksichten, nicht streng verboten wären. Klingt es nicht ganz russisch, was die Times unlängst von einer englischen Grafschaft erzählte? In derselben fand man dreizehnthalb Prozent schulpflichtige Kinder, von denen noch nicht fünf Prozent eine Schule besuchten. In eilf Kirchsprengeln fand man eine einzige Schule, und zwar eine etwas kostspielige, blos für junge Ladies. Eine russische Trunkenbolds-Statistik haben wir nicht, aber auch ohne eine solche bleibt die englische unvergleichlich. Im Jahre 1849 trank im Durchschnitt jeder Engländer drittehalb Gallonen Spiritus, jeder Irländer viertehalb und jeder Schotte eilf Gallonen Spiritus. In Cork war jeder Zehnte, in Clonmell jeder Dreizehnte, in Dublin jeder Vierzehnte, in Liverpool jeder Zwanzigste und in Glasgow jeder Zweiundzwanzigste wegen Trunkenheit verhaftet worden. Unter den Gestorbenen Liverpools war unter je sieben Einer direkt am Trunk gestorben. Daß unter je hundert Verhafteten dreißig bis sechzig weder lesen, noch schreiben, oder wenigstens nicht schreiben können, ist man schon gewohnt.

Die große Volksmasse, die sich mehr oder weniger durch Wissen und Willen, Können und Kennen helfen soll und muß, bildet mit ihrer Beschränktheit und Trunksucht nachgerade doch einen ungeheuren, alle Tage lebhafter gefühlten Vorwurf gegen die Kirche und Aristokratie, welche sich durch eine Jahrhunderte lange Reihe von Parlamenten Geld und Bildung monopolisirt haben. Zwar scheinen die privilegirten Klassen seit Jahren ungemein viel zu thun für die irdische und geistige Erhebung der Parias, aber sie scheinen eben nur so. Die Anstalten, Institutionen, Bibliotheken, Sozietäten und Compagnieen, fast allemal mit einem Lord, oder Bischof, oder wenigstens Parlamentsmitgliede an der Spitze, wie sie hundertweise umher ins Leben springen, haben fast stets einen Direktor mit zweitausend Pfund, einen Vice-Direktor mit tausend oder funfzehnhundert Pfund, einen Schatzmeister mit eben so viel und zehn bis zwanzig andere Beamte an der Spitze, welche diese wohlthätigen Anstalten nur ins Leben gerufen zu haben scheinen, um unter einer philanthropischen Firma auf eine leichte Weise schweres Geld zu machen. Seien es Eisenbahnen, oder Exhibitions, oder Schulen, oder Kirchen, oder Kunst-Institute, oder wissenschaftliche Institute, überall findet sich die englische Geschäfts-Triade: unten Arbeiter, Leute, die geben und produziren, in der Mitte Direktoren, Besitzer, Verwalter, Beamte überhaupt, welche das Geld in ein Flußbett leiten und ganz oben im nebeligen Hintergrunde die eigentlichen Eigenthümer, in deren Taschen der Fluß mündet, um sich in das höhere Leben, Parlamentswahlkosten, Fuchs- oder Kirchthurmjagden, Ausstattungen oder Kosten für den Ankauf einer Offizierstelle für den zweiten Sohn u. s. w. zu verlieren. Das ist in Bezug auf Schule und Kirche so arg geworden, daß man ein ordentliches „Movement" für ein Staatsschulwesen und Schulzwang angefangen hat. Es läßt sich aber nicht erwarten, daß das Parlament die „Freiheit der Bürger" so antasten wird, um ihnen die Lehr- und Lernfreiheit zu nehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Polen.

Archäologische Briefe aus Polen.

(Schluß.)

Bei Regulirung des Bodens eines Gartens im Dorfe Kruchow bei Trzemeßno (Regierungsbezirk Bromberg) traf man in einer Tiefe von zwei Fuß auf eine Art festgestampften und gebrannten Lehmbodens von vierundzwanzig Ellen Länge und zwanzig Ellen Breite, der mit Kohlenasche und bronzenen Nägeln bedeckt war und worunter man auch einen kleinen bronzenen Löwen fand, dessen einer Hinterfuß geschmolzen war und neben der Figur lag. Derselbe ist, wie man sieht, aus einem Stücke gegossen, inwendig hohl und hat auf dem Kopfe eine viereckige, durch einen Riegel verschließbare Oeffnung. Der Kopf des Thieres gleicht demjenigen eines Hundes mit Katzenohren, den Hals deckt eine Mähne, und der Körper läuft in einen Löwenschwanz aus. Die Klauen der drei Beine gehören jede einer besonderen Spezies an, dem Pferde, dem Elephanten und dem Hornvieh. Der rechte Vorderfuß scheint gleich Anfangs krumm geformt zu sein, denn er ist nicht kürzer, als die beiden anderen, und vielleicht ein Wappenzeichen; das Thier selbst steht auf den übrig gebliebenen drei Füßen vollkommen fest. Von einem steinernen Fundament unter dem Boden ist keine Spur vorhanden, und es scheint, es habe hier irgend ein hölzernes Opfergebäude gestanden, welches das Feuer zerstört hat, und wobei nur der kleine Löwe, der ein Tempelgeräth sein mochte, übrig geblieben ist.

Der Griff der Figur stellt eine mit den Vorderpfoten gegen den Kopf des Löwen sich stemmende Eidechse vor, deren Hinterfüße, von denen noch Spuren vorhanden sind, sich auf das Hintertheil des Löwen gestützt haben mögen. In der Schnauze des Thieres, das eilf Zoll Höhe und zehn Zoll Länge hat und nicht ganz sechs Pfund wiegt, befindet sich eine Röhre, die wohl zum Ausgießen bestimmt war.

Nachdem man alles auf dem Boden Liegende sorgfältig untersucht und weiter nichts Bemerkenswerthes gefunden hatte, fing man an, um denselben herumzugraben, und stieß bald auf einen Haufen von Granitsteinen von neun Ellen Breite, in welchem man gleich oben unter den ersten Steinen ungefähr fünfhundert Silber- und Kupfermünzen fand, die in sehr verschiedener Präge-Art auf der einen Seite den Jagiellonischen Adler, auf der anderen eine Krone tragen. Zwei derselben haben auf beiden Seiten Adler, und eine, außer dem Adler, noch dem Klee ähnliche Blätter, zwischen welchen Knospen hervorragen. Der Eigenthümer mag diesen kleinen Schatz einst in unruhigen Zeiten hier verborgen haben, ohne zu ahnen, daß der Haufen, dem er ihn anvertraute, ein uralter Todtenhügel sei und Urnen in sich schlicht.

Der Eigenthümer des Gutes, in der Hoffnung, noch mehr und ältere Münzen zu finden, ließ den Haufen vorsichtig abtragen und fand in einer Tiefe von neun Fuß, also genau der Höhe des Hügels, ein neun Fuß breites Gewölbe von festgestampftem, gebranntem Lehm, bei dessen Eröffnung sich gewölbte Nischen zeigten, welche jede eine seitwärts stehende Urne in sich schlossen. Die Urne in der letzten Abtheilung war größer, hatte einen Deckel von Bronce, zehn Zoll Durchmesser und enthielt außer Asche ein Stück eines metallenen Spießes. Leider zerfiel Alles, sobald die Luft darauf einwirkte.

Eine weitere Entdeckung war ein elliptisches, oben eingestürztes Gewölbe, dessen ungeheure Fundamente aus durch Cement verkitteten Feldsteinen und unförmlich großen Ziegeln bestehen. Nach Wegräumung des Schuttes brachte man zwei ziemlich große Urnen, einige Thränennäpfchen und eine Jagiellonische Münze ans Tageslicht. Wahrscheinlich wurden diese Sachen schon früher einmal gefunden und einstweilen beiseitegesetzt, bei welcher Gelegenheit wohl auch das Geldstück verloren worden sein mag.

Zuletzt gelangte man noch zu einer Art Ofen, in welchem wahrscheinlich aus Thon geformte Wappen polnischer Familien gebrannt worden sein müssen, da sich noch Stücke davon mit den recht nett ausgearbeiteten Wappen Wieniawa, Nalencz, einiger Geschlechter aus der Sieradzer Wojewodschaft und anderer vorfanden.

Den Gelehrten kömmt es zu, zu untersuchen, wann diese Fabrik wohl im Gange gewesen sein mag, und wozu diese eigenthümlichen Zierraten verwendet worden sein können. Hat man sie irgendwo an Wände angebracht, oder sind es gar Ofenkacheln gewesen?

Zu Obigem macht der Autor der bibliographischen Bücher in Warschau folgende Bemerkungen:

Der aufgefundene kleine Löwe ist meiner Ansicht nach ein Gefäß zum Ein- und Ausgießen von Flüssigkeiten, der wohl bei Begräbniß-Libationen angewendet worden ist, und dessen abenteuerliche Gestalt jedenfalls ihre Bedeutung hat. Ob er an Ort und Stelle geschaffen oder aus dem römischen Imperium herübergebracht worden ist, und ob sich auf ihm Spuren von Firniß befinden, bleibt noch zu untersuchen.

Der dreizöllige Boden kann keinenfalls einem Hause als Fundament gedient haben, er war die Basis irgend eines hölzernen Gebäudes, das von den Flammen verzehrt worden ist. Sollten sich unter der vorhandenen Asche, außer den metallenen Nägeln, noch Schlacken vorfinden, so ist anzunehmen, es seien bei dem Brande, gleich dem einen Beine des Löwen, auch andere Geräthe zerschmolzen.

Als das Merkwürdigste erscheint mir die Sammlung von Münzen aus der Zeit der Piasten und der Jagiellonen, wenn sie beisammen gefunden worden sind; das kann für die Numismatik sehr wichtig werden. Wie sind sie überhaupt in den Steinhaufen gekommen? Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß wir es an der Stätte des Fundes mit verschiedenen Zeitaltern zu thun haben.

* * *

Die in vorstehenden Briefen erwähnten Gegenstände sind auf einem Flächenraum gefunden worden, der zwischen dem 36° und 50° östlicher Länge und 53—50° nördlicher Breite liegt. Sie sind daselbst ferner ganz vereinzelt, und im Verhältniß zu dem Raume, der sie geborgen hat, in zu geringer Anzahl vorgekommen, als daß man nicht zu der Annahme hingeführt werden sollte, es müßte da, wo bis zutagegefördert worden ist, gewiß noch vieles Andere verborgen sein. In einem der Briefe ist ausgesprochen, das Interesse für archäologische Forschungen sei gegenwärtig in Polen sehr rege, und man knüpfe daran die Hoffnung auf die günstigsten Resultate. Wäre dies wirklich der Fall, so geschähe damit allerdings der Wissenschaft ein großer Dienst, denn gerade der Osten ist derjenige Theil Europa's, wo unsere Kenntnisse im Verhältnisse noch sehr lückenhaft sind und wir oft in den Fall kommen, stillstehen oder geradezu umkehren zu müssen, wo wir

so gern vorwärtsgehen und klar schauen möchten. Auch wir wünschen lebhaft, es fänden sich bei unseren slawischen Nachbarn recht viele aufmerksame und rührige Beobachter, die auch den scheinbar geringfügigsten Umstand nicht übergehen, sondern ihn als Aufforderung zu recht strengen Untersuchungen betrachten. Bleibt es hier nicht, wie bei so vielen anderen Dingen, beim frommen Wunsche, und thun nebenbei noch die öffentlichen Blätter in Polen in Bezug auf hinreichende Mittheilungen das Ihrige, so wird das, was bis heute noch ohne Zusammenhang dasteht, zu Gliedern einer Kette, die uns, in vielen Fällen wenigstens, Anhaltspunkte geben kann, wo wir heute noch im Finstern herumtappen. Die deutsche Presse wird es gewiß nicht verabsäumen, jeden neuen Fund im Nachbarlande, sei er auch der kleinste, vor die Oeffentlichkeit zu bringen und dadurch dem Forschenden Material zuzutragen.

Brasilien.

Das Amazonenthal. *)

Herr Wallace, von dem ernsten Wunsche erfüllt, das üppige Thier- und Pflanzenleben der Tropenländer mit eigenen Augen zu schauen, machte im Jahre 1848 zuvörderst einen Ausflug in das Amazonen-Stromgebiet. Nach einer kurzen, neunundzwanzigtägigen Fahrt von Liverpool ankerte sein Schiff am 26. Mai an der Südküste des Riesenstromes, den er am folgenden Morgen mit günstigem Winde hinauffuhr. Auf funfzig (engl.) Meilen konnte man den Fluß vom Ocean nur durch sein ruhiges, farbloses Gewässer unterscheiden, da das Nord-Ufer ganz unsichtbar und das südliche zehn bis zwölf Meilen entfernt war.

Früh am 28sten bestrahlte die an einem wolkenlosen Himmel aufgehende Sonne die Stadt Pará, die, mit dichten Forsten umgeben, von Palmen und Pisangbäumen überragt, in der ganzen Fülle tropischer Natur sich zeigte. Die Kanots mit ihrer bunten Bemannung von Negern und Indianern fuhren ab und zu; die Geier schwebten über ihren Häuptern oder schlenderten behaglich am Strande. Endlich erschienen die Zollbeamten, und nachdem sie Alles untersucht hatten, gestatteten sie den Reisenden, ans Land zu gehen. Die Portugiesen, die früheren Herren des Landes vor der Unabhängigkeits-Erklärung Brasiliens, hatten nicht nur allen Verkehr mit Fremden verboten, sondern hatten auch die Schifffahrt auf dem Amazonenstrom, als durch Wasserfälle und andere Hindernisse gefährlich, in Verruf zu bringen gesucht. Spätere Reisen jedoch erwiesen jene Gerüchte als falsch und gerade diese größte Arterie des amerikanischen Festlandes als das bequemste Förderungsmittel zum Austausch der unermeßlichen Naturschätze Brasiliens und der Nachbarländer gegen die Manufakturwaaren Europa's. Die Regierung der Vereinigten Staaten scheint bei diesen Handelsunternehmungen den Anfang machen zu wollen; denn schon 1851 segelte Lieutenant Herndon von Lima ab, um den Amazonenfluß von den fernen Quellen des Maranõn, im See Lauricocha, bis zu seiner Mündung in den Atlantischen Ocean zu befahren. Seine Aufgabe war, das Amazonenthal zu durchforschen, die Strömung zu sondiren, über die Schiffbarkeit zu berichten — die Gefilde, Wälder, die Wassermenge der Nebenflüsse zu untersuchen — und dem Unternehmungsgeist der Zeitgenossen die Hülfsquellen zu verkünden, die hier verborgen liegen und nur des Zauberstabes der Civilisation und des belebenden Odems der Dampfmaschine harren. — Mit der Umsicht und dem Scharfblick, die dem Amerikaner eigen sind, wurde nur eine kleine und auserlesene Gesellschaft zu der Expedition verwendet, eine größere würde unter ihrer eigenen Last zusammengebrochen sein. Diese Erfahrung haben die von der englischen Regierung nach einem großen Maßstabe und mit größerem Kosten-Aufwande ausgerüsteten Expeditionen nur zu oft gemacht, während die bescheidenen Entdeckungszüge von Privatpersonen, nur selten unter Staatsgarantie angetreten, aber auch nicht durch Regierungs-Instructionen gehemmt, häufig mit Erfolg gekrönt wurden. Von Franklin bis auf den heutigen Tag sind noch alle Nordpol-Expeditionen der Regierung mißlungen, indeß Rae mit sehr spärlichen Mitteln das Vorhandensein einer nordöstlichen Durchfahrt zur Gewißheit gebracht hat und Inglefield auf einem „viermonatlichen Abstecher" weiter, als je ein Vorgänger, in nördlicher Richtung gedrungen ist. Die Verluste der meisten großen Expeditionen, welche die englische Regierung nach Afrika geschickt hat, sei es den Congo oder Niger hinauf, sind Allen noch in eben so frischem Andenken, wie die Erfolge Mungo Park's, Lander's, Livingston's u. A. So wurde die Expedition nach Australien unter Grey und Lushington (ursprünglich das Unternehmen einer Privat-Gesellschaft, die nur einen Vorschuß von tausend Pfund Sterl. zum Beginn ihrer Operationen verlangte) ihr aus den Händen genommen und unter den Auspizien der Regierung ausgesendet. Der unglückliche Ausgang ist bekannt; weniger aber, daß der Staatsschatz dabei um eilftausend Pfund Sterl. ärmer geworden.

Herr Wallace bietet einen neuen Beleg für die aufgestellte Behauptung. Ohne Unterstützung von Seiten der Regierung zog er in die ungesunden Alluvions-Gegenden Süd-Amerika's; die Kosten sollten, nach seiner Berechnung, durch den Verkauf der naturgeschichtlichen Sammlungen gedeckt werden. Und wie er uns versichert, hat er sich nicht verrechnet. Mehrere Jahre begegnete er mit kaltem Blute allen Schwierigkeiten und besiegte sie endlich; der geographische Glanzpunkt seiner Entdeckungsreise aber ist die Auffahrt des Rio-Negro von seiner Vereinigung mit dem Amazonenstrom bis zur Quelle und eine ähnliche Fahrt auf dem Uaupé, einem reißenden Nebenfluß des Rio-Negro. Auf dem Amazonenstrome selbst erlebte er einen Pirocóco, den er also schildert:

„Wir waren ans Land gegangen, um in einer Zuckerpflanzung die Fluth abzuwarten, als ein Agent uns anrieth, lieber weiterhin im Strom auszulegen, da hier der Pirocóco stürme. Obwohl wir ihn in Verdacht hatten, er wolle uns blos erschrecken, hielten wir es doch für klug, auf seine Mahnung zu hören. Kaum hatten wir unsere Stelle geändert, als plötzlich eine große Welle heranrauschte und sich dort brach, wo unser Kanot zuerst ankerte. Dann aber war das Wasser wieder ruhig wie zuvor. Wie wir den Strom hinabfuhren, sahen wir aller Orten die Zeichen der Verwüstung in den entwurzelten Bäumen, welche die Küste der Länge nach säumten, in den hohen Lehmbänken, wovon die Erdschicht abgespült war. Im Winter, wenn die Springfluth aufs Höchste steigt, bricht der Pirocóco mit furchtbarer Gewalt herein, und wehe dann dem Boot, das unvorsichtig in zu seichtem Wasser zurückgelassen wird! Die gewöhnlichen Erklärungen für dieses Phänomen sind entschieden unrichtig. Hier ist kein Zusammenstoß von salzigem und süßem Wasser; noch ist der Strom besonders eng, wo die Erscheinung ihren Anfang nimmt. Ich sammelte alle Nachrichten, die ich mir nur verschaffen konnte, über die Tiefe des Stromes und über die Sandbänke, die darin vorkommen. An einer Stelle, wo sich ein Loch befindet, geht quer durch den Fluß eine Untiefe, und unterhalb derselben ist der Strom etwas verengt. Die Fluth strömt mit großer Schnelle über Pará hinaus, und indem sie in den Guanáfluß tritt, berührt sie den schmalen Theil des Kanals. Hier ist die Masse des Fluthwassers tiefer und strömt rascher, und wenn sie dann plötzlich an die Untiefe stößt, bildet sie eine Welle, gerade wie einem raschen Bache ein großer Stein auf dem Grunde eine Undulation erzeugt, indeß ein sanftfließender die glatte Fläche behalten wird. Diese zur Woge gestaltete große Wassermasse wird ihre Bewegung ungebrochen weit hinaus fortpflanzen, bis sie sich an ferneren Untiefen in dem Bette oder dem Rande des Flusses bricht und, von neuen Wassermassen geschwellt, mit reißender Schnelligkeit dahinbraust." . . . . . .

In dem Dorfe Montealegre angelangt, verschaffte ein Empfehlungsschreiben an Senhor Nonez ihm und seiner Gesellschaft ein leeres Haus mit zwei Sälen, mehreren kleinen Schlafzimmern, einer breiten Veranda und einem geschlossenen Hofraum; allein nach Sonnen-Untergang strömten die Moskitos in ganzen Schwärmen herein und wurden so quälend, daß es rein unmöglich war, mit Ruhe zu lesen oder zu schreiben.

„Die hiesigen Einwohner zünden, um die Praga (die Plage, wie sie die Moskitos mit Recht nennen) abzuhalten, Kuhmist an den Thüren an: das einzige Mittel, das einigen Erfolg hat. Wir schickten nun den Indianer, den wir als Koch angenommen hatten, jeden Nachmittag aus, um für uns einen Sack voll jenes nothwendigen Artikels zu sammeln. Kurz vor Sonnen-Untergang zündeten wir an der Thür unseres Schlafgemachs und in der Veranda dieses seltsame Parfüm in einer alten irdenen Pfanne an, um so viel Rauch als möglich zu gewinnen, und dann mochten wir eine Stunde ziemlich unbelästigt zubringen. Abends hat jede Wohnung ihre Pfanne mit brennendem Mist, der eben keinen unangenehmen Geruch verbreitet, und da es hier an Rindvieh keinen Mangel hat, so kann man sich diese Lebensnothdurft überall verschaffen."

Das interessante Buch ist doppelt schätzbar wegen seiner gesunden Notizen, die es über physikalische Geographie, Geologie, Zoologie, Botanik, Klima und Ureinwohner des Amazonenthals, mit Zugaben verschiedener Glossarien, Karten und anderer Illustrationen trägt.

Auf der Brigg „Helena", die den Verfasser nach England heimführte, brach Feuer aus und ging mit all den schweißerrungenen Schätzen des Reisenden zugrunde. Mit genauer Noth retteten er und die Schiffsmannschaft nicht viel mehr als das nackte Leben. Das Schiff „Jordenson" nahm sie beiläufig zweihundert Meilen von den Bermuden auf; und mit seiner charakteristischen Kaltblütigkeit erzählt Wallace:

„Erst als die Gefahr vorüber war, begann ich, die Größe meines Verlustes zu fühlen. Mit welcher Lust hatte ich mich an jedem seltenen und merkwürdigen Insekt geweidet! Wie oft, fast aufgerieben

*) A Narrative of Travels on the Amazon and Rio Negro; with an Account of the Native Tribes, and Observations on the Climate, Geology, and Natural History of the Amazon Valley. By Alfred Wallace. With a Map and Illustrations. Reeve & Co.

vom Fieber, kroch ich in den Wäldern umher und wurde durch eine noch unbekannte und schöne Spezies belohnt! An wie viele Plätze, die außer dem meinen noch keines Europäers Fuß betreten, hätten mich die seltenen Vögel und Insekten erinnert! Wie viele beschwerdevolle Tage und Wochen hatte ich verlebt, nur von der lieben Hoffnung gestärkt, so manche neue und schöne Naturform heimzubringen, deren jede mir durch die Erinnerungen, die sie in sich trägt, doppelt theuer sein mußte; die Zeugniß ablegen mochte, daß ich die genossenen Unterstützungen nicht unnütz vergeudete, und die mir für so manches Jahr Beschäftigung und Unterhaltung gewähren würde! Alles dahin! Auch nicht Eine Probe, um von dem unbekannten Lande, das ich betreten, eine Anschauung zu geben oder eine Erinnerung der wilden Erlebnisse zurückzurufen! Doch all diese Klagen sind unnütz, ich suche mir das unwiederbringlich Verlorne, so gut es geht, aus dem Sinne zu schlagen und mich mit dem wirklich Vorhandenen zu beschäftigen."

In der That ist Herr Wallace, unverzagt durch die bestandenen Gefahren zu Land und Wasser, im Begriff, für eine lange Pilgerfahrt nach den Inseln des östlichen Archipels, mit der Brigg „Frolic" abzusegeln.

Mannigfaltiges.

— Meyerbeer's „Stern des Nordens". Ueber die erste Aufführung dieser Oper in Paris berichtet Herr Jules Janin im Journal des Débats: „Wir verlassen die Opéra comique, wo Meyerbeer sein neuestes Meisterwerk, „l'Etoile du Nord" (Text von Scribe), aufführen ließ, und wir glauben bei der gelehrten und gewandten Kritik keinen Widerspruch zu erfahren, wenn wir sagen, daß der berühmte Meister auch diesmal den ungetheiltesten und verdientesten Beifall geärndtet hat. „L'Etoile du Nord" ist ein in jeder Hinsicht gewaltiges und entzückendes Meisterwerk, welches das ganze Gepräge seines Talentes und Genies trägt und dem neuen Genre angehört, als dessen Schöpfer er mit Stolz sich nennen kann. Nie noch hat Meyerbeer mit so vollen Händen Arien, Duos und Chöre gespendet! Nie noch fand man auf einen so kleinen Raum (eine dreiaktige Oper) so zahlreiche musikalische Perlen zusammengedrängt! Er schrieb für den Stern des Nordens eine Ouverture, die ein vollendetes Meisterwerk ist. Der Eingang, die Invocation an Finnland, die reizenden Couplets „le Bonnet sur l'oreille" haben das versammelte Publikum sogleich gefangen genommen, entzückt und gerührt. Der ganze erste Akt ist ein Muster des Geschmacks, der Anmuth und musikalischer Composition. Im zweiten Akt (er ist voll Leben, voll Handlung, voll Bewegung, dieser zweite Akt!) wird der Walzer gesungen, der die Einleitung bildet, und morgen wird ganz Paris das Lied kennen „Beau cavalier au coeur d'acier". Welch eine Kraft! welch ein Schwung! Der Chor der Verschwornen, die Orgie, die Schlachtgesänge, das Lied der Marketenderinnen, alles so fremdartig-originell, so neu, daß sie unter dem stürmischen Applaus des Publikums wiederholt werden mußten. Es kommen in diesem zweiten Akte drei Orchester vor, die sich nie vermischten und von dem Haupt-Orchester getragen werden, während die Soldaten des Zaren den heiligen Marsch: „Ciel, Dieu protecteur!" (wahrscheinlich aus dem „Feldlager in Schlesien") zugleich mit den in der Ferne hallenden Musikchören anstimmen. — Der dritte Akt ist, so zu sagen, das Resumé, die Erklärung alles Vorigen! Die Romanze: „O jours heureux", das Duo „fusillé", die rührende Geschichte der Wanderung der zwei Geliebten, die Wahnsinnsscene, endlich das Flötenstück und die bewunderungswürdige Cabaletta, es sind das eben so viele Meisterstücke, die mit dem unendlichsten Beifall aufgenommen wurden und alle gleich bezaubernd sind. Was war das für ein Fest, für eine Begeisterung, für ein Triumph! Alle sangen und spielten in einer des Meisters würdigen Weise. — Das Theater war so überfüllt, wie es schon lange nicht mehr der Fall gewesen. Ihre Majestäten der Kaiser und die Kaiserin kamen um siebenundeinhalb Uhr und wohnten der Vorstellung bis zum Schlusse bei. Als der Vorhang fiel, begann der Applaus aufs neue und der Komponist und der Künstler wurden wiederholt hervorgerufen."

— Eine kühne Hypothese. Die Theorie des geachteten deutschen Geographen, Herrn August Petermann, daß sich am Nordpol ein offenes Meer befinde, und daß die Polar-Gegenden überhaupt sich eines milderen Klimas erfreuen, als man nach ihrer geographischen Lage vermuthen sollte, hat an dem Engländer Harrington einen Anhänger gefunden, der sie mit kuriosen Gründen belegt. In einem neulich gehaltenen Vortrage über die Franklin-Expeditionen behauptete nämlich Herr Harrington, daß die Magnetnadel eine große Anhäufung von Elektrizität an den Polen andeute, daß aus einer solchen Kondensirung der Elektrizität eine Entzündung der Atmosphäre hervorgehen müsse, und daß mithin die Nord- und Südpol-Regionen, weit entfernt, die kältesten Theile des Erdballs zu sein, vielmehr der Sitz einer brennenden Hitze wären! Das laute, donnerartige Geräusch, welches Seefahrer so oft in den Polarmeeren vernommen haben und welches schwachsinnige Empiriker bisher für das Krachen zusammenstürzender Eisberge hielten, wird von dem Redner für das Knistern der elektrischen Flamme erklärt, deren Wiederschein er in den Nordlichtern erblickt und uns dadurch den lange gesuchten Schlüssel zu diesen merkwürdigen Natur-Erscheinungen giebt. Zwischen dem Feuermeer an den Polen und den eisigen Küsten des nördlichen und südlichen Kontinents müsse sich, meint er, eine gemäßigte Zone befinden, was auch durch die Thatsache (!) bewiesen werde, daß die Thiere in den Nordpolgegenden sich im Winter noch weiter gegen Norden ziehen. Unter diesem glücklichen Himmelsstriche mögen Sir John Franklin und seine Reisegefährten noch bis auf den heutigen Tag ein gemüthliches Dasein führen, obwohl sie weder vor-, noch rückwärts können, indem einerseits das Feuer ihnen den Weg versperrt, andererseits der Luftstrom von Süden, der zur Unterhaltung dieses Feuers beiträgt, ihnen Hindernisse entgegensetzt, die sie ohne Mitwirkung des Dampfes nicht zu überwinden vermögen — es sei denn, daß es Herrn Harrington gefallen sollte, ihnen durch eine neue Hypothese zu Hülfe zu kommen.

— Das Ende der amerikanischen Welt-Industrie-Ausstellung. Ueber das Resultat der nunmehr geschlossenen New-Yorker Welt-Industrie-Ausstellung spricht sich ein deutscher Berichterstatter folgendermaßen aus: „Bei der Eröffnung waren die ebenfalls angekündigt gewesenen Kunstwerke, Gemälde, Skulpturen ꝛc. nur erst in sehr geringer Zahl vorhanden. Die Abtheilungen für Maschinen und Manufaktur-Erzeugnisse waren kaum halb vollendet, und ein sehr großer Theil des Gebäudes war leer oder mit Kisten besetzt. Es war daher nicht zu verwundern, daß viele der aus dem Innern des Landes herbeigeströmten Besucher gänzlich unbefriedigt nachhause reisten und das Unternehmen als durchaus verfehlt erklärten. In gleichem Sinne sprach sich auch die Presse der Vereinigten Staaten aus, und die Actien des Krystall-Palastes, die vor seiner Eröffnung mit fünfundsiebzig Prozent Agio bezahlt worden waren, fielen unter Pari. Nach und nach füllten sich indessen die leeren Räume; unternehmenden Ausstellern wurde jede mögliche Erleichterung gewährt, was diese natürlich dazu benutzten, ihre Firmen und Waaren an die große Glocke zu hängen. An zahlreichen Stellen des Palastes, die ursprünglich für Kunstgegenstände reservirt waren, erblickte man phantastische Plakate von Hutfabrikanten, Parfümerie-Lieferanten, Haarschneidern und Barbieren. Die endlich eröffnete Gemälde-Galerie nahm zwar gleichwohl noch einen Raum ein, der größer war, als das Pariser Louvre, doch unter den achthundert Gemälden mögen sich kaum funfzig befunden haben, die mehr werth waren, als ihre Rahmen. Dabei wurde der Beschauer überall mit gedruckten Empfehlungen und Anpreisungen verfolgt. Der Krystall-Palast hatte sich in einen großen Basar verwandelt, man konnte Alles kaufen: von der ordinairsten Cigarre ab bis zur Dampfmaschine. Dies war der Anfang des Endes. — Im Dezember wurde die Jury zusammenberufen. Männer der Intelligenz kamen mit Leuten zusammen, die kaum wußten, was eigentlich Kunst und Industrie sei, und es fehlte daher nicht an Gerüchten, welche die Preisrichter der Bestechlichkeit anklagten. Sicher ist, daß die Klagen über Unfähigkeit und Unwissenheit nicht unbegründet waren. In vielen Fällen lag es klar vor, daß der Zufall das Urtheil geleitet hatte, in anderen, daß Gegenstände, die der Erwähnung nicht werth waren, genannt wurden, lediglich um dem Aussteller eine Gefälligkeit zu erweisen. Ja, Niemand, der mit den Leistungen der amerikanischen Kunst und Industrie vertraut ist, wird leugnen können, daß die Liste der Preisgekrönten ein sehr falsches Bild von den Leistungen des einheimischen Kunstfleißes giebt. Glücklicherweise wird die Zahl der Medaillen und ihr geringer Werth die Auszeichnung nicht allzu groß und bedeutungsvoll erscheinen lassen. Aus weiser Sparsamkeit wurde beschlossen, statt des Goldes, Silber und Bronze zu verwenden, und aus letzterem Metall wurden dreizehnhundert Medaillen geschlagen, von welchen die Bürger der Vereinigten Staaten allein fünfhundertundneunzig erhielten, so daß kaum Einer der amerikanischen Aussteller ohne Medaille, oder doch wenigstens ohne ehrenvolle Erwähnung, davonkommen wird. — Auf diese Weise endigte die Ausstellung von New-York — eine Fehlgeburt von Anfang bis zu Ende — gänzlich verfehlt mit Bezug auf die beabsichtigte Hebung der National-Industrie, gänzlich unwürdig des nationalen Gedankens und höchstens nützlich als eine Lehre für die Zukunft."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., wofür das Blatt im Inlande versendet und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 39, und beim Spediteur Reimann, Kanonierstr. Nr. 31), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 25. Berlin, Dienstag den 28. Februar 1834.

Frankreich.

Victor Cousin und die berühmten Frauen der Vergangenheit.

Es ist in Frankreich schon seit einiger Zeit der Kultus der Vergangenheit mit auffallendem Eifer gefeiert worden. Die berühmten Namen der glänzenden Welt, die vor der Revolution dort herrschte, wurden Lieblings-Gegenstände aller schriftstellernden Federn. Die letzten Jahrzehnte brachten eine reiche Sammlung von Lebensbeschreibungen, Charakteristiken und Darstellungen berühmter Persönlichkeiten von mehr oder weniger allgemeinem Interesse. Besonders aber waren es die Frauen, die neben dem historischen noch den romantischen Reiz besaßen und dadurch zu einem näheren Eingehen in ihre Erlebnisse aufforderten.

Die schöne Herzogin von Longueville, Schwester des großen Condé, mit ihrem wechselvollen bunten Leben, war wohl geeignet, die Phantasie eines Schriftstellers zu beschäftigen und zu geistiger Portraitmalerei zu begeistern. Zuerst ihre wunderbare Scheu vor dem Eintritt in die große Welt, gleichsam eine Vorahnung der Kämpfe und Versuchungen, die ihrer harrten. Es ist ergreifend, wie sehnlich das junge, engelschöne Mädchen nach dem Schutz der Klostermauern verlangt, in denen sie jedoch erst am Ende ihrer Laufbahn ermüdet und befleckt anlangen sollte! Nonne und Weltdame haben zu allen Zeiten in dem wandelbaren Frauenherzen dicht neben einander gestanden. Kaum hat die schöne Herzogin auf den Wunsch ihrer Mutter die Klostergedanken überwunden, ist sie auch schon die gefeiertste und stolzeste Erscheinung in der vornehmen französischen Gesellschaft. Alle Schöngeister des berühmten Hotel Rambouillet beten sie an und besingen ihre blonden Locken. Die Blüthe der ritterlichen Jugend duellirt sich ihretwegen; sie wird geliebt und ist nicht streng genug, um ihren Ruf unbefleckt zu erhalten. — Mitten in die Tändeleien erotischer Poesie und Eitelkeitsgenüsse trat die weltbewegende Politik jener Zeit und wies der schönen Herzogin eine Hauptrolle an bei dem Friedenskongreß des dreißigjährigen Krieges. Das reizende Paris wurde mit dem ehrwürdigen Münster in Westfalen vertauscht, wo die schöne Französin wie eine Zauberin erschien, Staunen und Mißtrauen erregend. Von diesem friedlichen Schauplatz trat sie auf den blutigen des Bürgerkrieges der Fronde, wo sie die Herzen der Feldherren umwendete wie einen Handschuh und sogar den Marschall Turenne zu ihrer Partei hinüberzog. Der kalte, kluge Herzog von Larochefoucauld war ebenfalls von ihrem Reiz bestrickt, er war eine Zeitlang ihr erklärter Liebhaber, bis sie, der Kämpfe und Intriguen müde, in das Kloster Port-Royal sich zurückzog, jenes berühmte Port-Royal, das seine eigenen Geschichtschreiber in Frankreich und Deutschland besitzt, so reichhaltig sind die Blätter seiner Geschichte. Die schöne Longueville entsagte übrigens der Welt nicht erst im Alter; sie war noch jung und gefeiert, als sie bald nach dem Tode ihres trefflichen Gemahls ins Kloster ging; das Gerücht behauptete, daß dieser Schritt nicht durch Witwentrauer veranlaßt sei, sondern durch die Untreue Larochefoucauld's.

Gewiß ist wenigstens, daß an der Seite dieses glänzenden Kopfes bald eine andere berühmte Frau der Vergangenheit auftauchte, der er seine Huldigung widmete und die letzten Jahre seines Lebens weihte. Seine Freundschaft mit Frau von Lafayette, der Verfasserin tugendhafter Romane, z. B. „Die Prinzessin von Clèves", ist bekannt. Die liebenswürdige Frau charakterisirt vollkommen ihr Verhältniß zu Larochefoucauld, indem sie sagt: „er hat meinen Verstand geschärft, ich aber habe sein Herz gebessert." Der Verdacht einer gewöhnlichen eitlen Neigung wird zwar durch diesen Ausspruch hinreichend widerlegt, aber Jedermann gefällt sich bis auf den heutigen Tag darin, dennoch daran zu glauben.

Jeder nähere Verkehr zwischen Männern und Frauen ist jetzt so selten, daß fast immer Verdächtigungen dagegen erhoben werden; in damaliger Zeit aber hatten ausgezeichnete Persönlichkeiten beider Geschlechter mehr Freiheit des Umgangs und mehr Anregung zu geistigem Zusammenklang. Der Salon vornehmer oder sonst bedeutender Frauen war das schöne Asyl dafür; es ist bekannt, daß mit der schönen, tugendhaften und geistvollen Récamier der Salon in Frankreich erloschen ist — in anderen Ländern hat er nie existirt. Seine eigentliche Glanz-Epoche war aber zur Zeit der berühmten Frauen der Vergangenheit, die Victor Cousin in seinen neuesten Schriften feiert. Zu den beiden obengenannten müßten wir noch einen reichen Blumenflor ausgezeichneter Frauen hinzufügen, wenn wir genau seiner Angabe folgen wollten, aber wir müssen uns des Raumes wegen mit einem kleinen Rahmen für die reizenden Bilder begnügen und uns auf Portraits beschränken, die auch in Deutschland schon das Interesse alter Bekanntschaft sich errungen haben.

Dahin gehört Frau von Sévigné, die eine so große Berühmtheit wurde, nur weil sie ihre Tochter vergötterte und schöne Briefe schrieb, was heutzutage jeder Frau natürlich ist. Aber damals beschränkte sich der Ruhm nicht allein auf Thaten und Leistungen, die Frauen wurden berühmt, wenn sie schön oder auch nur liebenswürdig und geistreich waren, weil das für die Gesellschaft, die Herrscherin von damals, von Wichtigkeit war. Die Sévigné ist besonders als Zierde der Salons gefeiert worden, ihre reizende kleine Bosheit und ihre anregende Lebendigkeit haben noch fühlbare Spuren in ihren berühmten Briefen hinterlassen. Aber im Verein mit so vielen anderen liebenswürdigen Frauen mußten sie noch von ungleich größerer Wirkung sein, wie der Sonnenstrahl, der alle Wechsel buntfarbiger Prismen hervorzurufen vermag. Es ist eine der vielen unwahren Behauptungen, die überall mit der Sicherheit von Gemeinplätzen auftreten, daß der Neid die Frauen beherrsche, weil sie fürchten, eine könne die andere in Schatten stellen; neben und mit einander entwickeln sie erst den ganzen Reiz und die Mannigfaltigkeit der Weiblichkeit. Die Klugen wissen das und sind nie neidisch, sie lieben und bewundern sich gegenseitig oft mehr, als es ihnen von Männern zu Theil wird. Unter den berühmten Frauen der Vergangenheit herrschte ein wahrer Enthusiasmus der Freundschaft, wodurch diese Wahrnehmung ihre historische Bestätigung erhalten mag.

Es giebt eine portraitartige Schilderung der Frau von Sévigné aus der Feder der Frau von Lafayette, die eben so von der Wärme der Bewunderung, als von dem schriftstellerischen Talent dieser berühmten Frau zeugt; letzteres entwickelte sich jedoch erst später durch die literarischen Uebungen im Salon der Prinzessin von Orléans, die unter dem Namen „Mademoiselle" in der französischen Geschichte bekannt ist und sich ein großes Verdienst um die Roman-Literatur ihres Vaterlandes erwarb. Sie gehört ebenfalls zu dem berühmten Frauenkreis, und Victor Cousin widmet ihr einige pikante Blätter seiner Abhandlungen. Sie hatte den geistreichen Zeitvertreib in ihrem Salon eingeführt, daß selbstgeschriebene Produkte vorgetragen wurden; besonders beliebt waren Portraits von Freunden und Freundinnen, Selbstschilderungen und Reflexionen. Nachweislich sind aus diesen geistreichen Spielereien die Talente der Lafayette, Larochefoucauld's und Labruyère's hervorgegangen. Die Prinzessin befriedigte ihre Neigung für das Romantische dadurch, daß sie selbst sich und ihre Freundinnen in Romanheldinnen verwandelte und durch ihren Geheimschreiber, den Akademiker Segrais, die Erzeugnisse ihrer Laune verbessern und sogar drucken ließ. Diese Bücher fanden reißenden Abgang, „denn", sagt Victor Cousin etwas verächtlich, „die vornehmen Leute in ihrem natürlichen guten Ton reden zu hören, und zu sehen, wie sie wirklich handeln, lieben und leiden, ist allezeit ein großes Vergnügen für die Bourgeoisie (wir wissen kein genau passendes deutsches Wort in dem ironischen Sinne, wie es hier gemeint ist, dafür zu finden) gewesen."

Eine der Hauptpersonen in den Romanen der Prinzessin war Frau von Sablé, die in der guten Gesellschaft von damals dafür galt, den besten Ton zu haben. Man verstand darunter ein glückliches Gemisch von Verstand, Geist, feinen Manieren und Herzensgüte, ohne durch eine hervorragende Eigenschaft die Harmonie aller übrigen Eigenschaften zu stören. Die Marquise von Sablé war jedoch in ihrer Jugend schön und gefeiert, sie war Weltdame und wurde Klosterfrau, ganz wie ihre Freundin, die Herzogin von Longueville, die sogar hauptsächlich durch ihre Einwirkung Port-Royal und die jansenistische Lehre sich zur Bußübung wählte. Aber die Marquise von Sablé legte keine Gelübde ab, sie ließ sich wohl in dem Umkreis von Port-Royal nie-

und gewann ihm voll Eifer Proselyten, indessen öffnete sie ihren Salon den Auserwählten der guten Gesellschaft und machte die Wirthin fast mit derselben Anmuth, wie später die Récamier in der Abbaye-aux-Bois. Alle Berühmtheiten der Zeit fanden sich bei ihr ein, alle Schöngeister und alle Frauen, die mit ihr schön und jung gewesen waren; „ein Blick in den Salon der Marquise von Sablé giebt ein Gesammtbild jener entschwundenen Gesellschaft, die mit ihren Mängeln und ihren Größen die Blüthe ihrer Zeit, das Beste war, was jemals im Zusammenleben der Menschen entstanden ist", ruft Victor Cousin aus und verräth durch die wehmüthige Bewunderung, wie bezaubert er von den Gegenständen seiner Darstellung ist.

Es geht ihm wie Pygmalion, die Gestalten haben unter seiner Hand Leben erhalten und nehmen ihn nun mit ihrem Reiz gefangen. Es ist eine sonderbare Gesellschaft, die sich der ernste, bejahrte Philosoph geschaffen hat; wie mag es den heraufbeschwornen Geistern der reizenden, hochgefeierten Frauen in der dunklen Sorbonne vorkommen, zwischen den Bücherreihen der Gelehrtenwohnung! Zwar würden sie weniger fremd darin sein, als die meisten Damen der Neuzeit, denn die berühmten Frauen der Vergangenheit besaßen alle eine Grundlage von Gelehrsamkeit, die ihrer Liebenswürdigkeit jedoch keinen Abbruch that. Wahrlich, man theilt die Bewunderung Cousin's für sie sehr bald, er hat nicht blos sich selbst, er hat auch seine Leser bezaubert, und jeder wird unwillkürlich aus dem Kreise seiner Bekanntschaft an eine lebendige Wiederholung der Musstertypen von ausgezeichneten Frauen erinnert werden durch die Lebhaftigkeit und psychologische Wahrheit in Cousin's meisterhaften Schilderungen.

In Deutschland, und namentlich in Berlin, finden sich in der höheren Gesellschaft weibliche Größen, die mit den berühmten französischen Frauen der Vergangenheit sehr wohl verglichen werden könnten, wenn nur ein Schauplatz, wie ein Pariser Salon, sich ihnen darböte; aber die jetzige Art der Geselligkeit macht sie fast unsichtbar, weil sie sie in der Masse begräbt. In Paris giebt es freilich auch keinen salon par excellence mehr, dort gilt augenblicklich fast nur äußerer Glanz; die geistreichen Frauen gehen zwar nicht mehr, wie früher, ins Kloster, aber sie leben doch wie Einsiedlerinnen und lesen höchstens wehmüthig die Lobeserhebungen, welche Victor Cousin ihren Urgroßmüttern in der Revue des deux Mondes macht. Er wird voraussichtlich noch mehr Bilder mit Puder und Reifrock der Lesewelt überliefern, das achtzehnte Jahrhundert wird ihm so gut seine reizenden Originale darbieten, wie das siebzehnte es gethan, sie werden ebenfalls durch ihn lebendig werden und seine büchervolle Einsamkeit durchgaukeln.

War es uns doch, als hörten wir das Rauschen ihrer Gewänder, als wir vor einiger Zeit den liebenswürdigen Philosophen besuchten und auf ihn einige Augenblicke warten mußten in der feierlichen Stille seiner kirchenhohen, kühlen Zimmerreihe, die bis zur Decke mit Bücherschätzen gefüllt ist. Die Schauer der Vergangenheit wehten hier wirklich fühlbar in dem mächtigen Mauerwerk der Sorbonne, die eines der merkwürdigsten Denkmale des historischen Paris ist. Richelieu's Wort fügte diese Steine zusammen, und seine Gebeine modern unter ihnen; wie ein Fels hat der stolze Bau im Zeitensturm gestanden. Jetzt noch immer eine Festung des Geistes, sieht die Sorbonne finster und imponirend auf das neue Paris herab. Victor Cousin lebt fast klösterlich still in diesen hohen Mauern, kein Geräusch der Außenwelt dringt in die abgeschlossenen Hofräume, die unter seinen Fenstern liegen. Die Leitung und Pflege seines ehelosen Hausstandes hat ein alternder garçon übernommen von der originellen Raçe, wie nur Paris sie für alle häuslichen Geschäfte aufweisen kann. Die Heiterkeit des Geistes thront auf der graugelockten Stirn des gemüthvollen Weltweisen, und die Höflichkeit des Herzens lächelt aus seinen hellen Augen. Das gewinnende Aeußere des philosophischen Frauenlob entspricht vollkommen seinen Schriften.

F. v. H.

England.

Englische Literatur-Briefe.

1854. Zweiter Monatsbericht.

(Fortsetzung.)

Erwarten läßt sich vielleicht Etwas von der Praxis der „Secular Societies", welche die weltliche Erziehung, d. h. die Emancipation von der Ober-Aufsicht der Kirche, erstreben. Die vernachlässigte Volksbildung wird mit Recht hauptsächlich auf das große Geld-Institut, Hochkirche genannt, geschoben.*) Sie ist allmächtig wegen ihres vielen Geldes, ihres pekuniären, politischen und sozialen Einflusses. Das fühlt und predigt der Säkularismus mit steigendem Erfolg unter den arbeitenden Klassen, in London besonders die Gesellschaft unter James Watson und Robert le Blond. Diese „London Secular Society" hat sich, um die Worte ihres Programms anzuführen, gebildet, um Bildung in irdischen Dingen („appertaining to this life") zu verbreiten, die weltliche (d. h. von der Ober-Aufsicht der Hochkirche und ihrem fixirten Religions-Unterrichte emanzipirte) Erziehung zu unterstützen, die Mittel für rationelle Erholung auszudehnen und freie Forschung und freies Handeln zu fördern. Jedes menschliche Wesen hat ohne Weiteres Zutritt, wenn es monatlich einen Shilling bezahlt. Das Haupt-Bureau ist mitten im geschäftlichen Herzen Londons, Fleet-Street 147. Die Bibliothek le Blond's, bestehend aus viertausend Bänden und einer Menge Zeitungen, von denen einige ganz speziell für den Säkularismus und die arbeitenden Klassen erscheinen (besonders Newton's, des Hauptes des Maschinenbauer-Strikes, neue Wochenschrift: The Englishman), stehen den Mitgliedern umsonst zu Gebote. Sie hat in den größten „Arbeitervierteln", Finsbury und Hackney-Road, große Versammlungssäle, in welchen Sonntags Morgens und Abends ein ehemaliger Congregationalisten-Geistlicher, Barnett, Roben le Blond, W. Maccall, Pooley und der als Raisonneur und Redacteur des Reasoner verschrieene, wegen Gotteslästerung von der Hochkirche schon einmal ins Gefängniß gebrachte G. J. Holyoake entsprechende Vorträge halten. Hinterher folgen nicht selten freie Diskussionen, in denen Jeder seine Rednergabe und seinen Scharfsinn geltend machen kann. Es ist charakteristisch, daß der Bischof von London damit umgeht, funfzig Kirchen gerade aus diesen dichtbevölkerten Theilen, wo die Secular Society ihre Versammlungssäle zu klein findet, nach dem mehr respektablen Westend zu versetzen (!).

Wir erfahren dies aus einem offenen Briefe an den Bischof von London, der wegen seiner Kühnheit und religiösen Wärme nicht geringes Aufsehen zu machen scheint. So direkt und derb ist wohl auch noch Niemand der Hochkirche auf den Leib gegangen, als dieses Mitglied der „London Humanistic Association" in seinem „Wer und was wir sind!"*) Der Verfasser ist Dr. Mill, ursprünglich ein Arzt, jetzt aber einer der beredtsamsten und naturwissenschaftlich gebildetsten Redner in dergleichen Gesellschaften, deren er immer neue bildet durch freie Vorträge in verschiedenen großen Sälen der Stadt. Er sagt dem Bischof ins Gesicht, daß seine ganze Kirche todt und leer sei, und daß sie in ganz England bald ganz und gar ruhig zusammensinken werde, um der freien, warmen Religion des Menschlichen Platz zu machen, und beweist dies mit mancherlei Gründen und Thatsachen. Seit drei Jahrhunderten ist die Kirche thatsächlich im Abnehmen begriffen, insofern man darunter deren äußerliche Räumlichkeiten versteht. Er beweist, daß die Tempel der Hochkirche nur für 8,753,279 Seelen Platz hätten, und daß nicht vier Millionen in die Kirche gingen, von diesen vier Millionen aber drei Viertel aus weltlichen Rücksichten, da die Kirche viel Geld, Einfluß und Stellen zu vergeben habe. Wir finden darin auch das Resultat einer offiziellen Untersuchung der Art, wie das Volk seine Zeit an Sonntagen während der Kirche zubringt. „Wir fanden Weiber waschend und scheuernd in ihren Häusern, andere Kleider ausbessernd, andere kaufend und verkaufend in offenen Läden (nur zum Schein geschlossen). Oefter fanden wir große Massen in einem einzigen Zimmer versammelt, wie sie den Vorlesungen aus Wochenzeitungen zuhörten. Andere lasen diese Zeitungen für sich selbst, andere rauchten und tranken, fluchten und zankten; Schneider, die Wochenkleider, Schuster, die das einzige Paar Schuhe eines Kunden ausbesserten, Weiber und Kinder durchweg schmutzig und in Lumpen. Einige verbrachten den Tag des Herrn im Bett und meinten, es sei die einzige Zeit, einmal ordentlich auszuschlafen, andere saßen schwatzend und in übertriebener Lustigkeit beisammen. In der einen Straße sahen wir Männer in schmutzigen Alltagskleidern aus dem Bierhause kommen oder hineingehen, wo sie sich während des Gottesdienstes verbergen, Weiber, sich im letzten Grade der Trunkenheit auf den Straßen umherwälzend (reeling about), Nachbarn mit einander streitend und sich schimpfend und bedrohend, Massen von Jungen und Burschen Ball spielend und alle möglichen gymnastischen Uebungen versuchend und in der obskursten Weise durch Hauptstraßen schreiend, Weiber und Mädchen, Vegetabilien ausschreiend, Bettler, Trunkenbolde, Lumpen und Schmutz, Zank und entstellte Gesichter. Dies sind einige Andeutungen von der Art, wie der Tag des Herrn in einer Stadt hingebracht wird, welche wegen der großen Unterstützung, der sich die Kirche zu erfreuen hat, berühmt ist." — „Wir, mein Herr Bischof", fügt Dr. Mill hinzu, „geben den Zerlumpten Kleider und Seife, indem wir ihnen Wissen und Willen, faktische Thatkraft und moralische Willenskraft verleihen." In diesem Sinne verläuft der Brief, dessen sogenannte starke Stellen ich übrigens gemieden habe. Wir nehmen nur Notiz von diesen Erscheinungen, insofern sie als Faktoren des geistigen Lebens und der Literatur darauf Anspruch haben. Sie haben als Reaction gegen die

*) In Nord-Amerika wird, wie wir neulich (Nr. 21) nach Everett's und Wimmer's Darstellungen gezeigt, gerade die religiöse Ueberwachung des Unterrichts als das Palladium der Freiheit betrachtet, doch giebt es dort erdings keine Hochkirche. Die dortigen Episkopalen wissen nichts von Monostrung und intoleranter Ausschließung jeder anderen sittlichen Berechtigung.

D. R.

*) Who and What We Are! A Letter addressed to the Right Rev. Father in God, the Bishop of London. By a Member of the London Humanistic Association.

korrumpirte Hochkirche, als Faktoren der Wissenschaft und der Humanität ihre Bedeutung und dürfen in keiner Weise mit jenem nüchternen Rationalismus, der früher einmal der christlichen Kirche den Krieg erklärte, in Verbindung gebracht werden. Jenes in der Sache wahrhaft christliche Streben tritt in den mannigfaltigsten Formen auf, auf die wir hier freilich nicht weiter eingehen können.

Der Kuriosität wegen erwähne ich nur, daß der alte soziale Messias Englands, Robert Owen, in seinem vierundachtzigsten Jahre noch versucht hat, die lange verkündete Erlösung in den verrückten Tischbeinen nachzuweisen. Nachdem er lange seinen Glauben an die lebenden Geister von Fleisch und Blut verloren hatte, spielte ihm sein kindliches Greisenalter den Streich, „die Zukunft des menschlichen Geschlechts in einer großen, glorreichen, friedlichen Revolution, ausgehend aus den (in Tischbeinen und Hutkrempen sich drehenden) Geistern abgeschiedener höherer Männer und Frauen",*) zu sehen und nachzuweisen. Zwei Geistliche der Hochkirche weisen nach, daß der leibhaftige Satan in die Tischbeine gefahren sei; dieser kindisch gewordene und stets kindlich gebliebene Greis spricht mit glückseligem Lächeln von lauter guten Seelen, die ihm die nahe Erlösung des Menschengeschlechts mühsam mit hölzernen Beinen vorbuchstabiren. Ich habe den alten Weisen selbst gesprochen und hätte beinahe weinen mögen über die selige, mit zitternder Stimme des Alters sich kundgebende Zuversicht, mit der er, mich beim Rockknopfe nehmend und die andere Hand auf die Schulter legend, versicherte: „Glauben Sie mir, die Erlösung kömmt, sie ist da. Alle meine besten Freunde und Freundinnen, die vor mir dahinschieden, flüstern es mir zu, Tag und Nacht, und geben mir Winke, wie ich Dies und Jenes aus der Welt der Dahingeschiedenen erfahren könne. Sie sagen wenig, sie wissen, daß wir hier der vollen Wahrheit nicht ins Gesicht schauen können. Deshalb diese ärmlichen Mittel gerade durch Tische, weil man dieses eben in jedem Hause findet. Lesen Sie mein Buch mit reiner, kindlicher Seele, und Sie werden mit mir glauben und hoffen." So muß ich es wenigstens ansehen, aber freilich vom Durchlesen hielt mich ein gottloser Dämon ab, nachdem ich gefunden, daß die höheren, dahingeschiedenen Geister sich auch so weit herabließen, dem armen, alten Manne Fleischbrühe gegen Schnupfen und frühes Zubettlegen zu verordnen und dergleichen Hausmittel mehr gegen die Gebrechen des Lebens, mit Ausschluß der Schutzmittel gegen den Verfall und den Aberwitz hohen Greisenalters.

Der Glaube an eine bevorstehende Erlösung irgend einer Art ist übrigens so allgemein, daß verschiedene Buchhändler und Schriftsteller ganz davon leben. Bücher über etwas „Kommendes" sind sehr beliebt. Einige hoffen: die Demokraten und Sozialisten kommen, Andere etwas Anderes, bis herab zu dem einmal in Deutschland ventilirten: „die Russen kommen." Alle stimmen darin überein, daß Etwas, irgend Etwas, das ihnen besser scheint, als was schon gekommen ist, unterweges und eben im Ankommen begriffen ist. Jeder, der sich inwendig etwas näher besieht, wird finden, daß auch er einen ungewöhnlichen Gast irgend einer Art, aber mit einem Evangelium für ihn, erwartet und mehr oder weniger darauf spekulirt, wie Anne Marthe auf die Schweine, Kühe und Kälber, die sie aus dem Erlöse ihrer Milch auf dem Kopfe ziehen wollte, als der Topf noch nicht heruntergefallen war.

Das englische geistige Leben ist so verspekulirt, daß man selbst hinter dieser Geister- und Propheten-Literatur hauptsächlich nur Geldmacherei und Kliken suchen muß, die gegen Bezahlung Tische und Menschen verrückt machen, die selbst Geister citiren, wenn wirkliche Menschen in rationeller Sphäre sich zu hartherzig in ihren Taschen zeigen. Auch den Russen und Türken verdanken die literarischen Geldmacher sehr viel. Nach den betreffenden Büchern zu schließen, besonders nach dem unverschämten Bilderbuche, der „Illustrated London News", die Alles abbildet, was in der Welt Aufsehen erregt, Sinope, Feuersbrünste, Schiffbrüche, Festessen (feierliche Gelegenheiten werden immer schon vorher in Holz geschnitten), muß England die Länder um die Donau, Wolga, das Schwarze Meer und den Kaukasus herum besser kennen, als England, und die Bilder von Schlachten direkt am elektrischen Drahte hergeschickt bekommen. Läden, Zeitungen, Bilderbücher sind stets voller russischer und türkischer Bilder, Skizzen, Anekdoten und Raisonnements, die auf die barbarischste Weise zusammengestohlen zu sein scheinen. Daß unter diesen Erscheinungen auch so viel reelle sind, als man vorläufig braucht, um sich mit jener orientalischen Welt, welche sowohl von russischer, als türkischer Seite hauptsächlich von Occidentalen, besonders viel Deutschen, aufgestört und für etwas „Kommendes" vorbereitet zu werden scheint, näher bekannt zu machen, ist nicht zu leugnen. Zu diesen gehört Robert Curzon's neuestes Werk über Armenien**) und das bereits in dritter Auflage schon früher erwähnte von Oliphant über die russischen Gestade des Schwarzen Meeres, Kosaken- und Wolgaländer, so wie die Uebersetzung einer türkischen Erzählung des Abderrhaman Effendi unter dem Titel: „The Boatmen on the Bosporus". Letztere habe ich blos als eigenthümlich reizend und dichterisch von dem Korrektor des Manuskripts rühmen hören. Sie ist, während ich schreibe, noch nicht erschienen. Auch ohne höheren dichterischen Werth mag sie als Anfang der Einführung neuerer und neuester türkischer Literatur in den Occident auf literarhistorischen Werth Anspruch haben. Wie ich höre, wird man weiter fortfahren, aus der neuesten türkischen Literatur zu übersetzen. Im Orient liegen noch ungeheure poetische Schätze, besonders in Serbien, dessen herrliche musikalische Sprache und große Epen ich unlängst bei einem hier lebenden Deutschen, der viele Jahre in Serbien lebte und lernte, näher ansah. Zwar ist bereits Manches ins Deutsche übersetzt, aber zwei große Epen, nach dem Urtheile jenes Kenners die schönsten und volksthümlichsten, die im Volke noch leben, wie „Ilias" und „Odyssee" in den alten Heroenzeiten der Griechen, und durch Leben und den Tanz und die Improvisationen jener romantischen, heroischen Race noch täglich verändert und gefeilt werden, sind noch nicht bekannt geworden. Da wir einmal im Oriente sind, der, beiläufig gesagt, von einer großen Eisenbahn durchschnitten werden soll (von Calais oder Ostende bis an den äußersten Punkt Cochin-China's, durch welche man Australien von London aus in einundzwanzig Tagen erreichen soll), können wir uns auch etwas weiter begeben, und zwar gleich bis zu den höchsten Höhen der Erde in Indien, die wir aus einem wissenschaftlichen Prachtwerke Hooker's mit allem ihrem fabelhaften Reichthume von Menschen, Thieren und Pflanzen (besonders letzteren) sehr genau kennen lernen. (Schluß folgt.)

*) The Future of the Human Race: or a great, glorious and peaceful revolution near at hand, to be effected through the agency of departed spirits of good and superior men and women. By Robert Owen.

**) Armenia. A Year on the Frontiers of Russia, Persia and Turkey. By the Hon. Robert Curzon, Author of the Visits to the Monasteries of the Levant.

Rußland.

Paul Katenin.

In der „Nordischen Biene" widmet Herr P. Andrejev diesem im vorigen Jahre hingeschiedenen russischen Literaten folgende Worte:

Am 23. Mai 1853 starb auf seinem Landsitze im Kostromaschen Gouvernement der verabschiedete General-Major, Mitglied der russischen Akademie der Wissenschaften, Paul Alexandrowitsch Katenin, ein Mann von ungewöhnlichem Geist und hervorragenden Talenten. Sein Name nimmt einen bedeutenden Platz in der russischen Literaturgeschichte ein. Zwar hatte er schon längst sich von dem Felde der Literatur zurückgezogen, aber es gab eine Zeit, da er ehrenvoll auf demselben thätig war, und jene Zeit war eine glänzende in der russischen Poesie, die für lange Zeit (vielleicht für immer) jetzt geschwunden ist. Katenin's Zeitgenossen waren Jukowskji, Puschkin, Krylov, Karamsin, Gribojedov, Gneditsch, Schachowskoi, Baratynskji, Sagoskin und andere Männer, die den Ruhm der russischen Literatur schufen. Puschkin hing mit ganzer Seele an Katenin und erwies stets seinem Talente Gerechtigkeit. Eine Menge von gegenseitigen Sendschreiben wurde von ihnen verfaßt und zur Zeit abgedruckt. Es genügt, zwei Verse aus dem Eugen Onegin zum Beweise anzuführen, wie hoch unser bester Dichter den verstorbenen Katenin schätzte und verehrte; bei der Beschreibung des russischen Theaters sagt er:

Des großen Corneille Genius
Ward von Katenin dort erhöhet.

Unser unvergeßlicher Tragiker Karatygin, der so früh dem unerbittlichen Tode zum Opfer fiel, betrat unter seiner Leitung die Bretter. Der geistreiche Lehrer überlebte seinen heißgeliebten Schüler nur um zwei Monate, Karatygin verharrte aber bis zum Ende seines Künstlerlebens in ungestörter Freundschaft zu ihm und versuchte noch im vorigen Jahre, gleichsam sein nahes Scheiden von der Bühne ahnend, bei dem Publikum die Erinnerung an den längst verstummten Dichter aufzufrischen, indem er auf dem Alexandrinen-Theater zwei herrliche Dichtungen Katenin's, „die Mörderin" und „Mstislaw Mstislawitsch", deklamirte.

Diejenigen, welche Katenin näher kannten, bewunderten stets seine encyklopädische Gelehrsamkeit und sein ungewöhnlich treues Gedächtniß. In der That gab es kein Ereigniß in der russischen wie in der allgemeinen Geschichte, das Katenin nicht bei Gelegenheit mit chronologischer Genauigkeit auseinandersetzen konnte, so daß seine Freunde ihn häufig zum Schiedsrichter in historischen und literarischen Kontroversen erwählten und seine Entscheidung ohne Widerrede gelten ließen. Sein klarer, von klassischer Strenge beseelter Blick, sein ästhetischer Geschmack vermochte makellos jedes Produkt der russischen oder ausländischen Literatur zu prüfen. Er verstand gründlich die deutsche, französische, lateinische, italiänische und spanische Sprache.

Ein warmer Freund der dramatischen Kunst, beschenkte Katenin die russische Literatur mit ausgezeichneten Uebersetzungen des Racine, des Corneille und anderer französischer Dichter. Den ersten Platz in der Reihe dieser Uebersetzungen nimmt Racine's „Esther" ein; die in Alexandrinern abgefaßte Uebersetzung kömmt dem Original sehr nahe.

Eine ausgezeichnete tragische Künstlerin, Katharina Semenowa, spielte die Esther, der berühmte Jakowlew den Artaxerxes; später wurde diese Tragödie für das dritte Debüt der Kolossowa (der nachmaligen zweiten Gattin Karatygin's) eingerichtet, Karatygin gab hier den Artaxerxes. Im Jahre 1827 übersetzte er auf Bitte von Madame Karatygin die Komödie von Marivaux, „les fausses confidences", welche damals einen ungewöhnlichen Erfolg auf der russischen Bühne hatte; in dieser spielte Madame Karatygin zum letztenmal zum Benefiz ihres Gatten (1848).

Zu den Verdiensten Katenin's um das Theater müssen wir noch die Herausgabe poetischer Uebersetzungen folgender Stücke rechnen: „le méchant", von Greffet; „Bajazet", von Racine; „Cid", von Corneille; „Ariane"; einzelne Akte aus der Tragödie „Medée", von Longepierre, und den „Horatiern", von Corneille, u. s. w. An Original-Theaterstücken aus seiner Feder kennen wir nur zwei: „Andromache", Tragödie in fünf Akten in Versen, und das „Fest bei Johann ohne Land", als Prolog zum „Ivanhoe", vom Fürsten Schachowskoi. Seine übrigen Uebersetzungen und poetischen Werke veröffentlichte 1832 Nikolai Bachtin. Aus der Vorrede zu dieser Ausgabe entnehmen wir zur Ergänzung unserer Uebersicht einige Worte des Herausgebers.

„Es ist nicht möglich, ein tüchtiger Schriftsteller zu sein, ohne entschiedene Vorzüge zu besitzen; Jeder aber zeichnet sich durch etwas Besonderes aus. Bei Katenin sind Originalität und Reichthum der Phantasie hervorzuheben. Nicht allein der Inhalt all seiner Dichtungen gehört ihm und ist keinem fremden oder russischen Dichter entlehnt, sondern auch die Farben und die Form sind größtentheils ganz original: „Natascha", „die Mörderin", „der Satyr", „Mstislaw Mstislawitsch", „die alte Zeit", „Elegie" sind einzig in ihrer Art, Alles an ihnen neu geschaffen oder wenigstens von einem neuen Gesichtspunkte aufgefaßt; „Sophokles", „die Welt des Dichters", „Achilles" gewähren zwar dem Auge keine Neuheit der Färbung, zeichnen sich aber durch eine besondere Frische aus." . . .

Geboren 1792 am 11. Dezember, trat Katenin 1806 in den Dienst des Ministeriums der Volksaufklärung, 1810 aber als Portepée-Fähnrich des Preobrajenskischen Regimentes in den Wehrstand. In dem Kriege gegen Napoleon nahm er Antheil an den Schlachten bei Borodino, Lützen, Bautzen und Culm, erwarb sich den Wladimir-Orden und das preußische Zeichen des eisernen Kreuzes. Hierauf war er in der Schlacht bei Leipzig und begleitete das siegreiche Heer bis nach Paris. Im Jahre 1820 ward er Oberst und verließ dann den Kriegsdienst, um sich ganz der literarischen Thätigkeit zu widmen. Im Jahre 1833 trat er von neuem in das Eriwan'sche Karabinier-Regiment, 1836 wurde er Kommandant der Festung Kislär; zwei Jahre später nahm er jedoch als General-Major wegen Krankheit seinen Abschied und siedelte sich auf seinem Landgute an, wo er sich gänzlich einem stillen Einsiedler-Leben überließ. Landwirthschaft und Lektüre waren nun seine Lieblingsbeschäftigungen; seine Bibliothek zeichnete sich durch eine Auswahl ausgezeichneter Werke aus, in ihr war neben den geliebten alten Klassikern alles Beste aus den literarischen Produkten der neueren europäischen Sprachen aufgesammelt. Leider ist es unbekannt, ob er auf dem Lande noch den Musen hold blieb, annehmen kann man aber, daß noch manches inedirte Werk in der Mappe ruht.

Mannigfaltiges.

— Ein neues Lustspiel von Scribe. Dem Schauspieler Bressant zu Liebe, um ihm nämlich auf dem Théâtre français eine gute Aufnahme zu sichern, hat Scribe, unter dem Titel: „Mein Glücksstern", ein Lustspiel in einem Akt verfaßt, welches beim Publikum einen ungemeinen Beifall findet. Und man muß gestehen: das einaktige Stück enthält des Interessanten, Spannenden, Komischen in den Situationen und in den Charakteren so viel, daß man im höchsten Maße undankbar sein müßte, wenn man das Stück um des Amusements willen, welches dasselbe, von guten Komikern aufgeführt, unfehlbar einem Jeden, der das herzliche Lachen noch nicht verlernt, zu bereiten geeignet ist, nicht loben wollte. Herr von Ancenis, ein schöner und geistreicher junger Mann, hat bis zu dem Momente, wo er vor dem Theater-Publikum erscheint, sich immer mit dem besten Erfolge seinem Glücksstern überlassen. Da die absolut Glücklichen auf dem Theater nicht reüssiren, erscheint der Himmel seines Glücks von einem kleinen Gewölk bedroht: Herr von Ancenis hat das Unglück, ein Gegenstand des Hasses zu sein für seinen Oheim mütterlicherseits, einen Bretagner, Namens von Kernebek, der es seinem Neffen nicht verzeihen kann, daß er der Sohn seines Vaters ist, gegen welchen er seit zehn Jahren prozessirt. Die Tochter des Herrn von Kernebek, die liebenswürdige Hortense, findet den Haß des Vaters ganz ungegründet. Sie hat ihn zufällig auf den Bällen des Präfekten getroffen, mit ihm getanzt und hat ihn ganz liebenswürdig gefunden. Auch er hat ihr ein wenig den Hof gemacht, ohne zu wissen, wer sie sei. Aber sie hat erfahren, wer er ist, und hat sich schon viel Mühe gegeben, den Vater dahin zu bringen, daß er gegen das richterliche Urtheil, nach welchem der Vater dieses jungen Cousins, der so schön tanzt, den Prozeß gewonnen, nicht Appellation erhebe. In der Unterhaltung über diesen Gegenstand finden wir Vater und Tochter begriffen, indem der Vorhang in die Höhe geht. „Ich werde appelliren", schreit der Vater heftig. „Ich habe ein gutes Recht, und dieser Prozeß beschäftigt mich, amüsirt mich; wenn ich ihn heute verloren habe, so sind es doch zehn Jahre, daß ich ihn zu gewinnen hoffe, zehn Jahre, daß ich ihn jeden Abend gewinne." Fräulein Hortense erzählt ihrem Vater von ihrem Zusammentreffen mit dem Cousin, setzt die äußeren und inneren Vorzüge, die sie an ihm bemerkt oder vermuthet hat, in das gehörige Licht und giebt zu verstehen, daß die Kernebels und die Ancenis in ähnlicher Weise, wie die Capuletti und die Montecchi, versöhnt werden könnten. Der alte Kernebel ist entrüstet über diesen Gedanken der Tochter; sie soll ihren Gutsnachbar, den sie im Stillen ehrfurchtsvoll lieben, Herrn von Paimbol, heiraten. Dieser erscheint nun; er kömmt angefahren in bedauernswerther Situation; es regnet, was es nur regnen kann, und — der unglückliche Bewerber kömmt in offenem Cabriolet. Doch noch bedauernswerther erscheint daneben eine zweite Gestalt — ein Mann zu Fuße, vom Regenguß auf offenem Felde überrascht; er läuft, was er laufen kann, bis er im Hause des Herrn von Kernebel unter Dach ist. Er ist überaus erfreut, von einem sehr zuvorkommenden Dienstmädchen aufs freundlichste aufgenommen zu werden. Dieser Mann ist kein Anderer, als der junge Ancenis. Als er Paimbol erblickt, erkennt er in demselben einen alten Schulkameraden, der ihn seit dem Abgange von der polytechnischen Schule nicht gesehen. Sie theilen sich ihre Erlebnisse mit. Ancenis ist Ingenieur; Paimbol hat es vor lauter Bedenklichkeit noch immer zu Nichts bringen können. „Nachdem ich über alle Stände", erzählt er seinem Schulkameraden, „gehörig nachgedacht, entschloß ich mich, zu werden, was mein Vater gewesen — nämlich Postdirektor. Da kam das Gesetz, demzufolge überall in Frankreich die Eisenbahnen eingerichtet wurden; mit dem Stande, den ich erwählt, war es aus. Ich dachte dann, mich der Politik zu widmen und mich zum Deputirten wählen zu lassen. Aber in welchem Departement? — Es giebt deren sechsundachtzig. Um sie alle erst kennen zu lernen, bereiste ich ganz Frankreich. Ich war in Betreff des Departements einig mit mir, da kam das Jahr 1848. Ich war in neuer Verlegenheit: zu welcher von den fünf Parteien soll ich mich halten? Ehe ich mich entschied, wollte ich sie alle erst gründlich erforschen; und ich hatte mich endlich für die Republik entschieden, da kam der 2. Dezember u. s. w." — Ancenis hat es anders gemacht; er ist immer, ohne sich zu besinnen, frisch darauf losgegangen, hat seinem Glücksstern vertraut und hat sich immer wohl dabei befunden. Nachdem sie über Industrie und Politik sich ausgesprochen, kommen sie auf die Liebe. Paimbol berichtet, daß er seit zwei Jahren das Fräulein des Hauses liebe, daß er aber immer noch nicht gewagt, sich zu erklären, daß er es aber jetzt eben thun wolle. — Nun erscheint Herr von Kernebel; Ancenis erkennt in ihm seinen Onkel und in der Tochter desselben die hübsche Brünette, der er beim Präfekten den Hof gemacht. Der Onkel findet bald, daß der Neffe nicht hassenswerth sei, und der Gedanke, den die Tochter ausgesprochen, daß eine Heirat die verwandten Familien versöhnen könne, erscheint ihm vernünftig; er macht dem Neffen den Heiratsvorschlag, verlangt aber, daß dieser nach dreiviertel Stunden schon sich erklären solle. Der Neffe ist in großer Verlegenheit: er überläßt die Entscheidung seinem guten Stern; er schreibt zwei Briefe; in dem einen sagt er: ja, in dem anderen: nein. Er giebt beide Briefe dem Dienstmädchen, mit der Bemerkung, daß sie denjenigen, den sie zuerst in ihrer Schürzentasche ergreifen würde, abgeben möge. Ancenis ist in peinlicher Spannung wegen des Ausgangs. Herr von Kernebel kömmt; er ist wüthend; der Absagebrief ist ihm in die Hände gekommen. Zum Glück aber hat der andere Brief den Weg in die Hände der Cousine gefunden; sie nimmt dem Vater den Brief, den er bekommen, spielt ihm den anderen in die Hände, und — er soll glauben, daß er nur falsch gelesen. Der gute Mann glaubt das nicht, aber — er verzeiht: die Heirat ist arrangirt. Herr von Paimbol ist wieder zu spät gekommen.

Man wird zugeben müssen, daß diese Komödie, trotz der mancherlei Unwahrscheinlichkeiten und Uebertreibungen, geeignet ist, ein Publikum, welches eben nur Amusement will, zu befriedigen. Das Stück fand großen Beifall, und einzelne Scenen entsprechen auch wirklich allen Anforderungen, die an die echte Komik zu machen sind. Daß die Moral des Stücks, derzufolge der Leichtsinn auf gutes Glück vertrauen könnte, eine Moral für das wirkliche Leben sein soll, wird Herr Scribe, der eben so geistreich, als sinnvoll und verständig ist, selbst nicht haben wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 26 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin die Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 55, und deren Spediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 26. Berlin, Donnerstag den 2. März 1834.

Frankreich.

Das Theater und das wirkliche Leben.

Mit Recht wird in der modernen Welt, wie an die Kunst überhaupt, so ganz besonders an die dramatische Kunst die Anforderung gestellt, daß sie die Wirklichkeit des menschlichen Lebens zum Gegenstande ihrer Darstellungen nehmen soll. Wer aber dieser Anforderung damit zu entsprechen meint, wenn er ein Stück aus dem Menschenleben, so wie es zufällig irgendwo sich eben zeigt, herausgreift und daguerrotypisch getreu wiedergiebt, der übersieht, daß die wahre Wirklichkeit des Menschenlebens etwas ganz Anderes ist, als der trügerische, auf der Oberfläche des Menschenlebens sich zeigende Schein, dessen Dasein nur ein Vorübergehen ist. In geradem Gegensatz zu diesem Schein hat die Kunst, insofern sie das Menschenleben darstellt, eben nur das durch allen Wechsel in der Zeit sich siegreich durchsetzende ewige Sein, das Wesen, das überall herrschende, allen Widerspruch aufhebende ewige Gesetz desselben zur Darstellung zu bringen. Erscheinungen im Menschenleben, welche dem ewigen Gesetz des Sittlich-Guten widersprechen, werden dadurch, daß sie eine Zeitlang an der Tagesordnung sind und einen scheinbaren Bestand haben, noch keineswegs ein Theil derjenigen Wirklichkeit, welche in sinnlicher Anschaulichkeit dem Geiste der Menschen vorzuführen die hohe Aufgabe der Kunst ist. Eben darum, weil die dramatische Poesie die wahre Wirklichkeit des menschlichen Lebens zur Darstellung zu bringen hat, muß sie diejenigen Zustände, Verhältnisse, Persönlichkeiten, welche, oder insoweit sie der ewigen sittlichen Idee nicht entsprechen, immer in einer solchen Weise darstellen, daß auch durch sie, indem ihre Unhaltbarkeit, ihre Endlichkeit, ihre Unzulänglichkeit auf irgend eine Art zur Erscheinung gebracht wird, die unwiderstehliche Allmacht und Herrlichkeit der ewigen sittlichen Idee an den Tag kömmt.

Daß der Dichter sich nie erlauben dürfe, eine „Femme entretenue" in einem Drama oder in einem Roman auftreten zu lassen, das zu behaupten, wollen wir einer unvernünftigen Prüderie überlassen; uns kann es nicht einfallen, das behaupten zu wollen. Aber wenn der Dichter eine solche Person in seinen menschlichen Lebensbildern als die gefeierte Heldin erscheinen läßt, so kann die Kunstkritik einer solchen Verirrung, welche eine schwere Versündigung ist — nicht blos gegen die sittliche Wahrheit, sondern auch gegen den Geist der Kunst, nicht entschieden genug entgegentreten.

Den Lesern dieser Blätter ist es nicht unbekannt geblieben, daß auf den Theatern zu Paris — unter den Augen einer Regierung, welche nur so eben die Familie, die Sittlichkeit, die Civilisation in Frankreich und damit in der Menschenwelt gerettet zu haben sich rühmt — die „Femme entretenue" die Rolle einer gefeierten Heldin zu spielen begonnen hat. Bald nach der Besprechung dieses Unfugs haben eben diese Blätter auch die Notiz gebracht, daß in Bezug auf das Theater und die Genüsse, welche dasselbe darbietet, in Paris, besonders in den höheren Schichten der Gesellschaft, eine auch den raffinirtesten Anziehungsmitteln widerstehende Blasirtheit herrsche. Diese Notiz erscheint uns sehr geeignet, die Einsicht herbeizuführen, daß das Theater — nicht trotzdem, daß — sondern darum, weil es die wahre Wirklichkeit, d. i. die sittliche Wahrheit des Menschenlebens, dem Geiste der Menschen in schöner vernünftig-idealisirter Erscheinung vorzuführen hat — berufen ist, dem Publikum etwas Besseres darzubieten, als Daguerrotyp-Bilder irgend welcher Stücke des gemeinen sinnlich-wirklichen Menschenlebens. Auch der Theil der Gesellschaft, dem es ganz lieb und angenehm ist, der seinem Gott wohl gar dafür dankt, daß unter den Frauen sich immer auch solche noch finden lassen, welche das ungebundene Leben einer Courtisane dem durch das Gesetz der Sittlichkeit gebundenen Leben einer ehrsamen Hausfrau vorzuziehen eben noch in der Stimmung sind, auch dieser Theil der Gesellschaft kann in dem Theater den begehrten Genuß nicht finden, wenn dasselbe ihm nichts weiter bieten will, als ein doch nur theoretisches Abbild desjenigen Lebens, welches praktisch zu genießen er gewohnt und am Ende wohl auch schon satt ist.

Daß die echte Kunstkritik auch in dem heutigen Frankreich noch ihre Vertreter hat, welche die Verirrung, die darin liegt, die „Femme entretenue" auf dem Theater zu verherrlichen, zu bekämpfen verstehen, davon giebt uns ein von Armand de Pontmartin verfaßter Artikel in der Revue des deux Mondes ein willkommenes Zeugniß. Es wird unseren Lesern nicht unerwünscht sein, wenn wir den Artikel, in welchem der Verfasser unter der Ueberschrift „Le Monde et le Théâtre" mit besonderer Beziehung auf die neuesten Dramen, welche die „Femme entretenue" auf die Bühne gebracht, sich über das Verhältniß des Theaters zum wirklichen Menschenleben seiner Zeit ausspricht, in seinem ganzen Umfange hier wiedergeben.

„Es liegt uns fern, die Rolle eines prüden Sittenrichters zu übernehmen, ein Horazischer „laudator temporis acti" zu werden und das Verdammungs-Urtheil auszusprechen über Alles, was in den letzten funfzig Jahren auf die französische Bühne gekommen. Wir haben gesehen und sehen auch noch immer von Zeit zu Zeit recht unterhaltende und geistreiche Stücke auf unserer Bühne; auch wenn man die revolutionairen Versuche der romantischen Schule bei Seite läßt, kann man doch, ohne ungerecht zu sein, die sehr wesentlichen und sehr verdienten Erfolge, welche das „Fräulein von Seigliere" mit der „Schule der Greise" gehabt, nicht unbeachtet lassen.

Was uns jedoch unbestreitbar scheint, ist dies, daß alle diese Stücke nicht auf den Kern der Sitten ihrer Zeit eingehen, daß sie das wirkliche Leben ihrer Zeit nur ganz oberflächlich darstellen, und daß sie damit die hergebrachte Gewohnheit des Theaters der zwei letzten Jahrhunderte durchbrechen oder wenigstens ändern. Man stelle sich einmal vor, daß die französische Kulturgeschichte einst durch irgend ein unvorhergesehenes Ereigniß begraben würde, — welchen Aufschluß über dieselbe würde man dann in den Theaterstücken finden? — Die Komödien Moliere's, das ist gewiß, ihre Marquis, ihre Aerzte, ihre affektirten Damen, ihre streitsüchtigen Philosophen, ihre in den Adelstand erhobenen Bürger, der Don Juan, der Tartuffe würden uns viel über die Sitten ihrer Zeit verrathen. Weiter würden auch die Charaktere in den Stücken von Lesage, von Regnard und von Dancourt: ihre Geldmänner und ihre Wüstlinge, ihre jungen Libertins, welche auf die Eitelkeit gefallsüchtiger Bürgermädchen spekuliren, die Herren vom Adel, die sich in der Nothwendigkeit befinden, den bürgerlichen Reichthum entweder vornehm zu verachten, oder sich mit ihm traulich zu verbinden — ein richtiges Bild geben von der im Auflösungsprozeß begriffenen Gesellschaft ihrer Zeit. Die Araminten und die Cidalises würden in ihren geschmeidigen und glatten Formen uns die übertünchte gleißnerische Welt enthüllen, welche unter ihrer zierlichen Oberfläche die fürchterlichen Abgründe verbarg, die Welt kurz vor dem Ausbruch der Revolution. Der Figaro endlich mit seiner seltsamen Umgebung und mit den sonderbaren Verwickelungen, unter denen er auftritt, welch ein treffendes und welch ein prophetisches Bild würde er geben von der damaligen Gesellschaft, die das ihr sich aufdrängende Gefühl ihres nahen Unterganges zu ersticken suchte und in fieberhafter Aufregung ein Vergnügen darin zu finden schien, die Waffen, die zu ihrem Verderben dienen sollten, aus einer Hand in die andere gehen zu lassen! — Gewiß, man könnte in dem angenommenen Falle, um eine richtige Vorstellung von den Sitten und Bestrebungen der Gesellschaft in dieser oder jener Zeitepoche zu gewinnen, um den Entwickelungsgang unseres Gesellschafts- und Familienlebens Schritt für Schritt zu verfolgen, um unsere Kulturgeschichte (wenn sie einmal untergegangen wäre) im Geiste wiederherzustellen, nichts Besseres thun, als: im Repertoire des Théâtre Français Nachforschungen anstellen.

Verhält es sich in Bezug auf unsere gegenwärtige Welt auch so? Würde man diese auch so leicht in den Theaterstücken, welche in den letzten Jahren auf unserer ersten Bühne aufgeführt worden sind, wiederfinden? Wir müssen es bezweifeln. Das Leben, der sittliche Zustand unserer Zeit, die gegenwärtige Gesellschaft ist in diesen Stücken fast gar nicht dargestellt. Um uns davon zu überzeugen, dürfen wir nur einen Blick auf die dramatischen Werke werfen, welche in den letzten Jahren die Neugierde des Publikums am meisten erregt und die Geister am meisten in Bewegung gesetzt. Wir wollen, um kein

Mißverständniß aufkommen zu lassen, vor Allem einräumen, daß auf Theatern, die hinter der Bildung der Zeit zurückgeblieben, die Mangelhaftigkeit der Aufführung, die Verstöße und Fehler, die dabei vorkommen, die aufgeführten Stücke um den Eindruck, welchen zu machen sie geeignet sind, bringen können und gewöhnlich wirklich bringen. Wir wollen auch noch hinzufügen, daß der Uebelstand unseres Theaters darin gefunden werden könnte, daß tüchtige und gebildete Talente ihre schönen Kräfte auf Werke verwenden, in denen keine Seite des modernen Lebens angeschlagen wird, während dreiste und derbe Hände solche Sujets erfassen, die ganz dem Leben der Gegenwart angehören, interessante Ereignisse und Charaktere unserer Salons, Werkstätten und Straßen, aber, ihrer Aufgabe nicht gewachsen, uns, statt einer ins Reich der Poesie, des Ideals erhobenen Wirklichkeit, nichts weiter als formlose Bruchstücke des wirklichen Lebens geben.

Wir haben, um unsere Behauptung als begründet zu erweisen, nicht nöthig, jene seltsamen Helden einiger Stücke aus einer schon ferneren Zeit ins Gedächtniß zu rufen, — jene Helden, welche, eigensinnigen Künstlerlaunen ihre Bedeutung dankend, mit ihrem Geist und Kauderwälsch der Ausdrucksweise einer gewissen Klasse zu Hülfe kommend, durch Zeichnungen und Karikaturen bekannt gemacht, zuletzt Bestandtheile der Volkssage des neunzehnten Jahrhunderts geworden sind. Robert Macaire, dieses Bild verrotteter Bestrebungen, dessen Auftreten von der damaligen Opposition auf die constitutionelle Regierung zurückgeführt wurde und welches diese leider überlebt hat; Bilboquet, der schöngeistige Charlatan, dessen phantastische Einfälle in der niedrigen Literatur-Welt noch heute zum Besten gegeben werden; Joseph Prudhomme, dieses Portrait des Bourgeois, der seine ihm eigene Beschränktheit mit dem durch die neuen Institutionen egalisirten Gefühl seiner Wichtigkeit verbindet; alle diese Gestalten sind zu oft studirt, untersucht, erklärt, umschrieben worden, als daß es nöthig wäre, darauf zurückzukommen; wir haben sie nur erwähnt, weil sie eine Beziehung auf das Thema haben, welches wir hier behandeln. Die Berühmtheit dieser Gestalten, ihre allgemeine Bekanntheit — wie kontrastirt sie mit dem Dunkel, in dem ihre ersten Schöpfer geblieben! Ehemals, wenn man einen jener durch die dramatische Poesie geschaffenen und durch den Erfolg volksthümlich gewordenen Charaktere: Tartuffe, Jourdain, Turcaret, Figaro — erwähnte, kam der Name des Dichters gleich mit ins Gedächtniß; dieser Name war eben so berühmt, als diese Charaktere. Aber diese Schöpfungen des modernen Drama, — wer ist der erste Erfinder derselben? Auf welcher Bühne sind sie entstanden? Welchen Ursprung haben sie? Welchem Namen, welchem Talent kann man die Ehre zusprechen, sie geschaffen zu haben? — Man weiß es kaum und man hält es nicht der Mühe werth, es zu erfahren. Es zeigt sich ein solches Mißverhältniß zwischen der Idee und der Ausführung, zwischen der Intention des Bildes und dem Talent des Zeichners, daß man wohl sagen kann: die Idee gehöre aller Welt, die Ausführung aber Niemanden.

Zu noch ernsteren Betrachtungen veranlassen uns einige ganz neue Stücke, die in zu großen Kreisen Beifall gefunden, als daß wir sie mit Stillschweigen übergehen könnten.

Tief eingreifende und, unserer Ansicht nach, sehr zu beklagende Veränderungen sind in unseren Tagen eingetreten in den Beziehungen, welche zu aller Zeit die gebildete Gesellschaft und die Welt der Schriftsteller und Künstler zu einander gehabt haben. In den letzten zwei Jahrhunderten war, wenn ein Schriftsteller durch sein Talent sich auszeichnete und die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zog, der erste Gebrauch, den er von seiner entstehenden Berühmtheit machte, der, daß er sich den Eintritt in die Salons der guten Gesellschaft verschaffte und hier eine Stellung einnahm, die um so auszeichnender war, je weniger sie einen offiziellen Charakter hatte; und es kamen Beziehungen, wenn auch nicht im Sinne eines vertrauten herzlichen Verkehrs, so doch im Sinne eines sehr nützlichen Gedanken-Austausches zwischen den beiden Mächten zu Stande, welche abwechselnd sich mit einander verbinden und einander bekämpfen können, welche aber niemals sich einander ganz entfremden sollten — zwischen den gesellschaftlichen Größen und den literarischen Größen. Die beiden Mächte, wenn sie sich einander auch nicht immer liebten, verkehrten doch unaufhörlich mit einander; und sie gewannen dadurch beide. Die Literatur Racine's und Labruyère's war auch die Larochefoucauld's, Hamilton's und Saint-Evremont's; was in den Werken des Geistes den Marschall von Richelieu, den Chevalier den Boufflers und den Prinzen v. Ligne entzückt, das hatte auch den Beifall Voltaire's, Beaumarchais' und Suard's. Diese beiden verschiedenen, aber nicht getrennten Welten blieben immer für einander offen und empfänglich; und wenn die erste durch die zweite überwunden worden ist, so ist dies zu dem Ende geschehen, daß jene sich von dieser beobachten, erforschen, ergründen und zuletzt absorbiren lassen sollte.

Heutzutage sind die Verhältnisse anders. Durch schmerzliche Erfahrungen niedergebeugt, in Folge der politischen Katastrophen dem Strome des öffentlichen Lebens fernstehend, hat die feine Gesellschaft, in ihrem höchsten und reinsten Theile, sich, so zu sagen, gegen Alles, was nicht sie selbst ist, verschlossen. Ihre unglücklichen Erlebnisse haben sie mißtrauisch gemacht gegen diejenigen Genüsse und Bestrebungen des Geistes, denen sie zum Theil das, was sie erlitten, Schuld giebt. Die hohe Geistlichkeit, sonst so geistvoll und so geneigt, ihre geistige und gesellige Bildung der Literatur zugutekommen zu lassen, ist geistvoll geblieben; aber, unter dem immer gegenwärtigen Eindruck jener schrecklichen und blutigen Krisis, durch welche sie sich regenerirt hat, lebend, hat sie freiwillig dieser Art weltlichen Einflusses entsagt; sie hat sich in ihr Heiligthum zurückgezogen und beschränkt sich auf die Functionen und Ehren des Priesterthums. Die Frauen, deren unbestrittene Herrschaft im Gebiete der Literatur und Kunst vom Geiste unseres Volks begünstigt war, — auch sie haben dieser Herrschaft sich begeben; sie leben jetzt vielmehr ihren Pflichten, etwas weniger unseren Vergnügungen; was sie sonst den Salons gegeben, widmen sie jetzt dem Familienzimmer; die Moral mag dadurch gewonnen haben, aber die Civilisation hat darunter gelitten. ... (Schluß folgt.)

England.

Englische Literatur-Briefe.

1854. Zweiter Monatsbericht.

(Schluß.)

Hooker ist hauptsächlich durch eines der größten botanischen Prachtwerke, die „Rhododendren der Himalaya-Gebirge", wo diese Blume bekanntlich in Größe und Farbenpracht ihren ganzen Reichthum entfaltet, und außerdem durch seinen wissenschaftlichen Ernst und die Vermeidung alles Humbug in der Welt der Gelehrten rühmlich bekannt geworden. Seine „Himalayah-Journale oder Bemerkungen eines Naturalisten in den bengalischen Sikhim- und Nepal-Gebirgen, den Khasia-Bergen u. s. w., von Dr. Joseph Dalton Hooker, mit Karten, kolorirten Illustrationen und vielen Holzschnitten" („Himalayan-Journals, or Notes of an Oriental Naturalist in Bengal, the Sikhim and Nepal Himalayas, the Kasia Mountains &c. By Dr. J. D. Hooker &c.") werden ihm unstreitig einen Rang unter den besten Naturforschern verschaffen. Vor allen Dingen wird er eine wichtige Stelle in allen Cannabichs total umändern. Er hat die höchste Spitze der Erde vom Dawalagiri (27,600 Fuß) unter dem 83sten Grad bis zum 88sten verlegt, wo er in den Spitzen des Kangschanjunga (28,178 Fuß) die höchste Höhe des Himalaya-Gebirges und der Erde gefunden. Seine Reise ist auch hinsichtlich des Umfangs eine der bedeutendsten. Wir geben nur die Hauptroute an: von Kalkutta bis Mirzapore etwa vierhundert engl. Meilen, von da vierhundert Meilen den Ganges herunter bis Carajola, von da gebirgsaufwärts in manchen Kreuz- und Querzügen bis Dorjiling, von wo sich die höchsten Höhenzüge des Himalaya, mit dem Kangschanjunga in der Mitte, in ganzer Erhabenheit und Klarheit darstellen (die Aussicht ist abgebildet), dann die unendlichen Windungen des Mohammuddy-Flusses herunter (zusammen wohl über achthundert Meilen) bis Rampore Bauleah, am Ganges, dann wieder herauf über Dorjiling mitten in die Schrecken und Schönheiten des Himalaya südlich und östlich über den Kangschanjunga hinaus (nördlich von Sikhim). Ich kann hier natürlich auch nicht den kürzesten Auszug geben, da man in dem wunderbaren Reichthume dieses Buches mit seinen Blumen, Menschen, Naturscenen, Gebirgs-Abenteuern, Erlebnissen und Beobachtungen unter sonderbaren Menschengattungen sich gern verliert und nicht weiß, was das Erhabenste, Interessanteste und Geeignetste sein könnte. Auch habe ich das Ganze eben nur erst, so zu sagen, in einem Athem verschlungen, ohne mich der Einzelnheiten genau erinnern zu können. Es mag denn auch vorläufig genügen, das reiche, prächtige Werk im Allgemeinen charakterisirt zu haben. Nur noch die Bemerkung, daß es Hooker, der die antarktische Expedition unter Roß mitmachte, hauptsächlich darauf ankam, diese antarktische Flora mit der in den Schnee-Regionen des Himalaya zu vergleichen; daß er aber dabei in seiner Schlichtheit und Aufmerksamkeit für alle Natur- und Lebens-Erscheinungen neben den Rhododendren u. s. w. auch alles Mögliche sah, sammelte und niederschrieb, was uns in einer so seltsamen, unbekannten Natur interessiren kann, ganz unähnlich jenen Fachmännern der Wissenschaft, die, wie einmal H. Heine beschrieb, mit geschlossenen Augen von Göttingen oder Kiel nach Süd-Italien reisen, dort eine seltene Blume untersuchen, ihre Staubfäden zählen, ein paar Exemplare zwischen Papier quetschen und dann mit geschlossenen Augen wieder in ihre norddeutsche Studirstube zurückeilen, glücklich und stolz, die seltene Blume, zwischen Löschpapier gequetscht und mit zwei barbarischen Namen beklebt, ihrem Herbarium einzuverleiben. Um den Werth des Hookerschen Werkes ganz im Allgemeinen zu bezeichnen, muß man sagen, daß es uns mit der erhabensten und reichsten Stelle der Erde, die in dem gewaltigen Dreieck, welches die Himalaya-Gebirge, der Ganges und Burremputer bilden, ihre stolzesten Gedanken in Berge und ihre üppigsten Phantasieen in blühende und fin-

Blumen (Vögel) verkörpert zu haben scheint, auf eine Weise bekannt macht, durch welche die strenge Wissenschaft eben so viel Nahrung erhält, als der neugierige Leser.

Durch die übrigen Bücher wollen wir uns, um damit zu räumen, auf die wohlfeilste Weise durchschlagen. Die Belletristik schmeckt nicht nach solcher Kost, wie die von Hooker, zumal wenn man zunächst gleich auf einen neuen Roman des englischen Clauren stößt: „Ticonderoga", von G. P. R. James, der übrigens in seinen drei Bänden manche interessante Schilderungen amerikanischen Lebens enthalten soll. Eine neue Schilderung der verschiedenen Phasen des Londoner Lebens („Curiosities of London Life or Phases, Physiological and Social, of the Great Metropolis. By Charles Manby Smith, Author of „The Working-man's Way in the World"") umfaßt zwar einen größeren Kreis, als die berühmte, große, aus speziellen Studien, Aktenstücken und Forschungen zusammengetragene Arbeit: „London Labour and London Poor", aber nach dem Theile zu schließen, in welchen ich mich hineingelesen habe, ist es ziemlich oberflächlich und geht dem kolossalen Gewirr von Erscheinungen nicht auf den Grund. So, wie es ist, kann am Ende Jeder, der in London lebt und schreiben gelernt hat, schreiben, falls er den Wald vor Bäumen sehen kann. — Die höhere Sphäre des Humbug und der Conventionalität der Londoner guten Gesellschaft wird in den „Newcomes", von Thackeray, der bis zum fünften Monate und Hefte vorgeschritten ist, mit steigender vis Attica geschildert. Die darin ausgemalte Dinner-Party ist vielleicht das treffendste Genre-Bild von „réunions" der guten Gesellschaft. — In E. Colburn's „Bösem Stern" („The Evil Star", Roman in drei Bänden) finden wir ein ziemlich treues und treffendes Gemälde der höheren Gauner- und Wüstlingswirthschaft Londons, jedoch mit Ausschluß der sexuellen Seite, die dem poetischen Helden des Romans, der sich nicht scheut, als Dieb mit einzubrechen (um freilich die bei dieser Gelegenheit überfallene Dame ritterlich zu schützen), in seiner größten Erniedrigung immer noch zu niedrig erscheint; eben so ein gutes Stück Theaterleben hinter den Coulissen, wo es überhaupt interessanter zu sein scheint, als vor denselben. Die soziale, ästhetische und literarische Luft ist eben nirgends rein und gesund, und Alle leiden mehr oder weniger unter der sehr materiellen Tyrannei von Kapitalisten, die aus aller Kunst, Literatur und Wissenschaft und deren Jüngern Geld machen. Nur eine echt englische, nationale und eben so noble, als volksthümliche Passion und Literatur scheint sich gesund erhalten zu haben, die Jagd in des englischen Wortes vermessenster Bedeutung. Das Jagdwesen ist in England so sehr eine Wissenschaft und Kunst, daß man als Laie kaum eine Ahnung davon bekommen kann, selbst wenn man verschiedene Zweige derselben mit eigenen Augen ansieht, wie ich z. B. das äußerst noble Rattentodtbeißenlassen von eigens dazu erschaffenen und akademisch ausgebildeten, sehr kostspieligen Hunden, oder eine Fuchsjagd, die so ausgebildet ist, daß es oft über tausend Pfund Sterl. kostet, einen einzigen Fuchs zu jagen, der denn auch allerdings Nebensache ist. Ich habe mir einmal die Wirthschaft angesehen, die zum Fuchsjagen nöthig ist: ein ziemlich bedeutendes Haus für fürchterliche, zottige Hunde, die kurz vorher einen Jungen, der oben beim Ausbessern der Decke heruntergefallen war, bis auf die Stiefeln total aufgefressen hatten; Wohnungen für verschiedene Beamte dieser Hunde; Beamte zur Erhaltung und Pflege von ungeheuren Dornenhecken, damit der Fuchs darin sich verkriechen und von den Hunden herausgetrieben werden könne; Beamte zur Beaufsichtigung großer Jagdreviere, durch welche der Fuchs von ein paar Dutzend Reitern über Gräben und durch Hecken hindurch verfolgt werden muß; Beamte für fabelhaft kostspielige Pferde, die blos für Jagdzwecke gehalten werden, und was dergleichen mehr ist, — und dadurch so viel Interesse an der nobelsten und mächtigsten Passion der Engländer bekommen, daß ich mich mit Durchlesung von Grantley F. Berkeley's „Reminiscenzen eines Jägers" (Reminiscences of a Huntsman), mit Illustrationen von dem berühmten Seech, mehrere Tage abgab. Berkeley, sechs Fuß zwei Zoll hoch, Bruder des Admirals, führt uns auf die anschaulichste Weise durch Anekdoten, Erfahrungen und Gefahren eines langen Lebens durch alle Geheimnisse und Arten des Jagdwesens hindurch und entwickelt namentlich viel exakte Wissenschaft im aktiven und passiven Gebrauch von allerlei Thieren, vom stummen Fische (einer in sich selbst reichen, komplizirten Wissenschaft) bis zum edelsten Vollblut-Araber, das wie ein flüchtiger Wolkenschatten über Hecken und Gräben dahinfliegt, ohne den Boden besonders zu berühren. Ich bin überzeugt, daß deutsche Sportsmen in Berkeley's Reminiscenzen den interessantesten Meister verehren lernen.

Schließlich will ich noch kurz zusammenstellen, was mir von besonderem Interesse erschien. Die Bemühungen und Arbeiten Bunsen's in der Mitte tüchtiger Gelehrten, eine „komparative Philologie" und ein physiologisches Buchstaben- und Lautzeichen-System für alle Sprachen zu Stande zu bringen, gaben durch einige Versammlungen und Diskussionen, die bei Bunsen stattfanden, Gelegenheit und Stoff zu den interessantesten Mittheilungen. Ich will sie aber aufsparen, bis seine „Comparative Philology", die in den nächsten Tagen erscheinen muß, zu Grunde gelegt werden kann.

In Bezug auf den Nordpol und Franklin hat ein Herr Harrington durch Vorlesungen sehr plausibel geltend gemacht, daß ersterer fortwährend im elektrischen Feuer brenne und sich Franklin in gehöriger Nähe oder Entfernung wahrscheinlich sehr warm und wohl befinden werde, nur daß er wegen Mangel an Kohlen und sonstiger Provision nicht zurückkehren könne.*) Er beweist (!), daß zwischen dem elektrischen Pole, der ewiges Feuer sei, und dem Eiskreise das Klima temperirt bis warm sein müsse. Fachgelehrte werden allerdings lächeln über diese in etwas wissenschaftlicherem Lichte („was man nicht dekliniren kann, das sieht man für elektrisch an") aufgewärmte Romantik des Nordpols; man kann aber doch nicht wissen, wie viel Grade Kälte und Wärme da sind, wo Franklin lebt oder starb, da die arktischen Admiralitäts-Expediteurs mit ihrer Flotte sich Franklin's von ihrer Assistance-Bai aus eben so treu annahmen, wie ihre große Kriegsflotte der Türken. Sie suchten ihn da, wo er nach aller Berechnung ganz gewiß nicht war, oder gar nicht; sie suchten blos ihre höheren Stellen und Gehälter in den Eiskanälen um die Assistance-Bai herum.

Die Gesellschaft der Künste (Society of Arts) in London, Mittelpunkt von dreihundertfünfunddreißig ähnlichen Anstalten, will im Juni eine „Erziehungs-Ausstellung" veranstalten, um das ganze englische Erziehungs- und Schulwesen einmal genau anzusehen und mit den Einrichtungen und Resultaten anderer Länder zu vergleichen. Hoffentlich ist dies keine Geldspeculation auf ein „tiefgefühltes Bedürfniß", wie die Ausstellung in Dublin, welche durch „ein Comité" den edlen Stifter derselben um zwanzigtausend Pfund zu kurz kommen ließ, weil ihre Taschen zu lang waren.

Der Pompejanische Hof im Sydenham-Palast.**)

Unter allen Schöpfungen, welche Industrie und Kunst in diesem vom Londoner Hyde-Park nach Sydenham versetzten Wunderbau hervorgerufen, wird der „Pompejanische Hof" auf das große Publikum den überraschendsten, überwältigendsten Eindruck machen müssen. Wer hier eintritt, sieht sich plötzlich, wie durch Zauber, in das erste Jahrhundert, mitten in das häusliche Leben der Römer, versetzt. Das Haus ist, wie alle Häuser in Pompeji waren, klein und nimmt sich gegen die umfangreichen Wohnungen der damaligen Zeit wie eine Cottage in Clapham gegen den Buckingham-Palast aus. Die Küche, hier von der Größe eines Schenktisches, maß in römischen Häusern ihre vierhundert Fuß. Der ganze Raum des Hofes hat etwa den Umfang einer modernen Villa im St. John's Wood, während in Nero's goldenem Palast drei Galerieen, jede eine Meile lang, liefen. Die reichen Marmorwerke Aegyptens und Nubiens, die geraubten griechischen Skulpturen, die Malereien Athens und Korinths waren den Edelsitzen der Siebenhügelstadt, Capua's oder Verona's vorbehalten.

Der Anblick des Pompejanischen Hauses im Allgemeinen gemahnt den Reisenden, der im Orient war, an die Häuser von Kahira oder Damaskus. Einfach, ja, roh von außen, mit wenigen Fenstern, die in enge Straßen geöffnet sind, versprechen sie wenig Glanz im Innern. Oeffnet man die Thür und geht durch des Pförtners kleine Zelle, so tritt man in ein schmales, mosivisch gepflastertes Viereck, mit einem Springbrunnen in der Mitte, oben offen, von Schlafgemächern, Verschlägen und mancherlei Behältnissen umgeben. Geht man weiter durch den ersten offenen Raum oder durch die Seitengänge, so gelangt man in ein zweites Viereck mit einem Garten; das Gebälk desselben wird von sechzehn Pfeilern gestützt, um die sich die Speisesäle, die Bäder und die Küche reihen.

Wände und Getäfel sind kostbar gemalt, und zwar hauptsächlich mit Seegegenständen: Delphinen, Seekälbern, Tritonen, Meer-Centauren, deren Klauen in Seenesseln auslaufen. In der Mittelraute eines Kabinets, rechts vom Eingang, ist ein kleines Gemälde: Perseus, der die Andromeda rettet, ein Lieblingssujet in den Wohnungen zu Pompeji. Ein Ungeheuer, augenscheinlich eine Art Haifisch, liegt zu den Füßen der Jungfrau. Der Hintergrund ist gut gewählt und die Luft ziemlich gelungen. In einem Felde sehen wir einen Sklaven, der einem sitzenden Bader eine Kratzbürste bringt. Die vorherrschenden Grundfarben sind gesättigtes Blau, tiefes Roth und Schwarz. In einem anderen Zimmer haben wir die fischende Venus und in einem daran stoßenden Kabinet Cupido, der einer Jungfrau (vielleicht Dido) ihres Geliebten Barke in der Ferne zeigt. In dem von azurblauen Vögeln, Gänsen und Pfauen belebten Karnieß rennt ein Zug von Amoretten dahin, und ein loses Blumengewinde flattert hinter ihnen her. Hier trägt eine Gruppe beschwingter Liebesgötter ein Weinfaß, dort machen sie Musik, ein Theil sitzt auf

*) Vgl. Nr. 24 des Magazins unter „Mannigfaltiges".

**) Der im Mai d. J. für das größere Publikum geöffnet wird.

Ruhebetten, ein anderer schaut beifällig einem Mädchen zu, das zum Flötenschall tanzt und mit Castagnetten den Takt schlägt. Hier zieht ein alter Mann einen Amor aus einem Käfig, in dem es von einer ganzen Brut Amoretten mit regenbogenfarbigen Schwingen, halb Schmetterling, halb Seraph, wimmelt; dort jagt Venus in einer Biga dahin.

Die Decke über dem Springbrunnen wird von Famen oder beschwingten Engelfiguren getragen; die vier Figuren oben im Tabulinum (offene Halle) sind vergoldet. Hier wurden die Bildsäulen der Ahnen, die Archive u. A. aufbewahrt, und es diente zu einer Art Empfangszimmer. In manchen Häusern war der Springbrunnenhof mit Statuen umgeben. Ueber die obere Oeffnung wurden häufig bunte Zelte gespannt und in kleinen Häusern Weinreben hinangerankt; denn Luft und Schatten sind Lebensbedürfnisse in den Südländern. Reiche Vorhänge vertreten die Stelle der Thüren, womit nur der Haupteingang und die Schlafgemächer versehen sind.

Die Räume bekommen ihr Licht hauptsächlich von den beiden Höfen; nur die Schlafzimmer haben Fenster wie unsere Häuser; zwei Zimmer werden von der Straße aus und zwei andere durch eine Oeffnung in der Decke beleuchtet.

An der Mauer des äußeren Hofes steht in einer Blende, wie die italiänische Madonna der Neuzeit, der Altar der Hausgötter. An gewissen Tagen wurde hier Weihrauch angezündet und Opfergaben niedergelegt. . . . . .

In einer solchen Villa, wie sie hier, der Wirklichkeit getreu, dargestellt ist, hat vielleicht Cicero, in festliche Purpurgewänder gekleidet und mit Blumen bekränzt, gesessen, sich stolz bewußt, durch die Gewalt seines Wortes Catilina aus dem Senat gejagt zu haben, oder der von Wohlgerüchen duftende Cäsar mit seinen aus dem letzten Feldzuge geholten, noch frischen Wunden hat hier vielleicht Britanniens köstliche Austern gelobt und dessen hagere Sklaven verspottet. Hier mochten die Männer, die eine Welt eroberten, nur um in Frieden zu leben, ihre Schnecken, Drosseln, Flamingozungen, Nachtigallenhirne und Sauter geschmaust haben. In diesen Räumen, in solcher Umgebung wurden jene üppigen Gastmähler gehalten, bei denen oft zweitausend verschiedene Fische und siebentausend verschiedene Geflügelgerichte aufgetragen und Tausende von Thalern auf ein einziges Gericht verschwendet wurden. Hier mochten blasirte Lüstlinge mit Smaragden, in Weinessig aufgelöst, oder mit reichen lesbischen Weinen, schäumend von beigemischten arabischen Salben, ihre Gaumen gekitzelt haben. Müde der Cäsarenstadt mit ihrem lärmenden Gewühl polternder Gladiatoren, ägyptischer Gaukler, spanischer Tänzerinnen, syrischer Wahrsager, maurischer Sklaven, illyrischer Sänftenträger, mochte mancher römischer Großer sich in diesen stillen, Wollust athmenden Winkel zurückgezogen haben, um hier der Ruhe zu genießen. In einer solchen üppigen Laube sitzend oder zurückgelehnt, mochte hier mancher dieser Herren der Erde träumerisch hinausschauen in den klaren, blauen Himmel, einathmend die Veilchendüfte, die eine Seebrise ihm aus dem inneren Garten zuwehte, still lauschend dem ununterbrochenen Geplätscher des Springbrunnens oder dem Gesang der Sklavin am Webstuhl.

Italien.

Literarisches von der Insel Sardinien.

Am wenigsten bekannt jenseits der Alpen dürften von allen neu erscheinenden Werken in italiänischer Sprache die literarischen Erscheinungen auf der Insel Sardinien sein, die, bei der Natur des italiänischen Buchhandels, auch sogar auf dem festen Lande von Italien zum Theil unbekannt bleiben. Dort ist einer der fleißigsten Gelehrten der Kanonikus Spano, ein Mann von gründlicher Gelehrsamkeit, was ihm auch die Aufnahme in das Institut der archäologischen Korrespondenz zu Rom verschafft hat. Sein letztes Werk, das große Wörterbuch der sardinischen Sprache,*) schreitet sowohl in dem sardisch-italiänischen, als in dem italiänisch-sardischen Theile mächtig fort; bereits sind die drei ersten Buchstaben beendet. Da die Sprache der Sarden einer der römischen Dialekte ist, der am meisten die alte Lingua rustica erhalten hat, so sind die Sprachforscher mit diesem Unternehmen um so mehr zufrieden, als der Verfasser sich durch klassische Gelehrsamkeit auszeichnet, welche er mit inniger Liebe für seine Insel verbindet. Beides hat er aufs Neue in einer kurzen Abhandlung, welche, in Form eines Briefes an den Turiner Sprachforscher Vegezzi-Ruscalla, über das sardonische Lachen erschienen, bewährt, indem er aus allen Stellen der Klassiker, welche das sardonische Lachen erwähnt haben, den Ursprung dieser Bezeichnung erklärt und sein Vaterland von dem Vorwurfe befreit, daß die Sarden im Alterthum ihre Aeltern todtgeschlagen hätten, was angeblich unter Lachen vollzogen worden sein soll, weil man es für ehrenvoller gehalten habe, als von einer Krankheit hingerafft zu werden.

Von demselben Verfasser ist in diesen Tagen das letzte Heft seiner Sammlung und Erklärung der sardinischen Sprüchwörter zu Cagliari herausgekommen,*) welche sich ebenfalls des größten Beifalls erfreut. Einige Sprüchwörter der Sarden, die wir hier anführen, werden mit dem Geiste des Volkes einigermaßen bekannt machen. Z. B. „Ein Vater kann hundert Kinder regieren, aber hundert Kinder nicht Einen Vater." — „Du heilst Andere und kannst Dich selbst nicht heilen." — „Ein Wagen voll Worte zahlt nicht einen Pfennig Schulden." — „Die Mütter sind Mütter, die Stiefmütter Hündinnen." — Neidische Frauen werden „Mütter des heiligen Petrus" genannt, indem man damit auf eine apokalyptische Anekdote von diesem Apostel anspielt. J. F. Ngbr.

*) Vocabolario Italiano Sardo, del Canonico Giov. Spano. Tom. II. Cagliari, tipografia nazionale, 1853.

*) Proverbii Sardi, voltati in lingua Italiana, dal Canonico Giov. Spano. Tom. III. Cagliari, 1853.

Mannigfaltiges.

— Gymnasien in den Vereinigten Staaten. Zweihundertfunfzehn Jahre sind verflossen, seitdem das erste Gymnasium in den Vereinigten Staaten — das Harvard-College, jetzt Harvard-University — gegründet wurde. Zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts gab es drei solcher Colleges: Harvard in Massachusetts, das College von Wilhelm und Marie in Virginien und Yale in Connecticut. Seitdem hat sich natürlich die Anzahl dieser Bildungs-Anstalten eben so vermehrt wie die Bevölkerung und die politische Macht des Landes. Es giebt jetzt nicht weniger als hundertzwanzig Colleges in den Vereinigten Staaten. In den Neu-England-Staaten giebt es dreizehn solcher Anstalten, die halb Gymnasium und halb Universität sind und zum Theil als National-Institute angesehen werden können, da sie ihre Studirenden aus allen Theilen des Landes erhalten und ihren Einfluß über alle Theile der Union verbreiten. Diese dreizehn Colleges graduiren etwa fünfhundert Studirende jährlich, d. h. sie verleihen ihnen den ersten Studiengrad, den eines Under-graduate. Seit ihrer Gründung haben sie mehr als fünfundzwanzigtausend Studirende graduirt. Die meisten Colleges der Vereinigten Staaten sind von Geistlichen oder Kirchenvorstehern gegründet und geleitet. Die Baptisten besitzen deren dreizehn, die Methodisten ebenfalls dreizehn, die Episkopalier acht und die Katholiken eilf. Außer den gedachten Colleges und den damit zusammenhängenden Anstalten giebt es in den Vereinigten Staaten dreiundvierzig theologische Seminare (wovon fünf in Neu-England), fünfunddreißig medizinische Schulen (von denen sieben in den östlichen Staaten) und dreizehn Rechtsschulen, von welchen letzteren nur zwei in Neu-England, und zwar die mit dem Yale-College und der Harvard-University verbundenen.

— Gelehrtenstreit und Köhlerglaube. Englische Journale berichten über eine seltsame Kontroverse, die kürzlich ein Kohlenlager unter nord-britischen Naturforschern hervorgerufen. Bei Gelegenheit eines Prozesses, der über die sogenannte „Boghead-" oder „Torbanehill-Kohle" entstanden, war nämlich eine Jury von zwölf Gelehrten aufgefordert worden, ein Verdict darüber abzugeben, ob das gedachte Mineral Kohle sei oder nicht. Das Resultat nun war folgendes: Vier erklärten es für Erdharz, „actual bitumen", und keine Kohle; Drei behaupteten, es sei kein Erdharz, aber auch keine Kohle; Drei versicherten, es sei Schieferthon (shale), „der entzündbarste Schieferthon, den sie jemals gesehen", während die letzten Zwei endlich entgegneten, Schieferthon könne unmöglich so brennen, ebensowenig Erdharz, es müsse demnach Steinkohle sein. Einer von den Dreien, die es weder für Erdharz, noch für Kohle, noch für Schieferthon hielten, behauptete, er würde das vorliegende Material sofort selbst zu produziren im Stande sein, wenn man ihm nur den dazu nöthigen Druck verschaffte. Das klang zwar wie der Ausspruch des Archimedes, aber es war lange nicht so gescheidt. Seltsam genug, scheint die Minorität der Zwei, welche es für Steinkohle erklärten, Recht zu behalten. In der Entfernung von 1½ engl. Meile von Torbanehill wurde nämlich, seitdem jener Ausspruch erfolgt war, ein ganz ähnliches Mineral-Lager gefunden, das die dortigen Köchinnen und Köhler sofort für gemeine Steinkohle erklärten, während sich darin zugleich die charakteristischsten Merkmale des Minerals von Torbanehill finden. Hier ist es in der That ein Köhlerglaube, der über die Behauptungen der Naturforscher, und zwar mit Recht, den Sieg davonzutragen scheint.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 1 Thlr. 10 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 30, und beim Expediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 27. Berlin, Sonnabend den 5. März 1854.

Spanien.

Malinäus und Karl V.

Eine literarische Skizze aus dem sechzehnten Jahrhundert.

Malinäus oder van Male, aus der alten Stadt Brügge gebürtig, war einer jener armen flandrischen Edelleute, welche es vorzogen, statt das Brod reicher Krämer zu essen, ihr Vaterland zu verlassen und in einem Lande, wo Adel und adelige Gesinnung noch in höherem Werthe standen, ihr Glück zu versuchen. Spanien insbesondere war das Land, wo die Granden eine Ehre darein setzten, sich solcher verlassener Edelleute anzunehmen und ihnen günstigere Bahnen zu erschließen. Deshalb machte sich auch Malinäus auf den Weg nach Madrid, um zu versuchen, ob seine Empfehlungen ihm am Hofe des Herrn zweier Welten von Nutzen sein würden. Malinäus besaß ein sanftes, wohlwollendes Wesen und strenge Sitten, Eigenschaften, die eher geeignet sind, Vertrauen zu erwecken, als Glück zu machen. Auch schien diese allgemeine Regel bei ihm keine Ausnahme machen zu wollen, denn das Einzige, was er anfangs in Spanien zu erreichen vermochte, war die karge Gunst des Herzogs von Alba. Zwar fehlte es dem berühmten D. Fernando de Toledo nicht an der nöthigen Macht, um seinen Schützling zu heben, aber er bedurfte der Dienste des Malinäus so sehr, daß er gar nicht daran dachte, ihn zu belohnen. Wenn dieser aber aus den langen Jahren der Hoffnung und Dienstleistung keinen anderen Gewinn davontrug, so fand er doch Gelegenheit, Bekanntschaften zu machen, die ihm in der Folgezeit von Nutzen sein konnten. Eine solche Bekanntschaft war unter anderen D. Luis de Avila y Zúñiga, Komthur von Alcántara, welcher im Jahre 1546 seinen bekannten „Comentario de la guerra de Alemaña" beendigte, ein Werk, welches mehr seines wichtigen Inhalts als seiner Form wegen interessant ist. Obwohl dasselbe in Antwerpen und bald darauf auch in Venedig gedruckt worden war, so meinte der eitle Komthur doch, nur die lateinische Sprache könne die Lektüre eines so ausgezeichneten Werkes recht allgemein machen. Nun war aber Malinäus einer der gewandtesten Lateiner jener Zeit, den selbst Hochschulen und Gelehrte zu Rathe zogen. D. Luis de Avila suchte ihn daher durch das Versprechen, ihm die Stelle eines kaiserlichen Kammerherrn — das Höchste, was damals ein Edelmann ohne Vermögen erstreben konnte — zu verschaffen, für die Uebersetzung des „Comentario" zu gewinnen. — Allein kaum hatte Malinäus diese vollendet, so erkannte er auch, wie trügerisch die Versprechungen waren, womit man ihn hingehalten hatte. Er gab es daher auf, um die Gunst der Großen zu buhlen, kehrte in sein Vaterland zurück und bewarb sich dort um die Stelle eines Chronikschreibers, welche den geringen Gehalt von zweihundert Gulden trug; wobei er sich vornahm, wenn er dieses große Glück erreiche, sich in seine Vaterstadt zurückzuziehen und sich ausschließlich literarischen Arbeiten zu widmen.

Allein, da er es am wenigsten hoffte, ward ihm eine Stelle zu Theil, die er noch unlängst sehnlich gewünscht hatte, die nun aber wenig Reiz mehr für ihn besaß! Herr van Praet, dem wegen seiner bekannten Rechtlichkeit die Verwaltung des Staatsvermögens der Niederlande anvertraut war, hatte zufällig mit Malinäus zu verkehren und erkannte hierbei, welch ein geschmeidiger Charakter, welch klarer Verstand und einfache Sitten sich in diesem Manne mit einer tiefen Kenntniß der Menschen und der Staatsgeschäfte vereinigten. Er empfahl ihn demzufolge Karl V. so warm, daß der Kaiser ihn unverweilt zu seinem Kammerherrn ernannte. Karl bedurfte eines Mannes, dem er seine tiefsten Geheimnisse mittheilen konnte und der sich zugleich mit Ergebung in die Grillen seines frühzeitigen Alters fügte. Erst wenn man die lateinische Korrespondenz des Malinäus gelesen hat, kann man sich einen rechten Begriff von dem traurigen Zustande machen, in welchem sich damals (1550) die Gesundheit Karl's befand. Im Lärm des Feldlagers wie in der Zurückgezogenheit seines Kabinets nagten die grausamsten Schmerzen an dem elenden Körper.*) Kaum, und nur mit Hülfe eines Stockes, vermochte sich der Kaiser vom Bett nach einem Sopha zu schleppen, wo er Stunden lang liegen blieb und in seiner Blässe und Abgezehrtheit eher einem Leichnam als einem Kriegshelden ähnlich sah. Seine Schwäche war so groß, daß er nicht einmal das Siegel eines Briefs erbrechen konnte, den ihm der französische Gesandte übergab, und er sich aus Scham über die vor seinem gefährlichsten Nebenbuhler gegebene Blöße das Antlitz verhüllte.

Eine seltsame Schmeichelei der Natur wollte es, daß der neue Kammerherr in dem Maße, als er das Vertrauen, ja, die Freundschaft Karl's gewann, sich auch von denselben Leiden, wie der Kaiser, heimgesucht sah, die ihm kaum Kraft genug ließen, um die peinvollen Pflichten seiner Stellung zu erfüllen. Diese bestanden vornehmlich darin, daß er dem Kaiser in seinen schlaflosen Stunden mit lauter Stimme vorlesen und die vielen Stellen, die jener nicht verstand, erklären mußte, wobei er sein Gedächtniß quälte, um Beispiele aufzufinden, welche das Betreffende besser erläutern mochten. Bald fiel es Karl ein, zur Tröstung seines Gemüthes heilige Gesänge anzustimmen, und der Günstling mußte dabei seine heisere Stimme begleiten, woraus dann solche Mißtöne entstanden, daß die Diener des kaiserlichen Palastes aus dem Schlafe emporfuhren. Bald stellte er, um seine heißhungrige Phantasie zu nähren, theologische Streitfragen auf, in deren Erörterung er sich nicht leicht für besiegt gab. Da Niemand, als Malinäus, die vielen Bedürfnisse, welche seinen Herrn quälten, zu befriedigen vermochte, so schenkte ihm dieser bald eine so ausgezeichnete Vorliebe, daß die Hofleute ihn zu fürchten und seine Stellung zu beneiden begannen. Und doch hatte diese Stellung durchaus nichts Beneidenswerthes, denn auch als der einzige Freund Karl's V. blieb Malinäus so arm wie zuvor. Seine Bedürfnisse nahmen zu, und die Mittel, sie zu befriedigen, blieben dieselben, denn der große Kaiser war gränzenlos geizig und verschenkte eigentlich nur die Güter seiner Feinde, wenn er an der Spitze seiner Schaaren fremde Städte plünderte.

Fünf Jahre lang dauerte dieses vertraute Zusammenleben, während welcher Zeit die merkwürdigsten Ereignisse jenes Jahrhunderts vorfielen, an denen Malinäus im Gefolge des Kaisers stets Antheil nahm und wobei er die interessantesten Bekanntschaften machte. Enger schloß er sich jedoch nur an Jan Reynen, einen biederen Flamänder, und dessen Tochter, Hippolyta, an, die wegen ihrer Schönheit und Tugend hoch gefeiert war. Obwohl nämlich Malinäus schon im vorgerückten Alter stand, hatte er sich doch ein reines und liebevolles Herz bewahrt, das bald von den Reizen Hippolyta's gefesselt ward. Er sehnte sich nun nach einem häuslichen Glücke an der Seite dieser holden Gefährtin, allein der traurige Umstand, daß er trotz seiner guten Dienste fortwährend in der äußersten Armuth lebte, trat hemmend dazwischen. Zwar besaß Reynen selbst einige Mittel und bot ihm edelmüthig mit der Hand seiner Tochter die Hälfte von dem, was er sein nannte; allein es erschien Malinäus nicht ehrenvoll, ein solches Geschenk anzunehmen, da er sich ja so wohl begründete Rechte auf die Dankbarkeit Karl's erworben hatte.

Eines Tages schien Karl seinem von Gewissensbissen zernagten Herzen einige Erleichterung verschaffen zu wollen und verschloß sich mit seinem Günstling in das geheimste Gemach des Palastes. Die Scene, welche hier spielte, ist ein Geheimniß, allein die Enthüllungen, welche Karl machte, müssen furchtbarer Natur gewesen sein, denn Malinäus schrieb seinem Freunde Praet: er möchte sich lieber die Zunge ausreißen lassen, als sie wiedererzählen. Wenn er aber hierbei sonst nichts gewann, so gab dieses Ereigniß Malinäus doch den Muth, dem Kaiser gleichfalls sein Herz zu eröffnen und ihn zu bitten, er möchte ihn nach Maßgabe seiner Dienstleistungen entschädigen, damit er sich mit derjenigen, welche er liebte und von der er wieder geliebt würde, verbinden könne. Der Kaiser blieb nicht unempfindlich für diese Bitte und versprach Malinäus, ihm am folgenden Tage ein Geschenk von solchem Werthe zu bieten, daß auch das größte Verdienst königlich dadurch belohnt sein würde. Um die Natur dieses Geschenkes zu erklären, müssen wir einige einleitende Bemerkungen vorausschicken.

Niemand beneidete Malinäus mehr, als der Komthur D. Luis de Avila, dessen Scharfsinn stets über Mittel brütete, um den eigenen

*) In der Armeria zu Madrid zeigt man noch die Sänfte, in der sich der kranke Kaiser auf seinen Feldzügen tragen ließ.

Einfluß zu kräftigen. Als guter Höfling und wohl erfahren in der Kunst, die Schwachheiten der Menschen zu errathen, hatte er bald herausgefunden, daß sich Karl V. durch den Ruf eines feinen Staatsmannes und großen Generals nicht befriedigt fühlte, sich vielmehr nach einer anderen Gattung von Ruhm sehnte, die ihm eine größere Aehnlichkeit mit Julius Cäsar gegeben hätte, dessen Fußstapfen er ja von Jugend auf hatte nachfolgen wollen. Die Erziehung des glücklichen Kaisers war aber auf eine bedauerliche Weise vernachlässigt worden. In seinem siebzehnten Jahre kannte Karl weder die lateinische, noch die spanische Sprache, welche damals so allgemein war; ja, er wußte nach den Worten des Bischofs von Badajoz „Nichts zu thun und zu sagen, als was man ihm anrieth und vorsagte." (Schluß folgt.)

Frankreich.

Das Theater und das wirkliche Leben.

(Schluß.)

Man sieht: überall zeigt sich der Bruch zwischen der Literatur und der Welt, in der sie sonst Anregung, Rath und Vorbilder suchte. Was ist die Folge hiervon? — Neben und unter dieser Gesellschaft, welche, bei geschlossenen Thüren und verhängten Fenstern, den wachsenden Lärm der neuen Gedanken hätte beschwichtigen können, hat sich eine andere, aus den verschiedenartigsten Bestandtheilen zusammengesetzte Gesellschaft gebildet, welche von der Oberflächlichkeit und von dem Vorurtheil wohl auch für die wahre gehalten werden kann. Die jungen Leute, die liebenswürdigen Schwätzer, die unabhängigen Geister, die Lebemänner jedes Standes und jedes Alters haben sich gewöhnt, das, was sie in der feinen Gesellschaft nicht mehr fanden, in einem anderen Kreise zu suchen. Zu diesen Ueberläufern sind die Dichter, die Schriftsteller, die Künstler, welche durch Nichts mehr an die feine Gesellschaft gebunden waren, hinzugekommen; sie wurden die Herren, die Ordner, die Schiedsrichter in dieser neuen ungebundenen Gesellschaft und konnten in derselben ihre Phantasie frei und ohne Schranken walten lassen. In diesem Gesellschaftskreise fanden solche Frauen Anerkennung, welche gar zu gern die Rolle der Aspasia spielen möchten, wenn sie auch bis jetzt noch nicht im Stande gewesen, Männer, wie Phidias und Perikles, zu bilden; aus diesem Gesellschaftskreise erstand mitten im neunzehnten Jahrhundert eine kleine neu-heidnische Welt, eine Welt, in welcher das „domum mansit, lanam fecit", als eine Mahnung gilt, die nur den Bräuten und den Müttern gegenüber zu gebrauchen ist, und in welcher der Glanz, der Schmuck, die Feste des Geistes und der Kunst, die Huldigungen der Glücklichen und der Schöngeister den Courtisanen gehören. In diesem Gesellschaftskreise haben unsere Dichter und Romanschreiber die Neigung gewonnen, sich mit solchen Frauen zu beschäftigen, den stürmischen Wechsel ihrer Freuden und ihrer Leiden zu studiren, sie aus dem Stande der Niedrigkeit emporzuheben und ihnen eine höchste Verherrlichung zu widmen, — nicht die evangelische und christliche Verherrlichung, welche Reue und Sündenvergebung zur Bedingung hat, sondern die profane und hochmüthige Verherrlichung, welche — das Haupt frech emporgehoben — einhergeht und ein der Liederlichkeit und der Schande verfallenes Leben durch eine wahre Liebe wieder gut zu machen meint. Dieses seltsame, dichterische Ideal hat, nachdem es in unseren Tagen verschiedene Talente irregeführt, nun auch noch das Siegel einer gewissen Popularität empfangen. In dem Theaterstück: „die Kameliendame" ist dieses Ideal, welches bisher nur für die Kreise der Kunst und der Eingeweihten dagewesen, für den Geschmack des Publikums, welches demselben, sich selbst darin wiedererkennend, Beifall zollen mußte, dargestellt. Marguerite Gautier ist eine Manon, ist eine Marion, ist eine Benerette, aber durch Beseitigung der zarteren Feinheiten der durchschnittlichen Intelligenz zugänglich gemacht. Als Herr von Vigny die tiefen Schmerzen Chatterton's auf die Bühne gebracht hatte, lobte man das Stück, indem man sagte, daß es von Dichtern beurtheilt werden müßte. Marguerite Gautier hat ein ähnliches Glück gehabt; sie hat vor Ihresgleichen sich gezeigt und Beifall gefunden. Wenn sie ihrem um ihrer Vergangenheit willen eifersüchtigen Liebhaber sagt: „Ich glaubte einen Mann gewählt zu haben, der hoch genug stände, um mich zu verstehen", und wenn eine ihrer Freundinnen, über ihr Sterbebett geneigt, ihr die Worte ins Ohr flüstert: „Es wird Dir viel vergeben werden, weil Du viel geliebt hast" — so haben diese beiden Phrasen, statt den Erfolg des Stückes, dem es auch an guten Scenen nicht fehlt, zu beeinträchtigen, denselben nur um so glänzender gemacht; denn sie entsprechen dem verborgenen Gedanken, dem unbestimmten Verlangen, der Herzensneigung fast aller der Frauen, welche das Theater füllten. Nachdem diese das Drama in Ruf gebracht, kamen auch solche Frauen herbei, die einem anderen Kreise angehören; Neugierde trieb sie an, die ihnen unbekannte Welt kennen zu lernen und mit eigenen Augen die bösen Feen zu sehen, deren verführerische Reize man ihnen rühmte. Wünschten sie dies nicht auch darum, um mitreden zu können, wenn ihre Brüder, ihre Männer oder Andere ihnen fortwährend von dieser entzückenden Dame sprachen und ihnen die auf dem Theater so treu wiedergegebene wahre Geschichte derselben erzählten? — Sie gingen also hin, und der Erfolg des Stückes nahm zu. Doch mitten unter den Protestirenden, die sich gegen diese Verherrlichung der Liederlichkeit und des Lasters erhoben, mußte nun bei denen, die, ihrem Berufe gemäß, auf Sujets, die geeignet sind, ein blasirtes Theater-Publikum aufzustacheln, Jagd machen, der Gedanke aufkommen, zur Ehrenrettung des anständigen Frauen ein Gegenstück zur „Kameliendame" zu geben. Ein solches Gegenstück erschien unter dem Titel: „Die Marmorherzen" („Les Filles de marbre"). Dasselbe führt uns einen jungen Mann, einen Künstler, vor, der in diesem Auskehricht der menschlichen Gesellschaft eine Perle sucht, aber nicht finden kann. Das Stück bewies trotzdem, daß es gespickt ist mit Angriffen auf die Courtisanen, den Einfluß dieser Art von Persönlichkeiten, die zweimal in Ein Jahre, unter zwei verschiedenen Gesichtspunkten, das Privilegium hatte, die Menge in leidenschaftliche Aufregung zu versetzen. Das Stück war nicht eine Gegenwirkung, sondern ein Seitenstück.

Die „Marmorherzen" sind, was die Ausführung betrifft, der „Kameliendame" bedeutend nachstehend, und wenn man den Verfassern Dank sagen muß für ihre gute Absicht, so hat man doch auch Ursache, ihnen darüber zu zürnen, daß sie ein schönes Sujet verdorben, vielmehr sich begnügt haben, dasselbe nur halb zu sehen, statt es gehörig zu erfassen. Es schadet aber nicht; die Idee schon ist hinreichend gewesen, dem Stücke Erfolg zu verschaffen; es hat genügt, die Idee den Einbildungen und Gewohnheiten eben jenes Publikums entgegenzustellen, welches „die Kameliendame" beklatscht hatte und welches vielleicht nicht böse darüber war, am folgenden Tag erniedrigt zu sehen, was man am vorhergehenden Tage erhöht hatte. Verherrlicht oder erniedrigt, gekrönt in ihrer Liebe oder bedeckt mit ihrer Schande — es war immer die Courtisane; es war immer die in Folge der heidnischen Sitten der Welt, in der sie herrscht, zu einer Macht gewordene Courtisane. Jedoch diese Welt hat noch andere Elemente, noch andere Mächte. Die Leidenschaften, die Regungen der Sinnlichkeit und der Einbildungskraft, gegenwärtig in der feinen Gesellschaft mehr niedergehalten und gebunden, als ehemals, brechen von Zeit zu Zeit doch hervor, und zwar mit um so größerer Gewalt, je mehr sie unterdrückt waren. Es kömmt dann zu einem von jenen Skandalen, welche eine Frau den Höhen des gesellschaftlichen Lebens, für welche sie geboren war, entziehen und welche, von der Neugierde und Bosheit des Publikums ergriffen und ausgebeutet, später dieser oder jener feindseligen Idee als Veranlassung dazu dienen, das, was sie zur Ehre der Courtisane gethan, auf Kosten der Frauen der hohen Welt wieder gut zu machen. Die durch eine Kluft von dem sittlich geordneten Leben, dem sie früher angehört hatten, gefallenen oder emanzipirten Patrizierinnen, wie man sie nennt, treten dann in diese regellosen Kreise, welche sie vorher schon ahnten und zu welchen ihre Neigungen sie hinzogen. Sie treten hier ein, indem sie hinter einem hochmüthigen Lächeln ihren gedemüthigten Stolz und die Reue über ihre Vergangenheit verbergen. Nachdem sie einmal freiwillig in die Kreise der Unsittlichkeit und der Unordnung eingetreten, scheinen sie ein Vergnügen darin zu finden, mit ihren zitternden Händen die letzten Reste ihres verleugneten Adels, ihrer verlornen Würde zu zerreißen. Dieser ihrer Opferungskraft verdanken sie es, daß sie Mächte in dieser zweideutigen Gesellschaft werden. Stellt man sich weiter vor, daß unverstandene Künstler, verkannte große Geister, mit problematischen Bändern dekorirte Diplomaten, ferner Fremde, die nach Paris gekommen sind, sich um jeden Preis zu amüsiren, sich in diese Gesellschaft einmischen, so hat man die buntscheckige, gemischte, widerspruchsvolle, wirkliche Welt, in der solche Heldinnen, wie Diane de Lys, auftauchen und blühen müssen.

„Diane de Lys" ist kein ganz zu verachtendes Werk; es hat die einem Drama wesentlichste Eigenschaft: es hat Leben. Mag auch dieses Leben fieberartig und wie von Miasmen durchzogen sein, mag auch durch dasselbe jenes Mißbehagen hervorgebracht werden, welches jeder anständige Mensch Angesichts zweideutiger Sitten und verdächtiger Persönlichkeiten empfindet, — das läßt sich doch nicht in Abrede stellen, daß hier und da in diesem Werke Scenen vorkommen, die ganz der Wirklichkeit dieser Welt, welche halb Boudoir, halb Atelier ist, entnommen und so treu wiedergegeben sind, daß man gestehen muß, der Verfasser kenne die geheimsten Triebfedern dieser Welt. Die Nebenfigur des alten Gauners, die Scene, in welcher Diane, nachdem sie aus Muthwillen oder aus langer Weile dem jungen Diplomaten ein Rendezvous bewilligt, alle Vorspiegelungen seiner Eitelkeit, eine nach der anderen, zunichtmacht, und das wortkarge und eisige Zwiegespräch, welches die beiden Geliebten in dem Augenblicke führen, wo sie auf einige Tage von einander Abschied nehmen, — reichen hin, dem Drama eine eigenthümliche Bedeutsamkeit zu geben. Wir wollen hier nicht über die Wahrscheinlichkeit der Mittel, die Logik der Charaktere, die Moralität des Werkes sprechen; nur die Treue, mit welcher Herr Dumas, der Sohn, die Gestalten, die er beobachtet, die

Leidenschaften, die er hat schildern wollen, in seinem Stücke wiederlebt, haben wir mit Anerkennung hervorheben wollen.

Dem bedauernswerthen, aber sehr reellen Erfolge dieses Stückes möchten wir einen mehr literarischen Erfolg entgegenstellen zu können: den Versuch eines großen Talents, welches den Weg tiefgehender Beobachtung zu betreten anfängt und auf die Sitten und die Charaktere seiner Zeit sich so sehr versteht. Aber — das Drama „Mauprat" entspricht den Erwartungen, zu welchen der Ruf der Verfasserin veranlaßte, nicht entsprochen. Madame Sand hat in dem, was sie bis jetzt für das Theater geschrieben, sehr verschiedene Richtungen eingeschlagen. Bald, wie in „François le Champi", „Claudie" und „la Treuvoie" („die Weinkelter"), hat sie ihre idyllischen ländlichen Liebhabereien zum Besten gegeben, bald, wie in „les Vacances de Pandolphe", sich einer Art phantastischer Alterthumsliebe hingegeben, welche alle die anmuthigen Eigenschaften ihrer Feder anziehend zu machen außer Stande gewesen. Alle diese Versuche, so verschiedener Art sie auch waren, gleichen sich in Einem Punkte: in allen zeigte sich derselbe Widerwille gegen die von uns geschilderte moderne Gesellschaft, dieselbe Entschiedenheit, das Schauspiel der Gegenwart unberücksichtigt beiseite liegen zu lassen. Das Drama „Mauprat" hat einen noch schlimmeren Fehler: es nimmt häufig die Wendung zum Melodrama und beeinträchtigt dadurch, wenn es auf der Bühne aufgeführt wird, fast alle seine literarischen Vorzüge. Madame Sand spricht in der Vorrede sich zu Gunsten solcher Umformungen eines Stoffes aus; sie meint, daß ein in der Form eines Romans behandelter Stoff eben so gut auch in Form eines Dramas dargestellt werden könne. Das Drama „Mauprat" giebt den thatsächlichen Beweis, daß Madame Sand nicht Recht hat. Die Charaktere, welche im Romane, in einer idealisirenden Ferne gehalten, von so großer Wirkung sind, werden — als menschliche Gestalten von Fleisch und Blut dem Blicke nahe gebracht — unbedeutend und wirkungslos. Bernard und Edmée allein bleiben interessant; aber auch in Beziehung auf diese Charaktere ist nicht zu verkennen, daß die Darstellung derselben im Drama weit hinter der Schilderung derselben im Roman zurückgeblieben ist. Wie viele zarte Unterschiede, Uebergänge, Feinheiten der Schilderung haben verschwinden müssen!

Man sieht: weder im „Mauprat", noch in den übrigen Dramen der Madame Sand ist das zu finden, was wir suchen. Es ist offenbar, daß der Fortschritt und das Leben ihre Stelle in der Gesellschaft und in der dramatischen Literatur verändert haben. Der Geist, der Witz, das literarische Schwedenrichter-Amt, der Schwung der Einbildungskraft, der Gedanke des Stückes für morgen, das Urtheil über das Stück von gestern — Alles, was ehemals bei den Leuten der hohen Welt zu finden war, findet sich jetzt einige Etagen tiefer, in einer heißen Zone, die ihre Maler und ihre Dichter hat. Die wahre Beobachtung, der genaue Reflex, die lebensvolle Personification der gesellschaftlichen Zustände und Erscheinungen sind nicht mehr auf dem Théâtre Français, sondern auf der Bühne zweiter Ordnung anzutreffen, wo die Sitten, auf welche wir eben hingewiesen, sich in mehr Freiheit zeigen und entfalten. Daß auf diesem Uebergange, in Bezug auf Anmuth und Hoheit, Feinheit und Anstand, viel verloren gegangen, ist leicht vorzustellen. Es liegt hierin die erste Züchtigung, welche die feine Gesellschaft und Literatur dafür erfahren, daß sie die Selbstachtung verloren. Aber diese Züchtigung ist nicht die einzige: in den gefeierten neuesten Stücken erscheinen die der aristokratischen Welt entnommenen Persönlichkeiten fast immer entstellt und lächerlich gemacht, oft sogar schmählich beschimpft. Wie kann es aber anders sein? — Man kennt nicht, man sieht kaum diejenigen, welche als Vorbilder dienen könnten; man beurtheilt sie nur nach jenen unglücklichen oder lächerlichen Ausnahmen in der guten Gesellschaft, welche als Ueberläufer ihre Schande, ihre Empörung, ihren Zorn ins feindliche Lager mitgebracht haben. Diese werden geschildert, und angesichts ihrer zugleich wahren und lügnerischen Portraits sagt sich Niemand, daß gerade der Gegensatz ihrer Neigungen und Geistesrichtungen zu denen ihrer Standesgenossen sie von diesen getrennt hat; Niemand sagt sich, daß der Abfall Solcher derjenigen Gesellschaft, welche sie haben verlassen müssen, zur Ehre gereicht. Dagegen die Künstler, die durch unbekannte Nachfolger Byron's oder Beethoven's kompromittirten großen Damen, die Koryphäen in dieser künstlich gemachten Adelsgesellschaft, die sich auf den Trümmern der echten gebildet hat, die werden im günstigsten Lichte dargestellt; die haben den ersten Rang und die erste Rolle; sie stellen sich gern einem Jeden, der sich dazu herbeiläßt, sie mit allen ihren glänzenden Eigenschaften auf die Bühne zu bringen. Man schmeichelt ihnen, man zündet ihnen Weihrauch an, man vergöttert sie, und am Tage, wo die Vergötterung offen vor aller Welt erfolgt, fehlt ihnen Nichts zu ihrem Triumphe, auch ein Publikum nicht, welches, Richter und Partei zugleich, sich angelegen sein läßt, in der Person eines Anderen seine eigenen Vollkommenheiten und seinen eigenen Ruhm zu feiern.

Giebt es kein Mittel gegen dieses Uebel? Vielleicht wird es im Uebermaß des Uebels selbst liegen. Diese verkehrte Stellung der geistigen Lebenskräfte der Gesellschaft, diese Vergötterung des prahlerischen Künstlers, der mit der wahren Kunst, der eines Delacroix und eines Meyerbeer, Nichts gemein hat, und der fast immer mit der Narrheit der Eitelkeit die Wuth der Ohnmacht verbindet, diese Uebereizung des Gehirns auf Kosten des Herzens und des Gewissens, diese Genossenschaft der Literatur und des Theaters mit unsittlichen Bestrebungen, die zuletzt die Moralität eines Volkes herunterbringen, — bringt unter unseren Augen jetzt schon solche Konsequenzen hervor, daß alle anständigen Leute sich mit Ekel von diesem skandalösen Schauspiel abwenden. Aber dies ist nicht genug; wenn sie dieser Straßen-Literatur ein Ende machen und das Theater wieder in seine wahre Stellung bringen wollen, so müssen sie ihren Rang im gesellschaftlichen Leben wieder einnehmen. Statt Anderen die Sorge zu überlassen, die moderne Civilisation in ihren Beziehungen zur Literatur und zur Kunst zu vertreten, müssen sie wieder selbst die Initiative ergreifen und zwischen dem Theater und den Salons die Verbindung, den Verkehr, der beiden gleich nützlich ist, wiederherstellen. Wenn sie wieder eingetreten sein werden in den Gebrauch ihrer Rechte, so wird die mit ihnen wiederhergestellte dramatische Kunst ihre Studien und ihre Feste wieder in ihrer Gesellschaft haben. Wir werden nicht sogleich wieder einen „Alceste" oder einen „Figaro" haben; denn der gute Wille reicht nicht hin, Meisterwerke zu schaffen; aber wenigstens wird dann die echte Beobachtung des wirklichen Lebens sich nicht mehr von unserer ersten Bühne zurückziehen, um sich in unvollständigen Entwürfen ohne Auszeichnung und ohne Form über unsere kleinen Bühnen zu zerstreuen; und wenn sie erst einige gute Sujets wird eingegeben haben, so wird es an Dichtern, welche fähig sind, dieselben zu behandeln, und an einem Publikum, welches würdig ist, sie zu beurtheilen, nicht fehlen."

Türkei.

Vom Kriegsschauplatz an der Donau.

Wir geben aus dem unten angezeigten Reisewerke*) einige interessante Beobachtungen des Verfassers über jenen Kriegsschauplatz, auf den die Augen Europa's mit Spannung gerichtet sind:

„In Hirsova befand sich eine türkische Heeres-Abtheilung. Auf den Höhen standen einige Batterieen Feldgeschütz mit dem dazu gehörigen Gespann in der Nähe. Unter den Soldaten, die am Ufer auf- und abgingen, machten sich die Albanesen mit ihren glänzenden Waffen bemerklich. Die nächste Stadt von Hirsova ist Tschernawoda. Auch hier standen viel türkische Truppen. Mehrere Mühlen sind in den Fluß hineingebaut; bei dem schwachen Gefälle aber bewegen sich die Räder sehr langsam. Fischer am Ufer brachten die Netze in Ordnung und besserten ihre langen Böte aus, während ihre halbnackten Kinder neben ihnen spielten. Weiber, mit Lasten auf den Köpfen, zogen vorüber; Bauern arbeiteten im nahen Felde, und das dumpfe Brausen der Mühlräder begleitete all diese verschiedenen Beschäftigungen. Seltsamer Kontrast zu den drohenden Kriegsrüstungen, die rund umher sichtbar waren! Neben den Fischern brüstete sich der bis an die Zähne gewaffnete wilde Albanese, und hinter der aufgeworfenen Schanze hervor, an deren Fuße der Landmann den Pflug führte, stierte uns das furchtbare Geschütz an. Und die Sonne blickte lächelnd auf Alle herab: auf die Kleinen, die an der Seite des Vaters sich fröhlich tummelten, und auf den Arnauten, dessen Geschäft ist Mord; auf die Zeichen des friedlichen Landlebens und auf die Todeswerkzeuge des Feldlagers."

In Giurgewo hatte Herr O'Brien einen Vorschmack von den Schwierigkeiten, die dem Reisenden in einem Lande begegnen, wo russisches Wesen sich geltend macht:

„Kaum am Lande, wurden uns die Pässe von der Polizei abgenommen, das Gepäck von den Zollbeamten untersucht; eine Reihe Fragen wurde uns vorgelegt über Namen, Alter, gesellschaftliche Stellung, Lebensberuf, woher wir kommen, wohin wir gehen; dann führte man uns in einen Stallraum, wo viele Leute sich um einen großen Frachtwagen zu thun machten, der, wie sie sagten, uns nach Bukarest bringen sollte. Da diese Stadt nur vierzig (englische, ungefähr neunthalb deutsche) Meilen von Giurgewo entfernt ist und es erst ein Uhr Nachmittag war, so konnten wir noch bei ziemlich guter Zeit an dem Ort unserer Bestimmung eintreffen. Denn in jedem Lande, auch bei dem besten Freunde und dem treuesten Amphitryo, mögt Ihr Euch auf einen mit Verwünschungen gepflasterten Willkommen gefaßt machen, wenn Ihr ihn aus dem ersten Schlaf weckt und ihn nöthigt, Euch im Nachthemde zu empfangen. Ich eröffnete diese meine Meinung höflichst einem jungen Manne, der die Rolle unseres Postillons übernehmen sollte, und er, ein Bursche von Welt, fand sie sehr richtig. Er rief den Conducteur, und sofort wurde mein Gepäck auf den Kutschhimmel

*) Journal of a Residence in the Danubian Principalities in the Autumn and the Winter of 1853. By Patrick O'Brien.

gehißt, festgeschnürt und mit einem Ueberzug bedeckt. Der Conducteur sprang auf den Wagen, sah nach, ob Alles in Ordnung sei, der Postillon knallte mit der Peitsche, und — acht Stunden darauf befand ich mich noch in Giurgewo, in demselben Stalle, auf demselben Flecke, wo ich mit dem Postillon unterhandelt hatte. Die Schuld lag aber weder an Postillon und Conducteur, noch an den Passagieren. Das Hinderniß, das unserer Abfahrt im Wege lag, war ganz einfach — es waren keine Pferde da; diese, in einem entfernten Stalle, warteten des Befehls der Polizei, und die Polizei mochte nicht eher ihren Machtspruch geben, bis sie unsere Päße entziffert hätte. Die Gabe der Zungen scheint der walachischen Polizei nicht verliehen zu sein, denn erst nach acht vollen Stunden unausgesetzter Arbeit gelangte sie zum Verständniß des wichtigen Dokuments, das die Verbündeten Großbritanniens ersucht, mich ungehindert durch ihre entsprechenden Gebiete ziehen zu lassen. Mein Paß wurde gewiß aufs befriedigendste in die Landessprache übertragen; denn ich sah mich späterhin mit Vergnügen in der Angekommenen-Liste als „Domnu Richard negustor" oder als reisender Gelehrter figuriren. Mir gaben sie den Namen des Gesandten, der oben auf dem Passe stand; der angehängte Titel ist eine rein walachische Schöpfung. Die Worte: „der auf dem Festlande reist" gaben den Anlaß, mich der nützlichen Körperschaft des Mr. Cobden beizugesellen."

Endlich kamen die Pferde, und es ging so rasch wie möglich nach Bukarest, nicht ohne Behelligung von Kosaken und anderen unangenehmen Begegnissen. In der Nähe des Khans, auf halbem Wege zwischen Giurgewo und Bukarest, stieß unser Irländer auf russische Truppen, die dort einquartirt waren und ihm Gelegenheit boten, den Eindruck, den die Erscheinung der russischen Soldaten macht, zu schildern:

„Sie hatten den ernsten, soldatischen Blick, der eine Wirkung strenger Disziplin ist. Fast an allen russischen Soldaten, die ich in den Fürstenthümern sah, bemerkte ich dasselbe. Eine Ausnahme machen nur die jungen Rekruten, die noch nicht gehörig abgerichtet sind. Selbst außer dem Dienste vermißt man an dem russischen Soldaten jene ungezwungene Leichtherzigkeit. Zuweilen allerdings auf dem Markte stimmen ganze Bataillone ein Chor Nationallieder in schöner, feierlicher Weise oder gewisse wilde Melodieen an, die im Allgemeinen ein kriegerisches Gepräge haben, worin sich hin und wieder ein schneidendes Aufjauchzen oder ein schrilles Pfeifen mischt. Das Wirbeln der Trommel, der einzigen Instrumental-Begleitung, erhöht noch den aufregenden Charakter dieser Schlachtgesänge. Diese Tausende männlicher Stimmen, zu einem Chor verschmolzen, der die Gefühle der Ergebenheit gegen Gott und den Zar oder stolze Herausforderung der Feinde des Zars ausspricht, machen auf den Hörer einen erhebenden Eindruck. Aber selbst in diesen scheinbar freien Ergüssen verleugnet sich die Strenge der militairischen Zucht nicht. Auf den Gesichtern keine Spur innerer Bewegung; die Schritte sind abgemessen; die Haltung straff; sie gehorchen dem Kommando, keinem freien Antrieb. Die Bewegungen des Herzens scheinen, wie sie selbst, gedrillt, und die Ausdrücke der Liebe und des Hasses, der Ergebenheit und der Rache werden blos von der Stimme des Commandeurs erweckt."

....."Gegen zwei Uhr Nachmittag erblickten wir Bukarest. Obgleich nahe am Oktober, hatten wir einen glänzend sonnigen und so warmen Tag, wie zu London im Juli. In einiger Ferne bietet Bukarest einen recht stattlichen Anblick. Es hat etwa dreihundert Kirchen mit je zwei und mehr Thürmen. Auch die meisten öffentlichen Gebäude sind mit zinnbedeckten Thürmen oder Domen geschmückt. Ein feiner, gasartiger Dunst schwebte über den niedrigen Gebäuden, ihre Umrisse erweichend, und aus diesem wogenden Gewölk hoben sich die Tausende Dome, Spitzen und Thürme empor, die mit blendender Helle, gleich einem Silberdiadem die Stadt bekränzend, in der Sonne schimmerten. Von beinahe gleichem Umfang mit Paris, ist der dritte Theil der Stadt von Gärten eingenommen, und das frische Grün, das hier und da aus dem schattenden Nebel hervorschimmerte, erhöhte den Zauber des Anblicks. Ich wurde auch nicht in dem Grade, wie ich es erwartet hatte, beim Eintritt in die Stadt enttäuscht. Natürlich mußte ich am Thor meinen Paß vorzeigen und die dreihundert Fragen des russischen Polizeikatechismus beantworten, dann jagten wir durch eine lange Vorstadt, abwechselnd zwischen Gärten und einstöckigen Häusern, bis wir eine breite, wohlgebaute Straße erreichten."

Auf der bei den neuesten Ereignissen oft genannten Donau-Insel Mokan war der Reisende Zeuge einiger Operationen der Türken, die er also beschreibt:

„Am 2. November, in der Dämmerung, bemerkte man eilf bemannte Böte, die den Fluß herab in der Richtung von Ruschtschuk nach Mokan kamen. Der Nebel war so dicht, daß die Böte schon den halben Weg zurückgelegt hatten, als der Allarmruf erscholl. Nur von einem einzigen Punkte in Giurgewo konnten diese Böte erreicht werden, aber von diesem Punkte waren die russischen Geschütze etwa sechshundert Schritte entfernt. Bevor nun die Stücke herangebracht werden konnten, hatten acht Böte Mokan erreicht und ihre Mannschaft ans Land gesetzt; es blieben also nur noch drei zurück, auf welche die russische Artillerie ihr Feuer eröffnete. Auf den ersten Schuß aber kam ein türkischer Kriegsdampfer aus Ruschtschuk, brauste kühn den Fluß hinab, nahm die Böte ins Schlepptau und erwiederte das Feuer der Russen. An dem Punkte, wo das Geschütz aufgestellt war, ist Giurgewo fünfundvierzig bis vierzig Fuß über dem Niveau des Flusses. Der Dampfer stand am entgegengesetzten Rande der Insel und mußte hier über diese weg nach der Höhe feuern, welche die Artillerie einnahm, und das vollbrachten die Kanoniere des Dampfers mit schwer zu übertreffender Kunstfertigkeit. Ein Schuß tödtete eine walachische Schildwache; ein anderer traf ein Haus in der Stadt etwa drei Fuß im Boden, schlug eine Bresche in den Vorderwall und durchbrach, zerschmetternd, einen zweiten Wall; ein dritter erschoß eine Frau in einer Straße, die etwa hundert Yard vom Ufer entfernt ist. Ich erwähne diese Einzelnheiten, um zu zeigen, daß die türkischen Artilleristen ihre Sache verstehen; denn das Feuern in der Parabole ist kein Ding, das sich an Einem Tage erlernt. Und diese ganze Zeit standen die Soldaten in den ins Schlepptau genommenen Böten unter dem Kugelregen und feuerten ihre Musketen gegen die Russen. Sie erreichten endlich die Insel, landeten, und der Dampfer legte an dem türkischen Ufer an."*)

Mannigfaltiges.

— **Ein französisch-russisches Gelegenheitsstück.** Nach dem Brande von Moskau und den Schreckenstagen an der Berezina zog der Feldmarschall Kutusov als Sieger in Wilna ein. Der Direktor des damals dort bestehenden polnischen Theaters ließ bei dem Feldherrn anfragen, welches Stück er zu Ehren des Einzugs aufführen solle, und er erhielt zur Antwort: „Dasselbe Stück, das Ihr gegeben habt, als die Franzosen Wilna besetzten." Dieses nun war nichts Anderes gewesen, als eine Apotheose auf den Kaiser Napoleon und seine unüberwindliche Armee, mit verschiedenen obligaten Seitenhieben auf die Russen. Umsonst stellte der Direktor das Unpassende eines solchen Stückes unter den obwaltenden Umständen vor; Kutusov bestand auf die Aufführung und befahl aufs strengste, daß bei der Vorstellung auch nicht ein Wort gestrichen werde. Am Abend erschien der Feldherr mit seinem ganzen Gefolge in glänzender Uniform im Theater. Das Stück begann; und bei jedem Posaunenstoß des Lobes auf den Welteroberer, bei jeder Schwülstigkeit und Ueberschwänglichkeit, die ihm zu Füßen gelegt wurde, erzitterte das Haus von dem stürmischen Beifall der russischen Offiziere, wozu Kutusov jedesmal den Anstoß gab. Die armen Schauspieler hatten Todesangst und glaubten fest, man würde sie, nachdem der Vorhang gefallen war, eine Spazierfahrt nach Sibirien machen lassen. Doch so schlimm sollte es nicht werden. Kutusov ließ dem Direktor ein ansehnliches Geldgeschenk zustellen, und als dieser kam, um dafür zu danken und sich zugleich zu entschuldigen, rief ihm der Feldherr zu: „Laß es gut sein, Du bist ohnehin genug gestraft worden." — So humoristisch und großmüthig, wie diesmal Kutusov war, pflegen freilich die russischen Generale nicht immer zu sein.

— **Ein Nachkomme De Foe's.** Wie englische Blätter erzählen, lebt noch jetzt in Kennington bei London ein Urenkel des berühmten Verfassers von „Robinson Crusoe", und zwar in tiefster Armuth, die nicht selbstverschuldet, sondern eine Folge von Unglücksfällen und hohem Alter ist. Er steht in seinem achtundsiebzigsten Jahre und besaß früher einen Laden in Hungerford-Market, wo ihn Wilson, der Biograph seines großen Ahnherrn, kennen lernte. Der durch seine philanthropische und literarische Thätigkeit bekannte Buchhändler Charles Knight, dem die traurige Lage des alten Mannes zu Ohren kam, hat eine Subscription für ihn eröffnet, an der sich auch Dickens betheiligt und deren Ertrag man in einer Rente von vierundzwanzig Pfd. Sterl. jährlich anlegen will, welche bescheidene Summe für seine geringen Bedürfnisse genügt! Würde Jeder, der sich in seiner Jugend an der Lektüre des „Robinson" ergötzt hat, aus Pietät gegen den Verfasser auch nur ein paar Pfennige zur Unterstützung seines Nachkommen beisteuern, so wäre dieser bald ein reicher Mann.

*) Jene Böte und dieser Dampfer sind es wahrscheinlich, die der nach Giurgewo gekommene russische Ingenieur-General v. Schilder vor kurzem mit sehr glücklichem Erfolge hat beschießen lassen. D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Spediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 31), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 28. Berlin, Dienstag den 7. März 1854.

Türkei.

Die Verbindungen der Griechen in Griechenland mit denen in der Türkei.

Wie unsere Leser aus den Zeitungen wissen, ist in der an das Königreich Griechenland gränzenden türkischen Provinz Epirus ein Aufstand der griechischen Bevölkerung zum Ausbruch gekommen. Die Provinz Epirus wird von ungefähr 375,000 Menschen bewohnt, unter denen sich 312,000 Christen befinden, welche Letzteren jedoch nur zum Theil aus Griechen, zum Theil dagegen aus (slawischen) Albanesen und (rumänischen) Wlachen bestehen. Diesen Charakter der Mischung trägt auch die christliche Bevölkerung der alten Provinzen Illyricum (Albanien), Thessalien, und Macedonien. Mehr noch, als im eigentlichen Griechenland, haben sich in diesen Provinzen die im sechsten Jahrhundert eingewanderten slawischen Stämme mit den schwachen Ueberresten der Hellenen, deren Bildung übrigens niemals recht in jene nördlicheren Gegenden eingedrungen war, vermischt. Diese fremdartigen Elemente verliehen der Bevölkerung einen unbestimmten Charakter; Haß und Leidenschaft ließen keine nationale Ausbildung zu. Nur die Feindschaft gegen die Türken ist das diesen verschiedenen christlichen Völkerschaften gemeinsame Element der Nationalität. Doch haben auch in dieser Beziehung im Laufe der Jahrhunderte große Trennungen stattgefunden, indem in Albanien und der thracischen Halbinsel ein großer Theil der albanesischen Stämme, die auch unter dem Namen „Arnauten" bekannt sind, zum Islam übergetreten. Diese sind jetzt die erbittertsten Feinde der Griechen, und mit ihrer Hülfe war es der Pforte auch im Jahre 1821 gelungen, die Provinzen Epirus, Albanien, Thessalien und Macedonien zurückzuhalten, als sich das kleine Königreich Griechenland von dem türkischen Völker-Aggregat losmachte.

„In Griechenland scheiden sich", wie es in den von uns bereits erwähnten griechischen Reiseskizzen von Dr. Hermann Hettner heißt, „die politischen Parteien nicht, wie anderswo, in Absolutisten, Constitutionelle und Radikale, sondern lediglich in Nationale und Rappisten, d. h. in solche, die die Selbständigkeit des Reiches um jeden Preis erhalten wollen, und in solche, die mehr oder weniger eine Vereinigung mit Rußland erstreben. Die Nationalen selbst bekennen mit tiefem Schmerz, auf wie schwankendem Boden sie stehen. . . . Die Stimmführer der nationalen Partei, auf ihre hellenische Abkunft pochend, verabscheuen zwar jede Annäherung an die „Mongolen und Tataren", aber nichtsdestoweniger verstärkt sich die russische Partei unleugbar von Tag zu Tage. Und obgleich Rußland es seinerseits nicht an Aufstachelung fehlen läßt, so würde man doch sehr irren, wenn man diese Erscheinung einzig und allein russischen Umtrieben zuschreiben wollte. Ein Königreich Griechenland unter einem russischen Prinzen — das ist eine Zukunft, die sich die Meisten als Wahrscheinlichkeit denken und die sich in der That recht viele sehnlichst herbeiwünschen."

Die Umtriebe der „Rappisten" im Königreiche Griechenland sowohl, als in den benachbarten türkischen Provinzen, sind bereits von sehr altem Datum. Am Neujahrstage 1840 verbreitete sich in Athen das Gerücht, es sei eine weitverzweigte Verschwörung entdeckt. Augustin Capodistrias, der Oberst Nikitas Stammatelopulos und viele andere angesehene Männer wurden eingezogen, und die Untersuchung führte auf Entdeckung einer Verbindung, die den Namen Philorthodoxe Gesellschaft führte und die, neben der Aufrechthaltung der angeblich bedrohten griechischen Kirche, die Befreiung von Epirus, Thessalien und Macedonien zum Zweck hatte. Diese Verbindung war weit verzweigt, namentlich auch über die griechischen Gemeinden der Türkei, und von Konstantinopel aus war die griechische Regierung auf die philorthodoxe Hetärie aufmerksam gemacht worden. Es befand sich damals nämlich der griechische Minister Zographos in Konstantinopel, und bei dieser Gelegenheit wurden ihm ähnliche Dokumente jener Verbindung vorgelegt, wie sie kürzlich wieder, bei der Verhaftung des russischen Baron Oelsner und seiner Agenten, aufgefunden worden.

Die griechische Regierung, an deren Spitze ein bayerischer Prinz sich befindet, konnte unmöglich die Zwecke der philorthodoxen Gesellschaft gutheißen, die es nicht blos auf die Vergrößerung des Landes, sondern auch auf dessen Anschluß an Rußland, wenn auch unter der abgesonderten Herrschaft eines Großfürsten, abgesehen hatte. Deshalb zeigte sie sich auch sofort zur Unterdrückung des Bundes bereit, in Bezug auf welche sogar gemeinsame Maßregeln mit der türkischen Regierung verabredet wurden. Inzwischen trat noch im Laufe des Jahres 1840 eine neue Phase der griechisch-türkischen Differenzen ein. Ibrahim Pascha drang mit seiner ägyptischen Armee von Syrien aus siegreich gegen die Türken vor, und die christliche Bevölkerung der Levante, besonders auf Kandien und anderen türkischen Inseln, sah dies als einen überaus günstigen Moment an, sich von der Herrschaft der Türken zu befreien. Die Hetärie nahm unter diesen Verhältnissen wieder eine andere Gestalt an, und die griechische Regierung war zu schwach, die Sympathieen und Bewegungen der ehemaligen „Palikaren" und der niemals zu unterdrücken gewesenen räuberischen „Klephten" zurückzuhalten.

König Otto stellte damals den bisherigen Gesandten in England, Maurokordato, an die Spitze seines Kabinettes. Dieser führte bekanntlich, und zwar zunächst durch Entlassung von siebzig Bayern aus dem griechischen Staatsdienst, energische Reformen ein und versprach dem Lande, besonders aber der nationalen Partei, ein wahrhaft hellenisches Regiment. Aber auch dies traf auf Widerstand und Intriguen, besonders von Seiten der Diplomaten, unter denen nachmals der russische Gesandte Katakazi eine so wenig verhüllte Rolle spielte, und Maurokordato sah sich dadurch schon im August 1841 genöthigt, seine Entlassung einzureichen. Griechenland, das ohnehin schon durch sein Schuldverhältniß zu England, Frankreich und Rußland in völliger Abhängigkeit von denselben war, wurde nach Maurokordato's Ausscheiden förmlich der Spielball der Einflüsse und Intriguen der fremden Gesandten, deren Interessen sich gegenseitig durchkreuzten. Jeder der drei Gesandten Rußlands, Englands und Frankreichs hatte damals seine Partei im Lande. Am feindseligsten zeigte sich jedoch der russische Einfluß gegen die bestehende Dynastie. Ein im Sommer 1843 veröffentlichtes Libell, das vor Allem einen König griechischer Religion verlangte, soll in seiner Entstehung dem Gesandten Rußlands nicht fremd gewesen sein. Eben so war eine geflissentlich veröffentlichte russische Note vom 7. März 1843, welche, von der Beschwerde über Nichtzahlung der Staatsschuld-Zinsen ausgehend, das Verfahren der griechischen Regierung in den schwärzesten Farben malte, offenbar nur darauf berechnet, dieselbe vor dem eigenen Volke bloßzustellen.

Am 15. September 1843 erfolgte darauf in Athen ein völlig planmäßiger Aufstand, bei dem auch die Truppen unter Kalergis' Führung sich von der Regierung abwandten. Die intellektuellen Urheber dieses Aufstandes sollen, wie behauptet wird, den Sturz der Dynastie davon erwartet haben; doch hatte er, zu ihrer Ueberraschung, keine anderen Folgen, als daß König Otto eine Nationalversammlung, Behufs Entwerfung einer Constitution, zusammenberief, wodurch die nationale Partei wieder hauptsächlich an das Ruder kam — ein Resultat, das der russische Gesandte keineswegs berechnet hatte. Der Letztere wurde zwar bald abberufen, jedoch seitens seiner Regierung durchaus nicht zur Verantwortung gezogen.

In dem neuen griechischen Ministerium wußte indessen bald auch neben der nationalen Partei die philorthodoxe Raum zu gewinnen. Metaxas wurde als Vertreter der letzteren angesehen, während Kolettis (in Epirus geboren) das Haupt der Nationalen war. Intriguen folgten neuerdings auf Intriguen. Eine dieser beiden Parteien hat im Laufe des letzten Jahrzehnts stets die andere verdrängt, und je nachdem die eine oder die andere am Ruder war, überwog entweder der russische oder der englische Einfluß; doch hat sich letzterer durch das allerdings etwas schikanöse Verfahren des englischen Ministeriums und besonders durch die Blokade im Jahre 1850 bei den Griechen entschieden geschadet.

Es wird nicht uninteressant sein, einen zwischen diesen beiden Parteien stehenden Franzosen, nämlich den Geschichtschreiber der Slawen in der Türkei, Herrn Cyprien Robert, der sich allerdings, als er dieses schrieb, durch seine panslawistische Liebhaberei mehr zu den Gegnern der Türkei hingezogen fühlte, als er es jetzt im Interesse

des europäischen Friedens sein würde, über das Verhältniß der Griechen im eigentlichen Griechenland zu denen in den benachbarten türkischen Provinzen zu hören. Wir entnehmen die nachstehenden Auszüge zwar einer bereits vor beinahe zehn Jahren geschriebenen Abhandlung des Herrn Robert,*) doch werden dieselben auch jetzt noch, besonders mit Bezug auf den in Epirus neuerdings ausgebrochenen Aufstand, von großem Interesse sein:

„Es kann sich hier nicht um Konstantinopel handeln, aber auf mehreren Inseln des Archipels und in den Provinzen Epirus, Thessalien und Macedonien sind die Griechen schon vor der bayerischen Epoche frei gewesen; sie harren ungeduldig darauf, es wieder zu werden, und versäumen keine Anstrengung, um den Zeitpunkt herbeizuführen, der sie mit dem Königreiche vereinigen wird. Ihre Aufstände in den Jahren 1840 und 1841 sind nur den Kanonen der englischen Fregatten und den einstimmigen Drohungen der europäischen Mächte gewichen. Seit jener Zeit hat die Aufregung in diesen Gegenden nicht einen Augenblick aufgehört, und die europäische Diplomatie hätte daraus wohl endlich die Unmöglichkeit ersehen können, die unsinnige Regierungsweise der Türken noch länger aufrecht zu erhalten. Die Bewohner von Epirus und Thessalien stürzen sich von allen Seiten in so geschickt und, wir wagen zu sagen, so solid organisirte geheime Verbindungen, daß man sich vergeblich bemühen würde, sie zu stören. Alle diese Verbindungen, die nur eine einzige ausmachen, da sie nur einen und denselben Zweck haben, verbergen an unbekannten Orten Schießbedarf und Geldvorräthe, welche bei den letzten Aufständen mangelten. Bis nach Rumelien hinein bereitet sich die Jugend zum Kampfe und leistet den Mönchen, den Sendboten der heiligen „Hetärie", im Geheimen das eidliche Versprechen, sich auf den ersten Ruf bereit zu halten. Die Bewegungen der „Klephten", der Vorläufer jeder griechischen Guerilla, nehmen an den Gränzen zu, und die Theilnahme für diese flüchtigen Räuber ist so groß, daß die Bauern sie um die Wette den Verfolgungen des türkischen Nizam und der griechischen Polizei entreißen. Diese Verfolgungen sind beim Volk so verhaßt, daß der Minister Kolettis sich selbst hat entschließen müssen, alle diejenigen Klephten, die ruhig in ihre Dörfer zurückkehren wollen, vollständig zu begnadigen. Nur neun Aufrührer haben mit ihrer Bande von dieser Gnade Gebrauch gemacht, die übrigen zeigen sich nur um so kühner bei ihren Einfällen auf das türkische Gebiet.

„Die Frage über die griechisch-türkischen Gränzen ist mehr als eine bloße Gebietsfrage; es ist eine Frage der Nationalität, es ist der eigentliche Lebenspunkt, um den sich das Schicksal des Orients dreht, und weder Kolettis, noch seine Protektoren werden die Lösung dieses Kampfes hindern. In den Provinzen Epirus und Thessalien besteht eine vollständige moralische Unmöglichkeit des Verständnisses zwischen den Herrschern und den Beherrschten. Der edle griechische Stamm fühlt es von Tage zu Tage deutlicher, daß er nicht dazu geschaffen ist, den Türken dienstbar zu sein, und daß er sich verleugnen, sich selbst vernichten würde, wenn er das schimpfliche Joch als eine unabänderliche Thatsache annähme. Man muß also auf diplomatischem Wege zu Gunsten der Griechen einschreiten oder gewärtigen, daß binnen kurzem in den Schluchten des Hämus und des Olympus wiederum blutige Kämpfe zwischen den beiden Stämmen, dem griechischen und dem osmanischen, beginnen werden. Das Prinzip der Integrität Griechenlands ist gerade eben so gerecht und für das europäische Gleichgewicht eben so nothwendig, als die Integrität des türkischen Reichs. Das System, welches ein starkes und unabhängiges Griechenland verlangt, hat auch in der Meinung aller europäischen Völker bei weitem größere Theilnahme gefunden, als die Idee der Erhaltung der Türkei. Nicht um jenes machtlose und verstümmelte Griechenland zu erlangen, welches die Londoner Protokolle garantiren, hat das freisinnige Europa so viel Opfer gebracht. Zur Ehre des französischen Kabinets muß man gestehen, daß es die Hoffnung, Epirus und Thessalien wiederum mit Griechenland zu vereinigen, niemals ganz aufgegeben zu haben scheint. Wenigstens sind die griechischen Rajas davon überzeugt und haben in dieser Ueberzeugung allein Geduld gefunden, auszuharren. Und die Türken Thessaliens selbst glauben sich vom Schicksal dazu bestimmt, eines Tages dem „Kral des weißen Meeres" Tribut zu bezahlen, und diese Idee entmuthigt sie so, daß sie die Unterhaltung ihrer Besitzungen vernachlässigen und jede Gelegenheit ergreifen, um selbst für den geringsten Preis die von ihren Vorfahren ererbten Grundstücke zu verkaufen. „Θέλομεν τὸ ἑλληνικόν!" „Wir wollen den Hellenismus!" so rufen unaufhörlich die Bewohner des Tempe-Thals und die friedlichen Kaufleute von Janina und Lariſſa. Diese nationale Begeisterung kann die europäische Diplomatie durchaus nicht niederhalten, mag sie immerhin mit allen Mitteln das Einverständniß zwischen den beiden Kabinetten von Athen und Konstantinopel zu befestigen suchen. Und auch jene beiden Kabinette vermögen, eines so wenig als das andere, bei den Bevölkerungen, die sie beherrschen, jede Aeußerung zu unterdrücken, welche die Majorität für sich hat.

„Uebrigens ist es der griechischen Regierung, bei ihren geringen Einnahmen, durchaus unmöglich, eine hinlängliche Heeresmacht zur Besetzung der Gränzen zu unterhalten, welche im Stande wäre, die Mißvergnügten beider Länder zu hindern, sich gegenseitig Hülfe zu leisten. Und wäre die Regierung selbst so antinational als möglich, hätte sie eine fünfmal größere Einnahme, so könnte sie die Patrioten auf beiden Seiten der Gränze in ihren gemeinsamen Bestrebungen für die Vergrößerung ihres Vaterlandes nicht aufhalten. Man kann ferner hin das Kabinet von Athen für Palikaren-Einfälle in das türkische Gebiet eben so wenig verantwortlich machen, als das griechische Kabinet von der Pforte Rechenschaft verlangen kann für die Räubereien, welche türkische Klephten aus Epirus und Macedonien bisweilen in Haufen von funfzig bis hundert Mann zu Zeiten in Akarnanien und Phthiotis ausüben. Ein solcher Zustand der Dinge ist die nothwendige Folge von den Gränzen, in welche man Griechenland einzusperren gedacht hat. Gerade weil es unmöglich in diesen Gränzen verharren kann, geschehen von beiden Seiten heftige Versuche, sie zu brechen, indem die Türken danach streben, ihre alte Eroberung wiederzuerlangen, und die Griechen sich anstrengen, ihr Königreich bis an die Gränzen ihrer Sprache auszudehnen.

„Aus dieser Stimmung, nicht aber, wie man vorgegeben hat, ausschließlich aus russischen Intriguen ist die philorthodoxe Hetärie hervorgegangen und hat sich, trotz der heftigsten Verfolgungen, ausgebreitet. Unter ihren Häuptern zählt sie Leute von zu ausgeprägter Vaterlandsliebe und zu aufgeklärtem Liberalismus, als daß man sie der Sehnsucht nach russischer Herrschaft beschuldigen könnte. Sie werden freilich insgeheim von Rußland unterstützt, aber nur darum, weil sie die türkische Herrschaft beständig in Athem erhalten und der griechischen Regierung selbst Verlegenheit bereiten, indem sie, wie Rußland, den Zustand des Orients verändern wollen. Beide stimmen also überein in Beziehung aufs Umstürzen, nicht aber in Beziehung aufs Wiederaufbauen; in letzterer verfolgt die Hetärie ihren eigenen Plan, so daß Frankreich und England mit leichter Mühe den Intriguen Rußlands in Griechenland begegnen können. (Schluß folgt.)

*) Vgl. Nr. 69 u. ff. des „Magazins" von 1845, den Aufsatz: „Die griechisch-türkische Gränze".

Spanien.

Malinäus und Karl V.

(Schluß.)

Die Verbreitung der Lehren Martin Luther's hatte aber zur Folge, daß sich auch Karl dem Studium widmete. Die Bibelübersetzungen, welche durch ganz Europa zirkulirten, waren von dem Geiste der Neuerung, welche dieser berühmte Reformator den Gedanken einhauchte, getragen, weshalb die Theologen es nicht für passend hielten, die heiligen Bücher in einem anderen Texte als der lateinischen Uebertragung lesen zu lassen. Instinktmäßig theilte Karl diese Ansicht, und da es ihn eine Schande für die Majestät dünkte, den damals so häufigen religiösen Streitigkeiten nur als stummer Zuschauer beizuwohnen, so legte er sich auf das Studium der lateinischen Sprache. Langeweile und Krankheit verwandelte diese Arbeit später in einen angenehmen Zeitvertreib, und in den langen Tagen seiner Muße fand er Ergötzen an der Lektüre, welche seinen Geist stärkte und erleuchtete.

Nach Verfluß einiger Zeit geschah ihm nun, was Vielen zu geschehen pflegt, welche sich viel mit Büchern abgeben: er begann, den innigen Genuß, den ihm das Enträthseln gewährte, mit der Inspiration zu verwechseln, und hielt sich für fähig, eine Nachahmung des geliebten Originals zu Stande zu bringen. So wollte denn Karl ohne Furcht vor dem Urtheil der Nachwelt selbst schreiben, denn er glaubte, wenn er sich nur Julius Cäsar zum Vorbild nehme, so werde er unfehlbar den gleichen Ruf eines anmuthigen Erzählers davontragen. Diesem Vorsatze getreu, begann er die merkwürdigsten Ereignisse aufzuzeichnen, welche ihm auf seinen Fahrten vorgekommen waren; und da schon die einfache Aufzählung so bedeutender Dinge ein hohes Interesse bot, so glaubte Karl, es habe seinen Grund in der Form, während es doch nur im Stoffe lag. Doch verbarg er diese Notizen sorgfältig und zeigte sie Niemanden als D. Luis de Avila und einem der beiden Granvela's, von deren Fähigkeiten er mit Recht einen hohen Begriff hatte. Mochten diese Männer nun besonders dabei interessirt sein oder nicht, sie lobten ihn außerordentlich, und da Karl zuweilen die Wahrheit vernahm, wenn sie auch seinem Sinn entgegen war, so glaubte er, daß nun auch das, was seiner Eigenliebe schmeichelte, keine Schmeichelei sei. — Auch Malinäus hatte der Kaiser um seine Ansicht über jene literarische Arbeit befragt, und mochte nun auch bei ihm die Schmeichelei das Wort führen, oder war es Ueberzeugung, Malinäus sprach sich gleichfalls dahin aus, daß die Lektüre jener Notizen ihn mit wahrem Staunen erfüllt habe, indem ihm dabei so merkwürdige Kenntnisse des Kaisers aufgegangen seien, wie man sie bei einem mit Staats-

ngelegenheiten und Kriegsoperationen so vielfältig beschäftigten Manns nicht hätte voraussetzen können. Um seinem Urtheil mehr Nachdruck zu geben, machte er sich daran, jene interessanten, aber französisch geschriebenen Notizen ins Lateinische zu übertragen. Da er dem undankbaren Avila das Gleiche gethan, so konnte er hier nicht weniger thun; doch wurde weder die Uebersetzung, noch das Original dieses so sehr gerühmten Buches jemals veröffentlicht, wobei die Geschichte ohne Zweifel mehr verlor, als die Literatur.

Angespornt durch diesen seiner Meinung nach ausgezeichneten Erstlingsversuch, dachte Karl darauf, noch andere literarische Arbeiten zu unternehmen, und war in der That bei seiner Wahl nicht unglücklich. — Die Aufmerksamkeit des Publikums war damals fast ausschließlich von einem allegorischen Gedichte in Anspruch genommen, welches Olivier de la Marche in französischer Sprache geschrieben hatte. Es trug den Titel: „le Chevalier délibéré", war im Jahre 1483 vollendet und im Jahre 1488 zum erstenmale gedruckt worden. Der Held dieser berühmten Dichtung, deren Werth wir jetzt nicht mehr zu schätzen wissen, war einer der Vorfahren des Kaisers, weshalb sich dieser besonders darauf hingewiesen glaubte.

Da Karl V. der spanischen Sprache vollkommen mächtig war, so beschloß er, jenes berühmte Gedicht zu Ehren seines Ahnen in diese Sprache zu übersetzen, indem er einen Ruhm, der nicht bis nach Spanien drang, für keinen dauerhaften zu halten geneigt war. In diesem löblichen Vorsatze bestärkten ihn alle seine Tischgenossen, insbesondere aber D. Luis de Avila.

Nach vielen Stunden mühseliger Vorbereitung und unterstützt von den oben genannten Freunden, begann nun Karl die Uebersetzung, der er den Titel: „El caballero determinado" — gab. Bald aber stieß er auf eine bedeutende Schwierigkeit, welche seine Schriftstellerfreude störte und seine eitlen Pläne zu vernichten drohte. Das Werk Olivier's besteht aus zweihundertachtunddreißig Oktaven, und der Kaiser bemerkte mit Recht, daß die Uebertragung, wenn sie des Reizes der Reime und des Maßes entbehrte, den gewöhnlichen Lesern matt und den Gelehrten, welche beide vergleichen würden, um ein Gutes geringer als das Original erscheinen müsse. D. Luis rieth nun dem Kaiser, sich der Feder des D. Fernando de Acuña zu bedienen, welcher der Lehrer des Herzogs von Sachsen gewesen und ein damals geschätzter Dichter war. Dies that Jener denn auch wirklich, und nach kurzer Frist war die Uebersetzung durch Acuña in Quintillen umgegossen und so das wichtige Unternehmen zur Befriedigung Aller, welche sich damit befaßt hatten, beendigt.

Es handelte sich jetzt darum, es drucken zu lassen, was um so nöthiger schien, als der berühmte D. Geronimo de Urrea, der Uebersetzer des „rasenden Roland", zu gleicher Zeit mit einer ziemlich geschickten, verpfuschten Uebersetzung des Gedichtes von Olivier fertig wurde.

Hieraus reifte nun ein sonderbarer Entschluß.

Am Tage nach jener oben angeführten Unterredung nämlich berief der Kaiser seinen Günstling zu einer ungewöhnlich späten Stunde zu sich, da er den ganzen Vormittag mit Vorbereitungen hingebracht hatte, welche eine gute Vorbedeutung zu geben schienen. Unterdessen hatte sich Malinäus das hohe Glück ausgemalt, welches ihn nun an der Seite derjenigen erwarten sollte, die er sich zur Lebensgefährtin erkoren hatte; zweifelte er ja keinen Augenblick, daß das bevorstehende Geschenk vollkommen genügen würde, um die Bedürfnisse seines künftigen Lebens zu bestreiten!

Als er in das königliche Gemach trat, fand er den Kaiser in jenem Lehnsessel sitzen, welcher der Zeuge schon so vieler Leiden gewesen war. Karl hielt ein Bündel sorgfältig geordneter Papiere in den abgemagerten Händen. Eben mußte er eine Rolle noch einmal durchgelesen haben, welche allem Anschein nach ein Patent war, und das Herz des Günstlings schwoll vor Wonne, indem er sich rasch dachte, daß dies wohl eine sehr reiche Schenkung sein müsse, die eine offizielle Beilage nothwendig mache. Er überließ sich so ganz seinen lachenden Gedanken, daß er sich im Uebermaß der Dankbarkeit Karl zu Füßen warf und in den gefühltesten Worten wiederholt für die hohe Gunst dankte, die er nun empfangen sollte.

Der Kaiser nahm diesen Akt der Huldigung gnädig auf und befahl Malinäus, sich neben ihn zu setzen. Dann begann er sich über das große Verdienst der Uebersetzung des „Caballero determinado", die er mit Hülfe D. Fernando's de Acuña gefertigt habe, und über die großen Reichthümer zu verbreiten, welche derjenige gewinnen müßte, der das Manuskript drucken und verkaufen würde. Nach diesem Unheil verkündenden Eingange übergab er Malinäus ein Bündel, welches wirklich das gerühmte Manuskript enthielt, nebst dem Patente, mittelst welches ihm das Eigenthumsrecht des Werkes übertragen ward.

Man kann sich die bittere Enttäuschung des armen Malinäus vorstellen, der in einem Augenblicke die Hoffnung so vieler Jahre gescheitert, den Horizont seines Glückes verfinstert sah! Er kannte die blinde Schriftsteller-Eitelkeit nur zu gut; ein einziges Wort konnte in diesem kritischen Augenblicke hinreichen, ihn in der Meinung seines Herrn zugrunderzurichten. So groß aber auch seine Bescheidenheit und Schüchternheit war, so wagte er doch auseinanderzusetzen, daß es ihm an Mitteln zu Unternehmung eines Geschäfts mangele, dessen Kosten um so beträchtlicher sein dürften, als das Werk, weil in spanischer Sprache geschrieben, zum Verkauf nach Kastilien geschickt werden müsse.

Diese und andere Einwendungen beseitigte Karl, indem er mit großer Selbstzufriedenheit den zu machenden Gewinn zu bedenken gab, den ihm der arglistige D. Luis de Avila äußerst übertrieben angegeben hatte. Die Unterhaltung dauerte noch einige Zeit über dieses Kapitel, am Ende aber sah sich Malinäus genöthigt, die Schenkung anzunehmen und weit dankbarer zu thun, als er in Wirklichkeit war.

Leider waren es nicht blos Ausflüchte, sondern traurige Thatsachen, was er seinem Herrn über die Unzulänglichkeit seiner Mittel zu Uebernahme eines so kostspieligen Druckes gesagt hatte. Er begab sich daher zu seinem Freunde Jan Reynen mit dem Entschlusse, die angeknüpfte Heiratsverhandlung angesichts einer so grausamen Enttäuschung wieder aufzulösen. Allein die Großmuth, welche er bei dem Herrscher, in dessen Staaten die Sonne nicht unterging, vergebens gesucht, traf er bei dem ehrlichen Bürger. Jan Reynen bestand nicht nur darauf, daß die beabsichtigte Verbindung geschlossen werde, sondern legte auch sein ganzes Vermögen in die Hände seines künftigen Schwiegersohns und bat diesen, das Geschenk des Kaisers mit dankbarem Gemüthe und ohne Murren anzunehmen und dadurch den besten Beweis von der Uneigennützigkeit seiner Dienstleistungen zu geben.

Dies that denn auch Malinäus. Aber als später (im Juni 1555) die Vorbereitungen zu der Reise Philipp's II. nach Spanien getroffen wurden, weigerte er sich hartnäckig, im Gefolge dieses Fürsten mitzuziehen. Er fürchtete die Erblichkeit der kaiserlichen Undankbarkeit und zog es vor, an der Hand Hippolyta's den Rest seiner Tage, die er am 1. Januar 1560 schloß, zu verleben.

Der „Caballero determinado" wurde übrigens wirklich auf Kosten des Malinäus in Antwerpen mit zwanzig Holzschnitten gedruckt. Wir wissen nicht, ob der rasche Absatz oder eine andere Ursache schuld war, daß er zwei Jahre später an dem gleichen Orte wieder aufgelegt wurde. Später wurden noch vier Ausgaben von diesem Werke, zwei in Salamanca, eine in Barcelona und eine in Madrid, veranstaltet. Mit Ausnahme der zwei belgischen, die jetzt sehr selten sind, geschahen diese Ausgaben jedoch sämmtlich nach dem Tode des Malinäus.

Auch die Uebersetzung des D. Geronimo de Urrea erlebte mehrere Auflagen.

Italien.

Zur historischen und Memoiren-Literatur Italiens.

Eine italiänische Uebersetzung der Geschichte des deutschen Volkes, von Eduard Duller, verdient besondere Beachtung.*) Sie rührt von einem ehemaligen Beamten der österreichischen Verwaltung in Mailand, Herrn Giuseppe Sandrini, her, der eine genaue Kenntniß der deutschen Sprache besitzt. Seine Uebersetzung ist treu, und jeder Deutsche wird dankbar anerkennen, daß dieses verdienstvolle Werk, welches im Stande ist, den nicht ganz ungerechtfertigten Widerwillen der Italiäner gegen die deutsche Oberherrschaft zu mildern, auch den Letzteren zugänglich gemacht worden. Duller's Geschichts-Darstellung ist wahrscheinlich darum von dem Uebersetzer gewählt worden, weil sie minder parteiisch gegen die Italiäner und nicht so blind für ihre Tugenden ist, als mancher andere deutsche Geschichtschreiber, der den Mangel an Nationalsinn im eigenen Volke durch Herabsetzung des italiänischen Volkscharakters zu mildern vermeint. Die Italiäner, welche sich jetzt mehr als früher mit der deutschen Literatur beschäftigen, beklagen sich sehr bitter über die von ihnen häufig bei den deutschen Schriftstellern wahrgenommenen Vorurtheile gegen ihre Nation.

Ein Werk befindet sich jetzt unter der Presse, welches für Italien das werden dürfte, was Duller's obengenannte Geschichte für Deutschland ist. Die Buchhandlung Pomba in Turin giebt nämlich eine Geschichte der Italiäner heraus, welche den berühmten Cesare Cantù zum Verfasser hat, dessen allgemeine Weltgeschichte bei demselben Verleger eben die zweite Auflage erlebt hat. Dieses Werk, welches unter dem Titel: „Storia degli Italiani" mit Verlangen erwartet wird, soll im Ganzen vier bis fünf Bände umfassen und erscheint in einzelnen Lieferungen, der Bogen zu zwei und einem halben Silbergroschen, sehr gut ausgestattet, wie dies in Turin überhaupt der Fall ist.

Ein Buch, welches das Streben der Italiäner nach politischer Unabhängigkeit von fremdem Einflusse mit sehr lebendigen Farben schildert, ist die eben jetzt von Carlo Beolchi herausgegebene Biographie

*) Storia del popolo Tedesco per Edoardo Duller dalle origine sino al 1846. Volgata in Italiano dal Giuseppe Sandrini. Vol. II. Torino, Pomba, 1853.

des Vittorio Ferrero,*) welcher im Jahre 1821 zuerst die Schilderhebung der Piemontesen gegen den Einfluß der Deutschen wagte. Den Haß der Italiäner gegen uns haben wir ursprünglich der Rebellion der mailändischen Bischöfe gegen ihre Landesherren, die Kaiser Konrad und Heinrich III., beizumessen. Diese Bischöfe wiegelten die den römischen Kaisern zugefallenen lombardischen Städte auf, und Hildebrand (Gregor VII.) vollendete die Unterwerfung der weltlichen Macht unter die geistliche. So lange der römische Kaiser als der Nachfolger der römischen Imperatoren angesehen wurde, war er den Italiänern kein Fremder. Seit der Rebellion der Päpste wurde er es, und die Herzoge von Savoyen, zwischen Italien und Deutschland gelegen, erwarben zuerst ihre völlige Unabhängigkeit. Seit daher die Lombardei an Oesterreich kam, erneuerte sich der alte Widerwille, und die Revolution von 1821 war mehr gegen den Einfluß der Deutschen, als gegen die absolute Monarchie gerichtet. Die vornehmsten Familien nahmen an dieser Bewegung Theil, welche durchaus nicht den Charakter der Aufstände bei anderen Völkern hatte. Hier waren die ersten Klassen der Gesellschaft so gebildet, daß sie vom Volke nicht gehaßt, sondern geachtet wurden, so daß sich hier keine Spur von Sozialismus und Kommunismus zeigt, so wie auch die Revolution von 1848 in Italien davon ganz frei war. Der Verfasser des vorliegenden Werkes hat schon früher in seinen „Erinnerungen aus dem Exil" die Schicksale der wichtigsten damals aus ihrem Vaterlande verwiesenen Theilnehmer jener Bewegung geschildert. Jetzt giebt er die Lebensgeschichte des Helden von S. Salvario, so genannt, weil sich damals die Verschwornen bei der Kapelle dieses Namens vor den Thoren von Turin, bei dem Schlosse Valentino, versammelten und von dort aus zum erstenmale die dreifarbige italiänische Fahne, Weiß, Roth und Grün, erhoben, welches zugleich die Farben der Religion sind. Bekannt ist, wie jene Bewegung von dem der deutschen Politik anhängenden Könige aufgefaßt, daß sie bald darauf durch das Einschreiten der österreichischen bewaffneten Macht beseitigt wurde, und daß in der Folge Karl Albert nur dadurch zur Regierung gelangen konnte, daß er sich von allen Ideen italiänischer Nationalität lossagte.

Karl Albert's Minister war zwölf Jahre lang der Graf Solar de la Marguerite, welcher jetzt eben die Geschichte seiner Verwaltung**) herausgegeben hat, um zu zeigen, daß in diesen schwierigen Verhältnissen das Turiner Kabinet dennoch im Stande gewesen ist, seine ehrenvolle Stellung gegen das Ausland zu behaupten. Der Verfasser war früh in die diplomatische Carriere eingetreten, war Gesandter bei Ferdinand VII. in Spanien, ehe er von Karl Albert zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt wurde. Er hielt fest am alten System und hatte den größten Einfluß, bis sein König, nach dem Vorgange von Pius IX., glaubte, die Zeit sei gekommen, durch Ertheilung einer Constitution seinem Volke so viel inneren Halt zu geben, daß es eine ganz unabhängige Stellung einnehmen könnte, die er um so wünschenswerther fand, da Metternich die sardinische Regierung zwingen wollte, noch ferner das Salz von Oesterreich zu kaufen, was seit Verbesserung der Salinen in Sardinien nicht mehr nothwendig war. Endlich mußte sich die Regierung dieses Königreichs gefallen lassen, daß der piemontesische Wein, den die Lombarden nicht entbehren können, hoch besteuert und dagegen der neapolitanische begünstigt wurde. Unser Verfasser weigerte sich, in die Ideen des Königs einzugehen, und so erhielt er seinen Abschied. Er suchte sich schon durch ein vor zwei Jahren erschienenes Memorandum zu rechtfertigen. Dieses neue Werk ist nicht ohne bittere Hinweisungen auf das jetzige Ministerium und dessen Politik und gereicht den Retrograden im Lande, welche hier Codini, Zopfleute, genannt werden, zu einigem Trost, da es nicht ohne Geist geschrieben ist. Derselbe Graf de la Marguerite gab im Jahre 1838 das Tagebuch der Belagerung von Turin im Jahre 1706 heraus, welches von einem seiner Vorfahren, dem General der Artillerie, Grafen Giuseppe Maria Solar de la Marguerite, geführt wurde, der die damalige heldenmüthige Vertheidigung dieser Festung leitete. In diesem für die Kriegsgeschichte nicht unwichtigen Werke wird besonders der braven preußischen Grenadiere Erwähnung gethan, welche bei dem Angriffe des savoyischen Heeres unter dem Prinzen Eugen auf die Linien der Franzosen dem heftigsten Feuer ausgesetzt waren; der Prinz von Braunschweig-Wolfenbüttel blieb dabei. Die Preußen wurden von dem Bruder des ersten Königs von Preußen befehligt, welcher die Turiner Gräfin Salmour, geb. Balbiano, geheiratet hatte.

Eine kleine Schrift, welche nicht in den Buchhandel gekommen ist, verdient, obwohl sie nur einzelne gute Gedanken enthält, dennoch eine besondere Erwähnung, schon wegen der Eigenthümlichkeit ihrer Entstehung. Die Marchesa Cristina de Corail e San Marsano, Schwiegertochter des Gesandten Napoleon's in Berlin, eine eben so verständige wie reiche Dame, in deren Salons man die beste Gesellschaft von Turin findet, die nicht blos vornehme, sondern auch gelehrte Leute bei sich sieht, hat nämlich die Liebhaberei gehabt, sich eine eigene Buchdruckerei anzuschaffen, womit sie sich ihren ländlichen Aufenthalt im Sommer verschönert. Es giebt mancherlei Liebhabereien in der Welt; allein diese zeigt, daß es die einer seltenen Dame ist. Ihre „vereinzelten Gedanken",*) wie sie ihre Herzensergießungen nennt, gehen von einem reichen Geiste und Gemüth und könnten am besten mit einer Sammlung ähnlicher Art von Ancillon verglichen werden, welcher mit Anderem sehr wahr sagt: „On donne des conseils, mais on ne donne pas l'esprit d'en profiter."

Noch ein anderes zu Turin in französischer Sprache erschienenes Werk verdient, erwähnt zu werden, da es von dem Grafen Cesare v. Saluzzo bereits unter der französischen Herrschaft zum Unterricht in der Turiner Militair-Akademie angefangen wurde, deren Chef er war und auch unter der Restauration mit vielem Erfolge blieb. Dieses Werk enthält, nach verschiedenen Abschnitten gesondert, mehrere Hundert Thatsachen, welche einzelne sardinische Helden seit den ältesten Zeiten verherrlichen."**) J. F. Neigebaur.

*) Vittorio Ferrero, il fatto di S. Salvario, nel 1821, di Carlo Beolchi. Torino, presso Pomba, 1853.

**) Avvenimenti politichi.

*) Pensées détachées, recueillies par C. de C.

**) Souvenirs Militaires des états sardes, tirés des ouvrages tant imprimés que manuscrits, par César de Saluces. Turin, 1853.

Mannigfaltiges.

— Chalybäus in England. In Edinburg ist kürzlich eine Uebersetzung der Vorlesungen über die historische Entwickelung der spekulativen Philosophie von Kant bis Hegel, von Dr. H. M. Chalybäus, einem der von der dänischen Regierung vertriebenen Kieler Professoren, erschienen.***) Eine der geachtetsten, wissenschaftlichen Autoritäten Englands, Sir William Hamilton,†) sagt in der Einleitung zu der englischen Uebersetzung: „Ich bin von den Verlegern dieses Werkes, dessen Verfasser, selbst dem Namen nach, vielen britischen Freunden der Philosophie unbekannt sein möchte, aufgefordert, Einiges über den Ruf desselben in Deutschland, so wie über die Anerkennung zu sagen, welche diese seine Vorlesungen dort gefunden. Ich nehme keinen Anstand, diesem Wunsche nachzukommen, indem ich mir die Bemerkung erlaube, daß diejenigen, welche mit der philosophischen Literatur Deutschlands vertraut sind, auch sehr wohl wissen, daß sich Chalybäus durch mehr als Ein Werk den Ruf eines tiefen Denkers, eines rechtschaffenen Kritikers und eines lichtvollen Darstellers erworben hat. Besonders aber werden diese Vorlesungen allgemein als ein eben so belehrender und unparteiischer, wie leicht faßlicher und kompendiöser Leitfaden auf dem Gebiete der deutschen Philosophie mit ihren verschiedenartigen Systemen betrachtet. . . In Deutschland gelten diese Vorlesungen als populär, jedoch keineswegs als oberflächlich. Sie werden vielmehr als einem tief gefühlten Bedürfniß entsprechend angesehen, und ganz besonders darf man sie als eine treffliche Einleitung zu einem ausgebreiteten und mehr ins Einzelne gehenden Studium der neueren philosophischen Systeme empfehlen."

— Deutsche Zustände, von einem Franzosen beurtheilt. Ein Mitarbeiter der Revue des deux Mondes, Herr E. de Cazalès, hat unter dem Titel: „Études historiques et politiques sur l'Allemagne" eine Reihe von Abhandlungen über Deutschlands politische und religiöse Zustände seit dem Anfange dieses Jahrhunderts herausgegeben. Herr v. Cazalès ist ein gemäßigter, besonnener Schriftsteller und urtheilt daher auch mehr im Geiste eines Geschichtschreibers, als eines Parteimannes; gleichwohl hat er den nationalen, vorurtheilsvollen Franzosen nicht immer verleugnen können. Daß er vorzugsweise bei den Ereignissen des Jahres 1848 verweilt, läßt sich leicht denken. Diese führen ihn dann auf eine Untersuchung der gegenwärtigen Zustände Deutschlands, wobei er ganz besonders die religiösen Momente beachtet und den jetzt wieder in der oberrheinischen Kirchenprovinz ausgebrochenen Streitigkeiten zwischen Rom und den Staatsregierungen eine größere Aufmerksamkeit schenkt, als sie in Deutschland selbst finden. In der That irrt sich Herr v. Cazalès, wenn er aus einigen Erscheinungen des Jahres 1848 den Schluß zieht, daß die konfessionellen Differenzen in Deutschland noch eben so maßgebend sind und alle anderen Staats-Rücksichten in derselben Weise überwiegen, wie es in den der Reformation folgenden Jahrhunderten der Fall war. Etwas einiger und vernünftiger sind wir doch schon seitdem geworden!

***) Historical Development of Speculative Philosophy from Kant to Hegel. From the German of Dr. H. M. Chalybaeus. By the Rev. Alfred Edersheim. Edinburgh, 1854.

†) Sir William Hamilton wird vom Critic als „the first English metaphysician of the day" bezeichnet. D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 6 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 23, und beim Expedient Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 29. Berlin, Donnerstag den 9. März 1854.

Frankreich.

Die französischen Protestanten in Europa.*)

Zwei Thatsachen, gleich wichtig, ob unter politischem oder unter sozialem Gesichtspunkte betrachtet, und dennoch in wesentlichem Gegensatze zu einander: die Declaration von 1682 und der Widerruf des Edikts von Nantes 1685, treten in der französischen Kirchengeschichte des siebzehnten Jahrhunderts hervor. Jene befreite das Reich von der weltlichen Macht der römischen Kurie und sicherte den rein menschlichen Angelegenheiten die Unabhängigkeit der gallikanische Kirche; diese im Gegentheil unterjochte die Gewissen durch die Staatsgewalt. Die erste verläuft in den harmlosen Regionen theologischer Diskussion; die andere entwickelt sich gleich einem schauerlichen Drama unter Gewaltthaten, Hinrichtungen und auf allen Schlachtfeldern, wo Frankreich mit Europa ringt. Jene bezeichnet die Größe Ludwig's XIV. in ihrer Sonnenhöhe, diese in ihrem Wendepunkte.

Mit Recht sagt Tacitus, es gäbe in dem Völkerleben gewisse Ereignisse, auf welchen die Geschichte mit ewig neuem Interesse weile; weil, trotz der Zeiten Flucht, die sie in immer weitere Fernen rückt, das Schauspiel großer Fehler, großer Tugenden und großer Leiden, das sie entfalten, den Betrachtenden mächtig aufregen. Diese Bemerkung findet ihre treffende Anwendung auf den Widerruf des Edikts von Nantes, der, zwischen das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert gestellt, den Verbindungspunkt des religiösen und revolutionairen Schreckens, der Bartholomäusnacht und des von Königsblut triefenden Schaffots, bildet. Seit zwei Jahrhunderten kommen daher Geschichtschreiber, Publizisten und Oekonomisten immer wieder auf diese große Episode des 17ten Jahrhunderts zurück. Sie blieb für die Protestanten Gegenstand einer langen und lebhaften Polemik, und als Aera ihrer Verfolgung und ihres Martyrthums in der Neuzeit studirten sie die Geschichte derselben mit glühendem Eifer.

Der Reihe protestantischer Schriftsteller, die das Studium jenes geschichtlichen Ereignisses beschäftigt hat, schließt sich zuletzt Herr Weiß an, der durch sein Buch nicht nur den Protestantismus, sondern die National-Geschichte überhaupt von neuen und bis jetzt meist unbekannten Seiten beleuchtet.

Bis jetzt waren in der That an dem Widerruf des Edikts von Nantes gar viele Punkte dunkel und schwankend. Daß die Auswanderung von beträchtlichem Umfange gewesen, wußte man; aber Keiner hatte sich die Mühe genommen, die Spuren der Auswanderer ins Exil zu verfolgen; man wußte, daß ihr Auszug Frankreich arm und die benachbarten Staaten reich gemacht, aber ein genaues Verzeichniß von dem, was die heimische Industrie verloren und die fremde gewonnen, das hatte man nicht aufgenommen, mit Einem Worte: man hatte es unterlassen, die ökonomischen, politischen und intellektuellen Folgen der Aechtung des siebzehnten Jahrhunderts für Europa und Frankreich festzustellen. Das hat nun Weiß zu seinem Sujet genommen. Protestant aus tiefer Ueberzeugung, erhebt er sich bei seinen Forschungen über jenen Sektengeist, der im Allgemeinen noch ausschließender ist, als der Parteigeist, und verliert in seinen Beurtheilungen niemals die Wage der Gerechtigkeit aus den Händen. Er durchreiste einen Theil Europa's, durchsuchte die Archive der französischen Kirchen im Auslande, horchte auf die Traditionen und Erinnerungen der Flüchtlingsfamilien, und die Ergebnisse dieser jahrelangen Untersuchungen, auf Thatsachen und Beweise gestützt, sind nun in dieser vollständigen „Geschichte der französischen Protestanten in Europa vom siebzehnten Jahrhundert bis auf unsere Tage" niedergelegt.

Das Edikt von Nantes von 1598, welches den Protestanten bürgerliche Gleichheit, Freiheit des Gewissens, des Wortes und der Feder sicherte, setzte zwar den Religionskriegen ein Ziel, den Religionshaß aber entwaffnete es nicht. Der Kampf war ein zu erbitterter, um nicht auf beiden Seiten tiefe Nachwirkungen zurückzulassen. Was man auch sonst von dem Skeptizismus, der sich um die Renaissance-Epoche in die französische Gesellschaft eingeschlichen haben soll, sagen mag, der bei weitem überwiegende Theil der Nation war aufrichtigst und eifrigst katholisch. Ueberdies sah man in dem König von Frankreich nach einer uralten Vorstellung den ältesten Sohn der Kirche, und aus ihr erwuchs in vielen Gemüthern die Ueberzeugung: wer aus der Kirche scheidet, scheidet auch von seinem Könige; daher das Mißtrauen gegen die Reformirten. Denn in einer Zeit, wo der Zunftgeist so mächtig war, hielt man es für unmöglich, es könnte sich eine Sekte bilden, ohne zugleich eine von der übrigen Nation völlig abgesonderte Partei zu bilden. Und die Reformisten-Versammlung zu Saumur rechtfertigte dieses Mißtrauen nur zu sehr; sie organisirte im Schooße des Reiches einen wahren, von den Großen gebildeten Repräsentativ-Staat, worin die geistlichen Sachen von den Konsistorien, Kolloquien, Provinzial- und National-Synoden — die weltlichen von Provinzialräthen, Kreis- und General-Versammlungen verwaltet wurden. Unter Ludwig XIII. konstituirten sich diese Versammlungen als unumschränkte Behörden. Die zu Larochelle 1621 zusammenberufene erließ eine Unabhängigkeitserklärung und theilte das Reich in verschiedene Militair-Bezirke. In demselben Jahre griffen die Reformirten unherausgefordert zu den Waffen; dasselbe thaten sie 1625 und gerade in dem Moment, wo der Frieden mit Spanien gebrochen war; denn über Frankreich scheint das Verhängniß zu walten, daß die politischen oder religiösen Parteien, um ihren Ehrgeiz oder ihren Groll zu befriedigen, das allgemeine Unglück oder Kriegsunruhen in ihrem Interesse auszubeuten suchen.

Mit Recht entbrannte des Königs Zorn über diesen verrätherischen Angriff. Das Staatswohl heischte es gebieterisch, daß die Reformirten aufhörten, eine politische Partei zu bilden. Richelieu beschloß, einen gewaltigen Streich zu führen. Er machte, um die Hände frei zu haben, zuvörderst mit allen auswärtigen Feinden Frieden, verwendete vierzig Millionen, um Larochelle, das letzte Bollwerk des bewaffneten Protestantismus, in seinen Besitz zu bekommen, und endigte den Kampf durch den Frieden von Alais 1629, welcher den Reformirten freie Religionsübung gewährleistete. Jetzt dachte er, die Ueberwundenen und Wehrlosen durch Ueberredung und Gunstbeweise in den Schooß der Kirche zurückzuführen; nicht aus Eifer für den Katholizismus, sondern aus Besorgniß, der dissidirende Glaube im Schooße des Staates könnte später wieder als Partei erwachen. Ueberdies huldigte Richelieu dem aus dem Mittelalter überkommenen Staatsaxiom: Ein Gesetz, Ein König, Ein Glaube. Der große Staatsmann scheiterte in diesem Versuch und schickte sich eben an, Zwangsmaßregeln anzuwenden, als der Tod seinen Plänen ein Ziel setzte. Mazarin war milder: er ließ das Volk Lieder singen; wehrte den Hugenotten nicht, zu disputiren und sich ungehemmt ihrem Glaubenseifer oder, besser, ihrer Kontroversensucht hinzugeben. „Die kleine Heerde", sagte er, „mag immer auf schlechter Weide grasen, wenn sie sich nur nicht verläuft." Der Protestantismus, als Glaubenslehre anerkannt, trat jetzt in ein neues Stadium. Ihre Bekenner gehörten zu dem reichsten und thätigsten Theil der Bevölkerung; und nicht gering muß ihre Zahl gewesen sein, da sie über achthundert Kirchen im Reiche besaßen. An ein beschwerliches, kampfvolles Leben gewöhnt, wendeten sie ihre Intelligenz und ihre Thätigkeit auf Industrie und Handel, und ein ungemeiner Fortschritt, eine bis dahin unbekannte geschäftliche Bewegung machte sich in Frankreich geltend.

Eine interessante und bis jetzt ungenügend gelöste Frage drängt sich hier auf: Woher die unbestrittene Ueberlegenheit der Protestanten des siebzehnten Jahrhunderts über die katholische Bevölkerung in Handel und Gewerbe? So viel ist klar, daß der Grund nicht in ihrer Lehre zu suchen; noch weniger statthaft wäre die Annahme, daß durch die bloße Trennung von ihren früheren Glaubensgenossen ihnen plötzlich eine höhere Intelligenz zu Theil wurde. Die Gründe lagen aber, meinen wir, vor Allem in dem unbeachteten Umstande, daß sie mit der Ausscheidung aus der Kirche die Hemmketten des alten Zunftverbandes der Künste und Gewerbe abwarfen. Hier war Alles nach Satzungen geregelt, Arbeitsstunden, Gebrauch der Rohstoffe, Zahl der Arbeiter in jeder Innung, die Handgriffe der Profession, und so waren die Zunftgenossen in den Pferch des Schlendrians gebannt. Ueberdies unterlagen sie einer Menge lästiger Ausgaben, die einen Theil des Arbeitslohnes verschlangen. Die Verbindung zwischen Kapital u

*) Histoire des Réfugiés protestans de la France depuis la révocation de l'Edit de Nantes jusqu'à nos jours, par Charles Weiss.

Arbeit war streng verpönt. Die Feiertage, die Verpflichtungen, den Hochzeiten, Kindtaufen u. s. w. der Zunftgenossen beizuwohnen, das Verbot, bei Lichte zu arbeiten — alles das lähmte die Arme des Handwerkers einen großen Theil des Jahres. Die Protestanten hatten im Jahre dreihundertsechzehn, die Katholiken nur zweihundertsechzig Arbeitstage. Da nach den Zunftgesetzen die Mitglieder in der katholischen Kirche geboren sein mußten, so waren die Reformirten von allen Lasten, die das Handwerk drückten, befreit, und sie benutzten diese Freiheit, zuerst in Frankreich die Vereinigung der Arme und des Geldes zu verwirklichen; sie legten großartige Fabriken an, führten die der Arbeit entsprechende Löhnung ein, vervollkommneten die Prozeduren, und angesichts der mittelalterlichen Gesetze genossen sie die Wohlthaten der neuzeitigen Gewerbe-Ordnung. Durch die Ausschließung gelangten sie zur Freiheit und durch die Freiheit zum Wohlstande. Reich wie ein Protestant, ward zum Sprüchwort.

Im Jahre 1660 indeß trat eine neue Epoche für die Calvinisten ein. Ohne allen Anlaß erwachte in der Regierung der Verfolgungsgeist. Im Jahre 1662 ließ Ludwig XIV. im Lande Ger zweiundzwanzig Tempel schleifen; 1664 verbot er den Reformirten die Ausübung vieler Gewerbe. Mit jedem Tage wuchs die Strenge der beschränkenden Maßregeln. Kinder vom siebenten Jahre an wurden den Aeltern entrissen und gezwungen, das angeborne Bekenntniß abzuschwören. Den reformirten Offizieren und ihren Witwen wurden die Pensionen entzogen; die neubewilligten Adelsbriefe wurden aufgehoben. Doch begnügte man sich noch nicht mit den Gewaltmitteln; man nahm auch zum Gelde Zuflucht. Im Jahre 1677 errichtete Ludwig XIV. eine geheime Kasse, die aus Regalien ihre Zuflüsse bekam und zum Kauf der Gewissen verwendet wurde. Pelisson verwaltete sie; das Geld wurde an die Bischöfe versandt, die dann das Abschwörungs-Protokoll und die Quittungen dem Könige einschickten. Der Preis war sechs Livres der Kopf.

(Fortsetzung folgt.)

Türkei.

Die Verbindungen der Griechen in Griechenland mit denen in der Türkei.

(Schluß.)

„Nach dem Abschluß des Brunnowschen Traktates (1840) hofften die Hellenen sicher auf den Beistand Frankreichs, wenigstens auf seine stillschweigende Genehmigung, und begannen ohne Zögern den Krieg aufs Neue. Kretische Flüchtlinge verließen Athen und landeten unter Anführung ihres Landsmannes Chäretis auf den Küsten Kreta's, welches ihrem Rufe durch einen allgemeinen Aufstand antwortete. Ein im Dienste Otto's stehender Thessalier aus den Gebirgen von Volo, der Oberst Velentsas, ging nach Thessalien mit seinem Palikaren-Haufen und brachte den Raja's Waffen und Schießbedarf. Ein rumeliotischer Führer endlich, der junge Karatasso, segelte mit hundert Braven aus dem Peloponnes nach Macedonien und verschanzte sich auf der Landzunge, welche den Berg Athos mit dem Festlande verbindet, und bald hatten sich zehntausend macedonische Palikaren um ihn geschaart. Die Slawen in Bulgarien standen zur selben Zeit in noch beträchtlicherer Anzahl auf und wurden heimlich von Serbien unterstützt. Selbst die Republik Samos erhob die Waffen gegen die Pforte. Damals wäre es in Epirus, Thessalien und Macedonien um die türkische Herrschaft geschehen gewesen, hätten die Großmächte den Dingen in Griechenland freien Lauf gelassen. Der Geist von 1821 schien wieder zu erwachen, die Zeitungen forderten das Ministerium auf, die Ethnophylaki (Nationalgarde) zu organisiren, welche alle kräftigen Leute von sechzehn bis fünfundvierzig Jahren ohne Ausnahme umfassen sollte, und ihr, wie es in Frankreich geschieht, die Erlaubniß zu ertheilen, sich ihre Offiziere selbst zu wählen. Wenn Griechenland auch England und Rußland gegen sich hat, sagte man, so hat es doch wenigstens Frankreich für sich, und die Größe des Kampfes wird bald wieder Männer wie Cimon, Miltiades und Epaminondas hervorrufen.

„So weit waren die Sachen gediehen, als es Frankreich für gut fand, sich durch die formelle Mißbilligung des Aufstandes wiederum zu den Ansichten Englands und Rußlands zu bekennen. Alsbald schlenderte die englisch-russische Diplomatie das Verdammungs-Urtheil über die rebellischen Rajas des Sultans. Englische Fregatten blokirten Kreta, und die Häupter des Aufstandes mußten sich auf englischen Fahrzeugen einschiffen und ihr Vaterland den Türken zur Beute lassen. Ein gleiches Schicksal traf Karatasso auf dem Berge Athos und Velentsas in Thessalien. Beide mußten heimlich nach Griechenland zurückkehren. Da Velentsas in Menidi bei Athen, wohin er sich zurückgezogen hatte, vor den Verfolgungen der Polizei nicht sicher war, entfloh er unter einer Verkleidung nach Dropo, und von da nach den Jonischen Inseln, wohin ihm sein Genosse Karatasso bald folgte. Die Rajas, von Europa verurtheilt, kehrten wiederum überall unter ihr [illegible] Joch zurück; aber es steht fest, daß ohne das Dazwischentreten [illegible]chte die Türkei im Jahre 1841 gezwungen worden wäre, die alten Provinzen an Griechenland zurückzugeben, welche vor Capodistrias einen integrirenden Theil seines Gebietes ausmachten. Die Herren Bourqueney und Stratford Canning stellten durch ihre Bemühungen das gute Vernehmen zwischen den Kabinetten von Athen und Konstantinopel endlich wieder her. . . . . .

„Was Oesterreich betrifft, so konnte es seine Absicht nicht verbergen, die Gränzen von Epirus und Macedonien für den Fall, daß diese Provinzen von den unabhängigen Hellenen angegriffen werden sollten, als Verbündeter der Pforte zu besetzen. Die ministeriellen Zeitungen zu Athen bekämpften zwar anfangs dieses Gerücht als absurd, aber zufälligerweise wurde eine an den österreichischen Gesandten zu Paris, Herrn von Apponyi, von Wien aus gesandte Depesche des Fürsten Metternich vom 10. Oktober 1844 bekannt, welch Herrn Guizot insgeheim vorgelegt werden sollte und unter Andern die Worte enthält: „„Das Spiel der Parteien in Griechenland geht theils auf eine Aufregung im Innern, theils auf Eroberungen türkischen Gebietes, welche letzteren, wenn sie selbst von der europäischen Politik geduldet würden, das Feld des griechischen Elends nur vergrößern würden.““ Die griechische Staatszeitung gab sich Mühe, das Wiener Kabinet zu rechtfertigen, aber die Note bleibt nichtsdestoweniger ein offenbares Zeichen von feindseliger Gesinnung gegen Griechenland. Wäre sie von der Londoner und Pariser Presse besprochen worden, so hätte sie der orientalischen Frage einen neuen Charakter verleihen können. Merkwürdigerweise hat sich in der französischen Kammer keine Stimme über diese Angelegenheit erhoben; Sir Robert Peel aber scheint die Note des Herrn von Metternich besser studirt zu haben, und sein Widerstand scheint den Beginn einer Uneinigkeit zwischen den drei Schutzmächten Griechenlands veranlaßt zu haben, die wohl am Ende dahin führen könnte, die alte Theorie von der Erhaltung des osmanischen Reiches in seiner absoluten Integrität aufzugeben. Als nun die Athenischen Zeitungen sich vom Auslande unterstützt sahen, haben sie die Nachgiebigkeit ihres Kabinettes gegen Oesterreich heftig angegriffen, haben rund heraus gesagt, daß sich die Frage um den Vortheil ihres Vaterlandes, welches einer Vergrößerung bedürfe, und um den Vortheil der Dynastie drehe, welche es mit keiner Macht verderben wolle, haben sich selbst nicht gescheut, die Erbrechte des bayerischen Hauses auf den griechischen Thron zu untersuchen. Die griechische Staatszeitung mußte natürlich diesen Herausforderungen antworten und sich zu Konzessionen verstehen, aus denen sich deutlich ergiebt, daß die Dynastie, so wie der Staat, nur dann sicher begründet sind, wenn sie allen nationalen Forderungen nachgeben, unter denen die Vergrößerung des Landes durch das Hinzukommen der Provinzen Epirus, Thessalien und Macedonien die drängendste ist.

„Die Pforte ist denn endlich auch der freundlichen Versicherungen des griechischen Kabinettes müde geworden, welches sein wirkliches Verfahren durchaus nicht veränderte, und um ihrem Zorne Luft zu machen, hat sie die Gelegenheit benutzt, die einige rumeliotische Paschas ihr durch die Verhaftung mehrerer griechischen Emissäre darboten, welche die Dörfer durchstreiften und Freiwillige für den nahen Feldzug der Griechen gegen den Halbmond aufzeichneten. Unter dem Vorwande, daß sich zwischen dem Kleiderfutter dieser Verschwornen zu Athen gedruckte Proclamationen und Zeitungs-Artikel gefunden hätten, hat die Pforte alle in Griechenland erscheinenden Blätter in ihren Staaten ausdrücklich verboten. Bis dahin war die Pforte in ihrem Rechte; da sie aber die Unmöglichkeit fühlte, die Unterdrückung ihrer griechischen Provinzen mit eigenen Mitteln lange aufrecht zu erhalten, hat sie sich in einer Note an die Schutzmächte gewendet, in welcher sie vorgiebt, alle Intriguen des Kabinets von Athen aufzudecken. Wird diese Note in Beziehung auf die Integrität der Türkei im Abendlande günstiger aufgenommen werden, als die Depesche Metternich's? Wir hoffen es nicht! Hat sich doch selbst das unversöhnliche England, nachdem es so heftige Beschwerden und Drohungen gegen Griechenland ausgestoßen, zu einer milderen Ansicht bequemt, weil es nämlich jetzt endlich sein Interesse darin findet, die Pläne der hellenischen Patrioten nicht mehr wie ehemals zurückzustoßen.

„England neigt sich vornehmlich deshalb zu Gunsten der Griechen, weil es erkennt, zu welchen Zwecken Rußland und Oesterreich das System der Integrität des türkischen Reiches vertheidigen.*) Der Kaiser von Rußland verheimlicht seine Abneigung gegen Griechenland in der That nicht; sein Gesandter Katakazi mußte sie im Jahre 1843 zu wiederholten Malen kundgeben. Namentlich hoffte Nikolaus nach der September-Revolution, daß Anarchie in Griechenland einreißen werde, und bot ohne Umschweif dem Sultan die etwa nöthige Hülfe gegen hellenische Ruhestörer an. Als er hinterher bemerkte, daß die Revolution, statt zur Anarchie, gerade zur Ordnung und zu einem neuen Leben führte, da schlug er einen anderen Weg ein und ließ den

*) Herr Cyprien Robert will damit andeuten, daß beide Kaiserreiche es auf eine Vertheilung der Spolien des osmanischen Reiches abgesehen hatten, doch diese „Gemeinsamkeit der destruktiven Interessen" hat nie bestanden, da Oesterreich niemals durch einen Zuwachs an der oberen Donau das gewinnen kann, was es durch Rußland an der unteren Donau verlieren würde. D. R.

Grafen Nesselrode einen Brief an das Kabinet von Athen schreiben, der beiläufig auch in deutschen Zeitungen zu lesen war, in welchem er die volle Beistimmung Rußlands zu der durch die Constitution abgeschlossenen Uebereinkunft zwischen Fürst und Volk ausdrückte, zugleich aber als absolute Bedingung seines Wohlwollens verlangte, daß das griechische Volk jedem Vergrößerungsplane auf immer entsagen, jede Propaganda in den türkischen Provinzen aufgeben und nicht weiter daran denken solle, die von den drei Mächten festgesetzten Gränzen zu überschreiten.

„Was die griechischen Parteien betrifft, so ist eine Vereinigung der Kolettisten und Maurokordatisten nicht so unmöglich, als sie von weitem scheint, denn die geistreichste und unabhängigste Zeitung von Athen, die Ὁμόνοια (die Einmüthigkeit), drängt mit allen Kräften nach dieser Verbindung. England fürchtet freilich, durch Griechenland in seinem levantischen Handel bedeutend beeinträchtigt zu werden, aber Duvergier de Hauranne sagt sehr gut: „„Für diese Furcht giebt es ein Gegengewicht, die Besorgniß nämlich, daß Griechenland durch Rußland verzehrt werden könne. Diese zweite Furcht wird vielleicht einmal die erste überwiegen, und dann ist Frankreich durch Nichts gehindert, in Uebereinstimmung mit England zu handeln, und Griechenland wird seinen Vortheil davon ziehen.““ Daß England die Bestrebungen der hellenischen Patrioten thätig unterstützte, ist wenigstens für die griechischen Provinzen der Türkei vollkommen ungegründet, was auch die Zeitungen darüber sagen mögen; und wäre es selbst der Fall und würde diese Aufregung ihr Ziel erreichen, nämlich die Vergrößerung von Hellas, so würde Frankreich sicherlich mehr dabei gewinnen, als England.

„Es handelt sich aber vorläufig nur darum, eine Million bisher in fortwährendem Widerstande beharrlicher Rajas zu befreien; nur dadurch verhindert man die Auflösung der Türkei und entgeht der Katastrophe einer vorgeblichen Theilung des Orients, welche noch mehr als die Theilung Polens den entschiedenen Sieg des Russenthums sichern würde. Europa hat, wir wiederholen es, nur zwei Mittel, um diese Befreiung herbeizuführen, es kann geschehen: entweder durch diplomatische Verhandlungen, oder indem man den offenen Kampf zwischen den beiden Stämmen erlaubt. Wir wissen wohl, daß die Diplomaten ein zweifelndes Lächeln beschleichen wird bei der Idee, daß das Schwert der Hellenen ein Gewicht in der Wagschale des europäischen Gleichgewichts abgeben könne. Wir wollen selbst bekennen, daß, wenn das griechische Königreich, so wie es jetzt besteht, nur auf seine eigenen Kräfte beschränkt wäre, gegenüber allen Kräften des osmanischen Reichs mit Einschluß Aegyptens, daß dann der Ausgang des Krieges zu Gunsten der Pforte als unzweifelhaft anzusehen. Griechenland hat höchstens zehntausend Mann regelmäßiger Truppen, selbst mit Ausschluß der abgedankten Mannschaften, während der Nizam des Sultans aus ungefähr funfzigtausend Mann besteht. Es ist richtig, daß das Königreich wenigstens hunderttausend Palikaren und Nationalgarden von achtzehn bis dreißig Jahren zählt, aber den griechischen Palikaren könnte die Pforte dreimal stärkere undisziplinirte Heere von Albanesen, Bosniaken und Osmanlis gegenüberstellen. Es würden also in diesem Kriege je vier Türken auf Einen Griechen kommen. Nur zur See würden die Griechen in gleicher Anzahl kämpfen können; außer seinen achtzehn Kriegsschiffen und seinen Dampfern besitzt das Königreich mehr als dreitausend Kauffahrer, welche mit dreißigtausend in allen Gefahren geübten Matrosen bemannt sind. Diese Fahrzeuge, in Piratenschiffe und Brander verwandelt, würden die türkischen Meere bedecken und bald die unbehülfliche Flotte des Großherrn stückweise vernichten. Zur See werden die Türken von den Griechen gar nicht gefürchtet; zur See sind die Hellenen noch eben so unüberwindlich als in Themistokles' Zeiten; zu Lande aber ist die Sache viel schwieriger; ohne die Rajas würde aus dem Kampfe nur ein Gebirgskrieg, eine Reihe von Ueberfällen, eine lange Guerilla werden, an der sich die Geduld Europa's bald erschöpfen würde. Es giebt für Hellas nur ein einziges Mittel, sich auch zu Lande des Sieges zu versichern, indem es nämlich sich mit den slawischen Rajas verträgt und gemeinschaftliche Sache mit ihnen macht.

„Unglücklicherweise liegt diese griechisch-slawische Eintracht, welche für den Orient ganz unentbehrlich ist, noch in gar weitem Felde. Die Mehrzahl der Griechen ist von der Slavophobie, der Slawenfurcht, besessen. In jedem Slawen sehen sie einen Verbündeten der Russen. Das kömmt daher, weil sie vor Zeiten nicht weniger von den Serben als von den Moskowitern zu leiden hatten, und die Annalen des ostromischen Reiches zeigen nur allzu häufig die Donauslawen mit den Russen gegen Byzanz verbündet. Es hieße jedoch sehr wenig Nutzen aus der Geschichte ziehen, wollte man die Zukunft einer gebildeten Zeit nach den Ereignissen eines barbarischen Jahrhunderts berechnen. Wenn Griechenland dem ungerechten Hasse gegen die Slawen nicht entsagt, so wird über kurz oder lang eine neue Unterdrückung oder gar der Untergang der hellenischen Nationalität die Folge sein. Dieser Widerwille, der fortwährend die Slawen von den Griechen scheidet, trägt schon heute seine traurigen Früchte. Noch immer kann der türkische Stamm, trotz seiner außerordentlichen Minderzahl, ungestraft die größten Grausamkeiten gegen die unter sich uneinigen Rajas verüben. Nur wenn die beiden herabgewürdigten und geknechteten Stämme der europäischen Türkei sich brüderlich vereinigen, nur dann ist der Friede im Orient gesichert; und diese gegenseitige Annäherung ist nicht unmöglich."

England.

Die asiatische Seite der arktischen Regionen.

(Zur Begründung der A. Petermannschen Theorie gegen einen Angriff in diesen Blättern.)

Der wissenschaftliche Standpunkt, welchen der anerkannte Geograph, Herr A. Petermann in London, in Bezug auf die arktischen Regionen, besonders eine Aufsuchung Franklin's oder der Ueberbleibsel seiner Expedition, einnimmt, ist in diesen Blättern auf Grund ganz allgemein gehaltener Bemerkungen des Korrespondenten aus London angegriffen worden. Ich halte es deshalb für Pflicht, im Interesse der Wissenschaft kurz zusammenzustellen und die Quellen anzugeben, aus denen die Ueberzeugung A. Petermann's, die sich als eine streng wissenschaftliche Zusammenfassung aller gelehrter Autoritäten, Forschungen und Expeditionen, so wie anerkannter Naturphänomene, erweist, hervorgegangen ist.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß im Norden der Küste von Sibirien ein stets offenes Polarmeer existirt; eben so ist es außer Zweifel gestellt, daß auch an der amerikanischen Küste (nördlich von der Parry-Gruppe) große Meeresflächen offen sind, und wahrscheinlich, daß beide Meere einen großen, offenen, schiffbaren Ocean bilden.

Die beiden Hauptthore in dieses „arktische Bassin" sind Wellington- und Behringsstraße, in welchen jedoch das Eis so vorherrscht, daß sie auch nach den neuesten Entdeckungen keine besondere Bedeutung gewinnen können.

Die beiden anderen Hauptzugänge in das „arktische Bassin" fallen zwischen Grönland und Spitzbergen und zwischen Spitzbergen und Nowaja Semlja. Auch der erstere bietet viele Schwierigkeiten, so daß nur noch der letztere eine nähere Untersuchung verdient. Diese Untersuchung hat Herr A. Petermann gemacht, natürlich ohne „selbst dagewesen" zu sein. Wenn dieses Selbstdagewesensein eine Bedingung der Wissenschaft wäre, so würden selbst Ritter, Berghaus, A. v. Humboldt u. s. w., welche Länder und Erdtheile und Nebelflecke und Kometen, auf denen sie nie selbst gewesen sind, genau geschildert und in ihrem Lauf u. s. w. haarscharf gezeichnet haben, gar nichts Glaubwürdiges zu sagen gehabt haben. Und doch ist deren Wort und Werk sicherer, als Alles, was Leute, die blos mit ihren Augen gesehen haben, ohne zu rechnen, zu messen, zu schließen, behaupten können. In unserem Falle trat übrigens ein Mann der Wissenschaft, gewaffnet mit allen bisher gesammelten Thatsachen, Männern gegenüber, die in dem bestrittenen Punkte weder Wissenschaft, noch Erfahrung aus eigener Anschauung auf ihrer Seite hatten. Sie sagten blos: Wir glauben Dir nicht, wir, die wir auf der amerikanischen Seite der arktischen Regionen gewesen sind und also eine Autorität für die asiatische Seite sind, von der wir freilich weder etwas gesehen, noch geträumt haben.

Petermann behauptet, daß der weite Eingang in das arktische Bassin zwischen Spitzbergen und Nowaja Semlja der leichteste und vortheilhafteste in dieses Bassin und zur Aufsuchung Franklin's sei. Die beweisenden Fakta sind folgende: Barentz, der zuerst in diese Regionen kam (1594), fand große Eisstrecken zwischen den beiden Inseln Spitzbergen und Nowaja Semlja, gebildet von den ungeheuren arktischen Eismassen, welche jedes Jahr von den sibirischen Küsten nach dem Atlantischen Oceane getrieben werden. Zwischen den beiden Inseln begegnet es dem Golfstrome, der es nicht weiter nach Süden läßt, während die amerikanischen Küsten damit belagert und das ganze Jahr hindurch gefährdet werden. Zwischen Grönland und Spitzbergen verfolgt dieser ungeheure Eisgang seinen Weg und erreicht, vor Island und der südlichsten Spitze Grönlands vorbei, die Gestade von New-Foundland bis zu 40° nördl. Br. Zwischen Nowaja Semlja und Spitzbergen, vom Golfstrome aufgehalten, hat dieser Eisstrom nie das Nordkap erreicht, während er auf der amerikanischen Seite über zweitausendfünfhundert engl. Meilen weiter südlich geht. Nun giebt es allerdings eisige Schranken für Schiffe, die zwischen den beiden Inseln nordwärts vordringen wollen, aber sie sind nicht so groß als auf der amerikanischen Seite, und die Erfahrungen von Wallfischfängern und Grönlandfahrern bestätigen, daß der Weg nordwärts nie fest vereist und im Winter einen ganz eisfreien Weg in das stets offene Meer, das die Russen „Polinya" nennen, biete. Petermann's Behauptung gestaltet sich nun bestimmter so: Während der arktischen Wintermonate (September bis März) kann man ohne Hindernisse zwischen Spitzbergen und Nowaja Semlja in das arktische Bassin und das Sibirische Meer eindringen. Im Winter sind die ungeheuren sibirischen Ströme festgebunden und können den

gehißt, festgeschnürt und mit einem Theertuch bedeckt. Der Conducteur sprang auf den Wagen, sah nach, ob Alles in Ordnung sei, der Postillon knallte mit der Peitsche, und — acht Stunden darauf befand ich mich noch in Giurgewo, in demselben Stalle, auf demselben Flecke, wo ich mit dem Postillon unterhandelt hatte. Die Schuld lag aber weder an Postillon und Conducteur, noch an den Passagieren. Das Hinderniß, das unserer Abfahrt im Wege lag, war ganz einfach — es waren keine Pferde da; diese, in einem entfernten Stalle, warteten des Befehls der Polizei, und die Polizei mochte nicht eher ihren Machtspruch geben, bis sie unsere Pässe entziffert hätte. Die Gabe der Zungen scheint der walachischen Polizei nicht verliehen zu sein, denn erst nach acht vollen Stunden unausgesetzter Arbeit gelangte sie zum Verständniß des wichtigen Dokuments, das die Verbündeten Großbritanniens ersucht, mich ungehindert durch ihre entsprechenden Gebiete ziehen zu lassen. Mein Paß wurde gewiß aufs befriedigendste in die Landessprache übertragen; denn ich sah mich späterhin mit Vergnügen in der Angekommenen-Liste als „Domnu Richard neguster" oder als reisender Gelehrter figuriren. Mir gaben sie den Namen des Gesandten, der oben auf dem Passe stand; der angehängte Titel ist eine rein walachische Schöpfung. Die Worte: „der auf dem Festlande reist" gaben den Anlaß, mich der nützlichen Körperschaft des Mr. Cobden beizugesellen."

Endlich kamen die Pferde, und es ging so rasch wie möglich nach Bukarest, nicht ohne Behelligung von Kosaken und anderen unangenehmen Begegnissen. In der Nähe des Khans, auf halbem Wege zwischen Giurgewo und Bukarest, stieß unser Irländer auf russische Truppen, die dort einquartirt waren und ihm Gelegenheit boten, den Eindruck, den die Erscheinung der russischen Soldaten macht, zu schildern:

„Sie hatten den ernsten, soldatischen Blick, der eine Wirkung strenger Disziplin ist. Fast an allen russischen Soldaten, die ich in den Fürstenthümern sah, bemerkte ich dasselbe. Eine Ausnahme machen nur die jungen Rekruten, die noch nicht gehörig abgerichtet sind. Selbst außer dem Dienste vermißt man an dem russischen Soldaten jene ungezwungene Leichtherzigkeit. Zuweilen allerdings auf dem Markte stimmen ganze Bataillone ein Chor Nationallieder in schöner, feierlicher Weise oder gewisse wilde Melodieen an, die im Allgemeinen ein kriegerisches Gepräge haben, worin sich hin und wieder ein schneidendes Aufjauchzen oder ein schrilles Pfeifen mischt. Das Wirbeln der Trommel, der einzigen Instrumental-Begleitung, erhöht noch den aufregenden Charakter dieser Schlachtgesänge. Diese Tausende männlicher Stimmen, zu einem Chor verschmolzen, der die Gefühle der Ergebenheit gegen Gott und den Zar oder stolze Herausforderung der Feinde des Zars ausspricht, machen auf den Hörer einen erhebenden Eindruck. Aber selbst in diesen scheinbar freien Ergüssen verleugnet sich die Strenge der militairischen Zucht nicht. Auf den Gesichtern keine Spur innerer Bewegung; die Schritte sind abgemessen; die Haltung straff; sie gehorchen dem Kommando, keinem freien Antrieb. Die Bewegungen des Herzens scheinen, wie sie selbst, gedrillt, und die Ausdrücke der Liebe und des Hasses, der Ergebenheit und der Rache werden blos von der Stimme des Commandeurs erweckt."

. . . . . „Gegen zwei Uhr Nachmittag erblickten wir Bukarest. Obgleich nahe am Oktober, hatten wir einen glänzend sonnigen und so warmen Tag, wie zu London im Juli. In einiger Ferne bietet Bukarest einen recht stattlichen Anblick. Es hat etwa dreihundert Kirchen mit je zwei und mehr Thürmen. Auch die meisten öffentlichen Gebäude sind mit zinnbedeckten Thürmen oder Domen geschmückt. Ein feiner, gasartiger Dunst schwebte über den niedrigen Gebäuden, ihre Umrisse erweichend, und aus diesem wogenden Gewölk hoben sich die Tausende Dome, Spitzen und Thürme empor, die mit blendender Helle, gleich einem Silberdiadem die Stadt bekränzend, in der Sonne schimmerten. Von beinahe gleichem Umfang mit Paris, ist der dritte Theil der Stadt von Gärten eingenommen, und das frische Grün, das hier und da aus dem schattenden Nebel hervorschimmerte, erhöhte den Zauber des Anblicks. Ich wurde auch nicht in dem Grade, wie ich es erwartet hatte, beim Eintritt in die Stadt enttäuscht. Natürlich mußte ich am Thor meinen Paß vorzeigen und die dreihundert Fragen des russischen Polizeikatechismus beantworten, dann jagten wir durch eine lange Vorstadt, abwechselnd zwischen Gärten und einstöckigen Häusern, bis wir eine breite, wohlgebaute Straße erreichten."

Auf der bei den neuesten Ereignissen oft genannten Donau-Insel Mokan war der Reisende Zeuge einiger Operationen der Türken, die er also beschreibt:

„Am 2. November, in der Dämmerung, bemerkte man eilf bemannte Böte, die den Fluß herab in der Richtung von Ruschtschuk nach Mokan kamen. Der Nebel war so dicht, daß die Böte schon den halben Weg zurückgelegt hatten, als der Allarmruf erscholl. Nur von einem einzigen Punkte in Giurgewo konnten diese Böte erreicht werden, aber von diesem Punkte waren die russischen Geschütze etwa sechshundert Schritte entfernt. Bevor nun die Stücke herangebracht werden konnten, hatten acht Böte Mokan erreicht und ihre Mannschaft ans Land gesetzt; es blieben also nur noch drei zurück, auf welche die russische Artillerie ihr Feuer eröffnete. Auf den ersten Schuß aber kam ein türkischer Kriegsdampfer aus Ruschtschuk, brauste kühn den Fluß hinab, nahm die Böte ins Schlepptau und erwiederte das Feuer der Russen. An dem Punkte, wo das Geschütz aufgestellt war, ist Giurgewo fünfundreißig bis vierzig Fuß über dem Niveau des Flusses. Der Dampfer stand am entgegengesetzten Rande der Insel und mußte über diese weg nach der Höhe feuern, welche die Artillerie einnahm, und das vollbrachten die Kanoniere des Dampfers mit schwer zu übertreffender Kunstfertigkeit. Ein Schuß tödtete eine walachische Schildwache; ein anderer traf ein Haus in der Stadt etwa drei Fuß vom Boden, schlug eine Bresche in den Vorderwall und durchbrach, zerschellend, einen zweiten Wall; ein dritter erschoß eine Frau in einer Straße, die etwa hundert Yard vom Ufer entfernt ist. Ich erwähne diese Einzelnheiten, um zu zeigen, daß die türkischen Artilleristen ihre Sache verstehen; denn das Feuern in der Parabole ist kein Ding, das sich an Einem Tage erlernt. Und diese ganze Zeit standen die Soldaten in den ins Schlepptau genommenen Böten unter dem Kugelregen und feuerten ihre Musketen gegen die Russen. Sie erreichten endlich die Insel, landeten, und der Dampfer legte an dem türkischen Ufer an."*)

Mannigfaltiges.

— Ein französisch-russisches Gelegenheitsstück. Nach dem Brande von Moskau und den Schreckenstagen an der Berezina zog der Feldmarschall Kutusov als Sieger in Wilna ein. Der Direktor des damals dort bestehenden polnischen Theaters ließ bei dem Feldherrn anfragen, welches Stück er zu Ehren des Einzugs aufführen solle, und er erhielt zur Antwort: „Dasselbe Stück, das Ihr gegeben habt, als die Franzosen Wilna besetzten." Dieses nun war nichts Anderes gewesen, als eine Apotheose auf den Kaiser Napoleon und seine unüberwindliche Armee, mit verschiedenen obligaten Seitenhieben auf die Russen. Umsonst stellte der Direktor das Unpassende eines solchen Stückes unter den obwaltenden Umständen vor; Kutusov bestand auf die Aufführung und befahl aufs strengste, daß bei der Vorstellung auch nicht ein Wort gestrichen werde. Am Abend erschien der Feldherr mit seinem ganzen Gefolge in glänzender Uniform im Theater. Das Stück begann, und bei jedem Posaunenstoß des Lobes auf den Welteroberer, bei jeder Schwülstigkeit und Ueberschwänglichkeit, die ihm zu Füßen gelegt wurde, erzitterte das Haus von dem stürmischen Beifall der russischen Offiziere, wozu Kutusov jedesmal den Anstoß gab. Die armen Schauspieler hatten Todesangst und glaubten fest, man würde sie, nachdem der Vorhang gefallen war, eine Spazierfahrt nach Sibirien machen lassen. Doch so schlimm sollte es nicht werden. Kutusov ließ dem Direktor ein ansehnliches Geldgeschenk zustellen, und als dieser kam, um dafür zu danken und sich zugleich zu entschuldigen, rief ihm der Feldherr zu: „Laß es gut sein, Du bist obnehin genug gestraft worden." — So humoristisch und großmüthig, wie diesmal Kutusov war, pflegen freilich die russischen Generale nicht immer zu sein.

— Ein Nachkomme De Foe's. Wie englische Blätter erzählen, lebt noch jetzt in Kennington bei London ein Urenkel des berühmten Verfassers von „Robinson Crusoe", und zwar in tiefster Armuth, die nicht selbstverschuldet, sondern eine Folge von Unglücksfällen und hohem Alter ist. Er steht in seinem achtundsiebzigsten Jahre und besaß früher einen Laden in Hungerford-Market, wo ihn Wilson, der Biograph seines großen Ahnherrn, kennen lernte. Der durch seine philanthropische und literarische Thätigkeit bekannte Buchhändler Charles Knight, dem die traurige Lage des alten Mannes zu Ohren kam, hat eine Subscription für ihn eröffnet, an der sich auch Dickens betheiligt und deren Ertrag man in einer Rente von vierundzwanzig Pfd. Sterl. jährlich anlegen will, welche bescheidene Summe für seine geringen Bedürfnisse genügt! Würde Jeder, der sich in seiner Jugend an der Lektüre des „Robinson" ergötzt hat, aus Pietät gegen den Verfasser auch nur ein paar Pfennige zur Unterstützung seines Nachkommen beisteuern, so wäre dieser bald ein reicher Mann.

*) Jene Böte und dieser Dampfer sind es wahrscheinlich, die der nach Giurgewo gekommene russische Ingenieur-General v. Schilder vor Kurzem mit sehr glücklichem Erfolge hat beschießen lassen. D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Rthr. 10 Sgr., vierteljährlich 1 Rthr. 20 Sgr. und monatlich 40 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

für die

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (für Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 23, und beim Expedit. Neumann, Taubenstr. Nr. 21), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

Literatur des Auslandes.

№ 30. Berlin, Sonnabend den 11. März 1854.

West-Afrika.

Sprache und Philosophie der Odschi-Neger.*)

Derjenige Theil des westlichen Afrika's, der im Süden die sogenannte Goldküste bildet, im Osten vom Rio-Volta und im Norden von dem Kong-Gebirge begränzt wird, zerfällt in zwei Gebiete, die wohl durch ihre Natur, als durch ihre Bevölkerung gänzlich verschieden sind. Das nördliche, das von Viehzucht und Ackerbau treibenden Muhammedaner-Stämmen bewohnt wird, lehnt sich mit großen, grasbewachsenen Ebenen in einer weiten Terrasse an das Kong-Gebirge an, während das südlichere ein bewaldetes Berg- und Hügelland ist, dessen höchste Gipfel sich mehrere Tausend Fuß über die Meeresfläche erheben, und das im Osten das Volta-Thal zur Gränze hat, im Süden dagegen sich unmittelbar in die See senkt. Dieses letztere Gebiet ist der Sitz des Odschi-Stammes, der in mehrere Völkerschaften getheilt ist, die durch Abstammung, Sprache und Sitten zu einem ganzen verbunden, politisch aber zum Theil von einander gesondert sind. Alte vorhandene Sagen melden von einer Einwanderung des ganzen Stammes von Norden her, und es scheint keine unwahrscheinliche Vermuthung zu sein, daß diese Einwanderung mit einer größeren, durch das Vordringen des Islams von Norden her veranlaßten afrikanischen Völkerbewegung in Verbindung gestanden habe. Mehrere dieser Odschi-Völkerschaften gehören nun zu dem vielbesprochenen Fanti- (nicht Aschantee-) Reiche, und vor Allem das eigentliche Fante, das mit seiner Hauptstadt Kumasi, wo der König seinen Sitz hat, den Mittelpunkt dieses großen Negerstaates bildet. Einem langwierigen Kriege der Asanteer mit den Engländern, der im Jahre 1826 durch die Niederlage der Ersteren bei Dudwoa sein Ende erreichte, und dessen unglücklicher Ausgang den Eroberungen jenes Volkes ein Ziel setzte, haben wir die ersten zuverlässigeren Nachrichten über die Macht, die Sitten, Gewohnheiten und Einrichtungen ihres despotischen Reiches zu verdanken.

Der östliche Vorposten des Odschi-Gebietes ist das kleine Ländchen Akwapim, dessen ganze Ackerbau treibende Bevölkerung, nach einer freilich nicht ganz zuverlässigen Volkszählung, nur 11,442 Seelen beträgt, das aber dennoch im Verlaufe unserer Betrachtung vor allen übrigen das meiste Interesse für uns haben wird. In früheren Zeiten bald von den Asanteern unterjocht, bald diesen Eroberern gegenüber eine volle Freiheit bewahrend, stand es später in einem losen Abhängigkeitsverhältnisse zu dem dänischen Gouvernement, ist aber kürzlich mit den dänischen Besitzungen unter die englische Regierung gekommen. Akwapim, ein durch und durch waldiges Hochland, besteht aus siebzehn größeren oder kleineren Dörfern, deren jedes den Mittelpunkt einer Anzahl oft ziemlich entfernt liegender Plantagen bildet und seinen eigenen Häuptling (obiasa) oder Kabusier hat, der mit einem Rathe von Aeltesten (opanyin) die gemeinsamen Angelegenheiten des Ortes leitet. Die Würde dieser Personen ist hier, wie im ganzen Odschi-Gebiete, in der Art erblich, daß sie nicht auf den Sohn, sondern auf den Schwestersohn übergeht; und die einzelnen Kabusier des Landes stehen in einem gewissen Abhängigkeitsverhältniß zu dem als Ober-Häuptling geltenden Kabusier in Akropong. Im Grunde genommen, repräsentiren aber immer nur einige wenige, meist auf ihren Plantagen lebende Männer, als patriarchalische Häupter ihrer zahlreichen Familien und Sklaven, ein Dorf. Die Anzahl der Freien ist äußerst gering, und Leibeigenschaft und Vielweiberei sind die Grundzüge ihres sozialen Lebens. Von einem höchsten Wesen haben sie eine ziemlich bestimmte Vorstellung; sie nennen es Njankupong oder Onjamä (der Hohe, der Höchste), denken es sich als einen Geist und geben ihm Beinamen, wie odamankama (der Schöpfer), amoau (der Regengeber), amoyen (der Sonnengeber). Er hat Alles erschaffen, hat die siebentägige Woche eingesetzt, ist allgütig und allwissend, und die guten Menschen gehen nach ihrem Tode in sein Reich ein. Uebrigens aber steht er zu hoch, als daß er sich viel um die Menschen und ihre niedere Alltäglichkeit bekümmern sollte; er ist ihnen so fern und unerreichbar, wie sein Wohnsitz, der Himmel, und es wird ihm deshalb auch keinerlei Verehrung gezollt. Dagegen glauben sie sich unter dem unmittelbaren Einfluß von Geistern, die Njankupong gleichfalls heißen, und zwar zu Herrschern über die Menschen, erschaffen. Die ganze irdische Welt, namentlich Wald und Flur, Gebirg und Thal, Flüsse, Seen und Meere, sind von diesen Geistern bewohnt. Sie sind unsichtbar, können aber erscheinen und mit den Menschen, besonders mit den Priestern, in Verkehr treten. Auf diese Naturgeister nun, die, wie die Menschen, gut und böse sind, bezieht der Neger Akwapims in Furcht und Hoffnung sein ganzes irdisches Leben, und sie sind es auch allein, denen er religiöse Anbetung widmet. Man übt jedoch eigentlich nur einen Kultus der Angst und Furcht gegen sie aus, denn die meisten religiösen Handlungen bestehen in Zaubermitteln gegen ihre geheimnißvoll schadende, unheimliche Macht. Man behängt sich und die Seinigen mit Amuletten und errichtet sonderbare Gehege und Pfähle vor den Dörfern und den einzelnen Wohnungen, um den gefürchteten Geistern die Wege zu versperren. Man bringt ihnen Opfer, und leider auch häufig Menschenopfer, dar; man legt ihnen Früchte und Eier auf den Weg, um ihre Gunst zu erwerben. — Die Neger Akwapims stellen sich ferner einen Teufel vor, der über die Geister der gestorbenen bösen Menschen herrscht (abonsám), und einen Erdteufel (sásabonsam), der, ein schrecklich und ungeheuerlich gestaltetes Wesen, der größte Feind der Lebendigen, besonders der Priester, ist. Die Seelen der Vornehmen müssen endlich, nach ihrem religiösen Glauben, mit dem ihres Standes würdigen Gefolge in das Geisterreich eintreten, und jeder Tod eines Vornehmen zieht daher die Schlachtung einer Unmasse seiner Sklaven nach sich. Mit den Vorstellungen von dem Jenseits verbindet man übrigens auch unklare und verworrene Gedanken an eine Seelenwanderung und die Idee eines schattenhaften Umherwandelns der Abgeschiedenen als Gespenster.

Dies ist in kurzen Umrissen der Zustand einer Völkerschaft, die durch Trunk, Sklavenhandel u. s. w. im höchsten Grade sittlich versunken ist und überall die Spuren eines Verfalles zeigt, der die im eigenen Boden treibenden Wurzeln des Negerlebens nur zu deutlich als durchaus kraftlos erscheinen läßt. Die Heiden-Mission wird unter solchen Umständen wohl zunächst dazu berufen sein, durch die erneuernden Lebenskräfte des Christenthums auch hier eine Wiedergeburt anzubahnen. Sie bedarf jedoch dazu vor Allem der Sprache des Volkes.

Die Sprache nun, die in Akwapim gesprochen wird, ist ein Dialekt der Odschi-Sprache. Dieser Dialekt ist jedoch keineswegs so verschieden, daß er ein erhebliches Hinderniß für den gegenseitigen Verkehr der Odschi-Völkerschaften abgeben könnte, obgleich sich wohl erwarten läßt, daß der in Asante und in der Hauptstadt Kumasi gesprochene Dialekt manche Vorzüge vor denen der übrigen Stammesgenossen hat, da hier der Mittelpunkt eines in den großartigsten Verhältnissen entwickelten Negerlebens ist.

Ein sehr verdienstvolles, uns zur Besprechung vorliegendes Werk von H. N. Riis, das wir in der Anmerkung zu der Ueberschrift dieses Artikels genannt, gewährt uns den Vortheil, hier einiges Nähere über den in Rede stehenden Dialekt mittheilen zu können. Der Verfasser ist nämlich durch Umstände und praktische Zwecke genöthigt gewesen, vorzugsweise vor allen übrigen Odschi-Ländern dem Ländchen Akwapim seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, und wir folgen ihm darin um so bereitwilliger, als die Odschi-Sprache bisher so unbebaut war, daß sie noch nie zum Gegenstande selbst der oberflächlichsten Untersuchung gedient hat. Wenn sie daher auch nur in einem einzigen ihrer Dialekte angeregt wird, so ist dies schon allein, nicht nur für die Zwecke der Heiden-Mission, sondern auch für die Sprachwissenschaft überhaupt, der die meisten afrikanischen Sprachen noch ungelöste Räthsel sind, von bedeutendem Nutzen. — Wir lernen aus dem gedachten Werke zunächst, daß in der Odschi-Sprache, wie in allen Negersprachen, jede Spur einer dem eigenen Boden entwachsenen Schrift fehlt; und der Verfasser hat deshalb, um ihre Laute darzustellen, das römische Alphabet mit denjenigen Modificationen gewählt, welche die phonetischen Eigenthümlichkeiten der Sprache nöthig machen. Ihre Laute, unter denen die Liquida l gänzlich fehlt und die Vokale meistens kurz sind, haben

*) Elemente des Akwapim-Dialekts der Odschi-Sprache. Von H. N. Riis. Basel, Bahnmaier's Buchhandlung. 1853.

des europäischen Friedens sein würde, über das Verhältniß der Griechen im eigentlichen Griechenland zu denen in den benachbarten türkischen Provinzen zu hören. Wir entnehmen die nachstehenden Auszüge zwar einer bereits vor beinahe zehn Jahren geschriebenen Abhandlung des Herrn Robert,*) doch werden dieselben auch jetzt noch, besonders mit Bezug auf den in Epirus neuerdings ausgebrochenen Aufstand, von großem Interesse sein:

„Es kann sich hier nicht um Konstantinopel handeln, aber auf mehreren Inseln des Archipels und in den Provinzen Epirus, Thessalien und Macedonien sind die Griechen schon vor der bayerischen Epoche frei gewesen; sie harren ungeduldig darauf, es wieder zu werden, und versäumen keine Anstrengung, um den Zeitpunkt herbeizuführen, der sie mit dem Königreiche vereinigen wird. Ihre Aufstände in den Jahren 1840 und 1841 sind nur den Kanonen der englischen Fregatten und den einstimmigen Drohungen der europäischen Mächte gewichen. Seit jener Zeit hat die Aufregung in diesen Gegenden nicht einen Augenblick aufgehört, und die europäische Diplomatie hätte daraus wohl endlich die Unmöglichkeit ersehen können, die unsinnige Regierungsweise der Türken noch länger aufrecht zu erhalten. Die Bewohner von Epirus und Thessalien stürzen sich von allen Seiten in so geschickt und, wir wagen zu sagen, so solid organisirte geheime Verbindungen, daß man sich vergeblich bemühen würde, sie zu stören. Alle diese Verbindungen, die nur eine einzige ausmachen, da sie nur einen und denselben Zweck haben, verbergen an unbekannten Orten Schießbedarf und Geldvorräthe, welche bei den letzten Aufständen mangelten. Bis nach Rumelien hinein bereitet sich die Jugend zum Kampfe und leistet den Mönchen, den Sendboten der heiligen „Hetärie", im Geheimen das eidliche Versprechen, sich auf den ersten Ruf bereit zu halten. Die Bewegungen der „Klephten", der Vorläufer jeder griechischen Guerilla, nehmen an den Gränzen zu, und die Theilnahme für diese flüchtigen Räuber ist so groß, daß die Bauern sie um die Wette den Verfolgungen des türkischen Nizam und der griechischen Polizei entreißen. Diese Verfolgungen sind beim Volk so verhaßt, daß der Minister Kolettis sich selbst hat entschließen müssen, alle diejenigen Klephten, die ruhig in ihre Dörfer zurückkehren wollen, vollständig zu begnadigen. Nur neun Aufrührer haben mit ihrer Bande von dieser Gnade Gebrauch gemacht, die übrigen zeigen sich nur um so kühner bei ihren Einfällen auf das türkische Gebiet.

„Die Frage über die griechisch-türkischen Gränzen ist mehr als eine bloße Gebietsfrage; es ist eine Frage der Nationalität, es ist der eigentliche Lebenspunkt, um den sich das Schicksal des Orients dreht, und weder Kolettis, noch seine Protektoren werden die Lösung dieses Kampfes hindern. In den Provinzen Epirus und Thessalien besteht eine vollständige moralische Unmöglichkeit des Verständnisses zwischen den Herrschern und den Beherrschten. Der edle griechische Stamm fühlt es von Tage zu Tage deutlicher, daß er nicht dazu geschaffen ist, den Türken dienstbar zu sein, und daß er sich verleugnen, sich selbst vernichten würde, wenn er das schimpfliche Joch als eine unabänderliche Thatsache annähme. Man muß also auf diplomatischem Wege zu Gunsten der Griechen einschreiten oder gewärtigen, daß binnen kurzem in den Schluchten des Hämus und des Olympus wiederum blutige Kämpfe zwischen den beiden Stämmen, dem griechischen und dem osmanischen, beginnen werden. Das Prinzip der Integrität Griechenlands ist gerade eben so gerecht und für das europäische Gleichgewicht eben so nothwendig, als die Integrität des türkischen Reichs. Das System, welches ein starkes und unabhängiges Griechenland verlangt, hat auch in der Meinung aller europäischen Völker bei weitem größere Theilnahme gefunden, als die Idee der Erhaltung der Türkei. Nicht um jenes machtlose und verstümmelte Griechenland zu erlangen, welches die Londoner Protokolle garantiren, hat das freisinnige Europa so viel Opfer gebracht. Zur Ehre des französischen Kabinets muß man gestehen, daß es die Hoffnung, Epirus und Thessalien wiederum mit Griechenland zu vereinigen, niemals ganz aufgegeben zu haben scheint. Wenigstens sind die griechischen Rajas davon überzeugt und haben in dieser Ueberzeugung allein Geduld gefunden, auszuharren. Und die Türken Thessaliens selbst glauben sich vom Schicksal dazu bestimmt, eines Tages dem „Kral des weißen Meeres" Tribut zu bezahlen, und diese Idee entmuthigt sie so, daß sie die Unterhaltung ihrer Besitzungen vernachlässigen und jede Gelegenheit ergreifen, um selbst für den geringsten Preis die von ihren Vorfahren ererbten Grundstücke zu verkaufen. „Θέλομεν τὸ ἑλληνικόν!" „Wir wollen den Hellenismus!" so rufen unaufhörlich die Bewohner des Tempe-Thals und die friedlichen Kaufleute von Janina und Lariſſa. Diese nationale Begeisterung kann die europäische Diplomatie durchaus nicht niederhalten, mag sie immerhin mit allen Mitteln das Einverständniß zwischen den beiden Kabinetten von Athen und Konstantinopel zu befestigen suchen. Und auch jene beiden Kabinette vermögen, eines so wenig als das andere, bei den Bevölkerungen, die sie beherrschen, jede Aeußerung zu unterdrücken, welche die Majorität für sich hat.

„Uebrigens ist es der griechischen Regierung, bei ihren geringen Einnahmen, durchaus unmöglich, eine hinlängliche Heeresmacht zur Besetzung der Gränzen zu unterhalten, welche im Stande wäre, die Mißvergnügten beider Länder zu hindern, sich gegenseitig Hülfe zu leisten. Und wäre die Regierung selbst so antinational als möglich, hätte sie eine fünfmal größere Einnahme, so könnte sie die Patrioten auf beiden Seiten der Gränze in ihren gemeinsamen Bestrebungen für die Vergrößerung ihres Vaterlandes nicht aufhalten. Man kann also hin das Kabinet von Athen für Palikaren-Einfälle in das türkische Gebiet eben so wenig verantwortlich machen, als das griechische Kabinet von der Pforte Rechenschaft verlangen kann für die Räubereien, welche türkische Klephten aus Epirus und Macedonien bisweilen in Haufen von funfzig bis hundert Mann zu Zeiten in Akarnanien und Phthiotis ausüben. Ein solcher Zustand der Dinge ist die nothwendige Folge von den Gränzen, in welche man Griechenland einzusperren gedacht hat. Gerade weil es unmöglich in diesen Gränzen verharren kann, geschehen von beiden Seiten heftige Versuche, sie zu brechen, indem die Türken danach streben, ihre alte Eroberung wiederzuerlangen, und die Griechen sich anstrengen, ihr Königreich bis an die Gränzen ihrer Sprache auszudehnen.

„Aus dieser Stimmung, nicht aber, wie man vorgegeben hat, ausschließlich aus russischen Intriguen ist die philorthodoxe Hetärie hervorgegangen und hat sich, trotz der heftigsten Verfolgungen, ausgebreitet. Unter ihren Häuptern zählt sie Leute von zu ausgeprägter Vaterlandsliebe und zu aufgeklärtem Liberalismus, als daß man sie der Sehnsucht nach russischer Herrschaft beschuldigen könnte. Sie werden freilich insgeheim von Rußland unterstützt, aber nur darum, weil sie die türkische Herrschaft beständig in Athem erhalten und der griechischen Regierung selbst Verlegenheit bereiten, indem sie, wie Rußland, den Zustand des Orients verändern wollen. Beide stimmen also überein in Beziehung aufs Umstürzen, nicht aber in Beziehung aufs Wiederaufbauen; in letzterer verfolgt die Hetärie ihren eigenen Plan, so daß Frankreich und England mit leichter Mühe den Intriguen Rußlands in Griechenland begegnen können. (Schluß folgt.)

*) Vgl. Nr. 69 u. ff. des „Magazins" von 1845, den Aufsatz: „Die griechisch-türkische Gränze".

Spanien.

Malinäus und Karl V.

(Schluß.)

Die Verbreitung der Lehren Martin Luther's hatte aber zur Folge, daß sich auch Karl dem Studium widmete. Die Bibelübersetzungen, welche durch ganz Europa zirkulirten, waren von dem Geiste der Neuerung, welche dieser berühmte Reformator den Gedanken einhauchte, getragen, weshalb die Theologen es nicht für passend hielten, die heiligen Bücher in einem anderen Texte als der lateinischen Uebertragung lesen zu lassen. Instinktmäßig theilte Karl diese Ansicht, und da es ihn eine Schande für die Majestät dünkte, den damals so häufigen religiösen Streitigkeiten nur als stummer Zuschauer beizuwohnen, so legte er sich auf das Studium der lateinischen Sprache. Langeweile und Krankheit verwandelte diese Arbeit später in einen angenehmen Zeitvertreib, und in den langen Tagen seiner Muße fand er Ergötzen an der Lektüre, welche seinen Geist stärkte und erleuchtete.

Nach Verfluß einiger Zeit geschah ihm nun, was Vielen zu geschehen pflegt, welche sich viel mit Büchern abgeben: er begann, den innigen Genuß, den ihm das Enträthseln gewährte, mit der Inspiration zu verwechseln, und hielt sich für fähig, eine Nachahmung des geliebten Originals zu Stande zu bringen. So wollte denn Karl ohne Furcht vor dem Urtheil der Nachwelt selbst schreiben, denn er glaubte, wenn er sich nur Julius Cäsar zum Vorbild nehme, so werde er unfehlbar den gleichen Ruf eines anmuthigen Erzählers davontragen. Diesem Vorsatze getreu, begann er die merkwürdigsten Ereignisse aufzuzeichnen, welche ihm auf seinen Fahrten vorgekommen waren; und da schon die einfache Aufzählung so bedeutender Dinge ein hohes Interesse bot, so glaubte Karl, es habe seinen Grund in der Form, während es doch nur im Stoffe lag. Doch verbarg er diese Notizen sorgfältig und zeigte sie Niemanden als D. Luis de Avila und einem der beiden Granvela's, von deren Fähigkeiten er mit Recht einen hohen Begriff hatte. Mochten diese Männer nun besonders dabei interessirt sein oder nicht, sie lobten ihn außerordentlich, und da Karl zuweilen die Wahrheit vernahm, wenn sie auch seinem Sinn entgegen war, so glaubte er, daß nun auch das, was seiner Eigenliebe schmeichelte, keine Schmeichelei sei. — Auch Malinäus hatte der Kaiser um seine Ansicht über jene literarische Arbeit befragt, und mochte nun auch bei ihm die Schmeichelei das Wort führen, oder war es Ueberzeugung, Malinäus sprach sich gleichfalls dahin aus, daß die Lektüre jener Notizen ihn mit wahrem Staunen erfüllt habe, indem ihm dabei so merkwürdige Kenntnisse des Kaisers aufgegangen seien, wie man sie bei einem mit Staats-

: Sieg zu erringen, nur wäre durch den Tod Heinrich's IV. und ch die Kriege Ludwig's XIII. die Ausführung dieses großen Planes zögert worden; er hätte das überkommene Werk glücklicher fortgeert, „da der große und bessere Theil seiner sogenannten reformirten terthanen in den Schooß der katholischen Kirche zurückgekehrt ist.“ s Edikt von Nantes sei daher unnütz, und er widerrufe es mit allen der Folge hinzugekommenen, besonderen Bestimmungen. — Der ße König wußte indeß seines Sieges doch nicht so gewiß gewesen , um zu dessen Befestigung jede strenge Maßregel zu sparen. Seltter Widerspruch! Nachdem er erklärt hatte, der Protestantismus e völlig zu Boden, behandelte er denselben immer noch als einen chtbaren Feind. Er befahl, daß im Umfange des ganzen Reiches Tempel geschleift, die Kinder der Reformirten von den Parochialrern getauft und ihre Schulen geschlossen würden. Die reformirten ißlichen sollten übertreten oder, bei Galeerenstrafe, innerhalb vier- Tagen Frankreich verlassen. Neuer Widerspruch! Den Hirten man die Wahl zwischen Bekehrung und Exil; der Heerde war die wanderung untersagt. Jeglicher religiösen und bürgerlichen Freiheraubt, kettete sie der König an die Verfolgung, „bis es Gott iele, sie zu erleuchten.“

An demselben Tage, wo das Widerrufs-Edikt eingetragen wurde, ann das Zerstörungswerk der Tempel, von allen Schichten der kathoen Bevölkerung als Zeugniß der Frömmigkeit des Königs und es Sieges über die Ketzerei mit freudigem Beifall begrüßt. Traurig, doch wahr! Der Widerruf des Edikts von Nantes war eben so ulär, wie die Bartholomäusnacht. Jansenisten und Jesuiten applaun; nur daß Jene Mäßigung, Diese Gewalt empfahlen. Unter den vorragenden Männern, welche die Bekehrer angriffen oder tadelten, den höchstens Marquis d'Aguesseau, Kardinal de Noailles, Marquis Pompone, Catinat, Vauban, Colbert, Saint-Simon und Racine entlich bezeichnet; in der Tragödie „Esther“, die 1689 aufgeführt rde, spielt der Letztere öfter auf die Ereignisse an, die unter seinen gen vorgingen. Auch Fénelon sprach sich für die Gnade aus; er tete an Ludwig eine Denkschrift voll strenger Ermahnungen und hnet darin den königlichen Beichtvater, Pater Lachaise, als „einen inden, der einen anderen Blinden führt! . . . . .“ „Ihr t nicht Gott“, sagte der Erzbischof von Cambray; „ja, Ihr fürchtet nur, wie ein Sklave seinen Herrn. Die Hölle, nicht Gott, fürchtet e. Eure Religion ist Aberglauben, sie zeigt sich nur in geringigen äußerlichen Werken. Gewissenängstig in Kleinigkeiten, seid e verhärtet gegen entsetzliche Uebel u. s. w.“ Die Stimme Fénes wurde überhört. Aus Haß gegen Pater Lachaise schien die Mainen selbst eine Weile sich zur Mäßigung zu neigen, allein von der renge wurde nichts nachgelassen.

Dieser grausame Wahnsinn der französischen Regierung hatte in keineswegs in den religiösen Leidenschaften seine einzige Quelle. sechzehnten Jahrhundert schlugen sich Condé und Coligny eifrig zur ormirten Partei, weil die Guisen katholisch waren; dagegen schilten im folgenden Jahrhundert Le Tellier und Louvois unablässig Protestanten als Aufrührer, gerade weil, wie Voltaire richtig bekt, ihr Feind Colbert sie als nützliche Unterthanen darstellte. Ueberwaren die Protestanten reich, im Besitz wichtiger Fabriken, großer undstücke; die Verfolgung bot ein bequemes Mittel, sich die lästige kurrenz vom Halse zu schaffen, und der gezwungene Güterverkauf e Quelle vortheilhafter Spekulationen. Ein großer Theil der Nation nunterte daher die harten Maßnahmen, und Frau von Maintenon ost errötbete nicht, sich der „schwarzen Rotte“ günstig zu zeigen.

In Gewissen, Freiheit, Vermögen getroffen, ja, in ihrer Existenz roht, hörten die Reformirten dennoch nicht auf, zu hoffen. Zu lange wohnt, in Ludwig XIV. einen Vater seiner Unterthanen zu sehen, nten sie ihn nicht auf einmal für den hitzigen Verfolger eines Theils ner Kinder halten. Doch bald mußten sie diese Täuschung fahren sen, das Strafverfahren gegen sie wurde aufs erschreckendste verärft. Nachdem die achthundert Tempel dem Erdboden gleich gemacht ren, dekretirte man gegen die rückfälligen Reformirten die Peitsche, Galeeren, die Brandmarkung, den Tod. Eben so verpönt ward Auswanderung. Eine Ausnahme wurde nur zu Gunsten des Maralls von Schomberg, des Marquis von Ruvigny und des achtzigrigen Duquesne gemacht. Alle Hoffnung schwand den Reformirten; er ihr Widerstand brach nicht. Umsonst wurden die Küsten, die ränzen, die Straßen bewacht; umsonst ermunterte man die Angeberei, zte man denen beträchtliche Belohnungen aus, die Flüchtlinge einachten; umsonst schickte man diese, wenn man ihrer habhaft wurde, it engsten und schwersten Ketten beladen, auf die Galeeren: sie entglüpften den Händen ihrer Aufseher und Wächter, und gar mancher atholik, von so vielen Leiden gerührt, begünstigte ihre Flucht.

Was wurde nun aus diesen Geächteten, die am Ende des siebhnten Jahrhunderts an allen Punkten Europa's Niederlassungen ründeten? Womit bezahlten sie die gastliche Aufnahme, die sie in Deutschland, Dänemark, England, Holland, Schweiz und Amerika fanden? Welche neue Elemente des Wohlstandes brachten sie dem Adoptiv-Vaterlande? Welche Verluste verursachten sie durch ihre Entfernung dem mütterlichen Boden, der sie von seinem Busen stieß? Auf die Beantwortung dieser Fragen, geht nun „die Geschichte der französischen Flüchtlinge“ näher ein.

Kaum war der Widerruf in Europa kund geworden, als alle protestantischen Staaten, ob Freunde, ob Feinde Frankreichs, dort aus religiöser Sympathie, hier aus politischer Berechnung, sich beeiferten, den Flüchtlingen ein Asyl anzubieten. Ganz Europa hatte begriffen, was bei dieser Auswanderung zu gewinnen stand. Um sie für Brandenburg zu gewinnen, sicherte ihnen der Kurfürst Friedrich Wilhelm unverletzliche Zuflucht und zahlreiche Privilegien. Bald wuchs ihre Zahl in Brandenburg auf fünfundzwanzigtausend. Was verlieh ihnen das Bürgerrecht, Grundstücke, Häuser, Handwerkzeug, gewährte ihnen Freiheit von allen Abgaben, und den Kriegern, die in die Armee eintraten, einen höheren Grad, als den im Vaterlande eingenommenen. Fünf Regimenter wurden aus ihnen errichtet und etwa sechshundert Offiziere in die Reihen des preußischen Heeres vertheilt. Ihre Seeleute bemannten die Flotte, die der Kurfürst gebildet hatte, und segelten an die Küsten von Guinea, des Senegal, nach den Inseln St. Thomas und St. Eustache, wo sie verschiedene Kolonieen gründeten. Glänzend war das militairische Loos der Flüchtlinge in Preußen, und in den Schlachten bei Neuß, Fleurus, Malplaquet, bei den Belagerungen von Bonn und Namur standen sie den Heeren Ludwig's XIV. in erster Reihe gegenüber. Einige schwangen sich zu Generalsrang auf und trugen nicht wenig dazu bei, in dem Schwedenkriege das Uebergewicht Brandenburgs und Nord-Deutschlands zu sichern. Abkömmlinge von ihnen fochten mit Auszeichnung im siebenjährigen Kriege, und die Namen La Motte-Fouqué, Hautcharmoy, Desmoulin, Forcade sind in Preußen eben so populär geworden, als sie in Frankreich waren.

Ihre Kaufleute schufen die preußische Industrie oder, besser, bereicherten ihr neues Vaterland mit den schönsten und gewinnreichsten Industriezweigen Frankreichs; so mit der Hutmacherei, der Handschuh-Fabrication, der Färberei, der Sammet- und Seidenweberei, den Aubussonschen Tapeten u. s. w. Ihren umsichtigen Bestrebungen verdankten es Halle und Magdeburg, daß sie in wenigen Jahren große Manufakturstädte wurden. Sie machten das Land frei von der französischen und englischen Konkurrenz und bahnten ihm obendrein vortheilhafte Absatzwege nach Polen, Rußland und Schweden.

Nicht minder hoch ist der Einfluß der französischen Protestanten auf die intellektuelle Entwickelung Preußens anzuschlagen. Friedrich I., mütterlicherseits vom Admiral Coligny abstammend, unterstützte die Refugiés nachdrücklich in ihrem wissenschaftlichen und literarischen Wirken. Lacroze, Ancillon, Basnage, de Vignolles, Pelloutier, Formey traten in die Berliner Akademie und schufen 1696 die neue Gelehrtenzeitung. Seitdem wurde Preußen, wie Holland, eine Art offenes Asyl für Alle, die wir jetzt Freidenker nennen würden. Es bildete sich hier eine französische, völlig unabhängige Literatur, die besonders gegen die französische Regierung sehr feindlich auftrat. Die Calvinisten bahnten den Philosophen den Weg, und wenn es wahr ist, daß die Reformation und später die Philosophie die französische Revolution einleiteten, so darf man ohne Uebertreibung behaupten, daß die lebhaftesten Angriffe gegen die französische Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts von Potsdam und Berlin ausgingen, und vielleicht ist es dem Einflusse der Refugiés und dem Hasse gegen Frankreich, den sie in ihrer Umgebung gesäet, zuzuschreiben, daß Preußen sich 1792 an die Spitze der Coalition stellte.

Bis auf die neueste Zeit herab hat jene französische Kolonie die berühmtesten Namen in Deutschland aufzuweisen. So gehört ihr mütterlicherseits A. von Humboldt; ihr entstammen ferner: Adelbert von Chamisso,*) Friedrich Ancillon, Karl von Savigny, Michelet, La Motte-Fouqué. Das Land ihrer Ahnen, wie ihr Adoptiv-Vaterland, können auf diese Namen stolz sein.

Lange behielt die französische Kolonie in Berlin ihre eigene autonomische Verfassung, wie sie dieselbe im siebzehnten Jahrhundert angenommen, und bildete abgesonderte Gemeinden. Erst 1808 erfuhr ihre Organisation eine völlige Umwandelung.

Holland ließ sich es nach dem Widerruf des Edikts von Nantes nicht minder als Preußen angelegen sein, aus dem unermeßlichen Fehler, den Ludwig XIV. begangen, Nutzen zu ziehen. Seit lange hatte dieses Land allen unterlegenen Parteien, allen geächteten Bekenntnissen seine Pforten aufgethan. Die im dreißigjährigen Kriege vor Wallenstein fliehenden Deutschen, die vor Maria Tudor fliehenden Briten, die vor Alba und dem Prinzen von Parma fliehenden Wallonen, Flamänder und Brabanter fanden hier sicheren Schutz. Das Bekehrungs-Edikt Heinrich's III. 1583 und noch mehr die Dragonaden von 1668—81 brachten einen Strom französischer Emigranten-

*) Chamisso gehörte bekanntlich zu den Emigranten der Revolution von 1789, nicht aber zur französischen Kolonie. Herr Weiß hat übrigens viele der ausgezeichnetsten Namen unerwähnt gelassen. D. R.

nach Holland, wo sie mit dem lebhaftesten Eifer aufgenommen wurden. Der Prinz von Oranien, dem schon die Krone von England winkte, erkannte die Hülfsquellen, die ihm die französische Auswanderung in militairischer Beziehung darbot. Er ließ sich von den Staaten hunderttachtzigtausend Gulden zum Unterhalte der Offiziere votiren und sorgte mit gleicher Umsicht für die Niederlassung der Handwerker und Kaufleute. Der Graf d'Avaux, Gesandter in Holland, der den unermeßlichen Schaden der Auswanderung für Frankreich mit Augen sah, machte dem König vernünftige Vorstellungen; allein dieser bezeichnete die Berichte seines Gesandten als „Wirkungen einer krankhaften Einbildungskraft". In dem Jahre 1686 allein ließen sich fünfundsiebzigtausend neue Einwanderer in den Vereinigten Provinzen nieder, und da es einem großen Theil derselben, trotz der Wachsamkeit der französischen Regierung, gelungen war, ihr Vermögen zu realisiren, so floß das Geld so reichlich nach Holland, daß 1687 der Zinsfuß in Amsterdam auf zwei Prozent herabging, und daß diese Stadt allein den französischen Protestanten hundertfunfzigtausend Gulden Leibrenten sicherte.

Nicht minder wichtig waren die Folgen der Auswanderung für die Vereinigten Provinzen in kommerzieller Hinsicht. In Harlem entstanden die Manufakturen jener prächtigen, unter dem Namen „Les belles triomphantes" bekannten geblümten Seidenzeuge. Amsterdam, bis dahin ausschließlich eine Seestadt, wurde in wenigen Jahren einer der wichtigsten Fabrikorte Europa's. Holland machte den Franzosen auf allen Märkten sieghafte Konkurrenz und entledigte sich zugleich des jährlichen Tributs von mehr denn zweiundvierzig Millionen, den es Frankreich für Uhren, Spitzen, Seidenstoffe, Handschuhe, Quincaillerieen u. s. w. zollte. Für die Kolonieen war die Einwanderung eben so vortheilhaft, wie für die Hauptstadt. (Schluß folgt.)

Türkei.

Oeffentlicher Unterricht in der Türkei.

Ueber diesen Gegenstand veröffentlicht das Londoner Athenaeum folgenden Bericht des Dr. Michelson:

Das öffentliche Unterrichtswesen wurde im Jahre 1847 neu organisirt. Bis dahin gab es nur zwei Arten von Erziehungs-Anstalten: die Elementarschulen (Mektel) und die hohen Schulen (Medresseh); die letzteren mußten diejenigen besuchen, welche zu den hohen Aemtern in Kirche oder Staat gelangen wollten. Es gab keine Uebergangsschule für den Handel, das Gewerbe und den Ackerbau, und die mittleren Volksklassen, welche nicht zu den hohen Aemtern gelangen konnten, blieben ganz ohne Unterricht. Gegenwärtig besteht der öffentliche Unterricht in drei Stufen:

1) Der Elementar-Unterricht, welcher das Lesen, das Schreiben, das Rechnen und die Religion umfaßt. Die Aeltern sind verpflichtet, ihre Kinder, sobald sie sechs Jahre alt sind, in diesen Unterricht zu schicken. Der Unterricht wird unentgeltlich ertheilt; wenn die Anstalten sich nicht aus eigenen Mitteln erhalten können, kömmt die Regierung ihnen zu Hülfe.

2) Die Uebergangsschulen (Mekted i rushdié). Solcher Schulen giebt es gegenwärtig sechs in Konstantinopel, mit achthundertundsiebzig Zöglingen, und die Regierung wird noch acht neue gründen. Die Zöglinge erhalten hier Unterricht im Arabischen, in der Rechtschreibung, im Styl, in der Religionsgeschichte (Islam), in der türkischen und in der allgemeinen Geschichte, in der Geographie und in der Mathematik. Auch in diesen Schulen wird der Unterricht unentgeltlich ertheilt; die Kosten werden von der Regierung getragen.

3) Die Kollegien, welche verschiedene Zwecke haben: die beiden Kollegien der Moscheen der Sultane Achmed und Selim für diejenigen jungen Leute, welche sich den Civil-Aemtern widmen wollen; das Kollegium der Sultanin-Mutter, im Jahre 1850 gegründet, zur Ausbildung für die höchsten diplomatischen und Verwaltungs-Aemter; eine Normal-Schule, welche den Provinzial-Schulen zum Vorbilde dienen soll; die medizinische Schule von Galata-Serai, von Mahmud II. gegründet; das kaiserliche Militair-Kollegium; das kaiserliche Artillerie-Kollegium, das Marine-Kollegium; das Kollegium für Ackerbau; die Thierarzneischule.

Es bestehen in Konstantinopel vierzig öffentliche Bibliotheken. Dieselben sind für Nicht-Muhammedaner schwer zugänglich. Im Jahre 1848 sind durch eine Feuersbrunst in dem medizinischen Kollegium von Galata-Serai Museen und Sammlungen von Merkwürdigkeiten, ein botanischer Garten und eine Sammlung anatomischer Präparate zugrundegerichtet worden. Gegenwärtig ist der Schade beinahe wieder gutgemacht, und eine Menge nützlicher Anstalten wird bald vollendet sein. Ein Museum von Alterthümern ist in dem alten Serail nahe beim Arsenal eröffnet, und seit Mai 1852 können die Fremden eine prächtige Sammlung alter Kostüme in dem Atmeid bewundern.

Konstantinopel hat drei Druckereien (in orientalischen [illegible] für die öffentlichen Schriftstücke, die Staatszeitungen und [illegible] nische Kollegium. Außerdem sind von der Regierung zwei [illegible] Druckereien zugelassen, in denen auch türkische Manuskripte [illegible] lithographirt werden. In Bulak, bei Kahira, besteht eine [illegible] für jede Art von orientalischen Büchern und Schriften. [illegible] dische Presse, mit Einschluß der in europäischen Sprachen [illegible] den Zeitschriften, soll der Censur unterworfen sein, und es [illegible] liche Censoren angestellt in Konstantinopel, in Smyrna, in Ka[illegible] in Alexandrien.

Mannigfaltiges.

— In Sachen „Dagewesen" contra „Nichtdagewesen". Die kurze „Randglosse" in Nr. 155 des „Magazins" vom [illegible] Jahre hat dem Londoner Korrespondenten dieses Blattes Veranl[illegible] gegeben, einen längeren Artikel zur Vertheidigung der A. Pe[illegible]schen Theorie gegen unseren vermeintlichen „Angriff" einzu[illegible] Wir müssen unsererseits bemerken, daß ein solcher Angriff [illegible] beabsichtigt war; es wurde vielmehr ausdrücklich erklärt, [illegible] Vorschläge des Herrn Petermann, der diesen Gegenstand mit [illegible]haftem Fleiß studirt habe, die reiflichste Erwägung verdienen [illegible] haben nur dagegen protestirt, daß einige durch ihre wissenschaftlichen Leistungen ausgezeichnete englische Seemänner angegriffen [illegible] nicht sowohl, weil sie mit jenen Vorschlägen nicht einverstanden waren, als weil sie das Unglück hatten, „schneeweiße Halsbinden" [illegible] „Vatermörder" zu tragen. Der Thatsache, „daß diese Männer [illegible] arktischen Meere persönlich erforscht haben, was bei Herrn Petermann nicht der Fall ist", setzt der Apologet sehr witzige Expectorationen über „Dagewesen" und „Nichtdagewesen" entgegen, die aber leider [illegible] auf den vorliegenden Fall anwendbar sind und deren Begründung [illegible] daher nicht zugeben können. Daß Astronomen und Physiker „Sonnenflecke und Kometen, auf denen sie nie gewesen sind, genau gesehen und in ihrem Lauf u. s. w. haarklein gezeichnet haben", ist eine Dummheit, die uns (mit Ausnahme des „u. s. w.") auch vorher nicht [illegible] unbekannt war; wir wissen aber auch, daß unsere Kenntniß der Nebelflecke und Kometen noch Vieles zu wünschen übrig läßt, und daß man über die innere Oekonomie derselben noch sehr im Unklaren — namentlich weil hier von „Selbstdagewesensein" keine Rede sein kann. Das Beispiel A. v. Humboldt's ist noch viel schlechter gewählt, da [illegible] Ruhm dieses großen Mannes hauptsächlich auf Beobachtungen beruht, [illegible] er in Gegenden angestellt, wo er selbst gewesen, und auch zu [illegible] klassischen Werke Ritter's bilden die Berichte von Personen, welche [illegible] geschilderten Regionen selbst bereist haben, die ausschließliche Grundlage. — Wie schon gesagt, war und ist es durchaus nicht unsere Absicht, wie es auch mit der Bestimmung dieser Blätter unvereinbar wäre, uns auf eine ausführliche Kritik der Petermannschen Theorie einzulassen, die wir von vorn herein dem Urtheil der Sachkundigen anheimgestellt haben. Wenn aber behauptet wird, daß Barchey, Inglefield [illegible] nur auf der amerikanischen Seite der arktischen Regionen gewesen [illegible] also jedenfalls keine Autorität für die asiatische sind, so erinnern wir, daß Franklin ja auch von der amerikanischen Seite in das Polarmeer eindrang und daß uns Nichts zu der Annahme berechtigt, daß [illegible] bis zur asiatischen gekommen sei. Gerade das Verschwinden dieses unglücklichen Seefahrers spricht mehr als Alles gegen die Hypothese eines offenen Meeres in hohen nördlichen Breiten, da ihn in diesem [illegible] Nichts verhindert haben würde, über Neu-Sibirien, Nowaja-Semlja oder Spitzbergen nachhause zurückzukehren. Der Aussage des alten Barentz, daß nördlich von Nowaja Semlja offenes Meer sei, sind die Erfahrungen des russischen Admirals Lütke (vgl. „Viermalige Fahrt durch das nördliche Eismeer. Deutsch von A. Erman." Berlin, 1835), der nach unsäglichen Anstrengungen nicht vermochte, die nördliche und östliche Küste der Insel zu erreichen, so wie seiner Nachfolger Kreuzenstern, Pachtussov und Ziwolka, die bei ähnlichen Unternehmungen zugrundegingen, entgegenzustellen, während an der südlichen und südwestlichen Küste das Klima verhältnißmäßig so mild ist, daß die russischen Kaufleute in Archangel, Mesen und Kola alljährlich Schiffe dahin abschicken, deren Zahl im Jahre 1835 auf nicht weniger als 118 stieg und denen Mannschaft zum Theil dort überwintert. Die Grundlosigkeit der Behauptung, daß „Barentz die einzige dagewesene Autorität über das Klima, die Thiere und Nahrungsmittel auf Nowaja Semlja" sei, ergiebt sich aus Obigem von selbst; Dank den fleißigen Untersuchungen Lütke's und des ebenfalls „selbst dagewesenen" Akademikers v. Baer giebt es wenige arktische Regionen, über deren Naturverhältnisse wir so befriedigende Aufschlüsse besitzen, als gerade Nowaja Semlja. ...e.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 55, und beim Spediteur Neumann, Unterwasserstr. Nr. 21), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 31. Berlin, Dienstag den 14. März 1834.

Schweiz.

Der nordöstliche Theil der Schweiz in Beziehung auf Natur und Menschenleben.

Daß die Touristen, welche die Schweiz schildern, ihre Aufmerksamkeit den anderen Theilen der Schweiz mehr zuwenden, als dem nordöstlichen Theile, ist sehr erklärlich; jene Theile bieten, als die mehr gebirgigen, des Großartigen in Beziehung auf Natur mehr, als der am Bodensee nahegelegene, mehr ebene Theil. Um so mehr fühlen wir uns gedrungen, unseren Lesern ein Buch*) zu empfehlen, welches Schilderungen, und zwar durchweg anziehende und fesselnde und sicherlich auch für Jedermann interessante Schilderungen über „Natur und Menschenleben" der „ebenen Schweiz" bringt, d. h. desjenigen Theiles der Schweiz, der im Vergleich zu den übrigen, durchweg gebirgigen Theilen eben genannt werden kann. Was man in fremden Landen gesehen, erfahren und erlebt, auf eine für Jedermann interessante Weise zu schildern, ist eine höchst schwierige Aufgabe, besonders dann, wenn das, was man zu schildern sich gedrungen fühlt, vorzugsweise in Sehenswürdigkeiten aus dem Gebiete der Natur oder auch aus dem der Kunst besteht. Unsere Leser werden uns Recht geben, wenn wir behaupten, daß auch die gelungensten, die anschaulichsten Schilderungen, die uns Jemand von Naturschönheiten oder von Kunstgegenständen giebt, doch immer etwas Unbefriedigendes, etwas Ermüdendes für denjenigen haben, der die geschilderten Gegenstände nicht selbst gesehen, nicht mit eigenen Augen genossen. Darum müssen wir dem Verfasser des vorliegenden Buches dafür danken, daß er, obwohl seine auf die Natur und überhaupt auf Sehenswürdigkeiten sich beziehenden Schilderungen im höchsten Grade poetisch, anschaulich und deutlich sind, solche Schilderungen nicht in der Weise häuft, daß uns die Fähigkeit, sie zu genießen, ausginge. Weniger ermüdend, mehr befriedigend, mehr anregend das Interesse des Lesers unterhaltend sind Schilderungen des Menschenlebens, wie sie im vorliegenden Buche gegeben werden. Die der Gegenwart nicht blos, sondern auch der Vergangenheit entnommenen Bilder aus dem Menschenleben des Theiles der Schweiz, in welchem der Verfasser uns heimisch machen will, werden mehr noch, als die Naturschilderungen, das Interesse des Lesers rege erhalten.

Einige Mittheilungen und Proben aus dem Buche werden unsere Leser überzeugen, daß der Verfasser dieses Buches es in ausgezeichneter Weise versteht, das, was ihm in fremden Landen Interessantes vorgekommen, auch Anderen, auch Solchen, die sich damit begnügen müssen, fremde Länder aus Büchern kennen zu lernen, zugänglich zu machen.

Unter der Ueberschrift: „Am anderen Ufer" werden die ersten Eindrücke, welche der am Ufer des Bodensees (in Rorschach) den schweizerischen Boden betretende, aus Südwest-Deutschland kommende Reisende erfährt, in angenehm unterhaltender Weise geschildert. „Der Bodensee ist wirklich ein schwäbisches Meer. Man fühlt, daß man diesseits in andere Lebensverhältnisse tritt, so wie man selbst nur im Hafen von Rorschach gelandet." In Beziehung auf den Umstand, daß der Reisende beim Eintreten in die Schweiz von aller Kontrole verschont bleibt, sagt der Verfasser: „Jetzt erst lernt man die Unwahrheit einer Staatsweisheit ahnen, welche seit 1850 die vollkommene Unverträglichkeit der schweizer Institutionen mit der konservativen Solidarität im Munde führt. Und dennoch giebt es noch immer Deutsche, welche die Nichtmaßregelung an der schweizer Gränze für eine große Reisebequemlichkeit erklären. Sie meinen, die Stärke einer Regierung offenbare sich in der Vermeidung unnützer Kleinigkeiten und Plackereien, die endlich doch nur den Unschuldigen treffen, während der Schuldbewußte im Leben, wie an der Gränze, die Nebenwege als Uebergänge wählt. . ." Dem durch gewisse Zeitungen genährten Vorurtheil, als wären die gemeinen Leute der Schweiz lauter für jeden anständigen Mann unheimliche „Gestalten", entgegentretend, meint der Verfasser, daß die niederen Schichten der Gesellschaft in der Schweiz in sittlicher und in geselliger Beziehung höher stehen, als in den Ländern, wo die „ständische Gliederung" in allen menschlichen Lebensverhältnissen, besonders auch in den geselligen, maßgebend ist. „Mit der Nivellirung der äußeren Erscheinung verlieren unvermerkt auch die sozialen Gegensätze an Härte und Bitterkeit." Den Argwohn, mit dem der Deutsche, besonders wenn er nicht als Vergnügling oder als Geschäftsmann hereintritt, in der Schweiz „bespäht" und entweder als ein Flüchtling oder als ein Spion angesehen wird, findet der Verfasser in Beziehung auf den „Flüchtling" nicht unbegründet. Die Bauart der alten Privathäuser in den schweizer Städten betreffend, wird gesagt: „Sie sind nicht so freundlich und licht, wie ihre Nachkommen, die schon im Sonnenscheine ungefährdeter Freiheit erwuchsen, doch auch nicht so burg- und festungsartig, wie ihre Vettern im Norden. Sie haben von diesen nur die behagliche Bürgerlichkeit, die schweren Pforten und die neugierigen Erker." Die Landschaftsgemälde und die Betrachtungen, welche der Verfasser, den Weg von Rorschach nach dem Steinthale verfolgend, uns vorführt, verfehlen nicht, uns zu überzeugen, daß die Schweiz auch schon hier am Bodensee schön ist. „Zu dem sonnigen Bilde regsamen Menschenlebens", welches dem Blicke sich darbietet, wenn er über den Bodensee gerichtet ist, giebt den Gegensatz die „kühle Ruhe der Berge", wenn man dem See den Rücken kehrt.

Der zweite Abschnitt eröffnet uns einen „Blick ins Thurgau". Der ganz Thurgau führende Uferweg bietet, die parkartige Oase des Badeortes Horn ausgenommen, bis Arbon dem Auge keine malerischen Fernsichten. „Wer aber diese Kultur-Ueppigkeit einmal durchwanderte, wenn diese Wälder (von Obstbäumen) sich mit Blüthen überdeckten, wer einmal von einem der St. Galler Vorhügel niederschaute in dieses Blüthenmeer und auf stundenweiter Entfernung noch den Wonneduft athmete, wer die Jahresärndten ansah, vom ersten Einsammeln des herrlichsten Heues auf den Rainen und unkultivirten Erdstücken, fortschreitend durch die Getraidefelder, aufkletternd an den Obstbäumen und endend auf den Gipfeln der Rebenhügel — der kann sein Leben lang nur an behagliches Wohlleben, an Heiterkeit und Sonnenschein denken, so oft der Name Thurgau seinem Ohre vorüberfliegt. Von romantischer Schweizerschönheit mit Wildnissen, Felsenmassen und Wasserstürzen ist dagegen im ganzen Kanton nur wenig, dieses Wenige blos in kleinstem Maßstabe aufzufinden; das Hochgebirg zeigt dem Hügellande seine Gipfel aus der Ferne." Gegenüber dem von den Nachbarkantonen dem Thurgau gemachten Vorwurf, daß der eidgenössische Sinn hier vor ergem Kantönligeist nicht aufkomme, entschuldigt der Verfasser die Thurgauer, indem er auf die der Entwickelung echten Menschenlebens wenig günstige geschichtliche Vergangenheit dieses Theiles der Schweiz hinweist. Erst seit 1798 giebt es hier keine Leibeigenschaft mehr; erst seit 1815 ist das Thurgau ein selbständiger Kanton der Eidgenossenschaft. Daß dieser Kanton in der Eisenbahnfrage sich dem Fortschritte wenig geneigt zeigte, so lange es schien, als würden die Eisenbahnen dem Bundesrathe vollständig übergeben werden, ist sehr erklärlich, da er in der ganzen Ostschweiz der einzige Kanton ist, dessen materielle Wohlfahrt sich nicht vorzugsweise aus der Industrie, sondern fast ausschließlich aus landbaulicher Production entwickelt.

Aus dem wimmelnden Hafenleben Rorschachs uns auf dem allmälig ansteigenden Wege nach St. Gallen führend, unterhält uns der Verfasser aufs angenehmste, indem er Schilderungen der Landschaftsgemälde und der Aussichten, die immer schöner werden, immer mehr „frohmüthig und sonnenhaft", je mehr man sich St. Gallen nähert, Bemerkungen über diesen und jenen dem Auge sich darbietenden Ort, Erläuterungen zu dieser oder jener Erscheinung, die auf den Straßen nach St. Gallen dem Reisenden zu begegnen pflegt, geschichtliche Erinnerungen, die hier und dort erweckt werden, und kurze sinnige Betrachtungen in zweckmäßiger, die Aufmerksamkeit stets wach erhaltender Abwechselung auf einander folgen läßt. Angesichts des Ortes „Vögeliseck", den die Reisekarten dem Fremden als eine der vielen schönen Aussichten mit einem Stern bezeichnen, macht er uns damit bekannt, daß den Appenzellern dieser Punkt mehr gilt. „So voll historischer Heiligkeit glänzt er ihnen, wie etwa das Grütli den Urkantonen oder die Schlachtfelder von Sempach und Morgarten dem Schweizer über-

*) Schweizerland. Natur und Menschenleben. Von Aurelio Buddeus. Erster Theil: Die ebene Schweiz. Leipzig, Avenarius und Mendelssohn, 1833.

haupt. Denn hier schlugen sie die wunderbare Schlacht (15. Mai 1403) gegen den kriegsmächtigen Abt von St. Gallen, der sich die schwäbischen Städte verbündet hatte, um so die Berge von Appenzell unter sein weltliches Joch zu drücken." Der Abt mußte Waffenstillstand bieten. Nachdem er bei Oesterreich Hülfe gefunden, erneute er den Krieg. Die Schlacht am Stoß (17. Juni 1405), in welcher die Appenzeller unter der Führung des Grafen Rudolph von Werdenberg Wunder des Heldenmuths thaten, hatte zur Folge, daß Appenzell wenige Monate später Haupt des „Bundes ob dem See" war. Dem übermüthigen Stolze der errungenen Macht folgte bald der Fall. Bregenz rief die schwäbische Ritterschaft vom St. Georgenschild zu Hülfe; Herzoge, Grafen und Bischöfe eilten zur Theilnahme am Rachezuge. Die adeligen Bündner schlugen das Landvolk aufs Haupt; König Ruprecht von der Pfalz kam, um Friede zu stiften; der „Bund ob dem See" mußte sich, „als der Kirche und dem Reiche gefährlich", auflösen und die gemachten Eroberungen herausgeben. „Die Prozession und Festkirche, welche alljährlich noch immer am Stoß abgehalten wird (bei der zum Andenken der Befreiungsschlacht errichteten Kapelle), feiert den Schlachttag von Vögeliseck, nicht den vom Stoß."

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Die französischen Protestanten in Europa.

(Schluß.)

An dreitausend Refugiés segelten nach dem Kap der guten Hoffnung und bevölkerten hier das noch heute sogenannte: Thal der Franzosen, das sie in eine unermeßliche Weinpflanzung verwandelten, wo sie jene berauschenden Kapweine erzeugten, die auf allen englischen Märkten mit den französischen Weinen konkurriren. Verloren in den äußersten Erdwinkel, hat die viertausend Seelen starke französische Kapkolonie, die besonders zwei große Dörfer, Charrau und La Perle, bewohnt, ihren Kultus und ihre Sprache treu bewahrt. Dem alten Europa, durch unermeßliche Wüsten und Meere davon getrennt, ist sie völlig fremd geworden; denn noch im Jahre 1828 hatte sie keine Kunde davon, daß Frankreich schon seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts die Gewissensfreiheit als unverletzliche Grundlehre der modernen Gesellschaften proklamirt habe.

Unter dem doppelten Gesichtspunkte der Politik und des Krieges übten ferner die französischen Flüchtlinge in Holland großen Einfluß auf die zeitigen Angelegenheiten. Während die Flüchtlinge in London die Thronbesteigung des Prinzen von Oranien lange früher anbahnten, warb dieser vorzüglich unter den holländischen Flüchtlingen das Heer, das ihm in der Schlacht von Boyne die Krone gewann. Ein Refugié, Brousser, entwarf den Plan der Augsburger Liga, und späterhin, als der Erbfolgekrieg ausbrach, waren es französische Ingenieure aus der von Louvois gegründeten Schule, welche die Belagerungen der alliirten Heere leiteten. Der Haß gegen Frankreich brannte so heftig in dem Herzen seiner geächteten Kinder, daß 1708 protestantische Offiziere im Dienste Hollands von Courtrai bis in die Umgegend von Versailles streiften und hier auf der Sèvres-Brücke den ersten Stallmeister des Königs, Herrn v. Beringhen, aufhoben.

Wir sagten oben, daß die Berliner Kolonie, mit ihren religiösen und philosophischen Ideen das Ihre beigesteuert, die französische Revolution vorzubereiten; mit eben so viel Grund läßt sich behaupten, daß die literarische Kolonie Hollands den philosophischen Skeptizismus in Frankreich angebahnt habe. So lange die Calvinisten Unterthanen Ludwig's XIV. waren, hielten sie sich auf der Linie der Abwehr; wie sie aber über die Gränze schritten, begannen sie den Angriff mit beispiellosem Feuer. Der Parteigeist gesellte sich zu dem Sektengeist. Bayle brach den Weg, auf welchem bald Voltaire sein Jahrhundert mit sich fortreißen sollte. Im Jahre 1689 wurde in einem Buche: „Die Seufzer des geknechteten Frankreichs", das monarchische Prinzip in Anklagestand gesetzt, und zum erstenmal erscholl hier die Anrufung an die Nation gegen den Monarchen, der sie beherrschte. Claude in einer nicht minder berühmten Schrift: „Die Klagen der Protestanten Frankreichs", veröffentlichte ein heftiges Manifest zu Gunsten einer Coalition gegen Ludwig XIV. Jurien trat wider Bossuet keck als Gegner auf. Die Holländer, Frankreich wegen des ungerechten Angriffs bitter grollend, ließen Alles thun und sagen. Alle anderswo geächteten Schriften, alle, die den großen politischen Erschütterungen als Vorläufer dienten: die Märchen Lafontaine's, der „Sozialvertrag", die „neue Heloïse", „Emil" und eine Menge der französischen Regierung oder dem Katholizismus feindselige Flugblätter wurden in den Vereinigten Provinzen gedruckt. Hier wurde die periodische Presse geboren; hier wurden die ersten Revues gegründet; eben so die „Harlemer Zeitung", der „historisch-politische Mercur", später die in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts so berühmte „Leydener Zeitung", die „Allgemeine Bibliothek", die „Auserwählte Bibliothek", die „Bibliothek der Wissenschaften" u. a. Basnage, Elie Benoît und Nicçon, die Holland über dessen eigene Geschichte mit den erst lichen Arbeiten beschenkten, waren Refugiés. Das Lateinische, allgemeine Schulsprache in Holland, ward von dem Französi drängt. Für den Schaden, den die Calviniſten ihrem alten zufügten, war diese Verbreitung des National-Idioms fr geringer Ersatz und ein sehr zweideutiger, denn anstatt den fra Einfluß zu erweitern, beschränkte und bekämpfte sie ihn. verlor das Französische, das diese Flugschriftler und Kontr schrieben, Kraft und Schmelz; es nahm holländische Färbung wurde unter dem Namen „Flüchtlingsfranzösisch" ein abson von Barbarismen starrendes Idiom.

In England nicht minder als in Holland fanden die Fl eine theilnahmvolle Aufnahme. Lange schon vor dem Widerru die Sache der französischen Protestanten in England als Natio angesehen. Eine Denkschrift im British Museum suchte zu b das Protektorat der Reformirten in Frankreich komme Großbri von Rechts wegen zu.*) Während der langen Kriege des sec Jahrhunderts unterließ es die englische Regierung daher niem Frankreichs religiösen Kämpfen offen oder versteckt die Hand z zu haben. Sie verhalf Heinrich IV. zum Siege, und gewiß eines der ausgezeichnetsten Dienste, die das englische Bündniß Frankreich geleistet hat; denn in Heinrich IV. kam die Ordnung der Anarchie, die Duldung nach dem Fanatismus, die Größe Stärke des Landes nach jahrelanger Erschöpfung und Schwäche Geltung.

Schon bei den feindlichen Einfällen des vierzehnten und f zehnten Jahrhunderts hatten es sich die Engländer anliegen l die geschicktesten Arbeiter, die sie in den ihrer Herrschaft momen unterworfenen Städten vorfanden, nach England hinüberzuschi Mit welcher Begierde mußten sie nun den unverhofften Beistand greifen, den die Religionsverfolgung ihrer werdenden Industrie brac Und sie thaten es mit jenem praktischen Geschäftsblick, der sie zu Zeiten charakterisirte. Am 28. Juli 1681 bewilligte Karl II., trotz Pension, die er von Ludwig XIV. empfangen hatte, in dem Edik Hampton-Court den Emigranten Naturalisationspatente und große rechte. Eilfhundertundfunfzig Einwanderer erhielten in demselben J das Bürgerrecht, und in weniger denn zehn Jahren, von 1680 1690, stieg ihre Zahl auf achtzigtausend. Der größte Theil ließ sich London nieder. Bewohner von Amiens, Cambray und Tournai bilde in Edinburg ein neues Viertel, das nun das Picardie-Viertel h Den Offizieren und Soldaten, die dem Prinzen von Oranien gef waren, wurden in Irland von der Regierung oder den Grundbesi wichtige Ländereien eingeräumt, und sie bildeten um Dublin Kolon zum Schutze dieser Stadt. Den armen Familien kamen der Staa schatz und die Privatmilde zu Hülfe. Niemals hat ein Volk die Ga freundschaft in einem großartigeren Maßstabe geübt, niemals aber ist wurde die Gastfreundschaft reichlicher vergolten.

Als Wilhelm von Oranien in Naerden sich einschiffte, um d englischen Thron zu erobern, zählte man in seinem kleinen Heere zwölftausend Mann nicht weniger denn drei Regimenter Infanter und siebenhundertundsechzig Offiziere von den Refugiés. Lauter alte Soldaten, die unter Condé und Turenne den Krieg gelernt hatten. Ein Franzose, Goulon, befehligte die Artillerie, und ein Marschall von Frankreich, Schomberg, leitete die Operationen. Als er auf dem Schlachtfelde das Hülfscorps erblickte, das Ludwig XIV. unter dem Oberbefehl des Herzogs von Lauzun gegen Wilhelm abgesandt hatte, rief Schomberg seinen Refugiés zu: „Meine Herren, dort stehen unsere Feinde; vorwärts!" Und mit unwiderstehlicher Wuth griffen sie an und entschieden den Sieg. Etwas Aehnliches fiel auf dem Schlachtfelde von Almanza**) vor. Ein Regiment cevennischer Flüchtlinge, die in den Reihen der Engländer fochten, stand einem französischen Regimente gegenüber, das sich in der blutigen Verfolgung der Camisarden bemerklich gemacht hatte. Kaum erkannten sie sich, als sie mit dem Bajonnet wie rasend auf einander stürmten, und kaum dreihundert Mann von beiden Seiten verließen lebend die Mordstätte.

So hatten französische Soldaten geholfen, den furchtbarsten Feind Ludwig's XIV. zu krönen; so hatten französische Arbeiter durch ihre Intelligenz und ihre Arme der Industrie ihres Adoptiv-Vaterlandes einen bis dahin unbekannten Aufschwung gegeben und ihm die siebenundvierzig Millionen erspart, die es im Durchschnitt alljährlich auf unseren Märkten für Waaren zahlte. Die Engländer, stets auf den Anstande, um aus unseren industriellen Mißgeschicken Nutzen zu ziehen, beschränkten sich nicht darauf, protestantische Handwerker anzuziehen und festzuhalten; sie warben eben so katholische Arbeiter in großer Zahl, indem sie ihnen bei freier Uebung ihrer Religion dieselben Vor-

*) Könnte von Rußland benutzt werden, wenn ihm nicht schärfere und eindringlichere Argumente zur Verfügung ständen. D. R.

**) Im Erbfolgekriege, April 1707.

ile, wie den Reformirten, boten. Von den zwanzigtausend Webern Laval und der Umgegend gingen vierzehntausend nach Großbritannien über und führten dort die Segeltuch-Fabrication ein, die bis dahin ein Monopol Frankreichs gewesen. Tours, das Heinrich zur Manufactur-Hauptstadt von Mittel-Frankreich bestimmt hatte, verlor dreißigtausend Einwohner an die Auswanderung. Derselbe Fall war zu Lyon, wo 1698 die funfzehntausend Seidenweberstühle auf viertausend herabsanken. In dem Verhältniß, wie unsere Manufakturen verfielen, erhoben sich die englischen. Die Verfertigung der Seidenzeuge beschäftigte schon 1694 mehr denn tausend Stühle in Canterbury, und der Seidenhandel, bis dahin unser Monopol, wurde uns von unseren Nachbarn streitig gemacht. Verloren ging uns die Einnahme für Taffet, Brokat, Atlas, Sammet, Uhren und vieles Andere, womit wir sonst England versorgt hatten.

So zerstörte Ludwig XIV. durch die Aechtung von 1685 mit eigenen Händen, was er zu schaffen sich so eifrig gemüht hatte. Pater Lachaise richtete das ungeheure Werk Colbert's fast zugrunde. Großbritannien hatte sich von Frankreich, dem es bis dahin zinsbar gewesen, freigemacht und arbeitete mit den Händen unserer Arbeiter, uns auf allen Märkten auszustechen. Durch eine jähe Rückkehr zu der Unduldsamkeit des Mittelalters die Fortschritte der Civilisation, auf die es stolz war, grausam verhöhnend, hatte sich Frankreich zum thätigsten Beistand einer rivalen Macht aufgeworfen, deren Größe und Blüthe es fördern. — Der literarische Einfluß der Refugiés war dort allerdings weit geringer als in Preußen und Holland, und das einzige Werk von Bedeutung, das die französischen Protestanten Englands in jener Zeit aufzuweisen haben, ist eine Geschichte Englands, von Rapin Thoyras, der als Offizier an dem Zuge Wilhelm's von Oranien thätig Theilnahm.

Auch die Schweiz, von längst, gleich Holland und Britannien, eine Zufluchtsstätte aller Geächteten, nahm die protestantischen Flüchtlinge in ziemlich bedeutender Anzahl auf. Genf benutzte die neuen Gäste bei seinen Uhrenfabriken. Die Bauern aus Languedoc und Dauphiné führten den Bau des Weinstocks und Maulbeerbaumes ein. Da aber die Schweiz arm war und wenig Handel trieb, so ließen sich für die Dauer nur diejenigen nieder, die über einige Mittel zu verfügen hatten. Wie überallhin, so brachten sie auch hier einen unverhohlenen Haß gegen Frankreich mit, und die Hauptrolle, die sie am Ende des siebzehnten und am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts spielten, war eine politische. Bern, Zürich, Schaffhausen, St. Gallen lieben zwar in scheinbar freundlicher Verbindung mit Frankreich, unterhielten aber trotzdem fortgesetzten Verkehr mit Wilhelm, dem nunmehrigen König von England, und lieferten ihre Truppen der großen europäischen Coalition. Genf, von Ludwig XIV. aufgefordert, die Flüchtlinge auszuweisen, mußte sich freilich dem Befehl fügen; allein ihre heimlichen Wühlereien waren dem großen Könige verderblicher, als ein offener Bruch. Und alle Kantone handelten im gleichen Sinne. Während der Cevennenkriege unterstützten sie die Camisards; im Erbfolgekriege die Coalition. Die Refugiés hatten mit ihrem Frankreichhaß das ganze Schweizervolk so sehr angesteckt, daß es 1707 die Souverainetät über das Fürstenthum Neuchatel, den Ansprüchen des Mitbewerbers Prinzen von Conti zum Trotz, dem Könige von Preußen, Friedrich I., übertrug. Ludwig XIV. mochte immerhin drohen; der helvetische Bund antwortete mit einer Kriegsrüstung, und der große König mußte klein beigeben. So trug der Widerruf auch in Bezug auf die Schweiz seine unseligen Früchte für Frankreich; er verwandelte die bis dahin freundliche Neutralität eines Nachbarstaates in versteckte Feindseligkeit, die in der Folge bei manchen Gelegenheiten offen zu Tage kam.

Verfolgen wir den Zug der Emigranten weiter nördlich, so finden wir sie in Dänemark, wo sie bedeutende Kolonieen bilden: in Kopenhagen, Altona, Friedericia und Glückstadt; in Schweden, wo sich die Lutheraner gerade nicht wohlwollend gegen sie benommen haben. In Rußland wurden sie auf die Empfehlung des großen Kurfürsten gastlich aufgenommen. Im Jahre 1688 bewilligten ihnen die Zaren Iwan und Peter durch einen Ukas freien Zutritt in alle moskowitischen Provinzen. Mehr denn dreitausend traten in das Muster-Regiment, das Peter der Große gebildet hatte, und später in dem Siege bei Poltawa ließ sich der Einfluß, den sie durch Unterricht und Manneszucht auf das russische Heer geübt, wohl verspüren. Die Sympathieen Peter's für die Refugiés verleugneten sich niemals. In seinem Petersburg erlaubte er ihnen, einen Tempel zu bauen. Er gab allen, die sich dem Ackerbau widmen wollten, Ländereien, und noch heute lebt an den Ufern der Wolga eine kleine landbauende und handeltreibende französische Kolonie, die mit ihrem Kultus und ihrer Muttersprache den langschößigen Rock und die Perücke aus der Zeit Ludwig's XIV. beibehalten hat.

Aber auch in die neue Welt bahnte sich die französische Emigration einen Weg, um in einer wilden Natur und auf noch nie betretenem Boden die geliebte Freiheit zu suchen. Schon im sechzehnten Jahrhundert hatte Coligny den Plan gefaßt, diejenigen seiner Glaubensgenossen, die das Exil der Abschwörung vorzögen, in Einer amerikanischen Kolonie und unter Einer Leitung zu vereinigen. Der erste Zug wurde 1555 unter Durand de Villegagnon versucht, mißglückte aber gänzlich. Einige Jahre später, 1562, segelte Jean Ribault mit zwei Fahrzeugen von Dieppe ab und landete nahe an der Mündung des Stromes, der Florida von Georgien trennt, und baute hier das Fort „Charles", die erste Veste Nord-Amerika's, auf der eine europäische Fahne flatterte; allein diese Niederlassung wurde bald aufgegeben. Indeß verlor Coligny nicht den Muth. Ein neuer Zug unter dem Befehl René Laudonière's gründete in derselben Gegend eine Kolonie. Die Spanier aber, welche die neuen Ankömmlinge mit scheelen Augen ansahen, überrumpelten das Fort, das diese gebaut hatten, und knüpften die Gefangenen mit folgendem Zettel über den Köpfen auf: „Als Ketzer, nicht als Franzosen gehenkt." — Dominique de Gourgues, ein Edelmann von Mont-de-Marsan, beschloß, für diese Grausamkeit Rache zu nehmen. Er verkaufte sein Erbgut, warb zweihundert Freiwillige und segelte 1567 auf drei wohlausgerüsteten Fahrzeugen von Bordeaux ab. Seine Ueberfahrt war glücklich. Unvermuthet überfällt er die Spanier, die sich des Frevels gegen seine Landsleute schuldig gemacht, und ließ sie mit folgender Inschrift an den Galgen heften: „Als Meuchler, nicht als Spanier gehenkt". Als er nach Europa heimkehrte, setzte Spanien, nach vorher eingeholter Ermächtigung von Seiten des Königs von Frankreich, einen Preis auf seinen Kopf.

Im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts und schon lange vor dem Widerruf des Edikts hatten sich viele Reformirte in die neue Welt geflüchtet und sich vorzüglich in den Staaten New-York, Virginien, Maryland und besonders in Süd-Karolina niedergelassen. Von 1688—99 wuchs die Emigration beträchtlich. Die Kolonieen Santee und Charleston, die wichtigsten unter allen, erreichten einen hohen Grad der Blüthe. Vierhundert Familien dieser Kolonieen wandten sich an die Regierung Ludwig's XIV. mit der Bitte, ihnen, unter der Bedingung der Gewissensfreiheit, die Niederlassung in Louisiana zu gestatten. Des Ministers Pontchartrain Antwort lautete: Der König habe sie nicht aus seinen Staaten gejagt, damit sie in seinen Domänen der neuen Welt eine Republik gründen. Und wiederum war England geschäftig zur Hand, diese unglaubliche Verblendung zu benutzen. Durch Vergünstigungen aller Art suchte es die Flüchtlinge in seinen jungen Kolonieen festzuhalten, „um", heißt es in der Akte der Legislatur von Süd-Karolina, „den Fortgang der Seiden-Manufakturen zu fördern und die Einführung des Wein- und Olivenbaues zu beschleunigen." Dauernd an ihr neues Vaterland gefesselt, befruchteten sie es durch ihre Arbeit, vertheidigten es gegen Frankreich und Spanien und schlossen sich seinen Kämpfen, seinen Siegen fest an. Von den sieben Präsidenten, die im Laufe des Unabhängigkeitskrieges den Kongreß von Philadelphia leiteten, waren drei: Henri Laurens, Jean Jay, Elie Boudinot, von französischer Abkunft. Es fehlte jedoch an einem einflußreichen Haupte, das, nach der ursprünglichen Idee Coligny's, alle Geächteten unter Eine Fahne vereinigt und so in der neuen Welt ein protestantisches Frankreich gegründet hätte.

So hat sich jener Gewalt-Akt unter allen Gesichtspunkten zwecklos und unheilvoll erwiesen:

A. Zwecklos war der Widerruf, unter dem religiösen Gesichtspunkt angesehen; denn, wie das in Glaubenssachen immer geschieht, gerade aus der Verfolgung schöpfte der Protestantismus Widerstandskraft und Befestigung. Im Jahre 1680 zählte Frankreich unter 20,000,000 Einwohnern 1,200,000 Protestanten; heute kommen auf eine Bevölkerung von 36,000,000 Einwohnern etwa 1,800,000 Protestanten; das Verhältniß ist also dasselbe geblieben. Anstatt die abgetrennten Glieder in den Schooß der römischen Kirche zurückzubringen, hat der Widerruf gerade sehr viele entfernt, die sich, aus Furcht vor dem Glaubensdespotismus, der Philosophie in die Arme warfen, und der Haß gegen Unduldsamkeit lieh einer Partei im achtzehnten Jahrhundert den Vorwand, die katholische Religion anzugreifen.

B. Unter dem gouvernementalen Gesichtspunkt war der Widerruf verhängnißvoll für das königliche Ansehen überhaupt, wie für Ludwig XIV. persönlich; denn er, der die Trennung der beiden Gewalten, der weltlichen und geistlichen, mit solcher Klarheit zum Prinzip erhoben, begab sich dadurch, daß er in das Gebiet des Gewissens eindrang, so zu sagen, außerhalb des Rechts, dessen Regeln er selbst festgestellt hatte, und verleugnete so die Politik seines Geschlechtes und seine eigene. Den Protestantismus, längst besiegt und entwaffnet, erweckte er wieder zu einer Partei und rief den Widerstand treuer und ergebener Unterthanen hervor, die, wie die ganze übrige Nation, von der Macht und dem Glanz seiner Regierung geblendet, ihm bis dahin nur Bewunderung und Gehorsam gezollt hatten. Ueberdies lieh er den Coalitionen des protestantischen Europa einen gewissermaßen andauernden Vorwand, erbitterte die politischen Rivalitäten durch die unversöhnlichen Gehässigkeiten religiöser Leidenschaften und nahm durch

image
not
available

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 53, und beim Expediteur Neumann, Neuenwallstr. Nr. 21), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 32. Berlin, Donnerstag den 16. März 1854.

England.

Englische Literatur-Briefe.

1854. Dritter Monatsbericht.

Musen und Mars im Streite. — Charakteristik der englischen Kriegsliteratur. — Nationaler Humbug und Kampf dagegen. — Versuche des Literatur-Frühlings, Blätter zu treiben. — Das Blatt Utopia und der „praktische Mann". — Die Privat-Parlamentshäuser und das „Belgische Mädchen". — Times und Minister Protektoren der „griechischen Revolution". — Lebensversicherungs-Gesellschaft für alle Nationen. — Die Lüge des Panslavismus und Panhellenismus. — Der ehemalige Landbursche und jetzige Arbeiter, Autodidakt und Naturdichter Gerald Massey. — „Die Witwe Lee", von Hamley. — Ein Sohn des Onkel Tom von Mrs. Wilkins. — Die verkappten englischen Sklavenzüchter. — Ein Skandalesum zwischen Lord John Russell und Croker. — Lumley und Gye; der Wagner-Fall und der englische Humor davon. — Richtungen und Fortschritte der utopischen Bart-Emancipations-Bewegung. — Reise-Literatur. — Paris, von Bayle St. John. — Lady Wortley's Portugal. — Bolivia, von H. de Bonelli. — Die Donau-Fürstenthümer, von P. O'Brien. — Evelyn: Vier Bände Dokumente aus der englischen Revolution. — Jahrbuch der Erfindungen u. s. w., von John Timbs. — Der neueste Roman von Miß Pardoe. — Streifzug über die englischen Bühnen. — Brooke. — „Gin and Water", in funfzehn dramatischen Formen. — Wordins' originelle Darstellungen. — Revüe der März-Monatsschriften. Der Geist, der darin ist und fehlt. — Die frühlingsartig ringende neue Lebenskraft in England.

London, im März.

Mars und die Musen streiten sich in den beiden Hälften meiner Federspitze um den Vorrang in diesem Berichte. Ich halte diesen Streit für eben so bedeutungsvoll, als den bevorstehenden Krieg selbst. Wird er nicht im Großen dasselbe sein, wie im Kleinen in den Stahlspitzen der Feder? Der Bethlehem-Schlüssel, die heiligen Gräber, die Integrität der Türkei, drohen sie nicht mit dem Untergange der Russen unter der Brutalität des Mars in ganz Europa? Wir sind nicht so glücklich, uns mit den baumwollenen Friedensmännern zu trösten, welche weder die Musen, noch die Grazien zu ihren Freundinnen zählen und sich mit der Ueberzeugung begnügen, daß die Welt auch im Kriege und nach dem Kriege baumwollene Hemden und Kattunkleider tragen und die Russen im Umgange mit dem besiegten Europa sich an baumwollene Taschentücher gewöhnen werden; und wenn sie auch gar nicht schießen und die Engländer Sebastopol und Kronstadt ausfressen lassen, jeder Sieg ist unter diesen Umständen gewiß ein Pyrrhus-Sieg. Und sollte auch der historisch gottesgelahrte Wunsch uns Leo in Erfüllung gehen — „strophulöses Gesindel" ist es unter diesen Umständen, welches todtgeschossen wird. Das bleibt nicht nur eben, sondern gedeiht auch im Kriege sehr gut durch Lieferungen, Verrath, Agentur, Beschäftigung aller Art für den Feind, wie bereits mehrere spekulative Häuser Englands, die für Rußland bauen, bilden, schmieden und gießen, was das Zeug hält. Ich habe so recht mit eigenen Augen gesehen, was für Leute in den Krieg ziehen, lauter große, starke, wohlgewachsene, gutgenährte, gutgekleidete junge Männer, welche weinende Kinder und Frauen und „strophulöses Gesindel" zu Hunderttausenden zurücklassen. Und diese Zurückgebliebenen, welche außerdem noch durch massenhafte Auswanderung des Restes ihrer Kraft beraubt werden, sollen nun diese Kriegsmänner, die bisher vor Langeweile beinahe umkamen, mit ernähren, sie, die schon über sechstausend Millionen Thaler Kriegsschulden an Lords und unzählige alte Jungfern, die nie etwas „verdienen", verzinsen müssen? Dabei arbeiten von den zurückgebliebenen gesunden Leuten viele Tausende noch immer nicht, sondern machen in Preston u. s. w. sogar Revolutionsversuche, so daß die Aufrahrakte bereits mehrmals verlesen und die Polizei verstärkt werden mußte. Hinter dem Kriege soll außerdem in ganz Europa die Revolution lauern, die mit und ohne Krieg niedergehalten werden soll. Also überall Production für den unfruchtbaren Mars, der mit einem einzigen Falle schreiend neun Hufen Landes bedeckt, so daß weder Korn, noch Weizen, noch Kartoffeln darauf wachsen können. Was soll nun aus Wissenschaft, Kunst, Literatur, Kultur und Sitte werden unter diesen Umständen? Müssen diese Genien des Friedens sich ihrer letzten vierzigjährigen Arbeiten nicht schämen, da sie es selbst unter den Weisesten der Weisen, den höchsten Staatsmännern und besten Denkern nicht dahin gebracht haben, sich mit konzentrirter Weisheit einem einzigen Haupte gegenüber in der einfachsten Sache des Rechts und eigenen Interesses zurecht- und zusammenzufinden?

Wir wollen nicht von den geheimen Freunden Rußlands, der Macht seiner Diplomatie über die gebildetsten Männer Europa's, das Elend der bisherigen Friedenspolitik und die faulen Kernstellen in den jetzigen Kriegsrüstungen reden, sondern uns in unseren Schranken blos ein Weilchen über die englische Kriegs-Literatur aufhalten. In einem Buche beweist ein hochrespektabler Engländer die Lächerlichkeit, für die Türken fechten zu wollen (was freilich am wenigsten bewiesen ist), da uns die Russen in Konstantinopel gar nichts schaden könnten; in einem anderen giebt ein Sachverständiger spielend das Rezept, wie man Kronstadt und Sebastopol eines schönen Abends als Feuerwerk verbrennen und die russische Flotte in der Ostsee und im Schwarzen Meere zum Frühstück in die Luft sprengen und zu Mittag wieder zuhause sein könne, um ruhig Roastbeef an eigener Tafel zu essen. Ein Dritter beweist, daß Rußland beinahe unüberwindlich sey, die englische Flotte aber der Ehre wegen Rußland doch vernichten müsse; das sei zwar im Allgemeinen beinahe unmöglich, aber der englischen Flotte gelinge Alles, sie komme gleich dicht nach dem allmächtigen Gott. Ein Vierter spielt als Geistlicher den Propheten und sagt mit kirchlich feierlicher Stimme: Im Jahre so und so, an dem und dem Datum wird Rußland die Türkei vernichten, so und so viel Wochen später Europa verschlingen, an dem und dem Datum aber auf dem Wege nach Indien vollständig von den Engländern vernichtet werden. Ein Fünfter und Sechster — doch wir wollten uns blos darüber, nicht dabei aufhalten. Das Athenaeum hat eine kritische Zusammenstellung der hauptsächlichsten dieser Broschüren gegeben. Wer sich also für diesen strategischen Blödsinn näher interessirt, mag dort weiter und meinetwegen die Broschüren selbst lesen. Der Hauptgedanke in diesen Broschüren ist nationale Eitelkeit, die über die altrussische hinausgeht, ein englisches Laster, das auf die mannigfaltigste Weise genährt wird, damit das Volk für seine vielen Arbeiten und Plackereien und Steuern wenigstens Stolz ärndte. Die beiden Witzblätter Englands haben Monate lang alle ihre Einfälle in Holz schneiden lassen, die immerwährend russische Verlegenheiten und Niederlagen unter der Macht England darstellen. Man dürfte fürchten, daß dieser Hochmuth vor dem Falle komme, wenn man nicht sähe, daß der bessere, gesunde Theil Englands sich immer bedeutungsvoller regt, um Lüge, Heuchelei, „Humbug", die beschönigend über die Krebsschäden der englischen Gesellschaft gehangen werden, zu entlarven und mit Diagnose und Therapeutik den Uebeln geradezu auf den Leib zu gehen.

In der Literatur wird diese diagnostische und therapeutische Sozial-Kur immer reicher. Kein anständiger Schriftsteller mehr, der zu ihr nicht beiträge. Zeitungen hat diese Literatur freilich noch nicht, obwohl die meisten Wochen-Zeitungen dieser Richtung, so gut sie es verstehen, huldigen. Man hat zu Anfange dieses Jahres mancherlei Versuche gemacht, neue Blätter zu gründen, doch sind die meisten nach der ersten Nummer, einige nach der achten, wieder verschwunden, wenn auch nicht spurlos, da sie bei Druckern, Setzern, Papierlieferanten und Schriftstellern deutliche Andenken hinterließen. Es waren eben Versuche, instinktartig gefühlten, aber noch nicht deutlich erkannten Bedürfnissen der Gesellschaft entgegenzukommen. Man wird wieder und wieder versuchen, bis wohl einmal das Richtige und damit auch die Welt getroffen wird. Ich erwähne, mehr der Kuriosität wegen, nur einen der neuesten Versuche auf diesem Felde, eine Zeitschrift, die sich kühn und muthvoll unter dem Namen „Utopia" vorstellt. Utopien ist das Land unerreichbarer Ideale. „Unsinn und Sünde", sagt das Blatt, „wir wollen Utopien erreichen, wir müssen es zu erobern suchen, dafür haben wir Gedanken, Wünsche nach etwas Besserem und die Pflicht, dieses Bessere zu realisiren. Euer „Utopien" ist eine wohlfeile Phrase für Alles, was nicht in Euren Kram, Eure Heuchelei, Eure Vorrechte u. s. w. paßt. Jeder von Euch nennt sich einen „praktischen Mann", der sich

image
not
available

Frankreich.

Die Behandlung jugendlicher Verbrecher in Frankreich.

Der General-Inspektor der Gefängnisse, Herr Bucquet, hat e Denkschrift*) herausgegeben, in welcher alle die Verbesserungen, lche in neuerer Zeit das Gefängnißwesen, besonders im Interesse r im Jugendalter sich befindenden Gefangenen in Frankreich, erfahren t, übersichtlich dargestellt werden.

Vor der Revolution wurden die Gefangenen ohne Unterschied s Alters und des Geschlechts bunt durch einander in denselben Geugnissen untergebracht.

Nach der Revolution konnten die eine Reform des Gefängnißesens bezweckenden Gesetze nicht ausgeführt werden; es blieb in Beeff des Gefängnißwesens Alles beim Alten. In einem dem Convente gestatteten Bericht über die Gefängnisse von Paris sprach der Volksertreter Paganel sich folgendermaßen aus: „Wir haben da viele rühzeitig dem Verbrechen verfallene Kinder vorgefunden, welche durch ine väterliche Behandlung der menschlichen Gesellschaft noch wiedererwonnen werden könnten. Ohne eine solche Behandlung wachsen sie eran ohne Furcht und ohne Hoffnung. Bald werden sie für die Gellschaft eine Last sein, ohne ihr je eine Hoffnung gewesen zu sein. Sie können dem Vaterlande, welches diese Kinder mit liebevoller Borgniß betrachtet, solchen Schmerz und dem Ackerbau und der Marine, welche Ihnen versprechen, sie ihrer und der Freiheit würdig zu machen, solchen Verlust ersparen. Die Lehre der Arbeit kann diese zarten Seelen noch empfänglich machen für die Lehre der Tugend." Dem Rathe der Fünfhundert las man später einen Bericht vor, in welchem folgende Stelle vorkömmt: „In fast allen Departements sind die Gefängnisse, diese schimpflichen Ueberbleibsel des alten Feudalwesens, ungesunde Aufenthaltsörter, schmutzige Höhlen, wahre Kloaken, ohne frische Luft, ohne die nöthige Ausdehnung, in welche das Tageslicht kaum hineindringt, in welchen die in Untersuchungshaft Befindlichen und die Verurtheilten, Frauen und Männer, Greise und Kinder, auf einem wahren Mistlager zusammengepfercht, von Krankheit, von Hunger und von Verzweiflung geplagt, jämmerlich hinsiechen, aus denen diejenigen, welche unschuldig oder wegen leichter Vergehen hineingekommen, nur mit dem Keim unheilbarer Krankheiten und mit der stärksten Neigung zu allen Verbrechen, welche genau kennen zu lernen sie nur zu viel Zeit gehabt haben, herauskommen können."

Die kaiserliche Regierung that den ersten Schritt zu einer Verbesserung der Gefängnisse. Das Dekret vom 16. Juni 1808, welches die Errichtung der Central-Gefängnisse anordnete, brachte die Arrest- und Gerichts-Gefängnisse auf ihre eigentliche Bestimmung zurück, indem es dieselben von allen den Gefangenen befreite, welche nicht hineingehörten. Gleichzeitig wurden zu den Arrest- und Gerichts-Gefängnissen Räumlichkeiten hinzugefügt, die zur Aufnahme der zu weniger als Ein Jahr Gefängniß Verurtheilten bestimmt waren. Im Jahre 1811 beschäftigte man sich damit, die Gefangenen in den Central-Gefängnissen mit Rücksicht auf das Alter, das Geschlecht und die Natur der Verbrechen von einander abzusondern; es scheint aber in dieser Beziehung nicht viel in Ausführung gebracht worden zu sein.

Die Restauration unternahm es, sowohl die materielle Lage, als auch die moralische Erziehung der im Jugendalter befindlichen Gefangenen zu verbessern. Sie hatte die Absicht, für diese Klasse von Gefangenen besondere Etablissements zu gründen; durch die politischen Ereignisse an der Ausführung dieser Absicht verhindert, ließ sie es sich doch wenigstens angelegen sein, dieser Klasse von Gefangenen besondere Räume in den Central-Gefängnissen zuzuweisen. Leider fehlten ihr zur Vollführung ihres Unternehmens die Mittel und die Zeit.

Die Juli-Regierung ist glücklicher gewesen; unter ihr sind fast alle von der Restauration versuchten oder beabsichtigten Reformen in Ausführung gebracht worden. In der Arbeit des Herrn Bucquet werden alle die Maßregeln und alle die Schöpfungen, welche dieser Zeit angehören, aufgezählt. Im Jahre 1831 wurden die in den verschiedenen Gefängnissen von Paris befindlichen Kinder in einem besonderen Raum des Gefängnisses von Sainte-Pelagie und bald darauf in den Räumen des Magdalenen-Klosters untergebracht. Im Jahre 1835 wurde das neue Gefängniß de la Roquette in eine Central-Besserungs-Anstalt für die im Jugendalter befindlichen Gefangenen des Seine-Departements umgewandelt. In derselben Zeit entstanden die Besserungs-Anstalten in Lyon, in Toulouse, in Carcassone, und bald darauf die Central-Besserungs-Anstalten in Bordeaux, in Marseille, in Amiens und in Toulouse.

Einige Jahre später, im Juli 1839, gründeten die Herren de Metz und de Bretignières in Mettray die erste von jenen Kolonieen, in denen die gefangene Jugend zu den Arbeiten des Landbaues herangebildet wird. In den folgenden Jahren wurden solche Kolonieen den Besserungs-Anstalten in Bordeaux und in Marseille und den Central-Gefängnissen in Fontevrault, Clairvaux, Loos, Gaillon hinzugefügt. In dem kurzen Zeitraum von vier Jahren, von 1843—47, wurden, nach dem Vorbilde der Kolonie Mettray, die Privat-Kolonieen Petit-Anneville, Saint-Ilan, Sainte-Foy, Petit-Mettray, Ostwald und Val-d'Yèvre gegründet.

Neben diesen Anstalten und zu ihrer Ergänzung bildeten sich Beschützungs-Vereine zu Gunsten der aus den Gefängnissen entlassenen Jugend. Herr Charles Lucas, General-Inspektor der Gefängnisse, gründete 1833 den Beschützungs-Verein in Paris, 1836 den in Lyon, 1839 den in Besançon, 1841 den in Saumur. Frau v. Lamartine und Frau v. Lagrange riefen 1836 den Verein zur Beschützung der im Seine-Departement gefangen gehaltenen und frei gelassenen jungen Mädchen ins Leben. Die Beschützungs-Vereine in Rouen, Bordeaux, Grenoble und Dijon bildeten sich in eben diesem Zeitraum.

Die Regierung unterstützte diese privaten Bestrebungen der Menschenliebe durch eine Menge von Gesetzen und administrativen Maßregeln, welche alle den Zweck hatten, die moralische und die materielle Lage der in den Gefängnissen lebenden Jugend zu verbessern. Man kann sagen, daß vor dieser Zeit der Artikel 66 des Code pénal immer unberücksichtigt und unausgeführt geblieben war. Den Artikeln 66 und 67 zufolge zerfallen die vor Gericht gestellten Kinder in zwei wohl zu unterscheidende Abtheilungen: Diejenigen, welche ohne Unterscheidungs-Vermögen sich gegen die Gesetze vergangen, werden entweder sogleich ihren Familien zurückgegeben oder in Besserungs-Anstalten untergebracht, nicht um Strafen zu verbüßen, sondern um für einen durch das richterliche Erkenntniß festgesetzten Zeitraum durch Anwendung geeigneter Erziehungsmittel erzogen zu werden; diejenigen, welche mit Unterscheidungs-Vermögen gehandelt haben, werden zu einer der im Artikel 67 angeordneten Strafen verurtheilt, d. h. zu einer Strafe, welche geringer ist, als die, welche sie treffen würde, wenn sie erwachsen wären. Bis 1832 blieb der hier gemachte Unterschied in der Praxis unberücksichtigt; die auf Grund des Artikels 66 verurtheilten Kinder wurden in denselben Gefängniß-Anstalten untergebracht und derselben Behandlung unterworfen, wie die auf Grund des Artikels 67 verurtheilten, d. h. diejenigen, welche freigesprochen waren, wurden nicht anders behandelt, als diejenigen, welche verurtheilt waren. Die Juli-Regierung verfügte durch das Cirkular vom 2. Dezember 1832 im Sinne des Gesetzgebers, daß die auf Grund des Artikels 66 verurtheilten Kinder bei Landbauern oder bei Handwerkern in die Lehre sollten gegeben werden können, um hier erzogen, unterrichtet und nützlich beschäftigt zu werden. Die Vorsteher der Gefängniß-Anstalten sollten, bei Strafe der Absetzung, dafür sorgen, daß die Kinder vollständig und immerwährend von den Erwachsenen abgesondert blieben. Der 1840 von Herrn de Remusat vorgelegte Gesetz-Entwurf, betreffend eine allgemeine Reform des Gefängnißwesens, forderte für die unerwachsenen Gefangenen eigene Häuser oder wenigstens abgesonderte Räume. In demselben Jahre traf die Regierung Maßregeln, um allen in den Central-Gefängnissen lebenden Kindern die Wohlthat des ersten Unterrichts zu sichern. Im Jahre darauf erschien ein allgemeines Reglement, welches für alle Gefängnisse in den Departements die Trennung der Kinder und der Erwachsenen bei Tage und bei Nacht anordnet und in Betreff der Kinder vorschreibt, daß für die moralische, die religiöse und die gewerbliche Erziehung derselben gesorgt, und daß sie nicht eher, als bis sie in der Gefängniß-Anstalt eine gewisse Zeit zugebracht, in die Lehre gegeben werden sollen. In dem 1847 der Pairs-Kammer durch Herrn Duchâtel vorgelegten, die Reform des Gefängnißwesens betreffenden Gesetz-Entwurf machte die Regierung den Vorschlag, für die Kinder eben so wie für die Erwachsenen das Zellensystem, am Tage wie in der Nacht, in Anwendung zu bringen. Das Ministerial-Cirkular vom 17. Februar 1847 organisirte die Beschäzung der aus dem Gefängniß entlassenen Kinder und übertrug dieselbe den Kommunal-Behörden. In den Jahren 1848—50 kamen neue zur Erziehung der im Jugendalter befindlichen Gefangenen bestimmte Anstalten zu denjenigen hinzu, die wir schon genannt haben. Die Ackerbau-Kolonieen in Petit-Bourg, Citeaux, Toulouse, ursprünglich zur Erziehung armer Kinder gegründet, wurden in Besserungs-Anstalten umgewandelt.

In derselben Zeit ging die Regierung damit um, Schutzvereine zum Besten der aus den Gefängnissen entlassenen Kinder in allen Hauptörtern der Departements zu organisiren. Alle auf die correctionelle Erziehung sich beziehenden Fragen wurden noch einmal reiflich erwogen und erörtert; das Ergebniß dieser Erwägungen und Erörterungen war das Gesetz vom 5. August 1850, ein Werk der letzten gesetzgebenden Versammlung.

Dieses Gesetz bestätigte nur, was schon vor ihm da gewesen war, indem es anordnete, daß es öffentliche und private Anstalten zu correctioneller Erziehung geben, und daß es der Regierung gestattet sein sollte, mit den Privat-Anstalten Verträge einzugehen wegen der Beaufsichtigung, Unterhaltung und Erziehung der im Jugendalter sich befindenden Verbrecher. Außer der Vergütigung für jedes einzelne Kind, welches der Staat den Privat-Anstalten übergeben hat, erhalten diese auch noch außerordentliche Hülfegelder, theils zur Entschädigung für vorgenommene neue Bauten oder Einrichtungen, theils zur Er-

*) Unter dem Titel: „Tableau de la situation morale et materielle des jeunes détenus et des jeunes libérés en France".

image
not
available

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 33. Berlin, Sonnabend den 18. März 1854.

Türkei.

Ein Besuch bei Omer-Pascha.

Einen interessanten Beitrag zur Charakterisirung des türkischen Oberfeldherrn liefert nachstehendes Schreiben, das wir einem englischen Journal entlehnen. Zwei britische Artillerie-Offiziere, die im Januar d. J. auf der Reise von Indien nach England durch Schumla kamen, hatten nämlich Gelegenheit, dem Muschir persönlich ihre Aufwartung zu machen, und berichten darüber, wie folgt:

„Wir trafen gestern in Schumla ein, nachdem wir zwei Tage auf Wegen gerirt waren, die jeder Beschreibung trotzbieten. Heute besuchten wir den Marschall (Omer-Pascha), den wir schriftlich um eine Audienz gebeten hatten, worauf er uns antworten ließ, daß er uns um elf Uhr empfangen wolle. Seine Wohnung hat ein sehr bescheidenes Aeußere und gleicht mehr einem Pachthofe, als einer Villa. Sie liegt in einer engen, schmutzigen Straße, und an der Thür stehen zwei Schildwachen, die vor uns das Gewehr präsentirten. Wir gingen die Treppe hinauf und traten in das Zimmer, ohne erst unsere Stiefeln auszuziehen, indem der Vorhang, der nach türkischer Sitte vor der Thür hing, bei unserer Annäherung von den wachthabenden Soldaten so schnell weggezogen wurde, daß wir nicht Zeit hatten, die gebräuchliche Etikette zu beobachten. Die Thür war offen, und der Marschall, der unweit derselben stand, kam uns entgegen und lud uns ein, näher zu treten.

„Wir mußten uns sogleich neben ihm auf den Divan setzen; Kaffee und Pfeifen wurden hereingebracht, und die Unterhaltung begann. Omer-Pascha spricht geläufig Italiänisch und ziemlich gut Französisch, so daß er nicht nöthig hat, sich deshalb zu entschuldigen, wie er es gewöhnlich thut. Er erzählte uns, daß er Tags zuvor Berichte aus Kalafat (über das Treffen bei Cetate) erhalten habe; versicherte, daß die Türken nur vierhundert Todte und achthundert Verwundete, die Russen aber viertausend Mann verloren hätten, und bediente sich solcher Hyperbeln, daß ich sie nicht wiederholen mag. Wir sprachen über den Zustand der russischen Armee, die er als weit schwächer als die seinige schilderte. Ich fragte, ob er französische Offiziere in seinem Hauptquartier habe? Er erwiederte rasch: „Nein, ich habe keine Fremden. Alle meine Offiziere sind Türken, und ich bin damit sehr zufrieden." Besonderen Nachdruck legte er auf die Nothwendigkeit, seinen Truppen zu erlauben, keine Gefangenen zu machen. Er wiederholte mehrere mal: „Que voulez-vous? On a provoqué ces gens-là — on les a blessés dans ce qu'ils ont de plus cher — leur religion, leur honneur — ils sont indignés — ils tuent. Eux mêmes ne veulent pas de grâce, ils n'en font pas; nous ne pouvons pas les arrêter — c'est malheureux, mais que voulez-vous!"

„Er erkundigte sich alsdann über die Bewegungen der Flotten — fragte, ob sie ausgelaufen seien, ob sie nach Sebastopol oder Batum gehen würden und ob sie wohl Neigung hätten, gegen die Russen zu kämpfen? Etwas spöttisch fügte er hinzu: „Mais qu'est ce donc qu'elles sont venues faire dans le Bosphore? En vérité, je ne comprends pas du tout! Nous verrons! Nous verrons!" Ich sagte ihm, daß Lord Palmerston seine Demission eingereicht und zurückgenommen habe, und daß man Ersteres seiner Unzufriedenheit mit dem Mangel an Energie zuschreibe, den das Kabinet Aberdeen bewiesen. Ich sah ihn dabei forschend an, um den Eindruck zu beobachten, welchen diese Nachricht auf ihn machen werde; er nahm sie aber so gleichgültig auf, als ob er nie Etwas von Lord Palmerston oder Lord Aberdeen gehört habe. Es schien mir überhaupt aus vielen seiner Aeußerungen hervorzugehen, daß er sich selbst für den zuverlässigsten Vertheidiger des osmanischen Reiches hält. Offenbar wird er hier von Jedermann, der Armee sowohl, als dem Landvolk, nicht allein wegen seines Ranges, sondern noch mehr wegen seines übernatürlichen Genies verehrt. Das Volk weiß, daß er Alles selbst thut; er ist sein eigener General-Quartiermeister, Chef des Generalstabes ꝛc. und wird als Gouverneur von Bulgarien von dem bulgarischen Landmanne fast angebetet. Er ist der erste und, ich möchte sagen, einzige Ingenieur der türkischen Armee. Die Festungswerke von Schumla, Varna und an der ganzen Donaulinie sind nach den von ihm entworfenen Plänen errichtet; kurz, er hat alle zum Kriege getroffenen Anstalten geleitet oder die Idee dazu gegeben. Es scheint ihm viel daran zu liegen, daß man überall wisse, er habe keinen fremden Rath nöthig. Indessen ist heute ein französischer Oberst in Schumla angekommen, so daß man die Versicherungen des Muschir cum grano nehmen muß.

„Wir baten um Erlaubniß, die Festungswerke besichtigen zu dürfen. Sogleich klatschte er zweimal in die Hände und befahl dem eintretenden Diener, einen Adjutanten zu rufen, der uns Alles zeigen sollte, was wir zu sehen wünschten. Auf die Frage, welche Route wir einschlagen müßten, um bei der nächsten Schlacht gegenwärtig zu sein, antwortete er lächelnd: „Ma foi, je ne sais pas plus que vous; mais si vous allez à Vidin et Kalafat, sans doute il y aura encore quelque chose, et vous verrez comment ils se comportent, nos soldats — vous verrez." Dann kam die Rede auf seine Kavalleriepferde, die in der That vortrefflich sind, obwohl sie allerdings zu klein scheinen. Als wir dies bemerkten, versetzte er: „Sur ce chapitre nous sommes bien supérieurs aux Russes, qui ne peuvent pas supporter le choc de notre cavalerie." Sein eigenes Schlachtroß, sagte er, ein Araber, sei schon vierundzwanzig Jahr alt, und er könne im ganzen Reich kein besseres Pferd finden. Es sei unter ihm verwundet worden und habe ein Auge verloren, und doch wolle er um keinen Preis ein anderes besteigen. Er klatschte wieder in die Hände und gab Befehl, das Pferd vorzuführen; stand dann auf, öffnete das Fenster und zeigte es uns. Als wir unsere Bewunderung zu erkennen gaben — denn es war wirklich ein prächtiges Thier und das größte arabische Pferd, das wir je gesehen hatten — drückte er eine fast kindliche Freude aus. Wir näherten uns ihm und setzten die Unterredung stehend fort, zum großen Erstaunen der Türken, welche schweigend auf den Divans sitzen blieben. Nachdem wir uns entschuldigt, ihn so lange belästigt zu haben, nahmen wir endlich Abschied. Er begleitete uns bis zur Thür des Zimmers (was für eine ungewöhnliche Höflichkeitsbezeigung gilt) und trennte sich von uns mit einer tiefen Verbeugung, während wir zwischen zwei Reihen schlecht gekleideter Soldaten durch den Korridor gingen. Der Adjutant führte uns hierauf nach der Citadelle, den Kasernen, dem Hospital und den anderen Militairgebäuden, von denen ich nur bemerken will, daß sie den europäischen Anstalten dieser Art nicht viel nachstehen und jedenfalls in weit besserem Zustande sind, als man nach der Kulturstufe, auf der sich das Land befindet, voraussetzen würde. Nach einem fünfstündigen Ritt kehrten wir in unser Hotel zurück, indem wir unserem türkischen Cicerone, dem Adjutanten des Muschir, mit vielen Danksagungen, „Salem Aleikums" und einem Bakschisch von einem Sovereign entließen, welchen letzteren wir ihm verstohlen in die Hand drückten und welcher von ihm mit sichtbarer Befriedigung entgegengenommen wurde."

England.

Englische Literatur-Briefe.

1854. Dritter Monatsbericht.

(Fortsetzung.)

„Unser Utopien", so fährt die Zeitschrift fort, „ist keine Umwälzung der Gesellschaft. Wir haben das Wort aufgenommen, wie alle Ritter den herausfordernden Handschuh; weil es immer denen vorgeworfen wird, die in Verfolgung eines schönen Ideals in Gesang, Rede, Leben dem „praktischen Manne" unbequem werden. Wir sehen, daß eine Menge edlere Naturen, die uns gern unterstützen würden, wenn sie die Verachtung und den Hohn des „praktischen Mannes" nicht fürchteten, thatenlos ihre Tage hinträumen, ohne mit dem praktischen Manne, ohne gegen uns, ohne mit uns zu gehen. Oh, wie wir den Laich (spawo) unserer Zeit hassen, den „praktischen Mann!" Das Alterthum hörte niemals von ihm; die Ge-

image
not
available

Taille und wem sie den Kopf verdorben haben. Was würde wohl Oesterreich, was selbst aus Preußen und Rußland werden, wenn verschiedenen Stämme ihre Stammbäume herbeischleppen und sagen ten: Hier seht, wir haben etwas Kyrtles für uns und wollen der selbständige Staaten werden!

Utopien! Wir können es nicht verlassen, ohne vorher noch eine r interessante Bekanntschaft gemacht zu haben. Es ist ein Dichter, Naturdichter, ein Autodidakt, der mitten in der Sorge um das be Brod — er verdiente einmal acht Pence die Woche — mitten Geld- und Maschinengeklapper die verborgenen Tiefen des Schön, Menschlichen durchforschte und dann hervorstieg an die Oberfläche, t bald klagend, bald zürnend, bald zärtlich und innig die Leiden ner Mitmenschen und ihre höheren, menschlichen Ansprüche zu begen, zuweilen auch in ganz selbständiger, reiner Lyrik die Idealität s Wirklichen in bezaubernden Formen tiefer, schöner Empfindung erzen zu lassen. Es ist Gerald Massey, ein Arbeiter, der durch nzelne Gedichte im Leader, in Eliza Cook's Journal bekannt georden, unlängst eine Sammlung seiner Lieder unter dem Titel: „Die allade vom Kinde Christabel und andere lyrische Gedichte" („The allad of Babe Christabel, with other Lyrical Poems") herausgab. der Band ist klein, aber die Erwartungen, welche der dreiundzwanzigjährige Dichter dadurch erregt, erscheinen bei Allen, die ich darüber esprochen, sehr bedeutend. Wenn es nicht so schwierig wäre, englische yrik gut zu übersetzen, würde ich einige Proben geben. Mögen sich erzberg oder Freiligrath darüber machen. Hier nur noch so viel, aß Massey immer noch ein gewöhnlicher Arbeiter und ein Journal, as er in einer Provinzialstadt redigirte, eingegangen ist.*)

Doch bleiben wir noch ein Weilchen in der schönen Literatur. Hier wird besonders „die Witwe Lee" („Lady Lee's Widowhood"), om Capitain Edward Bruce Hamley, gerühmt. Der Roman erschien lückweise in Blackwood's Magazine und ist seitdem als Ganzes in en Buchhandel gekommen. Man findet darin eine Romandichter-Tugend der seltensten Art, nämlich lebenswahre, individuelle Schilderung weiblicher Charaktere. Die drei Damen des Capitains werden sogar so weit über die von Dickens gestellt, daß letztere wie blasse, aufgeputzte Puppen erscheinen sollen. Dies kann wohl freilich blos insofern gelten, als die Frauen und Mädchen von Dickens entweder etwas karikirt oder zu sentimental und zart für das Leben erscheinen. Hamley's Frauen sind allerdings frei davon: sie sind die wahre, reale, schöne englische Frauenwelt, wie man sie zuweilen in mittleren, unprententiösen Schichten findet, ohne Ziererei, ohne lächerliche, soziale Ansprüche, welche sonst so häufig die Damen der guten Gesellschaft auszeichnen und zu alten Jungfern machen, wenn sie selbst einem Mann oder der Mann ihnen nicht zweitausend Pfund jährlich für ihre persönlichen Bedürfnisse mitbringen. (Schluß folgt.)

*) Nach einem wiederholten Spaziergange durch die Gedichte dieses ehemaligen „Laufburschen mit acht Pence die Woche" kann ich mir es nicht versagen, ganz besonders auf einzelne Gedichte aufmerksam zu machen: „God's World is Worthy Better Men" (ganz nieysch, im besten Sinne), „This World is full of Beauty", „A Poor Man's Wife", „Hope on, Hope ever" sind wahre, tief empfundene Bereicherungen des Schatzes der Poesie und könnten in der Form vom gebildetsten Dichter kaum schöner gestaltet werden. „All Glorious as a Rainbow's Birth" erinnert an die innigsten Liebesgesänge von Burns. Das Hauptgedicht, welches auf dem Titel als vorzüglichstes angeführt ist, kann dies als längstes gelten, es ist im Vergleich wohl zu den schwächsten zu zählen. Die Geburt eines Kindes unter ganz gewöhnlichen Umständen ist zu sehr idealisirt und verschwommen. Aber durchaus weht eine Kraft, ein ästhetisches und sittliches Feuer für bessere Menschen, mehr Gerechtigkeit, mehr Freiheit, mehr Wahrheit in der Welt, das mit dem Zauber wahrhafter Poesie zündet und hinreißt. Hoffentlich wird Gerald Massey bald in einer schönen deutschen Uebertragung zu haben sein und nicht lange auf Käufer, Kunden und Verehrer zu warten brauchen.

Ueber die Ursachen langer Lebensdauer.**)

Wie sehr unsere Zeit auch den Lebensgenuß liebt und sucht, so pflegen wir doch eine Verlängerung der Lebensdauer über die gewöhnliche Gränze hinaus nicht gerade unter die höchsten Glücksgüter zu rechnen. Der Wunsch, ein sehr hohes Alter zu erreichen, wird heutzutage weit weniger betont, als es in den biblischen Zeiten geschah, wo „daß du lange lebest auf Erden" eine Belohnung war nicht nur für den kindlichen Gehorsam, sondern für ein gottgefälliges Leben überhaupt. In unserem geschwindlebenden Jahrhundert sind wir glücklich genug, wenn uns das Greisen-Alter oder der Tod nicht vor der Zeit ereilt, und die Makrobiotik bedeutet bei uns nur die Kunst, das Leben bis zu dem gesetzmäßigen Termine zu erhalten, nicht die, es darüber hinaus zu verlängern.

Das unten genannte englische Werk, das ein solches Lehrbuch der Makrobiotik sein soll, enthält neben vielen medizinischen Gemeinplätzen über die Ursachen eines frühen Todes, manche interessante Beobachtung. So findet sich darin eine Liste von nicht weniger als 6200 Personen, die ein Alter von 100 Jahren und darüber erreichten. Von denselben starben 1518 in ihrem 100—110ten Jahre, 331 im 110—120sten, 99 im 120—130sten, 37 im 130—140sten, 11 im 140—150sten. Von den übrigen wurden 17 über 150 und darunter 2: 200 Jahre alt. Hieran reiht sich eine Liste von 55 Personen, die zur Zeit, als das Buch abgefaßt wurde, noch lebten und das hundertste Jahr überschritten hatten. Ferner werden erwähnt 2179 Personen, die in Rußland, und 750, die in Schweden über 100 Jahre alt wurden. Endlich folgt die Aufzählung von 708 Menschen, die nach den amtlichen Tabellen innerhalb fünf Jahren in England und Wales unter einer Bevölkerung von 18,897,187 und bei einer Summe von 1,237,886 Todesfällen im Alter von 100 und mehr Jahren gestorben sind.

Obwohl nun freilich von dem Verfasser zugestanden wird, daß viele von den obigen Beispielen vorsündfluthlicher Lebensdauer authentischer Belege entbehren, so fehlt es doch wiederum nicht an anderen, die auf glaubwürdigem Zeugniß beruhen und mit Einzelnheiten über Familiengeschichte, Lebensweise, Beruf und Gesundheitszustand der fraglichen Personen ausgestattet sind. Diese kleinen Biographieen nun werfen einiges Licht auf die Bedingungen der Langlebigkeit und führen zu ein paar allgemeinen Schlüssen, die zum Theil der allgemeinen Meinung über diesen Gegenstand widersprechen.

Zunächst giebt es, wie schon oben angedeutet, keine Kunst, das Leben über seine natürlichen Gränzen hinaus zu verlängern. Eben so gut könnte Einer von künstlicher Verlängerung der Schwangerschaft, des Säuglings- oder Knabenalters reden. Alles, was hier durch Kunst geschehen kann, besteht darin, daß wir, so viel als möglich, den Ursachen aus dem Wege gehen, die uns dasjenige Alter nicht würden erreichen lassen, zu dem wir kraft unserer Constitution berechtigt wären. Wer da meint, er könne mittelst einer bestimmten Diät, eines Elixirs oder dgl. sein Leben nur einen Tag länger machen, als es die angeborne Leibesbeschaffenheit zuläßt, der würde eben so thöricht sein, als Jemand, der sich ein Mittel aufschwatzen ließe, seinen Wuchs um einige Zoll zu erhöhen. Unstreitig steht es in unserer Macht, unsere Lebenszeit durch Exzesse zu verkürzen, aber es ist weniger als fraglich, daß wir nicht im Stande sind, sie durch Enthaltsamkeit über den prästabilirten Termin zu verlängern. Es existirt bekanntlich eine Selbst-Biographie des italiänischen Edelmanns Cornaro, der seine Jugend vergeudet hatte und im vierzigsten Jahre anfing, sein lüderliches Leben zu bereuen. Von dieser Zeit an lebte er überaus mäßig und erreichte dann ein Alter von 104 Jahren. Wenn sich aber Jemand diesen Cornaro zum Muster nehmen wollte, so würde er wahrscheinlich sein Leben eher verkürzen, als verlängern. Ein Mann, der bis in das vierzigste Jahr seine Gesundheit so weit bestürmte, daß man ihm versicherte, er werde, wenn er so fortführe, in wenigen Monaten sterben müssen, ein solcher Mann hat sicherlich schon eine ungewöhnlich kräftige Constitution gehabt, wofern er sich überhaupt nur erholen konnte. Wenn er nun aber nicht nur mit dem Leben davonkam, sondern mit dreiviertel Pfund Brod täglich noch vierundsechzig Jahre existirte und in seinem dreiundachtzigsten so munter und behend war, wie ein junger Mensch von sechzehn: so muß er zweifelsohne eine Natur besessen haben, die nicht nur gegen Ausschweifungen, sondern auch gegen Entbehrungen gestählt war und die man schwerlich bei einem Anderen so bald wieder finden wird. Jeder Versuch, dieses Beispiel der Enthaltsamkeit nachzuahmen, würde wahrscheinlich Gesundheit und Leben gewöhnlicher Sterblichen arg gefährden, und die Geschichte des Cornaro ist nur ein Beleg mehr für die Wahrheit, daß eine angeborne Zähigkeit der Constitution zu den Hauptbedingungen einer ungewöhnlichen Lebensdauer gehört. Zur näheren Begründung dieses Satzes lassen sich folgende Beobachtungen anführen:

Erstens: Personen, die ein besonders hohes Alter erreicht haben, sind auch gewöhnlich fast niemals krank gewesen. Der Verfasser des vorhin genannten Werkes zählt nicht weniger als einundsechzig Menschen auf, die über hundert Jahre alt wurden und, so lange sie lebten, keine Krankheit hatten. Einige von ihnen starben plötzlich, Andere waren nur einen oder einige Tage vor ihrem Tode bettlägerig. Wie nun aber nichts deutlicher eine Schwäche des Organismus verräth, als ein Siechthum, d. h. ein Zustand, in welchem die normalen Functionen des Körpers eine Zeitlang nicht regelmäßig in einander greifen, — so giebt es keinen sprechenderen Beweis für die Festigkeit der Constitution, als eine durch hundert Jahre und länger ungetrübte Gesundheit.

Zweitens: Während wir die geistigen Fähigkeiten und die Sinnesorgane bei siebzigjährigen Individuen sehr oft geschwächt finden, so pflegen doch diejenigen, die das hundertste Jahr erreichen, bis an ihr Ende einen klaren Geist und den vollen Gebrauch ihrer Sinne zu bewahren. Unser Autor citirt hundertfünf Fälle von mehr als hundertjährigen Personen, die bis zu dem letzten Tage ihres Lebens im vollen Besitze ihrer geistigen Kräfte, wie ihres Gesichts, Geruchs und Geschmacks geblieben waren. Hier zeigt sich wiederum die außergewöhnliche Lebensdauer mit einer eigenthümlichen Haltbarkeit selbst der feineren Organe verbunden, die nicht unbedingt zum Leben nothwendig sind.

**) On the Decline of Life in Health and Disease; being an attempt to investigate the causes of Longevity &c. By B. van Oren, M. D.

image
not
available

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 6 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 3 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 23, und beim Expediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 31), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 34. Berlin, Dienstag den 21. März 1834.

Italien.

Neue literarische Erscheinungen im nördlichen Italien.

Ein neuer sardinischer Kriegshafen. — Hebräische Studien und die Kosmogonie. — Borio's landwirthschaftliche Vorlesungen. — Bianchi-Giovini's Geschichte der Päpste. — Das Vaticinium des Bischofs Malachias. — Oesterreich in Italien.

Der gelehrte General, Graf Alberto della Marmora, welchem wir die bekannten trefflichen Werke über Sardinien verdanken, hat sich kürzlich über eine wichtige Tagesfrage vernehmen lassen. Es handelt sich nämlich darum, den Kriegshafen von Genua nach Spezia zu verlegen, indem mit der Ueberwindung der Apenninen durch die Eisenbahnen, wodurch auch die unmittelbare Verbindung Italiens und Deutschlands durch die Schweiz herbeigeführt wird, Genua der bedeutendste Handelshafen des Mittelländischen Meeres werden dürfte. Das jetzt für die sardinische Marine bestimmte Arsenal zu Genua soll in ein Handelsdock umgewandelt werden, nach Art derjenigen in London, und dürfte das bedeutendste auf dem Kontinente werden; jedenfalls wird wohl die Eisenbahn von Genua früher die Schweiz erreichen, als die von Triest nach Laibach vollendet ist. So vortheilhaft aber auch der Plan ist, den Kriegshafen von Genua nach Spezia zu verlegen, so macht doch der erfahrene General della Marmora darauf aufmerksam,*) welche Gefahr es mit sich bringt, wenn so bedeutende Anstalten an die äußerste Gränze des Reiches verlegt werden. Er führt auf eine sehr geistreiche Weise das Schicksal des Forts von Barraux an, welches an der Isére an der nach Savoyen führenden Straße von Grenoble nach dem Mont Cenis liegt. Dort baute zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts der Herzog von Savoyen zum Schutze dieses Passes ein Fort. Der damalige französische kommandirende General in der Provence erhielt von seinem Hofe einen bitteren Verweis, daß er dem unbedeutenden Herzoge von Savoyen ein so keckes Unternehmen gestattete. Doch er erwiederte: jener Paß sei für Frankreich sehr wichtig, und es sei dort eine Festung nothwendig, auch sei dies ein sehr zweckmäßig angelegtes Pentagon, das eigentlich die französische Regierung bauen müsse. Um aber dem Lande diese Kosten zu ersparen, lasse er es ganz ruhig vollenden, dann werde er es nehmen. Dies geschah auch im folgenden Jahre, und befindet es sich noch jetzt im Besitze von Frankreich. Der vorsichtige General della Marmora will zwar nicht fürchten, daß der neue Kriegshafen ein gleiches Schicksal haben werde; allein er liege ebenfalls an der äußersten Gränze des Staates; ja, wenn auch Napoleon Spezia zu seinem Haupt-Kriegshafen im Mittelmeere gemacht habe, so hätte er damals die Häfen von Livorno und Ancona nebst Venedig besessen, welche jetzt sämmtlich von österreichischen Truppen besetzt seien, welcher Staat jetzt auch zu Wasser als Konkurrent gegen Sardinien auftrete. Diese Warnung von einem solchen Manne dürfte bei Entscheidung dieser Frage von bedeutendem Gewicht sein. Eine andere Schrift schlägt vor, die Rhede von Varo bei Savona zum Kriegshafen umzuwandeln.

Ein für das Studium der hebräischen Sprache und Literatur in Italien sehr wichtiges Werk ist so eben in Padua erschienen, nämlich eine „Hebräische Grammatik", wie es eine solche bisher noch nicht diesseits der Alpen gab. Kenner rühmen die Gelehrsamkeit des Verfassers, Dr. Luzzatto, welcher zugleich Rabbiner und Professor am Collegio Rabbinico in Padua ist.**) Ein anderer gelehrter Israelit hat in einem zu Turin eben erschienenen dogmatischen Werke („La Religione Israelitica") die Uebereinstimmung der Mosaischen Schöpfungsgeschichte mit den neuesten kosmischen Theorieen aufgestellt, die er unserem Humboldt übersandte, welcher dem Verfasser in einem eben so liebenswürdigen als gelehrten Antwortschreiben gedankt und seine Anerkennung bewiesen hat.

Neben solchen rein wissenschaftlichen Bestrebungen bleiben aber hier auch die praktischen Kenntnisse nicht zurück, und dürfen wir in dieser Beziehung nur die Turiner Ackerbau-Gesellschaft erwähnen, welche eine sehr geachtete, rein praktische Monatsschrift herausgiebt. Besondere Erwähnung aber verdient der eben jetzt erschienene erste Band der Vorlesungen des hiesigen Professors der Landwirthschaft, Herrn G. Borio, welche von Kennern sehr gelobt werden. Die zahlreichen Kupfertafeln, welche diesem Werke beigegeben sind, zeigen, daß man zu diesem Zweck hier für solche wissenschaftliche Arbeiten und Forschungen Etwas ausgiebt. Es ist nur zu bedauern, daß keine Uebersicht des Inhalts beigefügt ist, so daß man dieses Werk ganz durchlesen muß, um seinen Inhalt kennen zu lernen.*)

Von den Erscheinungen der letzten Zeit dürfte aber wohl die bedeutendste sein die „Geschichte der Päpste", von Bianchi-Giovini,**) von der bereits acht Bände ausgegeben sind. Zum erstenmal ist in Italien in italiänischer Sprache die „Geschichte der Päpste" von dem freisinnigsten Standpunkte aus bearbeitet worden, den der Verfasser, obwohl Katholik, treu bewahrt hat. Wenn auch der deutsche Geschichtsforscher darin keine neuen Aufschlüsse finden wird, so muß doch die Anschauungsweise eines Italiäners uns sehr anziehen; um so mehr da die Darstellung des Verfassers eben so klar wie lebendig ist, und dieses Buch nicht blos für den Gelehrten, sondern auch für die größere Lesewelt geschrieben ist, daher um so mehr Eindruck machen muß. Wir heben aus dem siebenten Bande nur das Leben des Papstes Cölestin heraus, der von 1143 bis 1144 die dreifache Krone nur fünf Monate lang trug. Er war, aus Civita-Castellana gebürtig, Schüler Abälard's gewesen und wurde, nachdem lange Päpste und Gegenpäpste gewählt worden waren, die sich gegenseitig verfluchten, zum erstenmal wieder einstimmig von geistlichen und weltlichen Römern gewählt. Aus seiner Regierungszeit sind nur zwei bemerkenswerthe Thatsachen zu erwähnen gewesen. Zuvörderst fängt mit diesem Papste die Reihe der Päpste an, welche der heilige Malachias, Bischof von Armagh in Irland, in einer Prophezeiung vor seinem 1143 erfolgten Tode vorausgesagt haben soll. Es ist dieser Prophezeiung gegangen, wie der des Mönches von Lehnin; man hält sie nämlich für ein vaticinium post eventum, obwohl sie bereits zu Venedig 1595 von Arnold Wion in seinem „Signum vitae" gedruckt sein soll. Von Gregor XVI. wird in dieser Prophezeiung gesagt, er sei de balneis Hetruriae; in der That war er vorher Abt zu Valle Ambrosa in Toskana (Aquabella), und Pius IX. wird bezeichnet als crux de cruce. Sein Nachfolger heißt: lumen de coelo. Ihm soll folgen: ignis ardens und noch sieben dergleichen Bezeichnungen, bis der letzte Papst: gloria oliva, die Reihe derselben beschließt, nach welchem Rom zerstört werden wird. Hiernach würde das Papstthum noch höchstens hundert Jahre dauern. Die andere wichtige Begebenheit unter jenem Papst Cölestin war das Auftreten Arnold's von Brescia in Rom, wobei der Verfasser die damalige Verderbniß der Geistlichkeit keineswegs verschweigt.

Von demselben fleißigen Verfasser erschien eben jetzt***) sein Oesterreich und Italien, die Geschichte der Lombardei unter der österreichischen Herrschaft, besonders aber seit der Errichtung des lombardisch-venetianischen Königreichs; die Maßregeln des Fürsten Metternich und die Geständnisse des Grafen Ficquelmont bis zu den Ereignissen vom 6. Februar 1853. Der Verfasser schließt dieses allerdings dunkele Gemälde mit der Bemerkung, daß bei dem fortgesetzten Belagerungszustande das Land zwar zur Einöde gemacht werden könne, daß es aber dennoch stets ein sehr ungewisser Besitz sein werde, der Verwickelungen nach sich ziehen könne, welche kein Staatsmann vorauszusehen im Stande sei.

Turin. J. F. Neigebaur.

*) Il forte di Barraux e la Spezia. Dal Conte Alberto della Marmora. Torino, 1833.

**) Grammatica della lingua Ebraica del Professore S. D. Luzzatto. Padova, 1833.

*) Lezioni di agricoltura, lette all Istituto tecnico di Torino, dal Profess. G. Borio. Torino, 1833.

**) Storia dei Papi, di A. Bianchi-Giovini. Torino, dalla Società editrice Italiana, 1833.

***) L'Austria in Italia e le sue confische. Il Conte Ficquelmont e le sue confessioni. Di A. Bianchi-Giovini. Torino, 1833.

image
not
available

s Commonwealth und des Protektorats ein, Zeiten, die immer von großer Wichtigkeit für Jeden bleiben, der in der Geschichte nicht blos Gedächtniß-Stärkungsmittel sieht. — Ein anderes authentisches, inhaltsvolles Buch ist „das Jahrbuch der Thatsachen in Kunst und Wissenschaft" („The Year Book of Facts in Science and Art") von John Timbs. Der letzte Jahrgang giebt eine sehr gewissenhafte Uebersicht aller Erfindungen, Verbesserungen, Entdeckungen u. s. w. in den Naturwissenschaften für Industrie, Kunst und Wissenschaft. Bekanntlich war das letzte Jahr besonders reich und interessant. Für Alles, was hier zum erstenmale und neu auftritt, ist jedesmal mit der größten Gewissenhaftigkeit die betreffende Autorität zitirt worden, so daß man Alles als zuverlässige Quelle und Belehrung gebrauchen kann.

Jetzt sehe ich, daß mir noch eine belletristische Pflicht gegen eine englische Schriftstellerin und Journal-Redactrice übrig bleibt, Miß Pardoe. Ihr neuester Roman, „Reginald Lyle", verdient nicht blos der Galanterie wegen besondere Erwähnung. Wir wissen, daß sich Miß Pardoe schon durch mehrere Romane und Novellen, besonders durch ihr „Leben der Marie von Medicis", einen Ehrenplatz unter den zahlreichen englischen Schriftstellerinnen erwarb. Ihr „Reginald Lyle" ist so originell, satirisch und keck, daß ihn ein männlicher Humorist kaum besser geschrieben haben könnte. Sie geht kühn bis zum Unwahrscheinlichsten, weiß es aber gut zu modifiziren und alle Konsequenzen sehr plausibel daraus zu entwickeln. Es gilt ihr diesmal, die „praktischen Leute" mit ihrem heuchlerischen, alle Gefühle und Bande des Blutes und des Anstandes zerreißenden Geldhunger zu geißeln und in allen möglichen Lichtern der Lächerlichkeit zappeln zu lassen. Reginald Lyle kömmt nach sechzigjähriger Abwesenheit mit unermeßlichem Reichthume, aber als Junggesell aus Mexiko in sein Vaterland, England, zu seinen Verwandten zurück. Wie sie sich abquälen, intriguiren und kriechen, um gut in sein Testament zu kommen! Diese Plackereien des Geldhungers, der Erbschleicherei sind der Haupt-Humor der drei Bände. Aber der alte originelle Kauz hat schon sein Testament gemacht, was Erbschleicher und wir, natürlich zu unserer Ueberraschung, erst ganz zuletzt erfahren. Der anglo-mexikanische Nabob ist nicht nur ein origineller Kauz (sonst könnte er nicht solch ein Testament gemacht haben), sondern auch ungemein scharfsinnig und geschickt, die Herzen aller seiner Verwandten bis in die tiefsten Tiefen zu peilen. Er ist ein cynischer, lebensmüder, mißtrauischer Greis, in dessen Herzenstiefen freilich ein sehr hohes, sittliches Ideal lebte, welches nun unwillkürlich stets die pikantesten Vergleiche zwischen dem, was die Menschen sind und wollen, und was sie heucheln, anzustellen weiß. Das Ende des Ganzen, das wir lange als ein nur humoristisches erwarteten, stellt sich als sehr ernst und sittlich ergreifend ein. Der Humor und die Nemesis des Ganzen liegt im Testamente, welches zum Erstaunen aller Erbbeflissenen so war, daß sie just durch ihre Anstrengungen, Erben zu werden, einen Anderen zum Erben erhoben. Es lautet dahin, daß, wenn sich unter seinen Verwandten Jemand finden sollte, der durch das Schicksal oder die Niederträchtigkeit seiner Verwandten so weit heruntergedrückt wäre, daß er bei Eröffnung des Testaments nicht einen einzigen Penny besäße, derselbe zweihunderttausend Pfd. Sterl. erben solle. Der Erbe findet sich, weil die reichen Verwandten gegen ihn, den armen, so beispiellos niederträchtig waren, daß sie ihm den einzigen fehlenden Penny versagten. Sehr gezwungen, kann man hier sagen, aber es kömmt hier Alles auf den Reiz und das Geschick der Ausführung an. Dabei muß man bedenken, daß die alten reichen Engländer im Allgemeinen als originelle und wunderliche Testamentmacher bekannt sind.

So wird man bald direkt, bald indirekt an die verschiedenen Bestrebungen, ein Utopien, etwas „Kommendes" zu erreichen, erinnert. Hier zeigt sich es im Gesang, dort in einer Zeitschrift, dort in dem Spott und dem Ekel über bestehende, soziale Verhältnisse, anderswo in kirchlichen, humanistischen und sozialistischen Vereinen, hier in Prophezeiungen, da in unrasirten Oberlippen, dort in kosmopolitischen Projekten, um alle Nationen ein gemeinsames Band zu schlingen, in Strikes und Auswanderungen (nur daß Erstere es hier erzwingen und Letztere es drüben suchen wollen), in den Newcomes von Thackeray, in Dickens' Hard Times und sonst auf die mannigfaltigste Weise bis in die beherzten Tischbeine des Robert Owen herab. Aber wenn überall, so gewiß nicht auf der Bühne. Wir finden da entweder triviale Neuigkeiten sehr oft aus dem Französischen und Deutschen zusammengestoppelt, ephemerische, gehaltlose Originale oder Shakespeare, aber nicht Shakespeare's sondern der ungeheuren Lunge Brooke's wegen. Brooke ist ein gewaltiger Irländer, der in allen Stücken mindestens seinen Schnurrbart trägt und dann durch ein fünfaktiges Brüllen (nur oft etwas heiser im fünften) beweist, daß er Haare auf den Zähnen und die martialischste Lunge in ganz Großbritannien hat. Er ist durch diesen Humbug der Held der englischen Bühne überhaupt geworden. Vielleicht könnte ein Anderer durch den Humbug eines immerwährenden Lispelns in Heldenrollen eben so berühmt werden. Brooke's „Macbeth" in Drury-Lane ist das Ereigniß der Season. Vielleicht hat er mehr strategisches Talent, als theatralisches, und so wäre er am Ende als Kommandant der englischen Flotte auf dem Schwarzen Meere um so nützlicher, als er dort an allen Gestaden zugleich gehört werden könnte und als die alten Herren Admirale weder hören, noch sehen, noch gehört werden können. — Eine aus dem Deutschen übertragene und englisirte Zauberposse: „das Liebesschloß", von Corley, fiel auf dem Olympic mit jedem Akte gründlicher durch, so daß man wieder zum „Bengalischen Tiger" und zum „Lotterie-Loos" (auch aus dem Deutschen) seine Zuflucht nahm. Im Strand-Theater macht eine Originalposse: „No Irish need apply" ziemlich viel Glück. In England und besonders Amerika setzt fast jede Hausfrau, die ein Dienstmädchen sucht, hinzu: „No Irish need apply". „Man verbittet sich Irländer", die doch überall noch die besten Dienstboten sind. Die englischen schreiben einen bestimmten Badeort, Freistunden, die Quantität Bier u. s. w. vor, machen sich zur Bedingung, daß keine Katzen oder Hunde oder Kanarienvögel gehalten werden, und daß ihnen ein Diener und ein Lansbursche zur Seite stehe. Darauf und auf dem natürlichen Witze der Irländer beruht das wohlfeile Lachspiel. Außerdem machen „Gin and Water" oder „Gin versus Water" oder „More Gin and Water!" auf drei verschiedenen Bühnen populärer Art immer wieder volle Häuser. Im Ganzen sind im Verlauf des letzten halben Jahres, wie ich höre, funfzehn Lustspiele aus diesem englischen Branntwein und Wasser mit Glück gebraut worden, seitdem das erste „Gin and Water" als eine Art „Eckensteher Nante" einschlug. Im „Royal Grecian" wurde eine freie Bearbeitung von dem in Deutschland vergessenen „Dr. Faust's Zauberkäppchen" gegeben. In diesem Tone könnte man lange fortfahren, zu berichten. Selbständig Englisch und originell erweist sich in dem ganzen Reichthume theatralischer Genüsse nur der „Myriographist und Pantomimist Woodin", der seit wohl einem halben Jahre immer wieder sein „Carpet-Bag and Sketch-Book" — „Reisetasche und Skizzenbuch" — giebt. Er reist, erzählt, skizzirt und macht seine Reisen vor dem Publikum — das ist Alles. Darin ist er jeden Abend neu. Jeden Abend neue Anspielungen, neue Gesänge, neue Charaktere, neue Erfahrungen und Erlebnisse, die das englische Publikum immer frisch und heimatlich, respektive lokal anwehen und erfrischen. Woodin könnte dadurch allein allen dramatischen Dichtern, wenigstens Lustspieldichtern, zeigen, wo man suchen und zugreifen muß, um mit urkräftigem Behagen die Herzen und Zwerchfelle aller Hörer zu zwingen, d. h. unmittelbar vor der Nase, mitten in den Tag und das Leben hinein.

Von den großartigen, musikalischen und Opern-Anstrengungen für die Season nehme ich vielleicht das nächstemal Notiz, insofern sie ein neues ästhetisches Interesse bieten, was freilich voraussichtlich nicht sehr bedeutend ausfallen wird.

Um den Geist und die Stimmungen der Zeit auch aus ruhigeren, solideren Quellen zu studiren, habe ich mir zuletzt über ein Dutzend Monatsschriften in ihren Märzheften angesehen, da sich hier in der Regel ältere, unabhängige, ruhige Gelehrte und Schriftsteller gründlicher, als es in Tages- und Wochenzeitungen geschieht, über Fragen der Zeit aussprechen. So fand ich in Blackwood's Magazine sehr gründlich nachgewiesen, daß zwischen der griechischen Kirche Rußlands und der christlichen in Konstantinopel alle Identität und alle Sympathie verschwunden sei, so daß der russische bekannte Vorwand ganz in Nichts zerfalle (eben so wie die Phrasen von slavischen und hellenischen Nationalitäten). The Dublin University bringt eine ausführliche Biographie M'Clure's mit Portrait, das New-Monthly ein Stück prächtigen Humors über die „Bartbewegung", Ainsworth's größtentheils belletristische Waare; und in Bentley's sind besonders die „Scenen bei Eröffnung des Parlaments" instruktiv, insofern sie die Interessen und Parteien und die wahrscheinlichen Kämpfe der jetzigen Season klar entwickeln. Gentleman's Magazine fand ich belletristisch blaß, aber im British Journal „eine große Türken-Jagd im Mittelalter", von William Dalton, insofern sehr zeitgemäß, als sie überraschende Vergleichungspunkte zwischen dem damaligen und jetzigen Bajazet bietet. Sharpe's ist wieder belletristisch blaß, und das für wenig Geld am meisten bietende Illustrated London Magazine giebt interessante Schilderungen mit Holzschnitten und widmet auch Rußland seinen Theil, da es dessen Hülfsquellen ziemlich drastisch beleuchtet. Das National Magazine weist in Bosnien das bunte Gemisch von Nationalitäten nach, welche „Türkei" genannt werden. North British sucht in einer „Vergleichung der Schriftsteller mit der Gesellschaft" der Zeit den Puls zu fühlen, es weiß aber zuletzt doch nicht, was ihr fehlt. Summa summarum habe ich viele Thatsachen, viele schöne Artikel und Materialien, aber Nichts gefunden, was mich in Bezug auf die eigentlichen innersten Regungen und Bewegungen Großbritanniens im Wesentlichen klüger gemacht hätte. Auch in diesen Massen von Monats-Literatur fehlt es an jener höheren, kritischen Gründlichkeit und intellektuellen Construction, welche nothwendig ist, wenn man sich in dieser wirren Masse von Literatur, Leben, Streben und Interesse

zurechtfinden soll. Viele sehen ganz bequem und vornehm aus und blicken höchstens beiläufig lächelnd auf die tiefer ringenden Kräfte, als „utopische", herab. Niemand kritisirt England gründlich. Spuren davon findet man blos in jüngeren, obskuren, aufstrebenden und respektive wieder untergegangenen Zeitschriften. Doch, daß sie zu erscheinen wagen und, gestorben im Entstehen, in anderen Formen immer wieder auferstehen, läßt auf eine Lebenskraft schließen, die, wie der jetzige Frühling, lange mit dem Winter kämpfen muß, aber jede vom Frost getödtete Knospe durch zwei neue zu ersetzen weiß.

Frankreich.

Das Alter mit seinen Genüssen und Entbehrungen.*)

Bei der Beobachtung der verschiedenen Lebensperioden verliert man immer die Erfahrung aus den Augen, daß jede ihr Maß von Entbehrungen und Genüssen mit sich bringe. Was ist nun zu thun? Die Natur antwortet auf diese Frage: Schicke Dich in die neue Hausordnung Deines Körpers und Deiner Seele; mit anderen Worten: Sei Mensch Deines Lebensalters, wie Du Bürger Deines Vaterlandes bist. Dieser Grundsatz einer gesunden Lebensphilosophie ist von solcher Wichtigkeit, daß der organische Haushalt, die Gesundheit, die Ruhe, das Glück die Folgen jedes Schrittes, den man sich davon entfernt, hart empfinden. Viele Leute können sich von dieser Wahrheit nur mit Mühe überzeugen; in der Regel macht man sich bald zu alt, bald zu jung. Wie soll man es sich, namentlich in der Fülle der Lebenskraft, denken, daß man mit Runzeln im Gesicht, mit einem unter der Jahre Last mehr oder weniger gebeugten Körper, mit einem Geist ohne Elastizität, mit einem Arm ohne Kraft, noch irgend auf Genuß Anspruch machen könnte: es scheint eine Anmaßung. Ja, wer nur über den Hochpunkt des Lebens hinaus ist, glaubt, auf keine Freude mehr rechnen zu dürfen; einzig und allein, weil er den Blick stets hinter sich richtet, weil er nicht mehr die frühere Stärke hat, weil er zu gewissen Vergnügungen nicht mehr fähig ist, weil seine Einbildungskraft erschlafft, weil ein großer Theil der Täuschungen geschwunden ist; kurz, weil er von Uebeln heimgesucht wird, die er früher nicht gekannt, ohne an die zu denken, die er jetzt losgeworden. Vor den Augen solcher Menschen ist die ganze Außenwelt eine verblühte Flur; die Sonne ist ein todsendender Schütze, der Winter mörderisch, der Frühling giftathmend. Vielleicht haben sie Recht; da sie es in ihrer unseligen Thorheit nicht verstehen, ihrem Alter, ihrer Zeit und ihrer Lage gemäß zu leben und zu genießen. Hatten sie denn geglaubt, ihr Zug durch das Leben werde eine ununterbrochene Lustfahrt sein? Gewiß, kein Mensch trägt ungebeugt die Last der Jahre; allein wenn es nur dem Kopf nicht ganz an Licht, dem Herzen nicht ganz an Wärme fehlt; wenn nicht ein heimlicher Neid, ein thörichter Nacheifer, es der Jugend gleich zu thun, an der Seele des Greises zehrt, so giebt es kein Lebensalter, das nicht seinen Beitrag an Genuß abwürfe. Das ganze Geheimniß ist, von dem Leben durch alle seine Stufen den möglichsten Vortheil zu ziehen: dem Lenz all sein Grün, dem Sommer all seine Blüthen, dem Herbst all seine Früchte abzugewinnen. Das ist die so wichtige Wissenschaft des Lebens.

„Wer seines Alters Wesen nicht begreift,
Hat seines Alters ganzes Leid zu tragen."

Das ist ein Axiom auf eine feste, tägliche Erfahrung gegründet. Unglücklicherweise redet man sich immer ein, das Greisen-Alter nutze, wie ein schleichendes Fieber, die Kräfte ab, entgeiste das Leben, ohne es auszulöschen, und bringe es allmälig zu dem Zustande der Pflanze herab. Das mag in gewissen Fällen wahr sein; so viel aber ist gewiß, das Leben welkt, so zu sagen, Blatt für Blatt nur denen, die von ihrem Steckenpferd nicht steigen wollen, bis es sie abwirft, oder deren Körper schon früh durch Ausschweifungen, Krankheiten oder eine schwächliche Organisation gelitten hat; allein bei kräftigen, gesunden Greisen scheinen die Runzeln nur die Narben von den Wunden, die sie sich auf der Wahlstatt des Lebens geholt. Nicht immer, glaubet es, ist die Hefe auf dem Boden des Gefäßes. Man verwechselt nur das Greisenalter in all seinen Stadien mit der Hinfälligkeit, die an des Lebens letzte Gränze streift. Juvenal, Horaz und gewisse Sittenmaler sind in diesem Irrthum befangen.

Ist nicht beim Eintritt ins Greisen-Alter, und gewiß noch weit über diese Linie hinaus, das sittliche Leben in seiner vollen Entfaltung, ist nicht die Denkkraft auf ihrem Gipfelpunkt? Hat nicht die Erfahrung zur Vervollkommnung beider das Ihrige beigesteuert? Hat sich nur der Greis erst von den unseligen Vergleichen seines gegenwärtigen Alters mit den verflossenen Perioden freigemacht, dann kann er die Ruhe, den Frieden, die Vergnügungen, die es ihm bringt, ungestört genießen. „Vergnügungen!" Das klingt wie Spott; wie verträge sich das mit dem Greisen-Alter? Verständigen wir uns nur. Nennt man „Vergnügen" die Stillung jenes heftigen Sinnendurstes, der unaufhörlich die Eindrücke häuft, vermannigfaltigt, steigert, um das Leben möglichst stark und in den kürzesten Zeiträumen zu empfinden: dann kömmt dem Greisen-Alter kein „Vergnügen" zu, das übrigens für jede Lebensstufe gefährlich ist. Aber ruhig und allgemach gewisse körperliche und geistige Vergnügen schmecken, nur mit Vorsicht die Lippen an die Freudenschaale setzen — seine Genüsse nach seinen Kräften regeln — nach einem abgewogenen, mäßigen Glück ohne Stöße, ohne Aussetzungen, ohne Hitze und ohne Schauer streben — die Liebe und die Freundschaft, diese beiden schönen Lebensträume nach ihrem wahren Werthe schätzen — auf der Wage der Erfahrung das Gefällige und das Schädliche ohne übermäßige Richterstrenge wägen — verdient diese Art, zu genießen, unsere Verachtung? Wahrlich nein; um so weniger, als sie ohne den bitteren Nachgeschmack der Furcht und Reue ist. Das ist das einzige Mittel, den Eingebungen der Natur zu folgen — ihr, die zugleich so gütig und so grausam, so nachsichtig und so unversöhnlich ist.

Im Allgemeinen sind die Menschen, die lange gelebt haben, nicht mehr für große Freuden, aber auch nicht für große Schmerzen empfänglich. Allein nach den stürmischen Vergnügungen der Jugend können sie nun ein heiteres Leben genießen, das im Schatten vergangener Tage ausruht und der Entschädigung in der Ewigkeit harrt, das in den alten Freundschaften, alten Gewohnheiten und den innigen und sanften Freuden der Häuslichkeit gemüthliche Befriedigung findet. Es ist besonders in dem Lebens-Abschnitt zwischen funfzig und siebzig, also beiläufig dem Drittel unseres Lebens, wo der gesunde Mensch einer von keiner Altersstufe übertroffenen, wohlabgewogenen Lebensfähigkeit sich erfreut. Ein Schriftsteller, durch die Feinheit seines Witzes, wie durch seltene Eigenschaften des Gemüthes ausgezeichnet, beklagte sich bei einem Freunde, daß er ins sechzigste Jahr getreten sei. „Nun, das ist ja der Frühling des Greisen-Alters!" rief der Freund. Wie verständig und wahr! In der That, hat man diese zweite Blüthe des Alters erreicht, steht Einem noch eine gewisse Körperkraft zu Gebot und die Gegenwart heftet ein Blatt mehr in das „goldene Buch" des vergangenen Lebens: so ist nicht alles Glück untergegangen; versteht sich, wenn man an das organische Leben nicht zu große Ansprüche macht, wenn man jene Mäßigkeit besitzt, die als der wahre Typus menschlicher Weisheit anzusehen ist. (Schluß folgt.)

*) Aus einem größeren Werke über das Alter, von dem bekannten Pariser Arzte, Dr. Reveillé-Parise.

Mannigfaltiges.

— Russische Gesandte in Konstantinopel. In einem Augenblick, wo Europa von einem allgemeinen Kriege bedroht wird, der seine unmittelbare Ursache in dem anmaßenden Benehmen eines russischen Bevollmächtigten in Konstantinopel hat, welches, indem es die Würde der hohen Pforte verletzte, vielleicht noch mehr als die von ihm überbrachten Forderungen zum Scheitern seiner Mission beitrug, ist es nicht ohne Interesse, daran zu erinnern, welche Behandlung die moskowitischen Diplomaten sich einst am Hofe des Padischah gefallen lassen mußten. Am 25. Januar 1668, unter der Regierung Muhammed's IV., wurde der Gesandte des Zaren Alexei Michailowitsch zur Audienz in das Serail vor den Sultan geführt. Ganz erfüllt von dem Gedanken an die Macht seines Herrn, hielt er es nicht für geziemend, sich unterwürfig zu zeigen, und verbeugte sich nicht so tief vor dem Padischah, wie es die türkischen Beamten verlangten. Diese, dem vorgeschriebenen Ceremoniell treu, drückten ihm mit ihren Händen den Kopf nieder und suchten ihn zu den entsprechenden Bücklingen zu zwingen. Er stemmte sich energisch diesen gewaltsamen Maßregeln entgegen; die Kämmerlinge aber, weit entfernt, ihre Beute fahren zu lassen, drückten nur um so stärker, so daß der Russe endlich zur Erde fiel. Bei diesem Anblick verlor der Dragoman, welcher den Gesandten begleitete, alle Fassung und vermochte kein Wort hervorzubringen; der Großherr, verdrießlich darüber, befahl dem Kaimakan, ihn von der Gegenwart des Ungläubigen zu befreien. Der Minister gehorchte und trieb mit Stockschlägen, die er eigenhändig applizirte, den Gesandten, seinen Secretair und den Dragoman zur Thür des Audienzzimmers hinaus, worauf sie im Vorsaal von den Tschauschen in Empfang genommen und vollends aus dem Pfortenpalast hinausspedirt wurden.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 6 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 3 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin in Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Spediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 35. Berlin, Donnerstag den 23. März 1854.

Türkei.

Ein türkisches Postamt.*)

Die türkische Postverwaltung ist sehr einfach; zur Beförderung der Korrespondenz, wie der Reisenden, hat sie kein anderes Mittel, als die kleinen Packpferde, von denen man auf den Hauptlandstraßen in bestimmten Entfernungen Relais unterhält. Die Briefe werden in Bündeln über die Pferde gehängt, die von einem Tataren und einem oder mehreren bewaffneten Kawassen begleitet werden. Die Pferde gehen gewöhnlich im Schritt oder im Hundetrab, so daß der Briefwechsel zwischen den verschiedenen Theilen des Reichs sich einer keineswegs schnellen Beförderung erfreut. Zwischen Konstantinopel und den großen Städten an der Donau ist ein Brief in der Regel acht Tage unterweges, noch länger zwischen der Hauptstadt und Bosnien, und das nordwestliche Rumelien kann er, namentlich im Winter, wo die Straße sich geradezu in einen Morast verwandelt, kaum in weniger als drei Wochen erreichen. Wenn wir nun in Erwägung ziehen, daß man in der Türkei keine Brief-Ausgabe kennt, und daß ein Schreiben oft mehrere Tage im Postamt liegen bleibt, ohne in die Hände des Adressaten zu gelangen, so können wir im Allgemeinen drei Wochen als den kürzesten Zeitraum annehmen, der verlaufen muß, ehe Jemand, der von Widdin, Sistova, Nikopolis, Ruschtschuk oder Schumla schreibt, auf eine Antwort von seinem Freunde in Konstantinopel rechnen darf. Der erstere dieser Oerter ist allerdings vierhundertsechzig, der letztere nur zweihundertfunfzig (engl.) Meilen von der Hauptstadt entfernt; aber es ist merkwürdig, daß dergleichen Abweichungen wenig Unterschied in der Zeit machen, die auf dem Wege zugebracht wird. Auch übernimmt die türkische Post die Beförderung der Korrespondenz nur innerhalb der Staaten des Sultans; es ist daher nothwendig, wenn man nach dem Auslande schreibt, einen Agenten in Konstantinopel oder an der Gränze zu haben, der die Briefe empfängt und weiter expedirt. Der Postmeister in jeder Stadt hat nicht allein die Aufsicht über das Postamt, sondern auch über die von Kurieren und Reisenden gebrauchten Reitpferde, von denen er stets eine große Anzahl mit der erforderlichen Bedienung von Surudschis oder Postillonen unterhält, die die Pferde begleiten und zurückbringen.

So weit, was den *Modus operandi* betrifft. Wie unvollkommen dieser auch einem Europäer erscheinen mag, der an die tägliche Ausgabe von Briefen aus allen Theilen der Welt gewöhnt ist, so genügt er doch allen Bedürfnissen eines Landes, in dem so geringer Verkehr zwischen einem Distrikt und dem anderen stattfindet, wo wenig oder gar kein Handel existirt und nur ein kl[illegible]r Theil der Bevölkerung lesen oder schreiben kann. Dieser letztere Uebelstand fällt indessen nicht dem Volke, sondern vielmehr seiner Sprache zur Last. Es herrscht nämlich ein bedeutender Unterschied zwischen dem Türkischen, welches von den Massen in ihrer gewöhnlichen Unterhaltung gesprochen wird, und demjenigen, dessen sich die Gelehrten, die hohen Beamten und Schriftkundigen bedienen. Tausende von Leuten, die ihre Muttersprache so fließend und sogar richtig sprechen, daß sie allen Beziehungen des sozialen Lebens vollkommen gewachsen sind, würden, von einem Mufti oder anderen Würdenträger der hohen Pforte angeredet, nicht eine Silbe von dem verstehen, was er zu ihnen sagt, oder wenigstens einen sehr unvollkommenen Begriff davon haben. Der Ausländer in Konstantinopel geräth oft in Erstaunen, wenn er seinen Dragoman, der ihm mit der größten Fertigkeit in den Straßen, dem Basar, den Bädern, dem Zollhause als Dolmetscher zur Seite gestanden, einem Secretair oder Hofbeamten der Pforte gegenüber, dem er einen Besuch abstattet, verstummen sieht und bemerkt, daß er sich weder der Standesperson verständlich machen, noch von ihr verstanden werden kann, so daß die Audienz ein sehr unbefriedigendes Ende nimmt, wenn nicht gerade ein der Gelehrten-Sprache kundiger Tergyman in der Nähe ist. Man wird dies erklärlich finden, wenn man weiß, daß in der türkischen Literatur eine große Anzahl Worte persischen oder arabischen Ursprungs angewendet wird, und daß man sich außerdem eines zierlichen und blumenreichen Styls befleißigt, dessen vollständige Aneignung ein mehrjähriges Studium erheischt. In der Türkei ist daher die Unwissenheit kein so großer Vorwurf, als in Ländern, wo der Unterschied zwischen der Schrift- und Umgangs-Sprache nur unbedeutend ist, wenn er überhaupt stattfindet. Die natürliche Wirkung davon ist jedoch, daß die Korrespondenz beschränkt und der Verkehr zwischen Freunden und Verwandten in der Ferne verhindert wird, indem das Schreiben eines Briefs hier als ein Gegenstand von nicht geringer Wichtigkeit behandelt wird. Wenn ein Pascha oder ein anderer Würdenträger uns einen Empfehlungsbrief geben will oder auch nur einen gewöhnlichen Ferman oder Teskere zum Reisen ausstellt, so ertheilt er erst förmlichen Befehl, ihn auszufertigen, und es erfordert einen, mitunter zwei Tage, um diesem vollständig nachzukommen, man habe auch noch so große Eil, oder es sei der Inhalt auch noch so kurz. In den unteren Schichten des Volks sind die Schwierigkeiten und Verzögerungen natürlich weit größer, und folglich hat weder die Post, noch der Postmeister viel zu thun, ausgenommen in Konstantinopel, Smyrna, Adrianopel und anderen bedeutenden Städten, wo mehr Handelsthätigkeit herrscht und zahlreiche Franken leben.

Als aber die jetzige Krisis eintrat und die Armee sich an den Gränzen sammelte, hörte das idyllische Stillleben auf und es ging eine totale Veränderung vor sich, wenigstens in den Städten des Nordens. Große Truppen-Massen durchzogen das Land, mit ihnen Beamte eines jeden Grades, vom Civil sowohl als vom Militair, und Liebhaber von beinahe jeder europäischen Nation eilten herbei, um sich den Spektakel mit anzusehen. Dieser Völkerwanderung folgten Stöße von Briefen aus Syrien, aus Aegypten, aus allen Theilen Klein-Asiens, aus jedem Paschalik des türkischen Reichs, das sein Truppen-Kontingent gestellt hatte, um die Ungläubigen von dem heiligen Boden des Islam vertreiben zu helfen, so wie die ziemlich voluminöse Korrespondenz der Franken und die Gesuche der Flüchtlinge, die der Pforte ihre Dienste in jedem Departement, vom Lazareth bis zur Artillerie, anboten. Hierzu kamen noch die zahllosen Projekte, die von Abenteurern aller Art eingingen, um durch untrügliche Zerstörungsmittel die ganze moskowitische Armee mit Einem Schlage zu vernichten, ohne daß der türkischen Regierung irgend ein Verlust oder auch nur Kosten daraus erwüchsen, mit Ausnahme einer geringen Vergütung, die der Erfinder als Ersatz für den Zeitverlust und die Auslagen in Anspruch nahm, welche ihm die während einer Reihe von Jahren angestellten und jetzt endlich mit dem glücklichsten Erfolg gekrönten Experimente verursacht hatten u. s. w. Wir wollen nun einen Blick in das Postamt einer türkischen Provinzial-Stadt werfen, um uns einigermaßen die Verwirrung und den panischen Schrecken zu vergegenwärtigen, der die Postbeamten bei einer so unerwarteten Revolution ergreifen mußte.

Das Posthaus ist ein kleines, hölzernes Gebäude, vielleicht nur ein Stock hoch, vielleicht auch von zwei Stockwerken, in welchem Fall das zur ebenen Erde als Stall benutzt wird und das obere zum Wohnen dient. Eine Treppe hoch oder im Korridor am Eingange hängt ein Vorhang vor der Thür, wie es in allen türkischen Wohnhäusern Gebrauch ist, deren Eigenthümer einige Ansprüche auf Rang oder Reichthum machen. Man zieht den Vorhang zurück und tritt in ein Zimmer von mittler Größe, mit dem stereotypen, die ganze Wand einnehmenden Divan, auf dem ein wohlbeleibter, alter, bärtiger, verschlafener Türke mit untergeschlagenen Beinen sitzt. Den Tschibuk in der Hand, raucht er träge fort, ohne ein einziges Wort zu sprechen. Neben ihm stehen einige Körbe, wovon jeder einen oder zwei Briefe enthält; ein Mongol (Kohlenbecken) ist in der Mitte des Zimmers, und vielleicht ein Holz-Feuer an dem oberen Ende desselben. Von Zeit zu Zeit tritt ein Freund oder Bekannter des Hausherrn ein, zieht die Pantoffeln aus, hockt auf dem Divan nieder, raucht ein wenig, plaudert noch weniger und geht wieder ab. Sobald die Sonne untergeht, wird das Amt geschlossen, Feuer und Mongol erlöschen, und der Postmeister wackelt, so schnell sein weites, loses Beinkleid und seine noch weiteren Pantoffeln es ihm erlauben, von dannen, um sich nach einem anderen Theile der Stadt zu begeben, wo seine Fatima in Stille und Abgeschiedenheit

*) Korrespondenz der Daily News aus Widdin vom 24. Januar d. J.

blüht, oder in der Gesellschaft einiger gewählten Freunde die Zeit bis zum Schlafengehen zu verrauchen. Dies ist die gewöhnliche Routine eines türkischen Postamts und das gewöhnliche Leben des Postmeisters. Endlich kömmt der Tag, an welchem die Post aus Konstantinopel erwartet wird. Leute, welche Mittheilungen von dort entgegensehen, fangen an, im Posthause zu erscheinen, um sich danach zu erkundigen; der Beamte erwiedert mit unverhohlener Zufriedenheit, daß die Post noch nicht eingetroffen ist: denn ein Aufschub, der Andere zur Verzweiflung bringt, ist dem Muselmann vom alten Schlage stets willkommen. Die Wege sind schlecht — die Kawassen und Surudschis haben sich länger als gewöhnlich in den Dörfern aufgehalten, um ihre Tschibuks zu rauchen, und wer einen Brief erwartet, kann ihn ja eben so gut morgen lesen, wie heute. Endlich lassen sich die Postpferde sehen und nehmen langsam und verdrossen ihren Weg nach dem Postamt. Lange, ehe sie es erreicht haben, verbreitet sich die Nachricht von ihrer Ankunft durch die Stadt. Die Soldaten melden es ihren Offizieren, die Offiziere den Paschas, die Paschas schicken ihre Boten ab, die Franken gehen selbst, und der ganze Strom ergießt sich in das einzige Zimmer des Postmeisters. Da Letzterer sieht, daß ihm der Rückzug abgeschnitten ist, so überläßt er sich seinem Schicksal, holt die in grobes Papier eingeschlagenen Briefpackete hervor und öffnet sie in Gegenwart der versammelten Menge. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Das Alter mit seinen Genüssen und Entbehrungen.

(Schluß.)

Ein unbestrittener Vorzug des Greisenalters ist, daß es die Gegenwart und die Vergangenheit zugleich genießt. Die Jugend dagegen hat nur die Gegenwart als etwas Wirkliches in ihrer Macht. Freilich gehört ihr die Zukunft, aber nur in der Möglichkeit. Wer hat schon jemals in dem Buche des Geschickes gelesen? Und man meine nicht, die Erinnerungen — etwanige Gewissensbisse abgerechnet — seien ohne allen Genuß; im Gegentheil, sie erscheinen oft so lebendig, so einwirkend, daß sie das Dasein verdoppeln. „Ich erinnere mich nicht nur der Zeit, des Ortes, der Personen, der Sachen in meiner Umgebung; sondern die Lufttemperatur, ihr Duft, ihre Farbe, der eigenthümliche und an dieser bestimmten Stelle empfindbare Eindruck, Alles ist mir gegenwärtig und entzückt mich von neuem", sagt Rousseau in seinen Bekenntnissen. Ein dauerndes Glück ist dem Menschen, nach Gottes Rathschluß, nicht beschieden; das Bedürfniß nur hat Er ihm gegeben, das in gewissen Verhältnissen stets seine Befriedigung findet, und auch die Greise nehmen ihren Theil daran. — Das Leben ist kurz, sehr kurz; wer weiß das nicht? Blicket auf die durchlaufene Linie zurück, und ihre äußersten Punkte erscheinen Euch nur durch das Heute und das Gestern getrennt. Allein bei genauer Betrachtung zeigt sich das Leben in all seinen Studien so vielgestaltig, so verschiedenartig und fortwährend bald in seinen Tiefen, bald nur auf seiner Oberfläche bewegt. Wäre es möglich, die ganze Schaar von Sinnen-Eindrücken, Gefühlen, Genüssen, Schmerzen, Gedanken, Meinungen, Betrachtungen, Sympathieen, Antipathieen, Gemüths- und Geistesbewegungen, die man im Laufe des Daseins erfahren, auf einen Punkt zusammenzurufen: wie würde man über die ungeheure Menge und folglich über des wirklichen Lebens Fülle und Ausdehnung, erstaunen! Welch eine Menge von Gedanken und Empfindungen hat der unterrichtete und beschäftigte Mensch in Einer Stunde, die ja so schnell verfließt! Und nun an einem Tage, in einem Jahre, in sechzig Jahren!

Welch ein Schatz von Erinnerungen liegt also in der Vergangenheit, von der Greis bis zu seinen letzten Tagen nur verständig zu verwenden braucht, um seinen Gedanken, seiner Unterhaltung Leben und Interesse zu verleihen. Daher scheint der Bejahrte das Leben von neuem zu beginnen, wenn er mit Vorliebe auf die Vergangenheit zurückkömmt; die Erinnerung macht ihn wieder jung. Nicht alle Bilder und Eindrücke sind geblieben; aber von vielen ist die Spur unauslöschlich, wie in das Gehirn eingegraben. Für manchen traurigen und mürrischen Greis freilich, der ein Sklave ist seiner mit ihm verhärteten Vorurtheile, hat die Erinnerung nur Bitterkeiten; aber sehr vielen zeigt sie sich in das holdeste Gewand gekleidet. Ein solcher ruft sich mit Vergnügen zurück, was er gesprochen, gethan, erfahren hat; seine Kämpfe, seine Arbeiten, seine Erfolge, selbst seine Fehlschläge, und das Alles mit einem gewissen, von der Eigenliebe gewürzten Reiz. Allerdings sah er mit anderen Augen, und sein Urtheil über gar Vieles unterscheidet sich himmelweit von dem früheren: Alles ist wie umgewandelt, und er wird daher nicht selten jener Horazische laudator temporis acti (der Lobredner vergangener Zeit). Seine Bewunderung für jene Zeit, die er stets „die gute alte Zeit" nennt, verleitet ihn zu übertreibendem Lobe, das er auf Alles ausdehnt. Die Menschen, die Sachen waren besser als heutzutage: Ehre, Treue und Tugend standen in höherem Werthe, die Menschen lebten mehr, sie waren in festere Formen gegossen; die Natur selbst ist seitdem schwächlich geworden. So behauptete der altgewordene König Stanislaus, die polnischen Nachtigallen schlügen stärker, als die französischen. Das liegt aber einmal an der Frische und Lebhaftigkeit der Einbildungskraft und dann an der Unkunde der Jugend; sie glaubt, hofft und läßt sich von allen Hirngespinnsten, von allen berückenden Täuschungen mit fortreißen.

Keiner giebt dieses Leben des Greises in den Jugend-Erinnerungen besser wieder, als Rousseau: „Süße, schmerzlich vermißte Augenblicke", ruft er den Stunden jugendlichen Genusses zu, „o, beginnt noch einmal Euren lieblichen Lauf! Fließt wo möglich länger in der Erinnerung, als Eure flüchtige Welle in der Wirklichkeit dahinrauschte."

Fern aber sei es, dem Greisen-Alter ein unbedingtes Lob zu ertheilen; die Erfahrung würde mich in mehr als Einem Punkte der Unwahrheit zeihen. Man kann mit mehr oder weniger Zuversicht die Worte jenes von dem hohen Alter eingenommenen Greises wiederholen: „Nichts trefflicher, als alter Wein, eine alte Laute, eine alte Klinge, alte Pistolen, alte Aerzte, alte Freunde, alte Räthe, alte Diener." Indeß mögen beide, die Jugend und das gereifte Alter, und beide mit Recht, ihre Vorzüge rühmen. Ich möchte nur die falsche Meinung widerlegen, daß das Greisenalter keines Genusses fähig, jedes Vergnügens baar ist, kurz, daß man im Alter gar nicht oder fast gar nicht lebt.

Zu den großen Uebelständen der vorgerückten Jahre gehört unbestritten die zunehmende Abspannung der physischen Kräfte. Cicero mag immerhin sagen, daß er sich im Alter eben so wenig die Kraft eines Jünglings wünsche, als er in der Jugend sich die Stärke eines Ochsen gewünscht habe: es bleibt nichtsdestoweniger wahr, daß, wenn die Kraft fehlt, die Ausführung vieler Dinge unmöglich ist. Euer Rath ist gut; aber was hilft es? Es fehlt Euch an Kraft, Schwung, Thätigkeit; Ihr müßt auf Erfolg verzichten. Was nun von Geschäften gilt, läßt sich mit stärkerem Grund auf das Vergnügen anwenden.

Indeß hat ja diese physische Kraft unzählige Grade, und es ist daher eine irrige Meinung, daß der Greis sich auch das Vergnügen versagen müsse, das einen minderen Kraftaufwand anspricht, weil die Jugendkraft ihn verlassen habe. Wohl rückt der Abend für ihn heran; aber die Aerndte ist noch nicht zu Ende. Die Hauptsache, wir wiederholen es, bleibt, daß man weiß, was man ist, was man vermag, und daß man es nicht wie jene alten Narren mache, die sich noch an des Grabes Rande zu falschen Schritten verleiten lassen und unklug genug sind, in die Furchen des Alters die Hoffnungen der Jugend zu säen. Bei einer richtigen Schätzung seiner Kräfte und seiner Ansprüche werden die Entbehrungen immer von den Genüssen überwogen.

Gehen wir auf eine nähere Musterung und Prüfung ein. Sind den bejahrten Leuten die Freuden der Tafel versagt? Mitnichten; vielmehr überläßt sich ihnen mancher mit einer Rücksichtslosigkeit, die nicht ohne ihre verderblichen Folgen ist. Die Stunde, die der Greis bei Tische zubringt, setzt sein Blut, seine Ideen in raschere Bewegung, löst ihm die Zunge; er lebt mehr, er lebt besser. In den traulichen Mittheilungen, die Schüssel und Becher hervorrufen, bekommen die Erinnerungen einen höheren Reiz; es ist ein Fluß, ein Leben in der Sprache, die heutzutage vielen Jünglingen abgeht.

Cato auf der Neige des Lebens erwärmte seine Tugend durch ungemischten Wein. Der alte Anakreon, rosenbekränzt, die Schale in der Hand, verstand es, die Weisheit mit der Lust zu versöhnen. Und auch zu unserer Zeit sehen wir viele Greise, die, sanft und ruhig dem Fluß der Jahre folgend, sich weder über ihr Alter, noch über Entbehrung der Vergnügungen beklagen; sie kennen Cicero's „satietas vitae" (Lebensüberdruß) nicht. „Es giebt glückliche Grauköpfe, denen die Lust, die Liebe und die Grazien bis an das Ende Gesellschaft leisten", sagt mit Recht der Fabeldichter Lafontaine. Ohne gerade so glücklich ausgestattet zu sein, hat sich gar mancher Greis, den wir kennen, ein fröhlicher, unterhaltender Tischgenoß, trotz der schmerzlichsten Prüfungen, die er im Leben erfahren, die ganze Gemüthswärme, die geistige Lebensfülle, die Blüthe der Einbildungskraft erhalten, die man nur als eine Pfründe der Jugend anzusehen geneigt ist. Wie gesagt, oft ist der Jüngling einer tieferen Liebe unfähig; er weiß Nichts nach dem wahren Werthe zu schätzen; er kennt das Glück erst, wenn er es verloren hat. Es ist mehr Saft und Schatten bei des Waldes jungen Pflanzen; im Herzen der Eiche ist mehr Feuer.

Die körperlichen Uebungen sind dem Ergrauten keineswegs versagt. Freilich werden sie nicht mit der Jugend um die Wette rennen und ringen; aber sie werden diese Lust-Uebungen ihren Kräften anmessen. Dann kömmt die Ruhe, deren Genuß nur der Mensch zu würdigen weiß, der lange gelebt hat.

Allerdings muß er einem gewissen Genuß entsagen, weil ihn die Sinne im Stiche lassen. Wohl, jedes Ding hat seine Zeit; und wenn das Verlangen erloschen ist, ist da ein Grund zur Klage über Entbehrung? Die Natur sorgt nur für die Erhaltung der Raçen, um die Individuen, wenn sie über eine gewisse Blüthenzeit hinaus sind,

kümmert sie sich weiter nicht; in ihrem ununterbrochenen Werke der Zeugung und Zerstörung gleicht sie den Parzen, die ohne Unterlaß spinnen und den Faden immer wieder zerschneiden. Wie dürfte es der unter der Jahre Last Gebeugte wagen, der Göttin zu huldigen, auf deren Altar so manche Jugendkraft geopfert wurde? Wie viele im vollen Feuer und Ungestüm des Blutes sind gezwungen, das Bankett des Lebens zu verlassen! Etwas Alltägliches in unseren Gesellschaften, wo die äußersten Gränzen der Civilisation und des Elends an einander streifen. Begnügt man sich aber mit dem Gefühl der Liebe, so muß dieses tief in der Brust verschlossen werden; denn mit weißen Haaren, und wären sie gekrönt, wer darf auf Gegenliebe hoffen? Liebet denn für Zwei. Uebrigens ist die Liebe zu ihren Kindern, die Liebe zu ihrer ganzen Umgebung für viele Greise eine eben so lebendige, eben so ausdauernde Quelle des Vergnügens.

Um aber diese Wonne zu schmecken, muß man sich in den Schooß der Familie, in das sacrarium domus zurückziehen. Hier nimmt der Greis eine hohe Stelle ein. Hier kann er nach Herzenslust plaudern, eine Neigung, die dem Bejahrten, zumal dem geistvollen und gutmüthigen, eigen zu sein scheint. Hier darf er sich ungestört auf den lieblichen Fluren glücklicher Rückerinnerungen ergehen. Hin und wieder, wenn Eingenommenheit und Vorurtheil das Urtheil nicht trüben, geben diese Mittheilungen auch eine genaue Schätzung der Gegenwart. Im Allgemeinen ist die Unterhaltung eine Lieblingsbeschäftigung der Greise, worin sie sich gefallen, sich auszeichnen. Sie gehen an dieses Werk mit einem tief sittlichen Ernst. In dieser Unterhaltung springt eine Quelle gesunder, richtiger Gedanken, die nie versiegt, aber auch nie überströmt. Es fehlt auch nicht an dem heiteren Scherz, an dem feinen Spott, die für das bald weitschweifige, bald mühsame und schleppende Wort reichlich entschädigen. Freilich macht mancher Alte von seinem Vorrath einen etwas zu freien Gebrauch; allein, wer viel erlebt, viel gedacht hat, hat auch viel zu sagen. Der schwatzhafte Greis, der seines alterschalen Gewäsches weder Richtung, noch Ende findet, den haben nicht die Jahre, den hat die Natur zum Schwätzer gemacht. Das Menschenleben ist ein Drama, dessen Theile in einer innigen, solidarischen Verbindung stehen; ist nun die Exposition verfehlt, der Knoten schlecht geschürzt, so muß auch die Katastrophe mißglücken.

Und fehlt es dem unterrichteten Greise an den unermeßlichen Genußquellen der Wissenschaften? Sind diese Genüsse nicht die besten, die dauerndsten, die ungetrübtesten? Schmücken, beleben sie nicht Alles? Das Studium kennt weder den Müßiggang, der die Stunden verschleudert, noch die Langeweile, die sie zur unerträglichen Bürde macht. Hat die Stunde des Greisenalters geschlagen, dann sucht der ruhig und besonnen gewordene, von Kämpfen und Nebenbuhlern befreite Geist, mit seinem richtigen Gefühl des Wahren, nicht mehr das in seinen früheren Lebens-Epochen geträumte Unmögliche, Ideale; gemäß der Richtung, die seine ersten Studien genommen, weiß er die Werke der großen Meister nach ihrem vollen Werthe zu würdigen. Er besitzt jene strenge Unparteilichkeit, die ohne Zorn erörtert, ohne Leidenschaft richtet, ohne Hingerissensein bewundert. Gewiß, die geistige Auszehrung, die man als eine Art Epidemie des vorgerückten Alters bezeichnen möchte, sie ist nur hier und da vereinzelt anzutreffen.

Eine andere falsche Meinung spricht ferner dem Greisenalter jeden Genuß des Gemüthes und des Mitgefühls ab. „Der Heerd dieser reinen Flamme ist erloschen", heißt es, „der Greis denkt nur an sich; seinem Leben fehlt es an aller Wärme, an lebendigen und tiefen Neigungen." Spricht man von diesem und jenem, zugegeben! Soll das aber allgemein gelten, so behauptet man eine empörende Ungereimtheit. „Das Herz altert nicht, ich weiß", sagt Voltaire, „aber es ist für die Unsterblichen hart, in einer Ruine zu wohnen." Allein, wenn das Herz nicht altert, was liegt ihnen daran, in einer Ruine zu wohnen, die überdies zuweilen haltbar genug ist! In jedem Lebensalter ist der Mensch glücklich, wenn er sich an irgend wen oder an irgend was bindet; wenn er Vater ist, wenn er liebt. Und wie vielgestaltig sind die Wünsche und Neigungen der Seele! Wie viele scheinbar der Welt abgestorbene Greise sind noch voll lebendiger Liebe für ihre Kinder, ihre Enkel, ihre Freunde, ihren guten Namen, ihren Ruhm, ihr Vaterland, ihre Sprache, ihre Gewohnheiten, ihre Vorurtheile — für die Einrichtungen, die Gesetze, die Verfassung, unter denen sie von Kindheit an gelebt; sie fürchten, sie hoffen, sie berechnen, sie treffen Vorkehrung für die Zukunft; und kann das Alles ohne Seelenbewegung, ohne Schmerz, aber auch ohne Genuß geschehen? Diese lange Kette von Bedürfnissen, Wünschen, Befürchtungen, Qualen, Irrthümern, Leiden, die Leben heißt, schlingt sich noch fest um den Greis durch die Obliegenheit und Pflichten, die sie ihm auflegt, aber auch durch die Genüsse, die sie ihm gewährt. Wenn man nun, trotz mancher unausweichlichen Widerwärtigkeit, immer noch das süße Bedürfniß zu fühlen, zu denken, sich zu erinnern hat; wenn man fortfährt, das Leben als ein Gut anzusehen, und es zu genießen versteht: so war es immer der Mühe werth, geboren zu werden, zu leben und zu sterben. Die Seelen-Neigungen scheinen allerdings weniger lebhaft, weniger ungestüm, als in den vorhergegangenen Lebens-Epochen, dafür sind sie aber mehr in die Tiefe gedrungen, mehr überlegt. Was im Allgemeinen der Jugend fehlt, ist das Maß; was dem Alter fehlt, ist die Kraft; das Gefühl aber, von welcher Beschaffenheit es auch sei, wie es sich auch äußere, setzt nimmer aus. Lange liegt daher die Hand der Zeit schwer auf unserem Kopfe, bevor sie unser Herz empfindet — diese Wahrheit kann jeder in Jahren Vorgerückte bezeugen. Wer ist gegen jede Zukunft gleichgültig, wer aller Hoffnung bloß? Wer ist also jeder schmerzlichen oder wohlthuenden Gemüthsregung abgestorben? Keiner, so lange der Tod nicht den letzten Strich nach ihm geführt. Und im Grunde, ist leben etwas Anderes als lieben? Wir lieben aber, so lange es uns gegönnt ist, zu leben; vielleicht ist es unsere Bestimmung, ewig zu lieben. Warum will man den Greis des süßesten menschlichen Vorrechts berauben? Allerdings ist, wie schon gesagt, die Gemüthsspannung im Allgemeinen nicht so straff, nicht so lebhaft wie sonst; allein seid Ihr niemals Zeuge gewesen von den Entzückungen eines greisen Vaters, wenn seine Kinder einen Triumph gefeiert? Das Alterthum liefert uns Beispiele genug, daß die Freude über einen sieggekrönten Sohn den alten Vater getödtet hat. Habt Ihr noch nie das thränenüberfluthete Gesicht eines Greises gesehen, wenn er den Verlust eines theuren Lebens, wenn er das Mißgeschick seines Vaterlandes, die unseligen Folgen des Bürgerkrieges betrauert? Allerdings zieht sich der Mensch, der gelebt hat, hier und da in sich selbst zurück; es wühlen oft in dem Greise die Schmerzen so tief, daß sie sich äußerlich durch keinen Gest, durch keinen Schrei verrathen; aber — sie tödten!

Belgien.

Ueber den Einfluß der wissenschaftlichen Akademieen und Kongresse.

In der Sitzung der Königlichen Akademie Belgiens am 16. Dezember 1853 las Herr Quetelet eine Abhandlung über den Einfluß der wissenschaftlichen Akademieen und Kongresse, der wir das Folgende entnehmen:

In dem Maße, als die Wissenschaften sich entwickelt haben, hat Jedermann die Unmöglichkeit einsehen müssen, dieselben in allen den neuen Wegen, die sich für sie eröffnet, mit gleichem Erfolge zu verfolgen. Der Einzelne hat, um mit allen ihren Bestrebungen und Fortschritten immer bekannt zu sein, mit solchen, welche gleichen wissenschaftlichen Bestrebungen obliegen, eine Verbindung herstellen müssen. Aus diesem Bedürfnisse sind die wissenschaftlichen Gesellschaften hervorgegangen. Die ältesten, gehörig eingerichteten wissenschaftlichen Gesellschaften sind: die Akademie del Cimento in Florenz, die Königliche Gesellschaft in London und die Akademie der Wissenschaften in Paris; sie sind alle drei erst im siebzehnten Jahrhundert gegründet worden. Die Akademieen sind also ziemlich neuen Ursprungs; und doch erscheinen sie heutzutage Vielen schon wie veraltete Körperschaften, welche anderen lebenskräftigeren, mehr dem heutigen Zeitgeist entsprechenden Einrichtungen weichen müßten. Uebrigens sind sie schon von ihrer Entstehung an ein Gegenstand des beißenden und höhnenden Witzes gewesen, obwohl Solche, welche sie bewitzelten und verspotteten, nicht immer die Letzten waren unter denen, welche sich um die Ehre bewarben, als Mitglieder in sie aufgenommen zu werden. Man könnte dies befremdend finden, wenn man nicht wüßte, daß der Mensch, vom Gefühl des Neides beherrscht, so sehr geneigt ist, das, was sich über ihn erheben will, ins Lächerliche zu ziehen. Mitunter haben auch Schriftsteller von bedeutendem Talent es nicht unter ihrer Würde gehalten, sich der spottsüchtigen Menge anzuschließen. „In unserem gegenwärtigen Europa", sagte Alfieri gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, „unterhalten fast alle Fürsten Akademieen, wie sie zwei Jahrhunderte früher Hofnarren unterhielten, welche für sie viel nützlicher waren." Alfieri macht zwar einen Unterschied zwischen den Wissenschaften und den schöngeistigen Bestrebungen; aber ist darum seine Vergleichung mehr richtig oder mehr treffend?

Ich kann hier nicht der Lobredner der Akademieen werden, noch die Dienste aufzählen wollen, welche sie geleistet. Wenn ich überzeugende Thatsachen vorführen wollte, könnte ich, mit gerechtem Stolze, diejenigen sogar vorführen, die sich auf unsere Akademie beziehen: wer unparteiisch die geistige Entwickelungsgeschichte unseres Landes aufgefaßt hat, kennt den Zustand, in welchem die Wissenschaften sich in unserem Lande zur Zeit der Wiederherstellung unserer Akademie, im Jahre 1817, befanden, und die bedeutenden Erfolge, welche diese Gesellschaft seitdem hervorgebracht. Werfen wir unsere Blicke über die Gränzen unseres Landes, — sehen wie nicht überall die größten wissenschaftlichen Unternehmungen, die dem Menschengeist Ehre machen, aus dem Schooße der Akademieen hervorgehen! Welcher anderen wissenschaftlichen Autorität könnte man in unserem Jahrhundert, wo

die absurdesten Grundsätze, die ungeheuerlichsten Theorieen zu Tage gefördert werden, mehr Vertrauen schenken? Wer wollte die neuen Thatsachen im Gebiete des Wissens, welchen die großen gelehrten Gesellschaften, wie das „Institut" Frankreichs, die Königliche Gesellschaft in London, die Akademie in Berlin ihre Sanction gegeben, nicht vertrauensvoll anerkennen? — Und ist dies nicht die beste Huldigung, welche man ihnen darbringen kann, und ist es nicht zugleich das vollständigste Zugeständniß ihrer Nützlichkeit?

Jedoch eine wie hohe Meinung ich auch von ihnen habe, ich gehe nicht so weit, zu behaupten, daß die Akademieen alle die Dienste leisten, welche man von den Verbindungen der wissenschaftlichen Geister verlangen kann. Mögen sie sich noch so sehr mit den allgemeinen Interessen der Wissenschaft beschäftigen, die Akademieen sind nichtsdestoweniger immer nur lokale Anstalten: wenn sie auswärtige Mitglieder und Korrespondenten zulassen, so nehmen diese doch fast gar keinen Antheil an ihren Versammlungen, und die Vortheile, welche die Akademieen darbieten, bleiben darum immer auf eine gewisse Anzahl Auserlesener beschränkt.

Einige gelehrte Gesellschaften haben freilich für ihre Sitzungen die Oeffentlichkeit eingeführt, aber unter der Bedingung, daß das zugelassene Publikum stumm bleibt und an den Verhandlungen keinen thätigen Antheil nimmt. Es sind gegen dieses System viele Einwendungen gemacht worden. Dasselbe giebt der Verhandlung vielleicht eine mehr feierliche Haltung, nimmt ihr aber auch die wissenschaftliche Vertraulichkeit und Schärfe: man spricht, und bisweilen sehr lange, — nicht, um seine Genossen zu belehren, sondern, um Aufmerksamkeit zu erregen bei Zuhörern, die außer Stande sind, auf die Verhandlung einen Einfluß auszuüben, und deren Gegenwart den bescheidenen Gelehrten schüchtern und verlegen macht.

Ein anderer Vorwurf, welchen man den Akademieen gemacht hat, ist der, daß sie sich im Allgemeinen zu sehr einem gewissen Kastengeist hingeben und ihren Einfluß dazu anwenden, Vortheile, welche Allen gemeinsam bleiben sollten, sich allein zuzueignen. Um zu erkennen, wie wenig dieser Vorwurf begründet ist, genügt es, zu bemerken, daß, wenn z. B. die Akademieen selbst in den wichtigsten wissenschaftlichen Unternehmungen die Initiative Anderen überlassen, dies fast immer nur in der Beschränktheit der Mittel und in dem Mangel an Unterstützung seitens der Regierungen seinen Grund hat. Was den Gelehrten selbst betrifft, so sind die persönlichen Vortheile, die er in den meisten Akademieen und besonders in der unsrigen genießt, wohl nicht der Rede werth. J. J. Rousseau war nicht reich genug, um ein offizielles Diner mitmachen zu können. Gehörte er zu unserer Akademie, so würde er aus Mangel an Geldmitteln unseren Sitzungen nicht beiwohnen können.*) Das übersehen Viele, welche sich gegen die vermeintlichen Privilegien der Akademiker erheben.

Andere wollen in den Akademieen eine Art von Versicherungs-Gesellschaften für wissenschaftliche Erfolge, eine Organisation gegenseitiger Anbetung finden. Ach, das heißt: das menschliche Herz und das Innere der gelehrten Gesellschaften schlecht kennen; im Allgemeinen ist der Mensch dazu am wenigsten geneigt, seinen Standesgenossen anzubeten.

Man hat geglaubt, den meisten Uebelständen, welche die gelehrten Gesellschaften haben, durch die Einrichtung der wissenschaftlichen Kongresse abhelfen zu können. Dieser Gedanke mußte sich den Freunden des Fortschritts sehr empfehlen; es erscheint so einfach und natürlich, daß zu bestimmten Zeiten die Gelehrten der verschiedenen Nationen zusammenkommen und einen schnellen Austausch ihrer Kenntnisse zu Stande bringen. Aber man hat bald die Erfahrung gemacht, daß, wenn es auch angenehm ist, zusammenzukommen, um sich zu sehen und sich zu unterhalten, die Sitzungen selbst doch wenig Nutzen schaffen. Wie sollten auch Verhandlungen zwischen Personen, welche meistens einander ganz fremd sind, und welche in einigen Tagen oder gar in einigen Stunden alle im Gebiet der Wissenschaft hervorgetretenen bedeutenden Fragen erörtern sollen, zur Förderung der Wissenschaft viel beitragen können! Auf solchen Kongressen haben Alle ein gleiches Recht zum Sprechen; und man weiß, daß die Tüchtigsten fast immer diejenigen sind, welche zuletzt von diesem Rechte Gebrauch machen. So haben denn auch wirklich, mit einigen wenigen Ausnahmen, die allgemeinen wissenschaftlichen Kongresse den Erwartungen nicht entsprochen, um deretwillen man sie zu Stande gebracht; und man ist durch die Erfahrungen, die man bis jetzt gemacht, auch nicht berechtigt, sich für die Zukunft viel von ihnen zu versprechen.

*) In Belgien erhielt der Akademiker früher für jede Sitzung, der er beiwohnte, eine Entschädigung im Betrage von zwei Gulden. Seit einigen Jahren werden diese Gelder zurückgehalten und dazu verwendet, den Mitgliedern, welche nicht in Brüssel wohnen, einigermaßen die Reisekosten zu vergüten.

Mannigfaltiges.

— Lesesaal im *British Museum*. Das Londoner Athenaeum vom 11. März berichtet, daß dem Bedürfnisse eines umfangreichen, lichten Lesesaales im British Museum nunmehr abgeholfen werden wird. Es war anfangs im Plane, den inneren viereckigen Hof des Museums mit einem Glasdache zu bedecken, um auf diese Weise einen Raum, nach Art des Krystall-Palastes, zu gewinnen. Hierdurch würde jedoch die Lüftung und auch die Beleuchtung der nach diesem Hof hinausgehenden Räume sehr beeinträchtigt worden sein. Man wird sich deshalb darauf beschränken, in der Mitte jenes geräumigen inneren Hofes ein Gebäude zu errichten, welches, nicht so hoch, als das Museum selbst, diesem weder Licht, noch Luft entzieht. Gleichwohl wird es bequemen Raum für 3—400 Leser darbieten und durch Galerieen mit den umlaufenden vier Seiten des Hauptgebäudes in solcher Verbindung stehen, daß die nöthigen Bücher sehr leicht herbei- und wiederum an ihren Ort geschafft werden können. Das Ganze wird aus Eisen, Ziegeln und Krystall erbaut und so eingerichtet sein, daß Abends die Gasbeleuchtung durch Flammen stattfindet, die außerhalb des Gebäudes brennen, wodurch jede Feuersgefahr vermieden wird. Man hofft, daß dieser großartigste und zweckmäßigste aller Lesesäle binnen zwei Jahren vollendet sein wird.

— Amerikanische Städtenamen. Die Nomenclatur ihrer Städte machte den Bürgern der Vereinigten Staaten viel zu schaffen, und je mehr die Zahl dieser Städte anwächst, um so schwieriger findet man es, sie alle mit Namen zu versehen. Der seit dem Unabhängigkeitskrieg aufgekommene Gebrauch, sie nach den berühmten Männern des Landes zu taufen, mag allerdings vom patriotischen Standpunkte aus zu billigen sein und giebt überdies Zeugniß von einer Dankbarkeit, die man den Republiken oft abzusprechen pflegt, hat aber das Uebele, daß die begränzte Zahl der Notabilitäten den Bedarf bei weitem nicht erreicht und daher eine beständige Reproduction derselben Namen hervorruft, welche die Geographie der Union in ein wahres Chaos verwandelt. So führen, nach dem neuesten American Gazetteer, außer der Hauptstadt der Republik, siebenundzwanzig Grafschaften (Distrikte) und nicht weniger als hundertfunfzig Städte, Flecken und Dörfer den Namen Washington, wozu noch ein Washington-Hollow, Washington-Heights, Washington-Lake und ein halbes Dutzend Washingtonvilles kommen. Franklin hat neunzehn Grafschaften und hundertsechzehn Städten ꝛc. ihren Namen gegeben, denen sich dreißig Franklintons, Franklinvilles u. dergl. anschließen. Ihnen zunächst stehen Jefferson, nach welchem achtzehn Grafschaften, dreiundneunzig Städte ꝛc., und Madison, nach dem sechzehn Grafschaften und vierundsechzig mehr oder minder bedeutende Oerter genannt sind. Außerdem giebt es eine Menge Jacksons, Monroes, Harrisons, Hamiltons, Clintons u. s. w. u. s. w. Aber auch die Notabilitäten der alten Welt sind keineswegs vergessen worden. So hat man nicht weniger als siebenunddreißig Miltons, drei Miltonvilles und eine Miltonsburg, sieben Hampdens und eben so viele Sydneys. Cromwell, dem man in England eine Statue verweigert, hat in Amerika bei fünf Städten Gevatter gestanden, und sein tapferer Admiral wird durch zwei Blakesburgs und eine Blakesville verewigt. Andererseits ist auch der holländische Seeheld de Ruyter nicht vergessen, und den sieben Nelsons stellt sich eine gleiche Anzahl Napoleons entgegen, während man Wellington nur sechsmal bedacht hat. Nächst Milton scheint unter den Dichtern Lord Byron die meiste Popularität zu besitzen, indem man zehn Städte und Flecken nach ihm genannt hat. Merkwürdig genug, giebt es nicht einen einzigen Shakespeare, obwohl man drei Romeos und zwei Hamlets findet. Um den in Europa fast verschollenen Lamartine streiten sich in Amerika sieben Städte. Ueberhaupt wird jedes bemerkenswerthe Ereigniß, das sich in unserem Welttheil zuträgt, jede interessante Persönlichkeit, die hier auftaucht, jenseits des Atlantischen Meeres gleich durch Erbauung einer Stadt gefeiert. Schon existiren dort zehn Kossuths, zum Theil als Städte, zum Theil als Grafschaften, und eine Poststation Jenny Lind, und bald wird man ohne Zweifel von Abdul-Medschids und Omers, schwerlich aber von Gortschakoffs und Nachimoffs hören. Auch die Städtenamen der alten Welt finden sich ziemlich vollzählig in Amerika wieder: so Paris zweiundzwanzigmal, Rom einundzwanzigmal, Wien (Vienna) zwanzigmal, Lissabon siebzehnmal, Berlin achtmal, Cairo siebenmal, Cadix fünfmal, Memphis viermal; Troja, Utica, Jerusalem, Jericho, Syrakus, Palmyra, Calcutta, Moskau, Petersburg, Warschau, Hamburg, Braunschweig (Brunswick), Hanover, Frankfurt ꝛc. ꝛc.; nur Konstantinopel fehlt noch.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 55, und beim Spediteur Neumann, Wilhelmsstr. Nr. 31), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 36. Berlin, Sonnabend den 25. März 1854.

England.

Caroline Chisholm.

I. In Australien.

„Ich führte meine ersten Colonisations-Pläne in einem Alter von sechs Jahren zunächst in einem Waschbecken aus. Von großen Bohnen wurden Schiffe gemacht und alles Geld für kleine hölzerne Gliederpuppen ausgegeben. Ich ließ Familien auswandern, siedelte sie auf einer gestickten Bett-Matratze an und schickte die Schiffe, mit Weizen beladen, zu deren Freunden zurück, von denen ich guten Vorrath in einen Fingerhutkasten hielt. Endlich warf ich einmal das Waschbecken, und zwar auf einem neuen Bett, um, bekam meine Strafe und verlegte mein Geschäft in einen dunklen Keller, in welchem ein zinnerner Kessel etwas Licht verbreitete. So setzten sich die Ideen, welche ich hernach ausführte, in meiner Phantasie fest. Es mag seltsam erscheinen, daß ich in meinem sechsten Jahre schon einmal zwei streitsüchtige Priester, einen Wesleyaner und einen Katholiken, in demselben Boote führte. So waren auch zwei meiner Puppen sehr unverträglich. Deshalb taufte ich sie nach den beiden Personen, die ich als die streitsüchtigsten kannte, und hörte ihrem vermeintlichen Gezänk stundenlang zu, um zu sehen, ob ich sie nicht versöhnen könnte. Endlich brachte ich sie in eines und dasselbe Boot und sagte ihnen, daß sie jedenfalls ertrinken würden, wenn sie nicht Frieden hielten. Doch es gelang mir, sie lebendig wieder ans Land zu bringen, und da kniete ich nieder und flehte zu Gott, daß er sie dazu bringen möge, einander zu lieben."

Das ist ein Stück Selbst-Biographie von Caroline Chisholm, dem Kinde. „Glückliches Kind, noch ist Dir ein unendlicher Raum die Wiege", die Bett-Matratze, das Waschbecken, „werde groß, und zu klein ist Dir die unendliche Welt", die Erde mit ihren beiden Halbkugeln und Oceanen. Wir sehen, was ein Hätchen werden will, krümmt sich bei Zeiten, oder, wie ein englischer Dichter sagt:

„The child is father to the man."

In ihrem kleinen Puppenspiel liegen schon die Keime ihrer ganzen, schönen, großen Thätigkeit in beiden Erdtheilen, wie wir sie im Verlaufe dieser Skizze sich entwickeln sehen werden.

Von ihrer Jugend wissen wir weiter nichts. Nach englischer Unsitte hüllt man auch das schönste Privatleben öffentlicher Charaktere in Geheimniß, und selbst die Biographen sind oft stolz darauf, so viel Takt zu besitzen, nicht zu sagen, wie es im Hause eines Dichters u. s. w. aussehe. Eine berühmte Dichterin, höflich gebeten, einem Biographen ihr Geburtsjahr anzugeben, erwiederte nach ängstlichem Bedenken: „Im Anfange dieses Jahrhunderts." Wir Deutsche sind darin viel vernünftiger. Wir lieben die ganze Persönlichkeit eines großen Charakters und freuen uns, zu erfahren, wie seine Kinder heißen und wie sein Schlafrock aussieht.

In der Literatur über Caroline Chisholm haben wir zwischen dem mitgetheilten Stück Selbst-Biographie und ihrer Verheiratung mit dem Capitain Chisholm zu Madras in Indien nichts gefunden, so daß wir nur England als ihren Geburtsort kennen. Mögen sich einst sieben Städte um sie streiten. Ihr Geburtsjahr fällt wahrscheinlich „in die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts."

Gleich nach ihrer Verheiratung fing Caroline Chisholm an, sich nützlich zu machen. Die Töchter und Frauen der Kasernen-Bewohner im englischen Indien hatten vermuthlich in sittlicher und sozialer Beziehung mütterlichen Schutz sehr nöthig, ohne ihn zu finden. So fing sie ohne viel Vorarbeit bald an, außer der Kaserne eine Art Schule mit Beköstigung und Wohnung (Boarding-house-School) unter dem Titel „School of Industry" zu gründen und Erziehung und Unterricht von Soldaten-Töchtern darin zu leiten. Die Mütter derselben baten nicht selten, dort auch noch in die Schule gehen zu dürfen, und so fanden sich bald ziemlich alle weiblichen Bestandtheile der Madras-Armee bei ihr ein. Mit Hülfe des Gouverneurs Sir Frederic Adam und anderer freiwilligen Spenden gelang es ihr auch, in Madras eine Anstalt für die Verlassenen und Waisen englisch-indischer Soldaten zu gründen, welche noch heute blüht.

Nach mehrjähriger Wirksamkeit in Madras begleitete sie ihren Gemahl 1838 nach Neu-Süd-Wales in Australien. Kaum hatte sie ihr Haus in Sydney geordnet, als sie, ergriffen von mannigfachem Elende junger Auswanderer, besonders der weiblichen, sofort das Ihrige that, ihnen zu helfen. Zuerst traf sie auf eine angekommene Gesellschaft armer Hochschotten, die dort unter den Antipoden ohne Freund und Geld, selbst ohne Kenntniß der englischen Sprache, trostlos umherstarrten. Niemand konnte mit ihnen sprechen, Niemand wußte Etwas mit ihnen anzufangen. Mrs. Chisholm lieh ihnen Geld und gab ihnen zu verstehen, daß sie sich dafür Aexte und Sägen kaufen, Holz schlagen und es in der Stadt verkaufen möchten. Da war ihnen gleich geholfen. Mrs. Chisholm bekam ihr Geld und noch viel mehr Dank zurück. Mit diesen Hochländern fing sie ihre hochherzige Thätigkeit für sittliche, praktische Kolonisirung Australiens an und setzte sie sieben Jahre dort und sieben Jahre in England in geometrischem Wachsthume fort, so daß ihr bereits die Bewohner der beiden Welttheile nationale Denkmäler der Dankbarkeit gesetzt haben.

Im Jahre 1840 mußte Capitain Chisholm zu seinem Regimente in Madras zurück, sie aber blieb mit Familie in einem netten Hause bei Sydney, da der Mann freudig zugab, daß sie im Beginne ihrer mit jedem Tage durch Ankunft hülfloser weiblicher Wesen nöthiger werdenden mütterlichen Fürsorge nicht unterbrochen werden dürfe. Vor allen Dingen wollte sie eine vorläufige Herberge für die armen Ankömmlinge ihres Geschlechts schaffen; doch da ihre Mittel dazu nicht hinreichten, wandte sie sich um Beistand an die reicheren Klassen und die Kolonial-Regierung. Anfangs erhielt sie ausweichende oder gar keine Antworten. Hochkirchliche Geistliche waren dagegen, weil sie Aufnahme jedes Glaubens beabsichtigte, und verdächtigten das Unternehmen als ein „papistisches". Ein katholischer Geistlicher kam persönlich zu ihr und bat sie im Namen seiner Kirche flehentlich, die beabsichtigte Herberge aufzugeben, weil ihr der kirchliche Geist (Ausschluß nicht-katholischer Mädchen) fehle. Andere Geistliche und Weltliche hielten mit der linken Hand die volle Tasche zu und flehten mit der rechten den Segen des Himmels auf ihr frommes Vorhaben herab. Das große, warme, solarische und angelsächsisch solidarische Herz dieser Frau ließ sich durch solche Bornirtheit und Heuchelei nicht erkälten. Sie beschreibt ihre ersten Kämpfe in ihrer Broschüre: „Female Emigration Considered" graphisch genug. Wir erwähnen daraus nur, daß sie am Ostersonntage 1841 vor dem Altare des Herrn fest beschloß, ihrem offenbaren Berufe unwandelbar zu folgen, d. h. die neue Heimat der Menschen, ohne Unterschied des Glaubens und der Nationalität, vorbereiten zu helfen. Der wahre Altar des Herrn war ihr Herz und ihr Wille, denn ihre eigene Kirche begnügte sich nicht, sie privatim abzumahnen, sondern ein hoher hochkirchlicher „Ehrwürden" verdammte sie auch öffentlich im Sydney Herald, blos weil ihre Herberge andersgläubige Mädchen nicht vor der Thür verhungern lassen wollte. Sie prallte zurück vor einem so entsetzlichen Attentate — in ihrem guten, kirchlichen Sinne — aber eine gute, menschliche That gab ihr alle Kraft wieder.

„Ich entdeckte ein Mädchen, eben im Begriff, sich zu ersäufen. Mit ihrer Rettung kehrte all mein Muth zurück. Ich fühlte Gottes Segen für mein Werk und verzweifelte nicht mehr an menschlichem Beistande. Ich that alles Mögliche, um die Menschen für meinen Plan zu gewinnen, steigerte meine Anstrengungen und fühlte von dem Augenblicke, als ich Flora aus dem Wasser zog, nie wieder Furcht."

Zunächst ward der Gouverneur Sir George Gipps, der mit der hohen Gemahlin bisher alle Briefe unbeantwortet gelassen, durch das persönliche, jugendliche, kräftige und schöne Auftreten unserer Heldin gewonnen, endlich eine alte Baracke von vierzehn Quadratfuß zu ihrem „Female Immigrants Home" zu bewilligen. Sie weihte es auf originelle Weise ein, die wir mit ihren eigenen Worten geben: „Ich beschloß, zuerst darin zu schlafen, und machte mein Schlafkabinet zugleich zum Bureau und zur Speisekammer. Als ich mich zum erstenmale allein darin befand, dachte ich mit Entrüstung an die Mühsale und Verleumdungen, die ich um diese vierzehn Quadratfuß zum Wohl

armer Wesen hatte erdulden müssen. Doch bald folgten bessere Gefühle und mein Entschluß, den Raum zu erweitern. Nach ununterbrochener Arbeit dachte ich recht herzlich darin zu schlafen. Doch gleich die erste Nacht hatte ich eine schwere Probe zu bestehen. Kaum hatte ich das Licht ausgelöscht, hörte ich meine Einsamkeit durch zahlreiche Gesellschaft unterbrochen. Erschreckt sprang ich auf, machte Licht und sah zu meinem Schrecken in allen Richtungen große Ratten. Ich wollte fliehen, aber ich dachte an den Hohn der Leute, durch Ratten von meinem Wege vertrieben zu sein, und beschloß, zu bleiben. Ich setzte mich und las „Abercrombie", bis sich die Decke oben aufthat und drei Ratten über meine Schulter herabstiegen. Ich fieberte und wußte, daß ich morgen krank sein würde, aber ich blieb und fütterte sogar meine Gesellschaft bis vier Uhr Morgens, so auch in der nächsten Nacht, aber mit Arsenik. So brachte ich meine ersten vier Nächte mit Rattenvertilgung hin, um für bessere Wesen Platz zu machen." Bald schlief sie, statt unter Ratten, mit neunundvierzig Frauen und Mädchen, denen sie Unterkommen bei Herrschaften und so immer neuen Ankömmlingen ein erstes Obdach verschaffte. Dabei sorgte sie mütterlich und emsig für die eigenen Kinder, die sie nur unter großen Kämpfen mit ihrem Mutterherzen des Nachts einer treuen Haushälterin überließ.

Den besten Bericht über ihre nun folgende Thätigkeit in Australien gab sie selbst vor einem Comité des Oberhauses (1847) über irische Colonisation, den wir hier auszugsweise mittheilen.

„Ich bat um Unterstützung für mein „Female Immigrants Home", die mir anfangs auch freigebig zufloß; doch da sie immer kleiner ward für die steigende Zahl neuer Ankömmlinge, reiste ich ins Land hinein und bildete Comités und Filiale und nahm öfter gleich Personen für dieselben mit mir, welche so immer Vorrathskammern für den Bedarf von Dienstboten u. s. w. wurden. Ich selbst ging von Farm zu Farm und verschaffte ihnen Conditionen. Einmal schaffte ich eine Ueberfülle von Arbeitern von Sydney über dreihundert Meilen weit ins Land hinein, wo sie fehlten. Die ausgelegten, bedeutenden Reisekosten u. s. w. wurden mir fast immer vergütet, und im Lande innen waren die Leute immer bereit, uns umsonst weiter fortzuschaffen. Die Regierung unterstützte meine Bemühungen im Ganzen mit etwa hundert Pfund. Während der ganzen sieben Jahre habe ich für meine Person auf diesen Reisen blos 1 Pfd. Sterl. 18 Shill. 6 Pence ausgegeben und blos 16 Pfd. Sterl. von meinen ausgelegten Geldern verloren, obgleich ich manchen Tag mehr als 40 Pfd. Sterl. als Passagegeld für See- und Landfuhrwerk vorschoß. Im Ganzen habe ich eilftausend Seelen untergebracht, besonders viel durch mein in Sydney gestiftetes Gesinde-Vermiethungs-Comtoir. Fast alle sind gut gerathen und die meisten brave Frauen und Mütter geworden. Es kam mir stets darauf an, für Familien zu sorgen, also besonders für weibliche Wesen, deren rasche Verheiratung nun auch sprüchwörtlich geworden. Ohne Familie, Frau und Kind wäre eine rohe, demoralisirte Raçe in der neuen Welt entstanden und diese für lange Zeit verdorben worden."

Diese ihre eigenen, einfachen Worte sind Beweises genug für die sittliche Größe ihrer Thätigkeit. Wir können hier die Schilderungen ihrer Reisen durch Wüsten und Einöden, Sümpfe und Wälder, ihrer Nächte auf rohen Holzkarren unter freiem Himmel, ihrer einsamen Entdeckungsmärsche vor Tages-Anbruch, um Brod für ihre Schützlinge zu finden, während diese noch schliefen, ihrer Besuche bei den Hunderten von Familien, die sie plazirt und gebildet hatte, ihrer Wunderthätigkeit in Herbeischaffung von Lebensmitteln u. s. w. nicht mittheilen, nur ein Wunder, das an eines von Moses erinnert, verdient eine Ausnahme. Eines Tages war sie mit dreißig Weibern und Kindern auf einer Fahrt mit Ochsen durch eine endlose Wüste beinahe verschmachtet, die Frauen weinten, die Kinder schrieen nach Labung, und Alle empörten sich und wollten Wasser haben. „Grabet hier, und Ihr werdet Wasser finden", sagte sie mit der größten Bestimmtheit. Und aus einer vier Fuß tief gegrabenen Oeffnung sprang Wasser. Weiber und Kinder starrten sie an wie eine Heilige und tranken gehörig. — Wer sich speziell für ihre Noth und Wildniß civilisirende Thätigkeit interessirt, findet in ihren „Pictures of Australian Emigrants" die reichste Fülle drastischen Stoffes, der bald das Herz, bald das Zwerchfell erschüttert, wie ihre Rede. Eines ihrer großartigsten und mühevollsten Werke sind die 1845 und 1846 überall an Ort und Stelle gesammelten und unter freiem Himmel, auf Wagen, Pflügen und rohen Erdhaufen niedergeschriebenen Aussagen der neuen Kolonisten. Man findet darin außer unzähligen Thatsachen von den Zuständen der einzelnen Ansiedelungen mehrere Hundert ganze, zum Theil sehr abenteuerliche Biographieen. Einen Theil davon hat sie unter dem Titel: „The Voluntary Information of the People of New South Wales" veröffentlicht. Mit diesem unendlich mühselig erworbenen Schatze und ihrer Familie kehrte sie 1846 nach England zurück, um diesseits der beiden großen Oceane zu ihrer Einwanderer-Heimat eine für die Auswanderer zu gründen und selbst der Brücke über beide Weltmeere eine heimatliche Gewandung zu geben, damit Aus- und Einwanderung, alte und neue Welt in sittlicher und lebendiger Verbindung blieben und zerrissene heilige Bande Aeltern und Kinder wieder umschlängen.

„In keiner Ferne reißt das Band
Des Blutes und der Bruderhand."*) B.

Türkei.

Ein türkisches Postamt.

(Schluß.)

Jetzt beginnt das Werk des Sortirens, dessen Originalität den Herren in einem europäischen Ober-Post-Amt nicht geringes Erstaunen einflößen würde. Unter den Harrenden befinden sich wahrscheinlich zehn Achmets, eben so viele Mustaphas, eben so viele Mehemets, eben so viele Alis, und Dutzende ihrer Namensvettern leben noch außerdem in der Stadt. Keiner derselben hat einen Zunamen, und sie unterscheiden sich nur durch die Farbe ihres Barts, die Form ihrer Nase, oder irgend eine andere Eigenthümlichkeit in der Gestalt oder den Zügen. Wo die Persönlichkeit von zwei, drei oder vier Achmets oder Mustaphas sich zufällig gleicht, hat der Postbeamte, der die Brief-Ausgabe besorgt, einen schwierigen Stand, da überdies wohl noch hundert Individuen in der Nachbarschaft sein mögen, die auf denselben Namen hören und deren Haare, Bart oder Augenbrauen er unmöglich speziell besichtigen kann. Wenn wir hinzufügen, daß jeder Ali, Mustapha und Achmet darauf besteht, daß man ihm alle auf diese Namen lautenden Briefe einhändigt, und nichts davon hören will, daß sie vielleicht einem anderen Ali u. s. w. gehören — daß ferner oft ein Dutzend Packete mit dreihundert Briefen ankommen, und daß Niemand da ist, um sie zu öffnen und auszugeben, als der eine unglückliche Postmeister, der im Mittelpunkt eines dichtgedrängten Kreises auf der Erde kauert, so ist es nicht zu verwundern, daß er in einem solchen Augenblick kaum weiß, wo ihm der Kopf steht. Für den, der nach begonnener Operation in das Zimmer tritt, ist er zuerst gar nicht sichtbar; nachdem man sich jedoch durch die wogende Menge Bahn gebrochen, sieht man ihn die Packete hastig öffnen, die Adressen der Briefe durch eine enorme Brille betrachten und einen verzweifelten Versuch machen, sie zu sortiren, indem er sie, da Fächer hier unbekannt sind, zum Theil in seine Weste, zum Theil hinter die Kissen, unter seinen Sitz und zwischen das Futter des Divans steckt, obgleich er offenbar durch das Geschrei und die Zudringlichkeit der Umstehenden so konfus geworden, daß er außer Stande ist, das Ordnen nach irgend einem bekannten alphabetischen, physiognomischen oder lokalen Prinzip vorzunehmen. Nicht wenige von den Briefen fallen auf die Erde, wo sie liegen bleiben, bis Jemand sie aufhebt und dem Adressaten zustellt. Endlich macht ein ungeduldiges Individuum, welches während der letzten fünf oder zehn Minuten hartnäckig behauptet hat, daß jeder zum Vorschein kommende Brief sein unzweifelhaftes Eigenthum sei, und erklärt, nicht länger warten zu wollen, einen kühnen Griff unter die Korrespondenz und schleppt, von dem Beifallsruf der Menge ermuthigt, einen Korb voll nach der anderen Seite des Zimmers, wohin ihm eine Schaar von Wartenden folgt, und wo sofort eine Vertheilung der Beute beginnt, gleichgültig gegen das Zetergeschrei des Postmeisters, der bei dem Pascha zu klagen droht und außerdem noch persönliche Rache an dem Frechen zu nehmen schwört, der ihn an der Erfüllung seiner Pflichten hindert. So fährt er noch einige Minuten mit Sortiren und Schimpfen fort, indem er gelegentlich diesen oder jenen an eine Standesperson gerichteten Brief dem Bedienten derselben einhändigt; zuletzt aber erhebt er sich bis zur Höhe seines Amtes, springt auf, wirft seinen Tschibuk fort und stürmt, ohne mit dem Anziehen seiner Pantoffeln die Zeit zu verlieren, durch das Zimmer, entschlossen, wie es scheint, den Schuldigen beim Kragen zu fassen und ihn auf der Stelle zu erwürgen. Glücklicher Augenblick für die Anwesenden (oder „assistans", wie die Franzosen sagen würden), die er zurückläßt! Sie stürzen sogleich über die Briefe her, bemächtigen sich eines Bündels nach dem anderen und tragen sie in verschiedenen Richtungen fort, um den Inhalt vielleicht in dem Vorsaal oder auf der Treppe, vielleicht unter einem Thorweg im Hofe, in Muße zu besichtigen. Sobald jeder die für ihn (oder auch nicht für ihn) bestimmten Briefe herausgenommen, werden die übrigen in einen Korb geworfen, wo die zunächst Kommenden sie einem ähnlichen Prozeß unterwerfen, und sollten dann noch welche zurückbleiben, so kann der Postmeister, wenn er zufällig vorbeigeht, sie aufsammeln und in Sicherheit bringen.

Unterdessen hat er wahrscheinlich im Innern des Hauses seine Autorität behauptet und die Wünsche seiner ungestümen Gäste befriedigt. Einige Briefe sind möglicherweise an den rechten Mann gekommen; der größte Theil ist gewiß in den Besitz von Personen gelangt, die nicht das mindeste Recht darauf haben; die Uebrigen sind unter die Kissen des Divans weggepackt oder liegen auf der Erde umher.

*) Ein zweiter Artikel folgt nächstens.

Vielleicht werden sie früher oder später ihre Bestimmung erreichen; ungleich wahrscheinlicher ist es jedoch, daß sie sich in Stücke zerreiben, von Würmern gefressen werden oder durch die Ritzen zwischen den Dielen des Fußbodens fallen und auf ewig verloren gehen.

Die Aufregung hat sich indeß gelegt, und der Postmeister kehrt freudig auf acht Tage zu seinem Tschibuk und seinem träumerischen Leben zurück. Doch wird seine Ruhe bisweilen von Personen unterbrochen, die ihm Briefe zur Beförderung überbringen. Sind dies Ausländer (namentlich solche, die der Landessprache nicht mächtig), so wird er nicht ermangeln, ihnen ein Drittel mehr als das festgesetzte Porto abzufordern, und er weiß sie wegen der sicheren Bestellung ihrer Sendschreiben so in Furcht zu setzen, daß es ihm fast immer gelingt, den Mehrbetrag ohne Widerrede einzustreichen, worauf seine Züge sich zu einem grimmigen Lächeln verziehen, indem er nachträglich noch ein Backschisch in Anspruch nimmt. Wenn der Reisende Freunde in der Ferne hat, die vielleicht Monate lang nichts von ihm gehört haben; wenn er weiß, daß sie gern jeden Preis für ein paar Worte zahlen würden, die ihnen sagen, daß er sicher und wohlauf ist, und wenn er einsieht, daß von der guten oder schlechten Laune des unverschämten Gurgelabschneiders, der vor ihm steht, die Möglichkeit abhängt, daß diese paar Worte ihre Bestimmung erreichen, so wird man es erklärlich finden, daß er, anstatt seinen Gefühlen Luft zu machen und dem Schurken den Bart zu zausen, lieber ihm das Geld einhändigt und sich dabei noch sehr höflich zeigt. Allein selbst dann ist es gar nicht unwahrscheinlich, daß es seinem Schreiben nicht besser geht, als den von Anderen, die weniger ängstlich oder sparsamer waren: es wird vielleicht gleichermaßen unter die Kissen geschoben oder in einen alten Schrank gesteckt. Findet es sich dann an dem Tage, wo die Post abgeht, so ist es gut; wo nicht, so wird der Postmeister sein Gewissen dadurch wenig belästigt fühlen, und der Absender bleibt in glücklicher Unwissenheit über das Schicksal des für ihn so wichtigen Dokuments. Um gerecht zu sein, müssen wir allerdings hinzufügen, daß die Beförderung dadurch gesichert werden kann, daß man doppeltes Porto zahlt und dagegen einen Schein erhält, was in England registriren (in Deutschland rekommandiren) genannt wird; so lange aber das Porto in der Türkei so hoch ist, wie gegenwärtig, bringt dieses keine unbedeutenden Kosten mit sich. Ich würde Jedem, der in der Türkei reist und in seiner Heimat Freunde und Verwandte zurückgelassen hat, für deren Wohlfahrt er besorgt ist oder die wegen der seinigen in Angst schweben, aufs dringendste rathen, Alles im Lande der Osmanen zu besichtigen und zu untersuchen, mit Ausnahme des Postamts. Niemand, der noch ein Band hat, das ihn an sein Geburtsland fesselt, der dort noch ein Herz kennt, das für ihn schlägt, kann dieses Schauspiel ohne Unmuth und Widerwillen betrachten. Welche Aussicht hat bei einer solchen Behandlung der Brief, der seine Lieben beruhigen soll, an den Bestimmungsort anzukommen? Er überlasse ihn dem Schicksal, falte die Hände in Ergebung und rufe mit unserem Freunde, dem Postmeister, aus: „Backaloum! — Wir werden sehen!"

Die Scene, welche ich zu beschreiben versucht, ist keineswegs eine Uebertreibung: man wird vielmehr Aehnliches in jeder türkischen Provinzial-Stadt sehen, wo starke Truppen-Corps einquartiert sind. In dem Ober-Postamt zu Konstantinopel herrscht, wie man leicht denken kann, etwas größere Ordnung; aber selbst dort gehen noch Dinge vor, die einen Europäer in Erstaunen setzen würden. So hocken z. B. alle Beamten während der Arbeit auf dem Divan und rauchen dabei ihren Tschibuk. Der vernachlässigte Zustand, in welchem sich das türkische Postwesen befindet, wird durch die Thatsache erklärlich, daß die Regierung die Post an den Meistbietenden verpachtet, welcher es übernimmt, den Dienst zu versehen und die Reisenden zur festgesetzten Taxe mit Pferden zu versorgen. Was die Pferde betrifft, so ist das Postgeld ohne Zweifel niedrig genug — ungefähr vier Silbergroschen für die Stunde oder drei engl. Meilen; dagegen könnte das Briefporto recht gut herabgesetzt werden, ohne daß die Kontrahenten darunter litten. Es liegt jedoch im Interesse der Regierung, die Spekulanten durch hohe Portosätze zu ködern, um sie zur Uebernahme der Pacht zu bewegen, und da der Kontrakt nur auf einen beschränkten Termin geschlossen wird, so sucht der Pächter das Eisen zu schmieden, während es heiß ist, indem er, um Kosten zu sparen, seine Pflicht in möglichst nachlässiger Weise erfüllt. Der letzte Kontrakt war auf drei Jahre geschlossen, von denen zwei bereits abgelaufen sind. Wie es heißt, hatte das Pforten-Ministerium die Absicht, die Communication durch Landstraßen, Eisenbahnen u. s. w. in der Zwischenzeit so zu verbessern, daß die bisherigen vorsündfluthlichen Einrichtungen für immer aufhören sollten; aber die Zerwürfnisse mit Rußland haben wieder einmal alle Reform-Projekte in unabsehbare Ferne gerückt. Indessen dürften die Kontrakte in keinem Fall erneuert werden. Die Regierung wird die Verwaltung des Postwesens selbst in die Hand nehmen und so viel Ordnung in dieselbe bringen, wie die Umstände es erlauben, bis die Rückkehr des Friedens sie in den Stand setzt, ihre ursprünglichen Pläne in Ausführung zu bringen.

Frankreich.

Ein Buch zu Gunsten der Umkehr der modernen Welt.

Das Athenaeum Français (vom 11. Februar 1854) macht uns mit einem so eben in zweiter Auflage erschienenen Buche bekannt, welches für die Wahrheit der auch unter uns laut gewordenen Behauptung, daß die Wissenschaft, wenn Alles wieder gut werden solle in der Welt, umkehren müsse, den Beweis zu führen versucht. Das Buch ist eine für unsere Zeit, in welcher außer vielen anderen Kämpfen auch der Kampf der modernen Ideen mit denen des Mittelalters, der Wissenschaft mit der Orthodoxie ausgekämpft wird, unzweifelhaft sehr interessante Erscheinung; dasselbe vertritt die Umkehr der Wissenschaft, die Abkehr von dem, was die heutige Welt im Allgemeinen für vernünftig hält, mit einer Kühnheit, zu welcher die Vertreter derselben Richtung in unserem Staate der Intelligenz es bis jetzt noch nicht haben bringen können. Das Buch führt den ominösen Titel: „Ueber das Schwachwerden der Vernunft und das allgemeine Verderben in Europa";*) der Verfasser nennt sich B. Saint-Bonnet. Der Berichterstatter im Athenaeum Français, Herr Thalès Bernard, spricht sich über das merkwürdige Buch in folgender Weise aus:

Es zeigt sich in dem vorliegenden Buche ein Strahl von dem etwas kühlen, aber doch reinen Lichte, welches in den Werken Fénelon's und Malebranche's leuchtet. Der Verfasser gehört zu jenen edlen Geistern, welche die Vernunft als eine wesentlich religiöse Geistesfähigkeit ansehen und welche, auf Grund einer sehr verdächtigen Psychologie, in der menschlichen Seele die Vernunft und den Verstand scharf trennend, diesem alle Verirrungen der modernen Welt, jener aber, falls sie gehörig wiederhergestellt wird, die Macht zuschreiben, alle Wunden zu heilen und alle Irrthümer zu beseitigen. Nachdem der Verfasser über den moralischen Zustand unserer Gesellschaft, welche er für eine im Sterben begriffene ansieht, einen flüchtigen Ueberblick gegeben, untersucht er die Natur des Heilmittels, welches angewendet werden muß, um sie vor einer gänzlichen Auflösung zu bewahren.

In Bezug auf den krankhaften Zustand der gegenwärtigen Menschheit offenbart Herr Saint-Bonnet (sich selbst natürlich im Besitz aller Wahrheit wissend) seine Besorgnisse mit einer Beredtsamkeit, welche seinem Mitgefühl mit der Menschheit Ehre macht, welche aber als unklug bezeichnet werden muß, weil, wenn das Uebel so groß, so allgemein ist, eine solche Schilderung desselben die Hoffnung, dasselbe zu heilen, nur niederschlagen kann. Er findet den Krankheitszustand darin, daß die Menschheit allen religiösen Glauben oder vielmehr den religiösen Glauben, welcher Herrn Saint-Bonnet zusagt, verloren hat. In Bezug auf die Ursachen des Krankheitszustandes sagt er: „Zuerst heidnische Schriftsteller, dann Naturwissenschaften, zuletzt deutsche Philosophie! Möge Europa es endlich einsehen: das sind die drei Elemente, welche die Erziehung, folglich den moralischen, politischen und religiösen Zustand der Gegenwart, ausmachen. Man wundert sich, daß der Pantheismus mit einemmale die Welt überzogen hat, und daß er sie zu begraben droht! Im Alterthum hat der Strom seinen Ursprung. Wird man endlich lernen, ihn in seiner Hauptquelle zu verstopfen, ihn in seinen Zuflüssen zurückzuhalten?!" (Seite 120.)

Man sieht, daß Herr Saint-Bonnet ohne Umschweife sagt, was er meint. Man kann seinem Jahrhundert nicht entschiedener den Rücken zukehren. Während die alten Klassiker in England, in Deutschland, in Frankreich eifriger denn je studirt werden, während die Naturwissenschaften in einer Weise, wie noch nie, blühen und so weit gediehen sind, daß ihre Theorieen überall im Leben in Anwendung gebracht werden, richtet der Verfasser des vorliegenden Buches seinen Blick in die Vergangenheit und sucht die Mittel, diese drei oder vier den Studien der altklassischen Literatur gewidmeten Jahrhunderte aus der Menschheitsgeschichte zu entfernen. Er sagt:

„Wie weit ist man davon entfernt, einzusehen, wie viel Sünde in Folge des Gebrauches, den man von den heidnischen Schriftstellern macht, in dem Menschen bleibt! Man hat die Außenseite des Uebels ins Auge gefaßt; Viele sind der Untersuchung aus dem Wege gegangen; die wahre Gefahr ist nicht bemerkt worden. Man gesteht wohl zu, daß die von den Erinnerungen an Griechenland und Rom erfüllte Phantasie der Menschen denselben nicht Ruhe ließ, bis sie ihrerseits auch Republiken zu Stande gebracht. Aber was die heidnischen Schriftsteller auf anderen Gebieten des Lebens geschadet, das übersieht man.

„Das Kind, welches während der acht Jahre, wo sein Geist sich ausbildet, die ruhmvollsten Personen in den wichtigsten Momenten ihres Lebens beim Jupiter, beim Herkules, bei der Juno schwören hört, wird gewahr, ohne es sich zu sagen, daß das ganze Alterthum, so viele große Männer, diese großartige Civilisation, im Nichts ihren Stützpunkt hatten. Seine Vernunft erhält dadurch einen entsetzlichen Stoß. Es

*) De l'affaiblissement de la raison et de la décadence en Europe, par B. Saint-Bonnet. 2. édition. Paris, Hervé, 1854.

kömmt, ohne sich darüber Rechenschaft zu geben, zu der Vorstellung, daß alle Ausrufe, d. h. alle solche Erhebungen der Seele zum Unendlichen — Bewegungen im Leeren, im Nichts sind. Das Kind wächst heran und gewöhnt sich an den Gedanken, daß es über die Seele hinaus nichts Höheres geben kann, ja, daß nicht einmal das Bedürfniß von etwas Höherem vorhanden sei." (Seite 11.)

Wir kommen zu dem Heilmittel, welches gegen das allgemein gewordene Uebel angewendet werden soll. Zunächst „muß man thun, was man in jeder anderen Zeit nicht thun würde: man muß das Studium der heidnischen Schriftsteller regeln und das der Kirchenväter wieder einführen." (S. 133.)

— — „Man wird zur Wiederherstellung der Literatur thun müssen, was man zur Wiederherstellung der Kunst gethan hat: man wird in unserem Unterricht das christliche Literatur-Element einführen und den Kindern die christlichen Klassiker vorlegen müssen, welche leichter, faßlicher, dem Geiste unserer Muttersprache entsprechender sind." (S. 137.)

„Was die zu treffende Auswahl unter den griechischen und lateinischen Kirchenvätern betrifft, so würde ich keineswegs den nur in Rücksicht auf die Sprache und den Styl ausgezeichneteren den Vorzug geben." — — „Der Phantasie gebe man christlichen Inhalt; die Phantasie wirkt auf die übrigen Geisteskräfte der Jugend." (S. 149.)

In Bezug auf die Wissenschaften scheint der Verfasser sich nicht ganz auszusprechen; wie weit er die Beschränkung derselben beim Jugend-Unterricht ausgedehnt haben will, ist uns nicht ganz klar geworden; er sehnt sich zurück nach der alten Herrschaft „der Elemente aller Erziehung: der Theologie, der Literatur, der Wissenschaften." (S. 106.) Newton, Galilei, Laplace wagt er nicht offen anzugreifen; dafür macht er aber seinem Herzen Luft, wo er auf die deutsche Philosophie zu sprechen kömmt; sein sonst so ruhiges und wohlwollendes Wesen verläßt ihn hier; er geräth in Aufregung und Leidenschaft; der Pantheismus Fichte's, Schelling's, Hegel's scheint ihm das große Ungeheuer der modernen Welt zu sein; bei Besprechung der seit dem sechzehnten Jahrhundert über Europa gekommenen politischen Erschütterungen nimmt er Veranlassung, auf dieses Scheusal die heftigsten Schmähreden zu häufen.

Der Leser weiß jetzt über das Buch des Herrn Saint-Bonnet eben so viel, wie wir, und wahrscheinlich erhebt er sich eben so wie wir gegen die vom Verfasser verfochtene Behauptung. Die Psychologie, welche den Geist des Menschen in Verstand und Vernunft zertheilt, verdient die entschiedenste Zurückweisung. Wenn Herr Saint-Bonnet die Werke jener Philosophen, vor denen er solches Entsetzen fühlt, studirt hätte, würde er bei ihnen diese Wahrheit erkannt haben: die Vernunft ist eine Thätigkeit des Verstandes im weiteren Sinne, d. h. der Intelligenz. Freilich kann der Verstand der Vernunft beraubt sein, wie der Körper eines Armes beraubt sein kann; aber behaupten, wie Herr Saint-Bonnet, daß die Vernunft und der Verstand zwei besondere Geistesvermögen sind, welche im Menschen zwar beisammen sind, aber sich doch auf zwei entgegengesetzte Welten beziehen (S. 17.) — — —, und hinzufügen, daß der Verstand die Aufgabe hat, nur die äußere Welt zu erfassen, während die Vernunft dem Menschen gegeben sei, die Seele und Gott zu erfassen — heißt: sich einer optischen Täuschung hingeben und ein Kellergewölbe für einen Dom ansehen. Der Verstand (die Intelligenz) begreift in sich die beiden Geistesthätigkeiten: den Glauben und die Vernunft, welche der Verfasser als „die Vernunft" und als „den Verstand" zu bezeichnen beliebt. Das neunzehnte Jahrhundert hat sich hierin nicht getäuscht: es faßt in dem Begriffe „Nationalismus" alle philosophischen Systeme Deutschlands zusammen. Wir müssen also verwerfen, was der Verfasser auf Grund seiner falschen Psychologie in Betreff der vermeintlichen Krankheit der Menschheit und in Betreff der Heilung derselben vorbringt. Um ihm einen Gefallen zu thun, wollen wir ihm gegenüber die deutsche Philosophie hier nicht vertheidigen; die neueren vermeintlichen Fortschritte derselben, müssen wir ohnehin gestehen, nicht anerkennen zu können, — auf die Gefahr hin, den Professoren der Universitäten zu mißfallen, welche uns in wenigen Zeilen die bewundernswerthe Entwickelung der Metaphysik, von Kant zu Fichte, von Fichte zu Schelling und von Schelling zu Hegel, vorführen.*)

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— **Sweaborg, das nordische Gibraltar.** Nach dem Auslaufen der englischen Ostsee-Flotte unter Sir Charles Napier hat sich die Aufmerksamkeit und die literarische Speculation in England, wie bisher auf die Donau-Fürstenthümer und den Bosporus, so jetzt auf die baltischen Küsten des russischen Reiches gerichtet. Das Londoner Athenaeum bringt in seinem Blatte vom 18. März einen Artikel, „Finnland", nach einem vor nicht langer Zeit von dem Fürsten Emanuel Galitzin in französischer Sprache in Paris erschienenen Buche: „La Finlande: Notes recueillies en 1848 pendant une excursion de St. Pétersbourg à Torneo". Das englische Journal ist der Meinung, daß die Napiersche Flotte, „deren ausgesuchte Mannschaften das Herz des englischen Volkes mit auf den Weg genommen", zunächst die Bestimmung habe, die Küsten des Finnischen Meerbusens aufzusuchen. Der Finnische Meerbusen, der sich, als ein vierzig Meilen langer und 5½—11 Meilen breiter Seearm von Petersburg und Kronstadt bis an die Ostsee, Stockholm gegenüber, erstreckt, bietet zunächst an seiner estländischen Seite den Kriegshafen von Reval dar, in welchem ein Theil der russischen Flotte ihre Station hat. Die Festungswerke der Stadt Reval selbst und des hoch gelegenen Domberges, auf welchem der Adel wohnt, sind zwar verfallen, doch vor dem Hafen befinden sich im Meere die berühmten Kessel-Batterieen, vor welchen wiederum die waldige Insel Nargen, oder Nargö, mit dem Leuchtthurm, Telegraphen und besonderen Vertheidigungswerken auf einer den Hafen beherrschenden Höhe liegt. Gegenüber von Reval, in einer Entfernung von acht Meilen, befinden sich an der finnländischen Seite des Meerbusens Helsingfors und Sweaborg, gewissermaßen Doppelsterne von Festungen, so nahe sind sie an einander gelegen. Der befestigte Hafen von Helsingfors hat Raum für siebzig Kriegsschiffe, die hier hauptsächlich durch die für uneinnehmbar geltende Festung Sweaborg gedeckt werden. Die Batterieen der Festung Sweaborg sind auf sieben kleinen Inseln erbaut. „Wargö" (die Wolfsinsel) bildet die Hauptfestung mit dem Schloß, den Magazinen, Waffen-Depots, Schiffsdocks ꝛc.; die „stora oster (große östliche) Swartö" hat Werfte für zwölf Kriegsschiffe, ebenfalls zahlreiche Magazine ꝛc.; demnächst reihen sich die „wester (westliche) Swartö", „Gustavsvärd", „oster Lilla", „Swartö" und „Barreö" an. Alle diese Inseln sind durch Werke befestigt, die in Felsen gehauen oder von Granit-Quadern erbaut und meistens kasemattirt sind. Größtentheils sind diese Werke mit zwei oder drei Reihen Kanonen über einander und im Ganzen mit zweitausend Stück Geschütz armirt. In den Kasematten können 12,000 Mann, von denen 8000 allein zur Bedienung der Batterieen erforderlich, bequem untergebracht werden. Die Befestigung in ihrer jetzigen Gestalt, die mit Recht das nordische Gibraltar genannt wird, wurde im Jahre 1748 von dem schwedischen Feldmarschall Grafen Ehrensvärd begonnen, dessen in Granit gehauenes Grab und Monument auf einem freien Platze der Festung sich befindet. Jährlich wurde über eine Million Thaler auf diesen Bau verwandt, der länger als zehn Jahre dauerte. Doch die schon damals für uneinnehmbar gehaltene Felsenfestung blieb kaum ein halbes Jahrhundert nach ihrer Vollendung in den Händen der Schweden. Im März 1808 begannen die Russen, sie zu belagern, und schon am 3. Mai desselben Jahres kapitulirte der Kommandant, Admiral Kronstedt, obwohl er zwei Fregatten und die gesammte Schären-Flotte, die dem Sieger in die Hände fielen, zu seiner Verfügung hatte und außerdem mit Kriegs- und Mundvorräthen reichlich versehen war. Das Räthsel dieser in der Geschichte beispiellos dastehenden Capitulation ist niemals vollständig gelöst worden, doch vermuthet man, daß die Russen mehr noch mit goldenen, als mit glühenden Kugeln bombardirt haben.

— **Dänisches Deutsch in Konstantinopel.** Die erste Ankündigung in deutscher Sprache, die wir im Journal de Constantinople gefunden, betrifft seltsamerweise eine seit kurzem in Kopenhagen erscheinende deutsche Zeitung, unter dem Titel: „Der Wanderer im Norden". Von Dänemark aus wünscht man also deutsche Ideen und deutsche Nachrichten in der Levante zu verbreiten. In seiner Ankündigung verspricht der „Wanderer des Nordens" allen Ständen, beiden Geschlechtern und allen Lebensaltern Belehrung und Unterhaltung. Er will der Vorkämpfer der Einheit und der Gleichberechtigung sein, aber er läßt unentschieden: ob der Einheit und Gleichberechtigung in Dänemark, in Deutschland oder in der Türkei. Eigenthümlich genug klingt folgende Aufforderung des Wanderers an die Leser von Konstantinopel: „Pränumerirt und helft ihm fortleben, damit er in den friedegewohnten und sicheren Ländern des Nordens seiner Aufgabe getrost und muthig entgegengehe und nicht untergehe für Einheit, Freiheit und Ordnung, und sein fröhlicher, inhaltreicher Wanderruf zur Wahrheit werde: Gleiches Recht für Alle!"

*) Dr. Kuno Fischer, Logik und Metaphysik, Stuttgart, 1852. p. XV.

Das mit dem 31sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 6 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Mittler u. Comp., Jägerstr. Nr. 55, und beim Spediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 37. Berlin, Dienstag den 28. März 1834.

England.

Das Gewerbe unter dem Einflusse der Kunst.

Die vorjährige Industrie-Ausstellung Dublins leitete in natürlicher Folge unsere Gedanken auf die Welt-Ausstellung Londons zurück, deren würdige Nachfolgerin sie war. Dort war, verglichen mit der Ausstellung in Hyde-Park, die schöne Kunst reicher vertreten, als die industrielle Kunst. Und der Genius des irischen Volkes macht es mehr denn wahrscheinlich, daß es seiner Zeit durch die Anwendung von Phantasie und Geschmack auf die Erzeugnisse des Gewerbes unter den vereinigten Nationen einen ausgezeichneten Rang einnehmen werde. Der Bericht über die Abtheilung der schönen Kunst in dem Krystall-Palast von Hyde-Park, so wie der Vorschlag, den der Lord-Mayor von London neulich angeregt, die Gemeinden von Großbritannien und Irland für die Bildung von Kunstschulen zu gewinnen, gab dem Londoner Athenaeum Veranlassung, auf jenen Bericht speziell einzugehen. Vor kurzem waren zahlreiche Vertreter der großen Städte des Landes im Mansion-House zu London versammelt, die Art und Weise zu erörtern, wie den Handwerkern aufs zweckmäßigste unter die Arme zu greifen sei, indem man sie durch künstlerische Vorbildung befähigt, mit ihren französischen Berufsgenossen, die das Studium der Ornamentik und deren Anwendung auf das Gewerbe sorgfältiger im Auge behalten, zu konkurriren. Das genannte Journal begrüßt es freudig als ein Zeichen der Zeit, daß ein solcher Gegenstand die Aufmerksamkeit von Lord-Mayor und Aldermen fesselt, und glaubt, die begonnene Bewegung in Etwas zu fördern, wenn es auf die von sprachfähigen Männern gefällten Urtheile über den gegenwärtigen Zustand der gewerblichen Kunst in England die öffentliche Aufmerksamkeit lenkt. Wir lassen jetzt das Athenaeum selbst sprechen:

„Während jedes andere Fach jener Sammlung von Allem, was die Menschenhand auf dem Erdenrunde Treffliches geschaffen, vereint an einem Flecke, über den jetzt wieder die Pflugschaar gegangen, sich mit einem einzigen Berichte begnügen mußte, besitzen wir über die Kunstabtheilung, außer dem kurzen Bericht des Herrn Panizzi, Berichterstatters der Jury, noch einen ergänzenden Bericht des Dr. Waagen, Direktors des Museums in Berlin, und einen ergänzenden Bericht über Dessins ꝛc. von Redgrave, der mit den Zeichnenschulen hier lange in Verbindung gestanden hat und jetzt Ober-Aufseher der Abtheilung für gewerbliche Kunst in Marlborough-House ist. Beweis genug für die Wichtigkeit, welche die königliche Kommission diesem Theile der großen Ausstellung beigelegt, und wie hoch sie die daraus zu ziehenden Lehren für Veredelung des Gewerbes angeschlagen hat.

Dieses Fach umfaßte eigentlich Skulptur, Modelle, plastische Kunst und Ornamentik im Allgemeinen. Es ist jetzt nicht unsere Absicht, an das Gebiet der höheren Kunst, es sei denn zufällig, zu streifen; wir beschränken uns auf den Theil des Berichts, der die Kunst nur insofern berührt, als sie mit dem Gewerbe und dem öffentlichen Geschmack in Beziehung steht.

Die Behauptung, daß es in England an künstlerischer Erziehung fehlt, wird unserer National-Eitelkeit eben nicht schmeicheln; ist sie aber erwiesen, dann muß der Gegenstand so oft besprochen werden, bis dem Mangel abgeholfen wird. Die oben erwähnten Berichte setzen sie über allen Zweifel und deuten zugleich die Wege an, die unter solchen Umständen einzuschlagen sind. Das Zeugniß eines Ausländers von so hervorragendem Verdienste, wie Dr. Waagen, gegen uns, ist von großem Werthe und muß um so größere Ueberzeugungskraft haben, als es unter allen Kritiken der englischen Produkte das gelindeste ist.

In seinen einleitenden Bemerkungen verweilt Dr. Waagen bei der innigen Verbindung zwischen Gewerbe und schöner Kunst. „Auf den großen Weltmärkten", sagt er, „werden immer diejenigen Erzeugnisse vorgezogen, die, neben den unerläßlichen an sie gestellten Forderungen, den besten Geschmack in Zeichnung und Behandlung aufweisen." Unter den zu gewärtigenden günstigen Nachwirkungen der Ausstellung hebt er besonders den hervor, daß der glückliche Bund zwischen Kunst und Industrie zu dem vollen Leben des Mittelalters wieder aufwachen werde, wo der Künstler mehr Handwerker und der Handwerker mehr Künstler war, als es jetzt der Fall ist; er beruft sich auf die wundervollen Proben von Gußarbeiten in Bronce, Eisen und Zink, die auf der Ausstellung zu sehen waren: Proben, welche schlagende Beispiele von dem Zusammenwirken der Kunst und des Gewerbes in unseren Tagen liefern. „Unserer Zeit sind zwei schätzbare und originelle Erfindungen zu verdanken, durch welche Skulpturwerke reproduzirt werden können: die Galvanoplastik und die mechanischen Prozeduren der Herren Collas in Frankreich und Cheverton in England. Mittelst dieser Erfindungen können die edelsten Kunstgebilde so wohlfeil vervielfältigt werden, daß eine allgemeine Entwickelung des Sinnes für das Schöne nothwendig daraus hervorgehen muß." — Von Cheverton's Thesens, in verjüngter Nachbildung, der sich in der Elgin-Sammlung befindet, sagt Dr. Waagen: „Er ist, um später in Gips geformt zu werden, durch diese Prozedur so sauber und genau in Alabaster verjüngt, daß der heikelsten Kritik nichts zu wünschen bleibt. . . . ." Der Vortheil, den diese Erfindung dem Kunstfreunde und absonderlich dem Künstler selbst bietet, ist so augenfällig, daß jedes weitere Wort überflüssig wäre. Ferner wird dieser Theil des Gegenstandes bei den Bemerkungen über Porzellan-Manufakte von Minton, Copeland, Wedgewood u. A. beleuchtet; er zeigt den großen Einfluß dieser Erfindungen auf die Erzeugung eines richtigen Geschmacks, indem sie das Publikum mit ausgesuchten Productionen, wie die berühmten silbernen Becher im Museo Borbonico, bekannt machen und im Allgemeinen auf die kluge Wahl und Anwendung schöner Formen des Alterthums hinweisen.

Die Jury berührt durch ihren Berichterstatter Panizzi denselben Gegenstand und führt als Thatsache an, daß durch die Anwendung wohlfeiler Stoffe und Kosten sparender Prozeduren bei der Vervielfältigung von Kunstwerken die schönsten Muster beim Publikum täglich mehr Eingang finden und ihm neue und reine Quellen des Genusses zuführen, die bis jetzt nur im Bereiche der begünstigten Klassen lagen. Eine solche Verbreitung des guten Geschmacks kann unmöglich auf die Erzeugnisse der Industrie im Allgemeinen ohne wohlthätige Wirkung bleiben.

Herr Redgrave leitet seinen Bericht mit der allgemeinen Betrachtung ein, daß der Hang nach Ausschmückung bei den rohesten, wie bei den gebildetsten Völkern, so entschieden ist, daß sie sich zum Rang eines Naturbedürfnisses erhebt. Er betont dann die große Wichtigkeit ihrer Anwendung für den Fabrikanten und die Nothwendigkeit, hier mit kritischer Umsicht zu verfahren und jenem Bastardstyl der leider nur zu gemeinen Ornamentik entgegenzuwirken, die „das ungebildete Auge durch Schnörkeleien besticht, statt durch das bescheidene Aeußere einfacher und eleganter Formen zu fesseln."

Indem sie die einzelnen Artikel in den verschiedenen Unter-Abtheilungen dieses Faches durchgehen, lassen sich es die Berichterstatter sehr angelegen sein, auf die Prinzipien hinzuweisen, nach welchen die Verzierung anzubringen sei. Die Zeichnungen für bedruckte und gewebte Fabrikate, für Stickereien und Buchbinder-Arbeiten dürfen nach ihnen die Glätte der Fläche, auf die sie angebracht sind, nicht stören, sondern ihr nur durch gefällige Linien und harmonische Farben Mannigfaltigkeit geben. Verjüngung oder perspektivische Anordnung sind hier unzulässig. Papier-Tapeten mit erkünstelten architektonischen Bildern, die den Beschauer auf den Gedanken bringen, er könne durch und über die Fläche hinaus in den Raum sehen — Vorhänge mit ungeheuren Blumen, die sich bei jeder Falte brechen und verzerren — Bücher mit gothischen Kirchen auf dem Deckel — Fußdecken mit Gegenständen auf der Fläche, die jeden Schritt zu hemmen scheinen, sind als Beleidigungen des guten Geschmacks streng verurtheilt. Bei den indischen Fabrikaten verliehen Zeichnung und Farben den ebenen Flächen Mannigfaltigkeit, ohne den Eindruck der Glätte zu zerstören oder zu trüben. Dasselbe galt von den Productionen des Mittelalters, als die Verzierung der Wände, Estriche und Fußdecken durch die Araber zu einem so hohen Grade von Vollkommenheit gebracht worden war. Und doch welch eine reiche Erfindung zeigte sich da in den Mustern! Die Schönheit, Deutlichkeit und Mannigfaltigkeit der Formen, die harmonische Vertheilung der verschiedenen Farben fordern jeden echten Kunst

richter zur Bewunderung auf. „Solche Zeichnungen", sagt Dr. Waagen, „sind eine wohl zu beherzigende Lehre für die Fabrikanten selbst der europäischen Völker, die in der industriellen Kunst am weitesten vorgeschritten sind."

Herr Redgrave weist bei der Beurtheilung von gemusterten Tapeten auf die Nothwendigkeit hin, die Bestimmung dieser Decorationen sorgfältig im Auge zu behalten. Es muß dabei, wie bei dem Hintergrunde eines Gemäldes, darauf gesehen werden, daß sie mit der Umgebung nicht in Widerstreit gerathen. Eine Wandverzierung ist der Hintergrund für das Hausgeräth, für Kunstgegenstände und für die Inhaber; sie kann durch blendenden Schimmer der Wirkung der Ersteren Eintrag thun; allein, sei sie an sich noch so anziehend und glänzend, sie kann doch die Stelle derselben nicht ersetzen. Die Häufung verschiedener Farben hat den materiellen Nachtheil, die Kosten des Papiers zu vermehren, ohne eine so gute Wirkung hervorzubringen, wie eine sorgfältige Auswahl von zwei oder drei Farben, ja, sie giebt sehr oft dem Ganzen einen ärmlichen, gemeinen Anstrich. So viel steht fest, daß Wände, Fußboden und Getäfel eines Zimmers seinen Inhalt nicht verdunkeln dürfen. Sieht man nun die übertriebene Ausschmückung, die zuweilen an das Getäfel verschwendet wird; die brennenden Farben, womit manche unserer Papier-Tapeten überdeckt sind; die Blumen, Früchte, Vierfüßer und Vögel, die aus unseren Teppichen hervorschauen: so begreift sich leicht, daß ein mit solchem Gepränge ausgeputztes Zimmer den Eindruck gerade verfehlt, den es machen soll.

Wenige europäische Völker sind von den hier gerügten Verstößen gegen den guten Geschmack in Form und Farbe frei zu sprechen; am härtesten aber trifft, nach Dr. Waagen's Urtheil, der Tadel die englischen Industrie-Erzeugnisse, und aufs augenfälligste zeigt sich deren Inferiorität in allen Zierwerken, die ganz durch Maschinen produzirt werden. Zum Theil rührt das von der Leichtigkeit her, womit der Mechanismus das Geblümte und Ueberladene eben so billig wie die einfachen Formen herzustellen und so das Gelüst der Menge zu befriedigen vermag, die den Werth einer Decoration mehr nach der Fülle, als nach der Beschaffenheit der Verzierungen schätzt. Als ein Beispiel dieses fehlerhaften Styls führt Herr Redgrave einige Teppiche an, die als Proben des neu eingeführten Maschinen-Buntdrucks, auf Baumwollenzeuge angewendet, in Hyde-Park ausgestellt waren. Das neue Verfahren bietet die Mittel, eine große Menge Farben mit geringen Kosten aufzutragen; und da diese bunte Farbenfülle unglücklicherweise die meisten Käufer auf dem Markte lockt: so ist vorauszusehen, daß dieses sinnreiche Druckverfahren auf die wohlfeilere Art von Teppichen nachtheilig wirken werde.

Die Erzeugnisse englischer Manufaktur boten, nach dem Urtheil der Berichterstatter, Ueberfluß an Verzierung und Mangel an Erfindung. Es ist kein Styl in den Arbeiten. In der einen zeigt sich eine sklavische Vorliebe für das Mittelalter, und die Formen dieser Zeit werden auf Alles übertragen; andere erheben sich zu den klassischen Regionen von Hellas und Rom, und was das Siegel des Alterthums aufweist, das gilt für makelloses Muster, gleichviel, ob der uralte Bildner ein Mann von Geschmack oder ein obskurer, spießbürgerlicher Pfuscher gewesen, dessen Arbeiten ein Meister seiner Zeit mit denselben Augen angesehen haben würde, wie ein gebildeter Architekt unserer Tage die seltsamen Proben „gothischer, griechischer oder ägyptischer Bauwerke" ansieht. — Da haben wir die „treuen Jünger der Tradition", die auf die Vergangenheit als auf die Quelle alles Nachahmungswürdigen schauen. Eine andere große Abtheilung von Decorateuren, die in der That zur höheren Kunst geschworen haben, sagen sich von den Werken ihrer Vorgänger völlig los und sind entschlossen, etwas Neues zu schaffen. Sie bemächtigen sich der schönen Naturformen und verwenden sie als Rohstoff bei Allem, was sie zu produziren wünschen.

Das Studium der Antike und der schönen Natur hat unstreitig für die modernen Kunstgebilde viel gethan und einen Grund gelegt, auf den weiter wird fortgebaut werden; aber die sklavische Nachahmung wiederum hat unsere Laden und Wohnungen mit Erzeugnissen angefüllt, die jedem Manne von Geschmack, Engländer oder Ausländer, ein mitleidiges Lächeln entlocken. Hier sehen wir eine Reihe von Sphinxen, an ein Ding gelehnt, das zwischen Obelisk und Meilenzeiger schwankt, und sie bewachen? — eine Häuserreihe im schlichtesten, modernen, englischen Styl! Dort werden wir verurtheilt, unsere Schuhe an einem Kratzeisen zu reinigen, das aus zwei seltsam anzuschauenden Figuren besteht, die an einander geschlagenen Flügel dieser Ungethüme bilden eben die Kante, die unsere Sohlen vom Schmutze befreit. Auf einem Tische erblicken wir einen achteckigen Krug, der aussieht, als wäre er aus lauter Scherben zusammengeflickt worden, und er gemahnt eher an Zimmermannswerk, als an Töpfer-Arbeit. An einem anderen Kruge — wahrscheinlich dazu bestimmt, jene unromantische Flüssigkeit [illegible], die den Kaffee und den Thee für unseren Magen minder machen soll — drängt sich der ritterliche Sinn des Zeichners recht auffallend vor. Um den oberen Rand windet sich ein zierliches gothisches Frettwerk (erhabene Arbeit), das der Decke irgend einer unserer schönsten Kathedralen entlehnt sein mag; unten dieselbe Verzierung in umgekehrter Stellung. Zwischen diesen beiden gar schicklich angebrachten Ornamenten reitet ein bis an die Zähne gerüsteter Ritter auf feurigem Rosse in gestrecktem Galopp rund um die scharf gekrümmte Seite des Kruges; die Hufen seines Rosses berühren die scharfen Spitzen des erwähnten unteren Ornaments, und auf diesen scheint es zu galoppiren. Der Ritter hat seine Lanze in gleicher Richtung mit seines Rosses Nase eingelegt, und bei der ansehnlichen Länge dieser Waffe nimmt sie etwa den dritten Theil des Umfangs an dem Kruge ein. Die volle Wirkung dieser Zeichnung haben wir aber erst, wenn wir die andere Seite dieses industriellen Kunstwerks betrachten; denn hier erblicken wir einen anderen Ritter ebenfalls auf den Spitzen im vollen Galopp; seine Lanze, die ihrerseits wieder beinahe ein Drittel des Umringes beschreibt, krümmt sich seinem Widerpart entgegen, den er indeß nicht eher zu Gesichte bekommen kann, bis er ihn durchrannt hat oder von ihm durchrannt wird. — Hier haben wir eine eherne Rachel, die Tinte, oder sonst was, aus einer zierlichen, von Palmen in demselben harten Metall beschatteten Quelle zieht. Ein junges Schweizermädchen trägt auf dem Kopfe einen zierlichen Milcheimer, der aber nicht Milch, sondern eine Wachskerze aufzunehmen bestimmt ist. — Paul und Virginie ruhen unter einer Palme, die zwischen ihren Zweigen eine Blumenvase trägt. — Wir haben Lichte, die in Tulpen oder Astern stecken; Gas, das aus dem Haupte einer Minerva strömt; Lampenständer, aus Laub und Blumen gebildet, ruhen, unterst zu oberst, mit den Spitzen auf dem Tische unter der aufliegenden Last, gerade wie Bajazzo, der, auf den Händen stehend, seinen Bruder Seiltänzer auf den Füßen trägt. — Das sind einige Ergebnisse der kritiklosen Nachahmung, die Ornamente aus der Vorzeit mit Gegenständen aus der Gegenwart ohne alle Harmonie zusammenkoppelt; die Alles, was die Natur Zartes und Anmuthiges bietet, nicht als Schmuck der Sachen des täglichen Gebrauches schicklich anpaßt, sondern es ohne Geschmack und Ueberlegung anbringt und oft zu den unangemessensten Zwecken herabwürdigt.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Ein Buch zu Gunsten der Umkehr der modernen Welt.

(Schluß.)

Wer die durch das Genie dieser großen Denker vervielfältigten psychologischen (subjektiven) Vorgänge für eine reelle (objektive) Entwickelung hält, kömmt uns vor, wie ein Mensch, der sich für einen reichen Eigenthümer hält, weil er in einer Mappe die Entwürfe der vorzüglichsten Denkmäler Europa's besitzt. Möge also die deutsche Metaphysik sich selbst vertheidigen; sich zu ergeben, wird sie noch nicht nöthig haben. Aber viel weniger noch, als die deutsche Metaphysik, können wir die Philosophie des Herrn Saint-Bonnet anerkennen, welcher seinen Lesern eine heutzutage vorzugsweise von den religiösen Geistern zurückgewiesene kartesianische Formel wieder aufdringen will. Erklären wir uns deutlicher!

Das Christenthum hat drei wohl zu unterscheidende Entwickelungsphasen gehabt. Unveränderlich seinem dogmatischen Inhalt nach, veränderlich aber in Betreff der äußeren Form, hat es im Laufe der Zeit — so zu sagen — drei Sphären um Einen und denselben festen Mittelpunkt abgesetzt. Es ist evangelisch gewesen zur Zeit der Kirchenväter, politisch zur Zeit Hildebrand's und Innocenz' III., philosophisch zur Zeit Fenelon's und Bossuet's. Eine vierte Phase zeigt sich heutzutage; sie ist noch nicht vollkommen deutlich hervorgetreten; aber auch die noch unvollständigen Werke der Keith, der Chalmers, der Roselly de Lorgues, der Nicolas zeigen zur Genüge, daß auf die drei früheren Perioden eine vierte: die Periode des wissenschaftlichen Christenthums, folgen soll. Vergeblich erheben einige Männer des alten guten Glaubens, wie Saint-Bonnet, ihr Klagegeschrei darüber, daß die Kirche den kartesianischen Lappen, welchen das siebzehnte Jahrhundert mit mehr oder weniger Geschicklichkeit auf das christliche Panier geheftet, abzureißen anfängt; Klagen und Jammergeschrei helfen Nichts. De Maistre in der Geschichte, de Bonald in der Metaphysik der Sprachen haben das Werk schon begonnen, und es wird sich bald vollenden.

Die zwiefache Richtung, welche sich in Bossuet zeigt, die zum reinen Rationalismus, welche in der „Abhandlung über die Erkenntniß Gottes", und die auf die völlige Isolirung des Christenthums ausgehende Richtung, die in seiner „Weltgeschichte" hervortritt, ist im modernen Christenthum verworfen. Einerseits haben die Priester, wie Bossuet selbst gegen Ende seines Lebens, sich herbeigelassen, Descartes mit mehr Aufmerksamkeit zu lesen, wobei sie anerkennen, daß ohne ihn weder Leibniz, noch Fichte, noch Hegel möglich gewesen wären; andererseits hat — gegenüber der allgemeinen geistigen Bewegung, welche

sich vollzieht, um die menschliche Natur zu verherrlichen, indem sie zeigt, daß „der Polytheismus nur ein System verkehrter Wahrheiten ist“*) — die Kirche sich allmälig den dunklen Gegenden zugewendet, wo eifrige Arbeiter sich regten und wo ein zunehmendes Licht die äußersten Tiefen aufgehellt hat. Mit seinen Strahlen die stummen Götter des Heidenthums treffend, hat die christliche Morgenröthe denselben eine Stimme verliehen. Die Götter, welche die Alten anbeteten, erscheinen nicht mehr als leere Abstractionen, als abscheuliche Götzen; von der ursprünglichen Offenbarung ist, auch nach der in Folge des Sündenfalls eingetretenen Entstellung derselben, in den Göttergestalten immer noch ein Funke zurückgeblieben.

Der Fortschritt, welcher im Christenthum gemacht wird, besteht also darin, daß einerseits alle Philosophie, welche mit mehr oder weniger Unklugheit in dasselbe eingeschmuggelt worden war, daraus wieder verdrängt wird, und andererseits die allgemeine reale Grund-Idee wieder hineingebracht wird, in welcher alle religiösen Ideen ihre Bewährung finden, insofern sie als in der menschheitlichen Natur begründet erscheinen. Herr Saint-Bonnet muß uns erlauben, daß wir im Gegensatze zu ihm sagen: das Kind, welches einen Griechen „beim Jupiter“ oder „bei der Juno“ schwören hört, entnimmt hieraus keineswegs, daß die großartige römische Civilisation „in Nichts ihren Haltpunkt hatte.“ Es wird ahnend inne, was das Nachdenken später ihm bestätigen wird, daß Zeus die Allmacht vorstellt und Here die Heiligkeit der Ehe — Ideen, welche keineswegs leere Abstractionen sind. Die heutigen Christen, denen es mitunter wohl begegnet, daß sie ausrufen: „O, Himmel!“ — die schwören bei Etwas, was leer ist und dem Nichts sehr nahe kömmt — sie rufen, ohne sich was dabei zu denken, den alten Ouranos an.

Wenn es wahr wäre, daß die Geistlichkeit „die Wissenschaft nur mit Kälte aufgenommen hätte“ (S. 110), so wäre das ein sehr großes Unglück; aber es ist nicht wahr: die Geistlichkeit hat die Wissenschaft immer mit der größten Sorgfalt gepflegt, so lange die politischen Verhältnisse sie nicht daran verhindert; und wenn ein achtbarer Theil der Geistlichkeit (wir meinen die Missionäre) in Bezug auf Kenntnisse und Geistesbildung hinter der Zeit zurückgeblieben ist (ein flüchtiger Blick in die „Annalen der Ausbreitung des Glaubens“ überzeugt uns, daß dem wirklich so ist), so kömmt das daher, weil der Geist und das Herz in ihrer Entwickelung selten gleichen Schritt halten; man hat weder einen Spinoza, noch einen Leibniz ihre Welt verlassen sehen, um die Wilden zu bekehren oder die Kranken zu pflegen.

Wenn Herr Saint-Bonnet uns versichert, daß die griechische Philosophie nur ein kindisches Spiel des Geistes sei (S. 9), so müssen wir fragen, wo er seine Kenntniß der griechischen Philosophie hergenommen, und ob eine solche Phrase mit dem Hasse, den der Verfasser gegen Alles hegt, was er mit seinem Christenthum nicht zusammenreimen kann, zu entschuldigen ist.

Um uns wegen der gefährlichen Folgen, welche die Naturwissenschaften nach sich ziehen könnten, in Angst und Schrecken zu setzen, weist er auf die Völker des Islam hin, bei denen von wahrer Kultur heute Nichts zu finden sei, obwohl Harun-al-Raschid zu seiner Zeit Karl dem Großen eine Uhr habe schicken können. Herr Saint-Bonnet übertreibt den kulturgeschichtlichen Werth, den die Völker des Islam in jener Zeit gehabt. Sie haben wenig selbst erfunden; giebt man auch zu, daß sie die sogenannten arabischen Ziffern erfunden, was noch nicht bewiesen ist, so weiß man heute doch, daß ihre Philosophie, ihre Heilkunde, ihre Mathematik fast nichts Anderes gewesen, als eine Zusammenhäufung hellenischer und orientalischer Kenntnisse. Die Araber sind nichts weiter gewesen, als die Kompilatoren des Mittelalters.

Es versteht sich von selbst, daß wir mit den gegebenen kritischen Bemerkungen dem Buche des Herrn Saint-Bonnet Nichts von dem Werthe nehmen wollen, den dasselbe als ein Werk eines aufrichtigen Mannes mit suchendem Geist und mit sehnendem Herzen behält. Wir empfehlen das Buch Allen, welche sich für die schwierige Aufgabe einer Regeneration der Gesellschaft interessiren; es zu lesen, wird Niemanden schwer werden, da es in einem durchweg lebendigen und schönen Style geschrieben ist und hin und wieder recht geistreiche Wendungen und tiefe, auf die anziehendste Weise dargestellte Gedanken darbietet. Wir theilen zum Schlusse einige kleine Proben mit:

„Der Mensch, welcher nur groß wird, indem er sich in der Anschauung Gottes erhebt, gewahrt Angesichts der unvergleichlichen Größe mehr und mehr seine Nichtigkeit. Wer inne wird, daß der ganze Umkreis der göttlichen Welt sich um seine Seele bewegt, in einem Lichte, welches auch sie durchdringt, der sinkt in beseligender Demuth auf die Kniee; wer Nichts weiter sieht, als die Natur, erkennt sich natürlich als das vollkommenste thierische Geschöpf der Welt.“

„Man glaubt im Allgemeinen in Bezug auf den Menschen an einen nie zu vertilgenden guten Fonds, als wenn die gesammte menschliche Natur Etwas voraushätte, und als wenn, mit Ausnahme einer dem Herzen leise zu ertheilenden Richtung, man in Betreff der menschlichen Natur Nichts weiter zu thun hätte, als: dieselbe mit rednerischen Blumen zu bestreuen.“ — „Die Dummheiten sind immer klar, weil in ihnen Nichts zu begreifen ist.“ — „Anstatt groß und einfach zu sein, ist man heutzutage fein.“ (A. F.)

*) Ein Ausdruck, den de Maistre braucht.

Norwegen.

Tagebuch der Reisen in Norwegen, von Moritz.

Herr Stadtrath Moritz in Stettin, der unter dem Titel: „die Freiheit in Europa“, seine sozial-politischen Ansichten zusammengestellt hat kürzlich auch ein „Tagebuch der Reisen“, welche er in Norwegen in den Jahren 1847 und 1851 unternommen, herausgegeben. Wenn Norwegen in neuerer Zeit bekannt geworden als ein Land, dessen Natur großartig und dessen Erzeugnisse mannigfach sind: so tritt Herr Moritz mit dem Rufe, in welchem Norwegen steht, keineswegs in Widerspruch. Er bemerkt: „Vor Anderen werden die Freunde erhabener Natur, der Jagd, der Botanik und der Geologie Freude und Genuß in Norwegen finden, denn an wunderbar herrlichen Naturscenen fehlt es eben so wenig, wie an Bären, Wölfen, Luchsen, Elennthieren, Rennthieren, weißen Hasen und Geflügel, an Pflanzen und Gewächsen eben so wenig als an Gebirgen, Bergen, Schluchten und Thälern mit den mannigfachsten Ablagerungen und dem verschiedenartigsten Inhalt.“ Was Herr Moritz über die Natur des Landes und ihre Hervorbringungen seinen Lesern mittheilt, verdient um so mehr Beachtung, als die Mittheilung meist aus persönlicher Anschauung hervorgeht. Ohne die Mühseligkeiten zu scheuen, welche mit der Reise durch Norwegen begreiflicherweise verknüpft sind, hat er es mit einigen Begleitern in eigenthümlichen Reise-Equipagen durchwandert. Zeichnungen von denselben, wie von manchen merkwürdigen Punkten des Landes, dienen, nebst einer Reisekarte, dem Tagebuche zur Zierde. Daß der Verfasser durch seine Begeisterung für Norwegen zu maßlosen Belobigungen desselben bisweilen hingerissen wird (vgl. S. 1, wo Norwegen das bewundernswürdigste Land heißt), werden billige Leser gern übersehen.

Bei der Beschreibung Norwegens kann Herr Moritz natürlich nicht umhin, auch auf die mit Selbstbewußtsein ausgestatteten Bewohner sein Augenmerk zu richten. Hätte er von diesen bei der Beschreibung des Landes völlig Umgang genommen, so würde es sich eine unverzeihliche Einseitigkeit haben zu Schulden kommen lassen. So behauptet er, daß die Bewohner, „was Religiosität, allgemeine Bildung, gute Sitten, Treue, Mäßigkeit, Gastfreundschaft und soziale Zustände betrifft, den meisten europäischen Völkern als Vorbild empfohlen werden können.“ Inzwischen tauchen in dem Tagebuche einige Persönlichkeiten auf, bei welchen sich gerade nicht die guten Sitten wahrnehmen lassen. Es erscheint z. B. dem Verfasser, als er mit seinen Reisegefährten auf einer Fähre nach Lillehammer übergesetzt war, ein „Kerl“, den Herr Moritz selbst als einen „unfügsamen Normann“ bezeichnet und welcher, gleich seiner „Donna“, betrunken war. Durch seinen Stolz wurde er veranlaßt zu der Erklärung, „daß er eine wichtige, des Landes kundige Person sei, indem er als Schornsteinfeger das Land durchziehe.“ Wenn daher Herr Moritz von den Bewohnern Norwegens behauptet, daß sie, was gute Sitten betrifft, den meisten europäischen Völkern als Vorbild empfohlen werden können, so ist die Behauptung etwa auf die Mehrheit der Norweger zu beschränken. Die guten Sitten dieser Mehrheit stellen sich übrigens dar als solche, welche mit einer Biederkeit zusammenhängen, deren Lebenswurzel christliche Frömmigkeit ist. Die Hochachtung, welche Herr Moritz gegen Norwegen empfindet, in welchem die Frömmigkeit eine Macht des Geistes ist oder gewesen ist, hat für das christliche Bewußtsein seiner Leser etwas Wohlthuendes. Anlangend die Kirche von Hitterdalen, so äußert er: „Ehre und Ruhm den christlichen Männern, welche die alte Kirche Gottes zur Ehre Gottes auf ihre oder der Gemeinde Kosten vor so und so viel hundert (man sagt achthundert) Jahren erbauten und so schmückten, daß die gerühmte Jetztzeit sich darin sonnt und die Landesvertretung sich veranlaßt findet, diese Kirche als ein National-Denkmal herstellen zu lassen.“

Diese Aeußerung beurkundet, daß der Verfasser die Bewohner Norwegens keineswegs blos als vereinzelte auffaßt. Vielmehr geht er, wie das Tagebuch an vielen Stellen erhärtet, ganz besonders auf diejenigen Verhältnisse ein, in welchen jene zu einander stehen. Die Verhältnisse sind z. B. staatlicher Natur. Norwegen erscheint S. 2 als „ein Land, wo die sogenannten Bauern, man kann statt dessen richtiger sagen, wo Männer von gesund gebliebenem, natürlichem Verstande, Menschenkenntniß und redlichen Absichten eine Verfassung machten, die das Bestehende nicht zerstörte, sondern vielmehr unter Dach brachte“ u. s. w. „Das Bestehende“ begreift ohne Zweifel die der „dänischen Herrschaft“, unter welcher bekanntlich das Land früherhin gestanden hat, „entsprungenen Institutionen“ in sich (vgl. S. 3). Daß der Verfasser freudig anerkennt, es sei das Gute der Landesverfassung

„durch Beibehaltung" jener Institutionen, welche „seit Jahrhunderten bewährt" seien und „durch Beschränkung der Freiheit" hervorgegangen, macht Herrn Moritz um so mehr Ehre, als diese Anerkennung bei manchen Personen, von welchen die Verfassung Norwegens als ein Ideal geschildert wird, sich nicht vorfindet. Zu den wichtigsten Institutionen gehört unstreitig die auf den norwegischen Richter sich beziehende, welche von dem Gesetzbuch König Christian's V., das 1687 und abermals 1833 zu Christiania veröffentlicht ist, dargeboten wird: „Sollte ein Richter eine unrechte Entscheidung abgeben und dies geschehen, entweder weil er sich nicht gehörig über die Sache unterrichtet hat, oder weil der Fall ihm unrecht geschildert worden ist, oder weil er es aus Mangel an richtigem Urtheil gethan hat, so soll er durch solche Entscheidung gehalten werden, der beeinträchtigten Person den erwiesenen Verlust, Unkosten und erlittenen Schaden zu vergüten, und kann es bewiesen werden, daß der Richter durch Gunst, Freundschaft oder Gaben bestimmt wurde, oder wenn der Fall so klar ist, daß es keinem Mangel an Urtheilskraft zugeschrieben werden kann, oder keinen falschen Angaben, daß er dann soll entsetzt werden und für unfähig erklärt, je mehr als ein Richter zu sitzen, und daß er der beeinträchtigten Partei büßen soll, was diese erlitten hat, mag es sich erstrecken auf den Verlust von Vermögen, Leben oder Ehre" (S. 218). Diese königliche Bestimmung hat für die norwegischen Zustände trotzdem, daß sie in ziemlich unbeholfener Sprache ausgeprägt ist, sehr segensreich gewirkt. Sie zeugt aber auch von einem so kräftigen Rechts-Bewußtsein, daß wir nur den Wunsch hegen können, sie möge auch außerhalb Norwegens Gesetzeskraft erhalten.

Das Moritzsche Tagebuch ist freilich kein vollendetes Meisterstück. Vielmehr leidet es an manchen namhaften Gebrechen, z. B. an einer gewissen Härte des Urtheils. Von denjenigen Männern, „die berufen waren, dem deutschen Volke Deutschthum, deutsches Nationalgefühl, deutsche Ehre, Treue und Recht zu lehren", behauptet er (S. 306), sie hätten „trunken von fremdem Wein, ihre Pflicht vergessen", ihr Gewissen möchte das Gericht „gern verleugnen"; er ruft ihnen sogar ein „Wehe" zu.*) Obwohl wir nicht im Stande sind, das Verfahren jener Männer, welches nicht durchweg echte Besonnenheit des Geistes und weise Vorsicht beurkundet, zu rechtfertigen, so scheint uns doch jene Behauptung und dieser Zuruf des Herrn Moritz nicht mit dem milden Sinne des Christus, dessen Bekenner derselbe ist, übereinzustimmen (Matth. VII. 1.). Wir sind entschiedene Freunde der fürstlichen Einherrschaft und, gleich Herrn Moritz, davon überzeugt, daß „die Vielherrschaft den guten Willen des Einzelnen bricht und ihrerseits durchaus unfähig ist, dauernd Gutes zu thun"; halten jedoch zugleich dafür, daß Persönlichkeiten, welche dieser Einherrschaft entfremdet sind, für dieselbe mehr durch Milde als durch Härte von solchen gewonnen werden können, die der Einherrschaft aufrichtig befreundet sind. Herr Moritz zeigt aber die Härte seines Urtheils nicht blos dann, wenn er es mit Persönlichkeiten, sondern auch dann, wenn er es mit staatlichen Einrichtungen zu thun hat. Indem er z. B. das pennsylvanische Gefängniß, welches in Opslo, dem alten Christiania, sich befindet, als einen stolzen Bau bezeichnet, fügt er hinzu: „Dergleichen sind die Aushängeschilder der modernen, sogenannten Freiheiten, und zu ihrem Schutze ist die Sklaverei nöthig; die Freiheit des Unfreien, die Freiheit des Verbrechers erfordert Zuchthäuser, deren Erhaltung den Armen, den Redlichen obliegt, wofür sie die Gefahren solcher Verbrecher-Universitäten in den Kauf bekommen." Wir sind gerade nicht von den „modernen, sogenannten Freiheiten" erbaut, sind nicht besonders für dieselben begeistert; müssen es aber bedauern, daß Herr Moritz übersieht, wie Zuchthäuser auch in solchen Ländern, welche dieser Freiheiten entbehren, darum sehr wohl eine Nothwendigkeit sein können, weil es eben Verbrecher giebt.**) Indeß stellt sich das Tagebuch trotz seiner einzelnen Gebrechen als eine im Allgemeinen empfehlungswerthe Schrift dar. Insonderheit ist es geeignet, Personen, welche durch Norwegen eine Wanderung unternehmen wollen, zu einem trefflichen Wegweiser zu dienen.

Breslau. Wilhelm Böhmer.

Mannigfaltiges.

— Frese's Ergänzungsband zum Shakespeare. Von diesem auch in unserem „Magazin" besprochenen Werke finden wir im Londoner Athenaeum eine kritische Anzeige, die sowohl die übersichtliche Weise rühmt, in der der Herausgeber die von Collier entdeckten handschriftlichen Bemerkungen und Textänderungen geordnet hat, als auch namentlich die schlagenden Gründe hervorhebt, mit welchen er in seiner „Einleitung" die Einwürfe des Herrn Delius gegen die Zulässigkeit jener Emendationen zurückweist. „Nach einem kurzen, aber lichtvollen Bericht über den von Collier gemachten Fund", sagt der Reviewer, „dem sich eine Untersuchung über die Person des alten Korrektors anschließt, läßt Herr Frese sich in nähere Erörterungen ein über den Charakter seiner Berichtigungen, ihr wahrscheinliches Datum und die Quellen, aus welchen sie möglicherweise entlehnt sind. Diese Untersuchung führt zu einer allgemeinen Analyse des bisher als authentisch betrachteten, aus der ersten Folio- und den verschiedenen Quart-Ausgaben von successiven Herausgebern zusammengestellten Textes der Shakespeare-Dramen, die auf wenigen Seiten eine vollständige Skizze der bibliographischen Geschichte desselben enthält. Bei Gelegenheit dieses Resumés werden die von den Vertheidigern des bisherigen Textes hervorgehobenen Punkte angeführt und ihre Schlußfolgerungen mit Argumenten bekämpft, die durch die Mäßigung ihres Tons nichts von ihrem Nachdruck verlieren. . . . Ueberhaupt kann diese Abhandlung mit Interesse gelesen werden. Der Gegenstand selbst berührt Jeden, der ein Exemplar von Shakespeare besitzt, und es ist befriedigend, bei einem sichtbaren Beweise von dem Ernst und dem Erfolge zu verweilen, mit welchem unsere deutschen Stammgenossen sich dem Studium unseres Dichters hingeben." — Seltsam finden wir nur eine Bemerkung des Kritikers, daß „die Entdeckungen Collier's bereits, wie es scheint, auf die deutschen Uebersetzungen Shakespeare's einzuwirken beginnen"; er weiß also nicht, daß die bei uns erschienenen Schriften und Gegenschriften über die Collierschen Emendationen schon eine kleine Literatur für sich bilden, und daß man jetzt sogar an einer vollständigen Uebersetzung Shakespeare's arbeitet, bei welcher die neuen Lesarten zur Grundlage genommen werden.

— Fälschungen auf dem Gebiete der Kunst. Das Athenaeum warnt vor kunstreichen Fälschungen alter, seltener Kupferstiche und Zeichnungen, die jetzt, und zwar, wie es scheint, durch Vermittelung von Auctionen, sehr stark in Umlauf gebracht werden. Die Fälscher bedienen sich dabei eines photographischen Verfahrens oder auch des sogenannten anastatischen Druckes. Namentlich wird vor dem Ankaufe von Hollar's und Blake's gewarnt, die von englischen Kunstsammlern sehr theuer bezahlt zu werden pflegen. Wenzel Hollar oder Hollart, ein in Prag geborner Kupferstecher, starb um das Jahr 1677 in London in größter Dürftigkeit; er würde sich glücklich geschätzt haben, wenn er nur so viel besessen hätte, als man jetzt für einen einzigen seiner Kupferstiche — Thierbilder und Landschaften — bezahlt. William Blake (1758—1828) wird von seinen englischen Landsleuten, wegen seiner phantastischen Zeichnungen, dem Callot an die Seite oder noch über diesen gestellt. Seine Illustrationen zum Buche Hiob, zu Blair's Grab und zu Young's Nachtgedanken, so wie seine Visionen von Europa's und Amerika's Zukunft, sind eben so barock, als von Liebhabern gesucht. Beide, Hollar und Blake, bieten jetzt den Kunstfälschern ein ergiebiges Feld der Industrie dar.

— Neuer Lehrstuhl an der Pariser Universität. Der Moniteur Universel vom 20. März enthält ein Dekret, wodurch an der Sorbonne ein Lehrstuhl der „Allgemeinen Physiologie" gegründet und Claude Bernard, der „Entdecker der wahren Functionen der Leber", zum Professor derselben ernannt wird. Gleichzeitig werden die bisher bestandenen beiden Lehrstühle der Botanik, einer für Pflanzen-Anatomie und Physiologie, der andere für Pflanzen-Organographie, in einen verschmolzen. Der Unterrichts-Minister Fortoul entwirft in seinem Rapport zu diesem Dekret ein lebhaftes Gemälde von den Reizen und der hohen Bedeutung der Naturforschung und nennt insbesondere die Gründung eines Lehrstuhls, „wo die Physiologie in ihrer Gesammtheit und ohne praktische Nebenzwecke einzig und allein in der Absicht, die Natur mit mehr Einsicht bewundern, den Schöpfer mit mehr Ueberzeugung lieben zu lehren, auseinandergesetzt wird, ein unserer Zeit würdiges Werk."

Das mit dem 31sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

*) Vgl. S. 310, wo Herr Moritz sagt: „Wie ist der Deutsche um seinen Patriotismus und um sein Geld betrogen worden zu Gunsten — einer Fiktie, mittelst welcher die Feiglinge Dänemark strafen wollten, d. h. dann erst, wenn sie fertig war, während sie vorläufig in Frieden und Ruhe darauf pensionsfähig geworden sein würden!!"

**) Auch die Eisenbahnen sind Herrn Moritz so unwillkommen, daß er (S. 9) ein Gedicht Scheerenberg's mittheilt, worin sie angegriffen werden.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 23, und beim Portier Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 40. Berlin, Dienstag den 4. April 1854.

Spanien.

Ein geistliches Volksschauspiel in Valencia.

Ein Beitrag zur Kenntniß spanischer Dialekte.

Es wird wohl kaum ein Land geben, dessen einzelne Gebietstheile durch Sprache, Sitten, Charakter und Kostüme der Bewohner so sehr von einander verschieden wären, wie dies in Spanien der Fall ist. Bekanntlich haben mancherlei Völker nach einander dieses Reich durchwandert und überall Spuren ihres Hierseins hinterlassen, die noch heute dem Reisenden bald mehr, bald weniger deutlich in die Augen springen. Ja, es ist dadurch eine solche Verschiedenheit der einzelnen Provinzen entstanden, daß man in der That wieder ein ganz neues Land vor sich zu haben meint, wenn man in eine neue Provinz tritt.

Ich kam zum erstenmale von Afrika herüber in die Provinz Murcia und erstaunte, hier gleichsam nur eine Fortsetzung des afrikanischen Lebens in Klima und Bewohnern zu finden. Die dunkelbraune Gesichtsfarbe, die blitzenden Augen, die rothe Wollmütze, die Hemdhosen und nackten Beine mahnten ganz an die eben verlassenen Tunesen und Kabylen. Dazu kamen die harten Kehllaute, die vielfachen arabischen Reminiscenzen in der Sprache, die Form der Häuser und Geräthe, in der Art des Feldbaues, den Wasserleitungen — ja, selbst in dem ganzen landschaftlichen Bilde.

Wie ganz anders fand ich es in dem anstoßenden Andalusien! Statt der ernsten Arbeitsamkeit lüderliche Faulheit, Heiterkeit, Gesang und Tanz, ein höchst malerisches Kostüm und ein weicher Dialekt.

Kastilien wieder mit seinen nüchternen, glühheißen Hochebenen, seinen stolzen, intelligenten, zerlumpten Caballeros und der unverfälschten Sprache Calderon's — daher in Spanien die Sprache der Gesellschaft nicht spanisch, sondern kastilianisch genannt wird: ¡Habla Vm. Castellano! — wies auf romanisch-germanisches Blut, während weiter nach Norden, in Asturien und Galicien, dem gebirgigen, schlecht bebauten, regnerischen Striche, die häßlichen, plumpen und dabei höchst fruchtbaren Gallegos mit ihrem heillosen Dialekte, der die st und sp wie der Schwabe als scht und schp ausspricht, an das Ueberwiegen des deutschen und keltischen Elements erinnern.

Indem wir dann die Basken als eine Sprach- und Volksrace noch wenig ergründeter Art nur beiher citiren, weil sie mit den übrigen Spaniern wenig mehr als das Land gemein haben, schließen wir mit den warmblütigen Navarresen und den fleißigen, aber bösartigen Katalouiern, bei denen das wälsche Element in Charakter und Sprache vorwiegt, und die auch am meisten von der nahen französischen Kultur und Industrie angenommen haben.

Die Verschiedenheit dieser Dialekte ist so groß, daß der Kastilianer den Andalusier und Gallego noch zur Noth, den Katalonier aber, wie ich mich häufig überzeugte, gar nicht versteht, weshalb auch die Beamten in Katalonien, zum Aerger der Provinz, größtentheils Kastilianer sind.

Der katalonische Dialekt, über welchen seit einem Jahre ein neues treffliches Wörterbuch besteht, ist jedenfalls der ausgebildetste. Zwar wird nicht nur im amtlichen Verkehr, sondern auch in Kirche und Schule ausschließlich das Kastilianische gebraucht, allein es giebt doch noch Tage, namentlich an großen Festen, wo man katalonisch predigt und geistliche Komödien im Dialekte aufführt. Freilich sind die katalonischen Dichter nicht mehr, was sie waren, allein ihre Produkte dürften als Kundgebungen des Volkslebens immerhin einiges Interesse bieten. Ich will daher von einer dieser Wunder-Komödien — Milacres oder kastilianisch Milagros — ein kleines Muster geben.

Es war der Tag des heiligen Vicente Ferrer, als ich in Valencia*) einfuhr. Alle Straßen dieser heiteren Stadt waren mit einer wogenden Menschenmenge bedeckt: die dunkelfarbigen französischen Fräcke der Stadtherren, die schwarzen Gewänder, Schleier und Mäntillen der graziösen Valencianerinnen verschwanden fast in dem bunten Schwarme des Landvolkes, welches in seiner malerischen Sonntagstracht von fern und nahe nach der Stadt gezogen war und nun in lautem Jubel die festlich geschmückten, mit Blumen bestreuten Straßen auf und niederwallte. Lebhaft erinnerte mich dieses Treiben an Preciosa und ihr heiteres Zigeunerleben, an das begeisternde: „Auf nach Valencia!" das wie ein Zauberwort durch das ganze Stück hinklingt.

Wenn aber auch die Musiken und Prozessionen zahlreiche Begleiter fanden, so wendete sich doch der Hauptzug den drei offenen Bühnen zu, welche nach uralter Sitte in den Straßen del Mar, Tros-alt und auf dem Markte errichtet waren. Ich begab mich nach der Bühne in Tros-alt, wo der größte Zusammenfluß stattfand. Hinter einem festlich geschmückten Altare erhob sich das kleine Theater im buntesten Rokokogeschmack mit gewundenen Säulen, Statuetten in den Nischen, Leuchtern daneben, Blumenguirlanden darüber und prächtigen Draperieen zur Seite. Auch aus den benachbarten hohen Häusern hingen von jedem Balkone, das heißt aus jedem Fenster, bunte Teppiche herab, und die Schönen dahinter, Kopf an Kopf mit Rosen im Haar, warfen ihre Sträuße auf die Menge nieder und rauschten ohne Unterlaß mit den zierlichen Fächern. Neben der Bühne war eine Militair-Musik aufgestellt, die in den Pausen spielte.

Mit dem Aufstellen des Heiligen auf dem Altar ging auch der Vorhang auf, und im altspanischen Kostüm trat eine Truppe zehn- bis zwölfjähriger Knaben auf, welche eine eigens dazu gefertigte Komödie aus dem Leben des heiligen Ferrer abspielte. In der That machten die Jungen ihre Sachen trefflich: mit spanischer Ungenirtheit deklamirten und gestikulirten sie wie alte Schauspieler und verstanden es, eine eigenthümliche Komik in die Charaktere zu legen. Mit weit aufgesperrtem Munde stand das Landvolk dicht gedrängt in der engen Gasse, und ein wieherndes Gelächter, besonders wenn ein Witz auf die Pfaffen fiel, belohnte die Histrionen, die diesen Beifall sauer verdienten, denn sie mußten alle Pausen zwischen den Predigten, welche an diesem Tage im Dialekt gehalten wurden, und den Prozessionen ausfüllen und täglich wenigstens viermal das gleiche Stück aufführen.

Trotz den fatalen Knoblauchdüften schwitzte ich standhaft unter den Caballeros vom Pflnge und ihren derben braunen Schönen, um mir ein vollständiges Bild dieses nie gesehenen Schauspiels einzuprägen, aber der entsetzliche Dialekt, welcher weit unverständlicher klingt, als er auf dem Papier aussieht, brachte mich zur Verzweiflung, ohne daß ich ein anderes als oberflächliches Verständniß von dem Milacre bekam. Leider war die Komödie auch nicht gedruckt zu haben und ein kleiner Auszug im Diario mercantil von Valencia ungenügend. Dagegen gelang es mir, bei einem Liederverkäufer auf dem Markte die Komödie, die im Jahre vorher gespielt worden war, zu erwischen.*) Aus dieser entstammt das Nachfolgende, welches einen Begriff von der gegenwärtigen Ausbildung des Dialektes und der Art dieser Dichtungen in Spanien geben mag.

Die Personen des Stückes, welches „die Närrin von Morella" heißt, sind der heilige Vicente Ferrer, Fray Canelles, ein Lec, d. h. Laienbruder, die unvermeidliche komische Person, die in allen Milacres wiederkehrt, Baltasar und dessen närrische Frau Martina, Lusiano, sein „dicker" Freund — amigacho — und sein Diener Bernat.

Die Handlung beginnt mit Klagen Baltasar's über seine närrische Frau, worauf ihn Lusiano durch die Versicherung zu trösten sucht, daß er selbst um kein Haar besser daran sei.

Balt. Lusiano, no me digues res! — Sei mir stille, Lusian!
¡No es pot viure en esta casa! — In dem Haus' ist nicht zu leben!
¡Senyor! ¡Qu'es lo que á mi em pasa! — In was muß ich mich ergeben!
¡Haurá qui patisca mes! — Ist ein Mensch wohl übler dran?
Lus. No t'entristeixques, Baltasar, — Sei nicht traurig, Baltasar,
Perque res tens d'esperarte; — Wenn Du Grund auch hast zu klagen;
Per lo tant, deus consolarte — Mußt Dir's aus dem Sinne schlagen,
Ye que no ho pots remediar. — Hülfe beut sich doch nicht dar.
Balt. ¡Pues home, que no hi ha mes — — Aber, Mann, was drückt denn mehr,
Que tindre la dona boja! — Als ein tolles Weib zu haben?
Lus. Oy chico, ¿y aixó et sofoca? — Deshalb also dies Gebahren?
No com totes les demés. — Als ob Eine anders wär'!
Balt. Aixi que aixi estiefot — Wie lebst Du auf dieser Welt
Y falle en lo meu vies! — Doch so glücklich und zufrieden!
Lus. Já, já, já — — Ha, ha, ha!
Balt. Home, ¿y tú rius? — Mensch, Du lachst? Mir das zu bieten!

*) Valencia gehört zwar eigentlich nicht zu Katalonien, aber sein Dialekt ist, wie sich aus dem Folgenden ergeben wird, der katalonische.

*) La Loca de Morella, compost per D. Miguel Preciado. Valencia, per Augustó Blat, carrer de Roteros. 13.

Lius. Pere per dins va el coquet.	— Weil ein Wurm hier innen beißt. —
Mira que't dia, Baltasar,	Hör' ein Wort zu Deinem Heil:
May chnagues per l'aparionsia:	Urtheil', niemals nach dem Scheine.
Te prous tot en paciencia,	Trag' geduldig nur das Deine,
Que tots treim que agunatar.	Allen wird ihr gutes Theil.
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —	
Balt. Puec se d'eines bendadoses!	— So? auch Deine ist versteckt?
Parelx una santa Rita.	Gleicht doch einem heil'gen Bilde!
Lius. Puec se com la mula gulta,	— Ist, wie'n Maulthier, falsch und wilde,
Que á lo millor tira cóces.	Das, wenn's gut geht, Einen schlägt.
Balt. Chic, qui ho habia dedir,	— Ei, wer hätte das gedacht,
Sent, com se tam honesta!	Und thut doch so sittig immer!
Lius. Puec feut aixi la molzeta,	— Ja, so thut das Frauenzimmer;
No sapo lo qu'em fa patir.	Wüßtest Du, wie sie mir's macht!
A lo millor — Tiue vaper	Bald: — „Wie thut mein Kopf mir weh',
Lluziano, la begudeta	Geb', Lucian, hol' Arzeneien,
Ves correut, y que aprecta	Lauf doch rasch, mich zu befreien,'
Que vinga ol señor Dotor —	Bring' den Doktor mir! so geh! —
Em tremole — estic eremosa —	Ach ich beb' am ganzen Leib —"
— — En, y el seu mal no te cura!	O, laß Dich ihr Weh' nicht kümmern,
Patix una gran locura!	Ihre Narrheit zeugt dies Wimmern,
Ma muller es molt selosa.	Eifersüchtig ist mein Weib!

Nachdem sie noch behauptet, daß ein eifersüchtiges Weib schlimmer sei, als ein Schröpfkopf — ein Bild, das seinen Ursprung der allgemeinen Sitte des Schröpfens und Aderlassens verdankt —, vereinigen sie sich in Klagen über die bösen Zuträgerinnen.

Balt. Ah! si no haguera chismoses	— Nähm' die Basen doch der Wind,
Que tentades del dimoni	Die, vom Teufel angetrieben,
Enredren á os matrimoni,	Ehen durch einander schieben,
Perque s'encontren ocioses.	Weil sie eben müßig sind.
Si en lloc d'anar relatant	Hörten sie doch auf einmal,
Lo qu'es y lo que no es,	Was geschieht'n und nicht geschehen,
S'entretingueren no mes	Auszubereiten, zu verdrehen,
En estar sempre filant;	Ränke spinnend sonder Zahl;
No haveria tanta maldat,	Dann schwänd' manches Mißgeschick,
Y molts que vihuen inquiets,	Viele, die jetzt ängstlich beben,
Vindrien molt satisfets	Würden dann in Ruhe leben
Disfrutant felicitat.	Und genießen Erdenglück.

(Schluß folgt.)

Dänemark.

Beiträge zur Kenntniß von Grönland.

II. Brennmaterial.

Hierzu werden vorzugsweise die Weiden und Zwergbirken verwendet, aber man benutzt auch die ganz niedrigen Buschgewächse, Empetrum, Vaccinium, Ledum Groenlandicum, Andromeda tetragona, welche letztere sehr reich an Harz zu sein scheint, da sie schnell auflammt. Die Birke und Weide, welches die größten und wichtigsten Pflanzen sind, fehlen nirgends, doch ist in den verschiedenen Gegenden bald die eine, bald die andere vorherrschend. Gewöhnlicherweise sitzen sie mit den Wurzeln in den Klippenrissen festgeheftet und kriechen dicht am Grunde zu einer Länge von drei bis vier Ellen hin, gerade an der Wurzel können sie zwei bis drei Zoll dick sein, im Uebrigen erreichen sie nicht einmal einen Zoll im Durchmesser und sind sehr höckerig und krumm gebogen. Nur an einzelnen Stellen sieht man eine große Menge dieser Büsche an einem Flecke gesammelt, wo sie sich dann einander so unterstützen, daß sie sich höchstens anderthalb Ellen in die Luft erheben und Etwas bilden, was mit einem Gebüsch verglichen werden könnte. Solcher Weidengebüsche werden an einzelnen Stellen bei Godhavn gefunden, aber die größten jedenfalls im Disko-Fjord, besonders an dessen nordwestlichsten und nordöstlichsten Verzweigungen: Koëwsak und Quannersoït; sie bedecken jedoch hier noch vereinzelte Strecken von einigen hundert Ellen Länge dort, wo der Grund aus Geröll besteht; aber der größte Theil des niedrigen Vorlandes ist sehr schwammig, feucht und mit kleinen Haufen von Halbgräsern und Lichenen bedeckt. Auf der Ostseite der Disko-Bucht scheinen die Birken mehr vorherrschend zu sein, aber man sieht selten Flecke, wo sie gesammelt stehen; die Grönländer nehmen von ihnen, was auf den Fjelden zerstreut wächst, besonders im Winter, wenn die Zweige spröde und zerbrechlich sind; sie können selbst bei Jakobshavn, wo sie jetzt doch schon seit mehreren Jahren mit Kachelöfen versehen sind, sich in ein paar Stunden eine gute Tracht oder eine Schlittenlast derselben von den nächsten Bergen holen. Von der Südostbucht geht dort gegen Osten ein kleiner schmaler Arm aus, der den Namen Orpikſoït, das ist: „der große Wald", führt und im Uzernivike-Distrikt wird viel von einem solchen Walde, Orpik, gesprochen, der im Grunde des Laxe-Fjords gefunden wird, und in welchem sich ein Rennthier vor seinen Verfolgern verborgen haben soll; es wird indessen sehr bezweifelt, daß irgend einer dieser Wälder viel mehr als eine Elle hoch ist, oder daß man sonderlich viel von denselben merken kann, wenn man sie unter sich hat, sobald man an diesen Stellen im Winter über den Schnee fährt. Auf den äußeren und niederen Inseln sind die Buschgewächse, so wie die Beeren, sparsamer, als auf den östlichen Landstrichen um das Innere der Fjorden herum; aber im Ganzen kann diese Art Brennmaterial nur als eines von wesentlichem Nutzen bei dem umherziehenden Leben, welches die Bewohner im Sommer führen, und als eine kleine Hülfe für den Winter, besonders in den [illegible]eren Monaten desselben, angesehen werden.

Von größerer Wichtigkeit ist die Rinde von Pflanzenresten, die so sehr allgemein theils den bloßen Klippengrund, theils die mit Kies ausgebneten kleinen Vertiefungen zwischen den Bergen bedeckt, und die man in Grönland Torf nennt, obschon sie doch von dem Torfe bei uns ein ganzes Theil verschieden ist und namentlich der jetzigen Vegetation, welche sie bedeckt, näher steht. Das kalte Klima, welches nur eine sehr langsame Verwesung oder Verwandelung zu schwarzer, fruchtbarer Erde zuläßt, ist gewiß ein Grund zur Erhaltung und Anhäufung der Reste einer abgestorbenen Pflanzen-Generation unter der gegenwärtigen. Selbst an den noch wachsenden Pflanzenstengeln, z. B. besonders der Andromeda, bleiben die abgestorbenen Blätter mehrere Jahre hindurch sitzen, und die erwähnten Buschgewächse, welche dicke Kissen auf dem Klippen- oder Kiesgrunde bilden, wachsen unmittelbar nicht so sehr in der eigentlichen Erde, als in einem dichten Gewebe von abgestorbenen Pflanzen, welche allerdings zu einem großen Theile in Mull verwandelt und unkenntlich gemacht sind, aber doch weit davon entfernt blieben, dem Grade der Verwandelung unterworfen zu sein, wie die Pflanzen in unseren Torfmooren. Man trifft diese Art Torfbildung jedoch weniger an sumpfigen und feuchten Stellen, als auf den niederen Bergen, besonders je flächere Stellen sie haben; die größeren Strecken von Flachland, welche in den Vertiefungen in Sümpfe oder Landseen übergehen, sind in der Regel mehr unfruchtbar und nur mit Lichenen und Halbgräsern überwachsen, welche kleine Haufen mit dazwischenliegenden feuchten Vertiefungen bilden. Solche niedere Berge werden besonders in dem südlichsten Theil, auf den Außenküsten und den Inseln ganz oben um die Disko-Bucht herum gefunden, bis hinauf nach Disko und der Mündung des Waigat-Sundes; hier wird die Torfbildung sparsamer, aber zur selben Zeit beginnt das Vorkommen eines neuen Brennmaterials in den Kohlen, welche von hier ab längs der Küste nach Norden zu zerstreut gefunden werden; doch fehlt der Torf nirgends ganz, und selbst in dem nördlichsten Theile kann man sicher sein, Nutzen aus demselben zu ziehen. Es giebt zwei Varietäten, welche jedoch keinesweges sehr scharf geschieden sind: die eine besteht zum größten Theile aus Moos, und meist auf den niedrigen Außen-Inseln gefunden, ist sie sehr leicht und voluminös, weshalb sie einen geringeren Brennwerth hat, aber sie bildet im Allgemeinen die dickste Lage. Auf der kleinen Torf-Insel bei Egedesminde wurde sie in dritthalb Fuß Dicke auf dem Klippengrunde ruhend gefunden; von da ab war Alles, was in der Tiefe von über einen Fuß lag, von dem immerwährenden Froste durchdrungen.

Diese starke Aufhäufung von Pflanzenstoffen auf kleinen Klippen-Inseln kann kaum von etwas Anderem herrühren, als der Düngung durch das Misten der Vögel, welche sie zu ihren Brüteplätzen benutzen; man sieht daher häufig auf den Außen-Inseln ganz isolirte grasreiche Stellen auf Gipfeln von Bergen, scharf von dem übrigen Erdreich geschieden und durch üppige Vegetation abstechend, und auf den Vogelfjelden sind die ausgezeichnet saftigen grünen Gräser und Sauerampfer, welche in den Klippenrissen unter den Brüteplätzen Wurzel gefaßt haben, in weiter Entfernung erkennbar. Besser ist die andere Varietät von Torf, welche manche Zweige und Wurzeln der niedrigen Buschgewächse, besonders von Empetrum, in ihre Masse eingemengt enthält, und welche vorzugsweise aus solchen, mehr baumartigen Ueberresten besteht. Sie wird meist längs der Ostküste der Disko-Bucht in dem Distrikt von Jakobshavn und Christianshaab gefunden. Von der vorzüglichsten Qualität habe ich ihn von den Inseln bei der Kolonie Christianshaab gesehen, wo er am meisten kompakt war und man wohl annehmen konnte, daß er dem von unseren Haidemooren oder Hochmooren ziemlich nahe stand. Im Ganzen genommen, ist dieser grönländische Torf allerdings leichter, poröser und von minderem Brennwerth, im Verhältniß zu seinem Umfange, als der Torf von den eigentlichen Mooren in gemäßigteren Klimaten, aber man kann doch annehmen, daß er zu jeder Art von Küchengebrauch einigermaßen hinreichend ist. Um damit einen gewöhnlichen Kachelofen zu erwärmen, kann er ebenfalls hinreichend sein, ausgenommen in den vier kältesten Monaten, in denen er aber sicherlich noch als Beitrag zur Steinkohle oder Brennholz dienen kann, jedoch kaum noch allein genügen möchte, um ein Haus zu wärmen, es sei denn, daß der Kachelofen hierauf eingerichtet und sehr geräumig sei.

Die geringe Wärmekraft des Torfes wird jedoch auf der anderen Seite durch seine große Ausbreitung und Menge und durch die Leichtigkeit, mit welcher er gewonnen werden kann, wieder ersetzt. Er wird in ziemlich große Stücke geschnitten, von ½ oder ¼ Kubikfuß, ungefähr vier Zoll tief und mit dem grünen Laube zusammen; bei Claushavn und Jakobshavn hat man sich in dieser Art mit Brennmaterial über funfzig Jahre hindurch versehen, theils unmittelbar um die Häuser herum, theils in einer Entfernung von weniger als hundert Ellen, und wohl nicht zu hoch angenommen mit jährlich zwanzig- bis dreißigtausend Stück, aber jetzt gewiß noch weit mehr, da dort auch in mehrere grönländische Häuser Kachelöfen gekommen sind. Nichtsdestoweniger ist er noch fern davon, aufgebraucht zu sein, und man muß sich daran erinnern, daß diese Plätze nicht etwa auf Grund des Vorkommens dieses

Brennmaterials zur Bebauung erwählt sind, sondern daß es sich auf dieselbe Weise längs der ganzen Küste verbreitet findet, so daß man rechnen kann, daß der Vorrath unerschöpflich ist, sobald man sich nicht auf die nächste Umgegend der Häuser einschränkt, sondern den Torfschnitt nach Umständen bis auf eine und zwei Meilen Entfernung sucht. Von Torf, wie dem erwähnten, pflegten bei Claushavn in einem Tage von einem dazu gemietheten Grönländer fünfhundert Stück ausgegraben zu werden; die ausgestochenen Torftafeln brauchten dann nur umgewendet, getrocknet und in Schoober oder am besten in das Haus gesetzt zu werden. Das Trocknen macht in den meisten Jahren keine Schwierigkeit. Für die grönländischen und sogenannten dänischen Häuser, welche von den verheirateten Handwerkern oder Dienstleuten der Handlung bewohnt werden, pflegt die Handlungs-Direction schon seit langer Zeit Kachelöfen von einer passenden Construction, und gleichzeitig mit einer Einrichtung zum Kochen versehen, zu einem sehr geringen Preise auszusenden. Man kann rechnen, daß für einen solchen Kachelofen oder für den Gebrauch einer Familie acht- bis zehntausend Stücke Torf daraufgehen, und daß, wenn damit zugleich eine grönländische Steinlampe benutzt wird, welche jedoch kaum entbehrt werden kann, dieses Brennmaterial zur Noth, selbst ohne jeglichen Zuschuß von Kohle oder Brennholz, hinreichend sein würde. In Hinsicht der Anwendung des Torfs, so wie der Zweige oder der Haidekräuter, kömmt es, wie erwähnt, sehr viel auf die Geräumigkeit der Kachelöfen an. Wenn man Oefen von einer gewissen Größe hätte, würde man annehmen können, daß diese Arten von Brennmaterial in den grönländischen Häusern für das ganze Jahr zuschlagen könnten. Es ist auch in dieser Beziehung der Versuch gemacht und sind Kachelöfen ausgesendet, welche für diesen Gebrauch besonders konstruirt sind.

China.

Uebersicht der chinesischen Geschichte im Jahre 1853.

Durch die Güte eines Freundes, der in Hongkong bei einem Handels-Etablissement betheiligt ist, geht uns ein Blatt der englisch-chinesischen Zeitung **Overland Friend of China** vom 11. Januar d. J. zu. Wir finden darin eine chronologisch geordnete, übersichtliche Zusammenstellung der vorjährigen wichtigsten Ereignisse im Reiche der Mitte, und da das, was die europäischen Zeitungen über diese Ereignisse enthielten, überaus konfus und unklar war, so glauben wir vielen unserer Leser einen angenehmen Dienst zu erweisen, wenn wir diese Uebersicht hier vollständig übersetzen.

Januar.

Die fruchtbarsten Provinzen des Reiches sind in einem Zustande großer Noth, und das Elend zeigt sich in stetem Wachsen. Kwang-si, der nördliche Theil von Kwan-tung, Hunan, Hupih, Honan, Schantung und Kwei-tschau werden von den aufständischen Banden erbarmungslos mitgenommen. Den Verheerungen der Menschen schloß sich die Natur mit ihren Schrecken an: furchtbare Erdbeben wütheten in Chekiang, Kiangsu und Szeschuen.

Der tatarische Kaiser ist bis auf diesen Augenblick über die Fortschritte der Rebellen gegen seine Heere in Unwissenheit erhalten. Der Rückzug eines oder des anderen Insurgenten-Haufens nach einem haltbaren oder ihrem Zwecke mehr entsprechenden Platze wurde sofort als ein wichtiger Sieg nach der Hauptstadt berichtet. — Zahlreiche Schaaren der Aufständischen werden etwa hundert Meilen von Canton fast täglich handgemein mit den Truppen des General-Gouverneurs Yeh. Sein Vorgänger, Seu, stand in Hunan, dessen Truppen, nach einem umlaufenden Gerüchte, an einem Orte nördlich unweit Tschang-scha, der Hauptstadt der Provinz, in einem Gefechte hart mitgenommen worden waren.

Die jährliche Prüfung der Kriegsbeamten in Kwan-tung und Kwang-si wurde auf Gesuch des Vice-Königs ins Unbestimmte oder bis zur Unterwerfung der Rebellen hinausgeschoben.

Februar.

In Shanghai fängt man an, aus dem Traume zu erwachen. Obgleich seit dritthalb Jahren ein völlig organisirter Aufstand seinen Fortgang hatte, konnte dennoch bis jetzt kein Bewohner des Nordens dahin gebracht werden, an etwas Anderes zu denken, als an einen bloßen Krawall, der in kurzer Zeit enden würde. In dieser unseligen Täuschung erhielten sie die Zeitungsschreiber des Südens, die, hätten sie die Mühe der Untersuchung nicht gescheut, sich wohl von dem Ernst der Sache überzeugt haben würden.

Seu, der kaiserliche Statthalter in den aufrührerischen Bezirken, an Erfolg verzweifelnd, sollte sich entleibt haben. Ein Gerücht, das sich jedoch als falsch ergab. Seu lebt, aber seines Amtes entsetzt, und man hört wenig von ihm.

Die Absicht der Rebellen, Nanking einzunehmen, tritt zu augenscheinlich hervor, um noch länger Zweifel zuzulassen. Die Einnahme von Wu-tschang, der Hauptstadt von Hupeh, jagte allen Beamten in den Städten längs des Yang-tse-Kiang bis nach Tsching-king-fu panischen Schrecken ein. Der Kaiser Hienfung, über den die wirklichen Thatsachen sturmgleich hereinbrachen, entschloß sich in seiner Schwäche, seinen Beängstigungen durch einen öffentlichen Aufruf an das Volk Luft zu machen. Es wurde befohlen, ein Ausschreiben auf gelbem Papier durch das Land zu vertheilen. Da es in den Kassen knapp aussah, zog Se. Majestät in Erwägung, ob es nicht rathsam sei, einen Zoll auf eingeführten Opium zu legen. In Anbetracht aber, daß dies diejenigen Mandarinen, die bis dahin jenen Zoll, den Se. Majestät in die kaiserlichen Koffer zu leiten wünschte, ungestört zu ihrem eigenen Nutzen verwendet hatten, seinem Interesse entfremden dürfte, wurde der Plan aufgegeben.

März.

An die auswärtigen Konsuln zu Shanghai wird das Gesuch gestellt, der tatarischen Regierung zur Erhaltung Nankings mit Kriegsschiffen beizuspringen. Wie aber auch die Vertreter der fremden Mächte mögen gestimmt gewesen sein, — der Bevollmächtigte der Vereinigten Staaten war stark in Verdacht, als hätte er darauf eingehen wollen — das Gesuch kam zu spät; am 20. März fiel Nanking den Rebellen in die Hände. Die ganze tatarische Bevölkerung, über zwanzigtausend Seelen, ward dem Schwerte geopfert. „Wir tödteten Alles, bis auf das Kind in dem Mutterarm" — sagten die Sieger — „wir ließen keine Wurzel, die wieder ausschlagen könnte; ihre Leiber warfen wir in den Yang-tse-Fluß."

Aus den verschiedenen Proclamationen dieser Zeit geht hervor, daß die neue Dynastie T'hae-ping heißt — nicht Han-ming oder die spätere Ming-Dynastie, aus welcher angeblich Tien-The zum Oberhaupt ernannt worden sei.

Die Raubsucht der barbarischen Tataren, die man aus Kirin und vom Amur hereingezogen hatte, trug das Ihrige reichlich dazu bei, die Hien-fung-Dynastie im Norden verhaßt zu machen.

April.

Trotz der Einnahme Nankings im März, verlief der ganze April, ohne daß die Fremden in China etwas Gewisses erfuhren. Zu Shanghae verbreitete man das Gerücht, die Kaiserlichen hätten gesiegt, und die Rebellen wären in die Flucht geschlagen. Am 22. April jedoch ging der britische Bevollmächtigte in dem Schiffe „Hermes" nach Nanking und fand bei seiner Ankunft, daß die alte Hauptstadt nicht mehr der Regierung gehörte, mit welcher Großbritannien einen Freundschaftsbund geschlossen hatte. Die merkwürdigste und unerwartetste Entdeckung jedoch, die sich ihm darbot, war, daß mehr denn achtzigtausend Mann in dem patriotischen Heere sich zum Christenthum bekannten. Daß sie entschiedene Bilderhasser sind, konnte nicht bezweifelt werden; denn der Fluß war bedeckt mit den hölzernen Idolen, die sie aus den Tempeln geworfen hatten.

Mai.

Erst spät in diesem Monat ward die Nachricht in Canton bekannt, Nanking sei in der Gewalt der Patrioten — nicht fürder Rebellen zu nennen — und um dieselbe Zeit erfuhren wir die Einnahme von Amoy durch den **Dreiheitsbund** (Triad Society), der, wie man glaubt, mit dem Heere zu Nanking in keiner Verbindung steht. Die Kunde dieser Vorfälle entlud sich so jählings, daß die Bürger für die Sicherheit Cantons zitterten. Eigenthümlich! Canton, der letzte Platz, welcher der tatarischen Dynastie erlegen war, schien dazu ausersehen, zuletzt dem Nachfolger jenes Herrscherhauses in die Hände zu fallen. Die Mandarinen des Ortes sind bekannt dafür, weniger politische Tugend, als ihre Berufsgenossen in den anderen Theilen des Reiches, zu besitzen, und mit allem Grunde ist zu glauben, daß, so lange und so viel es in ihrer Macht steht, sie darüber wachen werden, jeden Versuch zur Aenderung eines Regime, bei dem sie sich so wohl befinden, niederzuhalten.

Auch von einem Aufstande in Schan-tung kamen um diese Zeit Berichte nach dem Süden.

Juni.

Aus der Regierungszeitung erfährt man die große Geldklemme in Peking; Hienfung greift zu den gewissenlosesten Maßregeln, seine Mittel zu vermehren. Die Verwalter des kaiserlichen Schatzes bemächtigten sich des Vermögens der entsetzten Minister Sen-kwang-tsin und Sae-schang. Man fürchtete (hoffte!) einen Aufstand in der Hauptstadt.

Von Shanghai (wo der Täutao einige tüchtig getakelte Fahrzeuge gekauft und mit Europäern und Amerikanern bemannt hatte) ging ein kaiserliches Geschwader ab, um Tschin-kiang-fu, das fast zu gleicher Zeit mit Nanking den Patrioten in die Hände gefallen war, wiederzunehmen. Jene Veste liegt an der südlichen Einmündung des großen Kanals in den Yang-tse-Kiang und beherrscht die Straße der Getraideschiffe aus dem Süden, die nach der nördlichen Hauptstadt se-

geln. Das Geschwader kehrte aber zurück, ohne vor der Hand Etwas ausgerichtet zu haben.

Juli.

Es kommen Berichte von wiederholten Versuchen, Nanking und Amoy wiederzugewinnen; allein die kaiserlichen Waffen sehen sich, besonders in den Feldschlachten, von keinem Erfolge gekrönt. Zu Wasser zwar richten sie, von Piraten-Fahrzeugen, die sie in Dienst genommen, unterstützt, Unheil genug an, aber ohne nachhaltig bedeutende Wirkung. Nachrichten von Ruhestörungen in den verschiedenen Provinzen zwischen Canton und Nanking langen fortwährend an.

August.

Aus dem Norden von Huang-ho hört man von ernsten Verwickelungen der kaiserlichen Sache; eine große Truppen-Abtheilung, die nach Nanking abgeschickt worden, wurde wieder zurückgerufen, um in der bedrohlichen Lage bei der Hand zu sein. — Die Patrioten befestigen ihre Positionen und detachiren Truppen, um an verschiedenen Punkten des Reiches festen Fuß zu fassen. Die Einnahme von Fung-yang, eine Stadt etwa sechshundert Meilen von Nanking, wird berichtet. In einem öffentlichen Sündenbekenntniß giebt Hienfung mehr zu, als seine erbittertsten Feinde sich erkühnt hätten, zu behaupten. „Von Canton bis Hukwang und von Hukwang bis Keangman", sagt er in seinem Ausschreiben, „haben die Einflüsse des Teufels Verwirrung gesäet, und die Dinge sind bis aufs Aeußerste gekommen."

September.

Die letzte Briefpost des Monats brachte den westlichen Nationen Nachrichten von der Einnahme Shanghai's durch ein anderes Rebellenheer, das, wie die Abtheilung von Amoy, mit dem christlichen Heer zu Nanking in keiner Verbindung steht. Nur die Nachsicht des Rebellenhäuptlings und der Schutz der britischen und amerikanischen Residenten retteten dem Taoutai das Leben; und der Tschohien, oder Polizeipräsident der Stadt, war die einzige bedeutende Persönlichkeit, die den siegenden Rebellen als Opfer fiel. — Zu Amoy wurde ein zweiter entschlossener Versuch zur Wiedereinnahme gemacht; er mißglückte aber. Die Unmenschlichkeiten, die sich die Kaiserlichen bei dieser Gelegenheit erlaubten, sind zu entsetzlich, um sie hier wiederzugeben. Gerüchte, die sich später bestätigten, gaben dem christlichen Heere eine Stellung einige hundert Meilen nördlich vom gelben Flusse.

Die Proclamationen erscheinen noch immer abwechselnd, bald unter der Autorität der wiederaufgelebten Ming-Dynastie, bald gehen sie von der Machtvollkommenheit der T'hae-ping-Dynastie aus. Ueber der Abfassung der ersten Ming-Proclamation liegt ein geheimnißvoller Schleier, der bis auf diese Stunde nicht gelüftet ist. Eine Woche nach der Einnahme Shanghai's hißte die Hälfte der Sieger die Flagge des T'hae-ping-Tien-Wang auf und erklärte, sie hätte von dem Kaiser in Nanking Beistandszusicherungen erhalten. Indeß ist unbezweifelt die volle andere Hälfte der Einwohner Shanghai's der Sache Tien-The's und der alten Ming-Dynastie ergeben. Doch flattert Thaeping's Flagge, und Sendlinge von Nanking bringen den Führern Anweisungen für den Gang, den sie zu verfolgen haben. Unter Anderem lassen die bekehrten Rebellen, wie ihre christlichen Mitbrüder, das Haar, aber ohne den Zopf, lang wachsen.

Oktober.

Die Insel Formosa fand der „Hermes", der sie auf seiner Straße von der Madjico-Simoh-Gruppe nach Amoy berührte, in vollem Aufstand. — In dem südlichen Theil der Provinz Kwang-tung rotteten sich zahlreiche Schaaren von Bewaffneten zusammen, und indem sie sich den Besitz des östlichen Arms des Pearl-Flusses sicherten, sprachen sie ihre Absicht aus, erst die Bogue-Festungen einzunehmen, bevor sie zum Angriff auf Canton schritten. Es ist Grund zu glauben vorhanden, daß, wenn die Leiter dieser Bewegung erfahren, wie die Sachen in Shanghai und Amoy stehen, sie sich entschließen dürften, die Waffen einstweilen niederzulegen, bis das Schicksal Pekings entschieden wäre und sie ihren Weg mit mehr Sicherheit verfolgen könnten. Denn gelänge es ihnen auch, die Stadt Rams einzunehmen, so könnten sie hinterher mit den T'hae-ping-Kriegern, für die sie weder politische, noch religiöse Sympathieen haben, zusammengerathen. — Die T'haepingiten sollen jedoch, wie man glaubt, mit großer Macht in der anliegenden Provinz Kwang-si stehen und auch nur das Ergebniß des nördlichen Angriffs abwarten.

November.

Authentische Nachrichten schildern fortwährend die Noth an Getraide in Peking, da die gewöhnliche Zufuhr aus dem Süden durch die Patrioten in Nanking abgeschnitten ist. Ein Drittel der Bewohner hat die Stadt verlassen. „Die Bestürzung", sagt ein Korrespondent, der nichts weniger als geneigt ist, übertriebene Berichte zu Gunsten der patriotischen Sache zu verbreiten, „die Bestürzung macht sich schon in der Nähe des Drachenthrones fühlbar; das Vertrauen auf Hienfung's Regierung steht auf dem Gefrierpunkt; der Schatz ist fast leer und der Sold des Heeres größtentheils im Rückstande."

Die Rebellen zu Shanghai machten um diese Zeit dem Bevollmächtigten der Vereinigten Staaten und deren Konsul ernstliche Vorstellungen wegen des Beistandes, den diese ihren tatarischen Feinden geleistet hätten. — Der britische Konsul zu Shanghai verweigerte, der tatarischen Regierung die Zölle zu entrichten, wenn das Zollhaus nicht wieder an seine alte Stelle auf dem Festlande verlegt würde.

Am 11ten räumten die Parteigänger des Seaou-taou-Kwui das von ihnen eroberte Amoy. Indeß weilen die Leiter dieser Partei fortwährend an der Küste, wo sie von den mit der Regierung mißvergnügten Landleuten durch freiwillige Beisteuer unterstützt werden. Da nun die früher in Sold genommenen Piraten-Fahrzeuge, mit deren Hülfe die Kaiserlichen die Stadt wiedergenommen hatten, entlassen sind: so dürften diese Aufständischen wohl bald an den Wiedergewinn des Verlorenen denken. Auch diese Partei schwärmt für die theilweise wiederaufgelebte Ming-Dynastie und wird schwerlich zu den Fortschritten T'hae-ping's im Süden ein freundliches Gesicht machen.

In diesem Monat verwirklichten die fremden Gemeinden zu Amoy und Shanghai unsere Prognose vom letzten Mai, daß „wir vor Ablauf einiger Monate Schauerliches und Unheilvolles zu berichten haben werden, wovon sich Wenige in China träumen lassen." — In dem Süden kam die Nachricht, daß eine Abtheilung der patriotischen Armee Pih-tschih-li besetzt habe, und daß Hienfung's Pferde alle bereit stehen, ihn über die Gränze zu flüchten.

Dezember.

Hier schließt unsere Jahresüberschau. Es bleibt uns nur noch wenig zu sagen und wahrscheinlich dem patriotischen Heere nur noch wenig zu thun, um seinen Helden auf den Thron in Peking zu setzen. Im Laufe des Monats erhielten wir verläßliche Nachrichten, die Grund zu der Folgerung geben, daß T'ien-tsin, etwa siebzig Meilen von der Hauptstadt, sich dem Befehle der Patrioten unterworfen, und daß, als Einleitung zu der Schlußscene des letzten Aktes in dem Drama, Hienfung die Gouverneure der Provinzen angewiesen habe, die kaiserlichen Einkünfte nach Schinking in der Mantschurei zu senden. — Wie nun die Sachen auf dieser Schaubühne stehen, dürfte Hienfung schwerlich das vierte Jahr seiner Regierung zu Ende führen, und wir haben die besten Gründe, zu glauben, daß, bevor das Jahr 1854 abläuft, der schon in Nanking gekrönte Kaiser T'hae-ping, der sein und seines Anhangs christliches Bekenntniß den Sympathieen der auswärtigen Mächte empfiehlt, das Scepter der höchsten Gewalt in der Hand halten werde.

Mannigfaltiges.

— Die Insel Oesel. Von den drei großen Inseln, welche, zu Liv- und Esthland gehörend, den Rigaischen von dem Finnischen Meerbusen trennen, ist Oesel die größte, fruchtbarste und volkreichste. Sie wird von der ihr zunächst gelegenen Insel Moon, durch den sogenannten „kleinen Sund" getrennt, während das Gewässer zwischen Moon und dem festen Lande der „große Sund" genannt wird. Von Kurland wird die Insel Oesel durch die fünftehalb Meilen breite Straße „Domes Näß" geschieden. Der Flächen-Inhalt dieser Insel mit Hinzurechnung von Moon und einiger kleinen Eilande wird auf hundert Quadratmeilen berechnet, und die Zahl der Einwohner wird auf fünfundvreißigtausend angeschlagen. Der Hauptort, das Städtchen Arensburg, hat zweitausend Einwohner und sieht in seinem Schlosse zuweilen die sogenannten Landtage der liv- und esthländischen Ritterschaft versammelt. Die dritte Insel jener Gruppe, Dagöe, deren nördliche Küste am Finnischen Meerbusen liegt, ist funfzehntehalb Quadratmeilen groß und zählt ungefähr zwölftausend Einwohner, Esthen und Schweden, die sich durch eine außerordentliche Betriebsamkeit, durch Ackerbau sowohl, als durch Industrie, Handel und Schifffahrt auszeichnen, während die Einwohner von Oesel meistens aus Schiffern bestehen. In einem Winkel der Insel Dagöe hat noch zu Anfang dieses Jahrhunderts ein Baron von Ungern-Sternberg (wahrscheinlich ein Verwandter des bekannten Schriftstellers) an gefahrvollen Stellen Leuchten und Blenden anbringen lassen, um in finsteren Nächten Schiffe anzulocken, die hier strandeten und dann von den Leuten des Herrn v. Ungern-Sternberg geplündert wurden. Die Landtage von Arensburg auf Oesel haben natürlich ihre frühere Bedeutung längst verloren, da die Nachkommen der einst so tapferen und auf ihre Rechte eifersüchtigen deutschen Ritter meistens in der Diplomatie oder in den Heeren Rußlands dienen und zum Theil sogar, nachdem sie sich mit Töchtern russischer Adeligen verheiratheten, ihren evangelischen Glauben mit dem griechisch-russischen vertauschten.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 5 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 23, und beim Spediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 41. Berlin, Donnerstag den 6. April 1854.

China.

Ein französischer Gesandter bei den Insurgenten in Nanking.

Nach dem Vorgange des englischen Gouverneurs von Hongkong, Sir George Bonham, der sich im Mai 1853 mit dem Kriegsschiff „Hermes" von Shanghai nach Nanking begeben hatte (vgl. Nr. 121 und 122 des „Magazins" vom v. J.), hat auch ein französischer Gesandter, der sich „Se. Excellenz, Herr von Bourboullon" nennt, es versucht, mit den Häuptern der chinesischen Insurgenten Verbindungen anzuknüpfen, theils um seine Nation ihnen vorzustellen, indem Tai-ping-wang, der neue König oder Kaiser von China, bis jetzt nur von den Engländern und Amerikanern, nicht aber auch von den Franzosen, als Nation, Kenntniß zu haben scheint, — theils aber auch um über die Art des Christenthums dieser angeblichen Verehrer Christi etwas Näheres zu erfahren und nöthigenfalls für die Missionäre der katholischen Kirche ein gutes Wort einzulegen.

Am 30. November 1853 hatte das französische Dampfboot „Cassini" den Hafen von Shanghai verlassen. Am Bord desselben befand sich, außer Herrn von Bourboullon und einem zahlreichen Gesandtschafts-Personale, der französische Missionär, Pater Clavelin, der mit chinesischer Sprache und Sitte sehr vertraut ist und daher zugleich als Beobachter und als Dolmetscher dienen konnte, und mehrere Offiziere der französischen Flotte. Die Fahrt auf dem Yang-tse-Kiang ging ohne Hinderniß von Statten; als sich der „Cassini" jedoch am 6. Dezember den Wällen von Nanking näherte, ward von einer der Batterieen am Ufer ein Schuß abgefeuert. Die Franzosen trafen sofort Anstalten, das Feuer zu erwiedern, falls es fortgesetzt werden sollte; das Dampfschiff fuhr langsamer den Strom hinauf bis zu dem Ankerplatze, doch erfolgte kein zweiter Schuß von Seite der Chinesen. Nachdem der „Cassini" vor Anker gegangen war, sandte er sofort ein Boot mit einem Offizier und einem Dolmetscher an das Ufer, um Erklärungen über das Geschehene zu verlangen. Diese wurden nicht allein in befriedigender Weise gewährt, sondern es kam bald darauf auch ein Adjutant des die Außenposten befehligenden Generals Sü an Bord des Schiffes, um wegen des abgefeuerten Schusses um Entschuldigung zu bitten, indem er die Versicherung ertheilte, daß der Irrthum eines Subaltern-Offiziers, der die französische Flagge nicht kannte, die Schuld trage.

Nachdem diese erste Schwierigkeit beseitigt war, begab sich der Dolmetscher der Legation, Herr Marques, wieder an das Ufer, um dem General Sü auseinanderzusetzen, was für eine Bewandtniß es eigentlich mit der französischen Nation habe, wobei er ihm zugleich meldete, daß ein Gesandter des kaiserlich französischen Commissairs für China am Bord des Schiffes sei, der eine Botschaft an die Minister von Tai-ping-wang auszurichten wünsche. General Sü berichtete über dieses Anliegen an die ihm vorgesetzte Behörde, und demnächst ward auf den folgenden Tag eine Zusammenkunft mit zwei Ministern bestimmt, welche ihre Adreßkarten an Bord des Schiffes sandten. Demzufolge begab sich am nächsten Morgen der Legations-Secretair, Graf von Courcy, begleitet von dem Dolmetscher Marques, dem Missionär Clavelin und einem Offizier des „Cassini", zu Pferde nach der Stadt, wobei sie durch einen Offizier und ein Truppen-Detachement der Insurgenten eskortirt wurden.

Diese Abgesandten bedurften jedoch mehrerer Stunden Zeit, bevor sie die Amtswohnung der Minister erreichten. Am Thore der Stadt hatte man sie sehr lange aufgehalten; augenscheinlich traute man ihnen überall zu, daß sie Nanking nur in einem feindseligen Interesse auskundschaften wollten. Von den beiden Ministern Hwan-yu-kwan und Lae-han-ping wurden sie jedoch sehr höflich und leutselig empfangen. Beide waren in dem alten Galla-Kostüme der Ming-Dynastie gekleidet, das sich unter Anderem durch ein reich gearbeitetes, goldenes Diadem über der gelben, seidenen Kopfbedeckung auszeichnet, und saßen auf thronartig erhöhten Sesseln. Die Abgeordneten bemühten sich zunächst, den Ministern zu erkennen zu geben, zu welcher Nation sie eigentlich gehörten, und aus den Fragen, welche diese an sie richteten, war zu entnehmen, daß die Herren Chinesen wenig mehr als von der Existenz des westlichen Landes wußten. Der Graf von Courcy erklärte ihnen, daß ein Gesandter Frankreichs am Bord des „Cassini" sei und entweder mit Tai-ping selbst oder mit einer von Letzterem dazu ernannten Person zu konferiren wünsche. Es ward hierauf erwiedert, daß am nächsten Tage ein Offizier an Bord kommen würde, um die nöthigen Verabredungen wegen einer solchen Audienz zu treffen.

Am folgenden Tage erschien in der That ein solcher chinesischer Abgesandter und meldete, daß der französische Bevollmächtigte von Ting-thien-how, Tai-ping's Geheimem Minister und von gleichem Range mit den vier Königen, empfangen werden würde. Da jedoch in diesen Tagen das Wetter außerordentlich schlecht war, so wurde diese Audienz bis zum 12. Dezember verschoben, an welchem Tage Herr von Bourboullon sich, zur Vermeidung des sehr beschwerlichen Rittes auf den schlechten Wegen und den noch schlechteren Pferden, mit seinem zahlreichen Gefolge auf einem Boot einschiffte und den Kanal entlang bis in die Nähe des Stadtthores fuhr. Hier standen Pferde bereit, auf welchen sie zunächst nach dem Ya-mun derselben Minister ritten, die den Grafen von Courcy empfangen hatten. Nachdem dort einige Komplimente ausgetauscht worden waren, begab sich die ganze Gesellschaft nach der Residenz des Premier-Ministers Ting-thien-how. Hier entstand sofort ein Etiquettenstreit, indem der französische Gesandte fand, daß der für ihn bestimmte Sitz kein ihm angemessener sei; er weigerte sich, diesen Platz einzunehmen, bis der Premier-Minister selbst den Streit schlichtete, indem er dem Gesandten vorschlug, mit ihm nach einem anderen Saale zu gehen, um dort eine sogenannte Privat-Unterredung mit ihm zu halten.

Herr von Bourboullon willigte in diesen Vorschlag. Sie traten in das Nebenzimmer ein, und hier fand eine Unterredung statt, deren näherer Inhalt (wie der uns vorliegende Overland Friend of China sagt) nur den wenigen Personen bekannt ist, welche zugegen waren. Es scheint diese Unterhaltung, die länger als eine Stunde dauerte, hauptsächlich wieder den Zweck gehabt zu haben, Tai-ping und seine Minister mit den ausländischen Nationen, mit welchen China Traktate abgeschlossen, näher bekannt zu machen. Demzufolge wurden dem Premier kolorirte Abbildungen der englischen, der amerikanischen und der französischen Flagge überreicht, wobei zugleich eine Erklärung über die positive Neutralität dieser verschiedenen Nationen bei dem gegenwärtigen verhängnißvollen Kampfe abgegeben wurde. Gleichzeitig unterließ jedoch Herr von Bourboullon nicht, zu erkennen zu geben, wie sehr sich seine Nation dafür interessire, daß sich die chinesischen Patrioten mit christlichen Lehren bekannt gemacht, und daß Tai-ping nebst seinen Anhängern Achtung vor der Religion Christi haben. Die französische Regierung, so soll hinzugefügt worden sein, interessire sich besonders für den katholischen Zweig der christlichen Lehre, worauf der Minister die Versicherung ertheilt habe, daß die unter ihnen befindlichen Katholiken niemals wegen ihrer Religion verfolgt worden und gegenwärtig dieselbe ungehindert ausüben dürfen.

Als die Gesellschaft gegen Abend sich wieder entfernen wollte, drang man in sie, während der Nacht in der Stadt zu bleiben, was jedoch abgelehnt wurde. Nur der Pater Clavelin blieb zurück und weilte noch zwei Tage in Nanking. Der gedachte Missionär hat bei dieser Gelegenheit sehr interessante Notizen gesammelt, sowohl über die Zusammensetzung des Insurgenten-Heeres, als über den Ursprung von Tai-ping's religiösen Lehren. Bei seiner Rückkehr brachte er eine große Anzahl von Büchern der neuen Sekte mit, welche sämmtlich den Stempel von Tai-ping tragen, der die Herausgabe dieser Schriften selbst überwacht und ohne dessen Autorisation kein Buch dieser Art gedruckt werden darf. Der Inhalt eines Theiles dieser Bücher ist bereits, bei Gelegenheit der Nachrichten über die Expedition des englischen Schiffes „Hermes", in Europa bekannt worden.

Nanking gewährt jetzt einen sehr überraschenden Anblick; es gleicht mehr einem großen Feldlager als einer Stadt. Man bekömmt jedoch Achtung vor der daselbst regierenden Macht, wenn man bei der außerordentlichen Menge bewaffneter Leute, die dort versammelt sind, zugleich die Ordnung und Disciplin wahrnimmt, die überall herrschen. Innerhalb der Häuser, die allerdings wohl gewaltsam eröffnet worden, scheint eine Art Kommunismus hinsichtlich der Nahrung und Bekrei-

dung zu walten, obwohl unter Beobachtung einer gewissen militairischen Rangordnung. Die Frauen, denen die ganze Hausarbeit obliegt, scheinen in abgesonderten Quartieren zu leben. Sie bilden, gleich den Männern, Brigaden von je 13,000 Köpfen und haben Offiziere verschiedenen Ranges von ihrem eigenen Geschlechte. Jede Brigade steht jedoch unter der Ober-Aufsicht eines Mannes, eines Generals, der allein mit den höheren Chargen in Verbindung steht. Die Anzahl der Frauen allein in Nanking wird auf 480,000 geschätzt, von denen ein Corps von 13,000 aus der Provinz Kwang-se als Soldaten in dem Tataren-Viertel der Stadt einquartiert ist. Die Anzahl der Männer wird auf nicht weniger als 5—600,000 angegeben. So unglaublich diese Zahlen auch scheinen mögen, so versichern die Franzosen doch, daß sie sie nicht für übertrieben halten, indem, was namentlich die Frauen betrifft, diese aus allen Städten mitgezogen, welche die Insurgenten eingenommen hatten.

Die Gesinnung der Insurgenten gegen die Ausländer wird als durchgehends freundlich geschildert. Sie wurden von den Patrioten stets mit dem Worte „Bruder" angeredet, während die Tataren unveränderlich als „Kobolde" und „Teufel" bezeichnet werden. Täglich drängten sich Massen des niederen Volkes an Bord des französischen Dampfers und bezeugten den Franzosen ihr Wohlwollen. Weniger zuthulich war das Entgegenkommen der Vornehmeren, die, obwohl höflich, doch nicht herzlich sich zeigten und meistens so thaten, als sei ihnen an der Freundschaft des Auslandes nichts gelegen. Der französische Gesandte war inzwischen nicht der Mann, sich das gewöhnliche anmaßende Benehmen der chinesischen Beamten gefallen zu lassen, und in der Regel lassen sie sich, sobald man ihnen gegenüber nur einige Festigkeit zeigt, leicht imponiren.

Nachdem der „Cassini" eine Woche lang bei Nanking vor Anker gelegen, lichtete er am 14. Dezember Vormittags wieder die Segel und kehrte nach Shanghai zurück. Auch die Rückfahrt auf dem Yangtse-kiang lief ohne jeden Unfall ab. Sämmtliche Reisende sind mit dem Resultate ihrer Mission im Ganzen zufrieden, doch wird man einen näheren amtlichen Bericht darüber wohl erst durch französische Blätter zu erwarten haben.

Spanien.

Ein geistliches Volksschauspiel in Valencia.

(Schluß.)

Indeß kömmt Bernat athemlos und meldet, daß der heilige Vicente in der Stadt angelangt sei. Sogleich beschließt Baltasar, ihn zum Essen einzuladen, und giebt seiner närrischen Frau den Befehl, ein Mahl zu bereiten. Während Jene gehen, den Heiligen aufzusuchen, tritt Fray Canelles auf.

Fray C. Count está la porta oberta
Poca diner tenen ací,
Que si no em pareix á mi
Qu' estarien mes aberta.
(Er sieht sich um.)
Y así no te mala traza,
Perqu' está ben arreglat!
Será sacheta hacendat
Ki que via en esta casa.
Y así nos han convidat
A dinar, mes ya despey;
Y yo tinc un ben desmay
Per qu' encara no he almorsat.
Ité su chiquet en esta cuna!
Y es sent un noll probret meu,
Alxina te dane Deu
Duna cosa de fortuna.
Millor estaré sentat —
Caldat, fill, dia ma mare!
Sobre tot com á un hon frare
M'agrá la comoditat.
(Er setzt sich, aber der Stuhl bricht mit ihm ein.)
Ay! — qu' es això, Pare Etern?
Donesme la benditió —
Es, que s'alfondre el sillo,
O' cayse vach dret al infern?
Ki cuesto m' ha fet suar! —
Tot estic endolorit! —
Ya no me faré profit,
Per ho que aiga el dinar.
(Er betrachtet den Stuhl.)
Tens molta magnificencia,
Pero pronte has falsechat! —
Quede ben ensarmentat!
No es fen de l'apartencia.
Deixem esto y prengam aire;
Mes primer el provaré,
Y aixi m'aseguraré;
Que no vulle los cames batre.
En lo mon tot es ficsió! —
Count mes segure es creem,
A lo millor s'alfondrem,
Com l'anterio del sillo, —
Deixem ascutarme bé —
Alxina — espantigat —
Ara an polvo — estic enamat —
Encara m'adormiré.

Wo die Thüre offen steht,
Thürmt sich nicht das Gold im Berge,
Denn im anderen Fall zu Werke
Man mit größrer Vorsicht geht.
Doch nicht übel sieht's hier aus,
Wohlgeordnet ist das Ganze,
Darum einem reichen Hause
Muß gehören dieses Haus.
Man hat uns geladen hier,
Aber langsam geht's und träge,
Und ich fühle Magenschwäche,
Denn ich bin noch nüchtern schier.
Ja der Wiege, schau! ein Kind,
Schön und goldig, wie die Sonne.
Schenke Gott Dir Glück und Wonne,
Armes Klein'ö, zum Angebind'. —
Besser ist's, ich setze mich —
Sorg' für Dich, sprach meine Mutter —
Darum als ein echter Bruder
Bin bequem vor Allem ich.
Weh'! Was ist das! Vater, Sohn!
Nicht empfieh't mir Euren Segen —
Ist der Sessel mir erlegen,
Oder geht's zur Hölle schon?
Ach, ich schwitze sehr vor Scherz,
Bin am ganzen Leib zerschlagen,
Will mir schon jetzt nicht behagen,
Folgt auch noch so fein's Geschick'.
Gar so prächtig schaust Du drein,
Aber bald hat sich erwiesen,
Du seist falsch, woraus zu schließen,
Daß man traue nicht dem Schein.
Weg mit dem, den andern her,
Doch zuvor will ich probiren,
Ob ich es auch kann riskiren,
Denn ich fie' nicht gern noch mehr.
Täuschung ist die ganze Welt,
Glauben wir uns noch so feste,
Bricht es mit uns auf das Beste,
Wie der Stuhl mich hingestellt. —
Jetzo wieder hingesetzt —
So — recht breit — o welche Güte!
Eine Prise noch. — Bin müde —
Will ein wenig schlummern jetzt.

Während er schläft, tritt die närrische Martina ein, bindet ihn an den Stuhl und zieht ihm die Kleidungsstück, Windeln ꝛc. des Kindes an. Wie sie ihm das Gesicht pudert, erwacht er erschrocken, worauf sie nach kurzem Zwiegespräch ein Messer holt, das Kind aus der Wiege nimmt und, ihren Entschluß ausspricht, es abzuschlachten und zum Essen herzurichten. Zum Entsetzen des Bruders geht sie wirklich mit dem Kinde in die Küche.

Nun beginnt Fray Canelles zu lamentiren:

Señor, cuant estic pasant!
Llibreume d'esta agonia!
Del furor d'esta chudia,
No pue lliurar al infant!
Quin delit he comés yo
Que merezca tant de rigor?
No castigue mos, Señor,
A este pobre mostió.
Si es qu'en alguna ocasió
He vuldat les cansalles,
Y s'he empinat les botelles
D'aquell vi le del convent;
Té gran arrepentiment!
Perdones é Fray Canelles!
Si es perque alguna vegada
He perdut l'entenimient
Y sen he ixit del convent
A ma hora descompasada;
Tenint partida arreglada,
Chemat se hasta les oreilles!
Pensant sols en fer paelles,
En lloc de fer oració,
Y cumplir es obligació;
Perdones é Fray Canelles!
Si es que en alguna ocasió,
Per ser ample de consensia,
No he cumplit la penitensia
Dreputes de la confesió:
Si es lloc de fer colació
S'he rustit es les graelles
Renes chulles, y d'aquelles
Que per estar sense hòs
Entrallen tan be en lo còs,
Perdones é Fray Canelles.

Gott, was duld' ich eine Pein!
Rette mich und laß Dein Grollen!
Aus den Klauen dieser Tollen
Kann ich nicht das Kind befrei'n.
Welche Sünde that ich nur,
Die verdienet solche Strenge!
Freibe, Herr, nicht an die Enge
Diese arme Mönchsnatur.
Schenkte ich mir einmal ein,
Was geborgen lag im Schlauche,
Füllt' ich Fläschen meinem Bauche
Von dem guten Klosterwein,
O, denn fleht' ich große Reue!
Wolle mir darum vergeben,
Wenn ich dann und wann im Leben
Schuld' vergaß, was unrecht sei.
Wenn ich aus dem Kloster ging
Zu verbot'ner Abendstunde
Und in einem heitern Bunde
Mich im Kartenspiel verfing;
Wenn ich gegen meine Pflicht
Statt der heiligen Gebete
Nur am Rosenkranze drehte,
Dann vergieb mir, armen Wicht!
Wenn ich je, weil ich vielleicht
Habe ein zu weit Gewissen,
Mich der Buße nicht befissen,
Die mir auferlegt die Beicht',
Wenn ich statt der Fastenkost
Mir gebraten auf dem Rost
Speckscheibchen, gute, weiche,
Die, weil ohne Bein sie sind,
In die Kehle geh'n geschwind. —
So vergieb mir all' die Streiche!

Der rückkehrende Bernat befreit ihn endlich nach einigen Neckereien. Bald erscheinen auch Baltasar und Lusiano. Wie der Erstere nach dem Essen sehen will, erfährt er das Schreckliche und wird von Fray Canelles näher darüber belehrt. Alle brechen nun in laute Klagen aus, die das Erscheinen des Heiligen unterbricht.

Ben Vin. Pues vacha an restidment
Que no fan en esta casa! —
Pero, señores, ¿qu'els pasa?
¿Perque tan gran sentiment?
Este es cixo gran convit
Qu'em tenien preparat?
Pues sert es que s'han portat!
Qu'els faan molt bon profit.
Anem pronte, ¿en que quedem?
¿Así qu'en lo que se fa?
Cixo dinar está ya,
O volen que nem anem?
Fray C. Será lo mes ascertat!
Lo millor que faree pot;
Que han d'ert arroz en tiiot,
Y tot s'els ha socarrat.

— Nun, das ist mir ein Empfang.
Wie ich keinen noch gesehen!
Nun, Ihr Herr'n, was ist geschehen?
Warum so betrübt und bang'?
Ist denn dies das große Mahl,
Das Ihr mir zur Ehr' gerichtet?
O, Ihr habt was aufgeschichtet!
Wohl bekomm's Euch allzumal.
Nun, wohlan, was warten wir?
Was soll's werden? Sie entscheiden!
Ist das Essen zubereitet,
Oder soll ich fort von hier?
— Da thut Ihr ein besten d'ran,
Wenn Ihr Eur'n Mund wollt schonen,
Denn sie kochten Reis mit Bohnen,
Und der brannte ihnen an.

Martina kömmt nun mit einer großen Schüssel, die sie auf den Tisch stellt.

Mart. Anem, qu'está calentet!
Veran que ben asertat!
Así may ha hauria tastat,
Per qu'os arros es chiquet.
(mit großer Selbstzufriedenheit.)
Fray C. Busquesme un libre de cuina
Que parle d'este menchar!
Ben Vin. Anem, ¿no volen dinar?
Pues dinem els dos, Martina.

— Kommt, so lang' es warm, geschwind!
Werdet seh'n, wie ich's getroffen!
Nie oft Ihr von solchen Essen,
Denn 's ist Reis mit kleinem Kind.
— Sucht das Kochbuch mir, werthin
Solch Gericht man eingeschrieben!
— Wenn Ihr nicht wollt mit uns halten,
Essen wir zwei ganz allein.

Der heilige Vicente stellt sich nun an den Tisch und betet, während sich Martina zum Essen setzt.

Bals. Ara em pens haberlidit
Que sen vinguera á ma casa!
Que tal volta lo qu'em pasa
No m'hoguera sumblit.
Que bacha negut tan devot
D'ell, per tindreio per Sant:
Count le que ya estic mirant
Es qu'es un gran tartanot.
Pareix que no puga ser!
Vérenos á tots plorar,
Y en gran colma, va á dinar
Al costat de ma muller.

— O, wie reut mich, daß ich den
In mein Haus hab' eingeladen!
Denn vielleicht die Schreckenstaten
Wären dann hier nicht geschehn!
Doch ich dönnte mich als Christ
In des heil'gen Mannes Nähe,
Der doch, wie ich jetzo sehe,
Nur ein großer Freßsack ist!
Ach, es scheint unmöglich fast!
Alle sieht er uns voll Leide,
Und an meines Weibes Seite
Setzt sich ruhig er als Gast.

Aber das Gebet des Heiligen hat schon das Wunder bewirkt, und wie Martina den Deckel hebt, kömmt zu allgemeinem Staunen und Jubel das Kind lebendig und unversehrt daraus hervor. Dieser Anblick wirkt so erschütternd auf die Mutter, daß sie auf der Stelle den Verstand wiedererhält.

Zum Schlusse giebt der Heilige dem Publikum zu bedenken, daß alle Güter, auch die des Geistes, von oben kommen und man deshalb nicht stolz darauf sein solle; daß die Erdengüter nicht reich machen, sondern Tugend und Verdienst, und daß das Unglück mit christlicher Geduld zu tragen sei, wozu das Gebet verhelfe.

Das letzte Wort hat aber der um sein Mittagessen geprellte Fray Canelles.

Yo si qu' he quedat lloit	Ich auch ward hier aufgeklärt,
Y mon vach ben arreglat! —	Ziehe fleißig jetzt nach Hause! —
Qu'els pareix? ¿lo qu' he dinat	Aber glaubt Ihr, daß vom Schmause,
Creuen qu'om fará praßt? —	Der hier war, ich fetter werde? —
Yo qu'esperaba un convit	Ach, ich hatte auf ein Mahl,
Com elxos que solen ser	Wie ein Mensch, der Nichts zu schaffen,
Tan en gras, pera poder	Doch in seinen Wanst zu raffen
Trasre el ventre de mal añ!	Pflegt Gerichte sonder Zahl!
¡Quin moni!! — tot es un augarí!!	Alles Täuschung!! — Welche Welt!
Fuera vamos, ¡com te de ser!	Doch so ist's einmal bestellt! —
Els he pres gran afició,	Diese da sind tief gerührt,
Y mon vach en sentiment,	Drum ich geh' heim in Trauer,
Pero llaguen molt present	Prägt's Euch ein, Ihr Herr'n Zuschauer,
El consell d'un mestló:	Was man zu Gemüth Euch führt: —
No llaguen may ambició,	Laßt den Ehrgeiz Euch bestricken,
Per qu'esta é molts ha perdut:	Er verderbte schon gar Viele;
Fasen el sort, sego y mut	Blind seid, stumm im Lebensspiele,
Cuant convinga entre los chents,	Wo's die Klugheit Euch gebeut,
Sens fer d'oferiments	Und glaubt nie, was Euch geschworen
De ningun home naixent.	Einer, den ein Weib geboren.

Wenn man von dem etwas starken Stück des Wunders absieht, woran die Spanier übrigens gewöhnt sind, so mag das Milacre immerhin als ein erträgliches Volksstück gelten, welches freilich auf Poesie keinerlei Anspruch macht, sondern seinen Erfolg lediglich einigen schlechten Witzen und guten Lehren, der Sancho-Pansa-Figur des Fray Canelles und der Naivetät seiner jugendlichen Schauspieler verdankt.

A. Sbt.

Frankreich.

Zur Kulturgeschichte des Mittelalters.

Perioden derselben. — Leben des Albertus Magnus. — Sein Einfluß auf die Entwickelung der neueren Naturwissenschaft geringer, als der des Roger Bacon.*)

Um eine klare Anschauung von den Entwickelungsstufen der geistigen Kultur im Mittelalter zu gewinnen, muß man diesen Zeitraum, dem man mit Unrecht einen scharf abgegränzten Anfang und Abschluß zuschreibt, in mehrere Abschnitte theilen. Noch mehr als die schöne Literatur gerieth die Wissenschaft in Verfall, als sich die Barbaren der römischen Welt bemächtigten. Die geschriebenen Denkmäler, die der Geist des Alterthums hinterlassen hatte, wurden entweder vernichtet oder im Staube der Bibliotheken aus Mißachtung vergessen. Dessenungeachtet darf man nicht glauben, daß nicht hier und da das Dunkel von einem Lichtstrahl durchbrochen wurde. Es ist bei weitem leichter, zu sagen, daß die Wissenschaft in jener Zeit null, die geistige Ueberlieferung der antiken Welt vollständig verloren war, als in den Manuskripten-Sammlungen nach den literarischen Spuren der Generationen zu suchen, die vom Untergange des römischen Reiches bis zu der Zeit gelebt haben, wo die griechisch-arabische Literatur sich über den Occident verbreitete. Diese Spuren wissenschaftlicher Thätigkeit aus jenen für absolut finster erklärten Jahrhunderten werden von Tag zu Tag mehr ans Licht gezogen. Es zeigt sich immer deutlicher, daß auf den Trümmern der griechischen und römischen Literatur und mit Hülfe dieser Trümmer selbst eine neu-lateinische Literatur entstand, die das Verbindungsglied zwischen den spezifisch römischen und den griechisch-arabischen Schulen bildete. Auch darf man nicht übersehen, daß es in jener Anfangszeit des Mittelalters keine herrschende wissenschaftliche Autorität gab. Man folgte zwar den Fußstapfen der Alten; aber weder Aristoteles, noch Galen, noch Ptolemäus hatten bereits jenes ausschließliche Uebergewicht erlangt, das ihnen später die Araber zuerkannten. Man legte sogar größeren Werth auf die Bearbeitung oder Nachahmung von Werken minder bedeutender Autoren.

Auf die neu-lateinische Literatur also folgte — und zwar so ziemlich ohne nachweisbaren Uebergang — die arabische. Diese selbst war bekanntlich ein Reflex der griechischen, die sich die Araber durch das Medium syrischer Uebersetzungen zueigen machten. Während dieser zweiten mittelalterlichen Kultur-Epoche macht sich in der Behandlungsweise der beiden Hauptzweige wissenschaftlicher Forschung ein wesentlicher Unterschied bemerkbar. Die philosophischen Schriften zeigen stets eine gewisse Originalität, wie sehr sie auch einerseits von den Meinungen des Aristoteles, andererseits von der Glaubenslehre des jedesmaligen Bearbeiters, der christlichen, jüdischen oder muhammedanischen, abhängig scheinen. Die Medizin dagegen und die Naturwissenschaft ist, jene dem Galen, diese dem Aristoteles, vollkommen unterthan.

Der griechisch-arabischen Literatur folgte die Renaissance, das sogenannte „Wiederaufblühen der Wissenschaften", die Rückkehr zu den klassischen Mustern des Alterthums. Diese Periode erschien bei weitem allmäliger, als die griechisch-arabische auf die neu-lateinische gefolgt war. Denn einestheils sagten sich, schon lange vor dem Erscheinen der Griechen in Italien, hervorragende Geister, wie z. B. Petrarca, von den Arabern los und griffen nach klassischen Vorbildern; andererseits blieben noch lange nachher die Araber für viele Autoren und Lehrer maßgebend.

Dies ist, im allgemeinsten Sinne, der Grundriß für eine Literaturgeschichte des Mittelalters. Nach Feststellung desselben müßte nun eine Untersuchung der literarischen Leistungen folgen, die in den einzelnen Ländern und Schulen zu Tage kamen.

Die Geschichte der Naturwissenschaft im Mittelalter wird in dem angezeigten Pouchetschen Werke in fünf Schulen getheilt, in die skandinavische, franco-gothische, byzantinische, arabische und experimentelle. In diesem Falle von einer skandinavischen Schule zu reden, ist wohl nur eine französische Großartigkeit; denn die roh empirischen, stark mit abergläubischen Begriffen versetzten Natur-Anschauungen, die sich in den Sagas und Eddas vorfinden, verdienen eine solche Bezeichnung nicht. Die franco-gothische Schule umfaßt die Zeit, in welcher sich die oben angedeutete neu-lateinische Literatur entwickelte. Sie sollte, wenn man sie einmal nach den Volkselementen benennt, die bei ihrer Entstehung zusammenwirkten, vielmehr die römisch-germanische heißen. Die Barbaren nämlich fügten zu der Summe der vorhandenen Kenntnisse keineswegs neue hinzu, sondern einige ihrer Fürsten brachten die wissenschaftliche Forschung wieder zu Ehren, gründeten oder unterstützten öffentliche Lehr-Anstalten und bedienten sich dabei der Hülfe römischer Gelehrten. Aus diesen Schulen gingen weder neue Systeme, noch neue wissenschaftliche Leistungen hervor; sie beschäftigten sich einfach mit der Verarbeitung und der Verbreitung der Kenntnisse, die man von den Römern überkommen hatte und die nun dem Christenthum und der Fassungskraft der Barbaren angepaßt wurden. Theodorich und Karl der Große sind die beiden Heroen dieser Kulturperiode, in welcher für die Civilisation, die mit dem römischen Reiche in Trümmer gegangen war, ein neues Fundament gelegt wurde.

Nach Karl dem Großen — sagt Pouchet — habe bis zu Kaiser Friedrich II. das Feld der Wissenschaft im Occident vollkommen brachgelegen. Aber der genannte Autor vergißt, daß in jenem Zeitraume, neben anderen weniger bekannten Gelehrten, Walafried Strabo, Aemilius Macer, Constantin Africanus, Otto von Cremona und die meisten Salernitaner gelebt haben.

Demnach hatte es vor dem Beginne des dreizehnten Jahrhunderts, als Albertus Magnus auftrat, keineswegs eine so erhebliche Unterbrechung der wissenschaftlichen Forschungen gegeben, als Pouchet zur größeren Verherrlichung dieses seines Helden behaupten möchte. Das Licht der Wissenschaften erblaßte zwar in den beiden vorangehenden Jahrhunderten zuweilen, aber es erlosch niemals gänzlich.

Albert der Große wurde im Jahre 1205 in Schwaben geboren. Er gehörte der nicht unberühmten Familie der Bollstadt an. Ueber seine Jugend weiß man wenig. Es scheint, daß dieser kräftige und umfassende Geist, dem man schon bei seinen Lebzeiten den Namen des Großen gab, den sein Schüler, Thomas von Aquino, einen „göttlichen Lehrmeister" nennt, von dem man sagte, er sei das Staunen und Wunder seines Jahrhunderts gewesen, und den Trithemus als magnus in magia naturali, major in philosophia, maximus in theologia bezeichnete, sich ziemlich langsam entwickelte, das heißt, wofern, was man über den Gang seiner Studien erzählt, wahr ist. Denn man berichtet Aehnliches von Thomas von Aquino. Die Fähigkeiten des jungen Albert, sagt man, seien so gering gewesen, daß er bereits auf dem Punkte stand, das Kloster, in welchem er erzogen werden sollte, zu verlassen, weil es nicht möglich gewesen sei, ihm die einfachen Kenntnisse beizubringen, die das Mönchsleben erforderte. Die heilige Jungfrau aber, gerührt von seiner Frömmigkeit und seiner erfolglosen Lernbegier, sei ihm zu Hülfe gekommen. Eines Nachts erschien sie ihm in ihrer ganzen Glorie und forderte ihn auf, vor ihr auszusprechen, worin er vor allen Anderen ausgezeichnet sein wollte, in der Philosophie oder der Theologie. Albert wählte ohne Zaudern die Philosophie, und alsbald goß sie über ihn die Gabe des Genies aus und verhieß ihm, daß er eines der größten Lichter der Wissenschaft werden solle. Im Herzen aber war sie über seine Wahl verletzt, und darum fügte sie hinzu, er werde zur Strafe dafür, daß er die profane Wissenschaft der göttlichen vorgezogen, vor seinem Tode in seinen früheren Stumpfsinn zurückfallen. Die Verheißung ging in aller Form in Erfüllung. Albertus setzte die Zeitgenossen durch seine Gelehrsamkeit in Erstaunen, aber drei Jahre vor seinem Tode — erzählt die Sage — als er eben mitten unter den aufhorchenden Schülern stand, die aus allen Ländern zu dem berühmten Mann herbeigeströmt waren, verdunkelte sich sein umfassender und lichtvoller Geist plötzlich, als hätte ihn eine übernatürliche Gewalt mit einem Schlage vernichtet.

Dieses Schicksal, für welches die medizinische Erklärung sehr leicht ist, gab wahrscheinlich den Chronisten jener Zeit die Veranlassung zu dem Märchen, Albertus sei zuerst aus einem Esel in einen Philosophen, dann wieder aus einem Philosophen in einen Esel verwandelt worden.

Im Mittelalter war alles Wissen encyklopädisch. Die Erziehung, wie die Bücher, handelten von Allem. Man besuchte zu seiner Ausbildung sämmtliche berühmte Schulen und umfaßte, wenn man Bücher

*) Histoire des sciences naturelles au moyen-âge, ou Albert-le-Grand et son époque considérés comme point de départ de l'école expérimentale, par F. A. Pouchet. Paris. J. B. Baillière.

schrieb, gemeinhin das ganze Gebiet der Literatur. Dieser Richtung seines Zeitalters folgend und begünstigt durch die hohe Stellung seiner Familie, besuchte Albert die Schulen Deutschlands, Italiens und Frankreichs und trat in Paris um das Jahr 1223, von dem Beispiel des Jordanus, Generals der Dominikaner, hingerissen, in dessen Orden ein. Nachdem er an allen Schulen Europa's seinen Geist gebildet hatte, lehrte er selbst in Regensburg, Straßburg, Freiburg und besonders in Köln und Paris, wo er schon früh einen glänzenden Namen erwarb. Auf allen seinen Reisen, die er sämmtlich zu Fuße machte, legte er niemals die demüthige Haltung eines Mönches ab, erbat sich von mildthätigen Personen seinen Unterhalt, predigte, lehrte, kopirte Handschriften und fand noch Zeit, beinahe funfzig Folianten zu schreiben.

Man konnte damals im Collége Saint-Jacques oder auf dem Maubertplatze in Paris (denn in jenen vermeintlich rohen Zeiten faßten die Klöster die Zahl der lernbegierigen Hörer nicht) um den berühmten Dominikaner-Schüler versammelt finden, wie Thomas von Aquino, Roger Bacon, Thomas von Cantimpré, Albert von Sachsen, Vincent von Beauvais, Arnold von Villeneuve, Michel und Duns Scotus, Bonaventura u. a. m. Um das Jahr 1248 verließ Albert Paris, wurde 1254 zum Provinzial der deutschen Dominikaner, 1260 zum Bischof von Regensburg ernannt. Er übernahm dieses letztere Amt — nicht aus Ehrgeiz, sondern in der Aussicht, Gutes zu stiften — gegen den Wunsch seines Ordensgenerals, der ihn in einem von Pouchet theilweise mitgetheilten Briefe dringend bittet, dem Willen des heiligen Vaters zuwider, das Bisthum auszuschlagen. Der sonderbare Brief schließt mit den Worten: „O, sagte man mir noch eher, mein lieber Sohn sei im Sarge, als auf dem Bischofsstuhl!“ Nachdem er eine Zeitlang sein Amt mit Ruhm versehen, erbat er sich selbst vom Papste die Erlaubniß, zu seinen theuren Studien zurückzukehren. Aber kaum hatte er dieselben in Köln wieder aufgenommen, so erhielt er den Auftrag, in Deutschland den Kreuzzug zu predigen. Nach Erfüllung dieser Mission berief man ihn zu dem Konzil von Lyon. Von Lyon kehrte er auf seinen Lehrstuhl nach Köln zurück. Hier nun begegnete ihm bald darauf der oben berührte Zufall, daß ihm mitten in einer Beweisführung plötzlich das Gedächtniß versagte und das Wort auf den Lippen erstarb. Der fromme Mann — so erzählen die Chronisten — verstand sogleich dieses Zeichen, mit dem ihm die heilige Jungfrau seinen nahen Tod verkündete, und voll gottesfürchtiger Entsagung vermochte er noch einmal, sich zu sammeln, um seinen Schülern auf ewig Lebewohl zu sagen. Von jenem Tage ab lebte Albert in seiner Zelle und ging nur hinaus, um die Stelle zu besuchen, wo sein Grab sein sollte. Er starb am 15. November 1289.

Wie sonderbar zuweilen das Schicksal großer Berühmtheiten ist! Albertus Magnus, der Bischof von Regensburg, der Freund des Papstes Innocenz IV., der Rathgeber der Fürsten, der größte Gelehrte und einer der vorzüglichsten Kanzelredner seiner Zeit, ist im Verlaufe der Zeit zum Genossen der Schwarzkünstler des Mittelalters gemacht worden. Aus Albert dem Großen wurde der grand Albert und der petit Albert der Franzosen, d. h. ein Zauberer und Hexenmeister, und alles das, weil er die Chemie zu einer Zeit studirt hatte, wo dieselbe Alchymie genannt wurde und gleichbedeutend war mit natürlicher Magie. In diesem Sinne ist der Name Albert's in Frankreich populär geblieben, aber dabei giebt es keine Schrift von ihm, die ihn direkt in den Ruf eines Zauberers gebracht hätte. Im Mittelalter galt nämlich zunächst jeder Gelehrte für einen Zauberer, und dann hatten die damaligen Magier die Gewohnheit, ihre Schriften, um sie den richterlichen oder kirchlichen Verfolgungen zu entziehen, unter den Schutz eines berühmten und allgemein geehrten Namens zu stellen, so daß fast alle Bücher der Magie, die zur Zeit des Albertus Magnus erschienen, seinen Namen auf dem Titel tragen. Eben so wird noch heute in Frankreich ein Buch häufig aufgelegt und gelesen, daß „le Traité des Secrets ou le Petit-Albert“ heißt. Und man begnügte sich nicht einmal damit, Albert zu einem Magier zu machen; man sagte ihm auch nach, er habe die priesterliche Weihe verletzt und die Geburtshülfe ausgeübt, er habe eine Bronze-Statue reden machen und die Todten auferwecken können. Endlich soll er auch den Stein der Weisen gekannt haben, dessen Geheimniß vom heiligen Dominicus entdeckt und dem Albertus übertragen worden sei, wodurch dieser — sagen die Chroniken weiter — in den Stand gesetzt wurde, innerhalb dreier Jahre sämmtliche Schulden zu bezahlen, die seine Vorgänger, die Bischöfe in Regensburg, gemacht hatten. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Die Donau-Mündungen. Gewöhnlich wird, wenn von den Donau-Mündungen gesprochen wird, immer nur an die Sulina gedacht, die im Besitze der Russen ist und allerdings eine Hauptmündung bildet, indem sie die große Straße für die zwischen Galacz und dem Schwarzen Meere sich bewegenden Handels- und Dampfschiffe ist. Die Donau fällt jedoch, abgesehen von verschiedenen kleineren Armen und Kanälen, durch fünf größere Mündungen in das Schwarze Meer. — Oberhalb Tuldscha beginnt das Donau-Delta, ein umfassendes, sumpfiges Insel-Dreieck, durch dessen moraftigen Boden die Donau sich in unzähligen Adern, gleichsam mit Anstrengung, hindurchwindet. Jene fünf größeren Ströme und Mündungen (türkisch: Bogasi) heißen Kilia, Sulina, St. Georg (russisch: Georgiewskoi, türkisch: Kedrille), Jalova-Kutsuk und Porteffa. Nur Kilia und Sulina, welche das meiste Wasser enthalten, sind vollständig in den Händen der Russen, während die drei anderen Strömungen ihren Weg durch die Dobrudscha nehmen und unterhalb Tuldscha nur türkisches Gebiet berühren. Der St. Georg bildet jedoch seit 1829 die russische Gränze. Der Donau-Arm, welcher nach den beiden Mündungen Jalova-Kutsuk und Porteffa geht, erhält an dem Punkte, wo er sich von dem Arme St. Georg trennt, den Namen Dunavez und strömt in der Dobrudscha durch den großen See Ramsin, an welchem die Hauptstadt der Dobrudscha, Babadag (10,000 Einwohner) liegt, wo in den früheren Kriegen gegen Rußland die Großwesire gewöhnlich ihr Hauptquartier aufgeschlagen. In der trockenen Jahreszeit haben die beiden genannten Mündungen (zu welchen noch die kleinere Mündung „Korte-Bogasi“ tritt), trotz des Ramsin-Sees, nicht Wasser genug, um größere Schiffe aufnehmen zu können, und die Kaufmannsgüter von und nach Babadag schlagen daher den Landweg von Kara-Arman, dem nächsten am Schwarzen Meere gelegenen Hafen, ein. Im Frühjahre und Herbste dagegen sind jene türkischen Donau-Mündungen, wie dies die im Jahre 1850 von der österreichischen Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft angestellten Untersuchungen ergaben, auch für größere Seefahrzeuge vollkommen schiffbar. Diese Wasserstraße gewährt sogar manche Vortheile gegen die Kilia- und Sulina-Mündungen, indem sie weniger mit Natur-Hindernissen — Sandbänken ꝛc., welche die Russen in der Sulina immer mehr sich ausdehnen lassen — zu kämpfen hat und um fast dreißig Meilen näher nach Konstantinopel ist. Dieser Umstand kann aber auch als Erklärung dienen, warum die Russen kürzlich in die Dobrudscha eingerückt: sie wollen die Kedrille-, die Jalova-Kutsuk- und die Porteffa-Mündung eben so unzugänglich für englische und französische Kanonenboote machen, wie es bereits Kilia und Sulina sind. Mit Hülfe solcher vom General Pairhans konstruirten, mit weitreichendem schweren Geschütz armirten Booten würde es den Verbündeten der Pforte leicht gelungen sein, die Donau bei Galacz und Braila zu forciren und die Defensiv-Linie der Russen unhaltbar zu machen. Gegenwärtig werden sie jedoch an den von den Russen wahrscheinlich an allen Donau-Mündungen bewirkten Versenkungen und Barragen unüberwindliche Hindernisse finden.

— Eine Anekdote von Carrel. Der bekannte republikanische Parteiführer Armand Carrel, der 1836 im Duell mit Emil de Girardin das Leben verlor, hatte sich in der von Mina gebildeten Fremdenlegion an dem spanischen Revolutionskriege von 1823 betheiligt, wurde von seinen Landsleuten gefangen genommen und von zwei Kriegsgerichten zum Tode verurtheilt. Da er jedoch von neuem Appellation einlegte, so brachte man ihn nach Toulouse vor ein drittes Kriegsgericht, welches, wie man nicht bezweifelte, das Urtel der beiden ersten bestätigen würde. „Carrel“, erzählt Doktor Véron in seinen „Mémoires d'un Bourgeois de Paris“, „saß im Militairgefängniß von Toulouse, wo er streng bewacht wurde. Einige ihm ergebene Freunde hatten jedoch einen Fluchtplan entworfen, den man am Vorabend desselben Tages auszuführen beschloß, an welchem er vor das dritte Kriegsgericht gestellt werden sollte. Ihre Maßregeln waren mit Wissen und Willen Carrel's getroffen worden, für den es sich darum handelte, sich einem fast gewissen Tode zu entziehen. Zur bestimmten Zeit erschien einer von den Freunden, um ihm zu sagen, daß Alles bereit sei, und daß die Flucht um eilf Uhr Abends vor sich gehen solle. „„Ich will aber jetzt nicht fort““, erwiederte Carrel, „„ich werde morgen vor dem Kriegsgericht erscheinen.““ — „Aber warum dieser plötzliche Sinneswechsel?“ — „„Ich wünsche Romiguière zu hören, der mich vertheidigen soll und der für die anderen Angeklagten mit so glänzender Beredtsamkeit gesprochen hat. Ich bin neugierig, zu sehen, wie er es anfangen wird, um meine Freisprechung zu bewirken. Es ist dies die einzige Gelegenheit, die ich vielleicht haben werde, und ich möchte sie nicht gern versäumen. Wenn man mich diesmal wieder zum Tode verurtheilt, so können wir dann noch immer sehen, was zu machen ist.““ — „Aber Du bist toll“, entgegnete sein Freund, „wenn Du verurtheilt wirst, so wird man Dich mit doppelter Strenge bewachen, und wir werden alsdann vielleicht außer Stande sein, unseren Plan auszuführen, dessen Erfolg heute gesichert ist.“ — „„Meiner Treu, um so schlimmer““, versetzte Carrel; „„aber was geschehen soll, muß geschehen.““ Er blieb unbeugsam bei diesem Entschluß, und wider alles Erwarten wurde seine Hartnäckigkeit durch den Ausgang gerechtfertigt. Er hörte Romiguière und wurde freigesprochen.“

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 15 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 22½ Sgr. und vierteljährlich 22½ Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 57, und beim Spediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 11), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 42. Berlin, Sonnabend den 8. April 1854.

England.

Macaulay und sein Gegner Aytoun.

Herr William Edmondstoune Aytoun, Professor der Rhetorik und der Aesthetik an der Universität Edinburg, ist der Verfasser einer Reihe von historischen Balladen und Liedern, welchen er den Titel: „Lays of the Scottish Cavaliers" („Lieder der schottischen Cavaliere") gegeben hat, und welche in England und Nord-Amerika so schnell populär geworden sind, wie vielleicht die Werke keines anderen lebenden Dichters. Sie erlebten in etwa sechs Jahren sechs Auflagen, ein Erfolg, der bei dem zähen, gegen alles Neue so äußerst mißtrauischen Geist des englischen Publikums wahrhaft außerordentlich zu nennen ist.

Daß Aytoun's Lieder denselben nicht ausschließlich ihrem poetischen Werth verdanken — ob man gleich auch diesen nach den unten mitzutheilenden Proben nicht gering anschlagen wird — läßt sich bald erkennen. Es sind Gesänge, den Anhängern des Hauses Stuart in den Mund gelegt, voll Begeisterung für die Sache der unglücklichen Könige jenes Geschlechts und voll bitteren Hasses gegen ihre Feinde und Sieger. Sie erschienen in einer Zeit, wo das Königthum in einem großen Theil Europa's gefährdet schien, in einem Lande, wo die ganze Nation wie Ein Mann sich um so inniger und vertrauungsvoller um den Thron ihrer angestammten Fürstin schaarte. Lieder, welche den Gesinnungen der Treue und Hingebung, wie sie damals vorzugsweise das englische Volk beseelten, einen energischen und populären Ausdruck gaben, mußten nothwendig allgemeinen Beifall finden. Daß in ihnen die Liebe zum Königshause nicht nach der Theorie des englischen Constitutionalismus aufgefaßt und durch Paragraphen der Bill of Rights limitirt, sondern als ein unmittelbares Gefühl, als ein Kultus des Herzens gefeiert wurde, störte den in seiner politischen Praxis sicheren Engländer eben so wenig, als daß seine jetzige Herrscherfamilie eben durch Verdrängung jener Stuarts zum Thron gelangte, welche von Aytoun verherrlicht werden. Dieses historische Verhältniß hatte vorhundert Jahren noch eine politische Bedeutung; doch Königin Victoria ist im vollen Besitz der Erbschaft der Stuarts; sie trägt nicht nur ihre Krone, sondern sie herrscht auch da, wo die Stuarts bis vor hundert Jahren stets sicher waren, zahlreichen Anhang zu finden in den Herzen der Nation.

Die Titel der acht Aytounschen Lieder sind: 1) Edinburg nach der Schlacht von Flodden; 2) die Hinrichtung Montrose's; 3) das Herz des Bruce; 4) Dundee's Todtenmarsch; 5) die Witwe von Glencoe; 6) die Schotten-Insel; 7) Karl Eduard zu Versailles; 8) der alte schottische Cavalier. Nur das dritte nimmt seinen Stoff nicht aus der Geschichte der Stuarts. Es wird darin erzählt, wie Lord Douglas einem Versprechen zufolge, das er dem sterbenden König Robert Bruce gegeben, sich eingeschifft, um das Herz desselben im gelobten Lande beizusetzen, unterweges aber in einer Schlacht gegen die spanischen Mauren fällt, worauf seine Leiche und das Herz des Königs nach Schottland zurückgebracht werden. Ohne Zweifel hätte Herr Aytoun in der schottischen Geschichte unzählige Stoffe gefunden, welche geeignet waren, die Liebe zum Königthum zu wecken oder zu befestigen, ohne den politischen Widerspruch herauszufordern. Daß er für die größte Zahl seiner Lieder gerade die Periode der Stuarts wählte, lag wohl in dem überwältigenden tragischen Interesse, welches die Geschichte dieses Hauses immer erregen wird. Es konnte freilich nicht ausbleiben und muß darum Entschuldigung finden, daß er hier gegen historische Ansichten und Traditionen vielfach verstieß; aber ein Dichter, welcher selbst zugiebt (in der Einleitung zu Dundee), daß es unmöglich sei, die politischen Maßregeln Karl's II. und Jakob's II. zu rechtfertigen, hätte wohl nicht blos auf Einer Seite Bürgertugend und Heroismus, auf der anderen nichts als Gemeinheit und Verrath sehen sollen. Die Sympathie für das Unglück, welche Herr Aytoun in ungewöhnlichem Grade zu erregen weiß, läßt zwar Vieles durchgehen, was man sonst als ungerechtfertigt zurückweisen würde, aber es ist wohl nicht zu leugnen, daß Herr Aytoun bei der herben, schonungslosen Kritik, welcher er in seinen Einleitungen die Gegner der Stuarts unterwirft, gerade in den Fehler verfällt, den er der Masse der Geschichtschreiber zum Vorwurf macht, daß er nämlich von seiner eigenen Partei alle Schuld abzuwälzen sucht, wo denn eine so im Allgemeinen hingeworfene Aeußerung, wie die angeführte, alles Gewicht verliert. Einen Mann namentlich scheint Herr Aytoun so zu hassen, wie man überhaupt eine historische Person hassen kann, Wilhelm von Oranien. Alle Fehler, welche selbst torystische Historiker an Jakob II. nicht ableugnen, soll der große „Befreier" doppelt und dreifach besessen haben; er war unduldsam, rachsüchtig, blutdürstig, wortbrüchig, und er hätte den Lords, die ihn gegen Jakob nach England einluden, die Antwort Malcolm's an Macduff geben müssen:

Käme jedes Laster,
Das in mich eingeimpft ist, an den Tag,
Der schwarze Macbeth schiene weiß wie Schnee,
Das arme Land würd' als ein Lamm ihn schätzen,
Wenn's ihn mit meiner gränzenlosen Bosheit
Vergliche.

Ein solches Urtheil über einen Fürsten, auf dessen Andenken der Segen seiner Nation und der ganzen protestantischen Welt ruht, bedarf keiner Widerlegung. Die Thatsache, welche besonders zu seiner Begründung angeführt wird, die (auch von Walter Scott besungene) Niedermetzelung des schottischen Clans Glencoe im Jahre 1692, läßt sich zu verschieden erzählen, als daß sie den Glanz eines der größten Namen in der Geschichte trüben könnte.

Wir brauchen nicht des Weiteren auszuführen, in welchem schneidenden Gegensatz Aytoun's Gedichte und Charakteristiken zu dem bald nach ihnen erschienenen Geschichtswerk Macaulay's stehen. Auch ist es überflüssig, von den Vorzügen des letzteren hier zu sprechen; nur um des Nachfolgenden willen möchte ich vorausschicken, daß gerade Macaulay's Unparteilichkeit, wo es sich um die Zergliederung und Beurtheilung politischer und religiöser Prinzipien handelt, und seine Vertrautheit mit allen Kräften, welche die Massen bewegen, ohne Zweifel die größte Bewunderung verdienen. Vielleicht ist seine Zeichnung der einzelnen handelnden Personen weniger glücklich; wenigstens fordert sie öfter zum Widerspruch heraus. Herrn Aytoun ist dieser Vortheil, den ihm sein politischer Gegner bot, nicht entgangen, und er hat in Bezug auf einen seiner Helden, der bei Macaulay eine schlechte Rolle spielt, in einem besonderen Anhang zu seinen Gedichten die siegreichste Polemik gegen den berühmten Historiker eröffnet.

John Grahame von Claverhouse, durch Jakob II. zum Viscount von Dundee erhoben, war nach Macaulay's Darstellung nichts Besseres, als ein schottischer Jeffreys. Herr Aytoun hat alle Flecken, die auf seinem Bilde hafteten, bis auf die letzte Spur weggewischt(!), und wir erkennen in dem Manne, den wir für einen der gewissenlosesten und blutigsten Schergen des Despotismus halten mußten, einen strengen, aber hochherzigen und in seiner Pflicht unerschütterlichen Soldaten, einen reinen Patrioten, einen vollendeten Helden. Bei dem ungeheuren Einfluß, den das Werk Macaulay's auf das historische Urtheil des Publikums ausübt, erfordert es wohl die Gerechtigkeit, daß wir die Ehrenrettung eines von der Nachwelt so ungerecht behandelten Mannes, wie Claverhouse, in einiger Ausführlichkeit mittheilen.

Macaulay hat in Betreff Claverhouse's den großen Fehler begangen, daß er, statt authentische Zeugnisse zu Rathe zu ziehen, sich von der dunklen Tradition leiten ließ. Bis auf den heutigen Tag hat das Landvolk in den westlichen Distrikten Schottlands die Vorstellung, Claverhouse sei eine Art von Teufel in Menschengestalt gewesen, von riesigem Wuchs und abschreckendem Aussehen. Er war gegen gewöhnliche Waffen gefeit und ritt auf einem schwarzen Zauberpferde, das er von Beelzebub selbst zum Geschenk bekommen. Ihm folgte auf Schritt und Tritt eine Bande von Bösewichtern, der Höllenthoms (Hell's Tam), der Teufelshans (De'il's Jack) und wie sie alle hießen; mit ihnen jagte er Tag und Nacht den Covenantern nach, und wen sie in Waffen ergriffen, schoß er selbst nieder. Ganz anders zeichnet ihn die Tradition des Hochlandes, aber jene diabolische Gestalt ist fast in alle Romane und Geschichtsbücher übergegangen.

„Herrn Macaulay's Ruf", sagt Herr Aytoun im Nachwort, „ist mit Recht so groß, daß jede von ihm gemachte Angabe die genaueste Prüfung verdient, und ich will offen bekennen, daß es mir nicht unlieb

war, die zerstreuten Beschuldigungen, welche man von Zeit zu Zeit gegen Lord Dundee vorgebracht hat, in seinem Geschichtswerk beisammen zu finden, da eine Anklage, wenn sie von einer so großen Autorität ausgeht, der Vertheidigung ein erhöhtes Interesse geben muß. Nicht aus Lust an literarischer Kontroverse oder am Widerspruch gegen hergebrachte Meinungen habe ich diesen Gegenstand behandelt. Ich fühle das ganze Gewicht des Vorurtheils, gegen welches ich anzukämpfen habe, doch von diesem Vorurtheil appellire ich an die Wahrheit, wie ich sie in den Urkunden der Zeit finde. Ich habe Nichts als historisch sicher aufgestellt, ohne eine Autorität anzuführen, und wenn diese Autoritäten gegen vorgefaßte Meinungen anstoßen, so bin ich nicht zu tadeln. Die mannigfaltigen Anklagen, unter denen das Andenken Lord Dundee's hat leiden müssen, wurden nicht bei seinen Lebzeiten erhoben, sondern in einer viel späteren Periode ersonnen. Dies kann ich beweisen; man überführe mich des Gegentheils, wenn man es vermag. Ich kann keine Großmuth, und noch weniger Gerechtigkeit in dem Verfahren derjenigen sehen, welche taub sind gegen alle Zeugnisse zu Gunsten eines Mannes, den sie einmal zu verurtheilen sich vorgenommen haben, als wenn die Stärke ihrer eigenen Sache auf dem Maß der Verleumdungen beruhte, welche sie auf ihre Gegner häufen."

In der Einleitung zu dem Gedicht „Burial-March of Dundee" sagt Herr Aytoun: „Wenn wir Claverhouse's Portrait, seine ruhigen, schönen, schwermüthigen Züge betrachten, so scheint es uns schon unglaublich, daß ein solcher Mann zu so vielen Verleumdungen Anlaß gegeben haben sollte. Wenn wir aber neue Geschichtschreiber beiseitesetzen, welche nur zu häufig mit dem Andenken der Todten leichtfertig verfahren, und uns an die Schriften seiner Zeitgenossen wenden, welche ihn persönlich kannten, so erscheint sein Charakter in einem von den obigen Schilderungen sehr verschiedenen Licht. Sie beschreiben ihn als einen Mann von makelloser Ehre und Treue, weise im Rath, entschlossen im Handeln und völlig frei von jeder Selbstsucht, welche viele der damaligen schottischen Staatsmänner schändete. Niemand wagt seine Loyalität in Frage zu stellen, denn er besiegelte seine Ueberzeugung mit dem Blut, und es ist eine von Niemand geleugnete Thatsache, daß mit ihm, aber auch erst mit ihm, die letzte Hoffnung der Stuarts unterging."

Es folgt nun eine Biographie Claverhouse's, aus welcher wir nur das Wesentlichste hervorheben wollen. Er diente in seiner Jugend in Holland unter Wilhelm von Oranien, rettete dem Prinzen in der Schlacht von Seneff das Leben und wurde dafür zum Capitain ernannt, mit dem Versprechen, daß er das erste zu vergebende Regiment erhalten sollte. „Doch schon damals stand Wilhelm von Oranien nicht in dem Ruf, daß man sich auf sein Wort verlassen könnte." Als eine Vakanz eintrat, erhielt Collier, der spätere Graf von Portmore, statt Claverhouse's das Regiment. Der Letztere stellte den Prinzen zur Rede, zieh ihn der Wortbrüchigkeit und verließ seinen Dienst. Herr Aytoun verschweigt nicht, daß Wilhelm so großherzig war, trotz des vorgefallenenen Auftritts ihn dem Könige Karl II. und dem Herzog von York „als einen echten Gentleman und tapferen Offizier zu empfehlen, der sich zu jedem militairischen und bürgerlichen Amte eigne."

Auf diese Empfehlung erhielt Claverhouse sofort ein Kommando in Schottland, und drei Jahre nach dem Regierungsantritt Jakob's II. wurde er zum Peer erhoben, unter dem Titel Lord Viscount von Dundee. Er war Generalmajor und zweiter Befehlshaber der königlichen Truppen, als der Prinz von Oranien landete. Er bat König Jakob aufs dringendste um die Erlaubniß, gegen denselben zu marschiren, und setzte seinen Kopf für den glücklichen Ausgang ein. „Die große Beliebtheit Lord Dundee's bei der Armee läßt kaum daran zweifeln, daß Wilhelm an seinem alten Offizier mehr als seinen Mann gefunden hätte, doch der König schien in vollständiger Verblendung zu sein und wollte in seiner Sache keinen Tropfen Blut vergießen lassen, obgleich die große Masse der englischen Bevölkerung sichtlich für ihn begeistert war."

Die Flucht König Jakob's konnte Dundee nicht bewegen, seine Sache fallen zu lassen. Er machte auf dem Konvent zu Edinburg, zu welchem sich fast nur die Gegner des Königs eingefunden hatten, fruchtlose Anstrengungen, die Uebertragung der Krone an Wilhelm zu hintertreiben, und verließ erst die Stadt, als er in ihr seines Lebens nicht mehr sicher war. Darauf rief er die Clans der Bergschotten zum Kampf für den legitimen Fürsten. Sein Name wirkte wie ein Zauber; selbst nicht Montrose, der „Große Marquis", war auf der Höhe seines Ruhmes populärer, als der „Jan dhu nan Cath" („der dunkle Schlachtenhans"), wie Dundee noch heute in den Liedern des Hochlandes heißt. Der General des Konvents, Mackay, wurde aus den Hochlanden in die Ebene zurückgeworfen und erlitt, als er mit Verstärkungen zum zweitenmale vorrückte, eine vollständige Niederlage vor dem Paß von Killiecrankie. Der ungestüme Angriff der Bergschotten hatte die Schlacht in wenigen Minuten entschieden. Aber ihr Sieg war theuer erkauft, Dundee selbst war unter den Todten, und es fehlte an einem Anführer, ihn zu ersetzen. Mit ihm ging die Sache Jakob's in Schottland zu Ende. (Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Zur Kulturgeschichte des Mittelalters.

(Schluß.)

Die Werke des Albertus Magnus bilden in ihrer Gesammtheit eine Ueberarbeitung des Aristoteles. Unterschieden von den kurz gefaßten Kompendien alles Wissenswürdigen, welche Isidorus und Rhabanus Maurus im sechsten und zehnten Jahrhundert aus den Schriften des Aristoteles zusammenstellten, ist die Summa des Albert eine weitschichtige Encyklopädie, die nicht nur Thatsachen und Begriffserklärungen, sondern zumeist philosophische Deductionen enthält und deren einzelne Theile durch ein bald mehr, bald weniger deutliches Band zusammenhängen, durch das gemeinsame Ziel nämlich, Gott an seinen Werken zu preisen. Die Schriften Albert's spiegeln auf jeder Seite das Wort des heiligen Augustin wieder: „die menschlichen Kenntnisse seien eben so viele Stufen, welche die Seele zu Gott erheben", und es ist geradezu Unsinn, wenn gewisse hyperchristliche Beurtheiler des mittelalterlichen Philosophen sagen, Albertus habe auf die profanen Wissenschaften eine Zeit verwendet, die er als Priester und Mönch dem Gebet und dem Studium der Bibel und Kirchengeschichte schuldig gewesen sei. Ueberdies findet sich in den Schriften Albert's ein entschiedener Gegensatz zum Averrhoes ausgesprochen, dessen Rationalismus vom Kaiser Friedrich II. adoptirt und als Waffe gegen Rom gebraucht wurde.

Die der oben angedeuteten theologischen Richtung in den Studien Albert's zu Grunde liegende philosophische Anschauung, daß in der Mannigfaltigkeit die Einheit gesucht werden müsse, war nicht neu und originell, wie Pouchet will, sondern findet sich bei allen alten Philosophen, die nicht minder das Ziel hatten, die „letzte Ursache" zu ergründen. Dasselbe gilt von fast sämmtlichen hervortretenden Einzelnheiten in Albert's Werken. Sie sind, was z. B. den naturhistorischen Theil seiner Schriften betrifft, zumeist dem Aristoteles entnommen, und zwar, wie es bei den Schriftstellern des Mittelalters Sitte war, ohne daß irgendwo die Quelle angegeben wäre.

Pouchet betrachtet den Albertus Magnus als den eigentlichen Begründer der experimentellen Methode in der neueren Naturwissenschaft. Nun ist es freilich wahr, daß in den Jahrhunderten, die der Zeit Albert's vorangingen, weder Versuche, noch regelmäßige Beobachtungen angestellt wurden, und daß die Encyklopädie des Plinius das naturwissenschaftliche Handbuch des Mittelalters blieb. Auch kann nicht geleugnet werden, daß sich in der Zeit, in welcher Albert und sein Schüler Roger Bacon blühten, ein mehr kritisches Studium der Alten und ein gewisses Streben nach unmittelbarer Naturbeobachtung zu zeigen begann; aber darum darf man von dem dreizehnten Jahrhundert noch nicht sagen, daß es die experimentelle Methode zu Ehren gebracht hätte. Gab es Einen, der sich ihrer bediente, so war dies vielmehr Roger Bacon, als Albertus Magnus, und will man in jener Zeit durchaus Experimente finden, so muß man sie in den Werken der Alchymisten suchen.

In Albert's des Großen Schriften fehlt der naturwissenschaftliche Sinn, die unbefangene Kritik der Autoritäten. Sie enthalten fast nur Aristotelische Prinzipien und Thatsachen, die da und dort entlehnt, aber mit einer gewissen Kunst zusammengestellt und vorgetragen sind. Man darf sagen, Abert der Große habe mehr Fleiß und Gelehrsamkeit als Originalität besessen. Roger Bacon's „Opus majus" dagegen ist ein Buch, dem man es von vorn herein ansieht, daß es in der Absicht geschrieben ist, der wissenschaftlichen Forschung eine neue Richtung zu geben, die Geister von dem Druck der altbegründeten Autoritäten zu befreien, denen sie sich ohne Prüfung unterwarfen. Roger Bacon beginnt damit, dieses Recht der Vernunft und der Kritik zu verfechten, er sucht die Gründe auf, die den Fortgang der Wissenschaften aufgehalten haben; er bekämpft die Vorurtheile der unwissenden Menge, besonders was den Geisterglauben betrifft, er verwirft den alten Irrthum, daß ein Satz allein darum für wahr gelten solle, weil er alt sei, er will, daß man alle Wissenschaften kultivire, vor Allem aber die mathematischen, die den Schlüssel zu dem Gewölbe der menschlichen Kenntnisse bildeten; er anerkennt endlich nur zwei Wege zur Erreichung der Wahrheit, das Experiment und den logischen Schluß, vorzugsweise aber das erstere, das allein von den wirklichen Dingen eine befriedigende Anschauung geben könne.

Doch obgleich sowohl Bacon selbst, als seine Schüler zahlreiche Anwendungen von dieser Methode machten — der Einfluß des „Opus majus" war im dreizehnten Jahrhundert fast null — so wenig war die Zeit auf eine solche Umwälzung noch vorbereitet.

Nord-Amerika.

Mistreſs F. W. D'Arusmont.
(Frances Wright.)

Dieſer ſeltſame weibliche Charakter ſteht im Leben, in der Literatur und Kultur Amerika's ſo großartig da, daß es wohl der Mühe werth und von Intereſſe ſein mag, ein Lebensbild dieſer Frau zu entwerfen, nachdem ſie gegen Ende des vorigen Jahres (am 14. Dezember) aus dem Leben und ihrem langen, reichen Wirkungskreiſe ſchied. In Deutſchland wurde ſie in früheren Jahrzehnten als Schriftſtellerin und als wichtige Perſönlichkeit, theils in Verbindung mit der Sklavenfrage, theils mit Lafayette u. ſ. w., öfter genannt, ſo daß eine Biographie und Charakteriſtik derſelben auf das Verdienſt Anſpruch machen kann, eine dunkle, unvollſtändige Erinnerung zu einer hellen, vollen Geſtalt zu verkörpern oder denjenigen, die ſie bisher überſehen, das Bild eines weiblichen Heroenlebens zu zeigen.

Vielleicht hat Mancher den amerikaniſchen Schriftſtellernamen „Frances Wright" gehört, ohne zugleich zu erfahren, daß Mrs. D'Arusmont vor ihrer Vermählung ſo hieß und unter dieſem Namen ihre erſten Werke ſchrieb. Auch iſt neuerdings wohl erwähnt worden, daß eine heroiſche Frau ſchon früher in praktiſcher Weiſe und mit ungeheurer Aufopferung für Befreiung der Sklaven arbeitete, ohne daß man weiter auf die Sache einging.

So kommen literariſche, praktiſche und kulturgeſchichtliche Elemente zuſammen, ſolch ein Lebensbild zu fordern.

Frances Wright, nachher Mrs. D'Arusmont, wurde zu Dundee in Schottland am 6. September 1795 geboren. Sie hatte einen Bruder und eine Schweſter. Erſterer fand als Cadet in der oſtindiſchen Compagnie in einem Gefechte mit einem franzöſiſchen Schiffe ſeinen Tod, Letztere ſtarb 1831 in Paris. Vater und Mutter verlor ſie ſchon in den erſten Lebensjahren. Ein Verwandter, General Campbell, ließ ſie ſehr ſorgfältig in England erziehen und ausbilden. Doch zeigte ſie ſchon als Kind von zwölf bis dreizehn Jahren in der beſten Schule und den berühmteſten Lehrern, daß ſie ihnen überlegen, wenigſtens in Fragen ſehr weiſe und kühn war. Sie lernte als Mädchen von ſechzehn bis achtzehn Jahren Griechiſch, Lateiniſch, Mathematik, Philoſophie, Geſchichte, freilich nicht auch zugleich die edlen Künſte des Kochens, Strickens und Flickens, aber auch nicht die des Tanzens und des Trippelns und Drehens vor dem Spiegel.

Unter den vielen Anekdoten aus ihren „Studentenjahren" iſt beſonders folgende charakteriſtiſch. Sie hatte ihren Lehrer durch ihre „gefährlichen Fragen" weit in ein metaphyſiſches Gebiet getrieben, auf welchem ihm ſelbſt ſehr unheimlich war. Als ſie nun durchaus wiſſen wollte, warum man, wenn man dies und das Unerklärliche und Unglaubliche nicht glaube, nicht ſelig werden könne, da es ihr wenigſtens ſchon als die größte Unſeligkeit erſchiene, Dinge glauben zu ſollen, die ihr ſinnlos und als ein Verbrechen gegen ihre Seele vorkämen, ſchnitt ihr der Lehrer weitere Worte mit dem Bemerken ab, daß ſie mit ihren „gefährlichen Fragen" zu weit ginge und ſie nun aufhören müſſe. Aber nun fuhr ſie erſt recht auf: „Ich frage, um die Wahrheit aufzufinden: kann Wahrheit gefährlich ſein?" — „Das iſt wenigſtens in der Theologie der Fall", war die Antwort. Sie erzählte dieſen Fall im ſpäteren Leben oft und fügte hinzu: Ich lernte hier zugleich Zweierlei, erſtens, daß man immer noch zu thun habe, die Wahrheit zu finden; zweitens, daß Männer ſich vor ihr fürchten.

So kam ſie als weibliches Weſen auf den Herkulesgedanken, daß ſie wenigſtens nie Furcht vor ihr zeigen, ſondern ihr im Gegentheil mit Liebe, Eifer und Unerſchrockenheit auf allen Gebieten des Lebens und Wiſſens nachtrachten wolle.

Ihr erſtes Werk, das in die Welt kam, zeugte von tiefen und auffallenden Studien auf einem Gebiete, wo man gewiß ſelten junge Damen von neunzehn Jahren nur auf Beſuch, geſchweige denn zuhauſe treffen wird: unter den Epikuräern und Stoikern. Dieſes in ihrem neunzehnten Jahre geſchriebene Werk führt den Titel: „Einige Tage in Athen" („A Few Days in Athens") und bringt in der Form einer anmuthigen, altgriechiſchen Novelle die Grundſätze des Epikur und des Zeno zu individueller Geſtalt und Anſchauung.

Seit dieſer Zeit verließ ſie den klaſſiſchen Boden und ſah ſich mit durchdringendem und fühlendem Auge in den Schreckniſſen der wirklichen Welt um, wo ſie ſo große Maſſen hungern, leiden und körperlich und geiſtig verkommen ſah. Das Proletariat und die ſozialen Gebrechen Englands ſahen damals noch ganz anders aus, als dermalen. Drei Jahre lang ſtudirte und dachte ſie, wo die Urſachen lägen und wie zu helfen ſei. Sie gab dann ihre Hoffnungen für England auf und meinte, in Amerika müſſe das Glück der Menſchheit begründet und für alle Welt praktiſch gezeigt werden. So ging ſie 1818 von Liverpool hinüber nach New-York und damit auf den Boden ihrer eigentlichen Wirkſamkeit.

Zunächſt reiſte ſie zwei ganze Jahre lang faſt ununterbrochen in den weiten Staaten und Geſellſchaftsgruppen der neuen Welt umher, um dieſe genau kennen zu lernen. Mit dem Schatze ihrer Forſchungen und Studien kehrte ſie (1820) nach England zurück, um hier ihr großes Werk über Amerika („Views of Society and Manners in America") auszuarbeiten. Ihr Buch war damals ein Ereigniß und wurde in die meiſten Sprachen des Kontinents überſetzt. (Wir glauben uns einer deutſchen Ueberſetzung zu erinnern.) Sie wurde jetzt nicht nur von allen den berühmteſten Reformern Englands aufgeſucht, ſondern auch Frankreichs. Wenigſtens lud ſie Lafayette nach Paris ein und wußte ſie ſo zu würdigen und bei den anderen Notabilitäten ſeiner Richtung einzuführen, daß ſie drei volle Jahre in Paris und Frankreich blieb und den lebhafteſten Antheil an den damaligen politiſchen und ſozialen Beſtrebungen nahm.

Im Jahre 1824 kehrte ſie nach den Vereinigten Staaten zurück, um den größten Schandfleck derſelben, die Sklaverei, auszutilgen. Aber ſie ſchrieb keinen „Onkel" und machte auch keine Petitionen und Meetings auf ſammetnen Sophas und ging überhaupt nicht in der gewöhnlichen, ſüßen Weiſe damaliger Philanthropie, ſondern großartig praktiſch zu Werke. So kaufte ſie zweitauſend Acker Land in den Wildniſſen des Miſſiſſippi-Thales (Chickasaw Bluffs, jetzt Memphis in Tenneſſee), um daraus eine Muſter-Landwirthſchaft mit befreiten Sklaven, nicht eine Baumwollen-Plantage, zu machen. Aber um befreite Sklaven zu bekommen, mußte ſie dieſelben erſt befreien, d. h. mit ihrem ſchweren Gelde als Sklaven kaufen, ihnen dann gerichtlich die Freiheit geben und ſie in ihre neue, wilde Heimat ſchicken und ihnen dort ſagen und zeigen, und Tag für Tag ſagen und zeigen, was ſie thun und laſſen möchten, damit ihnen die Freiheit keinen Schaden und das jungfräuliche, wilde Land ihnen Früchte und Freuden bringe.

Sie fand für dieſes in Amerika rebelliſche Unternehmen weder geiſtige, noch materielle Hülfe, wohl aber eine Menge erbitterte Feinde, die theils offen, theils im Geheimen alle ihre Pläne zu vereiteln und ihre Perſon zu verdächtigen ſuchten. Mit ihrem Gelde, mit ihrem Geiſte, mit ihrer körperlichen Kraft und Energie wußte ſie das Unternehmen drei und ein halbes Jahr lang zu halten und zu fördern; doch dann hatte ſie ſich körperlich und geiſtig ſo überarbeitet, daß ſie krank zuſammenbrach und nach Ausſage des Arztes blos wieder geſund werden könnte, wenn ſie die Rieſen-Arbeit aufgäbe. So vertraute ſie dieſelbe anderen Händen an und machte eine Reiſe durch faſt ganz Europa, um ihre Geſundheit wiederherzuſtellen und den Geſundheitszuſtand der Länder und Völker zu unterſuchen. Sobald der ſchöpferiſche Heldengeiſt aus ihrer Muſter-Landwirthſchaft mit freien Schwarzen gewichen war, gelang es ihren Feinden, ſich mit Einfluß hineinzuſchleichen, Verwirrung, Verrath und Schulden zu ſäen und ſo das Ganze endlich jämmerlich aufzulöſen. Ihre freien Neger wurden auf ihre Koſten nach Hayti gebracht und die Landſtrecke verkauft. Tauſende von Dollars, Zeit und Arbeit und Ausdauer von viertehalb Jahren und ihre Geſundheit hatte ſie zugeſetzt, um die Sklavenfrage zu löſen. Die Frauen und Jungfrauen Englands und Amerika's, welche neuerdings auf demſelben Gebiete arbeiteten, haben blos ihre Namen unter Petitionen geſetzt, Ruhm und zum Theil auch ungeheure Summen Geldes eingenommen, wie z. B. die berühmte chriſtliche Schöpferin des „Onkels", ohne daß man von beſonderen Ausgaben für die ſchwarzen Brüder und Schweſtern vernähme.

Nach ihrer Rückkehr aus Europa ging ſie nach New-Harmony (Indiana), um dort die Zeitſchrift Harmony Gazette zu kaufen und zu redigiren. Dies that ſie nicht lange, da ihr die Wirkung der Preſſe, des todten Wortes, zu langſam und ſchwach erſchien. Die Redaction des Blattes dem früheren Eigenthümer, Robert Dale Owen, übergebend, unternahm ſie eine Miſſionsreiſe durch Amerika. Ihr Blatt und ihre freien religiöſen und ſozialen Anſichten darin waren weit und breit als ein Schrecken der Theologen und derjenigen bequemen Chriſten, die des Geſchäfts wegen Alles beim Alten laſſen wollen, bekannt geworden. Wohl nie hat ein Mann, ſicherlich nie ein Weib, eine ſo furchtbare Feindſchaft, Oppoſition und Verfolgung ausgehalten, als Mrs. D'Arusmont auf dieſer ihrer Miſſionsreiſe. Oeffentliche Säle, Kirchen und Privaträume blieben ihr ſelbſt gegen große Summen Geldes verſchloſſen, da die Eigenthümer mehr Furcht vor den Theologen hatten, als Liebe zum Gelde, womit gewiß der höchſte Superlativgrad von Furcht ausgedrückt iſt. Aber Theater bekam ſie ſchon öfter, und da das Verſammlungsrecht unter freiem Himmel nicht verboten war, trat ſie auch in dem Dome „im Freien" auf. Die furchtbarſten Maſſen von Zuhörern und Neugierigen und tobenden Feinden konnten ſie nie außer Faſſung bringen und ermüden. Sie war zuweilen eine fanatiſche Prieſterin der Wahrheit.

Als Dame war ſie allerdings in der Regel gegen körperliche Androhungen geſchützt, aber nicht ſelten mußte ſie auch erſt von dem gebildeteren Theile geſchützt werden. In Bezug auf das weibliche Geſchlecht hat der ſonſt ſo nüchterne und Geld machende Amerikaner immer noch mehr Ritterlichkeit, als die meiſten anderen Völker. Ein-

mal wurde ihr in Baltimore, als sie sich eben auf die Rednerbühne begab, mit dem Tode gedroht, wenn sie den Mund aufthäte. Sie erwiederte ruhig: „Ich glaube, die Amerikaner besser zu kennen; gegen jeden skandalsüchtigen Fanatiker, der mich etwa inkommodiren möchte, würden sich hundert brave Bürger erheben, mich zu schützen. Mit Zuversicht vertraue ich mich denselben an.“ — Sie hatte Recht. Das Theater, vom Fuße bis zur Decke mit Menschen vollgepfropft, brach wieder und immer wieder in begeisterte Beifallsstürme aus. An manchen Orten mußten Ruhestörer oft mit viel Mühe unterdrückt oder entfernt werden. Die Presse, die in Amerika geknechteter ist, als in manchem anderen Lande (d. h. absolut abhängig von Geld zuschießenden Parteien und Kliken) verfolgte sie ohne Ausnahme in der bittersten und rohesten Weise. Sie schritt allein in ihrer Kraft stets siegreich mit ihrer Logik und Beredtsamkeit durch feindliche Lager.

Ihre Zeitschrift wurde später nach New-York verlegt.

Auf einer zweiten Rundreise mit politischen Vorträgen war sie glücklicher, da der Anglo-Sachse nur in religiöser Beziehung so auffallend einseitig ist. Beide Reihen von Vorträgen — die religiösen und politischen — erschienen im Druck und fanden in Amerika und England eine ungeheure Verbreitung. Daneben redigirte sie eine politische Monatsschrift, The Manual of American Principles, und half Mr. Kneeland in der Redaction des Boston Investigator (aus dem wir der Hauptsache nach diese Skizze entnahmen). So redigirte, schrieb und docirte sie Jahre lang mit dem größten Eifer fort für Abschaffung aller Art von Sklaverei mit dem richtigen Grundsatze, daß diese verschiedenen Sklavereien nicht von oben und nirgend anderswoher als aus den Herzen und Köpfen der Einzelnen vertilgt werden müßten, wenn sie äußerlich, gründlich und auf die Dauer verschwinden sollten.

Ihre schriftstellerische Thätigkeit nahm gelegentlich jede Form an und immer mit Glück und Talent. Unter ihren dramatischen Dichtungen wurde besonders die Tragödie „Altaerf“ berühmt und auf vielen Bühnen mit Erfolg gegeben. Der Schauspieler James Wallack verdankt den größten Theil seines Ruhmes der Darstellung des Hauptheldes. Ihr letztes Werk (von größerer Ausdehnung) erschien unter dem Titel: „England, the Civiliser“.

Unter ihren Dichtungen wurden besonders die Oden auf den 4. Juli (der amerikanischen Unabhängigkeit) berühmt und volksthümlich, wie denn auch die Amerikaner kein anderes Volksfest haben, als die Feier dieses Tages.

In den letzten Jahren lebte sie zurückgezogen, aber ununterbrochen thätig, bis sie plötzlich in Cincinnati am 14. Dezember 1852, in ihrem siebenundfunfzigsten Lebensjahre, starb. In Folge eines Falles auf dem Eise fühlte sie sich einige Zeit unwohl, doch war die Krankheit nicht zum Tode. Dieser erfolgte ziemlich schnell in Folge der Zerreißung eines Blutgefäßes. Sie sah ihren Tod mit der ruhigsten Klarheit und Würde vor Augen, die sie sich von ihm schließen ließ, ohne ein einziges Mal ihr klares Bewußtsein zu verlieren. Sie hinterließ eine Tochter, ihr einziges Kind.

Ihre Persönlichkeit wird so geschildert, wie man etwa das Portrait eines bedeutenden Mannes von Geist und Körper beschreiben würde: sehr groß, gerade und von imponirender Gestalt, große Augen, hohe Stirn, stolzes Haupt mit beinahe männlichen, aber durchaus edel geformten Zügen. Ihre Stimme war wohl- und volltönend und ungemein durchdringend in Klarheit und Wärme. Ihre Beredtsamkeit wird als die ausgebildetste eines Rednertalentes geschildert mit einem Kolorit weiblicher Grazie, die dem Redner abgeht, während sie zugleich alle Männlichkeit der Eloquenz in ihrer Gewalt und zur Verfügung hatte. Am größten steht sie da als der weibliche Heros, der mit der größten Aufrichtigkeit und Uneigennützigkeit für die Menschheit (nicht ein bestimmtes Volk) die bewundernswürdigste Ausdauer und Aufopferungsfreudigkeit verband, Helden-Eigenschaften, die wir jetzt selten kaum einzeln vorfinden.

Unter Allen, die jemals irgendwo für die Sache der Menschheit und ihrer Vervollkommnung gestritten und gelitten haben, wird es, wenn es deren giebt, Wenige geben, die aufrichtiger, uneigennütziger, gläubiger, geduldiger und ausdauernder gestritten und gelitten haben, als Frances Wright-D'Arusmont. Man muß an solche Persönlichkeiten, an die von ihnen ausgestreuten Saaten denken, wenn man die nach und nach auftretenden Erscheinungen der Kultur-Entwickelung eines Volkes sich gehörig erklären will. Die hier geschilderte Frau hat nur eine Tochter, aber eine so große Menge geistige Kinder hinterlassen, daß man einige davon gewiß noch als Männer kennen lernen wird, als Söhne einer geistig großen und edlen und selbst körperlich heroischen Mutter. Ihr Patriotismus, wie sie ihn in einer ihrer Oden auf den 4. Juli schildert, ist schon kein einsamer Johannes oder Messias mehr, sondern wird bereits (wenn auch ohne poetisches Gewand) von jedem Ex- und Importeur anerkannt, von Jedem, der ein wohlfeiles Baumwollenhemde oder ein Paar Gummi-Galoschen zu würdigen weiß:

„Ist ein Gedanke, dem der Geist sich weiht,
So rein, so groß, so edel stolz und weit,
Als der des Patrioten Mühen lenkt?
Nicht ihn, der nur am kargen Boden hängt,
Nicht ihn, ein Land in engen Herzens Schrein,
Ein Volk begrabend als ausschließlich sein,
Nicht ihn, der einem Land zu Ruhm und Gut
Andere Völker streckt in Tod und Blut,
Nicht ihn, der stolz mit seinem Waffenrecht
Jenseits der Gränze Alles schlägt zum Knecht,
Nein, ihn, den edlen Geist für Menschenwohl
Mit brüderlichem Sinn von Pol zu Pol,
Der einer großen Seele warme Hand
Ausstreckt von Volk zu Volk, von Land zu Land
Und erdweit Eine Fahn' entfaltet hält
Als Patriot für eine ganze Welt.“

Mannigfaltiges.

— Vincke's Rose und Distel. Von poetischer Hand (unter der Chiffre F. v. H.) ist in diesen Blättern bereits vor einiger Zeit auf die trefflichen Uebertragungen englischer Dichter aus der Feder des westfälischen Freiherrn Gisbert von Vincke hingewiesen worden. Es liegt uns jetzt eine kleine Sammlung dieser Uebertragungen vor, die wir, namentlich als Toiletten-Geschenk für Damen, unseren Lesern unbedingt empfehlen können.*) Man wird diesen westfälischen Vincke wohl nicht mit seinem zwar sehr beredten und kaustischen, aber in poetischen Dingen nicht gerade heimischen Bruder in der preußischen zweiten Kammer verwechseln. Das Büchlein hätte übrigens, wenn ihm der Verfasser einmal einen heraldisch-botanischen Namen geben wollte, „Rose, Distel und Kleeblatt“ heißen müssen, denn auch an Liedern der grünen Erin, von Thomas Moore und Anderen, fehlt es darin nicht. Zunächst hat Herr v. Vincke abermals eine Bearbeitung der schönsten Gedichte aus Percy's „Reliques of Ancient English Poetry“ geliefert, aber hier befriedigt uns die neue deutsche Form nicht überall. So ist z. B. gleich das erste Gedicht, das bekannte schottische „Edward“ (Quhy dois your brand sae drap wi' bluid?), viel treffender und erschütternder schon von Herder, noch besser aber von H. Heine (in seinem „Ratcliffe“) wiedergegeben. Mit besonderer Vorliebe hat der Verfasser die Dichtungen fürstlicher Personen, namentlich der Königinnen Elisabeth und Maria Stuart, der Könige Jakob I. und Karl I., bearbeitet, doch steht nicht von allen diesen Dichtungen fest, ob sie wirklich die Erzeugnisse der fürstlichen Personen sind, denen sie zugeschrieben werden. Ganz vortrefflich ist der Ton des berühmten Gedichtes auf General Moore's Bestattung: „Not a drum was heard &c.“, von Charles Wolfe, wiedergegeben:

„Nicht die Trommel erscholl, noch ein Trauer-Choral,
Als die Leiche zum Wall wir gerettet;
Kein Gewehrschuß fiel zum Gruß noch einmal
An dem Grab, wo den Held wir gebettet.“

Herr v. Vincke sollte nun, nachdem diese Proben seinen Beruf als Uebersetzer englischer Verse älterer und neuerer Zeit dargethan, sein Talent an einem größeren Werke versuchen und z. B. Edmund Spenser's „Faery Queen“ ins Deutsche übertragen. Wir besitzen so vielfache Uebersetzungen des großen Barden vom Avon, aber, so viel uns bekannt, nicht eine einzige vollständige Version seines nicht minder großen Zeitgenossen, des Dichters der „Feenkönigin“. Fast sämmtliche kleinere Stücke, nahe an siebzig, die uns hier als „Rose und Distel“ dargeboten werden, sind bereits in ähnlichen deutschen Sammlungen, von Ursinus bis auf Dönniges, in genügenden Formen vorhanden. Warum also nicht lieber Etwas, woran sich noch kein Vorgänger gemacht! Die große „Elisabethanische Aera“ ist in Deutschland noch viel zu wenig gekannt.

— Der Psychograph in England. Die von Herrn Musik-Direktor Wagner in Berlin konstruirten „Psychographen“ werden in England feilgeboten, „welche die Gedanken der Menschen durch Einwirkung der nervösen Elektrizität anzeigen“ („instruments for indicating persons' thoughts by the agency of nervous electricity“). Der Preis eines solchen, in England, wie es scheint, patentirten Instrumentes ist zwei Guineen (14 Thaler). Ein nicht patentirter Tischler würde dasselbe leicht für drei Shilling herstellen können.

*) Rose und Distel, Poesieen aus England und Schottland, übertragen von Gisbert, Freiherrn Vincke. Dessau, Gebrüder Katz, 1853.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin die Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Spediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 43. Berlin, Dienstag den 11. April 1834.

Italien.

„Aus Venedig."

Wer in der weltberühmten Inselstadt Venedig sich heimisch gemacht, wer mit dem unermeßlichen Reichthum in Werken der Kunst, der in dieser Weltstadt im Laufe der Jahrhunderte zusammengehäuft worden ist, und mit den großartigen geschichtlichen Erinnerungen dieser Republik, die Jahrhunderte lang die Herrscherin auf allen damals bekannten Meeren gewesen, sich einigermaßen vertraut gemacht, hat es wahrlich nicht schwer, ein interessantes Buch oder wenigstens ein solches Buch zu schreiben, welches für Jedermann des Interessanten Viel und Vielerlei darbietet. Nur als eine Schrift der letzteren Art können wir unsere Leser ein vor kurzem unter dem Titel: „Aus Venedig" erschienenes Buch*) empfehlen — ein Buch, dem wir im Allgemeinen unseren Beifall nicht geben können. Man darf nur wenige Seiten in dem Buche lesen, so weiß man, daß der Verfasser, der sich nicht nennt, sondern nur als der „Verfasser des Naeman" bezeichnet, ein Mann von jener forcirt und affectirt frommen biblisch-gläubigen Richtung ist, welcher diese Welt, die Welt des wirklichen Menschenlebens, auch da, wo sie in ihrer ganzen Schönheit und in ihrer vollen Herrlichkeit erscheint, das gottverlassene, sündenerfüllte, nichtige Jammerthal ist und bleibt, in welchem die gläubige Christenseele nichts Anderes zu thun habe, als: die Sehnsucht, das Heimweh nach jener Welt des Jenseits in sich zu unterhalten, zu pflegen und zu nähren. Das unter dem Titel: „Naeman" erschienene frühere Werk des Verfassers ist uns unbekannt geblieben, und wir schämen uns nicht, es offen einzugestehen, daß der Titel: „Naeman" uns zu gelehrt gewesen, daß wir erst das ganze 5te Kapitel des 2ten Buches der Könige aufmerksam haben durchlesen müssen, um zu der Erkenntniß zu gelangen, daß „Naeman" eine Bezeichnung sein soll für die sündige, nicht aus eigener Kraft, sondern nur durch des überweltlichen Gottes übernatürliche Offenbarung und Wunderwirkung zum Heil gelangende Menschheit. In der angeführten Bibelstelle wird nämlich erzählt, wie Naeman, ein Feldhauptmann des Königs von Syrien, den Aussatz, an dem er lange zu leiden gehabt, nicht eher losgeworden, als bis er, auf den Rath eines in seinem Hause dienenden israelitischen Mädchens, nach dem Lande Israel gezogen und hier dem Befehle des Propheten Elisa, sich sieben Male im Jordan zu waschen, gehorsam gewesen. Der Verfasser des „Naeman" ist ein Pfarrer evangelisch-reformirter Konfession, Namens Passavant. In Bezug auf sein uns vorliegendes Buch: „Aus Venedig", dürfen wir unseren Lesern nicht verschweigen, daß auch in diesem Buche der Verfasser seinem amtlichen Berufe treu geblieben. Das Buch ist ein nicht ohne Geist und nicht ohne einen gewissen religiös-ästhetischen Geschmack geschriebenes Erbauungsbuch.

In sechsundzwanzig Abschnitten, deren ein jeder mit sehr schön klingenden Versen frommen Inhalts eröffnet wird, hat der Verfasser des vorliegenden Werke: „Aus Venedig" Schilderungen, Bemerkungen, Betrachtungen in Beziehung auf Alles und Jedes, was ihm in Venedig der Beachtung einer gläubigen Christenseele nicht unwürdig geschienen, zur religiös-ästhetischen Erbauung für seine Leser zusammengetragen. Plan, Uebersicht, Ordnung, kurz: eine verständige Verarbeitung der zusammengehäuften Materialien ist in dem Buche nicht zu finden; das Buch bildet daher Ein Ganzes, Ein Buch, mehr nur im Sinne des Buchbinders, als im Sinne eines wirklichen Schriftstellers. Was der Verfasser seinen Lesern darbietet, ist eben nichts weiter, als ein Theil des von ihm während seines Aufenthaltes in Venedig geführten Tagebuches, in welches er, in Beziehung auf die jedesmal seiner Phantasie vorschwebenden Gegenstände, Schilderungen, Notizen, Erinnerungen, erbauliche Betrachtungen — bunt durch einander, so wie sie ihm von seinem Genius gerade eingegeben worden, eingetragen hat. Ist auf diese Art natürlich ein Buch im Sinne eines schriftstellerischen Ganzen nicht zu Stande gekommen, so dürfte der fromme Verfasser den ihm und allen gleich frommen Lesern genügenden Trost haben, daß der gnädige Gott, den er, mit Schreiben in seinem Tagebuch beschäftigt, allein in sich habe walten lassen, durch ihn eben nichts Anderes habe zu Stande bringen wollen. Wir freilich meinen, daß um dieser Beschaffenheit willen, die uns an Muhammed's Koran erinnert, das vorliegende Buch nicht blos für uns, sondern auch für solche Leser, welche der frommen, weltverachtenden Geistesrichtung des Verfassers zugethan sind oder die aufrichtige Absicht haben, es zu werden, im Ganzen schwer genießbar, ermüdend und uninteressant ist. Durchweg interessant und anziehend könnte das Buch höchstens solchen frommen Lesern sein, welche in Venedig eben so zuhause wären, wie der Verfasser; für sie käme der Reiz hinzu, lauter liebe alte Bekannte auf eine so erbauliche Weise dem Geiste wieder vorgeführt zu sehen. Jeder andere Leser wird diese über sechshundert Seiten füllenden, fragmentarisch, aphoristisch, mitunter sehr apokalyptisch-mystisch geschriebenen Tagebuchaufsätze im Ganzen ermüdend und unerquicklich für den denkenden Geist finden, und das Lob, welches wir dem Buche spenden, indem wir einräumen, daß in demselben des Interessanten Viel und Vielerlei zu finden ist, wird, sind wir überzeugt, von allen Lesern des Buches, welche die vom Verfasser besprochenen Gegenstände aus eigener Anschauung noch nicht kennen (auch wenn sie, fromm und biblisch-gläubig, wie der Verfasser, bei jeder Gelegenheit biblische Worte — besonders aus den Propheten und aus der Apokalypse — zu hören und immer wieder zu hören, nicht müde werden können) sehr ausreichend gefunden werden. Bei Gelegenheit der Notiz, welche Seite 289 gegeben wird, daß Michel Angelo in Bezug auf die Erzthüren des Lorenzo Ghiberti am Battisterio in Florenz die Aeußerung gethan: dieselben wären würdig, die Pforten des Paradieses zu sein, kann der Verfasser nicht umhin, den Mangel an Verachtung dieser irdischen Welt, der in dieser Aeußerung sich kundgiebt, zu rügen, indem er zur Ehre des Himmels versichert: „doch werden diese viel größer noch und von einer ganz anderen Schöne sein." Einen solchen Glauben an den Tag zu legen, fühlt der Verfasser bei jeder Zeile sich veranlaßt; die Gegenstände, die er bespricht, verwendet er fast alle als Mittel, sein frommes Selbst zu offenbaren; darum wird ein Jeder, der für Venedig und seine Herrlichkeiten ein höheres Interesse hat, als für den kindlichen Glauben und die pietistischen Gefühle und Ansichten des Verfassers, viele Partieen des Buches unerquicklich und langweilig finden müssen.

Um unseren Lesern, denen wir durch das bisher Gesagte noch keine Lust erregt, das vorliegende Buch zu lesen, von der Menge und der Mannigfaltigkeit der interessanten Gegenstände, die zum Theil auch recht treffend geschildert und besprochen werden, eine Vorstellung zu geben, können wir nichts Besseres thun, als den Inhalt von einigen der sechsundzwanzig Abschnitte hierher setzen:

I. Die Inselstadt. Der Campanile. Aussicht. Sanct Marcus-Platz. Chioggia. Der Carrara. Pisani. Zeno. — IV. San Teodoro. San Marco's Löwe. Die Gondelmänner. Die Riva. Das Zeughaus. Die Giudecca. Der Canal grande. Die Lagunenbrücke. S. Maria della Salute. Die Sanità. Rococo. Aussicht. — XI. Die Riva. Enges Leben. Der Hafen. Handel der Venezianer. Ponte della paglia. Die Accademia. Andrea Cordegliaghi. Polidoro da Caravaggio. Vicenzo Catena. Cima da Conegliano. Boccaccio Cremonese. Polidoro Veneziano. Der Tragheto. Bonifazio Veneziano. Beccaruzzi da Conegliano. Die Stigmaten des heiligen Franciscus. Marco Basaiti. Das Friaul. Der Pordenone. Giovanni Bellini. Antonello da Messina. Der Giorgione. — XV. Der Dom. Fra Angelico. Enrico Dandolo. Zara. Eroberung Konstantinopels. Dandolo's Grab. Gentile Bellini. Geschichte. Marie Antoinette. Il tesoro di San Marco.

Unter den Besprechungen, welche sich auf die Werke der Kunst beziehen, nehmen den größten Raum diejenigen ein, welche die in den vielen Kirchen Venedigs und in der Akademie in ungeheurer Menge zusammengehäuften Gemälde zum Gegenstande haben. Die Urtheile des Verfassers in diesem Gebiete, wie überhaupt im Gebiete der bildenden Kunst, verrathen einen fein gebildeten und sehr geübten ästhetischen Geschmack. Auch die Mittheilungen, welche aus dem Leben der

*) Der vollständige Titel des Buches ist: „Aus Venedig." Vom Verfasser des Naeman. Erster Band. Basel, Bahnmaier's Buchhandlung (C. Detloff). 1833.

Künstler und anderer in der Geschichte Venedigs berühmter Männer beigebracht sind, werden Jedem, der sich für die Kunstgeschichte und für die Geschichte Venedigs interessirt, willkommen sein. Daß der Verfasser über die gegenwärtig in der alterthümlichen Inselstadt herrschenden Zustände und Lebensverhältnisse — wenigstens im vorliegenden ersten Bande — gänzlich schweigt, werden wir ihm nicht übelnehmen, da — abgesehen von der dem Verfasser eigenen religiösen Geistesrichtung, welcher die vom „frommen" Geiste des Mittelalters beherrschten Zeiten und Werke der Menschheit natürlich anziehender und auch verständlicher sind, als die weltlichen Bestrebungen und Zustände der Gegenwart — Alles, was es im heutigen Venedig Großes, Schönes, Bewundernswerthes giebt, aus den vergangenen für Venedig wahrlich besseren Zeiten herrührt. Der allgemeine Eindruck, den die alte, ehrwürdige Weltstadt heutzutage macht, ist in den folgenden Worten, mit denen der Verfasser das vorliegende Buch eröffnet, gewiß recht treffend geschildert:

„Es bleibet mir im Herzen
In Lieb' und süßen Schmerzen
Das Land, das immer lieblich heißt;
Die Thäler und die Fluren,
Die namenlosen Spuren
Deß, das da war, — ein Land verwaist.

Das Thal hat stille Wälder,
Die Traube schmückt die Felder,
Der Himmel glänzt in Liebesgluth.
Es hat in diesen Lüften,
Wo Rosen Balsam düften,
Manch müdes Leben ausgeruht."

„Auch ich sah die Inselstadt und kann sie nicht vergessen, und sie schaute mich an mit ihren tausend Häusern, groß und klein, ihren alten Palästen und vielen Kirchen; ihr stiller Blick that mir Jahrhunderte des Friedens und der Stürme auf; eine Witwe, mit dem grauen herabwallenden Haare, den matten Farben, den welken Blumen, lange schon ohne Perlen, ohne Diademe mehr; doch die Augen noch schön, dunkelschwarz, wunderbar; — die blickten einst und Jahrhunderte lang so stolz und so sicher um sich her, so weit über Italiens Fluren, über Länder und Seen hinaus; — man sieht es den hohen, hehren Augenbrauen, den alten, verwitterten Zügen immer an, wie stolz und wie schön sie war."

Einige andere Stellen, welche geeignet sein dürften, zu zeigen, daß das vorliegende Buch trotzdem, daß der Geist, in dem es geschrieben ist, hinter dem wahrhaft religiösen und wissenschaftlichen Geiste der Zeit zurückbleibt, doch als eine recht beachtenswerthe Erscheinung bezeichnet zu werden verdient, werden unseren Lesern nicht unwillkommen sein.

Im Hinblick auf die Kirche Santa Maria della Saluta sagt der Verfasser (Seite 65):

„Diese hohe Häusergruppe links, aus welcher sich die mächtige Kuppel hoch und mächtig erhebt, läßt uns, am Eingang des Kanals, nur einen Theil der großen Kirche Santa Maria della Saluta wahrnehmen, das hochstrebende stolze Werk Scamozzi's, der, auf Palladio's Spuren, noch Größeres und Schöneres ausführen wollte und, schwülstig, verwegen, alle Dämme brach, welche eine edle, erhabene Kunst gegen die launige Hand und Willkür der Künstler aufwirft. Diese Thorheit der Menschen, oft so ärgerlich als fade, kann man in Italien überall, neben den schönsten Denkmälern der reinsten Kunst, erkennen. Der Menschen Sinn und Geschmack ändert sich zum Besseren oder zum Schlimmeren, zum Allerschlimmsten, je nach den Zeiten und Zeitfarben, nach dem Geist, der in der Welt-Atmosphäre haucht und herrscht, und eine Bilderreihe der verschiedenen Sitten und Moden, unter deren Launen und häßliche Thorheit sie ihr eigenes Bild und ihre Würde so oft und so gern affenmäßig gebeugt und verkrüppelt haben, wäre wohl eine nicht unbedeutende Seite in den Jahrbüchern der Menschheit, obwohl die schönere nicht. Freilich, wenn es nur den Anzug und die Kleidung der Großen und der Kleinen angeht, so könnte man denken: es hat jedesmal nur seine Zeit, und diese Zeit ist kurz. — — — Aber jene hohen Rokoko-Denkmäler des wahnsinnigsten Geschmacks, wie er im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert sich überall allmälig geltend machte; jene riesenhaften Zerrbilder, in welche man die heiligen Tempel und die stattlichen Paläste so grausam geckenhaft travestirt hat, die bleiben und stehen Jahrhunderte in ihrer Häßlichkeit da, ein hämisches Schreckbild; dies hätte freilich auch sein Gutes, wie manch anderes Schreckbild viel traurigerer Art, welches, aus der Nacht des wüsten Wesens und der Sünde, vor den Augen der Lebendigen immer neu auftaucht; — sie warnen junges und auch älteres Blut vor dem, das der Leute Verderben und ihre Schande ist."

Ueber das berühmte Gemälde von Titian: „die Assunta" (die Mutter Gottes gen Himmel fahrend) spricht sich der Verfasser in folgender Weise aus:

„Hier athmen wir, und doch kaum. Ihr kennt diese Züge: der Maler Schiavoni hat sie, durch seinen weltberühmten, genialischen Stich, bekannt gemacht; aber diese Farben, diese Größe, dieses Leben, und welch ein Leben! so wahr, so frisch, so edel, so menschlich, und himmlisch zugleich, — wie ein Freund solcher Kunst spricht: „Kopf, Gestalt, Stellung, Faltenwurf, Pracht und Licht der Farbe, hier ist Alles schön." — Diese Madonna, diese erhabene Frau, man glaubt es gern, man sieht es ihr an, sie war die Mutter Jesu; der keusche Leib, der heilig das Heilige trug, lebt und birgt sich unter dem rothen Gewande; nun ist sie von allen Banden dieses Lebens und des Todes frei geworden; dies bezeugen die freudig ausgebreiteten Arme, die Hände, die Augen, voll himmlisch gelabter Sehnsucht und Lust, die Lippen, die Lob und Dank und Preis athmen in frischer, reiner Seligkeit, paradiesisch gestimmt; — sie steigt still gen Himmel, und jene Engel, deren fröhliche Chöre sie in die Wette emportragen, sind nur der Ausdruck einer Macht, die allein kann die Seligen in ihre Seligkeit einführen; sie fühlt es wohl; es ist ihres Gottes und Heilandes Macht, und sie ist die Holdselige, die Gebenedeite, und darum auch die Demüthige unter den Weibern: hier in ihrer Verklärung, wie einst beim Gruß des Engels, der Grundton ihres stillen, verborgenen Wesens: Siehe, ich bin des Herren Magd, mir geschehe, wie Du gesagt hast; und wieder: Siehe, von nun an werden mich selig preisen alle Kindeskinder." — — — — „O Titian, welch eine Entzückung, welch eine höhere Macht hat es Dir gegeben! Wie sah es damals, in solchen Stunden, in Deiner Seele aus! Was lebte in Dir! — hier konnte der Meister bei seinem Bilde niederfallen und rufen: Herr, gehe von mir hinaus, ich bin ein sündiger Mensch. Luc. 5, 8." —

Bezeichnend für die exklusive Art, in welcher der fromme Verfasser die christliche Kunst im Gegensatz zur antiken griechischen Kunst auffaßt, sind die folgenden Worte, in denen er den Eindruck schildert, den er aus dem Atelier des Bildhauers Ferrari mitgenommen:

„Ferrari, der noch junge Bildhauer, hat sich durch schöne Arbeiten einen Namen gemacht; der edle Marmor hat auch unter dieses Mannes Händen gelernt aufstehen vom Tode, athmen, emporschauen, sich freuen und auch leiden, leben und auch sterben; eine wunderbare Sache. — Die Sterblichen erscheinen hier, im weißen, lebendigen Steine, als verklärt; die Götter des Olymps zeigen sich wieder; ich bete sie nicht an; bei ihrer so übermenschlichen Majestät und Anmuth, sind sie, diese wunderbaren Gebilde aus Menschenhand, weder Mensch, noch Gott, sondern nur Götter, wenn man will, Götzen, meinem Herzen kalt, eitel und leer. Aber auch die Welt des christlichen Glaubens steht in der Werkstatt des Marmorkünstlers ihre theuersten Namen als hehre Gestalten lebendig auftauchen, nicht mehr Fleisch und Blut, sondern Gestalten aus einem Reiche, das nicht von dieser Welt ist, und die dennoch, je schöner und heiliger sie dastehen, um so ernster uns winken: Siehe zu, thue es nicht, bete uns nicht an; wir sind Eure Mitknechte und Eure Brüder, die das Zeugniß Jesu haben; betet Gott an. Offenb. 19, 10; 22, 9."

Seite 339 erzählt uns der Verfasser, warum die Gondeln in Venedig alle schwarz sind:

„Ihr fragt, warum sie alle so schwarz sind? — Um der Einfachheit willen, daß die Nobili, bei dieser Art, mitten unter allen Klassen zu verkehren, vor einem unzeitigen und gefährlichen Luxus bewahrt würden. Es war des funfzehnten Jahrhunderts zweite Hälfte, die Republik hatte ihren höchsten Gipfel von Reichthum, Glanz und Ruhm erreicht; die Landesväter fürchteten die Mißbräuche des Luxus, den Aufschwung der Eitelkeit, des Stolzes, das Abnehmen des alten einfachen Haushalts in Familien, im Staate; die Zuchtlosigkeit oder die Weichheit des Genußlebens; den Neid der ärmeren Klassen; das Aufschlagen der Handarbeit; Patrizier machten über Patrizier; es erschienen in verschiedenen Jahren ernste Gesetze; vom Jahre 1514 an wachten die Proveditori sopra le pompe über deren treue, strenge Handhabung. Solche Aufwandgesetze waren gut, wären es vielleicht heute noch; was würde dann aber die große aufstrebende Industriewelt sagen!" „Und heute, heute paßt die Trauerfarbe zu Venedigs Einsamkeit nur zu gut und warnt die trauernde Stadt, eine ehrbare Witwe zu sein, die da ihre Hoffnung auf Gott stellt und weiß von Gebet und Flehen Tag und Nacht. 1. Tim. 5, 5."

England.

Macaulay und sein Gegner Aytoun.

(Fortsetzung.)

„Dundee's Todtenmarsch" ist der Titel eines der Aytounschen Lieder. Der Annahme nach von den Truppen angestimmt, die ihrem Feldherrn das letzte Geleit gaben, lautet es folgendermaßen:

I.

Pfeifen laßt zum Slogan schallen, und des Pibroch Weise schlagt
An in wilden Jubeltönen, würdig dessen, den ihr tragt!
Laßt die alten Berge Schottlands einmal noch das Schlachtenlied
In den Thälern schwellen hören, die nach Glenen ihr durchzieht.
Nie gewann man auf der Wahlstatt, nie in tödtlichem Gefecht
Eine edlere Trophäe als heut' auf're Schulter trägt. —
Nie, seitdem der tapf're Douglas auszog nach dem heil'gen Strand
Und das Herz des Königs Robert auf die kühne Brust sich band:
Seht, wir bringen hier den Helden, seht den unbezwung'nen Grame
Von dem Altar seines Ruhmes, in dem Sieger-Diadem,
Frisch und blutend von dem Felde, wo sein Geist sich aufgemacht
In der Windsbraut der Schwadronen und dem Donnersturm der Schlacht!

Noch einmal! Zum Marsch ertönt des Dudelsacks Melodie!
Wagt hier einer zu beklagen den gefallnen Dundee?
Mögen der Verräther Witwen weinen, bis ihr Auge bricht!
Wohl um Schottland mögt Ihr jammern — aber ihn betrauert nicht!
Seht nur, wie das Königsbanner auf der Heldenleiche ruht —
Seht, wie mit dem Gold und Purpur sich gemischt sein tapf'res Blut —
Seht, wie groß und still er daliegt, wie ein Krieger auf dem Schild,
Wartend, bis der rothe Morgen über'm Schlachtfeld blutig schwellt!
Seht — o nie mehr, Kameraden, nie, wenn wir zum Kampfe geh'n,
Werden wir durchzückt von Blitzen jenes Falkenauge seh'n!
Nie mehr die Trompetenstimme hören, die uns vorwärts wies
Und für Vaterland und König Siegen oder Fallen hieß!

II.

Gestern früh lag auf den Höhen Killiecrankie's unser Heer;
Vom zerriss'nen Flußbett stiegen Nebelsäulen dumpf und schwer;
Heiser schnob der volle Gießbach, und im Dunkel lag der Paß,
Als die Clansmen sich erhoben aus der Haide langem Gras.
Tiefer zogen wir die Mützen, fester unser Gürtelband
Und befühlten uns're Klingen, und sie waren gut im Stand;
Und wir riefen uns're Losung, beteten zum Schlachtengott,
Und mit Händedruck und Abschied schwuren wir: Sieg oder Tod!
D'rauf ritt unser Führer vor uns auf dem Schlachtroß schwarz wie Nacht —
Wohl bekannt war's den Rebellen Camerons in der Schlacht! —
Unter unsern bärt'gen Kriegern brach ein lauter Jubel los,
Denn wir liebten ihn, den Claverse, und gedachten des Montrose.
Doch er winkte uns, zu schweigen: „Hört, Soldaten, was ich schwor:
Schimmert auf Schehallions Kuppe heut' der Abendstern hervor,
Ruh'n entweder wir als Sieger, oder einer nach der Graemes
Liegt im Panzer eine Leiche für sein Land und König James!
Denkt des Märtyrers und dessen, was dem Stamme widerfuhr;
Denkt an ihn, den man geschlachtet auf dem Feld von Magus Muir!
Nun, bei seinem heil'gen Blute, bei dem umgestürzten Heerd,
Bei der Hoffnung, die gelogen, bei den Leiden Schottlands, hört!
Schlagt, als ging' es auf den Amboß, schlagt die Meut'rer in den Grund,
Ob Argyle's Verrätherbanden, ob vom Covenanter-Bund!
Jagt die zitternden Rebellen über den beschäumten Forth;
Machet den Convent erbleichen von der Kunde hier aus Nord.
Laßt sie sagen ihrem Prinzen, daß Ihr Ehrenmänner bleibt,
Daß um fremdes Gold das Hochland nicht mit Treue Schacher treibt,
Schlagt! und sucht Ihr mich vergebens nach der Schlacht, so leit' Euch dies:
In dem dicht'sten Haufen liegt er, der Dundee im Leben hieß!"

III.

Rings erscholl der Krieger Antwort, die sich an den Bergen brach,
Doch in unser aller Busen klang ein tief'res Echo nach.
Keiner, der ihn hörte, hätte um Breadalbane's weites Land
Jenen Tag die Schlacht verlassen. Und mit schneller'm Athem stand
Unser Heer, Gluth in den Blicken; dunkler ward der Wangen Braun;
Mächtig ward's in ihren Seelen, mächtiger als Todesgrau'n.
Bald vom Paß herauf vernahm man der Signaltrompete Stoß,
Und der Pferde fernes Stampfen und die Stimmen aus dem Troß.
Niedertuckten wir ins Farnkraut, bis das Tiefland-Volk genaht,
Keuchend, wie die Hundemeute, die den Hirsch gewittert hat.
Hinter ihnen kam vom Engpaß der Schwadronen schwerer Tritt,
Leslie's Fußvolk, Lewen's Reiter, nach der Trommel Schritt vor Schritt;
Ueber das zerschnitt'ne Hochland, durch das Birkenwäldchen wand
Sich die Schlange in langen Bügen, bis sie in der Ebne stand.
Da sind wir emporgesprungen. Wer die Sachsen da geseh'n,
Als es plötzlich von Soldaten lebte auf den wilden Höh'n!
Wie'n Gewitter von den Bergen schlug der Eisensturm ins Thal,
Donnerte Macdonald's Slogan, blitzte der Lochaille Stahl!
Fruchtlos fegte durch die vordern Reihen ihre Batterie, —
Vor ging's, bis wir an sie kamen, Hand in Hand und Knie an Knie.
Roß und Mann flog hin wie Treibholz in des Winters schwarzer Fluth,
Und des Garry's tiefste Strudel schwemmten nun die falsche Brut,
Roß und Mann ging vor uns nieder, und kein Feind blieb lebend da
Auf dem Feld von Killiecrankie, als die heiße Schlacht geschah.

IV.

Auf dem fernen Haupt Schehallions zog der Abendstern herauf,
Und mit abgewischten Klingen suchten wir die Todten auf.
Dort lag er zerfetzt und blutig auf der Ebne ausgestreckt,
So wie wir ihn suchen sollten, von Erschlag'nen hoch bedeckt.
Lächeln lag auf seinem Antlitz, denn es traf sein sterbend Ohr
Noch der Hurrahruf der Clansmen und ihr lauter Siegeschor.
In der Mannheit Kraft und Blüthe, von dem Lärm des Kampfs umbebt,
Unter Stahl und Blei und Flammen ist der Geist des Graeme entschwebt!

V.

Thut die hell'gen Pforten Athole, thut sie auf dem neuen Gast!
Im Gewölbe, wo der Helden Asche ruht, bringt ihn zur Rast!
Letzter Schotte, letzter Freier, letzter aus dem kühnen Stamm,
Der nicht leben mocht' und ansah'n, wie das Land in Schande kam!
O, Du löwenherz'ger Krieger, denke an die Nachwelt nicht;
Möglich, daß ihr Ehre Schmach ist, daß Verbrechen heißt die Pflicht.
Schlaf' in Frieden bei den Edeln, treu und wahr, wie Du gekannt,
Hünden, die dem Vaterlande, Herzen, welche Gott gedient.
Schlafe wohl! und bis des jüngsten Tags Posaune Alle ruft,
Grolet Schottland keinen tapf'rern Häuptling als Dundee zur Gruft!

Die Stelle bei Macaulay, gegen welche Aytoun's Polemik sich richtet, lautet, wie folgt: „Die Grafschaften, in welchen die Covenanter am zahlreichsten waren, gab man der zügellosen Soldateska preis. Mit der Armee war eine Miliz verschmolzen, die aus den heftigsten und verworfensten Personen der Partei bestand, welche sich selbst die bischöfliche nannte. Unter den Banden, welche jene unglücklichen Bezirke bedrückten und verwüsteten, befanden sich auch die von James Graham von Claverhouse befehligten Dragoner. Man erzählte sich, daß diese schlechten Menschen bei ihren Schwelgereien die Qualen der Hölle zu spielen und einander mit den Namen von Teufeln und Verdammten zu belegen pflegten. Der Führer dieses Tophet auf Erden, ein Soldat von ausgezeichnetem Muth und großer Kriegstüchtigkeit, aber raubsüchtig und gottlos, jähzornig und hartherzig, hat einen Namen zurückgelassen, der überall, wo es Schotten giebt, mit besonders energischem Haß ausgesprochen wird."

„Ein James Graham von Claverhouse", sagt Herr Aytoun,*) „hat nie existirt. Ein James Grahame allerdings; so hieß nämlich der große Marquis von Montrose. Auch kennen wir einen John Grahame von Claverhouse, den die Leute den Viscount von Dundee nennen. Doch die von Herrn Macaulay genannte Person ist uns ganz unbekannt, und in Verbindung mit Claverhouse kömmt der von ihm angeführte Namen in keiner Geschichte als in der seinigen vor. Einen solchen Irrthum konnte Niemand begehen, der mit der schottischen Geschichte wirklich vertraut war; ganz eben so gut könnte man von dem guten Sir Josua von Douglas oder von Tobias Randolph, Grafen von Moray, sprechen.**)

„Herrn Macaulay beliebt es, Claverhouse mit dem Beiwort „raubsüchtig" zu brandmarken. Dies ist ein ganz neuer Anklagepunkt, für den es einer Autorität bedurft hätte. Grausam, blutdürstig, gottlos, sind uns geläufige Beinamen; aber die schlimmsten Feinde Claverhouse's haben ihn bisher nicht der Raubsucht geziehen. Kein Beweis der Bestechlichkeit, kein Beispiel einer Brandschatzung findet sich in seiner ganzen Geschichte; er hatte vielfache Gelegenheit, sich zu bereichern, und starb in verhältnißmäßiger Armuth. Was den Vorwurf der Gottlosigkeit betrifft, so beruht er auf einem Vorfall, den wir im Folgenden einer näheren Prüfung unterwerfen werden; einstweilen müssen wir uns damit begnügen, ihm das Zeugniß des Sir Ewen Cameron von Lochiell entgegenzuhalten, welcher den frommgläubigen, kirchlichen Sinn Claverhouse's als diejenige Eigenschaft anführt, die allen Personen, welche mit ihm in Berührung kamen, zuerst an ihm auffiel.

„Was die Moralität der Dragoner im Allgemeinen angeht, so will ich zwar nicht behaupten, daß sie so makellose Tugendbilder waren, wie die Puritaner des Herrn Macaulay, in deren Lager „Spiel und Trunkenheit nie vorkamen." Sittenstrenge pflegt nicht der hervorstechende Charakterzug von Feldlagern zu sein. Aber wenn wir lesen, daß sie bei ihren Gelagen die Qualen der Hölle spielten und sich mit den Namen von Teufeln belegten, so muß uns das natürlich sehr interessiren. Der Zeitvertreib ist ein ungewöhnlicher; in dem „Book of Sports", welches den Puritanern so viel Anstoß gab, finden wir ihn nicht erwähnt; und die von Macaulay angeführten Benennungen verrathen eine so tiefe Kenntniß der Dämonologie, wie man sie bei gemeinen Soldaten kaum vermuthet hätte. Ich suche in der Anmerkung Herrn Macaulay's Quellen und finde den Namen Wodrow.

„Da nicht anzunehmen ist, daß irgend ein Leser etwas von Wodrow weiß, so bin ich genöthigt, Näheres über ihn mitzutheilen. Robert Wodrow, Prediger zu Eastwood, hat zwei Bücher geschrieben: „Geschichte der schottischen Kirche", und „Analecta, oder Materialien zu einer Geschichte merkwürdiger Fügungen der Vorsehung, besonders mit Bezug auf schottische Geistliche und Christen." Er war 1679 geboren, also zur Zeit der Revolution noch ein Kind, und gab sein Buch 1721 heraus. In einem leichtgläubigen Zeitalter geboren, übertrifft er doch alle seine Zeitgenossen an Leichtgläubigkeit. Spaßes halber lohnt es, sein Buch zu lesen, es ist voll der unterhaltendsten Geschichten. Wir erfahren daraus z. B., wie Elisabeth Kennedy, Schwester Hugh Kennedy's von Ayr, am Stein litt, sich von keinem Chirurgen wollte operiren lassen und statt dessen lieber in ihrem Hause ein Konventikel veranstaltete, dessen Gebete ihr denn auch halfen. Wir lesen von Leichen, die sich im Bett aufrichten und prophezeien, von einer Zusammenkunft des Pfarrers John Campbell mit dem Teufel, der ihn abhielt, ein vergiftetes Brathuhn zu essen, von dem Geist eines Barbiers, der Sr. Hochehrwürden Herrn William Leslie erschien, u. dgl. m.

---

*) Das Folgende ist nur ein gedrängter Auszug aus Aytoun's Auseinandersetzung, mit Weglassung namentlich aller Höflichkeitsformeln, welche er gegen seinen Gegner nie aus den Augen setzt.

**) Gegen diesen Vergleich ließe sich denn doch Manches einwenden. Daß Macaulay den Viscount von Dundee James statt John nennt, zeugt allerdings von einiger Flüchtigkeit; indessen begegnen sich diese beiden Namen nicht nur in der schottischen Geschichte, sondern auch in der Familie Grahem selbst so unaufhörlich, daß ein Irrthum hierin verzeihlich erscheint, während es allgemein bekannt ist, daß Namen wie Josua und Tobias erst mit dem Puritanismus aufkamen und dem Mittelalter völlig fremd waren. D. R.

…pazität des Mannes
…durch Angaben Kirk-
…Geschichte ebenfalls
…Stelle, aus welcher
„Schrecklich waren
…in jener Zeit voll-
…Einer. Sie pflegten
…Namen von Teufeln
…abten, und einander
…rdient kaum bemerkt
…slaverhouse, sondern
…Miliz die Rede ist.
…graphia Scotiana".
…r kein Wort. Nur
…Wodrow's Bericht
…die angeführte fol-
…aten sich Beelzebub
…ber die Phraseologie
…die schottische Mode
…s, Mephistopheles?"

…sich die Töchter der
…i Töchter, die alle
…trat an die Wand
…sich befanden, weil
…Da sagten eben die
…ne Arbeit geht Dir
…te: „Ich kann aus
…der Art zubereiten."
…en anderen gefragt:
…ur Antwort: „Aus
… Endlich kam die-
…t: „Ich für meinen
…men, denen:
…t,

…rden, da sie solche
…erkündete die Sache
…me im Schlosse, die
…. Dieser aber küm-
…ochter jener Witwe.
…, mußte der Königs-
…er Abwesenheit drei
…rufen lassen, nahm
…ige Hunde an deren

…Da sagte ihm seine
…de in die königliche
…so, denn er dachte:
…r." — Nach einiger
… ihr Mann mußte
…rer Niederkunft ließ
…m aus Bosheit die
…gen an deren Stelle.
…sein Gesinde: „Laß
…e mit jungen Katzen
…nz nicht übers Herz
…h einmal verschonen

…eiden Male. Allein
…rer dritten Entbin-
…sen. So konnte die
…diesmal zwei Ferkel
„Tödte Dein Weib
…s sind aber junge
…e Wöchnerin, da er
…Faß stecken und das

…luja ja tarinoita"
…Theil. Helsingfors.

Faß ins Meer werfen. Die arme Frau nahm den einen gerretteten Sohn in ihrem Busen mit sich, ohne daß es Jemand merkte.

Das Faß trieb lange, lange Zeit auf den Wellen herum, und da der Knabe unterdeß heranwuchs, so wurde es den Beiden zu enge darin. Eines Tages sagte der Knabe: „Mutter, soll ich den Boden austreten, daß wir ins Freie kommen?" „Thue das ja nicht, mein Sohn" — entgegnete sie — „wir sind noch in tiefem Wasser." Gut, der Sohn that es nicht, denn er war an Gehorsam gewöhnt. So ging es denn noch eine Zeitlang weiter, und der Aufenthalt im Fasse wurde immer unbequemer. Der Knabe fragte ein zweites Mal vergebens um Erlaubniß, den Boden austreten zu dürfen; als er aber sein Anliegen zum dritten Male wiederholte, da hatte die Mutter schon bemerkt, daß ihr Behälter hin- und herschwankte und nur noch ruckweise vorwärtskam. Hier mußte seichtes Wasser sein; daher sagte die junge Frau: „So stampfe denn mit den Füßen, Söhnlein, es bleibt uns kein anderer Rath."

Der Knabe that also, und sie gelangten auf das Land. Als sie am Ufer hingingen, fragte er die Mutter: „Was haben wir nun zuerst nöthig?" — „Eine Wohnstätte", versetzte diese. Der Knabe schritt voran und zeigte seiner Mutter den Weg. Als sie nun zu einer offenen Stelle auf einer schönen Anhöhe gekommen waren, nahm er sein seidenes Halstuch, schwenkte es einige Mal in der Luft, und sogleich stand ein Wohnhaus da, das einem Palaste nichts nachgab. Hier ließen sie sich häuslich nieder. Die Frau bereitete aus der Milch ihrer Brüste neun Kuchen, buk dieselben und stellte sie zum Verkühlen auf einen Tisch. Da kamen plötzlich acht schmucke Jünglinge vom Landwege her auf das Haus zu. Als Mutter und Sohn die Fremden erblickten, glaubten sie, es seien Räuber und flüchteten hinter den Ofen. Die acht jungen Männer traten in die Stube, bemerkten die Kuchen auf dem Tische, kosteten davon und sagten: „Das sind neun Kuchen, und unserer sind nur acht Mann — wo mag der neunte bleiben?" Da kam der Knabe hinterm Ofen hervor und sprach: „Hier bin ich!" Die Gäste erkannten ihn als ihren Bruder, freuten sich sehr und fragten, wo ihre Mutter sei? Die mußte nun auch erscheinen, und man ließ sie gar nicht an den Boden kommen, so groß war die Freude.*)

Bald darauf meldete sich ein Bettler und bat draußen vor dem Fenster um Almosen. Die Brüder ließen ihn eintreten, bewirtheten ihn sehr gut und gaben ihm einen Beutel Geld mit auf den Weg. Der Bettler ging wieder fürbaß und kam auch in den Palast des Vaters jener neun Jünglinge. Der König sagte ihm: „Alter Hallunke, Du hast wohl schon an manchem Orte gebettelt?" Der Alte entgegnete: „Ich bin sogar schon an besseren Orten, als dieser, gewesen." — „Nun, wo denn?" — „Auf jener Insel ist ein Schloß, das sich sehen lassen kann." Der König wollte nach diesem Schlosse geleitet sein, und der Bettler that ihm diesen Gefallen. Als sie anlangten, sagte die Frau zu ihren Söhnen: „Euer Vater kömmt!" Da hüpften ihm die jungen Bursche entgegen und trugen ihn auf ihren Armen ins Haus. Jetzt klärte sich Alles auf. Der König bat seine Gemahlin, wieder auf seine Burg zu kommen; sie aber weigerte sich, weil das andere Weib noch dort war (er hatte nämlich unterdeß die Tochter der Hebamme geheiratet). Da begab er sich sofort wieder nach Hause, nahm die Tochter der Hebamme und band sie an den Schweif seines besten Hengstes. Man trieb nun den Hengst zum Laufe, und er rannte dermaßen, daß er noch jetzt nicht stillsteht. Der König aber nahm sein erstes Weib wieder zu sich und die neun Söhne mit ihr, und Alle lebten forthin glücklich zusammen.

*) D. h. die Söhne erhoben ihre Mutter vor Freude und hielten sie schwebend, daß sie geraume Zeit keinen Fuß an den Boden setzen konnte.

Mannigfaltiges.

— **Größe und Bevölkerung Londons.** Nach einer über den letzten englischen Census erschienenen Schrift („Cheshire's Results of the Census"), erstreckt sich die Stadt London über einen Flächenraum von 78,029 Acres oder 122 englischen Quadratmeilen. Die Zahl der Einwohner betrug bei der letzten Zählung 2,362,236. Wenn die Hauptstadt von einer Mauer umgeben wäre, durch welche nach jeder der vier Weltgegenden nur ein einziges Thor führte und nun die Nothwendigkeit einträte, daß die gesammte Bevölkerung auf Einmal auswandere, so würde die Bevölkerung von London, wenn sie zu diesen vier Thoren, immer vier Personen in einer Reihe, dicht hinter einander auszöge, von jedem der nach Osten, Westen, Süden und Norden führenden Thore eine Menschenlinie von je 75 englischen (17 deutschen) Meilen bilden; zusammen also würde sie eine vier Menschen breite Linie von 600 engl. Meilen Länge darstellen. Der Auszug aus London würde demnach auch erst in anderthalb Tagen vollendet werden können.

…nn. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 24, und beim Expediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 44. Berlin, Donnerstag den 13. April 1854.

Finnland.

Der Bottnische Meerbusen und die Alands-Inseln.

Der in Nr. 36 des „Magazins“ erwähnten Schrift des Fürsten Emmanuel Galitzin „La Finlande“ entlehnen wir noch einige Notizen über dieses Land, welches vielleicht bestimmt ist, in nächster Zeit der Schauplatz welthistorischer Ereignisse zu werden, und über welches wir unseren Lesern schon öfter Mittheilungen aus einheimischen Quellen vorgelegt haben.

Der westlichste Kreis von Finnland ist Åbo-Björneborg, der zugleich auch die Inseln Åland im Bottnischen Meerbusen in sich schließt. Die Hauptstadt desselben, Åbo, liegt an der Südwestküste des Landes, unter 60° 27′ nördl. Br. und 22° 13′ östl. L., etwa funfzig Meilen von St. Petersburg. Größere Seeschiffe ankern in einiger Entfernung von der Stadt am Eingange des Flusses Aurajocki. Auf einer Anhöhe ist das Fort Åboslot oder Åbohuus erbaut. Die Geschichte dieser Stadt bildet nichts als ein Register von Unglücksfällen, Feuersbrünsten und Katastrophen jeder Art, welches mit dem furchtbaren Brande schließt, der im November 1827 die Universität, deren werthvolle Bibliothek, die öffentlichen Gebäude, mit Einem Wort, fast ganz Åbo verzehrte. Das Feuer wüthete zwei volle Tage hindurch, und man wurde seiner nicht eher Herr, als bis es siebenhundertsechsundachtzig Häuser von den eilfhundert, aus welchen die Stadt bestand, in rauchende Trümmer verwandelt hatte. Wahrscheinlich in Folge dieses Unglücks wurden beim Wiederaufbau der Stadt die öffentlichen Gebäude und Privathäuser in solcher Entfernung von einander angelegt, daß sie so vielen Raum einnehmen, wie Dresden, obwohl die Einwohnerzahl nicht mehr vierzehntausend beträgt. Die Stadt hat daher ein menschenleeres Ansehen, indem die wenigen Bewohner über eine so weite Fläche zerstreut sind.

Åbo ist der älteste Ort in Finnland, da es schon unter dem heiligen Erich, d. h. zwischen den Jahren 1150—1160, gegründet wurde, um welche Zeit das Christenthum zuerst in das Land der Suomi eindrang. Das Schloß hat dasselbe Alter, wie die Stadt, und mehr als einmal prallte der Angriff russischer Heere an seinen Mauern ab. Hier wurde Erich XIV. einige Jahre vor seinem Tode eingekerkert, der zu Drebyhuus starb. Auch jetzt wird es als Gefängniß benutzt und von einem halben Bataillon Infanterie bewacht. Die Kathedrale von Åbo, die um das Jahr 1300 erbaut wurde und wie durch ein Wunder den verschiedenen Unglücksfällen entgangen ist, welche die Stadt heimsuchten, hat eine Länge von dreihundert, eine Breite von hundertsiebenundzwanzig und eine Höhe von hundertfunfzig Fuß. Sie erregt Interesse nicht durch ihre Bauart, welche als schwerfällig und roh geschildert wird, sondern durch den Umstand, daß sie die Wiege des Christenthums in Finnland gewesen ist. Sie war der Sitz des ersten finnischen Bisthums, und in ihren Gewölben wurden Jahrhunderte lang die ersten Familien des Landes beigesetzt, deren Denkmäler zum Theil Erwähnung verdienen. Auf einem derselben bemerkt man die Grabschrift Karoline Morssan's, eines Mädchens aus dem Volke, das von Erich XIV. zu seiner Gemahlin erhoben wurde. Nachdem sie die schwedische Krone getragen, kehrte sie nach Finnland zurück und starb in Zurückgezogenheit, während ihr Gemahl, durch seinen Bruder Johann vom Throne gestoßen, seine Tage im Kerker beschloß. In derselben Kapelle befinden sich zwei lebensgroße Statuen von weißem Marmor, die auf einem von schwarzen Marmorsäulen gestützten Sarkophag knien und den reichen und mächtigen Klas Tott, Enkel Erich's XIV., mit seiner Gattin vorstellen. In einer anderen Kapelle sieht man das Monument Stålhandske's, eines der Helden des dreißigjährigen Krieges. Gustav Adolph gründete in Åbo 1626 ein Kollegium, welches 1640 von der Königin Christine zur Universität erhoben wurde und aus welchem mehrere in der Wissenschaft bekannte Männer hervorgegangen sind. Im Jahre 1824 zählte die Universität zehn Professoren und fünfhundert Studirende. Die Gebäude standen auf einem schönen Platze und enthielten eine Bibliothek von vierzigtausend Bänden, eine Sammlung von physikalischen Instrumenten, ein Museum, und auf einer Anhöhe über den Ruinen des massiven alten Schlosses, welches so manches Jahr hindurch den Stürmen der Zeit und der Elemente trotzbot, erhob sich die weltberühmte, aber jetzt verlassene Sternwarte. Die Blüthe Åbo's verschwand, als das näher an Petersburg gelegene Helsingfors zur Hauptstadt des russischen Finnlands auserkoren und auch die Universität dahin verlegt wurde.

Åbo ist ferner wegen des hier abgeschlossenen Vertrages vom 17. August 1743 merkwürdig, durch welchen Schweden nicht nur allen Rechten auf Ingermannland, Esthland und Livland von neuem entsagte, sondern auch die Provinz Kymmenegård mit den Städten und Festungen Fredrikshamn und Wilmanstrand und der Hafenstadt Nyslot an Rußland abtrat. Von dieser Zeit an bildete der Fluß Kymmene die schwedische Gränze gegen Rußland bis zum Jahre 1809, wo letzteres ganz Finnland an sich riß. Hier fand auch jene Uebereinkunft zwischen Alexander und Bernadotte statt, wodurch Schweden der anglo-russischen Allianz beitrat und der ehemalige Napoleonische Marschall sich zum Kampf gegen seine alten Waffenbrüder und Landsleute verpflichtete.

Der Bottnische Meerbusen von Åbo bis Stockholm bietet, mit Ausnahme einer kurzen Strecke offenen Wassers, nur eine Reihe von Eilanden dar, die so dicht zusammengedrängt liegen, daß das Meer den Anschein einer Menge kleiner Landseen erhält, deren Ausgang man oft erst dann entdeckt, wenn man in unmittelbarer Nähe der Felsenbarrière angelangt ist. Hier zeigt sich dann ein neuer, dem so eben verlassenen ähnlicher See, gleichfalls in jeder Richtung von Inseln eingehägt, die zum Theil kahl und öde, zum Theil mit heiterem Grün bedeckt und mit Gärten und Häusern geschmückt sind. Diese Eilande bilden einen kleinen Archipel am Eingange des Bottnischen Meerbusens und werden von den Finnen Ahvenamnä, von den Schweden Alands-Inseln genannt. Sie zerfallen in drei längliche Gruppen, aus sechzig bewohnten und zweihundert unbewohnten Inseln bestehend, und werden von Schweden durch den fünf Meilen breiten Alandshaff, von Finnland durch den Wattusfiftet getrennt, dessen größte Breite etwa drei Meilen beträgt. Die Einwohnerzahl wird auf 12—15,000 Seelen geschätzt, die sich hauptsächlich von dem Fischfang und der Viehzucht nähren. Die Alander sind als kühne Seeleute und geschickte Fischer bekannt.

Die Oberfläche dieser Inseln hat eine wellenförmige Gestalt; sie ist reich an Klippen und wird von zahllosen Buchten und Kanälen durchschnitten, die, wie schon gesagt, den Anschein von Landseen haben. Die Waldungen, die sie zum Theil bedecken, sind schwach und niedrig; die Fichte, die Buche, die Erle, die Hasel und die Birke sind die einzigen Bäume, die hier wachsen. Der Boden ist steinig und mit einer so dünnen Lage Erde versehen, daß das Korn nur selten zur Reife gelangt. Außer Getraide werden noch Kartoffeln, Flachs und Küchengewächse gebaut, und man hat Weideland für etwa 14,000 Stück Hornvieh von einer kleinen Race und eben so viele Schafe. Es giebt auch Pferde und Ziegen. Die Ausfuhr besteht aus getrockneten und marinirten Fischen, Butter, Käse, Häuten, Pökelfleisch und Brennholz.

(Schluß folgt.)

England.

Macaulay und sein Gegner Aytoun.

(Schluß.)

„Wir kommen nun zu der Geschichte von John Brown, die von je her am meisten gegen Claverhouse ausgebeutet ist, bis jetzt aber noch keine ernste historische Prüfung erfahren hat. Macaulay erzählt: „„John Brown, ein armer Kärrner in Lanarkshire, hieß seiner ungewöhnlichen Frömmigkeit wegen der christliche Kärrner. Lange Jahre nachher, als Schottland sich der Ruhe und religiösen Freiheit erfreute, schilderten ihn alte Leute, die sich der bösen Tage erinnerten, als wohl bewandert in göttlichen Dingen, tadellos in seinem Lebenswandel und so friedfertig, daß die Tyrannen nichts an ihm auszusetzen fanden, als daß er sich von dem öffentlichen Gottesdienst der Bischöflichen fern hielt. Am 1. Mai war er gerade mit Torfstechen beschäftigt, als er von Claverhouse's Dragonern aufgegriffen, in Eil verhört, der Non-Konformität überführt und zum Tode verurtheilt wurde. Es

heißt, daß es selbst unter den Soldaten nicht leicht war, Vollstrecker des Urtheils zu finden, denn die Frau des armen Mannes war anwesend. Sie führte ein kleines Kind an der Hand, und man sah, daß sie in kurzem einem anderen das Leben geben würde. Selbst jene wilden und hartherzigen Menschen, die sich gegenseitig Beelzebub und Apollyon nannten, bebten davor zurück, ihren Gatten vor ihren Augen zu ermorden. Der Gefangene, durch die nahe Aussicht der Ewigkeit über sich selbst erhoben, betete indessen laut und inbrünstig, wie ein Begeisterter, bis Claverhouse in seiner Wuth ihn todtschoß. Nach glaubwürdigen Zeugen rief die Frau in ihrer Schmerzensqual: Herr, der Tag der Vergeltung wird kommen; worauf der Mörder erwiederte: Vor Menschen kann ich verantworten, was ich gethan, und was Gott angeht, so will ich ihn in meine eigene Hand nehmen. Doch erzählte man sich, daß die Todeslaute seines Opfers selbst auf sein stumpfes Gewissen und sein demanthartes Herz einen unverlöschlichen Eindruck machten.""

„Dies ist sonst treu nach Wodrow, bis auf den Hauptpunkt. Wodrow giebt nämlich nicht an, auf welche Anklage Brown hingerichtet wurde. Wenn Herr Macaulay sagt, daß er der Non-Konformität überführt worden sei, so spricht er ohne Gewährsmann. Was das Faktum an sich betrifft, so muß es zunächst auffallen, daß kein Mensch vor Wodrow etwas davon weiß, so eifrig man auch nach der Revolution Alles hervorsuchte, was auf die königliche Partei ein nachtheiliges Licht werfen konnte. Selbst den Namen John Brown habe ich überall vergebens gesucht, außer in dem „Cloud of Witnesses", welches 1714 erschien, wo aber keine Details über die Thatsache angegeben werden. Man könnte darum geneigt sein, das Ganze für ein Märchen zu halten, doch geht allerdings aus einem anderen, von Herrn Macaulay nicht beachteten Zeugniß hervor, daß ein John Brown von Prieſtfield oder Priesthill im Jahre 1685 hingerichtet worden ist, — freilich aus anderen Gründen, als Wodrow und Macaulay sie angeben.

„Patrick Walker aus Edinburg, ein eifriger Covenanter, der in seiner Jugend wegen Betheiligung an der Ermordung eines königlichen Soldaten (im Jahre 1682) flüchtig werden mußte, beschäftigte sich in seinem Alter mit Aufzeichnung der Thaten der Covenanter. Wiederholt spricht er in seinen Schriften von den Verdrehungen und Lügen Wodrow's, ob er gleich mit ihm zu derselben Partei gehörte. Sein bestes und frühstes Werk ist das Leben Peden's 1724. Peden war ein kassirter Prediger und Wunderthäter, war wegen Theilnahme an einer Insurrection zur Verbannung verurtheilt und begnadigt worden, beging neue politische Vergehungen und mußte sich verborgen halten, da man ihm überall nachspürte. Er, also ein verfolgter und vogelfreier Verbrecher, hatte sich nach Walker's Bericht im Mai 1685 eine Nacht über in Brown's Hause aufgehalten, gerade die Nacht vor des Letzteren Gefangennehmung und Hinrichtung. Auch Walker giebt den Grund dieser militairischen Execution nicht an; die Hinrichtung selbst aber beschreibt er mit folgenden Worten: „Claverhouse befahl sechs Soldaten, ihn zu erschießen, die meisten Kugeln bekam er in den Kopf, daß sein Gehirn auf den Boden spritzte." Hier sehen wir also Brown in Verkehr mit einem notorischen Rebellen, und Macaulay's „wilde, hartherzige Menschen" fügen sich ohne Weiteres dem Kommando ihres Befehlshabers.

„Was Brown's Vergehen betrifft, so habe ich für seine Feststellung noch eine neue Spur entdeckt, und seltsamerweise in einem offiziellen Dokument, das sich im Anhang zu Wodrow findet. John Brown aus Prieſtfield, im Kirchsprengel von Muirkirk, steht auf der Liste der Flüchtlinge hinter der königlichen Proclamation vom 5. Mai 1684. Die Liste führt diejenigen auf, welche als Rebellen oder als Beherberger von solchen vorgefordert und nicht erschienen waren. John Brown war also schon ein Jahr vor seinem Tode geächtet, und ohne Zweifel aus anderen Gründen als den von Macaulay angegebenen. Auch Wodrow erzählt, er habe sich lange auf den Feldern versteckt gehalten, ein Umstand, der mit einem ganz reinen Gewissen nicht recht zu vereinigen ist. Ich behaupte — und kann es beweisen — daß zu der in Rede stehenden Zeit in Schottland keine Art von Verfolgung um religiöser Grundsätze willen stattfand. Nach Herrn Macaulay's Erzählung fing sogleich nach Jakob's II. Thronbesteigung eine solche an; ich habe die Urkunden des Edinburger Archivs und Fountainhall's Diaries genau untersucht und muß diese Beschuldigung für grundlos erklären."

Es folgen nun Auszüge aus den Akten des Privy Council, welche beweisen, daß in der zweiten Hälfte des Jahres 1684 unaufhörlich bewaffnete Covenanter-Banden umherzogen und orthodoxe Priester und Soldaten mordeten, wo sie sie trafen. „Was Jakob II. anlangt, so kam er am 6. Februar 1685 zur Regierung, und am 26ten desselben Monats erließ er eine Amnestie, von welcher nur einige wenige Personen ausgenommen waren, unter der einzigen Bedingung des Huldigungs-Eides. Die Proclamation wurde am 2. März bekannt gemacht, und am 14ten alle Gefangenen auf freien Fuß gesetzt. Bei Herrn Macaulay findet man allerdings diese Thatsachen nicht.

„Nichtsdestoweniger begannen die Unruhen von neuem. Die Lords des Privy Council beauftragten deshalb den Obersten James Douglas, sie mit Waffengewalt zu unterdrücken. Diese Verfügung wurde am 27. März von allen Mitgliedern unterzeichnet, außer von Claverhouse — ein Umstand, auf den wir zurückzukommen gedenken. Douglas scheint es an der erforderlichen Energie oder an Glück gefehlt zu haben; der Aufstand war fortwährend im Wachsen, und am 21. April erhielt der General Drummond eine militairische Vollmacht für die südlichen und westlichen Grafschaften. Herr Macaulay, nach dessen Meinung „es am 1. Mai in keinem Theil der Insel eine Insurrection gab", widerlegt in einer Anmerkung den Herausgeber der Orforder Ausgabe des Burnet, welcher die Vermuthung aufstellt, daß John Brown in die Verschwörung Argyle's mochte verwickelt gewesen sein. Argyle, sagt er, war an jenem Tage in Holland. Richtig; aber am 2ten segelte er nach Schottland ab, und das Privy Council wußte schon am 21. April um seine Pläne und traf danach, wie die Akten ausweisen, seine Vorsichtsmaßregeln. Die Annahme des Herausgebers des Burnet möchte also wohl etwas für sich haben. Warum verbarg John Brown sich auch auf den Feldern? In einem Protokoll des Privy Council vom 10. März finde ich: „John Brown, ein alter Mann, auf der Flüchtlingsliste, weigert die Huldigung und ist deshalb von der Amnestie auszuschließen." Ist dies derselbe mit dem Kärrner von Prieſtfield, so war er in jener Zeit ein Gefangener, muß also entweder entsprungen sein, oder den Eid geleistet und sich dann den Rebellen angeschlossen haben. In beiden Fällen werden wir das summarische Verfahren gegen ihn in der Ordnung finden. Seiner religiösen Ansichten wegen erlitt er den Tod gewiß nicht; das Verbot der Konventikel wurde erst mehrere Tage nach jenem Datum vom schottischen Parlament erlassen.

„Hierbei könnten wir stehen bleiben, aber meine Ueberzeugung geht noch weiter. Für mich unterliegt es keinem Zweifel, daß Claverhouse bei der Hinrichtung John Brown's gar nicht zugegen war, daß er vor der Landung Argyle's mit der Unterdrückung der Unruhen überhaupt nichts zu thun hatte. Er wurde in seinem Kommando durch James Douglas ersetzt, der den Befehl in Ayrshire erhielt, wo John Brown wohnte. Fountainhall sagt uns ausdrücklich, daß man ihn geflissentlich zurücksetzte, daß er darum in seiner Eigenschaft als Privy Councillor sich weigerte, die Verfügung zu unterzeichnen, und daß er im April von der neuen Liste der Councillors gestrichen wurde. Man traute ihm nicht, sagt Fountainhall, weil er mit der Familie des Lord Dundonald verschwägert war.

„Herr Macaulay hat mit Claverhouse besonderes Unglück. Ich will nichts von dem sagen, was er verschweigt, obgleich es etwas seltsam scheint, in einer Geschichte, die von den Desertionen in der Armee mit so behaglicher Breite spricht, kein Wort über die Männer zu finden, welche Pflicht und Treue nicht vergaßen. Bei einem unparteiischen Historiker würde man erwarten, das ritterliche Anerbieten erwähnt zu sehen, welches Lord Dundee dem Könige vor seiner Flucht machte. Mag dies auf sich beruhen, aber eine positive Angabe in Macaulay's Geschichtswerk muß ich noch erwähnen. Er sagt, daß bei der Hinrichtung Argyle's die Truppen unter den Befehl Claverhouse's gestellt wurden, um es Argyle entgelten zu lassen, daß sein Vater seine Augen einst an dem Tode eines Graham, des Grafen von Montrose, geweidet. Claverhouse war damals gar nicht in Edinburg. Die Truppen, welche Argyle eskortirten, standen unter einem Capitain Graham. Auf diesen Namen stürzt Herr Macaulay sofort her, ohne erst zu überlegen, wer der Capitain Graham war, degradirt Claverhouse ohne Weiteres und identifizirt ihn mit jenem Offizier. Die Wahrheit ist, daß derselbe Patrick Graham hieß, ein jüngerer Sohn Inchbraikie's und Capitain der Stadtgarde von Edinburg war, also die Pflicht hatte, bei allen Aufzügen in der Stadt zugegen zu sein. Nicht viel besser ist es Herrn Macaulay an anderen Stellen ergangen."

Wir führen die Angaben der Zeitschriftsteller nicht an, aus welchen Herr Aytoun darthut, wie verschieden Claverhouse von seinen Mitlebenden beurtheilt wurde. Auch die befangenste Jury würde nach der Vertheidigung Aytoun's über den lange verkannten Helden ihr Nichtschuldig sprechen.*) Und wer irgend Sinn für historische Wahrheit hat, wird sich dieser Rechtfertigung freuen, wenn er auch anderen politischen Grundsätzen anhängt, als zu denen sich der strenge und soldatische Lord Dundee bekannte.

Eine andere historische Gestalt, welche uns namentlich von deutschen Geschichtschreibern in den trübsten, fast möchte ich sagen, in schmutzigen Farben gezeichnet worden ist, unter Herrn Aytoun's geschickter Hand aber das vortheilhafteste Licht gewinnt, ist der unglückliche Prinz Karl Eduard Stuart, der im Jahre 1745 in Schottland landete, um Britannien für seinen Vater wiederzuerobern, bei den Clans des Hochlandes zahlreichen Anhang fand, eine Reihe von Siegen

*) Wir müssen gestehen, daß sie im Gegentheil einen Eindruck auf uns hervorgebracht hat, wie ihn der Apologet gewiß nicht beabsichtigte. Es erhellt daraus zum wenigsten, daß der unglückliche Brown nur, weil er angeblich „mit einem notorischen Rebellen in Verkehr stand" oder aus der Gefangenschaft entsprungen war, ohne Urtel und Recht todtgeschossen wurde, was wir nicht gerade „in der Ordnung" finden können. D. R.

erfocht, etwa neun Monate lang Schottland beherrschte, endlich aber bei Culloden dem Herzog von Cumberland unterlag. Seine kurze, glänzende Laufbahn, seine Abenteuer auf der Flucht und seine späteren Schicksale sind von Herrn Aytoun mit besonderer Vorliebe und Ausführlichkeit erzählt, und Niemand, der sich ein Bild von des Prinzen hochfliegenden Träumen, seinen kühnen Thaten, seinen vielversprechenden Erfolgen und seinem späteren Elend zu machen vermag, wird den Monolog ohne Rührung lesen, welchen der Dichter dem Prinzen zu Versailles am Jahrestage von Culloden in den Mund legt:

Bergt den Stern und Sankt George — alle Schmerzen ruft er wach!
Heul' verlockt kein Fürst, kein König mich vom einsamen Gemach.
Für den thronlosen Verbannten paßt die frische Moderluft
Und der kalte Wind, der ächzend durch die Wandtapete ruft,
Wenn die Kerze sterbend flackert, matt wie meines Blutes Schlag,
Das in frischen, munter'n Pulsen nimmer wieder hüpfen mag.
Laßt die Schatten um mich dunkeln und mich stille in der Nacht
Sitzen, mit gebrech'nem Herzen, wie die Waif' am Sarge wacht.
Hier mit mir und Gott alleine laßt mich, fern vom Lärm der Welt —
Tag der Buße, Tag des Leidens, der das ganze Jahr vergällt,
Wo der letzte Wurf gefallen, im verhängnißvollen Spiel,
Und mit dem der unglückse'gen Stuarts letzte Hoffnung fiel!
Geisterhaft, wie aus 'nem Spiegel, tritt ein grausig Todesbild —
Dort in seiner Wildheit streckt sich Cullodens nackt Gefild;
Dort die Clans, versprengt vom Lager, hungergrämig, abgezehrt,
Ohne Hoffnung, ohne Alles, doch ihr Stolz noch unversehrt —
Stolz — und Treue, die das Südvolk nie gekannt, mit Gut und Blut,
Und ihr Haß aus tiefster Seele gegen die Hannoverbrut.
O, mein Gott! sind dies die Reste, dies die Trümmer jener Schaar,
Die um's königliche Banner an dem Tag versammelt war,
Als die Tausende auf Knieen ihre Fahne noch einmal
Wogen sah'n im Wind des Nordens in Glenfinnans tiefem Thal?
Als, umrauscht von ihren Falten und dem Feld in gold'nem Rand,
Wo der rothe Löwe aufspringt, unten Tullibardine stand!
Als das mächt'ge Herz von Schottland, aus dem langen Schlafe wach,
Uebervoll, in Zorn und Jubel mit Vulkanesbrüllen brach!
Da nun, unter düster'm Himmel, steht mein kampferschlag'nes Heer,
Nicht zu siegen, nur zu sterben, lautlos, denn es hofft nicht mehr.
Horch! des Dudelsacks Gewimmer! 's ist der schrille Pibroch nicht,
Der den Raben auf dem Hügel einen blut'gen Schmaus verspricht,
Nein, ein Grablied, ernst und leise, wie für Sterbende gemacht,
Die, um dann nie mehr zu fechten, sich gestellt zur letzten Schlacht.
Thorheit, Thorheit! Wofür beben? Haben wir den Feind gezählt,
Als wir unsre Aerndte schnitten auf dem rothen Dunbarfeld?
Vorwärts! stoßt in die Trompete! Reiter von Fitz James, zu Pferd!
Lord Lewis führt die Kolonne! Seid der alten Namen werth!
Treuer Keppoch! Held Glengarry! Gerron und Lochiell, heran!
Fest und hart und scharf wie Eisen schließe jeder seinen Clan.
Echo! sieh mir nicht so finster! Wozu hilft das? sei ein Mann!
Fasse Muth! der hat uns nimmer halb so Noth wie heut' gethan.
Hätten wir nur tausend Reiter, nur ein einzig Tausend mehr!
Hör' ich nicht Kanonen donnern? Edler Perth, 's ist Englands Heer.
Gott! wie furchtbar diese Salve durch den Regennebel hallt!
War das nicht der Hochland-Slogan? Ruft noch einmal, daß es schallt!
Hätte ich Prophetenaugen, um zu seh'n des Kampfes Stand!
Nur das Dunkel schützt vor meinen Camerons Dich, Cumberland!
Blindlings vorwärts zur Attaque, wo das nackte Eisen gilt!
Besser, im Gewühle fallen, als geschossen, gleich dem Wild!
Halt, es lichtet sich! die Nebel sprangen in der Front entzwei;
Vom betäubenden Gedonner barst die wollige Basei.
Dort, dort schimmert schon der Scharlach! Jetzt, Macdonald, oder nimmer!
Weh, die Clans sind gebrochen! Vater, 's ist vorbei für immer!
Von der mörderischen Salve sind sie haufenweis' gefallen;
Auf der Haid' in ihrem Blute wälzen Fürst sich und Vasallen;
Und die Reiter von Hannover jagen wüthend her und hin,
Um sich hauend, wo sie treffen — —
Gott! wer sagt mir, wo ich bin? —
Wird das Bild mich nie verlassen, das mein Auge schmerzend schaut?
Und verklingt bei Nacht und Tage nie im Ohr der Schreckenslaut?
Nie! Hier giebt es kein Vergessen, wie es eine Hoffnung gab;
Nicht auf Erden; willst Du's finden, suche unten es im Grab.
Liebe stirbt, und Haß entschlummert, ihr Gedächtniß wird vergeh'n,
Wie der Halm vergißt sein Dürsten, wenn die Regenwinde weh'n.
Doch der Traum der Herrschaft wirket fort im lebenden Gehirn,
Und kein Zauber löst die Schlangen von der fest umwund'nen Stirn.
Giebt es Balsam, den die Schöpfung gegen ihren Stich erfand?
Besser von Geburt ein Bauer, als ein König und verbannt!
O, ihr Jahre bitt'rer Schmerzen! Was kann mir das Leben sein,
Wie ich bin, gelähmt, verkrüppelt bis ins tiefste Herz hinein?
Wie ein Bettler Spenden flehend an des Falschen fremdem Thron,
Umgeraunt von schnöden Schranzen, halb ihr Mitleid, halb ihr Hohn,
Spiel' ich im Triumphgepränge als gefang'ner König mit,
Der mit Scham im Antlitz hinter seines Siegers Wagen tritt.
Stets mit Hoffnungen vertröstet, Bruder heißen, Diener sein —
Besser noch ist Kettenklirren, als der Freiheit falscher Schein!
Tauscht' ich doch die gold'ne Knechtschaft mit dem finster'n Thurm nur aus,
Wo mein Ahn' die holde Fürstin sitzen sah im Sommerhaus,
Wo die Vöglein lieblich sangen, flatternd auf besonntem Reis,
Und der ganze Garten glühte in dem Rosenlicht des Mais!
Liebe stieg herab ans Fenster, Liebe schob die Riegel fort,
Liebe weilte von dem Frühroth bis zum Abendsterne dort — —
Liebe! Mich hat sie verrathen! Wo ist nun der süße Blick
Aus der Fräulin dunkel'n Augen, der von Hoffnung sprach und Glück?
Damals, als sie jene Schärpe mit der gold'nen Stickerei
Um den Hals mir legte, flüsternd: „Trage sie und bleibe treu, —
Sende sie mir als ein Zeichen, daß Du Londons Thurm gewannst,
Und, wo Deiner Väter Banner stand, das Deine aufgepflanzt."
Und ich ging und war nicht siegreich, doch die Schärpe blieb noch mein,
Und aus Sturm und Schlacht gerettet, bracht ich ihr sie fleckenrein.
Und ich legte niederkniend sie zu ihren Füßen hin,
„Kennst Du sie, Prinzessin?" sprach ich, „in Verlust doch ein Gewinn!"
Und ich sah ein kaltes Auge höhnisch auf mich hingewandt,
Höhnisch auf die Schärpe blicken, die das Werk doch ihrer Hand,
Und sie sagte, leis' erröthend: „Hast Du sie bewahrt bis jetzt?
Würd'ger Stoff für einen Minstrel, der's in schmucke Reime setzt!
Würdig eines Provençalen, der mit einem süßen Lied
Von der Liebe seid'nen Banden durch die stillen Auen zieht —
Doch kaum würdig eines Kriegers, der um eine Krone ringt!
Ist dies Alles, was Dein Degen von dem Feld des Ruhmes bringt?
Dies statt aller Siegestrophäen ist Dein einziger Gewinn?
Der Prinzessin Stickereien sind für eine Königin!"

Weibes Lieb' ist Schrift in Wasser! Weibertreu ist flücht'ger Sand!
Rückwärts, rückwärts laßt mich schweifen nach des Nordens edlem Land;
Laßt mich athmen auf den Halden in der frischen Bergesluft,
Jene Purpurhaiden sehen, horchen nach dem Strom der Kluft,
Braust er auch wie Corrievreckan heiser durch des Sturmes Weh'n —
Eine Stunde laßt mich Schottland, eh' ich sterbe, wiederseh'n!
O! mein Herz ist krank und müde — mich beklemmt hier Luft und Wind;
Dort würd' ich genesen, ob auch winterweiß die Schluchten sind!
Gebt mir meine Treuen wieder, gebt mir meine Hochland-Maid —
Nirgend schlägt das Herz so bieder als im bunten Tartankleid!
Flora, als Du mich begleitet durch Kintail, weit, weit hinab,
Wo vor dichten Hagelschlossen eine Höhl' uns Obdach gab,
Als das Bajonnet der Schildwacht wir, versteckt in dichtem Ried,
Schimmern sah'n im Licht des Mondes und gehört ihr leises Lied —
Als der Sturm uns von der Insel fortriß in der Wogen Schwall,
Daß das leichte Boot in Wirbeln tanzte, wie ein Federball —
Als wir matt und ohne Nahrung manche lange dunkle Nacht,
Wartend auf des Morgens Streifen, in dem Farrenkraut durchwacht,
Als Du wie ein Engel wachtest, wenn der Schlummer mich besiegt —
Niemals hörtest Du mich murren — siehst auch jetzt mein Weinen nicht!
Meine Thränen um die Tapfern, die kein Fleh'n zurückgewinnt,
Um die Edeln, die vergebens, ach! für mich gestorben sind!

Danzig. A. Schmidt.

Schweiz.

Johann Jakob Wolfensberger.

Das Neujahrsblatt der Künstlergesellschaft in Zürich für 1854 bringt auf seinen neun Seiten in Quart die Lebensskizze dieses rühmlich bekannten, am 15. Mai 1850 verstorbenen Künstlers, ihr von dessen Witwe mitgetheilt, nebst wohlgetroffenem Bildniß und einer von ihm gezeichneten, von Sands in London gestochenen schönen Ansicht des Zeustempels in Athen. Der Unterzeichnete, welcher Wolfensberger's persönliche Bekanntschaft und mehrwöchentlichen Umgang mit ihm zu seinen frohesten Erinnerungen an Neapel zählt, schmeichelt sich, da gedachtes Blatt nur Wenigen vor Augen treten dürfte, durch gedrängte Angabe seines biographischen Inhalts, mit Uebergehung alles rein Artistischen, die Theilnahme der Leser des „Magazins" auf den so früh Geschiedenen lenken zu können.*) Wolfensberger war am 20. Februar 1797 in dem Dörfchen Rumlikon im Kanton Zürich, in einer der abgelegensten Gegenden seiner schweizerischen Heimat geboren und eines unbemittelten Bauern Sohn, das zweitjüngste von acht Kindern. Für die rohe Härte seines Vaters entschädigte ihn in reichem Maße die Mutter, welche als ein Weib von seltener Art, schön und liebevoll, sittlichen Adels und scharfen Verstandes, fromm und sangreich geschildert wird. Sie allein begriff ihres Sohnes Gemüth, seinen Widerwillen gegen harte Feldarbeit, seinen frühen Drang zur bildenden Kunst. Eine Wahrsagerin prophezeite ihr mit physiognomischem Scharfblick, daß ihr Liebling sie bald verlassen, in fremde, ferne Länder gehen, da Ruhm und Glück finden, als ein reicher und geehrter Mann sterben werde. Ein einfacher Mann aus Stadt Zürich, Namens Wettstein, seines Gewerbes Holzhacker, aber scharfen Auges und Menschenkenner, Freund seiner Aeltern und von der Mutter zu Rathe gezogen, erkannte bald den Lebensberuf des Knaben und erbot sich großmüthig zu Kost und Wohnung ein Jahr lang in seinem kleinen Hause. Er war es auch, der ihn zu Heinrich Füßli führte, unter dessen sehr uneigennütziger Anleitung der Jüngling in kurzem die Anfangsgründe der Zeichnen-

*) Ein Kunstgenosse desselben, Eberhard Wächter in Stuttgart, welchem ein Alter von vollen neunzig Jahren (geb. 1762, gest. 14. August 1852) beschieden war, hat in der Beilage zu Nr. 1 der diesjährigen „Augsb. Allg. Zeitung" einen warm beredten Biographen gefunden.

kunst erlernt hatte und sich alsdann zum Landschaftsmaler vorbildete. Schon nach drei Jahren (1817) folgte er einem Rufe nach Neapel und machte die Reise dahin bis Genua zu Fuß, ohne von Sprachen mehr als sein heimatliches Allemannisch zu verstehen. In späterer Zeit lernte er die neueren Sprachen, Italiänisch, Französisch, Englisch, Neugriechisch, mit größter Leichtigkeit und redete den Jargon der Lazzaroni so geläufig, daß König Ferdinand (nicht Francesco, wie es in der Skizze heißt), der sich den jungen Mann vorstellen ließ, ganz verwundert und erfreut darüber war.

Die ersten Gönner, die er in Neapel fand, waren Graf Clary aus Wien und die Gräfin Woyna. Seine bieder freimüthige und doch bescheidene, heitere, natürliche Weise, seine schlichte und gemüthliche Beredtsamkeit, womit er aus seinem Herkommen kein Geheimniß machte, dabei aber der Mutter stets mit kindlicher Begeisterung gedachte, erschloß ihm der Großen, der Männer wie der Frauen, Herz und Haus. Uebergangen sei, wie er so oft durch herben Mangel im freithätigen Studium der Kunst gehemmt und zur Arbeit fürs tägliche Brod genöthigt wurde. Veranlaßt durch den Herzog von Berwick, machte er eine Kunstreise nach Sicilien, um die dortigen antiken Denkmäler zu zeichnen; er kam mit gefüllter Mappe aus Agrigent, Syrakus, Messina und Palermo zurück und hatte auch den Aetna bestiegen. Es war im März 1824, wo ich, gleichen Alters mit ihm, seine herzige Bekanntschaft machte und von da jeden Tag ein paar traute Stunden in seiner Werkstatt oder Gesellschaft, jetzt im Theater San Carlo, jetzt auf dem Bagnuole, einem Vergnügungsorte unweit des Casino Hamilton und der Schlösser der Königin Johanna, in dithyrambischer Ausgelassenheit bei Austernschmaus und rauschender Blechmusik von General Frimont's Musikchor, jetzt oberhalb der Schule des Virgil beim letzten Leuchten der Sonne im Anschauen der Inseln, des Kap Misene, des Golfs, der Stadt, dieser unvergleichlichen Zauberwelt,*) verbrachte, durch ihn bei dem unvergeßlichen Christoph Heinrich Kniep aus Hildesheim, Goethe's Begleiter in den siebziger Jahren, eingeführt wurde, mich an seinen Aquarellbildern mit Veduten aus Sicilien und Neapel oder dem letzten Vesuv-Ausbruch (1822), den er selbst gesehen und an Ort und Stelle aufgenommen hatte, erfreute u. s. w. Tempi passati!

Wolfensberger war der Meinung, daß Neapel für den Deutschen ein viel günstigerer Boden zu Kunststudien sei, als Rom, insofern dort, wo es keine sich gegenseitig kontrolirende und modifizirende Künstlerschulen gebe, das individuelle Urtheil eines Jeden unabhängig bleibe und die Natur vorurtheilsfreier betrachtet und aufgefaßt werde. Desungeachtet zog er selbst im Jahre 1825 nach Rom, wo er sich vorzugsweise an französische Künstler anschloß, bei Horace Vernet, damals Präsidenten der französischen Akademie, ehrenvolle Aufnahme und im Salon der Madame Vernet die gewählteste Gesellschaft fand. Zu mehreren seiner besten Bilder malte Vernet die Figuren. In Rom wurde er den Königen von Preußen, Bayern, Dänemark, so wie anderen fürstlichen Häuptern, vorgestellt und erfreute sich auch der Gunst der Exkönigin von Holland, Hortense. Die liebevollste Theilnahme und Freundschaft widmete ihm Lady Northampton, diese „englische Corinna", deren Gatte, damals Lord Compton und später Präsident der königlichen Gesellschaft für Wissenschaft und Kunst, mit seiner Familie in Tivoli wohnte und auch den Künstler mehrere Sommer hindurch in seinem Hause beherbergte. Sie hatte bereits Anstalt getroffen, Wolfensberger's Zukunft völlig sicher gegen Nahrungssorgen und banausischen Brodverdienst zu stellen, als ein frühzeitiger Tod im Wochenbett sie hinraffte und ihm mit ihr seine Hauptstütze raubte. Bei einem Besuch in der Heimat (1829) fand er seine geliebte Mutter nicht mehr am Leben, sie war ihrem harten Geschicke längst erlegen. Im Jahre 1832 führte er den seit Jahren gefaßten Entschluß aus, Hellas und Natolien nebst den Jonischen Inseln zu besuchen. In Athen, damals noch einer Ruine, verblieb er drei Jahre und vollendete während dieser Zeit seine künstlerische Durchbildung. Große Gunst widerfuhr ihm hier namentlich von Seiten der Gesandten Oesterreichs und Frankreichs, der Herren Prokesch von Osten und de Rouen, und mehrmals suchte ihn König Otto in seiner Werkstatt auf. Hierauf wurde Konstantinopel, Smyrna und die Ebene von Troja gesehen und auf jeder dieser Stätten eifrig für die Kunst geschaffen und gesammelt. Im Jahre 1835 kehrte er über Malta nach Neapel zurück, verlebte ein halbes Jahr in Pompeji und ging 1838 nach Rom, Florenz und Zürich. Die deutschen Kunstblätter haben der damals in Zürich stattgefundenen Ausstellung seiner Kunst-Arbeiten, bestehend in mehr als zweihundert gemalten Skizzen aus Italien und Hellas, ausführliche und anerkennungsvolle Besprechung angedeihen lassen. Ich hatte Wolfensberger noch als Jünger auf den Bahnen der Kunst wandeln sehen, seitdem, seit vierzehn Jahren, war er zum Meister gereift. Zu Zürich eröffnete ihm ein großmüthiger Beschützer der schönen Künste, Herr Martin Bodmer, unbeschränkten Kredit in Wien, Paris und London. Der Fürst Metternich, welchem er von seinem Gönner, Prokesch von Osten, angelegentlich empfohlen war, empfing ihn huldreich und wies ihm ein Lokal im Volksgarten an, woselbst er seine Skizzen ausstellte, unter seinen zahlreichen Besuchern auch den Kaiser und die kaiserliche Familie sah und allerwärts großen Beifall ärndtete. Nach fünfmonatlichem Verweilen in Wien kehrte er zur Schweiz zurück und begab sich 1839 nach Paris, wo er zu seinem großen Leidwesen Horace Vernet nicht fand, der sich damals in Algier aufhielt. Im nächsten Jahre betrat er den Boden Englands, wohin er von der Familie Northampton sehr warme Empfehlungen an den Herzog von Sutherland, Lady Blessington und viele andere Hochgestellte mitbrachte, und wo er auch an Miß Burdon, Tochter des als Verfasser der „Materials for Thinking" rühmlich bekannten William Burdon, eine Gattin fand (im August 1841). Mit ihr siedelte er sich im folgenden Jahre in Zürich an. Sein frühzeitiger Tod, welchem mancherlei Krankheitszufälle und ein seine Künstlerthätigkeit vielfach hemmendes Augenübel vorangingen, wurde durch eine Gehirn-Entzündung herbeigeführt. Seine Gemälde sind aller Orten zerstreut und sogar bis Rußland gedrungen. Ein Bild: „Troja's Ebenen", ist im Besitze des berühmten Historikers George Grote, Ansichten von Amalfi und Subiaco in der Sammlung seines Freundes und Landsmanns Bodmer. E. K—r.

*) Von dieser Zauberwelt singt Byron:

Here Nature loved to trace,
As if for Gods, a dwelling place,
And every charm and grace hath mixed
Within the Paradise she fixed.

Mannigfaltiges.

— **Rußlands Flotte 1719—1721.** Welche Verheerungen eine Flotte in den nordischen Meeren anzurichten vermag, das hat im vorigen Jahrhundert der Zar Peter I. von Rußland bewiesen. Als nämlich im Jahre 1719 die Königin Ulrike Eleonore von Schweden, die willenskräftige Schwester und Nachfolgerin des abenteuernden Königs Karl XII., sich weigerte, die Eroberungen, welche Peter I. in Ingermannland, Finnland, Liv- und Esthland während Karl's Irrfahrten in der Türkei gemacht, an Rußland abzutreten, rüstete der Zar eine Flotte von dreißig Linienschiffen, hundertundzwanzig Galeeren und hundert kleineren Fahrzeugen aus, deren Führung Peter selbst übernahm, da die Ausführung des dieser Flotte übertragenen Zerstörungswerkes ihm persönlich ein großes Vergnügen machte. Im Juni 1719 ging diese Flotte auf Lemland, einer der Alands-Inseln, vor Anker und begann nun von hier aus, wo sie die Küste der schwedischen Provinz Upland dicht vor sich hatte, ihr Zerstörungswerk. Norrköping, Nyköping, Norrtelge, Overgrund, Östhammer, Trosa und andere Städte, dreizehnhundertelnundsechzig Dörfer, hundertelnundvierzig Herren-Höfe, zwei Kupfergruben und vierzehn Eisenwerke wurden gänzlich verheert. Auch das nahe Stockholm war bedroht und wäre eben so wie die genannten Städte und Ortschaften durch Feuer und Schwert vernichtet worden, wenn nicht ein kleines schwedisches Corps die russischen Streifbanden zurückgeschlagen hätte. Der Jammer und die Noth in den nördlichen Küsten-Provinzen Schwedens wurden mit jedem Tage größer, bis endlich die Ankunft eines englischen Geschwaders unter Admiral Norris, so wie die Erklärung der Königin Ulrike Eleonore, daß sie bereit sei, auf die Friedensbedingungen Peter's I. einzugehen, die Russen bewogen, von ihrem Zerstörungs- und Plünderungs-Werke abzustehen. Die Engländer waren damals laue und darum eher schädliche als nützliche Verbündete der Schweden. Obwohl sie dem Zaren beständig drohten, ließen sie es doch niemals zu einer Waffenthat gegen die Russen kommen, wiewohl diese in den Jahren 1720 und 1721 ihre Landungen und Verwüstungen in Schweden (bei Söderham in Helsingland und anderwärts) wiederholten. Und so sah sich denn endlich die geängstete und verlassene Königin Ulrike Eleonore genöthigt, am 10. September 1721 den sehr nachtheiligen Frieden von Nystad zu schließen, in Folge dessen Liv- und Esthland, Ingermannland und Karelien, ein Theil von Wiborg-Län in Finnland, die Inseln Oesel, Dagö, Moon und die übrigen Eilande zwischen dem Rigaischen und dem Finnischen Meerbusen von Schweden an Rußland abgetreten wurden. Ersteres erhielt dagegen den größten Theil von Finnland zurück und bekam auch noch zwei Millionen Dukaten von Rußland. Da ferner Schweden damals einen Theil seines Getraide-Bedarfs aus Liv- und Esthland bezog, so ward ihm das Recht eingeräumt, jährlich für funfzigtausend Rubel Getraide zollfrei aus Livland auszuführen. Rußland vertagte damals seine weiteren Ansprüche an Schweden bis auf spätere Zeit; aber so viel steht fest, daß ohne die Passivität Englands die zu Schweden gehörenden Ostsee-Provinzen nicht an Rußland abgetreten worden wären.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 45. Berlin, Sonnabend den 13. April 1834.

Türkei.

Oberst Chesney über den russisch-türkischen Krieg von 1828—29.

Oberst Chesney, ein durch seine wissenschaftliche Bildung, namentlich aber durch seine Leitung und Beschreibung der britischen Expedition nach dem Euphrat und Tigris bekannter englischer Generalstabs-Offizier, hat kürzlich eine Geschichte der russisch-türkischen Feldzüge von 1828 und 1829 herausgegeben,*) bei welcher Gelegenheit er einen Blick auf die gegenwärtigen Zustände des türkischen Reiches wirft. Oberst Chesney war selbst im Jahre 1829 im russischen Hauptquartier und ist daher, subjektiv wie objektiv, ein vollgültiger Gewährsmann in dieser Angelegenheit. Er bestätigt, was bereits von anderen Seiten versichert, aber auch vielfach angezweifelt worden, daß die russische Armee, nachdem sie den Balkan überschritten hatte, in so reduzirten Umständen war, daß die Türken, bei einiger Umsicht und Entschlossenheit, den Feldmarschall Diebitsch und sein Corps leicht hätten vernichten können. Aber der damalige englische Gesandte in Konstantinopel war selbst so besorgt vor einer Eroberung dieser Hauptstadt durch die Russen, oder auch vor einer innern Revolution zur Wiederherstellung der Janitscharen, daß er den Sultan Mahmud bestürmte, Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. Oberst Chesney sagt:

„Wenn die zwanzigtausend Türken, welche zwischen dem 26. und 28. August Konstantinopel erreichten, nach Adrianopel gegangen wären und sich dort oder in der Nähe den Russen gegenüber aufgestellt hätten, so würden diese hinreichend lange aufgehalten worden sein, nicht blos um kund werden zu lassen, wie reduzirt ihre Truppenzahl war, sondern auch um den Großwesir und Hussein-Pascha in den Stand zu setzen, im Rücken von Diebitsch zu operiren. Natürlich würde dann auch der Divan nicht in einen erniedrigenden Vertrag eingewilligt haben, der eben nur in der Besorgniß abgeschlossen wurde, daß ein Heer von mindestens sechzigtausend Mann gegen Konstantinopel anrücke. Es wird versichert, daß Sultan Mahmud diesmal von seiner gewohnten Festigkeit verlassen wurde, und daß er einen Strom von Thränen vergoß, als er seine Unterschrift einem Vertrage gab, den er mit Recht als für die Ehre seiner Krone sehr verletzend ansah. Auf jede Gefahr hin würde er den Krieg fortgesetzt haben, wenn er gewußt hätte, daß in jenem Augenblicke der russische Befehlshaber, der spätere Marschall Diebitsch-Sabalkansky, nicht mehr als etwa funfzehn- bis siebzehntausend Bajonnette zu seiner Verfügung hatte. In Adrianopel selbst richteten bald darauf, in Folge des mangelhaften russischen Verpflegungs-Systems und des noch schlechter bestellt gewesenen Medizinal-Wesens, verderbliche Krankheiten neue Verheerungen unter den Russen an. Bei einer am 8. November 1829 stattgefundenen großen Musterung, welcher der Verfasser beiwohnte, waren kaum dreizehntausend Mann von allen Waffengattungen aufgestellt."

Wie jetzt wieder, so waren die Türken auch damals über Alles, was im russischen Lager vorging, sehr schlecht unterrichtet. Dagegen hatten und haben auch jetzt die Russen an den bulgarischen Bauern die verwegensten, für eine kleine Belohnung zu allen Schlechtigkeiten fähigen Kundschafter. Täglich und stündlich erhalten die Russen durch diese ihre Schildknappen die treuesten Berichte über Alles, was in den türkischen Lägern und Festungen unternommen wird. In den Feldzügen von 1828 und 1829, besonders aber in dem ersteren, hatten sie oft nur diesen Bulgaren, die ihnen von jedem türkischen Ueberfalle vorher Kenntniß gaben, ihre Rettung zu verdanken.

Es wird übrigens auf den Unterschied hingewiesen, daß bei dem Uebergange der Russen über die Donau im Jahre 1828 und bei ihrem damaligen Einmarsch in die Dobrudscha die in dieser Landschaft angesiedelten Saporoger Kosaken entschieden für die russische Sache wirkten, indem ihr Anführer, Ossip Michailowitsch Gladkoi, mit etwa Zweihundert der Seinigen eine Anzahl kleiner Kähne nach der Donau schaffte und auf diese Weise nach und nach funfzehntausend Mann Russen von dem walachischen nach dem bulgarischen Ufer brachte. In dem gegenwärtigen Kriege sollen jedoch diese Kosaken, an deren Spitze sich der bekannte polnische Renegat Czaykowski (Sadyk Pascha) gestellt, sämmtlich auf Seite der Türken sein.*)

Auch im Jahre 1828 fand der Hauptübergang der Russen über die Donau zwischen den kleinen Festungen Tuldscha und Isaktscha statt, welche man, eben so wie Matschin, anfangs umging. Der Kaiser selbst war am 19. Mai 1828 bei der Armee eingetroffen, um dem Uebergang über den Strom beizuwohnen; es mußte jedoch zu diesem Zwecke erst noch ein Damm gebaut werden, und diese Arbeit verzögerte sich bis zum 7. Juni, an welchem Tage endlich das dritte Armee-Corps zum Uebergange bereit war. General Rudsewitsch führte, unter Leitung des Kaisers, den Uebergang aus, wobei, wie oben bemerkt, die Saporoger Kosaken behülflich waren. Als Chef des Generalstabes fungirte General-Major Fürst Gortschakov III., der jetzige Ober-Befehlshaber der Donau-Armee.

Bald nach dem Ueberschreiten der Donau durch die Russen ergab sich Isaktscha. Der Kommandant dieser kleinen Festung sagte zu seiner Rechtfertigung, daß er sich dem in Person erschienenen mächtigen Kaiser von Rußland gegenüber unmöglich habe halten können. Im türkischen Hauptquartiere von Schumla ließ man jedoch eine solche Deferenz nicht gelten, und der ehemalige Kommandant mußte sie mit seinem Kopfe büßen.

General Uschakov (nicht derselbe, der jetzt in dieser Gegend befehligt) ging mit vier Bataillonen Infanterie, zwei Eskadronen Ulanen und einigen Hundert Kosaken gegen Tuldscha vor, wo man einen hartnäckigeren türkischen Kommandanten fand. Am hartnäckigsten vertheidigte sich jedoch das am linken Ufer der Donau gelegene Brailow (Ibrail), das damals noch den Türken gehörte, aber nach dem Frieden von 1829 in den Händen der Russen verblieb. Schon am 11. Mai waren die ersten russischen Truppen vom siebenten Armee-Corps vor dieser Festung erschienen und hatten sich der abgebrannten westlichen Vorstadt bemächtigt, aber erst am 17. Mai langte das Belagerungsgeschütz an. In der Nacht vom 24. Mai begann man mit einer Batterie von vierundzwanzig schweren Geschützen den wirklichen Angriff. Achtzehn Schiffe waren mittlerweile auf der Donau, unter dem Befehle des Vice-Admirals Zawadowski, heraufgekommen und griffen die vor Brailow liegende, den nach Matschin führenden Donau-Arm vertheidigende, türkische Flottille an, die aus einander gesprengt wurde. Am 7. Juni begannen die Russen, Minen zu legen, welche sie am 15. Juni anzündeten und sprengten, doch hinter der entstandenen Bresche fanden sie siebentausend Türken aufgestellt, welche von den stürmenden Russen über dreitausend Mann, worunter die Generale Wolff und Timroth, tödteten. Der Sturm ward an diesem Tage zurückgeschlagen, doch am folgenden Tage zündete man neue Minen, und bewirkte solche Breschen, daß der Kommandant, Soliman Pascha, die Uebergabe mit der Bedingung des freien Abzuges der Besatzung anbot. Soliman hatte sich tapfer vertheidigt, und als er am 17. Juni nach langer Gegenwehr den Platz übergab, war derselbe wirklich nicht mehr haltbar. Gleichwohl wurde er, als er mit der Besatzung, welcher ein freier ehrenvoller Abzug bewilligt worden war, nach Silistria kam, von dem dortigen Wesir vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurtheilt. „Soliman", so urtheilte der Wesir, „hat allerdings das Seinige gethan, aber es ist ihm Ein Vorwurf zu machen: daß er den Fall von Brailow überlebt hat."

Dem Beispiele von Brailow folgten in sehr kurzen Zwischenräumen Hirsowa, Matschin, Tuldscha und Kistendschi. Der Kommandant des letztgenannten, am Trajanswall und am Schwarzen Meere gelegenen Hafenortes, ein Aga, beantwortete die erste Aufforderung des Generals Rüdiger in sehr entschiedener würdiger Weise, so daß auf eine lange Belagerung gerechnet wurde. Doch unerwarteterweise kapitulirte die Besatzung schon nach vierundzwanzig Stunden, nachdem dreißig Kanonen ihr Feuer gegen die Stadt eröffnet hatten. Man hörte nachmals, daß der Aga durch die großentheils aus ehemaligen

*) The Russo-Turkish Campaigns of 1828 and 1829, with a view of the present state of affairs in the East. By Colonel Chesney, R. A., D. C. L., F. R. S. With maps. London, 1854.

*) Zum Theil wurden diese Kosaken indeß 1829 nach Rußland übergesiedelt, wo sie in der Gegend von Asow Ländereien erhielten, weshalb sie auch jetzt die „Asowschen Kosaken" heißen. Ihr Ataman Gladkoi ist dort erst vor kurzem gestorben.

Digitized by D. R.

Janitscharen bestehende Garnison zur Uebergabe des Ortes gezwungen worden sei, und in der That wurden Hunderte dieser Leute, welche mit ihrem Kommandanten freien Abzug erhalten hatten, bei ihrer Ankunft in Schumla enthauptet, während der Aga unangefochten blieb.

Wir haben diese charakteristischen Züge aus dem Feldzuge in der Dobrudscha vom Jahre 1828 zur Vergleichung mit den neuesten Ereignissen hier mitgetheilt.

Finnland.

Der Bottnische Meerbusen und die Alands-Inseln.

(Schluß.)

Die Haupt-Insel, Aland, von der die Gruppe ihren Namen hat, liegt unter 60° 15′ nördl. Br. und 37° östl. Länge. Sie hat einen Umfang von mehr als zehn Quadratmeilen und die Hälfte der Bevölkerung des ganzen Archipels. Die Küste enthält mehrere gute Häfen, namentlich Ybbernös, einen sicheren und tiefen Ankerplatz auf der Westseite des Eilandes, der, wie es heißt, die ganze russische Flotte aufnehmen kann, mit der großartigen Citadelle Bomarsund, die in ihrem weitläuftigen Umkreise hinlänglichen Raum für 60,000 Mann darbieten soll — kein sehr angenehmer Nachbar für Schweden, dessen östlichster Küstenpunkt nicht mehr als fünf Meilen entfernt ist. Zu Aland gehört auch das auf einem einsamen Felsen von rothem Granit an der äußersten Spitze einer Landzunge gelegene Schloß Castelholm, in welchem Erich XIV., der Sohn und Nachfolger Gustav Wasa's, zuerst gefangen gehalten wurde und welches bis zum Jahre 1634 den Statthaltern von Aland zur Residenz diente. Eine schmale Durchfahrt trennt es von Ekeröe, dem westlichsten Eiland der Gruppe, auf welchem sich vor der Reformation ein Kloster befand. Unweit Ekeröe und von Klippen umgeben liegt eine kleine Insel, welche Signilskär heißt und einen Telegraphen mit einer Lootsenstation besitzt. Die wichtigsten der anderen Inseln sind Lemland, Lumparland, Foeglö, Kumlingö, Brocndö, Vordö und Hamnö. Die Alands-Inseln hatten früher ihre eigenen Könige, bis sie mit Finnland unter schwedische Herrschaft kamen. Sie waren alsdann der Sitz eines schwedischen Statthalters, wurden aber im Jahre 1634 dem Landeshauptmann von Björneborg untergeordnet und bildeten ein Amt mit acht Pastoraten oder Kirchspielen. Im Jahre 1809 ward die ganze Gruppe an Rußland abgetreten und wieder mit dem Gouvernement Åbo-Björneborg vereinigt, von welchem sie früher getrennt worden war. Seitdem bildet ihre Küstenlinie die Gränze Rußlands im Bottnischen Meerbusen. Die russische Flotte hat an diesen Inseln sichere und bequeme Häfen, von wo aus sie die schwedischen Schiffe im Mälarsee und die Küstenfahrt am westlichen Ufer des Bottnischen Meerbusens überwachen kann.*)

Es war in der Nähe der größten Insel dieses Archipels, wo Peter der Große 1714 jenen Sieg über die Schweden erfocht, durch welchen Rußland zuerst als Seemacht bekannt wurde. Man muß jedoch nicht vergessen, daß dieser erste russische Seesieg von einer großen Uebermacht gegen die Schweden gewonnen wurde, die, entmuthigt durch die lange Abwesenheit ihres nach dem Unfall bei Poltawa in türkische Gefangenschaft gerathenen Königs, sich, außer Rußland, noch von Dänemark und Preußen angefallen sahen, die eine so lockende Gelegenheit wahrnahmen, um sich in Besitz von Schleswig-Holstein und Schwedisch-Pommern zu setzen, während Georg von Hannover, der neue König von England, sich die Bisthümer Bremen und Verden zuzueignen wußte, die seit dem westfälischen Frieden schwedisches Eigenthum waren. Die Macht Karl's XII. war in der That nach seinen glücklichen Feldzügen in Polen und Sachsen zu einer solchen Höhe angewachsen, daß sie alle seine Nachbarn bedrohte, welche sich daher beeilten, von seiner unerwarteten Niederlage Vortheil zu ziehen und das gefürchtete Schweden zu schwächen, ohne zu bedenken, daß sie hiermit einem noch viel gefährlicheren Nachbar Vorschub leisteten. So war es nicht so sehr die Schlacht von Poltawa, als die nach derselben entstandene Coalition der kleineren, von Neid gegen Schweden erfüllten Staaten, was den Ruin dieses Landes und seine vollständige Ohnmacht dem nordischen Koloß gegenüber verschuldete.

Zu den wichtigeren Seestädten Finnlands gehören Borgå und Lowisa, wovon erstere jedoch einen schlechten Hafen hat. Die Einwohner, etwa dreitausend an der Zahl, bestehen fast ausschließlich aus Schweden. Lowisa liegt in einer dürren Gegend am Finnischen Meerbusen, ist vierzig Meilen von St. Petersburg entfernt und zählt dreitausendfünfhundert Einwohner. Es war einst eine schwedische Gränzfestung, deren militairische Bedeutung aber aufhörte, als diese Provinzen an Schweden abgetreten wurden. Indessen sind noch einige Ueberreste der früheren Verschanzungen sichtbar, und die massiven, mit Schießscharten versehenen Mauern scheinen noch jetzt die Straße zu beherrschen, auf der man sich der ehemaligen Veste nähert. Ferner sind zu nennen die Städte: Tawastehus, Hauptort des gleichnamigen Kreises, an einem Landsee gelegen, mit einem starken Schlosse, einer Kirche und zweitausend Einwohnern. Björneborg, auf einer sandigen Landzunge an der Mündung des Kumo in den Bottnischen Meerbusen, mit etwas Schiffbau, einigem Handel in Bauholz, Pech, Theer und Fischen und einer Bevölkerung von 4570 Seelen. Nystad, berühmt durch den Frieden von 1721, wodurch Schweden die Ostseeprovinzen und einen Theil von Finnland an Peter den Großen abtrat. Wasa, die Hauptstadt eines Kreises, ein regelmäßig gebauter Ort am Bottnischen Meerbusen, mit einer schönen Kirche, mehreren Schulen, einer Kranken-Anstalt und viertausend Einwohnern. Die Breite des Bottnischen Meerbusens, der an diesem Punkt sehr flach und überall mit Inseln besäet ist, beträgt hier nicht mehr als zwölf Meilen. Südlich von Wasa liegt Christinestad auf der Halb-Insel Koppa, mit einem guten Hafen und beträchtlichem Handel.

Der nördlichste Kreis des Großfürstenthums ist Uleaborg. Der Hauptort desselben, von dem er seinen Namen hat, liegt am Uleå, hat ein Rathhaus, zwei Marktplätze, ein Hospital und mehrere Kirchen, mit einer Bevölkerung von viertausendfünfhundert Köpfen. Am nördlichsten Ende des Bottnischen Meerbusens befindet sich Torneå, ganz dicht am Polar-Kreise und hundertsechzig Meilen von St. Petersburg. Es ist ein hübsches Städtchen am Torneälf mit zwei Kirchen und achthundert Einwohnern. Dieser Ort ist der Mittelpunkt des lappländischen Handels, dessen Hauptartikel aus gesalzenen Fischen, Rennthierfellen, Butter ꝛc. bestehen. Fast die ganze Straße von Åbo nach Torneå läuft den Bottnischen Meerbusen entlang, dessen Gewässer sich in den fernen Horizont verlieren, bis man Christinestad erreicht, wo die beiden Ufer sich nähern. Jenseits Wasa lassen die Inseln, mit welchen die finnische und die schwedische Küste besäet ist, einen Zwischenraum von nur sechs Meilen, und die Untiefen und Klippen dieser Straße scheinen in grauer Vorzeit eine Schranke zwischen dem nördlichen Theil des Meerbusens und der Ostsee gebildet zu haben, mit welchem er jetzt in Verbindung steht. Das Küstenland ist auf einer beträchtlichen Strecke niedrig und flach, und der Weg sandig; wie man sich jedoch den nördlichen Provinzen nähert, zeigt sich eine größere Aehnlichkeit mit dem physischen Charakter Schwedens und Norwegens; die Felsen, welche die zackige Küste einengen, nehmen kühnere Umrisse an, und der Fjord von Uleåborg ist reich an Naturscenen von romantischer Wildheit.

So bitter die Schweden, ein stolzes und kriegerisches Volk, es auch empfinden mögen, sich einige ihrer schönsten Provinzen entrissen und zu den Besitzungen eines mächtigeren Nachbarn geschlagen zu sehen, dürfte doch die Trennung bei den Finnen selbst noch schmerzlichere Gefühle erregt haben. Nicht nur wurden sie von einem wichtigen und einflußreichen Bestandtheil eines Königreichs von mäßigem Umfang in ein unbedeutendes, kaum beachtetes Anhängsel einer ungeheuren Monarchie verwandelt, sondern es wurden auch alte Bande der Freundschaft und Liebe gewaltsam zerrissen. Mit Rußland haben sie keine Sympathieen, keinen Antheil an seinem Ruhm, kein Interesse für seine entfernten Eroberungen. Ganz anders mit Schweden: die in Stahl gehüllten Finnen bildeten unter dem heldenmüthigen Gustav Adolph einen Theil jenes unüberwindlichen Heeres, das die Habsburgische Macht zu Boden schlug; in späteren Jahren aber halfen sie Karl XII. die Trophäen von Narwa erringen, und ihre hartnäckige Tapferkeit hielt für einen Augenblick das Verderben auf, das der unheilvolle Tag von Poltawa über seine Waffen brachte. Auch der Charakter des Volkes ist derselbe: die Gutmüthigkeit, der biedere Freimuth, die unermüdliche Gefälligkeit und gewissenhafte Ehrlichkeit des Schweden finden sich in den westlichen Bezirken Finnlands wieder. Der Reisende wird auf seinen Wanderungen kaum mit einem Volke zusammentreffen, welches so viele liebenswürdige Eigenschaften besitzt und mit welchem er so bald auf vertraulichem Fuße stehen wird, als die Schweden und Finnen.

*) Zeitungs-Nachrichten zufolge, sollen die Russen alle Kriegeschiffe und Truppen von den Alands-Inseln zurückgezogen und die Vertheidigung derselben den Einwohnern selbst überlassen haben. E. A.

China.

Die Staatsumwälzung in China.

In einem der letzten Hefte der Revue des deux Mondes befindet sich ein ausführlicher Artikel über den Ursprung, den Fortgang und die Aussichten der gegenwärtigen Staatsumwälzung in China, dem wir, da der Verfasser einige neue Gesichtspunkte eröffnet, nachstehende Auszüge entnehmen:

„Zwei wesentliche Elemente deuten auf den Ursprung des Aufstandes hin und datiren fast beide vom Momente der Unterjochung des Reichs durch die Tataren, von zweihundert Jahren, her, wo die ersten Keime zur Verschwörung gegen die Usurpatoren durch geheime Gesellschaften ins Herz des Volkes gelegt wurden, die eine despotische, tyrannisirende Regierung befruchtete, deren Schwäche und Ohnmacht sie endlich zur vollen Blüthe trieb.

In der ersten Zeit der Tataren-Herrschaft, wo diese sich auf den Glanz ihrer Eroberung, wie auf die kriegerischen Gewohnheiten und Abhärtung ihrer Heere stützte, ward jeder Versuch von Empörungen leicht durch Waffengewalt erstickt; doch nach und nach entschwand mit deren Energie auch die Furcht vor ihren kriegerischen Ueberlieferungen, und nur zu häufig sahen die Mandschus sich genöthigt, die Einwirkung der Waffen gegen die der Bestechung zu vertauschen; an die Stelle der Hinrichtungen traten Geldsummen und Pfauenfedern; aus Empörern wurden Mandarine, und die Pekinger Zeitung verkündete triumphirend die Unterwerfung der Rebellen und die Wiederherstellung der Ordnung. Dieses Bestechungssystem, eine wahre Prämie für den Aufruhr, war bei den kaiserlichen Feldherren so zur Gewohnheit geworden, daß sie sich nicht scheuten, im Kriege von 1840 es auch gegen die Engländer anzuwenden. Was aber bei Räuberhorden und Piraten glückte, schlug bei einem Feinde fehl, der den Sieg den Bestechungen vorzog, und der Friede von Nanking im Jahre 1842 krönte nicht nur die Anstrengungen der Engländer mit Ruhm und Vortheil, sondern war auch der erste Anstoß, der das Reich der Mitte sowohl moralisch, als materiell in seinen festesten Grundlagen erschütterte.

Die Basis des chinesischen Staats-Systems beruhte bis dahin moralisch auf dem unerschütterlichen Glauben an die göttliche Allmacht der Herrscher, materiell auf ihrem Prinzip der Isolirung. Fest abgeschlossen gegen die gesammte Außenwelt, ihr nichts gebend, nichts von ihr empfangend, vegetirte das Reich durch seine ihm, und nur ihm, eigenthümliche Organisation. Wie kläglich auch der Zustand im Innern war, wie despotisch die Regierung, wie gedrückt das Volk, — die schwache Opposition der Gelehrten, die zeitweisen Aufstände von Rebellenhaufen wurden stets glorreich mit dem Bambus, dem Strange oder Bestechungen unterdrückt; bis in den innersten Kern des Volkes drang wohl das Gefühl seiner Entwürdigung, nicht aber die Idee der möglichen Abschüttelung dieses Joches, und noch viel weniger der Muth zu einem allgemeinen Aufstande gegen die unbezwingliche Macht der Mandschu-Dynastie. So lebte diese Jahrhunderte lang und hätte deren noch viele erleben können mit ihren alten Gesetzen und Mißbräuchen in ihrer Jahrhunderte langen Abgeschlossenheit. Da kam das Jahr 1842, mit ihm der Vertrag von Nanking, und in dessen Folge die heutige, in ihrem Ziele nicht abzusehende Revolution. — Der Haupt-Artikel des Vertrages sprengte plötzlich die chinesische Mauer; durch ihre Breschen zogen die Engländer triumphirend in fünf bedeutende Häfen ein; durch ihren Sieg war die moralische Grundlage der chinesischen Herrschaft, der Glaube an deren Unbezwinglichkeit, in dem Gemüthe des Volkes zerstört; durch die Fackel der Aufklärung, die von ihren Leuchtthürmen zu Canton, Fuchow, Amoy, Ning-po und Shanghai ins Innere des Reiches drang, wurden plötzlich alle geistigen Elemente in ihm zur hellen Flamme angefacht; wie das zugemauerte himmlische Reich sich plötzlich der Welt erschloß, öffnete sich die Welt nicht minder plötzlich dem bis dahin eingemauerten Volke. Aus den Thoren, durch welche die Europäer einzogen, strömten die Eingebornen in unabsehbaren Massen hinaus; sie folgten begierig dem lockenden Freiheitsrufe Jener, die durch die Emancipation der Schwarzen den Anbau ihrer Pflanzungen gefährdet sahen; Kalifornien und Australien boten den Bewohnern des Reiches der Mitte ein weites Feld der Ausbeute, und bald wurde der rühmliche Erfolg chinesischer Industrie in San Francisco u. s. w. weltbekannt. Jahrhunderte lang an das Festland gebannt, ergoß sich nun die chinesische Emigration, reißenden Strömen gleich, durch alle Weltmeere und erreichte mit unwiderstehlicher Gewalt die allerentferntesten Ufer. Hier trat sie in unmittelbare Berührung mit europäischer Civilisation und Sitten, verglich diese mit den heimischen, und ihre Berichte nach dem Vaterlande drangen, hell leuchtend, bis in den Schooß der einzelnen Familien; jetzt sprangen die Hüllen, welche die geheimen Gesellschaften bisher der Oeffentlichkeit sorgsam verborgen: Jahrhunderte lang still gebrütete Pläne traten kühn ans Licht des Tages, und der plötzliche Ruf zu den Waffen bedrohte nun auch materiell die schon durch den Sieg der Briten moralisch untergrabene Macht der Dynastie.

Die Sekte der „Dreiheit", deren Ursprung vom Beginn der Tatarenherrschaft datirt und die sich in unzähligen Verzweigungen über das ganze Land erstreckt, gelangte nun zur höchsten Wirksamkeit, schloß sich eng an die mißvergnügten Gelehrten, an das gedrückte, fast zertretene Volk und fand in ihnen Führer des Aufstandes und Soldaten. Wie schon Tao-Kwang, der Vorgänger des jetzigen Herrschers, gleich bei seiner Thronbesteigung fortwährende Kämpfe gegen die Rebellen des Stammes Miao-tse, der den Norden der Provinz Kwang-si bewohnt, zu bestehen hatte, so ging die den jetzigen Kaiser drohende Gefahr gleichfalls wieder von diesem Heerde der Revolution aus.

Die Provinz Kwang-si wird von hohen Gebirgsketten durchschnitten, deren unfruchtbare Abhänge jeder Kultur Trotz bieten; ihre Bevölkerung, eine energische, rauhe Race, empörte sich schon häufig gegen die engherzige Autorität der Mandarinen. Zum Norden, dessen fast unzugängliche Gebirge der tapfere Stamm der Miao-tse bewohnt, sind noch nie die kaiserlichen Waffen gedrungen, so daß er, inmitten eines eroberten Volkes, fast uneingeschränkt seine Selbständigkeit und seine uralten Sitten bewahrt; zu wiederholten Malen schlug er die gegen ihn ausgesandten kaiserlichen Truppen siegreich zurück und seit dem letzten Kampfe, 1832, verhandelte er mit dem Kaiser auf dem Fuße gegenseitiger Gleichheit. Unmöglich konnte daher die Empörung ein günstigeres Terrain für ihren Ausbruch wählen; durch die örtliche Lage gedeckt, war sie sicher, in der Bevölkerung der Provinz wie in dem Stamme der Miao-tse kräftige Stützen zu finden.

Ueber den Ursprung der Empörung walten verschiedene Versionen. Nach der einen wäre ein Reisender, der von einem ihn überfallenden Räuberhaufen zwei der Angreifer getödtet, deshalb von dem Mandarin gefänglich eingezogen worden; in Folge dessen habe sich das Volk zusammengerottet, den Mandarin erschlagen und so den Aufruhr weiter verbreitet. Nach anderen Behauptungen entsprang er aus Mißhandlungen, welche die Polizei eines Distriktes von Kwang-si sich gegen mehrere christliche Familien erlaubt; einer dritten Version zufolge verdanke er sein Entstehen der Unzufriedenheit eines Gelehrten, Huen-su-chuen, aus der Provinz Canton, der aus Rache über die ihn betroffene Versagung der literarischen Ehren, die er in Gemäßheit seines Doktor-Grades beanspruchte, durch die künstliche Auslegung der Bibel, einer chinesischen Ausgabe des Dr. Gützlaff, einen kleinen Kreis von Aposteln gewann, mit deren Hülfe es ihm gelang, einige Distrikte zu fanatisiren; mindestens wird er als derjenige genannt, der jetzt als Prätendent den kaiserlichen Namen Tai-ping führt. Erwiesen ist, daß in den Sätzen der neuen Religion, welche die Rebellen angenommen, Anklänge aus der Bibel sich mit der Lehre des Konfuzius vermischen; so glauben sie an die Einheit Gottes, an die zehn Gebote, denen sich sonderbarerweise das Verbot des Opiums beigesellt.

So wucherte während eines Jahres im Umkreis des Gebirgslandes der Aufruhr im Stillen fort, ohne daß selbst am kaiserlichen Hofe besondere Notiz davon genommen wurde, als im Laufe des Jahres 1851 plötzlich in Canton die Nachricht erscholl, daß die Rebellen einen angeblichen Nachkommen der Dynastie der Ming zum rechtmäßigen Kaiser ausgerufen und unumwunden ihre Absicht erklärt, die tatarische Herrschaft vom Throne zu stoßen. Auch in ihrer äußeren Erscheinung trugen sie den Stempel der Revolution. Der Krieg gegen Moden dürfte in jedem anderen Lande der am leichtesten erträgliche sein; in China ist er von Bedeutung; im Lande der Stabilität ist der Angriff auf eine derselben ein Kampf gegen alle und jede. Das alte National-Kostüm, das weite, vorn geöffnete Kleid, verdrängte den chang, die tatarische Weste; der lange Zopf fiel mitleidslos unter der reformirenden Scheere, und dem seit zwei Jahrhunderten geschornen Haupthaar ward die üppige Fülle wallender Locken aufs neue gegönnt.

Siegreich verfolgten die Insurgenten ihren verheerenden Lauf, als im September 1852 die Pekinger Zeitung plötzlich verkündete, daß das kaiserliche Heer die Rebellen aufs Haupt geschlagen und der angebliche Sprosse der Ming, Tien-te (himmlische Tugend), dem Sieger in die Hände gefallen sei. Seiner Aussage nach, habe ihn Vernachlässigung in seiner literarischen Laufbahn so mit Rachegedanken gegen die Regierung erfüllt, daß er die eifrigsten strategischen Studien gemacht, in Hoffnung, sie einst im Kriege gegen die Tataren zu verwerthen. Zwei andere Gelehrte, unzufrieden gleich ihm, wären in die geheime Gesellschaft der Dreiheit getreten und hätten ihm das Kommando über die Banden anvertraut, die zu fanatisiren, ihnen gelungen wäre. Einer von ihnen, der oben erwähnte Huen-su-chuen, war sein erster Lieutenant geworden und hatte, unter dem Namen T'hae-ping (ewiger Friede, eine seltsame Benennung für einen Mann, der eine Welt durch Brand entzündet), mit Hülfe der Bevölkerung von Kwang-si und angefeuert durch die Sekte der Dreiheit, mit ganz unerwartetem Erfolge bis dahin die Waffen der Empörer geleitet. Was an diesen Eröffnungen wahr sei, muß bei der großen Unzuverlässigkeit der Quellen im himmlischen Reiche dahingestellt bleiben; gewiß ist nur, daß Tien-Te 1852 vom Schauplatz völlig und spurlos verschwand, und daß T'hae-ping es ist, der seit der Zeit die kaiserliche Würde im Rebellenheere angenommen, daß er als Repräsentant der neuen Dynastie erscheint, und daß sein Name an der Spitze sämmtlicher Proclamationen prangt, die aus dem Lager der Insurgenten stammen.

Unter seinem direkten Oberbefehl nahm die Revolte bald einen furchtbar verheerenden Charakter an. Die Tataren aller eroberten Plätze wurden, ohne Erbarmen, mit Weibern und Kindern hingeschlachtet, rastlos wälzte der Strom sich vorwärts, erreichte siegestrunken die Ufer des Yang-tse-kiang, bemächtigte sich der dort vorgefundenen Dschonken und schiffte gemächlich den Strom hinab. Den 8. März erschien das Insurgentenheer unter den Mauern von Nanking, und am 19ten desselben Monats fiel die Stadt beim ersten Sturm. Die Zahl der tatarischen Schlachtopfer dieses blutigen Ereignisses wird auf zwanzigtausend angegeben, die, ohne Ansehen des Alters und Geschlechts, unter den Säbeln der Sieger verbluteten. Der ganze Lauf des Yang-tse-kiang gehört nunmehr der Empörung an, die dadurch befähigt ist,

jede Verbindung des südlichen mit dem nördlichen Theil des Reiches zu verhindern. Der Verlust Nankings war ein Dolchstoß ins Herz der Mandschu-Dynastie; die dadurch in ganz China erzeugte Aufregung war ohne gleichen, und von einem Tage zum anderen fürchtete man, die Häupter der Insurrection ihren Marsch auf Peking antreten zu sehen.

Während T'hae-ping's Armee ihre Triumphe an den Ufern des Jang-tse-kiang feierte, ward das Küstenland von zahlreichen bewaffneten Banden durchstrichen, die, unter dem Vorwande, die tatarische Dynastie zu bekämpfen, daselbst die ruchlosesten Exzesse verübten. Andererseits ließen die Piraten, die von je her die Meere China's verpesteten, ihrem Unfuge freien Lauf.

Der Hof zu Peking hatte seine besten Truppen um Nanking und Chin-kiang-fu versammelt, um der großen Armee von Kwang-si die Stirn zu bieten; in den übrigen Provinzen waren die Truppen in völliger Auflösung begriffen, die Mandarinen hatten nicht mehr den mindesten Einfluß, die öffentlichen Kassen waren fast geleert, alle Verbindungen unterbrochen, und der Handel lag gänzlich danieder; auch erregte es nicht das mindeste Erstaunen, als man in den ersten Tagen des Mai 1853 erfuhr, daß ein Insurgentenhaufe gegen Amoy in Anzug sei, entschlossen, diesen Hafen anzugreifen, der einzig von einigen Dschonken und einer völlig undisziplinirten Garnison vertheidigt wurde.

Amoy ist der Haupthafen der Provinz Fokien, eine riesige Stadt, wo in schmutzigen und engen Straßen sich eine armselige Bevölkerung drängt, die periodisch von der Cholera und von Fiebern gezehntheilt wird; aber ihre geographische Lage und die vortheilhafte Beschaffenheit ihrer Rhede, die Schutz gegen jeden Wind bietet, haben den Handel hierher gelenkt; so wurde denn auch Amoy in dem Vertrag von Nanking mit unter den fünf Häfen begriffen, wo es den Europäern verstattet war, Niederlassungen zu begründen. Die Engländer haben daselbst ein Konsulat und einige bedeutende Handelshäuser, die in Thee und Opium Geschäfte machen und die Verschiffung der Auswanderer besorgen, welche für die Bodenkultur West-Indiens gewonnen werden. Da das Erdreich dieser Provinz wenig ergiebig ist, so suchen mehrere Tausende von Fokiensern jährlich ihr Glück in fremden Kolonieen.

Der Gouverneur von Amoy war von dem Herannahen der Insurgenten benachrichtigt worden; er zeigte dies dem englischen Konsul an und forderte ihn zugleich auf, seine Landsleute zu beruhigen, indem er, der hergebrachten Gewohnheit gemäß, versprach, daß die kaiserlichen Truppen die Rebellen zurückschlagen würden. Der Konsul, Herr Backhouse, hielt es dennoch für Pflicht, den Kaufleuten zu rathen, auf ihrer Hut zu sein und sich an Bord der Fahrzeuge zu begeben, welche auf der Rhede ankerten, denn er setzte nicht das mindeste Vertrauen in die Ruhmredigkeit der chinesischen Offiziere. In der That liefen den 18. Mai ungefähr dreitausend Mann in den Hafen ein; ihre Schiffe, mit rothen Flaggen verziert, segelten kühn vor den Kriegs-Dschonken vorbei; der tatarische Admiral sammelte sein Geschwader, zog sich wohlweislich auf Schußweite zurück und ließ einige Kugeln abfeuern; nach dieser Anstrengung verschwand er, und die Insurgenten bewerkstelligten ihre Ausschiffung mit aller Gemächlichkeit. Kaum hatten sie die Stadt betreten, so wurden sie von der Bevölkerung bewillkommnet, die sich beeilte, ihnen bei der Zerstörung der Douane und der Häuser der Mandarinen hülfreiche Hand zu leisten. Die Garnison hatte sich in die Citadelle geflüchtet, und nach zweistündigem gegenseitigen Gewehrfeuer fraternisirten die Truppen mit den Belagerern. Der Kampf war ziemlich unblutig gewesen, und die Sieger trugen Sorge, eines der Thore völlig unbesetzt und geöffnet zu lassen, um den Mandarinen und Mißvergnügten den Weg zur Flucht zu ebnen. Noch am selben Abend war die Revolution beendet; nicht Ein Mandarin war mehr in Amoy zu sehen, und da die Insurgenten keinen Feind mehr zu bekämpfen hatten, brachten sie ihre Zeit mit heiterem Patrouilliren zu.

Die Engländer ihrerseits wurden durch den Anblick dieser plötzlichen Invasion nicht besonders erfreut. Zum erstenmale verlegte die Insurrection ihr Hauptquartier nach einer Stadt, die den „Barbaren" geöffnet war. Die Einnahme von Amoy war daher, in diesem Betracht, ein Ereigniß von Bedeutung, denn nun mußten die Absichten der Insurgenten, bezüglich der Europäer, ans Tageslicht treten. Die Lage war um so bedenklicher, da kein einziges Kriegsschiff im Hafen lag und die mit Opium und anderen reichen Produkten beladenen Kauffahrer leicht die Raubgierde des Pöbels erregen konnten; auch war die Zerstörung der Douane ein bedenklicher Vorgang. Doch wurden diese Besorgnisse sehr schnell zerstreut; die Häupter der Rebellen benahmen sich auf das leutseligste gegen die Europäer, boten ihnen eine Schutzwache für ihre Faktoreien an und veröffentlichten Proclamationen, deren Inhalt allgemeines Vertrauen einflößte; ja, sie gingen in ihrer Aufmerksamkeit so weit, einigen Plünderern die Köpfe abschlagen zu lassen. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Der literarische Verein in Stuttgart. Der seit dem Jahre 1839 in Stuttgart bestehende, nach dem Muster der zahlreichen englischen Printing Societies gegründete „literarische Verein" ist jetzt (wie aus einer in der „Deutschen Wochenschrift" von Gödecke enthaltenen Notiz eines seiner Direktoren, des Herrn Professor Dr. Holland in Tübingen, hervorgeht) mit der Vollendung einer auf Grund der richtigsten alten Drucke veranstalteten Ausgabe von Grimmelshausen's „Simplicissimus", dem sich eine thüringische Chronik anschließen wird, beschäftigt. Die Zahl der von dem Vereine bisher gelieferten Republicationen seltener, aus dem Buchhandel verschwundener Drucke alter historischer und literarischer Werke beträgt bereits einundvreißig. Es befinden sich darunter die Straßburgische Chronik von Closener, die Briefe der Prinzessin Charlotte von Orleans, Leo von Rozmital's Reisen, Pater Felix Fabri's Bericht über seine Pilgerfahrt in das heilige Land, die Weingartner Lieder-Handschrift mit gemalten Bildern, der altfranzösische Roman von Alexander, das portugiesische Liederbuch des Garcia de Resende, Konrad von Weinsberg's Einnahme- und Ausgabe-Register, das Habsburgisch-österreichische Urbarienbuch, Urkunden zur Geschichte des schwäbischen Bundes, das Gedenkbuch des Bürgers Philipp von Vigneulles zu Metz, drei Bände deutscher Fastnachtsspiele aus dem funfzehnten Jahrhundert ꝛc. ꝛc. Es ist zu wünschen, daß der Verein in seiner schätzenswerthen Thätigkeit fortfahre, und daß er dazu durch eine noch größere Theilnahme, als bisher, in den Stand gesetzt werde. Der jährliche Beitrag, für welchen man die Publicationen des Vereins erhält, ist verhältnißmäßig, besonders im Vergleiche z. B. mit den Beiträgen des Roxburghe-Club (einer Printing Society in England), höchst unbedeutend.

— Englische Matrosen-Geschichten. „Blue-Jackets",*) so heißt eine eben erschienene Sammlung von Geschichten aus dem Leben britischer Seeleute neuerer Zeit. Der Verfasser meint, das Publikum könnte vielleicht glauben, der alte seemännische Geist aus den Zeiten der Admirale Blake und Nelson sei jetzt ganz verkommen, da seit vierzig Jahren kein tüchtiger Seekrieg gewesen. Er wolle jedoch beweisen, daß dem nicht so sei. Bei Aden, bei St. Jean d'Acre, in China, am Niger und Irrawaddi hätten Alt-Englands Blue-Jackets bewiesen, daß ihre Race nicht ausgestorben. Und die Geschichten, die der Verfasser hier zusammengetragen, dürften besonders jetzt, wo John Bull wieder ganz Außerordentliches von seinen Blaujacken erwartet, mit Interesse gelesen werden.

— Denkmal des Großfürsten Wladimir in Kiew. Am 17. September 1853 wurde in Kiew die kolossale Bronce-Statue des heiligen (Großfürsten) Wladimir auf dem vorher zugerichteten Piedestal enthüllt; sie ist von dem bekannten Akademiker der kaiserlichen Kunst-Akademie zu St. Petersburg, Baron Klot, gearbeitet, und derselbe Künstler hat auch die Bacreliefs am Piedestal aus Bronce gegossen. Das Denkmal befindet sich über dem Dnjepr, auf dem höchsten Gipfel des Alexander-Berges, an derselben Stelle, wo die Taufe des russischen Volkes stattgefunden haben soll, und besitzt eine Höhe von zehnthalb Faden (sechsundfunfzig Fuß engl.). Der Künstler gedachte durch die Darstellung des heil. Wladimir und der Bacreliefs jenen heiligen Augenblick ins Gedächtniß zu rufen, wo die Russen die christliche Taufe empfingen, als der Großfürst, an dem Ufer des Dnjepr von der Versammlung der Priester, der Bojaren und aller Bewohner der Stadt, welche in die geweihten Wellen des Flusses getreten waren, umgeben, die Augen gen Himmel erhob und ausrief: „Herr Gott, Schöpfer Himmels und der Erde, schau' auf Deine neu getauften Kinder, verleih' ihnen wahrhaft, Dich als einigen Gott zu erkennen, und stärke sie in dem wahren Glauben, hilf mir gegen sichtbare und unsichtbare Feinde und breite aus Deinen heiligen Namen in den russischen Landen." Das Journal des Ministeriums der Volksaufklärung in Rußland (woraus Vorstehendes entlehnt ist) giebt in seinem Januar-Heft 1854 eine Abbildung dieses Denkmals, und die Kiewsche Gouvernements-Zeitung enthält ein Gedicht von Berlaschkewitz unter der Ueberschrift „Gedanken eines Kiewers vor der Statue des Großfürsten Wladimir".

*) Or: Chips of the Old Block; a narrative of the gallant exploits of British seamen and of the principal events in the naval service during the reign of Queen Victoria. By W. G. H. Kingston.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 6 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen nehmen von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. No. 55, und beim Spediteur Krausen, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 46. Berlin, Dienstag den 18. April 1834.

Frankreich.

Die Volkspoesie im südlichen Frankreich.*)

Es giebt in der Geschichte der Werke des Geistes zu allen Zeiten und in allen Ländern ein Kapitel, welchem von Disraeli, dem Vater des in der heutigen politischen Welt bekannten Redners, der Name: „Literarische Kuriositäten" gegeben worden ist — eine Bezeichnung, welche sehr geeignet ist, alle die auf die Literaturgeschichte sich beziehenden Notizen, Entdeckungen, Untersuchungen, Thatsachen und Einzelnheiten, welche das Gepräge des Unerwarteten, des Neuen haben und welche nur dem sich aufdrängen, der das Gebiet der Literaturgeschichte auf anderen als den schon betretenen Wegen durchsucht, zusammenzufassen. Die Geistes-Entwickelung geht im Allgemeinen sehr einfach, so zu sagen: in gerader Linie, vor sich; die Entwickelungsstufen, die der Geist durchmacht, folgen auf einander nach leicht erkennbaren Gesetzen und bilden bestimmt sich von einander unterscheidende Zustände; ein jeder dieser Zustände hat seinen vorherrschenden Charakterzug, den auch die originellsten Werke und Talente nicht verleugnen. Und doch wird dieser einfache regelmäßige Entwickelungsgang, wird der Triumph der allgemeinen Richtungen, der Einflüsse, denen sich Nichts entziehen zu können scheint, manchmal unterbrochen und gestört durch Erscheinungen, die man am allerwenigsten erwartet, durch Thatsachen, welche den Theorieen geradezu widersprechen, durch Richtungen des Talents, die dem allgemeinen Strom zuwiderlaufen; Geister, die einer früheren Zeit anzugehören scheinen, treten noch einmal auf; Sprachen und Ausdrucksweisen, die ihre Herrschaft verloren, lassen sich noch einmal vernehmen in einer Welt, welcher durch die fortgeschrittene Bildung längst schon andere Sprachen und Ausdrucksweisen gegeben sind.

Daß die Geschichte der Volksdialekte, welche sich in manchen Gegenden durch die allgemein herrschende Sprache nicht verdrängen lassen, welche ihre eigenthümlichen Schicksale und Ueberlieferungen haben, welche in der Literatur eine Zeitlang verschwinden und dann unvermuthet wieder zum Vorschein kommen, ein höchst wichtiger Beitrag für das Kapitel der „literarischen Kuriositäten" ist, wird Niemand in Abrede stellen. — Der Geist der englischen Poesie verfolgt seinen Entwickelungsgang von Shakespeare zu Milton, von Milton zu Pope, von Pope zu Byron; aber daneben lebt im schottischen Dialekt eine eigene Poesie fort, die mit dem König Jakob, dem Verfasser der „Kirche Christi", beginnt, in Allan Ramsay im vorigen Jahrhundert wieder erscheint und in Robert Burns in unseren Tagen sich fortsetzt. Neben Goethe und Schiller tritt in Deutschland Hebel, der Verfasser der „Allemannischen Gedichte", auf, dichtet „die Wiese" und schildert die ländlichen Zustände des badenschen Oberlandes im Dialekte seiner Heimat. Und hat sich nicht auch in Frankreich die Poesie im Volksdialekt des Südens wieder verjüngt? — Jasmin ist nicht ihr einziger, wohl aber ihr glänzendster Vertreter. In Beziehung auf alle diese ländliche und volksthümliche Poesie kann man sagen, was Burns in seinem Fragment über die „idyllische Poesie" in Beziehung auf Allan Ramsay sagt: „Fahre fort, ehrenwerther Allan! . . . Du schilderst die alte Natur in Deinen lieblichen caledonischen Versen. . . Dein Strom fließt in Thälern, die mit Blumen übersäet sind, wo hübsche Mädchen ihre Wäsche bleichen. . . Die ländliche Liebe ist die Natur selbst: kein Ueberfluß hochtrabenden Wortschwalles, kein verworrener Gedanke, sondern der süße Zauber der Liebe! . . ."

Volksthümliche Poesie, volksthümliche Dichter! Was ist die wahre Bedeutung dieser Worte? — Unsere Zeit hat Landbebauer, Schmiede, Schäfer, Coiffeurs mit einemmale als Dichter auftreten sehen, einige als Dichter im umfangreichsten und höchsten Sinne des Wortes. Ist der Ausdruck ihres Geistes das, was man eigentlich die Volkspoesie nennen kann? — Die auffallendste Eigenthümlichkeit der Volkspoesie ist die, daß sie durchaus natürlich und wie von selbst kommend ist; sie giebt in einer einfachen und sinnreichen Form den Inbegriff des Lebens eines Volkes wieder: seine Kämpfe, seine Leiden, seine Gemüthserhebungen, seine lebendigsten Neigungen, seine theuersten Gefühle; sie stellt in den Ereignissen, welche sie erzählt, in dem Gesammtgemälde der Sitten, der Ansichten, der Gebräuche, welche sie durch ihre Lieder zusammenbringt, ein ideales Abbild des volksthümlichen und häuslichen Lebens dar. Ihr Ursprung ist gewöhnlich geheimnißvoll; fast immer ist sie anonym; Nichts ist schwieriger, als den Namen des Verfassers dieses oder jenes der Volkspoesie angehörigen Gedichtes aufzufinden. Ohne Zweifel sind diese gefühlvollen und einfachen Lieder in ihrer ersten Auffassung das Werk irgend einer individuellen, besonders begabten Persönlichkeit; aber kaum sind sie geboren, so verschwindet der Urheber, der ihnen ihre erste Gestalt gegeben; die Ueberlieferung bemächtigt sich ihrer, bewahrt sie, gestaltet sie um, verbreitet sie — bis eine Zeit kömmt, wo diese Fragmente — zu einer festen Gestalt gebracht und gesammelt — dazu dienen, dem Geiste eines ganzen Landes und einer ganzen Zeit wieder aufzuhelfen. Hierin zeigt sich diese Poesie wahrhaft volksthümlich, d. h. dermaßen vom Geiste und vom moralischen Leben eines Volksstammes erfüllt, daß sie vom Genius dieses Volksstammes selbst diktirt zu sein scheint. Eine solche Volksdichtung ist der „Romancero", das Epos des kriegerischen und ritterlichen Lebens Spaniens; solche Volksdichtungen sind die Lieder der Bretagne in ihrer dramatischen und natürlichen Einfachheit. Denselben Charakter zeigen die Lieder des modernen Griechenlands, Fragmente, die, nachdem sie lange wie verschwunden gewesen, auf Skios, auf Samos, in den Einöden des Olymps wieder aufgetaucht sind.

Verhält es sich eben so mit den Werken derjenigen Dichter, welche in vielen Beziehungen als Vertreter der gegenwärtigen Volkspoesie gelten können? — Diese Dichter gehören, ihrem Ursprunge und ihren Lebensgewohnheiten nach, dem Volke an. Die Scenen, welche sie beschreiben, die Sitten, welche sie schildern, die Gefühle, welche sie ausdrücken, sind dem Leben des Volks entnommen; auch ihre Sprache ist die Sprache des Volks, — eine derbe und bilderreiche Sprache. Ihre Dichtungen haben also Alles, was der Volkspoesie eigen ist; Eines aber haben sie noch, was die Volkspoesie sonst nicht gehabt: das individuelle Gepräge; die moderne volksthümliche Poesie ist nicht anonym; sie tritt in Schottland unter dem Namen Burns, im Süden Frankreichs unter dem Namen Jasmin auf. Was diese beiden liebenswürdigen Dichter auszeichnet, ist dies, daß sie, geboren in der niedrigsten Schichte der Gesellschaft, sich bis zu den lichtesten Höhen des Menschenlebens erhoben haben. Sie sind Dichter, wie alle anderen Dichter, wenn man ihre Kunst und ihre Geistesthätigkeiten in Betracht zieht; volksthümliche Dichter sind sie nur in Beziehung auf die Quelle, aus welcher ihre dichterische Phantasie schöpft, und in Beziehung auf die Dialekte, deren sie sich bedienen. Man nennt diese Dialekte oft Patois, um ihnen das Siegel der Verächtlichkeit oder der Gemeinheit aufzudrücken. Manche von diesen Dialekten haben aber, wenn ihnen auch das Glück nicht günstig gewesen, sich doch genug von ihrer ersten Jugendfrische bewahrt, um von Zeit zu Zeit irgend einer unerwarteten Begeisterung zum Ausdruck zu dienen. Nicht blos für die Literaturgeschichte sind diese Dialekte von Interesse, sondern für die Geschichte überhaupt. Sicherlich sind sie eine besondere beachtenswerthe Ausdrucksform eines gewissen volksthümlichen Geisteslebens. Aus Ueberresten der lokalen Dialekte, die sich mit der lateinischen Sprache vermischt, entstanden, ist der noch heute im Süden Frankreichs gesprochene Volksdialekt das letzte Zeugniß einer geschichtlich bedeutenden Zeit, der Zeit der vermittelnden sogenannten romanischen Welt.

Wenn eine solche romanische Welt in vollständiger Ausbildung und in bestimmter Abgeschlossenheit mit einer einzigen Sprache auch nicht existirt hat, so ist das wenigstens nicht zu bezweifeln, daß eine solche Welt zu existiren versucht hat. Politisch eben so wie literarisch hat eine romanische Welt als ein, so zu sagen, noch unklarer Entwurf existirt; sie erstreckte sich über Katalonien, über einen Theil des nördlichen Spanien, über einen Theil des nördlichen Italien und über einen großen Theil des gegenwärtigen Frankreich und hatte eine bei aller Mannigfaltigkeit ihrer Dialekte im Grunde doch gleiche Sprache. Diese durch die Poesie der Troubadours verherrlichte Sprache ist von der französischen Sprache gegen Ende des Mittelalters allmälig ver-

*) Nach Ch. de Mazade in der Revue des deux Mondes.

drängt worden. Gehemmt und unterdrückt in ihrem Aufschwunge und in ihrer Entwickelung, ist sie nur noch in einer Vielheit von Dialekten übrig geblieben; dem niederen Volke überlassen, ist sie nur noch als die Sprache der Hütte, der Werkstätte, des Landmannes am Leben; und auch als solche hat sie von Jahrhundert zu Jahrhundert ihre Schicksale gehabt. Jeder Dialekt hat seine Dichter. Um nur die vorzüglichsten zu nennen, — in der Provence ist es Nicolas Saboly, der Verfasser der naiven und volksthümlichen „Noëls provençaux"; in Languedoc, im siebzehnten Jahrhundert, ist es Goudouli, der, etwas verschieden von unserem Zeitgenossen Jasmin, seinen Weinberg verkaufte, um zu trinken, und der nichtsdestoweniger dem Tode Heinrich's IV. Verse weihte, welche Malherbe nicht erreichte; in Bearn, im achtzehnten Jahrhundert, ist es Despourrins, der anmuthige und pikante pyrenäische Dichter. Diese Sprache hat auch auf die modernen Dichtungen einen Einfluß ausgeübt; noch im sechzehnten Jahrhundert, als sie nur noch im Munde des gemeinen Volkes lebte, nahm Montaigne manche ihrer familiärsten Ausdrücke in seine so geschmückte Prosa auf.

Man glaube übrigens nicht, daß Ein Tag genug gewesen sei, den Kampf zwischen den beiden Sprachen zu entscheiden. Zur Zeit des „pyrenäischen Friedens" war die französische Sprache noch für alle Gesellschaftsklassen, in Roussillon, eine fremde Sprache; erst zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts brachte es die Autorität Ludwig's XIV. dahin, daß sie für die gerichtlichen Verhandlungen und für die Predigten eingeführt wurde. Es sind noch nicht hundert Jahre, als die Akademiker in Marseille eingestanden, daß sie in provençalischer Sprache dachten. Noch im Jahre 1754 wurde eine Oper in der Sprache von Languedoc am Hofe aufgeführt; die Oper hieß: „Daphnis und Alcimadure". Grimm, der allgemeine Berichterstatter über alle literarischen Ereignisse in damaliger Zeit, berichtet über diese Aufführung und wirft bei dieser Gelegenheit die Frage auf, wie es wohl gekommen wäre, wenn Heinrich IV. den Einfall gehabt hätte, die Hauptstadt Frankreichs nach dem Süden zu verlegen, ob die französische Sprache nicht „maßvoller, wohltönender, mehr entschieden in Beziehung auf das Silbenmaß und demzufolge mehr musikalisch und mehr poetisch" geworden wäre. Die größte Gefahr lag für die Sprache des Südens in der das provinzielle Leben systematisch und gewaltsam unterdrückenden modernen Centralisation und in der Vermischung aller Bevölkerungen Frankreichs, welche durch die Kriege des Kaiserreichs und dann durch die Erleichterung des Verkehrs und des Reisens vollendet wurde. Und doch hat diese Sprache auch in unserer Zeit noch ihre Dichter gehabt, nicht blos in der Gegend von Agen, wo Jasmin sich zuerst erhoben, sondern auch in der Provence, diesem ältesten und berühmtesten Heerde der romanischen Poesie. Hier giebt es sogar Grammatiker, Sprachforscher, Kritiker, welche sich mit den Dichtern verbinden, um dem trauten Geist des Heimatlandes wieder neues Leben zu geben.

Um den provençalischen Dialekt nicht zurückbleiben zu lassen hinter dem gascognischen, hat der fleißige J. Roumanille die Verse dieser modernen Dichter der Provence unter dem Titel: „Li Prouvençalo" gesammelt. Hervorgegangen aus dem Volke, ein bescheidener Arbeiter in einer Druckerei zu Avignon, selbst Dichter — scheint Roumanille die Seele dieser Bewegung zu sein. Wie Saboly hat er „Noëls" verfaßt, von denen das eine: „die beiden Tauben", schnell im Volke heimisch geworden. Ein Mann seiner Zeit, hat er in einem Kapitel über „die Krippen" Verse in ganz moderner Begeisterung, von milder und christlicher Färbung veröffentlicht und, die kleinen Gedichte: „Li Tounjarello", „La Part dau bon Dieu" haben in der Grafschaft (Avignon) allgemeinen Beifall gefunden. Ein einsichtsvoller und besonnener Geist, getrieben von dem Verlangen, seiner Sprache Anhänger zu erwerben, sein Talent nur zu dem Zweck gebrauchend, die Herzen des Volks zu beruhigen, zu veredeln, zu heben, wie er es in einigen Broschüren während der letzten Revolutionsjahre gethan, hat er alle die gutgesinnten Musen, deren Dichtungen den „Provençalo" bilden, um seine Person versammelt. Der eine dieser Dichter, Aubanel, besingt „die Mäher" („Les Faucheurs") in einer freimüthigen, ländlichen Weise, schildert aber auch mit einer ernsten Energie „den neunten Thermidor", indem er den Henker, müde und matt vom Vergießen menschlichen Bluts, am Ende selbst unter seinem Beile sterben läßt. Ein anderer, Glaux, ist — um die treffende Bezeichnung St. René-Taillandier's zu gebrauchen — eine Art von provençalischem Teniers. Der lebendigste und bekannteste Ausdruck dieser neuen Poesie des Südens bleibt Jasmin, dessen bekannte Gedichte: „L'Aveugle de Castel-Cuillé", „Les Deux Jumeaux", „La Semaine d'un Fils", „La Vigne", — eine ungemein gesunde und ansprechende Begeisterung ausdrücken. Jasmin ist bereits aus dem Halbdunkel lokaler Berühmtheit herausgetreten. Paris hat mehreremale die Gelegenheit gehabt, ihn zu hören; Longfellow, ein ausgezeichnetes Talent in den Vereinigten Staaten, hat eines seiner Gedichte: „L'Aveugle" — übersetzt. Die französische Akademie hat ihn gekrönt. Jasmin hat dieses seltsame Zusammentreffen der südlichen Lebendigkeit und der akademischen Würde in einem Gedichte — „Langue française, langue gasconne" — verherrlicht; er preist in diesem Gedichte beide Sprachen; und — man kann sagen: es gelingt ihm, der einen Alles zu geben, ohne der anderen Etwas zu nehmen. (Fortsetzung folgt.)

China.

Die Staatsumwälzung in China.

(Schluß.)

Inzwischen schämten sich die Mandarinen ihrer schimpflichen Flucht und versuchten den 29. Mai einen Angriff auf Amoy; allein sie wurden mit großem Verluste zurückgeschlagen, worauf sie sowohl zu Land, als von der Seeseite eine Art von Blockade errichteten, um die günstige Gelegenheit zur Wiedergewinnung der Stadt abzuwarten. Die Insurgenten waren stets auf ihrer Hut, aber bald schlich sich die Zwietracht in ihre Reihen. Da den Häuptern das Geld ausging, sich auch bald Mangel an Munition einstellte, so nahm man zu erzwungenen Contributionen seine Zuflucht; zuerst trafen diese die Reichen, bald aber alle Welt, so daß die Revolution, welche anfänglich mit Enthusiasmus begrüßt worden, bald ihre Popularität verlor, und so zogen den 10. November die Kaiserlichen wieder siegreich in das rückgewonnene Amoy ein. — Die Bande der Fokienser reihte sich nicht der großen Armee des T'hae-ping an; sie hatte vereinzelt unter der Führung einiger Abenteurer gefochten, die für ihre eigene Rechnung einen Feldzug eröffnete. Mehr also bedurfte es nicht, um einen glücklichen Handstreich gegen eine der wichtigsten Küstenstädte zu führen und um während sechs voller Monde die tatarische Dynastie herauszufordern und zu bedrohen.

Der Lauf der Ereignisse führt uns nach Shanghai. Obgleich die Insurgenten von Nanking keine Demonstration gegen diese Stadt gemacht, so war doch deren Bevölkerung darum nicht weniger beunruhigt. Mit Grund besorgte man, daß das Beispiel von Amoy Nachahmung erwecken dürfte. Das kaiserliche Gouvernement und die Europäer wußten, daß die geheimen Gesellschaften ihr Wesen wieder zu treiben begannen, und daß sie einen großen Theil von Anhängern unter den Mannschaften der Dschonken von Canton und Fokien zählten, welche im Hafen ankerten. Gegen das Ende des Monats August ließ der Taotai oder Gouverneur einige Rädelsführer verhaften, aber im Bewußtsein seiner Schwäche ließ er sie wieder frei. Dieser Mandarin, der lange in Canton gelebt, wo er unter den Kaufleuten ersten Ranges figurirt hatte, war bis dahin durch seine Thätigkeit bekannt; er war es, der im Namen des Kaisers europäische Schiffe gemiethet, und für einen Chinesen war diese den alten Gesetzen zuwiderlaufende Maßregel ein kühnes Unternehmen; er war es auch, der dem General-Gouverneur der Provinz gerathen hatte, die Mitwirkung der fremden Nationen anzurufen: eine arge Ketzerei, die zu einer anderen Epoche auf das Haupt ihres Vollstreckers die schrecklichsten Strafen beschworen haben würde; kurz, er hatte Nichts unterlassen, war vor keinem Mittel zurückgebebt, das der Stadt Shanghai den Besuch der Rebellen hätte ersparen können. Unglücklicherweise aber hatte er sich genöthigt gesehen, den größten Theil seiner disponiblen Truppen den Yang-tse-kiang hinauf zu senden, und während diese vergebens strebten, den wichtigen Platz Chin-kiang-fu wiederzunehmen, brach die Revolte inmitten der Stadt selbst aus. Es war am 7. September, bei Gelegenheit der Feier eines Festes zu Ehren des Konfuzius, wo die Cantoner und Fokienser sich entschlossen, ihren Streich auszuführen. Sie stürzten sich, in zwei Haufen getheilt, durch die engen Straßen von Shanghai, ermordeten eine der ersten Magistrats-Personen und belagerten den Tao-tai, der zu seiner Vertheidigung nur eine sehr kleine Anzahl von Soldaten hatte, die ohnedies wenig geneigt zum Kampfe schien. Nach einem kurzen Gewehrfeuer war der unglückliche Mandarin gezwungen, sich zu ergeben. Da er unter den Häuptern der Cantoner einige Freunde zählte, so schenkte man ihm das Leben, ja, man schlug ihm sogar vor, die insurrectionelle Regierung anzuerkennen und auf seinem Posten zu verbleiben; aber er weigerte sich muthig, wandte sich an die Intervention des Konsuls der Vereinigten Staaten, und endlich gelang es ihm, nicht ohne Gefahr, aus seinem Palaste zu entfliehen und sich in dem europäischen Stadttheile zu verbergen, von wo aus er zu seinem Geschwader gelangte, welches auf dem Yang-tse-kiang kreuzte.

Die Bevölkerung von Shanghai besteht hauptsächlich aus reichen Kauf- und Handelsleuten. Seit die Europäer die Erlaubniß der Niederlassung daselbst erlangt, hat der Handel einen ungewöhnlichen Aufschwung erhalten; so war es natürlich, daß die Bewohner keine Sympathieen für die Patrioten aus Canton hegten, und in der That waren vom ersten Tage des Aufstandes an sämmtliche Straßen der Stadt von Bürgern überfluthet, die in aller Eil mit ihrer beweglichen Habe aus den Thoren flüchteten. Es war eine allgemeine Auswanderung. Was das niedere Volk betrifft, so schlug es sich natürlich auf

Seite der Insurrection, und seine erste That war die Demolirung des Zollgebäudes. Sodann schritt man zur regelmäßigen Plünderung der öffentlichen Gebäude und der Häuser der Mandarinen; aber als das Werk der Plünderung vollbracht war, begannen die Schwierigkeiten: die Fokienser maßten sich den größten Theil des Raubes, ungeachtet der Einsprache der Cantoneser, an, und bald war der Streit dahin gediehen, daß nur noch die Gewalt der Waffen entscheiden konnte; von beiden Seiten fielen Flintenschüsse. Doch endlich entsagten die Fokienser ihren Ansprüchen, und nachdem die Ruhe wiederhergestellt war, schritt man zur Errichtung einer Regierung. Es ist wichtig, hier zu bemerken, daß die europäischen Einwohner, die in diesen seltsamen Begebenheiten die strengste Neutralität behaupteten, in keiner Hinsicht von den Siegern beunruhigt wurden; gleichwohl verdoppelten sie ihre Wachsamkeit und hielten sich zur Vertheidigung ihres Stadtviertels bereit.

Die oberste Befehlshaberstelle fiel einem ehemaligen Zuckerhändler zu, Namens Liu, der zu der Bande der Cantoneser gehörte. Dieser große Feldherr proklamirte sofort die Verbannung der Tataren und die Wiedereinsetzung der Dynastie der Ming. Er versprach die Ordnung aufrecht zu erhalten, untersagte die Plünderung und forderte die Kaufmannschaft auf, die Stadt mit Lebensmitteln zu versorgen, denn „der Reis wurde so selten wie Perlen, und Brennholz so theuer wie Zimmet." In einem anderen Plakate ereiferte er sich gegen die Barbarei der Mandschu, die, indem sie den Chinesen Schwänze auf den Köpfen zu tragen geboten, ihnen das Ansehen von Pferden gaben. Aus allen seinen Reden und Handlungen leuchtete das Bestreben, den Häuptern der Armee des T'hae-ping nachzuahmen: ja, er machte sogar bekannt, daß er häufige Relationen mit Nanking unterhielte. Diese Behauptung war durchaus ungegründet, aber sie übte einen großen Einfluß auf das Volk aus, indem es darauf die Hoffnung gründete, T'hae-ping würde den Patrioten von Shanghai Verstärkungen schicken, wenn die um die Stadt her kampirenden kaiserlichen Truppen zu drohend erscheinen sollten. Von anderer Seite suchte Liu das Wohlwollen der Europäer zu gewinnen und war der fortwährenden Einschmeichelung gegen die Konsuln befliffen. „Seid mit uns", sagte er zu ihnen, „und Ihr erhaltet tausend Erleichterungen für Euren Handel; keine Beschränkungen, keine Douane mehr." — Die Konsuln erwiederten seine Anträge einzig mit ihrer gewohnten Neutralitäts-Erklärung.

Im Laufe des Septembers und Oktobers richteten die Kaiserlichen mehrere Angriffe gegen die Stadt, aber sie errangen keinen Erfolg. Den 10. November eröffnete der Toa-tai aufs neue die Belagerung. Nachdem er die Mauern mit der Artillerie seines Geschwaders beschossen hatte, führte er eine Landung aus und schritt zum Sturm. Trotz dieser ungewöhnlichen Entfaltung von Kraft und Muth, sah er sich zurückgeworfen, und er äscherte bei seinem Abzuge eine umfassende Vorstadt ein. — Bis zu diesem Augenblick hatten die Insurgenten keinen Akt der Gewalt gegen einzelne Personen begangen; das Geld, das sie in den öffentlichen Kassen gefunden, war noch nicht völlig verausgabt, und der Generalissimus Liu hörte mit seinen Versicherungen nicht auf, daß die Tataren für immer aus China vertrieben wären. Indessen hatte sich der besonnene Theil der Bevölkerung noch nicht offen für die neue Ordnung der Dinge erklärt; T'hae-ping hatte nicht mit Liu fraternisirt, die Europäer behaupteten ihre Zurückhaltung, so daß die Möglichkeit vorhanden ist, die Bewegung zu Shanghai zu demselben Resultate führen zu sehen, wie die zu Amoy, was demnach nichts als ein freilich sehr merkwürdiger Zwischenfall in dem Gemälde der Insurrection sein würde.

Welches wird nun das Ende des blutigen Dramas sein, das sich jetzt im Innern des chinesischen Reiches entwickelt? Diese Frage setzt in Verlegenheit; man weiß nicht bestimmt, wie oder weshalb die Revolte ausbrach; und sehr scharfblickend müßte der sein, der uns jetzt sagen könnte, wann und wie sie enden wird. Auf dem Punkte, wo die Sachen stehen, befindet sich die tatarische Dynastie in einer höchst kritischen Lage; aber welches auch das nächste Schicksal China's sei, was wird aus dem Reiche in Folge so furchtbarer Kämpfe werden, die während mehrerer Jahre das Land zerwühlen? Wird es sich dem europäischen Handel günstiger zeigen als in der Vergangenheit, oder wird es seine kaum geöffneten Thore wieder schließen? — Das Feld der Hypothesen ist unendlich groß, und bereits haben sich die Konjekturen-Schmiede eifrig auf dasselbe gestürzt. Die Einen sahen in der Perspektive die sofortige Emancipation der chinesischen Nation, die Rückkehr der alten Dynastie mit ihren früheren Trachten und langen Haaren, die Zurückwerfung der Tataren in die mittelasiatischen Steppen und den gesicherten Triumph der europäischen Ideen. Weniger zuversichtliche Leute dagegen ahnen nichts als eine schreckliche, politische, religiöse und soziale Anarchie, die lange Jahre hindurch das umfassendste Reich Asiens zerfleischen dürfte. Einige befürchten die Verfolgung der protestantischen und katholischen Missionäre, ein Wieder-Auftauchen erloschenen Hasses gegen die überseeischen Ideen. — Was bleibt noch zu sagen? Verschiedene englische Schriftsteller bezeichnen für die Zukunft die Besitznahme China's durch die Russen, die Gränzen von Tibet durch die Truppen des Zars erreicht, Indien bedroht! So hat man sich bis in die äußersten Konjekturen verloren, und wahrlich, der Stoff dazu ist reichhaltig genug und bietet sich mit einer erstaunenswerthen Elostizität dem ganzen Reiche der Einbildungskraft dar.

Welches übrigens auch die Lösung des Räthsels sei, so können wir doch schon jetzt die unmittelbaren Folgen der Krisis vom Gesichtspunkte der europäischen Interessen aus bezeichnen. Ein großes politisches Resultat ist bereits erreicht worden: der Hof zu Peking hat sich entschlossen, in einem äußersten Momente, den Beistand der Fremden (Barbaren) anzurufen; in Nanking, in Amoy, in Shanghai haben die Chefs der Insurgenten den Europäern gegenüber stets eine Achtung verrathende Haltung beobachtet. Beide Parteien suchen gleichmäßig den Schutz und die Allianz einer Handvoll Barbaren nach. Sie erkennen demnach die Ueberlegenheit der abendländischen Waffen an und beugen sich vor Europa. Das ist für uns ein glänzender Sieg, der ohne Kampf errungen worden, und der uns nicht so bald zu lächeln schien. — Leider ist dieser moralische Sieg durch enorme materielle Verluste erkauft. Bis jetzt hat die Ausfuhr chinesischer, für Europa bestimmter Produkte keine fühlbare Verminderung erlitten; aber die Einfuhr ist in hohem Grade gefährdet. Die Häfen sind von Waaren überfüllt, die keine Käufer finden, und England ist genöthigt, für den Ankauf von Thee und Seidenwaaren große Summen baaren Geldes nach Asien zu senden. Wenn man bedenkt, daß der auswärtige Handel mehrere Hundert Millionen beträgt, daß er sowohl in England als den Vereinigten Staaten zahlreiche Manufakturen erhält, und daß er durch Opium-Verkauf die Finanzen der ostindischen Compagnie regelt, so kann man sich leicht eine Vorstellung der tiefen Bestürzung machen, welche die Unruhen im chinesischen Reiche in Europa erzeugen müssen. Mag nun China in der Gewalt der Tataren bleiben oder einer neuen Dynastie huldigen, noch lange wird es den unvermeidlichen Gegenschlag einer so heftigen Erschütterung empfinden; aber es ist nicht denkbar, daß eine Nation von dreihundert Millionen Seelen sich fruchtlos so in ihrer ganzen Tiefe aufregt. Hoffen wir aus dieser Krisis das Reich der Mitte neu verjüngt erblühen zu sehen; mögen die alten Vorurtheile schwinden, der lebhafte Strom der modernen Ideen sich über diesen alten Boden verbreiten und darin fruchtbaren Samen streuen. So würde die Revolution in China eine neue Aera der Civilisation und des Fortschrittes bezeichnen, und das wäre, bei diesem so originellen Volke, nur — eine Originalität mehr."

Rußland.

Geschichte der russischen Bibelgesellschaft.*)

Alexander's schon früher durch die ernsten Zustände erregte religiöse Schwärmerei leitete ihn nach der französischen Invasion und der schrecklichen Katastrophe von Moskau zur Lektüre der Bibel, welche ihm bis dahin fast unbekannt geblieben war. Von den heilbringenden Folgen dieser Lektüre überrascht, beschloß er, durch Verbreitung der heiligen Schrift seinem Volke die Wohlthat derselben zu sichern.

Ohne Zweifel hatte die stillstehende, durch den Formalismus verknöcherte, jedes Freiheitsprinzips beraubte russische Kirche mehr als jede andere nöthig, auf die Bibel, den Urquell des wahrhaft religiösen Lebens, zurückzukommen; aber sie war nicht von selbst dazu geneigt, sie hielt an ihren alten Gewohnheiten, an ihrer Unbeweglichkeit fest, die so weit geht, daß sie die Predigten, die einen so wesentlichen Theil des christlichen Kultus bilden, für überflüssig erachtet.**)

Indeß widersetzte sich die russische Kirche nicht dem Willen Alexander's, welcher beschlossen hatte, seine Völker durch das Evangelium zu civilisiren, und die Begeisterung, die natürliche Frucht einer großen Bewegung, stimmte sie günstig für das wichtige Werk. Besonders scheint der würdige Metropolit Seraphim ohne Widerstreben auf die Ansichten des Monarchen eingegangen zu sein, denn eine von ihm in der letzten General-Versammlung der russischen Bibelgesellschaft gehaltene Rede athmet wahrhaft den Geist des Evangeliums, der ein Geist der Freiheit, ein Geist der Mildthätigkeit, ein Geist unendlicher Hoffnungen ist. Das Beispiel dieses ersten Hirten riß den ganzen Theil der russischen Geistlichkeit hin, der nicht ausschließlich von alten

*) Nach J. H. Schnitzler's „Histoire intime de la Russie sous les Empereurs Alexandre et Nicolas." Schnitzler, der auch ein geschätztes „Tableau statistique, géographique et historique de la Russie" herausgegeben, hat sich bei der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus und später mehrere Jahre hindurch in St. Petersburg und Moskau aufgehalten. D. R.

**) Wir wissen wohl, daß sie eine kleine Anzahl von meist aus hohen Prälaten bestehenden Kanzelrednern, wie Plato, Philaret, Innocent, gehabt hat und noch hat, und daß erst vor wenigen Jahren der Bischof von Kursk, wie mehrere andere Geistliche seines Ranges, autorisirt worden, eine Sammlung seiner Predigten drucken zu lassen. Aber diese Ausnahmen beweisen nichts gegen die Regel; die gewöhnlichen Priester predigen eigentlich Nichts, höchstens lesen sie dem Volke manchmal eine gedruckte kurze Lehrpredigt vor. Selbst die Stelle eines Hofpredigers wurde 1824 abgeschafft, wegen einer etwas strengen Rede Philaret's, der seitdem Metropolit von Moskau wurde. (Anmerk. des Verf.)

Vorurtheilen beherrscht war. Man entschied sich also, den Einfluß der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft zu dulden.

Im Jahre 1812 (den 18. Dezember, nach neuem Styl) wurde in St. Petersburg, nach dem Muster der letzteren, eine Gesellschaft gegründet, welche, nachdem sie anfangs nur den Namen der Hauptstadt geführt hatte, bald den der „russischen Bibelgesellschaft" annahm. Sie wurde definitiv den 23. Januar 1813 konstituirt und hatte unter dem Schutz des Kaisers den Fürsten Alexander Galizyn, Minister des Kultus und öffentlichen Unterrichts, zum Präsidenten. Einer ihrer eifrigsten Agenten war ein anderer Ehrenmann, Alexander Turgeniev,*) ein Bruder von Nikolaus Turgeniev, gleich diesem, ein aufgeklärter Patriot und von der Nothwendigkeit einer Wiedergeburt Rußlands durchdrungen. Als Mitglied der Gesetz-Kommission und als Staatssecretair im Reichsrath war Turgeniev außerdem mit der Verwaltung der fremden Kulte im Ministerium des Fürsten Galizyn beauftragt; er betrat mit Eifer den neuen Weg, den Alexander seinem Volke eröffnen wollte.

Ungeachtet ihrer kurzen Dauer war die Thätigkeit dieser Gesellschaft so groß, wie die keiner anderen, die der britischen Gesellschaft, der Mutter aller, vielleicht ausgenommen. Ihr Sitz war in St. Petersburg, aber sie hatte außerdem Kommissionen und Hülfsgesellschaften über das ganze Reich verbreitet. Dank den Gaben der Frommen, sammelte sie allmälig eine Summe von 3,711,376 Rubeln. In einundvierzig Mundarten, die in Rußland und zum Theil außerhalb der slavischen Nationalität gesprochen werden, besonders auch in die zahlreichen finnischen und uralischen Volkssprachen, ließ sie die heilige Schrift übertragen, drucken und in Umlauf setzen. Sie vertheilte 448,109 Exemplare des heiligen Gesetzes, unschätzbar vermöge dieses Titels, aber außerdem in den entfernteren Gegenden kostbar, wo sie als die einzigen Bücher, die man sich hier verschaffen konnte, oder als Mittel zu Sprachforschungen dienten, denn gegenüber dem Texte in den Sprachen der Tschuwaschen, Tscheremissen und Ostiaken stand in diesen Bibeln die russische Uebersetzung, eben so wie in den Bibeln, die für die herrschende Klasse bestimmt waren, dem Russischen das alte Kirchenslavonisch gegenübergestellt war.

Gegen das Ende der Regierung Alexander's verminderte sich die Thätigkeit der Gesellschaft, indeß ließ sie im Jahre 1825 noch siebzigtausend Exemplare der heiligen Schrift in verschiedenen Sprachen drucken und austheilen. Nicht der leiseste Verdacht von Umtrieben, die der öffentlichen Ordnung oder der Einheit der Kirche hätten gefährlich werden können, ward gegen diese wohlthätige Gesellschaft erhoben. Wenn seitdem einige Bekehrungen zum Katholizismus stattfanden, oder wenn die alten Sekten der „Duchoborzen" (Gegner des heiligen Geistes) oder anderer „Raskolniks" (Ketzer) wieder anfingen, sich bemerklich zu machen, wie es allerdings damals der Fall war, so darf man nicht der Bibel die Schuld beimessen.

Allerdings neigte sich der Präsident der Gesellschaft, Fürst Galizyn, nach des Monarchen Beispiel, zum Pietismus hin, und dieses Hinneigen, das vielleicht ein wenig Modesache wurde, verbreitete sich allmälig in den höheren Klassen. Dies veranlaßte den heiligen Synod, der ohne Zweifel nicht sehr darob erbaut war, den Kaiser an den Predigten der Frau v. Krüdener Geschmack finden und ihn mit ihren Anhängern den Konventikeln der Dissidenten beiwohnen zu sehen, seine Besorgnisse an den Tag zu legen. Einige fanatische Priester wiegelten das Volk auf, und der Archimandrit Photius, ein bekannter „Heiliger", wandte sich dieserhalb geradeswegs an den Kaiser. Ohne von ihm gerufen worden zu sein, erschien er vor dem Monarchen und theilte ihm die Befürchtungen der russischen Kirche mit. Kurze Zeit darauf entzog man dem Fürsten Galizyn einen Theil der Macht, welche er über diese Kirche ausübte, und außerdem wurde er von dem Präsidenten-Amt der Bibelgesellschaft abberufen.**)

Als dieser Verein nun zur reinen Kirchen-Angelegenheit geworden war, wurde er unter die Leitung des Metropoliten von Nowgorod und St. Petersburg, ersten Mitglieds des heiligen Synods, gestellt. Und so standen die Sachen, als der Bericht der nach der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus ernannten Untersuchungs-Kommission über sie abgefaßt wurde.

Einzelne Personen hatten eben von der Bibel einen strafbaren Gebrauch gemacht; dieser Umstand gab den zahlreichen Feinden ihrer Verbreitung gewonnenes Spiel; den 6. Mai (24. April) 1826 erschien ein die Unterdrückung der russischen Bibelgesellschaft betreffender Ukas. Man erlaubte ihr nur, die Exemplare der heiligen Schrift, die sie noch in ihren Magazinen hatte, durch Verkauf zu räumen; demnächst sollten ihre Geschäfte liquidirt werden. Seit dieser Zeit ist Alles wieder in den Stillstand zurückgetreten, aus dem ein Augenblick der Begeisterung die russische Kirche vermittelst der Bibelgesellschaft reißen zu sollen schien.

*) Geboren 1784, von einer alten, sehr ehrenwerthen Familie aus dem Gouvernement Simbirsk; er hatte in Göttingen studirt und trat dann in den Staatsdienst unter der Leitung von Nowosilzev, einem Freunde des Kaisers.

**) Alexander Turgeniev zog sich zur selben Zeit zurück und entsagte dem Posten, den er im Ministerium der fremden Kulte einnahm. A. d. V.

Mannigfaltiges.

— Die Naturgesetze in den Kunstbauten der alten Aegypter. Eine für Archäologen, Mathematiker, Architekten und Naturforscher gleich anziehende Schrift ist so eben in Dresden erschienen. Wir meinen die von Herrn Friedrich Röber herausgegebenen eigenthümlichen Untersuchungen in Bezug auf die geometrischen Grundformen in den alten Tempeln Aegyptens.*) Die Idee zu diesen Untersuchungen über den Zusammenhang der alten Architektur mit den noch älteren Grundgesetzen der Natur rührt von dem Vater des Herausgebers, dem im Jahre 1833 verstorbenen Professor der Baukunst an der Akademie zu Dresden, Herrn Röber, her, der an den architektonischen Formen des Tempels zu Edfu die Evidenz eines von ihm entdeckten, für das Formationsgesetz überaus wichtigen, geometrischen Elementarsatzes nachwies. Obwohl einem ganz abweichenden Beruf angehörend — Herr Friedrich Röber ist Kaufmann — hat der Sohn doch seit einer Reihe von Jahren unausgesetzten Fleiß darauf verwandt, um mit den ihm in Dresden nur spärlich zu Gebot stehenden literarischen Hülfsmitteln der Entdeckung des Vaters durch Untersuchungen an den Grundrissen anderer ägyptischer Tempel zur vollen wissenschaftlichen Anerkennung zu verhelfen. Das Resultat dieser Untersuchungen liegt uns in der eben erschienenen Schrift vor, über welche uns ein Freund unseres Blattes folgendermaßen schreibt:

„Es öffnet diese Schrift eine ganz neue, noch von keinem Alterthumsforscher betretene Bahn zur Ergründung der urältesten Wissenschaft, und sie liefert noch ganz unbekannte Materialien zur richtigen Erkenntniß der alten Götterbegriffe. — Haben sich zu allen Zeiten die Alterthumsforscher Mühe gegeben, die mathematischen Verhältnisse der großen Pyramide von Gizeh aufzufinden, welche nur ein einfaches Bauwerk ist, um wie viel mehr muß es überraschen, um wie viel wichtiger muß es für die Wissenschaft sein, hier auf einmal in sämmtlichen Tempeln ein tief verborgenes geometrisches Schema aufgedeckt und dessen hohe Bedeutung nachgewiesen zu finden, eine Kugel-Construction, in welcher die ganze mathematische Naturphilosophie des Alterthums wurzelt, und aus welcher die Pythagoräische Lehre entsprungen ist. — Wenn die Hieroglyphen Aufschlüsse über die öffentliche Glaubenslehre und die Bildungszustände des ägyptischen Volkes geben, so führt dagegen diese Tempel-Geometrie in das innere Wesen der alten Wissenschaft ein, und es wird durch solche der einzige wahre Schlüssel zum Verständniß der Priester-Mysterien gegeben. Vergebens hatte man nach Entdeckung der Hieroglyphen nach Spuren der Tempel-Weisheit gesucht; hier liegen sie nun in reicher Fülle, in Zahl und Figur, in der Ursprache des Geistes vor uns, und wir sehen, daß die Erforschung des Gestaltungsgesetzes in der Natur den Mysterien zum Grunde lag."

*) Beiträge zur Erforschung der geometrischen Grundformen in den alten Tempeln Aegyptens und deren Beziehung zur alten Naturkenntniß, von Friedrich Röber. 4. Mit vier lithographirten Tafeln. Dresden, Waldemar Türk, 1834.

Literarischer Anzeiger.

In unserem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schlemm's

Operations-Uebungen

am Cadaver.

Dargestellt und als Leitfaden für dieselben bearbeitet

von

Dr. Fr. Raveth,

praktischem Arzte, Operateur etc.

Dritte vielfach verbesserte und vermehrte Auflage.

Nebst

einem Anhange der wichtigsten Augen-Operationen.

Mit 52 in den Text eingedruckten Holzschnitten.

17½ Bogen, in elegantem Einbande. 1½ Thlr.

Berlin, April 1834. **Veit & Comp.**

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 6 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 3 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Spediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 47. Berlin, Donnerstag den 20. April 1854.

Italien.

Literatur-Bericht aus Italien.

Graf Bianco's Lebensschilderungen. — A. Vecchi's Italien von 1848—49. — Das Memorandum des Grafen Solar della Margarita. — Prozeßgeschichte des römischen Prälaten Carlo Gazola.

Eine obwohl kleine Schrift verdient um deshalb Erwähnung, weil sie ein Beweis von Pietät für einen in der Verbannung verstorbenen edlen Patrioten ist. Es sind dies die Fragmente aus dem Leben des Grafen Karl Angelo Bianco, von seinem Sohn unter einem fremden Namen herausgegeben.*) Dieser reiche Graf gehörte zu denjenigen Männern, die unter Napoleon I. die liberalen Institutionen als die bis zur Restauration in Italien herrschend gewesenen hatten kennen lernen. Die nach Napoleon's Sturz wiederhergestellte ältere Ordnung der Dinge hatte auch hier die alten mächtigen Familien wieder in den Besitz ihrer früheren Vorrechte eingesetzt; doch hatten in Italien viele Söhne der ersten Häuser Patriotismus und Ehrgefühl genug, daß sie diese unbedingte Rückkehr zum Alten verachteten. Dagegen haben z. B. die alten Hofleute, welche mit dem Könige von Sardinien zurückgekehrt waren, diesen bewegen wollen, die herrliche Brücke über den Po zu Turin zu zerstören, weil — Napoleon sie gebaut hatte. In der That haben sie es durchgesetzt, daß der erste wiederhergestellte König nie über diese Brücke fuhr. Graf Bianco gehörte zu den Widerstandsmännern und kämpfte mit den Constitutionellen in Spanien, welche 1823 von den Franzosen aufgerieben wurden; er starb in Brüssel, während sein Vermögen konfiszirt war, im Jahre 1843.

Wie diese Bewegungen sodann in Italien im Jahre 1848 zum vollständigen Ausbruche kamen, darüber und über deren blutiges Ende dürfte bis jetzt das bedeutendste Werk sein, welches der Capitain Vecchi unter dem Titel: „Italien, Geschichte der beiden Jahre 1848 und 1849“**) zu Turin vor kurzem herausgegeben hat. Der Verfasser hat natürlich als Italiäner geschrieben, aber auch als ein klassisch gebildeter Mann, mithin sich von allen heftigen Ausbrüchen der Leidenschaft freigehalten, so daß dies ein Buch ist, welches Jeden, der in Italien gereist ist, in hohem Grade anziehen muß, um so mehr, da es mit mehr als dreißig trefflichen Zeichnungen illustrirt ist.

Als Gegenstück nennen wir das Werk eines der größten Gegner der italiänischen Bewegungen, das „Memorandum“ des Grafen della Margarita,***) welcher vom Jahre 1835 bis zum Jahre 1847 Premier-Minister des Königs Karl Albert war. Das Werk enthält eine Rechtfertigung dieses Ministers, welcher der letzte gewesen, der das alte System nach Möglichkeit aufrecht zu erhalten suchte. Auch in diesem Werke findet man die klassische Urbanität wieder, und man erkennt in dem mächtigen Minister zugleich den Mann der Wissenschaft, der, wenn er auch nicht Minister gewesen wäre, durch seine Kenntnisse Achtung einflößte. Schon in der Einleitung weist er auf den Ausspruch des Tacitus hin: Suadere principi quod oporteat, multi laboris. Zuvörderst vertheidigt dieser Minister die Unterstützung des Prätendenten Don Carlos in Spanien, welche viel Geld gekostet hatte, obwohl dabei das monarchische Prinzip mit sich selbst in Widerspruch kam. Ferdinand VII. war absoluter König, mithin oberster Gesetzgeber; er konnte daher allein die bis dahin streitige Frage entscheiden, ob die weibliche Succession in Spanien stattfinden solle oder dieselbe mit dem Salischen Gesetz, das erst daselbst neu eingeführt worden war, ausgeschlossen sei. Er entschied sich als absoluter Monarch für das alte spanische Herkommen. Sein Bruder Don Carlos — wäre er wahrhaft monarchisch gesinnt gewesen — mußte als erster Unterthan seines Königs auch das erste Beispiel des Gehorsams geben. Er trat als Rebell gegen die souveraine Macht auf und hatte leider auch da Anhänger, wo man nicht an Beförderung der Rebellion hätte denken sollen. Hierüber, so wie über die Einmischung der europäischen Mächte in den Schweizer Sonderbund, theilt dieses Memorandum merkwürdige Thatsachen mit. Der Verfasser ereifert sich dagegen über die Vergrößerung der Gesandtschafts-Kapelle Preußens, weil sich darin auch die Waldenser zum Gebete versammelten. Er sorgte freilich dafür, daß keine Katholiken dort Eintritt fanden, aber wenn er jetzt die prachtvolle evangelische Kirche in Turin sieht, einen evangelischen Deputirten in der Kammer reden hört und diesen auch auf dem Hofballe erblickt — so ist es freilich nicht zu verwundern, daß Graf Solar della Margarita zu den größten Feinden der verderbten Neuzeit gehört und die gute alte Zeit wieder zurückwünscht. Von dem gelehrten Fürsten Canino ist der Verfasser übrigens auch kein Freund. Besonders wichtig sind seine Mittheilungen über seine Bemühungen, die katholische Kirche im Orient auszubreiten und dort den Titel seines Königs, als König von Jerusalem, geltend zu machen. Auch dieses Werk zeichnet sich durch würdige Haltung aus, indem er als guter Jurist darauf hinweist: „Non iniuriis et contumeliis, sed rationibus et probationibus certandum est.“

Leidenschaftlicher ist die Prozeß-Geschichte des Prälaten Gazola*) gehalten; so wie man überhaupt in Italien die geistlichen Gerichte für viel härter erklärt, als die weltlichen, indem man den ersteren große Unversöhnlichkeit Schuld giebt. Jedenfalls ist dieser Prozeß kein Beweis von richterlicher Milde der Geistlichkeit. Der Prälat, Carlo Gazola, gehörte in Rom der vornehmen, höheren Geistlichkeit an, er war eben so für den Fortschritt, wie der Prälat Graf Muzzarelli, Präsident des höchsten Gerichts-Hofes, der Ruota, und der berühmte Kanzelredner, Pater Ventura, General des Theatiner-Ordens, welcher die politische Freiheit als ein Mittel anpries, der Kirche wieder zu ihrer Macht zu verhelfen, und schon im Jahre 1847 damit drohte, daß die Kirche die Demagogie berufen würde, wenn die Monarchie nicht mehr, wie sonst, die Kirche unterstützen wolle oder könne. Unser Monsignore Gazola nahm eigentlich an der Bewegung in Rom nur einen sehr gemäßigten Antheil; darum blieb er auch ganz ruhig daselbst, als Alle flohen, welche kompromittirt waren. Die hier vorliegenden Prozeß-Akten legen ihm auch nur zur Last, daß er eine Zeitschrift, Positivo, während jener Zeit herausgegeben, welche schon ihrem Titel nach sehr gemäßigt war. Allein man fand darin eine Tendenz gegen die weltliche Macht des Papstes, und wurden besonders die Stellen herausgehoben, in denen er behauptet habe, die weltliche Herrschaft des Papstes sei jetzt für Rom unmöglich, nachdem Gioberti und Andere gemeint hätten, der Papst solle sich an die Spitze der Bewegung stellen und Präsident der italiänischen Republik werden. Denn selbst Mamiani sagte: in Rom kann es nur einen Papst oder eine Republik geben. Unser Prälat wurde zu lebenslänglichem Kerker verurtheilt, entkam aber mit Lebensgefahr aus der Engelsburg am 28. März 1850.

J. F. Reigebaur.

*) Frammenti della vita del Conte Carlo Angelo Bianco di S. Jorioz, scritti dell' 1821; di Virginio Ormea. Torino, 1853.

**) La Italia. Storia di due anni 1848—1849. Scritta da C. Augusto Vecchi. Torino, Claudio Perrin edit.

***) Memorandum, storico-politico del Conte Clemente Solar della Margarita, Ministro del Re Carlo Alberto, dal 1835—1847. Torino. 8.

Frankreich.

Die Volkspoesie im südlichen Frankreich.

(Fortsetzung.)

Wie hat diese originelle Natur, die unserer Zeit so entschieden widerspricht, sich gebildet? — Der Mensch, der Dichter, der Darsteller, das Idiom — Alles geht in einander auf und bildet nur Ein Ganzes in dem Leben dieses Mannes.

Jasmin ist im März 1799 geboren. Sein Vater war ein armer Schneider; seine Mutter eine gutmüthige Frau aus dem Volk. Die Aermlichkeit seines Jugendlebens hat er in seinen „Souvenirs“ aufs anschaulichste geschildert. Er erscheint hier als ein heiterer Knabe, der mitunter jedoch auch schon nachsinnt und grübelt, ein sehr einförmiges, armseliges Leben führend; im Sommer sein Bündel Holz zusammenlesend und dabei die Romanze singend: „L'Agneau, que tu m'as donné“; im Winter die Abende in Gesellschaft von Spinnerinnen beim Schimmer einer alten Lampe verlebend und „die alten Erzählungen, welche eine Alte vortrug“ anhörend. Einmal, als Jasmin mit anderen Kindern spielt und König ist — König im Hut von grauem Papier — kömmt ein trauriger Zug mitten durch die lustige Kinderschaar; man bringt seinen Großvater ins Hospital. Welch' ein rüh-

*) Il prelato Italiano, Monsignor Carlo Gazola, ed il Vicariato di Roma 1849—50. Accusa, carceramento, condanna, e fuga. Torino, 1853.

er Greis, welcher
ei die Aeußerung
Ein andermal ist
it ist vorhanden;
voll Angst, läuft
n Brode, und der
zering nicht mehr
feur in die Lehre
n, und es begann
es Leben. Einige
men; die Städte
und Pokale. Und
liche, gemüthvolle
müthstiefe, treu-
t sind, durch eine
doch mit seinen
immer noch ganz
r Gegenwart und
nend.
das natürliche Ab-
einer Poesie Leben
er darstellt, wird
die Erinnerungen
nem idealen Lichte,
zen, die Fröhlich-
t alle Wendungen
Gewandtheit im
ein Mal erlangt!
von dem er dann
zuerst den Hauch
rde seit zweihun-
ser Beziehung ein
ickfal aller Idiome
n Kultur erhalten
zu können, als
andererseits schien
nliche Fröhlichkeit
nämlich der: ihre
niedrigere Stufe
nzösisch zu werden,
es ganz niedrigen
Volke angehörig,
ühlte, liebte, wie
den, diese inneren
sich keine Rechen-
d beredt in seiner
sein. Damit war
en und lebendigen
ier Nacht in Agen
sehung etwas ver-
ene. Als wir —
nmen waren, er-
gt die Scene. Ich
erfüllte uns durch
zum Weinen. ..
Ich sprach am fol-
d erzählt hatte, in
reigniß noch einmal
war erloschen; das
ich begriffen, daß
unserem Ausdruck
ll von Kraft und
nd; und ich begriff
gelangen könnten,
s wahre Verdienst,
Geheimniß dieser
französischen Nach-
d dadurch in eine
aufhört, sie selbst
e der menschlichen
eit der Stücke, die
„Le Charivari")
'Aveugle" [1836],
s Deux Jumeaux"
verkennen; in den
ß der echten Volks-
Dichter zu fühlen
antwortet er: „Ich
zu haben." Das
sich der Wahrnch-
er diese oder jene

Verse verfaßt; aber nicht, an welchem Tage der Dichtergeist in ihm erwacht. Es ist mit der Poesie wie mit der Liebe.

Der Umstand, daß in der Zeit, wo Jasmin hervorzutreten anfing, seine Sprache nicht mehr geschrieben wurde, trug dazu bei, daß diese geschmeidige Natur eine ihrer hervorstechendsten Gaben um so eher entwickelte. Jasmin verfaßt nicht blos seine Gedichte, er trägt sie auch selbst vor — und das mit einem Ausdruck, der mitunter bis in das Pathetische geht. Wie er dazu gekommen, in dieser Beziehung es wie die Troubadours zu machen, darüber giebt die folgende interessante Thatsache Aufschluß. Jasmin hatte eine zärtliche Romanze verfaßt; sie war nicht gedruckt erschienen; aber sie hatte sich im südlichen Frankreich von Mund zu Munde fortgepflanzt. Bald darauf trägt er in einer Gesellschaft ein anderes kleines Gedicht vor; das Lokalblatt in Agen veröffentlicht das Gedicht. Was thut der Dichter? Er schleicht sich des Abends in ein Haus, in welchem, wie er wußte, das Blatt gehalten wurde, und lauscht, den Athem zurückhaltend, an der Thür, um seinen Triumph zu genießen. Aber welche Enttäuschung! Als man an das Gedicht kömmt, erklärt Einer, daß es lateinisch sei; das veranlaßt einen gelehrten Herrn, sich des Blattes zu bemächtigen; er entscheidet dahin, daß es ein unverständliches Patois sei. Der Dichter kann sich nicht länger halten; er tritt (es war bei einem Uhrmacher) unter dem Vorwande ein, er wünsche zu wissen, was die Uhr sei, um seine Uhr stellen zu können. Leider aber hat er keine Uhr. Man ist verwundert; Jasmin hält mit der Wahrheit nicht zurück. Er liest die Verse und findet Beifall. „Es war nöthig", sagt er, „das Publikum im Lesen des Patois zu unterweisen; ich mußte selbst anfangen, es richtig und dramatisch zu lesen." Jasmin besuchte an diesem Abend alle Orte, wo, wie er wußte, das Lokalblatt gehalten wurde. Es war ein anstrengender Abend, aber überall machte er seine Verse verständlich. „So habe ich es", sagte er, „fünf Jahre lang gemacht, jedesmal, wenn das Blatt einige von meinen Versen veröffentlichte."

Seitdem hat Jasmin das Bedürfniß, selbst zu lesen. Der Schauplatz hat sich für ihn erweitert: aus der Boutique und den Cafés ist er in die Salons, in große Versammlungen gegangen, und überall hat er seine Muse für wohlthätige oder andere gute Zwecke zur Verfügung gestellt; er ist dann der Held des Tages geworden, der bei keinem Feste von einem nationalen oder öffentlichen Charakter fehlen darf; er ist in Versammlungen von Tausenden aufgetreten; und in dem Maße, als sich der Schauplatz für ihn vergrößerte, mehrte er die Kraft und die Mittel, die Zuhörerschaften, die an den verschiedenen Orten verschieden waren, zu gewinnen. Kaum hat er seinen Vortrag begonnen, so werden seine Gesichtszüge belebter; seine südliche Physiognomie, ausdrucksvoll und beweglich, verklärt sich und spiegelt alle inneren Empfindungen ab. Er erregt sich, er geräth in Leidenschaft, in Begeisterung und scheint ganz bereit, sich selbst seinen Beifall zu bezeigen. Ein jedes seiner Gedichte hat seine Geschichte, seine Sagen. So verbindet sich in Jasmin der Schauspieler mit dem Dichter. Was ihn als Dichter groß macht, ist der Umstand, daß er in einem Volksdialekt, den er erst zu seiner ursprünglichen Einfachheit zurückzuführen sich bemühen muß, das menschliche Seelenleben in seiner allgemeinen Wahrheit so treffend auszudrücken vermag. Mag er die reine und unglückliche Liebe der „Blinden" und der „Martha" darstellen oder die bald von der Liebe überwundene Gefallsucht der Franconnetto schildern, mag er die beiden Brüder vorführen, welche einander ihre Liebe und ihr Leben opfern (in den „Deux Jumeaux"), mag er — in seinen Episteln oder in seinen Familienstücken — die tiefsten Saiten des menschlichen Herzens erklingen lassen, — immer ist es das echt menschliche Leben, was er zur Darstellung bringt. Fast immer entnimmt er seinen Stoff der Wirklichkeit des Volkslebens. So hat ein wahnsinniges Mädchen, welches in Agen Jedermann gekannt, welchem die Kinder auf der Straße zugerufen haben: „Martha, ein Soldat!", ihm den Stoff zu der schönen, die Leidenschaft, die Aufopferung, die Entsagung der wahren Liebe so ergreifend darstellenden Dichtung: „Martha" gegeben. Die Geschichte in ihren Grundzügen ist folgende. In einem Städtchen am Lot findet die Auslosung der Rekruten statt (im Jahre 1799). Die jungen Mädchen, welche verlobt sind, erwarten in Angst den Ausgang des Tages. Eine von ihnen, die anmuthigste und schönste, — Martha, sitzt mit gepreßtem Herzen in ihrer Kammer und sagt sich, daß sie sterben wird, wenn ihr Verlobter, Jacques, ihr genommen wird. Eine Freundin, Annette, besucht sie. Diese nimmt ihr Verhältniß zu ihrem Verlobten nicht so tief und ernst, wie Martha. „Ich liebe meinen Joseph", sagt sie; „wenn er fortgeht, werde ich betrübt sein; ich werde einige Thränen vergießen; aber gerade, weil ich ihn liebe, werde ich ihn zurückerwarten, ohne zu sterben. Kein Mann stirbt für ein Mädchen. Es ist nur zu wahr: Niemand verliert mehr, als der, welcher fortgeht." Die beiden Mädchen wissen nichts Besseres zu thun, als die Karten zu legen. Im Augenblick, wo die Unheil bedeutende Piquedame zum Vorschein kömmt, läßt sich der Trommelwirbel hören; das Loos hat entschieden: der Verlobte Annette's ist glücklich durchgekommen; Jacques dagegen, Martha's Verlobter, ist ausgehoben; er muß fort. Zwar hat Jacques weder Vater, noch Mutter zu verlassen; Martha ist das

einzige Band, welches ihn an den Ort bindet; aber dieses Band ist stark und fest. Beim Abschiede verspricht er seiner Verlobten, er wolle zurückkehren und sich mit ihr verheiraten, wenn er am Leben bleibe. Es vergeht einige Zeit, und Jacques schreibt nicht. Die arme Martha verzehrt sich in Sehnsucht und Gram; alle Welt hat herzliches Mitleid mit ihr; der Geistliche des Orts fordert Alle auf, sie in das Gebet einzuschließen. Da kömmt eines Tages ein alter Onkel Martha's, sagt ihr ein Wort ins Ohr und — sogleich ist Martha wie neu belebt. Sie will arbeiten; sie legt einen kleinen Handel an. Sie hat nun eine zweite Liebe, die Liebe zum Gelde, zum Gewinn: sie will das Geld, das zur Lodlaufung ihres Jacques nöthig ist, zusammenbringen. Sie ist beinahe am Ziel, da stirbt der Onkel, der seine Hülfe versprochen. Martha sieht sich von neuem auf sich allein angewiesen. Sie verkauft Alles: ihr Häuschen, ihren Laden, ihre Möbel, um die nöthige Summe zusammenzubringen. Selige Hoffnung im Herzen — eilt sie mit dem Gelde zum Pfarrer: er soll den Aufenthaltsort Jacques' ausforschen und ihm das Geld schicken. Sie hat ihrer Liebe freudig ihre ganze Habe geopfert: von Allem, was sie besaß, ist ihr Nichts übrig, als „ein Fußschemel, ein Fingerhut, ein Nähzeug, ein Spinnrad." Sie muß, um leben zu können, unausgesetzt arbeiten; sie ist aber glücklich, da sie glückliche Tage hoffen darf. Es ist endlich der Tag da — ein Sonntag, an dem Jacques ankommen soll. Er kömmt wirklich an; aber er hat keine Ahnung gehabt, wer ihm das Geld geschickt; mit ihm ist auch noch eine Frau gekommen. „Wer ist denn diese Frau?" fragte der Pfarrer. — „Es ist meine Frau; . . ich bin verheiratet", antwortete Jacques beschämt, den Blick, wie ein Verbrecher, niederschlagend und nicht wagend, Martha anzusehen. Die arme Martha stößt einen Schrei aus, richtet dann einen sanften, seltsamen Blick auf Jacques und lacht wie eine Wahnsinnige. „Ach", — setzt der Dichter hinzu — „sie konnte anders nicht mehr lachen." — Das ist die Tragödie der Liebe, wie sie hier dargestellt wird, — das ist eine Poesie, die, wie die des Schotten Burns, volksthümlich und erhaben zugleich ist.

Jasmin und Burns sind einander ähnlich in Beziehung auf ihren Ursprung; Beide haben sich eines Volksdialektes bedient, und Beide haben auch eine gleiche Vorliebe für die ernsten Seiten der Kunst; ihre Poesie ist wahr und echt menschlich; aber welche noch überraschendere Verschiedenheiten zwischen diesen beiden Männern! Die ganze Verschiedenheit des Himmels, der Race, der Nationalität spiegelt sich ab in ihrer Dichtung, in ihrem Leben, in ihrem Geiste! Jasmin hat das Leben und die Poesie, die Wirklichkeit und das Ideal nur in ihrer Gunst erfahren. Ohne viele Mühe hat er Erfolg, Ruhm, Vermögen und immer neue Anregung für seinen Genius gefunden. Er hat die Armuth kennen gelernt, aber nicht das Unglück, das Unglück meinen wir, welches sich an einen Menschen hängt, um alle seine Pläne zu zerstören und alle seine Träume zu durchkreuzen. Jasmin ist vielleicht der glücklichste Mensch, der existirt, glücklich über Alles und über Nichts, glücklich über sein Stückchen Erde, über seine Früchte, über seine Verse. Auch seine Poesie athmet dieses Glück; selbst wenn sie die Kämpfe des Herzens schildert, rührt sie, ohne zu entmuthigen, ergreift sie, ohne schmerzliche Empfindungen zurückzulassen; sie läßt durch alles Erden-Elend immer noch ein Stück heiteren Himmels durchblicken. Anders ist es mit dem armen Burns. Der hat in seinem Leben nie glückliche Erfolge gehabt. Es ist also nicht befremdend, daß er herzzerreißendere Töne gefunden, um das auszudrücken, was er so tief empfunden. Der Sohn eines Pächters, theilte er mit seiner Familie die schwere Arbeit. Begabt mit einer leidenschaftlichen Natur, liebt er ein junges Mädchen und wird Vater, bevor er sein Kind ernähren, ja, bevor er im Stande ist, die zu heiraten, welche er liebt. Später heiratet er sie und tritt eine Pacht an; da aber der praktische Sinn für das Wirthschaftswesen ihm fehlt, geht es ihm schlecht; er muß zuletzt mit einem kleinen Posten beim Steueramt vorliebnehmen. Leider liebte er mitunter zu sehr das Wirthshaus und den Branntwein. Der einzige Lichtpunkt in seinem Leben ist der erste günstige Erfolg seiner Verse. Diese sind wie sein Leben. Burns besingt die Frauen und den Branntwein; später aber ist er eine Stimme des Geistes Schottlands, indem er „Caledonien" besingt und in dem „Sonnabend Abend in der Hütte" die ländliche Abendgesellschaft schildert, in welcher die Landleute die Bibel lesen und gemeinschaftlich das Gebet sprechen: „O, Schottland, mein theurer heimatlicher Boden, mögen Deine kräftigen Kinder, hingegeben den ländlichen Arbeiten, lange der Gesundheit, des Friedens und der Zufriedenheit genießen!"

(Schluß folgt.)

Dänemark.

Beiträge zur Kenntniß von Grönland.

III. Die Beeren.*)

Beeren sind die einzige vegetabilische Nahrung, welche die Grönländer einsammeln und in bedeutender Menge genießen, aber namentlich wenden sie oft die eine der vorkommenden Arten, die Rauschbeere, (Empetrum nigrum) an. In Hinsicht der Aufbewahrung dieser Früchte im Laufe des Jahres kömmt die Natur ihnen auf eine für dieses kalte Klima eigenthümliche Weise zu Hülfe. Es ist nämlich leicht einzusehen, daß hier nicht viel von der Sommerwärme übrig sein kann, welche Früchte entwickeln soll, die nährende Substanzen, sowohl Säuren als Zuckerstoff enthalten, und daß also keine lange Zeit zwischen der Reife derselben und dem Froste des darauf folgenden Winters liegen kann. Als eine ganz seltene Ausnahme kann es erwähnt werden, daß in dem warmen Sommer von 1850 mitten im Juli reife Rauschbeeren am Waigat-Sunde gefunden worden sind. In Menge reifen sie erst im Anfang August, aber schon nach dem 20. August treten im Durchschnitt die Nachtfröste ein, welche jedes weitere Reifen zum Stillstand bringen und zu gleicher Zeit jede Gährung oder Verwesung verhindern; im folgenden Monate legt sich zunächst auch die schützende Schneedecke über dieselben und verhindert ihre Verdorrung, und sie können sich nun unverändert erhalten, bis die Wärme des folgenden Sommers im Monat Mai wieder den Schnee fortschmilzt. Wenn nun daher in gewissen Wintern eine geringe Menge Schnee fällt, können die Grönländer in solchen Gegenden, welche reich an Beeren sind, sich den ganzen Winter hindurch damit versehen; dies sah ich z. B. 1850 zu 1851 bei Jakobshavn, wo die Frauenzimmer und Kinder selbst im Dezember und Januar gewöhnlich auf die Beerensammlung ausgingen und mit Säcken und Körben voll heimkehrten; sie haben hier ein eigenthümliches Geräth dazu, um gleichzeitig den Schnee wegzukratzen und die Beeren von dem Schnee zu trennen. Am meisten werden sie jedoch im Herbst und im Monat Mai eingesammelt; von der außerordentlichen Menge, in welcher sie überall auf den mehr östlich gelegenen Küsten gefunden werden, ist schon in dem vorhergehenden Abschnitt die Rede gewesen, bei der Abhandlung der Witterung von 1850, aber die Wärme oder Beständigkeit des Sommers hat nicht einen so großen Einfluß auf diese Art Beere, wie auf die andere, und es giebt kaum ein Jahr, in welchem sie nicht in reichlicher Menge eingesammelt werden könnten. Man kann sagen, daß die Rauschbeerbüsche die am meisten ausgebreiteten aller Pflanzen in Nord-Grönland sind, und daß sie die größte Masse in dem grünen Vegetationsteppich ausmachen. Aber in Hinsicht auf die Menge der reifen Früchte, welche sie tragen, herrscht, wie erwähnt, ein großer Unterschied zwischen dem östlichen und westlichen Theile des Gürtels von Küstenland, zwischen den Gründen der Fjorde und den äußeren Inseln oder Küsten. Am reichlichsten sollen sie vorkommen in dem Innern von dem Nekfotouk-, Auleitsivik- und Atanarme-Fjord; die Ostküste der Disko-Bucht ist bereits in dieser Beziehung erwähnt; im Omenaks-Fjord fehlen sie auch nicht, werden aber besonders in großer Menge auf dem östlichen Theile von der großen Insel gefunden, welche den Namen „Paureät" von ihnen hat; in dem nördlichsten Distrikt heißt es, daß sie sparsamer seien, doch müssen sie allerdings auch dort in den südöstlichsten Gegenden, welche von den Grönländern weniger bereist werden, gesucht werden. Die Rauschbeeren können in Beziehung auf Süßigkeit oder Geschmack mit keiner von unseren Gartenfrüchten in Vergleich gestellt werden; aber ihre Menge und die lange Zeit des Jahres, in welcher sie eingesammelt werden können, machen sie doch zu einem wohlthätigen Beitrag zu der ausschließlich animalischen Nahrung, von welcher die Bevölkerung im Uebrigen lebt, und man kann diese Gabe der Natur auf einem in allem Anderen so dürftig ausgestatteten Erdboden nicht genügend bewundern. Die Grönländer essen sie auch regelmäßig im Herbste, als eine Art zweites Gericht oder Dessert nach der eigentlichen Mahlzeit, dem Seehundsfleisch; sie werden dann, wie dieses, in einem großen Fasse mitten auf die Erde gesetzt und mit kleinen Stücken Speck gemengt. Sie brauchen natürlicherweise auch nicht eingemacht zu werden, um den Winter über aufbewahrt zu werden, da sie in dem gefrornen Zustande keine Veränderung erleiden können und man sie nur in einem Erdschauer oder in einer kalten Stube hinzusetzen braucht.

Die Bäckebeeren, Vaccinium uliginosum, kommen etwas weniger reichlich vor, als die vorigen, und tragen nur in den östlichen Gegenden reife Früchte in Menge und selbst dort mit Unterschied je nach der Beschaffenheit der Sommer. Auch sie werden recht gut unter dem Schnee bis zum Frühjahre aufbewahrt; so habe ich im Monat Mai sie in Menge sehr süß und wohlschmeckend im Grunde des Eisfjords von Jakobshavn gefunden, gerade als sie nach der Wegschmelzung des Schnees durch die Sonnenwärme hervorkamen; nachdem sie aber so entblößt waren, verloren sie sich allerdings in wenigen Tagen. Die grönländischen Bäckebeeren sind etwas kleiner, aber feiner und süßer, als diejenigen, welche in unseren Wäldern wachsen, und dennoch werden sie von den Grönländern gar nicht gesammelt, da sie ein Vorurtheil gegen dieselben haben und sie für schädlich halten.

Endlich giebt es noch eine dritte Art, die Preißelbeeren, Vaccinium vitis idaea; diese wachsen nur in dem südlichsten Theile, auf ganz bestimmten Strichen, besonders um die Südostbucht herum, und reifen nur in gewissen Sommern. Weiter hinauf nach Norden habe ich wohl gehört, daß sich der Busch dort vorfinden soll, aber nie, daß er reife Früchte getragen hätte. Die Beeren werden von den Ein

*) Vgl. Nr. 39 und 40 des „Magazins".

gebornen durchaus nicht genossen und können, wie bekannt, nur zur Einmachung mit Zucker angewendet werden.

Zuletzt werden hier nicht wenig Pflanzen gefunden, von denen die Blüthen oder die Blüthenknospen, Blätter oder Wurzeln in rohem oder gekochtem Zustande verspeist werden, so wie z. B. Sedum rodiola, die nur im Süden von Egedesminde und auf der Insel Tosak in der Südostbucht vorkömmt; Pedicularis hirsuta, welche sehr verbreitet ist, und deren Blüthenknospen als eine Art Kohl gekocht werden; Epilobium, von welchem gleichfalls die Blüthenknospen gegessen werden. Eine Sauerampfer-Art ist sehr verbreitet und dürfte mit unserem Gartensauerampfer gleichgestellt werden. Am üppigsten grünt er rings um die alten Hausplätze, auf den Vogelfjelden und auf denselben Sandsteinbergen, welche Steinkohlenschichten enthalten; er kann hier dicke Büsche von einem bis zwei Fuß Höhe bilden; die Cochlearen sind gleichfalls auf den Stellen am üppigsten grün, wo früher Häuser gestanden haben, und nächstdem auf den niedrigen Außen-Inseln, welche von den Vögeln gedüngt werden; aber diese beiden Pflanzen werden, so weit es mir bekannt ist, von den Eingebornen nicht genossen. Dagegen benutzen sie die Angelica archangelica sehr viel, von welcher der Stengel roh verzehrt wird; aber diese Pflanze findet nur eine sehr beschränkte Verbreitung, außer in den südlichsten Fjorden kömmt sie nämlich nur auf der Insel Disko vor, was man mit der bei den Grönländern herrschenden Sage, daß Disko von einem südlicheren Lande losgerissen und durch einen Zauberer auf ihren jetzigen Platz gebracht worden ist, zu verbinden sucht.

Isländisches Moos wird überall gefunden, in der größten Menge jedoch auf den Außen-Inseln des südlichen Distrikts, welcher sich im Ganzen durch die vorherrschenden Moose und Lichenen auszeichnet, vermuthlich auf Grund der größeren Feuchtigkeit und häufigeren Nebel, denen er ausgesetzt ist. Es heißt, daß dieses Moos in Grönland von einer geringeren Qualität, als das in Island wachsende, sein soll, obschon es ganz dieselbe Pflanze ist.

Wie überall, muß auch hier noch zuletzt das Meer seine helfende Beisteuer entrichten; von den Tang-Arten, welche in so großen Massen längs allen Küsten wachsen, werden drei bis vier von den Grönländern gegessen. Von ihnen kann man es vielleicht sagen, daß sie die Pflanzen-Nahrung bilden, zu welcher sie in der Noth zunächst ihre Zuflucht nehmen, was ganz besonders von der Art gilt, welche Ankpadlartok, oder die rothe, genannt wird.

Mannigfaltiges.

— Russische Zeitungen. Die jetzige Weltkrise hat auch das russische Zeitungswesen an das Licht der Oeffentlichkeit gezogen, und man hört jetzt alle Augenblicke Organe des Moskowiterthums citiren, die dem europäischen Publikum bisher unbekannte Größen waren. Es dürfte daher wohl nicht überflüssig sein, einige Worte über die russischen politischen Journale zu sagen. Zuvörderst muß bemerkt werden, daß eine politische Presse im eigentlichen Sinne des Worts in Rußland nicht existirt, da die Censur schon dafür sorgt, daß die Zeitungen nur schreiben, was die Regierung für nützlich oder wenigstens für unschuldig erachtet, und also auch jeder Schein von Opposition wegfällt. Leitartikel gehören zu den Seltenheiten und kommen in ruhigen Zeiten überhaupt gar nicht vor; nur wenn die Regierung sich gedrungen fühlt, die Gemüther bei ernsten politischen Konjunkturen zu beruhigen oder sie zur Begeisterung anzufachen — das Volk zur Vertheidigung des „heiligen Rußland" aufzurufen oder es gegen die „Heiden" zu entflammen — wird es den inspirirten Federn gestattet, sich in Bewegung zu setzen und die Zeitungsspalten mit Ergießungen in Prosa und Versen anzufüllen. In dieser Beziehung zeichnet sich namentlich die „nordische Biene" (Sjewernaja Ptschela) aus, die von einigen deutschen Blättern, wir wissen nicht, warum, die „Hofzeitung" genannt wird. Sie führt jedoch weder diesen Titel, noch ist sie für den Hof bestimmt, sondern mehr für die Mittelklassen, die in Petersburg zahlreicher vertreten sind, als an anderen Punkten Rußlands, und bei denen die „nordische Biene" einer eben so großen Autorität genießt, wie sonst bei dem Berliner Bürgerthum die „Vossische Zeitung". In der That ist in den Feuilleton-Artikeln Th. Bulgarin's, welche hauptsächlich den Ruf seines Blattes begründet haben, eine gewisse Wahlverwandtschaft mit den Theater-, Konzert-, Ausstellungs- u. Berichten der „Vossischen" nicht zu verkennen, obwohl wir übrigens der Berlinerin nicht die Schmach anthun wollen, sie mit ihrer Petersburger Schwester in Eine Kategorie zu stellen. Der „russische Invalide" war ursprünglich, wie sein Name andeutet, ein Militair-Journal und wird noch jetzt von einem General redigirt, weshalb auch seine Artikel einen etwas martialischen Ton beibehalten haben. Die „Petersburger Zeitung" (P. Wjedomosti) wird von ihren Mitarbeitern für das beste politische Journal in Rußland erklärt, was aber, selbst wenn es gegründet wäre, bloßmenig sagen will. Sie lag bisher in grimmiger Fehde mit der „nordischen Biene", nicht wegen politischer Meinungsverschieden[heiten], von der natürlich keine Rede sein kann, sondern wegen literarischer Differenzen, indem die „P. Z." die neue Schule Gogol's und [Lermontov's] verficht, während die „Biene" ihren Honig ausschließ[lich] aus Karamsin und den älteren Schriftstellern saugt. Außer zwei [oder] drei anderen Blättern, die wir nicht näher kennen, besitzt Peters[burg] auch eine deutsche politische Zeitung, über die wir schon früher [be]richtet haben, und das französische Journal de St. Pétersbourg, [das] ches als das eigentliche Hof-Organ zu betrachten ist, indem es [auch] speziell für das Ausland bestimmten Artikel enthält. — Außer Pet[ers]burg und den Ostsee-Provinzen giebt es nur in Moskau, Odessa [und] Tiflis politische Journale, da zwar in jeder Gouvernementsstadt [eine] Zeitung erscheint, die aber, was die auswärtigen Nachrichten betrif[fen] sich lediglich darauf beschränkt, die Petersburger und Moskauer Blä[t]ter zu reproduziren. Das meiste Interesse hat im gegenwärtige[n] Augenblick der Tifliser „Kawkas", der überhaupt in der russischen Zei[tungspresse] eine ehrenvolle Stelle einnimmt und aus dem wir [schon] Gelegenheit hatten, unseren Lesern Auszüge vorzulegen.

Erklärung.

In Bezug auf meine Kritik der Freiligrathschen Uebersetzung [Tennysonscher] Gedichte im Jahrgang 1853, Nr. 155 und 156 dieses Bla[ttes] und die in Nr. 14 d. J. gemachte Bemerkung, daß die von mir [als] zu frei getadelte Uebersetzung der „Mariana in the South" nach [einer] älteren Redaction des Gedichtes angefertigt sei und darum meine [Zu]stellungen nicht verdiene, ist es mir durch die Redaction der Zeitsch[rift] „Atlantis" möglich geworden, zu erklären, daß allerdings die urspr[ün]gliche Gestalt der „Mariana" der Freiligrathschen Uebersetzung sehr [viel] näher kömmt, als die verbreitete spätere Lesart, und daß ich in [dem] einen Punkte Herrn Freiligrath in der That Unrecht gethan [habe]. Was aber mein Urtheil über des Letzteren Arbeit im Allgemeinen [betrifft], so habe ich durch die ältere Fassung des angeführten Gedichtes keine Veranlassung erhalten, es zurückzunehmen, vielmehr giebt dieselbe reichliche Gelegenheit, die Fehler der Freiligrathschen Uebersetzungs-Art kennen zu lernen. Ich beschränke mich hier nur auf einen einzelnen Punkt, welcher die Willkür anschaulich machen wird, mit welcher der Uebersetzer verfahren ist. Der Refrain des Tennysonschen Gedichtes [lautet]:

'Madonna', with melodious moan
Sang Mariana, night and morn &c.

Diese Verse lauten bei Herrn Freiligrath:

Madonna! sang sie auf dem Stein
Morgen und Nacht der Wildniß Ohren u. s. w.

Die Tennysonsche Mariana befindet sich im Hause; dies zeigt [der] ganze Verlauf des Gedichtes; wer daran zweifeln könnte, wird [durch] eine Stelle der fünften Strophe (and *without* the steady glare [shone] the sick olive sere and small) davon überführt werden. Herr [Freil]igrath dagegen läßt Mariana außerhalb des Hauses **auf** einem **Steine** liegen, auf einem Steine ihren Mittagsschlaf halten (Str. 1 In sleep she breathed in a lower tone, „lind schlummernd und [das] Haupt am Stein"), ihr Bild von der See, statt vom Spiegel ihres Zimmers, zurückwerfen (Str. 3. deep her wavy form in the dark-lustrous mirror shone, „Sah man die wellige Gestalt gespiegelt in der Fluth sich heben") und sie endlich in der letzten Strophe in [das] Haus kommen, man weiß nicht, wie. Eine solche Uebersetzung, [die] ganz andere sinnliche Vorstellungen erweckt, als das Original, [hat] ich wohl unbedingt das Recht zu tadeln. Wenn ich jetzt noch [die] mir angeführte erste Strophe der „Mariana" in der Form, welche [Herr] Freiligrath vorlag, mittheile, so wird Jeder, der sie mit seiner Ueber[setzung] vergleicht, Gelegenheit haben, den besonderen Vorwurf, [den] ich ihm machte, entkräftet und mein allgemeines Urtheil bestätigt finden:

Behind the barren hill upsprung
With pointed rocks against the light,
The crag sharp-shadowed overhung
Each glaring creek and inlet bright.
Far, far, one light-blue ridge was seen,
Looming like baseless fairyland;
Eastward a slip of burning sand,
Dark-rimmed with sea, and bare of green.
Down in the dry salt-marshes stood
That house dark-latticed. Not a breath
Swayed the sick vineyard underneath,
Or moved the dusty southern wood.
'Madonna', with melodious moan
Sang Mariana, night and morn,
'Madonna! lo! I am all alone,
Love forgotten and love-forlorn.'

Danzig [illegible]

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 5 Nummern. Preis jährlich 5 Rthlr., halbjährlich 2½ Rthlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit & Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Spediteur Neumann, Mauerstraße Nr. 31), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 48. Berlin, Sonnabend den 22. April 1834.

Central-Afrika.

A. Petermann's Ueberficht der bisherigen Expeditionen und Entdeckungen Richardson's, Barth's, Overweg's und Vogel's in Afrika.

Während in Europa Flinten und Säbel und Kanonen und Menschen zu Hunderttausenden zu Werken der Zerstörung von Städten und Handels- und Kulturstraßen geführt werden und Flüsse und Seen mit Steinblöcken stopfen, beschäftigt sich das wissenschaftliche Deutschland im Dienste der praktischen Engländer damit, Städte und Länder und Tausende von Meilen der Kultur und der Civilisation zu öffnen und, den drohenden Verwüstungen der alten Welt gegenüber, den brennenden Sand der größten Wüste und Wildniß für die befruchtenden Flüsse europäischer Bildung zu erobern. Es liegt jetzt in der schönsten Wissenschafts- und Kunstform ein vollständiger Bericht der Thaten Richardson's, Barth's, Overweg's und Vogel's vor uns, welche schon jetzt großartiger aussehen, als die Züge Napoleon's und Alexander's. Sie sind nicht blos ausgedehnter, sondern jedenfalls auch von reinerem Netto-Werth, da man nicht Legionen von Leichen, Verstümmelten, Witwen und Waisen und Ruinen und Brandstiftungen und Staats- und Kriegsschulden abzuziehen braucht. Der Bericht trat gleichzeitig mit einem Angriffe auf die Deutschen in Afrika und mit einem Briefe Barth's aus Timbuktu auf,*) also mit dem Beweise einer Heldenthat, die Mancher vor ihm versucht hatte, ohne sie durchführen zu können. Barth war, wenn auch nicht der erste Europäer, doch der Johannes der Civilisation, der diese große Metropolis der Barbarei und geographischer Sehnsucht erreicht hat.

Was den unter Autorität der englischen Regierung ausgearbeiteten Bericht über den Fortschritt der Expedition nach Central-Afrika, unternommen im Auftrage des Ministeriums des Auswärtigen von Richardson, Barth, Overweg und Vogel 1850, 1851, 1852 und 1853, bestehend aus Karten und Illustrationen mit erklärenden Anmerkungen, ausgearbeitet nach offiziellen und Privat-Materialien von Augustus Petermann, F. R. G. S., Ehren- und korrespondirendem Mitgliede der geographischen Gesellschaften von Berlin, Paris und Frankfurt und königlichem Physikal-Geographen in London**) (London, bei Stanford. Gotha, bei Justus Perthes), was diesen Bericht betrifft, so stellt er sich zunächst typo-chromolithographisch selbst unter den englischen Prachtwerken ungemein glänzend und imposant im Riesenfolio mit drei Illustrationen und Karten dar. Unter letztern befindet sich die bereits früher in diesen Blättern geschilderte Karte in imposanter Größe und meisterhafter, klarer, wissenschaftlich gewissenhafter Ausführung. Die Titel-Illustration giebt in der Mitte eine gedrängtere Uebersicht der Resultate der Expeditionen als Karte, die von chromolithographischen Landschafts- und Charakterbildern der Hauptgegenden und Völker: der Tuarik's mit der Hauptstadt Ghat, des Tschadsees, der Tibbus mit der Hauptstadt Murzuk und aller römischer Ruinen in Ghareeah, umgeben ist, in den vier Ecken aber die Portraits Richardson's, Overweg's, Barth's und Vogel's enthält. Die zweite Karte veranschaulicht speziell die Resultate der Forschungen unserer vier Reisenden in Nordafrika bis über Ghat hinaus (den 24sten Grad) und Tegerry, im Maßstabe von neunundzwanzig geographischen Meilen auf einen Zoll, mit besonderen Höhen-Profilen. In demselben Verhältnisse ist die große Haupt-Karte ausgeführt worden. Wir lernen sie hernach aus der Uebersicht der Reisen näher kennen. Jetzt erst ein Wort über den „Angriff", der von Herrn Petermann durch einen offenen Brief an die geographische Gesellschaft, durch diesen „Bericht" und die Ankunft des Briefes von Barth aus Timbuktu so niedergeschlagen ward, daß er gewiß nie daran denkt, wieder aufzustehen.

Dr. Shaw, Secretair der geographischen Gesellschaft in London, zeichnet sich durch einen ganz auffallenden Haß gegen Deutsche und auch dadurch aus, daß er als Redacteur des offiziellen Organs der Gesellschaft deren Verhandlungen zuweilen zwei bis drei Jahre nach deren Lesung in der Gesellschaft dem Publikum zugänglich macht, so daß z. B. der Brief Barth's aus Timbuktu im Jahre 1858 erscheinen würde, wenn es auf Dr. Shaw ankäme. Im besten Falle würde man ihn nach Verlauf von neun bis zehn Monaten lesen, da Dr. Shaw das Journal der geographischen Gesellschaft blos jährlich einmal erscheinen läßt. Den Brief von einem Deutschen würde er vielleicht auch ganz unterdrückt haben; wenigstens weist ihm der Petermannsche Brief ein ganz ähnliches, aber noch viel unwürdigeres Verfahren nach. Die am 14. Januar erschienene Nautical Standard enthielt nämlich einen Angriff auf die deutschen Reisenden in Afrika und gab sich als Kommentar zu einem von Herrn Petermann gehaltenen Vortrage. Dieser wurde ganz verschwiegen und der Angriff allein in voller Ausdehnung mitgetheilt, in Form einer von Herrn Saunders gehaltenen Rede, die in Ablesung eines Manuskripts bestand. Der Angriff besteht in allen Punkten aus Unwahrheiten, absichtlichen Entstellungen und nachgewiesenen Lügen. Wir wollen hier nicht darauf eingehen und uns vielmehr begnügen, mit welchen Waffen der Secretair einer wissenschaftlichen Gesellschaft gegen Deutsche kämpft, an einigen Beispielen zu zeigen. „In Betreff des „Chad-Sees" und anderer afrikanischen Namen adoptiren die Deutschen mehrere Arten, sie zu schreiben, weil sie es schwer finden, „cheese" (Käse) zu sagen. Jene berühmte Autorität, Rev. Mr. Renouan (der übrigens Renouard heißt) hat nachgewiesen, daß der Ton ganz so ist, wie im englischen „cheese", so daß also „Chad" statt des deutschen „Tsad" geschrieben werden muß." — Das ist erstens nicht wahr und würde zweitens, wenn es richtig wäre, der geographischen Gesellschaft gar komisch stehen, wollte sie in diesem Falle die Deutschen mit englischem Käse bombardiren. Die Sache ist, daß der erste Engländer, der diesen Namen erwähnt, Capitain Lyon, ihn „Tsad" schrieb und Colonel Leake in „Burckhardt's Reisen in Nubien" dieselbe Schreibweise empfiehlt, außerdem eine geographische Abhandlung in arabischer Sprache bestätigt, daß die Bewohner des Tschad-Sees im Aussprechen dieses Namens sich nicht des englischen Käselauts bedienen.

Ein anderer Angriff lautet: „Man kann wohl in Frage stellen, ob es im Interesse der englischen Regierung war, zwei Deutsche — Konkurrenten in unserem Manufaktur-Handel — als Begleiter eines einzigen Engländers auf einer kommerziellen und diplomatischen Mission zu Nationen wie diese in Central-Afrika zuzulassen." — Und solche Angriffe sind unter Autorität der wissenschaftlichen Gesellschaft veröffentlicht! Weil in Deutschland mehrere Fabrikanten, unter einer bedeutenden Besteuerung des ganzen Volkes zu Gunsten ihrer Twiste und Calicoes, in Baumwolle machen, deshalb war es gefährlich für die englische Regierung, Barth, Overweg und Vogel zu erlauben, im Innern Afrika's geographische, trigonometrische und astronomische Messungen vorzunehmen, die Resultate all ihrer lebensgefährlichen Mühsale direkt an die englische Regierung zu schicken und von einem Deutschen in englischer Sprache in England immer frisch weg veröffentlichen zu lassen, so daß die Deutschen, wenn sie daran theilnehmen wollen, sich es übersetzen müssen. Diese verhaßten Deutschen gehen sogar so weit, daß sie im Interesse Englands (wenigstens der Wissenschaft) ihr Leben opfern, wie Leichhardt, Overweg, oder sich wenigstens den unsäglichsten Strapazen und Gefahren aussetzen, wie Burckhardt, Hornemann, die Schomburgks und Andere. — Es ist genug, daß der Secretair mit seinen Angriffen auf die Deutschen als Lügner und Verleumder vor der ganzen Gesellschaft überführt dasteht und diese Deutschen in dem „Berichte" Petermann's so durch ihre Thaten auftreten, daß Anerkennung und Tadel an dem Werthe und der großen Zukunft derselben nichts ändern können. Warum fanden die besten englischen Autoritäten keinen besseren astronomischen Geographen für weitere Ausbreitung der Explorationen, als den zweiundzwanzigjährigen Dr. Vogel? Warum kamen Lynn und Ritchie für ganze dreitausend Pfund Sterling nicht weiter, als bis Murzuk, während Barth, Overweg, Richardson

---

*) Dieses Schreiben von Barth aus Timbuktu ist auch der Berliner Gesellschaft für Erdkunde in ihrer letzten Monatsversammlung mit einigen Erläuterungen unseres Karl Ritter mitgetheilt worden. D. R.

**) By Authority of Her Majesty's Foreign Office. An Account of the Progress of the Expedition to Central-Africa &c.

und Vogel zusammengenommen für eine fünftausendachthundert geographische Meilen umfassende Durchforschung des bisher ganz unbekannt gebliebenen Innern Afrika's zusammen nicht so viel in Anspruch nahmen! Dabei sind die letzten Reisen Vogel's und der heroische Weg Barth's nach Timbuktu noch nicht mitgezählt worden. Was haben überhaupt die zweiundzwanzig englischen Expeditionen in Afrika bis jetzt für ein praktisches Resultat gehabt? Eine einzige von den vielen Entdeckungen Barth's erscheint der englischen Regierung und dem Parlamente wichtiger, als alle dieselben, wir meinen die der Identität der Flüsse Chadda und Benuey in dem prächtigen Lande Adamaua. Sie ist der Schlüssel für europäische Industrie und Civilisation in das Innere Afrika's, wie alle kompetenten Personen überzeugt sind. Die Entdeckung hatte bereits die erfreuliche Folge, daß die englische Regierung ihre beabsichtigte Expedition den Kowara-Fluß hinauf, um Timbuktu zu erreichen, aufgab, um eine andere, den Chadda-Benuey hinauf, auszurüsten, wozu das Parlament in beiden Häusern am 24. Februar fünftausend Pfund bewilligte, ohne daß sich eine Stimme dagegen erhob oder Einer Furcht vor der „deutschen Konkurrenz" verrieth.

Außer den erwähnten Karten und Illustrationen giebt der Bericht eine gedrängte Darstellung der Entstehung der Expeditionen, der Reise Overweg's und Barth's bis zu den Gharian-Gebirgen, welche vom 2. bis zum 24. Februar 1850 erreicht wurden, die Reise Richardson's, Barth's und Overweg's von Tripolis durch die Sahara bis Damergu an den Gränzen Sudans (23. März 1850 bis zum 11. Januar 1851), Richardson's Reise von Damergu nach Ungurutua (11. Januar bis 4. März 1851, wo er starb), die Expedition Barth's über Kano nach Kuka (4. Januar bis 2. April) und dieselbe Overweg's über Guber und Mariadi (4. Januar bis 7. Mai), Barth's Vordringen bis Gola (29. Mai bis 22. Juli), Overweg's Seefahrt auf dem Tschad auf einem zu diesem Zweck von Malta mitgebrachten und auf Kameelen, den Schiffen der Wüste, durch die Sahara transportirten Boote (28. Juni bis 8. August), Barth's und Overweg's gemeinschaftliche Exkursion nach Kanem (September bis November) und nach Musgo (November 1851 bis 1. Februar 1852), Barth's Ausflug nach Baghirmi (März bis 20. August 1852), Overweg's Vordringen nach Yakoba (24. März bis 22. Mai), wobei er sich durch Ueber-Anstrengungen den Tod holte, endlich die letzten Pläne und Entdeckungen des allein gebliebenen Dr. Barth seit August 1852, seinen Reiseplan nach Timbuktu und die Chancen, den Kontinent von Afrika über Sudan bis zum Indischen Ocean zu durchdringen. Die bis jetzt bekannt gewordenen Resultate der Reise und astronomischen Messungen Dr. Vogel's, der im Februar 1853 England verließ und am 4. Oktober in Tegerry angekommen war, astronomische Beobachtungen und hypsometrische Messungen Overweg's, Erklärung der Karten und Zusammenfassung der Resultate aller dieser Expeditionen bilden den Schluß des Berichts.

Da das Ganze in seiner Ausdehnung nur ein sehr gedrängter Auszug aus einer umfangreichen Masse von Materialien ist, kann man diesen dichten Reichthum nicht noch mehr zusammendrängen, ohne in bloße Namensverzeichnisse zu verfallen. Wir müssen uns daher begnügen, eine der interessantesten und kürzesten Expeditionen zu übersetzen und dann das Ganze in seinem bisherigen Resultate anschaulich zu machen. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Die Volkspoesie im südlichen Frankreich.

(Schluß.)

Auch Burns hatte alle die Versuchungen durchzumachen, die im Leben jedes Volksdichters vorkommen. Er hatte sich nach Edinburg begeben, wo man ihn den „Ossian der Ebene" nannte. Die berühmtesten Schriftsteller hatten ihn zu ihren Festen zugezogen; die Salons der Großen machten ihn sich einander streitig; die Lords bewunderten die Originalität seiner Einfälle; die stolzen Ladies staunten über seine naive Beredtsamkeit. Die Herzogin von Gordon ließ in einer Gesellschaft, zu der sie ihn eingeladen hatte, sich von ihm zu Tische führen. Burns blieb fast ein Jahr in Edinburg; er war nicht mehr die Neuigkeit des Tages; man hatte aufgehört, ihn zu bewundern. Ein weiser Mann hatte ihm vom ersten Tage an den Rath gegeben: „Kehren Sie zurück aufs Land, zu Ihren Feldern und Wiesen und bewahren Sie sich Ihre Unabhängigkeit." Und wirklich, was sollen solche Volksdichter auf einer ihnen so ganz fremden Bühne, wo Alles: das Gesellschaftsleben, die Sitten, die Beschäftigungen — ihrem Genius widerstrebt. Jasmin war sich klarer bewußt, daß ein Volksdichter, um nicht zu verkümmern, in der heimatlichen Atmosphäre bleiben müsse.

Ein Zug, der Beiden als echten Volksdichtern gemeinsam ist, ist der, daß sie beide nie und nirgends eine revolutionaire Tendenz zeigen; sie bleiben fern von der Sucht der als Dichter auftretenden Männer der Revolution, welche besonders in den niedrigsten Schichten des Volks Begehrlichkeit, die Unzufriedenheit, den Haß entflammen zu müssen glauben. Als echte Volksdichter schildern sie das Volk in seinem einfachen Naturleben, in seinen Freuden wie in seinen Leiden; sie verschaffen sich Eingang zu seinem Herzen, nicht um in demselben die Zornesflamme anzuschüren, sondern um es zu veredeln, um ihm zu helfen, daß es sich seine schöne Unschuld vor dem Bösen bewahre. Die Erinnerungen an seine eigene frühere Armuth geben Jasmin eine Sympathie für die Armen, in welcher er den Armen zurufen darf: Sehet die menschliche Liebe der Reichen! und den Reichen: Bringet Hülfe den Leidenden; „das große Geschlecht der Armen erwacht mit heiterer Miene, wenn es einschläft, ohne Hunger zu haben." Jasmin ist selbst immer bereit, diesem Zurufe gemäß zu handeln und das Seine zu thun. In jeder Stadt hat er seine Stimme zu Gunsten der Armen erhoben; werkthätige Menschenliebe ist immer mit ihm gewesen auch auf den Triumphzügen, die er seit zwanzig Jahren gehalten. Der Pfarrer einer kleinen armen Gemeinde, im Dorfe Bergt, sieht seine Kirche in Ruinen zerfallen; es fehlen die Mittel, sie wieder aufzubauen. Es kömmt ihm der Gedanke, Jasmin zu Hülfe zu rufen. Beide beginnen vereint ihre Wanderung. Sie durchziehen den Süden Frankreichs von Stadt zu Stadt: der Dichter trägt überall seine Verse vor; nach ihm der Priester sein Gesuch um Gaben für den Kirchenbau. Es dauert nicht lange, so sind die Mittel zum Neubau der Kirche da. Und was geschieht, als der Tag der Einweihung der Kirche herangekommen? Einer der Prälaten, die zur Feierlichkeit herbeigekommen, vernimmt eines von den Jasminschen Gedichten: „Le Prêtre sans église"; sogleich läßt er das Thema, welches er für die Festpredigt gewählt, fallen und ergreift den Gedanken, den ihm der Dichter dargeboten. Ein andermal, im Winter 181:, wo die Noth Schrecken erregend um sich griff, ist er zu dem Zweck, dem Elende im Volk zu steuern, mit eben so gutem Erfolge aufgetreten. So ist Jasmin wahrlich ein volksthümlicher Dichter im modernen und erhabensten Sinne des Wortes, weil er das religiöse Gefühl der Massen zum Ausdruck bringt und dahin wirkt, dem Elende des Volks seinen Stachel zu nehmen — den Haß. Es ist dies für einen Dichter, wie Jasmin, die beste und erfolgreichste Art, sich an den öffentlichen Angelegenheiten zu betheiligen. Jede andere Politik ist zu sehr den Selbsttäuschungen unterworfen und hat nur zu oft Abgründe, die verdeckt sind mit Blumen, wenn es überhaupt in der Politik Blumen giebt.

Wenn nun die französische Akademie den Dichter der „Menschenliebe" und der „Martha" nach so vielen Erfolgen, die er im Süden gehabt, gekrönt hat, so kann das nicht befremden. Die Krone, welche die Akademie dem Volksdichter Jasmin zuerkannt, gilt dem wohlthätigen, dem nützlichen, dem versittlichenden Einfluß seiner dichterischen menschenfreundlichen Wirksamkeit. Was in diesem Ereigniß neu, überraschend und beachtenswerth ist, das hat Jasmin in seinem Gedichte („Langue Française, Langue Gasconne") hervorzuheben und zu verherrlichen nicht gezögert. Das Gedicht ist Herrn Villemain als dem „ältesten" der „vierzig berühmten Namen" gewidmet. An Herrn Villemain mußte der Dichter zuerst denken, da dieser in ihm „nicht blos den Nachhall der alten Lieder Languedoc's, sondern die Stimme, die lebendige Stimme seiner Kindheit und seines Volkes selbst" begrüßt hatte. Wir geben im Folgenden eine Uebersetzung des Gedichtes.

Französische Sprache und gasconische Sprache.

„Welch' froher Lärm läßt in Ägen sich hören! Welch' Gesumme auf den Wiesen! — Die Muse der Ländlichkeit empfängt von den vierzig Pariser Gelehrten die Weihe! O, meine Heimat, mit einem Konzert ergötze mein Ohr! Schlage laut, Nachtigall; summet stark, Ihr Bienen; Garonne, laß rauschen Deine lachende reine Fluth! — Von den Wipfeln der Ulmen nehm' ich die Zweige — nicht des Ruhmes, doch des Glücks.

„Einst, am Morgen meines Lebens, in einer Stunde, wo die Freude mich verlassen und ich einsam in trübe Gedanken versunken war, kam ein Engel zu mir; mit Gaisblatt war er bekränzt; er sprach mit wohltönender Stimme liebevoll zu mir: „„Die Ehre des Südens ruft Dich, singe, laß wieder leuchten unsere in das Dunkel gesunkene Sprache. Diese Sprache, die Dir gefällt, hat aus den Schlössern, den Palästen sich zurückgezogen; aber in den Hütten, in den niedrigen Familien ist sie noch heimisch. Möge sie schildern die Freuden und die Thränen des Volks: sie wird sich verjüngen, wird sich verschönen. Lieblichen Duft wird sie verbreiten, wie der Mai, das ganze Jahr hindurch. Die Sprache von Paris wird einst — vom Throne aus, auf welchem sie so glänzt — ihrem neugebornen Genius die Weihe geben. Eine Blumensprache, eine Honigsprache — soll sie niemals sterben; sie ist die Tochter der Troubadours und die Mutter Heinrich's IV.""

„Der Engel schwieg; ich aber empfand sogleich in meinem Herzen den Kuß der Muse, und mein Blut ward glühend, und der Schrei der Liebe, den ich ausstieß, hallte in der Ferne wieder. — Und dreißig Jahre lang habe ich dann überall, die Seele in fieberhafter Erregung, die fröhliche Armuth gesungen; zu Gunsten der Kirche habe ich immer

mein Körnchen Weihrauch angezündet, und — ein Troubadour des Volks, habe ich, von Toulouse bis Bordeaux, von Marseille bis Toulouse, von Trauer oder von Freude ergriffen, sehnsuchtsvolle Liebe, Freude, Kummer und Betrübniß gesungen. Ich habe geschildert die Sommergefilde — mit Früchten bedeckt, von fröhlichen Arbeitern belebt. — Wenn die Wolke des Unheils sich auf sie entlud, — zeigt' ich sie — leidend, aber nie mit drohenden Mienen. — Meine Muse, ganz nur Lieblichkeit, setzte Keinen in Schrecken. In meinen Liedern, welche die Lüfte erfüllten, athmete meiner Sprache lieblichen Duft auch der Reiche.

„So gefiel die Muse in Gestalt einer Hirtin besser, als sonst, wo sie auftrat als Dame von Stande. So konnte sie einsammeln in der Welt die goldenen Ehrenblüthen, welche ihre Stirn umstrahlen. — Paris selbst rief bei meinen Liedern alte Erinnerungen wach; es hörte, es feierte die Muse der Ländlichkeit; — und ohne sich zu viel um den Lärm der Trompeten zu bekümmern, ließ meine Muse auch im Palais des Königs ihre Stimme ertönen. Ja, da erfuhr ich es, daß der Engel, den ich gesehen und den ich seitdem nicht wiedergesehen, prophetische Worte zu mir geredet. Doch ich mußte es in höherem Maße noch erfahren. Nach dem Könige meines Vaterlandes mußten auch noch, um meinen Triumph zu vollenden, die vierzig Könige im Reich des Geistes und der Poesie mir ihren Beifall ertheilen. Ueberrascht und halb gekrönt suchten meine Augen sie; ich strengte meine Stimme an, daß sie mich hören sollten. Ach, ich mußte glauben, daß sie in Paris nicht waren; keiner von ihnen kam in meine Nähe. Ohne Zweifel waren sie auf dem heiligen Berge und ärndteten neue Lorbeeren, oder sie ergingen sich Alle — wieder in einfache sterbliche Menschen verwandelt — für einen Augenblick auf den grünen Gefilden.

„Aber heute, welch' froher Lärm läßt sich hören! Welch' Gesumm' auf den Wiesen! Die Muse der Ländlichkeit empfängt von den vierzig Pariser Gelehrten die Weihe! — O, meine Heimat, mit einem Konzert ergötze mein Ohr! Schlage laut, Nachtigall; summet stark, Ihr Bienen; Garonne, laß rauschen Deine lachende reine Fluth! — Von den Wipfeln der Ulmen nehm' ich die Zweige — nicht des Ruhmes, doch des Glücks.

„Jetzt steht dies Glück in voller Blüthe; das Glück, das ich jetzt erfahren, gilt mehr, als alles frühere. Ich bin auch stolz darauf, die alten Pergamente in unserem Süden freuen sich. Dieses hier — es ist unterzeichnet, untersiegelt von den Fürsten der Wissenschaft. — Königin mit dem goldenen Munde, geliebte französische Sprache, — Sprache — so fein, so gewandt, suche Deinen Ruhm in Deiner Güte. Es ist schön, zu liebkosen, die man vom Throne gestoßen, besonders wenn die, welche den Kürzeren gezogen, so alt sie sein mag, doch noch anmuthig und schön ist; und beides ist meine Sprache. — Sie spielt die Orgel, indem sie spricht; für ihre Sänger hat sie Tausende von lieblichen und klangvollen Worten, welche Alles so anschaulich hinstellen wie ein Gemälde. — Du bist auch reich, viel reicher, als sie sein kann; — aber die Königinnen, die uns beherrschen, machen häufig Anleihen. Wenn Du singen willst, wenn Du suchst eines von den Wörtern, welche musikalischen Klang haben, unsere Sprache steht Dir zu Diensten; nimm es von ihr; sie kann Dir geben, ohne sich zu berauben. — In tausend Jahren wird sie vielleicht sterben in Folge des Alters. . . . Müßte sie es wirklich, so könntest Du Dir im voraus schon Etwas von ihrer Hinterlassenschaft aneignen; unsere Sprache würde nichts dagegen haben; denn gasconisch ist sie nur mit der Zunge; ganz französisch ist sie mit dem Herzen. Ihre Ehre hast Du zu der Deinigen gemacht, und Dein Ruhm ist der ihrige.

„Ihre alte Ehre, die in Blitzen aufglänzt, hat über den lachenden Wiesen nur einen Himmel mit funkelnden Sternen; aber Dein Ruhm hat für die sehenden Augen seit drei Jahrhunderten den Glanz des Goldes, und triumphirend über allem Wechsel hat er immer, dem Neide zum Trotz, seine vierzig leuchtenden Sonnen. — Während im Laufe der Zeit eine erlischt, bildet sich schon eine andere und zündet sich an und leuchtet in strahlendem Ruhme, und das Auge auf Paris geheftet — erleuchtet sich und erwärmt sich bei Deinem Schein eine ganze Welt. — Und mehr noch: Dein kühner Gedanke, im Universum verbreitet, vertreibt die Lüge, macht Häuser und Paläste hell. Die Bösen verkriechen sich ins Dunkel, die beiden Welten vereinigen sich, und die Kanonen werden stumm, und die Völker werden Brüder.

„Sprache des Himmels, geliebte Sprache, Dein Triumph ist gesegnet. Rette das im Argen liegende Land, setze zurecht die Seelen und die Geister, mache groß das Neue, ohne in Trümmer zu schlagen, was alt ist, lese in den Sternen die tausend Geheimnisse des Himmels; mache, daß schwimmt in den Lüften und fliegt auf den Meeren — der Mensch; mache die Völker zu Nachbarn durch die Bahnen von Eisen; besiege alles Elend, mache, daß überall emporkömmt das Kreuz; beschwichtige den Zorn und bringe Allen das Glück, wie Du es meiner Muse gebracht.

„Dann werde ich, Dich segnend, doppelt entschuldigt sein, daß ich mit noch stärkerer Stimme meinen Refrain wiederhole: — O, meine Heimat, mit einem Konzert ergötze mein Ohr; schlage laut, Nachtigall; summet stark, Ihr Bienen; Garonne, laß rauschen Deine lachende reine Fluth! — Von den Wipfeln der Ulmen nehm' ich die Zweige; denn das Glück Aller kömmt, dreifach zu machen mein Glück!"

Man sieht aus dieser Dichtung, wie Jasmin — anmuthigen Witz, geistreiche Gedanken und poetische Ausdrucksweise mit einander verbindend — das Recht des Nebeneinanderbestehens für beide Sprachen zu wahren und zu vertreten vermag. Er giebt, wie gesagt, der einen Alles, ohne der anderen Etwas zu nehmen. Die französische Sprache ist die Königin, die Herrscherin, welche die Geister gewinnt; die gasconische Sprache behält für sich das kleine Haus, die geringe Familie, die Wiese, die Arbeit. Jene hat die Zukunft, diese hat die Vergangenheit. Jede hat ihre Bühne und ihre Rolle. Und wenn die Akademie von der gasconischen Muse als eine Versammlung von „vierzig Sonnen" bezeichnet wird, so soll damit gesagt sein, daß dieselbe Alles, was Frankreich an Wissenschaft, Beredtsamkeit, Poesie hat, kurz: den französischen Geist vertritt, — diesen Geist, welchen der Dichter am Schlusse des Gedichtes („Sprache des Himmels, geliebte Sprache" u. s. w.) in Versen verherrlicht, die man im Original lesen muß, um eine Vorstellung von ihrem unvergleichlichen Wohllaut zu erhalten:

Lengo del ciel, lengo aymado
Toun triounphe es benezit!
Saoubo la terro empenado;
Adretis l'amo et l'esprit;
Grandis las causous nouvelos
Sans briguilla ço qu'es biel;
Dubino dins las Estelos
Lous milo secrets del ciel!

Und doch finden Viele es unverantwortlich, daß die Akademie einen Dichter dieser Sprache gekrönt. Was sollen wir von diesen sagen, wenn sie uns „Bildung", „Fortschritt", „französische Einheit" entgegenhalten? — Wir wollen ihnen jene braven Patrioten ins Gedächtniß rufen, welche, von einem Ausfluge nach der Bretagne zurückgekehrt (bald nach 1830), sich darüber beklagten, dort nur ein unverständliches Patois angetroffen zu haben, und welche der Regierung das allerunterthänigste Gesuch vorlegten: „in diesen beklagenswerthen Gegenden die Sprache Voltaire's und Rousseau's zu verbreiten." — Ja, der französische Geist soll seine Bestimmung erfüllen! Er soll in die rechte Richtung bringen, wie der Dichter sagt, — die Seelen und die Geister! Er soll die Völker vereinigen! Aber hüten wir uns, daß wir nicht aus der Einheit eine Einerleiheit, aus dem Verkehr der Völker einen Wirrwar, aus der Gemeinschaft ihres Lebens und ihrer Interessen eine Mischung machen, in der alle lokalen Eigenthümlichkeiten verschwinden. Es sind genug Angriffe gemacht worden auf das Gesetz, demzufolge die Verschiedenheit eine der Bedingungen der menschlichen Verhältnisse ist. Warum will man die Landbevölkerungen nicht bei ihren Sitten, ihren Gebräuchen, ihren Ueberlieferungen, bei ihrer Sprache, die mitunter auch ihre Poesie hat, lassen? — „Nehmet ihm sein Elend und lasset ihm seine Sprache!" sagte Jasmin, vor zehn Jahren, in Bezug auf das Volk. Und kann man dem französischen Geiste eine größere Aufgabe stellen, als die, welche Jasmin ihm stellt, indem er ihm zuruft: „Mache groß das Neue, ohne zu zertrümmern, was alt ist!"

Man wird der Volkspoesie des Südens, die sich in Jasmin verjüngt hat, ihre Berechtigung nicht absprechen können. Sie ist mehr als das Erzeugniß einer bloßen Künstlerlaune. Andererseits aber muß man sich auch hüten, diesem gegenwärtigen Aufschwunge des südlichen Geistes eine zu große Bedeutung beizulegen. Herr Roumanille, der Herausgeber des „Prouvençalo", ist gewiß in einer Täuschung befangen, wenn er aus den vielen südlichen Volksdialekten Eine Sprache zu schaffen für möglich hält. Die einzig richtige Art, für die Volkspoesie im Süden zu wirken, ist die, daß man die Volkssprache nimmt, so wie sie ist, in der Mannigfaltigkeit ihrer Dialekte, und das Leben und die Sitten des Volks, welches sie noch spricht, in dieser Volkssprache ausdrückt. So hat es Jasmin gemacht; so hat er es machen können, weil ihm das dazu nöthige poetische Genie von Natur innewohnt. Ohne Zweifel ist Jasmin gegenwärtig der Erste unter den Volksdichtern in Frankreich. Möge er noch lange in der Weise wirken, wie er es bisher gethan; sein Wirken ist schön und segensreich.

Finnland.

Finnische Märchen.*)

2. Das Mädchen im Erbsenfelde.

Ein Bruder und seine Schwester wohnten einst zusammen. Als ihr Vater starb, sagte er zu seinem Sohne: „Behandle Deine Schwester gut und vertraget Euch." Sie lebten ein Weilchen in schöner Eintracht; dann aber nahm der Bruder eine Braut; eine Tochter der

*) Vgl. Nr. 41 des „Magazins".

Frau des Teufels hing sich ihm als Weib an, und er heiratete sie. Die böse Schwägerin konnte ihres Mannes Schwester nicht leiden und begann sie anzufeinden: was die Schwester nur thun mochte, das stellte jene ihrem Manne als nichtswürdig dar und sagte ihm: „Deine Schwester richtet noch unser ganzes Gut zugrunde.“ Als die böse Schwägerin ein Kind bekam, schnitt sie selbst ihm Nase und Ohren ab, stach ihm die Augen aus und sagte dann zu ihrem Manne: „Sieh, was Deine Schwester uns gethan hat.“ Der Bruder glaubte ihr endlich, und Beide schlugen die Schwester auf eine grausame Weise und jagten sie halb todt aus dem Hause. Das arme Mädchen ging nach der Königsburg und fristete bettelnd ihr Leben. Da ging der Sohn des Königs an einem Frühlingstag auf sein Erbsenfeld, um zu säen, und sagte, als er die Körner ausstreute, mit Lächeln zu seinen Leuten: „Wer die ersten Erbsen aus diesem Samen verzehrt, den will ich heiraten, wenn es ein Mädchen ist.“ Das Mädchen befand sich eben an der anderen Seite des Feldes hinter dem Zaune; sie hörte, was der Prinz sprach, und behielt es in ihrem Gedächtnisse.

Der Sommer kam, und die Erbsen waren gereift. Da grub sich das Mädchen unter dem Zaune einen Versteck und schlüpfte täglich heraus, um von der Hülsenfrucht zu essen. Auch der Prinz erinnerte sich seines Erbsenfeldes und dachte eines Tages: „Ich will doch einmal hingehen und schauen, was aus der Erbsensaat geworden ist.“ Er kam dahin und bemerkte, daß schon ein gutes Bündel verzehrt war. Nun beschloß er, aufzupassen, und paßte so lange, bis das Mädchen wieder aus seinem Verstecke schlich. Da ergriff er sie und trug sie nachhause. Hier ließ er ihr königliche Gewänder anziehen und erklärte sie für sein Weib.

Sie lebten nun zusammen, bis die junge Frau schwanger ward. Da mußte der Mann in den Krieg ziehen; beim Abschied sagte er zu seinem Weibe: „Wenn Du einen Knaben gebierst, so melde es mir in einem Briefe; ich kehre dann gleich nachhause zurück. Ist es ein Mädchen, so meld' es mir gleichfalls; dann komm' ich erst, wenn ich Zeit habe.“ Die junge Frau genas eines Knaben und schrieb ihrem Manne gleich einen Brief des Inhalts: „Eile Dich, zu kommen, es ist Dir ein Sohn geboren.“ Ein Knecht wurde als Ueberbringer des Briefes abgeschickt. Unterweges kehrte dieser zum Uebernachten auf demselben Bauerngute ein, wo seine Herrin zuhause war. Als der Bote kurze Zeit in der Wohnstube geruht hatte, sagte die Wirthin: „Will unser Gast nicht ein Bad nehmen?“ — „O ja“, gab er zur Antwort, „für einen Reisenden mag ein Bad wohl gut sein.“ Dann begab er sich in die Badestube. In der Zwischenzeit öffnete die Wirthin sein Felleisen, veränderte den Brief und schrieb: „Ich habe eine Tochter geboren.“

Der Knecht wußte — wie man sich denken kann — nichts von der Sache. Er ging des anderen Tages weiter, bis er zum Prinzen kam, und reichte ihm das Schreiben. Als dieser es gelesen hatte, schickte er den Boten zurück mit einem Briefe, des Inhalts: „Ich komme, sobald ich Zeit habe.“ Der Bote machte sich auf den Weg. Da kehrte er wieder auf demselben Gute zum Uebernachten ein; das böse Weib schickte ihn wieder ins Bad, öffnete sein Felleisen und veränderte den Brief, daß er so lautete: „Mein Weib soll die königlichen Kleider ablegen, ihre eigenen Lumpen wieder anziehen und mit dem Kinde wandern, wohin es ihr gefällt.“ Als der Knecht diesen Brief seiner Herrin zugestellt hatte, gehorchte sie dem vermeintlichen Befehl ihres Mannes, verließ die Königsburg, wanderte und erbettelte weinend ihr Brod.

Auf ihrer Wanderung wurde die arme junge Frau einmal durstig und ging in den Wald, um sich nach Wasser umzusehen. Nachdem sie eine Weile gesucht hatte, entdeckte sie eine Quelle mit sehr klarem Wasser und einem schönen goldenen Schöpflöffel dazu. Sie legte das Kind an den Rand der Quelle, da sie ein wenig abseits zu gehen hatte. Als das Kind allein war, bog es sich über, um nach dem Löffel zu greifen, fiel aber häuptlings in die Quelle. Die Mutter eilte herbei und zog es wieder heraus, ehe es erstickt war. Das Wasser hatte ihr Gesicht und Hände naßgemacht, wovon sie im Nu außerordentlich schön wurde und noch gesunder, als vorher; das Kind aber erhielt ein so schönes Ansehen, daß es nirgend seinesgleichen hatte.

Die junge Frau wanderte nun mit ihrem Kinde weiter und kam endlich zu dem Bauerngute, wo ihr Bruder noch mit seinem Weibe wohnte. Man erkannte sie aber nicht. Sie bat um ein Nachtlager; da sagte ihr die Wirthin brummend: „Dort an der Thür ist Platz!“ — „Ich bin mit jedem Plätzchen zufrieden“, sagte die junge Frau und blieb hier mit ihrem Kinde zur Nacht. Spät am Abend kamen der Prinz und sein Kriegsvolk aus dem Kriege zurück und kehrten in demselben Hause ein. Als er nun in der Wohnstube auf- und niederspazierte, ließ die junge Frau ihr Söhnlein am Boden herumkriechen. Das Kind kroch bis zu ihm heran; der Prinz nahm es in seine Arme, betrachtete es und fragte die Mutter: „Woher bist Du, Weib, daß Du ein so schönes Kind hast, und auch selbst so schön bist?“ Da hub die junge Frau an: „So, so, man kennt mich nicht mehr; auf diesem Gute lebte ich auch früher, bis die Schwägerin einen Groll wider mich faßte.“ — „Halte den Mund, Elende!“ schrie ihr die Frau ihres Bruders zu; aber jene fuhr fort: „Sie grollte mir und verleumdete mich bei ihrem Manne. Da wurde ich schrecklich mißhandelt und halb todt aus dem Hause gestoßen. Ich wanderte nach der Königsburg, bekam dort des Königs Sohn zum Manne und wurde schwanger. Der Prinz zog mit seinen Leuten in den Krieg; da schickte ich ihm einen Brief des Inhalts: „Ein Sohn ist Dir geboren.“ Er aber war wider mich aufgebracht, und ich bekam einen Gegenbrief, worin er mir den Befehl gab, mit meinem Kinde abzuziehen.“ — „Halte den Mund“, kreischte die böse Schwägerin wieder. Aber der Prinz sagte: „Sprich nur zu Ende, ich bin hier Herr über Alle“; und das junge Weib erzählte, was ihm sonst noch begegnet war. Als nun die Brudersfrau zum drittenmale schrie: „Halte den Mund, Elende, sprich keine Lügen!“ da faßte sie der Prinz, zerrte sie in den Hof und ließ sie am Dachstuhl aufhängen. Dann nahm er sein Weib mit dem Kinde, führte sie nachhause in die Burg, und man lebte forthin glücklich mit einander. Ob sie jetzt noch leben, das weiß ich nicht zu sagen.

Mannigfaltiges.

— **Mortalitäts-Verhältnisse in St. Petersburg und Moskau.** Nach einer Mittheilung von Dr. Maximilian Heine, in der von ihm herausgegebenen „medizinischen Zeitung Rußlands“, sind die Mortalitäts-Verhältnisse in den beiden russischen Hauptstädten nichts weniger als günstig und nimmt auch die Bevölkerung im ganzen russischen Reiche nicht in gleichem Verhältnisse wie in anderen europäischen Staaten zu. So wurden im Jahre 1852 in St. Petersburg 16,294 Kinder geboren (8389 Knaben und nur 7905 Mädchen), während dagegen 21,551 Personen (worunter 13,461 männlichen Geschlechts) gestorben sind. Die Zahl der Verstorbenen überstieg demnach die der Gebornen um 5257, was etwa 32 Proz. beträgt. Unter den Verstorbenen hatten 6433 Kinder noch nicht das fünfte Lebensjahr erreicht. In demselben Jahre wurden in Moskau 9543 Kinder (5175 Knaben und nur 4373 Mädchen) geboren, während 11,323 Personen gestorben sind. Unter den Letzteren befanden sich 3982 Kinder unter fünf Jahren und fünf Personen, die mehr als hundert Jahr alt wurden (eine Soldatenfrau angeblich 112 Jahr). In Petersburg wurden 3287 und in Moskau 1893 Ehen geschlossen; in der erstgenannten Hauptstadt vermindert sich die Zahl der jährlich geschlossenen Ehen; in der letztgenannten dagegen ist sie im Zunehmen. Im ganzen russischen Reiche wurden im Jahre 1851 geboren: 2,725,881 Kinder, von denen 2,399,558 der griechisch-russischen Kirche einverleibt wurden; es starben: 2,060,335 Personen, worunter 1,838,246, die der russischen Kirche angehörten, und 886,216 Kinder unter fünf Jahren waren. Angeblich starben 215 Personen in einem Alter von 100 bis 105 Jahren, 88 zwischen dem 105ten und 110ten Lebensjahre, 42 zwischen 110—115, 32 zwischen 115—120, 5 zwischen 120—25 und 5 Personen zwischen dem 125sten und 130sten Lebensjahre. Ehen wurden im Jahre 1850: 658,373 und 1851 nur 560,832 geschlossen.

— **Dr. Lieber in Amerika.** Unser deutscher Landsmann, Dr. Franz Lieber, gegenwärtig Professor der Staats-Oekonomie an der Universität Columbia in Süd-Carolina (früher an der Harvard University), wo er ein außerordentliches Ansehen genießt, hat kürzlich eine Schrift „über bürgerliche Freiheit und Selbstverwaltung“ herausgegeben, die hinter einander, in Amerika und in England, bereits mehrere Auflagen erlebt hat.*) Dr. Lieber, ein Schüler und Freund des verewigten Niebuhr, ist bei seiner gründlichen Bildung, bei seiner Kenntniß der antiken und der modernen Staatsformen und bei seinem ruhigen, praktischen Sinne, ganz der Mann dazu, den Amerikanern zu imponiren. Er bildet mit seiner Liebe zur Freiheit und Selbstverwaltung, womit er die strengste Achtung vor dem Gesetze und vor dem Rechte Anderer verbindet, einen schlagenden Gegensatz zu den in Amerika seit dem Jahre 1848 umherschweifenden deutschen Radikalen, die weder ihren Theorieen, noch ihrer Praxis die Achtung der Amerikaner zu erwerben wissen. Dr. Lieber hat als preußischer freiwilliger Jäger den Befreiungskampf gegen Napoleon und dann auch im Jahre 1821 die Befreiungskämpfe der Griechen gegen die Türken mitgekämpft. Jetzt kämpft er in Amerika für Freiheit, Recht und Gesetz gegen Gewalt-Herrschaft jeder Art, gehe diese nun von Vielen oder von Einzelnen aus.

*) On Civil Liberty and Self-Government. By Francis Lieber, LL. D. Columbia, 1854. (London, Bentley.)

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 6 Rthl. 10 Sgr., halbjährlich 3 Rthl. 20 Sgr. und vierteljährlich 26 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 57, und beim Expedit. Neumann, Dorotheenstr. Nr. 21), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 49. Berlin, Dienstag den 25. April 1854.

England.

Englische Literatur-Briefe.

1854. Vierter Monatsbericht.

Der Krieg und die kulturgeschichtliche Krise zwischen Orient und Occident. Der Inhalt und das Ziel der östlichen Kultur-Bewegung. — Der anglo-sächsische Stamm. — Die Stellung und Mission der Deutschen im Osten. — Die Literatur über den Osten. Gallitzin's Finnland. S. G. Hill's Sibirien. Der Luxus im Herzen Sibiriens. Turnerelli's Schilderung Kasans und tatarischer Gastfreundschaft und „Eß-theedick". Russische Charakterzüge. Was der Krieg von 1828—29, ohne Schlachten, an Menschen gekostet. Curzon's Werk über Armenien und Städte und Länder am Schwarzen Meere. Blick auf Erzerum und Trebisond, Varna u. s. w. Der russisch-türkische Krieg von 1828—29 und der jetzige von Chesney. Napier und seine „cutlasses". Admiral Smyth's „Mittelländisches Meer". Eine deutsche kriegswissenschaftliche Abhandlung über den türkisch-russischen Krieg aus Amerika, in englischer Sprache. — Friedliche Literatur. Morton's und Anderer großes ethnologisches Werk: „Types of Mankind" &c. Charles Lever's neuestes humanistisches Werk. — Tod zweier alter Dichter und großer Männer. — Die Universitäts-Reform à la Russell.

London, im April.

Der Krieg — und ist es wohl möglich, selbst einen Literatur-Brief jetzt mit etwas Anderem anzufangen? — wird sich vielleicht nur als ein sehr untergeordneter Theil der großen kulturgeschichtlichen Krise zwischen der alten und älteren Welt herausstellen. Was kann, was will der Krieg am Ende lösen? Baumwollen- und Hanf-Ansprüche, Talg- und sonstige Export-Interessen, Widersprüche von neuen Gränz-Gelüsten, Händel um die Kriegskosten (natürlich mit Ausschluß der todtgeschossenen und ersäuften Menschen, da diese auf solchen Rechnungen kein Conto zu haben pflegen). Da die kriegführenden Parteien für sie sehr wesentliche Interessen gegen die Ansprüche der Kultur mit einander gemein haben, läßt sich schon jetzt, wenn man nicht zu stark unter Illusionen leidet, als ziemlich sicher annehmen, daß sie sich auf irgend eine Weise gegenseitig kompromittiren und dadurch zu Kompromissen kommen werden. Ein neuer Vertrag kömmt zu den vielen früheren, der, wie die früheren, auf ewig gelten und das Gleichgewicht Europa's im Schooße eines ewigen Friedens sichert. In zwanzig bis dreißig Jahren, oder eher, macht die orientalische Frage wieder ihre Aufwartung in den Zeitungen, d. h. Rußland giebt seinem natürlichen, unzerstörbaren Lebenstriebe, aus der Unermeßlichkeit seines festen Landes durch das Eis des Finnischen Meerbusens und das Schwarze Meer herauszukommen auf die „Brücken der Völker", das Wasser, die kosmopolitische Flüssigkeit der Kultur, wieder mit neuen Kräften einen erobernden Ausdruck, und Schraubendampfer, dreimal so groß als der „Wellington" und mit elektrischen, chemischen Zerstörungsmitteln versehen, gegen welche die dreitausend Kanonen auf dem Baltischen Meere zu wahren Kinderknallbüchsen herabgesetzt werden, fliegen mit je zehn- bis zwölftausend Mann in die Luft, um darin ihre Gruft zu finden und dadurch den Grund zu einem neuen Vertrage zu legen, durch welchen Rußland, als Entschädigung für seine Niederlagen, wieder etwas weiter nach Europa vorgelassen wird, wie dies an der Ostsee und am Schwarzen Meere seit länger als einem Jahrhundert Mode gewesen, ohne daß die englische Flotte etwas von ihrem Stolze und ihrer Allmacht verlor. Nach der Vergangenheit zu schließen (nicht aus einer Prophetengabe), muß es etwa so kommen, wenn inzwischen nicht die Kultur das Ihrige gethan haben wird, jene eigenthümliche, wegen ihrer hauptsächlich westlichen Richtung wenig beachtete Kultur-Bewegung zurück zu ihrer Wiege im Osten zu machen. Wegen jetziger Stimmungen, krystallisirter Vorurtheile und Stichwörter, an welche sich diplomatische, politische und philosophische Parteien und Prinzipien-Don-Quijotes halten, ist es vielleicht schwer, wenigstens unpolitisch für den Augenblick, das Wesen und den Trieb dieser Kultur-Bewegung genauer anzusehen. Es klingt transscendent, utopisch, auf den ersten Anblick trostlos, wenn man ausspricht, was man darin sieht. Die Eroberungsgelüste barbarischer und halb barbarischer, in der Diplomatie feinster und mächtigster Staaten und Horden sind inzwischen immer weiter nach Westen vorgedrungen, während die Kultur des Westens vielleicht schon die chinesische Mauer erreicht hat, um ihrer über China hergekommenen Schwester einen guten Morgen zu bieten. Die kultivirten Elemente Rußlands und der Türkei, die still, aber sicher und gründlich, geistig erobernden Mächte der Kunst und Wissenschaft, der Industrie und des Handels, des inneren Waltens, Verwaltens und Regierens sind schon jetzt bis mitten in die Throne hinauf deutsch, englisch, französisch — die vom Westen her erobernde Kultur. Deutschland und England und Frankreich erobern sich selbst wieder von Rußland aus, das von der Erde verschwindet, indem es meint, dieselbe zu erobern. Dabei werden die „civilisirten Völker" natürlich auch Metamorphosen durchgemacht haben. Wahrscheinlich kömmt ihnen dann auch nicht mehr so viel auf ihre alten, durch Gewalt und Diplomatie gezogenen Gränzen an. Ihre Mischung sieht dann vielleicht etwas besser und geschmackvoller aus, als die bisherige aus alten Deutschen und alten Franzosen, die sich mit solchem Stolze, die Daumen in beiden Armlöchern der Weste, die „anglo-sächsische", Engländer, die „größte, freieste, mächtigste, christlichste, reichste, großmüthigste u. s. w. Nation" der Erde nennt.

Kein größerer Humbug, als wenn sich die Engländer eine Nation, sogar eine Race nennen. Sie sind die ausgeprägteste Mischung von Germanen, Celten, Kimbriern und ihrer verschiedenen Stämme und so gerade die positivste Negation der alten barbarischen Racen, Stämme und Nationen, die seit Julius Cäsar, immer eine nach der anderen, die britischen Inseln unterjochten, um als Eroberer in der Kultur zu verschwinden, hernach als Flüchtlinge von Holland, Frankreich, Deutschland, Polen, Italien, Ungarn Jahrhunderte lang und neuerdings besonders als Kaufleute, Handwerker, Mechaniker u. s. w. herüberströmten, um hier ebenfalls ihre Nationalität zu verlieren und sich als Menschen wiederzufinden. Diese Engländer sind als „anglo-sächsischer Stamm" gerade so sehr eine Phrase, wie die eigene Sprache des anglosächsischen Stammes. Die englische Art, von menschlichen Sprachwerkzeugen Gebrauch zu machen, ist eben weiter nichts, als was von den alten ehrwürdigen deutschen, griechischen, lateinischen und normännischen Wurzeln und Senkern, von deren Gutturalen, Zisch-, Polter- und Naturgeräusch nachahmenden Konsonanten und Vokalen, von Declination, Conjugation und Grammatik beim Mischen, Abschleifen, Amputiren und Trepaniren wenigstens übrig gelassen werden mußte, um noch zu artikulirten Lauten brauchbar zu bleiben und nicht zu Karl's V. Charakteristik, zur Sprache der Gänse herabzusinken. So ist das Englische praktisch die vollkommenste, kosmopolitische Sprache geworden und wird jedenfalls einmal die Sprache der Menschheit, auf die wir Deutschen, national genommen, stolzer sein können, als irgend eine andere „Nation". Denn die Kraft und der Saft des Englischen ist aus dem großen germanischen Sprachbaume geflossen. Und so fließt die dauerhafteste Gutta-Percha-Flüssigkeit der ideellen Kulturkraft, welche barbarische Stämme, Horden und Nationen zu Menschen macht, überall noch aus germanischem Hirn. Mag der Russe überall in der Welt seine Spione und Aufwiegler, der Engländer überall seine Bibeln, Baumwollenballen und Kriegsschiffe haben, der Deutsche findet sich überall persönlich mit eigenem Kopfe und eigenen Armen und ihren heiteren Kräften „überall zuhauf", und kommandirt bereits im türkischen Heere und regiert die Hälfte des russischen Reiches (abgesehen davon, daß der Zar fast eben so sehr ein geborner Deutscher ist, wie die Königin von England aus germanischem Blute stammt) und baut das Korn der Krim und weiht Petersburg zum Welthandel ein, zettelt eine Revolution in China an, entdeckt von Adelaide aus die inneren Oasen Australiens und pionierte sechstausend geographische Meilen im Innern Afrika's, während die große „Nation" der Engländer und die große „Nation" der Franzosen und die große „Nation" der Russen sich um die große „Nation" der Türken (d. h. um ein paar Schock Nationen) gegenseitig in Grund bohren oder in die Luft sprengen. Dieser Krieg großer Nationen am Wege auf dem Wasser (wie man statt des Bethlehem-Schlüssels, des Christenthums in der Türkei oder des Schutzes der Türkei sagen muß) hört nicht eher auf, als bis die

Widersprüche und Konflikte von Nationen, d. h. bis die Barbarei und die Vornirtheit von Interessen begriffen und überwunden sein werden. Und so ist der Deutsche, aus seiner Wiege entlaufen, dem himmlischen Reiche der Mitte zwischen dem Osten und Westen, trotz seiner Neutralität, der wahre, definitive Friedensstifter. Er schickt keine hirnlos girrende Friedenstaube, wie die englische Friedensgesellschaft den Mr. Pease, als außerordentlichen Gesandten nach Petersburg, um dem Kaiser zu beweisen, daß es nicht ungefährlich sei, mit geladenen Gewehren zu spielen, sondern er geht selbst hin und bleibt da und schreibt eine deutsche Zeitung in Petersburg und treibt Handel, Industrie, Ackerbau, Kunst und Wissenschaft, daß es die Russen von allen Seiten sehen und ihn anstaunen und dann aufpassen, wie er es macht, und es dann selbst machen. Und hat damit Deutschland erst gehörig um sich gegriffen, wird den Russen schon die Lust vergehen, von Intriguen, Kriegen, Corruptionen, Knuten und Kanonen weiteren Gebrauch zu machen, da sie inzwischen eingesehen haben müssen, daß es nicht nur viel anständiger, sondern auch ganz praktisch vortheilhafter ist, sich auf eine ehrliche, produktive Weise durch Talg, Hanf, Holz, Kaviar u. s. w. mit der ganzen Welt in Geschäfts-Verbindung zu setzen und deren Lebensfreuden und Produkte mit eigenen Erzeugnissen einzutauschen, statt sie verpanslavisiren zu wollen und ihr immer Knuten und Kanonen vor die Nase zu halten. Ehe die türkischen und russischen und griechischen halb barbarischen Horden nicht in den Verband dieser Kultur aufgenommen sind, hört der Krieg zwischen Ost und West nicht auf, wenn auch aller zehn bis zwanzig Jahre einmal ein Friedensvertrag auf ewige Zeiten sehr pfiffig und vorsichtig entworfen und genehmigt und von allen Großmächten unterschrieben wird. Das einst verhöhnte österreichische „Kultur nach dem Osten tragen" ist eine deutsche, ist eine Kultur-Thatsache des Westens, die natürlich von Fach-Politikern, Diplomaten und praktischen Leuten überhaupt nicht gesehen, nicht geglaubt und deshalb ausgelacht wird.

Wir kehren uns weiter nicht daran, auch diese Thatsache selbst kümmert uns hier weiter nicht, da sie ihren Zweck, als Einleitung in eine Art Kriegs-Literatur-Revüe gedient zu haben, hiermit erfüllt hat. Der Krieg und die Literatur über die Horden, die im Osten dadurch noch mehr durch einander geschüttelt und für bessere Aufnahme europäischer Kultur aufgestört werden, geben uns zunächst positives, kulturgeschichtliches Interesse. Die Civilisation des Westens erfährt jetzt, was diese Völker, ihre Länder, ihr Boden, ihre Lage, ihre Bildungsgrade, Talente und Produkte werth sind, und wird so bald mehr Kapital, als Kanonen zur geistigen und produktiven Eroberung finden, ohne sich weiter um politische Gränzen zu kümmern, als die Diplomatie ein vorübergehendes Interesse dafür zu erwecken vermag. Die Engländer machen doch mit einer kaufmännischen Compagnie mehr gut, als zehn russische Regimenter durch ihre Zerstörungen verderben können. Und auch abgesehen von diesen tiefer liegenden Gesichtspunkten hat die beschreibende und Reise-Literatur des Orients, besonders der russisch-türkischen Gränzländer, blos durch ihre Kuriosität und den Reiz der Neuheit viel Anziehendes, wie wir auch eine Räuberscene auf dem Theater unterhaltender finden, als ein mit abgegriffenen Münzen klimperndes Gespräch im Salon.

Nachdem uns Oliphant in (wenn ich nicht irre) vier Auflagen seines Werks mit den tiefsten Geheimnissen Rußlands am Schwarzen Meere und dem Wurme, der an Sebastopol nagt, bekannt gemacht, kamen Andere, die Persien, Armenien, die Tatarei, Finnland, die ganze Herrlichkeit Kronstadts (Custine's penetrantes Werk erscheint in einem wohlfeilen Auszuge), Lapplands, der Samojeden, von ganz Sibirien, das Baltische, das Schwarze, das Mittelländische Meer u. s. w. auf die verschiedenste Weise enthüllen. Dazu tragen wahre Fluthen von allgemeinen und Spezial-Karten des Kriegsschauplatzes, der Meere, dicht mit Peilungszahlen bedeckt, der Festungen und ihrer in Linien dargestellten Kanonenrichtungen und ihrer Tragweiten, Hunderte und aber Hunderte von Abbildungen von türkischen und russischen Städten, Gegenden, Volksscenen und illustrirten Blättern und die Original-Korrespondenzen von Ort und Stelle in den Zeitungen das Ihrige bei. Es ist ein Feldzug, ein Kreuzzug der westlichen Kultur und Literatur in den Osten, der seine Früchte tragen mag, vielleicht bessere, als die tapfersten Heldenthaten Sir Charles Napier's.

Fangen wir im Baltischen Meere an, so finden wir es zunächst durch eine ausgezeichnete strategische und nautische Spezial-Karte musterhaft repräsentirt. Dann macht eine Darstellung von Kronstadt mit allen seinen Forts, dem Material, woraus sie bestehen, der Zahl und der körperlich dargestellten Tragweite ihrer Kanonen, der verschiedenen Wassertiefen u. s. w. den Beschauenden große Augen und Kopfzerbrechen, wie sich Napier durch diese dichten, sich kreuzenden Strahlen von Kanonen hindurchschlagen soll, obgleich England fest überzeugt zu sein scheint, daß Napier, wie Codrington, der die türkische Flotte bei Navarin im russischen Interesse vernichtete (ohne auf den Befehl, einzuhalten, zu hören, ganz so, wie es Nelson vor zweiundfunfzig Jahren vor Kopenhagen machte) nun auch ohne Komplimente und Rücksicht die russische im türkischen Interesse vernichten werde, um so das durch Navarin gestörte moralische Gleichgewicht wiederherzustellen, besonders wenn der englische Gesandte in Konstantinopel, der Hauptschöpfer Griechenlands im russischen Interesse, nun, wie es heißt, dafür sorgen würde, den Türken zurückzugeben, was die Engländer ihnen nahmen, um mit Rußland in das Verhältniß dankbarer Freundschaft zu kommen.

Um aus dem Finnischen in den Bottnischen Meerbusen zu kommen, reisen wir zum Theil durch das Inselmeer zwischen Schweden und Finnland und sehen uns besonders Åland, das „künftige Malta" des Baltischen Meeres, an, theils über Land, indem wir des Fürsten Emanuel Gallitzin aus dem Französischen übersetztes Werk über Finnland als Reisegelegenheit benutzen. Er meint, daß die tapferen Finnen, die durch den glorreichsten Theil ihrer Geschichte mit den Heldenthaten Gustav Adolph's und Karl's XII. zusammenhängen, mit Hand und Fuß noch Schweden seien. (Fortsetzung folgt.)

Central-Afrika.

A. Petermann's Uebersicht der bisherigen Expeditionen und Entdeckungen Richardson's, Barth's, Overweg's und Vogel's in Afrika.

(Schluß.)

Dr. Overweg's Reise auf dem Tschad-See.

(28. Juni bis 8. August 1851.)

Das Boot zur Durchforschung des Tschad-Sees und seiner unzähligen Inseln war glücklich, doch mit vielen Schwierigkeiten, vom Mittelländischen Meere durch die Wüste in Stücken auf Kameelen bis nach Kuka transportirt worden. Da der Scheich von Bornu mit den Bewohnern der östlichen Gestade des Sees im Kriege stand, war eine Reise um denselben herum nicht auszuführen, so daß sich Dr. Overweg zu einer Fahrt durch den See entschloß, während sein Gefährte abwesend war. Mit Hülfe arabischer Zimmerleute fügte er das Boot zusammen und taufte es „Palmerston" in dankbarer Anerkennung der Verdienste dieses Ministers um die afrikanische Expedition. Es wurde bei Maduari, östlich von Kuka, in Gegenwart unzähliger Volksmassen, die herbeigelaufen waren, um das seltsame Kunstwerk anzustaunen, vom Stapel gelassen. Ein Hafen unweit dieses Platzes ist der einzige Punkt, auf welchem gelegentlich Handel zwischen den Bornuesen und den Biddumas, den Bewohnern der Tschad-See-Inseln, getrieben wird. Zwei ihrer Boote waren gerade anwesend, als der „Palmerston" vom Stapel lief. Dr. Overweg kam bald auf freundschaftlichen Fuß mit diesen Schiffern und gewann zwei Leute als Matrosen und Dolmetscher. Dazu kam sein von Tripolis mitgebrachter Matrose und Fugo Ali, ein Sugurti-Häuptling.

Am 28. Juni ging Overweg mit seiner Gesellschaft vor Maduari in See, begleitet von den beiden Biddumanischen Booten. In den ersten sieben Stunden hatten sie sich auf engen, verworrenen Wegen durch ein Labyrinth dichter Inseln zu winden, durch dichte Geflechte üppiger Seegewächse, deren luxuriöse Größe unzähligen Unguentus oder Flußpferden zum Aufenthalte dienten. Sie waren durch das seltsame Boot mit seinen weißen Segeln, den ersten Pfycheschwingen der Civilisation aus der alten Welt, nicht weniger beunruhigt und erschreckt, als die menschlichen Bewohner, die entweder in kleinen Booten oder auf rohen Stücken Holz mit großer Geschwindigkeit neugierig herbeischwammen. Die Flußpferde starrten oft mit großen Augen auf die flatternden Segel, blos mit dem Kopfe aus dem Wasser hervorragend. Gegen Abend erreichten sie das offene Wasser, genannt Jukibul. Zu Nacht ward das Boot an eine schwimmende Insel von Seegewächsen gebunden. Die Illumination der Insel war brillant, aber weder von Oel, noch Gas, sondern ganz natürlich durch Myriaden phosphorezirender Insekten. Am folgenden Morgen ward in nordöstlicher Richtung durch den offenen See vorgedrungen. Die Tiefe ergab sich durchschnittlich acht bis zwölf Fuß. Schwimmende Inseln von Seegewächsen kamen oft vor, aber keine Flußpferde und Wasservögel, die sich auf die Kanäle zwischen den Inseln zu beschränken scheinen. Am 30sten ward die Richtung mit einer frischen Brise fortgesetzt, auf welcher die Biddumа-Boote, die noch keine Segel kannten, bald zurückblieben. Gegen Abend ward die erste der Biddumа-Inseln — Kangollam — erreicht, nachdem eine andere, Kamassa, in Sicht passirt war. Rund um die Insel ward eine östliche Richtung weiter verfolgt und Serom, eine größere Insel, passirt und Marea erreicht, wo gelandet ward, um Holz einzunehmen. Die Tiefe war hier blos sechs, weiterhin neun Fuß. Hinter Marea führte der Weg vor einer großen Menge Inseln vorbei, unter denen Maddeh, Jerom und Berom die hauptsächlichsten sind. Bei Marea wurden wieder Fische sichtbar. Zuweilen kam zwischen diesen Inseln der offene See südlich durch die engen Inselscheiden in Sicht, auch eine Insel, bedeckt mit prächtigen Bäumen und Heerden

von Rindern. Am 1. und 2. Juli wurde die Reise östlich wieder durch Labyrinthe enger Inselknäuele fortgesetzt, von denen einige bewohnt und mit prächtigen Bäumen und Wiesen bedeckt waren. Am 2ten wurde die große Insel Belarigo erreicht, nachdem einige Bewohner gemeldet, daß ihr König, der von Overweg's Besuch gehört, sich an das bornuesische Gestade begeben habe, um ihn sicher nach seiner Residenz zu führen. Dieser Zuvorkommenheit entsprach die freundliche Aufnahme auf Belarigo. Ungeheure Volksmassen drängten sich am Ufer, um das Boot mit Segeln und den ersten Christen zu sehen, ihm die Hand zu schütteln oder ihn jauchzend anzusingen. Letztere Begrüßungsart übernahm das schöne Geschlecht, welches zu schüchtern war, den deutschen Doktor sofort bei der Hand zu fassen. Man führte ihn im Triumphe nach einer Anhöhe, dort sein Zelt aufzuschlagen. Große Massen von Milch und anderen Lebensmitteln wurden ihm und seinen Gefährten herbeigeschleppt und Prozessionen und Freuden-Ergüsse bis spät in die Nacht fortgesetzt. Am nächsten Morgen begaben sich sämmtliche Einwohner, Alt und Jung, auf ihre Felder zur Arbeit, um den Nachmittag mit allen möglichen Vergnügungen, Tänzen und festlichen Prozessionen hinzubringen, da man sich der Geschenke des Gastes, die er unter sämmtliche Einwohner vertheilte, Perlen, Ringe, Nadeln, Zuckerwerk, Trinkgläser u. s. w. — (die erste Zuckerdüte, die das Kind, das zum erstenmale in die anglo-sächsische Welthandelsschule kam, erhielt, um ihm Lust zu weiteren Geschäften zu machen) zu erfreuen hatte. Während seines viertägigen Aufenthalts auf Belarigo hatte sich Overweg durchweg der freundlichsten Behandlung ausgesetzt gesehen. Belarigo, von Süden nach Norden gestreckt, ist vier englische Meilen lang und ein bis zwei Meilen breit. Es ist gut kultivirt und mit Weiden und Heerden bedeckt. Als die hauptsächlichsten Plätze Bidduma's wurden genannt: Doji, Muri, Jorom, Fanneladöga, Bulem, Yolla, Kororom, Fanneguria, Bellurom und Timbera.

Vom 7ten an verfolgte Overweg seinen Weg östlich durch ähnliche Insel-Labyrinthe, zwischen welchen das Wasser bis zu funfzehn Fuß Tiefe stieg. Nach zwei Stunden erreichte er die große Insel Doji, umschwommen von vielen Begleitern, auf deren Handflößen. Auf Doji fand er Baumwollenfelder. — Weiter südöstlich giebt es keine bewohnte Inseln. Oestlich, Doji gegenüber, erhebt sich Iba mit einer Fülle von Baumwuchs. Am 9ten ward Overweg auf der Insel Guria mit gleicher Hospitalität und Freude aufgenommen. Sie ist etwa eben so groß, wie Belarigo, dicht bewohnt, besonders in sechs größeren Ortschaften: Schikokuro, Buggoromi, Mudi, Yirrebu, Ingelemia und Kaia. Zwei Tagereisen östlich durch blos zwei Kanäle liegt Ingelmade, früher von den Kanembus bewohnt, die jetzt zu Waday, dem großen Lande nordöstlich vom Tschad, gehören. Der große „Inlibul" von Bornu hört südöstlich von Ingellea, eine Tagereise von Guria, auf. Auf Guria und den Inseln jenseits bis zu den Waday-Gestaden leben viele Kanembus, die hier von den Biddumas mit offenen Armen aufgenommen wurden, als sie bei ihnen Schutz suchten gegen die Plünderungen von Waday-Horden. Hier treiben sie Ackerbau und Viehzucht, größtentheils mit Ziegen. Overweg konnte wegen des Krieges der Biddumas mit den Wadayinesen seinen Weg östlich nicht weiter verfolgen. Letztere hatten ersteren erst vor drei Monaten tausend Stück Rinder (*pecu-nia*) weggenommen und konnten leicht wiederkommen, nachdem ihnen dieses „Geld" ausgegangen. So begann er am 12ten seinen Rückzug. Auf Belarigo war ein kleiner Bürgerkrieg ausgebrochen. (Streit und Krieg von Stämmen, Völkern, Nachbarn und Freunden ist die Hauptbeschäftigung der Mittel-Afrikaner, da bei ihnen noch keine regelmäßige Besteuerung eingeführt ist, so daß sich die Häupter selbst bemühen müssen, ihre Bedürfnisse in Vieh oder Menschen und deren Verwerthung gewaltsam einzutreiben.) Mit kleinen Abänderungen kehrte Overweg auf demselben Wege zurück und kam am 8. August wieder in Madnari an."

In einem offiziell auftretenden vorläufigen kurzen Berichte müßte Vieles wegbleiben, was dem „Leser" sehr interessant sein würde. Dahin gehören die einzelnen kleinen Abenteuer Overweg's unter den Biddumas, an denen auch zuweilen das schöne Geschlecht seinen Antheil nahm, wie ich aus den Original-Papieren ersah. Manche besuchten ihn neugierig in seinem Zelte, wenigstens schlüpften sie herein, wenn es sich thun ließ, und saßen zu ihrem Portrait. Ich erinnere mich eines derselben mit dem Namen der Portraitirten darunter, die den Eindruck einer ziemlich regelmäßigen Schönheit machte. Dahin gehören Beispiele von Naivetät, Ritterlichkeit, kindlicher Offenheit u. s. w., die in dem großen Hauptberichte sich sehr gut als menschliche Oasen in der Strenge geographischer Forschungen ausnehmen werden.

Das Resultat der Reise wird in folgendem Resumé gegeben: „Das Wasser des Tschad-Sees erwies sich durchaus frisch und klar, dabei stellte sich die verhältnißmäßige Seichtheit (acht bis funfzehn Fuß) zuerst bestimmt heraus. Die Tiefe hängt freilich von den Jahreszeiten ab. Viele Kanäle, durch welche Overweg segelte, trocknen zuweilen aus, dann hebt sich der See wieder, daß viele Bewohner mit ihrem Vieh auf die Hügel ihrer Inseln flüchten müssen. Der größere Theil des Sees ist von einem ungeheuren Labyrinthe von Inseln bedeckt, deren größte sich nicht über fünf englische Meilen ausdehnt. Der größte Schwarm derselben fängt funfzehn Meilen vom westlichen Ufer an. Nach den Aussagen der Bewohner ist auch der ganze nordöstliche Theil von solchen Inseltrauben bedeckt. Außer den Bidduma-Inseln findet man an den Gestaden hin noch unzählige Landsterne, bedeckt mit Schilf und anderen vegetabilischen Substanzen. Große Massen von Flußpferden und Krokodilen durchfurchen die Kanal-Labyrinthe zwischen den Inseln. Erstere sehen auf der Bornu-Seite schwarz, zwischen den Bidduma-Inseln braun oder röthlich aus. Von Fischen kommen viele Arten vor, nach Aussage der Bewohner auch riesige Schildkröten. Doch sah Overweg keine. Er schätzt die ganze Wassermasse von viel geringerem Umfange, als Denham. Letzterer nahm eine Breite von Westen nach Osten von 130, Overweg blos 60—80 Meilen an. Kurz vor seinem Tode bekam er das Versprechen vom Scheich von Bornu, daß er für eine Expedition um den See herum mit gehörigem Schutz versehen werde. Die unzähligen Inseln in der Mitte und nordöstlich bilden das Land der Biddumas, einer unabhängigen heidnischen Nation, welche niemals von einem Eroberer von den Gestaden aus unterjocht werden konnte und jetzt von einem stets siegreichen Kriege mit den muhammedanischen Bewohnern an den Gestaden leben. Sie sind der Ritterstand der Mittel-Afrikaner und ein schöner Menschenschlag, sehr lebendig und rührig, meist schwarz, doch auch braun. Ihre Gesichtszüge haben nichts Negerähnliches, sind regelmäßig, manchmal mit etwas hervorstehenden Backenknochen und einer rund gespitzten (round-pointed) Nase mit kleinen Einschnitten (scars) unter den Schläfen. Sie sind selten groß, anständig gekleidet, größtentheils in Ueberwürfe von schwarzer Farbe und reichlich geschmückt mit Halsbändern von weißen und rothen Perlen und Armbändern, niedlich aus Elfenbein geschnitten. Sie tragen Sandalen. Das schöne Geschlecht trägt einen sehr poetischen Kopfputz, zwei bunte Schmetterlingsflügel, die je funfzehn Zoll über den Kopf hinten hinausragen. Die Waffen der Männer bestehen aus Lanze und Speer, womit sie Steuern von den Landbewohnern eintreiben und das Flußpferd und das Krokodil erlegen. Viele Schuas und Kanembus leben unter ihnen, von denen sie Arabisch gelernt, doch haben sie ihre ganz eigene Sprache. Sie sind in fünf Divisionen oder Provinzen getheilt, die alle auf die Inseln des Sees fallen. Ihre reiche Flotte besteht aus Booten, gemacht von Bohlen oder Schilf, ohne Segel, die sie in dem seichten See fast überall mit langen Stangen vom Grunde aus schnell zu schieben wissen. Schwimmen können sie wie Fische. Ihre Bodenkultur beschränkt sich auf „Ghossup" und Baumwolle und ihre Viehzucht auf Rindvieh, Ziegen und Pferde. Dr. Overweg ward ohne Ausnahme mit der größten Freude und Gastfreundschaft unter ihnen aufgenommen."

Das allgemeine Ergebniß wird von Herrn Petermann so dargestellt: „Die beste und richtigste Idee von den bereits gewonnenen Resultaten der Expedition wird man sich aus der Vergleichung der jetzigen und der bisher vollkommensten und neuesten Karten, welche die Reisen Denham's und Clapperton's darstellen, selbst bilden können. Zuerst stellt sich ein großer Theil Nord-Afrika's und der Sahara, niemals vorher von Europäern betreten, als zum ersten Male gründlich durchforscht dar. Die Entdeckungen im Lande der Tuariks, besonders des Königreichs Air (Asben) bilden eine bedeutende Bereicherung unserer geographischen Kenntniß Afrika's. Doch die großen Haupt-Ergebnisse liegen innerhalb Sudans in der ungeheuren Ausdehnung zwischen Guber und Mariadi im Westen und Darfour (Dar For) im Osten vom funfzehnten bis zum fünften Grade des Aequators. Die wichtigen Entdeckungen Denham's und Clapperton's beschränkten sich bisher auf Gegenden, die großentheils schon bekannt und mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit auf der Karte fixirt waren, da man durch Araber, Römer und Aegypter Kunde von ihnen hatte. Dagegen stellten die Gegenden über die von Denham, Clapperton und Lander erreichten Punkte hinaus eine große weiße Fläche dar, höchstens, daß man einige oberflächliche Gerüchte, z. B. von einem Lande Abamana, gehört hatte. Außer Mandara war kein heidnisches Land im Süden des Tschad-Sees von einem Europäer besucht worden, und das Verdienst, zuerst in diese bisher ganz unbekannten Gegenden als Pioniere der Civilisation vorgedrungen zu sein, gebührt ausschließlich Barth und Overweg. Die wirkliche Ausdehnung ihrer Reisen ergiebt sich aus den vorliegenden Karten so: Reisen in Nord-Afrika 1400 geographische Meilen, dargestellt in den drei Sectionen der Karte, 530 nicht gezeichnet, 3050 in Central-Afrika (gezeichnet), 820, die noch außerhalb des Bereichs der großen Karte fallen, zusammen 5800 geographische Meilen, ohne die bedeutenden Touren und Entdeckungen, die seitdem hinzukamen. Galton legte in Süd-Afrika blos 1280 Meilen zurück. Die geradlinige Ausdehnung Afrika's von Tripolis bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung ist blos 4080 Meilen. Doch die lineare Ausdehnung ist kein wissenschaftlicher Maßstab. Es ist der Werth und die Wichtigkeit ihrer astronomischen, hypsometrischen und geologischen Beobachtungen, der Um-

fang ihrer historischen, philologischen und ethnologischen Forschungen, welche nach unserer jetzigen Ueberzeugung eine neue Epoche in der Geographie Nord- und Central-Afrika's bilden werden. Und wenn die Schiffbarkeit des von Barth entdeckten Flusses, wie man annimmt, sich bewährt, wird sich auch über das tropische Afrika mit seiner Sklaverei und Barbarei die Periode einer schöneren Zukunft aufthun, die Zeit des Christenthums, der Civilisation, der Industrie und des Handels. Die Ergebnisse eines langen Verkehrs unserer Reisenden mit den Hauptvölkern dieses Theiles von Afrika, den Tuariks, den Fellatas, den Bornuesen und vielen heidnischen Stämmen, werden den Staatsmann und Philanthropen in den Stand setzen, sich zu überzeugen, von wo, wie und womit die Einführung Afrika's in die erdumgürtende Civilisation der jetzigen Zeit am sichersten erzielt werde."

Freilich muß man das ganze Werk und die meisterhaften Karten mit ihrer Fülle neuer Angaben und wissenschaftlicher Bestimmungen studiren, um sich der Größe und des Umfanges dieser Resultate recht bewußt zu werden. Für den ganzen Menschen, für seine Hoffnungen, seine Phantasie läßt das Werk eine so üppige Fülle von Erscheinungen und Landschafts-, Thier- und Menschenbilder, von zukünftigen Entwickelungen zurück, daß man ganze Tage darüber nachdenken und des Nachts Jahre lang immer frisch davon träumen kann. Welch ein buntes Gemisch halb wilder, fähiger, civilisationsempfänglicher Völker, spielend, handelnd, tanzend, kämpfend, mordend unter einander, ganze Völker auf Reisen als Nomaden oder Handelsleute auf „Schiffen der Wüste", die bald als sonnenglühender Sand, bald als Hügel und Berg und Ruine, als Quelle und Oase, als Land und Stadt mit blendend weiß, weit in die unbegränzte, gelblich-grau gestreifte Ebene mit seltsamen abgeplatteten Gebirgsformationen hinausschimmert, während hochbeinige Strauße durch das Sandmeer segeln vor Kameel-Kavallerie mit langen Lanzen vorbei, deren Reiter sich gegen die Hitze in Wolle hüllen, wie der Kamtschadale in seinen Pelz gegen die Kälte; dort die braune hellängige Schönheit der Tuariks, malerisch gehüllt in den künstlerischen Faltenwurf weißer griechischer Athenen und Dianen unter einem himmelhohen Baume, mit großen Ringen im Ohr und wehmüthig von oben von einem verliebten Kameel-Auge gemustert, während die jüngste Ziege keck aus der Heerde heranschreitet und ihr naschhaft die Blume aus der Hand zupft; hier seltsame Oasen mit schlanken Bäumen und hohen Kronen, dort Kornfelder und Dattelpalmenwälder, fremdartige Vegetation in üppiger Fülle sich um Seen und Hütten und Dörfer rankend, aus der von unten das scheußliche Krokodil mit bleiernem Auge hervorstiert und ganz hoch in schwindelnder Höhe der graziöse, komische Riese der Tropen, die Giraffe, sich mit langer spitziger Zunge die zartesten jüngsten Zweige pflückt und ein plumpes Ungeheuer, das Flußpferd, gedankenlos in das üppige Gras hineinbeißt, die ankommende Elephantengesellschaft erst herausfordernd anstiert, dann feig vor ihr ins Wasser plumpt. Dort friedliche Ackerbauer und idyllische Schäfer und Schäferinnen, hier Räuber und Ritter von Profession, die über sie herfallen und ihnen Ziegen und Rinder wegführen oder Kinder von Aeltern, Brüder von Schwestern reißen, damit der Scheich durch den Verkauf derselben das neueste Defizit in seinem Budget decke, weiter drüben die Mißgeburt von einem Tyrannen mit seiner Weiber-Armee, ein Sklavenhändler auf dem Throne, aber auch noch weiter die erste vollständige Neger-Zeitung, der „Liberia Herald", geschrieben, gesetzt, gedruckt und gelesen von freien Negern, die ihren Präsidenten Robert und ihr ganz respektables Parlament haben, ohne deren Zustimmung Robert keinen Steuer-Einnehmer spielen kann. Während der Löwe noch als König der Wüste durch die Einsamkeit der Nacht brüllt und am Tage die schwarzen und braunen Stämme von Menschen sich gegenseitig berauben, bestehlen, verkaufen und morden, haben ein halbes Hundert von Europäern die ersten Kulturstraßen durch die Wüste und von allen Seiten nach dem Innern geschlagen. Bald wird die Bibel und der Baumwollen-Ballen und der Missionär und der Geschäftsreisende folgen und das von der Seele der Segel oder dem Dämon des Dampfes beschwingte Schiff Alles bieten, was den neu- und wißbegierigen Civilisationstrieb dieser bisher von der Weltkultur ausgeschlossenen Stämme befriedigen, ihr Leben veredeln und ihre Menschenwürde ausbilden mag. Die Wissenschaft und die Geschichte wird sich diese jetzt zum ersten Male gezeichneten Fußstapfen der ersten centralafrikanischen Apostel merken. Und künftige Jahrzehnte mögen vielleicht dankbar und in gebührender Andacht vor den einsamen Gräbern bei Madnari und Ungurutua stehen bleiben, in welche die ersten Opfer der heldenmüthigen Aufgabe, das Innere Afrika's für den neuen frischen Blutumlauf einer rund um die Erde fließenden Menschheitskultur zu erwerben, — ein Engländer und ein Deutscher — Repräsentanten dieser Gränzen verachtenden Kultur — versenkt wurden.

B.

Frankreich.

Burguy's Grammatik der Langue d'Oïl.*)

In Nr. 83 und 84 des vorigen Jahrganges haben wir das in Berlin erschienene Werk über die Langue d'Oïl des Herrn Burguy besprochen und als eine erfreuliche Erscheinung begrüßt; wir sind so glücklich, den zweiten Theil desselben, welcher noch vom Verbum, Adverbium, den Präpositionen, den Conjunctionen und Interjectionen handelt, anzeigen zu können. Der dritte und letzte Band ist unter der Presse. Es ist fast überflüssig, zu sagen, daß er mit derselben Sorgfalt, Gründlichkeit und derselben vielseitigen Quellenforschung ausgearbeitet ist, als der erste, da alle nachgewiesenen Formen nicht nur etwa einzeln citirt, sondern im vollen Zusammenhange des Satzes und der Fügung, in der sie stehen, mitgetheilt sind, was das Werk für weitere Forschungen sehr nutzbar machen muß. In Einzelnheiten einzugehen, ist bei einer Grammatik, welche als solche nur für den Fachgelehrten anziehend ist, hier nicht der Ort; nur dürfte es interessant sein, aus der Vorrede, die der Verfasser giebt, zu erfahren, wie die Pariser Kritik das Werk aufgenommen hat.

Herr Ernst Renan (den wir übrigens als einen schätzbaren, geistvollen Kritiker kennen) hat im Journal des Débats vom 22. Oktober 1853 in seiner Besprechung des Werkes gezeigt, daß ein Theil der Franzosen leider noch immer nicht das gehörige Verständniß der historischen Grammatik oder, besser gesagt, das Wesen der Sprachbildung sich aneignen kann, wie es in Deutschland neuerer Zeit allgemein geworden ist. Nach ihm „hatte die schon literarische Sprache jenes Zeitraums in der That keine Dialekte, sondern blos provinzielle Verschiedenheiten von Orthographie und Aussprache; der Verfasser habe einer Sprache eine Grammatik geben wollen, welche gar nicht grammatisch war und Regeln für das, was deren keine hatte." Herr Burguy widerlegt diese abgestandene Idee, wonach eigentlich die Grammatiker die Sprache machen, sehr gut; es steht indeß zu befürchten, daß er seinen Landsleuten immer noch nicht verständlich genug sein wird, da eingewurzelte Vorurtheile, wie alte Erfahrung lehrt, sehr schwer aus den Köpfen zu bringen sind. Auch hängt diese geläufig gewordene und bewußtlos nachgesprochene Auffassung zu eng mit der rein rhetorisch-stilistischen Art zusammen, mit der der Unterricht in der Muttersprache in Frankreich ertheilt wird. Die Sprache ist darin etwas vollkommen Fertiges, etwas Stehendgewordenes; kein Wunder, daß man sich schwer hineinfindet, sie als etwas Flüssiges, als etwas in der Entwickelung Begriffenes zu betrachten oder das Wagniß zu unternehmen, den festen Boden zu verlassen und sich der Gährung anzuvertrauen, aus der sich erst der Niederschlag bilden soll. Insofern die Grammatik ein fertiger Schematismus approbirter Formen und Constructionen ist, hat allerdings der Kritiker einen Schein des Rechts; aber auch nur diesen. Möge sich Herr Burguy nicht beirren lassen und ruhig in seinen verdienstlichen Studien fortfahren; der Erfolg wird nicht ausbleiben, und allmälig wird sich auch das gelehrte Frankreich an eine Auffassung der Sprache gewöhnen, die zu einfach und naturgemäß ist, um nicht Jedem, der die nöthigen Kenntnisse hat, sofort einzuleuchten.

Kuhl.

Mannigfaltiges.

— **Napoleon und die Gelehrten.** In seinen Unterhaltungen auf St. Helena, wie sie seine Freunde aufgezeichnet und uns überliefert haben, liebte es Napoleon, sich auch als einen Augustus, als einen Gönner von Gelehrten und Dichtern, darzustellen, und einmal spricht er sogar, bei Gelegenheit eines Urtheils über eine Scene aus Corneille, davon, daß sich dieser Dichter zum Premier-Minister ganz geeignet hätte! Wie weit er jedoch als Kaiser von solchen romantischen Anwandlungen entfernt war, geht aus einer Aeußerung Napoleon's in einem seiner vertrauten Briefe an seinen Bruder Joseph hervor:**) „Ich betrachte", schreibt er ihm, „die Gelehrten und die Männer von Geist (hommes d'esprit) wie Koketten: man muß sie zuweilen sehen und sich mit ihnen unterhalten, aber man darf unter diesen nicht seine Frau und unter jenen nicht seine Minister wählen."

---

*) Zweiter Band. Berlin, F. Schneider u. Comp., 1854.

**) Mémoires et Correspondance politique et militaire du Roi Joseph. Von diesen Briefen und Denkwürdigkeiten, die in unserem „Magazin" bereits mehrfach erwähnt worden und auf die wir wohl noch zurückzukommen Gelegenheit finden, sind bis jetzt sieben Bände erschienen. Ein achter Band ist unter der Presse.

D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 23, und beim Spediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 50. Berlin, Donnerstag den 27. April 1854.

Belgien.

Die belgische Statistik.

Erster Artikel.

Die statistische Central-Kommission.

„Une saine critique doit présider au choix des matériaux statistiques, les règles de la plus sévère logique doivent en diriger l'emploi; c'est là que commence la science."

Die allgemeine Statistik des Königreichs Belgien für die zehnjährige Periode von 1841—50 („Statistique générale de la Belgique. Exposé de la situation du royaume, période décennale de 1841—50." Bruxelles, 1852.) hat eine dauernde und wohlbegründete Aufmerksamkeit erregt. Die Thätigkeit der statistischen Central-Kommission hat in diesem Werke ihren bedeutsamsten Ausdruck gefunden, und es ist demselben im Auslande eine seltene Anerkennung zu Theil geworden. Die allgemeine Statistik wird in Belgien von zwei Behörden bearbeitet, deren eine als die leitende, die andere als die ausführende erscheint; die erstere, die statistische Central-Kommission, welche dem Ministerium des Innern untergeordnet ist, ist als Verfasser, die andere, die statistische Abtheilung desselben Ministeriums, als Redacteur und Herausgeber dieses Werkes zu betrachten; das Werk selbst, in welchem nach einem geordneten System die verschiedenen statistischen Verhältnisse des Landes gesondert betrachtet werden, besteht gleichsam aus einer Reihe von Abhandlungen, die von denjenigen Mitgliedern der Kommission, deren Fachstudien den betreffenden Gegenständen zunächst liegen, so wie von einzelnen außerhalb der Kommission stehenden Männern, verfaßt sind, die sich hier der Kommission in dankenswerther Unterstützung angeschlossen haben. Jede dieser Abhandlungen bildet für sich eine schätzbare Arbeit, mehrere derselben sind unter den Namen der Verfasser besonders herausgegeben worden.

In Verhältniß zum Inhalte erscheint die „allgemeine Statistik" nicht von sehr großem Umfange, sie hält etwa sechshundert Folien im Format dieser Zeitschrift; jedenfalls aber ist sie zu umfangreich, um allgemein gelesen zu werden. Damit der Inhalt dem größeren Publikum zugänglich werde, bedurfte es weiterer Verarbeitung. Diesem Bedürfniß hat der Auszug von J. E. Horn („Statistisches Gemälde des Königreichs Belgien." Dessau, 1853.) entsprochen, und wir verdanken es dieser mühsamen Arbeit, daß die „allgemeine Statistik von Belgien" dem deutschen Publikum nicht eben so fremd geblieben ist, als die Hunderte von anderen statistischen Werken, welche die belgischen Verwaltungsbehörden während der zwei Dezennien der Existenz dieses Staates herausgegeben haben. — Einen Auszug der „allgemeinen Statistik" in französischer Sprache hat der Secretair der Central-Kommission, welcher zugleich dem Ministerial-Bureau für die Statistik vorsteht, Herr Heuschling, verfaßt („Résumé de la Statistique générale de la Belgique." Bruxelles, 1853.), wie sich derselbe überhaupt angelegen sein läßt, die bedeutendsten dortigen statistischen Publicationen in kurzen Darstellungen zusammenzufassen. Die Bearbeitung von Horn ist dem Inhalte nach erheblich vollständiger, in der Behandlung freier und zeigt die vortheilhafte Ausstattung, welche die in demselben Verlage erscheinenden Werke auszuzeichnen pflegt.

Hier ist es nicht die Absicht, aus einem Auszuge wieder einen neuen Auszug zu liefern, zumal ja die „allgemeine Statistik", wie es in der Sache liegt, selbst großentheils als ein Auszug aus den zahlreichen belgischen Spezial-Statistiken anzusehen ist und in der Statistik, welche schon ohnehin, obwohl mit Unrecht, für trocken gilt, jedes Exzerpt in der Regel vom Schmucke des Originals etwas abstreift; sondern die nachfolgenden Artikel sollen nur dazu dienen, neben einer Uebersicht des Inhalts dieses Werkes, einzelne hierher gehörige Thatsachen, welche besonderes Interesse erregen können, hervorzuheben und zu besprechen. Eine solche Thatsache ist vor Allem, daß das vorliegende Werk zu Stande gebracht worden ist; es genügt ein Blick in dasselbe, um die Ueberzeugung zu geben, daß die Statistik Belgiens schon eine Geschichte hat und, was hier geschafft wurde, die Arbeit eines Menschen-Alters ist; deshalb mag es lohnen, mit einigen Worten auf die Anfänge zurückzugehen und zu erzählen, wie in Belgien durch eine Vereinigung der Kräfte der Verwaltung und Wissenschaft das angestrebte Ziel, die Aufstellung einer allgemeinen Statistik dieses Staates, erreicht worden ist.

Die Organisation der amtlichen Statistik auf jenem Boden ist nicht erst belgischen Ursprungs. Schon unter der niederländischen Regierung wurde im Ministerium des Innern ein statistisches Bureau errichtet, dessen Thätigkeit den Beschlüssen einer Kommission untergeordnet war, welche aus dem Minister des Innern und anderen hohen Beamten bestand. Der Direktor des Bureaus, zugleich Secretair dieser Kommission, Eduard Smits, leitete die Veröffentlichung der statistischen Tabellen, welche in den Jahren 1827 und 1829 über die Bewegung der Bevölkerung in den Vereinigten Niederlanden, den auswärtigen Handel und einzelne Gegenstände aus der Sanitätsverwaltung, der Meteorologie, der Agrikultur und der Industrie dieses Staates erschienen sind. Auch in den einzelnen Provinzen wurden statistische Kommissionen errichtet, diese von freierer Zusammensetzung, sie waren den Gouverneurs untergeordnet und konnten von denselben aufgelöst werden, eine Befugniß, von welcher in Brüssel schon Gebrauch gemacht wurde, noch ehe die Kommission zu einer fruchtbringenden Thätigkeit gekommen war.

Nach der Losreißung Belgiens ging Smits in die Dienste dieses neuen Staates über und erhielt eine der früheren entsprechende Stelle im Ministerium des Innern; die statistischen Dokumente stellte er dem Direktor des Brüsseler Observatoriums, Herrn Quetelet, zur Disposition, welcher auch unter der niederländischen Regierung sich (getreut von Smits' literarischen Unternehmungen) mit der wissenschaftlichen Verarbeitung der ohne erklärenden Text erschienenen statistischen Tabellen beschäftigt hatte. Diese Vereinigung war eine glückliche und erfolgreiche, die Volkszählung, welche am Schluß des Jahres 1829 im Königreich der Niederlande bewirkt worden war, bot das Material für die erste Veröffentlichung, welche diese beiden Männer herausgaben, und in welcher sie die Dokumente einer wissenschaftlichen Besprechung unterwarfen. Im Jahre darauf indessen stieß diese Behandlung auf Schwierigkeiten: eine neue Publication sollte die Kriminal-Statistik der letzten fünf Jahre enthalten, und hier waren die lokalen Veranlassungen zu den Verbrechen besprochen; der Minister aber trug Bedenken, Thatsachen in die Oeffentlichkeit gelangen zu lassen, welche an den betreffenden Oertlichkeiten Anstoß erregen mochten. Das Werk erschien in verstümmelter Form; die anstößigen Thatsachen wurden in eine Abhandlung verwiesen, welche Quetelet ungefähr gleichzeitig herausgab.

Aehnliche Mißhelligkeiten wurden nun vermieden; Quetelet zog sich von der Herausgabe der offiziellen Statistik zurück, seine Thätigkeit in dieser Wissenschaft wurde hiermit nicht unterbrochen, das Jahrbuch des Observatoriums gab die wichtigsten meteorologischen Tabellen und verschiedene interessante Darstellungen aus der Populationistik; auch in den Memoiren und Bulletins der Akademie fanden nach wie vor statistische Untersuchungen dieses Gelehrten ihre Stelle. Die offiziellen statistischen Dokumente erschienen nun ohne erläuternden Text; ein gewisses Aequivalent hingegen bot ihre gegenständliche Reichhaltigkeit. Es wurde schon damals von Smits beabsichtigt, eine allgemeine Statistik von Belgien aufzustellen, deshalb wurden von ihm die zahlreichen statistischen Nachrichten, welche, an sich oft wenig beachtet, zur einfachen administrativen Kontrole bei den verschiedenen Central- und Provinzial-Anstalten und den einzelnen Staats-Instituten bureaumäßig aufgestellt wurden, unter ein allgemeines System zusammengetragen, wobei denn jeder neue Band mit den Fortsetzungen der früheren Tabellen zugleich Nachrichten aus noch nicht behandelten Zweigen der Verwaltung brachte.

Das Bureau der allgemeinen Statistik war außer Stande, in die Behandlung statistischer Gegenstände in den verschiedenen Ressorts thätig einzugreifen; vielmehr hatten andere Verwaltungsstellen es unternommen, selbständig mit Bearbeitung und Herausgabe der Statistik ihres besonderen Ressorts vorzugehen. So wurden die Tabellen der Kriminal- und Civilrechtspflege vom Justiz-Ministerium, die Re-

sultate der Katastrirung vom Finanz-Ministerium und die statistischen Tabellen über den belgischen Handel und über die Kommunal-Octrois von den betreffenden Abtheilungen des Ministeriums des Innern herausgegeben. Es war natürlich, daß hierbei einige Spezial-Statistiken doppelt bearbeitet, andere ganz außer Acht gelassen wurden; es fehlte diejenige Behörde, welche die Arbeiten der verschiedenen Ministerien auf ein gemeinsames Ziel führen, die Lücken ausfüllen, die überflüssige Arbeit abschneiden, kurz, durch eine gründliche Revision die Behandlung der Statistik auf ihr rechtes Feld führen konnte. Zu diesem Zwecke wurde im Jahre 1841 nach einem von Herrn Heuschling vorgelegten Memorial (welches derselbe in der Vorrede zu Horn's Gemälde von Belgien hat abdrucken lassen) die statistische Central-Kommission organisirt; zu ihrem Präsidenten wurde Quetelet ernannt, zu ihren Mitgliedern aus den verschiedenen Departements diejenigen Männer gewählt, welche man der Aufgabe für vorzugsweise gewachsen hielt; die Mitglieder sollten von Zeit zu Zeit ausscheiden und neue erwählt werden, in der That aber ist das Personal der Kommission fast unverändert geblieben. Der vormalige Direktor des statistischen Bureaus, Smits, wurde damals pensionirt und wurde Mitglied der Kommission; er ist im Jahre 1852 gestorben.

Die statistische Central-Kommission erhielt einen doppelten Charakter, denn in der Leitung des Einsammelns des statistischen Materials erscheint sie als administrative, in der Verarbeitung desselben als wissenschaftliche Körperschaft. Hierin lag ein wesentlicher Fortschritt, um Quetelet's Ausdrücke zu gebrauchen: der handwerksmäßige Betrieb der Statistik war hiermit beseitigt; er bezeichnete es als die wissenschaftliche Aufgabe der Kommission, eine gesunde Kritik in der Auswahl der Materialien und die strengste Logik in ihrer Anwendung geltend zu machen. Das praktische Bedürfniß nach einer wissenschaftlichen Bearbeitung wurde auch von der belgischen Verwaltung lebhaft empfunden: „Die bisherigen Publicationen", berichtete der Minister, „haben dem intellektuellen Fortschritte des Volkes nur geringe Beihülfe gewährt, auch das gebildetste Volk ist nicht gewohnt, in den Zahlen Thatsachen zu lesen; sollte es dahin geführt werden, so müßte der Lehrstuhl der Statistik von den Universitäten bis in die Primär-Schulen hinuntergehen." — Früher hatte man von der entgegengesetzten Seite hervorgehoben, daß die wissenschaftliche Behandlung sich immer einem herrschenden Systeme unterordnen werde; dies ist allerdings auch von da an in Belgien der Fall gewesen, die Ideen Quetelet's sind es, welche vorzugsweise die Untersuchungen der Kommission geleitet haben, und unumwunden hat Heuschling in seiner belgischen Bibliographie Quetelet's Werk über den Menschen und die Entwickelung seiner Fähigkeiten oder „Versuch der sozialen Physik" als dasjenige bezeichnet, welches die leitenden Grundsätze für die dortige Auffassung der Statistik darbiete. Daß das Anhängen einem bestimmten Systeme zur Verbreitung von Irrthümern führen könne, wird Niemand bestreiten; diesen nachtheiligen Folgen aber wird in Belgien dadurch hinreichend vorgebeugt, daß die Thätigkeit der Kommission der unbedingtesten Oeffentlichkeit sich hingiebt. Diese Oeffentlichkeit gewährt das Bulletin, welches die Kommission herausgiebt und in welchem ihre Protokolle, ihre offizielle Korrespondenz und wissenschaftlichen Abhandlungen abgedruckt werden („Bulletin de la Commission centrale de Statistique." T. I—IV. Bruxelles, 1843—51.). Dieses Bulletin ist das eigentliche wissenschaftliche Organ der Kommission; die darin erschienenen Aufsätze bieten sehr viel Interessantes, in den bis jetzt erschienenen Bänden befinden sich acht Abhandlungen von Quetelet, darunter seine Schrift über die Entwickelung der Durchschnittszahlen in der Statistik und die treffliche Abhandlung über den Einfluß der menschlichen Willensfreiheit auf die Zahl der Ehen, ferner mehrere Aufsätze von Ducpétiaux, Visschers, Heuschling u. A. Für den Statistiker ist der amtliche Theil des Bulletins vorzugsweise lehrreich, hier zeigen sich die Schwierigkeiten, welche dem Gewinnen brauchbarer Data in den Weg treten, der Werth des Materials wird kritisirt und die Mittel zur Verbesserung desselben erwogen. Die daselbst abgedruckten Berichte an das Ministerium über die Aerndte-Erträge, den Viehstand und die Assekuranzfrage geben Zeugniß von den unmittelbaren Beziehungen der Kommission zur Staatsverwaltung.

Eine große Erleichterung gewährte der Central-Kommission die Errichtung von Provinzial-Kommissionen, welche schon im Jahre 1843 stattfand; unter dem Vorsitze der betreffenden Gouverneurs sind sie aus Männern der verschiedensten Klassen, Beamten, Aerzten, Industriellen, Landwirthen ꝛc., zusammengesetzt; thatsächlich erscheinen sie als der Central-Kommission unmittelbar untergeordnet. Durch diese Kommissionen sind z. B. die aus früherer Zeit vorhandenen Dokumente gesammelt worden, auch haben ihre Gutachten an die Central-Kommission über die lokalen Ursachen der Verbrechen, den Pauperismus, die Ortsnamen ꝛc. einzelne interessante Resultate geliefert. Seit dem Jahre 1849, wo der Dispositions-Fonds der Provinzial-Kommissionen vom Budget gestrichen worden ist, ist ihre Thätigkeit weniger fruchtbar gewesen.

Bei der Errichtung der Central-Kommission war die Befürchtung laut geworden, als ob eine unter dem Ministerium des Innern stehende Behörde nicht im Stande sein werde, die Veröffentlichungen der anderen Ministerien ihrer Aufsicht zu unterwerfen; die statistische Central-Behörde, meinte man damals, müsse von allen Ministerien gleichmäßig ihr Material geliefert erhalten und nur unter dem Gesammt-Ministerium stehen. Diese Befürchtungen haben sich jedoch nicht gerechtfertigt; denn nicht nur daß die Kommission die statistischen Zusammenstellungen, welche die anderen Ministerien, wie das Justiz-Ministerium die Statistik der Kriminal- und Civilrechtspflege, das Finanz-Ministerium die Handelstabellen, das Ministerium der öffentlichen Arbeiten die Statistik der Berg- und Hüttenwerke, theils jährlich, theils in längeren Perioden herausgaben, einer gründlichen Revision unterworfen und wiederholentlich reformirt hat, sondern nach einigen Jahren haben sich sogar die verschiedenen Minister bereit erklärt, überhaupt keine statistischen Data anders als nach dem Gutachten der Central-Kommission aufnehmen zu lassen.

Die besonderen Veröffentlichungen der einzelnen Abtheilungen des Ministeriums des Innern wurden auch seit 1841 fortgesetzt und von demselben mehrere statistische Werke über das Unterrichtswesen, die Provinzial- und Gemeinde-Verwaltung und die Verhältnisse der arbeitenden Klassen herausgegeben. Der statistischen Abtheilung dieses Ministeriums war dagegen die Bearbeitung der Populations-Verhältnisse, insbesondere die Beaufsichtigung der Führung der Civilstands-Register vorbehalten. Alljährlich wurden die Tabellen über die Bewegung der Bevölkerung nach den Civilstands-Registern in einem großen Foliobande publizirt („Population, Mouvement de l'état civil." Bruxelles, 1842—51.). In der Verbesserung dieser Tabellen war die Central-Kommission fortdauernd thätig, auch die Civilstands-Register selbst wurden erweitert und andere, namentlich die sogenannten Bevölkerungs-Register, neben denselben angelegt, deren Führung den lokalen Civilstands-Beamten mit übertragen und von den Mitgliedern der statistischen Kommission beaufsichtigt wurde. — Die Einrichtung von Bevölkerungs-Registern stand mit der im Jahre 1846 ausgeführten Volkszählung in Verbindung. Die niederländische Regierung hatte im Jahre 1829 für die Wiederholung der Zählung einen zwölfjährigen Termin festgesetzt, die belgische Regierung fand es zweckmäßiger, daß alle acht Jahre beim Beginn der neuen Legislatur-Periode gezählt werde, das erste Mal war dies versäumt worden und deshalb die Zählung auf den Jahresschluß 1845 verschoben. Da mit derselben ein Census der Agrikultur und Industrie verbunden werden sollte, so gab die im Jahre 1845 eingetretene Theuerung zu einem neuen Aufschub bis zum 15. Oktober 1846 Veranlassung. Desto sorgfältiger hatte die Art und Weise der Ausführung erwogen werden können, die Central-Kommission hatte Zählungsproben in der Hauptstadt und später in einer Vorstadt von Brüssel vorgenommen, die Provinzial-Kommissionen waren mit den Verwaltungs-Beamten in berathende Comités zusammengetreten; es wurden temporäre statistische Bureaus in den Provinzial-Hauptstädten errichtet, in jeder Kommune wurde eine Jury aus den Notabeln gebildet, welche die Thätigkeit der Census-Agenten überwachen und die Richtigkeit der Census-Resultate prüfen sollte; für je mehrere Gemeinden wurden besondere kontrolirende Beamte delegirt, und bei der Zählung selbst reisten die Mitglieder der Central-Kommission umher, um sich persönlich von der Art der Ausführung zu überzeugen. Die Kammer hatte für den Census 612,000 Fr. bewilligt, die Resultate wurden in drei Folio-Bänden von dem Ministerium des Innern herausgegeben („Recensement général. Population, Agriculture, Industrie." Bruxelles, 1849—51.).

Neben diesen Arbeiten, welche sich auf den ganzen Staat bezogen, wirkte die statistische Kommission auch in der Verbesserung derjenigen Zusammenstellungen, welche die einzelnen Provinzen und Gemeinden betrafen. Die Erstattung von Jahresberichten über die Verwaltungslage der Provinzen hatte schon die niederländische Regierung vorgeschrieben, nachher waren sie eine Zeitlang unterblieben, und erst seit 1836 wurden diese Jahresberichte von den permanenten Deputationen an die Provinzialräthe regelmäßig erstattet und jedes Jahr in neun Oktavbänden publizirt. Im Ministerium des Innern waren dieselben im Jahre 1841 zur Anfertigung eines Dezennial-Berichtes benutzt worden, die Cadres dieses Berichtes sollten als Muster für die künftigen Provinzial-Berichte dienen; ein ausführlicheres Schema verfaßte nachher die statistische Central-Kommission, indem sie die verschiedenen daselbst zu behandelnden Gegenstände unter mehr als dreihundert kleinere und größere Abschnitte rubrizirte. Eben so wurden für die Jahresberichte der Verwaltung der einzelnen Städte, von welchen gleichfalls viele, theils in französischer, theils in vlaemischer Sprache gedruckt, erschienen sind, von der Kommission die Cadres entworfen, wobei diese im Allgemeinen die Form der Brüsseler Jahresberichte zu Grunde legte, und in ähnlicher Weise ordnete sie die Jahresberichte über die ländliche Kommunal-Verwaltung und die der Arrondissements-Kommissäre.

Während so Alles vorbereitet wurde, um die Verwaltungslage der Provinzen und Kommunen im zweiten Dezennium des belgischen Staats möglichst vollständig darstellen zu können, wurde andererseits die neue Herausgabe der allgemeinen Statistik des Staats in Angriff genommen. Die früheren sogenannten „statistischen Dokumente" hatten keinen geschlossenen Zeitraum umfaßt, eine Statistik des Dezenniums 1831 bis 1840 war nur hinsichtlich der Bevölkerung und des Unterrichtswesens erschienen; die jetzt herausgegebene allgemeine Statistik erhielt den Zeitraum von 1841 bis 1850 zum Gegenstande. Als an die Ausarbeitung derselben gegangen werden sollte, lag in vielen Verwaltungszweigen das Material vollständig vor, in anderen, wie in den militairischen und Finanz-Angelegenheiten, hatten statistische Zusammenstellungen nur in sehr geringem Maße stattgefunden, und hier mußte die Kommission suchen, das Uebriggebliebene nachzuholen, um dieselben in die allgemeine Statistik mit einreihen zu können. Wie in der Bearbeitung der zehnjährigen Verwaltungslage der Provinzen und Kommunen wurde auch die Behandlung der einzelnen Fächer der allgemeinen Statistik bestimmten Mitgliedern der Central-Kommission zugetheilt, und bald befand man für besser, beide Werke zu verbinden.

Die allgemeine Darstellung der Lage des Königreichs zerfällt in vier Theile. Der erste enthält die physische Statistik, in welcher die geographische Uebersicht vom General-Lieutenant Trumper, die Meteorologie von Quetelet, die Geologie vom Professor Dumont, die Zoologie vom Professor Selys-Longchamps behandelt sind; der zweite: die Bevölkerungs-Statistik, sie ist von Heuschling bearbeitet; der dritte: die politische, moralische und religiöse Statistik, die einzelnen Abschnitte desselben betreffen die Verfassung (vom General-Advokat Faider), die Wahlen zur Legislative, die Provinzial- und Kommunal-Verwaltung (von Bivort, Abtheilungschef im Ministerium des Innern), den öffentlichen Unterricht, die Wissenschaften und Künste, die Wohlthätigkeits-Anstalten und die Gefängnisse (vom General-Inspektor Ducpétiaux), die Civil- und Kriminalrechtspflege, die Kultus-Angelegenheiten (von Lentz, Abtheilungs-Direktor im Justiz-Ministerium), die Medizinal-Angelegenheiten (vom General-Inspektor Sauveur u. A.), das Heer und die Bürgermiliz (vom General-Lieutenant Trumper bearbeitet) und die Finanzen; der vierte Theil enthält die Agrikultur, die Industrie, den Handel und die Verkehrsmittel des Landes. K. St. B.

England.

Englische Literatur-Briefe.

1854. Vierter Monatsbericht.

(Fortsetzung.)

Finnland bringt uns unter die Lappen und nach Sibirien, in welchem uns S. S. Hill in seiner Reise um die Welt umherführt. Seine sibirischen Reisen („Travels in Siberia") begannen 1847 von Moskau aus, führen nach Nisni-Nowgorod an der Wolga, wo er die russische Welt-Messe erlebte, vom Ural bis zur chinesischen Gränze und dem Kamtschatka-Meer, durch die furchtbarste Oede und Einsamkeit dicht neben der höchsten Civilisation, durch die Arbeiten und Hütten der Verbannten und die mit dem höchsten Pariser Luxus überladenen Gesellschaftszimmer von Tomsk im Herzen Sibiriens, dann wieder durch wandernde Stämme, die sich in ihrer Lebensweise kaum von den Thieren unterscheiden, durch sechzig bis hundert Meilen Reseda-Wald unter glühender Hitze und frost- und schneegebundene Unendlichkeit. Wer sich noch nicht um das Innere Sibiriens bekümmert hat, wird sich höchst überrascht finden, die Gesellschaftszimmer des Gouverneurs von Tomsk, das Tausende von Meilen von jedem civilisirten Orte entfernt liegt, in Teppichen, Möbeln, Tapeten, Spiegeln, Delikatessen, Kleidern, Champagner mit den höchsten Zirkeln in Paris und London glücklich konkurriren und diese in Gastfreundschaft und Lustigkeit übertreffen zu sehen, und wie sogar viele Verbannte, eingeladen vom Gouverneur, ungenirten Antheil nehmen. Man sollte nach den Schilderungen Hill's meinen, daß man selbst als Verbannter in Tomsk gemüthlicher leben könne, wie als freier Flüchtling in London, wo der Champagner der Minister u. s. w. weiter von ihnen fließt, als der sibirische Jenisei. Und wenn ihm die Gastfreundschaft der Großen nicht mehr gefällt, kann er fliehen. Die Esthimos(!), und wie die Freien Sibiriens sonst heißen, liefern ihm Rennthiere bis Schweden über unendliche Steppen, Ebenen und Zwerggewächse hin, wobei noch dazu Damen die Rennthiere treiben.

Auch die westlicheren Gegenden des asiatischen Rußland lernen wir kennen. Edward Tracy Turnerelli, der lange Zeit in Kasan lebte, ist so begeistert von der Heiterkeit, Gutmüthigkeit und Gastfreundschaft der Tataren in den Vorstädten, daß es dort, mit seinen Augen gesehen, besser aussieht, wie in dem Lande, wo die Citronen blühen, was auch nach meinem Urtheil unter den jetzigen Umständen ganz wörtlich zu nehmen ist. Die alte Hauptstadt der Tataren („Kazan, the Ancient Capital of the Tartar Khans") bietet ihm ein so herrliches Leben unter den gastfreundschaftlichen Menschen, daß er nichts zu tadeln findet, als die zu große Gastfreundschaft, die sich auch Mittags um zwei Uhr bei 29° R. beleidigt findet, wenn man nicht zunächst ein Dutzend Tassen sehr heißen und starken Thee trinkt. Man darf sich nirgends sehen lassen, ohne beim Aermel genommen und beinahe fußfällig gebeten zu werden, wenigstens sechs bis acht Tassen Thee bei dem wohlwollenden, freundlichen Tataren zu trinken, obgleich er Lust hat, böse zu sein, da er erfahren hat, daß wir bei dem und dem zwölf oder sechzehn Tassen getrunken, und er wisse nicht, wie er diese Zurücksetzung verdiene. — Unter zwanzig Tassen Thee zu trinken, gilt als eine Art Zurücksetzung. Dabei ist zu bedenken, daß der Gast, der diese zwanzig überwunden oder unter vielem Kampfe einige abgehandelt, beim Heraustreten von einem anderen Tataren meuchlings angefallen und mit theatralischer Leidenschaft gebeten wird, nur einige Minuten bei ihm einzukehren und zwanzig Tassen zu trinken. Turnerelli mußte sehr oft Medizin nehmen, um die Folgen dieser Gastfreundschaft loszuwerden. Man sollte aber meinen, daß, wenn höhere Bildung hier das Zuviel vertrieben, eine recht gemüthliche Menschenklasse aus diesen Tataren werden könne. Man macht sich im Allgemeinen von den Russen überhaupt wegen der Europa zugekehrten Seite, wo sich die politische konzentrirt, ganz falsche Vorstellungen. Durch alle russischen Stämme geht ein Zug von natürlicher Heiterkeit, Gemüthlichkeit und Gastfreundschaft, der um so erquickender und um so anerkennenswerther ist, als in unserem Westen Herzen und Häuser desto fester verschlossen zu sein pflegen, je gebildeter und civilisirter der Bewohner. Den strengsten Gegensatz bildet diese russische Gastfreundschaft zu der doppelten und dreifachen Verschlossenheit im anglo-sächsischen Westen. Diese russischen Tugenden können dem Westen noch gefährlicher werden, als die gewaltsamen Eroberungspläne. Mein Vater erzählte mir oft von den russischen, französischen und preußischen Einquartierungen der Freiheitskriege, und daß die Russen die besten, die eigenen Preußen aber die schlimmsten gewesen. Die Russen hätten früh gebetet, dann Sauerkraut gegessen und mich, Windelkind, abwechselnd genommen und mit wahrhafter Mutterliebe gehätschelt und gepflegt; nur daß sie in ihrer Liebe zuweilen versucht hätten, mir Geschmack an Branntwein beizubringen. Zwar hätten namentlich die Kosaken nicht die feinsten Unterschiede zwischen Mein und Dein gemacht, aber das sei nicht ihre, sondern Schuld ihrer soldatischen Erziehung ohne Löhnung und Lebensmittel gewesen.

Diese Erziehung kostete, wie wir aus einem anderen Buche erfahren, im türkischen Feldzuge von 1828—1829 allein das Leben von hunderttundzehntausend Russen, die vor Hunger und Krankheit, nicht durch die Attacken der Feinde, umkamen. Im Lager bei Varna während des Winters 1828 starben funfzigtausend Russen vor Hunger und am Fieber, beim Marsche vom Pruth bis Adrianopel sechzigtausend, so daß von hundertundzwanzigtausend, die den Pruth überschritten hatten, nicht mehr siebentausend im Stande waren, Waffen zu tragen, als sie endlich dem Feinde gegenüberstanden. Die Türken erfuhren davon nichts und handelten immer noch in der Furcht vor hundertundzwanzigtausend, von denen nicht sechstausend über den Pruth zurückkamen. Dies theilt uns als aus ganz sicherer Quelle R. Curzon in seinem gehaltreichen Buche über Armenien u. s. w. mit. („Armenia; a year at Erzeroom and on the Frontiers of Russia, Turkey and Persia with Maps and Woodcuts.") Er schildert erst das Schwarze Meer, das die Türken „Tena Kara Deguiz", „Böses, schwarzes Wasser", nennen und aus welchem sie all ihr Unglück kommen sehen: Stürme, Pestilenz, Kalk, Nebel und Russen. Die nördlichen Gestade sind, mit Ausnahme der Krim, öde, baum- und fruchtlos, im Sommer staubige, im Winter schmutzige oder schneebedeckte unendliche Steppen und Wüsten, in denen nur einige Kosakenstämme mühselig ihr Leben fristen. Dagegen bieten die südlichen Gestade gegenüber mit ihren allmälig aufsteigenden Terrassen, Hügel-, Höhen- und Gebirgszügen, bedeckt mit stolzen Bäumen und großblätterigen Kronen, einen bezaubernden Anblick. Die Terrassen Armeniens und die schneeigen Berghäupter des anatolischen Italiens dehnen sich weit und breit und in unendlicher Perspektive vor uns aus. Weit hinter solchen kühnschwellenden Bergterrassen ruht wie ein Nest im Thale, als Mittelpunkt einer fruchtbaren, lachenden Provinz, Erzerum, die alte Hauptstadt Armeniens, jetzt das Hauptquartier der kaukasisch-türkischen Armee. Curzon bekam es zuerst im Winter zu sehen, einer Zeit, welche die Hauptstadt zu einem Maulwurfshaufen, einem Kaninchengehege unter Schnee, umgewandelt hatte. Man wußte in den meisten Straßen nicht, was Haus und was Düngerhaufe war, und mußte selbst dicht neben dem englischen Konsulat erst lange in den Haufen herumsuchen, um eine unter dem Schnee nach unten führende, zugestopfte Oeffnung zu entdecken und daraus zu schließen, daß Menschen darunter stäken. Mit diesen Erdlöchern als Wohnungen bildeten die heiteren, bunten Farben und oft kostbaren Kleiderstoffe, in denen die Armenier öffentlich erscheinen, einen seltsamen Kontrast. Dabei war die Kälte so

scharf, daß die Bärte sich in Eismasse verwandelten und der Schmuck der Oberlippe mit der unteren Barbewaldung zusammenfror, so daß Freunde, die sich unterweges trafen, kein Wort mit einander reden konnten oder sich erst gegenseitig furchtbar dicht an einander stoßend anhauchen mußten. Auf dem kreisenden Schnee blendet eine so helle, eisige Sonne herab, daß Viele daran blind werden. In Erzerum leben unzählige „schneeblinde" Menschen. Curzon schildert außerdem noch Trebisond, das armenische Vorland am Schwarzen Meere mit der Hauptstadt gleichen Namens, einem Hauptorte für den Export georgischer Mädchen nach Konstantinopel. Aufkäufer, die im Lande umherreisen, um die Mädchen entweder ihren Aeltern „abzukaufen", oder sie zu stehlen, zu rauben, wegzufangen, bringen ihre Aeraubten hierher und von da aufs Schiff, wo sie vor den Matrosen, trotz ihrer weltberühmten Schönheit, durch eine sehr starke Leibgarde, ganze Heere achtbeiniger russischer Leibhusaren und viel Schmutz außerdem gesichert sind. Sie werden in Konstantinopel erst in höheren Töchter-Anstalten geschenert, gerieben und polirt und in galanten Künsten unterrichtet, ehe sie auf den Markt kommen. (Schluß folgt.)

Altenglische Kriegsfahrten in der Ostsee und im Schwarzen Meere.

Unter den neunundzwanzig Pilgern, welche Chaucer in dem alten Wirthshause von Southwark zusammenkommen läßt, um sich die „Canterbury Tales" zu erzählen, befindet sich auch ein tapferer englischer Krieger, dessen ritterlicher Sinn ihn in dieselben entlegenen Regionen geführt hatte, die jetzt von zwei mächtigen britischen Flotten bedroht werden. Keine von den Personen Chaucer's erregt in so hohem Grade das Interesse des Lesers, keine wird von ihm mit mehr Liebe behandelt, als der „Ritter" (the Knight), nebst dessen Sohn, dem „Knappen" (the Squier). Der Vater hatte sich in den Kreuzzügen gegen die „heidnischen" Völker der preußischen und russischen Ostsee-Provinzen und gegen die Türken in Klein-Asien und an den Küsten des Schwarzen Meeres ausgezeichnet, und der Sohn wählt zum Schauplatz seiner Erzählung, deren Schluß uns der Dichter leider schuldig geblieben ist, die Gegend an der unteren Wolga. Von dem „Ritter" erfahren wir, daß

Full often time he hadde the bord begonne
Aboven alle nations in Pruce;
In Lettowe had he reysed and in Ruce,
No Cristen manne so ofte of his degree.

Gar weite Reisen hatt' er unternommen
Fern übers Meer, wo haust das Volk der Preußen,
Bis Litthauen, ja, selbst bis zu den Reußen;
Kein Christenritter war so weit gekommen.

In Bezug auf ihn heißt es ferner:

At mortal baitles had he been fifteene,
And foughten for our faith at Tramissene.

Den hehren Muth that er in funfzehn Schlachten kund,
Und focht für unseren Herrn bei Trapezunt.

Endlich noch:

This ilke worthy knight hadde been also
Sometime with the Lord of Palatie,
Agen another hethen in Turkie.

Derselbe würd'ge Ritter war es auch,
Der mit dem Pfalzgraf zog, nach manchen Siegen,
In die Türkei, dort neue Heiden zu bekriegen.

Chaucer, der im Jahre 1400 starb, hat offenbar in seinem „Ritter" einen Charakter gezeichnet, der zu jener Zeit unter seinen Standesgenossen öfter vorkam. Die langwierigen Kriege mit Frankreich waren einstweilen durch einen Waffenstillstand beendigt, die blutigen Bürgerkriege von York und Lancaster hatten noch nicht begonnen, das religiöse Gefühl aber, welches seine Aeußerung einst in den Kreuzzügen gefunden, lebte noch in ungeschwächter Kraft fort. Es ist bekannt, daß der Herzog von Hereford, der später unter dem Namen Heinrich IV. den englischen Thron bestieg, sich mit einem zahlreichen Gefolge an dem Kampfe des deutschen Ordens gegen die Litthauer betheiligte, und es konnte daher nicht fehlen, daß manche Engländer sich auch nach dem benachbarten Livland wandten, um die von den schismatischen Russen aus Neugarten (Nowgorod) und Pleskau bedrängten Schwertritter zu unterstützen. Andere trieb die Lust zu Abenteuern nach Süden, wo sie dem christlichen Kaiser von Trapezunt gegen die Türken zu Hülfe kamen, deren Reich sich damals etwa bis nach Sinope und Antiochien erstreckte. Die Handelsverbindungen mit der Ostsee waren ebenfalls, wie es scheint, nicht unbedeutend, indem uns Chaucer unter seinen Pilgern auch einen Seefahrer, „a shipman", vorführt, der „von Hull bis Karthago" gereist war, dessen genaue Kenntniß der nördlichen Häfen aber besonders gerühmt wird:

He knew wel alle the havens as they were,
Fro Gotland to the Cape de Finistere.

Die Häfen alle waren ihm bekannt
Von Gothland bis zum Kap von Finisterre.

Kurz, Chaucer's „Ritter" hätte dem Admiral Napier oder Lord Raglan manchen für ihre militairischen Operationen nützlichen Wink geben können, und sein „Shipman" wäre vielleicht der Ostseeflotte ein zuverlässigerer Lootse gewesen, als die dänischen Piloten, welche die englischen Schiffe in sehr bedenkliche Kollision mit den Klippen und Untiefen des Sundes zu bringen scheinen.

Ob der „yonge Squier" an den Expeditionen des Vaters im Morgenlande theilgenommen, wird nicht gesagt und dürfte auch zu bezweifeln sein, da der Dichter nur von seinen Feldzügen „in Flandern, in Artois und in der Pikardie" spricht. Als er jedoch aufgefordert wird, seine Beisteuer zur Unterhaltung der Reisegesellschaft zu entrichten, giebt auch er, wie erwähnt, eine Begebenheit zum Besten, die sich im fernsten Osten ereignet haben soll.

At Sarra, in the land of Tartarie,
There dwelt a King that werreied Russie,
Thurgh which ther died many a doughty man.

Zu Sarra, im Tatarenland, regierte
Ein König, der mit Rußland Kriege führte,
Wodurch den Tod erlitt gar mancher tücht'ge Mann.

Sarra ist natürlich Saraï, die Hauptstadt der goldenen Horde, deren Ruinen noch heute an den Ufern der Achtuba, eines Zweiges der Wolga, zwischen Zarizyn und Astrachan gesehen werden. In der That wurden zu Chaucer's Zeiten blutige Kriege zwischen der goldenen Horde und dem Großfürsten von Moskau, Demetrius Donskoi, geführt, welchem es gelang, dem Chan Mamai eine große Niederlage beizubringen und sein Land auf kurze Zeit vom Tatarenjoche zu befreien. Chaucer's „Ritter" konnte während seines Aufenthalts in Trapezunt von diesen Kämpfen gehört und seinem Sohn die betreffende Geschichte mitgetheilt haben.

In einer Zeit also, wo Rußland noch auf sehr enge Gränzen beschränkt, in mehrere Theilfürstenthümer zerfallen und den Mongolen unterworfen war, wo die Söhne Osman's den Bosporus noch nicht überschritten hatten und sich mit der verwandten Dynastie der Seldschukiden um die Herrschaft über Klein-Asien stritten, waren Engländer bereits neben den Venetianern und Genuesern im Schwarzen Meere und neben den deutschen Rittern und den Kaufleuten der Hansa in der Ostsee erschienen. Der englische Name war schon damals den Nachkommen Rurik's und Orchan's nicht ganz fremd, und das Terrain, auf welchem sich jetzt die Flotten und die Heere Alt-Englands versuchen, ist ihnen zwar ein ungewohntes, aber doch keineswegs ein solches, das für sie aller historischen Erinnerungen oder Traditionen entbehrt.

Mannigfaltiges.

— Tschudi's Thierleben der Alpenwelt. Ein kenntnißreicher amerikanischer Kritiker, der Berichterstatter über deutsche Literatur in Putnam's Monthly (New-York, Februar 1854), spricht sich folgendermaßen über das auch in Deutschland mit großem Beifall aufgenommene Werk aus: „Ein in seiner Frische und Schönheit ganz unvergleichliches Buch ist das „Thierleben in der Alpenwelt" („Animal Life in the Alps"), von Friedrich v. Tschudi. Es erinnert uns an manche von Henry Thoreau's Skizzen von Neu-England, obwohl der Yankee-Dichter und Naturforscher dem Schweizer nachsteht, sowohl an Tiefe der Bildung, als an Wärme der Auffassung und Darstellung. Von allen Büchern, die wir bei Erfüllung unserer Pflicht in der Vorbereitung zu unserer kritischen Uebersicht der ausländischen Literatur durchlesen mußten, ist dieses das einzige, das wir mit Enthusiasmus bis zu Ende gelesen. Es ist eine Dichtung, eine Novelle und eine wissenschaftliche Abhandlung zu gleicher Zeit; es weht darin die gesunde Luft und die begeisternde Erhabenheit der Alpen, die jedoch überall auch so wohlthuend wie der Sonnenschein und so lieblich und erfrischend wie die Sommerblumen der Schweizer-Thäler ist. Nach einem einleitenden Bericht über die Gebirgsregionen der Schweiz und ihre Pflanzenwelt, werden wir mit dem gesammten Kreise ihrer Thierbewohner, mit Einschluß sowohl der Forelle in den Gießbächen, als der Adler in den Horsten, der Gemsen und der Ziegen auf den dem Menschen unzugänglichen Bergspitzen und den Hunden des St. Bernhards bekannt gemacht." .. (Der Kritiker läßt demnächst einige Auszüge aus dem Buche folgen.)

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 51. Berlin, Sonnabend den 29. April 1854.

Italien.

Die Franziskaner-Dichter in Italien.

Der verstorbene Frederic Ozanam,*) Professor der Litteratur in Paris, hat sich durch seine Untersuchungen über die ältere italiänische Literaturgeschichte, über Dante und die dichterischen Quellen der göttlichen Komödie in so rühmlicher Weise bekannt gemacht, daß wir uns zu einer Besprechung seines vor fast zwei Jahren erschienenen Werkes über die Franziskaner-Dichter Italiens gern durch eine jetzt veröffentlichte deutsche Uebersetzung desselben**) anregen lassen. Der Verfasser hatte im Jahre 1847 bei literarischen Nachforschungen in Italien, wie er sich ausdrückt, auch „einige dichterische Feldblumen gesammelt, wie man wohl Winden unter das reife Korn gemengt findet. Diese bestanden aus einzelnen Versen aus einer Handschrift des dreizehnten Jahrhunderts, Liedern, die, nachdem sie von mehreren Geschlechtsfolgen gesungen worden, unverdient in völlige Vergessenheit gerathen sind; ferner aus Legendensammlungen, die der gebildete Reisende auf den Jahrmärkten zu kaufen verschmäht, welche aber die Landleute an langen Abenden erbauen. . . Diese Bilder der Vergangenheit waren für mich von einem gemeinsamen Gedanken belebt; denn ich meinte in ihnen bei genauerer Betrachtung, deutlicher als sonst wo, das Land zu erkennen, das den Glauben und das Genie vereinigt und zeigt, wie die großen Künstler durch die Heiligen geweckt und begeistert worden sind."

Ozanam forscht dem Ursprunge der christlichen Kunst in den Katakomben Roms nach, in deren gewundenen Gängen die verfolgten Christen ihre Bet-Oerter bei Lampenschimmer und unter Todesgefahren mit Malereien auszierten und ihre Grabstätten durch symbolisches Bildwerk bedeutungsvoll machten. „Hier in den unterirdischen Grüften, wo unter der verfallenden alten Welt in dem durch das Band des Glaubens zusammengehaltenen Mischlingsvolk der ersten Christengemeinden der Kern einer neuen, von anderen Ideen getragenen Nation sich entwickelte, hier zeigen sich auch in den Inschriften, welche an den Wänden hin und wieder zerstreut sind, die ersten Blüthen wahrer Volkspoesie, die aus dem Schooß starker Empfindungen emporsproßten. „In diesen lateinischen, mit griechischen Buchstaben geschriebenen, von Fehlern der Rechtschreibung, der Sprache und der Prosodie strotzenden Inschriften ertappe ich auf frischer That die Unwissenden, von denen sie herrühren; ich erkenne die plebejischen Mütter, die Väter aus dem Sklavenstande, wie sie eilig und heimlich ihren Schmerz und ihr Hoffen auf den Stein eingraben, vor dem sie wiederkehrend niederknieen werden. Ihre Verfolger, die echten Römer, mußten, wenn sie zu diesen Kirchhöfen hinabstiegen, bei Lesung der Grabschriften jener Elenden, die nicht einmal schreiben konnten und die Welt belehren wollten, verachtungsvoll lächeln und mit den Achseln zucken. Was bereitete sich aber dennoch vor? Die alte römische Gesittung neigte sich zu ihrem Ende; gleichzeitig sollte aber Rom aus diesen Grüften, von denen es unterhöhlt war, aus jener christlichen Gesellschaft, die es als Feindin behandelte, eine ganz neue Gesittung, also auch eine neue Dichtung, hervorgehen sehen."

Als die Barbaren das römische Reich gestürzt hatten, stieg das junge italiänische Volk aus seinen dunklen Schlupfwinkeln hervor, breitete sich aus und errichtete die ehrwürdigen Basiliken in Rom, Ravenna, Venedig, Mailand und an anderen Orten. Auch hier gingen die anderen Künste, und namentlich die Dichtkunst, mit der Baukunst Hand in Hand. Chor und Vorhallen wurden mit künstlichen Mosaiken bedeckt, diese durch Inschriften erläutert. „Man las unter jeder Mosaik Verse, die ihren Sinn angaben, eine Lehre aus demselben zogen und den Beschauer zu rühren und ihm eine Thräne oder ein Gebet zu entlocken suchten. Diese großen und ernsten Mauerflächen der Kirchen Roms wurden zu eben so vielen Blattseiten, auf denen die Wunder der Heiligen, die fürstlichen Erbauer der Basiliken und die ruhmreich unter ihren Gewölben schlummernden Todten gefeiert wurden." Zur Erklärung der Mosaiken in der Markuskirche zu Venedig hat es eines Gedichtes von mehr als zweihundert Versen bedurft. „Dieses enthält bald die Erzählung eines Wunders, bald die Erläuterung eines Symbols und manchmal einen Spruch oder ein Gebet. Freilich verletzen diese barbarischen Hexameter gar oft Syntax und Prosodie, aber sie athmen eine religiöse Begeisterung, und man fühlt in ihnen eine heldenmäßige Vaterlandsliebe, so wie den priesterlichen und kriegerischen Charakter einer Zeit, die es gewagt hat, auf Rammpfählen mitten im Meer jene mit der St. Sophienkirche Konstantinopels wetteifernden Kuppeln zu gründen." Die Sprache dieser Mauerndichtung war die lateinische, die bis in das zwölfte Jahrhundert hinein allgemein von dem Volk verstanden wurde; man predigte nicht nur lateinisch, sondern hielt in dieser Sprache auch die Reden an das Volk; als die Modeneser 934 einen Angriff der Ungarn fürchteten, ermuthigten sie sich durch ein lateinisches Kriegslied, das Herr Ozanam mittheilt; so war auch die religiöse Poesie für das Volk bestimmt und zeigte sowohl durch ihren volksthümlichen Inhalt, wie durch ihre Neigung zum Reime, daß sie auch ihren Ursprung dem Volke verdankt. „Es gab also eine gesungene, auf den Lippen des Volkes lebende Dichtung, nicht allein in den Kirchen, die von den Lobgesängen des heiligen Ambrosius und des heiligen Gregor wiederhallten, sondern auch in den Lagern, auf den öffentlichen Märkten und sogar unter dem Erker mehr als einer Edelfrau, die erfreut war, in Horaz's und Virgil's Sprache sich in Liedern preisen zu hören. Auch könnte ich noch solche Beispiele vermehren, indem ich Tischlieder und politische Satiren anführte; aber ich bleibe lieber bei einem Gedichte von einigem Umfange stehen. In ihm glaube ich deutlicher als anderswo den Geist des Italiäners mit seinen Gewohnheiten und mit seinen Schwächen wiederzuerkennen. Die Flotte der Pisaner hatte im Jahre 1088 ein Kriegsheer an der afrikanischen Küste gelandet. Sie kehrte mit saracenischer Beute beladen zurück, und es fand sich ein ungenannter Dichter, der dieses Ereigniß in einem Gesange feierte, welcher kein anderes Verdienst hat, als volksthümlich zu sein. Seine gereimten Verse zeigen keine Spur mehr von klassischer Prosodie, und dennoch sind sie ganz voll von Ueberlieferungen des Alterthums. Nimmt man die Eingangsverse des Verfassers buchstäblich, so sollte man meinen, Pisa wolle die alten Todeskämpfe Roms und Karthago's erneuern. Hier aber ist von einem heiligen Kriege die Rede. Christus selbst leitet die Galeeren vorwärts, und nachdem die Christen am Gestade Afrika's gelandet sind, führt sie der Apostel Petrus, und der Erzengel Michael stößt in die Posaune, ihnen voranziehend. Der Dichter beschreibt die Wechselfälle des Kampfes, er zählt die Gebliebenen, er beklagt den jungen Hugo Visconti, den schönsten und tapfersten der Führer der Pisaner, mit dessen Blute ihr Sieg erkauft wurde. Diesen Helden zu ehren, vergleicht er ihn mit Kodrus, „„jenem berühmten Könige, der den Tod suchte, um den Sieg der Seinigen zu sichern.““ Freilich fügt er auch Anderes hinzu, worin der ganze mittelalterliche Glaube liegt: „„Also wird die Hölle entvölkert und Satan gestürzt, wenn Christus der Erlöser freiwillig stirbt.““ Man erkennt hier, schon vor Ende des eilften Jahrhunderts, jene Mengung des Heiligen und des Weltlichen, die Dante, Tasso und allen italiänischen Dichtern so sehr zum Vorwurfe gemacht ist. Darum ist aber weder der Verfasser der Pedanterei, noch diese Zeit des Wiederauflebens des Heidenthums anzuklagen; man erblickt hier nur das echte Italien, wie es von seinen Ueberlieferungen nichts aufgeben will und stets eifersüchtig auf seinen klassischen wie auf seinen christlichen Ruhm ist."

Aber diese volksthümliche Dichtung hatte ihr eigentliches Lebens-Element, die Volkssprache, noch nicht gefunden; ihre gedeihliche Entwickelung war gefährdet, so lange sie sich in den Banden einer absterbenden Sprache bewegte. Der lombardische Bund verknüpfte die Städte, brachte die Landschaften in Wechselverkehr, und es entwickelte sich aus den genäherten Mundarten eine Sprache, welche die der Höfe, der Feierlichkeiten, der öffentlichen Feste und die des ganzen Volkes wurde. Das Verdienst, die Poesie in den frischen Quell dieser Volkssprache zu tauchen, gebührt dem heiligen Franciscus, dessen Beispiel für die folgenden Dichter seines Ordens maßgebend war. Hierin liegt

*) Vgl. Nr. 133 des „Magazins" vom v. J.

**) Italiens Franziskaner-Dichter im dreizehnten Jahrhunderte, von A. F. Ozanam. Deutsch mit Zusätzen herausgegeben von N. H. Julius. Münster, 1853.

die Bedeutung der Franziskaner-Dichter für die italiänische Literatur. „Dante fand ihre Beispiele vor. Auch fand er in ihnen die zahllosen Gesichte der unsichtbaren Welt, von denen die italiänischen Legenden voll sind. Er hatte die glückliche Verwegenheit, diesen volksthümlichen Vorwurf zu ergreifen und ihn in der Volkssprache zu behandeln. Dies war aber sein Verdienst; denn ihm fehlte nicht die gegentheilige Versuchung. Er hatte sich, von den Schönheiten der Aeneide, die er auswendig wußte, entzückt, bereits vorgenommen, ein Gedicht in der Sprache und dem Versmaße Virgil's zu schreiben, das mit den Worten begann:

Ultima regna canam fluido contermina mundo.

Wie er aber in seinem Werke und im Leben weiter kam, ergriff ihn eine gründliche Verachtung der Gelehrten seiner Zeit, die sich den Fürsten verkauften und, wie er sagt, nur Leiern zu haben schienen, um sie zu vermiethen. Für sie wollte er nicht schreiben, und er erklärte sich für die gemeine Volkssprache, weil er ihr, wie er sagte, ein doppeltes Leben, ein zeitliches, wie ein geistiges, verdanke. „„Denn sie ist es, die meine Aeltern zusammenbrachte, und sie hat mich zum Studium des Lateinischen, durch dieses aber alles übrigen menschlichen Wissens geführt.““ Er ließ sich hierin nicht irre leiten durch die langen lateinischen Sendschreiben eines gelehrten Professors an der Universität Bologna, der ihn außerdem ermahnte, „seiner Muse würdigere Gegenstände zu wählen, griechische Fabeln, z. B. den Raub des Ganymedes.“ Doch nicht blos in Hinsicht auf die Sprache, sondern auch in Bezug auf den religiösen Gehalt seines Gedichtes fand Dante in den Franziskaner-Dichtern Vorgänger. Wir können uns nicht versagen, die schöne Stelle, in welcher Ozanam, auf den eigentlichen Gegenstand seines Werkes übergehend, diesen Punkt hervorhebt, hier mitzutheilen. „Die italiänische Poesie“, sagt er, „entspringt, wie jede andere, aus zwei Quellen, einer sinnlichen und einer religiösen, die manchmal ihre Gewässer mengen, deren getrennten Lauf man aber seit den frühesten Zeiten bis auf unsere Tage wohl verfolgen kann. Gegen Ende des zwölften Jahrhunderts findet man in Sicilien inmitten der Zauberwelt jenes glänzenden Landes, unter einer aus griechischem und arabischem Blute gemischten Bevölkerung, geistvoll aber zügellos in ihren Genüssen wie in ihrer Rache, die ersten italiänischen Verse. Diese neue Kunst blühte am Hofe Kaiser Friedrich's II., eines großen, aber nicht tadellosen Fürsten, dessen Genie, so wie seine Gottlosigkeit, ein halbes Jahrhundert lang Europa in Staunen und die Kirche in Schrecken setzte, der jeder Arbeit und jeder Wollust gewachsen war und seine Mußestunden zwischen einem Harem schöner Gefangenen und einer Akademie gelehrter Muhammedaner, Minnesinger und Bänkelsänger theilte. Er selbst hatte nicht verschmäht, in der wohlklingenden Mundart seiner südlichsten Unterthanen zu dichten. Sein großer Kanzler, Pietro delle Vigne, seine Söhne Enzio und Manfred folgten seinem Beispiele, und bald vernahm man von Palermo bis Messina nur die Töne einer gefahrvollen Dichtkunst, in welcher sich der Frauendienst der Provençalen mit den glühenden Leidenschaften des Morgenlandes mischte. Dies war der Urquell jener allzu fruchtbaren Ader, welche Boccaz's verwerfliche Geschichtchen, die Schauspiele und die Schäferspiele der alten italiänischen Bühne durchrieselt. Daraus entstand jene weichliche und wollüstige Literatur, die zuletzt den Charakter wie den Geist des Volkes erschlaffte und die Jugend Italiens gewöhnte, ihr Leben vor den Frauen knieend und das Vaterland vergessend hinzubringen. Zu Italiens Glücke erblicken wir dort aber auch den vollen Strom christlicher Dichtung, von der „Göttlichen Komödie“ bis zum „Befreiten Jerusalem“, bis zu Manzoni's geistlichen Liedern. Dennoch ist es vielleicht nicht hinreichend bekannt, von welchen Höhen dieser breite Fluß sich ergossen hat. Wohl weiß man die Namen einer geringen Anzahl Toskaner, deren Dante ehrenvoll gedenkt, die er als seine Vorgänger und als seine Lehrer anerkennt, aber weder das Wissen Brunetto Latini's und Guido Cavalcanti's, noch die Platonischen Liebesgefühle Guido Guinicelli's, noch die Frömmigkeit Guido d'Arezzo's reichen aus, den plötzlichen Reichthum jener christlichen Begeisterung zu erklären, der in den funfzehntausend Versen der Hölle, des Fegefeuers und des Paradieses hervorbricht. Man muß zu diesem Ende höher hinaufsteigen und in einer anderen Gegend Italiens Etwas suchen, das dem in Sicilien wahrgenommenen ähnele, einen anderen Verein begeisterter Männer unter einem mächtigen Meister, endlich ein Zusammentreffen großer Ursachen, ohne welche niemals große Wirkungen entstehen.“ Diesen kräftigen Urquell religiöser Poesie erkennt unser Autor in dem heiligen Franz von Assisi und seinen Jüngern, dem Bruder Pacifico, dem heiligen Bonaventura, dem Veronesen Giacomino und dem seligen Giacopone aus Todi, — deren Charakteristik er die einzelnen Abschnitte seines Werkes widmet.

Die hervorgehobenen Gesichtspunkte genügen vollkommen, den Franziskanerdichtern, namentlich als Vorgängern Dante's, einen bedeutenden Platz in der Geschichte der italiänischen Literatur zu sichern. Aber Herr Ozanam verfällt bei der Charakteristik ihrer Leistungen in einen Fehler, vor dem sich religiöse Gemüther fast nie haben bewahren können, — in den Fehler nämlich, daß er um des geistlichen Inhalts willen den dichterischen Werth der Verse im Allgemeinen weit überschätzt. Ihm ist dasselbe begegnet, was mehreren deutschen Literatur-Historikern in Bezug auf die Evangelien-Harmonien widerfuhr, und wenn wir uns auch damit einverstanden erklären möchten, daß man einen milderen Maßstab an den poetischen Gehalt religiöser Verse anlegt, da diese vornehmlich den Zweck, zu erbauen, im Auge haben, so müssen wir es doch geradezu als gefährlich bezeichnen, wenn der Simplizität, oder der Dürftigkeit, oder der mystischen Unklarheit ein überschwängliches Lob gespendet wird; nicht blos, weil damit der Wahrheit überhaupt kein Dienst geleistet wird, sondern auch, weil unsere durch dergleichen begeisterte Apotheosen hoch gespannte Erwartung bitter enttäuscht wird und der dadurch erzeugte Unmuth uns leicht verführt, auch über den religiösen Werth mittelmäßiger Gedichte unbillig zu urtheilen und den frommen und gläubigen Sinn, der in ihnen nach einem Ausdruck rang, ganz zu verkennen. Es ist möglich, daß auch wir es nur den unbegränzten Lobpreisungen Ozanam's verdanken, wenn uns die meisten der von ihm hoch gefeierten Dichtungen in poetischer Hinsicht höchst unbedeutend erscheinen; und wir stellen die Entscheidung um so lieber unseren Lesern anheim. (Fortsetzung folgt.)

England.

Englische Literatur-Briefe.

1854. Vierter Monatsbericht.

(Schluß.)

Zuletzt verdient noch die Schilderung Varna's und seiner strategischen Bedeutung erwähnt zu werden. Daß das Buch Curzon's außerdem reich an Anekdoten, seltsamen Erlebnissen und Scenen ist, welche zuweilen durch gute Holzschnitte anschaulich gemacht werden, versteht sich von selbst. Das Haupt-Interesse an dieser russisch-türkischen Literatur besteht immer darin, daß man Gegenden und Menschen und Länder, von denen man nur sehr beiläufig Notiz nahm und die jetzt vielleicht nicht blos momentan durch kriegerische Unruhe in unseren Gesichtskreis hineingedrängt werden, eben anschaulich und hier und da ziemlich genau kennen lernt.

In diesen Kreis gehört noch die (im „Magazin“ bereits erwähnte) Arbeit vom Obersten Chesney: „Der russisch-türkische Krieg von 1828 bis 1829 mit einem Ueberblick der jetzigen Angelegenheiten des Ostens“ („The Russo-Turkish Campaigns of 1828—29. With a View of the present affairs in the East. By Colonel Chesney. With Maps“). Er weist nach, daß die Türken und die militairisch geschilderten Festungen jetzt viel besser sind als damals, und zieht im Ganzen den Schluß: Die Türken werden sich ein Jahr lang halten können, inzwischen verraucht der schlecht fundirte Enthusiasmus in Rußland, und es tritt Ueberfluß an Talg und Hanf und Unzufriedenheit, Mangel an Geschäft, Geld und Nahrung ein, so daß ein Friede leicht zu Stande kommen mag, zumal, wenn Aberdeen am Ruder bleibt. Daß ein Aberdeen-Redcliffe-Nesselrodescher Friedensschluß nur der Anfang Rußlands zu neuen Rüstungen sein kann, wird Niemand, der sich ein Bischen um die Bereicherungen Rußlands am Finnischen Meerbusen und am Schwarzen Meere bekümmert hat, bezweifeln. Nur daß die meisten Engländer hoffen, Sir Charles Napier werde sich in seiner selbständigen, resoluten Weise nicht viel an Papa Aberdeen kehren. Schrieb er doch schon einmal an Russell: „Sie sind nicht mehr als ich. Wir sind beide Staatsdiener, und wenn Sie mir das Ober-Kommando im Mittelländischen Meere nicht geben wollen, so verlange ich es. Die öffentliche Meinung, das Volk soll entscheiden. Sie selbst haben gar nichts über mich zu entscheiden.“ — Zwar bekam er das verlangte Ober-Kommando nicht, aber doch jetzt ein viel wichtigeres und offenbar durchaus gegen die Neigung der ganzen Regierung. Es ging aber jetzt nicht anders. Himmel und Erde zusammen hätten keinen anderen Admiral der baltischen Flotte möglich machen können, sagen die Engländer. Seine oberste Reihe Wellington-Kanonen sollen eine deutsche Meile weit reichen (vermittelst einer neuen Erfindung). Außerdem hat er von allen Seiten drei Fuß dicke Pappelholzklötze auf seinen großen Schiffen, die beim Nahen des Feindes heruntergelassen werden und dann direkt auf das feindliche Schiff losgehen und bei der ersten Berührung mit demselben ihm eine Bombe in den Leib jagen. Die Pappelholzklötze (!) haben im Innern blos Raum für drei Mann und eine kleine Schraubendampfmaschine. Die Wände sind so dick und elastisch, daß keine Kanone ihnen etwas anhaben kann. Noch eine andere auf mehreren Schiffen angebrachte Erfindung besteht darin, sämmtliche Kanonen im Nu so zu richten, daß sie alle gleichzeitig auf einem Punkte von zehn Fuß Durchmesser zusammentreffen und so ein Loch machen, das nur auf dem Grunde des Meeres gestopft werden könnte, wenn die Bewohner des Schiffes dann noch Athem dazu hätten. Doch verläßt er sich, wie Nelson, und wie auch seine Anrede beweist, am meisten auf die entlassenen, die Matrosenfäbeln. Man fährt dem Schiffe direkt auf den Leib, ohne seine broadsides zu erwiedern. Da es

eben englisches Eigenthum werden soll) entert es, springt aufs Deck und schlachtet mit dem persönlichen Muthe der kurzen Messer, bis sie um Gnade flehen. So wenigstens gewann Nelson fast alle seine Schlachten. Und ähnlich machte es Napier vor Beirut, und an anderen Orten. Sollen einmal Menschen von Menschen geschlachtet werden (und sowohl die griechische als die englische Kirche bitten den lieben Gott beiderseits inbrünstig, daß er ihren Heeren mit bester Unterstützung unter die Arme greifen möge), bleibt die englische Marine-Manier, dem Feinde dicht persönlich auf den Leib zu rücken und Auge in Auge mit ihm zu kämpfen, statt aus Zündnadelgewehr- und Kanonenferne in ungesehene, ferne Massen hineinwüthen zu lassen, noch die einzige, bei der sowohl Männlichkeit als Menschlichkeit bekundet werden kann. So machte es auch Nelson, der einmal mitten im Ernste gegen die Franzosen noch mehrere Tausend Feinde aus dem Wasser fischen ließ (ich besinne mich nicht, wo und wann es war, aber das Faktum ist richtig).

Ich wasche meine Hände in Unschuld und schreibe es den Russen aufs Register, wenn meine sonst unschuldigen Literatur-Briefe diesmal mit Kanonen, Granaten, Schlachtmessern und Pairhansen umgehen, als wären es Liebes- und Lenzgedichte.

Nur noch als Nachricht für Männer von Fach, daß der Rear-Admiral, Henry Smyth, der gelehrteste und anständigste unter den unzähligen Admiralen Englands, sein „Mittelländisches Meer" und seine betreffenden Karten, die als Autoritäten für das Mittelländische Meer gelten, in einer Gesammt-Ausgabe erscheinen ließ: „The Mediterranean: a Memoir Physical, Historical and Nautical". — Eine streng-kriegswissenschaftliche Schrift über den russisch-türkischen Krieg und alle möglichen Konjunkturen desselben hat der ehemalige preußische Lieutenant Schimmelpfennig, jetzt in Philadelphia, dort ausgearbeitet und erscheinen lassen. A. Schimmelpfennig's „militairische Skizze: Der Krieg zwischen der Türkei und Rußland" („The War between Turkey and Russia. A military sketch. Philadelphia, John Weik. London, F. Trübner.") ist nach dem Urtheil eines Sachkundigen die bis jetzt gründlichste und umfangreichste, kriegswissenschaftliche Rekognoszirung des ganzen in Betracht kommenden Terrains unter allen möglichen Konjunkturen der fünf Großmächte, wobei, wie sich leicht denken läßt, Verhältnisse und Konsequenzen entwickelt werden, die man sich ohne strategische Grundlage, ohne Kenntniß und Berechnung der innersten Seelen und Abhängigkeits-Verhältnisse der verschiedenen Staaten nicht so leicht selbst wird machen können. Manche überraschen sehr bedeutend. Wir können hier natürlich nicht auf Einzelnes eingehen und bemerken nur, daß der Verfasser die ganze bisherige Thätigkeit Omer Pascha's, vom kriegswissenschaftlichen Standpunkte aus, als eine ununterbrochene Reihe von Fehlern aufdeckt und in ihm selbst Nichts findet als — „a blockhead".

Ein Werk über die englische Kavallerie — doch nein, dann müßte ich auch das über die Infanterie und drittens auch eines über die Marine erwähnen. Genug, genug! Auch der „Islamismus, seine Entstehung und seine Entwickelung", von J. A. Neale und die türkische Grammatik von W. B. Barker am Eton-College fallen mir nun zu spät ein. Wir wollen uns mit der kleinen Revüe begnügen. Es sind wenigstens fast Alles Werke von Gehalt in Wissenschaft und Erlebtem und können dem Interesse an dem Kriege, an der großen prinzipiellen Kulturkrise, die dahinter steckt, sehr viel solide Nahrung und Material zu weiterem Studium zuführen. Die angeführten literarischen Erscheinungen stehen alle weit über der Klasse von prophetischen, russen- oder türkisch-parteiischen Flug(Fluch)-Schriften, von denen ich im vorigen Berichte Notiz nahm.

Und wie kömmt nun die friedliche Literatur weg? Ja, wer bekümmert sich denn um diese? Es mag manches Werthvolle erschienen sein, aber man weiß es nicht, man liest es nicht. So weit will ich mich aber nicht vom Kriege demoralisiren lassen, um nicht wenigstens zu sagen, daß ich mich über einige neue Werke der Wissenschaft innig gefreut habe, z. B. über Petermann's „Bericht" und über ein Meisterstück kosmopolitischer Forschungen, das alle Racen und Typen der Menschheit unter großen Wahrheiten vereinigt, eine Zusammenfassung der in England ohnehin sehr kultivirten Wissenschaft der Ethnologie. Diese „Types of Mankind and Ethnological Researches", von S. G. Morton (Präsident der Akademie der Naturwissenschaften in Philadelphia), Henry Patterson, Prof. Louis Agassiz und W. M. Usher — gesammelt, bearbeitet und systematisirt von J. C. Nott und G. R. Glidon (Verleger F. Trübner in London, bekanntlich ein Deutscher), mit dreihundertundfunfzig Holzschnitten, unzähligen lithographirten Tafeln, Karten, genealogischen, chronologischen und statistischen Tabellen u. s. w. werden in der modernen Natur- und Menschen-Wissenschaft ihre bedeutende Stelle einnehmen und dürfen auch von keinem Alterthumsforscher, Philologen, Kirchenhistoriker und der Vernunft zugänglichen Theologen u. s. w. übersehen werden. Die alten Monumente, Gemälde, Skulpturen, Schädel ältester, alter und neuerer Völker und Racen, alte und neue Geographie, Naturgeschichte, Philologie und (in anglo-amerikanischer Weise) biblische Geschichte kommen hier bedeutend in Betracht und treten sehr oft neu, besonders aber die Bibel sehr originell auf, da die Amerikaner und Engländer sich immer noch nicht gern mit der gründlichsten Wissenschaft über die Autorität der Bibel hinauswagen. Abgesehen von dieser Vornirtheit, ist das Werk durchaus wissenschaftlich, und wenn, wie es scheint (ich habe es eben erst als Kuriosum durchblättern können), auch nicht das ganze Material wissenschaftlich beherrscht, macht aber schon dieser ungeheure Reichthum von Stoffen und Anhaltpunkten einen unschätzbaren Werth aus. Hoffentlich finde ich Zeit, das Werk zu studiren, und komme dann darauf zurück, um möglichst getreu anzugeben, worin der eigentliche wissenschaftliche Gewinn daraus zu suchen sei. Zu mehr untergeordneten Erscheinungen fehlte nun vollends die Zeit oder wenigstens die Stimmung. So habe ich mir vergebens vorgenommen, wenigstens zu sehen, was an dem neuesten Erzeugniß des lustigen Irländers Charles Lever sei. Seine „Dodd Family abroad" soll eben so viel Lachstoff enthalten, wie „My own Confessions", doch weiß ich es nicht aus eigenem Zwerchfell.

Schließlich erwähne ich nur noch, daß zwei bedeutende Männer und frühere Dichter, Talfourd, wie er eben hundertfünfundsiebzig Kriminalhöllen gegenüber die Engländer der Selbstsucht, des Kastengeistes, des Hochmuths der Bildung und des Geldes anklagte, welche den Armen ächte und ihn zum Verbrecher mache —, mitten in dieser Rede im Gerichtssale starb, außerdem Wilson (pseudonym in Blackwood's Magazine: Christopher North), Professor der Moralphilosophie in Edinburg, wo wirklich Wissenschaft getrieben wird, nicht Möncherei und Täuschung wie in Oxford und Cambridge, welche Euterbeulen der Hypokrisie und Hierarchie Russell durch ein kleines Reform-Billchen etwas angestochen hat, jedoch ohne den alten und jungen Mönchen (Studenten!) die lächerliche Kutte und das Monstrum von Mütze (die oben viereckig polnisch und unten rund ist, so daß sie die Quadratur des Zirkels darstellt) abzuziehen, oder ihnen sonst besonders mehr zu thun. An den Begriff Universität in dem auch schon veralteten deutschen Sinne ist auch künftig in Oxford und Cambridge nicht zu denken. Man fährt mit Euklid, Herametern und Pentametern und der Dressur im hochkirchlichen Style fort, nur daß die einzelnen Klöster (welche zusammen Universität heißen) nicht mehr das Monopol behalten, die jungen Mönche (Studenten) ausschließlich geistlich und leiblich mit althergebrachter Speise groß zu ziehen. So ist es nur gut, daß neben Oxford und Cambridge noch eine Edinburgh und eine London University gedeihen und die westliche Kultur nicht von englischen Fachgelehrten, sondern von Leuten, wie Napier, deutschen Bauern und Kaufleuten, französischen Friseurs und unzähligen Bücherschmugglern nach dem Osten getragen wird. Die Tragweite derselben übertrifft die der besten Kanonen auf dem „Wellington".

Algerien.

Das Berber-Pferd, nach Abd-el-Kader.

In der Revue des deux Mondes veröffentlicht der General Daumas einen Brief des Emirs Abd-el-Kader, in welchem dieser, von dem genannten General dazu aufgefordert, sein Gutachten über die Vorzüge des Berber-Pferdes abgiebt. Der Brief, aus Brussa datirt und an den General Daumas gerichtet, lautet folgendermaßen:

„Preis dem alleinigen Gott! Seine Herrschaft ist ewig!

„Das vollkommene Heil und die ganze göttliche Gnade komme auf die Person des Herrn General Daumas, desjenigen, der mit Eifer die Lösung der höchsten Schwierigkeiten anstrebt! Möge Gott ihn leiten und beschützen!

„Ihr habt mich um meine Ansicht über die Berber-Pferde, ihre Eigenschaften und ihren Ursprung gefragt. Euch zu Gefallen habe ich mich mit dieser Angelegenheit noch ganz besonders beschäftigt, und ich kann jetzt nichts Besseres thun, als Euch eine Stelle mitzutheilen aus den dichterischen Werken des berühmten Amru-el-Kaïs, der kurz vor dem Auftreten des Propheten lebte. Dieser spricht sich zu Gunsten der Berber-Pferde aus, und ich glaube Euch in dem, was er sagt, Beweise gegen diejenigen zu geben, welche behaupten, daß diese bewundernswerthen Pferde anderen nachstehen.

„Der Dichter sagt, indem er sich mit einem langen Abschnitt in Versen an den Kaiser von Konstantinopel wendet:

„„Und ich verspreche Dir: wenn ich dazu komme, als König wieder eingesetzt zu werden, dann wollen wir einen Ritt machen, bei welchem Du den Reiter sehen wirst sich über den Sattel neigen, um die Schnelligkeit seines Pferdes zu vermehren;

„„Einen Ritt über einen durchweg geebneten Flächenraum, auf welchem man keine anderen zur Orientirung der Reisenden dienenden Erhöhungen sieht, als den Höcker eines alten, von der Last der Jahre niedergedrückten und klagend brüllenden Kameeles.

„„Wir werden, sage ich Dir, getragen sein von einem an nächtliche Ritte gewöhnten Pferde, einem Pferde von berberischer Race,

„„An den Weichen schlank, wie ein Wolf von Gudu, einem Pferde, welches seinen schnellen Lauf beeilt, so daß man es an den Weichen von Schweiß triefen sieht.

„„Wenn man, den Zügel nachlassend, es noch antreibt, indem man es mit den Riemen an beiden Seiten berührt, fliegt es in reißend schnellem Lauf dahin, den Kopf bald nach dieser, bald nach jener Seite zurückwerfend und die Zähne wetzend an dem Gebiß.

„„Und wenn ich sage: wir wollen ruhen, — hat der Reiter plötzlich wie durch einen Zauber Halt gemacht und fängt an zu singen, im Sattel bleibend auf dem kräftigen Pferde, an welchem die Muskeln der Schenkel gestreckt und die Sehnen starr und aus einander gehalten erscheinen.““

„Âämru-el-Kaïs war ein alter arabischer König, welcher, um seine Feinde zu bekämpfen, Berber-Pferde sich verschaffen zu müssen glaubte; er zweifelte an dem Erfolg für den Fall, daß er sich auf die Eigenschaften der arabischen Pferde verlassen müßte.

„Meiner Ansicht nach ist es unmöglich, einen überzeugenderen Beweis dafür zu geben, daß die Berber-Pferde den Vorzug vor allen anderen, auch den arabischen, verdienen; ein Zeugniß von größerem Gewicht wird Niemand aufzubringen im Stande sein.

„Die Berbern sind, El-Massudi zufolge, ihrem Ursprunge nach Beni-Ghassan; gewisse Schriftsteller behaupten, daß sie von den Beni-Lakhm und der Dzouzam abstammen. Ihre älteste Heimat war Palästina; von hier sind sie durch einen persischen König vertrieben worden. Sie wanderten nach Aegypten; der Herrscher dieses Landes verwehrte ihnen aber die Niederlassung; sie überschritten den Nil und verbreiteten sich über die von diesem Fluß westlich gelegenen Gegenden.

„Malek-ben-el-Merahel hat gesagt, daß die Berbern eine sehr zahlreiche Völkerschaft bilden, welche aus Kopten, Amalkas, aus Kanâan, Hymiar und Modher zusammengesetzt sei; alle diese Stämme sollen sich in der Provinz Scham (Syrien) vereinigt und den Namen Berbern angenommen haben. Ihre Auswanderung in das „Maghreb“ ist, dem genannten Historiker zufolge, wie auch nach El-Massudi, El-Soubeïli und El-Zabari, durch Jfrikeh veranlaßt worden, der sie mit sich führte, um die afrikanische Halb-Insel zu erobern.

„Ibn-el-Kelbi bemerkt, daß die Meinungen in Bezug auf den Anführer, unter dem die Berbern von Syrien in das Maghreb einwanderten, getheilt sind: die Einen nennen den Propheten David, Andere Youscha-Ben-Enrun, Andere Jfrikeh, Andere verschiedene Könige der Jobor.

„El-Massudi fügt hinzu, daß sie erst nach dem Tode Goliath's auswanderten; daß sie sich, nachdem sie die Frendj (Franken) besiegt, in der Provinz Barkas-d'Jfrikia und in dem Maghreb niederließen; daß sie von hier aus sich über Sizilien, Sardinien, die Balearischen Inseln und Spanien verbreiteten; ferner, daß zwischen ihnen und den Frendsch das Abkommen getroffen wurde, daß diese in den Städten wohnen sollten, während sie sich in den Wüsten ansässig machten, welche sich von Alexandrien bis zum Ocean, bis Tanger und bis an das Land Susa erstrecken.

„Ibn-Abd-el-Berr sagt, daß die Niederlassungen der Berbern sich vom äußersten Ende Aegyptens, d.h. von den hinter Barka gelegenen Ländern, bis an das „Grüne Meer“ und von dem Meere Andalusiens bis an das Ende der an Sudan gränzenden Wüsten erstreckten. In der zuletzt bezeichneten Gegend findet man heutzutage noch eine Bevölkerung, wohnend zwischen den Habesch (den Abyssiniern) und den Zendy (Zangebar), welche unter dem Namen Berbern bekannt ist. Der Verfasser des „Kamar“ erwähnt dieser Bevölkerung; dieselbe ist aber nicht beträchtlich, und ihre unbedeutende und dunkle Geschichte bietet nichts Bemerkenswerthes dar.

„Das Wesentliche ist hier die Stelle des Dichters Âämru-el-Kaïs in Betreff der Berber-Pferde. Was die Berbern selbst betrifft, so beweist Alles, daß sie seit undenklichen Zeiten bekannt sind, und daß sie vom Orient kamen, um sich in dem Maghreb festzusetzen, wo wir sie heute noch wiederfinden.

„Und Heil über Euch, wie am Anfange, so am Ende dieses Briefes, von Eurem Freunde Abd-el-Kader-Ben Mahhydin. Gott behüte Euch durch seinen Schutz!“

„Brussa, den 1sten des Monats Safer 1269.“

Mannigfaltiges.

— Odessa. Die Stadt Odessa wurde im Jahre 1794 auf der Brandstätte des 1789 von dem Kosakenhetman Platow mit Sturm eroberten türkischen Forts Jeni-Dunja (Neue Welt) gegründet und hieß anfangs Hadschibei, vom Namen der Bucht, an der sie gelegen ist. Im Jahre 1795 fanden einige gelehrte Archäologen, daß Hadschibei dieselbe Stelle einnehme, auf der einst die alte hellenische Stadt Odyssos lag (was sich aber später als unrichtig erwiesen hat); die Petersburger Akademie der Wissenschaften nannte daher die neue Stadt Odessa, welche Benennung durch einen Ukas der Kaiserin Katharina bestätigt wurde und ihr seitdem verblieben ist. Dank ihrer günstigen Lage und der ihr gewährten Rechte eines Freihafens, hat sich dieselbe also in kaum sechzig Jahren zum vornehmsten Handelsplatz des Schwarzen Meeres und, der Bevölkerung nach, zur vierten Stadt des russischen Reiches emporgeschwungen. Dem „neurussischen Kalender“ für 1853 zufolge, zählt sie, mit Einschluß der Vorstädte, 90,000 angesessene Einwohner, worunter, außer den Mitgliedern der verschiedenen christlichen Konfessionen, als Griechisch- und Römisch-Katholiken, Armenier, Lutheraner, Calvinisten und Anglikaner, sich 226 karaitische und über 10,000 talmudische Juden befinden. Hierzu kommen noch die sich zeitweilig in Odessa aufhaltenden Ausländer und Seeleute, deren Zahl gegen 30,000 betragen soll, die aus den großrussischen und westlichen Provinzen zuströmenden Arbeiter, im Durchschnitt 11,000 Mann, von denen jedoch die Hälfte im Winter wieder nachhause geht, und Personen aus allen Ständen, die besonders im Sommer zum Besuch hier ankommen und die man auf 700 Familien oder etwa 3000 Köpfe berechnen kann. Im Laufe des Jahres beherbergt Odessa mithin in seinem Umkreise eine Bevölkerung von über 130,000 Seelen. Die ganze Stadt ist aus Stein erbaut, der in den an der Gränze ihres Weichbildes gelegenen Steinbrüchen gewonnen wird, und zwar etwas weich ist, aber sich doch bisher als ziemlich dauerhaft bewährt hat. Man zählt überhaupt 6100 Gebäude, 2 Klöster, 23 griechisch-katholische Kirchen, 1 römisch-katholische, 1 armenische, 1 reformirtes Bethaus, 1 Kapelle der Roskolnilen, 10 talmudische und eine karaitische Synagoge, 2 Quais mit 4 Molen, 53 steinerne und 14 hölzerne Brücken, 2 großartige, zum Meer hinabführende Treppen, 6 Boulevards, ein Theater, wo russische Schauspiele mit italiänischen Opern abwechseln, 3 Buchdruckereien, 4 Steindruckereien ꝛc. Unter den Lehr-Anstalten, an deren Spitze das Lyceum Richelieu mit zwei Gymnasien, einem orientalischen Institut u. s. w. steht, sind namentlich die jüdischen außerordentlich zahlreich, da es deren nicht weniger als 120 geben soll. Ferner besitzt Odessa eine öffentliche Bibliothek, ein städtisches Museum, ein Museum der Gesellschaft für Geschichte und Alterthümer, einen „englischen“ Klub, einen botanischen Garten und sehr viele wohlthätige Anstalten, darunter seit dem Jahre 1850 einen Diakonissinnen- oder Barmherzige-Schwestern-Verein für Armen- und Krankenpflege, der seine Entstehung dem einst durch sein „Mémoire sur l'état actuel de l'Allemagne“ bekannten Geheimen Rath Stourdza verdankt. Als die schönsten Gebäude werden die Palais des Fürsten Woronzow und des Stadthauptmanns, die Häuser der Kaufleute Maaß und Wagner und einige andere genannt. Die Festung ist längst in eine Quarantaine verwandelt; doch ist von einem „Kriegshafen“ die Rede, der wahrscheinlich durch Batterien geschützt wird. Im Durchschnitt wird Odessa alljährlich von 2000 Handelsschiffen besucht, wovon ungefähr ein Drittel unter russischer, die übrigen meist unter griechischer, englischer, sardinischer und österreichischer Flagge. Wie in ganz Rußland, zerfällt die Kaufmannschaft in drei Gilden, wovon im Jahre 1845 (spätere Angaben über diesen Punkt liegen uns augenblicklich nicht vor) die erste 43, die zweite 57 und die dritte 630 Mitglieder zählte. Es befanden sich darunter 588 russische Unterthanen und 142 Ausländer; unter den russischen Unterthanen waren 232 talmudische und karaitische Juden. Nach einem seit der Gründung Odessa's angenommenen Gebrauch bedient sich der Handelsstand, außer der russischen Sprache, in seinem Verkehr auch des Italiänischen, welches im Hafen, in der Quarantaine und auf der Börse eben so allgemein ist, wie in der diplomatischen Welt das Französische; selbst die Straßen haben russische und italiänische Inschriften. Die bedeutendsten Kaufleute sind Italiäner, Engländer, Deutsche, Griechen, die Makler fast ohne Ausnahme Juden. Die Russen sind meistens Krämer, Professionisten, Handwerker und Beamte, obwohl sich unter letzteren auch viele griechische, deutsche und andere ausländische Namen finden.

— Gewerbfleiß der Hindus. In Ostindien sollen jetzt ebenfalls Industrieschulen errichtet werden. Nachdem die dort heimischer, in früherer Zeit als mustergültig geltende, in neuerer Zeit jedoch sehr zurückgebliebene Fabrikthätigkeit fast gänzlich der englischen Konkurrenz hat weichen müssen, empfindet man auch unter den Hindus das Bedürfniß, sich mit den Fortschritten der europäischen Industrie bekannt zu machen. Der frühere Lehrmeister Europa's will jetzt dessen Schüler werden. Ein wegen seiner außerordentlichen Wohlthätigkeit und seines gemeinnützigen Wirkens zum Baronet ernannter Parse, Sir Dschamsedschi Dschedscheboy, gegenwärtig ein Greis von nahe an achtzig Jahren, hat zunächst ein Kapital von zehntausend Pfund Sterling dazu bestimmt, um in Kalkutta eine Gewerbeschule zu errichten.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. in Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 6 Nummern. Preis jährlich 6 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 3 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. No. 65, und beim Postamt Neumann, Kanonenstr. No. 31), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 52. Berlin, Dienstag den 2. Mai 1834.

England.

Der Römische Hof im Sydenham-Palast.*)

Der Staub selbst auf den Straßen des modernen Athen ist vielleicht ein Ueberrest der edelsten Werke des Phidias. Wo sind die funfzehnhundert in Erz ausgeführten Werke Lysipp's? Wo die fünfhundert Bildsäulen, die Nero von ihren Fußgestellen zu Delphi herabgerissen hat? Von den kolossalen Statuen Minerva's und Jupiter's ist nicht ein Stein geblieben. Von Skopas und Myron haben wir vielleicht nur Kopieen. Der „Kanon" Polyklet's, der „Bogen" Myron's, die Venusbilder von Skopas und Praxiteles, der Cupido Lysipp's sind für uns wie nie dagewesen. Sogar der Apollo von Belvedere ist nach spruchfähigen Autoritäten nur ein Nachbild des ehernen Originals und gehört frühestens in das Zeitalter Nero's. Einige setzen die Laokoon-Statue in die Regierungszeit des Titus herab. Von Phidias haben wir blos die titanischen Torsos in den Elgin-Marmorwerken. Die Namen sogar mancher antiken Statuen sind ungewiß. Eine Isis heißt bei anderen Hebe, noch bei anderen Ariadne.

Statt aber über die reiche Ladung, die der Zeiten stürmische Wogen verschlungen, unnütz zu klagen, sollten wir uns nicht vielmehr zu dem glückwünschen, was aus dem Schiffbruch gerettet worden? Wie vielen Umwälzungen und Erschütterungen, wie vielen Erdbeben und Ueberschwemmungen, wie vielen Belagerungen, Erstürmungen und Plünderungen mußten sie entgehen, diese Bildsäulen, auf denen die Augen eines Perikles, eines Plato geruht haben! Denkt an die ätolischen Kämpfe — an Mummius und Sylla — an die aufrührerischen Bilderstürmer — an die fromme Wuth der ersten Christen, die in der Venus den Erzfeind und in Cupido des Teufels Erstgebornen sahen — an die Gothen, Hunnen und Lombarden — an die Parteienkämpfe der Guelfen und Ghibellinen, der Orsini und Colonna. Goldhaarige Vandalen stürzten sie von den Mauern herab — sie wurden versengt und zerkratzt — sie wurden vergraben und zerbrochen — sie wurden in Festungswälle eingemauert, in Brunnen und Teiche versenkt. Was Wunder, daß im funfzehnten Jahrhundert nur sechs antike Statuen in Rom vorhanden waren! Die Schatzgräber bohrten aus der lebendigen Stadt in die todte hinein, wühlten in der Asche Cäsar's und Horaz's, Nero's und Trajan's. Den fechtenden Gladiator und den Apollo fand man in den Ruinen der See-Villa Nero's zu Antium, alles Uebrige in Rom: den Laokoon in den Bädern des Titus, den Antinous in dem esquilinischen Hügel, die Venus von Medici noch am Theater des Marcellus, den farnesischen Herkules in den Bädern des Caracalla, den Barberinischen Faun in dem Teiche unterhalb der moles Hadriana, den sterbenden Gladiator in den Gärten des Sallust. Bedenkt man, daß die alten Bildhauer gleichsam nach stillschweigender Uebereinkunft von einem gewissermaßen geheiligten Vorbilde selten abwichen; daß jede berühmte Statue zum Kanon für die folgende Kunstepoche wurde, so dürften wir wohl schließen, daß es nur wenig berühmte Werke aus dem goldenen Zeitalter giebt, von denen wir nicht durch eine Kopie, eine Nachbildung oder ein Plagiat, in einer Kamee oder in einem Relief irgend welche Reste besitzen.

Der bescheidene Betrachter hüte sich aber, in diesen Räumen den Kritiker zu machen; er lerne bewundern, ehe er abspricht. Er preise nicht die gekräuselte Lippe oder das Grübchen im Kinn; Beides mag gerade eine Beschädigung oder eine Reparatur sein. Der linke Arm des belvederischen Apollo ist neu; der rechte Arm und der rechte Fuß sind schlecht restaurirt. Die Arme der mediziischen Venus sind von jüngerem Datum, und die fleischigen Hände sind ein Machwerk des Geck's Bernini. Jenes vielgepriesene Grübchen im Kinn der mediziischen Venus, „der Eindruck vom Finger Amor's", ist, nach dem Urtheil eines Deutschen, ein bloßer Riß.

Die Räume des römischen Hofes im neuen Krystall-Palast sind jetzt vollendet; ein Gang durch dieselben versetzt uns in die Bäder des Titus oder in das Vorzimmer des „goldenen Hauses". In einem anliegenden Theil des Gebäudes sind Abgüsse von Elgin- und Aegina-Marmoren noch ungeordnet neben Werken aus den Zeiten des Praxiteles bis herab auf den Niedergang der Kunst unter den Kaisern. Beginnen wir mit den rohen, harten Statuetten von Aegina, die in einer Menge Züge ihren asiatischen Ursprung verrathen. Das selbstgefällige, grinsende Lächeln auf jedem Gesichte; die schwach angedeutete Gliederbildung, das rauh gemeißelte, künstlich geordnete Haar, die Draperie mehr symbolisch, als natürlich — und das ist fast Alles, was wir aus den fünf Jahrhunderten haben, die zwischen dem mythischen Dädalus und dem erhabenen Phidias liegen. Aus den zwei folgenden Jahrhunderten, der reichsten Periode griechischer Kunst, sind uns mindestens manche Kopieen und wenige namenlose Originale geblieben. Die Traditionen der Midasschen Schule hatten wahrscheinlich gleiches Schicksal mit den urenfänglichen, hochgehaltenen Typen des Dädalus: wie diese unter Phidias, so verschwanden jene allmälig, die unter den Kaisern noch fortdauerten. Die Kunst, die durch die dorische, jonische und korinthische Periode langsam fortschritt, ging mit dem Verfall des Glaubens und der Freiheit zugrunde. Sklaven dachten nur an Gold, pfuschten, büffelten und kopirten aus Mangel an Erfindung. Etwas wie holländische Genauigkeit und plumpe Lästerheit untergrub die Kunst. Der Geist, der dem antiken Bildhauer die Hand führte, selbst die Stiche der Sandale auszumeißeln, oder den Maler sieben arbeitsvolle Jahre an eine einzige Schöpfung zu fesseln — der Geist war verflogen. Die Seele, die sonst einen Apollo empfing, schwärmte jetzt für betrunkene Satyrn und widerwärtige Silene. . . . .

Gegen die Aufstellung der Statuen in diesen Räumen — und sie scheint für die Dauer beabsichtigt — ließe sich Manches erinnern. In dem einen Saale steht in der Mitte Apollo, die Nüstern von Zorn gebläht, um die Lippen spielt der göttliche Hohn über die Ohnmacht des durchbohrten Python; allein der Eindruck wird geschwächt von der daneben sitzenden Statue Agrippina's, der unseligen Mutter des Ungeheuers Nero; diese ist wieder in Mißklang mit dem fröhlichen Faun, trunken vor Lust und Jugend; mit dem weinbekränzten Bacchus, in weiblicher und idealer Schönheit selbst Antinous übertreffend; mit Merkur in seiner attischen Schlauheit und göttlichen Klugheit; mit der beschwingten Fortuna, die sich auf der Kugel wiegt, und mit der siegreichen Venus. Die mediziische Venus sollte allein in einem Raume herrschen. Ueberhaupt ist zu berücksichtigen, daß die Meisterwerke des Alterthums für eine bestimmte Stelle bestimmt waren, und sie können auch nur, wenn an diesem ursprünglich beabsichtigten Platze aufgestellt, richtig beurtheilt werden.

In einem Durchgang zwischen dem ersten und zweiten Zimmer finden wir Antinous und Adonis. Das zweite Zimmer selbst bewahrt den sterbenden Gladiator und den Laokoon, fast die einzigen Wundergebilde aus dem Alterthum, in welchen der Genius der Kunst bestrebt war, die Wirkungen der gewaltigen Gemüthsbewegungen wiederzugeben, im Gegensatz zu der Ruhe und Leidenschaftslosigkeit, welche die Idee der abstrakten Schönheit bilden. Außer den Ringern und dem tanzenden Faun haben wir hier den zarten Apollino, eine der schönsten Typen des Knabenalters, die irgend in der Skulptur vorhanden sind, nur von dem vermutheten Werke des Praxiteles, dem „Eidechsentödter", dem vollkommensten Muster abstrakter Anmuth, übertroffen — den schlafenden Amor, der, einer Taube gleich, in den warmen, weichen Flaum seiner eigenen Fittige sich gebettet hat — den lauschenden Sklaven, wahrscheinlich ein Votiv und Portrait u. A.

In der Reihe der verschiedenen Venusgebilde läßt sich das Fortschreiten vervollkommneter weiblicher Schönheit verfolgen bis zum Verfall der Kunst, die den ursprünglichen reinen Typus verließ, um den geilen Launen eines Caligula und Heliogabal zu fröhnen. Die frisch aus dem Meere steigende Aphrodite, angedeutet durch den von Cupido beschrittenen Delphin, war der Gedanke, der der mediziischen Venus zum Grunde lag; sie überblickt die Welt rund umher, die sie beherrschen soll. Wir haben da die erobernde und die siegende Venus; die letztere hält das Schwert des Mars in der Hand, während Cupido unter der Last seines Helmes keucht — Venus mit dem Apfel der Zwietracht — Venus im Bade — die halb gekleidete, die ganz

*) Vgl. Nr. 26 des „Magazins."

gekleidete Venus — Venus, sich einen Dorn ausziehend, den sie, nach der Mythe, sich in den Fuß gebracht hatte, als sie durch den Wald streifte, um Adonis zu suchen; aus dem Blute, das der Wunde entströmte, sprang das Veilchen, wie wir einem Tropfen von Juno's Milch die Lilien zu verdanken haben.

In der gekrönten Juno, der königlichen Zenobia des Olympos, schauen wir das höchste Ideal matronenhafter Schönheit, wie in Diana das der Keuschheit. Die Augen der Venusstatuen sind vor heiterer Seelenluft halb geschlossen; Juno's Augen sind groß und offen, gebietend. In Minerva ist die dianische Keuschheit durch göttliche Weisheit erhöht. Hier ist nicht der vom Adler oder von dem Reh begleiteten Jägerin scharfes Auge, das durch die Gebirgsnebel dringt, sondern der Blick milden Schutzes, der sich fast mitleidig auf ihren Anbeter senkt, in dem sich klares Denken mit keuscher Ruhe spiegelt. Wir finden sie in diesen Räumen bald mit der schlangenumwundenen Aegis, bald mit entblößter linker Brust, gleich einer Amazone, nur anders drapirt und gerüstet, mit dem Helm aus der Zeit des Perikles auf dem Haupte. Von Jupiter haben wir nur wenige Darstellungen. Der Bildhauer zog die Götter vor, die die Gabe der ewigen Jugend besitzen; denn in der Jugend nähern wir uns dem unsterblichen Ideal; wenn wir älter werden, reibt sich die göttliche Vergoldung ab, und nur das arme Erz darunter bleibt übrig. So haben wir den Apollo, dessen unvergängliche Schönheit, sollte sein Bild morgen zu Staub zermalmt werden, uns in Kopf und Herz eingerahmt ist und ihm die Ewigkeit des Ruhmes sichert. Wir haben auch den jüngeren und menschlicheren Apollino, den in einen jugendlichen Schäfer verwandelten Gott, der die Heerden Thessaliens weidet; bald, wie er über seine abgelegte Gottheit sinnt; bald, wie er eine Eidechse tödtet, als ob er schon seinen Arm zum Todesstreich gegen den Python kräftigte. Seine weibliche Schönheit ist zusammengelesen von Allem, was lieblich ist in der Ruhe des Himmels oder des Meeres, von dem hinschwindenden Glanz der Blume oder des Thautropfens. Wir haben die schönen Typen menschlicher und göttlicher Jugend: Amor und Psyche — den schlafenden Amor — den jungen Bacchus, von einem Faun gefahren oder auf den sehnigen Armen Silen's in den Schlaf gewiegt — den betenden Knaben — den lotusessenden, träumenden Engel, den Genius der Ruhe — den schlafenden Hermaphroditen — den Knaben mit dem Schwan — den nektarschenkenden Ganymed — Amor zu den Füßen des ruhenden Mars — den schlafenden Endymion u. a. m.

Wir haben ferner in diesen Höfen die wundervollen Typen derb ländlicher Jugend, durch die ein Zug von Ewigkeit hervorschimmert: die Faune, die bald die Najaden mit Tannenzapfen bewerfen, bald sich in den Weinkeltern roth treten. Hier sehen wir sie berauscht, schwatzend, wie sie auf geschwollenen Weinschläuchen sich wälzen, über Bergpfade springen, den Raub der Weingärten bergab schleppen, bis zum Wahnsinn freudentrunken beim Anblick des Bachus, die Cymbal schlagend oder dem Scabellum rauhe Töne entlockend. Hier ruhen sie vom Tanze aus, noch immer die Pfeife in der Hand; oder sie schlafen, schwer von Wein, nach der Lese, indeß ihre Keule und Flöte neben ihnen an einem Weinstock hängt; oder sie sinnen Muthwillen, oder lachen aus vollem Halse über einen knabenhaften Satyr, der ernsthaft, mit schmollender Lippe ihnen Dorne aus den hornharten Füßen zieht.

Weiter ist hier der jugendliche Bachus, den winkenden Weinlaubkranz ums Haupt, die schlafende Schönheit um die Augen, träumend im Schmachten der Liebe und der göttlichen Ruhe. Selbst die Luft um ihn scheint von den Wohlgerüchen der Landschaft zu duften; seine Schönheit ist gottähnlicher, als die des wollüstigen Antinous. Dann kömmt das reinmenschlich Schöne, wie es sich im Diskuswerfer verkörpert; oder die reine Schönheit der Form ohne die Schönheit der Züge, wie in den Gladiatoren, dem Ringer, dem Laokoon, dem jungen Herkules.

Wir haben sodann die Idealisirung der menschlichen Stärke in dem farnesischen Herkules, dieser prächtigen Unmöglichkeit, dieser Incarnation von tausend Ammenmärchen. Weiterhin kömmt das Natürliche, vom Idealen getrennt: Demosthenes mit eingekniffener Unterlippe, wie er auftrat, Philippos anzuklagen — die schönen (aber apokryphen) Phocion und Aristides — der echte Euripides — der sitzende Menander — der nackte Germanicus. Da steht Caracalla mit seinem schwarzen, böslichen Grinsen; Augustus, verschmitzten Blickes, mit schmalem, schwachem Unterkiefer, so ungleich dem breiten, vorstehenden, eisenwilligen Kinn Cäsar's und Napoleon's. Hier ist Agrippina, gemein und geil, mit gekröntem, falschem Haar, aber in nachdenkender Stellung, als wenn sie ihr Verhängniß voraussähe. — Aus dem Thierreiche bieten sich dem Beschauer: der kalydonische Eber, Hirsche von Leoparden niedergerissen, der römische Adler, der farnesische Stier, der molossische Hund. Die griechischen Pferde, so verschieden von unserem Ideal dieser Thiere, scheinen naturgetreu nachgebildet jenen dicknackigen, kurzschenkeligen Kleppern eines Gebirgslandes. Nur in flacher Gegend, auf den weiten Ebenen Ungarns, den grasreichen Wiesen Englands, den glatten Steppen Arabiens erlangt das Roß seine höchste Vollkommenheit. Das Roß der griechischen Skulptur mag großartig sein, schön ist es nicht. Wie würden die Augen eines Phidias beim Anblick eines englischen Rennens gelenchtet haben!

Geologisches auf der Universität Oxford.

Die scholastisch dumpfen Räume der alten Oxonia lüften sich durch den frischen Zug der lebendigen Wissenschaft immer mehr. Herr Philipps, der neu angestellte Professor an der Oxforder Universität, hat einen Kursus der Geologie, eines der praktischsten und anziehendsten Zweige der Naturwissenschaft, vor einem zahlreichen Auditorium eröffnet. Es sind auch Einrichtungen für ein Museum getroffen, worin hoffentlich die gegenwärtig verzettelten Sammlungen Schutz finden und so die Oxforder Hochschule noch einmal den Rang als Haupt ihrer englischen Schwestern behaupten wird. Vielleicht nimmt es die verlornen Kinder des wundersamen Ashmole-Museums auf; vielleicht die Duplikate, wo nicht ganze Sammlungen, die jetzt unter den Maulwürfen und Fledermäusen der älteren Colleges weilen — manche schätzbare anatomische Sammlungen in Christchurch — Hunderte Portraits von höchstem Interesse, darunter Geschenke Karl's I., die jetzt aus den morschen Rahmen fallen — goldene Krummstäbe, Münzen und Medaillen seltenster Schönheit, die aus Mangel an einem öffentlichen Museum hier und da zerstreut sind — merkwürdige Gemälde und Portraits der „Bodleiana" die aus Mangel an Licht jetzt für den Beschauer verloren sind — endlich die vielleicht interessanteste Sammlung in England für die Geschichte der Geologie, besonders in Fossilien und geschichtetem Gestein in England: eine Sammlung, die dem wissenschaftlichen Eifer und der unermüdlichen Thätigkeit des Dr. Buckland ihr Dasein verdankt und die jetzt aus Mangel an Raum zu verkommen Gefahr läuft.

Der Kursus des Dr. Philipps beschränkt sich auf die Theorie der Geologie und dreht sich um die allgemeinen Data, welche Chemie, Mechanik und Astronomie in Bezug auf die Erdmasse an die Hand geben — die beobachteten Erscheinungen in der Construction der äußeren Theile der Erde — die Verschiebungen von Land und Meer als Thatsachen erwiesen, es wird den dabei wirkenden Kräften nachgespürt, die Ursachen in Betracht gezogen und mit den bekannten störenden, in der gegenwärtigen Natur thätigen Ursachen verglichen — die Form der Erdoberfläche in ihrer Abhängigkeit von den bezogenen Störungen und die daraus folgende Thätigkeit des Meeres, der Flüsse, der Atmosphäre u. a. — die Temperatur der Erdoberfläche mit Rücksicht auf Dauer oder Wechsel unter bekannten Bedingungen und ihre Einflüsse auf die Lebensformen betrachtet — die Temperatur des Innern der Erde, wie sie Störungen in der Erdkruste bewirkt hat. Er hält sich streng an das Thatsächliche und weist dem großen Mineralogen Werner, der höchstens einige Winkel der Natur gesehen habe, mit seinen rivalisirenden Schulen der Plutonisten und Neptunisten, manchen Fehler nach. Er zeigt, daß es unserer Zeit vorbehalten war, diese Wissenschaft aus der vergangenen Irre und Dunkelheit in ein „wunderbares Licht" zu bringen. In Dr. Philipps' Händen sind die Abspülungs-Zeichen in den Felsen eben so treue Zeugen der Vergangenheiten, wie Layard's Inschriften. — Bei der Anwendung eines feinen, sinnreichen mathematischen Problems auf die Erdmasse weist er nach, daß die Dichtigkeit der Schichten nur bis auf eine gewisse Tiefe zunimmt, so daß der Mittelpunkt der Erde flüssig, ja, wahrscheinlich gasartig sei.

Herr Philipps entwickelt die verschiedenen Revolutions-Epochen unseres Planeten nach seiner ersten und frühesten Bildung. Das Durchkriechen eines Wurms durch den Sandstein zeigt sich da als ein geschichtliches Ereigniß, die Ablagerung zerbrochener Schildkrötenschalen als ein Feld für wissenschaftliche Untersuchung, wo der Beobachter noch heute den Wogenschlag eines einsamen, präadamitischen Oceans belauschen mag. . . . .

Würmer, Anspülungen, Schalthiertrümmer, die einen abgelaufenen Ocean verrathen, durchbrechen die Phalanx alter vorgefaßter Meinungen. In diesen Anspülungen ist keine Spur von Menschen und Thieren, wie sie der gegenwärtigen Geschichte der Welt entsprechen, zu entdecken. Myriaden Jahre, nachdem die Erde durch zahlreiche Windungen der Schichten, durch Vorbereitungen für Flüsse, Fluren und Klimate die menschlichen Bewohnern angemessene Form angenommen; nachdem dichte Finsterniß, Schlamm und chaotischer Wust sich weggewälzt; nachdem jene gigantischen Kriechthiere, Megatherien und Mastodon, gegen die unsere vorhandenen Thiere wahre Milben sind, ihr Werk vollbracht hatten, da erst erschien der Mensch und die edlere Schöpfung auf dem Schauplatz. Mit großem Interesse verweilt Herr Philipps bei der Aufschichtung der älteren und jüngeren Felsen und Kieslager auf der Insel Wight und bei den Felsen unter dem Londoner Becken.

In seiner dritten Vorlesung erörterte Herr Philipps die Verschiebungen von Land und Meer und die Gränzen der verschiedenen Epo-

chen, wie sie sich in den Anspielungen zeigen. Sich auf seine eigenen Arbeiten berufend, wies er in dem Mendip-Hügel die auf einander folgenden Lager von Sandstein, Kalkstein, Schiefer u. s. w. nach. Nächstdem entwickelte er, so zu sagen, die Anatomie der Malvern-Hügel. Er erklärte ferner das Londoner Kalkgebiet, das früher Kalk, Lias- und Permian-Formation und Kohle war, indem er die Thatsache stark betonte, daß die untere Partie der geschichteten Felsen von bei weitem beträchtlicherem Umfang sei, als die obere, die wahrscheinlich mehr von den Fluthen abgenutzt worden. Wo das Gestein gewölbt erscheint, da ist gleichsam die Krone des Bogens vom Meere abgespült. Er ging dann von dem Urgestein zu den neueren Formationen mit ihren Thier-Ueberresten über, die er ins Einzelne beschrieb.

Andere Vorlesungen auf den Universitäten im Laufe der gegenwärtigen Studienzeit haben eine weit praktischere und gemeinnützigere Gestalt als in früheren Jahren angenommen. Die neulich eingeführten Statuten sind als Vorläufer des Reformplans anzusehen, der jetzt dem Parlament vorliegt. Unter den Auspizien des Prinz-Kanzlers bricht sich der gesunde Menschenverstand auf der Universität Cambridge immer mehr Bahn. Alles wirkt so zusammen auf eine Umwälzung im Geiste der Menschen hin, um die Wissenschaft mit den Forderungen der Zeit in Einklang zu bringen. Eine neuere Schrift z. B. über das Dezimal-System in Anwendung auf Münzen da, wo wir früher über Champollion und das griechische Drama nicht hinauskamen, ist ein bemerkenswerthes Zeichen der Zeit. Thucydides, Herodot, Polybius und die anderen guten Alten stehen natürlich immer noch in erster Reihe bei den Prüfungen; allein daß jetzt auch die Prinzipien der Chemie, der Mechanik und Physiologie im Nachzuge wenigstens an die Reihe kommen, das ist eine für Oxford unerwartete, aber höchst schätzbare und praktische Veränderung. Daß die Hörsäle, wo Dr. Buckland vor leeren Bänken las, jetzt bei Herrn Philipps' Vorlesungen überfüllt sind, mag Lord John Russell und der Regierung ein Sporn sein, in dem begonnenen guten Werke muthig fortzufahren.

Italien.

Die Franziskaner-Dichter in Italien.

(Fortsetzung.)

Gewissermaßen als die Krone der Franziskaner-Poesieen wird das „herrliche Sonnenlied" des heiligen Franz betrachtet. Die ersten Verse dieses „erhabenen Gesanges", wie Ozanam ihn nennt, lauten:

Höchster allmächtiger gütiger Herr:
Dein ist der Preis, die Herrlichkeit und jegliche Benedeiung:
Dir allein gebühren sie:
Und kein Mensch ist würdig, Dich zu nennen.
Gepriesen seist Du, Gott, mein Herr, mit allen Deinen Geschöpfen, vornehmlich mit dem edeln Bruder Sonne:
Welcher den Tag wirkt und uns leuchtet durch sein Licht:
Und schön ist er und strahlend in großem Glanze:
Von Dir, o Herr, ist er das Sinnbild.
Gepriesen sei mein Herr, um der Schwester willen, des Mondes, und um der Sterne willen:
Am Himmel hast Du sie geformet klar und schön.
Gepriesen sei, mein Herr, um des Bruders willen, des Windes, und um der Luft willen und der Wolken und der Heiteren und jeglicher Witterung:
Durch welche Du Deinen Geschöpfen Erhaltung schenkest.
Gepriesen sei, mein Herr, um der Schwester willen, des Wassers:
Welche sehr nützlich ist und demüthig und köstlich und keusch.

In dieser Weise geht es fort zu dem „Bruder Feuer", der „Mutter Erde" u. s. w. Wir wollen Niemand in seinen Gefühlen stören, der es sehr rührend findet, wenn der heilige Franz, der alle Lämmer seine Brüder, alle Schafe seine Schwestern nannte und den Vögeln das Evangelium predigte, auch in Wind und Wasser seine Geschwister erkennt; aber wir glauben uns nicht innerhalb der modernen Blasirtheit zu bewegen, wenn wir bezweifeln, daß prosaische Gedanken dadurch den Stempel der „Erhabenheit" erhalten. Herr Ozanam freilich entzückt sich schon an Worten; er findet, daß die Titel einiger Schriften des heiligen Bonaventura, z. B. die sechs Flügel der Seraphim, die sieben Straßen zur Ewigkeit, die Reise der Seele zu Gott, der Baum des Lebens u. s. w., „sich zu Hymnen und Dithyramben eignen würden"; aber Pindar's Oden büßen durch die Einfachheit der Ueberschriften ihren Charakter nicht ein, und nebelhafte Phrasen erhalten auch durch die glänzendsten Titel keine poetische Bedeutung.

Es ist interessant, in den von Herrn Ozanam mitgetheilten Proben und Bruchstücken einzelner Franziskaner-Gedichte die eigenthümliche Mischung des Geistlichen und Weltlichen, oder vielmehr die naive Uebertragung der von den weltlichen Sängern gefeierten Empfindungen auf religiöse Gegenstände zu erkennen. Man kann annehmen, daß die meisten Franziskaner, welche sich durch religiöse Poesieen auszeichneten, eben so wie der heilige Franz und Giacopone in früheren Jahren als Lebemänner, dem Geiste jener Zeit gemäß, Ritterlichkeit und Frauenliebe in weltlichen Liedern gepriesen haben. Sie hatten sich in diese Empfindungen so hineingelebt, daß sie sich auch in der Mönchskutte von ihnen nicht trennen konnten. Der heilige Franz nennt seine Jünger seine „Ritter von der Tafelrunde", und der heilige Bonaventura kann sich die Versammlung der Heiligen nicht anders denken, wie einen der feierlichen Hoftage, deren festliches Gepränge zu jener Zeit alle Gemüther gefangen nahm; da erscheint Christus im fürstlichen Glanz, die Jungfrau Maria als Königin, die Engel als die vornehmsten Diener des Fürsten, die Patriarchen und Propheten als seine erprobten Räthe, die Apostel als Seneschalle, die Märtyrer als die tapferen Ritter. Insbesondere aber hat damals die Frauenliebe, die völlige Hingabe an den Dienst der erkornen Dame, das Sehnen und Bangen der süßen Minne alle Gemüther so tief ergriffen, daß die gewohnten Empfindungen nur zu oft auch durch die religiösen Gedichte angeschminkt hervorbrechen. Der chevalereske Sinn, der diese Mönche in ihren jungen Tagen beseelt hatte, erstarb nicht sofort, wenn sie die Einsamkeit der Felsenhöhlen oder der Klosterzellen suchten, wenn sie das zierliche, gestickte Kleid mit dem härenen Gewande vertauschten; und wenn sie sich vor dem Bilde der Jungfrau Maria niederwarfen, so blühten in ihnen, wenn man aus ihren Liedern schließen darf, dieselben Gefühle wieder auf, welche sie in vergangenen Tagen zu den Füßen ihrer Damen empfunden hatten. Ja, sie wählten sich auch als Mönche eine Dame, deren Dienste sie sich widmeten, entweder die Mutter Gottes, oder, wie die meisten Franziskaner, die Armuth, und besangen diese ihre Herrin in so glühenden Liebesliedern, wie sie nur ein Wollust athmender Minnesänger dichten konnte. Man betrachte z. B. folgendes Zwiegespräch, welches von Einigen merkwürdigerweise dem heiligen Franz zugeschrieben wird:

Christus spricht:

„Bänd'ge der Minne Gluth, die Dich verzehret,
Nicht ohne Maß kann Tugend mich erfreuen:
Da Du Dein Sehnen so auf mich gekehret,
Laß' sich in Tugend Dir den Geist erneuen;
Der Minne, wie mein Wille sie begehret,
Muß Gottesmin' ihr rechtes Maß verleihen;
Wo Früchte recht gedeihen,
Des Baumes Kraft man preiset,
In Früchten sich erweiset
Der Dinge Werth und Streben.
Sieh' an das All! wohin Dein Auge dringet,
Nach Zahl ist Alles und nach Maß gestaltet,
Alles Geschaff'ne durch sein Ziel bedinget,
Gesetz allwegen allerhaltend schaltet.
Mit fest'rem Band die Gottesminn' umschlinget
Die Norm, d'rin frei ihr Wesen sich entfaltet.
Warum, von Gluth durchwaltet,
O, Seele, solches Rasen!
Lenk' ein zur rechten Straßen,
Zügle Dein brünst'ges Streben.

Hierauf antwortet die Seele unter Anderem:

Wohl, weiß ich, rost mein Geist, aus sich entzücket,
Du, höchste Weisheit, raubtest mir die Sinne;
Ich thu's, seit Du den Pfeil in mich gedrücket,
Seit ich den Tausch mit Dir schloß, süße Minne;
Dem, mir entwandt, — in Dich, o Lieb', verzücket, —
Ich neues Leben, weiß nicht, wie, beginne;
Ganz ich aus mir entrinne,
Durch Lieb' aus mir gedränget;
Die Pforten sind gesprenget,
In Dir ruht all mein Leben.

Was hast Du mich mit solcher Gluth umrungen,
Begehrtest Du, daß ich im Maß geblieben?
Als Du so maßlos mich in Dich verschlungen,
Da hast Du jedes Maß aus mir getrieben;
Hast Du als Knäblein schon mich ganz bezwungen,
Wie konnt' ich Macht ob dem Erwachs'nen üben?
D'rum ist, fehl' ich im Lieben,
Dein, mein nicht das Verfehen:
Du, Deinen Weg zu gehen,
Zwangst, Liebe, mich, mein Leben.

Das sind die Empfindungen und Wendungen des weltlichen Minneliedes, — Empfindungen, die zu jener Zeit überall besungen wurden, die Jedermann geläufig waren und die schlechthin auf das Verhältniß der Seele zu Christo übertragen wurden. Ja, sogar der grob sinnliche, wollüstige Charakter, welcher der einen Hälfte der italiänischen Literatur eigen ist, bricht zuweilen gewaltsam und — wir möchten sagen, Schrecken erregend durch die religiösen Gesänge dieser unglücklichen Mönche hervor, deren Neigungen und Leidenschaften durch die strenge Regel der Keuschheit und Enthaltsamkeit in widernatürlicher Weise eingeengt

waren. Die beleidigte Natur rächte sich für ihre Verleugnung, indem sie diese unthätigen Menschen anstachelte, das religiöse Gebiet zum Tummelplatz für die wollüstigen Bilder ihrer erhitzten und verbrannten Phantasie zu machen. Der Seele, die sich Christo gefangen gab, wurden die Empfindungen aller Phasen sinnlicher Liebesgluth künstlich eingepfropft: zuerst keimt in ihr die stille, bewußtlose Neigung auf; dann fühlt sie sich hingezogen zu dem Geliebten, ringt in der unruhigen Qual des süßen Verlangens:

Mein Herz brach qualentbronnen,
Der Leib sank hin zur Erde:
Der Pfeil der Liebeswonnen
Mit Glut mich ganz verzehrte,
Dem Herzen schnell entronnen;
In Krieg er Frieden kehrte,
Ich sterb' in seinen Wonnen:
In Gluth mich Liebe senkte.

Dann wird der stürmische Liebeskampf geschildert, das von der Hoffnung des Unterliegens durchglühte Widerstreben, endlich das Sichhingeben an die Wonne der Liebeslust:

Ich sank, wie halb entseelet,
Um Rettung ward mir bange:
Zerschlagen, matt, gequälet,
Von Todesgrau'n umfangen,
Wie Einer, der entseelet:
In Gluth mich Liebe senkte.

Wenn wir nun noch hinzufügen, daß der geistliche Dichter uns dann auch das wonnige Beben nicht verschweigt, das warme Anschmiegen der überwältigten Liebe an den Bezwinger:

Und neue Kämpf' entbrannten,
Die Arm' ich um ihn schmiege,
Mich rächend so zu handen:
In Gluth mich Liebe senkte, —

so fragen wir, ob es gerechtfertigt ist, wenn Herr Ozanam ein solches Gedicht als „mit der Gluth göttlicher Verzückung geschrieben" bezeichnet? ob er es nicht vielmehr der Religion und jeder gesunden, natürlichen Empfindung schuldig gewesen wäre, eine solche geistliche Darstellung als krankhaften und bösartigen Auswuchs einer verdorbenen Natur zu brandmarken?

Wenn Herr Ozanam an einer so frevelhaften Hypertrophie der Empfindungen keinen Anstoß nimmt, so dürfen wir uns darüber nicht verwundern, daß ihm das Krankhafte und Forcirte in dem damaligen Mönchswesen und in den aus ihm hervorgehenden Poesieen, wo es in weniger grellen Formen hervortritt, vollends entgeht. Wie er bei glühenden Dithyramben, denen ganz mit Unrecht der Stempel religiöser Gedichte aufgedrückt ist, nicht weiter danach fragt, ob sie wirklich auf dem Boden religiöser Empfindungen oder in dem Sumpfe niedriger Leidenschaften entsprossen sind, verstummt seine Kritik auch den Unklarheiten des Mystizismus und dem Schwulst verschwommener Gefühlsseligkeit gegenüber. Dieselbe Unzulänglichkeit des Urtheils zeigen auch die Bemerkungen über die innere Entwickelung seiner heiligen Dichter. Wir wollen mit dem strenggläubigen Katholiken nicht rechten, wenn er mit zuversichtlichem Tone die Wunder seiner Heiligen berichtet und der Zweifler spottet; aber wir müssen es dem Denker und dem Kritiker verargen, wenn er das Exzentrische in der Natur seiner Heiligen mit unverhohlener Bewunderung darstellt. Wenn die Franziskaner sich dem Dienste der Armuth widmeten und durch die Freude, mit der sie die härtesten Entbehrungen trugen, Tausende ihrer Mitmenschen mit dem ihnen beschiedenen Loose versöhnten, so wird eine so heilsame Wirksamkeit in einer Zeit schweren Druckes und vielfacher Leiden unsere volle Anerkennung verdienen; aber wenn der selige Giacopone, um „die ersten Ausbrüche einer heldenmüthigen Buße unter die Irrsale der Verzweiflung zu verhüllen", halbnackt, auf Händen und Füßen kriechend, gesattelt und gezäumt wie ein Lastthier, auf den Märkten und Plätzen derselben Stadt erscheint, die ihn im Glanze des Reichthums gesehen hat, weicht unsere Bewunderung dem empörten Gefühl über eine so zwecklose und mörderische Erniedrigung der Menschennatur. Es ist ohne Zweifel kein Zeichen von Gesundheit, wenn ein Mensch den Beifall der Menge, der seine Eitelkeit kitzelt, als das Endziel seiner Thaten betrachtet, aber es ist sicher eben so wenig ein Zeichen der Gesundheit, wenn er zur Züchtigung seiner Eitelkeit durch ein thörichtes und wahnsinniges Gebahren den Spott und die mitleidige Verachtung des Volkes einzukaufen sucht. Es mag wahr sein, daß scheue Thiere vor milden Menschennaturen ihre natürliche Schüchternheit allmälig ablegen und vertraulich werden, aber was soll man dazu sagen, wenn Herr Ozanam, diesen Gedanken weiter ausspinnend, den heiligen Franz zu einem die Thiere bändigenden Orpheus des Mittelalters macht oder ihn mit Adam vergleicht, der unangefochten unter den Löwen und Tigern des Paradieses wandelte? „Das ganze Leben des heiligen Franciscus", sagt Ozanam, „ist voll von solchen durch Augenzeugen bestätigten Ereignissen, die man wohl zugeben muß, man mag sie nun durch die Gewalt der Liebe erklären, die früh oder spät Liebe gebietet und erwirbt, oder vielmehr daraus, daß die Thiere vor den Dienern Gottes nicht mehr jenen unwillkürlichen Widerwillen empfinden, den unsere Verderbniß und unsere Härte ihnen einflößen. Es scheint, daß, wenn der Büßer von Assisi seine Zelle verließ und sich, erschöpft von Fasten und Nachtwachen, in Umbrien zeigte, die Thiere in dieser abgemagerten, fast nicht mehr irdischen Gestalt nur noch das Abbild Gottes erblickten und den Heiligen umgaben, um ihn zu bewundern und ihm zu dienen. Die Hasen und die Fasanen flüchteten sich in die Falten seines Gewandes, und wenn er, bei einer Trift vorbeigehend, die Schafe nach seiner Gewohnheit mit dem Schwesternamen begrüßte, sollen sie ihre Häupter erhoben haben und ihm gefolgt sein, indem sie ihre erstaunten Hirten verließen." Mit unendlicher Rührung erzählt unser Autor, wie der heilige Franz es beklagt habe, daß den Vögeln so selten das Evangelium gepredigt würde, „da sie das Wort Gottes doch mit so großer Ehrerbietung vernähmen;" auch daß der heilige Antonius den stummen Fischen gepredigt, erwähnt er ebenfalls mit liebevoller Anerkennung. Es scheint uns, daß auch die solideste Glaubensleiter den Menschen nicht zu der Höhe dieser Bewunderung führen, sondern daß eine solche Exaltation nur durch einen hohen Grad fieberhafter Erhitzung künstlich erzeugt werden kann. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Franzosen und Engländer in der Türkei. Eine Korrespondenz der Daily News aus Gallipoli (vom 10ten v. M.) stellt zwischen den dort gelandeten französischen und englischen Truppen einen Vergleich an, der für letztere ziemlich nachtheilig ausfällt. Namentlich wird das Aussehen der Zuawen gelobt, die aber jetzt nicht mehr aus Arabern, sondern aus Franzosen und anderen Europäern bestehen. „Sie haben ihre ursprüngliche Uniform beibehalten — eine weite, auf der Brust offene, blaue Jacke, rothe Pumphosen und einen rothen Fez, etwas höher als der von den Türken getragene und mit einer sehr langen blauen Quaste. Es sind lauter schöne Leute, gebräunt, flink und abgehärtet, und mit ihren halbgeschornen Köpfen und dicken Bärten haben sie ein mehr orientalisches Ansehen, als selbst die Türken. Die französischen Jäger und Linien-Infanteristen sind zwar kleiner, als die Zuawen, aber doch stämmige, gedrungene Burschen von soldatenmäßigem Aeußern; ihre Kleidung ist einfach, aber bequem und selbst hübsch: sie besteht aus einem langen, graublauen Oberrock und einer sehr kleinen Mütze mit großem, hervorstehendem Schirm. Für den Engländer ist es wahrhaft verdrießlich, den traurigen Aufzug zu sehen, in welchem seine Landsleute neben ihren Bundesgenossen erscheinen. Die englischen Soldaten sind allerdings von größerem Wuchs, wie man leicht bemerken kann, wenn sie zusammen stehen; allein ihre elende Kleidung verunstaltet sie in einem so hohen Grade, daß sie sich wie elende, halbverhungerte Menschen ausnehmen. Bei den Franzosen ist Alles weit, bequem und einfach — weite Beinkleider, lange Schöße, über die Brust ein breiter, blauer Rock ohne Litzen; die Engländer hingegen mit ihren engen Hosen, erbärmlichen kleinen Schwalbenschwänzen, glatt geschornen Gesichtern und Albert-Hüten, ihre Röcke überall mit jenen abscheulichen weißbaumwollenen Litzen besetzt, haben ein höchst gedrücktes und ärmliches Ansehen. Es ist dies um so mehr zu bedauern, da ihnen nur eine vernünftigere Bekleidung fehlt, um ihre Nebenbuhler in jeder Hinsicht zu übertreffen." Andererseits dürften die Osmanlis mit dem Benehmen der Engländer zufriedener sein, als mit dem der Soldaten von der „großen Nation", welche die Traditionen ihrer Vorgänger in Deutschland, Spanien ꝛc. nicht vergessen zu haben scheinen, so daß der Pascha von Gallipoli zu wissen verlangte, ob der französische General als Bundesgenosse komme oder sich in einem eroberten Lande glaube! „Ich kann übrigens nicht umhin", bemerkt der Korrespondent, „insgeheim über die Entrüstung der Türken zu lachen, die sich jetzt für ihren Uebermuth in gleicher Münze bezahlt sehen, um so mehr als die Bevölkerung von Gallipoli sich durch Fanatismus und Intoleranz auszeichnet und ein Vergnügen daran findet, die Giaurs zu plündern und zu mißhandeln. Ein Grieche erzählte mir gestern mit schlecht verhehlter Schadenfreude, wie ein französischer Soldat einen Türken im Bazar „gedroschen" habe. Wenn ein Rajah, sagte er, dies gewagt hätte, so würde ihm die ganze muselmännische Bevölkerung mit Knütteln und Steinen zu Leibe gegangen sein. Jetzt hingegen beschränkte sich der Widerstand darauf, daß ein anderer Türke den erzürnten Franzmann bei der Hand faßte und ihn mit den Worten: „Brak, kurum!" („Halt ein, mein Lamm!") von seiner Execution abzustehen bat."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 6 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 3 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt in Berlin versendet und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 23, und dem Spedteur Krausnick, Mohrenstraße Nr. 61), sowie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 53. Berlin, Donnerstag den 4. Mai 1834.

Frankreich.

Beaumarchais' letzte Lebensjahre. (1792—1799.)

Wir haben im Laufe des vorigen Jahres in einer Reihenfolge längerer Artikel unseren Lesern den wesentlichen Inhalt einer höchst schätzenswerthen, in der Revue des deux Mondes veröffentlichten Arbeit über „Beaumarchais, sein Leben, seine Schriften und seine Zeit" mitgetheilt. Diese Mittheilungen werden in unseren Lesern gewiß ein so großes Interesse an dem berühmten Verfasser der „Hochzeit des Figaro" erweckt haben, daß dieselben gern auch die letzten Schicksale und Erlebnisse dieses in die Geschichte seiner so ereignißreichen Zeit tief verwickelten Mannes werden kennen lernen wollen. Wir entnehmen die hier folgenden Mittheilungen über Beaumarchais' letzte Lebensjahre dem im Februarheft dieses Jahres in der Revue des deux Mondes erschienenen letzten Abschnitt der eben genannten Arbeit über Beaumarchais, deren Verfasser Herr Louis de Lommenie ist.

1. Beaumarchais als Angeklagter vor dem Konvent.

Beaumarchais übernahm im Jahre 1792 den Ankauf von sechzigtausend Schießgewehren für die französische Regierung. Letztere schoß ihm zu diesem Zweck fünfhunderttausend Francs in Assignaten vor; er dagegen deponirte zur Sicherstellung der Regierung ein Kapital von 745,000 Francs, unter der Bedingung, daß ihm die jährlichen Zinsen im Betrage von zweiundsiebzigtausend Francs gezahlt würden. Beaumarchais schloß den Kauf mit einem Geschäftsmanne im Haag ab. Dieser hatte die Gewehre von Oesterreich gekauft, und zwar unter der Bedingung, daß sie nach den Kolonien gebracht würden; er hatte eine Caution von funfzigtausend Gulden geben müssen, die ihm verloren ging, wenn er jener Bedingung zuwiderhandelte. Beaumarchais setzte es beim Ministerium Ludwig's XVI. durch, daß dasselbe (am 18. Juli 1792) sich verpflichtete, ihm auch noch diese funfzigtausend Gulden vorzuschießen. Die Ausführung des Geschäfts gerieth in Folge der Ereignisse vom 10. August ins Stocken; Lebrun, der neue Minister des Auswärtigen, ließ Beaumarchais im Stich. Am 1. Dezember 1792 las Beaumarchais in der Gazette de la Haye, daß er beim Konvente der Verschwörung, der Korrespondenz mit Ludwig XVI. und der Vergeudung von Staatsgeldern angeklagt sei, und daß man auf sein Haus in Paris Beschlag gelegt. Er verließ den Haag und ging nach London, um hier Briefe und den dem Konvente abgestatteten Anklagebericht zu empfangen. Aus dem letzteren ersah er, daß der Deputirte Laurent Lecointre, getäuscht und überredet von solchen, die ihm feind waren und seit acht Monaten sich Mühe gaben, das Lieferungsgeschäft ihm aus den Händen zu reißen, die Thatsachen aufs gröbste entstellt und ihn zugleich mit den beiden letzten constitutionellen Ministern Ludwig's XVI., de Graves und Chambonas, angeklagt hatte. Beaumarchais ist in dem Berichte charakterisirt als „ein durch und durch lasterhafter und verdorbener Mensch, der die Immoralität auf ein Prinzip und die Gottlosigkeit auf ein System zurückgeführt hat." Beaumarchais rüstete sich, sogleich nach Paris zurückzukehren, um seine Sache selbst vor dem Konvente zu führen. Ein befreundeter Geschäftsmann, der ihm vor Kurzem eine ansehnliche Summe geliehen, hinderte ihn an der sofortigen Abreise, indem er ihm eine so viel wie möglich angenehme Haft im Gefängnisse der Kings-Bench bereitete. Beaumarchais benutzte die ihm aufgenöthigte Muße dazu, eine ausführliche Denkschrift für den Konvent auszuarbeiten; auch meldete er dem Präsidenten des Konvents seine baldige Rückkehr nach Paris. Nachdem sein treuer Kassirer Gudin ihm die nöthigen Gelder geschickt und er seinen Geschäftsfreund in London befriedigt hatte, kömmt er einige Tage darauf mit seiner Denkschrift in Paris an, läßt die Denkschrift in sechstausend Exemplaren drucken, verschickt sie an alle Sectionen von Paris, an alle Klubs, an alle politische Autoritäten und — fürchtet sich nicht, der Unpopularität, der er verfallen ist, Trotz zu bieten. „Ich bin gekommen", schreibt er dem fürchterlichen Santerre, dem Kommandanten der Nationalgarde, indem er demselben seine Denkschrift überschickt, „ich bin gekommen, meinen Kopf dem Schwerte der Gerechtigkeit zu überliefern, wenn ich nicht beweise, daß ich ein guter Bürger bin. Retten Sie mich, Bürger-Kommandant, vor der Plünderung und vor dem Morde, und ich werde unserem Vaterlande noch nützlich sein können." Santerre läßt ihm ein wohlwollendes und ermuthigendes Antwortschreiben zukommen und räth ihm, noch eine Proclamation an das Volk zu richten. Beaumarchais unterläßt nicht, den Rath zu befolgen; auch den Jakobinern schickt er die Denkschrift zu. Was diese Denkschrift betrifft, so ist nicht zu leugnen, daß Sainte-Beuve Recht hat, wenn er sagt: „Es passirt hier Beaumarchais etwas Unerwartetes und Seltsames: er wird langweilig." Daß Beaumarchais sich dem Konvent gegenüber eben so furchtsam zeige, wie er dem Parlament Maupeou gegenüber kühn gewesen sei, ist aber eine Behauptung, die nur ein solcher aufstellen kann, der die Denkschrift nicht gelesen. „Ich muß mich wohl hüten", sagt er an einer Stelle, „meine Sache gehen zu lassen, wie sie gehen will, in dieser schrecklichen Zeit der Unordnung und dessen, was man Freiheit nennt." Den mächtigen Marat wagt er zu verspotten: „Ein kleiner Mann, mit schwarzen Haaren, mit gequetschter Nase, mit einem entsetzlichen Angesicht kam, sprach leise mit dem Präsidenten; soll ich ihn Euch nennen, meine Leser? Es war der große, der gerechte, mit Einem Wort: der gütige Marat." Die mitangeklagten Minister Ludwig's XVI. vertheidigt er aufs muthigste: „In dieser National-Angelegenheit haben die royalistischen Minister allein ihre Schuldigkeit gethan; alle Hindernisse kommen von den volksthümlichen Ministern." Der Schluß der Denkschrift lautet:

„O, mein thränenreiches Vaterland! O, unglückliche Franzosen! Wozu wird es Euch nützen, Bastillen niedergerissen zu haben, wenn Räuber kommen, um auf ihren Trümmern zu tanzen und uns zu erwürgen? Wahre Freunde der Freiheit, wisset, daß die ersten Henker derselben die Frechheit und die Anarchie sind! Unterstützet meinen Hilferuf und fordert Gesetze von den Deputirten, welche uns Gesetze schuldig sind, welche nur dazu von uns zu unseren Vertretern ernannt worden sind! Lasset uns Frieden mit Europa machen! Wird der schönste Tag unseres Ruhmes nicht der sein, wo wir ihn der Welt erklärten? Sichern wir uns im Innern; konstituiren wir uns endlich ohne Streitigkeiten, ohne Kämpfe und vor Allem, wo möglich, ohne Verbrechen. Eure Grundsätze werden festen Boden gewinnen; sie werden sich besser als durch Krieg, Mord und Verheerung verbreiten, wenn man sieht, daß Ihr durch sie glücklich seid. Seid Ihr es? Seien wir wahr: Ist unser Land nicht vom Blute der Franzosen getränkt? Saget, giebt es Einen unter uns, der nicht Thränen zu vergießen hätte? — Der Friede, Gesetze, eine Constitution, — ohne diese Güter kein Vaterland und besonders keine Freiheit!"

Trotz seines guten Rechts würde Beaumarchais damals, im März 1793, unzweifelhaft verloren gewesen sein, wenn man die Schießgewehre damals nicht so nothwendig gebraucht hätte. Frankreich war von allen Seiten angegriffen; eben hatte auch England sich den Mächten des Kontinents angeschlossen. Der Wohlfahrts-Ausschuß schlug dem Konvente vor, die gegen Beaumarchais erhobene Anklage fallen zu lassen und die Beschlagnahme seiner Güter zurückzunehmen; er stellte Beaumarchais die Alternative: entweder sich verurtheilen zu lassen, oder die in Tervueren, in Feindesland (Holland war der Coalition gegen Frankreich beigetreten), mit Beschlag belegten sechzigtausend Gewehre für die französische Regierung disponibel zu machen. Diese Aufgabe war nicht leicht; die englische Regierung hatte im Januar 1793 den Plan gefaßt, sich der sechzigtausend Gewehre, als eines französischen Eigenthums, zu bemächtigen. Beaumarchais, der von diesem Plane zu der Zeit, wo er in London als Schuldgefangener saß, Wind bekommen, hatte seinen englischen Geschäftsfreund, der ihn im Schuldgefängniß hielt, dazu vermocht, der fingirte Käufer der Gewehre zu werden und dieselben als ein englisches Eigenthum in Tervueren zurückzuhalten, bis der wirkliche Eigenthümer darüber würde verfügen können.

2. Beaumarchais als Agent des Wohlfahrts-Ausschusses.

Beaumarchais war genöthigt, die Mission zu übernehmen. Der Wohlfahrts-Ausschuß gab ihm einen neuen Vorschuß von 618,000 Fr. in Assignaten (damals einen Werth von 200,000 Fr. habend), versprach noch weitere Fonds, wenn sie nöthig sein würden, ihm zukom-

men zulassen, und ernannte ihn am 22. Mai 1793 zum Kommissar der Republik für eine geheime Mission im Auslande. Und so finden wir im Juni 1793 Beaumarchais, trotz seiner einundsechzig Jahre, unter dem Namen Pierre Charron, begleitet von zwei Freunden, mitten unter den Feinden Frankreichs damit beschäftigt, sechzigtausend Gewehre für Frankreich disponibel zu machen. Von den Hin- und Herreisen zu reden, die er machen mußte, um sich den Gefahren zu entziehen (von Amsterdam nach Basel, von Basel nach Hamburg, von Hamburg nach London); die Mittel und Wege darzustellen, die er nehmen mußte, um zu verhindern, daß die Holländer oder die Engländer sich der Gewehre bemächtigten; zu erzählen, wie er sie allmälig in die Hände zweier vorgeschobener Käufer spielte, wie er sie endlich durch einen Scheinverkauf einem Negozianten der Vereinigten Staaten überlieferte, damit dieser sie, wenn es nöthig wäre, auf dem Umwege über Amerika nach Frankreich brächte, — das würde hier zu weit führen. Es war ihm gelungen, die Gewehre in Tervuëren zurückzuhalten, und als ihm die Zeit günstig schien, ersuchte er aufs dringendste den Wohlfahrts-Ausschuß, den General Pichegru zu schicken, damit derselbe die Gewehre fortnehme. Der Wohlfahrts-Ausschuß unterstützte Beaumarchais nicht; er schien die Mission, die er ihm gegeben, ganz vergessen zu haben; mit einer Sorglosigkeit, die jene Zeit charakterisirt, ließ er es zu, daß sein Agent auf die Liste der Emigrirten gesetzt, die Güter desselben mit Beschlag belegt, die Zinsen der deponirten 745,000 Fr. zurückbehalten und seine Familie ins Gefängniß gebracht wurde. In Folge einer Reclamation der Frau von Beaumarchais erklärt der Wohlfahrts-Ausschuß im Dezember 1793, daß „der Bürger Beaumarchais eine geheime Mission erfüllt und darum nicht als ein Emigrirter behandelt werden kann." Drei Monate später nahm sich der Sicherheits-Ausschuß die Freiheit, den Beschluß des Wohlfahrts-Ausschusses zu annulliren, und das Departement von Paris belegte wiederum seine unbeweglichen Güter, seine Forderungen und seine Einkünfte mit Beschlag. Später, im April 1796, verwandte sich Robert Lindet, der Mitglied des Wohlfahrts-Ausschusses gewesen war, zu Gunsten des proskribirten Beaumarchais beim Minister der Polizei; dem Sicherheits-Ausschuß entgegenzutreten, hatte er nicht gewagt, als derselbe durch einen Beschluß vom 5. Juli 1794 die Frau, die Tochter und die Schwester eines Mannes, welchen der Wohlfahrts-Ausschuß mit einer geheimen Mission beauftragt hatte, ins Gefängniß bringen ließ. Eilf Tage nach dem 9. Thermidor setzte ein Beschluß des erneuten Sicherheits-Ausschusses die Bürgerinnen Caron wieder in Freiheit. In dieser unglücklichen Zeit des Schreckens lebte Beaumarchais als Flüchtling, jeder Verbindung mit seiner Familie beraubt, in Hamburg in qualvoller Angst um die Seinigen. Er bot Alles auf, um zu verhindern, daß die sechzigtausend Gewehre in die Hände der Feinde fielen, weil er überzeugt war, daß, wenn dies geschähe, die Seinigen verloren wären. Diese befanden sich, als sie wieder in Freiheit gesetzt waren, in einer höchst bedrängten Lage: alle unbeweglichen Güter Beaumarchais' waren sequestrirt, alle seine Einkünfte und Forderungen mit Beschlag belegt; die Schuldner hatten sich beeilt, noch bevor ihre Schulden fällig waren, dieselben in Assignaten an den Staat zu bezahlen. Die unbeweglichen Güter sollten verkauft werden; die junge Tochter Beaumarchais' hatte in dem prächtigen Hause auf dem Boulevard nicht mehr wohnen mögen; sie hatte ihre Mutter bewogen, es zu verlassen. Im Interesse der Familie entschließt sich Beaumarchais' sechzigjährige Schwester Julie, allein mit einer alten Dienerin in dem verödeten, von Agenten der Republik bewachten Palast, der auf seinen Mauern die Aufschrift: „National-Eigenthum" trägt, ihre Wohnung zu nehmen. Sie hütet mit heiterem Muthe das Haus ihres Bruders, setzt ihre Schwägerin fortwährend in Kenntniß über die Absichten und Angriffe des Fiskus und unterstützt mit Rath und That die energische Frau, die unermüdet thätig ist, um einerseits den Verkauf der unbeweglichen Güter ihres Mannes aufzuhalten, andererseits die Löschung seines Namens aus der Liste der Emigrirten zu bewirken. Ein Brief, den Julie in dieser Zeit an ihre Schwägerin geschrieben, giebt eine Vorstellung von der Theurung, die damals in Paris herrschte. Julie hat von ihrer Schwägerin viertausend Francs in Assignaten erhalten; sie erstattet ihr Bericht über ihre Ausgaben im Dezember 1794

„Als Du mir die viertausend Francs gegeben, gute Freundin, hat mir das Herz geschlagen. Ich glaubte, daß Du eine Närrin wärest, mir eine so große Summe zu geben." — — „Die Schuppen fallen mir von den Augen, indem ich das folgende Ergebniß von 4275 Francs betrachte:

Eine Fuhre Holz	1460 Fr.
9 Pfund Lichte à 100 Fr.	900 „
4 Pfund Zucker à 100 Fr.	400 „
3 Maß (Citrons) Gefrörn à 40 Fr.	120 „
7 Pfund Oel à 100 Fr.	700 „
12 Dochte à 5 Fr.	60 „
1½ Scheffel Kartoffeln	300 „
Wäsche für den Monat	215 „
Latus . .	4155 Fr.

Transport . .	4155 Fr.
1 Pfund Puder	70 „
2 Unzen Pommade à 25 Fr. *(sonst à 3 Sous)*	50 „
	4275 Fr.

Dazu die Nahrungsmittel:

Butter und Eier (à 100 Fr., wie Du weißt), das Fleisch à 25 bis 30 Fr. u. s. w.	567 Fr.
Brod habe ich nur 4 Pfund gekauft à 45 Fr.	180 „
	5022 Fr.

„Wenn ich an diese königlichen Ausgaben denke, bei denen ich achtzehn- bis zwanzigtausend Francs brauche, ohne irgendwie angenehm zu leben, so wünsche ich die Regierung zum Teufel; freilich gelten diese zwanzigtausend Francs nur sechs bis sieben Louisd'or, und meine viertausend Francs (in Assignaten) sind eigentlich nur hundertundsechzig Francs (in Münze), was einen Unterschied macht."

Aus einem etwas späteren Briefe Julie's geht hervor, daß die Theurung noch auf mehr als das Vierzigfache gestiegen; sie schreibt, daß ihr eine Fuhre Holz einundsiebzigtausend Francs und die Wäsche im Monat auf mehr als achttausend Francs zu stehen komme.

Als Beaumarchais in seiner Verbannung endlich Nachricht erhält von den Leiden und Entbehrungen der Seinigen, erfährt er gleichzeitig auch, daß sie alle sich die Heiterkeit bewahren, die ihn selbst aufrecht erhält; man hat den Hungertod zu fürchten; aber wenigstens ist das schreckliche Hackmesser nicht mehr in Thätigkeit, und man fängt an, aufzuathmen.

„Da ist", schreibt ihm einer seiner Freunde, „das Abendessen Deiner Familie, d. h. man sieht auf einem Mahagoni-Tisch (an ein Tischtuch ist nicht zu denken) eine Schüssel mit Bohnen, zwei Kartoffeln, eine Flasche mit Wein und viel Wasser. . . . Aber dessenungeachtet komm nur, komm; wenn wir nicht zu essen haben, werden wir zu lachen haben. Komm; denn Deine Frau und Deine Tochter brauchen einen Müller, seitdem ihr Salon mit einer Mühle zum Mehlmahlen geschmückt ist. Während Deine Eugenie Deine Ohren durch ihr Fortepianospiel ergötzen wird, wirst Du das Brod zu ihrem Frühstück bereiten; Deine Frau wird Strümpfe für Dich stricken, und Dein zukünftiger Schwiegersohn wird einheizen; denn Jeder hat hier seine Beschäftigung. — Es ist höchst spaßhaft, unsere Frauen zu sehen, des Morgens ohne Perücke, eine jede beschäftigt mit einer Arbeit, die sonst von einer Magd verrichtet wird; denn Du mußt wissen, daß ein Jeder von uns selbst sein Bedienter geworden ist; darum giebt es unter unserem jetzigen Regime, wenn auch keine Herren mehr, so doch immer noch Bediente. Dieser Brief kostet Dir wenigstens hundert Francs, wenn man Alles berechnet: das Papier, die Feder, die Dinte, das Oel der Lampe; ich bin nämlich aus Oekonomie hierher, in Deine Wohnung, gekommen, den Brief zu schreiben." (Fortsetzung folgt.)

Italien.

Die Franziskaner-Dichter in Italien.

(Schluß.)

Wenn uns nun in dem Urtheil Ozanam's über die Persönlichkeit und die poetischen Leistungen der Franziskaner-Dichter viel Befremdliches und Anstößiges begegnet, so kann uns das gegen die vielen Schönheiten und das Lehrreiche seines Buches nicht blind machen. Wir haben bemerkt, daß die Bedeutung der Franziskaner-Dichter für die italiänische Literatur hauptsächlich in ihrer Stellung als Vorgänger Dante's liegt; ein Punkt, der von Ozanam klar hervorgehoben wird. In dieser Beziehung erregen seine Mittheilungen über die Verse des Veronesen Giacomino, die Herr Ozanam in der Markus-Bibliothek zu Venedig entdeckt hat, und in denen jener Franziskaner ebenfalls die Hölle und das Paradies besungen hat, ein besonderes Interesse (S. 124—140 der Uebersetzung), und nicht minder dasjenige, was er über das Verhältniß Giacopone's zu Dante sagt. Wir heben diese letzten Bemerkungen um so lieber hervor, als sie unseren Lesern zu gleicher Zeit ein Bild von der Schönheit der Diction, welche das ganze Buch auszeichnet, wie von der Trefflichkeit der Uebersetzung gewähren können. „Wenn Giacopone schon seine Vorgänger weit hinter sich zurückließ, hatte er auch noch das Verdienst, dem größten seiner Nachfolger den Weg zu bahnen. Es wird berichtet, daß Dante den Dichter von Todi gekannt und geliebt habe, und daß er als Gesandter bei Philipp dem Schönen vor diesem einige Verse jenes Mönches hergesagt habe, deren Feuer die Staatskunst Bonifaz's VIII. lähmte. Wie dem jedoch sei, Dante fand sicherlich, als er das Wort nicht vor einem Könige, sondern vor der unermeßlichen Zuhörerschaft ergriff, welche die Jahrhunderte ihm gegeben haben, die Geister durch denjenigen vorbereitet, der ihm vorangegangen war als theologischer Dichter, als satirischer Dichter und als Volksdichter. — Als theologischer Dichter hat Giacopone zuerst unter den Neueren es gewagt, von der Metaphysik nicht blos Wahrheiten zu begehren, um die Menschen zu belehren, sondern auch Schönheiten, um sie zu entzücken, nicht nur Verlesungen,

sondern auch Gesänge. Auf den ersten Blick scheint nichts verwegener. Es sieht aus, als ob die Einführung eines wissenschaftlichen Grundsatzes in die Poesie einen eisigen Hauch in diese bringen müsse. Die Wissenschaft bleibt aber nur so lange kalt, als sie sich mit dem Erkannten beschäftigt, muß aber früh oder spät zum Unbekannten, zu Mysterien gelangen, die sie beunruhigen, also auch erwärmen. Indem sie den Lauf der Nebenwahrheiten hinaufsteigt, ist sie auf dem Wege zum Urquell des Wahren, welcher auch der des Schönen ist. Giacopone kannte diese Wege, er hat die Abgründe und die Höhen des Unendlichen durchforscht. Indem er vor uns das Bild der Verdammung einer strafbaren Seele aufrollt, oder die Himmel der Mystik beschreibt, oder sie durchwandert, um sich vor dem Unerschaffenen niederzuwerfen, bahnt er nur Dante den Weg zum Himmel oder zur Hölle. Er hat schon im Voraus jene großen Fragen der Religion berührt, die sein erhabener Nachfolger bei jedem Schritt aufwirft, und wegen deren man diesen mit Unrecht tadelt, als wenn es nicht des Genies würdig wäre, jenes rein geistige Paradies erbaut zu haben, dessen erste Seligkeit im Erkennen, die zweite aber im Lieben besteht. — Als Satirendichter übt Giacopone vor Dante das Sittenrichter-Amt über seine Zeit und sein Land. Beide Dichter waren über die Freuden des Menschen enttäuscht, beide verfolgt und genöthigt, fremdes Brod zu essen, beide durchschauten ohne Wahn — der eine in der Tiefe seines Kerkers, der andere in seiner Verbannung — das Uebel eines Jahrhunderts, mit dem das Sinken des Mittelalters anhebt. Sie sahen alles Schlimme desselben und zu wenig das Gute, sie glaubten an seinen Untergang, und sie wandelten auf den einstürzenden Wällen der bürgerlichen Gesellschaft. . . . Endlich als Volksdichter haben wir Giacopone in der Mundart der umbrischen Landleute singen gehört. Daher rührt die außerordentliche Ungleichheit seiner Schreibart, in der man bald die Eingebungen der heiligen Schrift und die Formeln der Schule, bald die Zartheit der Troubadours, am häufigsten aber die Ungeschliffenheit der Ziegenhirten und der Holzfäller hervorbrechen sieht. Daher auch jene Sprachneuerungen, jene Wortverbindungen, jene Bilder, die ein in feinerer und minder einfältiger Gesellschaft lebender Dichter wohl niemals erfunden hätte. Man wandelt durch seine Gedichte wie durch die schönen von ihm bewohnten Berge, stachlichte Gewächse mit Füßen tretend, die aber brechend einen dem Thalbewohner köstlichen Wohlgeruch aushauchen. Dante steckt weit tiefer als Giacopone im Gelehrtenverkehr, er weiß die gaulichen Mundarten von sich, um sich an das zu halten, was er die Hofsprache nennt. Man glaube aber ja nicht, daß er sich im Bau seiner Rede mit jenem abgeschwächten Wörterverzeichnisse begnügt habe, das die Reimer seiner Zeit einer dem anderen überlieferten. Auch er sucht die Dichtersprache an ihrer wahren Quelle auf, nämlich im Volke; er sammelt die Kraft-Ausdrücke, die rohen Metaphern, welche der Mäher in die Furche und der Pilger am Rande der Heerstraße hat fallen lassen. Er besinnt sich, ich möchte sagen, gar zu wenig, einen vielgebrauchten Ausdruck aufzulesen, dessen bitteren und verwilderten Beischmack er liebt. So bildete sich Dante seine Sprache, und in ihr auch die seines ganzen Vaterlandes. Hierin scheint er mir aber dem Franziskaner-Dichter am meisten verpflichtet. Auf Schulen erzogen und genährt, durchdrungen von den Klassikern, nicht blos von Virgil, sondern auch von Ovid, Lucan und Statius, ward Dante versucht, Latein zu schreiben, und dichtete zuerst den Anfang der Hölle in Hexametern. Als er aber die Eitelkeit, die Habgier der gleichzeitigen Gelehrten wahrnahm, wollte er in seinem Zorne nicht für das Vergnügen jener ausgearteten Geister wachen und sich abmühen. In diesem Zweifelmuthe kam ihm Giacopone's Beispiel vor Augen; er sah, daß weder der Glaube so reine Mysterien lehrt, noch die Weltweisheit so erhabene Betrachtungen erzeugt, daß sie sich nicht auch in der Sprache der Menge vortragen ließen. Er verbrannte daher seine lateinischen Verse, und bald sangen die Grobschmiede und die Maulthiertreiber die Stanzen der „Göttlichen Komödie", während die Doktoren auf den Katheder stiegen, um sie zu erklären. Dies geschah, weil Dante, wie bereits gesagt, die italiänische Sprache festgestellt hatte. Sprachen ohne große Werke sind aber gleich Städten ohne Denkmale. Diese werden leicht verlegt, von einem Flußufer aufs andere, vom Hügel ins Thal. Wenn aber eine große Domkirche, ein mächtiges Rathhaus im Mittelpunkte der Stadt himmelan strebt, hält der großartige Bau die Wohnhäuser zusammen, die sich gleichsam an seine Mauern lehnen, während die Einwohner gern im Schatten seiner Thürme weilen. Auf gleiche Weise fesselt ein Denkmal der Dichtung die Sprache, deren Muster es ist, fest an sich, und die Nachkommen entfernen sich nicht leicht von ihm. Die italiänische Sprache lebte, Dante's Dichterwerk hat sie aber unsterblich gemacht. Wenn ich am Schlusse dieses Abschnittes gern bei dem ruhmreichen Dichter stehen bleibe, dessen Vorläufer Giacopone war, geschieht es, weil Dante der religiösen und literarischen Schule der Jünger des heiligen Franz näher steht, als man gewöhnlich glaubt. Zwar darf man ihn nicht gerade, wie man wohl einfältiglich gethan hat, zu den Franziskaner-Schriftstellern zählen; aber er hat mit dem vollen Reichthume seines Geistes den Büßer von Assisi gefeiert und den Vorträgen des heiligen Bonaventura die reinsten Lichter seiner mystischen Theologie entnommen. Insbesondere aber auch befahl dieser große Mann, als er unter der Bewunderung und dem Undanke seiner Zeitgenossen sterben sollte, in dem Gewande des dritten Ordens des heiligen Franciscus und in dessen Kirche begraben zu werden. Er hatte während der Stürme seines Lebens viel gesündigt; aber ihm schwebte der christliche Gedanke vor, der Richterspruch Gottes dürfte milder ausfallen, wenn er sich im Kleide der Demuth zu demselben stelle, und der Blitzstrahl, der die Lorbeeren des Dichters nicht schone, werde das Gewand des Armen achten."

Wir schließen mit der Bemerkung, daß das Buch reich an solchen schönen Stellen ist. Höchst gelungene Züge zur Charakteristik einzelner Dichtungen wechseln mit anmuthigen landschaftlichen Bildern (z. B. des Thales von Assisi) und anziehenden Schilderungen der ehrwürdigen Bauwerke, welche dem Geiste des Franziskaner-Ordens ihren Ursprung verdanken. Aus den angeführten Proben wird man sich überzeugt haben, daß die Uebersetzung dem Schwunge des Originals entspricht.

England.

Zur Literatur der Kochkunst.

Der berühmte Kochkünstler Soyer, der, ein Franzose von Geburt, in London lebt und wirkt, hat bereits mehrere Bücher über Theorie und Praxis seines Faches in einem schwunghaften, wissenschaftlich gesprenkelten Style geschrieben. Er trägt darin die höchste Achtung vor seinem eigenen kulinarischen Talente zur Schau, und ginge es nach ihm, so dürfte in einer Galerie großer Zeitgenossen sein Haupt unter der weißen Mütze nicht fehlen, denn er besitzt, nach seinem Geständniß, „jene mens divinior, jenen gottverwandten Geist, der den perfekten Koch nicht minder beseelt, als den berühmten Dichter." Sein neuestes Werk heißt Pantropheon*) und soll eine mit den ältesten Zeiten beginnende Geschichte der Nahrungsmittel und ihrer Zubereitung sein. Neben mancher gelehrten Charlatanerie und vielen überspannten Redensarten enthält das Buch eine Menge interessanter Kuriosa und einige lebendige Schilderungen von großen Ereignissen der alten und modernen Küchengeschichte. — Man gestatte uns, diese oder jene Stelle aus dem immerhin eigenthümlichen Buche herauszuheben.

Wer den Horaz gelesen hat, weiß, daß der ältere Cato seine starre Tugend mit milden Weinen aufzuweichen pflegte und neben der Staats- auch die Kochkunst betrieb. So sagt auch Herr Soyer: „Der weise Cato beschäftigte sich oft mit der Wissenschaft der Küchenkunde und verdient darum große Achtung." Der römische Censor komponirte selbst einen Kuchen, den wir unseren Lesern zwar in natura vorsetzen möchten, aber dessen von Soyer wiedergegebenes Rezept abzuschreiben sie uns erlassen werden. Dagegen sei uns erlaubt, von den philosophischen Betrachtungen zu naschen, mit denen unser Autor den erwähnten Kuchen glasirt. „Die oben erwähnte Pastete", sagt Herr Soyer, „ist gewiß nicht durchweg tadellos, aber manche Züge verrathen jenes feine Gefühl des Guten, das wir — wie bei jeder anderen Kunst, auch bei der Kochkunst — Geschmack nennen und dessen volle Entwickelung das Eigenthum von nur wenigen bevorzugten Jahrhunderten zu sein scheint. Große Epochen, wie die des Perikles, des Augustus, Leo's X., Ludwig's XIV. und der Königin Anna, haben Rose und Myrthe neben dem Lorbeer blühen sehen, mit dem man die Musen bekränzte. Karl XII. war ein leidenschaftlicher Verehrer von Törtchen, der Marschall von Sachsen erholte sich von den Mühen des Ruhmes bei einem Teller Makronen u. s. w."

Wie die Feigenschnepfen (beccafici), kleine, in Italien häufige Vögel, bei den Pariser Banketten eingeführt wurden, erzählt Soyer mit folgenden Worten: „Dem Duc de C— hatte die Natur einen Speiseverstand (culinary organisation) verliehen, den der begrifflose Laie mit Freßsucht und Naschhaftigkeit zusammenwirft, den aber der Mann von Fach Genie nennt. In Griechenland hätte man ihm Statuen errichtet; der römische Kaiser Vitellius würde sein Reich mit ihm getheilt haben; in Frankreich gewann er alle Parteien, wenn er sie zu seinen kostbaren Mahlzeiten einlud. Dieser reiche Patrizier erzog mit väterlicher Sorgfalt einen jungen chef de cuisine, den ein ehemaliger Majordomus auf dem Todtenbette seinem Vertrauen empfohlen hatte, wie etwa der sterbende Mazarin Ludwig XIV. den jungen Colbert empfahl. Der Schüler machte unter des Herzogs Leitung glänzende Fortschritte. . . . Es war an einem Septembertage, als bei dem Herzoge einige sehr vornehme Gäste speisten, Epikuräer von hoher Intelligenz, deren erleuchtetem Urtheile der edle Wirth zuweilen die Schöpfungen vorlegte, welche die Muse der Kochkunst in seinem Hause vollbrachte. Alles wurde deliziös befunden, und man erwartete nur noch das Dessert,

*) The Pantropheon; or History of Food and its Preparation, from the Earliest Ages of the World. By A. Soyer, Author of „The Gastronomic Regenerator" &c. Embellished with steel plates, illustrating the greatest gastronomic marvels of Antiquity. London, Simpkin, Marshall & Co.

den zierlichen Epilog, der die Aufregung, in welche das vorausgegangene kulinarische Drama die Betheiligten versetzt, zu beruhigen pflegt. Da erschien der junge chef de cuisine mit einer silbernen Schüssel, die zwölf Eier enthielt, und setzte dieselbe mitten auf den Tisch. „Wie, Eier!" rief der Wirth mit ungläubigem Erstaunen, während die Gäste einander mit bedeutsamem Schweigen anblickten. Der Künstler „Küchenmeister" aber nahm eines von den Eiern, that es in einen Porzellanbecher, schlug leise ein Stück der Schale ab und bat seinen Herrn, den Inhalt zu kosten. Der Herzog entfernte die Schale vollends und entdeckte am Ende ein kugelförmiges, fettiges Etwas von herrlichem Duft und Geschmack. Es war eine goldfarbige Feigenschnepfe mit dem zartesten Fette und wundervoll durchwürzt. Der gute alte Herr warf auf seinen Zögling einen Blick voll väterlichen Stolzes, streckte ihm die Hand hin und sagte: „Petronius hat Dich inspirirt; aber so nachahmen heißt selbst schaffen. Muth, junger Freund, Du machst mir viele Freude!" Dieses klassische Gericht, ein wiedererstandenes Phänomen aus den Gastmählern des Trimalcio (siehe Petronius im 33sten Kapitel), genoß nur einen kurzen Ruhm. Europa stand zur Zeit in Flammen, die Kriegswuth hatte die Welt ergriffen, und sehr bald waren in Paris die Eier des Petronius vergessen.

„Aber" — fügt Herr Soyer sententiös hinzu — „die Feigenschnepfe verdient die Beachtung jedes denkenden Gastronomen."

Ein Beispiel, wie Herr Soyer gelehrte antiquarische Forschungen genießbar zu machen versteht, bietet folgende Beschreibung des Forum pistrinum, d. h. des Brodmarktes im alten Rom. Nachdem er einige von den Hauptsorten römischen Brodes aufgeführt, z. B. das Senatorenbrod, das Brod der Athleten, der Soldaten u. A. m., fährt er also fort:

„Wir befinden uns unter der prächtigen und großartigen Säulenhalle des Forum pistrinum. Vor uns gehen die Aedilen, die den aufgespeicherten Vorrath inspiziren. Das Jahr ist gut; das Maß von fünf Scheffeln Weizen kostet nur acht Thaler zehn Silbergroschen, und Rom ist auf lange mit Getraide versorgt. Eine Menge von Fremden wogt in den Hallen auf und ab, denn der Kaiser Vespasian will an demselben Tage die erbeuteten Schätze Jerusalems mit Pomp in dem benachbarten Friedenstempel beisetzen. Mitten in der Halle steht die Statue der Vesta, der von den Bäckern verehrten Göttin. Längs der Wände sind große offene Fächer, in denen Massen runder Brode aufgehäuft liegen. Sie haben sämmtlich fünf Zoll Dicke und sind oben durch tiefe Einschnitte eingekerbt, so daß sie sich leicht in diesen Linien brechen lassen. Diese Art Brod, einfach aus Mehl, Wasser und Salz bereitet, wird in den römischen Haushaltungen am liebsten gebraucht. Außerdem sieht man eine Anzahl Körbe mit grobem Schwarzbrod, das autopyron heißt, zum größten Theil Kleie enthält und eigens für die Hunde und Sklaven bestimmt ist. Dort schreitet ein kolossaler Mann mit stumpfem Blick und narbigem Gesicht durch die Menge; die Verkäufer kennen sein Gewerbe und bieten ihm Athletenbrod an, ein schweres Gebäck, das ohne Sauerteig mit weißem Käse angemacht ist und bei den Ringern sehr beliebt zu sein scheint. Jener wohlbeleibte Bäcker vor uns, der hart an der Statue zwei der größten Läden in der Halle inne hat, ist eines von den reichsten Mitgliedern seiner Zunft und der Hauptlieferant für das Heer. In den großen, symmetrisch vor ihm aufgestellten Säcken liegt das buccellatum, das Brod für die Soldaten. Sein Nachbar, den man allgemein den Griechen nennt, weil er aus Athen stammt, ist der fashionable Brodlieferant für den Hof, die Senatoren und die Gourmands. Keiner versteht es, wie er, Salz, Oel und Milch mit dem feinsten Weizenmehl zu mischen und das berühmte kappadozische Brod zu backen, das nur auf die Tafeln der Reichen kömmt. Neben dem Panis artoptitius, einem leichten Backwerk, das in einer Form (artopia) gebacken wird, ist das genannte das einzige, das ein feiner Mann genießen darf. Wenn wir nicht fürchteten, den Leser zu ermüden, so würden wir noch manche Abstufungen zwischen dem Senatoren- und Sklavenbrod aufzählen. Gedenken wir nur noch des eihaltigen Panis astrologicus, des gewürzhaften P. cacabaceus und endlich des P. madidus, das ein Teig aus Milch und Mehl war, mit dem sich die römischen feinen Herren und Damen vor dem Zubettgehen das Gesicht bedeckten, um ihren Teint frisch zu konserviren."

Mannigfaltiges.

— Historisches Jahrbuch. Ein sehr schätzbarer Band der in diesen Blättern bereits mehrfach angezeigten Lorckschen Hausbibliothek ist das so eben erschienene „Historische Jahrbuch, 1853—54". Es ist diese gewiß Vielen erwünschte Recapitulation der nächsten Vergangenheit nicht zu verwechseln mit der unstreitig sehr verdienstvollen Sammlung kleiner geschichtlicher Abhandlungen, die Herr Friedr. von Raumer alljährlich unter dem Titel: „„historisches Taschenbuch"" herausgiebt. Das „historische Jahrbuch" hat einen ähnlichen Charakter, wie das „Annuaire des deux Mondes", welches die Redaction der Pariser Revue gleichen Namens seit einigen Jahren erscheinen läßt. Einem politisch-statistischen Kalender, worin eine Uebersicht der Regierung, Verfassung, Größe, Wehrkraft, Finanzen ꝛc. aller Großmächte und Kleinstaaten, unter Voranstritt (first but least) des Allerdurchlauchtigsten Deutschen Bundes, gegeben ist, folgt ein chronologischer Kalender des Jahres 1853, woraus zu ersehen, daß fast an jedem der dreihundertfünfundsechzig Tage dieses gewöhnlichen Kalenderjahres etwas Ungewöhnliches oder doch wenigstens etwas Meldenswerthes passirt ist. Wie reichhaltig wird nun erst der chronologische Kalender des Kriegsjahres 1854 ausfallen! Diese Chronologie ist aber natürlich noch keine Geschichte des Jahres, welcher der ganze übrige Theil des Buches, mit Ausnahme eines am Schlusse befindlichen nekrologischen Kalenders für 1853, gewidmet ist. Die gedachte historische Darstellung, welche mit einer Einleitung über den „Abschluß der Revolution durch Errichtung des Kaiserthums in Frankreich" beginnt und dann zum Kern der gegenwärtigen politischen Geschichte, zur orientalischen Verwickelung, übergeht, umfaßt außerdem noch die Geschichte der Zollvereins-Krisis im Jahre 1853, eine Orientirung in der oberrheinischen Kirchenfrage und einen übersichtlichen Blick auf die wichtigsten vorjährigen Ereignisse in den europäischen, amerikanischen und einigen asiatischen Staaten. Man muß dem Herausgeber des Jahrbuches die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zuzugestehen, daß dasselbe keine Parteischrift sei, sondern sich bemüht, die Verhältnisse so darzustellen, wie sie einem politisch und wissenschaftlich gebildeten Manne erscheinen, der aufrichtig bestrebt ist, unbefangen zu beobachten und zu urtheilen. Wir wünschen, daß auch der Verleger bei diesem verdienstlichen Unternehmen seine Rechnung finden möge, um sich bei Fortsetzung desselben zu einer noch größeren Ausdehnung der Gesichtskreise des Jahrbuches, namentlich mit Bezug auf die wissenschaftlichen und sozialen Bestrebungen und Leistungen der Gegenwart, veranlaßt zu sehen. Der Herausgeber hat in der That auch, wie er in der Vorrede sagt, die Absicht, über die Thätigkeit, welche die jüngstvergangene Zeit in Kirche und Schule, in Handel, Industrie, Wissenschaft und Kunst entwickelt, noch ein besonderes Resumé zu liefern.

— Belgisches archäologisches Jahrbuch. Von den „Annales de l'Académie d'Archéologie de Belgique" ist kürzlich der eilfte Band ausgegeben worden. Er enthält: 1) historische und geographische Analekten, von Schayes; 2) eine Uebersichtskarte von Belgien zu Anfang des zwölften Jahrhunderts, woraus namentlich die chaotischen Zustände des Mittelalters ersichtlich sind; 3) einen Bericht über das Schloß der Grafen von Löwen (das Rathhaus der Stadt Löwen gehört bekanntlich auch jetzt noch zu den anziehendsten Bauwerken des an schönen Rathhäusern besonders reichen belgischen Landes); 4) Grundrisse ꝛc. der im zwölften Jahrhundert erbauten Kollegiat-Kirche von St. Peter; 5) historische und archäologische Miscellen. Die in diesen Annalen sich dokumentirende Liebe der Belgier zu ihren historischen Monumenten ist mehr oder weniger über das ganze Land verbreitet, welches zahlreiche Gesellschaften für Geschichte und Alterthumswissenschaft besitzt, woran sich Deutschland, wie an so vielem Anderen in dem kleinen, thätigen und selbstbewußten Lande, ein Beispiel nehmen könnte.

— Ein Sohn Schamyl's. Es ist vielleicht nicht allgemein bekannt, daß zur Zeit des Sturms von Achulgo (1839) ein Sohn Schamyl's als ganz junges Kind von den Russen gefangen und nach Petersburg gebracht wurde, um dort in russischer Weise erzogen zu werden. Einem Gerüchte zufolge wäre es ihm später gelungen, aus der Gefangenschaft zu entkommen und sich zum Vater in seine heimatlichen Berge zu flüchten. Wie jedoch aus folgender Notiz hervorgeht, lebt der Sohn des heldenmüthigen Imam noch immer in Rußland, wo man nicht ohne Erfolg bemüht gewesen, ihn zu denationalisiren und in ein gefügiges Werkzeug der moskowitischen Politik zu verwandeln. „Im Hause des Generals Olenin in Torjok", schreibt Herr Bulgarin in der Sjewernaja Ptschela, „lernte ich neulich den Lieutenant Schamyl kennen, einen Sohn des berühmten Häuptlings der uns feindlichen Bergbewohner. Der junge Schamyl gerieth als Kind in russische Gefangenschaft, wurde im ersten Kadetten-Corps erzogen und dient jetzt im Uhlanen-Regiment des Großfürsten Michael Nikolajewitsch, trägt aber noch immer seine National-Tracht. Er ist ein äußerst bescheidener junger Offizier, wird von Jedermann geliebt und ist von der leidenschaftlichsten Ergebenheit für Rußland beseelt! In seinem Herzen ist er ein vollkommener Russe, und sein feurigster Wunsch ist, daß seine wilden Landsleute sich dem russischen Scepter unterwerfen mögen."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 6 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 15 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Mayer u. Comp., Jägerstr. Nr. 49, und dem Spediteur Neumann, Universitätsstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 54. Berlin, Sonnabend den 6. Mai 1834.

Italien.

Literarische Berichte aus Italien.

Rosmini's Werke. — Akademie der italiänischen Philosophie. — Neue staatswirthschaftliche und juristische Schriften. — Die wissenschaftliche Bildung der Frauen. — Aesthetik des Romans. — Mannigfaltiges.

Rosmini, welcher für den ersten Philosophen Italiens gehalten wird, giebt jetzt eine Sammlung seiner neuen und älteren Werke heraus. Eben ist der fünfte Band derselben erschienen, seine Logik enthaltend.*) Es macht Vergnügen, einen so ernsten Gegenstand in der Sprache des gewöhnlichen Lebens behandelt zu lesen, so daß auch der Laie in der Wissenschaft dem Verfasser leicht folgen kann, während manche Gelehrte glauben, sie müßten sich einer ganz anderen Sprache bedienen, wenn sie wissenschaftliche Gegenstände behandeln. Wie sehr man in Italien eine Ehre darin sucht, sich einer ganz einfachen Sprache zu befleißigen, kann man daraus abnehmen, daß man dem wirklich allgemein für edel anerkannten Style Rosmini's den Vorwurf macht, daß er etwas zu geziert ist. Der Schluß des vorliegenden Werkes handelt von den Uebertreibungen in der Speculation, welche ihn auf Hegel zurückführen, dem er bereits in seiner Beurtheilung der deutschen philosophischen Schule in dem betreffenden Abschnitt denselben Vorwurf gemacht hatte.

Auch der gelehrte Stifter der „Akademie der italiänischen Philosophie", der ehemalige Minister des Papstes Pius IX., Graf Mamiani, ist in seinem „Programme" von gleichem Widerwillen gegen die Uebertreibungen der speculativen Philosophie durchdrungen, und die bisher erschienenen Denkschriften dieser Akademie, welche zu Genua herausgegeben werden, gehen von demselben Gesichtspunkte aus. In Genua lebt auch ein gelehrter Sicilianer, der Baron Dodes de Reggio, welcher ein sehr thätiges Mitglied dieser Akademie als Professor an der dortigen Universität ist. Eine Abtheilung dieser Akademie hält in Turin ihre Sitzungen, an welchen der gelehrte neapolitanische Jurist Mancini und der Marchese Cavour theilnehmen, welcher Letztere der Bruder des jetzt viel genannten Ministers Cavour ist. Zu den Schriften über die italiänische Philosophie gehört auch folgende, welche eben jetzt in Genua ausgegeben worden: „Appendice alla filosofia delle Scuole Italiane di Ausonio Franchi".

Am fleißigsten arbeiten jetzt in Ober-Italien die Juristen und Staats-Oekonomen, von denen wir einen „Trattato teoretico-pratico di economia politica", von dem Professor Boccardo, in drei Bänden, erwähnen, die eben in Turin erschienen sind; ferner ein Werk über den Kauf und Verkaufs-Kontrakt, von dem Advokaten Massei, ebenfalls in Turin; endlich das Werk eines vielversprechenden jungen Rechtsgelehrten, Poletti, zu Turin, über das Strafrecht. Ueber das Recht der Gemeinde-Verwaltung hat der Advokat Fabro Accamo zu Genua kürzlich ein geschätztes Werk herausgegeben und zu Turin ein Ungenannter eines „über die Intestat-Erbfolge der Frauen". Demnächst erwähnen wir noch einen eben erschienenen Kommentar zum Kriminal-Verfahren, von dem Advokaten Giurati, der sich in Turin allgemeine Achtung erworben hat; er giebt auch eine juristische Zeitung heraus.

Die durch ihre Schriften über weibliche Erziehung in ganz Italien bekannte Gemahlin des Bibliothekars in Pisa, Caterina Fr. Ferrucci, hat eben in Turin ein neues Werk über die wissenschaftliche Bildung der Frauen erscheinen lassen.**) Ihre in Florenz gegründete weibliche Erziehungs-Anstalt erfreut sich des allgemeinen Beifalls, so wie überhaupt seit dem letzten Erwachen der italiänischen Nationalität der weiblichen Erziehung große Sorgfalt gewidmet wird. Die Marchesa Teresa Doria, geb. Marchesa Durazzo in Genua, hat mit sehr großen Mitteln eine treffliche weibliche Erziehungs-Anstalt in Genua in dem prachtvollen Palaste Peschiere, der auf Kosten des Sohnes von Cromwell erbaut worden, angelegt. Auch bei Turin hat der Graf Franchi in Pinerolo eine Besitzung für hundertfunfzigtausend Franken gekauft und dort eine solche Erziehungs-Anstalt angelegt, welche trefflich gedeiht. In den genannten drei Anstalten wird auch Deutsch gelehrt und besonders auf Bildung zu guten Frauen und Müttern gewirkt, da man sich von der großen Mangelhaftigkeit der bisherigen Erziehung in den Klöstern überzeugt hat. Die Geistlichkeit ist natürlich mit diesen Neuerungen nicht sehr zufrieden, so wie Alle, welche nicht wünschen, daß der Nationalgeist in Italien geweckt werde. Es erscheinen jetzt in Turin mehrere Schriften in diesem Sinne, von welchen wir nur die „Ethik für die Jugend", von Remigio Pelleri, nennen; doch hat in den letzten Jahren auch die italiänische Geistlichkeit gezeigt, daß es ihr nicht an National-Gefühl gebricht.

Von den italiänischen Aerzten genießt jetzt Dr. Riberi als Praktiker in Turin eines vorzüglichen Rufes; derselbe hat vor kurzem „Vorlesungen über die Wundarznei-Wissenschaft" herausgegeben.*)

Eben ist ein bedeutendes Werk von dem berühmten Nicolo Tomaseo in Mailand beendet worden, nämlich sein „Dizionario Ecletico", dessen erster Band die berühmtesten Namen der alten Zeit und wovon der zweite Band die der neueren Zeit bespricht.

In Venedig erschien vor kurzem ein sehr geschätztes Werk über die Münzen der venezianischen Republik, welche unter ihrer Herrschaft auf den Inseln und dem festen Lande geprägt worden, mit vielen Kupfertafeln, von Vincenzo Lazari.

Aus Sicilien kommen wenig Werke nach dem übrigen Italien; gleichwohl ist die zu Palermo neuerlich erschienene erste italiänische Uebersetzung der (lateinisch abgefaßten) Geschichte Siciliens, nach Francesco Maurolico, von Girolamo di Marzo Ferro, zu erwähnen.

Eine alte Uebersetzung des Livius in die italiänische Sprache ist vor kurzem zum ersten Mal von einem Piaristen in Savona**) herausgegeben worden. Dort besteht noch eine Art von Gymnasium, welches, so wie die Jesuiten-Kollegien, nur Söhne des reichen Adels aufnimmt. An die Stelle der letzteren sind jetzt im Piemontesischen National-Kollegien getreten, zu denen Jeder Zutritt hat. Diese neue Einrichtung erfreut sich des allgemeinen Vertrauens, obwohl noch einige malcontente Familien ihre Söhne nach Savona senden.

Ein für die Technologie wichtiges Werk ist das von dem Professor Carena zu Turin herausgegebene Wörterbuch, welches sich eines guten Rufes erfreut.***)

Von militairischen Schriften sind die synoptischen Tafeln zu den Exerzier-Reglements zu erwähnen, von denen zu Asti dergleichen von Popurelli und andere von Prunetti herausgegeben worden sind. Im sardinischen Heere giebt es sehr gebildete Offiziere.

Dabei bleiben auch die Roman-Schriftsteller nicht zurück. Eine Aufsehen machende Erscheinung dieser Art ist von Clemente de Como, unter dem Titel: „Die Emancipation der Frau", zu Turin eben herausgegeben worden; man weiß, daß eine schöne Frau die Verfasserin dieses Buches ist, welche erzählt, wie sie von einem Manne betrogen worden. Es ist ein Roman, der nicht erfunden, sondern erlebt worden.

Ein Mailänder, Giulio Cesare, hat einen Roman, „Selmo e Fiorenza", herausgegeben, auf welchem der Druck-Ort, Brüssel, erdichtet ist. Der Druck ist in Capo Lago in dem Kanton Tessin erfolgt. Ein geschichtlicher Roman aus der letzten Zeit ist von F. Doda, unter dem Titel: „I Volontarii Veneziani", in Turin herausgegeben worden. Von Luigi Merchatini ist noch ein Roman, „Vita Speri", und von einem Unbekannten: „I Segreti di Don Rebo" zu nennen.

Von Gedichten ist zu erwähnen: „Il mondo promesso", von dem berühmten Improvisator Luigi Ciconi, einem Römer, und „La

*) Opere varie di Antonio Rosmini-Serbati, preti Roveretano. Vol. V. Logica. Libri 3, volume uno. Torino, 1834. Cugini Pomba (Preis: 10 Fr.).

**) Degli studii delle Donne, di C. F. Ferrucci. Torino, 1834. 8.

*) Lezioni orali di clinica chirurgica di Alessandro Riberi. Torino, 1833.

**) La Deche di Tito Livio volgarizzamente del buono secolo, del Fr. Pizzorno, delle scole pie. Savona. 8. VI. Vol. 1833.

***) Prontuario di Vocaboli attenenti a parecchi arti, mestieri &c. Saggio d'un vocabolario metodico di Giacinto Carena. Torino, 1833.

Bibia", von einem anderen Improvisator, Giuseppe Regaldi, welcher vor kurzem sehr besuchte Vorlesungen seiner Kunst in Turin gab. Jeder hatte das Recht, ein Thema aufzugeben, und muß man der Bildung des Publikums die Gerechtigkeit widerfahren lassen, indem, wenn sich darunter Gegenstände befanden, welche politischen oder religiösen Anstoß geben konnten, die diesfallsigen Anfragen an das Publikum jedesmal zur Ehre des Anstandes entschieden wurden.

Von streng wissenschaftlichen, eben erschienenen Werken erwähnen wir noch eine Sammlung von Abhandlungen über Physik.*) Von den medizinischen Zeitschriften steht in besonderem Ansehen die von der medizinisch-chirurgischen Akademie zu Turin herausgegebene Monatschrift, unter Mitwirkung der Doktoren Borsarelli, Demarchi, Demoria, Peirani, Porporati und Sella, so wie die in Mailand herauskommenden „Medizinischen Annalen", von Carlo Ampelio Calderini. Daß auch dem Ackerbau viele Aufmerksamkeit gewidmet wird, kann man aus den agronomischen Vorlesungen des Dr. Pichat**) entnehmen, von denen bereits siebenunddreißig Fortsetzungen erschienen sind. Ein noch umfangreicheres Werk aber ist das „Geographisch-historisch statistische Lexikon über den sardinischen Staat", von welchem bereits viele Hefte erschienen sind, das aber mit solcher Ausführlichkeit angelegt ist, daß die an sich nicht bedeutende Stadt Vercelli nicht einmal in einem über zweihundert Seiten starken Hefte Raum gefunden hat.

Der verdienstvolle Giampietro Vieffeux in Florenz hat daselbst eine Sammlung der juristischen gedruckten und noch ungedruckten Werke des gelehrten Francesco Forti in vier Bänden herausgegeben.

Ein Mailänder Dichter, Antonio Caccia, hat zu Turin eine freie Uebersetzung von Lord Byron's „Don Juan" herausgegeben, die sehr geschätzt wird. Er hat lange in England gelebt, so daß für ihn die Schwierigkeiten der Sprache leicht zu überwinden waren.

Sehr gerühmt wird eine Uebersetzung einiger Dialoge des Plato***) durch den Professor B. Prieri zu Turin, welchem man schon mehrere ähnliche Arbeiten verdankt. Die griechische Sprache findet hier viele Liebhaber, ungeachtet sie eigentlich nur als Liebhaberei getrieben wird; denn die meisten jungen Leute studiren sie nicht, um sich damit ein Amt zu erwerben, sondern weil es für ehrenvoll gehalten wird, unterrichtet zu sein. Darum geht der Adel in Nord-Italien, besonders aber im Piemontesischen, mit dem guten Beispiel voran; und daß die jungen Leute sich nicht blos auf den Universitäten des Studirens wegen aufhalten, sondern wirklich studiren, kann man auf den Universitäts-Bibliotheken in Turin sehen, wo sich täglich gegen vierhundert Personen regelmäßig in dem Lese-Zimmer versammeln.

Auch für die Erziehung und den öffentlichen Unterricht fehlt es nicht an Zeitschriften, von denen besonders eine zu Turin herauskommende erwähnt werden muß,†) da sie mitunter sehr gediegene Aufsätze enthält.

Das Januar-Heft dieses Jahres des Repertoriums für Ackerbau und Industrie, von dem Professor Ragazzoni zu Turin, giebt die italiänische Uebersetzung von dem Programm der kaiserlichen Leopoldino-Carolinischen Akademie der Naturforscher, welches der Präsident, der berühmte Botaniker Nees von Esenbeck, für den Demidoffschen Preis ausgegeben hat.

Da das Theater in Italien eine große Rolle spielt, fehlt es natürlich nicht an Zeitschriften, die sich hauptsächlich mit diesem Gegenstande beschäftigen. Wir erwähnen nur den Pirata in Turin, in dessen letztem Blatte sich ein Verzeichniß der in diesem Winter in Italien aufgeführten neuen Opern befindet. Man erstaunt über den Reichthum, den dieses Land an Komponisten besitzt. J. F. Reigebaur.

*) L'Ateneo Italiano. Raccolta di memorie delle scienze fisiche. Torino, 1834.

**) Instruzioni scientifiche, ossia corso teoretico-pratico di agricoltura. Libri XXX. di Carlo Bertl Pichat. Torino, 1834.

***) Platone, il Gorgia ed il Cratilo, tradotti da Bartolomeo Prieri, Professore di litteratura greca alla R. Universita di Torino, 1833.

†) Rivista della Universita e del Collegii, giornale della societa d'istruzione e d'educazione.

Frankreich.

Beaumarchais' letzte Lebensjahre.
(1792—1799.)
(Fortsetzung.)

Der mehr ernste Gudin schildert die Zustände in Paris unmittelbar nach der Zeit des Schreckens in folgender Weise:

„Mein glühendstes Verlangen", schreibt er an Beaumarchais, „ist, Sie wiederzusehen und Sie an mein Herz zu drücken; aber die Umstände haben mich genöthigt, Paris zu verlassen, weil ich hier die Mittel zur Subsistenz nicht mehr hatte. — — Auf vier Tage zurückgekehrt nach Paris, um einige Angelegenheiten zu ordnen, habe ich diese sonst so prächtige Stadt gefunden wie ein mit dem Fluch belegtes großes Land, in dem Alles verödet. Die Menschen sind wie mit Lumpen bedeckt; die jungen Frauen, die dem Bedürfniß, zu gefallen, nicht entsagen können, tragen einen Luxus zur Schau, der uns sonst nur die maskirte, ihr Elend schlecht verbergende Dürftigkeit geschienen hätte. Es giebt kein Publikum mehr, keine öffentliche Meinung, kein allgemeines Interesse; Alles ist jetzt nur Partheigeist, Partei-Interesse; Alles, was nicht zu einer Partei gehört, ist in das Nichts zurückgesunken. Das ist die Frucht, welche das System der Verwünschenswerthen, d. h. der Robespierre, der Couthon, der Saint-Juste, der Marat, der Carrier, der Fouquier-Tinville und der anderen durch den Tod zu wenig bestraften Raubmörder, hervorbringen mußte; sie haben die Künste, den Handel, die Manufakturen, alle Quellen des National-Reichthums zugrundegerichtet. Sie haben Armeen zusammengebracht — fünf- oder sechsmal stärker, als das römische Kaiserthum sie gehabt, um die Welt zu erobern. Aber, um zu verhindern, daß diese großen Armeen über die Bürger herfallen, wie die des Marius und des Sulla, muß man den Bürgern das Wenige, was ihnen an Subsistenzmitteln noch übrig geblieben, entreißen. — — Der Krieg ernährt sich durch den Krieg; je ärmer ein Volk ist, desto mehr ist es geneigt, Soldat zu werden, um vom Solde oder durch Plünderung leben zu können. Was mich betrifft, der ich diesen Entschluß nicht fassen kann, ich habe mich in ein kleines Dorf geflüchtet; ich warte darauf, daß der Friede andere Menschen und andere Grundsätze bringen soll. Fern von meinen Freunden, fern von den Künsten, fern von den Bibliotheken, lebe ich hier, wie Ovid unter den Barbaren: mein Geist nährt sich von dem, was er sonst in sich aufgenommen; ich traure, weil ich ein Mensch bin; ich erstaune über Nichts, weil ich unterrichtet bin: alle Verbrechen, welche man verübt und welche man verübt hat seit drei oder vier Jahren, sind schon öfter begangen worden; sie haben nicht einmal das Verdienst der Neuheit. Und wenn wir, die wir in unserer Kindheit eine gute Erziehung und gute Beispiele gehabt haben, in das Grab steigen werden, werden wir solchen Menschen Platz machen, die mitten unter Verbrechen, in der tiefsten Unwissenheit herangewachsen sind, umgeben von großen Monumenten, welche in Ruinen zerfallen, beraubt der Mittel, dieselben wiederherzustellen und die Kinder mit Sorgfalt zu erziehen. — — Es giebt unter den Gelehrten und Künstlern Greise, welche noch mit Wärme für den Fortschritt des menschlichen Geistes kämpfen; aber es giebt nicht mehr die Schaar junger Leute, welche sonst heranrückte, um sie zu unterstützen und sie zu ersetzen. — — Die öffentlichen Bedürfnisse haben jede Vorstellung von Gerechtigkeit unterdrückt; die Bedürfnisse des Tages beseitigen sogar jede Fürsorge: man verzehrt am Abend, wovon man am folgenden Tage leben soll; die Nothwendigkeit, zu haben, nöthigt, zu nehmen; und man kann nur denen nehmen, welche haben." — — — — —

Beaumarchais, zugleich mit einer Mission betraut und geächtet, fährt in dieser Zeit fort, mit den Schwierigkeiten einer unmöglichen Unternehmung zu kämpfen. Vom Juni 1793 bis zum Mai 1795 war er wenigstens so weit gekommen, die sechzigtausend Gewehre gegen die räuberische Gewalt der Engländer zu sichern, als ein neues Ereigniß eintritt, alle seine Anstrengungen unnütz zu machen. Lecointre hat ihn von neuem angeklagt; diesmal soll Beaumarchais in Gemeinschaft mit den ehemaligen Mitgliedern des Wohlfahrts-Ausschusses den Staat beraubt haben. Das englische Ministerium läßt sich nun nicht mehr hinhalten; es läßt die sechzigtausend Gewehre mit Gewalt von Terneüren nach Plymouth schaffen, mit der Erklärung, daß, wenn diese Waffen nicht französisches Eigenthum wären, sie abgeschätzt und dem Eigenthümer bezahlt werden sollten. Im Juni 1795 zahlte das englische Ministerium an den von Beaumarchais vorgeschobenen Schein-Eigenthümer für die Gewehre eine Summe, die den Werth bei weitem nicht erreichte. Hiermit hatte Beaumarchais' Mission ein Ende; er verlangte nur, nach Frankreich zurückkehren zu dürfen, um Rechenschaft ablegen und mit der Regierung sich verrechnen zu können. Aber es war leichter, in die Liste der Emigrirten hineinzukommen, als aus derselben gestrichen zu werden; die Vorstellungen und Gesuche, welche Frau von Beaumarchais an alle Staatsgewalten richtete, blieben erfolglos. Während er wartet, bis es der Regierung gefallen werde, ihm gerecht zu werden, vergißt er seine persönliche Angelegenheit, um sich mit den öffentlichen Angelegenheiten zu beschäftigen. Unter den vielen Denkschriften, die er von Hamburg aus an verschiedene einflußreiche Personen und Behörden in Frankreich im Interesse seines Vaterlandes gerichtet hat, verdient diejenige ganz besonders hervorgehoben zu werden, welche er in Bezug auf den Sieg über die royalistische Expedition bei Quiberon dem Wohlfahrts-Ausschuß gewidmet hat. Wir wollen einige Stellen daraus hier mittheilen:

„Aus meinem Flüchtlings-Aufenthalte bei Hamburg.
am 3. August 1795.

„Ich erinnere mich: als in meiner Jugendzeit dem Dauphin, dem Vater Ludwig's XVI., das erste Kind geboren wurde, holte man mich aus der Schule, damit ich den öffentlichen Jubel mit ansähe. Als ich mir des Abends die Illuminationen ansah, fiel mir ein an einem Ge-

fängniß angebrachtes Transparent auf, die Worte enthaltend: „Usque in tenebris!" Die allgemeine Freude war bis in die Finsterniß der Kerker gedrungen. Was das Transparent damals sagte, das sage ich mir heute, in Bezug auf ein wichtigeres Ereigniß; die Freude über den glänzenden Sieg unserer Soldaten auf Quiberon ist bis zu mir gedrungen, in eine Bodenkammer Deutschlands, wo ich, unter einem unbekannten Namen verborgen, seit zwei Jahren über die Ungerechtigkeiten aller Art seufze, mit denen man mich in meinem Vaterlande überhäuft. „Usque in tenebris" ist die Aufschrift, die meiner Situation entspricht.

„Wenn Ihr, großmüthige Sieger, Euren Sieg nicht mißbraucht, eine Schlächterei darauf folgen zu lassen, so werdet Ihr die Achtung aller Parteien gewinnen. Die Römer blieben, wenn sie Niederlagen erlitten, unversöhnliche Feinde; sie waren großmüthig, sobald sie sich glücklicher Erfolge erfreuten. Die vollständigste und zweckmäßigste Rache ist, die besiegten und unterworfenen Franzosen mit einem Edelmuth zu behandeln, der alle Anderen erobern wird.

„O, Franzosen, Ihr, die Ihr Franzosen regiert — mehr getheilt, als es die Amerikaner waren, Ihr, die Ihr, als Mitglieder einer aufgeregten Versammlung, eine Menge von Herzen, die erbittert worden sind durch die Grausamkeiten derjenigen, auf die Ihr gefolgt seid, ohne ihre Mitschuldigen gewesen zu sein, wiederzugewinnen habt, ich zweifle nicht, daß Ihr eben so lebhaft, wie ich, die hohe Bedeutung des Ereignisses, welches die Glücksgöttin gebracht, empfunden habt. Lasset Euren Gefangenen Verzeihung zu Theil werden!

„Wisset, daß sie nur, von der höchsten Noth und von der Gefahr, vor Hunger zu sterben, dazu gedrängt, sich entschlossen haben, diesen hochmüthigen Inselbewohnern sich zu unterwerfen; seid besonders dessen eingedenk, daß der Minister Pitt gänzlich verloren ist, wenn Ihr diesen Gedanken ergreift, daß man ihm seine unzuverlässige Leitung, seine falschen Maßregeln, das Scheitern seiner Unternehmung nie verzeihen wird, und daß, wenn Eure Humanität einen allgemeinen Beifallsjubel hervorruft, Ihr gegen ihn und für Euch und für Euren Ruhm und für Eure Sicherstellung und für die Herstellung des allgemeinen Vertrauens mehr gethan haben werdet, als Ihr durch alle ans Wunderbare gränzenden Heldenthaten, durch welche unsere Armeen ganz Europa in Staunen gesetzt haben, gethan habt!

„Pierre-Augustin Caron-Beaumarchais,
„betraut mit einer Mission, geächtet, umherirrend, verfolgt,
„aber weder ein Verräther, noch ein Emigrirter."

Zur Zeit, als Beaumarchais diesen Brief schrieb, hatte der Konvent nur noch zwei Monate zu leben. Es trat dann an seine Stelle die Regierung des Direktoriums und der zwei Konsuln. Die fortgesetzten Bemühungen der Frau und der Freunde Beaumarchais' blieben nun nicht erfolglos: Beaumarchais wurde aus der Liste der Emigrirten gestrichen, und er durfte, nach dreijähriger Verbannung, in sein Vaterland zurückkehren.

3. Beaumarchais nach seiner Rückkehr aus der Verbannung.

Beaumarchais kam am 5. Juli 1796 in Paris an; er fand seine Vermögensverhältnisse gänzlich zerrüttet; sein schönes Haus war wüst und leer, seine Gärten zugrundegerichtet. Während seine Schuldner sich beeilt hatten, sich ihrer Schulden zu entledigen, indem sie dieselben dem Fiskus in Assignaten bezahlten, hatten die Gläubiger mit Sehnsucht auf seine Rückkehr gewartet, um über ihn herzufallen. Ehe Beaumarchais daran ging, mit der Regierung zu unterhandeln wegen Regulirung der geschäftlichen Beziehungen, hatte er eine Familien-Angelegenheit in Ordnung zu bringen. Er verheiratete seine einzige Tochter „mit einem guten jungen Mann (wie er in einem Briefe sagt), der sich es in den Kopf gesetzt hatte, sie zu wollen, als man glaubte, daß ich nichts mehr besäße; sie, ihre Mutter und ich (fügt er hinzu) haben geglaubt, diese edle zärtliche Anhänglichkeit belohnen zu müssen; fünf Tage nach meiner Rückkehr habe ich ihm dieses schöne Geschenk gemacht."*)

Die Regulirung der Geschäftsbeziehungen zwischen Beaumarchais und dem Staate war nicht leicht; die Verhandlungen darüber zogen sich zwei Jahr lang hin. Am 4. Pluviose des Jahres VI (Januar 1798) entschied eine vom Direktorium ernannte Kommission, daß der Staat Beaumarchais gegenüber Schuldner bliebe mit einer Summe von 927,875 Fr. (in welcher Summe die von Beaumarchais deponirten 745,000 Fr. mit inbegriffen waren).

Beaumarchais hatte eine viel größere Summe beansprucht; doch hatte er Ursache, mit der ihm zugesprochenen Summe zufrieden zu sein, da dieselbe ihn in den Stand gesetzt hätte, die Gläubiger, die ihn arg bedrängten, zu befriedigen. Zum Unglück für Beaumarchais glaubte das Direktorium eine neue Kommission ernennen zu müssen. Diese leugnete die Verpflichtung des Staates, Beaumarchais für das, was die frühere Regierung ihm in der Zeit, wo er auf der Liste der Emigrirten stand, genommen, und für die Ausgaben, welche er gemacht, um die Gewehre in Tervueren zurückzuhalten, zu entschädigen; sie entschied dahin, daß Beaumarchais mit fünfhunderttausend Francs Schuldner des Staates sei. Durch diese Entscheidung, gegen welche er vergeblich bis zu seinem Tode kämpfte, war seine Lage verzweiflungsvoll geworden; er hatte nun vor den Gläubigern keine Ruhe mehr. Er bewohnte einen prächtigen Palast, den er weder verkaufen, noch vermiethen konnte; er war in beständiger Verlegenheit, wie er das Geld auftreiben sollte, die Steuer für die zweihundert Fenster und die vier Gitterthüren dieses Palastes zu bezahlen. Aber auch in dieser Lage, die jeden Anderen zur Verzweiflung gebracht haben würde, behielt Beaumarchais, trotz seiner fünfundsechzig Jahre, noch den Lebensmuth und die Lust, an allen Fragen von öffentlichem Interesse, an allen Ereignissen und Angelegenheiten im Gebiete der Politik, der Literatur, der Industrie den thätigsten Antheil zu nehmen. Mit Entrüstung greift er in den Tagesblättern die unglaubliche Nachlässigkeit an, die schuld daran ist, daß der Leichnam Turenne's, der Zerstörungssucht der Schreckenszeit entzogen, mitten unter Gerippen von Thieren im Jardin des Plantes liegen bleibt, und ruht nicht eher, als bis ein Beschluß des Direktoriums diesem Skandal ein Ende macht. An die Regierung oder an die Deputirten, die, wie er, Mäßigung und Gesetzlichkeit lieben, fährt er fort, Denkschriften und Briefe über alle Tagesfragen zu schreiben. Die Minister sucht er zu bewegen, daß sie die dramatischen Dichter gegen die Schauspieler in ihren Rechten schützen; nebenbei schreibt er einen hinreißenden Brief zu Gunsten einer unglücklichen Schauspielerin, der Madame Vestris. Und in derselben Zeit arbeitet er darauf hin, daß sein Drama: „die schuldige Mutter" wieder aufgeführt werde, und schreibt, um den Eifer der Schauspieler anzuregen, an sie einen scherzhaften witzigen Brief. Natürlich blieb er auch dem allgemeinen Enthusiasmus nicht fremd, welchen der junge Eroberer Italiens damals erregte. Nachdem er dem General Bonaparte mit seiner Prosa und seinen Versen bis jenseits der Alpen nachgegangen war, schrieb er, als derselbe im Dezember 1796 nach Paris zurückkehrte, an den Minister Talleyrand, seinen Freund, um durch diesen dem gefeierten Helden seine Huldigung und die wiederholte Mahnung, daß derselbe des in Olmütz gefangen sitzenden Lafayette gedenken möge, zukommen zu lassen. Später ließ Beaumarchais durch den General Desaix dem General Bonaparte einen Brief zukommen, auf welchen sich die Antwort unter Beaumarchais' Papieren noch vorgefunden hat. Dieselbe ist in der Kürze abgefaßt, welche die Alten „imperatoria brevitas" nannten; sie lautet:

„Paris, den 11. Germinal VI (März 1798).

„Der General Desaix hat mir Ihren liebenswürdigen Brief vom 25. Ventôse zugestellt, Bürger! Ich danke Ihnen dafür. Ich werde mit Vergnügen jede Gelegenheit ergreifen, die sich mir darbieten wird, die Bekanntschaft des Dichters der „schuldigen Mutter" zu machen. Ich grüße Sie. Bonaparte."*)

Zwei Briefe hat Beaumarchais in seinem Greisenalter veröffentlicht (im Journal de Paris), um derentwillen er mit Recht Tadel verdient; angegriffen in Beziehung auf die Herausgabe der Werke Voltaire's, verirrt Beaumarchais, der bis dahin niemals die christliche Religion angegriffen hatte, sich in diesen Briefen so weit, daß er einen höchst unziemenden Ausfall auf die Person Jesu Christi macht. Die Skeptiker unserer Tage haben das wenigstens vor denen des vorigen Jahrhunderts voraus, daß sie in ihrem tiefsten Innern eine Stimme vernehmen, welche ihnen sagt, daß jeder aufrichtig Gläubige, der seine Religion ohne Haß gegen seine Mitmenschen ausübt, für seinen Glauben Achtung beanspruchen darf. Und auch Beaumarchais erscheint sonst immer geneigt, der Religion seine Achtung zu bezeigen; er legt es in allem Ernst seiner Frau, seiner Tochter, seiner Schwester ans Herz, die Messen zu besuchen. Er hätte die beiden Briefe gewiß nicht geschrieben oder wenigstens nicht veröffentlicht, wenn seine Schwester Julie noch am Leben gewesen wäre. Die allgemeine Mißbilligung, welche diese beiden im April 1799 veröffentlichten Briefe über „Voltaire und Jesus Christus" erfuhren, beweist, daß das achtzehnte Jahrhundert zu Ende ging, und daß man am Vorabende des großen Erfolges des „Geistes des Christenthums" stand. Unter den Voltairianern, welche diesen Briefen ihren vollen Beifall gaben, weigerten einige sich doch schon, dieselben in ihre Journale aufzunehmen. Ein Brief, in

*) Der junge Mann war André Toussaint Delarue, der 1789 Adjutant des General Lafayette wurde und später Oberst der achten Legion der Nationalgarde war. Im Jahre 1840 erhielt er den Grad eines Generals Majors bei der Nationalgarde; im Februar 1848 kommandirte er, achtzig Jahre alt, noch seine Brigade. Er lebt gegenwärtig noch, hoch geehrt von Allen, die Gelegenheit gehabt, die edlen Eigenschaften seines Geistes und seines Charakters kennen zu lernen. Von seinen zwei Söhnen ist der eine gegenwärtig Brigade-General, der andere hat eine Anstellung beim Finanz-Ministerium (als Receveur particulier des finances).

*) Ein anderes Billet Bonaparte's, welches sich unter Beaumarchais' Papieren gefunden, ist an die Wittwe Beaumarchais gerichtet; es lautet folgendermaßen:

„Paris, den 2. Vendemiaire IX.

„Madame, ich habe Ihren Brief erhalten; ich werde Ihrer Angelegenheit das ganze Interesse widmen, welches das Andenken eines mit Recht berühmten Mannes verdient und welches Sie selbst einflößen. Bonaparte."

das Journal: „L'Historien"
Zeitverhältnisse hinweist, die
seinem Journal zu veröffent-
herrschend gewordene religiöse
Journalist — Corancez —
aber er thut es mit dem Be-
st an Beaumarchais:
en 15. Germinal Jahr VII.
s letzte Wort Voltaire's auf-
, weil Sie der Verfasser sind,
ch will Niemanden anklagen;
Meinung nach, entweder eine
eine Heuchelei sein.
Corancez."
lgt.)

se Bewegung in China.

erschienene Schrift des Herrn
räge zur Kunde China's und
er durch manche gediegene Lei-
nden Buche erhalten wir eine
freie Zusammenstellung dessen,
ber ein bereits vielbesprochenes
ahren kann. Nachdem China
nge gewaltsamer Dynastieen-
tion im europäischen Sinne
solche dort eingetreten.
g handelt von den Zuständen
rfalle seiner Mandschu-Kaiser
südwestlichen China, als dem
st glimmende Funke der Em-
Landplagen (Ueberschwemmun-
che Beamten) und den un-
rfasser sagt sehr richtig, dieser
namentlich in den Süd-Pro-
vinzen auf die Allgewalt des
erknöcherten Staatsverwaltung
entehrende Nachgiebigkeit —
ttende Opfer wurde der Friede
einem Thronwechsel entgegen,
n von den Folgen desselben."
rlichen Hofe, von denen die
könnte, zeitgemäße Reformen,
Alten wünschte. Leider ließ
teren sich umgarnen und kam
em Pharao zu Moses' Zeit
lick der bedrohlichsten Krisis
sen.
te noch vereinzelt in verschie-
der Regierung nicht ernstlich
er die gesammte Volksmenge
ge Verantwortlichkeit gründet.
en Süd-Provinzen organisirt
upt, welches im Vereine mit
nach bestimmten Grundsätzen
enkt. Im nächsten Abschnitt
g", lehrt uns der Verfasser
eines Volkes, der in Christi
ommen bekannt geworden —
sozialen Werth erkannt hat.
en sein, das Christenthum so,
igen Hülfsmitteln) aufgefaßt,
ewann sehr viele Anhänger.
gs nur neben der politischen
reizt, näherten sich die beiden
iger Kräftigung. Im Ver-
sich als Kaiser ausrufen und
,*) d. i. Himmels-Tugend.
jeder Kaiser), wenn er den

ndene englische Schreibung sich
nämlich e, wenn langes i zu
Kaiser bedeuten kann); aber i,
helles e ausdrücken wollen; also
für sä. Die heillose Sitte, eine

Thron besteigt, aber auch jeder Rebell, hätte er gleich kaum schwache Aussicht, im buchstäblichen Sinne auf den Thron zu gelangen.")

Das Uebrige ist in folgenden Kapiteln enthalten: Fortschritte in den Jahren 1851 und 1852. — Der Feldzug von 1853 bis zur Eroberung der Städte Nanking und Tschin-kiang-fu. — Bonham's und Taylor's Besuch daselbst. — Ereignisse in Amoy und Schanghai. — Literatur der Bewegungspartei. Zu dem letzten Kapitel muß ich bemerken, daß die englischen Uebersetzungen der Proclamationen nicht überall genau sind: was für Leute soll man z. B. unter den Elsin-Hunnen (S. 53) sich denken! Auf derselben Seite wird China das „himmlische Land" genannt, ein Ausdruck, den die Chinesen nie gebraucht haben.

Im Anfang seiner Einleitung sagt der Verfasser: die großen Ereignisse, welche einen Wechsel der Herrscherhäuser herbeigeführt, seien in China stets von außen und von Norden her über das Land hereingebrochen; nur die gegenwärtige Bewegung mache eine Ausnahme u. s. w. Dies erfordert eine Berichtigung: von Norden her sind die großen Ereignisse nur dann gekommen, wenn China ganz oder theilweise (durch Ausländer) erobert wurde; kam es aber darauf an, eine bestehende Dynastie durch Bürgerkrieg zu stürzen, so ging die Bewegung gewöhnlich vom Innern aus. Auch der Befreiungskampf wider die Mongolen wälzte sich von Süd nach Nord.

Was den Jenlo-wang (König Jenlo, S. 95) betrifft, so ist dieser der bekannte buddhistische Pluto und stammt aus Indien. Sein indischer Name (von den Chinesen auch Jenmolo und Jemolo geschrieben) ist Jama (Jama-Radscha) und kömmt von der Sanskritwurzel jam, zügeln, bändigen. Vergleiche Hoffmann's Buddha-Pantheon (1851, S. 115 und 132). Sch...

Mannigfaltiges.

— Der französisch-belgische Vertrag gegen den Nachdruck. Am 12. April d. J. ist endlich der Vertrag ratifizirt worden, durch welchen sich Frankreich und Belgien gegenseitig zum Schutze des Verlagsrechtes der Autoren beider Länder verbindlich machen, so daß nunmehr dem Handwerke der belgischen Nachdrucker, so weit es sich über das für sie einträglichste Feld der Literatur, nämlich der französischen, erstreckte, ein Ziel gesetzt ist. Es ist indessen zu fürchten, daß die belgischen Piraten ihre Kaper jetzt mehr auf die Jagd nach deutscher und englischer Beute aussenden werden, weshalb die preußische Regierung, bei ihrer künftigen Abschließung von Zollvereins-Verträgen mit Belgien, wohl nicht verabsäumen wird, auch auf eine Rechtssicherung des gegenseitigen literarischen Verkehrs Bedacht zu nehmen.

Der Schutz, welchen Frankreich und Belgien sich gegenseitig gewähren, erstreckt sich nicht blos auf Druckschriften, sondern auch auf musikalische Compositionen, auf Werke der Malerei, der zeichnenden Kunst, der Bildhauerei, des Grabstichels und des Steindrucks, so wie auf alle andere Erzeugnisse der schönen Kunst. Die von den beiderseitigen Landesgesetzen geforderte Deponirung eines Exemplars von jedem Verlagswerke wird auch auf der Kanzlei der französischen Gesandtschaft in Brüssel und der belgischen in Paris geschehen können. Gleicherweise erstreckt sich die Rechtswohlthat des Schutzes auf die Darstellung dramatischer und auf die Ausführung musikalischer Werke, die in beiden Ländern nach Abschließung dieses Vertrages zum ersten Mal publizirt oder aufgeführt werden. Das Honorar der dramatischen Schriftsteller, wie der Komponisten, unterliegt der freien Vereinbarung der Betheiligten. Hat eine solche aber nicht stattgefunden, so darf die Forderung für ein Stück von vier bis fünf Akten in Paris oder Brüssel achtzehn Francs für jede Vorstellung nicht übersteigen. In allen anderen Städten von achtzigtausend Einwohnern und darüber hat man für dieselben Stücke nur funfzehn Francs zu zahlen; Städte unter achtzigtausend Einwohnern zahlen neun Francs. Dreiaktige Stücke haben in Paris oder Brüssel vierzehn, in anderen großen Städten zehn und in kleineren acht Francs, zweiaktige zehn, acht und sechs Francs und einaktige sechs, fünf und vier Francs für jede Vorstellung zu fordern. Auf Zeitungs- und Journal-Artikel findet der Vertrag nur insofern Anwendung, als die Quelle, aus welcher das nachdruckende Blatt geschöpft, angegeben sein muß. Auch hat jeder Verfasser eines Journal-Artikels das Recht, durch eine beigefügte Anmerkung den Abdruck seiner Arbeit zu verbieten, in welchem Falle dann jede Zuwiderhandlung als Nachdruck bestraft wird. Artikel, die lediglich eine politische Frage erörtern, sind von dieser Rechtswohlthat ausgeschlossen.

Kürze durch angehängtes h zu bezeichnen, besteht bei allen Vokalen, also auch pah = pä; fah = fä; fah = fö.

*) So hatte der Stammherr des Mandschu-Hauses bereits im Jahre 1616 das Regierungs-Prädikat Thian-ming (Himmels-Befehl) angenommen.

Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 23, und beim Expediteur Neumann, Markgrafenstr. Nr. 21), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 35. Berlin, Dienstag den 9. Mai 1854.

Rußland.

Die periodische Literatur in Rußland im Jahre 1854.*)

Im Jahre 1854 ist die periodische Literatur Rußlands durch zwei neue Journale bereichert worden, von welchen das eine von der kaiserlichen Gesellschaft von Naturforschern in Moskau, das andere von der kaiserlichen ökonomischen Gesellschaft in Kasan herausgegeben wird. Die erste dieser Zeitschriften tritt mit folgendem Programm auf: „Schon fast ein halbes Jahrhundert hindurch edirt die Moskauische Naturforscher-Gesellschaft ununterbrochen und regelmäßig zwei Reihen von Arbeiten: „Bulletin" und „Mémoires", durch welche sie der Wissenschaft die neuesten Untersuchungen ihrer Mitglieder in den verschiedenen Zweigen der Naturkunde zuträgt; in dem Bulletin werden verhältnißmäßig weniger umfangreiche Aufsätze abgedruckt, als in den Mémoires. Das erste erscheint jährlich in vier Heften in Oktav mit vielen Zeichnungen, die letzten dreijährlich einmal in einem großen Quartbande mit Tafeln. Jetzt unternimmt die Gesellschaft eine neue Arbeit und hofft, durch sie dem Gros der Leser Mittheilungen über naturwissenschaftliche Gegenstände vorzugsweise aus Rußland zu machen. Wenn man jetzt zur Ueberzeugung gelangt ist, daß es keine andere Quelle sicherer wissenschaftlicher Kenntnisse giebt, als die Erfahrung, so hält die Gesellschaft es für zeitgemäß, auf Erfahrung beruhende Mittheilungen zu liefern.

„Vom Jahre 1854 wurde also beschlossen, eine illustrirte Wochenschrift unter dem Namen: „Bote der Naturwissenschaften" (Вестникъ Естественныхъ наукъ) herauszugeben, deren Bestimmung von der der zwei älteren periodischen Schriften wesentlich verschieden ist. Das Bulletin und die Mémoires tragen der Wissenschaft die neuen Untersuchungen zu, wie nichtig und trocken sie auch für den Anfang erscheinen mögen; ihre Leser sind Leute, welche sich ausschließlich mit Naturwissenschaften beschäftigen; die Ausführung der Gedanken ist klar, bestimmt, wissenschaftlich anziehend, für die Mehrzahl der Laien aber kaum verständlich; daher genießen diese beiden Journale nur eines geringen Kreises von Lesern und erscheinen in fremden Sprachen, welche allerdings auch den russischen Naturhistorikern bekannt sind. Die einzige Bestimmung des „Boten" ist die, sich zu bemühen, dem Gros der Laien, welche für eine ernste Lektüre empfänglich sind, Mittheilungen zu machen, die aus den Einzel-Untersuchungen der Förderer der Wissenschaften sich ergeben. Indem der „Bote" es wünscht, einem großen Kreise von speziell nicht naturwissenschaftlich durchgebildeten Lesern gerecht zu sein, wird er allgemein interessirende Gegenstände aus allen Zweigen der Naturkunde hervorheben, er wird sowohl Mittheilungen aus der reinen Naturlehre aufnehmen, als vorzugsweise Fragen aus dem gewöhnlichen Leben beantworten. Das Bulletin und die Mémoires liefern neue Untersuchungen, der „Bote" wird das Interessante, Nützliche, Allgemeinverständliche aus dem geben, was die Wissenschaft sich schon vollständig angeeignet hat. Diesem Plane wird die Redaction des „Boten" bei der Auswahl, Bearbeitung und äußeren Ausstattung der aufzunehmenden Aufsätze folgen. Der Text wird wöchentlich einmal (Sonnabends) in einem Druckbogen in Groß-Quart in zwei Spalten, mit den nöthigen erklärenden Holzschnitten erscheinen und wird außerdem zu je zwei Nummern eine große, sorgfältig gearbeitete Zeichnung in Groß-Quart beigefügt werden."

Die kaiserliche ökonomische Gesellschaft in Kasan hegte den Wunsch, die Entwickelung der landwirthschaftlichen Industrie zu fördern, und kündigte ein Journal unter dem Titel: „Memoiren der kaiserlichen ökonomischen Gesellschaft in Kasan" (Записки Имп. Казанскаго экономическаго общества) an, mit folgendem Vorwort: „Das Ziel der Veröffentlichung ist: 1) fortwährend das Publikum mit den Ergebnissen ihrer Thätigkeit in Bekanntschaft zu erhalten; 2) die Entwickelung der lokalen, sowohl landwirthschaftlichen, als Fabrik-Industrie zu fördern, durch Besprechung dessen, was schon in der betreffenden Gegend Fuß gefaßt hat, indem die Leser auf die wesentlichen Mängel, auf neue Entdeckungen, auf die Mittel und die Möglichkeit der Verbesserung und die zu erhoffenden Vortheile derselben aufmerksam gemacht werden. Außerdem 3) wünscht die Gesellschaft die Wißbegierde der Leser zu befriedigen, sie beabsichtigt neue Entdeckungen in der Landwirthschaft und dem Fabrikwesen aus anderen Zeitschriften zu entlehnen; 4) gedenkt die Gesellschaft ihr Journal durch Mittheilung von statistischen Daten, von den Preis-Couranten der Erzeugnisse der Landwirthschaft und der Fabriken der resp. Gegend und durch Angabe der in das Depot der Gesellschaft gelangten Sämereien und Modelle nebst deren Preisen und Werth, noch populärer zu machen. Demnach wird jedes Heft der Memoiren aus folgenden Abtheilungen bestehen: a) Thätigkeit der Gesellschaft, enthaltend Berichte der Gesellschaft und ihre Sitzungs-Protokolle; b) Landwirthschaft in ihrem ganzen Umfange; c) Fabrikwesen; d) Gemeinnützige Notizen. Je nach Bedürfniß werden die Memoiren auch Abbildungen von Pflanzen und Thieren, von landwirthschaftlichem Geräthe, Maschinen, Instrumenten, Oefen, Pläne von Fabriken und landwirthschaftlichen Gebäuden liefern." Die Gesellschaft will ihre Memoiren jährlich in zwölf Monatsheften zu acht bis zwölf Druckbogen herausgeben. — Außerdem unternahm es die kaiserliche freie ökonomische Gesellschaft in St. Petersburg vom Jahre 1854 an wöchentlich ein landwirthschaftliches Blatt unter der Aufschrift: „Oekonomische Mittheilungen" in der Form von Beilagen zu ihren „Arbeiten" abdrucken zu lassen.

In Rußland erscheinen im Jahre 1854 überhaupt fünfundneunzig Zeitungen und sechsundsechzig Journale und periodische Blätter gelehrter Gesellschaften, von welchen in russischer Sprache siebenundsechzig Zeitungen, achtundvierzig Journale; in deutscher: funfzehn Zeitungen, zehn Journale; in französischer: zwei Zeitungen, sechs Journale; in englischer: drei Zeitungen; in polnischer: eine Zeitung; in italiänischer: eine Zeitung; in grusinischer: zwei Journale; in lettischer: zwei Zeitungen; zugleich in russischer und deutscher: drei Zeitungen, und zugleich in russischer und polnischer Sprache: eine Zeitung.

In St. Petersburg kommen überhaupt sechsundzwanzig Zeitungen und zweiundvierzig Journale heraus, von welchen sechzehn Zeitungen und sechsunddreißig Journale in russischer; fünf Zeitungen, ein Journal in deutscher; eine Zeitung, fünf Journale in französischer; drei Zeitungen in englischer; eine Zeitung in polnischer Sprache; Summa: achtundsechzig. A. Zeitungen, russische: 1) die Mittheilungen des Senats, mit einer Sammlung der Gesetze und Verordnungen der Regierung, zweimal wöchentlich; 2) die Bekanntmachungen des Senats zum Aufruf zur Anhörung von Urtheilen, zu öffentlichen Ausboten, zur Vorladung von Erben, zur Bekanntmachung von Fallissements u. s. w., zweimal wöchentlich; 3) die Bekanntmachungen des Senats über Absprechung und Zusprechung von Immobilien, zweimal wöchentlich; 4) die St. Petersburgischen Nachrichten (С. П. б. Вѣдомости), ein von der Akademie redigirtes politisches und literarisches Tagesblatt; 5) der russische Invalide, ein militairisches Tagesblatt; 6) die Handelszeitung, viermal wöchentlich; 7) Anzeiger der hauptsächlichsten Waaren, welche dem St. Petersburger Hafen zugeführt worden; 8) die landwirthschaftliche Zeitung, zweimal wöchentlich; 9) Wochenblatt für Fabrikwesen und Bergbau; 10) St. Petersburger Gouvernements-Zeitung, einmal wöchentlich; 11) Anzeiger der St. Petersburger Stadtpolizei, täglich; 12) die nordische Biene (Сѣверная Пчела), ein politisches und literarisches Tagesblatt (Redacteure: Th. Bulgarin und N. Gretsch); 13) das russische Kunstblatt, dreimal wöchentlich (Redacteur: Wassili Timm); 14) der Oekonom, zweimal wöchentlich; 15) der Vermittler, Wochenschrift für Gewerbe, Haushaltung und angewandte Wissenschaft; 16) der Gesundheitsfreund, einmal wöchentlich. Deutsche: 1) St. Petersburgische Zeitung, enthält Politik und ein literarisches Feuilleton, erscheint seit 1726 (Redacteur: Dr. Fr. Meyer), täglich; 2) St. Petersburger Handelszeitung, dreimal wöchentlich; 3) St. Petersburger Preis-Courant, ausgegeben vom Departement des auswärtigen Handels, zweimal wöchentlich während der Schifffahrt, einmal wöchentlich nach Beendigung derselben; 4) Verzeichniß der vorzüglichsten in St. Petersburg eingeführten Waaren: 5) Medizinische Zeitung Rußlands, seit 1843 (Redacteure: Dr. Hein

*) Nach dem russischen Journal des Ministeriums der Volksaufklärung, 1854, Januar-Heft.

Krebel und Thielmann), Wochenblatt. Französisch: Journal de St. Pétersbourg, täglich. Englisch: 1) List of the principal goods imported into St. Petersburg; 2) List of goods cleared for exportation at the St. Petersburg Customhouse; 3) St. Petersburg Price-Courant. Polnisch: Tygodnik Petersburgski, zweimal wöchentlich. — B. Journale, russische: 1) christliche Lese, herausgegeben von der St. Petersburger geistlichen Akademie, monatlich; 2) Journal des Ministeriums der Volks-Aufklärung, mit Beilagen, monatlich; 3) Journal des Ministeriums der inneren Angelegenheiten, monatlich; 4) Journal des Ministeriums der Reichs-Domainen, monatlich; 5) gelehrte Mittheilungen der ersten und dritten Abtheilung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, in zwanglosen Heften; 6) Mittheilungen der zweiten Abtheilung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, in zwanglosen Bogen; 7) Journal für Fabriken und Handel, monatlich herausgegeben vom Departement der Fabriken und des inneren Handels; 8) das militairische Journal, zweimonatlich herausgegeben von dem militairischen Gelehrten-Comité; 9) Journal der Ober-Verwaltung der Communicationsmittel und öffentlichen Bauten, zweimonatlich; 10) Berg-Journal, oder Sammlung von Nachrichten über Bergbau und Salzbetrieb, mit Hinzuziehung der neuen Entdeckungen in den bezüglichen Wissenschaften, monatlich; 11) Ingenieur-Journal, herausgegeben von der Ingenieur-Abtheilung des militairischen Gelehrten-Comité, in zwanglosen Heften; 12) Artillerie-Journal; 13) Mittheilungen des Gelehrten-Comité beim Generalstabe der Marine, in zwanglosen Heften; 14) Archiv für Seewesen (Морской Сборникъ), monatlich herausgegeben von dem Gelehrten-Comité der Marine; 15) Mittheilungen der kaiserlichen archäologischen Gesellschaft, zwanglos; 16) Mittheilungen der kaiserlich russischen geographischen Gesellschaft, zwanglos; 17) Journal für Militair-Medizin (Военно-Медицинскій Журналъ), herausgegeben vom Medizinal-Departement des Kriegs-Ministeriums, in Vierteljahrsheften; 18) Journal für Lektüre der Zöglinge in den Militair-Schulen, zweimal monatlich, heftweise; 19) Lektüre für Soldaten, zweimonatlich; 20) Arbeiten der kaiserlichen freien ökonomischen Gesellschaft, mit der Beilage: ökonomische Mittheilungen, monatlich, die Beilage aber wöchentlich; 21) Journal für Pferdezucht und Jagd, monatlich; 22) Journal gemeinnütziger Nachrichten, oder Bibliothek für Landbau, Industrie, ländliche Haushaltung, Wissenschaften, Künste, Gewerbe und alle Arten nützlicher Kenntnisse, monatlich; 23) der Baumeister auf dem Lande, monatlich, nebst einem Album von Plänen und Abbildungen; 24) Mittheilungen der Veterinär-Medizin, ein praktisches Journal für Veterinär-Aerzte, Kavalleristen, Pferdezüchter und Landwirthe, zweimonatlich; 25) Lesebibliothek (Библіотека для чтенія), Journal für schöne Literatur, Wissenschaften, Künste, Industrie, Neuigkeiten und Moden, monatlich; 26) der Zeitgenosse, ein literarisches Journal, monatlich; 27) vaterländische Mittheilungen (Отечественныя Записки), ein gelehrt-literarisches Journal, monatlich; 28) Pantheon, und dabei Repertoir des russischen Theaters, ein literarisch-artistisches Journal, monatlich; 29) das Sternchen, Journal für Kinder, den weiblichen Zöglingen Ihrer Kaiserl. Majestät gewidmet, monatlich; 30) die Strahlen, monatliches Journal für junge Mädchen; 31) Journal für Kinder, eine geistliche, moralische, historische, naturgeschichtliche und literarische Lese, Sr. Kaiserl. Hoh. dem Großfürst Nikolai Alexandrowitsch gewidmet; 32) das musikalische Rußland, monatlich; 33) der Nouvellist, ein musikalisches Journal, mit literarischen Beilagen, monatlich; 34) die Vase, ein Journal für Näherei und Stickerei, Toilette der Damen, Haushaltung auf dem Lande und in der Stadt, monatlich; 35) die Guirlande, ein Journal der neuesten Muster zum Nähen, Sticken, für Schnitte, und die neuesten Petersburger und Pariser Moden; 36) die Mode, desgl. Deutsch: Mittheilungen der freien ökonomischen Gesellschaft zu St. Petersburg, sechs Hefte jährlich (Redacteur: Dr. Johnson). Französisch: 1) Mémoires de l'Académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg, in zwanglosen Heften; 2) Bulletin de la classe physico-mathématique de l'Académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg, in zwanglosen Bogen; 3) Bulletin de la classe des sciences historiques, philologiques et politiques de l'Académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg, in zwanglosen Bogen; 4) Bulletin de la Société Impériale d'Archéologie de St. Pétersbourg, in zwanglosen Heften; 5) Revue étrangère de la littérature, des sciences et des arts, Choix d'articles des meilleurs ouvrages et recueils périodiques publiés en Europe, dreimal monatlich.

In Moskau werden herausgegeben vier Zeitungen und neun Journale, und zwar vier Zeitungen acht Journale russisch, ein Journal französisch, Summa dreizehn. A. Zeitungen, russische: 1) Moskowische Mittheilungen der Universität, dreimal wöchentlich; 2) Moskowische Gouvernements-Zeitung, einmal wöchentlich; 3) Mittheilungen der moskowischen Stadtpolizei, täglich; 4) Bote der Naturwissenschaften, herausgegeben von der kaiserlichen Moskowischen Gesellschaft von Naturforschern, einmal wöchentlich bogenweise. — B. Journale, russische: 1) die Werke der Kirchen-Väter in russischer Uebersetzung, mit Beilagen geistlichen Inhalts, herausgegeben von der geistlichen Akademie in Moskau, Vierteljahrshefte; 2) Anzeigen der kaiserlichen Moskowischen Gesellschaft für russische Geschichte und Alterthümer, zwanglos; 3) Der Moskowite (Москвитянинъ), ein wissenschaftlich-literarisches Journal, zweimal monatlich heftweise; 4) Journal für Landwirthschaft, monatlich herausgegeben von der kaiserlichen landwirthschaftlichen Gesellschaft; 5) Moskowisches medizinisches Journal, zweimonatlich; 6) Journal für Gartenbau, herausgegeben von der russischen Gesellschaft der Gartenfreunde, dabei landwirthschaftliches Blatt für Bauern, zweimonatlich; 7) Bote der Pariser Moden, monatlich; 8) Magazin für Moden und Handarbeit, desgleichen; französisch: Bulletin de la Société Impériale des Naturalistes de Moscou, in zwanglosen Vierteljahrsheften.

In Riga erscheinen vier Zeitungen und drei Journale, von welchen eine Zeitung zugleich deutsch und russisch, die übrigen deutsch: 1) Der Zuschauer, 1807 gegründet von Dr. Garlieb Merkel, einmal wöchentlich; 2) Rigasche Stadtblätter, einmal wöchentlich; 3) Rigasche Zeitung, gewiß das verbreitetste deutsche Blatt in Rußland, giebt politische Nachrichten und zweimal wöchentlich ein literarisches Extrablatt (Redacteur: Alt), täglich; 4) Die livländische Gouvernements-Zeitung, erscheint zugleich deutsch und russisch zweimal wöchentlich (Redacteure: Baron Hahn und Mag. Schütze); 5) Mittheilungen und Nachrichten für die evangelische Geistlichkeit Rußlands, heftweise herausgegeben vom Oberpastor Dr. Berkholz; 6) Korrespondenzblatt des naturforschenden Vereins zu Riga (Redacteure: Dr. Buhse und Mag. Gottfriedt), monatlich eine Nummer; 7) Mittheilungen aus dem Gebiete der Geschichte Liv-, Esth- und Kurlands, herausgegeben von der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der russischen Ostsee-Provinzen, in zwanglosen Heften.

In Odessa werden drei Zeitungen und zwei Journale verlegt, und zwar russisch: 1) der Odessaer Bote (Одесскій Вѣстникъ), wöchentlich zweimal; 2) Mittheilungen, monatlich herausgegeben von der landwirthschaftlichen Gesellschaft in Süd-Rußland; deutsch: Unterhaltungsblatt für deutsche Ansiedler im südlichen Rußland, monatlich ein Bogen (Redacteur: Sonderegger); französisch: Journal d'Odessa, zweimal wöchentlich; italiänisch: Porto-Franco d'Odessa.

In Tiflis werden zwei Zeitungen und zwei Journale gedruckt: russisch: 1) Der Kaukasus (Кавказъ), eine politische und literarische Zeitung, zweimal wöchentlich; 2) Der transkaukasische Bote, einmal wöchentlich; in grusinischer Sprache: 1) Literatur-Journal, einmal wöchentlich; 2) Die Morgenröthe, zwölf Hefte jährlich.

Mitau liefert drei Zeitungen und zwei Journale, von welchen eine Zeitung zugleich deutsch und russisch, eine Zeitung lettisch, die übrigen deutsch: 1) Neue Mitauer Zeitung, dreimal wöchentlich; 2) Kurländische Gouvernements-Zeitung, zugleich deutsch und russisch, zweimal wöchentlich (Redacteure: Perfehle und Oskar Ucke); 3) Latweeschu Awises, einmal wöchentlich; 4) Kurländische landwirthschaftliche Mittheilungen, in zwanglosen Heften; 5) Sendungen der kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst, zwanglos.

In Dorpat erblicken zwei Zeitungen und zwei Journale das Licht, in deutscher Sprache: 1) Dörptsche Zeitung, dreimal wöchentlich; 2) das Inland, Wochenschrift für Liv-, Esth- und Kurlands Geschichte, Geographie, Statistik und Literatur (Redacteur: Karl Reinthal); 3) Livländische Jahrbücher der Landwirthschaft, in zwanglosen Heften; 4) Verhandlungen der gelehrten esthnischen Gesellschaft, in zwanglosen Heften.

Kasan versendet eine Zeitung und zwei Journale in russischer Sprache: 1) Kasansche Gouvernements-Zeitung; 2) gelehrte Mittheilungen der kaiserlichen Universität zu Kasan, vier Hefte jährlich; 3) Memoiren der kaiserlichen Kasanschen ökonomischen Gesellschaft.

Aus Kiew kommen eine Zeitung und ein Journal in russischer Sprache: 1) die Kiewsche Gouvernements-Zeitung; 2) die Sonntags-Lektüre, wöchentlich herausgegeben von der geistlichen Akademie zu Kiew.

Wilna hat zwei Zeitungen, von welchen die eine russisch, die Gouvernements-Zeitung, die andere, Kuryer Wilenski, zugleich polnisch und russisch.

In Reval erscheinen 1) die Gouvernements-Zeitung, zugleich deutsch und russisch, einmal wöchentlich (Redacteur: D. M. Luther); 2) Archiv für die Geschichte Liv-, Esth- und Kurlands, herausgegeben von Dr. von Bunge und Dr. Pauker, in zwanglosen Heften.

Kronstadt giebt zwei Zeitungen deutsch: 1) Liste der importirten Waaren; 2) Schiffsliste.

Libau und Pernau haben je ein deutsches Wochenblatt. Lemsal endlich liefert eine lettische Zeitung, Widsemmes Latweeschu Awises.

Ferner erscheint in nachbenannten einundvierzig Gouvernements-Städten die betreffende Gouvernements-Zeitung in russischer Sprache: Archangel, Astrachan, Charkow, Cherson, Grodno, Jaroslawl, Jekatherinoslav, Kaluga, Kamenez-Podolsk, Kostroma, Kowno, Kursk, Minsk, Mohilew, Nijny-Nowgorod, Nowotscherkask, Nowgorod, Orel, Pensa, Perm, Petrosawodsk, Poltawa, Pskow, Räsan, Samara, Sara-

tow, Shitomir, Simbirsk, Simferopol, Smolensk, Stawropol, Tambow, Twer, Tula, Tschernigov, Ufa, Wjätka, Witepsk, Wologda und Woronesch.

Die periodischen Schriften, welche im Königreich Polen und im Großfürstenthum Finnland erscheinen, sind hier, wie man sieht, nicht angeführt. Die Bevölkerung Rußlands belief sich bei der Volkszählung im Jahre 1851 mit Ausschluß der in Polen (5,117,500) und Finnland (1,547,724) auf 58,505,374 Individuen (von welchen allein 2,474,154 vom Militairstande sind oder mit ihm in Konner stehen), es kömmt demnach auf mehr als 36,000 Menschen eine periodische Druckschrift.

Frankreich.

Beaumarchais' letzte Lebensjahre.
(1792—1799.)

(Fortsetzung.)

La Harpe sagt in einem im Dezember 1799, sechs Monate nach dem Tode Beaumarchais', an dessen Witwe gerichteten Brief:

„Ich wünsche, ich könnte ihm (nämlich Beaumarchais) das nicht wenig ehrenvolle Zeugniß geben, daß er zu den Männern von Talent gehört habe, welche nie die Religion angegriffen haben; ich möchte es ihm um so lieber geben, da ich es mir selbst leider nicht geben kann; aber ich sehe mich dieser Freude beraubt durch den unglücklichen Brief, welchen er etwa vierzehn Tage vor seinem so plötzlichen und so unerwarteten Tode geschrieben. Dieser Brief und die Umstände, unter denen er geschrieben wurde, haben mich betrübt, und ich traue Ihnen eine so gute Gesinnung zu, daß ich glaube: Sie haben den Brief nicht gebilligt. Ich bin wenigstens sicher, daß Sie es nicht schlecht finden werden, daß ich ihn nicht billige. Diese Verirrung, bei einem sonst so aufgeklärten Manne, ist eine Folge der revolutionairen Ansteckung; und ich habe nicht das Recht, über diese Art von Verirrungen streng zu urtheilen."

Damit unsere Leser keine falsche Vorstellung von Beaumarchais gewinnen, wenn sie hören, daß er einmal sich unziemend über Jesus Christus ausgelassen, mögen sie auch den folgenden Brief kennen lernen, den derselbe Beaumarchais fast um dieselbe Zeit an einen alten Sünder (Morande) geschrieben.

„Es gefällt mir nicht, daß Sie in Ihren philosophischen Betrachtungen die Auflösung des Körpers als die ausschließlich uns bestimmte Zukunft hinstellen. Dieser Körper ist nicht unser Ich; er muß zugrundegehen; aber der Schöpfer eines so schönen Gebildes würde ein seiner Macht unwürdiges Werk zu Stande gebracht haben, wenn er der großen Fähigkeit, der es vergönnt ist, sich bis zu seiner Erkenntniß emporzuschwingen, Nichts aufsparte. Mein Bruder, mein Freund, mein Gubin unterhält sich oft mit mir über diese ungewisse Zukunft, und unser Ergebniß ist immer: Lasset uns wenigstens verdienen, daß dieselbe gut sei; wenn sie uns zu Theil wird, haben wir eine gute Berechnung gemacht; wenn wir uns täuschen sollen mit dieser so tröstlichen Aussicht, so hat die Einkehr in uns selbst, indem wir uns durch ein vorwurfsfreies Leben darauf vorbereiten, etwas unendlich Beseligendes."

Auch muß man sich darüber freuen, wie der Verfasser der „Hochzeit des Figaro" den Vorwurf aufnimmt, welchen sein Freund Talleyrand, der damals Minister der auswärtigen Angelegenheiten war, ihm im Jahre 1798 macht, — den Vorwurf, daß er sich von Jedermann düpiren lasse.

„Ich lächelte", schreibt er, „vorgestern Abend über das prächtige Lob, welches Sie mir ertheilen, indem Sie mir bezeugen, daß ich mich von aller Welt düpiren lasse. Düpirt werden von allen denen, welche man zu Dank verpflichtet hat, — vom Scepter herab bis zum Schäferstab — heißt: sich opfern, und nicht: sich düpiren lassen. Hätte ich dadurch Alles, was undankbare Gemeinheit mir geraubt hat, mir bewahren können, ich würde nicht wünschen, ein einziges Mal mich anders benommen zu haben. Hören Sie mein Glaubensbekenntniß: Was ich verliere, berührt mich wenig; was den Ruhm und das Glück meines Vaterlandes angeht, ergreift mich in meinem tiefsten Innern. Wenn wir einen Fehler begehen, bin ich darüber böse, wie ein Kind, und ohne daß ich gut oder gebraucht zu Etwas bin, sinne ich jede Nacht darüber nach, wie die Thorheiten des vorhergegangenen Tages wieder gut zu machen sind. Das ist es, warum meine Freunde behaupten, ich sei ein Thor; ein Jeder, meint man, müsse in dieser Welt nur an sich allein denken. Wie lächerlich, von einem Vaterlande zu reden, wenn das wahr wäre in Bezug auf Alle! Aber ich bin von dem Gegentheil überzeugt und sehr überzeugt. Wann wollen Sie meine kleine Narren-Arbeit*) sehen? Sie werden nicht unzufrieden damit sein; Sie werden in Bezug auf die Vergangenheit, die Gegenwart, die Zukunft Brauchbares darin finden; ja, auch in Bezug auf die Zukunft, die eigentlich allein für uns da ist! Die beiden anderen sind verschwunden, während man von ihnen spricht. Gruß und unvergängliche Anhänglichkeit. Beaumarchais."

*) Es ist eine Denkschrift zu Gunsten des Friedens mit den Vereinigten Staaten gemeint; die diplomatischen Beziehungen Frankreichs zu dieser Republik waren gestört.

4. Beaumarchais' Tod. — Schlußbetrachtung.

Inmitten der verschiedenartigsten Sorgen und Beschäftigungen und trotz der verzweiflungsvollen Stunden, in welchen Beaumarchais seinen Glückszustand unwiderbringlich zugrundegerichtet sah, verließ ihn seine natürliche Heiterkeit niemals. Ein Lied, welches er kurz vor seinem Tode gedichtet, zeigt, daß die muthwillige Ausgelassenheit der Jugend ihm treu geblieben bis zur Todesstunde. In welchem Maße er sich bis zur Todesstunde für die Angelegenheiten seines Vaterlandes interessirt hat, trotzdem, daß er vor Exekutoren wenig Ruhe hatte, beweist eine Denkschrift, die er auf die Nachricht von dem am 28. April 1799 bei Rastadt durch österreichische Husaren an den französischen Gesandten verübten Morde abgefaßt hat. Die Denkschrift beginnt in folgender Weise:

„Beaumarchais an den Bürger Treilhard.

„Bürger Direktor! Wäre der Gang der politischen Ereignisse der gewöhnliche, so würde ich es für unbescheiden halten, Ihnen in der Absicht, auf Ihre Entschließungen einzuwirken, meine Meinung zu eröffnen; aber das unerhörte Verbrechen, das entsetzliche Ereigniß, welches der Telegraph uns meldet, ist von einer so großen Wichtigkeit, daß ich die Pflicht eines guten Bürgers, der Sie ehrt und Sie liebt, zu erfüllen glaube, indem ich Ihnen in einigen Zeilen sage, was ich darüber denke." Beaumarchais warnt vor Uebereilung und empfiehlt eine imponirende, ruhige, würdevolle Haltung.

„Wenn ich die Ehre hätte", sagt er, „einer der fünf ersten Beamten der Republik zu sein, würde ich dafür stimmen, daß man eine allgemeine Trauer anordnete über die Todeswunde, welche der Nation in den Personen ihrer Bevollmächtigten zu Rastadt beigebracht ist. Erlassen Sie eine Proclamation, in welcher Sie die fluchwürdige Frevelthat, welche gegen seine drei Gesandten verübt worden ist, als eine solche erscheinen lassen, welche Frankreich erfahren hat. Entweder ich kenne mein Vaterland schlecht, oder ich muß glauben, daß eine wirkliche Erhebung in Masse die Folge einer so feierlichen Haltung sein wird.

„Gruß, Hochachtung und Ergebung.

„15. Floréal im Jahre VII. Caron-Beaumarchais.
(5. Mai 1799)."

Dreizehn Tage nach Abfassung dieser Denkschrift wurde Beaumarchais am Morgen des 18. Mai 1799 todt in seinem Bette gefunden; er war siebenundsechzig Jahre und drei Monate alt. Den Abend vorher war er im Kreise seiner Familie und einiger Freunde noch sehr heiter gewesen. Beaumarchais hatte kurz vor seinem Tode zufällig mit einem Freunde sich über die Gifte unterhalten, die einen schmerzlosen Tod bewirken. Dieser Umstand veranlaßte das Gerücht, daß er sich durch Opium vergiftet habe. Das am Todestage ausgestellte Attest des Chirurgen Lasalle, demzufolge ein Schlagfluß dem Leben Beaumarchais' ein Ende gemacht hat, und der Bericht, welchen sein noch lebender Schwiegersohn, Herr Delarue, unter dem 7. Oktober 1849 dem Verfasser der uns vorliegenden Biographie Beaumarchais' über die näheren Umstände des Todes gegeben, beweisen zur Genüge die völlige Grundlosigkeit jenes Gerüchts. Beaumarchais hatte nicht aufgehört, gegen die ungerechte Entscheidung, welche ihn aus einem Gläubiger mit neunhunderttausend Francs zu einem Schuldner mit fünfhunderttausend Francs dem Staate gegenüber gemacht hatte, mit Aufbietung aller seiner Kräfte zu kämpfen. Zehn Tage vor seinem Tode drückt er in einem Briefe an Talleyrand die Hoffnung aus, daß es ihm noch gelingen werde, sich sein Recht in dieser Sache zu erkämpfen. Das ungeheure Vermögen, welches Beaumarchais erworben hatte, schien zur Zeit seines Todes gänzlich zugrundegerichtet zu sein; er vermachte seinen Erben viele Schulden und viele Prozesse. Jedoch nach Verlauf einiger Jahre hatten sich die Vermögens-Verhältnisse seiner Erben in Folge der guten Verwaltung wieder ziemlich günstig gestaltet. Nach einem Bericht, den Beaumarchais' Kassirer, Gubin, 1809 der hinterbliebenen Tochter abstattet, betrug das Vermögen noch beinahe eine Million.

Einige Tage nach dem Tode ihres Mannes schrieb Frau v. Beaumarchais Folgendes:

„Unser Verlust ist unersetzlich. Der fünfundzwanzig Jahre der Gefährte meines Lebens gewesen, ist verschwunden; er hinterläßt mir Nichts, als vergeblichen Gram, eine schreckliche Einsamkeit und Erinnerungen, welche Nichts auslöschen wird. . . . Er verzieh auf eine liebenswürdige Art und vergaß gern die Beleidigungen und Ungerechtigkeiten, die man ihm angethan hatte. Er war ein guter Vater, ein eifriger und nützlicher Freund, ein geborner Vertheidiger Aller, die man in ihrer Abwesenheit ihm gegenüber angriff. Erhaben über die unter den Schriftstellern so gewöhnlichen kleinlichen Eifersüchteleien, stand er ihnen mit seinem Rath bei, ermuthigte sie und diente ihnen auch mit seiner Börse. Mit den Augen der Philosophie kann man sein Ende nur als eine ihm widerfahrene Gunst ansehen; er hat sich diesem mühebeladenen Leben entzogen, und er hat sich ihm entzogen

ohne Kämpfe, ohne Schmerz, ohne die herzzerreißende Qual einer Trennung von denen, welche ihm theuer waren. Er ist ohne Bewußtsein aus dem Leben herausgetreten, wie er in dasselbe hineingetreten."

(Schluß folgt.)

England.

Zur Biographie Talfourd's.*)

Das plötzliche, man könnte fast sagen, tragische Ende Talfourd's hat in ganz England den tiefsten Eindruck hervorgebracht. Seine hohe richterliche Stellung, sein literarischer Ruf und die Achtung, die er im Publikum sowohl, als im engeren Kreise seiner Freunde genoß — Alles trug dazu bei, das Gefühl der Sympathie zu verstärken, welches eine so unerwartete Katastrophe einflößen mußte. In dem kurzen Nekrolog, den wir hier vorlegen, wollen wir uns jedoch vorzugsweise auf seinen schriftstellerischen Charakter beschränken. Die Nachwelt wird ohnehin größeren Antheil an dem Mann von Genie und dem ausgezeichneten Dichter nehmen, als an der hochgestellten Magistratsperson und dem glänzenden Redner, und in der Geschichte der englischen Literatur wird sein Name stets fortleben, während er auf der stürmischen Arena der Politik von kräftigeren und leidenschaftlicheren Streitern verdrängt wird.

Thomas Noon Talfourd wurde am 26. Januar 1795 zu Reading geboren. Er erhielt seine erste Erziehung in einer Dissenterschule zu Mill-Hill und vollendete sie in seinem Geburtsort unter der Leitung des bekannten Philologen Valpy. Er gab hier die ersten Proben seines dichterischen Talents und erhielt jene klassische Geschmacksrichtung, der er während seiner ganzen Laufbahn treu blieb. Zum Rechtsgelehrten bestimmt, trat er 1821 als Barrister auf und erlangte allmälig eine bedeutende Praxis, indem er sich zugleich durch seine Ausgabe von „Dickenson's Quarter Sessions" als tüchtiger Jurist bewährte. Im Jahre 1833 wurde er zum Serjeant ernannt — eine Würde, die den höheren richterlichen Aemtern vorherzugehen pflegt; zwei Jahre später aber erwählte ihn seine Geburtsstadt Reading zu ihrem Vertreter im Parlament. In dieser Zeit fällt die Erscheinung seines Trauerspiels „Ion", das jedoch zuerst nur als Manuskript gedruckt wurde. Im Jahre 1849 erfolgte seine Erhebung zum Richter am Court of Common Pleas, und auf diesem Posten war es, wo ihn der Tod am 20. März d. J. zu Stafford überraschte.

Außer dem bereits erwähnten „Ion" gab Talfourd noch die Trauerspiele „The Athenian Captive" und „Glencoe" und das Schauspiel „The Castilian" heraus; ein nachgelassenes Stück soll sich jetzt unter der Presse befinden. In Prosa schrieb er Biographieen von Charles Lamb und Mrs. Radcliffe, einen kritischen Versuch „über das griechische Drama" und „Vacation Rambles", in welchen er einige in den Zwischenräumen seiner amtlichen Thätigkeit unternommene Ausflüge nach dem Kontinent schilderte. Von seinen Reden hat er nur zwei veröffentlicht: die eine, über das literarische Eigenthumsrecht, wurde im Unterhause gehalten; die andere war eine Vertheidigung des Buchhändlers Moxon bei einem wegen der Herausgabe von Shelley's Gedichten eingeleiteten Prozeß. Sowohl im Parlament, als am Barreau zeichnete er sich durch eine schwungvolle Beredtsamkeit aus, die jedoch mitunter in Schwulst ausartete, wodurch er vielleicht den ihm nicht mit Unrecht vorgeworfenen Mangel an Energie zu verdecken strebte. Voll poetischen Gefühls und mit ungewöhnlicher Feinheit des Geschmacks begabt, fehlte es ihm doch an Kraft und umfassendem Geiste, wie man sich namentlich aus seinen „Vacation Rambles" überzeugen kann, in welchen oft die einfachste Naturscene oder ein triviales Reise-Abenteuer genügt, um seine Aufmerksamkeit von den Naturwundern der Alpen, des Lemansees und des Rheines abzuziehen.

Die Poesie war ihm ohne Zweifel nicht nur eine Erholung, sondern auch die einzige Beschäftigung der er sich mit wahrer Vorliebe hingab. Seine juristischen und politischen Studien gingen aus der Nothwendigkeit hervor, sich eine soziale Stellung zu schaffen; dem Dienst der Musen widmete er sich aus eigenem Antrieb. Man darf ihn mithin gerechterweise nur nach seinen Leistungen in einem Fache beurtheilen, für das ihn die Natur selbst bestimmt hatte. Sein Meisterwerk ist „*Ion*", welches bei seinem Erscheinen vom Publikum, wie von der Kritik mit gleichem Beifall begrüßt wurde. Auch diesem Stück fehlt es vielleicht an Leidenschaft und kräftigem Gefühl, und die Intrigue scheint für die Bühne nicht sehr geeignet; allein diese Mängel werden durch seine anderweitigen Vorzüge reichlich aufgewogen. Man findet in dem Gedichte Stellen, die zu den schönsten gehören, welche die englische Sprache aufzuweisen hat, und wenn man bedenkt, daß der Geist des Verfassers fast ununterbrochen von Berufsgeschäften in Anspruch genommen wurde, die dem Kultus der Poesie nicht nur ungünstig sind, sondern ihn geradezu auszuschließen scheinen, so kann man sein Erstaunen über diese seltene Vereinigung der höchsten Eigenschaften eines Dichters mit denen eines tiefsinnigen und praktischen Rechtsgelehrten nicht unterdrücken. Es wurde oft die Behauptung ausgesprochen, daß Talfourd sich größeren Ruhm erwerben konnte, wenn er, statt seine Thätigkeit zwischen zwei so entgegengesetzten Beschäftigungen, wie die Poesie und die Jurisprudenz, zu theilen, lieber einer von ihnen entsagt und sich ausschließlich an die andere gehalten hätte. Es dürfte jedoch zweifelhaft sein, ob das völlige Aufgeben aller literarischen Bestrebungen dem Richter zugutegekommen wäre, so wünschenswerth es auch für den Poeten sein mochte, sich der lästigen Berufspflichten entledigt zu sehen. Wie schon bemerkt, war Talfourd nicht mit jenem umfassenden, Alles beherrschenden Geiste ausgestattet, der ihn zur Uebernahme der ersten Rollen befähigt hätte, und sein Ruf als Literat, weit entfernt, seine Erfolge im öffentlichen Leben zu beeinträchtigen, trug eher dazu bei, sie zu befördern.

Ein Mann von liebenswürdigerem Charakter, von reinerer Herzensgüte, von wärmerer Humanität hat vielleicht nie existirt. Diese Eigenschaften zeigten sich sowohl in seinen Schriften, als in seinem persönlichen Benehmen und seinen amtlichen Verhältnissen. Niemand hat sich je einer allgemeineren Achtung erfreut und Niemand hat sie in vollerem Maße verdient. Merkwürdig genug, waren noch in seinen letzten Augenblicken die Charakterzüge, die ihn während seines ganzen Lebens bezeichneten, mit ungewöhnlicher Stärke hervorgetreten. Der alte Spruch von der herrschenden Leidenschaft, die sich in der Todesstunde mit erneuerter Macht offenbare, wurde hier in der schlagendsten Weise bestätigt. Gesund und rüstig war er im Gerichtssaal erschienen, hatte im Richterstuhl Platz genommen und verbreitete sich eben mit Wärme und Beredtsamkeit über die Pflichten gegen die Armen und Nothleidenden, die von den Reichen und Glücklichen allzu sehr vernachlässigt werden, als er plötzlich, wie von seinen Gefühlen überwältigt, zurücksank. Man eilte ihm zur Hülfe, fand ihn aber schon mit dem Tode ringend, und in wenigen Minuten hatte er aufgehört zu athmen.

*) Nach dem Critic.

Mannigfaltiges.

— Russische Literatur im Auslande. Zu den Flüchtlingen aller Nationen, welche auf dem freien Boden Englands ein Asyl finden, haben sich seit dem Jahre 1848 auch mehrere Russen gesellt: ein bedeutsames Zeichen, das den Beweis liefert, wie weit die Revolution schon gegen Osten vorgedrungen ist. Einige von ihnen haben in London eine russische Buchdruckerei angelegt, aus welcher, außer Proclamationen und Manifesten an die slavischen Völker, auch eine in literarischer Hinsicht bemerkenswerthe Schrift hervorgegangen ist: die „unterbrochenen Erzählungen" (Прерванные разсказы), von Iskander. Dieser pseudonyme Iskander ist Niemand anders als Alexander Herzen, einer der geistreichsten Novellisten Rußlands und vor dem Jahre 1848 ein Liebling der dortigen Lesewelt. Auf dem von Gogol betretenen Wege fortschreitend, legte er mit seltener Kühnheit und Energie die sozialen Gebrechen seines Vaterlandes blos und benutzte die Maske des Romans, wie Aesop und Pilpai die der Fabel, um Wahrheiten auszusprechen, die sich nicht unverhüllt zeigen durften. Die Februar-Revolution regte jedoch die etwas lässig gewordene russische Censur zu neuer Thätigkeit auf; es wurde ein außerordentliches Comité niedergesetzt, um die gefährlichen Tendenzen der neuen literarischen Schule zu überwachen; von mehreren in Zeitschriften erscheinenden Erzählungen Herzen's wurde die Fortsetzung untersagt und dem Verfasser selbst verboten, künftig überhaupt etwas drucken zu lassen. Wahrscheinlich hatte die Polizei noch fernere Maßregeln gegen ihn in petto; jedenfalls hielt Herzen es nicht für rathsam, sie abzuwarten, sondern begab sich schleunigst ins Ausland und ging erst nach Italien, dann aber nach England, von wo aus er nun die von der Censur unterdrückten Erzeugnisse seiner Muse in die Welt schickt. Sie bestehen aus drei Novellen, deren Interesse jedoch mehr in der Schilderung russischer Sitten und Zustände, als in dem ziemlich lose geschürzten Knoten der Intrigue liegt. „Man kann dem Verfasser", bemerkt ein französischer Kritiker, „ein ausgezeichnetes schriftstellerisches Talent nicht absprechen; als Vertreter des occidentalischen Geistes, vor Allem aber der deutschen Philosophie, im Schooße der russischen Literatur, verbindet er die Tiefe und Originalität der deutschen Dichter mit der Zartheit und dem innigen Gefühl, welches Gogol und seinen Nachfolger charakterisirt. Der einzige Vorwurf, den man ihm machen kann, und der sich übrigens mehr auf seine politischen Broschüren bezieht, ist eine gewisse Herbe und Rauheit in der Form, die unserer westlichen Kultur fremd ist und eher an die wilde Heftigkeit des Kosaken erinnert."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Brit. u. Comp., Jägerstr. Nr. 15, und beim Spediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 56. Berlin, Donnerstag den 11. Mai 1834.

China.

Eine französische Gesandtschaft in China.*)
(1844.)

Die chinesische Diplomatie besteht für Europa erst seit kurzem. Der Krieg Englands mit dem „Reiche der Mitte" hatte vorangehen müssen, bevor wir mit diesem in Berührung kamen. Vor dem gedachten Kriege und dem Friedensvertrag von Nanking, der ihm ein Ende machte, waren die westlichen Völker für die Beherrscher China's zinspflichtige Barbaren, die sich vor deren geheiligten Bildern niederwerfen mußten, nicht aber diplomatische Uebereinkünfte festsetzen durften. Man kannte nur den chinesischen Mandarin, nicht den Diplomaten. Der Donner der englischen Kanonen hat diese neue Erscheinung hervorgerufen. So lange das Privilegium der Ostindischen Compagnie dauerte, hatte sich diese oft genug über die Unverschämtheit der Mandarinen zu beklagen; allein die Rücksicht auf ihr Interesse hatte sie geduldig gemacht. Als aber der Handel mit Indien und China für frei erklärt worden, sah man die schon ohnehin große Zahl englischer Schiffe zu Canton in bedeutendem Umfange zunehmen: bei diesem Andrang mußten die Streitigkeiten an Zahl und Wichtigkeit wachsen. Um sie zu schlichten, bedurfte es eines Mannes von höherem Range, der als Bevollmächtigter nicht einer Handels-Gesellschaft, sondern einer Handels-Nation auftrat. Da zum ersten Mal nahmen die Handelsfragen zu Canton einen internationalen Charakter an. Die Würde einer europäischen Monarchie stieß hier auf den chinesischen Stolz. Dieser Stolz that, als bemerkte er es nicht, und wahrscheinlich bemerkte er es auch wirklich nicht; Langmuth und Zugeständnisse reizten ihn, anstatt ihn zu mildern: er ging bei den Behörden bis zu Beschimpfungen, bei dem Pöbel bis zu Gewaltthaten. Der Krieg wurde eine Nothwendigkeit und endete mit einem Vertrage, in welchem der Sohn des Himmels — etwas Unerhörtes in den Jahrbüchern des Reichs! — einen anderen Souverain als Seinesgleichen anerkennen und einräumen mußte, daß zwischen dem Reiche der Mitte und den Barbaren des Westens, statt der schwankenden Beziehungen einer dem kaiserlichen Wohlbelieben anheimgestellten Duldung, die Obliegenheiten eines internationalen Rechts bestehen.

Die Amerikaner, dieses unternehmende und industriöse Volk, dessen Schiffe überall, obgleich ihre Kolonieen nirgends sind, säumten nicht, in die von den Kugeln und der Diplomatie der Engländer geöffnete Bresche zu dringen: Mr. Cushing, jetzt Mitglied des Kabinets von Washington, kam als bevollmächtigter Minister nach Macao. Die französische Regierung konnte natürlich nicht zurückbleiben und betraute Herrn v. Lagrené mit der Sendung, Frankreich in diesem neuen Systeme den seinen Interessen und Traditionen angemessenen Platz zu sichern. Frankreichs Stellung als Seemacht, der Fortschritt seines Handels, die Aufgabe, der Frankreich niemals untreu geworden, die Entwickelung der westlichen Civilisation im Morgenlande zu fördern und zu schützen, gaben jener Mission keine geringe Bedeutung, und besseren Händen konnte sie nicht anvertraut werden: Herr v. Lagrené führte sie mit Eifer, Verstand und Erfolg aus.

Im Januar 1844 segelte ich, so erzählt der erste Legations-Secretair, Herr Le Vayer, in der unten genannten Schrift, am Bord der „Sirene" China zu, träumend von dem Gelben Fluß, von dem Lande der Blumen, der grünen Drachen, der lächelnden Mandarinen und der friedlichen Schriftgelehrten. Ich sah im Geiste unter diesen bekannten Zügen nur jene wunderliche Gesellschaft, in welcher Alles sich von dreitausend Jahren herschreibt, ohne zu ahnen, daß auch über die große Mauer eine Revolution hereinbrechen sollte, die den Thron erschüttern, mit dem Sohn des Himmels wie mit einer europäischen Regierung verfahren, die mit ihren langwallenden Locken den Unterthanen des Reiches der Mitte die eigenthümlichen Physiognomieen, wie sie seit drei Jahrhunderten unsere Porzellan-Tassen schmücken, nehmen und den geschornen Köpfen den Haarschnitt einer griechischen Statue oder eines Pariser Spießbürgers geben würde. Einige Monate später war ich in Macao; ich sah mit meinen Augen diese seltsamlichen Wesen, deren gemalte oder gemeißelte Bilder ich bis dahin für rein phantastische Erfindungen gehalten hatte. Ich sah Chinesen, wirkliche Chinesen, und das aus der höchsten Schicht; ich sprach mit ihnen, ich lebte mit ihnen in einer gewissen Vertraulichkeit; ich machte Diplomatie und sogar Poesie mit einem pfaugefiederten, rothbeknopften Diplomaten, der sich auf seine Dichtkunst was zugutethat. Jetzt, wenn ich die Berichte von den Aufständen, die jedes englische Packetboot mit der indischen Briefpost bringt, lese und mir jene merkwürdigen Unterhaltungen ins Gedächtniß zurückrufe, so sage ich mir: Vielleicht ist bald von dieser so klug organisirten Gesellschaft, von dieser wunderlichen Außenseite, die eine eben so alte wie überfeinerte Civilisation bedeckte, von dieser Verwaltungs-Centralisation, die ihr verwickeltes Netz über eine so zahlreiche Bevölkerung und über ein so ungeheures Gebiet spannte, von diesen überlieferten Regierungs- und Sitten-Maximen, die unter ganz eigenen Formen sich dennoch unmittelbar an die ersten Zeitalter des Menschengeschlechts knüpfen, von alledem keine Spur mehr. Alles wechselt in dieser Welt, und selbst China, das so lange diesem ewigen Gesetz getrotzt, sieht sich ihm endlich verfallen. Der Reisende, der jetzt nach Shanghai käme, würde in diesen Menschen mit langem Haar nicht mehr die früheren Chinesen hinter ihren lackirten Windschirmen erkennen. Ich kann denn der Versuchung nicht widerstehen, einige jener Züge aufzuzeichnen, die sich allmälig verwischen, um endlich völlig zu verschwinden. Die Hauptfigur in meiner Skizze bildet eine Persönlichkeit aus jener Schicht, die ich die gute Gesellschaft des Reiches der Mitte nennen möchte.

*) Une ambassade française en Chine, journal de voyage, par Théophile de Ferrière Le Vayer. Paris, 1854.

I.

Der Vicekönig von Canton, Ki-ying, war angewiesen worden, mit dem französischen Minister zu unterhandeln. Es war ein mit dem Kaiser nahe verwandter Tatar, der den englischen, so wie den amerikanischen Friedenstraktat negoziirt hatte. Er gehörte zu jenem Kern chinesischer Staatsmänner, die den Fremden geneigt sind, die in den letzten Jahren der Regierung Tao-kuang's die Geschäfte leiteten, aber von dessen Nachfolger des Dienstes entlassen wurden. Der alte Ki-ying wurde sogar degradirt und als überzähliger Mitarbeiter in ein Ministerium versetzt. Damals war er Gouverneur der Kuangs, kaiserlicher Bevollmächtigter, und zu seinen diplomatischen Functionen hatte man ihm den Schatzmeister Huang, den reichen Rothknopf Panse-tschen und den Akademiker Tsao als Gehülfen beigegeben. Huang war gewissermaßen sein erster Gesandtschafts-Secretair. In Macao sollten die Unterhandlungen vor sich gehen. Die Diplomaten des chinesischen Reiches kamen dort einen Monat nach uns an. Sie bezogen die Pagoden in der Umgebung der Stadt, und die Götter mußten einstweilen ihre Wohnung räumen. Zwei Tage darauf kam Ki-ying dem Herrn v. Lagrené zuvor und machte ihm den ersten Besuch.

Am 1. Oktober verkündeten die Kanonen der portugiesischen Wälle den Einzug des Vicekönigs in die Stadt, und bald defilirte sein Gefolge in unserer Straße. Da waren tatarische Reiter in ihren hohen Sätteln und auf ihren kleinen Pferden, Fußsoldaten mit Lanzen, Schriftgelehrte in ihren Amtsgewändern mit Sonnenschirmen, einige zu Fuß, andere in Sänften; da gab es eine Unzahl Fähnlein und Standarten, bunt bemalt mit Drachen und seltsamlichen Gestalten — endlich die große Sänfte Ki-ying's, an die sich Huang's, Pan-setschen's, Tsao's und eine Menge Anderer schlossen; dazu lärmten die Gongs, und die Pauken und Dudelsäcke, Flöten und andere landesübliche Instrumente machten eine mehr oder weniger mißtönende Musik.

Auch unsere Gesandtschaft hatte ihren vollen Glanz entwickelt. Unsere Marine-Garde in ihrer schönsten Uniform, Gewehr im Arm, machte Spalier im Vorsaal. Die Treppe war mit Blumen verziert; ein großes Bild Ki-ying's zu Fuß, das Tages zuvor von dem kaiserlichen Bevollmächtigten überschickt worden, war im Salon aufgestellt; auf dem Tische stand ein prachtvolles Theeservice von Sèvres-Porzellan. Der Admiral Cécille, die Offiziere seines Stabes, die zahlreichen Al-

taches der Gesandtschaft, der Konsul, Alle in Galla-Uniform, bildeten einen Kranz von Gold und Stickerei um den Minister, der den Chinesen eben so seltsam, wie uns ihre theatralische Kavalkade, erscheinen mochte.

Ich ging Ki-ying entgegen, den Herr v. Lagrené an der Saalthüre empfing. Der Vicekönig war ein Greis mit weißem Schnurrbart, einer wohlwollenden und ernsten Physiognomie; in seinem Gang prägte sich ein echt vornehmes Wesen aus. Merkwürdig, wie sich bei so fern von einander lebenden Völkern, so sehr verschieden in sittlichen Gewohnheiten und physischer Erscheinung, eine vollkommene Uebereinstimmung in gewissen Geberden und Manieren findet, die jenes Bewußtsein persönlicher Würde, das gemeiniglich der Adel des Charakters und die Höhe des Ranges einflößen, äußerlich darstellen. Ki-ying, in einen Pariser oder Londoner Salon eingeführt, erschiene beim ersten Anblick sehr häßlich; allein in seinen Manieren würde schwerlich etwas Fremdartiges auffallen, ja, man würde sofort in seinem Benehmen den großen Herrn erkennen.

Huang, Pan-se-tschen und Tsaó traten hinter dem kaiserlichen Bevollmächtigten ein und setzten sich neben ihn. Die anderen Mandarinen blieben ehrerbietig an der Thür, im Vorzimmer, auf der Treppe stehen. Das übrige Gefolge hatte sich auf der Straße gereiht. Die Stufen der Kirche, unserer Thür gegenüber, waren mit Soldaten und Volk bedeckt. Unter den Fenstern, wie im Innern des Hauses, bot sich den Blicken ein merkwürdiges, malerisches Schauspiel dar.

Huang, von dem mir Herr Webster, der Gesandtschafts-Secretair der Vereinigten Staaten, viel erzählt hatte, war ein geriebener Diplomat, und der Redner der Kommission, wie Ki-ying den großen Charakter und den Staatsmann darstellte. Er hatte mir Huang's Anmuth, Geist, einschmeichelnde Gewandtheit gerühmt und so meine Neugierde erregt. Ich beobachtete ihn nun mit großer Aufmerksamkeit. Er war von chinesischer Abkunft, jung, hatte eine angenehme Gesichtsbildung, einen klugen, lebhaften Blick, eine kleine, sorgsam gepflegte Hand, einen vollen, runden Arm, den er im Sprechen häufig auf eine kokette Weise aus seinem weiten Aermel zum Vorschein brachte. Sein Anzug war sehr gewählt: er trug ein seidenes Gewand, das unsere heikelsten Zierlinge beneidet haben würden. An dem Gurt, der mit einem Edelstein den Leib umschloß, hingen mehrere perlengestickte Scheiden, die eine zur Uhr, die andere zum Fächer, eine dritte zu dem elfenbeinernen Stäbchen. Er nahm oft das Wort, und zwar als ein Mann, der daran gewöhnt ist, seine wohlgesetzte Rede bewundert zu sehen. Das Bewegliche seiner Züge, die Lebhaftigkeit seiner Geberden stachen scharf ab von der ruhigen Haltung und dem freundlich-würdigen Ausdruck des Vicekönigs. Es war leicht zu merken, daß der alte Tatar kaiserliches Blut in seinen Adern spürte, während der junge Chinese den Gelehrten darstellte, der durch die Prüfungen zu den höchsten Staatswürden gelangt war. Huang sollte, wie man sagte, der nächste Nachfolger Ki-ying's sein. Er war Rothknopf, Oberschatzmeister der beiden Kuangs und bezog für diese Stelle ein ungeheures Gehalt.

Pan-se-tschen war einer der reichsten Unterthanen des chinesischen Kaisers. Sein Vater, von der Hong-Kaufmannschaft, deren Monopol durch den Traktat von Nanking abgeschafft worden war, hatte ihm ein sehr ansehnliches Vermögen hinterlassen. Er galt für prachtliebend und genußsüchtig. Er liebte die Europäer und hatte schon an den früheren Unterhandlungen Theil genommen. Obwohl Rothknopf, d. h. Mandarin der höchsten Klassen, stand er doch nicht im Rufe großer Gelehrsamkeit; es muß also auch in China, wie anderswo, Mittel geben, die Strenge der Examina zu umgehen. Uebrigens war er im Zoll- und Handelswesen sehr bewandert und hatte sich bei der Cantoner Bevölkerung, durch Reisvertheilung während einer Hungersnoth, die Strahlenkrone der Mildherzigkeit erworben. Er war noch jung, hatte einen wollusterschlafften, verschwommenen Blick, einen lächelnden Mund, schöne Zähne und eine ansehnliche Wohlbeleibtheit. (Forts. flgt.)

Frankreich.

Beaumarchais' letzte Lebensjahre. (1792—1799.)

(Schluß.)

Beaumarchais' Witwe, bis zu ihrem Tode sich die Anmuth und Frische ihres Geistes bewahrend, starb 1816. Die Tochter Beaumarchais', Frau Delarue, gilt dem Andenken Aller, die sie gekannt, als eine höchst liebenswürdige, talentvolle und gebildete Frau, die glänzend in der Gesellschaft und beglückend in der Familie gewesen. Ihr schriftlicher Ausdruck ist leicht, ungezwungen und gefällig und erinnert an den Vater. Im Jahre 1831 schreibt sie an eine Freundin (die Witwe des General Hoche):

„O, herrlich! Unsere Polen und ihre Siege! Drei entschiedene Siege! acht- bis zehntausend gefangene Russen! Die feindliche Armee auf wilder Flucht! Gebe Gott, daß von all diesen Wundern Nichts abzuziehen sei! Welch heldenmüthiges Volk! Sie wissen diese Neuigkeiten ohne Zweifel schon! — Ich habe sie gestern Abend vom Gen. M... in der Italiänischen Oper erfahren. Ich war entzückt, und m Entzücken trug sich dann auch auf Lablache und auf Frau Malib über. Figaro, Rosine waren bewundernswürdig, alle anderen R sehr gut besetzt. Die Lobredner dieser Vorstellung sagen, daß n nie eine Vorstellung mit so viel Frische, Fröhlichkeit, Uebereinst mung, mit so viel Lachen und Beifallklatschen gegeben worden ist.

Wir sind mit unseren Mittheilungen über Beaumarchais, s Leben, seine Schriften und seine Zeit zu Ende. Man wird uns gestehen, daß Beaumarchais unter den berühmten Männern des z zehnten Jahrhunderts einer von denjenigen ist, welche bisher eine s Berühmtheit angemessene Betrachtung noch nicht erfahren hatten. S Charakter ist oft aufs beleidigendste angegriffen und verleumdet word Er selbst versucht diese Thatsache zu erklären. In einem ungedruck Aufsatze sagt er:

„Von meiner thörichten Jugend an habe ich alle Instrumente gespielt, aber ich gehörte keinem Corps von Musikern an; die Leute der Kunst verabscheuten mich. Ich habe einige Erfindungen in der Mechanik gemacht; aber ich gehörte nicht zum Corps der Mechaniker, man sprach daher schlecht von mir. Ich machte Verse, Lieder; aber wer hätte mich für einen Dichter gehalten! Ich war der Sohn eines Uhrmachers. Nicht liebend das Lottospiel, habe ich Theaterstücke verfaßt; aber man sagte: Worein mischt er sich! Er ist kein Dichter, denn er macht ungeheure Geschäfte und läßt sich in zahllose Unternehmungen ein. Da sich Niemand fand, der mich vertheidigen wollte, ließ ich große Denkschriften drucken lassen, um Prozesse zu gewinnen, die gegen mich eingeleitet hatte und die man abscheulich nennen kann, man sagte: Ihr seht wohl, daß das nicht Auseinandersetzungen sind, wie unsere Advokaten sie machen. Er ist nicht langweilig zum Sterben. Wird man dulden, daß ein solcher Mensch ohne uns beweist, daß er Recht hat! Inde irae. Ich habe mit den Ministern über bedeutende Reformen, die unsere Finanzen nöthig hatten, verhandelt; aber man sagte: Worein mischt er sich! Dieser Mensch ist kein Finanzmann.

„Kämpfend gegen alle Mächte, habe ich durch die prächtigen Ausgaben von Voltaire's Werken — eine Unternehmung, welche als über die Kräfte eines Privatmannes übersteigend angesehen wurde — die französische Buchdruckerei gehoben; aber ich war weder Buchdrucker, noch Buchhändler; man hat mir alles mögliche Böse nachgeredet. Ich habe die Hämmer von drei oder vier Papiermühlen auf einmal in Bewegung gesetzt, ohne ein Fabrik-Unternehmer von Fach zu sein; ich habe die Fabrikanten und die Kaufleute zu Gegnern gehabt.

„Ich habe den Großhandel in allen Welttheilen betrieben, aber ich war nicht eigentlicher Negoziant. Ich habe vierzig Schiffe zugleich auf den Meeren gehabt; aber ich war nicht Schiffsrheder: man hat mich in allen Häfen angeschwärzt.

„Ein mir gehörendes Kriegsschiff von zweiundfunfzig Kanonen hatte die Ehre gehabt, mit den Kriegsschiffen Sr. Majestät bei der Einnahme von Granada mitzukämpfen. Trotz dem auf der Marine herrschenden Stolze hat man dem Capitain meines Schiffes das Kreuz verliehen, meinen anderen Soldaten militairische Ehrenzeichen; und ich, der man als ein Eindringling angesehen wurde, habe dabei den Gewinn gehabt, meine Flottille zu verlieren, welcher jenes Kriegsschiff zum Schutze diente.

„Und doch bin ich von allen Franzosen, wer sie seien, derjenige, der das Meiste gethan für die Freiheit Amerika's, die Mutter der unsrigen; ich habe zu ihren Gunsten den Plan entworfen und die Ausführung desselben wider den Willen Englands, Spaniens und sogar Frankreichs begonnen; aber ich war nicht in die Klasse der großen Geschäfts-Unternehmer eingereiht; ich war ein Fremder in den Bureaux der Minister: inde irae.

„Unsere Häuser geschmacklos und unsere Gärten poesielos finden, habe ich ein Haus gebaut, welches Berühmtheit erlangt hat; aber ich gehöre nicht zu den Künstlern von Fach: inde irae.

„Was war ich denn? Ich war nur ich selbst und bin es geblieben, frei auch in Fesseln, heiter in den größten Gefahren, Trotz bieten allen Stürmen, mit der einen Hand die Geschäfte, mit der anderen den Krieg führend, faul wie ein Esel und immer arbeitend, der Gegenstand für tausend Verleumdungen, aber glücklich in meinem Innern, Keinem den Hof machend und von Allen zurückgestoßen."

Was Beaumarchais hier sagt, enthält viel Wahres: aber die große Mannigfaltigkeit der Talente, Bestrebungen und Leistungen Beaumarchais' allein ist es doch nicht, was ihm so viele Feindschaften zugezogen. Vielmehr hat Beaumarchais fast beständig gegen einen gewissen Fehler seines Jahrhunderts zu kämpfen gehabt: sein Jahrhundert erkannte die Rechte des Geistes noch zu wenig an und nöthigte Geister wie Beaumarchais, denen vornehme Herkunft nicht zu Hülfe kam, ihre besten Kräfte in Kämpfen zur Geltendmachung ihrer Persönlichkeit zu verwenden; daß solche Kämpfe, zumal wenn sie glücklich und siegreich sind, Neid, Haß und Feindschaft aufrufen, ist natürlich. Es kommt noch hinzu, daß Beaumarchais den gewinnbringenden Erwerb auf das höchste liebte und als ein Ziel seines Lebens stets im Auge hatte

Die Hochachtung, welche man heutzutage vor einem Jeden hegt, der Geld zu verdienen verstanden hat, war der Zeit Beaumarchais' noch nicht eigen. Man war damals noch mißtrauisch gegen einen Jeden, der sich schnell zu Reichthum emporzuarbeiten verstand; kam zur Erwerbsgeschicklichkeit noch schriftstellerisches Talent hinzu, so war das Mißtrauen noch größer, und zeigte der Emporkömmling gar noch die Lust, eine Rolle in der Welt zu spielen, so war man vollends genöthigt, ihm in den Weg zu treten. Es war dies ohne Zweifel eine Ungerechtigkeit; der Grund dieser Ungerechtigkeit aber war das gewiß nicht zu tadelnde Gefühl, welches die Menschen damals mehr, als heutzutage, abhielt, die Bedeutung in der sittlichen Welt von der Größe des Besitzes abhängig zu machen.

Die niedrige Herkunft und die zugleich industrielle und literarische Laufbahn Beaumarchais' haben, im achtzehnten Jahrhundert, es demselben noch unmöglich gemacht, eine allgemein anerkannte hohe Stellung in der Welt zu gewinnen; als das Hinderniß durch die Revolution beseitigt war, war Beaumarchais schon zu alt, um in der neuen Welt noch Carrière machen zu können. Unser Jahrhundert, in welchem die Börsenspiele und überhaupt alle Arten von Speculationen, die auf den Ruin Anderer bauen, öffentlich von sehr hochgeachteten Personen betrieben werden, hat wahrlich kein Recht, Beaumarchais darum weniger hoch zu achten, weil er gern Geld verdient hat, zumal da zugestanden werden muß, daß er nie auf den Ruin eines Anderen spekulirt und daß er fast immer seine Unternehmungen an die großen Interessen seines Vaterlandes geknüpft hat. In seinem Privatleben bietet Beaumarchais nur schätzenswerthe und seltene Eigenschaften dar. Seine Güte erstreckte sich nicht blos auf die, welche ihm nahe standen. Gudin versichert, daß die nach seinem Tode vorgenommene Aufnahme des Inventariums eine Summe von mehr als neunhunderttausend Francs ergab, welche Beaumarchais, ohne alle Garantie für die Rückzahlung, an Hülfsbedürftige aus allen Ständen, an Handwerker, Künstler, Literaten, auch an vornehme Leute ausgeliehen hatte. Wichtig für die Beurtheilung Beaumarchais' ist es, daß alle die, welche ihn wüthend angegriffen haben, ihn wenig oder gar nicht gekannt, während alle die, welche in engerem Verkehr mit ihm gestanden, ihn leidenschaftlich geliebt haben. Die beiden sonst so verschiedenen Geister La Harpe und Arnault kommen in dem Ausdruck derselben Sympathieen für ihn überein, und in dem langen, vielbewegten Leben Baumarchais' treffen wir auf keinen einzigen Menschen, der, nachdem er sein vertrauter Freund geworden, später sein Feind geworden wäre. Seine hinterlassenen Papiere enthalten Zeugnisse von Freundschaftsverhältnissen, welche, in seiner Jugend, als er noch einfacher Uhrmacher oder Controleur des königlichen Hauses war, ihren Anfang nehmend, sein ganzes Leben hindurch nicht blos fortgedauert, sondern an Innigkeit und Herzlichkeit immer zugenommen haben. Seine Freunde sind nicht solche, die ihn brauchen, sondern unabhängige Männer, die ihn um seiner selbst willen lieben, die seine Fehler kennen und sich nicht scheuen, ihm dieselben zu sagen, die aber eben so seine vortrefflichen Eigenschaften kennen und mit einem immer neuen Vergnügen sich der unwiderstehlichen Anziehungskraft hingeben, welche seine Persönlichkeit ausübt. Einer unter diesen Freunden war ein gewisser d'Attilly, ein ausgezeichneter Offizier; mit diesem war Beaumarchais seit früher Jugend durch das Band der innigsten Freundschaft verbunden und blieb es ohne jede Unterbrechung bis in den Tod, obwohl ihre Charaktere und Ansichten sehr verschieden waren. Derselbe schreibt, nach dem Prozeß gegen Götzmann, an Beaumarchais:

„Ich spreche gern von Dir; ich lasse mich gern immer wieder darüber aus, daß der Neid in solchem Maße sich darauf versessen hat, Dich zu verschwärzen. Die Kenntniß Deines Innern, das Bild des Glücks Deiner Frauen, dessen Zeuge ich gewesen, so viele andere Einzelnheiten sind meiner Freundschaft theuer und werth. Ich treffe so oft auf Leute, welche sich für Deine Denkschriften sehr eingenommen zeigen. Es thut meinem Herzen so wohl, ihnen auch noch die gute Meinung über Dich beizubringen, welche diejenigen, die Dich vollständig kennen, über Dich haben müssen, und welche ich Dir vielleicht zuerst entziehen würde, wenn ich Dich nur halb kennen würde; denn bei dem Herzen eines Biedermannes hast Du immer den Ton eines Windbeutels gehabt."

Ein nicht minder ehrenvolles und zugleich ein rührendes Zeugniß dafür, daß Beaumarchais ein guter und edler Mensch gewesen sein muß, ist der folgende Brief, den ein alter Freund, der Generalpächter Labord, an ihn geschrieben:

„Ich habe Dir, mein guter Freund, den Plan zu einem Gebüsch versprochen, welches in Deinem reizenden Garten angelegt und zugleich ein der zärtlichsten Freundschaft gewidmetes Denkmal werden soll; ich schicke Dir den Plan, überzeugt, daß Du den letzten Wunsch gern erfüllen wirst einem alten Freunde, der es als das größte Glück ansieht, mit Dir noch zusammenzuwohnen, wenn er nicht mehr sein wird. Nicht um ein bloßes Scheingrabmal bitte ich Dich, sondern um ein wirkliches Grab für mich. Solltest Du den Ueberresten Deines Freundes verweigern, was Du zum Andenken an Dupaty gethan hast? Ich glaube: nein; ich werde Dein Elysium bewohnen, wenn ich aufgehört haben werde, zu sein. Die stumme Sprache dieses Denkmals wird Dir bisweilen einen Mann in Erinnerung bringen, der, seitdem er Dich kennen gelernt, Dich immer geliebt hat, und der, von Dankbarkeit erfüllt für all das Gute, womit die, welche Dir theuer sind, ihn überhäuft haben, als letzten Wunsch den ausspricht, für immer da zu ruhen, wo sie wohnen."

Eine Inschrift, die Beaumarchais auf das Halsband seiner kleinen Hündin hatte setzen lassen, ist so bezeichnend für Beaumarchais' liebevolle Gemüthlichkeit, daß wir sie unseren Lesern nicht vorenthalten wollen. Sie lautete:

„Ich bin Mamsell Follette; Beaumarchais gehört mir.
Wir wohnen auf dem Boulevard."

Die Fehler, welche man Beaumarchais hat vorwerfen können, haben ihren Grund weniger in seiner Person, als in seinem Zeitalter und in der Stellung, die er einzunehmen hatte. Man denke ihn sich in einer Welt, wo die Rechte des Talents vollkommen anerkannt sind, wo er nicht nöthig gehabt hätte, den Ungerechtigkeiten und widerwärtigen Hindernissen, die man ihm entgegenstellte, in einer Kühnheit, die mitunter sich bis zur Unverschämtheit forttreibt, das Gegengewicht zu geben, so wird man ihn in seinem wahren Charakter erblicken als einen unternehmenden, thätigen, muthvollen, grundguten, biederen und feinfühlenden Mann. In einer solchen Welt würde er mit seiner seltenen Tüchtigkeit bald eine hohe Stellung eingenommen und eine große Rolle gespielt haben. Nur einen Fehler würde er vielleicht zu seinen vortrefflichen Eigenschaften hinzuzufügen gehabt haben, einen Fehler, der ihm abging; wir meinen die in unseren Tagen so gewöhnliche Geschicklichkeit, die Würde heuchlerisch zu affektiren.

Einer der hervorragendsten und scharfsinnigsten Geister Englands, Thomas Carlyle, schreibt in Bezug auf die Biographie, aus der wir unseren Lesern jetzt auch den letzten Abschnitt seinem wesentlichen Inhalt nach mitgetheilt haben, an einen Mitarbeiter der Revue des deux Mondes, Herrn Emile Montégut, Folgendes:

„Diese Berichte haben mir über den Charakter des Verfassers der „Hochzeit des Figaro" Aufschlüsse gegeben, die ich bisher noch nirgends gefunden. Beaumarchais war hiernach eine schöne und tüchtige Mannesnatur und in seiner Art ein glänzendes Beispiel des französischen Geistes."

Belgien.

Ueberreste eines kannibalischen Festmahls in einer Felsenhöhle von Namur.

In der am 16. Dezember 1853 stattgefundenen Sitzung der königlichen Akademie von Belgien hat Herr Spring einen ausführlichen Bericht abgestattet über die in einer Felsenhöhle des Gebirges von Chauvaux, in der Provinz Namur, in einer Höhe von dreißig bis vierzig Mètres über dem Bett der Maas, aufgefundenen Menschenknochen. Nachdem Herr Spring aufs genaueste den Thatbestand, den er in der bezeichneten Felsenhöhle vorgefunden, beschrieben, stellt er das Ergebniß seiner Untersuchungen in Betreff des gemachten Fundes folgendermaßen dar:

„Die Schichten, welche über den aufgefundenen Knochen lagen, die anatomischen und ethnographischen Kennzeichen dieser Knochen, welche es nicht gestatteten, dieselben auf die Germanen oder die Celten zurückzuführen, und einigermaßen auch die Erklärung, welche bei Gelegenheit ähnlicher Auffindungen der verstorbene Doktor Schmerling und Herr Marcel de Serres abgegeben haben, hatten mich anfangs geneigt gemacht, der Ansicht beizutreten, nach welcher diese Knochen fossile Knochen wären und aus der Zeit vor der Sündfluth herrührten. Da mir jedoch immer noch einige Zweifel blieben, so benutzte ich jede Gelegenheit, über die Sache zur vollständigen Klarheit zu kommen. Ich habe die Knochenstücke, die ich gesammelt hatte, mehreren Paläontologen und Anatomen von anerkannter Autorität gezeigt und in den verschiedenen Museen Europa's, die ich besucht, mir ganz besonders angelegen sein lassen, die ältesten Schädel, die steinernen Beile und überhaupt Alles, was sich auf die alte celtische und druidische Zeit und auf die der Einwanderung der Celten vorhergehenden Zeiten bezieht, gründlich zu erforschen. Ich blieb noch immer unentschieden, ob die Knochen von Chauvaux einer vorgeschichtlichen Zeit angehörten oder nicht, mit anderen Worten: ob ich es mit einem Gegenstande der Paläontologie oder mit einem Gegenstande der Archäologie zu thun hätte.

„Obwohl ich mich entschieden zur Partei derjenigen bekenne, welche glauben, daß in den Diluvial-Schichten fossile Ueberreste von Menschen vorkommen, muß ich erklären, daß, nach meiner Ueberzeugung, die Knochen von Chauvaux einer nachsündfluthlichen Zeit angehören.

„Diese Ueberzeugung hat sich mir, nachdem ich Jahre lang unentschieden gewesen, in Folge der neuen Untersuchung, die ich im vorigen

Monate an Ort und Stelle vorgenommen, aufgedrängt. Ich habe gefunden, was mir bei der ersten Untersuchung entgangen war, daß dieselbe Schichte auch Asche und Ueberreste von vegetabilischer Kohle, wie auch kleine Stücke von Ziegelstein oder kalzinirtem Thon enthielt. Ich stelle jetzt folgende zwei Thatsachen als ausgemacht hin: 1) die Menschenknochen von Chauvaux gehören einer nachsündfluthlichen Zeit an; 2) sie rühren aus einer Zeit her, welche der Zeit der Celten vorhergegangen.

„Um die Frage, welcher Periode sie angehören, beantworten zu können, muß ich erst in Kürze darlegen, was die Wissenschaften der Archäologie und der Anatomie in Betreff der Ureinwohner Europa's festgestellt haben.

„Die celtische Nation gehörte der indo-europäischen Raçe an, zu der auch die Griechen und Teutonen gehörten. Die Erscheinung der Celten in Europa ist ein fast geschichtliches Ereigniß. Linguistische Forschungen haben ergeben, daß die Celten von der Krimm und von Klein-Asien aus sich über die zu beiden Seiten der Donau gelegenen Länder und weiter einerseits bis nach Spanien, andererseits bis nach Dänemark ausgebreitet haben.

„Zur Zeit der Ankunft der Celten muß Europa sich in einem Zustande befunden haben — demjenigen ähnlich, in welchem die Europäer Amerika angetroffen, als sie zum ersten Mal hinkamen. Unermeßliche Wälder und Sümpfe bedeckten die Länder; nur die mehr zugänglichen Gegenden, die Ufer des Meeres und der Flüsse waren bewohnt von wilden Volksstämmen, die von Jagd und Fischerei lebten und den Gebrauch der Metalle noch nicht kannten. Diese wilden Stämme kann man die Ureinwohner von Europa nennen.

„Die Ethnographen und Alterthumsforscher Skandinaviens haben sich über eine Eintheilung der alten Denkmäler und Völker geeinigt, welche auch in Deutschland und England allgemein angenommen zu sein scheint. Sie unterscheiden nach der Natur der Ueberreste, die man aufgefunden hat, drei Perioden: das steinerne Zeitalter, das bronzene Zeitalter und das eiserne Zeitalter.

„Das erste ist das der Ureinwohner, das zweite das der Celten, das dritte das der Germanen und der Römer.

„Das erste dieser Zeitalter hat nur Geräthe von Knochen und von Stein gehabt: Messer, Beile, Pfeilspitzen, Harpunen; metallene Gegenstände kommen nicht vor; es gehören in dieses Zeitalter auch die meisten Denkmäler, die man irrthümlicherweise bisher celtisch oder druidisch genannt, wie z. B. die „Dolmens", die „Menhirs", die Druiden-Altäre in Frankreich, die „Cromlechs" in England, die „Hünen-Gräber" in Deutschland, die „Jette-Stuer" oder „Half-kors-Gräber" (Riesenkammern oder Halbkreuz-Gräber) in Dänemark und im südlichen Schweden.

„Wenn man sich die Ureinwohner Europa's nach den Spuren, welche sich von ihnen vorfinden, vergegenwärtigt, so staunt man über die vollständige Gleichheit der Sitten, welche sie überall gehabt, vom Ural bis zum Tajo, von Island und Grönland bis Sicilien. Sie waren überall wilde Nomaden, bedeckt mit Thierhäuten, Jagd machend auf den Auerochs und das Elennthier, Töne von sich gebend, welche mehr dem Geschrei der wilden Thiere, als der menschlichen Stimme glichen, eine Zuflucht suchend in den Höhlen und Spalten der Felsen, aus denen sie zur Nachtzeit hervorkamen, um sich blutgierigen Beschäftigungen hinzugeben.

„Es scheint mir angenommen werden zu müssen, daß die Menschenknochen von Chauvaux der Urbevölkerung angehören, den „Fir-Bolgs", dem steinernen Zeitalter.

„Aber wie haben diese Knochen sich erhalten können? Wie ist es gekommen, daß sie zerstückelt, mit Knochen von Thieren untermischt, in einer Felsenspalte liegen? Wie soll man sich die Unordnung erklären, in der sie hier liegen, und den Umstand, daß man aus den zahlreichen Knochenresten kein einziges einigermaßen vollständiges Skelett zusammenzusetzen im Stande ist? Wie soll man die mitten unter den Knochen vorkommenden Ueberreste von Holzkohlen und Ziegelsteinen erklären?

„Ich spreche ohne Umschweife das Ergebniß aus, zu dem meine Untersuchungen mich geführt; ich sage, daß die Knochen von Chauvaux die Reste eines Festmahls von Kannibalen sind.

„Alle Ureinwohner von Europa und besonders die „Fir-Bolgs" zeigen sich uns als Menschenfresser, und in manchen Gegenden hat sich die abscheuliche Gewohnheit, Menschenfleisch zu essen, bis zur Zeit der Einführung des Christenthums erhalten. Von den alten Irländern erzählt der Geograph Strabo, daß sie noch zu seiner Zeit gierige Menschenfleischfresser waren und daß sie es sogar als eine löbliche Handlung ansahen, die Leiber ihrer Verwandten zu verzehren. Diodor bestätigt diese Behauptung in Bezug auf die Irländer, und der heilige Hieronymus versichert, er selbst habe während seines Aufenthalts in Gallien mit eigenen Augen gesehen, daß man in gewissen Gegenden hier noch Menschenfleisch gegessen.

„Wie die Indianer Amerika's, scheinen die Urbewohner Europa's das Menschenfleisch für Festmähler aufgespart zu haben; wie jene, scheinen sie bei denselben Mählern auch anderes Fleisch, auch Austern und verschiedene Arten von Schnecken gegessen zu haben; wie jene, scheinen sie auch einen ganz besonderen Geschmack an dem Mark der Knochen gefunden zu haben, welche sie mit ihren Messern von Stein spalteten oder zerbrachen, um das Mark herauszunehmen. In Dänemark und im südlichen Schweden findet man große Haufen Schalen von Austern und anderen Schalthieren und in denselben Messer von Knochen oder Stein und auch Knochen von Rindern, Hirschen und wilden Schweinen — fast immer aufgespalten — (offenbar zu dem Zweck, das Mark herauszunehmen). Es ist allgemein bekannt, daß solche Haufen von Muschelschalen und Knochen in Amerika nicht selten gefunden werden; die Reisenden erzählen uns, daß bei den Festmählern der Indianer in Brasilien und auf St. Domingo die langen Knochen den Anführern überlassen werden, welche sie zerbrechen, um das Mark herauszuziehen."

„In der Höhle von Chauvaux kommen alle Markknochen zerbrochen vor, während diejenigen Knochen, welche kein Mark enthalten, ganz sind. Die aufgefundenen Menschenknochen sind Knochen von Frauen, Jünglingen und Kindern; kein einziger der aufgefundenen Knochen ist der Art, daß man annehmen kann, er habe dem Körper eines Greises oder eines Mannes im reifen Alter angehört. Die Thierknochen gehören alle solchen Thiergattungen an, deren Fleisch man heutzutage noch ißt, nämlich: Rindern, Schafen, Schweinen, Hirschen, Ziegen, Hasen u. s. w. Die Muschelschalen fehlen; dies erklärt sich sehr natürlich aus dem Umstande, daß das Festmahl, dessen Ueberreste uns vorliegen, im Innern des Landes, wo man keine Schalthiere gehabt, gehalten worden ist. Das Fehlen der Rinderhörner und der Hirschgeweihe erklärt sich vielleicht aus der Gewohnheit dieser wilden Völkerstämme, sich mit der Haut dieser Thiere zu kleiden und die Schädel als Kopfschmuck zu gebrauchen; möglich ist auch, daß man aus den Hörnern der Auerochsen und aus den Geweihen der Hirsche diese oder jene Geräthschaften und Werkzeuge verfertigte. Die Anwesenheit von Holzkohle, von Asche, von gebranntem Thon kann nicht befremden; man darf nämlich nicht in Abrede stellen, daß die Fir-Bolgs oder ihre Zeitgenossen, wenn sie auch Menschenfresser waren, ihre Opfer doch erst am Feuer zubereiteten, bevor sie dieselben verzehrten.

„Es ist anzunehmen, daß unsere Erklärung sich auch auf andere Lager von Knochen wird anwenden lassen, besonders auf diejenigen, die in den Pyrenäen, in England und in Irland aufgefunden worden sind. Die Untersuchung aller ähnlichen Knochenlager im mittleren und westlichen Europa und die Vergleichung derselben mit denen Skandinaviens würde dazu beitragen, etwas Licht in die dunklen Regionen zu bringen, aus denen die Geschichte der Völker Europa's hervorgegangen."

Mannigfaltiges.

— Warum schreibt man Mustapha und nicht Mustafa? Ja — diesen Grund möchten wir eben wissen. Der Name ist, wie die meisten Eigennamen von Muhammedanern, arabisch (er bedeutet Auserwählter), und das F der Araber ist das unsrige. Außerdem fällt es Niemand ein, Phatima zu schreiben, statt Fatima, oder Rediph (denn auch dieses Wort ist arabisch), statt Redif, u. s. w. Mit der Verbesserung orthographischer Fehler und Inkonsequenzen ist zwar keine Verwickelung unserer Gegenwart ihrer Lösung näher gebracht; allein wir wollten auch so etwas nicht versuchen, nur einen neuen Beleg dazu liefern, wie ein Hans Ballhorn sich Autorität über Tausende erschleichen kann.

— Warum Czaar oder Czar statt Zar? Der Anfangsbuchstabe, womit dieses russische Wort geschrieben wird, entspricht genau unserem Z. Wenn die Polen Car schreiben, so verfahren sie in ihrer Art ganz richtig, da c vor a (wie in den meisten Fällen) bei ihnen ein deutsches Z vertritt. Eine ältere polnische Schreibung Czar ist längst als fehlerhaft bezeichnet, weil sie die Aussprache Tschar giebt. Das Wort gehört vorzugsweise den Russen, ist aber ohne Zweifel gar nicht slavisch, sondern Verderbung des lateinischen Caesar, also mit unserem Kaiser von gleicher Abkunft. Wem dies nicht einleuchten will, dem führen wir zu Gemüthe, daß Caesar im Namen der Stadt Zaragoza (Saragossa), welcher notorisch aus Caesar-Augusta entstanden, fast eben so wie im Russischen sich gestaltet hat; ich sage: fast eben so, weil das spanische Z kein deutsches Z ist, sondern in einigen Provinzen wie S, in anderen wie ein englisches Th lautet — dies ist aber hier Nebensache. Wenn die Türken Tschar schreiben und sprechen, so liegt dies daran, daß weder ihre Schrift, noch ihre Sprache ein Z (Tz) besitzt.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande versendet und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Spediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 57. Berlin, Sonnabend den 13. Mai 1854.

Süd-Amerika.

Ein Schreiben Bonpland's.

Der greise Bonpland, der Freund und Reisegefährte Alexander von Humboldt's, hat wieder ein Lebenszeichen von sich gegeben. Schon in einem früheren Jahrgang des „Magazins" (1851, Nr. 22) theilten wir eine Notiz mit, worin zwar die Gerüchte über die gänzliche „Verbauerung" dieses verdienten Naturforschers widerlegt, aber zugleich die Besorgniß ausgesprochen wurde, daß seine werthvollen Sammlungen für die Wissenschaft verloren gehen würden, da er fest entschlossen sei, nie wieder nach Europa zurückzukehren. Aus einem in einer neulichen Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften vorgelesenen Schreiben Bonpland's erhellt jedoch, daß diese Annahme keineswegs gegründet ist, sondern daß er im Gegentheil Nichts sehnlicher wünscht, als die letzten Tage seines vielbewegten Lebens in seinem Vaterlande zuzubringen. Das Schreiben ist an den Akademiker Delessert, als Antwort auf eine Mittheilung des Letzteren, gerichtet und lautet, wie folgt:

„Montevideo, 26. Dezember 1853.

„In den letzten Tagen des Jahres 1852 habe ich in San Borja Ihre geehrte Zuschrift vom 7. April erhalten. Zuvörderst danke ich Ihnen für die der Akademie der Wissenschaften über mich gemachten Mittheilungen sowohl, als für das mir im Namen derselben Gesagte, und bitte Sie, ihr zu erkennen zu geben, wie sehr ich das mir bewahrte Andenken hochachte. Ich werde mich glücklich schätzen, wenn ich stets das Wohlwollen und die Theilnahme dieses berühmten Vereins, dem ich bald vierzig Jahre anzugehören die Ehre habe, zu verdienen im Stande bin.

„Erst am 1. Juni 1853 habe ich von San Borja aus meine Reise antreten können. Mein Plan war, Corrientes, Santa-Fé, den Rosario zu besuchen und auf dem Paranaflusse hierher zu schiffen, da ich mir von diesem langen Umweg eine Vermehrung meiner Sammlungen und einigen Nutzen für die Naturwissenschaften mit Sicherheit versprach.

„Die in der Provinz Corrientes von neuem ausgebrochenen Unruhen verhinderten jedoch die Ausführung dieses Planes, und ich war genöthigt, nach meiner am westlichen Ufer des Uruguay gelegenen Farm Santa-Anna zurückzukehren. Das mir dort gehörige Grundstück hat fünf Lieues Flächen-Inhalt, mit vortrefflichen Weideplätzen, wird vom Uruguay bewässert und von Bächen durchschnitten, so wie durch drei fischreiche Seen verschönert. Ich thue hier mein Möglichstes, die bedeutenden Verluste, welche ich an Pferden, Kühen, Maulthieren und Hammeln erlitten habe, zu ersetzen. Ich habe so viel von dem Boden angebaut, als die zu meiner Disposition stehenden Arme mir gestatteten, vorzüglich werden Mais, verschiedene Abarten von Iatropha manihot, von Convolvulus batatas, von Arachis hypogea und Kartoffeln gezogen, doch habe ich auch Pfirsiche, Orangen und Wein gepflanzt.

„Wenn sich die Möglichkeit darböte, meine beiden am Uruguay liegenden Grundstücke zu verkaufen, so würde es ohne Verzug geschehen. Ich ginge alsdann nach Paris, um die Akademie der Wissenschaften, so wie die wenigen meiner noch lebenden Freunde wiederzusehen, um meine Beobachtungen zu veröffentlichen und in Ruhe das Ende meines Lebens zu erwarten.

„Von Agrikultur-Arbeiten ganz in Anspruch genommen, hoffe ich, nach meiner in Kurzem stattfindenden Rückkehr nach San Borja mich mit dem Vereinigen und möglichst genauen Ordnen meiner Sammlungen zu beschäftigen. Gern möchte ich sie selbst nach Paris bringen und sie dem Gouvernement für das naturhistorische Museum anbieten, um sie dort mit den Sammlungen aus den Aequator-Regionen verbunden zu sehen, welche ich in Gesellschaft des berühmtesten und gelehrtesten der Reisenden, meines guten und vortrefflichen Freundes, Herrn Alexander von Humboldt, ausgeführt habe.

„Wenn ich mit dem Zusammenstellen und Ordnen meiner Sammlungen fertig bin, so werde ich wohl mein zweiundachtzigstes Jahr hinter mir haben, und falls ich nicht im Stande sein sollte, mich nach Frankreich zu begeben, so ist es mein ausdrücklicher Wunsch, daß meine Sammlungen dorthin geschafft werden.

„Nun will ich Ihnen von zwei Pflanzengattungen, über die ich zahlreiche Notizen gemacht habe, berichten. Obschon ich glaube, daß diese beiden Pflanzen in Europa nicht genau bekannt sind, so wage ich doch nicht, Etwas darüber zu veröffentlichen, ohne Kenntniß von den Arbeiten der Naturforscher, welche diese reichen Gegenden bereist haben. Es sind die gemeiniglich unter dem Namen Wassermais und Paraguaythee (Yerba) oder Paraguaykraut bekannten Pflanzen.

„Gegen Ende des Jahres 1820 hatte ich das Glück, zum ersten Mal in Corrientes den Wassermais zu beobachten. Indessen sah ich damals nur frisch befruchtete Fruchtknoten und vermuthete, daß diese Pflanze zur Gattung Nelumbium gehören mag. Ich sandte eine Beschreibung derselben an Herrn von Mirbel. Wenige Wochen später ließ mich der allzu sehr bekannte Francia in Corrientes verhaften und nach Paraguay bringen, woselbst ich neun lange Jahre hindurch gefangen gehalten und an jeder Communication sowohl mit dem Innern des Landes, als mit der Außenwelt verhindert ward! Nachdem ich Paraguay verlassen hatte, schrieb ich an Herrn von Mirbel, der mich um Uebersendung sämmtlicher in Weingeist aufbewahrten Frucht-Entwickelungstheile des Wassermais bat. Ich beeilte mich, seinen Wunsch zu erfüllen, verließ San Borja und begab mich nach Corrientes, dem einzigen Ort, an welchem das Vorhandensein des Wassermais mir damals bekannt war, und durch Vermittelung des Herrn Aimé Roger, der interimistisch das französische Konsulat in Buenos-Ayres verwaltete, schickte ich Herrn von Mirbel außer den verlangten noch viele andere Gegenstände, die ich mir sorgfältig notirt habe, nämlich sämmtliche gut getrocknete Theile dieser Pflanze, so wie Zeichnungen der Blumen und Früchte in natürlicher Größe.

„Im Jahre 1820 hatte ich nur unentwickelte Fruchtknoten gesehen, aber nach meiner Entfernung aus Paraguay gelang es mir, im Chaco Früchte im Zustande der vollständigen Reife zu untersuchen. Hierdurch erlangte ich die Gewißheit, daß der Wassermais nicht zur Gattung Nelumbium gehört, sondern eine neue, mit Nelumbium und Nymphaea nahe verwandte Gattung bildet. Seit der erwähnten Sendung bis zum Jahre 1849 war es mir nicht gelungen, Etwas von dieser nützlichen, von mir so sorgfältig gesammelten und beschriebenen Pflanze zu Gesicht zu bekommen; betrübende Nachrichten über Herrn v. Mirbel erklärten mir dessen Stillschweigen. Im Jahre 1850 erfuhr ich, daß der Wassermais auch in Guyana gefunden worden sei, und daß man daraus eine neue, der erlauchten Königin von England gewidmete Gattung gemacht habe (Victoria regia). Die einzige mir zugekommene Beschreibung dieses Mais aus Guyana war unvollständig, da ihr Verfasser die Früchte zu schildern unterlassen hat.

„Was das geographische Vaterland des Wassermais — seitdem von Herrn v. Orbigny unter dem Namen Victoria cruziana beschrieben — anbetrifft, so ist es augenscheinlich, daß diese Pflanze sich an verschiedenen Orten findet. Er wächst im Chaco, wo er größere und kleinere Teiche bedeckt, und wird in Paraguay bei Corrientes und Goya, in der Nähe des Paranaflusses angetroffen; vor ganz kurzem habe ich mich auch von seinem Vorhandensein im Miriñanflusse, der sein Wasser zum Theil aus dem Iberasee erhält und in den Uruguay mündet, überzeugt.

„Ich bin jetzt im Begriff, mir eine dreizähnige Gabel anfertigen zu lassen, womit ich aus dem Grunde des Miriñanflusses Wassermais mit der Wurzel auszureißen beabsichtige, um solchen nach meinen Seen in Santa-Anna zu übertragen. Wenn ich dann dieses kostbare Gewächs bei mir zu ziehen im Stande bin, so werde ich leicht dem Jardin des Plantes in Paris sowohl Samenkörner als Stämme desselben liefern können. Um den Vegetations-Stand dieser wunderbaren Pflanze, deren schildförmige, am Rande rechtwinklig gefaltete Blätter im Durchmesser Ein Mètre groß sind, zu erfahren, lassen Sie mich gütigst wissen, ob der Wassermais in den Treibhäusern des Pariser Jardin des Plantes gezogen wird, ob er dort zur Blüthe kömmt, ob seine Früchte zur Reife gelangen, ob die Pflanze gut gedeiht u. s. w., und werde ich meine Sendung von Samenkörnern und lebenden Exemplaren nach Paris demgemäß einzurichten suchen.

„Das sehr natürliche Interesse an einer seit dreißig Jahren von mir beobachteten und in allen Theilen durchforschten Pflanze, welche ich gern in Europa vervielfältigt sehen möchte, hat mich zu so langen Einzelnheiten darüber veranlaßt.

„Nun will ich Ihnen über die zur Bereitung des sogenannten Paraguay-Thees dienenden Pflanzen Bericht erstatten. Im Jahre 1818, auf einer Reise nach der Insel Martin-Garcia und in Paran

hatte ich zuerst Gelegenheit, die unpassend mit dem Namen Maté oder Matékraut belegte Pflanze zu beobachten, die zum Gebrauch benutzten Blumen und Früchte aber sah ich erst in den Jahren 1820 und 1821. Ich habe diese Pflanze der Gattung Ilex zugezählt und in meinem botanischen Journal sie mit dem Namen Ilex theezans bezeichnet; in dem Prodromus De Candolle's ist sie von Herrn August v. Saint-Hilaire unter der Benennung Ilex Paraguayensis beschrieben.

„Die Ilex Paraguayensis oder Ilex theezans, wie sie passender zu nennen ist, findet sich nicht nur in Paraguay und ist auch nicht alleinstehend, denn ich besitze in meinem Herbarium drei neue Spezies, aus welchen man das Maté oder Matékraut, wie es gewöhnlich genannt wird, verfertigt.

„Die geographische Vertheilung dieser drei nützlichen Gewächse ist so abgegränzt, daß es leicht ist, mit einem auf die Karte gelegten Lineal das Vorhandensein von mehr oder weniger ausgebreiteten Wäldern der Ilex Paraguayensis sowohl, als der beiden anderen erwähnten Spezies dieser Gattung zu bestimmen. Diese drei neuen, den Paraguaythee liefernden Pflanzen bedecken große Flächen; ihre Vegetations-Linie beginnt nicht weit vom Rio-Grande in Brasilien ganz nahe dem Ocean und geht in der Richtung von Nordwest bis an das östliche Ufer des Paraguay-Flusses. Doch glaube ich sicher, daß sie auch auf der Westseite des Flusses zu finden sein werden, weil ich bei der Beobachtung der drei Ilex-Spezies in der Sierra von Santa-Cruz mehrere in Peru, in Tucuman und in Bolivia einheimische Pflanzen erkannte. Herr v. Orbigny, dessen interessante Arbeiten die gelehrte Welt beschäftigt haben, wird meine Zweifel über diesen Punkt aufklären können. Südwestlich von der erwähnten sehr ausgedehnten Linie würde man das Maté vergeblich suchen; es ist nur in der Richtung nach Norden, nach Nordost und nach Nordnordost anzutreffen. Obschon ich mit zahlreichen Notizen über letztere Richtungen versehen bin, wage ich doch nicht, die geographische Gränze des Maté in diesen weiten Räumen zu bestimmen. Die Herren Sellow, Martius und August v. St. Hilaire, welche diese reichen Landstriche besucht haben, sind eher, als ich, im Stande, der Wissenschaft positive Angaben über die Ausbreitung des Maté in den erwähnten Richtungen zu liefern.

„Gestatten Sie mir nun, Sie mit der wahren Bedeutung einiger einheimischen, zu häufig schlecht übersetzten Namen bekannt zu machen.

„Bei den Guaranys bedeutet das Wort „Caa" eine Pflanze; Moos, Flechte, Gras, ein Palmbaum, ein großer Baum — wird mit dem Kollektiv-Namen Caa belegt, wie wir die Bezeichnung Pflanze gebrauchen. Aber was besondere Aufmerksamkeit vorzüglich derer verdient, die sich mit der Geschichte der Völker beschäftigen, ist, daß die Guaranys die den Maté liefernde Pflanze speziell mit dem Namen Caa bezeichnen. Man ist versucht, zu glauben, daß die Eingebornen sie für das nützlichste und wichtigste Gewächs halten, und scheint mir diese Ansicht durch die Gewohnheit der Guaranys, Feste zu Ehren der Caa zu feiern, unterstützt zu werden.

„Sehr selten findet man in Paraguay eine Pflanze ohne einen guaranyschen Namen. Diese sind einfache oder zusammengesetzte und bezeichnen fast immer eine Eigenschaft oder Eigenthümlichkeit der Pflanze oder eine Aehnlichkeit mit irgend einem Gegenstand. Erlauben Sie mir, Ihnen ein Beispiel an den verschiedenen Ilex-Arten vorzuführen.

„Die Ilex Paraguayensis des Herrn August v. Saint-Hilaire ist ohne Widerrede die am meisten verbreitete Spezies und wird allgemein zur Bereitung des Maté genommen; sie wird einfach Caa genannt. Die zweite Spezies dieser Gattung wird mit den beiden Worten „Caa-iro" bezeichnet, d. i. Caa, Pflanze, und iro, bitter, weil die Blätter einen Aufguß von äußerst bitterem Geschmack liefern. Endlich die dritte Ilex-Art heißt Caa-mi, d. i. Caa, Pflanze, und mi oder mihi, klein, indem diese letzte Spezies die kleinsten Blätter besitzt. Nach diesem Beispiel werden Sie leicht beurtheilen, wie die Guaranys, ohne Botaniker zu sein, die Pflanzen theils nach ihrer Form, theils nach ihrem Nutzen zu unterscheiden wissen.

„Ich gehe zur Erklärung des Wortes „Maté" über. Es bezeichnet eigentlich den warmen Aufguß der Ilex Paraguayensis. Dieses theeartige Getränk datirt aus einer undenklichen Zeit her und ist in Paraguay, so wie in den spanischen und brasilianischen Besitzungen, in täglichem Gebrauch. Es wird allgemein aus einer ovalen, mit oder ohne Stiel versehenen Kürbißfrucht genossen, und zwar geschieht dies vermittelst eines Rohres, etwa von der Dicke einer Schreibfeder. Diese Röhren werden entweder irgend einem von Natur hohlen Gewächs entnommen, oder von Weißblech, Silber oder Gold angefertigt."

China.

Eine französische Gesandtschaft in China.
(1844.)
(Fortsetzung.)

Tsaò sah einem fratzenschneidenden Affen ähnlich; klein, mager, pockennarbig, zwinkerte er mit den Augen, wie eine Fledermaus, die in die Sonne schaut. Er überzuckerte seine Phrasen, und dabei verzerrte sich der Mund unter dem dürftigen Schnurrbart, wie wenn Weinessig daraus träufelte. Er nahm Tanz-Positionen, studirte seine Geberden, lauschte selbstgefällig auf den Klang seiner Stimme. Ein rechter Pedant, der von der chinesischen Civilisation, für deren bedeutendsten Vertreter er sich hielt, eine sehr hohe Meinung hatte.

Wie es sich bei einem ersten Besuche, in Gegenwart einer so zahlreichen Gesellschaft ziemte, verlief die Unterhaltung in gegenseitigen Komplimenten. Herr v. Lagrené zeigte sein Porzellan-Service dem Vicekönige, der es als Kenner bewunderte; dann führte er ihn in den Eßsaal, wo ein sehr schönes Mahl bereit stand. Ich saß zwischen Pan-se-tschen und Tsaò, denen der Champagner gut zu munden schien; die Rothweine behagten ihnen nicht. Mein ganzer chinesischer Wortvorrath beschränkte sich auf drei Vokabeln, und doch standen wir als die besten Freunde von der Tafel auf.

Ki-ying nahm von Lagrené den zärtlichsten Abschied und drückte ihn zu wiederholten Malen an seine Brust. Ich begleitete ihn bis an seine Sänfte. Die Gongs dröhnten, die Flöten und Dudelsäcke quikten; die Tataren saßen auf, die Fußsoldaten hoben ihre Lanzen, die Bannerträger ihre Drachen, die Kleriker ihre Schirme, und das ganze Gefolge zog in derselben Ordnung ab, wie es angekommen war.

Vier Tage darauf begaben wir uns in die von dem Vicekönig bewohnte Pagode. Der Admiral Cécille und einige seiner Offiziere hatten sich der Gesandtschaft angeschlossen. Jedes Gesandtschafts-Mitglied wurde von zwei Chinesen in blauer Jacke und breitkrämpigen Bambusblatthüten in einer Sänfte getragen. Dieser Sänftenzug wand sich, gleich einem langen, schmalen Bandstreifen, anfangs zwischen Reisfeldern, dann durch ein dichtes Gebüsch. Unsere Ankunft wurde, in Ermangelung von Kanonen, von einer dreimaligen Böllersalve und einem Tusch Militair-Musik à la chinoise begrüßt. Kavallerie und Infanterie waren unter den Waffen. Subaltern-Beamten und kleine Mandarinen umdrängten uns haufenweise auf unserem Zuge. Der große Hof der Pagode war in ein tatarisches Lager umgewandelt: Zelte, Pferde, Banner, Bogen, Lanzen, Schilde — Alles gemahnte an das Mittelalter; man glaubte sich mitten in den Ariost versetzt. Unsere Träger trabten durch diese bewegte, lärmende Menge und hielten vor der Pforte der Pagode, die, mit buntfarbigen Fähnlein geschmückt, in ihrer wunderlichen Architektur sich vom azurblauen Himmel abhob.

Huang und Pan-se-tschen kamen uns entgegen und führten uns in einen großen Saal, der einen ganz ungewöhnlichen Anblick darbot. Durch Stauden und Blumengebüsche führten zwei hufeisenförmige Treppen zu einer mit Säulen und Geländen geschmückten Estrade. Man hatte augenscheinlich das Peristyl des Tempels und den inneren Hof unter einem von übergespannten Matten gebildeten Dache zu einem weitläufigen und höchst originellen Ganzen vereinigt. Die Treppenstufen, der Fußboden des Hofes waren auf eine Art bekleidet, daß sie das Parquet eines Zimmers nachahmten; hin und wieder hingen Glaslaternen, und Gemälde, die Landschaften darstellten oder Inschriften in großen Charakteren trugen, bedeckten das improvisirte Getäfelwerk.

Aus diesem Saal traten wir in ein viereckiges, mit holzgeschnitzten und gefärbten Säulen geschmücktes Zimmer; in der Mitte stand ein Tisch von Granit, bedeckt mit Stauden und Zwergbäumen, auf welchen reizende, buntgefiederte Vögel hüpften. Im Hintergrunde öffnete sich eine Art tiefer Alkoven, der sonst den Altar irgend einer Gottheit enthalten mochte; zu beiden Seiten zogen sich Reihen von Lehnstühlen aus braunem Holz, die Rückwand nahm eine Ottomane ein, die nur für zwei Personen Platz hatte. Lagrené und Ki-ying ließen sich darauf neben einander nieder, und eine Tablette mit Tassen stand zwischen ihnen. Huang, Pan-se-tschen und Tsaò setzten sich auf Lehnstühle, Herrn v. Lagrené, unser Dolmetscher, der Admiral und ich dem Vicekönig Ki-ying zur Seite. Der zweite Secretair, einige Zugeordnete der Gesandtschaft und einige Offiziere der Division konnten ebenfalls Platz nehmen, die Anderen standen, und ihre Uniformen bildeten mit den langen Gewändern der Mandarinen eine seltsam bunte Mischung. Bei jedem Lehnstuhl befand sich ein Tischchen, worauf für jeden Gast eine Tasse warmer, köstlicher Mandelmilch stand; später wurde Thee ohne Zucker aufgewartet, dessen pronouzirter Geschmack mir eben nicht zusagen wollte. Wie der Besuch des Vicekönigs, so bewegte sich auch unser Gegenbesuch unter wechselseitigen Komplimenten. Von hier begab man sich in den großen Saal. Hier stand auf der Estrade eine große Tafel angerichtet, an der Alles Platz nahm. Vogelnester, Seeblasen, Haifischflossen und sonstige Feinheiten der chinesischen Küche kamen auf den Tisch. Backwerk, Eingemachtes und allerlei Zuckerzeug waren in Fülle vorhanden. Ki-ying machte Herrn v. Lagrené gewisse Kuchen bemerklich, die die eingedrückte Inschrift trugen: Freundschaft auf zehntausend Jahre. Wein von den Schneebergen und den sieben Prinzipien — ein abscheuliches Gesöff! — wurde uns vorgesetzt; man hatte aber die Höflichkeit, Champagner als Zugabe folgen zu lassen. Dieser — der übrigens Frankreich mit keinem Auge gesehen hatte und wahrscheinlich ein Gewächs des Kaps der guten Hoffnung war — spielte dem gelehrten Tsaò einen garstigen Streich. Das Ge-

fundheittrinken zählt in China, wie Alles, seine dreitausend Jahre, und wer recht fein sein will, muß bei jedem Toast sein Glas leeren. Tsaò saß unter einem lustigen jungen Völkchen von der Gesandtschaft und der Marine; Glas auf Glas des verrätherischen Getränkes wurde ihm gebracht, und sich gewissenhaft an die Gesetze des chinesischen Höflichkeitskodex haltend, that er Allen Bescheid. Die Schelme lachten über seine Fratzen, seine verrenkten Verbeugungen, seine Trinksprüche. Aber Alles hat ein Ziel: Tsaò taumelte plötzlich und fiel unter den Tisch; man mußte ihn hinwegtragen. Auch da benahm sich Ki-ying wie ein Weltmann: keine Geberde, kein Wort des Tadels oder der Entschuldigung; er schien nichts bemerkt zu haben.

Der französische Minister und der kaiserliche Bevollmächtigte hatten mehrere Konferenzen und verständigten sich über die allgemeinen Prinzipien des Traktats. Als die Grundlinien gezeichnet waren und man an die ausführliche Abfassung gehen wollte, sagte Ki-ying zu Herrn v. Lagrené: „Wir vertreten zwei große, mit einander befreundete Monarchen; wir können schicklicherweise nicht mit einander diskutiren: wir dürfen nur in ungetrübter Harmonie mit einander sprechen, die Diskussion muß unseren Untergeordneten überlassen bleiben."

Man kam überein, daß Huang und ich, bald bei mir, bald in der Pagode konferiren sollten; ihm wurden Pan-se-tschen und Tsaò, mir d'Harcourt, als Protokollführer, beigeordnet. Zu Herrn Callery hatten wir einen trefflichen Dolmetscher, der mit China und dem Chinesischen gleich gut vertraut war. Unsere Konferenzen gingen in einer Ordnung und mit einem Anstande vor sich, die jeder diplomatischen Verhandlung in Europa Ehre gemacht haben würden. Huang behandelte die ökonomischen und politischen Fragen mit Leichtigkeit, und ging seine Kenntniß auch nicht tief, so war sie mindestens frei von Pedantismus; besonders verstand er das Vermitteln und wußte bei Kleinigkeiten die Diskussion abzukürzen.

Ich hatte manches Buch über China gelesen, keines aber gab mir eine so deutliche Anschauung von chinesischer Civilisation, wie diese Konferenzen. Dieses gemeinschaftliche Arbeiten, diese traulichen Erörterungen über einen Traktat, der in seinen verschiedenen Artikeln die mannigfaltigsten Fragen über Staats- und Civilrecht, über Politik und politischen Haushalt umfaßte, ließen mich einen tiefen Blick thun in den Geist Huang's und folglich in die Bildungsstufe seines Landes, zu deren ausgezeichnetsten Persönlichkeiten er gehörte. Ich will damit nicht sagen, daß mir in dem Großschatzmeister hohe theoretische Ideen begegneten, die nicht bei uns auch, wer keine große Rolle im Staate spielt, in einem wohlgeordneten Lehrkursus erwerben kann; allein ich fand in ihm einen gut geschulten Verstand, dem durch die Gewohnheit, die Sachen unter allgemeine Gesichtspunkte zu fassen, das Begreifen leichter wird und der, durch das Geschäftsleben praktisch gereift, Alles ohne Vorurtheil würdigt.

Unsere Konferenzen dauerten gewöhnlich drei bis vier Stunden und schlossen mit einer Collation. Wir blieben höchstens eine Stunde bei Tafel, aßen und tranken wenig, sprachen aber desto mehr, doch nie von Geschäften; denn die Chinesen haben den Grundsatz, niemals von Geschäften zu sprechen, außer der Zeit, die dazu bestimmt ist. — Ich benutzte diese tägliche Mußestunden, mich von einem der ausgezeichnetsten Kenner des Reiches der Mitte in die Einzelnheiten der chinesischen Verwaltung und des chinesischen Lebens einführen zu lassen. — Es giebt, wie mir Huang sagte, für jeden Verwaltungszweig einen Rath, der unserem Ministerium entspricht. Einen Rath für den Krieg, für die Finanzen, für den Ackerbau, für das Innere, für die Rechtspflege, für den öffentlichen Unterricht, für den Kultus. Nur der Rath für das Seewesen fehlt; dagegen gab es aber einen höchsten Rath für das Kirchliche, der die Aufsicht über die Erhaltung der Traditionen und der Kinglehre hatte. In seiner ersten Jugend hatte Huang gemeinschaftlich mit Pan-se-tschen im Ministerium der Gerechtigkeit gearbeitet. „Wir waren", sagte der Letztere, „zusammen in den Bureaus; nur hatte Huang immer den Schreibepinsel in der Hand; ich dagegen erschien nur immer auf Momente in dem Rath." — Bald wandte sich das Gespräch auf unsere bürgerlichen und Strafgesetze. Unsere Gesetzbücher überraschten Huang mitnichten; China hat seit Jahrtausenden seinen Kodex; große Bewunderung jedoch flößte ihm unser Strafverfahren ein, namentlich die Idee — die ich freilich als schon verwirklicht vorwegnahm — die Strafe als Besserungsmittel des Sträflings zu fassen. „Ich wußte wohl", sagte er, „daß Eure Lehren vortrefflich sind; Frankreich wird von einer guten und edlen Nation bewohnt; Ihr seid die Schriftkundigen des Westens." (Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Napoleon's Briefwechsel mit seinem Bruder Joseph.*)

Wir lösen unser Versprechen in Nr. 49 dieses Blattes und kommen auf diese wichtige literarische Erscheinung zurück. — In der ersten Epoche dieses Briefwechsels, seit dem Einzug Joseph's in Spanien 1808 bis Ende 1811, ist der Charakter desselben von Seiten Joseph's tiefbewegt, bekümmert, voll Beschuldigungen und Vorhersagungen — von Seiten Napoleon's mild, ungewöhnlich geduldig, mehr als jemals dem unbesiegbaren Uebergewicht seines Sterns vertrauend. Zwei Ereignisse indeß: das Unglück von Baylen und die Abreise Joseph's von Madrid, ändern die Entschlüsse des Kaisers. Er glaubte, eine Regierung und ein Heer in Spanien zurückgelassen zu haben, und sieht zu spät, daß das Heer nicht ausreichte, und daß sein Statthalter der Aufgabe — aber welcher Aufgabe! — nicht gewachsen sei. Bald ist sein Entschluß gefaßt. Von Erfurt, wo er die Angelegenheiten Europa's geregelt zu haben vermeint, kehrt er nach den Pyrenäen zurück, und diesmal an der Spitze der großen Armee. Wie früher nach Austerlitz, sprengt er mit verhängtem Zügel durch einen Theil Frankreichs. Er erscheint auf dem Platze mehr als Held, denn als Politiker, entschieden, sein Glück, das auf diesem unheilvollen Boden zu wanken beginnt, wieder ins Gleichgewicht zu bringen und es auf der schwindelnden Höhe zu erhalten, wohin es seine Kühnheit und sein Genie überall erhoben.

Jetzt tritt in dem Verhalten der beiden Brüder eine Wendung ein. Entschlossen, in die Angelegenheiten persönlich einzugreifen, nimmt Napoleon wieder den Ton des Herrn gegen den älteren Bruder an. Seine Sprache in den Briefen wird lebhafter, Joseph's weicher..... „Seltsam, daß man Navarra so sehr schont", schreibt der Kaiser, „Bilbao, Biscaya und Navarra müssen die Armee ernähren; was soll ich denn sonst thun!" ..... „Auf Ihren jüngsten Brief antworte ich nicht, mein Bruder; Sie scheinen darin übler Laune zu sein."..... „Mein Bruder, zu der Denkschrift, die Ihrem Briefe vom 16ten beiliegt, haben Sie Anmerkungen erhalten. Der Krieg verlangt gesunde, scharf ausgesprochene Gedanken. Was man Ihnen vorschlägt, ist unthunlich. Es muß als Hauptgrundsatz gelten, dem Feinde nicht zu gestatten, sich drei oder vier Tagemärsche von Burgos festzusetzen..... Nach dem Kriegsgesetz verdient jeder General den Tod, der seine Verbindungslinie verliert."..... „Mein Bruder, ich habe mit dem Kaiser von Rußland all meine Geschäfte abgemacht, morgen reise ich nach Paris und werde binnen vier Wochen in Bayonne sein. .... Der Krieg (in Spanien) könnte auf Einen Schlag, durch ein geschickt kombinirtes Manöver beendigt werden, und deshalb muß ich dort sein.... Sobald ich den gesetzgebenden Körper in Bewegung gesetzt habe, mache ich mich auf den Weg." — Es bleibt auch nicht beim bloßen Schreiben. Napoleon kömmt in Spanien an. Mit einem Sprung, so zu sagen, ist er in Burgos. Im Laufe, mit einer Schwadron polnischer leichter Reiterei, nimmt er die unbezwingliche Redoute von Sommo-Sierra. Er hält vor den Thoren von Madrid, und als eine Deputation aus der Stadt erscheint und ihn um vierundzwanzig Stunden Waffenruhe bittet, damit das Volk, das sich nicht ergeben will, inzwischen zur Vernunft gebracht werde, antwortet er: Ihr schützt umsonst den Namen des Volkes vor — Ihr habt es durch Lügen berückt. — Ihr habt die unglücklichen Franzosen, die Euch als Gefangene in die Hände gerathen waren, grausam niedergemetzelt; vor wenigen Tagen habt Ihr zwei Bediente des russischen Gesandten, weil sie geborne Franzosen waren, durch die Straßen schleifen und hinwürgen lassen — und Ihr wagt es, eine Capitulation zu verlangen, Ihr, die Ihr die Capitulation von Baylen gebrochen habt! Kehret nach Madrid zurück, ich gebe Euch bis Morgen um sechs Uhr Frist. Kommt dann wieder, wenn Ihr mir die Unterwerfung des Volks zu melden habt; wo nicht, so springt Ihr über die Klinge, Ihr und Eure Truppen." Eine solche Sprache, und von einem solchen Mann gesprochen, das wirkte mehr, als eine gewonnene Schlacht. Madrid ergab sich ohne Schwertstreich.

Und wo war Joseph? Der Kaiser hatte ihn einige Tagemärsche von dort bei dem Nachtrab zurückgelassen. Hatte er keine Achtung vor dessen Muth? Schwerlich, und jedenfalls wäre diese Nichtachtung ungerechtfertigt gewesen. Joseph hatte das Herz auf dem rechten Flecke. Er schreibt an den Kaiser von Miranda aus: „Ich fand mich in Vittoria und hier nach Ihrer Abreise gar sehr am unrechten Orte; und ein unbesiegbares Gefühl, stärker, als die menschlichen Erwägungen, sagt mir, daß im Rücken der Armee nicht mein Platz ist. Spanien, Frankreich und ich selbst verlangen, daß ich auf dem Posten der Ehre, der Gefahr stehe, das ist die Schule, in der ich sein muß...." „Ich sehe alle Mißordnungen, ohne eine einzige schlichten zu können", schreibt er von Vitoria. „Ein Unter-Lieutenant hat mehr zu sagen, als ich. Verdiene ich es nach meinem Charakter das Gespötte der Armee zu sein, in einem Lande, über das ich als König herrschen soll? Ich rede zu Ihnen mit dem Stolz meiner Seele, weil Sie mein Bruder sind." — Aber der Kaiser hatte seinen Plan. Es handelte sich jetzt nicht mehr um Joseph's Königswürde, sondern um die Eroberung Spaniens. Und wollen wir sein Benehmen bei dieser Gelegenheit billig beurtheilen, so müssen wir zugeben, daß, nachdem er den ersten Fehler begangen, den spanischen Thron zu rauben, und nicht gewillt war, ihn den legitimen Erben wieder zurückzugeben, er sich keinen größeren hätte können zu Schulden kommen lassen, als einem Fürsten, wie Joseph,

*) Mémoires et Correspondance politique et militaire du Roi Joseph par M. A. Du Casse, aide de camp de S. A. I. le prince Jérôme-Napoléon.

anerkannt baar all der großen Gaben, welche Männer zu überlegenen Kriegern machen, die Kräfte, Hülfsquellen und Heere Frankreichs zu freier Verfügung zu stellen. Von dem Tage ab, wo das Mißgeschick von Baylen, der massenhafte Aufstand eines großen Theiles der spanischen Nation, wo die Energie des Widerstandes, die Grausamkeit der Repressalien, die gewaffnete Einschreitung Englands, wo dieser Verein von Hindernissen aller Art dem Kaiser die furchtbare Schwierigkeit des unternommenen Werkes im wahren Lichte zeigte — von dem Tage ab war der König Joseph in seinem Geist moralisch entthront. So sehr er ihn während des ersten Versuches dieses Phantasie-Königreichs, wie es Palafox nannte, mit seinem Rath, seiner Aufmunterung, seiner geduldigen, fast zärtlichen Freundschaft unterstützt hatte: so deutlich beweist es der Verfolg des Briefwechsels, daß es ihm um dieses Königreich, obwohl sein Werk, kein Ernst war, weder in der zweiten, noch in der letzten Periode. Und in der That, war er da, wer hätte es gewagt, in seiner Nähe König zu sein! Und war er nicht da, wer sollte es wagen, eine französische Armee in Spanien zu befehligen, wenn nicht die treuen Organe seines Gedankens, die gelehrigen Vollstrecker seiner Pläne, die Männer, die in seiner Schule gelernt haben! Ist Napoleon gegenwärtig, dann ist er König von Spanien; ist er abwesend, dann wird es Soult, Masséna, Victor, Lannes, Suchet, Lefebvre, Bessières; mit Einem Worte: jeder andere seiner Generale, wie ihn die Reihe trifft, sein; nur nicht Joseph.

Joseph hat in den Augen Napoleon's einen großen Fehler: Er ist zu schnell Spanier geworden. Daß er in Neapel Neapolitaner geworden, das mochte hingehen. In einem von Finkenstein (April 1807) datirten Briefe hatte sich der Kaiser scherzhaft darüber geäußert: „Ich bin nicht der Meinung, daß die Neapolitaner Sie lieben. . . Ihr Volk wird Sie ohne Zweifel lieben, aber nach acht oder zehn Friedensjahren, wenn Sie einander kennen gelernt haben. Lieben bei den Völkern heißt: achten, und sie achten ihren Fürsten, wenn er von den Schlechten gefürchtet wird und die Guten ihm in dem Grade vertrauen, daß er in allen Fällen auf ihre Treue und ihren Beistand rechnen kann. . . . . Ihr, in Neapel, esset Eure Schoten-Erbsen und suchet vielleicht schon den Schatten auf; wir hier leben noch wie im Januar. Ich habe die Laufgräben vor Danzig eröffnen lassen; hundert Stück Sechzehnpfünder sollen hier aufgepflanzt werden.“*) — In Neapel indeß mochte Joseph, er konnte nichts Besseres thun, die Liebe des Volkes zu gewinnen suchen. Aber die Spanier! Aber in Spanien! Hier wurden zwei Menschen in den Straßen gemordet, und ihr einziges Verbrechen war, geborne Franzosen zu sein, was in den Augen Napoleon's ihre Schutzwache hätte sein müssen. Napoleon — und das eben fesselte ja an sein Geschick die Herzen seiner Soldaten mit jener wunderbaren Anhänglichkeit, die sich bei seinen alten Kriegsgefährten bis ins dritte Glied fortpflanzte — Napoleon war unter allen Menschen der schlechteste Weltbürger. Er hatte jenen unduldsamen, glühenden, ausschließenden, bald durch den Sieg aufflammenden, bald durch den Widerstand erbitterten Patriotismus für das revolutionaire Frankreich. Und in der That, Frankreich, lange von dem Haß Europa's gehetzt, von furchtbaren Verbindungen bedroht, zu Lande und zu Wasser angegriffen, selbst in Frieden verdächtig und wegen seiner Reformen von der monarchischen Civilisation geächtet — dieses revolutionaire Frankreich hatte von all diesen Prüfungen einen tiefen Groll gegen das Ausland, eine Reizbarkeit und eine Eifersucht des Nationalstolzes behalten, dessen thatkräftiges Organ und leidenschaftlicher Rächer bei jeder Gelegenheit der Kaiser war. An dem Traum einer Universal-Monarchie hatte sein Ehrgeiz einen guten Theil; wer zweifelt heutzutage daran! Allein das damalige Frankreich sah darin nur den von seinem heroischen Haupt so oft ausgesprochenen Wunsch, die sogenannte große Nation ruhmgekrönt zu machen und ihr das Weltscepter zu sichern. Es hieß sonst: „Man muß nicht royalistischer sein wollen, als der König.“ Eben so wenig darf man patriotischer sein, als das Vaterland. Das hat die Folge bewiesen. Allein zu der Zeit, von der wir sprechen, in der gewaltigen Spannung seines erobernden Geistes — da mußte Frankreich Alles oder Nichts sein. Ein Franzose, und wäre er der Bediente eines Russen, in der Fremde beleidigt, mußte gerächt werden, gleich einem Römer, der, ans Kreuz geheftet, seinen Henkern mit einer Stimme, die von den Gestaden Siciliens bis nach Rom hallte, zurief: Ich bin ein römischer Bürger! Und jene französischen Soldaten, die, durch die Conscription aus der Werkstatt oder vom Pfluge weggeholt, nach beiden Enden Europa's geschickt wurden — wo nahmen sie, fern von dem Geburtslande, ihre Stärke her, als aus dem Vertrauen, das sie um die Fahne schaarte! Und was flößte ihnen dieses Vertrauen ein! Der Blick des Gebieters, der ihnen auf den fremden Boden folgte, über ihre Bedürfnisse, ihre Bewegungen aufmerksam wachte; eifersüchtig für ihren Ruhm, Rächer ihrer Beleidigungen entschieden war, ihnen selbst auf Kosten eines Bruders und mit der Demüthigung eines Königs die Ueberlegenheit, die Stärke und Einheit des Oberbefehls zu sichern!

Das war der Grund des Zerwürfnisses zwischen Joseph und Napoleon: Joseph beanspruchte den wirklichen Oberbefehl der Armee, und Napoleon wollte ihn sich vorbehalten, nicht blos in seiner Anwesenheit, das verstand sich von selbst; sondern auch aus der Ferne wollte er sie kommandiren, was den König Joseph den Generalen Napoleon's unterordnete. Joseph erhob, weit vielleicht über die Gränzen hinaus, die seine Sendung eines problematischen Königthums gestattete, den Heroismus der spanischen Nation, den Napoleon tief herabsetzte; nicht etwa, daß er im Grunde seiner Seele dem Muth der Spanier Gerechtigkeit versagte — er war ein guter Beurtheiler —; allein von der naiven Eingenommenheit seines Bruders aufs äußerste gebracht, bäumte sich sein eifersüchtiger, unduldsamer Patriotismus. So ließ der König von Spanien in einem Madrider Tageblatt dem kräftigen Widerstand der Vertheidiger Saragossa's Anerkennung zollen, und der Kaiser schrieb ihm am 11. März 1809: „Mein Bruder, ich las einen Artikel in der Gazette de Madrid, der über die Einnahme von Saragossa berichtet. Es wird darin den Vertheidigern dieser Stadt Lob gespendet, ohne Zweifel, um die von Valencia und Sevilla zu gleicher Anstrengung aufzumuntern. Eine wunderliche Politik das! Gewißlich giebt es nicht Einen Franzosen, der nicht die größte Verachtung gegen diejenigen fühlte, die Saragossa vertheidigt haben. Die sich solche Sprünge erlauben, sind für uns noch gefährlicher, als die Aufständischen. Ich will gern glauben, daß O'Farill keine böse Absicht dabei hatte, allein es begegnet ihm schon das zweite Mal. . . . . In einer Proclamation hat er schon von Sagunt gesprochen; das hängt mich unpassend.“ Unter dem 27. März schreibt er: „Mein Bruder, ich las heute fünf Nummern des französisch redigirten Courrier espagnol; ich weiß nicht, wozu diese Zeitung gut ist! Man erlaubt sich in diesem Journal literarische Erörterungen über Paris und will dahin, für Frankreich den Don Quijote der Spanier verpflanzen. Man mag dergleichen spanisch und für Spanier schreiben, das ist dann blos lächerlich; im Französischen ist es sehr unangemessen. Frankreich, in einen so grausamen Krieg mit Spanien verwickelt, darf wenigstens auf den Vortheil hoffen, dieses Land wiedergeboren und liberaleren Ideen zugänglich gemacht zu sehen. Diese Zeitung muß unterdrückt oder spanisch redigirt werden.“

*) Schoten-Erbsen und Sechzehnpfünder! Solche Zusammenstellungen liebte Napoleon, um die Weichlichkeit, die er bei Anderen voraussetzte, und seine heroische Abhärtung hervorzuheben. Von Osterode schrieb er im März 1807 an Joseph: „. . . . Ich berufe mich auf das, was Ihnen General Berthier über Ihre Vergleichung zwischen dem neapolitanischen Heer und der großen Armee mündlich sagen wird. Stabs-Offiziere, Obersten sind seit zwei, manche seit vier Monaten nicht aus den Kleidern gekommen, ich selbst habe seit vierzehn Tagen nicht die Stiefel ausgezogen, und wir machen in Schnee und Koth, ohne Brod, ohne Wein, ohne Branntwein, bei Kartoffeln und Fleisch lange rastlose Märsche und Gegenmärsche, schlagen uns mit dem Bajonnette und sehr oft unter Kartätschenhagel; die Verwundeten müssen in offenen Schlitten funfzig Lieues weit abgeführt werden. Ein schlechter Scherz das, uns mit dem neapolitanischen Heere zu vergleichen, das in dem schönen Lande Neapels Krieg führt, wo es Brod, Wein, Oel, Tuch, Bettzeug, Gesellschaft, sogar Weiber giebt. Bei solchen Strapazen wurde Alles mehr oder weniger krank: ich indessen habe mich nie kräftiger gefühlt, ich bin dick geworden.“

Mannigfaltiges.

— Wissenschaftliches aus Kalifornien. In der kaum fünf Jahr alten Stadt San Francisco ist im vorigen Jahre eine Akademie der Naturwissenschaften unter dem Titel „California Academy of Natural Sciences“ gegründet worden. Kürzlich ist nun auch ein wissenschaftlich-literarisches Journal, unter dem Titel: „The Pioneer, or California Monthly Magazine“, hinzugekommen. Außerdem erscheinen in San Francisco dreizehn tägliche Zeitungen (worunter zwei deutsche) und mehrere Wochenblätter. Die neue Akademie hat sich übrigens bereits durch eine sehr wichtige und interessante Entdeckung eines ihrer Mitglieder in der literarischen Welt bemerklich gemacht. Herr Dr. W. P. Gibbons hat nämlich in der Sitzung dieser Akademie vom 13. Juni 1853 einen Vortrag über einen von ihm entdeckten Fisch gehalten, der seine Jungen nicht durch äußerliche Eier, sondern direkt zur Welt bringt. Es soll sogar fünf verschiedene Arten dieser neuen Fischgattung geben. Daß das Ganze kein amerikanischer Puff ist, wird durch Prof. Agassiz bezeugt, der im November-Hefte von Silliman's Journal über zwei Arten dieses Fisches berichtet, dem er den Namen „Embrioticus“ beilegt. Herr Dr. Gibbons, der mit Recht die Priorität der Entdeckung für sich in Anspruch nimmt, protestirt jedoch gegen diese Benennung und will den lebendige Jungen gebärenden Fisch ganz einfach unter die „Labroiden“ klassifizirt wissen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 4 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 55, und beim Redakteur Neumann, Wilhelmsstr. Nr. 21), so wie von allen königl. Postämtern, angenommen.

№ 58. Berlin, Dienstag den 16. Mai 1854.

Frankreich.

Ludwig XVII., sein Leben, sein Leiden und sein Tod.*)

Das im Thurme des Pariser „Temple“ vollbrachte Drama bildet unstreitig das schmerzvollste Blatt in der Geschichte der französischen Revolution. Es hat auf eine eben so bewundernswerthe, als beredte Weise gezeigt, was die dem Irrthume und der Leidenschaft verfallene Menge Alles zu wagen vermag, und wie sie, wenn ihr jeder Begriff von Recht und Wahrheit abhanden gekommen ist, losgesagt von den ewigen Gesetzen der Menschlichkeit, Trümmer und Opfer um sich häuft.

Gewiß, wir verkennen die Vortheile der reformatorischen Umwälzung von 1789 nicht; wir halten dieselbe für berechtigt und nothwendig. Aber die Menschen jener Zeit haben sie so maßlos und mit einer solchen Selbstüberhebung ausgeführt, daß man sich mehr als einmal von dem Gedanken überrascht findet, sie beklagen und verwünschen zu müssen. Unermeßlich groß war die Summe des Bösen, und die französische Nation hat die soziale Emancipation mit Strömen des reinsten Blutes erkaufen müssen.

Die aufmerksame Lesung des schönen Buches, welches A. de Beauchesne über das Schicksal Ludwig's XVI. und ganz besonders über das Leben, die Leiden und den Tod Ludwig's XVII. veröffentlicht hat, führt zu ähnlichen Betrachtungen und legt mehr als einmal die Frage nahe, ob es wohl eine Gerechtigkeit und Büßung geben könne, um so beklagenswerthe Fehler und Verbrechen zu sühnen.

Ludwig XVI. war ein gerader und einfacher Fürst; er liebte das Gute und wollte es zum Besten seines Volkes. Er ward aber nicht oder mindestens nicht genug verstanden. Jung und rein, wie er war, bestand seine Umgebung zum größten Theil aus frivolen, verdorbenen und von den Irrthümern der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts angesteckten Menschen, die als Neuerer und Philanthropen das Gute zwar im Munde führten, aber zu egoistisch, zu blasirt und zu muthlos waren, um es mit Erfolg und Maß zu vollbringen. Das Gute ist weder ein System, noch eine leere Theorie, sondern eine Wahrheit und eine That. Ludwig XVI. begriff es also, weil seine Gesinnung echt christlich war und weil er sein Volk aufrichtig liebte, — nicht in der Weise der Theoretiker seiner Zeit, sondern nach den Grundsätzen eines tugendhaften Königs, der seine Politik nach der Stimme seines Gewissens einrichtet. Hiermit stand er leider allein, und daher kam es, daß er als ein auf seinem Wege zurückgebliebener, der Ergreifung der Initiative und der Handhabung seiner Macht unfähiger Mann betrachtet, von den Ideologen überflügelt und, gleichsam an Händen und Füßen gebunden, der wahnsinnigen und wilden Menge überliefert wurde, die ihr Opfer dann alsbald nach dem Greveplatz schleppte.

Die Girondisten, diese eifrigen Nachfolger der Encyklopädisten, waren jene Ideologen. Als Männer der Idee und des Worts wohl befähigt, den Zweck ihrer Theorien zu erklären, waren sie doch unvermögend, denselben zu erreichen, weil der Erfahrung, der Kenntniß der Mittel und der Kraft entrathend. Von ihren anfänglichen Erfolgen berauscht und auf die Treue der Massen zählend, deren Neigungen und Leidenschaften sie im Interesse ihrer eigenen Macht geschmeichelt hatten, waren sie mit den feigen Gunstbezeigungen ihres Ehrgeizes bald zu Ende, und als sie zu spät gewahrten, daß sie, anstatt die Leiter zu sein, vielmehr ganz einfach die Geleiteten und nichts mehr und nichts weniger als Sklaven der Menge waren, da überschritten sie, aus Furcht, den Schein einer Lossagung auf sich zu laden, mit jener muthgestachelten Menge alle Gränzen und Schranken, vollbrachten das Böse selbst und ließen es vollbringen, klagten den König an, stimmten alle wie Ein Mann gegen ihn und überantworteten ihn dann, gleich einem großen Verbrecher, dem Blutgerüst.

Das Buch des Herrn de Beauchesne erforscht weder die Ursachen, noch will es dieselben studiren: es ist lediglich ein Buch der Thatsachen und ihrer Folgerungen, dessen moralischer Werth für uns alle, besonders aber für diejenigen Geltung haben muß, die, unbeirrt von politischen Vorurtheilen, die Gegenstände der Geschichte schlicht und parteilos zu betrachten vermögen. Herr de Beauchesne hat es mit Liebe, d. h. mit der Sympathie und Ueberzeugung eines treuen Berichterstatters, nicht minder aber auch mit poetischer Weihe und frischer Färbung geschrieben. Mehr als zwanzig Jahre seines Lebens hat er darauf verwendet und weder Forschungen, noch Studien zur Ermittelung der Wahrheit gescheut.

„Ich bin“, sagt er in seiner Einleitung, „auf die Quellen aller schon bekannten Thatsachen zurückgegangen; ich habe mich mit allen noch lebenden Personen, welchen der Zufall ihrer Stellung oder die Pflicht ihres Amtes die Pforten des Temple öffneten, in Verbindung gesetzt, ich habe viele Erläuterungen zu sammeln, viele Irrthümer zu berichtigen gehabt.

„Es sind keine von den Kindern aufgenommene, durch den Mund ihrer Väter überkommene Traditionen, welche wir in Betracht gezogen haben, sondern vielmehr die selbsteigenen Erinnerungen von Augenzeugen, die, trotz der Jahre, treu im Gedächtnisse und heilig in den Herzen bewahrt wurden. Zwanzig Jahre hindurch habe ich den Schutt des Temple durchstöbert, um einige Ueberreste unbekannten Kummers zu entdecken, um etwelche Bruchstücke verstummten Leids zu sammeln. Zwanzig Jahre hindurch befragte ich Stein um Stein in diesem Thurme, den die Heiligen verließen, um einem anderen Märtyrthum, die Könige, um einer anderen Krone entgegenzugehen. Während zwanzig Jahren habe ich mich in diesen Thurm eingeschlossen, darin gelebt, die Treppen, die Zimmer und alle Winkel durchlaufen und die Vergangenheit an mir vorübergehen lassen. Ich habe jeden Seufzer, jedes Schluchzen erlauscht, habe die auf die Kerkerwände geschriebenen Worte, die darauf als letztes Lebewohl hinterlassenen Verzeihungen gelesen, ich habe die Echos, welche sie wiederholten, vernommen, und von der Höhe dieses Thurmes habe ich, gleichwie von einem Felsen, die unermeßlichen Verbrechen erblickt, die ringsum, wie Wogenschwall an ihm hinaufsteigend, ihn umrauschten.“

In der That, die Schrift von Beauchesne ist der getreue Reflex dieser sorgfältigen und rührenden Nachforschungen, und was derselben noch ein ganz besonderes Gepräge giebt, ist, daß sie, außer den schon längst bekannten und veröffentlichten, noch unzählige, durch die beste Authentizität gewährleistete und zur höchsten Theilnahme berechtigende neue Thatsachen enthält.

Wenn man dieses Buch mit all der ernsten Aufmerksamkeit die es anspricht, gelesen und den Geschichtschreiber Schritt vor Schritt auf seinem traurigen, aber sicheren Wege in allen seinen Untersuchungen und Ermittelungen, namentlich in Betreff des Todes Ludwig's XVII., im Thurme des Temple begleitet hat; so ist es unmöglich, nicht mit ihm zu glauben, daß die königliche Waise dort in der Einsamkeit und in den Aengsten des Kerkers erlosch, und daß über den beklagenswerthen Ausgang eines Lebens, dessen Faden, mit Hülfe der von dem Geschichtschreiber so gewissenhaft mitgetheilten zahlreichen Aufhellungen, ununterbrochen sichtbar ist, von nun an kein Geheimniß mehr bestehen kann. Wenn übrigens der Tod Ludwig's XVII. im Gefängnisse des Temple für verständige und logisch denkende Leute niemals ein Gegenstand des mindesten Zweifels war, so hat derselbe doch für romantische, einbildnerische und leichtgläubige Gemüther eine so verworrene und mysteriöse Frage gebildet, daß einige geschickte Betrüger, wie Hervagault, Mathurin Bruneau, Naundorff und Richemond es wagen durften, jene Zweifel zu ihrem Vortheile auszubeuten, indem sie sich als Erben eines heiligen und ruhmvollen Namens hinstellten.

Wir anerkennen daher in dem Werke des Herrn de Beauchesne einen wahren Dienst, den er der Geschichte und dem öffentlichen Bewußtsein geleistet und wodurch er zugleich die französische Literatur mit einem Buche bereichert hat, aus dem uns die poetische Muse des Schmerzes mit allen ihren Reizen und wehmüthigen Harmonieen entgegenweht.

Das frische und reine Bild des königlichen Kindes erscheint anfangs in den Strahlen seiner ganzen Herzlichkeit und Unschuld, womit dasselbe über das bereits getrübte und verbitterte Leben seiner Familie den Zauber unaussprechlicher Süßigkeit verbreitet. Das geringste seiner Worte verräth die Zartheit und Güte seiner Seele; seine Hand-

*) Nach dem in diesen Blättern bereits erwähnten, im vorigen Jahre erschienenen Werke von A. de Beauchesne.

lungen sind voll Anmuth. Hernach, als das Blutgerüst ihm Vater und Mutter geraubt, beginnt sein von der Einsamkeit und Kerker-Oede umfangenes Märtyrthum, das sich später unter dem gewaltthätigen Simon und seinem schändlichen Weibe fortsetzt. Und das königliche Kind neigt sich wie eine Blume, die ihren Glanz und Duft verloren hat. Es stirbt langsam, fast ohne Klagen und Murren. Noch weilt es auf der Erde, aber sein besseres Sein, sein geistiges Leben gehört schon dem Himmel an. Wem nässten sich nicht die Augen, wem erbebte nicht das Herz, wenn er das schuldlose Opfer unter den Drohungen, Schlägen und Mißhandlungen seines brutalen Hüters wie ein Lamm gehorchen sieht! Armes Kind, das Maß des Jammers war für Dich gefüllt, und Niemand zählt die Bitterkeiten, welche Du bis zum erlösenden Tode verkosten solltest!

Dieser ganze Abschnitt des Buches, der auf so traurige und schmerzliche Weise die Leiden und den Tod des jungen Gefangenen des Temple wiedergiebt, ist völlig neu und enthält eine Menge noch ungedruckter Thatsachen und Einzelnheiten, die, aus guten Quellen geschöpft und allen Glauben verdienend, wahrlich den interessantesten und ergreifendsten Theil der Trauergeschichte bilden. Um unsere Leser mit der Darstellungsweise des Verfassers und zugleich mit einer der rührendsten Seiten seines Buches bekannt zu machen, geben wir folgende Stelle, worin wir die Stunden des Ringens mit dem Tode beschrieben und die letzten Worte des jungen Märtyrers mitgetheilt finden, wörtlich wieder:

„Die Nacht rückt heran, die stille Nacht, die er gemäß den Reglements in Einsamkeit, allein mit dem Leid, seinem gewohnten traurigen Genossen, diesmal aber auch zugleich mit dem Tode auf dem Kopfkissen zuzubringen verurtheilt ist. Wieder war es Lasne, welcher Montag, den 8. Juni, zwischen acht und neun Uhr, zuerst in sein Zimmer trat. Gomin hat uns gestanden, daß er in der Furcht, das Opfer vollbracht zu finden, seit mehreren Tagen nicht mehr hinaufzusteigen gewagt habe.

„Jeder der Aerzte kam zur bestimmten Stunde. Das Kind war aufgestanden, als Pelletan es um acht Uhr besuchte. Lasne glaubte, daß es sich seit Vormittag besser befinde, aber das Bulletin des Arztes machte es ihm nur zu sehr begreiflich, daß er sich täuschte. Die Zusammenkunft war kurz. Da der junge Kranke Müdigkeit in den Beinen fühlte, verlangte er selbst, sich bald zu legen.

„Er war im Bett, als Dumangin gegen eilf Uhr eintrat. Das Kind empfing ihn mit der unerschütterlichen Sanftmuth, die es inmitten seiner Leiden stets bewahrt, und wovon dieser Arzt Zeugniß gegeben hat. Nachdem Dumangin sich zurückgezogen hatte, löste Gomin seinen Kollegen Lasne im Zimmer des Dauphins ab. Er setzte sich an sein Bett und sprach nichts, aus Furcht, ihn zu ermüden. Der Prinz begann niemals die Unterredung, folglich schwieg auch er; aber er heftete auf seinen Wärter einen unendlich schwermüthigen Blick.

„„Wie unglücklich macht es mich, Sie so leiden zu sehen““, sagte Gomin zu ihm. „„Trösten Sie sich““, erwiederte ihm das Kind, „„ich werde nicht immer leiden.““ Gomin kniete nieder, um näher bei ihm zu sein. Das Kind ergriff seine Hand und brachte sie an seine Lippen. Das Herz des frommen Gomin vertiefte sich in eines jener heißen Gebete, welche der Schmerz dem Menschen entreißt und die Liebe zu Gott sendet. Das Kind ließ die Hand, die ihm so treu geblieben war, nicht fahren und erhob den Blick zum Himmel. Es ist unmöglich, all das Heilige und Engelgleiche auszusprechen, was in diesem letzten Blicke lag. Als nun Gomin das Kind ruhig, unbeweglich und stumm sah, sagte er zu ihm: „„Ich hoffe, daß Sie in diesem Augenblicke nicht mehr leiden!““ — „„O, doch, ich leide noch, aber viel weniger; die Musik ist so schön!““ Nun aber machte man weder in dem Thurme, noch in dessen Umgebung Musik, vielmehr gelangte in diesem Augenblicke nicht das mindeste Geräusch von Außen zu dem Zimmer, wo der junge Märtyrer sein Leben aushauchte. Gomin fragte verwundert: „„Von woher hören Sie denn Musik? von Oben? Ist es schon lange?““ — „„Seitdem Sie knieen. Haben Sie denn Nichts gehört? Hören Sie!““ Und das Kind erhob in fast krankhafter Bewegung seine halberstorbene Hand, während es die großen ekstatisch leuchtenden Augen aufschlug. Sein armer Hüter gab sich mit ihm dieser süßen Tröstung hin und horchte, voll Verlangen, zu hören, was doch nicht zu hören war. Nach einigen Augenblicken gespannter Aufmerksamkeit schauerte das Kind zusammen. Seine Augen strahlten, und wie in unnennbarer Entzückung rief es: „„Unter den Stimmen erkenne ich die Stimme meiner Mutter!““ Die Nennung dieses den Lippen des Kindes entflohenen Namens schien es von jeglichem Schmerze zu befreien. Die zusammengezogenen Augenbrauen glätteten sich, und sein Blick leuchtete in jener heiteren Zuversicht, welche uns die Gewißheit des Sieges verbürgt. Das Auge auf ein unsichtbares Schauspiel gerichtet, das Ohr den entfernten Tönen eines jener Konzerte lauschend, welche das menschliche Ohr nicht zu hören vermag, empfand es zum Voraus ein seliges Dasein. Einen Augenblick später war der Glanz des Blickes erloschen. Seine Arme hatten sich auf seiner Brust gekreuzt, und seine Züge schienen Entmuthigung auszudrücken. Gomin betrachtete ihn näher und folgte mit besorgtem Auge allen seinen Bewegungen. Sein Athem war nicht mehr schwer. Die Augäpfel irrten langsam und unsicher umher, dann und wann einen Blick nach dem Fenster richtend. Gomin fragte ihn, wonach er sehe. Das Kind schaute seinen Hüter auf einige Augenblicke an, und obgleich dieselbe Frage wiederholt ward, schien es sie nicht verstanden zu haben und gab keine Antwort darauf. Lasne kam demnächst wieder, um Gomin abzulösen. Mit beklemmtem Herzen entfernte sich dieser, obgleich weniger beunruhigt, als des Morgens, denn er hielt jetzt das Ende nicht für so nahe. Lasne setzte sich ans Bett. Der Prinz sah ihn lange mit einem festen und zugleich träumerischen Blicke an. Als Lasne ihn fragte, wie er sich befände und was er wünsche, fragte er seinerseits: „„Glaubst Du, daß meine Schwester die Musik hat hören können? wie wohl würde ihr dieses gethan haben!““

„Lasne konnte nicht antworten; der bange Blick des Sterbenden richtete sich durchdringend und begierig nach dem Fenster. Ein Ausruf seligen Entzückens entfloh den Lippen des Kindes. Alsdann seinen Hüter betrachtend, sagte es zu ihm: „„Ich habe Dir Etwas zu sagen. . . .““ Lasne näherte sich und ergriff seine Hand. Der Kopf des Gefangenen sank auf die Brust des Hüters. Dieser horchte, aber vergebens. Alles war gesagt. Gott hatte dem jungen Märtyrer die Stunde des letzten schweren Kampfes erlassen. Gott allein hatte seinen letzten Gedanken vernommen. Lasne legte seine Hand auf das Herz des Kindes. Das Herz Ludwig's XVII. hatte aufgehört zu schlagen. Es war zwei und ein Viertel Uhr nach Mitternacht.“

Also war das frühzeitige Ende dieses unglücklichen Fürsten, dessen letztes Wort verklang, sanft, wie der letzte, leise Ton einer verstummenden Harfe. Mit Engelsflügeln eilte die befreite Seele im Himmel denen entgegen, welche unter dem Namen Ludwig XVI., Maria Antoinette und Elisabeth Gerechte und Märtyrer auf der Erde waren und Selige sind vor Gott. E. de F.

China.

Eine französische Gesandtschaft in China.

(1844.)

(Fortsetzung.)

Huang, als Schatzmeister, erkundigte sich nach der Erhebungsweise der Steuern. Er wußte die Vortheile der Centralisation zu würdigen und begriff den Mechanismus. Nur die doppelte Strömung des Geldes, nach dem Mittelpunkte unter der Form der Einnahme und dann wieder nach dem Umkreis unter der Form der Ausgabe — die wollte ihm nicht recht zu Sinne. „In China“, sagte er, „erhebt man zuvörderst in jedem Bezirk, in jeder Landschaft, in jeder Provinz, was für die örtlichen Bedürfnisse nöthig ist, und nur der Ueberschuß geht nach Peking.“ Ich machte ihm begreiflich, daß man in China die Steuer in Natur abträgt, und daß mit den Staats-Einnahmen ganze Flotten beladen werden müßten, anstatt daß sie in Frankreich in Geld bezahlt werden und große Summen auf einem Blatt Papier mit der Post versendet werden können. Die Erklärung dieses Mechanismus hatte bei Huang um so weniger Schwierigkeit, als den chinesischen Kaufleuten die Wechsel bekannt sind.

Der Schatzmeister sprach von dem eleganten Leben in Peking. Man hat Pferde, Wagen, und es gehört zum guten Ton, selbst zu fahren; es giebt Lohnkutschen und etwas unseren Droschken Aehnliches. Auf drei Theatern werden Lustspiele, Dramen und komische Pantomimen dargestellt. Der Schauspielsaal ist kreisförmig, wie die antiken Amphitheater, die Bühne ist in der Mitte; die Schauspieler kleiden sich in einem unteren Raume an. Es giebt, wie bei uns, Parterre und mehrere Reihen Logen. In den Gesellschaften sind nur Männer; man spielt Karten, Schach; man raucht, trinkt Thee; man spricht über Geschichte oder Poesie; man rezitirt Verse oder giebt Endreime auf; man läßt Tänzerinnen oder Musiker kommen. In einer Art Klubs werden an gewissen Abenden literarische oder gastronomische Reunions gehalten. — Die Frauen nehmen ihre Freundinnen auf oder machen ihnen Besuche, geben Diners und Abendgesellschaften; sie erziehen ihre Kinder, und bisweilen sind sie auch in den Gesellschaften ihrer Männer gegenwärtig, wenn nahe Verwandte oder vertraute Freunde zu Besuch kommen; die Letzteren nennt man, nach einem chinesisch-eigenthümlichen Ausdruck: Freunde bis zur Frau.

Die Chinesen haben das Pulver lange vor uns entdeckt; ingleichen die Pocken-Impfung, die Buchdruckerei, Journale, Gesetzbücher, Klubs, Endreime, den Magnetismus, die Droschken. Wie bei uns, giebt es dort Pfandleih-Häuser unter der Ueberwachung der Regierung. Die merkwürdige Aehnlichkeit zweier Völker, die fast den halben Erdkreis zwischen sich haben, geht bis auf die frivolen Erfindungen der Mode, die in sich keine Berechtigung, zu sein, und ihre Existenz einer reinen Laune des Zufalls zu verdanken haben. Die Neujahrsbesuche sind ein

alter Brauch. Seit kurzem ist man bei uns auf den Einfall gekommen, anstatt persönlich seinen Glückwunsch zu bringen, eine bloße Karte mit seinem Namen abgeben zu lassen; in China aber schickt man seine Visitenkarte am Neujahrstage — seit dreitausend Jahren.

Die Jagd nach Autographen ist eine Manie unserer Zeit. Man hat welche von großen Männern, von Freunden, von längst Verstorbenen, von Zeitgenossen. Dieselbe Wuth herrscht bei den Chinesen, nur daß sie viel älter ist. Tsao gab mir einen Fächer, auf welchem Verse eigener Erfindung geschrieben waren, und Ki-ying bei der ersten Zusammenkunft vertheilte sein Autograph an Lagrené, den Admiral Cécille, Harcourt und mich. Für eine geschriebene Zeile von einer Person des Alterthums wird ein fabelhafter Preis bezahlt; ein eigener Industriezweig in Peking ist, falsche Autographen zu verfertigen: ganz wie in Paris. — Gewisse Verfeinerungen des modernen Luxus kannten die Chinesen lange vor den Franzosen. So hatte Frau de Lagrené für ihre Töchter ein erst neulich erfundenes stummes Pianino mitgebracht, auf dem man mit aller wünschenswerthen Beharrlichkeit gewisse Passagen einüben kann, die kein Ohr fünf Minuten hinter einander aushalten würde. Zufällig stand dieses Pianino eines Morgens in der Veranda, wo wir unsere Collation einnahmen. Es erregte die Neugierde der Chinesen, und sie fragten mich, was es wohl sei. Ich bedeutete sie, daß es ein Ton-Instrument wäre, und fing nun an, mit großem Ernst darauf zu spielen. Sie lauschten mit beiden Ohren, traten heran und verwunderten sich, als sie keinen Ton hörten. Das dauerte eine Weile, und Pan-se-tschen sagte ruhig: „Ich habe für meine Frauen, wenn sie auf der Guitarre üben, baumwollene Saiten, die keinen Lärm machen, damit sie mir nicht die Ohren zerreißen; ohne Zweifel ist das ein ähnliches Instrument."

Man kann sagen, die Kings schreiben die Monogamie vor, d. h. sie erkennen nur Eine legitime Gemahlin an, die mit ihrem Manne an den religiösen Opfern, an seiner höheren Stellung in der Gesellschaft Theil nimmt; das Band ihrer Ehe ist unauflöslich. Huang als strenger Schriftgelehrter hatte nie mehr als Eine Frau. So gewissensängstlich war Pan-se-tschen nicht; außer der Gemahlin nach den Satzungen der Kings hatte er noch zwölf Frauen. Diese stehen nicht auf gleicher Stufe mit der nach den Kings mit ihm vermählten Frau, obgleich die Kinder von ihnen legitim sind. Daraus entspringen zuweilen eigenthümlich wunderliche Verhältnisse: die Kinder werden von der Geburt an durch das Rad der Kindesliebe, das die ganze chinesische Gesellschaft bewegt, erfaßt; dieses Gefühl müssen sie aber für die offizielle Gemahlin, nicht für ihre Mütter, kundgeben; nur um sie tragen sie Trauer. Endlich bei gerichtlichen Veräußerungen, Schulden halber, werden die Frauen, wie die anderen Mobilien, verkauft; nur die Gemahlin, die dem Manne nach den Kings angetraut worden, bleibt mit allen Kindern frei.

„Ihr haltet also Sklaven!" sagte ich zu Huang.

„Gewiß", erwiederte er mit einer Ruhe, als hätte ich ihn gefragt, ob es in China Pomeranzen gäbe. „Die Sklaverei ist eine Strafart für gewisse Verbrechen. Das Wort, das in unserer Sprache Sklave bedeutet, bedeutete in alten Zeiten Sträfling. Kriegsgefangene sind Sklaven; Jeder kann sich selbst und der Vater seinen Sohn als Sklaven verkaufen."

Was Huang in unserer Regierung nicht begreifen konnte, war der freie Parteienkampf um die Macht, die sie in Journalen, auf der Tribüne einander streitig machen, einander entreißen. „Ich lasse mir es gefallen", sagte er, „daß dem Fürsten, wenn er sie verletzt, die Gesetze in Erinnerung gebracht werden; das geschieht auch bei uns. Jeder Rath hat das Recht, in den Angelegenheiten, die ihn angehen, Vorstellungen zu machen. Wir haben ein Censur-Tribunal, dessen Mitglieder unter schlechten Kaisern die Kühnheit des Tadels oft genug mit ihrem Kopfe bezahlten. Aber daß eine Regierung dem Ersten Besten gestattet, ihre Handlungen in einem öffentlichen Blatte zu kritisiren, oder einer berathenden Versammlung, die Thätigkeit ihrer Machtvollkommenheit zu kreuzen, daß die Gesetze, anstatt ewig zu sein, mit jeder siegenden Partei wechseln: das ist gerade, als überließe man einen Wagen der Willkür der Rosse ohne Gebiß und Zügel."

Er erstaunte, als ich ihm sagte, daß die so regierten Nationen im Westen unbestritten zu den gebildetsten, reichsten und mächtigsten gehörten. „Es ist möglich", bemerkte er, „aber sie leben noch nicht dreitausend Jahre."

II.

Als wir den letzten Artikel des Traktats besprochen hatten, sagte Huang zu mir: „Ich hatte den Gedanken, unsere Unterhandlung mit einem kleinen Essen in meiner Pagode zu beschließen. Unserer Sechs, dazu noch den Doktor Yvan, den wir sehr gern haben, werden die ganze Tischgesellschaft bilden. Wir wollen durch heitere Laune ersetzen, was etwa an der Pracht abgehen möchte."

Ich nahm mit Vergnügen an, und am festgesetzten Tage machten wir uns auf den Weg, längs dem Flusse nach der von dem Schatzmeister bewohnten Pagode der Bergkuppe der Seerosen; sie lag, von einer Baumgruppe beschattet, auf dem Abhang eines Hügels am Meere. Die Chinesen speisen im Allgemeinen um sieben Uhr. Das Chor der Pagode, ein geräumiger Saal, bildete das Eßzimmer, das durch rosenfarbene Wachskerzen und Tausende von bunten Gläsern, girandolen-, säulen- und rosenförmig aufgestellt, hell erleuchtet war. Drei kleine viereckige Tischchen standen nahe an einander gerückt, und die Gedecke waren so geordnet, daß neben jedem ein freier Platz blieb. Die Schüsseln wurden auf einer Art Präsentirbrett, das mit einem scharlachfarbenen seidenen Tischtuch und Fransen von derselben Farbe bedeckt war, aufgetragen, und bei jedem neuen Gang hoben die Diener mit einer merkwürdigen Gewandtheit, Raschheit und Sauberkeit das Präsentirbrett mit Allem, was sich darauf befand, herab und ersetzten es sofort durch ein anderes gleichfalls vollständig servirtes. Das so bescheiden angekündigte Diner erwies sich als ein wahrhaft Lukullisches Fest. Alle Gerichte der chinesischen Küche, der mannigfaltigsten und seltsamsten aller antiken und modernen Küchen, fanden sich hier, glaube ich, beisammen. Als wir, nach mindestens sieben bis acht Gängen, uns am Schlusse glaubten, trat ein langer Zug Chinesen in theatralischem Kostüm ein, je sechs ein erleuchtetes Kästchen auf den Schultern tragend. Auf ein gegebenes Zeichen wurden die Kästchen auf den Boden gesetzt, und als sie, wie durch Zauber, sich öffneten, lag in jedem ein gebratenes Spanferkel, das einer dieser Leute sofort in kleine Stückchen zerlegte, während die anderen sie herumreichten. Dieser glänzende Theaterstreich wurde mit einmüthiger Bewunderung begrüßt. Die Ferkel waren trefflich gebraten und würden einem Pariser Koch keine Schande gemacht haben. Es folgten noch mehrere Gänge von allerlei Ragouts. Die vornehme chinesische Küche weist in der That auf eine sehr verfeinerte Civilisation. Sie hat einleitende Anregemittel wie in Rußland, Saucen wie in England, Ragouts wie in Frankreich, und überdies kennt man den Luxus der Tafeln Nero's und Heliogabal's, von einem Thiere nur gewisse unmerklich kleine, für wohlschmeckend gehaltene Theilchen zu essen. So schlachtet man z. B. einen ungeheuren Stör, um einen einzigen Knorpel, einen Riesenhai, um einige Fasern von der Floßfeder über dem Rückgrat zu genießen.

(Schluß folgt.)

Italien.

Graf Federigo Sclopis.

Einer der bedeutendsten Rechtsgelehrten im Königreich Sardinien ist der zu Turin geborne Graf Federigo Sclopis, der im Jahre 1847 General-Prokurator bei dem obersten Gerichtshofe war. Der König Karl Albert hatte Gelegenheit gehabt, die ausgezeichneten Eigenschaften dieses Mannes bei den unmittelbaren Vorträgen desselben kennen zu lernen; er war daher einer von den Männern, welche er ausgewählt hatte, um durch sie die Constitution, die er zu geben beabsichtigte, ausführen zu lassen. Da dieser Entschluß vor der französischen Februar-Revolution gefaßt worden war, konnte diese Constitution in aller Ruhe ausgearbeitet werden, und jetzt, nach sieben Jahren, hat diese Verfassung, welche das Glück der sardinischen Staaten ausmacht, noch nicht die mindeste Aenderung erlitten. An den damals ausgearbeiteten Gesetzen hatte Sclopis bedeutenden Antheil genommen und sich den Dank seines Vaterlandes erworben. Bei einem Minister-Wechsel trat er ab und wurde Mitglied des Senats, in welchem er durch die Klarheit und Gerechtigkeit seiner Meinung fortwährend Gutes wirkt, indem er zwar ein Mann des Fortschrittes ist, aber nur das Mögliche will.

Neben seiner öffentlichen, allgemein geachteten Thätigkeit ist aber Graf Sclopis auch ein sehr geschätzter Schriftsteller. Seine „Geschichte des römischen Rechts in Italien" ist ein sehr bedeutendes Werk und hat auch für Deutschland noch eine besondere Bedeutung, da es unserem Savigny als Vorbild folgte. Diese wichtige Arbeit erschien vor den Bewegungen der neueren Zeit; doch auch diese haben ihn nicht abgehalten, noch fortwährend für die Geschichte seines Vaterlandes zu wirken, da er Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Turin ist, welche bekanntlich sich des besten Rufes vor allen italiänischen Akademieen erfreut, und er namentlich zu dem Ausschusse gehört, welcher die vaterländischen Geschichtsquellen herausgiebt.

Im Jahre 1851 veröffentlichte er die Geschichte der General-Staaten von Piemont und Savoyen,*) ein Werk, welches in einer Zeit, wo so viel von historischem Recht und von der Heiligkeit des Bestehenden die Rede ist, besondere Beachtung verdient. Schon im Jahre 1285 hielt der Graf von Savoyen es für nothwendig, bei Abschließung eines Staatsvertrages die Stände zuzuziehen; dabei hatten aber die Städte eine um so bedeutendere Stimme, da sich zwischen den Grafen von Savoyen und den Markgrafen von Saluzzo und Mont-

*) Degli stati generali politiche del Piemonte &c. di Federigo Sclopis. Torino, 1851.

ferrat mehrere Städte in voller Unabhängigkeit von diesen Beamten des Kaisers erhalten hatten. — Erst war nämlich das Bestehende die Monarchie der Kaiser gewesen, nach und nach wurde die Landeshoheit der kaiserlichen Beamten das Bestehende, die sich zu erblichen Landesherren gemacht hatten, gegen welche sich nur wenige dem Kaiser treu bleibende Städte wehren konnten, z. B. Asti, Nizza und andere. Als aber diese Städte dem Drängen der Grafen von Savoyen und Piemont, die an des Kaisers Statt Fürsten von Gottes Gnaden geworden waren, nicht länger Widerstand leisten konnten, behielten sie dennoch ihre alte römische Municipal-Verfassung und Selbstverwaltung; ihre Abgeordneten zu den Stände-Versammlungen, die sich bisher tapfer vertheidigt hatten, waren daher von viel größerer Bedeutung, als dies gewöhnlich in Deutschland der Fall war.

Noch im Jahre 1456 bestand das historische Recht der Stände dieses Landes darin, daß sie den Friedensvertrag mit Frankreich ratifizirten. Im funfzehnten Jahrhundert gehörte es zum Bestehenden, daß diese Stände die Steuern bewilligten; im siebzehnten Jahrhundert dagegen gehörte es zum Bestehenden, daß diese Stände nach und nach in Vergessenheit kamen. So zeigt dieses treffliche Werk unseres Sclopis, auf wie schwachen Füßen das historische Recht steht, und daß das Bestehende nicht lange das Bestehende bleibt. Doch für Partei-Menschen spricht die Geschichte vergeblich.

Wo möglich noch wichtiger ist das neueste Werk des Grafen Sclopis,*) „über die politischen Verhältnisse des Hauses Savoyen zu Großbritannien." Er zeigt sich hier eben so als gründlicher Geschichtsforscher, wie als gewandter Staatsmann. Er zeigt, wie diese Verbindungen im Jahre 1240 durch die Verheirathung der Tochter der Beatrice von Savoyen mit dem Könige Heinrich III. von England anfingen. Ein Oheim dieser Königin, Bonifaz, wurde Erzbischof von Canterbury, welcher Alle in den Bann that, welche Etwas gegen die von Heinrich beschworne Magna Charta unternehmen würden. Ein großer Palast in London hieß der Savoyische, und das ganze Quartier wurde das Savoyische genannt, dergestalt, daß noch ein zu London im Jahre 1677 gedrucktes Buch, „Angliae notitia", als Druckort die Worte enthält: „In the Savoy".**) Später kam der gewandte Sänger Riccio mit der savoyischen Gesandtschaft nach Schottland und wurde Liebling der Königin Maria Stuart.

Die Verbindungen beider Länder erhielten aber eine politische Bedeutung seit der Zeit, wo England im Kriege mit Spanien sich mit Savoyen im Jahre 1614 verband, um die spanischen Flotten im Mittelmeere zu beschäftigen. Bald darauf hatte der Herzog von Savoyen Gelegenheit, der englischen Regierung einen Dienst ganz eigener Art zu leisten. Dem Herzog Dudley von Northumberland war sein Besitzthum in England konfiszirt worden.***) Er klagte dieserhalb bei dem kaiserlichen Reichskammergericht und dem Papste; wie er das Forum begründete, ist nicht angegeben; seine Forderung ward auf sechsundfunfzig Millionen Thaler festgestellt, die er einer im Kriege mit England befindlichen Macht erdiren wollte, um sich aus englischem Eigenthum bezahlt zu machen, wie zur Zeit des Papstes Urban VIII. wirklich geschehen war. Karl Emanuel II. vereitelte diesen Plan, worauf 1669 ein Handels-Vertrag zwischen Savoyen und England abgeschlossen wurde. Da der Herzog von Savoyen durch seine Verwandtschaft mit dem letzten Könige von Cypern König dieser Insel war, befand er sich in beständigem Kriege mit der Türkei. Durch diesen Handels-Vertrag wurde zugleich der Vortheil erreicht, wohlfeilere Galeerensklaven zu erhalten; diese, die gewöhnlich afrikanische Muselmänner waren, kosteten damals hundert Piaster pro Kopf. Bei der Ausdehnung des Verkehrs bis in die griechischen Gewässer konnte man aber einen solchen Galeerensklaven für zwanzig Piaster erhalten, wenn er Grieche, aber türkischer Unterthan war. Sclopis sagt, daß er mit Widerwillen über diesen Sklavenhandel in einem streng katholischen Staate berichte. So war damals das Bestehende; das war damals historisch begründet.

Während des spanischen Successions-Krieges schloß Viktor Amadeus III. einen Vertrag mit England und Holland, in welchem er den strengen jesuitischen Maßregeln gegen die Waldenser entsagte. Besonders merkwürdig ist der Bericht unseres Historikers über den Abschluß des Allianz-Vertrages zwischen diesem Herzoge und Oesterreich gegen Frankreich, so wie mit England im Jahre 1704, und mit Preußen in demselben Jahre, welcher letztere Staat achttausend Mann unter den Herzog von Savoyen stellen sollte. Sie befehligte der Bruder des ersten Königs von Preußen, welcher dort die Gräfin Valbiono gegen den Willen des Königs heiratete. Die Ehe wurde von dem Letzteren für nichtig erklärt, und jene Dame von dem Herzog in ein Kloster zu Turin gesperrt. Der Erzbischof von Turin stellte vergeblich vor, daß diese Ehe nach den kirchlichen Gesetzen gültig sei, und daß es unrecht, aus politischen Rücksichten dem Sakrament der Ehe Gewalt anzuthun. Doch der Herzog blieb fest, und da der Prinz von Preußen vor Casale starb, war damit diese Angelegenheit beendet, auch durch den Sieg bei Turin die Franzosen aus Italien vertrieben, wobei die Preußen mitgewirkt hatten.

Viktor Amadeus hatte von der Gräfin Vetrua, geb. Luines, eine natürliche Tochter, die mit dem Prinzen von Carignan vermählt ward und so die Stamm-Mutter des jetzigen Königsgeschlechts wurde. Nachdem der Friede von Utrecht für Savoyen sehr vortheilhaft ausgefallen war, wollte Viktor Amadeus II. wieder, von seinem fanatischen Beichtvater angespornt, strenger gegen die Waldenser verfahren, da sie sich aber an die englische Regierung wandten, wurden diese strengen Maßregeln 1723 zurückgenommen. Victor Amadeus war unterdeß König von Sardinien geworden, welches er gegen Sicilien eingetauscht hatte.

Während des hierauf folgenden vierzigjährigen Friedens studirten viele katholische Engländer in Turin; denn Lord Chesterfield hatte gesagt: unter allen Diplomaten Europa's wären die sardinischen die gewandtesten, gebildetsten und gelehrtesten. Während des siebenjährigen Krieges kam ein sächsischer Kaufmann zu dem englischen Gesandten zu Turin und legitimirte sich als der preußische General Baron Cocceji, welcher im Namen seines Königs den König von Sardinien aufforderte, gegen Oesterreich Krieg anzufangen und sich zum Könige der Lombardei zu erklären; eine gleiche Aufforderung war an den König von Neapel ergangen, um sich zum Könige von Italien zu erklären. Doch Keiner wollte sich darauf einlassen.

Graf Sclopis erzählt nunmehr umständlich, wie nach dem Ausbruche der französischen Revolution der König von Sardinien 1793 einen Vertrag mit England gegen Frankreich geschlossen, wie diese Einmischung in die inneren Angelegenheiten jenes Landes aber mit der Vertreibung des Königs nach Sardinien geendet, wie auch dort England stets der treue Bundesgenosse des Königs von Sardinien geblieben, wie von England aus gefangene Unterthanen dieses Königs für denselben ein Corps gebildet, wie nach dem Falle Napoleon's auf dem Wiener Kongresse der sardinische Staat die Lombardei habe erhalten sollen, daß aber Alexander dieselbe Oesterreich belassen habe, um Polen zu erhalten.

J. F. Neigebaur.

*) Delle relazioni politiche tra la Dinastia di Savoia ed il Governo Brittannico. Ricerche storiche. Torino, 1853.

**) Der Name Savoy-Street, unfern des Strand, hat sich auch heutzutage noch in London erhalten. D. R.

***) Dieser sogenannte Herzog von Northumberland war ein natürlicher Sohn des berüchtigten Lovelace, der sich den von seinem Großvater geführten Titel eigenmächtig beigelegt hatte. D. R.

Mannigfaltiges.

— Deutsche Theologie in Nord-Amerika. Putnam's Monthly, die beste, in Amerika erscheinende Monatsschrift, spricht sich folgendermaßen über das in diesen Blättern bereits erwähnte Werk des Konsistorialraths und Professors Dr. Wilh. Böhmer in Breslau, „System des christlichen Lebens", aus:

„Dieses „System of Christian Life" ist ein überaus geschickt abgefaßtes Werk. Eine Abhandlung über Grundsätze der Ethik darf man es nicht wohl nennen, da der Verfasser das christliche Prinzip als Etwas betrachtet, das über bloße Vorschriften der Moral weit erhaben ist; gleichwohl ist er bedacht, die innere Uebereinstimmung der Schlüsse, die er aus jenem Prinzipe zieht, mit der menschlichen Vernunft darzulegen. Er erörtert die Modificationen des Christenthums, wie sie in den Systemen der modernen Speculation, namentlich Kant's, Fichte's, Schelling's, Hegel's und Feuerbach's, oder auch in den theologischen Systemen Schleiermacher's, Daub's, Marheineke's und de Wette's, zur Erscheinung gekommen, und legt dar, worin diese im Irrthume sind, indem er die einfache Theorie des Evangeliums als eine durch kein modernes Gedanken-System zu erschütternde nachweist. Neander in seiner auch bei uns allgemein gekannten und geschätzten Kirchengeschichte spricht bereits von Böhmer, als Theologen, mit großer Anerkennung."

— Höhenkarte von Finnland. Im Verlage der finnischen Literatur-Gesellschaft ist vor zwei Jahren eine „hypsometrische Karte Finnlands, mit Hülfe der Triangulation zwischen Hogland und Torneå und nach geschehenen Messungen berechnet von C. W. Gyldén" erschienen. Die Karte besteht aus sechs Blättern; um die verschiedenen Erhebungen der Erdoberfläche über den gewöhnlichen Stand des Finnischen Meerbusens zu bezeichnen, sind zehn verschiedene Färbungen der Reihe nach von Blau bis Weiß angenommen worden, so daß Blau die Höhe von weniger als hundert Fuß, Weiß die von neunhundert bis tausend Fuß bedeutet; die Namen der Städte und Kirchspiele sind angegeben. Die Karte ist mittelst Farbendrucks in der Offizin von Lievendal in Helsingfors gearbeitet und kostet zwei Rubel Silber.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 6 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin Ed. Bell u. Comp., Jägerstr. Nr. 53, und beim Expedit. Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 59. Berlin, Donnerstag den 18. Mai 1854.

Frankreich.

„Die Pflicht"*)

Vom Professor Jules Simon.**)

Ein neues Buch, in welchem die Moral abgehandelt wird, ist in unserer Zeit und besonders in Frankreich eine Erscheinung, die schon um des Reizes willen, den alles Ungewöhnliche hat, unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen muß. Das im vorigen Jahre vollendete Werk von Jules Simon, in welchem der Verfasser unter dem schlichten Titel: „Die Pflicht" unserer heutigen Welt eine eben so sehr an das Herz, wie an den Verstand sich wendende hohe Moral zu predigen wagt, verdient diese Aufmerksamkeit in jeder Beziehung. Die Art und Weise, wie in dem Journal des Débats das Buch selbst und dann auch die Bedeutung, welche die Erscheinung eines solchen Buches in der heutigen Zeit hat, besprochen wird, ist so anziehend, so zeitgemäß, so treffend, daß wir uns veranlaßt fühlen, den betreffenden Artikel, fast seinem ganzen Umfange nach, unseren Lesern im Folgenden wiederzugeben.

„Die Pflicht" — das ist in unserer an Geistreichthum gewöhnten Zeit für ein Buch ein sehr schlichter Titel, aber doch sehr bezeichnend für ein die Moral darstellendes Werk. Dieser Titel läßt keine Ungewißheit über das Ziel, welchem der Verfasser seine Leser zuführen will. Unsere Zeit ist in aller Beziehung übersättigt; die Geschichte hat für sie keine Offenbarungen, die Kritik keine Theorieen über das Schöne, die Politik keine Systeme, die nicht schon da gewesen wären; selbst die Philosophie scheint Zeugniß dafür abzulegen, daß das Buch des menschlichen Herzens und Geistes ganz und gar ausgelesen sei, da sie bekanntlich Geschichte geworden und, anstatt Probleme zu lösen, nur die früheren Lösungen von Problemen erforscht. Und auf dem großen Schachbrett, welches die menschliche Welt ist, haben die Schöpfer sozialer Paradiese die Figuren, die da eine Rolle spielen, auf alle mögliche Arten verbraucht, ohne weder das Publikum, noch sich selbst befriedigt zu haben. Es ist also vielleicht etwas kühn, unserer Zeit mit Psychologie und Moral zu kommen, zwei Wissenschaften, welche sie weit hinter sich zu haben glaubt; und es ist etwas gewagt, von nichts weiter, als von der Pflicht sprechen zu wollen, von der Pflicht, welche eine Regel ist für Alle ohne Ansehen der Person und welche nur die höchste Regel sein kann, — zu einer Zeit, wo eben ein Jeder sich befugt glaubt, die Richtung seines Lebens nur in sich selbst oder gar nicht zu suchen. Was kann der Verfasser uns bringen wollen? — Ideen; die haben wir satt; giebt es noch unerforschte? — Prinzipien; — sind sie nicht alle versucht worden? und wissen wir nicht, daß sie sich als nichtig erweisen, wenn man sie anwenden will? — Das Abstrakte, die Theorie; — was sollen wir damit, wir, die wir „positive" Menschen geworden sind? — Die Wissenschaft vom inneren Menschen; — bietet sie die Mittel dar, die Wohlfahrt allgemein zu machen, unsere Gegner auf den kommerziellen Schlachtfeldern zu besiegen, Denkmünzen, wenn auch nur von Bronze, auf den großen Industrie-Ausstellungen zu gewinnen? — Kömmt man mit ihnen schneller fort? — Denn das ist die große Aufgabe der heutigen Welt: schnell fortkommen in der Politik, in der Industrie, in literarischen Erzeugnissen, in der Erziehung; die Schnelligkeit ist unser Uebel: Romane, Theaterstücke, Gemälde, Studien, Alles wird mit Dampf gemacht; und, um schneller fortzukommen, ahmt man kuchtisch das Vergangene nach!

Auf solche Einwürfe hat Herr Jules Simon sich gefaßt machen müssen. Er hat nicht nöthig gehabt, davor zu erschrecken; er legt in der Art und Weise, wie er die Pflicht als die Regel für das menschliche Leben und als den höchsten untrüglichen Maßstab für die menschlichen Handlungen darstellt, noch mehr Geschicklichkeit, als Unklugheit, noch mehr Geist, als Naivetät an den Tag. Es sind in neuerer Zeit so häufig die Einflüsterungen des Interesses oder die verführerischen Eingebungen der Leidenschaft beschönigt worden; es haben so Viele der Pflicht ein modernes Kostüm umgehängt oder sie in Blumen begraben, daß es heutzutage den Reiz der Neuheit hat, wenn Jemand die Pflicht wieder einmal, ihres Flitterstaates beraubt, in ihrer Nacktheit vorführt. Herr Jules Simon wird gemeint haben, daß die Pflicht, in der für unsere Zeit neuen Erscheinung, als eine ernste und strenge Führerin, welche weder ihre Zwecke, noch ihre Forderungen, noch ihren Namen verhehlt, die Menge anziehen und den Gesellschaften in den Salons für einen Abend Unterhaltung darbieten wird. Und wir glauben, daß er sich hierin nicht getäuscht haben wird. Aber wenn die neue Erscheinung nur das ist, was schon oft dagewesen, was eigentlich immer herrschend sein sollte, was sich uns Allen in irgend einer Zeit unseres Lebens mehr oder weniger fühlbar macht, so wird die öffentliche Meinung ihr vielleicht mehr, als er gehofft, auch eine dauernde Aufnahme zu Theil werden lassen. Wenn wir alle Lebensweisen erschöpft haben, kehren wir oft zur einfachsten zurück.

Ueberdies giebt es wenig Ideen, die dem allgemeinen Verstande so unklar sind, wie die der Pflicht: man glaubt, sie zu verstehen, ohne sie zum Gegenstande seines Nachdenkens gemacht zu haben; und es zeigt sich — entweder, daß man sie nicht versteht, oder, daß man ihre Bedeutung vergessen hat, oder, daß man das, was aus ihr folgt, nicht festhält. So ist z. B. das Gerede von der Wechselbeziehung zwischen den Rechten und den Pflichten überall verbreitet; wie Wenige aber sind zu der Einsicht gekommen, daß die Rechte nicht der Grund, sondern nur die Folge der Pflichten (oder vielmehr die Erfüllung der Pflichten) sind. Der Mensch hat einen moralischen Zweck; dadurch, daß er denselben erfaßt, ist er verbunden, ihn in seinem ganzen Umfange und in allen seinen Formen, deren jede eine Pflicht für ihn bildet, zu erfüllen. Daß er in der Erfüllung der Pflicht gesichert, daß er in den Stand gesetzt werde, sie mit aller Freiheit zu erfüllen, daß seine Person unverletzlich sei, insoweit dieselbe die Pflicht erfüllt, das ist sein Recht. Der Mensch hat Rechte nur, insoweit er Pflichten hat und erfüllt. Die Idee eines klar erkannten, moralisch guten und nothwendig zu erfüllenden Zwecks macht den Menschen der Freiheit, seine Fähigkeiten zu entwickeln, würdig, berechtigt ihn, die Beseitigung der Hindernisse, die man zu allen Zeiten ihm in den Weg gelegt, zu fordern und sich für die Zukunft Garantie gegen die Hindernisse zu schaffen. Die Gesetze, die Constitutionen, welche nach der Ansicht der meisten Menschen dazu dienen sollen, die Ausübung unserer Rechte zu schützen, haben, von einem erhabeneren und richtigeren Gesichtspunkte angesehen, keine andere Bestimmung, als die: uns die Erfüllung unserer Pflichten, d. h. die Erreichung unseres Lebenszwecks, zu ermöglichen und zu sichern. Also, wenn Ihr den Willen des Menschen regieren wollet, ohne ihm Zwang anzuthun, aber auch ohne seinen Gelüsten den Zügel schießen zu lassen, beweiset ihm, daß die Idee der Pflicht in sich selbst ihre Regel hat, und daß die des Rechts im Gegentheil nur insoweit Sinn und Geltung hat, als sie aus jener hervorgeht. Kurz, die Pflicht ist eine Regel, das Recht hat nöthig, geregelt zu werden; das ist der Unterschied.

Da so wichtige Begriffe so verworren aufgefaßt werden, da selbst der Zusammenhang der beiden Begriffe, auf den ein Jeder sich beruft, von so vielen einsichtsvollen Menschen verkannt wird, so ist eine wissenschaftliche Abhandlung über die Pflicht vielleicht ein eben so wichtiges Werk, wie eine Abhandlung über die Elektrizität oder über die Wärme, und eben so verdienstvoll, wie eine tausendste Geschichte der Revolution oder der sich drehenden Tische. Die öffentliche Meinung geht den Philosophen oft aus dem Wege mit einer Verächtlichkeit, welche diese ihr nicht vergelten, wenn sie des Namens, den sie führen, würdig sind; sie brüstet sich mit der Verachtung ihrer Theorieen, welche sie bald als zu früh gekommene, bald als verspätete ansieht; in ihren Augen, wie in denen des Aristophanes, sind wir Philosophen immer in den Wolken. Bedauernswerthe Leute — Ihr Erforscher der menschlichen Seele, Ihr Verehrer des Idealen, welches chimärisch und unerreichbar ist! Mit Euren Ideen wollt Ihr die Thatsachen, die Ereignisse, das Leben, die Welt, die Politik beherrschen! Ach, die Politik braucht Eure hohlen Speculationen nicht, eben so wenig, wie der

---

*) Le Devoir. Par M. Jules Simon, professeur agrégé de la Faculté des Lettres de Paris. Division de l'ouvrage: I. La Liberté. — II. La Passion. — III. L'Idée. — IV. L'Action. Un Volume. Paris, chez Hachette, 1854. Prix: 6 Francs. (Es ist auffallend, wie viel billiger jetzt alle französischen neuen Bücher sind, als die deutschen.)

**) Jules Simon bildet nebst Victor Cousin und Aug. Comte das philosophische Triumvirat der französischen Universität. Einzelne seiner früher erschienenen Schriften sind bereits ins Deutsche übertragen. D. R.

Mensch, um zu denken, nicht die Theorie des Schlusses, oder, um zu handeln, nicht die Erforschung des Willens braucht. Solchen Declamationen zufolge sollte man meinen, daß kein Mensch mehr nachdenkt, bevor er handelt, daß keine Abhandlung mehr über Erziehung, Staatswirthschaft, Verbesserung des Strafwesens ins Publikum kömmt. Wie? Man sollte die Intelligenz als die Regel des Lebens voraussetzen, und es sollte doch unvernünftig sein, sie an und für sich selbst zu erforschen! Man sollte das, was aus ihr hervorgeht, hochachten und mit ihr selbst unbekannt bleiben! Man sollte den Richter verehren, ohne sein früheres Leben oder seinen Charakter kennen gelernt zu haben!

Es ist nicht so unvernünftig, die Natur des Geistes, dieses Inbegriffs aller unserer Fähigkeiten, gründlich zu erforschen, wie Herr Jules Simon es gethan. Aber wenn aus diesen Studien die Existenz und der obligatorische Charakter gewisser Prinzipien hervorginge, was werden die Freigeister von diesen Prinzipien denken? Selbst um dieselben zurückweisen zu können, werden sie nicht die Beweise, die man für dieselben anführt, den Grund, aus dem man sie herleitet, vorher untersucht haben müssen! — Hier haben wir die Berechtigung der Philosophie, aller Philosophie und auch die Berechtigung des vorliegenden Buches. Man spricht überall von der Pflicht; ein Jeder glaubt, die seinige zu erfüllen, und wenn man darauf achtet, wie ein Jeder sie auf seine besondere Weise ausführt, so ergiebt sich, daß fast Alle sie verletzen. Es kann also für Niemanden unnütz oder gleichgültig sein, daß der Ursprung, die Grundzüge und die Tragweite der Pflicht festgestellt werden; und da die Idee und das Gefühl der Pflicht zugleich mit einer Menge anderer Ideen und Gefühle in der Seele existiren, so wird es nöthig sein, jene von allen anderen zu unterscheiden, was nicht möglich ist, wenn man nicht das ganze Seelenleben erforscht hat.

Herr Jules Simon zeigt eine ganz besondere Stärke in dem psychologischen Verfahren, welches er angewendet hat, in der Art, wie er die Psychologie und die Moral mit einander verbindet, und in der Methode, die er für seine Darstellung erwählt hat.

Was ist die Pflicht? „Ein reines Nichts oder eine obligatorische Richtschnur für den Menschen, unveränderlich in ihrem Wesen, anwendbar unter allen Umständen und den Lohn in sich selbst tragend.

Wie muß das Wesen beschaffen sein, für welches eine solche Richtschnur oder Norm gelten soll? — Es muß fähig sein, sie zu begreifen; es muß die Freiheit haben, sie, nachdem es sie begriffen, auszuführen; es muß die Kraft haben, die Hindernisse, welche ihrer Erfüllung entgegentreten, zu besiegen; mit anderen Worten: es muß Intelligenz, Freiheit, Leidenschaft haben. Aber wo die Norm finden? Offenbar weder in der Freiheit oder im Willen, noch in der Leidenschaft, da für diese beiden eben die Regel zu suchen ist; also in der Intelligenz; dieser wohnt sie inne als die Idee der Gerechtigkeit. Die Pflicht des Menschen ist: die Idee der Gerechtigkeit zu erfüllen.

In den drei ersten Abschnitten des Buches behandelt der Verfasser: „die Freiheit", „die Leidenschaft", „die Idee"; der vierte Abschnitt: „die Handlung", ist eine Anwendung der vorher dargelegten Prinzipien, bei welcher der Verfasser eben so die unbestimmten Allgemeinheiten, wie die spitzfindigen kasuistischen Details vermeidet. Den Schluß des Werkes bildet eine geistreiche und tiefsinnige Untersuchung über das Glück. Die Beispiele, durch welche überall die Theorie erläutert wird, sind dem wirklichen Leben um uns her entnommen. Als echter Philosoph scheut Herr Jules Simon sich nicht, sehr viele und mitunter sehr gewöhnliche Beispiele anzuführen; die Wissenschaft, welche den Anspruch macht, das menschliche Leben zu regeln, vergiebt sich Nichts, wenn sie das Laster oder den Irrthum zum Verständniß über sich zu bringen sucht. Es kommen in dem Buche Beweise für die Freiheit, Gründe gegen die Moral des Interesses vor, die man überall findet; aber auch feine psychologische Beobachtungen, die man in anderen Werken dieser Art vergeblich suchen wird, z. B. die über die Gewohnheit, ferner scharfsinnige Bemerkungen über die heutzutage herrschenden Sitten und Vorurtheile, und klare Urtheile, die in entschiedenem, aber gerechtfertigtem Gegensatz zu den Urtheilen der Menge stehen. Der Verfasser nimmt dem Ehrgeiz die Maske ab, hinter welcher derselbe seine wahre Gestalt verbirgt. Auch die Liebe in der Gestalt, in welcher die Romantiker sie verherrlichen, wird nicht geschont; der Verfasser fordert im Namen der Pflicht, daß der Mensch, wie über jede andere sinnliche Leidenschaft, so auch über diese Herr werde durch die Kraft seines vernünftigen Willens. Die strenge, unbeugsame, immer konsequente Moral des Verfassers steht zu derjenigen Moral, welche den heutzutage herrschenden Lebensansichten und Gewohnheiten zu Grunde liegt, in einem solchen Kontrast, daß es uns zuerst scheinen will, als sei eine solche Moral zu hoch und darum unpraktisch; aber die eindringliche Art, in welcher der Verfasser dieselbe darlegt, macht uns bald heimisch in dieser hohen Region; wir werden inne, daß die Vertheidigung der ehelichen Liebe denen gegenüber, welche dieselbe auf öffentlicher Bühne verhöhnen, und denen gegenüber, welche ein Vergnügen daran finden, das mit anzusehen, etwas Männliches und Gesundes hat.

Die Bewegungen in jeder menschlichen Gesellschaft finden ihre Erklärung in den Erscheinungen der inneren Welt, in den Vorgängen des individuellen Lebens, in den Kämpfen des Gewissens. Zu den einem jeden Menschen natürlichen Fehlern sind bei uns andere hinzugekommen, die ihren Grund haben in den gesellschaftlichen Einrichtungen und in dem häufigen Wechsel derselben, in dem Mißbrauch der neuen Ideen und Lehren, in der gedankenlosen Begeisterung für die Freiheit und die Rechte, in der falschen willkürlichen Art, die Geschichte zu drehen und zu deuteln, in dem Freudentaumel, den die in neuer Zeit über die Materie gewonnenen Triumphe hervorgerufen. Inmitten dieser rastlosen Bewegungen und Aufregungen kommen die Prinzipien in Mißachtung, haben die Ideen, mögen sie noch so klar erwiesen sein, nach und nach ihren Werth verloren; von einem Tage zum anderen ändert sich die Scene; dieselben Menschen sind je nach den Umständen nicht blos Sieger oder Besiegte, sondern auch gefeierte Helden oder mit Schmach bedeckte Verbrecher; die Dinge ändern ihren Namen; die Unbestimmtheit der Worte verräth die Unbestimmtheit der Ideen; das öffentliche Gewissen schwankt ungewiß hin und her zwischen den verschiedenen Theorieen und Systemen der Regierung, zwischen den verschiedenen sozialen Organisationsplänen; es wird abgestumpft; seine Entscheidungen verlieren ihr Ansehen und ihren Einfluß. Der letzte Haltpunkt einer erschütterten Gesellschaft, in welcher die Volkssouverainetät in die Stelle der Souverainetät eines Einzigen gesetzt ist, das Gewissen, kömmt nicht mehr in Betracht, wo es sich um Erfüllung politischer und sozialer Pflichten handelt; kein Wunder, daß auch die Privatpflichten in Frage gestellt werden und aufhören, als solche zu gelten, die unter allen Umständen erfüllt werden müssen; Parteien stehen nicht mehr blos im Gebiet des politischen öffentlichen Lebens, sondern auch im Gebiete des individuellen Gewissens einander gegenüber. Die aus der Verwirrung der Begriffe hervorgegangene Verderbniß im gesellschaftlichen Leben hat natürlich nicht blos subversive Theorieen, sondern auch verdammenswerthe Handlungen in allen Gebieten des menschlichen Lebens zur Folge.

Man weiß, was die politische Anarchie gebracht hat, die aus dieser intellektuellen und moralischen Anarchie hervorgegangen ist; diese letztere zu bekämpfen, dürfte am meisten an der Zeit sein; es thut vor Allem Noth, daß man wieder eine feste Norm hinstellt für die Handlungen der Individuen, wie für die der Völker. Diese Norm, die in früheren Zeiten die unbestrittene Autorität eines Einzigen, der Glaube Aller an ein und dasselbe religiöse Symbol gewesen, kann heutzutage in nichts Anderem als in der Klarheit und Gewißheit des Gewissens gefunden werden. Die äußeren Zwangsmaßregeln sind dem Ehrgeize, den sinnlichen Gelüsten, dem bösen Willen gegenüber nicht mehr ausreichend; aber es giebt eine Norm, die der unparteiischen Erwägung der Geister immer empfohlen werden kann, welche ein Jeder in sich selbst finden kann, wenn er sie wirklich sucht; es ist die angeborne Idee der Gerechtigkeit. Aber nicht Jedermann ist im Stande, sie in ihrem Ursprunge und in allen ihren Konsequenzen klar zu erkennen. Wenn auch ein Jeder seine Handlungen nach ihr einrichten kann, so sind doch immer nur wenige auserlesene Geister im Stande, sie in ihrer majestätischen Einheit zu schauen und sie in ihrer ganzen Reinheit und Klarheit ihren Zeitgenossen leicht erkennbar zu machen.

Herr Jules Simon hat es unternommen; er hat, nachdem er sie im Unterschiede von den anderen Ideen dargestellt, zu zeigen versucht, wie die abstrakten Prinzipien zu Lebensregeln gemacht werden können und in den verschiedenen Verhältnissen des individuellen oder sozialen modernen Lebens anzuwenden sind. In dem hierauf sich beziehenden Theil seines Buches werden Handlungen, Ansichten, Gewohnheiten, die in unserer Zeit an der Tagesordnung sind und keinen Anstoß erregen, in ihrer wahren Gestalt gezeigt: das Duell, der Selbstmord, die Verleumdung in Bezug auf die politischen Gegner, die beschönigende Schilderung des Lasters, die Vertheidigung des erfolgreichen Verbrechens, die Speculationen auf die Furcht oder die Leichtgläubigkeit des Publikums, die ausschließlich in materiellem und kaufmännischem Sinne geleitete Erziehung, die Unduldsamkeit und die übertriebene Duldsamkeit in Bezug auf Andersdenkende, der falsche Patriotismus, die Eroberungskriege, die Theorie des Hochverraths, die Verzweiflung u. s. w. Bei Behandlung dieser Gegenstände wird der Verfasser oft, ohne es zu wissen, satirisch: der Leser muß erstaunt fragen, ob er eine Abhandlung oder ein Pamphlet, einen Kant oder einen Paul Louis Courier lese, ob der Verfasser den Menschen im Allgemeinen oder die ihn umgebende Menschenwelt habe schildern wollen; und darum ist das Buch sehr zu loben; es ist vom Standpunkte der Wissenschaft, der ewigen Wahrheit geschrieben; und eine jede der Theorieen, die es enthält, scheint die Kritik eines der Laster oder der Verkehrtheiten zu sein, von denen wir die stummen Zeugen, oft die Mitschuldigen, immer die Opfer sind.

Einem Denker und einer modernen Schule bringt Herr Jules Simon bei jeder Gelegenheit seine Huldigungen dar. Der Denker ist Theodore Jouffroy, der echte Dichter unseres Jahrhunderts, in welchem

die Diskussion an die Stelle der Ueberzeugung getreten ist. Jouffroy hat alle unsere Wunden untersucht, und in seinen Erzeugnissen voll von Zweifeln und Widersprüchen findet die Gesellschaft des neunzehnten Jahrhunderts ihre Schmerzen, ihre Ungewißheiten, ihre unbestimmten Gefühlsregungen, ihre erhabenen Ahnungen. Die Schule ist die schottische Schule, eine Reihe besonnener Denker, welche die Fackel einer lebendigen und zugleich ruhigen Diskussion ungetrübt leuchten ließen. Der Sinn für die Wirklichkeit, die Ergründung der Prinzipien im steten Hinblick auf die irdischen Verhältnisse, in denen der zur Verwirklichung derselben berufene Mensch sich befindet, das ist die Eigenthümlichkeit, das ist der Ruhm der schottischen Philosophen. Reid, Dugald-Stewart, Beattie, Mackintosh u. s. w. trennten nicht die Theorie von der Praxis, das Studium der Fähigkeiten von dem der Sitten und meinten, der Wissenschaft Nichts zu vergeben, indem sie ihren psychologischen und moralischen Auseinandersetzungen feine Bemerkungen in Bezug auf das bürgerliche Leben beimischten. Herr Jules Simon hat recht daran gethan, mit eben dieser Methode als moralischer Schriftsteller aufzutreten und die Kette einer Tradition, die ins Alterthum zurückführt, wieder aufzunehmen: Plato ist in seinen unsterblichen Dialogen reich an Beispielen und Vergleichungen, die dem wirklichen Leben entnommen sind; Aristoteles ist der Begründer der Politik, wie der Metaphysik, und seine Psychologie ist eben so lebendig wie tief; Sokrates endlich, der größte und der populärste Philosoph, dessen Tod vielleicht eben so viel dazu beigetragen, die Philosophie in Ansehen zu bringen, wie die Werke seiner berühmten Schüler, trug seine Philosophie auf öffentlichem Markte vor und machte sie den niedrigsten, wie den höchsten Intelligenzen zugänglich, indem er die Sprache des Herzens und des Gewissens sprach und die dem Keime nach im Innern eines jeden Menschen liegenden Wahrheiten Allen offenbar und klar machte; er war als Mensch Allen Alles; aber seine Lehre blieb sich immer gleich.

Hierin liegt auch heute noch das Heil und die Größe der Philosophie. Sie muß ihre Zeitgenossen dadurch für sich gewinnen, daß sie sich mit ihrem täglichen Leben befaßt; sie muß dieselben veredeln, indem sie in ihrem Gewissen das halb verwischte Bild der Pflicht wieder auffrischt; sie muß die kleinlichen Zänkereien, die uns trennen, die fruchtlosen Kämpfe, die wir gegen einander führen, beseitigen, dadurch, daß sie dieselben dem Gericht des Gewissens überliefert. Die moderne Welt wird, wenn sie sieht, daß die Philosophie sich mit ihren alltäglichen Interessen beschäftigt, in ihr die helfende Macht wieder erkennen, sie wird, wenn sie sich erst wie durch die lebensvollen Lehren derselben erwärmt fühlt, in ihr eine nothwendige und sichere Führerin willkommen heißen. Einander fern bleibend, laufen Beide: die Philosophie und die Gesellschaft, Gefahr, die eine: im Leeren zu verschwinden, wie ein Licht, dem die Luft fehlt, die andere: in den Abgrund des Verderbens zu stürzen, wie ein Wanderer in finsterer Nacht auf Wegen, die er nicht kennt.

China.

Eine französische Gesandtschaft in China. (1844.)

(Schluß.)

Während des Schmauses brach die Unterhaltung nicht ab, indem sie abwechselnd in Scherz und Ernst sich bewegte. Unter Anderem sprach man von den Miao-tsees, dem wilden und unabhängigen Stamm, in den Gebirgen von Kuang-tsi und Kuang-si, dem chinesischen Tscherkessien, dem Ausgangs- und Kernpunkt des gegenwärtigen Aufstandes. Das waren gerade die beiden von Ki-ying verwalteten Provinzen. „Diese ackerbauenden und kriegerischen Völkerschaften hat man nie unterwerfen können", sagte Huang. „Von Zeit zu Zeit steigen sie von ihren Bergen herab und brechen in die Thäler ein, wo sie einen tiefen Schauer einflößen. Man nennt sie Wolfmenschen, und der Volks-Aberglaube legt ihnen Thierschwänze bei."

Der Nachtisch bestand aus Backwerk, Eingemachtem und Zuckersachen. Huang machte mich auf vier Porzellanschalen aufmerksam, die denen vollkommen ähnlich sind, deren wir uns jetzt auf unseren Tafeln bedienen, um darin pyramidenförmig aufgeschichtete Früchte aufzutragen. „Als ich die Schalen bei Herrn v. Lagrené sah", sagte mein Wirth, „erinnerte ich mich, ähnliche zu besitzen. Ich ließ sie von Canton kommen, um sie Ihnen zu zeigen. Diese Form ist viel bei uns im Schwange, aber schon seit Jahrtausenden vorhanden. Diese Schalen sind sehr alt; vor mehr denn vierhundert Jahren hat sie ein Liebhaber nach einem antiken Muster verfertigen lassen. So wandeln die Ideen bei den Menschen. Ein großes Rad wälzt sich über die Welt; heute weilt ein Punkt dieses Rades über Peking, in tausend Jahren wird es über England oder Frankreich weilen."

Ich bemerkte lachend, daß ich für China wünschte, das Rad möchte weniger Zeit brauchen, um unsere Eisenbahnen und Dampffregatten hierher zu bringen.

Wir gingen nun in den Saal, um den Thee einzunehmen. Der Epikuräer Pan-se-tschen beantwortete willfährig die lustigsten Fragen über die traulichsten Einzelnheiten hinter den Gardinen des chinesischen Lebens. Der ernste, spiritualistische Huang ließ sich zuweilen ein Lächeln entlocken, und Tsao verschlang diese Unterhaltung mit der Gier eines Pedanten, der in seiner guten Laune ist. Plötzlich, auf einen Wink Huang's, brachte ein Page in langem Gewande eine Papierrolle herein, der Großschatzmeister überreichte sie mir mit den Worten: „Wir werden uns bald trennen. Nach einem alten Brauch geben wir unseren Freunden, wenn sie von uns scheiden, einige Zeilen unserer Handschrift, als ein sichtbares Bild von dem, was in uns unvergänglich ist, von dem Gedanken. Hier haben Sie einige Verse, die ich für und auf Sie gemacht habe." — Herr Callery übersetzte mir sofort das Gedicht von sechsundzwanzig Versen in folgenden Worten:

„Es war in Paris ein trefflicher Gelehrter, von Ansehen glänzend gleich dem schönsten Jaspis. Im Innern strahlt sein Verstand gleich dem herbstlichen Monde; von Außen schimmerte sein Schmuck gleich den Wellen des Frühlings. Sprach er von Herren, so war es, als wenn man ein Zeughaus öffnete; verfolgte er die Gesetze der Harmonie, so überbot er die Meister des Tympanons. Mit Staatsämtern bekleidet, ging er in große Königreiche, sein fleckenloser Ruf zierte ihn wie weiße Seide. Er empfing auf einmal den Befehl, La-gua-nä nach dem Osten zu begleiten; ein Kriegsschiff segelte auf dem himmlischen Fluß, wie der Vogel Fan, der neuntausend Meilen fliegt. Er landete in Macao beim Eintritt des Herbstes; seine goldenen Kleider funkelten in Glanz; seine silbernen Sterne hatten eine Fülle leuchtender Punkte; die Worte kamen aus seinem Munde wie die Splitter des Jadesteines. Seine Haltung glich einem Zweige von edlen Steinen.

„Ich, ein Gast in dem Sitz der Rosen, begegnete Dir an der Gränze des Sitzes der Unsterblichen. Ich erröthete, daß ich Dir nicht Saphiren und Jaspis anzubieten hatte. Ich kann in dieser Ode nur dem Dichter Sao-tso nachahmen. Ich schreibe sie auf ein Blatt weißes Papier, damit sie Trost gebe Deinen künftigen Gedanken, wenn wir getrennt sein werden.

„Dieses Gedicht von sechsundzwanzig Versen, in antikem Styl, in Reimen der vierzeiligen Stanze wurde Fe-lie-te, dem ersten Secretair der Gesandtschaft des Königreichs der Fa-lan-si, dargebracht von Huang-gnan-tung, der es gedichtet hat."

Mit mehr Höflichkeit, als Bescheidenheit fand ich die Verse prächtig, obgleich die volle Ladung dieser lobhudelnden Poesie mich ein wenig betäubte. Wie groß aber war meine Ueberraschung, als Huang mit großem Ernst hinzufügte; „Nun, mein lieber Fe-lie-te, sollen auch Sie auf mich Verse machen." — Das sagte er mir in einem Tone, als verlangte er zwei Zeilen von meiner Handschrift. In China ist jeder Beamte Schriftgelehrter, und jeder Schriftgelehrte Dichter. In den Prüfungen werden Schwierigkeiten der Versification, Kraftstücke in Reim und Rhythmus aufgegeben. In einer chinesischen Komödie kömmt ein Kandidat vor, der, nach mancherlei Uebungen, ein Quatrain so schön drechselt, daß er Knall und Fall zum ersten Minister ernannt wird. Wies ich Huang ab, so brachte ich Frankreich um den Ruf einer schriftgelehrten Nation, der uns, Dank den Jesuiten, in der Meinung der Chinesen so hoch stellt, und der mir ohne Zweifel zu der ehrenvollen Aufgabe verholfen hat. Hätten sich der Pedant Tsao und selbst der Millionär Pan-se-tschen nicht berechtigt geglaubt, mit Nichtachtung von diesen schriftgelehrten Franzosen zu sprechen, die man mit der Negociation eines Handelstraktates betraut und die nicht einmal ein Couplet reimen können!

Ich mußte nun schon wohl oder übel an das Werk und schrieb ihm folgende Zeilen:

„Gott schuf die Welt groß, doch von gleichem Thon
Und mit demselben Flammenhauch beseelt.
Ueberall barg er den Geist unter die gebrechliche Form,
Seele unter jegliches Auge, blau oder schwarz.
Wundern wir uns nicht, trauter Huang, wenn,
Trotz dem Raum, der unsre Völker scheidet,
In beiden das Wissen erscheint und die Anmuth,
Der Genius und die Leidenschaften.
Paris fände kein Makel an Deiner Feinheit,
An Deinen Reden, so klar, glänzend, gewandt;
Und mir hast Du ja das Lob ertheilt,
Daß Du in mir den Chinesen gefunden.
Kinder Eines Gottes, Franken, Chinesen, Tataren,
Drängt uns Alles zur Einheit hin;
Für Männer, wie wir, giebt's keine Barbaren,
Für uns giebt es nur eine — Menschheit."

Einige Tage nachher nahmen wir angesichts der Insel Whampoa, einige Meilen von Canton, auf dem Verdecke der Dampf-Korvette „Archimède" einen zärtlichen und wahrscheinlich ewigen Abschied von einander. Der Handelstraktat war unterzeichnet, und der Vicekönig mit seinem Gefolge verließ uns beim Einbruch der Nacht in seiner glänzend erleuchteten Dschonke unter dem Kanonendonner unserer

Korvette und dem Feuerwerk, das die Chinesen auf den Flußkähnen und den Wällen der Höhen abbrannten.

Zehn Jahre sind seitdem verflossen, ernste Ereignisse bewegen Europa und den Orient, und ich frage mich: was ist aus den vier Personen geworden, an die mich angenehme Erinnerungen gemeinschaftlicher Arbeit und traulicher Gespräche knüpfen! Ja, man lächle immerhin, ich gestehe es, daß diese Chinesen meine Theilnahme besitzen. Unter dem Porzellan-Dach irgend einer Pagode oder hinter den seidenen Vorhängen einer Mandarinen-Dschonke athmen vier Wesen, die mit den vergoldeten Figuren einer alten Lack-Arbeit große Aehnlichkeit haben, deren Existenz mir nicht gleichgültig ist; nur will ich nicht anmaßlich behaupten, daß auch ich ihnen ein gleiches Interesse eingeflößt habe. Mit Vergnügen erfuhr ich dann, daß der junge Kaiser dem Vicekönig Ki-ying wieder das Siegel des kaiserlichen Bevollmächtigten übergeben, und daß der edle Greis, treu seiner Zuneigung zu Huang, sich diesen von neuem als Adjunkt erbeten habe. Der Aufstand hat das Gute erzeugt, dem Erben Tao-kuang's fühlbar zu machen, daß die Unterstützung der Barbaren ihm nöthig werden dürfte, und er betrachtet es nicht mehr als ein Verbrechen, die westlichen Nationen nicht zu verachten. — Tsad hatte sich nie der Nachsicht gegen die Barbaren schuldig gemacht, hatte für uns niemals mehr Sympathie empfunden, als er uns eingeflößt: daher war er auch nicht in Ungnade gefallen. Jetzt ist er Intendant zweier Provinzen, was in der Sprache des kaiserlichen Almanachs nicht etwa heißt, daß er sie verwalte, sondern daß er die Verwaltung überwache, wie er vermuthlich schon die Unterhandlungen Ki-ying's überwacht haben wird. — Pan-se-tschen verzehrt nach wie vor seine Millionen in liberalster Weise.

Indeß steht das himmlische Reich in vollen Flammen; der Aufstand schreitet von Süden nach Norden unter Mord und Raub. Von den vier Kommissarien hat sich keiner dem Aufstande angeschlossen. Ki-ying hat sie, schon in Betracht seiner Abstammung, einen Feind: er ist Tatar. Huang, obgleich Chinese, ist dem Kaiser treu. Siegt der Aufstand, so werden Beide in den Sturz der Dynastie mit hineingerissen. Es will mir nicht recht ein, daß der Sieg einer Sache, welche Männer wie Ki-ying und Huang gegen sich hat, zum Vortheil der chinesischen Civilisation ausschlagen sollte. Und wie sollte gerade diesmal in China aus der Gährung ein Fortschritt hervorgehen? Es wäre durchaus nicht übereinstimmend mit den Antecedentien eines Landes, dessen Geschichte voll ist von Empörungen und Bürgerkriegen; jede neue Dynastie hat nach zehn- und zwölfjährigen Kämpfen in Blutströmen ihre Wurzeln geschlagen, ohne daß diese Bewegungen auf der Oberfläche und dem alten und unbeweglichen Grund der Traditionen die geringste Veränderung hervorgebracht hätte. Es könnte leicht kommen, daß ein funfzehnjähriges Gemetzel nur darauf ausliefe, eine neue Dynastie einzusetzen und hundertfunfzig Millionen Zöpfe abzuschneiden. Wenn die Chinesen allein über die alten Schlagbäume, die dem Fortschritt vorgeschoben sind, springen müßten, sie blieben noch lange unbeweglich; aber es giebt Andere und Anderes, was ihnen hinüberhilft. Da ist die europäische Race, die das Erdenrund zuerst erkannt und bewundert hat und offenbar bestimmt ist, darüber zu herrschen; da ist der Thee- und Opiumverkehr; da sind die von England erfochtenen Siege; da sind die britischen, amerikanischen, französischen, spanischen Verträge; da ist endlich der russische Vertrag wegen der Schifffahrt auf dem Amur. Die westliche Welt drängt das Reich der Mitte zu Land und zu Wasser, und sie wird ihm große Umwälzungen und tief gehende Veränderungen bringen.

England.

James Montgomery.

Der greise englische Dichter James Montgomery — nicht zu verwechseln mit seinem Namensvetter Robert, dem Verfasser des „Luther" und „Satan", den man auch wohl den falschen Montgomery zu nennen pflegt — ist am 30sten v. M. zu Sheffield mit Tode abgegangen. Trotz seiner dreiundachtzig Jahre war er bis ans Ende seines Lebens so rüstig geblieben, daß er noch zwei Tage vorher bei einer zu wohlthätigen Zwecken gehaltenen Versammlung präsidiren und dann zu Fuße nach seiner über eine engl. Meile entfernten Wohnung zurückkehren konnte.

Montgomery wurde am 4. November 1771 zu Irvine in der schottischen Grafschaft Ayr geboren. Sein Vater, ein Geistlicher der mährischen Brüder, ging als Missionär mit seiner Gattin nach Westindien, wo sie beide dem ungesunden Klima zum Opfer fielen. Vor seiner Abreise aus England hatte er den Sohn nach einer Lehr-Anstalt seiner Sekte in Yorkshire gebracht, um hier erzogen zu werden, und so wenig eine solche Umgebung auch die Entwickelung eines poetischen Geistes zu begünstigen schien, begann doch der Knabe schon in seinem zwölften Jahre seine Eindrücke und Gefühle in kleinen Gedichten niederzulegen. Diese frühen Anzeichen des Talents verhinderten nicht, daß er zu einem Krämer in die Lehre gethan wurde, gegen dessen Gewerbe er aber bald einen unbesiegbaren Widerwillen empfand. So entschloß er sich eines schönen Morgens, seinen Herrn zu verlassen und in die weite Welt zu gehen. Mit drei Shillings und sechs Pence in der Tasche machte er sich auf, um den weiten Weg nach London zu Fuße zurückzulegen; allein der erste Versuch mißlang: er hatte seine Kräfte überschätzt und mußte, zum Tode ermattet, nachhause kehren. Ein zweiter Ausflug war glücklicher; er erreichte wohlbehalten die Hauptstadt, wo er einen Verleger für seine Gedichte zu finden hoffte. Ein Buchhändler, dem er sie anbot, ging zwar auf seinen Vorschlag nicht ein, fühlte sich jedoch von dem einnehmenden Wesen des jungen Mannes so angezogen, daß er ihn in seinem Geschäft anstellte und und dadurch wenigstens in den Stand setzte, seinen leidenschaftlichen Hang zur Lektüre zu befriedigen. Sein Aufenthalt in London war indeß nicht von langer Dauer; im Jahre 1792 erhielt er einen Ruf nach Sheffield als Mitarbeiter an einer neu gegründeten liberalen Zeitung, The Sheffield Register, und als der Eigenthümer und Redacteur desselben aus England flüchtete, um den Verfolgungen zu entgehen, welche die durch die französische Revolution erschreckten Tories gegen die Presse richteten, übernahm der junge Dichter selbst die Leitung des Blattes, welches er in The Sheffield Iris umtaufte. Er verfocht nun die Grundsätze der politischen und religiösen Freiheit mit so viel Geist und Kühnheit, daß ihn die Regierung mit ihrer besonderen Aufmerksamkeit beehrte und mehrere Prozesse gegen ihn anstrengte, in Folge deren er zweimal mit Geldstrafen belegt und zu drei- und sechsmonatlicher Einsperrung in York Castle verurtheilt wurde: das erste Mal wegen Abdrucks eines Gedichtes über den Fall der Bastille, dann aber wegen seiner Darstellung einiger in Sheffield stattgefundenen unruhigen Auftritte. Es war eine schwere Zeit für die Reformer Englands, doch Montgomery blieb seinen Ueberzeugungen unter den schwierigsten Umständen treu, und als er nach dreißig Jahren von der Redaction seines Blattes zurücktrat, war bereits die Morgenröthe eines schöneren Tages über das englische Volk angebrochen.

Von seinen poetischen Werken waren die „Prison Amusements" (1797) meist eine Frucht der unfreiwilligen Muße des Gefängnisses; allgemeiner bekannt ward er durch das lyrisch-epische Gedicht „The Wanderer in Switzerland" (1806), das zwar von Jeffrey in der Edinburgh Review aufs heftigste angegriffen, aber vom Publikum so beifällig aufgenommen wurde, daß es in achtzehn Monaten vier Auflagen erlebte. Seine besten Werke sind „The World Before the Flood" und „The Pelican Islands"; außerdem verdienen noch „The West Indies", ein Lobgesang auf die Abschaffung des Sklavenhandels, und „Greenland" Erwähnung. Sie empfehlen sich alle durch tiefes und warmes Gefühl, pittoreske Schönheit der Sprache, Einfachheit und harmonischen Versbau, besitzen aber freilich nicht den blendenden Glanz des Kolorits und den Schwung der Phantasie, den man an den Dichtungen eines Byron oder Moore bewundert.

Mannigfaltiges.

— **Die Persönlichkeit Schamyl's.** Zu den im Auslande lebenden, malcontenten russischen Schriftstellern, deren wir in Nr. 55 des „Magazins" gedachten, gehört auch Iwan Golowin, der, seitdem er aus Paris verwiesen wurde, eben so wie Alexander Herzen, in London lebt. Dort hat er vor kurzem bei Trübner & Comp. zwei Schriften in englischer Sprache, die eine unter dem Titel „der Kaukasus" und die andere genannt: „Die Nationen Rußlands und der Türkei und ihr künftiges Geschick", herausgegeben. Die erstere liefert nach russischen Quellen, namentlich nach Bestuzev und Lermontov, anziehende Bilder aus dem kaukasischen Völkerleben, wobei wir Nachstehendes, was die früher von uns mitgetheilten Schilderungen ergänzt, über die Persönlichkeit Schamyl's erfahren: „Schamyl ist jetzt sechsundfunfzig Jahr alt; er ist ein schöner Mann mit grauen Augen und einer regelmäßigen Nase. Er ist von mittlerer Größe und zarter Leibesconstitution, doch hat er diese seit seiner frühesten Jugend durch Uebungen zu kräftigen gesucht. Eben so wie sein kriegerischer Gegner, Fürst Woronzov, leidet er viel an Augenbeschwerden. Seine Hände und Füße sind, eben so wie sein Mund, sehr klein, und seine Hautfarbe ist weißer, als die seiner Landsleute zu sein pflegt; sein Bart ist jetzt ganz ergraut. Schamyl ist ein Lesghier von Geburt und ward im Jahre 1797 im Aoul Himry geboren. Die arabische Sprache und Literatur, so wie die Philosophie der Araber, sind ihm auf das gründlichste bekannt."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 6 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 3 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 1 Thlr. 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 57, und beim Spediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 11), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 60. Berlin, Sonnabend den 20. Mai 1854.

Türkei.

Beiträge zur Gnomologie der Türken.

Die Russen haben sich besonders seit den letzten zwei Jahrzehnten auch mit großem Eifer auf das Studium der morgenländischen Sprachen geworfen. Fast mehr noch als die hohen Schulen zu St. Petersburg und Moskau sind es die Universitäten Kiew und Kasan, wo die orientalische Linguistik und vornehmlich die Kunde der persischen, armenischen, grusinischen, türkisch-tatarischen und finnischen Sprachen mit Einschluß der Ural- und Wolga-Dialekte in den Lehrplänen auf eine würdige Weise vertreten erscheint und die Frequenz derer, die sich diesen Disziplinen ergeben, nicht gering ist. Der Verfasser dieser Zeilen lernte zu Wladimir an der Kljäsma, im Innern des russischen Reichs, auf der Rückreise, die er von der Weltmarktstadt Nisni Nowgorod nach der alten Kapitale Rußlands unternahm, zwei junge gelehrte Russen kennen, von denen der Eine den Namen Ossip Romanowitsch Turtschaninov trug, der Andere Ilarion Michailowitsch Nelidov hieß, welche Beide, nach Vollendung ihrer den orientalischen Sprachen gewidmeten akademischen Studien auf den zuletztgedachten russischen Hochschulen, sich hier vereint hatten, um nach St. Petersburg zu gehen. Bei meinem Vorhaben, mich über einen Zweig der türkischen Literatur zu ergehen, erwähne ich des letzteren Namens nur mit Bezug auf spätere Mittheilungen, die ich über die Sprachen des Kaukasus zu machen gedenke, indem Nelidov all seinen Fleiß besonders dem Armenischen und Grusinischen zugewandt hatte: Ossip Romanowitsch's Name aber wurde von mir vorangestellt, weil er es gerade ist, auf dessen Autorität ich mich in Betreff der nachfolgenden Beiträge zur Gnomologie der Türken zu beziehen habe, denn Turtschaninov, dessen Ahnen, wie noch sein Name verräth,*) Türken waren, hatte sich — vielleicht eben aus diesem Grunde — mit allem Eifer auf das Studium des Arabischen und Türkischen gelegt. Er hatte, um sich vor seinen Kommilitonen bemerkbar zu machen, schon auf der Universität des heiligen Wladimir (Kiew) in lateinischer Sprache eine gelehrte Abhandlung „über die Gnomologie der Türken" geschrieben, die er mich einsehen ließ und aus der ich das Material zu meinen folgenden Mittheilungen exzerpirte. In heutiger Zeit, wo Aller Augen nach der sonst unbeachteten Halbinsel des Balkan gerichtet sind, scheint mir die Besprechung und Veröffentlichung einiger Proben türkischer Sentenzen- und Moral-Poesie wohl am Orte, zumal hierdurch ein in einen engen Rahmen gefaßtes Bild gewonnen wird von der eigentlichen Denk- und Anschauungsweise, die den Unterthanen Abdul Medschid's zueigen ist. Denn, wenn irgend wer, sind es doch die Dichter und Denker eines Volks, die den Charakter desselben auf eine wahre und würdige Weise repräsentiren. Turtschaninov hatte das Glück, aus einer großen Zahl türkischer Dichter schöpfen zu können, unter denen er besonders die neueren und noch unbekannten bevorzugte. Das Interesse der Neuheit, welche Turtschaninov's Mittheilungen für sich in Anspruch nehmen, leiht denselben somit einen eigenthümlichen Werth. Benutzt wurden von dem jungen gelehrten Orientalisten insonderheit folgende türkische Quellen: Tefik-Hadschi-Ali-Aga's „Divan"; Mirza-Said's „Buch der Weisheit"; Yussuf-Haïreddin's „Rosenbeet der Wonne"; Mustafa-Naïli's „Goldene Worte"; Abdul-Hallim-Ziver-Effendi's „Geschenke der Tugend"; Davud-Nurreddin-Bey's „Perlenschnüre der Dichtkunst"; Hassan-Schermet-Effendi's „Blitze aus dem Haupte eines Weisen"; Sélami-Pascha's „Lilienfeld der Dichtung" und Izzet-Férid-Effendi's „Sprüche der Unterweisung".

Turtschaninov, der ein sehr ängstlicher und gewissenhafter Ausschreiber war, hatte bei jeder exzerpirten Stelle das Citat des Autors vermerkt. Wir abstrahiren von dieser Genauigkeit, indem es unserem Zwecke genügt, hier in ganz flüchtigen Zügen ein allgemeines Bild von der türkischen Sentenzen-Weisheit hinzustellen. Da wir diesen Sentenzen und Aphorismen noch einige Begleitworte nachzusenden gedenken, so setzen wir die aus der Turtschaninovschen Schrift extrahirten Denksprüche sogleich her. Es lauten dieselben:

Allah hebt an den Händen den Weisen zu sich hinauf, dessen Füße rüstig emporwandeln auf den Berg des Glaubens.

Wer die Gewohnheit zum sechsten seiner Sinne macht, dem helfen die fünf anderen nichts.

Für Anderer Schmerzen hat man ein Tröpflein im Auge, für den eigenen einen vollen Thränenguß.

Dem Narren kann nicht geholfen werden, der sich für weise hält.

Edler, laß Dein Geheimniß einen Todten sein, dessen Angedenken Du heilig in Deinem Herzen bewahrest.

Wenn Dein Feind eine eherne Stirn hat, so laß den Pfeil in Deinem Köcher stecken.

Schmied liebt der Mohr zu werden, der unter den Weißen lebt.

Durch Fallen lernt man gehen, durch Verstöße wider die Dichtkunst Verse machen.

Kannst Du die Thür der Leidenschaft nicht wieder verschließen, dann öffne ihre Riegel nicht.

Nacktheit ist eine Zierde der Lüge, Verschleierung ein Schmuck der Wahrheit.

Wer die erste Rebe vom Stocke schneidet, hält sich für getroffen, wenn vom Besitzer des Weinbergs gesprochen wird.

Der Weise bedarf des Goldes nicht, denn er ist schon ein Reicher durch seine Weisheit.

Die Rede geht zwar von den Palmen, die Datteln aber werden gemeint.

Sicher wandelt die Katze auch unter einer ganzen Heerde von Mäusen.

Langsam kommen wir weiter mit der Wahrheit; gar nicht fördert die Lüge.

Lächerlich ist es, wenn zwei Narren sich zanken; Verdruß bereitet es, wenn ein Weiser mit dem Narren in Streit liegt; bis zum Tode betrübt es, wenn zwei Weise sich mit schneidigen Waffen bekämpfen.

Wenn der Vornehme Lust hat, auf dem Kopfe zu stehen, so werden die Elenden seine Füße mit demüthigen Worten anreden.

Wenn die Rosenlese vorbei ist, spricht Mancher verächtlich von den Rosen.

Lösch' aus die Lampe des Oeles, wenn die Kerze der Sonne brennt!

Achte den Stern als Sonne, der wie eine Sonne leuchtet.

Gefahr ist nur für den vorhanden, dem der Muth fehlt, der Gefahr zu begegnen.

Wenn Du die rothen Beeren am Strauche der Versuchung schaust, so drücke die Augen muthig zu und betrachte den Strauch nicht mit langen Blicken, damit sich das feige Gelüsten nicht in Dein Herz schleiche, die Süßigkeit der Beeren zu erproben.

Die Schöpfung Allah's ist eine göttliche Saat, die erst in der Ewigkeit reifen wird.

Mäßig sei im Freudengenusse, o Guter! Eine Wenigkeit des Moschus bereitet unserer Nase erquickenden Duft, viel desselben ist dem Geruche widerwärtig.

Steige in den Schlund des Grabes, Lästerer der Todten! Auch die Hyäne frißt die Leichen, die sie schändet.

Dürre Knochen findet der Hund überall, und auf Entschuldigungen für seine Ränke stößt allerorten der Fuß des Schurken.

Gleiche, Du Erhabener, mit Schmach Bedeckter, dem edlen Chrysopras, der ein saftigeres Farbengrün aus der Erde zu saugen weiß, die ihn neidisch mit ihrem Schlamme überschüttet.

Der erste Hall, der in das Ohr der Sterblichen dringt von der Trommel des Ruhmes, wirkt meist so betäubend auf ihren Geist, daß sie nicht wieder den Faden anzuknüpfen wissen an das preiswürdige Gewebe ihrer Tugenden.

Du neidest, o Thor! das Purpurgewand des Sultans? Steige in die Gruft seines Vaters hinab und prüfe Dich, ob Du auch jenen prächtigen Turban tragen möchtest, der das verwesende Haupt des vormals Größten dieser Erde deckt.

Gleiche dem perlenden Wein oder dem feurigen Naphtha, deren Geister sich schweigend vermählen; aber nicht sei ähnlich dem lederen

*) Turtschanin ist das russische Wort für: Türke. Die Endung ov (neben ev, in, of u.s.w.) ist einer jener in Rußland gebräuchlichen Namens-Ausgänge, ohne den fast kein einziger Personenname im ganzen Umfange des russischen Reiches, so weit dasselbe von Großrussen bewohnt ist, auftritt.

Weinschlauch, der laut prahlt mit den Tugenden der Rebe und des Naphthas, deren keine er besitzt.

Klein sind immer die Gedanken, die das Haupt des Narren birgt. Ernst wie ein Weiser wiegt auch der Mohn sein Haupt im Winde — und wir wissen, wie winzig die Körnlein sind, die darinnen wohnen.

Verachte Keinen, den Du nicht kennst. Auch das Blatt des Kaktus ist stachelig und unscheinbar; aber schwellend und purpurfarbig ist die Blüthe, die aus dem stacheligen Blatte hervorwächst.

An die Schläge des Hammers ist der Amboß gewöhnt; an die Pfeilschüsse des Witzes das Haupt des Narren.

Die Winde werden durch die Winde vertrieben, die Wellen durch die Wellen verscheucht.

Wenn das Holz zu lustig brennt, wird es allzu bald Asche.

Wenn man von Sokotora spricht, lauscht jede Aloe auf, denn sie meint, den Namen ihres Vaterlandes zu vernehmen.

Was über den Spiegel des Wassers wächst, wurzelt im Grunde des Teiches — und wäre es selbst die prächtige Blume des Lotos.

Erwähne nicht der blauen Farbe des Lazursteines, ehedenn Du am grauschimmernden Kieselfelde vorüber bist.

Auch das edle Zuckerrohr würde seine Süßigkeit verlieren, wollte man es in den Schilfsumpf des Rothen Meeres verpflanzen.

Weilest Du im Hause des Moschushändlers: selbst wirst Du duften nach Moschus; lebest Du unter den Edelmüthigen: selbst wirst Du tugendreich werden.

Wer als ein frommer Narr in die Wüste geht, mag leichtlich als ein gottloser Schalk aus ihr wieder hervortreten.

Wenn ein gerechter Sultan stirbt, so beklage nicht den edlen Todten, denn ihm fehlt nichts, sondern beklage das verwaiste Türkenland, denn es hat Alles verloren.

Das ist nicht der Reiche, welcher die Beutel besitzt; das ist der Reiche, welcher die Beutel zu gebrauchen versteht.

Wo ist Gott! fragte ein Narr den Weisen. In Deinem Herzen nicht, antwortete der Weise, denn sonst könntest Du mich nicht nach dem Wohnsitz Gottes fragen.

Die Myrthe bewahrt ihr saftiges Grün, auch wenn sie neben den fahlen Distelstrauch gepflanzt wird.

Brüste Dich nicht mit Deiner Enthaltsamkeit, Du verschnittener Wächter des Harems!

Wer von den Rossen aussagt, daß sie bellen, der ist im Recht, wofern er in gleicher Weise von den Hunden behauptet, daß sie wiehern.

Ein gutes Bewußtsein ist eine unsichtbare Houri des Paradieses, an deren Hand wir sicher durch eine Heerde hungriger und beutelustiger Tiger schreiten.

Wer den Mörder erschlägt, ist auch ein Mörder.

Jeder schilt das Glück eine feile Dirne, an dessen Schwelle sie zur Nachtzeit unbemerkt vorüberschreitet; sieht er sie aber Tags in der Nähe seines Hauses: weit öffnet er ihr die Thür und heißt sie eintreten.

Eine That des Weisen belehrt mehr als tausend Worte des Narren.

Die Blinde sieht ihren Geliebten mit dem Herzen, da sie ihn mit den Augen nicht sehen kann.

Frommer, Du bist des Paradieses nicht werth, wenn Du den Sinn des Gotteslenguers Allah zuzuwenden vermagst, und Du unterlässest es.

Wenn Du, o Edler, durch einen Zufall Deines Freundes holdseliges Weib unverschleiert gesehen hast: dann reiße Dir beide Augen aus, wofern Du Deines Freundes Schwelle wieder betreten willst.

Wer Allah sein heißet, der hat durch solches Eigenthum vor dem Sünder nichts voraus; wer aber sich Allah's nennen kann, das ist der Fromme.

Wen einmal als Sklaven ein Kameel durch die Wüste getragen hat, der hört nicht gern vom höckertragenden Thier reden, auch im zehnten Jahr, nachdem er die Freiheit wieder erlangt hat.

Mit dem Hammer der Reue wird auf dem Amboß der Zeit die Schlacke der Sünde zerschlagen.

Die Zeit ist eine Schleuderträgerin, die oft lange zielt, aber endlich den Sünder wohl zu treffen weiß.

Du, der Du Deinen Vater nicht hochhältst und Deine Mutter nicht ehrest: an Deinem Sohne wirst Du es beklagen, an Deiner Tochter wirst Du es bereuen.

Der erstickende Rauch schadet Dem nichts mehr, der schon in der Feuersbrunst verbrannt ist.

Das Gesetz ist nur für die Armen, das Recht nur für die Reichen.

Zwei Auslegungen des Gesetzes hat der Richter: eine für den Sklaven, eine für dessen Herrn.

Wie mit der Selbstbeherrschung die innere Zufriedenheit gleichen Schritt hält, so folgt dem Aerger auf dem Fuße nach — der Aerger über den Aerger.

Es ist ein verächtlicher Juwelier, der aufhört, die Perlen an Fäden zu reihen, wenn die Zahl der Kauflustigen sich mindert; es ist ein tadelnswerther Sänger, der die goldenen Schätze seiner Lieder in der Schatzkammer des Busens verschließt, weil Wenige die göttliche Gabe der Dichtung beachten.

Welcher Sultan kann sich einem Dichter, dem Sultan aller Sultane vergleichen? Des Dichters Reich ist die unendliche Poesie; des Dichters Unterthanen sind Tausende und aber Tausende von Versen; des Dichters Waffen sind die blitzenden Gedanken, die er aus seinem Haupte schleudert; des Dichters Schatz ist die Anbetung der Völker; des Dichters Erbe, was er der ganzen Welt hinterläßt, ist der Ruhm, der an seinem Grabe neben Cypressen eine Moschee errichtet, und der auch noch Kränze den Seinigen flicht, von Jahrhundert zu Jahrhundert, so lange noch ein Sproß seines Stammes das Licht der Sonne begrüßt.

Ich beschließe hiermit meine Auszüge aus Turtschaninov's bei weitem umfangreicherer Sammlung. Die kleine Lese, die ich hier dem Freunde der didaktischen Poesie vorgeführt, dürfte demselben gleichwohl schon manche interessante Perle der neueren türkischen Dichtkunst zur Kenntniß gebracht haben, die sonst, da alle die Quellen, die Turtschaninov benutzt, der Neuzeit angehören, für Manchen schwerer herbeizutreiben gewesen sein möchte, als die in den etwas älteren, schon mehr bekannten türkischen Gnomensammlungen, wie in Selim-Saffet-Effendi's „Stufen zum Berge der Erkenntniß"; Kimal-Mola's „Edelsteinen der Weisheit"; Mehemed-Danich-Aga's „Feigengarten der Dichtung"; Abdulhak-Hamid-Scherif's „Moschee des Glaubens" und in anderen Gnomologieen enthaltenen Schätze. Wenn einzelne der von Turtschaninov mitgetheilten Sentenzen an Denksprüche erinnern, die auch in den letztgedachten Schriften enthalten sind, so darf dies insofern nicht befremden, da Turtschaninov unter den vielen Quellen, die er erhaurirt hat, zum Theil auch aus Lesen geschöpft haben mag, die wieder andere Dichter und Dichterlesen benutzten. Auch möchte keine Dichtungsgattung so leicht zu Wiederholungen Anlaß bieten, als eben die gnomische, die meistens einfache Lehrsätze enthält, die sich von der prosaischen Diction oft nur durch einen edleren Styl und durch das poetische Gewand unterscheiden, welches sie um die Schultern geschlagen haben. Der Orient blickt bei dieser Gewandung fast überall durch. Es ist viel poetischer Duft und Hauch, manche herrliche Ueberschüttung von Blüthen, dabei aber auch mancher Prunk vorhanden, der fast an Ueberladung und Schwulst erinnert. Das ist ja eben das Wesen der orientalischen Poetik, wie es sich von der Höhe des Epos herab bis zu den Gnomen und Parömieen herab überall in genauester Uebereinstimmung kundgiebt, und wie es sich schon in den meisten Titeln verräth, welche die türkischen Dichtwerke an der Stirn tragen. Was haben wir Anderes als Gold oder Vergoldung, Perlen und bunte Blumen zu erwarten in Gedichtsammlungen, die sich: „Goldene Worte", „Rosenbeet der Wonne", „Lilienfeld der Dichtung", „Perlenschnüre" u. s. w. benennen?

Wenn nun aber auch die Form dieser Gnomen eine der westeuropäischen Einfachheit nicht immer zusagende sein möchte: so werden wir gegen den inhaltlichen Theil derselben selten etwas zu erinnern haben, da den allermeisten dieser Denksprüche eine hohe Moralität und ein Adel der Gesinnung innewohnen, wie wir diese schönen Eigenschaften nicht immer in den abendländischen Gnomen wahrnehmen, denen der Witz oft mehr gilt, als die Weisheit, und das Spiel der Worte oft mehr, als die Erhabenheit und Lauterkeit des Gedankens. Nie steigen die türkischen Gnomen in das Gebiet des Frivolen und Zweideutigen herab. Kein Wort tönt aus ihnen wieder, was nicht auch das keusche Ohr des Weibes oder das unschuldige Ohr des Kindes vernehmen dürfte. Und insofern steht den türkischen Gnomen ein Verdienst zur Seite, welches sie aller Beachtung werth macht.

Dr. Julius Altmann.

Ostindien.

Hooker's Reise nach dem Himalaya-Gebirge.*)

In unserer Londoner Korrespondenz (Nr. 26 des „Magazins") wurde bereits auf dieses interessante Werk des jüngeren Hooker aufmerksam gemacht, welches nicht allein die herrliche Natur der indischen Alpenregion mit graphischen Zügen schildert, sondern auch wichtige Beiträge zur Kenntniß der politischen und sozialen Zustände der Gränzländer des britischen Hindostan enthält. Wir glauben daher auf den Beifall unserer Leser rechnen zu können, wenn wir sie näher mit einem Buche bekannt machen, über welches die wissenschaftliche Kritik ein so allseitig günstiges Urtheil ausgesprochen hat.

Dr. Hooker ging nach Ostindien im Gefolge des Marquis von Dalhousie, der so eben (1847) zum General-Gouverneur von Indien ernannt worden war. Auf der Ueberfahrt verbrachte er einige Tage in Aegypten, in Aden, Ceylon und Madras, und erreichte im Januar 1848 Calcutta. Einige Tage darauf trat er die Reise ins Innere an und bestieg in Burdwan zum ersten Male einen Elephanten.

*) Himalayan Journals, or Notes of a Naturalist in Bengal, the Sikkim and Nepal Himalayas, the Khasia Mountains &c. By Joseph Dalton Hooker, M. D., R. N.

„Die Gelehrigkeit dieser Thiere", schreibt er, „ist eine längst bekannte Geschichte, aber sie verliert so viel in der Erzählung, daß, als ich zuerst die Elephanten kennen lernte, ihre Sanftmuth, ihr Gehorsam und ihr Scharfsinn mir so neu schienen, als ob ich nie von diesen Eigenschaften gehört oder gelesen hätte. Die schaukelnde Bewegung unter einer heißen Sonne ist zwar sehr erschlaffend, wird aber dadurch wieder ausgeglichen, daß man sich hoch über dem Staube befindet. Um ihn zu lenken, drückt der Mahut oder Führer seine großen Zehen dem Elephanten unter die Ohren und bearbeitet ihm, vermittelst eines eisernen Stachels, den Kopf mit so heftigen Schlägen, daß man eine Kokosnuß damit zerschlagen könnte, oder stößt auch das scharfe Instrument durch die dicke Haut des Thieres ins Fleisch hinein. Es ist ein höchst widriger Anblick, das Blut und gelbe Fett in der brennenden Sonne aus diesen großen Stichen hervorquellen zu sehen! Unser Elephant war, wenn er nicht eigensinnige Launen hatte, ein vortreffliches Thier und so gelehrig, daß er Steine aufhob und mit einer Wendung seines Rüssels über den Kopf warf, damit der Reiter sie auffangen konnte und ihm bei seinen geologischen Untersuchungen die Mühe des Absteigens erspart würde!"

Je weiter der Reisende ins Innere vordringt, desto merkwürdiger sind die Scenen, die sich ihm darbieten, und desto anziehender die von ihm mitgetheilten Berichte über das tropische Pflanzen- und Thierreich und über die Sitten und Gewohnheiten des Volks. „Unweit Tschanotschie", heißt es unter Anderem, „kamen wir an einem Alligator vorüber, den zwei Hindus so eben getödtet hatten — ein scheußliches Ungethüm, ungefähr neun Fuß lang und zur Mugger-Race gehörig. Charakteristischer, als alle naturgeschichtlichen Definitionen, war der Umstand, daß es kurz vorher ein Kind verschlungen hatte, welches am Wasser spielte, während die Mutter ihr Geschirr in dem Flusse wusch. Das von seiner Beute stark aufgeblähte Thier war noch nicht ganz todt, und ihm zur Seite stand die Mutter des unglücklichen Kindes. Es war eine rührende Gruppe: die Mutter in ihrem Schmerz mit zusammengeschlagenen Händen, unfähig, ihre Augen von dem grausigen Ungeheuer abzuwenden, das mit jener Zähigkeit am Leben hing, die seinem ganzen Geschlechte eigen ist; neben ihr stützten sich die beiden Athleten auf ihre Bambus-Röhre, mit welchen sie das Unthier erlegt hatten. Dieses arme Weib verdiente sich einen ärmlichen Lebens-Unterhalt durch das Anfertigen von Kateschu,*) bewohnte eine kleine Hütte und hatte kein anderes Eigenthum, als zwei Stück Vieh, die ihr das Holz aus dem Gebirge zuschleppten, und etwas Hausgeräth, von dessen Spärlichkeit nur diejenigen einen Begriff haben, welche die karge Ausstattung einer Bauerhütte in Tanga kennen. Ihr Mann, ein Holzhauer, war zur Zeit krank, und es war ihr einziger Knabe, die künftige Stütze des Ehepaars, den das Krokodil verschlungen hatte."

Wo Kateschu gesammelt wird und der Alligator in den Flüssen haust, ist der Tiger auch nicht weit. Unser Reisender hatte Gelegenheit, einer Tigerjagd beizuwohnen, und versehlte nicht, sie zu benutzen. Es waren nämlich mehrere Stück Vieh ganz in der Nähe von den Tigern geraubt worden, und man beschloß daher, diesen gefährlichen Thieren eine Falle zu legen. Hierbei geht man folgendermaßen zu Werke: Einige junge Stiere werden des Nachts im Freien auf den Stellen angebunden, die gewöhnlich von dem Tiger besucht werden; er tödtet einen von diesen und schleppt ihn nach seinem Schlupfwinkel, die Eingebornen aber besuchen früh Morgens den Ort, verfolgen die Spuren des Blutes, entdecken auf diese Weise die Lagerstelle und erstatten darüber Bericht. Der Jäger schreitet dann zum Angriff, auf einem Elephanten reitend, oder indem er einen auf der Fährte des Tigers befindlichen, hochgewachsenen Baum besteigt und das Thier durch einige Hundert Eingeborne an dem Versteck vorbeitreiben läßt. „In dem gegenwärtigen Fall war die Behausung des Tigers zweifelhaft; man hatte jedoch Hoffnung, ihn oder anderes Wild aufzuscheuchen, wenn man die Büsche einige Meilen weit durchstreifen ließe. Die Eingebornen wurden also abgeschickt, um Matschans (Gerüste) hoch in den Bäumen außer dem Bereich der Gefahr zu erbauen; Herr Theobald und ich erkletterten eines dieser Vogelnester, und Herr Felle ein anderes, welches in einem Hardwickia-Baum angebracht war, beide am Abhange eines steilen Berges, von Dschungel-Thälern umgeben. Wir waren auch von blätterreichen Zweigen so gut eingehegt, daß das listige Raubthier unseren Hinterhalt nicht leicht entdecken konnte, und hatten eine vollständige Batterie von kleinem Gewehr zu seinem Empfang bereit. Als wir unseren luftigen Sitz eingenommen und man uns Stillschweigen anempfohlen hatte (was ich buchstäblich befolgte, indem ich fest einschlief), ward den Treibern die Parole gegeben, welche unseren Posten von der Ebene aus umringten und eine Linie bildeten, die sich mehrere Meilen weit erstreckte. Sie drangen in den Dschungel ein und rückten, singend, schreiend und ihre Tamtams schlagend, vor, indem sie einen immer engeren Kreis um uns schlossen. In der mittäglichen Einsamkeit dieser unermeßlichen Wälder war unsere Lage romantisch genug: es rührte sich kein Lüftchen, kein Insekt, kein Vogel bewegte sich, und das wilde Geschrei der Treiber, von dem hohlen Ton der Trommeln begleitet, erreichte uns nur aus der Entfernung und schwoll oder dämpfte sich, je nachdem die Eingebornen die Höhen erstiegen oder die Thäler durchkreuzten. Nach ungefähr anderthalb Stunden kamen unsere Leute einzeln oder in Paaren aus dem Dschungel hervor, ohne ein lebendes Geschöpf angetroffen zu haben — weder Maus, Vogel, Reh, noch Bär, und am allerwenigsten einen Tiger. Die Treiber empfingen jeder etwa einen Penny für ihr Tagewerk: ein reicher Lohn für diese armen Menschen, die zuweilen durch die Noth gezwungen werden, sich von Ratten oder Abfall zu nähren."

Das Thal der Soane entlang ziehend, erreichte die Gesellschaft Mirzapore, wo sie auf dem Ganges bis nach Caragola schiffte. Zwischen diesen beiden Städten liegt Patna, der große Opium-Garten Indiens. Die Kultur und Bereitung des Opiums fesselten natürlich die Aufmerksamkeit unseres Reisenden, der über diesen Gegenstand schätzbare Notizen mittheilt. Sein Aufenthalt in Mirzapore gab ihm Gelegenheit, mit jener furchtbaren Sekte bekannt zu werden, deren Missethaten einst ganz Indien unsicher machten, die aber jetzt glücklicherweise durch die energischen Maßregeln der britischen Regierung täglich seltener werden.

„Ich hatte hier das Vergnügen", sagt er, „den Lieutenant Ward, einen der Unterdrücker des Thuggismus, anzutreffen (Thuggie bedeutet in der Hindusprache einen Betrüger, indem man Betrug, nicht offene Gewalt anzuwenden pflegte). Herr Ward zeigte mir die unter seiner Obhut befindlichen Verbrecher, die von der Regierung als Belastungszeugen gebraucht wurden und zu drei Klassen menschlicher Geißeln gehörten: den Thugs, Dakoits und Vergiftern. Der erste von ihnen war der Thug, ein Mann von ganz mildem Wesen, in seinem Gewerbe geboren und auferzogen; er hatte viele Mordthaten begangen, sah hierin nichts Unrechtes und fühlte darob weder Scham, noch Gewissensbisse. Das Organ der Beobachtung und das der Zerstörungssucht traten in seiner Schädelbildung stark hervor, das Gehirn aber war klein. Er erklärte mir, wie seine Rotte dem arglosen Reisenden auflauert, eine Unterhaltung mit ihm anknüpft und ihn plötzlich ergreift, worauf der Anführer seinen eigenen Gürtel über den Hals des Opfers wirft und es erwürgt, indem er die Gelenke gegen dessen Rückgrat preßt. Er nahm selbst zur Erläuterung den Gürtel ab, wickelte ihn um meinen Arm und zeigte mir das Manöver so gleichgültig, wie einst ein Matrose, der mir die Schürzung des Henkersknotens lehrte. Der Thug kann zu jeder Kaste gehören und ist in allen Theilen Ostindiens zuhause. Die Gesellschaft hat besondere Stationen, die sie zur bequemeren Ausführung ihrer Mordthaten wählt; die Opfer werden meistens in einen Brunnen geworfen. — Der Dakoit (Dakhie, ein Räuber) gehört zu einer Klasse, die in Banden raubt, aber nie Todtschläge begeht — Brandstiftung und Einbruch bilden auch einen Theil ihres Gewerbes. Die Dakoits kommen ursprünglich aus Guzerat und sind Mitglieder der Radschputs-Kaste, welche nach ihrer Unterjochung dem ganzen Menschengeschlecht Rache schworen. Sie reden sowohl hindostanisch, als die sonst ganz erloschene Guzerat-Sprache; letztere hat außerordentlich viele Kehllaute und klingt überaus seltsam. Dieses merkwürdige Volk wird unter verschiedenen Benennungen in ganz Ostindien gefunden; ihre Frauen kleiden sich auf eine eigenthümliche Art, und die Sittsamkeit ist ihnen völlig fremd. (Schluß folgt.)

*) Kateschu (Terra laponica) ist der von einigen Pflanzen, besonders der Kateschu-Akazie, gewonnene Extrakt, der in Ostindien in Verbindung mit den Blättern des Betelpfeffers und etwas Muschelkalk vorzüglich zum Betelkauen verwendet wird.

Frankreich.

Soult's Memoiren.

Die Unternehmungen genialer Feldherren.

Eine eben so interessante, als für die Geschichte der Zeit der französischen Revolution, des ersten Kaiserthums und der restaurirten Bourbonen wichtige Schrift ist so eben in Paris erschienen: nämlich die Memoiren des Marschalls Soult, herausgegeben von seinem Sohne, dem früheren Gesandten in Berlin.*) Besonders für die europäischen Kriegs-Ereignisse seit dem Beginne der Revolutionskriege bis zum Jahre 1815 enthalten diese Memoiren eine Fundgrube neuer Aufklärungen. So viel auch bereits über jene Feldzüge geschrieben ist, der alte Soldat weiß doch darüber noch manches Neue zu berichten. Herr Xavier Raymond sagt darüber im Journal des Débats: „Jeder Leser wird überrascht sein, jeder wird etwas ihm noch nicht Bekanntes erfahren, der den Bericht liest über den Feldzug des Marschalls Massena in der Schweiz und die Auseinandersetzung der Gesammt-Operationen, die im Jahre 1800, nach den Siegen von Marengo und Hohenlinden, den Vertrag von Luneville herbeigeführt haben." Der Verfasser tritt

*) Mémoires du Maréchal-Général Soult, Duc de Dalmatie, publiés par son fils. Trois Volumes. Paris, 1854.

in seinen Memoiren eben so bescheiden in Bezug auf seine eigenen militairischen Leistungen, als kundigen und sicheren Urtheils über die Thaten anderer Feldherren, besonders Napoleon, auf. Wir theilen daraus vorläufig seine Betrachtungen bei Gelegenheit des berühmten Ueberganges der französischen Armee über die Alpen mit:

„Wenn es wahr ist, daß im Kriege diejenigen Unternehmungen, welche anscheinend die geringste Aussicht auf Erfolg haben, fast immer gelingen, so muß man sich wundern, daß es gleichwohl Befehlshaber von Armeen giebt, die, obwohl sie solche Unternehmungen des Gegners sehr zu fürchten hätten, doch nichts thun, um sich dagegen zu schützen. Wollte man annehmen, daß sie die zahlreichen Beispiele, deren die Geschichte gedenkt, nicht gekannt haben, so hieße das, bei ihnen einen Mangel an Kenntnissen voraussetzen, der nicht wahrscheinlich ist. Wollte man es ihrem Mangel an Talent zuschreiben, so wäre dies eben so unwahrscheinlich, denn unmöglich können sie die hohe Stellung, die sie in ihrer Armee bekleiden, erlangt haben, ohne daß sie ihrem Lande große und nützliche Dienste leisteten. Ich setze daher voraus, daß sie sowohl Kenntnisse, als Talente und überhaupt Alles besitzen, was sich erwerben läßt; aber sie entbehrten jenes Geschenks der Natur, welches den Erfindungsgeist erzeugt. Durch Routine gewöhnt, den Mechanismus der Kunst auszuüben, legen sie sich darauf mit Methode, beschäftigen sie sich mit den Details, verstehen sie Alles, was zum Dienste gehört, vortrefflich und erwerben sie sich auch, wenn man will, wahrhafte Verdienste. Dies ist aber auch Alles, was sie vermögen; über den beschränkten Kreis ihrer Ideen können sie nicht hinaus, und sie gewahren dort Nichts, wo der Mann von Genie den Keim seiner Schöpfungen, unverhoffte Hülfsquellen, neue Combinationen entdeckt. Unter der Hand des Letzteren bekömmt Alles eine andere Gestalt, wächst Alles und gewinnt ein neues Leben mit verdoppelter Thätigkeit. Die Schwierigkeiten verschwinden vor ihm, und mit Einem Blick übersieht er den Plan, dessen Ausführung allgemeines Staunen erregt, den Widerstand, der ihm entgegengestellt wird, die Hindernisse, die er zu überwinden hat, die Mittel, diese zu beseitigen, und die Erfolge, die er erzielen kann. Bereits ist er in Bewegung, während sein Gegner noch schlummert. Je mehr das, was er unternimmt, ungewöhnlich ist, um so größer wird die Wirkung sein und Alles mit Bewunderung erfüllen. Daher also die unvorhergesehenen Erscheinungen, die Ueberraschungen des Feindes, die über den Haufen geworfenen Projekte, die Veränderungen in den Positionen und Combinationen und alle die Folgen, die sich daran knüpfen.

„Der Unterschied, den ich hier zwischen dem Manne von Talent und dem Manne von Genie angegeben — obwohl dieselbe Person oft beide Eigenschaften mit einander verbinden kann — liefert uns, wie ich glaube, den Grund jener großen militairischen Ereignisse, welche die Staaten gestürzt haben. Wir bemerken in der That, daß alle Eroberer, deren Namen auf uns gekommen, mit einem hochfliegenden Genie ausgestattet waren, wodurch sie bewogen wurden, die vielbetretenen Wege zu verlassen, um auf neuen Bahnen Ruhm zu gewinnen. Ihnen gegenüber war das Talent unzureichend, gab es leicht Blößen und mußte es unterliegen, wobei es noch froh sein konnte, wenn es nicht direkt dazu beitrug, den Triumph einer Aufsehen erregenden Kühnheit vermehren zu helfen.

„Eben so nehmen wir oft wahr, daß diejenigen Unternehmungen, deren Umfang und gewaltige Conception uns in Erstaunen setzen, zu noch erstaunenswertheren Resultaten führen, und daß sie gelungen sind, weil sie von der einen Seite ganz unerwartet ausgeführt wurden und von der anderen nichts geschehen war, um sich dagegen zu verwahren; sie kamen eben unvorhergesehen. Es würde leicht sein, diese Bemerkung weiter auszuführen und sie durch Beispiele aus der Geschichte zu belegen, aber der Gegenstand, den wir jetzt näher behandeln wollen, macht es überflüssig, jenen Satz noch ausführlicher zu entwickeln; wir können ihn so, wie wir ihn hingestellt, zur Anwendung bringen.

„Die großen Heeres-Ueberschreitungen der Alpen erschrecken die Einbildungskraft, wenn wir an die Nähe der ewigen Gletscher, an den Sturz der Lawinen und an die gefahrvollen Wege denken, die wir oft, dicht an Abgründen, wo Ein falscher Tritt uns hinunterführen kann, passiren müssen. Gleichwohl sind diese Schwierigkeiten niemals ein unübersteigliches Hinderniß gewesen, selbst wenn dort eine Vertheidigungslinie ihren Stützpunkt genommen hatte. Immer ward irgend ein Nebenweg übersehen; irgend ein steiler Fußpfad, der ohne Deckung gelassen worden, hat dem Kühnen ein Mittel dargeboten, einzudringen, um sich eine bessere Passage zu verschaffen, und war einmal dieser erste Punkt erobert, so wurden auch die übrigen fortgezogen oder bloßgelegt. Darum ist es auch ohne Beispiel, daß eine Armee, die ernstlich ein Gebirge überschreiten wollte,*) bei diesem Unternehmen gescheitert sei. Ich sage nicht, daß alle Heere den Zweck, den sie vor Augen gehabt, sofort erreichten, ich beschränke mich darauf, die Operation an sich zu betrachten, und das Interesse an derselben ist bedeutend genug, wie der Gegenstand überhaupt einer der umfassendsten ist. Er führt uns auf die Spuren der größten Feldherren des Alterthums und der neueren Zeit, die sämmtlich einen Theil ihres Ruhmes auf den Höhen jener Gebirge erlangten, auf welchen die Gallier, die Karthagineuser, die Römer, die Barbaren des Nordens, die Germanen und nachmals die Franzosen ihre Kühnheit bis zu den Wolken emporgetragen und sich von da wie Ströme über die Länder ergossen, die sie überschwemmen wollten. Doch halten wir uns bei diesen historischen Erinnerungen nicht auf, sondern wenden uns alsbald dem mit Recht bewunderten Alpen-Uebergange des Generals Bonaparte zu, dem die Geschichte vielleicht die erste Stelle unter diesen Kriegs-Operationen anweisen wird, so sehr setzt er durch seine Verwegenheit, durch die Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, und durch die Schnelligkeit der Ausführung in Erstaunen."

*) Man denke an den Vallan 1829 und jetzt wieder! D. R.

Mannigfaltiges.

— Gesellschaft für Alterthumskunde Palästina's. In London ist seit kurzem eine Palestine Archaeological Society zusammengetreten, die am 28. Februar d. J. ihre erste Sitzung hielt. Als Präsident fungirte Dr. Lee, der die Eröffnungsrede hielt. Einer der Secretaire, Herr Dr. Turnbull, sprach sich sodann über den Ursprung und den Zweck der Gesellschaft aus. Demnächst wurden folgende Vorträge gehalten: Von Herrn H. W. Black: Ueber den zwischen dem Studium der palästinensischen Alterthümer und der biblischen Interpretation nothwendig bestehenden Zusammenhang. Von Herrn J. Ainsworth: Ueber die Urdenkmäler Palästina's, wobei der Vorlesende darlegt, daß, mit Ausnahme des vom Capitain Wyam Martin westlich vom Jordan entdeckten Denkmales, des Monolithen von Rihah (das alte Jericho) und des Steins von Bohan, keines der primitiven Denkmäler, von denen die heilige Schrift spricht, bisher entdeckt worden, und daß keiner der zahlreichen Ruinenhaufen, die über die Oberfläche des Landes verbreitet sind, bisher noch durchforscht worden. Herr Ainsworth las darauf eine Denkschrift des Ritters van der Velde vor, der nach dem Todten Meere gereist ist, um die von Herrn de Saulcy dort entdeckten, angeblichen Ruinen von Sodom und Gomorrha zu besichtigen. Herr van der Velde ist jedoch nicht der Meinung, daß die in Rede stehenden Trümmer von einer jener beiden Städte herrühren. Er erblickt vielmehr nichts weiter darin, als einen Haufen von Steinen, den die benachbarten Ströme dort zusammengeführt haben.

— Das Denkmal Winkelried's. Dieses in der Schweiz zu errichtende Denkmal scheint von seiner Ausführung noch ziemlich fern, denn obgleich die meisten schweizer Regierungen ihre Beiträge eingesandt, hat doch die Kollekte die offenbar unzulängliche Summe von fünfundzwanzigtausend Francs noch nicht erreicht. Die Zeitverhältnisse sind allerdings ungünstig. Inzwischen bilden die in Folge eines Aufrufes der Ortskommission eingegangenen Entwürfe eine kleine Ausstellung in dem Rathhause zu Stanz. Man sieht hier neue Modelle von Statuen und Reliefs, fünf Figurenzeichnungen, sieben architektonische Risse und eine Gemäldeskizze. Ein Kunstkenner schreibt der Revue Suisse über diese Entwürfe:

„Die drei Zeichnungen des Herrn Vogel aus Zürich wollen, wie es scheint, der Schwierigkeit ausweichen, einen Helden, der sich in die Lanzen stürzt, plastisch schön darzustellen. In einer der drei Zeichnungen dünkt uns die Schwierigkeit gehoben durch ein sehr schönes Basrelief, welches das Fußgestell der den Helden mitten im Schlachtgewühl darstellenden Statue schmückt. Die Idee in dieser Arbeit ist anerkennenswerth, und die Ausführung dürfte nicht die Gränzen des Möglichen überschreiten. Das läßt sich aber nicht von einem prachtvollen, aus Italien, wahrscheinlich aus Mailand, eingegangenen Sockel sagen; denn die Ausführung dieser geschmackvollen Zeichnung in schönem cararischen Marmor würde, ohne die Statue, an fünfhunderttausend Francs kosten. Die Skizze in Grau von Paul Deschwander ist voll tiefen Gefühls: der Genius des Vaterlandes erhebt und krönt den durchbohrten Helden. Die beiden Figuren sind edel und rein. Unsere Bildhauer Imeter und Imhof (in Rom) könnten aus diesem Gegebenen reichliche Ausbeute ziehen. Von den neun plastischen Modellen verdienen drei einer Erwähnung. Das erste, von einem Berner Künstler, empfiehlt sich durch Einfachheit und Angemessenheit der Gewandung besser, als die massive und prunkhafte Statue Keiser's aus Zug, der seinen Helden auf der Wahlstatt in einen Rittermantel drapirt. Das beste Statuen-Modell hat Franz Kaiser geliefert: Winkelried in aufgerichteter Stellung, ein entschlossener Krieger, ist als Typus des Landes aufgefaßt; die Formen sind schön und voll Leben."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 6 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 25 Sgr. und vierteljährlich 1 Thlr. 12½ Sgr., welche die P. mit der Zusende portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 23, und beim Spediteur Neumann, Behrenstr. Nr. 21), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 61. Berlin, Dienstag den 23. Mai 1854.

England.

Englische Literatur-Briefe.

1854. Fünfter Monatsbericht.

Die verkörperte Literatur und Kultur des Krystall-Palastes von Sydenham bei London.

London, im Mai.

Diesmal werde ich wohl meinen ganzen Brief mit einem einzigen Werke, in einem einzigen Bande eben erscheinend, füllen müssen, wenn ich die Fülle des Inhalts nur eben, wie in einem Homerischen Schiffskataloge, erwähnungsweise erschöpfen will. Zunächst ein Wort über den Einband, der von Glas und Eisen ist, von dreihunderttausend Centnern Glas und sechshunderttausend Centnern Eisen, wenn es nicht mehr sind. Ich hasse die Zahlen, wenn ich von dem Geiste einer großen That ergriffen bin. Und doch ist es wieder so unmodern, ergriffen, begeistert, von einer Idee, einer menschlichen Schöpfung sich beherrscht zu zeigen. Lieber „vornehm und unzufrieden" aussehen und es besser wissen; genau berichten, kritisiren, beweisen, daß man der Sache Herr ist. Noch stehe ich, wie Herkules, am Scheidewege und weiß nicht, ob ich den Pfad der Tugend in Begeisterung oder den breiten Weg des Lasters in Blasirtheit und Kritik einschlagen soll. Richtig, ich werde „den höheren dritten", der aus beiden besteht, wandeln, um es weder mit Himmel, noch Hölle zu verderben. Der Krystall-Palast — denn das ist unser Buch — fordert ohnehin zu diesem zweipfadigen Verfahren auf. Nur daß seine Tugenden so gewaltig sind, daß man selbst seine Fehler dazu rechnen muß. Wer wird denn auch in dieser großen, in blühendes, ideal-reales Leben übersetzten Universal-Real-Encyklopädie Notiz davon nehmen, daß hier und da ein Artikelchen an Druckfehlern leidet?

Doch zur Sache, und zwar einstweilen auf der Brighton-Eisenbahn, da die beiden anderen, welche direkt zu ihr führen, im Augenblicke noch nicht vollendet sind. Wir steigen auf der vierten Station ab und gehen mit dem Strome, denn es strömt immer, den Pengehügel hinauf. Was für eine fabelhafte, bläulich in glänzenden Lichtern und Linien aufflammende und ruhig so verharrende Erscheinung winkt da durch die grünen Bäume herunter? Nun, es ist der Krystall-Palast. Schade, daß er keinen besseren Namen hat, obwohl es die englischen Blätter bereits glücklich mit „The People's Palace" versuchen. Es ist ein Stolz, in diesen ersten kosmopolitischen Kultur- und Friedenstempel hinaufzusteigen, während untergehende Zeiten im Schwarzen und Baltischen Meere sich gegenseitig bombardiren oder, um einem besseren Glauben zu huldigen, der civilisirte Westen seinen großen Heldenkampf ficht, die Kultur und Civilisation, der man solch einen Tempel baute, gegen den Osten zu vertheidigen. Die Million Sovereigns, die man für ihn verwendete, werden mehr Segen bringen, als die achthundert Millionen Pfunde, welche die Wellingtons verschossen, Schaden angerichtet haben.

Nicht „das Kaiserthum ist der Friede", sondern des Volkes Palast. Mit solchen Gedanken sind wir höher hinauf gekommen und sehen die ätherische Melodie seiner Linien und Bogen in der Nähe. Linien und Bogen! Hier kömmt die Kritik. Das will nämlich in dieser Composition „gefrorner Musik" nicht recht harmoniren. Der Krystall-Palast beruht, wie der alte im Hyde-Park, auf der Symmetrie gerader Linien. Nun wölben sich aber über sein Haupt drei byzantinische Halbzirkel hin, die mir kein melodiös auflösendes Finale zu bilden scheinen. Ich weiß nicht, was die architektonische Aesthetik dazu sagt. Freilich, es kömmt auch nicht viel darauf an, denn gewaltig, edel, ätherisch und schön bleibt doch der Total-Eindruck dieser Hauptfaçade, welche im alten Krystall-Palaste eine Seite war. Die Ausdehnung ist zweihundertvierzig Fuß kürzer, als die des alten Gebäudes, so daß man im Innern und außen das Ganze mit den Augen messen und sich einen Total-Eindruck verschaffen kann. Der Haupttransept in der Mitte, von einem Bogen von hundertundzwanzig Fuß Spannung überwölbt, schwingt sich hundertundvierundneunzig Fuß hoch empor, die Höhe der beiden Seitentransepte beträgt hundertundfunfzig Fuß. Alle ihre Bogen erheben sich über die jetzt durchgehende Wölbung des Hauptschiffes und bilden so eine höchst imposante Gruppe. Doch würde ich mir kaum von der ersten architektonischen Autorität ausreden lassen, daß geradlinige Erhebungen und Haupt-Gruppen weit imposanter, weit harmonischer mit dem Körper sein würden. Der Bogen gehört in das zitternde Byzanz, in das alte untergehende Rom, um Cäsaren hindurchtriumphiren zu lassen, heutzutage nur noch unter Brücken. Die Gewölbe auf dem Krystall-Palaste wuchsen auch gar nicht aus einer inneren architektonischen Aesthetik, aus dem Baue heraus, sondern sie verdanken ihren Ursprung nur dem parlamentarischen Clown Oberst Sibthorp, der während des Baues der „Exhibition" als Dryade eines klobigen Hyde-Park-Baumes auftrat, welcher innerhalb des Bauplatzes stand. Die schnurrbärtige Dryade erwirkte eine Parlamentsakte für ihn, und die Architekten wußten sich nicht anders aus ihrer Verlegenheit zu erheben, als durch einen Bogen. Dieser Bogen der Verlegenheit, dieses „Aergerniß" auf dem Rücken der Exhibition wurde nun „Haupttransept" genannt und als Schönheit in Cours gesetzt. Als Sir Joseph Paxton seine erste Idee zum Krystall-Palaste während einer langweiligen Gerichtssitzung auf ein Stückchen Löschpapier hinwarf (jetzt als eine aus seinem Haupte gesprungene Pallas Athene unter goldenem Rahmen göttlich verehrt, obgleich Paxton's Pallas blos die natürliche Tochter des Gewächshauses zu Chatsworth ist), hatte er keinen Zirkel zur Hand und machte deshalb lauter gerade Linien, und zwar ganz im Geiste symmetrischer Flächen und Proportionen. Und nun kömmt der Beschützer des Baumes und Krystall-Palast-Fresser Sibthorp, nöthigt dem Baue einen Auswuchs auf und begeistert die Architekten so für diese „Abnormität", daß sie die neue Schöpfung einmal in der ganzen Länge und dreimal in der Quere mit Sibthorpschen „Verdrussen" bedecken! Vierfach buckelig und doch die erste Schönheit der Welt!

Ich halte diese Wendung für klassisch. Wie nämlich Lessing im Laokoon sehr scharfsinnig beweist, daß man die Schönheit selbst in Worten nicht malen könne und daher schon Homer den richtigen Weg gefunden habe, sie zu schildern, nämlich als Reiz, in ihren Wirkungen, indem er ehrwürdige Greise in Bewunderung beim Erscheinen Helena's ausbrechen läßt, obwohl sie gestehen, daß sie schuld an dem Kriege sei, der so viel Blut und so viele Thränen kostet; so kann auch ich mich rühmen, ein klassisches Mittel gefunden zu haben, die Gewalt der Schönheit des Krystall-Palastes zu zeigen, indem ich beim Hinblick auf seinen vierfachen Verdruß doch die Schönheit allerersten Ranges, wie ein zuerst Liebender, im ersten Stadium vollkommen fühle und wie ein neues Evangelium glaube.

Im Innern hat er verloren und gewonnen. Wir betrachten ihn zunächst ganz ohne Rücksicht auf den Inhalt als architektonische Composition. Was die Architekten des Palastes selbst als Gewinn nachweisen, sehen Andere als Verlust an. Verloren hat er allerdings, und zwar an Länge nicht weniger als 240 Fuß, wobei er, beiläufig gesagt, um ein Drittel größer ward (besonders höher), so daß sein räumlicher Inhalt die ungeheure Paulskirche viermal übertrifft und nicht weniger als 140,000,000 Kubikfuß beträgt. Die in unermeßlicher Ferne verschwimmenden und zusammentretenden Säulen des Hauptschiffes im alten Gebäude hielten Einige für erhaben und den höchsten Reiz. Die Architekten des neuen Palastes glaubten ihr altes Werk zu vervollkommnen, indem sie nicht nur durch die bedeutende Verkürzung, sondern auch durch eine andere, in symmetrischen Proportionen abwechselnde neue Säulen- und Streben-Ordnung die Unendlichkeit und Einförmigkeit des alten aufhoben und dem Auge Haltepunkte boten, das Ganze zu messen und sich mit einem Blicke ein großes, gewaltiges Gesammtbild zu verschaffen. Nach meinen Eindrücken, die sich immer wieder bestätigten, haben die Architekten hier ästhetisch Recht. Die Erhabenheit der in der Ferne verschwimmenden Einförmigkeit kann ich mir auf jeder Pappel-Chaussee, jeder Eisenbahn verschaffen, dazu brauche ich nicht erst für sieben Millionen Thaler Eisen und Glas extra. Einer der berühmtesten Architekten Deutschlands nannte daher auch den alten Krystall-Palast sehr sinnreich „ein glasbedecktes Vacuum". Im neuen wird uns die „gefrorne Musik" Schlegel's auf eine wahrhaft grandiose Weise klar und sichtbar. Die lustigen, verfliegenden Töne und Harmonieen, die man nur auf einander in der Zeit folgend vernehmen kann, stehen hier räumlich neben, hinter und über einander, und das ganze architektonische Gefüge steht nun da, nicht

mehr in der Luft verzitternd und westhauend, sondern eine eisenfeste, ätherische, heiter erhebende, gefesselte Tonfuge — alle Töne und Klänge auf einmal, still, bleibend, edel und in idealer Selbstbefriedigung lächelnd, wie ein griechisches Götterbild aus den Zeiten des Phidias. Selbst die Bogen, von außen „verdrießlich", stören hier nicht mehr, da sie hoch, hoch in symmetrischer Heiterkeit, wie ein näher zu uns herabgeneigter Himmel herablächeln auf die freudige Musik der Säulen und Streben, an welchen man das antike Element der Farbe in der Baukunst mit viel Geschmack zur Anwendung gebracht hat, wofür wir in den ägyptischen, assyrischen, griechischen und römischen Hallen, besonders in dem größten Meisterstück des Ganzen, dem Pompejanischen Hause, so klassische Beispiele finden. Der Haupttransept kömmt dem Begriffe, wenigstens der Wirkung nach, des Erhabenen in der Architektur näher, als die mühsam mit Steinen und Schnörkeln gen Himmel seufzenden Spitzbogen der gothischen Dome. Ich stehe nicht an, zu behaupten (da ich den Muth habe, wirklich Empfundenes und innerlich Erlebtes ohne Rücksicht auszusprechen), daß im Krystall-Palaste der Begriff des Erhabenen, den die gothische Baukunst erstrebte, wirklich erreicht worden ist oder, um ein Uebriges zu thun, wenigstens erreicht werden kann. Die gothische Baukunst konnte mit ihrer Anhäufung von massiven Massen, so sehr sie dieselben auch durchschnörkelte und durchgeistigte, nie aus dem Widerspruche heraus, daß sie gerade durch Anhäufung der Materie dieselbe negiren wollte. Erst das Glas und die hohle und durch ihre Hohlheit nicht nur festere, sondern zugleich auch nützliche Eisensäule als Baustoff sind im Stande, den Spiritualismus der gothischen Baukunst wirklich zu erreichen. Will man Geist als solchen darstellen, muß man ihm allerdings einen Körper geben, aber natürlich so wenig als möglich. Jeder wird Bilder gesehen haben, wo Geister mit abgemalt waren. Je luftiger, je mehr Hauch sie nun waren, desto wirksamer legitimirten sie sich uns ästhetisch als Geister. Soll in der Baukunst nun mit möglichst wenig Körper möglichst viel Geist und Freiheit von körperlicher Schranke erreicht werden, giebt es nichts Herrlicheres, als das im kleinsten Raume die größte Kraft einschließende Eisen und das luftdicht schließende, aber gegen das Licht unbedingt offene, Wettern und Stürmen (wie sich es hier schon großartig bewährt hat) trotzende Glas. Es ist überhaupt eine mysteriöse, zukunftreiche Thatsache, dieses als Baustein auftretende Glas, das man bisher nur als gebrechliche Fensterscheibe in der Architektur über die Achsel anzusehen pflegte. Es läßt uns von allen Seiten den Himmel und das liebe Licht offen, während es uns kräftig gegen die Launen nordischer Klimate zu schützen weiß. Glas, welch ein ätherischer Schutzgott der feinen Künste! Von der Käseglocke bis zum allseitigen, unverhüllenden, das Licht nicht brechenden Schutzengel zarter mechanischer Kunstwerke und zur katoptrischen und dioptrischen, konveren und konkaven Gestalt, hier freundliche Augen in Zimmern, dort im Teleskope die Himmel, da im Mikroskope die Wunderwelt des Unendlichen im Kleinen und was nicht Alles im Weinglase eröffnend und hier im Krystall-Palaste die Kultur aller Zeiten und Zonen beschirmend und erleuchtend — Glas! Glas! Warum besingt es kein Dichter! Warum widmet ihm keine Akademie Reden! Was wäre all unsere Wissenschaft, all unsere Kunst, all unsere Civilisation ohne Glas! Ohne Glas und Eisen!

Doch nun zur Sache im Innern! Vor allen Dingen schwelgen alle Sinne in dem Reichthume von Pflanzen, Blumen und Bäumen aller Zonen, wissenschaftlich, botanisch und pflanzengeographisch geordneten Pflanzen, unter denen die Könige des Pflanzenreichs, die Palmen, so zahlreich hervorragen, als wären es blos Bürgermeister. Und wie veredeln und kleiden sie die nackten Heidinnen und Statuen und Büsten, zu Fuß und zu Pferde, herbeigeeilt aus allen Zeiten und Völkern, und die rothen Säulen des Baues! Und wie lösen sie die Disharmonieen im Innern auf! Hier ist wieder der Ort, sich ein Veilchen auf das Charlottenburger Bauerpferd der Kritik zu setzen, aber nicht lange, da es, wie ich höre, als Kosakenpferd angestellt ist. — Das Pflanzenreich ist das Feigenblatt der Architektur, ihre unverständigen Blößen damit zu decken. Unter Blumen und Bäumen ist auch die schlechteste Rossäthenhütte eine schöne Gegend. Es ist keine Ordnung, keine Methode im inneren Arrangement, das blos Engländern anheimfiel, während die eigentliche höhere Kunst ausschließlich Italiänern, Deutschen und Franzosen übertragen werden mußte, die denn auch im Einzelnen durchweg schön, sehr oft mit dem Stempel hoher Meisterschaft, aus dem Blumen- und Springbrunnen-Reichthum hervortritt. Im englischen Charakter liegt ein unüberwindlicher Antagonismus gegen Ordnung. Methode und logische Konsequenz gehören nicht zu den englischen Tugenden. Sie lieben ein sich selbstregierendes, eigensinniges, oft barockes „Hugger-mugger". Unsere Gerichtshöfe besinnen sich oft erst mitten in der Verhandlung, daß der Fall mit ihrem Amte gar nicht das Geringste zu thun habe. Eigenthums- und Erbschaftssachen brauchen zehn bis zwanzig Jahre im Chancery-Gericht, ehe man für sie die Parlaments-Akte, den Fall herausfindet, der schon einmal vor Jahrhunderten entschieden ward und hierher paßt. Unsere Straßen, die Einrichtung unserer öffentlichen Gebäude sind versteinerte Proben, Petrefakte des Eigensinnes und der Geschmacklosigkeit. Unsere Eisenbahnen, einander durchlöchernd, durchflechtend, drehend und windend und kreuzend, scheinen den Zweck zu haben, künftige Generationen von unseren pervertirten Sitten zu überzeugen. Freilich war einmal ein Mann, welcher behauptete, daß die Unvollkommenheiten der englischen Constitution, die eigentlich gar keine ist, gerade ihre Vollkommenheit seien. Sie ist eine fortwährende Entwickelung, ein Spiel freier Kräfte, voller innerer Trieb, sich zu vervollkommnen. So machen ihre Widersprüche ihre Lebenskraft, ihre Vollkommenheit aus. Die englische Constitution ist blos der seit Jahrhunderten arbeitende Trieb, künftig einmal auf freie Weise eine Constitution werden zu wollen. Dieselbe Rücksicht mag uns vielleicht im Krystall-Palaste zu Sydenham trösten. Aristoteles hat uns sehr scharfsinnig bewiesen, daß jedes Drama einen Anfang, eine Mitte und ein Ende haben müsse. (Andere gar nicht für die Bühne bestimmte Dinge sind von selbst so frei, anzufangen, ihren Mittel- und Höhepunkt zu erreichen und dann ein Ende zu nehmen). Nur im Krystall-Palaste fängt Nichts an und hört Nichts oder „Alles auf". Es ist auch, mit Ausnahme der großen Fontaine, Nichts Mittelpunkt. Wenn die Blumen und Bäume nicht in dreihunderttausend Exemplaren da wären, würde es aussehen, wie in einem großen, ungeheuer reichen, mit allem Luxus versehenen Hause, wo man eben aus- oder einräumt, Nichts steht am rechten Platze.*) „Keine Einheit in Zeit, Ort und Handlung". So sagt die vom Secretair der Krystall-Palast-Compagnie, Mr. G. Grove, redigirte Crystal-Palace-Gazette selbst. Und das ist wohl Grund, zu hoffen, daß man bereits die Mängel dieser Constitution einsieht und gleich von vorn herein bessern und bekehren wird, was sich auf bessere Wege und in Stimmung bringen läßt. Dabei wird freilich Vieles auf Menschenalter, vielleicht für immer verfehlt bleiben.

(Schluß folgt.)

Ostindien.

Hooker's Reise nach dem Himalaya-Gebirge.

(Schluß.)

„Der Mann, mit dem ich mich unterhielt, war ein kurzer, untersetzter, aber nicht sehr starker Nepalese, mit hohen gewölbten Augenbrauen und geringem Beobachtungssinn. Diese Leute sind große Feiglinge. Die „Vergifter" zählen sich alle zur Kaste der Pasie, die mit Toddy (einem berauschenden Getränk) handeln; sie gehen einzeln oder in Rotten, erscheinen häufig auf den Nachtlagern der Reisenden, wo sie das aus geriebenem oder ganzem Datura-Samen bestehende Gift in die Speise werfen. Hierdurch wird ein Rausch von vierundzwanzig Stunden Dauer hervorgerufen, während dessen man den Reisenden ausplündert und ihn sich selbst überläßt, wo er sich entweder von den Wirkungen des Schlaftrunks erholt oder umkömmt. — Der mir vorgestellte „Vergifter" sagte aus, daß der Datura-Samen ohne weitere Vorbereitung zu jeder Zeit und an jedem Ort, ohne auf das Alter der Pflanze zu achten, gesammelt wird. Er war ein schmutziger Kerl von abstoßendem Aeußern, ohne Erhebungen hinter den Ohren oder an den Augenbrauen, aber mit einer merkwürdigen Gehirnbildung."**)

Die letzte britische Station an der Gränze von Sikkim ist Dordschiling. Dieser Ort verdankt sein Entstehen der Nothwendigkeit, in der sich die in Indien lebenden Europäer befinden, während der Sommermonate zur Herstellung ihrer Gesundheit sich nach einer gemäßigten Region zurückzuziehen. Zwar ist das Klima feucht, aber die Temperatur ist mild, und Dr. Hooker spricht mit Enthusiasmus von dem wohlthätigen Einfluß, den sie auf die von der tropischen Hitze erschlafften Nerven ausübt. Die Eingebornen dieser Gegend heißen Leptschas und führen eine Art von unfreiwilligem Nomadenleben.

„Der Leptscha bewohnt keine Stätte länger als drei Jahre hinter einander, indem der Radschah alsdann einen höheren Grundzins fordert. Er läßt sich daher an irgend einem Punkte nieder, den er für diese Zeit benutzen kann, und zieht dann weiter. Nachdem er eine solche Stelle gefunden, besteht seine erste Operation darin, den Dschungel abzubrennen; hierauf klärt er den Platz von Bäumen und ackert zwischen den Stümpfen. Das Anzünden des Dschungel geht gewöhnlich in der Jahreszeit von statten, während der ich mich in Dordschiling aufhielt, und die Wirkung ist des Nachts besonders schön, da ein so trockener und mit Bambusrohr angefüllter Wald, der sich über so steile Berge ausbreitet, in Brand gesteckt, ein großartiges Schauspiel darbietet. Dicke Rauchwolken bedecken die Berge, lagern sich über die Thäler und entziehen uns den Anblick des Firmaments; die Luft ist

*) Vor Eröffnung geschrieben; man wird bis zum „jüngsten Tage" allerdings noch Manches geordnet haben.

**) Es geht aus diesen Bemerkungen hervor, daß Dr. Hooker, wie viele englische Gelehrte, zu den Verehrern der Phrenologie gehört. D. R.

todtenstill, wie gewöhnlich in diesen tiefen Schluchten, und man sieht das Feuer, welches bei Tage nicht bemerkbar ist, ringsum in einer dem unerfahrenen Auge gefährlich scheinenden Nähe wüthen. Die Stimmen der Vögel und Insekten schweigen, nichts ist zu hören, als das Rauschen der Flüsse, welches aber oft von dem Krachen der Waldfeuer noch übertönt wird. Des Nachts waren wir buchstäblich davon umringt; einige dampften wie die Schieferhaufen in einer Kohlengrube, andere loderten stoßweise auf, während noch andere mit stets anschwellender Flammenmasse einherschritten, große feurige Zungen hervorschießend, welche Nichts verschonten, wenn sie mit unwiderstehlicher Macht vordrangen. Gelangten sie endlich in ihrem siegreichen Vorrücken zu einem großen Bambus-Klumpen, so erhob sich das zischende Geräusch der Flammen weit über das Brausen der Sturzbäche, und wenn die großen Stämme von der Expansion der zusammengepreßten Luft barsten, dann glich der Knall der Salve eines Artillerie-Parks. Die Flamme ist zu Dordschiling sichtbar, und der entfernte Knall der platzenden Bambus wird die ganze Nacht hindurch gehört; aber in dem Thal innerhalb einer Meile von dem Schauplatz der Zerstörung ist der Eindruck am großartigsten, da er durch den Glanz erhöht wird, den die in der Luft schwebenden Nebelmassen zurückwerfen."

Nur mit Mühe konnte Hooker die Erlaubniß auswirken, das Gebiet des Radschah von Sikkim zu betreten. Indessen gab ihm der durch seine Gesandtschaft nach England bekannte Jung Bahadur eine Bedeckung von sechs nepaleser Soldaten, um ihn durch die östlichen Pässe Nepals nach Thibet zu geleiten, und unter ihrem Schutze trat er seinen ersten Ausflug nach Sikkim an. Das Ersteigen der hohen Gebirge dieses Tafellandes war mit manchen Schwierigkeiten verbunden, die indeß durch die herrlichen Scenen, die sich ihm darboten, reichlich belohnt wurden. „Der Abend überraschte uns", schreibt er, „ehe wir den Gipfel des letzten Berges erreicht hatten. Als die Sonne unterging, warf der zu unseren Füßen liegende Schnee die köstlichste, zarteste Pfirsichblüthen-Farbe zurück, und wenn man von der Spitze des Passes nach Westen sah, war die Landschaft über alle Beschreibung prachtvoll. Die Sonne tauchte sich eben in ein Nebelmeer, zwischen Steinschichten von der röthlichsten Kupferfarbe. Als sie unterging, nahmen die zur Rechten liegenden Bergspitzen von Nepal bestimmtere, dunklere und riesenhaftere Formen an; Fluthen von Licht schossen über den neblichten Ocean und badeten die Gegend rund um mich her in die wundervollsten und mannigfachsten Tinten. Wie die Sonne verschwand, glühte der ganze Horizont wie das aus einem Schmelzofen fließende Kupfer, und als sie ganz unsichtbar wurde, leuchteten die zackigen Ränder der Nebelwolken gleich einer Reihe entfernter Vulkane. Nie habe ich Etwas erblickt, das sich in Erhabenheit, Schönheit und ergreifendem Eindruck mit dem messen könnte, was ich an jenem Abend von der Höhe des Tschundscherma-Passes anstaunte. Die sogenannten Nebelbilder geben einigen Begriff von der magischen Ausstrahlung und Vertheilung des Lichts; aber keine Combination der Wissenschaft und Kunst vermag diese Scene wieder hervorzurufen, eben so wenig wie die erhabenen Gefühle, von denen ich in der Einsamkeit dieser majestätischen Berge ergriffen wurde. Der Mond leuchtete uns beim Herabsteigen auf dem Wege, der gegen Süden in schiefer Richtung nach dem Jallung-Thale führte. Ich war sehr besorgt wegen der Kulies, die noch weit zurückgeblieben, namentlich da einigen von ihnen auf der Reise durch den Paß von Kambatschen die Glieder erfroren waren; doch hielt ich fürs Beste, weiter vorzudringen und ein großes Feuer an dem ersten Wachholderbaum anzuzünden, den wir erreichen würden. Die Veränderung, wenn man von dem Schnee nach dem dunklen Boden und den Felsen kömmt, ist für das Auge so blendend, daß es mir schwer wurde, den Weg zu verfolgen. Plötzlich gelangten wir zu einer Fläche mit einem kleinen Moor, dessen Wasser auf täuschende Weise im blassen Mondlicht glänzte; die gegenüberliegenden Kanten des Thales zeigten sich in dem Wiederschein so deutlich auf seiner dunklen Oberfläche, daß es den Anschein eines Abgrundes erhielt und wir mit einem Male zum Stehen gebracht wurden und uns die Frage stellten, ob wir hinüberspringen, oder hinuntergehen, oder ihm entlang folgen müßten. Seine wahre Beschaffenheit wurde jedoch bald klar, und wir schickten uns daher an, den Pfuhl zu umgehen. Natürlich war an keinen Fußsteg zu denken, und nach mancher Irrfahrt zwischen Felsen und Bergschluchten erreichten wir die obere Gränze des Baumwuchses und hielten bei einigen Wachholdersträuchen an, die bald in flammende Holzstöße verwandelt wurden. Ich entfernte mich von meiner Gesellschaft, um wo möglich die Stimmen unserer Nachzügler zu hören, um deretwillen ich jetzt noch größere Unruhe empfand, wegen der großen Schwierigkeiten, die sie antreffen mußten, wenn sie gleich uns sich vom richtigen Pfade verirren sollten. Der Mond schien klar in dem schwarzen Himmel, und sein helles Licht, mit dem blassen Glanz des uns umgebenden Schnees, verdunkelte die Milch-Straße sowohl, als alle kleineren Sterne, während die Planeten in breiteren Kreisen als anderswo zu glühen schienen und die großen Sternbilder stätig und periodisch aufblitzten. Tiefe, schwarze Klüfte schienen unter uns zu gähnen, und Klippen ragten von allen Seiten empor, mit Ausnahme des Thales, wo, über den Jallung-Fluß hinaus, eine steile Bergkette aufstieg, von Sturzbächen durchschnitten, die wie silberne Fäden sich die dunkle Fläche entlang zogen. Es herrschte eine Todtenstille, und nichts brach die feierliche Ruhe, als das tiefe, heisere Murmeln der zahlreichen Bergströme, deren Töne wie mit den Pulsirungen der Atmosphäre stiegen und fielen und in regelmäßigen Wellenschlägen das Ohr berührten. Zuweilen hörte man nur das allerleiseste Gemurmel, dann aber stieg es schwellend empor und erfüllte die Luft mit seinem Schall, als ob es sich von der Oberfläche der Erde erhöbe und dann wieder hinabsänke, oder gleich dem Brausen von steigenden und fallenden Gewässern. Unter solchen Scenen und in solchen Umgebungen verirren sich die Gedanken von der Wirklichkeit zu dem Idealen; beim Anblick der glühenden Himmelsfackeln glaubt man sich der Erdkugel entrückt und in die Regionen des Unendlichen versetzt und hört in dem nie versiegenden Murmeln der Gewässer die Musik der Sphären."

Nach Dordschiling zurückgekehrt, bereitete sich Dr. Hooker im folgenden Frühjahre zu einer zweiten Reise nach dem Sikkim-Himalaya vor, auf der er von Dr. Campbell, dem britischen Agenten in Dordschiling, begleitet wurde. Das Mißtrauen der asiatischen Fürsten, welches diese Gegenden den Europäern so lange versperrt hatte, stellte sich ihm von neuem entgegen, indessen gelang es seiner Beharrlichkeit, jedes Hemmniß zu besiegen: auf seinem Pony reitend, erstieg er die schwindelnden Höhen der Himalaya-Gebirge und fand sich endlich am Ziel seiner Wünsche, „im Angesicht der Seen von Tscholamu, wo der Donkia-Berg im Osten seine staunenswürdigen Felsen- und Eismassen aufthürmt." „Mein Pony", fährt der Verfasser fort, „war zum Umfallen müde; die Anstrengung und die Höhe, auf der ich stand, erregten in mir ein Gefühl des Schwindels; der Zügel meines Thieres war mir gerissen, und ich führte es daher an meinem Plaid die letzten paar Meilen bis zu dem Ufer des Sees, wo ich mich, bei dem angenehmen, sanften Rieseln des Wassers zu meinen Füßen einige Augenblicke jenen Empfindungen des befriedigten Ehrgeizes überließ, welche, ungetrübt von selbstsüchtigen Berechnungen, zu Quellen des Glücks für die ganze übrige Lebenszeit werden. Die Landschaft im Umkreise der Seen von Tscholamu war einfach in ihrem Charakter, ernst und feierlich; und obgleich die um mich herrschende Einsamkeit den Eindruck allerdings verdoppeln mochte, zweifle ich doch in der That, ob die Welt eine Scene enthält, die erhabenere Ideen-Verbindungen hervorruft, als diese ruhige Wasserfläche, auf deren Busen, siebzehntausend Fuß über dem Meeresspiegel, die Schatten der Berge von zweiundzwanzig- bis vierundzwanzigtausend Fuß Höhe schlafen."

Auf der Rückreise wurden die Herren Campbell und Hooker von dem Radschah aufgegriffen und zu Gefangenen gemacht. Ihre Lage war beunruhigend genug, da sie sich in den Händen von Barbaren befanden, die ihnen leicht das Schicksal Stoddart's und Conolly's bereiten konnten. Glücklicher, als diese, kamen sie indeß mit dem Leben davon, erreichten in Sicherheit Dordschiling und haben jetzt die Genugthuung, das britische Reich in Indien durch die Einverleibung des Gebiets vergrößert zu sehen, welches Zeuge ihrer unwürdigen Behandlung war.

Frankreich.

Lamartine's Selbstschau.

Lektüre für Alle.

Unter dem Titel „Lecture pour tous" hat Alphonse de Lamartine so eben eine Zusammenstellung von Auszügen aus seinen poetischen sowohl, als aus seinen prosaischen Werken, von den Méditations an bis zu den letzten Schriften, worin der Dichter seine Lebensschicksale mitgetheilt, herausgegeben. Es soll ein Familienbuch für Groß und Klein, besonders auch für das weibliche Geschlecht sein. Der Verfasser hat eine geschmackvolle Auswahl getroffen und ist dabei mitunter strenger zu Werke gegangen, als der erbarmungsloseste Kritiker. Die dreiundneunzig Stücke, die das Buch enthält, können dafür aber auch als die Quintessenz von Lamartine's Werken betrachtet werden. Hören wir, was der Dichter selbst in der Einleitung über die Absicht und den Zweck seines Buches sagt:

„Die Intention dieses Büchleins ist schon in seinem Titel enthalten: „„Lektüre für Alle"".

„Damit ein Buch von Allen gelesen werden könne, bedarf es dreier Dinge:

„Erstlich muß dieses Buch zusammengedrängt, leicht transportabel, auf einen einzigen kleinen Band beschränkt und so allen Klassen von Lesern zugänglich sein, welche Belehrung oder geistige Zerstreuung suchen.

„Zweitens darf das Buch nicht dasjenige im Auge haben, was die Menschen entzweit: die öffentliche Meinung, die Politik, den System- oder Parteigeist, sondern es muß sich ausschließlich an das wenden, was sie mit einander verbindet: an die Seele, an das Gefühl, an das

Gewiſſen, an den angebornen und rechten Inſtinkt des Menſchengeſchlechts, an Alles, was Gott Offenbares, Uebereinſtimmendes, Unzweifelhaftes in das Menſchenherz gelegt hat, an Alles, was in der Univerſalſprache geſchrieben iſt, und dieſe Univerſalſprache iſt das Gefühl.

„Drittens endlich muß das Buch frei von jedem Vorwurfe ſein. Da es beſtimmt iſt, aus der Bibliothek des Familienvaters oder der Mutter in die Hände von Kindern jedes Alters und jedes Geſchlechts überzugehen, muß der Verfaſſer ſelbſt auf das gewiſſenhafteſte nicht allein jeden Gedanken und jedes Bild, ſondern auch jedes Wort daraus entfernen, das die Durchſichtigkeit jenes Seelenkryſtalles trüben könnte, den man Unſchuld nennt, bevor er Tugend heißt. Iſt eine einzige Seite in einem ſolchen Buche, die man ausreißen oder verdecken müßte, ſo iſt das Buch verfehlt; Ihr thut beſſer, es nicht zu öffnen.

„Ich habe ſelbſt dieſe Sorge für die Familie übernommen. Ich habe ohne Schwäche in Bezug auf mich ſelbſt und ohne ſchwächliches Wohlgefallen an meinem literariſchen Ruhm aus den ſechzig Bänden meiner poetiſchen, literariſchen, rhetoriſchen und geſchichtlichen Werke die reinſten in Hinſicht des Gegenſtandes und möglichſt vollkommenen, was den Styl betrifft, ausgewählt, und wenn zufälligerweiſe eine Strophe, eine Phraſe, ein Bild, ein Vers, ein Wort das Zartgefühl der Mutter des Hauſes verletzen zu können ſchien, habe ich es der Sitte des häuslichen Heerdes ohne Bedenken zum Opfer gebracht. Ich habe die Strophe weggelaſſen, ein unſchuldigeres Bild gewählt, das Wort verbeſſert. Dieſes Opfer hat mich Nichts gekoſtet, denn ich wollte, daß in einem ſolchen Buch nicht allein der Gegenſtand immer makellos, ſondern auch der Styl immer redlich ſei.

„Ein Schriftſteller hat weit weniger Mühe und weit weniger Verdienſt, als man denkt, wenn er ſich auf dieſe Weiſe bei ſeinen Lebzeiten reduzirt, wenn er ſich auf einen beſcheidenen Platz im Gedächtniß ſeiner Leſer beſchränkt, und wenn er das Auserleſenſte an Gedanken, Gefühlen und Styl auszieht, um dadurch einige Zeit über ſein Leben hinaus zu leben. Wollte Gott, daß viele andere Schriftſteller mir mit dieſem Beiſpiel vorangegangen wären! Giebt es wohl Jemand, der in Jahrhunderten der Aufregung, der Leidenſchaft und des Geräuſches, wie die unſrigen, während einer langen literariſchen, oratoriſchen, politiſchen Laufbahn viel gefühlt, geſprochen und geſchrieben hat, der nicht geſtrebt hätte, ſo ſich ſelbſt Gerechtigkeit zu verſchaffen, bevor die Nachwelt ihm durch ihre Vorwürfe oder durch ihr Vergeſſen eine ſtrengere Gerechtigkeit widerfahren läßt!

„Je fruchtbarer ein Schriftſteller iſt, deſto mehr Schlamm muß er auf ſeiner Laufbahn abſetzen. Der Gedanke des Menſchen, wer es auch ſei, des Dichters, Redners, Moraliſten, Politikers, Hiſtorikers, iſt immer der Gedanke des Menſchen, d. h. der Ausfluß eines irrigen und beſchränkten Weſens. Dieſer Gedanke ſprudelt weder in ſeiner erſten Woge, noch in allen ſeinen Wellen ſo klar, ſo geſchmackvoll, ſo unverfälſchbar hervor, als daß er würdig wäre, in die Urnen der Jahrhunderte aufgenommen zu werden, um das Menſchengeſchlecht zu befruchten. Nein, der Gedanke des durch die Himmelsgaben am meiſten begünſtigten Menſchen iſt ein Strom, der von einer größeren oder geringeren Höhe herabfließt, indem er ſich ſein Bett mehr oder minder tief in die Erinnerung der Menſchen gräbt, der aber immer mit Schaum, Hefe und Sand vermiſcht iſt, die man ſich hüten muß mit dem Himmelswaſſer zu ſammeln. Der Gedanke gleicht jenen ſüdamerikaniſchen Flüſſen, die mitten in einer Fluth von Schlamm Goldflimmerchen fortführen. Wenn der Herbſt kömmt, wenn der Fluß zurücktritt, wenn das Waſſer verſiegt, ſteigt der Goldſucher hinab in das Bett des Fluſſes, läßt das Waſſer abfließen, ſiebt den Sand durch, hebt das Glänzende auf, wirft die bloße Erde fort und zieht aus dieſer ganzen Fluth nur jene ſeltenen Goldſplitterchen, um die Schätze der Menſchen zu vergrößern.

„Das iſt es, was ich für mich in dieſem kleinen, noch viel zu umfangreichen Buch gethan habe. Machet es ſo, wie ich, laſſet das übertretende oder getrübte Waſſer abfließen und ſammelt in Eurem Gedächtniß nur jenes wenige, reine Gold des Herzens, das Ihr nennet: ein edles Gefühl, einen ſchönen Vers, ein zartes Familienverhältniß, eine Thräne der Rührung für das Gute, Mitleid mit dem Schlechten, innige Betrachtung der Natur, Bewunderung ihres Urhebers, Ergebung in ſeine Schickungen, Glauben an die Vorſehung, Ueberzeugtſein von Eurer Unſterblichkeit.

„Das iſt der Zweck dieſes Buches; wenn Ihr nach Durchleſung deſſelben Euch beſſer fühlet, ſo wünſchet dem Dichter keine andere Belohnung. Sein Ruhm ruht in Eurer Seele und nicht in dem, was Fama berichtet."

Mannigfaltiges.

— **Arago's Werke, mit einer Einleitung von Humboldt.** Zu dem vor kurzem ausgegebenen erſten Bande der Geſammt-Ausgabe von François Arago's Werken*) hat Alexander v. Humboldt eine Einleitung geliefert, die der Verfaſſer jedoch, wie er ſagt, nicht als eine Biographie oder ein „Eloge", ſondern „als einen Tribut der Bewunderung und innigen Dankbarkeit, niedergelegt auf einem ſo eben geſchloſſenen Grabe", betrachtet wiſſen will. Humboldt erzählt, wie bereits vor dem Jahre 1809 der berühmte Mathematiker Lagrange ſeine Aufmerkſamkeit auf den damals in Spanien mit der Meſſung des franzöſiſchen Meridians beſchäftigten zwanzigjährigen Arago gelenkt habe. Als Letzterer 1809, nach vielen, oft ſehr gefährlichen Begegniſſen und nach langer Gefangenſchaft in einer ſpaniſchen Citadelle, nach Frankreich zurückkehrte, war Humboldt der Erſte, der ihn in einem Schreiben beglückwünſchte und ihm ſeine Freundſchaft anbot. Arago berichtet darüber ſelbſt in dankbarſter Weiſe in ſeiner „Histoire de ma jeunesse", welche, nebſt biographiſchen Skizzen von Fresnel, Volta, Thomas Young, Joſeph Fourier, James Watt und Carnot, den erſten Band ſeiner Werke füllt. Ueber die wiſſenſchaftlichen Arbeiten Arago's ſpricht ſich Humboldt in nachſtehender charakteriſtiſchen Weiſe aus: „Die Menge und die Verſchiedenheit ſeiner Arbeiten, welche ſowohl die Phyſik des Himmels, als die der Erde zum Gegenſtand haben, werden einſt die Aufgabe, ſeine Biographie zu liefern, ſehr erſchweren. . . . Gewöhnlich hat das Publikum kein rechtes Vertrauen zu der Gründlichkeit von Arbeiten, die einen ſo verſchiedenartigen Charakter haben, und beſonders gefährlich erſcheint die hochtrabende Bezeichnung: „connaissances universelles". Dieſe Bezeichnung iſt aber auch immer am unrechten Orte. Baco, Newton, Leibnitz, Cuvier hatten ſehr mannigfaltige (très variées), aber keine „univerſellen" Kenntniſſe. Arago ſtellt ſich durch die Ausdehnung und die Verſchiedenheit ſeines Wiſſens an die Seite der größten Geiſter, deren ſich die Wiſſenſchaft zu rühmen hat." Die vorzüglichſten Entdeckungen Arago's auf dem Gebiete der Licht- und Farbenlehre, ſo wie auf dem der Elektrizität, datiren aus den Jahren 1811, 1820 und 1824. Seine Entdeckung der chromatiſchen Polariſation hat ihn zur Erfindung des Polariſkops, des Photometers, des Cyanometers und anderer optiſcher Inſtrumente geführt. Seine Arbeiten über die Interferenz des Lichtes, deren Phänomene er mit ſeinem Freunde Fresnel gefunden, und beſonders ſeine Denkſchrift über die Theorie des Funkelns der Sterne, hält Humboldt für eine der ſchönſten Zierden der geſammelten Werke ſeines berühmten verſtorbenen Freundes. Den Magnetismus durch Rotation entdeckte Arago in England, wo er mit Biot und Humboldt ſich befand, um die Länge des Pendels zu vergleichen. Nachdem Humboldt in ſeiner Einleitung alle dieſe Arbeiten auseinandergeſetzt, giebt er einige Details über die Vertheilung der verſchiedenen Zweige der Wiſſenſchaft in den geſammelten Werken Arago's, die er in ſechs Gruppen eintheilt: 1) den biographiſchen und literariſchen Theil, die éloges académiques, die er im Inſtitute geleſen; 2) Aſtronomie und Phyſik des Himmels; 3) Optik; 4) Elektro-Magnetismus; 5) Metrorologie und atmoſphäriſche Phyſik, und 6) phyſikaliſche Geographie.

Zu bewundern iſt, mit welcher Promptheit und Vollſtändigkeit der greiſe Freund des Verſtorbenen dieſe überſichtliche Einleitung zu der Geſammt-Ausgabe ſeiner Werke geliefert. Hierdurch hat er dem Andenken deſſelben allerdings eine doppelte Huldigung erwieſen (bis dat qui cito dat), beſonders wenn man weiß, wie durch ein Aufſchieben der Erfüllung ſolcher Freundespflichten ſehr oft die ganze Abſicht beeinträchtigt oder gar aufgehoben wird. Uns iſt namentlich ein Fall bekannt, in welchem die gelehrten Freunde eines im Jahre 1839 verſtorbenen geiſtvollen und vielſeitig thätig und bewegt geweſenen deutſchen Univerſitätslehrers die nachgelaſſenen Manuſkripte deſſelben mit dem Verſprechen übernahmen, ein Geſammtbild ſeines Lebens und ſeiner Arbeiten zu liefern, aber — dieſes Verſprechen ſoll heute noch gelöſt werden.

— **Homöopathie in Amerika.** Dr. Hempel, ein deutſcher Arzt in Nord-Amerika, hat dort kürzlich ein „Organon of Specific Homoeopathy" herausgegeben. Es ſoll dieſes Werk keine bloße Ueberſetzung des Hahnemannſchen „Organon" ſein. Putnam's Monthly ſagt: „Dr. Hempel iſt kein blinder Nachfolger des großen deutſchen Begründers der Homöopathie; in ſeinem Werke legt er vielmehr mit Schärfe und Gewandtheit die ſchwachen Seiten des Syſtemes bloß, zu deſſen Vervollſtändigung er die gründlichſten Vorſchläge macht. Obwohl ein Ausländer, ſchreibt Dr. Hempel doch das Engliſche mit großer Leichtigkeit und ungewöhnlicher Kraft. Sein Buch wird, wenn wir nicht irren, großes Aufſehen unter dem ärztlichen Publikum machen."

*) Oeuvres complètes de François Arago. Tome premier. Paris, Gide et Baudry, 1854.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Spediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 62. Berlin, Donnerstag den 25. Mai 1854.

Frankreich.

Napoleon's Briefwechsel mit seinem Bruder Joseph.

Zweiter Artikel.*)

Bevor Joseph in Spanien erschien, hatte Napoleon in Madrid eine Art liberales und demokratisches Intermezzo aufführen lassen. Er hatte Reformen angekündigt und dekretirt. Wie in den ersten Zeiten des Christenthums wurden Urversammlungen in die Kirchen berufen, wo, nach abgelegtem politischen Eid vor dem Hochwürdigen, Jeder seine Stimme abgab. Der Kaiser hatte sogar von einer „liberalen Verfassung" gesprochen, „die den Spaniern, anstatt einer absoluten, eine gemäßigte constitutionelle Monarchie geben sollte." Der Moment war schlecht gewählt; das wußte Napoleon besser, als irgend wer, und schwerlich würde er so viel versprochen haben, wenn er gefürchtet hätte, man dürfte ihn beim Wort nehmen. Die Spanier dachten nicht daran. Aber trotz ihrer argwöhnischen Wachsamkeit fanden die revolutionairen Ideen ihren Weg nach Spanien so gut, wie überall hin; sie wurden, so zu sagen, eingeschleppt in den Falten der französischen Fahne, in dem Gepäck des Heeres, in der Patrontasche des Soldaten. Joseph schreibt in einem Briefe: „Spanien ist von Flugblättern, die im englischen (d. h. liberalen) Sinne verfaßt sind, überschwemmt; jeder Schüler giebt in diesen Schriften seinem Vaterlande Gesetze; alle Ideen der Jahre 1789 und 1793 sind jetzt unter allen Volksschichten verbreitet." — Napoleon hatte in jenem hohen, scharfen und gebieterischen Styl, der ihn als Gesetzgeber charakterisirte, in seiner Antwort an die Junta von Madrid (9. Dezember 1808) folgende Reformen angekündigt:

„. . . . Ich habe die Mönchsorden beibehalten, die Zahl der Mönche aber beschränkt. . . Aus dem Ueberschuß der Klostergüter habe ich die Pfarrer versorgt.

„Ich habe jenes Gericht abgeschafft, gegen welches das Jahrhundert und Europa Einspruch thaten.

„Ich habe die in den Zeiten der Bürgerkriege von den Edelleuten usurpirten Rechte unterdrückt. . . Ich habe die Feudalrechte unterdrückt. Die Selbstsucht, der Reichthum und die Blüthe einer geringen Anzahl Menschen schadeten Eurem Ackerbau mehr, als die Gluthen der Hundstage.

„Wie nur Ein Gott ist, so darf im Staate nur Eine Gerechtigkeit sein."

Als Napoleon diese gewandte und feste Sprache führte, meinte er es ehrlich; es war sein steter Gedanke, daß die politische und bürgerliche Verbesserung die Ergänzung und Rechtfertigung seiner Eroberungen sein werde. Und doch, in dem Zeitpunkte, an den wir jetzt gelangt sind, während dieses ganzen raschen und glänzenden Feldzuges, in Madrid wie in Burgos, in Astorga wie in Valladolid, mochte Napoleon immerhin die großen Prinzipien der französischen Revolution verkünden und sich das Ansehen geben, als wollte er eine Nation umgestalten; es ist augenscheinlich, daß er nur Einen Gedanken hat: diese Nation unter seine Füße zu bringen, die Gewalt zu organisiren, ein wohlbefehligtes Heer zurückzulassen und Alles, selbst seinen Bruder, den Forderungen des Krieges zu opfern.

Und so that er auch. Der Charakter des nun folgenden Briefwechsels ist sonach begreiflich. Bei Napoleon's Ankunft in Spanien athmen seine ersten Briefe die Unzufriedenheit, die er empfindet; sie sind bitter, denn Alles ging schlecht. Sobald er aber Hand ans Werk gelegt hat, besonders nachdem Madrid wiedergewonnen ist, als er jenen Zug gegen die Engländer antrat, der ihn in einigen raschen Etappenmärschen bis an den Fuß der asturischen Gebirge führen sollte: da änderte sich der Styl, er hat die Bewegung, oft die heitere Laune, einen Accent des Glückes. Man fühlt, wie der Kaiser in seinem Element ist, mit welcher Lust er persönlich auf die Engländer Jagd machen möchte, wenn ihn der Norden nicht abriefe. „. . . . Wenn die Engländer nicht schon zum Rückzug geblasen haben", schreibt er unter dem 27. Dezember 1808 von Tordesillas, „so sind sie verloren; und ziehen sie sich zurück, so werden sie bis an den Einschiffungsplatz verfolgt werden, so daß gewiß die Hälfte nicht an Bord gehen wird. . . Lassen Sie in die Zeitungen setzen und es überall verbreiten, daß sechsunddreißigtausend Engländer eingeschlossen sind; daß ich ihnen auf den Fersen bin, während Marschall Soult in ihrer Fronte steht. Und wenn der Feind eine ernstliche Bewegung auf Aranjuez macht: so feiern Sie diese Erfolge durch einen kirchlichen Akt, lassen Sie die Kanonen lösen und empfangen Sie die Glückwünsche. Diese Nachricht wird nicht lange auf sich warten lassen." Gestehen wir es, nur einem Napoleon war es erlaubt, einen Sieg auf diese Art zu diskontiren. — „Die Engländer fliehen auf allen Vieren", schreibt er von Benarenta am 31. Dezember, „und lassen Munition, Kassen und Gepäck im Stich. — Sie haben nicht nur die Brücken abgebrochen, sondern die Bogen durch Minen gesprengt; eine Barbarei, die im Kriege ungebräuchlich ist und das Land nutzlos verwüstet. Sie sind auch überall verabscheut. Sie haben Alles mitgenommen: Ochsen, Matratzen, Decken und überdies die Leute gemißhandelt und geprügelt. Es giebt für Spanien kein besseres Stillungsmittel, als ihm eine englische Armee über den Hals zu schicken. Das muß in den Zeitungen hervorgehoben werden. . . . . Man muß die schlimme Lage Spaniens, das der Unredlichkeit der Engländer preisgegeben ist, in spanischen Flugschriften schildern; man kann nicht zu viel Böses von ihnen sagen, denn alle Welt ist mit ihnen unzufrieden." — „Das Wetter ist schlecht, die Jahreszeit streng", schreibt er am 1. Januar 1809, „das soll uns aber nicht aufhalten; wir werden suchen mit den Engländern fertig zu werden. Sie, mein Bruder, werden ohne Zweifel Agenten nach Leon schicken. Suchen Sie diese Stadt mit Madrid in Verbindung zu bringen; besonders viel Drucksachen."

Man sieht, Napoleon scheint ein gewisses Vertrauen zu seinem Bruder gewonnen zu haben; aber nicht zu seiner militairischen Befähigung. Er empfiehlt ihm so oft und so dringend die möglichste Oeffentlichkeit in den Zeitungen, und er möchte dem König von Spanien nur die Feder eines Journalisten in die Degenscheide stecken. . . . . „Richten Sie Ihre Aufmerksamkeit auf die Zeitungen", schreibt er von Valladolid den 15. Januar, „und lassen Sie Artikel einrücken, die es recht deutlich machen, daß das spanische Volk unterworfen ist und sich unterwirft." Diese brieflichen Herzens-Ergüsse nimmt Joseph ohne Zweifel für eine ernste Rückkehr des vollen kaiserlichen Vertrauens und faßt sich ein Herz, Rathschläge zu geben, Wünsche auszudrücken, denen es mitunter an der Rechtzeitigkeit fehlt. So schreibt er am 1. Januar 1809: „Sire, ich bitte Ew. Majestät, meine Wünsche huldvoll aufzunehmen, daß im Laufe dieses Jahres Europa, durch Ihre Sorgen mit dem Frieden beschenkt, Ihren Absichten gerechte Anerkennung zolle." Auf diesen etwas scharfen Spott versetzte Napoleon: „Mein Bruder, ich danke Ihnen für Ihren Neujahrswunsch. Ich hoffe nicht, daß Europa schon in diesem Jahre Frieden bekommen wird. Ich hoffe es so wenig, daß ich gestern ein Dekret zur Aushebung von hunderttausend Mann unterzeichnete. . . . ." In der That, einige Tage nachher verließ Napoleon Spanien; andere Sorgen riefen ihn. „Der Wiener Hof benimmt sich sehr schlecht", schreibt er; „es könnte ihn gereuen. Seien Sie ganz ruhig; ich habe Truppen genug, um, ohne auch nur Einen Mann von meiner Armee in Spanien zu nehmen, in einem Monat nach Wien zu gehen. . . . . Man muß es überall sagen und in der Armee als verlässig verbreiten, daß ich in zwanzig bis fünfundzwanzig Tagen zurückkomme. Durch meine bloße Gegenwart in Paris wird Oesterreich wieder in sein Nichts zurücksinken; und dann bin ich vor Ende des Oktobers wieder hier. . . . . Ich bitte, schreiben Sie mir ausführlich und offenherzig (naïvement). . . . ." Das sind ungefähr die letzten Abschiedsworte Napoleon's an seinen Bruder Joseph.

Mit dem sechsten Bande des Werkes beginnt die dritte Periode dieses Briefwechsels, der noch einige Zeit zwischen den Brüdern fortdauert, bitter freimüthig auf der einen, offenherzig angreifend auf der anderen Seite, um endlich bei Napoleon in gänzliches Schweigen überzugehen. Seit Ende 1809 bis Mitte 1811 schreibt der Kaiser an Joseph selten anders, als mittelbar durch seinen Adjutanten oder seinen Kriegsminister. — Napoleon beklagt sich nicht, diskutirt nicht mehr, spricht nicht mehr die Sprache der Verwandtschaft, die gebieterisch zwar, doch stets, selbst im Zorne, vertraulich war: er schreibt vor, reglementirt, befiehlt: er thut wie zuhause in seinem Königreich Spanien,

*) Vgl. Nr. 57 des „Magazins".

und dem Manne, der für ihn die Last dieser unseligen Krone trägt, sagt er davon, so viel er für gut findet. Unter den Arbeiten, Gefahren, Triumphen, die ihn nach Wagram führen, leitet Napoleon alle Operationen dieses harten spanischen Krieges mit seinen Inzidentien, Unfällen, jähen Wendungen, unversöhnlichen Grausamkeiten, verzweifelten Verlegenheiten, mit seinen Zerwürfnissen unter den Befehlshabern der Armee, seinen Mißhelligkeiten zwischen dem spanischen Hofe und dem französischen Stab — diesen Krieg leitet Napoleon kalt, mathematisch wie eine Schachpartie, ohne Rücksicht auf die Klagen Joseph's, auf die Erfordernisse seines ephemeren Königreichs — er gehört nur und ganz seiner Armee, seinen Plänen, seinen Generalen, seinen Situationslisten und dem „Von Gottes Gnaden König von Spanien". Und aufrichtig, hart und ungerecht ist allerdings die Hand, die so schwer auf diesem Schattenkönig liegt, dem doch immer ein Menschenherz in der Brust schlägt; allein man ist oft versucht, dem unbeugsamen Willen, der ihn bald durch Zwang, bald durch Vernachlässigung niederdrückt, Recht zu geben. Ein Franzose, wie er sich auch stelle, nimmt Partei für diese so grausam geprüfte französische Armee, gegen jenen furchtsamen König, den sie beschützt, ohne ihn für sich zu gewinnen. Man verabscheut den Zehler, der so viele brave Männer in diesen entsetzlichen Kampf verwickelt hat; man beklagt die Soldaten und räumt zuletzt demjenigen der beiden Brüder den Vorzug ein, der am meisten Franzose geblieben ist (!). — „Sie beurtheilen mich richtig", schreibt Napoleon aus seiner Verbannung an Jemand, „wenn die Ehre Frankreichs auf dem Spiele steht, dann sind alle meine Wünsche bei dessen Fahne."

Je mehr Joseph sich abschließt und in seinem eintägigen Königthum isolirt, je mehr er den Unabhängigen spielt, je mehr er sich zum Spanier macht, desto mehr steift sich der Kaiser, Franzose zu bleiben; je mehr der König nach dem Gesetz und der Verfassung herrschen will, desto entschiedener verlangt der Kaiser (der doch die Verfassung gegeben), daß die spanische Regierung eine absolute sei. Bei der Gelegenheit, wo Joseph einen General-Kommissär der Polizei seines Amtes entsetzte, äußerte er in einem Schreiben an Napoleon, daß die Verfassung den Dienst eines ähnlichen Agenten verbiete. „Lassen Sie mich wissen", antwortete ihm der Kaiser ironisch, „ob die Verfassung auch verbiete, daß der König von Spanien an der Spitze von dreihunderttausend Franzosen stehe, und daß die Garnison eine französische sei; ob die Verfassung verbiete, daß der Gouverneur von Madrid ein Franzose sei; ob die Verfassung sagt, daß man in Saragossa ein Haus nach dem Anderen in die Luft sprenge. . . Diese Art, die Dinge anzusehen, ist, gestehen wir es, kleinlich und betrübend. Laune und kleinliche Leidenschaftlichkeit sind hier nicht am Ort; es bedarf kalter und der Stellung entsprechender Anschauung. . . . Schon werden in den Straßen Madrids Meuchelmorde verübt; hätte man hier einen Polizeibeamten nach französischer Art eingesetzt, es wäre nie so etwas vorgekommen. . . . In Polizeisachen gebrauchen Sie die Leute, wie sie sind, wenn sie Ihnen nützen, und gewöhnen Sie sich, Ihr königliches Ansehen sehr gering anzuschlagen. . . . ."

Das war die Stellung des Königs von Spanien einen Monat nach der Abreise Napoleon's, den 21. Februar 1809; es sollte aber noch besser kommen. Bald wird Joseph nicht mehr König von Neu-Kastilien, er wird nur Maire von Madrid sein. Unter dem Vorwande des Schutzes drückt Napoleon dieses königliche Schattenbild immer tiefer herab. Die beiden Brüder liegen sich freilich nicht unmittelbar in den Haaren; es fällt nicht mehr Schlag auf Schlag; die Naivetät des Königs Joseph stößt seltener mit der Härte des Kaisers zusammen. Joseph spricht sehr oft ganz allein; wenn er nicht die sanfte Königin Julie hätte, ihn anzuhören, ihm zu antworten: in den Tuilerieen, in Saint-Cloud, in Rambouillet, in Schönbrunn — von hier aus datiren mehrere kaiserliche Befehle an die Generale der Armee in Spanien — fände seine Stimme keinen Widerhall, die eben so wenig Gewalt oder Einfluß in Madrid, Salamanca, Sevilla hat. Von hier aus macht der arme König seinem herrischen Bruder die vertrauliche Mittheilung: „Der Marschall Ney fährt fort, dem Marschall Soult, ja, mir selbst den Gehorsam zu versagen. Ew. Majestät begreift, daß dieser Stand der Dinge nicht länger dauern kann. Wenn ein Marschall mir nicht gehorcht, wenn Ew. Majestät es weiß und ihm dennoch gestattet, nach wie vor sein Corps zu befehligen; dann bleibt mir nichts Anderes übrig, als entweder mit den Truppen, die mir werden gehorchen wollen, auf ihn loszugehen, oder die Schmach und die Auflösung der Armee zu dulden; oder Ew. Majestät flehentlich zu bitten, das Kommando Ihrer Truppen einem Anderen als mir zu übergeben;" (Joseph will es nicht begreifen, daß er nur Ehren-Chef, nur Ober-General dem Namen nach ist) „und da das ganze Königthum in Spanien gegenwärtig nur auf dem Oberbefehl der französischen Armee beruht, so bitte ich Ew. Majestät, meine förmliche Verzichtleistung auf den spanischen Thron anzunehmen (27. Aug. 1809)." — Zwanzigmal im Laufe dieses Briefwechsels reicht Joseph seine Entlassung ein, ohne daß der Kaiser ihm darauf antwortet; höchstens schreibt er ihm, ohne das Gesuch zu berühren: „Mein Bruder, ich habe den Brief, den Sie mir zu meinem Geburtstag geschrieben, erhalten. Ich danke Ihnen für das, was Sie mir bei dieser Gelegenheit sagen." Oder: „Mein Herr Bruder, ich schicke Ew. Majestät den Moniteur, aus welchem derselbe ersehen wird, welchen Schritt ich geglaubt habe thun zu müssen.*) Ich habe Ihren Brief vom 4. Dezember durch den Adjutanten, den Sie an mich gesandt, erhalten (17. Dezember 1809)." Und das ist Alles. Nur in zwei Briefen, bei Anlaß der Niederkunft der neuen Kaiserin (20. März 1811) bricht auf einen Augenblick der liebevolle Bruder aus dem kalten oder erzürnten Kaiser hervor. Sonst kann der ganze siebente Band als das Martyrologium des Königs angesehen werden; der Briefwechsel sinkt zum Selbstgespräch Joseph's herab, zu redseligen Ergüssen seiner Muthlosigkeit und seines Verdrusses. Und doch fehlt es diesen scheinbar eintönigen Aeußerungen nicht an eben so rührendem, wie belehrendem Interesse. Wir sehen hier einen ehrlichen Mann, für eine ruhige, bescheidene gesellschaftliche Stellung geboren, angelockt durch den Köder eines Thrones, den er weder auszuschlagen, noch anzunehmen verstand; gegenüber Generalen, auf die er eifersüchtig, einer Armee, deren Schützling er mehr, als deren Haupt er ist; durch die Agenten der französischen Polizei in seinem eigenen Palaste auf Schritt und Tritt beobachtet; gedemüthigt von seinen Untergebenen, verhöhnt von seinen Unterthanen, die ihn „das gekrönte Kind" heißen; und zu jeder Stunde bei Tag und Nacht muß er sich darauf gefaßt halten, zu Pferd zu steigen, um sein Leben gegen die aufständischen Banden zu vertheidigen, die ihn in seiner Hauptstadt angreifen. Gezwungen, zum Unterhalt seiner Leibwache die Ornamente und heiligen Gefäße seiner Kapelle zu verkaufen, schreibt er in dem Augenblick, wo er Madrid verläßt, um eine projektirte Reise nach Frankreich anzutreten, an seine Frau: „Reise um Alles in der Welt nicht ab; denn träfest Du auch auf dem Wege mit mir zusammen, ich wäre nicht im Stande, diesen Zuwachs der Reisekosten zu bestreiten; mit Einem Worte: ich habe nicht einen Sou mehr, als ich zur Reise nothwendig brauche, und wenn ich sie noch auf vierzehn Tage hinausschiebe, dann gehen mir alle Mittel dazu aus." — An Berthier schreibt er: „Mit meinen Ministern Mazzoredo und Campo-Alanga ist es so weit gekommen, daß sie mich um Rationen bitten, um ihre Familien zu ernähren; ich mußte es ihnen abschlagen; denn sonst hätten alle Beamten dieselbe Bitte an mich gestellt. Mein Gesandter am russischen Hofe ist bankerutt; der in Paris ist im äußersten Elend gestorben, und ich lebe hier unter den Trümmern einer ungeheuren Monarchie, in die kein Leben kommen will, und die nur eine Stimme haben, Brod von dem Unglücklichen zu verlangen, der sich ihren König nennt. Das ist meine Lage (13. März 1811)." — Keine glänzende, fürwahr, und Joseph findet Töne einer wahrhaft beredten Klage, sie zu schildern.

Doch das letzte Wort in dieser Geschichte soll nicht Joseph, soll Napoleon sagen. In dem Augenblick, wo die Korrespondenz der beiden Brüder in dem (noch nicht vollendeten) Werke schließt, stehen wir kaum in der Mitte des Jahres 1811; Frankreich war nie so mächtig und blühend, der Kaiser nie so ruhmstrahlend und gefürchtet; und dennoch flüstert ihm, aber ihm allein, eine Vorahnung das Geheimniß seiner Schwäche zu. Die Zeichen seiner Stärke sind überall, die seiner Schwäche: wo findet sich die! Gerade in diesem Briefwechsel und in den Herzens-Ergüssen — welche diesmal mit gutem Recht naiv zu nennen sind — dieses großen Mannes, der mit seinem Muth, seiner Kühnheit, seinem Genie, bisweilen mit seinem Verstande gegen jenen furchtbaren Feind kämpft, den er hervorgerufen, obwohl er sich rühmte, daß er für ihn nicht existire: ich meine das Unmögliche. Und das Unmögliche rächt sich. Bevor ihn dieser Feind in seiner Politik angreift, in seinen Armeen besiegt, beginnt er das Vorgefecht in seinen Finanzen. Der Kaiser schreibt an den Fürsten von Wagram im Februar 1810 von Paris: „Mein Vetter, schreiben Sie an den General-Kommandanten von Aragonien, daß er aus den Einkünften des Landes und nöthigenfalls mit Hülfe außerordentlicher Steuern den Sold und die Unterhaltung der Armee bestreiten müsse; Frankreich kann alle diese Kosten nicht mehr auftreiben. . . . . Schreiben Sie an die Generale Thiébault, Bonnet, Kellermann und an den Herzog von Elchingen, daß sie auf den Schatz von Frankreich nicht zu rechnen haben; er ist durch die überschwänglichen Geldsendungen erschöpft; Spanien verschlingt ein ungeheures Quantum baaren Geldes, und Frankreich muß dadurch verarmen." — „Herr Herzog von Feltre, ich schreibe Ihnen Gegenwärtiges, um von Ihnen einen Generalbericht über die Kavallerie zu verlangen: meine Ausgaben übersteigen alles Maß, und man muß ernstlich an eine Reform denken. Meine Armee in dem vorhandenen Stande würde die Einkünfte Frankreichs, dreifach genommen, aufbrauchen."

Das Pathos jenes furchtbaren Dramas, das die Geschichte des Kaisers heißt und das sich auch durch diesen Briefwechsel offenbart, läßt sich in zwei Worten zusammendrängen: die Ohnmacht des Genies gegenüber dem Unmöglichen.

*) Die Scheidung von Josephine und die Vermählung mit Marie Louise.

England.

Englische Literatur-Briefe.

1854. Fünfter Monatsbericht.

Die verkörperte Literatur und Kultur des Krystall-Palastes von Sydenham bei London.

(Fortsetzung.)

Die Hauptschätze des Innern bestehen in den zahlreichen „Courts", historischen Kultur- und Kunst- und einer Reihe Industrie-Tempeln. Mit ihnen hat man links vom Haupt-Eingange ganz historisch und sachgemäß angefangen. Aus den „heiligen Hallen" der geheimnißvollen ältesten Kultur wandern wir hinüber in die geoffenbarte, enthüllte Schönheit des Perikles-Zeitalters und von ihr in das ernstere, praktische, aus der kindlichen Idealität Griechenlands in reale Zwecke übertragene Kulturgebiet der weltbeherrschenden Roma. Aber nun braucht der junge Telemach schon einen Mentor. Durch den Kolosseumsbogen der römischen Halle in den maurischen Alhambra-Palast und aus ihm zu dem Throne Sardanapal's führt kein logischer, kein historischer Weg. Es fehlen die Verbindungsglieder. An deren Stelle findet man die nationale, eigensinnige Geschmacklosigkeit Sir Joseph Paxton's, des ehemaligen Gärtnerburschen, die Rechthaberei des ersten Kunst-Direktoren Owen Jones und die gelehrte Unklarheit von Digby Wyatt. Gegenüber liegen byzantinische, italiänische Renaissance- und moderne Skulpturhallen durch einander. Jenseits des Haupttransepts ziehen sich die Tempel der Eisenwaaren, die Calicoe-Kirche Manchesters, die edle Sempersche Kapelle für gewebte Kunstwerke u. s. w. hin und blicken mit Befremden auf ihren vereinsamten Nachbar — das Pompejanische Haus. Und am Ende reitet Karl I. von „Charing Cross" in eine Flora von tausend Kamelien, Tausenden von Azaleen, Geranien u. s. w. hinein, als erwartete er von ihnen Schutz gegen Cromwell. Paxton, Paxton, muthwilliger Gärtnerbursche, hier hat nicht der trotzige Stuart, sondern hast Du den Kopf verloren! Das eine Ende des Palastes, genannt „Charing Cross", weil hier Karl I. unter Blumen reitet, das andere Ende mit zwei ägyptischen Kolossen aus den Abusimpel-Ruinen von Theben, neunzig Fuß hoch jeder, und zwölf kolossalen Sphinxen ausschließlich besetzt, ... an einem Ende englische Revolution mit Kamelienfauce, am anderen Ende ägyptische Finsterniß, in der Mitte das üppigste Füllhorn der Anarchie ausgeschüttet. Die Krystall-Palast-Compagnie hätte erst sechs Wochen unter der Aesthetik eines preußischen Unteroffiziers zurechtgerückt werden müssen.

Freilich, da hätten sie die Reiterstatuen als Kavallerie zusammengestellt in Reihe und Glied und ihnen der Einheit wegen rothe Leibröcke angezogen und Thürme von Bärenfell aufgedrückt, dem Marcus Aurelius so gut, wie Friedrich dem Großen und dem Charing-Cross-Karl. Und die zwanzig Mann „Venus" hätte man vielleicht als Marketenderinnen anständig bekleidet oder als Amazonen-Garde geradlinig neben einander gestellt. Jetzt wird man sie und die anderen in der Kleidung sehr nachlässigen Heidinnen und Heiden, der hochkirchlichen und vornehmen Gesellschaft wegen, wenigstens mit den Unterröcken der Tugend und den Umschlagetüchern der Oeffentlichkeit bekleiden und aus der mediceischen Venus eine Hillsche Gewandstatue machen. Wenigstens las ich eben diese Versicherung in den Zeitungen mit gesperrten Lettern. O, und Apollo von Belvedere bekömmt einen Leibrock vom theuersten Schneider und Binde und Vatermörder und einen Backenbart, und Sir Joseph Paxton scheitelt ihm hinten das Haar und stellt ihn dann seinen Damen vor: „Mister Apollo of Belvedere, a highly respectable Gentleman of very good family and fortune; is very fond of poetry and of music; not married". — So war es also nicht genug, daß die Barbaren in New-York, welche die Statuen blos von der Rückseite her unanständig fanden, den Musen und Grazien und den Kalloppgos eine Art Bergmannsschürze aufbanden; die Barbarei, Klerisei und Heuchelei soll hier noch glänzendere Siege feiern! Ich kann es noch nicht glauben. Die Sache wäre deshalb so furchtbar roh, weil man die Sphäre der Kunst unter den Maßstab gemeiner menschlicher Gliedmaßen herabdrückte und so den ganzen Kulturtempel zu einem Ballet-Ankleidezimmer herabziehen würde. Sind die Statuen nur im Geringsten anders, als vom Meißel bekleidet, fallen sie ohne Barmherzigkeit unter die Kritik, nach welcher man einen Menschen von Fleisch und Blut beurtheilt, dann erscheint selbst die keusche Diana mit ihren nackten Knieen und barfüßig als liederliches Frauenzimmer, das nichts Ordentliches anzuziehen hat. Ein Tartuffe mag das Taschentuch der Heiligkeit um die entblößten Schultern einer Frau schlagen, wir wissen, warum! aber kein gebildeter Sinn wird daran denken, die ewig schönen, edlen Schöpfungen der Skulptur zu entstellen und dadurch eine Barbarei zu verrathen, über die selbst der Schuhputzer hinaus ist. Ich weiß es aus eigener, vielfacher Erfahrung, daß die feinsten Ladies nicht im Geringsten daran denken, die Statuen des Krystall-Palastes mit der Befangenheit zu beschielen, die Rohheit und Verdorbenheit zugleich verrathen würde. Sie gehen ganz frei und unbefangen unter diesem unendlichen Reichthume der Skulptur herum und sahen sich einzelne Werke sehr genau und mit dem hohen Genusse an, den edle, ästhetische Eindrücke in jedem gebildeten Sinne erwecken. Wegen einiger hochkirchlichen und aristokratischen Tartuffes, welche sich Statuen von Fleisch und Bein einfangen lassen, um sie — nicht in einem von allen Seiten mit offenen Fenstern versehenen Palaste — egoistisch allein zu studiren, wird man den großen Universal-Kultur-Tempel nicht dieser Schmach und Lächerlichkeit preisgeben. Wir wollen es wenigstens vorläufig noch nicht glauben.

Mit der Anarchie in Anordnung der historischen Kunsthallen müssen wir uns nun schon abfinden. Mit einigem Hin- und Hergehen kann man die Reihenfolge der historischen Kultur-Entwickelung, wie sie hier zum ersten Male vollständig und glänzend in ihren Hauptphasen verkörpert auftritt, leicht herstellen. Im Uebrigen ist ja auch die ganze Anarchie das Zeichen einer großen Tugend: sie beweist eben, daß dieser Volks-Palast nicht von einem despotischen Herrscherwillen auferbaut ward, sondern von der freien Association freier Männer aller gebildeten Nationen, wobei die Engländer ihren Mangel an Geschmack allerdings deshalb zu sehr leuchten ließen, weil sie Bauherren, Kapitalisten, Direktoren über den anderen waren, welche die künstlerischen, einzelnen, speziellen Arbeiten auszuführen bekommen. So liegt in der Unordnung und der quantitativen und qualitativen Anarchie doch noch eine höhere Einheit. Der Krystall-Palast ist der wirklich ausgeführte Thurmbau zu Babel, der auf diese Weise die verwirrten Sprachen und verschiedenen Kulturstufen der jetzigen historischen Völker wirklich unter Dach und Fach und Einen Hut brachte. Dies ist hiermit zum ersten Male gelungen. Der erste Sieg konnte im Einzelnen noch kein vollendeter sein. Sein Triumph liegt darin, daß die Vereinigung im Ganzen und Großen gelang.

In Bezug auf den Inhalt der einzelnen historischen Kunsthallen beschränke ich mich auf bloße Angabe der Namen. Die ägyptische Halle veranschaulicht die älteste Kultur Aegyptens durch Kopirung eines Theiles der gigantischen Kolonnaden des Karnak-Tempels von Theben (freilich blos den kleinsten und diesen nur in einem Drittel der Größe) und die ptolemäische Zeit durch Reproduction eines Theiles eines von Cäsar und Kleopatra gebauten Palastes. Architektur, Färbung, Hieroglyphen, Statuen, Rosetta-Stein u. s. w., Alles ist genau und sorgfältig ausgeführtes Faksimile. Die assyrische Halle bringt durch Combination verschiedener Ruinen ein volles, glänzendes körperliches Bild der prachtvollen Architektur, Skulptur und Anschauungsweise jenes berühmten biblischen Volkes des Nimrod hervor. Griechenland führt uns durch edle, ernste, dorische Säulenreihen zum Parthenon, dem Tempel des Jupiter zu Pästum und zu schönen Kopien alter Statuen der großen Perikleischen Zeit. Die Farnesischen Marmorwerke sind vollständig da. Durch einen Kolosseums-Bogen treten wir in ein prachtvolles römisches Atrium ein, um dessen Xystus sich alle Notabilitäten der Skulptur versammelt haben. In allen diesen Courts sehen wir zum ersten Male mit Erstaunen, welche bedeutende Rolle die Farbe in der alten Architektur spielte. Die Poesie der Farbe tritt hier so stark hervor, daß man an Uebertreibung glauben möchte. Ich bin nicht Antiquar genug, um darüber zu entscheiden. An der lebensgroßen Kopie eines Parthenon-Frießes ist aber jedenfalls zu viel moderne Stubenmalerei. Die Reliefs sehen auf dem Berliner Blau wie Zuckergebacknes aus. Auf das Pompejanische Haus kann man jedoch schwören. Man sieht es ihm gleich an. Außerdem ist es durchweg das Meisterwerk Giuseppe Abbate's, der zwanzig Jahre lang die Ausgrabungen von Herculanum und Pompeji dirigirte, der anerkannt höchsten Autorität auf diesem Felde. Es ist die bis ins Kleinste getreue und vollständige Kopie eines römischen Privat-Palastes damaliger raffinirt luxuriöser Zeit. Die Wand-Fresken sind von deutschen, französischen und italiänischen Künstlern mit einer Sorgsamkeit, Klarheit und Schärfe ausgeführt worden, die allgemeine Bewunderung erregt und das Pompejanische Haus zum eigentlichen Wallfahrtsorte des Krystall-Palastes macht. Atrium, Tablinum, fauces, alae, cubicula, triclinia, Peristyle, Xystus, impluvium, compluvium u. s. w., Alles ist in voller Pracht und Räumlichkeit da. Nur fehlt der Römer mit der Toga und seinen Klienten im Atrium und seinen Damen im Xystus und seinen Dienstboten in den fauces. Statt derselben wandert ein achtzehn Jahrhunderte später lebendes Geschlecht erstaunt und entzückt darin herum und trinkt „Ginger-Bier", denn in diesem Hause „des tragischen Dichters" hält die „Krystall-Palast-Compagnie" eine „Restauration" auf eigene Rechnung, eben so wie in dem restaurirten Alhambra-Palaste ehemaliger maurischer Gerechtigkeit.

Von der römischen Architektur und Kultur, der „praktisch" gemachten griechischen, treten wir in eine noch weltlichere Phase der alten klassischen Heiterkeit, die byzantinische. Der Byzantinische „Court" veranschaulicht in einer Combination des St. Marien- zu Cöln und des St. Johannisklosters vom Lateran, der Heislerbach-Quelle, vielen romanesken Antiquitäten Deutschlands, Italiens und Englands (darunter englischen Königen und Königinnen), von Frießen, Säulen, Reliefs, auf goldenen Mosaikboden jene eigenthümliche, pedantische, nüchterne, porträtirende, naturalisirende Pracht-Kultur, welche, wie der

Muhammedanismus, aus griechisch-römisch-heidnischen und christlichen Motiven, in der Kunst aus der Wiederbelebung des Romanismus durch den alten Gräcismus, zusammenwachs. Eine eigenthümliche, für den Historiker, der die Geschichte der Menschheit als ein zusammenhängendes Ganze erkennt, um so anziehendere Welt, als sie noch nicht vollständig erkannt und placirt worden ist, und hier für den Laien eine Quelle des Erstaunens über so viele goldene, bunte Architektur-, Farben- und Kleiderpracht. (Schluß folgt.)

Rußland.

Zur Charakteristik des russischen Volks.

In einer kürzlich erschienenen englischen Schrift über Rußland („Russia as it is"), von Morell, befindet sich folgende, wie uns scheint, treffende Charakteristik des russischen Volkes:

„Es ist allen mit der Geschichte der europäischen Völker vertrauten Beobachtern bekannt, daß die Slaven im Allgemeinen und die Russen insbesondere kein gewöhnlicher Menschenschlag sind. Nicht zu leugnen ist, daß Letztere, als Diplomaten, wie als Krieger, große Geschicklichkeit und unverkennbare Tapferkeit an den Tag gelegt. Obwohl ihr gegenwärtiges Verhältniß, wie ihre Geschichte der Vergangenheit, sehr dunkle Schattenseiten darbietet, muß man doch anerkennen, daß ihre Fehler, eben so wie ihre Tugenden, von ungewöhnlicher Art sind. Das russische Volk zeigt sich nach keiner Richtung hin mittelmäßig oder kleinlich. Die Ausschweifungen seiner Adeligen sind eben so kolossaler Natur, wie die Habgier seiner Beamten und der Branntweinrausch seiner Leibeigenen. Ein solches Volk, wie viele Fehler es auch haben mag, kann doch niemals verächtlich erscheinen. In der That ist sein Fleiß, seine Geschicklichkeit und Nachahmungskunst unverkennbar, und wenn wir mit dem Zaren anfangen und zu dem Muzik hinabsteigen, so nehmen wir wahr, daß Peter der Große, was Energie des Willens und Thätigkeit in der Verwaltung betrifft, alle Nebenbuhler hinter sich läßt, während der Muzik scharfsinniger als irgend einer seiner Standesgenossen von anderem Volksstamme und schlauer als selbst der Jude ist.

„Napoleon war der Ansicht, daß, nächst den Franzosen, die Russen die besten Truppen auf dem Festlande seien, und in der That haben sie in Schlachten sowohl, als bei anderen Gelegenheiten, stets eine große Bravour an den Tag gelegt. Obwohl die Meinungen hinsichtlich ihrer physischen Entwickelung sehr widersprechend lauten, wird doch zugegeben, daß Rußland eine große Anzahl schöngebauter Männer erzeugt; die Frauen erscheinen zwar im Allgemeinen unbedeutend, doch wenn sie schön sind, werden sie auch für sehr liebreizend gehalten.

„Viele Episoden ihrer Geschichte scheinen darzuthun, daß die Russen ein düsteres, blutdürstiges und rachsüchtiges Volk sind, und es kann nicht geleugnet werden, daß, wenn einmal ihre Leidenschaften aufgestachelt sind, ihre Wuth keine Gränzen kennt. Andererseits erscheint aber das Volk auch überaus freundlich und zuvorkommend; ja, selbst wenn sie betrunken sind, zeigen die Russen nicht die Wildheit anderer Nationen, sondern vielmehr eine lächerliche Zärtlichkeit und Zuthulichkeit. In der That kann es nur eine sehr gelehrige, gehorsame und ordnungliebende Race sein, die sich so ruhig dem schrecklichen Despotismus von Herrschern unterwirft, wie die Russen bereits deren mehrere gehabt haben. Zu ihren Tugenden gehört vornehmlich auch ihre große Anhänglichkeit an das Vaterland und ihre Verehrung für den Kaiser, den sie mit Recht als den besten, wiewohl oft irregeleiteten Freund seines Landes und Volkes betrachten.

„Obwohl sich sonach die Russen durch viele gute Eigenschaften auszeichnen, dürfen wir doch, als wahrheitstreue Berichterstatter, nicht verschweigen, daß sie auch sehr große Fehler haben. Ihr Scharfsinn artet nur zu leicht in Lug und Trug, ihr Gehorsam in Sklavensinn aus; ja, in keinem anderen Lande der Welt ist die Würde des Menschen so wenig geachtet, als in Moskowien. Ihre Tapferkeit im Felde äußert sich zuweilen auf empörende, grausame Art, und ihre Verschlagenheit in der Diplomatie ist von Doppelzüngigkeit und Intrigue kaum zu unterscheiden. Obwohl nicht ohne Verstand und Witz, sind doch ihre Kenntnisse und ihre Bildung gemeinhin sehr oberflächlich. Aeußerlich fromm und auf den Lippen voll religiöser Salbung, fehlt es den Russen in der Regel an aller höheren und tieferen Gotteserkenntniß; ein krasser Materialismus lastet schwer auf diesem historischen Volke, welches der übrigen Welt gegenüber der Ausdruck der brutalen Gewalt im Gegensatze zur intelligenten Macht des westlichen Europa geworden. Leider hat Rußland von seiner ursprünglich asiatischen Barbarei einen häßlichen Ueberrest behalten, während es von der europäischen Civilisation blos die nachtheiligen Seiten entlehnt hat. Daher kömmt es denn auch, daß Rußland ein schreckenerregender Feind und zugleich ein höchst gefährlicher Freund ist."

Mannigfaltiges.

— Professor Mounard über Recht und Pflicht. Es wird denjenigen unserer Leser, die den in Nr. 59 des „Magazins" enthaltenen Artikel über Jules Simon's philosophische Arbeit: „die Pflicht", mit Theilnahme gelesen, nicht uninteressant sein, zu erfahren, daß eine ähnliche Arbeit des Herrn Prof. Mounard in Bonn, eines Mannes, dessen zu erwähnen diese Blätter schon früher einigemal Gelegenheit hatten, kürzlich von dem „Verein für das öffentliche Wohl" in Genf mit dem von ihr ausgesetzten Preise gekrönt worden. Dieser Verein hatte nämlich im vorigen Jahre eine Preisfrage ausgeschrieben: „über das gegenseitige Verhältniß von Recht und Pflicht, als sittliche Grundlage des Lebens in Bezug auf das Wohl der Individuen und der Völker". Von den sechs eingegangenen Denkschriften erklärte die zu ihrer Prüfung ernannte wissenschaftliche Kommission mehrere als sehr anziehend, bezeichnete aber zugleich eine derselben, die in philosophischer Form gehalten war, als ganz vorzüglich und stellte diese allen übrigen voran. In der allgemeinen Versammlung des Vereins erhielt diese Arbeit einstimmig den ersten Preis, und eine andere, die in populärer Folge gehalten war, das Accessit. Bei Eröffnung der versiegelten Zettel ergab sich, daß beide gekrönte Preisschriften von demselben Verfasser, nämlich von Herrn Prof. Mounard in Bonn, herrührten. Herr Mounard, der durch Geburt und Nationalität der französischen Schweiz angehört, hat die beiden Abhandlungen natürlich in französischer Sprache abgefaßt.

— Eine deutsche Monatschrift aus Amerika. Die deutsche Buchhandlung von Hermann J. Meyer in New-York — ein Filiale des bekannten bibliographischen Instituts in Hildburghausen — giebt seit dem Juli 1853 deutsche „Monatshefte" heraus, von welchen uns kürzlich in Deutschland die ersten Exemplare zu Gesicht gekommen. Der erste, aus fünf Heften bestehende Band soll bereits mit einer Auflage von sechstausend Exemplaren geschlossen haben, und mit dem zweiten Bande soll die Auflage noch bedeutend gewachsen sein. Bei der trefflichen artistischen und typographischen Ausstattung der Monatshefte, deren jedes — obwohl es nur 25 Cents (10½ Sgr.) kostet — mit zwei Stahlstichen und einem Modenbilde geschmückt ist; bei der in letzter Zeit verhältnißmäßig mehr als früher gewachsenen intelligenten deutschen Bevölkerung in den Vereinigten Staaten und bei der Schwierigkeit, dort deutsche Lektüre nichtpolitischer Art zu erhalten, nimmt uns die rasche Ausbreitung des Journals nicht Wunder. Selbst nach Kalifornien sollen mehrere Hundert Exemplare gehen, und zur Befriedigung der von allen Seiten eingegangenen Bestellungen haben sich die rührigen Verleger bereits veranlaßt gesehen, den zweiten Band in einer stereotypirten Ausgabe erscheinen zu lassen.

Das neue Unternehmen nährt sich allerdings zum größten Theile von Nachdruck aus deutschen Journalen oder auch aus selbständigen Werken zeitgenössischer Dichter und Schriftsteller (H. Heine, Gutzkow, Geibel, Moritz Hartmann, Bechstein, Spindler, Mügge, Uffo Horn, Heinrich Smidt ꝛc.); der Herausgeber glaubt sogar, sich ein großes Verdienst vindiziren zu dürfen, indem er deutsche Bücher auf amerikanischer Presse „republizirt" — und wir sind weit entfernt, dieses Verfahren und diese Ansicht in der Ordnung zu finden. Der Nachdruck wird jedoch für die deutsche Literatur, eben so wie für die englische, in Amerika der Pionier sein, der dem Bedarf und dem rechtlichen Bücherverbrauche die Wege bahnen muß. Freilich werden unsere Verleger, wenn sie ihre Verlagswerke auch in Amerika verbreiten wollen, für das dortige deutsche Publikum andere Preise stellen müssen, als sie gewohnt sind, in unseren Meßkatalogen anzusetzen. Aber in vielen Fällen wird sich dies gewiß auch lohnen. Herr v. Cotta weiß dies am besten, da er von seiner neuen wohlfeilen Ausgabe der deutschen Klassiker an eine einzige Buchhandlung in New-York sechshundert Exemplare absetzen soll.

Wir können uns sehr wohl denken, daß „Meyer's Monatshefte" in manche deutsche „Farm", in manches im fernen Westen zerstreut liegende Blockhaus, wohin sich der deutsche Familiensinn aus den selbstsüchtigen Städten der Yankees geflüchtet, die theuren Laute der Heimat tragen und dort die einzige Zerstreuung, die einzige Freude und tröstliche Erinnerung bilden. Wir wünschen dem Unternehmen daher auch ferner den besten Fortgang, aber wir möchten dieserhalb auch jeden politischen Mißton, jede Parteibestrebung, die ein religiöses oder vaterländisches Gemüth verletzen könnte, aus der Zeitschrift entfernt wissen. Sind doch für diesen Theil des Lesebedarfs deutsche Blätter genug in Amerika vorhanden! Die Musen und Amoretten, die das Titelblatt der „Monatshefte" schmücken, werden durch dergleichen politische Klatschrosen und Stechäpfel eben nicht verschönt.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 6 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 3 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 1 Thlr. 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin bei der Post geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 23, und beim Spediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 63. Berlin, Sonnabend den 27. Mai 1854.

Arabien.

Die Heldenzeit des Islam.*)

Die „historische Hausbibliothek, herausgegeben vom Professor Dr. Fr. Bülau" enthält in ihrem dreiunddreißigsten Bande Washington Irving's Geschichte der Chalifen, eine der schönsten Zierden der Sammlung. Das Werk schließt an desselben Verfassers „Geschichte Mohamed's", die den sechzehnten Band der „Hausbibliothek" bildet, unmittelbar an und führt uns die Ausbreitung des Islam unter der Regierung der zwölf ersten Chalifen vor, bis zu den Vorbereitungen für den Einfall in Spanien. Washington Irving behandelt die Eroberung Syriens mit besonderer Ausführlichkeit; daran lehnt sich die gedrängtere Darstellung der Eroberung Persiens, Aegyptens und Nord-Afrika's, während die Züge nach dem fernen Turan, nach Armenien und Georgien nur flüchtig skizzirt sind. Die Ereignisse in Syrien bilden demnach den Kern des Werkes, in welchem das ungemeine Darstellungstalent des Verfassers seine volle zauberische Gewalt entwickelt.

Die neuere Zeit hat uns glücklicherweise bereits eine ziemlich beträchtliche Anzahl historischer Werke gebracht, die durch die Kunst der Darstellung Beachtung erregten und das Interesse für die Geschichte auch in weitere Kreise verbreiteten. Wenn wir von denjenigen Arbeiten ganz absehen, welche, wie die einiger Franzosen, lediglich in schönrednerischer Hinsicht von Bedeutung sind, so haben einige durch die Klarheit und Sauberkeit ihrer detaillirten Auseinandersetzungen unseren Verstand in vollem Maße befriedigt, indem sie durch glückliche Auswahl und übersichtliche Gruppirung zahlreicher Einzelnheiten unsere Einsicht in die Zustände, die Sitten, den Charakter und die Motive der handelnden Personen wesentlich förderten; aber sie ließen unserer Phantasie mehr oder weniger die Aufgabe, die zweckmäßig gewählten und gut geordneten Materialien zu einem lebensvollen Bilde zu verarbeiten. Andere wußten uns durch eine mehr philosophische Behandlungsart anzuziehen; sie subsumirten mit Scharfsinn und Geschicklichkeit die verschiedenen Ereignisse einer Epoche unter höhere Gesichtspunkte, wiesen stets auf den durch alle Thatsachen sich hindurchziehenden Faden einer leitenden Idee hin, oder zeichneten, unter Umgehung des Details, die einzelnen Phasen der fortschreitenden Entwickelung mit großen, kühnen Umrissen; sie führten uns nicht durch Dornen und Gestrüpp und auf verschlungenen Pfaden zu den Höhe- und Ruhepunkten, die einen erfrischenden Rückblick auf das durchwanderte Terrain gewähren, sondern rissen uns vielmehr mühelos auf den Schwingen ihrer Abstraction in die Höhe und zeigten uns das Auseinander-Irren und Zusammentreffen menschlicher Bestrebungen übersichtlich und deutlich, wie man aus einem Luftballon die Verzweigungen und Zuflüsse eines Stromes in ihrem Zusammenhange klar erkennt; aber selbst wenn sie sich vor dem Fehler bewahrten, uns in eine schwindelnde Höhe zu führen, von der aus die Konturen schon verschwimmen und jede Anmuth des Bildes schwindet, wurde durch diese Behandlungsart die warme Farbe des Lebens oft nur zu sehr in eine krankhafte Bläße verwandelt, die Abstraction zerstörte jede Individualität, statt der Menschen sahen wir Begriffe wirken und die bunte Mannigfaltigkeit des Lebens um einiger allgemeiner Ideen willen in unschöner Weise uniformirt. Es konnte dann nicht fehlen, daß der Versuch, den allgemeinen Boden der Betrachtungen mit konkreten Gestalten zu beleben, meistens mißlang oder uns zu Irrthümern führte.

Washington Irving wirkt mit ganz anderen Mitteln. Plastisch und malerisch führt er Menschen und Ereignisse in höchster Anschaulichkeit an uns vorüber, die historische Darstellung mit seinem dichterischen Talent befruchtend. Weit davon entfernt, über die Ereignisse zu räsonniren oder die handelnden Personen psychologisch zu analysiren, giebt er uns eine zusammenhängende Reihe scharf umrissener Bilder von künstlerischem Werth und historischer Wahrheit, so klar und lebendig, daß zu dem vollen Verständniß kein weiteres Raisonnement vonnöthen ist. Aus seiner lebhaften Schilderung der großen Thaten jener Zeit erkennen wir vollkommen die Kraft eines glaubensstarken Volkes, und es wird uns ganz klar, daß solche Männer unwiderstehlich sind, die in der festen Ueberzeugung kämpfen, daß das Paradies „im Schatten der Schwerter" liegt. Wenn er den Chalifen Omar an uns vorüberziehen läßt, wie er, in ein ärmliches, mit Schaffell geflicktes Gewand gekleidet, auf einem Kameele reitend, zur Rechten den Sack mit Datteln, zur Linken einen Beutel mit gerösteter Gerste und vor sich den ledernen Wasserschlauch, durch die sonnverbrannten Wüsten nach Jerusalem reist, um von der heiligen Stadt persönlich Besitz zu nehmen, und wenn er an anderen Orten uns die Reichthümer von Damaskus und Antiochia schildert, die seidenen Gewänder, den kaufmännischen Sinn der Bewohner jener lieblichen, quellenreichen, von Orangenhainen durchdufteten Oasen: so springt uns von selbst die Nothwendigkeit in die Augen, daß die durch eine milde Natur und durch den Genuß aller Güter des Lebens verweichlichten Syrer dem ungestümen Andrang der braunen Wüstensöhne erliegen mußten, die unermüdlich, mit Wenigem zufrieden, froh unter den größten Entbehrungen die sandigen Einöden durcheilten, um für den Propheten in Schlachten den Tod zu suchen, — die keine Ruhe, noch Rast verlangten, um der Ruhe theilhaftig zu werden, welche den gefallenen Helden im Paradiese erwarte. Wir müssen uns an konkreten Beispielen, wie Washington Irving sie im Laufe der Erzählung anführt, überzeugen, mit welcher dämonischen Gewalt der Name des Propheten die entfesselten Leidenschaften eines unbändigen Naturvolks zügelte, mit welcher Bereitwilligkeit die tapfersten Helden um ihrer großen Sache willen auch die kränkendsten Zurücksetzungen ertrugen, um zu begreifen, daß das locker zusammengefügte Gebäude der arabischen Herrschaft nicht schon in dem ersten Dezennium zusammenbrach. Die Anschaulichkeit lebenswarmer Darstellung wiegt die gelehrtesten Auseinandersetzungen auf.

Es ist erstaunlich, mit wie einfachen und unscheinbaren Mitteln Washington Irving die wesentlichsten Zwecke der Historiographie erreicht. Indem er es sorgfältig vermeidet, durch das Hineinzerren fremdartiger, ganz anderen Zeiten und Verhältnissen entlehnter Reflexionen und Andeutungen zu stören und zu verwirren; indem er vielmehr sehr oft mit Glück sich an den Ton der arabischen Geschichtschreiber anschmiegt, selbst wo sie ihrer eigenthümlichen Vorliebe für sententiöse dramatische Ausführung folgen, spinnt er den Leser unmerklich in die Behaglichkeit einer in sich übereinstimmenden, von Einem Geiste durchwehten Darstellung ein. Ohne daß man die Absicht fühlt, zeichnet er mit leichter und sicherer Hand den landschaftlichen Hintergrund für die zu schildernden Begebenheiten, gleich geschickt, mag er die schlangenreichen Wildnisse des nördlichen Afrika oder die frischen, mit schattigen Fruchtgärten untermischten Wiesen des sonnigen Damaskus uns vorführen. Dann läßt er seine Helden erscheinen, gleich anschaulich und lebendig, mögen sie, vom Staube der Wüste bedeckt, nach beschwerlichem Ritt ihren Brüdern bei der Belagerung von Bosra zu Hülfe eilen, oder mögen sie auf verschlungenen Pfaden zwischen Bäumen und Buschwerk dem belagerten Damaskus sich nahen, während aus den Wäldern der fernen Hügel Reitergeschwader hier und dort herabziehen, oder mögen sie im stürmischen Andrang, dem Adlerbanner Kaled's folgend, auf harthufigen Rossen durch das Thor einer eroberten Felsenburg donnern. Die Schreibart ist viel zu einfach, als daß man sie — im gewöhnlichen Sinne des Wortes — poetisch nennen könnte; und doch liegt in der Darstellung, weil sie plastisch gestaltet, die höchste Poesie. Was Washington Irving schreibt, ist echte Geschichte; aber er hat über sie durch seine wunderbare Kunst anschaulicher Darstellung die ganze Anmuth eines guten Dichterwerks ausgegossen, und man liest sie mit demselben Interesse, wie einen spannenden Roman.

So läßt Washington Irving auch für die Charakteristik der bedeutenderen Persönlichkeiten die Handlungsweise derselben sprechen, ohne sie zu seciren; ihre Motive und Stimmungen läßt er aus der Darstellung erkennen, oder theilt sie, seinen Quellen folgend, in der Form eines Dialogs mit, wodurch die Erzählung nicht nur an Lebendigkeit gewinnt, sondern auch den warmen Ton der Nationalität treuer wiedergiebt. Mit scharfem Auge wählt er aus der Fülle von Erzählungen über die ersten, vielgefeierten Helden des Islam diejenigen Züge aus ihrem Leben, in denen sich ihr Wesen am bezeichnendsten ausdrückt; aber er begnügt sich selten damit, sie schlechthin als Belege

*) Geschichte der Kalifen vom Tode Mohamed's bis zum Einfall in Spanien. Von Washington Irving. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von C. B. Lorck, 1854.

oder als lehrreiche Anekdoten lose in die Erzählung einzufügen, sondern er bemüht sich meistens, sie so innig in die Darstellung zu verweben, daß die Erzählung fortschreitet, während er uns eine zur Charakterschilderung dienende Anekdote mittheilt. Deshalb treten die Gestalten der Chalifen und der ersten Helden des Islam im Verlaufe der Darstellung in immer deutlicheren Umrissen aus dem Hintergrunde der Ereignisse hervor; ihre Züge werden uns immer kenntlicher; sie erscheinen uns nicht als ein Komplex von Eigenschaften, sondern als volle warme Menschennaturen, die schon als solche mit all ihren Härten und Mängeln unsere ganze Theilnahme erregen. Wie wir uns bei guten Portraits uns unbekannter Personen oft sagen, daß sie getroffen sein müssen, weil seine individuelle Züge die scharfe Beobachtungsgabe und das Darstellungstalent des Künstlers beweisen, so würden wir auch, wenn wir die Originale zu den Zeichnungen Washington Irving's nicht schon anderweitig kennen gelernt hätten, nicht einen Moment über die Portrait-Aehnlichkeit der letzteren im Zweifel sein.

Es liegt uns indeß weniger die Aufgabe ob, den Lesern dieser Blätter ein Urtheil über das vorliegende Werk darzubieten, als sie durch Mittheilung bezeichnender Proben in den Stand zu setzen, sich selbst ein Urtheil zu bilden. Wir müssen gestehen, daß uns diese Pflicht einem so gleichmäßig gearbeiteten Buche gegenüber in einige Verlegenheit setzt. Am geeignetsten würde uns allerdings die Mittheilung einer der zahlreichen romantischen Episoden erscheinen, von denen die erste Heldenzeit des Islam durchflochten ist, weil sie doch gewissermaßen ein abgerundetes Ganze bilden würden; aber der Raum dieser Blätter zwingt uns, uns auf die Mittheilung einzelner Züge zu beschränken, und da wendet sich unsere Aufmerksamkeit unwillkürlich auf die Heldengestalt Kaled's, des Schwertes Gottes, der nach dem Tode des Propheten am thätigsten für die Ausbreitung seiner Lehre wirkte und in dem die Eigenthümlichkeit der Heroenzeit des jungen Glaubens den schärfsten Ausdruck gefunden hat.

Es ist bekannt, daß sich nach Muhammed's Tode die meisten arabischen Stämme durch Verweigerung des Tributs von seinem Nachfolger lossagten und erst durch Kaled's Tapferkeit wieder unterworfen wurden. Unter den Abtrünnigen befand sich der mächtige Scheich Malek Ibn Nowirah, ein Mann von hoher Geburt und großer Tapferkeit, ein trefflicher Reiter und ausgezeichneter Dichter, der das schönste Weib Arabiens zur Gattin hatte. Kaled hatte von dem klugen Abubekr den Auftrag erhalten, den dichterischen Scheich, wenn er in seine Macht gerathen sollte, mit großer Achtung zu behandeln, gegen die Besiegten mild zu sein und sich zu bemühen, Alle durch sanfte Mittel zum Glauben zurückzuführen. „Kaled war aber ein rauher Soldat, der zu sanften Mitteln keine Neigung hatte. Nachdem er die Rebellen in einer Hauptschlacht besiegt, überzog er ihr Land und gab seinen Soldaten Erlaubniß, sich der Heerden der Besiegten zu bemächtigen und ihre Kinder zu Sklaven zu machen. Unter den ihm vorgeführten Gefangenen befanden sich Malek und seine schöne Gattin. Die Schönheit der Letzteren blendete selbst die Augen des rauhen Soldaten, verhärtete aber wahrscheinlich sein Herz gegen ihren Gemahl.

„Warum", fragte er Malek, „weigerst Du Dich, den Sekat zu bezahlen?"

„Weil ich zu Gott beten kann, ohne mich dieser Erpressung zu unterwerfen", war die Antwort.

„Gebet ohne Almosen ist nutzlos", sagte Kaled.

„Sagt das Dein Herr?" fragte Malek hochmüthig.

„Mein Herr?", wiederholte Kaled, „ist er nicht auch Dein Herr? Bei Allah, ich habe große Lust, Dir den Kopf abzuschlagen."

„Sind dies auch die Befehle Deines Herrn?" erwiederte Malek höhnisch.

„Abermals!" schrie Kaled wüthend, „schlagt diesem Rebellen den Kopf ab!"

Seine Offiziere verwendeten sich für den Gefangenen, der von Allen geachtet wurde, aber Kaled's Grimm war nicht zu beschwichtigen.

„Die Schönheit dieses Weibes bringt mich um", sagte Malek bedeutungsvoll, indem er auf seine Gattin zeigte.

„Nein", rief Kaled, „es ist Allah, der Dich wegen Deiner Abtrünnigkeit tödtet."

„Ich bin kein Abtrünniger", sagte Malek; „ich bekenne den wahren Glauben."

Es war zu spät. Das Zeichen zum Tode war bereits gegeben, das Glaubensbekenntniß war kaum über die Lippen des unglücklichen Malek, als sein Kopf unter dem Scimitar Dirar Ibn al' Aswar's, eines rauhen Soldaten nach Kaled's Herzen, fiel."

Dieser That wegen verlangte der strenge Omar von dem Chalifen, daß Kaled entweder wegen Ehebruchs gesteinigt oder wegen Tödtung eines Moslems hingerichtet würde. Aber der bedächtige Abubekr, der wohl erwog, daß er in seiner bedrängten Lage einen so tüchtigen Krieger nicht entbehren konnte, suchte ihn zu entschuldigen. „Soll ich", fügte er hinzu, „das Schwert Gottes in die Scheide stecken? Das Schwert, welches er selbst gegen die Ungläubigen gezückt hat?"

In Omar's Seele blieb die Abneigung gegen Kaled haften. Aber dieser eilte zu neuen Siegen; im Laufe eines Jahres hatte er die Herrschaft des Islam auf der arabischen Halbinsel von neuem begründet, im folgenden bezwang er das arabische Irak, erstürmte Hira, schlug die persischen Statthalter, legte ihnen Tribut auf und drang unaufhaltsam vor. „Die wiederholten Botensendungen, welche Kaled nach seinen verschiedenen Siegen nach Medina abgehen ließ, der Anblick der erbeuteten Kronen und gefangenen Fürsten und des ersten einem fremden Lande auferlegten Tributs hatten den Jubel des Volks bis zu einem ungewöhnlichen Grade gesteigert. Besonders war Abubekr auf diese Klugheit und den Feldblick stolz, welche er durch die Weigerung, ihn mit dem Tode zu bestrafen, gezeigt hatte, als Omar deshalb so heftig in ihn gedrungen war. Als ein Sieg nach dem anderen verkündigt wurde und ein mit Beute beladener Zug nach dem anderen sich durch die Thore von Medina drängte, jubelte er, seine Erwartungen durch die Thaten seines tollkühnen Streiters so weit übertroffen zu sehen. „„Bei Allah"", rief er entzückt, „„das ganze Weibergeschlecht ist zu schwach, um einen zweiten Kaled zu gebären."" — Abubekr warf gern einen malcontenten Seitenblick auf die Frauen. „Sie sind ein Uebel", pflegte er zu sagen, „aber das schlimmste Uebel ist, daß sie nothwendig sind."

(Fortsetzung folgt.)

England.

Englische Literatur-Briefe.

1854. Fünfter Monatsbericht.

Die verkörperte Literatur und Kultur des Krystall-Palastes von Sydenham bei London.

(Schluß.)

Der berühmte Alhambra-Palast ist, theilweise kopirt und renovirt, nach dem Pompejanischen Hause das größte, in Farbenpracht und architektonischem Luxus überhaupt das erste Meisterstück für das Auge der Menge, ein glänzendes, blendendes Kuriosum, wie die ganze muhammedanische Macht und Blüthe in Spanien, welche der christlich-mittelalterlichen Ritter- und Ascetenwelt durch ganz Europa ein dramatisches, „romantisches" Kolorit gab. Die „Halle des Mittelalters" ist denn auch eine reiche, architektonisch organisirte Sammlung der berühmtesten und schönsten Bau- und Bildwerke jener romantischen Zeit geworden. Deutschland, Frankreich, Italien und England haben ihre besten Denkmale dazu geliefert. Ersteres findet in den Werken Peter Vischer's, Adam Krafft's, der großen Nürnberger Thür, dem Grabe des heiligen Sebaldus, dem Bilde des Erzbischofs von Mainz u. s. w. eine reiche Vertretung. Wir bemerken, daß die Riesenarbeit der Kopirung dieser Werke größtentheils von der großen Fleischmannschen Papier-Maché-Fabrik in Nürnberg ausgeführt ward. Die Beiträge Deutschlands für diese Halle allein wurden mit etwa einer Million Gulden bezahlt, wobei freilich einige neuere Sachen, wie z. B. „das Haupt der Bavaria", mit in Rechnung kommen. Aus dieser prächtigen, mittelalterlichen Wehmuth führt uns die Geschichte hier in die „italiänische Halle", das durch griechisches Heidenthum protestirende, reformirende, sich irdisch erfrischende Mittelalter, das bei den vielen Versuchen, an gothischen Spitzbogen und himmelanstrebenden Säulen den Himmel zu erklimmen, nur um so derber auf die Erde heruntergefallen war. Die architektonischen Details der Halle sind auf den berühmten farnesischen Palast zu Rom gegründet. In der Mitte die klassische Schildkröten-Fontaine von Alabaster mit Bronzestatuen. Ringsum die großen, liegenden Statuen „Morgen", „Mittag", „Zwielicht" und „Nacht" von Michel Angelo aus der Mediceischen Kapelle, „Pietà" von Bernini, „Pietà" von Michel Angelo (aus dem Peter-Dome) und „Christus" aus der „Minerven"-Kirche. (Wie in diesen Namen schon das Christenthum, das bei den Heiden in die Kirche geht — die große protestantische Zeit Raphael's, Tizian's, Michel Angelo's — angedeutet wird!)

Die „Renaissance-Halle" stellt die weitere „heidnische" Kultur-Entwickelung auf der Basis des überwundenen, halb barbarischen Mittelalters dar. Die Façade ist Kopie des Hotels Bourg Yerould zu Rouen mit den berühmten Bas-Reliefs des Camp du drap d'or, welche die Zusammenkunft Franz's I. und Heinrich's VIII. darstellen. Innerhalb die besten Werke von Ghiberti San Giovanni (seine Taufstein-Thüren, die Michel Angelo für die würdigsten erklärte, Thore des Paradieses zu sein), von Donatello, Della Robbia u. s. w. Die zwanzig Fuß hohen Certosa-Pfosten mit den Haut-Reliefs von Bambaya (den am minutiösesten ausgeführten aller Reliefs in der Welt), drei Bogen vom Kloster Maggiore in Terra cotta, das größte Meisterstück von Schnitzwerk in Marmor vom Monumente des Galeazzo Visconti (in der Certosa), Muster der besten venetianischen Architektur, das ganze Frieß vom Hospitale zu Pistoja, die Handlungen des Erbarmens darstellend, die Nymphe von Fontainebleau (über dem Eingange vom Garten), Meisterstücke von B. Cellini, die großen Karyatiden von Goujon, die Grazien von Germain Pilon und (Elisabethsche Renais-

sance) das Grabmal Heinrich's VII. von Torrigiano, „eines der zierlichsten in Europa", Elisabeth's aus der Westminster-Abtei. Muster von Metall-Arbeiten und Schnitzwerk in Holz und Elfenbein machen diese Halle zu einer der buntesten und verwirrendsten. Nur durch Studium des Einzelnen findet man sich allmälig zurecht.

Die moderne Skulptur, bisher gewöhnlich arm genannt und des Mangels an Productionskraft aus eigenen Fonds beschuldigt, ist nach meiner individuellen Ansicht gerade die reichste und ansprechendste. Sie ist „naturalistisch" und ideal zugleich, sie ist und leistet mehr, als die griechische im Phidias-Zeitalter, sie individualisirt Ideen anatomisch richtiger, dramatischer, menschlicher — es läßt sich nicht leicht sagen, wie! Man überblickt hier die moderne Skulptur zum ersten Male vollständig in allen ihren Meisterwerken der Franzosen (Nr. 1), Italiäner, Deutschen und Engländer. Vielleicht steht der Engländer Flaxman überhaupt oben an. (Man muß seine in der Londoner Universität aufgestellten Modelle gesehen haben.) Persönlich aber tanzt der Faun von Lequesne der ganzen modernen Skulptur voran. Er war schon in der „Exhibition" der frischste, gesundeste, übermüthigste Kerl der ganzen Poesie von Gestalten, die klassischste Personification übermüthiger, männlicher Jugendkraft, die aus dem Leben flüchtete und sich hier in ein Denkmal für zukünftige Geschlechter zusammenfaßte. Merkwürdig, daß ich nie von dem Urtheil loskommen konnte, die „Phryne" von Prabier sei, trotz ihres schlechten Rufes, allein werth, neben ihm oder noch vor ihm als Königin der modernen Skulptur zu stehen. Noch nie ward der Marmor so durch und durch zartes, lebensvolles und zugleich etwas erschöpftes Fleisch, so durch und durch Idee des Ideals, auf dessen Personification es dem Künstler hier ankam, „des Weibes, gewohnt der Männerliebe, der nicht wählerischen Kennerin." Man kann sich hier leicht moralisch verletzt fühlen, aber auch belehrt. Warum tanzt die moderne Jugend nicht mehr in diesem naiven, kräftigen Uebermuthe des Fauns? Seht seine Nachbarin an! — Summa Summarum, wird die Skulptur, als die aus allen Zeiten am reichsten vertretene, eine der anziehendsten im Krystall-Palaste bleiben und besonders zu Gunsten der modernen Bildhauerkunst reden. Alle neueren und neuesten Bildhauer Deutschlands, Frankreichs, Italiens und Englands vereinigen sich hier in ihren besten Schöpfungen. In der Portrait-Galerie der „Walhalla" des Palastes feiert die moderne Skulptur wohl ihre schönsten Triumphe. Es ist einer der höchsten Genüsse, alle die Köpfe, aus denen die verschiedenen geharnischten Athenen der Wissenschaft, Kunst und Industrie, der Kultur und Civilisation sprangen, in allen ihren Gesichtszügen und Schädelbildungen genau zu studiren.

Die Industrie, die „Weltmesse" oder der „Völker-Basar" ist leider auch wieder englisch eingerichtet, d. h. in sieben verschiedene „Industrie-Hallen" unten rechts im Hauptschiffe verpackt und oben auf hunderteinundvierzigtausend Quadratfuß der ersten Galerie ausgebreitet und an die Verkäufer quadratfußweise vermiethet. Die Industrie-Hallen sind einzeln zum Theil Prachtstücke von Architektur und Entfaltung von metall-holz-gewebten, keramischen und sonstigen industriellen Kunstwerken. Als die geschmackvollste dieser Hallen wird auch von Engländern die für textile Gegenstände vom Professor Semper aus Dresden anerkannt, der in seiner genialen Unzufriedenheit mit Allem, selbst mit seinem Theater und Museum zu Dresden und seiner Polychromie für die Baukunst, im Ernste böse wird, wenn sie ihm seinen „Kasten" dort loben.

Ueber die Fontainen, Nereiden, Wasserpflanzen, kleinen Seen in Marmor mit Brücken darüber, die landschafts- und pflanzengeographischen Bilder und ethnologischen, so wie geologischen Gruppen muß ich ganz schweigen, weil deren kürzeste Schilderung mich unaufhaltsam zur Schwärmerei hinreißen würde und ich einsehe, daß ich vor dem seligen Ende dieses Briefes noch hinaus muß auf die großartigen Terrassen und Gärten, die sich weit und breit in fabelhafter Pracht von Blumen, Bäumen, Statuen, Fontainen, Ballustraden, Bogen, Bassins, Kaskaden über breite, granitne Treppen und hundert Fuß breite Wege hinabstufen bis in den Park und dessen See und die geologische Insel auf demselben. Die geologische Insel ist „the great hit" Englands. Wenn es sich auch nicht mit einer Million Pfund an dem großen Central-Kultur-Tempel „betheiligt", wenn es gar nichts dazu geliefert hätte, als diese Insel, würde sich dieses merkwürdige, isolirende, insulare, alle Welt mit seinem Fleiße „überschwemmende" Volk doch seiner ins Große und Weite strebenden Kultur würdig dabei vertreten haben. Gruben sich Modelle zu ihrer Skulptur hier Millionen von Jahren tief aus der Erdrinde und stellten hier ein Leben dar, wie es viele Jahrhunderttausende vor dem ersten Buch Moses', auf der jetzt zehn bis funfzehn Meilen tief begrabenen Erdoberfläche Mode war, nicht im verkleinerten Maßstabe, wie die Karnak-Säulen Thebens, wo „die ersten Menschen vom Himmel auf die Erde fielen", sondern in voller Lebensgröße, so daß einmal siebenundzwanzig Geologen und antediluvianische Künstler ein feierliches Diner in dem Bauche des Iguanodon einnahmen und dabei mehr Platz hatten, als weiland Jonas allein in dem Bauche des Wallfisches.

Die modernsten Landschafts-, Garten- und Wasserkünste Paxton's haben uns immer tiefer hinabgezogen bis in die Regionen, die auf einen urwaldlichen Charakter hin angelegt sind. Es wird immer natürlicher, wilder um uns. Alles scheint von der souverainen Natur angelegt und von ihr allein dekorirt zu sein. Der Mensch mit seiner Kultur verschwindet, wir treten vielleicht schon mit dem nächsten Schritte von der gegenwärtigen, achtzigtausend Jahre sich mit Menschen abgebenden, zweihundert Fuß dicken Alluvialschicht auf das diluviale Stratum, mit welchem sich zugleich die Physiognomie der tausend Fuß starken tertiären Sedimentschicht, an der die Natur vierhunderttausend Jahre arbeitete, ohne an den Menschen nur zu denken, und nach ein paar Schritten um die Insel herum auch die sekundäre Sediment-Epoche zeigt, die eine unbestimmte Zahl von Millionen von Jahren zu ihrer Entwickelung brauchte, ehe die Natur sich von ihrer scheußlichen, kolossalen Amphibien- und Reptilienbildung zu der Säugethier-Kulturstufe der dritten, der Sandsteinperiode, erheben konnte. Unter beiden stellt sich die primäre, unterste Sedimentschicht, die es erst allmälig zu Pflanzen- und niedrigen Fischgebilden bringen konnte, als Cambrisches, Silurisches, Devonsches und Pennsches System, als Boden Englands, der zur Steinkohle gewordene erste Urwald der Erde, leblos dar.

Aber auf den oolitischen, kreidigen Schichten der zweiten und den molassischen, nummilitischen und Braunkohlenschichten der dritten Periode, welch eine fremdartige, gigantische Welt unerklärlicher Thiergebilde sonnt sich da im Schmutze am Wasser, wälzt mit unbeholfenen Flossenfüßen scheußliche Klötze von Körpern das Ufer empor oder zeigt aus den zähnereichen Rachen, in welchem ein halbes Dutzend Menschen begraben werden könnten, oder klettert mühsam an Bäumen empor, um mit rüsselartiger Schnauze und fingerartigen Vordertatzen sich junges Gemüse von Baumkronen zu pflücken. Dazwischen ein ungeheures Krokodil auf Elephantenfüßen, wallfischartige Körper mit ganzen Schlangen statt des Halses und am Ende ein Alligatorkopf, pferdeartig bekopfte Thiere mit Schweinehals, Kameelrücken, Kuhhintertheil und Bärentatzen. Soll ich auch die Namen nennen! Sie endigen sich in: saurus, — odon, — erium und — archos. Was davor gehört, wissen die Paläontologen vielleicht besser, als ich. Es kömmt hier auch nicht so viel darauf an. Sie selbst lebten stets im ungetauften Zustande, in einem Heidenthume, von dessen maßloser Barbarei wir uns hier vielleicht zum ersten Male eine körperliche Vorstellung machen und erheben, aber uns auch erheben. Es giebt nichts Erhabeneres, als denkend um diese geologische Insel herumzugehen. Tausend Jahre, nur ein Tag vor dem Herrn, werden auch vor uns wie ein Tag. Die Menschheit ist geologisch erst siebzig Tage alt und nach Moses sogar erst sechs Tage, so daß sie ihren ersten Sonntag noch nicht erlebt hat. Wie lange wird sie leben! Wann wird diese unsere gegenwärtige Alluvialschicht niedergetreten und von einer anderen bedeckt sein! Alle die Reihen von Gattungen in der Thier- und Pflanzenwelt sind im Laufe der Millionen von Kalenderjahren (sehr wenigen einzelnen Jahren in der Geologie) ausgestorben, um höheren Geschöpfen zum Fußboden zu dienen. Was für eine Sorte höhere Wesen, als der Mensch, werden einst Menschen-Ueberreste ausgraben und Modelle ihrer Racen auf einer anderen geologischen Insel ausstellen! Das ist ein großer Gedanke. Die geologische Insel und der Krystall-Palast werden noch bessere erzeugen. Vorläufig ist er gut genug, als Schluß für ein Unternehmen, das noch nicht einmal von der Königin und Prinz Albert eröffnet war, als ich auf diese geologische Insel hindeutete, auf welcher wir Menschengeschlecht uns nicht viel schöner ausnehmen werden, als hier Plesio- und Megalosaurier, Patriarchos ein Hydrarchos, Mylady ein Mylodon, Papier ein Tapier. Statt der Schichten von Erde oder Stein, wird man die Menschenklassen auf klassische Stufen, gebildet von Gold, Silber, Kanonenmetall und Spitzkugelblei, rangiren müssen, oder ein System adoptiren, das an die Waggons erster, zweiter und dritter Klasse erinnert, oder an die Kronen-, halbe Kronen- und Shillingstage, in welche man auch hier vor dem Thore des kosmopolitischen Kulturtempels die Woche eintheilt. An den Kronentagen werden die Heidinnen und Heiden der Skulptur in „full-dress" erscheinen und die zwanzigmal klassisch vorhandene Venus eine vom Halse bis zu den Knöcheln reichende und hinten schließende Kinderschürze tragen, denn für einen Thaler siebzehn Silbergroschen Entree verlangt man „Anstand". Es würde für diesen Preis nicht zu viel sein, wenn auch die Stuhlbeine Hosen trügen.

Zur Aetiologie der Cholera.

In London ist vor kurzem ein kritischer Bericht über die letzten Cholera-Epidemieen in Großbritannien und Irland*) veröffentlicht wor-

*) Reports on Epidemic Cholera. Drawn up at the desire of the Cholera-Committee of the Royal College of Physicians by W. Baly and W. Gull, M. DD.

Ein Schriftsteller, der Gedichte, Aufsätze und Romane schreibt, hat es nicht leicht. Er muß sich in jedem Fach anders ausdrücken, und wenn er sich nicht anders ausdrückt, dann ist er kein Schriftsteller. Ein Schriftsteller, der Gedichte, Aufsätze und Romane schreibt, hat es nicht leicht. Er muß sich in jedem Fach anders ausdrücken, und wenn er sich nicht anders ausdrückt, dann ist er kein Schriftsteller. Ein Schriftsteller, der Gedichte, Aufsätze und Romane schreibt, hat es nicht leicht. Er muß sich in jedem Fach anders ausdrücken, und wenn er sich nicht anders ausdrückt, dann ist er kein Schriftsteller. Ein Schriftsteller, der Gedichte, Aufsätze und Romane schreibt, hat es nicht leicht. Er muß sich in jedem Fach anders ausdrücken, und wenn er sich nicht anders ausdrückt, dann ist er kein Schriftsteller.

Ein Schriftsteller, der Gedichte, Aufsätze und Romane schreibt, hat es nicht leicht. Er muß sich in jedem Fach anders ausdrücken, und wenn er sich nicht anders ausdrückt, dann ist er kein Schriftsteller. Ein Schriftsteller, der Gedichte, Aufsätze und Romane schreibt, hat es nicht leicht. Er muß sich in jedem Fach anders ausdrücken, und wenn er sich nicht anders ausdrückt, dann ist er kein Schriftsteller. Ein Schriftsteller, der Gedichte, Aufsätze und Romane schreibt, hat es nicht leicht. Er muß sich in jedem Fach anders ausdrücken, und wenn er sich nicht anders ausdrückt, dann ist er kein Schriftsteller.

Ein Schriftsteller, der Gedichte, Aufsätze und Romane schreibt, hat es nicht leicht. Er muß sich in jedem Fach anders ausdrücken, und wenn er sich nicht anders ausdrückt, dann ist er kein Schriftsteller. Ein Schriftsteller, der Gedichte, Aufsätze und Romane schreibt, hat es nicht leicht. Er muß sich in jedem Fach anders ausdrücken, und wenn er sich nicht anders ausdrückt, dann ist er kein Schriftsteller. Ein Schriftsteller, der Gedichte, Aufsätze und Romane schreibt, hat es nicht leicht. Er muß sich in jedem Fach anders ausdrücken, und wenn er sich nicht anders ausdrückt, dann ist er kein Schriftsteller.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 6 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 10 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 53, und beim Expedit. Neumann, Wilhelmsstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 59. Berlin, Donnerstag den 18. Mai 1854.

Frankreich.

„Die Pflicht.“*)

Vom Professor Jules Simon.**)

Ein neues Buch, in welchem die Moral abgehandelt wird, ist in unserer Zeit und besonders in Frankreich eine Erscheinung, die schon um des Reizes willen, den alles Ungewöhnliche hat, unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen muß. Das im vorigen Jahre vollendete Werk von Jules Simon, in welchem der Verfasser unter dem schlichten Titel: „Die Pflicht“ unserer heutigen Welt eine eben so sehr an das Herz, wie an den Verstand sich wendende hohe Moral zu predigen wagt, verdient diese Aufmerksamkeit in jeder Beziehung. Die Art und Weise, wie in dem Journal des Débats das Buch selbst und dann auch die Bedeutung, welche die Erscheinung eines solchen Buches in der heutigen Zeit hat, besprochen wird, ist so anziehend, so zeitgemäß, so treffend, daß wir uns veranlaßt fühlen, den betreffenden Artikel, fast seinem ganzen Umfange nach, unseren Lesern im Folgenden wiederzugeben.

„Die Pflicht“ — das ist in unserer an Geistreichthum gewöhnten Zeit für ein Buch ein sehr schlichter Titel, aber doch sehr bezeichnend für ein die Moral darstellendes Werk. Dieser Titel läßt keine Ungewißheit über das Ziel, welchem der Verfasser seine Leser zuführen will. Unsere Zeit ist in aller Beziehung übersättigt; die Geschichte hat für sie keine Offenbarungen, die Kritik keine Theorieen über das Schöne, die Politik keine Systeme, die nicht schon da gewesen wären; selbst die Philosophie scheint Zeugniß dafür abzulegen, daß das Buch des menschlichen Herzens und Geistes ganz und gar ausgelesen sei, da sie bekanntlich Geschichte geworden und, anstatt Probleme zu lösen, nur die früheren Lösungen von Problemen erforscht. Und auf dem großen Schachbrett, welches die menschliche Welt ist, haben die Schöpfer sozialer Paradiese die Figuren, die da eine Rolle spielen, auf alle mögliche Arten verbraucht, ohne weder das Publikum, noch sich selbst befriedigt zu haben. Es ist also vielleicht etwas kühn, unserer Zeit mit Psychologie und Moral zu kommen, zwei Wissenschaften, welche sie weit hinter sich zu haben glaubt; und es ist etwas gewagt, von nichts weiter, als von der Pflicht sprechen zu wollen, von der Pflicht, welche eine Regel ist für Alle ohne Ansehen der Person und welche nur die höchste Regel sein kann, — zu einer Zeit, wo eben ein Jeder sich befugt glaubt, die Richtung seines Lebens nur in sich selbst oder gar nicht zu suchen. Was kann der Verfasser uns bringen wollen? — Ideen; die haben wir satt; giebt es noch unerforschte? — Prinzipien; — sind sie nicht alle versucht worden? und wissen wir nicht, daß sie sich als nichtig erweisen, wenn man sie anwenden will? — Das Abstrakte, die Theorie; — was sollen wir damit, wir, die wir „positive“ Menschen geworden sind? — Die Wissenschaft vom inneren Menschen; — bietet sie die Mittel dar, die Wohlfahrt allgemein zu machen, unsere Gegner auf den kommerziellen Schlachtfeldern zu besiegen, Denkmünzen, wenn auch nur von Bronze, auf den großen Industrie-Ausstellungen zu gewinnen? — Kömmt man mit ihnen schneller fort? — Denn das ist die große Aufgabe der heutigen Welt: schnell fortkommen in der Politik, in der Industrie, in literarischen Erzeugnissen, in der Erziehung; die Schnelligkeit ist unser Uebel: Romane, Theaterstücke, Gemälde, Studien, Alles wird mit Dampf gemacht; und, um schneller fortzukommen, ahmt man knechtisch das Vergangene nach!

Auf solche Einwürfe hat Herr Jules Simon sich gefaßt machen müssen. Er hat nicht nöthig gehabt, davor zu erschrecken; er legt in der Art und Weise, wie er die Pflicht als die Regel für das menschliche Leben und als den höchsten untrüglichen Maßstab für die menschlichen Handlungen darstellt, noch mehr Geschicklichkeit, als Unklugheit, noch mehr Geist, als Naivetät an den Tag. Es sind in neuerer Zeit so häufig die Einflüsterungen des Interesses oder die verführerischen Eingebungen der Leidenschaft beschönigt worden; es haben so Viele der Pflicht ein modernes Kostüm umgehängt oder sie in Blumen begraben, daß es heutzutage den Reiz der Neuheit hat, wenn Jemand die Pflicht wieder einmal, ihres Flitterstaates beraubt, in ihrer Nacktheit vorführt. Herr Jules Simon wird gemeint haben, daß die Pflicht, in der für unsere Zeit neuen Erscheinung, als eine ernste und strenge Führerin, welche weder ihre Zwecke, noch ihre Forderungen, noch ihren Namen verhehlt, die Menge anziehen und den Gesellschaften in den Salons für einen Abend Unterhaltung darbieten wird. Und wir glauben, daß er sich hierin nicht getäuscht haben wird. Aber wenn die neue Erscheinung nur das ist, was schon oft dagewesen, was eigentlich immer herrschend sein sollte, was sich uns Allen in irgend einer Zeit unseres Lebens mehr oder weniger fühlbar macht, so wird die öffentliche Meinung ihr vielleicht mehr, als er gehofft, auch eine dauernde Aufnahme zu Theil werden lassen. Wenn wir alle Lebensweisen erschöpft haben, kehren wir oft zur einfachsten zurück.

Ueberdies giebt es wenig Ideen, die dem allgemeinen Verstande so unklar sind, wie die der Pflicht: man glaubt, sie zu verstehen, ohne sie zum Gegenstande seines Nachdenkens gemacht zu haben; und es zeigt sich — entweder, daß man sie nicht versteht, oder, daß man ihre Bedeutung vergessen hat, oder, daß man das, was aus ihr folgt, nicht festhält. So ist z. B. das Gerede von der Wechselbeziehung zwischen den Rechten und den Pflichten überall verbreitet; wie Wenige aber sind zu der Einsicht gekommen, daß die Rechte nicht der Grund, sondern nur die Folge der Pflichten (oder vielmehr die Erfüllung der Pflichten) sind. Der Mensch hat einen moralischen Zweck; dadurch, daß er denselben erfaßt, ist er verbunden, ihn in seinem ganzen Umfange und in allen seinen Formen, deren jede eine Pflicht für ihn bildet, zu erfüllen. Daß er in der Erfüllung der Pflicht gesichert, daß er in den Stand gesetzt werde, sie mit aller Freiheit zu erfüllen, daß seine Person unverletzlich sei, insoweit dieselbe die Pflicht erfüllt, das ist sein Recht. Der Mensch hat Rechte nur, insoweit er Pflichten hat und erfüllt. Die Idee eines klar erkannten, moralisch guten und nothwendig zu erfüllenden Zwecks macht den Menschen der Freiheit, seine Fähigkeiten zu entwickeln, würdig, berechtigt ihn, die Beseitigung der Hindernisse, die man zu allen Zeiten ihm in den Weg gelegt, zu fordern und sich für die Zukunft Garantie gegen die Hindernisse zu schaffen. Die Gesetze, die Constitutionen, welche nach der Ansicht der meisten Menschen dazu dienen sollen, die Ausübung unserer Rechte zu schützen, haben, von einem erhabeneren und richtigeren Gesichtspunkte angesehen, keine andere Bestimmung, als die: uns die Erfüllung unserer Pflichten, d. h. die Erreichung unseres Lebenszwecks, zu ermöglichen und zu sichern. Also, wenn Ihr den Willen des Menschen regieren wollet, ohne ihm Zwang anzuthun, aber auch ohne seinen Gelüsten den Zügel schießen zu lassen, beweiset ihm, daß die Idee der Pflicht in sich selbst ihre Regel hat, und daß die des Rechts im Gegentheil nur insoweit Sinn und Geltung hat, als sie aus jener hervorgeht. Kurz, die Pflicht ist eine Regel, das Recht hat nöthig, geregelt zu werden; das ist der Unterschied.

Da so wichtige Begriffe so verworren aufgefaßt werden, da selbst der Zusammenhang der beiden Begriffe, auf den ein Jeder sich beruft, von so vielen einsichtsvollen Menschen verkannt wird, so ist eine wissenschaftliche Abhandlung über die Pflicht vielleicht ein eben so wichtiges Werk, wie eine Abhandlung über die Elektrizität oder über die Wärme, und eben so verdienstvoll, wie eine tausendste Geschichte der Revolution oder der sich drehenden Tische. Die öffentliche Meinung geht den Philosophen oft aus dem Wege mit einer Verächtlichkeit, welche diese ihr nicht vergelten, wenn sie des Namens, den sie führen, würdig sind; sie brüstet sich mit der Verachtung ihrer Theorieen, welche sie bald als zu früh gekommene, bald als verspätete ansieht; in ihren Augen, wie in denen des Aristophanes, sind wir Philosophen immer in den Wolken. Bedauernswerthe Leute — Ihr Erforscher der menschlichen Seele, Ihr Verehrer des Idealen, welches chimärisch und unerreichbar ist! Mit Euren Ideen wollt Ihr die Thatsachen, die Ereignisse, das Leben, die Welt, die Politik beherrschen! Ach, die Politik braucht Eure hohlen Speculationen nicht, eben so wenig, wie der

---

*) Le Devoir. Par M. Jules Simon, professeur agrégé de la Faculté des Lettres de Paris. Division de l'ouvrage: I. La Liberté. — II. La Passion. — III. L'Idée. — IV. L'Action. Un Volume. Paris, chez Hachette, 1854. Preis: 6 Francs. (Es ist auffallend, wie viel billiger jetzt alle französischen neuen Bücher sind, als die deutschen.)

**) Jules Simon bildet nebst Victor Cousin und Aug. Comte das philosophische Triumvirat der französischen Universität. Einzelne seiner früher erschienenen Schriften sind bereits ins Deutsche übertragen. D. R.

den, dessen spätes Erscheinen allein schon auf die Gewissenhaftigkeit hinweist, mit der er abgefaßt ist. Wenn es bei dem gegenwärtigen Stande unserer chemischen und physiologischen Kenntnisse einen Weg giebt, Ursache und Wesen der Cholera zu erforschen, so ist es der von den Doktoren Baly und Gull eingeschlagene statistische. Sie haben eine ungeheure Masse authentischen — amtlichen, wie nichtamtlichen, englischen, wie ausländischen — Materials zusammengetragen und geordnet und hierdurch für sich und den Leser einen Gesichtspunkt gewonnen, der Zufälliges von Beständigem zu scheiden gestattet und dem künftigen Zuwachs der Cholera-Literatur manchen unnützen Ballast ersparen wird.

Die Tendenz dieser Blätter erlaubt, wenn nicht mehr, so doch immerhin eine kurze Notiz über die Schlußfolgerungen, welche die genannten Aerzte aus den von ihnen mit staunenswerthem Fleiße gesammelten Thatsachen gezogen haben. Wir theilen demnach aus dem zehn Oktavseiten umfassenden Resumé Folgendes mit:

1) Die Annahme, daß ein rein atmosphärischer Einfluß, ein chemischer, elektrischer oder ein ähnlicher den Cholera-Epidemieen zu Grunde liege, ist unhaltbar. Denn die Verbreitung der Krankheit steht mit den Bewegungen der Atmosphäre durchaus nicht in regelmäßigem Zusammenhange. Vielmehr deutet die große Mehrzahl der Thatsachen auf eine Parallelität der Cholera-Ausbreitung mit dem Personen-Verkehr hin.

2) Daß es einen wirklichen Cholerastoff gebe, wird bewiesen durch die Fixirung der Krankheit auf Oertlichkeiten von verhältnißmäßig geringem Umfange, durch ihre Verbreitung über Theile eines Landes, über einzelne Städte oder auch nur über Theile derselben.

3) Eine große Anzahl erwiesener Fakta spricht dafür, daß der Verkehr der Menschen einen bedeutenden Antheil an der Weiterführung der Krankheit hat. Der hauptsächlichste Beweis liegt in der Verschleppung der Cholera durch Handelsschiffe. Jedoch ist es eben so erwiesen, daß die Krankheit verbreitet werden kann ohne Communication der Gesunden mit den Erkrankten. Zwischen nahegelegenen Punkten nun mag der Wind die Uebermittelung des Krankheitsstoffes übernehmen; zwischen entfernteren aber geschieht sie allein durch Menschen.

4) Hiermit ist nicht behauptet, daß die Cholera ansteckend sei, d. h. daß der Körper eines Cholerakranken den Cholerastoff aushauche. Wenn letzterer unter dem Einfluß einer feuchten und unreinen Luft anwächst und zugleich die Fähigkeit hat, sich an Zimmerwände, Geräthe u. s. w. zu heften, so kann er eben so gut auch von den Kleidern der in inficirten Gebäuden befindlichen Personen aufgenommen, von denselben weitergetragen werden und neue Ausbrüche der Epidemie hervorrufen, wo er die seiner Wucherung (Fermentation?) und Einwirkung günstiger Bedingungen vorfindet. Es giebt zwar auch Thatsachen, welche die Vermuthung einer direkten Ansteckung Gesunder durch Erkrankte rechtfertigen könnten, doch sind unter diesen nur sehr wenige, die sich nicht auch auf die indirekte Infection zurückführen ließen.

In Summa also sind die Doktoren Baly und Gull durch das ihnen vorliegende authentische Material zu dem Schlusse gelangt, es liege die Ursache der Cholera in einem Stoffe, der in unreiner oder feuchter Atmosphäre sich vervielfältigen (fermentiren) könne und — obwohl natürlicherweise durch die Luft verbreitet — doch auch durch den gegenseitigen Verkehr der Menschen weitergetragen werde.

„Diese Annahme", fügen die genannten Autoren hinzu, „erklärt vieles scheinbar Regellose in dem Verhalten der Cholera und verdeutlicht die zwischen dieser und anderen Epidemieen bestehenden Beziehungen. Hier und da herrschten unmittelbar vor dem Ausbruch der Cholera Fieber oder Diarrhöen und Ruhren. Dieser Umstand sollte nun ein Halt für die vage Annahme einer „epidemischen Luftconstitution" sein, indem vorausgesetzt wurde, daß derselbe epidemische Einfluß im Verlauf seiner Fortentwicklung das eine Mal Fieber oder Diarrhöe und das andere Mal Cholera erzeuge. Besonders wurde ausgesprochen, daß die den Ausbruch der Cholera vorangehenden Durchfälle die mildere Wirkung derselben regelwidrigen Luftbeschaffenheit seien, die nachher die furchtbare Epidemie erzeuge. Indessen ist es, wie die Cholera-Statistik nachweist, keineswegs allgemeine Regel, daß dem Auftreten der genannten Seuche epidemische Diarrhöen oder andere Krankheiten vorangehen, und das gelegentliche Zusammentreffen der letzteren mit der Cholera läßt sich auf andere Weise erklären. Bis jetzt nämlich stimmen die Thatsachen am besten zu der Hypothese, daß den verschiedenen Epidemieen verschiedene Krankheitsgifte zu Grunde liegen, daß aber alle diese Gifte unter ähnlichen, wenn auch vielleicht nicht unter gleichen, örtlichen Verhältnissen an Extensität und Intensität zunehmen."

Mannigfaltiges.

— Palästinensische Alterthümer. Gegen die in der Londoner Palestine Archaeological Association (Vgl. Nr. 60 des „Magazins") vorgetragene Behauptung des holländischen Gelehrten, Herrn van de Velde, daß die von dem französischen Akademiker, Herrn de Saulcy, am Todten Meere geschehene Auffindung der Trümmer von Sodom und Gomorrha auf einer bloßen Phantasie beruhe, hat Letzterer eine sehr lebhafte, an den Präsidenten jener Association, Dr. J. J. Let, gerichtete Protestation in das Athenaeum Français einrücken lassen. Herr de Saulcy stellt seine von vier gelehrten Augenzeugen unterstützten Aussagen den Behauptungen des Herrn van de Velde entgegen, der weder arabisch verstehen, noch — wie Herr de Saulcy aus seiner Behauptung nachweist, daß Zoar, der Bibel zufolge, eine Stadt im Lande Moab gewesen — mit den biblischen Texten genügend vertraut sein soll. Was übrigens die ebenfalls angefochtene Echtheit des alten, palästinensischen Sarkophages betrifft, den Herr de Saulcy mitgebracht und der jetzt im Museum des Louvre aufgestellt ist, so giebt derselbe allerdings zu, daß er nicht, wie man ihn zuweilen nenne, der Sarg des Königs David sei, während er auch die in dem Museum selbst gewählte Bezeichnung: „Sarkophag eines Königs von Juda" einen „nom affiché" nennt. Gleichwohl will sich Herr de Saulcy das hohe Alterthum und den archäologischen Werth dieses Monumentes durchaus nicht bestreiten lassen. Derselbe wartet nur auf die näher ausgeführten Gründe seiner Gegner, die er bisher nur äußerlich kennt, um sie gewaffnet und schlagfertig zu widerlegen.

— Tischrücken und Geisterklopfen in Frankreich. In der Revue des deux Mondes liefert der Akademiker Herr Babinet eine kritische Anzeige von sechs verschiedenen Büchern über das Tischrücken, die in Frankreich erschienen sind. Außer dem von uns bereits erwähnten des Marquis Eudes de M...: „Des Esprits et de leur manifestations fluidiques" sind es folgende:

„Comment l'Esprit vient aux tables";
„La Magie au XIXe siècle, par A. Morin";
„Quaere et invenies";
„Mémoire sur le Somnambulisme et le Magnétisme animal, par M. le général Noizet";
„Moeurs et Pratiques des Démons ou des Esprits visiteurs, par le Chevalier Gougenot des Mousseaux".

Die Manie des Geisterklopfens muß sich in Frankreich eben so verbreitet haben, wie in Amerika, denn Herr Babinet sagt in der Einleitung seiner Kritik, es werde ihm wahrscheinlich mit seiner Vertheidigung des gesunden Menschenverstandes eben so gehen, wie im Jahre 1796 dem Herrn Delisle de Sales, der, als er sein merkwürdiges „Mémoire en faveur de Dieu" herausgab, in der Vorrede bemerkte: „Je sais bien que mon client n'est pas en faveur aujourd'hui." Den Vorwurf, daß die französische Akademie der Wissenschaften das ganze Phänomen vornehm ignorire, weist Herr Babinet zurück, indem er sagt: „Jeder Experimentator hat, wenn auch nicht gerade ein statutenmäßiges, doch ein stillschweigend anerkanntes Recht, vor die Akademie zu treten und von ihr zu verlangen, daß sie diejenigen Resultate prüfen möge, die er durch gewissenhafte Beobachtung festgestellt. Die Pforten der Akademie sind dem Publikum zu allen Montags-Sitzungen auf das uneingeschränkteste geöffnet. Hier kann jeder Experimentator das Wort verlangen, um seine Arbeiten durch Vorlesung eines erläuternden Memoire bekannt zu machen. Nun, so möge doch Einer derjenigen, der die wissenschaftlichen Grundsätze nicht anerkennt, welche auf bisher bekannten, feststehenden Thatsachen ruhen, mit der Ankündigung hintreten, daß er mit Hülfe so und so vieler „Mediums", jedoch ohne irgend welche Berührung und aus der Entfernung, lediglich kraft des vereinigten Willens, einen Körper, der schwerer als die Luft und völlig in Ruhe ist, in der Luft schwebend erhalten will. Wenn seine Behauptung als wahr befunden wird, so soll er als der erste Gelehrte der ganzen Welt proklamirt werden."

— Runeberg. Schwedische und dänische Zeitungen hatten vor kurzem gemeldet, daß der bekannte finnländisch-schwedische Dichter Runeberg plötzlich verschwunden sei, und daß man die Besorgniß hege, er sei nach Sibirien deportirt worden. In neuester Zeit bringt jedoch die in Gothenburg erscheinende Handels- und Schifffahrts-Zeitung die tröstliche Nachricht, Runeberg habe sich im April drei Wochen lang in Åbo aufgehalten und sei jetzt in Borgå damit beschäftigt, gemeinschaftlich mit den Professoren Lille und Steenbeck ein neues schwedisches Psalm- und Gesangbuch herauszugeben.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 1 Thlr. 15 Sgr., welche das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 53, und beim Spediteur Wegmann, Markgrafenstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 64. Berlin, Dienstag den 30. Mai 1854.

Nord-Amerika.

Friederike Bremer über den religiösen Sinn in Amerika.

In ihrem Buche über die Vereinigten Staaten, das unter dem englischen Titel „The Homes of the New World" („Die Heimaten der neuen Welt") von Mrs. Howitt übersetzt worden*) und bekanntlich zu allerlei Explicationen zwischen den beiden betheiligten Damen Anlaß gegeben, spricht sich die schwedische Schriftstellerin in eben so treffender als anmuthiger Weise über den religiösen Charakter der Nord-Amerikaner aus. Wir folgen in den nachstehenden Bemerkungen über ihr Buch einem französischen Berichterstatter (Herrn Ed. Laboullaye).

„Die absolute Trennung von Kirche und Staat in der amerikanischen Union datirt aus der Zeit Jefferson's, der sie zuerst in Virginien eingeführt hatte. Jefferson war allerdings kein positiver Christ; gleichwohl ist diese Reform nicht in einer der Religion feindseligen Absicht unternommen worden; der Geist der Freiheit war es vielmehr, durch den sie herbeigeführt wurde. In den Vereinigten Staaten gab es keine herrschende und mit dem Staats-Interesse vermischte Kirche, wohl aber eine große Anzahl verschiedener Kirchen, die an gegenseitige Toleranz gewöhnt waren. Eben so wenig gab es dort einen Klerus und Klostergeistliche, welche Gutsbesitzer waren und in der Nation einen besonderen Stand bildeten. Bei den Urhebern dieser Maßregel hat daher auch nicht eine Spur jener leidenschaftlichen Philosopheme und jener politischen Eifersucht des achtzehnten Jahrhunderts vorgeherrscht, während die amerikanischen Kirchen ihrerseits, da sie keinerlei Privilegien zu wahren oder zu bedauern hatten, auch keinerlei Komplott gegen den Staat und gegen ihre Zeit anzettelten. Man entschloß sich vielmehr, unter dem Regiment der Freiheit zu leben, und heutigen Tages hängt man daran, denn man hat seitdem ihren Werth kennen gelernt.

„Diese politische Trennung und die damit verbundene vollständige innere Freiheit der Kirchen hat eben so merkwürdige, als vorher gar nicht berechnet gewesene Folgen gehabt. Von dem Augenblicke an, wo die Gläubigen für die Erhaltung ihres Kultus und die Ausbreitung ihres Glaubens allein zu sorgen hatten, hat Jeder für seine Religion das lebhafteste Interesse gefaßt, hat sich Jeder zum Apostel gemacht, und hat zugleich Jeder, vermöge einer natürlichen Wirkung aller wohlverstandenen Freiheit, die Rechte der Anderen um so mehr geachtet, je eifersüchtiger er auf seine eigenen Rechte war. Daher jene merkwürdige Erscheinung in Amerika, wo jede Kirche eben so voll Eifers für die eigene Sache, als von unendlicher Toleranz beseelt ist. Außerhalb des Katholizismus, der, vermöge seines Prinzips, eine unbewegliche, ausschließliche Gesellschaft bildet, ist zwischen den verschiedenen protestantischen Gemeinden ein wahrhaft brüderliches Band zu Stande gekommen. Da man in der Mannigfaltigkeit der Bekenntnisse nur eine natürliche Wirkung der Verschiedenheit der menschlichen Organisation erblickt, so weiß man Nichts von dem sogenannten odium theologicum, und ohne allzu viel auf das Symbol zu setzen, verständigt man sich leicht mit Jedem, der überhaupt religiös ist. Die Liebe gewinnt eben so sehr bei dieser Einigung, als das Dogma vielleicht verliert. Es ist dies eine religiöse Umwandelung, die mancher einseitig Konfessionelle nicht begreift, von der jedoch die nicht so einseitige Mlle. Bremer entzückt ist, die mit ihren amerikanischen Freunden hoch über die Kirchen von Stein und Holz den unsichtbaren Tempel stellt, wo sich in dem Namen Christi alle wohlgesinnten Menschen vereinigen.

„Diese gemeinsame Action hat wahre Wunder der Nächstenliebe erzeugt: die Missionen, die Seelsorge der Armen, die Gefängniß-Reform und die Mäßigkeitsgesellschaften. Nirgends ist jedoch der christliche Sinn, von welchem die amerikanische Gesellschaft durchdrungen, so erkennbar, als in der Institution, welche die Macht und den Ruhm der Vereinigten Staaten bildet, nämlich in ihren Schulen. Bei uns Katholiken ist es besonders das Herz, das uns bei religiösen Handlungen leitet. Was hauptsächlich die Religion uns einschärft, ist die Wohlthätigkeit. Sie führt unsere reichsten, zartesten Frauen an das Bett des Armen und des Sterbenden. In den Vereinigten Staaten bestrebt man sich weit mehr, dem Elende vorzubeugen, als es zu lindern, und da dort die Natur des Glaubens und die Gewohnheit der Freiheit die Macht und die Verantwortlichkeit des Einzelnen mehr zur Erscheinung kommen lassen, so bemühen sich fromme Christen eben so wie Politiker, die Individualität zu entwickeln und zu kräftigen. Daher also die Sonntagsschulen, wo die reichere und unterrichtetere Hälfte der Gesellschaft der anderen Hälfte moralischen und religiösen Unterricht ertheilt; daher jene religiöse Hingebung der durch Reichthum und Talent angesehensten Männer, um die Schulen zu vermehren und ihre Wirksamkeit auszubreiten, um die niederen Volksklassen zu erziehen und sie durch Unterricht für die wahre und einzige Gleichheit möglich zu machen. Nach oben hinauf zu nivelliren (levelling upwards) ist der Wahlspruch der Horace Mann, der Barnard, der Channing, der Everett und aller derjenigen, welche begriffen haben, daß in einem freien Lande die Religion und der Staat ein und dasselbe Problem zu lösen, ein und dasselbe Interesse zu verfolgen haben: die Vervollkommnung des Individuums.

„Diese Achtung für das Individuum und diese Wahrung der Freiheit, die deren Folge ist, vermag es auch zu erklären, wie es kömmt, daß der Kommunismus in Amerika geduldet wird. Möge es sich um ein Kloster, um eine Quäkergemeinde, um eine Mormonen-Kolonie oder um Cabet's „Icarien" handeln — überall erblicken die Amerikaner in diesen Vereinigungen die Ausübung der Freiheit, und man ist dieserhalb nicht sehr in Sorgen, denn auf einem so unbeschränkten Territorium erscheint es gleichgültig, ob sich einige Güter in todter Hand befinden; auch ist dort die Gesammtheit so mächtig in ihren Individualitäten, daß solche Gemeinden eben nur als Ausnahmen angesehen werden, ohne daß man sie fürchtet. Frl. Bremer besucht unter Anderem die Shakers von Neu-Libanon und die Gemeinde Hopedale (Hoffnungsthal) bei Boston; es sind dies protestantische Klöster, wo die Ehe untersagt ist, wo jedoch die Männer und die Frauen in geistiger Gemeinschaft und von der Arbeit ihrer Hände leben. Sie bilden Asyle, wo mehr als Ein geprüftes Herz, mehr als Ein gebrochenes Gemüth eine Zuflucht, treue Freunde und die Hoffnung auf ein besseres Leben, als das irdische, gefunden. Man findet es begreiflich, daß dergleichen friedliche Zufluchtsorte ins Leben gerufen werden und sich erhalten. Im Staate New-Jersey giebt es ein wahres Phalansterium; es ist dies eine Vereinigung von Leuten aus der guten Gesellschaft, die einen Theil ihres Vermögens zusammengeworfen, die ihre Arbeit und ihr Leben gemeinschaftlich durchmachen, sich gegenseitig ehrlich dienen und auf diese Weise ein unschuldiges Spiel eingeführt haben, wodurch allerdings die Welt nicht reformirt werden wird. Wir verbringen mit Frl. Bremer in diesem Phalansterium einen sehr heiteren Tag; wir sehen die Jugend tanzen nach der Musik der schwedischen Polka, die sie so trefflich auf dem Piano der Gemeinde spielt. Das Ganze ist eine sehr anmuthige Idylle, aber man bemerkt, wie die Verfasserin sagt, sehr bald, daß in demselben nichts Solides und daß diese Einrichtung, welcher der göttliche Gedanke abgeht, von vorn herein welk ist. Wozu nämlich jene Beeinträchtigung der Freiheit, die kein moralisches Opfer involvirt und zu Nichts führt? Des materiellen Wohlbefindens wegen auf geistige Unabhängigkeit verzichten, ist eine grundfalsche Idee, obwohl sie in einem Lande, wo das Leben schwer zu erhalten oder wo die Freiheit das Elend nicht mindert, leichter zu begreifen ist. In einem Lande dagegen, wo die Freiheit das Individuum in seinem Streben begünstigt und wo für alle Strebende Platz genug vorhanden, ist solche Idee eine offenbare Thorheit. In der That haben auch alle diese Versuche in den Vereinigten Staaten keine Zukunft.

„Je mehr sich die christlichen Ideen verbreiten, um so mehr erkennt man, daß seine moralische Ueberlegenheit die wahre Größe des Individuums bildet, und um so mehr heben sich auch die Zustände der Frauen. Mit Recht bemerkt Fräulein Bremer, daß in dem Momente, wo die Gewalt zu herrschen aufhört, die Frau sich sofort als die Gleichberechtigte des Mannes ansehen darf. Moralisch soll sie, wie zugegeben wird, besser sein, als er; ist sie ihm dagegen an Intelligenz untergeordnet? Fräulein Bremer hat das Recht, das Gegentheil als wahr anzunehmen, und in den Vereinigten Staaten giebt es mehr als Eine Frau, die, ohne so dazu berechtigt zu sein, doch eben so denkt, wie sie. Es giebt dort mehr freie Frauen, als in irgend einem anderen Lande, und die „Meetings" zur Feststellung der Frauer

*) Eine deutsche Uebersetzung ist bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen.

rechte sind nichts Seltenes. Es giebt jedoch eine wahrhaftere Emancipation, als die der freien Frau, und zwar eine solche, die weniger Lärm von sich macht: wir meinen den lebhaften Antheil, den in neuerer Zeit die Frauen in den Vereinigten Staaten an dem Jugend-Unterrichte nehmen. Es ist dies eine wahre Vocation für sie, und sie trägt daher auch außerordentliche Früchte. Die liebenswürdigste und geistreichste Nonne von Genf hat freilich immer etwas Schulmeisterliches für uns, was in dem missionarischen Wesen begründet ist, von dem Jeder etwas an sich hat und das uns so zurückschreckt. Die Amerikanerinnen haben manche Aehnlichkeit mit den Genferinnen, und in den Sonntagsschulen lernen sie frühzeitig die schwierige Kunst des Unterricht-Ertheilens. Sie verlieren dort jene Anmuth der Mädchenhaftigkeit, die uns oft an den Frauen so gefällt, aber sie gewinnen dabei an Unabhängigkeit des Urtheils und an Festigkeit des Charakters. Auch steht fest, daß ihre Geduld, ihre Sanftmuth und ihre sittliche Haltung sie zu den besten Erzieherinnen machen, und daß sie mit geringerer Anstrengung, als unsere Professoren zuweilen darauf wenden, ihre Zöglinge an Gehorsam und Arbeit gewöhnen. Darum vertraut man in Amerika nicht blos den Unterricht junger Mädchen den Frauen an. Frl. Bremer führt uns zunächst in die Normalschule, wo die künftigen Lehrerinnen gebildet werden, und dann in ein Institut, wo ein junges Mädchen von zwanzig Jahren mit größter Ruhe junge Gentlemen unterrichtet, die fast eben so alt wie sie, und die ihr mit gespanntester Aufmerksamkeit zuhören. Es ist dies ein Schauspiel, das sich ihr mehr als Einmal in den Vereinigten Staaten dargeboten und das in der That zu den merkwürdigsten Erscheinungen der neuen Welt gehört."

Arabien.

Die Heldenzeit des Islam.

(Fortsetzung.)

Die unbedeutenden Fortschritte des milden Abu Obeida in Syrien bestimmten den Chalifen, dem stürmischen Bezwinger Iraks den Oberbefehl über das syrische Heer zu übertragen. Mit gewohnter Schnelligkeit sprengte Kaled an der Spitze von funfzehnhundert Reitern über die syrische Gränze, um sich den moslemitischen Schaaren anzuschließen, welche unter dem Befehl Serdschabil's das feste Bosra belagerten und, hart bedrängt, die Belagerung aufzugeben im Begriff standen. Nach einem großen Blutbade, welches die Belagerten bei einem Ausfall unter den Arabern angerichtet hatten, wollte Serdschabil eben den Befehl zum Rückzuge geben, als eine dichte Staubwolke die Ankunft eines zweiten Heeres verkündete. „Auf beiden Seiten trat eine momentane Pause ein, aber der Ruf Allah Akbar! hallte unter den moslemitischen Heerschaaren wieder, als durch die Wolke das Adlerpanier Kaled's hervorschimmerte. Dieser kam im Galopp auf das Schlachtfeld gesprengt, stürmte an der Spitze seiner, gleich ihm, mit Staub bedeckten Reiter mit seiner charakteristischen Heftigkeit auf den Feind ein, trieb ihn nach der Stadt zurück und pflanzte seine Fahne vor den Mauern auf. Nach der Beendigung der Schlacht wollte Serdschabil seinen Erlöser, der überdies ein alter Freund von ihm war, umarmen, aber Kaled blickte ihn vorwurfsvoll an. „„Von welchem Wahnsinn warst Du besessen"", sagte er, „„daß Du mit Deiner Handvoll Reiter eine von Steinmauern umgebene und mit Soldaten angefüllte Festung angriffst?""

„„Ich habe"", antwortete Serdschabil, „„nicht aus eigenem Antriebe, sondern auf Befehl Abu Obeida's gehandelt.""

„„Abu Obeida"", entgegnete Kaled gerade heraus, „„ist ein ganz wackerer Mann, aber vom Kriegführen versteht er wenig.""

In der That erkannte das syrische Heer bald den Unterschied zwischen den Anführern. Die von einem heißen Marsche und noch heißerem Kampfe ermüdeten Soldaten Kaled's hielten eine hastige Mahlzeit, warfen sich auf den Boden und waren bald eingeschlafen. Nur Kaled gönnte sich keine Ruhe, sondern bestieg ein frisches Pferd und ritt, da er einen neuen Ausfall des Feindes befürchtete, die ganze Nacht hindurch spähend um die Stadt und das Lager."

Wir übergehen die lebendige Darstellung der Belagerung Bosra's mit ihren Intriguen, ritterlichen Einzelnkämpfen und blutigen Scharmützeln. Gleich am folgenden Tage forderte Romanus, der Befehlshaber derselben, Kaled zum Zweikampfe heraus, doch nur um diese Gelegenheit zu Verhandlungen über die verrätherische Uebergabe der Stadt zu benutzen. Kaled ging auf die Anerbietungen ein, bestand aber, um jeden Verdacht zu entfernen, auf einem Scheinkampfe, auf den Romanus sehr wider Willen sich einlassen mußte. Kaled gerieth dabei so in Feuer, daß er mit der flachen Klinge so gewaltige Hiebe führte, als ob er den verrätherischen Feigling in Stücke hauen wollte. Als die Araber endlich in dunkler Nacht durch Romanus in die Stadt hineingeführt waren und unter den aus dem Schlafe aufgeschreckten Bewohnern ein furchtbares Blutbad angerichtet hatten, und als die Bezwungenen nach Beendigung des Gemetzels bestürzt fragten, auf welche Art sie überfallen worden wären, „lauderte Kaled, die Niederträchtigkeit des Romanus kund zu thun." Der Verräther rühmte sich aber seiner That, mußte sich jedoch bald vor dem Hasse seiner Mitbürger durch seine Abreise von Bosra sichern, „und Kaled stellte, obgleich er ihn im Herzen verachtete, eine Wache auf, um sein Eigenthum vor Plünderung zu schützen."

Durch solche in die Erzählung geschickt verflochtene Züge vergegenwärtigt uns Washington Irving Kaled's aufbrausendes Wesen, sein Ungestüm und seine Tapferkeit in der Schlacht, seinen militairischen Scharfblick und den Hochsinn, der um der geleisteten Dienste willen auch einen verachteten Feigling nicht gefährden mochte. Die Belagerung von Damaskus, zu welcher Kaled von Bosra nach seiner Vereinigung mit dem Heere Abu Obeida's an der Spitze von vierzigtausend Mann aufbrach, fügt dem Bilde seines Charakters neue Züge hinzu, die stolze Bereitwilligkeit, die Thaten seines Waffenbruders Dirar zu rühmen, die Mannhaftigkeit, mit der er den feindlichen Feldherrn Kalous im Zweikampf aus dem Sattel riß und ihn unter dem Jubelgeschrei der Moslemim in das Lager trug, und die Unermüdlichkeit, die sich an dem Glauben nährt, daß es „unter den Freuden des Paradieses Ruhe genug geben wird." Auch den zweiten Befehlshaber der Stadt, Asrail, einen tapferen Soldaten, forderte er zum Zweikampfe heraus. „Jener erschien schnell, gut bewaffnet und beritten, und mit unerschrockener Miene. Der Kampf war lang und hartnäckig. Die Streiter hielten inne, um Athem zu schöpfen. Kaled konnte sich nicht enthalten, seinen Gegner mit Bewunderung zu betrachten. „„Dein Name"", sagte er, „„ist Asrail?"" (Dies ist der arabische Name für den Engel des Todes.) „„Asrail ist mein Name"", antwortete Jener. „„Bei Allah"", entgegnete Kaled, „„Dein Namensvetter ist nahe und wartet, um Deine Seele in das Feuer von Dschehenna zu tragen!"" Sie begannen den Kampf von neuem. Asrail, der am schnellsten beritten war, bediente sich, als er schwer bedrängt wurde, einer arabischen Kriegslist, ließ seinem Pferde die Zügel schießen und that, als ob er vom Felde fliehe. Als er seinen Gegner eine Strecke weit zurückgelassen und dessen Pferd ermüdet hatte, schwenkte er plötzlich herum und kehrte zum Angriff zurück. Kaled war jedoch durch Kriegslisten nicht zu besiegen. Er warf sich, gerade als sein Gegner zu ihm herangaloppirte, leicht aus dem Sattel, schlug nach den Beinen seines Rosses, warf es zu Boden und nahm den Reiter gefangen. Die Großmuth Kaled's kam seiner Tapferkeit nicht gleich, oder vielmehr, sein Fanatismus überwältigte alle edelmüthigen Gefühle. Er bewunderte Asrail als Soldaten, verabscheute ihn aber als Ungläubigen. Er stellte ihn neben Kalous und forderte Beide auf, dem Christenthume zu entsagen und den Islam anzunehmen. Sie beharrten auf einer festen Weigerung, worauf er ein Zeichen gab und ihre Köpfe abgeschlagen und zur furchtbaren Warnung für die Einwohner über die Mauern der Stadt geworfen wurden."

Als ein starkes griechisches Heer von hunderttausend Mann unter dem Befehle Werdan's (Bardanes) zum Entsatz von Damaskus heranrückte, war Kaled der Meinung, ihm sofort entgegenzurücken und seine einzelnen Abtheilungen auf dem Marsche zu überfallen. Aber Abu Obeida drang mit seinem Vorschlage durch, die Belagerung fortzusetzen und den Marsch des feindlichen Heeres durch eine entgegengesandte Truppen-Abtheilung zu belästigen und aufzuhalten. Kaled erwählte zu diesem Zweck seinen Freund Dirar und rieth ihm zur Vorsicht. „Man erwartet von uns, daß wir für den Glauben kämpfen, aber uns nicht wegwerfen." Dirar sprengte jedoch mitten in das feindliche Heer hinein, schlug sich bis zu Werdan durch, hieb dessen Standartenträger nieder, wurde aber im hitzigen Kampfe verwundet und gefangen. Seine kleine Reiterschaar, von einer zehnfachen Anzahl umzingelt, „würde bald in Stücke gehauen worden sein, wenn nicht Kaled in diesem kritischen Augenblicke mit dem größten Theile seines Heeres auf dem Schlachtfelde angekommen wäre, da ihm ein schneller Reiter Nachricht von dem unglücklichen Ausgange des Kampfes und der Gefangenschaft seines Freundes gebracht hatte. Bei seiner Ankunft hielt er sich nicht mit Unterhandlungen auf, sondern sprengte in die dichtesten Schaaren des Feindes, da er hoffte, dort seinen gefangenen Freund zu finden. Ueberall, wohin er sich wendete, hieb er sich einen Weg, aber Dirar war nicht zu finden. Endlich sagte ihm ein Gefangener, daß Jener unter starker Bedeckung nach Emessa abgeführt worden sei. Kaled sendete augenblicklich Resi Ibn Omira mit hundert Reitern nach, um die Eskorte zu verfolgen. Sie holten dieselbe bald ein, griffen sie wüthend an, erschlugen einen Theil davon und trieben die Uebrigen in die Flucht, während Dirar mit Stricken gebunden auf seinem Streitrosse zurückgelassen wurde. Als Resi und Dirar wieder zu dem moslemitischen Heere stießen, hatte Kaled das ganze Heer Werdan's abtheilungsweise, wie es auf dem Schlachtfeld anlangte, geschlagen. Auf diese Weise wurden hunderttausend Mann von weniger als einem Drittel ihrer Zahl, aber Männern, die von fanatischer Tapferkeit begeistert und von einem geschickten und unerschrockenen Führer geleitet waren, einzeln besiegt."

Doch Kaiser Heraklius rüstete ein zweites Heer von siebzigtausend Mann aus und stellte es ebenfalls unter den Oberbefehl Werdan's.

Die Araber zogen ihm entgegen; Kaled trug dem vorsichtigen Abu Obeida die Leitung des Feldzuges an, der sie jedoch bescheiden ablehnte. Um so größere Vorsicht entwickelte Kaled, als sich die feindlichen Heere bei Aisnadin begegneten. Er zügelte die Kampflust seiner Truppen und gab erst dann den Befehl zum Vorrücken, als sich der Feind durch eine Reihe von vereinzelten Angriffen in der Hitze des Tages ermüdet hatte. Als der Sieg sich auf Seite der Moslemim neigte, ließ Werdan den Gegner zu einer Unterredung auffordern. Aber der Bote, der den Auftrag ausrichtete, warnte Kaled; Werdan werde an dem Orte der Unterredung zehn auserlesene Männer in den Hinterhalt legen. Kaled versprach zu kommen, ließ zum Erstaunen und Verdruß der Araber zum Rückzug blasen und trug im Rathe der Führer die Aufforderung Werdan's vor. Mit Mühe überredete man ihn, seinen Vorsatz, allein die Gefahr zu bestehen, aufzugeben. Dirar schlich sich in der Nacht mit einigen tapferen Genossen an den Ort, wo Werdan die zur Ermordung Kaled's bestimmten Männer versteckt hatte, erschlug sie und hieß die Seinigen die Kleider der Griechen anlegen. Bei der Unterredung Kaled's mit Werdan am folgenden Tage stimmte der Letztere, im Vertrauen auf den Hinterhalt, einen hochmüthigen Ton an, es kam zum Wortwechsel, Kaled forderte den Gegner zum Zweikampfe heraus. „Werdan erhob sich, versäumte aber, da er augenblickliche Hülfe erwartete, sein Schwert zu ziehen; Kaled ergriff ihn an der Kehle, worauf er seine Leute zu Hülfe rief. Die Moslemim stürmten hervor, und Werdan hielt sich, durch ihre griechische Kleidung getäuscht, auf einen Augenblick für sicher. Erst als sie herankamen, entdeckte er seinen Irrthum und schrak entsetzt beim Anblicke Dirar's zurück, der fast nackt und einen Scimitar schwingend herbeieilte, und in dem er denjenigen erblickte, von dessen Hand sein Sohn gefallen war. „„Gnade, Gnade!"" rief er gegen Kaled, da er sich in seiner eigenen Schlinge gefangen sah. „„Es giebt keine Gnade für den, welcher keine Treue kennt"", antwortete Kaled; „„Du bist mit Frieden auf den Lippen, aber mit Mord im Herzen gekommen; Deine Sünde falle auf Dein Haupt.““ Die Worte waren kaum gesprochen, als der schwere Säbel Dirar's sein Amt verrichtete und Werdan's Kopf auf einen Streich abgeschlagen wurde. Die blutige Trophäe ward auf einer Lanzenspitze erhoben und von der kleinen Schaar zu den christlichen Truppen hingetragen, die, von ihrer griechischen Verkleidung getäuscht, dieselbe für den Kopf Kaled's hielten und ein Freudengeschrei erhoben. Ihr Triumph verwandelte sich bald in Beben, als sie den Irrthum erkannten. Kaled ließ ihnen keine Zeit, sich von der Verwirrung zu erholen, sondern gebot seinen Trompetern, zum allgemeinen Angriff zu blasen. Das, was jetzt erfolgte, war eher ein Gemetzel als eine Schlacht zu nennen, das kaiserliche Heer löste sich auf und floh nach allen Richtungen hin, ein Theil nach Cäsarea, Andere nach Damaskus und noch Andere nach Antiochia."

(Schluß folgt.)

Kaukasien.

Das Thal Sweti.

Eine imeretische Sage.*)

Unweit der laubreichen, schattigen Ufer des Kwirili, an der Mündung dieses Flusses, am Fuße des Berges Kazeri, wo sich das alte Kloster desselben Namens erhebt, liegt das schmale, malerische Thal Sweti. Zwei Wege, wovon der eine zum Theil in den Felsen gehauen ist, der andere sich durch üppige Maisfelder zieht, führen von dem Kloster in das Thal, an beiden Seiten von einer lebendigen Hecke prächtiger Akazien, Granat- und Mispelbäume, Weißdorn- und anderer Sträucher besetzt. Am Abhange des Berges erblickt man einige zerstreute Hütten, die durch hundertjährige Nußbäume und hohe, ästreiche Platanen vor den brennenden Strahlen der Sonne geschützt werden.

Sobald man in das Thal hinabsteigt, verändert sich die Aussicht. Gegen Westen ist sie offen, im Osten aber durch eine mit dichtem Tannengehölz überwachsene Bergwand versperrt und im Norden und Süden von einer hohen Kette senkrechter Felsen begränzt, in welchen sich zahlreiche unterirdische Höhlen befinden, die einst den unglücklichen Bewohnern dieser Gegend als Zufluchtsort vor den Einfällen der osetischen und swanetischen Bergvölker dienten. Die Hand der Zeit hat die Pfade zerstört, welche zu diesen Grotten führten, und schon seit Jahrhunderten bauen dort nur die Adler ihre Nester.

Etwas entfernter, am Saume eines steinigen Baches, dessen schäumende Gewässer, von Brombeersträuchern beschattet, in mannigfachen Windungen dahinbrausen, erweitert sich plötzlich das Thal, und ein gigantischer Felsen erhebt sich aus seiner Mitte, dessen Gipfel in einer schmalen Plattform endet, auf welcher man die Mauern eines viereckigen Thurmes bemerkt. Der Epheu, dieser unzertrennliche Begleiter aller Ruinen Imeretiens, umrankt den Thurm mit seinen grünen und geschmeidigen Zweigen.

Einige Schritte von dem Felsen, am linken Ufer des Baches, fällt das Auge auf eine kleine, der Mutter Gottes geweihte Kapelle. Die von Moos bedeckten äußeren Mauern dieser kleinen Kirche bezeugen, wie viele Jahre seit ihrer Erbauung verflossen sind. Ringsum liegen verfallene Grabsteine, halb verborgen durch das hohe, dichte Gras und von Mohn, dem Sinnbilde des Schlafs, überwuchert. An den Friedhof schließt sich das kleine Häuschen des Geistlichen, welcher den Dienst bei dieser Kapelle verrichtet. Einige Feigenbäume, die aus den Felsenritzen hervorwachsen, einige mit Früchten beladene Apfelbäume, und fünf oder sechs mächtige Weinstöcke werfen ihren Schatten auf die Klause des frommen Einsiedlers und bilden seinen Garten.

Es war im Juli-Monat, als ich das Thal Sweti besuchte. Der Geistliche nahm mich äußerst freundlich auf und bat mich, unter seinem Dache auszuruhen. Der ehrwürdige Greis setzte mir Früchte aus seinem kleinen Garten, einen Pfannkuchen aus Hirsenmehl und einen vollen Krug imeretischen Weines vor, und seine herzliche Gastfreiheit würzte das bescheidene Mahl. Als wir den ersten Hunger gestillt, forderte ich meinen Wirth auf, mir von dem Thale Sweti und seiner alten Burg zu erzählen, und es ist diese auf örtlichen Traditionen gegründete Erzählung, die ich hier wiedergebe.

Vor langen Jahren regierte in Imeretien der Zar David III.; er war in beständige Kriege gegen die Türken verwickelt, und als Erholung von den Beschwerden seiner Feldzüge liebte er es, sein kleines Reich in Begleitung eines zahlreichen Gefolges von Fürsten und Edlen zu bereisen. Seine Vasallen besuchend, ließ David stets den Tag seiner Ankunft durch Eilboten anzeigen, welche die Absicht des Monarchen mit folgenden Worten verkündeten: „Sei glücklich und voller Freude; der Zar und Sohn der Zaren wird Dein Gast sein." Der über diese Nachricht erfreute Häuptling ließ dann ein schwelgerisches Fest anordnen, um den hohen Gast nach Gebühr zu empfangen, lud die benachbarten Edelleute ein, und auch die Sänger und Musiker wurden nicht vergessen.

Das Thal Sweti war nicht immer so einsam wie heute. Zur Zeit David's gehörte es einem der ersten Geschlechter Imeretiens; der Besitzer hieß Fürst Johann Muraschidse. Seine Wohnung lag unweit des mächtigen Felsens, den wir oben beschrieben haben, und auf dessen Gipfel, von einer doppelten Ringmauer umgeben, sich ein hoher, zackiger Thurm erhob. Der Fels war auch damals eben so unzugänglich wie jetzt, und Niemand wußte, wer diese Wolkenburg erbaut hatte, die man für die Behausung böser Geister hielt. Denn obwohl der Thurm unbewohnt schien, geschah es doch bisweilen, daß ein Hirt, der sich auf den nahen Bergen verspätet, voller Angst nachhause kehrte und erzählte, er habe an den Fenstern des Thurmes eine helle Beleuchtung wahrgenommen. Zu anderen Zeiten erscholl aus dem Innern der Burg ein durchdringendes Geschrei, welches mit dämonischem Gelächter abwechselte. Diese Erscheinungen verbreiteten Schrecken unter die ganze Bevölkerung des Thales.

In einer dunklen und stürmischen Nacht sah man plötzlich wieder ein glänzendes Licht an den Fenstern des Thurmes, und in seinen Gemächern glimmerten Schatten von unbestimmter Form; man hörte bald Gesang, bald Geheul und Gelächter. Die geängstigten Thalbewohner eilten nach Kazeri und flehten die Klosterbrüder an, die bösen Geister zu beschwören. Mit Heiligenbildern und Reliquien stiegen die Mönche in das Thal hinab. Nach langem Gebet und mannigfaltigen Ceremonien begann das Licht in den Fenstern des Thurmes allmälig zu erlöschen, und als der Tag anbrach, war Alles wieder ruhig geworden. Um den Dämonen endlich das Handwerk zu legen und zugleich seine Neugier in Betreff des wunderbaren Schlosses zu befriedigen, entschloß sich jetzt Fürst Muraschidse, eine Wendeltreppe anzulegen, die zum Gipfel des Felsens führen sollte. Die Arbeiten waren schon bis zur Hälfte des Weges vorgerückt, als der Zar David, welcher gleichfalls diesen merkwürdigen Ort mit seinem Zauberschloß zu sehen wünschte, dem Fürsten Muraschidse ankündigte, daß er ihn in Sweti besuchen werde. Der ganze Adel der Umgegend wurde zu dem bei dieser Gelegenheit von dem Besitzer Sweti's gegebenen Feste eingeladen, und auch die tapferen Fürsten von Setschker mit ihren weit und breit durch ihre Schönheit berühmten Frauen und Töchtern fanden sich zu dem Schmause ein.

Es wurden für die herbeiströmenden Gäste zwei lange Reihen Hütten aus grünen Zweigen errichtet, in deren Mitte ein großes, mit blauem und rothem Seidenzeug bedecktes Zelt stand, von welchem das königliche Banner wehte. Zwei Bäume, deren Aeste mit Lorbeeren und Blumen geschmückt waren, bildeten einen Triumphbogen an der zum Einzug des Monarchen bestimmten Thür.

Vor Allen erfreute die Kunde von der Annäherung David's die schöne Salome, die Tochter des Fürsten Muraschidse; unter den jungen Fürsten und Rönauren, welche den Zaren begleiteten, befand sich auch Einer, den sie liebte und der ihre Liebe erwiederte.

Der ersehnte Tag brach an. David, im Kreise seines Hofgesindes und einer Eskorte von zweihundert reichbewaffneten Reitern, zog in Sweti ein und wurde von dem Wirth und seinen anderen Vasallen mit Jubel empfangen. Nach dem Mittagsmahl begannen die F

*) Nach dem Kawkasb.

denen ein Wettrennen zwischen den Reitern des Zaren und den Edelleuten der Umgegend von Sweti folgte.

Das Fest war zu Ende, und der Zar begab sich mit seinen Hofleuten zum Felsen, um die Treppe in Augenschein zu nehmen, mittelst der man bald in die Burg hineinzudringen hoffte. Die Einen meinten, daß sich dort ungeheure Schätze finden würden, Andere, daß es der Aufenthalt einer Zauberin oder eines bösen Geistes sein müsse. Eine unüberwindliche Neugier erfaßte den Zaren, sich von der Wahrheit dieser Muthmaßungen zu überzeugen. Er rief den Fürsten Muraschidse zu sich und entfernte sich mit ihm aus dem Haufen, der sich um den Felsen drängte. Nach einigen Minuten kehrten sie zurück, und auf ein gegebenes Zeichen trat unter der Menge eine tiefe Stille ein. „Ich verspreche", sagte David zu den Umstehenden, „den zweiten Platz in meinem Reiche dem tapferen Manne, der zuerst auf der Zinne des Schlosses Sweti stehen wird; mein treuer Unterthan aber, Fürst Muraschidse, wird ihm in Anerkennung seines Muthes und des mir geleisteten Dienstes die Hand seiner einzigen Tochter geben." Ein lautes Beifallsgeschrei antwortete auf die Worte des Monarchen: dem Wagestück entsprach der Lohn.

Bleich und mit thränenden Augen saß die zitternde Salome auf dem Balkon des väterlichen Hauses; sie glich einem unschuldigen Opfer, von grausamen Priestern einer unbekannten Gottheit geweiht. Das arme Mädchen war in traurige Gedanken versunken, als der, den sie so feurig liebte, mit strahlendem Antlitz vor sie trat.

Es war ein junger Edelmann aus Ratscha, der stattlichste und schönste im ganzen Lande. „Meine Seele, mein Leben!" sagte er, „bisher hatte Dein Vater kein Erbarmen mit unserer Liebe; er lachte über meine Seufzer und Deine Thränen; aber das Schicksal ist mir endlich zu Hülfe gekommen und hat mir eine unerwartete Gelegenheit geboten, entweder Deine Hand zu gewinnen oder für Dich zu sterben. Du sollst dem Tapfersten gehören, und dieser Tapferste werde ich sein!" ..... Die Prinzessin erhob ihre großen schwarzen Augen zu dem Geliebten; sie wollte sprechen, fand aber keine Worte; sie drückte ihm jedoch die Hand, und der Glückliche eilte zur Treppe, wo sich schon viele Nebenbuhler versammelt hatten.

Sie erreichten alle ohne Mühe die letzte Stufe der Treppe; als ihnen aber nur noch übrig blieb, die scharfe Felsenspitze zu erfassen, um sich auf den Gipfel zu schwingen, sank ihnen plötzlich der Muth vor dem Anblick des furchtbaren Abgrundes, der sich unter ihren Füßen öffnete. Als der Zar die tapfersten Männer seines Hofes zwischen der Scham, von ihrem Unternehmen abzustehen, und der Aussicht eines fast gewissen Todes schwanken sah, bereute er zu spät seine allzu große Neugier. Die lärmende Volksmenge verstummte, und es herrschte ein tiefes Schweigen. Zugleich bedeckte sich der Himmel mit Wolken und die Sonne verbarg sich hinter den schwarzen Vorhang eines drohenden Gewitters, den eine unsichtbare Hand von Westen nach Osten zu ziehen schien.

Die kühnen Abenteurer drückten sich wie versteinert an den Rand des Felsens. Nur drei von ihnen fuhren fort, die steile Wand zu erklimmen; voran der unerschrockene Liebling Salome's. Schon war das Ziel erreicht; da erhebt sich aus der Mitte der ängstlich harrenden Zuschauer ein durchdringendes Geschrei. Im Augenblick, als der junge Asnaur im Triumph auf den Gipfel des Felsens sprang, öffneten sich die schweren Gewitterwolken; ein leuchtender Blitz durchzuckte den Himmel, der Donner rollte, der Sturmwind brüllte um den Felsen und schleuderte den unglücklichen Sieger mit seinen beiden Gefährten in den Abgrund. Ein Ausruf der Verzweiflung und des Todes, der sich mit dem Rauschen des Windes vermischte, war der letzte Abschied der beklagenswerthen Asnauren. Der Horizont bedeckte sich mit tiefer Nacht; der Orkan brauste mit vermehrter Wuth. Das von Schrecken ergriffene Volk suchte eine Zuflucht im Dorfe. Das Thal, das noch vor wenigen Stunden von den freudeverkündenden Stimmen der Sänger, den Tönen der Musik und dem Jauchzen der Menge wiederhallte, war in eine Einöde verwandelt.

Kurze Zeit darauf fand man am Ufer des Baches die Leichen der Opfer dieses unseligen Tages, und um ihr Andenken zu erhalten, wurde an derselben Stelle eine Kapelle gebaut. Auf Bitten Salome's begrub man den Körper ihres unglücklichen Geliebten in einer der zahlreichen Höhlen des Thales. Jeden Morgen besuchte die Jungfrau das theure Grab, benetzte es mit ihren Thränen und verbrachte, von trostlosem Gram verzehrt, den ganzen Tag in der düsteren Höhle. An einem stürmischen Herbsttage kam sie lange nicht nachhause; die Aeltern machten sich auf, ihre unglückliche Tochter zu suchen, und fanden sie leblos, das Haupt auf den Grabstein gelehnt. Man trug sie nicht aus der Höhle, sondern verrichtete dort den Todtendienst, legte sie in dasselbe Grab mit dem Geliebten und bedeckte Beide mit Einem Stein.

Ich ließ mich von dem alten Geistlichen zu diesem poetischen Grabe führen. Der Eingang in die schmale Höhle ist von Feigenbäumen umgeben, die kaum das Tageslicht hindurchlassen. Der Grabstein hat sich tief in die Erde gesenkt, aber man sieht noch deutlich auf ihm die Abbildung zweier von einem Kreuze getrennten Herzen und zweier vereinigten Hände.

Mannigfaltiges.

— Die Handschriften-Sammlung der Bodleyanischen Bibliothek. Die Bodleyan Library auf der Universität Oxford ist bekanntlich eine der reichhaltigsten Büchersammlungen nicht nur in England, sondern in ganz Europa. Sie verdankt ihre Entstehung dem Sir Thomas Bodley, Gesandten der Königin Elisabeth in Holland und Dänemark, der sein ganzes Vermögen auf den Ankauf von seltenen Werken verwendete, die er der Universität schenkte und über die er selbst bis zu seinem Tode die Aufsicht führte, worauf er noch ansehnliche Legate zur Besoldung der Bibliothekare aussetzte. Nach Edwards' „Statistical View of the Principal Libraries of Europe and America" enthält die Bodleyanische Bibliothek 218,300 Druckwerke, wozu noch eine ungemein werthvolle, ja, einzige Sammlung von Manuskripten kömmt, der die Anstalt den größten Theil ihres Rufes verdankt. Die Veröffentlichung eines Kataloges derselben ist daher als ein der Wissenschaft geleisteter Dienst zu betrachten und wird dem Herausgeber, Herrn Coxe, den Dank der gelehrten Welt sichern. In dem bis jetzt erschienenen ersten Bande des Katalogs*) findet man: 1) die Beschreibung der Manuskripte, 244 an der Zahl, welche der Anstalt im Jahre 1629 von William Herbert, Grafen von Pembroke, geschenkt wurden, der sie dem berühmten Venetianer J. Barroccius abgekauft hatte; 2) Nachrichten über 29 von Oliver Cromwell geschenkte Manuskripte, gleichfalls aus der Bibliothek des Barroccius; 3) über 29 früher dem Sir Thomas Roe gehörige Manuskripte; 4) über 93 Manuskripte, die der Anstalt von dem unglücklichen Laud, Erzbischof von Canterbury, verehrt wurden; 5) über 54 Handschriften aus der Bibliothek des gelehrten Alterthumsforschers Selden; 6) über 290 aus verschiedenen Quellen herrührende Manuskripte; 7) über die hinterlassenen Papiere Isaac Casaubon's; 8) über die des Johann Ernst Grabe; 9) über die des Gerard Langbaine; 10) über die des Jacques von Saint-Amand, und endlich eine Notiz über zwei von John Fell, Bischof von Oxford, der Universität geschenkte Manuskripte. Der Katalog beschränkt sich übrigens nicht, wie die meisten Werke dieser Art, auf eine bloße Nomenklatur; der gelehrte Herausgeber hat vielmehr auch den Inhalt der Manuskripte spezifizirt, die bereits durch den Druck bekannten namhaft gemacht und, wo mehrere Abschriften existiren, die Varianten der verschiedenen Texte sorgfältig angeführt. Außer den griechischen Manuskripten, deren Beschreibung die größere Hälfte dieses ersten Bandes einnimmt, giebt es, namentlich unter dem Nachlaß Casaubon's, Grabe's, Langbaine's und St. Amand's, eine bedeutende Anzahl wichtiger, auf die Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts bezüglicher Dokumente, von denen wir nur dreizehn Original-Briefe Heinrich's IV. von Frankreich an Sir John Norreys, Befehlshaber der englischen Hülfstruppen, aus den Jahren 1592—1594, zwei Schreiben Wilhelm's von Nassau, Prinzen von Oranien, vom Juni und August 1571, und ein Schreiben des spanischen Gesandten in London an Maria Stuart vom 23. November 1570 erwähnen. Leider ist die fleißige Arbeit des Herrn Coxe durch eine Menge typographischer Irrthümer entstellt, die der Korrektheit der Oxforder Universitäts-Druckerei wenig Ehre machen.

— Neue Biographie Maria Stuart's. Miß Strickland, die bekannte Verfasserin der „Lives of the Queens of England", ist jetzt mit einem ähnlichen Werke über die Königinnen von Schottland beschäftigt,**) unter welchen natürlich Maria Stuart das meiste Interesse einflößt und auch am ausführlichsten behandelt wird. Durch emsige Nachforschungen in dem State Paper Office und in den Archiven vieler Privat-Familien, die ihr mit großer Liberalität geöffnet wurden, ist es der für ihr Thema begeisterten Schriftstellerin gelungen, eine Masse neuer Urkunden, Briefe und anderen Materials aufzufinden, die ein ganz unerwartetes Licht über die Geschichte jener unglücklichen Fürstin verbreiten und sie größtentheils, wenn nicht vollständig, von den im Laufe dreier Jahrhunderte gegen sie erhobenen Anklagen reinigen sollen. Wie Miß Strickland sich ausdrückt, wird Maria Stuart endlich „im majestätischen Glanz der Wahrheit und Unschuld vor die Welt treten." Es sind bisher von dieser Biographie zwei Bände erschienen; ein dritter wird im Laufe des Sommers und der vierte künftiges Frühjahr nachfolgen.

---

*) Catalogi codicum manuscriptorum bibliothecae Bodleianae pars prima, recensionem codicum graecorum continens; confecit Henricus O. Coxe, A. M. hypobibliothecarius. Oxonii, e typographeo academico, 1853.

**) Lives of the Queens of Scotland, and of English Princesses connected with the Royal Succession of Great Britain.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 1 Thlr. 10 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 23, und beim Spediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 65. Berlin, Donnerstag den 1. Juni 1854.

Türkei.

Die Lage der Christen in der Türkei und das russische Protektorat.

Obigen Titel trägt eine kürzlich in Berlin, im Verlage von Ludwig Rauh, erschienene Schrift, die sich zugleich als „Ergebnisse persönlicher Erfahrungen während eines mehrjährigen Aufenthalts im Orient" ankündigt. Der Verfasser, der sich als „Christophilos Alethos" bezeichnet, hat jedenfalls nicht blos zu seinem Vergnügen im Orient (in der Levante und in Palästina) sich aufgehalten, sondern wahrscheinlich dort eine Mission in höherem Auftrage erfüllt, da er sowohl mit den diplomatischen, als mit den kirchlichen Verhältnissen des Landes vertrauter ist, als gewöhnliche Reisende es zu sein pflegen. Seine Schrift wird daher auch allen Partei-Standpunkten, den Russo- und den Turkophilen, wie den Freunden des Occidents, zur Orientirung und Belehrung dienen können. Man ist bei jedem Streit im Vortheil, wenn man den Boden, auf welchem man ficht, recht genau kennt; daß dies aber bei Zeitungsschreibern und selbst bei berühmten Parlamentsrednern und Staatsrechtslehrern, auf der einen wie auf der anderen Seite, nicht immer der Fall sei, hat uns der gegenwärtige Streit um die Suprematie in der Türkei mehr als genügend bewiesen.

Die vorliegende Schrift ist augenscheinlich weder in russischem, noch in türkischem, noch in englisch-französischem Interesse geschrieben. Sie behandelt wirklich und ausschließlich das, was ihr Titel besagt, und wenn sie Etwas zu erreichen strebt, so ist es ein rein humanes Ziel, ohne alle Hintergedanken und Neben-Absichten. Allerdings verlangt der Verfasser, daß Deutschland, und namentlich auch Preußen, in diesem orientalischen Streite nicht parteilos bleibe, nicht schwanke zwischen einem Extrem und dem anderen, sondern einen festen Standpunkt einnehme und unverrückt sein Ziel im Auge behalte, doch die Stütze für diesen Standpunkt sucht er weder in St. Petersburg, noch in London oder in Paris, sondern in dem allgemeinen, religiösen und menschlichen Interesse, das die seit Jahrhunderten (freilich nicht erst seit der Herrschaft der Türken) verwahrlosten europäischen und asiatischen Provinzen, welche die Wiege aller Kultur und aller Religionen sind, jedem Menschenfreunde einflößen müssen.

Sieben Kapitel in Briefform behandeln folgende Fragen: 1) die orientalische Kirche und die politische Situation; 2) das türkische Gouvernement und die Raja; 3) ist die orientalische Kirche im türkischen Reich einer Emancipation fähig? 4) die Protectionsrechte der christlichen Großmächte; 5) die Reformen des türkischen Staatsregiments; 6) das von Rußland beanspruchte Protektorat über die griechische Raja mit seinen Folgen, und 7) endlich die Emancipation der Raja unter dem solidarischen Schutze der Großmächte. Die Verwirklichung dieser letzten Thesis ist es, die der Verfasser erstrebt, der in den vorhergehenden Kapiteln nachweist, daß historisch eben so wie rechtlich den christlichen Mächten, mit Einschluß von Rußland, bisher keinerlei Befugniß zugestanden habe, die Protection ihrer Glaubensgenossen in der Türkei für sich zu beanspruchen. Eben so war die Gesetzgebung der beiden reformirenden Sultane Mahmud und Abdul Medschid, so wohlgemeint auch der Hattischerif von Gülhané war, unvermögend, den Rajas wirkliche Rechtswohlthaten zu erweisen. „Zum Theil lag dies allerdings an der Abgeneigtheit vieler Mitglieder des Divans, den Weg der Reformen zu beschreiten, weil sie aus denselben eine zunehmende Schwächung der türkischen und eine zunehmende Stärkung der christlichen Racen zu erkennen glaubten. Zum Theil aber lag es an den geheimen Intriguen, welche zwei konservative Mächte gegen die Durchführung von Rechten spannen, die doch einen starken Beischmack von liberalem Constitutionalismus an sich trugen, wobei indessen jene beiden Mächte sich niemals so entschieden aussprachen, daß sie nicht erforderlichenfalles, wenn es gegolten hätte, dem türkischen Regimente unter einem vor den Augen Europa's triftigen Vorwande den Todesstoß zu geben, auch als Rächer der verletzten und vor den versammelten Gesandten Europa's beschworenen Reichsconstitution hätten auftreten können."

Zwar läßt der Verfasser dem Charakter der Türken alle Gerechtigkeit widerfahren; so tief auch die oberen Schichten der Gesellschaft in die Laster der Bestechlichkeit, Ueppigkeit und Faulheit versunken sind, so vermag diese Gesellschaft sich doch noch immer aus einem Volke zu regeneriren, dem große Genügsamkeit, freiwillige und hingebende Anhänglichkeit an seine Obrigkeit, Arbeitsamkeit in allen dem Nationalgeiste nicht fremden Richtungen in hohem Grade eigenthümlich sind. „Ueberdies wohnt diesem Volke von Natur ein gewisses savoir régner ein, über welches jeder aufmerksame Beobachter erstaunen muß. Wie keine Dynastie in der Weltgeschichte zehn Herrscher hinter einander — von Kara-Osman bis auf Suleiman den Prächtigen — die durch Herrscherkraft und Kriegsthaten wahre Auguste, Mehrer des Reichs, gewesen, aufzuweisen vermag, so mag auch keine Staatsverwaltung, wie die türkische, in irgend einem anderen Reiche aufzuweisen sein, in welcher die wichtigsten und schwierigsten Aemter fortdauernd mit Menschen aus der niedrigsten Bildungsstufe und ohne alle andere Befähigung, als die, welche die Natur ihnen gegeben, besetzt sind und durchschnittlich nicht ohne Geschicklichkeit verwaltet werden."*) Aber diese Charakter-Vorzüge, durch welche sich der Türke namentlich vor dem intriganten oder knechtisch gesinnten Gräko-Slaven auszeichnet, haben ihn doch nichts weniger als human und tolerant gegen seine christlichen Landsleute gemacht. Ein Seitenstück zu den alles menschliche Gefühl verletzenden und alle Menschenwürde herabsetzenden, staatlichen und gesellschaftlichen Mißhandlungen der Rajas in der Türkei bilden, wie der Verfasser sagt, höchstens die Verfolgungen der Evangelischen in einigen Staaten Italiens und die rohen Bedrückungen der Juden in Rußland und in Polen. Doch waltet dabei der Unterschied ob, daß in diesen Ländern eine schwache Minorität von der großen Majorität tyrannisirt wird, während in der europäischen Türkei die Majorität der Einwohner es sich gefallen lassen muß, sich durch eine numerisch schwache Minorität von allen Ehrenrechten, wie von den materiellen Vortheilen und Begünstigungen des Gutsbesitzers und Bürgers, ausgeschlossen zu sehen. „Gleichwohl", fügt der Verfasser hinzu, „sind manche unter den vom russischen Kabinet gegen die türkische Regierung wegen Bedrückung der griechischen Raja erhobenen Anklagen durchaus unbegründet. Der Stellenhandel mit der Patriarchats-Würde und den Bischofssitzen ist keineswegs erst durch die Schuld der türkischen Regierung entstanden, sondern datirt aus byzantinischer Zeit; die in Bosnien vom Islam gepreßten Proselyten sind lange nicht so zahlreich, wie die in Polen oder den Ostsee-Provinzen von der russischen Kirche gepreßten. Ueber die von der türkischen Regierung für die slavische Bevölkerung erlassenen Verbote, ihre Kirchenbücher aus Rußland zu beziehen, sollten sich am wenigsten Diejenigen beschweren, die nicht blos in ihrem eigenen Lande jede Verbreitung fremder Bibel-Uebersetzungen mit Exil bestraft haben, sondern in die früher von Rußland nach der Türkei gesandten Gebetbücher Gebete, voll von Flüchen für den Sultan und von Lobpreisungen für den Zaren, hineinsetzten!"

Unrecht thut man inzwischen der russischen Politik, wenn man ihr zunächst oder gar ausschließlich die jetzige Erregung der gräko-slavischen Bevölkerungen in der Türkei und im eigentlichen Griechenland beimißt. Jene unerträglichen Bedrückungen der Paschas, die weder der Hattischeriff von Gülhané und das Tanzimat, noch das wohlwollende Streben des regierenden Sultans zu mildern vermochte, haben, ganz unabhängig von den Einflüssen Rußlands, den Gedanken erweckt und begünstigt, daß die orientalische Kirche in dem Jahre des vierhundertjährigen Jubiläums ihres Märtyrerthums die Erlösung von demselben erleben werde. Hören wir, was der Verfasser, der sich im vorigen Jahre, bei dem unerwarteten, herrischen Auftreten Menschikov's, in Konstantinopel befunden, darüber berichtet:

„Das verwichene Jahr hat zwar, selbst als sich die Heere des Zaren bereits des Pfandes für die Freiheit der „„griechisch-russischen"" Kirche bemächtigt hatten, keine bewaffnete Erhebung der Millionen gesehen, die in der europäischen Türkei dem orthodoxen Glauben huldigen. Die Ergebenheits-Adressen, welche die Patriarchen der griechi-

*) Unter den jetzigen Reichs-Großwürdenträgern ist Chosrew Pascha, der fünf- oder sechsmal Sadrejám (Großwesir) gewesen, von Geburt ein Sklave. Mohamed Ali Pascha, Schwager des regierenden Sultans und früher Großwesir, war ursprünglich Aufwärter in einem Kaffeehause; Riza Pascha, Kriegsminister, ehemals Großwesir, dann General-Capitain der Garden, war zuerst Tabackshändler.

schen und der armenischen Kirche, zum Dank für die Zusicherungen der Pforte vom 6. Juni, an den Sultan richteten, schienen sogar Europa beweisen zu sollen, daß die Kirche, welche der Zar befreien zu müssen vorgab, keine Befreiung wolle und keines Schutzes, außer dem des Chalifen, bedürfe. Aber wo noch nicht die vierhundertjährige Gewohnheit des knechtischen Gehorsams jedes Interesse für geistige Güter und nationale Selbständigkeit ertödtet hatte oder das Schwert der Gewalthaber nicht allzu gefährlich drohte, offenbarte sich doch die geheime, heilige Sehnsucht des orientalischen Christen, des Pariazeichens, das ihm der Muhammedanismus angeheftet hat, wieder entledigt zu werden und das Kreuz, das in der ganzen Welt triumphirt, endlich auch in den Stammlanden des Christenthums triumphiren zu sehen. Aus den Donau-Fürstenthümern, aus Serbien, aus Montenegro äußerten sich allerdings sehr wenige Sympathieen für den Kreuzzug, den die russischen Priester im Auftrag des russischen Hofes predigten und predigen. Aber den Wlachen und Serben ist das Gut der freien Religions-Uebung seit den Traktaten von Kainardji, Jassy und Bukarest verbürgt und gehalten worden, und Montenegro, so lange es streitbare Wladikas an seiner Spitze hatte, desselben niemals beraubt, hatte sich dieses Gut unter Oesterreichs von Rußland angeregter und unterstützter Vermittelung mit dem Beginn des Jahres 1853 aufs neue versichert. Ganz anders in der Bulgarei, in Rumelien, in Albanien. Unter den Augen des Padischah empfing am 28. Februar die griechische Bevölkerung Konstantinopels den russischen Fabricius mit den unzweideutigsten Acclamationen. Erschien Menschikov auf der Straße, so entblößten die Griechen in den Quartieren von Pera, Galata, St. Dmitri vor ihm das Haupt, auf dem sonst das Fez stets unbeweglich ruht; die Straße von Pera wurde vor dem russischen Gesandtschaftshotel von andringenden Volksmassen, die den Sotir, den Befreier, sehen wollten, nie leer, und verließ der Fürst das Palais, so begrüßte ihn die griechische Bevölkerung mit dem Gesange, der sonst bei der Entzündung des „heiligen Feuers" in der Osternacht angestimmt zu werden pflegt:

Δόξα σοι ὁ Θεός	Gott sei Dank und Lob gebracht,
Ὅτου λάμπει τὸ φῶς!	Daß sein Licht uns wieder tagt!

„Sie werden einwenden, das seien Demonstrationen, für welche das zur rechten Stunde nie sparsam ausgestreute moskowitische Gold den mächtigsten Hebel abgegeben haben werde. Aber meinen Sie, daß allein der Ural und nicht Australien und Kalifornien Schätze nach dem „goldenen" Horn gesendet haben? Warum konnten denn solche Demonstrationen nicht für Lord Redcliffe oder Mr. La Cour zu Stande gebracht werden? Allerdings ließ sich damals in Konstantinopel und außer Konstantinopel manch kaltblütigerer Anbeter der Panagia*) finden, der, von dem elektrischen Schlage, welcher durch den ganzen Körper der Raja zuckte, wenig berührt, den ganzen Streit zwischen dem Padischah und dem Autokrator für *βασιλικὰ πραγμάτα*, Staats-Angelegenheiten, erklärte, — Staats-Angelegenheiten, die das christliche Volk und die christliche Kirche nichts angingen. In der gewaltigsten Aufregung befand sich die griechische Geistlichkeit, beflissen, mit der weltmännischen Schlauheit, die ihr in besonderem Grade eigen ist, die Lage der Dinge zu ihrem Vortheile zu benutzen. Und auch ihr Eifer, das muß zugegeben werden, zeigte sich bedeutend abgekühlt, als sie inne wurde, von einer unmittelbaren Wieder-Erhöhung des Kreuzes auf Aja Sofia sei noch nicht die Rede, und der Kaiser „„habe noch nicht die Stadt verlangt"".**)

(Fortsetzung folgt.)

Arabien.

Die Heldenzeit des Islam.

(Schluß.)

Nach diesem großen Siege nahmen die Araber die Belagerung von Damaskus wieder auf, deren wunderbare Wechselfälle, nach Voltaire's Ausspruch, Stoff zu einer zweiten Iliade geben würden. Washington Irving hat sie mit der anziehendsten Lebendigkeit geschildert. Da Kaled durch den hartnäckigen Widerstand so erbittert war, daß er von Capitulation nichts hören wollte, wandten sich die bedrängten Einwohner an den milden Abu Obeida, der mit ihnen die Bedingungen der Uebergabe feststellte. Während hier ein Vergleich getroffen wurde, hatte sich Kaled durch Verrath des östlichen Thores der Stadt bemächtigt. „Seine Legionen strömten unter Trompetenschall und Rossewiehern durch das Thor hinein, ließen Alles über die Klinge springen und überschwemmten die Straßen mit Blut. „„Gnade, Gnade!"" riefen die Einwohner. „„Keine Gnade für Ungläubige!"" war Kaled's zornige Antwort. Er setzte sein Gemetzel bis auf den großen Platz vor der Kirche der heiligen Jungfrau fort; hier aber erblickte er zu seinem Erstaunen Abu Obeida und dessen Begleiter, die mit den Säbeln in der Scheide in feierlicher Prozession mit Priestern und Mönchen und den vornehmsten Einwohnern heranmarschirten und von Weibern und Kindern begleitet waren. Abu Obeida sah Wuth und Erstaunen in Kaled's Blicken und beeilte sich, ihn durch milde Worte zu beschwichtigen. „„Allah"", sagte er, „„hat in seiner Gnade diese Stadt durch friedliche Uebergabe in meine Hände gegeben und uns Blutvergießen und die Nothwendigkeit längeren Kämpfens erspart."" „„Nicht so!"" rief Kaled ergrimmt, „„ich habe sie mit diesem Schwerte gewonnen und gewähre keine Gnade."" „„Aber ich habe den Einwohnern ein von meiner Hand geschriebenes Versprechen gegeben."" „„Und welches Recht hattest Du, eine Capitulation zu bewilligen, ohne mich zu Rathe zu ziehen? Bin ich nicht der General? Ja, bei Allah! und um es zu beweisen, werde ich alle Einwohner mit dem Schwerte vertilgen."" Abu Obeida fühlte, daß er, was die militairische Pflicht betraf, geirrt hatte; aber er suchte Kaled zu besänftigen, indem er ihm versicherte, daß er Alles in der besten Absicht gethan habe und seiner Billigung sicher gewesen sei, und bat ihn, das Versprechen, welches er im Namen Gottes und des Propheten und mit Zustimmung aller bei der Unterhandlung gegenwärtigen Moslemim gegeben habe, zu achten. Abu Obeida wurde von mehreren moslemitischen Offizieren unterstützt, die sich bemühten, Kaled zur Einwilligung in die Capitulation zu überreden. Während er noch zauderte, nahmen seine Truppen, des Zögerns müde, das Werk der Plünderung und des Blutvergießens von neuem vor. Jetzt war die Geduld des guten Abu Obeida zu Ende. „„Bei Allah!"" rief er, „„mein Wort wird als Nichts behandelt und mein Versprechen mit Füßen getreten!"" Er sprengte unter die Plünderer und gebot ihnen im Namen des Propheten, einzuhalten, bis er und Kaled Zeit gehabt haben würden, ihren Streit auszumachen. Der Name des Propheten hatte seine Wirkung; die Soldaten hielten in ihrer blutigen Laufbahn inne, und die beiden Generale zogen sich mit ihren Offizieren in die Kirche der heiligen Jungfrau zurück. Hier wurde nach einem heftigen Zank Kaled, der für alle Ansprüche der Gerechtigkeit und Gnade unempfänglich war, dazu bewogen, auf die Stimme der Politik zu hören. Es wurde ihm vorgestellt, daß er ein Land mit Krieg überziehe, wo noch viele Städte zu nehmen seien, daß es wichtig wäre, die Capitulationen seiner Generale zu respektiren, selbst wenn sie nicht ganz nach seinem Sinne seien, da sonst das Wort der Moslemim aufhören würde, Glauben zu finden, und andere Städte das Schicksal von Damaskus zur Warnung nehmen und, statt sich auf günstige Bedingungen zu ergeben, gegen alle Anerbietungen der Gnade taub sein und bis aufs äußerste kämpfen würden. Mit der äußersten Schwierigkeit entrang Abu Obeida der eisernen Seele Kaled's eine langsame Zustimmung zu seiner Capitulation, unter der Bedingung, daß die ganze Sache dem Chalifen anheimgestellt werden solle. Er zauderte und murrte bei jedem Artikel."

Als die Nachricht von der Einnahme dieser festen Stadt nach Medina kam, war Abubekr nicht mehr am Leben. Sein Nachfolger, der strenge Omar, war Kaled nicht geneigt; er hielt ihn seines Ungestüms und seiner unbändigen Kampflust wegen nicht für geeignet zum Oberbefehl und hatte diesen dem vorsichtigen Abu Obeida, von dessen politischem Sinne er größere Erfolge erwartete, wieder übertragen, noch ehe die Kunde von den letzten Waffenthaten Kaled's zu seinen Ohren gedrungen war. Abu Obeida erkannte Kaled's überlegenes Feldherrntalent dagegen so sehr an, daß er durch das Schreiben des Chalifen in große Verlegenheit versetzt wurde, und beschloß, dasselbe geheim zu halten, in der Hoffnung, daß Omar durch die Kunde von der Eroberung von Damaskus zu Gunsten Kaled's umgestimmt werden würde. Durch die Unterdrückung dieses Briefes blieb auch Abubekr's Tod dem Heere noch unbekannt, und Kaled erstattete als Oberbefehlshaber an diesen seinen zweiten Bericht über den glänzenden Sieg, die er über die mit ihren Schätzen auswandernden Bewohner von Damaskus nach Ablauf der ihnen bewilligten Frist davongetragen hatte. Doch Omar hatte beschlossen, den unbesiegbaren Feldherrn wirklich auf die härteste Probe zu stellen. Er entschied in Betreff der Capitulation zu Gunsten Abu Obeida's, nannte die Verfolgung der Auswanderer ein frevelhaftes und tollkühnes Wagniß und ließ in den Brief, der den Wechsel des Oberbefehls nochmals anordnete und der von dem Boten vor allen Moslemim verlesen werden sollte, die verletzendsten Anspielungen auf Kaled einfließen. Kaled bestand die Probe. „Ich weiß, daß Omar mich nicht liebt!" sagte er düster, ließ Omar als Chalifen ausrufen und trat den Oberbefehl an Abu Obeida ab. Zwar zehrte die unverdiente Kränkung an seinem Innern, aber er war entschlossen, der Sache des Propheten in jeder Stellung zu dienen, und als bald darauf eine arabische Heeres-Abtheilung, auf einem Beutezug begriffen, von dem Feinde umzingelt, in die größte Bedrängniß gerieth und die Augen der Führer bei der Nachricht von der Gefahr der Ihrigen sich unwillkürlich auf Kaled richteten, stellte er sich sofort an die Spitze eines Reitertrupps und führte sein Adlerbanner abermals zum Siege. Desto günstiger gestaltete sich sein Verhältniß zu Abu Obeida, der seine Verdienste wohl würdigte und in seinem Berichte an den Chalifen Omar

*) Panagia, die Allerheiligste, Name der Mutter Gottes.

**) In diesen charakteristischen Worten getäuschter Erwartung (ὁ κύριος οὐκ ἐπέτρεψεν ἀκόμη ἐκεῖνον νὰ τὴν πάρῃ) malte mir damals schon ein griechischer die Lage der Dinge.

Edelmuth Kaled's und seine letzte Waffenthat gebührend hervorhob, um Omar zu bestimmen, daß er ein freundliches Schreiben an den schwer gekränkten Mann richtete. Aber Omar nahm keine Notiz von diesen Vorstellungen. Auch bei der Belagerung von Emessa leuchtete Kaled's Tapferkeit vor Allen hervor, und in der entscheidenden Schlacht am Jermuck gegen das starke griechische Heer Manuel's war ihm von dem bescheidenen Abu Obeida der Oberbefehl übergeben, während dieser sich mit dem Befehl über die Reserve begnügte: so traten in jener begeisterungsreichen Zeit Persönlichkeiten vor der großen Sache zurück. Wir übergehen die folgenden Heldenthaten Kaled's, um mit den Worten zu schließen, in denen Washington Irving die letzten Schicksale des seltenen Mannes berichtet. „Kaled war nie ein Günstling Omar's gewesen, in dessen Augen er für unüberlegt und tollkühn, für anmaßend in der Handhabung des Oberbefehls, für schonungslos im Gebrauche des Schwertes und für räuberisch bei der Aneignung der Siegesbeute galt. Seine glänzenden Thaten in Irak und Syrien und die Hochherzigkeit, mit welcher er Abu Obeida den Oberbefehl abtrat und eifrig unter dessen Fahne focht, hatten keineswegs genügt, um Omar's Vorurtheile zu beseitigen. Nach der Einnahme von Emessa, welche hauptsächlich durch Kaled's Tapferkeit bewirkt wurde, empfing er von allen Seiten Glückwünsche als Sieger. Eskaus, ein arabischer Dichter, besang seine Heldenthaten in arabischen Versen, worin er ihn als Hauptheiden der ganzen syrischen Eroberung darstellte. Kaled, welcher eben so verschwenderisch wie habgierig war, belohnte die Schmeichelei des Dichters mit dreißigtausend Silberstücken. Als Omar hiervon hörte, empfand er eine lebhafte Entrüstung; er war erzürnt darüber, daß sich Kaled, wie er vermuthete, selbst den ganzen Ruhm des Krieges anmaße, und schrieb die verschwenderische Belohnung des Dichters seiner befriedigten Eitelkeit zu. „Selbst wenn das Gold aus seinem eigenen Beutel gekommen ist", sagte er, „war es eine schmachvolle Vergeudung, und Gott, sagt der Koran, liebt den Verschwender nicht." Er schenkte jetzt einer gegen Kaled wegen Unterschlagung der für den öffentlichen Schatz zurückbehaltenen Kriegsbeute erhobenen Anklage Glauben und sandte sofort den Befehl ab, ihn in Gegenwart des versammelten Heeres seiner Befehlshaberwürde zu entkleiden; es heißt sogar, daß ihm mit seinem Turban die Arme hinter dem Rücken zusammengebunden worden seien. — Eine strenge Untersuchung erwies, daß die Anklage der Unterschlagung unbegründet war; aber Kaled wurde mit einer schweren Geldstrafe belegt. Da dieser Urtheilsspruch große Unzufriedenheit im Heere erregte, schrieb der Chalif an die Befehlshaber: „Ich habe Kaled nicht wegen Betrugs oder Falschheit bestraft, sondern wegen seiner Eitelkeit und Verschwendung, welche Dichter dafür bezahlt, daß sie ihm allein alle Erfolge des heiligen Krieges zuschreiben. Gutes und Uebeles kommen von Gott, nicht von Kaled!" — Diese entehrenden Maßregeln brachen das Herz des alten Kriegers, welcher bereits von den Wunden und Strapazen seiner beschwerlichen Feldzüge litt; er sank allmälig in das Grab und bedauerte in seinen letzten Augenblicken, nicht auf dem Schlachtfelde gestorben zu sein. Er hinterließ einen von den Soldaten vergötterten und von seinen Verwandten geliebten Namen; bei seinem Begräbnisse schnitten sich alle Frauen seines Stammes zum Zeichen der Trauer das Haar ab. Als es sich bei seinem Tode herausstellte, daß, statt durch die Kriege bereichert worden zu sein, sein ganzes Vermögen aus einem Streitrosse, seinen Waffen und einem einzigen Sklaven bestand, fühlte Omar die Ungerechtigkeit, welche er seinem treuen General angethan hatte, und vergoß Thränen über seinem Grabe."

Unsere Leser werden schon an diesen aus ihrem Zusammenhange losgelösten Stellen erkennen, mit welcher Lebendigkeit Washington Irving Charakterbilder zu zeichnen versteht. Eben so anschaulich treten uns die Gestalten Omar's, Amru's, Abu Obeida's, des löwenmüthigen Dirar und anderer Helden des Islam entgegen, und über der Darstellung der Ereignisse ruht dieselbe Frische, wie über der Schilderung der Charaktere. Während kenntnißreiche Freunde, um der kunstreichen Darstellung wegen, das Buch mit Bewunderung lesen werden, scheint es uns zu gleicher Zeit für die reifere Jugend die anregendste Lektüre zu bilden. Es wendet sich zunächst an die Phantasie, prägt ihr treue, anschauliche und anmuthige Bilder eines eigenthümlichen Lebens, eigenthümlicher Ereignisse ein und schärft durch diese eben so belehrende wie unterhaltende Uebung die Auffassungsgabe für fremdartige und gleichwohl historische Verhältnisse, — Vorzüge, um derentwillen wir dem Werke die weiteste Verbreitung wünschen, zumal dieselbe durch einen außerordentlich billigen Preis in hohem Grade erleichtert ist.

Die Uebersetzung entspricht im Allgemeinen der Lebhaftigkeit, wenn auch nicht überall der Anmuth des Originals. Einige harte Satzeinschachtelungen hätten selbst mit Gefahr eines schleppenden Satzbaues aufgelöst werden müssen. Ein sonderbarer Fehler ist uns in der Ueberschrift zu S. 33 aufgestoßen; hier wird von dem „Muth der türkischen Frauen" gesprochen, während es im Original ganz richtig Moslem Women heißt. Türken und Semiten sind bekanntlich sehr verschiedene Volksstämme, und wenn der gemeine Mann das Wort „türkisch" sehr häufig für „muhammedanisch" zur Bezeichnung der Religion braucht, so ist diese Inkorrektheit des Ausdrucks doch in einem historischen Werke nicht statthaft, am wenigsten in einer Zeit, in der die Türken vom Islam noch nicht die geringste Kunde hatten. Dergleichen kleine Irrungen, wie einzelne Härten des Styls, könnten bei einer zweiten Auflage vermieden werden, von der wir wünschten, daß sie recht bald nöthig würde.

Norwegen.

Finmarken und das Kupfer-Bergwerk von Kaafjord.

Vor kurzem berichteten englische Blätter, daß eine englische Flottille im Begriff sei, nach Archangel zu segeln, um Rußland auch im Weißen Meere zu überwachen. Schon früher hatte man aus Petersburg gemeldet, daß ein bedeutendes Kriegsmaterial von dort nach Archangel geschafft werde, was zu Gerüchten über einen beabsichtigten Angriff auf Finmarken Veranlassung gab. Diese Nachrichten dürften geeignet sein, die Aufmerksamkeit des Publikums auf einige Augenblicke von Süd- und Mittel-Europa nach dem hohen Norden unseres Erdtheils hinzulenken, und wir halten es daher für nicht unangemessen, zunächst über die nördlichsten Theile Skandinaviens, insbesondere Norwegens, deren Kenntniß selbst unter Gebildeten nur sehr allgemein zu sein pflegt, einige Mittheilungen zu geben. Die Beschreibung dieser Gegenden von unserem berühmten Landsmann, Leopold v. Buch, dessen Reisen durch Skandinavien bekanntlich in den Anfang dieses Jahrhunderts fallen, ist so überwiegend geognostischer Art, daß sie für den Laien in der Geographie im Ganzen nicht sehr lesbar ist. Nach ihm ist uns aber kaum ein Aufschluß über die Verhältnisse des nördlichsten Theiles unseres Kontinents von kundiger Hand gegeben worden, was um so weniger befremden darf, da selbst in Skandinavien, wenn wir Lorck's skandinavischen Sortiments-Katalog*) durchblicken, seit jener Zeit nur wenig Werke über jene Erdgegend erschienen sind. Besonders werthvoll sind die „Aufzeichnungen und Bemerkungen über Norwegen, insbesondere die nördlichsten Theile dieses Landes", welche Herr Magister Siljeström**) vor etwa einem Jahrzehnt herausgab und die mit großer Theilnahme gelesen wurden. Im letzten Jahrzehnt flossen die Nachrichten sogar so spärlich, daß Herr Malm, welcher sich um die Geographie und Geschichte Schwedens verdient gemacht und im Jahre 1841 und 1842, auf Kosten der Stockholmer Akademie, den hohen Norden Skandinaviens bereist hat, sich im Jahre 1851, also nach neun Jahren, veranlaßt fand, einen Auszug seines Tagebuchs auf jener Reise seinen Landsleuten vorzulegen.

Die nachfolgenden Mittheilungen sind in gedrängter Kürze der erwähnten Schrift des Herrn Siljeström entnommen und beziehen sich 1) auf Finmarken im Allgemeinen, 2) auf das Kupferbergwerk in Kaafjord, von dessen Schicksal uns leider jetzt alle Nachrichten fehlen, während es, wie man sehen wird, von besonderem Interesse sein müßte, davon zu hören.

1) Von Finmarken im Allgemeinen.

Das Amt Finmarken, etwa zwischen dem 33sten und 50sten Längengrade, bildet das Gränzland Skandinaviens gegen das Polar-Meer. Nördlich erstreckt es sich bis zum Nord-Kap, der nördlichsten Spitze Europa's, unter 71° 12′ Br., südlich bis 68° 20′, und liegt demnach gänzlich im Norden des Polar-Kreises. Man macht einen Unterschied zwischen dem Amte Finmarken und dem eigentlichen Finmarken; jenes begreift — nebst den zwei Vogteien des letzteren, Ost- und West-Finmarken — auch die Vogteien Senjen und Tromsö, welche den südlichsten Theil ausmachen und deren Bewohner sich nicht gern zu dem verachteten Finmarken rechnen lassen. Dieser Distrikt wurde auch erst im Jahre 1787 hierzu geschlagen, als das Amt Finmarken statt des früher sogenannten Vardöehuus, welches nur das eigentliche Finmarken umfaßte, eingerichtet wurde.

Ost-Finmarken besteht aus zwei Pastoraten, nämlich: Vadsöe und Lebusbye; West-Finmarken aus vier, nämlich: Kistrand, Hammerfest, Loppen und Alten-Talvig; die Vogtei Senjen und Tromsöe enthält deren zehn. Von dem im eigentlichen Finmarken gelegenen ist Alten-Talvig am volkreichsten und bietet in jeder Hinsicht die meisten Merkwürdigkeiten dar, Kistrand hingegen hat den größten Flächen-Inhalt. Letzteres erstreckt sich vom Nord-Kap bis Torneå-Lappmarken, ungefähr fünfundzwanzig schwedische Meilen von Süden nach Norden.

Auf der Südseite wird Finmarken von Lappland durch die Fortsetzung des Kjölen-Gebirges getrennt und bildet ein schmales, felsiges

*) Vgl. Nr. 123 des „Magazins" von 1853.

**) P. A. Siljeström, „Anteckningar och observationer rörande Norrige, isynnerhet de nordligaste delarna af detta land". Stockholm, 1842. Herr Siljeström wurde von Seiten der schwedischen Regierung der berühmten französischen Expedition beigesellt, welche nach dem nördlichen Skandinavien und dem Eismeere im Jahre 1839 unter Gaimard's Leitung unternommen wurde.

Küstenland, durchschnitten von Fjorden oder Buchten, welche zum Theil tief eindringen und zwischen einander das Land in breitere oder schmalere, ins Meer vorspringende Landzungen theilen. Der kleineren Fjorde giebt es fast unzählige. In mehrere Fjorde münden sich ansehnliche Flüsse, unter denen wir als die bedeutendsten die Alten- und Tana-Elf im eigentlichen Finmarken hervorheben wollen. Vor der Küste liegt eine Schäre von unzähligen größeren und kleineren Inseln.

Der große Gebirgsrücken Skandinaviens senkt sich bei seiner Fortsetzung nach Norden und Osten und hat da, wo er Finmarken begränzt, eine mehr oder minder ansehnliche Breite, während die Höhe 1500 bis 2000 Fuß nicht übersteigt. Einzelne Gipfel an der Küste erheben sich jedoch bis 3000 und 4000 Fuß und darüber, namentlich in der Vogtei Senjen und Tromsöe.

Was Finmarkens klimatische Beschaffenheit betrifft, so muß man sich erinnern, daß diese ganze Landschaft nördlich von Torneå liegt. Man sollte demnach ein strenges und gegen alle Kultur feindliches Klima erwarten. Indessen erfreut sich bekanntlich die Westküste Skandinaviens einer weit milderen Temperatur als die entsprechende östliche, und was den nordwestlichen und nördlichen, am Polar-Meer gelegenen Theil betrifft, so ist er in dieser Hinsicht vor jedem anderen sehr begünstigt; denn dessen Klima ist in der That mild, wenn es mit dem von anderen Ländern unter gleicher Breite verglichen wird. Auch zeigt Finmarken die nördlichste Kultur auf der Erde, und obgleich es arm an Vegetation ist im Vergleich zu südlicheren Distrikten, so darf man sich doch keineswegs die Vorstellung machen, daß diese Landschaft ganz und gar der milderen Naturschönheiten entbehre. Der Distrikt Senjen ist bekannt wegen seiner schönen Natur, und in mehreren Thälern, so wie an der Innenseite mehrerer Fjorden, finden sich viele angenehme Gegenden.

Die Nähe des Meeres mildert die strenge Winterkälte. Das Meer gefriert nie an diesen Küsten, nicht einmal im Innern der Fjorde, außer in sehr kleinen Buchten. Selbst am Nord-Kap hat man niemals eine niedrigere Temperatur als — 18° beobachtet, während man in Norrbotten, das an Finmarken im Süden gränzt, sehr oft das Quecksilber gefrieren sehen kann. So sehr vermag die Meeresluft den Winter an der Küste zu mildern. Im Sommer findet aber ein entgegengesetztes Verhältniß statt, denn die Sommerwärme ist im Binnenlande größer, als an der Küste. Dies kann man schon in Finmarken selbst beobachten, wo stets die Orte, welche an der Innenseite der Fjorde liegen, strengere Winter und mildere Sommer haben, als die dem offenen Meere näher gelegenen. Indessen ist der Winter, wegen der feuchten Luft und der heftigen Stürme, in der Nähe des Meeres unangenehmer.

Das Nordlicht ist im Winter ein fast alltägliches Phänomen. Oft werden im Winter Blitze sichtbar, manchmal in Verbindung mit dem Nordlicht, und einmal, den 7. Dezember 1829, ist in den Witterungs-Beobachtungen aus Hammerfest, nebst dem Blitz, auch Donner verzeichnet. Dasselbe erzählte Herrn Siljeström auch Jemand in Alten unter 70° nördl. Br., der einmal im Februar, als sich ein ungewöhnlich intensives Nordlicht zeigte, starken Donner gehört und ungemein starke Blitze gesehen hatte. Er selbst erlebte nichts dergleichen während des Winters, den er in Finmarken zubrachte, doch werden hierdurch vielleicht wichtige Fragen für künftige Untersuchungen angedeutet. Man hört häufig, das Nordlicht werde von einem eigenthümlichen knitternden Laute, wie von einem seidenen Kleide u. dgl., begleitet; Herr Siljeström meint aber, dies beruhe auf einer leicht zu erklärenden Sinnestäuschung. „Da man", bemerkt er, „während eines starken Nordlichts den ganzen Himmel von Flammen erhellt sieht, welche sich unaufhörlich verändern und mit der unglaublichen Schnelligkeit sich bald hierhin, bald dorthin bewegen, und von Strahlen, welche in einem Augenblick, wie Raketen, mit dem stärksten Glanze emporschießen u. s. w., so ist es ganz natürlich, daß ein Auge, welches an genaue Beobachtungen des Phänomens nicht gewöhnt ist, leicht dazu verführt werden kann, diese feurigen Bewegungen von einem dem Feuer entsprechenden Geräusche begleitet zu glauben und das auf das Gehör zu verweisen, was nur dem Gesichtssinn zukömmt. Ich selbst war einmal nahe daran, auf diese Weise getäuscht zu werden, als der Wind selbst die Illusion vermehrte. Inzwischen kann ich freilich die Möglichkeit der Erscheinung nicht leugnen, nur traf sie wenigstens nie während meines Aufenthalts in Finmarken ein. Die Lappen sollen im Allgemeinen daran glauben und das Geräusch des Nordlichts mit dem prasselnden Tone vergleichen, den man von den Füßen des Rennthiers hört, und welcher mit dem Geräusch eines überspringenden elektrischen Funkens Aehnlichkeit hat. Fast alle Personen in Finmarken, welche ich darüber befragt, versicherten mir auch, einen solchen Laut dann und wann bei sehr starkem Nordlicht gehört zu haben. Dagegen sagte mir ein in Alten ansässiger siebzigjähriger Mann — einer von jenen unstudirten Beobachtern, die man bisweilen antrifft — welcher sich stets mit Witterungs-Beobachtungen beschäftigt hatte, daß er nie etwas Art gehört habe. Nach diesem Allen halte ich die Frage wegen für noch nicht entschieden. Uebrigens wäre es ganz vergeblich, man die Pracht dieses herrlichen Phänomens, so wie es sich in marken zeigt, beschreiben wollte. Schon um drei Uhr Nachts kann man es am nördlichen Himmel hervortreten sehen, indem mit unzähligen Veränderungen nach und nach über einen gr oder kleineren Theil des Himmels und in allen Richtungen verb und erst um acht Uhr des folgenden Morgens verschwindet es w Beobachtungen der erdmagnetischen Erscheinungen, mit welchen das licht in Zusammenhang steht, haben oft gezeigt, daß das Nordlic allen Tageszeiten stattfinden kann, obschon es mitten am Tage sichtbar ist. Das am meisten verbreitete und am längsten dau Licht ist im Allgemeinen weißlich gelb, mit zerstreuten, mehr oder w der intensiv gelben Flammen und Strahlen; aber in raschem Uebe gange zeigen sich sogar bisweilen andere Farben. Nur ein paarm sah ich ein dunkelrothes Nordlicht von einiger Dauer."

Nur etwa sechs Wochen sind frei von Frostnächten, welche sich g wöhnlich erst im August einfinden, hingegen im Juli sehr selten fe Bei so ungünstigen Temperatur-Verhältnissen muß sich die Vegeta natürlich auf einer sehr niedrigen Stufe der Entwickelung befin jedoch treibt man ein wenig Ackerbau in Finmarken. Derselbe ist als Erwerbszweig eben so wenig von Bedeutung, als die Wald die Viehzucht und der Bergbau. Der Haupt-Ernährungszweig Fischfang. Vom Juli bis Mai wird besonders der Dorschfang ben; später kömmt der Kabeljau und giebt im übrigen Theil Jahres, namentlich im Sommer, die meiste Ausbeute. Auch ring findet sich im Herbst ein, ist aber in letzterer Zeit nicht großer Menge gekommen. Nicht blos auf Seefischerei erstreckt sich Thätigkeit der Bewohner, sondern es wird auch Flußfischerei, lich der Lachsfang, eifrig betrieben, und sowohl Norweger, als widmen sich den genannten Erwerbszweigen.

Mannigfaltiges.

— Viel Neues unter der Sonne. In einer der letzten Sitzungen der Pariser Akademie der Wissenschaften (8. Mai) sind wieder einige jener sich oft wiederholenden kuriosen Entdeckungen Erfindungen zum Vortrag gekommen, denen die Akademie, trotz Abwehr, nicht immer ihre Pforten zu schließen vermag. Unter hatten auch zwei Damen ihre Beobachtungen eingesandt: Mad prince de Beaufort will ein neues Verfahren zur Konservirung Pflanzen entdeckt haben, und Madame Petiniaud hat das aufgefunden, den Luftballon zu dirigiren. Zu diesen beiden gelehrten Naturforschern hat sich ein in der Blinden-Anstalt von befindlicher Blinder, Herr Delaporte, gesellt, der sich um den bewirbt, welcher für die Vervollkommnung der Dampfschiff fahrt von der französischen Regierung ausgesetzt ist. Demnächst die Quadratur des Zirkels von einem Herrn Picou, das *Perpetuum mobile* jedoch gleichzeitig von zwei verschiedenen Einsendern, einem Herrn Jauffret und von einem Herrn T. Sylvestre, entdeckt worden. Endlich sandte ein Arzt, Dr. Charreyre, ein zweiter Dr. Callotin, seine Erfindung einer neuen Kriegswaffe ein, welche, wie er meint, allem Kriegführen ein Ende machen würde, denn zwei feindliche Armeen, die mit dieser Waffe einander gegenüberständen, würden sich gegenseitig so rasch vernichten, daß Niemand mehr werde in den Krieg ziehen wollen. Diese Waffe, welche zugleich aus Schild und Lanze besteht, ist im wahrsten Sinne des Wortes ein „feuerspeiendes" Werkzeug. Vermittelst desselben soll jeder Bewaffnete ein Feuermeer über eine Fläche von acht bis zwölf Quadrat-Mètres verbreiten und Alles verbrennen können, was sich ihm in den Weg stellt. Wir wollen diese Erfindung zunächst den englisch-amerikanischen Friedensfreunden empfehlen, da sie, wie ihr Erfinder behauptet, allem Kriege bald ein Ende machen würde.

— Marine-Lexikon. Bei Hachette in Paris ist kürzlich ein eben so kompendiöser als praktischer „Dictionnaire universel de marine", herausgegeben von A. S. de Montferrier, erschienen. Dieses Lexikon ist kein bloßes Wörterbuch, sondern ein wissenschaftlich gehaltener Kommentar aller in der Marine vorkommenden Kunstausdrücke. Es werden darin unter Anderem die Grundsätze der Schiffskunde dargelegt; die nautische Astronomie wird vollständig abgehandelt, und die Manöver bei der Schiffs-Führung, wie bei den Evolutionen zur See, werden in faßlicher Weise erklärt. Einer Uebersicht des französischen Seerechts reiht sich eine kurze Geschichte der Marine an. Ein Werk ähnlicher Art würde vielleicht auch in Deutschland jetzt eine willkommene Erscheinung sein.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 6 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. (= 5 fl. ...
halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür ...
auch direct von Zeitungsexpeditionen und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Anzeigen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei ... & Comp., Jägerstr. Nr. 53, und dem Expediteur Neumann, Kochstraße Nr. 711) für wenige Silbergroschen aufgenommen.

№ 66. Berlin, Sonnabend den 3. Juni 1854.

Griechenland.

Neugriechische Sitten und Gebräuche.*)

1. Eine Hochzeit bei den höheren Ständen.

Eine Hochzeitsfeier in Athen ist sehr verschieden von einer auf m Lande. Bei der ersteren finden wir schon einige europäische Ci- lisation und Veredelung, während der Einfluß fremder Sitten noch cht bis in die entfernteren Dörfer gedrungen ist. Eben so wie die ute nach dem guten, alten, hergebrachten Brauch ihrer Vorfahren tauft und begraben werden, so werden sie auch verheiratet. Und ch haben sich dort, in der Stadt sogar, so viele charakteristische Eigen- ümlichkeiten erhalten, daß sie dem Fremden neu und interessant er- einen. Deshalb war es mir sehr erfreulich, eines Tages eine Ein- dung zur Hochzeit eines jungen griechischen Paares zu erhalten, die nige Abende darauf stattfinden sollte.

Die Trauung wird gewöhnlich im Hause des Bräutigams voll- gen, obgleich in einigen Provinzen die Pfarrkirche der Versammlungs- t ist. Aber in dieser Hinsicht, wie in den meisten anderen, hat jeder eine Distrikt seine eigenen Gebräuche, die so unwandelbar sind, wie e Gesetze der Meder und Perser. — Wir gingen schon zeitig in das aus der abendlichen Festlichkeiten; es war ein Wohnhaus nach altem tyl, ganz von Stein und Gyps und an einer der engen Straßen legen, an denen der ältere Stadttheil so reich ist. Eine Menge Menschen aus den niederen Klassen, welche allerdings nicht zu den eingeladenen gehörten, waren jedoch so frei, auf ungestüme Weise Al- ofen zu verlangen, und schienen jeden Eintritt zu verhindern. Eine eine Gesellschaft in einiger Entfernung auf der Straße suchte durch iele Trinken ihre Lebensgeister an und belustigte sich bei der Musik nes Saiten-Instrumentes, dessen rauhe Töne unser Ohr beleidigten. Die Musik wurde fortwährend durch die scherzhaften Bemerkungen nterbrochen, welche die Gesellschaft über das Erscheinen der Gäste achte, wenn diese allmälig in den Bereich einer nicht weit vom Ein- ange angebrachten Fackel kamen. Als es uns geglückt war, uns die ichtgedrängte Treppe hinaufzuarbeiten, fanden wir schon einige sechzig der achtzig Personen in dem ziemlich großen Gesellschaftszimmer ver- ammelt, welches, obgleich es für Einen, der, wie ich, aus dem Westen ekommen war, fast ohne Putz und Möbel zu sein schien, doch einige nsprüche eines Londoner oder Pariser Versammlungszimmers erfüllte. Die Gesellschaft bestand, wie gewöhnlich, aus einer viel größeren An- hl Damen als Herren und war größtentheils nach den neuesten Pa- ser Moden gekleidet. Dennoch waren einzelne Herren da in der ht albanesischen Kleidung, die das freie, leichte Volk trägt, das für ie unabhängigste Klasse der Gesellschaft zu gelten wünscht und sich räubt, die fortwährend wechselnden Moden zu adoptiren.

Es war dort kein Mangel an zahlreichen hübschen Gesichtern unter en Damen (welche sich dem Gebrauch gemäß auf einer Seite des Zim- ers versammelten), aber ihre Schönheit bestand mehr in der Frische er Farben und einem gesunden Aussehen, als in der Feinheit der Züge. Wenn indeß das Gerücht wahr spricht, so sind einige von den Farben ufgetragen, und die Schöne des Ballsaales macht dann den nächsten Morgen nur eine traurige Figur. Das festeste Zusammenschnüren von er Welt könnte einem athenischen Mädchen nicht jenen wespengleichen Wuchs geben, welcher die Bewunderung aller französischen Kleider- nacher und manndaren Mädchen ist. Mögen sie es verbergen, wie sie ollen, es herrscht doch eine Neigung zum Embonpoint unter den Da- nen, von denen viele mit einer Grazie einherwackeln, welche in den ugen unserer würdigen altfränkischen Vorfahren reizend erschienen wäre. Die Männer andererseits sind eine hagere, dürre Race, deren unkel gefärbte Gesichter einen noch größeren Anstrich von Wildheit urch ihre furchtbaren Knebelbärte erhalten, welche sie fortwährend rehen, wenn ihre Hände nicht anderweitig beschäftigt sind.

Die Gesellschaft war vollständig versammelt und auf dem Höhe- unkt der Erwartung, als der Bräutigam und die Braut eintraten und ihren Platz an dem äußersten Ende des Zimmers einnahmen. Jedes hielt eine lange brennende Wachskerze in der Hand, und auch der Brautführer und die Brautjungfer trugen eine solche. Die Braut, die ein weißes, mit Spitzen bedecktes Atlaskleid und als Kopfputz einen Blumenkranz trug, von dem hinten ein langer, weißer Schleier über die Schultern herabhing, sah reizend aus — welche Braut ist dies nicht! Sie hatte den klassischen Namen Athena. Der Bräutigam war in französisches Kostüm gekleidet.

Die Priester kamen mit dem Paar zugleich herein, oder, richtiger, zwei Priester waren bei dem Beginn der Feier mit einem Diakonus und einem jungen Mann zugegen, der die Responsen las und dem Chorknaben der römischen Kirche entsprach.

Zwei verschiedene Feierlichkeiten gehören in der griechischen Kirche zu einer Heirat; die Trauung kann nämlich nicht stattfinden ohne vorhergegangene Verlobung des Paares. Manchmal indeß, wie im gegenwärtigen Falle, findet die eine Feier unmittelbar vor der anderen statt. Die Liturgie wurde von einem der Priester aus einem elegant eingebundenen Buche vorgelesen. Nach einem Theil der Ceremonie hielt er inne und machte, indem er einen Ring von dem kleinen Tische nahm, auf den die verschiedenen Utensilien, die der Diakonus hereingebracht hatte, gelegt waren, dreimal mit demselben das Zeichen des Kreuzes über das Buch, dann berührte er damit die Stirn des Bräutigams und die der Braut; zuletzt endlich steckte er ihn erst auf des Einen, dann auf der Anderen Finger, nachdem er zu verschiedenen Malen das Zeichen des Kreuzes in die Luft gemacht hatte.

Als das Paar auf diese Weise gesetzmäßig verlobt war, war eine kurze Pause, und dann trat der Bischof, den die Verwandten zur Verrichtung des Gottesdienstes eingeladen hatten, um das Fest zu verherrlichen, in das Zimmer, und die Priester beeiferten sich, ihm ihre Huldigungen darzubringen. Er trägt gewöhnlich den allgemeinen bischöflichen Ornat, den schwarzen, langen Rock und Mantel und die Bischofsmütze, über welche hinten als Zeichen seines Amtes ein schwarzer Schleier herabhängt. Bei dieser Gelegenheit aber war sein Haupt mit einer Krone bedeckt, und er trug einen schweren silbernen Bischofsstab, wie man ihn nur in der griechischen Kirche sehen kann, da die römisch-katholischen Bischöfe selten öffentlich damit erscheinen; die schönen Gewänder der Priester vermehrten noch die Feierlichkeit der Scene. Der Bischof übernahm den Hauptheil des Gottesdienstes, indem er aus einem mit schwerem silbernen Einband versehenen Buch vorlas, welches einer der Priester ihm vorhielt. Als er es für gut fand, den Stab beiseitezulegen, nahm ihn einer der Priester ab, indem er zugleich seines Vorgesetzten Hand küßte, und als er ihn wiedernahm, wurde dieselbe Ceremonie wiederholt, zum nicht geringen Mißfallen derer unter uns, die nicht an solche eines Dieners des Herrn unwürdige Kriecherei gewöhnt waren. Der Gottesdienst war sehr lang und ermüdend: er bestand hauptsächlich aus Gebeten, die heruntergejagt, und Stellen aus der heiligen Schrift, die so gemurmelt wurden, daß sie ganz unverständlich waren. Einige der vorgeschriebenen Ceremonien sind an sich so gänzlich sinnlos, daß man nicht im Geringsten erräth, was sie bedeuten.

Der Hauptheil des Ritus war die Krönung des Paares; die Kronen waren in diesem Falle blos Kränze von künstlichen Blumen, wie man sie täglich in den Läden sehen kann. Der Brautführer hielt einen über das Haupt des Bräutigams, und die Brautjungfer einen gleichen über das Haupt der Braut während der ganzen Zeit, und sie schienen sehr ermüdet davon, noch bevor das Ende der Ceremonie eingetreten war. Zuletzt, als die Zeit dazu da war, nahm der Bischof einen der Kränze, berührte damit die Stirn des Bräutigams und die der Braut und machte damit zwischen das Paar das Zeichen des Kreuzes. Dies wiederholte er dreimal, während er folgende Worte sprach: „Du, der Diener des Herrn, Gregor, wirst gekrönt (oder angetraut) der Magd des Herrn, Athena, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“ Dann krönte er mit diesem Kranz den Bräutigam, und mit dem anderen vollzog er dieselbe Ceremonie bei der Braut. Später vertauschte der Brautführer, gewöhnlich der Pathe oder Nonnos des Bräutigams, die beiden Kränze und setzte sie wieder auf die Häupter des Paares. Darauf reichte der Bischof zuerst dem Mann, dann der Frau eine Schaale, und Jeder von ihnen trank einen Theil des darin enthaltenen Weines; diese

*) Von einem Nord-Amerikaner mitgetheilt.

sehr hübsche Ceremonie sollte die Verpflichtung versinnbildlichen, die beide Theile übernehmen, gleichmäßig alle Vergnügungen und Leiden des Lebens, seine Freuden und Sorgen zu theilen. Ich hatte gehört, es sei bestimmt, daß eine bittere Ingredienz in den Wein gemischt werde, als ein Bild der Wechselfälle des Lebens; aber die, welche ich fragte, versicherten mir, daß Nichts der Art gebräuchlich sei. Es war sonderbar, daß dort mit einem so rührenden Akt ein anderer von scherzhaftem Charakter so eng verbunden sein sollte. Der Bischof nahm die Hand des Priesters, dieser, sich umwendend, ergriff die des Diakonus, und so wurde mit dem verheirateten Paare, den Sängern und Allen eine Reihe gemacht, welche der Bischof um den Tisch herum in den Mittelpunkt des Zimmers führte; das Ganze glich in sehr possierlicher Weise etwas dem Ringeltanz unserer Kinder.

Damit hatte die Feier zur Zufriedenheit jedes Anwesenden ein Ende. Während die Priester sich zurückzogen, drängten sich Alle um den Bräutigam und die Braut, um ihre Gratulationen darzubringen, Einige förmlich, Andere herzlich. Die Gesellschaft blieb nur noch einige Minuten. Ein Diener brachte ein mit Zuckerwerk gefülltes Gefäß herein, und jeder Gast wurde aufgefordert, sich reichlich damit zu versehen und es nachhause zu tragen. Einige schienen ihre warmen Gefühle für das Paar mit der Quantität zu messen, welche sie zusammenhäuften. Nach diesem Merkzeichen zu urtheilen, waren ihre Gefühle nicht schwach. Ein oder zwei zogen ihre Taschentücher heraus und trugen sie voll hinweg. Darauf begann die Gesellschaft sich zu zerstreuen, und ich folgte dem allgemeinen Beispiel.

Ein sehr sonderbarer Umstand überraschte mich, nämlich, daß während der ganzen Feierlichkeit, der ich beigewohnt hatte, nicht eine einzige Antwort von dem Paare gegeben, noch die Einwilligung beider Theile ausgesprochen, noch irgend ein Versprechen ihnen abgenommen worden war. In der That mag der Bräutigam Alles mit den Aeltern oder Vormündern der Dame anordnen, ohne ihr Wissen und sogar wider ihren Willen. Und daß Niemand voraussetzen mag, daß so Etwas, obgleich vom Gesetz sanctionirt, niemals in Wirklichkeit vorkomme; wir versichern Ihnen, daß solche Dinge und sogar nicht selten geschehen. Mir wurde ein Fall dieser Art erzählt, der nicht lange vorher in Smyrna vorkam und der in seinen Einzelnheiten so romantisch war, daß er den Stoff zu einer Erzählung von ungewöhnlichem Interesse abgeben könnte. Ein wohlhabender Einwohner jener Stadt, ein alter griechischer Unterthan, hatte eine einzige Tochter, Namens Theodosia, um deren Hand ein junger, achtungswerther, dort wohnhafter Engländer anhielt, der ihre Neigung gewonnen hatte. Aber der Vater war zu stolz, seine Tochter einen Fremden und noch dazu einen Ketzer heiraten zu lassen, er befahl ihr, nicht mehr an ihn zu denken. Dagegen versprach er seine Tochter einem bäuerischen Griechen aus dem Osten, als einem echten Sohn des orthodoxen Glaubens. Aber es ist wohlbekannt, die Neigungen sind oft unvernünftig widerspenstig, und die junge Dame zog unter solchen Umständen eine Flucht dem Bleiben bei ihren Aeltern vor. Ein Rendez-vous wurde von den beiden Liebenden verabredet; aber unglücklicherweise war ein Mißverständniß wegen des Platzes entstanden, und Theodosia wurde, nachdem sie einige Stunden auf dem bestimmten Platze gewartet hatte, endlich entdeckt und in ihres Vaters Haus zurückgebracht. Drohungen und selbst Züchtigungen wurden angewandt, um ihre Einwilligung zu erlangen, aber vergeblich. Nichtsdestoweniger wurde der Hochzeitstag festgesetzt, die Priester wurden hereingerufen, um die heilige Handlung zu vollziehen, und das junge Mädchen wurde mit Gewalt in das Zimmer geschleppt. Während des Gottesdienstes wurde Theodosia ohnmächtig, und die Priester hielten inne, bis sie ihre Sinne wiedergewonnen hatte, worauf sie fortfuhren, und sie wurde einem Manne angetraut, den sie haßte. Dieser Umstand mag durch die Thatsache noch merkwürdiger erscheinen, daß die junge Dame damals erst neunzehn oder zwanzig Jahr alt war. Eine Heirat unter so ungünstigen Auspizien konnte keine glückliche Vereinigung sein. Es dauerte auch nicht lange, so wurde die Frau gezwungen, sich von ihrem Manne zu trennen, der sie aufs grausamste behandelt hatte. Ihr Vater war der eifrige Vertheidiger dieser Maßregel, fand sich aber lange Zeit ganz unfähig, sie zu überreden, den Mann zu verlassen, den zu heiraten er sie gezwungen hatte.*)

*) Diese Geschichte ist uns von einem Nachbar und Bekannten der Betheiligten erzählt worden, und sie wurde von mehreren geachteten Athenischen Freunden bestätigt. A. d. V.

Türkei.

Die Lage der Christen in der Türkei und das russische Protektorat.

(Fortsetzung.)

„Während der ersten Zeit, die auf die Abbrechung der Unterhandlungen durch Rußland folgte, nahm die Raja eine abwartende Stellung ein. Aber wie wenig diese anscheinende tiefe Stille Frieden und Ergebenheit an die Pforte bedeute, bewiesen im Monat Juli, also gerade unmittelbar nachdem das christenfreundliche Irade des vom 6. Juni mit seinen Bekräftigungen der alten Privilegien jungen Verheißungen für die Raja allenthalben im türkische promulgirt worden war, die heimlichen Zusammenrottungen lichen Bevölkerung in Bulgarien und Albanien. Lord Str Redcliffe, der von denselben durch die britischen Konsular-Agen unterrichtet war, hielt sie für so gefährlich, daß er den Großv unter dem 4. Juli auf sie aufmerksam und den mahomedanis tismus dafür verantwortlich machte, wenn die Christen, a Schutze verzweifelnd, wirklich zu den Waffen griffen. Die würdige, in dem Blue Book enthaltene Depesche könnte wo der Aufstand in Epirus hell entbrennt und seine Mo Proclamationen von Radovizar vor aller Welt ausgesprochen gültig erscheinen. Doch ihre Wichtigkeit liegt darin, daß Gesandte selbst, unmittelbar nachdem der Firman vom den Oberhäuptern der christlichen Nationen zu Konstantino ziellem Enthusiasmus aufgenommen worden war, dem Gro völlige Unzulänglichkeit sowohl der den Christen eingeräu ständnisse, als die Mangelhaftigkeit ihrer Durchführung zu Vorwurf macht. Lord Redcliffe, den Lord Clarendon in den ments-Debatten so oft als den bestunterrichteten Mann über tischen Zustände citirt, war also schon damals, lange vor dem Entbrennen des Aufstandes, überzeugt, daß die Raja sich in einer befinde, welche ihr Aufstehen gegen die türkische Regierung scheinlich mache, ja, gewissermaßen rechtfertige; und, wa Thätigkeit russischer Emissäre, die z. B. in Bulgarien Aufrufen zur Wieder-Errichtung des altbulgarischen Reiches eine Schürung der religiösen und nationellen Leidenschaften zeigt er sich doch weit entfernt, die Verantwortlichkeit für ziehende Gewitter der Empörung russischen Umtrieben beizu

„Wie wenig die letzteren allein die türkische Herrschaft machen, wie sehr die national-religiösen Sympathieen der christlichen Stämme diesem Regiment widerstreben, davon g schon von Anbegian des Zwiespalts in der Frage über d Stätten die Einträchtigkeit der öffentlichen Meinung im Griechenland ein wohl zu beachtendes Zeugniß. Während nienische Presse — und sie ist ja mit ihren neunzehn Druck ihren zahlreichen Tageblättern die Repräsentantin sehr artiger Partei-Ansichten — in allen anderen öffentlichen das mannigfaltigste gespalten ist, gab sich in ihr für Erhal Erweiterung der der orientalischen Kirche gebührenden Rech her nur Eine Stimme kund. Freilich hatte man von je her wenn man den Einfluß der Ausländer auf dieses neuh Volk so übertrieb, daß man dasselbe als in eine französische, und russische Partei zerspalten darstellte. Der Grieche dem Fremden wohl an, schmeichelt ihm auch, da er dazu ist, wenn er durch Schmeicheleі zu gewinnen glaubt; als Fremden wird er nie dabei etwas zu thun im Sinne haben, an sich und seine Nation allein denkt er, als an das erste Ziel seines Handelns. Ich will also nicht leugnen, daß die Begeisterung für die orthodoxe Kirche auch ihre sehr irdischen selbstsüchtigen Triebfedern hat. Aber ist es nicht ein rührliches niß für eine Kirche, wenn sie in dem Augenblick, wo für sie scheidende Epoche gekommen ist, welche über die ganze Zu künftigen Existenz entscheiden muß, alle politischen Zwistigkeiten schen Phanarioten und Autochthonen, Rumelioten und Morea piſten und Kolettisten dadurch zum Schweigen bringen kann, ihnen zurief, es sei Zeit, ihr zu helfen! Rußlands Sache war Jahre 1852 unter den gebildeten Kreisen in Griechenland nicht Der Aufstand des Christophoros Papulaki und seines Hauptg und Leiters Pomas Zlamiatos zeigte sogar durch sein klägliches tern, wie wenig die von Rußland gelenkte Priester-Partei auf sunden Kern des Volkes Einfluß ausübe. Aber seitdem es sich Orient um die Emancipation der Kirche handelt, seitdem Rußland diesem Streit sich als Verfechter für die Suprematie der griechischen Konfession in Jerusalem hingestellt hat, ist Rußland in Griechenland populär geworden und Herr Persiany*) in Athen der gefeiertste Mann. Nicht die Parteigänger des „Aeon" allein, sondern die ganze Hetairioten-Partei, die sich in Athen konzentrirt, ja, Schüler Kolettis' alte Anhänger der Miaulis stehen gegenwärtig an der Spitze der Revolutions-Comités für Albanien und Thessalien und der bewaffneten Schaaren, die in Epirus eingerückt sind.

„Was soll Ihnen dies Alles nun beweisen? Nichts weiter, als daß der Krieg, den Kaiser Nikolaus unter der Devise „pour la défense de la foi orthodoxe en Orient" begonnen hat, ein Religionskrieg zwischen den Völkern des Orients werden kann, werden muß, werden muß, wenn die europäischen Mächte den Christen in der Türkei nicht endlich politische Gleichstellung mit den Muhammedanern verschaffen. Die romantische Zeit der Kreuzzüge ist freilich vorbei und

*) Der russische Gesandte am griechischen Hofe.

vorbei, sondern vielmehr mit der Kultur-Entwickelung der neueren
ichte erst angebrochen ist der Tag des geistigen Kampfes um
reiheit des religiösen Bekenntnisses. Religionskriege, denen dieses
geistige Motiv zu Grunde liegt, kennt nur die neuere Geschichte.
als gehemmt und von seinen eigenen Verfechtern wieder verleugnet,
das Prinzip der religiösen Bekenntnißfreiheit über Ströme von
seinen triumphirenden Gang durch die Kulturländer des modernen
pa fortgesetzt. In verschiedenem Maße, aber doch wenigstens bis
nem hohen Grade bürgerlicher Gleichstellung der verschiedenen
gions-Angehörigen, huldigen ihm heutzutage sämmtliche Großmächte
pa's, Rußland nicht ausgeschlossen. Und kein Wunder, daß dieses
zip seit der Zeit, wo das Christenthum wieder aus unverfälschter
lle seine Lebenskräfte nimmt, als Sieger durch die Welt schreitet.
Urwesenheit des Christenthums ist ja, nicht Volks- und nicht Staats-
ion, sondern individuelle Religion zu sein. Nun ist die Zeit ge-
ren, wo das christliche Prinzip, nachdem es sich allmälig in den
lichen Staaten gereinigt und geläutert hat, auch die Theokratie
Islam zur Anerkennung der religiösen Bekenntnißfreiheit nöthigen
und nöthigen wird. Frei müssen daher die dreizehn Millionen orien-
cher Christen unter dem Scepter des Chalifen Abdul-Medschid-Khan
en, und wenn keine einzige europäische Großmacht für sie das Schwert
. Aber groß ist der Unterschied: Macht Rußland sie frei, so wird
griechische orthodoxe Kirche allein befreit und tritt wahrscheinlich, so
e ecclesia pressa, nun als ecclesia opprimens auf; macht ein
d der Großmächte sie frei, so mag wohl jede unter den Groß-
ten vertretene Konfession daraus Nutzen für sich zu ziehen suchen,
eben weil die protegirenden Mächte selbst verschiedenen Konfessionen
hören, wird der Grundsatz der öffentlichen Religionsfreiheit gleich
einer Reinheit und Vollheit auf alle orientalischen christlichen Ge-
schaften zur Anwendung gebracht werden; wenn nämlich die drei
ätlichen Haupt-Konfessionen gleichmäßig an dem Werke der Christen-
ancipation sich betheiligen. Die gegenwärtige politische Situation,
Constellation der herrschenden Gestirne an dem orientalischen Hori-
te, ich wiederhole es noch einmal, weissagt dem Christenthum einen
en, in seinen Folgen für die Weltkultur unberechenbar wichtigen
g. Die orientalische Kirche wünscht ihn, aber nur im Interesse
s Kirchenthums. Die Mächte des Westens und Ostens wünschen
, zunächst aus politischen und merkantilen Gründen. Deutschland,
s Lande des tiefsten geistigen Forschens, das sich seines christlichen Ur-
rungs wieder bewußt wird und in diesen heiligen Kindheits-Erinne-
gen den tiefsten Sinn und den ewigen Zweck der Welt-Entwickelung
ffenbart findet, Deutschland geziemt es, in der orientalischen Frage
n Siege des Christenthums um des Evangeliums willen freie Bahn
brechen. — Sie lächeln über solche „„christliche Phantastereien““.
lesen Zweifel und dieses Lächeln des Spottes wird nur die Geschichte
siegen können. Aber so viel kann schon aus den achtzehn Jahrhun-
derten verflossener christlicher Geschichte Jeder lernen: die staatlichen
ngestaltungen, welche aus Völkerkriegen hervorgingen, hatten stets
r vorübergehende Dauer; die kirchlichen blieben und bleiben ewig!"

Die Leser unseres „Magazins" werden sich erinnern, daß wir in
m Einleitungs-Artikel, mit welchem wir unser Neujahrsblatt von 1854
öffneten, die Behauptung wagten, es sei durchaus nichts Unmögliches
d Unwahrscheinliches, daß in der Türkei eine ähnliche staatsbürger-
he Gleichberechtigung aller Glaubensbekenntnisse und Kirchen durch-
führt werde, wie sie die meisten Staaten Europa's und Amerika's
reits erreicht haben, und daß sich die Pforte, indem sie sich zu dem
ttlichen Niveau der großen christlichen Mächte erhebe, dadurch zu-
eich von selbst zum politischen Verbündeten und Pair derjenigen
ächtigen Nationen machen würde, welche die Civilisation des Zeit-
ters repräsentiren. Wir freuen uns, daß ein aus persönlicher An-
hauung mit den Verhältnissen des Orients und insbesondere der Le-
nte so vertrauter Schriftsteller, wie der Verfasser des vorliegenden
uches, unsere Ansichten nicht blos theilt, sondern auch dahin entwickelt,
aß es kein anderes und kein besseres Mittel giebt, dem für ganz Europa
fährlichen Protektorate Rußlands über die Rajas entgegenzuwirken,
s indem das gesammte Europa seine sittliche Kraft daran setzt, die
mancipation der Rajas zu erwirken.*) Wir theilen, um die An-

*) Wir lesen eben in der Indépendance von Brüssel ein an die Redaction
erselben gerichtetes Schreiben eines in Belgien sich aufhaltenden türkischen Offi-
iers, Jussuf Bei, der die Vorwürfe, welche namentlich von französischen Organen
er Regierung des Sultans Abdul Medschid über das immer noch zu langsame
ortschreiten ihrer Reformen gemacht werden, zu widerlegen sucht. Eine sofortige
leichstellung aller Glaubensbekenntnisse würde, wie er behauptet, nicht ohne
roße Erschütterungen möglich sein; ja, eine solche plötzliche Umwandelung aller
Verhältnisse könne leicht das Schicksal der Reformen des französischen Konvents
der Joseph's II. von Oesterreich haben. Was vor allen Dingen noth thue,
sei die Hebung der materiellen Interessen in der Türkei: die Schaffung von
Eisenbahnen, Kanälen und anderen Communicationsmitteln ꝛc. Alsdann werde
sich die Gleichberechtigung von selbst machen, wie diese denn auch in der That
bereits in den großen levantischen Handels-Emporien, in Konstantinopel,
Smyrna ꝛc., vorhanden sei. „Will man", fügt Jussuf Bei hinzu, „hartnäckig
das Gesetz der Zeit und die Lehren der Geschichte verleugnen, will man die Türkei
zwingen, an Einem Tage zu thun, was die fortgeschrittensten Nationen nicht
anders als allmälig zu erreichen vermochten, wie das schon die Natur des mensch-
lichen Herzens bei allen Völkern erheischt, so wird man, statt die Türkei zu

sichten des Verfassers über diesen Punkt vollständig darzulegen, den Brief, mit welchem er seine Schrift beschließt und deren Inhalt re-kapitulirt, hier wörtlich mit:

„Mit dem Briefe, den Sie heute von mir erhalten, komme ich in den Auseinandersetzungen, die ich Ihnen versprochen, zu Ende, mein Verehrter! Ich hatte Ihnen zuerst nachgewiesen, daß die Lage der Raja eine nicht länger duldbare sei, und daß die christliche Bevölkerung Elemente sittlichen und religiösen Lebens in sich trage, die sie zu einer Emancipation befähigen. Ich hatte sodann vor Ihren Augen unter-sucht, ob die christlichen Mächte Europa's bisher in Verträgen mit der Pforte sich Rechtstitel erworben hätten, auf Grund deren sie eine solche Emancipation zu fordern und anzubahnen im Stande wären. Wir hatten gefunden, daß die Pforte in keinem der geschlossenen Ver-träge einer fremden Macht solche Rechtstitel bewilligt habe. Selbst Vorstellungen wegen etwa stattfindender Verletzung der zuerkannten Privilegien hatte sich keine fremde Macht (außer vielleicht Oesterreich) für die Raja zu erheben traktatenmäßig berechtigt erwiesen. Wir hatten hierauf zugesehen, ob vielleicht die Reformversuche der türkischen Re-gierung die Raja schon so gestellt hätten, daß die weitere Emancipa-tion derselben ruhig von der türkischen Obrigkeit abgewartet und ihr überlassen bleiben könne; hatten uns jedoch von der völligen Unzu-länglichkeit dieser Reformen für eine gedeihliche, bürgerliche und reli-giöse Entwickelung der orientalischen Christen überzeugen müssen. Zu-letzt hatten wir gefragt, ob denn nicht das von Rußland beanspruchte Protektorat (wenn ihm auch eine rechtliche Begründung fehle) geeignet sei, der Raja, wenigstens der griechisch-orthodoxen, aus ihrem Elend zu helfen: und wir hatten das gerade Gegentheil sich als evidente Konsequenz aus diesem Protektorate erschließen sehen. — Mit Recht verlangen Sie, nun endlich meine Anschauung darüber zu hören, wie denn die religiöse Seite der orientalischen Frage zu lösen sei, wenn sie doch gelöst werden müsse und die vorgeschlagenen Lösungen sich nicht annehmbar zeigten.

„Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich annehme, daß meine endliche Antwort sich Ihnen schon in unserer ganzen bisherigen Ver-handlung über den Gegenstand voraus kundgegeben habe. England und Frankreich, so drückte ich mich in meinem ersten Briefe aus, hätten Unrecht gethan, gegen Rußlands Forderungen so stark zu premiren, daß der Sultan nothwendig in allen seinen Souverainetätsrechten erhalten werden müsse. Damit wollte ich nicht etwanige Theilungs-Projekte des ottomanischen Reiches befürworten. Ob das Glück der Schlachten oder die Unklugheit leidenschaftlich handelnder Feldherren oder Staats-männer eine Theilung dieses Reiches in künftigen Tagen eintreten lassen wird oder nicht — eine natürliche, organische Lösung der viel-fältig verschlungenen Religions- und Völker-Interessen des Orients kann dadurch nimmermehr erzielt werden. Insbesondere die Sache der religiösen Freiheit, welche die des Christenthums ist, kann nicht dadurch gewinnen, daß die Nationen und Konfessionen des türkischen Länder-Komplexes wie herrenlos gewordenes Hausgeräth dem Ersten, Besten, der zugreifen kann und will, zugeschlagen werden. Möchten die Besitzergreifer noch so humane Absichten mit ihren neuen Provinzen haben: sie könnten nicht umhin, wenn sie in deren Besitz bleiben wollen, die darin sich vorfindenden Nationen zu denationalisiren, um sie sich enger zu verbinden.

„Jeder Untergang eines Volksthums ist Vernichtung eines eigen-thümlichen Zweiglebens am Baume der Menschheit. Im Heidenthum brach das mächtigere Volk ohne Bedenken das Leben des schwächeren: darum mußte das Heidenthum mit dem Morschwerden des Volkslebens, in dem es sich am meisten als Staat ausgestaltet hatte, selbst ver-faulen und verfallen. Das Christenthum dagegen identifizirt sich mit keinem Volksleben; kein einzelnes Staatsleben ist ihm das absolute: aber jedes Volksthum gilt ihm als Basis einer besonderen organischen Geistes-Entwickelung der Menschheit, welche von dem Geiste Jesu Christi durchdrungen und verklärt werden soll. Ist diese Durch-Hei-ligung (gestatten Sie mir das ungeheuerliche Wort) nicht mehr bei allen Volks-Organismen möglich, so liegt das daran, daß sie schon im Sterben lagen, als das Christenthum an sie herantrat. Wo dies aber nicht der Fall ist — und es ist nirgends der Fall, wo noch große nationale Tugenden, patriotische Hingebung und Vertrauen auf die Zukunft in den Nationen leben — da geziemt es christlichen Staaten, doch erst mit solchen Nationalitäten den Versuch zu machen, ob sie sich nicht wiederbeleben lassen, ehe man ihnen das Todesurtheil spricht.

„Von wem und wie nun diese Wiederbelebungsversuche an den Nationen des Orients anzustellen seien? Von niemand Anderem als von den Staaten, in denen das Christenthum sich gegenwärtig am großartigsten staatenbildend darstellt, d. h. von den Großmächten. Aber, wohlverstanden, nicht von Einer beliebigen aus ihnen, die die anderen dabei willkürlich und selbstsüchtig verdrängt und ihre Sonder-

leiten und durch sie die Sicherheit des Occidents zu verbürgen, weiter nichts erzielen, als Verwirrung, und einen gewaltsamen Brand entzünden, dessen Trümmer als traurige Vorzeichen auf die kurzsichtigen Philanthropen zurückfallen werden, die denselben veranlaßten." D. R.

pläne verfolgt, sondern von ihnen als solidarisch verbundener Einheit. Die Konferenz der Großmächte ist nichts zufällig Zustandegekommenes; denn sie entscheidet faktisch seit vielen Dezennien schon die Geschicke Europa's und der Welt. Warum sollte sie also nicht auch, wie sie schon so manche schwierige politische Weltfrage einheitlich gelöst hat, jetzt die kulturgeschichtlich wichtigste des Augenblicks, nämlich die über die zukünftige Stellung der christlichen und muhammedanischen Racen des Orients, unter sich einheitlich entscheiden können?

(Schluß folgt.)

Oelsner-Monmerqué.

Es sind kaum einige Monate, da berichteten die Zeitungen aus Konstantinopel die Verhaftung eines deutschen Barons Oelsner, der sichtbar im Dienste der Pforte und unsichtbar im Dienste Rußlands stand. Damals glaubten viele Zeitungen an die Identität des geheimrussischen Agenten mit dem in Deutschland und Frankreich wohlbekannten Oelsner-Monmerqué, und manche Zeitungen weideten sich sogar daran. Aber während die theils leichtgläubige, theils böswillige Fama den Letzteren zum entlarvten Verräther des „kranken Mannes" herabwürdigte, weilte er, selbst der unrettbar kranke Mann, an Heilquellen des südlichen Frankreichs und auf dem Siechbette zu Marseille, wo er das kaum vierzigjährige, aber außerordentlich bewegte und abenteuerliche Leben gegen den ewigen Frieden tauschte.

Oelsner-Monmerqué, naturbegünstigt, talentvoll und geistesgewandt, war einer von jenen Männern, deren Kraftfülle unwillig innerhalb der Gränzen ihres einfachen Wirkungskreises eingeengt bleibt, und die, sich fähig wissend, an jedem angewiesenen Platze auch am Platze zu sein, oft im bloßen Uebermuthe des Talentes und Thatendranges den Wirkungskreis wechseln. Sein Vater, der bekannte Diplomat und Schriftsteller C. E. Oelsner, lebte während und nach der Revolution in Paris, anfangs als Gesandter der Stadt Frankfurt und anderer kleiner Staaten und später als preußischer Legationsrath. In seiner Ehe mit einer Dame v. Monmerqué (Schwester des Sprachforschers und Cousine des Akademikers Monmerqué) wurde ihm zu Paris der eben Verstorbene geboren. Der kleine Pariser kam schon früh nach Breslau, woselbst er seine Bildung auf Gymnasium und Universität erhielt, und später studirte er auch in Halle. Mit deutscher Bildung nach Frankreich zurückgekehrt, war er als Schulmann und Publizist thätig und übernahm unter der Regierung Ludwig Philipp's die Leitung des Collége auf der Insel Bourbon. Er schied von dieser für die meisten Europäer unerträglichen Insel und von einer noch unerträglicheren Kreolin und nahm in Frankreich seine schriftstellerische Thätigkeit wieder auf. Die edelsten Männer Frankreichs, wie General Haro, der Orientalist Amédée Jaubert, der Minister Dufaure u. A., übertrugen ihr Freundschafts-Verhältniß zum Vater gern auf den durch seine äußere Haltung und seine Bildung imponirenden Sohn, und er war in den höchsten geselligen Kreisen freundlich begrüßt.

Eine gleiche Aufnahme fand er in Berlin, wohin er 1847 kam. Die verschiedensten Personen von amtlicher, gelehrter oder industrieller Höhe waren hier seine Verwandte, Freunde seines Vaters oder ehemals seine akademischen Mitbürger, namentlich die Minister Eichhorn, Bodelschwingh und Rother, Varnhagen, Thaer, Olfers, Lichtenstein, Decker ꝛc, und Rother übertrug ihm ein Amt in der Seehandlung. Seine außeramtliche Zeit widmete er den hinterlassenen Handschriften seines Vaters und publizistischen Arbeiten, worin sich seine Berichte im Journal des Débats durch Sachkenntniß, Gewandtheit und Mäßigung auszeichnen.*) Im Sommer 1848 übernahm er ein Amt im Reichsministerium zu Frankfurt und machte von dort aus im Auftrage einer hohen Person Reisen nach Paris, wobei er und der Reichsgesandte Professor v. Raumer in einige Verstimmung geriethen. Seine Kenntniß der deutschen Verhältnisse und der französischen und seine besondere Kenntniß der Feinheiten der französischen Sprache empfahlen ihn ganz vorzüglich für diplomatische Missionen, und es sollte ihm auch vom Ministerium Milde aus ein Konsulat in Spanien anvertraut werden. Nach dem Exil des Frankfurter Parlaments lebte er abwechselnd in Berlin (wo sein Freund v. Meusebach vor dessen Abgange nach sich noch in französischer Conversation mit ihm übte), Erfurt und Frankfurt. Seit zwei Jahren ist er wieder im Dienste seines französischen Geburtslandes gewesen und zuletzt als Konsul in Amerika. Vom gelben Fieber dort befallen, wurde er nur mangelhaft hergestellt, vielleicht weniger durch die Schuld der Aerzte, als seine eigene, da er bei seinem herkulischen Bau und sorglose Sinne nicht sehr geneigt sein mochte, sich von der Medizin, ihrer unzertrennlichen Begleiterin, Diät, lange abhängig zu Nach Frankreich zurückgekehrt, suchte er vergebens Heil in des Südens und starb unter großen Leiden am 29. April zu

Er hat die letzten Jahre seines kräftigen Mannesleben obigen Zeilen zu entnehmen ist, einigermaßen in der Geist geistreichen Kreuz- und Querfahrers zugebracht, statt im aber sicheren Schritte auf dem Geleise des bureaukratischen zu bleiben. Seine Talente, vielseitige Bildung und bei ungewöhnliche Leichtigkeit, zu arbeiten und zu vollenden, stehenderen Anwendung würdig gewesen, und die preußische hätte ihn vielleicht durch Aufmunterung für immer an den Vaterlandes fesseln und ihn da erfolgreich beschäftigen keine gelbe Fieber herrschen. Politisch kompromittirt war nicht, denn er gehörte weder einer äußersten Rechten, noch ersten Linken an, er adoptirte und unterstützte die Gesinnungen herrn v. Arnim, mit welchem er befreundet war.

Dem, welcher dem frühen Grabe diese Zeilen weihte, Verewigte freundlich wohlwollend zugethan, aber es leben in Breslau, in Frankfurt a. M. und anderswo in Deutschland Freunde und Verwandte, welche die Verhältnisse seines Lebens Endes besser kennen; möge Einer im Gefühle der Pietät blichenen einen ausführlicheren Nachruf weihen!

*) Im März 1847 ließ Dr. Oelsner-Monmerqué seine graphischen, eindrucksvollen Schilderungen des afrikanischen Sklavenhandels, den er aus eigener Anschauung an den Küsten von Zanzibar kennen gelernt hatte, in unsere Zeitschrift einrücken, durch welche sein Name zuerst dem literarischen Publikum in Deutschland bekannt wurde. Es fanden diese anziehenden Skizzen so allgemeinen Beifall, daß sich der Verfasser dadurch veranlaßt sah, sie zu erweitern und unter dem Titel „Schwarze und Weiße" als besonderes Werk (Bremen, Schlodtmannsche Buchhandlung) herauszugeben. In demselben Verlage sind auch im Jahre 1848 seine „Politische Denkwürdigkeiten aus Oelsner's Schriften" erschienen. Diese, wie alle anderen Arbeiten Oelsner-Monmerqué's, tragen offenbar das Gepräge des zwiefachen National-Charakters, des deutschen und des französischen, den er von seinen Aeltern geerbt hatte und der auch in seiner äußeren Erscheinung ausgeprägt war. Eine Vorlesung über die Insel Bourbon, die er im „wissenschaftlichen Verein" von Berlin gehalten, hat sich ebenfalls großer Theilnahme zu erfreuen gehabt. D. R.

Mannigfaltiges.

— **Dr. Vogel in Afrika.** Im Londoner Athenäum vom 27. Mai berichtet Herr August Petermann: „Es sind neue Nachrichten von Dr. Vogel eingegangen, der wohlbehalten am Tsad angekommen ist. Als er unweit des Flusses Yeou, ungefähr zwei Tagereisen von Kuka, sich befand, schrieb er, auf dem Pferde sitzend, flüchtige Zeilen an Dr. Gagliuffi, englischen Konsul in Murzuk, und gab dieselben einem nordwärts abgehenden Boten mit. In den 3. Januar 1854 datirten Zeilen meldet Dr. Vogel seine Ankunft in Bornu, so wie daß er und seine Gefährten sich wohlbefinden, daß sie die Reise durch die Wüste glücklich zurückgelegt und dabei zwei Kameele eingebüßt hatten. Er erwähnt ferner einer Revolution, bei welcher der Wesir Hadsch Beschir, der Freund und Beschützer von Barth und Overweg, und der Scherif von Zinder das Leben verloren. Gleichwohl ist dem Dr. Vogel, wie er schreibt, von dem neuen Sultan die Versicherung zugekommen, daß er die Reisenden freundlich aufnehmen werde. . . . Dr. Vogel theilt bei dieser Gelegenheit auch das vorläufige Resultat seiner Höhenmessung des Tschad-Sees mit. Demnach liegt dieser große Centralsee nur achthundertundfunfzig Fuß über dem Niveau des Meeres, was weit unter der bisherigen Schätzung ist und wodurch die Theorie derjenigen, welche behaupten, daß der Tschad-See mit dem Kowara oder Nil zusammenhänge, vollständig widerlegt wird. Vielmehr stellt es Dr. Vogel's Beobachtung außer Zweifel, daß dieser See den Mittelpunkt einer großen Vertiefung oder Einsenkung jenes Theiles von Central-Afrika bildet, mit welcher verglichen die inneren Regionen mit Seeflächen, die sich auf diesem Erdtheile finden, hohe Tafelländer zu nennen sind. So wird die Höhe des Sees Ngami in Süd-Afrika auf 2825 Fuß über dem Spiegel des Meeres angegeben, während der Nil an dem Punkte, der dem Tschad-See am nächsten, nämlich da, wo sich der Keilak mit ihm vereinigt, mindestens 1000 Fuß über dem Meeresspiegel sich befinden muß, da die Stadt Chartum, welche mehr unterhalb an diesem Strome liegt, nach den Beobachtungen Russegger's, 1525 Fuß über dem Meere liegt. Die mittlere Höhe der Wüste an der nordwestlichen Seite des Tschad-Sees wird von Dr. Vogel auf 1200 Fuß angegeben."

Herr Petermann giebt bei dieser Gelegenheit zugleich Kunde von einer neuen Expedition nach dem Niger, welche kürzlich von England abgegangen. Dieselbe findet auf Kosten des Herrn Macgregor statt, der in Birkenhead bei Liverpool statt, der zu diesem Behufe das Dampfboot „Pleiad" ausgerüstet, welche zugleich als ein Segel-Schooner in mehrfacher Art Dienste thun kann. Die „Pleiad" ist am 17. März von Liverpool abgegangen und wird an der afrikanischen Küste drei englische Regierungsbeamte, den Capitain Becroft, den Naturforscher Dr. Beke und den Ethnographen Dr. Bleek, aufnehmen, welche den Auftrag haben, den Chadda gründlich zu erforschen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 6 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür Blatt ins Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin die Verl. d. Exp., Zägerstr. Nr. 69, und beim Spediteur Neumann, Taubenstraße Nr. 31), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 67. Berlin, Dienstag den 6. Juni 1834.

Rußland.

Zur Vergleichung der natürlichen Kräfte Rußlands mit denen der Vereinigten Staaten.

Die nachstehende vergleichende Darstellung, die zunächst einer Kritik bekannten Harthausenschen Werkes über Rußland ihre Entstehung ankt, entlehnen wir einer Arbeit des französischen Schriftstellers ſtave v. Beaumont, der vor einigen Jahren ein ähnliches Werk über Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, wie das Harthausensche r Rußland, geliefert. Herr v. Beaumont, obwohl die kolossalen ıfte Rußlands nicht mißkennend, ist doch weit entfernt, in die Ueber-bungen eines bekannten deutschen, absoluten Kritikers zu verfallen:

„Von dem Prinzip der Freiheit allein beseelt, hebt und entet sich jenseit des Atlantischen Meeres ein großes Volk, das mit ien wundergleichen Fortschritten die Welt in Staunen setzt — auf n europäischen Festlande blüht und wächst ins Unermeßliche ein anes Reich im Schatten eines völlig entgegengesetzten Prinzips, der beschränkten Gewalt. Wir lassen vor der Hand die Frage zur ite liegen, welche dieser beiden Gesellschaften, die amerikanische oder russische, für das Glück der Individuen günstiger sei; fest steht, daß de sich fortwährend vergrößern, als gälte es eine Wette, gleichen hritt halten zu wollen. Hier und dort dasselbe Streben nach Ausnung durch Eroberung und Colonisation, dasselbe Vordringen hier ch dem Bosporus, dort nach der panamischen Erdenge; hier wie dort ermeßliche Wälder, die das Beil fällt und der Pflug urbar macht; r wie dort reiche Aerndten, deren Ertrag alle Märkte belegt; hier Kornkammern Odessa's und die sibirischen Bergwerke, dort die Goldnden Kaliforniens und die Baumwollen-Pflanzungen von Neurleans; hier eine Handels-Marine, die ins Ungeheure wächst, dort n Landheer, das in seiner Vermehrung keine Gränze zu kennen scheint. etrachtet man die, wenn auch nicht gleiche, doch gleichzeitige Entickelung dieser beiden Völker mit so entgegengesetzten Institutionen, überraschen uns die verschiedenen Mittel, die der Despotismus und e Freiheit anwenden, um Gesellschaften und Reiche zu bilden, das meinsame Verfahren, und wieder die Jedem eigenthümlichen Meoden und Hülfsquellen, ihre entgegengesetzten Prinzipien und deren ald abweichende, bald ähnliche Wirkungen.

Um diese eines ernsten Studiums würdige Vergleichung anzuellen, muß man zuvörderst beide Länder mit eigenen Augen sehen. in den Vereinigten Staaten ist die Untersuchung eben darum leicht, eil es ein Land der Freiheit ist, in dem der Reisende nach Belieben mmen und gehen mag; diese Leichtigkeit wird zudem durch Dampfhiffahrt und Eisenbahnen gesteigert, jene hat den ungeheuren Zwichenraum zu Wasser, diese haben die weiten Abstände zu Lande auf ein Geringstes herabgebracht. In Rußland dagegen wird die Forschung ielfach erschwert; es ist dem Fremden verschlossen, und gelingt es ihm ach, weiter vorzudringen, so tritt das Mißtrauen gegen den Ausländer der schärferen Beobachtung hindernd in den Weg. Ich will aber ir aufrichtig gestehen, daß ich die Reise durch Rußland nicht gemacht nd mich auch durchaus nicht aufgelegt fühle, sie zu machen. Es würde ir also zu der Parallele der Anhaltpunkt der Selbstanschauung fehlen, enn mir nicht das Buch eines ausgezeichneten Deutschen, des Herrn Baron v. Harthausen, vorläge. Er hat in den Jahren 1846 und 1847, unter so ausnahmlich günstigen Umständen, wie sie nur Wenigen sich bieten dürften, die Reise durch Rußland ausgeführt.

Um Rußland zu sehen, bedarf es zweier dem Anschein nach unvereinbarer Dinge. Zuvörderst hat man, wie in jedes Land, das man bereisen will, klare und scharfe Beobachtungsgabe mitzubringen; dann aber muß man Alles unbedingt bewundern, wenn man nicht Gefahr laufen will, über die Gränze zurückgebracht zu werden. So darf Einer frei in Rußland reisen, mit der Bedingung, Alles schön zu finden, d. h. auf sein freies Urtheil zu verzichten; fühlt er aber noch einen Rest moralischer Nothwendigkeit, sich die Sachen genauer anzusehen, dann wird die Reise materiell unmöglich. Der Baron Harthausen, aufrichtiger Bewunderer Rußlands mit dessen politischen Einrichtungen und gesellschaftlichen Zuständen, trug in sich selbst den sichersten Paß, der ihm nicht blos das Land öffnete, sondern ihm die willkommenste Aufnahme bereitete. Er mochte Alles in der Nähe betrachten und in voller Freiheit bewundern. — Ist er aber den Uebelständen dieses Vortheils entgangen? Seine Bewunderung hat ihm das Land geöffnet; hat sie ihm aber nicht die Augen geschlossen? Und frei, wie er war, Alles zu sehen, hat er vielleicht Nichts oder Alles schlecht gesehen? Der Baron scheint über diese doppelte Klippe hinweggekommen zu sein, Dank der Mischung von Fehlern und Vorzügen, wie sie selten in einem Reisenden zusammentreffen. Sein Urtheil scheint nicht immer auf festen Füßen zu stehen; indeß ist er mit der seltenen Eigenschaft begabt, Alles, was sich seinen Augen darbietet, zu sehen und zu beschreiben, selbst dann, wenn die Thatsachen seinen Meinungen und Sympathieen widersprechen. Wie groß auch seine Parteilichkeit für die russische Regierung sei, er stellt in aller Aufrichtigkeit die für sie ungünstigsten Thatsachen bloß. Bei seiner Untersuchung betrügt er die russische Regierung nicht, denn er bewundert sie; er betrügt aber eben so wenig den Leser, denn er erzählt ihm Thatsächliches. Sein Urtheil und die Sachen, die er würdigt, sind immer scharf aus einander zu halten. Was ihm den Text zu einem neuen Lobe giebt, dürfte oft den strengsten Tadel begründen. Seine Logik kann wohl, seine Ehrlichkeit niemals in Frage gestellt werden. Seine Eingenommenheit für Rußland hat ihm mit Recht die russische Gunst eingebracht; seine Ehrlichkeit muß ihm das Vertrauen nichtrussischer Leser gewinnen; sie können seine Wahrheit benutzen, ohne seine Irrthümer zu unterschreiben. So ist sein Buch augenscheinlich in Deutschland beurtheilt worden, wo es von der polemischen Presse unaufhörlich citirt wird. Und was liegt in der That daran, daß der Calcul falsch ist, wenn nur die Ziffern richtig sind? Sein Buch ist eine Goldader, von taubem Gestein umschlossen. Die Schlacken, das sind die Urtheile des Schriftstellers; das reine Metall ist das Faktum, das Herr v. Harthausen gewissenhaft aufgesucht und in voller Freimüthigkeit konstatirt hat. So viel habe ich mich aus diesem ohne Talent geschriebenen Buche überzeugt, man könne, ohne sein Zimmer zu verlassen, mit dem Verfasser die Reise durch Rußland machen, gerade wie man mit Ampère die Vereinigten Staaten durchreist, mit dem Unterschied, daß man aus den Erzählungen Ampère's eben so viel Unterhaltung wie Belehrung schöpft, und daß man seine Urtheile eben so unbedenklich wie die berichteten Thatsachen aufnehmen kann.

Herr von Harthausen spricht, indem er Rußland nach allen Richtungen durchwandert, nach Manier der Reisenden ein wenig über Alles; was aber vorzugsweise seine Aufmerksamkeit gefesselt zu haben scheint, ist die staatswirthschaftliche Lage des Landes: die Entwickelung des Gewerbfleißes, des Handels, der inneren Colonisation; der soziale Zustand der Bewohner in Stadt und Land, besonders der ackerbauenden Bevölkerung; kurz, das Studium der Thatsachen, die gerade für die Untersuchung der uns vorliegenden Frage höchst nothwendig sind. Wir haben, Beispiels halber, so eben gesagt, daß die beiden Staaten erobernder Natur sind, und schon aus diesem gemeinschaftlichen Charakterzug läßt sich die Jedem eigenthümliche Handlungsweise wahrnehmen. Indem die nordamerikanische Union Texas, Kalifornien, Mexiko zu annexiren strebt, verfährt sie nicht wie Rußland, das die Krimm, Kaukasien oder die Moldau an sich reißt. Wenn jene eine Eroberung macht, so ist sie schon zuvor durch die Bürger des Staates fast vollbracht. Diese, nur den Eingebungen ihres abenteuerlichen Hangs, ihrer unermüdlichen Thätigkeit folgend, fallen über ein benachbartes Land her, nicht das Schwert, sondern die Pflugschaar in der Hand; sie drängen sich ein, lassen sich nieder, bemächtigen sich der fruchtbarsten Striche, bauen Häuser und sind schon Herren des Landes, bevor die Frage aufgeworfen wird, ob sie es behalten sollen. Die Regierung hat mit dem Unternehmen nichts zu schaffen; es geht seinen Gang ohne ihr Mitwirken, bisweilen wider ihren Willen und trotz ihres ausdrücklichen Verbotes. Die Eroberung macht sich also ohne Heer, oder vielmehr das erobernde Heer in diesem Lande sind die Hinterwäldler, ist das Volk, das sich ausdehnt, wo es kann, sich überall einschiebt, wo es einen leeren Raum oder eine Savanne sieht, die urbar zu machen ist. Zuletzt freilich tritt die Regierung ins Mittel, nicht um die bereits überwundenen Hindernisse zu besiegen, sondern um dem Privat-Abenteuer den öffentlichen Charakter aufzudrücken und die vollbrachte Usurpation mit dem Namen der Eroberung oder der Annexion zu decken. (Fortsetzung folgt.)

Türkei.

Die Lage der Christen in der Türkei und das russische Protektorat.

(Schluß.)

„Freilich, wie Frankreich 1840, so muß gegenwärtig Rußland, weil es auf gewaltthätige Zerstückelung der Türkei ausgeht, vorläufig aus dem Rath der Großmächte ausgeschlossen bleiben, bis es auf die geeignetste Weise dazu gebracht worden sein wird, der Stimme der Gerechtigkeit Gehör zu geben und von seinen Willkürplänen abzustehen. Wobei denn, da der gegenwärtige Krieg durch die ganz rechtswidrige Besetzung der Donau-Fürstenthümer provozirt worden ist, nicht nur diese, wie sich von selbst versteht, der Pforte wieder zurückgestellt werden müssen, sondern als Garantie oder „Pfand" für die Zukunft dem verletzten Theile von seinem Beeinträchtiger noch sonst eine passende Entschädigung (z. B. durch Gebiets-Abtretungen im Kaukasus) durch die über den Rechtszustand Europa's wachende Konferenz der Großmächte zu erwirken ist.

„Vorläufig ohne Rußland (das erst bei dem Schlusse, welcher den nun offen ausgebrochenen Krieg beenden wird, seine Beistimmung zu erklären hat) muß nun die Konferenz der Großmächte vom Sultan allmälige und nach vorher zu bestimmender Stufenfolge zu vollziehende Christen-Emancipation in seinen Staaten verlangen und vertragsmäßig festsetzen. Die Begründung der Forderung ergiebt sich ganz von selbst aus der Sympathie christlicher Staaten für gedrückte Christen, die in Ländern befreundeter Herrscher leben, so wie aus der Gefahr, welche das längere Andauern des Druckes der Raja für die Pforte selbst haben würde. Zur Gewährung des Geforderten wird die Pforte aber niemals dringender und entschiedener veranlaßt sein, als in dem Zeitraume, wo sie durch die Hülfleistung der Fordernden oder, wenn Sie lieber wollen, Fürbittenden vor dem Untergange gerettet wird. Natürlich, daß sie dabei auch weise Rücksicht auf die gegenwärtig vom Kriege erhitzten Gemüther ihrer muhammedanischen Unterthanen zu nehmen hat. Die Pforte kann unmöglich, wenn auch England und Frankreich jetzt mit ihr den in den öffentlichen Blättern schon so vielfach besprochenen und zergliederten Vertrag für Emancipation der Raja entworfen und festgestellt haben, ihn sofort als Reichsgesetz proklamiren und im Handumdrehen durchführen. Die alttürkische Partei ist gerade jetzt in manchen Reichstheilen, besonders in Bosnien, manchen Theilen von Albanien und der Bulgarei und in Kleinasien, so mächtig, daß die Proclamation der Christenparität dort eine Losreißung vom Chalifat und die hartnäckigsten Rebellionen hervorrufen könnte. Aber in der stillen Sprache der Verträge sich zur Emancipation der Raja verbinden, das muß die Pforte allerdings schon gegenwärtig.

„Doch, würde sie nicht dadurch in ihren Souverainetäts-Rechten beschränkt? Ohne Zweifel. Aber nicht an jeder Beschränkung der Souverainetäts-Rechte geht ein Staat unter. Auch der deutsche Kaiser wurde 1555 und 1648 und das letztere Mal durch ausländische Mächte, Frankreich und Schweden, dahin in seinen Souverainetäts-Rechten beschränkt, daß er seinen protestantischen Reichs-Unterthanen freie Religions-Uebung und bürgerliche Rechte in weitem Umfange gewähren mußte. Schweden und Frankreich erhielten sogar für ihre den Protestanten geleistete Hülfe Reichsländer theils zu Lehn, theils in Besitz. Hätte der Kaiser sich einfallen lassen, die Protestanten aufs neue zu befehden, so würden Frankreich und England ihn als Vertragsbrüchigen bekriegt und vielleicht entthront haben. So stand es mit dem deutschen Kaiser im siebzehnten Jahrhundert. Und doch ging dadurch weder das deutsche Kaiserthum zugrunde, noch wurde dadurch eine der beiden einander gleichgestellten Konfessionen die unbedingt herrschende. Im Gegentheil: Protestantismus und Katholizismus vereinigten sich gegenseitig in Folge der ausgesprochenen Parität; Deutschland, durch den blutigen Haß der Konfessionen zerfleischt, ward durch ihre Gleichstellung beruhigt und geheilt und wuchs, wenn nicht als ein einiges, so doch als ein blühendes Land empor.

„Sollte nicht Aehnliches (ich sage nicht Gleiches, denn ich bin überzeugt, daß die Lebenskraft des Muhammedanismus im Erlöschen ist) auch in den Ländern der Pforte möglich sein? Und wenn es möglich ist, ist dann eine konservativere, eine des christlichen Namens würdigere Politik denkbar, als die, welche unter Ueberwachung und Sicherung der Christen-Emancipation zu gleicher Zeit den nationalen Tugenden und Vorzügen der muhammedanischen Racen in der Levante Rechnung tragen will? Sage mir Niemand, daß das undenkbar sei. Der Christ müsse den Muhammedaner unterjochen, oder er werde vom Muhammedaner unterjocht bleiben. Weil der Koran dem Evangelium ein erklärter und unversöhnlicher Feind sei, müßten auch die Bevölkerungen, die zu jenem oder zu diesem einmal bekehrt worden seien, immerfort Feinde bleiben. Je mehr sich das Christenthum in Wahrheit ausgestaltet und je mehr von ihm die öffentliche Politik, die Weltpolitik, berührt und bedingt wird, als desto falscher erweist sich jener Grundsatz. Leben in den Kolonieen Englands und Frankreichs Millionen von Muhammedanern in völlig freier Ausübung ihrer Religion in gutem Einklange mit den christlichen Oberherren, warum in den osmanischen Staaten nicht ein ähnliches Verhältniß Millionen christlicher Unterthanen und der türkischen Obrigkeit lassen? Freilich nur wenn letztere sich immer mehr bequemte, dergläubigen Unterthanen nach den Grundsätzen nicht der sondern der christlichen Humanität zu behandeln. Aber den Willen hierzu hat die türkische Regierung seit dem Hatti Gülhané mehr als einmal kundgegeben und nach Kräften die ehrlich gemeinten guten Willen durchgeführt. An den Großmächten wird es nun sein, die Kraft der Pforte zur den Emancipation der Raja zu stärken, indem sie (nicht mehr, ihr blos gute, aber auch äußerst wohlfeile diplomatische gebend) ihr zugleich eine hinreichende materielle Macht zu um einerseits den muhammedanischen Fanatismus, wo Emancipation widersetzen sollte, zu Paaren zu treiben, christliche Bevölkerung zu entwaffnen, wenn sie, von Verl von egoistischen Priestern und an Rußland verkauften Kri leitet, ihre Befreiung durch Empörung zu versuchen riode thöricht genug wäre, in der sie ihr auf dem der Vermittelung ohnedies zu Theil werden soll und wird. Einer in christlicher Humanität gegen ihre schreitenden Regierung sind christliche Großmächte entsch ihre Waffenhülfe gegen Empörer zu leihen. Zu die also die der Pforte gegen Rußland gestellten Hülfs etwaniger schneller Beendigung des Krieges noch läng manischen Staatengebiete zu verbleiben haben, um der Christen-Emancipation möglichst rasch niederzuschlag dem Wege zu räumen.

„Wie soll nun aber die Christen-Emancipation durchg den? Nun, Sie wissen wohl, daß ich kein Eingeweihter in Unterhandlungen bin, welche nun schon seit bald anderth von den westlichen Großmächten unter Zuziehung Oest Preußens gerade über diesen Punkt mit der Pforte gepflog sind. Mögen sie nun wirklich schon zum Abschluß gekomm öffentliche Blätter behaupten, oder mögen Rücksichten auf wärtigen Kriegszustand und die Zögerung des Mufti, sei geben, den definitiven Abschluß noch etwas hinausschieben werden die Großmächte bei Gelegenheit und in Folge des gegen Krieges, wie Graf Clarendon am 24. Februar im Oberha „der christlichen Bevölkerung der Türkei gleiche Rechte und rechtigkeit sichern und so dem Fortschritt und Gedeihen den We welche eine christliche Civilisation in jenem Reich zur Fo muß." — Geht man nun an die Ausführung dieses wird man, meine ich, in nächstem Anschluß an die Gr lasses von Gülhané mit der Gleichstellung der Christ anfangen. Wie ja Lord Redcliffe bereits angekündigt hat, Befehl gebende Firman sei ihm schon zur Kenntnißnahme worden.*) Man hat gegen die aus dieser Konzession erwachs wohlthat eingewendet, die Gültigkeit des christlichen Zeugn dem muhammedanischen werde den Christen wenig helfen, Richter nur muhammedanische blieben, denn diese würden das gültigste Zeugniß eines Christen wenig kehren. Jedo heißt das ganz parteiisch den im Türken lebenden Sinn leugnen, weil einzelne schreiende Beugungen des Rechts wie unter anderen Nationen sich ereignen. Und ferner wi Aufnahme von Christen in den Richterstand eingeleitet wer kann dies nicht jetzt schon und überhaupt nicht eher geschehen Christen nicht der Weg zu den öffentlichen Staats- und Ehr überhaupt geöffnet wird. Dies wird aber vor der Han anderen Theile der osmanischen Besitzungen möglich werden, europäischen Türkei; denn in allen anderen Landestheilen liche Bevölkerung nicht genug konzentrirt**) und in der Sprache den muhammedanischen Racen erliegen.

„Die Abschaffung der Haradsch wird in unmittelbarem mit der unabweislich nothwendig gewordenen Reconstruction tiger gesagt, Organisation des türkischen Finanzwesens Leben zu führen sein. Konnte Sultan Mahmud den ganz mus der Reichs-Administration umformen und aus den Timaren (großen und kleinen Reichslehen) Paschalik die nicht als Lehn verliehen, sondern nur durch Pfortenbeam werden, bilden, so ist nicht einzusehen, warum Abdul Finanzverwaltung des Reichs nicht eben so durchgreifende, licher angelegte Reformen sollte durchzuführen vermögen. Sultan Mustaphall. (1689) beabsichtigte man einmal, sämmtli steuern in Eine zusammenzuziehen. Wenn dies nun jetzt

*) Seitdem ist der Firman, der sich zunächst an den Pasch richtet, durch die englischen Zeitungen veröffentlicht worden.

**) Kleine christliche Sonderstaaten, wie der marokkanische, exi in denen die christliche Bevölkerung bereits fast alle bürgerliche Ehrenrechte schon genießt.

einer Durchschnittsberechnung eine gleichmäßige Steuerquote auf
und Muhammedaner gelegt würde; wenn diese Steuern in jeder
n durch Beamte, die ihr angehörten und dem Staate verantwortlich
, eingezogen würden; wenn die Moscheengüter (wenigstens in
europäischen Türkei, wo die christliche Bevölkerung nicht länger
verhindert werden darf, städtischen Grundbesitz zu erwerben)
xistirt und einer Besteuerung von Seiten des Staats unterworfen
en, so würde das Gouvernement Abdul Medschid's nicht nur seine
zen durch solche Reform verbessern und auf soliden Grundlagen
neue Ordnung in ihnen herstellen, sondern zu gleicher Zeit sich
Vertrauen ihrer christlichen Unterthanen durch Beförderung ihres
riellen Prosperirens auf die nachhaltigste Weise gewinnen.

„Eine Ablösung der Frohnen und eine Befreiung des flachen Landes
den Spahis wird sich gegen Entschädigung der Besitzenden allmälig
n anschließen können. Die Wirkung dieser Maßregeln wird dem
schen Gouvernement um so günstiger ausfallen, wenn es sich zu
entschließt, den Kultus der Raja da, wo sie in konzentrirten
sen die Majorität der Bevölkerung bildet, von allen Einschrän-
en zu befreien. Eine Freigebung der protestantischen und katho-
en Kulte kann dem muhammedanischen Staate nicht gefährlich wer-
weil das numerische Verhältniß der Anhänger jener Kulte zu den
hammedanern ein zu geringes ist. Die Freigebung des griechischen
us muß die Pforte mit einer gründlichen Abschaffung und Aus-
gung des geistlichen Stellenwuchers in der griechischen Hierarchie
finden. Dies würde am ersten durch eine Besoldung des ganzen
chischen Klerus aus der Staatskasse erreicht werden — wofür die
ittel durch Uebernahme sämmtlicher, in Zukunft gleichmäßig unter
griechischen Bevölkerung zu vertheilenden geistlichen Steuern durch
Staat aufgebracht werden müßten. Durch eine solche Maßregel
de die griechische Hierarchie nicht in ihren Rechten gekränkt, sondern
an ihren Uebergriffen und Erpressungen gegen die eigenen Re-
onsgenossen gehindert. Das durch den Staat für den geistlichen
rus auszuwerfende Budget könnte sehr reichlich ausfallen und doch
bestimmte Summen zur Einrichtung von Bildungs-Anstalten für
istlichkeit und Laien besonders anweisen. Die christlichen Unterthanen
Pforte würden ihr, wenn sie sich also aus den Händen ihrer un-
senden und habgierigen Mönchsklerisei befreit sähen, Dank für diese
änderungen wissen und allmälig an eine, obgleich nicht glaubens-
stammverwandte Regierung aufrichtige Anhänglichkeit gewinnen,
der sie ihr Bestes mit Gerechtigkeit und väterlicher Fürsorge wahr-
ommen sähen. Aehnliche Einrichtungen könnte der Geistlichkeit der
holischen und protestantischen Raja zugutekommen.

„Wird nun, wie man im englischen Parlament noch kürzlich be-
uptet hat und auch der Divan zu befürchten scheint, durch diese Re-
men das Fortbestehen der türkischen Herrschaft überhaupt gefährdet
rden? — Allerdings befinden sich die christlichen Bevölkerungen,
mentlich die griechische und die armenische, durch den ihr einwoh-
nden Handelsgeist schon seit Anfang unseres Jahrhunderts trotz des
f ihnen lastenden Druckes in großem materiellen Gedeihen, wäh-
nd es mit der türkischen industriellen Bevölkerung immer mehr rück-
ärts geht. Die Emancipation der Christen, die Erleichterung, die
nen hinsichtlich der Erwerbung von Grundbesitz zugestanden werden
ß, kann dieses Prosperiren nur verstärken. Aber wenn diese Rechte,
mentlich das der Freiheit in Ausübung des Kultus, der Zulassung
n Raja in administrative Staats-Aemter und des ungehinderten Er-
rbs von Grundbesitz, nur der Raja in der europäischen Türkei
rliehen würde (die persönliche Sicherstellung und Ablösung des Ha-
dsch müßte freilich allenthalben erfolgen), so würde damit die Haupt-
fahr der Emancipation, nämlich Hervorrufung immer erbitterterer
ollisionen zwischen der christlichen und muhammedanischen Bevölkerung,
hohem Grade vermieden werden. Der Muhammedaner, der über-
upt nur in den Städten der europäischen Türkei siedelt, fühlt sich
rin schon seit lange unbehaglich. Die christliche Bevölkerung Klein-
ens und die muhammedanische der Türkei, die numerisch nicht sehr
erschieden sind,*) würden allmälig ihre Sitze mit einander zu ver-
uschen gleich viel Veranlassung und Neigung haben. Wenn Millionen
auswanderer in aller Friedlichkeit aus der alten in die neue Welt über-
wandern, so ist nicht minder möglich, daß ein paar Millionen Muham-
edaner aus europäischen in kleinasiatische, ein paar Millionen Christen
us kleinasiatischen in europäische Sitze überwandern. Eine solche
berwanderung hat sich im jetzigen Königreich Griechenland seit dem
Jahre 1827 in dem Verhältniße vollzogen, daß alle Muhammedaner
(bis auf sieben oder acht Familien, die zu Chalkis und Euböa seßbar
sind), weil sie nicht unter christlichen Behörden stehen wollten, den
griechischen Boden verließen und Hunderte von phanariotischen, chio-
tischen, thessalischen und kretensischen Familien sich dagegen auf grie-
chischem Boden niedergelassen haben. Auch ist das Recht der Ueberwan-
derung aus einem Paschalik in das andere ein türkisches Staatsrecht,
das von je her bestanden hat und der Raja selbst nie genommen wurde.

*) Letztere ist etwa um anderthalb Millionen stärker als erstere; doch zeigt das Bevölkerungsverhältniß eine Tendenz zum Vort.

„So kann die europäische Türkei unter osmanischer Oberhoheit (die natürlich im Herrschaftssitz Konstantinopel immer eine beträchtliche muhammedanische Bevölkerung zurückhalten würde) ein christliches Reich werden, in dem das Interesse der osmanischen Dynastie selbst und der vereinigten Großmächte die christlichen Unterthanen völlig von dem bisherigen Druck emanzipirte. Die bewaffnete Macht müßte in diesem Reiche vorläufig noch aus Osmanlis gebildet, die höchsten Staats-Aemter mit von ihnen besetzt bleiben und in manchen Zweigen der Verwaltung aus Muhammedanern und Christen gemischte Kollegien an die Spitze treten. So würde die Eifersucht der christlichen Racen unter einander, die das Königreich Griechenland nicht leben läßt, in diesem Reiche sich zu entwickeln verhindert. Wlachen und Serben, Bulgaren, Albanesen und Romäer müßten in dem Halbmond, der ja kein Abzeichen des Muhammedanismus, sondern nur Wappen der Dynastie Osman ist, ein Zeichen des Schutzes und der gedeihlichen Entwickelung für christliche Unterthanenvölker verehren lernen: gerade wie den Muhammedanern in Rußland der doppelköpfige Adler Symbol der staatlichen Ordnung geworden ist. Ein solches Reich würde in sich die mannigfaltigsten Anlagen der südslavischen Bevölkerung und den griechischen Handelsgeist sich frei entwickeln lassen*) und doch, schon wegen der Künstlichkeit seiner Zusammensetzung, nicht so stark werden, daß es irgend einer europäischen Macht an seinen Gränzen gefährlich werden könnte. Die europäischen Großmächte, als seine Schutzherren, würden stets die Mittel bei der Hand haben, einer solchen Gefahr bei Zeiten zu steuern.

„Aber was soll aus den asiatischen Provinzen der Türkei und den Christen daselbst werden? Sie bleiben unter der osmanischen Herrschaft, der die Einflüsse der europäischen Civilisation auch hier mehr und mehr bestimmende und regenerirende werden müssen. Emanzipirt können Letztere, wegen ihrer verhältnißmäßig nur geringen Zahl, wo sie unter großen muhammedanischen Bevölkerungen zerstreut leben, nur in den nothwendigsten Punkten werden. Wo sie so zahlreich zusammen wohnen, wie in der Provinz Armenien, könnte aus ihnen ein besonderes christliches Paschalik neben einem muhammedanischen geformt werden; in ähnlicher Weise, wie sich in einer der kleinen Schweizer-Republiken, Appenzell, die beiden abendländischen christlichen Konfessionen in zwei Kantone getrennt haben. In jedem Falle muß allenthalben dem Christenthum auch hier eine freie, wenn auch private, Ausübung zugestanden werden. Der Uebertritt aus dem Islam zum Christenthum muß erlaubt sein und auf den Schutz der Regierung Anspruch erhalten, wie derselbe seit 1843 schon den zum Christenthume Zurücktretenden durch Abdul Medschid versprochen worden ist. Sehr möglich, daß die ungehinderte Wirksamkeit christlicher Missionen dann unter den Türken mehr Anklang findet als bisher; denn bis jetzt beruht die Toleranz der Reform-Türken nicht auf Hinneigung zum Christenthum, sondern meist auf völliger religiöser Indifferenz. Ein Volk, das noch so tüchtige Keime in seiner Sittlichkeit und Frömmigkeit aufzuweisen hat, wie das türkische, kann aber auf die Dauer religiöse Indifferenz am wenigsten aushalten. Unmöglich oder auch nur unwahrscheinlich ist es also gar nicht, daß das Christenthum sich einmal unter den Türken einwohne. Welche Form des Christenthums für diese Emancipation der Türken die meisten Chancen habe, mag fraglich bleiben. Die Form ihres Gottesdienstes weist sie auf den Protestantismus, der muselmännische Werkdienst auf eine judaisirende Form des Christenthums. Beide werden ihre Anhänger mit der Zeit unter ihnen finden. — Für die türkische Regierung am schwierigsten zu vermitteln würde in Asien stets das Verhältniß der christlichen Konfessionen unter einander zu Jerusalem bleiben. Mag sie dabei mit noch so großer Gerechtigkeitsliebe verfahren (und sie hat es gerade dort am wenigsten daran fehlen lassen), ihre Entscheidungen werden nie irgend eine der dort in Streit befindlichen Religions-Parteien befriedigen, weil der Glaubens-Eifer es jeder zur Pflicht zu machen scheint, nicht zu rasten, bis sie an den heiligen Orten allein herrsche und durch sie das Christenthum beherrsche. Auch läßt sich nicht leugnen, daß bei der gegenwärtigen Weltstellung des Christenthums etwas für das christliche Selbstgefühl allgemein Verletzendes darin liegt, daß an diesen Orten eine muhammedanische Obrigkeit den Christen ihr Recht gesprochen und ihre Autorität selbst bis in die Kirche des heiligen Grabes geltend macht. Jerusalem, eine Stadt von fünfzehntausend Einwohnern, ohne irgend bedeutende Industrie und nicht einmal an der großen Karawanenstraße, die von Damaskus nach Mekka führt, gelegen, ist kein wesentlicher und nothwendiger Bestandtheil des osmanischen Reichs. Konnte Harun Alraschid Karl dem Großen, als dem Herrn der Christenheit, die Hoheitsrechte über die heiligen Orte zugestehen, so wird Abdul Medschid klug thun, dem Herrn der Christenheit, der ihm jetzt sein Reich erhält, nämlich dem Kollegium der solidarisch verbundenen Großmächte, dieselben Hoheitsrechte jetzt wieder einzuräumen. Erklärte der Sultan die Stadt Jerusalem für ein freies Gebiet unter dem Hoheitsschutze der Groß-

*) Damit dies gelinge, müssen übrigens auch die Handelstraktate fremder Mächte mit der Pforte umgearbeitet werden und muß besonders England auf manche Uebervortheilung verzichten, die es sich darin gegen die Türkei erlaubt hat. A. d. V.

mächte, so würde er selbst dadurch nur gewinnen; denn er vereitelte dadurch auf immer die Machinationen seiner ränkevollen Gegner, die sonst stets an diesen gefährlichsten, das Mitgefühl der christlichen Konfessionen am meisten regemachenden Punkt wieder ihr Intriguenspiel anknüpfen würden. Die Christen aber wüßten, jede Konfession durch die Großmacht, die ihrem Bekenntniß angehört, ihre Interessen in Jerusalem verwaltet und mit entschieden, so wie alle Streitigkeiten an Ort und Stelle ausgeglichen.

„Weiter will ich diese Gedanken über die Durchführung der Christen-Emancipation in den alten Stammlanden des Christenthums nicht entwickeln. Es lag mir nur daran, Ihnen in diesen Briefen zu zeigen, daß eine dem Fortschritt der christlichen Civilisation entsprechende Lösung der orientalischen Frage weder in der Zertrümmerung des osmanischen Reiches und — was dem gleichkäme — neuen Erniedrigungen der Dynastie Osman, noch auch durch unveränderte Erhaltung des status quo in den Verhältnissen der orientalischen Christen gefunden werden könne. Die Großmächte, die den Fortschritt christlicher Civilisation im Orient ernstlich wollen, müssen die Dynastie Osman erhalten, aber die Raja emanzipiren und sich dazu ein Schutzrecht über sie vorbehalten. Zur Realisirung dieser christlichen Humanitätszwecke wird im jetzt entbrannten Kampfe eine Gelegenheit geboten, wie sie vielleicht nie wiederkehrt. Sich zu ihrer Durchführung an diesem Kampfe zu betheiligen, ist jeder Großmacht Pflicht, die darauf Anspruch machen will, ferner noch eine christliche zu heißen. Lassen Sie uns, die wir gute Preußen bleiben möchten, hoffen, daß die Politik der preußischen Neutralität sich dieser Pflicht bewußt sei und je länger, je deutlicher bewußt erweise!"

Norwegen.

Finmarken und das Kupfer-Bergwerk von Kaafjord.*)

2) Das Kupfer-Bergwerk in Kaafjord.

In der Südwest-Ecke des Altenfjord, unter 70° nördl. Br., zieht sich eine kleine schmale Bucht, der Kaafjord, dicht umschlossen von hohen Bergen, tief ins Land hinein. Am Rande dieser Bucht stand noch im Jahre 1826 eine von einer Lappen-Familie bewohnte Hütte, und keine andere menschliche Betriebsamkeit war sichtbar, als die, welche in den Fischerbooten herrschte. Heutzutage findet der Reisende dort eine schöne Kirche, ein ansehnliches Wohngebäude und viele zerstreute Wohnungen für Beamte und Arbeiter, nebst mancherlei anderen Gebäuden, so wie das ganze rege Leben, das von etwa tausend einer industriellen Thätigkeit obliegenden Menschen erzeugt wird.

Schon vor sehr langer Zeit waren Kupfer-Anlagen in Kaafjord bekannt, aber sie wurden nicht bergmännisch betrieben bis zum Jahre 1826, wo sie von zwei Engländern gekauft wurden. Bald nach dem Abschluß des Kaufes wurde zufällig eine sehr reiche Erz-Ader von einer Lappen-Frau entdeckt, und das Anbrechen derselben nahm unter Beihülfe von Arbeitern, die man aus Fahlun, Röraas und Foldalen kommen ließ, seinen Anfang. Im Jahre 1836 zählte der Ort schon achthundert Einwohner. Seit 1833 ist das Werk im Besitz einer englischen Gesellschaft und wird von zwei Direktoren, einem Hüttenmeister, einem Ober-Steiger, sechs Steigern, einem Baumeister, einem Comtoir-Schreiber und einem Proviant-Verwalter geleitet.

Die Kupfer-Erze, welche bearbeitet werden, sind Kupferkies von den Gruben von Kaafjord und Buntkupfer-Erz von Reipas. Von anderen Kupfer-Erzen kommen nur Spuren vor, eben so wie von einigen anderen Metallen, nämlich Silber, Kobalt, Mangan und Selen. Schwefelkies findet sich, wie gewöhnlich, in Verbindung mit Kupferkies. Die Gangarten sind vornehmlich Quarz und Kalk; übrigens kommen, namentlich in Reipas, viele verschiedene Mineralien vor. Der Gehalt des Erzes an Kupfer wird im Durchschnitt zu sieben bis acht Prozent veranschlagt, variirt aber zwischen zwei und dreißig Prozent; das reichhaltigste Erz kömmt in Reipas vor, wo der Grubenbau im Jahre 1828 eröffnet wurde.

Neben dem fortgehenden Betriebe des Werkes hat man in rühmlicher Weise für das moralische und physische Wohl der Arbeiter gesorgt. Das Werk hat seine eigene Kirche und Schule, und in letzterer wurden im Jahre 1839 etwas über neunzig Arbeiterkinder unterrichtet. Die Gesundheitspflege liegt einem besonderen Werk-Arzte ob, und der Kranke erhält, außer seiner Medizin und Pflege, einen Spezies-Thaler wöchentlich, so lange als er nicht zu arbeiten vermag. Diese Unterstützung wird aus der Armen-Kasse bestritten, zu welcher die Arbeiter einen Schilling von jedem Spezies-Thaler, den sie verdienen, also ein Hundertzwanzigstel ihres Lohnes, und eben so viel an den Geistlichen zu zahlen haben. Die Ordnung wird in einer vorzüglichen Weise aufrecht erhalten. Bei der Aufnahme eines Arbeiters muß sich derselbe verpflichten, sich den Disciplinarstrafen der Direktion, Ausschweifungen oder sonstige Ausschreitungen, welche in die an die Armen-Kasse bestehen, zu unterwerfen. Außerdem Zettel mit dem Namen und dem Vergehen des Bestraften angemessenen Platze angeheftet, um seinen Kameraden unter beitern bekannt gemacht zu werden. Um Gelegenheit zu unschuldigen Vergnügungen zu geben, hat man eine große Stube dazu daß die Arbeiter im Winter jeden Sonntag sich mit Spiel belustigen können, wobei gewöhnlich ein Bergwerksbeamter sicht führt.

Auf die ganze Gegend hat das Kupferbergwerk einen wohlthuenden Einfluß geübt, indem der Werth der Landesprodukte, die Circulation des baaren Geldes, das früher selten war, und den Bewohnern Gelegenheit zum Verdienst gegeben wurde. Allem ist das Bergwerk ein Zufluchtsort für arme Finnen, welche jährlich in großer Menge von Ober-Kalix und anderen spielen des benachbarten Norbotten nach dem Bergwerke kommen etwas zu verdienen. Sie finden sich in größerer Zahl ein, als ihrer bedarf, und werden, nach der eigenen Erklärung der Direktoren, oft nur aus Mitleid angenommen, nachdem sie den beschwerlichen über das Gebirge mindestens dreißig bis vierzig Meilen haben und vielleicht der Mittel zur Rückkehr entbehren. Diese Verhältnisse zuletzt nur das Elend Aller zur Folge haben müssen, ein, denn es wird namentlich in Jahren der Noth, wenn rungen der Direktoren, der Zudrang zum Bergwerk sein und das Arbeitslohn nothwendig herabdrücken.

„Nehmen wir an", sagt Herr Siljeström, „daß eine Ursache den Betrieb des Bergwerks hemmt oder eine Stockung selben herbeiführt. Man denke sich, der Erzvorrath nehme ab, entstehe eine jener Krisen im Bereich der Industrie und des wovon England so oft betroffen wird, oder endlich ein Krieg schen England und Rußland breche aus. Im letzteren Falle ich die in der Sache zunächst betheiligten Personen die ernste fürchtung äußern, daß Rußland einen Hafen in Finnmarken an dessen Küsten das Meer im Winter nicht gefrieren werde zu gewinnen suchen, und dann wäre Kaafjord und seine Verbindungen mit England in der größten Gefahr, der Verluste zu gedenken, welche allein dadurch entständen, daß die englischen die dem Bergwerke Steinkohlen zuführen, an der Fahrt wegen Mangel verhindert würden. Einer der Direktoren sagte mir, er nicht ohne die größte Furcht an einen Krieg zwischen England und Rußland dächte, weil dadurch die Direktion in Nothwendigkeit kommen würde, die Hälfte der Arbeiter zu entlassen. Und welches Schicksal würden diese unglücklichen Arbeiter dann haben, wenn sie auf einmal ohne Arbeit und Unterhalt hier zurückgelassen wären, das nichts produzirt, und wo sie durch ein fürchterliches Fjeld und unübersteigliche Gebirge von allen denen, die ihnen in der Noth helfen könnten, getrennt sind. Schickt man sie nach ihrem Vaterlande, so sind sie dort schon Fremdlinge und ihr Wohnplatz ist von Fremden eingenommen."

So bestätigen jene Erwägungen wiederum die Erfahrung, daß eine von außen her in ein Land verpflanzte Industrie demselben niemals wahrhaft zum Segen gereicht.

*) Vgl. Nr. 65 des „Magazins".

Mannigfaltiges.

— **Verleumdungs-Prozesse französischer Schriftsteller.** In einem von Jules Janin gegen den Redacteur und die Herausgeber des Pariser Figaro angestellten Verleumdungs-Prozesse hat das Zuchtpolizei-Gericht (Tribunal Correctionnel) von Paris in Sitzung vom 19. Mai, daß der Haupt-Redacteur Dollingen und die beiden Herausgeber Villemessant und Jouvin Jeder in eine Strafe von Fünfhundert Francs, so wie alle Drei in die Kosten des Prozesses zu verurtheilen, weil sie in ihrem Blatte vom 2. April 1838 einen Artikel aufgenommen, in welchem behauptet worden war, daß Jules Janin als junger Journalist gleichzeitig für zwei Blätter von entgegengesetzter Farbe, für die Quotidienne und den damaligen Figaro, gearbeitet, wobei er unter Anderem den Dichter des „Fils de Barthélemy, auf der einen Seite arg mißhandelt und auf der anderen bis in den Himmel erhoben habe. Das Gericht erkannte in dieser Beziehung eine schwere Injurie, indem Jules Janin dadurch als ein doppelzüngiger Mensch bezeichnet worden, der gleichzeitig nach zwei Seiten hin kokettirt und seine Freunde verrathen habe.

In derselben Sitzung ward auch ein Verleumdungs-Prozeß des Herrn Alexander Weill gegen den Literaten Guérard verhandelt, der eine biographische Schrift unter dem Titel: „Les supercheries littéraires dévoilées" herausgegeben. Guérard wurde zu hundert Francs Geldstrafe und in die Kosten verurtheilt.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

[illegible] erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 4 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 1 Thlr. 5 Sgr., wofür Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 15, und beim Expediteur Neumann, Markgrafenstr. Nr. 211), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 68. Berlin, Donnerstag den 8. Juni 1854.

Italien.

Literatur-Bericht aus Italien.

ina's Appische Straße. — Die Arbeiten dieses gelehrten Alterthumsforschers. Die römische Villa der Prinzessin Marianne von Preußen. — Wiederaufnig der Porta Capena. — Von St. Quentin bis Oporto. — Italiänische chichtswerke. — Ugo Foscolo's Briefe. — Besme di Baudi's longobardische ehsammlung. — Alt-italiänisches Städterecht. — Albini's Vorlesungen über Todesstrafen. — Kataster des Königreichs Sardinien.

Der berühmte Alterthumsforscher, Ritter Canina zu Rom, ein orner Piemontese, hat wieder eines seiner Prachtwerke in diesem he herausgegeben: die Beschreibung der Appischen Straße, nach jetzt in Arbeit begriffenen Ausgrabungen derselben.*) Nachdem ılich der Papst, nach der durch die französische Revolution von 1848 erbrochenen, von ihm versuchten Reform, wieder aus Gaeta zurückehrt war, sah er die Nothwendigkeit ein, die von den Mitgliedern provisorischen Regierung angeordnete Beschäftigung der Proletarier, welchen seine Hauptstadt wimmelt, fortzusetzen. Der Minister :obini, einer derjenigen hohen Staatsbeamten des Papstes, welche ßt Geistliche sind, schritt im Jahre 1850 zur Ausführung der im -hartigen Maßstabe zu bewirkenden Ausgrabungen an der Appischen raße, eine Miglie weiter, als das bekannte Grabmal der Cäcilia etella, bei dem vierten Meilensteine von Rom. Im Jahre 1851 rde mit der Bloßlegung der Straße bis zur siebenten Miglie fortfahren; im Jahre 1852 gelangte man mit dieser Arbeit bis zur nten Miglie und fuhr im Jahre 1853 fort bis dahin, wo bei der sten Miglie die neue, nach Albano führende Straße sich mit der en Via Appia vereinigt, d. h. bei der alten Stadt Bovillae. Die itung dieser Arbeiten wurde ebenfalls keinem der vornehmen Hoste, d. h. hohen Würdenträgern der Kirche, sondern dem berühmten ommendatore Canina anvertraut.

Von den von ihm herausgegebenen Werken führen wir nur folnde an: „Ueber die alte Baukunst, durch die bedeutendsten Denkäler der Aegyptier, Griechen und Römer dargestellt" (gegen hundertdfunfzig Lieferungen); „Forschungen über die für christliche Kirchen eignetste Bauart, nach den ursprünglichen gottesdienstlichen Einrichngen der bedeutendsten und ältesten Kirchen nachgewiesen" (vierzig eferungen); „Die Gebäude des alten Rom und der Campagna, nach ren Resten in ihrer vollständigen Ausführung wiederhergestellt und schrieben" (hundertundachtzig Lieferungen); „Topographie und Gehichte des alten Roms und der Campagna" (acht Bände mit Kupfern, chsunddreißig Lieferungen); „Geschichtlich-topographische Beschreibung es römischen Forums und seiner Umgebungen" (achtzehn Lieferungen); Die Karte der Campagna di Roma in sechs Tafeln" (zwölf Lieferungen); „Untersuchungen über die Baukunst der alten Hebräer und en Tempel zu Jerusalem" (in Folio, acht Lieferungen); „Ueber das ste Tusculum und Veji" u. v. a. m.

Ein solcher Mann war am besten geeignet, die Ausgrabungen der erühmten Appischen Straße zu leiten und das Geleistete zu beschreien; er läßt dabei den anderen Gelehrten, welche einzelne Theile der ver gemachten Entdeckungen beschrieben haben, volle Gerechtigkeit wiefahren, besonders dem berühmten Antiquar Borghesi und unserem Dr. Henzen, welcher die Seele des archäologischen Institutes in Rom st. Die Appische Straße, die bekanntlich Rom an der Porta Capena verließ, welches Thor sich in der Mauer des Servius befand, fiel später mit ihrem Anfange noch zum Theil in die Stadt Rom, als dieselbe durch die Aurelianische Mauer erweitert worden. Auf diese Weise war der eigentliche Anfang derselben, das Capenische Thor, verloren gegangen. Das Grabmal der Scipionen gab zwar einigen Anhalt; dennoch konnte man die eigentliche Lage dieses Thores, mithin den wahren Anfang der Appischen Straße, nicht auffinden. Endlich führten Ausgrabungen in der Villa Celimontana, sonst Villa Mattei, auf die Spur. Canina erzählt, daß die gegenwärtige Besitzerin dieser Villa, die Kunst und Wissenschaft liebende Prinzessin der Niederlande, Gräfin Marianne von Seitenberg (Prinzessin Albrecht von Preußen), bei den von ihr veranstalteten Ausgrabungen mehrere Grabmäler entdeckt habe, die es außer Zweifel stellten, daß dort in dem Theile zwischen dem Aventin und dem Cölius die Porta Capena in der Mauer des Servius gewesen. Unmittelbar vor diesem Thore war das Grabmal des Horatius, auf der Stelle, wo er die um den gefallenen Curiatius weinende Schwester erstach. Nicht weit davon, in dem Garten der Villa der Prinzessin Marianne, befindet sich eine Quelle, wo Canina den Hain der Musen, das Thal und den Tempel der Camönen zu finden glaubt, wo Numa Pompilius seine Zusammenkünfte mit der Nymphe Egeria gehabt haben soll, da die Höhle der Nymphe Egeria dazu zu entfernt gewesen. Zwischen den Tempel der Camönen und das Grabmal des Horatius verlegt Canina den Tempel der Ehre und Tugend, welchen Fabius Maximus, nach Cicero, gelobt hatte. Sehr sinnreich erscheint die Wiederherstellung dieser Tempel und des Capenischen Thores mit der Aussicht nach den Kaiser-Palästen unterhalb der herrlichen Villa der Prinzessin Marianne, welche dort von den bereits ausgegrabenen Schätzen eine sehenswerthe Sammlung angelegt hat. Allein inwiefern die Architektur der Phantasie des Alterthumsforschers zu Hülfe gekommen, wird nur der Gelehrte entscheiden können.

Auf diese Weise führt uns der Verfasser bei den Gräbern der Scipionen, welche er ebenfalls nach den vorhandenen Grundmauern darstellt; wie sie gewesen sein könnten, durch den Bogen des Drusus und das Appische Thor außerhalb der Mauer Aurelian's zu dem Septizonium des Geta über den Almone, bis zum Grabmal der Cäcilia Metella, überall die gegenwärtige Ansicht mit der ursprünglichen Gestalt vergleichend, indem er sich auf die Grundrisse und Durchschnitte stützt. Besonders merkwürdig ist die Darstellung des Tempels, der die jetzige, oben erwähnte Grotte der Egeria bildet. Dabei werden auch die Details der Verzierungen mitgetheilt, worunter besonders die auf den Tod Seneca's bezüglichen sehr merkwürdig sind. Auch fehlen nicht die hier gefundenen Inschriften, so daß der Antiquar hier ein bedeutendes Feld zur Forschung findet. Für den Architekten sind die Maßstäbe aller dargestellten Gegenstände genau angegeben.

Ein geschichtliches Werk, dazu bestimmt, den National-Geist der Piemonteser und der Sardinier überhaupt zu wecken, hat ein bedeutendes Publikum gefunden, obwohl es mehr als Roman, denn als historische Studie bearbeitet ist. Es ist dies die mit Illustrationen versehene Sammlung der Lebensbeschreibungen der Helden aus dem Hause Savoyen, von dem ersten Prinzen von Carignan an, der sich in der Schlacht von St. Quentin auszeichnete, bis zu dem ersten Könige aus der Carignanschen Familie, dem Könige Karl Albert, der in Oporto starb.*) Der Verfasser ist der fleißige Pietro Corelli von Casale, von welchem bereits mehrere Romane bekannt sind, z. B. „Pater Hieronymus Savonarola, eine Geschichte aus dem funfzehnten Jahrhundert". Er hat diese seine Geschichte des Hauses Carignan mit charakteristischen Kapitel-Ueberschriften versehen, z. B. „Die Geschenke der Ausländer". In dem betreffenden Kapitel erzählt er, wie die deutschen Hülfstruppen gegen Frankreich im Piemontesischen gehaust. Da kommen freilich eben nicht erbauliche Geschichten von deutschen Landsknechten vor, welche im dreißigjährigen Kriege unter dem Vorwande der Vertheidigung der Religion und des Kaisers das Sengen und Brennen und alle Art von Gewaltthat geübt hatten und dieses Handwerk dann in Italien fortsetzten. Unter der Ueberschrift: „Geschenke der Jesuiten" wird eine Liebes-Intrigue eines Jesuiten mit einer Dame in Pignerolo geschildert, welche mit dem Morde derselben endet. Man kann die jetzige Richtung der italiänischen Literatur mit derjenigen vergleichen, welche Deutschland nach dem Befreiungskriege genommen hatte, als man eine deutsche National-Tracht einführen wollte, die aber in manchen deutschen Staaten verboten ward. Daß es übrigens an Käufern für Bücher, welche die Vaterlandsliebe befördern, in Turin und in Piemont überhaupt nicht fehlt, kann man daraus entnehmen, daß das Werk hier allein gegen fünfhundert Abonnenten zählt.

*) La prima parte della Via Appia, della Porta Capena a Boville, descritta e dimostrata con i monumenti superstiti dal Commendatore L. Canina, in seguito delle regolari scavazioni dell' anno 1850—53. Roma, 1853. II. Vol. 4.

*) Da San Quintino all' Oporto. Torino, 1854. 2 Vol. Mit mehr als hundert Kupferstichen.

Eine für die Jugend bearbeitete Geschichte Italiens wurde ebenfalls vor kurzem in Asti von S. Zeni herausgegeben („Della Italia, delle origine ai nostri giorni.").

Zu Florenz erschien in diesen Tagen eine Sammlung der Briefe von Ugo Foscolo, dem Verfasser der herrlichen Briefe des Jacopo Ortis, in drei Bänden („Epistolario di Ugo Foscolo.").

Eine neue Auflage von Tomaseo's ausgewählten italiänischen Briefen erschien eben in Mailand („Lettere Italiane Scelte da Nicolo Tomaseo." 1854.).

Der Handel verdankt den Italiänern seine doppelte italiänische Buchhaltung; auch jetzt bleibt man damit hier nicht zurück, wie man aus dem eben in Turin erschienenen Handbuche über das Rechnungswesen abnehmen kann („Manuale della contabilità.").

Die Fortsetzung eines bedeutenden Werkes für die Geschichte des Mittelalters wird nächstens in Turin erwartet, nämlich ein neuer Band der „Monumenta historiae patriae", die Gesetze der Longobarden enthaltend, worüber der gelehrte Graf Vesme di Baudi gründliche Forschungen angestellt hat.*) Ein Bruchstück derselben hatte er schon früher herausgegeben, nämlich ein Gesetz über die Bauwerke und den Arbeitslohn der Maurer, worin durch Zeichnungen nachgewiesen worden, wie die Alten ihren Gewölben mittelst in einander gesteckter Töpfe Leichtigkeit geben konnten. Die „Longobardische Gesetzsammlung" wird sich an die ebenfalls für Ober-Italien höchst wichtige Sammlung der Städte-Rechte anschließen, welche einen Band der historischen Arbeiten der Turiner Gesellschaft für die vaterländische Geschichtsforschung füllen. Diese höchst wichtige Sammlung der alten Stadtrechte hat der gelehrte Graf Sclopis eingeleitet, wobei er nachgewiesen, daß, ungeachtet der Eroberung der nordischen Barbaren, das alt-römische Munizipal-Wesen in Italien nicht untergegangen, wie Otto v. Freisingen im zwölften Jahrhundert, in seiner Chronik über die Thaten des Kaisers Friedrich Barbarossa, behauptet, welcher den schweren Streit mit den vom Papst zur Rebellion aufgestachelten Städten der Lombardei zu bestehen hatte. Sein genannter Geschichtschreiber sagt: „Diese Städte befolgen noch in der Anordnung ihres Gemeindewesens den alt-römischen Gebrauch, und in ihren Freiheits-Bestrebungen werden sie noch von Konsuln regiert." Sclopis leitet diese Selbstverwaltung der Gemeinde-Angelegenheiten mehr aus dem Gebrauche her, als daß sie sich auf Gesetze gründete. Die Barbaren, welche dem römischen Reiche ein Ende machten, überließen gern den Städten ihre innere Einrichtung, wenn sie nur in ihren Eroberungsplänen nicht gestört wurden; bald übten jedoch die Bischöfe auf die innere Verwaltung einen bedeutenden Einfluß aus, nachdem die Macht der Monarchie beinahe ganz verschwunden war und das Lehnwesen eine Menge kleiner Tyrannen hervorrief. Nunmehr lernten die Städte sich selbst vertheidigen, die Bürger wurden wehrhaft und bauten ihre starken Mauern. Dadurch wurden sie dem Kaiser bald nützlich, als unter den Ottonen die Monarchie sich wieder zu erheben begann. Diese konnten sich der treuen und tapferen Bürger gegen die rebellischen Lehnsträger, die von ihren Vorfahren eingesetzten Herzoge, Markgrafen u. s. w., bedienen, bis Erstere leider von den Päpsten, wie bereits erwähnt, gegen die Monarchie gemißbraucht wurden. Die ältesten in dieser Sammlung enthaltenen Statuten sind die von Susa, vom Jahre 1197.

Professor Albini an der Universität zu Turin, bekannt durch seine Geschichte des römischen Rechts, hat ganz vor kurzem Untersuchungen über die Rechtmäßigkeit der Todesstrafe herausgegeben.**) Er weist mit genauer Kenntniß der Literatur des Auslandes über diesen Gegenstand die Unhaltbarkeit der bisherigen Systeme zur Vertheidigung der Todesstrafe nach. Besonders beruft er sich auf den König Oskar von Schweden, der in seinem bekannten und geachteten Werke „über Strafen und Gefängnisse" sich ebenfalls dagegen ausgesprochen. Als constitutioneller König hat dieser seine als Schriftsteller ausgesprochene Meinung der Majorität der Volksvertreter untergeordnet und darum mit der Abschaffung der Todesstrafe nicht durchdringen können. Professor Albini, der diese seine Arbeit unserem gelehrten Mittermayr gewidmet hat, welcher in Italien in großer Achtung steht, weist nach, daß die fortschreitende Bildung zur Abschaffung der Todesstrafe führen muß, daß die Religion darauf hinweist, so wie das Christenthum schon zur Abschaffung der Sklaverei geführt hat, wenn auch noch nicht in allen katholischen Ländern, doch in denen, wo man sich dem Geiste der Religion mehr genähert hat. Er verkennt nicht, daß man hier und da diejenigen, welche gegen die Todesstrafe ihre Stimmen erhoben, für Feinde der öffentlichen Ordnung erklärt; allein er führt dagegen an, daß gerade der russische Kaiser in Finnland die Todesstrafe abgeschafft habe.

*) Leges Longobardorum de structoribus, quas Egidius Baudius de Vesme primum edebat, repetendas curavit J. F. Neigebaur. Breslaviae, 1853, apud Leukardt.

**) Della Pena di morte, lezioni academiche di P. L. Albini, Professore di filosofia del diritto nella Regia Universita di Torino. Vigevano, 1852.

Seit durch das Gesetz vom 3. Juli v. J. im Königreich die Ausführung eines vollständigen Katasters angeordnet wo man besonders darauf das Augenmerk gerichtet, daß sich nicht Erscheinungen, wie in Frankreich, wiederholen, wo, nachdem funfzig Millionen Franken auf die Kataster-Arbeiten gewe den waren, dennoch der Zweck nicht erreicht wurde. Es ist vörderst eine Schule zur Ausbildung des dazu erforderlichen in Turin errichtet worden, an welcher der Professor Borio ist. Derselbe hat in diesen Tagen eine sehr geschätzte Sc diesen Gegenstand herausgegeben,*) welche zugleich das f der Lehrgegenstände jener Anstalt enthält, die bereits ein pa Zöglinge zählt.

Rußland.

Zur Vergleichung der natürlichen Kräfte Rußl mit denen der Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

In der Union ist die Eroberung das Werk der individu Thätigkeit; in Rußland thut die Regierung den ersten S Befehl, zu erobern, geht von Oben aus. Auf die Stimm schränkten Herrn strömen die Heerhaufen über jedes das der Invasion geweiht ist, und ihr blinder Gehor ob sie gegen die Ufer der Donau oder die Küsten des S losgelassen werden. Eingeleitet wird der Kampf durch tion, beschlossen durch einen glorioſen Bericht, und ein kaiser verkündet feierlich, daß dem Reiche ein neues Gebiet ein wohin später Bewohner geschickt werden sollen.

Verfolgen wir das Beispiel und den Vergleich. Die E ist gemacht, und es handelt sich nur darum, die eroberten Lä zu bevölkern und anzubauen. Wie verfährt Rußland bei d schäft, wie Amerika! Mit anderen Worten: Nach welcher wird die innere Colonisation in beiden Ländern bewerkstelligt derst aus welchen Elementen besteht sie hier und dort!

In den Vereinigten Staaten ist bekanntlich die fremde E derung eine Hauptquelle der Bevölkerung. Seit einiger Z Europa jährlich Hunderttausende in das amerikanische Gebie Einwanderung ist freiwillig, Keiner wird gezwungen, zu kom das eben lockt an; ist er da, so steht es Jedem frei, wieder z und das eben hält ihn fest. Man fragt nicht, warum der der sich nach einem anderen Lande sehnt, es über Meer, und Gefahren einer langen Seefahrt aufsucht, während an dem lande, wo er geboren ist, sich ihm unermeßliche Räume darbieten, minder fruchtbar, als die Länder, die ihm in der Ferne winken. Ufer der Wolga sind von Natur eben so reich, wie die des Lorenz und des Mississippi. Herr v. Harthausen bestätigt bei Gelegenheiten die wunderbare Fruchtbarkeit des russischen Bo vielen Gegenden, wo es schlechterdings nur an Menschen fehlt mit seinen sechzig Millionen Seelen ist Rußland doch nur ein Wüste. Es will aber doch nicht scheinen, daß Rußland zu seiner Colonisation eine große Beisteuer von der freiwilligen Einwan der Nachbarländer erhält. Harthausen spricht zwar von zwei Niederlassungen deutschen Ursprungs, die eine an den Ufern pers, aus Mennoniten bestehend, die zuerst 1540 in Preußen 1783 in Rußland eingewandert waren; die andere zu Sarep Mährischen Brüdern 1765 gegründet. Von Zeit zu Zeit (1763 der Regierung Alexis Romanov's; im Anfang unseres Jahrhun Alexander) kamen wohl auch Schotten, Deutsche nach Rußland locken von flüchtigen Vorrechten, als da sind: zeitweilige Befre allen Auflagen, Staatsbeihülfe für die erste Einrichtung u. s. w. das sind seltene Fälle. Diese Einwanderung zeigt keine merkliche dische Strömung, nirgends wird in dem Buche die jährliche nachgewiesen, und sie erscheint fast als Null. Man begreift, Deutsche, der sein Vaterland in der Hoffnung verläßt, anderswo stand und Freiheit zu finden, Beides schwerlich in Rußland sucht. Und welchen Werth haben überdies die versprochenen Privilegien die Neuangekommenen? In einem Lande, dessen Institutionen sammt übereinstimmend mit dem Klima, für den Despotismus Knechtschaft arbeiten, kann man nicht nach Belieben die Ele Wohlstandes und der Freiheit schöpferisch hervorrufen. Ein Ge tung mag ein Recht da haben, wo es kein Recht giebt, wo kein das Recht von jeder individuellen Bürgschaft entblößt ist! Un bleibt es ein ernstes Ding, in ein Land zu gehen, das ich nic willig verlassen darf.

Indeß bevölkert sich Rußland, theilweise wenigstens, mit fremden Elementen. Im Allgemeinen sind die Ansiedler in Rußland Kro

*) Del Catastro, e del suo ordinamento, del Prof. Giuseppe Bo delle scuole censuarie. Torino, 1854. 8.

igene, oder die Bewohner einer neueroberten Gegend werden nach
n anderen Theil des Reiches versetzt. In der Mitte des sech-
ten Jahrhunderts gründet Iwan Wassiljewitsch russische Kolonieen
gefangenen Polen, dann mit Deutschen. Im Jahre 1617 versetzt
ael Feodorowitsch mehrere Tausend Finnländer und Karelier nach
Landstrecken zwischen Twer und Moskau. Peter der Große fesselt
den russischen Boden eine große Anzahl kriegsgefangener Finnlän-
und Schweden. Nach der Eroberung von Narva und Dorpat 1704
t er aus diesen Städten beiläufig sechstausend Einwohner, die er
Ansiedler durch das Reich vertheilt. Dasselbe Verfahren wird in
e der seit anderthalb Jahrhunderten von Rußland glücklich unter-
nommenen Kriege angewendet. Noch in ganz neulicher Zeit wurden
der Einnahme von Warschau, im September 1831, Tausende von
en ihrem Vaterlande entrissen und nach Sibirien verwiesen. Die
ffengewalt also verschafft Rußland seine fremden Ansiedler.

Bevölkerten aber auch die russischen Monarchen ihr Land durch
Schwert, so wünschten und versuchten sie es doch oft, der
willigen Einwanderung Ansiedler abzugewinnen. Der oben er-
nte Iwan Wassiljewitsch, mit dem Beinamen der Schreckliche, war
r der verabscheuungswürdigsten Despoten, die je gelebt. Er hat
eigener Hand seinen Sohn ermordet und auf einen bloßen Ver-
ht fünfundzwanzigtausend Bürger von Nowgorod hinwürgen lassen:
Todesstreich, von dem diese prächtige Stadt, die, zur Hansa
örend, im Mittelalter vierhunderttausend Einwohner gezählt hatte,
Herz getroffen wurde. Dieser Iwan, der nach Laune die Men-
n hinschlachtete, hatte wieder den Einfall, sie reich zu machen. Es
ein den barbarischsten Fürsten ziemlich geläufiger Kunstgriff, sich
Freunde der Civilisation zu gebahren und mit großen Kosten Handel,
werbfleiß und Kunst, die ihr Despotismus ächtet, ins Land zu
en. Er schickte also 1547 eine Gesandtschaft an Karl V. und bat
n um deutsche Handwerker und Baumeister, die seine Unterthanen
terrichten sollten. Karl antwortete abschläglich und behielt seine
terthanen für sich. Ein freies Land bedarf solcher Unterhandlungen
ht, um Einwohner zu gewinnen; sie kommen von selbst. Die beste
ämie, die der Einwanderung angeboten werden kann, ist die Freiheit
r Personen und die Sicherheit des Eigenthums; durch sie zieht die
ion Ansiedler an, die Rußland durch die Gewalt des Schwertes preßt.

Nun ist der Kolonist hier in Rußland, dort in den Vereinigten
taaten angekommen. Was wird er nun anfangen? Welchen Er-
rbszweig wird er ergreifen? Wie gründet sich in Rußland, wie in
merika eine Farm, ein Mittelpunkt industrieller oder landwirthschaft-
her Ausbeutung? Wie bildet sich ein Dorf, dann eine Stadt?

In Amerika ist der neue Kolonist im Allgemeinen ein Fremder,
r da kömmt, kein Mensch weiß, kein Mensch fragt: woher? der,
bald er den amerikanischen Boden betreten, geht, wohin es ihm ge-
llt, alle Staaten durchwandern mag, ohne Paß, ohne Jemanden Rede
stehen, wie er heiße, wo er wohne, was er vorhabe. Bevor er
nen Entschluß faßt und sich auf einem Punkt festsetzt, überlegt er
nge: Welches Gewerbe ist zu ergreifen? Soll er Bauer oder Hand-
erker, Pflanzer oder Kaufmann werden? Soll er Baumwolle oder
ändereien kaufen? Ist seine Wahl getroffen, welcher Ort ist dem
ewählten Gewerbe am günstigsten? In welchem neuen Staate machen
ie Einwanderer am schnellsten ihr Glück? Ist es Indiana, Missouri,
rkansas? Soll er tief in den Westen, bis in die Felsenberge dringen?
hier werden Ländereien um einen Spottpreis verkauft; wäre es nicht
in vortheilhaftes Geschäft, mit Grundstücken zu handeln? Dieser Platz,
von dem Zusammenfluß zweier Ströme begünstigt, hat er nicht die
Aussicht, der Sitz einer großen Stadt zu werden und den Werth die
ngränzenden Ländereien um das Hundertfache zu steigern? Sind in
dieser Gegend nicht schon der Ackerbauer zu viel? Trägt jene zu viel
der zu wenig Getraide? Darüber sinnt der Einwanderer unablässig,
nicht blos in dem Augenblick, wenn er landet, sondern die ganze Zeit
seines Aufenthalts; und aus diesem rastlosen Dichten und Trachten,
aus diesem glühenden Fieber eines Spekulirens, das keine Schranke
hemmt, entspringt die Thätigkeit, die dem Individuum wie dem Gan-
zen zugutekömmt. Diese ernsten Fragen, woran zuvörderst sein eigenes
Loos, dann das allgemeine Interesse sich knüpft — er allein erwägt
sie, die Regierung kümmert sich nicht darum. Die amerikanische Theorie
setzt bei dem Privat-Interesse eine schärfere Beurtheilung der all-
gemeinen Interessen, auf die es spekulirt, voraus, als bei der sozialen
und politischen Macht, die sie aus der Vogelperspektive überschaut. In
der That scheint der gesunde Sinn des ersten besten Ankömmlings sich
besser auf diese Sachen zu verstehen, als das Genie des größten Man-
nes. Die Abenteurer, die vor noch nicht funfzig Jahren an den Ufern
des Ohio aufs Gerathewohl eine Niederlassung wagten, aus der Cin-
cinnati geworden ist, täuschten sich nicht; Washington gründete eine
Stadt, die seinen Namen trägt, an einem reiflich erwogenen Platz,
und seine Schöpfung fristet ein schwächliches, erkünsteltes Dasein.

Nichts von alledem in Rußland. Der ankommende Kolonist hat
keine Fragen zu erörtern; sie sind im Voraus beantwortet. Die Re-
gierung hat entschieden, daß sich hier oder dort eine gewisse Anzahl
Anbauer niederlassen sollten; der Neuangekommene wird mit seinem
Marschzettel nach dem Felde hingewiesen, das für ihn bestimmt ist,
dorthin wird er wie ein Soldat auf die Schildwache hingestellt. Viel-
leicht ist der Boden unfruchtbar, vielleicht sind noch nicht besetzte frucht-
barere Aecker vorhanden, vielleicht sind hier die Cerealien in zu großem
Ueberfluß, und er würde die Menge derselben unnütz vermehren —
gleichviel: sein Posten ist ihm angewiesen, er darf ihn nicht verlassen;
er bildet einen Theil des Bodens, wie das Vieh, das zu einer Meierei
gehört. Mit dem Tage seiner Niederlassung ist er leibeigen. Die
Leibeigenschaft ist der gesammten ackerbauenden Bevölkerung Rußlands
gemeinsam. Eine Ausnahme machen die Kosaken, die, an einen be-
sonderen Kriegsdienst gebunden, von Frohn, Leibeigenschaft und Auf-
lagen frei sind, und die Herr v. Harthausen, nach einer etwas ge-
zwungenen Analogie, die moderne Ritterschaft des slawischen Volkes
nennt. Noch giebt es eine Klasse Freibauern, die Kaiser Alexander
geschaffen, zu der man Hoffnung hat, zugelassen zu werden; diese
Bauern aber, die übrigens der Kopfsteuer und der Militairpflicht un-
terworfen sind, bilden eine ausnahmliche und beschränkte Klasse. Ein
Ukas vom 21. November 1601 bindet alle russischen Bauern an die
Scholle, so daß sie nie ihren Wohnort ändern dürfen. Unter Peter
dem Großen wurden sie zu Leibeignen erklärt. Der Kronbauer zahlt
unter dem Namen Obrock eine gewisse Gülte, die im Allgemeinen
nicht zehn Rubel übersteigt. Das Verhältniß des Kronbauern als Leib-
eigner ist ein besseres, weil sein Dienst festgestellt und begränzt ist.
Ist der Bauer irgend einem Edelmann hörig, so legt ihm dieser bald
Frohn-Arbeiten, bald einen Obrock auf. Und zwar ist jenes die Regel
in den Ländereien des Adels, deren fruchtbarer Boden die Arbeits-
kräfte lohnt; wo hingegen das mittelmäßige oder dürre Erdreich ge-
ringen Ertrag verspricht, tritt der Obrock ein; mancher Bauer zahlt
seinem Edelmann an funfzig Rubel. In Groß-Rußland, wo die Edel-
leute auf ihren Gütern wohnen und die Frohn vortheilhafter finden,
bestimmte ein Gesetz, um dem Mißbrauch zu steuern, das Maximum
der Arbeitstage eines Leibeigenen auf drei in der Woche. Noch giebt
es für den russischen Bauern eine Auflageform, die ihn jeder anderen
überhebt; es ist die: in seinem Hause, im Schooß seiner Familie einem
unverheirateten Militair Wohnung, Heizung, Beleuchtung und Nah-
rung zu geben. Dieser Auflage ist der russische Bauer in den Mi-
litair-Kolonieen unterworfen.

Es ist oft gesagt worden, daß in Rußland das Loos des Bauern
schlechterdings von dem persönlichen Charakter seines Herrn abhänge
und je nachdem dieser edelgesinnt oder unmenschlich ist, mache er die
unter seine Gewalt gestellten Leibeigenen glücklich oder elend. Herr
v. Harthausen führt das Beispiel eines russischen Edelmanns an, der
so mild und wohlthätig auf seinen Gütern waltete, daß es bei allen
Leibeigenen in der Umgegend das höchste Ziel ihres Strebens wurde,
ihn zu ihrem Herrn zu haben. Eines Tages kamen die Bewohner
eines benachbarten Dorfes in Masse zu ihm und drückten ihm ihren
lebhaften Wunsch aus, ihm anzugehören. Als aber der Edelmann sie
bedeutete, daß er nicht das nöthige Geld besitze, um sie zu kaufen,
verschafften sie sich durch angestrengte Arbeit die erforderliche Summe,
die sie dem Edelmann zu Füßen legten und ihn in den Stand setzten,
sie sammt dem Dorfe zu kaufen und so ihr Herr zu werden. — Das
beweist allerdings, daß der neue Herr gut war; aber man könnte auch
daraus den Schluß ziehen, wie schlecht der alte gewesen sein muß.
Dem sei, wie ihm wolle, der beste Grundherr hat den Fehler, daß er
unbeschränkt ist. Mit wenigen Federstrichen zeichnet die Penny Cy-
clopaedia unter dem Wort Russia die Lage des russischen Bauern. „Er
ist vollständig Sklave: sein Herr kann jede beliebige Strafe über ihn
verhängen, nur tödten, verhungern lassen oder verstümmeln darf er
ihn nicht. Ohne Erlaubniß seines Herrn darf der Leibeigene nicht
heiraten. Der Herr hat das Recht, den Leibeigenen zu verkaufen; ist
dieser an die Scholle gebunden, so muß er das Grundstück mit ver-
kaufen." — Ein russischer Edelmann, Herr Pirsch v. Krusneja, hielt
eines Tages an seine Leibeigenen eine Anrede, die eben so gut und noch
gedrängter die Gewalt des Edelmanns über seine Bauern schildert:
„Ich bin Euer Herr, mein Herr ist der Zar. Ich muß dem Zar
gehorchen; aber er ist nicht der Herr, der Euch unmittelbar befiehlt;
auf meinem Grund und Boden vertrete ich den Zar; ich muß vor
Gott für Euch stehen."

Nun ist der russische Kolonist in seinem Dorfe ansässig. Wie ist
aber dieses Dorf selbst entstanden? Wie Alles in Rußland durch Auto-
rität, wie in den Vereinigten Staaten Alles durch die Freiheit. Nicht
nur die Städte in Rußland, die kleinsten Dörfer auch werden durch
kaiserlichen Ukas gegründet; und nicht nur der erste Grundriß wird
danach bestimmt, sondern die Staatsgewalt wacht über die geringsten
Einzelnheiten in der Ausführung. „Nicht der geringste Gemeindebau
darf vorgenommen, nicht eine Kirche durch eine Privatkollekte darf
aufgeführt werden, wenn das in Petersburg residirende Comité seine
Einwilligung dazu nicht gegeben hat. Nichts gleicht der Regelmäßig-

keit und Gleichförmigkeit dieser auf Befehl gebauten Dörfer; alle Straßen schnurgerade, die Häuser in gleichem Abstande von einander; in den Städten haben die Häuser selten mehr als zwei Stockwerke; der Bauriß des kleinsten Hauses in einer Regierungsstadt muß erst in Petersburg seine Genehmigung holen. „Freilich", sagt Herr v. Harthausen, „sind die schnurgeraden Straßen in diesen Dörfern und Städten weder gepflastert, noch makadamisirt, und nur mit Mühe ist darauf durchzukommen; auch die Wege, die nach diesen Städten und Dörfern führen, sind meist ungangbar." Was Wunder? Die Regierung dekretirt die Form und Richte der Häuser, müssen nun die armen Leute nicht auf den Gedanken kommen, daß ihr auch die Unterhaltung der Straßen und Wege zukomme? — Trotz der Bewunderung der russischen Institutionen kann Herr v. Harthausen nicht leugnen, daß die russischen Wege abscheulich sind, und sehr naiv äußert er: „Seht Nord-Amerika unter fast gleicher geographischer Breite, ohne Einheit, ohne Zusammenhang, beraubt der Wohlthaten, die der feste Wille eines Monarchen über die ihm gehörigen Länder zu verbreiten weiß, überlassen den bloßen Kämpfen um materielle Interessen — dieses Nord-Amerika verdankt das Gedeihen und die Entwickelung seiner Macht den unzähligen Chausseen und Eisenbahnen, die sein gesunder Sinn geschaffen." Von der Quelle dieses gesunden Sinnes, der Amerika, außer dem allgemeinen Wohlstande, so vortreffliche Verbindungsstraßen gegeben, und von der des unseligen Geistes, der das russische Reich dieser Wohlthaten beraubt hat — davon scheint der Verfasser der „Etudes sur la Russie" keine Ahnung zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

F. de Saulcy.

Von diesem Mitgliede des französischen Instituts brachte die Revue des deux Mondes vor reichlich zwei Jahren einen archäologischen Aufsatz unter der Ueberschrift: „Les Ruines de Masada"; eine Episode der von ihm in Gesellschaft mehrerer Landsleute nach Palästina unternommenen Reise.*) Wenn das Interesse eines im heiligen Lande umherwandernden christlichen Pilgers sich, selbst unter den Mühen und Beschwerden einer solchen Pilgerschaft, bis zum frommen Enthusiasmus steigert, so ist durchaus nichts einzuwenden; einem warmblütigen Poeten und liebevollen Schwärmer, wie Chateaubriand oder Lamartine, wird nächstdem Vieles zugutegehalten; von Demjenigen indeß, der sich als Forscher und Alterthümler erproben und legitimiren will, ist man wohl berechtigt, einiges kühle und besonnene Raisonnement zu fordern, in Darlegung der Ergebnisse seiner Nachforschungen aber nichts weniger an seiner Stelle zu finden, als jene selbstgefällige, bombastische Ueberschwenglichkeit, wovon, kurz gesagt, auch gedachte Monographie des Herrn de Saulcy keineswegs frei ist. Manchem Leser mochten daher beim Lesen derselben leise oder starke Zweifel an der historiographischen Solidität dieses Touristen und seiner Befähigung, auf dem Gebiete der orientalischen Philologie und Archäologie ein stichhaltiges Wort zu sprechen, ankommen. Wenigstens ist es dem Einsender dieses so ergangen, doch hat er sich nicht sattsame Kompetenz zugetraut, um seine Skrupel irgendwie zu verlautbaren, wie sehr er sie auch durch Dasjenige, was ihm von den gründlichen, ernsten, klar dargelegten Untersuchungen des Amerikaners Robinson bekannt worden war, bestätigt sah. Seitdem hat Herr de Saulcy ein zweibändiges Werk: „Voyage autour de la Mer-morte et dans les terres bibliques" (Paris, 1853), an das Licht treten lassen**) und im ersten Maiheft der diesjährigen Revue an Ernst Vinet einen sachkundigen, mit den bisherigen älteren und neueren Forschungen der Orientalisten und Archäologen französischer, deutscher, englischer Zunge wohlvertrauten, bei aller Humanität gebührend strengen Beurtheiler gefunden.

Zuerst haben die sogenannten Königsgrotten oder Gräber der Könige im Thale Josaphat, eine Strecke von dem Thore, welches von Jerusalem nach Damaskus führt, von den Arabern „Kbur el Molul" genannt, die Aufmerksamkeit und Neugier des Reisenden auf sich gelenkt, und er verbreitet sich ausführlichst über diesen interessanten Gegenstand, welcher seit Pococke bis Smith zu den verschiedenartigsten Untersuchungen, theilweise auch zu Aufhellungen, wenn auch meist nur negativer Art, geführt hat. Statt nun, auf der Forscherbahn so gewichtiger Vorgänger besonnen fortschreitend, neue Resultate zu erzielen, scheint Herr de Saulcy solche Gewährsmänner weder zu beachten, noch selbst zu kennen, sondern folgt einzig der Führung und Eingebung seiner lebhaften Imagination. Er ist auch der Allererste, w jenen so viel besprochenen und bestrittenen Exkavazionen die sche Grabmäler der Könige Juda anerkennt, ohne Rücksich daß sowohl die heilige Schrift, als die vorherrschende Ueberlie Volksbewußtsein, die Gräber der Könige von Juda auf den B versetzt, und daß zweitens die Architektur dieser angeblichen Köni weit mehr in griechischem als orientalischem Styl und Geschma

Aehnliches begegnet ihm in seinen Untersuchungen über da des Todten Meeres und dessen Umgegend, wohin er nach sein maligen, nur kurzen Verweilen in Jerusalem die beschwerli antrat und mit seinen Reisegefährten zuerst das westliche, d Süden her, das östliche Gestade des Asphaltsees beaugen Hier indeß stützt er sich auf Gewährsmänner, wie den Holl land und den Dänen Malte Brun. Unglücklicherweise d die Behauptungen des paradorienreichen Holländers längst a Michaelis, in unserem Jahrhundert abermals von Rose und Robinson widerlegt worden. Die wichtige Frage, ob d Siddim und seine Fünfstädte (Pentapolis) in Abraham's Ta Opfer einer Katastrophe durch Plutonismus, oder Neptu beide Agentien zugleich geworden, ist auch von Robinso über das meiste Licht verbreitet, und dessen Theorie im S Leopold von Buch adoptirt hat, noch nicht bis zur E worden. Nur Herr de Saulcy glaubt sie zum Sch haben, trotz der Widersprüche seines Landsmannes, Quatremère de Quincy, im Journal des Savans Sache so gewiß, daß er auch die „Ruinen von Sodom" haben meint, wovon weder Seetzen, Irby und Mang Robinson, Smith und Lynch etwas gesehen oder erm

Es kömmt uns nicht darauf an, die Leser des „Magazins" Untiefen einer schwierigen und den Meisten fern liegenden Un zu verlocken. Nur gezeigt sollte an einem Beispiel neuerer werden, mit welcher Behutsamkeit sogenannte Touristen-Ber falls nicht eine wissenschaftliche Autorität, so zu sagen, die E ladung deckt und vertritt, aufzunehmen sind, und daß, wie im wärtigen Falle, selbst die Mitgliedschaft am französischen Insti ausreichende Gewähr leistet. Uebrigens ist dem „Voyage d terres bibliques" kürzlich auch von Seiten eines holländischen den, van de Velde, der in noch späterer Zeit die Ufer des Meeres besucht und, mit der Karte des Herrn de Saulcy in d untersucht hat, sein Urtheil gesprochen worden. Dieser Gel sichert in seinem im Journal des Savans (August 1852) ab Briefe an Quatremère, nicht nur von den durch de Saulcy Trümmern Sodoms an Ort und Stelle nicht das Mindes und erfahren zu haben, sondern erklärt auch dessen Reisewerk ein Gewebe von eitel Irrthümern und verspricht in einer eig von ihm angekündigten Schrift gründlich darzuthun, wie besagte thümer, die sich in dem Briefe nur angedeutet finden, das Ar oder die Ausgeburt einer unstäten und alles Maß überschr Einbildungskraft, nichts weiter sagen.*) E. K-

Mannigfaltiges.

— Ein Epos der Klopfgeister. Ein Yankee, Hen L. Harris, hat kürzlich „ein Epos von den Sternen-Himm Epic of the Starry Heavens") erscheinen lassen, das ihm, der Vorrede heißt, von Geistern der Abgeschiedenen diktir Das Medium Harris hat diese Dichtung, die ungefähr Vers-Zeilen umfaßt, an vierzehn auf einander folgenden Ta zweiundzwanzig Sitzungen, die zusammen genau sechsundzwanzig den und sechzehn Minuten dauerten, während welcher Zeit a einem Zustande der Ekstase befand, theils deklamirt und thei sungen. Diese Ekstase soll eine Art magnetischer Schlaf gewe der oft ganz unvermuthet, und zwar einigemal unter Umstä trat, die eben nicht geeignet zu poetischen Ergüssen schienen. sionär behauptet, daß sich unter den Geistern, die ihm die Ver tirten, auch Dante befunden habe. Wer jedoch in dem sogen Epos eine Dantesche Beschreibung des Sternenhimmels sucht, w sich getäuscht. Die amerikanische Kritik erklärt sich zwar in petent, über Geister-Offenbarungen zu urtheilen; was jedoch schaften der Dichtung betrifft, so soll es weder ein Epos, noch anziehend und poetisch sein. Das Ganze ist eine lyrische nicht ohne einzelne schwungvolle Stellen, doch meistens ohne Sinn und daher sehr langweilig. Es sind die gewöhnlichen barungen der amerikanischen Klopfgeister, in englische Verse ge

*) Vgl. Nr. 35 des „Magazins" von 1852.

**) Vgl. Nr. 142 des „Magazins" von 1853, so wie die hierauf Bezug habenden Notizen in Nr. 60 und 63 des „Magazins" von 1854, die jedoch der Einsender des gegenwärtigen Artikels noch nicht gekannt hatte. D. R.

*) Dieser in der Palestine Archaeological Society von Londo Sprache gekommene Widerspruch des Herrn van de Velde ist es, der bekanntlich den Protest des Herrn de Saulcy veranlaßte. D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 23, und beim Spediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 11), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 69. Berlin, Sonnabend den 10. Juni 1854.

Frankreich.

Isidore Geoffroy de St. Hilaire. Geschichte der Wissenschaft der organischen Natur.*)

Einer der beiden Gelehrten, die im Beginne unseres Jahrhunderts auf die Naturwissenschaften in Frankreich den hellsten Glanz rfen, hatte das ausgezeichnete Glück, das seinem ruhmwürdigen gner, Georg Cuvier, nicht zu Theil wurde: einen Erben seines mens, seiner Ideen, seines Talentes zu hinterlassen. Etienne Geof- y Saint-Hilaire hatte mit Allen, die im Gebiete des Geistes neue .hnen brechen, das gemeinsame Schicksal, lange auf harten Widernd zu stoßen und nur mit Mühe den fruchtbaren Prinzipien, die er fgestellt, Eingang zu verschaffen. Wie gut also, daß der Tod die twickelung seiner Theorieen nicht hemmte, und daß sein Werk über s Grab hinaus fortgesetzt werden konnte. Nach den zahlreichen und önen Denkschriften, worin er mit eigner Hand in großen Zügen die esetze oder die allgemeinsten Tendenzen der Organisation gezeichnet tte, mußte noch seine Lehre vervollständigt, ihre Anwendung ausgehnt und sie durch neue Thatsachen bewiesen, eben so manche seiner wagten Meinungen erklärt, eingeschränkt und berichtigt werden. Isire Geoffroy Saint Hilaire hat sich dieser Aufgabe als guter Sohn weiht und sie mit seltener Ueberlegenheit gelöst, indem er seine eigene rsönlichkeit in dem verehrten Gedächtniß des Vaters verschwinden ßt. Alle seine Werke, unter dieser Inspiration verfaßt, tragen das epräge eines eminent philosophischen Geistes, eben so hervorragend rch die Tiefe des Blickes, wie durch den Glanz der Form. In dem ten angezeigten Werke jedoch dünkt er uns sich zu dem Gipfelpunkt nes Gegenstandes erhoben zu haben. Dieses Buch wird sicherlich e würdigste und beste Ergänzung zu dem Werke Etienne Geoffroy aint-Hilaire's bilden.

Der Verfasser legt sich von vorn herein die Frage vor, ob die eit zur Behandlung eines solchen Gegenstandes gekommen sei, und i Angesicht der in dieser Richtung unternommenen Arbeiten des Auslandes und insbesondere nach dem glänzenden Beispiele, daß Herr Milne Edwards neulich gegeben hat, konnte die Antwort nicht zweifelhaft sein. Das angezeigte wichtige Werk ist der beste Beweis, daß die allgemeine Naturgeschichte eine weit genug vorgeschrittene Wissenschaft ist, um in die Reihe neben ihre älteren Schwestern zu treten.

Es werden in diesem Werke, das auf fünf Bände berechnet ist, e wichtigsten, interessantesten und schwierigsten zoologischen und botaschen Fragen zur Sprache kommen, wie schon aus dem Inhaltsverichniß des bis jetzt erschienenen ersten Bandes zu ersehen ist. Dieser and, eine ausführliche Einleitung zu den folgenden, enthält sehr umssende Prolegomena und beginnt mit einem raschen geschichtlichen eberblick der Naturwissenschaften.

Schon Cuvier und Blainville waren als Geschichtschreiber ihrer Bissenschaft aufgetreten; Isidore Geoffroy stellt sich aber auf einen anz anderen Standpunkt. Er sucht nicht, wie seine Vorgänger, ein ollständiges Gemälde der menschlichen Kenntnisse in ihrem Fortschreiten zu entwerfen; er verweilt nur bei jenen glücklichen Genien, die, ihre eit in sich zusammenfassend oder leitend, auf den Gang der allgemeinen laturwissenschaft Einfluß geübt haben oder noch üben. Und an welche Naen erinnern diese Blätter! Aristoteles voran, der erste und größte im lterthum. „Aristoteles ist eine schlechterdings einzige Ausnahme in er Geschichte des menschlichen Geistes. Nicht daß sie einzig geblieben, ondern daß eine solche überhaupt vorhanden ist, das muß uns in Erunnen setzen." Nach ihm kömmt sein Schüler Theophrast, der Grüer der Botanik. Plinius wird streng beurtheilt. „Man höre endlich uf, ihn einen Naturforscher zu nennen; Plinius ist nichts als ein ompilator von ziemlich weitem Gewissen." Hoch über ihn wird Dioscorides und besonders Galienus gestellt. Das Mittelalter ist den Wissenschaften unersprießlich; aber in dem sechzehnten Jahrhundert blühten Bernard Palissy, der Töpfer, der zuerst die Behauptung wagte, daß die fossilen Muscheln an dem Orte, wo sie sich finden, von dem Meere abgelagert worden; Fabricius von Aquapendente, der Vorläufer Harvey's, Rondelet und Belon, die Schöpfer der Ichthyologie; Konrad Geßner, der eine ganze zoologische Bibliothek geschrieben; Cesalpin, der die ersten Grundschwellen zu einer natürlichen Classification und zur Pflanzen-Anatomie gelegt hat. Dann kömmt die Epoche der Bauhin, welche die damals bekannten Pflanzen geordnet; William Harvey, den die Entdeckung des Blut-Umlaufs und seine embryogenetischen Untersuchungen zwiefach unsterblich machen. Später erfindet Janfen das Mikroskop, und es beginnen die wunderbaren Studien Leeuwenhoek's, Malpighi's, Swammerdam's. Das Jahrhundert Linné's und Buffon's kömmt dann an die Reihe. Die Parallele, die zwischen diesen beiden großen Naturforschern gezogen wird, soll beweisen, daß sie durch ihre entgegengesetzten Eigenschaften einander ergänzten; die Fortschritte, die man ihnen in den beiden verschiedenen und neben einander laufenden Richtungen verdankt, werden weislich gewürdigt und Buffon ein weit größerer wissenschaftlicher Antheil beigelegt, als man ihm im Allgemeinen sonst einzuräumen pflegt. Das ist Gerechtigkeit. „Buffon ist eben so groß als Naturforscher und Denker, wie als Schriftsteller."

In das Ende des vorigen Jahrhundert fällt die Erscheinung der „Genera plantarum", von Antoine Laurent de Jussieu; die Metamorphose der Pflanzen, von Goethe; die wundervollen Experimente Spallanzani's, über die, wie uns dünkt, in diesem Buche zu rasch weggegangen wird; die ersten gemeinsamen Arbeiten Geoffroy Saint-Hilaire's und Cuvier's, bevor sie in der Hauptfrage der Zoologie einander entgegentraten.

Hier drohte dem Verfasser eine Gefahr, der er aber sehr geschickt auszuweichen verstand. Man konnte fürchten, die engen Bande, die ihn an den Ersteren knüpfen, würden ihn zu einem harten Urtheil über den Letzteren verleiten. Mitnichten! Indem er die Ideen seines Vaters, wie natürlich, vertheidigt, beobachtet er in seiner Würdigung das rechte Maß und spendet dem großen Naturforscher, dessen Tendenzen er kräftig bekämpft, aufrichtig das verdiente Lob.

Bei der Periode, die ihren Glanz von De Candolle, Lamarck, Blainville, Savigny und Anderen noch jetzt erhält, macht der Verfasser in seiner Geschichte Halt und konstatirt hier „die Verbindung der verschiedenen Zweige der Naturgeschichte unter einander und der Naturgeschichte mit den anderen Wissenschaften." Die Methode, die man hier befolgt, ist „die Synthese, vereint mit der Analyse", und die Bestrebungen, die sie erzielt, sind: „Schöpfung der Theorieen und wissenschaftlicher Beweis der Gesetze." . . . .

Die Prolegomena theilen sich in zwei Bücher. In dem ersten untersucht der Verfasser die Beziehungen der Naturwissenschaften zu den übrigen Zweigen der menschlichen Kenntnisse. Wohl ist die Wissenschaft im Grunde Eins, und doch ist sie in ihren sekundären und tertiären Abtheilungen vielfältig und verschieden. Um die wichtigsten Verhältnisse der verschiedenen einzelnen Wissenschaften, ihre wechselseitige Abhängigkeit und ihre logische Verkettung auszudrücken, hat man allerlei bildliche Darstellungen ersonnen. So hat man sie verglichen mit den Strahlen desselben Mittelpunkts, den Seiten einer Pyramide, den durchschnittenen Gängen eines Labyrinths und mit besonderer Vorliebe den Zweigen eines Baumes. Dieser encyklopädische Baum, der die größten Philosophen beschäftigt hat, wurde, je nachdem man die Wissenschaften, in Betracht ihrer Quelle, ihres Inhalts und ihres Ziels, neben einander reihte, sehr häufig umgestaltet. Isidore Geoffroy St. Hilaire erörtert mit großer Schärfe die verschiedenen Classificationen, die auf das eine oder das andere Prinzip fußen. Siegreich bekämpft er diejenigen, welche die Verschiedenheit der Zwecke, die unsere Kenntnisse im Auge haben, als Grundlage anerkennen. Eben so verwirft er die Unterscheidungen, die sich von der Verschiedenheit der Quellen und Methoden herleiten; so klassifizirten Bacon, d'Alembert, Diderot, De Candolle. Die objektive Classification allein, zeigt der Verfasser, liefert eine logische Nebeneinander-Ordnung. Schon in Aristoteles finden sich die Keime dieser Auffassung, die von Raymond Lullius und besonders von Descartes entwickelt, von Ampère und August Comte noch neulichst bewiesen, von Babinet, Jean Reynaud und Cournet angewendet und heute allgemein angenommen ist; auf dieser Grundlage

*) Histoire naturelle générale des règnes organiques, principalement étudiée chez l'homme et les animaux; par M. Isidore Geoffroy de Saint-Hilaire. Tome I. Paris, 1854.

sind mehrere gelehrte Körperschaften, namentlich das Institut und die philomathische Gesellschaft organisirt. Auch nach so vielen ruhmvollen Vorgängern vermochte Isidore Geoffroy dennoch eine neue Vervollkommnung beizusteuern, indem er auf die Wissenschaftslehre die Methode anwandte, deren er sich für die eigentliche Zoologie sehr geschickt bedient hatte. Er theilt die Wissenschaften objektiv in vier Hauptzweige: in die mathematischen, physischen, biologischen und sozialen Wissenschaften; dann läßt er die subjektiven Erwägungen hinzutreten, um danach die Aufstellung sekundärer Gruppen zu gewinnen. Um diese zwiefachen, die objektiven und subjektiven Beziehungen auszudrücken, stellt er diese vier Haupt-Gruppen in zwei neben einander laufende Reihen, wovon die erste die theoretischen, die zweite die praktischen Wissenschaften enthält. Auf diese Weise hat jedes Glied in der zweiten Reihe sein ihm entsprechendes Glied in der ersten und umgekehrt. Durch diese doppelt gereihte Tabelle erlangt er zwei Arten der Zusammenstellung: das Uebereinander und das Nebeneinander, und diese Methode hat dann den Vortheil, daß sie, bei ihrer Einfachheit, „bindet, ohne zu vereinigen, unterscheidet, ohne zu isoliren", wie sich der Verfasser ausdrückt. Wie einfach aber auch diese Tabelle sei, so hat sie als graphische Darstellung nothwendig ihre Unbequemlichkeiten. Die Anwendung, die hier davon gemacht worden, ist allerdings eine glückliche zu nennen: diese Fächerung der Wissenschaften befriedigt den Verstand, weil sie den zwei Hauptgesichtspunkten, unter denen sie zu betrachten sind, Rechnung trägt. Ohnmächtig erweist sich aber diese Methode in ihrer Anwendung auf die wechselseitigen Beziehungen der Thiere und Pflanzen, die so mannigfaltig, so verwickelt und von so ungleichem Werth sind. Die Zusammenstellung in Netz- oder Gruppenform erschiene dann weit vorzuziehen; indeß hat auch hier die Classification in parallele Reihen ihren großen Nutzen, da sie die philosophische Vergleichung der in den verschiedenen natürlichen Gruppen einander entsprechenden Glieder erleichtert.

Im zweiten Buche der Prolegomena untersucht der Verfasser, welche Methode beim Studium der Naturwissenschaften zu befolgen sei, und er vergleicht zuvörderst die der drei berühmtesten Schulen unseres Jahrhunderts, an deren Spitze Cuvier, Schelling und Geoffroy Saint-Hilaire stehen. Cuvier wollte die Naturgeschichte zu einer bloßen Wissenschaft der Thatsachen herabsetzen, Schelling wollte sie völlig idealisiren. Er verwirft diese beiden Extreme und stellt mit Recht in die Mitte seinen Vater, der aus den Thatsachen alle möglichen Konsequenzen zog oder, besser, der die Allgemeinheiten, die er a priori auffaßte, a posteriori demonstrirte. Die Ansichten Schelling's, eines der größten deutschen Philosophen, verdienen schon darum eine eingehende Erörterung, obwohl sie in der That keine wissenschaftliche Grundlage haben. Was die in seinen letzten Werken von Cuvier ausgesprochenen Meinungen über die Methode betrifft, so dürfen sie wohl nicht in einem zu engen und ausschließenden Sinne genommen werden. Er hat allerdings empfohlen, sich an die Angabe der positiven Thatsachen und ihre unmittelbaren Folgerungen zu halten, und hat die Vervollkommnung der Classification als das eigentliche Ziel der Naturgeschichte bezeichnet. Allein es ist nicht zu übersehen, daß, als er diese Meinung aussprach, er die überschwänglichen Theorieen Schelling's, Kielmeyer's und anderer Naturphilosophen, so wie die unbegründeten Verallgemeinerungen, die der Verfasser der „Philosophie anatomique" gewagt, zu bekämpfen hatte. Von der gegründeten Besorgniß vor gefährlichen Mißbräuchen ließ er sich zu einer entgegengesetzten Uebertreibung hinreißen. Im Beginn seiner Laufbahn nannte er die Naturgeschichte die „auf der Scheidegränze zwischen den Wissenschaften des reinen Denkens und den Wissenschaften der Thatsachen stehende Wissenschaft;" ferner: „während der Verstand des Naturforschers eine Menge Thatsachen und Wesen betrachtet, erhebt sich in der Naturwissenschaft der Geist zur Erforschung der Gründe jener Thatsachen, zur Einsicht der Beziehungen jener Wesen." Isidore Geoffroy, indem er die von Cuvier in zwei Lebens-Epochen befolgten zwei Methoden unterscheidet, weist nach, daß die ersten „Mémoires sur les mollusques, les leçons d'anatomie comparée" und die ersten „Recherches sur les ossemens fossiles" der Zeit angehören, worin er die angeführten Worte ausgesprochen hat. Ist dem aber so, dann vertritt Cuvier mehr die erste, als die zweite Methode, und die angeblich radikalen Unterschiede zwischen ihm und Geoffroy Saint-Hilaire schwinden gänzlich.

Nach Geoffroy giebt es über die Arbeiten der Classification hinaus noch ein anderes Ziel zu erstreben: die Kenntniß der Beziehungen der Dinge. Das ist die wahre Methode, die höhere Naturgeschichte. Alles, was dazu vorbereitet und einleitet, ist eine Anbahnung des Weges zu diesem großen und wichtigen Ziele. Allein dieser hochgestellte Naturforscher ist nicht immer von den Thatsachen zu den Folgerungen geschritten. Oft hat er sich von vorgefaßten Ideen leiten lassen, die er hinterher zu beweisen suchte. Auf diese Art gelang ihm vielleicht die Entdeckung mancher schönen Gesetze, die er in eine Formel gebracht; allein man wird einräumen müssen, daß es oft gefährlich sei, unter dem Einfluß einer Vorahnung auf Entdeckung auszugehen, kein Zweifel, daß Geoffroy, um den Bedürfnissen einer kaum schimmernden oder rein vorausgesetzten Tendenz zu genügen, den Thatsachen eine Bedeutung gewaltsam aufdringt.

Wir sind schon sehr fern von der Zeit, worin zwei ausgezeichnete Männer, Geoffroy und Cuvier, vor der Akademie der Wissenschaften über den Vortheil dieser oder jener Methode debattirten. Heute ist dieser Streit geschlichtet, und es giebt nur eine Art, die Naturwissenschaften zu studiren. Alle Schulen, wenn es noch Schulen giebt, suchen, von der Erfahrung und der Vernunft gezeigten Richtung mit Schärfe die Thatsachen zu beobachten und dann die streng logischen Folgerungen daraus zu ziehen. Freilich hält diese zwiefache Gesetzgebung nicht immer gleichen Schritt in der Ausführung; individuelle Tendenzen, die hier mit mehr Vorsicht, dort mit mehr Dreistigkeit, bisweilen mit mehr Kühnheit auftreten, geben nicht selten der einen oder der anderen das Uebergewicht.

Die Geschichte der organischen Natur ist, wie alle physischen Wissenschaften, wesentlich induktiv und hinterher deduktiv. Leider ist uns die Induction nicht leicht zur physischen Gewißheit. Die Hauptschwierigkeit besteht in der Nöthigung, aus abgesonderten und vereinzelten Begriffen synthetische Schlüsse zu machen. Oft muß der Naturforscher, um von dem Bekannten zu dem Unbekannten zu gelangen, von dem Zusammengesetzten zu dem Einfachen schreiten, um die physische Gewißheit zu erreichen, haben wir uns zweierlei Kontrole zu unterwerfen: der Beobachtung oder dem unmittelbaren Experiment, und dem Denken, das die Thatsachen wägt. Die Induction, die der Beobachtung folgt, läßt uns nicht nur die Thatsache der Mit-Existenz oder Analogie, sondern auch der Thatsache der inneren Uebereinstimmung oder der Causalität erfassen. Dadurch gelangen wir zu Folgerungen, die das deutliche Gepräge physischer Gewißheit an sich tragen. Die Analogieen entspringen aus der fruchtbaren Verbindung der unmittelbaren mit der mittelbaren Vergleichung. In der biologischen Wissenschaft fehlt es schlechterdings an der Kontrole von Seiten des Experiments. Eine neue Beobachtung an die Thatsachen würde uns immer nicht vor Irrthum schützen, wenigstens aber haben wir dann in dem Einklang unserer Deduktion mit der Realität der Erscheinungen ein Merkmal der Wahrheit.

Nachdem er so den Charakter und den Werth der Deduktion in der Naturwissenschaft bestimmt hat, untersucht der Verfasser die geeignetsten Partial-Methoden, die uns an das Endziel der Wissenschaft führen und sie „je mehr und mehr genau, gewiß, verallgemeinert, deduktiv, in sich übereinstimmend und fest" machen sollen. Er [illegible] auf drei Hauptmittel, die er: die Methode der Reihen-Ordnung, die Methode der Parallelisation, die Methode der Synthese der Entwickelung nennt. Die letzte empfiehlt die durch den unermeßlichen Umfang der verschiedenen Zweige der Wissenschaft nothwendig gewordene Theilung der Arbeit. Diese darf sich aber nicht auf eine bloße Zerstückelung der Aufgabe beschränken; sie muß sich vielmehr durch das umgekehrte Verfahren, ich meine, durch die Combination der theilweisen Lösungen vervollständigen. Auf diese Art gelangt man dahin, der Entdeckung eines Resultats die Erhärtung anderer vorhergesehenen Resultate derselben Ordnung zu substituiren. Die Methode der Reihen-Ordnung setzt sich dasselbe Ziel. Eine stufenweise Folge von Formen, Modificationen u. s. w. gestattet, von wohlbekannten Gliedern auf den bekannte zu schließen, im Verhältniß zu den Beziehungen, die die auf einander folgenden Spielarten derselben Grundgestalt mit einander verbinden. Die Anwendung des Stetigkeitsgesetzes eröffnet in Beobachtung den Weg und setzt die Resultate voraus, die diese zu Tage hat. Nur dürfen die Reihen nicht einzeln studirt, sondern müssen mit einander verglichen werden. Die paralleliſirende Methode wird das Mittel, die gegenseitigen Beziehungen der Glieder in den Reihen festzustellen, und sie scheint berufen, in fast allen Zweigen der menschlichen Kenntnisse dieselben Dienste zu leisten. In der That lehrt uns Erfahrung, daß für die Ideen, die Thatsachen und die klassificirten Wesen die parallelen Reihen stets eine gewisse Zahl analoger und korrespondirender Glieder enthalten. Endlich, nachdem die Deduktion dann die Induction in Anwendung gekommen, muß man bisweilen in dem Studium der Wissenschaften zur Hypothese seine Zuflucht nehmen. Eine Hypothese bietet große Gefahr, wenn sie ihres wesentlichen Charakters entkleidet worden;*) für das gegeben, was sie ist, kann sie ein nützlich sein. Ist sie richtig, dann kann sie entweder unmittelbar durch ihren völligen Einklang mit den Thatsachen oder mittelbar auf dem Wege der Ausschließung anderweiter Annahmen bewiesen werden.

Wir können die wichtigen hier verhandelten Fragen nur flüchtig andeuten, überzeugt, daß, wer an den Fortschritten der philosophischen Naturforschung theilnimmt, sich auch mit der umfassendsten Analyse nicht begnügen und lieber das ganze vortreffliche Buch des Herrn Isidore Geoffroy Saint-Hilaire lesen und wiederlesen wird. (Ath. Fr.)

*) Wenn sie sich z. B., wie eine bekannte deutsche, allerdings geistreiche Hypothese, für „Natur-Philosophie" ausgiebt.

Rußland.

Zur Vergleichung der natürlichen Kräfte Rußlands mit denen der Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Nicht aber auf das Aeußere des Landes, auf die Form der Wohnungen, auf den Wegebau allein übt diese Reglementssucht ihren Einfluß; sie wirkt auch auf die Gewohnheiten des russischen Bauern, der in einem Dorfe lebt wie der Soldat in seiner Kaserne. Der Baron Haxthausen beschreibt eine Dorfscene, die einen lebhaften Eindruck auf ihn gemacht hat. Auf ein gegebenes Zeichen treten alle Bauern der Dorfgemeinde mit Sonnen-Aufgang zur selben Stunde aus ihren Häusern und gehen mit ihren Pflügen und Gespannen aufs Feld; alle arbeiten und feiern zu gleicher Zeit und kehren nach vollbrachtem Tagewerke zu derselben Stunde heim. Man meint einen Trupp Soldaten auf Uebung zu sehen. — Es wäre schwer zu sagen, welche Geißel den russischen Bauern schlimmer ist: der Edelmann, der seine Kräfte benutzt, oder der Regierungsbeamte, der ihn reglementirt. Es sind sonderbarerweise zweierlei Armeen in Rußland, und die furchtbarere für das Volk ist nicht das Heer der Soldaten — es ist das Heer der Beamten der Central-Gewalt, das sich über die ganze Fläche des Gebietes erstreckt und die Menschen in die Bande der entsetzlichsten Büreaukratie schnürt. Ein Beispiel für hundert von dem Geiste, der diese Regierungsmaximen bewegt, und von der Meinung, die sie von ihren Rechten und Pflichten haben: In den glühenden Steppen der taurischen Halbinsel haben, wie in allen neuangebauten Gegenden, vereinzelte, hier und da zerstreute Farmen. Diese Chutors stehen natürlich unter Aufsicht der Polizei, der Seele der russischen Gesellschaft. Nun fanden es die Handlanger der öffentlichen Sicherheit unbequem, die so weit von einander gesäeten Niederlassungen zu beaufsichtigen, und richteten eines schönen Tages ein Gesuch an den Kaiser, des Inhalts, daß zur Erleichterung ihres Dienstes die Leute genöthigt würden, zusammenzurücken und sich an einem gemeinsamen Mittelpunkt niederzulassen, damit sie der Verwaltung besser zur Hand wären. Die Regierung wies freilich das Gesuch ab und beschied die Bittsteller, daß die Regierung für den Unterthan und nicht der Unterthan für die Regierung da sei. Indeß zeigt das Beispiel, welch ein Geist unter den Beamten in Rußland herrscht.

Es läßt sich wohl nicht leicht ein trüberes, für Auge und Gemüth betrübenderes Schauspiel ersinnen, als die russische Gesellschaft, zerstreut auf jenem unermeßlichen Gebiete, einförmig wie die Schneeöden Sibiriens, wo Nichts hervorspringt, Nichts sich über das Flache erhebt, wo Alles Schwäche, Ohnmacht, Hohlheit ist; wo das Individuum in der wüsten Masse verschwindet; wo das offizielle Leben an Stelle der natürlichen Existenz der Völker, die Symmetrie an die Stelle der Ordnung, der Gehorsam an die Stelle des Gedankens tritt; wo Alles duldet und schweigt, weil Alles zittert, zittert zwischen Beamten und Soldaten; wo der Schmerz selbst, weil allgemein, eintönig ist, wo, die ihn empfinden, namenlose Atome sind; wo endlich die Gleichheit herrscht, d. h. das gemeinsame Elend. Der Anblick dieser Gesellschaft macht uns traurig; bedenken wir aber, daß die sechzig Millionen Seelen dieser Gesellschaft einem einzigen Herrn gehorchen; daß von diesen sechzig funfzig Millionen dieselbe Sprache sprechen, derselben Sitte folgen, dieselbe Religion bekennen; hören wir die Vorhersagung des Herrn v. Haxthausen, daß diese seltsame Demokratie, die uns barbarisch und unglücklich, ihm glücklich und höher als wir gebildet scheint, die Bestimmung hat, nicht vom Westen die Civilisation zu empfangen, sondern ihm die ihrige aufzudringen, so macht uns diese russische Gesellschaft nicht traurig, nein, sie macht uns besorgt.

Es gehört zu den Seltsamlichkeiten dieses Buches, daß auf denselben Seiten, die uns den peinlichsten Eindruck von dem russischen Wesen hervorrufen, die Meinung ausgesprochen wird, daß die Lage des Volkes in Rußland keine unglückliche sei. Es ist allerdings bezweifelt, daß diese großen slavischen Massen, wo sie zusammengedrängt sind, wie in der Armee oder in den großen Städten, enthusiastischen Bewegungen zugänglich sind; sie haben das Gemeingefühl des Vaterlandes, der Religion; folgt aber daraus, daß ihre soziale Lage glücklich zu preisen? Darüber mag ein zuverlässigerer und kompetenterer Richter, als Herr v. Haxthausen und sein Leser, urtheilen: das russische Volk selbst. Nun, wer dürfte behaupten, daß der russische Bauer mit seinem Loose zufrieden sei, wenn dieser, nach dem Zeugniß des deutschen Reisenden selbst, mit unüberwindlichem Widerstreben Hand an den Pflug legt? Wenn sein ganzes Dichten und Trachten dahin geht, von seiner Scholle loszukommen, um nimmer wieder dahin zurückzukehren? Wenn er sogar Sibirien diesem Zustande vorzieht? Und was erwartet ihn in dem von ihm bevorzugten Lande? „In jedem sibirischen Dorfe", sagt Herr v. Haxthausen, „steht ein Soldat, meistens ein Kosak, an der Spitze; der hält Ordnung unter den Angesiedelten und verwaltet die Gerechtigkeit mit unmenschlichen Stockschlägen." Und doch zieht der russische Bauer dieses abscheuliche Regiment vor, aus dem einzigen Grunde, weil er, den sibirischen Boden betretend, aufhört, leibeigen zu sein.

Das Strafverfahren ist so tief verabscheut bei der öffentlichen Meinung, daß das allgemeine Mitgefühl sich für alle Verurtheilten, besonders für die nach Sibirien Verbannten, ausspricht. Es ist aber ein untrügliches Zeichen von Krankheit in dem gesellschaftlichen Körper, wenn das Volk mit denen sympathisirt, die von der Gerechtigkeit getroffen werden.

Es existirt, ich weiß es, eine politische Theorie, nach der individuelle Uebel, die sich im Schooße eines Volkes herausstellen, nicht in Betracht kommen, wenn nur das Endziel, wohin dieses Volk zu führen ist, im Auge behalten wird. „Was hat es mit dem vergänglichen Opfer einiger Menschen, Familien, Geschlechter selbst auf sich, wenn ein bleibendes Gut, wenn die Gründung einer großen Nation des Opfers Lohn ist! Was will das Elend, das Leiden des Einzelnen sagen, wenn das allgemeine Gedeihen, wenn eine mächtige und ruhmreiche Regierung daraus erwächst!" — Diese Theorie will mir nicht zusagen. Ich habe es nie begreifen können, wie man mit solcher Leichtigkeit über Individuen zu Gunsten der Massen, über gegenwärtige Geschlechter zu Nutz und Frommen der Nachwelt verfügen kann. Mir gefällt Bossuet's Maxime: Der wahre Zweck der Politik ist, das Leben bequem und die Völker glücklich zu machen. Denn mit welchem Recht will man die Menschen zuvörderst unterdrücken, um sie späterhin glücklich zu machen? Wer ermächtigt uns, die Einen zu quälen, um den Anderen das Glück zu sichern? Eben so wenig will mir es zu Sinne, daß, um eine Nation mit dem Ruhme, einem Gesammtgute, zu beschenken, man alle Glieder der Freiheit, des individuellen Rechts berauben dürfe.

Doch lassen wir die moralische und politische Frage beiseite, und kommen wir auf die ökonomische Frage zurück. Was ist für den Reichthum des Ackerbaues und der Industrie, für das Wohlsein und Gedeihen der Gesammtheit ersprießlicher, die freie Thätigkeit der Individuen, oder die leitende Macht von oben? In den Vereinigten Staaten wählt Jeder, wie wir gesehen, mit vollkommener Freiheit sein Gewerbe, und daraus entspringt naturgemäß der Anbau aller Handels- und Industriegebiete, die den Bedürfnissen der Mehrzahl entsprechen. Zeigt sich in Rußland dasselbe Ergebniß? Mit nichten! Der Ackerbau ist in Verfall, und der fruchtbarste Boden liefert im Verhältniß zu dem, was er liefern könnte, nur geringen Ertrag; das steht aus Tausenden von Beweisen, die Haxthausen selbst anführt, unwiderleglich fest. Warum? Haxthausen scheint den Grund nicht bemerkt zu haben, und doch springt er in die Augen: Weil Rußland viel mehr Ackerbauer hat, als nöthig sind, um den wirklichen Bedürfnissen zu genügen, und es hat wiederum mehr Ackerbauer, als es bedarf, weil diese leibeigen sind und nicht nach Gefallen ihren Stand ändern können. Haxthausen, blind oder sich selbst verblendend gegen die wahren Ursachen des Uebels, nimmt zu eingebildeten Ursachen seine Zuflucht.

Dem Ackerbau fehlen Hände, weil die Fabriken sie ihm rauben, welche höhere Löhnung gewähren, als er vermag; daraus zieht er nun folgende zwei Schlüsse: Zuerst muß man sich hüten, die Leibeigenschaft aufzuheben, denn sie allein vermag noch dem Uebel zu steuern, indem sie den Bauer in den Banden des Bodens festhält, den der noch übrige Theil der Hörigen sonst gern gegen die Fabrik vertauschen würde. Will man aber durchaus die Leibeigenschaft abschaffen, so folgt zweitens, daß zuvörderst die Fabriken zerstört werden müssen; dann würden dem Ackerbau die nöthigen Arme zugeführt werden, ohne daß er des Schutzes der Leibrigenschaft bedürfte. In den Augen des Herrn von Haxthausen ist dieses Ackerbau-Interesse in Rußland vorherrschend, ausschließend. Das Schicksal des Bodens scheint ihm näher am Herzen zu liegen, als das Loos der menschlichen Wesen, die ihn bewohnen, und die unermeßlichen, noch nicht urbar gemachten Strecken Rußlands entlocken ihm den fast religiös begeisterten Ausruf: „Um jeden Preis muß der russische Boden angebaut werden! Es ist ein frommes Werk; denn Gott hat zu dem Menschen gesagt: Du sollst den Boden bearbeiten im Schweiße Deines Angesichts." — Seltsame Ideenwirre! Irrthümer auf Irrthümer gehäuft! Dahin geräth, wer, von der Wahrheit sich entfernend, Phantasiegebilde der Wirklichkeit unterschiebt!

Nicht der Umfang des unangebauten Bodens in einem Lande, sondern das Quantum des Bodens, der mit Nutzen angebaut werden kann, muß in Betracht kommen, und das Quantum ist wiederum nach dem inneren und äußeren Bedarf zu messen; dieser Bedarf stellt sich von selbst heraus und läßt sich nach dem Preise der Boden-Erzeugnisse beurtheilen. Fallen diese bis zur Wohlfeilheit herab, dann ist es ein Beweis, daß sie nutzlos oder übertrieben sind, und dann muß die Production unterdrückt oder eingeschränkt werden. Der russische Bauer kann bei der üppigsten Aerndte sehr arm sein und vor Hunger umkommen, wenn die Cerealien niedrig stehen und er, um den Obrock zu bezahlen, seine ganze Aerndte verkaufen muß. Wie ungereimt, den Acker um des Ackers willen anzubauen! Nirgends legt die heilige Schrift dem Menschen die Pflicht auf, die Erde mit unfruchtbarem

Schweiß zu bewässern. Gerecht, naturgemäß, dem göttlichen Gesetze entsprechend ist es, daß der Mensch seinen Arm mit dem Verstande, den er von Gott empfangen hat, auf die Arbeit lenkt, die zu seinem und Seinesgleichen Wohlsein am meisten beiträgt, und diesem Gesetze gehorcht der russische Bauer in seinem durch die Knechtschaft zwar getrübten, aber nicht vertilgten Instinkt, wenn er den Boden im Stiche läßt, der seine Arbeit schlecht lohnt, und in die Fabrik geht, die ihm höheren Sold bietet. Warum aber zahlt der Ackerbau schlecht und giebt geringen Ertrag? Weil er zu viel Hände hat. Warum gewährt die Fabrik übermäßige Löhnung? Weil ihr Arbeiter fehlen. — Der Mangel an Gleichgewicht in der Vertheilung der Arbeitskräfte, so daß beim Ackerbau die Production den Bedarf und in den Fabriken der Bedarf die Production bei weitem übersteigt, wurzelt in dem sozialen Fehler, der fast die ganze Bevölkerung an eine einzige Industrie, an die ackerbauliche, kettet. Der Leibeigene, der die Bande, die ihn an den Boden fesseln, zu brechen sucht, um in die Fabrik zu gehen, thut instinktartig das Zweckmäßigste, was er thun könnte, um die Harmonie zwischen den Arbeiten der Production und den Bedürfnissen des Verbrauchs herzustellen, indeß das Gesetz, das ihn an der Scholle festhält, so viel an ihm ist, die Unordnung verewigt.

Die Zerstörung der Fabriken-Industrie in Rußland würde das Uebel, statt zu unterdrücken, auf den Gipfel treiben; denn die ohnehin zu große Anzahl der Ackerbauer würde bedeutend zunehmen; der schon so niedrige Lohn würde noch niedriger sinken; die ohnehin überflüssige Getraidemasse würde sich noch mehr häufen; der Preis der Boden-Erzeugnisse würde noch tiefer als jetzt heruntergehen. (Schluß folgt.)

Central-Afrika.

Barth und Vogel in Central-Afrika.

Seit dem in Nr. 66 des „Magazins" erwähnten Schreiben von Dr. Vogel sind von beiden deutschen Reisenden neue Nachrichten in London eingegangen, und zwar von Vogel bis zum 20. Februar d. J., so daß diese Mittheilungen nur ungefähr drei Monate gebraucht haben, um von Kuka nach London zu gelangen. Die Briefe Barth's dagegen sind von viel älterem Datum, nämlich aus Sakatu und Wurno vom 4. April bis zum 6. Mai 1853, geschrieben also, bevor er seine Reise nach Timbuktu antrat, von wo bekanntlich schon Nachrichten von ihm eingegangen waren.

Gleichwohl bieten diese älteren Briefe Barth's, deren Veröffentlichung durch das Athenaeum abermals dem Herrn Aug. Petermann zu verdanken ist, ein großes Interesse dar, indem sie uns seinen Aufenthalt bei dem Sultan der Fellatas, dem Sohne des durch frühere afrikanische Reisende (Clapperton, Denman) bekannten Sultans Bello, schildern, der unseren Barth auf überraschende Weise freundlich und zuvorkommend empfangen und ihn sogar mit den Mitteln zur Fortsetzung seiner Reise unterstützt hat. Auf dem halben Wege zwischen Katsena und Sakatu (oder Sokoto, wie Petermann es schreibt) erreichte Barth die Stadt Sansanneh Aysa, an der östlichen Gränze der gefährlichen Wildniß von Gundumi. Diesen vielgefürchteten Landstrich durchzog nun Dr. Barth, nach seiner gewöhnlichen unternehmenden Weise, in einem ununterbrochenen, forcirten Marsche von sechsundzwanzig Stunden. Am 1. April v. J. traf er glücklich in dem Dorfe Gunasu, ungefähr dreißig englische Meilen O.N.O. von Sokoto, ein.

„Hier bin ich", schreibt Dr. Barth, „mit dem mächtigen Kaiser der Fellahs, Aliyu, Sohn Bello's, zusammengetroffen. Er lagerte in der Nähe dieses Dorfes, um seine Truppen zu sammeln und die Provinz Zanfara zu decken, gegen welche die Häuptlinge von Guber und Mariadi mit ansehnlicher Macht ausgerückt waren. Kaum hatte Aliyu meine Ankunft erfahren, so übersandte er mir ein schönes Gastgeschenk, bestehend aus einem jungen Ochsen, vier Schafen und einer großen Menge Reis. Bald darauf kam eine zweite Botschaft mit einer Einladung des Kaisers zu einer Privat-Audienz an demselben Abend. Ich ward außerordentlich freundlich empfangen; Aliyu drückte und schüttelte mir die Hand, indem er mir seine Freude darüber ausdrückte, daß ich endlich gekommen sei, ihn zu sehen, da er seit beinahe zwei Jahren die Spuren unserer Reise verfolgt habe. Den Brief, den ich ihm im Jahre 1851 aus Aghadez geschrieben, hatte er zur Zeit richtig empfangen, und seitdem hatte er auch unseren Besuch sehnlich erwartet. Er nahm keinen Anstand, die beiden hauptsächlichsten Gesuche, die ich an ihn richtete, sofort zu gewähren: nämlich Sicherheit für alle englischen Kaufleute innerhalb des Fellata-Gebietes und die Fortsetzung meiner Reise nach Timbuktu, so wie der genaueren Durchforschung Adamana's und anderer Fellata-Distrikte nach meiner Rückkehr dahin. — Am nächsten Morgen hatte ich eine zweite Audienz bei Aliyu, dem ich meine Geschenke überreichte, die er dankbar annahm; besonders ein Paar reich mit Silber verzierte Pistolen machten ihm außer Vergnügen. Demnächst richtete er an die Königin von E mit dem kaiserlichen Botschaft besiegeltes Schreiben, in versprach, den englischen Kaufleuten allen möglichen Sch leihen. Da das Schreiben jedoch in zu allgemeinen Aus halten war, so nahm ich es nicht an. Wiewohl im Begri sen, war er doch gütig genug, ein zweites Schreiben aus lassen, das alle von mir gewünschte Specificationen enthielt. Schreiben wird, wie ich hoffe, sowohl die britische Regierun Publikum zufrieden stellen. Außerdem sandte er mir auch derttausend Cowries zur Bestreitung meiner Ausgaben wäh Verweilens auf dem Feldzuge, welcher jedoch, wie er mir nicht lange dauern würde."

Von Gunasu begab sich Dr. Barth nach dem nahegelegene wo er in dem Hause des Galadima, oder Premier-Min Sultans, seine Wohnung nahm. Wurno, funfzehn geograph len von Sokoto gelegen, obwohl bisher selbst dem Namen n kannt, ist jetzt eine wichtigere Stadt, als Sokoto, indem es denz des Fellata-Kaisers ist. Sultan Bello hat diese Stadt 1831 am Flusse Rima gegründet; sie hat jetzt zwölf- bis send Einwohner. Als Handelsstadt ist jedoch Sokoto welches zwanzig- bis dreiundzwanzigtausend Seelen zäh

Dr. Barth hat eine sehr detaillirte Karte vom Lan eingesandt, dessen östlichen Theil die Provinz Zanfar lichen die Provinz Kebbi bildet. Die Hauptstadt von bis zum Kowara erstreckt, ist Gando, während Sokoto Zanfara liegen.

Dr. Vogel hat in Kuka bei dem neuen Herrscher wirk Aufnahme gefunden, die ihm im Voraus zugesichert worden der ein tüchtiger Astronom ist, hat zuerst von allen Reisend graphische Lage von Kuka genau bestimmt: sie ist 12° 55 Br. und 13° 22' östl. Länge von Greenwich. Es liegt Fuß über dem Meere, also funfzig Fuß über dem Tsad-Se

Mannigfaltiges.

— **Die neue Niger-Expedition.** Sir Roderich I son giebt in dem Londoner Athenaeum vom 3. Juni noch ein trägliche Notizen über die kürzlich erwähnte, von Herrn Ma Laird ausgerüstete Expedition nach dem Niger, verbunden Fahrt den Chadda hinauf. In Bezug auf dieses Unternehm bereits seit zwei Jahren Verhandlungen zwischen Herrn Lan Lieutenant Lyons Macleod und dem Vorstande der Londoner ge phischen Gesellschaft stattgefunden. Herr Macgregor Laird, der fr bereits selbst den Chadda hinauf gesegelt, ist unermüdlich in sei Bestrebungen, einen vortheilhaften Handelsverkehr zwischen Eng und Central-Afrika herbeizuführen. Lieutenant Macleod hat ursprünglich die Idee, bei den Wasserfällen des Niger das für Expedition besonders konstruirte Boot aus einander nehmen zu über die Landstrecken zwischen dem Niger und dem Gambia zu lassen, auf welchem letzteren Strome dann die Expedition bis britischen Niederlassungen hinunter segeln sollte. Auf diese jedoch die geographische Gesellschaft nicht eingegangen. Sie man sich, nach der vom Admiral Beaufort ertheilten Anleitung beschränken, den Chadda in der regnichten Jahreszeit, welche gesundeste Periode ist, recht genau zu untersuchen. Die Ad trägt übrigens einen großen Theil der Ausrüstungskosten der Laird gebauten „Pleiad", die, wie bereits erwähnt, den Zweck hat, als Dampfer und als flaches Segelboot zu dien ausschließlich mit schwarzen, in Afrika gebornen Matrosen bem werden wird, da zu erwarten ist, daß diese die Strapazen heißen Klima besser als Europäer ertragen werden. Mit der Leitung der Expedition ist der als afrikanischer Reisender bek kannte Konsul Becroft betraut. Der von dem bisherigen preuß Gesandten, Dr. Bunsen, empfohlene junge Ethnograph, Dr. K für das von ihm zu erforschende sprachliche und ethnographisch von Prof. Latham mit Instructionen versehen worden, wähn Naturforscher Dr. Baikie in geologischer Hinsicht von Sir R chison und in naturgeschichtlicher von Professor Forbes m gen ausgestattet ist. Sir Roderick spricht die Hoffnung au Expedition durch Anknüpfung direkter Verbindungen mit de Afrika dem Sklavenhandel den Todesstoß geben werde; auch sich, sagt er, unendlich freuen, wenn, wie Herr A. Petermann diese Expedition mit den verdienstvollen Reisenden Barth und zusammentreffe, „welchen unbezweifelt die höchsten geographischen zu Theil werden würden, sobald die Erfolge ihrer außerordentlic Missionen festgestellt sein werden."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

...tlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 15 Sgr., ...jährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., welche ...ort im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin die ...ris'sche Buch., Jägerstr. Nr. 33, und beim Postamt Kronenstr., Niederwallstr. Nr. 11), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 70. Berlin, Dienstag den 13. Juni 1854.

England.

Englische Literatur-Briefe.

1854. Sechster Monatsbericht.

...iblümchen als Gichtrosen. — Die Season und der Krieg. — Der kleine Verkehr und die baare Bezahlung der Kriegskosten. — Die Verluste des Siegers im Kriege. — Russischer Talg und afrikanisches Palmöl. — Die Folgen des russischen Krieges in Amerika. — Konstantinopel als russisch gedacht. — Der jetzige Einfluß der orientalischen Literatur auf England und seine Politik gegen die Türkei. — Die fünfte Niger-Expedition, auch mit einem Deutschen. — Ein Blick auf die sechs Kunst-Ausstellungen. — Die deutsche Oper. Der englische „Faust". — Kriegerische Ansichten und Bücher. Kriegsdichter. Lords und Ladies auf dem Theater zum Besten der Weiber und Kinder von Soldaten. Der zunehmende Einfluß des Auslandes auf soziale, sittliche, ästhetische und industrielle Gebiete in England. — Im Krystall-Palaste. Charakteristischer Unterschied zwischen Engländern und Franzosen. Die funfzehnhundert Feigenblätter der Hochkirche im Krystall-Palaste. — Pruderie in Literatur und Leben. — Ein Feigenblatt für einen Meineid.

London, im Juni.

Unter Donnerwettern mit Regenmassen und Hagelsalven, Kälte, ...nupfen, Gicht, Langeweile, Geschäfts-Verkleinerungen, getäuschten ...nungen auf Kunden und Käufer, allgemeiner Verschnupfung und ...stimmung ist „der wunderschöne Monat Mai, wo alle Knospen ...ingen", gegangen und die „Season" gekommen. Sechs Gemälde-...stellungen wurden eröffnet, eine deutsche Oper in Drurylane, eine ...zösische Kunst-Ausstellung, ein englischer „Faust" gegeben, ein ...chtbares Kriegsschiff, „Prinz Albert", ge„launcht", Blumen- und ...cht-Ausstellungen besucht, der Kölner Männergesangverein wieder ...undert und das Panorama eines ehemaligen Berliner Buchdruckers ...ehen; auch wurde einer neuen deutschen Gesellschaft, die ein Pano-...ma des „Kriegsschauplatzes" zurechtmacht, und einer kleinen deutschen ...otographischen Gesellschaft, die nach einem neuen Prinzipe auf Glas ...nlithographiren läßt, Aufmerksamkeit geschenkt, sogar manchmal dem ...rlamente, aber Alles wollte nichts helfen, da man sich dabei jedes-...l wieder erkältete und in London überhaupt blos Ein Gefühl zu ...rrschen und diese Herrschaft zu behaupten schien, das rheumatische. ...ier begegnet man Einem, welcher den Rheumatismus in der linken ...chulter hat, dort einem Anderen, dem das Uebel in der rechten sitzt; ...nen Dritten drückt der Schuh an die Gichtbeulen, ein Vierter hat ...in den Kniekehlen, und um die Ecke herum windet sich ein Fünfter, ...rch und durch und über und über bedeckt mit gichtischen Anfällen, ...r personifizirte Rheumatismus. Endlich drückt man einem kranke...nden Menschen die Hand, aber der ist auch halb krank, weil er „ein ...sunder Mensch ohne Geld". Er ist mit achtzig Anderen aus dem ...id dem Geschäft entlassen worden, oder ist Lehrer und hat ein Dutzend ...r besten Schüler verloren, während andere Seasons ihm ein Dutzend ...ue brachten, oder er hat ein Geschäft, wo die Kunden und Bestel-...ngen und auch die Zahlungen vom vorigen Jahre ausblieben. Ein ...großer deutscher Schneider in Regentstreet klagte mir, daß von allen ...reißgepuderten Lakaien, die sich früher immer zuweilen ein paar Pfund ...aar von ihm holten und dafür jedesmal einen neuen Anzug für die ...Herrschaft auf die Rechnung schreiben ließen, noch kein einziger ge-...kommen sei. Sie sind entlassen (die Treuen), Jeder ist Soldat gewor-...en, und die Offiziere, lauter zweite Lordssöhne, mit mehr täglich, als ...in preußischer Seconde-Lieutenant jährlich baar bekömmt, lernen auf ...Türkisch sagen: „Ich liebe Dich, schöne Kadi oder Gedikli!" und sollen ...überhaupt furchtbare Eroberungen machen in den spiegelblanken Buch-...ten des Bosporus, wo die türkischen Großen ihre Harems spazieren ...fahren lassen. Schon ist es zu romantischen Kämpfen gekommen zwi-...schen den „serwischen Rittern", welche die türkische Tugend auf ihren ...Spazierfahrten zu beschützen haben, und englischen Offizieren, wobei ...die Odalisken ihre höchste Freude kundgaben, wenn ihre Beschützer in ...die Flucht geschlagen wurden. Diese Elemente fehlen hier nur schmerz-...lich, und noch nie sind die Damen Vormittags von drei bis fünf Uhr ...so langweilig im Hyde-Park umhergeritten, als diesmal. Da nun ...Gladstone auch so nobel und kräftig war, mit seiner Forderung durch-...zudringen, daß der Krieg baar bezahlt und nicht den Kindern und Kindeskindern vererbt werden solle, muß sich sofort jeder der Zurückgebliebenen einschränken, um die nöthigen Pence auf jedes Pfund, die er jetzt mehr bezahlen muß, zu erübrigen. Das macht täglich vielleicht acht bis zehn Millionen Pence, die dem großartigen Season-Verkehre in London entzogen werden. So schließen die Londoner Läden und Geschäfte jeden Abend mit einem Defizit von etwa vierzigtausend Pfund Sterling, welche in den Krieg gehen oder zum Theil in den Privatkassen zurückbehalten werden, weil Niemand weiß, was die Geschichte noch kosten wird, und weil in England mehr, als irgendwo, Geldhaben die Kardinal-Tugend ist. Dabei sind die Lebensmittelpreise seit Jahr und Tag immer um einen Farthing nach dem anderen in die Höhe geklettert, so daß auch auf diesem Wege den Luxus-Industrieen (d. h. sieben Achteln aller Läden und Detailgeschäfte) Millionen von Pfunden entzogen wurden und werden. Solche millionenfach sich ununterbrochen wiederholenden Ursachen haben große Wirkungen, und wer weiß, wohin diese noch führen? Der Krieg ist während der vierzig Friedensjahre ein größeres Uebel geworden, als zu irgend einer früheren Zeit. Denn während dieser Epoche haben sich Weltverbindungen materiellen und ideellen Austausches gebildet, wie man sie in den Jahren 1812—15 zum Theil noch gar nicht ahnte. Selbst wenn der Osten in seiner Krisis sich lokal auf den kleinsten Raum beschränkte, würde der Krieg wie durch die Dräthe einer elektrischen Batterie hindurch bis Manchester und von da auf die „Marktpreise" der Sklaven in New-Orleans wirken und überhaupt durch Millionen unsichtbare Kanäle in jede Taschen mit Kupfermünzen. In einer solchen Zeit, wo die verschiedenen Welttheile mit ihren Häfen bis um Australien herum als Geschäfts-verbundene gleichsam vor den Thoren jeder großen Stadt liegen und jede große Stadt das Consumtions- und Productions-Centrum der Umgegenden bis auf hundert Meilen ist, in einer solchen Zeit, welche die Menschheit rund um die Erde zu Einer großen, friedlichen, fleißigen Gesellschaft verbunden hat und immer mehr auf einander hinweist, ist ein Staat, der noch auf barbarische Eroberungen mit Gewalt ausgeht, statt sich seine Existenzmittel durch die Production und den Umsatz seiner Bürger zu verschaffen, ein so entsetzliches Uebel, ein so allgemeiner Feind der ganzen Menschheit, daß auch der nationalste Altrusse im dicksten Pelze, sobald er sein und seines Landes wahrhaftes Wohl zu begreifen anfinge, diesen Krieg verabscheuen müßte, und wenn er auch ganz sicher mit der Eroberung der ganzen Türkei endigen würde.

Welche Polizei, welche Soldaten, welche Abgaben, welche Verwüstung müßten dem Frieden folgen, um diese Länder- und Völkermassen zu bekehren und ihre gute Unterthanentreue zu überwachen! Aber Rußland hätte dann das Meer und könnte durch den Handel Alles wieder einbringen! Ja freilich, so denken die Leute, welche sich immer noch einbilden, daß je mehr ein Land Land habe und je mehr es Geschäfte mache, gleichviel welche, desto reicher, desto glücklicher sei es. Würde Rußland nur eben auf dem Wege der Civilisation, der Production aus den vorhandenen unermeßlichen, noch nicht zum hundertsten Theile in Angriff genommenen Mitteln fortfahren, sich würdig auf dem großen Weltmarkte zu vertreten, so könnte es ohne einen Tropfen Blut nicht nur die ganze Türkei erobern, sondern auch die ganze übrige Welt, wo gebildete, fleißige Menschen wohnen. Wer die Güter, die Schiffe fährt und führt, ist ganz gleichgültig, oder es ist vielmehr desto vortheilhafter für den Talg- und Hanf- und Kornproduzenten, je weniger er sich um die Verschiffung zu bekümmern braucht; desto besser, wenn ihm Engländer, Türken oder Franzosen den Werth, den er für sein Produkt verlangt, ins Haus bringen und ihm sein Produkt abnehmen. Ein Staat, der heutzutage noch nach Land strebt und nach Vermehrung, statt nach Vervollkommnung seines Wirkens, ist ganz eben so, wie ein anständiger Mensch, der mit seiner Arbeit stündlich einen Thaler verdient und sich auch die Stiefel wichst, um mit dem Verlust reiner Hände und eines halben Thalers jeden Tag einen Silbergroschen zu sparen. Die Strafe Rußlands für seine Verletzung der eigenen und der Interessen der gebildeten Menschheit überhaupt wird dann auch unter allen Umständen keine geringe sein. Es kömmt zunächst in Gefahr, in seinem eigenen Fette zu ersticken. England läßt bereits im

großartigsten Maßstabe der Welt sein Licht leuchten, ohne einen Tropfen russischen Talg, oder Talg überhaupt, dazu zu brauchen. Die große Vaurhall-Compagnie hat allein dreißigtausend Acker Kakaonußwald auf der Insel Ceylon gekauft, um sich den einen Bestandtheil ihrer Stearinlichter zu sichern, und für den anderen, das Palmöl, schafft man von der Westküste Afrika's aus immer weiter in das Innere hinein den Sklavenhandel und die Barbarei überhaupt ab. Selbst der König von Dahomey mit seiner großen Frauen-Armee von fünfundzwanzigtausend Mann hat schon einsehen gelernt, daß es anständiger, sicherer und einträglicher ist, den Engländern Palmölbutter für Calicot, Häuser und Hausgeräthe zu liefern, statt mit seinen Frauen auf die Sklavenjagd zu gehen, um Cuba und Süd-Nord-Amerika mit Zufuhr zu versorgen. Durch die abgeschnittene Zufuhr des russischen Talgs ist der Werth des Palmöls so gestiegen, daß die Engländer den afrikanischen Stämmen die schönsten und nützlichsten Sachen dafür bieten. So geht eine Gegend, ein Land nach dem anderen aus der Barbarei zur Civilisation, zum Palmölbau über, und die dafür bezahlten Werthe, Kleider und Schuh, Haus und Hof, Schmucksachen und Lebens-Verschönerungsmittel heben so plötzlich ganz wilde Völker mitten in den modernsten Kultur-Prozeß hinein. Das ist eine große Thatsache, eine erhabene „List der Idee" der bereits praktisch-kosmopolitisch vereinigten Menschheit, daß ein barbarischer Unterjochungskrieg an der Donau Tausende und Millionen von Sklaven am Chadda, Benin und Niger bis ins Innerste Afrika's zur Freiheit, zur Civilisation erhebt — die entwertheten Steppen Südrußlands, deren Talg produzirende Heerden oft der ganze Reichthum großer Adeligen und die Haupt-Existenzquelle ganzer Gegenden und Städte bilden, die Thränen, Flüche und Seufzer der Tausende, welche an der Donau erfroren und verhungerten (denn die Kugeln thun in einem Kriege immer den wenigsten Schaden, besonders was Rußland betrifft), stehen in Afrika wieder auf und quellen als Palmöl des Friedens hervor und kommen uns zugute in dem Lichte, daß „freundlich niederbrennt", ohne daß wir es zu putzen brauchen.

(Fortsetzung folgt.)

Rußland.

Zur Vergleichung der natürlichen Kräfte Rußlands mit denen der Vereinigten Staaten.

(Schluß.)

Das wahre Heilmittel wäre die Abschaffung der Leibeigenschaft oder die freie Arbeit. Diese Freiheit würde unter allen Industrieen, die ja nur der Ausdruck der verschiedenen Bedürfnisse sind, das Gleichgewicht herstellen. Anfangs wird der Acker wahrscheinlich gegen die mit Eifer aufgesuchten Fabriken hintangesetzt werden; allein dieser Mißkredit der Landarbeit wird bald aufhören: denn eine Folge des zu großen Andranges wird den Lohn der Industrie zum Sinken und den Preis der Landarbeit wieder zum Steigen bringen. Für den Ackerbau, wie für alle anderen Industrieen giebt es nur einen einzigen und wahren Schutz: die Freiheit der Arbeit und der Person; darin wurzelt das Gedeihen jeder Thätigkeit; sie wende sich dem Ackerbau, dem Handel oder der Fabrication zu.

Was aber Rußland fehlt, um reich und blühend zu sein, ist nicht blos eine freie Bevölkerung, sondern auch und ganz besonders ein gutes Grundgesetz für den Besitz. Wie in allen Feudalländern, gehört in Rußland aller Boden dem Kaiser und unter ihm dem Adel. Unter dem Adel stehen nur Leibeigene oder Besitzer mit widerruflichem Titel. In den meisten europäischen Ländern, selbst vor dem Aufhören des Lehnwesens, kamen verschiedene Weisen des Bodennießbrauchs auf, bald unter dem Titel von Erbpacht, bald unter dem Namen von Zeitpacht, die aber fortwährend verlängert wurde. Beides ging allmälig in einen dauernden Besitz über, und nur dieser ist für den Ackerbau ersprießlich, da der Inhaber sich fast als Eigenthümer ansieht und mit dem Interesse eines solchen die Kultur seines Besitzthums fördert. Er fand auch einige Halbpächter oder Meier (russisch: Polinick); allein die fast allgemeine Art der Bodenbenutzung ist folgende: Der Herr einer Domäne, die aus dem Gebiete einer Gemeinde besteht, sagt zu den Einwohnern: „Ich überlasse Euch die Nutznießung meines Gutes in Bausch und Bogen; Ihr zahlt mir dafür die und die Summe; verständigt Euch darüber unter Euch." — Die Domäne wird nun in so viel Parzellen getheilt, als Familienväter im Dorfe vorhanden sind; um diese Parzellen wird gelooßt, und Jeder nimmt dann den Acker in Besitz, den ihm der Zufall beschieden hat. Indeß da neue Ehen auch neue Familienväter bringen, so muß man von Zeit zu Zeit zu einer neuen Vertheilung schreiten, die wiederum durch das Loos geschieht, indem die Aecker den bisherigen Inhabern abgenommen, auf einen Klumpen geworfen und nach der gegenwärtigen Zahl der Bewerber von neuem parzellirt werden. Der Zeitpunkt dieser Ziehungen, die sich je nach ungefähr fünf oder zehn Jahren wiederholen, wird von der Central-Regierung bestimmt.

„Die Gemeinde", sagt Herr v. Harthausen, „ist die Großen; sie besitzt den Boden. Jedes Mitglied hat nur brauch des ihm zugemessenen Theiles, und die Theile sind Loos des Vaters geht nicht erblich auf den Sohn über; so nimmt seinen Theil kraft seines individuellen Rechtes al der Gemeinde in Anspruch, deren unbeschränktes Haupt Vater der Alte (Staroß) heißt. . . . . " „Frankreich erl Bewohnern das Recht zu, den Boden zu zerstückeln u andere Waare zu verkaufen. Rußland geht noch weiter; nen Boden fortwährend theilen; es gewährt jedem seiner gleiche Recht auf die Nutznießung des Bodens, der, nicht r reich, ausschließliches Eigenthum des Einzelnen, sondern Eigenthum des in der Gemeinde vertretenen Volkes ist. .

„Jeder Russe hat ein Recht auf ein Stück Boden; es in Rußland kein Proletariat . . . In den anderen Ländern kündigen dumpfe Gerüchte das Herannahen einer wälzung an, die sich auf das Eigenthum und die gleich theilung richtet; in Rußland ist ein solcher Umsturz Utopien der europäischen Revolutionäre, Saint-Simonist ist hier schon verwirklicht durch die Anwendung eines zipien des nationalen Lebens: Association heißt dies den Slawen eingeboren ist."*)

Haben wir das von Harthausen dargestellte Sy große Bewunderung bekannt, recht begriffen, so g daß erstens die russische Gemeinde nicht Eigenthüm sondern nur Eigenthümerin des Nießbrauchs ist, u für den Grundzins dem Eigenthümer des Bodens ver zweitens, daß sie den allgemeinen Nießbrauch unter die theilt, und Jeder ist dann gehalten, seinen Theil an d Gielte abzutragen — drittens, daß der Nießbrauch sich Ziehung bis zur anderen erstreckt — endlich, daß die Zwischenraumes rein ungewiß ist; denn wer will den Pun Ziehung bestimmen! Wenn dem nun so ist, wie möchte Harthausen den russischen Bauer, als Eigner eines so schw brauchs, alles Ernstes über den französischen Bauer Grundbesitzer oder Pächter, Herr des Bodens oder Herr von gewisser Dauer ist! Von welchem Werth kann dem Bauern das Stück Boden sein, das ihm das Loos heute morgen vielleicht schon nimmt! Welches Interesse hätte zu verbessern, das, fruchtbar durch seine Arbeit, am nächst andere Hände übergehen wird! Welche Sicherheit des Ge sich dem Landmanne, dem beständig eine neue Bodenvertheil Der russische Bauer ist nicht nur nicht Eigenthümer, er ist Nutznießer; er hat nur ein höchst unsicheres Besitzthum, des Zufalls Laune, hervorgerufen durch menschliche Will Herr Baron lauter Eigenthümer sieht, bemerke ich keine seinen Augen giebt es keinen Proletarier in Rußland, Welt ist es. Die Jünger Fourier's und Saint-Simon's übrigens wenig geschmeichelt fühlen, daß ihre Theorieen sische Civilisation in so naher Berührung stehen sollen nicht zu ihrem Anwalt gegen diese Gedankenwirre berufen, Dorfe, wo jeder Bauer sein ihm zugetheiltes Stück anbaut allein die Frucht ärndtet, eine Association erblickt. In dem russischen Dorfgemeinde ist überdies zugleich mehr und weni dem modernen Kommunismus. Unsere Kommunisten sind der Meinung, daß auf den vertheilten Loosen eine Zinsschu alten Eigenthümer haften bleibe, sie theilen den Boden, al aller Last, unter sich; in Betracht dessen ist die Lage der besser als in der russischen Gemeinde. Allein der russische wenn auch einen prekären, doch einen persönlichen, individuellen den der Kommunismus nicht zuläßt, und insofern ist der schlechter daran, als der russische Bauer. Eines ins Andere ist das Loos Beider ein unglückliches.

Was Herr v. Harthausen — in Uebereinstimmung viele unserer Umsturzmänner — das letzte Ziel des sozi schritts nennt, will uns gerade als der äußerste Rückschri Die unter den russischen Bauern bestehende Gemeinschaftl Wandelbarkeit des Bodens in der Form jenes beweglichen gewissen Besitzes gehört den ältesten Zeiten und den ros Das individuelle, feste, bürgerliche Eigenthum, vom Rech nicht geschaffen, weil es über diesem steht — das Eigenthum Vertheidigung, wie gering es auch sei, alle sozialen und Mächte in die Schranken treten — das Eigenthum, sage ich civilisirte Einrichtung, ist der Fortschritt. Ob das Eigenthum großen Landmassen oder in kleinen Parzellen, ob in der Form Zeitpacht oder Erbpacht bestehe — gleichviel, wenn nur das Recht gesichert, das Recht wohlbegründet, der Besitz individuell ist.

*) Herr v. Harthausen hat bekanntlich die französische Uebersetzung Werkes selbst geleitet, und nach dieser Uebersetzung sind die ausgezogenen len, nicht aber nach dem deutschen Originale, hier wiedergegeben. D. R.

Bei einem Besitz ohne Titel, ohne Dauer, wie in Rußland, ist es ewundern, daß die Bevölkerung gegen das System der fortwäh- a Theilung den tiefsten Widerwillen zeigt? daß, nach dem eigenen uck des Herrn v. Harthausen, die Bande des Eigenthums ends so schwach sind, wie in Rußland? daß der Leibeigene Neigung, ohne Eifer dieses eintägige Feld baut, daß er so lebhaft ht, es mit dem Rücken zu sehen, ohne jemals zurückzukehren, er es verlassen hat! Und ist es nicht begreiflich, daß, wer mit m Widerstreben arbeitet, sich dem gänzlichen Müßiggang ergiebt ndlich, wenn er sich nicht in den Schooß der Familie, sein ein- Asyl, flüchtet, der Trunksucht, dem Gemeinlaster der Russen, ver-

Und braucht man sich nach einem anderen Grunde umzusehen, m der Leibeigene, der auf dem russischen Boden weder Eigen- er, noch Pächter, noch Meier, noch Tagelöhner werden kann, in abrik geht, wo ihm mindestens ein fester und persönlicher Lohn, Anfang des Eigenthums, gesichert ist?

Wollten wir den Vergleich zwischen der Gesellschaft Rußlands und Unionsstaaten unter einer allgemeinen Formel zusammenfassen, so en wir sagen: In diesen ist die Vertheilung des Grund-Eigen- ns und des Kapitals der Art, daß die Individuen, indem sie an öffentlichen Reichthum arbeiten, sich selbst die möglichst größte ume des Genusses und des Wohlseins schaffen. In Rußland da- n erzeugen Millionen unglücklicher Arbeiter mit unsäglicher Mühe geringste Quantität nützlicher Erzeugnisse. Nach Harthausen's nung indessen wurzelt das kommunistische Prinzip, worauf das enthum in Rußland beruht, in dem Geist der slawischen Race, der individuellen Eigenthum widerstrebe und eine tiefe Sympathie das Gemein-Eigenthum empfinde. „Das Prinzip der gleichen ilung", sagt Herr v. Harthausen, „fließt aus dem älteren Prinzip slawischen Rechts: Untheilbarkeit des Familien-Grundstücks und ilbarkeit des Nießbrauchs." Ferner sagt er: „Der Slawe, der poration abgeneigt, die eine Abstufung von Haupt- und untergeord- n Gliedern annimmt, ist ein Freund der Association, die nur Gleiche t." — Unaufhörlich kömmt dabei der Verfasser auf die Idee zurück, die Slawen von Natur für die Institutionen der absoluten Gewalt immt und den Institutionen der Freiheit abhold sind.

Wir bekennen unser Mißtrauen in diese haarscharfen, willkürlichen eorieen, die Alles aus dem Ursprung der Nationen erklären wollen einem ersten Keime alle jene Staats-Umwälzungen aufbürden, che die großen Geister aller Zeiten, Thucydides und Livius, Ma- iavel und Montesquieu, aus den wohlthätigen oder verderblichen stitutionen, aus den Lastern oder Tugenden der Völker herzuleiten hten. Diese Theorie ist eben so falsch, wie sie gefährlich ist; denn hts lähmt alle Thatkraft im Menschen so sehr, als wenn er für igkeit eine gegründete Entschuldigung zu haben glaubt. Der Ein- ß der abgeschlossenen Race läßt sich eben so wenig wegleugnen, als rjenige der Familie, der Erziehung, der Sitten. Gewiß bestehen i Völkern, wie bei Individuen, verschiedene Fähigkeiten, eigenthüm- he Anlagen; diese Verschiedenheiten aber zugegeben, darf man nie- als die Hauptzüge, die allen Menschen und Völkern gemein sind, aus n Augen lassen. Wie alle menschlichen Wesen dieselben materiellen egierden, die das physische Leben bedingt, empfinden, so sind sie ch alle mit gewissen immateriellen Kräften ausgestaltet, die einen heil ihrer moralischen Existenz ausmachen; allen ist die Liebe zur reiheit und zum Eigenthum eingeboren; die Freiheit ist das Abbild r Persönlichkeit, das Eigenthum ist der Ausdruck der Bedürfnisse. Durch ein Zusammentreffen von Umständen werden die Einen in der reiheit und im Wohlstand, die Anderen in der Knechtschaft und im lend geboren. Jene können durch eigene Schuld verlieren, was diese urch ihr Verdienst gewinnen; Alle aber sind im Besitze desselben lücklich, vermissen den Mangel schmerzlich. Der Egoismus, fruchtbar n Täuschungen und Widersinnigkeiten, mag diese Wahrheiten ver- ennen und umnebeln; das ist begreiflich; allein die Wissenschaft werde nicht zum Anwalt von Irrthümern berufen, die sie bekämpft, und von rugschlüssen, die sie verleugnet.

Was macht den Russen so grundelend? Was stürzt ihn in alle die Laster, die das Elend und das Verderbniß wie deren Schatten begleiten? Ein Blick in die Tiefe der russischen Gesellschaft antwortet darauf: Eben die Beraubung der beiden Güter, die dem Menschen wesentlich sind, und deren Mangel seine sittliche Oekonomie in ihren innersten Gründen stört. Er ist elend, weil er leibeigen ist und so der menschlich-wesentlichen Güter entbehrt: der **Freiheit** und des Eigenthums.

Rasch und plötzlich kann dieses Elend nicht geheilt werden; denn es ist ein trauriges Gesetz der Menschheit: je älter eine soziale Wunde ist, desto langsamer muß die Heilung vor sich gehen. Herr v. Harthausen indeß, der so gut beobachtet, selbst wo er so schlecht beurtheilt, zeigt in seinem Buche sattsam, von wannen das Heilmittel kommen wird: Gerade von dem Fortschritt der Industrie, die ihn so sehr beunruhigt. Aus diesem Fortschritt werden zwei Dinge hervorgehen: Ein durch die Arbeit begründetes Eigenthum und eine verständige, arbeitsame Mittelklasse. Katharina II. wollte eine solche Klasse schaffen, und 1832 dekretirte ein Ukas des Kaisers Nikolaus die Schöpfung eines Bürgerstandes. Eitle und kindische Dekrete, die von den Täuschungen der Allgewalt eines einzigen Menschen Zeugniß geben! Die Zaren müssen die in Rußland gebundene Arbeit freigeben, ihr den Schutz der Gesetze sichern, ihren Erzeugnissen den zugleich veräußerlichen und unverletzlichen Erwerb von Grundbesitz öffnen: dann erst werden sie in Wahrheit sagen können, daß sie ein Bürgerthum geschaffen. Im Gefolge dieses Mittelstandes kommen Aufklärung, Einfluß, Kredit; mit ihm entstehen Rechte; diese in dem Gesetzbuche aufgeschriebenen und durch die Sitten gebriligten Rechte sind die Freiheit. Ehe es aber dahin kömmt, kann es allerdings in Rußland eine Nation geben, beträchtlich durch ihre Zahl, gewaltig durch ihre Waffen — ein reiches und blühendes Volk wird man mitnichten dort finden. Die Stärke und die Eroberung können Reiche gründen; die Freiheit allein macht die Unterthanen glücklich, und mit dem Geschenke des Wohlstandes verleiht sie allein, was die wahre Größe eines Volkes ausmacht: Sittenadel und Würde.

Asiatische Türkei.

Ein Ausflug nach Mossul.*)

. . . . . Sie wissen bereits, daß ich es vorgezogen habe, die Route über Syrien zu nehmen, um die im Winter gefährlichen Wege des endlosen Taurischen Gebirges zu vermeiden. Nach meiner am 9. November erfolgten Ausschiffung zu Skanderun in Syrien kam ich am 12ten in Aleppo an. Da zur Reise nach Mossul sich erst eine Karawane bilden mußte, so ward ich zu einem Aufenthalte von einigen Tagen in dieser Stadt gezwungen und vergaß es nicht, die mir von Ihnen empfohlene Inschrift aufzusuchen; doch konnte mir Niemand den Ort zeigen, wo sie sich befindet, und ich bin daher zu meinem Bedauern nicht im Stande, Ihnen die gewünschte Auskunft zu liefern. Während meines Aufenthaltes in Aleppo erfuhr ich durch die von Bagdad kommende Post, daß die Araber und Kurden zwischen Diarbekir und Mossul sich empört haben und die Abwesenheit der Truppen zur Plünderung der Dörfer benutzten. So wenig angenehm, wie man sich denken wird, diese Nachricht mir war, entschloß ich mich dennoch zur Abreise, da ich fürchtete, später durch die Regengüsse daran gehindert zu werden. Nachdem alle Vorbereitungen getroffen waren, machte ich mich mit meiner Karawane und meiner Eskorte auf den Weg und gelangte ohne irgend ein unangenehmes Zusammentreffen nach Diarbekir. In allen Dörfern, wo ich Nachtquartier machte, war ich zwar willkommen, lernte aber zu meinem Leidwesen die arabische Gastfreundschaft in ihrer ganzen Einfachheit kennen: während fünfunddreißig Tage war ich nicht im Stande, die Augen zu schließen. Denken Sie sich einerseits die Schellen von allen meinen Maulthieren in unaufhörlicher Bewegung, andererseits das Geschrei der Esel, während Tausende von Insekten sich um das Blut meines armen Körpers stritten. Jede Wohnung der kurdischen oder arabischen Fellah besteht in einem kleinen, aus viereckigen Lehmstücken errichteten Häuschen, ohne irgend eine Fensteröffnung, so daß dem Tageslicht der Eintritt nur durch die gewöhnlich niedrige Thür gestattet ist. Als Bedachung dienen Baumzweige, mit einer Lage von Lehm und Stroh beworfen. So sind alle Wohnungen in diesem Theile Asiens beschaffen, nur in Mesopotamien und in der Nähe Mossuls wird, statt dieser Zusammenhäufung von Steinen und Koth, nach Art der assyrischen Häuser mit Ziegeln gebaut, zu deren Herstellung man an der Sonne getrocknete Erde benutzt. Was die Bevölkerung dieser Dörfer anbelangt, so lebt sie im größten Elend und in der vollständigsten Unwissenheit; die Ankunft eines Europäers ist für sie etwas Erstaunenswerthes, seine Kleidung, seine Waffen erregen ihre lebhafte Neugierde. Als ich in dem nahe bei Diarbekir liegenden, von Kurden bewohnten Dorfe Kara Baghtsche anhielt, standen die Bewohner, ihrer Gewohnheit gemäß, um mich herum, indem sie mich wie ein Wunderthier anstarrten. Nachdem einer von ihnen schon eine Stunde lang seine Augen auf mich geheftet hatte, ohne daß er ein Wort an mich zu richten wagte, entschloß er sich zu der Frage, was das um meinen Hals hängende Ding bedeute, womit er meine Lorgnette meinte. Ich antwortete ihm scherzweise, es sei der Rischan des Seraskiers; aber der Kurde nahm die Antwort für Ernst, die Neuigkeit verbreitete sich sogleich im Dorfe, und alle Bewohner liefen herbei, um einen Seraskier der Giauren zu sehen."**)

---

*) Aus einem Schreiben des Herrn Delaporte an Herrn Adrien de Longpérier im Athenaeum Français.

**) Wir finden, daß diese Anekdote eher zum Nachtheil des civilisirten Europäers, als der wilden Kurden spricht. Ersterer beantwortete die an ihn gestellte Frage mit einer ganz unmotivirten Unwahrheit; wenn Letztere ihm Glauben schenkten, so geschah es offenbar daher, weil sie selbst nicht gewohnt sind, zu lügen. D. R.

Digitized by

Im Allgemeinen sind die Kurden kräftige und schöne Männer; sie lassen stets ihr schwarzes Barthaar wachsen. Ihr Antlitz hat etwas Wildes, ähnlich wie man es an den assyrischen Skulpturen findet, und scheint es mir nicht unwahrscheinlich, daß dieses Volk wohl ein Ueberbleibsel der alten Assyrier sein mag. Die Frauen sind größtentheils abschreckend häßlich und schlechtgebaut; welch ein Unterschied zwischen ihrem Wuchs und der schlanken Taille der Aegypterinnen! Aber sie scheuen sich nicht, ihre Gestalt sehen zu lassen, so daß ich an verschiedenen Stellen auf dem Wege längs den Flüssen sogar ganz nackte, badende Frauen bemerkte, die sich durch die Gegenwart der Karawane nicht im Geringsten stören ließen. In Diarbekir bestätigten sich die mir in Mossul mitgetheilten Nachrichten von der Erhebung der kurdischen Stämme in Verbindung mit denen der Beni-Thais. Glücklicherweise war mir von Herrn Place, dem ich meine Ankunft angezeigt hatte, ein Brief für den Scheich der Thais übersandt worden, unter dessen Schutz ich mein Ziel erreichen konnte, sonst würde ich unfehlbar ausgeplündert, vielleicht getödtet worden sein. An dem beabsichtigten Besuch der Ruinen von Dara wurde ich durch den Zustand des Landes und durch einen orkanartigen Regen verhindert und betrat endlich am 16. Dezember, diesem dreimal gesegneten Tage, in schrecklicher Ermüdung die Stadt Mossul. Ich erzähle Ihnen nichts von diesem glücklichen Lande, es ist die vollständigste Einöde, in der man nicht einmal dem Schatten von einem Europäer begegnet, mit einem Wort, es ist das Land der Entbehrungen par excellence; doch hat man den seltenen Vortheil, die Ruinen von Ninive bewundern zu können. Einige Zeit nach meiner Ankunft besuchte ich mit Herrn Place die berühmten Ausgrabungen von Khorsabad. Es sind dies riesenhafte Arbeiten, und ich gestehe, daß ihr Anblick mich in Erstaunen versetzte. Hingerissen von archäologischem Eifer, folgte ich dem Konsul in diese unermeßlichen Laufgräben, hörte seine Erklärungen mit dem lebhaftesten Interesse, sah zuerst den Palast, dann die verschiedenen Thore der Stadt. Alles ist hier außerordentlich, wunderbar, Alles ist neu für die Wissenschaft. Dank der Einsicht und dem unermüdlichen Eifer des Herrn Place, besitzen wir jetzt unzweifelhaft den genauen Plan einer assyrischen Stadt — wer es nicht glauben will, mag herkommen, und er wird die Ueberzeugung davon gewinnen. Sehr schade wäre es, wenn die Arbeiten eingestellt werden müßten, die Engländer haben so eben nach fünfjährigen Ausgrabungen bei Koyundschik höchst interessante Basreliefs von bewunderungswerther Arbeit entdeckt.

Mannigfaltiges.

— **Die Kaiserwürde in Rußland.** Die russischen Kaiser betrachten sich traditionell als Nachfolger der byzantinischen Imperatoren, weshalb es auch sehr natürlich erscheint, daß sich der Kaiser Nikolaus in seinen bekannten Unterhaltungen mit dem englischen Botschafter, Sir H. Seymour, gegen die Idee der Wiederherstellung des byzantinischen Reiches ausgesprochen. Der Freiherr v. Harthausen sagt in seinen (dem Artikel des Herrn G. de Beaumont über Rußland und Amerika zum Grunde gelegten) „Studien“*) von dem historischen Gedanken der russischen Kaiserwürde:

„Der Volkszar der Russen, ursprünglich der Vater, das Haupt des Stammes und des Volkes, ward bereits als „Großfürst von Moskau“ zu den Königen Europa's gezählt. Schon Iwan der Schreckliche verlangte jedoch höhere, als blos königliche Ehren. Peter I. nahm für immer den seitdem allgemein anerkannten Kaiser-Titel an. Allein dadurch sollte nicht eine neue Würde geschaffen sein. Das byzantinische oder oströmische Kaiserthum war untergegangen; man wollte damit also seine Wiederherstellung und Erneuerung andeuten. Wie einst das alte Rom und das weströmische Kaiserthum untergegangen und nach Jahrhunderten durch Karl den Großen wiederhergestellt wurde, indem auf ihn und seine Nachfolger im deutschen Reiche die römische Kaiserwürde übertragen ward, so sollte nun das vor Jahrhunderten untergegangene oströmische Kaiserthum wiederhergestellt und die byzantinische Kaiserwürde auf die russischen Zaren übertragen sein. Wie der Schwerpunkt der abendländischen Kirche bei den romano-germanischen Völkern gefunden wird, so sucht man jetzt den der morgenländischen bei den slawischen Volksstämmen und insbesondere bei den Russen nachzuweisen. — Allerdings wurden diese und ähnliche Ansprüche nicht direkt aufgestellt, aber sie sind hinlänglich angedeutet, indem man den römischen Doppel-Adler als Reichssiegel annahm und sich dem Auslande gegenüber als Schutzherr der gesammten orientalischen Kirche gerirte.“

— **Zeitungsenten.** Der Kalafater Reporter der Daily News, der sich jetzt nach Varna begeben hat, um der Ausschiffung der sehnlich erwarteten Hülfstruppen beizuwohnen, liefert unter dem 1 folgende interessante Beiträge zur Geschichte der Zeitunge etwa einem Monat sprach ich in einem meiner Schreib schamlosen Lügenhaftigkeit der deutschen Zeitungen, ohne in nähere Details einzulassen, womit ich ganze Spalten können. Da ich indessen bemerke, daß die österreichischen Z Allen aber der „Wanderer“ und die „Allgemeine Zeitung“, unvergleichlichen Dreistigkeit fortfahren, die bodenlosesten Un über die Operationen an der unteren Donau zu verbreiten, Ihre Leser mich entschuldigen, wenn ich noch einmal auf genstand zurückkomme. Jeder Europäer, der sich hier am D platze befindet, sieht allwöchentlich das englische Publikum richte von Schlachten mystifizirt, von denen Niemand in gehört hat und die oft in Gegenden geschlagen werden, feindlichen Truppen nicht einmal gegenüberstehen. Im Janu ein „Krajowaer Korrespondent“ des „Wanderer“ als „ eine Reihe von blutigen Gefechten, die angeblich am 8ten 10ten jenes Monats, nach der Affaire von Cetate bei K fanden. Nicht ein einziger Schuß wurde an den erwäh abgefeuert, aber trotz der genauen und ausführlichen Be den Korrespondenten mehrerer Londoner Journale gegeb machten diese imaginären Schlachten noch einen Monat lan durch die Pariser Blätter. Gott weiß, wie oft Omer-Pa Wiener Zeitungsschreibern zufolge, über die Donau gegan wie oft er Bucharest in Brand gesteckt und wie viele er auf Krajowa gemacht hat! Hiermit nicht zufrieden, fehlshaber erfunden, die in der türkischen Armee nicht sie an die Spitze von unzähligen Schaaren phantastischer stellt. So beschrieb einst der „Wanderer“ ein furchtbares Zusammentreffen zwischen einem russischen Corps und vier ken unter dem Obersten Mirolai in einem Dorfe bei K ist kaum nöthig, zu bemerken, daß zu jener Zeit keine türki pen in gedachtem Dorfe waren, daß das Gefecht selbst in der Mythe gehört, und daß es keinen Oberst Mirolai gi dieses Wort im Türkischen eben nur „Oberst“ bedeutet. D „Medizinische Zeitschrift“ läßt sich Briefe aus Kalafat von geblichen Ärzte in der türkischen Armee schreiben, die aber lich von Jemanden herrühren, der nie in Kalafat oder Widdi ist und in seinem ganzen Leben keinen türkischen Soldate hat. Er beschreibt Hospitale in Kalafat, die nicht existiren, es sich vor kurzem sogar heraus, die unzweifelhafte Thatsach Krankheit Omer-Pascha's mit den Worten zu dementiren, eben mit einem glänzenden Gefolge an seinem (des Arztes) Kalafat vorbeigeritten sei, während doch Omer-Pascha, mit eines kurzen Besuchs in Rustschuk, diesen ganzen Winter nicht Schumla gekommen ist und überhaupt Kalafat nicht betreten hat, dem es von den Türken besetzt wurde. Der nächste Roman deutschen Freunde war die Geschichte von dem Tode des Ob Dieu, eines französischen Offiziers vom Generalstabe, der Augenblick als Gehülfe Omer-Pascha's in Schumla fungirt sie bei einer Rekognoszirung umkommen ließen.*) Diese Ente sogar von der Times für baare Münze genommen, die dem Todten einen rührenden Nachruf widmete. Die letzte Heldenthat Herren war die große Schlacht von Rassowa, welche ganz E freudige Aufregung versetzte; da sich aber unglücklicherweise T pen in Rassowa befanden, so konnte auch natürlich von einer nicht die Rede sein. Ich könnte noch viele Beispiele ähnlich anführen, hoffentlich werden aber diese genügen, um Ihre überzeugen, daß sie weder über Siege frohlocken, noch sich verlagen beunruhigen müssen, die ihnen von den wahrheitsl Zeitungsschreibern in Wien berichtet werden. Es ist nur zu daß die Sucht, Kriegsscenen und Schilderungen für den Bedarf zu fabriziren, sich nicht auf diese Herren beschrä meinem Erstaunen las ich vor einigen Wochen in der P ausführliche Beschreibung der türkischen Positionen an der D eine solche Masse von Abgeschmacktheiten enthält, daß mir fehlt, sie alle zu beleuchten. Ich will nur erwähnen, daß ganz ernsthaft als eine volkreiche türkische Stadt dargestellt Straßen zwar, wie in allen türkischen Städten, schlecht gep deren zahlreiche Moscheen, Minarete und prachtvolle Bäder einen überaus pittoresken Anblick gewähren. Nun weiß Jeder Kalafat ein elendes, kleines walachisches Dorf ist, und daß eine Moschee, noch ein Bad, noch mehr als sechs steinern enthält, so daß die Herrlichkeiten, von welchen die Patrie spricht, und allein in der reichen Einbildungskraft des Berichterstatters

*) Dritter Theil, S. 210.

*) Wenn wir jedoch nicht irren, wurde dieses Gerücht zuerst von einem französischen Blatte ausgesprengt. D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 6 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 3 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 1 Thlr. 25 Sgr., wofür Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 23, und beim Spediteur Neumann, Mittelstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 71. Berlin, Donnerstag den 15. Juni 1854.

Rußland.

Reisen eines Engländers in Sibirien.

Der gegenwärtige Kreuzzug des Westens gegen das Zarenreich natürlich, wie in Deutschland und Frankreich, so auch in England Unzahl Schriften hervorgerufen, in welchen die innere und äußere , die politischen, sozialen und militairischen Verhältnisse Rußlands, Charakter seines Beherrschers und seiner Regierung mit größerer geringerer Ausführlichkeit besprochen werden. Die wenigsten von n Publicationen können auf einen bleibenden Werth Anspruch ben; ihrer Mehrzahl nach sind es bloße Compilationen, die zur ülfe eines augenblicklichen Bedürfnisses von literarischen Handlan- auf Bestellung spekulativer Buchhändler fabrizirt werden. In- en finden sich auch manche darunter, welche unsere Kenntniß des ischen Staates oder einzelner Theile desselben wesentlich bereichern von denen wir einige bereits im „Magazin" namhaft gemacht en. In diese Kategorie gehört die Beschreibung einer Reise durch Land, welches von gewöhnlichen Touristen nur selten betreten wird ihnen auch nicht immer zugänglich ist: wir meinen Sibirien.*) r Verfasser, ein gewisser Hill, hat auf einer dreijährigen Reise die Welt dieses kolossale russische Botany-Bai ziemlich genau un- ucht, und obwohl seine Schilderungen desselben sich allerdings nicht den wissenschaftlichen Arbeiten eines Humboldt, Ledebour und Er- n vergleichen lassen, so gewähren sie doch eine recht anziehende und ehrende Lektüre und haben noch den Vorzug, daß sie aus einer eren Zeit herrühren, in welcher die Zustände Sibiriens durch die Bedeutung der Goldwäschereien eine ganz veränderte Gestalt ge- nnen hatten.

Herr Hill verließ Moskau im Juli 1847 und begab sich zuerst ch Nishni-Nowgorod, um der großen Messe beizuwohnen, die den ittelpunkt bildet, von welchem der russische Handel sich nach den rschiedenen Regionen Europa's und Asiens verzweigt. Es wurde m dort die Erlaubniß bewilligt, seine Reise nach Sibirien auszu- hnen, welches er in der ganzen weiten Ausdehnung von Westen nach sten, vom Ural bis zur chinesischen Mauer und zum Meer von amtschatka, durchzog. So hatte er vielfache Gelegenheit, die eigen- umlichen Naturverhältnisse dieses Landes, die Sitten und die Lage iner Bewohner und die Einwirkung der Central-Regierung auf dieses ntfernte Anhängsel des Reiches kennen zu lernen. Die reinste, ur- rünglichste Barbarei und die künstlichste Civilisation stehen hier schroff eben einander; europäisch gebaute Städte ruhen im Schatten der rwälder, und an ihren Thoren sieht man die Lagerplätze wilder No- aden, und während in den Palästen der glücklichen Goldsucher eine erschwenderische Gastfreiheit herrscht, leidet ein großer Theil der Be- ölkerung die bitterste Noth, indem alle arbeitsfähige Männer sich in ie Goldgruben drängen, das Land unbebaut lassen und dadurch eine nglaubliche Theuerung erzeugen.

Der Sommer ist in Sibirien eben so heiß, wie in den Tropen- ändern, und die wolkenlosen Nächte, mit dem vom milden Licht des Mondes beleuchteten Sternenhimmel, bringen einen magischen Eindruck ervor. Bei der ersten Annäherung des Herbstes stellt sich jedoch der rost ein; Alles bereitet sich vor auf den langen, strengen Winter, und ls unser Verfasser nach Tomsk gelangte, war er froh, sich hier einiger- naßen von seinen Strapazen erholen und frische Kräfte zur ferneren Reise sammeln zu können. Er wurde von dem Gouverneur sehr zu- vorkommend aufgenommen und begleitete denselben zu einer Soiree bei einem der reichsten Prisken- (Goldgruben-) Besitzer, von der er olgende Beschreibung giebt:

„Ich muß gestehen, daß ich selten eine größere Ueberraschung em- pfunden oder von angenehmeren Gefühlen durchdrungen war, als in diesem Augenblick. So lange gewohnt, in die elenden Hütten der Bauern einzukehren und die Art von Gesellschaft zu treffen, die dem Reisenden in den Dörfern Sibiriens begegnet, schien mir selbst der mäßige Grad von Wohlstand, den ich mitunter fand, an Luxus zu gränzen; aber der unerwartete Glanz und das festliche Gepränge dieses Gemachs erinnerten mehr an die Abendgesellschaften der reichen Bewohner Moskau's und Petersburgs, als an irgend Etwas, das ich mir von einem sibirischen Gastmahl vorgestellt hätte. Die Hausfrau kam uns entgegen, als ich dem General in das Zimmer folgte, und die Empfangs-Ceremonie ging mit allen Zeichen eines herzlichen Will- kommens vor sich. Wir machten der freundlichen Wirthin unsere Ver- beugung, und die schöne Welt von Tomsk war jetzt vor uns. Wir fanden eine Reihe hell erleuchteter Gemächer, mit munteren Gästen gefüllt, die den Tag in derselben Weise feierten, wie es bei ähnlichen Anläßen in den größten Städten Europa's üblich ist, indem sich Jeder das Zimmer wählte, das zu dem ihn ansprechenden Zeitvertreib be- stimmt war. In dem, welches wir zuerst betraten, tanzten die jungen Leute zu den Tönen eines Musik-Corps; in dem anstoßenden saßen auf weichgepolsterten Stühlen und Kanapes diejenigen, die eine ruhige Unterhaltung vorzogen; in einem dritten war für solche Gäste gesorgt, die die kleinen Reizmittel lieben, welche Karten, Schach und das Da- menbrett darbieten, und Viele wandelten in den Gemächern auf und ab, wobei nach Landessitte jedes Geschlecht sich getrennt von dem an- deren hielt. Ueberall reichten Bediente Eis und eingemachte Früchte herum; Champagner floß in Strömen und stand in bis zum Rande gefüllten Gläsern auf den Präsentirtellern. Nachdem der General mich der Gesellschaft vorgestellt hatte, setzte er sich an den Spieltisch, während ich meine Zeit sehr angenehm in dem zur Unterhaltung be- stimmten Zimmer verbrachte. . . . Unter den Theilnehmenden an dieser glänzenden Versammlung der feinen Welt von Tomsk bemerkte ich zu meinem Erstaunen mehrere Personen, die wegen politischer Ver- gehen nach Sibirien verbannt waren und von denen man im west- lichen Europa glaubt, daß sie zur Arbeit in den Bergwerken verur- theilt sind. Obgleich diese sich ohne Zwang unter die übrige Gesell- schaft mischten, so schien es doch, als ob sie entweder durch ein Gefühl der Schicklichkeit in Bezug auf ihre Lage oder durch die begreiflicher- weise aus derselben hervorgehende Gemüthsstimmung veranlaßt wur- den, sich ohne Ausnahme der Betheiligung an den rauschenden Ver- gnügungen des Ballzimmers zu enthalten. Der Abend schloß mit einem Souper, welches aus den leckersten Gerichten und einem Ueber- fluß der köstlichsten Weine Europa's bestand, denen man so herzhaft zusprach, daß, wenn die guten Wünsche der Gäste für die Dame, deren Geburtstag gefeiert wurde, sich, wie wir nicht zweifeln dürfen, nach der Menge der von ihnen konsumirten Speisen und Getränke abschätzen lassen, Frau Astaschev in dieser Hinsicht gewiß nicht zu klagen hatte."

Wie der Verfasser berechnet, wandern alljährlich etwa zehntausend Menschen über die Uralgebirge nach Sibirien. Viele von den Ver- bannten führen ihre Weiber und Kinder mit sich; aber gegen zwei- tausend kommen um, ehe sie ihren Bestimmungsort erreichen! Die Sträflinge zerfallen in fünf Klassen, wovon die schwereren Verbrecher ihr ganzes Leben in den Bergwerken zubringen, während die minder Gravirten nach ihrer Ankunft als freie Kolonisten leben und Ländereien erhalten, die sie für eigene Rechnung bebauen können. Die einzigen Beschränkungen, denen sie unterworfen sind, bestehen darin, daß sie ohne besondere Erlaubniß ihren Aufenthaltsort nicht verlassen oder sich mit einem anderen Erwerbszweig als Ackerbau beschäftigen dürfen.

Eine noch eigenthümlichere Erscheinung als diese sibirische Ver- bannten-Welt bietet die Doppelstadt Kjachta und Maimatschen dar, die an der Gränze des chinesischen und russischen Gebietes liegt und nur durch eine Reihe von Pallisaden getrennt ist. Auf der einen Seite befindet sich ein hübsches russisches Städtchen, in welchem ein lebhafter Handelsverkehr zum Belauf von vielen Millionen jährlich betrieben wird, und das hohe Thor, das in die chinesische Stadt führt, ist der einzige gesetzliche Eingang von Rußland nach China. Der Kontrast, der sich hier kundgiebt, ist, wie unser Reisende versichert, im höchsten Grade auffallend: auf der russischen Seite Jugend, Wachsthum und immerwährende Veränderung — auf der chinesischen Hinfälligkeit, Un- beweglichkeit und ein starres Festhalten an der althergebrachten Rou- tine. Ueberhaupt ist Herr Hill ein großer Verehrer Rußlands; er lobt sogar die bureaukratische Eintheilung des Handelsstandes in Gil- den oder Zünfte und räth allen Ernstes, die Brandmarkung der Ver-

*) Travels in Siberia. By S. S. Hill. Longman & Co. 2 vols.

brecher wieder einzuführen! Der russische Volkscharakter erscheint ihm, mit alleiniger Ausnahme der Tschinowniks, im günstigsten Lichte; der Despotismus ist ihm ein väterliches Regierungssystem; kurz, er legt Ansichten an den Tag, die im gegenwärtigen Augenblick am allerwenigsten auf Anklang hoffen dürften und die allenfalls auf Rechnung der gastfreien Aufnahme zu stellen sind, die ihm, wie es scheint, während seiner Reise überall zu Theil wurde.

England.

Englische Literatur-Briefe.

1854. Sechster Monatsbericht.

(Fortsetzung.)

Und wenn es Rußland selbst zu einer Napoleonischen Kontinentalsperre bringen sollte, um sein Korn den Engländern theuer zu machen, es würde doch verlieren. Der Fluch des Krieges, der in Afrika Palmöl und Licht auspreßt, verwandelt auch in Amerika neue, unermeßliche Flächen in Meere goldener Halme. Seit dem Kriege hat sich das größte Uebel, an welchem der amerikanische Ackerbau litt, bedeutend verringert. Die erhöhten Brodpreise in England und Europa überhaupt machen es jetzt den amerikanischen Farmern möglich, die dort hohen Arbeitslöhne zu zahlen und dem immer frisch erhaltenen, durch den Krieg steigenden Zustrome der Auswanderer sofort goldene Beschäftigung zu bieten. Dabei wird der Verkehr zwischen England und Amerika immer großartiger, schneller und wohlfeiler, so daß das Getraide Rußlands, mag ihm nun die Türkei gehören oder nicht, eben so entbehrlich wird, als sein Talg. Was wird Rußland als Staat, in dem die Sonne nicht untergeht, sich und der Welt bieten können, wenn die Sonne auf Soldaten und Polizei, werthlose Produkte und verödete Städte, Dörfer und Menschen scheint? Es verbraucht die Manneskraft, um die „Staats-Idee" aufrecht zu erhalten, von der Niemand leben, am wenigsten „Staat" machen kann.

Man hat sich aus früherer Zeit her, wo die Weltgeschichte noch nicht über die Säulen des Herkules hinausgekommen war, gewöhnt, Konstantinopel als den Schlüssel zu allem Möglichen zu betrachten und seine Wichtigkeit zu übertreiben. Sein Werth ist aber jetzt, da sich die civilisirte Menschheit das Atlantische Meer und den Stillen Ocean als Brücke der Völker zurechtmacht, so bedeutend gefallen, daß Rußland immer noch bedeutend im Verluste bleiben muß, wenn es dasselbe gewänne. Die Russifizirung dieser kunterbunten Stadt würde so viel Geld, Freiheit, Soldaten, Polizei, Gefängniß-, Knuten- und Hinrichtungskosten verursachen, daß sie die Kosten nie wieder einbringen könnte, denn inzwischen würde wohl ziemlich Alles verdorben, gestorben, geflohen und gerettet sein, was „steuerkräftig" war.

Hätten die Engländer nicht ihren Schaden und ihre Schande in dem politischen Besitz Indiens, würden sie wahrscheinlich auch nicht das Schicksal Rußlands, durch politische Eroberungen seinen Untergang zu beschleunigen, durch ihre Flotten und Landtruppen aufzuhalten suchen. Daß aber auch so der Staat, dessen Politik Ausdehnung und immer wieder Ausdehnung und Konzentrirung in ein einziges Arbeitszimmer, einen einzigen Kopf, einen einzigen Willen ist, den Keim des Todes in sich trägt und durch jede weitere Ausbildung seines Prinzips beschleunigt, ist so sehr durch Natur- und Kulturgesetze gegeben, daß man es selbst dem Haupte des Panslavismus begreiflich machen könnte, falls er kein bloßer Fanatiker oder Diplomat wäre.

Hiermit will ich, als für unseren Zweck hinreichend und so wie es sich hier in London unmittelbar darstellt, angedeutet haben, daß der Krieg in jetziger Zeit für alle Interessen, selbst die allerrussischsten, eine so riesenmäßige Monstrosität, eine solche Unnatur und Unerträglichkeit geworden, daß weder dem Sieger, noch irgend einem gesunden Interesse in der Welt jemals ein Vortheil daraus erwachsen kann, daß Alle darunter leiden und die ideell und materiell verbundene Welt, um diese Gelegenheit, sich nützlich zu machen, nicht vorübergehen zu lassen, aus dem destruktiven Pulver und Blei Freiheit für Afrika und über der Vauxhallbrücke drüben in London Lichter zieht. So wenig kann sie jetzt in dieser industriellen Zeit Verwüstung und Barbarei vertragen.

Was die Geschichte noch außerdem aus diesen modernen Kreuzzügen mit in das Abendland bringen wird, muß man erst noch sehen. Vielleicht zieht sie mehr daraus, als Stearinlichter und aus den ersten Kreuzzügen. Vorläufig sorgen die englischen Korrespondenten vom Kriegsschauplatze für eine gute Masse Material, unter Anderem auch für die Einsicht, welch ein Unsinn es sei, „die Integrität der Türkei" aufrecht erhalten zu wollen, obgleich er nicht so groß ist, als der, den Mann berauben zu wollen, weil er im Sterben liegt. Jeder einigermaßen anständige Erbe wartet wenigstens, bis der reiche Onkel todt ist, und sorgt dafür, daß er ruhig und ungeschoren sterbe. Das ist eine ganz neue Manier, ihm das Haus mit Soldaten und Kanonen zu füllen und seine Töchter zu verführen, während er sich mit dem unangenehmen Geschäft abquält, zu sterben.

Man sagt, die Türkei habe unter dem vorigen Sulte sich zu reformiren, und es darin sehr weit gebracht. Schilderungen englischer Korrespondenten von Ort u schließen, sind alle sozialen Zustände und Verwaltungszwe schen so unfähig, Reformen aufzunehmen und zu vertra Türkei durch Reformen und als solche um so eher muß. Einzelnes, wie z. B. über das Postwesen, ist auch „Magazins" schon mitgetheilt worden. Und da es in and verhältnißmäßig eben so aussieht, hat man an der Kenntn für ein allgemeines Urtheil schon genug. Von Aufrec einer „Integrität" kann hier, wo keine ist, nicht die Re wird sich auch im Wesentlichen nur darum handeln, Lan welche jetzt die Türkei ausmachen, der modernen, gebi ihrem Verkehre und Handel, ihren Straßen und Com mitteln zu retten und respektive zugänglich zu machen. hat auch schon angefangen, Auswanderung in das Goldlan vorzuschlagen. Es ist unglaublich, welche Schätze verwahr kischen Boden schlummern. Die Engländer müssen ihre K zuhause bringen lassen, um mit der Flotte Etwas thun zu dicht vor ihnen liegen unerschöpfliche Kohlenlager. Die mi ralien und Metalle sind zum Theil in unabsehbarer Mas Dabei sind unter türkischer Wirthschaft ganze Provinzen blühende Städte und Blüthenreihen von Dörfern, auf fruch Meilen Wüsten und Ruinen geworden. Man mit der Linke ihren krummen Beinen sitzen und Taback dazu rauch reaus und Bergwerke und Compagnieen bilden und du Lust und Liebe haben, zu arbeiten und Etwas zu verdien daran Theil zu nehmen. Die vielen „Franken" werden herrschen, aber hoffentlich civilisirt durch Industrie und und Wissenschaft. Was im türkischen Leben, Glauben u nobler ist, als unsere occidentalische Kultur, mag wohl ni gehen, sondern in der ganzen „christlichen" Welt auf fruchtb fallen. Wir „westlichen Mächte" werden sehr, sehr gewinn wir von dem „sterbenden Manne" als Erbtheil die Tug Gastfreundschaft, der Ehrlichkeit, des Worthaltens bekommen diesem Pfunde wuchern. Man wird den Sultan in seinem m mor-Palaste mit vierhundert Frauen-Zimmern sitzen lassen, in aber sowohl den Franken, als den Russen die Freiheit gib Belieben durch die Dardanellen zu fahren und zu kaufen u kaufen, was sie wollen. Als „Eroberer" hätte man sie gleic herein nicht über den Pruth lassen sollen.

Doch ich komme in die orientalische Frage, als müßte ich noch lösen und als wäre ich ein Seitenstück zu jenem Bau 1848, welcher eines Abends, an der sozialen Frage laborirend, thos und begeistert ausrief: „Heute muß die soziale Frage noch werden, und sollte ich diese Nacht nicht zu Bett gehen." Ich wollte nur andeuten, daß die orientalische Literatur, die de heraufbeschworen, und besonders die englischen Bücher und Kor denzen von Ort und Stelle die öffentliche Meinung und wahrs auch die Politik sehr umgewandelt haben. Man wird die Tür mit Gewalt erobern lassen, sondern sie in civilisirter Weise m dustrie und Handel, Ansiedelung, Bergwerke, Eisenbahnen a obern. Und das kann den Türken nur lieb sein, wenigstens Pflicht, welche sie der modernen Welt schuldig sind.

Ich wollte vorhin bei Erwähnung der afrikanischen Exp Russenkrieges auf die jetzt abgegangene fünfte Niger-Expedition Kowara-Benue-Flüsse) übergehen, denke aber daran, daß das mit Benutzung des Petermannschen Artikels im Athenaeum sie darauf aufmerksam gemacht haben wird. Eine zweite Pet Petermann's in demselben Blatte wird mit meinem Brief ankommen, so daß ich auch dies übergehe. Nur ein Erlebniß Gelegenheit will ich kurz berühren. Ich kam in meiner Nach zufällig zu einem Freunde, wo verschiedene Herren, Englän Deutsche, hastig durch einander sprachen und beim Einpacken fremden Herrn möglichst behülflich waren, obgleich sie mehr Ver hervorriefen, als Nutzen stifteten. Einige liefen davon, um lende, bestellte Sachen zu holen oder in Erinnerung zu brin kamen unverrichteter Sache zurück, da sie vergessen hatten, Adresse zu fragen. Endlich wurde der abreisende Herr ung rief leidenschaftlich nach einer Droschke und bat die Freunde fassen und hinunterzubringen, da es höchste Zeit sei. Fort Wirrwar, einige Freunde setzten sich in andere Droschken, abreisenden Freund bis auf den Bahnhof zu begleiten. ging ganz in Räthseln nachhause, da mir auf meine Anfragen teuerlichsten Antworten von Niger, Regierung, afrikanischer Expe und höchster Eil gegeben worden waren. Nur so viel wurde mir daß der Herr, welcher plötzlich die Weisung bekommen hatte, nach Postdampfschiffe zu eilen und die afrikanische Expedition mitzuma ein Deutscher war, als der einzige Ethnograph, der von der graphischen Gesellschaft empfohlen und deshalb kurz vor Thorsh

von der Regierung aufgesucht und angewiesen wurde, sofort aufzu-
ten.*) Das ist eine gute Antwort der geographischen Gesellschaft
die Angriffe ihres Secretairs, Dr. Shaw, gegen die Deutschen.
erwähne nur noch, daß nach authentischen Mittheilungen in der
:aphischen Gesellschaft die schönsten Palmöl-Gegenden in den
ich fallen, welchen die Expedition näher untersuchen will, in die
heure Strecke zwischen dem Chadda- und Benuefluß, welche von
Westseite her noch nicht weiter untersucht worden ist. Bekanntlich
Barth durch seine sehr begründete Konjektur, daß Chadda und
ie Ein Fluß seien, die Expedition eigentlich hervorgerufen.

Doch nun müssen wir uns etwas in unserer unmittelbaren Nähe
hen. Sechs Kunst-Ausstellungen sind doch keine Kleinigkeit, um
in Beispiel zu erinnern. Nun freilich, aber mit ihnen werde ich
fertig. Ich bin durch einige langsam hindurchgegangen mit dem
'atze, mich halten zu lassen, wenn sich ein besonderes, großartiges
:lt oder eine neue, originelle Technik bemerkbar machen würde.
: leider wurde ich immer mehr zur Eil getrieben. Kein Augen-
, zu dem ich sagen konnte: verweile doch, Du bist so schön! Ich
de diese Abfertigung von Einem, der selbst gesteht, blos durch die
e hindurchgelaufen zu sein, schnöde finden, wenn nicht Alle, die
studirt und lange und oft gesehen, meine Eindrücke bestätigten.
gends ein großer Gedanke. Nirgends eine schöne Idee. Allerdings
das Parlamentsgebäude, für welches alle Künstler höheren Ranges
langer Zeit fast ausschließlich beschäftigt sind, zu der ideellen Ma-
eit der diesjährigen Ausstellungen beigetragen haben, aber das
e noch kein Grund gewesen, warum alle nicht für das Parlament
chäftigten sich durchaus mittelmäßig erweisen mußten. In der
ßen Ausstellung der königlichen Akademie tragen offenbar die pri-
girten Herren, welche über die Zulässigkeit der eingegangenen Ge-
de aburtheilen, einen großen Theil der Schuld. Ich dachte bisher
ier: wie jämmerlich müssen die Produkte sein, welche zurückgewiesen
:den, wenn solche grobe Stubenmalerei zugelassen wird! Aber seit-
: ich mich in einzelnen Fällen, namentlich bei einem deutschen Künst-
der drei Jahre lang mit guten und voriges Jahr mit einem wahren
:isterstücke zurückgewiesen, dieses Jahr aber mit einer von ihm
ist als mißlungen erkannten bestellten Fabrik-Arbeit zugelassen wurde,
rzeugt habe, daß auch hier Willär, Klike und Lauuen zu Gericht
:n, müssen die Herren Akademie-Meister ihren Theil von Schuld
sich sitzen lassen. Die beiden Wasserfarbengemälde-Ausstellungen
:e ich nicht besucht, so daß in der Sphäre, worin die englische Ma-
:i am höchsten steht und den Kontinent übertrifft, allerdings viel
eistet worden sein kann, wiewohl ich von Hörensagen weiß, daß in
: Wahl und Composition von Objekten sich gegen frühere Jahre
n Fortschritt des Geschmacks zeigt.

Ueber die deutsche Oper in Drurylane kann ich mich auch kurz
sen. Ich habe den „Freischütz", „Fidelio", „Don Juan" u. s. w.
Berlin viel besser gesehen, aber die Darstellungen wurden hier bis
zt alle stets von vollgedrängten Häusern mit unbedingtem, zum Theil
denschaftlichem Beifall aufgenommen, und einer der Regisseurs, der
ber in Deutschland fünfundzwanzig Jahre lang weiter nichts gab,
s die Hexe im „Faust" und den Samiel im „Freischütz", jauchzte
ulich, lebensgefährlich schwankend, am hellen, lichten Tage durch die
chterne Straße und bemühte sich, den Jungen auf Englisch begreiflich
machen, daß er zu der berühmten deutschen Oper in Drurylane ge-
re. Auch die Eigenthümer des Drurylane-Theaters, das in einer sehr
ebeien Gegend liegt, sind trunken geworden durch den Erfolg der
eutschen und haben einen Ukas erlassen, nach welchem Jeder bis in
e oberste Galerie hinauf schwarz erscheinen muß, wenn er für sein
eld Einlaß finden will. Diese Lächerlichkeit ist um so alberner, als
:e Eigenthümer, bisher immer aus einem Bankerott in den anderen
llend, sonst froh waren, wenn schmutzige Kerle in grauen Jacken die
eren Räume etwas beehrten. Die beiden Hauptsängerinnen der
eutschen Oper genügen in ihrer Persönlichkeit nicht unbedingt. Wahr-
heinlich werden die Damen Palm-Spatzer und Gentilnoms, die frei-
ich zunächst auf die italiänische und königliche Oper spekuliren, sich
it Engagements in Drurylane begnügen.

Ein Wort über den englischen „Faust" im Prinzeß-Theater, von
em Direktor und Schauspieler Kean aus dem Französischen ins Eng-
ische gehackt. Da der Goethesche „Faust" im ersten Theile sich mit
nwiderstehlicher Gewalt ins Gedächtniß prägt, auch wenn man ihn
ur einmal gelesen, kann sich der Deutsche keine größere Qual ver-
schaffen, als ihn hier Englisch zu hören und zu sehen. Der Grob-
schmied von Schauspieler hat den „Faust" in ein Puppenspiel (aus
welchem Goethe seine Anregungen nahm) zurückgebracht. Mephisto-
pheles ist wieder „the devil", der den gottlosen Faust bei lebendigem
Leibe in einen Abgrund, aus dem Kolophonium geblasen wird, hinunter-
zerrt, während Gretchen in den sich aufthuenden Himmel eben so leib-
haftig hinaufgewunden wird, dem Zuschauer eine Warnung und ein
Beispiel, wie man in die Hölle fährt und andererseits in den Himmel
kommen kann. Der Text ist fast durchweg grobe Verhunzung des
Originals und nur benutzt worden, um die Decorationen zu erklären,
die denn auch fabelhaft prächtig und massenhaft auftreten. Neuerdings
soll Mr. Kean noch einmal die Tugendfeile an den Text gelegt haben,
da er sich schmeichelt, die Königin, welche den Goetheschen „Faust"
auswendig weiß, werde ihn beehren. Wenn sie kömmt, stopft sie sich
wahrscheinlich vorher Baumwolle in die Ohren, um desto ungestörter
die großartige Mechanik und Decoration bewundern zu können.

Von Opern und Theatern ließe sich noch viel plaudern, da ich
aber nirgends wirkliche Produktivität bemerkt habe und jede neue Er-
scheinung den Stempel des Hergebrachten, der Fabrik-Arbeit für De-
coration und Effekt an sich trägt, fällt hier die ganze Fülle der Ge-
sichte als bedeutungslos zusammen. In der Literatur herrscht viel
Leben, was Bände betrifft. Von einer durch Material, Forschung oder
ideelle Größe hervorragenden Erscheinung habe ich dabei nichts gehört
und gesehen. Besonders fruchtbar ist immer noch die Kriegsliteratur,
und was Kronstadt und Sebastopol betrifft, so hängen die Schaufenster
immer wieder voll von neuen oder wenigstens anderen Ansichten. Wir
sehen die Festungen als militairische Grundrisse mit dargestellten Ka-
nonenstrahlen, als Städte und Häfen aus der Vogelperspektive so weit,
daß man noch im Hintergrunde Petersburg mit sehen kann, dann die
bloße Insel, anderswo wieder einzelne Forts und Alles kolorirt oder
unkolorirt, groß und klein, billig und theuer. Dazu kommen tausenderlei
Arten von Karten, auf denen das Schwarze Meer und die Ostsee in
allen Richtungen der Windrose und in allen Größen erscheinen. Und
bei aller dieser Fruchtbarkeit sehe ich doch, daß die deutschen Karten,
besonders speziale von der Donau, beiweitem den Vorzug behalten.
Literarisch haben wir den Krieg als Reisebilder, militairische Bücher,
Predigten und Gedichte. Einige Prediger haben ihre Sermone vom
Tage der „Humiliation" drucken lassen, und Einer beweist, daß der
liebe Gott es den Engländern ganz besonders schuldig sei, sie zu unter-
stützen, da diesmal das Recht und die Freiheit ganz auf Seiten Eng-
lands und Frankreichs seien. Dies erinnert mich auch an ein großes
Bild, aus Frankreich importirt, auf welchem Victoria, Louis Napo-
leon und Abdul Medschid Hand in Hand als „Défenseurs de la
civilisation" zu sehen sind.

Zu den reellen Beiträgen zur Kenntniß der Türkei, besonders in
militairischer Beziehung, rechnet man das Werk des englischen Capitains
G. Rhodes („Personal Narrative of a Tour of Military Inspection
in various Parts of Turkey"), der den General Prim auf seiner
wissenschaftlichen Reise von Spanien aus begleitete und objektiv, was
er sah und erlebte, niederschrieb. Eine sehr genaue Schilderung von
„Kronstadt und der russischen Flotte", welche als das Vollständigste
und Gründlichste in dieser Beziehung gelten muß, ward zuerst in Fra-
ser's Magazine veröffentlicht und dann besonders herausgegeben. Der
Poet Macmillan versucht unter dem Namen Lushington den englischen
Tyrtäus zu spielen. Er hat vier Oden („Points of War") an das
englische Volk losgelassen, welche die Kriegsfurie in dem geschäftlich
ermüdeten Herzen anblasen sollen, besonders wenn sie komponirt und
gesungen werden, wie es jetzt im Werke ist. Molyneux hat einen
ersten Kreuzzugsgesang erscheinen lassen („Osman; or the Eastern
War"), worin er in der Form einer alten Kreuzzugs-Geschichte dem
jetzigen Geschlechte ihren Kreuzzug interessant zu machen sucht.

(Schluß folgt.)

*) Wir haben bereits erwähnt, daß dieser junge Gelehrte, Dr. Bleek (aus Bonn), zunächst von Herrn Ritter Bunsen empfohlen worden war. D. R.

Semitische Sprachwissenschaft und Geschichte.

Beiträge zur Sprach- und Alterthumsforschung, von Dr. M. Sachs.*)

Von den in diesen Blättern zur Zeit angezeigten „Beiträgen zur Sprach- und Alterthumsforschung, aus jüdischen Quellen, von Dr. Michael Sachs" ist kürzlich das zweite Heft ausgegeben worden. Es sind auch darin wieder zahlreiche, zum Theil überraschende Nachweisungen von dem geistigen Aufeinanderwirken des jüdischen Lebens der talmudischen Zeit und des griechischen, römischen und byzantinischen Lebens geliefert. Manches dunkle Wort, manche unerklärlich scheinende Beziehung wird dadurch aufgehellt, manche für national und eigenthümlich geltende Barockheit oder Anomalie wird auf ihren ausländischen Ursprung zurückgeführt, und Manches, worin eine gehässige Polemik unduldsamer Jahrhunderte den Ausdruck eines beispiellosen Hasses fand, wird als das Correlat ähnlicher Wortformen in anderen Sprachen oder auch als ein unter den verschiedensten Nationen gemeingültiger Begriff nachgewiesen.

Das vorliegende Heft bietet zunächst eine Anzahl Sprüche und Sprüchwörter, die sich im Talmud und in ähnlicher Weise bei Parömiographen finden, so wie sprüchwörtliche Redensarten und Glos-

*) Zweites Heft. Berlin, Veit u. Comp., 1854.

sen, die aus der griechischen Uebersetzung der Bibel in das Leben übergegangen. Es werden sodann mehrere auffallend semitische Bildungsformen im Griechischen, namentlich an einigen Reduplicationen, und dagegen wieder hellenische Elemente im Syrischen nachgewiesen. Analogieen in der Behandlung des Sprachlichen im Talmud und bei griechischen Lexikographen werden an einzelnen Etymologieen und namentlich an der mit der Wissenschaft der Kabbala verwandten Buchstaben-Symbolik aufgezeigt, welche letztere in ähnlicher Weise, wie vom Talmud und Midrasch, vom Etymologicon magnum ausgebeutet wird. Einflüsse der römischen und der byzantinischen Herrschaft haben auch Nachbildungen griechischer und römischer Bezeichnungen in hebräischen und aramäischen Wörtern und Wendungen, in Ehrentiteln und im Kurialstyl herbeigeführt, obwohl der streng monotheistische Charakter des Judenthums dasselbe auch in seinen Redeweisen vor der abgöttischen Verehrung menschlicher Macht und der darin liegenden Profanirung des Heiligen bewahrt hat. Es folgen demnächst Exkurse in das naturgeschichtliche, archäologische, historische und sagenhafte Gebiet, wobei ein Blick auf das Verhältniß der Juden zu den alten Römern geworfen und bemerkt wird, daß der allerdings unverstandene Geist der jüdischen Lehre und die Eigenthümlichkeit ihrer Lebensverhältnisse selbst bei dem tiefblickendsten und geistvollsten der römischen Geschichtschreiber, bei Tacitus, jenes unheimliche Gefühl des Fremdartigen und Abstoßenden erregt habe, welches ihm seine durchaus verzerrte und unwahre, gleichwohl aber merkwürdige Schilderung der Juden seiner Zeit eingab.

In dem Abschnitt über „geschichtliche Typik" wird besonders die Bezeichnung „Reich Edom" (מלכות אדום) für das spätere Rom, und zwar zunächst und vorzugsweise für das oströmische Byzanz, abgehandelt. Wie in der Zeit, als Babylon die Weltmacht war, dieses als die Incarnation des Heidenthums erschien und daher auch der Apokalyptiker Rom ohne Weiteres als Babylon, „das große", bezeichnet, indem er zugleich alle prophetische Verheißungen von dem Untergange des babylonischen Reiches auf Rom überträgt, so ward nachmals auf das moralisch mißachtete, byzantinische Leben und Treiben Alles übertragen, was die Prophetie mit Bezug auf das brutale, seine physische Macht mißbrauchende Edom verkündet. Edom war bekanntlich der zweite Name Esau's, und das die ganze Welt auf die biblische Genealogie zurückführende Israel liebte es, eben so wie es in dem unfrommen Halbbruder des Patriarchen Isaak, Ismael, den Stammvater der Araber und nachmals der Anhänger des Islams erblickte, in Edom, dem unfrommen Bruder des Patriarchen Jakob, das mißwollende, unduldsame und sittenlose Byzanz zu erblicken. Gegenüber dem schweren Drucke, der auf den Juden lastete, so wie den furchtbaren Unbilden und Grausamkeiten, denen sie von Seiten der herrschenden Macht preisgegeben waren, bildeten jene Hinweisungen auf die biblische Prophetie, jene bitteren Anspielungen und jene dem Schmerz ausgepreßten Maledeiungen die einzige Schutz- und Trutzwaffe der Hartbedrängten. „Wer sich", sagt der Verfasser, „die unerquickliche und ertraglose Mühe nicht verdrießen läßt, dem den Juden von den weltlichen und Kirchen-Schriftstellern nur eines halben Jahrhunderts angehefteten Schimpfe nachzugehen, der wird über die Milde und den Glimpf erstaunen, mit welchem eine in ihrer politischen und religiösen Geltung so hart beeinträchtigte, von dem selbstbewußten Muthe einer Ueberzeugung so lebhaft erfüllte Gesammtheit in theoretischer Darlegung ihrer Berechtigung so viel Maß und eine so enge Gränze durch viele Jahrhunderte einhielt." Ein Eisenmenger und Konsorten fanden freilich in solchen Aeußerungen eines religiösen und nationalen Schmerzgefühles nichts als Zeugnisse für ihre Anklagen des Hasses, aber sie unterließen dabei absichtlich, auf den geschichtlichen Boden hinzuweisen, aus dem diese Aeußerungen, beinahe mit Naturnothwendigkeit, hervorgewachsen waren; „auch übersahen sie dasjenige, was im eigenen Lager in den Zeiten der Religionsspaltung vorgegangen war: wie in der hitzigsten und entbranntesten Polemik Anschauungen, Verdächtigungen gehässigster Art und erbittertes Schimpfen und Lästern plötzlich zu frommem Verdienste wurde." . . . .

„Möchte daher", fügt der gelehrte Verfasser mit Recht hinzu, „die hier aus rein objektiven Gesichtspunkten versuchte Zusammenstellung des über die längst vom Erdboden verschwundene (oströmische) Macht Geäußerten auch den Abschluß für den polemischen Gebrauch bilden, der von solchen Stellen für feindselige Zwecke gemacht worden. Mit der Darlegung der historischen Bedingungen und Faktoren, die jenem Standpunkte der Betrachtung das Dasein gegeben, ist ihre Berechtigung innerhalb desselben dargethan, ihnen aber gleichzeitig der Charakter des Vorübergehenden gegeben und der der Allgemeingültigkeit genommen. So gewiß, wie heute Niemand aus den Aeußerungen der Germanomanen in ihrer Deutschthümelei gegen die „Wälschen" einen festen Standpunkt für die Auffassung der romanischen Nationen im Bewußtsein der Deutschen reduziren wird, so gewiß darf die Lehre des Judenthums nicht nach agadischen Wendungen Stellen in den Zeiten schwerer Verfolgung beurtheilt werden

Auch dieses zweite Heft der „Beiträge" ist, wie das e einem Wortregister ausgestattet, in welchem die in denselb delten, zahlreichen hebräischen, syrisch-aramäischen, arabisc chischen und lateinischen Wörter alphabetisch aufgeführt sind

Mannigfaltiges.

— Der frühere Feldzugsplan der Russen gg Türkei. Das kürzlich von uns angezeigte Buch des englisch Chesney, zur Geschichte der russisch-türkischen Feldzüge ve ist so eben in deutscher Uebersetzung erschienen, und zwar b drei anderen kleinen Schriften von Molbech und Edwar chelsen, unter dem gemeinsamen Titel: „Das türkische R neuen Band der sehr empfehlenswerthen Lorckschen „Hand Oberst Chesney sagt darin: „Zwei Jahre vor dem Ausbruc ges von 1828 benutzten der Oberst v. Berg und einig sische Offiziere, welche der Gesandtschaft bei der Pfor wesen waren, die Gelegenheit ihrer Rückkehr von Kon Rußland, um ihren Weg durch die hauptsächlichsten Gebirges zu nehmen. Es wurden dabei ausführlich tizen aufgenommen und später ein darauf gestützter P nach Konstantinopel ohne den früher immer eingetretn durch Sicherung der Donau-Linie dem Kaiser vorgelegt deres Projekt war im Jahre 1826 von General Geismar a und die Basis dieses Planes war, entweder Schumla durch strich zu nehmen, oder diesen Platz zu maskiren. Nachdem diesen beiden Schritten — nämlich derjenige, der sich, de nach, als der thunlichste erwies — gethan war, sollte ein ra über den Balkan folgen. Die russischen Truppen sollten sich einem zweiten, seewärts nach Domos-Dere kommenden Armee diese gesammte Streitmacht sich der Wasserbehälter der Ha mächtigen, um sie durch den Mangel an Trinkwasser zur U zu zwingen. Die Vorzüge dieses und anderer Pläne, die n Plane des preußischen Generals v. Valentini mehr oder we einstimmten, wurden am Ende des Feldzuges von 1829 von Offizieren in Bucharest mit dem Verfasser (Oberst Chesne lich besprochen. Derjenige, welcher schließlich angenommen worden war, gründete sich auf die vereinigten Projekte de v. Berg und des Generals v. Rüdiger, wonach der Fall Silistria und Schumla der Haupt-Operation vorangehen in Gemäßheit dieses Projektes der Pruth plötzlich überschritten glaubten die Russen allerdings, daß die Türkei, deren Armee in Folge der Auflösung der Janitscharen sich in einem Uebergangs-Zustande befand, in einer relativ hülflosen Lage sich befände

---

*) Folgende vier historisch-statistische Schilderungen des türkischen bilden diesen kompreß gedruckten Band von 334 S. in 8. (Pr. 1 Th
I. Die Türkei in Europa bis zum Anfange des 19ten Jahrh von Prof. Chr. Molbech.
II. Die russisch-türkischen Feldzüge von 1828—29, von Chri Chesney.
III. Die Reform-Periode der Türkei, Geschichte der letzten Jahr von Dr. C. H. Michelsen.
IV. Zur Statistik des türkischen Reiches, von Demselben.

Literarischer Anzeiger.

In unserem Verlage ist so eben erschienen und durch alle handlungen zu beziehen:

Sachs, Dr. Michael, Beiträge zur Sprach- und Alte forschung. Aus jüdischen Quellen. Zweites pag. 208. 1 Thaler.

Der Contact der jüdischen mit der griechisch-byzantinisch wird nicht allein auf dem sprachlichen, sondern auch auf dem sch schichtlichen Gebiet in überraschendster Weise nachgewiesen zweiten Hefte dieser Beiträge eine eben so allgemeine Aner sichert, als das erste Heft sie gefunden hat.

Erdmann, Dr. C. G. H. Lehrbuch der **Chemie** **Pharmakologie** für Aerzte, Thierärzte und Pha maceuten. Zweiter Theil. Organische Chemie Pharmakologie. LVIII. 1042. 4 Thaler.

Von dem ersten Theil dieser Chemie, deren erste Auflage ver fen ist, wird eine neue Auflage vorbereitet.

Berlin, 1. Juni 1854. **Veit & Comp.**

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Nach erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., welche in Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Verleger Neumann, Wilhelmsstr. Nr. 23), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 72. Berlin, Sonnabend den 17. Juni 1834.

Asiatische Türkei.

Die Haschisch-Vision.

Der Gebrauch des Haschisch — eines Präparats aus den getrockneten Blättern der Cannabis indica, der dem üppigen Syrer die Opiumpfeife des Chinesen ersetzt — war seit Jahrhunderten dem Osten bekannt. Während der Kreuzzüge berauschten sich die sarazenischen Krieger darin, wenn sie auf ihre Menschenschlächterei ausgingen, und von dem arabischen haschaschim (Haschisch-Esser) leitete sich das Wort Assassin ab. Ein Aufguß derselben Pflanze giebt dem Tranke, der „Bendj" genannt, der in Indien und bei den Malayen allgemein im Gebrauch ist, seine eigenthümlichen Wirkungen. So zubereitet, ist der Bendj nämlich ein weit heftigeres und schädlicheres Reizmittel, als die Zucker- und Gewürzplätzchen, die der Türke als Nahrung für seine wollüstigen Träume zu sich nimmt. Obgleich aber seine unmittelbaren Effekte mächtiger scheinen, als die des Opiums, so entspringt doch aus dem beständigen Gebrauch desselben beiweitem nicht die Zerrüttung von Geist und Körper, der Alle unausbleiblich verfallen, die dem Opiumgenusse fröhnen.

Eine vorläufige Erfahrung, die ich — so erzählt ein amerikanischer Reisender — von der Wirkung des Haschisch an mir selbst gemacht (ich nahm einst während meines Aufenthalts in Aegypten eine Dosis in sehr milder Form), war von so eigenem Charakter, daß es mich um so mehr anreizte, mich in Damaskus einmal ganz seinem Einflusse zu überlassen. Die hervorgerufenen physischen Sensationen waren dann eine ausnehmende Leichtigkeit, so zu sagen, Luftigkeit; die geistigen: eine wundervolle geschärfte Wahrnehmung des Lächerlichen selbst in den einfachsten und alltäglichsten Gegenständen. Während der halben Stunde, die dieser Zustand anhielt, war ich keine Minute in dem Stande unter seiner Gewalt, um nicht die Veränderungen in mir mit der klarsten Anschauung wahrnehmen zu können. Mit gespannter Aufmerksamkeit beobachtete ich die zarten Empfindungen, die durch mein ganzes Nervengewebe zitterten, jede Schwingung, die dazu beitrug, den Leib seiner irdischen und massiven Natur zu entkleiden, bis er mir meine Substanz nicht dichter vorkam, als die atmosphärische Luft, und umflossen von der Ruhe des ägyptischen Zwielichtes, war ich gewärtig, von der ersten Brise, die des Nils Gewässer kräuseln möchte, gehoben und davongeführt zu werden. Während dieser Prozeß in mir vorging, nahmen die Gegenstände der Umgebung einen seltsamen, ekstatischen Ausdruck an. Meine Pfeife, das Ruder meines Bootsmannes, der Turban des Schiffscapitains, die Wasserkrüge und die Kochgeräthe — Alles legte eine so unsäglich lächerliche und komische Physiognomie an, daß ich unwillkürlich in ein anhaltendes Lachen ausbrach. Das Blendwerk schwand so stufenweise, wie es entstand, ließ mich in einem sanften, angenehmen Dusel zurück, aus dem ich in einen tiefen, erquickenden Schlaf sank.

Zwei Freunde, ein Landsmann und ein Engländer, wollten das Experiment in meiner Gesellschaft machen. Der Dolmetsch des Letzteren, ein dunkelfarbiger Aegypter, der nur die Lingua franca sprach, wurde ausgeschickt, eine hinlängliche Quantität Haschisch zu holen. „Per ridere, o per dormire!" (zum Lachen oder zum Schlafen!) fragte er, als er das Geld zum Einkauf empfing. „Versteht sich, per ridere", wiederte ich, „und sieh zu, daß er stark und frisch sei." Die Syrer legen unmittelbar vor der Abendmahlzeit eine kleine Dosis zu nehmen, weil sich dann die Substanz im Magen ausbreitet und so allmäliger und sanfter auf das Nervensystem wirkt. Da unsere Eßzeit mit Sonnen-Untergang war, schlug ich vor, den Haschisch um diese Stunde einzunehmen; allein meine Freunde, aus Besorgniß, er könnte auf sie, als Neulinge, zu rasch wirken und sie durch irgend eine zu begehende Unziemlichkeit dem Gelächter der anderen Reisegefährten bloßstellen, zogen es vor, bis zur Nachtzeit zu warten. Wir kamen überein, uns in ein Zimmer zurückzuziehen, das, in einem höheren Stockwerk abgelegen, uns vor jeder fremden Beobachtung schützen würde.

Wir nahmen nun von der Mischung, die uns Abdallah verschafft hatte, anfangs Jeder einen Theelöffel voll. Dies war ungefähr die Dosis, die ich in Aegypten genommen hatte, und da die Wirkung damals so schwach gewesen, hielt ich es nicht für bedenklich, noch eine Zugabe darauf zu setzen. Indeß muß wohl die jetzige Mischung stärker gewesen sein; denn da ich früher nur Zucker und Rosenblätter herausgespürt hatte, fand ich jetzt den Geschmack sehr bitter und widerlich. Wir ließen die Plätzchen auf den Zungen sich langsam auflösen und saßen eine Weile, den Erfolg ruhig abwartend. Allein, auf vollen Magen genommen, wurde die Operation gehindert, und nach Verlauf einer Stunde verspürten wir keine Veränderung in uns. Meine Freunde erklärten nun das Ganze für „humbug" (Täuschung); ich aber wollte das Experiment hier nicht aufgeben und machte den Vorschlag, noch einen halben Löffel voll zu nehmen und eine Tasse heißen Thee darauf zu trinken; überzeugt, daß die etwaige Kraft des Präparats dadurch in Wirksamkeit treten würde. Es geschah, freilich ohne das Maß einer Dosis zu kennen, noch die Gränzen, bis zu welchen wir ohne Gefahr gehen dürften. Es war jetzt zehn Uhr; die Straßen von Damaskus waren allgemach stiller geworden, und die schöne Stadt lag überfluthet von dem Goldglanz des syrischen Mondes. Nur in dem Marmorhof unter uns weilten unter den Citronenbäumen an dem Springbrunnen im Mittelpunkte einige Dolmetscher und Maulthiertreiber (mukkaïrib).

Ich saß allein fast in der Mitte des Zimmers und plauderte mit meinen Freunden, die auf dem Sopha am äußersten Ende sich hingestreckt hatten, als ich plötzlich jene nervöse Schwingung durch den ganzen Organismus verspürte, diesmal aber von einem Brennen in der Magenhöhle begleitet, und anstatt stufenweise in einen gesunden Schlaf überzugehen und mich, wie früher, in Luft aufzulösen, kam es mit der Gewalt der Todesangst über mich und schoß pulsirend durch alle Nerven bis an die äußersten Enden meines Leibes. Die Limitationsempfindung (das Gefühl der Begränzung innerhalb der Schranken von Fleisch und Blut) fiel augenblicklich weg. Die Mauern des organischen Gebäudes barsten und stürzten in Trümmer, und ohne zu wissen, welche Gestalt ich trug, da ich das Gesicht, ja, jede Vorstellung von Form verlor, fühlte ich nur, daß ich mich zu einem unermeßlichen Raumumfang ausgedehnt habe. Das Blut, das aus dem Herzen strömte, durchlief ungezählte Meilen, bevor es die Extremitäten erreichte; die Luft, die meine Lungen einathmeten, dehnten sich zu Seen klaren Aethers, der Schädel übertraf an Breite das Himmelsgewölbe. Innerhalb der Hirnhöhlung wogten die unergründlichen blauen Tiefen, da flogen Wolken, von des Himmels Winden zusammengetrieben, da strahlte der leuchtende Sonnenball. Es war gleichsam — in dem damaligen Augenblick dachte ich freilich nicht daran — eine Offenbarung des Geheimnisses der Allgegenwart. Es hält schwer, diese Empfindung oder die Raschheit, womit sie mich überwältigte, zu beschreiben. In diesem Zustande der Verzückung erzeigte jede Empfindung, wie sie entstand, ein mehr oder weniger zusammenhängendes Bild. Diese Bilder boten sich mir in einer doppelten Gestalt dar; die eine war physischer Natur und daher bis zu einem gewissen Grade faßbar; die andere, die geistige, offenbarte sich in einer Reihenfolge glänzender Metaphern. Die physische Empfindung des ausgedehnten Seins war begleitet von dem Bilde eines zerplatzenden Meteors, das aber nicht in die Finsterniß versinkt, sondern ununterbrochen aus seinem Centrum oder Kern Lichtabschattungen schießt, die sich endlich in den unendlichen Raum verlieren; dieses Bild entsprach dem brennenden Fleck in der Magenhöhle, dies war der Kern des Meteors, aus dem das Licht strömte. Meinem Geiste schwebt dieses Bild noch heute als die beste Illustration meiner damaligen Empfindungen vor; ich muß aber sehr bezweifeln, ob auch der Leser sich etwas Klares dabei denken werde.

Meine Neugier war nun auf gutem Wege, ihre Befriedigung zu finden; der Geist (oder sage ich lieber, der Dämon) des Haschisch hatte vollständig Besitz von mir genommen. Hingeschleudert auf die Wogen seiner Blendwerke, trieb ich hülflos dahin, wohin es ihm gefallen möchte, mich zu führen. Die Schwingungen, die mein Nervengeflecht durchrannen, wurden immer reißender und wilder, begleitet von Empfindungen, die mein ganzes Wesen in unaussprechliches Entzücken tauchten. Ich war von einem Lichtsee umfluthet, auf welchem die reinen, harmonischen, lichtgebornen Farben spielten. Während ich mich anstrengte, den Freunden, die von den Wirkungen der Spezerei noch

nichts verspürten und ungläubig auf mich sahen, meine Empfindungen in abgebrochenen Ausdrücken zu schildern, fühlte ich mich plötzlich an den Fuß der großen Pyramide des Cheops versetzt. Die Schichten des gelben Kalksteins glühten golden in der Sonne, und die Spitze ragte so hoch, daß sie sich als Stütze an das blaue Himmelsgewölbe zu lehnen schien. Ich wünschte mich hinauf, und unmittelbar nach meinem Wunsche war ich oben, hoch über den Weizengefilden und Palmenhainen Aegyptens. Ich warf meine Augen abwärts, und zu meinem Erstaunen sah ich, daß die Pyramide nicht von Sandstein, sondern von ungeheuren viereckigen Packen — Tabacksblätter erbaut war. Worte können das überwältigende Gefühl des Lächerlichen, das ich da erfuhr, nicht malen. Ich wand mich auf meinem Stuhl in einem völligen Lachkrampf, der erst nachließ, als die Vision gleich einem Nebelbilde dahinschmolz, bis aus dem Wust ununterscheidbarer Bilder und Bilderbruchstücke eine andere, noch wundervollere Vision sich entwickelte.

Je lebhafter ich mir die folgende Scene zurückrufe, je sorgfältiger ich die mannigfaltigen Züge wiederherzustellen suche und die verschiedenen Empfindungsfäden, die in das prachtvolle Gewebe eingeschlagen waren, zu sondern suche, desto mehr verzweifle ich an der Möglichkeit, diese überschwängliche Herrlichkeit schildern zu können. Ich wurde durch die Wüste geführt, nicht auf dem Höcker eines Dromedars, sondern in einer Barke von Perlmutter, ausgelegt mit Juwelen von allüberstrahlendem Glanz. Der Sand bestand aus Goldkörnern, über den mein Kiel ohne Anstoß, ohne Geräusch dahinglitt. Die Luft strahlte im hellsten Licht, und doch war keine Sonne zu sehen. Ich athmete die köstlichsten Düfte, umwogt von Harmonieen, wie sie Beethoven in seinen Träumen gehört haben mochte, die er aber nimmer aufschrieb. Die Atmosphäre selbst war Licht, Duft, Musik; aber erhaben über Alles, was gesunde Sinne zu fassen fähig sind. Vor mir, Tausende von Meilen, wie es schien, streckte sich eine Aussicht von Regenbogen, die im Glanz der Edelsteine glühte: Wölbungen von Amethyst, Sapphir, Smaragd, Topas und Rubin. Bei Tausenden und Zehntausenden flogen sie vor mir her, wie mein blendend lichter Nachen unter der prächtigen Arkade dahineilte; und doch streckte sich die Fernsicht fort und fort, wie früher, wie immer. Ich schwärmte in einem sinnlichen Elysium, das vollkommen war, weil kein Sinn dabei leer ausging. Ueber Alles aber war meine Seele voll von unbegränztem Triumphgefühl. Mein Zug war der eines Siegers, nicht eines Siegers, der Seinesgleichen unterjocht, durch die Macht der Liebe oder des Willens — denn ich vergaß, daß es Menschen giebt — nein, ich fuhlte mich als Sieger über die großartigsten, wie über die zartesten Naturmächte. Die Geister des Lichts, der Farbe, des Geruchs, des Schalls und der Bewegung waren meine Sklaven; ich war Gebieter des Universums.

Wer mit etwas mehr als gewöhnlicher Einbildungskraft begabt ist, wird wohl einmal in seinem Leben Etwas empfunden haben, was annäherungsweise die Sinnen-Entzückung meines Triumphzuges erklären mag. Eine erhabene Berglandschaft, eine große Orchester-Symphonie, ein Choral, getragen von den Tönen einer vollstimmigen Orgel, selbst die Schönheit und Fülle eines wolkenlosen Sommertages rufen Gemüthsregungen hervor, die in der Art, wenn auch nicht in der Intensität dem ähneln, was ich damals empfand. Sie nehmen ihre Wärme und Gluth aus der reinen sinnlichen Freude, die uns nicht herabwürdigt, sondern gerade unseren stofflichen Theil vergeistigt und veredelt; sie unterscheidet sich von dem kalten, abstrakten Vergnügen, wie der flammende Diamant des Orients von dem Eiszapfen des Nordens. Diese feineren Sinne, welche die Mittelstufe zwischen unseren thierischen und vernünftigen Neigungen bilden, waren plötzlich in mir zu einer ungeträumten Höhe entwickelt, und das Ergebniß war eine einige, harmonische Sensation, die zu beschreiben die menschliche Sprache keine Bezeichnung hat. Muhammed's Paradies mit den Palästen von Rubin und Smaragd, den Düften von Moschus und Kassia, den Strömen, deren Gewässer kälter denn Schnee und süßer denn Honig, wären nur arme und gemeine Ausdrücke für meine Regenbogenhallen. Doch in dem Charakter dieses Paradieses, in den prachtvollen Phantasiegebilden der arabischen Märchen, in der glühend üppigen Poesie des ganzen Orients erkannte ich nun die mehr oder weniger vermittelnde Macht des Haschisch.

Die Fülle des Entzückens dehnte auch das Gefühl der Zeit aus, denn obgleich die ganze Vision schwerlich mehr als fünf Minuten dauerte, schienen mir Jahre verflossen, während ich unter den blonden Myriaden der Regenbogen dahinfuhr. Nach und nach verschwanden die Regenbogen, die Barke, die goldsandige Wüste, und ich, noch immer in Licht und Duft gebadet, fand mich in einer Landschaft mit grünen, blumenreichen Fluren, von sanftgeschwellten Hügeln durchschnitten. Bei dem üppigsten Pflanzenwuchs, den die Erde kennt, war aber kein Bach, keine Quelle zu sehen; und die Leute in ihren glänzenden Gewändern, die von den Anhöhen herabkamen, baten mich um den Segen des Wassers. In ihren Händen trugen sie blühende Zweige des korallenfarbenen Geisblattes. Die nahm ich, brach die Blüthen einzelnweise ab und steckte sie in die Erde. Die schlanken, trompetenförmigen Blüthenlippe verwandelte sich in eine kreisrunde Mündung Marmors, und die Leute, über den Bord vorgebückt, ließen an Stricken hinab und zogen sie, bis an den Rand gefüllt, herauf, tropfend von Honig.

Und doch — was das Merkwürdigste war — hatte der ganzen Zeit, wo ich mich völlig in dem Bann all die befand, das klare Bewußtsein, daß ich im Hotel Antonio's lus sitze, daß ich Haschisch eingenommen, und daß die prachtvollen und neckischen Phantasiebilder eine Folge dave demselben Moment, wo ich von der Pyramide herab das schaute, wo ich über die Wüste hingleitete, oder den W dem schönen Weideland hervorrief, sah ich zugleich die G in meinem Zimmer, den musivischen Fußboden, die zierli nischen Blenden in den Mauern, die gemalten und vergo ken der Decke, das Ruhebett und darauf meine beiden Ge mich beobachteten. Beide Empfindungsreihen liefen neb beide gleich fühlbar. Bei der völligsten Hingabe an de Truggestalt, sah ich doch ihre Ursache und fühlte ihre Unwa klarste. Metaphysiker sagen, die Seele sei unfähig, zwei auf einmal zu bewerkstelligen, und werden dieses Phäno Annahme einer raschen und ununterbrochenen Schwi nehmungen zwischen den beiden Zuständen erklären wo klärung befriedigt mich aber nicht; denn nicht denkbar schickter Künstler mit demselben Athemhauch zwei unterschi auf dem Jägerhorn, als ich mir die zwei unterschiedenen des Seins in demselben Moment bewußt war. Und doch — sam das auch klingen mag — diese zweierlei Bewußtsein mit einander. Der Genuß an der Vision war vollkommen von dem leisesten Zweifel an ihrer Wirklichkeit; während deren Kammer meines Gehirns die Vernunft kalt beobachtete die phantastischen Gestalten lächerlich machte. Hier bebten Saiten der Nerven Töne der Himmelsluft, dort wurden sie u haftem Gelächter über diese visionäre Lust erschüttert. Die Phantasie konnte das Gefühl des Lächerlichen nicht niederhalten schwichtigen; aber eben so ohnmächtig erwies sich dieses, wa davon abzuhalten suchte, in andere, stets überschwänglichere Vorstellungen zu verfallen. Ich war doppelt, nicht „Ein Schatten", sondern, besser, eine Sphinx, Mensch und Th wahre Sphinx, mir selbst ein Räthsel und Geheimniß.

Die durch den Genuß auf vollen Magen etwas verspä kung des Haschisch fing nun an, sich in verstärkterer Gewalt zu Die Visionen wurden nun grotesker als je, aber bei weitem angenehm; eine peinliche Spannung durch das ganze Nervenmachte sich fühlbar. Ich war eine Masse durchsichtiger Galle ein Konditor goß mich in eine verschrobene Form. Ich warf Stuhl beiseite und drehte und wand mich eine Zeitlang, u lockere Substanz in eine Form zu pressen. Zuletzt, als ich damit zu Stande kam, daß nur noch mein Fuß außerhalb sich befand, wurde sie in die Höhe geschnellt, und eine verwickeltere, verbogenere kam an die Stelle. Kein Zweifel Verrenkungen meines Körpers dem Zuschauer spaßhaft genu mir war traun nicht lächerlich zu Muthe; und doch brach terne Hälfte meines Ichs in ein erschütterndes Gelächter Verzerrungen aus. Ich lachte, bis mir die Augen überging herabrinnende Thränentropfen aber verwandelte sich — in und wälzte sich auf den Werktisch eines Bäckers in dem Damaskus. Je mehr ich lachte, je dichter fielen die Brode ein solcher Haufen um den Bäcker thürmte, daß ich kaum Kopf sehen konnte. „Der Mensch wird ersticken", schrie ich müßte er auch umkommen, ich kann nicht an mich halten."

(Schluß folgt.)

Aus einem Briefe von den Ruinen des alten Ni

In einer der letzten Sitzungen der „Académie des In et Belles-lettres" hat Herr Reinaud aus einem Briefe, Herrn Philippe Delaporte, dem Kanzler des französi sulats zu Mossul,*) erhalten, den folgenden Auszug mitge

„Seit drei Monaten bin ich in Mossul, nach einer k und sehr beschwerlichen Reise. Es wäre unnütz, Ihnen de zu beschreiben; Sie kennen dieselbe ohne Zweifel schon aus Berichten, welche Ihnen die Reisenden, die vor mir hier gewe abstatten müssen. Ich bemerke nur, daß ich etwas Besseres habe; Mossul ist nicht mehr das, was es ehemals gewesen; es gegenwärtig eine fast verlassene Stadt; es bietet in der That nichts I essantes dar, außer den nahe daran liegenden Ruinen von Ninive

*) Vgl. Nr. 70 des „Magazins".

genus in aller Beziehung bewundert habe. Die von dem fran-
Konsul, Herrn Place, geleiteten Arbeiten zu Khorsabad sind
Großartiges; wer sie nicht gesehen, kann sich keine Vorstellung
von der Mühe und von der Geduld, welche Herr Place nöthig
um zu diesem Ergebniß zu gelangen. Seiner Gelehrsamkeit
ner Geschicklichkeit haben wir es zu danken, daß wir heute den
iß einer assyrischen Stadt besitzen. Es ist nur zu bedauern,
Regierung den Befehl gegeben hat, die Nachgrabungen ein-
a; denn gerade jetzt, wo Herr Place den Schlüssel zu diesen
gefunden, müßte man die Nachgrabungen eifriger als bisher
en. Man muß glauben, daß die Regierung ihre Entscheidung
ehmen wird. Herr Oppert,*) der sich in diesem Augenblick
befindet und der in fünf bis sechs Tagen nach Paris zurück-
wird Ihnen sehr ausführliche Berichte über diese Arbeiten bringen,
genau und sorgfältig besichtigt hat. Dieser junge Gelehrte hat
Aufenthalt auch dazu benutzt, die vorzüglichsten Inschriften zu
bad zu entziffern. In einer derselben hat er die Nachricht ge-
, daß die alte Stadt, die, seiner Ansicht zufolge, Saryon oder
-Saryon gewesen, acht Thore gehabt. Diese Nachricht scheint
zuverlässiger, da Herr Place bereits sieben Thore aufgefunden
in der Bauart dieser Thore erkannt hat, daß je zwei derselben
eine Beziehung zu einander gehabt, indem das eine einen monu-
alen Charakter gehabt, das andere ein einfaches Thor gewesen.
ach läßt sich annehmen, daß die von Herrn Oppert angegebene
acht richtig sein wird. Die monumentartigen Thore waren mit
gestalten geschmückt und werden wohl nur den Fußgängern zum
ange gedient haben; die einfachen Thore dagegen, ohne alle Aus-
ickung, sind wahrscheinlich für die Reiter und die Fuhrwerke be-
at gewesen. Zu dieser Annahme hat sich Herr Place durch den
and genöthigt gesehen, daß man in den monumentartigen Thoren
ere Stufen hinaufsteigen muß, um in die Stadt zu kommen, wäh-
bei den einfachen Thoren solche Stufen sich nicht vorfinden. Diese
ärung ist gewiß richtig; ich glaube, daß man eine bessere Erklärung
die in den monumentartigen Thoren befindlichen Treppen nicht
geben können. Von einem dieser zuletzt erwähnten Thore sind
zwei prächtigen Stiere genommen, welche Herr Place im Begriff
mit ihren zwei Statuen nach Paris zu schicken; es sind die einzigen,
er bis jetzt aufgefunden. Jeder Stier wiegt zweiunddreißigtausend
gramme und jede Statue funfzehntausend. Trotz des ungeheuren
nichts dieser Massen und trotz des Mangels an mechanischen Appa-
t ist es ihm gelungen, diese Monolithen an das Ufer des Tigris,
. vier Meilen von Khorsabad, zu bringen, ohne sie vorher zersägt
haben. Er hat mittelst eines kolossalen Wagens und der Arme von
shundert Arabern den Transport dieser ungeheuren Massen bewerk-
igt. An dem Tage, als sie in Mossul ankamen, war die ganze
wohnerschaft auf den Beinen; Alles lief herbei, zu sehen, wie die
shundert Araber unter dem Klange der heimatlichen Musik, die
st aufhörte, sie bei ihren Anstrengungen zu ermuthigen, diesen Koloß
bewegten. Es waren mehrere Wetten in Bezug auf dieses Unter-
men gemacht worden. Der Sieg unseres Konsuls war auf der
zen Strecke ein vollständiger. Jetzt erwarten wir die Ankunft eines
nzösischen Schiffs, welches in kurzem in Bassorah ankommen soll.
ese ungeheuren Massen auf das Schiff herunterzuschaffen, wird neue
hwierigkeiten machen; die Vorkehrungen sind bereits gemacht; und
r dürfen hoffen, daß Herr Place auch diese Schwierigkeiten ruhmvoll
siegen wird, und daß diese Monolithen ganz unbeschädigt am Quai
s Louvre ankommen werden.

„Der Aufenthalt in Mossul ist für uns Europäer zum Sterben
ngweilig; man muß die Studien lieben, um ihn einigermaßen er-
äglich zu finden. Ich kann, indem ich ganz und gar freier Herr
einer Zeit bin, hier mit gutem Erfolge das Studium der orientalischen
prachen betreiben. Fortwährend in Verkehr mit den Ulemas dieser
gend verabsäume ich nicht, aus der Unterhaltung mit ihnen und aus
ren Kenntnissen Nutzen zu ziehen. Ich bin wirklich erstaunt gewesen,
Mossul so unterrichtete Männer zu finden; jedoch den Anspruch, den
ese Ulemas selbst machen, die gelehrtesten Männer Arabistans zu
in, habe ich etwas kühn gefunden. Daß viele von ihnen ihre Sprache
hr gut kennen, muß ich zugeben."

England.

Englische Literatur-Briefe.

1854. Sechster Monatsbericht.

(Schluß.)

Ja, und das kann man nicht leugnen, daß die Engländer bereits warm geworden sind und wahre Wunder thun für den Krieg und die Krieger. Lords und Ladies werden zu Theaterhelden, um Geld für die Frauen und Kinder der Soldaten zusammenzuspielen. Ich ersehe wenigstens aus einer Notiz im Athenaeum, daß an einem Orte Lord — wegen Heiserkeit seine Rolle nicht spielen konnte und er von dem „Hon. Mr." — ersetzt ward, dessen Stimme und Styl allgemeine Bewunderung fanden, ferner wie in Wolverton von Privat-Gentlemen ein Konzert zum Besten der Frauen und Kinder der Soldaten gegeben ward, endlich wie in Bilston Honoratioren der Stadt sich zu einer dramatischen Aufführung vereinigten, deren Ertrag zum Besten derselben Witwen und Waisen bestimmt ward. Das ist ein gutes Zeichen. Die englische „gute Gesellschaft" hat nichts mehr nöthig, als freiere, ehrlichere Formen. Und wenn die Türken, wie es sich immer mehr zeigen wird, besonders wenn die Kreuzzügler zurückgekommen sein werden, etwas zu dieser Befreiung beitragen, kann England nur dankbar sein. Ueberhaupt wäre es eine interessante Sache, einmal zu studiren und darzustellen, wie gewaltig der Einfluß des Kontinents in sozialen, ästhetischen, industriellen und fabrizirenden Sphären Englands in den letzten Jahren, besonders seit der Exhibition, immerwährend zunimmt.

Und hier wird der neue Krystall-Palast, der inzwischen feierlich von der Königin eröffnet sein wird, aufs neue eine bedeutende Rolle spielen. In dieser originellsten und großartigsten aller Volksschulen des Geschmacks und des Wissens wirken die Kunstwerke aller Zeiten und Zonen, und was künstlerisch schön und geschmackvoll darin selbst ausgeführt ward, ging fast durchweg nur von Italiänern, Franzosen und Deutschen aus. Der künstlerisch vollendetste „Court", das Pompejanische Haus, ist von Signor Abbate, dem Direktor und Bürgermeister der Kunstschätze von Herkulanum und Pompeji. Der geschmackvollste Industrie-Court (für Wollen-Waaren und gemischte Fabrikate, Tapeten u. s. w.) ist vom Professor Semper aus Dresden, dem Erbauer des Dresdener Theaters, des Museums u. s. w. In der Skulptur sind die Griechen, Römer, Deutschen, Franzosen und Italiäner in klassischer Fülle zusammengetreten, um den Engländern zu beweisen, daß sie in ihrem Formensinn die wahre Achillesferse haben. Und was die reichen, vielseitigen, unmittelbar in das häusliche und persönliche Leben hineinwirkenden textilen und keramischen Künste betrifft, so müssen sie sich ebenfalls gegen die Franzosen und Deutschen verstecken, die freilich zum Theil ganz in englischen Sphären mit ihrem veredelten Stil und Geschmack auftreten, da sie sich in England etablirt haben oder in englischen Häusern die Aesthetik besorgen, wie denn z. B. alle Musterzeichner in Manchester Deutsche und Franzosen sind. Dabei ist nicht zu leugnen, daß die Engländer besonders in der Glas- und Porzellan-Keramik auf Grund der Wedgewoodschen Schule es nicht nur zu einer beispiellosen Billigkeit der Waaren, sondern auch zu einer ausgezeichneten Technik gebracht haben, die vollständig einen künstlerischen Boden erreicht hat. Wir sind weit entfernt, hier nationale Gränzen geltend zu machen: je mehr die Völker mit ihren verschiedenen Talenten sich vereinigen und in einander aufgehen, wie dies eben besonders in England geschieht, desto besser für die Kunst und die Geschmacksveredelung auf dem Weltmarkte; aber der Engländer wegen, die noch gar zu gern mit nationalem Humbug renommiren, muß man sagen, daß auch hier Franzosen und Deutsche das eigentliche künstlerische Element vertreten. Das Haus Elkington in Birmingham z. B., das berühmteste und größte in der Sphäre galvanoplastischer Kunst- und Luxussachen, verdankt seine ganze noble, ästhetische Richtung dem Deutschen Dr. Braun. Die englische Gold- und Emaille-Keramik ist durch den in London etablirten Franzosen Morel vollständig reformirt worden. Und Summa Summarum arbeiten die Glas- und Porzellanfabrikanten, Tischler, Schneider und Modistinnen, Webemaschinen u. s. w. entweder nach kontinentalen Mustern und sind dann schön, wenigstens in einer Richtung, die nach Styl und Geschmack ringt, oder sie arbeiten national und sind dann klobig mittelalterlich, extravagant Rococo und kindisch allegorisch, so daß sie als Verzierungen Wildpret und Bibel, Araber, Türken, Jockeys, Sportsmen, Weintrauben, Amoretten, neue seltene Pflanzen, Lorbeerbaum und Bettelstab an ihren Armleuchtern, Möbel, Gefäße, Spiegelrahmen, Gläser, Tassen, Chimney-pieces u. s. w. unter einander kleckſen. Und hier hat die gute Gesellschaft und Aristokratie in Verbindung mit der Nachäffungssucht der Großen, die unmittelbar als Autoritäten gelten, besonders wenn sie sehr viel Geld haben und sehr hoch stehen, sehr viel Geschmacklosigkeit zu verantworten. Sie bestellen nach ihrem bizarren, individuellen Geschmack dergleichen Sachen, und wenn ein Exemplar fertig ist, wird es von hundert Anderen verlangt und als das Stück, wie es Lord So und So bestellt und bekommen hat, in fashion gebracht.

Es ist ganz charakteristisch und merkwürdig genug, daß die Engländer, welche sich bis zum Ueberdrusse ihrer politischen Freiheit rühmen, in sozialer und industrieller Beziehung sich desto sklavischer abhängig fühlen von Traditionen und Autoritäten, während die Franzosen, welche seit zwei Menschenaltern vergebens die leiden-

*) Ein Deutscher von Geburt (Neffe des verstorbenen Eduard Gans), ein mit den orientalischen Sprachen vertrauter junger Mann, den die französische Regierung nach Mossul geschickt. D. R.

schaftlichsten Anstrengungen gemacht haben, es zu einem politischen Selfgovernment zu bringen, diese Freiheit in sozialer, technischer, künstlerischer Beziehung in einem desto höheren Grade erreicht haben und kultiviren. Der Franzose, politisch wieder in eine Art von Leibeigenschaft zurückrevolutionirt, ist als industrieller Künstler ein König und schreibt selbst der Mode, der er früher huldigte, und der ganzen Welt Gesetze des graziösen Formensinnes vor. Und auch hier begegnen wir einem Deutschen, als dem wahren Reformator auf dem ganzen Gebiete der Keramik, dem Direktor der Porzellan-Manufaktur zu Sèvres, Julius Dieterle. Nachdem er die Theater-Decorations-Malerei reformirt hatte, verschaffte er seinen stylvollen, schönen Zeichnungen für Porzellan-Gebilde, Möbel, Teppiche, Tapeten, Bronce-, Silber- und Goldsachen einen solchen Respekt und solche Popularität, daß er nun als Beherrscher der Mode gelten kann, der er aus den inneren Gesetzen, nach welchen die verschiedenen Stoffe verschiedene Style erheischen, Schönheit und Geschmack vorschreibt. Wie sich sein Geist im Einzelnen auch im Krystall-Palaste findet, kann hier nicht weiter verfolgt werden. Genug, daß wir hier des Krystall-Palastes noch einmal erwähnten, als der großen, universellen Geschmacks- und Volksveredelungs-Universität, dem größten Stolze Englands, insofern kein anderes Volk den Unternehmungsgeist und die Kapitalskraft gehabt haben würde, acht Millionen Thaler aus Privatmitteln aufzubringen, um der Kunst und Kultur aller Zeiten und dem ästhetischen Bedürfnisse des Volks einen so gigantischen, unermeßlich inhaltvollen Central-Tempel zu bauen, aber auch dem Ruhme anderer civilisirter Völker, welche die künstlerische Ausführung und Füllung der einzelnen Abtheilungen und Sphären übernahmen und so dem Ganzen das Gepräge wahrhaft universellen, kosmopolitischen Umfanges gaben.

Freilich mit mancher blos englischen Eigenthümlichkeit. So hat sich z. B. die Hochkirche darin durch etwa funfzehnhundert Feigenblätter von verschiedener Größe vertreten. Die Bischöfe und andere fromme Herren schrieben an die Krystall-Palast-Compagnie, daß, wenn sie nicht wenigstens überall, wo es hingehöre, das „übliche Feigenblatt" anbringen ließe, sie einen Sturm der öffentlichen Meinung und des Volks gegen den Palast loslassen würden, der ihn in seinen Grundvesten erschüttern solle. Owen Jones und Digby Wyatt waren in Verzweiflung über diese Hypokriten und Barbaren, denn sie wissen, was Kunst und Schönheit und andererseits Figuren von Fleisch und Blut sind, aber was wollten sie machen! „Die Hochkirche hat einen guten Magen" und sehr viel Geld in England und ungeheuren Einfluß. Das „übliche Feigenblatt" mußte über Hals und Kopf in Hunderten von Exemplaren geschafft werden, da man der Kirche zutraut, sie würde sonst den Mob gegen die zarten Scheiben und Kunstgebilde gehetzt haben. Die Pruderie und Hypokrisie schleudert auch auf anderen Feldern Bannbullen. Hier denuncirt man die Abenteuer Roderick Random's, dort im Manchester Stadtrathe Defoe, der nicht in die freie Bibliothek des Volks gehören soll. Andererseits waren fromme Banquiers, Bischöfe und Parlaments-Mitglieder (wenigstens über siebzig von ihnen) eifrig bemüht, den Jeremias Smith, Mayor von Rye, der in Wahlbestechungs-Untersuchungen unschuldigerweise und in der edelsten Absicht einen Meineid geschworen und dafür unschuldigerweise ein ganzes Jahr Gefängniß mit Wein und allen Bequemlichkeiten des Lebens bekommen hatte, mit dem „üblichen Feigenblatt" für seine Moralität und hohe Respektabilität zu versehen. Die hohen Herren, welche mit der Petition bei Lord Palmerston erschienen, waren ganz voll des Lobes und stellten den Meineidigen als einen wahren Heiligen dar. Es war reine Unverschämtheit von Seiten des Gerichts, daß man das Feigenblatt vom Meineide weggerissen hatte, denn in allen übrigen Dingen sei Jeremias ein Mann von den höchsten Verdiensten um Parlament und Vaterstadt. Bei jeder Wahl machte er den Mob aus seiner Tasche betrunken und bezahlte er die kostbarsten Festessen aus seinen Privatmitteln, wenn es galt, einen bestimmten Kandidaten in das Parlament zu bringen oder darin zu erhalten.

Der Meineid ist das niederträchtigste, feigste Verbrechen. Wir wollen hier davon absehen, daß der hochgestellte, untadelhafte Mann hier vor Gericht auf Gott, seinen Glauben und seine Seligkeit versichert, er rede die pure Wahrheit, indem er dem Gerichte die Hucke voll lügt: wir nehmen es hier blos vom Standpunkte der Ehre und der weltlichen Beziehungen, nach welchen schon einfaches Lügen Thüren und Thoren zu anständigen Kreisen mit Recht verschließt. Und nun ein Meineid! Kann man sich eine größere Unverschämtheit, eine ekelhaftere sittliche Verwahrlosung denken, als wenn hier Parlaments-Mitglieder, Banquiers, Geistliche, Magistratspersonen, lauter exquisite, Gesetze gebende und Gesetze anwendende Gesellschaft zusammen und öffentlich auftritt, um einen groben, erwiesenen Meineid ihres Kollegen mit dem „üblichen Feigenblatte" hoher Sitt Respektabilität zu bekleben!

Mannigfaltiges.

— Eröffnung des Sydenham-Palastes. Am fand in Sydenham bei London die feierliche Eröffnung Krystall-Palastes statt, über welchen unsere Londoner Korres reits mehrfach ausführlich berichtet hat. Kurz nach 1 Uhr schienen der Lord-Mayor und der Gemeinderath von Lond eine mit lauten Acclamationen des sehr zahlreich versamm begrüßte Deputation von Franzosen, welche von dem Kais mits für die Pariser Welt-Industrie-Ausstellung des Jahr geordnet worden war. Auch andere Staaten des Festlande lich Preußen, waren durch Deputationen vertreten. Die Kö toria traf mit dem Prinzen Albert um 3 Uhr ein und nahm thronartigen Sessel inmitten einer erhöhten Estrade Platz bar darauf ertönte das „God save the Queen", von achtz gern und Sängerinnen vorgetragen und von einem Orches hundert Musikern begleitet. Nachdem der Präsident der K eine kurze Anrede an die Königin gehalten hatte, zog die sammlung in Prozession, unter Musikbegleitung, durch Räume des Gebäudes. Als die Königin ihren Sitz wieder hatte, sprach sie mit lauter Stimme die Worte: „Der Palast ist eröffnet!", und mit Wiederholung des God save dessen Tönen die Königin sich entfernte, schloß die Fei

— Die Büsten-Galerie des Sydenham-Pala sehr guter Gedanke der Unternehmer des neuen Krystall Sydenham ist die Aufstellung einer historischen Büsten-Gal besonderen sogenannten „Hofe". Die Büstensammlung zer Abtheilungen: eine englische, eine französische, eine deutsch italiänische. Die erste dieser Abtheilungen, die englische, reich an Köpfen aus neuerer Zeit; die französische hat ihr Zuwachs aus den Zeiten Ludwig's XIV., der Revolution Leon's I. erhalten; die deutsche enthält überwiegend viele Gelehrte, Schriftsteller und Staatsmänner, wogegen die fürstlichen Büsten, im Verhältniß zu den vielen Fürstenhäu Landes, nur klein zu nennen ist; Italien endlich ist reich Malern, Dichtern und Staatsmännern vergangener Jahrhun die häßlichsten unter den großen Männer aller Zeiten erst lileo, Sokrates und Pitt; ihnen zunächst stehen in dieser Hi Machiavelli und der Amerikaner Calhoun. Auch der deut Angelo war eben kein Schönheits-Ideal. Im Allgemeinen z sich die großen Engländer durch ihre hervortretenden Augenbrau die großen Franzosen durch ihre hervortretenden Nasen aus, w Lavater bereits angemerkt hat. „Non cuique datum est habere sagt Letzterer unter Anderem. In der italiänischen Abtheilung die Maler eine besonders interessante Serie, von den kind frommen Gesichtern Fra Angelico's und Masaccio's bis zu den aristokratischen Venezianern, die durch ihre Kunst sich berühmt alten italiänischen Malern sind übrigens auch die alten niederl Meister beigesellt. Unter den deutschen Staatsmännern sind die Büsten der preußischen Minister von Stein und von Man

Literarischer Anzeiger.

In unserem Verlage ist so eben erschienen:

Das

Unterrichtswesen des Preußischen Staa

von

Ludwig von Rönne.

Als der zweite Band des achten Theiles der „Verfassung und waltung des Preußischen Staates".

Zunächst ist erschienen: Der **allgemeine** Theil des ganzen Wer unter dem Spezial-Titel:

Das

Unterrichtswesen des Preußischen Staats

in seiner geschichtlichen Entwickelung

18½ Bogen. Preis: 1 Thaler.

besonders zu beziehen. Auch von den folgenden Abtheilungen, den „Elem tar-, Real-, Gymnasial- und Universitäts-Unterricht" werden eine jede besonders verkäuflich sein.

Berlin, Juni 1854. **Veit & Comp.**

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

erscheint täglich 6 Nummern. Preis jährlich 6 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 3 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 1 Thlr. 25 Sgr., welche sämmtlich im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit & Comp., Jägerstr. Nr. 53, und beim Expedit. Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 73. Berlin, Dienstag, den 20. Juni 1854.

Frankreich.

Prinz Heinrich von Preußen und sein Charakter, gegenüber der Memoiren-Literatur.*)

Das Studium deutschen Geistes bei unseren transrhenanischen Nachbleibt immerhin eine erfreuliche Erscheinung, zumal wenn es mit er Unparteilichkeit geschieht, wie von dem Verfasser der „Etudes"; könnte ihn fast einer gewissen Vorliebe für unsere Einrichtungen Zustände beschuldigen, wenn deren Quelle nicht vielmehr eine bare Kenntniß der preußischen Geschichte und Militair-Literatur , die ihre Rückwirkung auf die Ansichten seiner Landsleute nicht hlen mag. Von der Charakteristik des großen Kurfürsten und Friedll., so wie seines in unserer Ueberschrift genannten Bruders, wendet Herr Duparcq den spezielleren militairischen Studien zu, behandelt st der gegenwärtigen und vergangenen Organisation des preußischen res, mit genauen statistischen Angaben, die seit 1843 bestehenden engerichte in der preußischen Armee und die ihnen bestimmten densdecorationen, den Zustand unserer Festungen und die Systeme, denen sie hergestellt sind, so wie zum Schluß unsere Militairratur. Indem wir zunächst den Abschnitt über Prinz Heinrich len, hoffen wir selbst deutschen Lesern manches Neue zu bieten.

Lord Holland, der dritte dieses Namens, ein Neffe des berühmten , im Oberhause als ein eifriger Verfechter der öffentlichen Freien und erklärter Gegner der strengen Maßregeln bekannt, welche England gegen den Kaiser Napoleon ergriffen wurden, starb im re 1840 und hinterließ in seiner Mappe „diplomatische Erinnegen", welche erst nach Jahr und Tag ans Licht treten sollten. Die dem Kontinente indeß eingetretenen Ereignisse seit 1848 haben en Sohn, Henry Edward, Lord Holland, bewogen, diese Erinnerun bereits ein Jahrzehnt nach dem Tode seines Vaters, im Jahre 1850, veröffentlichen, weil, wie er sich ausdrückt, die Epoche, um die es sich delt, „das Interesse längst vergangener Jahrhunderte erlangt hat."

Die diplomatischen Erinnerungen des Lord Holland umfassen einen iraum von dreißig Jahren, von 1791—1821, und entwerfen das egte Gemälde des diplomatischen Europa während der Dauer der publikanischen und Kaiser-Herrschaft in Frankreich. Voll interessanter tails, geschrieben von einem denkenden Augenzeugen, bilden sie genwärtig ein unentbehrliches Aktenstück, das man einsehen muß, um einer vollständigen Kenntniß jenes großen und reichen Zeit-Abschnitts gelangen. Aber die Hauptfrage bleibt die, in welchem Maße sie nbwürdig und unparteiisch sind? Ohne sich dieser Aufgabe im anzen zu unterziehen, geht Herr Duparcq an die Prüfung eines bestimmten Punktes und muß den edlen Lord in dieser Beziehung des rthums oder der Ungerechtigkeit zeihen. Dieser eine Punkt berührt reußen, und zwar betrifft er „einen der größten seiner Generale, den rinzen Heinrich, Bruder Friedrich's des Großen."

Dieser Prinz war vierzehn Jahr jünger, als sein Bruder, der önig. Er machte alle Kriege mit, welche zur Eroberung Schlesiens n Preußen unternommen wurden, und trug zum Gelingen der Schlachn bei Prag und Roßbach das Seinige bei. In dem Feldzuge von 53 befehligte er eine Armee von 25,000 Mann, zeigte von da seine alente für die Vertheidigung und deckte durch seine guten Anordungen den Rückzug Friedrich's nach dem Ueberfall bei Hochkirch. In em folgenden Feldzuge drang er plötzlich auf geheim gehaltenem Marsch n Böhmen ein, zerstörte alle Magazine der Oesterreicher und setzte ie außer Stande, in dieser Provinz während mehrerer Monate Etwas n unternehmen; durch einen geschickten Einfall in Franken erleichterte r alsdann die Schritte des Königs. Aber dieser ließ sich noch bei unersdorf von den Russen schlagen. Da benutzte in einem raschen Manöver Prinz Heinrich das Terrain und schnitt nicht allein den Russen die Verbindung mit den Oesterreichern ab, sondern bewerkstelligte auch den durch jene Niederlage gehemmten Verkehr zwischen sich und dem Könige. Im Jahre 1760 rettete er Breslau, indem er die Oesterreicher zwang, die Belagerung aufzuheben, trennte noch einmal die österreichischen und russischen Armeen, und bewirkte zu Neumarkt seine Vereinigung mit Friedrich. In dem Feldzuge von 1761 deckte er an der Spitze von zweiunddreißigtausend Mann die östlichen Provinzen und Berlin. Im Jahre 1762 schritt er zur Offensive und gewann gegen die Reichstruppen die Schlacht bei Freyberg, die letzte im siebenjährigen Kriege, so daß er sich, nach Guibert's Ausdruck, mit dem letzten Lorbeer des Krieges schmückte. Sechzehn Jahre später, als die Preußen mit gewaffneter Hand Bayern vertheidigen wollten, welches von den Oesterreichern besetzt worden war, brach Prinz Heinrich wie im Fluge in Böhmen ein und gab in diesem Feldzuge das unübertroffene Muster einer Invasion, auf das, ungeachtet der seitdem eingetretenen Veränderungen, die Offiziere werden zurückgehen müssen, welche vom militairischen Gesichtspunkte aus die besten Straßen studiren wollen, die aus dem Königreich Sachsen nach Böhmen führen.

Dies ist das Resumé der Kriegslaufbahn des Prinzen Heinrich von Preußen. Derselbe hat aber auch eine diplomatische Carrière durchlaufen, welche in drei Haupt-Unternehmungen besteht.

Die erste fällt in das Jahr 1772 und betrifft die Theilung Polens zwischen den drei Ostmächten. Diese friedliche Eroberung war ohne Widerrede nützlich für Preußen und vergrößerte es, ohne ihm an Menschen und Geld zu kosten, was ihm die Eroberung Schlesiens gekostet hatte; der Prinz Heinrich hatte den ersten Gedanken dazu, er nahm ihn bei seinen Lebenszeiten stets als den von ihm ausgegangenen in Anspruch, ohne übrigens Hehl zu haben, daß er ihn von Seiten der Moral nicht zu vertheidigen gesonnen sei. Er wollte einen Krieg ersparen seinem Vaterlande, dessen Wunden seit dem Ausgange des siebenjährigen Krieges kaum vernarbt waren; dieser Krieg konnte aus dem Kampfe zwischen Rußland und der Türkei entspringen, ein Kampf, an dem, als Verbündeter des Sultans, Theil zu nehmen Oesterreich Neigung zeigte, und, um ihn zu verhindern, sah der Prinz, nach seinem eigenen Ausdruck, kein anderes Mittel, als „drei Köpfe unter einen Hut zu bringen, was nur auf Kosten eines Vierten sich machen ließ." Dieser Vierte war das anarchische Polen, von dem jede der zusammenwirkenden Mächte einen Fetzen an sich riß durch die Verträge vom 17. Februar und 4. Mai 1772, welche die erste Zerstückelung dieses unglücklichen Bodens sanctionirten. Der zweite Akt der diplomatischen Laufbahn des Prinzen Heinrich ging in Frankreich vor sich, wohin ihn sein Bruder im Jahre 1784 schickte, um das Interesse zu Gunsten der Holländer, welche der deutsche Kaiser bedrohte, rege zu machen. Diese Mission hatte nicht ganz den gewünschten Erfolg, weil der königliche Diplomat einen mächtigen Widersacher fand in der Königin von Frankreich, welche in ihm stets den Preußen sah, d. h. den Eroberer von Schlesien, den Gegner ihrer Mutter, Maria Thereſia. Nichtsdestoweniger erfreute sich der Sieger von Freyberg, der Repräsentant des ruhmwürdigen Bruders, für welchen der enthusiastische Charakter der französischen Nation entflammt war, in Frankreich, und vor Allem in Paris, der wärmsten Aufnahme; seine Liebenswürdigkeit und sein Geist machten die geringe Anmuth seiner Gestalt vergessen, und er ärndtete selbst Erfolge bei den Damen.

Als dritter diplomatischer Akt ist der Friede anzuführen, welchen er zwischen Preußen und Frankreich abzuschließen hatte in Folge der für die Angreifer unfruchtbaren Feldzüge von 1792—93. Dieser Frieden, durch welchen Friedrich Wilhelm II. zuerst die Coalition gegen Frankreich verließ, nachdem er sich nächst dem Könige von Schweden als einen der eifrigsten Beförderer derselben gezeigt hatte, wurde am 5. April 1795 unterzeichnet. Der Prinz Heinrich konnte um so eher als geheimer Lenker in die Verhandlungen, die es so bedingten, sich einmischen, als er immer den Krieg gegen Frankreich getadelt und durch diesen Ausspruch entschieden mit der öffentlichen Meinung in Preußen gebrochen hatte, die mit stiller Wuth gegen ihn erfüllt war und ihn als „Demokraten" verschrie.*)

So hat Prinz Heinrich, als Krieger und als Diplomat, wichtige und nachhaltige Dienste seinem Vaterlande geleistet; dieser Punkt ist

*) Nach den Etudes historiques et militaires par Ed. de la Barre Duparcq, Capitaine du Génie, Professeur d'Art militaire à l'Ecole de St. Cyr. Paris, 1854.

*) Wir bemerken, daß es das Urtheil des französischen Verfassers ist, das wir hier wiedergeben. D. R.

außer Zweifel, und die wenigen Zeilen, durch welche wir sein öffentliches Leben zurückgerufen haben, reichen hin, um dies dem Unbefangenen darzuthun. Noch jetzt besteht sein Ruf makellos und groß in Preußen, sein Andenken ist daselbst geehrt; man betrachtet ihn mit Recht als den mächtigsten Arm, auf den Friedrich der Große sich stützte, um die Wunder seiner Regierung zu vollbringen.

Deshalb sind wir erstaunt gewesen, in den diplomatischen Erinnerungen des Lord Holland zu Ende des dritten Kapitels zu lesen: „Die unzähligen Sonderbarkeiten dieses Prinzen und sein politisches und militairisches Verhalten sind in mehreren Werken und in einigen Memoiren geschildert, und sein Charakter ist wunderbar gezeichnet, wenngleich etwas stark aufgetragen, in den berühmten „*Lettres de Berlin*", von Mirabeau."

Wir wollen die Sonderbarkeiten des Prinzen Heinrich nicht leugnen, sein Charakter bietet deren, wie bei den meisten berühmten Männern. Aber wir begreifen nicht, wie Lord Holland zu behaupten wagt, daß Mirabeau den Charakter dieses Prinzen wunderbar gezeichnet habe. Die „Lettres de Berlin", von denen er spricht, oder vielmehr die „Histoire secrète de la Cour de Berlin, ou Correspondance d'un voyageur français", zwei Bände in Oktav, im Jahre 1789 als ein ouvrage posthume herausgegeben, sind nichts Anderes, als ein unwürdiges Pamphlet, welches mit Geschick die Klatschgeschichten der Vorzimmer und Domestiken wiedergiebt. Durch seine pikanten, aber unsauberen Enthüllungen erwarb sich dieses anonyme Erzeugniß einen auffallenden und skandalösen Erfolg. Mirabeau verleugnete es nicht entschieden, sondern beschränkte sich darauf zu sagen: „man könnte sich der Briefe, die er an die Minister des Königs zu schreiben beauftragt war, bemächtigt und sie verstümmelt, gefälscht, vergiftet haben u. s. w.", und er bezeugte erst auf dem Sterbebette sein Bedauern darüber gegen Talleyrand, der sich wegen dieser Veröffentlichung mit ihm entzweit hatte. Die Mitglieder der preußischen Königsfamilie finden sich Alle in der „Histoire secrète" mißhandelt; der Prinz Heinrich ist einer der am schändlichsten Entstellten, und, wie der Zufall mitunter spielt, er wohnte gerade in Paris, in einem Hotel der Universitätsstraße, in dem Augenblicke, als jenes beleidigende Buch erschien, da der Verleger auf seine Anwesenheit spekulirt hatte. Der Prinz Heinrich, und dies ist der erste Zug, den wir in Betreff seines Charakters zu berichten haben, zeigte sich sehr wenig aigrirt über die Unverschämtheit eines Mannes, den er bei seinem Aufenthalte in Berlin wohlwollend empfangen hatte, als derselbe in dieser Hauptstadt die Functionen eines geheimen Agenten Frankreichs versah. Wie der Prinz erzählte, hatte der Groll Mirabeau's folgenden Grund: Bekannt mit dem, was Mirabeau's Moralität werth war, und seine Indiscretionen fürchtend, hatte sich der Prinz darauf beschränkt, ihn höflich zu empfangen, auch so oft er es wünschte, aber ohne ihm ein einziges geschriebenes oder von seiner Hand gezeichnetes Billet zu senden: Mirabeau aber wünschte des Prinzen Handschrift zu besitzen, wahrscheinlich um die Wichtigkeit seiner Mission zu vergrößern, und daher rührte der Zorn und die Galle seiner Feder. Als Jemand die Veröffentlichung jenes Buches, das ihn verleumdete, bedauerte, sagte der Prinz: „Was ist da zu bedauern? Der Rang, in dem ich geboren bin, weiht mich der geschichtlichen Wahrheit; wenn Herr von Mirabeau wahr redet, so kömmt er nur der Geschichte in Etwas zuvor; spricht er unwahr, so wird mich diese rächen." Am ersten Tage ihres Erscheinens schickte er hin und ließ sechzehn Exemplare der „Histoire secrète" kaufen, die er an seine Freunde vertheilte. Gewiß eine edle Rache! (Fortsetzung folgt.)

Asiatische Türkei.

Die Haschisch-Vision.

(Schluß.)

Jetzt wurden die Wahrnehmungen nebelhafter und wirrer. Ich fühlte mich in den Krallen einer Riesengewalt, und bei dem schwachen Schimmer eines Restes von Vernunft wurde ich ernstlich besorgt; denn die schreckliche Wucht, unter der meine Gestalt sich krümmte, wuchs mit jedem Augenblick. Eine wilde Glut strömte aus dem Magen durch den ganzen Körper; Mund und Kehle waren trocken und hart wie Erz; die Zunge kam mir wie eine rostige Eisenbarre vor. Ich ergriff einen Wasserkrug und that einen langen, tiefen Zug; ich hätte eben so gut Luft trinken können; Gaumen und Kehle gaben keine Kunde, daß sie von der Feuchtigkeit auch nur berührt worden wären. Ich stand mitten im Zimmer, schwenkte die Arme krampfhaft und keuchte Seufzer hervor, als sollte der ganze organische Bau aus einander reißen. „Will denn Keiner", schrie ich, „diesen Teufel, von dem ich besessen bin, hinauswerfen!" Ich sah weder das Zimmer, noch meine Freunde, nur hörte ich den einen sagen: „Es muß doch wirklich sein; ein solcher Ausdruck läßt sich nicht nachmachen. Aber das sieht nicht wie Vergnügen aus." Unmittelbar darauf erscholl ein tolles Gelächter, und mein Landsmann sprang vom Sopha auf den Boden mit dem Ausrufe: „Ihr Götter, ich bin eine Lokomotive!" U drei Stunden ging er nun ununterbrochen gemessenen Zimmer auf und ab, blies den Athem in gewaltsamen sich; theilte, wenn er sprach, die Worte in Sylben, di mit einem Ruck hervorbrachte, indem er zugleich die H Seiten, wie die Kurbeln an den Maschinenrädern, in d wegung erhielt. — Der Engländer, sobald er spürte, daß wirken bekam, zog sich klüglich auf sein Zimmer zurück, vorging, erfuhren wir nie; denn er verweigerte jede Mitt hatte seiner Frau das strengste Stillschweigen eingeschärft.

Es war jetzt nahe an Mitternacht. Ich war durch d des Haschisch gegangen, ich sollte nun seine grausamste In meiner Unwissenheit hatte ich, wie ich in der Folge Portion genommen, die für sechs Menschen ausgereicht und mußte nun für meine Neugierde erschrecklich büßen. geregte Blut rauschte durch die Adern mit dem Schall eine Gewässers. Es drängte sich in die Augen, daß mir das ging; es hämmerte in den Ohren, es pochte in dem Herz fürchtete, die Rippen würden unter seinen Schlägen riß meine Weste auf, legte die Hand auf den Fleck u Schläge zu zählen; aber ich fühlte zwei Herzen, das ei send Schläge in der Minute, das andere bewegte sich träge. Meine Kehle dünkte mich mit Blut voll bis Ströme Blutes brachen aus meinen Ohren. Ich fü über Wangen und Nacken sich ergossen. In Wahnsi floh ich aus dem Zimmer auf das Plattdach. Mein zusammenzuschrumpfen und steif zu werden, wie ich rang, und mein Gesicht wild, dürr und hager. Ein Jahre zuvor, in Mrs. Browning's „Rhyme of the einen tiefen Eindruck auf mich gemacht hatten, bl Seele auf:

> Und das Roß, in starrer Angst, die Vorderhufe in der Luft
> Am jähen Rand, bäumt sich mächtig;
> Und es hängt ob dem Felsen, und die Nüstern gerinnen zu
> Und es bebt Haupt und Huf, und die Flocken des Schaum
> Und sein Antlitz wird wild und hager.

Dieses Gemälde thierischen Entsetzens und thierischen paßte auf mich. Ich schwebte, wie das Roß, am Rande beluden Thurmes, um im nächsten Moment jach hinunterzu willkürlich hob ich die Hand, um nach meinem Gesichte zu Entsetzen! Das Fleisch war von den Knochen abgefallen — den Kopf eines Gerippes auf meinen Schultern! Mit einem war ich am Geländer und blickte hinab in den schweigenden den der untergehende Mond mit Schatten anfüllte. Soll ich mich über hinabstürzen? fragte ich mich; allein, obgleich das Entsetzen dem Schreckbilde des Gerippes größer war, als meine Todesfurcht riß mich eine unsichtbare Hand in meiner Brust zurück von dem hängnißvollen Rande. Ueberdies waren Wächter in der Nähe, später erfuhr; damals sah ich sie freilich nicht. Der Lärm der Leute aufmerksam gemacht, und der besorgte Wirth Antonio Dolmetscher Francisco umgaben und bewachten uns.

In sehr leidendem Zustande ging ich in mein Zimmer. Mein Gefährte war immer noch eine Lokomotive, sauste hin und her und stieß seine Sylben mit den abschnappenden Tönen arbeitenden Dampfmaschine heraus. Der Mund war ihm, wie Erz geworden; er hob den Krug an die Lippen, sie anzufeuchten, er aber noch einen Schluck gethan, setzte er den Krug mit lächter wieder hin und schrie: „Wie kann ich Wasser in den aufnehmen, während ich den Dampf auslasse!" Aber es war schon zu weit, um darüber, wie über seine anderen Aeußerungen zu können. Ich sank immer tiefer und tiefer in den Abgrund sprechlicher Todesqual und Verzweiflung. Denn obgleich ich Theil meines Körpers einen eigentlichen Schmerz fühlte, so mich die grausame Nerven-Ueberspannung durch und durch Angst, die weit quälender war, als ein wirklicher Schmerz. daß der letzte Rest von Willen, womit ich mit dem Tode immer schwächer wurde, und ich fühlte, daß ich bald machtlos Händen sein würde. Jeder Anlauf, mich bei Verstand zu halten, von dem tödtlichen Bangen begleitet, was ich jetzt in mir Wahnsinn und er könnte für immer mein Herr bleiben. Todes an den Tod, der mich ebenfalls beschlich, war nicht so bitter Furcht. Ich wußte, daß in dem Kampf, der in meinem Innern ging, ich endlich hart an die finstere Schlucht werde hingetrieben werden, und der Gedanke, daß in diesem Moment Vernunft und Sinn aus meinem Gehirn scheiden müssen, senkte mich in eine Nacht deren Tiefe und Schwärze ich umsonst zu schildern versuche. Ich warf mich aufs Bett und erwartete widerstandslos in sorgenvoller Abspannung mein Geschick.

Mein Gefährte war jetzt einem ähnlichen Zustande nahe; da schwächer der Haschisch auf ihn gewirkt, desto stärker

tadium seines Leidens. Er schrie mir zu, daß ich sterbe; flehte
m Hülfe an, machte mir heftige Vorwürfe, daß ich so still und
ngslos daläge, anscheinend unbekümmert um seine Gefahr.
im stört er mich!" dachte ich, „er meint, er sterbe; aber was ist
egen Wahnsinn! Laß ihn sterben; tausend Tode sind leichter
zen, als die Qualen, die ich dulde." — Nach einer Weile fingen
Sinne an, sich zu umwölken, und ich sank in Erstarrung. So
h beurtheilen kann, geschah das um drei Uhr Morgens, etwa
stunden nachdem der Haschisch zu wirken angefangen hatte. So
den folgenden Tag und die folgende Nacht in einem Zustande
r Betäubung, die nur hin und wieder von einem flüchtigen
mer des Bewußtseins unterbrochen wurde: Ich erinnerte mich,
isco's Stimme gehört zu haben. Er erzählte mir späterhin, ich
sgestanden, habe es versucht, mich anzukleiden, habe zwei Tassen
getrunken und sei dann wieder in die todähnliche Starrheit
:n. Mir war davon auch nicht eine Spur von Vorstellung ge-
n. Am Morgen des zweiten Tages, nach einem dreißigstündigen
se, erwachte ich wieder zum Leben, zerschlagen, abgespannt und
m wüsten Gehirn die noch weilenden Bilder der Vision. Ich
, wo ich war, was mit mir vorgegangen; aber Alles, was ich sah,
mir noch immer unwirklich und schattenhaft vor. Was ich aß,
ckte nach Nichts, was ich trank, erfrischte mich nicht; ich mußte
quälen, zu begreifen, was man mit mir sprach, um eine passende
ort zu geben, und Wille und Vernunft waren zwar wieder in ihre
enz eingezogen, aber sie saßen noch nicht fest auf ihrem Throne.
Mein Landsmann, der in seiner Wiederherstellung weiter vorge-
war, begleitete mich in ein naheliegendes Bad, von dem ich mit
e Genesung hoffte. Mit großer Anstrengung bewahrte ich den
cen Schein des Bewußtseins. Mir zum Trotz fiel hin und wieder
Schleier über meine Seele, und nachdem ich, wie es mir vorkam,
e lang in einer fernen Welt umhergewandert war, erwachte ich
einen Ruck und fand mich in den dampfenden Räumen des Ba-
einen braunen Syrer zur Seite, der meine Glieder rieb. Ich ver-
ge, meine Sprache müsse abschweifend und ohne Zusammenhang
:sen sein, und die Leute, die zu meiner Bedienung und Pflege da
:n, mochten meinen Zustand kennen: denn sobald ich mich nach
Bade auf das Ruhebett hingestreckt hatte, wurde mir ein Glas
sauren Scherbets gereicht, das mir augenblickliche Linderung
fte. Indeß war der Zauber noch immer nicht völlig gebrochen,
noch zwei bis drei Tage blieb ich jenen Anfällen unwillkürlicher
stesentfernung ausgesetzt, die mich für die Dauer derselben gegen
s, was um mich vorging, empfindungslos machte. Ich wandelte
ch die Straßen von Damaskus mit dem seltsamen Bewußtsein, daß
um dieselbe Zeit an einem anderen Orte wäre, und mußte mich
während anstrengen, die zersprengten Wahrnehmungen zu sammeln.

Früher schon hatten wir beschlossen, eine gemeinsame Reise nach Pal-
ra zu machen, das hundertfunfzig Meilen nordöstlich von Damaskus in
Wüste liegt. Wegen der Feindschaft zwischen den Arabern der Dör-
und den Stämmen der Wüste Aneyzeh mußte die Reise unter dem
leit eines Scheich der Ersteren heimlich gemacht werden. Drei eng-
he Reisende waren eben glücklich zurückgekehrt, und der Scheich er-
sich, unser Führer zu sein. Unser jetziger Gesundheitsstand nöthigte
s jedoch, den Plan aufzugeben. Ein angestrengter Zug durch die
üste, ein fast unvermeidlicher Strauß mit den feindlichen Arabern
tten vielleicht als Reizmittel dazu beigetragen, uns vollends von den
tigen Nachwehen unseres Experiments zu befreien; doch der ganze
uber, der in dem Namen Palmyra lag, und all das romantische
teresse des Abstechers waren dahin. Ohne Muth und Kraft hatte
keinen anderen Wunsch, als Damaskus zu verlassen. Zwei Tage
chher, körperlich schwach und noch immer geistig verstört, eilte ich
ch Baalbek. Am ersten Tage besuchte ich die Quellen von Barrada
er Zarpar*) und schlief in Zebdeni, einem Dorfe in einem Hochthale
schen den Kuppen des Anti-Libanon. Die reine Bergluft und der
alsam des Nachtschlafes vollendeten meine Heilung. Am nächsten
Morgen ritt ich längs des Thales; die thürmenden, schneebesprengten
Gipfel des Anti-Libanon zur Rechten, den wolkenlosen Himmel über
mir, die im Schmelz des Goldwurz und der Klapperrose prangenden
Wiesen vor mir, fühlte ich, daß die Schatten aus meinem Hirn ge-
wichen waren. Klar, wie dieser Himmel, war nun mein Geist, frei und
roh, wie diese elastische Morgenluft, war mein Herz. Nie zuvor hatte
die Sonne meinen Augen so leuchtend geschienen, nie zuvor waren die
edlen Naturformen von einem so vollkommenen Hauch der Schönheit
beseelt. Ich war wieder Herr meines Ichs, und die Welt glühte wie
neu geschaffen in dem Lichte meiner Freude und meiner Dankbarkeit.
Ich dankte Gott, der mich geleitet aus einer Finsterniß, entsetzlicher,
als das Thal der Todesschatten, und während meine Füße über die
blumigen Wiesen des Libanon streiften, wandelte mein Herz auf den
holden Hügeln seiner Gnade.

*) 2. Kön. 5, 12. D. B.

So furchtbar aber auch mein unbesonnenes Experiment sich für mich erwies — ich bereue es doch nicht, es gemacht zu haben. Es offenbarte mir Tiefen des Entzückens und des Leidens, die der menschliche Gedanke in seiner natürlichen Verfassung nimmer zu ergründen vermöchte. Es hat mir die Majestät der menschlichen Vernunft und des menschlichen Willens auch in dem Schwächsten die furchtbare Gefahr gezeigt, irgendwie in ihren naturgemäßen Gang störend einzugreifen. Ich habe hier, zu Nutz und Frommen Anderer, getreu und vollständig aufgezeichnet, was ich an mir erfahren. Sollte ich unglücklicherweise meine Absicht verfehlen und gerade durch meine Mittheilungen die rastlose Neugier erwecken, der ich vorzubeugen gesucht habe, so will ich noch Allen, die sich versucht fühlen sollten, das Experiment an sich selbst zu wiederholen, die dringende Mahnung zurufen, es bei einer Portion Haschisch bewenden zu lassen, die für Einen Menschen ausreicht, und nicht, wie ich es gethan, eine Dosis zu verschlingen, an der ihrer Sechs vollauf genug haben.

Griechenland.

Neugriechische Sitten und Gebräuche.*)

II. Eine Hochzeit bei den niederen Volksklassen.

Die Gebräuche, die gewöhnlich jedes Land charakterisiren, sind in ihrer Reinheit nur in jenen entfernteren Gegenden zu finden, in welche die Sitten anderer Länder noch nicht gedrungen sind. Die wachsende Leichtigkeit der Communication zerstört, indem sie die Lage der Aermeren, was die materiellen Interessen betrifft, verbessert, in Griechenland sowohl, wie in der Schweiz, jene schlagenden Gegensätze in der Lebensweise, welche die Neugierde des Fremden erregen.

Der Amerikaner hört, wenn er in den Straßen von Athen spazieren geht, an jeder Ecke das Geschrei der Hausirer, welche unter dem Namen „Pania americanica" die Fabrikate der amerikanischen Maschinen ausrufen, und die griechische Mutter hält es für billiger, darein ihre Töchter zu kleiden, als ihre Mußestunden am Webstuhl zuzubringen.

In den Dörfern bietet die Ceremonie der Trauung, die in der Hauptstadt allmälig die festgesetzten Formen anderer Länder angenommen hat, noch viele alte Gebräuche dar. Jedes Dörfchen oder wenigstens jeder kleine Distrikt besitzt seine eigenen, die Ausübung der Ceremonie betreffenden Gebräuche, welche Keiner, selbst nicht der gebildetste Bürger, umzustoßen wagt; es würde deshalb eine ganz unerfüllbare Aufgabe sein, all diese verschiedenen Sitten zu beschreiben. Die von der Provinz Maina bis zu dem südlichen Theile des Landes herrschenden Gebräuche mögen ein hübsches Bild von den übrigen abgeben. Die Hochzeit ist schon lange projektirt, und nachdem sie im Familienrath von jeder Seite völlig erörtert und in Gemeinschaft gebilligt worden ist, wird die Zeit für ihre Vollziehung von allen näheren Verwandten der Betheiligten festgesetzt; so Etwas, wie eine heimliche Heirat oder eine ohne die Erlaubniß der Freunde ist ganz unerhört. Wer ein junges Mädchen heiraten wollte, ohne zuvor die Einwilligung selbst ihrer Vettern im dritten Grade erlangt zu haben, würde unvermeidlich ihre erbittertste Feindschaft auf sich ziehen und einen unheilbaren Bruch herbeiführen, der früher oder später in einer Rache-Handlung oder in Blutvergießen endigen würde. Wir haben sogar den Fall eines jungen Mannes erwähnen hören, der mit einem Mädchen seiner Bekanntschaft entfloh und der nach Verlauf von vierzig Jahren, umgeben von erwachsenen Söhnen und Töchtern, als Opfer des schonungslosen Hasses derer fiel, die er vor so langer Zeit beleidigt hatte."*)

Die ersten Vorbereitungen beginnen eine Woche vorher, und da die Hochzeit Sonntags stattfindet, geschehen diese an demselben Tage der Woche. Der Bräutigam und sein zukünftiger Schwiegervater laden Jeder ihre Freunde in ihre Häuser. Leben sie an demselben Orte, so wird dies in Person ausgeführt, wohnen sie aber zu weit entfernt, so wird die Einladung ebensowohl durch den Empfang eines kleinen Kuchens verstanden, der die Stelle eines vergoldeten und verzierten Couverts und der Karte „Im Hause" unserer verfeinerten Länder einnimmt. Nach seinem Empfang ist Jeder verpflichtet, noch denselben Tag nach dem Hause zu gehen, wohin er gebeten ist, wo sich auf diese Art eine lustige Gesellschaft versammelt. Ihre Beschäftigung für den Nachmittag besteht im Reinigen und oftmals auch Mahlen des Weizens, obgleich diese letztere Operation oft ein oder zwei Tage verschoben wird. Während die Gäste diesen Freundschaftsdienst verrichten, beleben sie ihre Arbeit durch Singen von größtentheils anziehenden und charakteristischen Gesängen, von denen jedoch wenige unter einer bestimmten Form gesammelt sind.

*) Aus einer amerikanischen Feder. Vgl. Nr. 66 des „Magazins".

**) Diese Erzählung ist einer jener pathetischen „Mörologien" oder Klagen einverleibt, die über den Gräbern der Verstorbenen wiederholt werden. In dieser poetischen Geschichte sind die Lebens-Ereignisse des Mannes bis ins kleinste Detail erzählt. Viele Personen haben einen besonderen Ruf durch ihre Geschicklichkeit im Zusammensetzen derselben erlangt. A. d. B.

Der übrige Theil der Woche wird in ruhiger Weise verbracht, und erst am folgenden Sonnabend versammelt sich dieselbe Gesellschaft wieder im Hause des Bräutigams oder der Braut, wie der Fall nun gerade ist, denn Niemand wird an beide Orte zugleich geladen. Der Bräutigam, der, der Sitte des Distriktes gemäß, alle Kosten tragen muß, hat es übernommen, für eine bestimmte Anzahl von Hammeln oder Schafen zu sorgen, die niemals weniger ist als drei und selten ein Dutzend übersteigt. Diese sendet er nun in das Haus seines künftigen Schwiegervaters und mit ihnen dreimal so viel Brode, als Schafe sind, und dreimal so viel Olas Wein,*) als Laibe Brod. Die Leute, welche mit diesen zum sofortigen Gebrauch bestimmten Gaben geschickt werden, müssen in dem Hause der Braut bewirthet und für die Nacht aufgenommen werden. Solch eine Vermehrung des Hauswesens möchte allerdings für einen amerikanischen Wirth störend sein; aber da Betten für den größeren Theil der Bevölkerung eine unbekannte oder ungewohnte Bequemlichkeit sind, kann sogar eine große Anzahl von Gästen leicht aufgenommen werden. Wenn der griechische Bauer nur vollauf zu essen und besonders zu trinken hat, legt er sich, vollständig befriedigt, eingehüllt, wie er ist, in eine ungeheure Kapote oder einen zottigen Pelz neben das Feuer, das auf einem steinernen Heerd in der Mitte des Zimmers angezündet ist. Inzwischen begnügt sich die Familie mit einem kleinen, eingeschlossenen Raum an einem Ende des Hauses, zu dem man auf einer Leiter von zwei oder drei Stufen gelangt. Natürlich spreche ich hier nur von den niederen und ärmeren Klassen, welche ich künftig vielleicht einmal Gelegenheit nehmen werde ausführlicher zu beschreiben. Auch in entfernteren Gegenden findet man gelegentlich ein Haus mit viel größeren Ansprüchen an eine bequeme Einrichtung.

Gegen Mitternacht wird ein anderer Zug vom Bräutigam gesendet. Er trägt einen vollständigen Anzug für die Braut, die sogleich darein gekleidet wird. Dann, Sonntag Morgens um drei oder vier Uhr, erscheint der Bräutigam in eigener Person, von einigen seiner vertrauten Freunde begleitet, und nun findet die Trauung, d. h. die „Stephanoma" oder Krönung, in Gegenwart Aller statt; der Pfarrer, welcher zu dieser frühen Stunde aus seinem Schlummer gerufen worden ist, vollzieht sie. Nach dem Schluß des Gottesdienstes geht der Priester nachhause; dasselbe thut der Bräutigam, der seine Dame in ihres Vaters Hause zurückläßt. Aber vielleicht um neun Uhr bei hellem Tage reitet er mit allen seinen Freunden dahin, um seine junge Frau zu fordern und nachhause zu bringen. Zu seiner Seite gehen zwei seiner nächsten weiblichen Verwandten väterlicher- und mütterlicherseits. Wenn der Zug das Haus erreicht, darf der Bräutigam nicht eintreten, sondern muß in einiger Entfernung anhalten, wo ihn die Gäste des Brautvaters begrüßen. Zuerst umarmt ihn seine Schwiegermutter, indem sie ihm ein seidenes Tuch als Geschenk um den Hals hängt. Alle Frauen folgen ihrem Beispiel und legen ein gleiches Geschenk auf seine Schultern, so daß er vor dem Hineingehen mit einem Gebäude von Tüchern beladen ist. Diese natürlich wünscht er nicht zu behalten, und binnen zwei Tagen verkauft er sie, ohne sich ein Gewissen daraus zu machen. Nach der Sitte jener Gegend wird dieser Verkauf zu einem bloßen Tausch, durch den Jeder ungefähr eben so viel erhält, als er giebt. Und nun darf der Bräutigam mit seinen Freunden in das Haus eintreten, wo sie gastlich aufgenommen werden, und Heiterkeit herrscht überall.

Aber nun muß das ein Ende nehmen: der Vater nimmt seine Tochter bei der Hand und ertheilt ihr, indem er sie der Sorgfalt ihres Gatten übergiebt, Rathschläge und Ermahnungen, wie er sie für geeignet hält. Dann führt er Beide in den Hof und läßt sie an einen bestimmten Stein treten, welche Form, wenn sie überhaupt eine Bedeutung hat (was in Hinsicht auf viele der geringfügigen Eigenthümlichkeiten solcher Ceremonien unwahrscheinlich erscheint), den Gedanken an die nothwendige Eintracht des Paares herbeiführen soll. Jetzt nehmen die Aeltern Abschied von ihrer Tochter, die Freunde begleiten die Neuvermählten nach ihrer Wohnung. Die Gäste des Bräutigams belustigen sich beim Gehen durch Singen von Liedern, die zwar geringes poetisches Verdienst besitzen, die aber doch ziemlich lebhaft sind, in denen sie sich darstellen, als hätten sie „ein Dorf geplündert und ein Land verwüstet, um die Braut davonzuführen, deren Lob Tausende singen." Dies erbittert die Freunde des Brautvaters, welche es erwiedern, indem sie wünschen: „Möge die Braut über Dich scheinen wie der Mond und Dich erleuchten wie die Sonne, möge sie Dich mit Füßen treten wie die Erde und in keiner Weise abhängig von Dir sein."

Die Ceremonie, die vorher in des Vaters Hause stattfand, wird nun in dem des Bräutigams wiederholt, und nun darf die Braut ihre neue Heimat betreten, nachdem sich zuvor alle Gäste um sie gedrängt und sie mit Geschenken überschüttet hatten, die in verschiedenen kleinen Gegenständen oder in Geld bestehen. Die ganze Gesellschaft folgt dem Paar in das Haus nach und setzt sich nach einigen an lichkeiten zu einem Mahl nieder, das die Feier beschli

Diejenigen, welche mit den Sitten der alten Grie vertraut sind, werden kaum verfehlt haben, die vielen üb Punkte derselben mit denen, die ich jetzt erzählt habe, Die Trauung, der Brautzug, die Gesänge der Freund geringeren Einzelnheiten zeigen eine Aehnlichkeit, die derbar ist, wenn man die verschiedenen Zustände, den lan liegenden Zeitraum betrachtet. Indeß muß man die Tha daß die Volksgebräuche in den verschiedenen Distrikten so verschieden sind, daß die Beschreibung derer, die in dem ein keineswegs einen richtigen Begriff von denen eines nur davon entfernten Dorfes geben.

Mannigfaltiges.

— Deutsche Universitäts-Akademie in amerikanischen deutschen Zeitungen findet sich eine unterzeichnete Aufforderung zur Gründung einer in Cincinnati. Man kennt den blendenden Styl einer tiefen philosophischen Auffassung seines Gegen genen, in der That aber von einer bodenlosen Ni Zustände des Lebens ausgehenden, radikalen Schri Universität, die er in den Vereinigten Staaten g denselben Grundlagen einer sich durch ihre Abi Boden selbst unterhöhlenden Philosophie ruhen. kurze historische Uebersicht, die Ruge in der Einlei schrift von der Bedeutung der deutschen Universitäten Entwickelung des deutschen Geistes", sagt er, „haben eine ehrenvolle Rolle gespielt, und jede Epoche des F ihr Monument in einer der bestehenden Anstalten in Wittenberg beginnt die Reformation. Jena ward bei den Niederlagen der Protestanten im Kriege die retten. Leipzig war die Freistatt der Prager Vertrieben die elegante Erudition als Kolonie nach Göttingen; Göttingen sind beide Gegner der lebendigen Philosophie, immer nach der historisch gewordenen. Königsberg Kant und die freie Forschung, oder die kritische Philosophie die Kantsche Philosophie regenerirt den Staat und erzeu tionalismus, den Anfang der Geistesfreiheit der Nation. Jena setzen die Kantsche Philosophie fort; Jena sieht Fichte künder der absoluten Freiheit, Schiller, der sie poetisch und Hegel, der sie wissenschaftlich verwirklicht, auf seinen Das neue Prinzip wandert, von Jena vertrieben, mit nach Berlin. Berlin und die Hegelsche Philosophie – d der wissenschaftlichen Methode, — ist die letzte Phase d Entwickelung, die durch eine Universität vertreten wird. zeigt uns Nichts als den katholisch-romantischen Abfall und Görres' Anführung."

An diese „letzte Phase der freien Entwickelung" soll nunmehr, nach Ruge's Plan, die erste Phase in Amer Ruge sagt, daß er mit Echtermeyer im Jahre 1839 d königl. sächsischen Minister v. Lindenau den Plan zu ein in Dresden vorgelegt, die einen ähnlichen Zweck gehab an der Opposition der theologischen Elemente des sächsisch riums gescheitert sei. Die neue Universität soll die beste wissenschafs-Fakultäten als Seminarien voraussetzen und mit Ausbreitung der Wissenschaft, als solcher, beschäftig ehemalige Theologen, wie David Fr. Strauß und Bru will Ruge an seiner Universität nicht anstellen; nur mit bach, „der die Theologie, als eine Form menschlicher wissenschaftlich erklärt", will er eine Ausnahme machen. phisten, „welche Larifari aus der Philosophie machen", nisten, „die als niederträchtige Klike die Freiheit und die rathen haben", will Ruge von seiner Universität eben so wie Plato die Dichter aus seiner Republik. Diese Univ höheren Lehr-Anstalten umfassend, soll demnach bestehen Akademie aller Wissenschaften; 2) einer Akademie der Fertigkeiten, und 3) einer Akademie zur Praxis der Wi

Ruge schließt seine Aufforderung an die Deutsch-Am folgenden Worten: „Und so überlasse ich dieses Memoir kungen. Was man in der Jugend wünscht, das hat man die Fülle. Wenn dieses Sprüchwort wahr ist, so erlebe ich tung einer freien Universität in Amerika und die Deutschen und ihrer Schulen."

*) Wein und Oel werden in Griechenland nach dem Gewichte gemessen, und eine Ola ist drei bis vier unserer Pfunde.

*) Wer sie in Halle verwirklicht, wird nicht gesagt daß Ruge dabei sich selbst und seine „Jahrbücher" gemeint hat.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 20 Sgr., vierteljährlich 1 Thlr. 10 Sgr. und dieselben monatlich 25 Sgr., welche in Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert werden.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 23, und beim Herausgeber, Neuenwallstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

74. Berlin, Donnerstag den 22. Juni 1834.

Türkei.

Ein Ritt nach Silistria.*)

Da sich keine Aussicht darbot, daß bei Schumla etwas Wichtiges ren würde, und die Routine des Feldlagers längst das Interesse neuheit verloren hatte, so beschloß ich, in Gesellschaft eines an- englischen Offiziers, des Capitains Butler, vom Ceylonschen :-Regiment, den türkischen Vorposten in der Dobrudscha einen h abzustatten. Wir machten uns daher am 4ten d. M. auf den und ritten nach Kosludschi, eine Entfernung von achtundvierzig ischen) Meilen. Sobald man über die Ebene von Schumla hin- ekommen, die sich funfzehn Meilen weit in der Richtung nach basar ausbreitet, erhält das Land ein mehr bewaldetes Ansehen; ist der Boden noch immer flach oder vielmehr wellenförmig und ht aus einer Reihe von großen Ebenen, die nur in langen Zwi- räumen von einem oder zwei Dörfern unterbrochen werden. Kos- hi ist ein ziemlich unbedeutender Ort von etwa funfzehnhundert wohnern und liegt an dem Fuß einer kleinen Hügelkette. Der ste Tagemarsch von dreißig Meilen brachte uns nach Hadsch-Ogla- ardschik, wohin wir durch eine waldreiche, aber schlecht bewässerte, schwach bevölkerte und fast unangebaute Gegend gelangten. Un- egs trafen wir mit mehreren langen Zügen von Ochsenwagen mmen, auf welchen die unglücklichen Bulgaren ihre Laren und Pe- n von den bedrohten Wohnungen nach den schützenden Mauern umla's führten. Bei unserer Ankunft in Basardschik ließen wir bei Mehemet-Pascha, einem Chef der Baschi-Bazuks, melden, der diesem Bezirk kommandirt und an den wir ein Empfehlungsschreiben Omer-Pascha hatten. Er schien ein kluger, einsichtsvoller, kleiner nn und erwies uns während unseres Aufenthalts viele Artigkeiten. ardschik ist der letzte feste türkische Vorposten in der Dobrudscha, wo aus Rekognoszirungs-Abtheilungen von Zeit zu Zeit nach den lassenen Dorfschaften gesandt werden, welche die russischen Vor- ten bei Karassu, Kassowa und Beilik fortwährend beunruhigen. Die tadt hat gegenwärtig eine Besatzung von etwa fünfhundert bis sechs- ndert Mann regulärer Kavallerie und ungefähr dreitausend Baschi- azuks, von welchen zwölfhundert in der Stadt selbst, die übrigen in lten auf der Südseite derselben einquartiert sind. Sie liegt am ande einer sanft aufsteigenden Anhöhe und ist an drei Seiten von nlichen Erhöhungen umgeben. In diesem Augenblick hat sie ein chst trauriges Ansehen, indem sie vor einem Monat etwa zur Hälfte brannte; der Rest ist von den Einwohnern verlassen, die Baschi- azuks haben sich mitsammt ihren Pferden in den zerstörten Häusern ngerichtet und bilden jetzt, mit den halbverhungerten Hunden und azen, die einzige Bevölkerung einer schönen Stadt, die früher zwi- hen sechstausend und achttausend Seelen beherbergen mochte. Man laubt eine Stadt zu sehen, die von einem furchtbaren Fluch betroffen orden und sich in eine Behausung von Raubthieren verwandelt hat, it welchem Namen man einige ihrer gegenwärtigen Bewohner be- eichnen kann, die träge durch die Straßen einherschlendern. Sie haben ahrhafte Banditenmanieren und starren die Vorübergehenden mit insteren Blicken an. Während unseres Abend-Spazierganges sprang plötzlich eine wilde Figur aus den Ruinen eines Hauses hervor und orderte mit folgenden Worten Almosen: „Im Namen Gottes, Ihr Ungläubigen! gebt mir zu essen."

Nachdem wir einen Tag hier verweilt, setzten wir unsere Reise fort, von einer kleinen, aus unseren Freunden, den Baschi-Bazuks, be- stehenden Eskorte begleitet, die uns Mehemet-Pascha mitgegeben hatte. Wir gedachten, wo möglich, mit einem Streifcorps zusammenzutreffen, welches, wie er uns sagte, um diese Zeit von Bairambere ausmarschiren sollte. Etwa eine Meile von Basardschik kamen wir an einem jener Grabhügel vorbei, welche eine so merkwürdige Erscheinung in diesem Lande bilden und mehr als einem Gelehrten Stoff zu den kühnsten Hypothesen geliefert haben, die mich der Mühe überheben, eine neue Theorie über ihren Ursprung aufzustellen. Gegenwärtig werden sie als Stationen für die von Basardschik ausgesandten Vedetten benutzt, und da sie in Zwischenräumen von sechshundert bis achthundert Yards gefunden werden und sich zwanzig bis dreißig Fuß über die Umgegend erheben, so sind sie zu diesem Zwecke vortrefflich geeignet. Wir kamen auf unserer Reise durch herrliche Ebenen, die aber gänzlich verwüstet waren und alle Spuren der Kriegsschrecken an sich trugen, die das beredteste Mitglied der Friedensgesellschaft zu schildern vermöchte — man sah nur verbrannte, zerstörte und verlassene Dörfer, unbestellte Fluren und eine menschenleere Einöde. Die hierzulande so unentbehrlichen Brunnen waren verschüttet und vermehrten den traurigen Eindruck, den eine solche Scene hervorbrachte. Wie man uns sagte, befindet sich die ganze Dobrudscha in diesem Zustande, und in der That hatte es den Anschein, als wäre das Land schon der Schauplatz eines langen Feldzuges gewesen. Nicht die Feinde jedoch hatten diese Dörfer abgebrannt, sondern Mustafa-Pascha selbst auf seinem Rückzuge von Matschin, wobei ihm die Baschi-Bazuks getreulich beistanden. Gegen Abend begegneten uns mehrere Abtheilungen der Letzteren auf ihrem Marsche nach Süden, von welchen wir erfuhren, daß die Truppen sich nach einem Scharmützel mit dem Feinde zurückzögen und bereits durch Bairambere passirt wären. Als wir uns diesem Orte näherten, hielten wir zwei von den Reitern an, welche das von ihren Kameraden Mitgetheilte bestätigten und versicherten, daß die Giaur Pasewink (d. h. die Russen) ihnen nachkämen. Während wir mit ihnen sprachen, hörten wir rechts ein gellendes Geschrei und sahen ein paar einzelne Reiter den jenseits der Stadt befindlichen Hügel herabsprengen. Dies waren, wie man uns sagte, Kosaken, und während wir sie durch unsere Fernröhre betrachteten, ritt ein starkes Detaschement Kavallerie aus der Schlucht hervor, von welchem das Geschrei ausging. Es war ein Corps irregulärer arabischer Reiterei, das von einer nach der Gegend von Karassu unternommenen Rekognoszirung zurückkehrte: eine wilde Schaar, mit gebräunten, aber schönen Gesichtern und dunklen, durchdringenden Augen, die unter ihrem bunten Kopfschmuck hervorblitzten, der, in Verbindung mit den von ihren Schultern lose herabhängenden gestreiften Mänteln, ihrer ungeordneten Linie ein lebhaftes und pittoreskes Ansehen verlieh. Wir wendeten unsere Pferde, um uns diesem Corps anzuschließen. Von einem Offizier desselben erfuhren wir, daß sie ein Gefecht mit den Russen gehabt, in welchem sie vier Feinde getödtet und Einen zum Gefangenen gemacht hätten. Er theilte uns ferner mit, daß sie schon seit vierundzwanzig Stunden im Sattel wären; statt aber ihre Pferde zu schonen und die erschöpften Kräfte derselben zu berücksichtigen, stürmten alle Augenblick einige Reiter mit verhängtem Zügel einher, indem sie ihre Säbel und Lanzen schwangen und wie Wahnsinnige brüllten. In der kurzen Zeit, die wir bei ihnen verbrachten, hatten wir Gelegenheit, die Wirkung eines solchen Verfahrens auf ihre Pferde zu beobachten: zwei von diesen muthigen kleinen Thieren stürzten nämlich vor unseren Augen todt zu Boden.

Unterdessen war die Nacht eingebrochen, und das ganze Regiment eilte im scharfen Galopp davon, uns die Sorge überlassend, den Weg nach seinem Lager allein zu finden. Wir ritten langsam nach, indem wir unsere Pferde, die unser persönliches Eigenthum waren, nicht übermäßig anstrengen wollten. In bedeutender Entfernung sahen wir die Lagerfeuer brennen; da sie aber gelegentlich durch die Unebenheiten des dazwischenliegenden Bodens verdunkelt wurden, so begannen wir zu fürchten, daß wir uns geirrt hätten, und daß das vermeintliche Licht ein bloßer Irrwisch sei. Wir kamen also überein, uns auf unseren müden Pferden noch fünf Minuten lang fortzuschleppen und dann für die Nacht am Wege zu bivouakiren, obgleich ein feiner Regen niederfiel. Nach Ablauf dieser Frist begegnete uns indeß ein von dem Befehlshaber des Regiments abgefertigter Bote, der uns benachrichtigte, daß der Oberst die Ankunft zweier Reisenden erfahren habe und sie bitten lasse, sich nach seiner Hütte zu bemühen. Man kann sich die Freude denken, welche diese Kunde bei verspäteten Wanderern hervorbringen mußte; unser Führer zeigte uns einen näheren Weg, der mitten in das Lager hineinführte, wo die wilden Söhne der Wüste in malerischen Gruppen umherlagen und die lästigen Giauren mit halb träger, halb neugieriger Miene anstarrten. In der Hütte des Obersten fanden

*) Aus einem vom 11. Mai datirten Schreiben des jetzt in der Festung eingeschlossenen „Own Correspondent" der Times, eines englischen Offiziers, der, wie er bemerkt, sich dem Gouverneur von Silistria, Musa-Pascha, für die Dauer der Belagerung zur Verfügung gestellt hat.

wir die herzlichste Aufnahme, und er erschien uns nicht ohne Grund als der beste Freund, den man nach einem langen Tagemarsch treffen könnte, da er uns während des Aufenthalts in seinem Lager mit echter Gastfreiheit behandelte. Indem er uns, wie gewöhnlich, mit Pfeifen und Kaffee traktirte, unterließ er es nicht, zugleich für unsere dringenderen Bedürfnisse zu sorgen: er befahl, eines der leeren Häuser im Dorfe, dicht neben dem seinigen, für uns in Stand zu setzen und einen reichlichen Theil seiner eigenen Rationen dahinzuschaffen, worauf wir unserem freundlichen Wirth gute Nacht wünschten und unser neues Quartier aufsuchten. Es übertraf bei weitem unsere Erwartungen; der Fußboden der Hütte war zwar von Lehm, aber doch reinlich, und ein helles Feuer loderte auf dem Heerde, bei dessen Schein wir unser einfaches Mahl mit einem Appetit verzehrten, wie er nur durch langes Fasten und einen Ritt von vierundfunfzig Meilen erzeugt werden konnte. Am folgenden Morgen statteten wir dem Obersten einen Besuch ab und trafen ihn mit seinem Hauskaplan (einem tanzenden Derwisch!) beim Frühstück. Als wir ihm sagten, daß wir nach Silistria zu gehen wünschten, ohne erst nach Basardschik zurückzukehren, konsultirte er darüber seinen geistlichen Rath, der, den Mund voll Pilav, erklärte, daß es geradezu unmöglich sei. So nahmen wir denn Abschied von dem barmherzigen Samariter, dessen Name, Muhammed-Bei, uns unvergeßlich bleiben wird, und trafen im Laufe des Tages wieder in Basardschik ein.

Früh Morgens brachen wir von neuem nach Silistria auf und übernachteten in Kurtpanari (Karabunar?), wo ein ehrlicher alter Türke uns aufs gastfreundlichste bewirthete. Das Diner wurde in echt türkischer Weise, ein Gericht nach dem anderen, aufgetragen: zuerst kam Suppe, welche Jeder löffelweise aus der Terrine nahm, dann eine gebratene Ente, dann gebratenes Lammfleisch, dann ein ungeheurer flacher Kuchen, dann Kabobs (Hammelkoteletten), dann Eingemachtes, nach welchem wir uns mit der Hoffnung schmeichelten, daß unsere gastronomischen Arbeiten beendigt seien; zu unserem Schrecken wurde jedoch als Finale noch ein mächtiger Pilav aufgetragen. Das einfache, ungekünstelte, aber höfliche und gesittete Benehmen des alten Herrn, so wie die ganze Einrichtung seines Haushaltes, verrieth den Türken vom alten Schlage und erinnerte uns an die Beschreibungen von den Sitten der Feudalzeiten, mit dem sehr erwünschten Unterschiede, daß uns der Genuß einer Pfeife trefflichen Tabacks nicht versagt wurde.

Gestern erreichten wir wohlbehalten Silistria, ohne von Kosaken beunruhigt zu werden, die, wie wir hörten, von Beilik aus gelegentliche Plünderungszüge unternehmen. Wir fanden Alles auf einen Angriff von Seiten der Russen gerüstet, der in einigen Tagen vor sich gehen muß, da sonst ihre auf den gegenüberliegenden Inseln errichteten Werke durch das Steigen der Donau zerstört werden dürften. Außer der gegenwärtigen Besatzung werden binnen einigen Tagen noch vier Bataillone Infanterie in die Festung geworfen werden, und Omer-Pascha hat erklärt, daß Silistria mit diesen Streitkräften stehen oder fallen müsse. Die Zahl der Russen wird auf sechzehntausend Mann von allen Waffen angegeben,*) die der Türken, mit Einschluß der erwarteten vier Bataillone, auf funfzehntausend. Die ersteren haben ihre Operationen gegen die Festung mit merkwürdiger Energie und Thätigkeit begonnen und die Approschen auf der Insel Schiblak beinahe vollendet, von wo aus sie wahrscheinlich den Uebergang versuchen werden. Aber auch die Türken sind nicht müßig, und unter der Leitung eines preußischen Artillerie-Offiziers, Namens Grach — eines Mannes von ungewöhnlichen Fähigkeiten, dem die Türkei viele von ihren militairischen Reformen verdankt — haben sie die Vertheidigungsmittel des Platzes bedeutend vermehrt und vervollkommnet.

*) D. h. ohne das Lüdersche Corps, welches erst am 18ten v. M. vor Silistria eintraf. D. R.

Frankreich.

Prinz Heinrich von Preußen und sein Charakter, gegenüber der Memoiren-Literatur.

(Fortsetzung.)

Aber der französische Hof durfte sich nicht eben so großmüthig zeigen; denn das Erscheinen einer solchen Schmähschrift war ganz dazu angethan, Kälte zwischen den beiden Mächten zu erzeugen in dem Augenblick, wo eine Allianz unter ihnen angestrebt wurde. Ludwig XVI. beschloß, diesen Mißbrauch der Preßfreiheit zu strafen, und erließ an das Parlament die Weisung, das Buch zu verfolgen. Der Staats-Anwalt, Herr von Séguier, welcher diesen Befehl erhielt, trat eben aus dem Kabinet des Königs, als er dem Prinzen Heinrich begegnete, der nach Versailles gekommen war, um dem Monarchen seine Aufwartung zu machen. „Was haben Sie hier in Händen?" fragte der Sieger von Freyberg. „Königliche Hoheit", erwiederte die Gerichtsperson, ein Exemplar der „Histoire secrète" hinhaltend, „es ist Koth, der nicht schmutzt." — „Ach, die Schrift des Herrn von Mirabeau Hoheit, eines Strafwürdigen, gegen den ich, im Auftrage die Anklage erheben werde." — „Sehr verbunden, ich b richtig die Sorgfalt, welche Se. Majestät diesem Gegenstand aber heißt dies nicht einem Schuldigen eine Ehre erweisen, verdient!" Eine eben so glückliche, als urbane Antwort!

Diese Angaben werden dem Leser zur Genüge zeigen moralische Abstand den Geschmähten von dem Schmäher tr daß es nöthig wäre, auf eine ins Einzelne gehende Widerl Stellen sich einzulassen, welche in der „Histoire secrète" de Heinrich betreffen. Uebrigens existirt eine solche Widerlegung sich in dem Buche, das den Titel führt: „Examen politique d'un ouvrage intitulé: Histoire secrète de la Cour de Frédéric, Baron de Trenck", von demselben Trenck, welch der Große zehn Jahre lang in Magdeburg auf der Festung sperren lassen.

Um indessen auch selbst dem Schein zu begegnen, als beau in seiner verwerflichen Schrift den Prinzen nach traitirt hätte und die Behauptung Lord Holland's ihre sei es uns noch gestattet, in einige Details über diesen zugehen und die irrigen Angaben des berühmten Licht zu ziehen.

Mirabeau beginnt damit, den Prinzen als ein ohne Charakter darzustellen, eine Behauptung, auf lich zurückkömmt. Die beißendste Stelle in diese „Prinz Heinrich, bald aufgeblasen, bald unschlüssig, Mienen, noch seine Leidenschaften zu beherrschen; er ist sich doch nicht verstellen; ausgestattet mit Gedanken, einigem Talent, hat er keine selbständige Meinung. kleinliche Rathschläge, kleine Leidenschaften, kleine Ansich klein in der Seele dieses Mannes, während in seinem Gigantisches ist, aber ohne Methode; hochfahrend wie ein ling, eitel wie ein Mann, der kein Recht auf Beachtung er weder leiten, noch geleitet werden. Wieder eines der spiele, daß ein kleinlicher Charakter die größten Eigenschaft siren kann."

Mirabeau findet den Prinzen Heinrich eitel und aufgebl sehen hier ein Spiegelbild der menschlichen Schwäche, de beau selbst war äußerst eitel, wie folgende Anekdote zeigt. 1790, mitten in einer politischen Krise, entwarf Mirabeau in sellschaft die Eigenschaften, welche ein Minister unter diesen Umständen vereinigen müßte, Eigenschaften, welche natürlich deren, als die seinigen waren: als Talleyrand ihn mit der unterbrach: „Aber Sie vergessen eine Bedingung." — „Und „Muß er nicht auch pockennarbig sein?" — Dieser Einfall Redner zum Schweigen; denn man weiß, daß diese Entstellung besonders häßlich machte. Mit Uebergehung anderer Unschicklic wollen wir nur noch bei dem Einen, „hochfahrend wie ein Emporkömmling", stehen bleiben. Dieser Ausdruck ist, mindestens gesagt, ganz als Prinz und mit kriegerischem Geiste geboren, hatte Heinrich nöthig, emporzukommen; sein Fleiß hatte blos beigetragen zur Entwicklung seiner natürlichen Talente, um aus ihm einen geschickten und einen ausgezeichneten Diplomaten zu machen. Aber, wir müssen gestehen, er war stolz und leicht empfindlich, wie ein Mann, der seinen persönlichen Werth fühlt; dieser entzündliche Stolz entzweite ihn mehreremal mit Friedrich dem Großen. Hier nur ein Beispiel: Eines Tages, während einer Unterhaltung, sagte der König zu ihm: „Lieber, das verstehen Sie nicht." Bei dieser Aeußerung wandte der Prinz dem Monarchen den Rücken und ging mit den Worten: „Ich bin alt genug, um zu wissen, was ich sage." — Und die gingen zwei Jahre, bevor er seinen Bruder wiedersah. Als ihm bemerklich machte, daß jenes Wort, über das er sich beklagte, von einer Laune des Königs herrührte, erwiederte er mit der Heftigkeit eines gereizten Mannes: „Ich will nicht, daß er eine beleidigende Laune gegen mich habe."

Weiter schreibt Mirabeau: „Das Leben des Prinzen Heinrich nur eine kleinliche und niedrige Intrigue; er glaubt Preußen retten wenn man ihn vom Ruder entfernt." Diese beleidigenden Zeilen sich nur auf Nachfolgendes beziehen. Im Jahre 1786, wo diese liche Korrespondenz geschrieben ist, war Friedrich der Große Tode abgegangen. Unter seinem Neffen und Nachfolger, Friedrich helm II., hatte sich sogleich eine natürliche Reaction gegen rücksichtslose Ideen des verstorbenen Monarchen erzeugt, gegen seine Vorliebe für Frankreich und die Franzosen. Diese französische Bewegung wurde sehr volksthümlich und breitete sich weil die pünktliche und harte Eintreibung der Steuern unter dem Großen durch französische Beamte bewirkt worden war. Heinrich blieb immer Franzose, aus Geschmack und Politik; mit französischer Gesellschaft lebend, wurde er das Haupt der französischen Partei in Preußen, so daß antifranzösisch und Antideutsch bald synonyme Ausdrücke wurden. So zeigte er sich als

ge-Erklärung gegen Frankreich, und wie sehr er auch die Maßlosigkeit der Revolution bedauerte, empfand er dennoch Sympathie für ihre militairische Erfolge, wie nachfolgende Stelle eines Briefes, den er im Jahre 1800 an den General Thiébault schrieb, darthut: „Mit dem lebhaftesten Interesse bin ich stets den französischen Heeren gefolgt, haben unter den Strapazen ihrer Feldzüge. Ihre Bravour, die ruhmvolle Art, wie sie die schwierigsten Unternehmungen bewerkstelligt und die größten Beschwerden mit Ausdauer ertragen haben, sichern ihnen die Achtung und Bewunderung aller denkenden Wesen." Die Meinung der Menge, welche die Richtigkeit der Ansichten des Prinzen Heinrich nicht beurtheilen konnte,*) blieb gegen ihn feindselig bis zu dem üblen Ausgang der französischen Invasion. Da erst begriff das Publikum in Berlin besser die Erfahrung und die Auffassung des königlichen Beamten aus dem siebenjährigen Kriege. Einige Jahre später, im Jahre 1806, würde er gleichwohl wahrscheinlich mit nicht besserem Erfolge seinen Ansichten gefolgt sein, wenn die Vorsehung den Helden nicht rechtzeitig aus dieser Welt abgerufen hätte, um es ihm zu ersparen, den Schmerz, von seinem Vaterlande erlittenen Unfällen beizuwohnen. Aber wenn die Preußen im Jahre 1786 dem Sieger von Freyberg vorwerfen konnten, ein erklärter Parteigänger Frankreichs zu sein, so durfte ein französischer Agent am wenigsten dieses Gefühl theilen; übrigens ist hier keine „schmutzige Intrigue", wenn man offen und öffentlich, vor Aller Augen handelt. Zu klar blickt aus solchen Urtheilen der Groll gegen den Prinzen hervor.

In dem zweiten Bande seines Werkes berichtet Mirabeau, daß Prinz Heinrich von der Armee wahrhaft geringgeschätzt würde, und daß er, was den Krieg betreffe, ein ausrangirter Mann sei. Er schrieb dies im Jahre 1786, wo der Prinz erst sechzig Jahr zählte, mindestens sechs Jahre weniger als General Möllendorf, der in der Folge Feldmarschall wurde und an den Kriegen der Revolution und der Kaiserherrschaft Theil nahm. Also würde der Prinz noch haben ein Kommando führen können, und sicherlich war es nur seine Opposition gegen den Krieg und das Regierungssystem Friedrich Wilhelm's II., die unter solchen Umständen das Vaterland seiner Dienste beraubte. Diese Opposition ging so weit, daß in dem Augenblicke, wo sein Neffe ihm den Entschluß, den Kampf aufzunehmen, anzeigte, er ihm erwiederte: „Führen Sie also Krieg, da Sie es durchaus wollen; führen Sie ihn aber wohl, daß Sie des Erfolges gewiß sind; statt einer Armee von funfzigtausend Mann, geben Sie wenigstens hunderttausend Mann den Befehl, vorwärts marschiren." — Was die Geringschätzung seitens der Armee betrifft, so hat sie nicht existiren können, indem eine Armee ihre alten Helden, denen das Land seine Größe verdankt, nicht geringschätzen kann. Mirabeau sollte schreiben „Unzufriedenheit", was doch himmelweit davon verschieden ist. Man begreift in der That, daß die preußische Armee, überhaupt deren jüngerer Theil, kämpfen wollte, um zu zeigen, daß sie im Jahre 1786 dem Heere gleich käme, welches dreißig Jahre früher unter der Leitung Friedrich des Einzigen Eroberungen machte, und daß sie folglich empfindlich war gegen einen Prinzen, der sich dem Kriege widersetzte. Uebrigens stand Prinz Heinrich auf keinem sonderlich vertrauten Fuße mit den preußischen Generalen, die ihm unpolirt, soldatisch und wenig geschaffen schienen für sein elegantes Schloß zu Rheinsberg. Man kann etwa auf Sechs die Zahl derjenigen annehmen, welche er wahrhaft schätzte und die er gern empfing, indem er sich darauf beschränkte, gegen die Anderen sich höflich, aber kalt zu benehmen; ein Umstand, der unter den Truppen Mißstimmungen gegen ihn erzeugen mußte.

Eines Tages bekrittelte man in seiner Gegenwart den General v. Buddenbrock. „Und doch", bemerkte der Prinz, „ist er einer unserer ersten Generale, was gesellschaftliche Tournure anbelangt; urtheilen Sie nun daraus, wie es mit den Anderen steht!" — Die ungünstige Meinung, die er nicht ganz ohne Grund von dem geringen Takt und dem Mangel an Bildung eines großen Theiles der preußischen Generale hatte, brachte ihn eines Tages von der Strenge ab, mit welcher er über die Wahrung der Disziplin wachte. Die Thatsache ist folgende: Eine eben nicht glaubwürdige Person versicherte auf ihrer Durchreise durch Berlin dem Gouverneur der Stadt, General Ramin, daß der Prinz Friedrich von Braunschweig, Oberster eines preußischen Regiments, behauptet hätte, daß die Garnison der Hauptstadt schlecht manövrirte. Herr v. Ramin, um sich zu rächen, schickte den Adjutanten des Prinzen zum Arrest. Drei Wochen darauf kam der Prinz nach Berlin. Am nächsten Sonntag, bei der Parade, stellte er sehr laut und mit folgenden Worten den Gouverneur zur Rede: „Herr General, Sie haben geglaubt und wiederholt, daß ich von der Haltung der Berliner Truppen schlecht geredet habe; diese Behauptung ist falsch, mein Ehrenwort! der es unter die Leute gebracht hat, ist ein H—f—t, und der es wiederholt hat, ist dasselbe." Diese letzte Phrase und das gravirende Wort wurden zweimal wiederholt. Ramin verließ die Parade, aber der Fall war ernst, da ein bloßer Oberster gegen seinen General die Subordination verletzt hatte. Glücklicherweise kannte man den Letzteren als eine eben nicht überfein fühlende Persönlichkeit. Friedrich II. zeigte sich während mehrerer Monate ziemlich einsilbig gegen den jungen Prinzen Friedrich von Braunschweig wegen dieses verdrießlichen Vorfalles. Was den Prinzen Heinrich betrifft, so schrieb dieser streng: „Ich weiß nicht, wo Sie die Worte hergenommen haben, deren Sie sich bedient; ich habe sie in dem Wörterbuche der Gebildeten gesucht, ohne sie da finden zu können." — „Königliche Hoheit", erwiederte der Getadelte auf der Stelle, „Sie vergessen, daß ich es mit einem Pommer zu thun hatte, zu dem ich in seiner Sprache reden mußte, um verstanden zu werden." — Prinz Heinrich lachte bei dieser Entschuldigung und war entwaffnet.

Dies kann meines Dafürhaltens zur Genüge darthun, daß das Portrait des Prinzen Heinrich, wie es Mirabeau gezeichnet, trotz der Zustimmung des Lord Holland, auch nicht im Entferntesten genau ist. Verlassen wir also die „Histoire secrète" und halten es unter der Würde, gewisse obscöne Beschuldigungen aufzunehmen, die selbst der Feder unwürdig sind, die sie so unverdaut und unverhüllt niedergeschrieben hat. Wenden wir uns lieber noch einmal zu dem Charakter des Prinzen, den wir schon einigermaßen geschildert haben, und suchen die Individualität desselben aus anderen Daten zu begreifen.

Er liebte ein genuß- und geistreiches Leben; sein Schloß zu Rheinsberg war die Stätte der höheren Geselligkeit. Der Empfang war gütig und einladend, er bot Alles auf, die Geladenen, so lange sie unter seinem Dache weilten, heiter zu sehen. Lektüre, theatralische Darstellungen, ergötzliche Ausflüge, geschmackvolle Soupers waren vorzugsweise Gegenstände der Erholung. Bei den letzteren herrschte eine große Freiheit, die Dienerschaft verlor sich unmerklich, sobald die unerläßliche Handreichung besorgt war. Dieser seltenen Aufmerksamkeit entsprang die ungezwungenste, fesselloseste Unterhaltung, er behandelte in dieser Beziehung seine Gäste nach ihrer Neigung. Diese waren auch nicht sparsam in der gegebenen Erlaubniß; davon nur ein Beispiel: Eines Tages bemerkte der vielschreibende Formey, Professor der Eloquenz und Mitglied der Akademie zu Berlin, als das Dessert aufgetragen wurde, eine bedauernswerthe Abwesenheit für einen Liebhaber des Rebensaftes. „Gnädiger Herr", sagte er, sich an den Prinzen Heinrich wendend, „ehemals (die Erinnerung daran bleibt unvergeßlich) würdigte Ew. Königliche Hoheit zu gedenken, daß meine Familie aus Vitry-le-Français, einer in der echten Champagne liegenden Stadt, stammt." — „Ei!" rief der Prinz aus, „man hat den Champagner gespart. Es soll gleich welcher gebracht werden; verzeihen Sie mir, Herr Formey, diese Vergeßlichkeit." Bei dem Worte Soupers stelle man sich übrigens nicht vor, daß der Prinz schwelgerische Mahlzeiten hielt; er war im Gegentheil sehr mäßig, und diese Mäßigkeit, verbunden mit einer regelmäßigen Lebensart, erlaubte ihm allein, die Strapazen des Krieges zu ertragen; denn er hatte von Natur eine schwächliche Constitution.

Er trieb seine Großmuth so weit, daß er es als eine völlige Aufgabe betrachtete, nicht blos zu leben, sondern auch leben zu lassen; in seiner Häuslichkeit kümmerte er sich so wenig um das Detail, daß seine Umgebung ihn fast beständig betrog, was seine ohnedies geringen Einkünfte noch mehr reduzirte. In dieser Beziehung besserten ihn die schlimmsten Erfahrungen nicht. „Ich will lieber bestohlen sein", sagte er, „als in meiner Freigebigkeit gebunden." So befand er sich auch während seines Aufenthalts in Frankreich in Geldklemme und wollte ein Darlehn aufnehmen. Da er aber auf Schwierigkeiten stieß, so ließ Ludwig XVI., davon unterrichtet, ihm durch eine dritte Hand vierhunderttausend Francs zustellen, womit er seine Schulden tilgte und bis zum Thronwechsel wartete, da er von Friedrich dem Großen, der ihn vor anderen Gliedern seiner Familie auszeichnete, zweimalhunderttausend Thaler erbte. (Die von ihrem Gemahl getrennt lebende Prinzeß Heinrich erhielt eine Jahresrente von sechstausend Thalern.)

(Schluß folgt.)

*) Wir wiederholen, daß wir hier nur die Urtheile des französischen Verfassers übersetzen. D. R.

England.

Alfred Baskerville's poetischer Schatz der Deutschen.*)

Mit Recht können wir wohl den Herausgeber dieser Sammlung als einen wackeren Schatzgräber begrüßen, der mit sinnvoller Auswahl und mit geschickter Hand poetische Erzstufen auf deutschem Boden gegraben und sie zu volksthümlichen englischen Werthen verarbeitet hat. Von Hagedorn, Kleist und Klopstock bis zu Geibel, Alfred Meißner und Redwitz liegt uns hier das ganze verflossene Jahrhundert deutscher Poesie vor, wiedergegeben mit seinen mannigfaltigen Formen und mit seinen noch viel mannigfaltigeren Gedanken. Es sind im Ganzen etwa siebzig deutsche Dichter, die hier dem englischen Publikum mit

*) The Poetry of Germany, consisting of Selections from upwards of Seventy of the most Celebrated Poets, translated into English Verse, with the Original Text on the opposite page. By Alfred Baskerville. Leipzig (G. Mayer), London and New-York, 1854.

wir die herzlichste Aufnahme, und er erschien uns nicht ohne Grund als der beste Freund, den man nach einem langen Tagemarsch treffen könnte, da er uns während des Aufenthalts in seinem Lager mit echter Gastfreiheit behandelte. Indem er uns, wie gewöhnlich, mit Pfeifen und Kaffee traktirte, unterließ er es nicht, zugleich für unsere dringenderen Bedürfnisse zu sorgen: er befahl, eines der leeren Häuser im Dorfe, dicht neben dem seinigen, für uns in Stand zu setzen und einen reichlichen Theil seiner eigenen Rationen dahinzuschaffen, worauf wir unserem freundlichen Wirth gute Nacht wünschten und unser neues Quartier aufsuchten. Es übertraf bei weitem unsere Erwartungen; der Fußboden der Hütte war zwar von Lehm, aber doch reinlich, und ein helles Feuer loderte auf dem Heerde, bei dessen Schein wir unser einfaches Mahl mit einem Appetit verzehrten, wie er nur durch langes Fasten und einen Ritt von vierundfunfzig Meilen erzeugt werden konnte. Am folgenden Morgen statteten wir dem Obersten einen Besuch ab und trafen ihn mit seinem Hauskaplan (einem tanzenden Derwisch!) beim Frühstück. Als wir ihm sagten, daß wir nach Silistria zu gehen wünschten, ohne erst nach Basardschik zurückzukehren, konsultirte er darüber seinen geistlichen Rath, der, den Mund voll Pilav, erklärte, daß es geradezu unmöglich sei. So nahmen wir denn Abschied von dem barmherzigen Samariter, dessen Name, Muhammed-Bei, uns unvergeßlich bleiben wird, und trafen im Laufe des Tages wieder in Basardschik ein.

Früh Morgens brachen wir von neuem nach Silistria auf und übernachteten in Kurtpanari (Karabunar?), wo ein ehrlicher alter Türke uns aufs gastfreundlichste bewirthete. Das Diner wurde in echt türkischer Weise, ein Gericht nach dem anderen, aufgetragen: zuerst kam Suppe, welche Jeder löffelweise aus der Terrine nahm, dann eine gebratene Ente, dann gebratenes Lammfleisch, dann ein ungeheurer flacher Kuchen, dann Kabobs (Hammelkoteletten), dann Eingemachtes, nach welchem wir uns mit der Hoffnung schmeichelten, daß unsere gastronomischen Arbeiten beendigt seien; zu unserem Schrecken wurde jedoch als Finale noch ein mächtiger Pilav aufgetragen. Das einfache, ungekünstelte, aber höfliche und gesittete Benehmen des alten Herrn, so wie die ganze Einrichtung seines Haushaltes, verrieth den Türken vom alten Schlage und erinnerte uns an die Beschreibungen von den Sitten der Feudalzeiten, mit dem sehr erwünschten Unterschiede, daß uns der Genuß einer Pfeife trefflichen Tabacks nicht versagt wurde.

Gestern erreichten wir wohlbehalten Silistria, ohne von Kosaken beunruhigt zu werden, die, wie wir hörten, von Beilik aus gelegentliche Plünderungszüge unternehmen. Wir fanden Alles auf einen Angriff von Seiten der Russen gerüstet, der in einigen Tagen vor sich gehen muß, da sonst ihre auf den gegenüberliegenden Inseln errichteten Werke durch das Steigen der Donau zerstört werden dürften. Außer der gegenwärtigen Besatzung werden binnen einigen Tagen noch vier Bataillone Infanterie in die Festung geworfen werden, und Omer-Pascha hat erklärt, daß Silistria mit diesen Streitkräften stehen oder fallen müsse. Die Zahl der Russen wird auf sechzehntausend Mann von allen Waffen angegeben,*) die der Türken, mit Einschluß der erwarteten vier Bataillone, auf funfzehntausend. Die ersteren haben ihre Operationen gegen die Festung mit merkwürdiger Energie und Thätigkeit begonnen und die Approschen auf der Insel Schiblak beinahe vollendet, von wo aus sie wahrscheinlich den Uebergang versuchen werden. Aber auch die Türken sind nicht müßig, und unter der Leitung eines preußischen Artillerie-Offiziers, Namens Grach — eines Mannes von ungewöhnlichen Fähigkeiten, dem die Türkei viele von ihren militairischen Reformen verdankt — haben sie die Vertheidigungsmittel des Platzes bedeutend vermehrt und vervollkommnet.

Frankreich.

Prinz Heinrich von Preußen und sein Charakter, gegenüber der Memoiren-Literatur.

(Fortsetzung.)

Aber der französische Hof durfte sich nicht eben so großmüthig zeigen; denn das Erscheinen einer solchen Schmähschrift war ganz dazu angethan, Kälte zwischen den beiden Mächten zu erzeugen in dem Augenblick, wo eine Allianz unter ihnen angestrebt wurde. Ludwig XVI. beschloß, diesen Mißbrauch der Preßfreiheit zu strafen, und erließ an das Parlament die Weisung, das Buch zu verfolgen. Der Staats-Anwalt, Herr von Séguier, welcher diesen Befehl erhielt, trat eben aus dem Kabinet des Königs, als er dem Prinzen Heinrich begegnete, der nach Versailles gekommen war, um dem Monarchen seine Aufwartung zu machen. „Was haben Sie hier in Händen?“ fragte der Sieger von Freyberg. „Königliche Hoheit“, erwiederte die Gerichtsperson, ein Exemplar der „Histoire secrète“ hinhaltend, „es ist Koth, der nicht schmutzt.“ — „Ach, die Schrift des Herrn von Mirabeau!“ — „Ja, Hoheit, eines Strafwürdigen, gegen den ich, im Auftrage des Königs, die Anklage erheben werde.“ — „Sehr verbunden, ich bedaure aufrichtig die Sorgfalt, welche Se. Majestät diesem Gegenstande zuwendet; aber heißt dies nicht einem Schuldigen eine Ehre erweisen, die er nicht verdient?“ Eine eben so glückliche, als urbane Antwort!

Diese Angaben werden dem Leser zur Genüge zeigen, welcher moralische Abstand den Geschmähten von dem Schmäher trennt, ohne daß es nöthig wäre, auf eine ins Einzelne gehende Widerlegung der Stellen sich einzulassen, welche in der „Histoire secrète“ den Prinzen Heinrich betreffen. Uebrigens existirt eine solche Widerlegung; sie findet sich in dem Buche, das den Titel führt: „Examen politique et critique d'un ouvrage intitulé: Histoire secrète de la Cour de Berlin, par Frédéric, Baron de Trenck“, von demselben Trenck, welchen Friedrich der Große zehn Jahre lang in Magdeburg auf der Festung hatte einsperren lassen.

Um indessen auch selbst dem Schein zu begegnen, als wenn Mirabeau in seiner verwerflichen Schrift den Prinzen nach dem Leben portraitirt hätte und die Behauptung Lord Holland's ihre Richtigkeit hätte, sei es uns noch gestattet, in einige Details über diesen Charakter einzugehen und die irrigen Angaben des berühmten Volkstribunen ans Licht zu ziehen.

Mirabeau beginnt damit, den Prinzen als einen schwachen Mann ohne Charakter darzustellen, eine Behauptung, auf die er wiederholentlich zurückkömmt. Die beißendste Stelle in dieser Hinsicht lautet: „Prinz Heinrich, bald aufgeblasen, bald unschlüssig, weiß weder seine Mienen, noch seine Leidenschaften zu beherrschen; er ist falsch und kann sich doch nicht verstellen; ausgestattet mit Gedanken, Geist und selbst einigem Talent, hat er keine selbständige Meinung. Kleine Mittel, kleinliche Rathschläge, kleine Leidenschaften, kleine Ansichten, Alles ist klein in der Seele dieses Mannes, während in seinem Geiste etwas Gigantisches ist, aber ohne Methode; hochfahrend wie ein Emporkömmling, eitel wie ein Mann, der kein Recht auf Beachtung hätte, kann er weder leiten, noch geleitet werden. Wieder eines der vielen Beispiele, daß ein kleinlicher Charakter die größten Eigenschaften paralysiren kann.“

Mirabeau findet den Prinzen Heinrich eitel und aufgeblasen! Wir sehen hier ein Spiegelbild der menschlichen Schwäche, denn Mirabeau selbst war äußerst eitel, wie folgende Anekdote zeigt. Im Jahre 1790, mitten in einer politischen Krise, entwarf Mirabeau in einer Gesellschaft die Eigenschaften, welche ein Minister unter diesen schwierigen Umständen vereinigen müßte, Eigenschaften, welche natürlich keine anderen, als die seinigen waren: als Talleyrand ihn mit den Worten unterbrach: „Aber Sie vergessen eine Bedingung.“ — „Und welche?“ — „Muß er nicht auch pockennarbig sein?“ — Dieser Stich brachte den Redner zum Schweigen; denn man weiß, daß diese Entstellung ihn besonders häßlich machte. Mit Uebergehung anderer Ungehörigkeiten wollen wir nur noch bei dem Einen, „hochfahrend wie ein Emporkömmling“, stehen bleiben. Dieser Ausdruck ist, mindestens gesagt, ganz schief; als Prinz und mit kriegerischem Geiste geboren, hatte Heinrich nicht nöthig, emporzukommen; sein Fleiß hatte blos beigetragen zur Entwickelung seiner natürlichen Talente, um aus ihm einen geschickten General und einen ausgezeichneten Diplomaten zu machen. Aber, wir müssen es gestehen, er war stolz und leicht empfindlich, wie ein Mann, der seinen persönlichen Werth fühlt; dieser entzündliche Stolz entzweite ihn selbst mehreremal mit Friedrich dem Großen. Hier nur ein Beispiel: Eines Tages, während einer Unterhaltung, sagte der König zu ihm: „Mein Lieber, das verstehen Sie nicht.“ Bei dieser Aeußerung wandte der Prinz dem Monarchen den Rücken und ging mit den Worten weg: „Ich bin alt genug, um zu wissen, was ich sage.“ — Und es vergingen zwei Jahre, bevor er seinen Bruder wiedersah. Als Jemand ihm bemerklich machte, daß jenes Wort, über das er sich beklagte, nur von einer Laune des Königs herrührte, erwiederte er mit der Lebhaftigkeit eines gereizten Mannes: „Ich will nicht, daß er eine beleidigende Laune gegen mich habe.“

Weiter schreibt Mirabeau: „Das Leben des Prinzen Heinrich ist nur eine kleinliche und niedrige Intrigue; er glaubt Preußen verloren, wenn man ihn vom Ruder entfernt.“ Diese beleidigenden Zeilen können sich nur auf Nachfolgendes beziehen. Im Jahre 1786, wo diese jämmerliche Korrespondenz geschrieben ist, war Friedrich der Große eben mit Tode abgegangen. Unter seinem Neffen und Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., hatte sich sogleich eine natürliche Reaction gegen gewisse zu rücksichtslose Ideen des verstorbenen Monarchen erzeugt, namentlich gegen seine Vorliebe für Frankreich und die Franzosen. Diese antifranzösische Bewegung wurde sehr volksthümlich und breitete sich aus, weil die pünktliche und harte Eintreibung der Steuern unter Friedrich dem Großen durch französische Beamte bewirkt worden war. Prinz Heinrich blieb immer Franzose, aus Geschmack und Politik; mitten in französischer Gesellschaft lebend, wurde er das Haupt der französischen Partei in Preußen, so daß antifranzösisch und Antihenri in Berlin bald synonyme Ausdrücke wurden. So zeigte er sich als Gegner der

*) D. h. ohne das Lüdersche Corps, welches erst am 18ten d. M. vor Silistria eintraf. D. R.

Kriegs-Erklärung gegen Frankreich, und wie sehr er auch die Maßlosigkeit der Revolution bedauerte, empfand er dennoch Sympathie für deren militairische Erfolge, wie nachfolgende Stelle eines Briefes, den er im Jahre 1800 an den General Thiébault schrieb, darthut: „Mit dem lebhaftesten Interesse bin ich stets den französischen Heeren gefolgt mitten unter den Strapazen ihrer Feldzüge. Ihre Bravour, die ruhmvolle Art, wie sie die schwierigsten Unternehmungen bewerkstelligt und die größten Beschwerden mit Ausdauer ertragen haben, sichern ihnen die Achtung und Bewunderung aller denkenden Wesen." Die Meinung der Menge, welche die Richtigkeit der Ansichten des Prinzen Heinrich nicht beurtheilen konnte,*) blieb gegen ihn feindselig bis zu dem üblen Ausgang der französischen Invasion. Da erst begriff das Publikum in Berlin besser die Erfahrung und die Auffassung des königlichen Veteranen aus dem siebenjährigen Kriege. Einige Jahre später, im Jahre 1806, würde er gleichwohl wahrscheinlich mit nicht besserem Erfolge seinen Ansichten gefolgt sein, wenn die Vorsehung den Helden nicht rechtzeitig aus dieser Welt abgerufen hätte, um es ihm zu ersparen, den großen, von seinem Vaterlande erlittenen Unfällen beizuwohnen. Aber wenn die Preußen im Jahre 1786 dem Sieger von Freyberg vorwerfen konnten, ein erklärter Parteigänger Frankreichs zu sein, so durfte ein französischer Agent am wenigsten dieses Gefühl theilen; übrigens ist es keine „schmutzige Intrigue", wenn man offen und öffentlich, vor den Augen Aller handelt. Zu klar blickt aus solchen Urtheilen der Groll gegen den Prinzen hervor.

In dem zweiten Bande seines Werkes berichtet Mirabeau, daß Prinz Heinrich von der Armee wahrhaft geringgeschätzt würde, und daß er, was den Krieg betreffe, ein ausrangirter Mann sei. Er schrieb dies im Jahre 1786, wo der Prinz erst sechzig Jahr zählte, mindestens zwei Jahre weniger als General Möllendorf, der in der Folge Feldmarschall wurde und an den Kriegen der Revolution und der Kaiserherrschaft Theil nahm. Also würde der Prinz noch haben ein Kommando führen können, und sicherlich war es nur seine Opposition gegen den Krieg und das Regierungssystem Friedrich Wilhelm's II., die unter solchen Umständen das Vaterland seiner Dienste beraubte. Diese Opposition ging so weit, daß in dem Augenblicke, wo sein Neffe ihm den Entschluß, den Kampf aufzunehmen, anzeigte, er ihm erwiederte: „Führen Sie also Krieg, da Sie es durchaus wollen; führen Sie ihn aber so, daß Sie des Erfolges gewiß sind; statt einer Armee von funfzigtausend Mann, geben Sie wenigstens hunderttausend Mann den Befehl, zu marschiren." — Was die Geringschätzung seitens der Armee betrifft, so hat sie nicht existiren können, indem eine Armee ihre alten Helden, denen das Land seine Größe verdankt, nicht geringschätzen kann. Mirabeau wollte schreiben „Unzufriedenheit", was doch himmelweit davon verschieden ist. Man begreift in der That, daß die preußische Armee, überhaupt deren jüngerer Theil, kämpfen wollte, um zu zeigen, daß sie im Jahre 1786 dem Heere gleich käme, welches dreißig Jahre früher unter der Leitung Friedrich des Einzigen Eroberungen machte, und daß sie folglich empfindlich war gegen einen Prinzen, der sich dem Kriege widersetzte. Uebrigens stand Prinz Heinrich auf keinem sonderlich vertrauten Fuße mit den preußischen Generalen, die ihm unpolirt, soldatisch und wenig geschaffen schienen für sein elegantes Schloß zu Rheinsberg. Man kann etwa auf Sechs die Zahl derjenigen annehmen, welche er wahrhaft schätzte und die er gern empfing, indem er sich darauf beschränkte, gegen die Anderen sich höflich, aber kalt zu benehmen; ein Umstand, der unter den Truppen Mißstimmungen gegen ihn erzeugen mußte.

Eines Tages bekrittelte man in seiner Gegenwart den General v. Buddenbrock. „Und doch", bemerkte der Prinz, „ist er einer unserer ersten Generale, was gesellschaftliche Tournure anbelangt; urtheilen Sie nun daraus, wie es mit den Anderen steht!" — Die ungünstige Meinung, die er nicht ganz ohne Grund von dem geringen Takt und dem Mangel an Bildung eines großen Theiles der preußischen Generale hatte, brachte ihn eines Tages von der Strenge ab, mit welcher er über die Wahrung der Disziplin wachte. Die Thatsache ist folgende: Eine eben nicht glaubwürdige Person versicherte auf ihrer Durchreise durch Berlin dem Gouverneur der Stadt, General Ramin, daß der Prinz Friedrich von Braunschweig, Oberster eines preußischen Regiments, behauptet hätte, daß die Garnison der Hauptstadt schlecht manövrirte. Herr v. Ramin, um sich zu rächen, schickte den Adjutanten des Prinzen zum Arrest. Drei Wochen darauf kam der Prinz nach Berlin. Am nächsten Sonntag, bei der Parade, stellte er sehr laut und mit folgenden Worten den Gouverneur zur Rede: „Herr General, Sie haben geglaubt und wiederholt, daß ich von der Haltung der Berliner Truppen schlecht geredet habe; diese Behauptung ist falsch, mein Ehrenwort! der es unter die Leute gebracht hat, ist ein H—f—t, und der es wiederholt hat, ist dasselbe." Diese letzte Phrase und das gravirende Wort wurden zweimal wiederholt. Ramin verließ die Parade, aber der Fall war ernst, da ein bloßer Oberster gegen seinen General die Subordination verletzt hatte. Glücklicherweise kannte man den Letzteren als eine eben nicht übersein fühlende Persönlichkeit. Friedrich II. zeigte sich während mehrerer Monate ziemlich einsilbig gegen den jungen Prinzen Friedrich von Braunschweig wegen dieses verdrießlichen Vorfalles. Was den Prinzen Heinrich betrifft, so schrieb dieser streng: „Ich weiß nicht, wo Sie die Worte hergenommen haben, deren Sie sich bedient; ich habe sie in dem Wörterbuche der Gebildeten gesucht, ohne sie da finden zu können." — „Königliche Hoheit", erwiederte der Getadelte auf der Stelle, „Sie vergessen, daß ich es mit einem Pommer zu thun hatte, zu dem ich in seiner Sprache reden mußte, um verstanden zu werden." — Prinz Heinrich lachte bei dieser Entschuldigung und war entwaffnet.

Dies kann meines Dafürhaltens zur Genüge darthun, daß das Portrait des Prinzen Heinrich, wie es Mirabeau gezeichnet, trotz der Zustimmung des Lord Holland, auch nicht im Entferntesten genau ist. Verlassen wir also die „Histoire secrète" und halten es unter der Würde, gewisse obscöne Beschuldigungen aufzunehmen, die selbst der Feder unwürdig sind, die sie so unverdaut und unverhüllt niedergeschrieben hat. Wenden wir uns lieber noch einmal zu dem Charakter des Prinzen, den wir schon einigermaßen geschildert haben, und suchen die Individualität desselben aus anderen Daten zu begreifen.

Er liebte ein genuß- und geistreiches Leben; sein Schloß zu Rheinsberg war die Stätte der höheren Geselligkeit. Der Empfang war gütig und einladend, er bot Alles auf, die Geladenen, so lange sie unter seinem Dache weilten, heiter zu sehen. Lektüre, theatralische Darstellungen, ergötzliche Ausflüge, geschmackvolle Soupers waren vorzugsweise Gegenstände der Erholung. Bei den letzteren herrschte eine große Freiheit, die Dienerschaft verlor sich unmerklich, sobald die unerläßliche Handreichung besorgt war. Dieser seltenen Aufmerksamkeit entsprang die ungezwungenste, fesselloseste Unterhaltung, er behandelte in dieser Beziehung seine Gäste nach ihrer Neigung. Diese waren auch nicht sparsam in der gegebenen Erlaubniß; davon nur ein Beispiel: Eines Tages bemerkte der vielschreibende Formey, Professor der Eloquenz und Mitglied der Akademie zu Berlin, als das Dessert aufgetragen wurde, eine bedauernswerthe Abwesenheit für einen Liebhaber des Rebensaftes. „Gnädiger Herr", sagte er, sich an den Prinzen Heinrich wendend, „ehemals (die Erinnerung daran bleibt unvergeßlich) würdigte Ew. Königliche Hoheit zu gedenken, daß meine Familie aus Vitry-le-Français, einer in der echten Champagne liegenden Stadt, stammt." — „Ei!" rief der Prinz aus, „man hat den Champagner gespart. Es soll gleich welcher gebracht werden; verzeihen Sie mir, Herr Formey, diese Vergeßlichkeit." Bei dem Worte Soupers stelle man sich übrigens nicht vor, daß der Prinz schwelgerische Mahlzeiten hielt; er war im Gegentheil sehr mäßig, und diese Mäßigkeit, verbunden mit einer regelmäßigen Lebensart, erlaubte ihm allein, die Strapazen des Krieges zu ertragen; denn er hatte von Natur eine schwächliche Constitution.

Er trieb seine Großmuth so weit, daß er es als eine völlige Aufgabe betrachtete, nicht blos zu leben, sondern auch leben zu lassen; in seiner Häuslichkeit kümmerte er sich so wenig um das Detail, daß seine Umgebung ihn fast beständig betrog, was seine ohnedies geringen Einkünfte noch mehr reduzirte. In dieser Beziehung besserten ihn die schlimmsten Erfahrungen nicht. „Ich will lieber bestohlen sein", sagte er, „als in meiner Freigebigkeit gebunden." So befand er sich auch während seines Aufenthalts in Frankreich in Geldklemme und wollte ein Darlehn aufnehmen. Da er aber auf Schwierigkeiten stieß, so ließ Ludwig XVI., davon unterrichtet, ihm durch eine dritte Hand vierhunderttausend Francs zustellen, womit er seine Schulden tilgte und bis zum Thronwechsel wartete, da er von Friedrich dem Großen, der ihn vor anderen Gliedern seiner Familie auszeichnete, zweimalhunderttausend Thaler erbte. (Die von ihrem Gemahl getrennt lebende Prinzeß Heinrich erhielt eine Jahresrente von sechstausend Thalern.)

(Schluß folgt.)

*) Wir wiederholen, daß wir hier nur die Urtheile des französischen Verfassers übersetzen. D. R.

England.

Alfred Baskerville's poetischer Schatz der Deutschen.*)

Mit Recht können wir wohl den Herausgeber dieser Sammlung als einen wackeren Schatzgräber begrüßen, der mit sinnvoller Auswahl und mit geschickter Hand poetische Erzstufen auf deutschem Boden gegraben und sie zu volksthümlichen englischen Werthen verarbeitet hat. Von Hagedorn, Kleist und Klopstock bis zu Geibel, Alfred Meißner und Redwitz liegt uns hier das ganze verflossene Jahrhundert deutscher Poesie vor, wiedergegeben mit seinen mannigfaltigen Formen und mit seinen noch viel mannigfaltigeren Gedanken. Es sind im Ganzen etwa siebzig deutsche Dichter, die hier dem englischen Publikum mit

*) The Poetry of Germany, consisting of Selections from upwards of Seventy of the most Celebrated Poets, translated into English Verse, with the Original Text on the opposite page. By Alfred Baskerville. Leipzig (G. Mayer), London and New-York, 1834.

ihren beſten lyriſchen Erzeugniſſen in gelungenen Ueberſetzungen vorgeführt werden. Wir haben kaum irgend einen berühmten Namen vermißt; ſelbſt Leſſing, den man unter lyriſchen Dichtern nicht ſuchen würde, iſt durch zwei anmuthige Proben: „Die drei Reiche der Natur" (Ich trink', und trinkend fällt mir bei) und „der Tod" (Geſtern, Brüder, könnt ihr's glauben!) vertreten.

Der Ueberſetzer hat ſich nicht geſcheut, ſeiner Arbeit durchweg die Original-Texte gegenüberzuſtellen, ſo daß das Buch dadurch für den engliſchen Leſer einen doppelten Werth erhält. Beſonders die Ueberſetzung von Liedern und Balladen iſt Herrn Baskerville außerordentlich gelungen. Es wird uns dadurch ein neuer Beweis geliefert, wie verwandt die beiden Sprachen ſind, die in ihren einfachſten, dem Volke am meiſten geläufigen poetiſchen Bildungen ſich auf überraſchende Weiſe begegnen. In ſolchen Fällen iſt das Engliſche auch faſt ganz frei von romaniſchen Wörtern, und ſeine eindrucksvollſten Gefühle werden durch germaniſche Laute ausgedrückt. Es iſt dem Ueberſetzer geglückt, ſolche Volkslieder und Balladen von Klopſtock, Chriſt. Felix Weiße, Gleim, Bürger, Goethe, Schiller, Math. Claudius, Matthiſſon, Tiedge, Tieck, Brentano, E. M. Arndt, Theodor Körner, Uhland, Rückert und ſelbſt von Joh. Heinr. Voß aufzufinden und in ein vollſtändig engliſches Gewand zu kleiden. Von neueren Dichtern haben ſich beſonders v. Eichendorff, H. Heine, Hoffmann von Fallersleben, Anaſt. Grün, Annette von Droſte-Hülshof, Herwegh, Geibel, Karl Beck, Moritz Hartmann, Wolfgang Müller, Prutz und Redwitz leicht in das fremde Idiom gefügt. Wir laſſen hier einige Proben folgen:

Zunächſt ein kleines Genrebild von Anaſtaſius Grün. Das Engliſche enthält nur ein einziges Wort romaniſchen Stammes:

Das Blatt im Buch.	*The Leaf of the Book.*
Ich hab' eine alte Muhme,	I have an aunt old and hoary,
Die ein altes Büchlein hat,	A little old book has she;
Es liegt in dem alten Buche	A withered and wrinkled leaflet
Ein altes dürres Blatt.	In the little book you may see,
So dürr ſind wohl auch die Hände,	The hands that in Spring once plucked it
Die einſt im Lenz ihr's gepflückt.	As withered and wrinkled lie,
Was mag doch die Alte haben?	Why weeps my old aunt so sadly
Sie weint, ſo oft ſie's erblickt.	Whenever it meets her eye?

Die erſte Strophe eines Liedes von Prutz, „Der Frühling", lautet alſo:

Der Frühling.	*Sir Spring.*
Herr Frühling zog in's Land hinein,	Once through the land Sir Spring he rode,
Der fürſtliche Geſelle,	A noble princely knight,
Mit gold'nen Locken, kraus und fein,	Around him golden ringlets flowed
Mit Augen, ſternenhelle.	His eyes like stars so bright.
Sein Roßlein war ein Schmetterling,	His charger was a butterfly,
Darauf er ſaß mit Lächeln,	He sat thereon and smiled,
Und vor ihm her als Page ging	There went before him through the sky
Ein luſtig Maienfächeln.	As page a zephyr mild.

Die Verwandlung der weiblichen Reime in männliche, wie ſie in dieſer Probe vorkömmt, geht faſt durch die ganze Sammlung hindurch und iſt vielleicht die einzige Veränderung der Form, die der Ueberſetzer ſich geſtattet hat. Das deutſche Ohr wird dadurch allerdings zuweilen verletzt; dem Geiſte der engliſchen Sprache ſcheint jedoch der männliche Reim mehr zu entſprechen, als der weibliche. Am ſtörendſten iſt deutſchen Leſern vielleicht dieſe faſt durchgehende Veränderung in dem ſonſt trefflich überſetzten „Lied von der Glocke", wie aus nachſtehenden Anfangsſtrophen erſehen werden mag:

Firmly bound the mould of clay
In its dungeon-walls doth stand.
Born shall be the bell to-day!
Comrades, up! now be at hand!
From the brows of all
Must the sweat-drop fall,
Ere in his work the master live;
The blessing God alone can give.

To what we earnestly prepare
Now may an earnest word be said;
When good discourse our labours share
Then merrily the work is sped.
Let us contemplate then with zeal
What springs from feeble strength and thought;
Contempt for him we e'er must feel
Who planned not what his hands have wrought.
'Tis this adorns the human race,
For this to man was reason given,
That he within his heart may trace
The works that by his hands have thriven.

Wood cut from the pine-tree take
But well seasoned let it be,
That the flames, compressed, may break
Through the cauldron's molten sea.
Boil the copper within,
Quick, bring hither the tin,
That the bell's tough metal may
Smoothly flow in wonted way!

Wie in den vorſtehenden Beiſpielen, ſo ſtimmt in dem ganzen Buche faſt jede Zeile der Ueberſetzung mit der entſprechenden des deutſchen Textes überein. Zwanglos iſt überall der Sinn des Originals und auch die Form möglichſt vollſtändig wiedergegeben. Was letztere betrifft, ſo hat ſich Herr Baskerville in den verſchiedenartigſten Geſtaltungen verſucht, z. B. an dem Versmaß einer Klopſtockſchen Ode:

To God.

In silent awe I tremble, O God, before
Thy Omnipresence gentler my heart doth beat,
And quake my limbs. I feel, I feel it,
Present art thou also here, where I weep.

Oder in dem Herameter der Römiſchen Elegieen von Goethe:

Speak, ye ruins, to me, O speak, ye sumptuous mansions!
Streets, O speak but a word! Genius wakest thou not?

. . . . . .

Thou, O Rome, 'tis true, art a world, yet be but Love absent,
Then were the world not the world, Rome then no longer were Rome.

Oder in den Jamben des Scheferſchen Laien-Breviers:

As woman ranks in the esteem of man,
So in his heart is love unclean or pure,
So much too he esteemeth honour, or
So little, and so he himself is honoured.
Who not esteems himself, ne'er honours woman,
Who honours woman not, doth he know love?
Who knows not love, is honour known to him?
Who knoweth honour not, what has he left?

Wir halten die Baskervilleſche Sammlung für vollkommen geeignet, die „Poetry of Germany" in England und Nord-Amerika nicht blos würdig zu vertreten, ſondern auch in weiten Kreiſen populär zu machen.

Mannigfaltiges.

— Eine Weltumſegelung. Die Verlagsbuchhandlung von C. B. Lorck in Leipzig, hat kürzlich auch den erſten Band einer „Hausbibliothek für Länder- und Völkerkunde" erſcheinen laſſen. Derſelbe enthält: „Eine Weltumſegelung mit der Schwediſchen Kriegsfregatte „Eugenie"; von N. J. Anderſon, Deutſch von Prof. Dr. K. L. Kannegießer." In dieſer Weltumſegelung erzählt der Verfaſſer, ein ausgezeichneter ſchwediſcher Naturforſcher, in einer ſchlichten, aber darum nicht weniger anziehenden Weiſe, was er während der in den Jahren 1851—53 mit der genannten Fregatte gemachten Reiſe um die Erde geſehen und erlebt. Wir bezeichnen den Weg, welchen die Fregatte auf ihrer Expedition, deren Zweck wir in dem vorliegenden Buche nicht angegeben finden, genommen, indem wir die Haupt-Stationen der Reiſe nennen: Carlskrona, die Inſel Wight, Madeira, Rio, Montevideo, die Magelhaens-Straße, Valparaiſo, Panama, die Sandwichs-Inſeln, Kalifornien, Otaheiti, Neu-Holland, China, Manilla, Singapore, Batavia, Java, Isle de France, das Kap der guten Hoffnung, St. Helena, die Azoren, Plymouth, Cherbourg. Wer ein Intereſſe daran hat, die Natur und das Menſchenleben an allen dieſen und vielen anderen nicht genannten Punkten des Erd-Umfanges kennen zu lernen, wird das vorliegende Buch, welches in der Form brieflicher Mittheilungen verfaßt iſt, im höchſten Grade intereſſant und ganz geeignet finden, eine „Hausbibliothek für Länder- und Völkerkunde" zu eröffnen. Daß dieſe geographiſche Hausbibliothek eben ſo, wie die hiſtoriſche und wie die von derſelben Buchhandlung herausgegebene naturwiſſenſchaftliche (welche in den bis jetzt erſchienenen zwei erſten Bänden das werthvolle Werk H. C. Oerſted's: „Der Geiſt in der Natur" in deutſcher Ueberſetzung, auch von Prof. Dr. Kannegießer, wie der vorliegende Band, gebracht), nur Gediegenes, Tüchtiges, den Bedürfniſſen des größeren gebildeten Publikums Entſprechendes bieten wird, dafür giebt uns der vorliegende erſte Band eine gute Bürgſchaft. Wir können nicht umhin, dieſe „Weltumſegelung", wie überhaupt die ganze „Hausbibliothek", von der ſie einen Theil ausmacht, allen Denen, welche die Neigung und die Mittel haben, ſich einen werthvollen Vorrath geſunder Geiſtesnahrung zu ſammeln, aufs angelegentlichſte zu empfehlen. Jeder Band der Hausbibliothek, in anſtändigem Oktavformat mit dem Inhalt von zwei bis drei gewöhnlichen Oktavbänden, koſtet 1 Thlr., — ein Preis, den man in Rückſicht auf den gediegenen Inhalt und in Erwägung des Umſtandes, daß jeder Band auch einzeln zu kaufen iſt, ſehr niedrig finden muß.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 75. Berlin, Sonnabend den 24. Juni 1854.

Rußland.

Die russische Marine.

Nach Fraser's Magazine.

Von den russischen Kriegsschiffen im Allgemeinen wollen wir nur sagen, daß der augenscheinlichste Fehler derselben in dem Mangel an Länge und dem schwerfälligen Ansehen des Takelwerks besteht. Sie segeln langsam und sind schwer zu handhaben, obgleich Letzteres wohl von dem ungeschickten Manövriren herrührt. Ihr Rumpf ist mit lebhaften Farben angestrichen, und einige von den kleineren Schiffen — den Briggs und Korvetten — haben allerdings ein schmuckes Aeußere. Viele von den Linienschiffen haben die Stückpforten des unteren Decks in richtiger Höhe über dem Wasser, da sie bei der Beschiffung ihrer engen Meere nicht gezwungen sind, die Räume mit so vielem Trinkwasser und Proviant anzufüllen, als dies bei weiten Reisen geschehen muß. Im Ganzen können wir annehmen, daß die russischen Schiffe in der Ostsee eben so schlecht und die im Schwarzen Meer etwas besser gebaut sind, als die alten „Tonnen" aus dem vorigen Jahrhundert, mit denen England seine ruhmvollsten Seesiege errang, wobei wir die Verschiedenheit des Materials unberücksichtigt lassen. Die wichtige Frage der Bewaffnung werden wir sogleich besprechen, und es wird aus dieser Erörterung hervorgehen, daß, mit Ausnahme weniger vereinzelter Fälle, die Artillerie der kaiserlichen Flotte nach unseren heutigen Begriffen völlig unzureichend und ihre Bedienung noch weit mangelhafter ist. Wir gedenken jedoch zuerst einige Bemerkungen über den gegenwärtigen Stand und die künftigen Aussichten der russischen Dampfmarine vorauszuschicken.

Unter den zehn Räder-Dampfschiffen der Ostseeflotte, die als Kriegsdampfer rangiren, giebt es nur drei, die als Zweidecker ausgerüstet sind. Eines von diesen, die „Kamtschatka", in Nord-Amerika gebaut, ist ein schönes Fahrzeug von 1300 Tonnen, etwa von der Größe unseres (englischen) „Odin". Dasselbe gilt von dem „Olaf", der vor kurzem in Helsingfors vom Stapel lief. Keines dieser Schiffe ist jedoch, was die Dampfkraft und den Tonnengehalt betrifft, mit dem „Terrible" oder der „Retribution" zu vergleichen, und wir haben Ursache, zu glauben, daß ungefähr sieben Knoten (Seemeilen zu 60 auf 1 Grad) als das Maximum der von denselben erreichten Schnelligkeit betrachtet werden dürfen. Die schnellsten in diesem Geschwader sind der „Gremiastschij" und der „Grosastschij"; der letztere hat, bei günstigem Winde und schönem Wetter, neun Knoten in der Stunde zurückgelegt, aber die meisten anderen können kaum einer steifen Brise entgegenarbeiten. Fast alle russische Dampfer haben oder hatten englische Ingenieure, und die Maschinerie ist von ausländischer Arbeit.

Die Flotte des Schwarzen Meeres besitzt drei schwere Dampf-Korvetten, den „Wladimir", die „Bessarabia" und den „Gromonoszez", welche, wenn wir nicht irren, von Mr. Pitcher in Northfleet gebaut (aus dessen Fabrik acht Dampfer für den Kaiser von Rußland hervorgegangen sind) und mit ihren Kanonen im Raum durch die Dardanellen geschmuggelt wurden. Die anderen Räder-Dampfböte sind weder groß, noch mit schwerem Geschütz ausgerüstet.

Der Bestand der russischen Marine an Schrauben-Dampfschiffen wird jetzt durch den „Wostok" repräsentirt, einen kleinen Schooner, der in London gekauft wurde und sich gegenwärtig im Stillen Meere befindet. Die Ostseeflotte besaß allerdings eine in Archangel gebaute Schrauben-Fregatte erster Klasse, den „Archimedes", welcher indeß mit Hülfe des Dampfes und der Segel zugleich nie mehr als sieben und einen halben Knoten herausbrachte. Ein so ungünstiges Resultat wurde der Nervenschwäche eines Generals zugeschrieben, der, wie man im Publikum glaubte, das Eindringen des Wassers durch die für den Wellbaum der Schraube gelassene Oeffnung fürchtete und mit großer Sorgfalt Vorkehrungen dagegen traf. Der Schiffbruch des „Archimedes" im Jahre 1852 machte zum Glück der Angst dieses würdigen Offiziers ein baldiges Ende. Mehrere Schraubenschiffe sind jetzt im Bau begriffen, und die Fregatte „Polkan" kann möglicherweise diesen Sommer dienstfähig gemacht werden, die anderen aber sind im hülflosesten Zustande, und es ist sehr zu bezweifeln, ob, im Fall der jetzige Krieg eine Zeitlang fortdauern sollte, sie je mit Maschinen versehen werden. Bisher hatte die russische Regierung sich auf das Ausland verlassen, um den Bedürfnissen ihrer Dampfmarine zu genügen. Jetzt ist sie ganz auf ihre eigenen Hülfsquellen angewiesen, und bereits im vorigen Jahr, als der Krieg mit England und Frankreich in Aussicht stand, drang sich der kaiserlichen Admiralität die Ueberzeugung auf, daß es nothwendig sei, die Kunstfertigkeit der einheimischen Ingenieure auf die Probe zu stellen. Der General Wilson, Direktor der Maschinenbau-Anstalt in Kolpina, bei St. Petersburg, ein russischer Unterthan von englischer Abkunft, erhielt daher den Befehl, drei Maschinen für Schrauben-Dampfer der Kriegsmarine zu bauen. Diese Anstalt, welche an der Moskauer Eisenbahn liegt, hatte früher noch keine Maschinerie von solcher Größe verfertigt; ihre gewöhnliche Arbeit beschränkte sich auf Reparaturen und auf die Lieferung einiger Maschinen zu Jachten, nach englischem Modell, die indessen nicht sonderlich geriethen. Es muß sich nun zeigen, ob es den Arbeitern in Kolpina gelingen wird, diesen neuen Anforderungen auf ihre Geschicklichkeit zu entsprechen. Die nächsten zwei bis drei Jahre können wohl Jahre des Fortschrittes sein, aber auch, dem Anschein nach, für Rußland Jahre der Ausschließung vom civilisirten Europa. Unserer Ansicht nach, werden die jetzt auf den Werften von St. Petersburg befindlichen Schiffe schwerlich je ihre Maschinen aus der kaiserlichen Fabrik in Kolpina erhalten.

In der englischen Marine sind die Kriegsschiffe folgendermaßen bewaffnet:

Die Segel-Linienschiffe haben achtzöllige Kanonen von 65 Centner und Zweiunddreißigpfünder von 56 und 42 Centner Gewicht; eben so die Segel-Fregatten. Die Schrauben-Linienschiffe und Fregatten sind mit ähnlichen Kanonen versehen, wozu noch eine achtundsechzigpfündige Drehbasse von 95 Centner Gewicht kömmt. Die Schaufelräder-Fregatten und Korvetten haben außerdem eine zehnzöllige Bombenkanone, welche 84 Centner wiegt und eine Hohlkugel von 84 Pfund abschießt.

Wenden wir uns nun zu den russischen Schiffen, so finden wir, daß die größere Zahl derselben eine Ausrüstung hat, die, wenn wir Obiges als Norm annehmen, in jeder Beziehung hinter ihr zurückbleibt. Doch wird man die Ostseeflotte und die des Schwarzen Meeres nicht in Eine Kategorie stellen dürfen, indem letztere in den meisten Punkten ein entschiedenes Uebergewicht behauptet. Von der Flotte des Schwarzen Meeres wollen wir den Dreidecker „die zwölf Apostel" als Beispiel nehmen, von der Ostseeflotte hingegen den Dreidecker „St. Georg der Siegreiche", welcher voriges Jahr die Flagge des Vice-Admirals Epantschin trug, und diesen das britische Linienschiff „Queen" gegenüberstellen:

„Zwölf Apostel" von 120 Kanonen. Station: Sewastopol.

Im unteren Deck: 28 Achtundsechzigpfünder (sogenannte Bombenkanonen) und 4 lange Sechsunddreißigpfünder.

Im Mitteldeck: 32 kurze Sechsunddreißigpfünder.

Im Hauptdeck: 32 Sechsunddreißigpfünder (Karronaden).

Im oberen Deck: 24 Vierundzwanzigpfünder (Karronaden).

Gewicht der Breitseite (von russischen zu englischen Pfunden reduzirt*) 2240 Pfund.

„St. Georg" von 112 Kanonen. Station: Kronstadt.

Im unteren Deck: Sechsunddreißigpfünder und 4 zweipudige Bombenkanonen.

Im Mitteldeck: Vierundzwanzigpfünder (Karronaden).

Im Hauptdeck: Vierundzwanzigpfünder und 4 einpudige Haubitzen.

Im oberen Deck: Achtzehnpfünder (Karronaden).

Gewicht der Breitseite: 1350 Pfund.

„Queen" von 116 Kanonen. Station: Schwarzes Meer.

Im unteren Deck: Achtzöllige Kanonen.

Im Mitteldeck: Zweiunddreißigpfünder.

Im Hauptdeck: Zweiunddreißigpfünder.

Im oberen Deck: Zweiunddreißigpfünder.

Gewicht der Breitseite: 2350 Pfund.

*) Das russische Pfund verhält sich zu einem englischen und preußischen wie 1: 0,9017 und 1: 0,8730. Breitseite, broadside, heißt bekanntlich die volle Lage von sämmtlichem auf einer Seite des Schiffes befindlichen Geschütz.

Bei Angabe des Breitseitengewichts der resp. Schiffe haben wir dem kleinen Ueberschuß in der Kanonenzahl der „Zwölf Apostel" Rechnung getragen, der jedoch die größeren Metallstücke der „Queen" nicht aufwiegt. Es geht aus dieser Berechnung hervor, daß das englische Schiff, mit dem „St. Georg" verglichen, sich eines Uebergewichts erfreut, das dem Besitz von 32 Zweiunddreißigpfündern gleichkömmt, während es vor den „Zwölf Aposteln" etwa 5 Zweiunddreißigpfünder voraushat. Allein dies ist noch nicht Alles, denn die „Queen" könnte in einer Entfernung von 1200 Yards ihre Breitseite von 58 Kanonen in die „Zwölf Apostel" hineinfeuern, welche auf eine solche Distanz nur mit 31 Geschützen zu antworten im Stande wäre, der „St. Georg" aber könnte unter denselben Umständen gar nur mit 17 Kanonen das Feuer erwiedern! Wegen ihrer geringeren Tragweite würden nämlich in ersterem Falle die russische Ober- und Hauptdeck-Batterie, im letzteren sämmtliche Batterieen mit Ausnahme des untersten Decks fast wirkungslos bleiben und nur dann benutzt werden können, wenn es gleichsam zwischen den beiden Schiffen zum Handgemenge käme. Außerdem ergab es sich bei den im vergangenen Jahr vorgenommenen Uebungen, daß die Kanoniere „St. Georg's des Siegreichen" die Scheibe nur fünfundzwanzigmal unter hundert trafen, so daß das britische Schiff nicht mehr als vier Schüsse von dem Feind erhalten dürfte; unterdessen würde kaum ein einziger britischer Schuß seinen Gegner verfehlen, und ehe der Commandeur des „St. Georg" sich von der Wirkung erholt hätte, welche die Explosion von einem Dutzend Moorsomscher Bomben auf ihn hervorgebracht, würde eine zweite Lage den „Siegreichen" ganz von der russischen Marineliste streichen und in die Tiefe des Meeres begraben. Es ist hier nicht von theoretischen Schlüssen, sondern von einem arithmetischen Calcul die Rede, der den Beweis liefert, daß die Wirksamkeit von Segel-Linienschiffen, wie der „St. Georg", den Schiffen der alliirten Flotten gegenüber gleich Null zu rechnen ist.

Der „St. Georg" und die „Zwölf Apostel" stellen, was die Ausrüstung betrifft, die beiden Extreme dar, zwischen welchen die russischen Kriegsschiffe beständig fluktuiren. Ein neues Fahrzeug ist anfangs, besonders im Schwarzen Meere, vielleicht eben so schwer armirt, als die „Zwölf Apostel", aber lange ehe seine Dienstzeit abläuft, wird es zum Niveau des „St. Georg" hinabsinken. Dieselbe Bemerkung läßt sich auf die Zweidecker anwenden, die zum Theil gleichmäßig mit Batterieen von Zweiunddreißigundeinhalb- und Siebenundzwanzigpfündern (nach engl. Gewicht) versehen sind; die Mehrzahl der Vierundachtzig- und Vierundsiebzig-Kanonenschiffe ist jedoch in ähnlicher Art bewaffnet, wie der „St. Georg". Von den Fregatten führen eine oder zwei Zweiunddreißigundeinhalbpfünder auf dem Hauptdeck; in den meisten Fällen aber ist die Batterie des Letzteren mit Zweiundzwanzigundeinhalbpfündern und die des oberen Decks mit Karronaden von demselben Kaliber oder mit Sechzehnundeinhalbpfündern armirt. Die „Aurora" z. B., die jetzt in Callao liegt, hat Zweiundzwanzigundeinhalbpfünder und zwei sechsunddreißigpfündige Haubitzen auf beiden Decken. Dagegen sollte die unvollendete Schrauben-Fregatte „Polkan" dreißig lange und vierzehn kurze Zweiunddreißigundeinhalbpfünder, nebst zehn Bombenkanonen, führen. Wir bemerken nur noch, daß die englische Schrauben-Fregatte „Imperieuse" von 51 Kanonen eine größere Metallstärke als ein gewöhnliches russisches Linienschiff von 74 Kanonen und die Schrauben-Korvette „Termagant" eine größere Metallstärke als einige von den russischen Fregatten besitzt.

Wie schon erwähnt, giebt es unter den russischen Schaufelräder-Dampfböten kein einziges, das sich im Tonnengehalt, in der Schnelligkeit und in der allgemeinen Kriegstüchtigkeit mit dem „Terrible" und der „Retribution" messen könnte. Um nun zur Ausrüstung überzugehen, so hat die Ostseeflotte nur drei Dampfschiffe, welche Geschütze auf dem Hauptdeck führen: den „Smeloi" von 12, die „Kamtschatka" von 16 und den „Olaf" von 16 Kanonen. Der „Smeloi", über den uns nähere Angaben zu Gebote stehen, hat zwei zweipudige Bombenkanonen auf dem oberen Deck, nebst zwei Zweiunddreißigundeinhalbpfündern am Bug, und acht vierundzwanzig- (zweiundzwanzigundeinhalb-) pfündige Karronaden auf dem Hauptdeck. Ueber den „Olaf" wissen wir nichts Genaueres mitzutheilen; die Räder-Schaluppen aber sind nach Umständen mit einer oder zwei zweipudigen oder anderthalbpudigen Bombenkanonen und drei oder vier zweiundzwanzig- oder achtzehnpfündigen Karronaden versehen. Die größeren Dampf-Fregatten im Schwarzen Meer, wie die „Bessarabia", führen eine zehnzöllige Kanone vorn und, wie wir glauben, einen Achtundsechzigpfünder oder eine zweite zehnzöllige Kanone am Spiegel, mit vier Vierundzwanzigpfündern. Die kleineren Dampfer, die „Kolchis" z. B., haben eine achtundsechzigpfündige Drehbasse von 65 Centner Metallgewicht und zwei zwölfpfündige Karronaden. Was die Donau-Flotille betrifft, so war der „Pruth" vorigen Herbst nur mit sechsunddreißigpfündigen Karronaden und der „Ordinarez" mit Geschützen vom allerkleinsten Kaliber bewaffnet.

Frankreich.

Prinz Heinrich von Preußen und sein Charakter, gegenüber der Memoiren-Literatur.

(Schluß.)

Prinz Heinrich hatte damals Hoffnung auf einen anderen Zuwachs seines Vermögens; denn sein königlicher Bruder hatte ihm als Belohnung für die Mitwirkung bei der ersten Theilung Polens die Anwartschaft auf das Markgrafthum Schwedt zugesichert. Unglücklicherweise erklärte eine Kabinets-Ordre seines Neffen, Friedrich Wilhelm II., welche vorzugsweise gegen ihn von seinem persönlichen Feinde, dem Premier-Minister, Grafen Hertzberg, gerichtet war, alle unter den vorigen Regierungen bewilligten Erspektanzen auf Lehen für ungültig, so daß er für die reiche Erbschaft, welche er zu erwarten hatte, mit einer geringen Entschädigung abgefunden wurde.

Bekannt ist, daß unter Friedrich dem Großen die Disziplin eisern war; die Fuchtel (la schlague) stand in Blüthe, und Desertionen waren deshalb häufig. Prinz Heinrich zeigte sich stets als Gegner dieser maßlosen Strenge und besonders der Züchtigungen, die ein bloßer „Junker" (yunker) dem Soldaten wegen der geringsten Ungenauigkeit im Dienst diktiren konnte. Er sagte wiederholt seinen Offizieren: „Wenn ein Soldat eine Bewegung schlecht ausführt, so haben Sie ihn nicht genug geübt; lassen Sie ihn Abends eine oder zwei Stunden exerziren, und er wird genug bestraft sein. Wenn Sie ihn schlagen, so bestrafen Sie ihn um Ihrer eigenen Trägheit willen."

Friedrich der Große hatte einen lauschigen, lebhaften, strömenden, vorherrschend französischen Geist; Heinrich war ernster, überlegter, ein Feind von Paradoxen, und leicht bemerkte er das Sophistische in den Antworten, die ihm wurden. Beide Brüder bekannten sich ohne Hehl, im Punkte der Religion, zum Materialismus, zeigten aber eine helldenkende Toleranz für die Ueberzeugungen Anderer.

Prinz Heinrich erkannte instinktartig das wahre Verdienst; auf seiner Reise durch Frankreich wohnte er einer Sitzung der Akademie in Dijon bei, in welcher Carnot, damals Genie-Capitain, seine „Lobrede auf Vauban" hielt, und war von der Abhandlung so befriedigt, daß er den jungen Ingenieur für Preußen zu gewinnen trachtete.

Bei all seinem Stolze, von dem wir gesprochen, war der Sieger von Freyberg bescheiden; er vermied den Luxus in Kleidern und Equipagen, nahm keine Rücksicht auf die Etikette, sondern zog es vor, sein Schloß Rheinsberg zu verschönern, Fabriken zu gründen und Häuser zu bauen für die besseren seiner Diener. Diese weise Eingezogenheit erinnert an die des Siegers von Rocroy und Chantilly unter der Regierung Ludwig's XIV.; auch nennt Voltaire den Prinzen Heinrich den „Condé von Rheinsberg". Die Bescheidenheit des Prinzen findet sich in der Inschrift wieder, die er für sein Grab gemacht: ein einfaches und edles Resumé seines Lebens, worin es unter Anderem heißt: „Glücklich in der Sammlung meiner Gedanken, glücklicher, wenn meine Dienste dem Vaterlande nützlich sein konnten oder der leidenden Menschheit... Ich konnte nicht der beste der Menschen sein, ich befinde mich aber auch nicht unter der Zahl der Schlechten."

Dieser Prinz wurde nicht, wie Friedrich II., von einer natürlichen Ungeduld gequält, die bei diesem Monarchen nicht selten zum Fehlschlagen seiner Kriegsoperationen beitrug; er wußte, welchen Nutzen man vom Temporisiren ziehen kann, eine Wissenschaft, welche ihm manchen glücklichen Coup im Defensivkriege und in der Diplomatie gestattete; wir müssen selbst sagen, daß ohne den dringenden Wunsch seines Bruders, so bald als möglich die erste Theilung Polens zu bewerkstelligen, er dabei bessere Bedingungen für Preußen erlangt haben würde, und namentlich den Besitz der beiden Städte Danzig und Thorn, die ihm erst bei der zweiten Theilung im Jahre 1793 zufielen.

Eigenthümlich muß man es finden, daß Prinz Heinrich den Krieg nicht liebte, sondern ihn einzig als Wissenschaft zur Erhaltung der Staaten und zum Nutzen seines Vaterlandes ansah, der er aber mit Eifer oblag wegen seiner hohen Stellung, da ihn diese mehr als jeden Anderen nöthigte, sich in den Waffen zu üben, wenn Preußen in die Lage käme, eine Entscheidung durch dieselben anzurufen. Hierin liegt eine merkwürdige Charakter-Aehnlichkeit mit seinem großen Bruder, bei dem es ein gleichfalls hervortretender Zug war, einen Krieg nur aus Nothwendigkeit, niemals aus Neigung zu unternehmen. Herr Duparcq beruft sich dabei auf den preußischen General v. Loffau im dritten Bande (S. 44) seiner „Ideale der Kriegführung". Auch in der Liebe zu den Franzosen und deren Literatur sind sich beide Brüder gleich. Der König sprach aber nie anders als deutsch zu seiner Armee, selbst zu den Franzosen, die in dieselbe eintraten; auch betrachtete er das Deutsche als Geschäftssprache und diktirte darin seine meisten Kabinetsbefehle; bekannt ist jedoch seine fehlerhafte Rechtschreibung, was ihm indessen auch bei der französischen Sprache begegnete. Den Prinzen Heinrich anbelangend, so ging er weiter, als sein Bruder, und bediente sich fast ausschließlich der französischen Sprache. „Er

hatte", erzählt Lord Holland, „so vollständig seine Muttersprache vergessen oder affektirte, sie so schlecht zu sprechen, daß, wenn in unerwarteter Artigkeit er den Postillonen angab, auf welcher Straße sie mich nach Potsdam fahren sollten, sie sich, selbst in seiner Gegenwart, über seine fehlerhafte und gebrochene Aussprache des Lachens nicht erwehren konnten." Fast seine ganze Korrespondenz ist französisch; er schrieb seine Briefe eigenhändig — bloße Förmlichkeitsschreiben ausgenommen — und stand auf diese Art in geistigem Verkehr mit mehreren ausgezeichneten Persönlichkeiten der verschiedenen Staaten Europa's, insbesondere Frankreichs. Man entdeckt in seinem Briefwechsel die höchste Urbanität, jene Leutseligkeit, die einem großen Manne geziemt, neue und anmuthige Gedanken, die Liebe zu edlen Handlungen und seine Bevorzugung alles Französischen. Herr Duparcq führt einige Beispiele davon an: Briefe an den Marquis de Valory, französischen Gesandten in Berlin, an die Generale Grimoard und Thiébault.

Da einmal von der Korrespondenz des Prinzen Heinrich die Rede ist, mag auch des Briefwechsels Erwähnung geschehen, welchen derselbe noch vor Beginn des siebenjährigen Krieges mit seinem Bruder, dem Prinzen von Preußen, unterhielt. Um sich vorzubereiten, in künftigen Kriegen würdiger die Armeen zu kommandiren, entwarfen die beiden Brüder einen fingirten Krieg, worin jeder von ihnen eines der feindlichen Heere befehligte; die Operationen, welche Einer auszuführen für angemessen fand nach dem Zuge seines Gegners, um ein Gleichniß vom Schachspiel zu entlehnen, bildeten den Gegenstand von Denkschriften, die sie mit den nöthigen Plänen versahen und wöchentlich auswechselten. Das hieß im tiefsten Frieden einen Federkrieg führen, aber die theoretische Uebung war von gutem Nutzen.

Zwei andere Thatsachen beweisen noch das stylistische Talent des Prinzen Heinrich. Während seiner Mission in Frankreich übte er auf Ludwig XVI. hauptsächlich durch die Briefe, die er an ihn richtete, einen solchen Einfluß aus, daß der König dem Prinzen versprach, auch nach dessen Rückkehr nach Berlin die Korrespondenz fortzusetzen. Als er in Rheinsberg wohnte, schrieb Friedrich der Große ihm jede Woche, bald um seinen Rath über Staats-Angelegenheiten zu hören, bald um mit ihm einen gelehrten Gegenstand zu diskutiren, Briefe, die der Prinz sofort beantwortete. Dieser Schriftwechsel dauerte bis an den Tod des Königs, und die Zahl der Briefe belief sich in diesem Zeitraum auf fünfhundertsiebenundachtzig.

Prinz Heinrich liebte zärtlich seinen Bruder, den Prinzen von Preußen; auch konnte er Friedrich dem Großen niemals seine Härte gegen diesen Erben des Thrones verzeihen. Der Prinz tröstete sich niemals über den frühen Tod seines Bruders, und fast alle Schriftsteller, die sich mit dieser Periode beschäftigt haben, bezeigen ihre Theilnahme über ein so frühes Ende. Prinz Heinrich fand eine Genugthuung darin, im Jahre 1791 in dem Schloßgarten zu Rheinsberg dem Andenken des geliebten Bruders August Wilhelm, so wie sechsundzwanzig Offizieren, die sich im Felde um die Ehre Preußens verdient gemacht hatten, ein Monument zu errichten. Er weihte dasselbe durch ein militairisches Fest ein, dem Tausende von Zuschauern beiwohnten, und hielt eine Ansprache, der es nicht an edlen Worten zu Gunsten des unglücklichen Prinzen fehlt. „Meine Herren", sagte der Gründer des Denkmals, „es ist ebensowohl die Pflicht der Billigkeit und Gerechtigkeit, als ein mir heiliges Gefühl, die mich treiben, zu Ihnen von August Wilhelm, dem Prinzen von Preußen, zu sprechen... Geehrt und geschätzt in seiner militairischen Laufbahn, wurde er gleicherweise geliebt von dem Gemeinen, wie vom Offizier. Ich berufe mich dabei auf das Zeugniß derer, welche noch leben und in den beiden Regimentern dienen, die seinen Namen tragen. Fünf Feldzüge und vier Schlachten erwarben ihm die Anerkennung, welche dem Muthe gebührt, und die Achtung, welche sich ein heller Blick erzwingt. Bei Hohenfriedberg griff er den bei Güntersdorf postirten Feind an und trug als General-Lieutenant an der Spitze seiner Division den Sieg davon. Czaslau, Sohr, Lowositz könnten Züge liefern, eben so ehrenvoll für sein Urtheil, als für seine Tapferkeit und Festigkeit. Man weiß, daß er im Jahre 1757 in der schwierigsten Zeit die Armee befehligte. Ehe ich schließe, wird es mir erlaubt sein, hinzuzufügen, daß er das Unglück mit der Festigkeit, Milde und Bescheidenheit trug, die seinen Charakter ausmachten."

Wenn wir dem Lord Holland glauben dürfen, so hatte Prinz Heinrich nicht erst den Tod Friedrich's abwarten wollen, um das Gedächtniß des Prinzen von Preußen wieder ehrenvoll herzustellen. Denn man liest in den „diplomatischen Erinnerungen": „Er (der Prinz Heinrich) sagte mir, daß er in seinen älteren Memoiren die Wahrheit erzählt und das Andenken des Prinzen gerächt, indem er unverhüllt die Grausamkeit und Ungerechtigkeit des Königs dargestellt hätte; daß Letzterer aber, als er seine Absicht erfahren oder gemuthmaßt, ihm durch ein geschicktes Manöver geradezu Schweigen auferlegt und ihn gezwungen habe, die gefürchtete Stelle zu unterdrücken, indem Friedrich selbst in seiner „Geschichte des siebenjährigen Krieges" den Prinzen Heinrich so warm und weit über sein Verdienst rühmt, daß dieser fürchten mußte, sich dem Vorwurf schwarzen Undanks auszusetzen, wenn er die Erzählung von der Schwäche oder Härte seines eigenen Panegyristen hinterließe."

Das Unglück des Prinzen von Preußen war nicht die einzige Ursache der Mißstimmung des Prinzen Heinrich gegen Friedrich II.; es sind wesentlich noch drei andere Gründe dafür anzuführen. Der erste ist die Strenge, mit der Friedrich seit seiner Thronbesteigung gegen den vierzehn Jahre jüngeren Bruder verfuhr, indem er ihn in Potsdam als einfachen Offizier zurückhielt. Damals, unter Friedrich dem Großen, bot der Aufenthalt in Potsdam nichts Anziehendes dar, und der junge Prinz entschlüpfte oft, um sich incognito nach Berlin zu begeben. Als es der König erfuhr, ermangelte er nicht, seinen Bruder in Arrest zu stecken. Prinz Heinrich ist die Erinnerung daran nie losgeworden.

Zweitens gab Friedrich seinem Bruder erst die Freiheit wieder, als er ihn zwang, eine Frau zu nehmen (1752), und zwar nur aus politischen Rücksichten, da er selbst keine Kinder hatte und haben konnte, er also mit Rücksicht auf die Erhaltung seines Hauses dafür sorgen mußte, daß seine Brüder deren statt seiner hätten. Nun zeigte aber Prinz Heinrich wenig Neigung für das eheliche Band, indem er, aus Stolz, wie er sich ausdrückte, „nicht nach sich lassen wollte ein Geschlecht armer Fürstensöhne, die dem Staate zur Last fielen." Ja, es entstand im Jahre 1765 eine solche Spannung zwischen den beiden Gatten, daß der Prinz ganz mit seiner Gemahlin brach und sie von da an nur bei Hofe wiedersah, wo er nicht ein Wort an sie richtete. Man begreift also, daß der Prinz es seinem Bruder nicht verzeihen mochte, ihn für den Preis seiner Freiheit zu dieser unglücklichen Ehe gezwungen zu haben.

Drittens endlich ging bei dem Tode des Königs von Polen, August III., die polnische Nation mit dem Gedanken um, auf den erledigten Thron durch Wahl den Prinzen Heinrich zu erheben, dessen militairische Talente mit Hülfe ihres Muthes den Eingriffen des hochmüthigen Rußland hätten eine Schranke setzen sollen; ihre Gesandten erschienen, Friedrich dem Großen diese Erhebung vorzuschlagen; aber schon hatte Letzterer Rußland versprochen, die Wahl eines Polen zu begünstigen. „Haben Sie meinen Bruder gesehen?" fragte er die Gesandten. — „Nein, Sire." — „So reisen Sie ab und sehen ihn nicht." Prinz Heinrich fühlte das lebhafteste Mißvergnügen, sich also um den Thron gebracht zu sehen, er, der sich so würdig zu herrschen fühlte, und, wie ein großer Mann, den es schmerzt, nur an zweiter Stelle zu stehen, gerade heraus sagte: „Prinz einer Seitenlinie sein, heißt in meinen Augen, in dieser Welt zu viel sein."

So fehlten nicht die Keime der Unzufriedenheit zwischen Friedrich dem Großen und dem Prinzen Heinrich; fügen wir hinzu, daß Einer so stolz war wie der Andere, und daß Heinrich, als Untergeordneter, kein Entgegenkommen zeigen wollte, aus Furcht, daß man ihn für eigennützig halten könnte, so wird man begreifen, wie sie Jahre vergehen ließen, ohne sich zu sehen.

Friedrich kam zuerst wieder entgegen. Er dekretirte seinem Bruder eine beständige Ehrenwache; er erklärte ihn bei einem großen Mahl, welches er den Generalen seines Heeres gab, für den einzigen Befehlshaber, der während des siebenjährigen Krieges keinen Fehler gemacht hätte; er feierte jährlich seinen Geburtstag mit einem gewissen Glanz, was dem Prinzen, einem Feinde aller Repräsentation, jedesmal Ueberwindung kostete. (Dem Plane des Königs, ihm eine Bildsäule zu errichten, zog er die Anwartschaft auf das Markgrafthum Schwedt vor.) Endlich in dem Berichte über die Schlacht bei Freyberg, hat Friedrich ihm dieses kostbare Zeugniß niedergeschrieben: „Es wäre hier überflüssig, den Lobredner des Prinzen Heinrich Königl. Hoheit zu machen; das schönste Lob, das man ihm ertheilen kann, ist, seine Thaten zu berichten. Die Kenner werden darin jene glückliche Mischung von Klugheit und Verwegenheit entdecken, die eben so wünschenswerth als selten ist, jenen Inbegriff von Vollkommenheiten, wie sie die Natur gewährt, um einen großen Feldherrn zu bilden." Diese Stelle aus Friedrich's „Geschichte" vernichtet den Vorwurf seiner etwaigen Eifersucht wegen des Sieges bei Freyberg und des militairischen Ruhmes seines Bruders, dessen Grimoard den König beschuldigt.

Der französische Verfasser spricht sein Bedauern darüber aus, daß diese Aufmerksamkeiten von Seiten Friedrich's den Prinzen Heinrich nicht versöhnten, der vielmehr während seines ganzen Lebens das Verfahren seines Bruders mißbilligte. In dieser beklagenswerthen Stellung der Brüder gegen einander zeigt sich derjenige, welcher, obgleich der mächtigere, dem anderen die Hand reichte, als König und als Mensch unzweifelhaft als der Größte und Edelste von Beiden.

Griechenland.

Neugriechische Sitten und Gebräuche.*)

III. Eine Taufe.

Einer der Pächter eines Freundes wollte sein Kind taufen lassen, und wir waren unter denen, die zu Zeugen der Ceremonie aufgefordert

*) Vgl. Nr. 73 des „Magazins".

waren. In die kleine Hütte, die an der Straße lag, mußte man zur Seite vom Hofe aus eintreten. Hier erwartete ein Theil der Familie in Staatskleidern die Ankunft des Priesters. In dem griechischen Naturell, selbst unter den Aermsten, liegt eine große Güte, und die Bewohner der Hütte empfingen uns mit Vergnügen und gaben sich die größte Mühe mit unserer Bewirthung. Der Priester fand uns auf ihn wartend. Als er eintrat, erkannte ich in ihm einen Bekannten, der an der benachbarten Kirche des heiligen Nikolaus angestellt war, deren kleine, schrillende Glocke, wenn sie das Volk zur Andacht rief, meinen Morgenschlummer zu unterbrechen pflegte. Ein gutes Herz schlägt unter jenem groben, schwarzen Rock, und ein röthliches Gesicht strahlt gutmüthig unter der Kapuze hervor; aber ein zu häufiger Gebrauch der Schnupftabaksdose verbessert nicht die Reinlichkeit seiner äußeren Erscheinung.

Ein großes kupfernes Gefäß im Umfang von einigen Fuß wurde von einem jungen Mann hereingebracht und in die Mitte des Zimmers gestellt. Einige Eimer voll kalten und warmen Wassers wurden hineingegossen, bis die Temperatur ihnen angemessen schien. Aber ehe das Wasser zum Gebrauch geeignet war, war eine andere Operation nothwendig, denn die Gegenwart irgend eines bösen Geistes oder Zaubers im Wasser würde unfehlbar die Wirkung der heiligen Handlung schwächen, wenn nicht gar zerstören. Wenn irgend solcher Einfluß oder solche Wesen verborgen wären, würden sie ganz gewiß durch das Verfahren des Priesters verscheucht werden, der, seinen Arm entblößend, ihn dreimal unter das Wasser steckte, indem er das Zeichen des Kreuzes machte. Und wenn dies wirkungslos geblieben wäre, konnten sie nicht bleiben, nachdem er auf die Oberfläche geblasen und dasselbe heilige Zeichen wiederholt hatte. Als nun das Wasser geweiht war, wurde das niedlich in Weiß gekleidete Kind herringebracht und von seinem Pathen zur Taufe gereicht; und nun wurde es jedes Kleidungsstückes entblößt, dann von dem Priester genommen und vor der ganzen Versammlung in die Höhe gehalten, damit, wie ich vermuthe, Alle Zeuge der Handlung sein möchten. Eine kleine Flasche mit Oel wurde darauf dem Priester dargereicht, der, nachdem er ihren Inhalt durch eine apostolische Segnung geweiht hatte, des Kindes ganzen Körper damit salbte. Dies wird indeß nicht als zum religiösen Ritus gehörig betrachtet, sondern dient nur dazu, jeder gefährlichen Wirkung zuvorzukommen, die die Anwendung des Wassers in einem so zarten Alter, wie es gewöhnlich bei den Griechen ist, haben könnte; und diese Vorsichtsmaßregel, wenn sie überhaupt von Nutzen ist, dürfte gewiß nöthig sein. Das gemeine Volk betrachtet die Vollziehung dieser Ceremonie fast, wenn nicht ganz, als ein sine qua non der Seligmachung von wiedergebärendem Einfluß. Je zarter die Constitution des Kindes, desto ängstlicher sind die Aeltern, den Ritus so früh wie möglich zu vollziehen. Ungeachtet aller ihrer Vorsicht höre ich indeß, daß jährlich eine große Menge Kinder in Folge des angreifenden Aktes sterben.

Der Akt der Taufe besteht in dreimaligem gänzlichen Untertauchen des Kindes. Der Geistliche führte das sehr geschickt aus und verhütete das Ersticken des Kindes, indem er dessen Mund und ganzes Gesicht mit seiner Hand bedeckte. Nachdem dies geschehen und gleichzeitig der Name gegeben war, gab der Priester den schreienden, zitternden Säugling wieder in die Hände des Pathen und der anderen Nahestehenden, welche ihn schnell abtrockneten und ankleideten. Die Taufe wurde vervollständigt durch das Bestreichen der Stirn, der Ohren, Hände und Füße des Kindes mit etwas „heiliger Salbe", welche nur vom Patriarchen von Konstantinopel zubereitet und einmal jährlich an alle Kirchen vertheilt wird oder bis vor kurzem wurde.

Nachdem das Kind nun entfernt ist, reicht der Pathe jedem Anwesenden eine glänzende silberne Münze mit der laufenden Jahreszahl und einem Band, das durch ein kleines Loch daran befestigt ist. Die Personen, die dieses kleine Geldstück empfangen, sind verpflichtet, es sicher zu verwahren, damit es sie an ihre Zeugenschaft bei der Taufe des Kindes erinnern möge. Dieses Zeugniß muß er, wenn es nöthig ist, vor den Menschen und auch vor den Engeln des jüngsten Gerichts abgeben. Und jetzt ruft die glänzende Münze, wie sie glänzend vor mir auf dem Tische liegt, während ich dies schreibe, mit dem niedlichen blauen Band mir das Bild jenes unschuldig Dahingegangenen zurück, das nicht länger Etwas braucht, um seine Taufe hier unten zu bezeugen.

Der Pathe trug alle zufälligen Ausgaben, die zwar in diesem Falle nur klein waren, die sich aber oft auf eine beträchtliche Summe belaufen. So wird es als ein Freundschaftsbeweis angesehen, bei dem Kinde des Nachbars Pathe zu stehen. Aber bei weitem das Wichtigste ist, daß eine auf diese Weise geknüpfte Verbindung so bindend ist, wie Blutsverwandtschaft, und jede Heirat zwischen den so Verbundenen verbietet, sogar bis zu demselben Grad, wie bei Gliedern desselben Stammes, das ist, glaube ich, nach dem griechischen Gesetz, bis zum neunten Grad.

Mannigfaltiges.

— Bodenstedt's Puschkin.*) Es ist jetzt vielleicht nicht der günstigste Zeitpunkt für die Herausgabe einer deutschen Uebersetzung der poetischen Werke von Alexander Puschkin. So begierig man jetzt auch im europäischen Publikum Alles liest, was über die inneren und auswärtigen Machtverhältnisse Rußlands belehrenden Aufschluß ertheilt, so wenig ist man doch geneigt, an russischer Begeisterung, spreche sich diese nun in Kriegsmanifesten oder in Versen aus, sich zu erwärmen. Kömmt aber ein Meister in der Uebersetzungs-Kunst, wie Friedr. Bodenstedt, und präsentirt uns seinen Puschkin, seine „Lieblings-Arbeit", wie er in dem Vorworte sagt, so müssen wir wohl den Hut ziehen und uns zur Lektüre anschicken, wir mögen nun entschiedene oder unentschiedene Russen-Gegner sein. Seit Puschkin's tragischem Ende ist auch in deutscher Sprache viel über ihn geschrieben und von ihm übertragen worden: es war jedoch meist Prosa, und zwar mitunter sehr prosaische. Hier ist zum erstenmale ein Poet an ihn herangetreten, und was bisher noch keinem von den vielen ruhmrednerischen und überschwänglichen russischen Literaturgeschichtschreibern, heißen sie nun Lippert, Wolffsohn oder wie sonst noch, gelingen wollte, das wird dieses schlichte, saubere Büchlein zu Stande bringen: nämlich Interesse, und zwar recht lebhaftes, im deutschen Publikum für den in diesem Gewande ganz unverkennbaren, echten Dichter Puschkin erwecken. Er war allerdings ein Russe durch und durch, er schmähte die Polen, weil sie sich nicht gutwillig unter das russische Joch beugen wollten, er hatte nicht, wie der künstlerische Jukowskji, auch für deutsches Wesen einen ungetrübten Blick und einen offenen Sinn, aber er hatte sich der lebendigsten und eigensten Gedanken seiner Nation zu bemächtigen gewußt und drückte diese in den schönsten, edelsten Formen aus. „Wie Puschkin gleich bei seinem Auftreten", sagt Bodenstedt, „alle seine Vorgänger verdunkelte, so hat den früh Dahingeschiedenen auch keiner seiner Nachfolger erreicht. Sein Thron steht jetzt verlassen, und seit Lermontov's Tode lebt in Rußland kein Dichter mehr, der auch nur in einer Richtung Puschkin gleichzustellen wäre; sie Alle nähren ihre Muse von den Brosamen, die von seinem Tische fielen. Wohl werden noch täglich hübsche Lieder gedruckt, sinnige Gedanken und witzige Einfälle in Reim und Vers gehüllt, aber ohne daß der Literatur eine wesentliche Bereicherung daraus erwüchse, ohne daß ein wirklicher Fortschritt dadurch bezeichnet würde. Keiner der jüngeren Dichter hat sich zu einer poetischen Selbständigkeit emporgerungen, sich gleichsam in der Literatur so nothwendig gemacht, daß man ihn vermissen würde, wenn er nicht da wäre. Alle neueren Erzeugnisse der russischen Muse sind nur mehr oder minder glückliche dilettantische Versuche, durch deren Nichtvorhandensein in der Literatur keine Lücke entstände."

Auch auf anderen schriftstellerischen Gebieten, namentlich als Geschichtschreiber, hat sich Puschkin versucht, doch hat der Kaiser nach dem Tode des Dichters, dessen Werke der Monarch in einer Prachtausgabe (1838) zum Besten der Witwe herausgeben ließ, die von Puschkin hinterlassenen Handschriften zur Geschichte Peter's des Großen an sich genommen und nicht veröffentlichen lassen. Der erste, vorliegende Band seiner poetischen Werke enthält eine Auswahl von seinen lyrischen, epischen und epigrammatischen Dichtungen, denen auch eine Anzahl volksthümlicher Lieder und Balladen beigefügt ist. Unter den epischen Dichtungen befindet sich „Poltawa", das mit dem „Mazeppa" des Lord Byron, welchen Letzteren der junge Puschkin überhaupt als Muster betrachtet hatte, denselben Gegenstand, jedoch natürlich in mehr nationaler Weise, behandelt. „Graf Nulin" schildert das russische vornehme Land- und Jagdleben und kann als Beweis dienen, wie lax die Sitten und wie widerwärtig die Bildung unter der russischen Aristokratie sind. Das Gedicht „Den Verleumdern Rußlands", das der polnischen Revolution von 1830—31 seine Entstehung verdankt, ist bereits zu jener Zeit, allerdings jedoch in mangelhaften Uebertragungen, in Deutschland bekannt worden. Das „Denkmal" ist ein stolzes Seitenstück zu Horaz' „Exegi monumentum aere perennius." — Der zweite Band wird Puschkin's Meisterwerk, „Eugen Onjegin", einen Roman in Versen, und der dritte Band endlich seine dramatischen Arbeiten bringen. Die typographische Ausstattung des Werkes ist musterhaft und der Verlagshandlung würdig.

*) Alexander Puschkin's Poetische Werke, aus dem Russischen übersetzt von Friedrich Bodenstedt. Erster Band. Berlin, Verlag der Decker'schen geheimen Oberhofbuchdruckerei, 1854.

Das mit dem 30sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die im regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 69. Berlin, Sonnabend den 10. Juni 1854.

Frankreich.

Isidore Geoffroy de St. Hilaire. Geschichte der Wissenschaft der organischen Natur.*)

Einer der beiden Gelehrten, die im Beginne unseres Jahrhunderts auf die Naturwissenschaften in Frankreich den hellsten Glanz warfen, hatte das ausgezeichnete Glück, das seinem ruhmwürdigen Gegner, Georg Cuvier, nicht zu Theil wurde: einen Erben seines Namens, seiner Ideen, seines Talentes zu hinterlassen. Etienne Geoffroy Saint-Hilaire hatte mit Allen, die im Gebiete des Geistes neue Bahnen brechen, das gemeinsame Schicksal, lange auf harten Widerstand zu stoßen und nur mit Mühe den fruchtbaren Prinzipien, die er aufgestellt, Eingang zu verschaffen. Wie gut also, daß der Tod die Entwickelung seiner Theorieen nicht hemmte, und daß sein Werk über das Grab hinaus fortgesetzt werden konnte. Nach den zahlreichen und schönen Denkschriften, worin er mit eigener Hand in großen Zügen die Gesetze oder die allgemeinsten Tendenzen der Organisation gezeichnet hatte, mußte noch seine Lehre vervollständigt, ihre Anwendung ausgedehnt und sie durch neue Thatsachen bewiesen, eben so manche seiner gewagten Meinungen erklärt, eingeschränkt und berichtigt werden. Isidore Geoffroy Saint Hilaire hat sich dieser Aufgabe als guter Sohn geweiht und sie mit seltener Ueberlegenheit gelöst, indem er seine eigene Persönlichkeit in dem verehrten Gedächtniß des Vaters verschwinden läßt. Alle seine Werke, unter dieser Inspiration verfaßt, tragen das Gepräge eines eminent philosophischen Geistes, eben so hervorragend durch die Tiefe des Blickes, wie durch den Glanz der Form. In dem unten angezeigten Werke jedoch dünkt er uns sich zu dem Gipfelpunkt seines Gegenstandes erhoben zu haben. Dieses Buch wird sicherlich die würdigste und beste Ergänzung zu dem Werke Etienne Geoffroy Saint-Hilaire's bilden.

Der Verfasser legt sich von vorn herein die Frage vor, ob die Zeit zur Behandlung eines solchen Gegenstandes gekommen sei, und im Angesicht der in dieser Richtung unternommenen Arbeiten des Auslandes und insbesondere nach dem glänzenden Beispiele, daß Herr Milne Edwards neulich gegeben hat, konnte die Antwort nicht zweifelhaft sein. Das angezeigte wichtige Werk ist der beste Beweis, daß die allgemeine Naturgeschichte eine weit genug vorgeschrittene Wissenschaft ist, um in die Reihe neben ihre älteren Schwestern zu treten.

Es werden in diesem Werke, das auf fünf Bände berechnet ist, die wichtigsten, interessantesten und schwierigsten zoologischen und botanischen Fragen zur Sprache kommen, wie schon aus dem Inhaltsverzeichniß des bis jetzt erschienenen ersten Bandes zu ersehen ist. Dieser Band, eine ausführliche Einleitung zu den folgenden, enthält sehr umfassende Prolegomena und beginnt mit einem raschen geschichtlichen Ueberblick der Naturwissenschaften.

Schon Cuvier und Blainville waren als Geschichtschreiber ihrer Wissenschaft aufgetreten; Isidore Geoffroy stellt sich aber auf einen ganz anderen Standpunkt. Er sucht nicht, wie seine Vorgänger, ein vollständiges Gemälde der menschlichen Kenntnisse in ihrem Fortschreiten zu entwerfen; er verweilt nur bei jenen glücklichen Genien, die, ihre Zeit in sich zusammenfassend oder leitend, auf den Gang der allgemeinen Naturwissenschaft Einfluß geübt haben oder noch üben. Und an welche Namen erinnern diese Blätter! Aristoteles voran, der erste und größte im Alterthum. „Aristoteles ist eine schlechterdings einzige Ausnahme in der Geschichte des menschlichen Geistes. Nicht daß sie einzig geblieben, sondern daß eine solche überhaupt vorhanden ist, das muß uns in Erstaunen setzen.“ Nach ihm kömmt sein Schüler Theophrast, der Gründer der Botanik. Plinius wird streng beurtheilt. „Man höre endlich auf, ihn einen Naturforscher zu nennen; Plinius ist nichts als ein Kompilator von ziemlich weitem Gewissen.“ Hoch über ihn wird Dioskorides und besonders Galienus gestellt. Das Mittelalter ist den Wissenschaften unersprießlich; aber in dem sechzehnten Jahrhundert blühten Bernard Palissy, der Töpfer, der zuerst die Behauptung wagte, daß die fossilen Muscheln an dem Orte, wo sie sich finden, von dem Meere abgelagert worden; Fabricius von Aquapendente, der Vorläufer Harvey's, Rondelet und Belon, die Schöpfer der Ichthyologie; Konrad Geßner, der eine ganze zoologische Bibliothek geschrieben; Cesalpin, der die ersten Grundschwellen zu einer natürlichen Classification und zur Pflanzen-Anatomie gelegt hat. Dann kömmt die Epoche der Bauhin, welche die damals bekannten Pflanzen geordnet; William Harvey, den die Entdeckung des Blut-Umlaufs und seine embryogenetischen Untersuchungen zwiefach unsterblich machen. Später erfindet Jansen das Mikroskop, und es beginnen die wunderbaren Studien Leeuwenhoek's, Malpighi's, Swammerdam's. Das Jahrhundert Linné's und Buffon's kömmt dann an die Reihe. Die Parallele, die zwischen diesen beiden großen Naturforschern gezogen wird, soll beweisen, daß sie durch ihre entgegengesetzten Eigenschaften einander ergänzten; die Fortschritte, die man ihnen in den beiden verschiedenen und neben einander laufenden Richtungen verdankt, werden weislich gewürdigt und Buffon ein weit größerer wissenschaftlicher Antheil beigelegt, als man ihm im Allgemeinen sonst einzuräumen pflegt. Das ist Gerechtigkeit. „Buffon ist eben so groß als Naturforscher und Denker, wie als Schriftsteller.“

In das Ende des vorigen Jahrhundert fällt die Erscheinung der „Genera plantarum“, von Antoine Laurent de Jussieu; die Metamorphose der Pflanzen, von Goethe; die wundervollen Experimente Spallanzani's, über die, wie uns dünkt, in diesem Buche zu rasch weggegangen wird; die ersten gemeinsamen Arbeiten Geoffroy Saint-Hilaire's und Cuvier's, bevor sie in der Hauptfrage der Zoologie einander entgegentraten.

Hier drohte dem Verfasser eine Gefahr, der er aber sehr geschickt auszuweichen verstand. Man konnte fürchten, die engen Bande, die ihn an den Ersteren knüpfen, würden ihn zu einem harten Urtheil über den Letzteren verleiten. Mitnichten! Indem er die Ideen seines Vaters, wie natürlich, vertheidigt, beobachtet er in seiner Würdigung das rechte Maß und spendet dem großen Naturforscher, dessen Tendenzen er kräftig bekämpft, aufrichtig das verdiente Lob.

Bei der Periode, die ihren Glanz von De Candolle, Lamarck, Blainville, Savigny und Anderen noch jetzt erhält, macht der Verfasser in seiner Geschichte Halt und konstatirt hier „die Verbindung der verschiedenen Zweige der Naturgeschichte unter einander und der Naturgeschichte mit den anderen Wissenschaften.“ Die Methode, die man hier befolgt, ist „die Synthese, vereint mit der Analyse“, und die Bestrebungen, die sie erzielt, sind: „Schöpfung der Theorieen und wissenschaftlicher Beweis der Gesetze.“ . . . .

Die Prolegomena theilen sich in zwei Bücher. In dem ersten untersucht der Verfasser die Beziehungen der Naturwissenschaften zu den übrigen Zweigen der menschlichen Kenntnisse. Wohl ist die Wissenschaft im Grunde Eins, und doch ist sie in ihren sekundären und tertiären Abtheilungen vielfältig und verschieden. Um die wichtigsten Verhältnisse der verschiedenen einzelnen Wissenschaften, ihre wechselseitige Abhängigkeit und ihre logische Verkettung auszudrücken, hat man allerlei bildliche Darstellungen ersonnen. So hat man sie verglichen mit den Strahlen desselben Mittelpunkts, den Seiten einer Pyramide, den durchschnittenen Gängen eines Labyrinths und mit besonderer Vorliebe den Zweigen eines Baumes. Dieser encyklopädische Baum, der die größten Philosophen beschäftigt hat, wurde, je nachdem man die Wissenschaften, in Betracht ihrer Quelle, ihres Inhalts und ihres Ziels, neben einander reihte, sehr häufig umgestaltet. Isidore Geoffroy St. Hilaire erörtert mit großer Schärfe die verschiedenen Classificationen, die auf das eine oder das andere Prinzip fußen. Siegreich bekämpft er diejenigen, welche die Verschiedenheit der Zwecke, die unsere Kenntnisse im Auge haben, als Grundlage anerkennen. Eben so verwirft er die Unterscheidungen, die sich von der Verschiedenheit der Quellen und Methoden herleiten; so klassifiziren Bacon, d'Alembert, Diderot, De Candolle. Die objektive Classification allein, zeigt der Verfasser, liefert eine logische Nebeneinander-Ordnung. Schon in Aristoteles finden sich die Keime dieser Auffassung, die von Raymond Lullius und besonders von Descartes entwickelt, von Ampère und August Comte noch neulichst bewiesen, von Babinet, Jean Reynaud und Cournet angewendet und heute allgemein angenommen ist; auf dieser Grundlage

*) Histoire naturelle générale des règnes organiques, principalement étudiée chez l'homme et les animaux; par M. Isidore Geoffroy de Saint-Hilaire. Tome I. Paris, 1854.

Geständnisse; und in Folge dessen gab die gesammte Gesellenschaft der Schuhmacher die feierliche Erklärung ab, daß sie „in Zukunft nie mehr solche frevelhafte, gotteslästerliche und Gott beleidigende, den guten Sitten zuwiderlaufende, die Religion und die Gerechtigkeit verletzende Gebräuche in Anwendung bringen wollten.“ Dem Beispiele der Schuhmacher folgten die Sattler, die Hutmacher, die Schneider und eine Partei der Kohlenbrenner. Aber alle anderen Gewerke, d. h. die größte Anzahl der Gesellen, anstatt ihnen zu folgen, beschuldigten sie des Verraths und des Abfalls. Die weltliche Obrigkeit scheint einen wenig thätigen Antheil an der Verfolgung des Gesellenthums genommen zu haben. Herr Simon führt Verordnungen des Parlaments der Bretagne an, welche auf Veranlassung blutiger Raufereien, die unter den Gesellen vorgekommen waren, die Gesellen-Verbindungen verboten; auch das Parlament von Paris erließ solche Verordnungen; jedoch man muß annehmen, daß die Justiz sich nicht viel darum bekümmerte, ob die Gesellen diesen Verordnungen nachkamen oder nicht. Es blieb Alles fast eben so, wie früher, bis zur Revolution; und bis zu dieser Zeit hatte das Gesellenthum wirklich sein gutes Recht, fortzubestehen. Zwar waren die Straßen sicher geworden, die Besitzer der Schlösser, welche sonst die Vorüberziehenden geplündert hatten, waren besiegt und unschädlich gemacht worden, oder sie waren auch wohl ein mit Wohlwollen für den armen Reisenden erfüllter Adel geworden; aber das Unterdrückungssystem der Zünfte wurde mehr und mehr drückend für den Handwerksgesellen, so daß im Gegensatze zu diesem System das Gesellenthum sein gutes Recht behielt.

Die Revolution von 1789 mußte in Folge der unsterblichen Prinzipien, welche sie für das soziale und politische Leben hinstellte, den Kunst- und Handwerks-Corporationen, die aus den Meistern bestanden, ein Ende machen; sie hob durch Gesetze, die heute noch in Kraft sind, die Zünfte und die Zunftgerichte auf: sie verbot die Wiederherstellung derselben in Ausdrücken, denen sogar eine Verleugnung des Prinzips der Association zu Grunde lag. Das Gesellenthum wurde von demselben Schlage getroffen; und bis zum Konsulat mußten die Mitglieder der Gesellen-Verbindungen sich auf einige Privat-Versammlungen beschränken. Unter dem Konsulat fand die Rückkehr zum Alten in allen Klassen der Gesellschaft ihre Anhänger; man schlug in allem Ernste die Wiederherstellung der Zünfte und Zunftgerichte vor; aber an dem festen Willen dessen, der damals die Schicksale Frankreichs entschied, scheiterte die Ausführung dieses reactionairen Gedankens. Die Gesellen-Verbindungen, die den neuen Prinzipien weniger widersprachen, traten wieder ins Leben; die Gesellenschaften begannen wieder ihre öffentlichen Aufzüge mit ihrem Apparat von Fahnen und Bändern; es gingen daraus Streitigkeiten hervor, die, wie früher, mitunter auch blutig wurden. Herr Simon berichtet, daß am 25. Mai 1801 die Stadt Nantes Zeuge eines heftigen Kampfes war, in dem einer der Kämpfenden gefährlich verwundet wurde. Tumultuarische Zusammenläufe kamen auch in den darauf folgenden Jahren in Nantes und auch in anderen Städten öfter vor. Die Regierung ertheilte den Behörden den Befehl, alle nöthigen Maßregeln zur Unterdrückung der Gesellen-Verbindungen anzuwenden.

Nach 1814 wagte das Gesellenthum sich wieder mehr ans Tageslicht; die Aufzüge der Gesellen wurden wieder häufiger und großartiger; Schlägereien kamen wieder öfter vor. Herr Simon berichtet über einige solche Kämpfe, bei denen mehrere Personen das Leben verloren.

(Schluß folgt.)

Palästina.

Neueste Threnodie aus Jerusalem.

Die in der heiligen Jerusalem entstandenen Klagelieder Jeremia's sind seit ihrer Erscheinung oft durch Fortsetzungen bereichert worden, und die Leiden der jüdischen Bevölkerung konnten den Stoff dazu gräßlich genug schwellen; aber in keiner Zeit waren die Zustände so dringend, zur Vergleichung mit denen zur Zeit der Zerstörungen durch Babylonier und Römer aufzufordern, als in der jetzigen, und hat damals die Mutter im Delirium des Hungers ihr Kind geschlachtet, so bringt heute der Vater im Wahnsinne der Verzweiflung sein Kind zum Markte, um sich dafür Brod einzutauschen!

Die vom Rabbiner Dr. Philippson zu Magdeburg herausgegebene, in Leipzig erscheinende „Allgemeine Zeitung des Judenthums“ hat in Nr. 16 eine Reihe von Berichten aus dem Schooße der jüdischen Gemeinden der Stadt des wahren Weltschmerzes, die alle in der klagereichen Darstellung des durch Theuerung und Krieg bis zum Untergange vorgeschrittenen Elendes übereinstimmen. Der zum tiefsten Mitgefühl hinreißende Bericht aber ist ein von den geistlichen und weltlichen Häuptern der Gemeinde ausgehende und vom österreichischen Konsulats-Dragoman, Herrn Esriel Selig Hausdorff, an die Redaction mittelte Brief in hebräischer Sprache. Unter der aus fünftausend Seelen bestehenden Gemeinde der Sephardim, d. h. der eingebornen im Gegensatze zu den aus Europa und Afrika eingewanderten Juden, leben fast viertausend von Almosen; die frommen Gaben des Almosens kamen bisher aber zum überwiegenden Theile aus den türkischen und russischen Provinzen, sind dagegen seit den östlichen Ereignissen fast ganz unterdrückt, da die russischen Juden Opfer für und die türkischen Juden Opfer gegen Rußland zu bringen haben. Letzteres hat sogar jede Gabensendung nach Palästina streng verboten. In Folge der herrschenden Theuerung der Lebensmittel kostet ein Maß Mehl jetzt zwanzig Piaster, welches sonst acht Piaster kostete. Ist bei einem solchen Ineinandergreifen natürlicher und unnatürlicher Noth und Plage etwas Anderes zu erwarten als Verzweiflung und Verderben? Ein Familienvater, der seine Frau und Kinder mit dem Hungertode ringen sieht, ergreift sein Söhnlein, um es einem Nichtjuden zu verkaufen (Herr Hausdorff nennt den Namen des unglücklichen Vaters), und nur durch Zureden und den Beistand des Herrn Uriel Cavelli wird er von der Ausführung seines Vorhabens zurückgehalten.

Seit zwei Dezennien ist die herkömmliche Sammlung der Hülfsgelder für Palästina und deren Verwendung der Gegenstand erbitterten Streites zwischen jüdischen Philanthropen, namentlich in Amsterdam, Frankfurt a. M. und Wien, und es scheint, man habe sich stillschweigend dahin verglichen, dem Zanke über die Verwendung dadurch vorzubeugen, daß man die Sammlung unterläßt. Herr Hausdorff sagt, alle Gaben, die nach Jerusalem kommen, seien nur aus Bayern und Holland, wogegen Preußen ganz zurückbleibe, wobei freilich der österreichische Beamte von Oesterreich ganz schweigt, das doch mehr jüdische Einwohner als Preußen, Holland und Bayern zusammengenommen hat. Auch ist man in Preußen nie zurückgeblieben, wo es galt, nothleidenden Glaubens- oder Menschenbrüdern beizuspringen, und in Berlin besteht ein eigener Unterstützungsfonds für Palästina. Indessen hat durch den Umschwung der Dinge im Morgen- und Abendlande diese palästinensische Frage ihren Boden vertauscht, und ihr Zweck hängt nicht mehr mit der palliativen Linderung des schrecklichen Uebels, sondern mit dessen Heilung zusammen.

Das Reich der Osmanen steht, Dank der maßlosen Politik Rußlands, an der Schwelle einer gemeinheilsamen Umbildung: denn der Preis und die Folge des westlichen Beistandes wird vorzüglich darin bestehen, daß die Türkei ihre Hülfsquellen dem Geiste europäischer Civilisation anvertraut, daß der Riegel unhaltbarer Satzungen des Islam gebrochen wird, um die schönsten Strecken auf Gottes Erdboden dem öffentlichen Verkehre zu übergeben. An diese nahe Verwandlung werden auch die Juden des türkischen Landes den Anfang eines besseren Zustandes knüpfen dürfen, und solcher Zustand führt nothwendig die Zukunft der Juden Palästina's in einen anderen Gesichtskreis. Bei aufrichtiger und energischer Theilnahme könnte es sehr bald dahin kommen, daß vier Fünftel der Gemeinde Almosen geben, statt daß sie es jetzt empfangen, und diese glückliche Revolution könnte herbeigeführt werden, wenn die dortigen Juden zu einer mit Leichtigkeit findbaren bürgerlichen Thätigkeit Veranlassung und Unterstützung erhielten, statt daß das Letztere so kläglich unzureichend für ein von der bürgerlichen Gesellschaft zurückgezogenes Leben verwendet wird, für nackte Heilige, die vor Beten nicht arbeiten und vor Hunger nicht beten können. So rührend, so ergreifend und erhebend es auch ist, an den allerheiligsten Orten in Andacht den Weg zu Gott zu suchen, so weihevoll auch das hingebende Streben sein mag, die Satzungen der Religion an ihrem Ausgangspunkte zu studiren, so muß man doch eingestehen, daß solcher beschauliche Wandel nur durch die Mitwirkung von außen gestattet ist, und daß es nicht gottgefällig ist, selbst- und familienmörderisch in Beschaulichkeit zu träumen, während

„naturam expellas furca, tamen usque recurret.“

Wie wenig der göttliche Segen übrigens auf dem Studium des Talmud in Jerusalem ruht, lehrt die Erfahrung, daß gerade von dort kein Talmudist mit gesetzeskräftiger Lehre ausgegangen, während das kleine Safed in Galiläa die berühmtesten talmudischen Gesetzgeber zu seinen Bürgern zählte; es ist mit dem Talmud zu Jerusalem wie mit dem Talmud von Jerusalem (Talmud Jeruschalmi), welcher dem babylonischen Talmud gegenüber fast für apokryph erklärt worden ist. Und kann denn ein ganzes Volk aus Betern und Lesern bestehen? Es ist Zeit, daß die Juden Palästina's ihr Leben zwischen Arbeit und synagogalen Uebungen wenigstens theilen, und es ist Zeit, daß sie von Europa aus dazu aufgemuntert werden.

Die syrischen Küstenländer sind reich an Erzeugnissen, welche theils wenig, theils falsch benutzt werden, und schon haben Schweizer in der Nähe von Jerusalem sich niedergelassen, um dort neue Quellen für die Industrie zu öffnen. Eine einzige Fabrik z. B. für Bearbeitung der in Palästina so reich erzeugten Schafwolle in der Nähe Jaffa's angelegt, wo die Lloyddampfer jetzt regelmäßig landen und von wo aus schon eine österreichische Post nach Jerusalem geht, würde nicht blos eine Erwerbsquelle für Viele, sondern eine Bildungsschule für Alle werden, welche Sinn für Thätigkeit haben oder bei denen er ge-

image
not
available

ventlow nach Kiel berufen wurde, ist er dieser Hochschule, trotz mehrfach an ihn erfolgter Einladungen, zur Wirksamkeit an anderen Orten treu geblieben. — Die Briefe Bouterweck's, des bekannten Aesthetikers, liefern einen interessanten Beitrag zu dem, was die Literaturgeschichte hinsichtlich der früheren Verirrungen dieses Gelehrten andeutet. — Wenn wir es uns versagen, aus den Briefen des Historikers Bredow an Pfaff, von welchen der erste aus Paris vom 2. August 1807 datirt ist, manches Interessante mitzutheilen, so sei es erlaubt, aus einem Briefe des Berliner Professors E. G. Fischer, der durch seine mathematischen und naturwissenschaftlichen Handbücher hinreichend bekannt ist, zum Schlusse eine Stelle anzuführen. Der Brief selbst ist vom 24. Oktober 1788 datirt. Die Stelle lautet: „In Berlin hat sich freilich seit Ihrer Abreise leider! leider! gar Vieles sonderbar geändert. Indessen hoffe ich immer, daß die dadurch veranlaßte Gährung der Gemüther, am Ende der guten Sache der Aufklärung, alles Gegendruckes ungeachtet, mehr helfen als schaden wird; denn sie nöthigt alle Freunde der Wahrheit, die Hände nicht in den Schooß zu legen. Die ecclesia triumphans, oder triumphare cupiens, hat doch, bei aller ihrer Macht, gewaltigen Gegendruck zu überwältigen und sieht sich sogar bei wichtigen Schritten, die sie vorhat, bisweilen besiegt, wie z. B. bei einem Polizei-Edikt, die Religion betreffend, das dem Religions-Edikt wo möglich die Krone aufsetzen sollte. Auch ein neues Edikt zur Einschränkung der Preßfreiheit ist, wie man als zuverlässig berichtet, kürzlich vom ganzen Staatsrath, einstimmig bis auf zwei Minister, verworfen worden. Indessen ist es noch immer eine Frage, ob dieser Sieg im Grunde ein Sieg der Wahrheit sei. Denn es giebt Leute, welche behaupten wollen, daß manche Leute, die viel thun können oder eigentlich gethan haben, eigentlich doch wohl nur durch Finanzgründe möchten bestimmt worden sein, als z. B., wenn die Bauern des Sonntags nicht tanzen dürfen, so fällt der Musikpacht weg u. dgl. Indessen man muß das Gute annehmen, wie es sich darbietet. Und da wir allem Anschein nach von dem Zeitpunkt noch weit genug entfernt sind, wo die Könige Weise oder die Weisen Könige sein werden, so sollte man die gegenwärtige Stimmung der Gemüther nützen und κατ' ἄνθρωπον zu Werke gehen. Wenn doch Jemand, der Kopf dazu hätte, die Vertheidigung der Aufklärung aus Finanzgründen übernehmen wollte; ich wette, das sollte mehr fruchten, als das wichtigste philosophische Raisonnement. Ich halte die Sache nicht für unmöglich, denn Friedrich des Einzigen Regierung ist ein gar triftiger Grund, daß Aufklärung den Finanzen zuträglich sei. Aber um eine solche Vertheidigung glücklich zu führen, müßte der Vertheidiger eben so aufgeklärt in der Philosophie und in der Religion als im Finanzfach sein. Wissen Sie Jemand, so setzen Sie ihn in Bewegung. Silberschlag hat kürzlich in der Akademie der Wissenschaften Vorlesungen über die Sonne gehalten. Das Resultat seiner vermuthlich unwidersprechlichen Gründe ist kürzlich dieses: Die Sonne ist ein wirkliches wahres Küchenfeuer, und die Flecken derselben sind Rauchwolken und große Rußhaufen; consequenter: wo Küchenfeuer ist, müssen Braten sein, nämlich die Gottlosen, Deisten, Naturalisten und Atheisten, und der Teufel ist der Koch, der sie am Bratspieße umwendet. Mit anderen Sonnen wird es wohl eben so sein. Nun sehen Sie doch einmal heute Abend den gestirnten Himmel an, was das für eine artige Idee giebt. — —"

Mannigfaltiges.

— Assyrische Alterthümer. In der Jahresversammlung der Asiatischen Gesellschaft zu London am 20. Mai wurden im Verfolg des Jahres-Berichts einige Notizen über die Fortschritte der assyrischen Entdeckungen im Laufe des verflossenen Jahres gegeben. Einer der allerneuesten Funde ist ein vierter Obelisk zu Nimrud, von sehr wunderlicher Bildung, aber schönem Stoffe und gut gearbeitet, mit Basreliefs und Inschriften bedeckt. Nach Oberst Rawlinson rührt er von Schamas-phul her, dem Sohne des Monarchen, der den jetzt im Britischen Museum aufbewahrten Obelisken errichtet hatte. Die Inschrift beginnt mit dem Bericht einer Palast-Revolution, verfolgt dann umständlich die Eroberungen des Königs und die Erweiterung der Macht und Herrschaft Assyriens. — Oberst Rawlinson hat die von Herrn Taylor, britischem Konsul zu Bassorah, angelegte chaldäische Sammlung gesehen und nach einer flüchtigen Prüfung ein Verzeichniß von achtzehn uralten Königen Babyloniens entworfen. Diese chaldäischen Ueberreste werden hoffentlich zu der mit der Niederlassung der Israeliten im heiligen Lande gleichzeitigen oder ihr vorangegangenen Geschichte Westasiens den Kern bilden. Eine Inschrift von einem der früheren Könige, die den Bau eines Tempels um 1840 v. Chr. erwähnt, hat im vorigen Jahre einen wichtigen Beitrag zur Chronologie Assyriens geliefert. Diese Entdeckung wurde zuerst von Dr. Hincks gemacht und dann von Rawlinson, der ein vollständiges Duplikat desselben Dokuments aufgefunden, sattsam bestätigt. — Neuere Briefe melden ferner, daß Rawlinson auf einer Götterbildsäule den Namen Semiramis gelesen habe, und sie scheint demnach des in dem Buche der Könige (II, 15, 19) erwähnten assyrischen Königs Pul Gemahlin gewesen zu sein. — Nach einer anderen merkwürdigen, neuesten Entdeckung, ist das babylonische und keilförmige Alphabet nicht früher als mit dem Beginn des dritten Jahrhunderts v. Chr. außer Gebrauch gekommen. Einige von Herrn Loftus zu Warka entdeckte Täfelchen enthalten die unverkennbaren Namen Selenkos und Antiochos. — Der Glaubwürdigkeit dieser Entdeckungen ist um so zuversichtlicher zu vertrauen, als Männer, die von einander unabhängig und weit entfernt arbeiten, zu demselben Schlusse gelangt sind. Wie ließe sich auch möglicherweise ein Auslegungssystem erfinden, das aus gegebenen Dokumenten stets folgerichtige Ergebnisse liefert, wenn das System nicht richtig wäre! — Nächstdem war von der Feststellung des Fonds für assyrische Nachgrabungen die Rede und dessen Ansprüche an die Unterstützung von Seiten der Gesellschaft, wie des Publikums ausführlich befürwortet, da der in einem neulichen Berichte umständlich besprochene Ertrag schon wichtig und verheißend genug ist. Gar mancher Punkt ist noch nicht durchforscht; und es bedarf nur fernerer Untersuchungen und Nachgrabungen, um das Gemälde des assyrischen Volks, seiner Geschichte, Kunst und Sitten, so wie die assyrische Chronologie, vollständig herzustellen.

— Die Franzosen in Varna. Als der General Bosquet mit seinem Gefolge vor einigen Wochen auf dem Wege von Konstantinopel nach Schumla hierher kam — heißt es in einer Korrespondenz der Daily News aus Varna — bildete seine französische Lebhaftigkeit und quecksilberne Beweglichkeit einen so auffallenden Kontrast gegen das türkisch-bulgarische Phlegma, daß er eine förmliche Revolution in dem Stilleben der schläferigen orientalischen Stadt hervorrief. Der unermüdliche Franzmann stürzte zu Fuß von einem Ort zum anderen, untersuchte Alles, kehrte Alles und Alle das Oberste zu unterst, stellte zahllose Fragen und brachte, mit einem Worte, die ganze türkische Welt, von dem Pascha bis zum Gemeinen, außer Fassung. Er ließ sämmtliche Truppen aufmarschiren und prüfte ihre Waffen und Ausrüstung aufs genaueste, indem er Offiziere und Soldaten wie Lakaien herumstieß und sie mit einer Ungenirtheit behandelte, die sich bisher wohl kein Europäer erlaubt hatte. Nicht zufrieden damit, den Inhalt ihrer Patrontaschen in Augenschein zu nehmen, befahl er ihnen, auch ihre Tornister seinen profanen Blicken zu öffnen. Weder an den einen, noch an den anderen war viel zu loben oder zu tadeln; doch benutzte er die Gelegenheit, um die Osmanli zu belehren, daß die französischen Soldaten ihre Patronen immer in Wachstuch einwickeln, um sie vor Nässe oder anderem Schaden zu sichern, und rief dann mit lauter Stimme dem Dolmetscher zu, den Leuten einzuschärfen, „qu'un soldat doit conserver ses munitions comme il conserve sa maitresse." Es ist unmöglich, die Sensation zu beschreiben, welche diese Ankündigung erregte, da in der Türkei jede Anspielung auf das schöne Geschlecht schon an sich anstößig erscheint, aber zu einem wahren Gräuel wird, wenn sie die Voraussetzung in sich schließt, daß ein frommer Muselmann sich mit fremden Schönen abgeben oder die verdammungswürdige Sünde begehen könne, seine Gedanken über die Schranken seines Harems hinaus schweifen zu lassen. Kaum hatten die Zuhörer sich von der betäubenden Wirkung dieser Giaurен-Metapher erholt, als der tapfere General erklärte, sobald seine Division nach Varna käme, werde er alle Straßen reinigen, ihnen Namen geben, die Häuser mit Nummern versehen, das Wasser von dem See in die Stadt leiten und schließlich seine Musikcorps jeden Abend spielen und die Frauen zur Musik tanzen lassen. „Je ferai danser ces femmes", wiederholte er, „je les ferai gaies." Hierauf wandte er sich zu den Aegyptern, redete sie in arabischer Sprache an und entfernte sich dann, indem er sein Publikum ganz verdutzt zurückließ. Aus Gründen der Menschlichkeit ist es zu hoffen, daß er nie in der Lage sein wird, seine Drohungen auszuführen, da ich überzeugt bin, daß die Einwohner das Unglück nicht überleben würden, ihre Straßen reinigen, ihre Häuser numeriren und ihre Weiber und Töchter nach den frivolen Tönen eines Walzers mit den kleinen, rothhösigen, französischen Jägern herumhüpfen zu sehen.

Das mit dem 30sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die im regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

image
not
available

des Schneethales, ein altes, verfallenes Buddhisten-Gebäude, nimmt die Mitte oder das obere Ende des Thales ein, und wir begaben uns dahin, um für uns und unsere Kuhlis ein Nachtquartier zu fordern. Hier fanden wir unseren alten chinesischen Freund bereit, uns zu empfangen, und die Priester des Klosters begrüßten uns mit einem herzlichen Willkommen. Es war schon eine Stunde vor Sonnen-Untergang, da aber unser Gepäck noch nicht eingetroffen war, so beschlossen wir, uns gleich wieder aufzumachen und den oberen Theil der Wasserfälle zu besichtigen, die unteren aber und die Schlucht auf den folgenden Morgen zu versparen. Zu unserem Erstaunen gab uns Herr A-Tschang — der den ganzen Weg zu Fuß gemacht hatte und der, wie wir glaubten, sehr müde sein müsse — zu verstehen, daß er uns begleiten wolle. Wir brachen daher mit ihm als Führer auf und erreichten nach einigen Minuten den Rand des Thales, wo wir das Geräusch des Wasserfalles vernahmen. Als wir unserem Führer den engen Pfad entlang folgten, der sich zwischen Bäumen und Reißig hinzog, wurden wir von dem Anblick überrascht, der sich uns darbot. Wir standen plötzlich an dem Rande eines Abgrundes, der, als wir in die Tiefe hinabblickten, ein Gefühl des Schwindels erregte. Das Wasser rollte aus dem Thal über den Abhang und verwandelte sich, lange ehe es den steinigen Grund erreicht hatte, in einen feinen Staubregen. Weit unter uns lag eine tiefe Schlucht, durch welche der kleine Fluß, nachdem er die Kataraкten verlassen, sich ruhig fortschlängelte. Indem wir die Berge an der Westseite des Schneethales umgingen, fanden wir unsere Schritte von Zeit zu Zeit durch senkrechte Felsen gehemmt, und während der Regenzeit entstehen hier, wie unser Führer berichtete, noch mehrere Wasserfälle, deren Schönheit den so eben besuchten nur wenig nachgiebt.

Unterdessen war es fast dunkel geworden, und da es ziemlich gefährlich ist, bei finsterer Nacht in dieser Felsenregion umherzuwandern, so kehrten wir nach dem alten Kloster zurück. Hier fanden wir unsere Kuhlis, die mit den Betten und anderen Habseligkeiten angekommen waren, und der Koch war mit der Zubereitung des Essens beschäftigt. Als das Mahl fertig war, baten wir Herrn A-Tschang, uns mit seiner Gesellschaft zu beehren, und wir setzten uns Alle mit dem festen Entschluß zu Tisch, den vor uns aufgetragenen Speisen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wozu wir durch die lange Reise und die frische Bergluft vollkommen aufgelegt waren. A-Tschang schien sich das Essen — so fremd ihm auch die englische Kochkunst sein mochte — ganz trefflich schmecken zu lassen. Er aß mit Messer und Gabel, stürzte sein Glas Bier hinunter und trank Wein der Reihe nach mit uns Allen, wie es die Sitte erfordert. Nach Tisch bat er um eine Zigarre und ein Glas Grog und war offenbar entschlossen, sich einen vergnügten Abend zu machen. Um ihn zu belustigen und bei guter Laune zu erhalten, brachten wir seine Gesundheit mit „dreimal drei" Cheers aus und sangen ihm, als Probe unserer National-Lieder, „Rule Britannia" und „God save the Queen" vor, wobei der alte Tempel von unseren Stimmen wiederhallte. Aber der alte Mann wollte sich nicht übertreffen lassen: er dankte uns höflichst, als wir auf seine Gesundheit tranken; er trug einige von ihm selbst gedichtete Verse vor, sang chinesische Lieder und brach dann und wann in ein herzliches Lachen aus, in welches wir einstimmen mußten, obgleich uns die Ursache nicht recht klar war. Der äußere Hof war voll von Chinesen, die augenscheinlich die Lieder und Gedichte A-Tschang's mit dem größten Vergnügen und Beifall anhörten. Im Innern saß ein junger Priester, auf einem Stuhle kauernd, seine Augen auf die Flaschen geheftet, die auf dem Tische standen. Man hatte ihm zu Anfang des Mahls eine leere Bierflasche gegeben, und seine ganze Seele schien von dem Wunsch erfüllt, eine zweite zu besitzen. Er rührte sich nicht, lächelte nicht, sprach nicht, sondern starrte wie ein Träumender vor sich hin und verwandte kein Auge von den Flaschen. Wir wurden endlich auf den jungen Menschen aufmerksam und befahlen einem Diener, eine Flasche zu holen und sie ihm zu geben, worauf er mit seiner Beute verschwand und sich für diese Nacht nicht wieder sehen ließ.

Da wir Alle von den Anstrengungen des Tages ermüdet waren, empfanden wir das Bedürfniß, uns früh zur Ruhe zu begeben. Es kostete uns einige Mühe, unseren Freund, den Mandarin, zum Aufbruch zu bewegen, indem er augenscheinlich darauf rechnete, eine „lustige Nacht" mit uns zu verbringen; einige ziemlich deutliche Winke, die wir ihm gaben, hatten jedoch den erwünschten Erfolg, und er überließ uns unseren Betrachtungen. Am folgenden Tage setzten wir unsere Reise fort, deren Beschreibung einer künftigen Mittheilung vorbehalten bleibt.

R. F.

Frankreich.

Das Gesellenthum und das Verhältniß desselben zur Aufgabe unserer Zeit.

(Schluß.)

Die Frage, welche heutzutage natürlich jede Schrift über das Gesellenthum aufwirft, ist die, ob dasselbe eine Einrichtung ist, welcher man noch eine Zukunft versprechen kann. Herr Simon zeigt sich geneigt, diese Frage mit einem freilich nur bedingungsweise ausgesprochenen Ja zu beantworten; aber, wenn wir die Thatsachen, die er vorführt, gehörig erwägen, drängt sich uns vielmehr die Ueberzeugung auf, daß das alte Gesellenthum für unsere Zeit ganz unnütz ist. Das Bedeutendste darin sind die mehr oder weniger kostspieligen Aufzüge, und diese sind Veranlassungen zu Vergnügungen, zu Saufgelagen und dann und wann auch zu Streitigkeiten und Schlägereien, in denen die gehässigste Rohheit hervortritt. Man lese die Berichte des Herrn Simon und die auszugsweise von ihm mitgetheilten Lieder, durch welche das Andenken an diese verbrecherischen Raufereien in jeder Gesellen-Verbindung bewahrt wird; Kannibalen können nicht anders sprechen; und die Rohheit, die sich darin offenbart, wird durch keinen Zug von Größe, durch keine poetische Begeisterung, durch keinen Funken von Geist erträglicher gemacht. Die Reglements der Gesellenschaften scheinen in der Absicht gemacht zu sein, den Weinhändlern aufzuhelfen; die Strafen bestehen fast ausschließlich in so oder so vielen Maßen Wein; und die Vergehen, die mit Strafen belegt werden, sind der Art, daß sie wohl häufig vorkommen müssen, wie z. B., wenn ein Geselle einen Kameraden mit Monsieur anredet, oder wenn er die „Mutter" Madame nennt, oder wenn er sein Brod auf dem Tische vergißt, oder wenn er diese hochwichtigen in der Herberge an der Wand angehefteten Gesetze liest, ohne vorher ehrfurchtsvoll seine Kopfbedeckung abgenommen zu haben.

Eine Erfahrung, welche Herr Simon nicht mittheilt, ist die, daß das Gesellenthum großen Vorschub geleistet hat jenen tyrannischen Handwerkerbündnissen, die, behufs Einstellung der Arbeit geschlossen, den friedlichen Arbeiter, der, um das Brod für seine Familie zu verdienen, fortfahren wollte, zu arbeiten, nachdem die Führer die Einstellung der Arbeit befohlen, den größten Gewaltthaten aussetzt. Hierdurch ist das Gesellenthum ein Mittel öffentlicher Ruhestörung und bürgerlicher Zwietracht; es trägt dazu bei, den Krieg zwischen den verschiedenen Klassen der Gesellschaft und die Theilung des Staates in mehrere einander feindliche Kasten dauernd zu machen; hierdurch steht es in Widerspruch mit dem heutzutage allgemein anerkannten Prinzip der gesellschaftlichen Organisation, mit dem Prinzip der National-Einheit und der Gemeinsamkeit der Interessen. Unter dem alten Regime war das Gesellenthum nicht der Grund des Widerstreits der Interessen, sondern es war die Folge davon. Heutzutage würde es der Grund davon sein, und, wie die erwähnten abscheulichen Streitigkeiten und Raufereien es beweisen, hat es nicht einmal das Verdienst, die Handwerker-Gesellen unter sich zu einigen.

Empfiehlt sich das Gesellenthum aber wenigstens als Verein zu gegenseitiger Unterstützung? Auch nicht. Es kann allerdings für gewisse Fälle wohlthätige Unterstützungen festsetzen; aber der Handwerker hat ohnedies im Allgemeinen ein warmes mitfühlendes Herz; er braucht nicht erst durch das Gesellenthum dazu angespornt zu werden, sein Stück Brod mit dem in Elend befindlichen Nachbar zu theilen. Vielmehr wird der Handwerksbursche durch das Gesellenthum zu unnützen Ausgaben im Wirthshause verführt und dadurch der Mittel beraubt, von denen er sonst für sich oder für Andere einen besseren Gebrauch machen würde. Auf Antrieb der Regierungsbehörden bilden sich seit 1852 Gesellschaften zu gegenseitiger Unterstützung, welche das, was das Gesellenthum in dieser Beziehung hat leisten können, viel besser leisten werden, weil sie die Mitwirkung aller Theile der Gesellschaft anrufen und erlangen. Sollte das Gesellenthum aber nicht empfehlenswerth sein als ein Mittel, dem Handwerksburschen in den Städten, die er bereist, Arbeit zu verschaffen? Das Gute, welches in dieser Beziehung das Gesellenthum leistet, wird heutzutage durch andere Einrichtungen und Verhältnisse in viel größerem Maße bewirkt. Die meisten Gewerbe werden heutzutage in großen Werkstätten betrieben; kömmt man in Orte, wo solche Werkstätten bestehen, so erfährt man leicht, ob Arbeitskräfte fehlen, und dann kann das Wanderbuch, welches der Handwerker mit sich führt, demselben als die beste Empfehlung dienen.

Man sieht: das Gesellenthum kann heutzutage nur noch ein historisches Interesse erregen. Man muß es als einen der Züge betrachten, welche dem Mittelalter seine Physiognomie gegeben. Es ist von Interesse, in aller Beziehung den Kontrast zu erkennen, in welchem das Mittelalter, mit seinen tiefen Gegensätzen und Ungleichheiten, mit den fortwährenden rohen Kämpfen zwischen den verschiedenen Interessen, mit seinem Mangel an fester Ordnung, zu unserer Zeit steht, in welcher das Leben geordnet und ruhig sich entwickelt, die Sitten gehörig beaufsichtigt und gemildert sind, und die verschiedenen Klassen der Gesellschaft, anstatt sich durch Mauern von einander abzuscheiden, sich auf einander und alle zusammen auf das Gefühl der National-Einheit gründen. Das Mittelalter kann uns für viele Fälle eine gründliche Lehre werden, weil die Leidenschaften, die in dem menschlichen Gemüthe aufkommen, im Grunde immer dieselben sind, wenn sie sich auch in verschiedener Weise offenbaren; aber es bietet uns wenig oder gar nichts dar, was wir in unserer Zeit für politische oder industrielle Einrichtungen nachzuahmen hätten. Vieles, was aus dem Mittelalter stammt, ist schon in das Reich der Schatten und der bloßen geschich-

lichen Erinnerungen eingegangen. Das Gesellenthum wird diesem Schicksale auch nicht entgehen können.

Seit einigen Jahren hat man angefangen, gegen das, was aus den Prinzipien von 1789 folgt, in der Weise Opposition zu machen, daß man die Verdienste des Mittelalters preist und die ihm angehörigen Einrichtungen in den anziehendsten Farben darstellt, um die Menschen dahin zu bringen, daß sie dieselben wiederherstellen. Gegenwärtig hat diese Art von Opposition gegen die Prinzipien von 1789 viele Anhänger, und Herr Simon, der im Uebrigen gewiß ein Freund der Prinzipien von 1789 ist, hat sich in Betreff des Gesellenthums verleiten lassen, mit dem Strome zu schwimmen.

Wenn das Gesellenthum zugrundegeht, so ist das keinesweges ein Zeichen, daß der Geist der Association matt zu werden anfängt; der Geist der Association, der unsterblich ist, der berufen ist zu Entwicklungen, welche unsere Väter nicht gekannt und nicht vorausgesehen haben, wird neue Formen annehmen, Formen, die angemessen sind der Aufgabe der gegenwärtigen Gesellschaft, deren Prinzip die Einheit ist und welche nur Ein Recht, Ein Gesetz und Ein Interesse für Alle anerkennt. Es werden sich Vereine bilden zur Wahrung der besonderen Interessen der Handwerker-Gesellen. Aber unter diesen Vereinen werden diejenigen, welche eine größere Ausdehnung gewinnen werden, auf dem Grunde des Gedankens gebildet sein, der in den in neuester Zeit gegründeten Gesellschaften zu gegenseitiger Unterstützung vorherrscht. Wer über diese zukünftige Organisation etwas Genaueres wissen will, der lese das von dem verstorbenen Delaborde vor dreißig Jahren verfaßte Werk: „Esprit d'association". Eine Stelle in diesem Werke lautet fast wörtlich so:

„Man kann sich die Gesellschaft durch ein Schema veranschaulichen, in welchem über einander liegende Felder, die durch parallele horizontale Linien von einander abgesondert sind, die verschiedenen Stände und Gesellschaftsklassen bezeichnen; das erste Feld, welches die Basis bildet, bedeutet den Handwerker- und den Bauern-Stand; nach oben zu folgen dann, geordnet nach den steigenden Graden der Bildung und des Einflusses, die anderen Stände, bis hinauf zu den Vertretern der Wissenschaft und der Künste, den großen Unternehmern auf dem Gebiete der Industrie und des Handels, den Staatswürdenträgern. Betrachtet man dieses Schema nach seinen horizontalen Abtheilungen, so hat man das Isolirungs- und Corporations-System, welches ehemals in Frankreich und in den meisten Staaten Europa's herrschend war: — eine Reihe von streng gegen einander abgegränzten und gegenseitig sich ausschließenden Ständen. Wenn man aber senkrechte Linien durch alle Felder zieht und das Schema nach den dadurch gebildeten senkrechten Abtheilungen betrachtet, so hat man das Associations-System, das in England allen Einrichtungen zu Grunde liegt und nicht wenig dazu beigetragen hat, diesem Lande die Wechselfälle der Revolutionen seit sechzig Jahren zu ersparen. Man findet da in fast allen Körperschaften die Pairs des Königreichs, die Beamten, die Finanzagente, die Großbürger, die Künstler, die kleinen Eigenthümer, die Handwerker mit einander verbunden. Auf diese Weise stehen alle Stände in fortwährender Beziehung zu einander und gewähren sich einen gegenseitigen Schutz, der einen jeden gegen Störungen und Angriffe sicher stellt."

Nur wenn das Gesellenthum eine Organisation annehmen will, welche diesem Associations-Geist entspricht, wird man zugeben können, daß es noch Lebensfähigkeit habe.

Griechenland.

Zur altklassischen Literatur.

Niemand ist glücklicher in dieser argen Zeit, wo die Kriegsfurie an der Donau los und hinten am Trajanswall, am Saume der europäischen Civilisation, die wilden Kämpen, Kreuz und Halbmond im Panire, wüthig auf einander schlagen, als die Philologen. Hinter sicheren Schanzen sitzen sie daheim, Codices und Jahrmarkt vergleichend, Varianten eruirend, über Konjekturen lukubrirend, kritische, grammatische, exegetische Annotationen aufspeichernd und dieselben zu Kommentarien oder Dissertationen verarbeitend. Vollauf Arbeit, des Schweißes der Edlen werth. Nur daß dann und wann sich ihrer Brust ein langathmiges Miserere und Stoßgebet entringt; für Hellas endliche, wirkliche, vollständige Erhebung; auf Byzanz, das unklassische Byzanz, wird nebenbei nur ein stiefväterlicher Blick geworfen. Sonst erhält sie, die Philologen, auf dem qui vive höchstens eine Rakete, die draußen vor den Pallisaden unversehens aufsteigt und eben so schnell in der Luft verpufft, oder das ungefährliche Platzen eines Loth Pulvers, womit ein vermessener Neuerer sie aus ihrer Beschaulichkeit emporzurütteln droht. Ja, ewig klar und spiegelrein und eben fließt das Leben diesen Seligen dahin. Und dieser Glücklichen zählt Europens Mutterschooß nicht wenige. Auch die noble Section der Orientalisten zählt zu ihnen. Sie läßt Herrn Layard rhetorische Donnerkeile nach dem Zaren schleudern und Lord Ellenborough, wie dereinst für Wischnu und Siwa, so jetzt für Muhammed und Koran schwärmen und amüsirt mittlerweile stillsinnend unter Botta's und Layard's Errungenschaften, unter den Diggings von Khorsabad, oder entziffert Keilschrift-Monumente und beschwört mittelst der entdeckten Zauberformel die der christlichen Zeitrechnung vorangeschrittenen Jahrtausende, aus ihren geheimnißvollen Gräbern heraufzusteigen und auf ihre Fragen Rede zu stehen.

Genug der allgemeinen Phrasen. Es sollte vielmehr zum Anschluß an dasjenige, was wir vorlängst in diesen Blättern (1852, Nr. 136) über den nämlichen Gegenstand bemerkt haben, an ferneren Beispielen dargethan werden, wie das Alterthums-, beziehentlich Humanitäts-Studium nach wie vor Blätter und Blüthen treibt und Früchte zeugt, mithin die klassische Philologie in Kraft und Würden geblieben ist, — Dank dem Genius des Alterthums, dessen schwungreiche Fittiche nie ermatten, so wie dem noch keineswegs blasirten, in Materialismus und deutsch-französischer Romantik aufgegangenen Geschmacke unserer Zeitgenossen. In Frankreich hat Abbé Gaume nebst seinen geistlichen und weltlichen Nachtretern, wie es scheint, entschiedenes Fiasco gemacht und umsonst die große Trommel gerührt. Schon der auf dem Boden modernster Kultur aufgewachsene Jules Janin hat zu seiner Zeit, als die antiklassische Allarmglocke läutete, vernehmlich dreingeschlagen (Vgl. „Magazin" 1852, Nr. 149). Jüngst ist auch Louis Binaut, schon von früher her durch tüchtige Untersuchungen über Homer, Sophokles, Aristophanes und die Philosophie des griechischen Drama bekannt, als rüstiger Vorfechter des klassischen Prinzips aufgetreten. Er leitet seine neueste, aller Beherzigung werthe Arbeit über „Aeschylus und das politische Drama der Griechen", die er selbst einen neuen Interpretations-Versuch nennt (Revue des deux Mondes 15. déc. 1853.), mit den Worten ein: „Ein ernstes Wiedereingehen, eine allgemeinere Beschäftigung mit den Studien des Alterthums würde eines der guten Symptome unserer Zeit sein; man könnte daraus schließen, daß die geistigen Bedürfnisse sich steigern (exaltent) und der industrielle Wirbel uns nicht der Welt des Idealen entfremden wird. Das Zurückgehen bis zu den Quellen des Alterthums heischt und bedingt die Einkehr, das Einleben in eine ideale Gedankenwelt, worin sich vor dem Auge des Betrachters die Menschheit, frei von den kleinlichen Proportionen, welche die Zeit verwischt, im Ganzen, Großen und in fünfweiser Entwickelung zeichnet, ihm aus dem Buche der Ueberlieferung in wachsend hellerem Licht die Bedeutsamkeit ihrer Bestimmung enthüllt." Der dieser Zeitschrift zugemessene Raum verbeut ein spezielles Darlegen der einzelnen Studien und Ergebnisse dieser interessanten Forschung, die übrigens, wie schon das Thema ahnen läßt, durch mehr als einen Faden mit der Betrachtung des heutigen Staatslebens zusammenhängt, so viel Anklänge und Berührungspunkte mit der Gegenwart enthält sie. Besteht ja auch einer der vornehmsten Reize des Verkehrs mit der Welt der Griechen und Römer, und der das Studium und die Kenntniß derselben fruchtbar und lebendig macht, in Beobachtung und aufmerksamer Verfolgung der unzähligen Fäden, durch welche sich die alte Geschichte an die Neuzeit knüpfen läßt, in den überraschenden Analogieen, die dem ungetrübten Blick im Spiegel des Alterthums aufgehen. Für jegliches Verhältniß des modernen Lebens findet sich dort ein homogenes, ein zweiter Plutarch könnte bogen-, wenn nicht bändereichen Stoff zu biographischen Parallelen zusammeln; ein Staats-Katechismus für die neue Zeit müßte sich fürwahr aus den Schriften und Berichten, Maximen, geschäftlichen Maßnahmen und Erfahrungen der Alten zusammenstellen lassen. Auch wird auf dergleichen zeitgemäße Beziehungen der Philolog und Schulmann, wie er sein soll, bei Interpretation der Alten ein vorzügliches Augenmerk richten; nur den im Buchstabenthum Befangenen, unter welchem jedoch keineswegs grammatische Genauigkeit und linguistische Gründlichkeit zu verstehen, reißt über dem Wühlen im Kram leicht der Faden geistiger Combination entzwei, deren Zahl aber nimmt zusehends ab. Nicht als ob Demosthenes, Cicero oder Aristophanes, wo solcher etwa einmal im Schulinstitutions-Verzeichnisse prangt, vom Katheder herab zu politischen Expectorationen oder Parallelen mit unseren heutigen Staatsverhältnissen gebraucht werden sollten. Nicht gehören diese vor das Forum der Gymnasien, worin das rein geistige Element, das Ideale, das Schöne in Form und Stoff vorwalten muß. Schon anders ist es bei Lektüre der Historiker, und wie noch weit mehr der antiken Dichterlektüre oder der des Plato, welche die edelsten Kräfte des jugendlichen Geistes und Gemüthes in Bewegung setzen soll.*)

Fügen wir zu obigem Exkurse über Louis Binaut's einleitende Worte noch die Notiz, daß, getreu der Fahne, welche die aufgeklärte und die Pulsschläge der Zeit oft sehr richtig fühlende Gesellschaft Jesu seit Jahrhunderten aufgepflanzt hat, neuerdings auch ein französischer Jesuit das Studium der alten Klassiker sehr warm verfochten und empfohlen hat, der Pater Daniel, in der Schrift: „Les études clas-

*) Schreiben dieses hatte einmal geäußert: „Ein Gymnasial-Direktor, der seine Primaner, vorausgesetzt, daß diese empfänglichen Gemüthes sind, nicht versteht, beim Lesen der Antigone, des Ajax u. s. w. zu elektrisiren, verdient auf Wartegeld gesetzt zu werden." Diesen Passus strich ihm ein Leipziger Censor, und soll diesem deshalb nicht gegrollt werden.

niques dans la société chrétienne". (Paris, 1853). Auch hier begnügen wir uns mit allgemeiner Angabe. In nicht wenigen Dingen, da namentlich, wo es gilt, zu wissen, was an der Zeit ist, und wie das Zeitgemäße praktisch angegriffen und mit Erfolg zum Ziel geführt werden müsse, ist ein Jesuit nicht eben ein verächtlicher Rathgeber. Wir haben in frischer Erinnerung, was vor kurzem Charles Weiß in seiner auch im „Magazin" ausführlich besprochenen „Histoire des Réfugiés protestants de France" über das heillose Thun des Jesuitismus im siebzehnten Jahrhundert beigebracht hat, bedenken uns jedoch nicht, ihm anderwärts, zuweilen sogar in rein kirchlichen Aufgaben, z. B. dem Missionswesen, die verdiente Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.*)

Von England sagen wir nichts. Die Engländer halten es mit den Türken oder, nach dem Ausdruck eines Korrespondenten der „Augsburger Allgemeinen Zeitung", Turkomanie und britischer Puritanismus haben sich dermalen den Liebeskuß gegeben. Wenn, trotz seiner Kreuzpredigt gegen den Zar, der fromme Lord Shaftesbury die Türken hinter den Euphrat wie die Russen hinter Archangel wünscht, so möchten wir ergänzend wünschen: und die Briten dorthin, wo der Pfeffer wächst. Für Hellas läßt bei ihnen das Einmaleins keine menschliche, geschweige christliche Regung aufkommen. Umsonst ist Byron mit hochherzigem Beispiel vorangegangen, vergebens ruft dann und wann eine Einzelstimme, wie Lord Grey's, seinen taumelnden Landsleuten ein „Hephata, mein Albion!" zu, noch sind Georg Grote und Georg Finlay unverstanden geblieben. Denn — virtus post nummos. Dennoch aber wird es am Schlusse heißen: e pure si muove.

In Deutschland, seit Gottfried Hermann nicht mehr auf Erden wandelt,**) neigen sich Aller Fasces vor dem überlebenden August Böckh, den, gleichwie San Giovanni in Laterano den Bekennern der römischen Kirche mater et caput omnium ecclesiarum heißt, die deutsche Pietät als Eckstein und Angelpunkt der deutschen Philologie betrachtet. Die deutsche Philologie aber zählt in ihrer Hof-Ordnung nicht nur Meister vom Stuhl und Veteranen der Wissenschaft, sondern auch zahllose Jünger, Adepten, Dilettanten und Autodidakten von jedweder Rangstufe, die sich wiß- und kaufbegierig zu der reich besetzten Tafel drängen, welche hier in den Hör- und Lehrsälen der Humanisten, dort auf dem vielleicht mehr als je von Novitäten überfüllteten philologischen Büchermarkte aufgerichtet steht. Letzteres wird sowohl durch die anwachsende Zahl von Ausgaben einzelner Klassiker, als und mehr noch durch das Anschwellen umfänglicher Autoren-Sammlungen bewiesen, wie vor mehreren anderen die Teubnersche und Weidmannsche zu Leipzig. Die erstere macht zur Zeit den hervorragendsten Theil der buchhändlerischen Betriebsamkeit ihres Verlegers aus; für sie wirken in ununterbrochener Thätigkeit höchst respektable Kräfte; ihr Geburtsjahr ist 1824, sie ist sonach um ein Viertel-Jahrhundert älter, als die Weidmannsche Sammlung, welche ihr seit 1848 als Kollegin und Rivalin an die Seite trat und unter den Auspizien der Herren Haupt und Sauppe schnell Posto gefaßt und sich nach allen Richtungen des In- und Auslandes weite Bahnen gebrochen hat. Von dem intensiven Gehalte, so wie der pädagogischen Zeit- und Zweckmäßigkeit dieser zierlichen, von möglichst gedrängten deutschen Anmerkungen begleiteten Ausgabe ist im „Magazin" (1852, Nr. 136) in Kürze gesprochen worden. Seitdem ist die treffliche Ausgabe des Sophokles (von Schneidewin) mit der „Elektra" zum Schluß gediehen und das früher Erschienene bereits in zwei Auflagen vorliegend, Euripides (von Schöne) mit der Medea fortgesetzt, Aristophanes in beifallswerther Bearbeitung (von Th. Kock) mit den Wolken und Rittern neu in die Sammlung eingetreten. Von Griechen haben nächstdem Xenophon und die Redner Demosthenes und Lysias neuen Zuwachs erhalten, und auch Lucian ist jetzt bedacht. In römischer Literatur ist von dem auf zehn Theile berechneten Livius (von Weißenborn) ein Fünftel, vom Cäsar (v. Kraner) der gallische Krieg erschienen und so, nachdem Tacitus und Sallustius es seit längerer Zeit waren, die historische Rubrik ansehnlich vermehrt, ferner die bereits zehn Theile umfassende Literatur des Cicero um einen elften (Rede pro Sestio, von Halm) bereichert worden, endlich von Dichtern zu Virgil auch Ovid's Metamorphosen (von Haupt) und Phädrus (von Raschig) gekommen. Das Jahr 1854 wird hoffentlich noch manches Neue bringen, zumal wenn, fern von den Kriegesstürmen in Ost und Nord, das deutsche Vaterland sein otium cum dignitate zu behaupten vermag.

*) Von mehr als gewöhnlichem Interesse ist in dieser Hinsicht der im „Deutschen Museum" (1853, Nr. 41) befindliche Aufsatz von Ernst Werner: „Die Jesuiten-Mission in Bayern". Wobei zugleich an den Grafen Karl v. Görtz erinnert werden mag, der im zweiten Theile seiner bekannten Reise um die Welt der katholischen Missionsthätigkeit bei weitem den Vorzug vor der protestantischen einräumt, ja, den hart scheinenden Ausspruch thut, er habe sich der letzteren, die fast immer das erhebende Gefühl einer wirksamen Beförderung des Christenthums vermissen lasse, zum öfteren wahrhaft geschämt.

**) So eben (Ende des April) geht seine 8472 Nummern betragende kostbare Bibliothek auf dem Wege der Versteigerung in die weite Welt aus.

Einmal auf dem antiquarischen Gebiete, machen wir noch auf eine werthvolle Gabe aufmerksam, welche das vorjährige Wittenberger Gymnasial-Programm bietet. Nicht allein in Khorsabad und Ninive wird ausgegraben, sondern fort und fort auch in kleinen Anläufen unter dem Schutte von Pompeji. Besagtes Programm enthält eine „Geschichte und Beschreibung der Stadt Pompeji", von dem Adjunktus Stier, der selbst drei Jahre in Neapel zugebracht hat und folglich aus Autopsie spricht. Die deutschen Gymnasien gefallen sich meist im Erlaß gelehrter Dissertationen, die für die philologische Wissenschaft förderlich sein mögen, sonst aber selten praktischen Werth haben und am wenigsten fruchtbar für die Hauptperson, ihre oberen Zöglinge, ausfallen. Desto anerkennenswerther ist die vorliegende Arbeit und ihr Streben, den Schülern etwas zugleich Lehrreiches und Anziehendes in die Hand zu geben. Sehr viel hat diese Arbeit durch einen gut ausgeführten Plan der wiedererstehenden Stadt gewonnen, dem außerdem die Ansicht des Isistempels von vorn, ein Riß vom Hause des Pansa und ein Kärtchen vom heutigen Golfo di Napoli beigegeben sind. Der Unterzeichnete, selbst ziemlich heimisch unter Pompeji's Trümmern geworden, hat sich während des Lesens dieser Schulschrift mit Vergnügen in die Vergangenheit versetzt gesehen. Es findet sich darin nichts von jener höchst bedenklichen, schon in der „Europa" (1853, Nr. 89) gerügten Art, zu kommentiren, wonach irgend ein Alterthümler auf einem neuentdeckten antiken Gemälde, welches den Hafen der Lästrygonen nach Homer's Odyss. VII., 104 vorstellen sollte, die Seeküste von Terracina zu entdecken meinte und demzufolge das fabelhafte Land dieses Riesenvolks an die Gränzen von Latium verlegte. E. K—r.

Mannigfaltiges.

— Autobiographie des Geologen Miller. Der durch seine geologischen Untersuchungen und Entdeckungen bekannte Schotte Hugh Miller hat vor kurzem eine höchst interessante Geschichte seines Jugendlebens herausgegeben,*) die einen neuen Beleg zu der alten Wahrheit liefert, daß ein überlegener Geist sich auch unter den schwierigsten Umständen eine Bahn machen und trotz aller Ungunst des Schicksals seine Fähigkeiten zur Geltung bringen wird. Miller wurde im Jahre 1802 in der kleinen Stadt Cromarty am Moraybusen geboren. Sein Großvater war Schleichhändler gewesen; sein Vater, der als Matrose auf einem Kauffahrteischiff diente, verlor beim Scheitern desselben sein Leben. Was ihn selbst betrifft, so wurde er zum Maurer bestimmt, weshalb man ihn zu einem Oheim von mütterlicher Seite in die Lehre that, der dieses Gewerbe in Verbindung mit dem eines Steinmetzen betrieb. Es war unter solchen Beschäftigungen, daß der junge Lehrling sich die Anfangsgründe der Mineralogie aneignete, und daß der Gedanke in ihm auftauchte, daß er nicht dazu geschaffen sei, zeitlebens die Kelle zu führen. Auch dauerte es in der That nicht lange, ehe er sein Handwerk im Stich ließ, um die Geisteskräfte auszubilden, mit welchen ihn die Natur so freigebig beschenkt und durch welche er sich einen ehrenvollen Namen in der wissenschaftlichen Literatur Englands erworben hat. Seine Hauptwerke, „The Old Red Sandstone" und „Footprints of the Creator", haben viel dazu beigetragen, das Studium der Geologie populär zu machen, indem Miller die seltene Gabe besitzt, die Ergebnisse gelehrter Forschung leicht und klar zusammenzufassen und auch die trockensten Untersuchungen durch eine eben so originelle als anziehende Darstellungsweise zu beleben.

— *Entente cordiale* der Militairmusik. Als seltsames unerwartetes Zeugniß von dem Bündniß zwischen England und Frankreich wird bemerkt, daß „God save the Queen" und „Rule Britannia" in das Repertorium der französischen Militairmusik aufgenommen sind. „Wie werden wir", fragt das Londoner Athenaeum, „diese Artigkeit erwiedern? Sollen wir die Marseillaise, die Parisienne, „Mourir pour la patrie", „Partant pour la Syrie" singen? Und wer steht uns dafür, daß wir, in dem harmlosen Bestreben, Frankreich eine Ehre zu erweisen, bei denen, die über unsere geistreichen und quecksilbernen Freunde geherrscht haben, herrschen oder herrschen werden, nicht manches Vorurtheil unsanft berühren, manches widerwärtige Gefühl aufregen?"

*) My Schools and my Schoolmasters; or the Story of my Education. By Hugh Miller. Edinburgh, 1854.

Das mit der heutigen Nummer zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die im regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

image
not
available

Inhalts-Verzeichniß.

August: Die deutschen Eisenbahn-Verwaltungen an der französischen Gränze. 94.

Oktober: Zur Geschichte der Oper. 126. — Zur Geschichte der wissenschaftlichen Akademieen. 129.

Dezember: Frau Ida Pfeiffer's zweite Reise um die Welt. 150.

Portugal.

Oktober: Portugiesische Bauernregeln. 119.

Spanien.

August: Der Aufstand der Comuneros unter Karl V. 99. — Der Graf von San Luis und das ihm gewidmete Album Poetico. 102.

Frankreich.

Juli: Die Freimaurerei in Frankreich. 78. — Zur Meteorologie. 80. — Leibnitz und Spinoza. 81. — Bruchstücke aus Pariser Briefen des Redacteurs. I. Der Weg von Berlin nach Paris. II. H. Heine und S. Munk. 83. — War die Jungfrau von Orleans eine Französin oder eine Lothringerin? 83. — Bruchstücke aus Pariser Briefen des Redacteurs. III. Das Théâtre Français. Meyerbeer's neue Oper. Schamyl als Theaterheld. 84. — IV. Die neuen Bauten. Die Museen im Louvre und in Versailles. Das Grabmal des Kaisers. 85. — Die Astronomie und die Naturwissenschaften in den Jahren 1853 und 1854. 88. — Ein neues wichtiges Werk zur Geschichte des deutschen Kaisers Friedrich II. 89.

August: Aus dem Bericht der Kommission zur Vertheilung der für dramatische Werke ausgesetzten Prämien. 91. — Philarète Chasles' „Deutsche Studien". I. Die Gegensätze des germanischen und des romanischen Elements in Europa. 92. — Die Kennzeichen des Todes. 93. — Die Vereinigung Lothringens mit Frankreich. 95. — Briefe aus Paris. Erster Brief. Die Zeitungen. Rückblick auf den National und Marrast. Eingegangene Journale. Das Journal des Débats; der Moniteur; Patrie, Constitutionnel und Pays. Einiges über Herrn Dr. Véron. Mirès. Die Assemblée nationale; die Union. Die ehemalige Anarchie der Presse. Die Gazette de France, der Univers, die Jesuiten und das Unterrichts-Gesetz. Gesellschaftliche Zustände und die Religion in Paris. Die heilige Genoveva. Besuch in einem Pariser Karmeliterinnen-Kloster. Die Revue des deux Mondes; einige Bemerkungen über den Unterschied zwischen den französischen und deutschen Formen in der Literatur. Die Revue contemporaine, die Illustration, das Athenaeum Français, der Correspondant und andere Journale. Flüchtiger Blick auf die Theater. 96. — Zur jüdischen Literaturgeschichte im Mittelalter. 97. — Philarète Chasles' „Deutsche Studien". II. Das Celtische und seine Grammatiker. 99. — Die neuesten Ergebnisse in Bezug auf ein mechanisches Aequivalent der Wärme. 100. — Philarète Chasles' „Deutsche Studien". III. Das Englische und sein Verhältniß zum Deutschen. 104.

September: Die Kaiserlich Leopoldino-Karolinische Akademie der Naturforscher in Paris. 105. — Abrichtung und Aufziehung der Thiere im Alterthum. 106. — Ein Besuch bei Lamennais. 109. — Zur Geschichte der Armen-Unterstützung. 111. — Verhandlungen der Akademie über die Trauben-Krankheit. 112. — Voltaire und St. Sapherin. Ein Beitrag zur Kritik der Henriade. 114. — Die Elektrizität im Dienste der Industrie. Die industrielle und die natürliche Galvanoplastik. 115.

Oktober: Briefe aus Paris. Zweiter Brief. Das August-Fest. Der Luxus am französischen Hofe. Die Neubauten des Louvre, die Rue de Rivoli, das Hôtel de Ville und die Kaserne Napoleon, der Justiz-Palast und die Sainte-Chapelle, der Pont Neuf, der Boulevard de Strasbourg, die Central-Hallen, der Justiz-Palast, die Verschönerungen des Bois de Boulogne, das Elisée, das neue Ministerium des Auswärtigen, die Rue de l'école. Das ökonomische System bei den Neubauten. Die Rund-Eisenbahn. Die Umgebungen von Paris. 121. — Die Fabrication der Gobelins. 121. — Ueber die menschlichen Racen. 123. — Briefe aus Paris. Dritter Brief. Dr. Wertheim's Kaltwasser-Heilanstalt im Schlosse von Issy. Theater. Neue literarische Erscheinungen. Die Akademieen. 126. — Philarète Chasles' „Deutsche Studien". IV. Die deutsche Sprache in der Gegenwart und Zukunft. 129.

November: Pariser Erfahrungen. 131. — Briefe aus Paris. Vierter Brief. Paris im Herbst; die Jagd-Philister. Die große Oper und Fräulein Cruvelli. Das Théâtre Français und Fräulein Rachel. Prozeß gegen eine Spanierin, die nicht gratis sein will, weil man ihr Kaffee und Bier verweigert. Das Théâtre Lyrique und die neue Oper: „Le billet de Marguerite". Mademoiselle Georges in der Folterkammer der Porte Saint Martin und in der Stockkammer der Industrie-Ausstellung. Die Akademie der schönen Künste und Halévy's Vertrag über den Architekten Fontaine. Die Selbst-Biographie der Sand. Nicolardet's „Ménage et finances de Voltaire". Das Journal d'un Bourgeois de Paris unter der Regierung Franz' I. von Frankreich. Der neue Jahrgang des Annuaire des deux Mondes. 133. — Dr. Véron, nach de Wailly. 137. — Zwei Königsberger über George Sand. 137. — Die französische Literatur von 1815—1830. 143.

Dezember: Richelet's Geschichte der englischen Handels-Reform. 146. — Briefe der Frau von Maintenon über die Erziehung der Mädchen. 148. — Was Schlimmes man schon von den Frauen gesagt hat. 152. — Die Bäckerei, der Fleischhandel und die Sparkasse in Paris. 153. — Michaud's Biographieen. 1. Biographie von Ludwig Philipp d'Orléans, Ex-König der Franzosen. 2. Oeffentliches und Privat-Leben von Charles Maurice de Talleyrand. 154. — Aus den Verhandlungen der Akademie der Wissenschaften. Eine neue Art Seidenraupe. Eisenbahnen in der europäischen Türkei. Das Bréantsche Vermächtniß. Beobachtungen über den Hagel. 156.

Belgien.

August: Die belgische Statistik. Zweiter Artikel. Land und Bevölkerung. 93.

September: Die belgische Statistik. Dritter Artikel. Bewegung der Bevölkerung. 116.

Oktober: Der Längen-Unterschied zwischen Brüssel und Greenwich. 122.

Holland.

August: Hoffmann's altniederländische Sprüchwörter und geistliche Lieder. 102.

Italien.

Juli: Ueber den politischen Einfluß des Islam. 79. — Ein neues Werk über Hieronymus Savonarola. 81. — Literatur-Bericht aus Italien. Farini's Geschichte von Italien seit 1814. Gervinus' Einleitung in die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Mancini's Rechtsphilosophie und Grundsätze des Völkerrechts. Die päpstliche Gewalt und Machiavell's „Principe". Rußland und der Orient. Cibrario's geschichtliche Denkwürdigkeiten. 88.

September: Italiänische Zustände. Pläne der Moderirten. 105. — Signora Fermucci, Dr. Varola und Professor Botta. Unterricht und Schulwesen in Italien und Preußen. 109. — Römische Alterthümer. 115.

Oktober: Literatur-Bericht aus Italien. Italiänische Städte und ihre Denkmäler. Die Academia Virgiliana in Mantua. Ackerbau-Gesellschaft in Padua. Die Gesandtschafts-Berichte der Venezianer. Statistische Notizen aus Mailand. Ralcevich über das Christenthum im Mittelalter. Sandrini's neuere deutsche Geschichte. Triestiner Geheimnisse und toskanische Sprüchwörter. Die Maremmen. 118. — Italiänische Literatur-Berichte. Dr. Trompeo über die Gesundheit der Seelente. Reanni's Dramen. Lustspiele von Servadio. Erzbischof Brivite. Della Torre's rabbinische Ordinationsreden. Die neue Ausgabe von Galilei's Werken. Fabio Arame's Gemeinderecht. 127. — Verbesserungen des Textes von Dante's kleineren Werken. 130.

November: Italiänische Literatur-Berichte. Trucchi's italiänische Redner. Poetische Italiänerinnen neuester Zeit. Tiboni's „biblischer Mythizismus". Ein Trauerspiel von Dalmazzone. Carrer's Gedichte. Die Feldzüge des Prinzen Eugen. 135. — Eine Ersteigung des Aetna. 140.

Dezember: Italiänische Literatur-Berichte. Stadt-Chronik von Alessandria. Bonaini's Statuten von Pisa. Krüger's „Esquisses Italiennes". Zur Geschichte von Savoyen. Ueber die Organisation des piemontesischen Heeres. Biondelli über die italiänischen Mundarten. Die Preußen bei dem Entsatze von Turin. Der Dichter Zanella. Bianchi-Giovini. 144. — Italiänische Literatur-Berichte. Das literarische Eigenthum. Ritter Gaspari gegen Liberalismus und Repräsentativ-Regierung. Der Kriegesschauplatz im Orient. Baruffi's Spaziergänge von Turin. Professor Lanza's antiquarische Werke. Ghisi's Elemente der Mineralogie. Die Rerista contemporanea. 148.

Schweiz.

Juli: Regula Engel, die schweizerische Amazone. 78. — Zur Kenntniß der Ostalpenschweiz. 85.

September: Station am Genfer See. Mit Pro- und Epilog, von C. Köhler. Politisches. E. M. Arndt. Freiburg im Breisgau. Fremdenstrom. Cercle in Vevey. Hotel Monnet. Präfekt Bachelard. Deutsche Reiselust und deutscher Einfluß im Wachsen. Sächsischer Dialekt. Louis Napoleon und sein Halbbruder. Konzert: Berlioz und Prudent. Terrasse zu Montreux. Militairfest. Schweizerische Eisenbahnen. Züricher Hotel. Nürnberg und Volksfest. Sittenzustände in Bayern. 112.

November: Vogt's Beleuchtung der Staats-Anstalten in ihren Beziehungen zum Armenwesen. 136.

England.

Juli: Zur Geschichte der Eisen-Fabrication. 82. — Englische Literatur-Briefe. 1854. Sicilianer Monats-Bericht. Das Stethoscop und Teleskop für Englands Kriegsherr und antirussische Pläne. Das eigentliche regierende England und dessen Structur. Warum es, nach Aberdeen, Rußland nicht hassen kann. Sein Buridanscher Verlegenheits-Esel Rußland gegenüber. Russell und die Kirchensteuer, die Reform- und die Orfeord-Bill. Hampstead, die Höhe und das Oberhaus. Die Penny-Post und die Tausende von Pfunden, welche Herzogen als Almosen davon gezahlt werden. Ein Blick auf die „erbliche Kirche". Das Dulwich-College. Die Hochkirche im Diogenes. Schulen und wohlthätige Anstalten unter der Hochkirche. Schlüssel zur englisch-orientalischen „Verlegenheit", in der es mit Rußland zugleich Frieden und Krieg führt. Ein Ausweg für die Verlegenheit im Kaukasus. Harthausen's „Transcaucasia". Die germanischen Offiziere im Kaukasus. Lady Bulwer's „Hinter den Coulissen". Der Messias „von außen". Der Neutralisations-Prozeß zwischen Revolution und Reaction, der den Heiland von innen unmöglich macht. Mißlungene literarische Versuche.

noch von der Regierung aufgefordert und angewiesen ward, sofort aufzubrechen.*) Das ist eine gute Antwort der geographischen Gesellschaft auf die Angriffe ihres Secretairs, Dr. Shaw, gegen die Deutschen. Ich erwähne nur noch, daß nach authentischen Mittheilungen in der geographischen Gesellschaft die schönsten Palmöl-Gegenden in den Bereich fallen, welchen die Expedition näher untersuchen will, in die ungeheure Strecke zwischen dem Chadda- und Bennefluß, welche von der Westseite her noch nicht weiter untersucht worden ist. Bekanntlich hat Barth durch seine sehr begründete Konjektur, daß Chadda und Benue Ein Fluß seien, die Expedition eigentlich hervorgerufen.

Doch nun müssen wir uns etwas in unserer unmittelbaren Nähe umsehen. Sechs Kunst-Ausstellungen sind doch keine Kleinigkeit, um an ein Beispiel zu erinnern. Nun freilich, aber mit ihnen werde ich bald fertig. Ich bin durch einige langsam hindurchgegangen mit dem Vorsatze, mich halten zu lassen, wenn sich ein besonderes, großartiges Objekt oder eine neue, originelle Technik bemerkbar machen würde. Aber leider wurde ich immer mehr zur Eil getrieben. Kein Augenblick, zu dem ich sagen konnte: verweile doch, Du bist so schön! Ich würde diese Abfertigung von Einem, der selbst gesteht, blos durch die Säle hindurchgelaufen zu sein, schnöde finden, wenn nicht Alle, die dort studirt und lange und oft gesehen, meine Eindrücke bestätigten. Nirgends ein großer Gedanke. Nirgends eine schöne Idee. Allerdings mag das Parlamentsgebäude, für welches alle Künstler höheren Ranges seit langer Zeit fast ausschließlich beschäftigt sind, zu der ideellen Magerkeit der diesjährigen Ausstellungen beigetragen haben, aber das wäre noch kein Grund gewesen, warum alle nicht für das Parlament Beschäftigten sich durchaus mittelmäßig erweisen mußten. In der großen Ausstellung der königlichen Akademie tragen offenbar die privilegirten Herren, welche über die Zulässigkeit der eingegangenen Gemälde aburtheilen, einen großen Theil der Schuld. Ich dachte bisher immer: wie jämmerlich müssen die Produkte sein, welche zurückgewiesen wurden, wenn solche grobe Stubenmalerei zugelassen wird! Aber seitdem ich mich in einzelnen Fällen, namentlich bei einem deutschen Künstler, der drei Jahre lang mit guten und voriges Jahr mit einem wahren Meisterstücke zurückgewiesen, dieses Jahr aber mit einer von ihm selbst als mißlungen erkannten bestellten Fabrik-Arbeit zugelassen wurde, überzeugt habe, daß auch hier Willkür, Klike und Launen zu Gericht sitzen, müssen die Herren Akademie-Meister ihren Theil von Schuld auf sich sitzen lassen. Die beiden Wasserfarbengemälde-Ausstellungen habe ich nicht besucht, so daß in der Sphäre, worin die englische Malerei am höchsten steht und den Kontinent übertrifft, allerdings viel geleistet worden sein kann, wiewohl ich von Hörensagen weiß, daß in der Wahl und Composition von Objekten sich gegen frühere Jahre kein Fortschritt des Geschmacks zeigt.

Ueber die deutsche Oper in Drurylane kann ich mich auch kurz fassen. Ich habe den „Freischütz", „Fidelio", „Don Juan" u. s. w. in Berlin viel besser gesehen, aber die Darstellungen wurden hier bis jetzt alle stets von vollgedrängten Häusern mit unbedingtem, zum Theil leidenschaftlichem Beifall aufgenommen, und einer der Regisseurs, der früher in Deutschland fünfundzwanzig Jahre lang weiter nichts gab, als die Hexe im „Faust" und den Samiel im „Freischütz", jauchzte neulich, lebensgefährlich schwankend, am hellen, lichten Tage durch die nüchterne Straße und bemühte sich, den Jungen auf Englisch begreiflich zu machen, daß er zu der berühmten deutschen Oper in Drurylane gehöre. Auch die Eigenthümer des Drurylane-Theaters, das in einer sehr plebejen Gegend liegt, sind trunken geworden durch den Erfolg der Deutschen und haben einen Ukas erlassen, nach welchem Jeder bis in die oberste Galerie hinauf schwarz erscheinen muß, wenn er für sein Geld Einlaß finden will. Diese Lächerlichkeit ist um so alberner, als die Eigenthümer, bisher immer aus einem Bankerott in den anderen fallend, sonst froh waren, wenn schmutzige Kerle in grauen Jacken die leeren Räume etwas beehrten. Die beiden Hauptsängerinnen der deutschen Oper genügen in ihrer Persönlichkeit nicht unbedingt. Wahrscheinlich werden die Damen Palm-Spatzer und Gentilhomo, die freilich zunächst auf die italiänische und königliche Oper spekuliren, sich mit Engagements in Drurylane begnügen.

Ein Wort über den englischen „Faust" im Prinzeß-Theater, von dem Direktor und Schauspieler Kean aus dem Französischen ins Englische gehackt. Da der Goethesche „Faust" im ersten Theile sich mit unwiderstehlicher Gewalt ins Gedächtniß prägt, auch wenn man ihn nur einmal gelesen, kann sich der Deutsche keine größere Qual verschaffen, als ihn hier Englisch zu hören und zu sehen. Der Grobschmied von Schauspieler hat den „Faust" in ein Puppenspiel (aus welchem Goethe seine Anregungen nahm) zurückgebracht. Mephistopheles ist wieder „the devil", der den gottlosen Faust bei lebendigem Leibe in einen Abgrund, aus dem Kolophonium geblasen wird, hinunterzerrt, während Gretchen in den sich aufthuenden Himmel eben so leibhaftig hinaufgewunden wird, dem Zuschauer eine Warnung und ein Beispiel, wie man in die Hölle fährt und andererseits in den Himmel kommen kann. Der Text ist fast durchweg grobe Verhunzung des Originals und nur benutzt worden, um die Decorationen zu erklären, die denn auch fabelhaft prächtig und massenhaft auftreten. Neuerdings soll Mr. Kean noch einmal die Tugendfeile an den Text gelegt haben, da er sich schmeichelt, die Königin, welche den Goetheschen „Faust" auswendig weiß, werde ihn beehren. Wenn sie kömmt, stopft sie sich wahrscheinlich vorher Baumwolle in die Ohren, um deßo ungestörter die großartige Mechanik und Decoration bewundern zu können.

Von Opern und Theatern ließe sich noch viel plaudern, da ich aber nirgends wirkliche Produktivität bemerkt habe und jede neue Erscheinung den Stempel des Hergebrachten, der Fabrik-Arbeit für Decoration und Effekt an sich trägt, fällt hier die ganze Fülle der Gesichte als bedeutungslos zusammen. In der Literatur herrscht viel Leben, was Bände betrifft. Von einer durch Material, Forschung oder ideelle Größe hervorragenden Erscheinung habe ich dabei nichts gehört und gesehen. Besonders fruchtbar ist immer noch die Kriegsliteratur, und was Kronstadt und Sebastopol betrifft, so hängen die Schaufenster immer wieder voll von neuen oder wenigstens anderen Ansichten. Wir sehen die Festungen als militairische Grundrisse mit dargestellten Kanonenstrahlen, als Städte und Häfen aus der Vogelperspektive so weit, daß man noch im Hintergrunde Petersburg mit sehen kann, dann die bloße Insel, anderswo wieder einzelne Forts und Alles kolorirt oder unkolorirt, groß und klein, billig und theuer. Dazu kommen tausenderlei Arten von Karten, auf denen das Schwarze Meer und die Ostsee in allen Richtungen der Windrose und in allen Größen erscheinen. Und bei aller dieser Fruchtbarkeit sehe ich doch, daß die deutschen Karten, besonders speziale von der Donau, beiweitem den Vorzug behalten. Literarisch haben wir den Krieg als Reisebilder, militairische Bücher, Predigten und Gedichte. Einige Prediger haben ihre Sermone vom Tage der „Humiliation" drucken lassen, und Einer beweist, daß der liebe Gott es den Engländern ganz besonders schuldig sei, sie zu unterstützen, da diesmal das Recht und die Freiheit ganz auf Seiten Englands und Frankreichs seien. Dies erinnert mich auch an ein großes Bild, aus Frankreich importirt, auf welchem Victoria, Louis Napoleon und Abdul Medschid Hand in Hand als „Défenseurs de la civilisation" zu sehen sind.

In den reellen Beiträgen zur Kenntniß der Türkei, besonders in militairischer Beziehung, rechnet man das Werk des englischen Capitains G. Rhodes („Personal Narrative of a Tour of Military Inspection in various Parts of Turkey"), der den General Prim auf seiner wissenschaftlichen Reise von Spanien aus begleitete und objektiv, was er sah und erlebte, niederschrieb. Eine sehr genaue Schilderung von „Kronstadt und der russischen Flotte", welche als das Vollständigste und Gründlichste in dieser Beziehung gelten muß, ward zuerst in Fraser's Magazine veröffentlicht und dann besonders herausgegeben. Der Poet Macmillan versucht unter dem Namen Lushington den englischen Tyrtäus zu spielen. Er hat vier Oden („Points of War") an das englische Volk losgelassen, welche die Kriegsfurie in dem geschäftlich ermüdeten Herzen anblasen sollen, besonders wenn sie komponirt und gesungen werden, wie es jetzt im Werke ist. Molyneux hat einen ersten Kreuzzugsgesang erscheinen lassen („Osman; or the Eastern War"), worin er in der Form einer alten Kreuzzugs-Geschichte dem jetzigen Geschlechte ihren Kreuzzug interessant zu machen sucht.

(Schluß folgt.)

*) Wir haben bereits erwähnt, daß dieser junge Gelehrte, Dr. Bleek (aus Bonn), zunächst von Herrn Ritter Bunsen empfohlen worden war. D. R.

Semitische Sprachwissenschaft und Geschichte.

Beiträge zur Sprach- und Alterthumsforschung, von Dr. M. Sachs.*)

Von den in diesen Blättern zur Zeit angezeigten „Beiträgen zur Sprach- und Alterthumsforschung, aus jüdischen Quellen, von Dr. Michael Sachs" ist kürzlich das zweite Heft ausgegeben worden. Es sind auch darin wieder zahlreiche, zum Theil überraschende Nachweisungen von dem geistigen Auseinanderwirken des jüdischen Lebens der talmudischen Zeit und des griechischen, römischen und byzantinischen Lebens geliefert. Manches dunkle Wort, manche unerklärlich scheinende Beziehung wird dadurch aufgehellt, manche für national und eigenthümlich geltende Barockheit oder Anomalie wird auf ihren ausländischen Ursprung zurückgeführt, und Manches, worin eine gehässige Polemik unduldsamer Jahrhunderte den Ausdruck eines beispiellosen Hasses fand, wird als das Correlat ähnlicher Wortformen in anderen Sprachen oder auch als ein unter den verschiedensten Nationen gemeingültiger Begriff nachgewiesen.

Das vorliegende Heft bietet zunächst eine Anzahl Sprüche und Sprüchwörter, die sich im Talmud und in ähnlicher Weise bei Parömiographen finden, so wie sprüchwörtliche Redensarten und Glos-

*) Zweites Heft. Berlin, Veit u. Comp., 1854.

Aegypten.

Oktober: Altägyptisches Kalenderwesen. 124.

Dezember: Dr. Brugsch's „Denkmäler Aegypten's". 144. — Berichtigung, betreffend den Artikel über Dr. Brugsch's „Denkmäler Aegypten's". 156.

Central-Afrika.

September: Dr. Barth in Timbuktu. 113.

Oktober: Die deutschen Reisenden in Central-Afrika. 120.

Nord-Amerika.

Juli: Literatur der holländisch-amerikanischen Geschichte. 82.

September: Die Ball's norwegische Kolonie. 113.

November: Die Statuten der Know-Nothings. 141.

Dezember: Das Leben eines Kosmopoliten. 143. — Die Vereinigten Staaten und die Sklavenfrage. 147. — Das internationale Verlagsrecht in den Vereinigten Staaten. 151. — Bartlett's Reisen in Texas, Neu-Mexiko, Kalifornien, Sonora und Chihuahua. 153.

Kalifornien.

Juli: Die chinesische „Goldminen-Zeitung" in San-Francisco. 86. — Die Mormonen in den kalifornischen Minen. Skizze von Fr. Gerstäcker. 89.

August: Beiträge zur Ornithologie und Mammalogie Kaliforniens. 1. Der Correo del Camino oder Schlangenvogel. 2. Die schwarze kalifornische Brachschnepfe. 93. — 3. Die kalifornische Kängururatte. 4. Die kalifornische Waldratte. 5. Der blinde Sammetmaulwurf (Topo ciego). 96.

Dezember: Eine kalifornische Mexenschrift. 151.

Süd-Amerika.

August: Hadfield's Handbuch über Brasilien und das Platastrom-Gebiet. 101.

September: Aus Briefen Bonpland's an Alexander von Humboldt. 117.

Brasilien.

November: Untersuchungen über die finanziellen Verhältnisse und Hülfsquellen Brasiliens. Erster Artikel. 142. — Zweiter Artikel. 143.

Hayti.

Juli: Hayti und die Haytier. 83.

Australien.

Dezember: Die Universität Melbourne. 152.

Mannigfaltiges.

Juli: Ruprecht von der Pfalz in England. 78. — New-Yorker Handelsbibliothek. 78. — Zur italiänischen Literatur. 79. — Papiernoth und Nachdruck. 80. — Bücher-Auction. 80. — Dugald Stewart's Werke. 80. — Die tatarische Bevölkerung der Krim. 81. — Neuere deutsche Musik, von H. F. Chorley. 81. — Sprachvergleichende Bestrebungen in Ungarn. 82. — Esthnisches Volks-Epos. 82. — Eine Pilgerreise nach Mekka und Medinah. 83. — Webse's Geschichtsbuch in England. 83. — Geologische Uebersichtskarte von Süd-Amerika. 84. — Pott's Untersuchungen der Personen- und Familien-Namen. 85. — Der russisch-türkische Krieg in Amerika. 85. — Briefe von E. T. A. Hoffmann. 86. — Französische Kriegsgeschichte. 86. — Der Mann im Monde, nach einer chinesischen Sage. 86. — St. Marc Girardin über die Wartburg. 87. — Die Prä-Raphaelitische Malerschule in England. 88. — Mrs. Becher-Stowe's Reisen in Europa. 88. — Amerikanische Literatur. 89. — Französische Touristen in England. 90.

August: Eine neue Methode, Phosphor aus Knochen zu gewinnen. 91. — Neuer Lehrgang der russischen Sprache, von Dr. Baltz. 92. — Bevölkerung der Sandwich-Inseln. 92. — Chemische Erfahrungen der älteren Chinesen. 92. — Die Stärke des elektrischen Stroms in den Muskeln. 93. — Die Familie Parker. 94. — Elihu Burrit. 95. — Schwedens Geschichte aus dem Munde des Volkes. 95. — Italiens Celebritäten. 96. — Die fabelhafte Jeanne d'Arc. 97. — Ein chinesischer Kalender. 98. — Kunstsinn und Partikularismus in Amerika. 98. — Reliquien aus Weimar. 99. — Mrs. Austin's Vierundfunfzig Jahre deutscher Geschichte. 99. — Alexandre Thomas. 99. — Bücher-Kataloge. 100. — Gingerwo. 100. — Der amerikanische Kongreß als Herausgeber gelehrter Werke. 101. — Die Falklands-Inseln. 102. — Der Midrasch der zehn Märtyrer. 102. — Elektro-Telegraphen für fahrende Eisenbahnzüge. 102. — Das Klopfen der Geister betreffend. 103. — Englands und besonders Liverpools Handelsverbindungen mit Süd-Amerika. 103. — Ueber eine geologische Arbeit von Sir Roderick Murchison. 104.

September: Palästinensische und Alexandrinische Schriftforschung. 105. — Paolo Toschi. 105. — Frau v. Maintenon als Schriftstellerin. 106. — Bopp's Grammatik. 106. — Der Planet Neptun im vorigen Jahrhundert. 106. — James Henry Smithson. 107. — Kein „armer Poet". 108. — Makulatur und Papier. 108. — Vorlesungen an der Universität Helsingfors. 108. — Ein Streit um die „Mehrheit der Welten". 109. — Groston Grofer. 109. — Der Amazonenstrom. 109. — Altes französisches Theater. 110. — Altes italiänisches Theater. 110. — Professor Daubrée. 110. — Der Bücherschatz am Brocken. 111. — Halevy's Mädbeth, nach Shakespeare. 111. — Die amerikanischen Bonapartes. 112. — Geographische Arbeiten der Gebrüder Schlagintweit. 113. — Kamele in Amerika. 113. — Die Geschichtschreiber Karl's V. in Yuste. 114. — Deutscher Atheismus in England. 115. — Jung-England und Alt-Amerika. 115. — Russisches Kommißbrod. 115. — Eupatoria und die deutschen Kolonieen in der Krim. 116. — Das Judenthum in Kalifornien. 116. — Die Steingießerkunst in Berlin. 117.

Oktober: Preisfrage. 118. — Literarische Celebritäten in Frankreich. 118. — Zur Geschichte des Tischrückens und Geisterklopfens. 118. — Die „Veteranen von Flonheim". 118. — Heinrich Heine und die „Allgemeine Zeitung". 119. — Kola. 119. — Ein historisch-linguistisches Problem. 120. — Schouw's Naturschilderungen. 120. — Johnston's Chemische Bilder. 120. — Die Beni Israel in Bombay. 121. — Ein polnischer Student in Amerika. 121. — Zur Shakespeare-Literatur. 122. — Auerbach und Gotthelf in französischen Volks-Ausgaben. 122. — Unterhaltungen in sechs Sprachen. 122. — Die beiden ethnographischen Schulen in England und Amerika. 123. — Heinrich Heine und der deutsche Nachdruck. 124. — Prescott's „Philipp II." 124. — Hadländer in England. 125. — Swedenborg in französischer Sprache. 125. — Das Verlagsrecht in England und in Nord-Amerika. 126. — Die neuchinesische Theokratie. 127. — Ein Mormonenfest. 127. — Zur Geschichte der französischen Kolonie in Berlin. 128. — Weill's Dorfgeschichten. 128. — Pansslavistische Phantasieen. 129. — Goldkörnchen in Kalifornien. 129. — Die Sprachen des Kriegsschauplatzes. 130.

November: Bunsen's Aegypten. 131. — Saurin's Predigten. 131. — Samuel Phillips. 131. — Liebert's russische Erzählungen, nach Iwan Turgenjew. 132. — H. Heine's „Lutezia". 133. — Mond-Photographieen. 134. — Konfessionelle Streitschriften in Frankreich. 135. — Regnard und die Theorie des Komischen. 135. — Zur politisch-moralischen Literatur der Chinesen. 136. — Baskerville's Poetry of Germany. 136. — Collinson's arktische Reise. 137. — Ein Barde unserer Zeit. 137. — Sakuntala, von Edmund Lobedanz. 138. — Zu Nr. 131 des „Magazins". 138. — Heine's Werke französisch. 139. — Die indische Parabel vom ungerathenen Kinde. 140. — Hegel's Logik französisch. 141. — Eine Stimme aus England über Friedrich Jacobs. 142. — Französische Nekrologie. 142. — Der Koran der Liebe. 143. — Charles Kemble. 143.

Dezember: Französische Literatur des Tischrückens. 144. — Graf Mannerheim. 144. — Der Rasche-Ozero bei Petrosawodsk. 144. — Englische Aegyptologen. 145. — Fr. Bülau's „Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen. 146. — J. J. Porchat. 147. — Zur Austernzucht. 147. — Conscience in Frankreich. 148. — Hermann Hettner's Reise in Griechenland. 149. — Sesostris auf ägyptischen Denkmalen. 149. — Triester italiänische Monatschrift. 150. — Gathcart's militairische Charakteristiken. 151. — Dr. Barth, der afrikanische Reisende. 152. — Ein Dichter der Fetischmanie. 152. — Jean Jacques Rousseau als Magiker. 152. — Der Staat Missouri. 153. — Ghillany's diplomatisches Handbuch. 153. — Jüdische Schulen in der Levante. 154. — Der Ansiedler im Staate Missouri. 155. — Alphabete aller Nationen. 155. — A. v. Ipolyi's magyarische Mythologie. 156. — Baour Lormian. 156.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 6 Nummern. Preis jährlich 6 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 3 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 56, und beim Herausgeber Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 72. Berlin, Sonnabend den 17. Juni 1854.

Asiatische Türkei.

Die Haschisch-Vision.

Der Gebrauch des Haschisch — eines Präparats aus den getrockneten Blättern der Cannabis indica, der dem üppigen Syrer die Opiumpfeife des Chinesen ersetzt — war seit Jahrhunderten dem Osten bekannt. Während der Kreuzzüge berauschten sich die sarazenischen Krieger darin, wenn sie auf ihre Menschenschlächterei ausgingen, und von dem arabischen haschaschim (Haschisch-Esser) leitete sich das bekannte Assassin ab. Ein Aufguß derselben Pflanze giebt dem Tranke, „bang" genannt, der in Indien und bei den Malayen allgemein im Gebrauch ist, seine eigenthümlichen Wirkungen. So zubereitet, ist der Haschisch nämlich ein weit heftigeres und schädlicheres Reizmittel, als in Zucker- und Gewürzplätzchen, die der Türke als Nahrung für seine wollüstigen Träume zu sich nimmt. Obgleich aber seine unmittelbaren Folgen mächtiger scheinen, als die des Opiums, so entspringt doch aus dem beständigen Gebrauch desselben beiweitem nicht die Zerrüttung von Geist und Körper, der Alle unausbleiblich verfallen, die dem Opiumgenuß fröhnen.

Eine vorläufige Erfahrung, die ich — so erzählt ein amerikanischer Reisender — von der Wirkung des Haschisch an mir selbst gemacht (ich nahm einst während meines Aufenthalts in Aegypten eine Dosis in sehr milder Form), war von so eigenem Charakter, daß es mich um so mehr anreizte, mich in Damaskus einmal ganz seinem Einflusse zu überlassen. Die hervorgerufenen physischen Sensationen waren dann eine ausnehmende Leichtigkeit, so zu sagen, Luftigkeit; die psychischen: eine wundervolle geschärfte Wahrnehmung des Lächerlichen in den einfachsten und alltäglichsten Gegenständen. Während der halben Stunde, die dieser Zustand anhielt, war ich keine Minute in dem Grade unter seiner Gewalt, um nicht die Veränderungen in mir mit der klarsten Anschauung wahrnehmen zu können. Mit gespannter Aufmerksamkeit beobachtete ich die zarten Empfindungen, die durch mein ganzes Nervengewebe zitterten, jede Schwingung, die dazu beitrug, den Leib seiner irdischen und massiven Natur zu entkleiden, bis mir meine Substanz nicht dichter vorkam, als die atmosphärische Luft, und umflossen von der Ruhe des ägyptischen Zwielichtes, war ich gewärtig, von der ersten Brise, die des Nils Gewässer kräuseln möchte, aufgehoben und davongeführt zu werden. Während dieser Prozeß in mir vorging, nahmen die Gegenstände der Umgebung einen seltsamen, neckischen Ausdruck an. Meine Pfeife, das Ruder meines Bootsmannes, der Turban des Schiffscapitains, die Wasserkrüge und die Kochgeräthe — Alles legte eine so unsäglich lächerliche und komische Physiognomie an, daß ich unwillkürlich in ein anhaltendes Lachen ausbrach. Das Blendwerk schwand so stufenweise, wie es entstand, ließ mich in einem sanften, angenehmen Dusel zurück, aus dem ich in einen tiefen, erquickenden Schlaf sank.

Zwei Freunde, ein Landsmann und ein Engländer, wollten das Experiment in meiner Gesellschaft machen. Der Dolmetsch des Letzteren, ein dunkelfarbiger Aegypter, der nur die Lingua franca sprach, wurde ausgeschickt, eine hinlängliche Quantität Haschisch zu holen. „Per ridere, o per dormire!" (zum Lachen oder zum Schlafen!) fragte er, als er das Geld zum Einkauf empfing. „Versteht sich, per ridere", erwiederte ich, „und sieh zu, daß er stark und frisch sei." Die Syrer pflegen unmittelbar vor der Abendmahlzeit eine kleine Dosis zu nehmen, weil sich dann die Substanz im Magen ausbreitet und so allmäliger und sanfter auf das Nervensystem wirkt. Da unsere Eßzeit um Sonnen-Untergang war, schlug ich vor, den Haschisch um diese Stunde einzunehmen; allein meine Freunde, aus Besorgniß, er könnte auf sie, als Neulinge, zu rasch wirken und sie durch irgend eine zu begehende Unziemlichkeit dem Gelächter der anderen Reisegefährten bloßstellen, zogen es vor, bis zur Nachtzeit zu warten. Wir kamen überein, uns in ein Zimmer zurückzuziehen, das, in einem höheren Stockwerk abgelegen, uns vor jeder fremden Beobachtung schützen würde.

Wir nahmen nun von der Mischung, die uns Abdallah verschafft hatte, anfangs Jeder einen Theelöffel voll. Dies war ungefähr die Dosis, die ich in Aegypten genommen hatte, und da die Wirkung damals so schwach gewesen, hielt ich es nicht für bedenklich, noch eine Zugabe darauf zu setzen. Indeß muß wohl die jetzige Mischung stärker gewesen sein; denn da ich früher nur Zucker und Rosenblätter herausgespürt hatte, fand ich jetzt den Geschmack sehr bitter und widerlich. Wir ließen die Plätzchen auf den Zungen sich langsam auflösen und saßen eine Weile, den Erfolg ruhig abwartend. Allein, auf vollen Magen genommen, wurde die Operation gehindert, und nach Verlauf einer Stunde verspürten wir keine Veränderung in uns. Meine Freunde erklärten nun das Ganze für „bumbug" (Täuschung); ich aber wollte das Experiment hier nicht aufgeben und machte den Vorschlag, noch einen halben Löffel voll zu nehmen und eine Tasse heißen Thee darauf zu trinken; überzeugt, daß die etwaige Kraft des Präparats dadurch in Wirksamkeit treten würde. Es geschah, freilich ohne das Maß einer Dosis zu kennen, noch die Gränzen, bis zu welchen wir ohne Gefahr gehen dürften. Es war jetzt zehn Uhr; die Straßen von Damaskus waren allgemach stiller geworden, und die schöne Stadt lag überfluthet von dem Goldglanz des syrischen Mondes. Nur in dem Marmorhof unter uns weilten unter den Citronenbäumen an dem Springbrunnen im Mittelpunkte einige Dolmetscher und Maulthiertreiber (mukkaïrib).

Ich saß allein fast in der Mitte des Zimmers und plauderte mit meinen Freunden, die auf dem Sopha am äußersten Ende sich hingestreckt hatten, als ich plötzlich jene nervöse Schwingung durch den ganzen Organismus verspürte, diesmal aber von einem Brennen in der Magenhöhle begleitet, und anstatt stufenweise in einen gesunden Schlaf überzugehen und mich, wie früher, in Luft aufzulösen, kam es mit der Gewalt der Todesangst über mich und schoß pulsirend durch all- Nerven bis an die äußersten Enden meines Leibes. Die Limitationsempfindung (das Gefühl der Begränzung innerhalb der Schranken von Fleisch und Blut) fiel augenblicklich weg. Die Mauern des organischen Gebäudes barsten und stürzten in Trümmer, und ohne zu wissen, welche Gestalt ich trug, da ich das Gesicht, ja, jede Vorstellung von Form verlor, fühlte ich nur, daß ich mich zu einem unermeßlichen Raumumfang ausgedehnt habe. Das Blut, das aus dem Herzen strömte, durchlief ungezählte Meilen, bevor es die Extremitäten erreichte; die Luft, die meine Lungen einathmeten, dehnten sich zu Seen klaren Aethers, der Schädel übertraf an Breite das Himmelsgewölbe. Innerhalb der Hirnhöhlung wogten die unergründlichen blauen Tiefen, da flogen Wolken, von des Himmels Winden zusammengetrieben, da strahlte der leuchtende Sonnenball. Es war gleichsam — in dem damaligen Augenblick dachte ich freilich nicht daran — eine Offenbarung des Geheimnisses der Allgegenwart. Es hält schwer, diese Empfindung oder die Raschheit, womit sie mich überwältigte, zu beschreiben. In diesem Zustande der Verzückung erzeigte jede Empfindung, wie sie entstand, ein mehr oder weniger zusammenhängendes Bild. Diese Bilder boten sich mir in einer doppelten Gestalt dar; die eine war physischer Natur und daher bis zu einem gewissen Grade faßbar; die andere, die geistige, offenbarte sich in einer Reihenfolge glänzender Metaphern. Die physische Empfindung des ausgedehnten Seins war begleitet von dem Bilde eines zerplatzenden Meteors, das aber nicht in die Finsterniß versinkt, sondern ununterbrochen aus seinem Centrum oder Kern Lichtabschattungen schießt, die sich endlich in den unendlichen Raum verlieren; dieses Bild entsprach dem brennenden Fleck in der Magenhöhle, dies war der Kern des Meteors, aus dem das Licht strömte. Meinem Geiste schwebt dieses Bild noch heute als die beste Illustration meiner damaligen Empfindungen vor; ich muß aber sehr bezweifeln, ob auch der Leser sich etwas Klares dabei denken werde.

Meine Neugier war nun auf gutem Wege, ihre Befriedigung zu finden; der Geist (oder sage ich lieber, der Dämon) des Haschisch hatte vollständig Besitz von mir genommen. Hingeschleudert auf die Wogen seiner Blendwerke, trieb ich hülflos dahin, wohin es ihm gefallen möchte, mich zu führen. Die Schwingungen, die mein Nervengeflecht durchrannen, wurden immer reißender und wilder, begleitet von Empfindungen, die mein ganzes Wesen in unaussprechliches Entzücken tauchten. Ich war von einem Lichtsee umfluthet, auf welchem die reinen, harmonischen, lichtgebornen Farben spielten. Während ich mich anstrengte, den Freunden, die von den Wirkungen der Spezerei noch

so wie der zu Josephstadt in Böhmen 1805 geborne vierzehnte Bruder, Joseph, Lieutenant in seines Vaters Regiment, fielen beide — der Letztere also erst zehn Jahr alt — bei Waterloo. Hier aber fand auch Regula's Gatte, Florianus Engel, mit welchem sie die Feldzüge der Revolution und kaiserlichen Regierung in treuester Gemeinschaft bestanden hatte, als Oberst eines Jäger-Regiments seinen Tod.

Beginnen wir nun die Reihenfolge dieser Erlebnisse ab ovo. Regula's Vater hatte in Zürich ein unordentliches Leben angefangen und sich dem Trunk ergeben, seine Vermögensumstände zerrüttet und seine wackere Frau, die bis zu ihrem zwanzigsten Jahre in Berlin im Hause des Feldmarschalls Grafen Schwerin aufgewachsen war und eine bildende Erziehung genossen hatte, so arg mißhandelt, daß sie auf Ehescheidung drang. Die Stiefmutter, welche er nun ins Haus brachte, verfuhr mit der Kleinen so unmütterlich hart, daß diese im Jahre 1774 im Alter von dreizehn Jahren (im Buche nennt sie sich fälschlich erst zehn Jahr alt) aus dem väterlichen Hause entwich und unter vielen Drangsalen und Nöthen über Wallenstett, Sargans und Ragaz nach Chur flüchtete, wo ihre leibliche Mutter, in weiblichen Arbeiten Meisterin, sich einträglich nährte. Unter Obhut und Leitung dieser liebevollen und frommen Mutter wuchs Regula, nicht immer ihren Ermahnungen Gehör gebend, bis in ihr siebzehntes Jahr heran. Da machte sie in Zizers, wo sie mit ihrer Mutter auf Arbeit war, die Bekanntschaft eines stattlichen Sergeant-Majors im Schweizer-Regimente Dießbach in französischen Diensten. Es war dies kein Anderer, als ihr nachmaliger Ehemann, Florian Engel aus Lompwies im Schalficker Thale, das in einem der wildesten Bezirke des Bündtnerlandes liegt, und der so eben auf Urlaub und Werbung in seiner Heimat stand. Aus der Bekanntschaft wurde in kurzem ein Liebesverhältniß, die Mutter sprach ihr Ja dazu, und im September 1778 war die Hochzeit, worauf das junge Paar zum Regiment in Straßburg abging. Den ersten Sohn dieser Ehe hob Prinz Max, der nachmalige Kurfürst und König von Bayern, aus der Taufe; denn Florian, heißt es im Buche, war sehr beliebt und hatte viele und hohe Gönner. Im Jahre 1781 kam das Regiment Dießbach nach Korsika, zwei Jahr später nach Flandern, und zwar nach Arras und Lille, zu stehen. In Lille finden wir das Paar, nach einem längeren Aufenthalte Regula's bei der Mutter in Chur, noch im Jahre 1786. Bald darauf aber machten sich die ersten Regungen des Revolutionsfiebers bemerkbar, und auch in Flandern, zumal in Lille, fing es mächtig an, zu gähren, obschon im Herbste 1788 vier Schweizer-Regimenter allda zusammengezogen worden waren. Im nächsten Jahre erhielt Florian das Lieutenants-Patent, und Regula ging einige Zeit hernach wiederum nach Graubündten, zum Gebrauch des Bades Fideris. Sie sah ihre Mutter zum letzten Mal; ihr Vater lag seit bereits eilf Jahren im Grabe. Bei ihrer Rückkehr nach Lille (1791) fand sie ihre schweizerischen Landsleute im Handgemenge mit der Bürgerschaft, Aufruhr und Meuchelmord an der Tagesordnung, und nur durch die entschlossenste Haltung der Truppen und ihren rechtzeitigen Abmarsch gelang es diesen, den Mordgelüsten des rasenden Pöbels zu entrinnen. Sämmtlichen Schweizer-Regimentern war ihre Capitulation aufgekündigt worden. Dieses versetzte den größten Theil der Mannschaft, darunter auch Florian und Regula Engel mit ihrem Häuflein von neun lebenden Kindern, in bittere Noth. Was blieb da übrig zu thun, als aus Königsdiensten, die Nichts mehr zu bieten hatten, in die viel verheißenden der Republik zu treten? Führte er dieser doch in seinen acht Buben ein recht artiges Rekruten-Kontingent zu. Ehe es jedoch zu diesem Tausche kam, hatte er noch eine Lebensgefahr zu bestehen. Eines Tages, als er in seiner rothen Schweizer-Uniform über die Gasse ging, sah er sich von Jakobinern aufgehalten und festgenommen, und Nichts schien seiner sicherer zu warten, als Henkerkarren und Guillotine. In ihrer Herzensangst ließ die hochschwangere Regula eine Bittschrift aufsetzen und überreichte sie, an jeder Hand einen ihrer Knaben, fußfällig und mit zitternden Händen dem „grausamen, argusähnlichen Unhold" Robespierre. „Citoyen miséricorde!" war Alles, was sie hervorbringen konnte. Robespierre hieß sie aufstehen und, nachdem er ein paar Zeilen gelesen, schrieb er einige Worte mit Bleistift auf eine Karte und sagte ihr: „Va, porte cela au Club des Jacobins rue Ste. Madeleine, ton mari est libre." Regula verneigte sich, so tief sie konnte, und eilte, den lieben Mann aus Kerker und Banden zu erlösen. Bald nachher avancirte Florian zum Grenadier-Capitain im vierten Regiment leichter Infantrie, und mit ihm zugleich traten noch viele andere Schweizer-Offiziere in den republikanischen Waffendienst.

Der erste Feldzug, den das Regiment machte, war der nach Holland (1793 f.), der mit Unterwerfung des Landes endigte. Hierauf stieß es zur italiänischen Armee, welche seit dem März 1796 Napoleon als Ober-General befehligte. Frau Regula klagt bei Erwähnung seiner Kriegsthaten, daß er sich auf seiner Durchreise durch die Schweiz gar nicht freundlich gegen ihre Landsleute benommen habe, und setzt hinzu: „Ich weiß gar nicht, warum. Vielleicht fehlte es ihm damals noch an einer Prise Schweizer-Tabak in Rollen — denn später ward er ja ihr guter Freund und sogar, *als sie selbst mit einander uneinig* wurden, ihr großmüthiger Vermittler." — Auch zu der bei Toulon sich sammelnden sogenannten Armee von England gehörte das vierte Regiment leichter Infanterie, und so ebenfalls zu dem Expeditions-Heere, welches im April 1798 nach Aegypten eingeschifft wurde. Regula beschloß heldenmüthig, auch jetzt nicht von der Seite ihres Gatten zu weichen, wie außer ihr noch eine zweite Schweizerin aus Vevey und zwölf Französinnen. Die Offizierfrauen, die ihre Männer begleiten wollten, mußten sich unterschreiben, worauf sie dem General vorgestellt wurden. Regula war die erste. „Ist sie nicht schwanger!" fragte der General ihren Mann. „„Ich weiß es nicht"", war seine Antwort. „Fragt sie", versetzte der General. Florian kam, sie leise zu fragen, sie antwortete laut: „Quoi faire, qu'est ce que cela le regarde?" Der General warf ihr einen scharfen Blick zu und schwieg. Das zärtliche Paar befand sich auf demselben Schiffe mit Bonaparte und der Generalität. Bonaparte schien Geschmack an der kleinen Schweizerin zu finden, er scherzte dann und wann mit ihr, bot ihr bald eine Prise, bald ein Täßchen selbstbereiteten Kaffees an. Durch so herablassende Güte verpflichtete er sie und ihren Gatten zu lebenslänglicher Treue und Dankbarkeit. Man eroberte Malta und Alexandrien, wobei Florian eine leichte Wunde erhielt, die ihn acht Tage lang dienstunfähig machte. Es erfolgte die Schlacht bei den Pyramiden und die Einnahme von Kahira, wo Regula mit kerngesunden Zwillingen niederkam, die in Ermangelung eines Priesters von Bonaparte eigens die provisorische Taufe empfingen, und dann auch mit der Gemahlin eines Pascha näher bekannt wurde, welche sie einige Male zum Besuche einer Moschee mit sich nahm. Den Allahdienst der Moslem, welchen sie bei diesen Besuchen kennen lernte, zieht sie, obschon er ihr recht langweilig vorkam, doch wegen seiner anständigen Ruhe „dem betäubenden Geplärr in den jüdischen Synagogen" weit vor. Hierauf folgte die unglückliche Seeschlacht von Abukir und 1799 der Zug nach Syrien, wobei auch Regula mehrmals sich in Uniform stecken und mit Lieutenantsrang in den Quartieren um Jaffa die Vorposten kommandiren mußte, aber während dieser Expedition auch die Freude hatte, aus eigener Anschauung die heiligen Orte Jerusalem mit dem heiligen Grabe und Golgatha, Bethlehem, Nazareth, Samaria und andere Plätze der heiligen Geschichte kennen zu lernen. Hier, wie bei jeder anderen passenden Gelegenheit, spricht sich der festgewurzelte christlich fromme Sinn der Soldatenfrau, so wie treue Anhänglichkeit an ihrer Väter Glauben und ihr strenges Halten auf Zucht und Ehrbarkeit, wie alles dies ihr im Züricher Waisenhause, dann durch Lehre und Beispiel ihrer Mutter und den Konfirmanden-Unterricht des frommen Pfarrers in Zizers eingeprägt worden war, recht wohlthuend aus. Des Pascha Frau erweist ihr um ihrer züchtigen Sitten willen viele Freundschaft, mag aber nichts von den *lockeren* Französinnen wissen, wovon die meisten nachmals im Strudel ihrer Lüste untergehen. Eine von diesen wurde, als ihre galanten Abenteuer mit Franzosen, Türken und Mamelukn an den Tag kamen, niedergesäbelt, ihr Körper in lange Riemen zerschnitten und ins Wasser geworfen. Aber auch eine patriotische Schweizerin bleibt Regula. Sie erzählt unter Anderem, wie nicht nur in ihrem Regiment mehrere Schweizer-Offiziere, besonders aus Freiburg, sondern deren auch in den englischen Regimentern dienten, so daß also Schweizer gegen Schweizer fechten mußten, und wie dieses auch im siebenjährigen Kriege zwischen Preußen und Hannoveranern einer- und Franzosen andererseits, und noch andere Male vorgekommen sei, und schließt ihre Klagen mit dem Wehruf: „Gepriesenes Vaterland, wann werden Deine Söhne sich zu würgen aufhören!"

Auf die Rückkehr nach Aegypten folgte in kurzen Zwischenräumen eine nochmalige große Niederlage der Turken, Bonaparte's Entweichen von seinem Heere, Kleber's Ermordung, Rückkehr der beiden Eheleute mit Desair, Landung in Nizza und Schlacht von Marengo, die so verhängnißvoll für die Familie Engel ablief; sodann eine Reise nach Chur, wo Regula's Mutter seit sechs Wochen todt war, und Wiedervereinigung mit ihrem Gatten in Paris, woselbst zu ihrer größten Freude auch der christliche Sonntag wieder eingeführt und der reformirte Gottesdienst freigegeben worden war. Nach Wiederausbruch der durch den Waffenstillstand mit General Melas unterbrochenen Feindseligkeiten mit Oesterreich geschah es, daß Florian bei einem Gefecht in Italien gefangen, eine Zeitlang vermißt, aber nach einiger Zeit gegen einen vornehmen Deutschen ausgewechselt wurde. Während der Zeit der Ungewißheit über sein Schicksal fing Regula in Zürich einen Handel mit Schnittwaren an, wobei sie aber die Rechnung ohne den Wirth machte und sich einen anderen baaren Verlust zuzog. „Der zu Amiens mit England geschlossene Friede dauerte, wie man im Sprüchwort sagt, von eilf Uhr bis Mittag." Florian wurde 1803 zum Kommandanten des vierten Linien-Infanterie-Regiments, dessen Oberst des Ober-Konsuls Bruder Joseph war, und das Nancy zur Garnison hatte, ernannt. Bald nachher aber wurde es zum Aufbruch in das Boulogner Lager beordert. Hierher drang die Kunde von der entdeckten Verschwörung Moreau's, Georges' und Pichegru's; von des hoch um das

Vaterland verdienten Roma Unschuld ist Regula überzeugt, wie ganz Frankreich und das Heer es waren. Darauf wohnte sie in Paris der Kaiser-, in Mailand der Königskrönung ihres hohen Protektors bei, wurde jedoch durch die Hinrichtung des Duc d'Enghien, deren er sich „im Gefühle seiner Allgewalt" und trotz der Fürsprache seiner Mutter Lätitia vermaß, sehr gegen ihn verstimmt. Andere Male, wie bei Niedermetzelung der Mameluken in Jaffa oder bei Preisgebung seiner eigenen Leute, die er auf dem Rückzug aus Syrien nicht fortzubringen wußte, hatte sie ihn in Schutz genommen. Im Jahre 1805 brach der neue Krieg mit Oesterreich aus, und in der Dreikaiserschlacht bei Austerlitz erhielt unsere Heldin selbst einen „artigen Säbelhieb über den Kopf, der ihr noch später fühlbar war und zum bleibenden Denkmal der Schlacht dienen sollte." Das vierte Regiment kam nach Josephstadt an der Elbe zu stehen, und hier genas Regula ihres vierzehnten Sohnes, des Knaben Joseph. Aus Böhmen ging es jetzt zurück nach Frankreich, von da nach Italien, aus Italien in den preußisch-russischen Feldzug. Während Engel in Neapel stand, das nach Entsetzung der Bourbonen Joseph Bonaparte zum König erhielt, oder vielleicht auch in Kalabrien focht, war Regula zu Rom bei einer hochgräflichen deutschen Familie einquartiert — „die wohlfeilste Art zu leben", bemerkt sie, „denn ganz Europa wußte bereits, daß die Franzosen nicht blos pilgern, sondern daß sie auch Gäste auf Erden sein wollten." In dem Hause ging es ihr nun zwar sehr wohl, und sie wurde mit Aufmerksamkeiten aller Art überschüttet, was aber nicht einzig auf Rechnung ihrer persönlichen Liebenswürdigkeit kam. Sie hat es vielmehr unter einem Schwalle von Entschuldigungen kein Hehl, daß sie mit der streng katholischen Gräfin zur Messe gefahren sei, alle Gebräuche des katholischen Ritus mitgemacht, also die Heuchlerin gespielt und bis zu Ende als eine gläubige Katholikin gegolten habe. Unter der Schweizer-Garde in Rom fand sie auch unerwartet einen Vetter ihres Familien-Namens, Egli, der, um Regiments-Schuhmacher zu werden, katholisch geworden war. „Ein triftiger Beweggrund!" setzt sie hinzu. (Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Die Freimaurerei in Frankreich.

Bei Gelegenheit einer Besprechung der „Geschichte der Freimaurerei in Frankreich aus echten Urkunden", von Georg Kloß, (Darmstadt, 1852—1853) äußert sich das Athenaeum Français:

„Wir besitzen bereits in unserer Sprache geschichtliche Werke über Freimaurerei von dem „Mémoire sur l'histoire de la franc-maçonnerie", von dem Astronomen Lalande 1773 herausgegeben, bis herab auf die neulichen Arbeiten Clavel's und E. Rabolt's. Man wird sich also wundern, wie ein Deutscher auf den Gedanken gekommen sei, anstatt die Geschichte dieses Bundes in seinem Lande zu schreiben, die französische Freimaurerei zum Vorwurf seiner Untersuchungen zu nehmen. Allein der Dr. Kloß will durch die Spezialgeschichte der Freimaurerei in allen Ländern den Grund zu einer Generalgeschichte des Ordens legen. Mit der Freimaurerei Großbritanniens hat er den Anfang gemacht, und die günstige Aufnahme seines Buches bei den Brüdern hat ihn zu einer ähnlichen Arbeit in Betreff unseres Landes aufgemuntert.

Was dem Kloßschen Werke ein besonderes Interesse giebt, ist die große Zahl authentischer Schriftstücke, die ihm zur Verfügung standen. Er hatte sich seit lange darauf gelegt, alles die Freimaurerei Betreffende, namentlich einen guten Theil der Bibliothek eines französischen Bücherliebhabers, des 1833 verstorbenen H. Jerouge, anzuschaffen, dem es gelungen war, eine höchst merkwürdige Sammlung maurerischer Werke zusammenzubringen.

Der Verfasser bestrebt sich größerer Gedrängtheit und Genauigkeit, als man Besuchet nachsagen kann, und ist wohl auf seiner Hut gegen die mythologischen Träumereien, denen Thory in seiner „Histoire du Grand-Orient" und seinen „Acta Latomorum" Eingang gegönnt hat. Leider verliert ein derartiges Buch viel von seinem Interesse für diejenigen — und deren Zahl ist nicht gering — die in den Orden nicht aufgenommen sind. Ihnen fehlt der Schlüssel zu den Thatsachen, und um diesen auszuliefern, dazu ist Kloß zu treu seinem Eide, ein zu guter Freimaurer. Das nichtmaurerische Publikum verhält sich hier wie die Zuschauer bei einem Drama, das in einer ihnen unverständlichen Sprache abgefaßt ist. Wenn z. B. in den ersten Zeiten des Bundes — seine Ansprüche auf das höchste Alterthum bleiben dahingestellt — der Papst Klemens XII. in der Bulle: „In eminenti apostolatus specula" so entsetzliche Bannflüche gegen die Mitglieder desselben schleudert und sie der vollen Strenge des weltlichen Armes bloßstellt: so fragt man sich, was wohl so Furchtbares in ihren Grundsätzen und in ihrer Organisation sein mochte. Es ging mit den Freimaurern, wie mit ihren Gegnern, den Jesuiten: Entwürfe gefährlichsten Umsturzes, ehrgeizigste Pläne und wiederum achtungswürdigste Absichten wurden ihnen abwechselnd untergeschoben. Abgeschlossene und für den Gesammtbund heilige Prinzipien sind schwerlich anzunehmen, da sich in dessen Reihen Männer von allen Religionen und allen politischen Bekenntnissen finden. Die einzig mögliche Annahme wäre, daß die Ideen der Glaubensduldung und der politischen Prinzipien, wie sie 1789 den Sieg errungen, allgemeine Geltung bei dem Bunde hatten. Bemerkenswerth ist, daß die Mehrheit derer, die in Frankreich in den Freimaurerbund traten, der philosophischen Schule angehörten. Voltaire ließ sich darein aufnehmen; der Herzog von Chartres war in den Jahren vor der Revolution Großmeister. Außer diesen beiden Namen, die Kloß anführt, begegnen uns jedoch unter den maurerischen Würdeträgern der Epoche nur wenig bekannte und unbedeutende Personen, die außerhalb der Logen gar keine Rolle spielten.

Unbestreitbar hat die Freimaurerei der Sache den liberalen Ideen Vorschub gethan; in dem Maße aber, wie diese Ideen Gemeingut wurden, verlor sie viel von ihrer Bedeutung. Ihre absonderlichen und mitunter einfältigen Gebräuche schreckten die ernsten Geister ab, wie sehr sie auch für die Lehren, die man dem Orden beilegte, gestimmt sein mochten. Indeß hatte die Thätigkeit der Freimaurerei bei uns nichts Furchtbares, und der beste Beweis dafür ist, daß sie, mit Cambacérès als Großmeister an der Spitze, unter dem Kaiserreich fortgedauert hat: die sicherste Bürgschaft fürwahr, daß hier keine aufrührerischen Reden geführt wurden, und daß die Politik, die man hier etwa trieb, von der harmlosesten Art war. Besuchet behauptet sogar, daß General Bonaparte zur Zeit der Expedition nach Aegypten sich habe aufnehmen lassen. Die Sache ist nicht so unwahrscheinlich, und Kloß hat dafür nicht ganz werthlose Zeugnisse gesammelt. Auch seinen Bruder Joseph sehen wir aufgenommen, und es wurde ihm sogar die Großmeisterwürde angetragen. Alles das beweist um so sicherer, von welch gelinder Natur der Liberalismus der Freimaurerei war, und die Bulle Klemens' XII. würde unerklärlich sein, wenn nicht aus der ganzen Fassung derselben hervorginge, daß der bloße Gedanke, Menschen von verschiedener Religion in einem gemeinsamen Bande zu vereinigen, in Rom als fluchwürdige Ketzerei galt.

Ohne die zweite Verkündigung der Bulle durch Benedikt XIV. könnten wir glauben, der Pontifex hätte sich über die Tragweite der Freimaurerei getäuscht und hätte dieser geheimen Gesellschaft einen Zweck untergelegt, wie ihn die Vehmgerichte oder mindestens die Katharisten im Mittelalter verfolgten. So wurde Frederik I., König von Schweden, durch das Gefolge von Geheimthuerei, womit sich die Freimaurer umgaben, hinters Licht geführt, und in einem Kabinetsbefehl vom 21. Oktober 1738 bedrohte er sie mit der Todesstrafe. Bald aber kam er von seinem Irrthum zurück und, was wunderlich genug ist, ließ sich selbst in den Orden aufnehmen. Und nach seinem Beispiel trat in der Folge mehr als Ein Glied der schwedischen Königsfamilie in den Bund. Friedrich der Große eröffnete selbst eine Loge in Charlottenburg (1740). Viele deutsche Fürsten, ferner der Prinz von Wales, Franz Stephan von Lothringen, der Großherzog von Toskana gehörten in der Mitte des vorigen Jahrhunderts zu dem Bunde; der Herzog von Südermannland, der später, unter dem Namen Karl XIII., den schwedischen Thron bestieg, war eines der thätigsten und einflußreichsten Mitglieder. In Frankreich selbst sehen wir an der Spitze des Bundes nach einander den Herzog von Antin, aus einer der ersten Familien des Königreichs, und Ludwig von Bourbon, Graf von Clermont, einen Prinzen von Geblüt, der bis an seinen Tod (1771) im Besitz der Großmeisterwürde verblieb.

Indeß ist das Geheimnißvolle, in das sich die maurerischen Verbindungen hüllen, geeignet, die Anläufe, die sich gegen die Macht richten, die Verbreitung der Lehren, die von der Staatsgewalt nicht mit freundlichen Augen angesehen werden, zu begünstigen, und kein Zweifel, daß zu gewissen Zeiten die Parteien die maurerischen Verbindungen benutzt haben, ihre Meinungen zu verbreiten und Anhänger zu werben. In Belgien arbeitete die liberale Partei im Dunkel der Freimaurerei dem absolutistischen und ultramontanen Wesen entgegen. So war es auch anderswo, in Spanien z. B. und in Italien. Es kam so weit, daß die Vorstellungen von Ketzer und Freimaurer in einander übergingen, und daß namentlich die Araber in Algerien die Engländer, als Protestanten, mit dem Namen *framasons* belegten.

So oft aber die Parteien über den Versuch hinausgingen, ihre Lehren zu predigen und Popularität zu gewinnen, fiel es ihnen gewißlich nicht ein, sich an die Freimaurerei zu wenden; wie ungeschickt wäre es auch gewesen, eine geheime Gesellschaft zu wählen, deren Akten geschlossen und überschrieben auf der Polizei lagen!

Dieser Charakter eines Heerdes liberaler Ideen, der oft die Freimaurerei bekleidete, kömmt ihr, obgleich noch immer nicht scharf genug ausgeprägt, besonders während der Restauration zu; die Anwesenheit des Herzogs Decazes, des ängstlichen Lacépède, die feierliche Weihe der Büste Karl's X. bei einem Feste des „Grand Orient" beweisen, daß man weit entfernt war, in den Logen den Sturz der Bourbonen anzubahnen. Von 1825 ab, der letzten Periode in der Kloßischen Geschichte, kommen die indeß weiter vorgeschrittenen liberalen Ideen zum

Durchbruch. Wir sehen den Herzog von Choiseul und Ph. Dupin an des Bundes Spitze; Berville und Merilhou spielen eine bedeutende Rolle in den Versammlungen, und die Juli-Revolution wird in den Pariser Logen mit Jubel begrüßt. Indeß folgt die Freimaurerei der Bewegung mehr, als daß sie dieselbe leitet. Der zweite Band des angekündigten Werkes liefert dazu die besten Beweise. Die Strömungen unserer verschiedenen Regierungsformen haben ihren Gegenschlag in den maurerischen Versammlungen. Es scheint indeß, daß der schottische Ritus auf der Bahn der liberalen Meinungen nicht so weit vorgerückt war, wie der französische „Grand Orient", da wir im Moment der Juli-Revolution einem Major-General der königlichen Leibwache, dem Marschall Macdonald, als Großmeister begegnen.

Das Buch des Herrn Kloß schließt mit der Regierung Ludwig Philipp's. Was wir von den ferneren Schicksalen der Freimaurerei wissen, bestärkt uns nur in unserer Würdigung dieses Bundes. Jede Loge hatte ihren Geist, der mit den eigenthümlichen Bestrebungen und Meinungen ihrer Mitglieder zusammenhing. In den letzten Jahren, unter der Macht der sich verbreitenden Ideen und unter dem Schutz der Freiheit, die man den Meinungen gestattete, wandten sich Viele dem Sozialismus zu.

Die Geschichte der Freimaurerei von Kloß ist unbestritten ein nützliches Dokument zur Kenntniß der Sittengeschichte der letzten zwei Jahrhunderte; denn sie umfaßt den Zeitraum, worin dieser Bund seine größte Rolle gespielt, eine Rolle, die der Verfasser, als Adept, uns ein wenig zu hoch anzuschlagen dünkt.

Obgleich, wie gesagt, in diesem Buche nichts von den Geheimlehren der Maurerei verlautet, so stellen doch ihre offenen Handlungen die Anklagen gegen sie, deren Haupturheber der Abbé Barruel gewesen, in ihrer ganzen Grundlosigkeit und Lächerlichkeit bloß. Aus dem merkwürdigen Buche Mounier's erfahren wir, wie die überspannten philosophischen und politischen Ideen die Logen ansteckten, auf die Meinung einwirkten und sich der in den Geistern bereits gährenden Umwälzung anschlossen, bevor diese die politische Form durchdrang und die Dinge zu einer verständig gesunderen Würdigung zurückführte."

Griechenland.

Neugriechische Sitten und Gebräuche.*)

IV. Leichenbegängnisse und Todten-Opfer.

Betrachten Sie mit mir einen Augenblick den Leichenzug, der in diesem Augenblick seinen Weg nach dem Kirchhof jenseits des Ilissus nimmt. Während der heißen Monate kann man mehrere solche an einem Tage zählen. Der melancholische, näselnde Gesang der Priester, während sie daherschreiten, verkündet die Annäherung des Zuges, und so wie er näher und näher kömmt, werden die hergesagten Litaneien immer deutlicher. Die Leiche wird in einem leichten, hölzernen Kasten oder Sarge auf den Schultern von Männern getragen. Der mit Blumen geschmückte, in Weiß gekleidete Körper liegt Allen zur Schau, denn der Deckel ist abgenommen und wird von einem Mann oder Knaben, der dem Zuge vorausgeht, getragen und hat ein langes, darauf gemaltes, unabänderliches Kreuz. Bei seiner Annäherung nimmt jeder Umstehende ehrerbietig den Hut ab und steht unbedeckt, bis er vorüber ist; aber dieser Beweis von Ehrfurcht gilt nicht dem Todten, sondern dem Kreuz, wie meine griechischen Freunde mir versichern. Ich muß bekennen, es liegt etwas Abschreckendes in diesem Zurschautragen des Todes durch die gedrängten Straßen, besonders wenn die Beute des Todes einem älteren Menschen angehört und Zeichen von großen und unlängst durchgemachten Kämpfen um das theure Leben trägt. Auf diese Weise wird das gemeine Volk zu seiner letzten Ruhestätte getragen. Aber der Tod eines Bischofs verursacht weit größeren Pomp. Er wird durch die belebtesten Passagen getragen, in seiner geistlichen Amtstracht auf der Bahre sitzend, nachdem das Kloster erreicht ist, in das er das Vorrecht hat einzutreten, wird er in derselben sitzenden Stellung begraben, eine keinem Anderen erlaubte Auszeichnung. Das Interesse, das die Ueberlebenden für das Gedächtniß und die Seele des Todten unterhalten, beweisen die Gebete, welche für sie gesagt werden, obgleich die Griechen sich nicht zu dem Glauben an die Existenz eines Fegfeuers bekennen. Ein sonderbarer Gebrauch ruft den Hingeschiedenen noch lebhafter ins Gedächtniß. Mehrere Freitage hinter einander werden als ausschließlich den Todten gewidmet betrachtet. Die Glocke der am Fuße der Akropolis gelegenen St. Nikolaus-Kirche lenkte meine Aufmerksamkeit auf diesen Gebrauch. Beim Eintreten in die Kirche, ein kleines Gebäude, kaum so groß, wie ein gewöhnliches Zimmer, fand ich einige auf den Beginn des Gottesdienstes wartende Personen, die Männer und Knaben, wie gewöhnlich, nahe dem Altar, während die Frauen eine ehrfurchtsvollere Entfernung beibehielten. Fortwährend kamen Leute herein, die eine mit einer Serviette bedeckte Schüssel trugen und sie, indem sie sich andächtig bekreuzten, Angesichts des „Hieron" oder Allerheiligsten niedersetzten. Diese Schüsseln enthalten eine besondere Mischung oder einen Kuchen, welcher „Collyra" heißt. Es ist in der That ein den „Manen" des Todten gebrachtes Opfer und kann eher einen heidnischen als einen christlichen Ursprung beanspruchen. Der Kuchen ist sorgfältig gemacht; seine Hauptbestandtheile sind gekochter Weizen und Korinthen. Die Oberfläche ist auf verschiedene Art verziert vermittelst der rothen Körner des Granat-Apfels, Mandeln oder irgend Etwas der Art. Diese Kuchen wurden von den Verwandten derjenigen gesandt, die innerhalb eines oder zweier Jahre gestorben waren; wenn sie schön waren, durften sie vor der Kanzel liegen bleiben, waren sie gewöhnlicher zubereitet, so wurde der Inhalt in den Korb geworfen. An jeder Schüssel „Collyra" und an jedem Korb war eine Anzahl kleiner Wachskerzen befestigt, welche während des Gottesdienstes brannten.

Die Absicht des Volkes wurde mir von Jemanden auseinandergesetzt, den ich bat, mir die Bedeutung dieser Ceremonie zu erklären. „Die Seele des Verstorbenen", sagte er, „dem das Collyra dargebracht wird, steigt während des Gottesdienstes vom Himmel hernieder und ißt ein einziges Weizenkorn." Aber wie so dies dem körperlosen Geist gut thäte, konnte er mir nicht sagen, noch gab er mir einen genügenden Grund an für das Opfern einer so großen Quantität, wenn der Geist so bescheiden in seinen Wünschen ist. Der Pfarrer *nannte* während der vorgeschriebenen Formen die Namen aller derer, für die Collyra geopfert worden war. Am Schluß verhalf er sich zu seinem Antheil an den Kuchen, nachdem die Geister eine prächtige Gelegenheit gehabt hatten, nach Herzenslust zu essen. Vom Rest erhielt jeder Anwesende eine Handvoll, um es wegzutragen und zuhause zu essen — ein Fest für den Todten.

*) Vgl. Nr. 73 des „Magazins".

Mannigfaltiges.

— Ruprecht von der Pfalz in England.*) Der in diesem Buche geschilderte Prinz Ruprecht ist der Sohn des unglücklichen Friedrich V. von der Pfalz, der zur Zeit des beginnenden dreißigjährigen Krieges ein Jahr lang (bis zur Schlacht am Weißen Berge, den 8. November 1620) die böhmische Königskrone getragen, und einer Tochter Jakob's I. von England. Das Leben dieses Prinzen ist durchweg romantisch und bietet des Interessanten für Jedermann Viel dar. Prinz Ruprecht war zur Zeit des Bürgerkrieges unter Karl I. der ritterlichste Ritter am Hofe Karl's I., der gefeiertste Held in der Umgebung des Königs, der „bestverleumdete" Mann in England, dem Munde eines jeden Kindes geläufig. Ein solcher Mann, in solcher Umgebung und in solchen historischen Verhältnissen ist gewiß mehr, als der Held eines noch so sehr gelungenen Romans, geeignet, das Interesse des lesenden Publikums zu fesseln. Wir haben hier einen Roman, dessen Held und handelnde Personen alle der Wirklichkeit, der an den merkwürdigsten Ereignissen und Verwickelungen reichen geschichtlichen Wirklichkeit der Zeit Karl's I. angehören. Ein in England im Jahre 1849 erschienenes dreibändiges Werk von Warburton, über tausend eigenhändige Briefe Ruprecht's und der namhaftesten „Cavaliere" enthaltend, verschiedene zur Zeit des Bürgerkrieges unter Karl I. erschienene Flugschriften, Macaulay's historische Arbeiten, das gediegene Werk von Sötl: „Der Religionsfriede in Deutschland" haben dem Verfasser der vorliegenden Biographie ein sehr reichhaltiges Material geliefert. Herr v. Treskow hat dieses Material mit seltener Geschicklichkeit zu bewältigen und zu einem Werke zu verarbeiten verstanden, welches ihm nicht blos den Dank derjenigen Leser, welche anziehende, lehrreiche Unterhaltung lieben, einbringen, sondern auch eine ehrenvolle Stelle unter den für die Geschichtschreibung bedeutenden Biographen sichern wird.

— New-Yorker Handelsbibliothek. Der Verein zu einer kaufmännischen Bibliothek (Mercantile Library Association) in New-York hat das Opernhaus auf dem Astor-Platz — eines der schönsten Gebäude in New-York — angekauft, um es in eine Bibliothek umzuschaffen. Die Kosten des Gebäudes und der nöthigen Einrichtungen werden sich auf 246,000 Dollars belaufen. Es wird, wenn vollendet, 120,000 Bände fassen.

*) Leben des Prinzen Ruprecht von der Pfalz, Anführers der „Cavaliere" Karl's I. von England gegen die Puritaner. Von A. v. Treskow. Berlin, F. Schneider & Comp., 1854.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 6 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 15 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei [illegible] Comp., Jägerstr. Nr. 65, und beim Spediteur Neumann, Mittelstraße Nr. 51), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 79. Berlin, Dienstag den 4. Juli 1854.

Rußland.

Der Admiral Tschitschagov.*)

Vor einigen Jahren starb zu Paris ein Greis, dessen Name zu den berühmtesten der russischen Marine und Armee gehört: der Admiral Tschitschagov — eine geschichtliche Persönlichkeit, über die aber die Geschichte noch nicht ihr Endurtheil abgegeben. Er war, wie man weiß, einer der furchtbarsten Gegner Frankreichs in dem unseligen russischen Feldzug und spielte unter Alexander eine bedeutende Rolle. Welche? ist bis jetzt nicht ins Klare gebracht worden. Irrthümer wurden begangen, Verleumdungen in Umlauf gesetzt. Einige Schriften nur, unter anderen die vom General Guillaume de Vaudoncourt und vom Marquis de Chambray, sprachen darüber mit mehr Sachkenntniß. Der Admiral selbst, der sich vor seinen Zeitgenossen hätte vertheidigen können, war nie ungeduldig, vor das Publikum zu treten; er ließ Alle thun und sagen mit einer Ruhe, die entweder eine große Geringschätzung der öffentlichen Meinung oder ein großes Vertrauen auf die Geschichte verräth. Er begnügte sich, Memoiren zu schreiben oder doch Materialien dazu zu sammeln. Durch einen Prozeß über das Testament Tschitschagov's ist die Existenz dieser Handschriften zur Kunde des Publikums gekommen.**) Andererseits erschien so eben eine Broschüre zur Widerlegung einiger kühn absprechender Urtheile Joseph de Maistre's über den Admiral. Die Gerichts-Verhandlungen und diese Flugschrift bilden zusammen sehr merkwürdige historische Aktenstücke, aus denen wir einige Auszüge geben wollen.

Paul Tschitschagov, 1762 geboren, trat 1782 unter Katharina II. in den Seedienst, wurde 1796 Contre-Admiral, 1802 Marine-Minister, erhielt 1812 den Oberbefehl über die Armee in der Türkei und die Regierung über die Donau-Fürstenthümer, wurde aber mit seinem Heere von diesem Posten abberufen, um den Franzosen den Rückzug von Moskau abzuschneiden. Nach diesem berühmten Feldzuge übergab er sein Kommando dem General Barclay de Tolly, reiste nach Petersburg und bat den Kaiser Alexander um Urlaub „zur Wiederherstellung seiner Gesundheit." Der Kaiser bewilligte ihm einen unbeschränkten. Er verließ Rußland und starb in Paris am 10. September 1849.

In all diesen Aemtern hatte er mit der höchsten Auszeichnung gedient. Schon in seinen ersten Seeschlachten gegen die Schweden bei Oeland und Reval 1789 zeigte er eine solche Bravour, daß er mit einem Ehrendegen beschenkt und zum Schiffs-Capitain befördert wurde. Im Jahre 1799 befehligte er das Geschwader, das zu der englischen Flotte gestoßen war, um die Franzosen aus Holland zu jagen; ein Versuch, der unter dem Oberbefehl des Herzogs von York mißlang. In die Staatsverwaltung eingetreten, übernahm und vollbrachte er manche wichtige Sendung als Minister, endlich wurde er der wahre Schöpfer der russischen Marine. Mit großem politischen Verstande begabt und dabei von einem Geiste der Gerechtigkeit und der Freiheit beseelt, wie er in der Administration seines Vaterlandes so selten ist, begriff er zuerst, welche Richtschnur in der Verwaltung der Donau-Fürstenthümer man zu befolgen hätte. Als Alexander ihm diesen Posten anvertraute, waren diese Länder durch die Mißordnung und die schlechte Wirthschaft der Generale erschöpft. Tschitschagov stellte durch seine Talente, seine Weisheit und seine Unbestechlichkeit die Ordnung wieder her und zeigte seinem Vaterlande, welche Macht, welche Stütze es sich an der Donau sichern könnte, wenn es die Bevölkerung schonend behandelte: In der That, der Gouverneur, der bei seiner Ankunft Feinde angetroffen hatte, ließ beim Scheiden nur befreundete Völker zurück. Er verließ sie nur, um dem Ruf Alexander's zu folgen, der seine Armee in der Türkei zu dem oben angegebenen Zwecke verwenden wollte. Das Heer Tormassov's sollte dazu stoßen und unter dem Befehl des Admirals agiren. Mit den Divisionen Wittgenstein, Ertel, Sacken und Roth vereint, würden sie eine furchtbare Macht gebildet haben, wenn Alexander's Instructionen ihre Ausführung gefunden hätten. Allein Tschitschagov, von den anderen Generalen schlecht unterstützt, oder besser: verlassen, stand an der Beresina mit unzulänglichen Kräften und konnte den Uebergang des Feindes nicht wehren. Aus den Verlusten, welche die französische Armee in den Schlachten, die ihr der Admiral an diesem Punkte und auf dem Rückzuge lieferte, dennoch erfuhr, läßt sich ermessen, mit welchem Gegner sie es zu thun hatte, und was aus ihr geworden wäre, wenn ein gleiches Pflichtgefühl Alle im russischen Heer durchdrungen hätte. Und doch gab gerade dieses schöne Blatt in dem Leben Tschitschagov's, gerade dieser Moment, der ihn auf die weltgeschichtliche Bühne mit Ehren einführt, Gelegenheit zu unbegründetstem Tadel. Heben wir aus der gerichtlichen Vertheidigung des Anwaltes, Herrn Paillet, folgende Stelle heraus: „Man hat gesagt, wenn er gewollt hätte, so würde nach der Niederlage an der Beresina von der französischen Armee keine Spur geblieben sein. Verhielte es sich so, dann mag sich Frankreich dazu Glück wünschen; dann hätte ihm der Admiral einen unschätzbaren Dienst geleistet. Dem ist aber nicht so: der Admiral hatte, unter den gegebenen Umständen, weder die Macht, mehr, noch den Willen, weniger zu thun."

Das Leben Tschitschagov's, dreißig Jahre lang (1782—1812) dem thätigen Dienst Rußlands geweiht, verläuft seine noch übrigen siebenunddreißig Jahre in der Fremde. Nach 1812 erhielt er, wie schon bemerkt, einen unbeschränkten Urlaub vom Kaiser Alexander und lebte abwechselnd in Frankreich und England. Er blieb im besten Vernehmen mit dem Kaiser, von dem er zahlreiche Beweise der Achtung und Freundschaft erhielt. Später gab es Zerwürfnisse, deren Quellen Herr Paillet in seinem Plaidoyer andeutet: „Es ist wahr, der Admiral hat auf seiner Laufbahn viel Undank erfahren, aber nie von Seiten des Fürsten, dem er mit solcher Hingebung gedient; hier haben sich unsere Gegner einen großen Irrthum zu Schulden kommen lassen. In der Umgebung des Fürsten, unter den Widersachern, die wie Schatten jeden Ruhm und jede Größe begleiten, hatte er von den eifersüchtigen Feindseligkeiten zu leiden, die mindestens seinen geleisteten Diensten gleichkamen. . . . . ."

Im Jahre 1803 schrieb Alexander an Tschitschagov, dessen Frau*) krank war: „Eben erhalte ich Ihren Brief. Ich kann Ihnen den ganzen Schmerz, den er mir gemacht, nicht beschreiben. Ich fühle mich ganz hinein in die Qual Ihrer Lage. Verlieren Sie aber nicht alle Hoffnung. Ich schicke augenblicklich, damit man nicht an der großen Glocke ziehe; ich fürchte aber, man hat schon daran gezogen. Man hat mir Ihren Brief gebracht, während ich auf der großen Parade war. Ich komme so eben zuhause. Ganz der Ihrige für das Leben."

Im Jahre 1811 schreibt Alexander wieder an den Admiral, der seine Frau verloren:

„Aus Achtung vor Ihrem Schmerz, mein theurer Admiral, wollte ich Sie nicht mit meinem Schreiben belästigen. Bei einem Unglück, wie das Ihrige, gewährt es keinen Trost, zu hören, daß Andere daran Theil nehmen; es giebt, glaube ich, keinen, wenn wir ein Wesen verloren haben, dem wir unsere ganze Liebe geweiht. Wenn ich Ihnen hier nun meine ganze aufrichtige Theilnahme an Ihrem Weh und an Ihrer so unglücklichen Lage ausdrücke, so geschieht es nicht in der Hoffnung, Ihnen damit einen Trost zu bieten, Sie kennen meine Freundschaft für Sie von lange her; sie war und wird stets dieselbe bleiben. Wenn es Ihnen nicht widerstrebt, auszugehen, so werde ich Sie morgen gern bei mir sehen, aber nach dem Diner um sieben Uhr, damit Sie weiter Keinen bei mir treffen."

Im Jahre 1825, beim Regierungs-Antritt Nikolaus' I., schrieb der Admiral an den neuen Kaiser und fragte an, ob in seiner persönlichen Stellung eine Veränderung eintreten müßte. Dieser versicherte ihm, daß er Alexander's Gesinnung theile und dessen Willen achte. Neun Jahre darauf, 1834, befahl ein Ukas allen Russen, bei Strafe der Sequestration und Einziehung ihrer Güter, in ihr Vaterland zurückzukehren. Diese Maßregel war in den Augen des Admirals ein Eingriff in die Vorrechte und Freiheiten des russischen Adels; er blieb

*) Nach dem Athenaeum Français.

**) Bruchstücke daraus wurden im Jahre 1841 in der Foreign Quarterly Review veröffentlicht. Uebrigens hatte Tschitschagov bereits im Jahre 1817 eine Denkschrift in englischer Sprache herausgegeben, in der er sein Benehmen rechtfertigt. D. R.

*) Sie war eine Engländerin, die Tochter des Marine-Kommissars Proby. D. R.

also, wo er war, in Italien. Dort erfährt er die Einziehung seiner Güter; ein Schlag, der den nicht reichen Mann hart trifft. Aber, weit entfernt, in dieser Prüfung den Muth zu verlieren, läßt er sich in England naturalisiren, und in seinem später, den 20. Mai 1847, abgefaßten Testamente kömmt folgender Passus vor:

„Nach den willkürlichen Maßregeln, durch die der Kaiser Nikolaus den russischen Adel seiner Privilegien, seiner Eigenthumerechte, seiner persönlichen Freiheit und mich insbesondere des gesetzlichen Ruhegehalts beraubt, das meinen geleisteten Diensten gebührt und das mit meinen verschiedenen Orden verbunden ist: habe ich alle Unterthansbande gegen ihn zerrissen und mich, um in die Rechte eines Menschen zu treten, einer Nation angeschlossen, die eine vernünftige Freiheit zu bewahren weiß, indem ich mich als englischer Unterthan habe naturalisiren lassen. In Folge dessen darf es keiner russischen Behörde gestattet sein, sich in meine Angelegenheiten zu mischen; aber ich empfehle meinen Töchtern, meine Orden des heiligen Alexander, des heiligen Wladimir, des heiligen Georg und der heiligen Anna zurückzuschicken."

Dieses Schriftstück beleuchtet den Charakter dieses Mannes und seine unbeugsame Rechtschaffenheit. Diese Kraft des Entschlusses und die Klarheit des Wertes, welche letztere gemeinhin aus der Helle eines großen Geistes quillt — bewahrte Tschitschagov durch das ganze Leben. In seinem Bilde, das wir mit Interesse betrachtet haben, treten ausgezeichnet lebhafte Augen, heitere und angenehme Gesichtsbildung, ein Mund, der festen Willen und Feinheit zugleich verräth, als Hauptzüge hervor. Liebenswürdig in einer oft mit geistreichem Spott gewürzten Unterhaltung, war er eben so fröhlich in dem alltäglichen Verkehr, wie ernst in seinem öffentlichen Leben.

Aus einem 1846 herausgegebenen englischen Werke: „Eastern Europe and the Emperor Nicholas" entlehnen wir noch folgenden Beitrag zur Charakterisirung Tschitschagov's und russischer Zustände:

Paul I. hielt oder that, als wenn er hielte, eine Schau über seine Flotte in dem Finnischen Meerbusen. Eine Seekrankheit hielt ihn in der Ferne. Nach den Uebungen vertheilte er Belohnungen aufs Gerathewohl; wie es ihm eben einfiel, spendete er den Unfähigsten die reichsten Gunstbezeugungen, während die tüchtigsten Offiziere mit unbedeutenden Belohnungen abgefunden wurden. Tschitschagov, dazumal Schiffs-Capitain, erhielt den Sankt-Annen-Orden dritter Klasse, eine winzige Decoration, die man an den Degengriff heftet. Nun aber war das der Ehrendegen, den er zum Gedächtniß seiner glänzenden Leistung in der Schlacht von Wyborg von Katharina II. erhalten hatte. Durch diese ehrenkränkende Gunst beleidigt, reichte er, unter dem Vorwande schwacher Gesundheit, sein Entlassungsgesuch ein. Der Kaiser trug seinem Arzte auf, sich von der Wahrheit der Angabe zu überzeugen. Zum Glück wollte dieser dem Capitain einen üblen Handel ersparen; die Demission wurde also nach seinem Berichte angenommen, aber, in Betracht seiner Jugend, ohne Pension. Einige Jahre später bescheidet der See-Minister Kuschelev Tschitschagov zu sich und eröffnet ihm die Absicht des Kaisers, der die Expedition nach dem Helder vorbereitet, ihn zum Contre-Admiral zu ernennen. „Ich setze voraus", fügt der Minister hinzu, „ich darf Sr. Majestät die Aeußerung Ihrer Dankbarkeit für die Gnade, die Sie Ihnen gewährt, überbringen."

Tschitschagov: „Weshalb? ich habe eben keinen besonderen Grund, dankbar zu sein: einmal ist meine Gesundheit schlecht, und dann, wie unerwartet auch diese Beförderung kömmt, so hat die unverdiente Beleidigung, die mich aus dem Dienste verdrängte, meinen Hintermännern einen solchen Vorsprung gegeben, daß ich auch als Contre-Admiral unter ihnen werde dienen müssen."

Kuschelev: „Der Kaiser, wissen Sie, hat das Recht, zu thun, was ihm beliebt; es ist bei ihm in der Ordnung, irgend einen Menschen in der Armee auf Kosten Anderer aufrücken zu lassen, und Keiner weiß es zu reimen. Wäre das ein triftiger Grund zur Unzufriedenheit, dann müßte die Hälfte der Offiziere zu dienen sich weigern."

Tschitschagov: „Nun, unter solchen Umständen müßte die Hälfte der Offiziere den Dienst aufgeben."

Am anderen Tage nach dieser Unterredung begiebt sich Tschitschagov zur Audienz nach dem Palast Pawlowsky. Im Wartesaal empfängt er die Glückwünsche der Generale und Admirale. Kuschelev sagt ihm im Vorbeigehen: „Seit unserer gestrigen Unterredung habe ich Se. Majestät nicht gesehen." Bald darauf wird der junge Admiral in das Kabinet des Kaisers geführt und — findet den Monarchen schäumend vor Wuth: „Sie sind also nicht zufriedengestellt, Herr!" schrie er, „Sie wollen mir nicht dienen! Sie sind ein Jakobiner! Sie wollen in Englands Dienste treten! Schweigen Sie! Keine Antwort! Wir werden Sie anders lehren! . . . Man schicke ihn auf die Festung von Petersburg! . . . Doch, halt! Nehmet ihm den Degen ab; reißt ihm die Ehrenzeichen vom Leibe! . . . Nein, er ist nicht werth, die Uniform zu tragen, noch irgend was zur Uniform gehört. . . . . ." Die Großwürden des Reiches beeilen sich, Tschitschagov zu entkleiden, der, um zu seinem Schlitten zu gelangen, durch die mit Leuten angefüllten Vorzimmer in Hemd und Unterhosen gehen muß. Nach Petersburg gebracht, findet er hier zwei Freunde seines Vaters in dem Militair-Gouverneur Pahlen und in dem Gefängniß-Gouverneur Lapuchin. Ersterer sagte zu ihm: „Was ist zu thun! Sie müssen auf die Festung. Heute ist die Reihe an Ihnen, morgen vielleicht kömmt sie an mich. Der Befehl lautet, Sie in das Geheimgefängniß zu werfen. Das ist Lapuchin's Sache. Ich bin gewiß, es wird Gegenbefehl kommen. Sie werden inzwischen gut thun, eine Kasematte zu wählen. Aus Freundschaft für Ihren Vater werde ich Sie behandeln, so gut ich kann." Da aber kein Gegenbefehl kam, mußte er in den geheimen Kerker. Jedoch ließ ihm Lapuchin eine der besten Zellen einräumen und versah ihn mit vortrefflicher Küche. Der Gefangene fieberte vor Aufregung und hatte sich eben ins Bett gelegt, als der Befehl kam, ihn in die schlechteste Zelle zu bringen; ein schweigender Soldat hielt Wache vor dem Eingang. Pahlen besuchte ihn. „Wenn Sie das gewußt hätten", redete er ihn an, „würden Sie nicht den Dienst dem Gefängniß vorgezogen haben!" — „Lieber hätte ich gar nicht gedient", lautete die Antwort, „aber natürlich zöge ich den Dienst der Gefangenschaft vor." — „Gut", sagte Pahlen, „ich werde Ihre Sache in Ordnung bringen." — Er entfernte sich und kam bald wieder. „Der Kaiser ist zufriedengestellt. Ich sagte ihm, Sie bereuten Ihr Benehmen, und wenn Sie die Folgen gewußt hätten, so würden Sie den Dienst ohne Weigerung angenommen haben." — „Wenn der Kaiser mir die Frage so gestellt: Wollen Sie dienen oder auf die Festung wandern! gewiß hätte ich den Dienst angenommen." — „Nun", sagte Pahlen, „das wird sich Alles machen. Sie kommen sofort mit mir zum Kaiser; es thut mir leid, daß Sie das Fieber haben; allein da ist nicht zu helfen, Sie müssen auf." Man setzt über die Newa, läßt die Kleider des Admirals aus dem Pawlowsky-Palast holen und erscheint vor Paul. Dieser, um sich gleichsam wegen seiner früheren Ungerechtigkeit zu entschuldigen, ergreift des Admirals Hand, legt sie sich aufs Herz und sagt zu ihm: „Ich weiß, Sie sind ein Jakobiner; aber denken Sie, ich hätte eine rothe Mütze auf dem Kopf, und dienen Sie mir mit Eifer." — „Ich weiß", erwiederte der Seemann, „daß Ew. Majestät eine Kaiserkrone trägt, und ich werde mich mit der ganzen Treue eines Mannes betragen, der diese Ueberzeugung hat." — „Befehle empfangen Sie nur von Kuschelev", fügte der Kaiser hinzu, „der Jedem unbeschränkte Vollmacht giebt. Sie segeln mit Lytham, dem englischen Bevollmächtigten, ab und werden also unter Niemands Befehlen stehen."

Diese authentische Anekdote, die eben so Paul I. wie den Admiral charakterisirt, wird wohl nicht die einzige ihrer Art in diesem merkwürdigen Leben sein. Kein Zweifel, daß der Biograph Tschitschagov's uns manchen ähnlichen Zug von dem unerschütterlichen Willen dieses Mannes, wie es die Ehre oder die Pflicht galt, wird zu erzählen haben; hier war sein Eigensinn nicht zu brechen, er ließ sich nicht handeln. Jenes schöne Wort Cicero's: „In omnibus officiis persequendis animi est adhibenda contractio; ea est sola officii custodia" („Zur Ausübung aller Pflichten muß man sich eine gewisse Seelenstraffheit aneignen; sie allein hält Wache vor der Pflicht"), war die Lebensregel des Admirals. Diese sittliche Kraft wurde bisweilen selbst von geistig hochgestellten Männern verkannt: von Joseph de Maistre z. B., der, mit dem Admiral in engstem Verkehr, von diesem in Petersburg aufs wohlwollendste aufgenommen, Mißtrauen gegen ihn faßte und ungerecht wurde. Der Admiral, in Verzweiflung über die tödtliche Krankheit seiner Frau, ließ 1811 Alles in Stich und führte sie nach Paris, um dort ärztliche Mittel zu versuchen, sie am Leben zu erhalten. Bei diesem Anlaß schrieb de Maistre an die Gräfin v. Edling: „Ich seufze, wie Sie, über die tolle Hartnäckigkeit unseres Freundes Tsch—v, der lieber in Paris Alles entbehren will, als hier an seinem Platze bleiben, im Schooße einer großen und ehrenvollen Behaglichkeit . . . . Nicht so fest bin ich von der Regeldetri und selbst von meiner Hochschätzung gegen Sie überzeugt, als davon, daß in dem Grunde dieses vielgefalteten Herzens, in das keinem Menschen ein Blick vergönnt ist, ein tiefes Geschwür frißt." — Und doch findet sich in der Briefsammlung dieses großen Schriftstellers das Zeugniß von den Diensten, die ihm der Admiral geleistet, und von der Freundschaft, die sie vereint hatte. Im Jahre 1818 schrieb er an Tschitschagov: „Ich finde stets Ihr Bild auf die leichte Leinwand gemalt, die mein Bruder in seiner „Reise um mein Zimmer" beschrieben hat, und die man das Gedächtniß nennt. Ich könnte tausend Jahre leben, ohne je Etwas zu finden, das Ihre Soupers aufwöge. Der Blitz hat sie getroffen; nichtsdestoweniger werden sie mir eingegraben bleiben in der Reihe jener göttlichen Erinnerungen, die uns das Herz zerreißen, und die wir dennoch so sehr lieben. Ihr ewiger Freund." — Was beweist diesen Widerspruch? Wir meinen, man dürfe daraus weder gegen den Admiral, noch gegen de Maistre einen Schluß ziehen. Der Letztere pflegte sich bisweilen zu rasch den Einflüsterungen eines Mißtrauens hinzugeben, dem Personen von großem Verstande gerade durch ihren Scharfsinn leicht ausgesetzt sind. Jedenfalls aber war es Pflicht

für die Kinder des Admirals, diese Zwiespaltigkeit hervorzuheben. Seine jüngste Tochter, die einen unserer ausgezeichnetsten Seeleute geheiratet hat, erfüllte diese Pflicht mit einer gewissen Zurückhaltung. Sie begnügt sich, in einer kurzen Broschüre die Thatsachen und den Widerspruch hinzustellen und sich auf das Zeugniß Aller zu berufen, die den Admiral in seiner Heimat, wie in der Fremde, gekannt haben, und zum Voraus darauf gestützt, sagt sie: „Er trieb den Freimuth bis zur Unklugheit, die Uneigennützigkeit bis zu einem Grade, daß er von einem Betrüger geprellt wurde, die Bescheidenheit bis zur Vernachlässigung seines Rufes (indem er von der Zeit die Gerechtigkeit erwartete, die sie noch nicht herbeigeführt hat); endlich trieb er die Geringschätzung der Würden bis zur Verachtung der Weltvorurtheile."

Kaum daß die Verfasserin die bei russischen Staatsdienern so seltene Thatsache berührt, daß der Admiral in sehr schlechten Vermögens-Umständen seine Stellen niedergelegt hat. Es wäre wünschenswerth, wenn seine Kinder die Handschriften ihres Vaters vollständig veröffentlichten; man würde dann das Leben und den Charakter Tschitschagov's genauer kennen lernen, und der Geschichte wäre eine hohe Gestalt mehr gewonnen.

Schweiz.

Regula Engel, die schweizerische Amazone.

(Fortsetzung.)

Engel war wieder zum vierten Chasseur-Regiment versetzt worden. In der Doppelschlacht vom 14. Oktober 1806 focht derselbe unter Davoust bei Auerstädt und zog bald hernach in Berlin ein. Hier und in Potsdam verfehlte Regula nicht, allerwärts, im gräflich Schwerinschen Hause, wo noch zwei Fräulein Töchter des Feldmarschalls, aus der Jugendzeit ihrer Mutter, am Leben waren, in den Registern des Etats der Leibgarde und der Hauptwache, im Invalidenhause, in den Copulations- und Taufbüchern der Leibgarde (noch lebte der jetzt hundertjährige Hofprediger, der ihre Aeltern zusammengegeben hatte, mit seiner fünfundneunzigjährigen Ehehälfte), Nachfrage über ihren Vater zu thun, und erfuhr da mancherlei Kuriosa, welche, namentlich die auf der Hauptwache oder im „Reich der Schatten", ihr einleuchtend machten, daß, wenn der große Fritz eine Ehrenlegion gestiftet hätte, ihr Vater sel. wohl schwerlich in diesen Orden gekommen wäre, wiewohl der „liebe, schöne Heinrich Egli" der Lieb- und Günstling des hochseligen Prinzen Heinrich gewesen war. Bei Nennung der Schlachten von Pultusk und Preußisch-Eylau wird Regula witzig. Sie rückt den Männern ihr immerwährendes Predigen von der Schönheit und Verdienstlichkeit des Todes für das Vaterland vor, während sie doch, wenn zweitausend den schönen Tod gestorben wären, nur von fünfhundert redeten und also ungerechterweise funfzehnhundert um den gebührenden Ruhm betrögen; da sei den eilftausend Jungfrauen besser ihr Recht widerfahren, und man müsse sich nur wundern, woher ihrer so viele zusammengebracht werden konnten. Der Tilsiter Friede bringt Regula auch auf die Königin Louise zu sprechen, und auch sie weiht dem Andenken dieser unvergeßlichen Fürstin einige warme Zeilen. Engel's Regiment blieb nicht in Preußen stehen, sondern brach unverzüglich wieder gen Süden auf. Sein Ziel war Spanien, wo Florian mit Einrichtung der Spitäler, erst in Bayonne, dann in Barcelona beauftragt wurde, vielen Schurkereien der Kommissäre steuerte, die Noth des gemeinen Mannes auf alle Weise linderte und insbesondere den meist am schlechtesten verpflegten deutschen Bundestruppen möglichsten Vorschub that. In Betreff der Badener, die wohl am meisten über ihre Vampyre von Lieferanten zu klagen Ursache hatten, wird auf Rigel's siebenjährigen Kampf auf der pyrenäischen Halbinsel zurückgewiesen. Im Allgemeinen kömmt uns die Erzählerin in keinem Theile ihres Buches saber und schwatzhafter vor, als in diesem neunten Abschnitt über den spanischen Krieg. Es sei also nur noch erwähnt, daß sie die ganze Länge Spaniens von Bayonne bis Cadix durchmaß, auch einen Abstecher nach Portugal bis sechs Stunden vor Lissabon machte und auf dem Rückwege Madrid, Valencia, Tarragona, Villafranca, Barcelona sah, daß sie stets in Offizierkleidern einherging (sie scheut sich fast, dies zu gestehen: „um den Anfechtungen und Lüsten der spanischen Mönche auszuweichen"), und daß sie, wie schon früher erzählt wurde, das Unglück hatte, ihren erst siebzehnjährigen Sohn Konrad in die Hände der Spanier fallen zu sehen, die ihn an einen Baum spießten und unmenschlich zu Tode marterten. Sie schämte sich auch, ihren Mann so allein in Spanien gelassen zu haben, um baldmöglichst wieder auf französischen Boden zu kommen, und folgte ihm bei Ausbruch des Krieges mit Oesterreich 1809 desto williger zur Donau-Armee, nach dem „lieberen Deutschland". Allein was geschah! Bei Regensburg wurden beide Gatten von den Oesterreichern gefangen und nach Semlin abgeführt, kehrten auch erst nach geschlossenem Frieden über Italien zu Schiffe nach Frankreich zurück, worauf Florian zum wirklichen Obersten seines Regiments befördert wurde.

Jetzt Napoleon's Ehescheidung (ausgesprochen 15. Dezember 1809) und zweite Vermählung. Von Josephinen sagt unsere Schweizerin: „Sie brachte dieses schwere Opfer mit einer Gelassenheit, die ihr Aller Herzen hätte gewinnen müssen, wenn sie nicht schon lange in deren Besitz gewesen wäre." Regula hatte die Ehre, zur Begleiterin der Großherzogin von Berg, die nebst Berthier die kaiserliche Braut abholen sollte, erkoren zu werden, weil sie deutsch sprach und zu mancherlei zu brauchen war, und sagt da von sich, auch der Fürst (von Neuchatel) habe sich über die muntere Reisegesellschafterin gefreut, „denn frohe Laune, Muth und rasche Entschlossenheit bei jedem Anlaß zeichneten mich aus." Sie vergißt hierbei auch nicht die genaueste Aufmerksamkeit auf jeden Wink ihrer Oberen und ihre unbedingt pünktliche Folgsamkeit, die ihr von ihrem Vater auf gut militairisch eingeprägt worden sei, sich in Anrechnung zu bringen. Recht ergötzlich ist nun ihr Bericht über das in Wien Gesehene und Erlebte, ihre cordiale Conversation mit Kaiser Franz, und wie sie diesen bewogen, zwei Lieblinge der Erzherzogin, ein Vögelchen und ein niedliches Hündchen, ihr per Courier nach Paris voranzuschicken und sie damit beim Eintritt in ihre dortigen Zimmer zu überraschen; ihre Rückreise nach Frankreich unter dem Jubel und „Hosiannah" der Bevölkerung und einem Sturme von Petitionen, Orangen, Blumenkränzen u. dergl. von Straßburg an, die Vermählungs-Feierlichkeiten und Marie Louise's Toilette. Bei der Durchreise durch München hatte sie auch den Taufpathen ihres ältesten, bei Marengo gefallenen Sohnes, den König Max, gesehen. Bei Erwähnung des unglücklichen Balles, welcher der Fürstin von Schwarzenberg das Leben kostete, sagt sie, daß die sich allwissend dünkenden Pariser, die zu Allem einen Schlüssel finden wollten, jenen Brand auf die Engländer geschoben hätten, und ruft dabei aus: „O, Ihr armen Engländer! Wenn an jenem letzten Tage Alles wahr befunden wird, was man Euch zur Last legt, so muß ein unbarmherziges Gericht über Euch ergehen." Am 10. März 1811 kam der König von Rom zur Welt, und Florian Engel konnte sich immer etwas darauf einbilden, daß sechs Tage darauf auch seine „Rebe" nochmals Frucht brachte, d. h. daß die funfzigjährige Regula von ihrem letzten und einundzwanzigsten Kinde entbunden wurde. Dieses Kind wurde der Kaiserin zu Ehren Marie Louise getauft und dazu beide Majestäten zu Gevattern erbeten; sie ließen sich durch einen Stabs-Offizier der Garde, Brunot, und Frau von Rougemont aus Neuchatel, beide reformirter Konfession, vertreten. Das Jahr 1811 war wohl das glücklichste, das die Familie Engel erlebte. Sie besaß eine artige Wohnung in Paris, eine zweite in St. Cloud und hatte in Malmaison eine kleine Campagne angekauft; Regula durfte die Kaiserin auf mehreren ihrer Spazierritte begleiten. Nichts fehlte zur Vollständigkeit ihres Glückes, als endlicher und dauernder Frieden. Allein in Spanien dauerte der Blut und Geld verschlingende Krieg mit Erbitterung fort, und der mit den Russen nahm seinen Anfang. Florian wurde zunächst wieder nach Spanien geschickt, im folgenden Jahre aber mit noch anderen der dort dienenden Veteranen auf den nordischen Kriegsschauplatz versetzt. Preußen war wieder erstanden, Napoleon hatte nicht mehr die Preußen von 1806 vor sich. Während der entscheidenden Tage vom 16. bis 19. Oktober 1813 befand sich unsere Amazone in Leipzig und entkam nur wie durch ein Wunder nach Frankfurt, Mainz und Straßburg. Hier, während der Blokade, verlor sie ihr jüngstes Kind, vor Leipzig war ihr Eidam Perrier gefallen, mit Hinterlassung von drei kleinen Waisen und seiner Witwe Katharine. Dem abgesetzten Kaiser folgten die zwei Gatten aus „dankbarer Anhänglichkeit" nach Elba. Wie war doch ihre Einschiffung im Hafen St. Raphael verschieden von der Touloner im Jahre 1798! Ausführlich wird Napoleon's Schalten und Walten in seinem Duodez-Kaiserthum beschrieben. Mit ihm landeten sie auch wieder am 1. März in Cannes; aber während Engel ihn auf seinem Triumphzuge nach Grenoble und Lyon begleitete, segelte Regula im Gefolge der Generalin Bertrand nach Marseille, wo sie indeß als verdächtig betrachtet und vierundzwanzig Stunden lang bewacht wurden. Die Schweizerin wurde hier, wie später einmal in Rismes, für Madame Lätitia angesehen, mußte also wohl, meint sie, in Weiberkleidern älter als in Offizier-Uniform aussehen. Sie kömmt nun auf Ney's Abfall zu sprechen und legt dem Kaiser die Worte in den Mund: „Ich kenne den wankelmüthigen Helden. Vor einem Jahre hat er mich verrathen, dieses Jahr wird er Ludwig XVIII. verlassen." In einem damaligen Gefecht unweit Toulouse mit dem Herzog von Angoulême büßte ihr Sohn Jakob das Leben ein. Ihr Landhaus in Malmaison fand sie von den barbarischen Engländern den Flammen preisgegeben; eine Kammerfrau und ein Knecht mit drei Pferden waren dabei umgekommen; der schöne Garten war völlig verwüstet, die Marmorbüsten Napoleon's und seiner Familie zerschlagen, sie vermochte sich beim Anblick der Zerstörung ihres kleinen Erdenparadieses nicht der bittersten Thränen zu enthalten. Aber das Schmerzlichste stand noch bevor. Die Schweizertruppen, jetzt im Dienst der Bourbons, konnte Napoleon nicht bewegen, ihrer Capitulation untreu zu werden, und entließ sie daher; nachdem ihm solches von ihrem Kommandanten

d'Affri erklärt worden war, nachhause. Nur etwa ein Bataillon von fünf- bis sechshundert Mann trat in seine Dienste über und hatte die Ehre, bei Waterloo zusammengeschossen zu werden. Der Tag von Waterloo war Regula's schrecklichster. Ihr vierter Sohn, Florian, hatte bereits den Tod gefunden, als sie auch ihren Gatten fallen sehen mußte. Der englischen Reiterei war es gelungen, in die geschlossenen Bataillone der Franzosen einzubrechen und ihren Grenadieren den Weg zu bahnen. Der erst zehnjährige Joseph focht an der Mutter Seite, als vor ihren Augen eine Kugel ihm den Kopf zerschmetterte, daß sein Gehirn umherspritzte. Vor Verzweiflung außer sich, schoß sie nach einem englischen Reiter und verwundete ihn im Gesichte; aber als sie die zweite Pistole abzudrücken im Begriff war, riß sie ihr dieser aus der Hand und schoß sie damit durch den Hals; in gleicher Zeit versetzte ihr ein Grenadier einen Stich in die rechte Seite, daß das Blut stromweise von ihr floß. Sie ergab sich und wurde ins Spital nach Brüssel geschafft, wo man beim Verbande ihr Geschlecht erkannte, und nach einiger Zeit ins Hotel-Dieu nach Paris abgeführt. Die Schießwunde fand sich weit weniger gefährlich als die Stichwunde. Die Chirurgen schläferten die Patientin mit Opium ein und nähten ihr alsdann die Seite mit Nadel und Faden so gut zusammen, daß es kein Schneider hätte besser machen können. Ueber dergleichen Freiheiten, welche sich die Aerzte bei wehrlosen Frauenzimmern herausnehmen, stellt sie sich nicht wenig ungehalten, eben so über das Gebot, vier Wochen lang kein Wort zu reden, blieb aber wirklich achtundzwanzig Tage oder siebenhundertvierundachtzig Stunden lang so stumm, als immer „Zacharias vor Johannis Beschneidung." Gleich nach Ankunft im Hotel-Dieu versuchten der Beichtvater des Hauses und die Aebtissin der barmherzigen Schwestern, sie vor allen Dingen zu bekehren, wurden aber höflich abgewiesen. Aber auch Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm III. besuchten sie im Hotel, betrachteten ihre am Bettgestell hangende Uniform und schieden dann schweigend, doch so, daß der Kaiser ihr mit der Hand seine Theilnahme bezeigte und am folgenden Tage dreihundert Rubel in Gold und fünfundzwanzig versiegelte Flaschen Ungarweins zustellen ließ, zugleich mit dem huldreichen Anerbieten, daß, wenn sie nach St. Petersburg kommen wolle, man ihr funfzehn Francs tägliches Reisegeld und eine jährliche Pension zu ihrem Unterhalt anweisen werde; ein Erbieten, das sie vor der Hand aus Gesundheitsrücksichten und sodann in der eitlen Hoffnung, ihre alten Tage bei irgend einem ihrer noch übrigen Kinder zubringen zu können, ablehnte. Auch in den Tuilerieen erfuhr sie Mitleid mit ihrem Geschick; allein ihre Bittschreiben, die Sold-Rückstände und eingelösten Bons ihres Mannes vom spanischen Kriege her betreffend, wurden eines nach dem anderen, mit der Entschuldigung, daß die Kassen erschöpft seien, abgewiesen. Dennoch wollte einer der Secretaire des Ministers ihre auf hundertsechsunddreißigtausend Francs sich belaufende Forderung ihr mit dem Angebote von sechstausend Francs abkaufen, was sie mit vornehmer Verachtung von sich wies und auf französisch dabei erklärte: „Wenn hunderdreißigtausend Francs verloren gehen müssen, hole der T— auch das Uebrige." (Fortsetzung folgt.)

Italien.

Ueber den politischen Einfluß des Islam.*)

Unter diesem Titel hat der gelehrte Andrea Zambelli, Professor an der Universität Pavia, einige im lombardischen Institut für Wissenschaft und Kunst gehaltene Vorträge herausgegeben, die durch ihre Beziehung zur Tagesfrage besonderes Interesse erhalten. Indessen ist das Werk, zu welchem sie vereinigt worden, keineswegs als eine Gelegenheitsschrift zu betrachten, wie schon aus dem Umstande hervorgeht, daß von den sechs Abhandlungen, aus welchen es besteht, die erste am 6. Mai 1852, die letzte am 7. Juli 1853 vorgelesen wurde. Es gehört vielmehr zu den Resultaten der historisch-philosophischen Untersuchungen über die Religions- und Gesetzgebungs-Systeme der älteren und neueren Völker, denen der Verfasser einen großen Theil seines Lebens gewidmet und durch die er sich in Italien einen so verdienten Ruf erworben hat. Nachdem er im „Giornale dell' istituto lombardo" in einer Reihe von Artikeln die Frage: „ob der politische Einfluß des Paganismus im Alterthum dazu beigetragen habe, die Civilisation zu fördern oder zu hemmen", mit einem großen Aufwande von Gelehrsamkeit und Scharfsinn erörtert, stellte sich Herr Zambelli in Bezug auf den Muhammedanismus eine ähnliche Aufgabe, deren Lösung er in seiner neuen Arbeit versucht.

„Was ist der eigenthümliche Charakter der muselmännischen Theokratie? Hat sie in vortheilhafter oder in nachtheiliger Weise auf die Civilisation der Länder eingewirkt, in denen sie Wurzel faßte? Ist sie mit dem reformatorischen Geiste der Neuzeit verträglich?" Dieses sind die Fragen, welche Herr Zambelli der Reihe nach behandelt und welche, wie er sagt, das Problem der gegenwärtigen Situation bilden.

Die drei ersten Abhandlungen, unter der Ueberschrift „die Gesetze", „die Chalifen" und „die Sultane", enthalten die Analyse der muselmännischen Theokratie, die den Verfasser zu folgenden Schlüssen führt: 1) daß der Koran ein theokratisches Gesetzbuch ist, in welchem die bürgerlichen, peinlichen, militairischen und politischen Gesetze von den religiösen unzertrennlich erscheinen; 2) daß es demgemäß in keinem muselmännischen Lande eine bürgerliche Rechtsverfassung im eigentlichen Sinne des Worts giebt, sondern nur eine Interpretation des geistlichen Rechts, welche die Lücken desselben ausfüllt und durch die Unbestimmtheit und Elastizität des Grundgesetzes einen weiten Spielraum erhält; 3) daß diese Interpretation im Laufe der Zeit und trotz der hier und da durch sekundäre Ursachen erzeugten Hindernisse als nothwendige Konsequenz dahin führen mußte, die ursprüngliche Strenge des muhammedanischen Kodex zu mildern; 4) daß jedoch die Einführung neuer Prinzipien keine wesentliche Modifizirung des religiösen Grund-Elements in sich geschlossen habe, indem sie nur unter der Form einer Emanation des Propheten, einer näheren Erklärung seines bisher verkannten oder dunkel gebliebenen Willens auftreten konnten; 5) daß der Sultan oder Chalif, in der doppelten Eigenschaft eines weltlichen und geistlichen Herrschers, die einzige Staatsgewalt bildet, indem er Muhammed selbst, den Apostel Gottes, repräsentirt. Es geht hieraus hervor, daß in der Türkei, wie in allen anderen muselmännischen Ländern, die nützlichsten und nothwendigsten Reformen der Gesetzgebung ihren ursprünglichen, unantastbaren, muhammedanischen Charakter nicht rauben dürfen, wodurch aber gerade die Anwendung der von unserer Zeit verlangten, meist auf christlichen Ideen beruhenden Reformen im hohen Grade erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht wird.

Die folgenden Abhandlungen sind der Erörterung des zweiten Theils der von dem Verfasser angestellten Untersuchung gewidmet — ob nämlich der Islam die Fortschritte der Civilisation befördert oder verzögert habe. Herr Zambelli unternimmt hier die Vertheidigung des Muhammedanismus gegen den Vorwurf der Unwissenheit und der Barbarei, der ihm von den aus Konstantinopel geflüchteten Griechen gemacht wurde und bei den meisten späteren Historikern einen Nachhall fand. Er zeigt, daß nicht allein die Araber, sondern auch die viel weniger gebildeten Türken schon eine blühende Literatur besaßen, als noch das ganze christliche Europa in tiefe Unwissenheit versunken war, und daß namentlich Erstere durch die Rettung eines großen Theils der Klassiker, wie z. B. des Aristoteles, den man lange Zeit nur in arabischer Uebersetzung kannte, sich unleugbare Verdienste um die Civilisation erworben haben. Es ist wahr, daß man den christlichen Mönchsorden in dieser Hinsicht noch mehr verdankt, als den arabischen Gelehrten; es mag auch gegründet sein, daß bei den Letzteren die sittliche und politische Entwickelung mit der literarischen nicht gleichen Schritt gehalten, und daß ihre wissenschaftlichen Erfolge eher der ihrem Stamm eigenthümlichen, natürlichen Intelligenz, als dem Geiste des Islam zuzuschreiben sind. Trotz dieser Einschränkungen aber kann man doch als Schlußresultat mit Sicherheit annehmen, daß die muhammedanischen Völker, die man sonst in Bausch und Bogen als unwissende Barbaren zu verurtheilen pflegte, einen wesentlichen Theil zum allgemeinen Kapital der Gesittung beigetragen haben.

*) Sull' influenza politica dell' Islamismo. Milano, 1852—1853.

Mannigfaltiges.

— Zur italiänischen Literatur. Wie ein Korrespondent des Londoner Athenaeum aus Florenz meldet, ist Paolo Emiliano Giudici, rühmlich bekannt durch seine Geschichte der italiänischen Literatur und seine Uebersetzung Macaulay's, welche der Klerus umsonst zu unterdrücken suchte, gegenwärtig mit der Herausgabe einer „Storia politica dei Municipj Italiani" beschäftigt, wovon die ersten Lieferungen bereits erschienen sind. Das Werk hieß ursprünglich „Storia dei *Comuni* Italiani", indem es die Entwickelung des italiänischen Gemeindewesens behandelt; da aber dieses Wort unglücklicherweise an den Kommunismus erinnert, so zwangen die toskanischen Behörden den Verfasser, einen anderen Titel zu wählen! Uebrigens zeichnen sich die historischen Erörterungen Giudici's nicht allein durch ihre Gründlichkeit, sondern auch durch Ruhe und Mäßigung des Tons aus, die allerdings um so nöthiger ist, da sie zu einigen sehr mißliebigen Schlüssen — daß z. B. der Papismus im Allgemeinen auf die Geschicke Italiens einen höchst verderblichen Einfluß geübt habe — führen. Nach Beendigung dieser Arbeit gedenkt der Verfasser mit einer „Geschichte der florentinischen Demokratie" hervorzutreten, zu der er bereits vielfache Materialien gesammelt hat.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 6 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit & Comp., Jägerstr. Nr. 23, und beim Expediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 80. Berlin, Donnerstag den 6. Juli 1854.

Frankreich.

Zur Meteorologie.*)

(Nach einem Artikel des *Journal des Debats.*)

Die meisten der heutigen besonderen Wissenschaften sind in der encyklopädischen Priester- und Philosophen-Weisheit des Alterthums nur erst dem Keime nach enthalten gewesen; nur die Meteorologie scheint schon im höchsten Alterthume als eine besondere Wissenschaft existirt zu haben. Der Name wenigstens ist sehr alt; Aristoteles hat ihn gebraucht, indem er über die Meteore geschrieben; der dem Worte zu Grunde liegende Begriff wird offenbar in der berühmten Abhandlung des Hippokrates über die Luft, die Gewässer und die Oertlichkeiten: Seneka hat, Herrn Foissac zufolge, als ins Gebiet der Meteorologie gehörig bezeichnet: „die zwischen Himmel und Erde befindlichen Gegenstände, wie die Wolken, den Regen, den Schnee und den Blitz, den Schrecken der Sterblichen, mit einem Wort, alle die Erscheinungen, deren Träger und Ursache die Luft ist.“ Hat in einer staatlich eingerichteten Menschengesellschaft der Mensch sich der Nothwendigkeit entziehen können, sich ein wenig mit den Erscheinungen der Atmosphäre zu beschäftigen, in der er lebt und athmet, die es ihm möglich macht, die Erde zu bebauen, die Meere zu durchschneiden, die Erzeugnisse des Bodens zu ärndten und auszutauschen? — Aber für so viele und so große Erscheinungen — was für schwache Erklärungsversuche, was für klägliche Hypothesen, was für abergläubische und kindische Annahmen! Für die Griechen und Römer waren die Meteore, wie die zufälligen Erscheinungen im Fluge der Vögel und in den Eingeweiden der Opferthiere, übernatürliche Offenbarungen, auf die man ehrfurchtsvoll achten mußte, wenn man im Begriff war, große oder auch ganz gewöhnliche Dinge zu unternehmen. Ein Abschnitt der Meteorologie, in welchem der Einfluß eines Windes oder einer Wolke auf die Willensentscheidungen der Menschen und auf die geschichtlichen Ereignisse dargestellt wäre, würde sich heutzutage seltsam ausnehmen.

Und wo ist außer den seltsamsten oder unstatthaftesten Anwendungen die Meteorologie der Alten zu finden? Wo ist die moderne Meteorologie vor dem Anfange unseres Jahrhunderts zu finden? — Die mit Astrologie verbundene Meteorologie der Alten ist fortgesetzt in den Kalendern von Liège und Mathieu Larnsberg. In der großen Encyklopädie des achtzehnten Jahrhunderts findet man den Blitz noch neben dem Regenbogen, der Sternschnuppe, dem Nordlicht u. s. w. unter die Lichterscheinungen gestellt. Es mußten die Gesetze des atmosphärischen Drucks mittelst genauer Instrumente festgestellt, es mußten die Gesetze des Lichts, der Elektrizität, der Wärme, des Magnetismus durch unzählige sinnreiche Beobachtungen gefunden werden, ehe die Meteorologie in den Lehrbüchern der Physik auch nur eine untergeordnete Stelle erhalten konnte. Heutzutage erst, nach den in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts gemachten Entdeckungen, kann die Meteorologie als eine besondere Wissenschaft behandelt werden, und sie tritt als eine solche uns wirklich entgegen in dem uns vorliegenden Werke des Herrn Foissac.

Die Meteorologie steht in engem Zusammenhange mit fast allen Wissenschaften, so daß, wer sie mit Erfolg betreiben will, in gewissem Maße die Gesammtheit des menschlichen Wissens sich angeeignet haben muß. Darum ist diese neue Wissenschaft, welche von Geographen, Physikern, Medizinern, Chronikschreibern, Schiffern, Astronomen, Ackerbauern, Seeleuten, Reisenden allmälig vorbereitet, von Männern der Wissenschaft, wie Arago und Alexander von Humboldt, eingeführt ist, ganz besonders einem Solchen zugänglich, der, in Folge der Universalität seiner Fachstudien, der natürliche Erbe des Wissens ist, welches ehemals dem Theologen und dem Philosophen zukam. Wir haben den Mediziner im Sinne, der, wie diese Beiden, die Aufgabe hat, den Menschen zu studiren in seinen Beziehungen zur physischen und zur moralischen Welt. Herr Foissac zeigt darin einen richtigen Takt, daß er sein Buch mit einer Schilderung der Vortheile und Genüsse beginnt, welche der wissenschaftliche Geist des Arztes von der Betrachtung der Natur und von der liebevollen Beschäftigung mit den verschiedenen Studien hat, durch welche sich Boerhaave, Haller, Locke, Barthez, Linné, Quesnay, Stahl, Cuvier, de Blainville u. s. w. ausgezeichnet haben. Auf eine würdigere Weise konnte ein Mediziner die Vorhalle seines Gebäudes nicht schmücken, als Herr Foissac es gethan, indem er darin die Statuen der Männer aufgestellt, welche der Medizin durch die Universalität ihres Wissens und durch die Mannigfaltigkeit ihrer unsterblichen Werke Ehre gemacht haben.

Was ist denn nun diese Wissenschaft, die auf Alles Bezug hat: auf die Astronomie und die Zoologie, auf die Physik und die Naturgeschichte, auf die Chemie und die Geographie, auf die Ackerbauwissenschaft und die Seefahrtswissenschaft u. s. w.? — Sie ist ganz einfach (man bewundere die Bescheidenheit der Definition) „derjenige Theil der Naturwissenschaft, welcher die Atmosphäre und die in derselben vorkommenden Erscheinungen zum Gegenstande hat.“ Diese Erscheinungen sind nun aber nichts mehr und nichts weniger, als die unendlichen Veränderungen des Lichts, der Elektrizität, der Wärme, des Magnetismus, des Wassers, der Luft und des Erdbodens, welche unaufhörlich sich durch einander erzeugen. Es scheint fast unmöglich, zu bestimmen, wo die Meteorologie anfängt und wo sie endigt, da in jedem der in ihr zu behandelnden Phänomene so viele Elemente mit einander verwickelt sind. Alle Bestandtheile und Kräfte in der Atmosphäre wirken auf einander, verändern einander, vermischen sich mit einander so sehr, daß Beides: die Verwirrung und die Wiederholung der Einzelnheiten, unvermeidlich zu sein scheint. Herr Foissac hat die eine wie die andere dieser beiden Klippen zu vermeiden gewußt; er hat die meteorologischen Erscheinungen in die folgenden fünf allgemeinen Elemente zerlegt: 1) die unwägbaren Fluida; 2) das Wasser; 3) die Atmosphäre; 4) die Temperatur; 5) den Zustand des Erdbodens in seinen Beziehungen sowohl zu den Revolutionen der Erdkugel, als auch zu den auf seiner Oberfläche erfolgenden Veränderungen. Diesen fünf allgemeinen Elementen entsprechen fünf logisch mit einander verbundene Abschnitte, von denen ein jeder solche Phänomene umfaßt, die vorwiegend dem einen oder dem anderen der fünf Elemente angehören. Die Atmosphäre in ihrer Beziehung zu dem Menschen aller Zeiten und aller Oerter betrachtend, hat Herr Foissac seiner Darstellung eine so anziehende Form, einen so leichten Gang zu geben gewußt, wie es in einer so verwickelten, von Thatsachen und Hypothesen überfüllten Wissenschaft vor ihm noch Keiner vermocht hat.

Der erste Abschnitt, welcher die sogenannten unwägbaren Fluida behandelt, ist unzweifelhaft der wichtigste. Diese Wesen, immateriell und schnell, wie der Gedanke, die sich nicht stoßen und sich nicht drücken, die überall da sind, die in der ganzen Natur als unaufhörlich thätige Ursachen wirksam sind, die erst der mit bewundernswerthen Instrumenten bewaffneten Wissenschaft bekannt geworden sind, diese Fluida oder vielmehr diese Kräfte zeigen ihren größten Einfluß in den atmosphärischen Erscheinungen. Unter ihrer Herrschaft stehen alle Licht-Erscheinungen, wie das Funkeln der Sterne, der Regenbogen, die Höfe um Sonne und Mond, die Morgen- und Abendröthe, die photographischen Erscheinungen; die elektrischen Meteore, die sich in den Regengüssen, in den Nebeln, in den Gewittern zeigen, wie das Wetterleuchten, der Blitzstrahl, der Donner, das St. Elmsfeuer; die elektromagnetischen Meteore, wie die Nordlichter u. s. w. — ein unermeßlicher Stoff, der den größten Theil der Gesetze der Elektrizität, des Lichts, der Wärme, des Magnetismus in ihren Beziehungen zur Erdkugel umfaßt, und den Herr Foissac noch vergrößert hat, indem er die Rolle, welche die unwägbaren Fluida in den physiologischen Erscheinungen spielen, ihre Einwirkung auf die organisirten Körper im Allgemeinen und insbesondere auf das Nervensystem des Menschen klar darlegt.

In dem zweiten Abschnitt, der die Gewässer behandelt, findet sich Alles zusammengestellt, was auf die Meteorologie Bezügliches über die Quellen, Flüsse, Seen, Meere, ihre Temperatur, über das Polar-Eis, über das Leuchten und den Salzgehalt des Meeres zu sagen ist.

Im dritten Abschnitt, der die Atmosphäre behandelt, setzt der Verfasser die große Menge der hydrometeorologischen Erscheinungen aus einander, welche in der vereinigten Wirksamkeit der Luft, der Wasserdünste, des Lichts, der Elektrizität und der Wärme ihren Grund haben. Es gehören hierher die Winde, die Wasserhosen, die Orkane, ferner

*) De la Météorologie dans ses rapports avec la science de l'homme et principalement avec la médecine et l'hygiène publique, par M. P. Foissac, docteur en médecine de la Faculté de Paris. 2 vols.

die Nebel, die Wolken, der Thau, der Schnee, der Regen, der Hagel, das Glatteis. Das Echo, auf eine geschickte Weise allen diesen Meteoren angereiht, ist der Gegenstand eines höchst anziehenden Kapitels, welches dem Geiste des Lesers eine angenehme Erholung gewährt. Die Schwere der Luft, der barometrische Druck, die regelmäßigen und zufälligen Veränderungen dieses Drucks, die Veränderungen, welche derselbe beim Regen und beim Sturm, an den Ufern des Meeres und auf den hohen Gebirgen erfährt, die Vertheilung des Regens über die verschiedenen Breitengrade, die gefärbten Regengüsse, Nebel und Schneefälle, der Insektenregen, die Feuerkugeln, die Aërolithen u. s. w. — alle diese allgemein interessanten Gegenstände werden in einer sehr ansprechenden Weise dargestellt und erklärt.

Der vierte Abschnitt behandelt die Temperatur. Wie viel Wärme ist der Erdkugel und wie viel der Sonne eigen? Diese Frage ist zuerst zu beantworten, wenn die Einflüsse erforscht werden sollen, welche die Breiten, die Höhen, die Jahreszeiten, die Ausdehnung, die Gestalt, die Lage der Kontinente auf die Temperatur ausüben, — Einflüsse, an welche sich die vorzüglichsten Bedingungen für das anknüpfen, was man die Klimate nennt. Der Verfasser giebt uns interessante Aufschlüsse über die Vertheilung, die Veränderungen und die Anomalieen der Temperatur in den verschiedenen Gegenden der Erde.

Die Revolutionen der Erdkugel und der Wechsel der Klimate in ihren Beziehungen zu der Vertheilung der Pflanzen- und Thierarten auf der Erdoberfläche — sind, im fünften Abschnitt, der Gegenstand einer sehr gelehrten und gründlichen Auseinandersetzung. Welchen festen, unveränderlichen Gesetzen sind die Elemente der meteorologischen Erscheinungen unterworfen? Ist die Erdkugel heftigen und plötzlichen Revolutionen oder nur allmäligen, bedeutenden Veränderungen unterworfen gewesen? Haben große Störungen durch Planeten und andere Himmelskörper die Kontinente und die Meere in ihren Tiefen erschüttert? Sind die großen Revolutionen, deren Spuren die Erdkugel zeigt, vor der Entstehung des Menschengeschlechts oder nach derselben erfolgt? Sind die Veränderungen, die seit der Erscheinung des Menschen auf der Erdoberfläche vorgekommen, bedeutend genug, um die Lehre von der Unbeständigkeit der Klimate zu rechtfertigen? — Alle diese Fragen sucht Herr Foissac zu lösen, und er läßt, um sie zu lösen, kein Element außer Acht. Vulkane, Erdbeben, Aenderungen in den Betten der Meere und der Flüsse, Erhebungen des Erdbodens, Störungen und Anomalieen der Temperaturverhältnisse zu den verschiedenen Zeiten und in den verschiedenen Ländern, Einfluß der Kultur, der Bevölkerung, der Sümpfe und Waldungen, die Klimate Frankreichs und Italiens in alter und in neuer Zeit, die Klimate verschiedener anderer Gegenden Europa's, Afrika's, Asiens, Amerika's u. s. w. — alle diese Elemente des Problems untersucht und diskutirt Herr Foissac, und er kömmt zu dem Ergebniß, daß alle diese Elemente nicht hinreichen, die Lehre von der Veränderlichkeit der Klimate zu bestätigen. In dieser gelehrten Auseinandersetzung zeigt Herr Foissac jene seltene Beredtsamkeit, welche die Klarheit, das Wohlwollen und der gesunde Verstand zu Stande bringen. Diese besonnene, schlichte und darum nicht weniger gefällige Beredtsamkeit tritt besonders da hervor, wo Herr Foissac die Theorie widerlegt, welche Dr. Fuster, Professor der Medizin in Montpellier, vor einigen Jahren über den Wechsel der Klimate aufgestellt, — jene Theorie, derzufolge das vor der Zeit des Christenthums rauhe und kalte Klima Galliens seit den ersten Jahren der christlichen Zeitrechnung milder geworden sein soll, um vom neunten Jahrhundert an bis auf unsere Tage wieder rauher zu werden.

Der Hauptbeweis des Dr. Fuster gründet sich auf historische Berichte über die Ausdehnung des Weinbaues in den nördlichen Gegenden Frankreichs, in der Picardie, in der Normandie, in Flandern und sogar in England, wo der Weinbau in verschiedenen Zeiten aufgenommen und wieder aufgegeben worden ist. Diesen mit einem großen Aufwand von Gelehrtheit geführten Beweis widerlegt Herr Foissac siegreich mit einer Gelehrtheit, die der seines Gegners mindestens gleichkömmt. Herr Foissac hat in diesem interessanten Streite, in welchem der Wein von Suresne, mit welchem der König Heinrich IV. seine Austern befeuchtet, zur Sprache kömmt, die Gewandtheit seines schriftstellerischen Talents zu zeigen gewußt.

Die Erde hat seit Erscheinung des Menschengeschlechts keine heftige allgemeine Revolution erfahren, mit Ausnahme der Sündfluth, von der die Ueberlieferung mehrerer Völker weiß, deren Spuren sich in vielen Gegenden finden und welche die Gelehrten geneigt sind dem Einfluß eines Kometen zuzuschreiben. Was die auf der Oberfläche des Erdbodens erfolgten Veränderungen betrifft, so sind diese zu unbedeutend, als daß man ihnen einen Einfluß auf die Klimate zuschreiben könnte. Kein historisches Zeugniß giebt dafür einen Beweis, daß die Gestalt der Erdkugel die geringste Veränderung erfahren habe. Flüsse, Bäche, Quellen, Seen, Meere, Gebirge, Thäler, Ebenen — Alles ist heute so, wie es im Alterthum gewesen; höchstens, daß einige kleine Inseln, einige Vulkane verschwunden oder erschienen sind und ein Vorrücken des Sandes oder des Meeres stattgefunden hat. Ein Kenner der Klimate bei den Alten, ein Erforscher der gegenwärtigen Klimate, erklärt Herr Foissac die von einigen Schriftstellern der Entholzung, der Bebauung, der Bevölkerung zugeschriebenen Veränderungen der Klimate für eingebildete Veränderungen, welche die Menge beklagt, weil sie, wie der Horazische Greis, für die vergangenen Zeiten nur Loblieder und für die gegenwärtige Zeit nur Klagelieder hat. „Die Unveränderlichkeit der physischen Gesetze und der meteorologischen Erscheinungen", sagt Herr Foissac, „ist eine eben so trostreiche, als wahre Lehre; sie zeigt, daß die Natur dem Menschen die Gaben, die sie ihm ertheilt hat, nicht wieder entzieht; daß die gefallenen Nationen sich wieder erheben und ihre Stelle in der Sonne der Civilisation wieder gewinnen können. Dieser Lehre zufolge hängt aller Verfall und aller Fortschritt im sozialen Leben von der Macht des menschlichen Willens und von den Einrichtungen ab, während, wenn die Klimate tiefgehenden Veränderungen unterworfen wären, alle Anstrengungen, aller Muth, alle Ausdauer vergeblich erscheinen müßten gegenüber den Elementen der Natur." Das Studium der meteorologischen Erschrinungen in ihren Beziehungen zu den lebenden Wesen überhaupt und zum Menschen insbesondere hat Herrn Foissac zu einer Menge physiologischer Fragen von der höchsten Bedeutung geführt, zu den Fragen, welche Einflüsse das Licht, die Elektrizität, die Wärme, der Magnetismus, der atmosphärische Druck, der Mond, die Breiten, die Kontinente, die Meere u. s. w. ausüben. Unter diesen Fragen ist eine, die wir hier nicht mit Stillschweigen übergehen können, nämlich die: ob das Leben kosmischen, allgemeinen oder ob es besonderen, spezifischen Ursprungs ist, d. h. mit anderen Worten, ob die Gattungen, die entstehen, wachsen, sich ausbreiten und sterben, das von selbst entstehende Produkt der Verbindungen des Stoffs sind unter dem Einfluß der unwägbaren Fluida, welche den Stoff durchdringen und ihn bewegen, oder ob sie als aus einem schöpferischen Akt Gottes mit besonderen Bedingungen des Lebens und der Reproduction hervorgegangen zu denken sind. Herr Foissac hat sich nicht lange besonnen, das Letztere anzunehmen: er erklärt sich für die Unabhängigkeit und Uebermacht des das Leben erhaltenden und fortpflanzenden Prinzips. Dieses Prinzip macht sich die allgemeinen Kräfte dienstbar. Dieses Prinzip ist es, was die Einöden der Welt bevölkert, was Blicke geschaffen für die glänzenden Sterne und Ohren für das Geräusch der Natur, was den dürren Felsen das Moos, der nackten Erde Pflanzen, dem Meer, der Luft, dem Erdboden unzählige Bewohner gegeben, was den Menschen, den König der Erde durch Vernunft und Sprache, ins Dasein gebracht. Es ist der Geist des Lebens, der zu dem Stoffe und zu den physischen Kräften hinzukommen mußte. Stoff, kosmische Kräfte, unwägbare Fluida oder Aether, Lebens-Prinzip, Seele — das sind in aufsteigender Ordnung die Elemente der Schöpfung, die mit dem formlosen Chaos begonnen und mit dem Menschen geendet.

Schweiz.

Regula Engel, die schweizerische Amazone.

(Fortsetzung.)

Regula's Lage war jetzt mehr als kritisch. Sie stand vereinzelt und entblößt von Allem da. Von den fünf Kindern, die ihr noch von einundzwanzig verblieben waren, lebte zu jener Zeit nur ein einziges, Nanette, in Frankreich, und zwar auch in peinlichster Unruhe: ihr Gatte, Prame, Secretair bei dem unlängst erschossenen General Mouton, saß seit fünf Monaten im Gefängniß und verdankte seine Freiheit erst einer Bittschrift, welche die Schwiegermutter dem Herzog von Angoulême bei der Parade in Lyon überreichte; Nanette kam vorzeitig nieder und starb ihrem todtgebornen Kinde nach. Der eine Sohn war nach Amerika, die Zwillinge mit dem Erkaiser nach St. Helena gegangen. In Erinnerung an diese Nöthe wird sie nicht müde, den Edelmuth ihrer schweizerischen Landsleute zu preisen, die sich allerwärts ihrer annahmen, sie zuletzt auch mit den Geldmitteln zur Ueberfahrt von Havre de Grace nach Amerika versahen. Schon beim Transport ins Brüsseler Lazareth hatte sich durch zwei dem Würgerschwert der Schlacht entronnene und selbst blessirte Schweizer und ihre aufopfernden Dienstleistungen die „liebe Landsmannschaft" in ihrer ganzen Stärke an ihr erprobt. Sie ruft daher aus: „Es ist, als ob Gott diese Nation bestimmt hätte, Segen über die Welt zu verbreiten, allenthalben zeichnen sie sich durch Wohlthun und Werke der Barmherzigkeit aus." Eine bittere Erfahrung aber hatte sie vor ihrem Abschiede von Frankreich noch in Nismes zu machen. Religiöser Fanatismus durchtobte damals die mittäglichen Provinzen des Reichs. Statt in einem reformirten Gasthause, wie sie verlangt hatte, ward sie von ihrem bigotten Kutscher im Hôtel du Louvre zu Nismes abgeladen, wo die Wirthsleute erzkatholisch waren und die Polizei ihr Bureau hatte. Von hier brachte man sie erst in die Präfektur, dann in ein vier Stock hohes Gefängniß, da die Einen in ihr Madame Lätitia, Andere wegen eines bei ihr gefundenen Stückes Papier, worauf „Napoleon" stand, einen gefährlichen Spion witterten. Ihre Effekten waren versiegelt, ihre Papiere weggenommen worden. „Canaille protestante" oder sonst ein höh-

des Schimpfwort war etwas Gewöhnliches im Munde ihrer Schergen. Dennoch aber konnte den vier reformirten Geistlichen der Stadt der Zugang zu ihrem Kerker nicht verweigert werden, und diese, die Repräsentanten des dortigen protestantischen Konsistoriums, führten, im Vereine mit den in Nismes ansässigen Schweizer-Familien, ihr solchen Ueberfluß an geistlicher und leiblicher Nahrung zu, daß sie davon auch mehreren ihrer Mitgefangenen mittheilen konnte. Endlich, nach drei Monaten, kam sie in das Verhör bei dem Procureur du Roi, einem humanen jungen Manne von zweiundzwanzig Jahren, der ihr ihre baldige Befreiung zusicherte, die auch nach wenigen Wochen erfolgte.

Begleiten wir nun die Heldin dieser Geschichte auf ihren ferneren Fahrten während der sechs nächsten Jahre oder bis zum Jahre 1821, mit welchem der erste Theil ihrer Biographie schließt. Der Zweck ihrer Reise nach Amerika war: den dritten ihrer Söhne, Kaspar, bei dem Exkönig Joseph, wo sie ihn glaubte, aufzusuchen. Nach einer sechsundsiebzigtägigen sturmlosen Ueberfahrt auf einem Amerikaner langt sie zu Ende November 1816 in New-York an, fast ununterbrochen leidend, wie sie sich denn von den ausgestandenen Strapazen und Unfällen niemals wieder erholt, weder in Amerika, wo ihr das Klima mit seinen jähen Wechseln unleidlich war, noch nach ihrer Heimkehr auf den europäischen Kontinent. Joseph Bonaparte wohnte damals auf seinem schönen Landsitz bei Philadelphia. Kaspar war — erfuhr sie hier zu ihrem Schrecken — vor längerer Zeit aus Joseph's Dienst getreten und mit einem Sohne des Marschalls Grouchy nach Süd-Amerika gegangen, von hier aber nach Neu-Orleans zurückgekehrt, wo er sich jetzt eben aufhalten sollte. Sie entschloß sich zu dieser neuen weiten Reise, welche sie über Pittsburg und durch Ohio bewerkstelligte, von dem großmüthigen Joseph hierzu mit dem Nöthigen ausgerüstet. Bei Angabe der einzelnen Orte, welche sie dabei berührte, versagt ihr nicht selten ihr sonst treues Gedächtniß, und der Herausgeber ihres Buches selbst gesteht, sich in diesem Gewirre nicht sehr zurechtfinden zu können. Am Mississippi angelangt, scheint sie diesen für ein Stück Meer angesehen zu haben. Weit befriedigender ist, was sie von der Gutherzigkeit ihrer Landsleute zu erzählen weiß und mit überströmender Dankbarkeit erzählt. An allen Orten und Enden traf sie Schweizer aus allen Kantonen angesiedelt, die in der neuen Welt ihr Glück versucht und gemacht hatten, und diese allein und König Joseph, der jetzt, wie späterhin, die Wittib seines vormaligen Regiments-Kommandanten liebreich unterstützte, machten ihr durch ihre Mildthätigkeit das mehrjährige Verweilen in Amerika möglich. Liest man alle diese stets sich wiederholenden Züge landsmännisch patriotischer Gesinnung und nimmt hinzu, was ihr nachmals Gutes in Belgien, Frankreich, Italien und sonst von der „lieben Landsmannschaft" widerfuhr, so kann man sich des brennend schmerzlichen Wunsches nicht erwehren, daß auch Deutsche gegen Deutsche gleichen Sinnes in der Fremde sein, nicht den brandmarkenden Verdacht oder Nachruf, an ihren Landsleuten zu Schelmen geworden zu sein, auf sich laden möchten. — Recht drollig nimmt sich in Regula's Reisebericht die mit einem Berner, der dortzulande zu großem Wohlstande gelangt war und sie gleichfalls sehr gastfrei bei sich aufnahm, in Oberländer-Mundart gepflogene Unterhaltung. Wir theilen sie wörtlich mit. Sie hatte ihn deutsch gegrüßt. Er erwiederte: „Wo bist Du har, Frau!" — „„Was fragst Du mich das! i bin nä Schwizeri."" — „Wenn Dä ä Schwizeri bist, worom bist denn i das Land chol gäll, Du häst was agstellt!" — „„Ich ha nüd agstellt, aber Du werst wohl was agstellt ha."" — „I binn än Bärner Oberländer vo Thun, wenn D' weischt was lyd, ha was gha mit dä Herra vo Bern, da binn i gängganga." — „„I ha mer's ypilt."" — „Was wilt jez Du i dem Land thun!" — „„I ga na Neu-Orleans, woni a Soh ha, dä möchti b'sucha."" — „So, sonst, wenn D' wilt, da blibe und üsevi Landsbräuch anä, so chast gäng blibe, wer weid für Di sorge." — — In dem von Waadtländern angelegten Neu-Vevey am Ohio, wohin auch der Wein der la Côte verpflanzt worden war, gefiel es ihr so wohl, daß sie drei Wochen daselbst blieb. In Neu-Orleans erhielt sie durch General Lallemand die Schreckensbotschaft, daß ihr Sohn am gelben Fieber erkrankt und kaum noch zu retten sei. Das Wiedersehen seiner Mutter, die er sogleich erkannte und in seine zitternden Arme schloß, wirkte eher erschütternd, als, wie der Arzt vermeint hatte, belebend auf seinen Körper. Er starb am dritten Tage nachher in der Mutter Armen, und kurz nach ihm auch sein Freund, der junge Grouchy. Es war das achtzehnte ihrer Kinder, das sie dem Herrn zurückgab, der es ihr gegeben hatte. Dieser schmerzliche Verlust, das ungesunde Klima und der Umgang mit so vielen Schweizern, die hier ganz nach ihrer Väter Weise lebten, regten mächtig in ihr das Heimweh nach dem Vaterlande, besonders ihrer Vaterstadt Zürich, an. Zunächst aber war ihr Hoffen auf die Zwillinge in St. Helena gestellt. Doch erst nach zehnmonatlichem Aufenthalt in Neu-Orleans konnte sie ein Schiff finden, welches sie über Charleston nach New-York zurückführte. Hier, in Philadelphia und Washington traf sie jetzt auch mehrere Züricher aus den dortigen Familien Heß, Spörri, Näf und Steiner. Trotz ihres fast steten Uebelbefindens ist sie doch oft recht gut gelaunt und läßt keinen Anlaß zu Scherz und Neckerei vorübergehen. Es gefällt ihr die Leichtigkeit, womit man in Amerika Ehen schließen kann, wobei es nicht halb so vieler Ceremonien wie bei uns bedarf, und sie bedauert, ihre Jugendblüthe nicht zurückrufen und irgend einen reichen, schönen Mann in ihrem Netze fangen zu können, damit ihr das Heimweh vergehe. Aber bei ihren Betrachtungen über Obst- und Weinbau in den Vereinigten Staaten wundert sie sich, daß die naturforschende Gesellschaft in Philadelphia sie nicht zu ihrem Mitglied ernannt habe. Auf der Rückfahrt nach Europa traf man auf das halbverbrannte Wrack eines Schiffs. Schon drei Jahre, sagt sie, treibe dieses Fahrzeug auf offener See umher und vielleicht jetzt noch, wo sie dieses schreibe, inzwischen so manches andere mit Leuten, Hab und Gut untergegangen sei; eben so lebe in der Welt auch mancher Taugenichts, während das unerbittliche Schicksal viele brave Männer inmitten ihrer nützlichen Laufbahn dahinraffe. Anderemale klagt sie über ihren Mangel an Geduld, an der lieben Geduld, die freilich einer Bonaparteschen Schülerin schwer fallen müsse, oder über ihre Unbeständigkeit und den immerwährenden Trieb nach etwas Neuem, das, was sie an liebenswürdiger Flatterhaftigkeit den guten Franzosen abgelernt habe. Zur Krankheit, welche sie in Grenoble befiel, gesellte sich auch das fatale Gelbfieber, das viel schlimmer ist, als das Gelbfieber in Nord-Amerika; denn „dieses", sagt sie, „ist doch unparteiisch und macht sich an alle Leute ohne Unterschied, an Reiche und Arme; jenes aber bekommen nur arme, schwache Leute; es ist zwar nicht tödtlich, läßt aber gewöhnlich eine böse Art Auszehrung nach sich. Zwar soll es ein paar Gegenden geben, wo diese Krankheit noch nicht hingekommen sei, man heißt sie Zufriedenheit, Genügsamkeit oder so Etwas, da ich aber auf allen meinen Reisen nie dahin gekommen bin und sie auch auf keiner Karte gefunden habe, so zweifle ich, daß sie je anderswo als in der Ideenwelt existirten." Von demselben Schlage ist, was sie über einen griechischen Kaufmann sagt, mit dem sie später nach Livorno reiste und der ihr häufig seine Branntweinflasche anbot: „Lieber wäre mir gewesen, er hätte seine harten Thaler mit mir getheilt, — diese Teufelsdinger haben nie gar lange mir bleiben wollen; ich weiß gar nicht, woran es fehlt, vielleicht leben sie auch nicht gern in der Einsamkeit und sind lieber in großen Gesellschaften und die treffen sie eben bei mir wenig an."

(Schluß folgt.)

Semitische Sprachwissenschaft und Geschichte.

Ueber die biblischen Länder Kusch und Chawila.

Die geographisch und ethnographisch gleich schwierigen Namen Kusch und Chawila in der heiligen Schrift, die Bibel-Auslegern und Historikern vollauf zu thun gaben und geben, sucht Baron Eckstein in Paris mit fleißiger Benutzung der neuesten Forschungen (von Fresnel's „Antiquités babyloniennes", Oppert's in der Zeitschrift der „deutschmorg. Gesch.", B. VII., 406 ff., Lassen's „Jüdische Alterthümer", Vivien de Saint-Martin's „Etudes géographiques" u. A. m.) dem Verständniß näher zu bringen.*)

Jene Namen kommen bekanntlich zuerst in der Genesis (Kap. 2, V. 11. 13.) vor. Der Garten war gepflanzt im Osten des Eden. Die Ströme, die, aus Eden fließend, den Garten bewässern, sind offenbar in der Richtung von Osten nach Westen aufgeführt. Wenn nun die durch Reception gesicherten Phrat (Euphrat) und Chiddekel (aram. Diglat = Tigris) die westlichen Ströme sind, so bleibt für die parallel fließenden östlichen Pischon und Gichon nur die Annahme, daß mit jenem der Indus, mit diesem der Drus bezeichnet wird. Der Ganges, den Josephus und Andere nach ihm unter dem Pischon wollten verstanden wissen, lag zu tief unter dem Gesichtskreise des Uralterthums. (Das Räthsel, wie, nach der biblischen Beschreibung, diese vier Ströme aus einem gemeinsamen Quell [Nahar] des Eden entspringen mochten, läßt der Verfasser billig unerwähnt beiseite liegen; denn schwerlich wird sich jemals dafür das Wort finden.) — Das Eden begreift aber nicht die Flußgebiete dieser Ströme in ihrer ganzen Ausdehnung: nicht also das Pendschab, Sind, Baktria, Transoxania, Mittel- und Süd-Persien, Nieder-Assyrien und Mesopotamien, Babylonien, sondern nur die Berg-Region von Mittel- und Klein-Tibet, von Ladhak und Baltistan im äußersten Osten bis zu den armenischen Gebirgen im äußersten Westen. So umfaßt es ganz Kabulistan und im Norden desselben Badakschan, Tokharestan, das Hochland des persischen Aria und Mediens, so wie einen Theil Armeniens. Hier also war die Wiege des Menschengeschlechts. Das Land Chawila, ein Theil des Eden, von den Mündungen des Indus und seinem Nebenflusse umschlungen, begreift Ladhak, Baltistan und ganz Kabulistan bis zu den westlichen Ausläufen der Paropamisus-Kette, also die Gegenden im Süden von Badakchan und Tokharestan. Als etymologische Begründung dieser Annahme wird beigebracht, daß die Griechen von einem Fluß Kampylios und einem Lande Kampylia in dieser Gegend berichten,**) und daß die Indier hierher ihr Kamp-ila oder Kamp-

*) Im Athenaeum Français vom 27. Mai 1854.

**) Aelianus III., 4.

üya verlegen; all diese Formen entsprechen dem Namen Chav-ila und führen auf die Spur der Bedeutung desselben. Die viel verzweigte sanskritische Wurzel kap oder verstärkt kamp bezeichnet nämlich Bewegung, besonders der Erde, Erdbeben. Und in der That hat der metallreiche Boden von Afghanistan, von Klein- und Mittel-Tibet an diesen Naturkrämpfen gar sehr zu leiden. Andere Wörter, die dieser Wurzel entstammen, beziehen sich auf die Völker mit schwarzer, brauner, erzfarbener Haut, auf die Südra in Indien z. B., zum Unterschiede von der Arya, einem Zweig des brahmanischen Volkes; auf die chawilaische Race, die später durch Vermischung mit der arischen zuletzt die Sprache der Sieger angenommen. So erschinen die Sprossformen dieser Urwurzel in den Bezeichnungen der Erderschütterung, der Boden- und Hautfarbe; der unterirdischen Götter, die eine uralte mythische Idee ausdrücken; das Prinzip dieser Idee manifestirt sich in dem Feuer der Vulkane, in den edlen Flammen, die von den Schätzen der Mineralwelt Kunde geben, die den Saft des Weinstocks kochen, die Frucht der Bäume reifen, die zahlreichen Produkte erzeugen, wovon der chawilaische Boden überfließt. Diese gestürzten, verhöhnten Götter mußten sich später unter das Joch der arischen Götter beugen, nicht aber ohne auf sie zurückzuwirken und den Sektengeist in Gährung zu bringen; aus den Reihen der Südra drang er durch alle Schichten des brahmanischen Volkes.

Der Name Chawila findet sich im äußersten Südwesten, im mittäglichen Arabien und in dem anliegenden Aethiopien wieder. Diese Gegend mit ihren Basaltküsten, ihren häufigen Erdbeben, ihren erloschenen Vulkanen erinnerte an die Thäler des Hindukusch und Paropamisus, des Mustag und Belur. Sei nun Chawila in seiner Wurzel sanskritisch oder semitisch, offenbar war das Wort von der Bodennatur auf die Bewohner, von den Göttern auf ihre Anbeter übergegangen und hatte sich auch in der fernen Gegend eingebürgert, die den Charakter des alten Vaterlandes wiederspiegelte.

Das Land Kusch, vom Gichon = Oxus bewässert, lehnte sich an die Halden der Belurkette, dort wo auf dem Hochplateau des Pamer in seiner Vereinigung mit dem Hindukusch sich ein Knotenpunkt bildet. Es umfaßt die Landschaften Wakhan, Badakschan, Schagnan, Rostschan, Karrategin, Tokharestan. Da sind die östlichen Gegenden, von denen, wie die Schrift sagt, die Menschen in die Ebene Schinear herabstiegen, wo der Kuschide Nimrod später sein Reich gründete. Aber wie ein Chawila, so existirte auch ein Kusch in Süd-Arabien, bevor es noch von den semitischen Joktaniden eingenommen worden. Alles das führt uns auf die Vorbühne des historischen Schauplatzes zurück, wo der Völkerstamm Cham das Weltscepter führte, ehe noch die arischen und semitischen Racen ihre erdumgestaltenden Wanderungen angetreten hatten.

Zwischen dem Kusch am Oxus und dem Odamia am Indus einerseits und dem Kusch und Chawila des glücklichen Arabiens und Aethiopens andererseits müssen Verbindungsstraßen bestanden haben. Und diese werden nur durch historische Prämissen angedeutet. Zuvörderst ist da die große Bewegung der Kuschiten nach Westen in das Thal Schinear; dann kamen Nimrod und seine Dynastie, die Gründung Babylons, Ninive's, des äthiopischen oder Memnonischen Susa. Ueberdies ist die Rede von einem ins dunkelste Alterthum sich verlierenden Verkehr zwischen den Reichen Ninive und Babylon und den Arabern von Oman, den Kuschiten dieser Gegend, Abkömmlingen des Kuschiten Rama. . . . . Die Assyrer (Aschur), aus semitischem Stamme, hatten eine Zeitlang theilweise in Abhängigkeit von den Kuschiten gelebt (Gen. X, 11.) und mochten da deren religiöse und soziale Anschauungsweise in sich aufgenommen haben. Als später der moralische Charakter der Semiten über die sittliche Fäulniß der Kuschiten das Uebergewicht gewonnen hatten, als diese, nur in den Künsten des Friedens geübt, Priester, Ackerbauer, Handwerker und Handelsleute, der kriegerischen Tugend der Ersteren unterlegen waren: da gingen zuletzt ihre Idiome in der Sprache der Sieger unter. Dagegen verloren die Assyrer ihre semitische Glaubens- und Sitten-Einfalt gegen die höhere Geistesbildung, gegen Wissenschaft, Kunst und Industrie der Kuschiten. . . . . .

So bildeten die alten Reiche Ninive und Babylon das religiöse, politische, soziale und kommerzielle Band zwischen Kusch und Chawila des Nordostens und dem Kusch und Chawila des Südwestens. Die Karawanen der Stadt Kabul durchzogen die Zwischenländer von Afghanistan und Medien nach Ninive hinab, erreichten Babylon und den Persischen Meerbusen. Hier blühte die Seemacht der Kuschiten von Oman, aus deren Mitte sich die Vorfahren der Phönizier aufmachten und die Inseln des Persischen Golfs verließen, um sich im Westen niederzulassen.*) . . . Es gab aber noch eine dritte Verbindungsstraße zur See zwischen dem *Mutterlande Kusch* und Chawila und den Kolonieen des mittäglichen *Arabiens*. In den Tagen eines fernliegenden Alterthums herrschte die Stadt Kusha-Sthäli, die Metropole der Kuschiten von Guzurate, durch ihren Handel und durch ihre Macht zur See, Jahrhunderte früher, ehe noch die Arier in dieser Gegend eine Niederlassung gegründet hatten. . . . . .

Die Semiten aus dem Stamme Joktan nahmen, als sie mit den Kuschiten Süd-Arabiens sich vermischten, deren Institutionen und Glaubensmeinungen an, gerade wie die Assyrer zu Ninive, wie die Aryachschaditen zu Babylon. Ueberall sind die Sprachen semitisch, die Sitten kuschitisch. In der Genealogie der Joktaniden (Gen. X., 26.) ist der Kuschite Chawila als Sohn Joktan's aufgeführt. Mit Ausnahme der Abrahamiden und ihrer Verwandtschaft verlassen die übrigen Semiten allmälig den Kult des El-Eljön (Genesis XIV, 20, 22.), so wie die politische Verfassung, an deren Spitze ein Elohim-Kollegium (!) stand, fallen von Religion und Gesetz der Vorfahren ab und führen überall den Baal-Kultus ein.

*) Vielleicht erhält dadurch die schon von Aben-Esra und Spinoza verdächtigte Stelle der Genesis (XIII, 8.) ein doppeltes Licht. „Der Kenaani" (Stammverwandter Kusch's) „und der Perisi" (die vom Persischen Golf [?], die sich den auswandernden Phöniziern angeschlossen) „waren damals schon ansässig im Lande." Vgl. auch das. X, 18. Der Bericht v. 19 ist ein antecipirter. D. R.

Mannigfaltiges.

— Papiernoth und Nachdruck. Die schon lange besprochene Papiernoth, heißt es im Londoner Publisher's Circular (Buchhändlerblatt), scheint eine anerkannte, beunruhigende Thatsache geworden. Die Eigenthümer einer Zeitung haben dieser Tage für ein neues wohlfeiles Material eine Prämie von tausend Pfund Sterling ausgeboten. Es steht zu hoffen, daß diese Noth auch ihr Gutes haben werde: sie wird den einander überstürzenden wohlfeilen Nachdrücken amerikanischer und anderer Bücher ohne Verlagsrecht einen heilsamen Damm setzen. Tägliche Beweise liegen vor, wie dergleichen Speculationen mißlingen und Verluste für alle dabei Betheiligte nach sich ziehen, und so wird wohl das Uebel seine Heilung in sich selbst haben. Schon aus Artigkeit, wenn aus keinem höheren Grunde, sollten die Nachdrucker einander nicht nachdrucken. Unsere transatlantischen Brüder können uns hierin als Muster dienen. Ein englisches Buch, obwohl in den Vereinigten Staaten durch kein Gesetz geschützt, wird dort niemals von zwei Verlegern nachgedruckt.

— Bücher-Auction. Eine Versteigerung alter Reisewerke, hauptsächlich in Bezug auf Amerika, fand kürzlich zu London durch die Herren Puttick und Simpson statt. Selten ist eine so schätzbare Sammlung unter den Hammer gekommen, und der sorgfältig ausgearbeitete Katalog macht den Unternehmern alle Ehre. Die Sachen gingen übrigens zu sehr anständigen Preisen ab. So z. B. galt ein Balthasar de Medina, ein schönes Exemplar auf Velin, 10 Pfd. Sterl.; ein Barros und Couto, „Dekaden in Asien", ein sehr seltenes Buch, 19 Pfd. Sterl. 15 Shill.; Raymond Breton's karaibische Grammatik 12 Pfd.; Cushman's Predigt zu Plymouth, die erste in Neu-England gehaltene gedruckte Predigt, in gothischer Schrift, 11 Pfd. Sterl.; Eliot's „christliche Republik", vom Rath von Massachusetts 1660 als „voll aufrührerischer Grundsätze und Begriffe" verdammt, 5 Pfd. Sterl. 12 Shill., u. a. m. — Unter der Handschriften-Sammlung ist als Juwel auszuzeichnen: „Eine umständliche Abhandlung betreffs der großen Nothwendigkeit und der mannigfaltigen Vortheile, die diesem Reiche England aus den neulich unternommenen Entdeckungen wahrscheinlich erwachsen werden; geschrieben im Jahre 1584 von Richarde Hacklyt zu Oxforde, auf Gesuch und unter Anweisung des hochverehrten Herrn Walter Raghley, jetzt Ritter, bevor er mit seinen zwei Barken heimkehrte, und ist in einundzwanzig Kapitel getheilt, deren Inhaltsverzeichniß auf dem nächsten Blatte folgt." Auf dem ersten leeren Blatte findet sich eine Bemerkung, vermuthlich von eigener Hand des Lord Valentia, aus dessen Bibliothek das Manuskript ist: „Diese Handschrift Hacklyt's ist äußerst merkwürdig. Ich verschaffte sie mir von der Familie des Sir Peter Thomson. Die Besorger der neuesten Auflage würden alles Geld dafür gegeben haben, wenn sie um das Vorhandensein desselben gewußt hätten." Es ging für 44 Pfd. Sterl. fort.

— Dugald Stewart's Werke. Bei Constable in Edinburg ist so eben der erste Band einer neuen Gesammtausgabe der Schriften des berühmten schottischen Moralphilosophen Dugald Stewart erschienen, die von einem seiner ausgezeichnetsten Schüler, Sir William Hamilton, besorgt wird. Sie enthält aus dem Nachlaß des Verfassers mehrere noch nicht veröffentlichte Aufsätze, nebst wichtigen Zusätzen und Annotationen zu den schon früher bekannten Werken und reichhaltigen biographischen Details. Das Ganze wird aus neun bis zehn Oktavbänden bestehen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., welche durch alle Postämter vierteljährlich und in Berlin frei ins Haus geliefert werden.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Wilh. Hertz, Jägerstr. Nr. 53, und dem Spediteur Neumann, Markgrafenstr. Nr. 31), so wie von allen königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 81. Berlin, Sonnabend den 8. Juli 1854.

Italien.

Ein neues Werk über Hieronymus Savonarola.*)

„Die Rolle, die Savonarola in der Geschichte gespielt hat, bildet einen nothwendigen Uebergang von der Niederlage des Johann Huß zu dem Siege Luther's. Die Reform des Letzteren würde vielleicht, weil sie zu entschieden war, eben so wie die des Ersteren, gescheitert sein, wenn nicht der Mißerfolg eines vermittelnden und weit gemäßigteren Versuches die empörte Christenheit überzeugt hätte, daß der römische Hof nimmer Buße zu thun, nimmer so viele Mißbräuche und Aergernisse zu verdammen, nimmer der Kirche ihren alten Glanz wiederzugeben gesonnen sei. Nur in diesem Sinne darf man sagen: Savonarola war mit ein Vorläufer der Reformation. Er war es wider Wissen und Willen. Hätte er ahnen können, zu welchem Werke er willenlos die Hand biete, er würde, zu den Füßen Alexanders VI. selbst, Kirchenbuße gethan haben."

Diese Stelle aus dem unten angezeigten Werke läßt uns von vorn herein den Gesichtspunkt erkennen, den der neue Biograph Savonarola's eingenommen, nachdem er sich durch ein gründliches Studium der Schriften des berühmten Dominikaners zu seiner Aufgabe vorbereitet hatte. Hier in der That ist der eigentliche Gedanke des Reformators zu suchen; nicht in den Schutzschriften und Flugblättern, in jener von Leidenschaften getrübten und verdächtigen Quelle. . . . . .

In der höchsten Erbitterung des Kampfes gegen den Papst, verleugnete sich Savonarola niemals als Rechtgläubiger, und die Richter, die der römische Hof gefunden hatte, ihn als Ketzer zu verdammen, konnten keine einzige Ketzerei, weder in seiner Predigt, noch in seiner Lehre, nachweisen. Höchstens suchten die Protestanten in der Auslegung der theologischen Meinungen Savonarola's über Freiheit und Gnade eine mehr spitz herausgeklügelte, als wirkliche Ideen-Verwandtschaft zwischen ihm und Luther. Es steht geschichtlich fest, daß der florentinische Mönch nur der Kirchenzucht zu Leibe ging, und daß er durch sein eigenes Beispiel auf den Klerus und durch den Klerus auf die Gläubigen verbessernd einwirken wollte.

Diese Grund-Idee Savonarola's war in der Welt nicht neu. In Italien besonders ertönten ununterbrochen, von der Zeit des Abtes Joachim bis zur heiligen Brigitta, beredte Mahnungen gegen die Laster der Geistlichkeit und des römischen Hofes. Der prophetische Geist paarte sich gemeiniglich mit diesen Mahnungen, die von Jahrhundert zu Jahrhundert laut wurden, ohne daß die Kirche es sich anfechten ließ. Savonarola nahm blos das Werk seiner Vorgänger wieder auf mit einer Beharrlichkeit und Gluth, die dem Schwung seiner Seele und der Zähigkeit seines Charakters entsprachen. Und wie dringend nothwendig mußte die Sitten-Verbesserung zur Zeit eines Peter von Medici und eines Alexander VI. erscheinen! Der Unglaube waltete allgemein vor; das künftige Leben wurde geleugnet, die Vorsehung verlacht. Das Laster, Fleisch geworden in Roderich Borgia, hatte den heiligen Stuhl eingenommen. Von dem Augenblick an, wo der Papst, der unbestrittene Vertreter der alten Traditionen, treulos von seiner ersten Pflicht abfiel, kam es da nicht allen wahren Christen zu, ihre Stimme für die Befestigung des erschütterten Glaubens zu erheben? Ohne für die Ausrottung des Uebels mit dem Schwerte zu streiten, durfte es ihnen benommen werden, durch die Macht des Wortes für die Wiederherstellung des Guten zu wirken und die Christenheit zur Reinheit der ursprünglichen Kirche durch die Ueberzeugung zurückzuführen?

Savonarola schuf diese Bewegung nicht, er nahm nur ihre Leitung in die Hände. Allein, von dem Strom seiner Predigt hingerissen, die Strafen zu verkünden, die allen unbußfertigen Sündern schon hier auf Erden bevorstehen, hielt er sich für einen Propheten mit derselben Berechtigung, wie Amos, Jesajas, Ezechiel, die den Juden die Züchtigungen, die sie treffen würden, vorhersagten. Dieser Glaube an Inspiration, der natürlichen Richtung seines Geistes so entsprechend, erwuchs bei seinem einsam sinnenden, beschaulichen Leben zu immer größerer Stärke. Wenn er aus seiner Zelle auf die Kanzel trat, wußte er bisweilen nicht zu unterscheiden, was von Gott, von dem, was aus ihm kam, und so warf er durch einander die Worte, die er in seinen eigenen Visionen gehört, und die Worte, die er aus den heiligen Schriften geschöpft. Wenn so die Vernunft dem Wahn der Imagination weicht, verliert sie das Bewußtsein ihrer Persönlichkeit und räumt in gewissen Fällen und bei gewissen Organisationen den Platz einem ekstatischen Zustande, der nicht Wahnsinn ist und die Quelle heroischer Entschlüsse und mystischer Verzückungen sein kann. Man braucht nur an Jeanne d'Arc und die heilige Therese zu denken.

Perrens behandelt mit unparteiischem Scharfsinn die gewichtige Frage von der Prophetengabe, die sich Savonarola beilegte, eine Anmaßung, die in den Händen seiner Feinde zu einer so tödtlichen Waffe wurde. „Wenn ein Engel Gottes eines Tages käme und mir widerspräche, glaubt es nicht; denn Gott selbst ist es, der mit mir gesprochen." Diese Worte Savonarola's wären der Gipfelpunkt der Unverschämtheit, wenn man einen Augenblick an der Aufrichtigkeit des Mannes, der sie gesprochen, zweifeln könnte. Pascal aber sagt: „Ich glaube die Geschichten, deren Zeugen sich haben erwürgen lassen." Auch Savonarola, durch sein Selbstopfer, verdient, daß man, wenn auch nicht an seine Lehre in diesem Punkte, doch an die Reinheit seiner Intentionen glaube. War er auch nicht Prophet, in Anbetracht, daß die Ereignisse seine meisten Prophezeiungen Lügen straften, so täuschte er Andere und sich selbst in aller Ehrlichkeit. Aber er war weder Narr, noch Heuchler, noch Betrüger. Er hielt es für seine Pflicht, das übernatürliche Licht, das Gott ihm verliehen, den Menschen zu ihrem Heil mitzutheilen, und bei dieser Ueberzeugung beharrte er bis an seinen Tod.

Stehen nun die beiden Thatsachen, der Charakter Savonarola's und seine Tendenz, fest, so fällt der ganze Bau der Anklage über den Haufen. Er war kein Ketzer, kein Betrüger, den das Gesetz hat strafen müssen; er war ein politischer Gegner, ein lästiger Sittenrichter, den man sich durch einen Justizmord vom Halse schaffte. Allerdings verunziert mancher Flecken diese edle Gestalt, und Perrens bemäntelt keinen. Savonarola war Mensch und als solcher allen Schwächen der menschlichen Natur ausgesetzt. Als Redner vertheidigte er eine gerechte Sache mit der Herbe und Heftigkeit eines Volkstribuns; als Priester und Mönch sündigte er gegen das Gelübde der Demuth und des Gehorsams; endlich hatte er den fast allen Parteihäuptern gemeinsamen Fehler: er gefährdete den glücklichen Fortgang seiner Prinzipien durch Uebertreibung.

Es ist hier am Orte, auf die politische Revolution, die unter seiner Leitung in Florenz, nach der Austreibung der Mediceer, in das Leben trat, einen Blick zu werfen. Die Angelegenheiten der Kirche und des Staates waren im funfzehnten Jahrhundert noch zu eng mit einander verwebt, als daß es möglich gewesen wäre, eine religiöse und soziale Verbesserung zu Stande zu bringen, ohne die Politik als Hebel anzulegen. Wie soll man die Sitten veredeln, den Handwerkern Arbeit geben, die Armen unterhalten, wenn die Institutionen mit den dringenden Forderungen der Gesellschaft nicht in Einklang gebracht sind? Die politische Lauigkeit, von den Mediceern sorgfältig gehegt, kam bei den Florentinern nur ihrer religiösen Lauigkeit gleich. Es mußte der Patriotismus erweckt werden, um den Glauben wieder zu beleben. So verstand es Savonarola; allein die Regierung, die er gründen half, war keine demagogische, wie man das so oft zu wiederholen beliebte, noch auch eine demokratische in unserem heutigen Sinne. Nur dreitausend Bürgern, bei einer Bevölkerung von vierhunderttausend Seelen, fiel die Ausübung der politischen Rechte zu, sie bildeten den Großrath. Die ausübende Gewalt wurde einer aus neunhundert Mitgliedern bestehenden und alle zwei Monate erneuten *Signoria* anvertraut. Man nahm endlich eben so viele Vorsichtsmaßregeln gegen die Zufälligkeiten der Wahl, wie gegen die Fortdauer der Tyrannei. Savonarola selbst war übrigens für die Regierung Eines Oberhaupts, vorausgesetzt, daß es der beste Bürger wäre; da er aber keinen Mann fand, der würdig wäre, den Florentinern zu befehlen, so ließ er Jesus Christus zum König der Stadt Florenz und zum Beschützer ihrer Freiheiten ausrufen.

Er ging nun festeren Schrittes auf dem Wege der religiösen Reformen. Im Namen Christi, des Königs und des Gottes, dessen

*) Jérôme Savonarole, sa vie, ses prédications, ses écrits; par F. T. Perrens. Deux Vol. Paris, L. Hachette & Comp., 1853.

Dolmetscher er war, rief er auf die Spieler, die Wüstlinge, die Gotteslästerer die Strenge der Gesetze herab; er ächtete die Zügellosigkeit der Bälle, den Müßiggang in den Schenken; er donnerte besonders gegen die Habsucht und das üppige Leben der Priester: „Seht", rief er, „sie haben so viel Hunde, so viel Maulthiere, so viel Pferde, so viel Schmuck, so viel Seide, so viel Diener! Meint Ihr, diese schönen Herren werden Euch die Kirche Gottes öffnen! Ihr Geldgeiz ist unersättlich. Gebt Acht, in den Kirchen geschieht Alles um das Geld. Die Glocken läuten aus Habsucht; sie rufen nur: Geld, Brod und Kerzen! . . . . Sie verkaufen die Pfründen, sie verkaufen die Sakramente, sie verkaufen die Trauungsmesse; Alles für das Geld! . . . . Was soll ich von ihrer Unzucht sagen! Sie machen täglich den Gevatterinnen Besuche. Sie treiben sich überall umher. Wenn Ihr seht, daß sie ein schlechtes Leben führen, gestattet Euren Kindern nicht, in ihrer Nähe zu bleiben. Habt ein Auge darauf! . . . Man hat in den Kirchen Frauen als Chorknaben verkleidet in das Meßamt sich eindrängen sehen." Wir können ihm in den Details nicht weiter folgen, denn seine Sprache geht hier, wenn er sich namentlich an die Frauen wendet, in eine so unumwundene Natürlichkeit über, wie sie seine Zeit und seine Umgebung rechtfertigen mögen; unser Ohr und unser Geschmack würden sie nicht ertragen. Savonarola's Sittenstrenge — das räumen selbst seine Feinde ein — blieb aber nicht beim Worte stehen; er paarte das thätige Beispiel mit seiner Lehre. Wunderbar ward der Einfluß, den sein eben so populäres, wie redekünstlerisches Wort auf die Menge übte; allein er wußte sich dieser leicht entzündbaren Bevölkerung gegenüber nicht in weisen Schranken zu halten. Die Prozessionen, welche die Karnevalsbelustigungen vertreten sollten, wurden durch fanatische und ausschweifende Handlungen gebrandmarkt. Er ermunterte sogar die Kinder, die er zu lenksamen Werkzeugen seines Willens gemacht hatte, in den Privatwohnungen umherzuspüren und nicht nur Larven, Masken-Anzüge, Putzsachen, sondern auch profane Bücher und Bilder, die ihn durch ihre Nacktheit das Sittengefühl zu beleidigen dünkten, wegzunehmen. Diese „Werke des Teufels" wurden dann, künstlich geschichtet, unter großem Gepränge verbrannt. Um den Scheiterhaufen dieses Autodafe tanzten die Piagnoni (die Heuler), — so hießen Savonarola's Anhänger, weil sie bei der Predigt ihres Meisters stets in Thränen ausbrachen, zum Unterschied von seinen Gegnern, die Arrabiati, die Wüther, genannt wurden — die Dominikanermönche selbst, mit Olivenlaub bekränzt, Kirchenlieder oder mystische Hymnen singend. Der Reformator sah aus einem dunkeln Versteck diesem Schauspiel freudig zu und gab Tags darauf diesen frommen Narrheiten seine öffentliche Belobigung.

Savonarola hatte der Imagination seiner Partei einen solchen Schwung gegeben, daß er nun entweder ihren Glauben durch Wunder in der Spannung erhalten oder ihre Entzauberung mit seinem Leben büßen mußte. Des Sturmes Wogen thürmten sich um ihn; Alle, die er durch seine politischen oder religiösen Umgestaltungen gereizt hatte, verständigten sich mit einander, ihn zugrundezurichten. Anfangs hatte Alexander VI. versucht, sein Schweigen zu erkaufen, und bot ihm ein Bisthum oder einen Kardinalshut an. „Ich will keinen anderen Hut", ließ ihm der Dominikaner sagen, „als den Märtyrerhut, rothgefärbt in meinem eigenen Blute." Der Papst schleuderte Breve auf Breve, die Signoria zu bewegen, daß sie ihm den verwegenen Mönch ausliefere, der, nicht zufrieden, seine Laster zu geißeln, auch noch seine Untrüglichkeit leugnete und auf seine Absetzung drang, indem er die Könige Europa's aufforderte, ein General-Konzilium zu berufen. Die Signoria beschränkte sich darauf, Savonarola das öffentliche Predigen zu untersagen. Damit waren aber seine Feinde nicht zufrieden. Ein oft wiederholtes, unüberlegtes Wort, daß er erbötig wäre, um die Wahrheit seiner Lehre zu besiegeln, durch die Flammen zu gehen — das griffen sie auf, und ein Mönch aus dem Franziskaner-Orden, dem feindseligen Nebenbuhler des Dominikaner-Ordens, erbot sich seinerseits, durch das Feuer zu beweisen, daß Savonarola ein Betrüger sei. Da nun ein Schüler des Reformators die Herausforderung annahm, so wurde die Probe auf den 7. April 1498 festgesetzt; allein die Unschlüssigkeit der beiden Kämpen täuschte die ungeduldige Neugier der Menge. Ein plötzlicher Regenguß verlöschte den Scheiterhaufen, und die Probe unterblieb. Die Piagnoni, die blindlings an ihres Meisters Wunderthätigkeit glaubten, sanken in tiefe Entmuthigung und räumten ihren Gegnern das Feld.

Am folgenden Tage strömt der aufgeregte Pöbel vor das Kloster St. Marcus. Nach einem blutigen Kampf, worin einige treue Freunde zur Vertheidigung Savonarola's umsonst ihr Leben opfern, überliefert er sich seinen Feinden und wird, die Hände auf den Rücken gebunden, unter den rohesten Beschimpfungen in den Kerker geführt. Die Reaction gegen den Besiegten kennt nun keinen Zügel. Er wird auf die Folter gelegt. Die Infamie wird so weit getrieben, daß man seine Antworten verfälscht. Die päpstlichen Kommissäre hatten eine schon fertige Verdammungs-Urkunde mitgebracht, und am 23. Mai erleidet er mit zwei seiner Schüler auf dem Palastplatze den Feuertod. Hatte er sich von dem Schmerze der Folter *überwältigen* lassen — dem Tode gegenüber stand er groß und muthig da.

Man lese in Perrens' Buch das Ausführliche in diesem Akt des geschändeten Rechts, und wenn das Herz sich zürnend gegen die Henker empört, so wird der Geist nicht minder von bitterer Trauer erfaßt, diesen Märtyrer der nationalen Unabhängigkeit von den eigenen Händen des Volkes, das er befreien wollte, zur Richtstätte geschleppt zu sehen. Uebrigens ging sein Werk nicht ganz verloren. Man mochte immerhin seine Asche in den Wind streuen; sie trug den mächtigen Hauch, der Savonarola beseelt hatte, in die weite Welt. Er verdient in der That, den hervorragenden Reformatoren angereiht zu werden, die im Dienste der erhabensten Grundwahrheiten der Religion und Moral ihr Blut verspritzt oder ihr Leben aufgewendet haben. Hätte er sich dem Papste unterworfen, so würden ihn die Theologen kanonisirt haben. War er aber auch kein Heiliger, zu dem ihn seine Legende macht; war er eben so wenig ein Ketzerhaupt, wie seine Verlästerer behaupten: so darf ihn Italien unter die Zahl der großen Männer setzen, auf die es stolz ist.

Danken wir Herrn Perrens für sein vortreffliches Buch, das mit vielen Verdiensten noch den Vorzug der Vollständigkeit verbindet. Der zweite Theil behandelt nämlich auch die Schriften Savonarola's, und der hoch gefeierte Mann wird als Kanzelredner, als Theologe, als Publizist und als Dichter gewürdigt. Der Biograph wollte so auch den Gedanken seines Helden von den Todten erwecken und dem Verewigten, dessen Stimme in den Flammen des Scheiterhaufens erstickt worden, die letzte Huldigung zollen. Sein Buch wird bleiben, denn es ist das beste Lebensgemälde eines Mannes, der das seltene Glück hatte, durch das bloße Uebergewicht seines Genius und seiner Tugend eine soziale Verbesserung zu schaffen.

Schweiz.

Regula Engel, die schweizerische Amazone.

(Schluß.)

Am 3. Dezember 1819 schiffte sich Regula in New-York ein und kam nach einer sehr stürmischen, gefahrvollen Fahrt am 31. Dezember Abends an der englischen Küste an. In London brachte man sie, da sie völlig erschöpft war und Blut auswarf, ins Hotel Lloyd. Sie ließ unverzüglich an den Prinz-Regenten, dessen Ehe-Prozeß damals das Gespräch des Tages war, eine Bittschrift aufsetzen, worin sie ihre traurige Lage darstellte und um Erlaubniß bat, zu ihren Söhnen nach St. Helena reisen oder wenigstens von hier aus an sie schreiben zu dürfen. Diese Bittschrift kostete sie acht Shilling und die Fahrt nach dem Palais des Prinzen zu eigenhändiger Abgabe neun Shilling; jeder ärztliche Besuch eine halbe Guinee, Wohnung und Kost im Hotel täglich funfzehn Shilling, wobei sie auch wegen der Abneigung der Engländer gegen Suppen diese und alle die schmackhaften, in Deutschland und Frankreich so beliebten Saucen (!) entbehren mußte, und da ihr die Flasche Wein mit sieben Shilling angesetzt wurde, so verzichtete sie alsbald auf das Weintrinken und meint, wohl manchem Anderen dürfte da der Hang zum Berauschen vergehen. In der weltberühmten Hauptstadt Englands ließ sie überhaupt achtehalbtausend Francs „liegen" und sagt zu allen diesen Erfahrungen: „Die wunderbaren Engländer! Sie thun, als ob sie das Geld mit Löffeln schöpfen könnten, so theuer ist Alles bei ihnen, und doch, wenn sie heutzutage in die Schweiz herüberkommen, wo es viel wohlfeiler ist, beklagen sich viele Wirthe, daß sie so sehr knausern." Als daher auf der Reise von Genua nach Mailand ein junger Lord, ihr Reisegefährte, Zürichs anmuthige Lage und den schönen Gasthof zum Schwert rühmte, hier auch die Bedienung vortrefflich, aber Alles theuer fand, fertigte sie ihn damit ab: „Das sagen nur die Engländer; was gut ist, muß auch gut bezahlt werden." Zu einigem Troste machte sie in London die Bekanntschaft des berühmten Malers Füßli und anderer Züricher Landsleute, verhehlt indeß nicht, daß bei mehreren seit längerer Zeit in London ansässigen Schweizern ihr mitgebrachter National-Charakter dem englischen schon ziemlich Platz gemacht habe. Mit ihrem Gesuch, zu ihren Söhnen reisen zu dürfen, wurde sie abgewiesen, ihr indeß gestattet, an sie zu schreiben, nur müsse der Brief offen dem Ministerium vorgelegt werden. Sie schrieb und gab den Brief ab; ob er abgegangen, hat sie nie erfahren, noch auch jemals wieder von ihren Zwillingen gehört. So voll Aergers über England, „als wenn sie eine geborne Französin wäre und die Antipathie dieser Nation gegen die Engländer mit der Muttermilch eingesogen hätte", verließ sie ohne längeren Aufenthalt das Land und ging mit dem Packetboot nach Calais. Auf dem Wege von Calais und Dünkirchen kam sie auch durch Lille. „Da", sagt sie, „wo man 1792 die ihrem Eide getreuen Schweizer meuchelmordete, und wo 1815 Ludwig XVIII. keinen Zufluchtsort mehr fand, da galt jetzt nichts, als was Bourbon hieß. — Ein so leichter Umschwung von einem politischen System zum anderen bezeichnet den französischen Charakter,

der immer nur Neues sucht und Veränderung liebt.“*) In Brüssel drängte es sie, das mörderische Schlachtfeld aufzusuchen, wo das Schicksal ihres Wohlthäters Napoleon entschieden wurde und ihr Gatte und zwei Söhne ihr Leben aushauchten. Dort angelangt, starb sie zwar nicht, wie sie zu Gott gebetet hatte, fiel aber bewußtlos an einem der mit Steinen bedeckten Grabhügel zu Boden und wurde in diesem Zustande am folgenden Morgen von dem Todtengräber aufgefunden und mit Hülfe des herbeigerufenen Pfarrers und Küsters in die Pfarrwohnung geschafft, wo sie an der Schwester des Pfarrers eine liebevolle Pflegerin fand, aber lange Tage sprach- und bewußtlos delirirte. Erst nach geraumer Zeit konnte sie nach Brüssel zurückgebracht werden. Hier lernte sie mehrere Offiziere des in Löwen stationirten Schweizer-Regiments Sprecher kennen. Von ihnen eingeladen, dahin zu kommen, bestand sie eigensinnig darauf, den vierstündigen Weg zu Fuß zu machen, stürzte noch halb blind und mit verbundenem Kopfe in ein Loch und verrenkte sich den rechten Fuß. Unter heftigen Schmerzen und in völliger Ermattung langte sie in einer Chaise zu Löwen an, wurde aber von dem Regimentschirurgus so übel zugerichtet, daß mehr als eine Operation nöthig und sie vor Schmerz fast rasend wurde. „Schreie ließ ich hören, die durch alle Niederlande ertönten und die mir der größte Deklamator von Europa nicht hätte nachmachen können.“ Die Offiziere des Regiments, voran ihr Oberst, v. Salis, welche in ihr die Witwe ihres Landsmannes und Mitbürgers ehrten, der mit sechs seiner Söhne vor und nach ihm mit den Waffen in der Hand gefallen war, bewiesen sich während der langen Dauer ihrer Kur aufs hochherzigste gegen sie. Unter ihre Wohlthäter gehörte auch ein aus dem Elsaß gebürtiger Jude, Namens Moses, von dem sie schreibt: „Dieser fromme und menschenfreundliche Israelit, aus welchem Stamme er auch sein mag, gehört gewiß auch zu den hundertvierundvierzig Tausenden, die der Messias, wenn er kömmt, zur Gründung seines göttlichen Reichs berufen wird.“ Noch lange nicht völlig geheilt, betrieb sie mit gewohnter Hast und Halsstarrigkeit ihre Weiterreise nach Namur und Charleroi, um hier aufs neue drei Monate krank zu liegen. In Avesnes nahm sich ihrer der Oberst Graf von Polignac, der früher in russischen Diensten gestanden hatte, aufs theilnehmendste an und empfahl sie sämmtlichen Freimaurerlogen in Frankreich, die ihr auch allenthalben bereitwilligen und thätigen Beistand leisteten. Statt nun von Metz nach Hüningen und Basel zu gehen, wohin ihr Paß lautete, schlug sie die Straße nach Lyon und Grenoble ein; denn ihr Sinn stand nach Parma, wo sie ihre Tochter Katharine als Ehrendame der Herzogin Marie Louise lebend glaubte. Noch einmal wünschte sie dieses, ihr letztes Kind, an ihr mütterliches Herz zu drücken und ihm, wie der Erzvater Jakob, zu sagen: „Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn“, und meldete der Tochter von Grenoble aus dieses ihr Vorhaben, ohne jedoch Antwort zu erhalten. Sie kam über Chambery und Turin am Vorabend ihres sechzigsten Geburtstages in Parma an. Die ersehnte Katharine war nicht mehr hier, sollte schon im Jahre 1818 auf kaiserliche Resolution in Wien ihre Entlassung mit Pension für sich und ihre drei Waisen erhalten haben und befand sich aller Wahrscheinlichkeit nach jetzt bei Madame Murat, der Gräfin v. Lipona, die damals in der Umgegend von Prag oder Wien lebte, wohin sie von der österreichischen Regierung relegirt worden war. Solches wurde der Mutter späterhin in Livorno außer allem Zweifel gesetzt; aber nach Prag und Wien zu reisen, fehlte ihr es an Muth und Mitteln. Der Ehre einer Vorstellung bei ihrer vormaligen Gebieterin und Gönnerin, der Herzogin von Parma, wurde sie, wie ihr der kaiserliche General-Kommissarius, Graf von Neipperg, rundweg mit anscheinendem Bedauern erklärte, nicht theilhaftig, sah sie jedoch auf einem abendlichen Spaziergang mit dem genannten Herrn im Wagen, wurde auch von ihr erkannt und ihr Gruß mit Kopf und Hand erwiedert. Wenigstens eben so willkommen mußte ihr sein, daß während ihres Aufenthalts in Parma für ihre Wohnung und Bewirthung aufs liberalste gesorgt war. Ueber Modena, Bologna, Florenz und Livorno verfügte sie sich zu Wasser nach Rom, wo sie von allen dort anwesenden Gliedern der Familie Bonaparte, besonders von Louis, dem sie Nachrichten von seinem Bruder Joseph bringen konnte, herzlich aufgenommen wurde. Die deutsche Gräfin, bei welcher sie einstmals im Quartier gelegen, war todt, der Graf lebte jetzt in Wien. Von den Schweizer-Offizieren der päpstlichen Garde, welche auf Besuch zu ihr kamen, sagt sie scherzend: „Diese Herren haben gewiß den ehrenvollsten und ruhigsten Dienst unter allen; denn wenn der Papst auch beleidigt und angegriffen wird und sie sich wehren wollen, so sagt er wie Christus zu Petro: Stecket Euer Schwert in die Scheide!“ — Ihre Rückreise nach Florenz erfolgte auf dem damals höchst erbärmlichen Landwege, und hatte sie noch unterweges das Glück, mit Hülfe der Passagiere ihre Baarschaft zu retten, deren sich ein Gauner bereits bemächtigt hatte. Nachdem sie einige Tage auf der reizenden Villa des Grafen von St. Leu bei Florenz zugebracht hatte, kehrte sie nach Livorno zurück, erkrankte aber hier aufs neue und war dem Tode nahe. Dennoch erstand sie wieder und reiste am 23. März (nicht „Mai“, wie im Buche steht) 1821 zur See nach Genua ab, mußte aber, des stürmischen Wetters wegen, in Venzo(!) Halt machen und hier zwei Tage bleiben. In Genua wohnte sie in Gebner's, eines Berners, neuer Schweizer-Pension (Strada Lomellina, palazzo Cambia 50) und sah sich durch die Theilnahme des schweizerischen Konsuls, Schläpfer, aus Trogen, in allen ihren Angelegenheiten aufs beste gefördert.*) Ihre Gesellschaft nach Mailand bestand aus zwei englischen Lords, mit welchen sie ungleich besser verkam, als mit den „wunderbaren Leuten“ in London oder mit denen, von welchen sie bei Waterloo so arg zugerichtet worden war. Sie lehrte sie Suppe essen und empfing von ihnen Unterricht im Theetrinken. Diese Reise geschah acht Tage, nachdem die piemontesischen Constitutionellen bei Novara von den Oesterreichern übermannt worden waren. In Mailand bewundert unsere Touristin den Dom, erhält neue Thatbeweise des Edelmuths ihrer „lieben Landsmannschaft“ und betritt über Turin und den Mont Cenis, dessen Straße sie ein ewig ehrenvolles Denkmal Napoleon's nennt, zum ersten Mal wieder in Genf den Schweizerboden. Das letzte Kapitel des Buchs erzählt von ihrem Aufenthalt in Genf, Lausanne und Bern, ihrem endlichen Einzuge in Zürich und ihren neu erhobenen Reclamationen bei der französischen Regierung, zunächst dem Herrn von Talleyrand, französischem Gesandten bei der Tagsatzung in Zürich. Hierauf erfolgten zwar leutselige Zusicherungen; wie weit sie aber gehalten wurden, muß der zweite Theil ausweisen, der uns nicht zu Gebote steht. Die 136,000 Fr. von Regula's ursprünglicher Forderung waren jedenfalls unrettbar verloren, wie uns einundzwanzig Jahre nachher der Augenschein überzeugt hat.

Wir brechen hiermit den Nekrolog eines Veteranen der Kaiserzeit ab, dessen Antecedenzien jedoch viel weiter hinauf in die Zeiten der Republik und des Königthums reichen. Vor kurzem (im August v. J.) ist zu Hördt, bei Germersheim, ein anderer Veteran aus derselben Zeit zu Grabe gegangen, der fünfundneunzigjährige Oberst-Lieutenant v. Waldmann, ein geborner Deutscher aus Neustadt a. d. H., der ebenfalls in den Reihen des ägyptischen Expeditions-Heeres gefochten hat. Wenn seinem Andenken ein „memoisse iuvabit“ zu gönnen ist, so wolle man solches auch der schweizerischen Amazone nicht vorenthalten, die auch dereinst die Sonne des Glücks und der Ehren geschaut und, als eines Obersten Frau, sich zur Standes- und Respektsperson aufgeschwungen, die aber die verhängnißreichen Tage von Marengo, Leipzig und Waterloo nur überstanden hat, um, eine zweite Niobe, die Ihrigen zu überleben, doch nicht, wie sie, an ihrer Gruft sich auszuweinen, vielmehr, weil nicht getragen von hoher geistiger Bedeutung, nicht wenigstens das Glied irgend einer aristokratischen Familienkette, in Vergessenheit und Dürftigkeit ihre Lebenstage zu beschließen. E. K—r.

*) Raudot in seinem Buche: „De la grandeur possible de la France“ (deutsch von Bergius, Breslau, 1852), hat diese Wankelmüthigkeit des französischen Volkes freilich viel schärfer zu charakterisiren gewußt.

*) Ich komme bei anderer Gelegenheit abermals auf die Herren Gebner, bei welchem ich selbst nicht ganz drei Jahre später acht Tage lang wohnte, und Schläpfer, der mir bei dem sonst wenig zugänglichen Baron v. Zach die wohlwollendste Aufnahme auswirkte, zu sprechen.

Frankreich.

Leibnitz und Spinoza.

Nach Foucher de Careil.**)

Die neuere Geschichte der Philosophie hat sich es sehr angelegen sein lassen, zwischen Leibnitz und Spinoza innere Beziehungen aufzufinden. In seiner Theodicee sagt Ersterer selbst allerdings, er habe Spinoza im Haag besucht, beschränkt sich aber, mit seiner gewöhnlichen Behutsamkeit, auf einige rein anekdotenartige Einzelnheiten und nimmt sich wohl in Acht, uns seine Unterredung mitzutheilen. Hingeworfene Anmerkungen und Auszüge von Leibnitz' Hand bezeugen ferner, wie ernstlich er sich mit Spinoza's Schriften beschäftigt habe; es fehlt aber viel, daß diese mancherlei Andeutungen die Frage entschieden beantworteten: Stand Leibnitz zu irgend einer Epoche seines Lebens unter dem Einfluß spinozistischer Ideen? Das eben veröffentlichte interessante Werkchen von Foucher de Careil beantwortet die Frage, wie dies auch bereits von deutschen Biographen von Leibnitz geschehen, in negativem Sinne. Die in der Bibliothek zu Hannover aufbewahrten Handschriften von und über Leibnitz enthalten eigenhändige Bemerkungen von ihm über das Werk, in welchem Wachter die Aehnlichkeit des spinozistischen Systems mit der Kabbala nachzuweisen sucht. Die meisten dieser Bemerkungen drehen sich jedoch mehr um Spinoza's Lehrsätze, als um Wachter's Gedanken, und können im Ganzen als eine förmliche Widerlegung der Ethik angesehen werden. Man begreift die historische Wichtigkeit dieses Dokuments; in diesen Betrachtungen, die Leibnitz nicht für die Oeffentlichkeit bestimmte, müssen wir seinen nackten Gedanken

**) Réfutation inédite de Spinoza, par Leibnitz; précédée d'un mémoire, par A. Foucher de Careil. Paris, 1854.

finden, baar all der Gewänder politischer Rücksichten, in die er ihn oft so gern zu hüllen sucht.

Eine andere Anmerkung von Leibnitz, die wir ebenfalls den Nachforschungen Foucher's verdanken, giebt viel Licht über die Beziehungen zwischen den beiden Philosophen und bringt eine merkwürdige Anekdote in Bezug auf das Leben Spinoza's: „Ich verbrachte einige Stunden nach dem Essen mit Spinoza. Er erzählte mir, daß er, am Tage der Ermordung der Herren de Witt,*) die Absicht gehabt hätte, in der Nacht auszugehen und nahe an der Stelle der blutigen That ein Papier anzukleben, worin die Worte „Ultimi barbarorum" vorkamen. Allein sein Wirth habe ihm die Thür verschlossen, um ihm am Ausgehen zu hindern; denn er würde sich der Gefahr aussetzen, in Stücke gerissen zu werden. — Spinoza hatte die Fehler in den Gesetzen der Bewegung von Descartes nicht erkannt. Er war überrascht, als ich ihm bewies, daß sie gegen die Gleichheit von Ursache und Wirkung verstoßen." — Diese Anmerkung zeigt uns eine ganz unerwartete Seite der Frage. Wenn Spinoza, der bis zu dem Zusammentreffen mit Leibnitz die Schwächen der Descartesschen Mechanik nicht bemerkt hatte, später schreibt: „Was die Prinzipien (der Bewegung) von Descartes betrifft, finde ich sie ungereimt": berechtigt uns das nicht zu der Annahme, daß die mündlichen Beweise Leibnitz', die ihn anfangs überraschten, das Ihrige zu dem Meinungswechsel beigetragen haben? Wenn also ein Einfluß vorhanden war, so ging er gewiß eher von Leibnitz, als von Spinoza aus.

Eröffnet wird diese interessante Schrift durch eine Abhandlung über die spekulative Frage: den Gegenstand des Streites. Sie bekundet den Verfasser als einen Mann von ausgebreitetem Wissen und von bemerkenswerther Gewandtheit im philosophischen Styl. Vielleicht wird man finden, daß der Verfasser dem von ihm übernommenen Beruf, zu widerlegen, etwas zu sehr gehorcht und hin und wieder Spuren einer üblen Stimmung gegen Spinoza blicken läßt, die eine unparteiische Kritik schwerlich theilen dürfte. Der Gedanke eines Autors ist in der That fast immer in dem Sinne wahr, in welchem er ihn nimmt, und wie Spinoza die Dinge angesehen hat, war er zu dem Ausdruck, den er gebraucht, so ziemlich berechtigt. Nur sind die Formen, die er sich für seine philosophischen Betrachtungen angeeignet hat, rein individuell, so daß für uns heutzutage nur wenig davon brauchbar ist. Foucher aber scheint zu glauben, der Irrthum sei, wie die Wahrheit, absolut; er setzt voraus, ein eminenter Geist, der sein System aufstellt, könne von der Grundschwelle bis zum Giebel irren; seine Art, Satz für Satz, Wendung für Wendung zu kritisiren, schmeckt ein wenig nach scholastischer Theologie. Er läßt einem so eigenthümlichen Geiste, wie Spinoza, nicht die volle Gerechtigkeit widerfahren, die man ihm zu Theil werden lassen kann, ohne irgendwie seine Formeln gut zu heißen. Er wirft ihm z. B. Mangel an Schulbildung vor; das mag in Bezug auf die griechische und römische Literatur seine Richtigkeit haben, dürfte aber schwerlich den Begründer der freien biblischen Exegese treffen. Spinoza's Berühmtheit als Philosoph hat die vielleicht bei weitem wichtigere Rolle, die der Verfasser des „Tractatus theologico-politicus" und der Geschichte der neueren Kritik gespielt, mehr als billig in den Schatten gestellt. Mit einer gewissen Malice mutzt ihm Foucher einen Schnitzer auf, den sich Spinoza öfter zu Schulden kommen läßt, indem er automa für automaton schreibt. Der Leser dürfte sich aber diese Nachlässigkeit bei Spinoza eben so wenig anfechten lassen, als es ihn stören wird, bei Foucher gedruckt zu finden: „ex autographo". Wollte man aus diesem Zerstreuungsfehler schließen, daß der Herausgeber kein ausgezeichneter Humanist sein könne, so würde man sich sicherlich täuschen; denn er schreibt in den Noten ein reines, höchst zierliches Latein. (A. F.)

*) Bekanntlich hatte Spinoza von Johann de Witt ein Jahrgehalt von zweihundert Gulden.

Mannigfaltiges.

— Die tatarische Bevölkerung der Krim. L. Oliphant's vor einigen Monaten in England erschienene Schrift über die Krim, worin unter Anderem Sewastopol und die russische Flotte des Schwarzen Meeres beschrieben wird, ist nunmehr ebenfalls in deutscher Uebersetzung erschienen, und zwar bildet sie mit mehreren anderen kleinen Schriften von Shirley Brooks („Odessa und die südrussischen Kornkammern"), Patrick O'Brien („Die Donau-Fürstenthümer im Herbst und Winter 1853") und Warrington W. Smyth („Reise durch Albanien, Bulgarien und Serbien") einen zweiten Band von Lord's „Hausbibliothek" zur Kenntniß des gegenwärtigen Kriegstheaters. Oliphant's Behauptung, daß der größte Theil der südrussischen Flotte vom Wurm angefressen, daß diese Flotte zwar imponirend genug sei, um einer Macht zweiten Ranges, wie der Türkei, gefährlich zu sein, daß sie es jedoch in keiner Beziehung mit einer der Flotten Englands oder Frankreichs aufnehmen könne, und daß es diesen, wie an so vielen anderen faulen Zuständen in Rußland nichts Anderes, als das Lieferungs- und Bestechungs-System der Russen schuld sei — hat zur Zeit großes Aufsehen erregt und manchen Widerspruch, aber keine Widerlegung gefunden. Oliphant sagt von den tatarisch-muhammedanischen Dörfern der Krim: „Es war mir ein wehmüthiger Gedanke, daß die Einwohner dieser lieblichen Thäler allmälig unter dem verderblichen Einflusse verschwinden, welchen Rußland über seine moslemitischen Unterthanen auszuüben scheint. In den letzten Jahren haben sich die Tataren immer rascher vermindert: sie zählen jetzt nur noch etwa hunderttausend Seelen oder kaum die Hälfte (!) der ganzen Bevölkerung der Krim. Ihre Energie scheint mit ihrer Anzahl zugleich abzunehmen. Ganze Landstriche, die einer hohen Kultur fähig wären und früher reiche Aerndten erzeugten, liegen jetzt wüst; ihre Fabriken kommen immer mehr herab; ihr Reichthum an Grundbesitz mindert sich; ihre vornehmen Familien sterben aus; ihre niederen Klassen werden von russischen Steuer-Einnehmern ausgesogen und durch unredliche Unterbeamte um das Ihrige gebracht. Nicht lange mehr wird es dauern, so sind die Hütten mit ihren platten Dächern, die jetzt unter der üppigen Vegetation prachtvoller Obstbäume versteckt liegen, in Staub zerfallen, und mit ihnen verschwinden die letzten Ueberbleibsel jener Nation, welche einst eine so bedeutende Rolle in den Welt-Angelegenheiten spielte. Wird vielleicht der einzige muhammedanische Staat, der noch in Europa existirt, dasselbe Schicksal haben, wie das Reich der krimischen Tatarei!"

Herr Oliphant ist übrigens nicht immer sehr gründlich in seinen Forschungen. So läßt er sich von einem angeblichen Sprachkenner aufbinden, die Benennung „Karaïten" (hebräisch: Karaïm) komme von den türkischen Wörtern Kara (schwarz) und ite (Hund) her und sei ursprünglich ein türkisches Schimpfwort, während Jedermann weiß, daß diese jüdische Sekte ihren Namen von dem hebräischen Worte Kara (lesen, speziell: Bibellesen, mit welcher Wurzel auch das arabische „Koran" verwandt ist) herleitet. Noch abenteuerlichere Sprachkenntnisse legt jedoch Herr Shirley Brooks an den Tag, der seine Schrift „Odessa und die südrussischen Kornkammern" folgendermaßen beginnt: „Odessa ist eine neue Stadt; die Türken hatten ehemals hier eine Festung, welche Kobscha-Bey hieß und ihnen von Katharina II., der Gemahlin Peter's III. und Freundin des Don Juan (!), abgenommen wurde; Ihre Majestät geruhte, den Ort „Au dessus" (!) zu nennen, aber er hat seitdem seinen mehr italiänischen Klang angenommen." Es scheint hiernach, daß der Verfasser die Abenteuer des Byronschen Don Juan für historische Fakta hält und keine Ahnung von dem altgriechischen Odysseus hat.

— Neuere deutsche Musik, von H. F. Chorley. „Modern German Music" heißt ein kürzlich in zwei Bänden erschienenes Werk des bekannten englischen Musikkenners und Kritikers Henry F. Chorley, Verfassers eines vor etwa zwölf Jahren gedruckten Buches über „Musik und Sitten in Frankreich und Nord-Deutschland" („Music and Manners in France and North-Germany"). Deutsche Musik wird jetzt in England so viel getrieben, besonders in Konzert-Vereinen und Privatzirkeln, daß man natürlich auch viel darüber zu sprechen pflegt und Manches darüber zu lesen liebt. Herr Chorley kömmt daher mit seinem Buche einem „tief gefühlten Bedürfniß" entgegen. Er erzählt den Engländern mancherlei von den zeitgenössischen Komponisten Deutschlands, deren Reigen er mit Hummel, Beethoven und dem musikkundigen Dichter der „Phantasiestücke", Hoffmann, beginnt, worauf er zu Karl Maria v. Weber, Spohr, Meyerbeer, Felix Mendelssohn und vielen Anderen übergeht. Franz Schubert, dem Sänger der sinnigsten und tief empfundensten deutschen Lieder, widmet er eine Lebens-Erinnerung nach einer Skizze von Bauernfeld, aus der wir entnehmen, daß der früh (1828, im zweiundvreißigsten Jahre seines Alters) verstorbene gemüthvolle Tondichter an vierhundert Lieder, worunter auch mehrere Gelegenheits-Kantaten, dreizehn Opern und musikalische Dramen (von denen einige jedoch unvollendet sind), zwei Melodramen, sechs Symphonieen, mehrere Messen, eine große Anzahl Quartette für Streich-Instrumente, viele Pianofortestücke in der Form von Sonaten, Konzerten, Trios ꝛc. und selbst eine große Anzahl von Tänzen komponirt hat. Am liebsten und längsten weilt jedoch Herr Chorley bei dem Komponisten des „Paulus" und des „Elias", Felix Mendelssohn, mit dem er speziell befreundet war und dessen Musik-Styl für ihn maßgebend und klassisch ist. Er war noch kurz vor dem Ableben des jugendlichen Meisters zusammen mit ihm in der Schweiz, in Interlaken, und die Schilderung ihres gemeinsamen Aufenthalts bildet eine sehr interessante Episode des an anziehenden Details reichhaltigen Buches.

Hierbei Titel und Register des vorigen Halbjahres.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 6 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 3 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Spediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 82. Berlin, Dienstag den 11. Juli 1854.

Nord-Amerika.

Literatur der holländisch-amerikanischen Geschichte.*)

Es ist eine wichtige Erscheinung in der Geschichte der Wissenschaften, daß das objektive Interesse an der Sache selbst nicht allein starken Einflüssen menschlicher Gefühle und Leidenschaften leicht das Feld räumt, sondern daß es selbst solcher äußeren Einflüsse fast immer bedarf, um mit erheblicher Kraft hervorzutreten. Dies äußert sich in zwei verschiedenen Richtungen: in dem Kampf wissenschaftlicher Streitschriften stehen unter der heiligen Maske fast immer Leidenschaften des gemeinen Lebens einander gegenüber, und ganze Gebiete des Natur- und Menschenlebens bleiben der Anschauung entzogen, so lange kein äußeres Interesse zu einer solchen vorhanden ist.

Kräftiger und deutlicher, als auf vielen anderen Gebieten, treten beide Richtungen in der holländisch-amerikanischen Geschichte hervor. Eigenthümliche Umstände nämlich, deren Darlegung eine der Aufgaben dieser Arbeit ist, veranlaßten es, daß die Erinnerung an große und ruhmreiche Thaten, an bewundernswerthe Leistungen menschlichen Genies, an weltgeschichtliche Ereignisse aus der Wissenschaft der „Weltgeschichte" fast gänzlich verschwunden sind. Vergeblich suchen wir in großen und kleinen Handbüchern nach den Namen Usseliner, De Laet, Moucheron, Houtebeen und vielen anderen, die einen Platz an der Seite der Großen, ja, oft der Größten, nicht unwürdig ausgefüllt hätten. Wir können daher von der Literatur dieser Geschichte, ihrem Ursprunge und Charakter nicht sprechen, ohne vorher unseren Lesern einen, wenn auch flüchtigen Einblick in die Ereignisse selbst verschafft zu haben.

Der große niederländische Befreiungskrieg führte einen mächtigen Strom der tüchtigsten Einwohner des heutigen Belgiens, Flamänder, Brabanter und Wallonen nach allen Theilen des mittleren und nördlichen Europa, besonders aber nach den sieben Provinzen der früher vereinten Niederlande, die jetzt allein noch den Kampf gegen Spanien fortsetzten. In den übrigen Ländern verlor sich dieses neue Element mehr oder weniger unter der Masse der Bevölkerung und hörte auf, ein nationales Leben zu haben; in den sieben nördlichen Provinzen jedoch war es zu einer eigenthümlichen und bedeutenden politischen Rolle berufen.

Zwischen den Neu-Eingewanderten nämlich und den alten Einwohnern, besonders denen Hollands, das bei weitem die bedeutendste der sieben Provinzen war und der ganzen späteren Geschichte derselben seinen Namen gegeben, bestand ein auffallender Kontrast. Die Holländer galten unter den Nationen, die mit ihnen bekannt waren, als Häringsfischer und Seeräuber. Wenigstens gelang es Spanien während der ersten Jahre des großen Krieges, ganz Europa zu überzeugen, daß dies die Lebensart seiner Feinde sei. Ihr ausländischer Handel, an sich nicht eben bedeutend, erstreckte sich nur auf die benachbarten Nord- und Ostsee-Küsten. Große Schiffe besaßen sie nicht; auch hätten sie zu deren Verwendung wenig Gelegenheit gehabt, da ihre Lage sie von der Rhederei fast vollkommen ausschloß. Auch ist ihre Küste bekanntlich höchst gefährlich, eben so wie die Zugänge zu ihrem hauptsächlichen Hafen Amsterdam. Die Bevölkerung selbst hatte einen zu raschen Fortschritten in politischer Größe wenig geeigneten Charakter. Mit fanatischem Eifer für das Hergebrachte, Alte, tritt der Holländer neuen Ideen mit eifersüchtigem Mißtrauen entgegen. Die Größe dieses Volkes besteht in seiner ausdauernden Widerstandsfähigkeit. Im Widerstande scheut der Holländer keine Opfer, sei dieser nun gegen Feinde, gegen Elemente oder gegen Ideen gerichtet.

Die Lage der einwandernden Belgier, bevor sie ihr Vaterland verließen, besonders ihr wichtiger Hafen Antwerpen und das Leben, das mit demselben zusammenhing, ist von Schiller in der Geschichte des Aufstandes der Niederlande glänzend dargestellt worden. Die besten Elemente dieses großartigen Verkehrs nun waren es, die in den nördlichen Provinzen ihre Zuflucht suchten. So fanden sich denn dort plötzlich eine Anzahl tüchtiger Theologen, großer Kaufleute, Schiffbauer, Seemänner und Handwerker aller Art versammelt. Das Bedürfniß des Widerstandes verschaffte Vielen von ihnen ausgezeichnete Stellungen unter den Vertheidigern der gemeinsamen Sache, und noch im Jahre 1625 finden wir, daß die meisten Offiziere, Festungskommandanten u. s. w. Belgier sind. Auch bildete sich der Klerus fast allein aus diesen Elementen. Aber was den eigentlichen Staatsdienst betrifft, so blieb dieser ihnen durch die eigenthümlichen nationalen Tendenzen der Holländer verschlossen. Es hatte sich nämlich das in den ganzen Niederlanden so mächtige Städtewesen in Holland fast bis zur vollständigsten logischen Entwickelung seines inwohnenden Lebensprinzips ausgebildet. In den Städten herrschen die „Bürgermeister und Räthe." Diese hatten nach und nach allen Widerstand der Gesammtbürger und der Innungen sowohl, als des Adels und der Staatsgewalt so weit überwunden, daß sie als absolute Herrscher gelten konnten. Diese „Bürgermeister und Räthe" erzeugten sich durch Cooptation; wenigstens drang dieses Prinzip, das erst in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts seinen vollen Sieg erfocht, immer mehr durch. Es folgte daraus, daß die Wahl immer auf Mitglieder der bereits in den Magistratsversammlungen vertretenen Familien fiel. So treffen wir Jahrhunderte lang in Amsterdam die De Pauw, Huydecoper, Witsen u. s. w., und eine Stadtbehörde zählt oft fünf, sechs Mitglieder desselben Namens. Diese Stadtbehörden nun, und zwar nur die vornehmsten unter ihnen, waren es, die in der Landesversammlung, den „Staaten", vertreten waren, und zwar hatten die Bevollmächtigten nichts auf eigene Hand zu entscheiden, sondern waren nur beauftragt, die zur Entscheidung vorgelegten Gegenstände theils selbst zu berathen, theils den Auftraggebern vorzulegen. Zu Beschlüssen durften sie nur nach empfangenem Auftrag ihre Stimmen abgeben. Ihre Stellung glich fast vollständig der der diplomatischen Bevollmächtigten bei Friedens-Kongressen. Diese „Staaten" sandten Abgeordnete zu den „Staaten-Generaal" der sieben vereinigten Provinzen, die also nur ein Echo der Einzelstaaten und durch sie der Stadträthe waren. Durch eigenthümliche Combinationen, besonders dadurch, daß Holland drei Fünftel der ganzen Bevölkerung der sieben Provinzen hatte, herrschte die Meinung der „Staaten" von Holland in den General-Staaten jederzeit vor, bis eine politische Umwälzung diese Oberherrschaft brach.

Es leuchtet ein, daß so den Belgiern der Zugang zu Staats-Aemtern verschlossen war. Um so reger entwickelte sich ihre Thätigkeit in den Richtungen, die ihnen offen blieben. Namentlich bemächtigten sie sich, wie wir bereits bemerkt, des ganzen Einflusses, den jede Geistlichkeit nothwendig ausüben muß: und es schien sogar, als würden sie sich hier eine permanente Herrschaft gründen. Es ist nämlich ein Grundprinzip des calvinistischen Kirchen-Regiments, daß die Geistlichkeit vom Staate unabhängig sei, und daß dieser namentlich auf die Wahlen für neue oder wiederzubesetzende Aemter keinen gesetzmäßigen Einfluß übe. Die nothwendige Folge war das Prinzip der Cooptation und durch dieses das Vorherrschen der Belgier im Klerus. Diese Herrschaft war um so besser begründet, als das niedere Volk, von den Stadtmagistraten jederzeit mehr oder weniger bedrückt, sich gern an Jeden anschloß, der diesen Opposition machte; auch war von einem Volke, wie dem holländischen, ein fanatischer Anschluß an den Klerus wohl zu erwarten. Eine andere, noch wichtigere Richtung, in der die Belgier außerordentliche Fortschritte machten, war Handel und Schifffahrt. Unter ihrer Leitung wurde eine außerordentlich große Anzahl jener

---

*) Lambrechtsen van Rijthem. Korte Beschryving van de Ontdekking en Lotyevallen van Nieuw-Nederland. Middelburg, 1817.
(Washington Irving.) Diedrich Knickerbocker's Humorous History of New-York. London, 1820.
Bancroft. History of the United States &c. XV. New-Netherland.
O'Callaghan. History of New-Netherland. 2 vols. New-York, 1846, 1848.
Koenen. Pavonia: een Bydrag to de Reunie der vormalige Nederlandsche Colonieën. Arnhem, 1848. (In Nijhoff's Bydragen erschienen.).
Talvj. Geschichte der Colonisation von Neu-England. Leipzig, 1847.
Berg van Dussen-Muilkerk. Bydragen tot de Geschiedenis van onze Colonisatie in Noord-Amerika. 2 Hefte. 1848, 1849.
F. Muller. Catalogue of Books relating to America. Amsterdam, 1850.
(O'Callaghan.) The Documentary History of New-York. 4 vols. New-York, 1851—1852.
Netscher. Les Hollandais au Brésil. La Haye, 1853.
Brodhead. History of the State of New-York. Vol. I. 1609 to 1664. New-York, 1853.

größeren Fahrzeuge gebaut, die man zu jener Zeit „montirte Schiffe" nannte, d. h. Handelsschiffe, die zugleich als Kriegsschiffe dienen konnten, und die jedenfalls im Stande waren, ihre eigene Vertheidigung zu übernehmen. Mit solchen Schiffen führten, wenigstens zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, die Holländer fast alle ihre Kämpfe. Diese Schiffe nun dienten anfangs dazu, den zerstörten Handel Antwerpens wieder aufzunehmen. Aber bald beschränkte der Unternehmungsgeist sich hierauf nicht mehr. Die ausgewanderten Belgier sahen ein, daß, so lange Spanien aus seinen Kolonieen unaufhörlich fast unerschöpfliche Hülfsmittel an sich zöge, das unterdrückte Belgien nicht befreit werden konnte. Einer der größten Männer jener Zeit, der geniale Willem Usseliner, aus Antwerpen gebürtig, nach langem Aufenthalt in Spanien und den Azoren in Seeland wohnhaft, entwarf daher den großartigen Plan, zum Zweck der Eroberung von Amerika und der Vernichtung und Erbeutung der von dort übergeschifften Schätze eine „westindische Compagnie" zu stiften. Aber, wie sehr es auch durch spätere Ereignisse deutlich ward, daß dieses Unternehmen gewiß einen glücklichen Fortgang gehabt hätte, so lag es doch nicht im Interesse Hollands, dasselbe zu begünstigen oder auch nur aufkommen zu lassen. Und zwar aus folgendem Grunde. An der Spitze der Heeresmacht der sieben Provinzen standen, durch den Unionstraktat von Utrecht, die Prinzen von Oranien. Es ist nun die Ansicht aller unparteiischen Geschichtsforscher, daß diese Prinzen diese neue, eigenthümliche Stellung nur übernommen hatten, um eine neue Dynastie zu stiften. Als jedoch der günstigste Augenblick für die Ausführung dieses Plans gekommen war, ward Wilhelm I. ermordet. Sein Nachfolger, Moritz, an Feldherrn-Talent ihm bei weitem überlegen, besaß indeß nicht den politischen Takt, um die Sache durchzuführen. Auch stand ihm ein sehr großer Gegner, Johann von Oldenbarnevelt, der Advokat der Staaten von Holland, gegenüber, mit dem er immer in einer Schein-Freundschaft leben mußte, um seinen Zweck zu erreichen. Denn Oldenbarnevelt durchschaute die Pläne des Hauses Oranien und benutzte die Talente der großen Männer, die es hervorbrachte, ohne sie das gewünschte Ziel erreichen zu lassen. Es war nun nichts deutlicher, als daß mit der Wiedereroberung der südlichen Provinzen dieser Widerstand, daß Holland selbst seine Bedeutung verlieren würde, und daß diese Provinzen, so lange Zeit an einen Monarchen gewöhnt, dem Hause Oranien den Thron nicht verweigern würden. Gelang also die Vertreibung der Spanier aus den südlichen Provinzen, so war die Hegemonie Hollands dahin, der Handel, die geflüchteten Einwohner kehrten nach Belgien zurück, und Holland ward eine wenig bedeutende Provinz eines mächtigen Königreichs.

Es war jedoch die Anregung des Willem Usseliner nicht ohne erhebliche Früchte geblieben. Statt aber die Spanier in Westindien anzugreifen, versuchte man lieber den leichteren Kampf mit den Portugiesen in Ostindien, die ohnehin von den Spaniern, denen sie ungern gehorchten, mit scheelem Auge betrachtet wurden. Auch bildete sich nach dem Vorbilde des westindischen Plans eine Handelsgesellschaft „für ferne Länder" und neben dieser noch viele andere Compagnieen, alle bewaffnet und zu Krieg und Handel gleich gerüstet. Nachdem kaum einige Seefahrten versucht und gelungen waren, ward der weite Seeweg um Afrika oder durch die Magellan-Straße den Schiffern zu lang, und es begannen eine Anzahl Unternehmungen, die den Holländern den größten Ruhm gebracht haben, ohne daß der hauptsächliche Urheber derselben, der große Belgier Balthazar de Moucheron, der wie Usseliner sich auf Seeland niedergelassen hatte, von den Bearbeitern allgemeiner Geschichten auch nur genannt wäre. Dieser große Mann war es, der die berühmten Polar-Reisen veranlaßte, die später eine eigenthümliche, ganz unverhoffte Folge hatten. Bekanntlich ward der Zweck der Nordfahrten nicht erreicht. Jedoch vermehrte sich die Anzahl der Ostindienfahrer dergestalt, daß Oldenbarnevelt darauf bedacht war, die ganze sich hier entwickelnde Macht als Werkzeug in der Hand seiner Partei zu vereinigen. Durch ein im Jahre 1602 erlassenes „Octroy" wurden alle kleineren Compagnieen zu einer großen Compagnie verbunden, die nach zwei und einem halben Jahrhundert noch unter dem Namen „Ostindische Compagnie" fortbesteht. Die Verwaltung ward Mitgliedern der Stadtmagistraten in die Hand gespielt, die Ober-Aufsicht den Stadtmagistraten anvertraut, so daß die ganze Compagnie ein Werkzeug der holländischen Partei wurde. Fast zu gleicher Zeit führte dieselbe Partei einen anderen Streich gegen die Belgier.

Wie wir bereits bemerkt, war die Hauptmacht der Belgier in dem Klerus, der fast allein aus ihnen bestand. Da trat im Jahre 1602 auf der Leydener Universität der Holländer Arminius mit einer Lehre auf, die theils theologischen, theils kirchenrechtlichen Inhalts war. Der theologische Theil derselben, obgleich vielfach erörtert, ist ohne große Wichtigkeit; es ist eine von den vielen Mittel-Ansichten über das Verhältniß des freien Willens zur göttlichen Allmacht. Höchst wichtig war jedoch der kirchenrechtliche Theil. Arminius behauptete nämlich, es stände dem Staate ein Aufsichtsrecht über die Kirche und ein Eingreifen in die Wahlen zu. Diese Lehre zählte auch den großen Hugo Grotius zu ihren Anhängern, und er schrieb zu ihrer Vertheidigung, so wie zu der von mehreren anderen national-holländischen Rechten sein Buch „Vertheidigung der alten holländischen Regierung". Kaum war Arminius mit dieser Lehre aufgetreten, so fielen alle Stadtmagistrate, fast ohne Ausnahmen, zu derselben ab. Die Belgier, das niedere Volk und die Orangisten blieben auf der Seite der anderen Partei, die nach ihrem Führer, dem Flamänder Gomer, die der Gomerianer genannt ward. Diese Partei-Stellung in Kirche und Staat hat mit geringen Veränderungen bis zur französischen Revolution fortbestanden; nur daß die Belgier mit dem Zweck ihres Kampfes, der nach und nach unmöglich ward, ihr nationales Bewußtsein verloren und auch noch andere Elemente in den gomeristischen Klerus eintreten ließen; doch läßt sich der belgische Typus noch bis zum Jahre 1672 deutlich verfolgen.

Die Erfolge in Ostindien erhöhten den Muth der Niederländer dermaßen, daß sie, auch ohne eine Handels-Compagnie, viele glückliche Expeditionen nach Westindien machten und besonders die reichen Salzwerke von Punto d'Array ausbeuteten. Für diese Salzfahrt, die ihnen für ihren Häringshandel unendlich wichtig war, rüsteten sie mehrere hundert Schiffe aus.

Es war nun sehr deutlich, daß Oldenbarnevelt den Plan der Westindischen Compagnie, der auch von Moritz von Oranien unterstützt wurde, nicht lange würde vereiteln können, und daß dann die Vernichtung der spanischen Macht zu Gunsten der südlichen Niederlande und des Hauses Oranien die Folge sein würde; zumal da sich die Kraftlosigkeit des scheinbaren Kolosses immer deutlicher zeigte. Daher behaupten feindliche Schriftsteller, sowohl ferner als späterer Zeit, er habe den Waffenstillstand von 1609 im Interesse Spaniens herbeigeführt, während andere, besonders alle Anti-Orangisten, Arminianer und echten Holländer, ihn wegen dieses Friedensschlusses zu einem neuen Aristides machen, der die geträumte virtu des Montesquieu praktisch geübt habe. Aber wenn auch wohl beide Auffassungen der Wahrheit Abbruch thun, so ist nicht zu leugnen, daß der Waffenstillstand von 1609 im Interesse Spaniens war, und daß Holland damit gleichfalls ein großer Dienst geleistet wurde. Die Haupt-Bedingungen waren: 1) der Krieg ward zwölf Jahre lang unterbrochen; 2) die sieben Vereinigten Provinzen wurden als souverainer Staat anerkannt; 3) der Hafen von Antwerpen wurde großen Schiffen geschlossen; 4) der Handel mit Westindien ward den Holländern untersagt.

Auf diese Weise wurde die Rückkehr der Auswanderer verhindert, denen in der Heimat freies Religions-Bekenntniß nicht gestattet war. Der Handel blieb an Holland gefesselt, und die durch Eroberung der südlichen Provinzen, sowohl für Holland, als für Spanien, entstehende Gefahr wurde abgewandt. Uebrigens ward auf wiederholte Reclamation der Stadt-Magistrate und der Compagnie der ostindische Handel durch einen geheimen Artikel den Holländern erlaubt, und so wurden eben so großmüthig die Portugiesen von Seiten Spaniens, als die Belgier von Seiten Hollands geopfert. Es ist bekannt, daß Heinrich IV. von Frankreich sich bei diesem Friedensschluß betheiligte. Es war diesem Fürsten gewiß willkommen, die alte Macht der Herzoge von Burgund nicht in neuer, verjüngter Gestalt an seiner Seite erstehen zu sehen, und er zog das schwache Spanien als Nachbar vor.

In Holland ward dieser Traktat einerseits mit Triumph, andererseits mit Entrüstung aufgenommen; er führte zu einer allmäligen Vereinigung und Coalition der Feinde der holländischen Partei. Doch ehe wir von dieser wichtigen Verbindung sprechen, müssen wir einiger anderer Fakta erwähnen. Trotz des nun geschlossenen Waffenstillstandes setzten die niederländischen Kaufleute ihre Expeditionen in feindliches Gebiet fort, namentlich nach Punto d'Array und nach Süd-Amerika. Ferner hatte kurz nach Abschluß des Traktats von Brüssel der bekannte Seefahrer Hudson der Ostindischen Compagnie Anträge gemacht, um einen neuen Seeweg nach Ostindien zu finden. Er entdeckte einen solchen nicht, wohl aber fand er den Ausfluß des später nach ihm benannten Stromes in Nord-Amerika und schiffte denselben bis zum heutigen Albany hinauf. Seine Entdeckungen brachten jedoch der Compagnie keinen Vortheil. Im Jahre 1614 aber untersuchte der holländische Schiffer May diese Küsten von neuem und fertigte eine, im Vergleich mit anderen ähnlichen Aufzeichnungen, sehr gute Karte derselben an. Auf Grund dieser Entdeckungen wurde ihm für eine gewisse Zeit das Privilegium der alleinigen Schifffahrt in jene Gegenden gewährt. Auch ward dort ein kleines Fort errichtet. Dies ist die erste Ansiedelung von Europäern im heutigen Staate New-York, wenn man dieses temporär für den Handel mit Pelzwerk errichtete Fort eine Ansiedelung nennen will. Eine Besitznahme dieses Landes fand jedenfalls nicht statt, wie aus dem Patent, das uns im Original erhalten ist, hervorgeht. Es wäre auch eine solche gegen alles Völkerrecht gewesen, da England, das im Norden und Süden des Hudson Ansiedelungen besaß, bereits im Jahre 1606 die ganze Küste vom 34sten bis 45sten Grad nördl. Br. an die Virginia-Compagnie überwiesen und somit als sein Eigenthum reklamirt hatte: eine so vollständige Besitz-

ergreifung, als sie irgend gedacht werden kann. Da die hier einschlagende Rechtsfrage der Gegenstand ausführlicher Erörterungen seitens fast aller oben angeführten Schriftsteller geworden ist, so wollen wir sie unten kurz berühren.

Während so die von den Belgiern gegebenen Impulse auch nach neuen Richtungen hin Großes wirkten, zog sich das Band, das sie mit Moriz von Oranien vereinte, immer enger. Im Jahre 1617 trat dieser offen zu den Gomerianern über, und als sich Oldenbarnevelt durch die Gefahr veranlaßt sah, eine vom Prinzen unabhängige Miliz zu schaffen, wollte auch dieser die Krisis nicht zu seinem Schaden umschlagen lassen, sondern führte in wenigen Wochen, mit Hülfe der niederen Klassen und der unter seinem Befehl stehenden Soldaten einen Staatsstreich aus, durch den er die feindlichen Stadtmagistrate stürzte. Er legte darauf den ihm freundlich gesinnten Generalstaaten Befugnisse bei, die sie früher nicht besessen, und erwirkte von ihnen einen Verhaftsbefehl gegen Oldenbarnevelt. Im darauf folgenden Jahre rief die jetzt triumphirende belgische Geistlichkeit das bekannte Dortrechter Konzil zusammen, auf dem die arminianische Lehre, die unzweifelhaft gegen die calvinistischen Prinzipien verstößt, als ketzerhaft erklärt ward. Unter Vorwand seines Verraths an Spanien, seiner Unterdrückung der Westindischen Compagnie, seiner Beschützung der Arminianer ward der greise Oldenbarnevelt kurz nach Beendigung des Konzils hingerichtet.

Sogleich nach dem Sturz seiner Partei, im Jahre 1618, begannen die Bewegungen zu Gunsten der Westindischen Compagnie wieder, und nach langen Bemühungen ward diese endlich im Jahre 1621 octroyirt, d. h. mit einem Privilegium versehen; jedoch erst im Juli 1622 konstituirte sie sich definitiv.

Schon während dieser Constitution der Compagnie hatte die holländische Partei ihr Haupt wieder erhoben und bereits den ersten Schritten derselben die größten Beschwerden in den Weg gelegt. Von dem Augenblick ihres Existentwerdens an trat sie ihr als offene Feindin entgegen. Und bald ward das arminianische Interesse mit der Ostindischen, das gomerianisch-orangistische mit der Westindischen identifizirt, in so großem Maße, daß für manche Perioden, besonders die Jahre 1622, 1644 und 1649, fast die ganze reiche Pamphlet-Literatur, d. h. die ganze politische Thätigkeit Hollands, den Kontroversen der beiden Compagnieen gewidmet ist. Uebrigens waren beide Compagnieen leicht verwundbar. Die Westindische, nicht zum Handel, sondern zur Kriegführung gegen Spanien errichtet und mit dem erklärten Krieg ins Leben tretend, hatte ein Schutz- und Trutzbündniß mit dem Staat geschlossen. Dieser bewilligte ihr theils bestimmte jährliche, theils, im Fall großer Opfer, außergewöhnliche Unterstützungen. Dafür übernahm die Compagnie wenigstens de facto den größeren Theil des Seekrieges auf ihre Kosten.

So hing es denn von der Pünktlichkeit in Erfüllung der Verpflichtungen des Staats ab, ob die Compagnie leben konnte oder nicht. Und da nach und nach die ganze Gewalt wieder in die Hände der Arminianer fiel, so fehlte eben der gute Wille zur Erfüllung jener Verpflichtungen, und es war, bei der oben beschriebenen, höchst verwickelten Staatseinrichtung, Niemand da, der die Beiträge der säumigen Stadträthe hätte eintreiben können.

Die verwundbare Seite der Ostindischen Compagnie war jene Einrichtung zum Besten der Magistrate, der daraus folgende Pekulat und die Furcht vor Enthüllungen. Doch half sich diese Compagnie durch strenges Verbot feindlicher Schriften. (Fortsetzung folgt.)

England.

Zur Geschichte der Eisen-Fabrication.

In der Sitzung der „Royal Institution" in London vom 5. Mai v. J. las Herr H. M. Noad eine interessante Abhandlung „über Eisen-Fabrication" vor. Einleitend wurde ein flüchtig geschichtlicher Ueberblick dieses Metalles gegeben und aus dem Fünfbuch Moses' nachgewiesen, daß Kenntniß und Gebrauch desselben schon den frühesten Zeiten angehören. Mancherlei Stellen in Hesiod, Homer und Aeschylos deuten darauf hin, daß die alten Griechen, mit dem Eisen und dem Kupfer bekannt, sich bis zum heroischen Zeitalter doch nur des letzteren zur Verfertigung ihrer Waffen bedienten; nach dieser Periode aber wurde es von dem Eisen, das sie durch die Chalyber erhielten, verdrängt. Weiter wurde aus den Schriften des Polybius, Plinius, Diodorus der Schluß gezogen, daß selbst in den entlegensten Zeiten eiserne Waffen, die sie hauptsächlich aus Spanien bekamen, bei den Römern in Gebrauch waren. Als merkwürdige, von Arthur Aikin bezeugte Thatsache führte Noad an, daß bei den Nachgrabungen in Herculanum und Pompeji schneidende, ja, wundärztliche Werkzeuge von Kupfer, obgleich auch welche von Eisen gefunden wurden; ein Beweis, daß noch um 59 n. Chr. das Eisen bei den Messerschmied-Arbeiten sein Uebergewicht nicht zur vollen Geltung gebracht habe. — Die verschiedenen Eisenerze wurden dann besprochen und mehr denn vierzig Arten beschrieben, da dieses Metall in allen Felslagern meist als Basis der Silicumsäure auftritt. Proben der wichtigsten Erze wurden vorgezeigt und beschrieben. In dem Kohl-Eisenstein wechselt, wie Noad bemerkte, das eisenkohlensaure Salz zwischen funfzig und achtzig Prozent; die anderen Bestandtheile sind: Kieselerde, Alaunerde, Kalk und Magnesia, nebst einer geringen Quantität Schwefel, Phosphor und Potasche. — Nächstdem wurde ein Windschmelzofen beschrieben. Die äußere Schicht besteht aus Stein oder Ziegeln, inwendig mit einem vierzehn Zoll dicken Bewurf von Maurerwerk versehen, der, wenn eine Ausbesserung vonnöthen ist, ohne Verletzung des auswendigen Baues leicht abgerissen werden kann; dann folgt ein sechs Zoll breiter Raum, ausgefüllt mit fest eingestampftem Flußsand, der als schlechter Wärmeleiter den Bewurf vor den zerstörenden Einwirkungen des Feuers schützt; endlich kömmt eine vierzehn Zoll starke Verkleidung von den besten gebrannten Backsteinen. Der Schmelzofen, in voller Arbeit, enthält über hundert Tonnen*) Masse, und um die erforderliche Hitze zu unterhalten, wird an drei oder vier verschiedenen Seiten ein mächtiger und beständiger Luftstrom durch Röhren eingelassen, die von kaltem Wasser umgeben sind; das ist das Röhrengebläse. Einige der Walliser Schmelzöfen verzehren über zwanzigtausend Gallonen**) Luft in der Minute, was die zu schmelzende Gesammtmasse bei weitem an Gewicht übertrifft. Der Luftstrom dringt in den Ofen unter einem Druck von zwei bis viertehalb Pfund auf den Quadratzoll und (wenn er nicht früher erhitzt wird) bei einer niedrigeren Temperatur, als die äußere Luft, in Folge seiner Zusammenpressung in der Blasemaschine; hier macht sich die gebundene Wärme frei und geht verloren, die der Luftstrom erst auf Unkosten der umgebenden Gegenstände wieder erlangt, um in seinem wiedergewonnenen Expansionszustande das Röhrengebläse zu verlassen. Gegenwärtig jedoch ist es allgemeine Regel, die Luft vor ihrem Eintritt in den Schmelzofen bis zu sechshundert Grad zu heizen, wodurch ein wirklicher Zuwachs von ungefähr dreihundertsechzig Grad Fahrenh. erzielt wird. Der Einfluß dieser Verbesserung (vor fünfundzwanzig Jahren etwa von Neilson in den Eisenwerken zu Clyde zuerst eingeführt) auf die Eisen-Fabrication ist von unberechenbarem Vortheil. Es setzt in manchen Fällen die Fabrikanten in den Stand, ihre wöchentliche Production um funfzig Prozent zu steigern und aus schlechtem Material eine bessere Sorte Gußeisen herzustellen; dazu kömmt noch eine große Ersparniß an Brennstoff, und so brachten es die schottischen Eisenwerkmeister dahin, mit Kohlen den schwarzstreifigen (black band), von Mushet 1801 entdeckten Eisenstein ohne allen Zuschlag zu schmelzen. — Farbe, Bestand und überhaupt die ganze Erscheinungsform der Schlacken sind dem Hüttenmeister sichere allgemeine Anzeichen für die Art und Weise, wie sein Ofen arbeitet. Beim weißen Eisen wird eine gute Schlacke ein klares Olivengrün zeigen, regelmäßig und glatt aus dem Zapfenloch fließen; eine „harsche" (scouring!) Schlacke dagegen ist dick, rinnt mühsam, hat eine trübe, fast schwarze Farbe und ist sehr schwer. In der That weist die chemische Analyse in diesen funfzig Prozent oxydirtes Eisen auf. Die Schlacke von dem grauen oder Gußeisen hat ein ganz verschiedenes Aussehen; beide aber, die weißen wie grauen Schlacken, sind dem Chemiker und Mineralogen eben so interessant, wie sie dem Eisen-Fabrikanten von Nutzen sind. Sie werden aus dem Schmelzofen in große eiserne Behälter aufgefangen und, nachdem sie erkaltet und verhärtet sind, zum Wegebau und zu Mauerwerken verwendet. Die Schlackenrinde hat einen glasichten Bruch; der Kern aber, wo der Abkühlungsprozeß nur langsam vor sich ging, ist strinicht und enthält gewöhnlich Höhlungen, die mit einem krystallischen Ueberzug ausgefüttert sind. Den Bestandtheilen nach gehören die Schlackenkrystalle vom Weißeisen zu der Mineralklasse Augit; die von Graueisen sind näher verwandt mit dem Idiokras. Das Eisen aus dem Windschmelzofen wird gewöhnlich zweimal in vierundzwanzig Stunden geschlagen (tapped); das flüssige Metall wird entweder in Formen aufgenommen, wo es die Gestalt von halbcylindrischen Stäben annimmt, oder es fließt in weite Rinnen, aus welchen es, nachdem es in Stücke gebrochen worden, unmittelbar in den Frischofen geschafft wird. — Die Schlacken, die bei den verschiedenen, auf einander folgenden Prozessen, durch die das Gußeisen in Gareisen verwandelt wird, sich ausscheiden, sind sehr eisenhaltig; das Eisen erscheint darin in der Form des Protoxydsilikats, zuweilen auch in schönen Krystallen, besonders nachdem sie kalzinirt worden. Diese Operation, die man heutzutage in jedem wohlgeleiteten Hüttenwerk vornimmt, hat zum Zwecke, den Schwefel und die peroxydirten Eisentheile zu entfernen. Die Tendenz des Schwefels, auch in geringster Quantität vorhanden, macht nämlich das Eisen „heißbrüchig", so daß es nicht unter dem Hammer bearbeitet werden kann; die Tendenz des Phosphors, eines anderen in den „Garschlacken" sich findenden Elements, ist wiederum, das Eisen kaltbrüchig zu machen, so daß es beim Biegen bricht. Die

*) Eine Tonne = 2000 Pfund.
**) Ein Gallon = ungefähr 6¼ schlesischen Quart.

Aussonderung des Schwefels wird durch die Calcination vollständig bewirkt, und es ist interessant, diesen Akt durch den ganzen Stufengang zu verfolgen. An einigen Stellen kommen große Stücke prismatischer Krystalle von reinem Schwefel vor; gewöhnlich aber ist die ganze Oberfläche des Haufens mit einer dünnen Schicht Eisensulphat überzogen, die bisweilen krystallisirt, meist aber in irgend welchem Stadium der Zersetzung ist; tiefer unten im Haufen, wo die Hitze größer ist, verschwindet das Eisensulphat, und der Kolkothar erscheint an dessen Stelle. Die Ausscheidung des Phosphors aber aus den Garschlacken ist bis jetzt ein frommer Wunsch geblieben. — Herr Road berichtete über die verschiedenen Theorieen in Bezug auf Windofen und ging dann zu der praktischen Anwendung der Schmelzofengase über. Es wurde nachgewiesen, daß früher von der durch die Verzehrung des Brennstoffes in einem mit Kohlen geheizten Windofen erzeugten Wärme nur 18,5 Prozent zur Ausführung des Schmelzprozesses verbraucht wurden; die übrigen 81,5 Prozent gingen verloren. Dem ist jetzt in jedem gut eingerichteten Hüttenwerke abgeholfen. Die Gase werden an der Mündung des Ofens gesammelt und durch dicke Pfeifen unterhalb des Maschinenkessels und rund um die luftgeheizten Staven geleitet. In den Celynschen Eisenwerken ist dieses Verfahren zu großer Vollkommenheit gefördert. Die Pfeifen haben hier sechs Fuß im Durchmesser und sind mit gebrannten Ziegeln ausgefüttert. Die Gase von nur zwei Schmelzöfen sind mehr als hinreichend, sieben Kessel zu heizen, beide Oefen mit heißer Luft zu versorgen und volle zehntausend Tonnen Kohlen jährlich zu ersparen.

Arabien.

Eine arabische Tragödie.*)

Es lebte in Bagdad ein junger Mann von ungewöhnlicher Schönheit, Namens Abd-er-Rahman-ben-Ismail. Seine ausnehmende Schönheit hatte ihm den Beinamen des „Brillanten" verschafft. Außerdem hatte er auch noch die Gabe der Poesie.

Die Frau des Chalifen El-Ulid-ben-abd-el-Melik, bekannt unter dem Namen Umm-el-Benine, verliebte sich in diesen jungen Mann so leidenschaftlich, daß sie krank wurde. Täglich ließ sie ihn holen, nahm ihn in ihr Zimmer und versteckte ihn, so oft sie von Jemanden gestört zu werden fürchtete, in einen Koffer. Das war ihr gewöhnliches Verfahren.

Eines Tages erhielt der Chalif einen goldenen Halsschmuck, mit kostbaren Steinen besetzt, zum Geschenk; hocherfreut sagte er: „Den gebe ich meiner Frau." Sogleich rief er einen seiner Eunuchen und befahl ihm, den Halsschmuck der Sultanin zu bringen.

Er ging, um den Auftrag auszuführen; da er die zum Gemach der Sultanin führende Thür offen fand, dachte er einen Augenblick nach. Was hat das zu bedeuten! fragte er sich. Dies vor sich hinsprechend, legt er die Thür an, hebt sich auf die Zehen und hört Gelächter. . . Er lauscht, mit dem Ohr sich gegen das Zimmer neigend, aus dem das Geräusch kömmt. — Sein Blick trifft auf die Augen des jungen Mannes, der vor Entsetzen bleich wie der Tod wird. Rasch bringt Umm-el-Benine ihn in den Koffer; aber der Sklave hat Alles gesehen. Er zeigt den Halsschmuck und sagt: „Gebieterin, ich bitte Dich um einen Stein aus diesem Schmuck." Entrüstet über diese Kühnheit, ruft die Sultanin ihm zu: „Entferne Dich aus meinen Augen, unreines Geschöpf!"

Wutherfüllt ging der Sklave geradeswegs zu seinem Herrn und sagte ihm: „Herr, ich habe eben einen Mann bei Deiner Frau gefunden; ich habe sie beide in dem und dem Zimmer gefunden. Bei meinem Anblick ist der Mann in Bestürzung gerathen, und die Sultanin hat ihn schnell in den und den Koffer versteckt." Er beschrieb gleichzeitig den Koffer.

Ueber diese Worte geräth El-Ulid-ben-abd-el-Melik in Wuth gegen seinen Diener: „Du lügst, ungläubiger Hund!" schrie er ihm zu. Er gab sodann den Befehl, ihm den Kopf abzuschlagen. Man ergreift ihn, und einen Augenblick darauf rollt der Kopf auf der Erde. Als die Hinrichtung beendigt ist, erhebt sich der Chalif, legt seine Pantoffeln an und begiebt sich in die Wohnung seiner Frau. Sie war eben damit beschäftigt, ihr Haar in Ordnung zu bringen. Er tritt ein und setzt sich ihr gegenüber auf den Koffer, welchen der Sklave ihm bezeichnet hatte. Nachdem die Unterhaltung eröffnet ist, sagt er zu ihr: „Woher kömmt es, daß Du eine so große Vorliebe für dieses Zimmer hast?" — „Weil ich meine Kleider darin habe", erwiedert sie. „Gut, das mag sein", versetzt der Chalif; — „darf ich hoffen, daß Du mir von den Koffern, die Du in Deinem Zimmer hast, einen wirst abtreten wollen?" — „Nimm, mein Gebieter, welchen Koffer Du willst, nur den nicht, auf welchem Du sitzest." — „Den aber gerade möchte ich haben; Du mußt ihn mir geben." — Nachdem sie einen Augenblick gestutzt, sagt sie: „Gut denn; er ist Dein!"

Auf ein Zeichen des Chalifen erschienen die Neger. „Nehmet diesen Koffer", sagte er ihnen, „tragt ihn in den Audienzsaal und wartet auf mich."

Während die Sklaven den Befehl des Herrn ausführten, zeigte sich auf dem Angesicht der Sultanin eine unbeschreibliche Verwirrung. „Was hast Du denn, daß Deine Gesichtszüge sich so verändern!" sagt El-Ulid; „vielleicht liegt dieser Koffer Dir sehr am Herzen!" — „Verzeih, mein Herr, ich hänge nicht an diesem Gegenstande. . . Wenn ich Dir ein wenig aufgeregt erscheine, so kömmt es daher, daß ich eben ein plötzliches Unwohlsein empfunden." — „Gott wird Dich heilen", sagte der Chalif, indem er sich entfernte.

Als er in den Audienzsaal eintrat, fand er den Koffer auf die Erde gestellt. „Hebet den Teppich auf", befahl er den Negern, „und grabet ein Loch, so groß, daß ein Mann hineinkann. Als die Grube fertig war, winkte er, den Koffer heranzubringen und an den Rand der Grube zu stellen. Dann sprach er, den Fuß auf den Koffer stellend, die folgenden Worte: „Es ist mir eine Mittheilung gemacht worden; wenn sie wahr ist, so wird Deine Kleidung Dein Leichentuch, diese Kiste Dein Sarg sein, und Gott ist es, der Dich opfert. Wenn die Mittheilung falsch ist, so begrabe ich einen Koffer, und es ist dabei Nichts verloren, als einige Bretter." Während er dies sprach, gab er dem Koffer einen Stoß, und derselbe gleitete auf den Boden der Grube. „Gott verzeihe mir!" fügte El-Ulid hinzu, indem er eine Handvoll Erde auf den Koffer warf.

Die Neger schütteten die Grube zu, ebneten den Boden und legten den Teppich darüber. Der Chalif saß zu Gericht bis zur Zeit des Frühstücks und trat dann in seine Wohnung, wo die beiden Gatten ihre Seelen in eine gemeinsame Freude versenkten, als wenn Nichts zwischen ihnen vorgefallen wäre. Sie lebten in Frieden mit einander bis zum Tode.

*) Nach der Revue de l'Orient, April 1854.

Mannigfaltiges.

— Sprachvergleichende Bestrebungen in Ungarn. Herr Paul Hunfalvy in Pesth, der gründlichste und vorurtheilsfreieste Sprachforscher, dessen das heutige Ungarn sich rühmen kann, hatte vor einigen Jahren, unter dem Titel: „Orientirung in der magyarischen Sprachkunde" („Tájékozás a' magyar nyelvtudományban"), ein Buch erscheinen lassen, worin er die Analogie oder Geistesverwandtschaft des Magyarischen, Türkischen und Finnischen seinen Landsleuten auseinandersetzte. Ein neuerlich erschienenes Schriftchen desselben Gelehrten: „Vergleichende Zusammenstellung finnischer und magyarischer Wörter" („Finn és magyar szók' egybehasonlitása"), welches er als wirkliches Mitglied der ungarischen Akademie in einer Sitzung ihrer philologischen Klasse gelesen, enthält sehr besonnene und schätzenswerthe Vergleichungen finnischer Kernwörter mit solchen seiner Muttersprache. Der Verfasser ist nicht bei der Auskunft stehen geblieben, welche die vorhandenen Sprachlehren und Wörterbücher über das Finnische geben; das Ziel, dem er unablässig und mit gutem Erfolge entgegenstrebt, ist tiefere Ergründung des Geistes dieser Sprache mittelst ernsten Studiums finnischer Geisteswerke, mögen sie in poetischer oder prosaischer Form auf uns gekommen sein.

— Esthnisches Volks-Epos. Vor wenigen Jahren wurde in Finnland das namentlich von dem früh verstorbenen Castrén gesammelte finnische Volks-Epos „Kalewala" veröffentlicht, und ist dieses Epos durch Schiefner's Uebertragung ins Deutsche gewiß zu weiter Kenntnißnahme gelangt. Die dem „Kalewala" verwandte Sage vom Kallewi-Sohne bei dem Schwestervolke der Finnen, den Esthen, hat jetzt auch ihren Sammler und Bearbeiter gefunden. Im Dezember v. J. übergab der durch seine Forschungen auf dem Gebiete der Mythen-Geschichte der Esthen und zuletzt durch seine Herausgabe und Beleuchtung von Böcler, „der Esthen abergläubische Gebräuche, Weisen und Gewohnheiten" (St. Petersburg, 1854. 161 S. gr. 8.) rühmlichst bekannte Dr. Frdr. Kreuzwald in Werro der gelehrten esthnischen Gesellschaft zu Dorpat das in national-metrische Form gebrachte Volks-Epos vom Kallewi-Sohne, wie es ihm der Mund des Volkes in gebundener und ungebundener Rede zugebracht hatte, nebst einer mythologischen Einleitung. Der derzeitige Präsident, Kollegien-Rath Sanio (aus Schlesien), macht in Bd. III, Heft 1, der „Verhandlungen der gelehrten esthnischen Gesellschaft" (Dorpat, 1854) auf das Erscheinen dieses wichtigen Zeugnisses vorchristlichen Lebens der Esthen aufmerksam, und die Gesellschaft hofft, dasselbe bald, nebst einer deutschen Uebersetzung, durch den Druck dem Publikum übergeben zu können.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin die Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Spediteur Neumann, Mittelstraße Nr 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 83. Berlin, Donnerstag den 13. Juli 1854.

Frankreich.

Bruchstücke aus Pariser Briefen des Redacteurs.

I. Der Weg von Berlin nach Paris.

. . . . Wer Belgien kennt und das freundliche Brüssel einmal gesehen hat, der sollte jetzt, um von Berlin nach Paris zu reisen, einen anderen Weg, als den über Köln und Aachen einschlagen. Denn von Brüssel ab fährt der Chemin de fer du Nord durch die trübseligen Haiden des französischen Nord-Departements, und man bekömmt dort einen traurigen Begriff von dem Lande, welches seine Bewohner „la belle France" zu nennen pflegen. Dagegen hat sich seit der vorjährigen Eröffnung der Zweigbahn, welche von der Paris-Straßburger Eisenbahn über Metz nach Forbach und Saarbrück, von da über Berbach nach Ludwigshafen und von dieser Nachbarstadt Mannheims, an den Ufern des Rheins entlang, nach Mainz führt, einer der schönsten Theile Frankreichs, wie Deutschlands, dem Eisenbahn-Reisenden aufgeschlossen. Ich würde daher jedem Berliner, der jetzt Paris besuchen will, den Rath ertheilen, sich nach dem Anhaltischen Eisenbahnhofe zu begeben und dort ein direktes Billet nach Frankfurt a. M., so wie von da nach Paris, zu lösen. Eine Vereinbarung der Directionen der französischen Ostbahn (Chemin de fer de l'Est) und der betreffenden deutschen Bahnen (namentlich der königlich preußischen Direction der Saarbrücker Eisenbahn) verschafft dem Reisenden die Bequemlichkeit, einerseits schon in Berlin das Fahrgeld bis Paris zahlen zu können und andererseits mit seinem Billet auf den darin verzeichneten Hauptstationen Deutschlands und Frankreichs aussteigen, dort einige Tage verweilen und dann seine Reise fortsetzen zu können. Dieses Billet behält einen Monat lang volle Gültigkeit. Reist man jedoch ohne Aufenthalt, so kann man auf diesem Wege von der preußischen Hauptstadt nach der französischen und vice versa in 38—40 Stunden gelangen.

Nachdem ich gestern von Mainz ab einen der schönsten Reisetage verlebt, die mir je vorgekommen, bin ich heute in einen der häßlichsten Regentage hineingerathen, die man in Paris nur erleben kann, das seinen alten Ruf als „Schmutzstadt" (Lutetia Parisiorum) heutzutage, wo das schöne Quadratstein-Pflaster zum Theil (aus contrerevolutionairen Gründen) der Macadamisirung gewichen ist, noch glänzender behauptet, als vor der Zeit der Revolutionen. Gestern war das Wetter wie zum Reisen gemacht: kein Regen, keine Hitze und kein kalter Wind; dabei eine Fahrt von des Morgens um 4½ Uhr bis Abends 9½ Uhr, von Mainz durch die Weinberge des berühmten Rheinweins von Nierstein, Laubenheim, Worms (Liebfrauenmilch) und Oppenheim nach Ludwigshafen (bei Mannheim), dann durch die Bayerische Rheinpfalz, wobei man das herrliche Haardtgebirge, das man auch durch einige lange Tunnels passirt, beständig zur Seite hat — eine Eisenbahnfahrt, die an das berühmte Westerthal in Belgien (zwischen Aachen, Verviers und Lüttich) lebhaft erinnert — endlich von Berbach an durch den südlichsten Zipfel der preußischen Rheinprovinz bis Saarbrück, wo wir an einer Reihe der malerischsten Kohlenbergwerke und Coaksbrennereien vorüberkommen. Von Saarbrück gelangt man an die französische Gränze nach Forbach, von wo die Eisenbahn durch einen der schönsten Theile Frankreichs an den Ufern der Mosel, der Marne und des Verbindungskanals der Seine und des Rheins, an den Städten Metz, Toul, Bar le Duc, Chalons und Epernay vorüber, durch die fruchtbarsten und malerischsten Gegenden des Mosel-Departements und der Champagne führt.*) Ueber die Flüsse und Kanäle führen zahlreiche, geschmackvolle, eiserne Hänge- und steinerne Brücken, und zwar zuweilen auch mitten im Lande, ohne daß gerade eine größere Stadt mit dem anderen Ufer dadurch verbunden wird. Die Eisenbahn ist von Saarbrück ab mit zahllosen Fahrzeugen bedeckt, welche Steinkohlen und Coaks aus den preußischen Kohlenwerken nach den fabrikreichen Gegenden Lothringens und des Elsaß führen. Es ist merkwürdig, daß jener schmale preußische Landestheil bis dicht an die französische Gränze voll der herrlichsten Steinkohlen ist, während weder die angränzenden französischen Departements, noch das anderseitige Rheinbayern eine Spur dieses so wohlthätigen Minerals aufzuweisen haben. Mit Neid blicken daher auch die auf ihre blühende Industrie stolzen Franzosen gerade auf diesen kleinen preußischen Landestheil, und mit um so größerer Sorgfalt werden wir daher auch darüber zu wachen haben, daß die Saarbrücker Eisenbahn nicht etwa eine Brücke nach Deutschland für die im Herzen vieler „Ratapoils" immer noch rege Eroberungslust werde.*)

Der Bahnhof, auf welchem man in Paris ankömmt (la gare de Strasbourg), ist einer der größten, schönsten und imposantesten unter den großartigen, an Ordnung und Eleganz die Londoner, die Berliner und die Wiener Bahnhöfe weit überragenden Pariser „Gares". Ueber den neu angelegten, bereits mit prachtvollen Häusern und Cafés besetzten „Boulevard de Strasbourg" gelangt man direkt nach dem Boulevard St. Denis und so auch rasch und unmittelbar in das centrale und fashionable Leben von Paris. J. L.

*) Um zur Reise auf der Paris-Straßburger Eisenbahn aufzumuntern, ist in Paris ein illustrirtes Buch: „De Paris à Strasbourg" erschienen, das die Reise natürlich noch romantischer und anlockender darstellt, als sie ist. Die Franzosen verstehen es jedoch, Literatur und Kunst im Interesse der Industrie wirken zu lassen. D. R.

II. H. Heine und S. Munk.

. . . . Du weißt, daß ich hauptsächlich nach Paris gereist war, um zwei Jugendfreunde, zwei alte, eben so berühmte, als körperlich unglückliche Studiengenossen und Landsleute zu besuchen. Als ich vor einigen Jahren in Paris war, hatte der Eine, mein Geburtsstadts-Kollege Munk, der treffliche Orientalist und einer der verdientesten Schüler Abel Rémusat's, gerade eine Reise nach Deutschland angetreten, um bei einem dortigen Arzte die damals noch gehoffte Wiederherstellung und die Rückkehr des schwindenden Augenlichtes zu suchen. Heine aber, konnte ich, ungeachtet aller Nachfragen bei deutschen Bekannten, nicht auffinden. Man sagte mir damals, er sei nach einem Landhause in der Umgegend von Paris gebracht, während er doch seit sechs Jahren seine „Matratzen-Gruft" in der Rue d'Amsterdam nicht verlassen hat. Ich vermuthe, daß nur Einige der Befragten wirklich nicht wußten, wo Heine sich befand, während Andere die Feindschaften, die sich der Dichter vor Jahren durch seine Pariser Salon-Ausstellungen und Silhouettenbilder in der „Allgemeinen Zeitung" zugezogen, ihm auch heute noch nicht vergessen haben und ihn deshalb so viel als möglich ignoriren. Inzwischen weiß er, trotz alles Siechthums, dafür zu sorgen, daß ihn Deutschland nicht vergißt und nicht ignorirt.

Mir hat Heine, wie ich ihm, die Erinnerungen seiner Berliner Studienzeit, die so manches freundliche Band zwischen uns geknüpft, stets treu bewahrt. War ich es doch, dem er in seiner Kammer in der Mauerstraße seine ersten schönen Lieder mit der ihm eigenthümlichen, die Form des Gedichtes gewissermaßen typisch bestimmenden Modulation vortrug; war ich es doch, der diese klassisch gewordenen Lieder, als sie zum ersten Mal gedruckt wurden, typographisch korrigirte und auf dessen Bemerkung der Dichter sogar hier und da kleine Aenderungen vornahm, und war ich es doch auch, der früher, als irgend ein Publikum, als irgend ein Kritiker, die Schönheiten dieser Lieder erkannt und Anderen gerühmt hatte.

Diesmal ging ich direkt nach Nr. 50 in der Rue d'Amsterdam. Ich hatte der die Thür öffnenden Dienerin kaum meinen Namen genannt, als der unmittelbar am Entréezimmer, hinter einem Schirm liegende Heine, der mich an der Stimme erkannt hatte, mit einem kräftigen „Immer herein, lieber L.!" zu sich rief, und während er der das Frühstück bereit haltenden Dienerin gebieterisch sagte: „Je ne veux pas déjeuner; je n'en veux pas!" richtete er sich gewaltsam im Bette auf, um mir die eine Hand zu reichen, die noch gesund ist, während die andere, abgezehrt wie der übrige Theil des Körpers, von derselben Krankheit gelähmt ist, die ihn vom Rückenmark bis zu den Fußspitzen ergriffen und paralysirt hat.

*) „Ratapoil" ist das bezeichnende Wort, das einmal der Charivari für die stets von der Tambour-Gloire und den Grenadier-Bärenmützen (Poil) der Napoleonischen alten Garde träumenden Eroberungslustigen erfunden hat. „C'est un ratapoil", so sagt man noch jetzt von den gloriösen Maulhelden, die gern Napoleon III. zu einem zweiten „Beschützer des Rheinbundes" machen möchten. Glücklicherweise hat sich in Frankreich seit dem Jahre 1848 die Begeisterung für die alte Napoleonische „Gloire" sehr vermindert; sie wird jetzt nur noch von den beschnurrbarteten Umgebungen des Kaisers affektirt. D. R.

„Sie kommen gerade recht, lieber L.“, sagte er, „um mich auf dem Wege zum Kirchhofe des Montmartre, wohin die Rue d'Amsterdam direkt führt, noch als unvollständige Leiche anzutreffen. In einem Jahre würden Sie mich wohl schon draußen haben aufsuchen müssen, denn ich halte es unter diesen Qualen nicht mehr lange aus. Bis jetzt habe ich allerdings noch leben müssen und wollen, denn es bleibt mir noch Einiges zum Besten meiner Schriften und im Interesse meiner Frau in Ordnung zu bringen; ist dies aber geschehen — und ich denke, das wird binnen einem Jahre der Falle sein, dann scheide ich, ohne zu murren, wie ein Philosoph, von dieser Welt.“ — Er erzählte mir, daß er vor vierzehn Tagen beinahe den Feuertod erlitten hätte. An der Wand seines Krankenzimmers brannte es nämlich im Nachbarhause in der Rue de Milan, das vollständig in Asche gelegt wurde. Weil man in seiner Wohnung anfangs nichts von dem Feuer sah, waren seine Umgebungen weniger besorgt; plötzlich aber hörte er selbst auf seinem Lager die Flammen an der Wand knistern; der Lärm des Brandes kam immer näher, und nun ließ die arme ängstliche Frau des Dichters ihn, eingehüllt in seiner Matratzengruft, hinaus aus dem bedrohten Zimmer und hinunter zu dem Portier des Hauses tragen, von wo er nöthigenfalls über die Straße hinüber zu Nachbarn geschafft werden sollte. Die Nachbarn aber, die so lange und so viel von dem kranken deutschen Dichter hatten sprechen hören, ohne ihn jemals gesehen zu haben, strömten von allen Seiten zu dem Portier des Hauses — „pour voir l'homme enseveli“, dem sie indessen auch ihre Theilnahme in der höflichsten französischen Weise an den Tag legten. Jeder erbot sich, ihm Schutz zu gewähren, und als das Feuer im Nebenhause gelöscht war, trugen sie ihn wieder über den Hof, zwei Treppen hoch, in die Wohnung, die seit sechs Jahren sein Krankenlager umschließt.

Fast zeigen die Franzosen — besonders in der Revue des deux Mondes, in den Débats und anderen Journalen — mehr Theilnahme für den armen kranken Deutschen, als seine eigenen Landsleute. Er klagte mir besonders viel über den Mangel an freundlicher Gesinnung bei den in Paris lebenden deutschen Literaten, die zum Theil auch Unliebsames über ihn in der „Kölnischen“ und selbst in der von ihm früher mit so reichhaltigen Beiträgen ausgestatteten „Allgemeinen Zeitung“ hatten abdrucken lassen. Er klagte ferner, daß selbst Männer von sonst edelmüthigem Charakter, die früher, als er noch für die „Allgemeine Zeitung“ schrieb, um seine Gunst gebuhlt, und denen er fruchttragende Ideen zu ihren künstlerischen Arbeiten geliefert, jetzt, wo er allerdings nichts mehr für die Tages-Renommée der Weltleute thun kann, ihn vergessen haben und sogar diejenigen kleinen Dienste ihm nicht leisten, um die er sie zur Wahrung seiner Autorrechte gebeten. Er glaubt nämlich, man habe in Berlin seine „Mephistophela“ bestohlen, indem man das Ballet „Satanella“ ohne Nennung seines Namens auf die Bühne gebracht. „Aber diese Menschen irren sich“, fügte er hinzu, „wenn sie mich jetzt für ohnmächtig halten; meine Bücher reichen weiter, als die „Allgemeine Zeitung“.“

Nächstens werden wieder einige Bände vermischter Schriften von Heine bei Hoffmann und Campe in Hamburg erscheinen, die ihm bekanntlich das Verlagsrecht seiner älteren Werke für eine jährliche Rente abgekauft, die nach seinem Tode auf seine Frau übergehen soll. Auch der Vetter des Dichters, der Banquier Karl Heine in Hamburg, der bekanntlich ein von seinem Vater ausgesetztes Legat für den Dichter in liberalster Weise vermehrt und in eine jährliche Rente verwandelt hat, will diese auf dessen Witwe übergehen lassen, was ihm auf seinem Krankenlager nicht wenig zur Beruhigung gereicht. Denn er erkennt, welche Dankbarkeit er seiner treuen Lebensgefährtin und Pflegerin schuldet, und alle seine Gedanken konzentriren sich in dem Wunsche, Etwas für seine Frau gethan zu haben, wenn er nicht mehr an ihrer Seite sein wird.

Heine hat mir bei diesem und bei den folgenden Besuchen — und ich mußte dieselben an jedem der wenigen Tage wiederholen, die ich diesmal in Paris zugebracht — noch sehr viel über sich und seine Denkwürdigkeiten mitgetheilt. Es ist wunderbar, wie in diesem halbtodten Körper die Seele sich nicht blos wach und frisch erhält, sondern auch täglich immer noch Neues aus sich, aus ihrem Vorrathe von Anschauungen und Begriffen, für die Welt zu schöpfen vermag. Mit Hülfe eines oft unwissenden, oft aber auch, blos um ihn geistig oder pekuniär auszubeuten, bei ihm sich einführenden Secretairs muß er eben so lesen als schreiben, sammeln und feilen. Und dabei werden auch die von Hamburg eingehenden Druckbogen von ihm selbst korrigirt — von ihm, der, so oft er mich anblicken und sich meines Blickes versichern wollte, das eigene Augenlid mit der gesunden Hand öffnen und so weit, als es eben geht, emporgehoben halten mußte! In rascher lebendiger Weise ließ er einmal unsere gemeinsamen, todten und lebenden Freunde die Revüe passiren. Die Einen zeichnete er mit den Farben eines Titian oder eines Breughel, und den Anderen, worunter auch namentlich der schönen geistvollen F. v. H., sandte er die poetischsten Abschiedsgrüße.

Nicht minder betrübend ist die Lage meines erblindeten Freundes Munk. Mitten unter seinen wissenschaftlichen Arbeiten auf der Bibliothèque Royale, die eine Zeitlang Bibliothèque Nationale hieß und jetzt Bibliothèque Impériale heißt, raubte ihm der Engel des Lichts seine Himmelsgabe. Er galt in Paris als der größte Kenner des Arabischen, so wie der semitischen Sprachen überhaupt. Ihm war auch auf der genannten Bibliothek die Aufsicht über die semitischen Bücher und Manuskripte übertragen. Zwar hat die französische Regierung ihm in Anerkennung seiner unbestrittenen, wissenschaftlichen Verdienste einen Theil seines Gehaltes als Pension angewiesen; zwar fungirt er auch jetzt noch, wie früher, als Secretair des General-Konsistoriums der Israeliten in Frankreich, indem er in den Sitzungen desselben die Protokolle führt, die er auf dazu vorbereitetes, in Linien gefaltetes Papier mit Bleistift niederschreibt und deren Fassung, wie man mir versichert, in keiner Weise verräth, daß ihrem Autor das Licht der Augen abgeht; wo es jedoch auf Forschungen in einem Sprachgebiete ankömmt, das nur von Wenigen gekannt wird, da reicht das Auge Anderer nicht aus, um das des Forschers auch nur annähernd zu ersetzen, da hat der Gelehrte, der nicht blos aus seinem längst aufgespeicherten Fonds von Kenntnissen schöpfen, sondern diesen stets mit neuen Beobachtungen vermehren will, um Tüchtiges zu reproduziren, mit unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen.

Gleichwohl ist mein Freund Munk gerade seit seiner Erblindung an eine Arbeit gegangen, deren Gelingen unter diesen Umständen wahrhaftes Erstaunen erregen muß. Er giebt nämlich in arabischer Sprache, nach der auf der Pariser Bibliothek befindlichen Handschrift, das bisher nur in mangelhafter hebräischer Uebersetzung vorhandene, große, religiös-philosophische Werk des Maimonides: „More Nebuchim“ („Wegweiser der Irrenden“) heraus, und zwar sowohl den arabischen Text mit sprachwissenschaftlichen Noten, als eine französische Uebersetzung mit einer Einleitung und Exkursen über die Philosophie der Araber und die damit zusammenhängenden religiös-philosophischen Lehren der großen rabbinischen Autoritäten. Bereits habe ich den größten Theil des ersten Bandes dieser Arbeit im Drucke vollendet gesehen, welcher rasch vorwärts schreitet, so daß die gelehrte Welt wohl noch im Laufe dieses Jahres das Erscheinen des ersten Bandes erwarten darf.

Es würde mich freuen, wenn ich dazu beitragen könnte, daß auch deutsche Freunde der Wissenschaft, besonders unter den Glaubensgenossen des Maimonides und seines Herausgebers, auf das Erscheinen dieses großen Werkes aufmerksam gemacht und dadurch veranlaßt würden, sich für dasselbe thätig zu interessiren. J. L.

War die Jungfrau von Orleans eine Französin oder eine Lothringerin?

Zur Zeit, als Jeanne Darc geboren wurde, gehörte Lothringen noch nicht zu Frankreich. Domremy, ihr Geburtsort, liegt auf der Gränze zwischen der Champagne und Lothringen; die Gränze scheint damals etwas unbestimmt gewesen zu sein; man meint, daß sie mitten durch Domremy gegangen sei. Aus diesen Umständen ist es erklärlich, wie die Streitfrage hat aufgeworfen werden können, ob die berühmte Jungfrau eine Französin oder eine Lothringerin sei. Im Athenaeum Français finden wir einen Bericht über zwei diese Streitfrage behandelnde Broschüren. In der einen*) dieser Broschüren, deren Verfasser Herr Lepage ist, wird zu beweisen versucht, daß Jeanne Darc**) eine Lothringerin und nicht eine Französin sei. Die andere,***) die Herrn Renard zum Verfasser hat, widerlegt die Gründe des Herrn Lepage und führt den Beweis, daß Jeanne d'Arc in der Champagne geboren, also eine Französin sei.

Aus dem erwähnten Bericht erfahren wir Folgendes: Herr Lepage bemüht sich, festzustellen: 1) daß Jeanne Darc immer als eine Lothringerin angesehen worden sei; 2) daß das Dorf, in dem sie geboren ist, zum Theil in der Champagne, zum Theil in dem zu Lothringen gehörigen Herzogthum Bar liege; 3) daß das Haus in Domremy, in dem die Aeltern der Jeanne Darc gewohnt, auf dem Gebiete von Bar gelegen habe. — Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß in vielen französischen, lateinischen und anderen Texten die Jungfrau ausdrücklich als eine Lothringerin bezeichnet wird, und einige dieser Texte rühren sogar noch aus der Zeit der Heldin her. Mit gleicher Leichtigkeit beweist Herr Lepage aus Urkunden, die bis in das Jahr 1309 zurückgehen, daß Domremy, obwohl es damals noch kaum ein Dorf war, doch von zwei verschiedenen Obrigkeiten regiert wurde, von denen die eine unter dem Amte Chaumont in der Champagne, die andere unter der Probstei Gondrecourt, zum Herzogthum Bar gehörig, stand. Herr

---

*) Jeanne Darc, est-elle Lorraine? par M. H. Lepage, archiviste du département de la Meurthe. Nancy, 1852.

**) Herr Lepage schreibt den Familiennamen der Jungfrau „Darc“ und nicht, wie es gebräuchlich ist, d'Arc, und unser Berichterstatter (Herr Vallet de Viriville) versichert uns, daß er schon vor funfzehn Jahren den Namen Darc als den richtigen empfohlen habe und auf Grund neuer gründlicher Nachforschungen auch jetzt noch empfehlen müsse.

***) Jeanne d'Arc, était-elle Française? par M. Athanase Renard. Chaumont, 1853.

Lepage führt eine Entscheidung an, welche die Beisitzer des Steuergerichts von Langres im Jahre 1460 getroffen. Als diese am 26. April 1459 die Bewohner von Domremy für den König von Frankreich hatten in Anspruch nehmen wollen, kam es zu einer gerichtlichen Untersuchung. Der Prokurator des Königs behauptete, „daß die besagte Stadt Domremy in ihrem ganzen Umfange zum Königreich gehöre"; die Einwohner, unterstützt vom Prokurator des Königs von Sicilien, Herzogs von Bar, behaupteten, daß ein Theil der Einwohner Angehörige des Herzogthums Bar seien. Nachdem mehrere alte Leute eidlich vernommen sind, entscheiden die Beisitzer, daß Domremy theils zur Champagne, theils zu Bar gehöre, und daß die Gränze durch einen über den Bach Trois-Fontaine gelegten Stein bezeichnet sei. Herr Lepage beruft sich weiter auf einen im Jahre 1603 gefällten Urtelsspruch und auf andere spätere Dokumente. Er hat endlich auch seiner Broschüre einen Plan aus neuerer Zeit beigefügt, auf welchem der erwähnte Bach die Gränze bildet. Um seine dritte Behauptung zu beweisen, thut Herr Lepage dar, daß das im Jahre 1817 vom Departement der Vogesen erworbene Haus mit dem, in welchem die Jungfrau geboren ist, identisch sei; dieses Haus aber liegt, seinem Plane zufolge, in dem zu Bar gehörigen Theile von Domremy.

Dieser Beweisführung setzt Herr Renard Folgendes entgegen: Wenn auch in vielen Texten die Jungfrau „Lorraine", „virgo lotharinga" u. dgl. genannt wird, so sind diese Bezeichnungen deshalb noch keine Autorität.*) Die Chronikenschreiber und diejenigen, welche aus denselben geschöpft haben, drückten sich nur deshalb so aus, weil das französische Gebiet an dieser Stelle sich in das Gebiet von Lothringen hinein erstreckte; sie gebrauchten den Namen Lothringen in einem ungenauen geographischen, nicht im genauen politischen Sinne. Die Adelsbriefe von 1429, welche die Jungfrau als aus dem Amte Chaumont, in der Probstei Andelot, gebürtig bezeichnen, sind ein Dokument, dem gegenüber die Ansicht des Herrn Lepage sich als unhaltbar erweist. Auch der Umstand, daß der Jungfrau später im Namen des Königs von England und von Frankreich der Prozeß gemacht wird, ist ein Beweis, daß sie eine Französin gewesen sein muß.

Es verdient noch bemerkt zu werden, daß die Gränzlinie zwischen der Champagne und Bar, welche Domremy berührte, bis 1571 so ungewiß und so beweglich war, daß um diese Zeit eine neue definitive Regulirung dieser Gränzlinie Gegenstand von Unterhandlungen war zwischen Karl IX., König von Frankreich, und Karl III., Herzog von Lothringen und von Bar, welche Unterhandlungen auch einen Vergleich zur Folge hatten. Domremy kam durch diesen Vergleich seinem ganzen Umfange nach unter die Herrschaft der Herzoge von Lothringen; es blieb unter derselben, bis Lothringen als Provinz dem Königreich einverleibt wurde. Es kann demnach den Urkunden, welche aus der Zeit nach 1571 herrühren, in Bezug auf die vorliegende Streitfrage, kein Werth beigelegt werden. Es ist also als ausgemacht anzusehen, daß Jeanne Darc von Geburt eine Französin ist im buchstäblichsten Sinne des Wortes.

Nord-Amerika.

Literatur der holländisch-amerikanischen Geschichte.

(Fortsetzung.**)

Im Jahre 1624 trat die neue Compagnie eigentlich erst in das politische Leben ein; sie begann dasselbe mit Besitznahme der Mündung des Hudson oder wenigstens mit der Gründung einer Stadt, die jetzt Neu-Amsterdam genannt wurde: das spätere New-York. Von einer eigentlichen Besitznahme war auch jetzt noch nicht die Rede. Von dem Jahre 1624 begannen die Expeditionen nach Brasilien, von dem zuerst ein großer Theil erobert und wieder verloren wurde (im Jahre 1624 und 1625). Theils zum Zweck neuer Eroberungen auf diesem Gebiet, theils zur Kaperei rüstete die Gesellschaft in den Jahren 1625 bis 1628 eine Anzahl mächtiger Flotten aus, die den Spaniern in jenen Gewässern immer gewachsen, oft überlegen waren. Endlich im Jahre 1628 gelang die Erbeutung der spanischen Silber-Flotte, die den Ertrag der Kolonial-Bergwerke ins Vaterland abführte. Durch diesen glänzenden Erfolg wurden die Spanier fortan verhindert, Silber-Flotten abzusenden, und dadurch ihrer hauptsächlichen Hülfsquellen beraubt. Auch begannen sofort Friedensunterhandlungen, denen sich aber die gomeristisch-orangistische Partei, diesmal mit Erfolg, widersetzte. Auch den Angriff Spaniens im Jahre 1639 half die bewaffnete Macht der Compagnie abwehren, und durch die beständigen Diversionen in den amerikanischen Gewässern ward es den Feinden unmöglich gemacht, ihre ganze Flotte gegen Holland zu wenden. Dieser spanisch-holländische Krieg, so wie die im Jahre 1630 endlich erfolgte Wiedereroberung eines Theils von Brasilien, die Geschichte dieser Herrschaft bis 1654, die Eroberung der spanisch-portugiesischen Besitzungen in Afrika — dies Alles findet sich wenigstens, was die äußere Erscheinung betrifft, in dem oben angeführten Buch von Netscher gut und ausführlich dargestellt. Jedoch die eigentlichen Gründe des endlichen Verlustes aller wichtigen Besitzungen sucht Netscher mehr in ganz äußerlichen Gründen und in der fehlerhaften Constitution der Compagnie, als in der Treulosigkeit Hollands gegen dieselbe. So groß war in der That der Widerwille der Arminianer gegen die Compagnie, daß sie lieber einen höchst wichtigen Handel dem Lande verloren gehen ließen, als auch nur einigermaßen den Krieg zu unterstützen. Von diesen Kämpfen für und wider die Unterstützung des Krieges der Compagnie gegen deren aufrührerische Unterthanen sind die „Resolution der Staaten von Holland und Westvriesland", die „Resolution der Staaten-Generaal" und die Tagespresse vom Jahre 1645 bis zum Jahre 1649 erfüllt; es war dies mehr oder weniger das Ereigniß, um das sich das politische Leben drehte, etwa wie heute die orientalische Frage unter uns. Auch in den Friedensverhandlungen von Münster und Osnabrück spielten diese Bewegungen eine Rolle.

Alle diese Ereignisse waren von großem Einfluß auf die Entwickelung der Kolonie Neu-Niederland, die sich immer mehr nach allen Seiten ausdehnte und schon im Jahre 1630 bedeutende Ansiedelungen an beiden Ufern des Hudson, so wie einige kleinere an denen des Delaware-Flusses, besaß. Aber bis zum Jahre 1630 machten die ungeheuren Anstrengungen der Compagnie es ihr unmöglich, Bedeutendes für die scheinbar unwichtige Kolonie zu thun. In jenem Jahre wurden einigen mächtigen Direktoren der Gesellschaft Privilegien zur Begründung von „Kolonieen" gegeben, die alle feudalen Rechte deutscher Baronieen besaßen und selbst eine große Anzahl von Unterfassen zählten und die dann an der Geschichte des Landes wenig Theil nahmen, sondern sich autonomisch und unabhängig entwickelten. Nach dieser einen großen Anstrengung vergaß man die Kolonie wieder und überließ sie sich selbst. So kam es denn, daß die Holländer nicht im Stande waren, den übrigens vollkommen gerechten Reclamationen der Engländer über das Besitzrecht der Kolonieen bewaffnete Gründe entgegenzusetzen; daß diese von Neu-England aus erst bis an den Connecticut-Fluß, dann aber immer weiter und weiter vordrangen und zuletzt im Jahre 1664, mit Beihülfe einer vom Herzog von York übersandten Land- und Seemacht, das ganze frühere Neu-Niederland der englischen Oberhoheit unterwarfen.

Mit dem Verlust der früheren brasilianischen Besitzungen, mit dem Aufhören des spanischen Krieges und zuletzt mit der Eroberung der einzigen wahren Kolonie, welche die Handelsgesellschaft besaß, hörte jede reelle Grundlage für die Existenz der Compagnie zu bestehen auf. Schon seit Jahren bankbrüchig, ging sie im Jahre 1674 vollkommen zugrunde. Eine unter demselben Namen im folgenden Jahre errichtete Gesellschaft, die sich noch einigermaßen an die frühere anschloß und bis zur Zeit Napoleon's fortbestand, war in ihren Prinzipien durchaus von derselben verschieden und hatte sich den Handel mit den wenigen holländischen Kolonieen in Süd-Amerika als Hauptzweck vorgesetzt. Die große Westindische Compagnie hatte ihren Zweck nur theilweise erfüllt; sie hatte die südlichen Niederlande nicht befreien können, und ihr war es nur gelungen, die Angriffe Spaniens gegen Holland zu paralysiren und mächtig zur endlichen Anerkennung der Selbständigkeit dieses Landes beizutragen. Daß die große Idee des Stifters nicht zur vollen Ausführung gelangte, können wir nur dem Widerstande der holländischen Partei zuschreiben, deren Angriffsmittel und Wirken im Einzelnen darzustellen hier jedoch nicht der Platz ist.

Ich glaube im Obigen eine genügende Einleitung zur Besprechung der Literatur selbst gegeben zu haben.

* * *

Es ist vor nicht langer Zeit von dem größten lebenden französischen Historiker der glückliche Versuch gemacht worden, die Entstehung und Ausbildung der Literatur eines bedeutenden Geschichtsgebietes auf die zu Grunde liegenden rein äußerlichen Momente zurückzuführen. Dieses Verfahren, das mehr belehrend als erhebend genannt werden kann, ist wohl fast auf allen anderen Gebieten der Wissenschaft mit gleichem Erfolg anzuwenden und würde auch wohl öfter angewendet werden, wenn die Eitelkeit sich gegen dasselbe nicht sträubte. Da wir es aber hier mit Holländern und Amerikanern zu thun haben, so dürfen wir das einzig richtige Verfahren hier ohne Scheu anwenden.

Der erste Schriftsteller, dem wir begegnen, Lambrechtsen, scheint sein Buch hauptsächlich geschrieben zu haben, um sich in Nord-Amerika einen Namen zu machen. Wenigstens spricht aus der Dedication eine gewisse tadelnswerthe Prunksucht. Sein Buch ist überaus schwach. Obgleich ihm in Seeland die Archive der Westindischen Compagnie zu Gebote standen, die später verloren gegangen sind, so enthält sein Buch doch kaum eine Notiz, die man nicht aus den noch übrig gebliebenen Quellen schöpfen könnte. Er hat gewiß keinen Versuch gemacht, sich der Reichs-Archive, der wichtigen Pamphlet-Sammlungen und der ge-

*) Die meisten Texte sprechen auch nur von den Gränzen („marches" oder „frontières") Lothringens.

**) Im vor. Blatte des „Magazine" S. 325, Sp. 1, Z. 20 v. u. statt Ontdekking l. „Ontdekking"; Z. 19 statt Lotyenallen l. „Lotgevallen"; Z. 13 statt Kennis l. „Kennis".

druckten Staats-Resolutionen zu bedienen, die ein hochgestellter Mann, wie Lambrechtsen war, leicht zur allerbequemsten Benutzung erhalten konnte. Unter anderen Irrthümern enthält dieses oberflächliche Werk den: es sei ganz Neu-Niederland im Jahre 1656 für siebenhunderttausend Gulden an die Stadt Amsterdam verkauft worden; während in der That diese Stadt nur einen kleinen Landstrich am Ausfluß des Delaware erhielt. Daß hier von einem Erkennen des inneren Zusammenhanges der Westindischen Compagnie mit den übrigen europäischen und außereuropäischen Verhältnissen gar nicht die Rede sein kann, braucht kaum erwähnt zu werden.

Die beigefügte Karte ist noch ungenügender, als das Buch; der Verfasser des letzteren hat nicht gewußt, daß die Karte von Montanus, die er als Hauptquelle kopirte, selbst eine schlechte Kopie einer größeren Karte war.

Ganz unabhängig von obigem Werk ist Washington Irving's komische Geschichte von New-York: ein bekanntes Meisterwerk des Humors. So wenig dieses Buch sich an die Fakta hält, so bewahrt es uns doch eine Anzahl historischer Erinnerungen auf, die höchst sonderbarerweise von den späteren wirklichen Geschichtschreibern nicht beachtet worden sind. Uebrigens theilt der Verfasser mit dem Holländer die Ansicht, daß die Engländer durch Wegnahme New-Yorks ein schreiendes Unrecht begangen haben.

Dieses höchst geistreiche Werkchen mag vielleicht schon aus denselben Motiven hervorgegangen sein, die hauptsächlich zu den späteren größeren Untersuchungen führten. Wie das nicht anders sein kann, besteht eine gewisse Nachbar-Eifersucht zwischen den einzelnen Staaten Nord-Amerika's, und wenn diese sich auch nicht wörtlich in dieser Literatur ausspricht, so spricht sie doch deutlich genug zwischen den Zeilen. Es ist nun das Neu-England- oder Yankee-Element in den Vereinigten Staaten so stark, daß die alten Erinnerungen der Kämpfe und Reibungen zwischen Neu-Niederländern und Neu-Engländern den Holländern in der Volks-Tradition einen argen Namen gemacht haben. Jedermann weiß, daß das Wort „Dutchman" noch heute eine Art Schimpfwort ist, das der schlechtesten Art deutscher Auswanderer gegeben wird, und mit diesem Schimpfworte verbinden sich jene Erinnerungen. Gegen dieses Vorurtheil nun suchen die New-Yorker Schriftsteller anzukämpfen und alle Handlungen der holländischen Ansiedler als durchaus gerecht, die der Neu-Engländer als schändlich darzustellen.

Ziemlich unparteiisch tritt in dieser Frage Bancroft auf, dessen Darstellung der Geschichte Neu-Niederlands, zumal in den neuesten Ausgaben, auf ziemlich guter Quellenkenntniß beruht. Wenigstens können wir ihm nachrühmen, daß er diejenigen der Schriften von W. Usselinx, die ihm zugänglich waren, mit Aufmerksamkeit gelesen hat, und er giebt uns daher noch die besten Nachrichten über diesen außerordentlichen Mann. In der Massenhaftigkeit der Details steht er natürlich den Spezial-Schriftstellern bei weitem nach. Was bei einem so berühmten Autor am meisten zu erwarten gewesen wäre, ein tiefes Eingehen auf den inneren Zusammenhang der Verhältnisse, vermissen wir übrigens gänzlich, zum Theil vielleicht, weil ihm nicht alle Quellen zugänglich waren.

Die reinsten Motive liegen der schönen Arbeit von O'Callaghan zu Grunde. Er hat oft von unverständigen Leuten sagen hören, die Urgeschichte des vaterländischen Bodens sei dürr und interesselos, und er stellte sich nun die Aufgabe, das Gegentheil aus den Quellen nachzuweisen. Als er bereits weit in der Untersuchung der in New-York aufbewahrten Dokumente fortgeschritten war, trafen die auf Veranstaltung der New-Yorker Regierung in Europa gesammelten Quellen der Urgeschichte des Staates ein. Von diesen Quellen selbst wollen wir weiter unten, bei Gelegenheit des Brodheadschen Buches, sprechen. O'Callaghan hat seinen Zweck vollkommen erreicht, wie unter Anderem der Umstand beweist, daß sein zweiter Band wenige Wochen nach seinem Erscheinen in zweiter Auflage wieder abgedruckt ward. Obgleich als eigentliche Untersuchung gewiß mangelhaft, erreicht das Buch fast die Meisterwerke historischer Darstellung. Die wirklichen Verhältnisse der Zeit, die hier geschildert wird, treten uns kräftig und deutlich vor das Auge: die Sitten der Wilden, die Kämpfe mit ihnen und mit den Engländern, die innere Verwaltung, die Persönlichkeiten. Besonders ausgezeichnet ist das dritte Kapitel des ersten Buches, das von der Natur des Landes und den Sitten der Wilden handelt. Mit genauem Anschluß an die Quellen, ja, fast an deren einzelne Worte giebt uns der Autor in demselben ein überaus plastisches Bild jener Zeit und Gegend.

Aber die Behandlung der Geschichte selbst ist dem Verfasser weniger geglückt; ein Umstand, der dem deutschen Leser, ja, wohl auch gar dem Amerikaner ziemlich gleichgültig sein kann; denn O'Callaghan hat nur insofern gegen die Ausführung seines Planes gefehlt, daß er Ereignisse und Umstände übersehen hat, die für die Weltgeschichte in hohem Grade gleichgültig sind. Es lag dem ausdrücklich angegebenen Vorhaben des Verfassers fern, Aufschlüsse über den Zusammenhang der von ihm geschilderten Begebenheiten mit denen der übrigen Welt zu geben, und wo er es versucht, hat er Alles geleistet, was man von einem Spezial-Schriftsteller, eben mit seinem Plan, verlangen kann. Nur beiläufig läßt er sich auf Besprechung der völkerrechtlichen Frage ein, die historisch hier im Vordergrunde steht; er versucht auch keine eigentliche Lösung, nimmt sie jedoch in dem Sinne der New-Yorker Schriftsteller als gelöst an und gründet hierauf einige leidenschaftliche Perioden, die gegen den Undank Karl's II. und Jakob's II. gerichtet sind. Beide Fürsten hatten während ihrer Verbannung in Holland gastliche Aufnahme gefunden.

Sehr werthvoll sind die dem Buche beigegebenen Karten, Bilder, Namensunterschriften u. s. w.; alle nach alten Originalien kopirt.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Eine Pilgerreise nach Mekka und Medinah. In der Sitzung der Londoner geographischen Gesellschaft vom 19ten v. M. wurde ein interessanter Bericht über die auf Kosten dieses Vereines unternommene Reise des Lieutenants Burton nach Mekka und Medinah verlesen. Da der Besuch der heiligen Oerter des Islam den Nicht-Muhammedanern streng untersagt ist, so beschloß der Reisende, die Rolle eines afghanischen Pilgers zu spielen, wobei ihm seine in Indien erworbene Kenntniß jener Sprache zu Statten kam. In Suez traf er mit einem Eingebornen von Mekka und mehreren in Medinah wohnhaften Personen zusammen, die ihn für ihren Glaubensgenossen hielten und sich erboten, den vermeintlichen Wallfahrer nach ihrer Heimat zu begleiten. Hierdurch wurde es ihm möglich, die Stadt Medinah unangefochten zu erreichen, die Moschee mit dem Begräbnißplatz des Propheten zu besuchen und alle geheiligte Stätten, mit Ausnahme des Chaibar, zu besuchen. Eben so hatte er in Mekka Gelegenheit, den Ceremonien des Hadsch beizuwohnen, eine Ansicht der Kaaba zu zeichnen und alle Merkwürdigkeiten des muselmännischen Jerusalems in Augenschein zu nehmen. Er konnte daher nach Aegypten mit dem Titel und den Vorrechten eines „Hadschi" zurückkehren, die, wie er glaubt, ihm bei seinen künftigen Ausflügen in diesen Ländern von großem Nutzen sein werden.

— Vehse's Geschichtsbuch in England. Von Vehse's Geschichte der deutschen Höfe sind kürzlich die „Memoirs of the Court of Prussia" in englischem Gewande erschienen. Uebersetzer ist Herr Franz C. F. Demmler, ein in England eingebürgerter Deutscher, der ein tadelloses Englisch schreibt. Das Buch findet natürlich auch drüben sehr viele Leser. Es ist nur zu bedauern, daß die Engländer, die sonst selten ein deutsches Geschichtswerk übersetzen und lesen, dadurch einen falschen Begriff von deutscher Geschichtschreibung bekommen, die sie, nach Lesung des Vehseschen Buches, mit dem Memoirenkram der Franzosen, mit der Historiographie eines Aler. Dumas, in Einen Topf werfen werden. Der Charakter des großen Friedrich, den Vehse eben so, wie die Portraits der Männer des Tabakskollegiums oder des Religions-Ediktes, aus Anekdoten zusammengelesen, ist den Engländern glücklicherweise aus gediegeneren, historischen Auffassungen, namentlich durch das Werk des Lord Dover, seit längerer Zeit bekannt.

Literarischer Anzeiger.

Für Forst- und Landwirthe.

In unserem Verlage ist erschienen:

Pfeil, W., Anleitung zur Ablösung der Waldservituten. Dritte Auflage. Preis 2 Thlr.

Die zweite Auflage dieses Werkes war durch die Veränderung der preuß. Gesetzgebung antiquirt. Diese mit Rücksicht auf die Gesetzgebung bis zum Jahre 1854 gänzlich umgearbeitete dritte Auflage ist daher auch für die Besitzer der zweiten Auflage unentbehrlich.

Pfeil, W., Das forstliche Verhalten der deutschen Waldbäume und ihre Erziehung. Dritte sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Preis 2½ Thlr.

Auch als zweite Abtheilung des Handbuchs für Forstbesitzer und Forstbeamte. Alle in neuester Zeit bekannt gewordenen bewährten Erfahrungen über das Leben unserer Holzpflanzen hat der berühmte Herr Verfasser mit gewohnter Gründlichkeit und Vorsicht in dieser neuen Auflage nachgetragen.

Berlin, im Juli 1854. **Veit & Comp.**

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 23, und beim Spediteur Neumann, Wilhelmsstr. Nr. 21), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 84. Berlin, Sonnabend den 15. Juli 1854.

Frankreich.

Bruchstücke aus Pariser Briefen des Redacteurs.

III. Das *Théâtre Français*. — Meyerbeer's neue Oper. — Schamyl als Theaterheld.

. . . Die warmen Sommerabende in Paris, dessen herrliche Umgebungen zu Spaziergängen und Fahrten so einladend sind, in den Theatern zubringen, scheint allerdings ein ungerechtfertigtes Verfahren; das anhaltende Regenwetter, das bereits den Erzbischof von Paris zur Anordnung von Kirchengebeten für Abwendung des Wassers veranlaßte, hat jedoch nicht blos mich, sondern alle hier verweilenden Fremden in die Theater getrieben, so daß sie sammt und sonders — und ihre Zahl ist hier bekanntlich sehr groß — täglich bis zum letzten Platze gefüllt waren. Am übelsten ist der sogenannte „Hippodrome" daran, weil hier zwar die Zuschauer unter Dach sitzen, die weite Arena jedoch, auf der in ausgedehnten Kreisen und Windungen die Schauspiele stattfinden, unbedeckt ist. Gleichwohl habe ich dort unter strömendem Regenguße von ritterlichen Amazonen und geschminkten Helden den „Kampf der Wagen und Gesänge" vor Tausenden von Zuschauern aufführen sehen. Ja, Letztere waren augenscheinlich durch die contraire Witterung noch lebhafter und lustiger à la Française gestimmt, als gewöhnlich, denn sie applaudirten selbst, als die Damen, die auf den durchnäßten Rennern nicht den gewohnten festen Boden hatten, herunterfielen, und als die schnaubenden Rosse der zweiräderigen Renn- und Siegeswagen den nassen Sand der Arena bis in die Räume und Gesichter der Zuschauer trieben.

Zuerst besuchte ich das Théâtre Français, die berühmte Bühne, auf welcher früher Talma und die Mars, jetzt die Rachel mustergebend für das französische Theater waren und sind. Die Rachel, die seit ihrer Rückkehr von St. Petersburg, wo sie länger sich feiern ließ, als man hier unter den antirussisch gewordenen politischen Gesinnungen zugeben wollte, nicht mehr so beliebt ist, als früher, spielte an diesem Abende nicht; wohl aber sah ich ihre nicht minder talentvolle blutsund glaubensverwandte Kollegin Judith, die in einem neuen einaktigen Drama „La Reine de Lesbos" die Heldin des Stückes, die Sappho, gab. Von allen Dramatisirungen dieser verliebten Dichterin — und es giebt deren in allen Sprachen — ist diese „Reine de Lesbos", von einem Herrn Juillerat, gewiß die allerschwächste und eindruckloseste. Die französische Auffassung der höheren, der sogenannten klassischen Tragödie ließ uns Deutsche immer kalt und erschien uns — besonders auch, was das Pathos der dramatischen Declamation betrifft — unnatürlich und widerwärtig; seitdem wir jedoch die Griechen, Sophokles und Euripides, in ihren eigenen Dramen auf unserer Bühne gesehen, kommen uns diese französischen Figuren mit dem griechischen Purpur und der römischen Toga wie Marionetten vor, die, obwohl sie mit menschlichen Stimmen reden, doch kein Herz im Busen tragen und blos von Drähten in Bewegung gesetzt werden. Judith-Sappho recitirte einige lesbische Oden unter Begleitung von Lyraklängen, die das Orchester des Théâtre Français mit großer Zartheit und Eleganz ertönen ließ; aber auch diese saubere, elegante Composition erschien durch die unwillkürliche Vergleichung mit Mendelssohnscher Musik unbedeutend und matt. Sappho agirt in dem Stücke zuerst als Hofpoetin, verliebt in den künftigen Schwiegersohn des Königs Pittakus, Phaon, der, ungeachtet aller seiner Bewunderung ihrer Poesie, nur für die Tochter des Königs, Klimene, Augen und Ohren hat. Aergerlich darüber, verbindet sie sich mit einem Unzufriedenen, Namens Demophile, der seinerseits ebenfalls in Klimene verliebt ist. Sappho und Demophile sollen eben von Lesbos ausgewiesen werden — da besinnt sich der König Pittakus eines Besseren und tritt seinen Thron, dessen er müde ist, an die Dichterin Sappho ab, die gleich darauf los regiert und dem Phaon befiehlt, statt der Königstochter die Königin zu heiraten. Als dieser nicht will, kömmt es zu ärgerlichen Scenen, wobei der Exkönig Pittakus so entschieden gegen die regierende Königin auftritt, daß diese wieder ihre Lyra gegen das Scepter eintauscht und sich nun mit ihrer Leier von dem lesbischen Felsen in das Meer stürzt. Mir erschien dieses Ende noch viel zu spät, obgleich das neue Trauerspiel kaum eine Stunde gedauert hatte. Dagegen machte mir die darauf folgende Aufführung des Scribeschen Lustspieles „La Camaraderie" außerordentliches Vergnügen. Das Stück, obwohl schon etwas veraltet, da es das journalistische Klickenwesen und das Deputirten-Unwesen unter der Regierung Ludwig Philipp's schildert, enthält doch eine Masse pikanter Anspielungen, die auch heutzutage noch auf das schriftstellerische Treiben und auf die Salons-Intriguen von Paris passen. Die „Journalisten" von Freitag sind nichts weiter, als eine auf Deutschland und das Jahr 1849 übertragene, verblaßte Kopie der „Camaraderie". Und da das deutsche Stück unmöglich so gut gespielt werden kann, wie in Paris das französische, so muß Jedem, der das Scribesche Lustspiel hier gesehen, das Freitagsche fast unerträglich scheinen.

Am folgenden Abende wurde im Theater der Opéra-Comique die neue Oper von Meyerbeer: „L'Etoile du Nord", gegeben, die ich natürlich, schon aus landsmannschaftlichem Interesse, nicht versäumen durfte. Es war die dreiundfunfzigste Darstellung dieser Oper, und das Haus war eben so drückend voll, wie bei der ersten Aufführung. Du weißt, daß der Komponist seine besten Sachen aus dem „Feldlager in Schlesien" für dieses Werk benutzt hat. Meyerbeer, obwohl ein sehr großer Komponist, ist doch ein noch größerer guter Spekulant. Das „Feldlager" war, wie Du weißt, ein Gelegenheitsstück, das bei Wiedereröffnung des nach dem Brande neuerbauten Berliner Opernhauses gegeben wurde. Der Text von Rellstab ist nichts weniger als von dramatischem Interesse, woran zum Theil der Umstand schuld ist, daß, obwohl das Sujet eine Episode aus dem Leben Friedrich's des Großen behandelt, der König selbst doch nicht auf die Bühne gebracht werden durfte und dieser nun hinter der Scene eine sehr travrige Rolle spielt, fast eben so wie der arme Bursche, der von den Kroaten für den König angesehen wird. Meyerbeer sah sehr bald ein, daß mit diesem Sujet seine Oper unmöglich außerhalb Berlins Glück machen könne. Er ließ sich also zu seinen Melodieen einen neuen Stoff, und zwar von dem erfinderischsten, französischen Textdreher, von Scribe, schreiben, und dies ist der „Stern des Nordens" (nicht „Nordstern" der auf französisch bekanntlich „l'étoile polaire" heißt). Die Ouverture mit dem bekannten, von der Harfe begleiteten, romantischen Motiv, das auch im „Feldlager" bei den Traumgesichten des lieblichen Zigeunermädchens Vielka sich wiederholt, ist ganz dieselbe, wie in der deutschen Oper. An die Stelle des Zigeunermädchens, in welcher Rolle wir Jenny Lind in Berlin zum ersten Male auftreten sahen, ist in dem Scribeschen Stücke das „Mädchen von Marienburg", die nachmalige Gemahlin Peter's des Großen, Katharina I., getreten. Die Oper beginnt, beinahe ganz eben so wie „Zar und Zimmermann" von Lortzing, mit einer Arbeiterscene auf einem Schiffbauhof, wo Peter als Zimmermann arbeitet und in Verbindung mit einem anderen Russen es in einem Kampfe mit der ganzen übrigen Zimmergesellenschaft aufnimmt. Auch in einem folgenden Akte wiederholt sich diese Erinnerung an „Zar und Zimmermann", indem nämlich Peter in seinem kaiserlichen Palast ein ganz ähnliches sentimentales Lied, wie dort, von „Scepter und Krone" und von der „Seligkeit, ein Kind noch zu sein" anstimmt:

„O jour heureux de joie et de misère
. . . . . .
Reviens! — et j'abandonne
Le sceptre et la grandeur!
Destin, prends ma couronne,
Et rends-moi le bonheur!"

Inzwischen hat Scribe doch den Charakter des halbwilden und nicht blos ruhmes-, sondern auch stets branntweindurstigen Zaren richtiger gezeichnet, als der Dichter-Komponist von „Zar und Zimmermann". Die Oper ist durchweg von dramatischem Interesse, obwohl sie, wie gewöhnlich die Scribeschen Texte, von Unwahrscheinlichkeiten wimmelt. Das Mädchen von Marienburg (oder, nach Scribe, vielmehr von Wyborg) ist, nach Scribe, in der Ukraine geboren und weiß, eben so wie Vielka im „Feldlager", durch ihre Wahrsagereien aus der Hand und durch ihre Gesänge und Tänze die wilden Baschkiren, welche Wyborg plündern wollen, zu beschwichtigen. Dabei singt sie denn auch das schöne, Dir bekannte Rondo mit Chor. Eben so

erzählt sie bei dieser Gelegenheit, wie ihre sterbende Mutter ihr prophezeit habe: ihr Glücksstern werde im Norden aufgehen (l'étoile du nord), wobei das stets eindrucksvoll sich wiederholende romantische Motiv angebracht ist. Meyerbeer hat aber auch viele neue und außerordentlich schöne Sachen hinzu komponirt. So im ersten Akte ein treffliches Lied, mit welchem ein Pastetenbäcker seine Kuchen anbietet; dann ein Trinklied der Finnländer zu Ehren Schwedens und gegen Rußland; ein ungemein humoristisch gehaltener Gesandtschaftsbericht, mit welchem die Heldin des Stückes auftritt; mehrere eindrucksvolle Chorgesänge, so wie ein Gebet und eine Barcarole, mit welchem Katharina, die, als „Remplaçant" ihres Bruders, in das Heer der Russen eintritt, von Letzterem und dessen Braut, während diese an den Traualtar treten, ungesehen Abschied nimmt.

Der zweite Akt spielt eben so, wie in dem Rellstabschen Stücke, im Feldlager, doch natürlich der Russen. Er beginnt, wie dort, mit Tänzen der Marketenderinnen und der in Soldatenkleider gesteckten, mit Zopf und Haarbeutel ausgestatteten Tänzerinnen des Corps-de-Ballet. Die trefflichen Lieder, die dort von Zithenschen Husaren und von preußischen Grenadieren gesungen werden, hört man in der „Etoile du Nord" von Kosaken und Strelitzen anstimmen — und dies hat, wie ich gestehen muß, auf mich einen so fatalen Eindruck gemacht, daß mir die Freude an der schönen Composition darüber ganz verloren ging. Jene Lieder haben sich, eben so wie der Dessauer Marsch, den Meyerbeer auch in der „Etoile du Nord" als Motiv für das Finale des zweiten Aktes benutzt hat, mit dem preußischen Heere so identifizirt, daß es mir widerwärtig war, sie von russischen Soldaten gewissermaßen als National-Eigenthum beansprucht zu sehen. Ich fürchte, daß, wenn die Oper auf die Berliner Bühne kommen sollte, dort ein ganz ähnliches Gefühl im Publikum herrschen wird, und dies möchte dem übrigens ganz effektvollen Werke dort so nachtheilig sein, daß es in dieser Form auf der Berliner Bühne kaum geduldet werden dürfte. Noch jetzt, wenn ich mir aus der Erinnerung die Melodieen wiederhole, verdrießt es mich, daß Kosaken und Baschkiren sich anmaßen, die schönen preußischen National-Lieder zu singen und für russisches Eigenthum auszugeben. Scribe hat übrigens auch diesen zweiten Akt viel dramatischer gemacht, als er bei Rellstab ist, und die Scenen, die Meyerbeer hinzu komponirt, namentlich ein reizendes, wiewohl etwas zu französisch leichtfertiges Duett zweier Marketenderinnen und eine Trunkenheits-Scene des Zar Peter, gehören gewiß zu den schönsten Sachen, die er für die Bühne geschrieben.

Der dritte Akt ist, sowohl dem Texte als der Musik nach, fast gänzlich neu. Nur das schöne Flöten-Duo mit Begleitung der Singstimme hat Meyerbeer herübergenommen, und zwar macht es auch hier wieder durch Scribe's geschickte Veranstaltung, der eine musikalische Rückerinnerung à la „Schweizerfamilie" und „Weiße Dame" eingeflochten, einen viel dramatischeren Eindruck als im „Feldlager". Einige langweilige Späße, die der Verfasser einem deutsch (was man in Paris anfangs für russisch hielt) parlirenden Unteroffizier der Strelitzen in den Mund gelegt, könnten indessen wegbleiben, ohne daß der Oper dadurch geschadet würde.....

Meinen letzten Pariser Theater-Abend brachte ich in der Porte St. Martin zu, einem der Boulevard-Theater, wo gewöhnlich Melodramen und Spektakelstücke gegeben werden. Es wird dort jetzt einen Abend nach dem anderen ein solches Stück unter dem Titel „Schamyl" gegeben, worin der Prophet, Sultan und Feldherr der Tscherkessen die Hauptrolle spielt. Das Drama, dessen Verfasser ein zur Pariser „Canaillerie" gehörender Schriftsteller, Herr Charles Maurice, ist, ist nichts weiter, als eine Aufeinanderfolge von „Tableaus", Schlachten und Geschrei ohne fesselnde Handlung und im Grunde auch, trotz der pompösen Lobeserhebungen von Jules Janin, Theophile Gautier und anderen Kritikern in den Pariser Journalen, ein Erzeugniß ohne allen Sinn und Geschmack. Man sollte gar nicht glauben, daß ein sonst so feinfühlendes Publikum, wie das französische, zu einer solchen Anhäufung von Geschmacklosigkeit Abend für Abend sich drängen kann. Es hätte aus Schamyl's Leben ein ganz interessantes Drama gemacht werden können: z. B. wenn die im „Magazin" vor einiger Zeit abgedruckte Episode seines Auftretens gegen die eigene Mutter dramatisirt worden wäre. Seine Mutter kömmt allerdings in dem Stücke vor und spielt sogar eine Hauptrolle; aber sowohl diese, als die aller anderen in dem Stücke vorkommenden Personen: eines russischen Generals und Gouverneurs von Tiflis (bei dem der Verfasser den Imam Schamyl seine Erziehung erhalten läßt!), seiner Tochter Nadège, die natürlich ein Engel und in Schamyl verliebt ist, seines Neffen, Capitain Feodore, eines „ninis", der sich in seinem Kommando gegen die Tscherkessen von diesen stets anführen und überlisten läßt, eines verrätherischen Tscherkessen-Häuptlings, Hamsad-Bey ꝛc., sind abgedroschene, unzählige Mal schon auf der Bühne gewesene Charaktere. In diesem Stücke, das fünf Stunden dauert, wird an einem Abende mehr Pulver verschossen, als die Nassauische Armee in zehn Jahren verbraucht. Zum Schlusse erscheinen die Franzosen und die Engländer als Bundesgenossen in Tiflis, wo sie von Schamyl, der übrigens trefflich von einem Herrn Melingue gegeben wird, mit prophetischen Worten begrüßt werden und wo natürlich alle Russen bereits ausgerottet sind. An dem Abende, an welchem ich diese Vorstellung des „Schamyl" sah, hätte übrigens eine furchtbare Katastrophe eintreten können. Ein Statist — wahrscheinlich Soldat — untersuchte nämlich vor dem Anfange der Vorstellung sein Gewehr, indem er mit dem Ladestock in den Lauf fuhr. Dabei stieß er auf etwas Hartes, das ihm wie eine Kugel erschien. Er prüfte nun noch näher und fand wirklich eine Kugel. Sofort wurden alle übrigen schußfertigen Flinten untersucht, und in nicht weniger als vierzehn derselben wurden Kugeln gefunden, welche eine Bosheit ohne gleichen, deren Spuren man jetzt gerichtlich verfolgt, hineingethan hatte. Denke Dir das Entsetzliche, das erfolgt wäre, wenn nicht eine glückliche Fügung des Himmels das Werk der Bosheit zu Schanden gemacht hätte!

Im Hippodrome werden jetzt übrigens Schauspiele vorbereitet, worin alle Schlachten, die zu Lande oder zur See gegen die Russen gefochten werden, vollständigst, mit den Uniformen und Emblemen aller kriegführenden Nationen, nachgeahmt werden sollen. Das Theater hat dazu allein fünfhundert Statisten engagirt. J. L.

Nord-Amerika.

Literatur der holländisch-amerikanischen Geschichte.

(Schluß.)

Koenen's Pavonia ist eine höchst dürftige Notiz, dem Titel nach über eine Besitzung, die der bekannten Familie De Pauw in der Nähe von Neu-Amsterdam gehörte; in der Wirklichkeit aber über die Geschichte von Neu-Niederland. Sie hat nur die zugänglichsten Quellen in höchst unzureichender Weise benutzt. Uebrigens ist dieses Schriftchen wohl als das Produkt überfließenden Ehrgeizes zu betrachten, dem das erwachende Interesse Hollands an der überseeischen Kolonie, die sich einen so bedeutenden Namen gemacht hatte, eine gute Gelegenheit bot. Sein Ton ist im höchsten Grade bombastisch und geschmacklos, und durch Abziehen von Separat-Drucken und Uebersendung an die wenigen wissenschaftlichen Autoritäten hat sich dasselbe eine weit über sein Verdienst hinausreichende Berühmtheit erworben.

Das Werk unserer Landsmännin Talvj enthält auch eine kurze, wohl ganz aus fremden Arbeiten geschöpfte Notiz über den vorliegenden Gegenstand.

Die oben bezeichneten Motive hatten in New-York Mächtiges gewirkt; im Jahre 1841 ward, wie bereits erwähnt, in Holland eine Sammlung von Dokumenten veranstaltet und bei dieser Gelegenheit Manches in den Zeitungen über die nordamerikanische Kolonie geschrieben. Noch stärker wurden diese Anregungen durch die bedeutende Nachfrage nach den Quellenschriften jener Geschichte, deren eine sehr große Zahl wirklich existirt, von denen aber nur wenige bekannt waren. Ein Buchhändler durchreiste sogar das Land, um nach dergleichen Seltenheiten zu suchen.

Bei dem sehr engen Verkehr, der zwischen Buchhändlern, Archivaren, Professoren und historischen Dilettanten in Holland stattfindet, konnte dies nicht verfehlen, eine gewisse Bewegung hervorzurufen. Dieser verdanken wir die beiden sehr verschiedenartigen Erscheinungen, von denen wir jetzt sprechen wollen.

Herr Berg van Duffen ist ein tüchtiger historischer Dilettant; aber leider auch nicht mehr, als das. Bekannt mit den frühern Arbeiten über die nord-amerikanische Kolonie sah er wohl ein, daß den Verfassern derselben ein richtiger Einblick in den Zusammenhang jener Ereignisse mit der holländischen Geschichte fehlte. Um diesen herzustellen, hat er die meisten Quellen, jedoch leider nur flüchtig, gelesen. Uebrigens enthält sein Schriftchen, das nur einige Bogen stark ist, manches Schätzenswerthe. Es fehlt ihm jedoch an historischem Scharfblick, und dies hat der Verfasser vielleicht selbst eingesehen und sich von der unvollendeten Arbeit früh zurückgezogen.

Fr. Muller's „Catalogue" ist eine von dem Verfasser dieses Artikels zusammengestellte Collection von Büchern über Amerika, begleitet von Notizen. Einen Werth hat diese Schrift insofern, als sie die erste Zusammenstellung der gedruckten Quellen der holländisch-amerikanischen Geschichte bietet. Von den hier aufgezeichneten holländischen Schriften ist bei weitem der größere Theil von dem Verfasser selbst entdeckt worden. Die Notizen sind übrigens in ganz unglaublichem Grade flüchtig und fehlerhaft und haben dem Verfasser mehr geschadet, als die Entdeckung der wirklich wichtigen Quellen ihm genutzt hat. Auf sehr verständige Weise argumentirend, schrieben die Amerikaner die letztere — dem großen Glück des Verfassers zu.

O'Callaghan's „Documentary History" ist eine Sammlung, ähnlich der von Pertz, Lachmann ꝛc. herausgegebenen Collection interessanter Geschichtsquellen. Nicht bestimmt, Alles zu umfassen, beschränkt sie sich auf eine Anzahl Dokumente, in denen man den Verlauf der Be-

gebenheiten deutlich verfolgen kann. Auch hier finden sich Kopien alter Ansichten, Karten u. s. w.

Eine höchst eigenthümliche Natur hat das Werk des Herrn Netscher, es scheint dazu bestimmt, nur die Brust dieses höchst schmucken Grenadier-Lieutenants mit einem Orden zu zieren. — Ich will damit nicht etwas durchaus Tadelndes gesagt haben. Herr Netscher scheint den Orden auch verdienen zu wollen. Mit Benutzung von Quellen, die seine Vorgänger übersehen oder nicht richtig gewürdigt hatten, wendet er seine Aufmerksamkeit nicht der nordamerikanischen, sondern der brasilianischen Besitzung der Compagnie zu. Für diese Geschichte sind die Quellen überaus zahlreich. Er hat jedoch nur einige benutzt, unter denen freilich viele wichtige. Doch ist er in der Auswahl derselben keineswegs kritisch zu Werke gegangen und ist dadurch zu mancherlei Irrthümern verleitet worden, ganz abgesehen von dem, was er hätte benutzen können, wenn er sich die Mühe gegeben hätte. Erhebliches hat Herr Netscher geleistet, indem er zuerst den Zweck der Westindischen Compagnie klar aufgefaßt und ihre ökonomische Lage darzustellen versucht hat. Doch nähert er sich in beiden Fällen nur der Wahrheit.

Am besten ist die Darstellung des Kampfes in Brasilien; jedoch nur bis zum Abfall der Portugiesen im Jahre 1645. Hier nämlich tritt der leitende Gedanke oder vielmehr — Stern des Herrn Netscher hervor. Es ist nämlich Manches unlauter in den Motiven, die zu diesem Abfall führten, auch haben sich die Holländer hier so wenig, als die Brasilianer, besonders ehrenhaft benommen, und Herr Netscher, der sein Buch dem Kaiser von Brasilien gewidmet hatte, wollte nach keiner Seite Anstoß geben, am wenigsten in seinem Vaterlande.

Besonders schwach ist der erste Abschnitt des Buches bis zur Gründung der Westindischen Compagnie, sowohl was die Notizen über frühere Reisen nach Brasilien, als was die sonstige Geschichte anbetrifft.

Die Karte reicht für die Benutzung des Buches hin. Doch sind zu derselben viele vortreffliche, vollkommen zugängliche Materialien nicht verwendet worden.

Sehr verschieden von allen diesen Leistungen sind die des Herrn Brodhead. Wie er selbst gesteht, ganz unerwartet wurde er im Jahre 1839 zum historical agent ernannt und reiste nun nach Holland, England, Frankreich, um die Archive zu durchsuchen. Bei den bedeutenden Mitteln, die ihm zu Gebot standen, hat er weniger geleistet, als man billigerweise von ihm verlangen konnte. So sind, wie bereits bemerkt, eine ganze Anzahl wichtiger, gedruckter Werke ihm entgangen, obgleich er von dem gelehrten und gefälligen Bibliothekar im Haag eifrig unterstützt wurde. Ganz unbeachtet hat er die Geschichte der Westindischen Compagnie gelassen, und seine Sammlung enthält so gut als nichts über dieselbe — und, was unglaublich scheinen möchte, die gedruckten Resolutionen der Staaten von Holland und West-Friesland sind von ihm nicht beachtet worden. Selbst manche geschriebene Dokumente hatte der Verfasser dieses Aufsatzes Gelegenheit zu entdecken, die Herrn Brodhead entgangen waren. Wie große Sünden er sich muß haben zu Schulden kommen lassen, wird Jedem einleuchten, der jemals in den holländischen Archiven und Bibliotheken Untersuchungen angestellt hat; die Männer, die in diesen Instituten angestellt sind, verbinden mit deutscher Gelehrsamkeit und französischer Höflichkeit eine Zuvorkommenheit, die man nur in Holland findet.

Daß unter diesen Umständen Herr Brodhead eine große Menge der wichtigsten Dokumente mitbrachte, versteht sich von selbst. Ein Theil derselben ward ohne sein Zuthun von dem Archivar De Zwaan im Haag für ihn gesammelt.

Inzwischen war das O'Callaghansche und Bergsche Buch erschienen; eben so der Mullersche Katalog. Das erste dieser Bücher verursachte Herrn Brodhead nicht wenig Verdruß, da er die Herausgabe eines Werkes über den Staat New-York als sein Privilegium betrachtete, und er äußerte sich nicht eben höflich über jene Arbeit. Eine solche Aeußerung, wenn auch sehr gemäßigt, ging in Herrn Netscher's Buch über, eine andere über die „Documentary History" findet sich in dem Buch des Herrn Brodhead selbst.

Dieses Werk hat augenscheinlich den Zweck, Irrthümer des Vorgängers aufzudecken. Auch enthält es, bei dem überaus reichen Material, das verwendet wurde, einen unendlich reichen Schatz von historischen Kleinigkeiten, die für den New-Yorker von großer Wichtigkeit sein müssen. Z. B. ist ein Theil der ersten Regierungsjahre der Holländer weit besser, als bei O'Callaghan. Eine große Schuld an den Mängeln seines Vorgängers trägt übrigens Herr Brodhead selbst, indem er die wichtigsten gedruckten Bücher nicht suchte oder nicht fand. Diese sind Letzterem bei seiner Arbeit zugänglich gewesen, da sie inzwischen theils von ihm privatim, theils von den dortigen Bibliotheken erstanden worden waren. Aus den Noten des Herrn Brodhead ist ersichtlich, daß diese Bücher erst in seine Hände gelangten, nachdem sie von dem Verfasser dieses Aufsatzes entdeckt und an Zwischenhändler verkauft worden waren; eine Aufrichtigkeit, die gewiß dankend anerkannt werden muß.

Uebrigens hat Herr Brodhead bei den Untersuchungen, die ihm besonders am Herzen lagen, die größten Mißgriffe begangen. So bei der völkerrechtlichen Frage: Er giebt selbst auf Seite 10 den Wortlaut des wichtigen Privilegiums der Virginia Company: diejenigen Theile Nord-Amerika's zu kolonisiren, die zwischen dem 34sten und 45sten Grad nördlicher Breite liegen und noch nicht jetzt (not actually now) von Christen bewohnt sind. Nur enthalten spätere Privilegien den ähnlichen Ausdruck not possessed u. s. w., doch ohne das not actually now. Bei letzteren konnte es zweifelhaft sein, ob nur die Länder verstanden sind, die zur Zeit der Ertheilung oder die zur Zeit der späteren Colonisation nicht durch Christen kolonisirt sind. Dieser Zweifel kann aber bei der obigen, sehr ausdrücklichen Bestimmung nie entstehen. Herr Brodhead hat diese nur immer so aufgefaßt, als ob jener vage Ausdruck in derselben gestanden hätte. Dies wäre unmöglich ohne die diffuse Art, in der das Buch gearbeitet ist. Alle Untersuchungen nämlich, denen die Sache selbst nicht ihren Platz anweist, sind zerrissen und an allen Enden des Buches zu finden; eben so die Notizen über die Quellen; fast jede dieser Notizen steht in drei oder vier Stücken bei irgend einer Gelegenheit. Die andere sehr wichtige Untersuchung, über die Gründung von Neu-Amsterdam, ist in derselben unbestimmten Weise geführt, und die wichtigste Quelle, das Zeugniß des letzten Gouverneurs, Stuyvesant, das Brodhead gewiß kannte, ganz übersehen worden. Trotz der mannigfachsten Gelegenheiten hat der Verfasser sich keine Kenntniß Hollands im siebzehnten Jahrhundert zu verschaffen gewußt, und obgleich er zu den betreffenden Notizen das sehr gute Buch von Meyer benutzt hat, so hat er aus sachlicher Unkenntniß dasselbe vollkommen mißverstanden.

Daß hier von einem Erkennen der weltgeschichtlichen Momente die Rede nicht sein kann, versteht sich von selbst. Der häufig von dem Verfasser dazu gemachte Versuch ist vollkommen mißglückt.

Gut ist, wie gesagt, das Buch als Verbesserung O'Callaghan's. Eine andere Stärke desselben sind die geographischen und genealogischen Studien, die es enthält. Die letzteren verdienen einer besonderen Erwähnung. Es wird gewiß jeden Europäer in Erstaunen setzen, daß so viel Fleiß darauf verwandt wird, die Genealogieen der amerikanischen Familien bis zu den Einwanderern hinaufzuführen. Aber der Adelsstolz unserer transatlantischen Nachbarn steht dem des besten europäischen Adels nicht nach, und solche Untersuchungen gewinnen dem Autor manche Gunst, wie schon Irving in der Vorrede zu seiner zweiten Auflage sagt.

Es bleibt noch von einer Arbeit des Verfassers dieses Aufsatzes zu sprechen, von der die erste Lieferung vor kurzem erschienen ist. Diese enthält die Titel der für die holländisch-amerikanische Geschichte wichtigen Schriften, nebst einem Nachweis über die Bibliotheken, in denen sie sich finden. Der Verfasser derselben hegt keinen sehnlicheren Wunsch, als daß recht bald ein deutscher Gelehrter sich dieses interessanten Stoffes bemächtigen werde, und hofft, daß sein Buch ihm ein guter Rathgeber sein wird. Die erste Lieferung befindet sich übrigens in den Händen der Redaction dieser Zeitschrift. G. Asher.

Griechenland.

Zur Geschichte der Grammatik.

Apollonius Dyskolos.

In der neueren Zeit hat das Wort „Geschichte" eine Ausdehnung und einen Umfang des Sinnes gewonnen, den man ihm früher nicht im Entferntesten beilegte; wenn ehemals die Erzählung besonders hervortretender Ereignisse im Leben der Völker, namentlich von Kriegen, Aufständen, Unruhen und äußerlich glänzenden Staats-Actionen fast einzig für Geschichte galt und die Zeiten ruhiger Entwickelung, die für die Kultur segensreichsten Zeiten langen Friedens, gewöhnlich sehr kurz abgefertigt wurden, so ist man jetzt zu der Einsicht gelangt, daß eigentlich Alles, was im Laufe der Zeiten entstanden, eine Geschichte hat, und daß man Nichts richtig begreifen kann, außer auf dem Wege geschichtlicher Darstellung, in welcher die Anfänge, die Grundgesetze und die dadurch bedingte Entwickelung, die Störungen und äußeren Einwirkungen u. s. w. übersichtlich uns dargelegt werden. Da nun auch der menschliche Geist im Laufe der Zeiten bestimmten Gesetzen der Entwickelung folgt, so sind auch die Wissenschaften, die er sich zu Werkzeugen geschaffen, natürlich einer geschichtlichen Darstellung fähig, inwiefern ihr Entstehen und ihre allmälige Ausbildung genetisch nachgewiesen wird.

Nicht zu den unwichtigsten Arbeiten dieser Art gehört auch die Geschichte der Grammatik, d. h. der Bemühungen, die der menschliche Geist gemacht hat, die in der Sprache liegenden und von ihm bis dahin unbewußt befolgten Gesetze aufzufinden, genau zu formuliren und zu einem vollständigen Lehrgebäude zu verarbeiten, eine Sache, welche bis heutigen Tag noch bei weitem nicht vollständig gelungen ist.

Es ist fast wunderbar anzusehen, wie schwer es auf allen Gebieten dem menschlichen Geiste geworden ist, sich selbst von dem Materiale loszuringen, sich frei über dasselbe zu stellen und richtig über das zu reflektiren, was er bisher ohne Reflexion richtig zu üben vermochte.

Unstreitig ist doch die menschliche Sprache, wenn auch die Naturseite, ein anfänglich mehr instinktmäßiges Finden gewisser Lautverbindungen, der sogenannten Wurzeln, und Festhalten derselben in Verbindung mit einer bestimmten Vorstellung, nicht in Abrede gestellt werden soll und kann, doch zum bei weitem größeren Theile eine Schöpfung des denkenden Geistes; denn Niemand, wie verbreitet auch diese Ansicht sein mag, wird mir einreden, daß die Menschen, welche z. B. die logisch so richtigen Zusammensetzungen vieler Sprachen zuerst gebrauchten, nicht klar und scharf gedacht, sondern blos geträumt haben. Dennoch haben Völker eine reiche, biegsame Sprache in hoher Ausbildung, eine herrliche Literatur und die trefflichsten Dichter besessen, ohne zu wissen, was Substantiv oder Adjektiv sei, ohne Nomen von Verbum unterscheiden zu können, gleichwie es Leute, welche richtig dachten, sogar Philosophen gab, ehe Aristoteles noch die Gesetze der Logik aufgefunden und in ein System gebracht hatte.

Es gehört auch in der That eine ungewöhnliche Stärke der Reflexion dazu, um als Erster die Fülle von Leben und Bewegtheit, die in der Sprache vorhanden ist, zu bemeistern, die große Menge von Erscheinungen zu sichten und die Grundgesetze und einfachsten Bestandtheile herauszufinden, um jenes Fachwerk aufzustellen, das wir Grammatik nennen; ja, der Gedanke selbst nur, daß ein solches möglich sei, daß in der Sprache ein System und eine verborgene Logik liege, ist so groß und anfänglich fern liegend, daß selbst Völker, die eine bedeutende Literatur haben, sich nicht zu ihm aufgeschwungen haben. Einzelne Bemerkungen über den Gebrauch gewisser Wörter, Rhythmen, Vorschriften zur Verfassung von Gedichten u. s. w., wie sie z. B. die Chinesen und andere Völker haben, machen noch lange keine Grammatik aus, obgleich zuzugeben ist, daß sie aus solchen Anfängen erwachsen müsse. Nur dadurch, daß sich die Philosophie das schulgerechte, logische Denken dieser Studien bemächtigt, kann sie entstehen und ist auch in der That entstanden, wiewohl nur sehr allmälig und mit großen Unvollkommenheiten behaftet, die bis heutigen Tag noch nicht völlig beseitigt sind. Nur sehr wenige Völker haben daher eine eigentliche Grammatik entwickelt, d. h. ein vollständiges System aufgestellt, durch welches sich ihre Sprache begreifen läßt, alle aber sind ganz davon entfernt geblieben, ein System aufstellen zu wollen, das für die menschliche Sprache im Allgemeinen oder, besser gesagt, für alle Sprachen das Fachwerk böte, eine Aufgabe, die sich zu stellen erst unserer Zeit aufbehalten war. Eine eigentliche grammatische Wissenschaft haben nur die Inder, die Araber und die Griechen sich geschaffen; da sie indeß nur von einer Sprache ausgingen und deshalb die in ihr auftretenden Erscheinungen oft für nothwendige hielten, wo eine andere Sprache eine ganz verschiedene Ausdrucksweise hat, so hat sie bei allen drei Völkern noch große Unvollkommenheiten und ist weit davon entfernt, die wirkliche Sprache mit den Denkgesetzen vollständig in Einklang gebracht und aus ihnen abgeleitet zu haben.

Was die Griechen betrifft, so sind ihre Leistungen in der Grammatik für uns bis in die neuere und neueste Zeit maßgebend geblieben, und zwar vornehmlich in der Uebertragung derselben auf das Latein, wie sie durch Donat und Priscian, welche das Werk des Apollonius von Alexandrien über die Syntax fast nur übersetzten und überarbeiteten, im sechsten Jahrhunderte geschah. Ihre Arbeiten behielten durch das ganze Mittelalter hindurch Geltung, und erst seit dem Auftreten der Humanisten in der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts begann wieder eine Belebung und Fortbildung der grammatischen Studien, die sich indeß nur auf dem Gebiete des Lateinischen und Griechischen hielten, bis in neuerer Zeit erst durch die Bemühungen der Sanskritaner und Anderer eine allgemeine, streng auf Erfahrung beruhende Grammatik angebahnt worden ist. Das Feld ihrer Thätigkeit ist indessen vorerst meist nur auf den etymologischen Theil der Grammatik gerichtet, worin bereits Bedeutendes geleistet worden, zumal gerade diese Seite ganz besonders vernachlässigt worden war.

Wenn man von den grammatischen Versuchen Früherer absieht, wie z. B. der Sophisten (Protagoras, Gorgias, welche Rhetorik lehrten, gewiß nicht ohne grammatische Vorschriften) oder der Stoiker, die für die Haupttheile der Rede bereits eine Terminologie schufen; so muß als der eigentliche Gründer der griechischen Grammatik der Alexandriner Apollonius Dyskolos betrachtet werden, über dessen Leben und Schriften neulich in Frankreich ein Buch erschienen ist, das die Kritik mit Beifall aufgenommen hat.*)

Apollonius lebte zur Zeit der Antonine (im zweiten Jahrhundert nach Chr.) in seiner Vaterstadt, die seit mehreren Jahrhunderten bereits der Sitz und Mittelpunkt der griechischen Gelehrsamkeit geworden war und für alle Studien die reichsten Hülfsmittel bot. Sonst weiß man wenig von seinem Leben. Er soll so arm gewesen sein, daß, weil er sich weder Papyrus, noch Pergament zu kaufen im Stande war, er seine Werke auf Topfscherben geschrieben haben soll, eine Meldung, die, wie auch Herr Egger findet, jedenfalls übertrieben ist; denn ehe er daran gehen konnte, ein grammatisches Werk zu schreiben, mußte er sicher mehrjährige gelehrte Studien gemacht haben, die einem so ganz armen Menschen sich gewiß auch damals von selbst verboten hätten. Seinem Beinamen „Dyskolos" nach, welches „schwer umgänglich, mürrisch" bedeutet, scheint er ein unbeholfener, in sich zurückgezogener Mann gewesen zu sein, der sich nach Art echter Stubengelehrter schwer in die Formen des Verkehrs mit Menschen zu finden wußte. Diesen Charakter tragen auch seine Schriften: obgleich seine Studien ihn fortwährend mit den Meisterwerken griechischer Poesie und Prosa zusammenführen mußten, so hat er doch keinen Sinn für schönen Ausdruck, für die Anmuth, die dem Griechen so leicht zu Gebote stand; sein Styl ist unbeholfen und dunkel; dabei zeigt er jene Galle und Reizbarkeit des rechthaberischen Gelehrten, die zu allen Zeiten, auch heute noch, einen Mangel an geistiger Bildung, an Freiheit des Geistes verräth, indem er gegen seine Fachgenossen mit Erbitterung losfährt. „Das ist eine Faselei" — „es ist lächerlich, zu glauben" oder „es ist überflüssig, solche Kindereien länger zu widerlegen" — das sind Ausdrücke, welche ihm gewiß keine Freunde erwarben.

Uebrigens kannte Apollonius nur seine Muttersprache; selbst das Latein, damals politische und amtliche Sprache des ganzen römischen Reiches, war ihm unbekannt, worüber wir uns indeß nicht zu wundern brauchen: der Stolz des Griechen auf seine Bildung, welchen er selbst in den Zeiten tiefer Entwürdigung mit Zähigkeit festhielt, hielt es nicht für nöthig, sich mit anderen Sprachen zu befassen, die als barbarische keiner Beachtung werth waren. Seine Grammatik ist daher natürlich nur für das Griechische berechnet oder vielmehr daraus entwickelt — kein Wunder, wenn er dabei Fehler begangen hat, die er bei geringer Kenntniß anderer Sprachen leicht hätte vermeiden können, wie z. B., wenn er den Artikel oder den Dual als etwas streng Nothwendiges betrachtet. Nichtsdestoweniger sind seine Leistungen der höchsten Beachtung werth; wenn man die Schwierigkeiten erwägt, die sich der Gründung einer systematischen Wissenschaft der Sprach-Erscheinungen entgegenstellen, so wird man über Fehler, die der Entwickelungsgang nothwendig mit sich bringt, hinwegsehen und in ihm dankbar einen Mann anerkennen, dessen Arbeiten über ein Jahrtausend Geltung behalten haben, auf dessen Schultern auch wir stehen. Kuhl.

*) Apollonius Dyscole. Essai sur l'histoire des théories grammaticales dans l'antiquité, par E. Egger. Paris, A. Durand, 1854.

Mannigfaltiges.

— Geologische Uebersichtskarte von Süd-Amerika. Der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien sind kürzlich zwei geologisch kolorirte Karten des mittleren Theiles von Süd-Amerika vorgelegt worden, welche Herr Franz Fötterle nach den besten Quellen, namentlich aber nach den Angaben von Leop. v. Buch, Castelnau, Darwin, Eschwege, Helmreichen, Alexander v. Humboldt, v. Martius und von Spix, d'Orbigny und Fr. Sellow, zusammengestellt, gezeichnet und kolorirt hat, und wobei er von dem Direktor des geologischen Instituts der kaiserl.-königl. Reichsanstalt in Wien, Herrn Wilh. Haidinger, durch dessen reiche Kenntnisse auf diesem Felde der Wissenschaft unterstützt wurde.*) Als der erste umfassende Versuch auf einem Gebiete, dessen wissenschaftliche Erforschung für die Entwickelung und den National-Reichthum der südamerikanischen Staaten von den außerordentlichsten Folgen sein kann, gereicht diese Karte den Männern, welche sie zusammengestellt, so wie dem Institut, aus dem sie hervorgegangen, zur größten Ehre. Veranlaßt wurde diese Uebersichtskarte zunächst durch den in Dresden wohnenden kaiserl. brasilianischen General-Konsul, Herrn Sturz, der eine unermüdliche literarische Thätigkeit entwickelt, um von seiner Stellung aus möglichst nützlich für sein Adoptiv-Vaterland zu wirken, zu welchem Behufe er auch mit dem Hofrath v. Martius in München, dem durch seine Reisen und wissenschaftlichen Erfolge Brasilien gleichfalls als ein zweites Vaterland gilt, in beständiger Korrespondenz ist. Brasilien ist daher auch der Centralpunkt dieser geologischen Uebersichtskarte, welcher für die geographischen Bestimmungen zwei Karten nach verschiedenen Maßstäben: eine größere (1 : 7,500,000) von Herrn v. Martius für seine „Flora Brasiliensis" bestimmt, und eine kleinere (1 : 15,000,000), Kiepert's Karte von Süd-Amerika (Weimar, 1849, geograph. Institut), zum Grunde gelegt sind. Herr Dr. Pfaff in Erlangen und Herr Prof. Cotta in Freiberg haben ihrerseits auf diese Karte auch noch einige weitere geologische Ergebnisse eingetragen. Dem Berichte der Wiener Akademie über diese interessanten Arbeiten darf nun nächstens entgegengesehen werden.

*) Geologische Uebersichtskarte des mittleren Theiles von Süd-Amerika, von Franz Fetterle, mit einem Vorworte von Wilh. Haidinger.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Täglich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 6 Thlr. 15 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 22½ Sgr. und vierteljährlich 22½ Sgr., wofür das Blatt im Inlande versendet und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Expediteur Neumann, Mittelstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 85. Berlin, Dienstag den 18. Juli 1834.

Frankreich.

Bruchstücke aus Pariser Briefen des Redacteurs.

IV. Die neuen Bauten. — Die Museen im Louvre und in Versailles. — Das Grabmal des Kaisers.

.... Obwohl nicht zum ersten Male in Paris, hatte ich doch die beiden großen historischen Galerieen in dieser Hauptstadt und in Versailles bis jetzt nur unvollständig gesehen, da es gar nicht möglich ist, bei einmaligem Besuche die hier angehäuften Reichthümer auch nur flüchtig zu überblicken. Ich nahm daher das Anerbieten meines kunstverständigen und mit Paris ungemein vertrauten deutschen Freundes, des hier seit zwölf Jahren lebenden Dr. A. Bamberg, der mein Cicerone in jenen beiden Palästen der Kunst sein wollte, dankbar an. Erwarte jedoch nicht, daß ich Dir eine ausführliche Schilderung von dem Gesehenen gebe; — dazu war und ist meine Zeit zu kurz. Auch sind es ja lauter Dinge, über die schon Unzähliges geschrieben und gedruckt worden. Zunächst eine kurze Bemerkung über unseren Weg nach dem Louvre. Wir kamen vom Collége de France, wo wir eben eine Vorlesung von Herrn Philarète Chasles über die Literaturen des Nordens gehört hatten, und schlugen unseren Weg aus der Rue St. Jacques, wo sich außer jenem Collége auch die Sorbonne und das Lycée Louis le Grand (jetzt wieder Lycée Napoléon) befindet, nach der trefflich restaurirten Sainte Chapelle Ludwig's des Heiligen im Palais de Justice ein. Das von Ludwig Philipp begonnene Werk der Restauration dieser ältesten Kapelle von Paris ist zwar im Innern noch nicht ganz vollendet, doch bietet die grandiose Basilika mit ihren Fenstermalereien, welche die ganze biblische Geschichte von Adam bis Christus umfassen, schon jetzt einen Anblick dar, der von jedem kunstliebenden Fremden aufgesucht zu werden verdient. Denke Dir nun aber mein Erstaunen, als ich, von dort über den Pont d'Arcole nach dem Hôtel de Ville mich begebend, in eine mir vollkommen unbekannte, neue Stadt einzutreten wähnte. Ich hatte mich früher mit den Umgebungen des Hôtel de Ville, dieses in allen französischen Bürgerkriegen und Revolutionen eine so hervorragende Rolle spielenden Rathhauses von Paris, ziemlich vertraut gemacht. Ich kannte die bis dicht an das Gebäude reichenden Gassen und Gäßchen, von denen fast jedes, eben so wie der angränzende Grève-Platz, irgend eine historische Erinnerung darbot. Nun — von allen diesen Gassen und Gäßchen ist jetzt keine Spur mehr vorhanden; das Hôtel de Ville steht von allen Seiten frei, so daß man es überall, von der Sohle bis zu seinen schlanken Giebeln, vollständig überschaut, was allerdings ein Gewinn ist; aber der neuen, breiten Rue de Rivoli gegenüber, die sich nunmehr, nach Art des Petersburger Newski-Prospektes oder der Palaststraßen von Potsdam, vom Hôtel de Ville an bis an die fernen Tuilerieen erstreckt, sieht das alte Pariser Rathhaus wie ein Rococo-Möbel in einem vollständig modernen Drawing-room aus. Die neue Rue de Rivoli dagegen gleicht einem „Parvenü", der sich in das Besitzthum der Karolinger, der Valois und der Nachkommen Heinrich's IV. eingedrängt und der nun, einerseits auf die Bajonette der Garde de Paris gestützt, deren befestigte Kaserne sich hinter dem alten Rathhause erhebt, und andererseits die wiederhergestellten Gardes Impériales zur Seite habend, deren Kasernen mitten in den jetzt zu einem einzigen ungeheuren Palast verbundenen Räumen der Tuilerieen und des Louvre erbaut werden, von hier aus Paris und ganz Frankreich beherrscht.

Napoleon III. hat die ungeheuren Bauten, die sich von den äußersten Gränzen der alten Cité bis zu den neuesten Boulevards der Place du Trône im Osten und des Triumphbogens der Barrière de l'Etoile im Westen ausdehnen, zu einem doppelten Zwecke unternommen: einerseits um den arbeitenden Klassen reichlichen Verdienst und ein zufriedenes Gemüth zu schaffen, und andererseits um eine militairische Vertheidigungslinie von Paris herzustellen — eine Vertheidigungslinie nicht gegen äußere Feinde, wie sie von Ludwig Philipp erbaut worden, sondern gegen Barrikaden und Pflastersteine, die jetzt gegen eine Armee, welche ganz einfach die Rue de Rivoli von den Tuilerieen bis zum Hôtel de Ville besetzt hat, unwirksam sein würden. Mehr als sechzigtausend Maurer und Zimmerleute sollen in diesem Augenblicke in Paris blos von der Regierung und von der städtischen Municipalbehörde beschäftigt werden. Wie es möglich ist, alle die Kapitalien aufzutreiben, die zu dieser Demolirung von halb Paris und zu seinem Wiederaufbau nöthig sind, das wollen wir später einmal versuchen durch einen in die Pariser Finanzgeheimnisse etwas eingehenden Artikel zu erklären.

Die Museen im Louvre sind, seitdem ich sie zuletzt gesehen, fast vollständig neu geordnet, und, man muß gestehen, überall mit dem Geschmack und dem klassischen Farbensinne, der die Franzosen vor jeder anderen Nation auszeichnet und der ihnen bei der Aufstellung solcher Sammlungen ganz besonders zu Statten kömmt. Die Säle des Louvre, auch wenn sie ganz leer wären, würden allein schon die Mühe verlohnen, studirt zu werden; ein Theil der klassischen Gemälde-Galerie, dessen Umbau noch nicht vollendet ist, blieb mir jedoch leider verschlossen. Ich sah dagegen die neue Sammlung von Kuriositäten, die den verschiedenen Beherrschern Frankreichs persönlich angehörten, und die von Napoleon III. veranlaßt ist. Es fehlt darin nicht an Reliquien des unglücklichen Ludwig's XVI., der schönen Marie Antoinette, Ludwig's XVIII., Karl's X., Ludwig Philipp's und der Familie Orleans. Besonders aber ist der Kaiser Napoleon I. sehr reichlich bedacht. Ihm ist ein sehr großer Saal allein gewidmet, worin sich Gegenstände des Kaisers, von seinem prächtigen Königsmantel und seiner Krone bis zu seinem bekannten grauen Ueberrock und dreieckigen Hut, befinden. Im Vergleiche jedoch mit der von Ludwig Philipp veranstalteten Sammlung in Versailles und besonders mit der imposanten Schlachtengalerie, in welcher sich neben den Schlachten des alten Königthums und des Napoleonischen Kaiserthums die Büsten der in diesen Schlachten gefallenen Helden befinden, ist die Kuriositäten-Galerie des Louvre wahrhaft mesquin zu nennen.

Nicht allzu weit von dem Palast, in welchem Napoleon I. gethront, befindet sich auch das Mausoleum, in welchem er begraben ist. Dieses in neuerer Zeit im Hôtel des Invalides ausgebaute Mausoleum ist eines der großartigsten Denkmäler dieser Art, die es irgendwo giebt. Hinter der schönen, mit Trophäen geschmückten Kapelle der Invaliden, unterhalb des dem heiligen Ludwig gewidmeten kostbaren Altars, führen zwei Treppen hinunter zu der Gruft, deren Eingang von zwei Marmor-Statuen gehütet wird, von welchen die eine die Krone Karl's des Großen und die andere die eiserne Krone Italiens auf einem Kissen trägt. Zu beiden Seiten des Einganges sind die Grabmäler zweier nahe befreundeter Marschälle des Kaisers: Duroc's und Bertrand's. Ueber der Eingangspforte stehen die Worte aus Napoleon's Testament:

„Je désire, que mon corps repose sur les bords de la Seine, au milieu de ce peuple français, que j'ai tant aimé."

Das Innere der Gruft selbst kann man betrachten, indem man oberhalb um eine kreisförmige Galerie sich bewegt, von wo man wie in einen Brunnen hinabschaut. In der Mitte der Gruft steht auf einem Mosaik-Boden, auf dem die Namen der berühmtesten Napoleonischen Schlachten zu lesen, der aus rothem Porphyr gearbeitete Sarkophag, um welchen in einem Kreise, an die Wand gelehnt und die Galerie tragend, zwölf kolossale Karyatiden von karrarischem Marmor gereiht sind, welche die kriegerischen, so wie die gesetzgeberischen und Herrscher-Tugenden des Kaisers personifiziren, während an der Galerie selbst zwölf Basreliefs angebracht sind, deren Symbolik zur Erklärung jener Figuren dient. Oberhalb der Gruft und des Beschauers wölbt sich eine mächtige Kuppel, zum Theil mit Fresken bemalt und zum Theil von farbigen Glasscheiben gebildet, die sich zugleich über zwei Nebenkapellen der Gruft erstreckt. Der Künstler, unter dessen Leitung und nach dessen Entwurf dieses grandiose Denkmal erbaut wurde, heißt Visconti; er hat sich dadurch selbst auch das schönste Denkmal gesetzt.

Da ich diesmal in Paris hauptsächlich dasjenige aufgesucht, was ich das vorige Mal zu sehen versäumte, so war ich auch im „Pantheon", einem bekanntlich von der ersten Republik den großen Männern Frankreichs gewidmeten Gebäude, in welchem die Asche Rousseau's, Voltaire's ꝛc. ruht. Aber gerade Rousseau und Voltaire scheinen allen folgenden Regierungen eine solche heilige Scheu eingeflößt zu haben, daß man sie allein dort als große Männer hat schlummern lassen. Napoleon III. hat aus dem eigentlichen Pantheon wieder eine Kirche machen lassen, worin, außer einer Kopie der schönen Raphaelischen Logen, auch einige neuere, sehr geschmacklose Bilder angebracht sind. Das Gebäude zerfällt nun in drei Theile: der Gruft mit ihren Berühmt-

heiten (die großen Männer außer Rousseau und Voltaire sind fast sämmtlich auf dem Kirchhofe des Père Lachaise zu suchen); die Kirche darüber und endlich die Galerie des Domes, zu welcher vierhundertfunfzig Stufen hinaufführen und von welcher man die prächtigste Aussicht über ganz Paris und das großartigste, mannigfachste Panorama vor sich hat. . . .

. . Meine Rückreise werde ich zwar wieder über Metz, jedoch nur bis dahin mittelst Eisenbahn, alsdann aber mit dem Dampfboot auf der Mosel nach dem alten Trier antreten. Von dort aus hörst Du mehr von mir. J. L.

Hayti.

Hayti und die Haytier.

Von einem amerikanischen Reisenden.*)

Der erste Blick auf Hayti bot sich mir vom Molo St. Nikolaus, der nordwestlichsten Spitze der Insel, dar. Wir befanden uns etwa zwanzig Meilen von dem Punkte, den man umsegeln muß, um in die Bai von Port-au-Prince hineinzukommen. So weit das Auge reichte, erstreckte sich eine schroffe, gebirgige Küste, und weit im Innern ragte der wolkenbedeckte Gipfel des „Mont du Diable" mehr als fünftausend Fuß über dem Meeresspiegel hervor. Der Tag war so eben angebrochen, und das felsige Ufer war in einen leichten Nebelschleier gehüllt, der aber nur theilweise einen Reichthum der Vegetation verbarg, wie ich ihn nie zuvor wahrgenommen hatte. Die Natur theilt ihre Gaben hier mit einer Ueppigkeit, einer verschwenderischen Fülle aus, die dem Reisenden, der zum ersten Mal seine Augen auf eine tropische Landschaft wirft, ein Gefühl des Staunens und der Bewunderung einflößt. Die Luft war balsamisch, und der milde Zephyr fächelte meine Wange mit einer wollüstigen Liebkosung, deren Erinnerung mir unvergeßlich bleibt.

Nachdem wir den Molo hinter uns gelassen, segelten wir in südöstlicher Richtung die Bai entlang nach dem gegen hundert Meilen entfernten Port-au-Prince. Unterweges fuhren wir an dem kleinen Eiland Gonare vorbei, das in der ganzen wunderbaren Schönheit prangt, welche die Werke der Natur in diesen begünstigten Regionen charakterisirt. Mahagony, Campescheholz, tropische Früchte und andere Produkte werden hier im Ueberfluß angetroffen; es ist ein wahrer Garten der Armida, wird aber von keiner menschlichen Seele bewohnt. Vor unseren Augen lagen jetzt beide Ufer der Bai, welche dasselbe prachtvolle Schauspiel gewähren. Unweit der Stadt Port-au-Prince ist sie mit mehreren kleinen Inseln besäet, die zwar das Malerische der Scene erhöhen, aber die Sicherheit der Schifffahrt eben nicht befördern. Je tiefer man in die Bai eindringt, an deren äußerstem Ende die Stadt gelegen ist, desto mehr flacht sich die Bergkette ab, und eine herrliche Ebene breitet sich in das Innere des Landes aus.

Als wir uns der Stadt näherten, kam uns ein Boot entgegen, das von zwei baarhäuptigen, halbnackten Schwarzen gerudert wurde, und auf dem sich ein etwas anständiger gekleidetes, aber eben so schwarzes Individuum befand. Dies war der Lootse. Sobald ein Lootse das Verdeck eines Schiffes besteigt, übernimmt er das unbeschränkte Kommando desselben; die Verantwortlichkeit des Capitains ist zu Ende, und Letzterer ist nur noch ein einfacher Passagier. Es war unterhaltend genug, die verblüfften Gesichter unserer Matrosen zu beobachten, als ihr neuer Chef an Bord kam, beim Steuerruder Posto faßte und seine Befehle zu ertheilen begann; sie hatten offenbar keine große Lust, ihm den seiner Stellung gebührenden Gehorsam zu leisten, ließen sich jedoch durch einen ernsten Wink von Seiten des Capitains bedeuten, und wir wurden glücklich in den Hafen hineingebracht. Bald darauf legte ein zweites Boot an, und drei andere Beamten erfreuten uns mit ihrem Besuch. Der vornehmste von ihnen war der Hafen-Kommandant, ein pechschwarzer Neger, kurz und dick und in militairischem Aufzuge, bestehend aus einer flachen, halbmondförmigen Mütze, einer blauen Uniform mit vergoldeten Knöpfen, Epauletten u. s. w. Dann kam der Lootsen-Capitain, ein großer, schön gewachsener Mann, der gleichfalls in seiner Amtskleidung erschien. Er hatte sich einige Zeit in den Vereinigten Staaten aufgehalten und fungirt jetzt als Dolmetscher für solche Fremde, die der Landessprache (Französisch) nicht mächtig sind. Der Letzte dieses Kleeblatts war der Secretair der Hafenverwaltung, ein junger Mann von etwas hellerer Farbe, im Civil-Anzug vom letzten Pariser Schnitt — kurz, ein vollendeter Stuzer. Diese Herren nahmen die Schiffspapiere in Empfang, ließen einen schwarzen Soldaten am Bord zurück, um das Schmuggeln zu verhüten, und begleiteten alsdann den Capitain und mich — den einzigen Passagier**) — nach der „Place" oder Amtswohnung des Gouverneurs, wo wir unsere Namen in ein Register eintrugen und einige andere Formalitäten erfüllten, von welchen die Erlaubniß zum Eintritt in die Staaten des Kaisers von Hayti abhängt.

Die Stadt Port-au-Prince zählt von zwanzig- bis fünfundzwanzigtausend Einwohner, die, mit Ausnahme einiger weniger Ausländer, sämmtlich auf der Insel selbst geboren sind und aus Schwarzen und Farbigen bestehen, welche letzteren alle Schattirungen von weißlich bis rußfarbig in sich schließen. Wer an den Zustand der Gesellschaft in den Vereinigten Staaten, und namentlich im Süden, gewöhnt ist, findet den Anblick der Beamten-Hierarchie von schwarzen Senatoren, Richtern, Generalen, mit einem schwarzen Kaiser an der Spitze, ungemein seltsam. Dieser merkwürdige Mann ist ein Gegenstand der Neugierde für alle Fremde; Matrosen, Schiffscapitaine, Kaufleute — Jeder, der auf Hayti landet, erkundigt sich zuerst nach Soulouque. Er reitet gewöhnlich zweimal die Woche, von einigen seiner Gardesoldaten begleitet, nach dem Hafen, der Douane und durch die Hauptstraßen der Stadt, und es war auf einem solchen Ritt, daß ich ihm zum ersten Mal begegnete. Er ist von kohlschwarzer Farbe, hat aber nicht die dicken Lippen und anderen charakteristischen Züge, welche die Negerrace bezeichnen. Er ritt einen schönen, aus den Vereinigten Staaten importirten Grauschimmel und war, wie immer, überaus reich gekleidet. Seine halbmondförmige Militairmütze war mit einem hohen Federbusch und schwerem goldenen Besatz geschmückt; der Rock war von blauem Tuch mit stehendem Kragen, und die ganze Brust, der Kragen, die Nähte der Aermel und der Schöße ꝛc. waren mit Gold überwirkt. Außerdem waren verschiedene Zierrathen in Gold auf dem Rücken und anderen Theilen des Rocks angebracht, so daß das Tuch fast ganz von dem kostbaren Metall bedeckt wurde. Von der Weste konnte man nur wenig sehen, da der Rock dicht am Halse zugeknöpft war, aber auch hier schien Alles von Gold zu blitzen. Die weißen Beinkleider endlich waren an beiden Seiten der Naht mit goldenen Tressen besetzt. Und doch erschien der Kaiser heute nicht einmal in Galla, indem er gewöhnliche Stiefel trug, statt der mit Sammet und Gold durchwirkten, die er bei feierlichen Gelegenheiten anzieht. Er mag sein funfzigstes Jahr überschritten haben, ist gut gebaut, fast sechs Fuß hoch und hat eine kerzengerade Haltung. Er ist ein vortrefflicher Reiter und zieht namentlich hierdurch die Aufmerksamkeit der Fremden auf sich, nach deren einstimmigem Urtheil er in diesem Punkte seinesgleichen sucht. Als ich ihn so in raschem Trabe durch die Stadt reiten und sich mit entblößtem Haupt und lächelnder Miene gegen das versammelte Volk verneigen sah, wurde es mir schwer, den anscheinend milden und wohlwollenden Ausdruck seiner Züge mit dem, was mir von seinem Charakter bekannt war, zusammenzureimen. Sobald ich ihn jedoch näher beobachtete — er war abgestiegen und in die Kirche gegangen, wohin ich ihm folgte — schwand dieser Widerspruch, denn im Zustande der Ruhe trug seine Physiognomie den Stempel eines harten und erbarmungslosen Herzens. Wer die mit seiner Wahl zum Präsidenten der Republik Hayti verknüpften Umstände kennt (der gegenwärtige Kaiser der Franzosen hat übrigens die Mittel, durch welche der schwarze Kaiser zu seiner hohen Stellung gelangte, Punkt für Punkt nachgeahmt) — wird sich erinnern, daß ihm diese Ehre in einer ziemlich unerwarteten Weise zu Theil wurde. Die Parteien hielten sich so genau die Wage, daß keine von ihnen das Uebergewicht erlangen konnte, und nach mehreren fruchtlosen Wahlversuchen entschied man sich nur darum zu Gunsten des Generals Soulouque, weil ihn die politischen Führer als eine bloße Puppe betrachteten, die sie nach Willkür zu lenken hofften. Es zeigte sich aber bald, wie sehr man sich getäuscht hatte; dieselben Personen, die seine Erhebung befördert hatten, wurden die ersten Opfer seiner Herrschsucht. Er entließ sie in kurzer Zeit aus dem Ministerium, wählte ein Kabinet von Männern, die ihm unbedingt ergeben waren, und hat seit jenem Tage Alle, die sich ihm zu widersetzen wagten oder gegen die er den leisesten Verdacht hegte, mit einer Schonungslosigkeit erdrückt, als wären es giftige Nattern, die er mit Füßen trete. Die Zukunft einer haytischen Regierung ist schwer zu beurtheilen, aber allem Anscheine nach dürfte der Kaiser noch manches Jahr die von ihm errungene Macht behaupten; sollte dies nicht der Fall sein, so wird sicherlich die Schuld nicht an ihm liegen, da er nicht anstehen würde, ganze Hekatomben seiner Unterthanen zur Erreichung dieses Zweckes zu opfern.

Es ist keine leichte Aufgabe, eine treue Schilderung von der gegenwärtigen Lage der Dinge auf dieser Insel zu entwerfen. In Hayti begegnen sich die verschiedensten Phasen der Kultur, von Pariser Ueppigkeit und Verfeinerung bis zum brutalsten afrikanischen Fetischismus. Zwischen diesen Extremen schwankt der gesellschaftliche Zustand des Landes. Wenn man die beständigen Revolutionen und gräuelvollen Bürgerkriege bedenkt, welche es seit mehr als einem halben Jahrhundert verwüstet haben, so wundert man sich allerdings, bei einem Theil der Bevölkerung noch einen gewissen Anstrich der Civilisation wahrzunehmen. Namentlich zeichnen sich die Mitglieder des Handelsstandes durch ein gebildetes Wesen und eine Intelligenz aus, deren sich ihre Kollegen in unseren eigenen Städten nicht zu schämen brauchten. Ihr Kostüm ist überaus sauber und geschmackvoll. Bei der Wärme des Klimas trägt man gern leichte Zeuge, und zwar von dem schönsten und

*) Nach Putnam's Monthly Magazine of Literature, Science and Art.

**) Wie der Verfasser berichtet, kamen während seines Aufenthaltes in Port-au-Prince nicht weniger als funfzig Schiffe aus den Vereinigten Staaten im dortigen Hafen an, auf welchen sich aber nur zwei Passagiere befanden. Augenscheinlich ist den Amerikanern der Gedanke unerträglich, ein Land zu besuchen, wo die schwarze Bevölkerung nicht allein in keinem untergeordneten Verhältniß zur weißen steht, sondern vielmehr die herrschende Klasse bildet. D. U.

reinsten Weiß, das ich je gesehen, was von dem vielen Bleichen in der tropischen Sonne und der großen Sorgfalt und Kunstfertigkeit, mit der der Prozeß des Waschens betrieben wird, herrührt. Einen ganz entgegengesetzten Anblick bietet die Tracht der unteren Klassen dar, die übrigens äußerst einfach ist; doch wissen auch diese sich an Sonn- und Festtagen herauszuputzen, wie wir sogleich zeigen werden.

Einer der merkwürdigsten und für den Fremden auffallendsten Charakterzüge dieses Volks ist seine außerordentliche Höflichkeit. Bei der Erziehung der Haytier wird dieser Punkt vorzugsweise berücksichtigt, und wenn sich die Kinder eines Verstoßes dagegen schuldig machen, so zieht dies von Seiten der Mütter eine strenge Züchtigung nach sich. Wenn man einem anständigen Haytier begegnet, so entblößt er stets das Haupt mit einer graziösen Verbeugung und einem artigen „Bon jour" oder „Bon soir, Monsieur." Ich habe eine ganze Familie, die in der Kühle des Abends auf dem Balkon saß, sich plötzlich erheben und gegen einen ihr völlig unbekannten Fremden und seine Frau, die eben vorbeigingen, verneigen sehen. Ein Pflanzer aus Alabama, der einige Wochen auf der Insel verlebte, bemerkte bei seiner Abreise, daß er sich nach seiner Rückkehr sehr in Acht nehmen müsse, da er sonst vor jedem Neger auf seiner Plantage den Hut ziehen würde. Diese Höflichkeit wird durch den Umstand erklärlich, daß die Haytier nicht wenig französisches Blut in ihren Adern haben und daß diejenigen, die ihre Erziehung im Auslande erhalten, fast ohne Ausnahme zu diesem Zwecke nach Frankreich geschickt werden. Wenn man überdies noch das außerordentliche Nachahmungstalent bedenkt, welches den Neger charakterisirt, so wird der Leser meiner Versicherung Glauben schenken, daß ich nirgends mehr äußeren Firniß und Eleganz der Sitten gefunden habe, als in der „guten Gesellschaft" von Port-au-Prince.

Kurz nach meiner Ankunft auf der Insel hatte ich Gelegenheit, einer der religiösen Festlichkeiten beizuwohnen, die bei den Haytiern sehr häufig vorkommen, indem sie, außer den gewöhnlichen katholischen Feiertagen, eine große Anzahl Nationalfeste haben, die zum Andenken der merkwürdigsten Ereignisse in ihrer Geschichte dienen. An diesen Tagen ist die Douane, nebst allen anderen öffentlichen Aemtern, geschlossen; alle Geschäfte hören auf, und das Volk überläßt sich ganz dem Müßiggang und dem Genuß. Jedermann ist auf das Sorgsamste gepußt, und wenn man durch die dichtgedrängten Menschenreihen wandelt, erscheint es unbegreiflich, was aus den elenden, zerlumpten Geschöpfen geworden ist, die man an Wochentagen auf den Märkten, an den Quais und in den Straßen zu sehen pflegt. Zur Erklärung dieses Phänomens muß man wissen, daß diese Leute Alles aufbieten und selbst den Hunger mit stoischem Gleichmuth ertragen, um sich die Mittel zu verschaffen, an Feiertagen Staat zu machen. Auch der Aermste besitzt daher wenigstens Einen guten Anzug, womit er sich bei dergleichen Gelegenheiten zeigen kann. Welche Metamorphosen dann vor sich gehen, erhellt aus folgendem Beispiel: Die gewöhnliche Kleidung der Frauen aus den arbeitenden Klassen besteht in einem einzigen, lose über den Körper hängenden Gewande, mit einem alten Paar abgetretener Schuhe. Hiermit sind sie vollkommen befriedigt und halten Alles Andere für Ueberfluß. An einem Festtage saß ein Amerikaner vor seiner Thür, als er eine höchst elegant gekleidete Dame auf sich zukommen sah: um ihren Kopf war ein reiches indisches Tuch gewunden, sie trug Ohrringe und andere Juwelen, eine Robe vom reinsten Weiß, weiße Atlaspantoffeln und was noch sonst dazu gehört. Er sprang auf und grüßte sie achtungsvoll, mit der Bitte, hereinzutreten und Platz zu nehmen. Sie erwiederte seine Verbeugung mit freundlicher Herablassung und fragte zugleich, ob er sie nicht erkenne. Er blickt sie genauer an — es war seine Wäscherin. (Fortsetzung folgt.)

Schweiz.

Zur Kenntniß der Ostalpenschweiz.

In Nr. 31 dieses Jahrgangs haben wir unseren Lesern ein neues Werk über die Schweiz in seinem ersten Theil, „die ebene Schweiz" darstellend, empfohlen. Jetzt liegt uns auch der zweite Theil dieses Werkes*) zur Beurtheilung vor. Wir können nicht umhin, auch diesen Theil allen denen, welche sich eine genaue Kenntniß des Schweizerlandes in Bezug auf Natur und Menschenleben erwerben wollen, aufs angelegentlichste zu empfehlen. Was wir zum Lobe des ersten Theils in Bezug auf die Art und Weise, wie der Verfasser seinen Gegenstand behandelt, zu sagen gehabt, das könnten wir in Betreff dieses zweiten Theils, in welchem die Ostalpenschweiz geschildert wird, nur wiederholen. Es wird nicht viele Touristen geben welche so anschauliche, so objektive, so vollständige Gesammtbilder der Natur und des Menschenlebens der Länder, Gegenden oder Oerter, welche sie noch so genau kennen gelernt, zu geben, im Stande sind. Der Verfasser des vorliegenden Werkes ist aber auch in höherem Maße, als die Meisten, die sich berufen fühlen, das, was sie auf ihren Reisen gesehen und erlebt, in die Oeffentlichkeit zu bringen, durch eine bewundernswerth vielseitige und gründliche Geistesbildung dazu befähigt, das Wesentliche, das Charakteristische, das allgemein Interessante, was ein Ort, eine Gegend, ein Land darbietet, aufzufassen und wiederzugeben. An unübertrefflichen Naturschilderungen, die mitunter sehr ins Einzelne gehen, ist der vorliegende zweite Theil vielleicht noch reichhaltiger, als der erste Theil; aber auch da, wo diese Naturschilderungen weniger von Beziehungen auf das Menschenleben, die eine willkommene Abwechselung gewähren, durchflochten sind, wird das Buch dem Leser nicht blos Genuß und Unterhaltung, sondern auch Belehrung und Nutzen bringen, wenn derselbe nur die geringe Mühe auf sich nehmen will, mit Hülfe einer so viel wie möglich genauen Spezial-Karte sich immer und überall gehörig orientirt zu erhalten über die geographischen Lokalitäten und Situationen, auf welche sich die Schilderungen beziehen. Im Uebrigen auf das zurückweisend, was wir bei Besprechung des ersten Theiles zum Lobe des Verfassers gesagt, lassen wir hier blos noch eine Uebersicht über das im vorliegenden zweiten Theile dem Leser Dargebotene folgen.

Der erste Abschnitt, „An der Schwelle des Hochgebirges", schildert die von Sargans (im Kanton St. Gallen) bis zum Züricher See sich hinziehende Thal-Ebene mit dem herrlichen Wallensee, dem berühmten Linth-Kanal und mit den Orten Wallenstadt, Weesen und Uznach — ein in geographischer und geologischer Beziehung ungemein interessanter Strich Landes, sehr reich auch an historischen Erinnerungen aus der Zeit der Römerherrschaft, aus den Zeiten der schweizerischen Freiheitskämpfe und aus der Zeit der Kämpfe, welche in neuerer Zeit Frankreich hier mit Oesterreich und Rußland um „den Mittelpunkt der europäischen Mitte" gekämpft. Die kulturgeschichtliche Bedeutung solcher Seen, wie der Wallensee einer ist, spricht der Verfasser in folgender Stelle aus:

„Der Wallensee ist einer der Wärmekessel und Sonnen-Reflektoren, mit denen die beginnende Ebene das Vordringen der Gebirgsschrecken zurückdrängt. Er ist das östlichste Glied jener Kette von mittelhohen Bergseen, wozu der Egeri-, Zuger-, Vierwaldstädter-, Sarner-, Brienzer-, Thuner-See gehören, während die Hundert und aber hundert Alp- und Gletscher-Seen als Vorposten gegen die Firnregion andringen und die großen Wasserbecken des Boden-, Züricher-, Neuenburger- und Genfer-Sees rückwärts die Ausgleichungen mit dem Flächenland bewirken."

Der folgende Abschnitt: „Im Thale Glarus", bringt inmitten der meisterhaftesten Schilderungen der Gebirgswelt interessante Mittheilungen aus der Geschichte des für den Schweizerbund so wichtigen Landes Glarus und treffende Bemerkungen über die Entwickelung und Bedeutung des Adels in der Schweiz. Die im dritten Abschnitt gegebene lebensvolle Schilderung des Jubelfestes, welches am 4. Juni 1852 Glarus zum Andenken an den vor fünfhundert Jahren erfolgten Eintritt in den Schweizerbund gefeiert, giebt dem Gesammtbilde des Glarner Volkslebens seine Vollendung.

Im vierten Abschnitt führt uns der Verfasser das wildromantische Linththal hinauf bis in die schauerlich öde und erhabene Welt der Gletscher des Tödi. Der Eindruck, den der Wanderer hier erfährt, wird in folgenden Worten geschildert:

„Tiefer Bergschatten um uns, Rauschen der Wasser auf allen Seiten, rollendes Brausen aus allen Gebirgstiefen, und dennoch — ein erhabenes Schweigen. Es ist etwas von jenem wunderbaren Getön der Gleichförmigkeit in den ungemessenen Wäldern des Nordens am Ufer der deutschen Meere. Wer es nie gehört, dem kann man es nicht beschreiben. Es ist eine Sprache Gottes, machtvoller, erhabener, niederdrückender und doch wieder erhebender, als selbst das wildeste Tosen des Orkans, das schmetternde Krachen der Donner. Es ist, als vernähme man das Walten der Weltenbewegung, den Gang der Ewigkeit — dort aus den unergründeten Seetiefen, hier aus den unnahbaren Schachten des Berginnern. An solcher Stelle könnte man sich davor scheuen, weiter in die Werkstätten der Natur zu dringen. Das nahe gerückte Unnahbare drückt lähmend, das Nahbare wird so klein. Man bemerkt es kaum, wie aus dem uns verborgenen Tödi von rechts her der Sandbach schäumt, während aus einem schwarzen Tobel bei Selbsanft der Limmernbach bricht, und wie sie tief unten in nächtigem Düster die wilde Hochzeit feiern, welche ihnen den Namen Linth aufprägt. Anderwärts würde es mit allen Schauern einer erhabenen Naturferne auf uns wirken, hier verliert es seine Macht. Es ist eine Art bebender Betäubung vom Unfaßbaren und Unergründlichen, womit man jene Stelle verläßt."

Im fünften Abschnitt werden wir durch das wildöde Sernfthal geführt und mit dem Panixer-Paß bekannt gemacht, dem einzigen Paß, über den auf einem Saumwege der Handelsverkehr zwischen dem Flußgebiet der Linth und Ober-Italien seit vielen Jahrhunderten einherzugehen vermag. Dieses wilde Felsen- und Gletscher-Thal und diesen bis jetzt kaum für Pferde gangbaren Paß wird die Lukmanierbahn, zu welcher das Projekt neuerdings wieder mit allem Eifer aufgenommen worden ist, zu überwinden haben. Der Verfasser bespricht dieses Projekt ausführlich und giebt eine Schilderung der Einflüsse und der

*) Schweizerland. Natur und Menschenleben. Von Aurelio Buddeus. Zweiter Theil: Ostalpenschweiz. Leipzig, Avenarius und Mendelssohn, 1853.

Veränderungen, den diese Eisenbahn in allen Lebensverhältnissen des Glarner Landes hervorbringen wird. Die eingestreuten Notizen und Bemerkungen über das Leben und Treiben der Aelpler und Senner, über ihre Art, die Viehzucht zu betreiben, über ihre Sorglosigkeit in Betreff der von den Gletschern und Lawinen drohenden Gefahren, über den durchaus konservativen Geist, wie der Glarner insbesondere, so der Schweizer überhaupt — werden gewiß für Jedermann ein Interesse haben.

Der nun folgende Abschnitt, „Rhätische Tiefen und Höhen" — giebt uns ein ungemein anschauliches Gesammtbild der durch ihre ganz besondere Eigenthümlichkeit auffallenden Natur- und Menschenwelt des Kantons Graubünden. Es werden die Verhältnisse und Umstände angegeben, unter denen die ersten romanischen Ansiedelungen auf den rhätischen Höhen erfolgt sind; es wird die Geschichte der rhätischen Föderationen (des Gotteshaus-Bundes, des grauen Bundes und des Zehngerichts-Bundes, die 1498—1499 in die Eidgenossenschaft eintraten) in ihren Hauptzügen dargelegt; es werden die einzelnen Kämpfe berührt, durch welche das Volk sich frei gemacht von der drückenden Herrschaft der deutschen Adelsgeschlechter; es wird ferner die volksthümliche Stellung der alten rhätischen Adelsgeschlechter geschildert und endlich auch eine kurze Geschichte der drei Städte Graubündens: Chur, Maienfeld und Ilanz (der höchsten Stadt Europa's), gegeben. In Bezug auf die ganz eigenthümliche Gebirgsnatur Graubündens spricht sich der Verfasser an einer Stelle folgendermaßen aus:

„Nirgends weiter im ganzen Umfange der Alpenwelt stellt sich landschaftlicher Wechsel so reich und dicht gedrängt zusammen, wie hier; nirgends ist Schönes und Grausenhaftes so phantastisch gemischt, nirgends vielleicht vermehren Zeit, Witterung und Beleuchtung den Wechselzauber so mannigfach und wunderrasch. Dort liegt ein Stück der sanft umfriedeten, echt schweizer Thalliebligkeit zwischen himmelhohen, waldumkränzten Felszinken; daneben starrt die rauhe Majestät der tyroler Gebirge in weiten Strecken düsterer Flüen, alles Wiesenschmucks und aller Wälder beraubt. Aus dem hellgrünen Teppich breiter Alpwiesen wogen erstarrte Eismeere empor, von Wölbungen zu Spitzen, von Spitzen zu Nadeln versteilt; breite, tiefe Narben, vor Jahrtausenden von der Wuth eines Bergstroms gerissen, der seit Jahrhunderten versiegte, senken sich daraus hervor und an den Halden nieder bis in das Tiefthal. Sanft anschwellende Hügel lehnen sich am Fuße des Bergstocks gegen die halb übergrünte Trümmeröde. — — Wenige Stunden genügen, um von Rebengeländen, Obsthainen, Kornfeldern, Walnuß- und edlen Kastanienwäldern nicht etwa blos eine umgletscherte Spitze zu erklimmen, sondern zu den kümmerlichen Vegetationsbreiten Spitzbergens zu gelangen und zu Lapplands klimatischen Verhältnissen."

Der siebente Abschnitt schildert das Vorderrheinthal von Ilanz abwärts bis Reichenau und von Ilanz aufwärts bis zu dem in der Geschichte Graubündens eine so bedeutende Rolle spielenden Kloster Disentis und weiter hinauf bis zu den Quellen des Vorderrheins. In dem Abschnitt: „Der Lukmanier" — werden wir durch die schauerlich erhabene Wildniß und Oede des Medelser oder Mittelrheinthales hinauf zu dem Lukmanierpaß geführt. Wir müssen mit dem Verfasser staunen über die Kühnheit des Projekts einer Eisenbahn, die dieses Thal entlang und über diesen Paß gehen soll. Der Abschnitt: „Im Tessin" giebt interessante Aufschlüsse über die eigenthümliche Stellung, welche der ganz und gar von italiänischen Einflüssen beherrschte Kanton Tessin im Bunde der Eidgenossenschaft einnimmt. Im letzten Abschnitt („St. Gotthard und Reußthal") giebt der Verfasser unter vielem anderen Interessanten auch eine Skizze der Geschichte der verschiedenen Alpen-Uebergänge und knüpft an diese Skizze treffende Bemerkungen über die Einflüsse, welche diese Weltstraßen auf den sittlichen Kulturzustand der Schweiz ausgeübt haben.

Mannigfaltiges.

— Pott's Untersuchungen der Personen- und Familien-Namen.*) Ueber diesen interessanten Versuch einer sprachwissenschaftlichen Nachweisung der Entstehung von Personen-, Familien- und Orts-Namen äußert sich Herr E. Förstemann in der von Dr. Adalb. Kuhn herausgegebenen „Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung":

„Keine Richtung der Wortforschung ist so umfassend, so anziehend und so schwierig, als die Namenforschung. Wer das nicht glaubt, der wird und muß sich davon durch Lesung des Pottschen Buches überzeugen. Es war aber gut, daß Pott und kein Anderer es unternommen hat, uns ein allgemeines Namenwerk als Fundament und Anknüpfungspunkt für weitere Arbeiten zu geben; denn gerade er war durch den anerkennenswerthen Umfang seiner Studien zu einem allgemeinen Namenwerke vor allen heutzutage lebenden Forschern berufen. Man darf freilich, ohne ungerecht zu sein, von einem solchen Werke Manches durchaus nicht verlangen. Eine ruhig dahinfließende, streng und gleichmäßig gegliederte Darstellung erlaubt für jetzt der Gegenstand durchaus nicht; andererseits aber liegt dergleichen nun einmal nicht in des Verfassers Art. Bopp's Meisterwerke sind es, bei deren Lesung man sich an einen stillen, majestätisch und sicher seines Weges ziehenden Strom versetzt glaubt; bei Pott befindet man sich in einer Gedankenschmiede, in der die helle Lohe aufblitzt und umherstiebt, daß es eine Lust ist, anzusehen. Das gilt auch insbesondere von dem vorliegenden Werke, in welchem eine solche Fülle trefflicher Einzelnheiten oder allgemeiner Gesichtspunkte behandelt oder — oft in einer Parenthese, einem Zwischensatz, einer Anmerkung — angedeutet ist, daß das Buch einen in hohem Grade aufmerksamen Leser fordert, wenn er sicher sein will, daß ihm für seinen besonderen Zweck Nichts entgangen ist.

. . . „Die Familien-Namen sind das eigentliche Haupt-Thema des Verfassers, und er hat ihnen bei Unternehmung des Werkes jedenfalls eine mehr ausschließliche Behandlung zugedacht, als ihnen jetzt, da die Arbeit geschlossen, zu Theil geworden ist. Die Familien-Namen enthalten aber viele Tausende von Ortsnamen, die der Familie eben ihren Namen gegeben; es durften also zweitens die Ortsnamen nicht unerörtert bleiben, oder es wäre anders der Forschung über die Familien-Namen viel Licht entzogen worden. Nun aber sind die Ortsnamen selbst, wie auch die Familien-Namen unmittelbar zu einem sehr großen Theile von den alten Eigennamen im engeren Sinne — den heutigen Vornamen — ausgegangen, und ihnen mußte daher auch viele Aufmerksamkeit gewidmet werden, da aus ihnen die letzte Deutung der anderen Namensklassen unsäglich oft erst resultirte. Es sind also in gewisser Hinsicht die Familien-Namen das allgemeinste, die Ortsnamen ein etwas besonderes und die jetzigen Vornamen das engste Gebiet. Dieses Sachverhältniß spiegelt sich nun in Pott's Werk aufs deutlichste wieder, indem die beiden letzten Namenklassen, als Mittel zur Deutung der ersten, eine verhältnißmäßig kürzere, aber noch immer ziemlich umfassende Behandlung gefunden haben."*)

— Der russisch-türkische Krieg in Amerika. „Was haben wir mit der orientalischen Frage zu thun?" (What have we to do with the Eastern Question?) so ist ein Artikel in Putnam's Monthly, einer nichts weniger als skurrilen Literaturzeitung von New-York, überschrieben. „In London", heißt es darin, „hält man es für eine ausgemachte Sache, daß die Amerikaner in der großen, jetzt zur Entscheidung kommenden europäischen Streitsache alle auf Seiten Englands und Frankreichs stehen. Wir können jedoch weder in den Motiven der ursprünglichen Differenz, in den zugestandenen wie in den verborgenen, noch in dem Charakter der Hauptbetheiligten und in den Zwecken der mächtigen Allianz, welche den Streit als ihre Sache aufgenommen, irgend etwas entdecken, was auch nur die leiseste Sympathie für diese Sache bei uns hervorzurufen im Stande wäre." — Nachdem darauf die amerikanische Monatsschrift einen etwas flüchtigen und leichtfertigen Blick auf die Geschichte des russisch-orientalischen Streites geworfen, wobei sie die Bemerkung macht, daß jeder europäische Staat, der von der „Integrität des türkischen Reiches" spreche, dabei immer nur an die Eroberungslust der Anderen denke, während er selbst gar nicht abgeneigt sei, sich von der türkischen Erbschaft ein gutes Theil anzueignen, fährt dieselbe in einer Weise fort, welche uns den Beweis liefert, daß der Verfasser die bekanntlich für die Amerikaner abgefaßte Schrift: „Rußland und das Germanenthum", von Bruno Bauer, gelesen und zur Grundlage seiner Betrachtungen gemacht hat. „Wie verthiert", sagt der Amerikaner, „die Russen auch durch ihren asiatischen Despotismus sein mögen — als Race sind sie lebendig, kräftig, progressiv. Nächst den Amerikanern sind sie die am meisten vorwärts drängende Nation (the most „go-ahead" nation) der Erde. Während andere Nationen zurückgehen, oder stationair bleiben, oder sich in unerheblicher Weise vermehren, zeigt die russische Race eine Lebensfähigkeit, gleich der der alten normannischen oder angelsächsischen Racen. . . . Früher oder später werden sie ihre jetzigen Fesseln abstreifen und dann vor der Menschheit als ein regenerirtes großes Volk dastehen, bereit, Theil zu nehmen an dem großen Werke der Erlösung und der Einflößung neuen Lebens in die stagnirenden, faulen und herabgewürdigten Reiche von Asien und Europa." — Man sieht, daß dieser Yankee den Vorwurf, den man seinen Landsleuten zu machen pflegt, daß sie zu praktisch sind, gründlich von sich abzuwälzen weiß; aber sonderbar genug, hat diese allen Thatsachen ins Gesicht schlagende Argumentation recht viele Anhänger in Amerika gefunden!

*) Die Personen-Namen, insbesondere die Familien-Namen und ihre Entstehungsarten; auch unter Berücksichtigung der Ortsnamen. Von A. F. Pott. Leipzig, Brockhaus, 1853.

*) Einen sprachwissenschaftlichen Beitrag zur Erklärung von Ortsnamen, namentlich in Thüringen, hat kürzlich auch Herr Selig Cassel in dem zweiten reichhaltigen Hefte der von ihm herausgegebenen „Wissenschaftlichen Berichte" der Erfurter Akademie gemeinnütziger Wissenschaften geliefert. D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 55, und beim Spediteur Neumann, Wilhelmsstr. Nr. 32), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 86. Berlin, Donnerstag den 20. Juli 1854.

England.

Englische Literatur-Briefe.

1854. Siebenter Monatsbericht.

Das Stetho- und Teleskop für Englands Kriegsherz und antirussische Pläne. — Das eigentliche regierende England und dessen Struktur. — Warum es, nach Aberdeen, Rußland nicht hassen kann. — Sein Buridanscher Verlegenheits-Esel Rußland gegenüber. — Russell und die Kirchensteuer, die Reform- und die Oxford-Bill. — Hampstead, die Höhe und das Oberhaus. — Die Penny-Post und die Tausende von Pfunden, welche Herzogen als Almosen davon gezahlt werden. — Ein Blick auf die „erbliche Kirche". — Das Dulwich-College. — Die Hochkirche im Diogenes. — Schulen und wohlthätige Anstalten unter der Hochkirche. — Schlüssel zur englisch-orientalischen „Verlegenheit", in der es mit Rußland zugleich Frieden und Krieg führt. — Ein Ausweg für die Verlegenheit im Kaukasus. — Haxthausen's „Transcaucasia". — Die germanischen Offeten im Kaukasus. — Lady Bulwer's „Hinter den Coulissen". — Der Messias „von außen". — Der Neutralisations-Prozeß zwischen Revolution und Reaction, der den Heiland von innen unmöglich macht. — Mißlungene literarische Versuche, über das Bestehende hinauszukommen. — „Balder", von Dobell. — Sonntagsfeier-Agitation. — Romane von Lady Ponsonby. — Die Handbücher für den Krystall-Palast.

London, im Juli.

Großbritannien und Frankreich arbeiten jetzt daran im Verein, die große prinzipielle Kulturfrage des Jahrhunderts zu lösen und die Europa bedrohende slavische Großmacht in ihre Gränzen zurückzuweisen, auf diese Weise die europäische Civilisation und deren friedliche Entwickelung zu sichern und somit auch freiere Institutionen und liberale Prinzipien in Europa zu kräftigen und zu ermuthigen. Letzteres liegt so sehr in der Sache und ist eine so wesentliche Kategorie des Ganzen, daß man auf dem ganzen „Kriegsschauplatze" und in dessen Literatur und Politik nichts begreift und einsieht, wenn man diese Kategorie nicht als Tele- und resp. Stethoskop gebraucht. Mit so bewaffnetem Auge und Ohre wird man erst klug gemacht, warum die Engländer mit ihrer unerhört mächtigen Flotte bisher blos Salzschiffe wegnahmen und in Häfen ohne Fortificationen und Mannschaften kleine Feuersbrünste von russischem Staatseigenthume nährten und dann eine ordentliche kaufmännische Rechnung machten und an das Ministerium schickten: „Schaden gethan an Schiffen, Holz u. s. w. im Einzelnen so und so viel: Total 200,000 Pfund Sterl., 500,000 Pfund Sterl., auch manchmal blos weniger 60—70—80,000 Pfund Sterl." Die englischen Wochenzeitungen sagten es selbst, die berühmte, stolze Flotte habe sich bisher wie ein Seeräuber und einbrechender Dieb benommen und noch schlimmer, denn anständige Spitzbuben nehmen nur Dinge, die Werth für sie haben, und lassen das Uebrige ungeschoren. Im besten Falle muß man sagen, daß ein Adler keine Mücken jagt und der Löwe sich nicht damit abgiebt, Mäuse zu fangen. Dabei weiß man kaum, ob das Nichtsthun mit ungeheuren Mitteln und Anstrengungen schlimmer ist, als diese Katzenkunststücke des Löwen. Kurz, man begreift den ganzen Schwindel nicht, wenn man sich nicht klar macht, daß England in der Lage Hamlet's ist, der ein großes Verbrechen sühnen soll, wozu er nicht die gehörige moralische Kraft hat. England hat dreifach die physische Kraft dazu, aber nicht halb die moralische. „Wir können keine Feindschaft gegen Rußland fühlen", sagt Aberdeen im Parlamente. Parlament, Land und Leute lassen sich das gefallen. Sie können wirklich nicht. Aberdeen würde mit Sturm entthront worden sein, nach einer solchen Aeußerung mitten im Kriege mit Rußland, wenn sie könnten. Warum können sie nicht? England, welches zuhause und in der Welt regiert, besteht aus weniger Menschen, als London Einwohner hat, vielleicht kaum aus einer halben Million. Die übrigen zwanzig oder einundzwanzig Millionen sind people und mob, Geld machend, Steuern zahlend, Bier und Gin trinkend, von zehn bis fünf Uhr jeden Tag Bücher führend, um das Facit unten an Einen der halben Million abzuführen, die übrige Zeit essend und trinkend, schlafend, sich rasirend und Vatermörder umbindend, weiter unten freilich auch nur insofern an diesen Privatbeschäftigungen betheiligt, als sie nur die Materialien dazu liefern müssen.

Das eigentliche Großbritannien, welches im Parlamente sitzt, Flotten und Soldaten und Maschinen und Waaren und die Kassen der Erde befehligt, besteht, wie Lord John Russell in seiner Rede gegen die Abschaffung der Kirchensteuer, die den Dissenters für die Hochkirche gewaltsam abgenommen wird, ganz richtig bemerkte, aus einer erblichen Aristokratie und erblichen Kirche, welche als wesentlich Drittes für ihre Interessen die erbliche Monarchie konserviren. Sie müssen zusammen stehen oder fallen, sagte Russell, deshalb bin ich gegen Abschaffung der Zwangskirchensteuer. Glauben kann Jeder, was er will, aber bezahlen muß Jeder, was er muß. Dasselbe dreieinige Großbritannien machte sich in der Oxford-Reform geltend. Russell, bekanntlich in Sachen der Reform längst „Lord Finality", öffnete die heiligen Klosterhallen der Universität, deren höchste wissenschaftliche Macht die neununddreißig Glaubens-Artikel und der Euklid sind, den Anders- und Ungläubigen, ließ aber den Klosterhäuptern dieser heiligen Hallen vollständige, absolute Gewalt, Zeugnisse und „Grade" zu ertheilen, durch welche der Zögling allein in die „eigentlichen" Kreise des Staates, der Kirche und der Monarchie Zutritt erhalten kann. Die ganze Reform ist also ein Schwindel, wie sogar die Times ganz klar auseinandersetzte. Die politische Reform-Bill, welche Lord John Russell dem Parlamente vorzeigte, war nach seiner eigenen Meinung so destruktiv (da Einzelne von den zwanzig Millionen in die dreieinige Festung der beglückten Minorität wählbar gemacht werden sollten), daß Ober- und Unterhaus sie mit Freuden in der Geburt erstickten. Das Oberhaus ist bereits so weit gekommen, wie es einst Junius in seinen klassischen, flammenden Briefen charakterisirte, daß es Gesetze, die ein Volks-Interesse schützen, aufhebt und ein neues dagegen zu machen sucht zu Gunsten des erblichen Mammon. Die Sache selbst ist lokal, aber in ihrem Prinzip bedeutend universell. „Hampstead in Gefahr!" schreien die Londoner. Die Hampstead-Höhe im Westen von London draußen ist die gesundeste, volksfreudigste, grüne, luftige, sonnige Hochebene Londons, wo das Volk ohne Kosten erfahren kann, was Luft und Sonne und Aussicht seien. Seit sechsundzwanzig Jahren wurde dieser gesetzlich gegen Häuser und Mauern geschützte Platz von der reichen, einflußreichen und hochsituirten Familie des Sir Thomas Wilson belagert, aber vergebens. Beide Häuser wiesen stets alle „Bills" zurück, die unter verschiedenen Vorwänden zu einer Bebauung und Abschließung dieser gesundesten Stelle Londons ermächtigen sollten. Jetzt hat das Oberhaus die Wilsonsche Bill zu einer zweiten Lesung zugelassen. Das gemeine Geld hat bei den Lords, dem höchsten Tribunale des Gesetzes, über das Gesetz gesiegt. Die Rechts- und Gesetzverständigen sind einstimmig gegen die Ansicht, daß ein Gesetz, vom Parlamente expreß als Fundamental-Grundsatz aller Gesetze sanctionirt und bisher heilig gehalten, für Privat-Interessen aufgehoben werden könne. Die Hampstead-Höhe ist nämlich ein testamentarisch dem Volke vermachtes öffentliches Gut. Die Lords wollen es jetzt zum Privat-Eigenthume ihres Sir Th. Wilson machen. Wahrscheinlich wird das Unterhaus diese Absicht vereiteln, prinzipiell ruft es aber dieselben furchtbaren Donnerkeile auf das Oberhaus herab, die einst Junius gegen es schleuderte. Und für uns reicht die Sache in ihrem jetzigen Stadium vollkommen hin, subtrahirend zu helfen, daß die Interessen der Privilegirten Englands, vereinigt durch erbliche Vorrechte, Reichthümer und soziale Schichtung, stärker sind, als Gesetz, Ehre, Civilisation, „Freiheit" und wie die Sache der großen Massen sonst noch ironisch und euphonisch genannt wird.

Diese Sache des Volks, die Civilisation, die Bildung, agitirte seit Jahren für Abschaffung der „Besteuerung des Wissen", der „Taxes upon Knowledge", der Papier- und Stempel-Steuer. Zwar hat man die Plünderung der Armen, welche Dienste und Beschäftigung suchen, die Steuer auf Anzeigen, abgeschafft, aber an die Befreiung des Papiers von doppelter Steuer (Eingangs-Abgabe, Stempel auf politische Blätter und Zoll auf importirte Bücher) will man eben so wenig, wie an das „Ocean-Penny-Postgeld". Jeder kann eine Unze Waare oder Gewicht von Passagier für den zwölften Theil eines Penny mit Vortheil nach Amerika bringen; besteht aber die Unze in einem

Stück Papier, muß über hundertmal so viel gezahlt werden. Als man dies den regierenden Herren in Downingstreet vorhielt, sagten sie: die Post wirft es nicht ab, die Post kann es nicht thun für den Preis. Wir wollen nicht radikalerweise sagen: So schafft die Post ab, welche der größte Feind des Postwesens ist, wir erinnern nur an die erblichen Gesetze und Rechte, die sich wie eine ewige Krankheit forterben. Der dem Unterhause vorgelegte Rechnungs-Abschluß vom 5. Januar enthält unter den Summen, welche von den Ueberschüssen der Post bezahlt wurden: viertausend Pfund Sterling für „Se. Gnaden den Herzog von Marlborough", dreitausendvierhundertundsieben Pfund zehn Shilling für „Se. Gnaden den Herzog von Grafton" und zweitausendneunhundert Pfund für „Se. Gnaden den Herzog von Schomberg". Da die drei Gnaden nicht mehr in der Lage sind, diese Pfennige des Volks selbst zu verzehren, zahlte man sie natürlich seit deren Tode pünktlich jedes Jahr den Erben derselben. Das erste Almosen gründet sich auf die Verdienste des großen Kriegers, von dem Thackeray sagt, daß er gern Frauen küßte, um ihnen bei dieser Gelegenheit die goldenen Halsketten zu stehlen; der zweite war ein Bastard Karl's II. und der berüchtigten Barbara Palmer, dessen Enkel aus den Briefen von Junius bekannt ist, der ihn als einen der schmutzigsten Diplomaten schildert, und Schomberg ein Abenteurer, der successive in portugiesischen, französischen, brandenburgischen, holländischen und englischen Diensten stand. Der jetzige Erbe Marlborough's bezieht, außer den viertausend Pfund von der Post, noch tausend Pfund Sterl. jährlich aus dem Steuer-Departement, der jetzige Grafton, außer den dreitausendvierhundertundsieben Pfund, tausend Pfund vom Parlamente und siebentausendfünfhundert Pfund Sterling vom Steuer-Departement (also etwa neunzigtausend Thaler jährlich) aus den Taschen des Volks, weil sein Ahnherr ein Bastard Karl's II. war! Diese „alten Gerechtigkeiten" erben ruhig fort, so daß Steuer-Reformer und Reformen überhaupt in beiden Häusern gewöhnlich mit Ironie abgewiesen werden. (Fortsetzung folgt)

Hayti.

Hayti und die Haytier.

(Fortsetzung.)

Die oben erwähnte Festlichkeit, von der ich zuerst Augenzeuge war, fand am Tage Aller Heiligen statt. Ich ging früh Morgens in die katholische Kirche, wo etwa zwei- bis dreitausend Personen sich versammelt hatten. Auch diese waren ohne Ausnahme sauber und zum Theil reich gekleidet, und ich war nicht wenig erstaunt über ihr gesittetes, ernstes und anständiges Benehmen. Nachmittags sah ich eine der großartigen Prozessionen vorbeiziehen, für welche das Volk in allen katholischen Ländern eine so große Vorliebe zeigt. Tausende und aber Tausende von Leuten waren nach der Kirche geströmt und bewegten sich alsdann, von einer Compagnie Soldaten und den Priestern mit ihren Kruzifixen, geweihten Kerzen u. s. w. begleitet, in chaotischer Unordnung fort, indem sie die Straßen, durch welche sie kamen, fast ganz versperrten. Sie begaben sich nach dem Friedhof, wohin ich ihnen folgte. Derselbe liegt in einiger Entfernung von der Stadt, ist von einer hohen Mauer umgeben, und da er mit herrlichen tropischen Bäumen geschmückt und von der Bergkette im Süden der Stadt beschattet ist, so gewährt er um diese Stunde einen ungemein lieblichen Anblick. Als ich durch diese alte und dicht gedrängte Nekropolis wandelte, fühlte ich mich tief bewegt von den rührenden Scenen, die nun um mich her vorgingen. Leidtragende aller Art — kinderlose Mütter, gebeugte Witwen, trauernde Waisen — versammelten sich hier um die Gräber ihrer Lieben, bestreuten sie mit Blumen, zündeten ihre Wachskerzen über ihnen an und knieten dann nieder, um für die ewige Ruhe der Dahingeschiedenen zu beten. Selbst die zahlreichen Gräber der Unglücklichen, die wegen politischer Vergehen erschossen worden und daher außerhalb der Kirchhofsmauer eingescharrt werden mußten, wurden nicht vernachlässigt. Ihre Angehörigen hatten sie bereits früher — wahrscheinlich verstohlen — besucht und als Andenken die brennende Kerze und den duftenden Blumenstrauß zurückgelassen. . .

Der Sonntag ist auf Hayti nicht nur der geschäftigste Tag in der ganzen Woche, sondern bietet auch dem Beobachter die meiste Gelegenheit dar, das Volk in seinem Leben und Weben kennen zu lernen. Schon vor Sonnen-Aufgang wird man durch den Kanonendonner von der Festung erweckt, der dem Militair als Signal dient, sich auf den verschiedenen Posten zu sammeln und zu der von dem Kaiser abgehaltenen Parade vorzubereiten. In den Straßen herrscht bald lautes Getümmel: die Kavallerie sprengt in vollem Galopp einher oder marschirt in geordneten Reihen nach dem Lärm einer kriegerischen Musik. Beim Regierungsgebäude, der Residenz Soulouque's, angekommen, machen die Truppen Halt, und es beginnt eine Reihe von Evolutionen und Exerzitien, deren Bedeutung ich nie verstehen konnte, da der Kaiser ihnen nicht ein einziges Mal beiwohnte. Hierauf marschirt Alles nach einer hinter dem Regierungsgebäude gelegenen, großen und schönen Ebene, wo endlich der Monarch eintrifft und Heerschau hält. Seine Majestät Faustin I. hat zwar nicht viel über eine halbe Million Unterthanen, besitzt aber doch eine stehende Armee von gegen zwanzigtausend Mann, also etwa doppelt so viel, als die Vereinigten Staaten mit ihren fünfundzwanzig Millionen Einwohnern! Die Hälfte dieser Anzahl glaube ich wohl bei einer Sonntagsrevüe gesehen zu haben. Sie werden in ein Carré aufgestellt, und nachdem die Offiziere durch die Reihen gegangen und sich überzeugt haben, daß Alles in Ordnung sei, läßt man den Kaiser davon benachrichtigen, dessen Ankunft durch einen fast betäubenden Musiktusch verkündet wird, der so lange fortdauert, bis er in Begleitung seiner Staatsminister, Adjutanten und Leibwache die ganze Linie umritten hat. Nach Beendigung der Revüe hält er dann auch seinen Umzug durch die Stadt, den wir schon oben beschrieben haben.

Während dies aber vorgeht, ist die Stadt keineswegs verlassen oder ruhig. Alle Läden und Verkaufslokale sind geöffnet und die Waaren so vortheilhaft wie möglich ausgestellt, um die Käufer anzulocken. Am Sonntag wird nämlich der Hauptmarkttag gehalten, und die Straßen wimmeln von Landleuten, die theils mit Gemüse, Holz, Kohlen u. s. w. beladene Maulesel führen, theils Bananen, Ananas, Zuckerrohr ꝛc. auf dem Kopfe tragen, theils Hühner und andere Gegenstände zum Verkauf ausbieten. Sich in dichten Gruppen fortwälzend, feilschen, streiten, schreien, singen und lachen sie in der ausgelassenen Weise, die ihrem Kulturstande entspricht, und es entsteht so eine babylonische Verwirrung, die am Markte selbst ihren Gipfel erreicht. Auf einem großen, offenen Platz im Mittelpunkt der Stadt lagern etwa zweitausend Personen, die zum Theil aus bedeutenden Entfernungen kommen, um ihre Produkte an den Mann zu bringen. Von Gebäuden ist hier keine Spur, mit Ausnahme einiger offenen Schuppen oder Buden an jedem Ende des Platzes, wo man Fleisch und andere Artikel verkauft, die vor der Sonne geschützt werden müssen.*) Der ganze Raum ist mit Leuten besäet, die ihre Vorräthe von Orangen, Kartoffeln, Bohnen, Mais, Bananen, Ananas, Brodfrüchten, Hühnern, Schweinen, Fischen, Holzkohlen und was sie noch sonst zu Markte bringen, in bunter Unordnung auf die Erde oder auf eine Matte ausbreiten. Den Tumult, die heillose Konfusion und das pittoreske Gewimmel dieser Scene zu schildern, geht über meine Kräfte hinaus. Es macht auf den Protestanten einen seltsamen Eindruck, die katholische Kirche, die auf einer kleinen Anhöhe gelegen ist und einen der größten Marktplätze überblickt, zu gleicher Zeit mit Betenden gefüllt zu sehen. Alte Frauen vom Lande, die an der Kirche vorbeikommen, legen ihre Körbe oder Bündel auf die Stufen hin, treten ein, tauchen die Hände in Weihwasser, bekreuzen sich, sagen ihren Rosenkranz her, und nachdem sie so ihre Andacht verrichtet, eilen sie wieder hinaus und fahren mit ihrem Handel fort. So geht es immer aus und ein, und die Personen, die sich schon zu Anfang des Gottesdienstes eingestellt haben und ihm bis zum Ende beiwohnen, scheinen sich durch das Ab- und Zuströmen der Vorbeigehenden nicht im Geringsten stören zu lassen.

Unterdessen ist es zwei bis drei Uhr Nachmittags geworden; die Geschäfte hören auf, und es beginnen Spiele und Vergnügungen mancherlei Art. Die Landleute haben ihre Produkte veräußert, ihre Einkäufe besorgt und verlassen jetzt gruppenweise die Stadt. Die Kinder der Städter lassen ihre Drachen fliegen, drehen ihre Kreisel, springen, laufen und belustigen sich ihrem Alter gemäß, während die erwachsenen jungen Leute beiderlei Geschlechts spazieren gehen, reiten oder fahren. Die wohlhabenderen Einwohner essen erst spät zu Mittag und unterhalten sich dann mit Kartenspiel und Tanz. Auch die unteren Klassen versammeln sich gegen Abend in der freien Luft, um sich stundenlang dem Tanze hinzugeben, der ihr hauptsächlichstes und fast einziges Vergnügen ausmacht. Ihre Tänze haben jedoch nur wenig Aehnlichkeit mit dem, was wir gewöhnlich unter diesem Namen verstehen. Sie führen verschiedene Benennungen, gleichen sich aber alle im Charakter und werden zum Theil von regelmäßig organisirten Gesellschaften ausgeführt, deren geheimnißvolle Einweihungsformeln und barocke Ceremonien von den Nationaltänzen des mittleren Afrika herstammen sollen, die sich von einem Geschlecht zum anderen erhalten haben. Andere hingegen finden ohne alle Förmlichkeiten statt, indem Jeder sich daran betheiligen kann, der auf dem Tanzplatze erscheint. Sie werden stets im Freien vorgenommen, wo man nicht selten ein der Gesellschaft gehöriges Zelt aufschlägt, welches als Ballsaal dient. Die Musik besteht darin, daß man

*) Um die Verwunderung des Amerikaners über den Anblick dieses offenen Marktes zu begreifen, muß man wissen, daß in den Vereinigten Staaten, wie in England, nicht nur die Hauptstädte, sondern auch kleinere Oerter mit schönen, bedeckten Markthallen versehen sind, wo die Fleisch-, Gemüse-, Obsthändler ꝛc. ihre Waaren in luftigen, aber vor der Witterung gesicherten Räumen auslegen. Was würde der Verfasser, der den Mangel an einer solchen Einrichtung dem niedrigen Kulturstande der Haytier zuschreibt, zu einem Berliner Marktplatze sagen, der sich bei schlechtem Wetter in eine vollständige Pfütze verwandelt, auf der die Verkäufer unter dem Schutz ihrer Regenschirme kauern, während die Kunden sich mit Mühe durch das Labyrinth von Körben, Tischen und Wagen hindurchwinden! D. R.

Digitized by Google

mit der flachen Hand auf eine Trommel paukt, d. h. auf ein Stück Fell, welches über das obere Ende eines kleinen Fasses gespannt wird, wozu man noch mit zwei Stöcken auf eine alte Heringe- oder Seifenkiste schlägt, mit Eisenstäben klappert, singt, in die Hände klatscht und dergleichen. Obgleich dieses Konzert dem Uneingeweihten nur als ein Mordspektakel ohne Sinn und Vernunft erscheint, erkennen die Haytier darin verschiedene Melodieen, die sie vollkommen zu unterscheiden wissen.

Die auf solche Weise ausgeführte Musik bringt auf die Zuhörer eine elektrische Wirkung hervor, und es sammeln sich augenblicklich zahlreiche Gruppen, die einen entzückten Kreis um die Tanzenden bilden. Auch an den Tänzen selbst nehmen mitunter sehr viele Personen Theil, öfter aber nur fünf bis sechs, und bisweilen wird die Aufmerksamkeit der Zuschauer durch eine oder zwei Virtuosen in Anspruch genommen. Ihre Bewegungen sind überaus grotesk: bald zitternd, wie bei den amerikanischen Shakers, bald ein eigenthümliches Wiegen des Körpers; dann springen sie auf und wälzen und drehen sich im Kreise oder stemmen die Füße fest gegen die Erde und schaukeln mit dem Körper hin und her, und zwar mit solcher Gewalt, daß man eine Verrenkung der Glieder besorgen muß; oder sie machen schnell nach einander Luftsprünge von unglaublicher Höhe, wie das Zurückprallen eines Balles von Gummi-Elastikum. Da solche Tänze fast die einzige Unterhaltung an den zahlreichen Festtagen der Haytier bilden, so war ich häufig davon Augenzeuge. Doch ist ein Schauspiel dieser Art für den Fremden nicht unentgeltlich, und man hat ein eigenthümliches Mittel, ihn zur Bezahlung anzuhalten. Sobald man z. B. mich unter den Zuschauern bemerkte, fing eine der Tänzerinnen an, sich mir zu nähern, streckte die Hände vor sich aus, wie um eine Gabe zu empfangen, und sprang unaufhörlich um mich herum, während sich Aller Augen auf mich richteten. Als ich den Zweck dieses Manövers einsah, trug ich stets Sorge, etwas Scheidemünze in Bereitschaft zu haben, um meinen Tribut so schnell als möglich entrichten zu können. Eines Abends kam ich an einem offenen Hofraum vorbei, wo eine Gesellschaft mit Tanzen beschäftigt war, welche munterer und aufgeregter als gewöhnlich schien. Ohne mich zu bedenken, trat ich herein, hatte mich aber kaum der Zuschauergruppe angeschlossen, so stand auch schon eine der Tänzerinnen mit offener Hand vor mir. Ich griff sogleich in die Tasche, fand aber kein anderes Geld als eine haytische Banknote von zwei Dollars, die ich der Bittenden überreichte. Nie hatte ich ein Kapital vortheilhafter angelegt: sie warf einen einzigen Blick auf das Papier, schwenkte es dann in der Luft und drehte sich mit wunderbarer Schnelligkeit im Kreise herum, indem sie mir, außer anderen Demonstrationen, auch einige jener fast unglaublichen Kunststücke zum Besten gab, die ich nur aus der Beschreibung, aber noch nicht aus eigenem Augenschein kannte. Nachdem sie eine kleine Porzellantasse auf ihren Scheitel gelegt, begann sie von neuem zu tanzen und sprang plötzlich mehrere Fuß hoch in die Luft und mit Einem Satze wieder zurück, wobei sie ihrem ganzen Körper einen konvulsivischen Ruck gab, ohne daß die Tasse sich von ihrem Kopfe bewegte. Dieses Springen und Kapriolenschneiden wurde einige Male wiederholt und übertraf Alles, was ich je in dem Fache gesehen hatte. So allgemein ist auf Hayti die Sitte, sich an Sonn- und Feiertagen den Freuden des Tanzes hinzugeben, daß meiner Ueberzeugung nach mindestens zwei Drittel der Bevölkerung an diesen Lustbarkeiten theilnehmen und nur das höchste Alter und die zarteste Kindheit davon ausgeschlossen sind. Ja, selbst kleine Würmer, die noch nicht laufen können, sieht man ihre Körper nach dem Takt der Musik hin- und herwiegen, und sobald sie einigermaßen fest auf den Beinen sind, schicken sie sich an, dem Beispiel ihrer Aeltern zu folgen.

Wenn ich jedoch hier stehen bliebe, so würde das, was ich bisher über die Höflichkeit, die geschmackvolle Kleidung, die Tanzlust der Einwohner von Port-au-Prince gesagt habe, einen sehr mangelhaften, ja, geradezu falschen Begriff von dem Charakter und den Zuständen des Volkes geben. Ich habe schon bemerkt, daß man auf Hayti eine seltsame Mischung von Pariser Kultur und Eleganz mit afrikanischer Barbarei und Sittenlosigkeit wahrnimmt. Nachdem ich über erstere einige Andeutungen mitgetheilt, darf ich auch letztere nicht unberücksichtigt lassen.

Ich war Augenzeuge einer großen Feuersbrunst in Port-au-Prince. Sobald sich dieselbe zu verbreiten begann, eilten die Kaufleute, an welche ausländische Schiffe konsignirt waren, nach ihren Geschäftslokalen, steckten alles vorräthige Geld in Koffer und Säcke, liefen damit nach dem Quai und schickten es an Bord jener Fahrzeuge. Manche von den Capitainen weigerten sich anfangs, die Koffer und Säcke anzunehmen, ohne deren Inhalt zu kennen, und baten ihre Geschäftsfreunde, wenigstens Jemanden an Bord zurückzulassen, um die Sachen unter seine Obhut zu nehmen; allein die Kaufleute zogen es beständig vor, sich der Rechtlichkeit der Fremden anzuvertrauen. Eine Feuersbrunst ist das Signal für allgemeines Rauben und Plündern. Nur selten ist es den Eigenthümern möglich, Etwas aus ihren brennenden Häusern zu retten, da sie bei Keinem Hülfe finden. Einer von ihnen brachte in der Verwirrung des Augenblicks einen Sack Geld zu einem Nachbar; als er es aber am folgenden Tage wieder abholen wollte, leugnete dieser, es empfangen zu haben, und blieb auch, da ihm der Andere nichts beweisen konnte, im Besitz seiner Beute. Kein Wunder also, wenn man vorzieht, sich auf die fremden Capitaine zu verlassen. Die größeren Waarenlager in Port-au-Prince sind indeß mit einem kleinen Nebengebäude versehen, welches ohne Fenster und feuerfest ist und wo man Baarschaften und andere werthvolle Gegenstände bei Feuersbrünsten unterbringt.

Der Diebstahl ist überhaupt, wie es scheint, das vorherrschende Laster auf Hayti. Diejenigen, welche zum Fleiße geneigt wären, haben keine Sicherheit, den Lohn ihrer Bemühungen zu ärndten. Während sie arbeiten, schlafen Andere, die hingegen die Stunden der Nacht dazu benutzen, sie der Früchte ihrer Thätigkeit zu berauben. Mais, Gemüse, Obst werden von den Feldern, Schweine, Geflügel u. s. w. aus den Ställen gestohlen. Ein amerikanischer Neger, der sich hier angesiedelt hatte, erzählte mir, daß, während er an einem Ende seines Gartens arbeite, man ihm oft am anderen Ende seine Gemüse und sein Obst entwende. Diese Praxis ist hier so allgemein, daß es gesetzlich erlaubt ist, einen auf der That ertappten Dieb ohne Umstände niederzuschießen. Neulich wurde ein junger Mann durch ein Geräusch aufgeweckt und bemerkte, daß man ihm seine Bananen stehle; er ergriff sein Gewehr, gab Feuer und erlegte den Dieb. Als er den Körper untersuchte, erkannte er in ihm einen seiner vertrautesten Freunde. Im Jahre 1842 ward die Stadt Cap Haytien durch ein furchtbares Erdbeben zerstört, wobei die Hälfte oder zwei Drittel der Einwohner umkamen. Die Landleute aus der Umgegend eilten sogleich herbei, um die Leichen der Todten und Sterbenden zu plündern, und von den Städtern, welche der Katastrophe entgangen waren, schlossen sich viele diesem schändlichen Treiben an! Und doch, wie parador es auch scheinen mag, werden Geldsendungen von Port-au-Prince nach den entfernteren Theilen der Insel mit der größten Leichtigkeit bewerkstelligt. Man vertraut Packete mit Banknoten zum Belauf von mehreren Tausend Dollars einem Eingebornen an, der sie weite Strecken über Land trägt, ohne sich an ihnen zu vergreifen, und sie gewissenhaft an den Adressaten abliefert. Nachdem er sie aber einmal übergeben und hierdurch seinen Verpflichtungen nachgekommen ist, wird er nicht anstehen, ein oder mehrere Packete zu entwenden, wenn sich ihm die Gelegenheit dazu darbieten sollte.

Ein anderes, in ihrem afrikanischen Blute begründetes Laster der Haytier ist ihre durchgängige Unsittlichkeit. Es liegen mir zwar keine statistischen Angaben vor; doch glaube ich mich in der Behauptung nicht zu irren, daß die Zahl der unehelichen Geburten auf der Insel die der ehelichen überwiegt. Als Mann und Frau zusammen leben, ohne daß die Verbindung durch eine bürgerliche oder religiöse Trauungs-Ceremonie geheiligt worden, gilt hier keineswegs für eine Verletzung des Anstandes. Auf diesem Fuße leben viele Personen aus den ersten Klassen der Gesellschaft, und ein solches Verhältniß wird für so unverfänglich gehalten, daß sein Zustandekommen gewöhnlich durch eine Soiree gefeiert wird und das Paar nachher in Gesellschaft, in der Kirche und an allen öffentlichen Orten zusammen erscheint, als ob es regelmäßig verheiratet wäre. Findet nachträglich dann noch die Ehe statt, so werden alle vorher gebornen Kinder durch dieselbe legitimirt. Als der gegenwärtige Kaiser zum Präsidenten gewählt wurde, lebte er gleichfalls im Konkubinat mit seiner jetzigen Gemahlin; auch wurde seine Tochter außer der Ehe geboren, ist aber durch die Heirat ihrer Aeltern rechtmäßige Thron-Erbin geworden. Wenn dergleichen Erscheinungen unter den höheren Klassen an der Tagesordnung sind, so wird man leicht glauben, daß der Zustand der Sitten in den unteren Schichten des Volks ein höchst beklagenswerther ist; er macht in der That jede Beschreibung unmöglich. (Schluß folgt.)

Kalifornien.

Die chinesische „Goldminen-Zeitung" in San-Francisco.

Seit dem 1. März d. J. erscheint in San-Francisco eine Zeitung in chinesischer Sprache unter dem Titel „Kin-schan-dschi-sin-lu", d. h. „Zeitung der Goldminen". Ueber den Inhalt der ersten Nummer dieser Zeitung, von welcher ein Exemplar nach Paris gelangt ist, giebt Herr Stanislas Julien im Journal des Débats einen ausführlichen Bericht, dem wir Nachstehendes entlehnen:

Die Zeitung erscheint zweimal wöchentlich, „am dritten und sechsten Tage jeder Woche", auf einem großen Bogen, der fünfunddreißig Centimètres hoch und sechsundzwanzig Centimètres breit ist. Jede der von der Rechten zur Linken gedruckten vier Seiten des Blattes zerfällt in drei horizontale Abtheilungen, von denen jede sechsundzwanzig vertikale Linien enthält, die — wie dies auch bei chinesischen Büchern und Handschriften geschieht — von oben nach unten gelesen werden. Man liest zuerst die erste Linie rechts, fängt dann bei der zweiten Linie zur

Linken an und setzt dies bis zur sechsundzwanzigsten und letzten Vertikal-Linie fort. Hierauf geht man zur zweiten und endlich zur dritten Horizontal-Abtheilung derselben Seite über, die in gleicher Reihefolge wie die erste gelesen werden, und so geht es weiter bis zur vierten Seite, welche bei uns, die wir von der Linken zur Rechten lesen, die erste Seite der Zeitung sein würde.

Der Redacteur der „Goldminen-Zeitung" setzt zuvörderst in einem Einleitungs-Artikel die Gründe aus einander, die ihn zu seinem Unternehmen bewogen. Es handle sich zunächst darum, sagt er, den in Kalifornien zahlreich lebenden Chinesen Alles mitzutheilen, was den Handel, die Gesetzgebung und die Rechtspflege dieses Landes, so wie die auswärtigen Märkte, betreffe. Kalifornien sei das Rendezvous aller Völker des Erdballs; jedes Volk besitze daselbst eine in seiner Sprache abgefaßte Zeitung; die Chinesen allein machten bisher eine Ausnahme. Die chinesischen Kaufleute, so zahlreich sie hier auch seien, hätten daher auch nur sehr unvollkommene Begriffe von dem, was rings um sie her vorgehe; sie wüßten nicht, welche Artikel vorzugsweise im auswärtigen Handel gesucht und welche aufzugeben seien. Eben so würden sie durch ihren Mangel an Kenntnissen von der Gesetzgebung und der Rechtspflege des Landes zu manchen Irrthümern veranlaßt, wodurch sie oft auch Intriganten und Beutelschneidern in die Hände fielen. Wie er sich ausdrückt, ist es ein trauriger Umstand, wenn so viele Menschen, die weit über das Meer gekommen und tausend Gefahren überstanden, endlich am Ziele ihrer Reise nicht aus- und einzufinden wüßten. Ergriffen von diesem Anblicke, habe er den Entschluß gefaßt, eine chinesische Zeitung zu schreiben, worin er von allen Ereignissen und Vorkommnissen, welche den chinesischen Kaufmann interessiren, Nachricht geben wolle. Am Schlusse dieses Einleitungs-Artikels fordert er seine handeltreibenden Landsleute, die er im chinesischen Kurialstyl als „Fürsten" (Tschu-Kiün) anredet, auf, alle ihr Geschäft betreffenden Annoncen in das Blatt einrücken zu lassen.

Es folgt demnächst die Ankündigung einer Lotterie zum Betrage von 100,000 Dollars (140,000 Thlr.), deren Reinertrag dazu bestimmt ist, der Zeitung als Subvention für die erste Zeit ihrer Existenz zu dienen. Sie wird am eilften Tage des sechsten Monats des chinesischen Jahres gezogen werden und besteht aus 666 Gewinnen, worunter das große Loos von 10,000 Dollars (14,000 Thaler) baar und demnächst viele kleinere und größere Grundstücke und Häuser, aber auch zwei goldene Uhren, jede von hundert Dollars im Werthe, zwei chinesische Krep-Shawls ꝛc.

Die folgenden Abtheilungen der Zeitung enthalten Ankündigungen von Waaren, unter denen die des Herausgebers, welcher also selbst Kaufmann ist. Die Adressen der Kaufleute, bei welchen Neuigkeiten angelangt sind, werden vollständig mitgetheilt.

Es folgen demnächst verschiedene Handelsberichte und Preis-Courante, woraus unter Anderem zu ersehen, daß der schwarze Thee etwas im Preise gestiegen, während die Preise der grünen Thee-Arten sich nicht verändert haben.

Die übrigen Abtheilungen der Zeitung liefern folgende Ergebnisse: „Polizeigericht von San-Francisco. Tan-ma und Szepan, angeklagt wegen Prügelei und Verletzung von Menschen, sind zu 158 Dollars Geld- oder vierzehntägiger Gefängnißstrafe verurtheilt. Kan-ni-long und Ye-scha-li wurden mit vier Spanierinnen in einem übelberüchtigten Hause festgenommen; der Polizeirichter hat die Frauen entlassen, die beiden Chinesen jedoch verurtheilt u. s. w.

„Schiffsnachrichten. Angekommen: am 25sten des Monats ein englisches Schiff, das auf Chinesisch „Lin-kia-long", Cap. „Kia-pi", genannt wird, in vierunddreißig Tagen von Hong-kong kommend, mit siebenhundert Chinesen und einhundert Chinesinnen am Bord. — Abgehen wird am nächsten Tage ein Dampfboot („Ho-tscheon", Feuerschiff), das nach Canton zurückkehrt.

„Neuigkeiten aus den Minen. In den Gruben, welche auf chinesisch „Wu-ße-ping-lang" genannt werden, hat man einen Block von Silber („Pe-kin", weißes Metall) und in kleineren Bruchstücken fünfundzwanzig Stück reines Gold gefunden ꝛc.

„Theaternachrichten. „Long-lun-hi-pong" (d. h. englisches Theater, oder vielmehr „Theater von London"): Heute Abend werden die ausländischen Schauspieler eine Oper singen. Straße „Mee-lan-ma-long" zur Linken der Straße „Tschin-ki-di". — Theater von San-Francisco (San-fan-schi-ße-ko): Morgen eine Oper. Washington-Straße (Hoa-sching-tun).

„Nachrichten von der chinesischen Revolution. Der Rebellen-Häuptling Hong-Sieou und Andere, an der Spitze zahlreicher Truppen, haben Kin-ling (Nanking) verlassen und sind in drei verschiedenen Kolonnen in die Provinz Tschi-li eingerückt. Gegenwärtig befinden sie sich ganz nahe an dem kaiserlichen Gebiete. Seit mehreren Monaten bereits können das nördliche und das südliche China nicht mehr mit einander durch die Post kommuniziren. — Im zwölften Monde des letzten Jahres haben die chinesischen obrigkeitlichen Behörden den Kaufleuten anbefohlen, die verschiedenen Quantitäten Silber, welche sie besitzen, in Landesvaluten (Liang oder Taels) zu verwandeln und diese Valuten zu ihren Bedürfnissen zu verwenden. Seitdem diese Maßregel vor vier Monaten angeordnet worden, cirkuliren die chinesischen Unzen überall."

Die zwölfte und letzte Abtheilung (auf der vierten Seite) der Zeitung enthält eine Liste der verschiedenen Handlungshäuser von San-Francisco, der Agenten, welche sich mit Beförderung der Briefe befassen, der Goldstaub-Aufkäufer und der Haupt-Waarenmagazine.

Die politischen Nachrichten spielen in der ersten Nummer des Blattes noch eine sehr unbedeutende Rolle, doch wird es darin wahrscheinlich bald eben so wenig, wie in allen anderen kalifornischen Zeitungen, an Berichten über Munizipal- und andere Wahlen, so wie an Nachrichten über den Kriegsschauplatz in der Türkei, fehlen. Es giebt zwar in China selbst auch chinesische Zeitungen, doch tragen sie entweder einen amtlichen Charakter und enthalten über das Ausland gar nichts, oder sie werden von christlichen Missionären redigirt und verfolgen dann nur religiöse Zwecke. Die chinesische „Goldminen-Zeitung" von San-Francisco ist demnach das erste Unternehmen dieser Art in der ganzen Welt.

Mannigfaltiges.

— Briefe von E. T. A. Hoffmann. Im Athenaeum Français vom 8. Juli publizirt der durch seine Artikel im Journal des Débats rühmlichst bekannte Literar-Historiker Champfleury eine Reihe von Briefen aus der Feder E. T. A. Hoffmann's, und zwar mit der Bemerkung: „Publiées pour la première fois". Wir bezweifeln, ob damit etwas Anderes als die Publication in französischer Sprache gemeint sei, obwohl wir uns nicht erinnern, diese an seinen Jugendfreund Hippel gerichteten Briefe Hoffmann's aus dem Jahre 1795 deutsch irgendwo gelesen zu haben. Jedenfalls zeigt es von einem achtungswerthen Interesse des französischen Literar-Historikers an dem Andenken Hoffmann's, daß er diese Jugend-Ergüsse desselben, deren Charakter natürlich zu dem der „Contes fantastiques" keinerlei Beziehungen darbietet, als der Uebertragung und Aufbewahrung würdig erachtet. Herr Champfleury sagt unter Anderem: „Es herrscht in dieser Jugend-Korrespondenz ein so tiefes Gefühl, daß man den Humoristen Hoffmann selten oder gar nicht darin erkennt, was gewiß ein merkwürdiges Kennzeichen der nachfolgenden Briefe ist, für deren Uebertragung die französische Sprache leider nicht genug jener schwankenden, idealen, seraphischen Ausdrücke besitzt, an welchen die deutsche Sprache so reich ist und die jeden gewissenhaften Uebersetzer zur Verzweiflung bringen können."

— Französische Kriegsgeschichte. Kürzlich ist in Paris die erste Lieferung einer neuen Auflage des bekannten Werkes „Victoires, conquêtes, revers et guerres civiles des Français depuis 1792" ausgegeben worden. Das Hauptwerk, welches bis zu den „Hundert Tagen" Napoleon's reicht, umfaßt zwölf Bände mit zweihundertundfunfzig Kupferstichen, Karten, Schlachtplänen und Facsimiles. Dann folgen noch zwei Bände, welche den spanischen Krieg von 1823, die Schlacht von Navarin, die Expedition nach Morea, die Eroberung von Algerien, die Juli-Revolution von 1830, die Belagerung von Antwerpen, die Besetzung von Ancona und die Februar-Revolution von 1848 umfassen. Jeder aus sechs Lieferungen bestehende Band kostet sechs Francs.

— Der Mann im Monde, nach einer chinesischen Sage. Während die Hindus nur einen Mond-Hasen annehmen, der, wahrscheinlich im Gefolge des Buddhismus, auch nach China gewandert ist, sind die Chinesen, ganz unabhängig vom Abendlande, auf die Idee eines in jenen Himmelskörper verbannten Uebelthäters gekommen. Eine Notiz hierüber enthält das encyklopädische Sammelwerk „Tai-ping jü lan" (d. i. „Kaiserliche Lektüre der Jahre Tai-ping", welchen 976 bis 983 unserer Zeitrechnung entsprechen); sie lautet also: „Im Monde steht ein fünftausend Fuß hoher Kassiabaum (laurus cassia), und unter dem Baume ein Mann, der ihn zu fällen bemüht ist. Jeder Hieb seiner Axt erzeugt einen Spalt, der sich aber sogleich wieder schließt. Der Mann beging einst als Anachoret einen schweren Fehltritt, für den er, so wie gemeldet, büßen muß." Es wird ferner gesagt, dieser Unglückliche heiße U-kang und sei in einer Gegend der heutigen Provinz Schan-si geboren; sein Zeitalter bleibt jedoch unbestimmt. — Der immer von neuem werdende und wieder sich schließende Spalt des Riesenbaumes erinnert einerseits an die Lichtwechsel unseres Trabanten, andererseits an die ebenfalls in zweckloser Thätigkeit bestehenden Strafen des Sisyphus, der Danaiden u. s. w.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 87. Berlin, Sonnabend den 22. Juli 1854.

England.

Der mittelalterliche Hof im Sydenham-Palast.*)

Die eigenthümliche Natur dieses „Hofes" setzt denselben verschiedenen unvermeidlichen Nachtheilen aus. Er konnte weder die gezwungene Einheit des assyrischen, noch die ungezwungene des pompejanischen Hofes an sich tragen; er ist weder eine vollkommen harmonische Nachbildung eines einzelnen Gebäudes, wie die „Alhambra", noch mehrerer Gebäude, wie der „ägyptische Hof". — Es war eine schwierige Aufgabe, welt- und kirchliche Architektur zu vereinen, die Bilder von Rittern und Bischöfen in dem zur Verfügung gestellten Raume aufzuhäufen und Könige, Heilige, Nonnen und Aebte, die Reliquien begrabenen Stolzes und vergessener Frömmigkeit, dem persönlichen Geschmack und zugleich dem öffentlichen Nutzen dienstbar zu machen; es war eine schwierige Aufgabe, Kloster, Baldachin, Triumphbogen, Grabmal und Ballustrade in dem begränzten Raum einer Kapelle zu vereinen.

Doch weit entfernt, Herrn Wyatt abzuschrecken, haben diese Schwierigkeiten ihn vielmehr mit neuer Thatkraft beseelt. Nicht nur Lincoln, Ely, Lichfield und Westminster wurden von den Restaurations-Künstlern Sydenhams geplündert, auch Frankreich und Deutschland sandten ihre Tribute ein, die nur an Zahl und Ueberfülle der Gattungen dem mittelalterlichen Genius Englands untergeordnet erscheinen. Dieser Hof „gothischer Kunst" sollte Englands besonderer Stolz sein; er ist das Produkt seines National-Geistes und trägt in deutlicher Ausprägung den Stempel des englischen Volkscharakters, so wie den der Einflüsse seiner Geschichte und seines Klimas.

Wenn man einen architektonischen Styl groß nennen soll, muß er vor Allem national sein. Die gothische Architektur war ganz überwiegend englisch. Die ägyptische schmückte ihre Säulen mit Nilpflanzen, wie um die Kapitäler der griechischen sich Akanthus wand; der Hindu sammelte Palmblätter, doch griff er nach diesem natürlichen Schmucke mit mäßiger, ja, karger Hand. Dem Bewohner des Nordens war es vergönnt, die Natur mit seiner kindlich-ernsten Liebe zu betrachten, den Haselstrauch zu schneiden und das Farrenkraut, die Rosenknospe, die Lilie und das heilige Dreiblatt, der Eiche Zweige und ihre Frucht, den rankenden Epheu, den saftigen Wein, den Mohn, das Geisblatt und den Klee. Er bedurfte der schwermüthigen Regenschauer, der kurzen Sonnenblicke unseres Klimas. Er bedurfte des Einflusses, des Unterrichts von Dichtern, die die Natur begeisterter besangen, als die Griechen selbst, bei denen sich Schilderungen derselben nur vereinzelt finden. Er liebte die Natur, vor anderen Menschen, mit einer reinen, vollkommenen, unermüdlichen Liebe — er lernte von dem rastlosen Beobachten der Knospe das Blatt mit einem feierlichen Entzücken betrachten, eine sympathetische Freude mit dem Frühling empfinden, besonnene Fröhlichkeit mit dem Sommer, Schwermuth mit dem Herbst und kummervolle Betrübniß mit dem Frost des Winters. Die majestätische Eintönigkeit des morgenländischen Himmels, der ermüdende Glanz des italiänischen Azurs, die erhabene Schwermuth ewiger Schneegefilde vermochten eine solche Liebe nicht einzuflößen. Nur unter einem Himmelsstrich, der in ewigem Wechsel Sturm und Regengüsse erzeugt, wo die Natur das Wachsthum langsam fördert, bei stufenweiser Ausbildung des Frühlings und lang anhaltendem Winter, konnte diese Liebe im Herzen seiner Bewohner tiefe Wurzel schlagen und zu einem heiligen Kultus erblühen. So lernten wir die Natur lieben, wie nie ein anderes Volk sie geliebt; so besangen unsere Dichter sie, von keinen anderen erreicht; so haben unsere Maler vor allen anderen ihre lieblichsten Scenen getreuer und häufiger geschildert. Unsere ersten Baumeister strebten, ihre Dächer und Mauern mit dem steinernen Laub eines ewigen Frühlings zu bedecken, und die Mönche datirten ihre religiösen Feste von dem Wieder-Erblühen der Blumen und legten ihnen die Namen ihrer Heiligen und Märtyrer bei.

Der mönchische Baumeister vereinte unter demselben Dache seinen Palast, seine Wohnung, seine Kapelle, seine Empfang- und Geheimzimmer, seine Bibliothek und sein Grab. Die Kathedrale war der große Tempel einer ganzen Provinz; ihre gemalten Fenster waren des gemeinen Mannes Bilderbücher; ihre Gräber dessen in Stein gehauene Chroniken; ihre Choralgesänge waren Alles, was er von Musik kannte, Alles, was seine Einbildungskraft von dem Gesange der Engel ihm vorgespiegelt; ihr Weihrauch war des Landmannes einziger Wohlgeruch, der ihn, gleich dem Hauch der Heiligen, umwehte; ihre grotesken Bilder waren fast der einzige Gegenstand seiner Fröhlichkeit. Mindestens einmal die Woche wollte er wie ein König leben und Theil an fürstlichen Vergnügungen nehmen; — in seinen Augen waren diese reichen Fenster in immerwährendem Sonnen-Untergang mit himmlischen Erscheinungen übergossen; der Lichtstrahl, der sich über dieselben auf die Wände stahl, war für ihn der goldene Schatten niedergestiegener Geister, und wenn der Mond mit seinem blassen Scheine die Pfeiler und Nischen versilberte, so mußte er diesem rohen, aber nicht gefühllosen Naturmenschen wie die Glorie erscheinen, die eines redlichen Mannes Traum umfließt. Die Kathedrale war zugleich des Landvolks Konzertsaal, Gemälde-Galerie, Bibliothek und Antiken-Kabinet; sie lehrte es, in der Kunst die Natur lieben und in der Natur Gott selbst; alle Sinne wurden dort befriedigt und alle Gemüther der Religion gewonnen, die jegliche Kraft reinigte und erhob. Der Mönch wußte sehr gut, daß der Bauer zunächst durch das Auge belehrt wird, wie er auch zunächst durch das Auge Belehrung sucht.

Obgleich des Europäers Geschmack ihn weniger dem Glänzenden zuneigt, worin der Asiate sich glücklich fühlt, so war der Mönch doch ein großer Liebhaber der Farben. Man betrachte seine Mosaiken, Altar-Bilder und Fresken, seine Meßbücher und die reiche Wappenschilderei seiner Heraldik — sehe seine besternten Mauern, seine strahlenden Fenster, seine von Juwelen strotzenden Gewänder und die Pracht der erhabenen Arbeit, die seine Kelche und Becher verziert. Englische Natur konnte ihn das nicht lehren: nicht der graue Marmor unseres Himmels, nicht seine dürftigen Strahlen und sein schwacher Opal- und Perlen-Glanz; weder die Purpurwolke der Heide, noch die matte Röthe unserer Knospen oder der farbige Granit und der bemooste Fels; weder der Reichthum unseres wilden Thymians, noch das Gold unserer Stechginster-Blüthen; weder unsere nebeligen Berge, noch unsere düsteren Seen. Unsere Veilchen und Schneeglöckchen sind schwache Surrogate für die Flora Indiens. Die matten Streifen von Gold und Azurblau auf den Schwingen unserer wilden Vögel können nur einen schwachen Wettstreit mit der Farbenpracht der tropischen Waldbewohner bestehen. — Aber vielleicht ist es gerade dieses zurückgezogene, häusliche Leben, welches den Mönch mit Liebe für Scenen erfüllte, die er so selten in der Natur zu schauen vermochte, und mit Lust an diesen strahlenden Farben von Himmel und Erde, die in ihrer Wirklichkeit zu bewundern ihm versagt war. Juwelen verliehen seinem braunen, dunklen Gewande Glanz, Gold vertrat bei ihm die Stelle des Sonnenscheins, und Silber die des Mondlichts.

Aus diesem selben Geiße der Reaction entsprang die Vorliebe der Mönche für alle Versuche, die menschliche und göttliche Liebe zu schildern. Der Heiland und die Jungfrau, die Mutter und der Sohn — dies ist die Seele des gothischen Gefühls. Jene kinderlosen, vereinsamten, ungeliebten Männer schilderten fortwährend in ihren Bildern die Zärtlichkeit der himmlischen Mutter; — siehe Herzen, welche blutend dem harten Drangsal des Lebens entflohen waren, ergötzten sich, den Todeskampf unbegränzter Liebe zu malen. — Es ist nichts Seltenes, solchen finsteren, ernsten, melancholischen Naturen zu begegnen, die ganz besonderes Bedürfniß fühlen, zu lieben und geliebt zu werden. Alle Ausschweifungen seines Lebens vermochten nicht, aus Byron's Seele seinen Kindertraum zu verscheuchen, — Swift, der bitterste Hasser, der jemals gehaßt, heiratete Stella und gewann Vanessa's Herz; — Cromwell war ein zärtlicher Vater und ein eifriger Freund. — So unmöglich und so unnatürlich das mönchische Ideal war, so war es dennoch, wie wir sehen, stets auf diese beiden tiefen, menschlichen Empfindungen begründet. Das Herz führte jeden ihrer Meißelschläge: — sie der Barbarei beschuldigen, heißt ein Kind verspotten, weil es lispelt oder stammelt. Sie wußten, daß jede Blume in dem großen, allgemeinen Erdenrund wurzelte. Ihre Seelen glichen ihren eigenen hohen, steinernen Thürmen, welche, während sie vom Blitz beschädigt und vom Wirbelwind zerstört wurden, doch immerwährend den Vögeln ein sicheres Obdach gewährten: — so jubelt ihre

*) Nach dem Sydenham Album. Vgl. Nr. 85 und 86 des Magazins.

Kunst, während sie die Erhabenheit der nordischen Stürme zur Schau trägt, in all der sanften Blüthenschönheit eines nordischen Frühlings.

Uns ziemt es nicht, ihre Fehler aufzuzählen. Wer sind wir, daß wir ihre Laster oder ihre Sünden richten sollten? — Der sicherste Beweis, daß das klösterliche System eine nothwendige Phase in der Christenheit ausfüllte, liegt in dem ehemaligen Bestande dieses Systemes selbst. Nicht der Finger eines armen Mönches war es, der das rollende Rad der Welt zu hemmen vermochte. Die Klöster waren die Brustwehren der Frömmigkeit: — ihr System war die Reaction gegen das Faustrecht, gegen Gewalt und Raub. Schon der bloße Zeitvertreib dieser Männer, ihre Spielereien, waren nutzreich für uns. Dem Wahnsinn der Alchymie entsprang die neuere Chemie, den Träumen der Astrologie die Gewißheit der Astronomie. Der scholastischen Theologie verdanken wir die Erhaltung des Aristoteles — die Arbeit der klösterlichen Abschreiber rettete Homer und Plato vor dem Schicksal des Ennius und der Sappho. Die Mönche beobachteten den Sturm des Lebens aus ihren bemalten Fenstern — und hielten fälschlich den Blitz für den Regenbogen. Ihr Ideal war zu vollkommen für unsere Natur. Sie waren die ersten Missionäre und die ersten Kolonisten: — die Vertheidiger der Leibeigenen, die Erzieher der Armen. Mönch- und Ritterthum bildeten nothwendige Epochen in der Geschichte der Civilisation; gefährlich und lächerlich wurden sie nur, als die Zeit ihrer Nützlichkeit vorüber war. Jede Nation hat ihrer Kunst ein eigenthümliches Attribut der Gottheit verliehen; — das des Mexikaners war der Schrecken — das des Griechen die Schönheit — des Aegypters die Ruhe — des Assyriers die Kraft — das der Mönche war die Liebe. Ihre Fehler waren die ihres Zeitalters. Wir sollten nicht schärfer St. Bernhard richten, weil er den Kreuzzug predigte, als Elisabeth, da sie die Kerker mit Jesuiten füllte — als Cromwell, da er die Priester verbrannte — oder Calvin, als er die Wiedertäufer ertränken ließ.

Die mittlere Abtheilung dieses Hofs ist mit Gegenständen englisch-gothischer Art gefüllt, und auf jeder Seite befinden sich Sammlungen französischer und deutscher mittelalterlicher Kunst. Der Thorweg eines rheinischen Kastells, Haut-Reliefs von den Gräbern der Kurfürsten von Mainz und ein großer Kreuzgang des alten Nürnberg machen einen Theil dieser kontinentalen Trophäen aus.

Das mehr eigentlich englische Centrum ist mit schönen Exemplaren aus der dekorativen Periode u. s. w. von Lincoln, Tintern, Rochester, Lichfield, Hereford und Westminster angefüllt, — lebensgroße Statuen von Heiligen, Märtyrern und Königen, der Westfronte der Kathedrale von Wells entnommen, füllen rings um die Wände laufende Nischen, über den Baldachinen, Galerieen und Grabmälern von Ely und Winchester — und auf der einen Seite läuft ein Säulengang hin, dessen Ausfüllung aus den verschiedensten Quellen geschöpft ist, auf dem einen Ende Prinz Arthur's Thor von Worcester, auf dem anderen viele reiche Ornamente von Ely enthaltend.

Die gewölbten Eingänge, welche in den Hof führen, sind dem Chor zu Lincoln entnommen. An dem einen Ende desselben steht eine herrliche Spitzbogenthür von Eichenholz aus Lichfield, mit eisernem Zierrath bedeckt, bemerkenswerth wegen der Zierlichkeit ihrer kleinen Blumen-Rosetten und des kühnen Schwunges ihrer Linien. — Von den Gräbern ist das reichste das Sir Henry De Bohun's, den Bruce bei Bannockburn erschlug, aus Hereford, und das Auferstehungsgrab aus der Horton-Kirche in Lincolnshire. Die Männer, welche diese Gegenstände meißelten, lasen weder, noch schrieben sie Poesieen — aber sie lebten poetisch, und ihre Gebilde waren, freilich mühsam geschriebene, Heldengedichte. — Sie haben den Gegenstand hier in drei Abtheilungen getheilt. Da ist Christus, das Kreuz tragend, und Magdalena, zu seinen Füßen knieend; — darunter sind die bewaffneten Grabeswächter, und darüber sind nur die Füße des Heilands sichtbar, denn er entschwindet schon dem Blick. In jener ehernen Zeit erschienen so erhabene Gedanken, wie dieser, den Menschen, gleich dem Gesang der Vögel nach dem Sturm.

Ueber einem hohen Karnies in dem deutschen Flügel befindet sich eine Reihe tanzender Zwerge von dem Rathhaus zu München, phantastisch gekleidet, mit Hofnarren-Glocken, kegelförmigen Mützen und Ueberwürfen mit langen weiten Aermeln, mit Schnabelschuhen, wie Possenreißer und Harlequins, die Schultern auffallend in die Höhe gezogen, die Fußspitzen zierlich nach außen gekehrt, mit zum Lächeln verzogenem, schlauem, verzwicktem Gesicht, mit kläglicher Geberde und mit den Händen die Pantomimen dieser mittelalterlichen Pucks unterstützend. In den kleinen, korbförmigen Arabesken darunter befinden sich lesende Kinder, plumpe, dicke Männer, lachend und sich die Seiten haltend, und zwei Nachbarn, die über einem Trinkhorn voll Rheinweins Neuigkeiten erörtern. — In den Zwischenräumen des mittleren Hofs sind einige seltsame Engelsgestalten angebracht, welche, geigend und Harfe spielend, von Laubwerk und sonstigen Verzierungen umgeben sind. — Unten, auf der linken Seite des Hofes, ist ein werthvolles Hoch-Relief, bestehend in einem inneren Kreis von Figuren, der wiederum von einem Kranz mit dreiundzwanzig Abtheilungen umgeben ist, welche Scenen aus des Heilandes Leben darstellen — seine Kreuzigung, seinen Tod und seine Auferstehung. Die Gestalten, obgleich klein, sind zart im Ausdruck und voll frischer Wahrheit und Lebenskraft.

Hat Griechenland irgend etwas Schöneres in seinen Friesen und Hauptgebälken aufzuweisen, als jene phantastischen Parapets, jene angehäuften Gewinde, jene aufgerichteten Strebepfeiler oder die kunstvollen Ueberbrückungen von Abgründen und Klüften? Uebertrafen seine kanelirten Pfeiler oder geschnittenen Fenstergiebel die gothischen Nischen, die feierlich wiederhallenden Bogengänge mit ihren todten Mönchen unter sich und ihren geschnitzten Heiligen über sich; mit dem sich selbst haltenden Dache, mit den hohen, gerippten Gewölben, den auf Grabmälern ruhenden Steinbildern, erwärmt durch den feierlichen Schein jener geschichtlichen Fenster? — Die gothische Architektur gleicht jetzt dem Prinzen in den arabischen Märchen: halb Mensch, halb Marmor — halb lebend, halb todt.

Bevor wir schließen, zollen wir ein Wort der Anerkennung, des Lobes jenem beständigen Gefährten einer schwungreichen Phantasie, dem kräftigen, gesunden Verstande des gothischen Baumeisters. Er entfernte sich nie von dem Gebote der Nützlichkeit; er lernte das Nützliche verschönern, aber verlor es nie aus den Augen — er erhob das Nothwendige zur Schönheit. Er wehrte Schnee und Regen von hohen Giebeldächern —, er sicherte Gewölbe durch Pfeiler und ließ rund um dieselben steinernes Laubwerk in reicher Menge erstehen. — Dieser Anfang war kunstlos — aber man wendet auch nicht französische Küche zum Kräuterkochen an; der erste Stuhl war kein Thron, noch der erste Wanderstab ein Scepter. Der Instinkt, der die Cisterzienser stets ihre Gebäude längs den Flüssen errichten ließ, lehrte die Benediktiner, Blume und Blatt in Stein meißeln und dem Allmächtigen gleichsam alles Schöne dieser Erde weihen. Mit ihrem Stein verrichteten sie so viel, wie der Grieche mit seinem Marmor! Der griechische Tempel war im Innern finster, aber des Mönchs Tempel war sein Haus und von des Tages Sonnenschein durchströmt. Der Mönch wußte, wann es Zeit war, fröhlich, wann traurig zu sein; aus seiner Architektur leuchtet jeder Grad des Gefühls; er hatte sowohl seine Heiligen, welche das Zahnweh heilten, als seine blutbefleckten Märtyrer; er durchfühlte sowohl die Gluth der Mittagshitze, als die Nebeldünste unserer Nächte, mit einem Wort: seine Kunst war ein vollständiger Reflex des englischen Charakters und des englischen Klimas.

Englische Literatur-Briefe.

1854. Siebenter Monatsbericht.

(Fortsetzung.)

Das demoralisirteste Element ist die erbliche Kirche. Da diese Blätter fast nur gebildeten Lesern in die Hände kommen, brauchen wir hier wohl nicht erst darauf aufmerksam zu machen, daß die englische Hochkirche mit jener geistigen Macht, welche die größten, innersten Heiligthümer der Menschen in sich schließt, durchaus nichts gemein hat. Sie ist zu einem privilegirten, unverschämten Geldgeschäft, zu einem Schacher mit Stellen, zu einer Simonie, wie sie der große Papst Hildebrand nicht so arg vorfand, sie ist zu privilegirtem Raub an Witwen und Waisen, zum Unterschleif als Gewerbe herabgesunken. Das sind starke Ausdrücke, aber kann man Thatsachen als ehrlicher Mensch anders bezeichnen? Ich habe früher einen Lord und Prälaten erwähnt, der ein wohlthätiges Institut für Arme um funfzigtausend Pfund (wenn ich nicht in der Summe irre) betrogen hatte. Die Sache stand in den Zeitungen, die das Gericht der öffentlichen Meinung darüber aussprachen. Dabei blieb es. Das Gericht der Gerechtigkeit versteckte sich. Die Sache ward „hushed up", wie der conventionelle Ausdruck dafür lautet. Das Charterhouse, ein wohlthätiges Institut für Arme mit vierzigtausend Pfund Sterling jährlicher Einkünfte, füttert einige alte Leute, aber sehr schlecht, von diesem Gelde; das Uebrige steckt die Kirche ein. Die Presse hat viel enthüllt (namentlich die Sunday Times); aber auch enthüllt wird das Geschäft mit ungeschwächten Fonds fortgesetzt. Neuerdings hat man angefangen, die „Mißbräuche im Dulwich-College", unweit des Krystall-Palastes, zu enthüllen. Es ward 1619 von Edward Alleyn, dem Freunde und Kollegen Shakespeare's und Ben Johnson's, gestiftet, mit dem Zwecke, verschämte Arme zu unterstützen, besonders aber, nach dem Maße der Mittel, Knaben so zu erziehen, daß sie für eine Universität reif genannt werden können, und die talentvollsten wirklich auf Universitäten zu schicken. Das College hat viele Merkwürdigkeiten, z. B. eine der klassischen Gemäldesammlungen mit der schönsten „Jungfrau" Raphael's und auch die, daß es seit 1619 bis heute mit zehntausend Pfund Sterling jährlichen Einkünften sechs arme Schwestern, sechs arme Brüder und zwölf Knaben ernährt und letztere so ausbildet, daß manche erst nachher ihren Namen schreiben lernen und noch nie Einer seit zweihundertfünfunddreißig Jahren zur Universität reif befunden ward. Von den zehntausend Pfund werden etwa zweitausend für die vierundzwanzig Menschen des College und deren Lehrer u. s. w. verwendet; die übrigen achttausend nimmt die Hochkirche für die Mühe, die Anstalt unter ihren heiligen Fittigen zu schützen. Das klingt so unglaub-

lich, daß ich mich, der ich die Sache nicht selbst untersucht habe, fürchten würde, dies aus dem Gerede der Zeitungen herauszuschreiben, wenn ich nicht aus sonstiger Sitte, die keine Beschuldigung unberichtigt läßt, falls sie falsch war, schließen mußte, daß man hier Nichts zu berichtigen finden kann. Die Beschuldigungen sind wiederholt und detaillirt ausgesprochen und inzwischen so viel Zeit verflossen, daß eine zwanzig Bogen lange Berichtigung hätte ausgearbeitet werden können. Gleichwohl hatte Lord John Russell von seinem Standpunkte aus ganz Recht, wenn er dieser Hochkirche die Steuern der Dissenters rettete. Das Blatt Diogenes stellt die Hochkirche als alte Dame, mit einem Dome auf der Nachthaube, bekleidet mit Verzeichnissen der verschiedenen Steuern, die sie genießt (sechsundfunfzig Millionen Thaler jährlich, also viel mehr, als das ganze preußische Heer kostet), in einem Krankenwagen dar, der von dem kleinen John (in Knabenbedienten-Kleidung) mit schwerer Mühe geschoben wird. „Du bist ein guter Junge, John", sagt sie, „ohne Dich wäre es diesmal um mich geschehen gewesen. Ich bin ja für mich allein so schwach und ohne die Steuern rein gar nichts."

Von der Erziehung und Schule, welche unter den Fittigen der Hochkirche gepflegt wird, will ich hier nicht sprechen. Diese Sphäre ist längst sprüchwörtlich geworden. Die gesunden Elemente Englands arbeiten bereits seit Jahren mit großer Anstrengung an Verbesserung des Schul- und Erziehungswesens und der Volksbildung. Volks- und freie, wandernde Leihbibliotheken, Associationen und Vereine mit ihren naturwissenschaftlichen Vorträgen für die Menge, Ausstellungen und Sammlungen mit Experimenten und Vorlesungen, Vereine bestimmter Arbeiterklassen mit Zeitschriften und Büchern, die neue Mode, von guten Büchern wohlfeile „Eisenbahn-Ausgaben" zu machen, Bildungs-Anstalten von vereinten, gebildeten Kapitalisten, sterbenden Millionärs u. s. w. ins Leben gerufen — das Alles zusammen sieht wie eine neu aufblühende Epoche der Kultur aus. Freilich werden Jahre und wieder Jahre vergehen, ehe eine wirkliche, gesunde Bildung alle Klassen durchdringt und ehe sie die untersten, beispiellos verwahrlosten Schichten erreicht, ehe sie überhaupt gesund wird.

Noch ein Wort über die unzähligen barmherzigen und wohlthätigen Institute. Sie stehen fast ohne Ausnahme unter spezieller Protection der großen Kapitalisten und Erben in Staat und Kirche, welche hier durch List und Diplomatie für ihre Zwecke zu erreichen suchen, was ihnen an Gewalt abgeht. Man erinnert sich vielleicht einzelner Untersuchungen solcher Institute und der Resultate daraus, z. B. von Bedlam, wo einst die Wahnsinnigen in Grausamkeit, Schmutz und Hunger umkamen, damit die Protektoren und Beamten das Geld für sich behalten konnten. Eines dieser wohlthätigen Institute ist das „Königl. freie Hospital" Londons, wo unlängst eine mit Tode abgegangene Operation an einem Kinde dem Lord Palmerston so himmelschreiend vorkam, daß er Ausgrabung des Leichnams und Untersuchung der Sache befahl,*) nachdem Einer der Betheiligten sie mit hundert Pfund Sterling zu „hush-up" versucht hatte. Ein armes Kind war unter Chloroform eingeschläfert und eine halbe Stunde hinter einander operirt und mit Instrumenten und Händen durchwühlt worden. Da man aber während dieser Zeit den gewünschten „Stein" nicht gefunden, rief man die privilegirte (durch hohe Empfehlung zu der Stelle gekommene) Wärterin, welche das Kind in das blutriefende Bettuch wickelte und es ihrer Pflegerin mit den Worten hinwarf: „Da, hier ist Ihr kleiner, schmutziger Balg! Würde ein Glück sein, wenn es todt wäre!" Weitere Untersuchung ergab, daß vierundzwanzig Stunden nachher sich kein Arzt um das Kind bekümmert hatte. Den folgenden Tag sah es sich Einer flüchtig an, worauf es zwei Tage hinter einander von keinem Arzte angesehen ward. Während der Zeit hatte das Kind öfter zu trinken verlangt. Die Wärterin hatte geantwortet: „Ich will dir den Hals umdrehen, wenn du mich um Wasser quälst!" So ward das Kind auf dreifache Weise unter dem Schutze des freien Hospitals, das von Aristokratie und Hochkirche protegirt wird, gemordet.

Das Alles sind freilich keine literarische Quellen und Erscheinungen. Will man aber in dieser Sphäre etwas sicher werden und nicht immer auf der Oberfläche umherirren, muß man sich das ganze Leben, die Institutionen, die Triebfedern, die Wurzeln, aus denen diese geistige Production, die Literatur, fließt, zuweilen näher ansehen. Ich habe dies hiermit andeutungsweise versucht, wie die zufälligen neuesten Vorfälle es an die Hand gaben. Aus einer systematischen, über einen größeren Zeitraum ausgedehnten Untersuchung würden die Resultate noch ganz anders und viel massenhafter und beweiskräftiger hervorgehen. Ich wollte diesmal nur anschaulich zu machen suchen, daß England, wie es jetzt ist, seiner jetzigen Aufgabe und der ihm unwillkürlich und mit großem Widerstreben aufgedrungenen Mission, das geistige Leben, die Civilisation des Westens gegen den Osten zu sichern, nicht gewachsen ist. Ich weiß, wie unangenehm dies auch Vielen auf dem neutralen Boden Deutschlands klingen wird. Aber ich habe seit Jahren und besonders während der letzten Monate mitten in London diese Ueberzeugung, die Beweise immer wieder und immer deutlicher und immer zahlreicher und immer unabweisbarer auf mich eindringen sehen, daß mir nichts übrig blieb, als der Sache so kurz und deutlich als möglich Worte zu geben. Das regierende England findet die Konservirung Rußlands für seine historischen, bestehenden Interessen und Privilegien eben so nothwendig, wie Lord John Russell die Erhaltung der Kirchensteuer. Schwächung Rußlands heißt Stärkung des liberalen, des revolutionairen Elements, welches in Europa überall lauert. Das ist das Geheimniß aller Geheimnisse und ein Schlüssel, der weit über dem der Bethlehemskirche steht. Deshalb (!) muß Sir Charles Napier mit einer Flotte, welche alle Welt in Grund bohren und in die Luft sprengen könnte, sich auf Salzsiedern und sonstigen kleinen Schaden beschränken. Deshalb die in Baumwolle gewickelten Bomben für Odessa, daher alles Zaudern, Zögern, Schonen und alle „disgraces" der ruhmbedeckten englischen Flotten.*) Und daher alle die beispiellosen, gelungenen Pläne Rußlands seit mehr als hundert Jahren, seine Vergrößerungen um sechzehntausend Quadratmeilen und zweiundzwanzig Millionen Menschen mitten in das Herz Europa's hinein.

Eine große, von dem rothschnurrbärtigen Redacteur des Morning Advertiser Urquhart geführte und angeführte Partei (liberale Mittelklasse) geht von der fixen Idee aus, daß die englische Regierung im Geheimen mit Rußland einverstanden sei und der öffentlichen Meinung halber blos etwas mit Krieg spiele. Der Morning Advertiser hat deshalb um mehr als hundertundfunfzigtausend „Stamps" zugenommen, während die Times eine Abnahme in etwa demselben Grade erfuhr. Man sieht daraus, daß dieses zum Prinzip erhobene Mißtrauen im Volke Anklang findet.

Wer weiß übrigens, wohin dieser Krieg noch führen mag! Im Oriente selbst sind eine Menge Racen und Leidenschaften und Interessen nach Jahrhunderte langem Schlafe von der „Civilisation" aufgerüttelt worden. Vielleicht, daß sich dort ein Element geltend macht! Die Wiege des Germanismus, der Kaukasus, wimmelt von starken, schönen, von Schamyl organisirten und zum ersten Male in die Geschichte getriebenen Menschen! Die Offiziere zwischen Tiflis und den Bergen sind nach Harthausen vom Kopfe zum Fuße, in jedem Möbel, jeder Sitte und jedem Gebrauche Vollblut-Germanen. Weder die Slaven, noch die Kaukasier, ihre tapfersten, bittersten Gegner, sind bis jetzt in die eigentliche Geschichte geführt worden. Die Geschichte braucht sehr nothwendig neue Kräfte. Vielleicht führt sie die Kaukasier nicht blos als die erstrebte Mauer oder materielle Garantie gegen Rußland in die Kultur und zu einem inkorporirten, geistigen Leben. Wenigstens ist es bemerkenswerth, daß ich und Andere aus der Lektüre der zuerst englisch erschienenen Transcaucasia von dem im russischen Interesse schreibenden Baron von Harthausen gerade diesen Glauben an eine geschichtliche Zukunft der kaukasischen Völker gewonnen haben. Käme Schamyl mit seinen zwanzigtausend Mann, wie es hieß, heraus und führte einige rerlle Heldenthaten aus, würde ein selbständiger kaukasischer Staatenbund, den in England schon längst viele Blätter verlangen, sofort viel für sich haben. Man könnte die neue Schöpfung wenigstens mit mehr Zuversicht besingen, als in den zwanziger Jahren das „junge Griechenland", die aus verbrauchtem geschichtlichen Material zusammengekünstelte, von der Galvanisirkunst der Diplomaten belebte Schöpfung. Und dann brauchte unser „Magazin für die Literatur des Auslandes" wohl nicht lange zu warten, um aus einer ganz frischen Quelle uns mit einer ganz neuen Literatur bekannt zu machen. Die Offiziere singen schon jetzt Trinklieder, die ganz so derb klingen, wie die der deutschen Studenten bei Comments und Commersen. Hiermit habe ich mich wenigstens aus der occidental-orientalischen Verlegenheit nicht blos in eine Note, eine Konferenz, ein Ultimatum und Diplomatum, sondern auf einen soliden, frischen Boden gerettet, der viel für sich und in sich hat, wenigstens die schönsten Mädchen und Frauen, die sich schon gelegentlich in einem Heroismus geltend machten, wie ihn die ganze Geschichte nicht wieder aufweisen kann. Sie werden auch künftig heroische Kinder zur Welt bringen und der Geschichte ein Geschlecht liefern, mit der sie wirklich vorwärts kommen kann. Wir, „westliche Civilisation", selbst kommen nicht mehr recht vom Flecke. Ich habe dergleichen im civilisirtesten, freiesten Lande Europa's nachzuweisen gesucht. (Schluß folgt.)

*) Freilich nur auf Anstachelung von Aerzten, welche die Stelle der Angeklagten einnehmen wollten.

*) Diese Ansicht wird allerdings auch von einigen englischen Zeitungen aufgestellt, aber es sind eben Nichts als Aeußerungen eines politischen Spleen, den die Ereignisse früher oder später widerlegen werden. D. R.

Hayti.

Hayti und die Haytier.

(Schluß.)

Als die Haytier das Joch der Weißen abwarfen, entsagten sie zugleich ihrem Gehorsam gegen den Papst, und der Kaiser ist daher sowohl das geistliche, als das weltliche Haupt der Nation. Der Katholizismus ist indessen noch immer Staatsreligion; unglücklicherweise sind aber die Priester meistens Leute von verworfenem Charakter und anstößigem Lebenswandel, welche durch das schlechte Beispiel, das sie ihren Pfarrkindern geben, nicht wenig zur allgemeinen Verwilderung

Uya verlegen; all diese Formen entsprechen dem Namen Chav-ila und führen auf die Spur der Bedeutung desselben. Die viel verzweigte sanskritische Wurzel kap oder verstärkt kamp bezeichnet nämlich Bewegung, besonders der Erde, Erdbeben. Und in der That hat der metallreiche Boden von Afghanistan, von Klein- und Mittel-Tibet an diesen Naturkrämpfen gar sehr zu leiden. Andere Wörter, die dieser Wurzel entstammen, beziehen sich auf die Völker mit schwarzer, brauner, erzfarbener Haut, auf die Súdra in Indien z. B., zum Unterschiede von der Arya, einem Zweig des brahmanischen Volkes; auf die chawilaische Race, die später durch Vermischung mit der arischen zuletzt die Sprache der Sieger angenommen. So erscheinen die Sprossformen dieser Urwurzel in den Bezeichnungen der Erderschütterung, der Boden- und Hautfarbe; der unterirdischen Götter, die eine uralte mythische Idee ausdrücken; das Prinzip dieser Idee manifestirt sich in dem Feuer der Vulkane, in den edlen Flammen, die von den Schätzen der Mineralwelt Kunde geben, die den Saft des Weinstocks kochen, die Frucht der Bäume reifen, die zahlreichen Produkte erzeugen, wovon der chawilaische Boden überfließt. Diese gestürzten, verhöhnten Götter mußten sich später unter das Joch der arischen Götter beugen, nicht aber ohne auf sie zurückzuwirken und den Sektengeist in Gährung zu bringen; aus den Reihen der Súdra drang er durch alle Schichten des brahmanischen Volkes.

Der Name Chawila findet sich im äußersten Südwesten, im mittäglichen Arabien und in dem anliegenden Aethiopien wieder. Diese Gegend mit ihren Basaltküsten, ihren häufigen Erdbeben, ihren erloschenen Vulkanen erinnerte an die Thäler des Hindukusch und Paropamisus, des Mustag und Belur. Sei nun Chawila in seiner Wurzel sanskritisch oder semitisch, offenbar war das Wort von der Bodennatur auf die Bewohner, von den Göttern auf ihre Anbeter übergegangen und hatte sich auch in der fernen Gegend eingebürgert, die den Charakter des alten Vaterlandes wiederspiegelte.

Das Land Kusch, vom Gichon = Oxus bewässert, lehnte sich an die Halden der Belurkette, dort wo auf dem Hochplateau des Pamer in seiner Vereinigung mit dem Hindukusch sich ein Knotenpunkt bildet. Es umfaßt die Landschaften Wakhan, Badakschan, Schagnan, Rostschan, Karrategin, Tokharestan. Da sind die östlichen Gegenden, von denen, wie die Schrift sagt, die Menschen in die Ebene Schinear herabstiegen, wo der Kuschide Nimrod später sein Reich gründete. Aber wie ein Chawila, so existirte auch ein Kusch in Süd-Arabien, bevor es noch von den semitischen Joktaniden eingenommen worden. Alles das führt uns auf die Vorbühne des historischen Schauplatzes zurück, wo der Völkerstamm Cham das Weltscepter führte, ehe noch die arischen und semitischen Racen ihre erdumgestaltenden Wanderungen angetreten hatten.

Zwischen dem Kusch am Oxus und dem Oxamia am Indus einerseits und dem Kusch und Chawila des glücklichen Arabiens und Aethiopens andererseits müssen Verbindungsstraßen bestanden haben. Und diese werden nur durch historische Prämissen angedeutet. Zuvörderst ist da die große Bewegung der Kuschiten nach Westen in das Thal Schinear; dann kamen Nimrod und seine Dynastie, die Gründung Babylons, Ninive's, des äthiopischen oder Memnonischen Susa. Ueberdies ist die Rede von einem ins dunkelste Alterthum sich verlierenden Verkehr zwischen den Reichen Ninive und Babylon und den Arabern von Oman, den Kuschiten dieser Gegend, Abkömmlingen des Kuschiten Rama. . . . . Die Assyrer (Aschur), aus semitischem Stamme, hatten eine Zeitlang theilweise in Abhängigkeit von den Kuschiten gelebt (Gen. X, 11.) und mochten da deren religiöse und soziale Anschauungsweise in sich aufgenommen haben. Als später der moralische Charakter der Semiten über die sittliche Fäulniß der Kuschiten das Uebergewicht gewonnen hatten, als diese, nur in den Künsten des Friedens geübt, Priester, Ackerbauer, Handwerker und Handelsleute, der kriegerischen Tugend der Ersteren unterlegen waren: da gingen zuletzt ihre Idiome in der Sprache der Sieger unter. Dagegen verloren die Assyrer ihre semitische Glaubens- und Sitten-Einfalt gegen die höhere Geistesbildung, gegen Wissenschaft, Kunst und Industrie der Kuschiten. . . . . .

So bildeten die alten Reiche Ninive und Babylon das religiöse, politische, soziale und kommerzielle Band zwischen Kusch und Chawila des Nordostens und dem Kusch und Chawila des Südwestens. Die Karawanen der Stadt Kabul durchzogen die Zwischenländer von Afghanistan und Medien nach Ninive hinab, erreichten Babylon und den Persischen Meerbusen. Hier blühte die Seemacht der Kuschiten von Oman, aus deren Mitte sich die Vorfahren der Phönizier aufmachten und die Inseln des Persischen Golfs verließen, um sich im Westen niederzulassen.*) . . . Es gab aber noch eine dritte Verbindungsstraße zur See zwischen dem *Mutterlande Kusch* und Chawila und den Kolonieen des mittäglichen *Arabiens*. In den Tagen eines fernliegenden Alterthums herrschte die Stadt Kusha-Sthali, die Metropole der Kuschiten von Guzurate, durch ihren Handel und durch ihre Macht zur See, Jahrhunderte früher, ehe noch die Arier in dieser Gegend eine Niederlassung gegründet hatten. . . . . .

Die Semiten aus dem Stamme Joktan nahmen, als sie mit den Kuschiten Süd-Arabiens sich vermischten, deren Institutionen und Glaubensmeinungen an, gerade wie die Assyrer zu Ninive, wie die Arpachschaditen zu Babylon. Ueberall sind die Sprachen semitisch, die Sitten kuschitisch. In der Genealogie der Joktaniden (Gen. X., 26.) ist der Kuschite Chawila als Sohn Joktan's aufgeführt. Mit Ausnahme der Abrahamiden und ihrer Verwandtschaft verlassen die übrigen Semiten allmälig den Kult des El-Eljón (Genesis XIV, 20, 22.), so wie die politische Verfassung, an deren Spitze ein Elohim-Kollegium (!) stand, fallen von Religion und Gesetz der Vorfahren ab und führen überall den Baal-Kultus ein.

*) Vielleicht erhält dadurch die schon von Aben-Esra und Spinoza verdächtigte Stelle der Genesis (XIII, 8.) ein doppeltes Licht. „Der Kenaani" (Stammverwandter Kusch's) „und der Perisi" (die vom Persischen Golf [!], die sich den auswandernden Phöniziern angeschlossen) „waren damals schon ansässig im Lande." Vgl. auch das. X, 18. Der Bericht v. 19 ist ein antizipirter. D. U.

Mannigfaltiges.

— Papiernoth und Nachdruck. Die schon lange besprochene Papiernoth, heißt es im Londoner Publisher's Circular (Buchhändlerblatt), scheint eine anerkannte, beunruhigende Thatsache geworden. Die Eigenthümer einer Zeitung haben dieser Tage für ein neues wohlfeiles Material eine Prämie von tausend Pfund Sterling ausgeboten. Es steht zu hoffen, daß diese Noth auch ihr Gutes haben werde: sie wird den einander überstürzenden wohlfeilen Nachdrücken amerikanischer und anderer Bücher ohne Verlagsrecht einen heilsamen Damm setzen. Tägliche Beweise liegen vor, wie dergleichen Speculationen mißlingen und Verluste für alle dabei Betheiligte nach sich ziehen, und so wird wohl das Uebel seine Heilung in sich selbst haben. Schon aus Artigkeit, wenn aus keinem höheren Grunde, sollten die Nachdrucker einander nicht nachdrucken. Unsere transatlantischen Brüder können uns hierin als Muster dienen. Ein englisches Buch, obwohl in den Vereinigten Staaten durch kein Gesetz geschützt, wird dort niemals von zwei Verlegern nachgedruckt.

— Bücher-Auction. Eine Versteigerung alter Reisewerke, hauptsächlich in Bezug auf Amerika, fand kürzlich zu London durch die Herren Puttick und Simpson statt. Selten ist eine so schätzbare Sammlung unter den Hammer gekommen, und der sorgfältig ausgearbeitete Katalog macht den Unternehmern alle Ehre. Die Sachen gingen übrigens zu sehr anständigen Preisen ab. So z. B. galt ein Balthasar de Medina, ein schönes Exemplar auf Velin, 10 Pfd. Sterl.; ein Barros und Couto, „Dekaden in Asien", ein sehr seltenes Buch, 19 Pfd. Sterl. 15 Shill.; Raymond Breton's karaibische Grammatik 12 Pfd.; Cushman's Predigt zu Plymouth, die erste in Neu-England gehaltene gedruckte Predigt, in gothischer Schrift, 11 Pfd. Sterl.; Eliot's „christliche Republik", vom Rath von Massachusetts 1660 als „voll aufrührerischer Grundsätze und Begriffe" verdammt, 5 Pfd. Sterl. 12 Shill., u. a. m. — Unter der Handschriften-Sammlung ist als Juwel auszuzeichnen: „Eine umständliche Abhandlung betreffs der großen Nothwendigkeit und der mannigfaltigen Vortheile, die diesem Reiche England aus den neulich unternommenen Entdeckungen wahrscheinlich erwachsen werden; geschrieben im Jahre 1584 von Richarde Hacklyt zu Oxforde, auf Gesuch und unter Anweisung des hochverehrten Herrn Walter Raghley, jetzt Ritter, bevor er mit seinen zwei Barken heimkehrte, und ist in einundzwanzig Kapitel getheilt, deren Inhaltsverzeichniß auf dem nächsten Blatte folgt." Auf dem ersten leeren Blatte findet sich eine Bemerkung, vermuthlich von eigener Hand des Lord Valentia, aus dessen Bibliothek das Manuskript ist: „Diese Handschrift Hacklyt's ist äußerst merkwürdig. Ich verschaffte sie mir von der Familie des Sir Peter Thomson. Die Besorger der neuesten Auflage würden alles Geld dafür gegeben haben, wenn sie um das Vorhandensein desselben gewußt hätten." Es ging für 44 Pfd. Sterl. fort.

— Dugald Stewart's Werke. Bei Constable in Edinburg ist so eben der erste Band einer neuen Gesammtausgabe der Schriften des berühmten schottischen Moralphilosophen Dugald Stewart erschienen, die von einem seiner ausgezeichnetsten Schüler, Sir William Hamilton, besorgt wird. Sie enthält aus dem Nachlaß des Verfassers mehrere noch nicht veröffentlichte Aufsätze, nebst wichtigen Zusätzen und Annotationen zu den schon früher bekannten Werken und reichhaltigen biographischen Details. Das Ganze wird aus neun bis zehn Oktavbänden bestehen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 53, und beim Spediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 88. Berlin, Dienstag den 25. Juli 1854.

Italien.

Literatur-Bericht aus Italien.

Farini's Geschichte von Italien seit 1814. — Gervinus' Einleitung in die Geschichte des 19ten Jahrhunderts. — Mancini's Rechtsphilosophie und Grundsätze des Völkerrechts. — Die päpstliche Gewalt und Machiavell's „Principe". — Rußland und der Orient. — Cibrario's geschichtliche Denkwürdigkeiten.

Manche klagen darüber, daß die Erwartung der politischen Ereignisse dem Erscheinen größerer literarischer Arbeiten in Italien nachtheilig ist. Dennoch ist man in Turin eben nicht arm daran, und müssen wir zunächst eines bedeutenderen geschichtlichen Werkes erwähnen. Das ist die Geschichte Italiens von dem Sturze Napoleon's I. bis auf die heutige Zeit*) von Carlo Farini. Das Ganze ist auf acht Bände berechnet, und geht der vorliegende erste Band bis zum Jahre 1817; er zeigt von eben so viel Sachkenntniß, als Unparteilichkeit. Auch ist der Verfasser, welcher früher königl. sardinischer Minister des öffentlichen Unterrichts war, bereits durch seine „Geschichte der neuesten Ereignisse im Kirchenstaate" rühmlichst bekannt, wie schon daraus hervorgeht, daß dieses Werk von vier Bänden von dem bekannten britischen Staatsmanne, Herrn Gladstone, ins Englische übersetzt worden ist. Der Verfasser hat sein neues Werk dem vormaligen sardinischen Premier-Minister, Marchese d'Azeglio, gewidmet, welcher, jetzt ganz ins Privatleben zurückgetreten, sich noch fortwährend der allgemeinsten, ungetheilten Achtung erfreut. Er ist ein wahrhaft reiner politischer Charakter, welchen seine Vaterlandsliebe nie zu Uebertreibungen verleitet hat. Ueberhaupt hat das Königreich Sardinien das Glück, daß alle Minister, welche seit den letzten Bewegungen im Amte waren, sich als Menschen eines unbefleckten Rufes erfreuen, was auch Parteihaß sonst gegen sie mitunter einzuwenden hatte, so lange sie im Amte waren.

Zu den immer häufiger erscheinenden Uebersetzungen aus dem Deutschen gehört die eben jetzt, zu Turin, von dem Marchese Peverelli herausgegebene italiänische Bearbeitung der durch ihre gerichtliche Verfolgung in Baden auch im Auslande berühmt gewordenen Einleitung in die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts von Gervinus. Der genannte Marchese ist bereits durch seine Leit-Artikel in der freisinnigen, aber sehr gemäßigten Turiner Zeitung Opinione vortheilhaft bekannt.

Der berühmteste Rechtsgelehrte Italiens, Pasquale Stanislao Mancini, ein Verwandter der Familie Mancini, welche durch den Kardinal Mazarin nach Frankreich kam, dessen Nichte die Mutter des berühmten Helden Eugen von Savoyen wurde, ist, außer seiner Professur des Völkerrechts, als sehr gesuchter Advokat dergestalt beschäftigt, daß er seine schriftstellerische Thätigkeit jetzt sehr hat beschränken müssen; dennoch hat er vor kurzem die vierte Auflage seiner Rechtsphilosophie**) besorgt, ein Werk, welches sich eines bedeutenden Rufes erfreut. Seine Vorlesungen über das Völker- und Seerecht erfreuen sich eines außerordentlichen Beifalls und dürften, wenn sie einst bekannt gemacht werden, den Ruf dieses Gelehrten noch bedeutend vermehren. Er hält nämlich diese Vorträge ganz frei, obwohl gehörig vorbereitet; ein Stenograph schreibt seinem feurigen, geistreichen Vortrage nach. Als Vorläufer zu den Vorlesungen dieses Jahres über das Völkerrecht hat Mancini eine beachtenswerthe Schrift herausgegeben, welche die verschiedenen Grundsätze beleuchtet, die man dem Völkerrecht bisher untergelegt hat. Er findet, daß die Nationalität die Grundlage des Völkerrechts ist.***) Er zeigt, wie zuerst die Theokratie für das Volk das wurde, was der Hausvater für die einzelnen Familien gewesen war; daß sie aber kastenmäßig feindselig jedem Fremden entgegentrat, denn jede Kaste ist exklusiv; daher sie sich gewöhnlich in das Geheimniß hüllte. Der Verfasser zeigt, wie die ersten Berührungen mit anderen Völkern feindlicher Natur waren, und daß daraus die erobernden Völker, die Assyrer, Perser u. s. w., hervorgingen. Erst bei den Griechen entwickelte der Handel den Verkehr mit anderen Nationen, den weder die Religion, noch die rohe Gewalt hatte herbeiführen können. Der Verfasser zeigt, wie dennoch die Weisesten dieses gebildeten Volkes des Alterthums sich nicht zur wahren Humanität zu erheben vermochten. Die verschiedenen Volksstämme der Griechen wurden durch die Mysterien ihrer Religion zusammengehalten, so daß sie der rohen Gewalt, den erobernden Persern, widerstehen konnten; gleichwohl sah Aristoteles in den Nicht-Griechen keine gleich berechtigten Menschen, sondern Barbaren, welche vernichtet werden mußten. Erst die Römer fingen in Folge der von den Etruskern überkommenen Civilisation an, auch neben sich andere Völker als gleich berechtigt anzuerkennen; wenn auch noch Numantia vernichtet und von Cato auf die Vernichtung Karthago's bestanden worden war, so erkannten sie doch durch die feierlichen Kriegs-Erklärungen, durch die Fecialen einen internationalen Rechts-Zustand an. Mit dem Christenthume kam zwar ein Kosmopolitismus des Friedens und der Liebe, der alle Menschen für gleich berechtigt erklärte, und der heilige Augustin gründete darauf eine umfassende Lehre des Völkerrechts, welches der heilige Thomas von Aquino in Neapel noch weiter ausbildete; denn damals hatte sich die Geistlichkeit aller Kultur bemächtigt. Allein neben den Kirchen-Gemeinden, in denen jeder Gläubige sein Stimmrecht unter dem Vorsitz des Aufsehers, des Episkopos, übte, welcher Letztere die Gemeinde väterlich verwaltete, erhob sich die Allgewalt des Papstes, der alle Grundsätze der Bruderliebe dergestalt in sich zu vereinigen wußte, daß er Könige und Kaiser, unter denen er sonst gestanden hatte, absetzte und dabei zugab, daß das Lehnswesen einen noch härteren Druck unter dem Namen der Lehnspflichtigkeit, Unterthänigkeit und Leibeigenschaft ausüben konnte, als die frühere Sklaverei. Dabei ist es unrichtig, wenn behauptet wird, daß die Päpste die Sklaverei abschafften; noch im dreizehnten Jahrhundert bestimmte ein Konzilium der Bischöfe zu Iglesias in Sardinien, daß die Kinder eines Geistlichen von seiner Sklavin nicht ihm, sondern zur Hälfte der Kirche, zur anderen dem Bischofe gehören sollten. Da erst trat Dante auf, groß nicht nur als Dichter, sondern auch durch seine Angriffe gegen die Mißbräuche der päpstlichen Gewalt. Nachdem er die Bahn gebrochen, entriß Machiavell der Geistlichkeit das bisher ausgeübte Monopol der Staatswissenschaft.

Mancini hat die Ehre Machiavells*) auf eine sehr scharfsinnige Weise gerettet. Indem er zeigte, wie die Tyrannen verfahren und wie sie verfahren müßten, wenn sie konsequent handeln wollten, hat er überall seine Verehrung für wahre Humanität ausgesprochen. Hierdurch wird jedoch nicht im Mindesten dem Verdienste des königlichen Weltweisen zu nahe getreten, welcher in seinem Anti-Machiavell so liberale Grundsätze ausgesprochen hat, daß es der Humanität wohlthut, vom Throne herab solche Grundsätze verkündet zu sehen. Auf diese Weise führt Mancini in seinen Vorlesungen die Geschichte des Völkerrechts bis auf die neueste Zeit fort.

Die orientalische Frage hat ebenfalls in Turin eine Schrift zu Tage gefördert, welche den Zweck hat, die mit Gewalt der Waffen durchgesetzten Eroberungen der russischen Herrscher vom historisch-militairischen Gesichtspunkte zu betrachten.**) Der Verfasser hat französisch geschrieben, weil er, in Savoyen erzogen, diese Sprache, welche im Piemontesischen beinahe Jeder versteht, vortrefflich schreibt. Der Verfasser befehligte während der letzten Bewegung in Italien ein Regiment, mit welchem er die Festung Malghera bei Venedig lange tapfer vertheidigte. Nächstens wird derselbe die Feldzüge des Prinzen Eugen von Savoyen herausgeben, wozu er in dem königlichen Archiv zu Turin die bedeutendsten Materialien findet, welche die Gelehrten Graf Sclopis und der Minister Cibrario zu ihren gediegenen Arbeiten trefflich zu benutzen verstanden.

Von dem letztgenannten Historiker ist in diesen Tagen wieder ein Werk außerordentlichen Fleißes erschienen, dem er aber die Jahres-

*) Storia d'Italia, dal 1814 fin ai nostri giorni &c. Da L. C. Farini. Torino, 1854.

**) Intorno alla Filosofia di Diritto. Lettere di P. S. Mancini, e F. Mamiani. Napoli, 1841. Firenze, 1844. Genova, 1844. Torino, 1853.

***) Della nazionalità come fondamento del diritto delle Gente, del Prof. Mancini. Torino, 1851.

*) Macchiavelli e la sua dottrina politica, saggio del Prof. P. S. Mancini. Torino, 1853. 8.

**) La Russie en Orient. Expéditions des Russes depuis 527 jusqu'à nos jours, par le Colonel Fantrier. Turin, 1854. 8.

Dolmetscher er war, rief er auf die Spieler, die Wüstlinge, die Gotteslästerer die Strenge der Gesetze herab; er ächtete die Zügellosigkeit der Bälle, den Müßiggang in den Schenken; er donnerte besonders gegen die Habsucht und das üppige Leben der Priester: „Seht", rief er, „sie haben so viel Hunde, so viel Maulthiere, so viel Pferde, so viel Schmuck, so viel Seide, so viel Diener! Meint Ihr, diese schönen Herren werden Euch die Kirche Gottes öffnen! Ihr Geldgeiz ist unersättlich. Gebt Acht, in den Kirchen geschieht Alles um das Geld. Die Glocken läuten aus Habsucht; sie rufen nur: Geld, Brod und Kerzen! . . . . Sie verkaufen die Pfründen, sie verkaufen die Sakramente, sie verkaufen die Trauungsmesse; Alles für das Geld! . . . . Was soll ich von ihrer Unzucht sagen! Sie machen täglich den Gevatterinnen Besuche. Sie treiben sich überall umher. Wenn Ihr seht, daß sie ein schlechtes Leben führen, gestattet Euren Kindern nicht, in ihrer Nähe zu bleiben. Habt ein Auge darauf! . . . Man hat in den Kirchen Frauen als Chorknaben verkleidet in das Meßamt sich eindrängen sehen." Wir können ihm in den Details nicht weiter folgen, denn seine Sprache geht hier, wenn er sich namentlich an die Frauen wendet, in eine so unumwundene Natürlichkeit über, wie sie seine Zeit und seine Umgebung rechtfertigen mögen; unser Ohr und unser Geschmack würden sie nicht ertragen. Savonarola's Sittenstrenge — das räumen selbst seine Feinde ein — blieb aber nicht beim Worte stehen; er paarte das thätige Beispiel mit seiner Lehre. Wunderbar ward der Einfluß, den sein eben so populäres, wie redekünstlerisches Wort auf die Menge übte; allein er wußte sich dieser leicht entzündbaren Bevölkerung gegenüber nicht in weisen Schranken zu halten. Die Prozessionen, welche die Karnevalsbelustigungen vertreten sollten, wurden durch fanatische und ausschweifende Handlungen gebrandmarkt. Er ermunterte sogar die Kinder, die er zu lenksamen Werkzeugen seines Willens gemacht hatte, in den Privatwohnungen umherzuspüren und nicht nur Larven, Masken-Anzüge, Putzsachen, sondern auch profane Bücher und Bilder, die ihn durch ihre Nacktheit das Sittengefühl zu beleidigen dünkten, wegzunehmen. Diese „Werke des Teufels" wurden dann, künstlich geschichtet, unter großem Gepränge verbrannt. Um den Scheiterhaufen dieses Autodafe tanzten die Piagnoni (die Heuler), — so hießen Savonarola's Anhänger, weil sie bei der Predigt ihres Meisters stets in Thränen ausbrachen, zum Unterschied von seinen Gegnern, die Arrabiati, die Wüther, genannt wurden — die Dominikanermönche selbst, mit Olivenlaub bekränzt, Kirchenlieder oder mystische Hymnen singend. Der Reformator sah aus einem dunkeln Versteck diesem Schauspiel freudig zu und gab Tags darauf diesen frommen Narrheiten seine öffentliche Belobigung.

Savonarola hatte der Imagination seiner Partei einen solchen Schwung gegeben, daß er nun entweder ihren Glauben durch Wunder in der Spannung erhalten oder ihre Entzauberung mit seinem Leben büßen mußte. Des Sturmes Wogen thürmten sich um ihn; Alle, die er durch seine politischen oder religiösen Umgestaltungen gereizt hatte, verständigten sich mit einander, ihn zugrundezurichten. Anfangs hatte Alexander VI. versucht, sein Schweigen zu erkaufen, und bot ihm ein Bisthum oder einen Kardinalshut an. „Ich will keinen anderen Hut", ließ ihm der Dominikaner sagen, „als den Märtyrerhut, rothgefärbt in meinem eigenen Blute." Der Papst schleuderte Breve auf Breve, die Signoria zu bewegen, daß sie ihm den verwegenen Mönch ausliefere, der, nicht zufrieden, seine Laster zu geißeln, auch noch seine Unträglichkeit leugnete und auf seine Absetzung drang, indem er die Könige Europa's aufforderte, ein General-Konzilium zu berufen. Die Signoria beschränkte sich darauf, Savonarola das öffentliche Predigen zu untersagen. Damit waren aber seine Feinde nicht zufrieden. Ein oft wiederholtes, unüberlegtes Wort, daß er erbötig wäre, um die Wahrheit seiner Lehre zu besiegeln, durch die Flammen zu gehen — das griffen sie auf, und ein Mönch aus dem Franziskaner-Orden, dem feindseligen Nebenbuhler des Dominikaner-Ordens, erbot sich seinerseits, durch das Feuer zu beweisen, daß Savonarola ein Betrüger sei. Da nun ein Schüler des Reformators die Herausforderung annahm, so wurde die Probe auf den 7. April 1498 festgesetzt; allein die Unschlüssigkeit der beiden Kämpen täuschte die ungeduldige Neugier der Menge. Ein plötzlicher Regenguß verlöschte den Scheiterhaufen, und die Probe unterblieb. Die Piagnoni, die blindlings an ihres Meisters Wunderthätigkeit glaubten, sanken in tiefe Entmuthigung und räumten ihren Gegnern das Feld.

Am folgenden Tage strömt der aufgeregte Pöbel vor das Kloster St. Marcus. Nach einem blutigen Kampf, worin einige treue Freunde zur Vertheidigung Savonarola's umsonst ihr Leben opfern, überliefert er sich seinen Feinden und wird, die Hände auf den Rücken gebunden, unter den rohesten Beschimpfungen in den Kerker geführt. Die Reaction gegen den Besiegten kennt nun keinen Zügel. Er wird auf die Folter gelegt. Die Infamie wird so weit getrieben, daß man seine Antworten verfälscht. Die päpstlichen Kommissäre hatten eine schon fertige Verdammungs-Urkunde mitgebracht, und am 23. Mai erleidet er mit zwei seiner Schüler auf dem Palastplatze den Feuertod. Hatte er sich von dem Schmerze der Folter *überwältigen* lassen — dem Tode gegenüber stand er groß und muthig da.

Man lese in Perrens' Buch das Ausführliche in diesem Akt des geschändeten Rechts, und wenn das Herz sich zürnend gegen die Henker empört, so wird der Geist nicht minder von bitterer Trauer erfaßt, diesen Märtyrer der nationalen Unabhängigkeit von den eigenen Händen des Volkes, das er befreien wollte, zur Richtstätte geschleppt zu sehen. Uebrigens ging sein Werk nicht ganz verloren. Man mochte immerhin seine Asche in den Wind streuen; sie trug den mächtigen Hauch, der Savonarola beseelt hatte, in die weite Welt. Er verdient in der That, den hervorragenden Reformatoren angereiht zu werden, die im Dienste der erhabensten Grundwahrheiten der Religion und Moral ihr Blut verspritzt oder ihr Leben aufgewendet haben. Hätte er sich dem Papste unterworfen, so würden ihn die Theologen kanonisirt haben. War er aber auch kein Heiliger, zu dem ihn seine Legende macht; war er eben so wenig ein Ketzerhaupt, wie seine Verlästerer behaupten: so darf ihn Italien unter die Zahl der großen Männer setzen, auf die es stolz ist.

Danken wir Herrn Perrens für sein vortreffliches Buch, das mit vielen Verdiensten noch den Vorzug der Vollständigkeit verbindet. Der zweite Theil behandelt nämlich auch die Schriften Savonarola's, und der hoch gefeierte Mann wird als Kanzelredner, als Theologe, als Publizist und als Dichter gewürdigt. Der Biograph wollte so auch den Gedanken seines Helden von den Todten erwecken und dem Verewigten, dessen Stimme in den Flammen des Scheiterhaufens erstickt worden, die letzte Huldigung zollen. Sein Buch wird bleiben, denn es ist das beste Lebensgemälde eines Mannes, der das seltene Glück hatte, durch das bloße Uebergewicht seines Genius und seiner Tugend eine soziale Verbesserung zu schaffen.

Schweiz.

Regula Engel, die schweizerische Amazone.

(Schluß.)

Am 3. Dezember 1819 schiffte sich Regula in New-York ein und kam nach einer sehr stürmischen, gefahrvollen Fahrt am 31. Dezember Abends an der englischen Küste an. In London brachte man sie, da sie völlig erschöpft war und Blut auswarf, ins Hotel Lloyd. Sie ließ unverzüglich an den Prinz-Regenten, dessen Ehe-Prozeß damals das Gespräch des Tages war, eine Bittschrift aufsetzen, worin sie ihre traurige Lage darstellte und um Erlaubniß bat, zu ihren Söhnen nach St. Helena reisen oder wenigstens von hier aus an sie schreiben zu dürfen. Diese Bittschrift kostete sie acht Shilling und die Fahrt nach dem Palais des Prinzen zu eigenhändiger Abgabe neun Shilling; jeder ärztliche Besuch eine halbe Guinee, Wohnung und Kost im Hotel täglich funfzehn Shilling, wobei sie auch wegen der Abneigung der Engländer gegen Suppen diese und alle die schmackhaften, in Deutschland und Frankreich so beliebten Saucen (!) entbehren mußte, und da ihr die Flasche Wein mit sieben Shilling angesetzt wurde, so verzichtete sie alsbald auf das Weintrinken und meint, wohl manchem Anderen dürfte da der Hang zum Berauschen vergehen. In der weltberühmten Hauptstadt Englands ließ sie überhaupt achtehalbtausend Francs „liegen" und sagt zu allen diesen Erfahrungen: „Die wunderbaren Engländer! Sie thun, als ob sie das Geld mit Löffeln schöpfen könnten, so theuer ist Alles bei ihnen, und doch, wenn sie heutzutage in die Schweiz herüberkommen, wo es viel wohlfeiler ist, beklagen sich viele Wirthe, daß sie so sehr knausern." Als daher auf der Reise von Genua nach Mailand ein junger Lord, ihr Reisegefährte, Zürichs anmuthige Lage und den schönen Gasthof zum Schwert rühmte, hier auch die Bedienung vortrefflich, aber Alles theuer fand, fertigte sie ihn damit ab: „Das sagen nur die Engländer; was gut ist, muß auch gut bezahlt werden." Zu einigem Troste machte sie in London die Bekanntschaft des berühmten Malers Füßli und anderer Züricher Landsleute, verhehlt indeß nicht, daß bei mehreren seit längerer Zeit in London ansässigen Schweizern ihr mitgebrachter National-Charakter dem englischen schon ziemlich Platz gemacht habe. Mit ihrem Gesuch, zu ihren Söhnen reisen zu dürfen, wurde sie abgewiesen, ihr indeß gestattet, an sie zu schreiben, nur müsse der Brief offen dem Ministerium vorgelegt werden. Sie schrieb und gab den Brief ab; ob er abgegangen, hat sie nie erfahren, noch auch jemals wieder von ihren Zwillingen gehört. So voll Aergers über England, „als wenn sie eine geborne Französin wäre und die Antipathie dieser Nation gegen die Engländer mit der Muttermilch eingesogen hätte", verließ sie ohne längeren Aufenthalt das Land und ging mit dem Packetboot nach Calais. Auf dem Wege von Calais und Dünkirchen kam sie auch durch Lille. „Da", sagt sie, „wo man 1792 die ihrem Eide getreuen Schweizer meuchelmordete, und wo 1815 Ludwig XVIII. keinen Zufluchtsort mehr fand, da galt jetzt nichts, als was Bourbon hieß. — Ein so leichter Umschwung von einem politischen System zum anderen bezeichnet den französischen Charakter,

image
not
available

image
not
available

image
not
available

größeren Fahrzeuge gebaut, die man zu jener Zeit „montirte Schiffe" nannte, d. h. Handelsschiffe, die zugleich als Kriegsschiffe dienen konnten, und die jedenfalls im Stande waren, ihre eigene Vertheidigung zu übernehmen. Mit solchen Schiffen führten, wenigstens zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, die Holländer fast alle ihre Kämpfe. Diese Schiffe nun dienten anfangs dazu, den zerstörten Handel Antwerpens wieder aufzunehmen. Aber bald beschränkte der Unternehmungsgeist sich hierauf nicht mehr. Die ausgewanderten Belgier sahen ein, daß, so lange Spanien aus seinen Kolonieen unaufhörlich fast unerschöpfliche Hülfsmittel an sich zöge, das unterdrückte Belgien nicht befreit werden konnte. Einer der größten Männer jener Zeit, der geniale Willem Usseliner, aus Antwerpen gebürtig, nach langem Aufenthalt in Spanien und den Azoren in Seeland wohnhaft, entwarf daher den großartigen Plan, zum Zweck der Eroberung von Amerika und der Vernichtung und Erbeutung der von dort übergeschifften Schätze eine „westindische Compagnie" zu stiften. Aber, wie sehr es auch durch spätere Ereigniffe deutlich ward, daß dieses Unternehmen gewiß einen glücklichen Fortgang gehabt hätte, so lag es doch nicht im Interesse Hollands, dasselbe zu begünstigen oder auch nur aufkommen zu lassen. Und zwar aus folgendem Grunde. An der Spitze der Heeresmacht der sieben Provinzen standen, durch den Unionstraktat von Utrecht, die Prinzen von Oranien. Es ist nun die Ansicht aller unparteiischen Geschichtsforscher, daß diese Prinzen diese neue, eigenthümliche Stellung nur übernommen hatten, um eine neue Dynastie zu stiften. Als jedoch der günstigste Augenblick für die Ausführung dieses Plans gekommen war, ward Wilhelm I. ermordet. Sein Nachfolger, Moritz, an Feldherrn-Talent ihm bei weitem überlegen, besaß indeß nicht den politischen Takt, um die Sache durchzuführen. Auch stand ihm ein sehr großer Gegner, Johann von Oldenbarnevelt, der Advokat der Staaten von Holland, gegenüber, mit dem er immer in einer Schein-Freundschaft leben mußte, um seinen Zweck zu erreichen. Denn Oldenbarnevelt durchschaute die Pläne des Hauses Oranien und benutzte die Talente der großen Männer, die es hervorbrachte, ohne sie das gewünschte Ziel erreichen zu lassen. Es war nun nichts deutlicher, als daß mit der Wiedereroberung der südlichen Provinzen dieser Widerstand, daß Holland selbst seine Bedeutung verlieren würde, und daß diese Provinzen, so lange Zeit an einen Monarchen gewöhnt, dem Hause Oranien den Thron nicht verweigern würden. Gelang also die Vertreibung der Spanier aus den südlichen Provinzen, so war die Hegemonie Hollands dahin, der Handel, die geflüchteten Einwohner kehrten nach Belgien zurück, und Holland ward eine wenig bedeutende Provinz eines mächtigen Königreichs.

Es war jedoch die Anregung des Willem Usseliner nicht ohne erhebliche Früchte geblieben. Statt aber die Spanier in Westindien anzugreifen, versuchte man lieber den leichteren Kampf mit den Portugiesen in Ostindien, die ohnehin von den Spaniern, denen sie ungern gehorchten, mit scheelem Auge betrachtet wurden. Auch bildete sich nach dem Vorbilde des westindischen Plans eine Handelsgesellschaft „für ferne Länder" und neben dieser noch viele andere Compagnieen, alle bewaffnet und zu Krieg und Handel gleich gerüstet. Nachdem kaum einige Seefahrten versucht und gelungen waren, ward der weite Seeweg um Afrika oder durch die Magellan-Straße den Schiffern zu lang, und es begannen eine Anzahl Unternehmungen, die den Holländern den größten Ruhm gebracht haben, ohne daß der hauptsächliche Urheber derselben, der große Belgier Balthazar de Moucheron, der wie Usseliner sich auf Seeland niedergelassen hatte, von den Bearbeitern allgemeiner Geschichten auch nur genannt wäre. Dieser große Mann war es, der die berühmten Polar-Reisen veranlaßte, die später eine eigenthümliche, ganz unverhoffte Folge hatten. Bekanntlich ward der Zweck der Nordfahrten nicht erreicht. Jedoch vermehrte sich die Anzahl der Ostindienfahrer dergestalt, daß Oldenbarnevelt darauf bedacht war, die ganze sich hier entwickelnde Macht als Werkzeug in der Hand seiner Partei zu vereinigen. Durch ein im Jahre 1602 erlassenes „Octroy" wurden alle kleineren Compagnieen zu einer großen Compagnie verbunden, die nach zwei und einem halben Jahrhundert noch unter dem Namen „Ostindische Compagnie" fortbesteht. Die Verwaltung ward Mitgliedern der Stadtmagistraten in die Hand gespielt, die Ober-Aufsicht den Stadtmagistraten anvertraut, so daß die ganze Compagnie ein Werkzeug der holländischen Partei wurde. Fast zu gleicher Zeit führte dieselbe Partei einen anderen Streich gegen die Belgier.

Wie wir bereits bemerkt, war die Hauptmacht der Belgier in dem Klerus, der fast allein aus ihnen bestand. Da trat im Jahre 1602 auf der Leydener Universität der Holländer Arminius mit einer Lehre auf, die theils theologischen, theils kirchenrechtlichen Inhalts war. Der theologische Theil derselben, obgleich vielfach erörtert, ist ohne große Wichtigkeit; es ist eine von den vielen Mittel-Ansichten über das Verhältniß des freien Willens zur göttlichen Allmacht. Höchst wichtig war jedoch der kirchenrechtliche Theil. Arminius behauptete nämlich, es stände dem Staate ein Aufsichtsrecht über die Kirche und ein Eingreifen in die Wahlen zu. Diese Lehre zählte auch den großen Hugo Grotius zu ihren Anhängern, und er schrieb zu ihrer Vertheidigung, so wie zu der von mehreren anderen national-holländischen Rechten sein Buch „Vertheidigung der alten holländischen Regierung". Kaum war Arminius mit dieser Lehre aufgetreten, so fielen alle Stadtmagistrate, fast ohne Ausnahmen, zu derselben ab. Die Belgier, das niedere Volk und die Orangisten blieben auf der Seite der anderen Partei, die nach ihrem Führer, dem Flamänder Gomer, die der Gomerianer genannt ward. Diese Partei-Stellung in Kirche und Staat hat mit geringen Veränderungen bis zur französischen Revolution fortbestanden; nur daß die Belgier mit dem Zweck ihres Kampfes, der nach und nach unmöglich ward, ihr nationales Bewußtsein verloren und auch noch andere Elemente in den gomeristischen Klerus eintreten ließen; doch läßt sich der belgische Typus noch bis zum Jahre 1672 deutlich verfolgen.

Die Erfolge in Ostindien erhöhten den Muth der Niederländer dermaßen, daß sie, auch ohne eine Handels-Compagnie, viele glückliche Expeditionen nach Westindien machten und besonders die reichen Salzwerke von Punto d'Array ausbeuteten. Für diese Salzfahrt, die ihnen für ihren Häringshandel unendlich wichtig war, rüsteten sie mehrere Hundert Schiffe aus.

Es war nun sehr deutlich, daß Oldenbarnevelt den Plan der Westindischen Compagnie, der auch von Moritz von Oranien unterstützt wurde, nicht lange würde vereiteln können, und daß dann die Vernichtung der spanischen Macht zu Gunsten der südlichen Niederlande und des Hauses Oranien die Folge sein würde; zumal da sich die Kraftlosigkeit des scheinbaren Kolosses immer deutlicher zeigte. Daher behaupten feindliche Schriftsteller, sowohl ferner als späterer Zeit, er habe den Waffenstillstand von 1609 im Interesse Spaniens herbeigeführt, während andere, besonders alle Anti-Orangisten, Arminianer und echten Holländer, ihn wegen dieses Friedensschlusses zu einem neuen Aristides machen, der die geträumte virtu des Montesquieu praktisch geübt habe. Aber wenn auch wohl beide Auffassungen der Wahrheit Abbruch thun, so ist nicht zu leugnen, daß der Waffenstillstand von 1609 im Interesse Spaniens war, und daß Holland damit gleichfalls ein großer Dienst geleistet wurde. Die Haupt-Bedingungen waren: 1) der Krieg ward zwölf Jahre lang unterbrochen; 2) die sieben Vereinigten Provinzen wurden als souverainer Staat anerkannt; 3) der Hafen von Antwerpen wurde großen Schiffen geschlossen; 4) der Handel mit Westindien ward den Holländern untersagt.

Auf diese Weise wurde die Rückkehr der Auswanderer verhindert, denn in der Heimat freies Religions-Bekenntniß nicht gestattet war. Der Handel blieb an Holland gefesselt, und die durch Eroberung der südlichen Provinzen, sowohl für Holland, als für Spanien, entstehende Gefahr wurde abgewandt. Uebrigens ward auf wiederholte Reclamation der Stadt-Magistrate und der Compagnie der ostindische Handel durch einen geheimen Artikel den Holländern erlaubt, und so wurden eben so großmüthig die Portugiesen von Seiten Spaniens, als die Belgier von Seiten Hollands geopfert. Es ist bekannt, daß Heinrich IV. von Frankreich sich bei diesem Friedensschluß betheiligte. Es war diesem Fürsten gewiß willkommen, die alte Macht der Herzoge von Burgund nicht in neuer, verjüngter Gestalt an seiner Seite erstehen zu sehen, und er zog das schwache Spanien als Nachbar vor.

In Holland ward dieser Traktat einerseits mit Triumph, andererseits mit Entrüstung aufgenommen; er führte zu einer allmäligen Vereinigung und Coalition der Feinde der holländischen Partei. Doch ehe wir von dieser wichtigen Verbindung sprechen, müssen wir einiger anderer Fakta erwähnen. Trotz des nun geschlossenen Waffenstillstandes setzten die niederländischen Kaufleute ihre Expeditionen in feindliches Gebiet fort, namentlich nach Punto d'Array und nach Süd-Amerika. Ferner hatte kurz nach Abschluß des Traktats von Brüssel der bekannte Seefahrer Hudson der Ostindischen Compagnie Anträge gemacht, um einen neuen Seeweg nach Ostindien zu finden. Er entdeckte einen solchen nicht, wohl aber fand er den Ausfluß des später nach ihm benannten Stromes in Nord-Amerika und schiffte denselben bis zum heutigen Albany hinauf. Seine Entdeckungen brachten jedoch der Compagnie keinen Vortheil. Im Jahre 1614 aber untersuchte der holländische Schiffer May diese Küsten von neuem und fertigte eine, im Vergleich mit anderen ähnlichen Aufzeichnungen, sehr gute Karte derselben an. Auf Grund dieser Entdeckungen wurde ihm für eine gewisse Zeit das Privilegium der alleinigen Schifffahrt in jene Gegenden gewährt. Auch ward dort ein kleines Fort errichtet. Dies ist die erste Ansiedelung von Europäern im heutigen Staate New-York, wenn man dieses temporär für den Handel mit Pelzwerk errichtete Fort eine Ansiedelung nennen will. Eine Besitznahme dieses Landes fand jedenfalls nicht statt, wie aus dem Patent, das uns im Original erhalten ist, hervorgeht. Es wäre auch eine solche gegen alles Völkerrecht gewesen, da England, das im Norden und Süden des Hudson Ansiedelungen besaß, bereits im Jahre 1606 die ganze Küste vom 34sten bis 45sten Grad nördl. Br. an die Virginia-Compagnie überwiesen und somit als sein Eigenthum reklamirt hatte: eine so vollständige Besitz-

Wolf hatte eine Pfanne voll heraus und zum Wasser genommen, sie dort zu untersuchen, und die beiden Anderen saßen unten auf dem Kies, die Rückkehr des Kameraden abzuwarten und das Resultat zu erfahren, ob der Kies „lohne", d. h. ob es der Mühe werth wäre, anzufangen mit Waschen, oder ob sie erst lieber noch einen „Spatenstich" hinauswerfen sollten. Wenn die Pfanne voll Erde nicht wenigstens etwa ein Sechstel Thaler Goldwerth enthielt, wurde der Grund gewöhnlich noch nicht für gut genug befunden, und selbst das „zahlte nicht", sobald man ihn weit zum Wasser zu schaffen hatte.

Wolf kam jetzt zurück, blieb eben am Rand des etwa zehn oder eilf Fuß tiefen Loches stehen und sagte, die Blechpfanne vor sich haltend und langsam mit dem Kopfe schüttelnd: „'s Große ist's noch nicht!" „Nun, wie macht sich's, Wolf?" fragte ihn Meier, aufstehend und den Arm ausstreckend, daß er ihm die Pfanne zureichen und sie sich unten auch von dem Goldbestand überzeugen konnten, „sollen wir anfangen?"

„Ich weiß nicht", meinte Wolf, die Pfanne hinabreichend, in der Beide unten die paar Körner Gold, die sie enthielt, herüber- und hinüberschoben, „wenn's nicht mehr ausgiebt, kann's noch Nichts helfen, und wir werfen den Quark lieber zu Tag', als daß wir uns den Buckel damit wund schleppen; das lohnt nicht." (Schluß folgt.)

Frankreich.

Ein neues wichtiges Werk zur Geschichte des deutschen Kaisers Friedrich II.*)

Ein Artikel des Athenaeum Français macht uns mit einem in Paris erscheinenden neuen, höchst wichtigen Werke des Herrn Huillard-Bréholles, einer sehr reichhaltigen, die Geschichte des deutschen Kaisers Friedrich II. betreffenden Urkundensammlung, bekannt. Wir geben im Folgenden einen Auszug aus dem erwähnten Artikel.

Friedrich II. hat, während einer langen Regierung, die ganze Welt mit seinem Namen erfüllt. Ein viel bewegtes, an Katastrophen reiches Leben, eine über beträchtliche Gebiete ausgeübte Macht, ein seltsames Geschick, heftige Kämpfe mit der päpstlichen Autorität, vorgeschrittene Gedanken und glanzvolle Handlungen machen Friedrich II. zu einer Persönlichkeit, welche es im höchsten Grade verdient, von der Nachwelt gründlich erforscht zu werden. Sein Andenken ist entstellt durch die übermäßigen Lobeserhebungen der Gibellinen und durch die Verleumdungen der Guelfen auf uns gekommen. Hervorgegangen aus der Ehe eines Deutschen und einer Sicilianerin, vereinigt Friedrich die charakteristischen Eigenschaften beider Nationen. Er zeigt sich thätig, unternehmend, muthvoll; sein Geist ist offen, sein Charakter großmüthig und edel; die Schwierigkeiten, die sich ihm in den Weg gestellt, haben ihn klug und sogar listig gemacht; er ist wenig wählerisch in Betreff der Mittel, die er für seine Zwecke anwendet, und er trägt kein Bedenken, Versprechungen zu geben, die er nicht halten kann oder will. Das Studium der Philosophie und der Gesetze, die Beschäftigung mit der Literatur, die Kenntniß der Menschen und besonders der Vertreter der Kirche, die in Folge der Feindseligkeit, die er bei den Päpsten gefunden, in ihm entstandene Bitterkeit haben seinen religiösen Glauben erschüttert; die Guelfen behaupten, daß er an Gott nicht geglaubt; die Muselmänner, daß er dem Islamismus zugeneigt gewesen. So viel ist sicher, er steht in der antischolastischen Richtung seiner Gedanken, in der Ausdehnung und Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse hoch über seinem Jahrhundert. Er spricht, außer dem Deutschen, dem Italiänischen, dem Lateinischen, das Französische, das Griechische und das Arabische. Man hat von ihm mehrere schriftstellerische Versuche in Versen, die einen gebildeten Geschmack bekunden; er begünstigt die Errichtung von Universitäten, läßt verschiedene Werke des Alterthums aus dem Griechischen ins Lateinische übersetzen, unter anderen die des Aristoteles; er richtet philosophische Fragen an die Gelehrten des Islamismus und findet ein Vergnügen daran, über ihre Antworten nachzudenken; endlich befördert er auch den Ackerbau und den Handel. Man weiß nicht genau, wann er gestorben, ob im November oder im Dezember 1250. Die Einen behaupten, daß er wenig in einer Mönchskutte seine Seele ausgehaucht; die Anderen lassen ihn als Atheist sterben.

Das vorliegende Werk des Herrn Huillard-Bréholles enthält alle Urkunden, die in den bisher erschienenen, die Geschichte Friedrich's II. betreffenden Sammlungen gedruckt sind, viele Stücke, die zerstreut in anderen Sammlungen und Geschichtswerken zu finden sind, und eine große Anzahl bisher noch nicht veröffentlichter Dokumente. Das ganze Werk soll sechs Quartbände umfassen und in zehn Abtheilungen erscheinen. Es sind bis jetzt drei Bände, fünf Abtheilungen enthaltend, erschienen; sie umfassen die Zeit von 1194 (dem Geburtsjahr Friedrich's II.) bis 1231. Diese erste Hälfte des Werks macht der französischen Gelehrsamkeit und dem Gelehrten, der den Muth gehabt, ein solches Werk zu unternehmen, viel Ehre. Herr Huillard-Bréholles hat mit einem Scharfblick und einer Ausdauer, die das höchste Lob verdienen, in Deutschland, in Italien, in Sicilien, in Frankreich in den Bibliotheken und in den Archiven die Texte der Urkunden aufgesucht; er hat die verschiedenen Ausgaben und die Manuskripte mit einander verglichen, um den richtigen Text festzustellen; er hat die Dokumente durch historische, philologische und geographische Bemerkungen erläutert und Stellen aus Chroniken hinzugefügt, welche wichtige Data und Thatsachen bestätigen, so daß das Werk ein vollständiges historisches Ganzes bildet. Einem jeden Theile ist eine Uebersicht über die Stücke, die er enthält, und ein Register über die in ihm vorkommenden Namen angehängt. Jedes einzelne Dokument wird durch Bemerkungen über den Inhalt und über die Quellen, welche der Herausgeber benutzt, eingeleitet. Die Gesammtzahl der bis jetzt vollständig oder auszugsweise mitgetheilten Dokumente beläuft sich auf funfzehnhundertachtundvierzig; die Anzahl der bisher noch nicht veröffentlichten Stücke beträgt zweihundertdreiundvierzig. Herr Huillard-Bréholles hat sich nicht darauf beschränkt, die Akten Friedrich's II. zu veröffentlichen; er hat auch die seiner Mutter Constanze, seiner beiden ersten Frauen, seines Sohnes Heinrich VII., der Päpste Innocenz III., Honorius III., Gregor IX., soweit sie auf den Kaiser eine Beziehung haben, auch die einiger Reichsbeamten, Juristen, Erzbischöfe, Bischöfe u. s. w. mitgetheilt. Die Hälfte des Werks, die noch erst erscheinen soll, wird die interessantere sein, da sie die Zeit des lebendigsten Kampfes zwischen Friedrich II. und dem Papste umfassen wird. Die vorliegende Hälfte klärt uns auch schon über die Politik und den Charakter des Kaisers auf. Wir sehen Friedrich II. bei verschiedenen Gelegenheiten die eidlichen Versprechungen erneuen, die sich auf den Kreuzzug, zu welchem die Päpste ihn nöthigen wollen, und auf die Besitznahme des kirchlichen Gebiets beziehen; seine Konzessionen an die Kirchen und an die Klöster sind zahlreich und bedeutend. Wenn er in gutem Einverständniß mit dem Papste ist, zeigt er eine heftige Feindschaft gegen die Juden, die Sarazenen, die Heiden und die Ketzer; er läßt sie verbrennen und die Zungen ihnen ausreißen (im März 1224); unter anderen Verhältnissen tritt er als Beschützer der Juden auf, ermuthigt er die Empörungen der Sarazenen und trifft er Entscheidungen zu Gunsten der Ketzer. Er zeigt sich, und sein Sohn Heinrich noch mehr, als er, der Begründung und der Entwickelung der französischen Kommunen abgeneigt; er hält denselben gegenüber eifrig die Partei der Bischöfe. Eine wohlwollendere Gesinnung zeigt er den Privilegien der Städte Italiens und Deutschlands gegenüber. In der Sammlung des Herrn Huillard-Bréholles begegnen uns verschiedene Aktenstücke Friedrich's II., welche Jahrmärkte anordnen, bestätigen und verlegen, Verordnungen, die sich auf das Färben und das Aufrollen der Stoffe beziehen, Schutzbriefe zu Gunsten der Fremden, der Schiffbrüchigen und der Landbebauer, Konzessionen zu Bergbau und zu Salinen. Zahlreiche Privilegien werden dem Deutschen Orden bewilligt; einige Schriftstücke beziehen sich auf die italiänischen Universitäten.

Unter den zum ersten Male in der vorliegenden Sammlung veröffentlichten Schriftstücken sind als die interessantesten folgende hervorzuheben: eine auf die Geschichte Siciliens, von Robert Guiscard bis 1250, sich beziehende Chronik aus einem der Archive des Vatikans; — ein französischer Bericht über den Kreuzzug Friedrich's II. (1227—1229), aufgefunden in der Kaiserlichen Bibliothek zu Paris; — ein Bruchstück des Tagebuches, welches Friedrich II. auf der Reise nach dem heiligen Lande geführt (1228); — ein französischer Bericht über die zweite Ehe des Kaisers und über seine Händel mit dem Könige von England (1226); — eine Reihe von Bullen Gregor's IX., an die lombardische Ligue, den König von Frankreich, den Bischof von Paris gerichtet, um dieselben gegen Friedrich aufzubringen (1229); — verschiedene andere Schriftstücke Honorius' III. und Gregor's IX. in Bezug auf den Kreuzzug; — Privilegien aller Art, den Städten, den Klöstern, dem deutschen Orden, den Prälaten bewilligt u. s. w.

Das Werk des Herrn Huillard-Bréholles, dessen hohen, inneren Werth man nach den hier gegebenen Andeutungen würdigen kann, wird auf Kosten des Herzogs de Luynes gedruckt und erscheint in einer äußeren Ausstattung, die eben so geschmackvoll wie luxuriös ist.

*) Historia diplomatica Friderici Secundi, sive constitutiones, privilegia, mandata, instrumenta quae supersunt istius imperatoris et filiorum eius. Accedunt epistolae paparum et documenta varia. Collegit, ad fidem chartarum et codicum recensuit, iuxta seriem annorum disposuit et notis illustravit L. L. A. Huillard-Bréholles, auspiciis et sumptibus H. de Albertis de Luynes. Paris, imprimerie de Plon frères, 1852—53, 3 vol. in-4, en cinq parties.

Die Astronomie und die Naturwissenschaften in den Jahren 1853 und 1854.

(Schluß.)

Die Verfinsterungen werden in Frankreich und in Europa nichts Merkwürdiges darbieten. Ebben und Fluthen werden von keiner sehr

Aussonderung des Schwefels wird durch die Calcination vollständig bewirkt, und es ist interessant, diesen Akt durch den ganzen Stufengang zu verfolgen. An einigen Stellen kommen große Stücke prismatischer Krystalle von reinem Schwefel vor; gewöhnlich aber ist die ganze Oberfläche des Haufens mit einer dünnen Schicht Eisensulphat überzogen, die bisweilen krystallisirt, meist aber in irgend welchem Stadium der Zersetzung ist; tiefer unten im Haufen, wo die Hitze größer ist, verschwindet das Eisensulphat, und der Kolkothar erscheint an dessen Stelle. Die Ausscheidung des Phosphors aber aus den Garschlacken ist bis jetzt ein frommer Wunsch geblieben. — Herr Noad berichtete über die verschiedenen Theorieen in Bezug auf Windofen und ging dann zu der praktischen Anwendung der Schmelzofengase über. Es wurde nachgewiesen, daß früher von der durch die Verzehrung des Brennstoffes in einem mit Kohlen geheizten Windofen erzeugten Wärme nur 18,5 Prozent zur Ausführung des Schmelzprozesses verbraucht wurden; die übrigen 81,5 Prozent gingen verloren. Dem ist jetzt in jedem gut eingerichteten Hüttenwerke abgeholfen. Die Gase werden an der Mündung des Ofens gesammelt und durch dicke Pfeifen unterhalb des Maschinenkessels und rund um die luftgeheizten Staven geleitet. In den Celynschen Eisenwerken ist dieses Verfahren zu großer Vollkommenheit gefördert. Die Pfeifen haben hier sechs Fuß im Durchmesser und sind mit gebrannten Ziegeln ausgefüttert. Die Gase von nur zwei Schmelzöfen sind mehr als hinreichend, sieben Kessel zu heizen, beide Oefen mit heißer Luft zu versorgen und volle zehntausend Tonnen Kohlen jährlich zu ersparen.

Arabien.

Eine arabische Tragödie.*)

Es lebte in Bagdad ein junger Mann von ungewöhnlicher Schönheit, Namens Abd-er-Rahman-ben-Ismail. Seine ausnehmende Schönheit hatte ihm den Beinamen des „Brillanten" verschafft. Außerdem hatte er auch noch die Gabe der Poesie.

Die Frau des Chalifen El-Ulid-ben-abd-el-Melik, bekannt unter dem Namen Umm-el-Beuine, verliebte sich in diesen jungen Mann so leidenschaftlich, daß sie krank wurde. Täglich ließ sie ihn holen, nahm ihn in ihr Zimmer und versteckte ihn, so oft sie von Jemanden gestört zu werden fürchtete, in einen Koffer. Das war ihr gewöhnliches Verfahren.

Eines Tages erhielt der Chalif einen goldenen Halsschmuck, mit kostbaren Steinen besetzt, zum Geschenk; hocherfreut sagte er: „Den gebe ich meiner Frau." Sogleich rief er einen seiner Eunuchen und befahl ihm, den Halsschmuck der Sultanin zu bringen.

Er ging, um den Auftrag auszuführen; da er die zum Gemach der Sultanin führende Thür offen fand, dachte er einen Augenblick nach. Was hat das zu bedeuten? fragte er sich. Dies vor sich hinsprechend, legt er die Thür an, hebt sich auf die Zehen und hört Gelächter. . . Er lauscht, mit dem Ohr sich gegen das Zimmer neigend, aus dem das Geräusch kömmt. — Sein Blick trifft auf die Augen des jungen Mannes, der vor Entsetzen bleich wie der Tod wird. Rasch bringt Umm-el-Beuine ihn in den Koffer; aber der Sklave hat Alles gesehen. Er zeigt den Halsschmuck und sagt: „Gebieterin, ich bitte Dich um einen Stein aus diesem Schmuck." Entrüstet über diese Kühnheit, ruft die Sultanin ihm zu: „Entferne Dich aus meinen Augen, unreines Geschöpf!"

Wutherfüllt ging der Sklave geradewegs zu seinem Herrn und sagte ihm: „Herr, ich habe eben einen Mann bei Deiner Frau gefunden; ich habe sie beide in dem und dem Zimmer gefunden. Bei meinem Anblick ist der Mann in Bestürzung gerathen, und die Sultanin hat ihn schnell in den und den Koffer versteckt." Er beschrieb gleichzeitig den Koffer.

Ueber diese Worte geräth El-Ulid-ben-abd-el-Melik in Wuth gegen seinen Diener: „Du lügst, ungläubiger Hund!" schrie er ihm zu. Er gab sodann den Befehl, ihm den Kopf abzuschlagen. Man ergreift ihn, und einen Augenblick darauf rollt der Kopf auf der Erde. Als die Hinrichtung beendigt ist, erhebt sich der Chalif, legt seine Pantoffeln an und begiebt sich in die Wohnung seiner Frau. Sie war eben damit beschäftigt, ihr Haar in Ordnung zu bringen. Er tritt ein und setzt sich ihr gegenüber auf den Koffer, welchen der Sklave ihm bezeichnet hatte. Nachdem die Unterhaltung eröffnet ist, sagt er zu ihr: „Woher kömmt es, daß Du eine so große Vorliebe für dieses Zimmer hast?" — „Weil ich meine Kleider darin habe", erwiedert sie. „Gut, das mag sein", versetzt der Chalif; — „darf ich hoffen, daß Du mir von den Koffern, die Du in Deinem Zimmer hast, einen wirst abtreten wollen?" — „Nimm, mein Gebieter, welchen Koffer Du willst, nur den nicht, auf welchem Du sitzest." — „Den aber gerade möchte ich haben; Du mußt ihn mir geben." — Nachdem sie einen Augenblick gestutzt, sagt sie: „Gut denn; er ist Dein!"

Auf ein Zeichen des Chalifen erschienen die Neger. „Nehmt diesen Koffer", sagte er ihnen, „tragt ihn in den Audienzsaal und wartet auf mich."

Während die Sklaven den Befehl des Herrn ausführten, zeigte sich auf dem Angesicht der Sultanin eine unbeschreibliche Verwirrung. „Was hast Du denn, daß Deine Gesichtszüge sich so verändern?" sagt El-Ulid; „vielleicht liegt dieser Koffer Dir sehr am Herzen?" — „Verzeih, mein Herr, ich hänge nicht an diesem Gegenstande. . . Wenn ich Dir ein wenig aufgeregt erscheine, so kömmt es daher, daß ich eben ein plötzliches Unwohlsein empfunden." — „Gott wird Dich heilen", sagte der Chalif, indem er sich entfernte.

Als er in den Audienzsaal eintrat, fand er den Koffer auf die Erde gestellt. „Hebet den Teppich auf", befahl er den Negern, „und grabet ein Loch, so groß, daß ein Mann hineinkann. Als die Grube fertig war, winkte er, den Koffer heranzubringen und an den Rand der Grube zu stellen. Dann sprach er, den Fuß auf den Koffer stellend, die folgenden Worte: „Es ist mir eine Mittheilung gemacht worden; wenn sie wahr ist, so wird Deine Kleidung Dein Leichentuch, diese Kiste Dein Sarg sein, und Gott ist es, der Dich opfert. Wenn die Mittheilung falsch ist, so begrabe ich einen Koffer, und es ist dabei Nichts verloren, als einige Bretter." Während er dies sprach, gab er dem Koffer einen Stoß, und derselbe gleitete auf den Boden der Grube. „Gott verzeihe mir!" fügte El-Ulid hinzu, indem er eine Handvoll Erde auf den Koffer warf.

Die Neger schütteten die Grube zu, ebneten den Boden und legten den Teppich darüber. Der Chalif saß zu Gericht bis zur Zeit des Frühstücks und trat dann in seine Wohnung, wo die beiden Gatten ihre Seelen in eine gemeinsame Freude versenkten, als wenn Nichts zwischen ihnen vorgefallen wäre. Sie lebten in Frieden mit einander bis zum Tode.

*) Nach der Revue de l'Orient, April 1854.

Mannigfaltiges.

— Sprachvergleichende Bestrebungen in Ungarn. Herr Paul Hunfalvy in Pesth, der gründlichste und vorurtheilsfreieste Sprachforscher, dessen das heutige Ungarn sich rühmen kann, hatte vor einigen Jahren, unter dem Titel: „Orientirung in der magyarischen Sprachkunde" („Tájékozás a' magyar nyelvtudományban"), ein Buch erscheinen lassen, worin er die Analogie oder Geistesverwandtschaft des Magyarischen, Türkischen und Finnischen seinen Landsleuten auseinandersetzte. Ein neuerlich erschienenes Schriftchen desselben Gelehrten: „Vergleichende Zusammenstellung finnischer und magyarischer Wörter" („Finn és magyar szók' egybehasonlitása"), welches er als wirkliches Mitglied der ungarischen Akademie in einer Sitzung ihrer philologischen Klasse gelesen, enthält sehr besonnene und schätzenswerthe Vergleichungen finnischer Kernwörter mit solchen seiner Muttersprache. Der Verfasser ist nicht bei der Auskunft stehen geblieben, welche die vorhandenen Sprachlehren und Wörterbücher über das Finnische geben; das Ziel, dem er unablässig und mit gutem Erfolge entgegenstrebt, ist tiefere Ergründung des Geistes dieser Sprache mittelst ernsten Studiums finnischer Geisteswerke, mögen sie in poetischer oder prosaischer Form auf uns gekommen sein.

— Esthnisches Volks-Epos. Vor wenigen Jahren wurde in Finnland das namentlich von dem früh verstorbenen Castrén gesammelte finnische Volks-Epos „Kalewala" veröffentlicht, und ist dieses Epos durch Schiefner's Uebertragung ins Deutsche gewiß zu weiter Kenntnißnahme gelangt. Die dem „Kalewala" verwandte Sage vom Kallewi-Sohne bei dem Schwestervolke der Finnen, den Esthen, hat jetzt auch ihren Sammler und Bearbeiter gefunden. Im Dezember v. J. übergab der durch seine Forschungen auf dem Gebiete der Mythen-Geschichte der Esthen und zuletzt durch seine Herausgabe und Beleuchtung von Böcler, „der Esthen abergläubische Gebräuche, Weisen und Gewohnheiten" (St. Petersburg, 1854. 161 S. gr. 8.) rühmlichst bekannte Dr. Frdr. Kreuzwald in Werro der gelehrten esthnischen Gesellschaft zu Dorpat das in national-metrische Form gebrachte Volks-Epos vom Kallewi-Sohne, wie es ihm der Mund des Volkes in gebundener und ungebundener Rede zugebracht hatte, nebst einer mythologischen Einleitung. Der derzeitige Präsident, Kollegien-Rath Santo (aus Schlesien), macht in Bd. III, Heft 1, der „Verhandlungen der gelehrten esthnischen Gesellschaft" (Dorpat, 1854) auf das Erscheinen dieses wichtigen Zeugnisses vorchristlichen Lebens der Esthen aufmerksam, und die Gesellschaft hofft, dasselbe bald, nebst einer deutschen Uebersetzung, durch den Druck dem Publikum übergeben zu können.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

image
not
available

kann. Wenn ich mich einmische, so wird es ein außergerichtliches Verfahren sein und denjenigen eine Handhabe geben, welchen schon Alles, was sie Neuerungen nennen, zuwider ist. Die Alt-Türken nennen mich bereits Dianl- (Teufel-) Pascha: was würden sie erst sagen, wenn ich mich zum Richter zwischen Christen aufwürfe!" Indessen schien es doch, als ob der Vorgang mit dem Armenier den Wesir auf einen neuen Gedanken gebracht habe. „Komm morgen wieder", sagte er, „und obgleich ich selbst Dir nicht helfen kann, will ich Dich zu Einem führen, der es vermag." . . . . .

Am folgenden Morgen lag eine Kaika bereit, und zu des Kaufmanns Schrecken fand er sich bald in der „Allerhöchsten Gegenwart". Der letzte Theil des vorhergehenden Tages war zu einer genauen Untersuchung verwandt worden, und der Minister hatte einen Bericht über den Vorgang an den Sultan abgestattet, der, wie ein wahrer Harun-al-Raschid, die Sache selbst in die Hand zu nehmen beschloß. Sobald der Armenier seine Unterthänigkeit bezeugt und seine Freude darüber ausgedrückt hatte, daß man ihn der Ehre gewürdigt, den Bruder der Sonne und des Mondes zu erblicken, stürzte der Großherr sich augenblicklich in medias res. „Man berichtet mir", begann Se. Hoheit, „daß die Armenier in Bebek und der Nachbarschaft Dein Haus zerstört und Dein Eigenthum verbrannt haben. Das ist sehr unrecht, sehr unrecht; aber sage mir nun auch, was Du ihnen gethan hast, denn ohne Ursache reißt Niemand das Haus eines Anderen nieder. Welches Verbrechen hast Du begangen!" — „Geruhen Ew. Hoheit", erwiederte der Armenier, „ich habe kein Verbrechen begangen: ich verließ nur, was sie den Glauben nennen." — „Es ist ein schlimmes Ding", sagte der Sultan, „den Glauben zu verlassen; aber welchen Glauben hast Du verlassen!" — „Ich verließ den Glauben, der mir befahl, mich vor der Panagia (der Jungfrau Maria) und den Heiligen zu verbeugen und sie anzubeten." — „Was! jene gelb gemalten Dinge, von denen man mir sagt, daß die Christen sie verehren!" — „Ja, Ew. Hoheit; aber es sind nicht Christen, welche sie verehren. Seitdem ich ein Christ bin, habe ich mich nicht mehr vor der Panagia gebeugt." — „Du thust ganz recht; es giebt nur einen Gott, und Muhammed ist sein Prophet." — Der Kaufmann verneigte sich ehrerbietig bei den Worten des Sultans, obwohl ohne Zweifel mit einem stillen Vorbehalt; allein Niemand darf es wagen, dem Beherrscher der Gläubigen zu widersprechen. Abdul-Medschid fing nun an, sich über die Einzelnheiten des Vorgangs genau zu erkundigen, und da er fand, daß die Aussage des Armeniers vollkommen mit dem übereinstimmte, was der Wesir gemeldet hatte, so ward der Kaufmann entlassen, und es erging ein Befehl an den Patriarchen der armenischen Kirche, sich am nächsten Tage zu derselben Stunde in Beschiktasch einzustellen.

Mit Furcht und Zittern erschien zur bestimmten Zeit der Prälat. Der Sultan war augenscheinlich übler Laune; er wartete kaum, bis die stereotypen Kniebeugungen vorüber waren, als er ihm zurief: — „Was soll das bedeuten, daß Eure Leute die Habe meiner Unterthanen verbrennen und ihre Häuser niederreißen! Bin ich nicht der Sultan-ad-Din! Unterfteht man sich, meiner Gewalt zu spotten!" Der bestürzte Patriarch versuchte eine Erklärung zu stammeln. „Nichts!" schrie der Sultan, „ich weiß Alles, was vorgegangen, und habe meinen Entschluß gefaßt." — „Möge es Deiner Hoheit gefallen —" „Es gefällt mir nicht, und deshalb eben habe ich Dich rufen lassen. Nun höre, was ich zu sagen habe. Ich verfolge keinen wegen seiner Religion und will nicht erlauben, daß Du es thust. Gott ist groß; Ihr aber betragt Euch nicht besser, als die Schweine. Dieser Mann setzt sein Vertrauen in Gott und ruht unter Unserem Schatten; er soll nicht beraubt werden. Vernimm nun", fuhr Abdul-Medschid fort, von dessen Gesicht alle Spuren von Zorn verschwunden waren; „dieser Kaufmann muß für seinen Verlust entschädigt werden. (Der Patriarch erblaßte.) Da der ihm zugefügte Schaden von meinen Unterthanen herrührt, so muß meine Schatzkammer denselben vergüten. Niemand soll Uns vergeblich um Schutz gegen Unterdrückung anflehen." — Se. Heiligkeit schöpfte wieder Athem. „Deine Hoheit ist die Quelle des Trostes und die Rose der Gerechtigkeit", fing er an. — „Ohne Zweifel bin ich das. Demzufolge muß ich auch alles Unrecht wieder gutzumachen suchen, das gegen diejenigen begangen wird, die unter dem Schatten des grünen Banners ruhen. Bliebe ich jedoch hierbei stehen, so würden alle wahren Gläubigen mich anklagen, da ich ihnen dann eine Last auflegen würde, um die Verbrechen von Hunden und Ungläubigen zu sühnen. Wenn ich also den Kaufmann entschädige, so mußt Du mich entschädigen." Jede Spur von Farbe verschwand bei diesem Ausspruch vom Gesicht des Patriarchen. Er öffnete den Mund, vermochte aber nicht, ein Wort hervorzubringen. Es war auch nicht nöthig; der Sultan machte ihm ein Zeichen, daß er zu schweigen habe. „Künftige Woche um diese Zeit wird dem Armenier sein Schaden ersetzt werden; an demselben Tage in der darauf folgenden Woche wirst Du den Betrag an Unsere Schatzkammer einzahlen, und dann wird Dir, sobald Du willst, Unsere kaiserliche Erlaubniß und Ermächtigung ertheilt werden, die Uebelthäter, welche durch Dich, o Vater des bösen Raths! zu diesem Vergehen aufgestachelt wurden, Deinerseits zum Schadenersatz anzuhalten. Jetzt habe ich nur noch die Summe anzugeben, um deren Wiedererstattung es sich handelt; der Kaufmann schätzt seinen Verlust auf achtmal hunderttausend Piaster (ungefähr funfzigtausend Thlr.); da jedoch in der Eil und Verwirrung, die von einem solchen Vorfall unzertrennlich sind, viele werthvolle Gegenstände seinem Gedächtniß entfallen sein müssen, so wollen wir diesem Betrage noch die Hälfte hinzufügen und ihn auf zwölfhunderttausend Piaster feststellen, was den Gekränkten einigermaßen für die Leiden entschädigen wird, die er unschuldigerweise erduldet. Unser Schatzmeister wird ihm künftige Woche 1,200,000 Piaster auszahlen, und in der folgenden wirst Du Uns diese erstatten." — Noch einmal versuchte Se. Heiligkeit zu sprechen, aber der Sultan klatschte in die Hände. „Es ist genug!""

Der Verfasser theilt noch andere Beispiele von „türkischer Justiz" mit, aus denen wir den wohlwollenden Charakter des Sultans erkennen. Die direkte Einmischung des Fürsten in die Rechtspflege, die in einem civilisirten Lande unerträglich wäre, ist im Orient durch uralte Sitte geheiligt, hebt aber selbstverständlich alle gesetzliche Bürgschaften auf und macht die Gerechtigkeit von der Laune des Augenblicks oder der subjektiven Auffassung abhängig. Nicht jeder Padischah ist ein Abdul-Medschid, und unter seinen Vorgängern giebt es nur wenige, welche den ihnen gegebenen Beinamen „Hunkiar" (der Würger) nicht im vollen Maße verdient haben.

Kalifornien.

Die Mexikaner in den kalifornischen Minen.

(Schluß.)

„Hm, wir wollen lieber erst noch einmal eine andere Pfanne voll probiren", sagte Meier, „am Ende werfen wir uns sonst selbst das Gold hinaus und behalten nachher nur ein paar Zoll Erde zum Waschen übrig; ich glaube gar nicht, daß wir so schrecklich weit vom Fels ab sind, und nachher ist's Essig."

„Gut, dann können wir noch einmal eine Pfanne voll aus der Ecke da drüben versuchen", meinte Ehrhard; „nach der Seite hin hab' ich so das meiste Vertrauen."

„Das weiß der Henker", sagte Meier jetzt, sich überall umsehend, „mir ist es immer, als ob ich so was bubbern und klopfen höre hier unten, und es regt sich doch Nichts — ob es hier Maulwürfe giebt!"

„Maulwürfe!" lachte Ehrhard, der zu gleicher Zeit seinen Spaten aufgegriffen hatte und die Pfanne (aus der vorher die paar Goldkörner auf einen flachen, trockenen Stein gelegt) wieder auffüllte, „wo sollen hier Maulwürfe herkommen! und wenn sie da wären, machten sie doch keinen Spektakel; wo ist denn was!"

„Jetzt ist es wieder ruhig", meinte Meier, der ein paar Sekunden aufmerksam gehorcht hatte, „aber ich habe es den ganzen Morgen schon gehört."

„Wer weiß, was Dir in den Ohren gebrummt hat", sagte sein Kamerad, mit dem Spaten dabei die aufgefüllte Erde auf die Pfanne festschlagend, daß sie nicht herunterfiel — „der Grund wird übrigens hier tüchtig lehmig, und es sollte mich gar nicht etwa wundern, wenn wir bald auf den Felsen kämen."

„Stoß doch einmal mit der Brechstange in das Loch hinein, das Du jetzt eben ausgeworfen hast", rief Wolf, der sich oben am Rand der Grube hingekauert hatte und den Beiden zusah, von oben nieder — „da kannst Du zugleich fühlen, wie weit wir noch etwa haben, und ob Du festen Grund oder Fels kriegst."

„Na, sei so gut", sagte Ehrhard, „das wäre nicht übel, wenn wir jetzt schon auf Fels kommen; die paar Spatenstiche zahlten dann auch die ganze Arbeit nicht, denn jetzt ist es ja nicht einmal der Mühe werth anzufangen. Nein, ich habe starke Hoffnung, daß wir noch ein paar Ellen tiefer müssen und dann eine Zeitlang tüchtig hinter einander waschen können."

Meier hatte indeß die Brechstange, die an der Wand lehnte, und die sie manchmal gebrauchten, größere Quarz- oder Kiesblöcke beiseite zu wälzen, aufgenommen, ging damit zu der Stelle, wo die letzte Pfanne voll Erde hinausgeschaufelt und der Grund dadurch etwa sechs Zoll tiefer geworden war, als in dem übrigen Theil ihres Claims, und stieß hinein.

„Fühlst Du was!" fragte ihn Wolf.

„Noch nicht", sagte der Andere, mit der eingestoßenen Brechstange in dem etwas harten Boden herumarbeitend, die begonnene Oeffnung zu erweitern und einen zweiten Stoß zu versuchen. — „Das wär' auch zu früh, aber der Lehm wird zu zähe sein, die Stange geht nicht durch", und mit den Worten hob er das lange Eisen aufs neue und stieß es mit aller Kraft in das aufgebrehte Loch hinein, wäre aber beinahe vornüber gefallen, denn die Stange schwand ihm plötzlich fast unter den Händen fort und sank wohl einen Fuß tiefer, als er erwartet hatte.

„Halloh", rief Wolf von oben herunter, „no bottom,*) eh!"

„Jesus, Maria und Joseph!" schrie aber Meier, ließ die Brechstange los und sprang mit ein paar Sätzen an dem eingestellten Baum, der ihnen als Treppe diente, hinaus aus dem Loch, an dessen Rand er, ein Bild des Entsetzens, mit todtenbleichen Zügen und stieren Augen stehen blieb, während Ehrhard, der nicht anders glaubte, als die Wand fiele ein, seine Pfanne, die er eben aufreichen wollte, fallen ließ und ihm, so rasch ihn seine Beine trugen, folgten.

„Alle Wetter", lachte Wolf oben, als er die Beiden so im Sturm ankommen und nicht die mindeste Ursache dafür sah, „wer ist todt und wo brennt's? — Mensch, Meier, was machst Du für ein Gesicht? — Hast Du am hellen, lichten Tage einen Geist geseh'n?"

„Wolf", stöhnte aber Meier und strich sich mit der linken Hand, noch immer in Schrecken und Entsetzen, die Haare aus der Stirn, während er mit der anderen und stieren Blicks in das ausgeworfene Loch hinunterdeutete. — „Da unten — da unten hat was — da unten hat was geschrieen."

„Hahahaha!" lachte Wolf, „das ist gut — das ist kostbar — und was hat Dich heraufgejagt, Ehrhard?"

„Mich?" fragte dieser verdutzt — „mich? — ich weiß nicht, aber — aber, wie Meier so auskniff, da glaubt' ich — da glaubt' ich, die verdammte Bank fiele ein, und seit ich dabei war, wie der Neger verschüttet wurde, hab' ich allen Respekt vor solchem Einsturz bekommen — was war denn los, Meier?"

„Ich sage Euch, Menschen!" rief aber dieser, noch immer todtenbleich und an allen Gliedern zitternd — „so wahr ich hier stehe und lebe und gesund zu bleiben hoffe, dort, unter der Erde d'runten — Du brauchst nicht zu lachen, Wolf — da unten hat, bei Gott! was geschrieen."

„Na nu, setz' mich mal an Land!" rief Wolf, der einige Seereisen gemacht und noch gern Schiffs- und See-Ausdrücke in seiner Rede gebrauchte — „Junge, Junge, Du hast Dir die Brandyflasche zu genau heute gegen das Licht gehalten."

„Ich bin bei meinen fünf Sinnen", betheuerte aber Meier — „ich lebe und sterbe darauf, und es ist mir den ganzen Morgen schon so vorgekommen, als ob da unten irgend Etwas laut wäre —."

„Halloh, was ist da vorgegangen!" riefen jetzt von den benachbarten Gruben ein paar Amerikaner, die die Aufregung der Deutschen sahen und rasch herbeigesprungen kamen, — „wer hat einen Klumpen gefunden?"

„Ja Klumpen gefunden", lachte Wolf noch immer, — „mein Compagnon da hat mit der Brechstange in den Grund gestoßen und behauptet jetzt, es hätte Jemand d'runten geschrieen."

„Geschrieen! — wo! — unter der Erde!"

„So wahr ich selig zu werden hoffe", betheuerte Meier.

„Aber, Menschen, weshalb steht Ihr denn da, hier oben!" rief der Amerikaner, „hat's Euch gebissen! — weshalb seht Ihr denn nicht nach!"

„Was soll denn da schreien!" rief Wolf.

„Was da schreien soll! — ja, weiß ich's!" rief der Nachbar, „aber horchen kann man doch einmal"; und rasch an dem zackigen Stamm, der in der Ecke lehnte, niedergleitend, sprang er, jetzt von den Deutschen gefolgt, in die Grube hinunter und blieb, die linke Hand, zu Stillschweigen mahnend, erhoben, einen Augenblick lauschend stehen.

„Dort war's wieder!" rief Meier plötzlich, nach der Ecke deutend, „gerade, wo die Stange steckt!"

„Bei Gott!" rief aber auch jetzt der Amerikaner, der sich bei den ebenfalls gehörten Lauten mit dem Ohr auf die Erde geworfen hatte und jetzt gerade über der ausgeworfenen kleinen Grube lag, — „da unten stöhnte Etwas, gerade wie ein Mensch."

„Ein Mensch", — rief Wolf, der ebenfalls mit heruntergekommen war, „wie soll ein Mensch da unten hingekommen sein, — der müßte jetzt ein paar tausend Jahre unter der Erde liegen und sollte wahrhaftig das Schreien verlernt haben."

„Spaten her, meine Burschen!" rief aber der Amerikaner jetzt, in die Höhe springend, — „Spaten her, da unten liegt irgend etwas Lebendiges, das wir heraushaben müssen, — „vielleicht ist's eine Naturmerkwürdigkeit, und dann bekommt Ihr mehr Geld dafür, als ob es Gold wäre.

„Das ist ein Mensch!" rief aber auch Meier jetzt, der sich ebenfalls auf den Boden geworfen und sein Ohr in die Oeffnung hineingehalten hatte, „ich kann deutlich sein Wimmern hören."

„Nur zwei Dinge sind möglich", lachte der Amerikaner, „entweder ist's ein Cayota oder ein Mexikaner, und in beiden Fällen wollen wir bald wissen, woran wir sind; zugepackt, meine Burschen, am Ende steckt doch ein Menschenleben da unten."

Er brauchte die Deutschen aber wahrlich nicht mehr anzufeuern, denn nun über die erste, ziemlich natürliche Bestürzung hinweg, gingen sie mit vollem Eifer daran, die Erde aus- und in die andere Ecke der Grube zu werfen. Wie sie aber an der Stelle kaum einen Fuß tiefer gegraben hatten, wich der Boden plötzlich unter ihnen fort, und wenn sie bis dahin noch irgend einen Zweifel gehabt, wurde der durch das aus der Oeffnung tönende „Ave Maria purisima" gehoben.

Sehen konnten sie allerdings noch Nichts, aber wie sie den Kies jetzt nun etwas vorsichtiger weggeräumt, kam ein blau gestreiftes Hemd zum Vorschein, und etwa funfzehn Minuten später förderten sie richtig einen Mexikaner zu Tage, der sich unter ihrer Grube durchgewühlt und glücklicherweise mit seinem Kopf eben unter die noch von ihnen stehen gelassene Wand gerathen war, der niederstürzende Kies hätte ihn sonst ersticken müssen. So, obgleich von der schweren Erde böse gedrückt, war ihm doch wenigstens genug Luft zum Leben geblieben, und nach tüchtigem Einreiben mit Brandy, von dem sie ihm auch etwas einflößten, nach Waschen mit kaltem Wasser, wie Reiben seiner Glieder mit wollenen Lappen, die Ehrhard lieferte, indem er sich sein wollenes Hemd auszog und es in Stücke riß, brachten sie den armen Teufel nach etwa einer Viertelstunde wieder wenigstens so weit, daß er die Augen aufschlug.

Seine Kameraden mußten indessen geholt werden, denn obgleich sie den Auflauf der Miner gesehen, die fast sämmtlich von allen Ecken und Enden herbeiströmten, zu erfahren, was es da gebe, hielten sich die Mexikaner fern von dergleichen; sie mochten mit den Amerikanern in keine Berührung kommen und hatten in der That keine Ahnung, daß sie die Sache so nahe anging. Unter der Erde nämlich, der Goldader folgend, ist es ungemein schwer, ohne Kompaß die genaue Richtung zu wissen, welche der bald rechts, bald links hinüberzweigende Stollen genommen; kümmerten sie sich doch auch nicht darum, wenn sie eben nur die goldhaltige Erde zu Tage förderten.

Mit dem Bewußtsein des Betäubten, der dort unten jedenfalls Todesangst ausgestanden, gewann aber auch Meier seine Sprache wieder, und kaum sah er, daß er lebte und außer Gefahr war, als er auch an die Ursache dachte, die den Burschen dort unter ihren Claim geführt, und daß nun all ihre Mühe, den weiten Platz niederzugraben, vergebens gewesen wäre, da diese „diebischen mexikanischen Schufte", wie er sie in vollem Ingrimm nannte, ihnen die „Butter vom Brod geleckt" oder im wahren Sinne des Worts das „Gold aus der Pfanne gestohlen hätten."

Ueber die Art, wie der Mexikaner dahin gekommen, blieb denn auch in der That kein Zweifel mehr; nach alter Gewohnheit hatten er und seine Kameraden, der Goldader folgend, in den harten, festen Boden sich eingewühlt und waren so nach und nach weit, über ihren Claim hinaus, unter den ihrer nächsten Nachbarn gerathen, die jetzt umsonst ihre ganze Arbeit an dieser Stelle gethan hatten, denn das, was die Mexikaner übrig gelassen, lohnte allerdings nicht mehr der Mühe, es auszuwaschen.

Die komischste Figur war übrigens jedenfalls der Mexikaner, der, einer in einer Falle gefangenen Ratte nicht unähnlich, zuerst, als er seine Besinnung wieder erlangte, gar nicht begreifen zu können schien, wie er dahin gelangt sei und wo er sich eigentlich befinde, und nur langsam und nach und nach zu einem ihm allerdings höchst fatalen Verständniß gebracht werden konnte.

Als sich übrigens diese Mexikaner später weigerten, das Gold, was sie unter dem Claim der Deutschen ausgegraben, diesen, als den rechtmäßigen Eigenthümern, zurückzuerstatten, und bei ihrer Behauptung blieben, sie hätten nicht zehn Dollars Werth darunter gefunden, wurden sie von den also übervortheilten (eigentlich sollte man hier sagen „untervortheilten") bei dem amerikanischen Alkalde verklagt und mußten eine nicht unbeträchtliche Strafe zahlen: über ihren Claim hinausgegangen und in den einer anderen Gesellschaft eingebrochen zu sein — das Strafgeld aber behielt der Alkalde natürlich für sich selbst, und die Deutschen konnten auf einer anderen Stelle wieder von vorn anfangen.

*) „Kein Grund!" der Ruf beim Senkbleiwerfen an Bord.

Rußland.

Ueber die Sprüchwörter der Russen.

Von Dr. Julius Altmann.

In zwei der wichtigsten Organe für die Beleuchtung des slavischen Geistes, nämlich in A. Erman's „Archiv für die wissenschaftliche Kunde Rußlands" und in den von F. C. Schmaler in Bautzen redigirten Jahrbüchern für slavische Literatur, Kunst und Wissenschaft, sind bereits mehrere, zum Theil sehr ausführliche Abhandlungen von mir enthalten, welche die bei den Bulgaren gebräuchlichen, so wie die in Groß- und Kleinrußland gangbaren Sprüchwörter in geordneter Uebersicht enthalten. Bei den aus Großrußland mitgetheilten,*) die auf meinen eigenen, im Lande selbst angelegten Sammlungen beruhen, sind auch die provinziellen und lokalen Färbungen dieser Sprüchwörter hervorgehoben

*) Vgl. Schmaler a. a. O. (Jahrgang 1832 und 1833. Neue Folge 6. und 7. Heft, S. 65—135.)

worden, so will dieselben in den von mir bereisten Gubernien des russischen Reichs, und namentlich in St. Petersburg, Nowgorod Welikij, Twer, Moskau, Wladimir und Nijnij Nowgorod, sich bemerkbar machten. Es wurde dort von mir hervorgehoben, daß aus den russischen Sprüchwörtern den Spezialtypus des Terrains und somit ihre eigentliche Heimat herauszuerkennen oft ein Leichtes ist, daß aber andererseits auch in jeder Provinz, neben jenen von den lokalen Verhältnissen selbst getragenen, eine Menge von Sprüchwörtern kursiren, die einen mehr universellen Charakter tragen, wie ein solcher sich in den Sprüchwörtern des Westens Europa's (obgleich auch hier, wo noch die Verschiedenheit der Idiome, die in Rußland nur in sehr unbedeutendem Grade stattfindet, hinzukömmt, provinzielle Einflüsse nicht durchweg ausgeschlossen sind) in vorwiegendem Maße dokumentirt.

Der Geist des Westens hat sich mehr oder minder frei gemacht von den Einwirkungen des Landes; die Sprache, als das dienende Organ dieses Volksgeistes, strebt, im Einklange mit ihm, nach Allgemeinheit; die Configuration des Westens Europa's, die herrliche Gruppirung der Länder, geeignet, die Entfaltung der verschiedensten Nationalitäten zu fördern, der bunte Wechsel der Berge und Thäler, der Wellenzug mäßig langer Ströme, die nicht wie starre Adern den todten Leib eines Riesen durchziehen, sondern die als das Lebensmark gesegneter Länder erscheinen, die üppige Flora dieser Länder, die gesegnete Fauna derselben, das wechselvolle Gemisch geschichteter und körniger Gesteine, die die Grundlage waldgekrönter, durch die Ueberlieferungen der Vorzeit geheiligter Berge bilden: — alles dies hat den Stempel der Mannigfaltigkeit auf die Länder des Westens gedrückt und hat Lebensgluth und Lebensschwung hervorgerufen unter den Völkern des Westens und ihnen die Kraft gegeben, sich loszureißen von Allem, was den Geist erstarren, niederbeugen und fesseln will.

Einst mag dies anders gewesen sein. Und manches Sprüchwort der Vorzeit, wenn es nicht längst untergegangen wäre in dem ewig sich verschlingenden und neu und schöner gebärenden Strudel jener Lebenskraft, die in den Sprüchwörtern waltet, würde Zeugniß ablegen müssen, daß auch die Völker des Westens vor grauen Tagen in näherer und innigerer Beziehung zur Heimatscholle gestanden haben, und daß sie nicht nur Leibeigene ihrer Herren, sondern auch Geisteigene ihres Landes gewesen seien.

Was aber in dieser Beziehung vor einem Jahrtausend und vor zweien für die Völker des Westens entscheidend war, das übt noch heutigentages in unabsehbarer Tragweite seinen mit dem Pfeile des Todes beschwerten Einfluß aus über jene große Nation, die sich über den Osten Europa's langsamen und unmuthigen Schrittes dahinbewegt. Trotz alles Ringens und Kämpfens mit der Hyder der Unciviliſation, hat ihr der ehrenwerthe Ritter Georg das Haupt nicht von dem Rumpfe trennen können, den er nur mit der Lanze durchstach, und aus deren verderbenschwangerem Leibe sich fort und fort neue Hydern erzeugen, die mit verpestendem Anhauche die weit hingestreckten Ebenen vergiften, die sich vom Baltischen Meere an bis zum Schwarzen und Kaspischen, in einer bis zum Tode ermüdenden Einförmigkeit, von einem Werstpfahl zum anderen dahinschleppen. Und hätte der Wanderer auch, sich losringend von der Flachebene, den Strom — etwa die Wolga, die Mutter der russischen Flüsse — erreicht: was hülfe es ihm! Denn statt daß er vordem müden Laufes durch berg- und oft baumlose Niederungen schritt, wird er nun auf dem Kahne dahintreiben ruhelos, Tag für Tag, Woche für Woche, Monat für Monat, viele Hunderte, ja, Tausende von Werſten entlang, den Krümmungen desselben Stromes folgend, bis ihn, nachdem er bei Astrachan sich durch unzählige Buchten gewunden und sein Fahrzeug über sandige Riffe geschleppt, zuletzt das öde Revier eines Meeres aufnimmt, welches, von einem engen und isolirten Becken begränzt, fernab den beweglichen Fluthen des länderverkettenden Oceans, ein aller Kultur unerschlossenes Gestade mit seinen trägen und schlammigen Wassern bespült.

Dies der Charakter des Landes und demgemäß der Geist des Volkes. Engen Herzens und dumpfen Sinnes, gedrückt, ohne Leben und Energie, nur die halb geöffneten Augen der Helle des Tages zuwendend, die ganz erschlossenen aber dem Staub zukehrend, der an ihrer Hütte haftet, stillbeglückt bei den Entbehrungen des Lebens, schauerlich selbstgenügsam in einem Elend, das Andere zur Verzweiflung und Raserei führen würde, alles Heimische vergötternd, alles Fremde verachtend, ihren Zaren anbetend, ihr Kreuz stets in Andacht schlagend, dreist stehlend und mordend, wofern nur das Heiligenbild verhüllt ist, da dann der Schutzpatron des Hauses den Gräuel nicht sieht, jede bessere Regung, als zu ihrer Lage sich nicht schickend, emsig abzuwehren bestrebt, endlich jede Unbehaglichkeit des Lebens, wann je eine solche sich geltend macht, durch Tanz und Singen vertreibend und durch den Zuruf ans eigene Herz „Eto nitschëwò!“ („Es bedeutet nichts!“) — so schleppen die Russen annoch heutigestages, wie ihre Vorväter vor einem Jahrtausend, in uralter Fehde mit dem Fortschritt, ihr Leben dahin, wofern man ein solches Vegetiren mit dem Kraft-Ausdrucke: Leben, beehren will.

Daß bei einer solchen Anlage des Volks, wo alle Hebel zu einem geistigen Aufschwunge fehlen, gerade das Gebiet der Poesie, der glorreichsten Documentation des göttlichen Gehalts im Menschen, noch bis zur heutigen Stunde als ein ziemlich blüthenloser Garten erscheinen muß, liegt auf der Hand. Ob er je volle Rosen tragen wird: darüber mögen uns die folgenden Jahrhunderte belehren. Wir erwähnen nur beiher, daß, wo wir für heute sprechen hören von einer Meisterschaft in der russischen Poesie, wir recht wohl wissen, daß dieselbe mit sehr wenigen rühmlichen Ausnahmen (unter denen wir besonders Derjawin, den Sänger der gefeierten Ode:*) „Gott“, hervorheben) ihren Nimbus minder eigener Leuchtkraft, als fremden Sonnen, entliehen hat, da der Russe mit einer ziemlichen Schnellkraft des Geistes fremde Verdienste sich anzueignen und jedes schon fertige Produkt meisterlich zu reproduziren versteht.

Und so stehen denn auch viele der russischen Sprüchwörter (damit wir uns wieder unserer eigentlichen Aufgabe zuwenden) unter dem Niveau jenes Spiegels, den die Sprüchwörter der Nationen des heutigen Westens oder die Denksprüche der Kulturvölker der klassischen Vorzeit uns klar und geistig erkennbar, blitzende Gedanken als blitzende Bilder zurückwerfend, vor die Seele halten. Daß die russischen Sprüchwörter oft einen lokalen Anflug haben, den sie bald wie eine schmückende Vergoldung, welche die Hand des Künstlers ihnen aufgelegt, bald wie einen Rostfleck oder ein Muttermal mit sich tragen, ist schon berührt. Eben so ist erwähnt, daß auch auf dem Steppenboden des russischen Landes und auf dem Brachfelde des russischen Geistes Sprüchwörter emporgeleimt sind, die einen Charakter tragen, der sich frei hält von jeder örtlichen Beimischung. (Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— **Französische Touristen in England.** Das Londoner Athenaeum klagt, daß die französischen Schriftsteller, trotz der glücklichen entente cordiale, welche heutzutage beide Nationen vereinigt, sich in ihren Ansichten über England noch immer auf den Standpunkt von 1815 stellen und sich durchaus nicht die Mühe geben wollen, ihre neuen Bundesgenossen etwas näher kennen und richtiger beurtheilen zu lernen. Der Pariser glaube nach wie vor, daß die Sonne sich in London nie sehen lasse, daß der Engländer höchstens einmal in acht Tagen lächle, und daß Jahr aus Jahr ein keine andere Speise als „roubif“ auf seinen Tisch komme. In dieser Ueberzeugung würde er sich ohne Zweifel durch ein neulich erschienenes Werk bestärkt fühlen, auf dessen Inhalt man schon aus dem Titel („Un Voyage de Désagrémens à Londres“) schließen könne und dessen Verfasser, Herr Jules Lecomte, den Ausspruch fällt: „In London ist nichts Geistiges, Elegantes oder Künstlerisches zu finden; man sieht dort Nichts als Eisen und Steinkohlen!“ Die Engländer sind nur im Materiellen groß — von wahrer Bildung haben sie keine Ahnung; überhaupt konzentrirt sich diese für Herrn Lecomte ganz und gar innerhalb der Festungswerke von Paris. Auf die englische Kunst ist er besonders schlecht zu sprechen; wie er versichert, ist sie nur eine schwache Nachahmung französischer Muster. Der einzige Künstler, den er seines Lobes würdigt, ist ein gewisser „Sir Colicot“, dessen Styl ihn an Cuyp erinnert; wen er damit meint, ist freilich schwer zu sagen, da man bisher weder in England, noch anderswo von einem „Sir Colicot“ gehört hat. Um gerecht zu sein, muß man jedoch anerkennen, daß Herr Lecomte nicht zu den unbedingten Tadlern gehört; er macht vielmehr Eine große Konzession, wofür ihm die Engländer nicht genug danken können — und zwar in Bezug auf das „God-dem“. Es sei ein Irrthum, bemerkt er, wenn man glaube, daß diese barbarischen Insulaner bei jeder Gelegenheit „God-dem!“ ausrufen; früher möge dies der Fall gewesen sein, jetzt aber sei „God-dem“ ein Fossil! — Wir müssen gestehen, daß wir diese Thatsache für sehr wichtig halten. Figaro erklärte bekanntlich das „God-dem“ für „le fond de la langue anglaise“, und wenn die heutigen Engländer auf der Bahn der Kultur so weit vorgeschritten sind, daß diese „Grundlage“ überflüssig geworden, so dürfen wir nicht daran verzweifeln, sie am Ende, ob auch longo intervallo, sich dem Ideal der Civiliſation nähern zu sehen, welcher sich ihnen in dem Nachbarvolke darbietet.

*) Uebersetzt aus dem Original von dem Verfasser dieser Zeilen und erschienen im Druck, Berlin, 1845, bei Hayn.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 6 Nummern. Preis jährlich 6 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 3 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt der Post- und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Spediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 211), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 91. Berlin, Dienstag den 1. August 1854.

Rußland.

Die Gründung von St. Petersburg.

Im Mai 1703, nachdem Peter I. den Schweden alle festen Plätze an der Newa abgenommen hatte, beschloß er die Gründung einer Festung in größerer Nähe des Meeres, um in den neuen Provinzen seine Macht zu befestigen. Er wählte dazu die kleine Insel Eyssari (die Hasen-Insel), die dreißig Werst von der Mündung des Flusses abliegt, und legte eigenhändig den ersten Stein zu der gegenwärtigen Festung. Schwerlich aber mochte es schon in seinem Plane gelegen haben, hier eine Stadt hervorzurufen, die mit der alten Kapitale wetteifern sollte. Menschikov indeß, sein Günstling, zum Gouverneur der neuen Festung ernannt, begann sofort den Bau unter Leitung eines italiänischen Architekten, Tresini. Bei der gänzlichen Entvölkerung der Gegend mußten in der Ferne, ja, unter den Kalmüken und Kosaken, die dem Heere folgten, Arbeiter geworben werden. Nicht die geringsten Vorberitungen waren getroffen; es fehlten die nothwendigsten Werkzeuge, so daß die Unglücklichen mit den Händen oder mit Stöcken die Erde ausgraben mußten, die sie dann in Säcken oder in den Schößen ihrer Kaftans wegschafften. Als Zugabe ihrer Leiden kam der Mangel an Lebensmitteln, und so sollen, wie versichert wird, mehr denn Hunderttausend vor Erschöpfung und Hunger umgekommen sein. Darunter litt aber das Werk keineswegs; es schritt vielmehr mit wunderbarer Raschheit vor.

Kaum erfuhren die Schweden den Plan der Russen, als sie sich anschickten, ihn zu vereiteln. Ein Corps von zwölftausend Mann unter dem Befehl des Generals Kreniort rückte aus Wyborg,*) um über die neue Anlage herzufallen. Der Angriff mißlang. Vor zwei Regimentern Garde und vier Regimentern Dragoner, von dem Zar in Person angeführt, mußten die Schweden sich zurückziehen und fast ihr ganzes Gepäck und ihre Artillerie im Stiche lassen. Der Festungsbau war keinen Augenblick unterbrochen worden; so daß vier Monate darauf das Untermauerwerk vollendet war und sich schon mehrere Häuserreihen im Innern der Insel erhoben. Um die Arbeiter zu überwachen, ließ sich der Zar hart an den Wällen ein hölzernes Häuschen bauen, das noch jetzt als kostbare Reliquie erhalten wird. Sein Vertrauter, Menschikov, bezog nicht weit davon eine etwas geräumigere Wohnung, wo die Audienzen und Feste gegeben wurden. Ein Haufen auf der Insel und an den Ufern des Flusses zerstreuter Zelte und Schoppen dienten den Arbeitern zum Obdach. Einen solchen Anblick bot die neugeborne Stadt.

Sie mußte aber vor der schwedischen Seemacht gesichert werden, und der Zar begab sich am Ende des Herbstes an die Mündungen der Newa, und seine Wahl fiel auf ein kleines Eiland, nicht weit von der Insel Retusari (jetzt Kotlin- oder Kessel-Insel**). Nachdem er Menschikov angewiesen, hier eine Festung anzulegen, reiste er nach Moskau ab. Trotz dem herannahenden Winter legte Menschikov Hand ans Werk, und im Frühling hatte der Zar die Freude, seine Befehle pünktlich ausgeführt zu sehen. Er gab der neuen Festung den Namen Kronslot, den sie noch heute führt. Was die Arbeiter hier litten, überbot wo möglich die Anstrengungen und Entbehrungen bei dem Bau der Festung Petersburg, achttausend Pferde gingen überdies aus Mangel an Futter zugrunde.

Das Jahr 1705 verging unter den fortgesetzten Befestigungs-Arbeiten der Russen, ohne daß sie irgendwie von ihren Nachbarn gestört worden wären. Allein im folgenden Frühling verbreitete sich das Gerücht, die Schweden wollten Petersburg zu Land und zu Wasser angreifen. General Bruce, Kommandant der Stadt, nahm seine nöthigen Maßregeln, und der Vice-Admiral Cruys, der mit einem Theil der Flotte in der Newa überwintern wollte, kehrte in aller Eil nach Kronslott zurück. Das feindliche Geschwader ließ auch wirklich nicht lange auf sich warten; es erschien vor der Insel Kotlin, vermochte aber nicht die Russen hinauszutreiben. Den zwölftausend Schweden, die aus Wyborg gegen Petersburg unter Befehl des Generals Maidel anrückten, schickte General Bruce zweitausend Kosaken und Tataren entgegen; dann raffte er auf einer Insel, die später den Namen Apotheker-Insel erhielt, alle Arbeiter zusammen, deren er habhaft werden konnte, und ließ hier, weil die Stadt von dieser Seite gänzlich bloßgegeben war, eine Batterie aufwerfen. Nach diesem vollbrachten Werke detaschirte er eine Abthrilung regelmäßiger Kavallerie gegen die feindlichen Vorposten, die zurückgedrängt wurden; als sich aber die Russen in der Verfolgung des Feindes unklugerweise zu weit vorwagten, büßten sie ihre Unbesonnenheit mit großem Verluste. Das Gros des schwedischen Corps machte Halt vor Petersburg, auf dem Ufer der Sestra, eines Flüßchens, das in den Meerbusen mündet. Am folgenden Tage fingen sie an, sich auf einer benachbarten Insel zu verschanzen, mußten aber vor dem Feuer der Festung und einiger Kanonenböte, die Cruys der Stadt zu Hülfe entsandt hatte, zum Rückzuge blasen. Sie änderten nun ihren Angriffsplan, zogen längs der Newa hinauf und schickten sich an, bei Schlüsselburg überzusetzen; Bruce aber rückte ihnen mit der ganzen Garnison entgegen und zwang sie, die Heimkehr nach Wyborg zu suchen. So endigte dieser zweite Feldzug, der für Petersburg leicht hätte verhängnißvoll werden können, da der größte Theil der russischen Truppen in den Ebenen Kurlands, das die Schweden seit einiger Zeit besetzt hatten, kantonnirt war.

Wie ernstlich aber auch der Ort bedroht war, so gewann er täglich mehr an Umfang. In ganzen Familien kamen Nowgoroder Kaufleute, Handwerker, Matrosen, auch einige Ausländer, und ließen sich hier nieder; die meisten tatarischen und kalmükischen Arbeiter, die noch am Leben waren, zogen diesen Aufenthalt jedem anderen vor. Als der Zar sich zur Belagerung von Narva begab, vergaß er nicht, Petersburg zu besuchen. Er mißbilligte den Plan, den man in seiner Abwesenheit angenommen hatte, und um den von ihm abgeänderten desto schleuniger auszuführen, schärfte er in einem Ukas allen Behörden ein, aus den Städten und Dörfern des Binnenreiches funfzehntausend Tagelöhner nach Petersburg zu schicken. Bei ihrer Ankunft wurden sie sofort zum Theil dem mit den Festungswerken beauftragten General Bruce, zum Theil dem kaiserlichen Kommissar Seniawin, der die städtischen Arbeiten leitete, überwiesen. Nach drei Monaten wurden sie durch eine gleiche Zahl, auf dieselbe Weise herbeigeschafft, abgelöst. Sie erhielten, außer der täglichen Brodration, monatlich einen halben Rubel Lohn. Dieser Zuwachs an Arbeitskräften gestattete es, die Befehle Peter's des Großen ungesäumt auszuführen. Die Straßen bekamen eine regelmäßigere Richtung; der Außenwall der Festung von Erde wurde durch Mauerwerk ersetzt, und endlich gaben ihr einige Gebäude, wie Kasernen, Werfte und andere, bald das Ansehen einer Stadt, die ihre Zukunft ahnen ließ.

Im Laufe des folgenden Jahres (1708) begab sich der Zar mit der ganzen kaiserlichen Familie nach Petersburg, und glänzende Feste wurden hier gefeiert. Da erfuhr er, daß Karl XII. sich den Gränzen Rußlands nähere. Schnell brachte er seine edlen Gäste nach Moskau, nachdem er dem Groß-Admiral Apraxin den Befehl über alle Truppen in Peterburg und den anliegenden Provinzen übertragen hatte. Kaum war er aus der Stadt, als der Heranzug des Feindes gemeldet wurde. Vierzehntausend Schweden unter dem Befehl des Generals Lübecker waren aus Wyborg ausgerückt, zogen stracks gegen die Newa und debouchirten an das Ufer dieses Flusses oberhalb Petersburg. Der russische General hatte ihnen höchstens siebentausend Mann entgegenzustellen; er verlangte Verstärkung von der Flotte. Der Admiral Cruys schickte ihm sofort mehrere Böte, die sich vor Petersburg aufstellten. Bald verbreitete sich der Schreckensruf unter der Stadtbevölkerung; aller Vorrath wurde in Eil nach der Citadelle geschafft, und was hier keinen Platz fand, übergab man den Flammen. Der General Aprarin, von dem Grafen Botzis, dem Befehlshaber der Flottille, berichtet, daß die Schweden am Zusammenfluß der Newa und Mga eine Redoute aufführten, wandte seine ganze Kraft nach diesem Punkte hin. Es war aber nur Schein, denn der Feind setzte weiter abwärts

*) Festung und Hafen am Finnischen Meerbusen, 1293 gegründet. Zum ersten Mal 1495 von den Russen, aber ohne Erfolg, belagert, eroberten sie dieselbe 1710 und sicherten sich 1721 durch einen Friedenstraktat mit Schweden deren Besitz.

**) So hieß die Insel, worauf Kronstadt steht, der Alters; sie ist acht Werst lang und einen Werst breit. Die ersten Festungswerke Kronstadts datiren von 1710, der jetzige Name von 1721.

funfzehnhundert Mann in Kähnen über die Newa, und sobald sie Fuß gefaßt hatten, fingen sie an, sich zu verschanzen. Von vierhundert Dragonern, einem Bataillon Infanterie und vier Feuerschlünden angegriffen, behaupteten sie dennoch ihre Stellung, und am folgenden Tage war das ganze Heer glücklich über den Fluß.

Daß jetzt die Existenz der jungen Stadt mehr denn je auf dem Spiele stand — diese allgemeine Meinung theilte Apraxin selbst. Bald indeß beruhigte die Unklugheit des schwedischen Generals die Gemüther. In der Voraussetzung, das Land werde ihm Unterhaltsquellen bieten, hatte er sich mit keinem Vorrath versehen, und bald begann die Hungersnoth seine Reihen zu lichten. Er drang weiter vor, in der Hoffnung, nach einer fruchtbareren Gegend zu kommen; die Kosaken aber, die diese Bewegung vorausgesehen, hatten die Provinz zur völligen Wüste gemacht, und schon ließ sich der Winter verspüren. Nachdem sie vergeblich gegen Kälte und Hunger gekämpft, zog die schwedische Armee, in den dürren Ebenen, in den sumpfigen Wäldern unaufhörlich von dem umschwärmenden Feinde geneckt, nach dem Meere zu, wo sie das Geschwader Ankerstierna's erwartete. Mit Zurücklassung des ganzen Gepäcks schifften sie sich hastig ein. Dieser unglückliche Zug war der letzte ernste Versuch der Schweden gegen Petersburg. So lange sie aber nicht jeden Gedanken an die Wiederholung des Angriffes aufgaben, schien die Zukunft der neuen Stadt nicht gesichert. Auf der Wahlstatt von Poltawa ward deren Loos entschieden. Am Morgen nach dieser blutigen Schlacht schrieb Peter an Apraxin: „Der Eckstein zur Grundlage unserer Newastadt ist endlich eingesetzt." Und diese Vorsagung ging bald in Erfüllung.

Denn von Stunde an sah Moskau sich aller Ehren entblößt, die es bis dahin als Kapitale genossen hatte. Die Minister und Großwürden des Reiches schlugen ihren Sitz in Petersburg auf. Den fremden Kaufleuten, die mit der neuen Stadt Handelsverbindungen anknüpften, wurden Vorrechte zugesichert. An den Ufern der Newa veranstaltete der Zar alle die großen National-Feierlichkeiten, zu Ehren seiner Kriegesthaten; Moskau wurde den dumpf grollenden Ränken der Unzufriedenen überlassen. Die Wälder um Petersburg verschwanden; geräumige Straßen durchschnitten nach allen Richtungen diese Gegenden, die kaum vor zehn Jahren nur von armen Fischern besucht wurden. Eine Druckerei erstieht, und einige Kisten Bücher, die aus Åbo herbeigeschafft werden, dienen als Grundlage zu der kaiserlichen Bibliothek. Die Zahl der Privathäuser wächst rasch; allein die meisten sind von Holz. Da erscheint ein kaiserlicher Ukas, der bei Strafe der Verweisung und der Güter-Einziehung ausdrücklich verbietet, irgendwo außer Petersburg steinerne Häuser aufzuführen. Jedem Grundeigenthümer, der fünfhundert Bauern besitzt, wird ferner aufgegeben, in Wassili-Ostrow, dem Mittelviertel der Stadt, ein steinernes Haus von zwei Stockwerken zu bauen. Hier gilt keine Entschuldigung; nur bleibt es den Besitzern von Leibeigenen, die jene Normalzahl nicht erreichen, gestattet, sich unter einander zum gemeinschaftlichen Bau zu vereinigen. Aehnliche Vorschriften ergingen an die anderen Volksklassen, an Kaufleute, Mitglieder des Klerus, Beamte u. s. w. Endlich, um diese Reihe von Verordnungen zu vervollständigen, wurde allen Kärrnern und Kahneigenthümern, die Waaren oder Mundvorrath nach Petersburg führen, aufgelegt, einige Steine mitzubringen, deren Gewicht und Zahl nach der Natur der Güter festgesetzt war.

Diese Maßregeln konnten ihre Wirkung nicht verfehlen. Petersburg, das 1704 nur 34,550 Häuser hatte (!!), zählte am Ende der Regierung Peter's des Großen, deren mehr denn 60,000.*) Sein Tod hemmte diese Bewegung in Etwas. Der Nachfolger Katharina's I., der junge Zar Peter II., der fast beständig in Moskau wohnte, that Nichts für die Ausschmückung der jüngeren Hauptstadt. Dagegen erblühte sie von neuem unter Anna, die mit ihrem ganzen Hof sich dort niederließ. Die meisten Monumente schreiben sich von Katharina II. her, und auch Paul I. blieb darin nicht zurück. Eine hierauf bezügliche Thatsache malt diesen launenhaften Tyrannen sehr treffend. Mitten in einem strengen Winter giebt er Befehl, die Perspektive, eine der längsten Straßen der Stadt, mit Bäumen zu besetzen. Der Thronerbe, Großfürst Alexander, sollte die Aufsicht über diese Pflanzung führen, und zehntausend Arbeiter legten sofort Hand an das Werk, das binnen einem Monat vollendet sein mußte. Und der Kaiser genoß die Befriedigung, zur festgesetzten Zeit mit großem Gefolge durch die Perspektive, zwischen einer Doppelreihe funfzehn bis zwanzig Fuß hoher Bäume zu wandeln. Obgleich nun die Nachfolger dieses Fürsten mit mehr Mäßigung in diesem Punkt verfuhren, so ging doch ihr unnachläßliches Streben dahin, die Bedeutung Petersburgs zu vermehren.

Diese zunehmende Blüthe wurde unter Katharina II. durch die Schweden noch einmal bedroht. Im Mai 1790 erklärte Gustav III. Rußland unerwartet den Krieg. Während eine schwedische Flotte ein feindliches Geschwader im Hafen von Reval angriff, erschien ein Corps Infanterie und Kavallerie dreißig Werste von Petersburg, das sich fast ganz von Truppen entblößt sah, da Rußland gerade damals in einen heißen Kampf mit der Pforte verwickelt war. Die Lage war eine höchst kritische. Die Kaiserin soll drei Tage und drei Nächte auf der Terrasse des Palastes Kamennoï-Ostrow ruhelos zugebracht haben, den fernen Tönen lauschend, die der Wind aus dem Norden in die Stadt trug. Die Angst war jedoch nur von kurzer Dauer: die schwedische Flotte unterlag, und die Truppen, die Gustav III. auf die Küste gelandet hatte, gingen heim, ohne einen Schuß zu thun. Seitdem hat die Stadt Peter's des Großen nicht mehr den Donner einer feindliche Kanone gehört.

Vor einem feindlichen Einfall von außen mochte Petersburg fürderhin sich sicher glauben; allein in seinem eigenen Busen birgt es einen furchtbaren Feind, der es unaufhörlich bedroht. Nach einem Bericht der schwedischen Chronik hatte Karl's XII. Vorgänger einem Herrn seines Hofes ein Grundstück an der Newa geschenkt. Der glückliche Besitzer führte hier ein prächtiges Schloß auf, dem er den Namen Lustholm (Lustinsel) gab. Im folgenden Frühling war diese Wonnestatt nichts als ein verpesteter Sumpf; in wenigen Stunden hatten die schlammigen Gewässer des ausgetretenen Flusses das Schloß von Grund aus zerstört. Der Schloßherr, erzürnt über diese Verwüstung, taufte nun den verwünschten Ort in Teufelsholm um. Die Sage hat ihren guten Grund; man denke nur an all das Unheil, das die Ueberschwemmungen der Newa von Zeit zu Zeit über die neue Residenz gebracht haben.

Die meisten Großen, die anfangs gegen die Maßregeln Peter's I. zur raschen Ausführung seines Planes im Stillen gemurrt hatten, ließen sich endlich durch die Genüsse und Ehren, die ihnen am Hofe dieses Fürsten und seiner Nachfolger winkten, verlocken und kehrten Moskau, der heiligen Stadt ihrer Ahnen, verächtlich den Rücken. Allein das Volk, das ein gutes Gedächtniß hat, bewahrte lange die Erinnerung an die Opfer, die in dem aufgegrabenen Boden Petersburgs ihr eigenes Grab gefunden. Noch am Ende des vorigen Jahrhunderts nannte der russische Bauer die lärmende Kapitale: die Thränenstadt. Oft sogar lief mancher Greis durch die Straßen und prophezeite mit lauter Stimme, daß der Tag nicht fern sei, wo diese stolzen Paläste versenkt liegen werden in den Gewässern der Newa. (A. Fr.)

*) Es ist dies ohne Zweifel eine ungeheure Uebertreibung, indem die Stadt zu jener Zeit kaum so viele Einwohner zählte. D. R.

Ueber die Sprüchwörter der Russen.

(Fortsetzung.)

In meinem oben erwähnten Aufsatze über die provinziellen Sprüchwörter der Russen sind unter den daselbst in sehr großer Zahl mitgetheilten und mit den Parömien anderer Völker verglichenen Aussprüchen der Volksweisheit bereits eine Menge von Sprüchwörtern angemerkt worden, die man, wiewohl sie oft nur in einem gewissen Distrikte vernommen wurden, doch nicht eigentlich als provinzielle bezeichnen kann. Wenn man den poetischen Gehalt der russischen Sprüchwörter sich klar machen will, muß man auf jene zuletzt gedachten, auf der Höhe freier geistiger Anschauung stehenden, oft an die Gnomen Griechenlands erinnernden Denksprüche zurückgehen und wird hier nicht minder als in den kultivirtesten Ländern Gelegenheit finden, sich mancher farben- und duftvollen Blüthe zu erfreuen.

Zu einer besonderen Freude gereicht es dem Verfasser dieses kleinen Aufsatzes, den geehrten Lesern die nachfolgende, nicht ganz unbedeutende Lese russischer Sprüchwörter mittheilen zu können, die derselbe ebenfalls Muße fand bei seinem früheren, nahe sechsjährigen Aufenthalte im Innern des russischen Reichs anzusammeln. Sie wurden aus der oben erwähnten Sammlung fortgelassen, weil sie an sehr verschiedenen Orten gleichzeitig vernommen wurden, so daß ihnen also eine allgemeine Bedeutsamkeit unter den russischen Sprüchwörtern zuerkannt werden muß, weshalb auch manche von ihnen in dieser oder jener Lese bereits zum Abdruck gekommen sein dürften. Da es mein Streben ist, Neues zu geben, so habe ich selbst indeß Alles sorgfältig zurückbehalten, was ich in irgend einer jener Sammlungen, welche die russischen Sprüchwörter beleuchten, bereits angemerkt fand. Selbst die sind beiseitegelegt worden, die ich in den beiden größten russischen Sprüchwörter-Sammlungen abgedruckt fand, von denen die eine, ältere, zu Moskau im Jahre 1787 (8. 203 Seiten) ohne Angabe des Verfassers, die bedeutende Anzahl von nahe 4300 Sprüchwörtern enthaltend, erschienen ist, die andere, von Celakovsky, unter dem Titel: „Mudroslovi národu slovanského v prislovich" herausgegeben, erst kürzlich (Prag, 1852) die Presse verlassen hat. Und so dürfte der von mir zur Mittheilung gebrachten Sammlung, wenn ihr kein anderer Werth beiwohnte, wenigstens der Vorzug der Neuheit nicht gebrechen; und das für das Slaventhum sich interessirende Publikum wird immmerhin, meine ich, die kleine Gabe, die ich ihm biete, aus meinen Händen freundlich entgegennehmen.

Da ich mir vorgesetzt habe, in einem späteren Aufsatze die russischen Sprüchwörter nach ihrem inhaltlichen Theile zu ordnen und z. B. alle die zusammenzustellen, aus denen die Gastfreundschaft der Russen, dieser Grundtypus ihres Charakters, ihre Vaterlandsliebe, ihre

Andacht für Gott und den Zaren (freilich mit einzelnen Anomalieen, die nicht minder zu erwähnen sein werden) und andere liebenswerthe oder unlöbliche Eigenschaften des russischen Charakters klar erhellen dürften, so sondere und sichte ich nicht erst mühsam die demnächst mitzutheilenden Sprüchwörter, sondern theile sie in der bunten Reihenfolge mit, wie ich sie in sehr verschiedenen Zeitläuften (innerhalb der Jahre 1838—43) und an sehr verschiedenen Orten Rußlands (besonders in Petersburg, am Ilmensee, auf dem Waldai-Gebirge, in Moskau, Zarizin, in den Klöstern Troiza und Wyfanja, in den Muromschen Wäldern und in Nijny Nowgorod) aufzeichnete.

Es lauten nun diese, von mir zwar zuweilen dem Munde der hohen und höchsten Aristokratie abgelauschten, zum größeren Theile indeß im Kreise der unteren Schichten des russischen Volkes, aus dem Munde der Jamschtschiki (Postknechte), Iwoschtschiki (Droschkenführer), Poromschtschiki (Fuhrleute), Kortschemniki (Krüger), Kusnezy (Schmiede), Mel'niki (Müller), Kupzy (Kaufleute), Popy (Popen, Geistlichen), Starosti (Starosten, Schulzen), Otkupschtschiki (Pächter, Meier), Krest'jane (Bauern) und Soldaty (Soldaten) entnommenen Sprüchwörter, wie folgt:

„Die Hand des Besitzenden reicht weiter, als die Schleuder des Darbenden. — Den Bären fängt nicht, wer will, sondern wer kann. — Die graue Farbe der Krähe wird von der schwarzen Dohle getadelt. — Worte schmähen wohl, aber Fäuste treffen. — Des Staroften Buckel drückt auf die ganze Gemeinde. — Die Zeit verschont den Sperling, die Nachtigall bringt sie in den Käfig. — Der Muth deckt die Helden besser, als der Schild die Feigen. — Die Freundschaft, die der Nagel mit dem Hammer schließt, büßt er durch Schläge. — Wer sich selbst darben läßt, läßt seinen Nachbar verhungern.

„Wie man den Strang zieht, so lauten die Glocken. — Wenn Du den Hahn losdrückst, dann versieh Dich des Schusses. — Das Meer schließt sich auch über dem Heiligen, wenn er ins Meer fällt. — Wenn die Mücke auf der geschwungenen Glocke sitzt, hält sie sich für den Glöckner. — Der Rabe zählt sich den Adlern nicht bei, aber die Dohle thut es. — Feilsche beim Schneider nicht um die Nähnadel. — Das Oel ist der Ampel so nöthig, als der Docht. — Im ersten Jahre ist ein junges Weib wie feuriger Most, im zweiten entscheidet sich es, ob Wein daraus werden wird oder Essig. — Das Eichhörnchen schützt seine Behendigkeit, den Bären seine Stärke. — Die Weide tanzt, der Rücken trauert. — Schatten kann auch sein fern der Sonne, aber das Licht ist der Sonne Begleiterin. — Wenn man dem Bock die Wolle schert, geschieht es nicht, um ihm einen Rock daraus zu machen. — Eine Sau läßt sich wohl satteln, aber nicht reiten. — Wenn man den Flug der Vögel lobt, wackelt die Ente mit dem Kopfe. — Mit der Zeit werden die Eicheln zu Eichen. — Richtiges Gold stiehlt der Dieb, warme Herzen der Verleumder. — Besser daheim Kleienbrod, als anderswo Kolatschen. — Brod essen lernt sich leichter, als Brod verdienen. — Der Rubel auf dem See gilt weniger als der Kopek auf der Wiese. — Lasse den Sterlet erst festbeißen, ehe Du an der Angel ziehst. — Er sucht den Dudelsack und bläst darauf. — Wenn die Zarin im Park wandelt, gilt sie vor allen Frauen, wenn sie aber kreiset, gilt die Leibeigene vor ihr. — Gebären ist den Weibern nicht leicht, aber Schweigen schwer. — Hänge das neue Werg erst an die Kunkel, wenn das alte versponnen ist. — Klein sind die Früchte, die die große Eiche trägt. — Stütze des Nachbars großes Haus, damit Deine kleine Hütte nicht falle.

„Die Feindschaft des Windes büßt nicht das Meer, sondern der Schiffer. — Wer vor dem Ziegel die rothe Farbe des Edelsteins lobt, der macht einen Dulder zum Prahler. — Es geschieht nicht der Borke wegen, daß der Specht an die Bäume pickt. — Der Neid sieht nur die Brücke, aber nicht den Sumpf, über den sie führt. — Man würde die Gurken für Melonen bezahlen, wenn sie gleich selten wären. — Wir beide haben brav gerudert, sagte die Fliege zum Fährmann, als das Boot am anderen Ufer war. — Wie man ins Horn bläst, so schallt es. — Wenn die Feinde den Krieg nicht ins Land bringen, dann bringen ihn die Weiber ins Haus. — Wenn des Nachbars Haus brennt, dann besprenge Dein eigenes. — Die Wahl ist leicht, wenn man zwischen Gurken und Kantelupen zu entscheiden hat. — Die Rede ging von den Vögeln: da pfiff die Fledermaus. — Baue den Zaun nicht kleiner als den Garten. — Wie man das Wehr öffnet, so stürzt das Wasser durch die Schleuse. — Man muß nach dem Narren nicht fischen, der einmal in den See gefallen ist. — Geld macht einen Todten zwar nicht redend, aber belobt. — Die neunte Haut gehört auch noch zur Zwiebel. — Die Freundlosen sind Dornstecken, denen die Rosenblumen mangeln. — Im Thale nistet die Grasmücke, auf dem Berge der Aar. — Die Krähe ist Königin auf ihrer Tanne. — Das Eisen gehört zum Speer so gut als der Schaft. — Fest ist der Tod, schwankend das Leben. — Wenn der Narr über Schwanen-Eiern brütet, kriechen doch nur Entlein aus. — Auch dem frommen Hunde soll man die Hand nicht ins Maul stecken. — Der Wolf stiehlt die Schafe, weil er sie nicht kaufen kann. — Man sägt dem Bocke das Horn ab, wenn es zu lang wächst. — Der Kater freit allezeit um die Maus, sie will nur nicht seine Braut sein. — Schicke die Sau mit einem rothen Jäcklein aus, sie bringt es grau nachhaus. — Den Säufer mahnt der Krug, wenn ihn sein Durst nicht mahnt. — Wenn ein Pärlein unter einer Decke liegt, sind es zwei Liebende oder zwei Spitzbuben. — Das Feuer brennt den Ruß und der Ruß die Pfanne. — Alte Wunden sind schwer zu heilen. — Mit einem trunkenen Fährmann getraue Dich nicht auf den Fluß, wenn Du nicht schwimmen kannst. — Auch in den Pelz des Herrenhundes kommen die Flöhe. — Man pflückt nicht Kirschen von jedem Baum. — Man wird die Kuh nicht aus dem Stalle ziehen, wenn man die Geiß hineingesperrt hat. — Ein frommer Gaul wird nicht fett. — Mit dem Garn fängst Du wohl Finken, aber nicht Falken. — Alter schützt vor Thorheit minder, als Jugend vor Weisheit. — Der Krämer ist nicht anders wie der Kram. — Auch aus einer großen Blume flicht man keinen Kranz. — Die Schule ist unnütz, in der der Hahn krähen lernen soll. — Auch die Sonne kann nicht leuchten, wenn sie durch eine Wolke verdeckt wird. — Schnell kömmt der Tag, den wir befürchten, langsam die Stunde, die wir ersehnen."

„Der Zar wohnt nicht in der Armen Hütte, darum kennt er nicht ihre Noth. — Guter Rath wird erst eine Tugend, wenn man ihn befolgt. — Wo gefegt werden soll, findet sich wohl ein Besen. — Die Knute tanzt wohl auf des Diebes Rücken, der Dieb aber pfeift nicht dazu. — Stopfe das Loch erst im Sacke, bevor Du die Gerste hineinschüttest. — Wann Weiber kriegen, giebt es keinen Sieg. — Des trunkenen Kutschers Gaul läuft zwanzig Werste in der Stunde. — Der Haß zwischen dem Schäfer und dem Hunde gereicht dem Wolfe zu Frommen. — Wer den Spieß kauft, bekömmt den Krieg als Zugabe. — Binde den Gaul an einen Gerstensack, so wird er Dir nicht davonlaufen. — Betteln ist besser denn Stehlen, Arbeiten besser denn Betteln. — Der Bauch hat ein Auge für Brod, sei es auch hart, aber kein Ohr für Rathschläge, seien sie auch gelind. — Dem Gesunden schmeckt das Sumpfwasser besser als dem Kranken der Wein. — Den Feinden kann man wohl aus den Augen kommen, aber nicht dem Tod."

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Aus dem Bericht der Kommission zur Vertheilung der für dramatische Werke ausgesetzten Prämien.

Die in Paris niedergesetzte Kommission zur Vertheilung der für dramatische Werke ausgesetzten Prämien, bestehend aus den Herren: Merimée, Nisard, Scribe, Le Fèvre-Deumier, Camille Doucet, Perrot, Sainte-Beuve und Lassabathie, hat unter dem 6. Juni d. J. durch ihren Berichterstatter, Herrn Sainte-Beuve, ein Gutachten abgegeben, das den Ministern des Innern und des kaiserlichen Hauses vorgelegt wurde, und aus dem wir unseren Lesern nachstehenden Auszug geben.

„Es ist das zweite Mal, daß eine Kommission, beauftragt mit einer solchen Prüfung, zusammengetreten ist; und schon beweist die Erfahrung, daß die Einrichtung ihrem Zweck entspricht: dem Zweck, die gesunde Moral und die dramatische Literatur in Uebereinstimmung mit einander zu erhalten. Im vorigen Jahre waren vierzig Werke von Preisbewerbern eingeschickt worden; in diesem Jahre haben nur vierzehn Werke ihren Verfassern geeignet geschienen, den gestellten Bedingungen zu entsprechen, und alle vierzehn, die eingeschickt worden sind, sind auch zugelassen worden.

Will ein dramatisches Werk das Lob der Moralität erlangen, so ist es keineswegs genügend, wenn der Verfasser, nachdem er mehr oder weniger kühn einer äquivoquen Welt entnommene Scenen vorgeführt, nachträglich sich besinnt und hinterher eine Art von Korrektiv anbringt.

Manche Verfasser mögen ganz arglos meinen, daß es nichts Anstößiges habe, die Scenen einer gemischten und verderbten Gesellschaft kühn vorzuführen, sobald man nur in einem der Charaktere irgend eine erhabenere, sittliche Idee hervortreten lasse und das Ganze zu einem Schlusse hinführe, der befriedigend ist für die sittlichen Gemüther. Die Frage, ob diese Ansicht richtig sei, ist nicht leicht zu beantworten; sie berührt das Wesen des Schauspiels und des Lustspiels. Das Lustspiel will allerdings dadurch bessern, daß es Lachen erregt; und demgemäß scheut dasselbe sich nicht, die Lächerlichkeiten zur Schau zu stellen; es befaßt sich mitunter wohl auch mit den Lastern und stellt sie in aller Lebendigkeit und Anschaulichkeit dar, um sie der Schande preiszugeben. Es dürfte indessen gerathen sein, den Unterschied zwischen den Lächerlichkeiten und den Lastern nicht zu vermischen, und unter den Lastern sind nicht alle von der Art, daß sie ohne sittlichen Schaden dargestellt werden können. Man trug in Sparta kein Bedenken, dem Kinde einen betrunkenen Heloten zu zeigen, um dasselbe für immer mit Ekel vor dem Laster der Trunksucht zu erfüllen, aber es giebt verführerische Laster, die für sich einnehmen können, noch bevor die Zeit des Nachdenkens gekommen. In der Medizin giebt es eine Lehre,

derzufolge das Aehnliche mit dem Aehnlichen zu heilen ist; in der Moral, besonders auf dem Theater, ist diese Lehre höchst gefährlich.

Das Beste und das Sicherste für jeden Dichter, der dem Zweck unserer Einrichtung entsprechen will, ist dies, daß der sittliche Gedanke schon bei der Entstehung des Werkes vorherrscht, dann die ganze Ausführung durchdringt und auch durch die dargestellten Kämpfe der Leidenschaften hindurch noch überall zu erkennen bleibt. In diesem Fall werden dem Dichter auch Kühnheiten zu gestatten sein.

Der erste Artikel des Ministerialbeschlusses vom 12. Oktober 1851 setzt einen Preis von fünftausend Francs „für den Verfasser eines im Laufe des Jahres auf dem Théâtre Français mit Erfolg aufgeführten dramatischen Werkes in fünf oder vier Akten, in Versen oder in Prosa, welches allen in Bezug auf einen moralischen Zweck und eine glänzende Ausführung zu machenden Anforderungen am meisten entsprechen wird."

Der zweite Artikel setzt einen Preis von dreitausend Francs „für den Verfasser eines ebenfalls im Laufe des Jahres auf dem Théâtre Français mit Erfolg aufgeführten Werkes in weniger als vier Akten, welches nächstdem im höchsten Maße denselben Anforderungen genügen wird."

Es hat in diesem Jahre weder der eine, noch der andere dieser Preise ertheilt werden können, indem von den Stücken, die im Jahre 1853 auf dem Théâtre Français gespielt worden sind, kein einziges der Kommission zugeschickt worden ist.

Solche Meisterwerke, wie die von Corneille, von Racine, von Shakespeare, können wir nicht immer erwarten; aber ergreifende Stücke von echt sittlicher Haltung, geschmackvoll, unterhaltend, geistreich, dem Kreise des Familien- oder des Gesellschafts-Lebens entnommen, — Werke, welche, um es kurz zu sagen, die Gewohnheit guter Sitten und guter Gesellschaft erkennen lassen, dürfen wir wohl verlangen. Die Kommission hat nicht zu untersuchen gehabt, ob die Dichter, welche im Jahre 1853 ihre Stücke auf dem Théâtre Français haben aufführen sehen, sich selbst nicht strenger beurtheilt haben, als die Kommission es gethan haben würde; aber wir glauben annehmen zu können, daß das Théâtre Français, zu jeder Zeit so reich an anziehenden und lebensvollen Productionen, sich den bezeichneten anderen Anforderungen nicht immer so eigensinnig entziehen wird.

Das zweite Théâtre Français bot der Kommission zunächst die Gelegenheit dar, ihr Urtheil über ein auf dieser Bühne aufgeführtes, schon allgemein bekanntes Stück von unverkennbar moralischer Tendenz abzugeben. Das Lustspiel des Herrn Ponsard: „Die Ehre und das Geld" ist von der Kommission mit der besonderen Aufmerksamkeit geprüft worden, welche dasselbe an und für sich verdient und welche der schon festgestellte Ruf des Verfassers für alle seine Werke in Anspruch nehmen darf. Das Stück ist aus der gründlichsten Prüfung siegreich hervorgegangen. Es ist bemerkt worden, daß der Verfasser an manchen Stellen die heutige Welt gar zu schwarz darstellt, daß es z. B. unwahrscheinlich ist, daß ein junger Mann, wie er uns in Georges, dem Hauptcharakter des Stücks, vorgeführt wird, — reich, geliebt, mit Recht geachtet, dann in einem Alter von fünfundzwanzig Jahren ohne seine Schuld um sein Vermögen gekommen — mit Einem Male alle seine Freunde bis auf Einen verlieren sollte. Die Gläubiger des Vaters, die mehrmals dem Sohne gegenüber als lächerliche und fast gehässige Persönlichkeiten vorgeführt werden, werden mit Unrecht, hat man gesagt, blos darum, weil sie die Gläubiger des Vaters sind, in dieses ungünstige Licht gestellt. Andererseits aber ist geltend gemacht worden, daß diese Art von Uebertreibung den Moralisten, den Satirikern, den Verfassern von Lustspielen immer gestattet gewesen ist; daß, wenn der Darstellung auch an manchen Stellen die Wahrheit mangelt, diese an vielen anderen Stellen auf eine ungemein lebendige, energische und neue Weise zum Vorschein gebracht wird, z. B. da, wo der Held des Stücks in Folge unverdienter Demüthigungen, Beleidigungen und Beschimpfungen nahe daran ist, es zu bereuen, daß er in dieser verderbten Welt dem Guten treu gewesen. Es ist anerkannt worden, daß hier die wirkliche, wahre Menschennatur treffend dargestellt ist. Man hat den Charakter des Rodolphe höchst gelungen gefunden: den dreißigjährigen Freund, der, reifer, besonnener, weniger erbittert auf die Menschenwelt, Erfahrung, etwas Ironie und viel Herzensgüte in sich vereinend — den guten Genius, die lebendige Moral des Dramas darstellt. Das hier Angedeutete genügt, um zu zeigen, in welchem Sinn und aus welchen Gründen die Kommission vorschlägt, dem Herrn Ponsard den Preis zu ertheilen, welchen der vierte Artikel des Ministerial-Beschlusses aussetzt, „für den Verfasser eines Werkes in fünf oder vier Akten, in Versen oder in Prosa, welches im Laufe des Jahres auf irgend einem Theater in Paris zur Aufführung gekommen und geeignet ist, durch gesunde Ideen und gute Vorbilder zur Belehrung der arbeitenden Klassen zu dienen."

Es blieb der Kommission nur noch übrig, über den Preis von dreitausend Francs zu verfügen, der ausgesetzt ist „für den Verfasser eines Werks in weniger als vier Akten, in Versen oder in Prosa, welches im Laufe des Jahres auf irgend einem Theater in Paris oder in den Departements mit Erfolg aufgeführt worden ist und welches den für die Preisbewerbung gestellten moralischen Bedingungen genügen würde." Das Werk dieser Art, welches, nächst dem des Herrn Ponsard, das einzige ist, welches in den Augen der Kommission das Verlangte leistet, ist ein Drama in fünf Akten: „Die Ehre des Hauses", aufgeführt in der Porte-Saint-Martin, verfaßt von den Herren Batta und Desvignes.

Die Herren Minister haben die Kommission autorisirt, mehr den Geist, als den Buchstaben des Beschlusses zu befolgen und demnach den Preis von dreitausend Francs einem Werke zuzuerkennen, welches mehr als vier Akte hat, also in dieser Beziehung mehr darbietet, als das Verlangte, und welches sonst dem Zweck des Prämien-Instituts so sehr entspricht.

„Die Ehre des Hauses" ist auch wirklich ein Stück, welches uns eine Reihe, eine Kette von wahren, rührenden, ergreifenden und schrecklichen Scenen vorführt, ein echtes Familiendrama, in welchem die Schuldigen allein bestraft werden. Der Dialog ist im Allgemeinen gut, weder zu gewählt, noch zu gemein. Es ist eine Welt von gesitteten Menschen, die uns im Stücke vorgeführt wird..... Wir glauben dem sehr volksthümlichen Theater, auf dem dasselbe aufgeführt ist, nicht Unrecht zu thun, noch weniger den Herren Verfassern zu nahe zu treten, wenn wir hier unser Bedauern darüber ausdrücken, daß das Stück nicht für ein anderes bedeutendes Theater geschrieben ist.

Sainte-Beuve,
Mitglied der Académie Française."

Mannigfaltiges.

— Eine neue Methode, Phosphor aus Knochen zu gewinnen. Seit Scheele und Gahn hat man an der Methode, welche diese zuerst angewendet haben, um den Phosphor aus den Knochen zu ziehen, nichts geändert. Und doch ist diese Methode nicht blos mühsam, sondern auch ungenügend, insofern bei ihrer Anwendung immer noch ein bedeutender Theil des Phosphors in der Substanz der Knochen zurückbleibt. Wenn man die Knochen kalzinirt (d. h. einer starken Glühhitze ausgesetzt), pulverisirt und mit Schwefelsäure begossen, mit der dadurch gewonnenen Phosphorsäure eine gewisse Menge pulverisirter Kohle befeuchtet und diese dann in einem Destillir-Apparat kalzinirt hat, so bleibt nach der Operation immer noch ein bedeutender Theil der phosphorhaltigen Substanz zurück, welcher der Zersetzung entgangen ist. In der Absicht, der Industrie ein besseres Verfahren zu verschaffen und um seine Laufbahn als Chemiker zu eröffnen, hat ein junger französischer Gelehrter, Herr Cari-Mantrand, den folgenden Versuch gemacht: er hat die Knochenasche mit pulverisirter Kohle vermischt und auf diese Mischung bei einem hohen Wärmegrade einen Strom von Chlorwasserstoffsäure geleitet. Er war überzeugt, daß Kohlenoxydgas und Phosphordämpfe frei werden müßten und auf diese Weise der gesammte, in der Mischung enthaltene Phosphor herausgezogen werden könnte. Der Versuch ist vollkommen gelungen: nach Verlauf einer Stunde war in der Retorte nichts weiter zurückgeblieben, als Chlorcalcium, welches in Kügelchen in dem überschüssigen Kohlenstaube lag. Die Chlorwasserstoffsäure enthält Hydrogene; es war ziemlich wahrscheinlich, daß dieses bei dem neuen Verfahren nur eine rein passive Rolle spielte. Um sich hiervon zu überzeugen, hat Herr Mantrand mit trockenem Chlor operirt; die Zersetzung ist dabei nur noch besser vor sich gegangen. Aber es versteht sich von selbst, daß man in der Praxis aus Oekonomie den Gebrauch der Chlorwasserstoffsäure beibehalten wird. Herr Cari-Mantrand hat später auch versucht, dieselbe Art der Zersetzung auf schwefelsauren Kalk, der unter dem Namen Gips bekannt ist, anzuwenden. Gehörig vermischt mit einer hinreichenden Menge Kohle, zersetzt sich der schwefelsaure Kalk, bei Rothglühhitze von der gasförmigen Chlorwasserstoffsäure getroffen, sehr leicht. Die Produkte des Prozesses sind Chlorcalcium, Kohlenoxydgas, Schwefeldampf und ein wenig schwefeliges Hydrogen. Wenn man den Versuch mit schwefelsaurem Kali oder Natron macht, indem man bei Rothglühhitze Chlor auf dieselben wirken läßt, erhält man eine bedeutende Menge wasserfreier Schwefelsäure. Herr Mantrand hat unter den Produkten der Zersetzung dieser beiden Salze auch noch eine kleine Quantität einer braunen klebrigen Flüssigkeit, die an der Luft raucht, gefunden. Mit Wasser in Berührung gebracht, verursacht diese Flüssigkeit ein starkes Zischen, welches mit einem Aufbrausen und Entweichen gasförmiger Chlorwasserstoffsäure verbunden ist; die Flüssigkeit hält gewöhnliche Schwefelsäure zurück. Diese Flüssigkeit reizt und brennt stark auf der Haut; sie entsteht wahrscheinlich aus der direkten Verbindung des Chlors und der wasserfreien Schwefelsäure.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 6 Thlr. 16 Sgr., halbjährlich 3 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., welche bei Abholung im Bureau postfrei und in Berlin bei ins Haus geliefert werden.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin die Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Spediteur Neumann, Neuenwallstr. Nr. 21), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 92. Berlin, Donnerstag den 3. August 1854.

Japan.

Japan in seinen Beziehungen zu den Europäern.

(Nach dem *Journal des Débats.*)

Japan ist noch immer ein unbekanntes, geheimnißvolles Land. Woher kömmt es, daß man den Weg dahin vergessen zu haben scheint? Ist es ein Eden, von welchem ein Engel mit feurigem Schwert jeden Nahenden zurückhält? Ist es ein Paradies, welches für diejenigen, die in Folge von Empörungsversuchen einst daraus vertrieben worden sind, auf immer verloren ist? — Die Sonderbarkeit seiner Regierung, seiner Gesetze, seiner Sitten, seiner Gebräuche, — ist sie nichts weiter, als eine fast vermischte, vielleicht gar grundlose Erinnerung? Ist das aus einer unendlichen Menge von Inseln bestehende Land auch wirklich vorhanden? — Man könnte sagen, daß man es erst nur halb gesehen, daß die Schiffer oder Berichterstatter sich getäuscht haben. Die aus dem Meer emporgestiegenen Inseln, die von den Stürmen stets erschüttert werden, sind sie etwa wieder in die Wellen versunken? Haben sie je existirt? Existiren sie heute noch? — Alle diese Fragen finden sich beantwortet in einem Werke über Japan,*) welches Herr Eduard Fraissinet vor kurzem veröffentlicht hat.

Wir geben zuerst den Brief, welchen 1543 oder 1545 ein japanesischer Prinz, Gouverneur einer Provinz, an einen anderen großen Herrn, seinen Schwiegersohn und Untergebenen, geschrieben:

„Rechtes Auge meines Antlitzes, Du, der Du, gleich einem jeden meiner Lieblinge, mir zur Seite sitzest, ich, Orgendoo, Haupt des großen Hauses von Fiancima, von Tosa und von Bambou, Oberhaupt der kleinen Könige der Inseln Golo und Bamanarel, thue Dir kund, mein Sohn, durch die Worte meines Mundes, daß Menschen, die aus Deiner Gegend gekommen, mir versichert haben, Du habest in Deiner Stadt drei Fremde vom Ende der Welt, Leute, die sich sehr gut mit denen von Japan zu vertragen scheinen, gekleidet in Seide und den Degen an der Seite tragend, nicht wie Kaufleute, die sich nur mit Handel beschäftigen, sondern wie Leute, die von der Ehre ein Gewerbe machen und hierdurch allein ihre Namen unsterblich machen wollen. Ich habe weiter gehört als etwas ganz Gewisses, daß diese Männer Dir versichert haben, es gebe eine andere Welt, bevölkert von schwarzen und braunen Menschen, von denen sie Dir Dinge erzählt haben, die für uns unglaublich sind. Ich bitte Dich inständig, als wenn Du mein Sohn wärest, einen dieser drei Fremden zu mir zu schicken, damit ich mich an seinem Anblick erfreue und in dieser Beziehung mein Wunsch durch Dich erfüllt werde, wie durch einen wahren Sohn, der sich seinem Vater angenehm machen will."

Wer waren diese Männer vom Ende der Welt? — Die Japanesen haben, wie Herr Fraissinet uns mittheilt, die Portraits der ersten Europäer, die auf ihre Insel gekommen sind, gezeichnet. Die Portraits rühren von einem ihrer berühmtesten Künstler her; sie werden nicht blos im Original sorgfältig aufbewahrt, sondern man findet sie auch in einem ihrer verbreitetsten klassischen Bücher nachgebildet. Eine Täuschung ist nicht möglich: es sind Portugiesen aus der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts; Kostüm und Zubehör zeigen es unverkennbar. Auf der Dschonke eines chinesischen Piraten, unbestimmt in welcher Absicht, eingeschifft, waren sie durch einen Sturm, mit dem Piraten und seinem Schiff, auf die unbekannten Küsten Japans geworfen worden. Der einsichtsvollste von den Portugiesen hieß Pinto. Man verdankt ihm einen Bericht über Japan. Wenn Pinto ein gebildeter Mann gewesen wäre, würde er aus Allem in den Japanesen ein Volk erkannt haben, welches in Bezug auf gesellschaftliche Organisation, Regierung, Gesetzgebung, Reichthum und Industrie keiner anderen Nation in Asien oder auch in Europa nachstand. Leider aber war Pinto nichts weiter, als ein tapferer, unternehmender Soldat, lüstern nach Beute und noch mehr vielleicht nach Abenteuern, wie die Masse jener Menschen zu sein pflegte, die damals in der neuen Welt oder in Indien die glänzende Laufbahn eines Pizarro oder eines Albuquerque machen wollten. Der Verfasser des genannten Werkes schildert uns den portugiesischen Abenteurer in folgenden Worten: „Die südliche Einbildungskraft ist bei ihm in voller Thätigkeit. Er ist prahlerisch, hofmännisch, eigennützig, streitsüchtig, aber im Grunde doch ein recht ehrlicher Kerl; außerdem geistvoll, von einer unverwüstlichen Heiterkeit und darum ein guter Gesellschafter. Indessen, so sehr er auch Lust haben mag, wahr zu sein, er kann der Versuchung nicht widerstehen, seine eigene Wichtigkeit, oder die seiner Freunde, oder die seines Vaterlandes zu übertreiben, so oft sich die Gelegenheit dazu bietet. . ." Man würde dies ihm, wie so vielen anderen Reisenden, gern verzeihen, wenn er nur mit mehr Einsicht und Urtheil den Staunen erregenden Stand der japanesischen Civilisation gewürdigt hätte. Pinto bemerkt leider nur sehr geringfügige Einzelnheiten in dem großartigen Ganzen. — Die Japanesen kannten die Wirkungen des Pulvers. Pinto aber hatte eine Arquebuse, eine Schießwaffe, welche die Japanesen nicht kannten. Er leiht seine Arquebuse, und vor seiner Abreise hatten sich die Japanesen fünfhundert solcher Arquebusen angefertigt. Dieses seltene Nachahmungstalent setzt Pinto in Erstaunen, weil es sich auf sein Gewerbe bezieht. Seine Gefährten, und besonders der Chinese, bemerkten, daß der Handelsverkehr mit einer an Metallen, an Seidenstoffen, Porzellan so reichen Nation einen Vortheil von zwölf Werthen auf Einen darbot. Man kann sich vorstellen, daß sie sich beeifert zeigten, wieder hinzugehen, und daß man von allen portugiesischen Niederlassungen in Asien kam, um ihnen nachzufolgen.

Japan nahm sie alle freundlich auf. Konnte es anders sein? — Die Portugiesen, die auf eine ihre Kräfte übersteigende Weise sich ruhmvoll in kriegerischen Unternehmungen erschöpft hatten, verlangten damals nur nach friedlichen Eroberungen; auf die Soldaten waren Jesuiten und Franziskaner gefolgt. Anfangs demüthig und liebevoll predigten diese Missionäre eine Religion der Eintracht und Liebe; sie brachten zahlreiche Bekehrungen hervor; aber der Erfolg änderte ihren Geist und ihre Sitten. Die Schüler des heiligen Franz Xavier, der einen groben, oft zerrissenen Tuchrock trug, erschienen bald nicht anders, als in prächtigen Sänften; bei einem Volke, in welchem die Bildung die Stände und durch diese die ganze Gesellschaft aufrecht hielt, wurden christliche Prälaten bald Staatsräthe und Minister. Die großen Herren, in ihrer Eigenliebe verletzt, die Bonzen, besorgt um ihren Glauben, brachten die Geister in Aufruhr. Die Portugiesen konnten sich nicht entschließen, bescheiden zurückzutreten; um das Maß voll zu machen, stifteten die Christen in Japan Verschwörungen an. Wiederhersteller des Friedens in Japan, Eroberer in Korea, gefürchtet in China, wo der Herrscher zweimal auf seinem Thron vor ihm gezittert hatte, war der Kaiser Taiko, der damals über Japan herrschte, nicht der Mann dazu, einer Handvoll von Fremdlingen sich zu unterwerfen. Die Portugiesen wurden für immer verbannt, und der glühende Eifer der Neubekehrten wurde durch Ströme von Blut und durch grausame Todesstrafen erstickt. (Schluß folgt.)

*) Le Japon. — Histoire et description. — Rapports avec les Européens. — Expedition américaine. Par M. Edouard Fraissinet, rédacteur du Moniteur des Indes Orientales et Occidentales. Deux volumes in 12.

Rußland.

Ueber die Sprüchwörter der Russen.

(Schluß.)

Wenn die Hennen kakeln, sind Eier gelegt, wenn die Weiber kakeln, sind keine da. — Auch der Rogen des Störs schmeckt dem nicht, der ihn essen soll. — Man mag auch hundert Erbsen nehmen, man hat doch nur ein klein Gericht. — Die Blätter, welche die Ranken verschonen, schlägt der Hagel ab. — Erst beißen die Hunde sich Wunden, danach lecken sie dieselben. — Wenn man Fisch ist, wird man geschuppt, wenn man Vogel ist, wird man gerupft. — Des todten Löwen Zähne sind stumpf. — Lobe den Apfel erst, wenn er zerschnitten ist. — Wer mit einer silbernen Sichel mäht, mäht doppelte Garben. — Wohin Du den Ochsen wendest, dahin zieht er den Pflug. — Der Zuruf hilft bei willigen Ochsen mehr, als bei unwilligen der Stachel. — Auch der Himmel ist nicht allezeit blau. — Es hilft nichts, Alter, daß Du den Hund vom Beine jagst, wenn er das Fleisch gefressen hat. — Die jungen Marder lernen von den alten Hühner würgen. — Man mäht

das Rohr, wie es im Rieth wächst. — Wenn dem Narren der Weg ins Thal zu weit ist, so springt er vom Berge hinein. — Der Fuchs gräbt wohl tief in den Berg, der Jäger aber gräbt noch tiefer hinein. — Lieber zwei Schühlein, denn ein Schuh und ein Strumpf. — Wer alte Narben aufreißt, schafft neue Wunden. — Dem eigenen Kinde bäckt die Mutter die süßen Wecken, dem Stiefkind, wenn es hoch kömmt, die salzigen Brätzeln. — Wer den Schatten berechnen will, muß auch die Sonne bemessen. — Wenn es dem Hasen zu wohl ist, verläßt er das Kohlfeld. — Der Katze, die bei der Milch sitzt und nicht davon leckt, mag wohl ein Mäuslein im Halse stecken. — Wenn der Hahn ein Messer ausscharrt, soll er es nicht zur Küche tragen. — Die Sonne hat auch ihren Schatten, aber je höher sie steigt, um so kleiner wird er."

„Scharf weht zwar der Wind, aber die Welle meint sich selbst zu heben. — Nicht aus allem Honig wird Meth gemacht. — Wenn man zum Schlafe gekommen ist, gilt es gleich, ob das Haupt auf Steinen ruht oder auf dem Pfühle. — Wenn die stolze Welle aus dem See springt, wird sie vom Ufer aufgesogen. — Wenn es Rubel regnet, fehlt es am Sack, wenn der Sack da ist, regnet es nicht Rubel. — Keiner ehrt die Farbe der Tugend so, daß er das weiße Gold dem gelben vorzieht. — Das Rohr verdient gemäht zu werden, welches den Fenn verlacht, in welchem es wurzelt. — Wer die Katze einmal beim Hafen traf, nennt sie allweg Rahmdiebin. — Wenn der Koth zum Sumpf kömmt, bleibt er an ihm kleben. — Wenn der Faden gut gesponnen ist, lobt man auch die schlechte Spindel. — Die Ebenen rechnen sich eher zu den Bergen, als die Hügel. — Den Feind soll man hoch ehren, durch dessen Fehler man lernt, die eigenen vermeiden. — Der Weg von Petersburg nach Sibirien ist kürzer, als der Weg von Sibirien nach Moskau. — Wenn der Scheintodte auch sieben Werste zum Grabe gefahren wird, ihm hat der Weg nicht die Länge einer Sajen (eines Fadens). — Weil der Pfeffer den Zahn nicht beißen kann, so beißt er die Zunge. — Von den Fasten redet des Popen Mund, von den Mahlzeiten redet des Popen Bauch. — Im Kloster sind die Nonnen, die Nönnlein aber im Findelhaus. — Wenn der Wind zu scharf in die Mühle bläst, zerreißt er die Flügel derselben. — Wohin man das Steuer wendet, dahin dreht sich das Schiff. — Wenn das Kind gestorben ist, hilft es nichts, den Heiligen zu schlagen. — Die Ruthe trifft nur, der Arm giebt die Schläge. — Wer die Grundel im Bergbach fängt, der darf auch hoffen, die Forelle im Sumpfe zu fangen. — Der Adler schnappt nicht nach der Fliege. — Minuten braucht man, um auf den Thurm zu steigen, Sekunden, um herabzufallen. — Die Katze, die Flossen hat, halte fern Deinem Teiche. — Lege Deine Mühle nicht im Thal an, sondern auf dem Berge. — Fliegen fängt das Rothkehlchen, Rothkehlchen der Habicht, den Habicht der Jäger. — Der Berg hörte auf, den Mergel zu geben: da fand man das Gold in ihm. — Auch vom Deutschen kann der Russe lernen.*) — Nachdem die Sau sich im Koth der Straße gewälzt hat, stürzt sie sich in die Sumpflache. — Die graue Farbe verrieth den Esel nicht: da verrieth ihn sein Schreien. — Je mehr die Wölfe heulen, um so mehr mindert sich den Schafen die Gefahr. — Wenn die Henne kräht, ist sie des Schlachtens würdig. — Die Krankheit geht dem Alter nebenher, das Alter dem Tode voran. — Das Kreuz zu schlagen, hebt sich auch dem Faulen die Hand, von Gott Heil zu erbitten, lösen sich auch dem Stolzen die Kniee. — Kaufe den Schmand (die Sahne) nicht von der Katze, und nicht die Kapusta (den Kohl) von der Gaiß."

„Die ersten Rohrbüsche, welche das Rieth trägt, hält es für Palmen. — Fette Kühe geben eher magere Milch, als magere fette. — Wie das Glas ist, so scheinet das Licht durch. — Wer die Blumen auf die Wiese säet, der säe das Gras in den Garten. — Wo man Bohnen ärndten kann, da säe man nicht Linsen. — Wer das Korn nicht sichtet, verdirbt sich die Aussaat. — Wenn das Roß des Sporns bedarf, bedarf es auch des Zügels. — Willst Du hier schon wie im Himmel sein, so mache Dich zuvor zum Engel. — Kaufe die Bürste nicht, ehe Du den Hut hast. — Das Töchterlein will die Mama gebären lehren. — Wenn die Bademutter das Kind zur Welt gefördert hat, wird sie allweg gerühmt, und hätte sie auch den Schooß der Kreisenden zerrissen. — Lüge heißt es bei Anderen, Ausflucht bei uns selbst. — Wer die Schnepfen lobt, thut es nicht ihres Gesanges wegen. — Peter verwandelt sich in einen Russen (d. h. einen Bauer), wenn er Kronstadt verlassen hat.**) — Schöne Lippen süßen den sauren Kwaß. — Wer die Badstube hat, der braucht um den Quast nicht zu sorgen. — Wenn die Newa auch hochsteigt, das Meer steigt noch höher. — Die Katze ging in das Dickicht, sie wollte ein Tiger werden. — Wenn der freiende Kater die Maus nicht am Altar frißt, so frißt er sie in der Brautnacht. — Wenn die Flöhe in das Fell des Herrnhundes kommen, so bleiben sie allda. — Klein ist das Horn des stößigen Ochsen. — So lange die Zunge das Wort gefangen hält, vermag es kein Stäubchen von der Mauer wegzublasen, wenn sie es freiläßt, kann es Städte zerbrechen. — Wer zur Maus bestimmt ist, ist für die Katze geboren. — Da der Narr die Nessel nicht durch die Augen kennen lernt, so muß er sie durch die Hände kennen lernen. — Aus Trestern läßt sich kein Wein pressen. — Weise wachsen wie Hafer, Schelme wie Lolch. — Das Glück hat nur so viel Brüste, um die Narren daran zu säugen. — Mit eigenen Füßen läuft man am weitesten. — Vom Liegen rostet das Beil. — Hunger lehrt den Wolf Gras fressen. — Wenn der Born versiegt ist, war auch der silberne Krug nicht zu schade, das Wasser aufzunehmen. — Wenn auch im Narrenschiff glatt gerudert wird: das Geleise ist dennoch ein krummes. — Mit einer silbernen Harpune trifft man die fetteste Robbe und mit einer goldenen den feistesten Wallfisch. — Wer Lausnatur hat, ziehet den Grind nach. — Hochgehenkt werden gilt den Dieben für keine Ehre. — Wenn der Matrose Unglück haben soll, fällt er erst vom Mast ins Schiff, danach vom Schiff ins Meer. — Die Pappel hält sich wohl für eine Palme, aber die Palme nicht für eine Pappel. — Mit geborgten Gäulen ist schnell fahren. — Der Schleier, der das Gesicht deckt, deckt selten die Schönheit. — Wenn die Katz das Mäuslein sieht, hat sie allweg ihr Gelübde der Enthaltsamkeit vergessen. — Wenn der Verschwender auch einen Hackenbel hätte, er würde doch arm werden. — Es ist Mancher so faul, er möchte gleich Käs melken von der Kuh. — Thran ist die Ehre des Wallfisches. — Das Dunkel der Nacht ist gewisser als das Licht des Tages. — Des Ruders bedarf auch der Kahn, in welchem Väterchen Zar sitzt. — Es ist Manches vor Gott eine Sünde, was vor den Leuten eine Tugend ist."

„So weiß ist Gott, als wir ihn im Geiste haben, so schwarz der Teufel, als wir ihn im Herzen tragen. — Der Schluck aus der fremden Flasche leert sie zur Hälfte, der Schluck aus der eigenen leert sie nur zum Viertheil. — Den Gesang der Nachtigall rühmte man: da fing die Sau an zu grunzen. — Auch der Teufel nimmt Nichts umsonst, für Dein Herz giebt er Dir seine Hölle. — Wer selbst in den Morast geht, dem geschieht es recht, wenn er darin stecken bleibt. — Man kann auch mit kleiner Art große Späne hauen. — Nicht Jeder, der den Rachen aufsperrt, hat Zähne zu weisen. — Wahrheit würde eine gute Schule halten, sie findet nur keine Schüler. — Wo das Holz Risse hat, da ist leicht Keile einschlagen. — Wer des Brodes nicht hat, braucht nur hungern zu wollen, dann muß er nicht hungern. — Wer den Kaviar verehrt, soll die Affetrina (d. h. den Stör, eigentlich das Störfleisch) nicht hassen. — Wer sich zum Bett macht, in dem will Jeder schlafen. — Wenn Du schon auf dem Sattel sitzest, dann suche nicht mehr nach dem Rosse. — Wenn dem Narren sein Kaftan zu neu ist, setzt er einen Flicken darauf. — Getröstest Du Dich des Mehls, so getröste Dich auch der Kleien. — Es ist ein guter Tausch, wenn man den Reifen giebt für die Tonne voll Bieres. — Der Kiesel nennt den Diamanten seine Mutter. — Auch das Zarenroß hebt den Schwanz. — Wer die Veilchen roth nennt, der nenne die Rosen blau. — Kein Liebesfeuer so heiß, es wird durch die Ehe gekühlt. — Wenn der Schneider nicht von der Elle redet, so redet er vom Tuch. — Je mehr Raben, je weniger Korn. — Wer Allen glaubt, kann leicht zu Schaden kommen. — Man thut auch sich Unrecht, wenn man Anderen Unrecht thut. — Der Hase wird leicht vom Blinden aufgejagt und schwer vom Sehenden gefangen. — Wem man den Gaul giebt, der fragt auch nach dem Kummet. — Zwanzig Magen füllen sich leichter als zwei Augen. — Die gute Hausmutter denkt gleich an den Topf, wenn vom Thon geredet wird. — Jeder Pope hofft Metropolit zu werden. — Palmen trug die Weide: gleich nannte sie sich einen heiligen Baum. — Schnell wächst die Distel, langsam die Rose. — Wenn der Ziegelbrenner zu nahe dem Herrenhaus wohnt, hat er dem Gutsherrn Ziegel zu liefern, noch ehe das Dach schadhaft ist. — Im Sommer lobt Jeder die Kälte des Winters. — Das Kälblein liebt das Euter mehr als die Kuh. — Traue dem Strome, aber mißtraue dem Bach! — Große Güter machen große Sorgen. — Kleine Kinder große Sorgen, große Kinder größere Sorgen. — Wenn der Gutsherr Dein reines Korn rühmt, dann schütte schnell Wicken darunter, damit Du es doch noch als Viehfutter gebrauchen kannst. — Was von des Zaren Kühen kömmt, sind auch nur Kälber. — Eine leere Flasche ist nur ein Scherben. — Wer sich aufknüpfen will, findet leicht einen Strick, wer einen Anderen henken will, findet gleich ihrer zwei. — Viel sind der Disteln, wenig der Rosen. — Es hat Mancher schon einen Lachs geangelt, der nur ausging, um ein Stintlein zu fangen. — Welle, so hoch Du auch Dich hebst, Du gehörst doch zum Meere."

„Das Gras ist besser daran im Sturm, als die Bäume. — Ehre ist wie ein Glasschuh, man muß vorsichtig darin auftreten. — Mit einer goldenen Stange springt man bis über das Meer. — Man muß zum Hanf greifen, wenn der Flachs versponnen ist. — Es trinkt Einer wohl auch saures Bier für süßes, wenn er Durst hat. — Wer mit dem rothen Bernstein Wucher treibt, dem wird man den gelben nicht

*) Was wir gern zugestehen wollen. D. Einf.

**) Diesem Sprüchwort, welches auf die Gefahren des Meers hinzielt, steht die Zeit der Entstehung an die Stirn geschrieben. Es stammt aus dem Beginne des vorigen Säkulums, als Peter der Große die Festung Kronstadt begründet hatte, auf der er oft längere Zeit verweilte, zwischen ihr und Petersburg eine häufige Schifffahrt unterhaltend.

bezahlen können. — Das Bad wäscht von außen rein, die Reue von innen. — Der Eine zieht die Gurken, und der Andere ißt sie. — Sei wie der Sandstein, den man immer verwenden kann, sei es, daß man Mühlsteine aus ihm macht oder Stufen. — Der Kluge weiß selbst aus dem Schaden Nutzen zu ziehen. — Wer den Krug mehr liebt als sein Haus, der wird sein Haus bald an den Krüger verkaufen können. — An der Quelle ist auch die Wolga nicht tief. — Gestohlenes Holz brennt auch. — Es wird ein schlechter Dachdecker werden, wer zum Schwindel geneigt ist. — Des Krügers Kinder bekommen saures Bier zu trinken. — Wer die Tugend rügt, fordert zur Sünde auf. — Nicht jeder Pilz ist ein eßbarer. — Auch das Angeln ist eine Kunst. — Es hat Mancher einen Kahn und weiß ihn nicht zu lenken. — Wer wie ein Eber prahlt, soll auch einen Hauer aufzuweisen haben. — Wie die Kirchspende, so die Seelmesse. — Nicht jeder Heilige wird in einen silbernen Sarg gelegt. — Es ist kein Heiliger so gering, daß man ihm nicht eine Kapelle baue. — Eine geizige Hausfrau zapft wohl auch den Säuen die Milch ab. — Wo der Mais gedeiht, darf man nicht erst den Hafer säen. — Nicht in jedem Teiche sind Karpfen und nicht in jedem Bache Forellen. — Auch auf der Mühle kann man nur Mehl mahlen, wenn man Korn einschüttet. — Die todten Heiligen werden gespeist, die lebenden Frommen müssen verhungern. — Wer sich der Kleider entwöhnen will, der soll im Sommer damit anfangen. — Des Schreiners Familie speist an einem wackeligen Tische. — Was frommt der die Kunkel, die den Flachs nicht zu spinnen weiß? — Nicht jeder Flachs wird zu einem Brauthemd versponnen. — Wie die Hirse den Buchweizen haßt, so haßt der Buchweizen die Hirse. — Die Gallnuß*) macht die Eiche nicht zum Nußbaum. — Wenn man auch mit dem Fuß an die Tanne stößt, es werden keine Aepfel herabfallen. — Die Krankheit sendet Boten aus, der Tod kömmt selbst. — Wer das Mehl giebt, dem fordert man auch die Säcke ab. — Mit leckem Kahn befahre nicht das offene Meer. — Man muß einen Wald verlangen, wenn man einen Baum erhalten will. — Wer nach einem Wolfe ruft, dem kömmt gleich eine ganze Heerde herbeigetraut. — Eine faule Gurke verdirbt zehn gesunde. — Ein eigener Kaftan wärmt mehr, als ein fremder Bärenpelz. — Man trifft wohl einen goldenen Hirsch mit einem silbernen Pfeile. — Wer nur zum Hügel kömmt, der wird auch zum Berg gelangen. — Er suchte nach dem Beschäler und kaufte den Wallach. — Der Strauch der Freundschaft will mit Meth begossen sein, wenn er Rosen treiben soll. — Gieb dem Narren die Schale, so meint er, er habe das Beste vom Ei. — Es wird nicht aus jedem Glas ein Spiegel gemacht. — Wenn die Eidechse sich zum Krokodil ausdehnen will, platzt sie. — Wer mit goldenen Stiefeln geht, kann Werstschritte nehmen. — Wen eine goldene Keule trifft, den tödtet sie. — Das gerade Stiefkind ist doch schiefer, als das buckelige rechte Kind. — Der Hase ist sicher, nach dem zehn Jäger zugleich schießen. — Zehn graben nach dem Golde Tag und Nacht, der Eilfte geht spazieren und stößt mit dem Fuß daran. — Das ist der edle Mann, der es im Unglück thut wie die Wäsche, die rein wird, wenn man sie schlägt. — Die Saiten einer silbernen Balalaika (d. i. der russischen Harfe) sind nie verstimmt. — Wo Kinder sind, da ist auch Gott."

Nachdem ich nun diese Probe des russischen Volksgeistes vor den Blicken des deutschen Publikums niedergelegt, beschließe ich meine Sammlung mit nur noch wenigen Worten, da ich meine, die mitgetheilten Sprüchwörter werden meine Rede ergänzen.

Es dürfte nicht in Abrede zu stellen sein, daß einige dieser Sprüchwörter als sehr treffende zu bezeichnen sind, da sie auf eine kurze, klare, sinnreiche und allen Anforderungen, die man an ein Sprüchwort machen kann, genügende Weise das besagen, was sie besagen wollen. Bei einigen trifft Wort und Sinn, Bild und Gedanke wie ein Blitz zusammen; bei einigen ist die Deutung minder schnell herauszulesen. Es ist aber, meine ich, eine solche bei allen zulässig.

Oft klebt ihnen eine gewisse Trivialität an, die an die Gemeinplätze erinnert, die wir auch zuweilen in unseren heimischen Sprüchwörtern und Sentenzen finden; oft aber richtet sich auch der Gehalt des Gedankens und mit ihm der Schwung der Diction zu einer Größe auf, wo wir sagen müssen, es sei eine gewisse ideale Höhe der Betrachtung und der poetischen Ausdrucksweise erreicht. Leider giebt es solcher Sprüchwörter, die jenen Adel der Gesinnung wie des Wortlauts verrathen, überhaupt nur sehr wenige fast bei allen Völkern der Erde. Sie zu sammeln, sollte man emsig bestrebt sein, weil man hier einen Kranz zu flechten hätte, der der Menschheit selbst zur Ehre gereichen müßte.

Befremden kann es im Rückblick auf die Ergüsse des russischen Volksgeistes nicht, daß auch hier, wo wir es mit den mehr allgemein gehaltenen Sprüchwörtern zu thun haben, uns Worte genug begegnen, die an die russischen Verhältnisse erinnern. Wo des Zaren, des Starosten, des Popen Erwähnung geschieht, wo vom Sterlet, vom Stör, vom Kwaß, vom Meth, von der Kapusta u. s. w. die Rede geht, da wissen wir, von welchem Volke und von welchem Lande gesprochen wird. Oft sogar sind, wie bereits oben erwähnt, die Zeitbeziehungen herauszulesen. Gleichwohl erscheint in vielen anderen russischen Sprüchwörtern jegliche, auch die leiseste, an Rußland und den heutigen Tag erinnernde Beziehung verwischt, und das Sprüchwort stellt sich als ein solches dar, welches jeglichem Volke und jeglicher Zeit zugesprochen werden könnte.

Aehnlich, wie es bei den germanischen Sprüchwörtern der Fall ist, wird oft ein Bild aus der Thierwelt oder Pflanzenwelt entlehnt und daran irgend ein passendes, in das Gebiet der Sprüchwörterwelt einschlagendes Gleichniß geknüpft. Dergleichen Fälle sind überaus zahlreich, und jene Sprüchwörter, die sich, der äsopischen Fabel gleich, auf den Wolf, den Fuchs u. s. w. zurückbeziehen, sind sicherlich die allerältesten Dokumente des Volksgeistes auf diesem Gebiete der Literatur.

Daß der Sinn der Sprüchwörter sich zuweilen wiederholt und nur verschiedene Bilder wählt, wohinter er denselben Leib verhüllt, auch solches darf Niemanden Wunder nehmen, da die russischen Parömien dies mit denen aller anderen Völker gemein haben.

Auch ein sprudelnder und launiger Witz ist manchen dieser russischen Sprüchwörter nicht abzustreiten; er bricht im Ganzen selten hervor, wo er sich aber hervorwagt, da weiß er sich auch geltend zu machen.

Die Uebersetzung solcher witzigen, oft mit einer kecken Genialität und einer gewissen Nonchalance gegen die Regeln der Sprache hingeworfenen Sprüchwörter ist mit großer Schwierigkeit verbunden. Oft mußte ich sie aufgeben, da das deutsch verdolmetschte Sprüchwort dem russischen nur mühsam und schleppend nachgehinkt wäre.

Im Uebrigen habe ich mich redlich bemüht, den Ton des deutschen Sprüchworts in der Uebersetzung annähernd zu treffen, und glaube, daß mir dieses Bestreben, wenigstens bei der Uebertragung einzelner Sprüchwörter, von einigem Erfolg begleitet gewesen sei.

*) So sagt in der wörtlichen Uebersetzung der Russe für Gallapfel.

Frankreich.

Philarète Chasles' „Deutsche Studien".*)

I. Die Gegensätze des germanischen und des romanischen Elements in Europa.

Der besonders um die Verbreitung der Kenntniß der englischen, deutschen und skandinavischen Literaturen in Frankreich verdiente Professor am Collége de France, Herr Philarète Chasles, hat so eben eine sehr schätzbare neue Fortsetzung seiner bereits vor längerer Zeit gedruckten Studien „über das Alterthum", „über das Mittelalter", „über das sechzehnte Jahrhundert in Frankreich", „über England im siebzehnten, achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert", „über die angloamerikanische Literatur" ꝛc. herausgegeben. Im Wesentlichen aus Vorlesungen und aus Kritiken über bedeutendere Werke der deutschen Literatur zusammengesetzt, gewährt dieses Buch eine ziemlich vollständige Uebersicht der älteren, wie der neueren (nicht der neuesten) deutschen Literatur, und kann es den Franzosen als Ergänzung und Nachtrag zu dem bisher immer noch unübertroffenen und mustergebenden Buche „Sur l'Allemagne" der Frau von Staël dienen. Die acht Kapitel, die es umfaßt, behandeln folgende Gegenstände: 1) den Genius der deutschen Sprache; 2) den Kampf des heidnischen und des christlichen Elements im alten Germanien; 3) die sensualistische Bewegung des sechzehnten Jahrhunderts; 4) den deutschen Geist und seine Tendenzen vor Luther; 5) den Einfluß Italiens, Spaniens und Frankreichs auf Deutschland; 6) das lyrische Element in der deutschen Dichtung und Literatur, namentlich auch in Jean Paul (wobei wir bemerken, daß Herr Philarète Chasles vielleicht der einzige Franzose ist, welcher Jean Paul verstanden und annähernd richtig übersetzt hat); 7) Rahel, Fanny Elsler und Friedrich von Gentz; 8) Goethe und seine Zeit.

Wir wollen nicht leugnen, daß das Buch des Herrn Chasles manche Irrthümer und manche auf unrichtige Grundlagen gestützte, eigenthümliche Definition enthält; das Wahre, das von einem wohlmeinenden Forschungsgeist Durchdrungene, ist jedoch jedenfalls vorherrschend darin, und uns ist es bei unserer Anzeige nicht sowohl um eine Kritik des Kritikers, als um eine Hinweisung auf den Inhalt seines Buches zu thun. Wir wählen dazu vorerst einige Auszüge aus dem ersten Kapitel und werden später einige andere folgen lassen:

„Man kann nicht genug wiederholen, daß der römische Geist, den die südliche Bevölkerung von Europa geerbt hat, nicht die Freiheit, sondern die Ordnung, und die äußerste Strenge der Ordnung, den militairischen Geist, darstellt. Der deutsche Geist seinerseits repräsentirt die Unabhängigkeit; es hat ihm Mühe gekostet, seine Hierarchie zu konstituiren, d. h. alle persönlichen Freiheiten einer verhältnißmäßigen, allgemeinen unterzuordnen. Daher die zahlreichen Feudalverwirrungen.

„Dieser historische Gesichtspunkt, welcher die ganze Literatur, die politischen und intellektuellen Begebenheiten des neueren Europa be-

*) Etudes sur l'Allemagne, ancienne et moderne. Par M. Philarète Chasles. Paris, 1854.

herrscht, wird chimärisch erscheinen, so lange das mühevolle Werk der Monographieen nicht beendet sein wird. Die Gesammtheit der großen deutschen Thaten hat sich nur dem starken, erhabenen Geist enthüllt, Männern, wie Guizot, Luden, Gans und Coleridge. Für die gewöhnlichen Geister, für jene Menge, die sich nur an die Oberfläche hält, sind solche Großthaten freilich nicht vorhanden.

„Der französische Zögling einer jener lateinischen Schulen, die unseren Söhnen Virgil und Cicero erklären, kann sich nicht vorstellen, daß es in der Welt ein anderes Bildungs-Element geben könne, als Rom. Der teutonische Zögling einer deutschen Universität hat, ganz erfüllt von nordischen und suevischen Traditionen, Virgil's Hexameter auf der Zunge; das Leben des Südens und die römische Sprache sind für ihn ferne und angenehme Illusionen, deren Schönheit ihn reizt, deren Gefühle, Gedanken und Bilder aber in keiner vertrauteren, ursprünglicheren Beziehung zu ihm stehen. Würde man dies näher betrachten, so würde man erkennen, daß unser Unglück, vielleicht unser unbesiegbarstes, aus dem Streit zwischen dem deutschen und dem römischen Geist hervorgeht, die man versöhnen möchte und die sich bekämpfen. Alle Neuheiten, die uns eine unfehlbare Wiedergeburt zu versprechen scheinen, sind nur altgermanische Ideen, wie: persönliche Freiheit — Geschwornen-Gericht — Uebergewicht des Handels — Gleichgewicht der Gewalten, endlich die Regierung, die wir constitutionell nennen.

„Wir Franzosen, bemerken wir es wohl, wir sind Römer, Söhne der militairischen Organisation und Disciplin. Wir thun unser Bestes, um deutsch zu sein; unsere berathenden Versammlungen, unsere Wahlklassen und unsere beständige Kritik unserer Regierungsgewalten haben keinen Schatten von Aehnlichkeit mit dem römischen System, das an unserer Wiege gesessen und unsere ersten Anstrengungen beschützt hat.

„Ohne Zweifel waren die ersten fränkischen Könige Germanen, aber da sie in Gallien ein römisches Bett viel bequemer fanden, als den dornenvollen Sitz, der ihnen in Germanien als kriegerischer Thron diente, verwendeten sie alle ihre Sorge darauf, in Frankreich die römische Organisation zu entwickeln, die in der That den Sieg davontrug. Dies war das Werk der Monarchie. Sie nahm das römische System an und entwickelte es; sie vertilgte die germanische Freiheit und das persönliche Gefühl, welches im Anfang der französischen Revolution wüthend wiedererschien. In England hingegen zog das römische System den Kürzeren, das germanische Gefühl gewann die Oberhand, und dieses unternehmende Volk gab allen Völkern des Nordens — Holland, Schweden, Dänemark, selbst Deutschland, das Losungswort.

„Das germanische Element ist seit zwei Jahrhunderten im Fortschreiten, das römische Element erstarb nach allen Seiten. Der letzte Repräsentant des römischen Elements unter uns war jener hohe Bildner der Disziplin, Napoleon, der ausgezeichnete Mann des Südens, dessen epische Bestimmung ihm die ruhmreiche Qual eines afrikanischen Exils bereitete.

„Gegen die germanische Welt, deren Aufsteigen er voraussah, hat sich Napoleon gewaffnet; er handelte in dem Sinne Karl's des Großen, der die schreckliche sächsische Invasion des neunten Jahrhunderts gewaltsam zurückgedrängt hatte. Er vollführte auch das Werk der Päpste, die als Leiter der südlichen Civilisation im Mittelalter zu gleicher Zeit der Ausdruck des Südens und der italiänischen Nationalität waren, die sich gegen die deutschen Kaiser, gegen die Häupter des Nordens und der barbarischen Herrschaft gewaffnet hatten.

„Das zu schwach gewordene römische Element wurde gezwungen, sich mit einem Theil der Barbaren, die es angriffen, zu verbinden. Die Karolinger liehen dem päpstlichen Rom ihre Hülfe, der Herrin einer zeitlichen und geistlichen Macht, die zu schwach war in weltlicher Beziehung und auf eine feste Wiederherstellung nur mit Hülfe eines gefürchteten Degens hoffen konnte. Auch wendete es sich mit allen Kräften diesem Ziele zu. Daher dieses Gemisch von Kraft und Schwäche, von materieller Schwäche und moralischer Kraft, welches immer das neuere Rom, seine Politik, sein Geschick ausgezeichnet hat. Daher jene Leichtigkeit, mit welcher die germanischen Völker sich, sobald sie es nur konnten, dem Netz entzogen, das die geistliche Herrschaft der Päpste über sie gespannt hatte. Dies war die letzte Anstrengung des germanischen Elements, um die römische Fessel abzuwerfen. Luther ist ein sehr viel näherer Verwandter, als man denkt, von jenem schrecklichen Dante, der das Papstthum so hart angriff.

„Eigentlich leben immer noch Guelfen und Ghibellinen. Man muß die Frauen aus dem Volke zu Siena oder Florenz haben rufen hören: „„Morte ai Tedeschi!"" um den ganzen Umfang jenes Streites zu begreifen, der mit Hermann dem Cheruscker beginnt und dessen letztes Wort noch nicht gesprochen ist. Wir Franzosen nennen noch ein plumpes Werk „tudesque", ein schlechtes Buch „bouquin" und ein schlechtes Pferd „rosse" (Roß). Für die Spanier ist die Diebessprache immer Germania. (Germanía, Romanzen, 1789, Madrid.) Sandoval nennt die „Comuneros", Rebellen von Valencia, eine „deutsche Canaille" (Germanía.*) Dasselbe Gefühl des Hasses, mit einer großen Bewunderung und einer lebhaften Neigung für die Wollust des Klimas und den Reiz der Künste gemischt, hat immer in den Seelen der Deutschen, besonders der Führer und Herren dieser kraftvollen Raçen, gelebt. „Ich bin ein Sohn der Gothen, der Herrscher von Rom" (sagt Gustav Adolph unten am Rande eines seiner bei seinen Lebzeiten und auf seinen Befehl gemalten Portraits), „ein Sohn derer, die ihren Fuß auf Spanien gesetzt haben; das ist mein Bild; könnte das Schicksal noch wieder denselben Lauf nehmen!"**) Balthasar Bonifacius,***) ein Italiäner aus dem siebzehnten Jahrhundert, welcher diese Verse anführt, fügt folgende Worte hinzu: „„Das herrschende Rom sollte sich wohl vor jenen nordischen Raçen hüten, welche es verabscheuen; es hat Alles von ihrer gothischen Barbarei und von ihrer punischen Treulosigkeit zu fürchten!""

Mannigfaltiges.

— Neuer Lehrgang der russischen Sprache, von Dr. Bolz.†) Da wir die Robertsonsche Methode, welche in diesem Lehrbuche zuerst und mit vielem Glück auf das Russische angewendet ist, als hinlänglich bekannt voraussetzen können, so begnügen wir uns mit folgenden Bemerkungen zu der vorliegenden zweiten Auflage. Die erste Auflage wurde durch Herrn von Rostovzov, General-Adjutanten des Kaisers von Rußland, einem Prüfungsausschusse vorgelegt, und das Ergebniß war ein sehr günstiger amtlicher Bericht. In einem Privatschreiben an den Verfasser sprach der genannte Würdenträger jedoch den Wunsch aus, daß er die in den Text eingeschobenen Gesprächphrasen hin und wieder modifiziren möchte. Dies ist jetzt unter dem Beistande eines anderen gebildeten Russen wirklich geschehen und das Werk somit von jeglichem Germanismus befreit worden. — Für diejenigen, die den „Neuen Lehrgang" noch nicht kennen sollten, setzen wir hinzu, daß ein Auszug aus einem Meisterwerke russischen Stils, dem „Held unserer Zeit", den vornehmsten (streng analysirten) Uebungstext bildet. Die eingewebten poetischen Stücke sind theils Lieder von Puschkin, Lermontov, Derjawin, theils Gedichte Goethe's, Schiller's, Uhland's, Freiligrath's u. A. in russischem Gewande, welches sie, man muß es gestehen, überraschend vortheilhaft kleidet, — schwerlich dürfte irgend eine Sprache zu treuer Nachbildung deutscher Meisterwerke (in Geist und Form) besser geeignet sein. Viele selbständige Sprüchwörter der Russen sind eine andere willkommene Zugabe.

— Bevölkerung der Sandwich-Inseln. Nach den von Herrn Armstrong, Kultusminister der Sandwich-Inseln, der gesetzgebenden Versammlung in Honolulu vorgelegten Bericht betrug die eingeborne Bevölkerung der Inselgruppe im Dezember 1853:

	Männl. Geschl.	Weibl. Geschl.	Im Ganzen.
Hawaii	12,448	11,750	24,198
Maui	8,905	8,425	17,330
Molokai	1,799	1,766	3,565
Lanai	317	283	600
Oahu	9,551	8,264	17,815
Kauai	3,672	3,054	6,726
Niihau	392	398	790
	37,084	33,940	71,024.

Hierzu kamen noch 2120 Fremde, wovon 1311 allein auf Oahu, so daß die Sandwich-Inseln im Ganzen 73,144 Bewohner zählten. Den Mortalitätslisten zufolge, hat die Bevölkerung in den letzten drei Jahren um 10,853 Köpfe abgenommen; es starben nämlich im Jahre 1851: 5792, im Jahre 1852: 2822 und im Jahre 1853: 8026 Personen, während nicht mehr als resp. 2424, 1850 und 1513 Kinder geboren wurden. Im vergangenen Jahre rafften die Blattern allein fünf- bis sechstausend Menschen hin, und sollte die Entvölkerung in demselben furchtbaren Verhältnisse fortdauern, so würde nach einem Vierteljahrhundert nicht ein einziger Eingeborner mehr auf diesen herrlichen Inseln am Leben sein, die zur Zeit ihrer Entdeckung durch Cook vielleicht von einer halben Million glücklicher, wenn auch unkultivirter Menschen bewohnt wurden! Wie bei allen wilden Stämmen, hat sich auch hier die europäische Civilisation als ein Geschenk erwiesen, das den Beschenkten den Tod bringt.

*) Carlos V, l, III, §. 38.

**) Gothica gens gentes domuit Romamque subegit,
Hispanum docuit subdere colla jugo.
Gothorum regis vivos nunc aspice vultus,
Cum voto ut repetant fata priora viam.

***) Historia ludicra, l, XV, p. 455.

†) Berlin, bei Carl Schultze, 1853. Zwei Bändchen (zweite Auflage).

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 6 Nummern. Preis jährlich 4 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit & Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Spediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 93. Berlin, Sonnabend den 5. August 1834.

Belgien.

Die belgische Statistik.

Zweiter Artikel.*)

Land und Bevölkerung.

„Les tableaux numériques d'une population, quand ils sont dressés avec soin, sont une source féconde d'instruction; ils forment dans les annales d'un peuple la page la plus éloquente que puisse lire l'homme d'état, s'il est capable de la comprendre."

Die gemeinsame Besprechung der belgischen Territorial- und Bevölkerungsverhältnisse, welche Gegenstand der beiden ersten Titel der „allgemeinen Statistik des Königreichs Belgien im letztvergangenen Jahrzehnt" sind, rechtfertigt sich durch die genaue Beziehung, in welcher beide zu einander stehen. In der Bevölkerungslehre, welche den Kern aller Statistik bildet, kann von der Territorial-Statistik nicht abgesehen werden; aber auch diese letztere hat ihren selbständigen Werth, und besonders muß ihr derselbe in Belgien zuerkannt werden, wo einem der wichtigsten Zweige derselben, der Meteorologie, die langjährige fruchtbare Thätigkeit Quetelet's zugewandt worden ist. Noch unmittelbarer ist die belgische Territorial-Statistik durch die Kataster-Arbeiten bereichert worden, deren Resultate im vorigen Jahre in einer zweiten, vervollständigten Darstellung vom belgischen Finanz-Ministerium herausgegeben worden sind; ein Auszug aus diesem Werke ist das Kapitel von der Bodentheilung in der allgemeinen Statistik des Königreichs.

In tabellarischer Form ist in demselben dargestellt, wie groß in jeder Provinz und im ganzen Lande die zu einer jeden Nutzungsart bestimmte Fläche ist; die Angaben sind in Hektaren (1 Hektare ist gleich 3,⋅⋅⋅⋅ Magdeburger Morgen); sie beziehen sich auf die Zeit der Katastrirung, welche in den meisten Provinzen schon in den ersten Jahren des Bestehens des belgischen Staats, in den Provinzen Luxemburg und Limburg erst im vorigen Jahrzehnt ausgeführt worden ist.

Von den 11,536,770 Magdeburger Morgen (536,⋅⋅ geograph. Quadratmeilen), welche das Königreich Belgien enthält, diente ungefähr die Hälfte, 5,732,612 Morgen, zum Ackerbau, 1,354,907 Morgen waren Wiesen und Weide, 2,111,557 Morgen Wald; zum Gemüsebau wurden 151,833 Morgen, zum Obstbau 241,745 Morgen, zu Baumschulen 31,191 Morgen, zum Hopfenbau 4950 Morgen, zum Weinbau 897 Morgen, verwendet. Das unbenutzte Land (bruyères, landes et terrains vagues) wurde zu 1,207,314 Mg. angegeben, außerdem nahmen z. B. die Dünen 14,651 Mg. ein. Verhältnißmäßig das meiste Ackerland enthält die Provinz Ostflandern, es machte 70 pCt. des Areals derselben aus; der Wald überwiegt in den Provinzen Luxemburg und Namur, welche schon allein die Hälfte der belgischen Wälder in sich schließen. Das unkultivirte Land besteht fast allein in den höheren Bergterrains, welche einen Theil der Provinz Luxemburg ausmachen und sich in die Provinzen Lüttich und Namur herunterziehen, andererseits im Hinterland der Campine, welches zur Zeit der Katastrirung noch ein Viertel des Areals der Provinz Antwerpen, ein Drittel der Provinz Limburg dem Anbau entzog. Bei Betrachtung der Tabelle erscheint es zweifelhaft, ob in allen Provinzen die Bezeichnung des Terrains nach denselben Grundsätzen erfolgt ist; um so mehr wird die Anführung weiterer Einzelnheiten hier unterbleiben können. Eine andere Tabelle behandelt die mit Gebäuden besetzte Grundfläche insbesondere, die Art der Gebäude, den Ertragswerth, zu dem sie für die Grundsteuer veranlagt sind, die Zahl der Grundeigenthümer und die der Parcellen. In den Jahren 1845 bis 1850 hat die Zahl der Eigenthümer im Durchschnitt jährlich um 5686, die der Parcellen ungefähr um 30,000 jährlich zugenommen; zu Ende 1850 wurde die Zahl der ersteren auf 953,380, die der letzteren auf 5,872,023 angegeben, so daß die durchschnittliche Größe einer Parcelle sich auf noch nicht 2 Mg. berechnet.

Die Mittheilungen aus der Meteorologie beschränken sich nicht auf die bezeichnete zehnjährige Periode, sondern gehen meist achtzehn Jahre, mitunter noch weiter, zurück und können als ein kurzer Abriß der Resultate der auf dem Brüsseler Observatorium gemachten meteorologischen Beobachtungen angesehen werden; sie repräsentiren die klimatischen Verhältnisse der westlichen und nördlichen Theile des Königreichs. Der Barometerstand wurde in Brüssel funfzehn Mal täglich beobachtet; verschiedene Tabellen stellen denselben in Durchschnitten für die einzelnen Jahre, die einzelnen Monate und für die Tageszeiten zusammen; als mittlerer Stand wurde die Höhe von 756 Millimètres gefunden; die Abweichungen liegen zwischen 724 und 779 Millimètres. Eine besondere Tabelle stellt die älteren Beobachtungen dar, zurück bis zum Jahre 1763, der Barometerstand hatte sich in dieser Zeit ungefähr in denselben Gränzen gehalten. — Die Beobachtungen des Thermometerstandes fanden eben so häufig statt; als die mittlere Jahreswärme (für Brüssel) ist 10,⋅° R. gefunden worden, die mittlere Wärme des Juli war 18°, des Monats Januar 1,⋅°; zum Vergleiche mag bemerkt werden, daß nach den hiesigen Beobachtungen die mittlere Wärme des Juli (für Berlin) auf 15°, für den Januar auf —1,⋅° ermittelt worden ist; die Durchschnittsberechnungen geschehen in Brüssel, wie es scheint, nach anderen Grundsätzen, als hier, doch dürften die Abweichungen auf diese Hauptresultate nicht wesentlich von Einfluß sein. Die größte Kälte, welche zu Brüssel beobachtet wurde, war 21°, die höchste Wärme 35° R. Außerdem werden die Resultate der Thermometerbeobachtungen von Mecheln, Lüttich und Mons mitgetheilt. Die Erdtemperatur ist neun Jahre hindurch in acht verschiedenen Tiefen durch Alkohol-Thermometer beobachtet worden, — bis 25 Fuß Tiefe, wo die monatlichen Durchschnitte nur noch zwischen 12,⋅° und 10,⋅° abweichen; die Feuchtigkeit der Luft ist sechzehn Jahre hindurch mittelst Hygrometer und Psychrometer beobachtet worden. Weiter folgt eine Reihe von Beobachtungen über die Windesrichtung und die Stärke des Windes; Südost und Ostsüdost waren überwiegend. Die Höhe des Wasserniederschlages hat jährlich 2,⋅⋅⋅ Fuß betragen, derselbe vertheilte sich durchschnittlich auf 190 Tage. Regen kam durchschnittlich im Jahre an 184 Tagen, Schnee an 23, Hagel an 9, Frost an 54, Sturm an 58, Gewitter an 13 Tagen vor. Der Wechsel der Klarheit und Bewölkung des Himmels ist auf Jahre und Monate berechnet und die Zahl der Tage angegeben, an denen der Himmel ganz bedeckt war (durchschnittlich 44 Mal im Jahre, am häufigsten im Winter) und wo er völlig klar war (durchschnittlich 12 Mal im Jahre, am häufigsten im Frühjahre).

Die Untersuchungen über den Erdmagnetismus in den Jahren 1827 bis 1851 haben ergeben, daß sich inzwischen die Abweichung der Magnetnadel nach unten (Inclination) von 68° 56′ 5″ auf 67° 50′ 6″, die Abweichung seitwärts (Declination) von 22° 28′ 8″ auf 20° 24′ 7″ vermindert hat. Auch über die Intensität des Erdmagnetismus, die horizontale sowohl als die totale, sind Beobachtungen mitgetheilt. Die Elektrizität der Luft ist nach mittäglichen Beobachtungen während des Jahres 1845 bis 1850 für die verschiedenen Monate angegeben.

Die Zeit der Blatt-Erzeugung ist im vergangenen Jahrzehnt an 62, die der Blüthe an 152, der Fruchtbildung an 17, der Entblätterung an 33 Pflanzen beobachtet worden. Die meteorologischen Tabellen, welche von dem hiesigen Bureau herausgegeben werden, und in denen die in den Jahren 1836 bis 1849 zu Arys in Masuren gemachten Beobachtungen über den Einfluß des Klimas auf die Vegetation abgedruckt sind, gestatten einen Vergleich der klimatischen Verhältnisse in diesem östlichsten Theile des Königreichs Preußen mit denen des westlichsten Theiles, da das Klima der niederrheinischen Ebenen von dem Brüsseler wenig verschieden ist. Hiernach fiel z. B. die Blüthe der Schneeglöckchen in Brabant durchschnittlich auf den 22. Februar, in Masuren auf den 15. März, die der Veilchen in Brabant auf den 17. März, in Masuren auf den 24. April, die Blüthe der Erdbeere in Brabant auf den 20. April, in Masuren auf den 15. Mai, ihre Reife in Brabant auf den 5ten, in Masuren auf den 24. Juni, die Fliederblüthe trat in Brabant den 28. April, in Masuren den 22. Mai ein, die Blüthe der Johannisbeere in Brabant den 2. April, in Masuren den 6. Mai,

In den drei übrigen Kapiteln des Titels vom belgischen Territorium ist eine Uebersicht der Geographie, der Geologie und Zoologie dieses Landes gegeben. Die geographische Uebersicht enthält manches Interessante; hier findet sich unter Anderem ein Verzeichniß der Längen- und Breiten-Bestimmungen, welche in Belgien durch die dortigen Generalstabs-Offiziere und durch Cassius, Krayenhoff, Ezery und Quetelet ermittelt worden, und die Tabelle der Höhenmessungen, welche von dem Generalstabe und von der Direction der öffentlichen Arbeiten angeführt worden sind. In der Orrographie sind die höchsten Punkte des Landes bezeichnet; gegen die preußische Gränze in der hohen Veen erhebt sich dasselbe bis auf 2166 Fuß, fast eben so hoch gegen die Landesgränze bei Vielsalm und Bastogne. Der Flächen-Inhalt der Polders, d. h. des trockengelegten Landes unter dem Wasserspiegel, ist auf etwa 9 Quadratmeilen angegeben. Nachrichten über die Tiefe der Steinkohlen-Gruben und der artesischen Brunnen sind Quetelet's Abhandlungen entnommen, die Steinkohlen-Grube bei Quaregnon im Hennegau geht bis 1322 Fuß unter den Meeresspiegel. Die Hydrographie ist hauptsächlich in der Angabe der Länge der schiffbaren Ströme (im Ganzen 137 geogr. Meilen) und der Kanäle (82 Meilen) vertreten. Hinsichtlich der Bewegung des Landes gegen das Meer wird angeführt, daß dasselbe sich ostwärts Nieuwport senkt, westwärts Nieuwport dagegen aus dem Meere emporhebe.

Der Abschnitt von der Geologie, vom Verfasser der geologischen Karte von Belgien, giebt ein Verzeichniß der in Belgien vorkommenden Erd- und Steinarten und eine Nachweisung, in welchen Theilen des Landes die verschiedenen Mineralien sich vorfinden. Der Abschnitt von der Zoologie beschränkt sich auf die Aufzählung der im Königreich Belgien vorkommenden Thierarten, wobei dieselben in Hausthiere, und zwar in solche, welche dem Menschen zur Nahrung, zu landwirthschaftlichen, zu industriellen Zwecken dienen oder zum Vergnügen gehalten werden, und in wilde Thiere, und diese wieder in solche, welche von den Menschen als Nahrungsmittel oder zu anderen Zwecken verhandelt werden, in solche, welche dem Menschen indirekt nützlich sind, und in die schädlichen Thiere unterschieden sind. Nach dem Plan der belgischen Central-Kommission sollte ein weiteres Kapitel die belgische Flora behandeln, dies ist, nachdem zwei dortige Professoren die ihnen angetragene Arbeit abgelehnt, wieder aufgegeben worden. Es ist dies kaum zu beklagen, und eben so wenig kann man dem Verfasser des Gemäldes von Belgien einen Vorwurf daraus machen, daß er die Uebersichten aus der Geologie und Zoologie in seinem Werke vollständig ignorirt hat.

Der Titel der Bevölkerung in der allgemeinen Statistik von Belgien ist von Herrn J. E. Horn zum Gegenstande eines besonderen Werkes, der „Bevölkerungswissenschaftlichen Studien aus Belgien", gemacht worden, deren erster Band in diesem Jahre bei Brockhaus erschienen ist. Derselbe geht darin die in Belgien ermittelten statistischen Verhältnisse durch und vergleicht sie mit den entsprechenden Verhältnissen in „Oesterreich, Sachsen, Preußen, Frankreich, England, Holland", so wie sie die Veröffentlichungen der dortigen statistischen Behörden darboten. Das Werk ist in Briefform geschrieben, eine Form, welche im Allgemeinen der Art der Behandlung entspricht; durchweg zeigt sich das Bestreben des Verfassers, Gegenständen von speziell statistischem Interesse ein populäres Interesse zu verleihen; dies ist ihm gelungen, und so kann dasselbe als eine unterhaltende statistische Lektüre bezeichnet werden. Es würde hier zu weit führen, auf den Inhalt dieses Werkes spezieller einzugehen; hinsichtlich der darin häufig vorkommenden Polemik wird man leicht erkennen, daß der Verfasser für sein Werk eine mildere Kritik in Anspruch nimmt, als er selbst ausübt, und daß er wohl manche Ausfälle gegen namhafte Statistiker bei genauerer Kenntniß der Werke derselben unterlassen haben würde.

Die Darstellung der belgischen Bevölkerungsverhältnisse, wie sie sich in der allgemeinen Statistik von Belgien vorfindet, ist zum größten Theil eine kurze Zusammenstellung aus den sehr umfangreichen Tabellenwerken über die Resultate der Volkszählung und über die alljährliche Bewegung des Civilstandes. Herr Henschling hat sich hierbei im Ganzen auf die Vorlegung einer Reihe von Uebersichtstabellen beschränkt, welche ein sehr kostbares und werthvolles Material enthalten; doch wäre es im Interesse des Publikums wünschenswerth gewesen, daß sich derselbe zugleich der weiteren Verarbeitung unterzogen hätte. In der vorliegenden Form gewährt der Abschnitt über die Bevölkerung ein allzu farbloses Bild dieses in Belgien so überaus kultivirten Zweiges der Statistik. Ebendeshalb mag es dem Berichterstatter für diese Zeitschrift nicht verargt werden, wenn er in der Besprechung der belgischen Bevölkerungsverhältnisse über den Inhalt der „allgemeinen Statistik des Königreichs Belgien" hinausgreift.

Die Kenntniß der Bevölkerungszahl liegt wohl in jedem Staate im Interesse der Verwaltung, am unmittelbarsten aber in Staaten von einem durchgeführten Repräsentativ-System. In Belgien richtet sich nach ihr die Anzahl der Vertreter bei den höchsten Organen der Staats-, provinzial- und Kommunal-Verwaltung, sie bestimmt die Höhe des Census und gewisser direkter und indirekter Steuern, den Betrag des Miliz-Kontingents, die selbständigere Stellung der Städte und zahlreiche andere Verhältnisse. Mit welchen Schwierigkeiten es jedoch verbunden ist, über den Stand der Bevölkerung zuverlässige Nachricht zu gewinnen, ist den Wenigsten von denen bekannt, welche von den in den verschiedenen Staaten veröffentlichten Bevölkerungszahlen Gebrauch zu machen bereit sind. In der That kann man noch heute sagen, was Quetelet vor etwa zwölf Jahren aussprach, daß es in Europa kaum einen Staat von einiger Größe giebt, welcher im Stande ist, seine Bevölkerungszahl mit ziemlicher Genauigkeit zu kennen. In den jetzt belgischen Landestheilen fand im Jahre 1801 zuerst eine allgemeine Zählung statt, welche, wie es scheint, nach damaligen Begriffen ziemlich sorgfältig ausgeführt wurde; auch für die Jahre 1806, 1811 und 1816 waren Zählungen angeordnet, welche jedoch jedenfalls nachlässiger, hier und da auch wohl gar nicht vollzogen worden sind. Als nun gegen Ende des Jahres 1829 im Königreich der Niederlande die allgemeine Volkszählung vorgenommen war, suchte man eine fortdauernde Kenntniß vom Stande der Bevölkerung dadurch zu erhalten, daß man alljährlich die Zahl der Herbeigezogenen und der Gebornen derselben hinzufügte, die der Fortgezogenen und Gestorbenen davon abnahm. Richtige Zahlen konnte dies nicht geben, denn, — ganz abgesehen von der mangelhaften Führung der Civilstands-Register — man hatte die population du fait gezählt und dann die Veränderungen damit vorgenommen, welche in der population du droit eingetreten waren. Erst die statistische Central-Kommission drang auf die Ausführung einer neuen Zählung, und Quetelet suchte in der im ersten Bande des Bulletins der Kommission abgedruckten Abhandlung über die Vertheilung des Miliz-Kontingents den Nachweis zu liefern, daß die Bevölkerung von Belgien zur Zeit um nicht weniger als 528,586 Seelen zu niedrig veranschlagt werde. In den Berechnungen, auf welche er sich stützte, ging er zunächst davon aus, daß die Zahl der Milizpflichtigen die Stärke der betreffenden Altersklassen ersichtlich mache, und daß die Zunahme, welche diese Altersklassen seit 1829 erhalten haben, eben so der gesammten Bevölkerung müsse zu Theil geworden sein; noch weitere Berechnungen stützte er theils auf die von ihm aus den in den Jahren 1827 bis 1829 vorgekommenen Sterbefällen konstruirten Mortalitätstafel, theils auf einen Vergleich der in dem letzten Dezennium vorgekommenen Geburten und Sterbefälle mit denen im Dezennium 1815 bis 1824, wobei er jedoch genöthigt war, sich geschätzter Zahlen zu bedienen. Als aber nun die Zählung im Spätherbst 1846 wirklich ausgeführt worden war, mit allen zulässigen Vorsichtsmaßregeln unter sehr genauer Kontrole und mit einem wahrhaft seltenen Aufwand an Geld und Arbeitskraft, so entsprach das Resultat derselben den Erwartungen der Kommission keineswegs; die ganze Differenz, um welche mehr Menschen vorgefunden waren, als die bisherigen Nachweisungen angaben, war 25,509, bei Berechnung welcher Summe überdies die Domizil-Veränderungen des laufenden Jahres, welche man zusammenzustellen unterlassen hatte, nicht in Betracht gezogen sind. Im Einzelnen wichen natürlich die Zählungsresultate bald mehr, bald weniger von den Voraussetzungen ab: die beiden Flandern, welche man um 175,608 Seelen unterschätzt glaubte, fand man im Gegentheil noch um 32,764 Seelen überschätzt, in der Provinz Limburg, deren Bevölkerungszahl man um 18 pCt. zu niedrig gehalten hatte, fanden sich nur um 2 pCt. mehr Einwohner vor; die bedeutendsten Differenzen zeigten die großen Städte, indem z. B. in Brüssel und den Vorstädten 7577 Personen mehr, dagegen in Gent 10,590 weniger angetroffen wurden, als die nach den Civilstandsregistern gefertigten Bevölkerungs-Abschlüsse ergaben. Die Fehler waren jedenfalls überschätzt worden, die Kommission glaubte jedoch auf diese Resultate der Zählung nicht allzu sehr trauen zu können; sie entwickelte, daß bei der Zählung vermuthlich 72,287 Personen übergangen worden seien.

(Fortsetzung folgt.)

Japan.

Japan in seinen Beziehungen zu den Europäern.

(Schluß.)

Ein so schreckliches Beispiel hätte den später nach Japan kommenden Spaniern zur Warnung dienen sollen. Freilich war auch die Ursache ihrer Vertreibung eine ganz andere. Die Gesandtschaft, welche sie an den Kaiser schickten, im Jahre 1611, schien ohne Weiteres von dem Lande Besitz nehmen zu wollen; sie kam mit Soldaten, mit Trommelwirbel, mit fliegenden Fahnen. Ihre Instructionen schrieben ihr vor, die Häfen zu untersuchen und einen Plan von den Küsten aufzunehmen; so hatte Ferdinand Cortez es in Mexiko gemacht. Um ihrem ersten Auftreten, durch welches der regierende Fürst tief verletzt war, den nöthigen Nachdruck zu geben, schickten die Spanier einen Dreidecker, die „Madre de Dios", nach Nangasaki, der größten Seestadt Japans. Auf die Nachricht hierüber läßt der Kaiser den Fürsten von Arima, einen seiner tapfersten Heerführer, zu sich berufen. „Eile nach Nangasaki", sagt er ihm, „nimm Truppen mit Dir, so viel Dir nöthig scheinen, und stecke um jeden Preis das kastilianische Schiff in

Brand. Ich will, daß es mit seiner ganzen Mannschaft und mit allen Waaren, mit denen es beladen ist, in den Flammen zugrundegehe."

Die Spanier hatten Freunde, welche sie warnten; aber in ihrem anmaßenden Selbstvertrauen hörten sie nicht auf die Warnung. Sie fuhren fort, ihr Schiff mit Schätzen zu beladen, und verließen sich auf den günstigen Wind. Als die Ladung beendet war, änderte sich der Wind; es war unmöglich, den Hafen zu verlassen. Der Fürst von Arima kam heran; er fand freilich in Nangasaki keine anderen Angriffsmittel, als Barken, die er mit Soldaten besetzen mußte; aber wer in Japan einen allerhöchsten Befehl erhält, führt ihn aus, oder er schlitzt sich sogleich mit dem Säbel den Bauch auf. Der Fürst von Arima kannte keine Furcht, und seine Soldaten, treue Unterthanen, fanden ihre Ehre darin, seinem Befehle gehorsam zu sein. Es beginnt also der Kampf mit so ungleichen Waffen. Auf der einen Seite die europäische Kriegskunst, auf der anderen die blinde Ergebenheit der Japanesen. Zerschmettert von dem Gewehrfeuer der „Madre de Dios", hängen die Japanesen sich an die Flanken des Schiffes und klettern längs des Randes hinauf. Ihre Uebermacht macht es ihnen möglich, Herren des obersten Decks zu werden; sie suchen die Spanier: wo sind sie? — Eine schreckliche Explosion sagt es ihnen; das Deck springt mit Allen, die sich darauf befinden, in die Luft. Die Japanesen dringen von neuem aufs Schiff; die Spanier wiederholen das mörderische Manöver. Nachdem kein Deck mehr in die Luft zu sprengen ist, mordet man sich noch gegenseitig im untersten Schiffsraum. Der Kaiser siegt zuletzt. Dreitausend von seinen Soldaten bedecken als Leichen die Bai von Nangasaki; aber das spanische Schiff, in Brand gesteckt, versinkt langsam in die Tiefe mit seinen letzten sterbenden Vertheidigern und mit allen Reichthümern, die es in sich trägt. „Später durchsuchten die Taucher, die in diesen Gegenden von ungemeiner Geschicklichkeit sind, den Grund der Bai von Nangasaki an der Stelle, wo der fürchterliche Kampf stattgefunden hatte. Sie fanden mehr als dreitausend Kisten mit Silber, und von Zeit zu Zeit machen ihre Nachfolger noch einen recht werthvollen Fund."

Nach diesen Mittheilungen wird man es begreiflich finden, warum das Volk der Japanesen, ein gebildetes, reiches, aufgeklärtes, wißbegieriges, für alles Neue empfängliches Volk, sich seitdem auf seinen Inseln gegen alle eindringenden Fremdlinge gänzlich abgeschlossen hat. Die Japanesen haben zwei Staatsoberhäupter, von denen das eine ausschließlich die religiösen, das andere ausschließlich die politischen Interessen des Landes vertritt; beide sahen durch die europäischen Eindringlinge das Prinzip ihrer Macht angegriffen und geschwächt; sie hatten Grund, sich von ihnen zu befreien. Aber die Portugiesen gingen in Japan als Märtyrer und die Spanier als Helden unter.

Wir haben noch von einem anderen europäischen Volk zu reden, welches allein seine Beziehungen zu Japan aufrecht erhalten hat, von den Holländern. Ihr Kampf gegen eine unterdrückungssüchtige Macht hatte die Energie ihres Charakters entwickelt. In ihrem Handelsverkehr zeigten sie Sparsamkeit, Klugheit, Mäßigung. Sie mußten wünschen, der Ausschließung, die ihre Nebenbuhler in Japan erfahren hatten, zu entgehen. Zu diesem Zweck opferten sie vielleicht zu bereitwillig, um ihres Interesses willen, etwas von ihrem religiösen Glauben und ihrer Würde auf: die Nachgiebigkeit gegen Japan wurde seit einiger Zeit gar zu weit getrieben!... Die Holländer hatten sich auf der Insel Firato eine Niederlassung aus Quadersteinen erbaut. „Warum aus Quadersteinen!" fragte man, „Eure Niederlassung ist ein Fort! Und warum auf diesem Fort das Datum 1638! — Dieses Datum bezieht sich gewiß auf eine religiöse Zeitrechnung. Reißt das Fort nieder, um das Datum zu vernichten!" — Die Holländer hatten so viel Selbstbeherrschung, sogleich zu gehorchen; sie hätten sonst das Schicksal der Portugiesen und der Spanier gehabt. So aber begnügte man sich, sie in Detsima, dem Aufenthaltsorte der Portugiesen, als sie verdächtig geworden, aber noch nicht verbannt waren, überwachen zu lassen. Die interessantesten Einzelnheiten, die uns Herr Fraissinet über Japan, über die von seinen Landsleuten (Herr Fraissinet ist ein Holländer) in Japan eingenommene Stellung, besonders über ihren Aufenthalt in Detsima mittheilt, sind wahrscheinlich der Korrespondenz der alten holländischen Direktoren entnommen.

Nahe bei Nangasaki ist das Meer mit Felsen und Sandbänken übersäet. Diese Gegend, Detsima genannt, hat man künstlich in eine Insel verwandelt und den Holländern als Stapelplatz und Wohnort angewiesen. Die Unterbauten sind zwei Toisen hoch; sie bestehen aus Quadersteinen; das Niveau der Insel erhebt sich eine halbe Toise über die Höhe der Hochfluth. Die Gestalt der Insel ist die des japanesischen Fächers. Zur Erklärung dieses sonderbaren Umstandes sagt Herr Fraissinet Folgendes: „Als der Kaiser Iyemits den Befehl gegeben hatte, Detsima anzulegen, fragte man ihn, welche Gestalt die Insel haben sollte. Anstatt auf diese Frage zu antworten, hielt der Kaiser den Baumeistern seinen Fächer hin." „Der Fächer", heißt es weiter, „spielt im öffentlichen und im Privatleben der Japanesen eine wichtige Rolle. Man sieht ihn in der Hand des Soldaten, wie in der des Mönchs. Wenn ein vornehmer Herr einem Armen ein Almosen giebt, legt er das Geldstück auf seinen Fächer. Man grüßt in Japan mit dem Fächer, wie in Europa mit dem Hut. Der Lehrer verschenkt Fächer als Prämien an seine Schüler. Um einem Verbrecher von hohem Range anzuzeigen, daß er zum Tode verurtheilt sei, präsentirt man ihm einen Fächer auf einer kostbaren Schüssel. Er kniet dann nieder, streckt die Arme nach dem verhängnißvollen Geschenk aus, neigt den Kopf, und der Vollstrecker des Urteils, der sich bereit gehalten hat, tritt vor und schlägt ihm den Kopf ab."

Daß ihnen ein solcher Niederlassungsort angewiesen wurde, hätte den Holländern von schlechter Vorbedeutung scheinen können. Indessen durch ihr kluges, besonnenes und gemäßigtes Benehmen wehrten sie schlimmere Folgen ab. Aber größere Freiheit in Bezug auf den Aufenthalt zu gewinnen, ist ihnen bis jetzt noch nicht gelungen. Sie stehen mit Nangasaki nur durch eine kleine steinerne Brücke in Verbindung; eine Schildwache wehrt Jedem den Uebergang über diese Brücke, der nicht eine ausdrückliche Erlaubniß dazu seitens des Gouverneurs aufweisen kann. Auf der südlichen Seite der Insel liegen zwei große Thore, die Wasserthore genannt. Sie werden nur dann geöffnet, wenn die Schiffe beladen oder entladen werden sollen, was immer nur in Anwesenheit einer bestimmten Anzahl von Beamten, die der Gouverneur ernannt hat, geschehen darf. Der Gouverneur unterhält auf der Insel eine Menge von vereideten Wächtern und Aufsehern aller Art. Um Contrebande zu verhindern, begnügen sich die Behörden nicht damit, ein Inventarium von allen Ladungen aufzunehmen, es werden die Ladungen auch in Magazinen, auf welche man die Siegel legt, unter Verschluß gehalten.

Haben die Holländer ein Recht, sich über diese kleinlichen, gegen sie angewendeten Vorsichtsmaßregeln zu beklagen? — An allen Orten schätzt man mit Recht ihre Mäßigung, ihre Rechtlichkeit, ihre Zuverlässigkeit; aber in Japan — haben sie sich da nicht durch die Gewinnsucht zu weit hinreißen lassen? — Die Bewohner von Nangasaki wunderten sich, daß alle Schiffs-Capitaine, die im Hafen angekommen waren, ungewöhnlich stark beleibt waren, sie waren so dick, so schwerfällig, daß sie mitunter, um vom Hafen bis zu ihrer Wohnung zu kommen, sich auf zwei Matrosen oder Beamte der Compagnie stützen mußten. Diese Beleibtheit, die sie noch so viel wie möglich durch Kleider à la Ludwig XIV. verhüllten, wurde verdächtig. Und sie bestand wirklich in Polstern, in denen die Herren, zum Vortheil der holländischen Compagnie, streng verbotene Waaren einschmuggelten. Ohne sie zu nöthigen, sich durchsuchen zu lassen, begnügte man sich damit, von ihnen eine viel weniger blühende Gesundheit zu fordern. Das Volk der Stadt wunderte sich nun in seiner kindlichen Harmlosigkeit über ihre so plötzlich eingetretene Magerkeit. Die Holländer verloren also auch noch das, was bei der Langweiligkeit des Gefängnisses, welches sie in Detsima einschloß, ihnen nicht wenig zur Erheiterung gedient hatte. Sie haben keine andere Zerstreuung, als die Aussicht auf Nangasaki, welche Herr Fraissinet in folgenden Worten schildert:

„Aus ihrer aufgezwungenen Einsamkeit beschauen die Holländer die schöne Stadt Nangasaki, die von drei großen Flüssen durchschnitten ist und einen der besten Häfen der Welt hat, der unter der Herrschaft der Europäer oder unter dem System der Handelsfreiheit bald auch einer der wichtigsten sein würde. Nangasaki, an der Stelle des Ufers gelegen, wo die Bai die größte Breite hat, liegt amphitheatralisch auf steilen Bergen von mäßiger Höhe, die bis zu den Gipfeln mit dem frischesten Grün bedeckt sind. Ueberall auf den Hügeln sieht man Pagoden, deren seltsame Bauart und Verzierung nicht ohne Anmuth ist; die Pagoden sind von Terrassen und Gärten umgeben. Noch weiter oben ragen unzählige Todtendenkmäler in feierlichem ernsten Styl in die Luft. Die vernünftige Sitte, die Todten außerhalb der Stadt zu begraben, die bei uns so neu ist, herrscht in Japan seit Hunderten von Jahren. Zu beiden Seiten wird das Gemälde von weit sich hinziehenden, wunderbar üppigen, grünen Reisfeldern eingerahmt."

Nangasaki gegenüber auf Detsima beschränkt wie Gefangene leben und den Launen einer Menge von Subaltern-Beamten immer sich fügen zu müssen, das ist das wahrlich nicht leicht zu tragende Schicksal der Holländer in Japan. Alle vier Jahre nur dürfen sie in einem feierlichen Aufzuge die beiden Hauptstädte des Landes besuchen. Hier ist die höchste Würde, gleichsam verdoppelt, in verschiedenen Städten und unter verschiedenen Formen durch vollständig von einander unterschiedene Fürsten repräsentirt, was eine der merkwürdigsten Sonderbarkeiten Japans ist. Die alte Dynastie der Mikados herrschte in Japan, ohne eine Unterbrechung der gesetzlichen Erbfolge, seit fünfundzwanzig Jahrhunderten. Die Ereignisse dieser langen Zeit sind mit großer Ordnung in die Geschichts-Annalen eingetragen. Die Herrscher dieser Dynastie waren durch die lange Dauer ihrer Macht gleichsam eingeschläfert worden. Einem müßigen, üppigen Leben hingegeben, überließen sie ihren hohen Militair- oder Palast-Beamten, unter dem Namen Siogouns, ganz und gar den Oberbefehl über die Armeen. Lange Zeit hindurch wurde die Autorität des Mikado (so nannte man den Kaiser) von den Siogouns respektirt. Aber einer von ihnen, ein glücklicher Soldat, eben so ehrgeizig und unternehmend, als

tapfer, stiftete Unruhen im Staate, verschaffte sich eine mächtige Partei, veranlaßte einen wechselvollen, blutigen Kampf und riß die Macht an sich, welche die immer noch verehrten, aber schwachen Hände fallen ließen.

Was sollte man mit dem besiegten Fürsten machen! Man wollte ihm weder das Leben nehmen, noch die Krone lassen. Im ersten Falle hätte man die tiefgewurzelte Anhänglichkeit der Völker gegen sich aufgebracht; im zweiten Falle hätte man einen Sieg ohne Ergebniß gehabt. Man wollte nicht, daß der gefallene Kaiser später wieder Geschmack für die anziehenden Sorgen der Herrschermacht oder gar für den Lärm der Waffen bekommen sollte; kurz, man wollte nicht, daß er König sei; man machte ihn darum zum Gott! Um ihn vom Throne zu bringen, errichtete man ihm Altäre und umgab man ihn mit den Ehrfurchtsbezeigungen und Anbetungen der Menge. Zur Residenz gab man ihm ein unermeßliches Kloster, zum Palast einen Tempel; ein nur aus Priestern und Frauen gebildeter Hof, eine göttliche, aber machtlose Autorität, Kniebeugungen, Ehren, Herrlichkeiten, aber nicht ein Schatten von Macht, — das ist der Antheil, den die Siogouns dem Mikado für immer gegeben. Die beiden Dynastieen bestehen heute noch ohne Feindseligkeit neben einander, die eine geheiligt, die andere herrschend; die eine — zufriedengestellt durch die ihr gespendete schmeichelhafte und trügerische Verehrung, die andere — mit vorsichtiger und fester Hand die Macht, die sie sich errungen, bewahrend; die eine — in den Himmel gebannt, die andere — gefürchtet, unumschränkt herrschend auf der Erde; und Japan ist für sie die ganze Erde, da ihre Unterthanen Japan nicht verlassen und die Fremden es nicht betreten dürfen.

Frankreich.

Die Kennzeichen des Todes.*)

Ein sehr geachteter Arzt in Paris, Dr. Josat, behandelt in einem jüngst herausgegebenen umfänglichen Buche von vierhundert Seiten eine wahrhafte Lebensfrage gerade — um einen Ausdruck des großen Arztes Bichat zu gebrauchen — für diejenigen, die vom Tode nur die äußere Erscheinung zeigen. Ein jahrelanges, ernstes und anhaltendes Studium seiner Aufgabe hat ihn zu dem Schluß gebracht, daß alle sonst angenommene Todeszeichen: die völlige Unbeweglichkeit des Körpers, die leichenhafte Starre desselben, das hippokratische Gesicht, die Undurchsichtigkeit und Bläue der Finger, die Verzerrung der Pupille u. a., selbst in ihrer Gesammtheit nur Vermuthung, nicht Beweise des Todes liefern. Auch den Stillstand des Herzschlages, durch das Gehör konstatirt, läßt er nicht als unwiderlegliches Zeugniß des Todes gelten; denn es müßte erstlich noch erwiesen werden, daß das organische Leben unfähig sei, fortzudauern, wenn das Herz auf eine dem Ohr bemerkliche Weise zu schlagen aufgehört, und zweitens müßte man die Ueberzeugung gewinnen, daß das Ohr in allen Fällen ein verläßliches Werkzeug sei, das leiseste Zittern eines so tief versteckten, oft von einer dicken Muskelnschicht bedeckten Organs wahrzunehmen. Zur Bestätigung dieser Einwürfe führt er folgende Thatsache an: Girbal, Vorsteher der Klinik bei der medizinischen Fakultät zu Montpellier, wird zu einem jungen Mädchen gerufen, das seit einigen Stunden dem Anschein nach todt war. Alle Zeichen des wirklichen Todes, oder die man wenigstens dafür hält, sind da; er legt das Ohr an die Gegend des Zwerchfells und lauscht mehrere Minuten — nicht die geringste Bewegung des Herzens ist zu merken. Alle Mittel noch, die für solche Fälle angegeben sind, werden erfolglos angewendet, und als er endlich das Mädchen für todt aufgiebt — kömmt sie ins Leben zurück.

Mit einem Worte, es giebt kein anderes zuversichtliches, untrügliches Kennzeichen des wirklichen Todes, als die chemische Zersetzung der Organisation, die Verwesung; ist diese eingetreten, dann ist das Leben auf immer gewichen, dann ist der Mensch wirklich todt, und er mag, ohne die geringste Besorgniß vor der entsetzlichen Möglichkeit,**) im Grabe wieder zu erwachen, dem Schooße der Mutter Erde anvertraut werden.

Um nun hier von Seiten der Staatsbehörde eine strenge Kontrole einzuführen, die Beerdigung vor erlangter völliger Gewißheit von der eingetretenen Verwesung zu verhüten; bei muthmaßlichem Scheintode die wissenschaftlich zweckmäßigen Mittel zur Wiederbelebung anzustellen, dringt Dr. Josat auf Einrichtung von Leichenhäusern, wie sie bereits in vielen Staaten Deutschlands bestehen.

*) De la mort et de ses caractères; nécessité d'une revision de la législation des décès pour prévenir les inhumations et les délaissemens anticipés.

**) Nicht ohne Schaudern liest man bei Dr. Josat, wie ein Edelmann unter dem Messer Vesale's, der die Todesursachen desselben anatomisch untersuchen wollte, sich wieder belebte; wie der Kardinal Espinosa das Skalpel ergriff, das ihm den Bauch aufschnitt; wie der Abbé Prevost unter den Qualen der Oeffnung, die man mit seinem scheinbaren Leichnam vornahm, verhauchte; wie der Anatomiker Winslow zweimal begraben wurde. Dr. Bruhier hat hunderteinundachtzig Fälle verfrüheter Beerdigungen gesammelt, und Leguern, Verfasser mehrerer geschätzten Werke über diese Frage, zählt nicht weniger als sieben derartige Fälle in dem kurzen Zeitraum von acht Monaten.

Mannigfaltiges.

— **Chemische Erfahrungen der älteren Chinesen.** berühmter Polyhistor dieser Nation, seines Namens Ma Tuan-welcher im dreizehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung lebte, c in der literar-historischen Abtheilung seines großen Werkes „Wen-l t'ung-k'ao" (durchgreifende Prüfung der alten Schriftsteller, Buch 2 ein im Jahre 1094 unserer Zeitrechnung an das Licht getretenes Bi lein vom „Eintauchungs-Kupfer", d. i. durch Eintauchen oder E stippen gewonnenen Kupfer. Dieses Werkchen — sagt der geleh Chinese — sei eine Anweisung, mittelst der Flüssigkeit tan-schui (wö lich Gallen-Wasser) Eisen in Kupfer zu verwandeln. Sta der „Verwandlung in" wird man natürlich eine „Ueberkleidung mit" denken müssen, und zwar aus einleuchtenden Gründen. Für solche Leser, denen chemische Prozesse ganz unbekannt, sei nämlich in der Kürze bemerkt, daß, wenn man z. B. eine eiserne Messerklinge i eine aus Salpetersäure und Kupfer bestehende Flüssigkeit taucht, di Klinge nicht von dem bläulichen Liquidum genäßt wird, sondern eine dünnen Kupfer-Ueberzug erhält; denn die Salpetersäure scheidet von Kupfer und vereinigt sich mit dem Eisen, wo dann erstgenanntes Meta auf letztgenanntes niedergeschlagen (präzipitirt) wird.

— **Die Stärke des elektrischen Stroms in den Muskeln.** Es ist heutzutage durch die Arbeiten der Herrn Matteucci und du Bois Raymond festgestellt, daß in den lebendigen oder eben erst getödteten Thieren die Muskeln von Strömen dynamischer Elektrizität durchzogen sind, die auf das Galvanometer eine sehr merkliche Einwirkung ausüben. Gott weiß, wie viele Frösche geopfert worden sind, um diese merkwürdige Eigenschaft des Muskelgewebes festzustellen! Herr Reynauld hat die Zahl der Opfer noch bedeutend vermehrt. Er hat, wer weiß, wie vielen unglücklichen Fröschen den Kopf abgeschnitten, die Haut abgezogen und dann behutsam den Wadenmuskel abgenommen. Nachdem er denselben quer durchschnitten, hat er die beiden Enden des Galvanometers — das eine mit der Sehne des Muskels, das andere mit der Fläche des Querschnitts in Verbindung gebracht; die Magnetnadel hat sofort durch ihre Bewegung die Anwesenheit des elektrischen Stroms im Muskel angezeigt. Insoweit wiederholte Herr Reynauld nur die Versuche seiner Vorgänger, nur daß er sie auf eine Weise, die wir sogleich angeben werden, vervollkommnete. Aber um die Stärke des elektrischen Stroms zu bestimmen, hat er eine neue Methode erfunden: er hat in den Kreislauf des Stroms thermo-elektrische Paare, die in entgegengesetzter Richtung wirken, eingefügt, in einer Anzahl, die hinreichend war, der thierischen Elektrizität den Weg zu versperren. Die Anzahl der Paare, die nöthig ist, um die Ausgleichung hervorzubringen und das Galvanometer auf Null zu bringen, hat natürlich das Maß abgegeben für die elektrisch bewegende Kraft des Muskels. Die Physiker kennen genau den Werth der elektrisch bewegenden Kraft, welche in dem Plattenpaar von Wismuth und Kupfer für den Temperatur-Unterschied von hundert Graden wirksam ist; ihnen darthun, daß das Muskel-Element, welches so eben dem lebendigen Thier entzogen ist, als elektrischer Beweger von einer zehnmal größeren Kraft wirkt, das heißt: ihnen eine klare Vorstellung von einer Quelle der Elektrizität geben, die man bisher noch nicht in Zahlenwerthen angeben konnte. Von dem Augenblick an, wo der Muskel dem lebendigen Organismus entzogen ist, nimmt die Stärke des Stroms in progressivem Verhältniß ab, und zwar verschwindet, wie Herr Matteucci bemerkt hatte, bei den Thieren mit warmem Blut, z. B. beim Kaninchen, die elektrische Erscheinung schneller, als bei den Thieren mit kaltem Blut. Herr Reynauld hat diese verschiedene Abnahme der elektrisch bewegenden Kraft Schritt für Schritt verfolgen und an jedem Punkte in Zahlen bestimmen und so zu der Erkenntniß kommen können, daß bei den Säugethieren in drei Stunden die Stärke des Stroms in demselben Maße herabsinkt, als bei den Reptilien in fünf Stunden. Diese Dauer der elektrischen Erscheinung wird fast Allen, die Versuche gemacht haben über die elektrischen Ströme in den Muskeln, befremdend vorkommen. Herr Reynauld hat für seine Versuche eine so lange Beobachtungszeit dadurch gewonnen, daß er die störende Einwirkung, welche man gewöhnlich mit dem Namen Polarisation bezeichnet, zu beseitigen verstanden. Die störende Einwirkung besteht darin, daß auf den Platinscheiben, welche man anwandte, um den Strom aufzunehmen und in den Galvanometer überzuleiten, sich die Produkte der Zersetzung der Flüssigkeit, die man zur Herstellung des Kreislaufes brauchte, ablagerten. Anstatt des Platins Zink nehmend und den Kreislauf durch zinkhaltige Schwefelsäure, welche die Muskelfaser nicht angreift, bewirkend, hat Herr Reynauld die störende Einwirkung der Polarisation beseitigt und dem elektrischen Strom im Muskel die ganze eigene Beständigkeit gegeben.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 6 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Expediteur Neumann, Mittelstraße Nr 21), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 94. Berlin, Dienstag den 8. August 1854.

Die deutschen Eisenbahn-Verwaltungen an der französischen Gränze.

(Aus einem Reisebriefe.)

.... Die Wanderkonferenz der deutschen Eisenbahn-Verwaltungen hatte diesmal ihren jährlichen Zusammentritt an dem äußersten südwestlichen Saume des deutschen Vaterlandes, in Baden-Baden, anberaumt, wohin auch Abgeordnete der Eisenbahnen des benachbarten Frankreich und der Schweiz gekommen waren. Du hast mich oft bereits nach den Resultaten dieser alljährlichen General-Konferenzen gefragt, und das Positive, das ich Dir darüber zu berichten wußte, war in der That nicht von Erheblichkeit. Gleichwohl halte ich diesen Verein, wie jeden anderen, der, gleich ihm, seine Mitglieder aus den verschiedenen Gauen des deutschen Vaterlandes rekrutirt, und der, unter ungetrübter Wahrung der besonderen Landes- und Stammes-Interessen, die festere Knüpfung wenigstens eines gemeinsamen Bandes bezweckt, für wahrhaft ersprießlich in moralischer, wie in materieller Hinsicht. Ich darf mich in dieser Beziehung auf einen zweiten, in Deutschland bestehenden großen Verein berufen, nämlich auf die Corporation der deutschen Buchhändler mit ihrer Leipziger Börse, die, in ähnlicher Weise zusammengesetzt, ohne den oft eigensinnigen, partikularistischen Neigungen Zwang anzuthun, doch unbestritten ein gemeinsames nationales Interesse fördert. Wahrlich, es ist nicht blos der erleichterte und auf bewundernswerthe Weise überall hin mit gleicher Schnelligkeit sich vertheilende Büchervertrieb, den wir dem deutschen Buchhändler-Vereine zu verdanken haben, sondern wesentlich ist es auch dieser Verein, der den Gedanken der Gemeinsamkeit der deutschen Literatur in Deutschland selbst, wie im Auslande, wach erhält und zum Bewußtsein sogar der spottlustigsten Verhöhner deutscher Einigkeit und Nationalität bringt. Was keiner noch so mächtigen deutschen Coalition bisher gelungen, das hat dieser unscheinbare Verein deutscher Buchhändler erwirkt: daß man nämlich weder in Paris, noch in Kopenhagen, weder in London, noch in St. Petersburg an der Einigkeit deutscher Bestrebungen und an der Beachtenswürdigkeit deutscher Beschlüsse zweifelt. Es liegt etwas ungemein Sittliches und daher auch Achtunggebietendes in der Vereinigung nationaler Kräfte zu einem gemeinsamen Ziele, sei dieses nun geistiger oder materieller Art, und deshalb hat auch unser Verein deutscher Eisenbahn-Verwaltungen durch seine bloße Existenz schon Gutes gewirkt, abgesehen davon, daß er sich durch Aufstellung allgemeiner Grundsätze in Bezug auf die Vollendung des deutschen Eisenbahnnetzes, so wie hinsichtlich des durchgehenden Verkehrs auf den deutschen Vereins-Bahnen, für welche er auch die Grundzüge eines allgemeinen Güter-Tarifs und Transport-Reglements, so wie eine vergleichende Statistik, ausgearbeitet, reale Verdienste um Handel und Verkehr in Deutschland erworben hat.

Gleichwie dem deutschen Buchhändler-Börsenverein, so kömmt auch dem Vereine deutscher Eisenbahn-Verwaltungen der Umstand sehr zu Statten, daß er mit keinerlei Mißtrauen der deutschen Regierungen um seine Existenz zu kämpfen hat. Diese kommen ihm vielmehr überall mit dem größten Vertrauen entgegen, und in Wien wie in Hamburg, in Berlin wie in Stuttgart, in Dresden wie in Nürnberg, und in Aachen wie in Baden-Baden ist er mit einer Einmüthigkeit des Wohlwollens begrüßt worden, wie sie in unserem divergirenden, antagonistischen Staaten- und Volksleben sonst nicht leicht einem deutschen Unternehmen zu Theil wird. Ueberall erkannte man dem Verein eine nationale Bedeutung zu, und selbst der verstorbene Fürst Felix Schwarzenberg, dem wohl Niemand irgend eine Schwärmerei für das Deutschthum zugetraut hat, sprach von deutscher Einigkeit und deutschem Gefühl, als er an der von der kaiserlichen Munifizenz den Vertretern des deutschen Eisenbahn-Vereins im Schlosse von Laxenburg bereiteten Fest-Tafel die Gäste seines Souverains begrüßte.

Auch darin darf wohl eine Anerkennung der nationalen Bedeutung des Vereins gefunden werden, daß bei mehreren General-Konferenzen, namentlich in Aachen, in Stuttgart, in Berlin und in Baden-Baden, Abgeordnete ausländischer Eisenbahnen (der belgischen Staatsbahn, der französischen Nord- und Ost-Bahnen und des eben entstehenden Schweizer-Bahnnetzes) erschienen waren, um den Verhandlungen beizuwohnen und direkte Verbindungen mit einzelnen Verwaltungen anzuknüpfen. Es konnte nicht fehlen, daß auch hierbei wieder, wie in fast allen deutschen Verhältnissen, nördliche und südliche Gegensätze mit einander in Berührung kamen: im Norden wirbt nämlich die rheinische Eisenbahn im Vereine mit der belgischen Staatsbahn und dem französischen Chemin de fer du Nord, und im Süden bewerben sich die badische und die württembergische Staatsbahn im Vereine mit dem französischen Chemin de fer de l'Est um die Vermittelung des deutschen Verkehrs mit Paris und mit dem westlichen Europa überhaupt. Doch bei richtiger Auffassung der gegenseitigen Verhältnisse, wie sie eben der Verein seinen Mitgliedern möglich macht und erleichtert, bei allgemeiner Anerkennung des Grundsatzes, daß jede Konkurrenz ihre natürlichen Gränzen hat, die nicht ungestraft überschritten werden können, wird der Norden dem Süden und eben so der Süden dem Norden den ihm gebührenden Antheil an der Vermittelung des ost-westlichen Verkehrs neidlos überlassen. Allerdings wird jede der betheiligten Parteien dahin streben müssen, die Wege, so weit sie eben innerhalb ihrer natürlichen Gränzen liegen, von allen Hindernissen und Verzögerungen des Verkehrs zu befreien. Und dazu werden wiederum die kleineren geographischen Verbände, welche sich innerhalb des Vereins gebildet und die ihrerseits auch bereits manches Gute erreicht haben, das Ihrige beitragen.

Bemerklich mache ich bei dieser Gelegenheit, daß der süddeutsche Verband dem mitteldeutschen gegenüber den Vortheil für sich geltend zu machen weiß, daß im Süden kein sogenannter Postzwang existirt, Eisenbahnen und Posten vielmehr meistens in einer und derselben Hand sind, so daß der französische Absender, der seine Waaren über Straßburg gehen läßt, keiner anderen Vermittelung, als der Eisenbahn, bedarf, während derjenige, der über Aachen und Köln extradirt, wenn seine Waaren nicht über zwanzig Pfund wiegen, dafür sorgen muß, daß diese an der deutschen Gränze von der Eisenbahn auf die Post übergehen. Natürlich giebt diese Betrachtung auch da, wo sie gar nicht maßgebend zu sein braucht, den Ausschlag für die Versendung über Straßburg, das die Franzosen überhaupt gewohnt sind als das Ausgangsthor nach Deutschland anzusehen, während sie Frankfurt a. M. als dessen Haupt-Eingangsthor betrachten.

Ja, immer noch beschränken sich die geographischen Kenntnisse der meisten Franzosen, was Deutschland betrifft, auf die Wissenschaft von „Strasbourg" und „Francfort". Hinter dem Einen ist für sie Alles „France", und hinter dem Anderen Alles „Allemagne". Ich habe selbst gehört, wie ein junges, sehr schmuckes Gänschen aus Straßburg, wahrscheinlich die Enkelin irgend eines Patriziers dieser alten deutschen Reichsstadt, an eine andere Dame in Baden-Baden, mit der sie eben vor dem Conversationshause, mitten unter einer sehr eleganten, nur französisch sprechenden Gesellschaft saß, die Frage richtete: „Est-ce que l'on parle encore ici ce patois allemand, ou est-il comme chez nous presque éteint par notre langue et civilisation française?"*) In Straßburg scheint allerdings mit der deutschen Sitte sogar das Wissen von deutscher Bildung geschwunden zu sein. Besonders in den letzten fünfundzwanzig Jahren hat dort das deutsche Element, das jetzt im Elsaß nur noch von einigen evangelischen Landpredigern treu gepflegt wird, erschreckende Rückschritte gemacht. Ich gestehe, daß mich mein jüngster Besuch in Straßburg mit der größten Wehmuth erfüllt hat. Der älteste Meister der deutschen Baukunst, Erwin von Steinbach, und der älteste Meister der deutschen Rede, Geiler von Kaisersberg, deren Denkmäler uns hier umgeben, würden in den Straßen von Straßburg, die jetzt ihre deutschen Namen, welche sonst wenigstens unter den französischen zu lesen waren, ganz verloren haben, nicht mehr verstanden werden. Im Theater von Straßburg, wo sonst deutsches und französisches Schauspiel abwechselte, wird jetzt nur noch französisch gespielt, und im Collége, dem einzigen großen Gymnasium der Stadt, ist das Französische ausschließlich Unterrichtssprache. Materiell hat Straßburg allerdings durch seine blühende Fabrikthätigkeit außerordentlich gewonnen; in geistiger Hinsicht macht es jedoch — und zwar, wie

*) Spricht man hier noch den deutschen Jargon, oder ist er, wie bei uns (im Elsaß), auch hier bald durch unsere französische Sprache und Civilisation ganz verdrängt.

ich glaube, nicht blos auf Deutsche — einen sehr peinlichen Eindruck. Wie ansprechend erscheint uns dagegen die ebenfalls Deutschland entfremdete, aber gleichwohl ihrem angebornen deutschen Wesen treu gebliebene, alte Patrizierstadt Basel! Es verlohnte in der That, von deutschem Standpunkt einmal einen moralischen Vergleich zwischen den beiden Nachbarstädten Straßburg und Basel zu ziehen.

Es ist sehr natürlich, daß viele Franzosen, in Folge der so total gelungenen Französirung Lothringens und des Elsaß, es auch für leicht halten, noch andere Theile Deutschlands früher oder später wieder zu sich herüberzuziehen. Sie vergessen allerdings, daß seit Abreißung dieser beiden Provinzen Deutschland, was sein Gesammtbewußtsein und die nationale Bildung betrifft, ein ganz anderes geworden. Möchten nur auch die deutschen Regierungen dieses National-Bewußtsein immer mehr zu stärken wissen!

Naiv ist, was zuweilen die in Deutschland reisenden Franzosen für Anforderungen machen. Leute dieser Art, mit denen ich in Einem Eisenbahn-Coupé zwischen Heidelberg und Frankfurt a. M. fuhr, drückten mir wiederholt ihr Erstaunen darüber aus, daß nicht alle Schaffner und Zugführer, welche ihnen die Billets abforderten, auch französisch sprächen und verständen. Die Franzosen machen zwar jetzt sehr zahlreich die große Tour „de Paris à Strasbourg, par l'Allemagne sur le Rhin, et par la Belgique à Paris", zu welchem Behufe sie in Paris Tour-Billets zu hundertzwanzig Francs lösen, welche vier Wochen Gültigkeit haben; aber von diesen vier Wochen kommen in der Regel kaum vierzehn Tage auf Deutschland, die sie meistens in Baden-Baden zubringen, dessen Sozietät gesehen und an dessen Roulette-Bank gespielt zu haben, zu den unerläßlichen Pflichten einer solchen Deutschlands-Tour gehört.*)

Im Uebrigen besitzen diese Vierwochen-Reisenden in ihren Billets, welche die Form eines Brieftäschchens haben, dessen einzelne Coupons auf den betreffenden Eisenbahnen und Dampfschiffen von den Schaffnern abgelöst werden, eine Art von Zwangspaß, der sie an jene Tour von und nach Paris so bindet, daß sie selten einmal von dem vorgeschriebenen Kreise, der innerhalb der zugestandenen vier Wochen zurückgelegt sein muß, einen Abstecher in das Innere des Landes hineinwagen.

Baden-Baden hat jedoch, wie gesagt, das Privilegium, die Vierwochen-Reisenden länger als irgend ein anderer Punkt ihrer Tour zu fesseln. Dort finden sie ja die Crème der französischen Gesellschaft, und zwar auch desjenigen Theils derselben, der sich bereits vor vierundzwanzig Jahren von Paris abgewandt, seitdem zwar sich vielfach wieder mit dem Regiment und den Moden in Paris ausgesöhnt hatte, seit sechs und seit zwei Jahren jedoch um so verstimmter und stolzer auf seine Güter oder in das Ausland sich zurückgezogen hat. Wer in der französischen Hauptstadt die Träger der alten Geschlechtsnamen des Landes, die Nachkommen der Hofleute Ludwig's XIV., vergebens gesucht, der kann darauf rechnen, einige der vornehmsten Repräsentanten derselben in dem „Cercle" anzutreffen, der sich in Baden-Baden aus der haute volée der französischen Aristokratie gebildet. Man erkennt sie auf den ersten Anblick. Es sind meistens sehr blasirte Leute, die eine gewisse Einfachheit und Nonchalance zur Schau tragen, die aber sehr wegwerfend und kurz oder auch gar nicht antworten, wenn zufällig Jemand, der nicht zu ihnen gehört oder ihnen nicht vorgestellt ist, sie anredet. Zu ihren engeren Reunionen hat natürlich kein Deutscher, aber auch kein Franzose Zutritt, dessen Name nicht im Almanac de la Noblesse verzeichnet ist. In einer zweiten, weniger engen Reunion bilden die vornehmen Franzosen zwar ebenfalls den Grundstock, doch ist man hier minder wählig, und auf den Montagsbällen dieser Reunion erblickt man nicht blos englische Ladies und Gentlemen, sondern auch deutsche Herren und Pariser Roturiers. Daß Letztere ihre ihnen freilich nicht immer angetrauten Frauen nicht mitbringen dürfen, versteht sich von selbst. „Madame, on n'entre pas!" ruft ihnen gewöhnlich die am Eingange des prachtvollen Reunions-Saales sitzende Dame zu, die Herr Benazet, der Spiel- und Conversationshaus-Pächter, in jedem Sommer ausdrücklich aus Paris kommen läßt, weil sie dort durch ihre Anstellung bei der großen Oper Gelegenheit hat, während des Winters alle die Physiognomieen zu studiren, die sich für den Badenschen Reunions-Saal eignen oder nicht. Es ist bekannt, daß diese Dame deshalb, in Paris sowohl als in Baden, den Beinamen „Madame Nentrepas" erhalten hat.

Die Vertreter der deutschen Eisenbahn-Verwaltungen hatten die Ehre gehabt, von Herrn Benazet besondere Einladungen zu diesen Montags-Reunions zu empfangen, und es gewährte einen eigenthümlichen Anblick, zwischen den Reihen der süßlichen jungen Franzosen, die, während sie ihre Tänze phlegmatisch abwandeln, in der lebhaftesten Unterhaltung über sehr gleichgültige Dinge sind, die soliden deutschen Locomotiven einherschreiten zu sehen. Zu den gesuchtesten Tänzerinnen des Abends gehörte Signora Cruvelli, die bekannte deutsch-italienisch-französische Sängerin, die sich, wie in alle Nationalitäten, auch in diese vornehme Gesellschaft vortrefflich zu finden weiß. Rechts und links hörte man die Namen berühmter französischer und englischer Adelsgeschlechter, während aus den nahen Spielsälen der Klang des rollenden Goldes herübertönte und Botschaften bald von ungeheuren Gewinnen, bald von noch kolossaleren Verlusten herüberkamen.

Draußen vor dem Conversationshause bewegte sich indessen eine nicht so blasirte, wenn auch zum großen Theil ebenfalls französische, elegante Gesellschaft. Die warmen Sommer-Abende vor dem Conversationshause und der schönen neuen Trinkhalle von Baden gewähren in der That das anziehendste und heiterste Schauspiel, das das Badeleben irgendwo darzubieten vermag. Man denke sich die Pariser Boulevards an den Saum des Schwarzwaldes verlegt, aber nicht den weniger besuchten, sondern den lebhaftesten Theil der Boulevards. Hier wie dort Stuhl an Stuhl von den elegantesten Damen besetzt, hier wie dort junge und alte Herren, die viel zu schwatzen, aber nichts zu reden wissen; die demi-tasse (Kaffee in unzerbrechlich starken Porzellantassen) und das Eis in den Wasserkaravinen fehlt auch hier nicht; und was die Aehnlichkeit mit dem Pariser Boulevards-Leben vollendet, ist die glänzende, die Nacht in Tag verwandelnde Gasbeleuchtung. Man hat es in Baden besser, als in den meisten, parzimoniösen deutschen Großstädten erkannt, daß Nichts so sehr dazu beiträgt, einer öffentlichen Promenade ein großartiges, blendendes Ansehen zu verschaffen, als eine luxuriöse, verschwenderische Abendbeleuchtung. In dieser glänzenden Reunion unter freiem Himmel führte das Musikcorps des in der nahen Bundesfestung Rastadt garnisonirenden kaiserlich österreichischen Jäger-Regiments „Benedek" die trefflichen Compositionen seines böhmischen Kapellmeisters Miloslav Könnemann in ganz ausgezeichneter Weise auf, und zerstreut sitzend unter diesem zahlreichsten und comfortabelsten Konzert-Auditorium gewahrten wir auch einige anmuthige deutsche Fürstinnen, die Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Strelitz und die Herzogin von Sagan, die, obwohl noch etwas höher geboren, als die französisch-legitimistische Gesellschaft in ihrer engsten Reunion, doch ganz und gar nicht so blasirt erschienen.

Den Vertretern der deutschen Eisenbahn-Verwaltungen war die Direction der großherzoglich badenschen Posten und Eisenbahnen mit so liebenswürdiger Gastfreundlichkeit entgegengekommen, daß ihnen, nach beendigten Konferenz-Sitzungen, vergönnt war, nicht blos die schönen Landsitze und die Kunstschätze des badischen Regentenhauses in Baden-Baden selbst und auf Schloß Eberstein (wo überall zugleich für einen gastlichen Imbiß gesorgt war) kennen zu lernen, sondern auch gemeinschaftliche Ausflüge nach der neuen, eben so zierlich als solid konstruirten, eisernen Hängebrücke über die Kinzig bei Offenburg, und nach dem idyllischsten aller Bäder des lieblich-ernsten Breisgaus, nach Badenweiler, zu machen. Ich kann mich, was den letztgedachten Ausflug, diese schönste aller Schwarzwalder Dorfgeschichten, betrifft, auf das Zeugniß Justinus Kerner's berufen, der in einem seiner Lieder singt:

„Sei mir gegrüßet, Badenweilers Au,
Ein Stück Italiens auf deutschem Grund!
Gebroch'nen Herzen, müden Häuptern, welcher Fund,
Mit deinem Heilborn, du, o mild'rer Sterne Thau!

Hier wehet frisch aus blauem Himmelszelt
Ein Hauch der Heilung über Wald und Flur:
Der Athem ist's der liebenden Natur,
Noch unvermischt mit Dünsten dieser Welt.

. . . . . .

Land unter mir, schön wie des Himmels Huld,
O Breisgau, Deutschlands bunter Blüthenstrauß!
Ich breite betend meine Arme aus,
Gott schütze dich vor Unnatur und Schuld!"

Und mit diesem anmuthigsten meiner diesjährigen Reisebilder schließe ich und sende ich Dir und unserer Heimat einen deutschen Gruß aus voller Seele zu! J. L.

*) In der Regel reist man mit solchen Tourbillets über Straßburg ab und kehrt über Brüssel heim, doch kann die Tour auch umgekehrt gemacht werden. Im ersteren Falle geht man von Straßburg über Kehl auf der Eisenbahn nach Baden-Baden, von da auf der großherzogl. badischen und der Main-Neckar-Bahn über Karlsruhe, Heidelberg und Darmstadt nach Frankfurt a. M., von hier auf der Taunusbahn nach Mainz (Cassel), von wo man die Fahrt auf dem Rhein bis Köln macht, um dann wieder auf der Eisenbahn über Aachen und Brüssel nach Paris zurückzukehren.

Belgien.

Die belgische Statistik.

Zweiter Artikel.

Land und Bevölkerung.

(Fortsetzung.)

Zum Beweise führte sie zwei Berechnungen, deren erstere sich auf die in den ersten Lebensjahren stehenden, die andere auf die in den Jahren der Milizpflicht befindlichen Personen bezog. Im Ganzen

lag diesen Berechnungen die Annahme zu Grunde, daß man die Zahl derjenigen, welche ein Jahr alt geworden sind, findet, wenn man von der Zahl der in einem Jahre Gebornen die Zahl derjenigen abzieht, welche in demselben Jahre innerhalb ihres ersten Lebensjahres gestorben sind, und so fort für die folgenden Jahre, eine Annahme, welche der Wirklichkeit nicht ganz entspricht, da die Zahl der Geburten und Sterbefälle Schwankungen unterworfen ist, deren Einfluß sich überdies nur theilweise berechnen läßt, theilweise aber außer aller Berechnung liegt. Die Kommission fand hierbei, daß an Kindern im ersten Lebensjahre um 0,₀ pCt. mehr vorhanden sein müßten, als wirklich gezählt worden waren; bei etwas genauerer Rechnung, nämlich als, statt nach Jahren, nach Vierteljahren gerechnet wurde, kam eine kleinere Differenz heraus. Weitläuftiger war die andere Berechnung, welche theils wieder auf den Listen der Milizpflichtigen und theils auf Quetelet's aus den in den Jahren 1841 bis 1845 vorgekommenen Sterbefällen berechneten Mortalitätstafeln beruhte; der Vergleich der hieraus gewonnenen Resultate mit der Populationstafel ergab für einzelne Lebensjahre ein Minus, für andere dagegen ein Plus, im Ganzen kam auch hier das gesuchte Minus heraus. Die Ergebnisse von Mortalitätstafeln denen einer wirklich ausgeführten Zählung entgegenzusetzen, ist wohl immer bedenklich, da diese Tafeln überhaupt bis jetzt nicht so vervollkommnet sind, daß sie sich auch für ein anderes Jahr, als auf welches sie sich unmittelbar beziehen, mit einiger Aussicht auf ein richtiges Resultat anwenden ließen; im vorliegenden Falle aber kam noch dazu, daß die Zahlen der Populationstafel, da sie, so wie sie aus der Zählung hervorgegangen waren, der Kommission nicht richtig erschienen, von derselben nach theoretischen Grundsätzen abgeändert worden waren. Die Kommission nahm nun an, daß eben so große Differenzen als in den beiden untersuchten Altersklassen gefunden waren, auch in den übrigen Altersklassen vorhanden seien, und kam so zu dem oben bezeichneten Resultat, daß 72,287 Personen zu wenig gezählt seien. Inwieweit dies wirklich zutrifft, läßt sich nicht sagen, doch wird sich allerdings aus den Berechnungen einem jeden Sachkundigen die Ueberzeugung aufdrängen, daß mehrere Tausend Personen bei der Zählung übergangen worden sind, eine Differenz, welche ungefähr dem Maße entsprechen würde, in welchem der verstorbene Staatsrath Hoffmann eine gewöhnliche Zählung für zuverlässig hielt, nämlich bis auf ein Tausendstel.

Das Resultat der Zählung vom 15. Oktober 1846, bei welcher 4,337,048 Personen im Königreich Belgien anwesend gefunden wurden, ist die letzte genauere Nachricht, welche man vom Stande der dortigen Bevölkerung hat. Es war dies die population de fait, welche 17,277 auf Reisen begriffene Personen mitenthielt; außerdem hatte man die schwebende Bevölkerung (population flottante) besonders vermerkt, d. h. diejenigen Personen, welche an einem anderen Orte, als dem Orte ihres gesetzlichen Domizils, (theils in amtlichen und dienstlichen Verhältnissen, theils in Lehre und Unterricht, theils in Staatsanstalten in Pflege oder in Haft) sich dauernd aufhielten; als solche wurden 129,244 verzeichnet, während man andererseits nur 112,786 (also zu wenig) als von dem Orte ihres gesetzlichen Domizils abwesend angegeben hatte. Ueber die damals gefundenen ansässigen Einwohner wurden nun in jeder Gemeinde die Bevölkerungsregister angelegt, in welche die in dem Bevölkerungsstande derselben vorgekommenen Veränderungen eingetragen werden sollten. Hierbei sind fortdauernd zweierlei Versehen begangen, indem erstens regelmäßig ein Theil derjenigen, welche ihre Kommunen verlassen und in anderen Gemeinden des Königreichs sich niedergelassen haben, aus den früheren Listen nicht gelöscht worden ist, und zweitens von denjenigen, welche außerhalb ihres Domizils gestorben sind, in der Regel ungefähr der vierte Theil in den Listen ihres Domizils zu löschen vergessen worden ist. Die Kommission ließ diese Fehler zwei Jahre lang fortwirken, weil sie dazu dienten, die Bevölkerungsziffer zu erhöhen, welche aus der Zählung von 1846 zu niedrig hervorgegangen war; erst, als 11,602 innerhalb des Königreichs Umgezogene in den Listen, allem Anscheine nach, doppelt figurirten, glaubte sie, diesem Fehler nicht noch weitere Folge geben zu dürfen und rechnete von nun an die innerhalb des Königreichs Umgezogenen, welche am früheren Wohnorte nicht gelöscht waren, der Gesammtbevölkerung des Königreichs grundsätzlich nicht mehr zu, wenngleich sich in den Spezial-Tabellen ihre Fortführung nicht vermeiden ließ; dagegen ist es noch nicht in Betracht genommen worden, auch diejenigen, welche außerhalb ihres Domizils gestorben und in den Listen nicht gelöscht sind, von der Gesammtbevölkerung abzuziehen; ihre Zahl hat bis zu Ende 1850: 4017 betragen. Neben den zwei offiziellen Bevölkerungszahlen, welche der Jahresabschluß von 1850 aufweist, nämlich 4,426,202 nach den Spezial-Tabellen und 4,407,241 nach der von der Kommission beliebten Verbesserung, kann man daher die Zahl 4,391,622 als diejenige angeben, welche bei Verbesserung der beiden vorgedachten Fehler als Bevölkerungsziffer dieses Zeitpunktes aus den alljährlich veröffentlichten Uebersichten der sogenannten Bewegung des Civilstandes hervorgeht. Die Differenzen dieser Zahlen sind eben nur unbedeutend; es kömmt in der That für Verwaltung und Wissenschaft nicht darauf an, ob Belgien am letzten Tage 1850 so oder so viel Einwohner gehabt hat. Interessant aber erschien es, gegenwärtig, wo man Alles in Zahlen auszudrücken liebt, die Zuverlässigkeit dieser Zahlen näher zu prüfen, und welche Zahl konnte zu einer solchen Prüfung sich besser eignen, als die wichtigste statistische Ziffer desjenigen Landes, welches in Betreff der Behandlung der Statistik als Muster gilt und dessen Leistungen auf diesem Gebiete unstreitig zu den vorzüglichsten gehören.

Die Volkszahl des Königreichs Belgien innerhalb der durch den Londoner Traktat gezogenen Gränzen ist bis zum Jahresschluß 1831 zurück berechnet worden, wo sie 3,785,814 Seelen betragen haben soll. Die Zunahme von da ab bis zum Jahresschluß 1850 betrug 16 pCt. (oder jährlich 0,₈₈₈ pCt.), in den letzten zehn Jahren insbesondere 7,₀₀ pCt. In denselben neunzehn Jahren hat die Zunahme der Bevölkerung in Preußen nach den amtlichen Ermittelungen 26,₀₀ pCt. (oder jährlich 1,₃₇₉ pCt.), in dem letzten Dezennium (1841—1850) insbesondere 10,₀₀ pCt betragen. Belgien gehört zu den am dichtesten bewohnten Ländern, am Jahresschluß 1850 zählte es ungefähr 8180 Einwohner auf der Quadratmeile, während gleichzeitig die spezifische Bevölkerung der ungefähr eben so großen preußischen Rheinprovinz nur ungefähr 5840, die von ganz Preußen nur 3250 pro Quadratmeile betrug; überhaupt mag es, mit Ausnahme eines Theils von England, schwerlich einen so dicht bevölkerten zusammenhängenden Landstrich von dieser Größe geben, auf kleineren Strecken findet sich dagegen eine solche und noch dichtere Bevölkerung schon in benachbarten Landestheilen: in den Provinzen Nord- und Süd-Holland, im Regierungsbezirk Düsseldorf, in den französischen Niederlanden, welche letzteren sogar denjenigen belgischen Landestheilen, von denen sie getrennt worden sind, an Dichtigkeit der Bevölkerung nicht nachstehen.

Die Verschiedenheit der spezifischen Bevölkerung ist innerhalb des Königreichs Belgien selbst sehr groß, die bergigen Gegenden südlich der Sambre und Maas und die Arrondissements der Campine sind nur schwach bevölkert, während um die größeren Städte gegen das Centrum des Landes die spezifische Bevölkerung eine erstaunliche Höhe erreicht. Die Provinz Ost-Flandern zählte am Jahresschlusse 1850 über 14,000 Menschen auf der Quadratmeile, die Provinz Luxemburg (welche 80½ Quadratmeilen groß ist) nur ungefähr 2400. (Schluß folgt.)

Rußland.

Die Universität Kasan.*)

Am 15. (27.) März d. J. erlitt die Universität zu Kasan einen schwer zu ersetzenden Verlust, nach kurzem Kranksein starb der Adjunkt für die Professur der griechischen Sprache und Literatur, Dr. phil. K. S. Tchorjewskji. Nach Beendigung seiner Studien in Kasan 1842 erhielt er hier den Grad eines Kandidaten und war zuerst Lehrer der griechischen Sprache an dem zweiten Gymnasium in Kasan, 1845 wurde er Magister der griechischen Literatur und 1849 Dr. philos. und der altklassischen Philologie, vom 20. April 1847 an Adjunkt bei der Kasanschen Universität, 1849 am 29. Dezember von dem Lehramt am Gymnasium entlassen. Unter die Zahl seiner Schüler traten Studenten, welche kaum einen griechischen Buchstaben kannten, andere wiederum, die gründliche Kenntnisse von der griechischen Sprache besaßen, den Ersten verständlich, den Letzten nicht ohne Nutzen zu sein, war keine leichte Aufgabe, die Tchorjewskji mit Ruhm löste: die Anfänger konnten schon nach einem Jahre den Vorträgen des Prof. ord. Faster folgen, und auch die weiter Fortgeschrittenen verloren ihre Zeit bei Tchorjewskji's Lectionen nicht. Durch seine unermüdliche Bereitwilligkeit, Jedem auf wissenschaftlichem Gebiete behülflich zu sein, zog er seine Zuhörer an sich; er anfing seine Wissenschaft mit lebhaftem Enthusiasmus, bemühte sich viel um sie, und sie konnte viel von ihm erwarten. — Aus der historisch-philologischen Fakultät gingen vor nicht langer Zeit zur St. Petersburger Universität über: A. K. Mirzo-Kasem-Bek, J. Gorlov und T. Blagowetschtschenskji; der Prof. ord. der russischen Literatur K. Voigt wurde als Rektor an die Universität zu Charkov versetzt. —. Eine höhere gelehrte Würde erwarb im abgelaufenen Universitäts-Jahre von der historisch-philologischen Fakultät Kasans Reiper; nur der Mag. phil., Adjunkt für russische Literatur, N. Bulitsch, erwarb an der St. Petersburger Universität die Würde eines Dr. phil. Den Kandidaten-Grad erhielten in diesem Jahre (1853—54) in der allgemeinen Section zwei, in der orientalischen Section zwei; den Grad eines wirklichen (graduirten) Studenten in der orientalischen Section einer.

In der physiko-mathematischen Fakultät erwarben das Magister-Diplom im Jahre 1853 die Herren Bolzani, Janischewskji, im Jahre 1854 Firsiow. Besonders interessant war die Disputation des Herrn Bolzani. Ohne bisher eine gelehrte Laufbahn im Auge gehabt zu haben, widmete er sich erst in späteren Lebensjahren den Wissenschaften, seine Energie aber und seine ungewöhnlichen Talente ersetzten

*) Diese nicht uninteressante Uebersicht der Thätigkeit einer russischen Hochschule ist den Moskowskija Wedomosti (1854. Nr. 44) entnommen.

ihm die verlorne Zeit; er erlernte fast autodidaktisch einige neue und alte Sprachen und legte bei der Disputation tiefe und vielseitige Kenntnisse der Mathematik und eine klare, häufig originelle Anschauung dieser Wissenschaft an den Tag. Herr Butlerov, einer der Docenten an der physiko-mathematischen Fakultät Kasans, erwarb in Moskau in diesem Jahre die Würde eines Doktors der Naturwissenschaften. Dieselbe Fakultät ertheilte im abgelaufenen Jahre den Kandidaten-Grad fünf Männern in der Section der mathematischen Wissenschaft, und einem in der Section der Naturwissenschaften, den Grad eines wirklichen Studenten in der ersten Section zweien, in der zweiten zweien.

Von der medizinischen Fakultät Kasans wurden folgende Würden und Grade vertheilt: des Dr. med. einem; die Würde eines Arztes funfzehn; des Provisors fünf; des Apothekergehülfen sieben; die auf eine künftige Anstellung im Staatsdienste bezüglichen Examinations-Zeugnisse eines Kreis-Arztes fünf; eines Operateurs zwei; eines Accoucheurs einem Manne.

Außerdem wurde den mit Auszeichnung ihren Kursus vollendenden Studenten die Einreichung einer Kandidaten-Arbeit gestattet, in der physiko-mathematischen Fakultät, Section der Naturwissenschaften, einem; in der juristischen Fakultät, Section der juristischen Wissenschaften, zweien, der Kameral-Wissenschaften, dreien; in der historisch-philologischen Fakultät, orientalische Section, einem. Goldene Medaillen wurden vertheilt: sieben, silberne: vier. Interessant sind die zur Erlangung solcher Preise ausgeschriebenen Themata; in der Section der Literatur im Allgemeinen: Charakteristik des Fürsten Andrei Michailowitsch Kurbskji; in der orientalischen Section: Darstellung der indischen Kosmogonie; in der mathematischen Section: die Uebertragung der Bewegung in Maschinen mit Hülfe von Ketten; in der naturwissenschaftlichen Section: die technische und chemische Bedeutung der Verbrennung; in der juristischen Section: Entstehung und Entwickelung des kriminalrechtlichen Verfahrens im Allgemeinen und in der russischen Gesetzgebung im Besonderen; in der kameralistischen Section: Geschichte der Accise in Rußland seit Peter dem Großen; in der medizinischen Fakultät: die heilsame und schädliche Wirkung der Tabacksblätter auf den menschlichen Organismus bei der therapeutischen und Gewohnheits-Anwendung derselben.

Die Zahl der Studenten an der Kasanschen Universität belief sich im verflossenen Jahre auf dreihundertneunundzwanzig, davon orthodox-griechischer Konfession: zweihundertdreiundachtzig; Christen anderer Konfessionen: fünfunddreißig; Muhammedaner: drei. In der Zahl der Studenten befanden sich vierzig Stipendiaten, von welchen sieben von den Bergwerken, achtzehn vom Ministerium der inneren Angelegenheiten zum Dienst in Sibirien, funfzehn zu solchem in anderen entlegenen Theilen des Reiches unterhalten wurden.

Einige Professoren der Kasanschen Universität hielten in dem abgelaufenen akademischen Jahre öffentliche Vorlesungen, namentlich: Prof. ord. Kotel'nikov: praktische Mechanik, Prof. extraord. Kitarri: Technologie, Prof. adjunct. Butlerov: technische Chemie. Diese Vorlesungen werden auch im gegenwärtigen Jahre fortgesetzt.

Die Lesemittel der Kasanschen Universität, die Kabinette, das numismatische, das der Seltenheiten, das physikalische, mineralogische, zoologische, technologische, botanische, zootomische, das astronomische Observatorium, das chemische Laboratorium, der botanische Garten und das anatomische Theater wurden durch neue Erwerbungen bereichert, unter welchen eilf Seltenheiten aus Peking von dem stellvertretenden Prof. extraord. Wassiljev besonders zu beachten sind.

Durch seinen Einfluß auf die Stadt ist unter den Anstalten der Universität die bedeutendste das Klinikum. Es zerfällt in drei Abtheilungen, die therapeutische, chirurgische und geburtshülfliche, die beiden ersten mit je sechsundzwanzig, die letztere mit achtzehn Betten. Bei dem Klinikum bestehen: eine Apotheke, ein anatomisches Theater, ein chirurgisches, ein chirurgisch-anatomisches und ein pharmakologisches Kabinet nebst pharmaceutischem Laboratorium. Im abgelaufenen akademischen Jahre wurden im Klinikum behandelt: 1) ambulatorisch dreihundertachtzig, von welchen zweihundertfunfzig genasen, die übrigen sich der ferneren Beobachtung entzogen; 2) stationair zweihundertfünfundfunfzig, von welchen zweihundertdreißig genasen, zehn gebessert entlassen wurden, funfzehn starben; zweiundneunzig chirurgische Operationen wurden sämmtlich mit Erfolg ausgeführt. An gerichtlichen Sectionen wurden einundzwanzig vollzogen. Der ausgezeichnete Unterhalt der Kranken, die vorzügliche ärztliche Behandlung, die musterhafte Ordnung und Reinlichkeit und die seltene Billigkeit — 12 Rubel Silb. monatlich für ein abgetheiltes Zimmer und 6 Rubel Silb. für einen Platz in den gemeinschaftlichen Lokalen machen das Kasansche Universitäts-Klinikum zu einer für die Stadt wahrhaft wohlthätigen Anstalt.*)

*) In einer Stadt von 41,300 Einwohnern scheint doch nur ein sehr geringer Theil derselben sie zu benutzen, was sich wohl aus der großen Zahl der dort ansässigen Muhammedaner erklären läßt.

Jn Kasan ist die Liebe zur Lektüre in allen Klassen der Gesellschaft verbreitet. Die Universitäts-Bibliothek ist die beste Büchersammlung der Stadt, sie zerfällt in einen Haupt-Theil und einen speziell für Studenten bestimmten Theil. Jn dem Haupt-Theile befanden sich 1852—53 an Büchern, Handschriften, Kupferwerken und periodischen Schriften 25,109 Werke in 48,937 Bänden, im Laufe des letzten Jahres kamen hinzu 184 Werke in 435 Bänden; in der Studenten-Abtheilung waren am Anfange desselben Jahres 2398 Werke in 9873 Bänden, kamen hinzu 33 Werke in 338 Bänden, wurden ausgeschlossen 2 Werke in 29 Bänden. Jn Summa in beiden Bibliotheken 27,722 Werke in 59,530 Bänden, werth 163,061 Rubel Silber. Leider ist die Benutzung des Haupt-Theils der Bibliothek selbst für die Studenten (!) mit Weitläuftigkeiten verknüpft. Bei den anderen Lehr-Anstalten in Kasan befinden sich auch mehr oder weniger bedeutende Bibliotheken. — An Buchhandlungen besitzt Kasan zwei, bei der einen derselben, der des Kaufmann Mäsnikov, ist auch ein Lesekabinet eingerichtet. Seit kurzem ist auch ein Kabinet für französische Lektüre eröffnet, es wird sich aber kaum lange halten können: alle bedeutenden Erzeugnisse der schönen Literatur in französischer Sprache sind in Kasan schon mehr oder weniger bekannt, an neuen, wahrhaft werthvollen Sachen erscheint in dieser Sprache nicht so viel, um die Liebhaber der Lektüre fortdauernd fesseln zu können, Romane aber und Erzählungen, welche leichtfertig zu Tage gefördert werden, genügen unserem gebildeten Publikum nicht, das gute Uebersetzungen englischer Schriftsteller und russische periodische Schriften ihnen vorzieht. Die beste Lese-Bibliothek besitzt in Kasan J. Sacharov, sie ist ausgezeichnet durch Auswahl und Anzahl der Bücher, man kann in ihr alle bedeutenderen Novitäten der russischen, französischen und englischen Literatur, letztere meist in Uebersetzungen, finden. Die Buchhandlungen von Dubrowin und Mäsnikov sind an der besten Straße Kasans, der Woskressenskaja, belegen; Bibliophilen aber, welche für geringen Preis sich Bücher kaufen wollen, suchen sie an einem bescheideneren Orte, auf dem Trödelmarkte, wo bisweilen werthvolle Sachen den Spürenden in die Hände fallen.

Mannigfaltiges.

— Die Familie Parker. Der Flottencapitain Hyde Parker, Commandeur der Dampf-Fregatte „Firebrand", der am 8ten v. M. bei der Erstürmung der russischen Batterieen an der Sulinamündung den Heldentod fand, gehört zu einer Familie, die seit mehreren Menschenaltern eine glänzende Rolle in den Annalen der englischen Marine gespielt hat. Sein Vater, der erst vor einigen Wochen gestorbene Vice-Admiral Hyde Parker, zeichnete sich als Fregatten-Capitain in dem letzten französischen Kriege aus und bekleidete seit 1852 den Posten eines ältesten Marinelords der Admiralität. Er war der Sohn des Admirals der weißen Flagge, Sir Hyde Parker, der im Jahre 1801 den Oberbefehl über das britische Seeheer führte, welches nach der Ostsee gesandt wurde, um der vom russischen Kaiser Paul I. gebildeten nordischen Coalition entgegenzutreten. An dem Erfolge der Schlacht von Kopenhagen hatte zwar sein Unterbefehlshaber Nelson den meisten Antheil; durch sein Erscheinen vor Carlscrona erzwang er jedoch die Neutralität Schwedens und stand eben im Begriff, nach Kronstadt zu segeln, als die Kunde von der Ermordung Paul's den Feindseligkeiten ein Ende machte. Sein Vater, der gleichfalls Sir Hyde Parker hieß, besiegte am 5. August 1781 die Holländer in der blutigen Schlacht von Doggerbank und verhinderte dadurch den beabsichtigten Angriff der vereinigten holländisch-französisch-spanischen Flotte auf die Küsten Englands. Nach dem Frieden von Paris schiffte er sich nach Ostindien ein, um den Befehl über das dortige Geschwader zu übernehmen, verunglückte aber wahrscheinlich auf dem Wege von Brasilien nach dem Kap, indem man nach seiner Abreise von Rio-Janeiro nie wieder von ihm gehört hat. Verwandte von ihm waren der Vice-Admiral Sir William Parker, der die Siege von Ouessant und St. Vincent erfechten half, und Sir Peter Parker, Admiral der britischen Flotte (Feldmarschall) und Großvater eines zweiten Sir Peter Parker, der als Fregattencapitain bei dem Angriff auf die amerikanischen Verschanzungen zu Baltimore im August 1814 getödtet wurde. Der noch lebende Admiral der rothen Flagge, Sir William Parker, war der Vorgänger des Vice-Admirals Dundas in dem Kommando der mittelländischen Flotte und ist durch sein Verhältniß zur italiänischen Bewegung von 1847—1848, so wie durch seine Blokade von Griechenland im Winter 1850, hinlänglich bekannt. Der Ahnherr dieses kriegerischen Geschlechts war ein Kaufmann, Hugh Parker, Alderman in London, der im Jahre 1681 zum Baronet erhoben wurde und 1697 starb.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Jm Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande versichert und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin in Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 57, und beim Herausgeber, Niederwallstr. Nr. 31), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 93. Berlin, Donnerstag den 10. August 1834.

Frankreich.

Die Vereinigung Lothringens mit Frankreich.

Aus dem so eben erschienenen ersten Bande der „Histoire de la réunion de la Lorraine à la France" vom Grafen d'Haussonville geben wir hier einige auszügliche Proben.

Das im Jahre 1737 dem König Stanislaus abgetretene Lothringen wurde zwar erst 1766 unter Ludwig XV. Frankreich entschieden einverleibt, vorbereitet war diese Thatsache aber schon von seinen Vorgängern. Heinrich IV., Besieger der Ligue, beeilte sich, seine Schwester dem Erben des Herzogs Karl III. zu geben. Nachdem aber der Tod Katharina's das Band gelöst, suchte er es durch die Heirat des Dauphins, der noch Kind war, mit der ältesten Tochter des Herzogs Heinrich wieder anzuknüpfen. Ludwig XIII., durch die Niederlage der Großen und die Einnahme von La Rochelle, Herr seines Königreichs geworden, nahm das Herzogthum Bar als heimgefallenes Lehn in Anspruch, ließ sein Heer zweimal in Lothringen einrücken und hier die Festungswerke aller Plätze schleifen, die er nicht halten konnte. Ludwig XIV., der dieselbe Politik noch weiter trieb, erzwang vom Herzog Karl IV. die Abtretung seines Herzogthums, nahm bald darauf davon Besitz und behielt es, trotz dem Einspruch des verbündeten Europa, die längste Zeit seiner Regierung. So nach einander von Feinden eingenommen und seinen rechtmäßigen Fürsten wiedergegeben, blieb Lothringen unaufhörlich bald der Schauplatz der Gewaltstreiche, bald der Gegenstand der Unterhandlungen der Könige von Frankreich, und man kann sagen, daß der Frieden für dieses Land nicht minder verderblich war, als der Krieg. Das arme, gequälte Ländchen sollte erst nach dem Verluste seiner Nationalität Ruhe finden.

„Indem ich die mannigfaltigen Schicksale der Fürsten aus dem lothringischen Hause erzähle", sagt der Verfasser, „die, so oft aus ihrer Hauptstadt verjagt, von Nancy nach Florenz, von Florenz nach Wien wandernd, durch die Häupter des mächtigen Hauses Bourbon, die schon so viele Provinzen zu dem Konigreich der Valois geschlagen hatten, ihrer Erbstaaten endlich beraubt wurden: soll es mein Streben sein, mich genau und streng an das Thatsächliche zu halten. Zu den schon ans Licht getretenen Dokumenten sollen neue kommen, die bis jetzt unbekannt geblieben sind. Ich will kalt zu bleiben und mich von jeder Parteilichkeit frei zu erhalten suchen. . . . . Der für Frankreich so vortheilhafte und zu dessen Größe so nothwendige Erwerb Lothringens war das Werk einer tief angelegten, mehr nationalen, als gewissensängstlichen Politik, der die Stärke mehr, als das Recht galt. Muthig, nicht ruhmlich, unter harten Leiden besonders hatten die Herzoge, der Adel, das ganze Land gekämpft, um ihre gemeinsame Unabhängigkeit zu behaupten, und ich möchte am wenigsten mir eine Ungerechtigkeit gegen die schwächere Sache zu Schulden kommen lassen, oder es vergessen, der Vergangenheit einer jetzt mit Frankreich so innig verwachsenen Provinz eine würdige Erinnerung zu weihen. . . . . .

„„Das Leben des Mannes, besonders eines Fürsten, der einen großen Staat zu lenken hat"", sagt Richelieu bei Gelegenheit einer Ueberschau der Ereignisse des Jahres 1632, „„wird sehr treffend dem Würfelspiel verglichen. Um darin glücklich zu sein, müssen die Würfel günstig fallen, und der Spieler muß es verstehen, den Wurf zu benutzen. Nun ist aber das Erstere nicht in unserer Macht; es hängt vom Schicksal, d. h. von der göttlichen Vorsehung, ab, wovon der Grund uns unbekannt ist: das Letztere aber, nämlich, was uns beschieden ist, richtig aufzunehmen und mit Umsicht über die Dinge zu verfügen, so daß sie, günstig, uns den möglichst großen Vortheil, ungünstig, den möglichst kleinen Schaden bringen — das steht in der Gewalt, das ist die Pflicht des Fürsten.""*) — Durch die praktische Anwendung dieser Regel, die er in seinen Memoiren öfter anführt und immer mit einer gewissen Selbstgefälligkeit entwickelt, hat er seinem Gebieter Ludwig XIII. nach außen die Unternehmungen des Herzogs von Lothringen besiegen, nach innen die von dem Herzog von Orleans hervorgerufenen Partreibewegungen erdrücken helfen.

Die feindseligen Versuche Karl's IV., obgleich heimlich aufgemuntert vom Kaiser Ferdinand und fast offen unterstützt von den Spaniern, hatten keinen anderen Ausgang, als den, ihn um einen Theil seiner Staaten zu bringen und die Bande des Joches, das er abzuweisen gestrebt, noch enger zu ziehen. Die provisorische Abtretung der Festungen Marsal, Jametz, Stenay und der entschiedene Verlust der Grafschaft Clermont waren die Folgen seiner falschen Schritte. Die Besetzung dieser vorgeschobenen Posten gab Ludwig XIII. nicht nur festen Fuß im Mittelpunkte der lothringischen Länder, so daß er die Bewegungen besser überwachen konnte, sondern sie verstärkte auch bedeutend seine Ostgränze, die nach Luxemburg und nach den spanischen Niederlanden zu schwach geschützt war. Jametz und Stenay boten noch einen anderen Vortheil: sie hielten Sedan, die feste Stadt der Bouilloner, in Respekt, und ihre Treue war niemals so zuverlässig, daß Vorsicht gegen sie überflüssig gewesen wäre. Der Werth dieser Ergebnisse leuchtete Jedermann ein. Die geschickte Entdeckung und Vereitelung aller Schliche Gaston's; die Raschheit, womit sein kleines Heer verfolgt und, trotz dem Beistande des tapfersten, angesehensten und populärsten der französischen Großen, zerstreut und besiegt worden war; die Hinrichtung des Herzogs von Montmorency und einiger seiner unbekannten Anhänger — alles das zusammengenommen verfehlte nicht, überall einen tiefen Eindruck zu machen. Mit Staunen und nicht ganz frei von düsterem Bangen, waren die Häupter des Adels, wie die geringsten Unterthanen des Königs, Zeugen dieser imposanten Machtentwickelung der königlichen Autorität, die nun im In- und Auslande so feststand, daß sie selbst durch zwei unvorhergesehene Fälle in den letzten Monaten des Jahres 1632, durch den Tod des Königs von Schweden und durch die neue Flucht des Herzogs von Orleans zu den Spaniern, nicht erschüttert wurde.

. . . . . .

„Richelieu's politisches System nach außen war schon vor ihm von Heinrich IV. entworfen, nach ihm von Mazarin, freilich mit einiger Schüchternheit, verfolgt. Ludwig XIV. warf beim Antritt seiner Regierung einen blendenden Glanz auf dieses National-Werk; allein er hätte es um ein Haar durch Uebertreibung gefährdet. Richelieu gebührt die Ehre, diesem System die Bahn eröffnet zu haben, die er kühnen, aber gemessenen Schrittes betrat. Er brauchte nie einen Schritt rückwärts zu thun, und der Erfolg krönte alle seine Unternehmungen. In der Zeit, die uns hier beschäftigt, so wie in den nächsten Jahrhunderten, verfolgte dieses System zwei vollkommen unterschiedene und dennoch durch die Gewalt der Dinge unzertrennliche Zwecke: die Niederhaltung des Hauses Oesterreich und die fortwährende Vergrößerung des französischen Gebietes.

„Das Niederhalten des österreichischen Hauses ging nicht blos das französische, sondern das europäische Interesse an. Es mußte allen Kabinetten des Festlandes daran liegen, die maßlose Macht der Nachfolger Karl's V. in Schranken zu weisen. Die Trennung der Kronen der beiden regierenden Zweige in Spanien und Oesterreich hatte die Staatsmänner der Epoche nur zur Hälfte beruhigt. In dem fortbestehenden Bunde zwischen dem Wiener und dem Madrider Hof sah die Phantasie der Fürsten und Völker die drohende Rückkehr der Universal-Monarchie wie ein Damokles-Schwert über ihren Häuptern schweben. Bei dem Hof von Saint-James und dem englischen Volke insbesondere lebte noch die Erinnerung an die Armada und daß Philipp II. gegen das protestantische England eine Art von politischem und religiösem Kreuzzug im Schilde geführt hatte. Die Holländer fürchteten für sich das Joch, das den spanischen Niederlanden aufgelegt worden. Die protestantischen Fürsten und einige katholische Kurfürsten hatten es nicht ohne Argwohn mit angesehen, daß die deutsche Krone stets an das Haus Oesterreich kam, und daß die Kaiser aus diesem Hause dahin strebten, die freie und unabhängige Kurwürde zu einer Art Vasallenthum herabzubringen, worüber die Lehnsherrlichkeit ihren Sitz in Wien haben sollte. Der Herzog von Savoyen, zwischen den kaiserlichen Streifschaaren im Norden und den spanischen Heeren im Süden Italiens, fühlte sich ganz besonders in seiner Unabhängigkeit gefährdet. Als Richelieu nun die ehrgeizigen Bestrebungen seiner beiden Neben-

*) Unwillkürlich wird man an Schiller's herrliche Worte, die er seinem Marquis v. Posa in den Mund legt, erinnert:

Den Zufall gibt die Vorsehung. — Zum Zwecke
Muß ihn der Mensch gestalten. . . . . D. R.

buhler anklagte, fand er bei den fremden Höfen ein geneigtes Ohr. Günstig und dankbar nahmen die Kleinstaaten, die von Oesterreich und Spanien unterdrückt wurden, seine Vorschläge auf, sich zwar nicht offen an ihre Spitze zu stellen, aber doch sie in ihren Widerstandsversuchen zu unterstützen. Das war der Zweck der den Herren Fenquières, Saint-Etienne und Charnacé anvertrauten Sendungen. Ihre Instructionen zeichneten ihnen vor, den Eifer der bereits erklärten Feinde Oesterreichs und Spaniens zu schüren, die Ungewissen anzuregen, die Schüchternen aufzumuntern; überall auf Frankreich im Hintergrund hinzuweisen, das sofort entschieden sei, durch Verträge, Hülfsgelder, durch noch wirksameren, wenn auch vor der Hand noch heimlichen Beistand zu intervenieren. Sie waren sogar ermächtigt, durchblicken zu lassen, daß Ludwig XIII. nicht lange säumen werde, sich den Reihen der Streiter anzuschließen.

„Zu gleicher Zeit mit diesen Vorbereitungen, sich in die Angelegenheiten Deutschlands zu mischen, dachte Richelieu auch daran, die Gränzen Frankreichs nach dieser Seite zu ein wenig auszurücken. Und was konnte dazu gelegener sein, als eben Lothringen! Der Gedanke daran bot sich von selbst dar. Heinrich IV. war schon vor seinem Sohn nach den Staaten seines Mitbewerbers, Heinrich's II. von Lothringen, lüstern; er hatte ihm auf dem Umwege der Verträge und der Familienbande das Erbe zu rauben gesucht. Richelieu entschloß sich, es durch alle Mittel, nöthigenfalls durch Eroberung für Ludwig XIII. zu gewinnen. Dieser Plan war nicht zu vertraulicher Mittheilung an alle Verbündete Frankreichs geeignet, und doch war die Ausführung mißlich, bevor man der Stimmung des einen und des anderen an den Puls gefühlt hatte. Vielleicht hoffte er, ihr Mißtrauen dadurch zu beschwichtigen, daß ihnen dieser Verfolg eines Frankreich allein zugutekommenden Vortheils als einen integrirenden und nothwendigen Bestandtheil des verabredeten Plans gegen den gemeinsamen Feind dargestellt würde. Mußte endlich Lothringen mit Waffengewalt genommen werden, so hielt er es für gut, zum voraus sicher zu sein, daß er es nur mit den Streitkräften seines schwachen Gegners zu thun und keinen Angriff von Seiten der anderswo ernstlich beschäftigten Heere Spaniens und Deutschlands zu fürchten haben würde. Es war natürlich, sich vorzugsweise an die Generale der schwedischen Krone zu wenden. Diese Macht, so fern von unseren Gränzen und selbst auf Eroberungen in Deutschland ausgehend, hatte keinen Grund, eine Gebietsvergrößerung Frankreichs zu fürchten. Ihre Heere, stärker, als die aller übrigen Verbündeten zusammengenommen, standen schlagfertig auf dem Schauplatz der Handlung. Durch einen bloßen Frontewechsel konnten sie die Spanier von der flandrischen Seite in Schach halten, oder den Deutschen am Rhein die Spitze bieten, oder der französischen Expedition gegen Lothringen die Hand reichen. Mit entsprechenden Instructionen wurde daher der Sieur de Miré an den Marschall Graf Horn abgeschickt."

(Schluß folgt.)

Belgien.

Die belgische Statistik.

Zweiter Artikel.

Land und Bevölkerung.

(Schluß.)

Seit dem Bestehen des belgischen Staates zeichnet sich die Provinz Brabant durch rasche Zunahme der Bevölkerung aus, im Uebrigen waren es im ersten Dezennium die südlichen Provinzen, welche stärker als die nördlichen zunahmen; in der letzten Periode ist diese Verschiedenheit nicht bestimmt herausgetreten, nur daß in den beiden Flandern die Bevölkerung fast stationair geblieben ist. Nach der Zählung von 1801 betrug in den beiden Flandern die spezifische Bevölkerung (auf 113,·· Quadratmeilen) schon fast 9000 Seelen, die von Hennegau (67,·· Quadratmeilen) erst etwa 6100, die von Brabant und Antwerpen (111,·· Quadratmeilen) erst 4400 Seelen, indem aber seitdem die beiden Flandern durchschnittlich jährlich nur um 0,··· pCt., Hennegau um 1,··· pCt., Brabant mit Antwerpen sogar um 1,··· pCt. zugenommen haben, sind diese Provinzen des jetzigen belgischen Staates sich in ihren Bevölkerungsverhältnissen viel näher getreten.

Die Zunahme von Brabant liegt hauptsächlich in der der Hauptstadt des Königreichs. In der „allgemeinen Statistik von Belgien" tritt weder die Volkszahl, noch die Zunahme von Brüssel in ihrer rechten Bedeutung hervor; der Grund hiervon liegt darin, daß dieses Werk die Städte nur nach dem Umfange des Gemeindeverbandes aufführt, und daß, während bei vielen mittleren und kleineren Städten der Kommunal-Verband weit über die eigentliche Stadt und die angegebene Bevölkerungszahl weit über die der population agglomérée hinausgeht, umgekehrt bei Brüssel die städtische Bevölkerung sich in die acht vorstädtischen Kommunen hinüberzieht. Die Kommune Brüssel zählte im Jahre 1800: 66,297, am Jahresschlusse 1850 aber 142,289 Einwohner gehabt haben. Mit den vorstädtischen Gemeinden ist die Einwohnerzahl von Brüssel für den Jahresschluß 1831 auf 122,666, für den Jahresschluß 1851 aber auf 230,919 angegeben, so daß dasselbe in diesen zwanzig Jahren eine durchschnittliche jährliche Zunahme von 3,· pCt. aufweist, eine Zunahme, wie anscheinend keine Stadt von dieser Größe in demselben Zeitraum gehabt hat, wie denn sogar Berlin und Liverpool ein minder hohes Verhältniß aufweisen. Am Jahresschlusse 1850 wurden die Stadtgemeinden Gent auf 106,704, Antwerpen auf 95,501, Lüttich auf 83,507, Brügge auf 50,698 Einwohner angegeben. Diesen folgen die Städte Tournay, Mecheln und Löwen, welche etwas über 30,000 Einw. zählten. — Der Gegensatz zwischen der städtischen und ländlichen Bevölkerung wird in den belgischen statistischen Werken sehr streng durchgeführt, ihre Unterscheidung beruht auf älteren Gesetzen und steht zu ihrer Größe in keinem bestimmten Verhältniß; es giebt eine Stadt von weniger als 1000 Einwohnern, während es ländliche Gemeinden mit einer zusammenwohnenden Bevölkerung von mehr als 10,000 Einwohnern giebt. In den 86 belgischen Städten wohnen etwa 25,· pCt. der Einwohner des Staats, in Preußen wohnen ungefähr 28 pCt. der Einwohner in Städten.

Bei der Zählung von 1846 wurde die belgische Bevölkerung nach mehrfachen Beziehungen in zahlreiche Kategorieen unterschieden, deren Zweckmäßigkeit mit wenigen Modificationen auf dem im vorigen Jahre abgehaltenen statistischen Kongreß Anerkennung gefunden hat. Diese Beziehungen lassen sich in mehrere Gruppen scheiden, die wichtigste derselben ist diejenige, welche die Bestandtheile der Bevölkerung nach Alter, Civilstand und Geschlecht darstellt. 10,150 Personen weiblichen Geschlechts wurden bei der Zählung mehr als Männer vorgefunden, ein verhältnißmäßig nicht geringer Unterschied, indem z. B. im preußischen Staate im Jahre 1849 bei ungefähr vierfacher Bevölkerung nur 5577 mehr Frauen als Männer gezählt wurden; aber noch größer war der Unterschied beider Geschlechter in Belgien bei der Zählung von 1829, ein Verhältniß, welches man den Folgen der französischen Herrschaft Schuld gab. Die Verheirateten machten 30,· pCt. der Bevölkerung aus (in Preußen 1849 etwas weniger), die Verwitweten 5,· pCt., unter diesen letzteren befanden sich neben 85,066 Männern 157,567 Frauen, bei der Zählung von 1829 hatte man sogar über doppelt so viel Witwen als Witwer gefunden. Dieser Unterschied wird auch in anderen Staaten bemerkt und hat hauptsächlich in dem verschiedenen Heiratsalter beider Geschlechter, daneben auch in den verschiedenen Mortalitäts- und Wiederverheiratungsverhältnissen derselben seinen Grund.

Die Antheile der verschiedenen Altersklassen an der belgischen Bevölkerung wurden sehr speziell ermittelt, es wurden die ersten zwölf Vierteljahre des Lebens und dann die einzelnen Jahre unterschieden. Aus diesen Aufnahmen ist eine Populationstafel konstruirt worden; dieselbe hat, wie schon oben erwähnt wurde, Veränderungen erlitten, indem die Kommission zwischen den einzelnen Lebensaltern eine Kontinuität hergestellt hat, welche sich zwischen den einzelnen Altersklassen thatsächlich nicht vorfand, auch bei den Schwankungen, welche in der Zahl der Geburten fortdauernd eintreten, nicht wohl beansprucht werden kann. In Preußen werden die Aufnahmen hinsichtlich der Altersklassen viel weniger speziell vorgenommen, konstruirt man nach den preußischen Erhebungen von 1849 eine Populationstafel in der Art der belgischen, so treten große Differenzen zwischen der Zusammensetzung der Bevölkerung beider Staaten heraus. Um nur einige hervorzuheben, so machten die Kinder unter sieben Jahren in Preußen 19,·· pCt., in Belgien nur 16,·· pCt. der Bevölkerung aus, die Unerwachsenen bis sechzehn Jahr in Preußen 39,·· pCt., in Belgien nur 34,·· pCt. Diese Unterschiede gehen bis in die späteren Lebensjahre fort, indem in Preußen die über fünfundvierzig Jahr alten Leute nur 17,·· pCt., in Belgien dagegen 22,·· pCt. der Bevölkerung enthielten, die über sechzig Jahr alten in Preußen nur 5,·· pCt., in Belgien 9,·· pCt. Es wäre nicht richtig, hieraus mit Bestimmtheit auf nachtheiligere Sterblichkeitsverhältnisse in Preußen zu schließen, vielmehr liegt der Hauptgrund dieser Verschiedenheit wohl darin, daß, wie schon oben gesagt wurde, die preußische Bevölkerung viel schneller, als die belgische, zunimmt, diese Zunahme aber zum großen Theil in der weit größeren Anzahl der Geburten in Preußen ihre Veranlassung hat, was natürlich auf die Zusammensetzung der verschiedenen Altersklassen von Einfluß sein muß.

Das fünfundzwanzigste Lebensjahr theilte die belgische Bevölkerung fast in zwei gleiche Hälften, doch waren in den beiden Flandern und der sogenannten Provinz Limburg die älteren, in den übrigen Provinzen die jüngeren Klassen etwas stärker vertreten. Am meisten Unerwachsene befinden sich in den vier südlichen Provinzen, besonders in Luxemburg, die mittleren Lebensjahre waren in den fünf nördlichen Provinzen stärker vertreten, die Altersklassen vom sechzigsten Jahre ab in der Provinz Namur am stärksten, in Brabant am wenigsten.

Sehr verschieden sind die beiden Geschlechter nach ihren Altersklassen vertheilt, eine Folge der größeren Zahl der männlichen Geburten und der abweichenden Sterblichkeit der Geschlechter. Bei der Zählung von 1846 waren unter dem weiblichen Geschlecht 9,·· pCt., unter dem männlichen 8,·· pCt. über 60 Jahr alt; fast genau dasselbe Verhältniß ist 1849 in Preußen beobachtet worden, wo 6,·· pCt. des

weiblichen, 5,.. pCt. des männlichen Geschlechts über 60 Jahr alt vorgefunden wurden. Unter 16 Jahr alt waren in Belgien 34,.. pCt. des männlichen, dagegen nur 33,.. pCt. des weiblichen Geschlechts; überhaupt waren in den Altersklassen bis zum funfzigsten Jahre das männliche, von da ab das weibliche Geschlecht stärker vertreten. Diese verschiedene Zusammensetzung der Bevölkerung nach dem Alter hat auf die Wehrhaftigkeit des Staates nur geringen Einfluß geübt; in Preußen enthielt die militairpflichtige Altersklasse 19 bis 24 Jahr 8,.. pCt. des männlichen Geschlechts, in Belgien 8,.. pCt., während die Altersklasse, welche in Preußen zur Dienstpflicht in der Landwehr des ersten Aufgebots herangezogen wird, durch 13,.. pCt., in Belgien abnormerweise nur durch 12,.. pCt. der männlichen Bevölkerung vertreten erschien.

Will man die einzelnen Klassen des Civilstandes nach Alter und Geschlecht vergleichen, so mögen etwa folgende Ergebnisse aus den Tabellen vor 1846 hervorzuheben sein. Die noch Unverheirateten gehörten bis zum fünfundvierzigsten Lebensjahre überwiegend dem männlichen, von da ab mehr dem weiblichen Geschlechte an; unter den Verheirateten waren in den Altersklassen 40 bis 52 Jahr die Männer, in den übrigen die Frauen in der Mehrzahl, ein Verhältniß, dessen Gründe am Tage liegen; die Zahl der Witwen war in allen Altersklassen größer, als die der Witwer. Vom dreißigsten Lebensjahre ab war die Zahl der Ehefrauen durchgehends größer, als die der Mädchen, vom zweiunddreißigsten ab war die Zahl der Ehemänner größer als die der Junggesellen. Vom fünfundfunfzigsten Lebensjahre ab überwogen durchgehends die Witwen über die noch unverheirateten Frauen, vom neunundfunfzigsten ab auch die Witwer über die noch unverheirateten Männer; vom neunundsechzigsten Jahre ab waren in jeder Altersklasse mehr Witwen als Ehefrauen, aber erst vom achtzigsten ab mehr Witwer als Ehemänner vorhanden.

Die Zahl der Personen, welche Unterricht erhalten, ist hinsichtlich der jüngeren Bevölkerung von Interesse: nach der belgischen Zählung erhielten öffentlichen Unterricht in Primärschulen 441,172 Kinder, in mittleren und höheren Unterrichts-Anstalten 24,638. Diese Zahlen erscheinen im Verhältnisse zu den in Preußen ermittelten sehr gering, indem in Preußen über 15 pCt. der Bevölkerung die Elementarschulen besuchten; verglichen mit der Bevölkerung, welche sich im sechsten bis vierzehnten Lebensjahre befindet, tritt dieser Unterschied noch krasser hervor; man sieht, daß von diesen Altersklassen in Belgien fast die Hälfte, in Preußen nur etwa ein Fünftel seinen öffentlichen Unterricht erhielt, und wenn auch Gründe verschiedener Art zur Modifizirung der Schlüsse aus diesen Zahlen beitragen mögen, so bleibt es doch unverkennbar, in wie ungleich günstigerem Verhältniß der öffentliche Unterricht in Preußen verbreitet ist.

Zu anderen interessanten Betrachtungen geben die Ermittelungen über die Wohnungsverhältnisse Veranlassung. Es wurden in Belgien 799,848 Wohnhäuser gezählt, so daß daselbst 5,. Einwohner auf ein Wohnhaus kommen, während in Preußen dieses Verhältniß ungefähr wie 1 zu 8 steht. Von diesen Häusern hatten 625,498 nur ein Erdgeschoß, 146,464 noch ein Stockwerk. Die Zahl der Wohnzimmer wurde auf 2,758,966 ermittelt, so daß durchschnittlich 3 bis 4 Zimmer auf eine Wohnung kamen, etwas mehr in den Städten. Haushaltungen waren in Belgien 890,566 ermittelt, von diesen fanden sich 154,454 jede auf ein Wohnzimmer, 282,785 auf je zwei Wohnzimmer beschränkt. Hieran knüpft sich die Betrachtung, wie viel Personen zu der bedürftigen Bevölkerung gehören: nach der Aufnahme von 1846 wurden 700,141 Personen oder 149,766 Haushaltungen als solche bezeichnet, welche „auf den Listen der Bedürftigen eingetragen waren und von den Wohlthätigkeits-Bureaus Unterstützung erhielten"; in West-Flandern gehörten hierher 26, in Luxemburg nur 1½ pCt. der Bevölkerung. Einen bestimmten Maßstab der Ausdehnung des belgischen Pauperismus gewährten diese Zahlen allerdings auch für die damalige Periode nicht, da die Eintragung auf den Listen der Bedürftigen ein Testimonium paupertatis ist, das in Belgien nicht schwer zu erlangen ist, andererseits die von den Wohlthätigkeits-Bureaus gewährte Unterstützung jedenfalls sicherer von dem hohen Maße der Wohlthätigkeit in Belgien Zeugniß giebt, als von der vorhandenen Armuth. — Von den Wohnhäusern in Belgien wurden 160,471 als zu 291,474,760 Thalern versichert angegeben, eine Summe, welche für unvollständig gehalten wurde; zum Vergleiche mag bemerkt werden, daß die Häuser der preußischen Rheinprovinz im Jahre 1849 angeblich zu 251,344,780 Thalern versichert waren. An nicht bewohnten Häusern (öffentlichen Dienstgebäuden, Fabrik-Anlagen u. s. w.) wurden 29,713 gezählt. Eine besondere Kolonne ist in den belgischen Volkszählungstabellen den Gärten an den Häusern reservirt; sie stand anfänglich bei der Landwirthschaft und wurde dann hierher übertragen, ein Schicksal, dem die in gleicher Lage befindlichen Luxuspferde entgangen sind; die Ausdehnung dieser Gärten kann unerwähnt bleiben, sie giebt zur Beurtheilung der Gesundheitsverhältnisse der belgischen Landestheile keinen Maßstab, wie jeder mit den belgischen Zuständen einigermaßen Vertraute leicht erkennt.

Die Unterscheidung der Einwohner nach den gewerblichen und Berufsverhältnissen trifft nicht nur die in jedem Zweige thätigen Einwohner, sondern sie bezieht sich zugleich auf die Zahl ihrer Familienglieder, so daß sie in der That die ganze Bevölkerung nach ihren Erwerbsquellen in größere und kleinere Gruppen zerlegt. Die Kategorieen sind sehr zahlreich, es sind hundertundachtzehn ohne die Unter-Abtheilungen. Die recht übersichtliche Zusammenstellung der Hauptbeschäftigungen läßt ersehen, daß 51,. pCt. von der Landwirthschaft lebten (selbstthätig 1,075,031 Personen), 10,. pCt. von der Manufaktur-Industrie (selbstthätig 336,447), 6,. pCt. von der Handels-Industrie (selbstthätig 103,696), 5 pCt. von der Metall-Industrie (selbstthätig 81,072) u. s. w., während die Familien der in immateriellen Interessen (professions libérales) thätigen 146,612 Personen 6 pCt. der Bevölkerung enthielten.

Außerdem wurden bei der Zählung von 1846 die Einwohner nach ihrer Religion, nach dem Geburtsorte und nach der Sprache unterschieden. Belgien ist ein katholisches Land; Nichtkatholiken fanden sich nur 7313 vor, während im Jahre 1829 in den sieben älteren belgischen Provinzen noch 12,394 Nichtkatholiken waren. Als Protestanten haben sich 1846 6578 Personen bezeichnet, als Anglikaner 790, als Juden 1336, als zu anderen Kulten gehörig 1019 (wohl protestantische Sektirer?), bei 600 war die Religion überhaupt nicht angegeben. — Die Unterscheidung der Einwohner nach dem Geburtsorte giebt die beste Anschauung von der lokalen Beweglichkeit der Bevölkerung; in Belgien befanden sich zur Zählungszeit nur 70 pCt. der Bevölkerung in denselben Gemeinden, in welchen sie geboren waren (in der Gemeinde Lüttich nur 64 pCt., in der Gemeinde Brüssel nur 55 pCt.); 92½ pCt befanden sich in den Provinzen ihrer Geburt. 94,821 waren aus dem Auslande gebürtig, darunter 31,201 aus den deutschen Bundesstaaten, einschließlich 18,342 aus den bei dem Bunde verbliebenen Theilen der Provinzen Luxemburg und Limburg, aus dem übrigen Niederland 20,568, aus England 3828, aus Frankreich 34,600. Von den in Deutschland Gebornen befanden sich verhältnißmäßig die meisten (9676) in der Provinz Lüttich, von denen aus den Niederlanden die meisten (9057) in der Provinz Antwerpen, von denen aus England die meisten (1543) in der Provinz Brabant und von denen aus Frankreich die meisten (11,793) in der Provinz Hennegau.

Was die Sprache betrifft, zu welcher sich die belgischen Einwohner bekannt haben, so haben 2,471,248 die vlaemische oder holländische, 34,060 die deutsche, 1,827,141 die wallonische oder französische, 3824 die englische und 923 eine andere Sprache als diejenige bezeichnet, welche sie gewöhnlich reden. Die „allgemeine Statistik von Belgien" enthält die weiteren Unterscheidungen für die Provinzen und für Stadt und Land; dagegen sind die Zählungsresultate für jede einzelne Gemeinde in dem im Jahre 1849 erschienenen größeren Tabellenwerke abgedruckt, und giebt man sich hier die Mühe, das Einzelne zusammenzusuchen, so findet man, daß in den überwiegend vlaemischen und deutschen Gemeinden (auf 258,.. Quadratmeilen) neben 2,481,026 vlaemisch, holländisch und deutsch redenden 112,778 Personen wallonisch oder französisch sprachen, andererseits in den überwiegend wallonischen Gemeinden (auf 278,.. Quadratmeilen) neben 1,714,363 wallonisch oder französisch sprechenden 24,292 vlaemisch, holländisch oder deutsch sprachen. Die Zahl der französisch Sprechenden im vlaemischen Lande erscheint hierbei verhältnißmäßig groß, doch ist zu berücksichtigen, daß der größere Theil derselben in Brüssel und dessen Vorstädten gezählt wurde, wo von den 188,458 Einwohnern angeblich 67,017 wallonisch oder französisch, 120,075 vlaemisch, holländisch oder deutsch zu sprechen pflegten. Eine eigentliche lokale Scheidung beider Sprachen (wie sie in anderen gemischten Gemeinden gewiß vorhanden ist) findet innerhalb Brüssels und seiner vorstädtischen Kommunen nicht statt, doch wird in der ersten und siebenten Section der Stadt, d. h. hauptsächlich im oberen Theile derselben, mehr französisch als vlaemisch gesprochen, in der Vorstadt S. Josse ten Noode beide Sprachen ungefähr gleich, und in den Stadttheilen links der Senne und in den anstoßenden Vorstädten fast ausschließlich vlaemisch geredet. In der Stadtgemeinde Brüssel selbst machten die wallonisch und französisch redenden nach der Zählung von 1842 37,. pCt., nach der von 1846 38,. pCt. der gesammten Einwohner aus. Auch abgesehen von Brüssel, wurden die eine andere als die in der Gegend übliche Sprache Redenden in den größeren Städten und namentlich in den Garnisonstädten zahlreich vorgefunden. Was die deutsche Sprache als belgische Landessprache insbesondere betrifft, so wird in der Provinz Luxemburg in Arlon und siebzehn Landgemeinden (welche 1846 auf 6½ Quadratm. 27,212 Einw. zählten) oberdeutsch gesprochen, dagegen lassen die Zählungstabellen ungewiß, in welchem Theile der vierzehn vlaemisch-deutschen Gemeinden in der Provinz Lüttich rechts der Maas (welche im Jahre 1846 auf 4 Quadratmeilen 15,532 Einwohner hatten) vlaemisch oder deutsch gesprochen wird; die Sprachgränze zwischen dem niederrheinischen, holländischen und vlaemischen Dialekte ist unter den Linguisten bestritten, und konnte eine sichere Angabe hier aber auch wohl von den betheiligten Einwohnern nicht erwartet werden. Links der Maas geht die Sprachgränze ziemlich regel-

mäßig westwärts von der deutschen Gränze, bei Maastricht bis zur französischen bei Meenen und Armentières, wobei sie sechs Landgemeinden der Provinz Limburg südlich, zwölf Landgemeinden der Provinz Lüttich nördlich, das Arrondissement Nivelles, die Städte Nivelles und Wavre und noch sechs brabanter Landgemeinden südlich, dann die Stadt Enghien und drei hennegauische Landgemeinden nördlich, und endlich drei ostflandrische, zehn westflandrische Landgemeinden und die Stadt Warneton südlich liegen läßt; die einzige ganz vlaemische Provinz (und nicht eine sogenannte vlaemisch-wallonische, wie sie Horn im zweiten Buche seiner „Studien" durchweg bezeichnet) ist Antwerpen, die einzige ganz wallonische Provinz Namur.

Die Besprechung der statistischen Data, welche hinsichtlich der Bewegung der Bevölkerung in Belgien erhoben worden sind, muß dem dritten Artikel vorbehalten bleiben. K. St. B.

Kalifornien.

Beiträge zur Ornithologie und Mammalogie Kaliforniens.*)

1. Der *Correo del Camino* oder Schlangenvogel.

Unter den naturhistorischen Merkwürdigkeiten Kaliforniens nimmt dieser seltsame Vogel eine der ersten Stellen ein. Er bewohnt die südlichen Küsten des Landes und wird namentlich in der Gegend von San Diego in großer Anzahl gefunden. Er liebt besonders dürre, steinige Gegenden, wo der Kaktus wächst und die Klapperschlangen hausen. Ueber den Charakter dieses Vogels wird viel Wunderbares berichtet. Man sieht ihn gewöhnlich auf den Wegen oder Fußpfaden; sobald er aber die Annäherung eines Menschen spürt, eilt er mit der Schnelligkeit des Windes von dannen. Aus diesem Grunde gaben ihm auch die Spanier den Namen Correo (der Courier). Er ist der Todfeind der Klapperschlange und aller anderen Mitglieder der Schlangenfamilie, gegen die er einen erbitterten und erfolgreichen Krieg führt. Der Leser wird vielleicht nachstehende Erzählung für eine kalifornische Münchhausiade halten, sie ist uns aber durch so viele glaubwürdige Personen bestätigt worden, daß wir sie nicht bezweifeln können. Die Klapperschlange ist, wie gesagt, vorzugsweise im südlichen Kalifornien und längs der Gränze einheimisch, wo der Boden von Kakteen bedeckt ist. Der Correo lauert ihr hier mit aller Schlauheit eines Indianers auf, um sie zusammengerollt und in tiefem Schlummer zu überraschen. Mit der größten Stille, List und geschäftiger Eil sammelt er dann die abgefallenen Kaktusfrüchte und trockenen Stängel und bildet damit eine zwei bis drei Fuß hohe Ringmauer um den Feind, indem die nadelartigen Stacheln und Disteln der Pflanze vortrefflich geeignet sind, den Angriffen der wüthenden Cascabella (so nennt man hier die Klapperschlange) Trotz zu bieten. Sobald der Correo mit dieser Arbeit fertig ist, scharrt er mit Füßen und Klauen die jungen Zapfen der Tanne zusammen, die so hart und schwer sind, wie Steine, fliegt damit in die Höhe und läßt sie, etwa fünf bis sechs Fuß über seinem Opfer schwebend, auf dieses niederfallen, während der Gefangene, zu spät aus seinem Schlummer erwachend, sich überall von scharfen Spitzen umgeben sieht, die ihn bei jeder Bewegung verwunden. Mit erbostem Gekreisch fährt unterdessen der Correo fort, einen Tannzapfen nach dem anderen auf ihn niederzuschleudern, bis der Feind hülflos daliegt, worauf ihn der Sieger mit seinem scharfen Schnabel zu Tode pickt.

Der Correo wird für keinen Raub- oder fleischfressenden Vogel gehalten; er soll sich vielmehr ganz von Korn nähren, wie das Hühnergeschlecht, dem er in jeder Hinsicht nahe verwandt ist. Er mißt gewöhnlich zwei Fuß von dem Ende des Schwanzes bis zur Spitze des Schnabels, wovon etwa ein Fuß auf den Schwanz kömmt, der vier oder fünf lange, weiß gesprenkelte Federn hat. Wenn er aufrecht steht, hat er eine Höhe von sechs Zoll, und seine Füße sind nur mit vier Zehen ausgestattet — zwei nach vorn gewandt und zwei kleinere unmittelbar hinter ihnen — die alle durch scharfe, nadelartige Klauen geschützt werden. Die Farbe des Vogels ist ein fleckiges, gelbliches Grau. Ausgewachsen wiegt er ungefähr dreiviertel Pfund, obwohl man im Süden Individuen getödtet haben soll, deren Gewicht ein und ein halbes Pfund betrug. Zur Charakteristik dieses seltsamen Vogels gehört noch der Kamm, den er im ruhigen Zustande gesenkt trägt, aber drohend aufrichtet, sobald er in Wuth versetzt wird oder eine Gefahr sich nähern sieht. Der Schnabel ist zwei und einen halben Zoll lang, scharf wie ein Messer und hart und glänzend wie Stahl. Um den Körper mißt er, ohne die Federn, vier Zoll.

Diese Beschreibung ist einem vor kurzem bei Monterey erlegten Exemplar entnommen.

Die Spanier, welche sich zuerst in Kalifornien niederließen, wurden sehr bald mit diesem Vogel bekannt und schätzten ihn besonders als den Gegner der Klapperschlange, die seinen Eiern mit außerordentlicher Gier nachstellt. Die alten Priester hatten große Furcht vor den „viboras", indem die widerspenstigen Indianer sich ihrer gegen die guten Väter zu bedienen pflegten, welche, in dem Bestreben, ihren wilden Neophyten die christliche Moral beizubringen, sich oft zu ziemlich gewaltsamen Maßregeln hinreißen ließen. Nach einer alten Tradition, die von einigen noch in Kalifornien lebenden mexikanischen Veteranen bestätigt wird, war der Padre Junipero einst im Begriff, das heilige Abendmahl zu ertheilen, und hatte eben den Kelch enthüllt, um ihn mit gebührender Andacht der versammelten weißen und rothen Gemeinde darzureichen, als eine große Klapperschlange mit feurigen Augen und geringeltem Schweif zum Erstaunen und Schrecken des Priesters aus dem Gefäß hervorstürzte, in welches einige unverbesserliche Heiden sie hineinpraktizirt hatten. Seit jener Zeit hielten die Missionäre diese Ungethüme für eingefleischte Teufel mit höllischen Glocken an den Schwänzen und begannen gegen sie einen Ausrottungskrieg, der mit so gutem Erfolg betrieben wurde, daß sich heutzutage in der Umgegend von Monterey nur wenige Cascabellas finden.

2. Die schwarze kalifornische Brachschnepfe.

Auf diesen herrlichen Vogel, der sich zur Sommerzeit schaarenweise in Monterey einfindet, sind die hiesigen Jäger besonders erpicht. Seine eigentliche Heimat ist weiter südlich, in den Distrikten Santa Barbara, San Luis Obispo und San Diego. Das Fleisch ist zart und wohlschmeckend und wird von den kalifornischen Gourmands sehr geschätzt, die es dem der gewöhnlichen braunen Brachschnepfe oder Sarapiqua, wie sie von den Eingebornen genannt wird, weit vorziehen.

Die schwarze Brachschnepfe mißt zwei Fuß einen Zoll von dem Ende des Schwanzes bis zur Spitze des Schnabels. Letzterer ist vier und einen halben Zoll lang, abwärts gebogen und dunkelfarbig, mit einem Anflug von Roth. Die Füße sind sieben Zoll lang und spielen gleichfalls ins Rothe, und die Flügel haben eine Klafterweite von zwei und einem halben Fuß. Die Farbe des Körpers ist ein wunderschönes Schwarz; Kopf, Brust und Hals sind goldbraun, die Flügel von einem glänzenden, mit Schwarz gestreiften Grün. Das Gewicht eines ausgewachsenen Vogels beträgt etwa zwei und ein halbes Pfund.

*) Aus einer uns freundlichst mitgetheilten Nummer des San Francisco Herald (vom 16. Juni d. J.).

Mannigfaltiges.

— **Elihu Burritt.** Herr Elihu Burritt, der gelehrte Grobschmied, Friedens- und Mäßigkeits-Apostel aus Massachusetts, der sich bekanntlich seit einigen Jahren in Europa befindet, wo er in englischen, französischen und deutschen Zeitungen seine Olivenblätter vergeblich ausbietet, hat so eben in seinem Vaterlande seine Beobachtungen in der neuen und alten Welt unter dem Titel „Thoughts and Things at Home and Abroad" („Gedanken und Dinge zuhause und auswärts") drucken und ausgeben lassen. Wahrscheinlich werden wir darin Näheres darüber erfahren, wie es eigentlich gekommen ist, daß gerade in der Zeit, wo der Friedenskongreß in allen Hauptstädten Europa's seine Grundsätze so eindringlich darlegte, ein Krieg, wie der jetzige im Osten, ausbrechen konnte. Herr Burritt, der sonst das Eisen, so lange es glühend war, so trefflich zu schmieden verstand, und der bereits als Grobschmied mehr als vierzig Sprachen und Dialekte gelernt, hat doch nicht die rechten russisch-türkischen Worte zu finden vermocht, um das glühende Eisen in St. Petersburg und Konstantinopel wieder erkalten zu machen.

— **Schwedens Geschichte aus dem Munde des Volkes.** Aus C. B. Lorck's „Skandinavischem Literaturbericht" (Nr. 4) ersehen wir, daß kürzlich der zweite Band der von Arv. Aug. Afzelius gesammelten schwedischen „Wasa-Sagen" erschienen ist. Diese „Wasa-Sagen" bilden die fünfte und sechste Abtheilung der interessanten, von Afzelius herausgegebenen Sammlung von Sagen des schwedischen Volkes, oder vielmehr der „Geschichte Schwedens, wie sie in den Sagen, Liedern und anderen Traditionen im Munde des Volkes gelebt und zum Theil noch bis auf unsere Zeit gekommen ist."*) Der erste Theil dieser in jeder Bedeutung des Wortes so zu nennenden Volksgeschichte umfaßt die heidnische Zeit bis zu dem schwedischen Apostel Ansgarius; der zweite bis fünfte Theil umfassen die katholische Zeit (sie führen den besonderen Titel: „Katholska Tiden") von 829 bis 1523, und der fünfte und sechste Theil, „Wasa-Sagen", beginnen mit der Zeit der Reformation und reichen bis zur Versammlung von Upsala im Jahre 1593. Keine andere Nation hat eine so reichhaltige, ihre ganze Geschichte und jede einzelne Epoche derselben populär darstellende Sammlung von Volksgeschichten aufzuweisen.

*) Svenska Folkets Sago-Häfder, eller Fäderneslandets Historia sådan hon lefwat och till en del kunna lefwer i Sägner, Folksånger och andra Minnesmärken. Till Läsning för Folket.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., welche der Werth im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden außer der hiesigen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 23, und beim Herausgeber Neumann, Kleinmichaelis. Nr. 211), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 96. Berlin, Sonnabend den 12. August 1854.

Frankreich.

Briefe aus Paris.

Von Dr. J. E. Bamberg.

Erster Brief.

Inhalt. Die Zeitungen. Rückblick auf den National und Marrast. Eingegangene Journale. Das Journal des Débats; der Moniteur; Patrie, Constitutionnel und Pays. Einiges über Herrn Dr. Véron. Mirès. Die Assemblée nationale; die Union. Die ehemalige Anarchie der Presse. Die Gazette de France, der Univers, die Jesuiten und das Unterrichts-Gesetz. Gesellschaftliche Zustände und die Religion in Paris. Die heilige Genoveva. Besuch in einem Pariser Karmeliterinnen-Kloster. Die Revue des deux Mondes; einige Bemerkungen über den Unterschied zwischen den französischen und deutschen Formen in der Literatur. Die Revue contemporaine, die Illustration, das Athenaeum Français, der Correspondant und andere Journale. Flüchtiger Blick auf die Theater.

Den nächsten Stoff zu meinem Schreiben sollen die Schreibenden selbst hergeben. Seit dem Dezember des Jahres 1851 hat sich in Frankreich so Manches in den Verhältnissen der Schriftsteller und ihrer Organe geändert: vielleicht ist es der Mühe werth, diese neue Lage des „Gewerbes" etwas näher zu besprechen.

Was zunächst die politische Presse betrifft, so ist es eine sehr bemerkenswerthe Erscheinung, daß, obgleich der ganze Grund und Boden, auf welchem sie stand, ein wesentlich anderer geworden ist, doch kein einziges der früheren bedeutenden Organe zu erscheinen aufgehört hat. Moniteur, Journal des Débats, Siècle, Presse, Constitutionnel, Patrie, Gazette de France, Union, welche unter der Juli-Regierung die sogenannte große Presse bildeten, bestehen sämmtlich noch. Der National, das bedeutendste Oppositions-Blatt während des Juli-Königthums, hat allerdings zu erscheinen aufgehört, aber es hatte mit dem Triumphe seiner Partei bereits alle Bedeutung verloren. Es wurde unmittelbar nach der Februar-Revolution von den republikanischen und sozialistischen Schriftstellern überflügelt, und da seine ganze Kraft in dem unerbittlichen Federkriege bestand, den besonders sein Haupt-Redacteur, Marrast, dem Regierungssystem Ludwig Philipp's machte, so hatte das Blatt mit dem Sturze des Letzteren seine Sendung eigentlich erfüllt. Bis zu der Zusammenberufung der National-Versammlung wurde der National von seinen jüngeren Brüdern so überschrieen, daß man ihn kaum reden hörte; nach dieser Zeit, und namentlich nach den Juni-Tagen, machte sich die Partei, die er vertrat, durch Cavaignac's ehrliche Ungeschicklichkeit und noch mehr durch einen Nepotismus ohne gleichen so verhaßt, daß es mit diesem früher so mächtigen Organe immer mehr bergab ging. Marrast war von dem Augenblick an, wo er zur Macht gelangte, nicht mehr derselbe Mann: sein geistreiches heiteres Gesicht wurde ernst, sein Haar grau, sein Körper fett. Die Reaction nannte ihn den „Marquis der Republik", beschrieb spöttelnd den Luxus, den er als Bürgermeister von Paris im Stadthause zur Schau getragen haben soll, und klagte ihn des ungeheuren Verbrechens an, auf Sèvres-Porzellan zu speisen und sein Kind in eine ehemals königliche Wiege zu legen. Marrast war allerdings kein Sansculotte, er hatte Sinn für Schönheit und Wohlleben, ja, er war sogar der Ansicht, daß die Männer, denen die Regierungsgewalt anvertraut ist, auch mit äußeren Zeichen der Macht umgeben sein müssen. So sah ich ihn selbst öfter feierlichst als Präsidenten der National-Versammlung in den Sitzungssaal ziehen. Gerichtsboten und Secretaire holten ihn aus dem zuletzt von Billault bewohnten Palaste, der durch eine Galerie mit dem Sitzungslokale in Verbindung steht, ab. In den Vorhallen bildeten die Soldaten Spalier, und in der „Halle des pas perdus" erwiesen Trommler die militairischen Ehren. Armer Marrast, wie schnell war dieser Traum zu Ende! Dürftig und nur von wenigen Freunden umringt, starb vor nicht langer Zeit der eigentliche Schöpfer der republikanischen Verfassung von 1848. Sein Ende rechtfertigte seinen Ruf als Ehrenmann. In dem National hat der Staatsstreich also nur einem Sterbenden den Garaus gemacht. Wenn er Lebenskraft in sich gehabt hätte, würde er sich vielleicht eben so gut haben halten können, wie der Siècle; aber er benutzte die Gelegenheit und — starb. Ein solches Ende hat wenigstens seinem Andenken wohlgethan.

In ähnlicher Weise hörte auch der früher bedeutende Courrier Français auf, der es in seiner letzten Zeit zu keiner eigentlichen Farbe mehr bringen konnte. Das orleanistische Organ L'Ordre ging ebenfalls bei weitem mehr aus Mangel an Theilnahme, als aus politischen Hindernissen zugrunde, eben so Le Pouvoir, von dem man sagen kann, „qu'il n'en pouvait plus", und die vortrefflich redigirte liberal-legitimistische Opinion publique. Alle diese Zeitungen standen nie auf eigenen Füßen, sondern hingen immer mehr oder weniger von der Börse ihrer Actionaire ab.

Diejenigen Journale hingegen, die im Publikum feste Wurzeln geschlagen hatten, haben sich, trotz eines Preßgesetzes, dem Viele die Censur vorziehen würden, gehalten; ja, einige haben merkwürdigerweise ihren Leserkreis noch vergrößert. So z. B. Siècle und Presse, die beide ihre liberale Richtung beizubehalten wußten. Der Siècle ist von allen französischen Journalen bei weitem das gelesenste; er ist das Organ der Mittelklassen, der gebildeteren Handwerker und wird besonders stark in der Bannmeile von Paris gehalten. Die Presse hat ungefähr dasselbe Publikum, und da auch sie namentlich ihrer demokratischen Wasserfarbe wegen so stark gelesen wird, so ist dies immerhin ein Symptom, das beachtet zu werden verdient.

Das Journal des Débats kann man den Patrizier unter den Pariser Journalen nennen. Viele glaubten im Jahre 1848, daß es den Sturz Guizot's nicht überleben würde, denn diese Zeitung war allerdings etwas mehr als ein bezahltes Partei-Organ, sie war, wenn ich mich so ausdrücken darf, der gedruckte Orleanismus selbst. Das Journal des Débats ging nun aber nicht allein mit der Februar-Revolution nicht unter, sondern es hat seither sogar an Bedeutung gewonnen. Diese seine Lebenskraft liegt weniger in den Grundsätzen, die es vertritt, als in seiner Organisation. In den anderen Journalen ist das Redactions-Personal mehr oder weniger unbeständig; mit Ausnahme des Haupt-Redacteurs wechselt das untergeordnete Personal sehr häufig, und große politische Ereignisse finden daher in diesen Journalen keinen rechten Kern, der ihnen widerstehen könnte. Das Journal des Débats hat hingegen eine durchaus konservative Organisation; die Bertins sind als Haupt-Redacteure desselben gestorben, die meist tüchtigen und zum Theil berühmten Mitarbeiter haben in der Regel ihr bestimmtes Fach und beziehen oft festes Gehalt, während auch die auf den rein literarischen Theil angewiesenen Redacteure ihre Mitarbeiterschaft als eine gewisse Stellung betrachten. Wenn dagegen ein Fremder der Redaction dieser Zeitung einen interessanten, gewichtigen Beitrag liefern wollte, so würde er zurückgewiesen werden, und die Redaction würde ihm antworten: für dergleichen haben wir schon unsere bestimmten Mitarbeiter. Diese Ausschließlichkeit findet man übrigens auch in den anderen großen Pariser Journalen, und wenn unsere deutschen Zeitungen in Bezug auf die Form der einzelnen Artikel den französischen nachstehen, so ist doch kein Zweifel darüber, daß sie sich vielseitiger und im Ganzen freier von Coterie bewegen.

Ueberhaupt sind die Franzosen in vielen Stücken weit konservativer, als wir. Um sich davon zu überzeugen, braucht man nur ihre Verwaltungsstuben zu besuchen. Hier geht Vieles noch so, wie es vor Jahrzehnten gegangen ist; die Pariser Posteinrichtungen stehen z. B. hinter den unsrigen weit zurück; wenige Länder in Europa haben ein so strenges Prohibitiv-System, als Frankreich, und niegends hat man so viel Scheu vor dem Papiergelde als hier.

Mit dem Moniteur, dem einzigen offiziellen Blatte, sind bedeutende Veränderungen vorgegangen. Grün, der ihn schon unter der Juli-Regierung redigirte, hat sich auch während der Republik auf seinem Posten zu behaupten gewußt, vor einiger Zeit aber hat er zurücktreten müssen. Der Moniteur steht jetzt unter der direkten Aufsicht des Staats-Ministeriums, das jedoch natürlich für den nichtoffiziellen Theil der eigentlichen Redaction ziemlich freien Spielraum läßt. Man hat, um den Leserkreis des Moniteur zu vergrößern, verschiedene Versuche gemacht, man hat tüchtige Kräfte, wie z. B. Sainte Beuve für den literarischen Theil, gewonnen, man behandelt die auswärtigen Nachrichten mit etwas mehr Sorgfalt, als die anderen Journale, aber es wird immerhin schwer halten, dem Moniteur eine Verbreitung zu geben, die der der anderen größeren Journale gleichkömmt. Warum man da früher so bequeme Folianz-Format des Moniteur verändert und es bei

der anderen Zeitungen gleichgemacht hat, habe ich mir nie recht erklären können. Man hat behauptet, daß dies geschehen sei, um das Publikum, das nun einmal an das größere Format gewöhnt ist, desto mehr zum Ankauf des Moniteur, namentlich in einzelnen Exemplaren, zu bestimmen.

Die eigentlichen Organe der Regierung sind bekanntlich Patrie, Constitutionnel und Pays. Von diesen hat sich die Patrie um die jetzige Regierung das meiste Verdienst erworben. Es war das erste Organ, das sich nach dem 2. Dezember entschieden für die Regierung aussprach und die besiegten Parteien mit schonungsloser Wuth verfolgte. Der famose Dr. Véron sah sich mit dem Constitutionnel erst vorsichtig nach allen Seiten um, und als der Sieg entschieden war, bewies auch er, daß die Dinge unmöglich anders hätten kommen können. Eine Erscheinung wie die des Dr. Véron ist vielleicht nur in Frankreich möglich; in jedem anderen Lande kann ein eben so dicker und lächerlicher Mensch existiren, aber man wird sich dort nicht um ihn kümmern, er wird dort nie Einfluß gewinnen, die Leute nie dazu bewegen können, seine Zeitungsartikel zu lesen. Als Theater-Direktor war der Mann vielleicht an seinem Platze. Ohne Sinn für die Kunst und das wahrhaft Schöne hatte Herr Véron seine Theater-Routine, die das Material zu einer guten modernen Oper herbeizuschaffen weiß. Auch war er, wie die Franzosen sagen: „bon camarade", er gab den befreundeten Komponisten, Sängern und Sängerinnen, Tänzern und Tänzerinnen Diners und Soupers, Abendgesellschaften und Bälle in Hülle und Fülle. Als Haupt-Eigenthümer des Constitutionnel, der bekanntlich lange Jahre das Organ von Thiers war, hatte der Mann politischen Einfluß: er beschützte Den, verdrängte Jenen, spielte den Mäcen, konnte es aber nie zu einer politischen Stellung bringen. Während der Präsidentschaft Louis Napoleon's verfeindete er sich auf einmal mit Thiers, griff diesen Mann, der Jahre lang sein politisches Ideal gewesen war, auf die gemeinste und schmutzigste Weise an und erzählte mit einem Cynismus sondergleichen, daß er über Thiers die unwahrsten Dinge geschrieben habe, zu deren Veröffentlichung ihn dieser im Interesse seines Ruhmes veranlaßt hätte.

Ich wiederhole es, in jedem anderen civilisirten Lande würde ein Geständniß der Art einen Menschen für immer moralisch vernichten. Die Franzosen verachten ein solches Individuum allerdings auch, aber sie nehmen trotzdem noch Interesse an ihm; sie finden ein solches Sachverhältniß pikant, und als Herr Véron später in seinem Blatte Spott und Geifer gegen ehemalige Freunde und Bundesgenossen ausließ, nannten sie ihn einen „homme d'esprit". Es ist höchst charakteristisch, daß der Mann auf einmal anfing, seine Artikel als Doktor der Medizin zu unterschreiben. Ein Gesetz der National-Versammlung hatte nämlich die Unterzeichnung aller politischen Artikel von ihren jedesmaligen Verfassern angeordnet. Véron wußte, daß man ihn mehr für einen Spekulanten hielt als für einen Schriftsteller, oder überhaupt für das, was die Franzosen einen „homme lettré" nennen. Es war ihm daher angenehm, mit dem Doktor-Titel auftreten zu können; aber dies half ihm weniger zu einem Namen als zu einem Spitznamen. Man nannte ihn nämlich entweder schlechthin den „Docteur" oder, nach dem Charivari, „Mimi Véron". Wer die Karikaturen-Sammlung dieses Witzblattes aus jener Zeit durchblättern will, findet Mimi Véron in den verschiedensten Stellungen und Lagen, nie fehlt die ungeheure Kravatte, welche die Narben am Halse verstecken soll. Wenn die Pariser Loretten recht zärtlich sein wollen, sprechen sie ihren Conmacher wohl mit Mimi, Bibi oder ähnlichen Zärtlichkeitsnamen an. Da nun der Doktor weit und breit den Ruf eines alten Sünders hat und so dick und unförmlich ist, daß nur der ausgelassenste Muthwille einer Pariser Lorette ihn Mimi zu nennen im Stande ist, so hat der Schalk von Charivari ihm gerade diesen Beinamen gegeben. Wenn es Shakespeare einen französischen Falstaff zu machen gefallen hätte, würde er Véron erfunden haben. Ich ging einmal in den Mittagsstunden in dem Tuilerieen-Garten spazieren. Von der Feuillants-Terrasse aus sah ich Véron mit zahlreichem Gefolge aus dem prächtigen Hause der Rue de Rivoli kommen, wo er als Millionär im ersten Stocke wohnt und die herrliche Aussicht auf Schloß und Garten hat. Der Doktor gab auf der Tuilerieen-Terrasse, mit den Armen auf dem Rücken, spazierend, Audienzen. Es war ein förmlicher Hof, den er um sich hatte. Auf einmal fuhr eine Staats-Equipage vor. Bedienten in reicher Livree öffneten den Wagenschlag, und Fräulein Rachel, wie eine Prinzessin gekleidet, stieg aus. Sie schloß sich der Gesellschaft an, und Herr Véron gab ihr nicht etwa den Arm, sondern er nahm den ihrigen, um den Leuten recht zu zeigen, wie vertraut er mit ihr wäre. Vor etwa zwei Jahren schien diesem Manne nichts mehr zu fehlen. Er hatte sich nun auch zu einer politischen Persönlichkeit erhoben, da er als Regierungs-Kandidat in die Kammer gewählt worden war. Aber dieser Sitz als Deputirter sollte auch den Höhepunkt seiner Macht bezeichnen. Man hat hin- und hergerathen, welches eigentlich die Ursache der Ungnade Véron's gewesen sei. Ich glaube, daß man gar nicht tiefer danach zu suchen braucht: sie liegt so ziemlich auf der Hand. Wenn große Herren lange beschwerliche Wege zu machen haben, so nehmen sie Vorspann wo sie ihn finden. Will dann der reichlich bezahlte Bauer mit den gestrengen Herrn zuletzt Brüderschaft trinken, so richtet sich Letzterer stolz in die Höhe und weist den Roturier auf seinen Platz. Das Beispiel ist vielleicht zu materiell; aber kann man grobe Striche genug finden, um ein Possenbild wie dieses zu zeichnen? Ich habe nie etwas Komischeres gesehen, als das Abendroth der Véronschen Laufbahn. Es war, als ob hinter dem Theater, auf welchem der Doktor seine Rolle zu Ende spielte, Spaßvögel säßen, die sich zur Aufgabe gemacht hätten, ihn recht tüchtig zu ärgern. Je kälter diejenigen gegen ihn wurden, denen er zur Macht verholfen zu haben vermeinte, desto grimmiger geberdete er sich. Er spitzte seine Artikel ein wenig scharf zu, damit das Publikum daraus entnehmen könne, daß man ihn, den „Eingeweihten", wie ihm, den Mund nicht verschließen könne.

(Fortsetzung folgt.)

Die Vereinigung Lothringens mit Frankreich.

(Schluß.)

. . . . . .

„Um sieben Uhr Abends, während die französischen Truppen in Luneville einrückten und sich in ihren Quartieren einrichteten, verlangte der Kardinal Franz aus der Abtei der Ordensgeistlichen des hl. Remigius zu Luneville zwei graduirte Gottesgelahrte. Er bat die beiden ehrwürdigen Väter, sofort in ihren Büchern nachzuschlagen und ihn darüber zu bescheiden, ob er, wenn auch Kardinal, doch in seinen heiligen Orden aufgenommen, auf der Stelle, ohne Dispens vom Papste abwarten zu müssen, seine leibliche Cousine heiraten dürfe. Die beiden Stiftsherren gingen in die Abtei, holten das Werk des spanischen Jesuiten Sanchez: „Disputationes de sancto matrimonii sacramento", hervor, und nach genommener Einsicht erklärten sie, daß Se. Eminenz in seiner Eigenschaft als Bischof von Toul, sich selbst vom Aufgebot dispensiren oder einen Anderen bevollmächtigen könnte, ihm den Dispens zu gewähren. Was den Dispens für eine Ehe in secundo gradu betreffe, so scheine die Ermächtigung dazu dem Papst ausdrücklich vorbehalten; allein in äußerst dringenden Fällen haben auch hin die Bischöfe dispensirt. „In diesem Falle bin ich gerade", versetzte der Kardinal. Er bewilligte sich also die Dispensation, und wenige Stunden darauf weihte einer der beiden Stiftsherren diesen Ehebund in einem abgelegenen Zimmer des Palastes. Trotz der dringenden Bitten ihres Gemahls verweigerte ihm aber die Prinzessin Claudia die Rechte eines Gatten, bis die Dispensation vom Papste angelangt sein werde. Wahrscheinlich wurde der Marschall de la Force von dem Vorgange in Kenntniß gesetzt; denn er ließ ungesäumt das vermählte Paar trennen und sie in abgesonderten Zimmern bewachen. Claudia aber, die nun begriff, welche Folgen man aus ihren Skrupeln ziehen könnte, entschlüpfte in der Nacht ihren Wächtern und ging zu ihrem Gemahl.

„Den folgenden Tag fuhr der Fürst Franz mit den beiden Prinzessinnen nach Sanct-Nicolaus, dort zu übernachten und sich dann nach Mirecourt zu begeben. Ein Häuflein lothringischer Garde begleitete sie. Der Marschall de la Force in ihrem Gefolge, über die Heirat sehr aufgebracht, wußte nicht, was er mit den Neuvermählten anfangen sollte. Auf eine ihm durch Gabelin überbrachte Anzeige eilte aber der Graf Brassac nach Sanct-Nicolaus, und entschiedener oder mit bestimmteren Instructionen versehen, von einer ansehnlichen Eskorte begleitet, „„bemächtigte er sich sehr geschickt"", wie Gabelin bemerkt, „„der Herzogin und der Prinzessin Claudia sammt dem Kardinal von Lothringen, den man hier Herr Herzog nennt. Desselben Abends saßen alle Mitglieder der herzoglichen Familie gefangen in Nancy.""

„Die Heirat zwischen Franz und Claudia kam dem Kardinal Richelieu eben so in die Quere, wie die Flucht der Prinzessin Margarethe die Pläne Ludwig's XIII. verwirrt hatte. Franz und Claudia vereinigten in ihren Personen all die Rechte, die schon der Verbindung Karl's und Nicola's so viel Gewicht gegeben hatte. Die Kinder aus der Ehe mußten unbestreitbar Erben der lothringischen Krone sein. Im Schooße der eigenen Hauptstadt, mitten unter einer Bevölkerung, die stets mit Liebe an ihren Fürsten hing und jetzt obendrein wegen des sie betroffenen Mißgeschicks gereizt war, gegen einen harmlosen Prinzen und ein unschuldiges, junges Weib mit Härte zu verfahren — das war ein unbequemes, wo nicht gefährliches Ding. „„Gern hätte Richelieu die Eheleute getrennt"", bemerkt der Marquis von Beauvau, „„Claudia nach Paris abgeführt und Franz seinem Schicksal überlassen."" — Die Briefe Ludwig's XIII., die Depeschen von Richelieu geben Zeugniß von ihrer Verlegenheit. Der Erstere, auf die Nachricht von der Heirat, schrieb an den Herzog Franz . . . . „Ich kann darüber nichts sagen und überlasse es dem Papst zu entscheiden, ob eine so geschlossene Ehe, ohne die vorangegangene, nothwendige Dispensation, Gültigkeit habe." Auf diesen Formfehler hoffte Richelieu zu fußen, um endlich die Gatten scheiden zu können. Er ließ daher dem Herzog Franz durch Graf Brassac erklären, wie es dem Gewissen des Königs zuwiderlaufe, ihn länger, ohne päpstlichen Dispens, mit

der Prinzessin Claudia zusammen zu lassen. Hierauf erwiederte der Prinz: „Ich und meine Gemahlin sind entschlossen, lieber den Tod durch Gewalt, als durch die Trennung zu dulden. Lieber lassen wir uns in Stücken hauen, als von einander zu scheiden.“ — „Ich konnte ihm“, fügt der Agent Richelieu's zu dem Bericht hinzu, „den Mangel an Dispens nicht vorhalten, da er diesen bereits seit zwei Tagen in Händen und mir ihn im Original vorgezeigt hat.“

Die Verlegenheit war nun aufs äußerste gestiegen. Augenscheinlich nahm Graf Brassac Anstand, die gewaltsamen Maßregeln, die Richelieu's Zorn heischten, zu ergreifen. Allein die Instructionen, die er aus Paris empfing, wurden immer dringender. Seine Depeschen bezeugen, daß er die französische Regierung gern auf andere Gedanken gebracht hätte. Er spricht darin von den Schwierigkeiten, auf die er stieße, sich heimlich eine Sänfte zu verschaffen. „„Sobald Herr d'Arpajon hier ist, soll zu dem Werke geschritten werden““, schreibt er an den Kardinal. „„Indeß erwarte ich zuvor, nach dem Ihnen mitgetheilten bedeutsamen Umstand der Dispensation, nähere Bestimmungen. Der Herr von Lothringen und die Prinzessin Claudia beharren noch immer hartnäckig bei ihrem Entschluß. Wenn es bei dem Befehl sein Bewenden hat, dann werden wir sehen, was sich bei der Abreise zuträgt.““ Herr von Arpajon, der von dem Kardinal zur Ausführung des Handstreichs ausersehen worden, war zwar weniger ängstlich, als Brassac; wollte aber dennoch erst genauere Befehle haben. „„Ich dränge Herrn de Brassac, den Befehl des Königs auszuführen. Wenn er nicht Anstalten trifft, die Prinzessinnen von dem Kardinal von Lothringen zu trennen, so werden sie zu großen Gewaltmitteln schreiten, und ich glaube, daß er entschlossen ist, Gebrauch davon zu machen, wenn man ihm nicht Einhalt thut; daher bedarf ich gar nothwendig der Anordnung des Königs.““ Cornet, ein anderer französischer Agent, bat den Kardinal, Befehle zu geben, daß bei den Prinzessinnen Wachen aufgestellt würden, damit sie nicht, unter dem Gewühl der zahlreichen Landleute, die wegen des Jahrmarkts hereinkämen, verkleidet entwischten.

„Diese Besorgniß, die sich in allen Briefen aus Lothringen an den Kardinal ausspricht, war besonders durch die neuliche Flucht der Prinzessin von Phalsbourg wach geworden: sie war, trotz der an den Stadtthoren aufgestellten Wache, aus Nancy entkommen. In dem jetzt entbrannten Kampf zwischen Gewalt und List gab diese Fürstin mit gewohnter Raschheit das erste Beispiel glücklicher Kühnheit. Die französischen Soldaten, die an dem Thore St. Nicolaus Wache hielten, sahen seit einiger Zeit täglich nach der Kapelle „der guten Hülfe“ eine Kutsche hinausfahren, worin ein englischer Edelmann, Sieur Brone oder Brown, der Länge nach ausgestreckt, lag, das Bein mit Binden umwunden. Nachdem er in der Kapelle seine Andacht verrichtet hatte, um die Heilung seines Beines zu erlangen, kehrte er ohne Weiteres nach der Stadt zurück. Gewöhnt, ihn regelmäßig hin- und zurückfahren zu sehen, unterließ es allmälig die Wache, die Kutsche zu durchsuchen. Als sie nun die Wache vollkommen sicher wußte, duckte sich die Prinzessin, als Mann verkleidet, unter die Kissen des Vorderwagens so zusammengekrümmt, daß die Füße des Edelmanns auf ihrem Rücken ruhten. Die Kutsche fuhr jetzt bis an die andere Seite der Kapelle; der Edelmann befreite seinen Fuß von den Binden, die Prinzessin kroch unter dem Kissen hervor, Beide warfen sich auf die bereitstehenden Rosse und sprengten in Einem Athem bis nach Besançon.

„Sei es nun, daß die gelungene Flucht der Frau von Phalsbourg dem Kardinal allen Muth benahm; sei es, daß er einige Scham darüber fühlte, zu so gewaltsamen Mitteln zu greifen, um die Neuvermählten aus Nancy zu bringen, kurz, er schrieb an Brassac: „„Da Viele es dem Könige verübeln könnten, daß er den Kardinal und die Prinzessin Claudia trennen wollte, so habe er beschlossen, nachzugeben, daß sie einige Zeit in Nancy blieben, damit die gewaltige Leidenschaft, die sie für einander haben, etwas gedämpft würde.““ Dieser Brief war vom 2. April datirt, und schon am 1. April früh Morgens hatte sich das Paar aus der Stadt geflüchtet.

„Diese Flucht war bei weitem schwieriger zu bewerkstelligen, als die der Prinzessin von Phalsbourg; weil erstlich die einmal hintergangene Wachsamkeit jetzt verdoppelt wurde; und dann weil der Herzog nicht ohne seine Gemahlin fliehen wollte und Beide darauf bestanden, dieselben Gefahren zu theilen. Zuvörderst mußten sie sich aus dem Palast schleichen, wo eine vorgebliche Ehrenwache ein sehr scharfes Auge auf sie hatte. Dann kamen die Stadtthore, die erst mit Tagesanbruch geöffnet wurden, wo wohlunterrichtete Leute auf der Hut waren. Um nun die Vorsicht des Herrn Brassac einzuschläfern, schützte die Herzogin Nicola — die er für ein „armes schwachköpfiges Ding“ hielt — eine Krankheit vor, die allein ihre Abreise nach Paris verzögere. Die Prinzessin Claudia wieder ließ merken, daß sie schwanger sei. Sie bezeigte auch nicht mehr einen so großen Widerwillen, an den französischen Hof zu gehen. Brassac glaubte nun dem Kardinal berichten zu können, „„daß er den Prinzessinnen, selbst der jüngeren, Lust gemacht hätte, nach Paris zu reisen, indem er dieser dort Zeitvertreib versprach und die Aussicht eröffnete, bald nachher wieder zu ihrem Gemahl zu kommen.““ Hören wir nun vom Marquis de Beauvau die Erzählung, die er aus dem Munde des Herzogs und der Herzogin, bei deren Kindern er späterhin zum Erzieher ernannt wurde, oft gehört hatte, und die er später in seine Memoiren aufnahm — durch welche List auch diese Flucht gelang.

„Der Herzog Franz wählte zur Ausführung den 1. April, an welchem das sogenannte „In April schicken“ (le poisson d'Avril) in Lothringen im Schwunge ist. Da nun dieses Spiel und das Verfahren dabei den Franzosen ganz unbekannt war, so glaubten sie, um nicht gefoppt und ausgelacht zu werden, schlechterdings nichts, was man ihnen an diesem Tage sagte. — Die Nacht zuvor nun war die Herzogin, als Page verkleidet, aus dem Palaste gegangen und trug Beaulieu, einem Hofkavalier des Herzogs Franz, dem Leiter der ganzen Unternehmung, eine Fackel vor, und um die Wachen noch mehr zu täuschen, drohte der Edelmann in erheucheltem Zorn dem Pagen mit Fußstößen, wenn er nicht besser leuchtete. So ging sie nach dem Hause Bornet's, des Oberkämmerlings, wo sie mit ihrem Gemahl zusammentraf; dieser hatte sich als Lastträger verkleidet und, um noch unkenntlicher zu sein, sein schönes Haar glatt abgeschoren. Sobald der Tag angebrochen war und man die Thore öffnete, ging das verkleidete Paar — die Herzogin als arme Bäuerin eine Butte mit Mist auf dem Rücken tragend — aus dem Thore Unserer-lieben-Frauen. Sie mußten beinahe eine halbe Meile zurücklegen — was besonders für die zarte Herzogin, noch dazu auf holperigem Wege, mit großer Anstrengung verbunden war — bis sie den voraus verabredeten Ort erreichten, wo sie Beaulieu mit Pferden erwartete. Unter dem Thor noch war ihnen eine Bäuerin, die zur Stadt kam, begegnet, hatte sie erkannt und es in ihrer Einfalt einem bekannten Soldaten auf der Hauptwache mitgetheilt. Der Soldat meldete es dem Offizier, der lachte aber und meinte, die Bäuerin hätte ihm zum 1. April Eines aufgebunden. Indeß unterließ er es doch nicht, dem Gouverneur, Brassac, Bericht abzustatten, ohne aber großes Gewicht darauf zu legen, um nicht ebenfalls aufgezogen zu werden. Der Graf aber, von Natur mißtrauisch und ängstlich, verfehlte nicht, dem Offizier, der bei dem Herzog und der Herzogin die Wache hatte, sofort den Befehl zuzuschicken, sich in der Sache Licht zu verschaffen. Dieser klopfte sogleich an die Thür des Zimmers, um zu erfahren, ob sie schon aufgestanden. Der Kammerdiener winkte ihm mit der Hand, kein Geräusch zu machen und sie nicht im Schlafe zu stören, und der Offizier, der sich stets ehrerbietig gegen sie benommen hatte, verhielt sich noch eine Weile still, obgleich nicht ganz beruhigt. Graf Brassac aber, dem man alle Augenblick neuen Grund zu Besorgniß hinterbrachte, erschien endlich persönlich, zwang den Kammerdiener zu öffnen, schlug die Bettvorhänge zurück, und als er nun Niemand fand, entlud sich sein ganzer Zorn über den Oberkämmerling Bornet und die anderen herzoglichen Hausdiener, die er ins Gefängniß schickte und mit der Folter bedrohte, wenn sie nicht den Aufenthaltsort ihres Herrn entdeckten. Indeß hätte auch die Folter ihnen nichts erpressen können, da sie Nichts wußten, indem der Herzog selbst dem Herrn Bornet seinen Zufluchtsort verheimlicht hatte; nicht aus Mißtrauen, sondern aus Vorsicht, damit dieser ehrlich schwören könnte, daß er Nichts wisse. Umsonst setzte man den Flüchtlingen in allen Richtungen nach; sie hatten einen zu großen Vorsprung, trotz der Schwächlichkeit der Herzogin, die von einem Manne hinter ihr auf dem Pferde festgehalten werden mußte, um nicht beim raschen Ritt herabzufallen. So erreichten sie die Grafschaft Burgund; noch desselbigen Tages, tief in der Nacht, kamen sie auf dem Schlosse Montrechier's, Hofkavaliers des Herzogs Franz, an, das beiläufig dreiundzwanzig Meilen von Nancy entfernt ist. Hier aber mußte die Herzogin einige Tage von der übermäßigen Anstrengung ausruhen, bevor sie die Reise fortsetzen konnten.““)

. . . . . .

„Nach der Uebergabe von La Mothe war die Besitzergreifung Lothringens vollständig. Um dem eben besiegten verzweifelten Widerstand an vereinzelten Punkten vorzubeugen, ließ Richelieu alle die im Lande zerstreuten kleinen Festungen schleifen, und an allen Schlössern und Herrensitzen, die den Kriegsleuten hätten zu Schlupfwinkeln dienen kön-

*) Nach einer lothringischen Volkssage soll die Herzogin, als sie zum Thore hinausging, ein rothseidenes Strumpfband verloren haben, das ein Bürger von Nancy aufhob, und als er in den armen Winzern das herzogliche Paar erkannte, habe er folgende Verse auf den Stiegtelf verfaßt:

„Qui que vous soyez, sous cet habit champêtre,
Beau couple d'ouvriers, faites nous bientôt naître
Quelque chose de doux.
La Vigne où vous allez travailler par ensemble
Cultivez-la si bien, que le fruit vous ressemble,
Et soit digne de vous.“

„Wer Ihr auch seid unter dem ländlichen Gewande,
Schönes Winzerpaar, macht, daß alsbald unser'm Lande
Liebliche Frucht gedeih'.
Der Weinberg, in des Bau Ihr Euch die Hände reichet,
Bearbeitet ihn wacker, daß die Frucht Euch gleichet,
Eurer auch würdig sei.“

Die Wünsche des lothringischen Sängers blieben nicht unerfüllt: aus dem Ehebunde zwischen Franz und Claudia entsprangen die Herzoge von Lothringen, Karl V., Leopold, Franz III. Die Heirat Franz's II. mit Maria Theresia brachte die lothringische Dynastie auf den habsburgischen Thron, und sie herrscht noch heute in Wien.

nen, die Ringmauern niederreißen. Er machte, sagt der Stiftsherr Henriquez, das schönste und bevölkertste Land Europa's zu einer Art Wüste.

„Die Herzogin blieb mit diesem traurigen Schauspiel der Verwüstung verschont. Sie war von dem Vicomte d'Arpajon unter dem Geleit von fünf Compagnieen Kavallerie nach Frankreich gebracht worden. In einem schlichten leinenen Gewande, das sie ihrer unglücklichen Lage angemessen dünkte, erschien sie bei Hofe. Als sie sich nach Fontainebleau begab, ging ihr der König, unter dem Vorwande einer Jagdpartie, eine halbe Meile entgegen. Er empfing sie gnädig; allein die Herzogin konnte seinen Gruß nur durch Thränen erwiedern. Alle Umstehenden waren gerührt. Man räumte ihr im Palaste von Fontainebleau ein prachtvoll möblirte Wohnung ein. Nach der Zeitmode waren die Wände mit Tapeten bekleidet. Sei es nun Absicht oder Achtlosigkeit, auf einer Tapete war die Fabel von den zwei Töpfen, dem irdenen und ehernen, wie jener, beim Zusammenstoß, an diesem zerschellt, bildlich dargestellt; die sanfte und ergebene Nicola zerfloß in Thränen bei dem Anblick und bat um die Entfernung eines Bildes, das sie zu grausam an das Loos ihres Vaterlandes mahnte.

„Als Ludwig XIII., nachdem er Karl aus dessen Staaten verjagt, Franz und Claudia genöthigt hatte, nach Florenz zu fliehen, jetzt die Frau seines alten Gegners an seinem Hofe als Hülfeflehende empfing: da mochte er sich einbilden, er sei nun mit der Familie Lothringen fertig. Als der Kardinal Richelieu, der Marsal, Sedan, Jametz und Nancy durch Unterhandlung erworben hatte, die Uebergabe von Bitsche und La Mothe erfuhr: da mochte er nicht mehr zweifeln, daß die Vereinigung einer neuen Provinz mit Frankreich vollbracht sei. Beide waren stolz auf ihre Erfolge; ihre schmeichelnden Höflinge wünschten ihnen Glück dazu. Und doch hatten Beide sich geirrt. Ein volles Jahrhundert noch leisteten Lothringen und seine Fürsten kräftigen Widerstand, sie gingen mitsammen noch durch viele böse und gute Tage, bevor sich ihr unvermeidliches Geschick erfüllte."

Kalifornien.

Beiträge zur Ornithologie und Mammalogie Kaliforniens.

3. Die kalifornische Kängururatte.

Man findet dieses niedliche kleine Thier in verschiedenen Theilen des Staats, wo es von den Landleuten und von den Eingebornen überhaupt als eine große Plage betrachtet wird. Besonders zahlreich ist es in der Nachbarschaft der Seen von Tulare, im Thale San Joaquin, und gräbt sich dort, gleich den Eichhörnchen, in die Erde ein. Wie die Jäger erzählen, giebt es zwei Arten dieses Thieres, wovon die eine die Thäler des oberen Sacramento und die Sierra Nevada bewohnt und viel größer ist als die andere. Das uns vorliegende Exemplar gehört zur kleineren Gattung und wird in einigen Gegenden des Kantons Monterey in bedeutender Anzahl gefunden. Der Kopf ist so groß wie der einer gewöhnlichen Ratte, mit vier langen Borsten, die von beiden Seiten der oberen Kinnlade niederhängen, zwei langen Ober- und vier halb so langen Unterzähnen. Der Rücken hat eine bräunlich gesprenkelte, graue Farbe, von den feinen weißen Haaren des Bauchs durch einen gelben Strich geschieden, der neben den anderen Farben bis zur äußersten Spitze des Schwanzes fortläuft, welcher mit einem vollständigen, schön behaarten Busch endet. An beiden Seiten des Mundes befindet sich ein großer Beutel, der ihn überhängt und nicht selten ganz bedeckt. Diesen Beutel mit Speise vollzustopfen, dienen zwei kleine Vorderfüßchen, die nur einen Zoll lang, aber mit vier vollständig und einer unvollständig entwickelten Klaue bewaffnet sind. Die Hinterfüße haben eine Länge von drei Zoll, mit dreiviertel Zoll großen Pfoten, wovon jede mit vier langen Klauen versehen ist. Die Ohren ragen einen halben Zoll hoch über den Kopf hervor. Die Schnauze des Thiers ist außerordentlich hart, und es weiß sich damit in einer unglaublich kurzen Zeit in die Erde einzugraben. Es wiegt etwa sechs Loth und mißt von der Spitze des Schwanzes bis zur Schnauze zehn Zoll. Den Namen der Kängururatte hat es wegen seiner langen Hinterbeine erhalten, mit welchen es, wie der australische Känguru, sich in großen Sätzen fortbewegt. Diese Spielart der kalifornischen Nagethiere darf jedoch nicht mit der Waldratte des Landes verwechselt werden.

4. Die kalifornische Waldratte

ist ungefähr von derselben Größe, wie die gemeine Hausratte, mit der sie, den kürzeren Schwanz ausgenommen, viele Aehnlichkeit hat. Sie bewohnt die Eichen- und Tannenwälder des Südens und baut sich ein kunstvoll angelegtes Nest von Reisig in der Form einer Pyramide und mitunter von vier Fuß Höhe, welches sie mit zackigen Spänen so gut befestigt, daß man es in Brand stecken muß, um es zu zerstören. Sie bildet dieses Nest gewöhnlich in den Zwischenräumen eines Schutthaufens oder gräbt sich dazu ein Loch in die Erde, das ihm als Grundlage dient.

Die Waldratte ist mit *langen* Warzen hinter den Klauen versehen und läuft, wenn sie erschreckt wird, mit großer Schnelligkeit und Gewandtheit die Aeste der Bäume hinauf, wo sie gewöhnlich ein Versteck hat, welches sie als Zufluchtsort gegen Habichte und Schlangen benutzt. Am zahlreichsten ist sie im Distrikt Monterey und wird auch in San Luis und Santa Barbara in großen Schaaren angetroffen. Nicht selten baut sie ihre hölzerne Wohnung auf Zweigen, und die Eichenhaine der kalifornischen Küste sind mit diesen luftigen Gebäuden bedeckt, die einen merkwürdigen Anblick gewähren. Man sollte kaum glauben, daß ein so unbedeutendes Geschöpf eine solche architektonische Geschicklichkeit entwickeln und aus den schwachen Materialien, die ihm zu Gebote stehen, ein so festes und wohlproportionirtes Gebäude herstellen könnte.

5. Der blinde Sammetmaulwurf (*Topo ciego*).

Dieses seltsame Thierchen ist auf der ganzen Küste des südlichen Kaliforniens einheimisch und fügt den dortigen Gärten und Feldern einen erklecklichen Schaden zu. Von der Spitze des Schwanzes bis zur Schnauze hat es eine Länge von sechs Zoll. Der Kopf ist an Größe dem einer kleinen Ratte ähnlich und mit einer langen, harten, grau gemischten Schnauze versehen, die einen halben Zoll über den Mund herabhängt, in welchem sich statt der Zähne nur oben und unten ein scharfer, feiner Knochen befindet. Der Schwanz ist einen Zoll lang, etwas behaart und von runder Form. Die Vorderpfoten messen einen halben Zoll in der Länge und Breite, sind weiß und hart und haben fünf starke Klauen, mittelst deren sich das Thier, mit Hülfe seiner harten Schnauze, noch schneller, als die Kängururatte, in die Erde eingräbt. Die Hinterfüße sind von derselben Gestalt, als die vorderen, aber viel kleiner. Es besitzt weder Augen, noch Ohren.*) Sein Körper ist mit einem Pelze bedeckt, der weicher ist, als der feinste Sammet, und der von den Kalifornern bei Augenentzündungen benutzt wird, um die kranken Theile zu reinigen.

Mannigfaltiges.

— Italiens Celebritäten. „L'Illustre Italia", heißt ein von dem Ritter Salvatore Betti, Mitglied der Akademie della Crusca, in zweiter, sehr vermehrter Auflage herausgegebenes Werk,**) welches die Namen aller berühmten Personen Italiens umfaßt und eine Kritik ihrer Werke oder Thaten liefert, ohne doch eigentlich eine Sammlung von Lebensbeschreibungen zu sein. Der Verfasser hat für sein Werk die Form von Dialogen erwählt, worin Männer verschiedenen Standes und abweichender Ansichten, nach Art der „Gespräche über Kirche und Staat" von Radowitz, über Italien, seine Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sich unterhalten. Ein Maler, Guglielmo, hat in sieben großen Frescogemälden, nach Art der „Schule von Athen" und des „Parnaß" von Raphael, alle Illustrationen Italiens, der älteren wie der neueren Zeit, darzustellen, und die Unterhaltung über diese Gemälde, über den Ausdruck der Gestalten, Köpfe und Geister, bildet den Inhalt der sieben Dialoge des Buches. Ein alphabetisches Register, das auf die einzelnen Personen hinweist, läßt kaum irgend einen italiänischen Namen von gutem Klange vermissen; es sind sogar einige ausländische dabei, wie Poussin, Velasquez, Thorwaldsen, Doerbeck, die der Verfasser als Italiäner behandelt, weil sie in Italien ihren Ruhm begründeten. Nur zwei Klassen berühmter Männer fehlen darin: erstlich die Kirchenväter und die kanonisirten Heiligen, „weil", wie der Verfasser sagt, „der ehrwürdige Kultus unserer Vorfahren diese nicht gern anderswo, als in den Regionen himmlischer Seligkeit, placirt sieht"; und zweitens „diejenigen, welche durch ihre erhabene Stellung allen christlichen Völkern auf gleiche Weise angehörig und verehrungswürdig sind: nämlich die römischen Päpste." Gleichwohl hat sich der Verfasser auch hierbei einige Ausnahmen gestattet, indem in seinem Buche und auf den Bildern des Malers Guglielmo der heilige Ambrosius von Mailand, der heilige Augustinus und die Päpste Gregor I., Gregor VII., Alexander III., Leo X., Pius VI. und Pius VII. vorkommen. Der Korse Napoleon Bonaparte ist natürlich auch zu den Italiänern gezählt, doch wird ihm sein Abfall von Italien, und daß er für dieses Land nichts gethan, zum bitteren Vorwurf gemacht. Ueberhaupt ist die Vaterlandsliebe des Verfassers von der glühendsten italiänischen Art und verleitet ihn zuweilen, ungerecht gegen das Ausland, so wie ohne alle Anerkennung für die Größe zu sein, die nicht in den engen Bereich seiner italiänischen Weltansicht fällt.

*) Bekanntlich ist die traditionelle Blindheit des Maulwurfs von neueren Naturforschern in Abrede gestellt und bewiesen worden, daß er allerdings Augen hat, die sich aber unter der dichten Behaarung verbergen oder von der Körperhaut überzogen werden. Es wäre daher von Interesse, diese kalifornische Varietät einer näheren Untersuchung zu unterwerfen. D. R.

**) Es bildet in dieser zweiten Auflage auch einen Theil von Bemba's „Nuova Biblioteca Popolare."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Spediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 97. Berlin, Dienstag den 15. August 1854.

England.

Macaulay's Reden, übersetzt von Fr. Steger.*)

Macaulay, dessen Schriften sich bei uns in Deutschland eingebürgert haben, ist, nach der Schilderung von G. A. Francis („Orators of the Age"), ein kleiner, korpulenter Mann, dessen starker, runder Kopf auf dem Körper fest wie ein Nadelknopf steckt; seine Stimme ist eintönig und unangenehm, seine Augen dagegen sind geistreich und bedeutend. Der vorliegende Band enthält sechs Reden über die Reformbill, ferner Reden über das Anatomiegesetz, über den Widerruf der Union mit Irland, über die Emancipation der Juden, die Regierung Indiens, an die Wähler von Edinburg, über Lord Melbourne's Ministerium, über den Krieg mit China, zwei Reden über das literarische Eigenthum und eine über die Volkscharte. Macaulay spricht so rasch, daß ihm die Schnellschreiber nicht folgen können, sondern nur das Wesentlichste aufzeichnen, und er sagt daher selbst: „Da ich nicht im Stande war, genau die Worte, die ich spreche, wiederzufinden, so habe ich mein Möglichstes gethan, den Sinn meiner Rede in Worte zu kleiden, die ich gebraucht haben könnte." Wir sind demnach vergewissert, daß wir in dem vorliegenden Buch die wahren Gedanken des großen Staatsmannes antreffen, Gedanken, die schon so oft und so wirksam zur Aufklärung seiner Zeit und zur Förderung angemessener Reformen beigetragen haben. Es würde uns hier zu weit führen, wenn wir auf jede der gedachten Reden näher eingehen wollten, wir begnügen uns, nur auf einige aufmerksam zu machen.

1) Ueber das Anatomiegesetz (gehalten am 27. Februar 1832). In England ist bekanntlich die Ansicht verbreitet, daß es ein Angriff auf die Menschheit und Menschlichkeit ist, zum Besten der Wissenschaft Leichen zu seciren. Der Glaube an die individuelle Fortdauer nach dem Tode und an die Auferstehung mag das Seinige dazu beigetragen haben, daß man in der Zerstümmelung der Leichen eine Verletzung der Persönlichkeit zu finden wähnt, und daß nun die wörtliche Annahme dieser Dogmen abscheuliche Mißbräuche herbeiführte. Man gräbt Leichen aus, man erstickt Menschen, um die Kadaver sodann bis zu dem hohen Preis von sechzehn Pfund für das Stück der Wissenschaft verkaufen zu können. Solchen Uebelständen sollte ein vom Parlament niedergesetzter Ausschuß abhelfen, der auch wirklich einen Gesetzentwurf behufs Erleichterung der Zergliederungen verfaßte. Das Unterhaus nahm diesen Entwurf an, das Oberhaus wies ihn zurück. Im Jahre 1832 brachte Warburton einen ähnlichen Antrag ein, und Macaulay unterstützte ihn. Um den Vorurtheilen des Volks zu schmeicheln, hatte Hunt behauptet, das Gesetz würde den Reichen auf Kosten der Armen bevorzugen. Dagegen hebt nun Macaulay hervor, daß gerade die Armen einmal der Gefahr ausgesetzt sind, geburkt zu werden, d. h. daß Mörder sie überfallen und ersticken, um die Leichname zu verkaufen, während der Reichere schon durch seine gesellschaftliche Stellung davor in der Regel geschützt bleiben wird, und zweitens, daß der Arme, wenn er erkrankt, Wundärzten in die Hände fällt, die aus Mangel an wissenschaftlicher Ausbildung ihm mehr schaden als nützen, während der Reiche sich nöthigenfalls an auswärtige Aerzte wenden kann. „Wer leidet", sagt er, „unter dem schlechten Zustande der russischen Schulen für Wundärzte? Der Kaiser Nikolaus? Durchaus nicht. Die sämmtlichen üblen Folgen fallen auf den Bauernstand." Ist das vorgeschlagene Gesetz beim Volk unbeliebt, so beklage ich das. „Doch ich will gern meinen Antheil an seiner Unbeliebtheit tragen. So, das ist meine Ueberzeugung, sollte Jeder handeln, der den Zweck hat, nicht dem Volke zu schmeicheln, sondern dem Volke zu dienen." Diese Regel möchte auch von vielen unserer Kameraden befolgt werden.

2) Ueber die Emancipation der Juden. Am 17. April 1833 ging der Antrag des zum Behuf dieser Maßregel vom ganzen Hause gebildeten Ausschusses durch: „Daß es die Meinung dieses Ausschusses sei, es erscheine als räthlich, alle diejenigen bürgerlichen Rechtsbeschränkungen, welche gegenwärtig hinsichtlich der sich zur jüdischen Religion bekennenden Unterthanen Sr. Majestät bestehen, zu beseitigen, vorbehaltlich gleicher Ausnahmen, wie sie in Beziehung auf die sich zur katholischen Religion bekennenden Unterthanen Sr. Majestät bestimmt worden sind." Macaulay sprach für diesen Antrag.

Niemand hat, behaupteten die Gegner, ein Recht auf ein Amt, es wird nur als Gunstbezeugung verliehen. Daraus ließe sich, meint Macaulay, folgern, daß man auch ein Gesetz erlassen könnte: Niemand dürfe Richter werden, bis er nicht zwölf Stein wiege, oder nur sechs Fuß hohe Leute dürfen in das Parlament eintreten. Man berief sich ferner auf den Christenglauben; allein gerade dieser gebietet, Anderen das zu thun, was wir wünschen, daß sie uns thun sollen. Indem man die Juden von allem öffentlichen Vertrauen ausschließt, bereitet man ihnen Schmerz. Weshalb schließt man denn nicht die Juden auch von dem Grundbesitz aus? Besitz ist Recht; daher müßte man den Juden auch ihr bewegliches Eigenthum nicht gestatten. Einer behauptete, die Juden wären Gott mißfällig; Gott jedoch kann zwischen Wesen und Form unterscheiden. Wir verweigern den Juden Schein und Namen der politischen Macht, räumen ihnen aber das Wesen derselben ein. Ein gewissenhafter Jude kann auch über einen christlichen Gotteslästerer, „der uns Schmerz und Ekel erregt", ein Urtheil fällen, so gut wie ein Protestant über einen Protestanten, der den Papst im Bilde verbrennt, oder wie ein Christ über einen Christen, der eine Moschee beschmutzt. Es soll prophezeit worden sein, daß die Juden Wanderer auf Erden sein und sich nicht mit anderen Völkern auf dem Fuß der Gleichheit vermischen werden. Allein dieser Sinn liegt in keiner der hierher gehörigen Prophezeiungen. In den Vereinigten Staaten von Amerika besitzen die Juden alle Rechte der christlichen Bürger, mithin wären die Prophezeiungen falsch, „wenn sie die Bedeutung hätten, daß die Juden während ihrer Wanderungen von anderen Völkern nie zu gleicher Theilnahme an politischen Rechten zugelassen werden sollten. Aber die Prophezeiungen sind gewiß nicht falsch. Deshalb kann ihre Bedeutung nicht die sein, welche mein ehrenwerther Freund ihnen beilegt."

Man sagt weiter: die Juden erwarten ihren Messias und werden mit diesem aus ihren Verbannungsorten nach Palästina zurückkehren. Dieses Ereigniß wird jedoch erst in unbestimmter Zeit eintreten, und man müßte dann auch die christlichen Millenarier, die den Beginn des tausendjährigen Reiches im Jahre 1866 erwarten, vom Parlament und allen Aemtern ausschließen.

Der Mosaismus macht keine Proselyten. Im vorigen Jahrhundert trat der Lord George Gordon zu demselben über; man gestattete ihm mit Widerstreben, an den Leiden und Kränkungen, aber nicht an den Privilegien der Juden Theil zu nehmen. Dadurch ist aber nicht bewiesen, daß die Juden ungesellige Mitglieder des Gemeinwesens sein würden.

Man behauptet: die Juden seien ein gemeines, schmutziges, geldgieriges Geschlecht. Freilich verweisen die Verfolger gern auf die Laster, die ihre Verfolgungen erzeugt haben. Schon zur Zeit der Kindheit der Kultur, „als unsere Insel noch so wild wie Neu-Guinea war", bildeten sie ein in jeder Art ausgezeichnetes Volk. Bis man den Juden nicht die Thür des Unterhauses und jede andere Laufbahn geöffnet hat, sage man nicht: „es gebe unter den Landsleuten Jesaias' kein Genie und unter den Nachkommen der Makkabäer keinen Heldenmuth." Die christliche Religion „wurde ohne unduldsame Gesetze gegründet und hat sich ohne solche Gesetze erhalten." Das Christenthum hat „die Verfolgung als Feind sehr wenig, als Freund stark zu fürchten."

3) Ueber das literarische Eigenthum. Nach englischem Gesetz hat ein Schriftsteller nur für den Zeitraum von achtundzwanzig Jahren an seinem Werk ein Eigenthumsrecht; erlebt er diesen Termin, so währt dasselbe bis zu seinem Tode. Am 5. Februar 1841 wurde vorgeschlagen, den Erben und deren Rechtsnachfolgern, z. B. den Buchhändlern, die das Verlagsrecht gekauft haben, noch sechzig Jahre nach dem Tode des Verfassers das Eigenthumsrecht zu belassen. Dagegen trat Macaulay auf.

Das Vernunftrecht soll Jedem ein heiliges, unantastbares Eigenthum an seinen Ideen, an den Früchten seines Verstandes und seiner Phantasie verleihen; verletzte ein Gesetz das Recht des Schriftstellers auf sein Werk, so wäre dies ein Justizraub. Das Eigenthum aber ist ein Produkt des Gesetzes, eben so das Erbfolgerecht.

Die Frage des Verlagsrechtes ist weder weiß, noch schwarz, sondern grau. Es ist wünschenswerth, daß wir einen Vorrath guter Bücher besitzen; das Verlagsrecht ist dazu da, die Schriftsteller zu belohnen,

*) Reden von Thomas Babington Macaulay. Nach der vom Verfasser selbst besorgten Ausgabe übersetzt von Dr. Friedrich Steger. Erster Band. Braunschweig, 1854.

und zu diesen gehören vor Allen diejenigen, deren Handwerk die Literatur ist und deren Privatmittel nicht bedeutend sind. Früher erwarteten diese ihre Belohnung von der Regierung, von den Großen; dies ist für die Sittlichkeit und Unabhängigkeit der Literatur gefährlich.

Wir müssen also unsere Zuflucht zum Verlagsrecht nehmen; dies hat jedoch alle Nachtheile eines Monopols. Ein jedes Monopol macht die Artikel selten, theuer und schlecht. Ist das Verlagsrecht die beste Art und Weise, die Schriftsteller zu belohnen, so müssen wir das Uebel tragen, „aber das Uebel darf nicht einen Tag länger dauern, als nöthig ist, um das Gute uns zu sichern." „Ein Monopol auf sechzig Jahre erzeugt zweimal so viele Nachtheile, als ein Monopol auf dreißig Jahre, und dreimal so viel, als ein Monopol auf zwanzig Jahre. Dagegen ist es durchaus nicht der Fall, daß ein posthumes Monopol auf sechzig Jahre einem Schriftsteller dreimal so viel Vortheile gewährte und ihm ein dreimal stärkerer Anspora wäre, als ein posthumes Monopol auf zwanzig Jahre. Wir wissen Alle, wie wenig uns die Aussicht auf ferne Vortheile selbst dann lockt, wenn wir vernünftigerweise hoffen dürfen, daß wir diese Vortheile selbst genießen werden."

Wäre diese Ansicht Macaulay's durchaus begründet, so würden Wittwenkassen, Lebensversicherungen und ähnliche Anstalten sehr schlechte Geschäfte machen; auch die Gewißheit, für die Hinterbliebenen gesorgt zu haben, gewährt Beruhigung und Genuß, und um diese zu erlangen, spornt sie zu größerer Thätigkeit an.

Macaulay fährt fort: Durch die Beschränkung des Monopols können die Bücher dem Publikum billiger geliefert werden. Bleibt das Verlagsrecht ein persönliches Eigenthum, „so ist es höchst unwahrscheinlich, daß es sechzig Jahre lang, oder auch nur die Hälfte dieser Zeit, vom Vater auf den Sohn vererben wird." Die Mehreren, welche daran einen Antheil haben, werden es verkaufen und den Ertrag theilen. Der Preis, den ein Buchhändler dafür bezahlt, wird, wenn sein Geschäft ein glückliches ist, in keinem Verhältniß zu der Summe stehen, die er später vom Publikum bezieht. Man muß dabei auch die Unbeständigkeit des Publikums in seinem Geschmack berücksichtigen.

Es ist der Fall angeführt worden, daß Milton's Enkelin in tiefster Armuth leben mußte; allein dies hatte sie dem Umstande zuzuschreiben, daß ein Buchhändler das Monopol an den Werken des Dichters für ewige Zeiten hatte, der Jeden als Nachdrucker gerichtlich verfolgte, der in sein Monopol eingriff, d. h. sie wohlfeiler verkaufen wollte. So wurde der Leser geplündert, aber die Nachkommenschaft des Dichters nicht bereichert.

Bliebe das Verlagsrecht Eigenthum der Familie des Schriftstellers, so würden manche Werke entweder ganz unterdrückt oder verstümmelt werden. Macaulay nennt hier besonders Gibbon's „Geschichte des Verfalls und Untergangs des römischen Reichs". Die Ansichten ändern sich, namentlich die religiösen, und man könnte es für eine Gewissenssache ansehen, ein Werk zu vernichten, weil man wähnt, dadurch dem Verfasser und dem Publikum einen Gefallen zu thun.

Endlich ist der Nachdruck bis jetzt etwas Gehässiges; allein würde man die Dauer des Verlagsrechtes ausdehnen, so würde man dadurch nur den Nachdruck fördern und ehrlich machen.

Am 6. April 1842 hielt Macaulay seine zweite Rede über das literarische Eigenthum. Lord Mahon hatte nämlich beantragt, die Dauer des Verlagsrechtes auf fünfundzwanzig Jahre nach dem Tode des Verfassers auszudehnen. Dagegen schlug Macaulay vor, den achtundzwanzig Jahren, die das Gesetz dem Schriftsteller gestattet, vierzehn Jahre zuzufügen, daß sonach das Verlagsrecht bis zu dem Tode des Schriftstellers dauert oder bis zum Ablauf der zweiundvierzig Jahre, je nachdem das Eine oder das Andere früher vorkömmt. Mahon hatte nicht vorgeschlagen, der achtundzwanzigjährigen Frist die fünfundzwanzigjährige zuzufügen, sondern die letztere erst vom Tode des Verfassers an zu rechnen. Dadurch wäre es möglich geworden, daß der Schriftsteller den achtundzwanzigjährigen Termin überlebt, und dann würden, wie dies Macaulay namentlich anführt: „Schiller's Räuber vor allen seinen Werken am meisten begünstigt werden und eben so Werther's Leiden vor allen Werken Goethe's. Rohe, unvollkommene Werke dritten, vierten Ranges hätten so einen großen Vorzug vor den höchsten Schöpfungen des Genies."

Steger's Uebersetzung ist sehr lesbar, wie dies auch die angeführten Proben ergeben, und ich wünsche, daß der zweite Band dem ersten bald nachfolgen möge. Wir Deutschen sind ja vor Allen auf die englischen Parlamentsreden angewiesen, um zu ihnen in die Schule zu gehen; die französische wird uns wohl so bald nicht wieder eröffnet werden, und die amerikanische liegt uns zu fern. Dr. Aug. Geyder.

Frankreich.

Briefe aus Paris.

Von Dr. F. S. Bamberg.

Erster Brief.

(Fortsetzung.)

Die Polizei verstand keinen Spaß; Herr Véron wurde zweimal hinter einander verwarnt, was nach der jetzigen Preßgesetzgebung so viel heißen will, als: er war bedroht, daß die Regierung den Constitutionnel unterdrücken konnte, wann sie es für gut fand. Doch es ist leichter, ein viel gelesenes Journal zu vernichten, als eines zu gründen, das viel gelesen wird. Herr Mirès kam auf die glückliche Idee den Constitutionnel, da er nun doch einmal im Interesse der Regierung redigirt war, auch in der Folge der Regierung zu erhalten; aber er wollte den Constitutionnel ohne Véron. Er bot Letzterem daher einen anständigen Kaufpreis, der aber nicht hoch genug befunden wurde. Endlich mußte Véron, der so klug war, einzusehen, daß er sich mit seinem constitutionellen Reiche auf etwas vulkanischem Boden befand, handelseins mit Herrn Mirès werden und verkaufte ihm das Journal um einen fabelhaft hohen Preis, von dem das Meiste in seine Tasche floß. Véron's Ehrgeiz hatte bedeutend gelitten; er selbst hat uns eine rührende Beschreibung von den Qualen gegeben, die ihm die Trennung von dem Constitutionnel verursacht hat. Und doch sollte er damit noch nicht Alles überwunden haben. Die reichen Aguados, mit denen er die Freuden des Pariser Lebens so oft in Gemeinschaft genossen hatte, und welche Miteigenthümer der Zeitung waren, hingen dem armen Doktor einen Prozeß an, der, sich auf die Thatsache stützend, daß Véron ohne die Zustimmung der General-Versammlung der Actionaire nicht das Recht hatte, das Journal zu verkaufen, die Rückgängigkeit des ganzen Handels beantragte. Es verbreiteten sich nun auf einmal Gerüchte von „Enthüllungen", die Véron über die Familien-Verhältnisse der Aguados machen würde, aber die jungen Herren ließen sich davon nicht irreführen, sie setzten energisch den Prozeß fort. Véron's „Enthüllungen" bestanden nur in eitelem Klatsch über seine ehemaligen Beziehungen zur Familie Aguado, gegen die er nichts Ehrenrühriges herbeibringen konnte oder wollte. Der Prozeß wurde in erster Instanz gegen Véron entschieden, und zwar noch obendrein mit Erwägungs-Gründen, die wenig schmeichelhaft für ihn waren. Dieses Urtel ist jedoch vom Appellationsgerichte nicht bestätigt worden, und so ist der Prozeß noch in der Schwebe. Véron hat unterdessen angefangen, seine Denkwürdigkeiten unter dem Titel „Mémoires d'un bourgeois de Paris" herauszugeben, die auch in Deutschland bekannt geworden sind. Der Mann hat manches Interessante erlebt und kann daher zuweilen auch Dinge erzählen, die das soziale Leben von Paris mehr oder weniger interessant beleuchten. Der größte Theil des bisher Erschienenen ist jedoch langweilig, und überall sieht man Mimi Véron's lüsternes Gesicht hervorschauen, wie er es selbst streichelt und schön mit ihm thut.

Ich habe oben den Leichtsinn der Franzosen *getadelt, der es ihnen* möglich macht, den Charakter eines politischen Schriftstellers bei dem Lesen seiner Schriften wenig oder gar nicht zu beachten. Die Feuilleton-Kritik der größeren Journale leidet stark an den Einflüssen der Kamaraderie, und es ist daher kein Wunder, wenn Véron's Memoiren auch hier ihre Bewunderer gefunden haben. Dahingegen höre man die Kritik einer ernsten Literatur-Zeitung, die des Athenaeum Français. Sie wird beweist, daß die Pariser Gelehrtenwelt, die *Welt*, wo höhere wissenschaftliche Bildung und reinerer Kunstsinn herrscht, von der sogenannten großen Tagesliteratur ganz geschieden ist. „Nun sehe Einer die Fatalität", sagt Herr von Mailly, „trotz aller Vorsichtsmaßregeln hat sich Herr Véron eine Menge von Feinden gemacht; er selbst sagt es uns in seiner Parallele mit Beaumarchais; denn Herrn Véron fällt die Aehnlichkeit auf, die zwischen ihm und Beaumarchais stattfindet. Beide sind von unten aufgestiegen, Beide haben sich bereichert, nachdem sie ein wenig von Allem getrieben haben, Industrie, Literatur, Politik; Beide sind durch ihre Prozesse berühmt und nicht minder durch ihre Memoiren; Beide hatten Verhältnisse zur Oper, der Eine als Autor, der Andere als Direktor. Mit einem Worte, wenn „Figaro" nicht wäre, so wären zwei Tropfen Milch einander nicht ähnlicher. Herr Véron beklagt sich daher mit einer schlecht verborgenen Bitterkeit, daß er, immer wie Beaumarchais, dem Hasse und dem Neide ausgesetzt sei. Wir glauben, daß er sich irrt. Das Publikum ist weder so neidisch, noch so feindlich, als er es sich vorstellt; es ist nur ein wenig spöttisch. Die Ursache dieser Wirkung, wie der Verfasser des „Candide" sagt, sieht Herr Véron in seinen Erfolgen, in seiner „petite fortune". Das Publikum aber glaubt sie in dem Charakter des Herrn Véron zu sehen. „„Vermeide"", sagt Véron, „„an öffentlichen Orten einen bestimmten Platz aufbewahrt zu haben, oder einen Tisch in den Salons eines Speisewirthes, oder eine auffallende Loge im Theater; alle diejenigen, denen diese bestimmten Plätze, dieser Tisch, diese Loge recht wären, werden Dir nicht verzeihen, es bequemer zu haben, als sie. Versage Dir den Luxus einer wohlbespannten Kutsche. Lasse nicht die unschuldigste Vertraulichkeit mit einer berühmten Schönen oder einer „femme à la mode" merken. Die Salons würden voller Epigramme gegen Dich sein, man wird Deinen Geist und Dein Herz verleumden."" Darauf antwortet das Publikum nun aber, daß man sich alle diese Genüsse sehr wohl verschaffen kann, ohne sie so theuer zu bezahlen; daß der Reichthum ihm weit öfter eine beschränkte Bewunderung als ein Gefühl des Neides einflößt; daß viele Leute eine eben so schön bespannte Kutsche haben als Herr Véron, ohne daß sie von denen, die vorübergehen, Etwas zu fürchten hätten; daß es nicht der Wagen, und mag er noch so schö

bespannt sein, ist, der einen das Gespött zuzieht, sondern die Art, in dem Wagen zu sitzen; daß die Gefahr nicht im Reichthum, sondern in der Eitelkeit besteht, und daß, wenn man doch einmal auf der Scene erscheinen will, es ganz natürlich ist, daß man, statt Beifallklatschen zu empfangen, ausgepfiffen wird, da die Welt ein zu großes Theater ist, um sie mit „Claqueurs", wie in der Oper, ausfüllen zu können.

Ich würde über Herrn Véron nicht so viel geschrieben haben, wenn sich an ihm nicht zwei seltene, scheinbar einander widersprechende Erscheinungen offenbarten: er vertritt eine ganze Klasse von Industriellen, die, statt mit materieller Waare, mit geistiger handeln, und doch ist er wiederum einzig in seiner Art. Letzteres ist nicht allein wahr in Bezug auf seinen Charakter im Allgemeinen, sondern auch in Bezug auf die Rolle, die er gespielt hat, und die nur in einer an Verwickelungen und Ereignissen aller Art so reichen Zeit möglich war, als die ist, in welcher wir leben.

Herr Mirès, von dem ich oben sprach, hat nicht allein den Constitutionnel, sondern auch das, seiner Abonnentenzahl nach, ebenfalls nicht unbedeutende Pays angekauft. Beide Zeitungen stehen jetzt unter der politischen Direction des Herrn de la Guerronnière und sind die erklärten Organe der Regierung. Die Assemblée nationale ist erst nach der Revolution von 1848 entstanden, und man kann wohl sagen, daß, wenn ein Organ der Republik wehe gethan hat, es dieses war. Nach und nach wurde seine Farbe eine immer entschiedener legitimistische; bis es endlich zur Zeit, wo die lange als Hirngespinnst betrachtete Fusion zu Stande kommen sollte, das Organ der Fusion wurde. Guizot soll auf die politische Richtung dieses Organs einen nicht unbedeutenden Einfluß ausüben. L'Union ist die Zeitung der Legitimisten, ohne daß man sie darum noch eine legitimistische Zeitung nennen kann. An solchen Partei-Organen kann man den ungeheuren Umschwung der Zustände, der in Frankreich stattgefunden hat, so recht mit Händen greifen. Während der drei Jahre der Präsidentschaft Louis Napoleon's herrschte fast unbedingte Preßfreiheit, aber wir Franzosen haben von ihr einen schmählichen Gebrauch gemacht. Im Auslande konnte man die namenlose Anarchie, die sich in den Zeitungen aussprach, nicht so wahrnehmen, wie dies denen möglich war, die sie alle täglich unter Augen hatten. Die Staatsform war republikanisch, eine Verfassung war von den Vertretern der Nation in Kraft gesetzt worden, und doch konnte jeden Tag jeder Lump kommen und Republik und Verfassung beschreien und begeifern. Mit der Zügelung der sozialistischen Presse war wenig gethan. Die royalistischen Parteien waren in ihrer Art noch viel ärger, als die roth-demokratischen. Eine Republik, in welcher es erlaubt war, sich täglich an Millionen von Lesern mit Vorschlägen zu Gunsten des Grafen von Chambord oder des Grafen von Paris oder des Prinzen von Joinville zu wenden, konnte keinen Bestand haben: sie mußte entweder Kraft genug in sich schöpfen, die Parteien mittelst eines einzigen großen Prinzipes niederzuschmettern, und sie dann durch strengere Gesetze zügeln, oder sie mußte auf eine oder die andere Weise schmählich untergehen.

Die ebenfalls legitimistische Gazette de France hat in ihrer Partei von je her eine Sonderstellung eingenommen. Herr v. Genoude, der sie unter der Juli-Regierung herausgab, beantragte fortwährend die Bestätigung des legitimen Königs durch das Volk, und auch unter der Leitung des Herrn v. Lourdoueix haben sich, wie es scheint, die inneren und äußeren Verhältnisse des Journals wenig geändert. Nun liegt der Gazette so gut ein Schloß vor dem Munde, wie ihrer Schwester, der Union, und das ganze Legitimitäts-Salz dieser Journale besteht nur noch in einer hin und wieder erscheinenden Nachricht über den Grafen v. Chambord, über päpstliche Bullen und über römische Ceremonien, über den König von Neapel und Don Carlos.

Wichtig für die Beurtheilung der französischen Zustände sind die letzten Jahrgänge des Univers. Einerseits kann man durch dieses Organ der katholischen Partei eine Vorstellung von dem Einflusse erhalten, den der Klerus auf die jetzige Gestaltung der französischen Verhältnisse gehabt hat, andererseits geben uns diese Salbungen einen Vorgeruch aus dem neuen Paradiese, zu welchem die Jesuiten Frankreich umschaffen würden, wenn man ihnen die Zügel nur noch etwas mehr schießen lassen würde. Uebrigens ist nicht etwa der ganze französische Klerus mit den Doktrinen und der Politik des Univers einverstanden. Der bedeutende Einfluß, zu welchem der Jesuiten-Orden wiederum in Frankreich gelangt ist, schreibt sich von dem merkwürdigen Unterrichts-Gesetze her, das unter der legislativen National-Versammlung zu Stande gekommen ist. Die Furcht vor dem rothen Gespenst hatte eine bis dahin unerhörte Verbindung von Männern aus den verschiedensten Parteien zu Stande gebracht, und die mäßig liberalen Männer aus der Zeit des Juli-Königthums schwuren gleichsam ihren Irrthum ab und verbanden sich mit der klerikalen Partei, um der Geistlichkeit im Unterrichtswesen ein entschiedenes Uebergewicht zu geben. Das Kaiserthum brauchte deshalb auch keine neuen Verbindungen mit dem Klerus anzuknüpfen; einige Beweise seiner Ehrfurcht vor dem katholischen Kultus, wie die Wiedereinweihung des Pantheons zur Kirche, genügten, die Sympathieen des Klerus für den neuen Umschwung der Dinge wach zu erhalten. Das während der letzten Sitzung des gesetzgebenden Körpers abgeänderte Unterrichts-Gesetz hat die Ober-Vormundschaft des Staates in Unterrichts-Angelegenheiten wieder hergestellt, ohne der Unterrichts-Freiheit des Klerus zu nahe zu treten. Die Unterrichts-Anstalten der Jesuiten vermehren sich und erfreuen sich guten Zuspruchs. Die Väter haben so eben wieder ein neues Haus in der Rue de Sèvre gekauft, das mit dem, welches sie dort schon inne haben, in Verbindung gesetzt wird. Es ist zur Residenz des Provinzialen und zum Noviziate bestimmt. In den vornehmen französischen Familien sind die Erzieher der Kinder zum größeren Theile noch Geistliche; es hat sich hierin gegen die Zeiten der Restauration, ja, man kann sagen, gegen die von vor 1789 wenig geändert, und es ist hier gar nicht selten, daß junge Mädchen und Jünglinge aus den besten Familien in Klöster gehen. Es giebt ein Frankreich, von dem man sich im Auslande nichts träumen läßt; neben aller Sittenverderbniß, neben allem Materialismus, herrscht hier ein Wohlthätigkeitssinn, der fast beispiellos ist. Eben so wird man erstaunen, wenn man an Feiertagen in Paris einen so ungeheuren Zudrang zu den Kirchen sieht, daß die Menschen buchstäblich bis vor den Thüren stehen. Allerdings spielt beim Kirchengehen die Mode eine große Rolle, aber dies ist am Ende in allen katholischen Ländern mehr oder weniger der Fall. Es giebt im französischen Volke noch echte Religiosität. Von den Provinzen ist dies bekannter, aber wie oft habe ich unsere protestantischen Deutschen schon überrascht gesehen, wenn sie sich von der unerheuchelten Verehrung überzeugten, welche die Einwohner von Paris der heiligen Genoveva, der Schutz-Patronin der Stadt, zu Theil werden lassen. Alltäglich wallfahrten Hunderte von Menschen nach der Kirche Saint Etienne du Mont, wo sich das Grabmal der Heiligen befindet, um besonders Kranke ihrer Hülfe zu empfehlen. Ein Priester ist den ganzen Tag beschäftigt, Gegenstände aller Art, die man ihm giebt, an den Stein zu halten, der einst zum Grabe Genoveva's gedient hat. Denn das ist Alles, was diese Kirche noch von ihr besitzt; die übrigen Reliquien sind jetzt von Notre-Dame, wo sie früher aufbewahrt wurden, nach der Kirche der heiligen Genoveva, d.h. dem ehemaligen Pantheon, gebracht worden. Niemand nähert sich dem Grabe, ohne einen Blumenstrauß darauf zu legen oder Kerzen über demselben anzuzünden. In der Kapelle, in welcher das Grabmal sich befindet, sieht man Krücken und andere Geschenke für die glücklich erfolgte Heilung hängen; Viele lassen am Altar der heiligen Genoveva auch Messe lesen. Jedes Jahr findet, vom Namenstage der Heiligen an, eine neuntägige Feier statt, bei welcher mit allen Glocken geläutet wird. Die Anzahl der Wallfahrer, die das Grab besuchen, ist dann so groß, daß die Polizei Ordnung halten muß. Die Congrégation de Sainte Geneviève, zu welcher die vornehmsten Damen von Paris gehören, hält an diesen Tagen feierliche Prozessionen, bei denen der Erzbischof von Paris den Segen ertheilt.

Man ist nicht gewohnt, solche religiöse Elemente in dem Paris zu suchen, das Jahre wie 1789, 1793, 1830 und 1848 erlebt hat. Um so mehr würde es den Fremden daher überraschen, wenn er in Paris Klöster besuchte, wie in Italien. Im vorigen Jahre theilte mir ein Geistlicher mit, daß binnen wenigen Tagen das neue Kloster der Karmeliterinnen in dem Faubourg du Roule eingeweiht werden würde, und daß, wenn ich Lust hätte, es zu besuchen, ich mich beeilen müßte, da, sobald die Nonnen Besitz davon genommen hätten, kein Mann seinen Fuß in dieses Heiligthum mehr setzen könnte. Meine Neugierde war aufs höchste gespannt, und eine Stunde darauf war ich auf dem Wege nach dem Kloster. Es liegt an einem öden, größtentheils noch unbebauten, wenn auch nicht sehr entfernten Theile von Paris. Ganz in der Nähe befindet sich, um diese Gegend noch unfreundlicher zu machen, ein großes Pflastersteine-Lager der Stadt und ein Schlachthaus. Der Schuppen für die Begräbnißwagen (Administration des pompes funèbres) war bis vor kurzem ebenfalls in dieser Gegend. Das Kloster ist ganz neu, und zwar in höchst prosaischem Style erbaut. Die Kapelle mit einem nackten Thürmchen überragt die hohen kahlen Mauern, und in einiger Entfernung könnte man das Ganze für eine Meierei halten. Ich trat zunächst in einen zweieckigen Hof, um welchen, wie in alten Klöstern, ein verdeckter Gang lief, und von welchem man theils in den Sprechsaal, die Küche, die Wäscherei, den Speisesaal und in Zellen gelangt. Auf den langen blanken Tischen des Speisesaales lag ein Stück länglich zugeschnittene Sackleinwand, deren eine Hälfte herabfiel und die jeder einzelnen Nonne zum Tischtuche und zugleich auch zur Serviette dient. Auf dieser Leinwand befand sich ein kleiner hölzerner Teller, ein Salzfaß, ein irdenes Krügchen mit Essig und Wasser, und Messer und Gabel, ähnlich denen, deren sich bei uns die Bauern bedienen. Diese Gegenstände stellten also das Gedeck einer Nonne vor. In der Mitte des Saales erhebt sich eine Kanzel zum Vortrage beim Essen. In den Zellen war kein anderes Möbel, als ein auf dem Fußboden liegendes Bett, das aus einer Matratze und einer wollenen Decke bestand. Ein an der Wand gemauertes Bänkchen und ein Brett für die Gebetbücher vervollständigen die Bequemlichkeits-Anstalten der Zelle. Auf allen Treppen, Gängen und

Sälen die einfach erhabenen Inschriften: „*Silence!*" und „*Dieu seul!*", in den Gemein-Sälen Bibelsprüche und geistliche Sentenzen, wie: „Im Leben ist Geschwätzigkeit Thorheit, in der Religion ist sie Gotteslästerung." Der hochummauerte Garten war mit jungen Bäumen bepflanzt, die für die nächsten Jahre wenig Schatten versprachen. Ein geräumiger Saal, an dessen beiden Seiten sich hölzerne Sitze hinziehen, stößt an den oberen Theil der Kapelle, von welcher er aber durch doppelte eiserne Gitter vollständig abgesperrt ist. Die Nonnen hören hier die Messe und gehen hier auch zur Beichte, aber sie können den Priester und das Publikum, dem die Kirche von außen geöffnet ist, nicht sehen. Der barbarische Eindruck, den dieses Kloster auf mich machte, kam besonders von den Elementen der Civilisation, die man benutzt hat, um Alles recht hübsch ökonomisch und zweckentsprechend einzurichten. Statt des stillen Lichtes der Lampen die freche Gasbeleuchtung, die wie eine Ironie auf die Finsterheit des Mittelalters aussah! (Schluß folgt.)

Zur jüdischen Literaturgeschichte im Mittelalter.*)

Levi ben Abraham, in Francheville bei Toulouse 1258 geboren und von seinem Vater, Abraham ben Chajim, sorgfältig erzogen, machte, durch ausgezeichnete Anlagen unterstützt, in all den Wissenschaften, die damals in den jüdischen Schulen des südlichen Frankreich eifrig gepflegt wurden, so reißende Fortschritte, daß ihn schon in seinem achtzehnten Jahre eine glänzende literarische Gesellschaft in Grammatik, Mathematik, Astronomie, Philosophie und Theologie als ihren geliebten und bewunderten Meister anerkannte.

Dieses vielbegünstigte Frühroth, Vorbote eines ruhmstrahlenden Lebens, ward plötzlich getrübt. Ein unbekanntes Ereigniß — vermuthlich eine unglückliche Liebe — bannte ihn aus dem Vaterhause und dem Kreise seiner Freunde. In Montpellier von Moses ibn Tibbon angeregt, verfaßte er (1276, also in seinem neunzehnten Jahre) zu seiner Zerstreuung ein hebräisches Gedicht unter dem Titel: „Kescher Bottebaanefesch we-balechaschim"**) („Gürtel der Riechfläschchen und der Amulete"). In den zehn Gesängen sind die Prinzipien der Logik, Physik, Metaphysik und Moral, nach Aristotelischer Methode, niedergelegt. In der Vorrede spricht er von einem anderen prosaischen Werke: „Liwiath-Chën" („Kranz der Anmuth"), auf das, als ein in der Arbeit begriffenes, er in den Randbemerkungen zum genannten Poem öfter hinweist. Es ist eine umfassende Encyklopädie aller Wissenschaften in zwei großen Partieen. Die erste,***) Jachni überschrieben, hat fünf Abtheilungen: 1) Arithmetik, 2) Geometrie, 3) Astronomie, 4) Physik, 5) Metaphysik; die zweite,***) Boas, besteht nur aus Einer Abtheilung in drei Abschnitten; der erste handelt vom Wesen der Propheten; der zweite von den Geheimnissen der Thora; der dritte von dem Schöpfungswerk. Ein vollständiges Manuskript dieses Riesenwerks kennt man in Europa nicht. Nur Bruchstücke bewahren die Bibliotheken zu Rom, Parma, Oxford, München und Paris. Carmoly vindizirt diesem Levi das Buch über Astronomie (in „Fonds de l'Oratoire" Nr. 171), das bis jetzt Levi ben Gerson zugeschrieben worden.

Die nächsten fünfundzwanzig Jahre seines Lebens sind in Dunkel gehüllt; wir wissen nur, daß er fortwährend in Montpellier gelebt, dort öffentlich gelehrt, bedeutende Schüler gebildet, unter Anderen Salomon de Lunas, der zu dem Gedichte seines Meisters einen Kommentar geschrieben. Im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts begegnen wir ihm, der Abfassung antijüdischer Schriften beschuldigt und aus Montpellier verjagt, als verfolgtem Flüchtling in Narbonne, wo er bei dem reichen und gelehrten Salomon Sulami eine Zufluchtsstätte findet. Anklagebriefe auch gegen diesen kamen an Salomon ben Aderet (oder Idrat), den hochberühmten und in größtem Ansehen stehenden Rabbiner zu Barcelona, der nun gegen Sulami Schritte thut. Don Crescas Vidal aus Perpignan, der sich Sulami's dem Aderet annahm, entwirft folgendes Bild von Levi ben Abraham:

„Es ist ein Mann, der von frühester Jugend den Wissenschaften obgelegen. Er ist sehr versteckt, so daß Niemand, außer seinem vertrauten Freunde, in die Tiefe seiner Gedanken dringt. Spricht er mit Jemand, den er als eifrigen Anhänger am göttlichen Gesetze und an den Worten unserer Lehre, gesegneten Andenkens, kennt, benimmt er sich so schlau, daß man nicht weiß, ob man ihn für stolz oder bescheiden zu halten habe. Ich habe mir alle Mühe gegeben, daß er mir seine Schriften zeige; er wies mich aber immer mit dem Vorgeben ab, er hätte sie nicht bei der Hand. Indeß versicherten mir Leute, daß er den Bund gebrochen und die heilige Schrift figürlich erklärt habe. Als ich das dem weisen Sulami mittheilte, erklärte er das Alles für reine Verleumdung; er, Sulami, hätte ihn überall sich streng an die religiösen Vorschriften halten und stets auf dem rechten Wege wandeln sehen. „„Hätte ich ihm das Geringste vorzuwerfen gehabt"", sagte er, „„nimmer würde ich ihm eine Zuflucht in meinem Hause gestattet haben.""" Du siehst also, Herr, daß von Levi, dem Du zürnst, der Eine tadelnd, der Andere lobend spricht. Eines jedoch weiß ich von ihm, was mir nicht gefallen will: er unterweiset Jeden, ob alt oder jung, der ihn bezahlt, in der chaldäischen Sprache und Schrift." (1) Aderet antwortet darauf, daß ihm mehr als Einer die Irrlehren des Philosophen Levi angezeigt, und es wäre nicht zu dulden, daß ein Mann, wie Sulami, das böse Beispiel gäbe, diesen Lehren zu folgen. Ueberdies richtete Aderet einen Brief unmittelbar an Sulami, worin er ihn dringend mahnt, Levi von sich zu entfernen. Umsonst vertheidigt sich dieser in einer Zuschrift an den Barceloner Rabbiner, worin er zwar seiner Beschäftigung mit der Philosophie kein Hehl hat, allein er habe, sagt er, ein eifriges Studium der Mischnah und des Talmud vorangehen lassen — umsonst; Aderet antwortet ihm scharf und schonungslos. Diese Antwort, von der Sulami Kunde erhielt, machte tiefen Eindruck auf diesen, und da er so eben seine Tochter verloren hatte, schrieb er Levi das Unglück zu und wies ihn aus dem Hause. — Glücklicherweise nahm ihn sein Vetter, Samuel ben Ruben, in Beziers bei sich auf und schrieb an Aderet einen langen Brief, worin er mit großem Lobe von Levi, von dessen Wissen und Frömmigkeit spricht und den Barceloner bittet, sich dessen zu erbarmen und nicht auf dessen Feinde und Anschwärzer zu hören; denn er sei unschuldig und ein echter Israelit. Ob Aderet guten Rath annahm oder seine Verfolgungen fortsetzte, wissen wir nicht, denn bald darauf, 1306, wurden die Juden aus Frankreich vertrieben; Ankläger wie Angeklagte verschwanden von der Bühne. Die Zeitgeschichte meldet nichts mehr von dem armen Verfolgten.

Die Presse scheint die Härte der Zeitgenossen Levi's gegen diesen getheilt zu haben; denn die obengenannten Werke sowohl, als noch ein drittes, „Misrak Kesef" („Silberne Schale"), eine Art Hochzeitsgedicht zur Vermählung seines Sohnes, sind ungedruckt geblieben. Seine Werke über die heilige Schrift — wenn sie je existirt haben — sind nicht auf uns gekommen.

*) Nach Carmoly, aus einem Aufsatz im Athenaeum Français.

**) Eine im Neuhebräischen übliche spielende Accommodation der Stelle Jes. 3, 20. Da hannefesch die Seele und halechaschim geheimnißvolle Sprüche bedeuten, so entspricht der Titel dem Inhalt, der von der Psychologie und Metaphysik handelt. Die „Pendans d'oreilles", womit Carmoly „halechaschim" nach einigen Auslegern wiedergiebt, scheinen mit dem Gegenstande des Gedichts in keinem Zusammenhang. D. B.

***) Jachni und Boas hießen die zwei Säulen des Salomonischen Tempels (1. Kön. 7, 21).

Mannigfaltiges.

— Die kurdische Jeanne d'Arc. Bekanntlich haben die Zeitungen viel Widersprechendes über eine seltsame Amazone berichtet, die vor einiger Zeit auf dem Kriegsschauplatze erschien, um an dem Kampfe gegen die Moskoffs Theil zu nehmen. Eine Korrespondenz der Times aus dem britischen Lager in Dewno giebt von ihr folgende, nicht sehr anziehende Schilderung: „Gestern kam hier eine alte Frau, die uns als die schwarze Jungfrau (Karakisla) Fatime Chanum, — die sogenannte kurdische Prinzessin — bezeichnet wurde, von dreißig bis vierzig Baschi-Bosuks eskortirt, auf dem Wege nach Varna durch. Sie hielt bei einem schlechten Chan oder Kaffeehause an, um ihre Pfeife zu schmauchen, und wir hatten daher Gelegenheit, die türkische Semiramis in Augenschein zu nehmen. Sie ist eine hagere, zusammengeschrumpfte, eckige Alte von etwa siebzig Jahren, mit einem Gesicht, über dessen schwarze, mahagonifarbige Oberfläche sich überall tiefe Runzeln ziehen. Ihre Nase ist gekrümmt und knorpelig, ihr Mund zahnlos und eingefallen, ihre pechschwarzen Augen, welche rastlos und unheimlich umherschweifen, sind von vergilbten Lidern beschattet und mit buschigen Augenbrauen überhangen. Ihr Nacken, von dem viel mehr sichtbar ist, als nöthig wäre, gleicht nichts so sehr als dem Stumpfe eines verwachsenen, knorrigen Olivenbaumes. Mit höchst muthwilliger und nicht zu rechtfertigender Mißachtung der Gebote Muhammed's und der Sitten seiner Jünger läßt sie ihr Antlitz ganz unverhüllt und trägt keinen Jaschmak. Ihr Kostüm besteht aus einem grünen Turban, so schmutzig und runzelig wie ihr Gesicht, einer alten rothen Jacke mit Ueberresten von Stickerei-Arbeit, welche vorn offen ist und den jungfräulichen Busen der Dame den profanen Blicken enthüllt, einem schönen, um den Leib geschlungenen Shawl, in welchem verschiedene Waffen, als Messer, Pistolen und Yataghans, stecken, und weiten, blauen Pluderhosen. Die Chanum ist unverheiratet und wird von ihren Angehörigen für eine Prophetin gehalten. Letztere sind echte Baschi-Bosuks, überaus wild und zerlumpt und, wie die Stachelschweine, von spitzigen Werkzeugen starrend. Ihre Pferde sind mager und abgezehrt, und es war überhaupt ein Trost, diese interessante Kurdenjungfrau mit ihrem Gefolge auf dem Wege nach Schumla zu wissen. Sie weigerte sich entschieden, unser Lager zu besuchen, und schien mit maßloser Verachtung auf die Ungläubigen herabzusehen."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 6 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 3 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 1 Thlr. 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Spediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 98. Berlin, Donnerstag den 17. August 1854.

Finnland.

Wissenschaftliches Leben in Finnland.

Das Litteraturblad för allmän medborgerlig bildning (VII. Jahrgang, 1853. Helsingfors, 1854) hat so eben seine zwölfte Nummer als Rest des vorigen Jahrgangs in die Welt gesandt. Hat diese Monatsschrift auch sich nicht gerade beeilt, die Wißbegierde des nach Norden schauenden literarischen Publikums zu befriedigen, so trägt sie doch den Ruhm davon, ihrem Programm vollständig genügt zu haben, und ihr Redacteur, Herr Sven Gabriel Elmgren, versteht es mit allem Patriotismus eines Finnländers und auch aller Bescheidenheit, welche die knapp gesteckten Gränzen der Kompetenz seines Blattes ihm auferlegen, die aber durch seine Aufrichtigkeit um so liebenswürdiger wird, den Anforderungen der inländischen, wie der ausländischen Leser des Blattes gerecht zu werden. Wir wollen es versuchen, die im Laufe des ganzen Jahrganges uns dargebotenen Abhandlungen zu klassifiziren, das im Laufe der Zeit zerstreut Veröffentlichte unter bestimmte Rubriken zu sammeln und aus Allem dasjenige herauszuheben, was den Lesern des „Magazins" die richtigste Ansicht von der literarischen Thätigkeit in dem jugendlich strebenden und regsamen Finnland gewährt.

Herr Elmgren ist Secretair der finnischen Literaturgesellschaft in Helsingfors, und somit haben wir hier die für das Ausland beste Quelle zur Kenntnißnahme der Bestrebungen wie der erreichten Ziele dieses Instituts, das sich eines Lebensbaumes mit frischem Laube, kräftigen Trieben und weit duftenden Blüthen erfreut, eines Instituts, das nicht, wie manche der Art in anderen Ländern, fast nur an der Vergangenheit zehrt und nur zeitweise durch einzelne Persönlichkeiten ihren Lebenspuls kräftiger schlagen sieht, sondern von der ganzen Masse des finnischen Volkes getragen, mit aufopfernder Bereitwilligkeit gepflegt wird und nicht mit Unrecht den Stolz der Finnen ausmacht. Auf dieses Verhältniß näher eingehend, müssen wir gleich von Hause aus davor warnen, die Politik als hier einfließend zu denken, die politischen Verhältnisse kommen hier durchaus nicht in Betracht. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen fühlt sich Finnland gewiß glücklich; die Geschichte lehrt den Finnen, wie es zu schwedischer Zeit von Kriegen und deren Kalamitäten heimgesucht ward, er sieht jetzt seine Verwaltung geordnet und auf Redlichkeit und Vaterlandsliebe der verwaltenden Persönlichkeiten basirt, er wünscht nur, daß dieser Zustand noch recht lange ihm erhalten werde, und es ist durchaus falsch, wollte man annehmen, die Finnen hegen eine besondere Zuneigung zu Schweden. Hat eine solche auch in den ersten Jahren nach dem Friedrichshammer Frieden stattgefunden, so ist sie jetzt gewiß auf ein Minimum reduzirt, sie verschwindet ganz mit dem Wachsthum des finnischen National-Bewußtseins. In manchen Kreisen, sie mögen finnomanische genannt werden, werden Leute, die aus Schweden herüberfiedeln, perhorreszirt und geradezu als Ueberläufer bezeichnet. In Bezug auf Politik sind also die Finnen gar harmlos, sie verlangen nicht eine Stellung nach außen hin, sie streben nur eine kräftige Entwickelung in sich selbst an.*) Dieses so schöne, von Rothen vielleicht belächelte Streben leitet und unterstützt vorzugsweise seit 1831 die finnische Literaturgesellschaft in Helsingfors, während die gleichbenannte in Wyborg eine geringere Thätigkeit entfaltet.

Der siebente Jahrgang des Litteraturblad liefert den zweiundzwanzigsten und dreiundzwanzigsten am 16. März 1853 und 1854 abgestatteten Jahresbericht der erstgenannten Gesellschaft. Wir wollen sie hier, fast wörtlich übersetzt, vorlegen, um die kühnen Aussprüche, zu welchen wir Eingangs dieses Artikels uns bewogen sahen, zu rechtfertigen.

I.

Jahresbericht der finnischen Literaturgesellschaft in Helsingfors am 6. März 1853.

Bei ihrem zweiundzwanzigsten Jahresbericht hat die Gesellschaft die traurige Pflicht, die Verluste anzuzeigen, welche sie und das ganze Vaterland während des verflossenen Jahres trafen. Sie verlor durch den Tod eines ihrer wirksamsten Mitglieder, den ersten Professor der finnischen Literatur, Mathias Alexander Castrén, ihn, der so viel zum Gedeihen der Bestrebungen der Gesellschaft beigetragen, 1840—41 ihr Secretair, zweimal 1835—41 und 1849—52 ein Mitglied ihres kritischen Comité, im letzten Jahre auch Wortführender in diesem gewesen war und durch seine großartigen, wissenschaftlichen Forschungen der finnischen Sprache und Literatur eine bisher nicht geahnte Bedeutung in der wissenschaftlichen Welt verliehen hatte. Das ganze Vaterland ist tief bekümmert über sein frühes Scheiden an dem Beginn der selbsteröffneten Laufbahn, zu allermeist aber die finnische Literaturgesellschaft wegen der Größe und der Unersetzbarkeit dieses Verlustes. Durch den Tod schied auch in diesem unglückreichen Jahre einer der Stifter der Gesellschaft, der Professor Axel Adolph Laurell, der als Mitglied des kritischen Comité 1832—33 und 1844—47 an den Arbeiten der Gesellschaft Theil genommen hatte. Außerdem wurden im letzten Sommer (1852) zwei Städte in Asche gelegt, womit die ganzen in ihnen befindlichen Kommissions- und Verlagslager der Gesellschaft verloren gingen, so daß für den Buchhändler Sjöblom in Björneborg ein Bruttowerth von 122 Rub. 80 Kop. und für die Buchhändler Renquist & Saukko 177 Rub. 10 Kop. aus der Rechnung gestrichen werden mußten. Auf der anderen Seite hatte aber die Gesellschaft im letzten Jahre viele erfreuliche Beweise des steigenden Interesses des Publikums an den Zwecken der Gesellschaft zu verzeichnen, viele bedeutende, meist anonyme Gaben, wie in dem nächst vorhergehenden, aufzuweisen, und hat sie sich überhaupt eines ununterbrochenen Fortganges ihrer Wirksamkeit zu erfreuen gehabt.

Die Gesellschaft hat für diese Zeit viele dem Publikum handgreifliche Resultate ihrer Thätigkeit anzuzeigen, so daß das Jahr ohne Zweifel zu den wirksamsten und förderlichsten, seitdem die Gesellschaft besteht, zu rechnen ist. Vier Schriften, jede in ihrer Art bedeutend, wurden durch Fürsorge der Gesellschaft herausgegeben, nämlich zwei Jahrgänge der Zeitschrift Suomi, die erste Hälfte des schwedisch-finnischen Lexikons und der erste Theil der Sammlung von Sagen. Der eilfte Jahrgang von Suomi enthält Arbeiten von Fabian Collan, Yrjö Koskinen, M. A. Castrén, Karl Gustav Borg, Oskar Rancken, K. A. Bäckman, die meisten von ihnen unterhaltenden und populären Inhalts, und außerdem zwei Karten zu den Beschreibungen der Kirchsprengel Tavastkyrö und Jalasjärvi.*) Der zwölfte Jahrgang ist dagegen von überwiegend wissenschaftlichem Inhalt und bringt Arbeiten von Johann Adolph Lindström, J. J. Rabbe, E. Salmelainen, K. A. Bäckman und K. V. Törnegren, von welchen die erste eine in großem Maßstabe angelegte im Gebiete der komparativen Philologie ist.**)

(Schluß folgt.)

*) Wir bemerken, daß uns dieser Artikel von Helsingfors eingeschickt worden, und müssen wir dem Verfasser die Verantwortlichkeit für seine Ansichten, die mit anderen Berichten nicht ganz harmoniren, überlassen. D. R.

*) Vgl. Nr. 17 und 18 des „Magazins".

**) Von anderen Seiten her wird der Inhalt dieses Jahrgangs als ein sehr trockener bezeichnet. Er ist folgender: 1) Sammlung von Wörtern uralischer, altaischer und kaukasischer Sprachen, welche mit finnischen verwandt sind, von Joh. Ad. Lindström, eine Frucht langdauernder Forschung, ein reiches Material aus gegen 160 der verschiedenen Sprachen und Dialekte. Der Verfasser hat sich schon früher auf diesem Felde der komparativen Sprachenkunde durch kühne Hypothesen und weit ausschauende Schlußsätze bekannt gemacht; wenngleich diese etwas leichtfüßig sein mögen, seine Construction der Urhistorie häufig sogar dreist ist, so kann ihm doch ein bedeutendes Verdienst um die Aufhellung jener nebulosen Zeit nicht abgesprochen werden. Auch in diesem Aufsatze ist die Herbeiziehung so vieler Sprachen gewiß ein Fehler; die indogermanischen, semitischen kaukasischen hätten füglich fortgelassen werden können, da die wenigen Aehnlichkeiten hier nur als Zufälligkeiten oder Curiosa aufzufassen sind, während Herr Lindström die Verwandtschaft des Finnischen mit dem Türkischen und dem Ungarischen zu voller Evidenz herausgestellt hat; an anderen Stellen sind die Herleitungen sehr vage. Lindström ist der Verfasser folgender Monographieen: „Die Entstehung der grammatikalischen Formen in der finnischen Sprache" (Åbo, 1847); „Die finnischen Volkswanderungen" (ebendaselbst, 1848); „Die Zeit vor der Einwanderung der Finnen" (ebendas., 1849); „Rurik's finnische Abkunft" (Tavastehus, 1852), und verschiedener Journal-Artikel, wie z. B. eines, welcher eine große Menge von Ortsnamen auf der skandinavischen Halbinsel aus dem Finnischen herleitet, um zu beweisen, daß die Finnen ehemals den größten Theil derselben bewohnt haben. 2) Der Zuwachs der Bevölkerung in Finnland während des Dezenniums 1841—50, von J. J. Rabbe. 3) Verzeichniß der Abhandlungen von vaterländischem Interesse in der „Mnemosyne", von demselben. Die „Mnemosyne" wurde 1819—23 in Åbo von dem Universitäts-Adjunkten J. G. Linsén und F. Bergbom zuerst zu zwei Halbbogen in Quart wöchentlich, dann 1821—23 zu zwei Bogen in Quart nebst Beilagen monatlich herausgegeben. 4) Die Feste der Ur-Finnen, die einzige Abhandlung dieses Jahrganges in finnischer Sprache, von E. Salmelainen (pseudonym für Erik Rudbäk), ein in der Savolaks-Karelischen Abtheilung bei ihrem Jahresfeste gehaltener populärer Vortrag, theils nach gedruckten Quellen, theils nach mündlichen Erzählungen sechs Feste

Frankreich.

Briefe aus Paris.

Von Dr. J. E. Bamberg.

Erster Brief.

(Schluß.)

Der Karmeliter-Orden ist bekanntlich einer der strengsten. Die Eingeweihten schliefen früher sogar in ihren eigenen Särgen. Man fragt sich, welches die unglücklichen Geschöpfe sind, die sich in einem solchen Kloster lebendig begraben lassen. Die Damen, die in den Orden treten, sind selten arm, sie bringen in der Regel ein sehr beträchtliches Vermögen mit, und das Kloster, von dem hier die Rede ist, soll, wie mir bei dem Besuche selbst erzählt worden ist, von der einzigen Tochter eines Pariser Millionairs gestiftet worden sein, die selbst Nonne geworden ist. Wenn eine unbemittelte Dame in den Orden aufgenommen wird, so ist dies eine hohe Gunst; sie erhält ihre Aussteuer, gleich den anderen, ohne daß diese es je erfahren. Es ist in gegenwärtigem Augenblick in Frankreich durchaus nicht selten, daß Mädchen und Jünglinge aus den größten Familien in ein Kloster gehen. Wie viel bei dieser Erscheinung dem Einflusse der Geistlichkeit zugeschrieben werden darf, kann Jeder für sich erwägen.

Ich bin dem Reize, etwas von Paris ziemlich Unbekanntes zu erzählen, vielleicht zu sehr gefolgt und will wieder zur Beschreibung der Pariser Preßzustände zurückkehren. Einen bedeutenden Rang in der französischen Zeitungs-Literatur nehmen die Revues ein. Die bedeutendste ist bekanntlich die **Revue des deux Mondes**, die es zu einem außerordentlichen Erfolge gebracht hat. Sie steht immer noch unter der Leitung ihres Begründers, Buloz, und ist dergestalt an die von diesem Manne mit eiserner Festigkeit gehandhabte Form gebunden, daß sie vielleicht mit seinem dereinstigen Abgange wieder zerfallen wird. Wie die Vereinigung der fünf Akademieen zu einem National-Institute nur in einer alle Kräfte des Landes in sich aufnehmenden Stadt, wie Paris, möglich ist; so auch die ununterbrochene Erscheinung eines Sammelwerkes, das die Blüthe der literarischen Bildung Frankreichs entfaltet. Die Arbeit mit französischen Schriftstellern ist indessen nicht leichter als die mit deutschen. Jeder hat seine besonderen Ansprüche, seine Eigenthümlichkeiten, namentlich wenn, wie hier, der Kreis der Mitarbeiter aus Leuten besteht, von denen der Eine Minister, Staatsrath oder Gesandter war und der Andere, obgleich mehr oder weniger berühmt oder wohl gar noch nicht bekannt, in dürftigen Verhältnissen lebt. Buloz scheint von dem Grundsatze auszugehen, daß, obgleich die Anzahl der Mitarbeiter zu der der Leser in gar keinen Betracht kommen kann, die Ansprüche der Letzteren viel einheitlicher und bestimmter sind, als die Leistungen der Ersteren. Er hat daher für alle Arbeiten der Revue eine Form angenommen, die den Bedürfnissen seines Publikums entspricht und dem Schriftsteller gestattet, in jedem einzelnen Aufsatze fast den ganzen Umfang seines Talentes zu zeigen. Diese Form ist von der Art und Weise, wie man in Deutschland an ähnlichen Zeitschriften mitarbeitet, so vollständig verschieden, daß es vielleicht nicht ohne Interesse ist, die Eigenthümlichkeiten beider Arten hervorzuheben. Sie sind tief in dem Geiste der beiden Nationen begründet.

Die größere Masse der Franzosen hat im Allgemeinen viel weniger wissenschaftliche Bildung, als die größere Masse der Deutschen. Sie hat aber, als eine natürliche Folge der Verstandesrichtung, die ihr angeboren ist, einen entschieden größeren Sinn als die unsrige für das Ganze und Organische. Der gebildete Franzose liebt daher das Vereinzelte, Bruchstückmäßige nicht; am Realen festhaltend, ist es ihm weniger gegeben, das Fehlende durch seine Phantasie zu ersetzen, und um es durch Kenntnisse von dem, was vor oder hinter dem Bruchstücke liegt, thun zu können, fehlt es ihm oft an der nöthigen Schulbildung. Er will, daß sein Geist angenehm und nützlich zugleich beschäftigt sei; er will die Ergebnisse des tiefen Studiums eines Anderen mit Behaglichkeit in sich aufnehmen. Seine Ansprüche auf Klarheit übersteigen die jedes einer anderen Nation zugehörigen Menschen. Die französische Sprache selbst ist ein Erzeugniß dieser praktischen Verstandesrichtung; man kann in ihr das Unbedeutendste, wahrhafte Spielereien und Kindereien, Laune und Scherz, ja, jene aller Tiefe entbehrende Plauderei, graziös und durchsichtig ausdrücken; aber man muß haarscharf das sagen, was gesagt werden sollte. Den Unterschied zwischen dem Geist der französischen und deutschen Sprache kann man sich am leichtesten vergegenwärtigen, wenn man aus dem Deutschen in das Französische übersetzt. Was uns im Deutschen, bei einfachem Lesen, sehr durchsichtig geschrieben und verständlich erscheint, stellt sich oft, wenn man es übersetzen will, als ungenau und unverständlich heraus. Auf diesen Mißverstand stößt man namentlich darum so häufig, weil die deutsche Sprache, die der französischen an Tiefe der Erfassung und an Reichthum des Ausdruckes so sehr überlegen ist, von der Masse der Schriftsteller bei weitem weniger fest gehandhabt wird, als die französische von den Franzosen. Allerdings ist es für Letztere viel leichter, ihre fast seit mehreren Jahrhunderten mit einer vielseitigen und lehrreichen Literatur ausgestattete, bis in den kleinsten Regeln feststehende Sprache zu schreiben, als für den Deutschen, sich seiner Schrift-Sprache zu bedienen, in der er sich, wie in einem Walde, in welchem die Wege noch nicht scharf gehauen sind, leicht verirrt.

Der deutsche Leser ist darum auch weit nachsichtiger, als der französische; er versteht mehr oder weniger Alles, und was er nicht versteht, erräth er. Wir Deutschen haben aber auch noch eine andere Eigenschaft, die mit unserem National-Charakter in engster Verbindung steht. Wir sind die Blumen-Leser der Nationen: wir lesen mit größerem oder kleinerem Interesse überhaupt Alles; das Vollständigste und künstlerisch schön Dargestellte eben so wie das blos Ausgezogene und Skizzenhafte. Dies macht uns zu einer der gelehrtesten und zu einer der zersplittertsten Nationen der Welt. Die Franzosen nehmen eigentlich nur das in sich auf, was ihnen zu ihrer eigenen Entwickelung nützlich scheint; sie sind einzeln genommen unwissender und egoistischer, als wir; als Nation sind sie, weil sie sich weniger als wir im Fremden verlieren, weit vor uns voraus. Dies gilt nicht allein in politischer Beziehung, wo es mehr die geographische Lage ihres Landes ist, die ihnen ein mächtigeres Zusammenhalten und Wirken erlaubt hat, sondern auch in kultur-historischer. Unser Verhältniß zur Welt ist sittlicher und schöner, als das ihrige, aber eben darunter leiden die Interessen unseres eigenen Vaterlandes. Dafür haben wir allerdings die Genugthuung, die eigentlichen praktischen Lehrer des Weltbürgerthums zu sein.

Die Redaction der **Revue des deux Mondes** hat sich also zur Aufgabe gestellt, ihren Lesern alles Wissenswerthe in großen, sorgfältig ausgearbeiteten Artikeln vorzuführen. Sie verfolgte dabei durchaus keinen wissenschaftlichen Plan, indem sie die Arbeiten weder nach Materien ordnet, noch irgendwie encyklopädische Vollständigkeit im Auge hat, noch in den verschiedenen Aufsätzen das Darzustellende in der von uns so benannten pragmatischen Manier behandeln läßt. Letztere würden ihre Leser trocken und langweilig finden, und ihr Publikum, obgleich nicht allein in Frankreich, sondern auch im Auslande das gebildetste, will von der Revue durchaus nur Unterhaltungs-Lektüre, aber im höheren Sinne des Wortes. Zu einem regelmäßigen Studium der interessantesten, geistigen Erscheinungen der Zeit könnte sie nicht genügen, wie man denn überhaupt wenig Thatsächliches von ihr mit nachhause nehmen kann. Das Charakteristische bei der Form der zahlreichen Arbeiten, welche die Revue veröffentlicht, ist die vorwiegend subjektive Behandlung des Stoffes. Letzterer wird selten an und für sich, sondern meist im Geiste des Verfassers dargestellt. Bei dieser Behandlungsweise fällt das Resultat, je nach der Befähigung des Schreibenden, natürlich sehr verschieden aus; oft entbehren die Erwägungen jener wahren Tiefe, die sie, wenn der Verfasser etwas seinen Fähigkeiten unendlich Ueberlegenes behandelt, allein leidlich machen kann; oft aber auch, und zwar wenn es dem Verfasser des Artikels gelingt, ein reiches Material wirklich neu wiederzugebären, erhebt sich die Darstellung zu künstlerischer Schönheit. Im Allgemeinen muß ich jedoch gestehen, daß viele von den Herren Mitarbeitern der Revue dem Publikum Sand in die Augen streuen, wenn sie ihrem Aufsatze zunächst einen allgemeinen Titel geben, unter diesem mehrere, meist ausländische Bücher anführen und dann den Inhalt derselben mehr oder weniger willkürlich behandeln, und zwar nicht mit jener Discretion, die überall durchschauen läßt, daß man im Ganzen doch nur die Ideen wiederholt, die in den betreffenden Büchern enthalten sind, sondern in einer Art und Weise, die den Leser täuscht und den Verfasser des Aufsatzes mit fremden Federn schmückt. Wir Deutschen sind hierin viel gerader und einfacher; wir kritisiren ein Werk und zeigen dem Publikum mit mehr oder weniger Geschick an, was es enthält, wir machen aber seltener Werke aus Werken. Die Franzosen sind wegen der oben erwähnten olympischen Bequemlichkeit des französischen gebildeten Lesers mehr auf diese Behandlungsweise angewiesen, als wir.

Wenn man sich den Unterschied zwischen der deutschen und französischen Art, die wichtigeren Tages-Interessen organisch zu behandeln, vergegenwärtigen will, so sehe man sich z. B. zum Gegensatze der Revue des deux Mondes die von dem unermüdlichen F. A. Brockhaus herausgegebene „Gegenwart" an. Hier waltet überall die rein pragmatische Darstellungsweise vor, und die Verfasser der Arbeiten treten fast ganz in den Hintergrund. Auch in Cotta's „Vierteljahrsschrift" sind die Arbeiten objektiver gehalten, als in der Revue; wogegen in unseren anderen deutschen Sammel-Schriften die subjektive Behandlung schon weit mehr vorwaltet.

Bewundernswerth ist die Vielseitigkeit des Stoffes, welchen die Revue darbietet. Hierin kommen ihr selbst die englischen Revuen

---

der Finnen der Vorzeit beschreibend. 5) Die landwirthschaftliche Gesellschaft in Ilmola, ein Auszug aus deren Verhandlungen, von K. A. Bäckman; die Gesellschaft scheint jetzt, wahrscheinlich wegen Mangel einer geschickten Leitung, in Verfall zu gerathen. 6) Verzeichniß der bei der Alexanders-Universität in Finnland 1828—52 abgehaltenen Disputationen, mitgetheilt von K. V. Törnegren, für finnländische und ausländische Bibliographen von Interesse. 7) Bemerkungen über einige Vorarbeiten zu einer ausführlichen Statistik Finnlands, von F. A. Rabbe, namentlich Professor Bäcker's großartigen Plan und zu früh unterbrochene Forschungen auf diesem Felde besprechend (Suomi, XII. Jahrg. 1853. Abgefert. 294 S.).

kaum gleich. Sie gibt nicht selten in einer Nummer eine Novelle oder den Theil eines Romans, eine Reisebeschreibung, einen politisch-historischen Artikel, einen national-ökonomischen, einen rein literarischen, ein Gedicht und die politische, literarische und künstlerische Chronik des Tages. Auch habe ich selten eine so arbeitsame und strenge Redaction gefunden, als die ihrige. Die Manuskripte werden förmlich studirt, oft mehrere Male dem Verfasser zur Veränderung zurückgegeben, und so unangenehm dies Letzterem auch sein mag, wenn er nicht allzu eitel ist, wird er in den meisten Fällen einsehen, daß die Kritik des Herrn Buloz oder des Herrn v. Mars viel für sich hat. Ich für meine Person habe mir bisher gern ihre Bemerkungen zunutzegemacht. Auch muß ich obiges Urtheil über das Hervortreten der Subjektivität der Verfasser dahin ergänzen, daß die Redaction andererseits doch auch wiederum deren Individualität beschränkt, allerdings nicht in Bezug auf die Entwickelung der Ideen, aber desto mehr in Bezug auf die allgemeine Form. Ja, ich glaube sogar, daß sie hierin offenbar zu weit geht; denn es würde einem originellen Schriftsteller, der ihr eine bedeutende Arbeit in etwas bizarrer oder wenig durchsichtiger Form anböte, sehr schwer werden, bei ihr damit durchzudringen. Jean Paul wäre z. B. ihr Mann nicht. Die Sand hat ihre besten Romane in der Revue veröffentlicht; Buloz hat sie zu bedeutenden Veränderungen in denselben veranlaßt, und man muß gestehen, daß sie in ihren späteren Romanen, die nicht in der Revue erschienen sind, oft weitschweifig und übertrieben wurde. Diese Strenge der Redaction hat sie schon mit bedeutenden Talenten entzweit, deren Froude bereits zu wiederholten Malen zur Gründung anderer Revues Veranlassung gegeben hat. Buloz war aber bisher nicht aus dem Felde zu schlagen. Die Gründung einer Revue in Frankreich ist mit so ungeheuren Schwierigkeiten und Opfern verknüpft, daß selbst die Revue des deux Mondes ein verhältnißmäßig sehr bedeutendes Kapital zugesetzt hat, bevor sie auf eigenen Füßen stand. Mehrere Actien-Gesellschaften hatten sich aufgelöst, und obgleich sie von vorn herein die bedeutendsten Kräfte Frankreichs zu Mitarbeitern gehabt hatte, warf sie doch erst seit 1848 reinen Gewinn ab.

Eine bedeutende Rolle spielt in der Revue die alle vierzehn Tage erscheinende politische Chronik, die jetzt ganz vorzüglich von Herrn v. Mazade bearbeitet wird. Man sehe sich, gegen diese mit dem feinsten Takte und in der graziösesten Form geschriebenen Arbeiten, die trockenen Chroniken der Tages-Journale an. In letzteren findet man die nackten Thatsachen ohne genügenden Zusammenhang, in der Chronik des Herrn v. Mazade die politische Bewegung selbst. Auch in typographischer Beziehung ist die Revue musterhaft zu nennen; die Herren liegen aber auch Tage lang, mit Korrektur beschäftigt, über ihren Druckbogen.

Als Mann von Umsicht hat Buloz den oben erwähnten Mangel seiner Revue an encyklopädischer Vollständigkeit auch schon vor Jahren eingesehen und ihm durch die Herausgabe des Annuaire des deux Mondes abzuhelfen gesucht. Letzteres enthält die Jahresgeschichte aller Länder der Welt und wird den Abonnenten der Revue alljährlich als Zulage gegeben. Hier waltet denn auch die pragmatische Darstellungsweise vor, und das Buch ist für die laufende Politik und Statistik von bedeutendem Werthe. Der Band für das Jahr 1853 befindet sich bereits unter der Presse.

Die Revue des deux Mondes ist jetzt die einzige vierzehntägig erscheinende Schrift, die sich mit Politik beschäftigt oder, strenger genommen, beschäftigen darf. Nach dem neuen Preßgesetze hat sich die Regierung die Erlaubniß zu der Gründung politischer Zeitschriften vorbehalten. Die vor einigen Jahren begründete Revue contemporaine ist rein literarischen und artistischen Inhalts. Sie ist von den angesehensten Mitgliedern der legitimistischen Partei gegründet und wird von dem Marquis v. Bileval mit Takt und Umsicht geleitet. Ihre vorzüglichsten Mitarbeiter sind: Guizot, Villemain, Baron d'Haussez, Graf v. Serrey, Mérimée, die beiden Grafen Beugnot, A. Rettement, A. v. Pontmartin, Desmousseaux de Givré, Berryer, Viennet, Léon Gozlan, A. v. Circourt, Jules Janin, Graf Marcellus, Jules de Primary, der Herzog von Noailles, Herr von Saulcy, Adolph Adam, A. Dunoyer, Louis Enault, Xavier Eyma, Edelstand du Méril, A. de Calonne, E. Guinot, Léon Fengère und Andere.

Mehrere von den Genannten haben sehr schätzbare Beiträge geliefert, und die Revue des deux Mondes hat bisher noch wenige so ernstliche Konkurrenten gehabt, als das legitimistische Sammelwerk. Die Revue de Paris ist rein belletristischen und künstlerischen Inhaltes. Ihre Haupt-Redacteure sind: Théophile Gautier, Laurent Pichat und Maxime du Camp. Außerdem arbeiten sehr schätzbare Talente mit, wie: Gérard de Nerval, Méry, Champfleury, Janin, Edouard Delessert, Léouzon Leduc, mehrere neuere Roman- und Novellenschreiber.

Zu den größeren Zeitungen gehört in Paris die Illustration, die unter der geschickten Leitung des thätigen Verlegers, Paulin, sich eines bedeutenden Erfolges zu erfreuen hat. Seit ungefähr zwei Jahren erscheint hier unter dem Titel Athenaeum Français eine vortreffliche literarische Zeitung, deren erster Direktor der gelehrte Herr Vivien de Saint-Martin war. Er ist jetzt durch Herrn Ludovic Lalanne ersetzt, unter dessen Leitung das Athenaeum eine noch größere Ausdehnung erhalten hat. Diese Zeitung ist die am speziellsten literarische in Frankreich. Sie erscheint jede Woche in Heften von drei Quartbogen und hat in der Regel folgenden Inhalt. Die erste Abtheilung enthält eine kritische Revüe der neuesten Werke in einzelnen Artikeln. In einem bibliographischen Bulletin wird dann das neu Erschienene in kürzeren Notizen angezeigt und flüchtig erläutert. Dann folgen die Berichte über die gelehrten Gesellschaften, über Musik und Theater. Diese Kapitel bilden den kritischen Theil der Zeitung, auf welchen dann ein mehr belletristischer folgt, der den Titel führt: Biographische, literarische, artistische und wissenschaftliche Studien. Zum Schlusse folgen vermischte Notizen, Neuigkeiten, Bücher und Journal-Anzeigen. Man sieht, daß diese Zeitschrift sich schon durch ihren außerordentlich reichhaltigen Inhalt empfiehlt. Von ernsten, dem faden französischen Feuilletonswesen entfernt stehenden Gelehrten bearbeitet, hat das Athenaeum einem wahren Bedürfnisse abgeholfen, indem es den theils unwissenden, theils bestochenen Feuilletonisten, die sich in letzterer Zeit der Kritik ausschließlich bemächtigt hatten, ein gewissenhaft redigirtes Organ entgegenstellte. Der leitende Ausschuß besteht aus den Herren: Edouard Delessert, Noel de Vergers, Ambroise Firmin Didot, Adrien de Longpérier, Felix de Saulcy und dem bereits erwähnten Direktor Lalanne. Außerdem arbeiten mit: Ampère, Ancelot, Thalis Bernard, Champfleury, Philarète Chasles, Graf Circourt, Cochevis, Edelstand du Méril, Fengère, Forgues, Génin, Grün, Hauréau, Héquet, Léon Lalanne, Mérimée, Nisard, Paulin Paris, Charles de Rémusat, Saint Ange, Taillandier, Ubicini, Graf Viel-Castel, Léon de Wailly u. A. Das Athenaeum verdient eine besonders günstige Aufnahme in Deutschland.

Eine besondere Erwähnung verdient der, wie es scheint, in Deutschland wenig bekannte Correspondant, die Monatsschrift der katholischen Partei. Sie ist vortrefflich redigirt und bringt oft über philosophische und religiöse Fragen Aufsätze, die, von aller Richtung abgesehen, Tiefe und Klarheit zu Eigenschaften haben. Zu den gelesenen Journalen gehören noch die beiden Gerichts-Zeitungen: Gazette des Tribunaux und Droit. Alexander Dumas giebt ein tägliches Unterhaltungs-Journal, Le Mousquetaire, heraus, der in dem Figaro von Jouvin und Villemessant ein Seitenstück hat. Der Charivari hat, seitdem seine politische Richtung gedrückt ist, viel verloren. Der alte Corsaire Satan ist als einfacher Satan wieder aufgetaucht, und außer der Revue et Gazette des Théâtres, der Franco théâtrale und dem Europe artiste verkauft man nach wie vor in den Zwischen-Akten die kleineren Blätter: Entr'acte, Feu follet u. s. w. Im Ganzen hat Paris ungefähr dreihundert Journale, über die ich nächstens eine mehr statistische Arbeit mitzutheilen mir vorbehalte.

Die Pariser Theater sind um die jetzige Jahreszeit am uninteressantesten. Mehrere sind während der Hundstage ganz geschlossen, von anderen sind die bedeutenderen Künstler auf Reisen. Die große Oper ist jetzt vollständig Hof-Theater geworden. Sie wird fortan unter der Ober-Aufsicht des Staats-Ministeriums stehen, welches eine besondere Verwaltungs-Kommission ernannt hat. Herr Roqueplan bleibt Direktor, erhält nach wie vor einen bedeutenden jährlichen Zuschuß aus der Staatskasse und läuft nicht mehr, wie früher, Gefahr, seine Zahlungen einstellen zu müssen. Die Cruvelli wird wohl nach wie vor Prima Donna bleiben, obgleich die von Léon Pillet's Direction her bekannte Madame Stolz wieder aufs neue für die Oper gewonnen ist. Roger scheint die Konkurrenz Geymard's nicht haben erlangen zu können und wird dem Institute wohl verloren gehen. Man spricht bereits von einer neuen Oper Meyerbeer's für das nächste Jahr.

Die italiänische Oper ist bekanntlich nur im Winter geöffnet. Obgleich auch dieses Theater Zuschuß erhielt, hat es seit seiner Glanz-Epoche unter Rubini und der Grisi sich nicht mehr recht halten können. Fast alle Direktoren und selbst der bekannte Engländer Lumley sind bei der Leitung der italiänischen Oper zugrundegegangen. Dies kömmt theils von den unmäßigen Ansprüchen der Künstler, theils von der Aermlichkeit des modernen italiänischen Repertoirs, theils aber auch von der Theilnahmlosigkeit des größeren Publikums, welches das Theater schlecht und theuer findet, während auch der in die schlechte italiänische Musik verliebten Aristokratie ebenfalls zu wenig geboten wird, um sie zu besonderen Opfern zu bestimmen.

Am festesten steht die komische Oper, die sich unter Perrin's geschickter Leitung seit Jahren eines ununterbrochenen Flores erfreut. Perrin hat so eben auch die Direction der vierten Pariser Oper, des sogenannten Théâtre lyrique, übernommen, das sich in letzterer Zeit nicht hätte halten können, wenn die schöne und talentvolle Madame Cabel das Publikum nicht fortwährend angezogen hätte. Diese vortreffliche Künstlerin ist von Perrin aufs neue um ein jährliches Gehalt von vierzigtausend Francs an dieses Theater gefesselt worden, unter der Bedingung, daß sie nach einem Jahre zur komischen Oper übergeht.

Das Théâtre Français, die vornehmste französische Bühne, seufzt immer noch unter den schwer zu befriedigenden Ansprüchen der Rachel. Die Truppe dieses Theaters hat zwei Arten von Mitgliedern, sogenannte Societairs oder wirkliche Mitglieder, die sich den Rein-Ertrag

derzufolge das Aehnliche mit dem Aehnlichen zu heilen ist; in der Moral, besonders auf dem Theater, ist diese Lehre höchst gefährlich.

Das Beste und das Sicherste für jeden Dichter, der dem Zweck unserer Einrichtung entsprechen will, ist dies, daß der sittliche Gedanke schon bei der Entstehung des Werkes vorherrscht, dann die ganze Ausführung durchdringt und auch durch die dargestellten Kämpfe der Leidenschaften hindurch noch überall zu erkennen bleibt. In diesem Fall werden dem Dichter auch Kühnheiten zu gestatten sein.

Der erste Artikel des Ministerialbeschlusses vom 12. Oktober 1851 setzt einen Preis von fünftausend Francs „für den Verfasser eines im Laufe des Jahres auf dem Théâtre Français mit Erfolg aufgeführten dramatischen Werkes in fünf oder vier Akten, in Versen oder in Prosa, welches allen in Bezug auf einen moralischen Zweck und eine glänzende Ausführung zu machenden Anforderungen am meisten entsprechen wird."

Der zweite Artikel setzt einen Preis von dreitausend Francs „für den Verfasser eines ebenfalls im Laufe des Jahres auf dem Théâtre Français mit Erfolg aufgeführten Werkes in weniger als vier Akten, welches nächstdem im höchsten Maße denselben Anforderungen genügen wird."

Es hat in diesem Jahre weder der eine, noch der andere dieser Preise ertheilt werden können, indem von den Stücken, die im Jahre 1853 auf dem Théâtre Français gespielt worden sind, kein einziges der Kommission zugeschickt worden ist.

Solche Meisterwerke, wie die von Corneille, von Racine, von Shakespeare, können wir nicht immer erwarten; aber ergreifende Stücke von echt sittlicher Haltung, geschmackvoll, unterhaltend, geistreich, dem Kreise des Familien- oder des Gesellschafts-Lebens entnommen, — Werke, welche, um es kurz zu sagen, die Gewohnheit guter Sitten und guter Gesellschaft erkennen lassen, dürfen wir wohl verlangen. Die Kommission hat nicht zu untersuchen gehabt, ob die Dichter, welche im Jahre 1853 ihre Stücke auf dem Théâtre Français haben aufführen sehen, sich selbst nicht strenger beurtheilt haben, als die Kommission es gethan haben würde; aber wir glauben annehmen zu können, daß das Théâtre Français, zu jeder Zeit so reich an anziehenden und lebensvollen Productionen, sich den bezeichneten anderen Anforderungen nicht immer so eigensinnig entziehen wird.

Das zweite Théâtre Français bot der Kommission zunächst die Gelegenheit dar, ihr Urtheil über ein auf dieser Bühne aufgeführtes, schon allgemein bekanntes Stück von unverkennbar moralischer Tendenz abzugeben. Das Lustspiel des Herrn Ponsard: „Die Ehre und das Geld" ist von der Kommission mit der besonderen Aufmerksamkeit geprüft worden, welche dasselbe an und für sich verdient und welche der schon festgestellte Ruf des Verfassers für alle seine Werke in Anspruch nehmen darf. Das Stück ist aus der gründlichsten Prüfung siegreich hervorgegangen. Es ist bemerkt worden, daß der Verfasser an manchen Stellen die heutige Welt gar zu schwarz darstellt, daß es z. B. unwahrscheinlich ist, daß ein junger Mann, wie er uns in Georges, dem Hauptcharakter des Stücks, vorgeführt wird, — reich, geliebt, mit Recht geachtet, dann in einem Alter von fünfundzwanzig Jahren ohne seine Schuld um sein Vermögen gekommen — mit Einem Male alle seine Freunde bis auf Einen verlieren sollte. Die Gläubiger des Vaters, die mehrmals dem Sohne gegenüber als lächerliche und fast gehässige Persönlichkeiten vorgeführt werden, werden mit Unrecht, hat man gesagt, blos darum, weil sie die Gläubiger des Vaters sind, in dieses ungünstige Licht gestellt. Andererseits aber ist geltend gemacht worden, daß diese Art von Uebertreibung den Moralisten, den Satirikern, den Verfassern von Lustspielen immer gestattet gewesen ist; daß, wenn der Darstellung auch an manchen Stellen die Wahrheit mangelt, diese an vielen anderen Stellen auf eine ungemein lebendige, energische und neue Weise zum Vorschein gebracht wird, z. B. da, wo der Held des Stücks in Folge unverdienter Demüthigungen, Beleidigungen und Beschimpfungen nahe daran ist, es zu bereuen, daß er in dieser verderbten Welt dem Guten treu gewesen. Es ist anerkannt worden, daß hier die wirkliche, wahre Menschennatur treffend dargestellt ist. Man hat den Charakter des Rodolphe höchst gelungen gefunden: den dreißigjährigen Freund, der, reifer, besonnener, weniger erbittert auf die Menschenwelt, Erfahrung, etwas Ironie und viel Herzensgüte in sich vereinend — den guten Genius, die lebendige Moral des Dramas darstellt. Das hier Angedeutete genügt, um zu zeigen, in welchem Sinn und aus welchen Gründen die Kommission vorschlägt, dem Herrn Ponsard den Preis zu ertheilen, welchen der vierte Artikel des Ministerial-Beschlusses aussetzt, „für den Verfasser eines Werkes in fünf oder vier Akten, in Versen oder in Prosa, welches im Laufe des Jahres auf irgend einem Theater in Paris zur Aufführung gekommen und geeignet ist, durch gesunde Ideen und gute Vorbilder zur Belehrung der arbeitenden Klassen zu dienen."

Es blieb der Kommission nur noch übrig, über den Preis von dreitausend Francs zu verfügen, der ausgesetzt ist „für den Verfasser eines Werks in weniger als vier Akten, in Versen oder in Prosa, welches im Laufe des Jahres auf irgend einem Theater in Paris oder in den Departements mit Erfolg aufgeführt worden ist und welches den für die Preisbewerbung gestellten moralischen Bedingungen genügen würde". Das Werk dieser Art, welches, nächst dem des Herrn Ponsard, das einzige ist, welches in den Augen der Kommission das Verlangte leistet, ist ein Drama in fünf Akten: „Die Ehre des Hauses", aufgeführt in der Porte-Saint-Martin, verfaßt von den Herren Battu und Desvignes.

Die Herren Minister haben die Kommission autorisirt, mehr den Geist, als den Buchstaben des Beschlusses zu befolgen und demnach den Preis von dreitausend Francs einem Werke zuzuerkennen, welches mehr als vier Akte hat, also in dieser Beziehung mehr darbietet, als das Verlangte, und welches sonst dem Zweck des Prämien-Instituts so sehr entspricht.

„Die Ehre des Hauses" ist auch wirklich ein Stück, welches uns eine Reihe, eine Kette von wahren, rührenden, ergreifenden und schrecklichen Scenen vorführt, ein echtes Familiendrama, in welchem die Schuldigen allein bestraft werden. Der Dialog ist im Allgemeinen gut, weder zu gewählt, noch zu gemein. Es ist eine Welt von gesitteten Menschen, die uns im Stücke vorgeführt wird..... Wir glauben dem sehr volksthümlichen Theater, auf dem dasselbe aufgeführt ist, nicht Unrecht zu thun, noch weniger den Herren Verfassern zu nahe zu treten, wenn wir hier unser Bedauern darüber ausdrücken, daß das Stück nicht für ein anderes bedeutendes Theater geschrieben ist.

Sainte-Beuve,
Mitglied der Académie Française."

Mannigfaltiges.

— Eine neue Methode, Phosphor aus Knochen zu gewinnen. Seit Scheele und Gahn hat man an der Methode, welche diese zuerst angewendet haben, um den Phosphor aus den Knochen zu ziehen, nichts geändert. Und doch ist diese Methode nicht blos mühsam, sondern auch ungenügend, insofern bei ihrer Anwendung immer noch ein bedeutender Theil des Phosphors in der Substanz der Knochen zurückbleibt. Wenn man die Knochen kalzinirt (d. h. einer starken Glühhitze ausgesetzt), pulverisirt und mit Schwefelsäure begossen, mit der dadurch gewonnenen Phosphorsäure eine gewisse Menge pulverisirter Kohle befeuchtet und diese dann in einem Destillir-Apparat kalzinirt hat, so bleibt nach der Operation immer noch ein bedeutender Theil der phosphorhaltigen Substanz zurück, welcher der Zersetzung entgangen ist. In der Absicht, der Industrie ein besseres Verfahren zu verschaffen und um seine Laufbahn als Chemiker zu eröffnen, hat ein junger französischer Gelehrter, Herr Carl-Mantrand, den folgenden Versuch gemacht: er hat die Knochenasche mit pulverisirter Kohle vermischt und auf diese Mischung bei einem hohen Wärmegrade einen Strom von Chlorwasserstoffsäure geleitet. Er war überzeugt, daß Kohlenoxydgas und Phosphordämpfe frei werden müßten und auf diese Weise der gesammte, in der Mischung enthaltene Phosphor herausgezogen werden könnte. Der Versuch ist vollkommen gelungen: nach Verlauf einer Stunde war in der Retorte nichts weiter zurückgeblieben, als Chlorcalcium, welches in Kügelchen in dem überschüssigen Kohlenstaube lag. Die Chlorwasserstoffsäure enthält Hydrogene; es war ziemlich wahrscheinlich, daß dieses bei dem neuen Verfahren nur eine reinpassive Rolle spielte. Um sich hiervon zu überzeugen, hat Herr Mantrand mit trockenem Chlor operirt; die Zersetzung ist dabei nur noch besser vor sich gegangen. Aber es versteht sich von selbst, daß man in der Praxis aus Oekonomie den Gebrauch der Chlorwasserstoffsäure beibehalten wird. Herr Carl-Mantrand hat später auch versucht, dieselbe Art der Zersetzung auf schwefelsauren Kalk, der unter dem Namen Gips bekannt ist, anzuwenden. Gehörig vermischt mit einer hinreichenden Menge Kohle, zersetzt sich der schwefelsaure Kalk, bei Rothglühhitze von der gasförmigen Chlorwasserstoffsäure getroffen, sehr leicht. Die Produkte des Prozesses sind Chlorcalcium, Kohlenoxydgas, Schwefeldampf und ein wenig schwefeliges Hydrogen. Wenn man den Versuch mit schwefelsaurem Kali oder Natron macht, indem man bei Rothglühhitze Chlor auf dieselben wirken läßt, erhält man eine bedeutende Menge wasserfreier Schwefelsäure. Herr Mantrand hat unter den Produkten der Zersetzung dieser beiden Salze auch noch eine kleine Quantität einer braunen klebrigen Flüssigkeit, die an der Luft raucht, gefunden. Mit Wasser in Berührung gebracht, verursacht diese Flüssigkeit ein starkes Zischen, welches mit einem Aufbrausen und Entweichen gasförmiger Chlorwasserstoffsäure verbunden ist; die Flüssigkeit hält gewöhnliche Schwefelsäure zurück. Diese Flüssigkeit reizt und brennt stark auf der Haut; sie entsteht wahrscheinlich aus der direkten Verbindung des Chlors und der wasserfreien Schwefelsäure.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande versendet und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Spediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 99. Berlin, Sonnabend den 19. August 1854.

Spanien.

Der Aufstand der Communeros unter Karl V.

Spaniens Verfall — dessen wahre Ursache zu ermitteln, sich der Verfasser des unten angezeigten Werkes*) zur Aufgabe gestellt — hat, nach ihm, das Haus Oesterreich verschuldet. Unter seiner Herrschaft hat Spanien seine alten Freiheiten verloren, und nachdem es von der Stufe eines unabhängigen Volkes zu einer Provinz des großen Westreiches herabgesunken, nachdem es seine National-Politik der Gesammt-Politik seiner Gebieter zum Opfer gebracht: ist es in einen unnützen Krieg gegen ganz Europa hineingerissen worden, in welchem es, an Gold und Blut erschöpft, unterliegen mußte.

Der Aufstand der kastilischen Gemeinden von 1520 — der die Vernichtung der Freiheiten Kastiliens zur Folge hatte und den ersten Schritt zum Verfall Spaniens bildete — ging aus den Bedrückungen der Flamänder, aus dem unehrlichen Despotismus Karl's von Gent und aus seiner Entfernung vom spanischen Boden hervor. Nach dem Tode des sittenstrengen Kardinals Ximenes — wie fallen da die Flamänder über Spanien her! Ximenes war Minister-Präsident, Kanzler von Kastilien, Erzbischof von Toledo und Kardinal; die Flamänder theilen sich in seine Würden. Die Ausfuhr der edlen Metalle war verboten; sie führen einen Werth von hundertfünfundsiebzig Millionen Franken aus dem Lande. Die amerikanischen Barren wandern nach Flandern. Erblickte ein Spanier zufällig einen guten Doublon von Granada oder von Ferdinand und Isabella, dann zog er ehrerbietig den Hut: „Herr Dukaten" — redete er das Goldstück an — „Gott schütze euch vor Herrn von Xebres!" Unnützes Gebet! Denn dieser Minister-Präsident, Wilhelm von Croy, Herr von Chièvres, liebte die Doublonen so sehr, daß er alle spanischen Würden verkaufte. Seine Gemahlin durfte an Kleidern, Gold und Silberzeug die Last von dreihundertachtzig Maulthieren aus dem Lande bringen, Frau von Lannoy führte blos funfzig Eselslasten aus, und der Beichtiger des Königs begnügte sich mit zweiundzwanzig. Freilich bezahlte ihnen Spanien die Reisekosten. Der Flamänder nannte den Spanier: Meinen Indianer. Er trat als Herr in dessen Haus, beschimpfte dessen Frau oder Tochter und nahm, was ihm anstand. Gegen ihn gab es kein Gesetz. — Die stolzen Spanier, die niemals ihren Nacken unter den Despotismus oder unter eine erobernde Aristokratie gebeugt, ließen sich das von ausländischen Ränkemachern bieten.

Die Cortes wollten nicht eher den Huldigungseid leisten, bis der König sich verpflichtet hätte, die Freiheiten Spaniens zu achten und besonders keinen Fremden zu den Staats-Aemtern zuzulassen. Karl schwur heute frischweg, und morgen brach er den Eid. Zum deutschen Kaiser erwählt, berief er die Cortes, erkaufte eine Majorität, erhielt eine dritte außerordentliche Hülfssteuer, segelte mit dem ersten günstigen Wind ab und — ließ einen Bürgerkrieg im Rücken.

Spanien wollte den König in seiner Mitte haben, wollte von Einheimischen regiert werden, seine Freiheiten bewahren, eine National-Politik befolgen. Die Empörung, von der Geistlichkeit gepredigt und vom Adel begünstigt, verbreitete sich reißend schnell über ganz Kastilien. Aber trotz der Gerechtigkeit ihrer Sache, trotz der Volksbegeisterung, trotz der anhaltenden Einstimmigkeit des Klerus und des Adels unterlagen die Communeros zuletzt. Warum? Weil ihre Generale es nicht verstanden, die Siege zu benutzen, die Soldaten in Mannszucht zu halten, die Ordnung wiederherzustellen; weil es der heiligen Junta an Kühnheit fehlte, Reformen einzuführen, statt sie zu fordern, und weil sie unklug genug war, die Vorrechte des Adels anzugreifen, der, um sie zu schützen, sich gegen jene wandte und sie zermalmte. Die Eifersucht der Führer, die Bestechlichkeit, der Verrath thaten das Uebrige. . . . .

Dieser Krieg trug ein echt spanisches Gepräge. Die Belagerten sind oft wahre Helden: als die Kaiserlichen Medina del Campo verbrennen und diese reiche Niederlage kostbarer Waaren für immer zugrunderichten, ziehen sich die Einwohner in geschlossenen Gliedern auf den Marktplatz zurück und sehen ruhig zu, wie siebenhundert Häuser in Flammen aufgehen, ohne an Ergebung zu denken. Am Morgen nach einem Siege ruhen die Generale aus: freilich giebt es keine Armee mehr; die Besiegten sind auf der Flucht, und die Sieger tragen ihre Beute heim. Die Priester fechten in vorderster Reihe, die tapfersten Vertheidiger von Tordesillas. Die Kerntruppe, die der Königin-Mutter als Leibwache dient, ist ein Bataillon von vierhundert Priestern; Einer darunter, der ganz frei auf den Wällen steht, macht mit seiner Büchse das Kreuz über dem Feinde, auf den er anschlägt; mit eilf Schüssen erlegt er nach einander eilf Soldaten. Der einzige gute General der Communeros ist der Bischof Acuña. Ein eisgrauer Sechziger, hochgewachsen, mager, behend und nervig, feurigen Blicks, sonnenverbrannt, tapfer bis zur Tollkühnheit, wurde er von den Gemeinen angebetet und von den Obersten scheel angesehen. Auf dem Punkte, den Prior von S. Juan anzugreifen, giebt er ihm zwei Tage Frist, seine Truppen zu sammeln, wird aber, als er abzieht, von der Kavallerie des Priors angegriffen. Er läßt seine überraschte Schaar Halt machen, sitzt ab, schlägt, an der Spitze seiner Bravsten, den Feind und nimmt ihm zwei Kanonen ab, die er dem Prior am anderen Morgen zurückschickt. In der heiligen Woche verabschiedet er seine Soldaten und begiebt sich allein nach Toledo, wo er durch Acclamation des Volkes zum Erzbischof ernannt wird.

Bei der kaiserlichen Partei macht sich der Mönch Guevara bemerklich, der in seinem Glauben an die Autorität der offiziellen Geschichte den Führern der Communeros erklärt, daß er in seiner Eigenschaft als Historiograph des Kaisers sie, nach ihrem Betragen, mit Schmach bedecken oder ihnen Ruhm zuerkennen werde. Neben einem Kouetabel, der allen Kriegsgesetzen Hohn spricht, einem Prior von S. Juan, der dreitausend Menschen in einer Kirche verbrennt, einem Alkalde Ronquillo, der seine Gefangenen täglich aufhängen läßt und mit Fonseca gemeinschaftlich Medina del Campo anzündet, ist es wohlthuend, der edlen Gestalt des Admirals von Kastilien zu begegnen. Dieser wortkarge, unbeugsame Greis, seit Ferdinand Haupt der Opposition, hatte die Regentschaft nur Ehren halber übernommen. Er suchte den Adel im Zaume zu halten und die Städte zu beruhigen: „Bewahret Eure Kräfte gegen die Mauren", sagte er zu den Edelleuten, „jene Leute gehören zu den Unsrigen. Hier ist die Politik, nicht das Schwert, am rechten Orte." Wenn er mit den Communeros verkehrte, zeigte er Sympathie für ihre Sache, Abscheu vor dem Bürgerkriege.

Der Ruhm ist hier auf der Seite der Besiegten. Aus der Fluth tauchen besonders zwei Namen auf: Don Juan de Padilla und seine Gemahlin Doña Maria Pacheco. Padilla, trotz seiner dringenden Einsprache zu Gunsten eines neidischen Mitbewerbers, zum Ober-Anführer ernannt, war Sieger zu Torrelebaton, verlor aber zwei Monate bei diesem Platze. Als seine verfolgte Schaar nicht mehr fechten wollte und im Angesicht von Villalar aus einander stob, sagte er zu drei Kavalieren seines Hauses: „Folgen Sie mir. Gott sei vor, daß die Frauen von Toledo und Valladolid sagen, ich hätte ihre Söhne und Gatten zur Schlachtbank geschleppt und mich dann durch die Flucht aus dem Staube gemacht." Selbviert ging er nun auf einen Trupp von funfzehnhundert Lanzen los. Alle vier wurden verwundet; trotzdem rannte Padilla von neuem gegen den Feind. Erst als seine Lanze gebrochen, er zum zweiten Mal verwundet und zu Boden geworfen war, übergab er seinen Degen, und doch hieben die Unmenschen immer noch auf ihn ein. Inzwischen verfolgten die Kaiserlichen seine versprengten Soldaten, die der grundlose Boden an der Flucht hinderte; ein Dominikaner zu Pferde predigte den Siegern das Schlachten und den Sterbenden die Buße.

In der Nacht begann jene blutige Parodie der Gerechtigkeit, die in den Bürgerkriegen mit ihrem Schwert in des Siegers Hand den Besiegten den Gnadenstoß giebt. Pedro Maldonado, Bravo und Padilla wurden ohne alle Gerichtsförmlichkeit zum Tode verurtheilt. Maldonado erlangte eine Frist; da man aber durchaus drei Schlachtopfer wollte, wurde das Gefängniß, das man gegen seinen Verwandten, Francisco Maldonado, erkannt hatte, in Todesstrafe verwandelt. Umsonst aber machte der General des Prediger-Ordens mit allem Eifer auf

*) Decadencia de España p. Don Antonio Ferrer del Rio &c. Madrid, Mellado.

das Rohr, wie es im Rieth wächst. — Wenn dem Narren der Weg ins Thal zu weit ist, so springt er vom Berge hinein. — Der Fuchs gräbt wohl tief in den Berg, der Jäger aber gräbt noch tiefer hinein. — Lieber zwei Schühlein, denn ein Schuh und ein Strumpf. — Wer alte Narben aufreißt, schafft neue Wunden. — Dem eigenen Kinde bäckt die Mutter die süßen Wecken, dem Stiefkind, wenn es hoch kömmt, die salzigen Brätzeln. — Wer den Schatten berechnen will, muß auch die Sonne bemessen. — Wenn es dem Hasen zu wohl ist, verläßt er das Kohlfeld. — Der Katze, die bei der Milch sitzt und nicht davon leckt, mag wohl ein Mäuslein im Halse stecken. — Wenn der Hahn ein Messer ausscharrt, soll er es nicht zur Küche tragen. — Die Sonne hat auch ihren Schatten, aber je höher sie steigt, um so kleiner wird er."

„Scharf weht zwar der Wind, aber die Welle meint sich selbst zu heben. — Nicht aus allem Honig wird Meth gemacht. — Wenn man zum Schlafe gekommen ist, gilt es gleich, ob das Haupt auf Steinen ruht oder auf dem Pfühle. — Wenn die stolze Welle aus dem See springt, wird sie vom Ufer aufgesogen. — Wenn es Rubel regnet, fehlt es am Sack, wenn der Sack da ist, regnet es nicht Rubel. — Keiner ehrt die Farbe der Tugend so, daß er das weiße Gold dem gelben vorzieht. — Das Rohr verdient gemäht zu werden, welches den Fenn verlacht, in welchem es wurzelt. — Wer die Katze einmal beim Hafen traf, nennt sie allweg Rahmdiebin. — Wenn der Koth zum Sumpf kömmt, bleibt er an ihm kleben. — Wenn der Faden gut gesponnen ist, lobt man auch die schlechte Spindel. — Die Ebenen rechnen sich eher zu den Bergen, als die Hügel. — Den Feind soll man hoch ehren, durch dessen Fehler man lernt, die eigenen vermeiden. — Der Weg von Petersburg nach Sibirien ist kürzer, als der Weg von Sibirien nach Moskau. — Wenn der Scheintodte auch sieben Werste zum Grabe gefahren wird, ihm hat der Weg nicht die Länge einer Sajen (eines Fadens). — Weil der Pfeffer den Zahn nicht beißen kann, so beißt er die Zunge. — Von den Fasten redet des Popen Mund, von den Mahlzeiten redet des Popen Bauch. — Im Kloster sind die Nonnen, die Nönnlein aber im Findelhaus. — Wenn der Wind zu scharf in die Mühle bläst, zerreißt er die Flügel derselben. — Wohin man das Steuer wendet, dahin dreht sich das Schiff. — Wenn das Kind gestorben ist, hilft es nichts, den Heiligen zu schlagen. — Die Ruthe trifft nur, der Arm giebt die Schläge. — Wer die Grundel im Bergbach fängt, der darf auch hoffen, die Forelle im Sumpfe zu fangen. — Der Adler schnappt nicht nach der Fliege. — Minuten braucht man, um auf den Thurm zu steigen, Sekunden, um herabzufallen. — Die Katze, die Flossen hat, halte fern Deinem Teiche. — Lege Deine Mühle nicht im Thal an, sondern auf dem Berge. — Fliegen fängt das Rothkehlchen, Rothkehlchen der Habicht, den Habicht der Jäger. — Der Berg hörte auf, den Mergel zu geben: da fand man das Gold in ihm. — Auch vom Deutschen kann der Russe lernen.*) — Nachdem die Sau sich im Koth der Straße gewälzt hat, stürzt sie sich in die Sumpflache. — Die graue Farbe verrieth den Esel nicht: da verrieth ihn sein Schreien. — Je mehr die Wölfe heulen, um so mehr mindert sich den Schafen die Gefahr. — Wenn die Henne kräht, ist sie des Schlachtens würdig. — Die Krankheit geht dem Alter nebenher, das Alter dem Tode voran. — Das Kreuz zu schlagen, hebt sich auch dem Faulen die Hand, von Gott Heil zu erbitten, lösen sich auch dem Stolzen die Kniee. — Kaufe den Schmand (die Sahne) nicht von der Katze, und nicht die Kapusta (den Kohl) von der Gaiß."

„Die ersten Rohrbüsche, welche das Rieth trägt, hält es für Palmen. — Fette Kühe geben eher magere Milch, als magere fette. — Wie das Glas ist, so scheinet das Licht durch. — Wer die Blumen auf die Wiese säet, der säe das Gras in den Garten. — Wo man Bohnen ärndten kann, da säe man nicht Linsen. — Wer das Korn nicht sichtet, verdirbt sich die Aussaat. — Wenn das Roß des Sporns bedarf, bedarf es auch des Zügels. — Willst Du hier schon wie im Himmel sein, so mache Dich zuvor zum Engel. — Kaufe die Bürste nicht, ehe Du den Hut hast. — Das Töchterlein will die Mama gebären lehren. — Wenn die Bademutter das Kind zur Welt gefördert hat, wird sie allweg gerühmt, und hätte sie auch den Schooß der Kreissenden zerrissen. — Lüge heißt es bei Anderen, Ausflucht bei uns selbst. — Wer die Schnepfen lobt, thut es nicht ihres Gesanges wegen. — Peter verwandelt sich in einen Russen (d. h. einen Bauer), wenn er Kronstadt verlassen hat.**) — Schöne Lippen süßen den sauren Kwaß. — Wer die Badstube hat, der braucht um den Quast nicht zu sorgen. — Wenn die Newa auch hochsteigt, das Meer steigt noch höher. — Die Katze ging in das Dickicht, sie wollte ein Tiger werden. — Wenn der freiende Kater die Maus nicht am Altar frißt, so frißt er sie in der Brautnacht. — Wenn die Flöhe in das Fell des Herrnhundes kommen, so bleiben sie allda. — Klein ist das Horn des fößigen Ochsen. — So lange die Zunge das Wort gefangen hält, vermag es kein Stäubchen von der Mauer wegzublasen, wenn sie es freiläßt, kann es Städte zerbrechen. — Wer zur Maus bestimmt ist, ist für die Katze geboren. — Da der Narr die Nessel nicht durch die Augen kennen lernt, so muß er sie durch die Hände kennen lernen. — Aus Trestern läßt sich kein Wein pressen. — Weise wachsen wie Hafer, Schelme wie Lolch. — Das Glück hat nur so viel Brüste, um die Narren daran zu säugen. — Mit eigenen Füßen läuft man am weitesten. — Vom Liegen rostet das Beil. — Hunger lehrt den Wolf Gras fressen. — Wenn der Born versiegt ist, war auch der silberne Krug nicht zu schade, das Wasser aufzunehmen. — Wenn auch im Narrenschiff glatt gerudert wird: das Geleise ist dennoch ein krummes. — Mit einer silbernen Harpune trifft man die fetteste Robbe und mit einer goldenen den feistesten Wallfisch. — Wer Lausnatur hat, ziehet den Grind nach. — Hochgehenkt werden gilt den Dieben für keine Ehre. — Wenn der Matrose Unglück haben soll, fällt er erst vom Mast ins Schiff, danach vom Schiff ins Meer. — Die Pappel hält sich wohl für eine Palme, aber die Palme nicht für eine Pappel. — Mit geborgten Gäulen ist schnell fahren. — Der Schleier, der das Gesicht deckt, deckt selten die Schönheit. — Wenn die Katz das Mäuslein sieht, hat sie allweg ihr Gelübde der Enthaltsamkeit vergessen. — Wenn der Verschwender auch einen Hackenbel hätte, er würde doch arm werden. — Es ist Mancher so faul, er möchte gleich Käs melken von der Kuh. — Thran ist die Ehre des Wallfisches. — Das Dunkel der Nacht ist gewisser als das Licht des Tages. — Des Ruders bedarf auch der Kahn, in welchem Väterchen Zar sitzt. — Es ist Manches vor Gott eine Sünde, was vor den Leuten eine Tugend ist."

„So weiß ist Gott, als wir ihn im Geiste haben, so schwarz der Teufel, als wir ihn im Herzen tragen. — Der Schluck aus der fremden Flasche leert sie zur Hälfte, der Schluck aus der eigenen leert sie nur zum Viertheil. — Den Gesang der Nachtigall rühmte man: da fing die Sau an zu grunzen. — Auch der Teufel nimmt Nichts umsonst, für Dein Herz giebt er Dir seine Hölle. — Wer selbst in den Morast geht, dem geschieht es recht, wenn er darin stecken bleibt. — Man kann auch mit kleiner Art große Späne hauen. — Nicht Jeder, der den Rachen aufsperrt, hat Zähne zu weisen. — Wahrheit würde eine gute Schule halten, sie findet nur keine Schüler. — Wo das Holz Risse hat, da ist leicht Keile einschlagen. — Wer des Brodes nicht hat, braucht nur hungern zu wollen, dann muß er nicht hungern. — Wer den Kaviar verehrt, soll die Affetrina (d. h. den Stör, eigentlich das Störfleisch) nicht hassen. — Wer sich zum Bett macht, in dem will Jeder schlafen. — Wenn Du schon auf dem Sattel sitzest, dann suche nicht mehr nach dem Rosse. — Wenn dem Narren sein Kaftan zu neu ist, setzt er einen Flicken darauf. — Getröstest Du Dich des Mehls, so getröste Dich auch der Kleien. — Es ist ein guter Tausch, wenn man den Reifen giebt für die Tonne voll Bieres. — Der Kiesel nennt den Diamanten seine Mutter. — Auch das Zarenroß hebt den Schwanz. — Wer die Veilchen roth nennt, der nenne die Rosen blau. — Kein Liebesfeuer so heiß, es wird durch die Ehe gekühlt. — Wenn der Schneider nicht von der Elle redet, so redet er vom Tuch. — Je mehr Raben, je weniger Korn. — Wer Allen glaubt, kann leicht zu Schaden kommen. — Man thut auch sich Unrecht, wenn man Anderen Unrecht thut. — Der Hase wird leicht vom Blinden aufgejagt und schwer vom Sehenden gefangen. — Wem man den Gaul giebt, der fragt auch nach dem Kummet. — Zwanzig Magen füllen sich leichter als zwei Augen. — Die gute Hausmutter denkt gleich an den Topf, wenn vom Thon geredet wird. — Jeder Pope hofft Metropolit zu werden. — Palmen trug die Weide: gleich nannte sie sich einen heiligen Baum. — Schnell wächst die Distel, langsam die Rose. — Wenn der Ziegelbrenner zu nahe dem Herrenhaus wohnt, hat er dem Gutsherrn Ziegel zu liefern, noch ehe das Dach schadhaft ist. — Im Sommer lobt Jeder die Kälte des Winters. — Das Kälblein liebt das Euter mehr als die Kuh. — Traue dem Strome, aber mißtraue dem Bach! — Große Güter machen große Sorgen. — Kleine Kinder große Sorgen, große Kinder größere Sorgen. — Wenn der Gutsherr Dein reines Korn rühmt, dann schütte schnell Wicken darunter, damit Du es doch noch als Viehfutter gebrauchen kannst. — Was von des Zaren Kühen kömmt, sind auch nur Kälber. — Eine leere Flasche ist nur ein Scherben. — Wer sich aufknüpfen will, findet leicht einen Strick, wer einen Anderen henken will, findet gleich ihrer zwei. — Viel sind der Disteln, wenig der Rosen. — Es hat Mancher schon einen Lachs geangelt, der nur ausging, um ein Stintlein zu fangen. — Welle, so hoch Du auch Dich hebst, Du gehörst doch zum Meere."

„Das Gras ist besser daran im Sturm, als die Bäume. — Ehre ist wie ein Glasschuh, man muß vorsichtig darin auftreten. — Mit einer goldenen Stange springt man bis über das Meer. — Man muß zum Hanf greifen, wenn der Flachs versponnen ist. — Es trinkt Einer wohl auch saures Bier für süßes, wenn er Durst hat. — Wer mit dem rothen Bernstein Wucher treibt, dem wird man den gelben nicht

*) Was wir gern zugestehen wollen. D. Eins.

**) Diesem Sprüchwort, welches auf die Gefahren des Meers hinzielt, steht die Zeit der Entstehung an die Stirn geschrieben. Es stammt aus dem Beginne des vorigen Säkulums, als Peter der Große die Festung Kronstadt begründet hatte, auf der er oft längere Zeit verweilte, zwischen ihr und Petersburg eine lebhafte Schifffahrt unterhaltend.

angewiesen, die Arbeit aber, deren Revision sich der Lektor Aliander unterzogen hat, hat noch nicht die Presse verlassen. Eine von dem Sprengels-Schulmeister Mal. Costiander angefertigte herametrische Uebersetzung von Runeberg's Dichtung, „der Elennschütze", ins Finnische hat so eben dem Comité vorgelegen; sie scheint zwar im Allgemeinen brachtbar, bedarf jedoch mancher Berichtigungen von der Hand eines sachkundigen Mannes; wenn solche mit Erlaubniß des Uebersetzers von dem Dr. Jegman geschehen sind, soll die Uebersetzung in der Zeitschrift Suomi niedergelegt werden. — Im vorigen Frühjahr wurde dem Studiosus Theodor Reinius eine Unterstützung von hundert Silberrubel zur Sammlung von Runen und Sagen in Oesterbotten nach einer von dem kritischen Comité ausgefertigten Instruction verabreicht. Herr Reinius hat in solcher Absicht während des Sommers (1852) die Filial-Sprengel Kauskinkylä, Ullava, Toholampi, Ylikannus, Sievis und Pidisjärvi (alle höchstens zehn Meilen östlich von Gamla Karleby) besucht und als Aerndte seiner Reise der Gesellschaft eine Sammlung von 10 Sagen, 47 neueren und 81 älteren Gesängen, unter diesen 22 Zauberrunen, nebst einem kleinen Beitrage an ungewöhnlichen Wörtern, Redensarten, Räthseln u. s. w. überwacht, über welche das kritische Comité sein Urtheil verlautbaren wird. — Diese sind die verhältnißmäßig zahlreichen und bedeutenden literarischen Unternehmungen, welchen die Gesellschaft im abgelaufenen Jahre obgelegen hat. — Die Gesellschaft hat außerdem die Freude gehabt, ihren schon bisher ziemlich reichen Vorrath an handschriftlichen Gesängen und Sagen durch bedeutende Darbringungen der ehemaligen westfinnischen Studenten-Abtheilung und einiger Mitglieder der ehemaligen Wyborgschen Abtheilung vergrößert zu sehen. Die erste hatte nämlich im letzten Winter und Sommer eines ihrer Mitglieder, B. A. Paldani, zur Runen- und Sagen-Aerndte, namentlich im Sprengel Ikalis (an dem romantischen Kyro-See, zwischen Tammerfors und Björneborg), ausgesandt und außerdem von zwei anderen Mitgliedern, N. Järvinen und J. K. Heimonen, einige hergehörige Beiträge eingelöst, zusammen 64 ältere, 50 neuere Gesänge, 99 Sagen, 418 Räthsel, 856 Redensarten u. s. w.; für Rechnung der zweiten hatte Studiosus K. O. Palander im Winter eine Reise gemacht, welche dem Zwecke vollständig entsprach und 100 neuere Gesänge, 35 Sagen, 227 Räthsel, 273 Redensarten, 21 Spiele und eine Menge ungewöhnlicher Wörter eingebracht hat. Noch hat die Gesellschaft weniger umfangreiche Manuskripte vom Probst Fellman, Mag. Reinholm, Prediger Monell, Bauer Henrik Kajaniemi oder Tervapelto und Demoiselle Europäus erhalten.

An die Stelle der abgegangenen Kommissionäre wurden zwei neue ernannt, der Konrektor Aler. Gust. Jul. Hallsten zum Kommissionär in Tavastehus und der Gymnasial-Lehrer Lic. phil. Oskar Rancken als solcher in Wasa oder später, nach dem Brande Wasa's, in Jakobstad. Die Zahl der Mitglieder der Gesellschaft wurde im Laufe des Jahres durch ein korrespondirendes, den Cand. theol. Eilert Sundt in Christiania, und siebzehn ordentliche Mitglieder vermehrt.

Das Bücherlager hat einen Bruttowerth von 7,741 Rubel 59 Kopeken. Die Kasse der Gesellschaft beläuft sich auf 206 Rubel 85 Kopeken. (Rest von 1852: 633 Rubel 81 Kopeken, Einnahmen: durch Verkauf von Büchern 582 Rubel 97 Kopeken, Mitglieds-Beiträge 102 Rub., Baar-Geschenke 364 Rub., andere Einkünfte 4 Rub. 74 Kop.; Ausgaben: Druckkosten 949 Rub., Buchbinderkosten 86 Rub. 18 Kop., Redactions- und Reinschriftshonorare 240 Rubel, Reise-Unterstützung 100 Rubel, Gehalt des Secretairs und des Dieners 70 Rubel, Einkauf und Einband von Büchern 35 Rubel 49 Kopeken.) Die Kasse des finnischen Lexikons hat noch 225 Rubel übrig.

Im Laufe des verflossenen Jahres hat die Bibliothek der Gesellschaft einen Zuwachs von ungefähr hundert Nummern, theils durch Geschenk, theils durch Ankauf, erfahren, unter den letzteren befinden sich verschiedene philologische und ethnographische Werke von Klaproth, Georgi, Pallas u. s. w., ferner Gottland's „Ottava" und „Suomalainen tietosanomat 1776", welche beide bis jetzt die Bibliothek nicht besaß. Die Sammlung von Antiquitäten und Münzen hat Ergänzungen erhalten von der weiland westfinnischen Abtheilung, den Studiosen T. Reinius und Hällfors, dem Cand. phil. G. Z. Forsman, dem verstorbenen Kammerrath Schauman und Demoiselle A. Vasenius.

In der Jahresversammlung wurden durch Skrutinium erwählt: zum Wortführenden der Rector magnif. Professor G. Rein, welcher schon zwölf Jahre lang dieses Amt in der Gesellschaft bekleidet hat; da er aber erklärte, es nicht mehr verwalten zu können,*) — der Assessor Dr. Franz Johann Rabbe, zum stellvertretenden Wortführenden der Professor Joh. Jak. Tengström, zum Secretair der Amanuensis der Bibliothek Sven Gab. Elmgren, zum Schatzmeister der Magister August Schauman, zum Bibliothekar der extraordin. Amanuensis V. Otto Schauman, zu Mitgliedern des kritischen Comité: Lektor M. Aliander, Adjunkt Dr. E. Aler. Ingman, Adjunkt Lic. theol. Axel Fredrik Granfelt, Magister Paul Tikkanen und Magister Fredrik Polén; zu Revisoren der Kasse, des Bücherlagers und der Bibliothek der Translator Julius Lundahl und Magister Fr. Polén.

*) In der Sitzung vom 6. April 1853 wurde beschlossen, dem abgetretenen wortführenden Prof. Rein eine Deputation zuzusenden und ihm als Zeichen der Erinnerung siebzehn Bände einzuhändigen, welche unter seinem Präsidium seit 1841 von der Gesellschaft herausgegeben waren.

Frankreich.

Philarète Chasles' „Deutsche Studien".*)

II. Das Celtische und seine Grammatiker.

„Aus welchen Stücken ist die neuere Civilisation zusammengesetzt?" Eine große Frage, welche folgende Fragen in sich begreift: „Wie haben sich die verschiedenen neueren Mundarten gebildet, welche die Organe und der Ausdruck der Civilisation sind?" — „Woher kam die celtische Sprache, die Ursprache unserer Väter, der Bewohner von Gallien und der beiden Britannien, und was ist aus ihr geworden? War es ein mit dem Sanskrit verwandter orientalischer Dialekt, der folglich aus derselben Quelle abgeleitet ist, wie das Lateinische, Griechische und Gothische? Wie kömmt es, daß das Celtische verschollen ist und sich im Sande verloren hat, während das Lateinische einerseits unter den mannigfachen Formen der französischen, italiänischen, spanischen Sprache und das Gothische andererseits unter den Formen des Englischen, Skandinavischen und Deutschen das alte Celtisch verdunkelt haben und es verdrängten? Woher kömmt noch die tiefe Spaltung der zwei Sprachflüsse, des romanischen und des gothischen, die gleichlaufend durch die Geschichte und die moderne Welt fließen? Wenn ihre Wogen sich begegnet sind, warum haben sie sich nicht vermischt, sondern abgestoßen? Welcher Kraft oder welcher Eingebung wurde ursprünglich dieser Doppelstrom der lateinischen und germanischen, südlichen und nördlichen, neurömischen und gothischen Mundarten unterworfen, diese Doppelfluth der modernen Civilisation, dieser Doppelstrom, welcher sich zur Rechten der homerischen Quellen, zur Linken der cimbrischen ergießt?" Dies ist keine blos philologische Frage, das ist die profundeste literarische Frage der neueren Zeit. Niemals wurde die Fruchtbarkeit und die Macht des Wortes durch ein glänzenderes Beispiel bewiesen.

Die französische Sprache allein, ganz römisch durch Formen und Kultur, hat noch ziemlich zahlreiche Spuren von dem alten Celtischen bewahrt. Der größte Theil der technischen Wörter des Ackerbaues, der Handwerke, die Wurzeln von bäuerischer, rauher, wilder Bedeutung, welche in unserer Sprache nicht lateinischen oder griechischen Ursprungs sind, gehören dem celtischen Stamm an.

Aus der civilisirten Gesellschaft verbannt, ist jene heutzutage in die Einöden des westlichen Schottland, an die Küsten der französischen Bretagne und in die Thäler von Wallis verwiesene, in sehr verschiedene Dialekte gespaltene Sprache für die Philologen und Gelehrten ein furchtbarer Stein des Anstoßes geworden. Nirgends hat die bewährte Thorheit der Etymologen freieren und weiteren Spielraum gehabt, als hinsichtlich des Celtischen. Ein Mr. Maclean beweist, daß Adam es mit seiner Frau sprach, und daß die Thiere unter einander in dieser Sprache plauderten. Der vernünftigere, gelehrtere und bescheidenere Dr. Prichard ist der Meinung, daß die Celten einst aus der Mitte Asiens kamen, was nichts Unwahrscheinliches hat. Er vergißt weder Beweis, noch Halbbeweis, noch theilweise Hypothese, um den Dialekt der Celten, unserer alten Vorfahren, auf eine Sanskritquelle zurückzuführen. Wenn er auch nicht Alles beweist, was er behauptet, so haben doch seine Muthmaßungen einen wissenschaftlichen Werth.

Was die „Geschichte der celtischen Sprache" von Mr. Maclean betrifft, so ist dies ein anderes Ding. Wir standen erstaunt vor diesem seltsamen Denkmal, vor einem der majestätisch-spaßhaftesten Träume, deren Erinnerung je die Bibliotheken aufbewahrt haben; sie ist gewissermaßen das Heldengedicht in der Grammatik, die Syntax in der Dithyrambe; Jakob Böhme's Mystik verbunden mit der Gelehrsamkeit von Ménage; eine Vereinigung der Philologie mit der Narrheit; ein Versuch, in dem Celtischen nicht nur die Sprache von Adam und Eva, sondern die Sprache der alten Thiere wiederzufinden von der Zeit, wo die Thiere sprachen. Es giebt doch nichts Unsinnigeres, als die närrisch gewordene Gelehrsamkeit; man weiß gar nicht, wie viel überschwängliche Poesie die Hirnschale eines Gelehrten enthalten kann, besonders, wenn die Hirnschale Risse bekommen hat; die celtischen Philologen, der ehrliche Lebrigand zum Beispiel, scheinen mir hauptsächlich einem Gehirnübel ausgesetzt zu sein. Das beweist auch die Geschichte jenes guten Court de Gébelin, der durch Mesmer's Mittel getödtet wurde und der gar merkwürdige Hallucinationen gehabt hat:

„Ci-gît ce pauvre Gébélin
Qui parlait grec, hébreu, latin:

*) Vgl. Nr. 92 des „Magazins". Auch das Folgende ist dem Abschnitt „über den Genius der deutschen Sprache" entnommen.

herrscht, wird chimärisch erscheinen, so lange das mühevolle Werk der Monographieen nicht beendet sein wird. Die Gesammtheit der großen deutschen Thaten hat sich nur dem starken, erhabenen Geist enthüllt, Männern, wie Guizot, Luden, Gans und Coleridge. Für die gewöhnlichen Geister, für jene Menge, die sich nur an die Oberfläche hält, sind solche Großthaten freilich nicht vorhanden.

„Der französische Zögling einer jener lateinischen Schulen, die unseren Söhnen Virgil und Cicero erklären, kann sich nicht vorstellen, daß es in der Welt ein anderes Bildungs-Element geben könne, als Rom. Der teutonische Zögling einer deutschen Universität hat, ganz erfüllt von nordischen und suevischen Traditionen, Virgil's Hexameter auf der Zunge; das Leben des Südens und die römische Sprache sind für ihn ferne und angenehme Illusionen, deren Schönheit ihn reizt, deren Gefühle, Gedanken und Bilder aber in keiner vertrauteren, ursprünglicheren Beziehung zu ihm stehen. Würde man dies näher betrachten, so würde man erkennen, daß unser Unglück, vielleicht unser unbesiegbarstes, aus dem Streit zwischen dem deutschen und dem römischen Geist hervorgeht, die man versöhnen möchte und die sich bekämpfen. Alle Neuheiten, die uns eine unfehlbare Wiedergeburt zu versprechen scheinen, sind nur altgermanische Ideen, wie: persönliche Freiheit — Geschworenen-Gericht — Uebergewicht des Handels — Gleichgewicht der Gewalten, endlich die Regierung, die wir constitutionell nennen.

„Wir Franzosen, bemerken wir es wohl, wir sind Römer, Söhne der militairischen Organisation und Disciplin. Wir thun unser Bestes, um deutsch zu sein; unsere berathenden Versammlungen, unsere Wahlklassen und unsere beständige Kritik unserer Regierungsgewalten haben keinen Schatten von Aehnlichkeit mit dem römischen System, das an unserer Wiege gesessen und unsere ersten Anstrengungen beschützt hat.

„Ohne Zweifel waren die ersten fränkischen Könige Germanen, aber da sie in Gallien ein römisches Bett viel bequemer fanden, als den dornenvollen Sitz, der ihnen in Germanien als kriegerischer Thron diente, verwendeten sie alle ihre Sorge darauf, in Frankreich die römische Organisation zu entwickeln, die in der That den Sieg davontrug. Dies war das Werk der Monarchie. Sie nahm das römische System an und entwickelte es; sie vertilgte die germanische Freiheit und das persönliche Gefühl, welches im Anfang der französischen Revolution wähend wiedererschien. In England hingegen zog das römische System den Kürzeren, das germanische Gefühl gewann die Oberhand, und dieses unternehmende Volk gab allen Völkern des Nordens — Holland, Schweden, Dänemark, selbst Deutschland, das Losungswort.

„Das germanische Element ist seit zwei Jahrhunderten im Fortschreiten, das römische Element erstarb nach allen Seiten. Der letzte Repräsentant des römischen Elements unter uns war jener hohe Bildner der Disziplin, Napoleon, der ausgezeichnete Mann des Südens, dessen epische Bestimmung ihm die ruhmreiche Qual eines afrikanischen Exils bereitete.

„Gegen die germanische Welt, deren Aufsteigen er voraussah, hat sich Napoleon gewaffnet; er handelte in dem Sinne Karl's des Großen, der die schreckliche sächsische Invasion des neunten Jahrhunderts gewaltsam zurückgedrängt hatte. Er vollführte auch das Werk der Päpste, die als Leiter der südlichen Civilisation im Mittelalter zu gleicher Zeit der Ausdruck des Südens und der italiänischen Nationalität waren, die sich gegen die deutschen Kaiser, gegen die Häupter des Nordens und der barbarischen Herrschaft gewaffnet hatten.

„Das zu schwach gewordene römische Element wurde gezwungen, sich mit einem Theil der Barbaren, die es angriffen, zu verbinden. Die Karolinger liehen dem päpstlichen Rom ihre Hülfe, der Herrin einer zeitlichen und geistlichen Macht, die zu schwach war in weltlicher Beziehung und auf eine feste Wiederherstellung nur mit Hülfe eines gefürchteten Degens hoffen konnte. Auch wendete es sich mit allen Kräften diesem Ziele zu. Daher dieses Gemisch von Kraft und Schwäche, von materieller Schwäche und moralischer Kraft, welches immer das neuere Rom, seine Politik, sein Geschick ausgezeichnet hat. Daher jene Leichtigkeit, mit welcher die germanischen Völker sich, sobald sie es nur konnten, dem Netz entzogen, das die geistliche Herrschaft der Päpste über sie gespannt hatte. Dies war die letzte Anstrengung des germanischen Elements, um die römische Fessel abzuwerfen. Luther ist ein sehr viel näherer Verwandter, als man denkt, von jenem schrecklichen Dante, der das Papstthum so hart angriff.

„Eigentlich leben immer noch Guelfen und Ghibellinen. Man muß die Frauen aus dem Volke zu Siena oder Florenz haben rufen hören: „„Morte ai Tedeschi!"" um den ganzen Umfang jenes Streites zu begreifen, der mit Hermann dem Cherusker beginnt und dessen letztes Wort noch nicht gesprochen ist. Wir Franzosen nennen noch ein plumpes Werk „tudesque", ein schlechtes Buch „bouquin" und ein schlechtes Pferd „rosse" (Roß). Für die Spanier ist die Diebessprache immer Germanía. (Germania, Romanzen, 1789, Madrid.) Sandoval nennt die „Comuneros", Rebellen von Valencia, eine „deutsche Canaille" (Germanía.*) Dasselbe Gefühl des Hasses, mit einer großen Bewunderung und einer lebhaften Neigung für die Wollust des Klimas und den Reiz der Künste gemischt, hat immer in den Seelen der Deutschen, besonders der Führer und Herren dieser kraftvollen Racen, gelebt. „Ich bin ein Sohn der Gothen, der Herrscher von Rom" (sagt Gustav Adolph unten am Rande eines seiner bei seinen Lebzeiten und auf seinen Befehl gemalten Portraits), „ein Sohn derer, die ihren Fuß auf Spanien gesetzt haben; das ist mein Bild; könnte das Schicksal noch wieder denselben Lauf nehmen!"**) Balthasar Bonifacius,***) ein Italiäner aus dem siebzehnten Jahrhundert, welcher diese Verse anführt, fügt folgende Worte hinzu: „„Das herrschende Rom sollte sich wohl vor jenen nordischen Racen hüten, welche es verabscheuen; es hat Alles von ihrer gothischen Barbarei und von ihrer punischen Treulosigkeit zu fürchten!""

Mannigfaltiges.

— Neuer Lehrgang der russischen Sprache, von Dr. Bolz.†) Da wir die Robertsonsche Methode, welche in diesem Lehrbuche zuerst und mit vielem Glück auf das Russische angewendet ist, als hinlänglich bekannt voraussetzen können, so begnügen wir uns mit folgenden Bemerkungen zu der vorliegenden zweiten Auflage. Die erste Auflage wurde durch Herrn von Rostovzov, General-Adjutanten des Kaisers von Rußland, einem Prüfungsausschusse vorgelegt, und das Ergebniß war ein sehr günstiger amtlicher Bericht. In einem Privatschreiben an den Verfasser sprach der genannte Würdenträger jedoch den Wunsch aus, daß er die in den Text eingeschobenen Gesprächphrasen hin und wieder modifiziren möchte. Dies ist jetzt unter dem Beistande eines anderen gebildeten Russen wirklich geschehen und das Werk somit von jeglichem Germanismus befreit worden. — Für diejenigen, die den „Neuen Lehrgang" noch nicht kennen sollten, setzen wir hinzu, daß ein Auszug aus einem Meisterwerke russischen Stils, dem „Held unserer Zeit", den vornehmsten (streng analysirten) Uebungstext bildet. Die eingewebten poetischen Stücke sind theils Lieder von Puschkin, Lermontov, Derjawin, theils Gedichte Goethe's, Schiller's, Uhland's, Freiligrath's u. A. in russischem Gewande, welches sie, man muß es gestehen, überraschend vortheilhaft kleidet, — schwerlich dürfte irgend eine Sprache zu treuer Nachbildung deutscher Meisterwerke (in Geist und Form) besser geeignet sein. Viele selbständige Sprüchwörter der Russen sind eine andere willkommene Zugabe.

— Bevölkerung der Sandwich-Inseln. Nach den von Herrn Armstrong, Kultusminister der Sandwich-Inseln, der gesetzgebenden Versammlung in Honolulu vorgelegten Bericht betrug die eingeborne Bevölkerung der Inselgruppe im Dezember 1853:

	Männl. Geschl.	Weibl. Geschl.	Im Ganzen.
Hawaii	12,448	11,750	24,198
Maui	8,905	8,425	17,330
Molokai	1,799	1,766	3,565
Lanai	317	283	600
Oahu	9,551	8,264	17,815
Kauai	3,672	3,054	6,726
Niihau	392	398	790
	37,084	33,940	71,024.

Hierzu kamen noch 2120 Fremde, wovon 1311 allein auf Oahu, so daß die Sandwich-Inseln im Ganzen 73,144 Bewohner zählten. Den Mortalitätslisten zufolge, hat die Bevölkerung in den letzten drei Jahren um 10,853 Köpfe abgenommen; es starben nämlich im Jahre 1851: 5792, im Jahre 1852: 2822 und im Jahre 1853: 8026 Personen, während nicht mehr als resp. 2424, 1850 und 1513 Kinder geboren wurden. Im vergangenen Jahre rafften die Blattern allein fünf- bis sechstausend Menschen hin, und sollte die Entvölkerung in demselben furchtbaren Verhältnisse fortdauern, so würde nach einem Vierteljahrhundert nicht ein einziger Eingeborner mehr auf diesen herrlichen Inseln am Leben sein, die zur Zeit ihrer Entdeckung durch Cook vielleicht von einer halben Million glücklicher, wenn auch unkultivirter Menschen bewohnt wurden! Wie bei allen wilden Stämmen, hat sich auch hier die europäische Civilisation als ein Geschenk erwiesen, das den Beschenkten den Tod bringt.

*) Carlos V. l, III, §. 38.

**) Gothica gens gentes domuit Romamque subegit,
Hispanum decuit subdere colla iugo.
Gothorum regis vivos nunc aspice vultus,
Cum voto ut repetant fata priora viam.

***) Historia iudicra, l, XV, p. 455.

†) Berlin, bei Carl Schulze, 1853. Zwei Bändchen (zweite Auflage).

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Täglich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür der Band für Fremde portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 57, und beim Spediteur Neumann, Mohrenstr. Nr. 51), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 100. Berlin, Dienstag den 22. August 1834.

England.

Englische Literatur-Briefe.

1834. Achter Monatsbericht.

Der Kultur-Prozeß von „Stadt" und „Land". — Das urbanisirte Bauernthum Englands. — Die politische Bedeutung des aufgehobenen Gegensatzes von Stadt und Land. — London als höchstes Produkt dieses aufgehobenen Gegensatzes. — Die neuen Gartenvergnügungen fürs Volk in London. — Der Tod des alten englischen Sonntags und die Geburt einer neuen Volkskultur aus den neuen Sonntagstempeln. — Der alte Sonntag und die Volksbildung in England. — Englische und amerikanische Staats-Pädagogik. — Die Mittwochs-Konzerte im botanischen Garten des Regents-Park. — Die gute Gesellschaft, die englische Literatur-Ironie, die Sonderlinge und der Spleen. — Mr. Urquhart als Kassandra und Odysseus des Krieges. — Dr. Pellmann vierzehn Jahre im Irrenhause und noch einmal aus Mangel an Respekt vor dem „Schein". — Thomas Hood und sein Denkmal. — Memoiren, Dichter und Celebritäten. — Patmore's „Freunde und Bekannte", Mrs. Beecher-Stowe's „Sonnige Erinnerungen" und Mrs. Trollope's „Praktische Dame". — Kunst und Theater der Season. — Die deutsche Oper und der silberne Becher des Herrn Schmidt.

London, im August.

Unter dem babylonischen Lärm von Ausrufern, der uns in London jeden Morgen weckt, unterschied ich neulich noch im Halbschlafe eine ganz neue Sorte fortissimo und in ziemlich langer, periodischer Rundung. Es war ein Lärm, ein Ausrufungs-Heroismus, der Todte vom ewigen Schlafe erwecken zu wollen schien. So mußte ich mich noch Lebender, schon um so eher bequemen, mich zu erheben, um zunächst zu sehen, was dieser homerische Ares unter den Ausrufern eigentlich biete, denn hören in artikulirten Tönen kann man so etwas durchaus nicht. Vor dem Fenster mitten in der Straße standen ein paar wunderschöne, reine, fromme Kühe ohne Strick und sonstige Fesseln, vor ihnen der brüllende Mann, hinter ihnen eine Frau. Von allen Seiten öffneten sich die Thüren der Häuser, und heraus kamen verschlafene Bewohner der unterirdischen Küchen mit Töpfen und Kannen, in welche die Frau die Milch frisch weg von der Kuh molk. Dabei schrie der Mann immer aus Leibeskräften weiter: „Milk in your own jug, fresh from the cow." (mit einer Tonerhebung bei cow, die den höchsten Ton in der Rolle der „Königin der Nacht" zu erreichen schien). Also mitten in der größten, raffinirtesten Stadt der Erde die reine Milch der frommen Denkungsart der Industrie oder Landwirthschaft ganz nain und auch den Ungläubigsten überzeugend, daß man unter dem Namen Milch noch wirklich Milch kaufen kann. (Freilich wird sie viel theurer bezahlt, als die industrielle Milch, nicht frisch von der Kuh.) Die Scene hat etwas Naives, Gemüthliches, Frommländliches, zumal da die Kühe sich so überaus klug und gehorsam zeigen. Sie hören nicht nur aufs Wort, sondern auf einen Wink, und haben sich, wenn sie weiter gehen, einen Schritt angewöhnt, der an den Kothurn erinnert. Sie bekam für mich außerdem eine kulturhistorische Bedeutung, da mir durch sie plötzlich eine ganze Masse vereinzelter Erfahrungen und Eigenthümlichkeiten des englischen Lebens zu einem ganzen Cyklus zusammengerückt wurden.

Wie kömmt es, daß die englischen Frauen und Mädchen auf den Nachtmärkten zerlumpten Irländern so gern ein Bündchen Korn, Hafer, Weizen oder Gerste vom Felde für einen halben Penny abkaufen? In Paris und Berlin würde man diese Art von Marktwaaren auslachen. Warum wohnt kein anständiger, politisch und sozial mitzählender Engländer irgendwo in der Stadt? Warum fährt jeder Kauf- und Geschäfts- und Staatsmann, sobald er zwischen Mauern und Bureaus und Läden sein Geld oder sein Geschäft gemacht hat, eiligst wieder auf das Land hinaus? Kaufleute der City wohnen in Brighton und Gravesend, bis sechzig Meilen weit von London, um alle Morgen und Abend diesen Weg zurückzulegen, nur um „auf dem Lande essen, schlafen und sich rasiren zu können". Selbst der Lohnarbeiter, der Geselle und Gehülfe und Kaufmannsdiener fährt mit dem Omnibus wenigstens aus einer umgrünten Cottage von Islington oder Kentish Town zu seinem Tagesgeschäfte herein. Warum plackt sich der Shopkeeper zehn bis funfzehn Jahre lang in seinem Laden und denkt an Nichts als Geldmachen? Um sein Geld in Ruhe unter grünen Bäumen und in einem Gärtchen zu verzehren und zuweilen mit einem Pony in die Stadt zu fahren und einzukaufen; kurz, sein Ideal ist die echt englische Figur: „the retired Gentleman".

Deshalb giebt es in England auch eigentlich keine „Philister", keine Spießbürger, keine Pfahlbürger. Ihr Streben ist nicht darauf gerichtet, sich in engen Mauern und dunstigen Zimmern und beschränkten, barbarischen Ansichten, Kartenspielen und Kümmel einzurichten und darin mit Hülfe der schützenden Polizei ihre Tage zu beschließen, sondern ein „freier Herr im Grünen", ein wirklicher Landedelmann auf urbanisirter Grundlage zu werden. Der hohe Adel wohnt zugleich breit und mächtig auf dem Lande und in der Stadt. In der Stadt, d. h. in London blos, um im Parlamente Gesetze machen zu helfen, also auch blos des Geschäfts wegen. Der Schwerpunkt des Adels und zum Theil auch der Gentry in menschlicher und sozialer Beziehung fällt außerhalb der Stadt. Die Wettrennen, Kirchthurm- und Fuchsjagden, Wettgehen, Wettwerfen in Cricket- und Racketspielgesellschaften, Wetträder- und Wettsegelvereine, alle diese wahrhaft nationalen Feste fallen in das Grüne, in das Freie. Die ungemein kostbare Passion für Parke, Jagdgehege, Zucht seltener Pflanzen und Thiere und die neueste, nobelste „Poultromania" gehen alle aus einer großen Vorliebe für Landleben und Landwirthschaft hervor. So kann man die Engländer „urbanisirte Bauern" nennen.

Darin liegt wohl das eigentliche Geheimniß der englischen Freiheit, insofern sie sich als wesentlich verschieden von den Zuständen auf dem Kontinente darstellt. Auf letzterem besteht noch ein allerdings jetzt abnehmender, aber immer noch sehr starker Gegensatz zwischen Stadt und Land, von Urbanität und schwerfälliger Rusticität, und zwar in Frankreich, Deutschland u. s. w. ein [illegible] Uebergewicht der letzteren über die erstere. In England ist die Landbevölkerung als solche nicht nur bedeutend geringer an Zahl, als die städtische, sondern mit letzterer auch tausendfältig lokal, materiell, ideell und moralisch verwachsen. Die Städter wohnen auf dem Lande, die Landleute machen ihr Geld so gut in der Stadt, wie der Kaufmann. In England giebt es nicht Stadt und Land mehr, nicht einmal lokal geschieden, geschweige als Gegensatz. Die Städte wachsen nach allen Seiten in die Dörfer hinaus, und die Dörfer in die Städte hinein. London ist in diesem bedeutungsvollsten Kultur-Prozesse am weitesten und nichts weniger als eine Stadt. Es ist ursprünglich eine Vereinigung zweier Städte und neuerdings ein sich jährlich meilenweit ausdehnender Zusammenfluß von mehr als hundert ehemaligen Dörfern. Es ist ein Organismus urbanisirter Dörfer. So finden wir im Nordwesten oben acht bis zehn engl. Quadratmeilen dicht mit Villas und Cottages bedeckt, alle im Grünen, in Blumen und Bäumen und in den kultivirtesten Gärten mit Obst, Treibhäusern, Hühner-Enthusiasmus, einem Pony oder gar zwei Pferden, alle einzeln, selbständig (die Villa muß allemal „detached" sein, wenn sie anständig genannt werden will) hinter Mauern, Epheu und grüner Undurchsichtigkeit, jede eine niedliche moderne Ritterburg mit einer Klingel für „visitors" und einer Klingel für „servants". Hinter den acht bis zehn so urbanisirten Quadratmeilen dehnen sich gegen dreißig Meilen durch Dörfer und Städte in einer fast ununterbrochenen Reihe urbanisirter Landwirthschaften und ländlicher Stadt-Industrie aus. Im Süden nach dem Krystall-Palaste hin, im Westen an der Themse hinauf hat sich dieser Prozeß zum Theil noch großartiger und landschaftlich unbeschreiblich reizend ausgebildet. Und so fängt eigentlich London nirgends mehr an und hört nirgends mehr auf. Nach allen Seiten sind Stadt und Land in einander gewachsen und in einander aufgegangen. Man kann sich davon von den oberen Außengalerieen des Krystall-Palastes durch die herrlichste Augenweide überzeugen. Die von London abgewandte Seite bietet nichts als ein unbegränztes Gewebe von sanften Hügelwellen und Senkungen mit Wald und Park und Feld und Villa-Trauben und Palästen und Gärtner-Nestchen zwischen Obstbäume hingebaut. Das Fernrohr enthüllt Städte, die immer nach allen Seiten in einander übergehen, indem sie sich zu Landsitzen ausdehnen.

In Amerika weiß man den alten Städte-Charakter auf andere Weise zu vermeiden. Man baut die Straßen sehr breit und pflanzt Doppel-

In den drei übrigen Kapiteln des Titels vom belgischen Territorium ist eine Uebersicht der Geographie, der Geologie und Zoologie dieses Landes gegeben. Die geographische Uebersicht enthält manches Interessante; hier findet sich unter Anderem ein Verzeichniß der Längen- und Breiten-Bestimmungen, welche in Belgien durch die dortigen Generalstabs-Offiziere und durch Cassius, Krayenhoff, Ezery und Quetelet ermittelt worden, und die Tabelle der Höhenmessungen, welche von dem Generalstabe und von der Direction der öffentlichen Arbeiten ausgeführt worden sind. In der Oreographie sind die höchsten Punkte des Landes bezeichnet; gegen die preußische Gränze in der hohen Veen erhebt sich dasselbe bis auf 2166 Fuß, fast eben so hoch gegen die Landesgränze bei Vielsalm und Bastogne. Der Flächen-Inhalt der Polders, d. h. des trockengelegten Landes unter dem Wasserspiegel, ist auf etwa 9 Quadratmeilen angegeben. Nachrichten über die Tiefe der Steinkohlen-Gruben und der artesischen Brunnen sind Quetelet's Abhandlungen entnommen, die Steinkohlen-Grube bei Quaregnon im Hennegau geht bis 1322 Fuß unter den Meeresspiegel. Die Hydrographie ist hauptsächlich in der Angabe der Länge der schiffbaren Ströme (im Ganzen 137 geogr. Meilen) und der Kanäle (82 Meilen) vertreten. Hinsichtlich der Bewegung des Landes gegen das Meer wird angeführt, daß dasselbe sich ostwärts Nieuwport senkt, westwärts Nieuwport dagegen aus dem Meere emporhebe.

Der Abschnitt von der Geologie, vom Verfasser der geologischen Karte von Belgien, giebt ein Verzeichniß der in Belgien vorkommenden Erd- und Steinarten und eine Nachweisung, in welchen Theilen des Landes die verschiedenen Mineralien sich vorfinden. Der Abschnitt von der Zoologie beschränkt sich auf die Aufzählung der im Königreich Belgien vorkommenden Thierarten, wobei dieselben in Hausthiere, und zwar in solche, welche dem Menschen zur Nahrung, zu landwirthschaftlichen, zu industriellen Zwecken dienen oder zum Vergnügen gehalten werden, und in wilde Thiere, und diese wieder in solche, welche von den Menschen als Nahrungsmittel oder zu anderen Zwecken verhandelt werden, in solche, welche dem Menschen indirekt nützlich sind, und in die schädlichen Thiere unterschieden sind. Nach dem Plan der belgischen Central-Kommission sollte ein weiteres Kapitel die belgische Flora behandeln, dies ist, nachdem zwei dortige Professoren die ihnen angetragene Arbeit abgelehnt, wieder aufgegeben worden. Es ist dies kaum zu beklagen, und eben so wenig kann man dem Verfasser des Gemäldes von Belgien einen Vorwurf daraus machen, daß er die Uebersichten aus der Geologie und Zoologie in seinem Werke vollständig ignorirt hat.

Der Titel der Bevölkerung in der allgemeinen Statistik von Belgien ist von Herrn J. E. Horn zum Gegenstande eines besonderen Werkes, der „Bevölkerungswissenschaftlichen Studien aus Belgien", gemacht worden, deren erster Band in diesem Jahre bei Brockhaus erschienen ist. Derselbe geht darin die in Belgien ermittelten statistischen Verhältnisse durch und vergleicht sie mit den entsprechenden Verhältnissen in „Oesterreich, Sachsen, Preußen, Frankreich, England, Holland", so wie sie die Veröffentlichungen der dortigen statistischen Behörden darboten. Das Werk ist in Briefform geschrieben, eine Form, welche im Allgemeinen der Art der Behandlung entspricht; durchweg zeigt sich das Bestreben des Verfassers, Gegenständen von speziell statistischem Interesse ein populäres Interesse zu verleihen; dies ist ihm gelungen, und so kann dasselbe als eine unterhaltende statistische Lektüre bezeichnet werden. Es würde hier zu weit führen, auf den Inhalt dieses Werkes spezieller einzugehen; hinsichtlich der darin häufig vorkommenden Polemik wird man leicht erkennen, daß der Verfasser für sein Werk eine mildere Kritik in Anspruch nimmt, als er selbst ausübt, und daß er wohl manche Ausfälle gegen namhafte Statistiker bei genauerer Kenntniß der Werke derselben unterlassen haben würde.

Die Darstellung der belgischen Bevölkerungsverhältnisse, wie sie sich in der allgemeinen Statistik von Belgien vorfindet, ist zum größten Theil eine kurze Zusammenstellung aus den sehr umfangreichen Tabellenwerken über die Resultate der Volkszählung und über die alljährliche Bewegung des Civilstandes. Herr Henschling hat sich hierbei im Ganzen auf die Vorlegung einer Reihe von Uebersichtstabellen beschränkt, welche ein sehr kostbares und werthvolles Material enthalten; doch wäre es im Interesse des Publikums wünschenswerth gewesen, daß sich derselbe zugleich der weiteren Verarbeitung unterzogen hätte. In der vorliegenden Form gewährt der Abschnitt über die Bevölkerung ein allzu farbloses Bild dieses in Belgien so überaus kultivirten Zweiges der Statistik. Ebendeshalb mag es dem Berichterstatter für diese Zeitschrift nicht verargt werden, wenn er in der Besprechung der belgischen Bevölkerungsverhältnisse über den Inhalt der „allgemeinen Statistik des Königreichs Belgien" hinausgreift.

Die Kenntniß der Bevölkerungszahl liegt wohl in jedem Staate im Interesse der Verwaltung, am unmittelbarsten aber in Staaten von einem durchgeführten Repräsentativ-System. In Belgien richtet sich ihr die Anzahl der Vertreter bei den höchsten Organen der Staats-, zial- und Kommunal-Verwaltung, sie bestimmt die Höhe des ensus und gewisser direkter und indirekter Steuern, den Betrag des Miliz-Kontingents, die selbständigere Stellung der Städte und zahlreiche andere Verhältnisse. Mit welchen Schwierigkeiten es jedoch verbunden ist, über den Stand der Bevölkerung zuverlässige Nachricht zu gewinnen, ist den Wenigsten von denen bekannt, welche von den in den verschiedenen Staaten veröffentlichten Bevölkerungszahlen Gebrauch zu machen bereit sind. In der That kann man noch heute sagen, was Quetelet vor etwa zwölf Jahren aussprach, daß es in Europa kaum einen Staat von einiger Größe giebt, welcher im Stande ist, seine Bevölkerungszahl mit ziemlicher Genauigkeit zu kennen. In den jetzt belgischen Landestheilen fand im Jahre 1801 zuerst eine allgemeine Zählung statt, welche, wie es scheint, nach damaligen Begriffen ziemlich sorgfältig ausgeführt wurde; auch für die Jahre 1806, 1811 und 1816 waren Zählungen angeordnet, welche jedoch jedenfalls nachlässiger, hier und da auch wohl gar nicht vollzogen worden sind. Als nun gegen Ende des Jahres 1829 im Königreich der Niederlande die allgemeine Volkszählung vorgenommen war, suchte man eine fortdauernde Kenntniß vom Stande der Bevölkerung dadurch zu erhalten, daß man alljährlich die Zahl der Herbeigezogenen und der Gebornen derselben hinzufügte, die der Fortgezogenen und Gestorbenen davon abnahm. Richtige Zahlen konnte dies nicht geben, denn, — ganz abgesehen von der mangelhaften Führung der Civilstands-Register — man hatte die population du fait gezählt und dann die Veränderungen damit vorgenommen, welche in der population du droit eingetreten waren. Erst die statistische Central-Kommission drang auf die Ausführung einer neuen Zählung, und Quetelet suchte in der im ersten Bande des Bulletins der Kommission abgedruckten Abhandlung über die Vertheilung des Miliz-Kontingents den Nachweis zu liefern, daß die Bevölkerung von Belgien zur Zeit um nicht weniger als 528,586 Seelen zu niedrig veranschlagt werde. In den Berechnungen, auf welche er sich stützte, ging er zunächst davon aus, daß die Zahl der Milizpflichtigen die Stärke der betreffenden Altersklassen ersichtlich mache, und daß die Zunahme, welche diese Altersklassen seit 1829 erhalten haben, eben so der gesammten Bevölkerung müsse zu Theil geworden sein; noch weitere Berechnungen stützte er theils auf die von ihm aus den in den Jahren 1827 bis 1829 vorgekommenen Sterbefällen konstruirten Mortalitätstafel, theils auf einen Vergleich der in dem letzten Dezennium vorgekommenen Geburten und Sterbefälle mit denen im Dezennium 1815 bis 1824, wobei er jedoch genöthigt war, sich geschätzter Zahlen zu bedienen. Als aber nun die Zählung im Spätherbst 1846 wirklich ausgeführt worden war, mit allen zulässigen Vorsichtsmaßregeln unter sehr genauer Kontrole und mit einem wahrhaft seltenen Aufwand an Geld und Arbeitskraft, so entsprach das Resultat derselben den Erwartungen der Kommission keineswegs; die ganze Differenz, um welche mehr Menschen vorgefunden waren, als die bisherigen Nachweisungen angaben, war 25,309, bei Berechnung welcher Summe überdies die Domizil-Veränderungen des laufenden Jahres, welche man zusammenzustellen unterlassen hatte, nicht in Betracht gezogen sind. Im Einzelnen wichen natürlich die Zählungsresultate bald mehr, bald weniger von den Voraussetzungen ab: die beiden Flandern, welche man um 175,608 Seelen unterschätzt glaubte, fand man im Gegentheil noch um 32,764 Seelen überschätzt, in der Provinz Limburg, deren Bevölkerungszahl man um 18 pCt. zu niedrig gehalten hatte, fanden sich nur um 2 pCt. mehr Einwohner vor; die bedeutendsten Differenzen zeigten die großen Städte, indem z. B. in Brüssel und den Vorstädten 7577 Personen mehr, dagegen in Gent 10,590 weniger angetroffen wurden, als die nach den Civilstandsregistern gefertigten Bevölkerungs-Abschlüsse ergaben. Die Fehler waren jedenfalls überschätzt worden, die Kommission glaubte jedoch auf diese Resultate der Zählung nicht allzu sehr trauen zu können; sie entwickelte, daß bei der Zählung vermuthlich 72,287 Personen übergangen worden seien.

(Fortsetzung folgt)

Japan.

Japan in seinen Beziehungen zu den Europäern.

(Schluß.)

Ein so schreckliches Beispiel hätte den später nach Japan kommenden Spaniern zur Warnung dienen sollen. Freilich war auch die Ursache ihrer Vertreibung eine ganz andere. Die Gesandtschaft, welche sie an den Kaiser schickten, im Jahre 1611, schien ohne Weiteres von dem Lande Besitz nehmen zu wollen; sie kam mit Soldaten, mit Trommelwirbel, mit fliegenden Fahnen. Ihre Instructionen schrieben ihr vor, die Häfen zu untersuchen und einen Plan von den Küsten aufzunehmen; so hatte Ferdinand Cortez es in Mexiko gemacht. Um ihrem ersten Auftreten, durch welches der regierende Fürst tief verletzt war, den nöthigen Nachdruck zu geben, schickten die Spanier einen Dreidecker, die „Madre de Dios", nach Nangasaki, der größten Seestadt Japans. Auf die Nachricht hierüber läßt der Kaiser den Fürsten von Arima, einen seiner tapfersten Heerführer, zu sich berufen. „Eile nach Nangasaki", sagt er ihm, „nimm Truppen mit Dir, so viel Dir nöthig scheinen, und stecke um jeden Preis das kastilianische Schiff in

Grabe, um seine Ketten legen zu lassen. — Guevara ermahnte in einer Predigt den Kaiser, Gott, der ihm den Sieg bei Pavia verliehen, die Rache gegen die Comuneros als Dankopfer darzubringen: „Sie sind todt oder verbannt, versteckt oder flüchtig; ihre Frauen sind dem Mangel, ihre Töchter der Schande preisgegeben, ihre Söhne sind verwaist, ihre Verwandten entehrt.“ Umsonst. In den Andachtsübungen der heiligen Woche, drei Jahre hinter einander, bat Garcia de Loaisa sein königliches Beichtkind, der Witwe Padilla's Verzeihung zu gewähren; umsonst. Er war taub gegen die Stimme seiner Freunde, und um den lästigen Dränger Garcia loszuwerden, schickte er ihn wider dessen Willen als Abgesandten nach Rom. Nach zehn Jahren der Verbannung, in denen sie mit dem Erlös ihres Schmuckes, mit den Zusendungen aus Kastilien, mit den Gaben des Erzbischofs von Braga, besonders aber mit ihrem Muthe die Flüchtlinge unterstützt, starb Maria Pacheco. Auf dem Todbett bat sie, ihre Gebeine, wenn der Leib verwest sein werde, nach der Stelle zu bringen, wo Padilla gefallen war; ihre Brüder widerriethen ihrem Kaplan jeden Schritt, die Erlaubniß zu erwirken, „um den Kaiser nicht zu erzürnen.“

Der Bischof Acuña, seit fünf Jahren Gefangener, viermal ohne Erfolg angeklagt, hoffte nicht mehr auf Begnadigung, fügte sich aber dennoch nicht in sein Geschick. Er hatte Waffen und dachte auszubrechen. Oft ging er mit großen Schritten drei bis vier Stunden im Zimmer einher, wie ein Mensch, der auf der Flucht ist, und als man ihn eines Tages zum Essen einlud, sagte er: „Seit sechzig Jahren habe ich nicht geruht.“ Da er den Gouverneur nicht gewinnen konnte, stach er ihn nieder, wurde aber in dem Augenblick ergriffen, als er, um die Mauer zu erklimmen, die Waffen abgelegt hatte. — Eben wollte man ihm das Urtel sprechen, als von Seite des Kaisers, der mit den Richtern unzufrieden war, der blutdürstige Alkalde Ronquillo, ein persönlicher Feind Acuña's, der diesen besiegt und zum Gefangenen gemacht hatte, zum Richter in dieser Sache bestellt wurde. Der Prozeß wurde von vorn angefangen und Acuña auf die Folter gebracht. Die grausamen Qualen erpreßten ihm endlich, nach wiederholten ausweichenden Antworten, ein Geständniß, und der Alkalde, stolz darauf, an einem Tage mehr geschafft zu haben, als seine Vorgänger in Monatsfrist, führte sein Opfer zur Richtstätte. Der alte Bischof sang mit fester Stimme das Miserere, das die Priester traurig herstammelten. Nach beendigtem Gebet sagte er zu dem Henker: „Ich vergebe Dir; ziehe nur tüchtig an!“ — „Der Kaiser schrieb an Ronquillo: „Ihr habt mir gehorcht, wie nur Ihr's verstehet; ich werde es Euch als einen geleisteten Dienst in Rechnung bringen.“ Er übernahm es, die Absolution in Rom zu erwirken, die auch nicht lange auf sich warten ließ. — So fiel der Glänzendste der Comuneros-Partei. Mehr, als alle Uebrigen, verstand er das Volk mit sich fortzureißen und die Soldaten zum Siege zu führen; allein sein trauriges Ende verdunkelte den Ruhm, den er verdient hatte, während der besiegte Padilla, auf dem Schaffot, aber für die gute Sache blutend, unsterblichen Ruhm gewann, dessen Glanz Doña Maria Pacheco durch ihre Krone erhöhte.

Der Konnetabel und der Admiral hatten den Krieg auf ihre Kosten geführt. Der Erlös aus den Confiscationen deckte sie nicht, und auf die Anleihen, die sie garantirt hatten, wollte man ihnen keine vierzehn Prozent erstatten; der Krieg mit Europa verschlang Alles. „Sollen wir denn“, schrieb der Admiral an den Kaiser, „zu den Kosten verurtheilt werden, weil wir in zwei Monaten zwei Siege erfochten haben?“ Karl hatte nur mit den Waffen des Adels gesiegt, und 1538 führte er neue Auflagen ein, wovon derselbe nicht mehr befreit sein sollte. Der Konnetabel, der Sieger bei Villalar, wollte nun einen Bund des Adels mit den Städten zu Stande bringen und durch Steuerverweigerung den Kaiser zwingen, dem Kriege ein Ende zu machen, in Spanien seine Residenz zu nehmen und wie Ferdinand und Isabella zu regieren. Der Adel ging also über die Comuneros-Partei hinaus; allein wohl war er unlängst stark genug, die Freiheiten der Städte zu zerstören, nicht mehr aber, sie jetzt zu vertheidigen. Der Kaiser entließ ihn. Es war das Villalar der kastilianischen Grandezza. Dem Konnetabel drohte Karl, ihn von einer Galerie herabzuwerfen. „Eure Majestät wird wohlthun, sich das zweimal zu überlegen“, antwortete der Krieger kalt, „ich bin zwar klein, aber schwer genug.“

Nach der Niederlage der Comuneros wurde das bis dahin freie Spanien der klassische Boden des Despotismus. Die Städte verloren ihre Freiheiten, der Adel seine Vorrechte. Nur zwei Mächte walteten: die absolute Monarchie und die Inquisition. Und die Civilisation macht einen Stillstand; es erneuern sich die Scenen des römischen Amphitheaters, der Pöbel schreit: „Auf den Scheiterhaufen mit den Ketzern!“ Die Freiheit verscheidet. Im Innern wird das Land von einer unfähigen, feilen Verwaltung entehrt und zugrundegerichtet; im Aeußern werden die spanischen Interessen der Politik des Hauses Oesterreich geopfert. Jetzt, in der Fülle jugendlicher Kraft und Kühnheit, die einem Volke Alles möglich machen, das Amerika zu kolonisiren, Nord-Afrika zu erobern vor sich sieht, wendet sich Spanien gegen Europa, von dem es nichts zu gewinnen hat. Es bedroht Frankreichs Existenz, dessen Freundschaft, da sie ihm die Vortheile einer insularen Lage gewährt, seiner Politik von der Geographie als Gesetz vorgezeichnet wird. Durch Karl's Ehrgeiz, durch des zweiten Philipp Fanatismus zum offenen Feinde Europa's geworden, kämpft es tapfer für eine Sache, die nicht die seinige ist, bis es, besiegt von England, Holland und Frankreich, endlich unterliegt, durch seine Verwaltung ruinirt, durch den Krieg entvölkert, verdummt und verwildert unter dem Joche der Inquisition.

Frankreich.

Die neuesten Ergebnisse in Bezug auf ein mechanisches Aequivalent der Wärme.*)

Wenn wir nicht daran gewöhnt wären, die Dampfmaschinen sich von selbst, wie lebendige Wesen, bewegen zu sehen, würde uns die Erscheinung sicherlich höchst seltsam vorkommen; denn welchen direkten Zusammenhang kann unser Verstand zwischen der in den Heizungs-Apparat hineingeworfenen Schaufel Kohlen und der hervorgebrachten Bewegung entdecken? Warum ist die dabei zum Vorschein kommende bewegende Kraft nicht zehnmal kleiner oder größer? Bei einer durch einen Wasserstrom in Thätigkeit gesetzten Maschine nehmen wir mit Einem Blick die Ursache ihrer Bewegung und die ihrer Wirkung nothwendig innewohnende Beschränktheit wahr; aber bei der Dampfmaschine ist ein Zusammenhang zwischen der Wirkung und der Ursache nicht sogleich in die Augen fallend. Die Erscheinung der bewegenden Kraft rührt hier nicht her von dem Stoß eines schon in Bewegung seienden Körpers oder von dem Druck einer schweren Masse. Die merkwürdige Erscheinung kann hier nur eine Wirkung der Wärme sein; aber wie soll man die Wirksamkeit der Wärme sich denken, wie dieselbe erklären, ohne den allgemeinen Gesetzen der Mechanik zu widersprechen? — Es drängte sich zunächst die Ansicht auf, derzufolge die hervorgebrachte Bewegung dem Durchgange der Wärme durch die Maschine zugeschrieben werden soll; der Dampf war dieser Ansicht zufolge nur der Träger des bewegenden Prinzips, welches eine um so größere Wirksamkeit zeigte, je größer die von ihm angenommene Ausdehnung war. Die bewegende Kraft der Wärme, ähnlich der Kraft einer Feder, sollte sich in dem Maße vermehren, als die Temperatur des angewandten Trägers der Wärme (des Dampfes) sich erhöhte. Man mußte annehmen, daß ganz eben so viel Wärme aus der Maschine herausging, als in sie hineingebracht war. Wir können diesen Erklärungsversuch, den S. Carnot aufgestellt, nicht für richtig halten; es läßt sich gegen ihn ein Einwand erheben, der nicht zu widerlegen ist. Nach Carnot geht die Wärme nur durch die Maschine hindurch und hat, nachdem sie ihre Wirkung hervorgebracht, keinen Verlust erlitten. Man würde nun durch die arbeitende Maschine Reibungen hervorbringen können, die einen Ueberschuß von Wärme erzeugten: man würde zuletzt mehr Wärme haben, als man angewandt hat, was offenbar eine Unmöglichkeit ist.

Die Hervorbringung der Wärme durch Reibung war in den ältesten Zeiten bekannt; die Reibung war von je her ein Mittel, Feuer zu machen; aber vor Herrn J. R. Mayer in Heilbronn scheint Niemand auf den kühnen Gedanken gekommen zu sein, aus der allbekannten Thatsache das Prinzip herzuleiten, auf welchem in Zukunft die ganze Theorie der mechanischen Wirkung der Wärme beruhen soll. Da die Reibung der Bewegung oder, besser, der Arbeit entgegenwirkt und gleichzeitig Wärme zum Vorschein bringt, so muß wohl eine Verwandlung von Bewegung und Wärme in einander vor sich gehen: sonst würde es, sagt Herr Mayer, zugleich eine Wirkung ohne Ursache und eine Ursache ohne Wirkung geben. Herr Mayer führt verschiedene Fälle an, in denen gegenseitige Verwandlungen von Wärme und Arbeit in einander vor sich gehen. Auf eine solche Verwandlung führt er auch die Wärme-Erscheinungen zurück, die hervorgebracht werden, wenn man ein Gas abwechselnd verdünnt und verdichtet. Eine wissenschaftliche Vollendung hat er seiner Theorie dadurch gegeben, daß er schon 1842 das „mechanische Aequivalent der Wärme“ genau in Zahlen ausgedrückt hat; er bezeichnet nämlich mit diesem Ausdruck die 365 Kilogramms, deren Herabdrückung um 1 Mètre so viel Wärme entwickelt, als dazu nöthig ist, 1 Kilogramm Wasser um 1 Grad wärmer zu machen.

Die hier angegebene Ziffer (365) ist, wie wir weiter unten sehen werden, nicht ganz richtig; auch sind die Ausdrücke: „mechanische Kraft“ und „Bewegung“, die Herr Mayer gebraucht, um das zu bezeichnen, was man heute besser: „Arbeit“ und „lebendige Kraft“ nennt, zu unbestimmt. So viel aber ist klar: Herr Mayer hat die zwei gewöhnlichen Formen bezeichnen wollen, unter denen das Ergebniß einer wirklich thätigen Kraft erscheint, nämlich: die Emporhebung eines Gewichts bis zu einer gewissen Höhe und die einer bestimmten Masse mitgetheilte Geschwindigkeit. Herr Mayer hat damit, daß er erklärt, es existire ein mechanisches Aequivalent der Wärme, ausdrücklich sagen

*) Aus einem von Léon Foucault verfaßten Artikel des Journal des Débats über die letzten Sitzungen der Akademie der Wissenschaften.

image
not
available

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 101. Berlin, Donnerstag den 24. August 1854.

England.

Kardinal Wiseman über Kunst und Handwerk.

„Die Kunst hat nimmer im Gefolge der Kriegsheere oder auf dem Siegeswagen des Eroberers ihren Weg in neue Länder gefunden.“ Diese Thesis zuvörderst verficht Kardinal Wiseman in den unten angezeigten zwei Reden*) — die eine ist an die Kaufleute von Liverpool, die andere an die Handwerker von Manchester gerichtet — mit der Leidenschaftlichkeit seines Partei-Standpunktes, aber doch mit Geist, reichem Wissen in einer markigen und blühenden Sprache. Widerspruch wird er in manchen Reviews hervorrufen; jedenfalls aber fesselt er die Aufmerksamkeit und spricht des Lesers volle Interesse an. Wir geben hier einige Auszüge.

. . . . . „Nie hat ein Land genügenderes Zeugniß von jener Wahrheit gegeben, als Aegypten. In frühester Zeit hatte es seine eigene, eingeborne Kunst; so heimisch in seinem Boden, wie der Lotus und Papyrus in seinem Gewässer. In der Architektur, Skulptur und Malerei; in der Ausschmückung, in der Schrift, in der Farbengebung war seine Kunst eine nationale, höchst charakteristische. Sie entstand früh genug für Moses, sie zu studiren; sie dauerte lange genug für das Christenthum, sie zu zerstören. Denn sie war wesentlich heidnisch, in Rinde und Mark. Sie war durch und durch Ausdruck götzendienerischer Unwahrheit, und folglich fast stationair. Das geübte Auge des Alterthumsforschers oder des Künstlers wird allerdings in dem Verlauf so vieler Zeitalter eine gewisse Ebbe und Fluth bemerken; hier ein schwaches Sinken, dort ein theilweises Steigen; die scharf ausgeprägten Hauptzüge aber ändern sich nicht. Die Grundgestalt ägyptischer Kunst schwankt und wechselt nur wenig. Und doch ist dieses Land viermal erobert worden; dreimal war es lange und anhaltend Nationen unterworfen, die auch ihre eigene Kunst hatten. Aber die Eroberer wurden hier selbst erobert und mußten nachgeben. Abgesehen von dem momentanen assyrischen Joche, hatte es Kambyses, 525 v. Chr., dem persischen Scepter unterworfen und, trotz einer erfolgreichen, allgemeinen Empörung und mancher vereinzelten Aufstände, verblieb es hundertelf Jahre unter dessen Gewalt. Die Eroberer aber waren genöthigt, ihre Thaten, nicht in den Kulturformen und Inschriften von Persepolis, sondern in den Farben und Hieroglyphen der Pharaonen auf die Nachwelt zu bringen. Dann kam die noch vollständigere, einflußreichere Eroberung der griechischen Macht, unter welcher Aegypten nicht blos Provinz eines fernen Reiches, sondern Sitz einer neuen, ihr in jedem Betracht fremden Dynastie wurde. Von der Invasion Alexander's, 332, bis zum Tode Kleopatra's, 30 v. Chr., herrschte hier ein meist friedlichgesinnter Königsstamm. Diese dreihundertjährige Periode fällt gerade in die Blüthenzeit griechischer Wissenschaft und Kunst; die Beredtsamkeit glänzte in Demosthenes, die Philosophie hatte ihren Leiter in Aristoteles, die Malerei ihren Vertreter in Apelles; die Volksbildung gipfelte in ihrer Verfeinerung. Kaum hatten die Ptolemäer ihr Reich befestigt, so brachte Demetrius Phalereus den Stolz griechischer Wissenschaft hierher, machte Alexandrien zur Nebenbuhlerin Athens und legte den Grund zu einer Philosophenschule, die mit der Zeit ihre ursprüngliche Lehrerin überstrahlte. Sie setzte, bald stärker, bald schwächer, ihre Thätigkeit fort, bis sie im dritten nachchristlichen Jahrhundert mit größerem Glanz in Clemens und Origines hervorbrach. Kurz darauf wurde in Alexandrien die größte öffentliche Bibliothek in der Welt gegründet, die so lange dauerte, bis die Saracenen sie den Flammen opferten. Hier waren alle Schätze griechischer Gelehrsamkeit aufgehäuft, und diese verdrängte die ägyptische Mystik. Die gefeilte attische Sprache stach den unbeholfenen Dialekt des Nils aus; Gesetze, Gewohnheiten, Sitten wurden verändert; allein der Versuch, die schöne griechische Kunst einzuführen, schlug fehl; kaum daß sie die Oberfläche nationaler Darstellungen umgestaltend leicht berührte. Die griechischen Ptolemäer mochten immerhin eine Tafel, einen Pfeiler in ihrer Weise aufrichten, mochten die Ausgleichung treffen, eine Inschrift in zwei, drei Sprachen zu geben; um sich aber dem Standpunkt des Volkes in Kunst und Denkgrad anzupassen, mußten sie ihren vielsylbigen Namen in Stücke schneiden und die einzelnen Theile durch eine Feder, einen Löwen, eine Eule und, wer weiß, durch was sonst noch, darstellen. Selbst das kaiserliche Rom, der nächste und letzte Ueberwältiger dieser zähen Race, konnte dieser ihre Kunst eben so wenig, wie ihre Religion entwinden. Fort und fort wuchsen die Götter in den Gärten, wurden die neuen Herrscher in Hieroglyphen gefeiert, bis das Christenthum jene, eine heiligere Symbolik diese aus ihrer Stelle verdrängte.“ . . . . .

Von Venedig und den Diensten, welche die Lagunenstadt durch ihren Handel der Kunst leistete, spricht der Kardinal mit tiefster Bewunderung.

„Venedig machte sich von Anfang an zu einem Theil des Elements, wodurch es groß zu werden strebte: Es hatte keine andere Heimat, kein anderes Leben. Aus dem Herzen der Wunderstadt, dem St. Markusplatz und den anliegenden Palästen und Plätzen pulsete dieser Lebensstrom durch das weitgestreckte, vielverwickelte Adergeflecht unzähliger Kanäle, die nicht, wie jetzt, versumpft und schwarz dalagen, sondern, von Tausenden von Gondeln durchfurcht, blitzten und funkelten oder von den Barken bedeckt waren, die ihre Waaren aus den wohlgefüllten Magazinen in die Ferne trugen. Die Schiffe waren der Stadt einverleibt: wenn sie ihre Segel nach auswärts spannten, schienen sie sich dem faltenreichen Schooße zu entwinden, wenn sie heimkehrten, flogen sie ihr stracks in den Busen hinein; sie hatte keinen anderen Port. Das Haupt der Stadt, das in ihrem Namen waltete, dachte nicht daran, die Tiefe zu unterjochen; es vermählte sich nur mit ihr durch seinen Ring. Nicht zur Sklavin wollte der Doge die See herabdrücken; er freiete um sie, wie um eine Braut. Jahrhunderte war der große Handel des Ostens in den Händen dieser edeln Stadt. Es war ein fürstlicher Verkehr. Kolonieen und Faktoreien wurden auf jeder für den Handel günstigen Küste angelegt und, wo es eines solchen Schutzes bedurfte, Vesten gebaut und mit Besatzung versehen. Adel und Kaufmannschaft vereinigten die Liebe zu Entdeckungen mit dem Streben nach ehrenhaftem Gewinn; sie drangen, wie Marco Polo, bis in das Herz Asiens und bahnten manche neue Entdeckung an. Aber, wie gesagt, das Herz der Stadt war St. Marcus; ihm war ihre volle Liebe geweiht; es war ihr Stolz, daß er edler, größer sei, als irgend Etwas auf Erden. Der Handel setzte ihre Kaufleute in den Stand, aus den fernsten Winkeln herbeizuschaffen, was es nur an Stoffen Reiches giebt: Marmor, Gold, Edelsteine; Nichts war zu kostbar, Nichts zu schön zum Schmuck des geliebten Gegenstandes, auf den jeglicher Venetianer stolz war. Auf ihren Reisen hatten die Venetianer bemerkt, daß die Kunst in Konstantinopel auf einer höheren Stufe stehe, als in Italien, und 977 legten sie den Grund zu der edlen, hehren Kirche unter der Leitung der in Griechenland angeworbenen besten Künstler und geschicktesten Architekten.“

In seiner Vorliebe für die Königin des Meeres vergißt der Kardinal freilich, daß, bei Lichte besehen, Venedig eine prächtige — Räuberhöhle war. Von den Gebeinen St. Marcus', dem Löwen und den ehernen Rossen an, bis herab auf die Pfeiler, die Gemmen und Mosaiken, fast Alles auserlesene Schätze der Stadt, waren von verwegenen Freibeutern gestohlen.

Ueber den Umguß der assyrischen zur atheniſchen Kunst sagt er:

. . . . . „So fasse ich den Typus der assyrischen Kunst im Gegensatz zur ägyptischen, und es hält nicht schwer, an den Fußstapfen, die in die griechische Kunst führen, die assyrische Kunst zu erkennen. Ich sage: in die, und sollte besser sagen: durch die griechische Kunst; denn es liegt in der eigentlichen Natur einer künstlerischen Grundgestalt, daß, einmal in eine Schule eingedrungen, sie nimmer völlig hinausgedrängt werden kann. Sie kann verbessert, überladen, auf tausend Arten modifizirt werden, ihr Einfluß aber ist unaustilgbar, bleibend. Dieser Typus gleicht der Saat, umhergestreut auf verschiedene Bodenarten; sie wird hier absterben, dort hinwelken; allein fällt sie dahin, wo sie freundlich aufgenommen wird, dann keimt sie, wächst, blüht hoch hinaus über ihre mütterliche Pflanze; überbietet sie an Größe, Schönheit, Stärke und Fruchtenfülle, wird einheimisch, tiefeingewurzelt in der Erde. Man könnte jenen Typus mit der Guernseyschen Lilie ver-

*) The Highways of Peaceful Commerce have been the Highways of Art. — On the Connection between the Arts of Design and the Arts of Production. By His Eminence Cardinal Wiseman. Richardson & Co.

gleichen, der Blume, die den benachbarten Landschaften fremd ist. Nach der Meinung der Eingebornen sind die Wurzeln dieser Pflanze aus einem gestrandeten Schiffe, das sie führte, an die Küste gespült worden, sie fanden ein verwandtes Klima, einen gleichgearteten Boden, siedelten sich an und wurden der Edelstein in der Flora dieses Blumenlandes. — Die Chinesen allerdings und Indier mögen immerhin, auf ihren Handelsreisen nach Europa, zum Herzen des Weltmarktes, die Marmorgebilde im Britischen Museum voll Verwunderung angestarrt haben und, ohne auch nur die leiseste Inspiration mitzunehmen, selbstzufrieden in ihre Heimat zurückgekehrt sein; die Einen zu ihren dämonischen, rundbäckigen und geschornen Mandarinen auf ihrem Fächer oder Porzellanteller; die Anderen zu ihren dreiantlitzigen, in ihren Höhlentempeln hockenden, scheusaligen Götzen. In dem griechischen Geist aber hatten bereits die plastischen Ideen gearbeitet, und nachdem er sie in dem unvergänglichen Wort ausgeprägt, empfand er den Drang, denselben das volle Leben einzuhauchen, das die sichtbaren Gestalten allein dem Gedanken mitzutheilen vermögen. Die hellenische Poesie hatte die Form vorgezeichnet, in welche der Typus in aller Fülle der Energie, Geberdenspiel und Majestät gegossen wurde."

„In den großen Tagen der Kunst waren Künstler und Handwerker eine und dieselbe Person", das ist die zweite These, die in der Rede zu Manchester mit Laune und Belesenheit behandelt wird. In einer humoristischen Passage führt er einen alten Römer vor, der durch ein modernes Museum wandelt und „sich die Sachen zurechtlegt."

„Zuvörderst, was wird er mit den Statuen anfangen, die wir so viel kopirt, gezeichnet, bewundert haben! Plinius ist über seine Zeitgenossen aufgebracht, daß sie angefangen haben, Gemäldegalerieen anzulegen. Das war früher unbekannt, sagt er; ein wahrhafter Römer dürfte die Statuen nicht als Kunstwerke preisen, sondern sie hauptsächlich als die Abbilder seiner Ahnen würdigen. Und diesem Römer, den Wiseman auftreten läßt, gelten sie auch als nichts Anderes. Er nimmt die Büsten und Statuen, setzt sie aber nicht in die Mitte des Zimmers, um bewundert zu werden; sondern als Hausrathsstücke, wofür er sie ansieht, weist er ihnen in den Blenden, woraus sie weggenommen worden, wieder ihren Platz an, wo sie vielleicht in ungünstiger Beleuchtung stehen. Einige Statuen, die nicht seine Vorfahren, sondern Nymphen oder heidnische Gottheiten darstellen, wird er wahrscheinlich, anstatt ihnen die schönen, für sie gebauten Hallen einzuräumen, nach seiner Villa, in seinen Garten schicken, dort mögen sie in freier Luft weilen und von dem Regen des Himmels benetzt werden. Mit der Mosaikplatte, die wir als schönes Kunstwerk bewundern, wird er, kaum zu bezweifeln, den Boden seines Vorsaals belegen, dort mag sie jeglicher ein- und ausgehende Sklave mit Füßen treten. — Nun sieht er sich weiter um und erblickt die wundervolle Sammlung prachtvoller etruskischer Vasen und erkennt sie mit eins. „„In die Küche damit"", ruft er aus, „„das ist mein Chytra (irdener Kochtopf); dies mein Kados (Schöpfeimer), in die Spülkammer damit! Dies mein Stamnos (Weinfäßchen), der gehört in den Keller. Diesen Pithos (Bottich) tragt mir auf den Vorrathsboden, dort kann er seinen alten Dienst, als Fruchtbehältniß, verrichten. Stellet diesen Psykter (Kühlgefäß), den Wein zum Mahl abzukühlen, und diese Krate (Mischkrug), worin er herumgereicht wird, wieder jedes an seinen Platz in der Speisekammer. Diesen Lopos (Schale) und diesen Hemitemos (halbkugeliges Geschirr, vielleicht Teller) und diese Tryblia (Schüssel), die setzet auf den Tisch zu den flüssigen und festen Speisen. Und diese Kalpis (Wasserkrug) und diesen Lekythos (Salbenflasche), sammt diesem Luter (Badewanne), nehmet sie nach dem Ankleide- oder Badezimmer. Was wollten die Leute nur mit all diesen Sachen, die sie unter so kostspielige Glaskasten gebracht und als Merkwürdigkeit behandelt haben!"" Und hat einer seiner Ahnen nicht auf der Rennbahn, sondern auf der Arena gesiegt und in den Panathenäen (dem atheniischen Volksfeste) einen Amphoreus (ein doppelhenkeliges Gefäß), eine Schale oder so etwas als Preis davongetragen: so wird er sie mit einigen wenigen ausgesuchten Proben von Töpferwerk, zu religiösen Zwecken oder zu Hochzeitsgaben bestimmt, in sein griechisches oder etruskisches Kabinet bringen, wo er sie seinen Freunden, wie ein moderner Sammler sein altes Dresdener, Sèvres- oder Chelsea-Porzellan, zeigt. Nächstdem untersucht der praktische Verwüster unseres Museums lächelnd unsere schönen Gefäße von Erz und schickt sie ohne Umstände in die verschiedenen entsprechenden Abtheilungen des Haushalts, wo sie als Geräthschaften gebraucht werden. Dann wirft er einen Blick in unser Kostbarkeiten-Kabinet und schickt die auserlesensten Gemmen in sein Zimmer, um sie sich selbst oder seiner Familie an den Finger zu stecken; es sind ja nur ihre gewöhnlichen Ringe. Eure goldenen, silbernen und bronzenen Denkmünzen aber, die wird er ohne Weiteres in seine Börse stecken; für ihn sind es weiter nichts, als gemeine Geldstücke."

Um dieselbe Wahrheit weiter zu erhärten, führt der Kardinal seine Leser nach dem aufgegrabenen Pompeji und Herkulanum: „Da liegen Wagschalen und Schnellwagen, die nur zum Wägen der Waaren dienten, aber die Ketten und Ballen daran sind von feinster Arbeit. Das Gewicht selbst stellt einen Krieger mit einem wunderschön gemeißelten Helm dar. Das eine ist sogar mit dem Kapitalstempel geaicht; ein Beweis, daß diese Handelsgeräthschaften in alltäglichem Gebrauch waren. Die Lampen und Kandelaber sind höchst elegant, nicht nach einem Muster, wie es die Mode des Tages heischt, sondern kunstschön gearbeitet. Dieser Schönheitssinn geht so weit, daß selbst chirurgisches Werkzeug, das doch nur praktischem Zwecke diente, dieselbe Feinheit der Behandlung, dieselbe Aufmerksamkeit auf Ausschmückung verräth. An den Kohlenpfannen (um nur eines unter der Unzahl von Hausgeräthen zu erwähnen) sind Handgriff, Rahmen und andere Theile von so vollendeter Arbeit, daß sie Alles, was jetzt in Paris von Bronze gefertigt wird, weit hinter sich lassen. Und der Schluß? Meint ihr, daß Alles nach Zeichnungen von Flaxman, Stothard, Bailey ausgeführt wurde? Wer hat je von einem großen Künstler in Pompeji und Herkulanum gehört?"

Der Verfasser zeigt, daß die großen Künstler, der größte Michael Angelo, am meisten mit eigenen Händen gearbeitet haben. Er ermahnt die Jünglinge, die auf ihn hören wollen, in einer männlichen Sprache, der Natur mehr, als dem Herkömmlichen zu folgen und stets in dem Geiste treuen Strebens nach Vollkommenheit zu arbeiten, ob in dem höheren, ob in dem niederen Kunstkreise. Beherzigenswerth ist auch das ernste Wort, das er an die englischen Pflegestätten der Wissenschaft richtet.

„Es muß einen Fremden höchlich überraschen, zu sehen, wie wenig in jenen großen Lehr-Anstalten, denen man seit Jahrhunderten die Ausbildung der zukünftigen Kunstbeschützer ausschließlich anvertraut hat, für die Förderung der Kunst, in Verbindung mit der Erziehung, gethan worden ist. In Frankreich, nicht blos in Städten, wie Lyon und Bordeaux, sondern in solchen vom dritten Rang, wie Avignon und Douai, kann man sicher sein, bei jeder königlichen oder kaiserlichen hohen Schule ein Museum mit werthvollen und schönen Gemälden, Antiquitäten, Merkwürdigkeiten zu finden. Italiänische Universitäten, wie Bologna und Perugia, haben oft prachtvolle Sammlungen. Eton aber und Harrow, selbst die reich dotirten Hochschulen können sich nicht rühmen, etwas für die Verbreitung der schönen Künste gethan, oder die Reichen und Großen in die Theorie derselben eingeweiht zu haben. Ist es nun zu verwundern, daß unser Publikum so wenig Geschmack und Sinn dafür hat?"

Englische Literatur-Briefe.

1854. Achter Monatsbericht.

(Fortsetzung.)

Die englischen Kirchen tönen nicht von jenem frommen, ehrlichen Eifer warmer, religiöser Ueberzeugungen, nicht von jenen durchdachten Abhandlungen über sittliche und soziale Verhältnisse wieder, wie man sie in Deutschland zum Theil in der ärmsten Dorfkirche hören kann; ich habe wenigstens nie etwas Anderes darin gehört, als die widersinnigsten Drohungen, daß der „Lord" sich fürchterlich durch ewiges Höllenfeuer rächen würde, wenn man an diesen oder jenen Artikel einer vor drei Jahrhunderten festgestellten Konfession nicht glaube. Der Teufel der englischen Hochkirche ist noch mit Haut und Haar das persönliche „nordische Phantom mit Schweif und Pferdefuß", der sein blühendes Geschäft als Seelenkäufer spielt. Kurz, das Volk hatte bisher am Sonntag, dem einzigen Tage, der ihm gehört, weder in den Kirchen, noch in den Tausenden offener Trink-Paläste irgend eine Gelegenheit, sich zu erholen, zu erheben und zu bilden. Im Gegentheil, der Sonntag war just so zugerichtet, daß er Vormittags die Seele und Nachmittags den Leib verderben mußte. Ohne Schule und intellektuelle Ausbildung schon als Kind in die Fabrik geworfen, wo er niemals Lehrling und Geselle war und also auch nie Meister werden kann; zeitlebens im engsten Kreise mechanischer Diener der Maschine, steht der englische Arbeiter und gemeine Mann tief, tief unter dem Deutschen und Franzosen. Während in Amerika überall nach dem Grundsatze gehandelt wird: Wir müssen das Volk unterrichten und bilden und es nöthigenfalls in die kostenfreien Schulen zwingen, damit es uns nicht gefährlich werde; handelte die englische Staats- und Kirchen-Aristokratie gerade nach dem umgekehrten Prinzipe: Wir müssen es roh lassen oder nur so weit schulen, daß es uns dienstbar und nie gefährlich werde, damit wir stets sagen können, die Massen sind zu dumm und zu arm zum Wahlrechte. Dieses oft blutig erkämpfte Recht ist nun allerdings gar nicht so bedeutend, als es von den politischen Parteien gehalten wird; aber in England hat sich die amerikanische Ueberzeugung neuerdings viel Anhänger und rasch zunehmende Praxis erworben: wir müssen das Volk ebenfalls bilden und unterrichten, damit, wenn die seit Jahren spukenden Agitationen um Wahlrecht und Ballot endlich durchdringen, es uns in seiner Masse und geistlosen Schwere nicht erdrücke. Die Schul- und Unterrichts- und Bildungs-Anstalten reicher Privatpersonen, der städtischen Behörden, die Stiftungen, Museen, Galerieen und Athenäen, die polytechnischen, panoptischen und natur-

wissenschaftlichen Institute, die freien Volks- und wandernden Leihbibliotheken u.s.w. sind bereits respektable Früchte dieser Ueberzeugung.

Mit ihr fällt jedenfalls die gesetzliche Eröffnung der Bildungs- und Erholungs-Anstalten an Sonntagen zusammen. Die Kirche unterstützte diese Bill, weil sie glaubte, in der damit zusammen auftretenden Schließung ihrer Rivalen, der Trinkhäuser, einen großen Vortheil zu gewinnen. Darin täuscht sie sich freilich, denn insofern in dieser Schließung eine neue Polizeigewalt liegt, scheint sich das Volk massenhaft entschlossen zu haben, sie sich nicht gefallen zu lassen; die Schließung der Trink-Anstalten als Zufluchts-Oerter gegen die Oede und Langeweile des alten, englischen, nun glücklich begrabenen Sonntags, als Quellen der Demoralisation und Verwilderung, macht sich mit Eröffnung der Kultur- und Erholungs-Anstalten von selbst. Essen und trinken muß aber das Volk nach der Polizeistunde später um so nothwendiger, als es, wenn es Abends von seinen Ausflügen nach London hungrig und durstig zurückkehrt, sich unter allen Umständen die nöthigen Stärkungsmittel verschaffen wird. Die Scenen der Publikhäuser würden nur, wenn die Schließung nach zehn Uhr wirklich nicht aufgehoben werden sollte, in die anständigeren Kaffeehäuser verlegt werden. Jedenfalls erhebt sich aus dem Grabe des alten englischen, öden Sonntags mit seiner Langeweile und Betrunkenheit ein neuer, schöner Genius der Volks-Kultur, an deren Verwahrlosung bisher Sonntag und Woche, Kirche und Staat so lange gearbeitet haben.

Zu den fashionablesten Gartenvergnügungen dieser Season gehörten die Mittwochs-Konzerte im botanischen Garten von Regents-Park. Er bildet einen kolossalen Cirkel mitten im Parke und ist ringsum von einem breiten Fahrwege umgeben, der während der Konzertzeit immer dick mit Equipagen und weißstrümpfigen, kniehosigen, falschwadirten Lakaien und Kutschern gefüllt war. Wie himmlisch muß es darin sein! dachte ich mir, bis ich selbst darin gewesen war. Gerade zum letzten Konzert am 26. Juli bekam ich ein paar Billets, die überhaupt nicht käuflich waren, sondern nur von Mitgliedern der botanischen Gesellschaft verschenkt wurden. Ich habe mich in meinem Leben schon zuweilen gelangweilt, aber noch nie das Gefühl des Nichtssagenden und Faden so großartig empfunden, als in diesem auserlesenen Cirkel. Unabsehbare Massen der glänzendsten Toiletten, mit Personen darin, die größtentheils in das romantische Mittelalter gekommen zu sein schienen, ohne in den Stand der heiligen Ehe zu treten, saßen da überall auf Bänken und Stühlen umher und hielten immerwährend den Sonnenschirm. Weiter thaten sie nie etwas. Doch ja, sie hörten auch auf die ziemlich mittelmäßige Regiments-Musik, und an einer Stelle aßen einige etwas Eis. Sonst aber keine Handlung von Anfang bis zu Ende. Kein Gespräch, kein Tisch, kein Kaffee, kein Kuchen, kein Thee, keine Cigarre, keine Herren, die sich angenehm machten, sondern nur solche, die lange Gesichter, weite Aermel, steife Vatermörder und die Gabe hatten, das Gefühl des Langweiligen weit über ihren Gesichtskreis zu verbreiten. Warum sprechen, amüsiren sich diese Herrschaften nicht? Warum entwickelt jedes kostbare Individuum fortwährend nichts, als das Talent, durchaus nach gar nichts auszusehen und den Sonnenschirm darüber zu halten! So fragte ich mehrmals das Schicksal, ohne eine Antwort zu erhalten. Die Sache wurde mir und meiner Begleiterin bald so arg, daß wir fortwährend kämpfen mußten, ein unauslöschliches homerisches Gelächter über die vielen lebendigen Personen, die wirklich waren und doch nur immer wieder ein Traum voller Phantome und Schatten zu sein schienen, zu unterdrücken. Die mühsam künstlich anerzogene Ausdruckslosigkeit und respektive Häßlichkeit in den Gesichtern erschien in einem so ungeheuren Hohne und Kontraste zu den kostbaren Kleidern und der wundervollen Natur, daß man nach momentaner Unterdrückung des Lachens eine Art horror vacui empfand, der entsetzlich war. Ich erwähnte Häßlichkeit neben Ausdruckslosigkeit und brauche mich deshalb über diesen Vorwurf, den ich der Gesellschaft mache, wohl kaum zu entschuldigen. Man sagt wohl, es sei ganz barbarisch, dem schönen Geschlechte Häßlichkeit zuzuschreiben. Für seine Physiognomie kann ja der Mensch nicht. Ich behaupte das Gegentheil: Jeder ist nicht nur seines Glückes, sondern auch seiner Physiognomie Schmied. Warum brauchen diese englischen Damen nicht das untrügliche Schönheitsmittel! Warum denken, fühlen, leben sie nicht! Nirgends ist mir der Fluch der Verformelung und Verflachung in der „guten Gesellschaft" Englands so massenhaft und ausgebildet erschienen, als in diesem Mittwochs-Konzerte. Ich empfand ein wahrhaftes Grauen über diese Opfer der Restrictionen in der englischen Sozialität, als ich sah, wie sie einen munteren, dicken Franzosen mit grauem Schnurrbarte, der bald hierhin, bald dorthin den Hut abnahm, hier einer Dame Platz verschaffte, dort zwei bis drei Partieen zugleich in dem allerliebsten, gebrochenen Englisch unterhielt und mit seiner Grazie und Agilität nach allen Seiten belebend wirkte, wie eine Art unerklärliches Wunderthier anstaunten. Man muß so etwas leibhaftig gesehen haben, um den Hohn eines Byron, die kaustischen Klagen „des weiblichen Byron", Mrs. Norton's, das ununterbrochene, unversöhnliche Ironisiren eines Thackeray, das schmerzliche Lächeln eines Dickens', das einsame Träumen einiger Wenigen und den Spleen als Nationalkrankheit zu begreifen. Die englischen Sonderlinge, die gegen die Welt rings herum nichts als Rücken sind, den sie der öden, faden Welt voller Humbug nach allen Seiten zukehren, sind oft ganz edle Naturen von Hause aus, die nun als die sonderbarsten Käuze, unbegriffen von der Welt, durch ihr in sich abgeschlossenes Leben gehen, Raritätensammler werden, mysteriösen, kleinen Klubs angehören und nach ihrem Tode noch durch ein barockes Testament beweisen, daß sie die Welt haßten und deshalb ihre Liebe auf irgend ein ungewöhnliches Ding oder Wesen konzentrirten. In der guten Gesellschaft Englands denkt man nicht nur nicht, das Denken gilt auch für „unrespektabel". Es ist ja schon Alles da, fix und fertig und bis ins Kleinste vorgeschrieben. Wer denkt, kennt vielleicht auch bessere Gedanken und fängt an, die Ordnung der Gesellschaft zu beunruhigen. So ist er kein Gentleman mehr und wird wohl gar verdächtig, daß er schlimme Bücher gelesen oder sein Vermögen einen Stoß erlitten. Große Gedanken, große Schmerzen, große Freuden, Alles, was das Gleichgewicht der Indifferenz stören kann, alle diese Ingredienzien sind verbannt aus der guten Gesellschaft.

Wie man hier bis ins Kleinlichste geht mitten in der größten Stadt der Welt, davon erlebte ich unlängst selbst ein Beispiel. Ein Engländer und ich wurden wohl sechs Tage vorher in eine Familie eingeladen, in der ich etwas deutsche Muttersprache einzuführen habe. Der Engländer kam vorher zu mir, um sich Raths zu erholen wegen des Anzugs. Da ich sagte, er möge sich eben anziehen, wie es ihm gut dünke, sah er mich groß an und bestand darauf, daß ich den „dress-coat", den in Winkeln ausgeschnittenen schwarzen Leibrock mit einer Nelke im Knopfloch tragen müsse, da jedenfalls große „party" sein werde. Ich blieb beim Oberrock schon deshalb, weil ich nie in meinem Leben einen dress-coat gehabt habe, und versicherte, daß ich die Handschuhe im Zimmer nicht anbehalten werde. Wir schieden im größten Widerspruche. Am großen Abende tritt mein Engländer herein in die Familie, in der nur ein paar der nächsten Bekannten sich bequem eingefunden haben, mit dem dress-coat, der Nelke im Knopfloche, ganz neuen ziegenledernen Handschuhen und dem untadelhaften Kastor in der Hand. Er wird roth und blaß, stottert und stolpert, spricht von dem schönen Abende, während es fürchterlich an die Fenster schlug mit Wind und Regen, und kann sich auf keine Weise aus der entsetzlichsten Verlegenheit herausfinden. Die Dame des Hauses ist auch verlegen und fängt endlich an, sich anzuklagen, daß sie ihren Gast nicht auf die rechte Weise eingeladen haben möge, da er in der Uniform eines Gentleman gekommen sei, der eine „party" erwartet habe. Nun dachte ich, ein paar Menschen von nicht gar zu stiefmütterlicher Ausstattung müßten sich mit einem Worte, einem Scherze augenblicklich aus der Verlegenheit gerettet haben. Nicht daran zu denken; der ganze Abend blieb ein Konzert von Mißtönen. Der Leibrock brannte meinen Gentleman wie Feuer auf der Haut. Er schwitzte Angst, so oft er auf seinen Orden im Knopfloche blickte. Die Handschuhe waren ihm angeschweißt, so daß er nach mehreren mißlungenen Versuchen, sie verstohlen auszuziehen, sie anbehielt und nun den ganzen Abend mit Leder überzogen da saß. Auch die Dame des Hauses blieb verstimmt. Der Leibrock, sonst nothwendiger, als ein Entrée-Billet, ging den ganzen Abend wie ein trüber Geist durch unser Haus. Die Kinder, blühende, rothwangige, allerliebste Mädchen, wollten manchmal ihrer Natur nach laut lachen, wurden aber stets von der langen, ernsten Gouvernante in die Gränzen des „Anstandes" zurückgewiesen. — So ein einzelner Fall würde durchaus zu keinem allgemeinen Urtheile berechtigen, wenn nicht eine Menge anderer dazu kämen und in dem Publikum des botanischen Gartens nicht Tausende von Gesichtern, schrecklich deutlich mit dem Stempel jener öden Indolenz und Indifferenz gezeichnet gewesen wären, welchen man in der guten Gesellschaft als den wahren Stempel des Vornehmen und Respektablen, „of good breeding", wie es heißt, allen Kindern guter Familien mit der größten Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit aufzudrücken weiß oder in höheren Töchterschulen, die sich bis Belgien und in die Schweiz erstrecken, für enorme Summen so lange aufdrücken läßt, bis die Spuren des Individuellen voller Fleisch und Blut verwischt und weggebügelt sind.

(Schluß folgt.)

Süd-Amerika.

Hadfield's
Handbuch über Brasilien und das Plataström-Gebiet.*)

Dem seit kurzem ins Leben getretenen Unternehmen einer regelmäßigen Dampfschiff-Verbindung zwischen England, Brasilien und dem

*) Brazil, the River Plate and the Falklands Islands; with the Cape Horn Route to Australia. With Illustrations, Maps &c. By William Had-

Plata-Strome verdanken wir das vorliegende Buch des Secretairs der South-American and General Steam Navigation Company, Herrn William Hadfield. Letzterer erhielt den Auftrag, die erste südamerikanische Fahrt eines Dampfbootes der Gesellschaft, der „Argentina", mitzumachen, um auf den Stationen die etwa noch erforderlichen Einrichtungen zu treffen. Der Verfasser ging mit dem genannten Schiffe am 27. Juli 1853 von Liverpool ab und machte die Reise hin und zurück in dem merkwürdig kurzen Zeitraume von etwas über drei Monaten, indem er bereits am 5. November 1853 — nachdem er eine Strecke von nahe an funfzehntausend engl. Meilen zurückgelegt, sich in Lissabon, Madeira, St. Vincent, Pernambuco und Bahia auf der Hin- und Rückreise aufgehalten, einen Ausflug den Paraná hinauf gemacht, vierzehn Tage in Rio-Janeiro und drei Wochen auf dem Platastrom zugebracht hatte — mit einem anderen Dampfboote der Gesellschaft, der „Brazileira", wieder in Liverpool eintraf. Die „Argentina" war in Buenos-Ayres zurückgeblieben, um die Verbindungen auf dem Plata, zwischen Buenos-Ayres, Montevideo und anderen Häfen zu unterhalten, doch hatte sie im Februar 1854 bei einer dieser Fahrten das Unglück, auf eine Klippe zu gerathen und zu scheitern.

Da Herr Hadfield die südamerikanische Reise nicht zum ersten Mal bei dieser Gelegenheit gemacht, sondern vielmehr schon längere Zeit einmal in Brasilien gelebt hatte, so konnte er auch von seiner Tour eine viel vollständigere Beschreibung liefern, als dies sonst bei einem so raschen Durchfluge möglich gewesen wäre. Männer, die durch ihre amtliche Stellung mit Brasilien und den Platastaaten genau bekannt sind, wie der ehemalige britische Gesandte in diesen Ländern, Sir W. Gore Ouseley, und der mit einer Mission nach Paraguay beauftragt gewesene Sir Charles Hotham, haben ihn nicht blos mit schätzbaren Notizen, sondern auch mit sehr interessanten Skizzen und Zeichnungen versehen, die er als Illustrationen für sein Buch benutzen konnte. Und wie bei allen Unternehmungen, welche die Verbindungen Europa's mit Süd-Amerika zu befördern vermögen, so war auch bei diesem Werke der bekannte kaiserlich brasilianische General-Konsul in Preußen, Herr Sturz, mitwirkend, der allerdings schon vor Jahren auf die Nothwendigkeit und den großen Nutzen einer regelmäßigen Dampfschiff-Verbindung mit Süd-Amerika hingewiesen hat.

Das Buch des Herrn Hadfield hat zwar hauptsächlich die Bestimmung, die Zwecke der südamerikanischen Dampfschifffahrts-Gesellschaft zu fördern, aber es enthält immerhin auch viele für jeden Freund der Erd- und Völkerkunde neue und interessante Notizen sowohl über die Reise nach dem amerikanischen Süden, wobei manches praktisch Nützliche über die Stationen in Portugal und auf den kanarischen und süd-kapverdischen Inseln gesagt wird, als über die südamerikanischen Staaten selbst, und zwar nicht blos über Brasilien und die Plata-Staaten, sondern auch über Peru, Chili und selbst über Mexiko. Brasilien hat, nach seiner Darstellung, als der am besten regierte südamerikanische Staat, auch am ehesten eine Zukunft der Ordnung und des Wohlstandes zu erwarten. Der Kaiser selbst wird wahrscheinlich eine der nächsten raschen Fahrten der neuen Dampfschiff-Verbindung benutzen, um einen Besuch in Europa abzustatten und sich hier von dem Wirken der bürgerlichen Ordnung, der religiösen Toleranz und des ungehinderten Fortschrittes der geistigen, wie der industriellen Thätigkeit persönlich zu überzeugen.

Sehr ausführlich ist der Verfasser auch in Bezug auf das Gebiet des Amazonenstromes, über dessen großartige, durch Nichts in der Welt übertroffene Naturschönheiten alle neueren Reisenden übereinstimmen. Viele haben bereits verkündet, daß der Amazon dazu bestimmt sei, ein Rival des Mississippi zu werden, der an seinen Ufern so mächtige Handels-Emporien und so reiche Bevölkerungen entstehen sieht. Dem ist jedoch die geographische Lage des südamerikanischen Stromes, der, bei seiner ungeheuren Länge, denselben Breitegrad fast nicht verläßt, ein bedeutendes Hinderniß, indem es immer nur fast dieselben tropischen Erzeugnisse sind, die an seiner Mündung, wie an seinen Quellen und an seinem ganzen Stromlaufe, angebaut werden, und die überall auf gleiche Weise intensive Sonnengluth nicht geeignet ist, starke Arbeit und einen lebhaften Verkehr, die eines gemäßigten Klimas bedürfen, zu begünstigen. In deutschen Blättern war vor kurzem die Mittheilung enthalten, daß man beabsichtige, dreizehntausend deutsche Auswanderer nach dem Ober-Amazonenstrom zu bringen, einer Gegend, welche für Nordländer, die dort Ackerbau treiben sollen, durchaus unbewohnbar ist. Ein Schreiben aus Barra vom 10. März d. J., das im Diario de Pernambuco abgedruckt war, besagt unter Anderem, daß die von einem gewissen Rodolfo vor drei Jahren nach Lima geschlepp-

Feld. London, Longman, 1854. (Das Titelbild, Dom Pedro II., Kaiser von Brasilien, ist aus der lithographischen Anstalt von F. Silber in Berlin hervorgegangen.)

ten armen deutschen Auswanderer, die sich nachmals am Amazonenstrom, zu Cavallo Caro, an der peruanischen Gränze, ansiedelten, dort durch Hunger und Pest dezimirt worden, und daß die Uebriggebliebenen aufgebrochen seien, um in Brasilien eine bessere Stätte für ihr müdes Haupt zu finden. Es möge dies demnach allen denjenigen als Warnung dienen, welche jetzt etwa Lust haben, zu den Dreizehntausend zu gehören, die nach dem oberen Amazonenstrom auswandern wollen.

Durch die in neuerer Zeit auf dem Plata-Gebiete selbst ins Leben gerufene Dampfschifffahrt, die sich namentlich auch über den Paraná ausdehnt, wird das fruchtbare Paraguay, das so lange durch den Jesuiten Francia hermetisch verschlossen gehalten wurde, ebenfalls dem Welthandel und der Civilisation eröffnet. Zwar scheint der gegenwärtige Präsident Lopez ein eben so gewaltsamer Tyrann, wie sein Vorgänger Francia und wie seine kriegerischen Kollegen, die Präsidenten Rosas und Santana, doch, wie in Buenos-Ayres und Mexiko, ist auch in Assumption die Zeit näher gerückt, wo die Willkür der militairischen Abenteurer (Soldiers of fortune) durch den Einfluß des Verkehrs mit dem Auslande und insbesondere mit Europa dem Walten des Gesetzes und der Gesittung Platz gemacht haben wird. Und auch aus diesem Grunde ist ein Wegweiser, wie das Buch des Herrn William Hadfield, obwohl es weder von absichtlichen, im Interesse der Dampfschifffahrt verbreiteten Unrichtigkeiten, noch von unwillkürlichen Irrthümern frei ist, als eine dankenswerthe Publication zu begrüßen.

Mannigfaltiges.

— Der amerikanische Kongreß als Herausgeber gelehrter Werke. Nach Beendigung des Krieges mit Mexiko sandte der damalige Präsident Taylor eine Kommission ab zur Bereisung der Gränz-Distrikte und zur Feststellung der neuen Gränzen zwischen der nordamerikanischen und der mexikanischen Republik. Diese Expedition bestand aus nicht weniger als hundertundfünf Personen und hatte Mundvorräthe auf sechs Monat mitgenommen. Die Resultate derselben in geographischer, geologischer, botanischer, zoologischer und ethnographischer Beziehung sind an die Regierung in Washington gesandt worden, wo die Veröffentlichung dieser amtlichen Berichte und die Vertheilung derselben an die Mitglieder des Kongresses (wie dies bei allen solchen Publicationen üblich) vorbereitet wird. Die kürzlich von einem Mitgliede dieser Expedition, John R. Bartlett, herausgegebenen „Reiseberichte aus Texas, Mexiko und Kalifornien" („Bartlett's Narrative of his Travels in Texas, Mexico and California") enthalten blos die persönlichen Erlebnisse des Verfassers bei jener Expedition und lassen einen Rückschluß auf den reichen Inhalt der amtlichen Berichte thun. Der Kongreß, der die Kosten zur Herausgabe solcher umfangreichen Werke bewilligt, die vielleicht ohne diese Begünstigung niemals gedruckt werden würden, erwirbt sich dadurch allerdings um die Wissenschaft ein nicht unerhebliches Verdienst. Auf ähnliche Weise ist Greenough's „Oregon", die erschöpfendste Arbeit über diese terra incognita, gedruckt worden. Fremont's und Emony's Ruf wurde ebenfalls durch den Kongreß begründet, und selbst Owen's Geologie der Vereinigten Staaten, ein mit kostspieligen Illustrationen ausgestattetes Werk in Großquart, ist auf diesem Wege an das Licht der Welt gelangt. Stansbury's „Utah" (so heißt bekanntlich der Distrikt, in welchem jetzt die Mormonen angesiedelt sind) kam zwar anfangs durch den Buchhandel an den Markt; da es jedoch wenig gekauft wurde und der Verfasser natürlich seine Rechnung nicht dabei fand, so nahm der Kongreß das Buch in seinen Schutz, und nun war es geborgen. Eben so hat Letzterer durch Subscription auf eine Anzahl Exemplare einen großen Theil der Druckkosten der historischen Denkwürdigkeiten von John Adams gedeckt und die Erscheinung dieses Werkes möglich gemacht. Solche vom Kongreß herausgegebene oder begünstigte Bücher werden gewöhnlich an die Mitglieder des Senates und des Repräsentantenhauses gratis vertheilt, und diese haben das Recht, dergleichen Kongreß-Drucksachen portofrei durch die Post zu beziehen. Manches Kongreß-Mitglied besitzt in Folge dessen eine Bibliothek von sechshundert Bänden wissenschaftlicher Werke aller Art, die ihm nicht einen Heller gekostet. Natürlich giebt diese Art der Vertheilung auch zu mancherlei Mißbräuchen Anlaß; gleichwohl kann man nicht leugnen, daß der Kongreß auf diese Weise, eben so wie durch seine Unterstützung des jetzt im Druck befindlichen Katalogs der Kongreß-Bibliothek, verbunden mit einer Uebersicht aller anderen öffentlichen Bibliotheken des Landes, die Verbreitung von Wissenschaft und Literatur ungemein befördert.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 54, und beim Spediteur Neumann, Mohrenstr. Nr. 51), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 102. Berlin, Sonnabend den 26. August 1834.

Finnland.

Wissenschaftliches Leben in Finnland.*)

II. Henrik Gabriel Porthan.

(Aus einer in dem Jahresbericht der finnischen Literaturgesellschaft vom 14. März 1834 enthaltenen Rede des Vorsitzenden, Assess. Rabbe.)

Wenn die finnische Literaturgesellschaft heute ihren dreiundzwanzigsten Jahrestag begeht, erinnert sie sich dessen, daß heute vor funfzig Jahren Finnlands unvergeßlicher Henrik Gabriel Porthan zum ewigen Leben hinüberging. Ein Lebensalter ist verflossen, seit der von Finnlands Söhnen, welcher wärmer als irgend einer derselben bisher seines Vaterlandes Geschichte und Literatur umfing, die Erde verließ. Unter den jetzt Lebenden finden sich nur Wenige, welche den Edlen von Angesicht zu Angesicht geschaut haben und sich des Tages erinnern, an welchem des Heimgegangenen irdische Ueberbleibsel dem Schooße der Erde anvertraut wurden. Ein neues Geschlecht bewegt sich über den Gräbern der Väter, aber jedem für des Vaterlandes Wohl schlagenden Herzen ist es unvergeßlich, daß Porthan lebte und daß er rastlos wirkte für seiner Heimat Fortschritt in materieller wie geistiger Kultur. Die finnische Literaturgesellschaft hat seinen Todestag zu ihrem Jahrestag gemacht. Eine bessere Wahl konnte kaum geschehen. Es ist wohl gewiß, daß die Erinnerung, welche sich an diesen Tag knüpft, eine trübe, sehr trübe ist, denn Porthan ward ein Opfer des Todes noch in seiner vollen Wirksamkeit für des Vaterlandes Wohl. Aber diese Trauer wird überstrahlt von der unvergänglichen Freude, daß wir einen Porthan besaßen, und daß, was er Gutes gewirkt, für sein Land nimmer verloren gehen kann. In der finnischen Geschichte und in den Herzen der finnischen Mitbürger findet sich ein Pantheon, in dem er fortdauernd lebt und leben soll, so lange der Name Suomi gehört wird. Wie aufmunternd ist dies nicht für das gegenwärtige und das kommende Geschlecht, welches seine Zeit der Bearbeitung der Sprache und der Geschichte Suomi's widmet, wenn es ein solches Vorbild hat, wie das Porthan's! Und wahrlich, ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich es ausspreche, daß die finnische Literaturgesellschaft eben Porthan ihre heutige Zusammenkunft und ihr fortdauerndes Bestehen zu danken hat. So hat auch das dankbare Vaterland durch erkenntliche Schüler des Meisters an den Tag gelegt, wie es die Erinnerung an ihn hoch zu halten weiß. Da sich heute die Gelegenheit dazu bietet, so lassen Sie mich einige Worte darüber aussprechen, auf welche Weise in den jetzt nach Porthan's Tode verflossenen funfzig Jahren das Andenken an ihn, das man ihm schuldig war, dargelegt worden ist.

Als Porthan in Folge einer Peripneumonie heimgegangen, ward dieser Todesfall in der Åbo-Zeitung für den 17. März 1804 gar kurz angezeigt: „Es starb in Åbo der Kanzleirath, Professor der Eloquenz und Ritter des kgl. Nordstern-Ordens, Henrik Gabriel Porthan, am 16ten c., im 65sten Jahre seines Lebens", die Redaction sah sich berechtigt, dazu die wenigen, aber bedeutsamen Worte zu setzen: „zu unersetzlichem Verlust sowohl für die Akademie in Åbo, als für ganz Finnland." Bei der Bestattung am 22sten dess. M., als Porthan's Leiche in der Åboer Domkirche versenkt ward, nahe bei dem niederen Auditorium des alten Akademiegebäudes, in welchem er seine öffentlichen Vorlesungen bis kurz vor seinem Tode gehalten hatte, folgte ihm außer seinen Freunden und Amtsbrüdern das ganze Corps der Studenten und streute ihm Erde aus dem Garten der Universität auf den Sarg. Ein Gesang, wahrscheinlich von Franzén, mit dem herrlichen Anfang:

Er ist nicht mehr, der Freund, der Vater,
Unsere Leuchte, Stütze, Ehre —

ward abgesungen und am folgenden 23. März in der Åbo-Zeitung abgedruckt; auch am 31sten dess. M. fanden sich in demselben Blatte von Herzen geflossene Verse in finnischer Sprache, in welchen einer von Porthan's Schülern, der sich nur Hämäläinen (ein Tavastländer) unterzeichnet hatte, seine tiefe Bekümmerniß über den Verlust niederlegte. Am 23. November dess. J. beging darauf die finnische Universität ein feierliches Todtenamt zu Porthan's Andenken. Einer zahlreichen Versammlung von Zuhörern aller Stände gegenüber hielt der Prokanzler der Universität, Bischof Dr. Jakob Tengström, eine herrliche lateinische Denkrede: „Oratio funebris in memoriam D. Mag. K. G. Porthan, eloquentiae professoris celeberrimi", welche später 1821 in Åbo im Druck erschien, begleitet von Porthan's Bildniß im Kupferstich, dessen Original noch jetzt die Universitäts-Bibliothek ziert. Ueber diese Trauerfeier enthält die Åbo-Zeitung vom 8. Dez. dess. J. unter Anderem Folgendes: „Selten ist ein Todtenamt mit herzlicherer Theilnahme, mit rührenderer Aufrichtigkeit begangen worden, selten hat ein Redner die Aufmerksamkeit der Zuhörer so sehr an den Gegenstand der Rede, wie an sich selbst gefesselt, selten war bei einem öffentlichen Akte die allgemeine Stimme des Publikums eine so übereinstimmende und ungezwungen gleiche. So allgemein anerkannt ist das Verdienst des Heimgegangenen, so wahr und so lebhaft hat sein Bild sich selbst in des Publikums Gedächtniß gezeichnet, so unwiderstehlich war seine Anziehungskraft für die Sinne der Menge und doch so ungekünstelt, mit der Wahrheit reiner Farben geschmückt, welche eben den Schatten abzeichnen, wenn er sich fände. Schien es doch bei dieser Denkfeier, als sei der Abgeschiedene aus dem Grabe gestiegen, um selbst die größte und zugleich bescheidenste Zierde derselben zu sein." Dasselbe Tagesblatt entlehnt zugleich der bezeichneten Trauerrede die vornehmsten Punkte aus Porthan's Lebensgeschichte und Charakteristik, mit dem Zusatze: „Damit für die Zukunft der Wunsch erfüllt werde, welchen viele Abwesende vermuthlich hegen, daß das Andenken an ihn wahrhaft und vollständig erhalten werde."

Auch die borealische Abtheilung oder Station, deren Inspektor Porthan gewesen war, und welche ihm zu Ehren schon bei seinen Lebzeiten Anno 1799 eine Schaumünze hatte prägen lassen, beging den Todestag mit einer in der Abtheilung am 27sten dess. M. von dem Mitglied Karl Plantin-Cavander gehaltenen Trauerrede, welche Rede aber, obgleich noch vorhanden, nicht gedruckt ist. Die in Stockholm geprägte Schaumünze zeigt auf dem Avers Porthan's Bildniß, ohne sein Vorwissen in einer seiner Vorlesungen von dem Zeichnenlehrer Hedberg gearbeitet, mit der Umschrift: „Henricus Gabriel Porthan, Abosensis", — auf dem Revers in einem Lorbeerkranze die Worte: „Studiorum morumque Moderatori pietas Nationis Fennicae Borealis MDCCXCIX".

Schon bald nach Porthan's Tode erwachte bei einem Theil seiner Schüler die Idee, durch ein öffentliches, würdiges Monument seinen Namen und seine Ehre auf die Nachwelt zu übertragen. Um diese Idee zu realisiren, vereinigten sich des Verstorbenen Freunde und Gönner, unter ihnen Männer von höchster bürgerlicher Stellung, sie mit freigebigen Beisteuern zu unterstützen. Gegen Ende 1804 waren auch Subscriptionslisten zu dem Denkmal unter die Mitbürger jeglichen Standes und in verschiedene Orte des Landes hin verbreitet worden. In der Åbo-Zeitung vom 31. Juli 1805 wird solche allgemeine Subscription mit folgenden Worten eingeleitet: „Freundschaft, Dankbarkeit, gesellschaftliche Bekanntschaft und Achtung bedingen die Darbringung oder wenigstens das Anerbieten solcher Gaben." Die Subscription schritt hierauf, obschon durch den Krieg unterbrochen, bis zum Jahre 1809 fort, da sie bis auf 2881 Rdr. 5 Sl. 4 Rß. schwedisch Banco gestiegen war, und man ventilirte die Anwendungsweise dieser Summe. Eine Ankündigung vom 1. September 1813 entschied sich für ein Brustbild Porthan's aus weißem Marmor, bearbeitet und vollendet von dem Hof-Intendanten Sergel für ein bedingtes Honorar von 1000 Rdr. schwed. Banco, das so eben unbeschädigt und wohleingepackt von Stockholm nach Åbo herübergekommen war, und man gedachte sie in einem der neuen Bibliothekssäle der Akademie auf ein Piedestal von finnländischem Granit, das mit passender Inschrift zu versehen sei, aufzustellen. Die Enthüllung dieses Monuments erfolgte erst am 14. Dezember 1816, wobei eine zahlreiche Versammlung von Angestellten, Privaten und Studenten von dem Bischof Dr. Tengström in einer kurzen schwedischen, ungebundenen Rede, theils über die Anwendung der subskribirten Geldmittel aufgeklärt, theils aufs neue an den Werth Porthan's für das wissenschaftliche Leben in Finnland erinnert ward. Hierauf verlas Porthan's Nachfolger als Professor der Eloquenz, Johann Fredrik Wallenius, ein zu der Feier verfaßtes Gi

*) Vgl. Nr. 98 des „Magazins".

dicht in schwedischer Sprache. Ein Bericht über diesen Akt findet sich in der „Åbo-Zeitung" vom 4. Januar 1817, und in derselben vom 14ten ist Wallenius' Gedicht abgedruckt. Das Piedestal, welches von Granit sein sollte, war jedoch nur von Holz und mit Stuck bekleidet; diese Aenderung erschien nöthig, um die Aufstellung der Büste in dem ersten Bibliothelsaale, dem oberen Stocke des neuen Universitätsgebäudes, zu erleichtern; es trug die einfache Inschrift: „Henrico Gabrieli Porthan civium pietas". Die Kosten für das Monument beliefen sich in Summe auf 1151 Rdr. 21 Sk. 4 Rst. schwed. Banco, und fand sich durch angelaufene Renten ein Ueberschuß der subskribirten Geldmittel von 2663 Rdr. 2 Sk. 8 Rst., der als Fonds zu einem Stipendium Porthanianum in das Aerarium der Universität niedergelegt ward. Später ging man von diesem Plane ab, und wurde dieses Kapital sammt Renten dem Fonds der Universität, zur Besoldung eines Amanuensis an der Bibliothek, einverleibt. Einige Gyps-Abdrücke der Büste wurden in Åbo angefertigt, und befindet sich von diesen einer noch jetzt in dem numismatischen Kabinet der Alexanders-Universität.

(Schluß folgt.)

England.

Englische Literatur-Briefe.

1854. Achter Monatsbericht.

(Schluß.)

Alle solche Dinge gehören zur Kenntniß der englischen Literatur, welche auf tausenderlei Weise ironisirend, humoristisch und tragisch jenen Geist der guten Gesellschaft reflektirt und geißelt. Man versteht keinen der funfzig bis sechzig täglich frischen Zeitungs-Leitartikel ohne diesen Hintergrund. Die Presse ist mit ihrem Bewußtsein über diese Verformelung und Humbug hinaus, eben so wie das gebildete Volk im Allgemeinen, aber man findet es unbequem, ernstlich dagegen anzukämpfen. So lächelt und ironisirt man nur, macht seine Artikel und sein Geld und läßt die Welt und die Flotten gehen, wie es Gott gefällt. Der wirkliche Ernst, womit Dieser und Jener sich gegen diesen Humbug auflehnt, isolirt nicht selten den Helden und bringt ihn in den Ruf eines Lunatic, des Wahnsinnigen. So ging es Mr. Urquhart, dem schnurrbärtigen Engländer und Redacteur mit dem charakteristischen Kopfe für sich, der sich sogar einmal den Banquiers und Millionären der City vorstellte, damit sie ihn statt ihres kleinen Lord John Russell wählen sollten. Er hatte eine große Partei für sich, so lange Russell nicht da war, als aber Lord John nur erschien, der älteste Repräsentant des guten Tons in den höchsten Kreisen des Lebens und der Politik, fand Urquhart nicht einen Einzigen, der ihn nur vorschlug. Er spielte in der englisch-orientalischen Politik lange die Kassandra. Seine Weissagungen beruhen auf drei Paragraphen: 1) die Türkei allein ohne Hülfe wird sich stärker erweisen, als Rußland; 2) die englischen Truppen werden den russischen nie gegenübergestellt werden; 3) der Zar von Rußland wird seine Absicht, die Türkei aufzulösen, nicht selbst erreichen, sondern sie von den Protektoren der Integrität der Türkei ausführen lassen und durch den Zwiespalt zwischen England und Frankreich mehr erreichen, als durch seine Truppen und Diplomaten. Der Mann gilt allgemein für wahnsinnig. Die erste Prophezeiung hat sich aber bereits glänzend bewährt, und Einige wollen behaupten, daß er auch in den anderen beiden nicht als Kassandra, sondern als Odysseus erscheinen werde.

Der deutsche Dr. Peitmann, der mit seinen hartnäckigen Ansichten von Recht in Bezug auf zwei uneheliche Kinder zweier hohen Personen mit dem guten Tone und dem öffentlichen Anstande Englands in Krieg gerieth, saß dafür vierzehn Jahre im Irrenhause von Bedlam. Unlängst entlassen, verstieß er wieder gegen den guten Ton, wofür er in dem Privatzimmer der Magistrats-Person, mit Ausschluß der Oeffentlichkeit, mit Ausschluß von Zeugen, bei verschlossener Thür, wieder für wahnsinnig erklärt ward. Eine Gesellschaft zum Schutze von Wahnsinnigen hat sich seiner angenommen; schwerlich wird sie aber gegen den öffentlichen Anstand durchdringen. In der guten Gesellschaft dürfen wohl uneheliche Kinder geboren, aber nicht genannt, geschweige anerkannt werden.

Daß es namentlich den selbständigen, originellen Dichtern in England sehr schlecht ging und sie in Originalität, Hunger und Verbitterung umkamen, ist bekannt. Der 1845 gestorbene Thomas Hood ist einer der liebenswürdigsten und jetzt populärsten Dichter. Man singt seine Lieder in der ganzen Breite des Volks und selbst am Piano der guten Gesellschaft. Gleichwohl konnte ihm ein Freund nur durch Appellation an Sir Robert Peel das Bett, welches die Gläubiger dem Sterbenden wegnehmen wollten, so lange retten, bis er todt war. Jetzt haben sie ihm draußen auf dem Kirchhofe von Kensal-Green ein geschmackvolles Denkmal gesetzt und am 18. Juli eingeweiht. Es ist eine Säule mit seiner kolossalen Büste darauf und zwei wunderschönen Reliefs, Symbolen von zwei seiner besten Gedichte: dem „Traum Eugen Aram's" und der „Seufzerbrücke". Sein mächtigstes, durch alle Volkskreise noch lebendiges, segensreichstes Gedicht von dem Hemde, das die Näherin Tag und Nacht zeitlebens verhungernd näht, wobei ihr der endlich nahende Tod so freundlich erscheint, „da er ihr ja so ähnlich aussieht als Gerippe", ist durch die Inschrift vertreten: „He sang the song of the shirt" („Er sang den Sang vom Hemd"). Dieses Gedicht rief Parlamentsakte und eine Menge Vereine zur Erlösung der Londoner Näherinnen hervor, wie man denn überhaupt in der guten Gesellschaft gern bei der Hand ist, wenn es gilt, durch Wohlthätigkeits-Bestrebungen Vereine mit hohen Protektoren und dirigirenden Ladies vor das Angesicht der Welt zu stellen. Seine wahre poetische Kraft und Größe beruhte auf Komik und lyrischer Satire. Er war der Schöpfer der komischen Almanache. Am stolzesten war er auf die Ballade von dem Matrosen und seiner Geliebten. Letztere verliert ihn am Gestade des Meeres, da er zum Matrosen gepreßt wird. Sie geberdet sich, wie es die Ballade erfordert, und will sterben, verliebt, verheiratet sich aber endlich anderweitig. Nach zwei Jahren kömmt Ben nachhause und will seiner Geliebten in die Arme eilen. Er erfährt aber die neue Lage der Dinge und fühlt sich furchtbar tragisch. Mit furchtbaren Seufzern stopft er sich eine Pfeife und raucht so lange fort, bis er eines natürlichen Todes stirbt. Dieses Lied hörte er noch auf allen Leierkasten und in allen frohen Seemannsgesellschaften, wo es stets zur Erhöhung allgemeiner Heiterkeit beitrug. Dies machte ihn unendlich glücklich. Er hielt das Gedicht für seine beste That, wiewohl es ihm nie einen Farthing eingebracht. Im Gegentheil kostete es ihm einen halben Penny, wofür er es sich gedruckt auf der Straße kaufte. Thomas Hood ist in Deutschland, so viel ich höre, nur sehr fragmentarisch bekannt. Die vier Bände seiner prächtig und mit dem glücklichsten illustrirten Humor ausgestatteten Gedichte sollten wenigstens einen deutschen Band liefern. Er verdient neben Tennyson als glücklichster, heiterster und wahrhaftester ganzer Dichter Englands zu stehen. Mit seinem Humor und seiner gemüthlichen Komik schließt er sich ganz innig an die deutsche Anschauungsweise an.

Außerdem geben neue Memoiren Gelegenheit, mit älteren und neueren Dichtern und Notabilitäten nähere Bekanntschaft zu machen. P. G. Patmore, Verfasser von „Chatsworth", giebt in seinen „Berühmtheiten des neunzehnten Jahrhunderts", die seine Freunde und Bekannte waren („My Friends and Acquaintances. Celebrities of the 19. Century"), namentlich genauere Schilderungen von Charles Lamb, Hazlitt, Campbell, Plumer Ward, Horace Smith, F. Blanchard, Notizen über viele Berühmtheiten, die Lady Blessington u. s. w., in einer Weise, die eben so genau und gewissenhaft, als treu und getroffen erscheint, so daß man an diese Urtheile und Thatsachen ohne Skrupel glauben kann. Besonders interessant sind die Nachrichten über den aristokratischen Autor von „Tremaine" und des „Liber Amoris". Hazlitt wurde wegen des letzteren Buches, des innersten und ehrlichsten Erlebnisses, von der guten Gesellschaft, die entweder kein Gefühl, keine Liebe erlebt oder meint, man müsse so etwas wenigstens stets vor der Welt sorgfältig verstecken und unter allen Umständen den Schein retten, lange verketzert und denunzirt. Patmore giebt nun den Schlüssel zu jenem einst mysteriösen Buche und seiner Genesis, obgleich auch er nicht wagt, mit der Sprache ganz herauszugehen.

Madame Beecher-Stowe hat in ihren „Sonnigen Erinnerungen an fremde Länder" („Sunny Memories of Foreign Lands". 2 vols.) eine sehr reiche, aber ungemein oberflächliche Portrait-Galerie von allen möglichen englischen Notabilitäten gegeben. Ihr Bruder, der Geistliche, unterstützte sie und porträtirte auch einen Esel, der durchaus nicht vorwärts will, obgleich er mehr Prügel bekömmt, als der Menschenfreund und Seelenhirt verantworten kann. Was soll der Esel unter Herrschaften, wie der Erzbischof von Canterbury, Macaulay, Gladstone, Graf Carlisle, Graf Shaftesbury, Herzog von Argyle, Erzbischof Whateley, Wilberforce, der Lord-Oberrichter Campbell, Aberdeen, Palmerston u. s. w.? Einige behaupten, das Ministerium Aberdeen stecke unter dem grauen Felle. Aber die Mutter Onkel Tom's und ihr geistlicher Bruder scheinen mir zu heiter und oberflächlich zu dieser Satire. In einer Kritik über die zwei Bände Gewäsch wird auf das belorbeerte Haupt der berühmten Mutter ein Kranz von Disteln gedrückt. Mit Recht. Es ist traurig, die große Mutter der Schwarzen so plötzlich unter den Buchmacher-Flickschustern zu erblicken.

Mrs. Trollope ist Mutter von einem praktischen Frauenzimmer geworden, das, unstreitig aus dem Leben gegriffen, die Denk- und Anschauungsweise der Damen guter Gesellschaft sehr gut abspiegelt. Ihr neuester Roman: „Leben und Abenteuer einer praktischen Dame" („The Life and Adventures of a Clever Woman") stellt ein weibliches Wesen dar, das sich kalt und berechnend durch Liebe und Leben hindurcharbeitet, nie ihrem Herzen, sondern stets ihrem Interesse, ihrem Vortheile folgt und dabei sich stets in den Formen der guten Gesellschaft gut zu halten weiß. Ihre Anbeter werden wie Rechenexempel behandelt. Fällt das Facit schlecht aus, wird's nichts. Dabei kömmt sie freilich endlich schlecht an, da sie in die Jahre kömmt, wo die Damen Jeden heirate

den sie bekommen können. Der Mann bringt ihr Vermögen durch und mißhandelt sie, aber sie weiß sich immer praktisch gewandt zu halten und überlebt ihn lange. Der Roman ist sehr unangenehm zu lesen; aber die Heldin ist als Vertreterin jener kalten, klugen, offiziell erzogenen Damen der guten Gesellschaft, welche erst nach der Equipage, ihrem jährlichen Gehalte und den Reisen im August und September fragen, ehe sie dem Bewerber ihr Jawort geben, ein ganz respektabler Beitrag zum Studium der englischen Sozialität.

Die „Schweren Zeiten" („Hard Times") von Dickens, in den Household Words fünf Monate lang erschienen, treten nun auch als selbständiger Band auf. Hiermit bin ich vorläufig mit meiner literarischen Kenntniß und Berichterstattung zu Ende, da noch zu guter Letzt ein Blick auf die Kunst- und Theater-Season geworfen sein will.

Die Kunst entwickelte sich, wie immer, mit allen möglichen europäischen Notabilitäten, am gigantischsten in Konzerten, Aufführung von Oratorien mit vier- bis fünfhundert Vokal- und drei- bis vierhundert Instrumentalstimmen, worüber sich im Einzelnen nichts weiter sagen läßt, wenn man nicht in musikalische Kritik verfallen will. Die Theater haben mehr oder weniger alle den Hals gebrochen. Es giebt in ganz London, mit Ausnahme Kean's im kleinen Prinzeß-Theater, keinen einzigen verständigen Theater-Direktor, sagte mir ein Engländer. Man hat kaum einen Begriff von der blinden, rohen Verschwendung, welche die größeren Theater treiben, um sich gegenseitig Konkurrenz zu machen. Ohne Sinn und Verstand und Urtheil engagirt ein einziger Opern-Direktor acht bis neun erste Tenore mit ungeheuren Summen, hauptsächlich damit sie sein Konkurrent nicht bekommen soll. Er hebt Armeen von Choristinnen für Chor und Ballet aus, er fesselt Solo-Virtuosen ins Orchester und denkt, er sei der Held der Season, wenn er sie nur durch einen Kontrakt gebunden hat. Er giebt jeden Abend mindestens drei bis vier dramatische Vorstellungen, Oper und Ballet, Farce oder Lustspiel, Tragödie und wohl gar nach Mitternacht von zwölf bis halb drei Uhr noch eine Oper, damit die Leute für ihr Geld viel Waare bekommen sollen. Solche Genüsse hält aber nur ein Fleischermeister aus, zumal da ein Familienvater für seinen Abend vier Pfund funfzehn Shilling Entrée und noch ein Pfund für unverschämte Portiers, Schließer, Garderobiers, zusammen also über vierzig Thaler bezahlen muß und dafür noch den ganzen folgenden Tag krank ist. Die große königliche Oper von Coventgarden mit der Grisi u. s. w. war neulich dem Orchester sechzehnhundert Pfund Sterling und jedem der fünfhundert Mitglieder der italiänischen Oper eine Monatsgage schuldig. Haymarket sucht sich durch spanische Tänzerinnen zu retten, welche hier eine förmliche spanische Revolution unter den alten Herren hervorgerufen haben sollen. Am großartigsten brach der Schwindel mit der deutschen Oper in Drurylane zusammen. So lange sie deutsche Opern sangen, war der Erfolg so glänzend, daß die Herren Pächter und Verwalter übermüthig wurden und auch englische und italiänische Opern aufführen ließen, zu denen man außer dem Entrée den genau im Schnitt vorgeschriebenen schwarzen Leibrock brauchte. Ein Sommerrock durfte auch bei achtundzwanzig Grad Hitze nicht einmal auf die Galerie. Zur englischen Oper ward natürlich auch der erste Tenor des Universums, Sims Reeves, der immer krank ist und immer nicht singen kann, engagirt. Die Opern wurden übers Knie gebrochen, um durch die Menge von Neuigkeiten die fabelhaften Kosten zu erschwingen. Aber das Bezahlen kam nun aus der Mode. Formes hatte achthundert Pfund, die Damen Bury und Rudersdorf jede etwa eben so viel, Chor und Ballet zusammen noch mehr zu fordern, ohne daß an Zahlung gedacht ward. So machte eines Abends die Ballet- und Chormasse, gerade vor Aufführung der „Stummen", einen Strike und sagten, sie wollten „die Stumme" wörtlich durch absolutes Schweigen aufführen. Nachdem das Publikum eine Stunde getobt, wurde etwas gezahlt und „die Stumme" noch gegeben. Hiermit war's aber zu Ende. Die Unternehmer schlossen mit etwa funfzehntausend Pfund Schulden und gaben dem Pächter des Theaters, C. Tyrrel Smith Esq., im theuersten Hotel des Universums, dem Trafalgar-Hotel von Greenwich, wo das Parlament immer seine Weißfische ißt, ein großartiges Festessen, wobei ihm der Präsident, Earl of Glengall, einen großen silbernen Weinbecher überreichte, auf welchem die Verdienste von Herrn Smith eingegraben zu lesen waren. Er hat den Actionairen wahrscheinlich viel von seiner aus der deutschen Oper gezogenen Summe abgegeben, da der Bankerott äußerst glänzend ausfiel.

Holland.

Hoffmann's altniederländische Sprüchwörter und geistliche Lieder.*)

Während wir jetzt im Osten und Norden die verschiedenartigsten Nationalitäten mit einander im blutigsten Kampf begriffen sehen, wird schon seit Jahren nicht fern von Deutschland ein Kampf edlerer Art gekämpft. Ein tüchtiger, uns Deutschen nahe verwandter Volksstamm, der in früherer Zeit sich allein angehörte und in den Gewerben, wie in der Kunst und Literatur, Großes leistete, ringt gegen sich selbst, indem er sich der Schminke, des Puders, der Perrücken und Zöpfe, überhaupt alles altfranzösischen Modetands zu entledigen sucht und Anderen, denen daran gelegen, das Auflesen überläßt. In diesem Sinne erhalten die Arbeiten der belgischen, niederländischen und deutschen Gelehrten erst ihre Bedeutung, durch welche die Schätze einer fast untergegangenen Literatur nach Wegräumung des lästigen Schuttes gehoben werden. Hierbei hat sich Heinrich Hoffmann von Fallersleben unter den Deutschen besonders ausgezeichnet, und auch die hier zu besprechenden Schriften sind aus dem Bestreben hervorgegangen, bisher geschiedene Stämme auf das innigste zu verbinden, da sie einer, der deutschen Familie angehören.

In der früheren Zeit, als die Kreise, in denen sich die Genossen eines Volksstammes bewegten, zwar enger begränzt, eben deshalb aber auch um so festere Bande waren, als der Einzelne noch den lebendigsten Antheil am Gemeinleben und dadurch Gelegenheit hatte, mit eigenen Augen und nicht am Gängelbande seiner Vormünder der Welt Thun und Treiben kennen zu lernen; in dieser Zeit, die uns schon sehr fern liegt, liebte das Volk, sich in Sprüchwörtern zu äußern. Diese sind zum großen Theil aus dem Volk selbst hervorgegangen; sie enthalten deshalb seine Weisheit, aber auch seine Vorurtheile, seine Irrthümer.

Hoffmann hat in Nr. 1 seiner Ausgabe altniederländischer Sprüchwörter einen Kölner Druck aus dem Anfang des funfzehnten Jahrhunderts benutzt („Incipiunt proverbia seriosa in theutonico prima deinde in latina sibi invicem consonantia indicio colligentis pulcherrima ac in hominum colloquiis communia" lautet der Titel; das Buch enthält weder Jahreszahl noch Druckort angegeben) und damit einen späteren (Kölner!) Druck mit „verniederrheinischter" Sprache verglichen. Ueber den Sammler der Sprüchwörter verlautet nichts; ich theile einige derselben in möglichst treuer Uebersetzung mit:

Lügt gleich der Mund, so lügt das Herz doch nicht.
Wenn eine Hand die andere wäscht, so sind sie beide schön.
Wenn die Speise sich mindert, so mehrt sich der Hunger.
Hat der Hund den Knochen, so hält er den Schwanz im Munde.
Es ist ganz gleich: mit beiden Beinen im Stock*) oder mit einem.
Wenn der Wolf alt wird, so reiten auf ihm die Krähen.
Ein krummes Stück Holz brennt eben so gut wie ein gerades.
Was der Pfaffe nicht will, nimmt der Küster gern.
Mancher schneidet sich eine Gerte für seinen eigenen Hintern.
Man sieht sehr gut an der Hose, wo das Bein entzwei ist.
Natur zieht mehr als sieben Ochsen.
Aus Liebe zum Talg leckt die Katze den Leuchter.
Es ist schlechtes Wasser, sprach der Reiher und konnte nicht schwimmen.
Ein Jahr lehrt nicht das andere.
Je näher dem Papst, je schlechtere Christen.

Den Sprüchwörtern folgt ein romanisch-vlämisches Gesprächbüchlein aus einer der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts angehörigen Handschrift, deren Verfasser ein Vlaeming war. Er bemühte sich, wallonisch oder romanisch zu erlernen, und übersetzte daher in dieser Sprache verfaßte Sätze und Wörter ins Vlaemische. Es sind solche, die im gewöhnlichen Lebensverkehr vorkommen und daher dem Forscher, dem dergleichen seltener begegnet, um so interessanter, z. B. Damoisiaus ou Damoiselle, bon iour vous doint diex, d. h. Junker oder Jungfrau, guten Tag gebe Euch Gott. Les engles amainent boines laines dengletere et lez vent on par sacs, d. h. die Engländer bringen gute Wolle von England, und man verkauft sie sackweise. Es wird weiter bemerkt, daß die schottische Wolle nicht so gut ist, wie die englische. Wer Tuch kaufen will, soll in die Hallen von Brügge gehen, dort findet er dergleichen aus verschiedenen Orten, die namhaft gemacht werden. Hierauf folgen die Benennungen für Farben, eine Anweisung, wie man Tuch kaufen soll, ein Verzeichniß dessen, was die espeissiers (épiciers, crudeniers) verkaufen, Redensarten und Wörter, bei dem Ankauf von Fleisch, Geflügel, Fischen, Früchten, Getraide anwendbar; Einiges über das Geld, über die großen Herrn, über Frauen-, Handwerkerbenennungen, über Zahlen u. s. w.

Nr. 2. Die älteren geistlichen Lieder der Niederlande wurden von der Mitte des funfzehnten bis in die Mitte des folgenden Jahrhunderts verfaßt; sie zerfallen in vier Klassen:

---

*) 1) Altniederländische Sprüchwörter nach der ältesten Sammlung. Gesprächbüchlein, romanisch und vlämisch. Herausgegeben von Hoffmann von Fallersleben. Hannover, Karl Rümpler, 1854.

2) Niederländische geistliche Lieder des funfzehnten Jahrhunderts. Aus gleichzeitigen Handschriften herausgegeben von Hoffmann von Fallersleben. Ebendas.

*) Es ist hier der ehemals auch in Deutschland üblich gewesene Stock gemeint, in welchem Füße und Hände zwischen starken Brettern oder Balken festgehalten wurden.

1) Weihnachtslieder. In der Akademie zu Florenz sieht man eine Anbetung der Könige von Fra Angelico da Fiesole; die steifen Gestalten mit den lieblich frommen Gesichtern, die goldenen Zierraten, die zum Theil nicht gemalt, sondern wirklich auf das Bild befestigt sind, und die ein moderner, hochnäsiger Kritiker mit Achselzucken anblickt, alles dies begegnet uns in den vorliegenden geistlichen Liedern wieder. Sie wollen dem Volk die Herrlichkeit, aber auch die Niedrigkeit des Heilandes verdeutlichen, in denen er sich der Welt offenbarte, und es werden deshalb die einfachen Berichte der Evangelisten erweitert und ausgeschmückt. Das neugeborne Christkind wird von Ochsen und von Eselein erwärmt, die über dem Anblick, den ihnen die Krippe darbietet, das Fressen verabsäumen. Maria hat sich nicht auf ihre Niederkunft vorbereitet, es fehlt daher an Kinderwäsche. Joseph giebt seine Beinkleider dazu her, und es werden daraus die Windeln gemacht, „die man zu Aachen uns läßt sehen." Als Maria und Joseph mit dem Kinde nach Aegypten fliehen, neigt sich ein Dattelbaum vor der Mutter Gottes und bietet ihr seine Früchte dar; während sie dieselben pflückt, drängt Joseph zur Weiterreise. In Aegypten nähren sich die Aeltern wie arme Leute; Maria spinnt, Joseph zimmert, und als er älter wird, haspelt er Garn, welches Jesus in die Häuser „der Reichen und der Armen" trägt. Jesus sammelt für den Hausstand Spähne, holt Wasser herbei und hilft der Mutter in der Küche. Unsere orthodoxen Zionswächter, die namentlich bei Kirchen-Visitationen die alten guten Kernlieder den Gemeinden zu empfehlen pflegen, meinen damit zumeist eine Sorte Lieder, die, aus der trostlosesten Zeit des nüchternsten und sinnlosesten Dogmatismus hervorgegangen, in nüchternster Prosa eine Herabwürdigung des Menschen vor Gott predigen. Eine solche demüthige Kriecherei liegt nicht im Geist des Christenthums; den lehren unsere Lieder in ihrer Einfalt besser, indem sie die menschliche Natur Christi dem Volke recht anschaulich machen, damit es um so leichter seine göttliche Hoheit verstehen lerne. Eben so widerwärtig, wie die sogenannten Kernlieder, ist eine andere Sorte, die hoffentlich in den Herrnhuter-Gemeinden jetzt ganz außer Gebrauch gekommen sein wird. Diese Lieder enthalten die genauesten, schmutzigsten Bilder und Gleichnisse, welche die frechste Sinnlichkeit athmen; letztere verträgt sich bekanntlich sehr gut mit dem krassesten Dogmatismus.

2) Marienlieder. Man begann noch nicht darüber zu grübeln, ob Maria ohne Erbsünde geboren wäre, ein Dogma, womit Papst Pius IX. erst das neunzehnte Jahrhundert zu beglücken gedenkt, aber das Volk erwies der Mutter des Heilandes die allergrößte Verehrung.

3) Heiligenlieder. 4) Lieder der minnenden Seele. Schon früh deutete man den Inhalt des hohen Liedes dahin, daß es den Verkehr Christi mit seiner Braut, der Kirche, darstelle; nun ist aber die Kirche die Gemeinschaft der gläubigen Seelen, jede Seele ist daher eine Braut Christi, eine Ansicht, die von den älteren Mystikern im Volk verbreitet und bei diesem bis tief in das vorige Jahrhundert hinein allgemeinen Beifall gefunden hat, so daß sie in Prosa und in Versen vielfach bearbeitet wurde. In einem der vorliegenden niederländischen Lieder geht der

„Herr Jesus des Abends aus,
er geht zu einer Jungfrau Haus.
Sie haben mich lieb, sie minnen mich sehr,
zu den Jungfern zu gehen ich drum begehr'.
Maria, den Sohn Dir hüte doch,
sonst nehmen ihn Dir die Jungfrau'n noch.

Hoffmann's Sorgfalt bei der Herausgabe solcher Sprachschätze ist bekannt, sie hat sich auch in den beiden vorliegenden Schriften aufs neue glänzend bewährt. Die für das Fach der deutschen Literatur so außerordentlich thätige Verlagshandlung hat beide Bücher auf das Würdigste ausgestattet. Dr. A. G.

Mannigfaltiges.

— Die Falklands-Inseln. In Hadfield's „Brazil, River Plate &c." (London, 1854) findet sich eine sehr interessante Denkschrift über die Falklands-Inseln, die hiernach zur Einrichtung einer neuen englischen Verbrecher-Kolonie ganz außerordentlich geeignet sein würden. Die Falklands-Inseln, die ungefähr auf halbem Wege zwischen England und Australien sich befinden, eignen sich auch für Schiffe, die um das Kap Horn nach dem Stillen Meere segeln, vorzugsweise zu einer Anhalt-, Provisions- und Ausbesserungs-Station. Sie liegen zwischen dem 51 und 53° südl. Br. (ein Breitengrad also, der unserer eigenen Lage im Norden ganz entsprechend ist) und zwischen dem 58 und 61° westl. Länge von Greenwich; das Klima soll demnach auch sehr gesund sein und für europäische Nordländer kaum etwas zu wünschen übrig lassen. Die Falkland-Gruppe besteht aus zwei großen Inseln mit einem Flächenraum von 6400 engl. Quadratmeilen und mehreren Hundert kleinerer Inseln verschiedener Dimensionen, von zwanzigtausend Acres bis zu Einem Acre Landes. Die ganze Gebiets-Ausdehnung soll ungefähr halb so groß wie die des Königreichs Belgien sein. Das große Ost-Falkland würde eine volkreiche, freie Kolonie aufnehmen können, während die Verbrecher-Kolonie auf West-Falkland davon völlig getrennt sein würde. Port Stanley, auf dem äußersten Osten von Ost-Falkland gelegen, ist schon jetzt der Sitz des englischen Gouverneurs und des beginnenden, größeren Weltverkehrs. Vor Vandiemens-Land scheinen die Falklands-Inseln allerdings viele Vorzüge als zugleich isolirte und einen wohlfeilen Lebens-Unterhalt ermöglichende Verbrecher-Ansiedelung darzubieten. Ost-Falkland scheint aber auch in diesem Augenblicke ein außerordentlich geeigneter Punkt für freie Auswanderer zu sein.

— Der Midrasch der zehn Märtyrer. Zur Jubelfeier der fünfundzwanzigjährigen kirchlichen Amtsthätigkeit des auch im übrigen Deutschland bekannten und geachteten Domherrn und Superintendenten zu Leipzig, Herrn Dr. Großmann, haben die an der dortigen St. Pauli-Kirche fungirenden Nachmittags-Prediger den von einem derselben, Herrn Dr. Paul Möbius, übersetzten „Midrasch der zehn Märtyrer" (מעשה עשרה הרוגי מלכות), als ein Zeichen ihrer Verehrung des gelehrten Theologen, drucken lassen und herausgegeben.*) Es kann als ein erfreulicher, neuer Beweis von dem Schwinden der Vorurtheile gegen die religiösen Ueberlieferungen anderer Glaubensparteien angesehen werden, wenn der sonst bei christlichen Theologen so verrufene Talmud, zu dessen Ergänzungen die „Midraschim" gehören,**) für würdig erachtet wird, bei solcher Gelegenheit eine poetische Ehrengabe zu liefern. Den Midrasch der zehn Märtyrer gab (wie wir aus der Vorbemerkung zu der deutschen Uebersetzung erfahren) zum ersten Male im vorigen Jahre Herr Adolph Jellinek nach einer Handschrift der Hamburger Stadt-Bibliothek heraus, und bald darauf ließ er ihn mit mehreren Verbesserungen neu abgedruckt im zweiten Theile seines „Bet-ha-Midrasch", einer Sammlung kleiner Midraschim und vermischter Abhandlungen aus der älteren jüdischen Literatur, erschienen. Der Midrasch behandelt eine Sage, wonach Rabbi Simon ben Gamaliel, Patriarch und Sohn eines Patriarchen, mit neun anderen berühmten Schriftgelehrten den von einem Kaiser Roms über sie verhängten Märtyrertod erlitten, und zwar zur Sühne für den Verkauf Joseph's durch seine Brüder, damit das Wort der Schrift erfüllt werde: Wer einen Menschen stiehlt und ihn verkauft, der ist des Todes schuldig."***) Der Midrasch erzählt, wie jeder der Weisen standhaft den Tod erlitten und Gott im Himmel gepriesen, der ihn des Märtyrertodes für würdig erachtet und diesen zugelassen habe. Das Ganze ist ein Martyrologium der düstersten Art: die Todesqualen und Martern wiederholen und verstärken sich bei jeder neuen Hinrichtung, doch stets von neuem ist es der Name Gottes, der als Sieger hindurchdringt und der, als das ewige Panier der Menschheit, weit über das ihn verleugnende Heidenthum hinausragt. Die Uebersetzung von Herrn Paul Möbius liest sich mit großer Leichtigkeit, obgleich sie überall auch die treue Behandlung des Originals erkennen läßt.

— Elektro-Telegraphen für fahrende Eisenbahnzüge. Herr Guyard hat vor kurzem der französischen Akademie der Wissenschaften eine Denkschrift über ein System elektrischer Telegraphie vorgelegt, durch welches eine Verbindung der Eisenbahnzüge während der Fahrt unterhalten werden soll. Diese Denkschrift, sagt Herr Guyard, hat zum Gegenstand eine sich ohne menschliches Zuthun dauernd unterhaltende Verbindung der auf der Fahrt begriffenen Eisenbahnzüge, theils um den Zusammenstoß zweier auf derselben Bahn in gleicher oder in entgegengesetzter Richtung sich bewegender Züge zu verhindern, theils um den Gefahren vorzubeugen, die durch Nachlässigkeiten der Bahnwärter verursacht werden können. Die Lokomotiven geben von selbst, unabhängig von dem Willen ihrer Führer, einander Zeichen, wenn sie sich bis auf eine gewisse Entfernung einander genähert haben, und zeigen auf diese Weise den Führern die Gefahr des Zusammenstoßes bei Fortsetzung der Fahrt an. Den Bahnwärtern, welche die Barrièren der über die Eisenbahn führenden Fahrwege zu schließen versäumt haben, giebt der nahende Zug durch ein elektrisch-telegraphisches Zeichen noch zur rechten Zeit die Mahnung, das Versäumte schnell noch nachzuholen.

*) Leipzig, Druck von C. P. Melzer, 1854.

**) Man vergleiche namentlich die Sammlung poetischer und an Sprachweisheit reicher Midraschim, welche Dr. Michael Sachs und M. Veit unter dem Titel: „Stimmen vom Jordan und Euphrat" (Berlin, 1853) herausgegeben.

***) Man vergleiche, was über die Sage von den zehn Märtyrern, welche auch die „Märtyrer von Lydda" genannt werden, in der trefflichen „Geschichte der Juden" von H. Grätz (Kap. IX., S. 191) enthalten ist.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 103. Berlin, Dienstag den 29. August 1854.

Spanien.

Der Graf von San Luis und das ihm gewidmete Album Poetico.

Der Graf von San Luis, Sartorius, nunmehr Expremier von Spanien, war bekanntlich eine der vornehmsten Persönlichkeiten, welchen der jüngste Aufstand in Spanien gegolten hat. Der alte Fremdenhaß der Spanier hatte sich von neuem entzündet, und der Ruf: „Fort mit den Fremden!" war nächst dem: „Fort mit Marie Christine!" die Parole, welche alle Parteien vereinigte.

Wir haben weder die Absicht, noch die Mittel, um hier zu erörtern, inwieweit die Spanier Recht haben, wenn sie dem Grafen von San Luis mit die Schuld an den gedrückten und zerrütteten Verhältnissen ihres schönen Vaterlandes beimessen. Wahrscheinlich ist aber, daß der Graf den Staat nicht mehr zu seinem und seiner hohen Gönnerin Vortheil ausgebeutet habe, als die übrigen spanischen Minister vom reinsten Kastilianerblut, und daß der endliche Ausbruch der allgemeinen Unzufriedenheit, die seit Jahren vorhanden und durch das lästige Steuergesetz zur Reife gediehen war, hauptsächlich deshalb eben jetzt stattfand, weil die Häupter richtig berechneten, daß es ihnen nie leichter werden werde, alle Parteien zu vereinigen, als gegenüber einem — in der Hauptsache — aus Fremden gebildeten Ministerium. — Wozu noch der Umstand kam, daß England und Frankreich gerade anderswo vollauf zu thun hatten.

Aber der Fremdling Sartorius und seine Einführungen waren nicht immer so verhaßt, und wenn wir das ihm zu Ehren gedruckte Album durchblättern, so sind wir nicht wenig erstaunt, zu finden, daß noch vor drei Jahren die ersten Geister Spaniens darin wetteiferten, ihm allen Weihrauch zu streuen, der ihrem Talente zu Gebote stand. Damals galt es allerdings dem Wiederhersteller des spanischen Theaters; aber wäre der Graf nicht auch sonst beliebt und geachtet gewesen, so würden sich die patriotischen Poeten wohl gehütet haben, einen so allgemeinen Triumphgesang anzustimmen.

Es war im Jahre 1849, als der Graf von San Luis der spanischen Bühne dadurch einen neuen Aufschwung gab, daß er durch treffliche Theatergesetze, an denen sich manche Gesetzgebung in sehr gebildeten Ländern spiegeln könnte, die Erzeugnisse der dramatischen Dichter schützte und einen entsprechenden Lohn dafür festsetzte. Damals hatten sich viele spanische Dichter und Kunstfreunde beeifert, dem Grafen ihre Huldigung in poetischer Form zu Füßen zu legen; und als bald darauf veränderte Verhältnisse dem Teatro Español wieder ein Ende machten, ließen einunddreißig Dichter jene Dichtungen in einem — „Album Poetico al Excelentisimo Señor Conde de San Luis, Vizconde de Priego"*) — als ein Denkmal ihrer Dankbarkeit für ewige Zeiten zusammenfassen.

Aus der Vorrede dieses Albums erhellt Entstehungsweise und Absicht, und wenn auch die Lobeserhebungen, welche hier dem Grafen von San Luis gespendet werden, mehr dem Fundador des Teatro Español, als dem Minister gelten, so bilden sie doch ein so grelles Gegenstück gegen die jetzt über diesen Mann laut werdenden Urtheile, daß wir uns nicht versagen können, jene hier wörtlich wiederzugeben.

„Die auserlesene Gedichtesammlung", heißt es dort, „welche das vorliegende Album enthält, ist ein sprechendes Zeugniß davon, daß das wahre Talent eben so wenig Eigennutz als Undankbarkeit kennt. Als die erhabene Persönlichkeit, welcher jene schönen Ergüsse des Geistes gewidmet sind, einen der höchsten Posten im Staate einnahm, als sie Gnaden auszutheilen vermochte und das Herz der Königin Majestät auch öfter dafür stimmte, da hielt ein nicht alltägliches Zartgefühl die Begeisterung der dankbaren Musen zurück und hemmte die Stimme der Anerkennung, welche sich schon in den wärmsten Tönen ergießen wollte. Denn damals hätte ja das Lob, welches dem auf dem Gipfel der Macht Stehenden gespendet worden wäre, als Schmeichelei erscheinen, die Wahrheit hätte als Kriecherei ausgelegt und die von der Dankbarkeit diktirte Hymne mit dem Verse feiler, die Dichtkunst entweihender Poeten verwechselt werden können. Diese gewichtige Betrachtung hielt damals die edle Aufwallung unserer ersten Dichter zurück und bestimmte sie, lieber so lange als undankbar gelten zu wollen, als ihre Lobsprüche für Ausdrücke des Interesses gehalten werden konnten.

„Aber nicht so bald hatte der Excmo. Señor Conde de San Luis freiwillig den ihm von Ihrer Majestät anvertrauten Posten verlassen, als die Mehrzahl der dramatischen Dichter von Ruf und einige andere hervorragende Männer, welche als Freunde der Kunst jene der spanischen Literatur gewidmeten Bemühungen zu würdigen wußten, sich beeilten, ihre Empfindungen durch die Töne der Leier auszudrücken und dem Publikum einen Beweis davon zu liefern, daß die Musen, fern von den Gehässigkeiten und Erbärmlichkeiten der politischen Leidenschaften, die Wohlthaten, welche sie empfangen, laut anzuerkennen wagen. Und so schmückten sie denn die Stirn ihres Mäcen mit Blumen, die in Ewigkeit seinen Ruhm ausduften werden. Wir sehen deshalb auch in diesem Album Persönlichkeiten, welche entgegengesetzten politischen Parteien angehören, durch hochherzige Beweggründe vereinigt und einstimmig in dem Zweck, den zu verherrlichen, welcher, lächerliche Vorurtheile und langjährige Hindernisse beseitigend, die Wiederherstellung des spanischen Dramas zum Gegenstande seiner liebevollen Aufmerksamkeit machte und es sich namentlich auch angelegen sein ließ, die finanziellen Verhältnisse der Talente zu verbessern, welche zur Schmach unserer Kultur bis dahin mißachtet und niedergedrückt waren.

„Aber der Graf von San Luis begnügte sich nicht mit unfruchtbaren Redensarten zu Gunsten der Literatur; er erkannte in dem Theater ein Element der Civilisation von hoher Bedeutung, er wußte, daß es Spanien den unschätzbaren Verdiensten unserer alten Dichter verdankt, wenn es die am weitesten vorwärts geschrittenen Nationen unter die Zahl der aufgeklärten Länder rechnen, von denen uns freilich unser politisches Mißgeschick beinahe wieder gestrichen hat. Er setzte alle Mittel in Bewegung, um die dramatischen Dichter von der Herrschaft selbstsüchtiger Empresarios zu erlösen, welche, nur darauf bedacht, ihr eigenes Interesse zu fördern, jenen den schuldigen Lohn schmälerten und das Interesse der Kunst preisgaben.

„Wohl wissend, mit welch hoher Begeisterung die edle Isabella Alles erfaßt, was zur Förderung der Künste und Wissenschaften beiträgt, unterbreitete der Graf von San Luis unserer erhabenen Monarchin — indem er so gleichsam den Dolmetscher jener thätigen Sorgfalt machte, womit unser Königspaar von jeher jedes Talent begünstigt und geehrt hat*) — ein Dekret zur Genehmigung, durch welches die Organisation der Nationaltheater reformirt und unter dem Namen Teatro Español ein solches in Madrid hervorgerufen wurde. Dieses Theater sollte als Turnierplatz dienen, wo die Einen glänzen, die Anderen lernen, Alle aber, welche in den Werken des Geistes etwas mehr als flüchtige Unterhaltung sehen und den großen Einfluß, den sie auf das Leben der Völker üben, zu würdigen wissen, Genuß finden sollten.

„Zur Bekräftigung des Gesagten wollen wir uns zurückrufen, was die bedeutendsten Schriftsteller, die treuen Echos der öffentlichen Meinung, bei Gelegenheit der am 8. April 1849 stattgehabten Eröffnung des spanischen Theaters sagten:

„„Politische Freunde und Feinde, Liebhaber und Gegner des Theaters, selbst diejenigen, für welche das Fortbestehen der Mißbräuche von Nutzen gewesen wäre, sahen sich von einem Gefühle der Schicklichkeit und Gerechtigkeit gedrängt, laut die Vortheile hervorzuheben, welche, Dank der Organisation und den Reformen, die das Theater-Reglement des Grafen von San Luis bestimmt, für die Kunst hervorgehen mußten. Wenn aber Männer verschiedener Ansichten und entgegengesetzter Gefühle in der Art und Weise, wie sie diese Einrichtung anschauen, übereinstimmen, wenn Alle darüber einig sind, daß die Reform eine gute sei und nur in untergeordneten Fragen eine Verschiedenheit der Ansichten vorkömmt, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß,

*) Madrid 1852. Establecimiento Tipografico de Mellado, calle de Santa Teresa No. 8.

*) Dies ist bekanntlich sehr cum grano salis zu nehmen, denn wenn die Königin einmal für die Widmung eines Walzers einen Orden gab, so hatte sie ein anderes Mal für das Prachtwerk des Engländers Webb über die kanarischen Inseln nicht einmal einen Dank. Anm. d. Eins.

image
not
available

Finnland.

Wissenschaftliches Leben in Finnland.

II. Henrik Gabriel Porthan.

(Schluß.)

Aber wie unsicher ist alle menschliche Berechnung! Mit der ganzen Bibliothek, welche bei dem schrecklichen Brande, der die Stadt Åbo im September 1827 zerstörte, zu Asche wurde, verschwand auch Porthan's Marmorbildniß. Es lag etwas Symbolisches nicht blos in dem Schicksal, das es mit der Bibliothek theilte, der er dreißig Jahre hindurch so viele Mühe und Sorge zugewandt hatte, sondern auch darin, daß es nicht mit der Universität von Åbo nach Helsingfors wanderte. „Sein Geist aber lebt hier noch, sowohl in dem Fortschritt der historischen Forschung, als in der Fürsorge für die römische Literatur. Gerade bei der studirenden Jugend ist sein vom Vater auf den Sohn und den Enkel übertragener Name noch heute ein Sporn zur steten Bemühung um gründliche Kenntnisse, und die finnischen Mitbürger zehren nach ihm noch an dem warmen Interesse für das Schöne der Nationalsprache, der National-Heldengedichte, Sagen und Traditionen." Diese Worte sind entlehnt der Denkrede Franzén's über Porthan, welche bei Gelegenheit der von der königl. schwedischen Akademie im Jahre 1839 veranstalteten Prägung einer diesem nie zu vergessenden Manne geltenden Denkmünze gehalten ward. Der Avers dieser Medaille zeigt Porthan's Brustbild nebst Name und Titeln als Umschrift, der Revers zeigt einen Mann in römischer Tracht, sitzend auf einer antiken Stola, er hält in der linken Hand eine Papierrolle, die rechte ist, eine Anrede ausdrückend, ausgestreckt, die Umschrift aus dem Claudianus, „uno sub pectore cuncta vetustas", weist darauf hin, daß er in seiner tiefen Forschung das ganze Alterthum umfaßte.

Während die schwedische literarische Gesellschaft durch die oben bezeichnete Denkmünze Porthan ehrte, hatten auch schon einige Mitglieder der neuen finnländischen Universität in Helsingfors, welche als Stifter der finnischen Literaturgesellschaft im Jahre 1831 auftraten, sich zu einem Zeichen dankbaren Andenkens angeschickt. Diese Gesellschaft bestimmte nämlich Porthan's Todestag, den 16. März, zu ihrem Jahrestag, den Todestag des Mannes, dessen unermüdliche Thätigkeit für die Aufhellung der vaterländischen Geschichte und die Entwickelung der finnischen Literatur eine neue Bahn gebrochen, welche die Gesellschaft zu verfolgen sich bestimmt hatte. Durch diese Jahrestage und die an ihnen abzustattenden Jahresberichte bewahrt sie und wird sie, so Gott will, für eine lange Zukunft hin Porthan's Verdienste um das Vaterland bewahren.

Eben die Station oder Studenten-Abtheilung (sodalitium), in welcher Porthar, der 1754 am 5. November Student geworden, 1780 zum Inspektor erwählt und eingeschrieben worden war, die Österbottnische, die später in zwei zerfiel, beging den hundertjährigen Geburtstag Porthan's am 9. November 1839 mit einem gemeinsamen Gedenkfest, bei welchem der zeitige Kurator der süd-österbottnischen Abtheilung, Dozent Fr. Cygnäus, die Denkrede hielt und ein Gesang mit Instrumental-Begleitung von F. A. Ehrström aufgeführt ward, die später in der Flugschrift „Höstspiggarne" (Herbststacheln), Stockholm, 1841, abgedruckt worden sind. Derselbe Tag wurde zugleich zu einem gemeinsamen Jahrestag der getheilten Station erwählt und ist jährlich, bis zu der Auflösung der Studenten-Abtheilungen überhaupt im Jahre 1852, gefeiert worden.

An Biographieen Porthan's fehlt es durchaus nicht. Wir haben schon zwei derselben angeführt, die eine, ein Auszug aus Tengström's Grabrede, ist in der „Åbo-Zeitung", Jahrgang 1804 und 1805, die andere, Franzén's Denkrede, in den Abhandlungen der schwedischen Akademie, Stockholm, 1843, Band 20, veröffentlicht worden. Außer diesen haben wir derartige Arbeiten in Helsingfors Morgenblad 1835, in J. J. Tengström's Notizen (Helsingfors, 1836), in dem schwedischen Pantheon, in dem biographischen Lexikon berühmter Männer Schwedens Upsala, 1845), Band 2, von H. Järta in den Abhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften, Stockholm, Band 18. In „Finnlands minnesvärda män" findet Henrik Gabriel Porthan gewiß auch einen kurzen einen wohlverdienten Platz.*)

Schließlich noch einige Worte über die Bildnisse von Porthan. Als Sergel, welcher Porthan nie gesehen hatte, zugemuthet wurde, dessen Büste in Marmor auszuführen, wurde ihm ein Bildniß des Heimgegangenen übergeben, dessen weiche Züge er aber einem solchen Namen beizulegen nicht für passend fand. Er begehrte daher von Porthan's Schülern eine nähere Darstellung seines Aussehens während der Zeit seiner größten Wirksamkeit und erhielt zur Antwort, daß sein seelenvolles Angesicht zwei Ausdrucksweisen gezeigt habe, die eine die der strengsten Wahrheitsliebe, die er an sich selbst ausübte und von Anderen forderte, die andere die des liebenswürdigsten Wohlwollens, welcher Zug besonders hervortrat, wenn er vorlas, wobei er in seinem Element war, oder wenn er einen willkommenen Besuch empfing oder in angenehmer Gesellschaft sich befand. Sergel wählte von diesen die erstere Ausdrucksweise. Derselbe trockene Gesichtszug scheint dem Maler des in Oel ausgeführten Portraits Porthan's vorgeschwebt zu haben, welches in der Rektors-Kanzlei der Universität hängt. Das Profil Porthan's, welches der Tengströmschen Grabrede beigegeben ist, stimmt mit dem auf der schwedischen Denkmünze nicht überein, welche Differenz einem verschiedenen Lebensalter zugeschrieben werden zu müssen scheint. Es wäre wohl zu wünschen, daß das Bildniß dieses allgemein geachteten und geschätzten Vaterlandsfreundes zugänglicher sei, als es zur Zeit ist. Es giebt nur Wenige, welche Porthan's Bildniß unter einer Sammlung finnischer Portraits an ihrer Wand hängen sehen; solchem Mangel könnte gewiß leicht abgeholfen werden.

*) Das lange vorher besprochene Bedürfniß nach einem biographischen Lexikon für Finnland bewog im Januar 1833 mehrere finnländische historische Schriftsteller, zur Herausgabe eines solchen zusammenzutreten. An Personen, die einer Biographie werth, und an Materialien fehlt es nicht. Die Frenckellsche Buchhandlung versprach den Verlag des Werkes, das im Februar dess. J. unter dem obigen Titel in schwedischer Sprache: „Finnlands der Erinnerung werthe Männer. Eine Sammlung von Lebensbeschreibungen", jährlich in zwei Heften à zehn Bogen in einem Gesammt Umfange von zweihundert Bogen angekündigt wurde, in welche ungefähr fünfhundert Biographieen niedergelegt werden sollen (Preis jedes Heftes funfzig Kopeken Silber). Frauen sollen übrigens nicht ausgeschlossen sein. Die Behandlung wird eine populäre sein, Citate sollen wo möglich wegfallen, die Opera abbrevirt angeführt werden. Als Mitarbeiter haben sich angegeben: extraordin. Prof. Alander, Dozent Dr. Berndtson, Rektor Cygnäus, Bibl. amanuens. Cand. theol. Elmgren, Bibl. amanuens. Dr. Grönblad, Prov. Arzt Dr. Lönnrot, Assessor Dr. Rabbe, Professor Rein, Lic. Reinholm, Magister Schauman, Dozent Dr. Tigerstedt, Dr. Tepelius und Bibliothekar Professor Törnegren. — Noch in demselben Jahre erschien das erste Heft, hundertundsechzig Seiten in Oktav und enthielt die Biographieen von Olof Bure, Peter Juslenius, Daniel Juslenius, Johann Lillienstedt, Petrus Serlachius, Mårten Stytte, Hermann Didrik Spöring, Peder Särkilax.

England.

Alex. Pope und sein wahrer oder falscher Briefwechsel.

Im Londoner Athenaeum vom 8. und 15. Juli giebt ein Kritiker unter der scherzhaften Form einer Recension eines — nicht vorhandenen — neuen großen, angeblich von John Wilson Croker und Peter Cunningham herausgegebenen Werkes über Alex. Pope's Schriften, verbunden „mit hundertfunfzig bisher ungedruckten Briefen desselben", einen Lebens-Abriß des berühmten Dichters des „Lockenraubes", worin zahlreiche Berichtigungen aller bekannten Biographieen, so wie sämmtlicher Ausgaben von Pope's Werken, mit Einschluß derer, die er selbst veranstaltet hatte, geliefert werden. Dem Verfasser dieses interessanten Aufsatzes, der jedoch zu sehr in Spezialitäten der Zeit Pope's und seines Landes eingeht, als daß eine vollständige Uebertragung desselben auch für deutsche Leser von Interesse sein könnte, müssen in der That, wenn auch nicht gerade hundertfunfzig, doch gewiß eine gute Anzahl ungedruckter Briefe Pope's, aus welchen er seine Berichtigungen schöpft, vorgelegen haben.

Nach der Darstellung dieses Kritikers war Pope ein literarischer Spekulant, wie selbst unsere spekulative Zeit einen zweiten nicht aufzuweisen vermag. Seinen Briefwechsel mit berühmten und unberühmten Zeitgenossen hat Pope nicht blos selbst publizirt, sondern auch, nach Willkür, sofern die Adressaten bereits verstorben waren, abgeändert, mit anderen Adressen versehen oder auch völlig erdichtet. Der große Spekulant hat dadurch nicht blos das Publikum seiner Zeit, sondern auch seine zahlreichen Biographen angeführt, indem diese in seinen Briefen, welche sie für Ergüsse des Moments, für die besten, unwiderleglichen Zeugnisse seiner Zeit hielten, sowohl über ihn selbst, als über seine Freunde, namentlich Addison, Steele, Congreve, Gay u. A., Aufschlüsse suchten und fanden, die mit der Wahrheit nichts weniger als übereinstimmten.

Wie Pope den Vorwand fand, ohne sich dem Vorwurf einer maßlosen Eitelkeit auszusetzen, seinen eigenen Briefwechsel der Welt mitzutheilen, erzählt uns der Kritiker auf folgende Weise: Ein Herr Cromwell, mit welchem Pope in früherer Zeit in Korrespondenz gestanden, hatte dessen Briefe an eine Verehrerin des Dichters, Mrs. Thomas, geschenkt. Diese Dame gerieth in Geldverlegenheit und ließ sich dadurch bewegen, die gedachten Briefe an den Buchhändler Curll zu verkaufen, der sie ohne Weiteres drucken ließ und feilbot. Pope that, als ob er über diese Indiscretion ungeheuer aufgebracht wäre, obwohl es ihm nicht wenig schmeichelte, daß seine Briefe so viel gekauft und gern gelesen wurden. Er schrieb allen denjenigen, mit welchen er bisher in Korrespondenz gestanden, und bat sie dringend, ihm die Briefe, die sie von ihm in Händen hätten, zurückzugeben, da er in Furcht sei, daß in Folge einer ähnlichen wohlgemeinten Schenkung, wie die des Herrn Cromwell, eine neue Indiscretion gegen ihn begangen werden könne. In der That wurden ihm darauf von vielen Seiten seine Originalbriefe zurückgeschickt, doch nahmen Manche vorher Abschriften davon. Durch seine öffentlichen Protestationen gegen Curll machte er

nen, die Ringmauern niederreißen. Er machte, sagt der Stiftsherr Henriquez, das schönste und bevölkertste Land Europa's zu einer Art Wüste.

„Die Herzogin blieb mit diesem traurigen Schauspiel der Verwüstung verschont. Sie war von dem Vicomte d'Arpajon unter dem Geleit von fünf Compagnieen Kavallerie nach Frankreich gebracht worden. In einem schlichten leinenen Gewande, das sie ihrer unglücklichen Lage angemessen dünkte, erschien sie bei Hofe. Als sie sich nach Fontainebleau begab, ging ihr der König, unter dem Vorwande einer Jagdpartie, eine halbe Meile entgegen. Er empfing sie gnädig; allein die Herzogin konnte seinen Gruß nur durch Thränen erwiedern. Alle Umstehenden waren gerührt. Man räumte ihr im Palaste von Fontainebleau ein prachtvoll möblirte Wohnung ein. Nach der Zeitmode waren die Wände mit Tapeten bekleidet. Sei es nun Absicht oder Achtlosigkeit, auf einer Tapete war die Fabel von den zwei Töpfen, dem irdenen und ehernen, wie jener, beim Zusammenstoß, an diesem zerschellt, bildlich dargestellt; die sanfte und ergebene Nicola zerfloß in Thränen bei dem Anblick und bat um die Entfernung eines Bildes, das sie zu grausam an das Loos ihres Vaterlandes mahnte.

„Als Ludwig XIII., nachdem er Karl aus dessen Staaten verjagt, Franz und Claudia genöthigt hatte, nach Florenz zu fliehen, jetzt die Frau seines alten Gegners an seinem Hofe als Hülfeflehende empfing: da mochte er sich einbilden, er sei nun mit der Familie Lothringen fertig. Als der Kardinal Richelieu, der Marsal, Sedan, Jametz und Nancy durch Unterhandlung erworben hatte, die Uebergabe von Bitsche und La Mothe erfuhr: da mochte er nicht mehr zweifeln, daß die Vereinigung einer neuen Provinz mit Frankreich vollbracht sei. Beide waren stolz auf ihre Erfolge; ihre schmeichelnden Höflinge wünschten ihnen Glück dazu. Und doch hatten Beide sich geirrt. Ein volles Jahrhundert noch leisteten Lothringen und seine Fürsten kräftigen Widerstand, sie gingen mitsammen noch durch viele böse und gute Tage, bevor sich ihr unvermeidliches Geschick erfüllte."

Kalifornien.

Beiträge zur Ornithologie und Mammalogie Kaliforniens.

3. Die kalifornische Kängururatte.

Man findet dieses niedliche kleine Thier in verschiedenen Theilen des Staats, wo es von den Landleuten und von den Eingebornen überhaupt als eine große Plage betrachtet wird. Besonders zahlreich ist es in der Nachbarschaft der Seen von Tulare, im Thale San Joaquin, und gräbt sich dort, gleich den Eichhörnchen, in die Erde ein. Wie die Jäger erzählen, giebt es zwei Arten dieses Thieres, wovon die eine die Thäler des oberen Sacramento und die Sierra Nevada bewohnt und viel größer ist als die andere. Das uns vorliegende Exemplar gehört zur kleineren Gattung und wird in einigen Gegenden des Kantons Monterey in bedeutender Anzahl gefunden. Der Kopf ist so groß wie der einer gewöhnlichen Ratte, mit vier langen Borsten, die von beiden Seiten der oberen Kinnlade niederhängen, zwei langen Ober- und vier halb so langen Unterzähnen. Der Rücken hat eine bräunlich gesprenkelte, graue Farbe, von den feinen weißen Haaren des Bauchs durch einen gelben Strich geschieden, der neben den anderen Farben bis zur äußersten Spitze des Schwanzes fortläuft, welcher mit einem vollständigen, schön behaarten Busch endet. An beiden Seiten des Mundes befindet sich ein großer Beutel, der ihn überhängt und nicht selten ganz bedeckt. Diesen Beutel mit Speise vollzustopfen, dienen zwei kleine Vorderfüßchen, die nur einen Zoll lang, aber mit vier vollständig und einer unvollständig entwickelten Klaue bewaffnet sind. Die Hinterfüße haben eine Länge von drei Zoll, mit dreiviertel Zoll großen Pfoten, wovon jede mit vier langen Klauen versehen ist. Die Ohren ragen einen halben Zoll hoch über den Kopf hervor. Die Schnauze des Thiers ist außerordentlich hart, und es weiß sich damit in einer unglaublich kurzen Zeit in die Erde einzugraben. Es wiegt etwa sechs Loth und mißt von der Spitze des Schwanzes bis zur Schnauze zehn Zoll. Den Namen der Kängururatte hat es wegen seiner langen Hinterbeine erhalten, mit welchen es, wie der australische Känguru, sich in großen Sätzen fortbewegt. Diese Spielart der kalifornischen Nagethiere darf jedoch nicht mit der Waldratte des Landes verwechselt werden.

4. Die kalifornische Waldratte

ist ungefähr von derselben Größe, wie die gemeine Hausratte, mit der sie, den kürzeren Schwanz ausgenommen, viele Aehnlichkeit hat. Sie bewohnt die Eichen- und Tannenwälder des Südens und baut sich ein kunstvoll angelegtes Nest von Reisig in der Form einer Pyramide und mitunter von vier Fuß Höhe, welches sie mit zackigen Spänen so gut befestigt, daß man es in Brand stecken muß, um es zu zerstören. Sie bildet dieses Nest gewöhnlich in den Zwischenräumen eines Schutthaufens oder gräbt sich dazu ein Loch in die Erde, das ihm als Grundlage dient.

Die Waldratte ist mit *langen* Warzen hinter den Klauen versehen und läuft, wenn sie erschreckt wird, mit großer Schnelligkeit und Gewandtheit die Aeste der Bäume hinauf, wo sie gewöhnlich ein Versteck hat, welches sie als Zufluchtsort gegen Habichte und Schlangen benutzt. Am zahlreichsten ist sie im Distrikt Monterey und wird auch in San Luis und Santa Barbara in großen Schaaren angetroffen. Nicht selten baut sie ihre hölzerne Wohnung auf Zweigen, und die Eichenhaine der kalifornischen Küste sind mit diesen luftigen Gebäuden bedeckt, die einen merkwürdigen Anblick gewähren. Man sollte kaum glauben, daß ein so unbedeutendes Geschöpf eine solche architektonische Geschicklichkeit entwickeln und aus den schwachen Materialien, die ihm zu Gebote stehen, ein so festes und wohlproportionirtes Gebäude herstellen könnte.

5. Der blinde Sammetmaulwurf (*Topo ciego*).

Dieses seltsame Thierchen ist auf der ganzen Küste des südlichen Kaliforniens einheimisch und fügt den dortigen Gärten und Feldern einen erklecklichen Schaden zu. Von der Spitze des Schwanzes bis zur Schnauze hat es eine Länge von sechs Zoll. Der Kopf ist an Größe dem einer kleinen Ratte ähnlich und mit einer langen, harten, grau gemischten Schnauze versehen, die einen halben Zoll über den Mund herabhängt, in welchem sich statt der Zähne nur oben und unten ein scharfer, feiner Knochen befindet. Der Schwanz ist einen Zoll lang, etwas behaart und von runder Form. Die Vorderpfoten messen einen halben Zoll in der Länge und Breite, sind weiß und hart und haben fünf starke Klauen, mittelst deren sich das Thier, mit Hülfe seiner harten Schnauze, noch schneller, als die Kängururatte, in die Erde eingräbt. Die Hinterfüße sind von derselben Gestalt, als die vorderen, aber viel kleiner. Es besitzt weder Augen, noch Ohren.*) Sein Körper ist mit einem Pelze bedeckt, der weicher ist, als der feinste Sammet, und der von den Kalifornierн bei Augenentzündungen benutzt wird, um die kranken Theile zu reinigen.

Mannigfaltiges.

— Italiens Celebritäten. „L'Illustre Italia", heißt ein von dem Ritter Salvatore Betti, Mitglied der Akademie della Crusca, in zweiter, sehr vermehrter Auflage herausgegebenes Werk,**) welches die Namen aller berühmten Personen Italiens umfaßt und eine Kritik ihrer Werke oder Thatru liefert, ohne doch eigentlich eine Sammlung von Lebensbeschreibungen zu sein. Der Verfasser hat für sein Werk die Form von Dialogen erwählt, worin Männer verschiedenen Standes und abweichender Ansichten, nach Art der „Gespräche über Kirche und Staat" von Radowitz, über Italien, seine Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sich unterhalten. Ein Maler, Guglielmo, hat in sieben großen Frescogemälden, nach Art der „Schule von Athen" und des „Parnaß" von Raphael, alle Illustrationen Italiens, der älteren wie der neueren Zeit, darzustellen, und die Unterhaltung über diese Gemälde, über den Ausdruck der Gestalten, Köpfe und Geister, bildet den Inhalt der sieben Dialoge des Buches. Ein alphabetisches Register, das auf die einzelnen Personen hinweist, läßt kaum irgend einen italiänischen Namen von gutem Klange vermissen; es sind sogar einige ausländische dabei, wie Poussin, Velasquez, Thorwaldsen, Overbeck, die der Verfasser als Italiäner behandelt, weil sie in Italien ihren Ruhm begründeten. Nur zwei Klassen berühmter Männer fehlen darin: erstlich die Kirchenväter und die kanonisirten Heiligen, „weil", wie der Verfasser sagt, „der ehrwürdige Kultus unserer Vorfahren diese nicht gern anderswo, als in den Regionen himmlischer Seligkeit, placirt sieht"; und zweitens „diejenigen, welche durch ihre erhabene Stellung allen christlichen Völkern auf gleiche Weise angehörig und verehrungswürdig sind: nämlich die römischen Päpste." Gleichwohl hat sich der Verfasser auch hierbei einige Ausnahmen gestattet, indem in seinem Buche und auf den Bildern des Malers Guglielmo der heilige Ambrosius von Mailand, der heilige Augustinus und die Päpste Gregor I., Gregor VII., Alexander III., Leo X., Pius VI. und Pius VII. vorkommen. Der Korse Napoleon Bonaparte ist natürlich auch zu den Italiänern gezählt, doch wird ihm sein Abfall von Italien, und daß er für dirses Land nichts gethan, zum bitteren Vorwurf gemacht. Ueberhaupt ist die Vaterlandsliebe des Verfassers von der glühendsten italiänischen Art und verleitet ihn zuweilen, ungerecht gegen das Ausland, so wie ohne alle Anerkennung für die Größe zu sein, die nicht in den engen Bereich seiner italiänischen Weltansicht fällt.

*) Bekanntlich ist die traditionelle Blindheit des Maulwurfs von neueren Naturforschern in Abrede gestellt und bewiesen worden, daß er allerdings Augen hat, die sich aber unter der dichten Behaarung verbergen oder von der Körperhaut überzogen werden. Es wäre daher von Interesse, diese kalifornische Varietät einer näheren Untersuchung zu unterwerfen. D. R.

**) Es bildet in dieser zweiten Auflage auch einen Theil von Bembo's „Nuova Biblioteca Popolare."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 6 Nummern. Preis jährlich 6 Thlr. 15 Sgr., halbjährlich 3 Thlr. 22½ Sgr. und vierteljährlich 1 Thlr. 25 Sgr., welche der Betrag im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Wilh. Gropius, Jägerstr. Nr. 25, und beim Expedit. Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 104. Berlin, Donnerstag den 31. August 1854.

Frankreich.

Philarète Chasles' „Deutsche Studien".*)

III. Das Englische und sein Verhältniß zum Deutschen.

Die Geschichte der umgeformten lateinischen Sprache, der Abänderungen, die sie im Mittelalter erlitten, und der verschiedenen Bäche, die, von dieser großen Quelle ausgehend, die neuere Civilisation der südlichen Völker genährt haben — diese merkwürdige, mehrmals versuchte und von der Erudition oder dem Scharfblick einiger Schriftsteller beleuchtete Geschichte bleibt noch zu vervollständigen. Man findet in den Schriften von Grimm, Kaltschmidt und Rask die Materialien zu einer philosophischen Geschichte der germanischen Sprachen zerstreut. Die skandinavische Gruppe macht uns keine Schwierigkeiten; sie charakterisirt sich von selbst und sondert sich in ihrer speziellen Kraft vom Deutschen und Englischen. Die beiden letzteren Sprachen, die jetzt den Mittelpunkt der Bewegung der geistigen Welt bilden, die gemeinschaftlichen Ursprungs sind, haben entgegengesetzte Schicksale gehabt.

Man glaubte bei uns noch vor hundert Jahren, daß die englische Sprache nur entfernt mit der teutonischen Quelle zusammenhänge. Man hat diesen Irrthum erkannt. Man weiß, was auch Châteaubriand darüber sagen mag, daß das jetzige Englisch ein modifizirtes Deutsch ist. Villemain war einer der Ersten, der dies in Frankreich in seinem Cours de Littérature auseinandersetzte. Nicht, daß das Englische auf seiner Wanderung nicht, außer dem Germanischen, auch noch aus vielen anderen Quellen geschöpft hätte — es ist sogar seine Gewohnheit, deren recht viele zu benutzen. Die englische Sprache lebt inmitten dieser entlehnten Worte, wie Großbritannien inmitten seiner transatlantischen, australischen, afrikanischen, hindostanischen Besitzthümer existirt — ohne aufzuhören, es selbst zu sein. Die Anzahl der fremden Wörter entscheidet Nichts; die germanischen Wurzeln bilden den Kern der Armee. Eben so ist und bleibt Großbritannien in der Politik, wiewohl es gleichzeitig Madeira, Gibraltar, Madras, Quebeck und selbst eine chinesische Insel besitzt, stets Großbritannien. Das Angelsächsische mit dreizehntausend einheimischen Wörtern kommandirt an dreißigtausend unterworfene, entlehnte oder geraubte Wörter. Unter diesen Eroberungen der englischen Sprache befinden sich japanesische, malayische und chinesische Wörter; es giebt einige, die sich nie mit der siegreichen Sprache vermischt haben. He was encored, von dem französischen Wort encore; shampooing von dem türkischen Wort, welches die Handlung des Zusammenreibens ausdrückt, und eine Menge anderer haben nichts Englisches, außer der Livree. Es hat sich eine Art Hierarchie der Worte gebildet. Dieses Wort hat eine höhere Geltung und Macht; jenes eine mittelmäßige Kraft; endlich ein anderes, kaum mit der Sprache, die es angenommen hat, zusammenhängendes, ist eher geduldet, als aufgenommen.

Es giebt also im Englischen in Betreff des Sinnes sehr starke und sehr schwache Wörter: „Volkswörter", „Adoptivwörter" und „erotische Wörter". Diese letzteren zählen kaum, die zweiten sind im gewöhnlichen Gebrauch; innere Stärke und Kraft konzentriren sich in den erstgenannten. Der wahre Charakter des Englischen, dieser wohlthätigen und mächtigen Sprache, ist der Ausdruck — die Intensität, — d. h. die Energie und der „Charakter".

Wenn man vom Englischen, dem Sprößling des Angelsächsischen, zum Deutschen übergeht, diesem riesenhaften See, dessen Gränzen man kaum wahrnimmt, so findet man, daß die „Intensität", die aus Ordnung, Regel und Vereinigung entsteht, verschwindet, und man hat unendliche Hülfsquellen vor sich, unberechenbare Reflexe, Wellen ohne Zahl; — Farben-Abstufungen in der Unermeßlichkeit. Coleridge sagt sehr richtig, daß das Deutsche zu viel Schriftsprache ist, und daß selbst die Elemente dieser Sprache an „Ueberfluß", „nimiety", leiden. Jakob Grimm gesteht in einer kurzen, trefflichen Abhandlung daffelbe.**) Dieser strenge Philolog geht so weit, dem Deutschen das Recht zu verweigern, mit der englischen Sprache, ihrer Tochter und Erbin, zu wetteifern: „Keine unter allen neueren Sprachen", sagt er, „hat gerade durch das Zerrütten alter Lautgesetze, durch den Wegfall beinahe sämmtlicher Flexionen eine größere Kraft und Stärke empfangen, als die englische, und von ihrer nicht einmal lehrbaren, nur lernbaren Fülle freier Mitteltöne ist eine wesentliche Gewalt des Ausdruckes abhängig geworden, wie sie vielleicht noch nie einer anderen menschlichen Zunge zu Gebote stand. Ihr ganze, überaus geistige, wunderbar geglückte Anlage und Durchbildung war hervorgegangen aus einer überraschenden Vermählung der beiden edelsten Sprachen des späteren Europa, der germanischen und romanischen, und bekannt ist, wie im Englischen sich beide zu einander verhalten, indem jene bei weitem die sinnliche Grundlage hergab, diese die geistigen Begriffe zuführte. Ja, die englische Sprache, von der nicht umsonst auch der größte und überlegenste Dichter der neuen Zeit im Gegensatz zu der klassischen alten Poesie, ich kann natürlich nur Shakespeare meinen, gezeugt und getragen worden ist, sie darf mit vollem Recht eine Weltsprache heißen und scheint, gleich dem englischen Volke, ausersehen, künftig noch in höherem Maße und an allen Enden der Erde zu walten. Denn an Reichthum, Vernunft und gedrängter Füge läßt sich keine aller noch lebenden Sprachen ihr an die Seite setzen, auch unsere deutsche nicht, die zerrissen ist, wie wir selbst zerrissen sind, und erst manche Gebrechen von sich abschütteln müßte, ehe sie kühn mit jener in die Laufbahn träte."

Die Worte, deren sich der freimüthige und gelehrte Sprachforscher bedient, bieten ein merkwürdiges Beispiel jenes deutschen Reichthums dar, der die Pracht bis zur Verschwendung treibt; kaum kann diese merkwürdige Stelle, die vielleicht zu streng erscheinen wird, ins Französische oder Englische übersetzt werden, so verwickelt ist der Periodenbau, so hindernd ist die Vielfältigkeit der Schattirungen.

Die deutsche Sprache hat, trotz dieses Reichthums, der ihr ein außerordentliches Uebergewicht zu sichern scheint, ihre Nachtheile. Die englische hat die Oberhand über sie gewonnen, indem sie ihre Pracht einschränkt und ihre Freiheit der Ordnung unterwirft. Hier ist ein Wort, welches ein einziges, von allen Menschen gekanntes, bei allen Nationen einheimisches Gefühl ausdrückt, die Liebe; es wird uns als Beispiel dienen. Das Sanskritwort ist lubh, welches das Angenehme eines Gegenstandes, die Bewegung des Vorzugs, die er einflößt, bezeichnet. Ohne uns bei dem griechischen lipio und dem lateinischen libeo aufzuhalten, welche dieselbe Idee enthalten, finden wir das gothische leibia. Da findet sich die germanische Wurzel; wir wollen die Umbildungen aufsuchen, denen der Geist der Völkerstämme diese Wurzel unterworfen hat.

Das neuere Deutsch macht zuerst daraus „lieben", aimer; dann liebeln, faire amour; lieb, agréable; Liebchen, Diminutiv; Liebe, amour; Liebelei, amourette; lieber, plus volontiers; lieblich, aimable; Lieblichkeit, caractère aimable; Liebling, favori; liebelos, sans amour; Liebelosigkeit, caractère sans amour; liebreich, riche en amour; Liebschaft, situation de l'amoureux; Liebster, le plus aimé, le préféré, l'époux; liebängeln, faire amour par les yeux; Liebhaber, celui qui a de l'amour; liebkosen, causer d'amour; liebenswürdig, digne d'amour u. s. w. Dies ist noch nicht Alles; vermittelst der Vorsilbe be, welche eine verlängerte, über einen weiteren Kreis sich erstreckende Handlung bezeichnet, schafft diese reiche und biegsame Sprache: belieben, aimer à volonté, désirer; Belieben, plaisir; beliebt, qui est entouré d'amour, recherché; beliebig; — vermittelst der Vorsilbe ver, welche das Uebermaß, das Vergessen seiner selbst ausdrückt: sich verlieben, devenir amoureux; verliebt, amoureux; — durch die Vorsilbe ge, welche die Vereinigung anzeigt: geliebt, aimé; — vermittelst vor, welches den Vorzug bedeutet: Vorliebe, prédilection u. s. w.

Diese Menge von Schattirungen, diese regelmäßige, ununterbrochene Formation, diese leichten und zart nüancirten Zusammensetzungen zeichnen die deutsche Sprache ganz besonders aus. Wir wollen sehen, was die Engländer aus demselben Worte gemacht haben. Liebe hat sich in love verwandelt, eine ganz natürliche Verwandlung, to love,

*) Vgl. Nr. 92 und Nr. 99 des „Magazins".

**) Ueber den Ursprung der Sprache. Abhandlungen der K. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 1851.

image
not
available

Die mit Nummern bezeichneten Dramen sind:

1) Pelayo und Hermesinda, Tragödie von D. Manuel José Quintana.
2) Idomeneo, Tragödie von D. Nicasio Alvarez de Cienfuegos.
3) Numantia, Tragödie von D. Ignacio Lopez de Ayala.
4) Tröstungen eines Gefangenen, Drama vom Herzog von Rivas.
5) Guzman der Brave, Drama von D. Antonio Gil de Zárate.
6) Camila, Tragödie von D. Dionisio Solis.
7) Rodrigo Calderon, Drama von D. Ramon de Navarrete, und eben so — von D. Adelardo Lopez de Ayala.
8) Macias, Drama von D. Mariano José de Larra.
9) Edipo, Tragödie von D. Francisco Martinez de la Rosa.
10) Das freie Rom, Tragödie von D. Antonio Saviñon (Uebersetzung), und Junio Bruto, Tragödie von D. José Maria Diaz.
11) Sara, Tragödie von D. Joaquin José Cervino.
12) Saul, Tragödie von Dñ Gertrudis Gomez de Avellaneda.
13) Don Fernando el Emplazado, Drama von D. Manuel Breton de los Herreros.
14) Die Liebenden von Teruel, Drama von D. Juan Eugenio Hartzenbusch.
15) Oscar, Tragödie von D. Juan Nicasio Gallego (Uebersetzung).
16) Der König und der Schuster, Drama von D. José Zorrilla.
17) Der Troubadour, Drama von D. Antonio Garcia Gutierrez.
18) Das Glücksrad, Komödie von D. Tomás Rodriguez Rubí.
19) Don Francisco de Quevedo, Drama von D. Eulogio Florentino Sanz.
20) Die Tollheiten der Inana, Drama von D. Carlos Garcia Doniel und D. Luis Valladares y Garriga.
21) Antonio de Leiva, Drama von D. Juan de Ariza.
22) Raquel, Tragödie von D. Vicente Garcia Huerta, und Die Jüdin von Toledo, Drama von D. Eusebio Asquerino.
23) Die Geheimnisse der Ehre und der Rache, Drama von D. Gregorio Romero Larrañaga, und der Goldthurm, Drama von D. Aureliano Fernandez Guerra.
24) El Conde Don Julian, Drama von D. Miguel Augustin Principe.
25) Der Schatzmeister und der König, Drama von D. Antonio Garcia Gutierrez und D. Eduardo Asquerino.
26) Der Aufstand gegen Esquilache, Drama von D. Ceferino Suarez Bravo.
27) Hernan Cortés, Drama von D. Patricio de la Escosura.
28) Der Herzog von Alba, Drama von D. Manuel Cañete.
29) Doña Maria de Molina, Drama von D. Mariano Roca de Togores.
30) Die Mutter des Heiligen Fernando, Drama von D. Gayetano Rosell.
31) Don Fernando de Antequera, Drama von D. Ventura de la Vega.*)

Wir schließen mit der Bemerkung, daß es uns gerecht dünkte, in dem Augenblicke, da der Graf von San Luis, sei es nun mit Recht oder Unrecht, von dem Hasse einer Nation getroffen, von der politischen Bühne scheidet, eine Seite seines Wirkens in das Gedächtniß zurückzurufen, die auch der Feind wird anerkennen müssen, und für welche er in dem „Album Poetico" eine Huldigung fand, wie sie wohl selten schöner dargebracht wurde. A. S.

Finnland.

Wissenschaftliches Leben in Finnland.**)

III. Schwedisch-Finnisches Wörterbuch. — Höhenkarte Finnlands. — Andere Arbeiten der Literatur-Gesellschaft. — Ein Denkmal für Castrén. — Bibliothek der Gesellschaft.***)**

Die dreiundzwanzigste Jahres-Thätigkeit der finnischen Literatur-Gesellschaft zeichnet sich durch die Beendigung einer der größten Unternehmungen der Gesellschaft aus, nämlich des schwedisch-finnischen Handlexikons, das schon mehrere Jahre hindurch vorbereitet wurde, und dessen zweiter Theil im letzten Herbst die Presse verließ; es ist in 200 Exemplaren abgezogen worden und enthält 727 zweigespaltene Seiten, kostete der Gesellschaft nicht geringe Mühe und bedeutende Geldausgaben. Letztere belaufen sich für Redaction, Reinschrift und Korrektur auf 479 Rubel 70 Kopeken, für Druck und Papier auf 1195 Rub. 10 Kop., für das Heften 104 Rub. 60 Kop., in Summe auf 1779 Rub. 40 Kop. Allerdings ist dadurch die Kasse der Gesellschaft stark mitgenommen worden, doch hofft man, der durch das dringende Bedürfniß hervorgerufene, schnelle Absatz des Wörterbuchs werde bald die Auslagen decken. Mit diesem Lexikon ist der Communication beider Sprachen unter einander, wie sie in Finnland, sowohl in Rede als in Schrift, nöthig ist, eine neue Bahn gebrochen; und es ist zu hoffen, daß durch diesen leicht zugänglichen Vorrath an genuinen Wörtern die finnische Schriftsprache bedeutend an Reinheit und Reichthum der Ausdrücke gewinnen werde. Als die Arbeit beendet war, beschloß die Gesellschaft, dem Studiosus Europäus, welcher die Schluß-Redaction der zuvor ausgearbeiteten Handschriften geführt hatte, eine Gratification von 150 Rub. Silb. außer dem akkordirten Honorar hauptsächlich deshalb anzuweisen, weil diese Schluß-Redaction nach einem weiteren Plane ausgeführt wurde, als er vorher besprochen war. Der starke Absatz des Buches, fast in allen Landestheilen, scheint zu beweisen, daß es den Beifall des Publikums hat. Das vollständige Exemplar kostet 2 Rubel Silber.

Die andere Arbeit, welche die Gesellschaft im Laufe des Jahres veröffentlicht hat, nämlich „Suomen maan korkokartta" („Höhenkarte Finnlands") nach geschehenen Tiefen-Messungen der hauptsächlichsten Gewässer und der Höhen-Messungen bei der Gradmessung zwischen Hogland und Torneå im Jahre 1850 von dem Ober-Direktor Klas Wilhelm Gyldén gearbeitet, hat auch eine nicht geringe Bedeutung für die Kenntniß von Finnlands geographischer Beschaffenheit, und also des Vaterlandes überhaupt, und ist die erste Arbeit dieser Art für unser Land. Die Höhen über der Meeresfläche sind durch neun Farben-Nuancen bezeichnet, von welchen jede eine Höhe von hundert Fuß ausdrückt, und welche mit Farbendruck applizirt sind; die ganze aus sechs Blättern bestehende Karte ist in vierhundert Exemplaren lithographirt. Die Orthographie der finnischen Namen veranlaßte in dem kritischen Comité eine Revision der Karte, wobei sie mit einem Verzeichniß von hundertfünfundfunfzig Namen von Binnen-Seen versehen wurde. Sie kostet zwei Rubel Silber.

Studiosus E. Rudbäk hat im Laufe des Jahres im Auftrag der Gesellschaft die Redaction der finnischen Sagen vollendet, das Manuskript wurde von dem kritischen Comité gutgeheißen, und der Abdruck begann demnach vor kurzem. — Desgleichen ist ein Lehrbuch der sphärischen Trigonometrie („Pallo-kolmiomitanto") von dem Magister Joh. Henr. Ekblof in finnischer Handschrift der Gesellschaft eingesandt und zur Aufnahme in die Acta der Gesellschaft als zweites Heft seiner ebenen Trigonometrie („Tasannan kolmiomitanto") in 500 Exemplaren mit Figuren zugelassen, wenn auch bis jetzt noch nicht abgedruckt worden. — Der dreizehnte Jahrgang der Zeitschrift *Suomi* pro 1853 ist zum Theil zwar gedruckt, aber wegen unvorherzusehender Hindernisse noch nicht vollendet und dem Publikum übergeben.

Außerdem unterlagen der Kritik der Gesellschaft verschiedene derselben zugesandte Handschriften, nämlich: des Predigers Sarbäk Versuch eines finnischen Gesangbuchs, Herrn Westman's „Veterinäroppi" („Veterinärlehre"); für Beide hat das kritische Comité am 4. Mai 1853 den Druck auf Kosten der Gesellschaft widerrathen, — und Aufsätze, welche die Aufnahme in der Zeitschrift Suomi beansprachten, von Herrn Rancken, Kastellan-Adjunkt Bäckman („über Kurrikka-Filial") und dem Sprengels-Adjunkt Warelius („Beschreibung des Sprengels Tyrvis"), so wie eine Abhandlung über die kirchlichen Bewegungen im südlichen Oesterbotten; zuletzt ist auch ein Manuskript, „Kirkko oeisun neuvoja ja opetuksia" („Unterricht im Kirchengesange") von D. H. Kukkaſela bei dem kritischen Comité eingegangen. Ein Verzeichniß der nautischen technischen Ausdrücke in finnischer Sprache, zusammengestellt von dem verstorbenen Schiffer Elias Rauffi, hat die Gesellschaft acceptirt und mit zehn Rubel Silber honorirt.

Im Laufe des Jahres hat die Gesellschaft bedeutende Geschenke erhalten: so in der Jahressitzung am 16. März 1853 von der ehemaligen Savolaks-Karelischen Studenten-Abtheilung dreihundert Rubel baar, welche zu einer Reise-Unterstützung von funfzig Rubeln jährlich, so lange sie reichen, zum Sammeln von Runen und Sagen in Finnland, mit Bevorzugung der sie beansprachenden Studenten aus Savolaks und Karelen, angewandt werden sollen, und zweitausendundsechzig Bände der auf Kosten dieser Abtheilung edirten Schrift „Lukemisia Suomen kansan hyodyksi" („Lesebuch für das finnische Volk"); ferner vom Magister Lillanen 75 Rubel als Zuschuß zu der aus dem eben genannten Kapital dem Kandidaten Ahlquist gezahlten Reise-Unterstützung, um Runen zu sammeln; von einem Ungenannten 100 Rubel ohne bestimmte Angabe des Zweckes; vom Studiosus Järvinen eine in verschiedenen Gegenden von Satakunda gemachte handschriftliche Sammlung von 35 Sagen, 20 älteren und 9 neueren Gesängen, 25 Zauberrunen, 143 Räthseln, 140 seltenen Wörtern und 64 Redensarten; vom Studiosus Hahnsson eine schriftliche Sammlung von 6 Sagen, 56 Räthseln, 25 älteren und 4 neueren Gesängen, ebenfalls aus Satakunda. Die Sammlungen, welche Studiosus Oskar Petterson auf Kosten der Gesellschaft im Sommer 1852 in der Gegend von Kalajoki und Pyhäjoki veranstaltet hatte, sind in diesem Jahre eingegangen und belaufen sich, außer dem Reisebericht, auf 9 Sagen, 21 Zauberrunen, 3 neuere Gesänge und 16 Räthsel, woraus hervorgeht, daß die Aerndte diesmal nicht nach Wunsch ausgefallen. Für ein Geschenk von mehreren alten Handschriften, zum größten Theil Uebersetzungen mystisch-asketischer Bücher des siebzehnten Jahrhunderts ins Finnische, welche einige Bauerngutsbesitzer des Sprengels Lillkyro (bei Wasa) durch den Dr. Rancken eingesandt

---

Deutschen, die Bekanntschaft des eben so gefälligen als gebildeten Mannes zu machen. Anm. d. Eins.

*) Diese Dramen sind in Madrid bei Rios, Mentor, Cuesta ꝛc., in Barcelona bei Piferrer und Oliveres zu haben.

**) Vgl. Nr. 98 und Nr. 102 des „Magazins".

***) Aus dem Jahresbericht der Finnischen Literatur-Gesellschaft vom 16. März 1854.

hatten, wurde beschlossen, als Gegengabe einige Exemplare von der Gesellschaft edirter finnischer Bücher anzubieten.*)

Nach geschehener Kollekte wurde bestimmt, dem verstorbenen Professor Castrén, dessen erinnerungswerthe Wirksamkeit dem Streben der Gesellschaft parallel ging und nicht wenig deren Fortschritt beförderte, ein Denkmal zu setzen, und wurden zu solchem Zwecke 650 Rubel Silber bei der Gesellschaft deponirt, namentlich zu einer Marmorbüste und einem Grabstein von polirtem Granit; Rektor Snellman hat die Besorgung desselben übernommen. „So kömmt die Gesellschaft in den Fall, dem gegenwärtigen gebildeten Publikum und der Nachwelt ein würdiges Denkmal für den abgeschiedenen Wissenschaftsmann zu übergeben, ein Denkmal, wie das gegenwärtige Jahrhundert auf dem Wege der Subscription dem unvergeßlichen Porthan zu setzen beginnt,"**) dessen Name heute, 50 Jahre nach seinem Tode, mit einem Skål aufs neue dankbarlich und würdig geehrt werde."

Im Laufe des Jahres sind eilf ordentliche Mitglieder der Gesellschaft beigetreten.

Das vorhandene Bücherlager hat einen Bruttowerth von 10,745 Rubeln 89 Kopeken. — Die summarische Berechnung der Geldmittel der Gesellschaft während dieses Jahres ergiebt: Einnahme: Rest von 18½ 206 Rub. 86 Kop., verkaufte Bücher 825 Rub. 94 Kop., Mitgliedsbeiträge 69 Rub., Baargeschenke 475 Rub., andere Einnahmen 2 Rub. 62 Kop., zusammen 1579 Rub. 42 Kop.; Ausgaben: Druckkosten 836 Rub. 57 Kop., Heftung edirter Bücher 99 Rub. 50 Kop., Honorare 169 Rub. 25 Kop., für die Bibliothek 20 Rub. 20 Kop., andere Ausgaben 2 Rub. 45 Kop., zusammen 1127 Rub. 97 Kop.; Saldo in Kasse 451 Rub. 45 Kop. Der Fonds zum finnischen Lexikon hat in Kasse 485½ Rubel.

Die Bibliothek der finnischen literarischen Gesellschaft hat im Laufe des verflossenen Jahres sowohl von ausländischen und inländischen gelehrten Gesellschaften, als von einzelnen Personen eine Vermehrung von circa 150 Büchern und 50 Manuskripten erfahren,***) von des verstorbenen Professor Wallin's Erben hat die Gesellschaft außerdem ein werthvolles Buch, Deguignes' „allgemeine Geschichte der Hunnen und Türken", 2 Bände, erkauft. Die Sammlung von Antiquitäten und Münzen ist vergrößert worden durch einen alten finnischen Bogen und einige Steingeräthschaften, so wie 7 Stück Münzen und Medaillen,†) von verschiedenen Gebern.

Bei dem angestellten Skrutinium wurden für das beginnende Jahr erwählt: zum Wortführenden Professor El. Lönnrot,*) zum Vice-Wortführenden Professor Joh. Jak. Tengström, zum Secretair der Bibliotheks-Amanuensis Fr. Gabr. Elmgren, zum Schatzmeister Magister Aug. Schauman, zum Bibliothekar Magister Rob. Renvall, zu Mitgliedern des kritischen Comité: Prof. extraordin. M. Alexander, Adjunkt Dr. Er. Al. Ingman, Magister P. Tikkanen, Magister Fr. Polén und Kandidat Aug. Ahlquist; zu Revidenten der Kasse, des Bücherlagers und der Bibliothek Magister Leinberg und Renvall.

Mannigfaltiges.

— Ueber eine geologische Arbeit von Sir Roderid Murchison, welche der Verfasser als einer ihrer Korrespondenten der französischen Akademie der Wissenschaften unter dem Titel: „Siluria" zugeschickt hat, stattet Herr Elie de Beaumont folgenden Bericht ab: In diesem etwa fünfhundert Seiten füllenden Werke, das eine schöne geologische Karte, sechsundvreißig Tafeln lithographirter Fossilien und eine große Menge in den Text eingeschalteter Holzschnitte enthält, hat der Verfasser in gedrängter Kürze die Quintessenz aller der von ihm selbst und auch einiger von anderen Geologen verfaßten Werke nicht blos über die Kieselschicht, sondern auch über die anderen — Ueberreste vorsündfluthlicher lebender Wesen enthaltender — Erdschichten sowohl Englands als auch aller anderen Länder, wo dieselben untersucht worden sind, gegeben. Er giebt also eine Uebersicht — so vollständig, wie man sie gegenwärtig nur geben kann — über die Geschichte der Erde in allen ihren früheren Perioden, von denen sich organische Ueberreste erhalten haben. Eine ganz besondere Sorgfalt hat Murchison auf die Darstellung der im Laufe dieser Perioden der Geschichte der Erde zum Vorschein gekommenen Formen des Lebens verwendet. In einem eigenen Kapitel, welches als besonders anziehend zu bezeichnen ist, behandelt Murchison die ursprüngliche Entstehung des Goldes und seine später erfolgende Vertheilung über verschiedene Gegenden der Erdoberfläche. Der Schluß dieses Kapitels lautet folgendermaßen: „Zuletzt sei es mir erlaubt, die Ansicht auszusprechen, daß die Furcht, es könne der Werth des Goldes im Verhältniß zu dem des Silbers bedeutend herabsinken (eine Furcht, die sich vielleicht auch schon mancher meiner Leser bemächtigt hat) in den Ergebnissen, welche die wissenschaftliche Erforschung der Erdkruste darbietet, keine Grundlage hat. Von den edlen Metallen ist das Gold das in seiner ursprünglichen Vertheilung bei weitem am meisten beschränkte. Das Silber und das silberhaltige Blei dagegen sind in so reichlichem Maße in der Tiefe, im Innern der Gesteine, verbreitet, daß man wohl überzeugt sein darf, sie werden dem geschickten Bergbebauer lange Zeit hindurch eine ungeheure Ausbeute, und zwar in dem Maße, geben, als bessere mechanische Apparate und neue Erfindungen die Schwierigkeiten der unterirdischen Arbeiten vermindern werden."*) Man kann wirklich daran zweifeln, ob die Quantitäten von Gold oder Silber, die man in den unseren Vätern unbekannten Gegenden gewinnen wird, mehr als genügend sein werden, für die Bedürfnisse einer so ungeheuer stark vermehrten Bevölkerung und unseres Handels und Luxus, die nicht aufhören, sich zu steigern; aber es ist dies keine geologische Frage; ich wollte nur einfach sagen, daß die Vorsehung von Anfang an das Werthverhältniß dieser beiden Metalle festgestellt zu haben scheint, und daß dieses Werthverhältniß, welches so viele Jahrhunderte hindurch dasselbe geblieben, alle neuen Theorieen überleben wird. Die moderne Wissenschaft widerlegt nicht, sondern bestätigt vielmehr die Wahrheit jenes Ausspruchs des Patriarchen Hiob, der darauf hindeutet, daß das eine der beiden Metalle massenweise in der Tiefe der Erde, das andere fein vertheilt auf der Oberfläche der Erde zu finden sei. „Sicherlich giebt es eine Ader für das Silber.... Einen Staub von Gold hat die Erde."

---

*) Außerdem liefen als lexikalischer Beitrag ein: 36 Redensarten, gesammelt vom Studiosus Edvin Avellan in der Gegend von Bjorneborg.

**) Am 3. April 1834 zeigte der Wortführer der Gesellschaft an, daß das Comité zur Herbeischaffung eines Denkmals auf Porthan's Grabe zusammengetreten sei, die Gemeinde von Åbo mittelst Schreibens an den Domprobst Gumen um Zulassung solchen Denkmals, das General-Gouvernement aber um Zulassung einer Subscription zu solchem Zwecke ersucht habe.

***) Unter ihnen bemerken wir für Bibliographen: eine esthnische Bibel, Reval, 1773; ein finnisches Gesang- und Evangelienbuch, Stockholm, 1638 (selten); eine schwedische Bibel, Upsala, 1541; „Bronologia teologico-historica", Stockholm, 1721; „Bellum grammaticale", Aboae, 1669; „Esthnische Volkslieder", Urschrift und Uebersetzung von Neus, Reval, 1852; „Grammatik der esthnischen Sprache", von Eduard Ahrens, Reval, 1853; „Grammatik nebst Wörterbuch der syriänischen Sprache" (russisch), von Paul Sawaitow, Petersburg, 1850; „Kleinere Beiträge zur finnischen Mythologie", vom Akademiker Schiefner; „Zur Sampo-Mythe im finnischen Epos", von demselben; „Cantilenarum selectiorum editio nova a Joh. Lindell", 1776; „Die Personen- und Familien-Namen", eine sprachliche Untersuchung von Aug. Friedrich Pott, Leipzig, 1853; „Von des finnischen Volkes ehemaliger heidnischer Taufe und dessen Taufnamen" (schwed.), Helsingfors, 1853; „Abhandlungen über die Geschichte Finnlands", Theil 5 u. 6 (schwed.), Stockholm, 1852 und 1853; „Natales academiae Aboensis" (von Verelius), Åbo, 1648; „Scriptores rerum Suecicarum medii aevi", ed. E. M. Fant, T. C. Upsala, 1818; „Schefferi Lapponia illustrata; de litteris historicis et geographicis Fennorum usque ad 1722", a J. O. J. Ranchen, Helsingfors, 1851; „Leben des Feldmarschalls Jakob Keith" (schwed.), von K. F. Pauli, Stockholm, 1761; „Rede über Reb. Henr. Rehbinder", von J. G. Linsén, Helsingfors, 1842 (schwedisch): „Oratio funebris in obitum G. Chr. Alani", a M. Miltopaeo, Aboae, 1664; „Rede am Grabe des Admirals Hermann Fleming", von Magn. Pontinus (schwed.), Stockholm, 1674; „Oratio funebris in memoriam Henrici Hassel", a Henr. Gabr. Porthan Aboae, 1778; „Leichenrede über Johannis Gezelius", von A. Hasselquist (schwed), Åbo, 1690; „Protocoller hållne i krigscollegium rörande Anjala förbundet, Stockholm, 1789; „Eines schwedischen Offiziers Reisetagebuch", Åbo, 1789; Karten der Seeschlacht bei Reval am 2. Mai 1790, der Schlacht bei Narva am 20. November 1700, der Seeschlacht bei Hangöudd am 27. Juli 1714; Plan der Stadt Lowisa von C. W. Gyldén; „Beschreibung der Königreiche Schweden und Gothen, Großfürstentuum Finnland u. s. w.", Ulm, 1647; „Der revidirten esthländischen Ritter- und Landrechte", I. Buch, Reval, 1852; „Die Herren von Lode und deren Güter", von J. Paucker, Dorpat, 1852; „Der Güterbesitz in Esthland zur Zeit der Dänenherrschaft", herausgegeben von demselben, Dorpat, 1852; „Verhandlungen der gelehrten esthnischen Gesellschaft", Band 2, Heft 4, Dorpat, 1852; „Archiv für Geschichte Liv-, Esth- und Kurlands", herausgegeben von Bunge und Paucker, Band 7, Heft 2, Reval, 1853; „Die Philosophie unserer Zeit und die positiven Wissenschaften", Rede von C. D. von Madai, Dorpat, 1853. — Unter den Handschriften: Eine finnische Uebersetzung eines Theils des Cornelius Nepos, vom Hofgerichts-Auskultant Sam. Gust. Bergh; „Ein schwedisch-finnisches Wörterbuch", ungefähr 1740 zusammengestellt von Claudius Hedman.

†) Unter ihnen: eine Medaille von Kupfer mit der Inschrift: „Academia ad Auram novis incrementis aucta, Anno 1811"; eine Tapferkeitsmedaille von Silber, zur Erinnerung an die Schlacht von Porosalmi.

*) Welcher laut Beschluß der Gesellschaft vom 4. Januar 1834 bei seinem Eintritt in die Stadt im Namen der Gesellschaft zu seinem neuen Wirkungskreise bewillkommnet werden war. Ein Bericht über Lönnrot's Anrede am 14. Februar 1834 findet sich deutsch aus dem „Helsingforser Morgenblatt", 1834 Nr. 15, in der deutschen „Petersburger Zeitung" d. J., Nr. 43; die ganze Rede ist im Litteraturblad abgedruckt S. 328—338.

**) Der neueste Bericht des Obersten Lloyd, des Gesandten der Königin von Großbritannien in Bolivia, der königlichen geographischen Gesellschaft durch Vermittelung des Prinzen Albert mitgetheilt, zeigt, in welch ungeheurem Maße gegenwärtig aus den Minen von Copiapo und aus anderen Minen Süd-Amerika's Silber gewonnen werden kann. Hierdurch hat die Ansicht, die sich Herr von Humboldt längst aufgedrängt hatte, ihre Bestätigung gefunden.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 1 Thlr. 5 Sgr., wofür das Blatt in Berlin versendet und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 23, und beim Expediteur Neumann, Mittelstraße Nr. 23), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 105. Berlin, Sonnabend den 2. September 1834.

Italien.

Italiänische Zustände.

Pläne der Moderirten.

Es ist aus Zeitungen und Schriften über Italien hinlänglich bekannt, wie die Umsturzpartei dort die absolute Herrschaft der Kirche nach dem verunglückten offenen Krieg jetzt an einer anderen viel empfindlicheren, nämlich der kirchlichen Seite angreift, wie sie Haß und Mißtrauen gegen das Priesterthum und die kirchlichen Ceremonien auszustreuen und das Volk durch kirchenfeindliche Traktätchen zu bearbeiten sucht, um sich für einen künftigen Krieg den mächtigen Bundesgenossen des Unglaubens und der Zuchtlosigkeit zu verschaffen; Wege der Verzweiflung, die durch schauderhafte Abgründe führen, die nur die Verzweiflung angeben und die Verzweiflung befolgen kann. Mißachtung und Zweifel gegen die katholische Lehre, Haß gegen die privilegirte Priesterkaste führt noch nicht zum Protestantismus, wohl aber zu den irreligiösen Erscheinungen der ersten französischen Revolution. Auf der anderen Seite ist die Partei der Sanfedisten und ihrer Helfer und Rathgeber in ihrer Verblendung nur immer besorgt, diesen Weg der Verzweiflung als den einzig gangbaren allein offen zu halten, jede Konzession, welche Vernunft und Gerechtigkeit verlangt, standhaft zu verweigern und jede wohlmeinende Regierung zu stürzen. So ist der schlimme Umstand eingetreten, daß die Umsturzpartei im Kirchenstaat, wenn auch nicht moralisch und politisch, doch logisch berechtigt ist, weil sie Veränderungen verlangt, deren Nothwendigkeit von allen billigen und vernünftigen Menschen längst anerkannt ist, weil sie auf jede Art aus einem Zustand heraustreten will, der nach dem Ausspruch aller civilisirten Völker, ja, nach der ausdrücklichen Erklärung der Großmächte unerträglich ist. Wenn bei der beharrlichen Verweigerung des Rechts die Opposition immer giftiger geworden ist, wenn elende Aufwiegler sich der Bewegung bemächtigt haben, die Revolutionen immer blutiger geworden sind, wenn der Standpunkt des Rechts ganz verrückt wurde und zuletzt Verbrechen zur Erlangung des Ziels heraufbeschworen wurden, so trägt die Verantwortung dieser entsetzlichen Zustände weniger die Opposition, als die Reaction, die durch fremde Hülfe immer wieder zur Macht gelangt und dann nichts Besseres zu thun weiß, als Angriffe zu rächen, statt Uebel zu mindern.

Dieser Kreislauf von Revolutionen und Rachekriegen, der bereits seit funfzig Jahren im Gange ist, wird die merkwürdige Naturkraft des italiänischen Volkes bald erschöpft haben, und es ist allerdings zu verwundern, daß er nicht schon längst viel tiefer gesunken ist. Allein schon ziehen alle Vorläufer des Kommunismus in die Hütten des bisher noch unverdorbenen Volkes der abgelegenen Provinzen ein, während die oberen privilegirten Schichten in den Fehler der Verweichlichung, Schlaffheit und des asiatischen Despotismus verfallen. Daß bei der Fortsetzung des bisherigen Systems die innere Haltbarkeit des Staats verschwindet, daß der revolutionaire Geist zuletzt eine Gestalt annehmen kann, welche die Kanonen der Bundesgenossen nicht mehr treffen können, daß dann der Kirchenstaat den Freunden in völliger Auflösung durch die Finger fallen und die römische Frage ein sehr widerliches Nachspiel der orientalischen werden kann, ist nicht schwer zu sehen und wird von allen Männern der wirklichen Ordnung längst mit Sorgen vorausgesehen. Dem Kirchenstaat fehlt nur die kommerzielle Wichtigkeit der Türkei, um jetzt schon den diplomatischen Künsten zu erliegen. Hat sich ja schon Gregor XVI. 1833 unter den Schutz der Großmächte gestellt und sich von ihnen den Besitz seines Staates gegenüber seinen eigenen Unterthanen garantiren lassen. Jetzt ist er faktisch von den Truppen zweier Mächte besetzt, Spanien hat einen großen Theil an der Eroberung nehmen wollen, Neapel macht jetzt auch Ansprüche an die Besetzung, und Frankreich spricht von einer gleichmäßigen Besetzung durch italiänische und fremde Truppen. Es wird im Kirchenstaat mit Gewalt eine Verfassung aufrecht erhalten, mit welcher, wie jede der erhaltenden Regierungen überzeugt ist, kein Staat bestehen kann. Wenn hier nicht Aussichten auf eine etwaige künftige Theilung oder alleinige Besitzergreifung eines abgestorbenen Landes im Hintergrund liegen, so ist nicht abzusehen, warum nicht durch wiederholte Vorstellungen und im Nothfall durch Gewalt einem Zustand ein Ende gemacht wird, der die Ruhe Italiens und auch Europa's fortwährend gefährdet. Die bisher angewendete Gewalt hat die unerträglichen Zustände nur befestigt, sie hat die Revolutionen, politischen Verbrechen und Mordthaten nicht beseitigt, aber die Lage der Finanzen sehr verschlimmert.

Veränderungen wünscht also die ganze Masse derer, welche einmal nur halb entwickeltes politisches Bewußtsein haben. Aber Veränderungen sind noch nicht immer Verbesserungen. Ein großer Fortschritt ist es, daß der bessere Theil der Nation weniger mehr auf äußere Zufälle, auf äußere Anregung und Hülfe hofft und davon das ganze Heil erwartet, sondern zu der Ueberzeugung gekommen ist, daß man selbst Hand anlegen müsse, daß dies aber nicht durch Gewalt geschehen müsse, sondern durch Ueberzeugung und Kenntniß, besonders durch Erforschung der Wurzel aller der Uebel, die im Kirchenstaat zum allerkleinsten Theil dem Papst zur Last fallen. Neben den vielen Parteien, die aus Unverstand, phantastischen Ansprüchen oder ruchlosem Egoismus alles Bestehende umstürzen wollen, macht sich in Italien die Partei der Gemäßigten immer mehr geltend, die, an das Bestehende als an etwas Sicheres, die Gewohnheiten und Sitten nicht Verletzendes anknüpfend, auf dem Wege der Reformen hinlenken wollen. Die jetzigen Zustände Italiens, die Stufe, auf welcher der größte Theil des Volkes steht, sind allerdings meist von der traurigsten Art; aber an diesen Zuständen haben Jahrhunderte gearbeitet, und darunter manche Zeiten, auf welche viele Italiäner noch jetzt mit Stolz blicken. Bis in das graue Mittelalter reicht die Legung des festen und unverrückten Grundes, der noch jetzt die kirchlichen und politischen Verhältnisse trägt. Einen weniger alten, aber immer noch in das Mittelalter reichenden Ursprung haben die genau abgesteckten Formen, nach denen damals alles wissenschaftliche, bürgerliche, politische und kirchliche Leben geregelt wurde. Daß andere Zeiten andere Formen verlangen, daß aber in Mittel-Italien Viele noch die alten, aller Lebensfähigkeit baaren Formen als Norm und Gesetz unverrückt beibehalten wollen, darin liegt der Grund des Konflikts zwischen den Vertretern beider Zeiten. Daß diejenigen Staaten, welche die verschiedenen Formen des Lebens den verschiedenen Entwickelungsstufen ungestört anpassen konnten, in den meisten Hinsichten Italien jetzt weit vorausgeschritten sind, das ist der Grund des Unmuths, der Ungeduld und Hast, welche selbst bessere Parteien, als die Mazzinisten, verleiteten, nach Revolutionen statt nach langsamen Reformen zu greifen. Wer die innere Geschichte Italiens besser als oberflächlich kennt, wird begreifen, wie viel Ruhe und Besonnenheit nicht nur der Italiäner bedarf, um aus dem Chaos von Wünschen, Bedürfnissen und Zwecken ein einigermaßen haltbares Ganze vorzubereiten, sondern auch wie viele Jahre stiller Wirksamkeit, Mühe und Opfer dazu gehören, um das Volk aus der geistigen Lethargie wieder zu dem sittlichen und religiösen Bewußtsein, der einzigen Bedingung wahrer Reformen, zu erheben.

Die Hauptsache ist, daß die Uebel und ihre inneren Gründe erkannt werden, und dies hat sich die gemäßigte Partei der Reformisten zur Aufgabe gemacht. Während auf der einen Seite die edelsten Männer sich mit der Verbesserung der Volkserziehung beschäftigen, sucht man anderwärts nach Formen, in welchen das staatliche Leben seine Zwecke erreichen und dem Volke eine freie Entwickelung seiner geistigen und materiellen Kräfte bieten kann. Der Staat, welcher durch seine seit Jahrhunderten festgekittete Einrichtung unter allen Staaten der Erde die meiste Schwierigkeit für eine gedeihliche Organisation bietet, ist unstreitig der Kirchenstaat. Er war daher schon öfter der Gegenstand des Nachdenkens der Gelehrten wie der Diplomaten. Wenn dort die Kirche den Staat in sich aufgehen ließ, die Päpste ein Ländergebiet zu erwerben suchten, nur um der Kirche die Unabhängigkeit gegenüber den weltlichen Fürsten zu sichern, so waren Zweck und Mittel in den Zeiten der Willkür und rohen Gewalt ganz gut, sind aber jetzt ein beschwerliches Fußeisen, wenn die Weisheit fehlt, um die totale Veränderung der Zeiten zu begreifen. Die Staaten haben sich meist konsolidirt, sich einen lebendigen Organismus zu geben versucht, der eine stetige Entwickelung erlaubt, und sie nehmen natürlich das religiöse und kirchliche Element als Hauptbestandtheil immer mehr in ihren Zweck auf. Dadurch wird die Stellung des Kirchenstaats und

selbst des Oberhaupts der Kirche eine wesentlich andere. Der Staat hat nicht mehr den Zwecken der Kirche zu dienen, die anderweitig gesichert sind, sondern er verlangt einen selbständigen Zweck und ein selbständiges Leben. Daß dieses Verlangen begründet und keine leere Träumerei sei, beweisen die jetzigen Zustände hinlänglich, und die Reformvorschläge, welche die europäischen Mächte der römischen Regierung in ihrem Memorandum vom Jahre 1831 gaben, sind zum eigenen Unglück unbefolgt geblieben. Sie verlangten eine Verfassung, welche in diesem sonderbaren Organismus die Rechte der Kirche und der Staatsbürger zugleich wahrte. Die Verblendung, welche die Nützlichkeit dieser Vorschläge verkennen ließ und die aus der abgeschlossenen und klösterlichen Erziehung der Prälaten erklärlich ist, stürzte das Land unter dem friedliebendsten Papst in eine permanente Revolution.

Man kann aber sagen, daß das Memorandum von 1831 eine neue Epoche in der Geschichte des Kirchenstaats bezeichnet. Es wurde die Grundlage, worauf die Partei der Gemäßigten ihre Wirksamkeit, ihre Pläne und Hoffnungen baute. In den letzten Jahren von Gregor's Regierung lichteten und konzentrirten sich die Ansichten dieser Moderirten unter förmlichen Programmen, und nun wurden sie eine Partei, während sie vorher in ihrer Unbestimmtheit nur die fördernden oder hemmenden Bestandtheile der mehr oder weniger revolutionairen Parteien waren. Sie sind nun eine Macht, die selbst keine Revolutionen erregt, die aber nothwendig befriedigt werden muß, wenn nicht immerwährende Revolutionen sein sollen. Sie haben die Billigkeit, Gerechtigkeit, das dringendste Bedürfniß, die Einstimmung fremder Regierungen und besonders die ganze civilisirte öffentliche Meinung für sich. Als die Regierung wechselte und damit eine gänzliche Veränderung des Systems in Aussicht stand, entwickelten sie eine außerordentliche literarische Thätigkeit und waren unermüdlich in Belehrung und Vorschlägen zur befriedigenden Lösung der Widersprüche alter und neuer Zeit. Man ging leider in der Praxis von allen Seiten zu rasch, die Regierung bestand aus vor- und rückwärtsziehenden Elementen, das Volk verlor den Zweck und sein Glück aus den Augen, um einem Phantom in der Lombardei nachzujagen, und so war in einem Jahre der ganze Traum zerstört. Die Zustände sind wieder die früheren. Die Italiäner sind äußerlich keinen Schritt weiter, wohl aber in vieler Hinsicht zurückgekommen und müssen auf dem Reformweg wieder von vorn anfangen. Deswegen erhalten aber gerade die Schriften der gemäßigten Partei, die zum Theil in dem Revolutionssturm weniger Beachtung fanden, jetzt ihren Werth. Wenn die eigentliche Revolutions-Literatur mit ihren Schilderungen der Pläne, Zwecke und Kämpfe der Parteien, des gegenseitigen Betrugs und der Auflösung eine Art ernster Mahnung und Warnung vor künftigen Träumen und Täuschungen enthält, so ist die Literatur der Moderirten eine Grundlage, worauf künftig allein ein dauerhaftes Gebäude errichtet werden kann. Sie beschäftigen sich natürlich mit der aufdringlichsten und für Italien wichtigsten Lebensfrage, der Regelung des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat. Was aber ihren Bestrebungen den Werth giebt und endlich den Sieg verschaffen muß, wenn keine Revolution mehr in den Weg tritt, ist, daß sie dabei von dem Interesse der Religion und Moral geleitet werden.

Einer derselben, Galeotti, hebt mit Recht als das Grundübel das Ereigniß in der Geschichte des Papstthums hervor, das mehr als alle äußere Gewalt den allmäligen Verfall des Kirchenstaats seit dem funfzehnten Jahrhundert herbeigeführt hat und jede schon von mehreren Päpsten angestrebte politische Reform vereitelt. Dies ist der Vertrag, welchen Eugen IV. mit den Kardinälen beschworen hat und der als die Magna Charta der Kardinäle betrachtet werden kann. Vorher hatte das Sacro Collegio keine gesetzlich anerkannte politische Existenz, keine Grundgesetze, die seine Rechte und Privilegien schützten, keine Garantieen gegen willkürliche Beschränkungen von Seiten der Päpste. Durch jenen Vertrag wurden sie aus einer Versammlung von Räthen ein Kollegium von Souverainen, das neben dem Papst, außerhalb des Gebiets der päpstlichen Macht, sehr oft über dem Papst und bei allen Reformversuchen dem Papst gegenüberstand. Die hierher gehörigen Hauptsätze dieses Vertrags sind: Der Papst kann ohne Einstimmung der Mehrheit der Kardinäle den Sitz der Kurie nicht außerhalb Roms verlegen. Die Kardinäle haben das Recht, ihre Meinung dem Papst frei vorzutragen. Der Papst darf der Person und den Gütern der Kardinäle keine Gewalt anthun, noch anthun lassen, noch in ihrem Verhalten irgend eine Veränderung anbefehlen ohne die Einstimmung der Majorität der Kardinäle. Der Papst darf die Güter der Kardinäle, Prälaten und anderer Personen des Hofs bei deren Tode auf keinerlei Art in Besitz nehmen, noch nehmen lassen, sondern diese behalten die freie Verfügung über dieselben. Der Papst empfängt die Huldigungen aller Beamten des Kirchenstaats nicht blos für sich, sondern in gleicher Weise für die Kardinäle, so daß bei der Vakanz des Stuhls der ganze Kirchenstaat dem Befehl der Kardinäle unterworfen ist. Der Papst überläßt den Kardinälen die Hälfte aller Kirchen-Einkünfte. Ohne die Einstimmung der Majorität der Kardinäle darf der Papst kein Vikariat im Kirchenstaat errichten, Krieg oder Alliancen mit weltlichen Fürsten beschließen, neue Steuern auferlegen, noch den Fürsten Konzessionen gegen die Freiheit und die Güter und das Einkommen der Kirche machen. Bei allen Bullen und apostolischen Breven, zu deren Inhalt die Einstimmung der Kardinäle gesetzlich erforderlich ist, muß diese Einstimmung nicht nur erwähnt, sondern auch durch die Unterschrift der Kardinäle bestätigt werden.

Es ist unschwer, einzusehen, zu welchen Mißbräuchen dieser Vertrag und die dadurch verbürgte absolute Souverainetät und Unverantwortlichkeit der Kardinäle führen kann, und wie auf der anderen Seite die großherzigsten Pläne, die edelsten Absichten der Päpste im Keim erstickt werden können, wie überhaupt irgend eine Regierung mit einer solchen Verfassung eine reine Unmöglichkeit ist. Die Geschichte des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts hat das Erstere genug bewiesen, das Letztere beweist der traurige Verfall des Kirchenstaats, die Vereitelung aller Reformbestrebungen im vorigen Jahrhundert, unter Consalvi und bis in die jüngsten Tage, die unnatürliche und unwürdige Stellung, in welche die Kirche durch den Konflikt mit dem Staat und des letzteren fast unheilbare Lage gerathen ist, die Gefahr, welche dadurch der Religion und Moral droht.

Aus dieser Verfassung, einer Art Oligarchie mit souverainen Kardinälen an der Spitze und einer ausschließlich geistlichen Regierung, wie sie sich bis in die neueste Zeit immer bestimmter ausgebildet hat, lassen sich, nur in Bezug auf das System, mehrere Uebelstände ableiten, die jetzt auf dem Staat lasten und ihn zu keiner Ruhe kommen lassen.

1) Verantwortlichkeit der Minister und übrigen Regierungsbeamten ist im römischen Staat unmöglich. Rom ist eine Republik, in welcher sich jeder Höhere als absoluten Herrn in seinem Fach betrachtet. Die Kardinäle sollten nach dem Vertrag mit Eugen IV. nur als Kollegium Alles sein, aber Nichts als Individuen. In der Praxis ist das Gegentheil geschehen. Das Ansehen des Kollegiums hat sich in dem Maß verringert, als die Macht der einzelnen Kardinäle wuchs. An dieser Macht scheiterten alle Reformversuche Consalvi's. Man weiß, wie der Kardinal Mattei die Edikte jenes Staatssecretairs in Velletri von seinen eigenen Sbirren abreißen ließ. Die Kardinäle können nach Belieben Gesetze aufheben oder verändern. Albani konnte gegen das Organisationsedikt von 1831 den Kommunalrath in Cesena und Forli ab- und willkürlich einen anderen einsetzen. Das Schlimmste aber ist, daß die Kardinäle, sobald sie an die Spitze einer Verwaltung gelangen, wovon sie nichts verstehen, sich mit sogenannten Uditori versehen, d. h. eigentlichen Beamten, welche die ganze Verwaltung in Jener Namen besorgen. Diese Uditori können geschickt oder unfähig, schlecht oder gewissenhaft sein, sie haben keine Verantwortung, können niemals die höhere Stelle desjenigen erhalten, dem sie ihr ganzes Wissen und ihre Arbeit opfern, haben keine bestimmten Emolumente, keine Liebe zu ihrem Posten, kein Gefühl der Würde ihrer Regierung, kein Bedürfniß des öffentlichen Beifalls. Bei einem solchen System sind Insubordination, Immoralität und unordentliche Verwaltung ganz natürliche Fehler. Die Uditori und deren Unterbeamte benutzen die Macht ihres Patrons, um sich ein eigenes Vermögen zu gründen. Daher das in Rom sprüchwörtliche Favoritensystem, die Monopolien, die rasch sich erhebenden ungeheuren Reichthümer Einzelner, während die Kassen des Staats und der Unterthanen immer leerer werden. In diesem ganzen Netz von Beamten, die sich gegenseitig halten, vertheidigen und befördern müssen, ist keine Rechenschaft der Verwaltung zu erlangen. Leo XII., der dem Unfug durch eine Aufsichtskommission abhelfen wollte, erregte Tumulte, veranlaßte das Spionirsystem, machte viele gefährliche Unzufriedene, ohne zu seinem Ziel zu kommen. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Philarète Chasles' „Deutsche Studien".

III. Das Englische und sein Verhältniß zum Deutschen.

(Schluß.)

Die deutschen Nuancirungen sind abgeleitete Wörter, welche den Sinn verändern; die englischen sind Synonyma und Variationen, welche Stärke oder Schwäche ausdrücken, — Sittlichkeit oder Laster, — Tiefe oder Oberfläche. Alles, was Stärke, Tugend, Tiefe ist, liefert die germanische Wurzel. Schwäche, Weichlichkeit, äußerer Schmuck und Frivolität werden aus der romanischen Sprache entnommen. Die übersinnlichen Wörter, die Kunstausdrücke, die Bezeichnungen, die aus einer vorgerückten Civilisation hervorgegangen sind, gehören zur neulateinischen Sprache; die Ausdrücke des Rechts, der Chirurgie, der Chemie, der Physik, der Astronomie vereinigen sich hier und bilden ein ungeheures Ganze. Diese fremden Wörter, welche der gesellige Fortschritt nothwendig machte, haben sich immer der ursprünglichen alten Sprache assimilirt.

So sind zwei entgegengesetzte Mundarten aus einer und derselben Quelle gesprudelt.

Die englischen Vorsilben, Beugungen und Endungen sind aus dem Deutschen: das germanische thum (dom), uuter (under), über (over), niß (ness), lich (like), schaft (ship), los (less), heit (hood) herrschen über die englische Sprache, verfügen über die anderen Wörter, regieren diese Vasallen und erlauben ihnen nicht, die lateinische oder normannische Regel zu befolgen. Die Endung hood, die im Englischen so gebräuchlich ist (widowhood, livelihood, brotherhood), stammt von einem gothischen Wort, welches die Deutschen selbst nicht mehr gebrauchen. Im alten Deutschen bedeutet das Wort Heit (im Angel-Sächsischen hod) „Person". Die metrische Uebersetzung des „Credo", von Hickes veröffentlicht, enthält diese Worte: „Ne the *Hodes* oht mengende" („Neither the persons aught confounding", „nec personas ullum in modum permiscendo"). Der bayerische Dialekt allein hat „Hait" beibehalten im Sinne von „situation". Der bayerische Bauer spricht vom guten Zustand, „gute Hait", und vom schlechten Befinden, „schlechte Hait", seiner Familie und seiner Angelegenheiten. Der Hochdeutsche wendet heit nur noch als Endsylbe in der Zusammensetzung von Wörtern an und verleiht ihm genau die Bedeutung, welche die Lateiner ihrer Endung tas geben (libertas), im Griechischen tes.

Da heit also den Zustand einer Sache bezeichnet, so bedienen sich die Deutschen des „Mensch", um daraus „Menschheit" zu machen; mit „Faul" machen sie „Faulheit", und so tausend ähnliche Wörter. Diese Art der Bildung ist von den Deutschen auf die Engländer übergegangen; Letztere haben heit in head und hood umgewandelt; daher godhead (Gottheit), maidenhood, priesthood, manhood &c. Diesen germanischen Wörtern stellen sich synonyme, aus dem Lateinischen entlehnte gegenüber, welche ein schwächeres Aequivalent, gleichsam eine verziertere, blassere Schattirung bieten. Neben godhead sieht man „divinity" (divinitas); neben maidenhood „virginity" (virginitas); neben priesthood „sacerdoce" (sacerdotium); neben manhood „humanity" (humanitas). Von den beiden Schattirungen besitzt die gothische mehr Energie und Natürlichkeit, während auf Seite des Lateinischen metaphysische Feinheit und civilisirter Scharfsinn sich befinden. Jeder Engländer, der das Wort godhead aussprechen hört, erkennt darin die Macht, divinity dagegen ist ihm ein verwischter, zweideutiger Ausdruck; der doctor of divinity ist ein bloßer Doktor der Theologie. Humanity bezeichnet entweder die Masse der Menschen als einen Sammelbegriff genommen, oder das Mitgefühl des Menschen für die Menschen; es ist ein philosophisches Wort von didaktischer und ciceronischer Kälte; manhood dagegen bezeichnet die männliche Seele in einem männlichen Körper, die Seele, welche ihre Kraft der Gewalt des Schicksals entgegensetzt. Grausame und energische Menschen könnten sehr wohl zu einem sanften und schwachen Menschen sagen: „We have enough of your humanity; recall your manhood"; „wir haben genug von Eurer Menschlichkeit, ruft Eure Mannheit wach." Das Wort virility, ein anderes Synonym, besteht im Englischen neben den beiden Ausdrücken humanity und manhood; es bezeichnet spezieller den Unterschied des Geschlechtes und ist weder mit dem Einen noch mit dem Anderen zu verwechseln.

Dies sind die starken Schattirungen der englischen Sprache; charakteristische, positive, dem praktischen Leben eines politischen und Handelsvolkes angehörende Schattirungen. Nachdem sie das Zusammensetzen der Worte nach römischer Ordnung, die verbindende Pracht und Schönheit des Deutschen verloren, nachdem sie ihre üppige Fruchtbarkeit nach allen Seiten hin, so zu sagen, ausgeästet und beschnitten, indem sie ihrem Fortpflanzungsvermögen Gränzen setzte, ist die englische Sprache heutzutage unfähig geworden, in einem einzigen Worte jenen poetischen Wiederschein und die verschiedenen Spiele der Phantasie zu vereinigen, welche die deutsche Sprache darin anhäuft und harmonisch verbindet; gleichwohl ist jene Sprache, zum Ersatz in ihrer nüchternen Energie, die ausdrucks- und eindrucksvollste der neueren Sprachen geblieben. Sie besitzt eine starke und eine schwache, eine rauhe und eine sanfte Wortform. Der englische Schriftsteller schlägt nach seinem Belieben die Saite an, welche er ertönen lassen will: feeling, shaft, limb, work, reward, gewaltige Wörter, sind germanisch; sentiment, dart, member, labour, recompense, zierliche und harmonische Wörter, sind romanisch. Volksthümliche Sprüchwörter, ein Ruf aus voller Seele, der Ausdruck der Beredtsamkeit bleiben germanisch. Cordial ist ein anmuthiger Ausdruck; hearty ist das Wort des Herzens; hospitality ist feierlich und gemessen; welcome ist naiv und volksthümlich.

Das Englische ist also eher eine verdoppelte, als eine zwiefache Sprache zu nennen: es ist ein Sachse mit römischen Waffen.

Führen wir eine sonderbare Probe aus dem englischen Glossarium an: die Worte amour paternel können im Lateinischen nur durch paternus amor wiedergegeben werden, im Deutschen durch väterliche Liebe, und so in allen anderen europäischen Sprachen, paterno amore u. s. w. Indeß ist die Zärtlichkeit, die ein wahrhafter Vater auf sein Kind überträgt, nicht mit der lebhaften Anhänglichkeit identisch, welche sich der väterlichen Liebe nähert, aber sie nicht ersetzt. Die Engländer haben für diese beiden Bezeichnungen zwei Wörter, deren Abstufungen unterschiedlich sind: fatherly (für father like) „einem Vater ähnlich", und paternal von dem lateinischen paternus. „He had for his pupil a fatherly love." „Er hatte für seinen Schüler eine Liebe, gleich der eines Vaters." „His paternal sorrow would not subside." „Sein Vaterschmerz vermochte nicht, sich zu legen." In dem ersten Satze handelt es sich um die „eines Vaters würdige Liebe", in dem zweiten ist es der Schmerz eines wahrhaften Vaters.

Die sächsische Sprache ist das Nothwendige, die normannische das Ueberflüssige. Das Englische ist die Hierarchie in der persönlichen Unabhängigkeit. Diese Sprache hat die Kraft aller ihrer ursprünglichen Elemente beibehalten, indem sie sich wohl hütete, ihnen einen gleichen Werth beizumessen. Es ist die Sprache der Freiheit, nicht der Gleichheit. Sie nimmt Alles auf und vermischt Nichts. Sie empfängt das französische Wort „fleurette", „flirtation", und läßt es in der Vorhölle; während das Wort flower, fleur (flos), zum gewöhnlichen Gebrauch dient; das bewunderungswürdige bloom bezeichnet allein die Lebendigkeit des Saftes, den Glanz der Farben und den berauschenden Duft. Das ist das germanische Wort.

Nicht allein das Englische und Französische haben sich nie vereinigt und vermengt, sondern auch das Lateinische, Griechische, das moderne Französisch, das Italiänische, Spanische, alle romanischen gebildeten und gelehrten Sprachen sind, so zu sagen, um die germanische Grundlage gekreist und gewirbelt. Sie hat sich mit diesen Irrlichtern umgeben, wie mit einem flüchtigen und äußeren Zierrat; niemals hat sie sie sich gleich gemacht. Mit einem Worte, das gegenwärtige Englisch ist nach zwölf Jahrhunderten noch so germanisch, wie das Französische von heute lateinisch ist. Eine unzerstörbare Anhänglichkeit kettet uns an unseren römischen, immer noch lebenden, immer noch herrschenden Ursprung. England würde noch Tausende von Schriftstellern hervorbringen und nicht aufhören, in Seele, Gedanken, Wort und Geist sächsisch zu sein. Es ist es durch die Wortbildung, durch Innigkeit des Mechanismus, d. h. durch jenen wesentlichen Centraltheil, der alle äußeren Veränderungen überlebt.

Es ist dem ursprünglichen germanischen Geiste treu, welcher in der Geschichte keinen lebhafteren und vollständigeren Ausdruck gefunden hat, als in der sogenannten angelsächsischen Epoche, während welcher die schwach gewordene römische Civilisation durch eine spezielle, zugleich christliche und germanische Civilisation ersetzt wurde, welche die Sachsen in Großbritannien einführten. Zum Glück für den Geschichtschreiber hat der bei diesen Völkern erbliche Geist der Mittheilsamkeit die alten Volkslieder und Chroniken der Angelsachsen erhalten, und wir können diesen mit dem gothischen verbrüderten Dialekt in den Werken König Alfred's und des Mönches Ceadmon, wie in jenem schönen, dänisch-englischen, „Beowulf" betitelten Gedicht studiren.

Die englische Sprache wäre ohne die harte Arbeit, welcher sie die germanischen Elemente unterworfen hat, für das Werk der thätigen Civilisation und der Handelseroberungen untauglich gewesen, die das Volk vollbringen sollte. Unter den germanischen Mundarten kennzeichnet den Charakter des Gothischen harmonische Fülle, den des Isländischen energische Vereinigung, den des Dänischen geordnete Solidität, den des Schwedischen wohlklingende Biegsamkeit, den des Deutschen metaphysische Ausdehnung. Das Englische wurde eine vorzüglich praktische Sprache, hörte aber darum nicht auf, poetisch zu sein; Ideal und Wirklichkeit berühren sich in einem äußersten Punkte. Der Engländer gab seinen Verben sechs zukünftige Zeitformen (I shall, will, can, may, must, need), während die alten Germanen von Wittekind, unvorsichtig, wie die Barbaren, nicht eine einzige hatten; das Englische unterdrückte unnütze Abänderungen, verlor gern seine Abstufungen, machte seine Grammatik elementar und fast nackt, bediente sich der Beugungen und Fürwörter mit äußerster Freiheit und Leichtigkeit, kehrte sich weder an künstliche Systeme, noch an verhältnißmäßige Zierlichkeit, schritt eiligst zum Werke, zum Nutzen, zum Nothwendigen, zur Praktik; hörte auf, homogen zu sein, verlor an Regelmäßigkeit, was es an Kraft gewann, und nahm selten Zusammensetzungen an und, so zu sagen, „Anheilung" der Wurzeln, eine gelehrte, geistige und unfruchtbare Arbeit — hütete indessen sorgfältig die bezeichnenden Schattirungen, das weiche und das harte th, eine Unterscheidung, welche die Deutschen verloren haben, die verschiedenen näheren Bestimmungen, wie ive und ing (sportive, sporting), und wurde endlich, indem es dem Italiänischen, dem Spanischen, dem Französischen (das unter Ludwig XIV. diese beiden Sprachen entthront hatte) ihren bewährten hundertjährigen Ruhm ließ, für das neunzehnte Jahrhundert das thätigste Werkzeug der materiellen Civilisation, welche die neue Welt mit sich führt.

Die Kaiserlich Leopoldino-Karolinische Akademie der Naturforscher in Paris.

Es mag allerdings auffallen, von dieser ältesten deutschen Akademie, welche durch ihren Präsidenten, den gelehrten Botaniker, Nees

image
not
available

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 15 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 22½ Sgr. und vierteljährlich 1 Thlr. 11½ Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 56, und beim Expedit. Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 106. Berlin, Dienstag den 5. September 1854.

England.

Arthur Schopenhauer,
ein in England gerühmter deutscher Philosoph der Gegenwart.*)

Die deutsche Philosophie seit Kant, insbesondere die Hegelsche, hat im Auslande bisher noch nicht die allgemeine Anerkennung gefunden, die eine Philosophie, welche — wenn auch nicht in ihrer gesammten Ausführung, so doch wenigstens in ihrem Grundprinzip und in den Grundzügen ihrer methodisch-systematischen Ausführung — absolut-vernünftig zu sein sich bewußt ist, nothwendig für sich beanspruchen muß. Und es hat den Anschein, als wenn auch die Hoffnung, es werde in Zukunft die Universalherrschaft der Hegelschen Philosophie eine Wirklichkeit werden, mehr und mehr ihren Grund und Boden verliere, da die Opposition gegen diese Philosophie auch in ihrer deutschen Heimat immer mehr um sich greift, immer entschiedener und siegesgewisser auftritt, ja, auch schon Solche zu den Ihrn zählt, die vielleicht vor kurzem noch es für absolut unmöglich erklärt haben, daß der philosophirende Menschengeist über Hegel hinaus noch einen wesentlichen Fortschritt machen könne. Einer der Wortführer dieser Opposition glaubt auch schon den neuen Herrscher im Reiche der philosophischen Gedanken der Welt proklamiren zu können: Arthur Schopenhauer soll es sein, ein deutscher philosophischer Schriftsteller, welcher bereits im Jahre 1819 sein System — ein System, welches Dr. Frauenstädt als das „bedeutendste seit Kant" bezeichnet — der Oeffentlichkeit übergeben, trotzdem aber bis vor kurzem in Deutschland sogar Solchen, die, wie Dr. Frauenstädt, gewiß ein sehr reges Interesse für alle irgend bedeutenden Erscheinungen im Gebiet der Philosophie haben, ganz unbekannt geblieben. Dr. Frauenstädt hat so eben „Briefe über die Schopenhauersche Philosophie" veröffentlicht, durch welche wir, der in der Vorrede gegebenen Versicherung zufolge, nicht blos über die eigentliche Bedeutung und den wahren Sinn der Schopenhauerschen Lehre völlig ins Klare kommen, sondern auch von ihrer Superiorität über die gesammte nachkantsche Philosophie überzeugt werden sollen. Seinen „Briefen" hat der Verfasser einen Artikel der Westminster Review (Aprilheft 1853) in einer der „Vossischen Zeitung" entnommenen deutschen Uebersetzung vorangeschickt. In diesem Artikel wird die Schopenhauersche Philosophie in ihren Grundzügen dargelegt und — wenn auch nicht in Bezug auf die Lehre selbst, so doch wenigstens in Bezug auf die Methode ihres Lehrers hoch über alle andere deutsche Philosophie seit Kant gestellt. Die Westminster Review rühmt Schopenhauer als „einen der genialsten und lesenswerthesten Schriftsteller der Welt, der, groß als Theoretiker, von universellster Bildung, unerschöpflich in Erläuterungen, mit erschreckender Logik unerbittlich im Ziehen von Schlußfolgerungen, dazu noch die für Alle außer den Getroffenen höchst unterhaltende Eigenschaft besitzt, die schwachen Seiten seiner Gegner auf eine furchtbare und unwiderstehliche Weise zu treffen." Einen deutschen Philosophen, dem ein im Gebiete der Wissenschaft und Literatur in England eine so bedeutende und einflußreiche Stellung einnehmendes Organ eine solche Anerkennung, ein so enthusiastisches Lob, eine so dringende Empfehlung zu Theil werden läßt, werden wir in diesen der Literatur des Auslandes gewidmeten Blättern unseren Lesern vorführen können, ohne den Vorwurf befürchten zu dürfen, wir verlören den Zweck dieser Blätter aus dem Auge.

Außer den „Briefen" Frauenstädt's liegt uns noch eine andere Darstellung der Schopenhauerschen Philosophie vor — in einer uns zufällig so eben zugekommenen, sehr empfehlenswerthen „Geschichte der neueren Philosophie in populären Vorträgen von G. Weigelt."**)

Diese Darstellung, in Beziehung auf Ausführlichkeit, Vollständigkeit und Gründlichkeit der Frauenstädtschen weit nachstehend, läßt den wesentlichen Kern der Schopenhauerschen Philosophie und ihr Verhältniß zu Kant und Fichte recht klar und deutlich hervortreten. Auf Grund der uns vorliegenden Darstellungen geben wir nun im Folgenden unseren Lesern den wesentlichen Gedanken-Inhalt der höchst originellen und, wie es scheint, jetzt — so lange nach ihrer ersten Erscheinung — einflußreich werdenden Schopenhauerschen Philosophie.*)

„Die Welt ist meine Vorstellung" — so eröffnet unser Philosoph sein unter dem Titel „Die Welt als Wille und Vorstellung" erschienenes Hauptwerk.**) Ist der Mensch sich dieser Wahrheit bewußt geworden, so ist die philosophische Besonnenheit bei ihm eingetreten. Die Welt ist für den Menschen als erkennenden nur insofern da, als er sie vorstellt, und ist für ihn nur so da, wie er sie vorstellt. Vorstellung aber oder eine vorgestellte kann die Welt nicht sein ohne ein vorstellendes Bewußtsein. In jeder Vorstellung ist immer Beides zugleich enthalten: ein Subjekt, welches vorstellt oder erkennt, und ein Objekt, welches vorgestellt oder erkannt wird. Subjekt und Objekt sind nur in Beziehung auf einander Etwas. Darum ist der Idealismus, der aus dem Geist, dem bloßen Subjekt des Erkennens, das Objekt, die erkannte Welt, herleiten will, eben so unvernünftig und unhaltbar, wie der Materialismus, der aus dem bloßen Objekt, der Materie, das Subjekt, den Geist, erklären will. Die Vorstellung der Welt kömmt nicht, wie man gewöhnlich annimmt, durch die Sinne allein zu Stande, da die Sinne nichts weiter liefern, als Affectionen der Nerven, dumpfe Empfindungen, die an und für sich über unser leibliches Selbst nicht hinausreichen. Die Vorstellung einer Außenwelt kann ohne eine Thätigkeit, welche die dumpf empfundenen Nervenaffectionen als Wirkungen nimmt und als solche auf draußen liegende Ursachen zurückführt, nicht zu Stande kommen. Diese Thätigkeit des Gehirns ist — der Verstand. Der Verstand bildet aus dem Material der Empfindungen, welches die Sinne ihm liefern, einzig und allein dadurch, daß er die Empfindungen auf Ursachen zurückführt, die Vorstellung aller Dinge und der ganzen Welt als einer in Raum und Zeit vorhandenen Außenwelt. Die von uns als außerhalb geschauten Dinge (Gegenstände) sind fürs erste nur unsere Anschauungen oder Vorstellungen und als solche unmittelbar wahrgenommen, weshalb eine Sonderung dessen, was den Sinnen und was dem Verstande zuzuschreiben ist, nur durch eine hinterdrein angestellte Betrachtung des Hergangs möglich ist. Die Sinne täuschen nicht; aber sind die Sinne abnorm, so geben sie dem Verstande ein mangelhaftes Material, und dann entsteht nicht der Irrthum, sondern der Schein. Das von dem Verstande richtig Erkannte oder Erschlossene ist das Reale. „Nur dem durch Vernünfteln verschrobenen Geist kann es einfallen, über die Realität der Welt zu streiten", und die sonderbare Frage aufzustellen, was denn nun, ganz abgesehen von unserer Anschauung, an und für sich die Dinge seien; ihr Wirken auf uns ist ihre Wirklichkeit; was sie uns sind, das sind sie in Wirklichkeit. Der Verstand ist schon auf der niedrigsten Stufe des Thierlebens thätig; er vermittelt dem geringsten Wurm eine Außenwelt, sei dieselbe auch nur eine form- und tonlose, und macht ihm die Bewegung, das Kriechen nach der Nahrung und das Ergreifen derselben, möglich. Mit der vollkommener werdenden Ausbildung des Gehirns und der Sinnesorgane wird auch die Welt mannigfaltiger, an Objekten reicher, bis ihre Vorstellung im Menschen den uns bekannten höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht. Immer aber ist es dieselbe Thätigkeit des Verstandes, die wir im Wurm sich regen sehen, die das Kind verführt, nach dem Monde zu greifen, die einen Leverrier vom Dasein eines nicht gesehenen Planeten überzeugt. Alle Thätigkeit des Verstandes läßt sich auf diese Eine, von Wirkungen auf Ursachen und von Ursachen auf Wirkungen fortzugehen, zurückführen. Eine Vielheit von Denkgesetzen anzunehmen, wie Kant, der

*) Briefe über die Schopenhauersche Philosophie von Dr. Julius Frauenstädt. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1854.

**) Erste Hälfte: Immanuel Kant. Johann Gottlieb Fichte. Friedrich Heinrich Jakobi. Arthur Schopenhauer. Hamburg, Otto Meißner. 1854.

*) Wir können diese Ansicht unseres Herrn Referenten nach dem, was er selbst über die Schopenhauersche Philosophie mittheilt, nicht theilen. Eine Philosophie, die in dem „Willen", welcher der gesammten Erscheinungswelt zum Grunde liegt, Nichts als ein grund- und zwecklose, blind waltendes Fatum erkennt, hat keine Aussicht, eine einflußreiche Verbreitung zu gewinnen. D. R.

**) Es wird für viele unserer Leser von Interesse sein, wenn wir ihnen die sämmtlichen bisher erschienenen Schriften Schopenhauer's aufzählen; es sind folgende: 1) „Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde" (Rudolstadt, 1813; zweite sehr vermehrte Ausgabe. Frankfurt, 1847); 2) „Die Welt als Wille und Vorstellung" (Leipzig, 1819; zweite um das Doppelte vermehrte Ausgabe: ebend., 1844); 3) „Vom Willen in der Natur" (Frankfurt, 1833); 4) „Die beiden Grundprobleme der Ethik" (Frankfurt, 1841); 5) „Parerga und Paralipomena" (2 Bde. Berlin, A. W. Hayn, 1851).

den Verstand nach den bekannten zwölf Kategorieen operiren läßt, ist überflüssig und unwissenschaftlich; es giebt für die Thätigkeit des Verstandes nur Ein Gesetz: das der Kausalität; der Verstand ist ganz und gar Eins mit diesem Gesetz; er ist das sich bethätigende Gesetz der Kausalität. Dieses Gesetz kann nicht von außen in unser Bewußtsein gekommen sein, da es allem Bewußtsein zu Grunde liegt; es geht, wie die Anschauungsformen Raum und Zeit, aller Erfahrung voran; es macht zusammen mit diesen alle Erfahrung erst möglich.

Der allen sensibeln Wesen (Thieren) gemeinsame Verstand ist immer nur in Bezug auf gegenwärtig daseiende Sinneseindrücke in Thätigkeit: die Erkenntniß des Verstandes ist eine anschauliche oder intuitive, an den Moment gebundene, mit den Sinnesempfindungen kommende und mit ihnen auch wieder vorübergehende, und darum sehr beschränkte. Der Mensch vervollkommnet diese Erkenntniß, indem er sie erweitert. Er bildet aus den Anschauungen gleichartiger einzelner Dinge (z. B. Oder, Weichsel, Elbe) allgemeine Vorstellungen, deren jede (z. B. der Fluß) eine Menge einzelner Dinge (der genannten und aller anderen Flüsse) umfaßt. Solche allgemeine Vorstellungen sind das, was man Begriffe nennt. Die Gehirnthätigkeit, welche Begriffe bildet, mit einander verbindet und aus den verbundenen neue herleitet, ist — die Vernunft, durch welche der Mensch sich vom Thier unterscheidet und auf welche sich Alles zurückführen läßt, wodurch der Mensch sich über das Thier erhebt und vor ihm auszeichnet, wie Sprache, Wissenschaft, Kunst, Religion, planmäßiges Handeln, Staatsleben, Erfindungen, Selbstbeherrschung, Sittlichkeit, Leben in Beziehung auf Vergangenheit und Zukunft, aber auch aller Irrthum (allerlei Hirngespinnst, d. i. Erzeugniß der von der anschaulichen Verstandeserkenntniß losgerissenen Vernunftthätigkeit) und alle Sünde und all das unsägliche aus beiden hervorgehende Leiden und Uebel, ferner der Verdruß über Vergangenes und die Sorge und Angst um die Zukunft, die Furcht vor dem Tode u. dgl. m.

Die Vermittlerin zwischen dem Verstande und der Vernunft ist die Urtheilskraft als diejenige Thätigkeit, welche die Welt der Anschauung und die Welt der Begriffe in Beziehung zu einander setzt, indem sie entweder (als reflektirende) zu einer gegebenen Anschauung den entsprechenden Begriff, oder (als subsumirende) zu einem gegebenen Begriff die entsprechende Anschauung (das passende Beispiel) zu finden sucht. Die Urtheilskraft ist die eigentliche Schöpferin aller echten Kunst, Wissenschaft, Politik, Lebensweisheit u. s. w. Eine Vernunft-Erkenntniß, für welche ein Entsprechendes in der Welt der anschaulichen Verstandeserkenntniß nicht nachzuweisen ist, schwebt in Nichts, ist unwahr und unwissenschaftlich. „Die Vernunft-Erkenntniß gleicht einer Zettelbank, die, wenn sie solide sein soll, Kontanten in Kasse haben muß, um erforderlichenfalls alle Noten einlösen zu können.“ Die Vernunftbegriffe haben ihren großen, aber auch allen ihren Werth darin, daß durch sie der Stoff der Erkenntniß leichter zu handhaben, zu ordnen, zu übersehen ist; nie aber geben sie der Erkenntniß einen reellen neuen Inhalt. Ewig wahr bleibt der Ausspruch des Aristoteles: „Nichts ist in der (wirklichen) Erkenntniß, was nicht vorher in den Sinnen gewesen wäre.“*)

Die Philosophie kann demnach, als echte Wissenschaft, nur die Aufgabe haben: die Welt, dieselbe wirkliche Welt, die auch für die (intellektuelle) Anschauung da ist, in Begriffen wiederzugeben; sie hat in Beziehung auf die Welt im Ganzen nicht auf die Fragen, woher oder wozu, sondern nur auf die Frage, was dieselbe sei (wie auch schon die Kunst und Poesie in Beziehung auf das Besondere in der Welt) zu antworten. Der Grundirrthum des historischen, kosmogonischen, nach dem Woher und dem Wozu der Welt fragenden Philosophirens ist der, daß es das Gesetz der Kausalität und die Anschauungsformen der Zeit und des Raumes, die nur für die Dinge und die Erscheinungen in der Welt gelten, ohne Weiteres auf die Welt selbst anwendet. (Fortsetzung folgt.)

*) Daß es neben der Verstandes- und Vernunft-Erkenntniß auch noch eine Erkenntniß der Seele giebt, die eben so überzeugend ist, als jene, ist freilich mehr, als unsere auf bloßer Verstandes- und Vernunft-Erkenntniß beruhende Philosophie sich träumen läßt. D. R.

Italien.

Italiänische Zustände.

Pläne der Moderirten.

(Schluß.)

Fernere Uebelstände, die aus der jetzigen römischen Verfassung entspringen, sind:

2) Niedriger Stand des Klerus in der Kenntniß der Lebensverhältnisse und deren Bedingungen, eine Folge der Erziehung und des Klosterzwangs. Das bürgerliche Leben, das durch die Wissenschaften in stetem Wechsel, in lebendiger Erneuerung erhalten wird, wird den Geistlichen immer fremder, der mächtige Einfluß der Wissenschaften auf die ganze menschliche Entwickelung immer unbegreiflicher, ohne dieses Begreifen und Aufnehmen der Zeit und ihrer Fortschritte und Bedürfnisse ist aber die Regierung eines modernen europäischen Staats eine reine Unmöglichkeit. Wir erinnern nur an die Staatsökonomie, die in Rom noch eine unbekannte Wissenschaft ist.

3) Vermengung der geistlichen Gewalt mit der weltlichen, äußerlicher Zwang in Gewissenssachen und bürgerliche peinliche Strafen bei Vergehen gegen die Religion und die kirchlichen Gebräuche. Die Inquisition ist freilich kein Werkzeug der Rache und Grausamkeit mehr, aber sie besteht doch noch immer und erzeugt Mißtrauen, Angeberei und Verrath, die bis in das Heiligthum der Familien eindringen und die öffentliche Sicherheit und Ruhe des Staats gefährden. Einen eben so mächtigen Einfluß haben die Bischöfe auf alle Handlungen des bürgerlichen Lebens dadurch, daß sie dieselben mit dem Seelenheil der Unterthanen in Verbindung zu bringen wissen. Die Folge davon ist gänzliche Lähmung der Munizipalfreiheit, lästige Aufsicht nicht über die Sitten, sondern auch über das geringste Treiben der Bürger, despotische Leitung des Unterrichts, unwürdiges Spionirsystem. Jeder Bischof hat sein Tribunal, vor welches auch Laien gezogen werden; aber er kann die Geistlichen und alle Dinge, die sich mit der Kirche in irgend eine Beziehung bringen lassen, den bürgerlichen Gesetzen und Gerichten entziehen. Dieses System kann mit gehöriger Sophistik bis zur Widersetzlichkeit und Anarchie getrieben und z. B. Steuern, die der Papst auferlegt, von den Kardinälen geradezu verweigert werden, weil der Papst solche Verordnungen nur als weltlicher Fürst giebt und als solcher unter der Kirche steht.

4) Die Laien sind gänzlich von der Regierung ausgeschlossen. Dies geschah gerade zu einer Zeit, wo fast alle Völker strebten, einigen Antheil an der Regierung zu haben. Es ist der Hauptgegenstand der gerechten Klagen und der Hauptgrund der häufigen Empörungen. Es verletzt die Eigenliebe des Volks durch die Unfähigkeit derer, die es regieren. Es verletzt die Nationalwürde, denn der Papst und alle regierenden Kardinäle können Fremde sein, die meisten sind es. Dies ist bei Geistlichen, die keine Familie, keine Zukunft, kein Interesse in dem fremden Lande haben, viel schlimmer, als bei Laien. Es widerstreitet aber auch den Grundbedürfnissen des Volkes, denn es hemmt alle Bewegung, Entwickelung, Fortschritt im intellektuellen, moralischen, bürgerlichen und politischen Leben.

5) Veränderlichkeit der Regierung. Der Papst wird meistens in hohem Alter gewählt. Dies bringt der festen unveränderlichen Kirche keinen Nachtheil, ist aber für den Staat bei der kurzen Regierungsdauer und den häufigen Widersprüchen der Nachfolger ein großes Unglück. Alle Menschen werden mehr oder weniger von ihrem Privatvortheil geleitet. In den anderen Staaten sind aber die Minister aus dem Volke hervorgegangen, ihr Privatvortheil ist mit dem öffentlichen verknüpft, nicht nur für die gegenwärtige Zeit, sondern, vermittelst ihrer Familien auch für die vergangenen durch Traditionen und für die zukünftige durch Aussichten. Ganz anders ist es bei der geistlichen Herrschaft. Jedes Pontifikat mit seinen Ministern und Beamten ist ein isolirtes System für sich, das weder Vorgänger noch Nachfolger hat. Alle Pläne und Handlungen der Regierung beziehen sich auf ein Maß, und dieses Maß ist die wahrscheinliche Lebensdauer des Papstes. Zu dem schon angegebenen und hierauf gegründeten Bestreben aller Beamten, sich in möglichst kurzer Zeit ein möglichst großes Vermögen zu machen, kömmt noch eine andere Triebfeder ihrer Handlungen, welche die Staatsmaschine noch mehr hemmt. Der einzige Ring, der ein Pontifikat an das andere knüpft, ist die Furcht vor einer Zukunft, die Niemand voraussehen kann. Die Minister und Beamten also, die nicht nur ihre Stellen behalten, sondern auch zu höheren aufsteigen wollen, müssen nicht nur die äußerste Rücksicht auf diejenigen nehmen, die im gegenwärtigen Pontifikat die Macht in Händen haben, sondern auch auf die, welche im künftigen die Herrscher sein könnten. Da aber im Kirchenstaat die höchsten Stellen allen Geistlichen offen stehen und Niemand in der Zukunft eines Geistlichen lesen kann, so läßt sich denken, wie vielerlei Rücksichten in der ganzen Verwaltung sich durchkreuzen und an der Kraft des Landes zehren. (Azeglio, „Ultimi casi della Romagna“.) Die einzigen Interessen, welche blühen und dauern, sind die der höheren Geistlichen, denn sie haben allein eine Zukunft, und man kann sagen, ihre Zukunft ist sogar sicherer als die des ganzen Staates. Sie selbst sind aber meist Ausländer, die durch Rom ihr Glück gemacht haben, deren Interesse aber in keiner Hinsicht mit der des Staates und des Volkes zusammengeht. Diese also, die eigentlich außerhalb des Staates stehen, sind die einzige Macht im Staat. Sie regieren durch die tausend Werkzeuge der Willkür, fesseln den Papst und sind seine gefährlichsten Feinde, sobald er ihren Interessen entgegenhandelt.

Nach diesen wenigen Anführungen, die sich nur auf das System beziehen, und denen viel schrecklichere, von Persönlichkeiten herrührende Mißbräuche hinzugefügt werden könnten, bedarf es freilich keines Beweises, daß Reformen nothwendig und in kürzester Zeit eintreten müssen

Die Partei der Moderirten, die sich in ihren Schriften anfangs ziemlich im Allgemeinen hielt und mehr auf günstige Ereignisse hoffte, trat, mit Azeglio an der Spitze, bestimmter und kühner hervor, stellte die kläglichen Zustände vor den Richterstuhl der öffentlichen Meinung, und da die Ueberzeugung für Reformen einmal gewonnen war, so mehrten sich die Vorschläge zur friedlichen Ausführung derselben. Ueber manche Sätze ist man nach langen und sehr bestimmten Erfahrungen einig, daß eine Regierung von Geistlichen nie der öffentlichen Meinung und den Erfordernissen der Zeit nachgeben wird; daß sie, durch die Zeit und das allgemeine Unglück des Volkes jedes inneren Halts beraubt, sich fortwährend auf zwei verhaßte Gewalten stützen und diese mit dem finanziellen Ruin des Landes bezahlen muß, die Schweizer Söldner und die fremden Armeen; daß sie jede Verbesserung als Rebellion oder Sakrilegium betrachtet; daß das einzige Rettungsmittel der Antheil des Volkes an der Regierung ist. Auch der in Italien sehr geachtete Marchese Cino Capponi („Sullo attuali condizioni dello stato romano") erinnert an die Zeit, wo der Papst sein weltliches Fürstenthum erhielt, die Laien ausschließlich den Staat regierten und die Kirche sich nicht darum bekümmerte. Er kömmt bis zu dem Vorschlag, zu dem am Ende Jeder kommen muß, dem Papst die Leitung der kirchlichen Dinge in der katholischen Welt zu überlassen, die Regierung des Kirchenstaats aber eingebornen Laien zu geben. Ja, er meint zuletzt, der Papst solle sich auf Rom beschränken und alles Weltliche ganz aufgeben und die katholischen Fürsten ihm eine seiner Würde angemessene jährliche Summe aussetzen.

Unter denen, die sich Rettungsvorschläge angelegen sein lassen, tritt Galeotti („Della Sovranità e del governo temporale dei Papi") am bestimmtesten und ausführlichsten hervor. Wir übergehen die von ihm vorausgesandte Kritik der meisten von verschiedenen Parteien vorgeschlagenen Systeme, deren Ausführung zum Theil daran scheitert, daß sie nur auf Träume und Hoffnungen gegründet sind. Gegen das System Derer, die eine Constitution mit zwei Kammern nach dem Muster anderer Länder vorschlagen, entgegnet der Verfasser, daß erstens die Macht des Papstes dadurch beengt und abhangig würde, der Papst aber absoluter Souverain bleiben müsse, um den moralischen und kirchlichen Einfluß auf andere Staaten ausüben zu können; besonders aber zweitens, daß das Kardinalkollegium nicht in eine Pairskammer verwandelt werden könne, ohne ihm die Souverainetät zu rauben, die es durch den Vertrag mit Eugen IV. besitzt und behalten muß, weil bei der Vakanz des heiligen Stuhls die Erhaltung und Regierung des Kirchenstaats sein Amt ist. Das bekannte Memorandum aber der Gesandten der fünf Großmächte, welches Munizipal- und Provinzialverwaltung durch das Volk, allgemeine Zulassung der Laien zu den Verwaltungs- und Gerichtsstellen vorschlug, scheiterte an den Intriguen der Curialisten und Monopolisten, besonders daran, daß die Kardinäle zum Besten des Staats einen Theil ihrer Souverainetät opfern mußten.

Es bleibt also immer die Stellung der Kardinäle, die vor allen Dingen mit jedem neuen Verfassungsplan zu versöhnen wäre, und das Problem ist nach dem Verfasser dieses: eine Art Säcularisation zu finden, welche die unabhängige Souverainetät des Papstes und des Kardinalkollegiums wahrt, den Reformen Dauer, der Regierung Einigkeit giebt, das Laien-Element in die Regierung aufnimmt und eine rechtliche Beziehung zwischen der Regierung und den Regierten festsetzt. Er schlägt vor: 1) Gemeinderäthe, vom Volk gewählt, mit einem von der Regierung gewählten Gonfaloniere an der Seite, welche, wie in anderen Ländern, das materielle und moralische Wohl der Gemeinde zu schützen und zu fördern hätten; 2) Provinzialräthe, von der Regierung aus der Zahl der von der Gemeinde Vorgeschlagenen gewählt, deren Amt die Verwaltung der Provinzen, die Aufsicht über die Gemeindeverwaltungen und die Schlichtung der Konflikte zwischen Gemeinderäthen und Regierung wäre; 3) der Generalrath, aus den von den Provinzialräthen Vorgeschlagenen von der Regierung ernannt, zu welchem Alle aus den höheren Klassen gewählt werden können; außer der höheren Instanz in Verwaltungs- und Regierungssachen der Gemeinden und Provinzen gehörte zu seinem Amt noch die Entgegennahme und Prüfung der Petitionen, der Regierungsakte, der Gesetze und des Rechenschaftsberichts und die Darlegung der Bedürfnisse des Staats vor die Augen der Regierung; 4) die Centralcongregation, einen berathenden Senat, auf Lebenszeit von der Regierung gewählt, bestehend aus Laien unter dem Vorsitz des Kardinal-Staatssecretairs. Sie wäre ein Verbindungsglied zwischen der Regierung und dem Volk, das oberste Verwaltungstribunal, hätte den Rechenschaftsbericht über die Finanzen und die Gesetzesvorlagen nach den Plänen der Regierung auszuarbeiten, dagegen bei der Regierung über die Petitionen und Remonstrationen des Generalraths zu referiren.

Der Verfasser verspricht sich außerordentliche Resultate von der Befolgung dieses Systems für die Ruhe und Zufriedenheit des römischen Staats. Wenn es übrigens im Wesentlichen dem Memorandum der Gesandten fast auf ein Haar gleicht, so setzt sich seiner Ausführung auch dieselbe Schwierigkeit entgegen, der Widerwille der Kardinäle, ihre absolute Souverainetät zu opfern. Einige andere Zweifel weiß Galeotti leichter aufzuklären. Um das römische Patrizlat mit seinen Reformen zu versöhnen, schlägt er demselben vor, sich analog der Gemeinde-Ordnung zu organisiren, sich um die oberen Staatsstellen zu bewerben, als Corporation eine gewisse konservative Macht neben der Fortschrittsmacht der bürgerlichen Corporation zu bilden. Um den Papst in Hinsicht auf die Finanzen ganz unabhängig zu machen, giebt er den Rath, demselben ein Patrimonio papale auszusetzen, das von einer nur vom Papst und Kardinalkollegium abhängigen Kammer verwaltet werde, unantastbar und unbesteuerbar wäre. Damit endlich die außerordentlich großen Bedürfnisse der katholischen Kirche den kleinen Staat, der sie jetzt allein statt der gesammten Christenheit befriedigen muß, nicht ganz erdrücken, schlägt er, obgleich er von seinen Reformen eine solche Blüthe des Staats verspricht, daß dieser die Last tragen könne und mit Vergnügen tragen werde (!), dennoch eine allgemeine Steuer auf das ganze katholische Europa vor.

Es bleibt immer noch die schwierige Frage, die gleich im Anfang gedroht hat, von der die ganze Reform abhängt, die nach jedem Kapitel des Buchs sich wie ein drohendes Gespenst entgegengestellt hat: wie, wenn aber die Kardinäle ihre Einstimmung in die Reformen verweigern, wenn sie ihre individuelle Souverainetät zur Rettung des Staats nicht opfern wollen? Der Verfasser hat diese Frage, die er selbst den gordischen Knoten nennt, bei jedem Paragraphen zurückgeschoben, bis sie ihm jetzt am Ende mit ihrem ganzen Gewicht seinen durchdachten Plan zu zertrümmern droht, und er, an der Gränze seiner Pietät angelangt, nichts Anderes mehr zu thun weiß, als den Knoten zu zerhauen. „Man nehme", sagt er, „den Kardinälen als Individuen jede politische Autorität und bekleide damit das ganze Kollegium als Corporation, in welcher zugleich mit dem Papst die Souverainetät der Kirche repräsentirt ist. So erhalten die Kardinäle als Beamte nicht eine eigene Autorität, sondern nur eine von der höchsten Gewalt abhängige. Es ist hier kein Mittelweg. Entweder die Kardinäle verzichten auf die weltlichen Aemter, oder übernehmen diese nur unter Verantwortlichkeit." Das Mittel, sie zu dieser Entsagung zu bewegen, lag außerhalb der Gränze des Buchs. Aber der Verfasser giebt sich mit echt italiänischer Gläubigkeit der Hoffnung hin, die Kardinäle würden von selbst so vernünftig und patriotisch sein. „Das heil. Kollegium, angetrieben von denselben Tugenden, die ihm die Huldigung der öffentlichen Meinung verschafft haben, überzeugt von der schwierigen Lage der Zeiten, unterstützt von dem Rath der italiänischen Fürsten, ermuthigt durch die heißen Wünsche aller ehrlichen Männer wird der Welt das imponirende, großartige, nie gesehene Beispiel eines ehrwürdigen Senats geben, der zum Wohl der Kirche und des Staats freiwillig auf einen Theil seiner Autorität verzichtet."

Das Buch ist unter den Eindrücken des ersten Jahres der Regierung Pius' IX. geschrieben. Es sind seitdem viele Täuschungen und Enttäuschungen über Rom hingegangen. Aber Eines ist fest und nach allen Revolutionen und Restaurationen unverrückt und mit gleicher Stärke geblieben: die allgemeine Ueberzeugung von der dringenden Nothwendigkeit einer Reform in dem römischen Staatsleben. Je weiter die Frage hinausgeschoben wird, desto verwickelter wird sie, desto gefährlicher die geringste Veränderung, weil desto lockerer das Band zwischen Regierung und Regierten. Es läßt sich freilich nicht bestimmen, wie viel Unglück Italien erspart worden wäre, wenn das Memorandum von 1831 mit mehr Kraft in Ausführung gebracht wurde. Aber man sollte doch wahrlich nicht warten, bis das Ansehen und die Würde der Kirche blos durch eine durchaus fehlerhafte Einrichtung des Staats noch mehr untergraben wäre. Was im römischen Staat gesündigt wird, schadet der Religion und Moral weit über die römischen Gränzen hinaus. Wenn man jetzt mehr als je Stimmen hört, welche die aus der unglücklichen politischen Verfassung hervorgehenden Gebrechen, Verlegenheiten, Unordnungen mit wahrer Schadenfreude dem Oberhaupt der katholischen Kirche Schuld geben, so ist die Gefahr, welche bei solchem fortgesetzten Verfahren über die Sitten aller Völker langsam hereinbricht, leicht in ihrem Höhepunkt zu bemessen, aber eben so leicht auch die Dringlichkeit einer Reform einzusehen, und zwar ehe es zu spät wird. Glücklicherweise geht unterdessen der Fortschritt der Zeit auch von einer anderen Seite dem alten System zu Leibe, und zwar von einer Seite, wo es sich gar nicht abweisen läßt und eine sehr gefährliche Macht besitzt. Wir sind der Meinung, fünf Jahre Eisenbahnen durch ganz Italien und besonders durch den Kirchenstaat werden dort mehr Wunder bewirken, als alle augenverdrehende Bilder und die ganze bisherige Literatur der Reformisten. E. Ruth.

Frankreich.

Abrichtung und Aufziehung der Thiere im Alterthum.

Dem Athenaeum Français entnehmen wir die folgende Mittheilung aus einem auf die Zähmung und die Aufziehung der nützlichen

Thiere sich beziehenden, noch unter der Presse befindlichen Werke von Isidore Geoffroy Saint-Hilaire.

„Von allen Völkern des Alterthums haben die Römer es in der Kultur und Erziehung der Thiere am weitesten gebracht, jedoch nicht in Bezug auf alle die nützlichen Thiergattungen, deren Vermehrung und Vervollkommnung wirksam für die Fortschritte in der Agrikultur oder überhaupt in der Industrie sein konnten. Alle ihre Bemühungen haben, gegen Ende der Republik und unter der Kaiserherrschaft, sich nur auf diejenigen Gattungen bezogen, welche das Vergnügen bei den Spielen im Cirkus vermehren oder dem Luxus ihrer Tafelfreuden dienen konnten.

„Was sie in Beziehung auf den ersten Punkt geleistet, setzt nach Allem, was die moderne Zeit in der Art zum Vorschein gebracht, immer noch in Erstaunen. In den letzten Jahrhunderten hatten die Konsuln und die Aedilen dem römischen Volk oft das abscheuliche Vergnügen dargeboten, zu sehen, wie große Mengen seltener Thiere vor ihm niedergemetzelt wurden. Als man dahin gelangt war, bei feierlichen Gelegenheiten, wie bei der Einweihung des pompejanischen Theaters, im Jahre 55, Hunderte von Panthern und Löwen dem Tode zu weihen, mußte man darauf bedacht sein, dem Volke, um ihm zu gefallen, Schauspiele einer anderen Art zu verschaffen: man führte ihm abgerichtete Thiere vor. Montaigne hat einige solcher Schauspiele in Erinnerung gebracht in dem interessanten Kapitel über die Fuhrwerke:*)

„„Marc-Antonius war der Erste, der auf einem mit Löwen bespannten Wagen in Rom einfuhr. Heliogabalus that dasselbe, als er die Cybele, die Mutter der Götter, vorstellte; auch mit Tigern fuhr er, dem Gott Bacchus nachahmend; bisweilen spannte er auch zwei Hirsche vor seinen Wagen, ein anderes Mal vier Hunde. Der Kaiser Firmus ließ seinen Wagen von ausnehmend großen Straußen ziehen, so daß der Wagen mehr zu fliegen, als zu rollen schien."

„Solche Gespanne sind nicht ohne Beispiele in unserer Zeit: ich habe gesehen, und ganz Paris hat sehen können einen Thierbändiger (das Wort ist heutzutage die Bezeichnung einer Profession geworden), der auf einem Theater sich von zwei Löwen fahren ließ. Aber werden wir je zu sehen bekommen, was den Römern zu wiederholten Malen gezeigt worden ist — Elephanten als Seiltänzer!

„„Germanicus", sagt Pouchet in einer interessanten Abhandlung über diese Thiere,**) „ließ Elephanten sehen, welche tanzten. Daran hatten die Römer nicht genug; ihre Liebhaberei für die Kunst des Seiltanzes brachte sie dahin, daß sie diese ungeschlachten Thiere zu dieser Kunst abzurichten versuchten. Ein allgemeines Staunen ergriff die Römer, als sie bei den Spielen, welche Nero zu Ehren der Agrippina gab, wirklich Elephanten, die auf dem straffen Seile tanzten, zu sehen bekamen. Diese Thatsache ist von Dio-Cassius, Plinius, Suetonius und Marc-Aurelius bezeugt."

„„Die Kunst, die Thiere zu zähmen", sagt auch Cuvier,***) „war eben so vervollkommnet, wie die, sie zu fangen. Im Triumphzug des Germanicus sah man Elephanten, welche abgerichtet waren, auf dem Seile zu tanzen. Und später, unter Galba, ging ein solches Thier, einen römischen Reiter tragend, auf einem gespannten Seile bis auf den Gipfelpunkt des Theaters." Cuvier fügt hinzu, daß die so abgerichteten Elephanten in Gefangenschaft geboren waren, was er aus einer Stelle des Aelian schließt, die über diese Art von Vorstellungen zu Rom sehr ausführlich berichtet.

„Neben dieser merkwürdigen Kunst, die Thiere abzurichten, hatte sich bei den Römern auch die Kunst, sie für ihre Tafeln zu vermehren und zu mästen, ausgebildet. Sie mästeten eine Menge von Vögeln, die wir nicht mehr mästen: „Clausae pascuntur anates, querquedulae, boscides, phalerides†) similesque volucres, quae stagna et paludes rimantur", sagt Columella in seiner Abhandlung: „De re rustica". Man mästete den Hasen, die Haselmaus, den Pfau, den Kranich, und man fütterte in geräumigen Gehägen wilde Schweine, Hirsche, Rehe; man gewöhnte sie, auf ein Signal mit der Trompete zu kommen. Die Jungen mästete man.

„Man mästete sogar Schnecken, Herrn Dureau de la Malle zufolge, der in seiner „Economie politique des Romains" eine große Menge solcher Thatsachen gesammelt hat. Die Fischzucht war zu einem Grade der Vervollkommnung gebracht, den wir heutzutage noch weit entfernt sind wieder erreicht zu haben. Man hatte eine Fischgattung des Griechischen Meeres nach dem Toskanischen Meer verpflanzt und hier heimisch gemacht. Man hatte Fischteiche nicht blos von süßem Wasser, sondern auch von Meerwasser. Ein Schriftsteller erzählt, daß Lucullus, um einen solchen Fischteich herzustellen, ein Gebirge durchschneiden ließ; in Beziehung hierauf wurde er von Pompejus Xerxes togatus genannt. In diesen Fischteichen produzirte man eine ungeheure Menge von Fischen der mannigfaltigsten Arten.

„Endlich war, nach Herrn Dureau de la Malle oder vielmehr nach Varro, den jener nur interpretirt, die künstliche Befruchtung der Fische im Gebrauche, und diese künstliche Befruchtung war, den Nachrichten zufolge, welche Herr Dureau gesammelt hat, auch auf einige Mollusken ausgedehnt.

„Alles, was man heutzutage in dieser Beziehung leistet, leisteten also die Römer auch schon, und in vielen Stücken sind wir noch nicht so weit, wie sie vor zwanzig Jahrhunderten waren."

*) Essais, liv. III., ch. 6.
**) Zoologie classique, t. I., p. 146.
***) Histoire des sciences naturelles, t. I., p. 234 et 235. Cuvier theilt hier viele Einzelheiten über die Cirkusspiele und über die Thiere mit, die nach und nach dabei vorgeführt wurden.
†) Die drei ersten Namen bezeichnen verschiedene Arten von Enten, phalerides den Wasserhuhn.

Mannigfaltiges.

— Frau v. Maintenon als Schriftstellerin. Die Buchhandlung Charpentier in Paris kündigt so eben eine Ausgabe der „Werke von Frau v. Maintenon" in sechs Bänden an.*) Bisher kannte man aus der Feder der Madame Scarron, späteren Gemahlin Ludwig's XIV., blos dasjenige, was La Beaumelle davon veröffentlicht hatte. Dieser durch seine literarischen Streitigkeiten bekannte Schriftsteller aus der Zeit Ludwig's XV. publizirte jedoch eben nur das, was gerade in seinen Kram paßte, und zwar ziemlich entstellt, sowohl der Form als dem Gedanken nach. Herr Theod. Lavallée, der gegenwärtige Herausgeber der Schriften der Frau v. Maintenon versichert, daß von La Beaumelle's Veröffentlichung, bei der sich obendrein manches ganz Untergeschobene befinde, kaum ein Wort in der neuen Ausgabe zu erkennen sein werde. Es ist Herrn Lavallée gelungen, die echten Handschriften der Frau v. Maintenon, welche durch die Stürme der Revolution zerstreut worden waren und von denen man glaubte, sie seien ganz verloren, ausfindig zu machen. Namentlich fanden sich in dem bekannten Pensionate der Damen von St. Cyr Manuskripte mit den eigenhändigen Korrekturen der Verfasserin. Der Styl und der Geist dieser Schriften soll in gleicher Weise anziehend und über jeden sittlichen oder ästhetischen Tadel erhaben sein, so daß sich in ihren Schriften bewährt findet, was Fenelon von ihr gesagt haben soll: „Wenn sie spricht, so ist es der Verstand, der sich durch den Mund der Grazien zu erkennen giebt." Der gehässigen Rolle, die man ihr bei Vertreibung der Protestanten aus Frankreich beimißt, soll sie, wie ihr Herausgeber versichert, durchaus fern gestanden haben. Die sechs (sieben?) Bände ihrer Schriften sind folgendermaßen zusammengesetzt: „Briefe über Mädchen-Erziehung, ein Band; Unterhaltungen über Erziehung und Unterricht, ein Band; Rathschläge an junge Mädchen, ein Band; religiöse Briefe (Lettres édifiantes), zwei Bände; allgemeiner Briefwechsel, ein Band, und endlich Memoiren, Unterhaltungen und vermischte Schriften, ein Band."

— Bopp's Grammatik. Von der durch Professor Eastwick veranstalteten und von Professor Horace Hayman Wilson herausgegebenen, englischen Uebersetzung von Bopp's vergleichender Grammatik (Comparative Grammar) ist so eben die zweite Auflage des ersten Bandes (London, James Madden) erschienen. Das Ganze, drei Bände, kostet 3 Pfd. 7 Sh. (22½ Thlr.)

— Der Planet Neptun im vorigen Jahrhundert. Der verstorbene Professor Sears C. Walker, vom National Observatory in Washington, hat, — wie kürzlich Prof. Henry in einer Vorlesung vor der American Association for the Advancement of Education mittheilte, — in seinen nachgelassenen astronomischen Untersuchungen den Beweis geliefert, daß der von Leverrier berechnete und von Galle zuerst aufgefundene Planet „Neptun" bereits im vorigen Jahrhundert zweimal von Lalande beobachtet und in seine Sternkarte eingetragen worden war. Zum ersten Mal war dies in der Nacht vom 10. Mai 1795 geschehen, und nach vierzehn Tagen, bevor noch der Planet einen größeren Weg am irdischen Horizont zurückgelegt hatte, zum zweiten Mal. Leland hatte später ein Fragezeichen an der betreffenden Stelle der Himmelskarte gemacht, da er den Stern nicht wiedergefunden und nicht auf die Vermuthung gekommen zu sein scheint, daß es ein Planet sein könne. Die bei der Pariser Sternwarte aufbewahrten Original-Beobachtungen von Lalande konstatiren, daß Letzterer den Stern, den welchem Walker berechnet hat, daß er im Mai 1795 an den betreffenden, von Leland bezeichneten beiden Punkten des Himmels gestanden, in der That zweimal beobachtet hat.

*) Oeuvres de Mme. de Maintenon. Publiées pour la première fois d'après les manuscrits et copies authentiques, avec un commentaire et des notes, par M. Th. Lavallée.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 6 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 3 Thlr. 10 Sgr. und vierteljährlich 28 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 73, und dem Expediteur Neumann, Niederwallstr. Nr 21), so wie von allen königl. Postämtern angenommen.

№ 107. Berlin, Donnerstag den 7. September 1854.

England.

Die pädagogische Völker-Ausstellung in London.

Die große Industrie- und Kultur-Ausstellung von 1851, die erste große Blüthe einer Richtung, die sich vorher in einer Menge kleinerer Ausstellungen vorbereitet hatte, erweist sich zugleich fruchtbar als Mutter größerer und mehr oder weniger kosmopolitischer, alle civilisirten Völker umfassender und für ihre höchsten Interessen einigender Unternehmungen. Sie rief nicht nur die großen Industrie-Ausstellungen von Dublin, New-York, München und Paris (für das kommende Jahr), sondern auch den dauernden, beispiellos glänzenden ersten Tempel des Kosmopolitismus auf dem Penge-Hügel bei Sydenham hervor. Sie bewog die englische Regierung zum Ankaufe eines kostbaren Grundstücks (Kensington Gore), damit es eine neue Heimat für Kunst und Wissenschaft werde. Das große Panoptikon in Leicester-Square schöpfte den Muth, so großartig ins Leben zu treten, aus der Schöpfung im Hyde-Park. Der aus dem Industrie-Tempel sich unter alle Klassen und Völker ausbreitende Durst nach Wissen und Kennen, nach Geschmack und Bildung erzeugte besonders in England unzählige Unternehmungen zur Befriedigung dieses nun mächtig erwachten Bedürfnisses: Vorlesungen, Aus- und Schaustellungen, Museen, Athenäen, technische und polytechnische Institutionen, Belebung der Anstalt für praktische und ornamentale Kunst in Marlborough-House, der Schule für praktische Wissenschaft, jährliche Ausstellungen der „Society of Arts", Vereinigung der englischen Vereine ähnlicher Tendenz und überhaupt einen ganz neuen, frischen, lebenskräftigen Geist praktischer, universeller, über nationale Borniertheit hinausstrebender Kultur. Die Agitation in England für Oeffnung der Kultur-, Kunst- und gebildeten Erholungs-Anstalten an Sonntagen (in der faulen Season des Parlaments angeregt, aber nicht durchgesetzt) ist einer der besten Beweise für die breite, lebendige Wirksamkeit dieses neuen Geistes.

In einer besonders versprechenden und erquickenden, glänzenden Gestalt offenbart sich derselbe in der ziemlich universellen pädagogischen Ausstellung aller civilisirten Völker (insofern sie eben nicht zu unkultivirt und lässig waren, sich zu vertreten), welche die ungeheure neue St. Martins-Hall von Long Acre in London füllt. Sie ist zugleich eine würdige Feier des hundertsten Geburtstags der Society of Arts, welche die Ausstellung zu diesem Zwecke ins Leben rief. Die Gesellschaft verdankt ihre neuere und neueste Wirksamkeit in einem hohen Grade dem Prinzen Albert, ihre Wiedergeburt begann mit dem Tage, als er zum Präsidenten derselben erwählt ward. Wenige fürstliche Personen können eine so echte, zahlreiche Liste von Verdiensten um praktische und ästhetische Pädagogik und Reform für die große Masse des Volkes, die bis dahin in England gerade weniger galt, als anderswo, aufweisen, als er.

Im Jahre nach der großen Industrie-Ausstellung machte Prinz Albert der Gesellschaft der Künste den Vorschlag, alle literarischen, wissenschaftlichen, physikalischen und Mechaniker-Vereine und Institutionen Englands mit ihr, der Society of Arts, zu vereinen und so für die ihnen gemeinsamen Volksbildungszwecke einen einzigen parlamentarischen Mittelpunkt zu gewinnen. — Bis jetzt haben sich mehr als dreihundertfunfzig solche Vereine und Institutionen diesem Plane angeschlossen, so daß die Society of Arts nun zugleich als ein wirkliches Parlament der Pädagogik und Aesthetik des Volkes angesehen werden kann. Das erste versammelte Parlament aller dieser Institutionen und Vereine beschloß im Juni 1853 die große pädagogische Ausstellung dieses Jahres. Die Regierung unterstützte den Plan durch Bekanntmachungen im Auslande und durch Zollfreiheit der betreffenden Gegenstände.

Das sind die Antecedentien der Ausstellung. Schon der umfangreiche Katalog läßt uns auf etwas Großes, Umfassendes schließen, aber der Besuch selbst in den ungeheuren Räumen der neuen St. Martins-Halle bietet dem Auge des Körpers und des Geistes doch unendlich mehr, als die Phantasie uns erwarten ließ. Es ist eine erste Ausstellung der Art, ohne allen Reiz für Leute, die eben blos etwas Amüsantes, Zerstreuendes, Unterhaltendes sehen wollen. Die Schöpfung der Sache, das Interesse daran und der Besuch für einen Shilling setzen ein wirkliches, ernstes und breites Bedürfniß, eine Wärme und Einsicht für die große Volkskultur-Bewegung voraus, die man sich vor wenigen Jahren wohl kaum als möglich gedacht haben würde. Und beobachtet man die Menge Personen, die hier ernstlich herumstudiren, diskutiren, vergleichen und überhaupt das größte Interesse bekunden, so überkömmt uns die volle Freudigkeit an dieser modernen Regung und Bewegung, die sich bereits so vielgestaltig in allen civilisirten Völkern hervordrängt und unter den freieren Verhältnissen Englands und mit seinem Kapitale hier die beiden großartigsten Schöpfungen für diesen neuen Geist hervorrief, den Krystall-Palast in seiner doppelten Gestalt und Bestimmung und diese pädagogische Ausstellung aller Völker. Wenn sich eben nicht alle und manche sehr schwach vertreten haben, wie z. B. „das Land der Schulen und Kasernen", so liegt dies nicht an den Schöpfern der Ausstellung hier, auch nicht unbedingt an den Fehlenden, da diese Ausstellung eine erste ist und mitten in ein barbarisches Interesse an der ultima ratio regum fiel.

Die große Halle und deren Galerieen, die Treppen, Passagen, Korridors und Eingänge, eine Masse Zimmer oben an den Seiten des großen Raumes, Wände, Tafeln, Tische, Kisten und Kasten, Alles ist dicht und auf das Mannigfaltigste gefüllt und dekorirt mit den Proben und Beweisen der verschiedensten Arten von Schul-, Unterrichts-, Erziehungs-, technischen, künstlerischen und wissenschaftlichen Gegenständen. Um einen möglichst anschaulichen Begriff von der ganzen Erscheinung zu geben, scheint es am gerathensten, Aussteller und deren Objekte gesondert zu betrachten. Die hauptsächlichsten Aussteller sind natürlich die verbundenen Vereine und Institutionen selbst. Am reichlichsten haben ausgestellt: die nationale Gesellschaft, die britische und ausländische Schul-Sozietät, die heimische und Kolonial-Schul-Gesellschaft, das Congregational-Unterrichts-Amt, die Wesleyanische Unterrichts-Kommission, die religiöse Traktätchen-Sozietät, die Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Wissenschaft, die irländische Erziehungs-Komission, die Schullehrer-Association, das Liverpooler Kollegial-Institut, das Regierungs-Departement der Wissenschaft und Kunst, die Regierungs-Schul-Inspektoren, die königliche Marine-Schule zu Greenwich, das Normal-College zu Cheltenham, das Comité des Unterrichts-Rathes, das Erziehungs-Institut von Norwich u. s. w., Militair-, Kleinkinder-, Parochial-, Lumpen-, Proprietär-, National-, Industrial-, römisch-katholische, jüdische, Blinden-, Taubstummen-, Stammel-, Idioten- und sonst alle möglichen Schulen, Erziehungs- und Fachunterrichts-Anstalten. Im Auslande wird man sich im Allgemeinen nur sehr unbestimmte Vorstellungen von den genannten Anstalten und Sozietäten machen können, und da uns hier ein Eingehen auf Charakteristik der einzelnen ganz ins Maßlose führen würde, müssen wir es auch dabei bewenden lassen. Es muß genügen, zu sagen, daß fast alle die genannten Anstalten und Sozietäten einen bedeutenden Rang und Wirkungskreis einnehmen und der Engländer mit den Namen derselben ganz bestimmte Vorstellungen von deren Richtungen und Tendenzen verbindet. Wir machen hier nur auf die erfreuliche Erscheinung aufmerksam, daß sich die verschiedensten Richtungen freundschaftlich zusammenfanden, um ein großes Gesammtbild der Stufen und Zustände des niederen und höheren Volksunterrichts, der Volkskultur, hervorbringen zu helfen.

Eine besondere Klasse von Ausstellern haben Bücher über Erziehung, Erfindungen und Verbesserungen für Schulräume, Schul-Utensilien, Kinder- und Schulbücher (eine ungeheure Auswahl, kolorirt, von einem Farthing pro Stück bis zu Pfunden hinauf) in einer Weise zusammengestellt, daß man freudig erstaunen muß über diese Masse und Mannigfaltigkeit von Erziehungs- und Unterrichtsmitteln.

Vom Auslande haben wir besonders Nord-Amerika, die britischen Kolonieen Amerika's, Belgien, Dänemark, Frankreich, Holland, Malta, Norwegen, Schweden und die Schweiz bemerkt. Und wo bleibt das „Land der Intelligenz!" Wahrscheinlich zuhause. Im Kataloge stehen zwar Sachen aus Deutschland angeführt; aber ich konnte bei allem Suchen Nichts finden, als einige Schreib- und Zeichnenbücher aus

Thüringen (wenn ich nicht irre). Das übrige Deutschland lag wahrscheinlich unter ganz anderen Breitegraden. Ich fragte bei dieser Gelegenheit einmal wieder: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ und vernahm wie aus weiter Ferne die neckische, neue Antwort: „Sein Vaterland muß größer sein.“ Es muß wenigstens in der pädagogischen Ausstellung aller Völker noch kleiner geworden sein, als in der Industrie-Ausstellung aller Völker, wo man wenigstens unter dem Titel: „Zollverein“ eine Bude mit unbewaffneten Augen finden konnte. Hier scheint es als mikroskopische Größe nur unter einer guten Linse dem Auge sichtbar zu werden. Doch will ich nicht auf die Kleinheit schwören. Vielleicht ist es wirklich größer und entging mir nur unter der wirklich nicht zu bewältigenden Masse, die als trockenes Verzeichniß im Kataloge schon einen hübschen Oktavband ausmacht, obgleich nur die Aussteller und nicht deren einzelne Gegenstände (oft Hunderte auf je Einen) namhaft gemacht sind.

Von großem pädagogischen Interesse sind die ausgestellten Leistungen des Abendberg-Asyls für Cretins und die betreffenden Apparate, in die umdunkelten Geister Licht zu bringen. Dies gilt auch von den Ausstellungen der Blinden- und Taubstummenschulen, die alle (drei in London und eine in Yorkshire für Blinde) eine große Mannigfaltigkeit und Neuheit von Unterrichtsmethoden darstellen.

Sonst ist der Vergleich zwischen den Leistungen der Kirchlichen und Dissenters, der Geistlichen und Weltlichen, zwischen denen in England eine scharfe Konkurrenz eingetreten ist, von ganz speziellem Interesse, da es eben eine Art National-Sorge, ein politisches Partei-Prinzip geworden ist, die Schule von der Hochkirche zu befreien und den Unterricht von allem Konfessions- und Kirchen-Polizeiwesen unabhängig zu machen.

Als man in England in Bezug auf Schulbildung noch ziemlich allgemein kirchlich dachte und die Hochkirche in dieser kirchlichen Gesinnung der Masse ein pädagogisches Monopol genoß, nahm man sich unter kirchlicher Seelenhut im Allgemeinen sehr in Acht vor dem Zuvielwissen. Wissen stört die alte Theologie und das „Geschäft“ der Hochkirche. So glaubte man in den Mittel- und Unterklassen vor nicht gar langer Zeit noch, daß die Bibel und ein Bischen Buchstabiren und Kritzeln mit der Feder und ein Bischen von den fünf arithmetischen Spezies Alles sei, was man dem Volke beibringen dürfe. Endlich wagte sich eine gottlose Privatgesellschaft über diesen heiligen Kreis hinaus und produzirte Arbeiter, welche zeichnen konnten, Mathematik, Physik u. s. w. verstanden und deshalb bald über Andere hinauskamen und die betreffende Anstalt in guten Ruf brachten, so daß sie stieg und gedieh. So fing eine zweite an zu konkurriren, dann eine dritte und so fort. Man hörte sogar von dem amerikanischen Prinzipe der Pädagogik und Politik: „Man muß das Volk bilden und ihm Einsicht in alle Natur- und Lebensgesetze verschaffen, wenn es uns nicht gefährlich werden soll.“ Die Weisen Alt-Englands hatten gerade den umgekehrten Grundsatz, und man wußte nun, weshalb Old-England immer weiter zurückblieb hinter dem neuen. Durch diese Einsicht und die Konkurrenz des vom Staate und der Polizei freien Schulwesens nahm die Pädagogik einen ungeheuren Aufschwung. Die kirchlichen Anstalten sahen keinen anderen Weg für ihre Existenz, als Konkurrenz zu machen und den „Weltlichen“ zu zeigen, daß sie auch Etwas davon verstehen, „die Menschen zu bessern und zu bekehren“. Der nächste Schritt war, Seminarien und Normalschulen zur Ausbildung von Lehrern beiderlei Geschlechts zu gründen, wobei die Hochkirche sich ihre einflußreiche, soziale und pekuniäre Stellung sehr zunutzezumachen wußte. Sie wußte es dahin zu bringen, daß es zum feinsten Tone gehöre, Lehrer und Lehrerinnen zu haben, die schriftlich beweisen konnten, daß sie gläubige Mitglieder der „etablirten Kirche“ seien. Der neuen Ausstellung gegenüber wird dieses Vorurtheil allerdings nicht mehr lange aufrecht zu erhalten sein.

Um eine Vorstellung von den Ausstellungen der großen Gesellschaften zu geben, führen wir die Gegenstände einer einzigen, der „National Society“, an. Wir finden Kopir- und Elementar-Schreibebücher, Folio-, Quart-, Oktav-, liniirte und weiße, gewöhnliche bis feinste, acht-, zwölf-, sechzehnblätterige Bücher, welche die Gesellschaft den Schüler von neun Pence bis vier Shillinge pro Dutzend liefert. Wir finden alle mögliche Papiersorten, alle mögliche Artikel für Schreibtische und Schiefertafeln; unter letzteren geniale Erfindungen und Verbesserungen. Neben der gewöhnlichen Schiefertafel finden wir liniirte, mit Skizzen von geographischen Karten, welche der Schüler dann auszufüllen hat, um sie nach Korrektur aufs Papier zu übertragen, Schiefertafeln mit Notenlinien, mit eingegrabenen Alphabeten, um die in den Furchen nachziehende Hand an eine gute Handschrift zu gewöhnen, große Schiefertafeln für Diagramms, Erdkugeln von Schiefer mit Umrissen, die ebenfalls ausgefüllt werden, Globus von zwei Shillingen bis acht Guineen das Stück, Schuluhren, große schwarze Schultafeln, Katheder, Lehrstühle in verschiedenen Modellen, Abaci oder arithmetische Rahmen, alle Artikel zum Zeichnen, mathematische, physikalische Instrumente und Figuren und tausenderlei Dinge, die sich von selbst verstehen und auch zum Theil überraschen, da sie mit einem Blick zeigen, wie allseitig man für alle mögliche Hülfsmittel und Bequemlichkeiten beim Unterricht zu sorgen weiß. Manches erscheint denn auch zu bequem, wie „Eselsbrücke“ oder Nürnberger Trichter, mechanisch abrichtend und Geist tödtend. „Die deutsche und schweizerische Unterrichtsmethode“ (Pestalozzi und Fröbel) hat eben dieses Jahr erst auf großen Tafeln vor Schulanstalten angekündigt, daß sie auch in England praktizire, so daß die gute Gesellschaft ihre Kinder nicht mehr auf dem Kontinent zu schicken brauchen würde, wenn dies eben nicht zum guten Tone gehörte.

Die Materialen und Mittel für Unterricht in den einzelnen Zweigen des Wissens und der Kunst findet man einzeln in großer Fülle aus- und zusammengestellt. Besonders interessant und praktisch erscheinen die kleinen chemischen Laboratorien, Schränke und Kasten mit klassifizirten Mineralien, Konchylien, Krystallen, Pflanzen u. s. w., große Diagramms zur Erklärung und Veranschaulichung astronomischer, kosmischer, mechanischer, physikalischer Phänomene (ein besonders fertig und praktisch kultivirter Zweig) geologische Strata, Illustrationen manufaktorischer und fabrikatorischer Prozesse; für Zeichnen solide und bewegliche Modelle aller möglichen Gegenstände; für Mathematik einzelne und zusammengesetzte Figuren, die man zu allen möglichen stereometrischen Figuren kombiniren kann. Kurz, es fehlt keine Phase des reichen wissenschaftlichen, artistischen, industriellen und merkantilen Lebens, welches nicht auf die praktischste Weise für pädagogische Zwecke hier ausführlich und reich vertreten wäre.

Eigenthümlich englisch erscheinen die Menge Formulare für Schulzeugnisse: Eintritts-, Aufhebungs-, Ferien-, Erinnerungs-, Belohnungs-, Straf-, Zuspät-, Unordnungs-, Leichtsinns-, Reinlichkeits- („clean and tidy“) Zeugnisse u. s. w. Ich glaube nicht, daß es pädagogisch richtig und praktisch ist, den Kindern ihre Tugenden und Laster durch Certifikate auf Papier an- und abzugewöhnen. Jedenfalls stört dies die sittliche Selbständigkeit, die einmal erreicht werden soll. Für Werke der Nadel findet man die allermannigfaltigste Auswahl von Zwirn und Seide und Wolle, Fingerhüten, Nadeln, Scheeren u. s. w. Die Drucksachen der Gesellschaft umfassen einen fast unabsehbaren Vorrath für alle mögliche Unterrichtsgegenstände und Schularten; das wäre Eine Gesellschaft. Die meisten anderen wetteifern nicht nur mit ihr in Masse und Qualität, sondern übertreffen sie auch in einzelnen Zweigen. Am glänzendsten erscheint die Society of Arts im Departement der Zeichenkünste. Wir sehen alle mögliche Instrumente zum Zeichnen und Malen in den verschiedensten Gestaltungen, alle mögliche Muster und Vorlegeblätter für Maschinen-, Architektur-, Ingenieur-, botanische, zoologische, ethnologische, anatomische, perspektivische u. s. w. Zeichnungen, Farben-Katechismen, solide und gegliederte Modelle und eine große Mannigfaltigkeit von Mustern für keramische Künste, Töpferwaaren, Metall-Arbeiten, Gipsgüsse u. s. w., in denen man freilich im Durchschnitt noch den Geschmack und Styl vermißt, der französische und deutsche Arbeiten der Art durchweg vor den englischen auszeichnet.

Eine Menge Erfindungen, Verbesserungen und Einfälle auf dem pädagogischen Gebiete, von Privatpersonen, mögen manches Gute und Praktische enthalten; ich konnte aber meine Zeit nicht so weit ausdehnen, um hier Anthologieen zu machen, zumal da ich mich sehr lange im Departement der Blinden aufhielt. Man ist noch nicht über die Frage einig, ob die Relief-Buchstaben für Blinde, die gewöhnliche Buchstabengestalt oder besser eine abgekürzte, gleichsam stenographische, haben sollen, da sich das Gefühl in den Fingern der Blinden leicht so ausbildet, daß sie mit einer einzigen Berührung große Sätze lesen können und die vielen Züge und Linien gewöhnlicher Buchstaben diese Sehkraft des Gefühls nur aufhalten. Dasselbe würde freilich von dem Lesen mit den Augen gelten, und für das Auge haben unsere Worte und Buchstaben allerdings auch zu viel Körper. Die Londoner Blinden-Anstalt in Avenue-Road hat ein ganz besonderes Alphabet für ihre Schüler erfunden. Es besteht aus geraden und krummen Linien und Punkten. Alle ihre zahlreichen Bücher sind mit denselben gedruckt. Auch Noten, Schachbretter, geometrische Figuren, Karten findet man in Relief. Die Noten (eine Erfindung von Mr. Wood) bestehen aus kurzen Strichen, deren verschiedene Richtungen die Höhen der Noten angeben. Punkte daneben sind Zeichen für Pausen und den Zeitwerth der Noten, so daß Höhe und Zeit immer in einem einzigen Charakter ausgedrückt sind. Die Sache scheint viel bequemer und einfacher in diesen, gerade wie gewöhnliche Schrift fortlaufenden Linien, so daß man meinen sollte, die Sehenden könnten hier von den Blinden sehen lernen. Fünf Linien mit viel Arbeit dazwischen, drunter und drüber machen den Sehenden gewiß mehr zu schaffen, als den Blinden hier ihre einfachen Notenlinien. Die Anstalt in St. George Fields hat die gewöhnlichen Buchstaben beibehalten, so daß der für Blinde gedruckte Robinson Crusoe einen ungeheuren Folioband und Defoe's Geschichte zwei Quartbände füllt. Der Preis ist freilich billig, da der Band für eine halbe Krone verkauft wird, aber der ungeheure Umfang und die Unbeholfenheit solcher Druckweise mit gewöhnlichen Lettern läßt es allerdings pro

Grabe, um seine Ketten segen zu lassen. — Guevara ermahnte in einer Predigt den Kaiser, Gott, der ihm den Sieg bei Pavia verliehen, die Rache gegen die Comuneros als Dankopfer darzubringen: „Sie sind todt oder verbannt, versteckt oder flüchtig; ihre Frauen sind dem Mangel, ihre Töchter der Schande preisgegeben, ihre Söhne sind verwaist, ihre Verwandten entehrt.“ Umsonst. In den Andachtsübungen der heiligen Woche, drei Jahre hinter einander, bat Garcia de Loaisa sein königliches Beichtkind, der Witwe Padilla's Verzeihung zu gewähren; umsonst. Er war taub gegen die Stimme seiner Freunde, und um den lästigen Dränger Garcia loszuwerden, schickte er ihn wider dessen Willen als Abgesandten nach Rom. Nach zehn Jahren der Verbannung, in denen sie mit dem Erlös ihres Schmuckes, mit den Zusendungen aus Kastilien, mit den Gaben des Erzbischofs von Braga, besonders aber mit ihrem Muthe die Flüchtlinge unterstützte, starb Maria Pacheco. Auf dem Todbett bat sie, ihre Gebeine, wenn der Leib verwest sein werde, nach der Stelle zu bringen, wo Padilla gestorben war; ihre Brüder widerriethen ihrem Kaplan jeden Schritt, die Erlaubniß zu erwirken, „um den Kaiser nicht zu erzürnen.“

Der Bischof Acuña, seit fünf Jahren Gefangener, viermal ohne Erfolg angeklagt, hoffte nicht mehr auf Begnadigung, fügte sich aber dennoch nicht in sein Geschick. Er hatte Waffen und dachte auszubrechen. Oft ging er mit großen Schritten drei bis vier Stunden im Zimmer einher, wie ein Mensch, der auf der Flucht ist, und als man ihn eines Tages zum Sitzen einlud, sagte er: „Seit sechzig Jahren habe ich nicht geruht.“ Da er den Gouverneur nicht gewinnen konnte, stach er ihn nieder, wurde aber in dem Augenblick ergriffen, als er, um die Mauer zu erklimmen, die Waffen abgelegt hatte. — Eben wollte man ihm das Urtel sprechen, als von Seite des Kaisers, der mit den Richtern unzufrieden war, der blutdürstige Alkalde Ronquillo, ein persönlicher Feind Acuña's, der diesen besiegt und zum Gefangenen gemacht hatte, zum Richter in dieser Sache bestellt wurde. Der Prozeß wurde von vorn angefangen und Acuña auf die Folter gebracht. Die grausamen Qualen erpreßten ihm endlich, nach wiederholten ausweichenden Antworten, ein Geständniß, und der Alkalde, stolz darauf, an einem Tage mehr geschafft zu haben, als seine Vorgänger in Monatsfrist, führte sein Opfer zur Richtstätte. Der alte Bischof sang mit fester Stimme das Miserere, das die Priester traurig herstammelten. Nach beendigtem Gebet sagte er zu dem Henker: „Ich vergebe Dir; ziehe nur tüchtig an!“ — „Der Kaiser schrieb an Ronquillo: „Ihr habt mir gehorcht, wie nur Ihr's versteht; ich werde es Euch als einen geleisteten Dienst in Rechnung bringen.“ Er übernahm es, die Absolution in Rom zu erwirken, die auch nicht lange auf sich warten ließ. — So fiel der Glänzendste der Comuneros-Partei. Mehr, als alle Uebrigen, verstand er das Volk mit sich fortzureißen und die Soldaten zum Siege zu führen; allein sein trauriges Ende verdunkelte den Ruhm, den er verdient hatte, während der besiegte Padilla, auf dem Schaffot, aber für die gute Sache blutend, unsterblichen Ruhm gewann, dessen Glanz Doña Maria Pacheco durch ihre Krone erhöhte.

Der Konnetabel und der Admiral hatten den Krieg auf ihre Kosten geführt. Der Erlös aus den Confiscationen deckte sie nicht, und auf die Anleihen, die sie garantirt hatten, wollte man ihnen keine vierzehn Prozent erstatten; der Krieg mit Europa verschlang Alles. „Sollen wir denn“, schrieb der Admiral an den Kaiser, „zu den Kosten verurtheilt werden, weil wir in zwei Monaten zwei Siege erfochten haben?“ Karl hatte nur mit den Waffen des Adels gesiegt, und 1538 führte er neue Auflagen ein, wovon derselbe nicht mehr befreit sein sollte. Der Konnetabel, der Sieger bei Villalar, wollte nun einen Bund des Adels mit den Städten zu Stande bringen und durch Steuerverweigerung den Kaiser zwingen, dem Kriege ein Ende zu machen, in Spanien seine Residenz zu nehmen und wie Ferdinand und Isabella zu regieren. Der Adel ging also über die Comuneros-Partei hinaus; allein wohl war er unlängst stark genug, die Freiheiten der Städte zu zerstören, nicht mehr aber, sie jetzt zu vertheidigen. Der Kaiser entließ ihn. Es war das Villalar der kastilianischen Grandezza. Dem Konnetabel drohte Karl, ihn von einer Galerie herabzuwerfen. „Eure Majestät wird wohlthun, sich das zweimal zu überlegen“, antwortete der Krieger kalt, „ich bin zwar klein, aber schwer genug.“

Nach der Niederlage der Comuneros wurde das bis dahin freie Spanien der klassische Boden des Despotismus. Die Städte verloren ihre Freiheiten, der Adel seine Vorrechte. Nur zwei Mächte walteten: die absolute Monarchie und die Inquisition. Und die Civilisation macht einen Stillstand; es erneuern sich die Scenen des römischen Amphitheaters; der Pöbel schreit: „Auf den Scheiterhaufen mit den Ketzern!“ Die Freiheit verscheidet. Im Innern wird das Land von einer untauglichen, feilen Verwaltung entehrt und zugrundegerichtet; im Aeußern werden die spanischen Interessen der Politik des Hauses Oesterreich geopfert. Jetzt, in der Fülle jugendlicher Kraft und Kühnheit, die einem Volke Alles möglich machen, das Amerika zu kolonisiren, Nord-Afrika zu erobern vor sich sieht, wendet sich Spanien gegen Europa, von dem es nichts zu gewinnen hat. Es bedroht Frankreichs Existenz, dessen Freundschaft, da sie ihm die Vortheile einer insularen Lage gewährt, seiner Politik von der Geographie als Gesetz vorgezeichnet wird. Durch Karl's Ehrgeiz, durch des zweiten Philipp Fanatismus zum offenen Feinde Europa's geworden, kämpft es tapfer für eine Sache, die nicht die seinige ist, bis es, besiegt von England, Holland und Frankreich, endlich unterliegt, durch seine Verwaltung ruinirt, durch den Krieg entvölkert, verdummt und verwildert unter dem Joche der Inquisition.

Frankreich.

Die neuesten Ergebnisse in Bezug auf ein mechanisches Aequivalent der Wärme.*)

Wenn wir nicht daran gewöhnt wären, die Dampfmaschinen sich von selbst, wie lebendige Wesen, bewegen zu sehen, würde uns die Erscheinung sicherlich höchst seltsam vorkommen; denn welchen directen Zusammenhang kann unser Verstand zwischen der in den Heizungs-Apparat hineingeworfenen Schaufel Kohlen und der hervorgebrachten Bewegung entdecken! Warum ist die dabei zum Vorschein kommende bewegende Kraft nicht zehnmal kleiner oder größer? Bei einer durch einen Wasserstrom in Thätigkeit gesetzten Maschine nehmen wir mit Einem Blick die Ursache ihrer Bewegung und die ihrer Wirkung nothwendig innewohnende Beschränktheit wahr; aber bei der Dampfmaschine ist ein Zusammenhang zwischen der Wirkung und der Ursache nicht sogleich in die Augen fallend. Die Erscheinung der bewegenden Kraft rührt hier nicht her von dem Stoß eines schon in Bewegung seienden Körpers oder von dem Druck einer schweren Masse. Die merkwürdige Erscheinung kann hier nur eine Wirkung der Wärme sein; aber wie soll man die Wirksamkeit der Wärme sich denken, wie dieselbe erklären, ohne den allgemeinen Gesetzen der Mechanik zu widersprechen? — Es drängte sich zunächst die Ansicht auf, derzufolge die hervorgebrachte Bewegung dem Durchgange der Wärme durch die Maschine zugeschrieben werden soll; der Dampf war dieser Ansicht zufolge nur der Träger des bewegenden Prinzips, welches eine um so größere Wirksamkeit zeigte, je größer die von ihm angenommene Ausdehnung war. Die bewegende Kraft der Wärme, ähnlich der Kraft einer Feder, sollte sich in dem Maße vermehren, als die Temperatur des angewandten Trägers der Wärme (des Dampfes) sich erhöhte. Man mußte annehmen, daß ganz eben so viel Wärme aus der Maschine herausging, als in sie hineingebracht war. Wir können diesen Erklärungsversuch, den S. Carnot aufgestellt, nicht für richtig halten; es läßt sich gegen ihn ein Einwand erheben, der nicht zu widerlegen ist. Nach Carnot geht die Wärme nur durch die Maschine hindurch und hat, nachdem sie ihre Wirkung hervorgebracht, keinen Verlust erlitten. Man würde nun durch die arbeitende Maschine Reibungen hervorbringen können, die einen Ueberschuß von Wärme erzeugten; man würde zuletzt mehr Wärme haben, als man angewandt hat, was offenbar eine Unmöglichkeit ist.

Die Hervorbringung der Wärme durch Reibung war in den ältesten Zeiten bekannt; die Reibung war von je her ein Mittel, Feuer zu machen; aber vor Herrn J. R. Mayer in Heilbronn scheint Niemand auf den kühnen Gedanken gekommen zu sein, aus der allbekannten Thatsache das Prinzip herzuleiten, auf welchem in Zukunft die ganze Theorie der mechanischen Wirkung der Wärme beruhen soll. Da die Reibung der Bewegung oder, besser, der Arbeit entgegenwirkt und gleichzeitig Wärme zum Vorschein bringt, so muß wohl eine Verwandlung von Bewegung und Wärme in einander vor sich gehen: sonst würde es, sagt Herr Mayer, zugleich eine Wirkung ohne Ursache und eine Ursache ohne Wirkung geben. Herr Mayer führt verschiedene Fälle an, in denen gegenseitige Verwandlungen von Wärme und Arbeit in einander vor sich gehen. Auf eine solche Verwandlung führt er auch die Wärme-Erscheinungen zurück, die hervorgebracht werden, wenn man ein Gas abwechselnd verdünnt und verdichtet. Eine wissenschaftliche Vollendung hat er seiner Theorie dadurch gegeben, daß er schon 1842 das „mechanische Aequivalent der Wärme“ genau in Zahlen ausgedrückt hat; er bezeichnet nämlich mit diesem Ausdruck die 365 Kilogrammes, deren Herabdrückung um 1 Mètre so viel Wärme entwickelt, als dazu nöthig ist, 1 Kilogramm Wasser um 1 Grad wärmer zu machen.

Die hier angegebene Ziffer (365) ist, wie wir weiter unten sehen werden, nicht ganz richtig; auch sind die Ausdrücke: „mechanische Kraft“ und „Bewegung“, die Herr Mayer gebraucht, um das zu bezeichnen, was man heute besser: „Arbeit“ und „lebendige Kraft“ nennt, zu unbestimmt. So viel aber ist klar: Herr Mayer hat die zwei gewöhnlichen Formen bezeichnen wollen, unter denen das Ergebniß einer wirklich thätigen Kraft erscheint, nämlich: die Emporhebung eines Gewichts bis zu einer gewissen Höhe und die einer bestimmten Masse mitgetheilte Geschwindigkeit. Herr Mayer hat damit, daß er erklärt, es existire ein mechanisches Aequivalent der Wärme, ausdrücklich sagen

*) Aus einem von Léon Foucault verfaßten Artikel des Journal des Débats über die letzten Sitzungen der Akademie der Wissenschaften.

image
not
available

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin b. Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Expedit. Neumann, Mittelstraße Nr. 21), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 108. Berlin, Sonnabend den 9. September 1854.

Sibirien.

Nordisches Klima.

Mit Recht läßt Herr Babinet in einem der letzten Hefte der Revue des deux Mondes dem in diesen Blättern bereits erwähnten englischen Reisenden in Sibirien, Herrn Hill,*) für sein Unternehmen und die Beschreibung desselben Gerechtigkeit widerfahren, wenngleich die Ausbeute davon für die Wissenschaft nicht erheblich zu nennen ist. Hat Aussicht auf Gewinn den Wallfischfänger, hat Entdeckungsgeist die Erforscher der nordwestlichen Durchfahrt in alle Gegenden des Eismeers geführt, so ladet desto seltener das Land, welches dessen Küsten entlang sich unermeßlich hinstreckt, Besucher ein, wiewohl es einer europäischen Regierung gehört, und um so spärlicher fallen die Aufschlüsse über sein Inneres aus. Nur der Drang, Etwas zu schauen, was man für gewöhnlich nicht zu sehen bekömmt, hat Herrn Hill treiben können, das nordasiatische Festland von Petersburg und Moskau bis nach Ochotsk und Petropawlowsk am Stillen Ocean zu durchziehen. Auf einer Wanderung, die den Reisenden zwingt, das Land anders als in Gasthöfen kennen zu lernen, hat er manchen für thierisches und Pflanzenleben wichtigen Punkt aufgezeichnet, Manches wahrgenommen über den Einfluß der Jahreszeiten, deren Wechsel sich allerdings nur auf ein Aufthauen von etlichen Monaten beschränkt. Der Norden Sibiriens ist dem Pol zu nahe gerückt, der Süden verkümmert an Gebirgen, welche die Mittagswinde abschneiden, und den lauen Strömungen des Westens wehrt die Kette des Ural. So wirkt Alles zusammen, das Klima eines an sich traurigen Erdstrichs zu verschlechtern und ihm, statt seßhafter Stämme, größtentheils nur umirrende Horden zu lassen, gleich kläglich von Ansehen, als dünngestreut über entlegene Räume. Je weiter nach Norden, desto spärlicher werden die Boden-Erzeugnisse, mit ihnen verlassen die dürftigen Heerden den Menschen; erst ersetzen Rennthiere das Roß, endlich bleibt nur der zum Zugthier gewordene Hund, der mit dem Herrn die Ausbeute der Jagd und Fischerei theilt, welcher selbst nachzugehen ihm der Instinkt mangelt.

Die Küsten Frankreichs und Englands werden von der Nordsee bespült, von hier ab bis an den Pol begegnet man keinem Festlande weiter. Nur dieser Theil Europa's hat so viel Meer über sich. Weiterhin erstrecken sich Norwegen, Schweden, Lappland, Rußland. Eine ununterbrochene Reihe von Gebirgen gränzt das letztere Reich gegen den Süden ab und trennt es von den Staaten China's; es trifft an der Behringsstraße das Ostmeer, überschreitet dasselbe im russischen Amerika, immer das Eismeer über sich; dann schließen Kanada und Grönland die arktische Welt ab. Die größte Hälfte des gesammten Erdumfanges einnehmend, steht dieses Reich, wie einst das spanische und heute das britische, die Sonne nicht untergehen; hat aber vor beiden die Auszeichnung voraus, daß sein Gebiet ein stetig zusammenhängendes Ganze bildet. Sibirien**) ist fast doppelt so groß, als ganz Europa, es bildet für sich allein wenigstens die Hälfte der alten und neuen Welt unter gleicher Breite; aber unter all diesen gleich nordischen Gebieten begründen meteorologische Einflüsse sehr verschiedene klimatische Stufen, deren Erforschung anziehende Einzelnheiten bietet.

Wir bemerken zunächst, daß unter gleicher Breite mit Europa und selbst noch etwas südlicher der Westwind vorherrschend ist, welcher die warme Luft des nordatlantischen Oceans Europa zuführt. Die Meeresströmungen unter dem Aequator treiben bekanntlich die warmen Wassermassen unablässig gegen die Küsten Mexiko's: dadurch erzeugt sich ein Gegenstrom von den Vereinigten Staaten gegen Europa hin. Den ganzen Meeresstrich, den dermalen gewaltige Dampfer zwischen beiden Welttheilen in wenigen Tagen durchschreiten, erfüllen laue Fluthen und tragen eine ausnahmsweise warme Luft herüber, welcher Europa sein so einziges Klima verdankt. Bis zum hohen Norden gedeiht Gerste nebst noch einigen Cerealien, während Grönland fast unter der Breite Nordschottlands nie vom Eise frei wird. Unter einer Breite, bei welcher in Spanien der Oelbaum wächst, liegt in den Vereinigten Staaten das schöne und reiche Boston, dessen Winter die Teiche und kleinen Seen seiner Umgebung auf drei Fuß Tiefe gefrieren läßt. Die um Weniges westlicheren fünf großen Seen — wahre Süßwasser-Meere — frieren fest zu und tragen im Winter improvisirte Eisenbahnen, wie im Sommer Schiffe. Ein trauriges Erzeugniß, dieses Eis, gegenüber dem Oel und Wein, welche das schöne Klima von Bordeaux und Spanien seinen lässigen Bewohnern liefert! Freilich aber hat die rührige Einsicht des Amerikaners ihn selbst aus diesem Eise eine wahre Aerndte gewinnen lassen: nach den tropischen Ländern verführt, trägt es ihm unstreitig mehr ein, als dem Asturier seine Oliven.

Aus den Linien gleicher Wärme und Klimate, aus den sich darauf beziehenden Gränzen des Anbaues, welche Humboldt über die Erdkugel gezogen hat, hat sich diesem berühmten Gelehrten die für Frankreich so wichtige Betrachtung ergeben, daß der Punkt des schönsten Klimas der Welt in die Mitte jenes Landes fällt, und daß ostwärts vom Meridian von Paris jede andere Oertlichkeit unter gleicher Breite ein minder günstiges Klima besitzt.

Der warme Strom geht von Neufundland nach England, steigt hinab zur afrikanischen Küste, nimmt von neuem die Richtung auf Mexiko, kehrt nochmals zur europäischen Küste zurück; diesen Umlauf vollbringt er in vierthalb Jahren. Ein Zweigstrom bestreicht Norwegen; über das Nordkap hinaus verliert er sich im Eismeer. Duperrey, der hier eine Autorität ist, verlängert diesen Strom auf seiner Karte über das europäische und asiatische Rußland hinaus bis zur Behringsstraße: sein weiterer Weg ist noch zu entdecken. Jedenfalls entziehen dieser Strom und der für Europa so wohlthätige Westwind, welcher vor der Uralkette Halt macht und sich rechts schwenkt, ihren Einfluß dem weiten Sibirien, vollenden damit dessen meteorologische Isolirung und belassen seinem auf sich selbst angewiesenen Klima den einförmigsten, freudelosen Charakter. Europa zählt auf dem Gürtel gleicher Breite seine Bevölkerung nach Zehntmillionen; ganz Sibirien enthält sicher nicht über vier, vielleicht nicht über zwei Millionen Einwohner. Ströme und Flußgebiete, die mit dem Mississippi, dem St. Lorenz, dem Maranhon wetteifern, sind von öden Ufern eingefaßt; im unteren Lauf ertränken sie während des Sommers die unermeßlichen Niederungen und verheeren sie im Winter mit Eismassen; den oberen Lauf umstarren des Anbaues unfähige Gebirge und Hochebenen. Mit der Abnahme der Jagderträgnisse in Folge einer hier wie in Kanada nur zerstörerischen Thätigkeit ist endlich auch jedem Fortschritt der Bevölkerung ein sicheres Ziel gesteckt.

Eine andere warme Strömung erzeugt sich im Norden des Stillen Weltmeeres: nur steigt sie vermöge der andersartigen Küstengestaltung weniger hoch hinauf. Gleichwohl vereint sich ihre Wirkung mit der des Westwindes, um Kalifornien und Oregon mit einem europäischen Klima auszustatten und in Kolumbien einen Waldwuchs zu unterhalten, der seinesgleichen nicht hat. Derselbe Westwind ergießt über das britische Amerika die staunenswerthen Wassermassen, von denen die in das Eismeer gehenden Flüsse und die zahl- und gränzenlosen Seen jenes Landstrichs ernährt werden. Weiterhin läßt dieser Luftstrom Amerika und Sibirien zur Seite und giebt beide einem Ostwinde von verderblichster Kälte oder einer Windstille preis, während welcher eine Ausstrahlung nach den obersten Luftschichten hin nicht minder harten Frost erzeugt: dergestalt, daß nach einer Bemerkung Hill's bei einer intensiven Kälte von 40—50° R. einzig der Wind aus dem Eismeer dieses entsetzliche Klima mildert.

* * *

Beim Beginn seiner Reise führt Herr Hill uns nach Nijnji-Nowgorod, macht uns daselbst nicht blos mit den sibirischen Völkerschaften, welche die Messe herbeizieht, bekannt, sondern auch mit den meisten europäischen Stämmen. Auf Schiffen und Wagen, auf Saumthieren und Kameelen führen die industriellen Erzeugnisse des europäischen Westens, die Minen- und Jagdprodukte des sibirischen Nordens, der Thee und die Seide des chinesischen Ostens, endlich von Süden her aus

*) Travels in Siberia, by S. S. Hill. London, 1854. 2 Vol. Longman.

**) Unter dieser hier im weitesten Sinne genommenen Bezeichnung ist das ganze außereuropäische Rußland zu verstehen.

Armenien, Persien, Mittel-Asien die reichen Gewebe, die Pferde und Hausthiere alljährlich um Mitte Augusts bei dreihunderttausend Fremde hier zu einem auf sechzig Millionen Thaler Werths geschätzten Handelsverkehr zusammen. In einer Art Vorstadt dieses großen kommerziellen Weichbildes fand der Reisende Spaziergänge und Kaffeehäuser, die ihm fast ein Bild der Champs Elysées zurückriefen. Musik lockte ihn zum Eintritt in einen höchst geräumigen und elegant ausgestatteten Saal, dessen Längswände zwei Reihen Bänke über einander einfaßten und den ein schmaler Tisch mit Bank von jeder Seite der Länge nach durchschnitt. Auf der oberen Sitzreihe sah man Gruppen musikalischer Schönen in ihren nationalen Trachten mit Harfen und anderen Saiten-Instrumenten: alle Völker der Christenheit waren hier vertreten, denn nur diese erfreuen sich des Vorrechts, ihre Töchter zu Virtuosinnen mit derlei tragbaren Spielwerken zu machen und die ganze Welt damit zu amüsiren. Ein französischer Unternehmer hatte fünfhundert solcher Künstlerinnen aus West-Europa mitgebracht.

Den Vorzug des Karawanenthees sucht Herr Hill in der feineren Qualität der Sorten Nord-China's und in der höchst sorgfältigen Verpackung unter Zinn und Leder: er glaubt nicht an die Einbuße, die der verschiffte Thee durch die Seeluft erleide. Von früheren berühmten Reisenden wird die Verwendung des geschmolzenen Eises statt gewöhnlichen Wassers zum Aufguß des Thees als üblich in Sibirien und zugleich als höchst vorzüglich für den Wohlgeschmack hervorgehoben. Herr Hill hat darüber nichts vermerkt.

Die Kraft des russischen Reiches sieht dieser Reisende in den Gebieten Groß- und Weißrußland; alle übrigen, minder begünstigten Länder bedürfen der Obsorge des kaiserlichen Regiments. Leider versteht dieses sich nicht darauf, gleich den Vereinigten Staaten, nach innen kolonisirend und erobernd aufzutreten und die Volkszahl ohne Ueberschreiten der Gränzen um mehr Millionen zu steigern, als Erweiterungen nach Mittel-Asien hin geben können. Einige kleine Ortschaften Sibiriens sind mit großen Kosten bevölkert worden; aber abgesehen von den achtzehntausend Bewohnern der Hauptstadt Ost-Sibiriens, Irkutsk, und viel höher im Norden von den achttausend in Jakutsk*) am riesigen Lenastrome sind in dem fernen asiatischen Festlande Russen fast eben so selten, wie Engländer und Franzosen. Alljährlich gehen zehntausend Verbrecher dahin ab, indeß bevölkern sie wenige Dörfer auf jenem dem Anbau so sehr widerstrebenden Boden: Handwerke und Geschäfte dürfen sie nicht treiben.

(Schluß folgt.)

England.

Arthur Schopenhauer,
ein in England gerühmter deutscher Philosoph der Gegenwart.

(Schluß.)

Der der Erscheinungswelt zu Grunde liegende Wille, der, insofern er das „Ding an sich" ist, als ewig und unzerstörbar, als frei — sich zu bejahen oder sich zu verneinen — und als das in allen seinen Erscheinungen identische Wesen zu bestimmen, ist, nach Schopenhauer, grundlos, blind, ohne Ende und Ziel; er hat in der Welt nirgends Befriedigung und Ruhe; jeder einzelne Willensakt hat einen Zweck; das gesammte Wollen aber, dessen objektive Erscheinung die Welt ist, hat keinen.**) Jedes Individuum hat seinen Endzweck in der Gattung; die Gattung — worin hat sie ihren Endzweck? — Wahrlich, sagt Schopenhauer, wenn wir diesen ungeheuren Aufwand von Kräften in der Natur, dieses zwecklose Geborenwerden, dieses endlose Arbeiten, dieses sinnlose Streben gegen den Tod betrachten, drängt sich uns die Einsicht auf, daß das Leben ein Geschäft ist, dessen Kosten der Ertrag nicht deckt(!). Man hat als letzten Zweck den Menschen betrachtet. Aber im Menschenleben ist dasselbe ziellose Streben, derselbe endlose Kampf wahrzunehmen. „Unsinniger Wahn oder grübelnde Politik hetzt die Völker zu Kriegen gegen einander; Schweiß und Blut des großen Haufens muß fließen, um die Einfälle Einzelner durchzusetzen oder ihre Fehler abzubüßen. Dagegen ruft der Friede Industrie und Handel wach; Bedürfnisse rufen Erfindungen hervor, und diese neue Bedürfnisse; aber zur endlichen Befriedigung bringt es weder der Einzelne, noch das Ganze. Es liegt dieser Widerspruch im Wesen des grundlosen Willens selbst, der seiner Natur nach nie an das Ende kommen kann. Weil er das Wesen der Welt ist, ist das Menschenleben nichts als Leiden(!); denn gefühlter Mangel ist Leiden; Mangel aber ist die Grundbedingung des Wollens. Jedes vermeintliche Ziel des Willens ist nur ein Wahn; denn mit dem erreichten Endziel hört ja der Wille, mit dem Willen das Leben auf. Und doch muß jedes Lebendige leben, muß leben wollen ohne Sinn und Zweck, weil der Wille zum Leben sein Wesen ist. Die Welt, in der wir leben, ist unter allen möglichen Welten nicht die beste, was Leibnitz zu beweisen versucht, sondern die schlechteste. „Der Optimismus ist nicht blos eine platte, sondern eine ruchlose Denkungsart; denn er ist bitterer Hohn über das namenlose Leiden der Menschheit." Bis hinauf zum Thier ist in der Welt die Bejahung des Willens zum Leben, welche ihr Centrum im Generationsakt hat (die Genitalien nennt unser Philosoph den Brennpunkt des Willens zum Leben) unausbleiblich. Beim Menschen, in welchem der Wille, das Wesen der Welt, mittelst der Vernunft sich zur Besinnung über sich bringt, ist zweierlei möglich. Entweder der Wille zum Leben fährt fort, sich zu bejahen, was so lange und insoweit der Fall sein wird, als der Mensch die das Prinzip der individuellen Sonderung durchschauende Erkenntniß nicht gewonnen hat. Oder der Wille zum Leben beginnt, sich zu verneinen, was in dem Maße der Fall sein wird, als der Mensch zu der eben erwähnten Erkenntniß kömmt, d. h. zu der Erkenntniß, daß das in ihm erscheinende Wesen das Eine allen menschlichen und sonstigen Individuen und allen Dingen, der gesammten Welt zu Grunde liegende Wesen, und daß dieses Wesen ein grund- und zweckloser Wille zum Leben ist. Im ersten Fall wird die Erkenntniß zum Motiv, zum Anregungsmittel des Willens; die Selbstbejahung des Willens wird Verneinung desselben Willens im anderen Individuum (das Unrecht, zu dessen Abwehr die Vernunft das Recht oder Gesetz aufstellt) und in letzter Konsequenz der vollendetste Egoismus, die raffinirteste Bosheit. Im zweiten Falle wird die Erkenntniß zum Quietiv, zum Beschwichtigungsmittel des Willens zum Leben; die Selbstverneinung des Willens treibt sich fort bis zur gänzlichen Weltentsagung, d. h. zur freiwilligen Verzichtung auf Alles, was Gegenstand menschlichen Wollens ist, und auf alles Wollen selbst. Die Vorstufen, die der Weltentsagung vorangehen, sind die Gerechtigkeit und die Güte. Die Gerechtigkeit besteht darin, daß der Mensch es unterläßt, Leiden über Andere zu verhängen, um sein eigenes Wohlsein dadurch zu vermehren. Eine höhere Stufe der Selbstverneinung des Willens, als die Gerechtigkeit ist die Güte oder die Liebe, in welcher der Mensch, in Allen und in Allem das Eine Wesen erkennend und darum das Leiden der Anderen (aller leidensfähigen Wesen) als sein eigenes Leiden fühlend, d. h. Mitleiden mit ihnen habend, so viel wie möglich ihr Leiden zu beseitigen und in Freude zu verwandeln bestrebt ist. Wem zur mitleidsvollen Liebe die Erkenntniß hinzukömmt, daß alles Leben in unserer Welt, deren Wesen das ziel- und zwecklose Wollen ist, wesentlich Leiden ist und Leiden bleiben muß, so lange das Wollen bejaht wird, der wird nicht umhin können, die Selbstverneinung des Willens zum Leben auf ihrer höchsten Stufe als eine Existenz im Zustande gänzlichen Nichtwollens zu realisiren.

Schopenhauer ist, wie wir gesehen, im Uebrigen nicht im Mindesten mystisch; er hält in einem Maße, wie bisher kein anderer Philosoph, sein Philosophiren frei von allen Einflüssen religiösen Glaubens;*) er ist allem Theismus (dem Glauben an einen überweltlichen persönlichen Gott) so entschieden abhold, daß er die Hegelsche Philosophie um des Strebens willen, ihren Pantheismus mit dem Theismus zu vermitteln, als „eine schlechte Doublette der Scholastik" bezeichnet. Und dieser radikale Philosoph kann die Weltverachtung, Weltentsagung und Askese des heiligen Täufers Johannes, der Säulenheiligen in der alten christlichen Kirche, der indischen Büßer als ein nothwendiges Ergebniß einer sich ganz auf dem Boden der Erfahrung haltenden freien Philosophie hinstellen!! Er preist eine solche unmenschliche Weltentsagung — und das mit einem gewissen Recht, da diese Weltentsagung ja auch die die Menschheit erhaltende geschlechtliche Liebe ertödtet, — als das einzige Mittel, sich selbst und die gesammte daseiende Welt (nicht blos die Menschenwelt) vom Dasein und Leben, dieser stets sich erneuenden Sisyphusqual des Willens, zu erlösen. Er hütet sich dabei aber wohl, diese gänzliche Selbstverneinung des Willens als ein Gesetz für Alle hinzustellen, da „der Wille an sich" der schlechthin frei sich ganz allein selbstbestimmende ist und es kein Gesetz für ihn giebt.

Dr. Frauenstädt tritt der Schopenhauerschen Philosophie *in allen* Punkten und in allen Konsequenzen unbedingt bei; seine Briefe „über die Schopenhauersche Philosophie" erheben sich in keinem einzigen Punkte über dieselbe; „Darstellung der Schopenhauerschen Philosophie in Briefen" — das wäre der richtigere Titel für sein Buch. Durch die drei Einwürfe, die er sich durch seinen „verehrten Freund" am Schlusse seines Buches machen läßt, hat er sich nur die Gelegenheit gegeben, die Konsequenz, Tiefe und Besonnenheit seines Meisters zu

*) Jakutsk zählt, nach russischen Berichten, nur achtzehnhundert Einwohner. D. R.

**) Das, was Herr Schopenhauer unter „Wille" versteht, ist, unserer Meinung nach, ein bloßes animalisches Wollen. Deshalb ist ihm auch der Wille, welchen er der gesammten Erscheinungswelt zum Grunde legt, nichts, als ein grund- und zweckloses, blindes Fatum. Man braucht allerdings nur den sophistischen Fundamentalsatz einer logischen Pyramide hinzunehmen, um dann auch genöthigt zu sein, die Spitze derselben als Ausdruck der Wahrheit anzuerkennen. D. R.

*) Daß Philosophie und Glaube zwei getrennte Gebiete der menschlichen Erkenntniß sind, wird jetzt allerdings ziemlich allgemein zugegeben. Die Gründe nicht auf die Andere einwirken lassen, ist jedoch etwas ganz Anderes, als, wie Herr Schopenhauer, erklären, das Streben der philosophischen Erkenntniß, auch zu einer Erkenntniß Gottes zu gelangen, sei eine bloße, „schlechte Doublette der Scholastik". D. R.

wissenschaftlichen Institute, die freien Volks- und wandernden Leihbibliotheken u.s.w. sind bereits respektable Früchte dieser Ueberzeugung.

Mit ihr fällt jedenfalls die gesetzliche Eröffnung der Bildungs- und Erholungs-Anstalten an Sonntagen zusammen. Die Kirche unterstützte diese Bill, weil sie glaubte, in der damit zusammen auftretenden Schließung ihrer Rivalen, der Trinkhäuser, einen großen Vortheil zu gewinnen. Darin täuscht sie sich freilich, denn insofern in dieser Schließung eine neue Polizeigewalt liegt, scheint sich das Volk massenhaft entschlossen zu haben, sie sich nicht gefallen zu lassen; die Schließung der Trink-Anstalten als Zufluchts-Oerter gegen die Oede und Langeweile des alten, englischen, nun glücklich begrabenen Sonntags, als Quellen der Demoralisation und Verwilderung, macht sich mit Eröffnung der Kultur- und Erholungs-Anstalten von selbst. Essen und trinken muß aber das Volk nach der Polizeistunde später um so nothwendiger, als es, wenn es Abends von seinen Ausflügen nach London hungrig und durstig zurückkehrt, sich unter allen Umständen die nöthigen Stärkungsmittel verschaffen wird. Die Scenen der Publikhäuser würden nur, wenn die Schließung nach zehn Uhr wirklich nicht aufgehoben werden sollte, in die anständigeren Kaffeehäuser verlegt werden. Jedenfalls erhebt sich aus dem Grabe des alten englischen, öden Sonntags mit seiner Langenweile und Betrunkenheit ein neuer, schöner Genius der Volks-Kultur, an deren Verwahrlosung bisher Sonntag und Woche, Kirche und Staat so lange gearbeitet haben.

Zu den fashionablesten Gartenvergnügungen dieser Season gehörten die Mittwochs-Konzerte im botanischen Garten von Regents-Park. Er bildet einen kolossalen Cirkel mitten im Parke und ist ringsum von einem breiten Fahrwege umgeben, der während der Konzertzeit immer dick mit Equipagen und weißstrümpfigen, kniehosigen, falschwadirten Lakaien und Kutschern gefüllt war. Wie himmlisch muß es darin sein! dachte ich mir, bis ich selbst darin gewesen war. Gerade zum letzten Konzert am 26. Juli bekam ich ein paar Billets, die überhaupt nicht käuflich waren, sondern nur von Mitgliedern der botanischen Gesellschaft verschenkt wurden. Ich habe mich in meinem Leben schon zuweilen gelangweilt, aber noch nie das Gefühl des Nichtssagenden und Faden so großartig empfunden, als in diesem auserlesenen Cirkel. Unabsehbare Massen der glänzendsten Toiletten, mit Personen darin, die größtentheils in das romantische Mittelalter gekommen zu sein schienen, ohne in den Stand der heiligen Ehe zu treten, saßen da überall auf Bänken und Stühlen umher und hielten immerwährend den Sonnenschirm. Weiter thaten sie nie etwas. Doch ja, sie hörten auch auf die ziemlich mittelmäßige Regiments-Musik, und an einer Stelle aßen einige etwas Eis. Sonst aber keine Handlung von Anfang bis zu Ende. Kein Gespräch, kein Tisch, kein Kaffee, kein Kuchen, kein Thee, keine Cigarre, keine Herren, die sich angenehm machten, sondern nur solche, die lange Gesichter, weite Aermel, steife Vatermörder und die Gabe hatten, das Gefühl des Langweiligen weit über ihren Gesichtskreis zu verbreiten. Warum sprechen, amüsiren sich diese Herrschaften nicht! Warum entwickelt jedes kostbare Individuum fortwährend nichts, als das Talent, durchaus nach gar nichts auszusehen und den Sonnenschirm darüber zu halten! So fragte ich mehrmals das Schicksal, ohne eine Antwort zu erhalten. Die Sache wurde mir und meiner Begleiterin bald so arg, daß wir fortwährend kämpfen mußten, ein unauslöschliches homerisches Gelächter über die vielen lebendigen Personen, die wirklich waren und doch nur immer wieder ein Traum voller Phantome und Schatten zu sein schienen, zu unterdrücken. Die mühsam künstlich anerzogene Ausdruckslosigkeit und respektive Häßlichkeit in den Gesichtern erschien in einem so ungeheuren Hohne und Kontraste zu den kostbaren Kleidern und der wundervollen Natur, daß man nach momentaner Unterdrückung des Lachens eine Art horror vacui empfand, der entsetzlich war. Ich erwähnte Häßlichkeit neben Ausdruckslosigkeit und brauche mich deshalb über diesen Vorwurf, den ich der Gesellschaft mache, wohl kaum zu entschuldigen. Man sagt wohl, es sei ganz barbarisch, dem schönen Geschlechte Häßlichkeit zuzuschreiben. Für seine Physiognomie kann ja der Mensch nicht. Ich behaupte das Gegentheil: Jeder ist nicht nur seines Glückes, sondern auch seiner Physiognomie Schmied. Warum brauchen diese englischen Damen nicht das untrügliche Schönheitsmittel! Warum denken, fühlen, leben sie nicht! Nirgends ist mir der Fluch der Verformelung und Verflachung in der „guten Gesellschaft" Englands so massenhaft und ausgebildet erschienen, als in diesem Mittwochs-Konzerte. Ich empfand ein wahrhaftes Grauen über diese Opfer der Restrictionen in der englischen Sozialität, als ich sah, wie sie einen munteren, dicken Franzosen mit grauem Schnurrbarte, der bald hierhin, bald dorthin den Hut abnahm, hier einer Dame Platz verschaffte, dort zwei bis drei Partieen zugleich in dem allerliebsten, gebrochenen Englisch unterhielt und mit seiner Grazie und Agilität nach allen Seiten belebend wirkte, wie eine Art unerklärliches Wunderthier anstaunten. Man muß so etwas leibhaftig gesehen haben, um den Hohn eines Byron, die kaustischen Klagen „des weiblichen Byron", Mrs. Norton's, das ununterbrochene, unversöhnliche Ironisiren eines Thackeray, das schmerzliche Lächeln eines Dickens', das einsame Träumen einiger Wenigen und den Spleen als Nationalkrankheit zu begreifen. Die englischen Sonderlinge, die gegen die Welt rings herum nichts als Rücken sind, den sie der öden, faden, Welt voller Humbug nach allen Seiten zukehren, sind oft ganz edle Naturen von Hause aus, die nun als die sonderbarsten Käuze, unbegriffen von der Welt, durch ihr in sich abgeschlossenes Leben gehen, Raritätensammler werden, mysteriösen, kleinen Klubs angehören und nach ihrem Tode noch durch ein barockes Testament beweisen, daß sie die Welt haßten und deshalb ihre Liebe auf irgend ein ungewöhnliches Ding oder Wesen konzentrirten. In der guten Gesellschaft Englands denkt man nicht nur nicht, das Denken gilt auch für „unrespektabel". Es ist ja schon Alles da, fix und fertig und bis ins Kleinste vorgeschrieben. Wer denkt, kennt vielleicht auch bessere Gedanken und fängt an, die Ordnung der Gesellschaft zu beunruhigen. So ist er kein Gentleman mehr und wird wohl gar verdächtig, daß er schlimme Bücher gelesen oder sein Vermögen einen Stoß erlitten. Große Gedanken, große Schmerzen, große Freuden, Alles, was das Gleichgewicht der Indifferenz stören kann, alle diese Ingredienzien sind verbannt aus der guten Gesellschaft.

Wie man hier bis ins Kleinlichste geht mitten in der größten Stadt der Welt, davon erlebte ich unlängst selbst ein Beispiel. Ein Engländer und ich wurden wohl sechs Tage vorher in eine Familie eingeladen, in der ich etwas deutsche Muttersprache einzuführen habe. Der Engländer kam vorher zu mir, um sich Raths zu erholen wegen des Anzugs. Da ich sagte, er möge sich eben anziehen, wie es ihm gut dünke, sah er mich groß an und bestand darauf, daß ich den „dress-coat", den in Winkeln ausgeschnittenen schwarzen Leibrock mit einer Nelke im Knopfloch tragen müsse, da jedenfalls große „party" sein werde. Ich blieb beim Oberrock schon deshalb, weil ich nie in meinem Leben einen dress-coat gehabt habe, und versicherte, daß ich die Handschuhe im Zimmer nicht anbehalten werde. Wir schieden im größten Widerspruche. Am großen Abende tritt mein Engländer herein in die Familie, in der nur ein paar der nächsten Bekannten sich bequem eingefunden haben, mit dem dress-coat, der Nelke im Knopfloche, ganz neuen ziegenledernen Handschuhen und dem untadelhaften Kastor in der Hand. Er wird roth und blaß, stottert und stolpert, spricht von dem schönen Abende, während es fürchterlich an die Fenster schlug mit Wind und Regen, und kann sich auf keine Weise aus der entsetzlichsten Verlegenheit herausfinden. Die Dame des Hauses ist auch verlegen und fängt endlich an, sich anzuklagen, daß sie ihren Gast nicht auf die rechte Weise eingeladen haben möge, da er in der Uniform eines Gentleman gekommen sei, der eine „party" erwartet habe. Nun dachte ich, ein paar Menschen von nicht gar zu stiefmütterlicher Ausstattung müßten sich mit einem Worte, einem Scherze augenblicklich aus der Verlegenheit gerettet haben. Nicht daran zu denken; der ganze Abend blieb ein Konzert von Mißtönen. Der Leibrock brannte meinen Gentleman wie Feuer auf der Haut. Er schwitzte Angst, so oft er auf seinen Orden im Knopfloche blickte. Die Handschuhe waren ihm angeschweißt, so daß er nach mehreren mißlungenen Versuchen, sie verstohlen auszuziehen, sie anbehielt und nun den ganzen Abend mit Leder überzogen da saß. Auch die Dame des Hauses blieb verstimmt. Der Leibrock, sonst nothwendiger, als ein Entrée-Billet, ging den ganzen Abend wie ein trüber Geist durch unser Haus. Die Kinder, blühende, rothwangige, allerliebste Mädchen, wollten manchmal ihrer Natur nach laut lachen, wurden aber stets von der langen, ernsten Gouvernante in die Gränzen des „Anstandes" zurückgewiesen. — So ein einzelner Fall würde durchaus zu keinem allgemeinen Urtheile berechtigen, wenn nicht eine Menge anderer dazu kämen und in dem Publikum des botanischen Gartens nicht Tausende von Gesichtern, schrecklich deutlich mit dem Stempel jener öden Indolenz und Indifferenz gezeichnet gewesen wären, welchen man in der guten Gesellschaft als den wahren Stempel des Vornehmen und Respektablen, „of good breeding", wie es heißt, allen Kindern guter Familien mit der größten Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit aufzudrücken weiß oder in höheren Töchterschulen, die sich bis Belgien und in die Schweiz erstrecken, für enorme Summen so lange aufdrücken läßt, bis die Spuren des Individuellen voller Fleisch und Blut verwischt und weggebügelt sind.

(Schluß folgt.)

Süd-Amerika.

Hadfield's
Handbuch über Brasilien und das Plataström-Gebiet.*)

Dem seit kurzem ins Leben getretenen Unternehmen einer regelmäßigen Dampfschiff-Verbindung zwischen England, Brasilien und dem

*) Brazil, the River Plate and the Falklands-Islands; with the Cape Horn Route to Australia. With Illustrations, Maps &c. By William Had-

image
not
available

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 6 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 3 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 1 Thlr. 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 57, und beim Spediteur Neumann, Rudolphsstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 109. Berlin, Dienstag den 12. September 1854.

Frankreich.

Ein Besuch bei Lamennais.

Von einem Amerikaner.

Während meines Aufenthalts in Paris machte mir eines Tages ein Freund den Vorschlag, dem berühmten Abbé de Lamennais einen Besuch abzustatten. Ich hatte die Schriften dieses merkwürdigen Mannes gelesen, war, allerdings innerhalb gewisser Gränzen, ein Bewunderer derselben und kannte die wechselvolle Laufbahn, die der Verfasser durchlebt hatte; ich nahm daher die Einladung mit Freuden an.

Auf dem Wege durch den Tuilerieen-Garten und die Rue de Rivoli nach der Wohnung Lamennais' im Palais Royal hatte ich Zeit, mir die Einzelnheiten seines Lebens ins Gedächtniß zu rufen. Und welch' ein seltsames, bewegtes, sorgenvolles, ernstes Leben! Erst der Skeptiker, von dem glänzenden Witze Voltaire's geblendet, — dann der Priester, fast bigott in der Vertheidigung seiner Kaste — dann der christliche Reformator, Anathemata schleudernd gegen die Mißbräuche der Mutterkirche — dann der Republikaner und Sozialist, bestrebt, die wilden Geister einer Revolution zu leiten — und endlich der von der Welt zurückgezogene Weise, enttäuscht, aber nicht überwunden, und noch aus dem Schatten der sich mit raschen Schritten nähernden Nacht die Weisheitslehren spendend, die er in seinem langen, müden, siebzigjährigen Kampf gesammelt hatte! Die Aussicht, einen solchen Mann kennen zu lernen, mußte wohl meine Neugier und meine Erwartung aufs höchste spannen.

Lamennais wurde im Jahre 1782 in St. Malo geboren. Seine Aeltern waren nicht begütert, hatten aber im Handel ein hinlängliches Vermögen erworben, um dem Sohn eine gute Erziehung geben zu können. Sein Hang zur Lektüre machte sich so frühzeitig bemerkbar, daß sein Vater den Gedanken, ihn Kaufmann werden zu lassen, aufgab und ihn für die Kirche bestimmte. Zum Unglück für diesen Plan aber bestand die Lektüre, welche damals am meisten im Gange war, in den Werken Voltaire's und der anderen glänzenden Skeptiker des achtzehnten Jahrhunderts. Klar, witzig, verwegen, verführerisch und eben wissenschaftlich genug, um der flachen, aber pikanten Darstellung Konsistenz zu geben, waren sie ganz dazu geeignet, den feurigen, aber oberflächlichen Studenten aus der Bretagne zu fesseln. Er wurde anfangs von ihren Vorspiegelungen fortgerissen; da er jedoch eine tief religiöse Natur besaß, so begann er bald, die Mängel der neuen Literatur zu fühlen. Mit aller ihrer glatten Logik und feurigen Beredtsamkeit vermochte sie nicht sein Herz zu rühren. Es blieb in ihm eine tiefe Leere zurück, die sie nicht ausfüllen, ein heftiges Verlangen nach etwas Reinerem, Edlerem, Höherem, das sie nicht befriedigen konnte. Er verwarf die spöttische, gemüthlose Philosophie der Encyklopädisten, aber er wußte nicht, wodurch er sie ersetzen sollte. Er wurde von Verworrenheit und Zweifeln gequält. Er studirte, er dachte, er ging mit sich selbst zu Rathe, er versuchte zu hoffen; aber eine unglückselige Dunkelheit schien sich mehr und mehr über die intellektuelle Welt zu lagern, und er war nahe daran, das Denken in Verzweiflung aufzugeben.

In dieser Geistesstimmung war es, daß er sich von der Idee der christlichen Kirche ergriffen fühlte, welche in seiner tiefbewegten und fieberhaft aufgeregten Seele als eine Glorie vom Himmel empfangen wurde. Sie zeigte ihm das Ideal eines Lebens, so schön, so groß, so voll Friede und göttlicher Ruhe, daß es alle Gluth der Andacht in seinem Busen entzündete. Eine unermeßliche Brüderschaft, der Liebe zu Gott und der Liebe zu den Menschen geweiht, durch die hehrsten Erinnerungen und Namen des christlichen Alterthums geheiligt, mächtig in ihrer Organisation und sich über die ganze Erde verbreitend, um die zerstreuten Glieder der Menschheit in Einen großen lebendigen Verein zu verschmelzen, der demselben Glauben huldigt, in demselben Tempel seine Andacht verrichtet, denselben Himmel voll Harmonie und Glückseligkeit erstrebt: es war dies eine so großartige und rührende Vorstellung, daß er von Sehnsucht verzehrt wurde, sich ganz ihrem Dienste zu widmen. Er stürzte sich also, wie man zu sagen pflegt, über Hals und Kopf in den Schooß der römischen Kirche.

Er folgte dem Ruf als Lehrer der Mathematik am Collége von St. Malo, nahm dort zum ersten Male in seinem Leben das Abendmahl und fing an, sich zum Priesteramt vorzubereiten. In der Zwischenzeit gab er sein erstes Werk heraus, eine Uebersetzung des alten asketischen Buches von Louis le Blois, genannt „Der Geistliche Führer", und im nächsten Jahre (1808) folgte ein Originalwerk, „Reflexions sur l'état de l'Eglise". Aus letzterem geht schon hervor, bis zu welcher Höhe er sich in seinen kirchlichen Theorieen hinaufgeschwungen hatte; er verdammt darin die Knechtschaft, in der, seiner Ansicht nach, die Kirche unter Napoleon gehalten wurde, und verkündet muthig die Lehre von der rechtmäßigen Oberherrschaft der Kirche über den Staat. Als Stellvertreterin Gottes auf Erden sei die Kirche eine über jeden politischen Körper erhabene Macht, die nie zur bloßen politischen Maschine herabgewürdigt und nie den weltlichen Gesetzen unterworfen werden, sondern im Gegentheil der Welt Gesetze vorschreiben müsse. Die Heftigkeit jedoch, mit der er den Despotismus des Kaisers zu Gunsten des Despotismus der Geistlichkeit angriff, hatte zur Folge, daß das Buch von der Regierung unterdrückt wurde.

Im Jahre 1811 erhielt er die ersten Weihen, behielt aber seinen Posten am Seminarium, welches unter der Leitung seines Bruders stand. In Verbindung mit diesem schrieb er ein Buch über die Tradition der Kirche in Bezug auf das bischöfliche Amt („La tradition de l'Eglise sur l'institution des Evêques"), in welchem er viel Gelehrsamkeit und Scharfsinn entwickelte, und wofür er den ungetheiltesten Beifall der ultramontanen Partei ärndtete. Im Interesse des Katholizismus trat er auch mit Eifer für die Restauration der Bourbons auf und machte sich als Royalist so bemerklich, daß er während der Hundert Tage gezwungen ward, nach England zu flüchten, um den Verfolgungen der kaiserlichen Partei zu entgehen. Dort lebte er mehrere Monate in der größten Armuth und Dunkelheit, da sein Erwerb als Hülfslehrer an einer von dem Abbé Rennes in London errichteten Emigranten-Schule nur äußerst kärglich war. Man erzählt, daß er während seines Exils sich an eine hochadelige Dame, Lady Jerningham, Schwester des Lord Stafford, wandte, um einen in ihrer Familie erledigten Hofmeisterposten zu erhalten. Lamennais war klein und mager von Person, mit bleichem, abgezehrtem Gesicht, sein Blick scheu und sorgenvoll, sein Gang schwankend und unbeholfen, und seine Kleidung so beschaffen, wie es sich von seiner finanziellen Lage erwarten ließ — mit anderen Worten, zerlumpt und schmutzig. Die würdige Dame stierte ihn mit Erstaunen und Verachtung an und schickte ihn endlich mit der Bemerkung fort: „daß er zu sehr das Ansehen eines Dummkopfes habe, um ein guter Lehrer zu sein!" So wurde ein Mann, der später durch die Macht seines Geistes Frankreich und ganz Europa zur Bewunderung hinriß, von einer großen Dame abgefertigt!

Als Bonaparte zum zweiten Male entthront wurde, kehrte Lamennais nach seinem Vaterlande zurück und ward im folgenden Jahre feierlich zum Priester ordinirt. Er bezeichnete dieses Ereigniß durch die Herausgabe seines „Essai sur l'indifférence en matière de Religion", der überall die lebhafteste Aufmerksamkeit erregte und seinen Ruf als Schriftsteller befestigte. In kurzer Zeit waren sieben bis acht Auflagen vergriffen, und es erschienen unzählige Kritiken und Gegenschriften. Durch die ungestüme Kühnheit des Styls, die Präcision und Kraft des Urtheils, die seltene Schönheit der Sprache, vor Allem aber durch die Wärme der Begeisterung und die Erhabenheit der Gedanken machte dieses Buch auch auf die Frivolsten einen tiefen Eindruck, während es alle diejenigen einnahm und gewann, die nach einem reineren Dasein trachteten. Nie wurde die herrschende Immoralität mit kräftigeren Worten angegriffen, nie der Unglaube einer schärferen Prüfung und Zergliederung unterworfen — und nie hatte man die Wahrheit und die Herrlichkeit des Christenthums in glänzenderer und überzeugenderer Weise dargestellt. Es war ein Buch, in welchem ein hochherziger, großmüthiger und poetischer Sinn sich in Klagen über die Zerwürfnisse und Zerfahrenheit der Gesellschaft ergoß, seinen ganzen Abscheu gegen die kleinlichen Bestrebungen und den niedrigen Ehrgeiz der Welt ausdrückte, und mit der jubelnden Freude einer Seele, die sich von den Fesseln des Irdischen freigemacht, den erhabenen Trost verkündete, den er im Schooße der Gottheit gefunden. „Erwache",

redet er das so lange in den größten Unglauben versunkene Frankreich an — „erwache zur Hoffnung, zur Liebe, zum Leben Gottes, zu einer neuen Laufbahn unserer Menschlichkeit auf Erden! Erblicke die Kirche, ehrwürdig an Jahren, doch so frisch wie ein Kind, — die Verkörperung aller Wahrheit, die Quelle alles Lebens — welche die Stürme der Vergangenheit nicht erschüttern konnten, und die für die Zukunft bestimmt ist, eine unvergängliche Herrschaft zu behaupten, — diese Kirche öffnet ihre Arme, Euch aufzunehmen, und wird Euch zur ewigen Seligkeit geleiten."

Die Beredtsamkeit und Kraft dieses frommen Aufrufs gewannen dem Verfasser den Titel des neuen Streiters für die Kirche, des neuen Bossuet oder, wie Papst Leo XII. sich ausdrückte, „des letzten der Kirchenväter". Es ward ihm sogar ein Kardinalshut angeboten, aber er lehnte ihn ab, weil er seine eigenen Zwecke zu verfolgen hatte, welches am besten in seiner bisherigen Stellung geschehen konnte. Er hoffte unter der Herrschaft der Bourbons die Befreiung der Kirche zu Stande zu bringen, aber es war augenscheinlich, daß er den Geist jener despotisch-bureaukratischen Regierung nicht kannte. Für die Männer, die an der Spitze der Monarchie standen, war die Kirche eben so sehr ein Werkzeug, wie sie es für Napoleon gewesen, und als Lamennais abermals in seiner „Religion considérée dans ses rapports avec l'ordre civile et politique" gegen dieses System donnerte, wurde er mit Geld- und Gefängnißstrafe belegt.

Bei einer solchen Behandlung von Seiten der Bourbons mußte sich der Eifer Lamennais' für das Königshaus bedeutend abkühlen; als es daher im Jahre 1830 zum zweiten Male vertrieben wurde und er sich wieder frei aussprechen konnte, wandte er sich an die Kirche selbst mit der Aufforderung, ihre Unabhängigkeit sofort zu erklären. Um sich einen größeren Wirkungskreis zu schaffen, gründete er das Journal l'Avenir, welches er mit charakteristischem Eifer und Energie redigirte, wobei er gelegentlich von dem Grafen Montalembert und dem Abbé Gerbet, so wie von dem seitdem in Paris als Prediger so berühmt gewordenen Abbé Lacordaire, unterstützt wurde. Ihr Hauptzweck war, die katholische Kirche zum Gefühl der moralischen Wirksamkeit zu erwecken, deren sie fähig sei, und sie auf der Laufbahn des thätigen Wohlwollens und der Liebe vorwärts zu treiben. Nach den Worten Lamennais' und seiner Freunde hofften sie, „das Reich der Gewalt zu Boden zu schmettern und dessen Stelle durch eine Herrschaft der Gerechtigkeit und Liebe zu ersetzen, welche zwischen den Gliedern der großen menschlichen Familie jene Einigkeit herstellt, in der jedes Individuum als Theil des Ganzen betrachtet wird und am allgemeinen Wohl theilnimmt"; kurz, sie wollten das Evangelium Christi als das Bindemittel zu einer großartigen Verbrüderung gebrauchen, die sich über die ganze Welt erstrecken sollte. Zur Durchführung solcher Ideen rechneten sie seltsamerweise auf die Mitwirkung des Papstthums und des katholischen Klerus. „Eure Macht", riefen sie, „ist im Begriff, Euch zu verlassen, und mit ihr fällt der heilige Glaube! Wollt Ihr beide retten? Vereinigt sie mit dem Geschick der Menschheit. Erinnert Euch, daß Nichts in dieser Welt stehen bleibt. Wenn Eure Religion nicht mit dem Menschengeschlecht fortschreitet, wenn sie nicht mit den Pulsschlägen des menschlichen Herzens Takt hält, so wird sie rückwärts schreiten und in Verfall gerathen. Ihr habt über Könige geherrscht: streckt Eure Hände nun dem Volk entgegen, es wird Euch mit starken Armen und, was noch besser ist, mit seiner Liebe stützen! Sagt Euch los von Euren weltlichen Trümmern, den Ueberbleibseln Eurer alten Größe, dem finsteren Andenken der Vergangenheit, von der Hoffnung, einen Glanz wieder zu beleben, der auf ewig untergegangen ist; stoßet alles dieses als werthlos von Euch und schreitet vor zur wahren Würde und Macht!"

Seinen Worten durch Thaten Nachdruck zu geben, gründete Lamennais eine Gesellschaft zur „Vertheidigung der religiösen Freiheit", welche bald eine Menge Anhänger in allen Theilen Frankreichs zählte. Ihre Aufgabe bestand darin, die Emancipation der Geistlichkeit von dem Staate zu erstreben, niedere und höhere Schulen für das Volk, unabhängig von der Regierung, zu gründen und einen freundschaftlichen Verkehr zwischen allen Klassen des Volks, selbst zwischen den verschiedenen Nationen zu befördern. Um den letzten Theil seines Planes ins Werk zu setzen, veranstaltete Lamennais eine Sammlung zum Besten der Hunger leidenden Irländer, die bald zu einer bedeutenden Summe anwuchs, predigte zu Gunsten der polnischen Flüchtlinge und erklärte sich für eine Intervention in Italien, um die Halbinsel von dem Despotismus Oesterreichs zu befreien. Man sieht hieraus, daß er, ohne es zu ahnen, auf demokratischen Boden gerathen war; trotzdem klammerte er sich noch immer an die Kirche fest und glaubte, thöricht genug, sie zu seinen Ansichten bekehren zu können. Wie wenig verstand er sich auf den Geist der Kirche oder vielmehr der römischen Kurie! Man hat allerdings schon viele Wunder erlebt, allein ein solches Wunder, wie es Lamennais zu sehen hoffte, die Verwandlung einer reichen und engherzigen Hierarchie in eine Schülerin des Fortschrittes und der Humanität, das war eine Unmöglichkeit. Der Versuch beweist, daß er es zwar ganz aufrichtig meinte, aber sehr unerfahren war. Von gleicher Naivetät zeugt die Thatsache, daß er nach Rom ging, um Papst Gregor persönlich zu besuchen und ihm die Entwürfe vorzulegen, mit denen er sich beschäftigte. Gregor weigerte sich, den kühnen Abbé vorzulassen, weigerte sich, seine Denkschrift zu lesen, und nach langem, vergeblichem Harren mußte er unverrichteter Sache heimkehren. Sein Traum war zerronnen, die Glorie verblichen, die er um die Stirn der Mutterkirche gewunden hatte, die Hoffnung auf Wiedergeburt, wie Spreu, vom Winde zerstoben. Rathlos und niedergeschlagen, wurde er auf dem Rückwege nach Paris in München von einem päpstlichen Rundschreiben überrascht, das ihm ziemlich deutlich zu verstehen gab, in welchem Lichte die rothen Hüte des Vatikans seine Meinungen betrachteten, — das die Gewissensfreiheit als eine „ungereimte Idee" verwarf, die Preßfreiheit für eine „verhängnißvolle Freiheit, an die man ohne Schrecken nicht denken könne", erklärte und jeden Widerstand zu einem „Verbrechen" stempelte. Welcher Donnerschlag für unseren geistlichen Reformator!

Aber die Kirche war noch nicht mit ihm fertig. Nicht damit zufrieden, sein Vergehen bestraft, seine Pläne über den Haufen geworfen und ihn dem Hohn der Welt preisgegeben zu haben, wollte sie es noch dahin bringen, daß Lamennais selbst seinen Fehler eingestehe und der Demüthigung einer kränkenden Niederlage auch die Erniedrigung einer reumüthigen Beichte hinzufüge. Sein Geist mußte vollständig gebrochen werden. Er gab seine Zeitung auf, entsagte seiner ganzen publizistischen Wirksamkeit, bequemte sich äußerlich zu Allem, was von ihm gefordert wurde — allein die Hierarchie blieb unerbittlich. Er mußte seine Irrthümer feierlich abschwören und die in dem Rundschreiben ausgesprochene Verurtheilung derselben selbst unterschreiben. Umsonst sträubte er sich gegen eine solche Zumuthung, umsonst bat er, ihm Zeit zu gönnen; endlich, nach einem harten Kampf und von Gewissenszweifeln gefoltert, entschloß sich Lamennais — um, wie er sagt, „seinem beunruhigten Geist Frieden zu verschaffen", zur Unterwerfung unter die Gebote der Kirche. Er war noch nicht im Stande, die Bande zu trennen, die ihn an seine geistige Pflegemutter knüpften. (Schluß folgt.)

Sibirien.

Nordisches Klima.

(Schluß.)

Die einheimischen nomadischen Völkerschaften leben von etwas Viehzucht, Jagd und Fischerei, erheben sich in ihren Anschauungen nicht einmal auf das Niveau des Götzendienstes und üben ganz äußerlich einiges Christenthum nur, um sich ihren Herren gefügsam zu erweisen. Unter seinen Erzeugnissen hat Sibirien gleichwohl Etwas, was zahlreichere und bedeutsamere Völkerschaften anziehen müßte. Am Ural und Altai findet sich bekanntlich Gold und Platina, und schon Humboldt sprach beim Anblick der Erze aus, daß hier auch ein Fundort für Diamanten sei, und diese Voraussagung hat sich bestätigt.*)

Innerhalb jener völligen Gleichförmigkeit der Bodengestalt, — der Süden hochgelegen und gebirgig, die Abdachung des ganzen Landes gegen Norden, der Verlauf der vielen und gewaltigen Flüsse in derselben Richtung, — und bei der Gleichförmigkeit der Luftströmungen, die fast nie Regen und so viel Schnee niederschlagen, ist die reichliche Ernährung der sibirischen Flüsse ein Problem, dessen Lösung vielleicht in der sehr schwachen Verdunstung des Schnees zu finden ist, der während eines acht- bis neunmonatlichen Winters fällt. Während der kurzen und raschen Schmelzperiode kömmt fast die ganze Masse jenes Schnees den Flüssen zugute, die obendrein bei dem sehr geringen Gefälle in der Nähe des Meeres wenig Wasser abgeben.

Ohne sonderliche Unfälle legte der Verfasser seine weite Schlittenfahrt bis Ochotsk und Petropawlovsk am Stillen Meere zurück. Von Irkutsk ging er bis an die chinesische Gränze, folgte dann dem Laufe der Lena quer durch das Land bis Ochotsk, von wo ab Schneegründe, Fuhrten, Entbehrungen und selbst Begegnungen mit Bären den letzten Theil der Reise sehr erschwerten. Vor Allem bemerkenswerth fand er die hohen Kältegrade. Ein Tagebuch während des Winters 184¼ weist vier Monate lang vom Dezember ab einen ständigen Frost von 15° bis 16° R. nach. Im April und Anfang Mai's stieg das Thermometer selten über den Schmelzpunkt des Eises, mehrmals fiel es unter den Gefrierpunkt des Quecksilbers, so daß Weingeist die Temperatur zu bestimmen diente. In den Städten giebt es mancherlei Heizmaterial; im Freien aber verlegt die spärliche Bevölkerung ihre Wohnungen unter den Erdboden, um eine etwas erhöhte Temperatur zu erzielen. In diesen Löchern herrscht eine Unsauberkeit, wie man sie nicht bei den schmutzigsten Hausthieren findet. — Der Thee bietet ein geeigneteres Getränk gegen die Kälte, als Branntwein. Er erhält wach, wo ein tiefer

*) In den Jahren 1829 ff. sind allerdings im Ural Diamanten aufgefunden worden, doch hat seit einiger Zeit die russische Regierung, die in solchen Dingen nicht schweigsam zu sein pflegt, nichts wieder über dergleichen Funde verlauten lassen. Erst allerneueste Nachrichten erzählen Etwas von eben entdeckten Topasen. D. R.

Schlaf bei mehr als 30° Frost, wenn keine körperliche Anstrengung den Wärmeverlust ersetzt, tödtlich werden würde. Welch ein gewaltsamer Zustand, wenn von dem Nutzen selbst der Eiskruste die Rede ist, welche durch das Athmen sich über dem Gesicht bildet! Herr Hill glaubt sogar, daß die sehr strenge Kälte Windstille erzeuge. Er nimmt die Ursache für die Wirkung. Windstille und Durchsichtigkeit der Atmosphäre, welche auf weite Räume hin ein Ausstrahlen der Wärme gestatten, rufen einen Frost hervor, den kein Kontakt der Luft mit irdischen Massen mildert. Diese Windstille macht die Wirkung der Kälte erträglicher, und man leidet bei —35° und Windstille weniger, als bei Wind und —20°. Der tiefste Temperaturstand ist in Jakutsk erreicht worden, —50°, also weit mehr, als die größte Kälte, welche die Expeditionen in den amerikanischen Nordmeeren erlebt haben. Doch friert das Wasser hier auf kürzere Zeit, weil die Lena-Niederungen an sich sehr naß liegen und gewaltige Ueberschwemmungen erfahren. Wo dagegen Eis und Schnee sich häufen und unter den Schatten von Höhen sich bergen, nimmt die Temperatur im Winter weit mehr ab, als die Zeit des Aufthauens ersetzen kann, und der Erdboden gefriert immer tiefer und fester.

Für die aprioristische Vermuthung, daß, wenn eine nur kurze Frist zwischen dem Zergehen des alten und dem Fall des neuen Schnees verfließt, der Boden, weil er nicht Zeit gehabt, tief hinein aufzuthauen, ewig gefroren bleiben wird, hat Herr Babinet einen Versuch angestellt. Die mittlere Temperatur eines mit dicker Eisschicht umschlossenen Thermometers, das wechselweise und jedesmal auf gleich lange Zeit in kalte und in warme Umhüllung getaucht wird, ist niedriger, als das Mittel der Temperatur der beiden Umhüllungen.

Den Baikalsee fand der Reisende mit einem Eise bedeckt, so glatt, daß man auf gewöhnlichen Schuhsohlen sich nicht zu halten vermochte. Dieser fast achtzig deutsche Meilen lange und bis höchstens vier Meilen breite Süßwassersee steht, nach der Meinung der Eingebornen, mit dem Meer in unterirdischer Verbindung. Man findet darin Seehunde, Störe, wie im Eismeer, selbst Schwämme, und Herr Hill spricht sogar von Korallen und anderen Meereserzeugnissen, die bei heftigem Sturm ausgeworfen würden. Herr Babinet nimmt zur Erklärung dieses Phänomens an, daß ursprünglich das Meer bis in diese Gegenden gereicht und sie in Folge gewaltsamer Katastrophen verlassen habe, daß der Baikalsee selbst ein Meeresbecken und mit jenen Phoken, Schwämmen, Seemuscheln erfüllt gewesen sei. Die hundertundsiebzig Flüsse, welche mittelst des gewaltigen Angarastromes sich in diesen See ergießen, wirkten allmälig auf die Entsalzung desselben: gleichzeitig gewöhnten sich die Phoken an die Veränderung und wurden Süßwasserthiere. Eine unterirdische Verbindung, bei einem Gefälle von zweihundert Fuß in der Sekunde hätte den See längst entleert, möglicherweise auch die Phoken mit entführt. Nie aber hätten diese stromaufwärts hierher zurückgelangen, niemals eine Strömung von der dreifachen Geschwindigkeit eines Pferdes überwinden können. Der Wallfisch, der Delphin legen etwa dreißig Fuß bei stillem Wasser in der Sekunde zurück. So könnten im Wege allmäliger Entsalzung der Gewässer Seemuscheln zu Flußmuscheln geworden sein, so könnte ein Acclimatisationssystem der Wasserthiere gefunden werden, so könnte es dahin kommen, daß man einst unter den Brücken von Paris Austern fischte.

Ungeachtet der Fortschritte des Christenthums giebt die Enthaltung von Spirituosen den moslemitischen Völkern des asiatischen Rußland eine bedeutende Ueberlegenheit gegen die nördlicheren sibirischen Stämme, die, gleich den Wilden Nord-Amerika's, dem Trunk ergeben sind und aus allen möglichen Substanzen den Alkohol zu gewinnen wissen. Dieses Laster ist ein zur Entvölkerung des Landes nur allzu wirksam beitragendes Mittel. Im asiatischen Rußland werfen die Muselmänner demjenigen, der zum Christenthum übertreten will, vor, er thue es aus Gunstbuhlerei oder aus Trunksucht. Uebrigens breitet das Christenthum sich hauptsächlich durch Vermischung der Russen mit den Eingebornen aus: Missionen und Ukase haben Nichts gefruchtet.

Im Allgemeinen ist die Besitznahme Ostsibiriens, namentlich Kamtschatka's, von Seiten der Russen, nur nominell. Ihre Anzahl ist zu geringfügig. Den höchst ergiebigen Wallfischfang betreiben fast nur Amerikaner und Franzosen. Der Handel, der aus den beiden einzigen Häfen, Ochotsk und Petropawlovsk, betrieben wird, ist von keiner Erheblichkeit. Ein Handelszweig von staunenswürdigster Art konzentrirt sich in Jakutsk, nahe dem Polarkreis: der Gegenstand desselben ist das fossile Elfenbein. Es ist den Resten der vorweltlichen Riesenthiere entnommen. Schon vor Jakutsk bot man dem Reisenden die einstigen Wehren des Mammuths käuflich an. Wären alle diese Knochen verarbeitet, nie zu einem Ganzen kombinirt, oder ein Ganzes, wie das Skelett in Petersburg, nie gefunden worden, die Geschichte dieser Thiere würde in das Reich der Märchen verwiesen, als Ausgeburt der ausschweifendsten Phantasie betrachtet werden. Alle Zähne und Wehren hat man so gefunden, daß sie auf aufrechtstehende Thiere bezogen werden müssen. Eine plötzliche Einwirkung muß sie also vernichtet haben. Eingeborne versichern, daß die unermeßlichen Reste dieser Körper auf den Inseln längs der Nordküste so massenhaft vorhanden sind, daß der Boden aus denselben zu bestehen scheine. Schon früher hatte man erfahren, daß nicht nur vollständige Skelette, sondern die ganzen Körper solcher Thiere gefunden würden. Ein Engländer, Adams, vernahm (1805), daß ein Fischer ein solches entdeckt habe und die Wehren verkaufe; es gelang ihm, noch des Restes des Riesenthieres habhaft zu werden, mit dessen Fleisch, einer antediluvianischen Leckerei, die Bewohner der Gegend ihre Hunde gefüttert und die Raubthiere sich genährt hatten. Das 9½ Fuß hohe, 16½ Fuß lange Gerippe nebst den 3½ Ctr. schweren Wehren wurde für das Petersburger Museum gerettet. — Schließlich empfiehlt Herr Babinet der russischen Regierung angelegentlich, für die Erhaltung ähnlicher Funde — es war einmal die Rede von Eisblöcken, die vorweltliche Thiere enthielten — Sorge zu tragen; ihre innere Organisation müßte über die Atmosphäre, die vegetabilischen Reste in ihren Magen über die Flora der Urzeit Aufschlüsse ertheilen, welche auf keinem anderen Wege zu erlangen sind.

Italien.

Signora Ferrucci, Dr. Parola und Professor Botta.

Unterricht und Schulwesen in Italien und Preußen.

Nr. 17 des heurigen „Magazins" enthielt eine kurze Notiz, betreffend Signora Catterina Ferrucci in Pisa und deren in diesem Jahre zu Turin erschienene Schrift: „Degli Studii delle Donne". Mögen dem Unterzeichneten, einem mehrjährigen Bekannten dieser hochachtbaren Frau, einige genauere, obgleich nur persönliche Angaben gestattet sein. Denn ihr Buch ist ihm bis jetzt so wenig zu Gesicht gekommen, als er an seinem Wohnorte die Bibliothèque de Genève aufzutreiben vermochte, worin, sicherem Vernehmen nach, Professor Adert in Genf ausführlichen Bericht über dasselbe erstattet hat. Es hat zwar, wie er von anderer Seite her weiß, unter den Landsmännen der Verfasserin manche Widersacherin gefunden, ihr jedoch die Ehre eingetragen, von mehreren Städten der Halbinsel zu Gründung weiblicher Bildungs-Anstalten aufgefordert zu werden. Eine solche ist denn auch in Genua ins Leben getreten, unter Leitung der Signora, die jedoch nur von Zeit zu Zeit daselbst verweilt. Eine ähnliche auch in Florenz, wo ihr einziger Sohn als Professor der Mathematik angestellt ist. Ihr eigentlicher Wohnort ist Pisa, wo, seit seiner Heimkehr aus der Schweiz, ihr Gatte die Professur der Geschichte und römischen Literatur bekleidet und zugleich Universitäts-Bibliothekar ist.*) In den dreißiger und vierziger Jahren war Herr Ferrucci Professor der lateinischen Literatur an der Genfer Akademie. Damals war es, wo ich seine und seiner Familie nähere Bekanntschaft machte und vermittelst ihres Sohnes in näheres Verhältniß zu ihr trat. Dieser talentvolle Sohn, Namens Antonio, eignete sich mit ungemeiner Leichtigkeit, wie Französisch, so das Deutsche, Englische und Griechische an, und keineswegs schien es damals, als werde er dereinst ausschließend von Mathematik Profession machen. Wenn es in der Notiz des „Magazins" von seiner Schwester (Rosa) heißt, „sie beschäftige sich ernstlich mit deutscher Sprache und Literatur", so ist dieses wahrscheinlicherweise auf die Einflüsse ihres deutschkundigen Bruders zurückzuführen; denn den Aeltern war unsere Sprache fremd. Die gelehrte Mutter hatte dagegen, wie man sagte, einen italiänischen Kommentar zur Odyssee unter der Feder, beabsichtigte sogar in Gemeinschaft mit ihrem Gatten, eine Sammlung lateinischer Carmina zu ediren. Ob es dazu gekommen, ist mir unbekannt. Herrn Ferrucci wenigstens war das lateinische Versemachen dergestalt Liebhaberei geworden, daß er bei jedem schicklichen Anlaß damit hervortrat**) (auch an Se. Majestät den regierenden König von Preußen sind einige seiner Distichen gerichtet) und wir sogar eine Zeitlang in lateinischen Versen korrespondirten.

Einige Jahre älter, als die Schrift der Signora Ferrucci, ist das Werk zweier Piemontesen, der Herren Luigi Parola und Vincenzo Botta: „Del pubblico insegnamento in Germania" (Torino, 1851—52). Die Verfasser hatten im Jahre 1850 auf eigene Kosten eine Reise nach Deutschland unternommen, um die höheren und niederen Schulen dieses, wie sie sagen, systemereichen, durch tüchtige Bildungs-Anstalten und solide Studien vor allen anderen blühenden Landes, der Heimat Friedrich's des Großen und Kant's, insbesondere aber die preußischen, sächsischen und österreichischen, gründlich kennen zu lernen. Es vermochte sie hierzu, laut der Vorrede, die Ueberzeugung, daß die Jugenderziehung die Zukunft des Volkes, die Grundlage und Potenzirung aller staatlichen wie bürgerlichen Institutionen ist; daß die Freiheit ein Tempelbau auf Sand ist, wo sie nicht auf einem Systeme öffentlicher Erziehung ruht, wodurch ein Volk zur Weisheit und Tugend gebildet werden kann; daß ferner ihr Vaterland Italien, auf dessen Schulwesen noch die Unkunst und Barbarei früherer Zeiten laste, nur vermittelst

*) Die Universität Pisa ist seit wenigen Jahren in der Art getrennt worden, daß ihr nur die Fakultäten der Medizin, Philosophie, Mathematik und Naturwissenschaften geblieben, die der Theologie und Jurisprudenz aber nach Siena verlegt worden sind.

**) So z. B. auf Decandolle's Grab und das Arminius-Denkmal im Teutoburger Wald.

durchgreifender pädagogischer Reformen und Pflanzung von Bildungs- und Unterrichts-Anstalten von dieser Barbarei erlöst, nur durch sie der Kulturstufe anderer Völker allmälig näher geführt werden könne. Das Nachstehende mag dazu dienen, von der Reichhaltigkeit und dem Interesse ihres Werkes einen ungefähren Begriff zu geben. Am ausführlichsten verbreiten sich diese zwei Gelehrten über die Lehranstalten (Primärschulen, Real- und Gymnasialwesen, Hochschulen) der preußischen Monarchie, und zwar mit einer Anerkennung, die nichts zu wünschen übrig läßt. Von Preußen heißt es: „Nach der Jenaer Schlacht leuchtete ein großer und kühner Gedanke in der Seele Stein's auf, eines der berühmtesten Staatsmänner durch politische Ein- und Voraussicht und Kenntniß seiner Zeit. Preußen, entkräftet und erschöpft, war bis zur Demüthigung und Erniedrigung gebracht. Es war ein starker moralischer Anstoß, ein mächtiger Impuls nöthig, um es wieder zu erheben. Stein versuchte ihn und siegte. Sein Gedanke war so formulirt: „„Die Revolution, welche Frankreich mit dem Henkerbeil durchgeführt hat, wir wollen sie durch und mit Gesetzen bewerkstelligen. Vermittelst eines Stoßes von Oben nach Unten wollen auch wir jene Wiedergeburt zu Stande bringen, welche die Franzosen von Roßbach in die von Jena umwandelte."" — Das Werk zerfällt in drei Bücher. Im ersten ergreift Herr Parola das Wort und handelt in funfzehn Kapiteln (S. 25—211) zuerst im Allgemeinen von Preußens Elementar- und Bürger-, öffentlichen und Privatschulen, dann namentlich von der Berliner Dorotheen- und der mittleren Bürgerschule, letzterer als Vorbereitungsschule auf das dortige Seminar, so wie der Bürger- und Elementarschule in Potsdam, hierauf von den Anstalten zu Bildung von Lehrern, und zwar den Seminarien zu Weißenfels, Berlin, Stettin, und den kleineren zu Bastidia*) und Pyritz, sodann von den weiblichen Bildungs-Anstalten, der höheren Töchterschule der Friedrichstadt (in Berlin), ingleichen der weiblichen Normalschule zu Bildung von Lehrerinnen. Angehängt ist eine allgemeine statistische Uebersicht der Elementar-, niederen Bürger- und Töchterschulen in sämmtlichen sechsundzwanzig (incl. die Stadt Berlin) Regierungsbezirken des preußischen Staats. — Das zweite Buch bespricht die höheren Schulen, d. h. die Gymnasien und Realschulen, das dritte die Universitäten. Zu beiden ist Professor Botta Referent. Preußen anlangend, werden von ersteren in zehn Kapiteln (S. 307—551) das Joachimsthalsche, das Friedrich-Wilhelms-, das französische und das Real-Gymnasium, außerdem Schulpforte, sodann die Real- und Handelsschule zu Berlin in genauesten Betracht gezogen. Vorangeht ein umständlicher Vorbericht und folgt eine statistische Uebersichtstafel über die Zahl der Schulen, ordentlichen und Hülfslehrer und Schüler in den sechsundzwanzig Regierungsbezirken. Das letzte Buch beginnt mit Darlegung der Administrativ- und Rechts-Verhältnisse der königlich preußischen Universitäten, ihrer Fakultäten, ihrer akademischen Vorträge im Allgemeinen und Besonderen (die im Winterhalbjahr 18[illegible] an der Universität Berlin gehaltenen Vorlesungen werden in extenso S. 770—826 namhaft gemacht), und fügt hierzu eine Uebersicht sämmtlicher deutscher Hochschulen mit Inbegriff von Basel, Bern und Zürich, so wie Andeutungen (cenni) über die Universitäten Leipzig und Wien. In spezielle Betrachtung des deutschen Universitätswesens, welches auf allen unseren Hochschulen ein gleiches oder ähnliches sei, geht dieses Buch nicht ein. Umständlicher dagegen verbreitet es sich über die agrarischen Institute zu Mögelin, Eldena und Hohenheim in Württemberg; die Forst-Akademieen zu Neustadt-Eberswalde in Preußen, Tharandt in Sachsen und anderer deutscher Staaten; die Veterinärschulen in Berlin und Dresden; die Freiberger Berg-Akademie; die Berliner Akademie der Künste und Wissenschaften; in Wien die Ritter-Akademie (Theresianum), die Ingenieur-Akademie, die Militair-Akademie in Wienerisch-Neustadt, endlich das polytechnische Institut in Wien. — Ihre Angaben über Preußens Schulen bekennen die Verfasser, der gefälligen Mittheilung des Herrn Geh. Regierungsraths Dr. Brüggemann, so wie der Herren Direktor Ranke und Professoren Michelet und Fabrucci zu verdanken.

E. K—r.

*) Einsender vermag mit seiner Kenntniß des Italiänischen nicht zu entziffern, welcher Ort, angeblich im Regierungsbezirk Stettin, hiermit gemeint ist. — Die Redaction mochte hier die Konjektur: „Laßadie" wagen, welches bekanntlich der Name eines Stadttheiles von Stettin ist.

Mannigfaltiges.

— Ein Streit um die „Mehrheit der Welten." Zwischen zwei eben so gelehrten, als geschätzten englischen Professoren hat sich seit kurzem eine eigenthümliche Kontroverse erhoben. Prof. Whewell in Cambridge, der berühmte Physiker, aber auch als Verfasser einer philosophischen Schrift: „Philosophy of the Inductive Sciences", bekannt, hatte nämlich eine Abhandlung „über die Mehrheit der Welten" („On the Plurality of Worlds") drucken lassen, worin er in Abrede stellte, daß die Planeten und andere Weltkörper in ähnlicher Weise, wie die Erde, von Menschen bewohnt seien. Hiergegen ist der nicht minder berühmte Physiker, Sir David Brewster, mit einer Erwiederungsschrift aufgetreten, welche den ihren Inhalt bezeichnenden Titel hat: „More Worlds than One, the Creed of the Philosopher and the Hope of the Christian" („Mehr Welten als Eine, das Glaubensbekenntniß des Philosophen und die Hoffnung des Christen"). Beide Gelehrten, die sich mit ihren Forschungen sonst immer nur auf positivem Boden bewegen — Whewell hat unter Anderem eine „Theorie der Stürme" geschrieben, und Sir David Brewster, Erfinder des zu seiner Zeit in der ganzen Welt bewunderten „Kaleidoskops", ist der Herausgeber des Edinburgh Journal of Science und der Edinburgh Encyclopaedia — haben hier natürlich ein Gebiet betreten, auf welchem es weder positive Beweise, noch positive Widerlegungen giebt. Unser Wissen von einer Mehrheit der Welten kann sich eben nur so weit erstrecken, als unsere Teleskope und die mathematischen Berechnungen unserer Astronomen reichen; was darüber hinausgeht, ist die Sache des Glaubens, der auf logischem Wege weder bewiesen, noch widerlegt werden kann, obwohl er in den Herzen und Ueberzeugungen der Menschen eben so lebendig ist und wirkt, als irgend ein Wissen von der Natur und der Materie. Bliebe Herr Whewell also — namentlich auch in seiner zweiten Schrift: „A Dialogue on the Pluralities of Worlds" — innerhalb der strengen Gränzen seiner Logik, so würde ihm sein Gegner natürlich nicht beikommen können, wiewohl auch dieser auf seinem Gebiete — dem des Glaubens — unwiderleglich bleiben würde. Herr Whewell überschreitet jedoch diese Gränzen, indem er in der genannten zweiten Schrift davor warnt, den Planeten höhere Formen organischen Lebens beizumessen, „weil wir sonst die Wichtigkeit des Menschen innerhalb der Schöpfung beeinträchtigen und demzufolge auch einige der Hauptlehren unseres religiösen Glaubens untergraben würden." Gerade dieses Argument giebt dem Sir David Brewster, einem streng religiösen Manne, — er ist einer der Leiter der schottischen „Free Church" — gewonnenes Spiel. Mit Recht sagt Sir David, daß die Allmacht Gottes, welche auf Erden Ausflüsse und Ebenbilder der göttlichen Intelligenz geschaffen, um nicht blos unbewußte, sondern auch bewußtvolle Zeugen seiner Herrlichkeit zu haben, ganz sicher auch die anderen Weltkörper mit gleichen Schöpfungen bevölkert habe, die, wenn dort auch die Bedingungen des Erdenlebens fehlten, gleichwohl auf anderen physischen Wegen die Intelligenz Gottes, als selbstbewußte Wesen, könnten zur Erscheinung kommen lassen.

— Crofton Croker. Wie englische Blätter melden, starb vor kurzem in London, siebenundfunfzig Jahr alt, der durch seine „Fairy Legends of Ireland" bekannte Thomas Crofton Croker. In Irland geboren, hatte er sich der Bearbeitung der poetischen Sagen und Traditionen gewidmet, an denen sein Vaterland einen so großen Reichthum besitzt und in deren Zusammenstellung er sich Sir Walter Scott's „Minstrelsy of the Scottish Border" zum Muster nahm. Mit Scott selbst war er sehr befreundet, der ihn in seinem von Lockhart herausgegebenen Tagebuch als „einen kleinen, zwerghaften Menschen, scharfsichtig wie ein Habicht und von ungezwungenem, einnehmendem Wesen, ungefähr wie Tom Moore", beschreibt. Von seinem Landsmann und Namensvetter, dem ehemaligen Admiralitätssecretair John Wilson Croker, hatte er eine Anstellung bei der Marine-Verwaltung erhalten, von der er sich vor einigen Jahren mit einer Pension von sechshundert Pfund zurückzog. Geistreich, unterhaltend und als echter Irländer den Freuden der Tafel und der Geselligkeit ergeben, fand er auch in den höchsten Kreisen Zutritt, wurde aber unglücklicherweise durch sein jähzorniges Temperament in Unannehmlichkeiten verwickelt, die sein sonst so heiteres Leben trübten.

— Der Amazonenstrom. Das neueste Werk über das Gebiet des „Amazon" ist die von dem Lieutenant der amerikanischen Flotte, W. Lewis Herndon, herausgegebene „Exploration of the Valley of the Amazon".*) Das National Observatory in Washington, dem man bereits so viele wissenschaftliche Forschungen zur See, wie auf dem festen Lande, zu verdanken hat, hatte dem genannten Flotten-Lieutenant im Jahre 1850, als er sich eben auf dem Schiffe „Vandalia" zu Valparaiso befand, den Auftrag und die Instructionen zu einer Reise nach dem Innern von Peru und dem Amazon ertheilt, wohin uns sein Buch, das mit zahlreichen Illustrationen ausgestattet ist, in etwas ausführlicher und redseliger Weise geleitet. Der Verfasser sagt unter Anderem: „Die freie Schifffahrt auf dem Amazon und anderen südamerikanischen Strömen hat für die Vereinigten Staaten eine solche Wichtigkeit, daß man sie der Eroberung Louisiana's fast an die Seite stellen darf."

*) Washington, Taylor & Maury, 1854.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 6 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 3 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 1 Thlr. 25 Sgr., welche das Ausland portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit & Comp., Jägerstr. No. 57, und beim Spediteur Neumann, Niederwallstr. No. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 110. Berlin, Donnerstag den 14. September **1854.**

England.

Englische Literatur-Briefe.

Neunter Monats-Bericht.

Die „Furores" von London nach der Season. — Die Sonntags-Bier-Bill und ihre nächsten Folgen. — Kardinal Wiseman. — Die nationale Krankheit. — Harte Bohnen in Wasser mit Pfeffer. — Biblische Wissenschaft und Bibel-Belletristik aus Amerika. — Moralischer Geld-Roman. — Die spanische Ballet-Gesellschaft. Neue Furore. — Die Moral und die Enthüllungen des kriegsgerichtlichen Prozesses gegen Perry. — Das aus dem Verborgenen hervorgegangene Veilchen der geheimen Polizei und deren Zwickbohrer ins Privatleben. — Revolution zu Wasser und zu Lande. — Die Türkei in London. — Der literarische Markt, die Kriegsliteratur. — Die „schweren Zeiten" von Dickens. — Ein nautischer Roman. — Jagd-Abenteuer.

London, Anfangs September.

London ist selten oder nie ohne ein „Furore". Mitten in der Furore machenden Hitze der letzten Augusthälfte, wo kein Mensch von Rang und Vermögen hier war, hielten sich sogar mehrere Furores bis in den September hinein. Das Leben, das Theater, die Gerechtigkeit, das Kriegsgericht und sogar die geheime Polizei lieferten „Furores" für die todteste „Saure-gurken-zeit" Londons. Wer sich etwa dadurch noch nicht packen ließ, fand vielleicht in einigen ungewöhnlichen Eisenbahn-Unglücksfällen (die gewöhnlichen sind eben ganz gewöhnlich) und einer kleinen Revolution zu Wasser und zu Lande etwas Erregung. Dabei übergehe ich die massenhaften olympischen Spiele Englands, die Ruderwetten und Wett-Jacht-Jagden von Ruder- und Jacht- und Regatta-Klubs, Wettgängern (pedestrians) und Wettkämpfern und Alles, was sich für den nicht Eingeweihten hinter die Namen races und stakes verbirgt, weil sich hier nichts ohne gründliche Auseinandersetzung verständlich und interessant machen ließe. — Das Leben im Allgemeinen wurde ungemein stark durch Mangel an Bier angegriffen. Die Sonntags-Bier-Bill, womit sich das Parlament noch zu guter Letzt dem Volke empfahl, ist eine Wohl-, aber auch eine Frevelthat, erstere, insofern das Volk sich Sonntags nach zehn Uhr nicht mehr betrinkt, letztere, weil dies in Folge eines äußeren Zwanges geschieht und in diesem Zwange einer der widerwärtigsten Eingriffe in die persönliche Freiheit der großen Masse gefunden wird, während die privilegirten Klassen in ihren Kneipen, den Klubs, ohne die geringste Belästigung forttrinken können. Lord Brougham machte vergebens auf das Bedenkliche und Gehässige dieser Vermehrung von Privilegien durch eine polizeiliche Brandmarkung des Volkes aufmerksam, um so mehr, als die Beraubung desselben durch keine Konzession gesühnt ward, die ich mit unzähligen Anderen voraussetzte, als ich meinen letzten Bericht schrieb. Ich meine die vom alten Hume beantragte Eröffnung der Kunst- und Erholungs-Anstalten an Sonntagen. Die Zeitungen, welche nie den Text eines Antrages mittheilen, wurden hier sogar veranlaßt (theils als Betrogene, theils als Betrüger), die Sonntags-Schließungs- mit der Humeschen Eröffnungs-Bill als eine und dieselbe darzustellen. Wie es nun zugegangen ist, daß der alte Hume, der dem Volke durch einen vierzigjährigen Krieg gegen allerlei Privilegien, Vorrechte, Luxus und Humbug schon so viel verschaffte, seinen Antrag zurückzog, während er die Bier-Bill passiren ließ, weiß ich nicht; kurz, die Schließung der Biertempel Sonntags mit Ausnahme der Stunden von 1—2½ und 6—10 Uhr war plötzlich als Gesetz fix und fertig. In einer der letzten Sitzungen des Parlaments war sie, vor schlafenden, geistes- und ganz abwesenden Mitgliedern, von den Sabbath-Krämern mit einer geringen Majorität durchgegangen. Es war ein Gespenst der Mitternacht, das aber nicht mit dem Krähen des Hahnes verschwand und die Leute mit reeller Polizeigewalt eines schönen Sonntags noch im August wie ein Dieb in der Nacht überfiel. Niemand war vorbereitet. Theils hatte man es nicht für möglich gehalten, theils mit der Humeschen Eröffnung sich getröstet; und die große Menge wußte überhaupt gar nichts davon. Selbst den am empfindlichsten dabei Interessirten, den Brauer-Großmoguls und ihren Vasallen, den Bier- und Spiritus-Tempelrittern, war die Bill so schnell über den Hals gekommen, daß es schon als neues polizeiblaues Gesetz vor ihren Thüren stand, als sie eben anfangen wollten, dagegen zu agitiren. — Es läßt sich nicht leicht sagen, wie diese einzige Bescheerung, welche das Reform-Bill werdende, Kriegssteuern schaffende Parlament während dieser Sitzungsperiode dem Volke zukommen ließ, Furore macht und wie es wallet und siedet und brauset und zischt und anschwillt und nach Form und Gestalt sucht durch ganz England. Es ist nicht sowohl das polizeilich beschränkte Biertrinken, sondern der wirklich widerwärtige und unter englischen sozialen Sonntagsverhältnissen moralisch und materiell sehr substantiell peinigende Eingriff in die persönlichen Bedürfnisse des Volkes, was den Widerstand gegen diese Maßregel so energisch und bitter macht. Die Leute machen an dem einzigen Tage, der ihnen zum Luftschöpfen übrig bleibt, Ausflüge auf Dampfschiffen und wohlfeilen Extra-Eisenbahnzügen, kehren Abends zwischen 10—12 Uhr zurück und finden nun jede Apotheke gegen ihren Hunger und Durst hermetisch verschlossen, so daß sie sich zuhause thatsächlich mit Weib und Kind halbverhungert niederlegen müssen, da auch alle Bäcker- und Fleischerläden verschlossen sind und der früh um 5—6 Uhr beginnende Ausflug die Frau behindert, etwas anzuschaffen. Die reichen Leute gehen in ihre Klubs, wo zu jeder Tages- und Nachtzeit alle festen und flüssigen Stärkungsmittel bereit stehen. Das macht böses Blut. Daß die Presse besonders den empfindlichen Stoß, welche die gerühmte persönliche Freiheit hierdurch erlitt, ausbeutet, läßt sich denken. Einige Blätter führen eine Sprache, die alle noch gebliebene Milch frommer Denkungsart sauer macht, wenn nicht in gährend Drachengift verwandelt. Am ersten Sonntage begnügten sich die Leute größtentheils mit der Ueberraschung und gehorchten der Polizei, obwohl auch viele Tausende, als sie Cremorne-Garden um 10 Uhr räumen sollten, in der ersten Erbitterung Thüren, Fenster und Gläser zerschlugen. Doch ist das Volk im Ganzen zu sehr daran gewöhnt, Gesetzen, wie sie auch beschlossen sein mögen, zu gehorchen und nicht, wie der Hund, in den Stein zu beißen, mit dem er geworfen wird. Die Bierwirthe entwickeln sogar einen förmlichen Fanatismus des Gehorsams, der um so heroischer ist, als sie zugleich mit Leib und Seele gegen das Gesetz wüthen. Aber sie leiten ihren Zorn in die üblichen parlamentarischen Kanäle, in Agitation, Deputation, Petition, Presse, Meeting, und finden zugleich in der Ueberzeugung, daß sie mit diesen Waffen siegen und das Parlament zu einem Widerruf oder gar Palmerston zu einer eigenmächtigen Suspension nöthigen werden, ihre constitutionelle Beruhigung.

Den Sonntag darauf versuchten Viele, als „bonâ-fide-travellers" (als Reisende, die, auf guten Glauben, als solche gelten können), welche das Gesetz von der polizeilichen Einhaltung der Fasten ausnimmt, sich die nöthigen Erfrischungen zu verschaffen. Aber die Bierwirthe am Hahn, welche nicht wußten, was ein „bonâ-fide-traveller" vor dem Gesetze sei und auch von Niemanden eine Definition von „Reisenden" erfahren konnten (die Presse beschäftigt sich jetzt sehr scharfsinnig mit einer Erklärung, ohne zu einem Resultate zu kommen), trieben Alles von ihren Zapfen zurück. Selbst das Geschrei von Cholera Angefallener drehte keinen Hahn an den Brandy-Fässern, in denen nach den Begriffen der Menge immer noch die Universal-Medizin gegen diesen aufs neue wüthenden Feind des Lebens stecken soll. Die Polizeirichter und Magistrats-Personen, welche meines Wissens überall in Uebertretungsfällen eine liberale Definition des Wortes „Reisende" begünstigen, scheinen der widerwärtigen Polizeihetzerei, die das Gesetz mit sich bringt, die schlimmsten Spitzen abzubrechen, so daß am Ende Jeder leicht in den Kreis der Definition von bonâ-fide-traveller eintreten kann. In Gravesend, wohin sich die Londoner Arbeiterfamilien Sonntags tausendweise dampfen lassen, hat der Magistrat ganz im Interesse der Bewohner, bei denen, wie in Schöneberg bei Berlin, Kaffee gekocht wird u. s. w., beschlossen, alle Gäste den ganzen Sonntag hindurch als „bonâ-fide-travellers" aufzunehmen und gelten zu lassen, so daß Bier und Polizei niemals in Konflikt kommen können. Die Presse begrüßte deshalb schon Gravesend als das Grabesende der neuen Polizeigewalt und als Auferstehung der mitternächtlich mordangefallenen Freiheit. Wir sind keineswegs Freunde des Gambrinus- und Alkohol-Kultus, am allerwenigsten des englischen, der einer der ekelhaftesten

ist, aber zugleich ist es in England widerwärtiger, unerträglicher und unmöglicher, als anderswo, diesem Kultus durch Polizeigewalt entgegenzutreten. So lange man die Massen ohne Kultur, ohne Schule, ohne Erziehung, ohne gesunde geistige und geistliche Nahrung aufwachsen läßt, wird das Volk durch solche Restrictionen nur noch mehr demoralisirt und zu Saufgelagen in Privatwinkeln aufgestachelt. Der Gambrinus- und Alkohol-Kultus muß allerdings ausgerottet werden, aber nicht durch Polizei-Knüppel, sondern durch einen besseren Appetit und Geschmack im Volke selbst, der durch den Humeschen Antrag bezweckt ward. Er ist wohl auch nicht verloren, da die Petition und Agitation für Eröffnung der Kultur-Anstalten an Sonntagen fast eben so bedeutend erscheint, wie gegen Schließung der Trink- und Restaurationstempel. Wir zweifeln nicht, daß beide „movements", welche aus der massenreichsten Tiefe und Breite der verschiedensten Volksklassen hervorgehen und eine Lebensfrage der in England historisch und habitnell etablirten persönlichen Freiheit und der überall erwachten und genährten Kultur der Massen sind, sich durchsetzen werden, so daß die Betrachtungen, die ich früher daran knüpfte, nur als etwas antizipirt gelten mögen.

Die Trostlosigkeit, Oede und Versoffenheit (die Sache kann ehrlicherweise nicht vornehmer bezeichnet werden) des englischen Volkslebens wird allgemein als eine nationale Schmach erkannt, so daß mit immer größeren Mitteln und vielseitigeren Kräften an Kultur-, Belehrungs- und Erholungsmitteln gearbeitet wird. Der Krystall-Palast im Hyde-Park und auf dem Penge-Hügel, die pädagogische Ausstellung aller Völker, die fast täglich sich mehrenden Vergnügungsgärten, wohlfeilen Ausflüge zu Wasser und zu Lande, Museen, Athenäen, Real-, technischen und polytechnischen Vereine, Institute, Vorlesungen und Ausstellungen, die soliden Richtungen in der Penny- und Volksliteratur, die wohlfeilen Ausgaben aller möglichen Bücher u. s. w. sind Beweises genug, daß ein neuer Kulturgeist erwacht und siegreich thätig ist, die große, alte nationale Krankheit: Ignoranz und Verödung der nicht privilegirten Klassen, gründlich zu heilen. Selbst Kardinal Wiseman hielt Vorlesungen in London über die Symptome und Wirkungen dieser Krankheit und die rechten Heilmittel. In Frankreich, wo das Uebel auf dem Lande noch größer und durch die Schandliteratur von Colporteurs vergrößert zu werden scheint, hat die Regierung einige Tausende derartiger Schriften und Colporteurs verboten und befohlen, daß bessere Volksschriften geschrieben und im Lande umher kolportirt werden. Der Kardinal schlug etwas Aehnliches vor: das Parlament sollte sich zu einer Art Literatur-Untersuchungs- und Censur-Behörde machen und, wie das Oberhaupt des Kardinals, einen „Index librorum prohibitorum" anlegen. Ein Comité des Unterhauses zu Gericht sitzend über nur englische Penny-Literatur! Der Gedanke schon erscheint auf englischem Boden so monströs, daß er gar nicht gedacht werden kann. Zwar darf man sich nicht verhehlen, daß die Herren, welche die Sonntags-Bier-Bill durchgesetzt haben, sich auch gern zu einer Bücher-Bill vereinigen würden, und die englische Hochkirche vom Verbieten der Trink-Tempel zum Verbieten schädlicher Bücher, so wie zum Gebieten des Kirchenbesuchs, nur einiger konsequenter Schritte in ihrer Richtung bedürfen würde; aber zugleich zeigt sich, daß man schon mit polizeilicher Schließung der schädlichen Trink-Anstalten über das Mögliche hinausgegangen ist, und von hier aus eine energische Zurückweisung erfolgen wird. Man wird dem Volke, wie es längst agitirt wird, statt des stupiden Bieres zollfreien, leichten, wohlfeilen französischen Wein vorsetzen, und die Kirche wird sich bequemen müssen, ihren Tempeln größere Anziehungskraft zu geben, als die Trink-Anstalten jetzt ausüben, wenn man erreichen will, was durch eine polizeiliche Zwangsmaßregel versucht ward. (Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Ein Besuch bei Lamennais.

(Schluß.)

Friede! großer Gott, welcher Friede konnte der sein, der in einer Verleugnung der Wahrheit, der Unabhängigkeit und der aufrichtigen Ueberzeugung bestand! Anstatt durch diesen Widerruf das innere Feuer seiner Seele zu ersticken, hatte er es nur von neuem angefacht; es wüthete und flammte mit zehnfacher Wuth und zehrte an seinem Herzen. Er zog sich zurück in die Einsamkeit der Bretagne, nach Chenaye, wo er zwanzig Jahre zuvor, voll Eifer für die Kirche, sein erstes Werk, „l'Institution des évêques", geschrieben hatte. Hier ging er mit seinen Gedanken zu Rathe und überlegte mit sich selbst, welchen Weg er nun einzuschlagen habe. Er sah ein, daß es für ihn unmöglich sei, jene großen Ueberzeugungen von Freiheit, Pflicht, Recht, welche ein Theil seines Daseins geworden, sich aus der Seele zu reißen, — er fühlte, daß es für ihn unmöglich sei, der Hoffnung auf eine Emancipation der Menschheit durch die Macht eines geläuterten Christenthums zu entsagen. Er hatte sich an die Nachkommen des heiligen Ludwig mit der Aufforderung gewandt, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen, und sie hatten ihm mit Prozessen und Strafen geantwortet; er hatte an die Kirche selbst appellirt, um auf eine ihres Berufs würdige Art zu handeln, und die Kirche hatte ihm seine Worte, zu einem gehässigen Widerruf verzerrt, ins Gesicht zurückgeschleudert; an wen sollte er nun seinen letzten Aufruf ergehen lassen, als an das Volk?

Da die Geistlichkeit seit einigen Monden nichts von Lamennais gehört hatte, so glaubte sie, daß er nun schweigen würde; plötzlich aber wurde die Stille durch ein kleines Buch unterbrochen, welches den Titel „Paroles d'un Croyant" führte und gleich einem Blitz aus heiterem Himmel niederfuhr. Es war ein in den geistlichen Kampfplatz hineingeworfener Fehdehandschuh — ein lauter Ruf der Herausforderung an Papst und Kardinäle — eine Unabhängigkeits-Erklärung, welche die alten Hierarchieen in ihren Sitzen zittern machte. Sie fand einen Wiederhall bei allen freisinnigen Geistern, und von diesem Augenblick an war Lamennais der anerkannte Führer der liberal-religiösen Bewegung in Frankreich. Die seltene Reinheit und Klarheit seiner Gedanken, der rührende Pathos seiner Beredtsamkeit, sein hohes poetisches und religiöses Gefühl verschafften den vielen Schriften, die er seitdem veröffentlichte und die in immer kräftigeren Ausdrücken den Beweis zu führen suchten, daß die Grundsätze der Demokratie mit den Grundsätzen der Humanität und des Christenthums identisch seien, eine außerordentliche Popularität. Die Menschen in Eine große Familie zu vereinigen, war nach wie vor sein begeistertes Streben, und er scheute keine Arbeit, keine Gefahr, wenn es sich darum handelte, dieses Ziel zu erreichen. Weder Drohungen, noch Verfolgungen, noch Kerkerhaft vermochten es, seine Festigkeit zu erschüttern.

An der Revolution von 1848 nahm Lamennais einen hervorragenden Antheil; er schloß sich gewöhnlich den demokratischen Sozialisten an, hatte aber einen zu unabhängigen Charakter, um sich irgend einer Partei ganz hinzugeben. Er war Mitglied der konstituirenden und der gesetzgebenden Versammlung, sprach indeß nur zweimal in diesen Körperschaften: einmal gegen die Diktatur Cavaignac's, und das zweite Mal, um zu verlangen, daß er als Theilnehmer an der Redaction des Peuple Constituant in die gegen dieses Blatt eingeleitete gerichtliche Verfolgung mit einbegriffen werde. Nachdem der Juni-Aufstand mit Gewalt unterdrückt worden, zog sich Lamennais voll Ekel und Ueberdruß von dem öffentlichen Leben zurück. Den Rest seiner Tage verbrachte er damit, seine Werke durchzusehen und die letzte Hand an eine Uebersetzung der „Divina Commedia" zu legen.

Es ist jedoch Zeit, daß ich von dieser biographischen Skizze auf unseren Besuch zurückkomme. Er bewohnte damals ein Quartier im höchsten Stock eines Hauses im Palais Royal. Als wir die Treppe hinaufgingen, begegneten wir einer Dame, die eben herunterkam. Sie war schwarz gekleidet, mit einem schwermüthigen, aber höchst ausdrucksvollen, geistreichen Gesicht, und machte uns, als wir vorübergingen, eine leichte Verbeugung, wie alle französische Damen in solchen Fällen zu thun pflegen. Wer sie war, wird man sogleich erfahren.

„Ist der Abbé zuhause?" fragten wir eine alte Frau, als wir keuchend die letzten Stufen erreicht hatten. „Er ist allerdings zuhause", erwiederte sie, „aber kaum im Stande, irgend Jemand zu sprechen." Wir sandten indeß unsere Karten hinein und wurden zugelassen.

Das Zimmer war groß und luftig, mit der Aussicht auf den Garten des Palais Royal, sauber, aber nicht elegant möblirt, mit einigen Kupferstichen an den Wänden und einem großen Bücherschrank in der Ecke. In einem hohen Lehnstuhl zur Seite des Kamins, fast ganz in Kissen begraben, saß der ehrwürdige Abbé. Sein Gesicht war blaß und hager, der ganze Körper hinfällig und gebrechlich, wie nach einer langen Krankheit. Der Kopf war unverhältnißmäßig groß, mit stark entwickelter Gehirnbildung, und das Kinn hing auf die Brust hinab. Da er mit dem Rücken gegen das Licht saß, so konnten wir seine Züge anfangs nicht unterscheiden; als er sich jedoch halb umdrehte, bemerkte ich, daß sie ein eben so ausdrucksvolles, als geistreiches und wohlwollendes Gepräge trugen, aber zugleich eine tiefe Niedergeschlagenheit verriethen. Es ist möglich, daß körperliches Siechthum einen trüben Schleier über dieses edle Antlitz gezogen hat, aber ich glaube mich kaum zu irren, wenn ich die Melancholie für seinen gewöhnlichen Charakter halte. Tiefsinnige Geister, die viel denken und deren Leben ein Kampf für das Wohl der Menschheit ist, nehmen fast immer diesen wehmüthigen und ernsten Ausdruck an. Die Leiden der Menschen sind auf ihren Zügen eingegraben.

Lamennais sprach mit einer schwachen Stimme, die ihm oft versagte, aber seine Worte gingen unmittelbar zum Herzen der Zuhörer. Sein graues Haar, sein runzeliges Gesicht und sein gebrechlicher Körper ließen ihn zwar alt erscheinen, sein ganzes Wesen jedoch war frisch und enthusiastisch, wie das eines Knaben. Er hatte nichts von seinem Interesse an den Tagesfragen verloren und erörterte sie mit allem Feuer eines Mannes, der noch viele Jahre in der Mitte des Streits zu leben hat. Wer sich Channing's erinnert, wie er gegen Ende seines Lebens war, wird sich eine ziemlich treue Vorstellung von Lamennais

machen können, mit der Ausnahme, daß Letzterer eine weit anregendere und lebhaftere Persönlichkeit hatte, als Channing.

Er fing die Unterhaltung damit an, daß er seine Bewunderung für die Vereinigten Staaten im Allgemeinen aussprach, durch die Bemerkung nüancirt, daß das amerikanische Volk sich noch in dem Stadium der Jugend, ja, der Kindheit befinde, und daß man die charakteristischen Züge einer Uebergangsperiode nicht mit den Merkmalen der Reife verwechseln müsse. Die Empfindlichkeit der Amerikaner gegen die Kritik des Auslandes sei ihr schwächster Punkt und verberge, wenn man es ruhig überlege, unter dem Mantel des Nationalstolzes einen auffallenden Mangel an Selbstbewußtsein. Was könne alle Kritik in der Welt einer Nation schaden, die schon jetzt so groß dastehe und deren Zukunft so großartige Aussichten in sich schließe! Sollte der Löwe sich an das Summen der Wespe kehren oder der Adler das Schnattern des Zaunkönigs beachten! Und außerdem sei ja die Kritik meistentheils nicht nur gut gemeint, sondern habe auch schon Gutes gestiftet, und die Amerikaner sollten sich freuen, daß man sie von ihren Fehlern in Kenntniß setze. Obgleich ich nun glaube, daß die Vorstellungen, die man sich in Europa über unsere nationale Empfindlichkeit macht, ein wenig übertrieben sind, so enthielt ich mich doch jeder Bemerkung, da ich auf andere Gegenstände zu kommen wünschte.

„Was denken Sie von der Revolution?" fragte ich, „und welchen Eindruck wird der Staatsstreich Louis Napoleon's darauf hervorbringen?" — Es war damals etwa zwei Monate nach den Dezember-Tagen. „Die Revolution", erwiederte er, „kann nie unterdrückt werden. Die letzten Reactionen haben sie mit neuem Zauber versehen. Wie bald sie ausbrechen wird, weiß Niemand — solche Dinge lassen sich nicht berechnen — aber wenn sie kömmt, wird sie gründlich zu Werke gehen. Sie wird nicht auf halbem Wege stehen bleiben, wie im Jahre 1848; sie wird reinen Tisch machen und die letzte sein. Ich habe in Frankreich drei Revolutionen erlebt; während der ersten war ich noch ein Knabe, erinnere mich aber derselben vollkommen; der von 1830 wohnte ich als Beobachter, der von 1848 als handelnde Person bei, und der Eindruck, den sie auf mich gemacht haben, ist der, daß das Programm der alten Revolution das einzige richtige gewesen. Die Aristokratie muß beseitigt werden. Es gab eine Zeit, wo ich anders dachte; ich glaubte die herrschenden Klassen zur Gerechtigkeit und stufenweisen Verbesserung der Gesellschaft bewegen zu können; aber ich bin jetzt überzeugt, daß dies eine Unmöglichkeit ist. Demokratie und Aristokratie können nicht neben einander bestehen; Eine muß siegen und die andere untergehen. Wenn die Revolution kömmt, wird kein Temporisiren, kein Kompromiß stattfinden: die Republik muß Alles oder Nichts sein."

„Aber finden Sie nicht", sagte Einer von uns, „daß diese offene Verkündigung extremer Meinungen, dieses Todesurtel, welches Sie gegen die Aristokraten aussprechen, gerade das ist, was viele furchtsame Leute vom Republikanismus zurückschreckt, den sie mit dem wahnsinnigen Sozialismus verwechseln und daher zur anderen Partei übergehen?"

„Es kann sein", erwiederte der Abbé, „aber Republikanismus und Sozialismus sind in der That identisch; es ist die Regierung des ganzen Volks durch sich selbst und für sich selbst, welche beide anstreben, und mögen auch Verschiedenheiten in der Art und Weise stattfinden, wie man das gewünschte Resultat erreichen will, so ist das Prinzip doch dasselbe. Ohne Zweifel läßt sich viel Unsinn in sozialistischen Büchern, — so wie in allen anderen — nachweisen, aber diejenigen, welche sich der Republik widersetzen, weil sie den Sozialismus fürchten, sind keine Freunde der Republik. Es ist nur eine Entschuldigung für ihre Feigheit."

„Aber", unterbrach ich ihn, „es waltet zwischen Republikanern und Sozialisten dieser Unterschied ob, daß die Ersteren das Volk selbst durch freies Zusammenwirken sein Wohl erringen lassen wollen, während die Letzteren dasselbe Ziel von Staatswegen zu erreichen hoffen. Die Ersteren erziehen daher die ganze Gesellschaft zur Selbständigkeit und Herrschaft, wogegen die Letzteren sie immer als Kinder behandeln. Von diesem Gesichtspunkt betrachtet, ist der Sozialismus daher nur ein umgekehrter Absolutismus, — die Verwendung der Macht zum Besten der Massen, statt zum Besten der Monarchen, — während der Republikanismus keine Macht anerkennt, als die, welche freiwillig aus der Selbstentwickelung des Volkes entspringt."

Lamennais räumte theilweise die Richtigkeit dieser Ansicht ein, vertheidigte aber die seinige auf Grund der Behauptung, daß man in Europa die Gesellschaft so lange am Gängelband der Regierung gehalten habe, daß es ein leichterer Schritt zur sozialistischen, als zur einfachen republikanischen Demokratie sein werde, — eine Täuschung, die sich in den Theorieen fast aller Reformatoren des Kontinents bemerkbar macht, und die jeden Versuch einer sozialen Wiedergeburt vereiteln muß. Kossuth allein ist besser unterrichtet und sieht vollkommen die Nothwendigkeit ein, das Volk durch lokale Selbstregierung an die Freiheit zu gewöhnen.

Lamennais kam jetzt auf seine Zeitgenossen zu sprechen, äußerte sich, wie man leicht denken kann, mit großer Heftigkeit über die blutige Usurpation Louis Napoleon's, nährte aber doch insgeheim die Hoffnung, daß er sich späterhin der Volkspartei anschließen werde. Jedenfalls werde er nach und nach alle Anführer des Legitimismus aus dem Wege räumen und den Demokraten nur die Mühe überlassen, mit ihm selbst fertig zu werden. Cavaignac sei ein Feind, den die Demokratie mehr zu fürchten habe als Napoleon, — ein harter, grausamer Soldat, der Männer, Frauen und Kinder in Algerien hinschlachten ließ, und der die Revolution unterdrückte, indem er die Armee gegen die Juni-Bewegung führte. Verräther an der Republik, werde er jede edle und hochherzige Sache verrathen, die man ihm anvertrauen dürfte. Proudhon sei ein guter, aber unpraktischer Mensch, scharfsinnig, gelehrt und als Dialektiker nicht zu überwinden, aber im höchsten Grade exzentrisch, außer Stande, mit Anderen zu handeln und zu denken, und voll von abnormen Ideen. Emil v. Girardin habe allerdings keine festen Grundsätze, sei aber ein Mann von wunderbarer Geistesschärfe und mächtigem Talente. Auf Victor Hugo und Ledru Rollin könne man sich verlassen; aber Lamartine: „Sie sehen ja, was der ist!" — Diese Charakter-Skizzen wurden von Lamennais mit großer Ausführlichkeit gegeben und waren reich an graphischen und unterhaltenden Zügen; ich kann mir jedoch nur die Hauptpunkte ins Gedächtniß zurückrufen. Gegen Cavaignac schien er persönlich erbittert zu sein, und ließ ihm kaum Gerechtigkeit widerfahren.

„Ist es möglich, Georges Sand zu sehen!" fragte ich. „Sie wohnt jetzt nicht in Paris", erwiederte er; „sie war so eben bei mir, auf dem Wege zu Louis Napoleon, an den sie sich zu Gunsten eines alten Freundes wenden will. Sie müssen ihr auf der Treppe begegnet sein." So hatte ich mich in unmittelbarer Nähe dieser außerordentlichsten Frau unseres Zeitalters befunden, ohne es zu wissen, und dadurch die Gelegenheit einer persönlichen Zusammenkunft verfehlt! Lamennais sprach von ihr nicht mit unbedingter Billigung, aber mit vieler Güte.

Wir setzten die Unterhaltung eine Zeitlang fort, und als wir aufstanden, um Abschied zu nehmen, drückte uns der alte Mann die Hand mit Wärme und sagte: „Leben Sie wohl, meine Herren; wir werden uns niemals wiedersehen." Es waren prophetische Worte; er starb am 28. Februar d. J. Wie es heißt, soll er alle seine Verwandten, die an der Unterdrückung des Juni-Aufstandes theilgenommen, enterbt und verordnet haben, daß seine Leiche geradeswegs nach dem Friedhofe von Père la Chaise gebracht werde, ohne bei irgend einer Kirche anzuhalten. Bis zu seiner Todesstunde weigerte er sich fest, einen Priester zu sich zu lassen, und ward nur von Béranger, Garnier Pagès, Barbet und einigen anderen seiner alten Freunde zur letzten Ruhestätte begleitet, umgeben von einer Polizeiwache und wohlbewaffneten Soldaten.

Außer den bereits erwähnten Schriften Lamennais' hat er noch zahlreiche Werke geschrieben, die alle zu ihrer Zeit Aufsehen erregten, ihm die Feindschaft der Regierungen und mitunter ein Jahr Gefängniß zuzogen; sein Ruf wird jedoch hauptsächlich auf den „Paroles d'un Croyant", dem „Livre du Peuple" und der „Esquisse d'une Philosophie" beruhen. Die erstgenannten zeichnen sich durch einen so wunderbaren Reiz des Styls aus, daß sie auch dann Leser finden werden, wenn die religiös-politischen Streitigkeiten, auf die sie sich beziehen, längst vergessen sind. Sie berühren die zartesten Saiten des menschlichen Herzens; ihre glühende Beredtsamkeit, ihr fast wehmüthiger Ernst ergreift das Gemüth, wie die wilden Klagetöne der Aeolsharfe, und läßt einen unnennbaren Eindruck zurück. Die „Skizze einer Philosophie" ist Lamennais' mühevollste, aber vielleicht nicht seine gelungenste Arbeit. Er versucht darin, einen allgemeinen Ueberblick des Universums zu geben, der an feinen Bemerkungen und überraschenden Gedanken reich ist, aber, wie alle andere philosophische Systeme, an Widersprüchen und Willkürlichkeiten mancherlei Art laborirt. Doch giebt sich auch in diesem Werke eine tiefe Gelehrsamkeit, eine seltene Kraft der Argumentation und das zarteste Gefühl für Alles kund, was sich in den Anschauungen des Lebens Poetisches und Erhabenes darbietet. (P. M.)

Böhmen.

Zur slavischen Literatur.

Dem 1797 geborenen, 1852 als Professor der slavischen Philologie an der Universität zu Prag (zuvor in gleicher Eigenschaft an der zu Breslau) verstorbenen böhmischen Dichter Franz Ladislaw Celakowski verdankt sein Heimatland, außer mehreren böhmischen und slavischen Lehrbüchern für die dortigen höheren Bildungsanstalten und einer vergleichenden Grammatik der slavischen Sprachen, eine Sammlung slavischer Sprüchwörter und Volkslieder, Uebersetzungen aus Herder („Blätter der Vorzeit"), W. Scott („Fräulein vom See") und lithauischer Gesänge, nächstdem aber auch eine ansehnliche Sammlung von Original- und übersetzten Gedichten. Mit einer Auswahl aus

seinen Originalien, und zwar einem Nachhall böhmischer und russischer Volkslieder, eröffnet Schulrath Joseph Wenzig in Prag, dem Referenten als tüchtiger Schulmann und Mitarbeiter an der von den Herren Vogel und Körner seit drei Jahren herausgegebenen „Höheren Bürgerschule", dem weiteren Publikum bereits seit 1830 selbst als Dichter und Uebersetzer bekannt und als solcher ehrenvoll von Goethe genannt, eine „Blumenlese aus der böhmischen Kunst- und Naturpoesie neuerer und älterer Zeit in deutschen Uebertragungen", deren erstes Bändchen, ein für sich bestehendes Ganze bildend, in diesem Jahre bei Rohlicek in Prag erschienen ist. Diese Anthologie ist auf eine bis jetzt nicht zu fixirende Reihe von Bändchen berechnet, soll auch die Leistungen der Mähren und Slowaken enthalten und mit einer geschichtlichen Uebersicht der gesammten poetischen Literatur der Böhmen schließen. Der Uebersetzer, wie sich dies von seinem dichterischen Sinn und Talent erwarten ließ, hat seine Aufgabe schön gelöst und den Dank seiner Landsleute in Böhmen, wie den unsrigen im übrigen Deutschland, verdient. Referent wenigstens ist durch dieses erste Bändchen aufs angenehmste überrascht worden. Längst des gedankenleeren Reimgeklingels müde, müde der Auswüchse einer überreizten und hochtrabenden Phantasie, wie sie ihm die neudeutsche und französische Lyrik mehr als zu oft vorführt, hat er sich, auf grünem Rasen sitzend, wieder einmal innig an so reinen Natur- und Herzensklängen erquickt. Von Erlakowski sagt Herr Wenzig, er sei ein feiner Kenner des menschlichen, insbesondere des slavischen Lebens, das er aus- und inwendig gekannt habe. Dieses bewahrheitet sich denn auch durch die Frische und Sicherheit, womit er, nach dem Zeugniß der vorliegenden Sammlung, die Eigenthümlichkeit, resp. charakteristische Verschiedenheit des böhmischen und russischen Volksliedes zu treffen und hervorzuheben wußte. Dort vorherrschend das Scherz- und Schalkhafte, Humoristische, dem es jedoch an rührenden und ergreifenden Ingredienzien nicht mangelt; hier das Episch-Heroische oder auch Phantastische (z. B. in dem längeren Gedichte: „Curila Plenkowic"), das Elegisch-Wehmüthige, so daß uns diese Klänge auf jedem Schritt in Ton und Form an diejenigen der serbischen Guzla, wie sie Frau Talvj angeschlagen hat, erinnerten. Wir wählen zur Vergleichung eines und das andere der kleineren Lieder, und zwar:

1) Aus dem Nachhall böhmischer Volkslieder:

Das Vögelchen.

Saget, Goldmütterchen,
Ohne zu scherzen,
Was mir in einem fort
Schüttert im Herzen?
Schüttert dort, singet dort,
Hüpft unverdrossen,
Sicher, ein Vögelchen
Ist dort verschlossen.

Holet den Käfig doch
Vom Boden 'runter,
Wollen es sperren drein,
's Vögelchen munter.
Hängen's vor's Fenster hin,
Singt uns dann Lieder,
Abends beim Vesperbrod,
Beim Frühstück wieder.

Die Hexe.

In die Fluth mit Kantors Suschen
Oder in die Flammen,
Sonst behext sie unsre Burschen
Alle noch zusammen!

Wehe, weh', wirft sie nach Einem
Ihre Zauberschlingen!
Wie die Henne nach dem Regen
Hängt er seine Schwingen.

Neune schon der Bursche starben
Von dem Gift der Augen,
Und der zehnte hat den Schwindel —
Kann die Wirthschaft laugen?

Neun der Bursche schon verbrannten
Von der Wangen Feuer,
Und vier and're plagt das heiße
Fieber ungeheuer.

Selbst der Amtmann wird ganz mager,
's prickelt ihn im Leibe,
Presset ihre Hand zum Herzen,
Seufzt zur Mondenscheibe.

In die Fluth mit Kantors Suschen
Oder in die Flammen,
Sonst behext sie unsre Burschen
Alle noch zusammen!

2) Aus dem Nachhall russischer Volkslieder:

Die Versöhnung.

Meine Pflegerinnen, liebe Mütter!
Ihr Gespielinnen, Ihr schönen Mädchen!
Sagt mir einmal, wenn es Euch bekannt ist,
Sagt, wie lange währet Thau des Morgens,
Regenbogen und der Zwist der Liebe?

Ich entzweite mich mit meinem Liebsten
Und gerieth in Zorn auf den Geliebten,
Ich zu ihm, er sprach zu mir kein Wörtchen,
Nicht zwei Wörtchen, nicht ein halbes Wörtchen.

Ich vergrub in Schnee die treue Liebe,
Auf den Schnee hin schrieb ich meinen Aerger,
Sagte ganz mich los von dem Geliebten.
Da begann der Frühlingswind zu wehen,
Es zerfloß der Schnee, verschwamm der Aerger,
Die vergrab'ne Liebe wuchs in Blumen,
Wuchs in Blumen auf, in rothen, blauen.

War am Tag war früher Ostersonntag,
Zeitlich (sic) hatt' ich mich vom Schlaf erhoben,
Traf den lieben Jüngling auf der Gasse.
„Christus ist erstanden!" also sprach ich,
Sprach's zu ihm und schlug die Augen nieder.
„Ja, er ist erstanden!" sprach der Liebste,
Sprach's zu mir und küßte meine Lippen.

Meine Pflegerinnen, liebe Mütter!
Ihr Gespielinnen, Ihr schönen Mädchen!
Mag die helle Sonne sich umwölken,
Ich entzwei mich nie mehr mit dem Liebsten.

Mögen auch diese Blüthen aus dem Nachbargarten, in den unsrigen versetzt, hier willkommen sein und dem Gärtner, der sie für uns pflückte, Dank und Ehre eintragen! E. K—r.

Mannigfaltiges.

— Altes französisches Theater. Unter dem Titel „Ancien théâtre français" sind bei P. Jannet in Paris die ersten Bände einer von Herrn Viollet le Duc herausgegebenen Sammlung erschienen, welche die bemerkenswerthesten französischen Dramen von den „Mysterien" bis zu Corneille, von der Zeit des Mittelalters bis zum Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, enthalten soll. Gewöhnlich pflegt die Geschichte des französischen Theaters erst mit Corneille zu beginnen; Herr Viollet le Duc weist jedoch nach, daß die Keime des französischen Dramas, namentlich auch des Lustspiels, bereits in viel früherer Zeit sich finden. Der Herausgeber theilt zunächst nach einer im British Museum — wohin sie im Jahre 1845 aus Deutschland gekommen sein soll — befindlichen, außerdem nirgends vorhandenen Sammlung von um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts zu Paris, Lyon und Rouen gedruckten vierundsechzig Stücken („farces, moralités, satires, sermons joyeux, mystères") eine Reihe von Proben mit. „Wahrscheinlich", sagt Herr Viollet le Duc, „hat irgend ein deutscher Edelmann, der um das Jahr 1550, als die Literatur des Mittelalters noch im Schwunge war, nach Frankreich kam, diese Stücke, die er einzeln in den Buchläden kaufte, zusammenbinden lassen. Wie sehr groß die Zahl solcher Dramen war, die in jener Zeit verfaßt, aufgeführt und selbst gedruckt wurden, kann man aus dem Vorhandensein dieser Sammlung schließen. Kein Bibliograph hat übrigens bisher diese Ausgaben gekannt; nur etwa vier oder fünf Stücke der ganzen Sammlung sind anderweitig durch den Druck oder im Manuskripte bekannt gewesen."

— Altes italiänisches Theater. Die mittelalterlichen Dramen, welche man in anderen Ländern unter der Benennung „Mysterien" kennt, wurden in Italien ganz einfach „rappresentazioni" genannt. Eine Sammlung dieser „rappresentazioni" ist nicht vorhanden, und obwohl der größte Theil derselben gedruckt ist, sind doch die Exemplare so rar, daß sie als Kuriositäten betrachtet und gewöhnlich mit Gold aufgewogen werden. Ein Band, welcher fünfundzwanzig solcher Stücke enthält, wurde in London mit zweiunddreißig Pfd. Sterl. bezahlt. Es ist zu wünschen, daß sich auch in Italien bald ein Viollet le Duc finde, der eine neue Ausgabe jener alten „rappresentazioni" veranstalte und dadurch den Grund zu einer Geschichte des italiänischen Theaters lege. Einstweilen hat ein in Florenz lebender Gelehrter, Herr Colombo de Batines, der sich bereits um die Dante-Literatur ein ähnliches Verdienst erworben, eine Bibliographie aller im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert gedruckten „rappresentazioni" herausgegeben.*) Der Herausgeber bringt das Ganze unter zwei Abtheilungen, von denen die erste die religiösen Dramen, einundneunzig an Zahl, und die zweite die profanen, vierundzwanzig an Zahl, umfaßt. Von allen diesen Stücken finden sich Handschriften oder gedruckte Exemplare in den Bibliotheken von Florenz, wo Herr C. de Batines sie eingesehen hat. Unter den gedruckten „rappresentazioni" haben einige mehrere Auflagen erlebt, unter Anderem „der stolze König" zwölf, „Joseph, der Sohn Jakob's" neunzehn, und „Rosana" siebenundzwanzig.

— Professor Daubrée. Das Bulletin des sociétés savantes meldet: „Durch Verfügung des Ministers des öffentlichen Unterrichts vom 11. August hat Herr Daubrée, Dekan der philosophischen Fakultät von Straßburg, den Auftrag zu einer wissenschaftlichen Mission in Deutschland erhalten. Professor Daubrée wird seine geologischen und mineralogischen Untersuchungen fortsetzen. Er soll die öffentlichen Unterrichts-Anstalten in Wien, München und Berlin besuchen und über den Zustand dieser Anstalten Berichte an den Minister abstatten."

*) Bibliografia delle antiche rappresentazioni sacre e profane stampate nel secolo XV e XVI. Firenze, Molini (300 S.).

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., welche der Preis im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 56, und beim Expedition Neumann, Niederwallstr. Nr. 31), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 111. Berlin, Sonnabend den 16. September 1854.

Frankreich.

Zur Geschichte der Armen-Unterstützung.

Der General-Inspecteur der Wohlthätigkeits-Anstalten, Herr Martin Doisy, hat im vorigen Jahre ein Werk*) veröffentlicht, in dem eine vergleichende Darstellung der Armen-Unterstützung in der heidnischen und in der christlichen Welt gegeben wird. Ein Artikel, welchen das Athenaeum Français diesem Werke widmet, enthält einige treffende Bemerkungen von allgemeinem Interesse in Beziehung auf den Gegenstand des Werks. Wir theilen daher unseren Lesern Folgendes daraus mit.

Das Buch des Herrn Martin Doisy ist Denjenigen, die in Dem, was sie lesen, zugleich eine Nahrung für den Geist und eine Befriedigung für das Herz finden wollen, aufs angelegentlichste zu empfehlen. Es enthält eine Art Geschichte der helfenden Liebe in den beiden Welten: in der heidnischen und in der christlichen. Im ersten Theile prüft der Verfasser die alte Welt und die von ihren Philosophen und Gesetzgebern zur Beseitigung des Armen-Elends aufgestellten vorzüglichsten Systeme. Der zweite Theil ist der christlichen Welt gewidmet und stellt die allmälige Verwirklichung der Moral des Evangeliums in der christlichen Menschheit dar. Ein Anhang giebt eine Darstellung der jüdischen Armen-Unterstützung. Die politische Idee, die dem Buche zu Grunde liegt, beiseite lassend, dürfen wir überzeugt sein, daß dasselbe nicht verfehlen wird, den Beifall Derer zu erlangen, die in der Geschichte eine sich verwirklichende moralische Idee und nicht eine Aufeinanderfolge zufälliger Ereignisse erblicken. Es bietet abwechselnd geschichtliche Gemälde und theologisch-moralische Auseinandersetzungen dar in jener lebendigen, ungestümen Ausdrucksweise, die man der aufrichtigen Leidenschaft gern zugutehält.

Wie die meisten katholischen Schriftsteller, behandelt auch Herr Martin Doisy die antike Welt, die er nicht zu kennen scheint, mit der größten Verachtung. Er tritt in dieser Beziehung in die Fußstapfen seines berühmten Meisters, des hervorragendsten Denkers des neunzehnten Jahrhunderts, des unsterblichen de Maistre, welcher in seinem berühmten Buch über den Papst sich so weit herabgewürdigt hat, der griechischen Welt einige Seiten voll Haß zu widmen, welche nichts Anderes beweisen, als die beklagenswerthe Blindheit, in die wir durch unsere Vorurtheile gerathen können.

Wollte man Herrn Martin Doisy Glauben schenken, so müßte man in der Welt vor dem Christenthum überall nur Elend, Laster und Trostlosigkeit, dagegen nach der Verkündigung der Grundsätze des Evangeliums überall nur Glück, Tugend und Wonne erblicken. Herr Martin Doisy übersieht den Unterschied, der zwischen dem Ideal und der Wirklichkeit besteht. Wenn er behaupten will, daß die Verwirklichung des christlichen Prinzips der Brüderlichkeit die Welt in eine Republik von Aposteln verwandeln würde, so stimmen wir ihm gern bei; aber wenn er behauptet, daß dieses Ideal schon verwirklicht gewesen, so müssen wir ihm entgegentreten. Der Mensch hat mit seinem freien Willen der christlichen Theorie, eben so wie jeder anderen Lehre, widerstreben können; er hat das Ideal auch in der christlichen Welt zurückgewiesen; um sich hiervon zu überzeugen, darf man nur die Akten der Konzilien, die kirchlichen Schriftsteller des Mittelalters und die asketischen Schriftsteller aufschlagen: Alle rügen fortwährend dieselben Irrthümer, geißeln dieselben Laster; die Theilsummen sind insofern verschieden, als die Verderbniß bald in dieser, bald in jener Klasse der Gesellschaft sich steigert; aber die Totalsumme des Schlechten bleibt immer dieselbe, und die christliche Gesellschaft ist in der Wirklichkeit nicht da. Der Irrthum des Herrn Martin Doisy kömmt daher, daß er verabsäumt hat, die Einrichtungen und die Sitten von einander zu unterscheiden. In der modernen Welt wiegen die ersten vor; in der alten Welt dienen die Sitten als Regel. Die Menschheit strebt beständig danach, diese in jene übergehen zu lassen, die Sitten durch die Einrichtungen zu befestigen; aber erstlich ist die Aufgabe noch nicht gelöst, und dann, wäre sie es, so ist noch nicht gewiß, daß das erreichte Resultat ein besseres wäre. Indem Herr Martin Doisy die alte Welt prüft, thut er darin Unrecht, daß er den Orient nicht in Anschlag bringt; die Betrachtung des Buddhismus hätte ihn dahin bringen müssen, seine Ansicht vom Fortschritt zu ändern; sie hätte ihn auch davon abgehalten, alle Diejenigen, welche das Christenthum zulassen, für Christen zu nehmen. Ferner hätte er in seiner Prüfung der alten Welt nicht die phantastischen Träume der Philosophen in Rechnung gebracht, wenn er erwogen hätte, daß das soziale Leben zu keiner Zeit von der Ansicht eines Methaphysikers abhängig gewesen ist. Die Priester sind es, die in den Nationen Alles bewirkt haben; die Philosophen haben später nur über die in den Priesterkollegien überlieferten Wahrheiten ihre Reflexionen gemacht. Herr Martin Doisy hätte den Unterschied zwischen der antiken und der modernen Welt geringer finden müssen, wenn er erwogen hätte, daß, während diese die Hospitäler eingerichtet hat, jene die Hospitalität (die Gastfreundschaft) gehabt hat. Was von Beidem das Bessere ist, dürfte nicht so leicht zu entscheiden sein. In der alten Welt ließ man die Kranken vor Hunger sterben, indem man das Brod und das Salz den Gesunden gab; in unserer Welt läßt man die Gesunden umkommen, während man die Kranken mit Allem, was sie brauchen, versieht.

Herr Martin Doisy gehört zu den Schriftstellern, welche sich entschieden haben, in Bezug auf die alte Welt die Augen zu verschließen. Wenn diese Herren nun aber die Augen in Bezug auf die christliche Welt öffnen wollen, so mögen sie auch genau betrachten, was in dieser vorgeht, und indem sie die göttlichen Grundsätze des Evangeliums anbeten, mögen sie die christliche Gesellschaft, welche dieselben nicht verwirklichen will, verurtheilen. Vom Standpunkt der Geschichte muß man nothwendig entweder Alles entschuldigen, oder Alles verurtheilen.

Wir gewahren mit Freude in der Entwickelungsgeschichte der alten Welt ein aufrichtiges und gewissenhaftes Forschen nach Wahrheit, wie es in der Finsterniß der dem Christenthum voraufgehenden Zeit nur irgend möglich war. In den religiösen Büchern aller Völker sind nicht zu bezweifelnde Spuren einer ursprünglichen Offenbarung zu finden, von welcher die zerstreuten Züge sich inmitten aller Civilisationen erhalten haben. Das Wort des Eusebius: „Es hat Christen zu jeder Zeit gegeben", findet seine vollständige Bestätigung in der Geschichte, und eben so auch jene von den griechischen Kirchenvätern befolgte Methode, derzufolge dieselben das Christenthum, so zu sagen, heidnisch machten, um dann das Heidenthum christlich zu machen. Justinus Martyr, Eusebius, Clemens von Alexandrien haben, lange vor der modernen Erklärungsweise, gesagt, daß das Christenthum so alt sei, wie die Menschheit.

Wenn also die sich christlich nennende Menschheit so sehr erfüllt ist von Lastern, daß die Missionäre einstimmig lieber unter den Wilden als in unserer Welt das Evangelium verkünden (wie in den „Annales de la propagation de la foi" versichert wird), so kann man Herrn Doisy nicht beistimmen, der mit der einen Hand einen Scheiterhaufen errichtet für die alte, mit der anderen einen Altar für die moderne Welt. Das durch das Christenthum hervorgebrachte Ergebniß ist gewesen, daß es die Guten vortrefflich gemacht hat; aber die Schlechten sind höchstens erträglich geworden, weil der Einfluß der göttlichen Lehre natürlich da aufhört, wo der böse, aus Hochmuth oder Verderbniß hervorgegangene Wille anfängt. Ohne Zweifel steht die christliche Welt höher, als die früheren Welten; aber sie ist auch nur eine Stufe, welche zu den früheren Stufen hinzugekommen ist. Diese ganz beseitigen wollen, heißt: das ganze Gebäude in den Abgrund stürzen. Die exklusiv christlichen Schriftsteller fürchten mit Recht die Wissenschaft der Entwickelungsstufen des Menschengeschlechtes, die Philosophie der Geschichte.

Zu bedauern ist auch, daß das Buch des Herrn Doisy hier und da mitten in den interessantesten Kapiteln politische Auslassungen enthält, die in einem Geschichtswerk übel angebracht sind. Herr Doisy hätte sich selbst sagen können, daß es bei gerechten Menschen Unwillen erregen muß, einem so sonderbaren Kampfe zuzusehen, in welchem zwei Gegner erscheinen, aber nur ein Degen sichtbar ist.

*) Assistance comparée dans l'ère païenne et l'ère chrétienne. Paris, Lecoffre, 1853.

England.

Englische Literatur-Briefe.

Neunter Monats-Bericht.

(Fortsetzung.)

Was den Kardinal Wiseman und vielleicht eben so sehr die englische Hochkirche betrifft (letztere kann nur als eine zurückgedrängte Hierarchie gelten), so scheinen sie gar nicht zu wissen, wo das Uebel liegt. Keine Literatur der Erde ist vielleicht so reich an wahrhaft guten, praktischen Volksschriften, als die englische. Sie kömmt nur nicht bis zum niederen Volke, und unter der ländlichen Bevölkerung findet man oft meilenweit keine einzige Zeitung, kein einziges der Tausende von guten Penny-Büchern. Es giebt mitten auf der englischen Insel noch Leute, noch ganze Dörfer, die noch nicht wissen, daß „Krieg ist", daß es außer den Engländern und Franzosen noch andere Völker auf der Erde giebt, Tausende, die keine Vorstellung von einem gedruckten oder geschriebenen Buchstaben haben. Der gläubige Diener des Bischofs von London oder Canterbury hat ihnen gesagt, daß er Alles, was zu ihrem Seelenheil diene, selbst besorge und Lesen und Schreiben schädliche Dinge seien, welche den Weg in die ewige Seligkeit versperren. Oft findet man in ganzen Reihen von Dörfern keine einzige feste Schule. Das Alles klang mir anfangs ganz unwahrscheinlich, aber seitdem ich die Erfahrungen von einem Dutzend deutscher Lehrer im Innern und in „entlegenen" Gegenden des Landes kennen gelernt habe, bleibt mir kein Zweifel über diesen Kulturzustand der ländlichen Bevölkerung. Den mitten in London habe ich nachgerade selbst kennen lernen. Wie es unzählige Leute giebt, die zwanzig bis dreißig Jahre lang in einer Straße lebten und den Namen der nächsten um die Ecke nicht kennen, so giebt es Millionen, die außer ihrem bestimmten Geschäft, das sich im engsten Kreise bewegt, von Gott und der ganzen Welt Nichts wissen und mit einem gewissen „vornehmen" Lächeln Alles anhören, was sie über ihren Standpunkt hinausführen will. Ich habe in dem Hause eines Druckerei-Faktors gewohnt, der, wenn die Kartoffeln schlecht und theuer wurden und neue noch nicht reif waren, mit seiner Familie, darunter Kinder von zwei bis drei Jahren, immer acht bis vierzehn Tage hinter einander in Salzwasser halb gar gekochte, rasselnde, harte, weiße Bohnen aß, daneben ein halb gar gebratenes Stück Fleisch. Die Kinder starben oder schrieen sich Tag und Nacht mit ihren Leibschmerzen elend und zu Tode: ich zeigte der Frau vom Hause, die Nachmittags ein seidenes Kleid und eine goldene Kette trug, wie man Bohnen in Bouillon weich kochen und schmackhaft machen und auch wenigstens mit Erbsen und Linsen oder Kohl u. s. w. abwechseln könne, aber alle meine reformatorischen Neuerungen wurden mit dem Lächeln höherer kulinarischer Ueberlegenheit höflich, doch hartnäckig abgewiesen, und an dem Tode und der Verkümmerung der zärtlich geliebten Kinder waren nicht die harten Bohnen in Wasser (mit Pfeffer) schuld, sondern es mußte als eine „Prüfung der Vorsehung" mit christlicher Ergebenheit getragen werden.

Nun bleibt noch zu bedenken, daß sich dergleichen intellektuelle Wüstenei nicht blos auf niedere Schichten und reich gewordene Kutscher und Shopkeeper beschränkt. Auch gelehrte Leute, graduirte Männer von Oxford und sogar Cambridge gesellen sich nicht selten auf gelehrte Weise zu dem Idiotismus. Bekanntlich schrieben zwei ordinirte Geistliche Bücher, worin sie den leibhaftigen Satan in den Tischbeinen nachwiesen. Dr. Cumming, der berühmte Kanzelredner und Prophezeiungs-Buchmacher, beweist aus verschiedenen Bibelstellen, daß Alles, was Gott für die Menschheit gethan und thue, sich eigentlich nur auf die Engländer und Schotten beschränke und England deshalb auch das ganze russische Reich vernichten und die Türken taufen werde. Der Mißbrauch, welcher mit der Bibel getrieben wird, dehnt sich jetzt auch auf die belletristische Literatur aus. Diese mit Bibelstellen gespickte Roman-Literatur geht von Amerika aus, wo sie aus „Onkel Tom" herausgewachsen zu sein scheint. Der „Furore" machende „Lamplighter", natürlich auch von einer Dame, ist schon sehr überladen mit barocker Zusammenstellung moderner Situationen und alter biblischer Diction; aber eine Nachahmung dieses Romans von einer englischen Dame wird durch ihre bei den Haaren überall herbeigezogenen und über ein Nähemädchen und ihre Kreise wie mit Wassereimern gegossenen Bibel-Citate förmlich bibelschänderisch. Sie darf nicht für einen halben Penny baumwollenen Zwirn kaufen, ohne daß ihr einige Bibelstellen dabei abgehen, so wenig sie auch mit Zwirn und Nadel in Zusammenhang stehen. Die Verfasserin läßt ein reiches Mädchen arm werden, um sie vermittelst des Nähemädchens bis über den Kopf mit Bibelstellen zu entschädigen. Um aber die so Entschädigte auch nach den Begriffen der Geld machenden Weltkinder zu belohnen und zu zeigen, daß Tugend und Frömmigkeit schon hienieden zu Etwas kommen können, wird die Heldin gegen Ende des Romans wieder steinreich. Der Roman heißt: „Willie Howard; or Trust in God", die Verfasserin ist Mrs. Henry Lynch, eine schon durch mehrere und bessere Productionen bekannte Schriftstellerin und jedenfalls eine der talentvollsten unter den immer unabsehbarer werdenden *englischen* Romandichtern weiblichen Geschlechts. Hätte sie ihre zarten, innigen, wahrhaft empfundenen religiösen Tröstungen in ein unserer Zeit angemesseneres, schönes Gewand gekleidet, würde sie auch vor dem ästhetischen Richterstuhl bestehen.

Die rauhe Erhabenheit des alten Testaments und die naiven großen Grundlehren der Humanität und Freiheit des neuen mögen ihren selbständigen Werth für Literaturgeschichte, Moral und Religion behaupten. Jeder gebildete, wie jeder wahrhaft religiöse Mensch wird jedoch mit Unwillen den Mißbrauch der Bibel zu Roman-Decorationen verdammen. Wenn eine Dame einen Faden Zwirn einfädelt, um sich dabei sagen zu lassen: „Bedenke das Ende, so wirst Du nimmermehr Uebles thun", so heißt doch das wirklich: die Bibel verposamentiren. Solche Didaktik ist eben so fade und lächerlich, als etwa die Moral, die sich zuweilen in Romanpillen verkriecht, um bei der englischen Pillenschluckerei sich unter die Leute zu bringen. So hat ein braver Mann, aber trockener Hecht einen Roman, unter dem Titel: „Gold. A Story for the Times", vom Stapel laufen lassen, worin er die tiefe Moral anschaulich zu machen sucht, daß Geldmachen nicht alle Pflichten des Menschen umfasse, so daß man sieht, wie ein Geldmacher endlich bei allem Reichthume durch innere Unzufriedenheit und Oede gezwungen wird, sich durch Einmischung in die Angelegenheiten des Kirchsprengels das Gefühl von Verdiensten um die Menschheit zu verschaffen. Nutz und Lehr hieraus: Mache nicht blos Geld, sondern sieh auch dem Magistrat und den Stadtverordneten auf die Finger, um in staatsbürgerlicher Beziehung wieder gut zu machen, was Deine langen Geschäftsfinger verbrochen haben mögen.

Nach der Furore machenden neuen Bierpolizei erwähnte ich des Theater. Hier brachte die Season eigentlich Nichts, was anhaltende oder allgemeine Sensation erregt hätte. Die spanische Balletgesellschaft, das wahrhafte und einzige Furore, kam erst zu Ende derselben und tanzte vor vollen, entzückten Häusern in Haymarket weiter, auch als das Parlament mit der guten Gesellschaft aus London, vor Hitze und Cholera, geflohen war. Ihre auf einem Jahrmarkte zu Sevilla spielende „Zigeuner-Königin" ist das feurigste, buntfarbigste, lebensvollste Kunstwerk, das ich je auf chorographischem Gebiete gesehen. Die Heldin der Gesellschaft, die kleine, aus Füßen und Augen Flammen sprühende Señora Perea Nena (die Königin) und der Held Señor Ruiz werden vielleicht den Ruf wahrhafter Klassizität auf ihrem Gebiete durch ganz Europa erwerben. Nena zeigte mir zuerst wieder, worin eigentlich die ästhetische, künstlerische Bedeutung des Tanzes zu suchen sei: in der spielenden Musik des ganzen Körpers, der seiner irdischen Schwerkraft neckisch spottet und so das Psychische mit seinen Schmetterlingsschwingen auf die anmuthigste Weise fühlbar und anschaulich macht. In Ruiz haben wir die elastische, männliche, athletische, durch Schönheit gezügelte Muskelkraft, nicht jenes verweichlichte, zwitterhafte Springen und Gebaren der französischen Balletschule. Wer etwa den Pepita-Schwindel in Berlin u. s. w. mit erlebt hat, wird sich eine Art von Vorstellung im verjüngten Maßstabe von dem hiesigen Nena-Furore machen können. Es gilt förmlich für unanständig, nicht von der Nena zu reden. Das Wetter war trotz ungewöhnlicher Hitze ganz aus der Mode gekommen als einleitender Unterhaltungsstoff. Statt How are you? hieß es: You have seen Nena, I am sure. Da im Uebrigen die spanische Balletgesellschaft ihre Kontinental-Tour machen wird, können wir Weiteres den Theater-Kritikern von Profession überlassen.

Außerdem beschäftigte ein kriegsgerichtlicher Prozeß gegen einen Lieutenant Perry Presse und Publikum Wochen lang lebhafter und allgemeiner, als man nach den gewöhnlichen Leuchtern, die er, endlich aufs äußerste getrieben, einem seiner Peiniger an den Kopf schlug, hätte erwarten dürfen. Das eigentliche Furore war die dabei sich enthüllende nichts weniger als gentlemännische Denkart und Corruption gegen den blos wegen *seiner Verdienste* aus niederem Stande zum Offizier erhobenen Lieutenant Perry, einen Mann, den die albernen und zum Theil ganz pöbelhaften Späße, Spiele und Orgien seiner Kollegen, in der Regel zweiter Lordssöhne, denen die Stellen für hohe Preise gekauft wurden, so anekelten, daß er sich zurückgezogen hielt und seine Zeit mit wissenschaftlichen Studien auszufüllen suchte. Als Mann des Verdienstes war er den Verdienstlosen von vorn herein ein Dorn im Auge. So wurde er gehänselt und beschimpft auf jede mögliche Weise und mehrmals mit Gewalt aus dem Bett getrieben und um Mitternacht *gezwungen*, mit zu spielen und sich für einen Narren halten zu lassen. Nach mehreren pöbelhaften Attacken dieser Art vertheidigte er sich endlich gegen einen neuen persönlichen Angriff in seinem Schlafzimmer mit dem massiven Leuchter, allerdings keiner Kavalierwaffe, aber doch im Nothfalle ganz gut, gewaltsamen Eindringlingen ein Licht aufgehen zu lassen. Perry wurde vor ein Kriegsgericht gestellt, angeklagt, sich nicht als Gentleman benommen zu haben. Als Zeugen gegen ihn traten eine unzählige Menge Offiziere verschiedenen Ranges auf, deren Aussagen zusammen ein reiches Sitten-Gemälde liefern. Der vierzigjährige Friede ist den Herren, deren Handwerk einst der Krieg war, ein schmachvolles Kapua

geworden. Sie getrauten sich in ihren Aussagen allerdings nicht zu lügen, aber dieses überall sichtbare absichtliche Verschweigen und Umgehen der Wahrheit, wobei doch hier und da die wirklichen Verhältnisse deutlich durchschimmern, die offenbare Feindseligkeit und Verschwörung gegen ihren Kollegen „des Verdienstes", die Widersprüche und Widerrufe eines und desselben Zeugen und der Aussagen gegen einander — das Alles zusammen, ausführlich gewiß ein sehr dicker Oktavband, wirft ein Licht auf die vom Leuchter Getroffenen, welches Presse und Publikum zu dem einstimmigen Urtheil vereinigt, daß Lieutenant Perry blos deshalb zu tadeln sei, weil er den Leuchter oder irgend eine andere Waffe nicht viel früher gebraucht habe. Und das sind die Helden, hieß es nun, welche die westliche Civilisation, Englands „Ehre" mit dem Schwerte vertheidigen sollen! Und das wollen Gentlemen sein, welche das „Verdienst" systematisch verspotten und Betten zerstören, um Schläfer zu Spiel, Völlerei und pöbelhaften Streichen aller Art auf die rohste Weise zu zwingen! Das männliche, entschiedene und noble Benehmen des Angeklagten erschien, diesen verschworenen Kapuanern gegenüber, so enthusiasmirend, daß nicht nur Presse und Publikum aller Farben unbedingt für ihn Partei nahmen, sondern ihre Theilnahme auch durch Anweisungen auf hundert Pfund und andere Summen bewiesen. Das Endurtel war, während ich hier schrieb, noch nicht heraus.

Die geheime Polizei, die es sonst liebt, dem kleinen Veilchen gleich, im Verborgenen zu blühen, so daß Viele kaum an deren Existenz in England glaubten, wurde neuerdings durch einen Prozeß von Mann gegen Frau mit einer so eklatanten, durchbohrenden Wirksamkeit an die Oeffentlichkeit gezogen, daß ein allgemeiner panischer Schrecken durch alle Privatgemächer Englands lief. „Mein Haus ist meine Burg", sagt der Engländer sprüchwörtlich, da ihm keine Gläubiger, keine Polizei in Uniform, keine Beamten ins Haus kommen dürfen, wenn er nicht will. Das ist Alles ganz richtig, aber nicht in Bezug auf die geheime Polizei, welche, da sie keine gesetzliche Existenz hat, zugleich über dem Gesetze steht, wie die Herrschaften, die in England Nichts so sehr lieben, als hermetische Abgeschlossenheit, jetzt auf einmal mit unsäglicher Bestürzung erfuhren. Der Mann, wohnhaft in Liverpool, zur guten Gesellschaft gehörig, hatte ein respektables Mädchen geheiratet, sie aber bald vernachlässigt und sich ihr so entfremdet, daß Beide übereinkamen, sich zu trennen (Schridung giebt es blos für fünftausend Pfund durch das Parlament). Die bloße Trennung hinterließ dem Manne die Pflicht, die Frau noch anständig zu erhalten, so daß er, um sie nur los zu sein, einwilligen mußte, ihr jährlich zweihundertundvierzig Pfund zu zahlen. Die Trennung war moralisch eine totale Scheidung, so daß die Frau auch sittlich zu keinen Pflichten mehr gegen den Mann verbunden war. Sie zog nach London, wo sie öfter von einem alten Hausfreunde ihres Vaters, einem Funfziger, besucht ward. Der Mann erfuhr dies und dachte daran, ob ihm dieser Umstand nicht die Möglichkeit verschaffen könnte, die zweihundertundvierzig Pfund jährlich zu sparen. Er theilte diesen Gedanken einem Inspektor der geheimen Polizei mit und die nöthigen Mittel dazu. So bemittelt, findet er auch die Zwecke. Er gewinnt durch Geld Dienstboten und Wirthin des Hauses, wo die Frau wohnt, zu Werkzeugen seiner Spionerie. Da diese aber nicht durch geschlossene Thüren sehen können, kömmt er ihnen freundschaftlich mit einem Zwickbohrer zu Hülfe und unterrichtet sie, wie sie der geheimen Polizei den durchbohrenden Blick verschaffen müßten. Also es wird gebohrt. Und wie der alte Hausfreund zu der Frau eingetreten ist, stellen sich alle Spione nach der Reihe vor den so künstlich gebohrten Weg in das Privatleben. Der Inspektor stellt sich hernach ein, um zu hören, was sie gesehen. Das Werk des Zwickbohrers war zu klein und führte das Auge nicht direkt in das Zimmer. So bringt der Inspektor einen größeren Bohrer und zeigt ihnen, wie durchgebohrt werden müsse. Nun sehen sie (nach ihren schauderhaft detaillirten Aussagen vor Gericht), was der Inspektor für seinen Arbeitgeber braucht, und dieser geht nun vor Gericht, um sich gerichtlich das Recht zusprechen zu lassen, die Ehebrecherin ohne Unterstützung zu lassen. Das Gericht war über diese Maulwurfsthätigkeit der geheimen Polizei und die Aussagen ihrer bezahlten, bestochenen Werkzeuge so empört, daß sie den Kläger unbedingt abwies, unbekümmert um die Unwahrheit oder Wahrheit der Zeugen. So weit war dies gewiß ganz gerecht. Aber da jeder Engländer und jede Engländerin mehr oder weniger zuweilen das strengste Privatleben führen, das durchaus nicht die geringste Zuschauerlichkeit zuläßt, kann man sich leicht denken, welchen Schrecken, welche Empörung diese Zwickbohrerwirthschaft der geheimen Polizei hervorrief. Die Wände haben nicht blos Ohren, die Thüren haben auch, außer dem Schlüsselloche, bezahlte, bestochene Augen der geheimen Polizei. Welches Haus ist nun noch eine Burg! Kann nicht die Köchin, der gepuderte Diener von irgend einem Feinde vermittelst der geheimen Polizei gewonnen sein, Thüren zu durchbohren oder blindlings Etwas auszusagen, um das Lebensschiff einer ganzen Familie in Grund zu bohren! In diesem Sinne hallte es in der Presse und im Publikum wieder. Die Engländer, das strengste Gegentheil jenes braven Römers, der sich ein Haus von Glas wünschte, fühlten sich hier alle persönlich von der geheimen Polizei aufs tiefste verletzt. Es sollte mich wundern, wenn das nächste Parlament, um seine Privatthüren vor geheimpolizeilichen Zwickbohrern zu schützen, nicht sehr anzügliche Fragen an Lord Palmerston richtete und ihm stark zusetzte, die geheime Polizei und ihre Entdeckungs-Waffen gesetzlich zu beschränken. Das Uebel wird freilich nicht geheilt, welches in diesem Falle stark auf die Barbarei des Staates hinweist, der sittlich und wahrhaft geschiedenen Eheleuten noch fünftausend Pfund abfordert, wenn er ihre beiderseitige wiedergewonnene sittliche Freiheit anerkennen soll. Das Staatsgesetz demoralisirte den Mann, so daß er die geheime Polizei in Nahrung setzte, und hätte unter anderen Umständen die sittlich unabhängige Frau, wenn die Anklage erwiesen worden wäre, mit Schmach und Schande bedeckt. Die geheime Polizei ist kein Uebel an sich selbst, sondern blos Ein Ausdruck der vielen Symptome, durch welche sich staatliche und sittliche Corruption und Barbarei verrathen. Hätte das Parlament gegen die Civilisation der Zeit und der Bedürfnisse der Gegenwart seine Pflicht gethan, würden wenige Menschen als geheime Polizei sich nähren können, da in diesem Falle sich auch nur sehr wenige versteckte Diebe und Mörder finden würden. „Der Verbrecher ist des Staates eigenstes Verbrechen." Eine tiefere Wahrheit hat Bettina nie ausgesprochen. (Schluß folgt.)

Finnland.

Die gegenwärtigen Verhältnisse Finnlands zu Rußland und Schweden.

Ein Stockholmer Journal, Svenska Tidningen, giebt über die politischen und staatswirthschaftlichen Verhältnisse Finnlands seit der im Jahre 1809 erfolgten Vereinigung dieses Großfürstenthums mit Rußland einige Aufschlüsse, die mit den Ideen, welche man im Auslande von den Gesinnungen der Finnländer hat, nicht ganz übereinstimmen. Der (wahrscheinlich finnländische) Verfasser beginnt mit einer Schilderung des Eindrucks, den die Handlungsweise der englischen Kriegsschiffe in Oesterbotten (dem Landstriche an der Ostküste des Bothnischen Meerbusens) auf die Stimmung der finnischen Bevölkerung überhaupt hervorgebracht habe. Es habe sich plötzlich ein kriegerischer Geist über Finnland ausgebreitet und man sei gleichsam wie mit einem Zauberschlage gut russisch geworden. Bis dahin hatte man in Finnland den Krieg als eine fremde Angelegenheit betrachtet; seitdem die Engländer aber finnisches Privat-Eigenthum verbrannt hätten, sei eine Art Solidarität in der Bekämpfung der Engländer eingetreten. Um diesen schnellen Uebergang vollständig zu erklären, müsse man die ganze Zeitfolge von Finnlands Vereinigung mit Rußland überschauen.

Der Verfasser geht nun bis auf das diese Vereinigung vorbereitende Jahr 1808 zurück. Er hebt hervor, daß von dem Augenblicke an, in welchem Finnland russisch wurde, eine „schmeichelnde Klugheit" eintrat, mit der man die Herzen des Volkes zu erobern trachtete. Es wurde den Finnen eine Art von administrativer und politischer Selbständigkeit gelassen; man gewährte ihnen allerlei Erleichterungen und Begünstigungen, namentlich was die Kriegsdienst-Pflichtigkeit, das Steuerwesen u. dgl. m. betraf. Bei größeren allgemeinen Unglücksfällen, wie Mißwachs, Feuerschäden u. s. w., trat die russische Regierung mit großartiger, freigebiger Unterstützung hinzu. Es wurden neue Städte angelegt, der innere Verkehr aufgemuntert und überhaupt das materielle Wohlergehen der Finnländer auf alle mögliche Weise befördert. — Alles dieses trug dazu bei, daß die frühere politisch-freiere Verfassung weniger vermißt wurde.

In literarischer und nationaler Beziehung erfuhr Finnland, seitdem es russisch geworden, eine völlige Umwandlung, gleichsam eine nationale Wiedergeburt. Es lag in Rußlands wohlverstandenem Interesse, daß allmälig das Band gelöst wurde, welches die Finnen an das alte Vaterland, nach einer sechshundertjährigen Vereinigung, knüpfte. Die Finnen kamen diesem Wunsche der russischen Regierung aus eigenem Antriebe entgegen, indem sie anfingen, ihre Aufmerksamkeit und ihre Bestrebungen auf ihr eigenes inneres Leben, ihre eigene Sprache und was in der eigenthümlichen finnischen Vorzeit gefunden werden konnte, zu richten. Russischerseits sah man diese Bestrebungen nicht nur nicht ungern, sondern man ermunterte sie sogar unvermerkt, weil man darin das beste Mittel einer geistigen Ablösung der Finnen von den Schweden erkannte.

Es bildete sich gleichsam eine literarisches Jung-Finnland; die finnische Literatur-Gesellschaft entstand; Elias Lönnrot, ein als Provinzial-Arzt in Kajana angestellter junger Mann, jetzt Professor der finnischen Literatur an der Universität zu Helsingfors, wurde gleichsam der geistige Mittelpunkt dieser literarisch-nationalen Bestrebungen. Er sammelte in Karelen und den von Finnen bewohnten angränzenden Orten Rußlands eine reiche Aerndte von altfinnischen Gesängen und gab sie 1835 in einer „Kalevala" benannten Sammlung heraus, von der 1841 eine schwedische Uebersetzung von M. Castrén erschien. Es bildet dies ein phantastisches, aber auch phantasiereiches mythisches Epos. Mytho-

logie, ältere Geschichte, lyrische Gedichte, mathematische und ökonomische Werke, Uebersetzungen von klassischen Schriften u. s. w. fanden nun in rascher Aufeinanderfolge tüchtige Bearbeiter in finnischer Sprache. Es giebt jetzt unter anderen finnische Uebersetzungen von Homer, Anakreon, Xenophon, Euklid; auch eine Planimetrie und sphärische Trigonometrie, Rechenbücher u. s. w. in finnischer Sprache.

Gleichzeitig trat Finnlands größter Dichter, Runeberg, auf. Sind auch seine Werke in schwedischer Sprache geschrieben, so ist doch der Stoff derselben Finnland entnommen; den Gipfel des Ruhmes erstieg Runeberg durch seine „Sagen des Fähnrichs Stal". Bald aber schlug diese Begeisterung für das Finnische in eine Art Manie um, und als nun auch politische Agitation und Freiheitssinn zum Vorschein kamen, erfolgte ein Befehl der russischen Regierung, daß die Censur (sie wurde 1829 in Finnland eingeführt) nur die Herausgeber von Werken theologischen und ökonomischen Inhalts in finnischer Sprache zulassen solle, für den Druck anderer Schriften aber die spezielle Erlaubniß in Petersburg nachgesucht werden müsse.

Dies hemmte die fernere Entwickelung der finnischen Literatur ungemein; nur der finnischen Literatur-Gesellschaft gönnte man nach wie vor eine freiere Bewegung.

Nach dieser Digression wendet sich der Verfasser nun wieder zur Jetztzeit zurück. Er setzt aus einander, wie in Folge der russischen Censur und der strengsten Aufsicht an der Gränze, welche besonders auf fremde Zeitungen ein wachsames Auge richtet, in Finnland allgemein eine Täuschung über Rußlands Verhältniß zu dem jetzigen Kriege obwalten konnte. Man gewöhnte sich an die Darstellung der Lage der Dinge und an die Auffassung, wie sie in den russischen Zeitungen geboten wurde; man grollte sogar den schwedischen Zeitungen, die sich zu Gunsten der Westmächte aussprachen; insbesondere aber dachte man gar nicht daran, daß der Streit an der Donau und im Schwarzen Meere auch nach der Ostsee hin sich ausdehnen könnte.

Als nun das Unerwartete geschah, als die Engländer in den finnischen Küstenstädten und Häfen erschienen und auch Privat-Eigenthum zerstörten, bemächtigte sich des Volkes eine allgemeine Erbitterung, welche wesentlich zum Mißlingen des Angriffs auf Gamla Carleby beitrug. So wurde denn der kaiserliche Befehl zur Wiedererrichtung eines Theiles des finnischen Nationalheeres, der zu anderen Zeiten eine gewaltige Mißstimmung gegen Rußland hervorgerufen haben würde, mit Freude aufgenommen, und der Zulauf zu den Waffen war an vielen Stellen ein ungeheurer.

Seitdem ist freilich wieder eine ruhigere Betrachtung der ganzen Sachlage, namentlich durch die schonende Behandlung, welche die Engländer und Franzosen der Bevölkerung auf den Alandsinseln angedeihen ließen, eingetreten.

Mannigfaltiges.

— Der Bücherschatz am Brocken. Seit einer Reihe von Jahren bewegten sich in bibliophilischen Kreisen sagenhafte Angaben über einen kostbaren Schatz von Hand- und Druckschriften im Besitze des gräflich Stolbergischen Bibliothekars, Dr. Zeisberg, zu Wernigerode. Seit einigen Jahren wächst jetzt das Gras auf dem Grabe des gelehrten Besitzers, und auch über seinem hinterlassenen Schatze schien Gras zu wachsen, denn die bibliomanische Sehnsucht lugte vergebens nach einem Katalog oder einer Auctions-Ankündigung, und ein Verein von Zufälligkeiten lag geheimnißschwer darüber, wie sonst der Drache auf unterirdischen Schätzen. Endlich wird der Schatz gehoben, aber da bekanntermaßen bei solchen Operationen kein Wort gesprochen werden darf, so hat der ausliefernde Geist auch hier keine Verlautbarung durch beschreibende Verzeichnung gestattet, sondern sich begnügt, Dasein und Hebungsstunde zu nennen, hat jedoch einige kostbare Edelsteine aus dem Dunkel hervorschimmern lassen, Edelsteine, welche allerdings jeden Zweifel über den großen Werth der außerordentlichen Sammlung abweisen. Dies geschieht in einer durch mehrere Blätter gehende, „Bücher-Auction" überschriebene Anzeige des Rechtsanwalts und Notars Theilkuhl aus Wernigerode vom 24. August, welche vielleicht nicht lakonischer im Betreffe des Verkaufs ausgefallen wäre, hätte Wernigerode am Eurotas und die Lebenszeit des Dr. Zeisberg der des Pausanias nahegelegen. Für eine so seltene Sammlung ist auch eine Anzeige etwas Seltenes, welche folgendermaßen anfängt: „Am 10. Oktober d. J., Nachmittags 3 Uhr, werde ich hier, zu Wernigerode am Harz, im Saale des Gastwirths Herrn Fricke am Markt, die bedeutende Zeisbergsche Bibliothek, unter den im Termin bekannt zu machenden Bedingungen, verkaufen." Dann folgt die kurze Angabe des Inhaltes, dessen außerordentliche Kostbarkeit eben verdient hätte, hervorgehobener und zugänglicher ausgeboten zu werden, während der Leser obiger Anzeige aus ihr nicht einmal mit Gewißheit schließen kann, ob die Bücher, laut Ueberschrift, einzeln versteigert werden, oder ob „Nachmittags 3 Uhr . . . die Bibliothek" im Ganzen verkauft wird. Ein gedruckter Katalog von kundiger Seite würde den Uebergang der großartigen Sammlung in die Hände der Kauflustigen mehr zu Gunsten der Liebhaber und vielleicht auch der jetzigen Besitzer vermittelt haben. „Diese große Bibliothek" ist reich an Handschriften und alten Drucken sowohl auf Pergament, als auf Papier, hat fast alle vor 1500 gedruckten deutschen Bibeln, die älteste xylographische Ausgabe der Apokalypse, eine fast vollständige Reihe der Werke Murner's, Brand's, Fischart's ꝛc. „Besondere Erwähnung verdient auch eine Prachtausgabe der „Oeuvres du philosophe de Sanssouci" in drei Quartbänden, von der kein anderes vollständiges Exemplar bekannt sein soll." Hätte nur Herr Theilkuhl die Jahreszahl angegeben! Es giebt von diesem Werke zwei Quart-Ausgaben, wovon die erste 1750 aus der Privat-Druckerei des Königs im Schlosse zu Berlin hervorgegangen ist; sie trägt auf dem Titel die Worte: „Au Donjon du Chateau". Da nur sehr wenige Exemplare abgezogen sind, der König auch später den ersten Band möglichst unterdrückte (s. Preuß, Band 1, S. 467 ff.), so muß ein vollständiges Exemplar in der That zu den größten Seltenheiten gehören. Dagegen waltet bei der Anführung eines Pergamentdruckes des „Talmud in sechs Quartbänden" sicherlich ein Mißverständniß: der Talmud ist niemals in Quart erschienen, ward auch schwerlich von Jemanden in sechs Bände gebunden und ist nur ein einziges Mal vollständig auf Pergament gedruckt. Es ist dieses Unicum in der Berlin-Frankfurter Ausgabe 1715 für den damaligen Ober-Rabbiner David Oppenheimer gedruckt, der tausend Thaler dafür gezahlt hat, und es befindet sich jetzt, wie bekanntlich die ganze Oppenheimersche Bibliothek, in der Bodleyana. Nur von einzelnen Traktaten giebt es, namentlich aus den achtziger Jahren des funfzehnten Jahrhunderts, noch Pergamentdrucke. Ein Talmud ist demnach das Zeisbergersche Exemplar sicherlich nicht, aber wahrscheinlich ist es die Mischna (der um dreihundert Jahre früher gesammelte Text des Talmud), deren meiste populärste Ausgaben in sechs Bänden Quart, und wovon Pergament-Exemplare auch anderwärts vorhanden sind. Wir sind überzeugt, daß nicht nur öffentliche Bibliotheks-Verwaltungen, sondern auch viele häusliche Bücherfreunde und Bücherhändler sich in dem lebhaften Wunsch vereinigen, es möge Herrn Rechtsanwalt Theilkuhl gefallen, die Verkaufs-Bedingungen vor dem, nicht „im" Termin zu veröffentlichen. Zur Herausgabe und Versendung eines Kataloges wäre es freilich zu spät, wenn der angekündigte Termin unumstößlich eingehalten werden soll. F. L.

— Halevy's Macbeth, nach Shakespeare. Es ist unerklärlich, daß in Frankreich immer noch Versuche gemacht werden, Tragödien nach Shakespeare zu bearbeiten, nachdem alle frühere Arbeiten dieser Art, von Ducis und Anderen, so ganz wirkungslos geblieben und zur Einbürgerung des großen britischen Dichters unter den Franzosen so viel wie Nichts beigetragen haben. Herr Léon Halevy — ein geachteter Schriftsteller und Bruder des bekannten Komponisten — hat einen solchen Versuch wieder gewagt, indem er eine freie Bearbeitung von Shakespeare's Macbeth in französischen Alexandrinern geliefert.*) Es mag immerhin verstattet sein, für die Bedürfnisse der modernen Bühne, welche die gigantischen Gestaltungen des Dichters nicht immer zu bewältigen vermag, Kürzungen und auch einzelne Scenen-Umstellungen vorzunehmen; wer jedoch einer anderen Sprache und Literatur ein Werk des großen Bildners zuführen will, der soll, so weit es nicht eben der verschiedene Sprachgenius bedingt, keinerlei Abänderungen sich verstatten. Man riskirt dabei jedenfalls, sich nach Art des seligen Johann Ballhorn zu verewigen. Ein französischer Kritiker erinnert bei Gelegenheit dieses „Macbeth" an eine im Jahre 1771 in Paris erschienene freie Bearbeitung von Shakespeare's „Romeo und Julia", welche gleich damit anfängt, drei Akte des Originals wegzulassen, indem beim Aufziehen des Vorhanges Julia („Tochter des Herrn und der Madame Capellet", wie es im Personen-Verzeichniß heißt) mit einer Kerze in der Hand erscheint und, in Erwartung des geliebten Romeo, in folgenden, Shakespeare verbessernden Monolog ausbricht:

„Chacun en ce palais goûte un sommeil *paisible*.
Sa douceur consolante a fui loin des mes yeux.
Minuit vient de sonner. Ah quelle heure *terrible*!**)
Roméo va bientôt paraître dans ces lieux,
Où je viens en tremblant recevoir ses adieux.
Malheureuse Julie! *un obstacle invincible*
Peut-être pour jamais *va m'ôter* mon amant —***)
Si nous étions trahis! — Ah! si, dans ce moment —"

(Elle souffle sa bougie.

*) Macbeth, tragédie en cinq actes et en vers d'après Shakespeare, par M. Léon Halévy. Paris, Garnier, 1858.

**) Also paisible und terrible zugleich!

***) Ein unüberwindliches Hinderniß, welches einen Geliebten raubt, ist gewiß mehr, als Shakespeare jemals sich träumen ließ.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 6 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 3 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 1 Thlr. 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 15, und beim Expedituer Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 112. Berlin, Dienstag den 19. September 1854.

Schweiz.

Station am Genfer See.

Mit Pro- und Epilog, von E. Köhler.

Politisches. — E. M. Arndt. — Freiburg im Breisgau. — Fremdenstrom. — Gerle in Vevey. — Hotel Monnet. — Präfekt Bachelard. — Deutsche Reiselust und deutscher Einfluß im Wachsen. — Sächsischer Dialekt. — Louis Napoleon und sein Halbbruder. — Konzert: Berlioz und Prudent. — Terrasse zu Montreux. — Militairfest. — Schweizerische Eisenbahnen. — Züricher Hotel. — Nürnberg und Volksfest. — Sittenzustände in B.

Es mag dem Leser seltsam dünken, wenn er, statt direkt über Basel, Konstanz oder Rohrschach auf schweizerischen Boden geführt zu werden, mit einem kaum zu rechtfertigenden Salto mortale den weiten Umweg durch das eisenbahn- und heerstraßenlose Labyrinth der Politik zwischen dem Schwarzen und Weißen Meere nehmen soll. Und doch, wer vermag in diesen Tagen sich dieses Um- und Abweges zu entschlagen? Liegt die Versuchung hierzu nicht als Prologus und Epilogus an den Marksteinen auch der friedlichsten Unterhaltung, Untersuchung, Unternehmung? Steht nicht allenthalben eine Armsäule aufgerichtet, hier mit der Aufschrift: Fahrstraße nach Kronstadt und St. Petersburg, dort: nach Konstantinopel, Sebastopol und Bukarest? Kaum ist es ein Jahr her, als Schreiber dieses den Rhein hinauf dampfte, den Aristophanes neuester Edition in der Tasche, um bald nachher in irgend einer Vigne am Lemanus seinen unkriegerischen Neigungen nachzuhangen. Wohl grollte schon der Donner von fern, denn der Zar hatte gesprochen und gedroht; schon lehnten die russischen Gewehrkolben an walachischen Schilderhäusern; schon ankerten Großbritanniens und Frankreichs Flotten seit Monatsfrist in der Meeresbucht von Besika. Aber noch war keine Ahnung von der Katastrophe von Sinope, dem Durchgang zweier christlichen Flotten durch Dardanellen und Bosporus, den heißen Tagen von Oltenizza, Cetate, in der Dobrudscha, um Silistria, einem Kreuzzuge des Abendlandes mit dem Kerne seiner Legionen zur Aufrechthaltung des Halbmondes, der Schilderhebung der Hellenen, einer zweiten kolossalen Expedition in die Meere des Nordens, einer Bundesgenossenschaft der Tschetschenzen und Abchasen mit den Völkern des europäischen Westen, dem geharnischten Auftreten des Hauses Oesterreich, der Isolirung des Autokraten von seinen alten und bewährten Freunden, dem völligen Zerfall der quondam heiligen Allianz. Noch hielten die Friedensfreunde, wiewohl etwas verdutzt und verschämt, doch aber nicht entmuthigt, ihr Haupt empor und projektirten ein neues Oelblatt. Ernst Moritz Arndt hatte kaum noch an sein Neuestes: „Pro populo germanico", gedacht, und der Freiburger Erzbischof hielt seine Bannstrahlen noch in petto. Wie ist doch Alles so viel anders geworden! Vor Jahresfrist war die Drachensaat nur erst gesäet, doch lugte sie schon keimend aus dem Boden hervor. Jetzt steht sie üppig wuchernd auf weit starrendem Lanzenfeld, und des Drachen Füße waten bereits im Blut von hunderttausend armen Menschenkindern, hingewürgt in diesem unnatürlichen Streit und unnütz hingeschlachtet, wenn nicht Menschenleichen als fruchtbarster Dünger gelten sollen für die Verbreitung von Christenthum, Civilisation und Menschenrecht.

Wie glücklich doch wir Deutsche, daß unsere Hände bis Dato rein von diesem Blute sind! daß wir, wie anno 1853, so heuer von einem Ende des großen Vaterlandes zum anderen fliegen dürfen, ohne auf Bataillons quarrés, Artilleristen mit brennender Lunte und bewegliche Reiterkolonnen zu stoßen, oder eines Militairpasses zum Durchkommen durch armirte Festungen, Wachtfeuer und Vedetten zu bedürfen! Höchstens daß die Neugier uns an das Meergestade treibt, jene Schraubendampfer und Linienkolosse anzustaunen, welche an unserem Horizont vorübersteuern, um dem gehaßten Zar vor sein Kriegsarsenal zu rücken, oder daß die Augsburgerin und Kölnerin ihre Mignons und Feuerflammen hinter die Coulissen des Kriegstheaters senden, um ihre Spalten mit Pulverdampf zu schwärzen, mit Menschenblut zu düngen, mit Orakelsprüchen zu salben. Nein, noch immer können wir friedlich tagen und, wie auch unsere Actien abwärts gehen, die Ehren-Actien wenigstens stehen über pari, Dank vor Allen dem Erzhause Oesterreich. Das Haus Oesterreich, dünkt mich, hat in dieser Zeit allein noch Nichts verloren, wohl aber viel gewonnen an Kapital und Zinsen. Noch hat es nicht das blutige Feld der Gefahr betreten, nur erst die Hand an das Schwert gelegt und schon sich manchen schönen Lorbeer gewunden. Jetzt erst, trotz aller Protestationen Kossuth's und Mazzini's, ist die Besiegung Ungarns und Italiens vollendet. Nicht mehr legt sich Ungarn dem stolzen Zar zu Füßen, sondern seinem ritterlichen Kaiser, und beugt sich huldigend vor dem Mächtigen, der die Geschicke Europa's in seiner Hand trägt und wägt. Versöhnt und bittend strecken die widerborstigen Lombarden ihm ihre Hände entgegen und heischen Widerruf der Straf-Edikte; nicht den Sieger von Custozza und Novara flehen sie um Gnade an, sondern die imponirende Majestät Oesterreichs, die ihre Augen bezaubert und ihre spröden Herzen erweicht. Wir gönnen dem Hause Oesterreich diese moralischen Triumphe und wünschen ihm Glück, wir verschmerzen, wie Fürst Schwarzenberg in Schleswig und Hessen mit zwei edlen deutschen Stämmen schaltete, und daß er das Placetum regium opferte,*) daß er kein Herz hatte für die Schöpfung einer deutschen Flotte.

Wer anders hat sich Lorbeeren erholt seit Beginn des Kampfes? oder wer wird deren erkämpfen? Das dünn bevölkerte Zarenreich mit dem Opfer von wenigstens schon funfzigtausend Menschenleben, der Erschöpfung seiner finanziellen Kräfte, den unberechenbaren Verlusten an Kron- und Privat-Eigenthum, die es bereits in seinen Häfen erfuhr, dem Verluste dessen, was in funfzigjährigem Kampf am Kaukasus erstritten worden, und seiner zahlreichen Waffenplätze im Osten des Pontus Euxinus, dem drohenden Verluste von Provinzen, die es seit Menschenaltern besaß, dem voraussichtlichen Kappzaum, den ihm und seinen Eroberungsgelüsten für neue Menschenalter das Haltein des vereinigten Europa anlegen wird!**) Solches ist das Walten der Nemesis, die sich vermessenem Hochmuth an die Ferse heftet. Seit Anfang dieses Jahres stehen drei Feinde unter den Waffen wider den hochgebietenden Selbstherrscher, doch nicht einmal den einen nächsten, welchen er ohne sonderliche Mühe zu erdrücken wähnte, vermochte er mit seinen Mauerbrechern aus dem Feld zu schlagen; denn diese Mauerbrecher treiben wohl Machtgebot und Zwang zum Sturme, zum Verspeisen als Kanonenfutter, aber kein Geist wohnt in den Massen — numerus numus. Wo hätten sie vor vierzig Jahren in irgend einer deutschen Freiheitsschlacht den Sieg für uns entschieden? Ein vierter Feind ist nicht mitgezählt worden, und zwar der furchtbarste von allen: der allgemeine tödtliche Völkerhaß. Gestehen wir offenherzig: die russische Politik, allerwärts als superfein gefürchtet oder auch gepriesen, hat uns nie als rechte, echte, d. h. kluge, weise Politik, erscheinen wollen. Weder klug, noch weise kann die Politik heißen, die so beharrlich den Erdboden mit Galle düngt und dafür Weltfeindschaft ärndtet, und wenn sie brütend über Basilisken-Eiern sitzt, auch nur giftgeschwollene Basilisken aus dem Neste läßt. — Oder England sollte Lorbeeren brechen? dieses zweideutige, ruhmredige, krämernde, nur auf Machterweiterung und Baargewinn erpichte England, das mit Freiheitsflocken um sich wirft, während seine Gentlemen die servilsten Knechte des Comfort, des Theekessels und der Fashion sind? Wo die englischen Rothröcke sich zeigen, hört alle Poesie im Leben auf: so ungefähr sagte vor fast dreißig Jahren Wolfgang Menzel bei Schilderung ihrer Waffenthaten auf der pyrenäischen Halbinsel, und er, der Franzosenfresser, konnte sich nicht entbrechen, wenn noch Poesie in solcher Menschenwürgerei wäre, sie vielmehr auf Seiten der spanischen Guerillas und der ruhm- und eroberungssüchtigen Franzmänner zu finden. Sagen wir auch jetzt, wie es uns ums Herz ist. Großbritannien hat mit seiner Intervention für die rotten boroughs des Islam seinen moralischen Bankerott erklärt, und seine Politik ist noch um Vieles schlechter, als die russische. Dieser haben wir seit hundertfunfzig Jahren angesehen, was sie will und welches ihr Ziel ist, und sie hat dessen nie Hehl gehabt; die britische dagegen verbrämt und hüllt sich in den Mantel tugendhafter, freisinniger, kosmopolitischer, christlich-philanthropischer Entrüstung und dahinter lauert mit weit aufgesperrtem Rachen ein Schakal. Gälte es einfach einen Kampf mit dem nordischen Bären, der ihm zu steif und

*) Wenn Oesterreichs Staatsmänner Augen und Muße für die Vorgänge in Baden haben, so werden sie wohl inne werden, wohin dergleichen generöse Opfer ausschlagen.

**) Wir machen hierbei auf ein merkwürdiges Buch aufmerksam: „Rußlands Kraft-Elemente und Einflußmittel" vom Freiherrn von Reden. Frankfurt a. M., 1854.

selbst des Oberhaupts der Kirche eine wesentlich andere. Der Staat hat nicht mehr den Zwecken der Kirche zu dienen, die anderweitig gesichert sind, sondern er verlangt einen selbständigen Zweck und ein selbständiges Leben. Daß dieses Verlangen begründet und keine leere Träumerei sei, beweisen die jetzigen Zustände hinlänglich, und die Reformvorschläge, welche die europäischen Mächte der römischen Regierung in ihrem Memorandum vom Jahre 1831 gaben, sind zum eigenen Unglück unbefolgt geblieben. Sie verlangten eine Verfassung, welche in diesem sonderbaren Organismus die Rechte der Kirche und der Staatsbürger zugleich wahrte. Die Verblendung, welche die Nützlichkeit dieser Vorschläge verkennen ließ und die aus der abgeschlossenen und klösterlichen Erziehung der Prälaten erklärlich ist, stürzte das Land unter dem friedliebendsten Papst in eine permanente Revolution.

Man kann aber sagen, daß das Memorandum von 1831 eine neue Epoche in der Geschichte des Kirchenstaats bezeichnet. Es wurde die Grundlage, worauf die Partei der Gemäßigten ihre Wirksamkeit, ihre Pläne und Hoffnungen baute. In den letzten Jahren von Gregor's Regierung lichteten und konzentrirten sich die Ansichten dieser Moderirten unter förmlichen Programmen, und nun wurden sie eine Partei, während sie vorher in ihrer Unbestimmtheit nur die fördernden oder hemmenden Bestandtheile der mehr oder weniger revolutionairen Parteien waren. Sie sind nun eine Macht, die selbst keine Revolutionen erregt, die aber nothwendig befriedigt werden muß, wenn nicht immerwährende Revolutionen sein sollen. Sie haben die Billigkeit, Gerechtigkeit, das dringendste Bedürfniß, die Einstimmung fremder Regierungen und besonders die ganze civilisirte öffentliche Meinung für sich. Als die Regierung wechselte und damit eine gänzliche Veränderung des Systems in Aussicht stand, entwickelten sie eine außerordentliche literarische Thätigkeit und waren unermüdlich in Belehrung und Vorschlägen zur befriedigenden Lösung der Widersprüche alter und neuer Zeit. Man ging leider in der Praxis von allen Seiten zu rasch, die Regierung bestand aus vor- und rückwärtsziehenden Elementen, das Volk verlor den Zweck und sein Glück aus den Augen, um einem Phantom in der Lombardei nachzujagen, und so war in einem Jahre der ganze Traum zerstört. Die Zustände sind wieder die früheren. Die Italiäner sind äußerlich keinen Schritt weiter, wohl aber in vieler Hinsicht zurückgekommen und müssen auf dem Reformweg wieder von vorn anfangen. Deswegen erhalten aber gerade die Schriften der gemäßigten Partei, die zum Theil in dem Revolutionssturm weniger Beachtung fanden, jetzt ihren Werth. Wenn die eigentliche Revolutions-Literatur mit ihren Schilderungen der Pläne, Zwecke und Kämpfe der Parteien, des gegenseitigen Betrugs und der Auflösung eine Art ernster Mahnung und Warnung vor künftigen Träumen und Täuschungen enthält, so ist die Literatur der Moderirten eine Grundlage, worauf künftig allein ein dauerhaftes Gebäude errichtet werden kann. Sie beschäftigen sich natürlich mit der aufdringlichsten und für Italien wichtigsten Lebensfrage, der Regelung des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat. Was aber ihren Bestrebungen den Werth giebt und endlich den Sieg verschaffen muß, wenn keine Revolution mehr in den Weg tritt, ist, daß sie dabei von dem Interesse der Religion und Moral geleitet werden.

Einer derselben, Galeotti, hebt mit Recht als das Grundübel das Ereigniß in der Geschichte des Papstthums hervor, das mehr als alle äußere Gewalt den allmäligen Verfall des Kirchenstaats seit dem funfzehnten Jahrhundert herbeigeführt hat und jede schon von mehreren Päpsten angestrebte politische Reform vereitelt. Dies ist der Vertrag, welchen Eugen IV. mit den Kardinälen beschworen hat und der als die Magna Charta der Kardinäle betrachtet werden kann. Vorher hatte das Sacro Collegio keine gesetzlich anerkannte politische Existenz, keine Grundgesetze, die seine Rechte und Privilegien schützten, keine Garantien gegen willkürliche Beschränkungen von Seiten der Päpste. Durch jenen Vertrag wurden sie aus einer Versammlung von Räthen ein Kollegium von Souverainen, das neben dem Papst, außerhalb des Gebiets der päpstlichen Macht, sehr oft über dem Papst und bei allen Reformversuchen dem Papst gegenüberstand. Die hierher gehörigen Hauptsätze dieses Vertrags sind: Der Papst kann ohne Einstimmung der Mehrheit der Kardinäle den Sitz der Kurie nicht außerhalb Roms verlegen. Die Kardinäle haben das Recht, ihre Meinung dem Papst frei vorzutragen. Der Papst darf der Person und den Gütern der Kardinäle keine Gewalt anthun, noch anthun lassen, noch in ihrem Verhalten irgend eine Veränderung anbefehlen ohne die Einstimmung der Majorität der Kardinäle. Der Papst darf die Güter der Kardinäle, Prälaten und anderer Personen des Hofs bei deren Tode auf keinerlei Art in Besitz nehmen, noch nehmen lassen, sondern diese behalten die freie Verfügung über dieselben. Der Papst empfängt die Huldigungen aller Beamten des Kirchenstaats nicht blos für sich, sondern in gleicher Weise für die Kardinäle, so daß bei der Vakanz des Stuhls der ganze Kirchenstaat dem Befehl der Kardinäle unterworfen ist. Der Papst überläßt den Kardinälen die Hälfte aller Kirchen-Einkünfte. Ohne die Einstimmung der Majorität der Kardinäle darf der Papst kein Vikariat im Kirchenstaat errichten, Krieg oder Alliancen mit weltlichen Fürsten beschließen, neue Steuern auferlegen, noch den Fürsten Konzessionen gegen die Freiheit und die Güter und das Einkommen der Kirche machen. Bei allen Bullen und apostolischen Breven, zu deren Inhalt die Einstimmung der Kardinäle gesetzlich erforderlich ist, muß diese Einstimmung nicht nur erwähnt, sondern auch durch die Unterschrift der Kardinäle bestätigt werden.

Es ist unschwer, einzusehen, zu welchen Mißbräuchen dieser Vertrag und die dadurch verbürgte absolute Souverainetät und Unverantwortlichkeit der Kardinäle führen kann, und wie auf der anderen Seite die großherzigsten Pläne, die edelsten Absichten der Päpste im Keim erstickt werden können, wie überhaupt irgend eine Regierung mit einer solchen Verfassung eine reine Unmöglichkeit ist. Die Geschichte des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts hat das Erstere zu genug bewiesen, das Letztere beweist der traurige Verfall des Kirchenstaats, die Vereitelung aller Reformbestrebungen im vorigen Jahrhundert, unter Consalvi und bis in die jüngsten Tage, die unnatürliche und unwürdige Stellung, in welche die Kirche durch den Konflikt mit dem Staat und des letzteren fast unheilbare Lage gerathen ist, die Gefahr, welche dadurch der Religion und Moral droht.

Aus dieser Verfassung, einer Art Oligarchie mit souverainen Kardinälen an der Spitze und einer ausschließlich geistlichen Regierung, wie sie sich bis in die neueste Zeit immer bestimmter ausgebildet hat, lassen sich, nur in Bezug auf das System, mehrere Uebelstände ableiten, die jetzt auf dem Staat lasten und ihn zu keiner Ruhe kommen lassen.

1) Verantwortlichkeit der Minister und übrigen Regierungsbeamten ist im römischen Staat unmöglich. Rom ist eine Republik, in welcher sich jeder Höhere als absoluten Herrn in seinem Fach betrachtet. Die Kardinäle sollten nach dem Vertrag mit Eugen IV. nur als Kollegium Alles sein, aber Nichts als Individuen. In der Praxis ist das Gegentheil geschehen. Das Ansehen des Kollegiums hat sich in dem Maß verringert, als die Macht der einzelnen Kardinäle wuchs. An dieser Macht scheiterten alle Reformversuche Consalvi's. Man weiß, wie der Kardinal Mattei die Edikte jenes Staatssecretairs in Velletri von seinen eigenen Sbirren abreißen ließ. Die Kardinäle können nach Belieben Gesetze aufheben oder verändern. Albani konnte gegen das Organisationsedikt von 1831 den Kommunalrath in Cesena und Forli ab- und willkürlich einen anderen einsetzen. Das Schlimmste aber ist, daß die Kardinäle, sobald sie an die Spitze einer Verwaltung gelangen, wovon sie nichts verstehen, sich mit sogenannten Uditori versehen, d. h. eigentlichen Beamten, welche die ganze Verwaltung in Jener Namen besorgen. Diese Uditori können geschickt oder unfähig, schlecht oder gewissenhaft sein, sie haben keine Verantwortung, können niemals die höhere Stelle desjenigen erhalten, dem sie ihr ganzes Wissen und ihre Arbeit opfern, haben keine bestimmten Emolumente, keine Liebe zu ihrem Posten, kein Gefühl der Würde ihrer Regierung, kein Bedürfniß des öffentlichen Beifalls. Bei einem solchen System sind Insubordination, Immoralität und unordentliche Verwaltung ganz natürliche Fehler. Die Uditori und deren Unterbeamte benutzen die Macht ihres Patrons, um sich ein eigenes Vermögen zu gründen. Daher das in Rom sprüchwörtliche Favoritensystem, die Monopolien, die rasch sich erhebenden ungeheuren Reichthümer Einzelner, während die Kassen des Staats und der Unterthanen immer leerer werden. In diesem ganzen Netz von Beamten, die sich gegenseitig halten, vertheidigen und befördern müssen, ist keine Rechenschaft der Verwaltung zu erlangen. Leo XII., der dem Unfug durch eine Aufsichtskommission abhelfen wollte, erregte Tumulte, veranlaßte das Spionirsystem, machte viele gefährliche Unzufriedene, ohne zu seinem Ziel zu kommen. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Philarète Chasles' „Deutsche Studien".

III. Das Englische und sein Verhältniß zum Deutschen. (Schluß.)

Die deutschen Nuancirungen sind abgeleitete Wörter, welche den Sinn verändern; die englischen sind Synonyma und Variationen, welche Stärke oder Schwäche ausdrücken, — Sittlichkeit oder Laster, — Tiefe oder Oberfläche. Alles, was Stärke, Tugend, Tiefe ist, liefert die germanische Wurzel. Schwäche, Weichlichkeit, äußerer Schmuck und Frivolität werden aus der romanischen Sprache entnommen. Die übersinnlichen Wörter, die Kunstausdrücke, die Bezeichnungen, die aus einer vorgerückten Civilisation hervorgegangen sind, gehören zur neulateinischen Sprache; die Ausdrücke des Rechts, der Chirurgie, der Chemie, der Physik, der Astronomie vereinigen sich hier und bilden ein ungeheures Ganze. Diese fremden Wörter, welche der gesellige Fortschritt nothwendig machte, haben sich immer der ursprünglichen alten Sprache assimilirt.

So sind zwei entgegengesetzte Mundarten aus einer und derselben Quelle gesprudelt.

abschrecken lassen, hier die Türken besser kennen zu lernen, als in der Türkei selbst. Wir lernen zuerst die Geheimnisse des türkischen Bades kennen, welches ganz nach dem englischen Sprüchworte: „Cleanliness is next to Godliness" („Reinlichkeit kömmt gleich nach Religion") ein Institut des Korans, ein Sakrament, Religion selbst ist, so daß von je her reiche Türken aus Religion Bäder errichten ließen und ihr Geld zu diesem Zwecke testamentarisch bestimmten. Wir treten zuerst in den Salon des Bades, wo sich der Badende entkleidet, dann in das Tepidorium, wo er, in große Decken gewickelt, auf einem Ruhesessel die Hitze einnimmt, die für die dritte Abtheilung nothwendig ist. Hier wird er gescheuert, gerieben, abgespült, wieder heiß begossen und gespült, bis er, in Tücher gewickelt, wie ein schwitzender Braten in den Salon zurückgetragen und mit Scherbet, Kaffee und Pfeife bewirthet und gefächert wird, bis er in den gewöhnlichen Temperaturzustand zurückgekehrt ist. Dann machen wir uns mit den Einrichtungen türkischer Privathäuser bekannt, deren Haupt-Decorationen in prächtig gemalten Koransprüchen an den Wänden, außerdem hauptsächlich nur in Divans an den Wänden hin bestehen. Tische und Stühle kennt der gläubige Türke noch nicht, eben so wenig Messer und Gabel, so daß wir begreifen, warum da eine Gruppe feierlich um eine große Schüssel an der Erde kauert und mit den fünfzinkigen Gabeln der Hände das Essen in den Mund schaufelt Wir sehen Kränze von Knoblauch und Perlen von den Dachtraufen herabhängen als die Universal-Medizin gegen das „böse Auge", sehen sie zuhause Schach und Hasard (aber nicht um Geld) spielen und in Kaffee- und Barbierhäusern (meist verbunden) umherliegen, um sich liegend rasiren und dann mit Kaffee bewirthen zu lassen, wofür nie ein Mensch etwas fordert, so daß es Jedem freisteht, beim Fortgehen in das Becken an der Thüre etwas oder nichts zu werfen. Beim Essen wird das Brod nie geschnitten, sondern gebrochen, sowohl aus Religion als wegen Mangel an Messern. Dort zieht der Sultan, wie jeden Freitag, in die Moschee, wobei es Jedem freisteht, Petitionen zu überreichen. Selbst in das Innerste der Harems werden wir eingeführt, wobei wir erfahren, daß dem Sultan blos sieben rechtmäßige Frauen (Kadues) erlaubt sind, er aber zweitausend hat, von denen nur fünf als Kadues gelten. Der Sultan hat blos noch im Fez etwas Türkisches, im Uebrigen geht er stets schwarz mit einem blauen Ueberrock und patentirten Lederstiefeln. Er ißt täglich zweimal, wie jeder Türke, des Morgens und mit Sonnenuntergang, aber stets allein, da Niemand so hochstehen darf, um ihm dabei Gesellschaft zu leisten. Die verschiedenen eigentlichen Frauen eines und desselben Mannes wohnen streng gesondert und machen sich gegenseitig die feierlichsten und formellsten Visiten. Die anderen Grade von Harems-Bewohnerinnen (es giebt deren fünf) haben zusammen blos ein Schlafzimmer ohne Bettstellen. Matratzen von Seide und in den blühendsten Farben mit bebänderten Kissen werden für jede Nacht ausgebreitet, und jeden Morgen wieder sorgfältig weggeräumt und zusammengerollt. Schellen giebt es nicht. Jede Dame muß, wenn sie Bedienung braucht, so lange in die Hände klatschen, bis sie von dem dienstbaren Geiste ge- und erhört wird. Auch Feuer und Oefen kennt man nicht. An kalten Tagen sitzt man um eine große trommelartige, inwendig mit Metall beschlagene Holzkiste, welche von einem Kohlenbecken erwärmt wird. Die Dienerinnen und Tanzmädchen der Haremsbewohnerinnen sind im Durchschnitt schöner, als diese selbst, welche außerdem nichts vom Lesen oder Schreiben verstehen und nichts zu thun haben, als sich den ganzen Tag mit Juwelen zu putzen, oder Nägel und Haaren zu färben, zu rauchen, zu trinken und durch Blumen oder wirklich zu intriguiren, indem sie barfuß ringsherum auf den Divans liegen. Nur, wenn sie die Divans verlassen, ziehen sie ihre gestickten und goldenen Pantoffel an oder Holzschuhe, wenn sie in den Garten oder sonst ausgehen wollen. Letzteres thun höhere Damen selten, sie bedienen sich ihrer goldenen, von Ochsen gezogenen Wagen. Die verschiedenen Formalitäten bei Besuchen, deren Situationen in reicher Fülle dargestellt sind, würden uns durch Aufzählung zu viel Raum wegnehmen. Auch erwähnen wir eben nur noch, daß wir die ausgerotteten Janitscharen, die Perser, Armenier, Bulgaren, Baschi-Bosuks u. s. w., die Ochsen-Equipagen, die Basars, wo sich die Damen Kleider und Schuhe sehr ungenirt anprobiren, kurz, alles Mögliche leibhaftig und in buntester, realer Fülle dicht beisammen sehen, was man sich in der Türkei selbst nur mit vieler Mühe und respektive gar nicht zugänglich machen könnte. So ist der Orient besser und friedlicher zu uns gekommen, als wir Westmächte zu ihm. Vielleicht wird sich das Gute und Gesunde beider Kulturphasen durch die jetzigen Ausstellungen bei uns und in der Türkei zu einem „höheren Dritten" vereinigen und was an den Türken ehrlich, ehrenhaft und besser ist, als wir, bei uns einen neuen Boden zu weiterer Kultur finden, wiewohl die Erfahrungen sich dahin einigen, daß die edlen, türkischen Elemente, sobald sie in den westlichen Leibrock und unter den Pariser Hut kommen, sich zu allen möglichen Finessen und Schwindeleien der westlichen Civilisation aufgelegt fühlen.

Der literarische Markt in London ist jetzt natürlich „dull and sick". Selbst während der Season war er nicht so lebhaft, als sonst, wenn man etwa die Kriegs- und orientalische Literatur ausnimmt, die sehr bändereich war, ohne bis jetzt durch den Inhalt sich besonderen Respekt erworben zu haben, da man aus Mangel an neuen Quellen gar zu viel alte Geschichten und Bücher aufwärmte. Das wird sich über ein Kleines allerdings ändern, da eine große Menge englischer und französischer Offiziere im Orient gewaltige Tagebücher halten und füllen sollen, um sie zu veröffentlichen. Weder die wissenschaftliche, noch die schöne Literatur Englands kann sich diesmal irgend einer Furore machenden Production rühmen. Außer den „Newcomes" und den „Hard Times" und der üblichen Menge von Damenromanen ist kaum Etwas produzirt worden. Dabei können viele Frauenbände kaum als etwas Anderes gelten, als für Fabrikarbeit in hergebrachter Weise. Die „schweren Zeiten", von Dickens, obwohl des berühmten, penetranten Humors dieses peculiaren Dichters würdig, finden vor der Kritik nur limitirte Anerkennung, da er in seinem edlen, zeitgemäßen Kampfe gegen die Thatsachen- und Zahlenrichtung unserer Zeit für die verhöhnten Rechte und Bedürfnisse des Herzens und der Humanität, des ganzen warmen Menschen gegen die Zoll- und Zahlenpolitiker und Thatsachen-Schulmeister, den eigentlichen Feind, die aus ihrem Gebiete getretene National-Oekonomie und Manchesterie, nicht immer an ihren wirklichen Achillesfersen zu finden und zu treffen weiß und sie entstellt, um sie lächerlich zu machen. Er hat sich, mit einem Worte, die Sache zu leicht gemacht und mehr auf seine individuelle Ausmalerei gegeben, als auf wirkliches Aufsuchen des Feindes in seiner Demoralisation und Feigheit.

Ueber gewöhnliche Buchmacherei gehen zwei Neuigkeiten in den Fächern, wo der Engländer am eigentlichsten zuhause ist, im nautischen und Jagdfache. Die nautischen Skizzen von James Hannay unter dem Titel: „Sands and Shells", mit acht prächtigen Illustrationen sind ungemein reich an Material, interessant, belehrend und unterhaltend, und im „Handley Cross" hat der Verfasser von „Mr. Spooge's Tour" eine Jagdabenteuer-Galerie ausgestellt, die alle Romantik und allen Reiz enthält, wie ihn ein Sportsman nur verlangen kann. Eine Liste von etwa zwanzig Damen-Romanen überlaß ich ihrem ferneren Schicksale. Mehrere historische Werke und Memoiren halte ich für zu bedeutend, als daß ich sie ohne näheres Studium mit oberflächlicher Erwähnung abzufertigen wage. Ueberhaupt weise ich jetzt alles weitere Material ab, da ich der Hitze und der Saureguken-zeit Rechnung tragen und durch ein frühzeitigeres Ende dieses Berichts beweisen muß, daß wir jetzt hier in der größten Ebbe unanständigerweise in London sitzen und schwitzen, während selbst reich gewordene Kutscher und Kellner wenigstens in Margate Seewasser genießen.

Frankreich.

Verhandlungen der Akademie über die Traubenkrankheit.

Im Namen der Kommission, die zur Prüfung der auf die Traubenkrankheit sich beziehenden Arbeiten zu Anfange dieses Jahres ernannt worden ist, hat Herr Montagne am 3. Juli der Akademie den folgenden Bericht abgestattet:

„Die Akademie hat uns die auf die Traubenkrankheit sich beziehenden Briefe, Notizen und Denkschriften, die ihr seit dem Januar dieses Jahres zugeschickt worden sind, zu dem Zweck übergeben, daß wir dieselben prüfen und ihr Bericht darüber erstatten. Wir haben die uns übergebenen dreiundzwanzig Schriften, von denen die meisten einfache Briefe und nur einige wenige ausführliche Denkschriften sind, der gründlichsten Prüfung unterworfen. Die von den Verfassern dargelegten Ansichten, sowohl diejenigen, welche sich auf die Ursachen der unsere weinbauenden Provinzen verheerenden Krankheit beziehen, als auch diejenigen, welche die zur Bekämpfung oder zur Verhinderung der Krankheit anzuwendenden Mittel betreffen, sind so verschieden, ja, einander so widersprechend, daß wir Mitglieder der Kommission, so sehr wir auch die in jener doppelten Richtung gemachten Anstrengungen loben müssen, leider doch einstimmig erklären müssen, daß die unserer Prüfung unterworfenen Arbeiten uns eine höhere Ueberzeugung noch nicht gegeben, daß wir uns noch nicht für genügend unterrichtet halten, um in der so wichtigen Frage schon ein definitives Urtheil abgeben zu können. Ihre Kommission glaubt demnach, bevor sie sich ausspricht, warten zu müssen, bis entscheidendere Erfahrungen in Betreff der zur Verhinderung der Krankheit vorgeschlagenen Mittel gemacht sein werden. Bis dahin hält sie es selbst im Interesse der den Weinbau Betreibenden für gerathen, ihr Urtheil auszusetzen, um den neuen Versuchen, die in großem Umfange gemacht werden müssen, die nöthige Zeit zu lassen.

„Die Kommission erlaubt sich, die Akademie daran zu erinnern, daß bereits für denselben Gegenstand zwei andere Kommissionen bestehen. Die erste, welcher im Jahre 1853 dreiundzwanzig Schriftstücke übergeben worden sind, war beauftragt, diese nicht blos auf die Krankheit des Weins, sondern auch auf die Krankheiten anderer Pflanzen sich beziehenden Denkschriften zu beurtheilen; sie wurde aus den Herren Dumeril, Magendie, de Jussieu, Brongniart, Gaudichaude, Milne Edwards, Decaisne und Rayer zusammengesetzt; von diesen acht Mit-

image
not
available

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 6 Thlr. 15 Sgr., halbjährlich 3 Thlr. 10 Sgr. und vierteljährlich 1½ Thlr., wofür das Blatt an Jedem Orte portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 57, und beim Expedteur Neumann, Niederwallstr. Nr 21), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 113. Berlin, Donnerstag den 21. September 1854.

Nord-Amerika.

Ole Bull's norwegische Kolonie.

Wir entlehnen dem New-Yorker Courier and Enquirer nachehende interessante Details über die von Ole Bull im Innern Pennylvaniens gegründete norwegische Ansiedelung, der man eine blühende Zukunft verspricht. Bekanntlich hat der berühmte Virtuos das durch eine Kunst erworbene, bedeutende Vermögen dazu verwendet, einen andstrich von mehr als zweihunderttausend Morgen im genannten Staate anzukaufen, auf welchem er eine Kolonie seiner Landsleute um ich versammeln will. Der Grund und Boden ist in kleine Farms bgetheilt worden, die er den norwegischen Auswanderern zu Preisen berläßt, welche nur eben die Kosten decken und zu deren Abzahlung olche Termine gestellt werden, daß auch der Aermste es in seiner Macht at, die Kaufsumme bei mäßigem Fleiße abzutragen und dann als nabhängiger Grundeigenthümer dazustehen. Die neue Ansiedelung liegt n einem der gesundesten Theile der Vereinigten Staaten, hat treffiches Ackerland und schöne Waldungen von Ahorn, Kirschen, Buchen, leschen, Tannen ꝛc. und wird im Norden vermittelst der New-York- nd Erie-Eisenbahn, im Süden auf dem projektirten Sunbury- und Erie-Schienenwege ihre Produkte mit leichter Mühe nach den Märkten on New-York, Philadelphia und Baltimore bringen können.

Vor seiner Abreise aus New-York hatte Ole Bull mehreren seiner Landsleute, worunter sich Zimmerleute, Tischler, Steinmetze und anere Handwerker befanden, ein Rendezvous in einem Orte, mit Namen Augusta, gegeben, von welchem Punkte aus er die ersten Arbeiten beginnen wollte. Die Emigranten waren vor ihm dort angekommen, hatten ihre Zelte aufgeschlagen und ihr noch in New-York angefertigtes Banner errichtet, welches das norwegische Kreuz im Mittelpunkt, von den „Sternen und Streifen" Amerika's umgeben, zeigte. Sobald sie Ole Bull in der Entfernung wahrnahmen, erhoben sie ein enthusiastisches Freudengeschrei, welches seine Begleiter durch Schwenken mit den Hüten und Tüchern erwiederten, während er selbst aus dem Wagen sprang, um die ihm entgegen Eilenden zu umarmen. Selten der nie, versichert der amerikanische Berichterstatter, sei man Zeuge gewesen von solchen Ausbrüchen des Entzückens.

Am folgenden Morgen begannen die Zimmerleute ihre Arbeiten n dem neuen Hotel; es wurden Grundstücke zum Bau einer Schmiede, ines Magazins, einer Scheune u. s. w. ausgewählt, und Ole Bull war n Begleitung des Ingenieurs damit beschäftigt, die Umgegend der liederlassung in Augenschein zu nehmen. Im Laufe des Vormittags amen die von ihm den Ansiedlern nachgeschickten Wagen mit Lebensmitteln und anderen Vorräthen an; mit ihnen ein schöner, fetter Ochse, er auf der Stelle geschlachtet wurde und herrlichen Braten lieferte. ach Tische suchte Ole Bull sich eine Stätte für sein eigenes Haus nd für fünfundzwanzig andere Wohnungen aus, die für die schon eintroffenen Norweger bestimmt waren. Unterdessen wurde ein schöner, hlanker Baum umgehauen, der zum Flaggenstock dienen sollte; als an ihn auf dem Dache des Hotels befestigte, kam eine Schaar von ögeln herbeigeflogen, um sich auf seinen obersten Zweigen niederulassen, und da man dies als ein glückliches Omen betrachtete, so ewillkommnete man sie mit einem donnernden Hurrah. Es war festesetzt worden, daß die Stadt ihren Namen erhalten solle, sobald man ie Flagge aufgehißt habe. Langsam und majestätisch erhob sie sich, on einem leichten Winde gekräuselt, zu der ihr angewiesenen Stelle, nd als sie stolz von dem hohen Gipfel wehte, wurde der Name Oleona dem neuen Wohnplatz der Norweger gegeben. Die Feierlichkeit schloß mit einunddreißig Cheers zu Ehren der einunddreißig Unionsstaaten und drei zu Ehren des Stifters der Kolonie.

Ole Bull und sein Ingenieur unternahmen alsdann einen zweiten usflug, um eine zum Mühlenbau geeignete Lokalität ausfindig zu achen. Sie kamen bald an einen prächtigen Strom, an welchem an demnächst eine Sägemühle, Mahlmühle ꝛc. errichten wird. In er Nähe soll eine Lohgerberei angelegt werden. Endlich wurden auch assende Stellen zum Bau einer Kirche und einer Schule ausgewählt. Alles", sagt der Berichterstatter, „wird unter den Augen Ole Bull's ausgeführt. Seine angeborne Leichtigkeit der Auffassung, sein gesundes Urtheil, seine Raschheit, Entschlossenheit und unermüdliche Energie und die physische Kraft und Ausdauer, die er an den Tag legt, übertreffen Alles, was ich je erblickt habe."

Nachdem man en famille zu Abend gespeist, entfernte sich Ole Bull mit seiner Violine, um ein zur Verherrlichung des Tages bestimmtes Musikstück zu komponiren. Um neun Uhr versammelte sich die ganze Gesellschaft vor dem Hotel. In allen Richtungen waren Freudenfeuer angezündet worden, die in der nächsten Umgebung eine Tageshelle verbreiteten, gegen welche die finsteren Wälder und Berge im Hintergrunde einen auffallenden Kontrast bildeten. Als Ole Bull nach kurzem Warten auf dem Balkon erschien, hallten die Berge wieder von dem jauchzenden Zuruf, mit welchem er begrüßt wurde. Er schien tief gerührt; seine Stimme versagte ihm, und es dauerte einige Minuten, ehe er sich fassen konnte, worauf er seine Landsleute ungefähr in folgenden Worten anredete:

„Meine norwegischen Brüder! Von dem Gestade, wo die Stürme des Eismeeres hausen, wo der Maelstrom rauscht und das Nordlicht während der Hälfte des Jahres die Stelle der freundlichen Sonne einnimmt, sind wir hierher gekommen, um uns eine neue Heimat zu suchen. Auf unseren Bergen, von Noth und Hunger bedroht, ward uns die Kunde, daß es ein Land gebe mit einem milderen Klima gesegnet, wo die Freiheit thront und Glück und Ueberfluß herrschen. Als wir unsere Annalen nachschlugen, fanden wir, daß unsere Landsleute, von Thorfin geführt, jene Gegend vor mehr als acht Jahrhunderten entdeckt hatten, aber dort mit grausamen und wilden Indianern zusammentrafen und kein anderes Denkmal hinterließen, als einige auf einem Felsen eingegrabene Schriftzüge und einen auf einer Insel an der Mündung des Narraganset errichteten Tempel. Seitdem hatte jedoch eine mächtigere Nation jene entfernten Küsten besucht und dort blühende Kolonieen gestiftet. Als das Mutterland diesen Kolonieen tyrannische Gesetze auferlegen wollte, hatten sich die Kolonisten erhoben und im Angesicht Gottes und der Menschen erklärt, daß sie frei und unabhängig seien; sie hatten eine Regierung errichtet auf den ewigen Grundlagen des Rechts und der Menschlichkeit, und sie waren eines der großen Völker der Erde geworden. . . Eine solche Kunde erfüllte uns mit Freude und Hoffnung; wir suchten dieses Land auf, um an seiner Freiheit, seiner Wohlfahrt theilzunehmen, und das schöne Thal, das Ihr vor Euch seht, haben wir zu unserer bleibenden Wohnstätte auserlesen. Der Wiederhall eines jeden Baumes, den Ihr fällt, wird von unserer norwegischen Mutter gehört werden und unsere Brüder zu uns bringen, und hier werden wir ein neues, der Freiheit geweihtes und durch das glorreiche Banner Amerika's geschütztes Norwegen gründen."

Die Rede wurde natürlich mit einstimmigem Beifall aufgenommen, und der Enthusiasmus steigerte sich noch mehr, als Ole Bull seine Violine ergriff und die von ihm so eben vollendete Hymne vorzutragen begann. „Keine Sprache", heißt es, „kann den von dieser Musik hervorgebrachten Eindruck beschreiben. Der Künstler schien aus der Erregung des Augenblicks eine neue, überirdische Inspiration zu schöpfen, die alle Herzen rührte und ihre innersten Fibern durchdrang. Mitunter schluchzten die Norweger wie die Kinder, wenn die Anklänge einer heimatlichen Melodie sie an Freunde und Verwandte jenseit des Oceans erinnerten, und richteten sich dann begeistert empor, wenn die stolzen Töne der Freiheit von dem zauberischen Instrument erklangen."

„In solcher Weise", schließt der Bericht, „feierte die junge Stadt Oleona den ersten Tag ihrer Existenz. Möge sie rasch und sicher auf der Bahn des Wohlstandes und der Größe fortschreiten, und möge ihr berühmter Gründer noch lange leben, um seine Landsleute zu beglücken und die Seligkeit des Wohlthuns zu genießen."

Schweiz.

Station am Genfer See.

(Fortsetzung.)

Schließen wir nun obige politische Expectoration und wenden uns einer froheren, unblutigen Betrachtung zu. Uns schwillt das Herz im

den Verstand nach den bekannten zwölf Kategorieen operiren läßt, ist überflüssig und unwissenschaftlich; es giebt für die Thätigkeit des Verstandes nur Ein Gesetz: das der Kausalität; der Verstand ist ganz und gar Eins mit diesem Gesetz; er ist das sich bethätigende Gesetz der Kausalität. Dieses Gesetz kann nicht von außen in unser Bewußtsein gekommen sein, da es allem Bewußtsein zu Grunde liegt; es geht, wie die Anschauungsformen Raum und Zeit, aller Erfahrung voran; es macht zusammen mit diesen alle Erfahrung erst möglich.

Der allen sensibeln Wesen (Thieren) gemeinsame Verstand ist immer nur in Bezug auf gegenwärtig daseiende Sinneseindrücke in Thätigkeit: die Erkenntniß des Verstandes ist eine anschauliche oder intuitive, an den Moment gebundene, mit den Sinnesempfindungen kommende und mit ihnen auch wieder vorübergehende, und darum sehr beschränkte. Der Mensch vervollkommnet diese Erkenntniß, indem er sie erweitert. Er bildet aus den Anschauungen gleichartiger einzelner Dinge (z. B. Oder, Weichsel, Elbe) allgemeine Vorstellungen, deren jede (z. B. der Fluß) eine Menge einzelner Dinge (der genannten und aller anderen Flüsse) umfaßt. Solche allgemeine Vorstellungen sind das, was man Begriffe nennt. Die Gehirnthätigkeit, welche Begriffe bildet, mit einander verbindet und aus den verbundenen neue herleitet, ist — die Vernunft, durch welche der Mensch sich vom Thier unterscheidet und auf welche sich Alles zurückführen läßt, wodurch der Mensch sich über das Thier erhebt und vor ihm auszeichnet, wie Sprache, Wissenschaft, Kunst, Religion, planmäßiges Handeln, Staatsleben, Erfindungen, Selbstbeherrschung, Sittlichkeit, Leben in Beziehung auf Vergangenheit und Zukunft, aber auch aller Irrthum (allerlei Hirngespinnst, d. i. Erzeugniß der von der anschaulichen Verstandeserkenntniß losgerissenen Vernunftthätigkeit) und alle Sünde und all das unsägliche aus beiden hervorgehende Leiden und Uebel, ferner der Verdruß über Vergangenes und die Sorge und Angst um die Zukunft, die Furcht vor dem Tode u. dgl. m.

Die Vermittlerin zwischen dem Verstande und der Vernunft ist die Urtheilskraft als diejenige Thätigkeit, welche die Welt der Anschauung und die Welt der Begriffe in Beziehung zu einander setzt, indem sie entweder (als reflektirende) zu einer gegebenen Anschauung den entsprechenden Begriff, oder (als subsumirende) zu einem gegebenen Begriff die entsprechende Anschauung (das passende Beispiel) zu finden sucht. Die Urtheilskraft ist die eigentliche Schöpferin aller echten Kunst, Wissenschaft, Politik, Lebensweisheit u. s. w. Eine Vernunft-Erkenntniß, für welche ein Entsprechendes in der Welt der anschaulichen Verstandeserkenntniß nicht nachzuweisen ist, schwebt in Nichts, ist unwahr und unwissenschaftlich. „Die Vernunft-Erkenntniß gleicht einer Zettelbank, die, wenn sie solide sein soll, Kontanten in Kasse haben muß, um erforderlichenfalls alle Noten einlösen zu können.“ Die Vernunftbegriffe haben ihren großen, aber auch allen ihren Werth darin, daß durch sie der Stoff der Erkenntniß leichter zu handhaben, zu ordnen, zu übersehen ist; nie aber geben sie der Erkenntniß einen reellen neuen Inhalt. Ewig wahr bleibt der Ausspruch des Aristoteles: „Nichts ist in der (wirklichen) Erkenntniß, was nicht vorher in den Sinnen gewesen wäre.“*)

Die Philosophie kann demnach, als echte Wissenschaft, nur die Aufgabe haben: die Welt, dieselbe wirkliche Welt, die auch für die (intellektuelle) Anschauung da ist, in Begriffen wiederzugeben; sie hat in Beziehung auf die Welt im Ganzen nicht auf die Fragen, woher oder wozu, sondern nur auf die Frage, was dieselbe sei (wie auch schon die Kunst und Poesie in Beziehung auf das Besondere in der Welt) zu antworten. Der Grundirrthum des historischen, kosmogonischen, nach dem Woher und dem Wozu der Welt fragenden Philosophirens ist der, daß es das Gesetz der Kausalität und die Anschauungsformen der Zeit und des Raumes, die nur für die Dinge und die Erscheinungen in der Welt gelten, ohne Weiteres auf die Welt selbst anwendet. (Fortsetzung folgt.)

*) Daß es neben der Verstandes- und Vernunft-Erkenntniß auch noch eine Erkenntniß der Seele giebt, die eben so überzeugend ist, als jene, ist freilich mehr, als unsere auf bloßer Verstandes- und Vernunft-Erkenntniß beruhende Philosophie sich träumen läßt. D. R.

Italien.

Italiänische Zustände.

Pläne der Moderirten.

(Schluß.)

Fernere Uebelstände, die aus der jetzigen römischen Verfassung entspringen, sind:

2) Niedriger Stand des Klerus in der Kenntniß der Lebensverhältnisse und deren Bedingungen, eine Folge der Erziehung und des Klosterzwangs. Das bürgerliche Leben, das durch die Wissenschaften in stetem Wechsel, in lebendiger Erneuerung erhalten wird, wird den Geistlichen immer fremder, der mächtige Einfluß der Wissenschaften auf die ganze menschliche Entwickelung immer unbegreiflicher, ohne dieses Begreifen und Aufnehmen der Zeit und ihrer Fortschritte und Bedürfnisse ist aber die Regierung eines modernen europäischen Staats eine reine Unmöglichkeit. Wir erinnern nur an die Staatsökonomie, die in Rom noch eine unbekannte Wissenschaft ist.

3) Vermengung der geistlichen Gewalt mit der weltlichen, äußerlicher Zwang in Gewissenssachen und bürgerliche peinliche Strafen bei Vergehen gegen die Religion und die kirchlichen Gebräuche. Die Inquisition ist freilich kein Werkzeug der Rache und Grausamkeit mehr, aber sie besteht doch noch immer und erzeugt Mißtrauen, Angeberei und Verrath, die bis in das Heiligthum der Familien eindringen und die öffentliche Sicherheit und Ruhe des Staats gefährden. Einen eben so mächtigen Einfluß haben die Bischöfe auf alle Handlungen des bürgerlichen Lebens dadurch, daß sie dieselben mit dem Seelenheil der Unterthanen in Verbindung zu bringen wissen. Die Folge davon ist gänzliche Lähmung der Munizipalfreiheit, lästige Aufsicht nicht über die Sitten, sondern auch über das geringste Treiben der Bürger, despotische Leitung des Unterrichts, unwürdiges Spionirsystem. Jeder Bischof hat sein Tribunal, vor welches auch Laien gezogen werden; aber er kann die Geistlichen und alle Dinge, die sich mit der Kirche in irgend eine Beziehung bringen lassen, den bürgerlichen Gesetzen und Gerichten entziehen. Dieses System kann mit gehöriger Sophistik bis zur Widersetzlichkeit und Anarchie getrieben und z. B. Steuern, die der Papst auferlegt, von den Kardinälen geradezu verweigert werden, weil der Papst solche Verordnungen nur als weltlicher Fürst giebt und als solcher unter der Kirche steht.

4) Die Laien sind gänzlich von der Regierung ausgeschlossen. Dies geschah gerade zu einer Zeit, wo fast alle Völker strebten, einigen Antheil an der Regierung zu haben. Es ist der Hauptgegenstand der gerechten Klagen und der Hauptgrund der häufigen Empörungen. Es verletzt die Eigenliebe des Volks durch die Unfähigkeit derer, die es regieren. Es verletzt die Nationalwürde, denn der Papst und alle regierenden Kardinäle können Fremde sein, die meisten sind es. Dies ist bei Geistlichen, die keine Familie, keine Zukunft, kein Interesse in dem fremden Lande haben, viel schlimmer, als bei Laien. Es widerstreitet aber auch den Grundbedürfnissen des Volkes, denn es hemmt alle Bewegung, Entwickelung, Fortschritt im intellektuellen, moralischen, bürgerlichen und politischen Leben.

5) Veränderlichkeit der Regierung. Der Papst wird meistens in hohem Alter gewählt. Dies bringt der festen unveränderlichen Kirche keinen Nachtheil, ist aber für den Staat bei der kurzen Regierungsdauer und den häufigen Widersprüchen der Nachfolger ein großes Unglück. Alle Menschen werden mehr oder weniger von ihrem Privatvortheil geleitet. In den anderen Staaten sind aber die Minister aus dem Volke hervorgegangen, ihr Privatvortheil ist mit dem öffentlichen verknüpft, nicht nur für die gegenwärtige Zeit, sondern, vermittelst ihrer Familien auch für die vergangenen durch Traditionen und für die zukünftige durch Aussichten. Ganz anders ist es bei der geistlichen Herrschaft. Jedes Pontifikat mit seinen Ministern und Beamten ist ein isolirtes System für sich, das weder Vorgänger noch Nachfolger hat. Alle Pläne und Handlungen der Regierung beziehen sich auf ein Maß, und dieses Maß ist die wahrscheinliche Lebensdauer des Papstes. Zu dem schon angegebenen und hierauf gegründeten Bestreben aller Beamten, sich in möglichst kurzer Zeit ein möglichst großes Vermögen zu machen, kömmt noch eine andere Triebfeder ihrer Handlungen, welche die Staatsmaschine noch mehr hemmt. Der einzige Ring, der ein Pontifikat an das andere knüpft, ist die Furcht vor einer Zukunft, die Niemand voraussehen kann. Die Minister und Beamten also, die nicht nur ihre Stellen behalten, sondern auch zu höheren aufsteigen wollen, müssen nicht nur die äußerste Rücksicht auf diejenigen nehmen, die im gegenwärtigen Pontifikat die Macht in Händen haben, sondern auch auf die, welche im künftigen die Herrscher sein könnten. Da aber im Kirchenstaat die höchsten Stellen allen Geistlichen offen stehen und Niemand in der Zukunft eines Geistlichen lesen kann, so läßt sich denken, wie vielerlei Rücksichten in der ganzen Verwaltung sich durchkreuzen und an der Kraft des Landes zehren. (Azeglio, „Ultimi casi della Romagna“.) Die einzigen Interessen, welche blühen und dauern, sind die der höheren Geistlichen, denn sie haben allein eine Zukunft, und man kann sagen, ihre Zukunft ist sogar sicherer als die des ganzen Staates. Sie selbst sind aber meist Ausländer, die durch Rom ihr Glück gemacht haben, deren Interesse aber in keiner Hinsicht mit dem des Staates und des Volkes zusammengeht. Diese also, die eigentlich außerhalb des Staates stehen, sind die einzige Macht im Staat. Sie regieren durch die tausend Werkzeuge der Willkür, fesseln den Papst und sind seine gefährlichsten Feinde, sobald er ihren Interessen entgegenhandelt.

Nach diesen wenigen Anführungen, die sich nur auf das System beziehen, und denen viel schrecklichere, von Persönlichkeiten herrührende Mißbräuche hinzugefügt werden könnten, bedarf es freilich keines Beweises, daß Reformen nothwendig und in kürzester Zeit eintreten müssen

ungen berichteten, er sei, die Waffen in der Hand, von den Luzernern ergriffen, eingesperrt und erst um schweres Lösegeld freigelassen worden.

Wie Vorstehendes, gehört nicht minder auch das Folgende in die Tempi passati. Herrn Bachelard, den mir wohlbekannten Präfekten des Veveyer Regierungsbezirks (arrondissement), fand ich im vorigen Jahre nicht mehr als solchen. Bachelard war im Januar und Februar 1845, zur Zeit des waadtländischen Putsches, der unter meinen Augen begann und zum triumphirenden Schlusse kam, einer der feurigsten Bewegungsmänner und wußte, wie Wenige, durch seine Beredsamkeit die Menge zu elektrisiren. Von einer der nahegelegenen Berghöhen war er ein paar Jahre früher herein zur Stadt gekommen und hatte den Hirtenstab mit dem Schulmeisterstabe vertauscht. So wenigstens wurde mir versichert. In jenem Lande glaubt sich bekanntermaßen jedermann zur Menschen-Erziehung befähigt. Bachelard indeß besaß diese Befähigung wirklich, wie es hieß, in vorzüglichem Grade und man machte großes Wesen von dem Gedeihen der ihm anvertrauten Primärschule. Die Bewegungsmänner im Kanton Waadt huldigten ebensowohl, wie ihre Kollegen anderwärts, dem bekannten Satze: „Otez moi de-là, afin que je m'y mette." So auch der Orbilius und Ludimagister Bachelard. Als ich im Augustmonat 1845, von Leipzig kommend, die Straße von Chatel St. Denis herab auf Vevey zufuhr, erdröhnten aus der Tiefe schnell sich folgende Böllerschüsse, und im Städtchen selbst war Alles auf den Beinen. Dies geschah zu Ehren des neuen, heute in sein Amt eingewiesenen Präfekten Bachelard. Auch er hatte nunmehr seinen Kampf- und Siegespreis erlangt. Doch Ehre, wem da Ehre gebührt! In kurzem gewahrte man, daß der neue Präfekt ein Mann von Kopf und Herz, daß er seinem wichtigen Posten nicht nur gewachsen, sondern dessen auch würdig war. Er lenkte zeitig von dem wüthigen Radikalismus eines Eytel und Konsorten einem maß- und taktvollen Konservatismus zu, wohl erkennend, daß auch der politische Radikalismus sich nicht über ein gewisses, fest ins Auge gefaßtes Ziel hinaus ins Maßlose und Unerreichbare verlieren darf, vielmehr, mit wie verhängtem Zügel er auch bisher diesem Ziele zugegangen sein mag, doch endlich stillstehen muß, um das Erreichte nunmehr einzusprechern und sicherzustellen. Die Radikalen waren, nächst der Optimaten-Fraction, Niemanden aufsässiger, als den sogenannten „Frommen im Lande", und mit den unblutig gebliebenen Schreckensrufen: „A bas les ristous!" wechselte das höhnische: „A bas les momiers!" damals wie selbstverständlich ab; von Drohungen kam es auch zu Thätlichkeiten und Ruhestörungen während der Sonntagsfeier. Bachelard, am Regiment gekommen, bewährte sich als weiser und duldsamer Regent. Er hatte gemessenen Befehl, gegen die Dissenters einzuschreiten, und er schritt ein, aber wie! Wo er nur irgend Kunde erhielt, daß Uebelgesinnte, sich stützend auf die Konnivenz der Lausanner Machthaber, etwas gegen den Kultus der Gegner der Staatskirche im Schilde führten, da ließ er sich angelegen sein, diese in Zeit zu warnen und zu mahnen, auf ihrer Hut zu sein, mit dem Bedeuten, wie leid es ihm thun würde, im Falle einer Ruhestörung nach den Instructionen seiner Obern verfahren zu müssen. Durch diese Mäßigung ist, sagte man mir, im Laufe der letzten Jahre unzähligen Aergernissen vorgebeugt worden. Man erinnert sich ferner, daß, nach dem Staatsstreiche vom 2. Dezember, Thiers, halb als Flüchtling, sich eine Zeitlang in Vevey aufhielt. Es war immerhin ein Gast, der Vevey Ehre brachte, und dies erkannte Bachelard und ehrte sich und Vevey, indem er solch einen Verbannten ehrte und gegen die Mißliebigkeiten der Lausanner Opposition, die diesen Gast so gern von dannen getrieben hätte, in Schutz nahm. Indeß war dies und Aehnliches eine Eigenmächtigkeit, die den Veveyer Präfekten nach und nach in üblen Geruch und Ungnade brachte, die man ihm in Lausanne nachtrug, die zuletzt auch die Folge hatte, daß er auf seinen ehrenvoll behaupteten Posten verzichten und sich ins Privatleben zurückziehen mußte. Dermalen beschäftigt sich Bachelard, wie ein römischer Konsular der altrepublikanischen Zeit, mit Landbau, das heißt aber dortzulande: mit Weinbau.

Es sei vergönnt, in diesem abschweifungsreichen Itinerarium noch eine letzte oder vielleicht vorletzte Abschweifungssünde zu begehen. Als ich vor reichlich dreißig Jahren selbst Bewohner des schönen Landes war, welches im Mittag der Lac Leman begränzt, fehlte es keineswegs an Deutschen, welche daselbst Wohnung genommen, einen Hausstand gegründet, einen Familienkreis gebildet, Wohlstand gefunden und Vermögen erworben hatten, auch an Einzelnen nicht, zumal Studenten von den süddeutschen Universitäten, die mit Vorliebe für die eigentliche Alpenregion der deutschen Schweiz des Abends irgendwo daselbst ihr Wanderzelt aufschlugen, um beim nächsten Morgenstrahl ihren Stab weiter zu tragen, oder auch ein paar Tage Rast in Genf, Zürich und Bern machten; deutsche Touristen hingegen, namentlich aus unserem Norden, die das Alpen- und Juraland systematisch bewandert, sich Wochen lang irgendwo häuslich niedergelassen, wohl gar am Genfer See die Traubenreife abgewartet hätten, waren damals noch aves rarissimae. Wie war dies schon eine Mandel Jahre später so viel anders, als die Zugvögel in Schwärmen das Land durchzogen, oft im Geleit von Weib und Kind sich mehrere Wochen lang an irgend einer schönen Stelle ansiedelten! Seit nun vollends die Reisezeit von Nord nach Süd auf ein Minimum von Tagen beschränkt ist, seit man von Vivis bis Leipzig in netto sechzig Stunden ohne Aufenthalt gelangen, seit folglich in wenigen Tagen bewerkstelligt werden kann, wozu früherhin Wochen gebraucht wurden (wobei die voraussichtliche Schienenbahn von der schweizerischen Nord- zur Südgränze noch nicht in Anrechnung gebracht ist), ist es doch, als hätte sich die gesammte deutsche Landesmannschaft, die nicht rein der Scholle angehört, Civil und Militair, Rentier, Geschäfts-, Gelehrten- und Gewerbsstand, die Verwirklichung des „Auch ich war in Arkadia" zu einer ihrer Lebensaufgaben gesetzt.

Unter den zuströmenden Deutschen des vorjährigen Sommers bildeten die Preußen schier die Mehrzahl. Recht ärgerlich, Frau Beecher-Stowe nicht mehr in Genf vorgefunden zu haben, kam ich eines Abends mit mehreren derselben von dort zurück. Es waren Leute von Distinction, hatten ein jeder seinen Leibtrabanten und gedachten im Hotel Byron abzusteigen. Dem Einen von ihnen, einem artigen jungen Manne, deutete ich eben im Angesichte von Vevey die Bergkuppen und Zähne, die da im Osten allgemach sichtbar werden, als auch der Andere herantrat, mich von Kopf bis Zehe maß und dann imponirend hinwarf: „Sie sind ein Sachse!" Auf mein halb bejahendes, halb fragendes Kopfnicken entgegnete er kurz angebunden: „Man hört es an der Sprache." Als ich nun da mit bebenden Lippen fragte: „Heißt wohl so viel als, die ist schlecht!" erfolgte keine Antwort, gemäß der alten Weisung: Schweigen ist auch eine. Ich war natürlich wie aus den Angeln gehoben und blieb fortan stumm wie ein Fisch im See. War ich ja schon zu Freiburg im Breisgau von einer jungen, schönen, schwarzen Dame als ein „Leipziger" erkannt worden, und ich hatte nicht gesündigt, wie Sankt Petrus, als er sich weigerte, ein Galiläer zu sein. Wie Meißner Deutsch im preußischen Nachbarlande angeschrieben stehe, darüber ging mir wenige Monde nachher in den „Grenzboten" (1853, Nr. 30) völliges Licht auf, als da in einer Berliner Korrespondenz über die Sitzung der Akademie am Leibniztage von Ehrenberg's Rede zu lesen stand, sie sei geistreich konzipirt und fein durchgearbeitet, aber den rechten Effekt würden die Worte Ehrenberg's erst im Monatsberichte machen, wo man sie mit Muße lesen könne, ungestört durch die Monotonie des Vortrages, den sächsischen Dialekt, das hastige Lesen und das häufige Verlesen. Nun aber hat uns hierzulande neulich auch Karl Andree an den Pranger der Schmach gestellt, uns vollends den Todesstoß gegeben; denn spricht er nicht von uns, nicht von Sachsen, „wo in Dähsen das peste Deitsch geredt wert!"

(Schluß folgt.)

Central-Afrika.

Dr. Barth in Timbuktu.

Der jetzt in Gotha lebende Ingenieur-Geograph, Herr August Petermann, der seine bisherige Stellung in London aufgegeben, theilt in der „Gothaischen Zeitung" Auszüge aus Briefen des Dr. Barth aus Timbuktu vom 14. Dezember v. J. mit, worin es unter Anderem heißt: „Gott der Allmächtige hat mich bisher inmitten der drohendsten Gefahren beschützt, und ich hege die zuversichtliche Hoffnung, daß mir mein Rückzug aus dieser anarchischen Stadt mit Hülfe meines edlen Freundes und Beschützers, des Scheich Ahmed el Bakay, gelingen wird. Wahre Triumphe haben wir über unsere Feinde, die Fulbe*) von Hamd Allahi, gefeiert, und nachdem ihr Emir wiederholt den strengsten Befehl hierhergeschickt hat, mich ohne Verzug lebend oder todt nach Hamd Allahi zu bringen, haben sie jetzt mich vollständig aufgegeben und lassen mich in Ruhe. Wenn dagegen die Uelad Sliman, die wahren Mörder des Majors Laing,**) geschworen, mich zu tödten, so hoffe ich, daß ihnen das nicht gelingen soll. Das Einzige, was mich bekümmert, ist der Verschub meiner Abreise, da die kühle Jahreszeit (Morgens 10—12° R.) längst eingetreten ist."

Seinem Briefe an Petermann hat Dr. Barth zwei umfassende Kartenzeichnungen beigelegt, von denen die eine vom Atlantischen Meere im Westen bis zum Meridian von Timbuktu im Osten und vom Niger im Süden bis zur marokkanischen Gränze im Norden reicht. Einen großen Theil der westlichen Sahara, die sogenannte Wüste von Kahayde und Sansandi umfassend, stellt diese Karte, wenn man den nördlichsten Theil, etwa zwanzig Grad nördlicher Breite, abzieht, den ungefähren Bereich von Ghánata, des geschichtlich ältesten centralafrikanischen Reiches, dar. Die andere Karte umfaßt den bisher fast gänzlich unbekannten mittleren Theil des Stromsystems des Niger — oder vielmehr Kowara, welchen Namen hier der sonst unter dem Namen Niger bekannte Strom trägt — von Timbuktu abwärts mit

*) Gewöhnlich Fellatas genannt.

**) Major Laing hatte bekanntlich im Jahre 1826 Timbuktu von Tripoli aus durch die Wüste über Tuat erreicht und wurde auf seiner Rückkehr nicht weit von Timbuktu ermordet.

Thiere sich beziehenden, noch unter der Presse befindlichen Werke von Isidore Geoffroy Saint-Hilaire.

„Von allen Völkern des Alterthums haben die Römer es in der Kultur und Erziehung der Thiere am weitesten gebracht, jedoch nicht in Bezug auf alle die nützlichen Thiergattungen, deren Vermehrung und Vervollkommnung wirksam für die Fortschritte in der Agrikultur oder überhaupt in der Industrie sein konnten. Alle ihre Bemühungen haben, gegen Ende der Republik und unter der Kaiserherrschaft, sich nur auf diejenigen Gattungen bezogen, welche das Vergnügen bei den Spielen im Cirkus vermehren oder dem Luxus ihrer Tafelfreuden dienen konnten.

„Was sie in Beziehung auf den ersten Punkt geleistet, setzt nach Allem, was die moderne Zeit in der Art zum Vorschein gebracht, immer noch in Erstaunen. In den letzten Jahrhunderten hatten die Konsuln und die Aedilen dem römischen Volk oft das abscheuliche Vergnügen dargeboten, zu sehen, wie große Mengen seltener Thiere vor ihm niedergemetzelt wurden. Als man dahin gelangt war, bei feierlichen Gelegenheiten, wie bei der Einweihung des pompejanischen Theaters, im Jahre 55, Hunderte von Panthern und Löwen dem Tode zu weihen, mußte man darauf bedacht sein, dem Volke, um ihm zu gefallen, Schauspiele einer anderen Art zu verschaffen: man führte ihm abgerichtete Thiere vor. Montaigne hat einige solcher Schauspiele in Erinnerung gebracht in dem interessanten Kapitel über die Fuhrwerke:*)

„„Marc-Antonius war der Erste, der auf einem mit Löwen bespannten Wagen in Rom einfuhr. Heliogabalus that dasselbe, als er die Cybele, die Mutter der Götter, vorstellte; auch mit Tigern fuhr er, dem Gott Bachus nachahmend; bisweilen spannte er auch zwei Hirsche vor seinen Wagen, ein anderes Mal vier Hunde. Der Kaiser Firmus ließ seinen Wagen von ausnehmend großen Straußen ziehen, so daß der Wagen mehr zu fliegen, als zu rollen schien."

„Solche Gespanne sind nicht ohne Beispiele in unserer Zeit: ich habe gesehen, und ganz Paris hat sehen können einen Thierbändiger (das Wort ist heutzutage die Bezeichnung einer Profession geworden), der auf einem Theater sich von zwei Löwen fahren ließ. Aber werden wir je zu sehen bekommen, was den Römern zu wiederholten Malen gezeigt worden ist — Elephanten als Seiltänzer!

„„Germanicus", sagt Pouchet in einer interessanten Abhandlung über diese Thiere,**) „ließ Elephanten sehen, welche tanzten. Daran hatten die Römer nicht genug; ihre Liebhaberei für die Kunst des Seiltanzes brachte sie dahin, daß sie diese ungeschlachten Thiere zu dieser Kunst abzurichten versuchten. Ein allgemeines Staunen ergriff die Römer, als sie bei den Spielen, welche Nero zu Ehren der Agrippina gab, wirklich Elephanten, die auf dem straffen Seile tanzten, zu sehen bekamen. Diese Thatsache ist von Dio-Cassius, Plinius, Suetonius und Marc-Aurelius bezeugt."

„„Die Kunst, die Thiere zu zähmen", sagt auch Cuvier,***) „war eben so vervollkommnet, wie die, sie zu fangen. Im Triumphzug des Germanicus sah man Elephanten, welche abgerichtet waren, auf dem Seile zu tanzen. Und später, unter Galba, ging ein solches Thier, einen römischen Reiter tragend, auf einem gespannten Seile bis auf den Gipfelpunkt des Theaters." Cuvier fügt hinzu, daß die so abgerichteten Elephanten in Gefangenschaft geboren waren, was er aus einer Stelle des Aelian schließt, die über diese Art von Vorstellungen zu Rom sehr ausführlich berichtet.

„Neben dieser merkwürdigen Kunst, die Thiere abzurichten, hatte sich bei den Römern auch die Kunst, sie für ihre Tafeln zu vermehren und zu mästen, ausgebildet. Sie mästeten eine Menge von Vögeln, die wir nicht mehr mästen: „Clausae pascuntur anates, querquedulae, boscides, phalerides†) similesque volucres, quae stagna et paludes rimantur", sagt Columella in seiner Abhandlung: „De re rustica". Man mästete den Hasen, die Haselmaus, den Pfau, den Kranich, und man fütterte in geräumigen Gehägen wilde Schweine, Hirsche, Rehe; man gewöhnte sie, auf ein Signal mit der Trompete zu kommen. Die Jungen mästete man.

„Man mästete sogar Schnecken, Herrn Dureau de la Malle zufolge, der in seiner „Economie politique des Romains" eine große Menge solcher Thatsachen gesammelt hat. Die Fischzucht war zu einem Grade der Vervollkommnung gebracht, den wir heutzutage noch weit entfernt sind wieder erreicht zu haben. Man hatte eine Fischgattung des Griechischen Meeres nach dem Toskanischen Meer verpflanzt und hier heimisch gemacht. Man hatte Fischteiche nicht blos von süßem Wasser, sondern auch von Meerwasser. Ein Schriftsteller erzählt, daß Lucullus, um einen solchen Fischteich herzustellen, ein Gebirge durchschneiden ließ; in Beziehung hierauf wurde er von Pompejus Xerxes togatus genannt. In diesen Fischteichen produzirte man eine ungeheure Menge von Fischen der mannigfaltigsten Arten.

„Endlich war, nach Herrn Dureau de la Malle oder vielmehr nach Varro, den jener nur interpretirt, die künstliche Befruchtung der Fische im Gebrauche, und diese künstliche Befruchtung war, den Nachrichten zufolge, welche Herr Dureau gesammelt hat, auch auf einige Mollusken ausgedehnt.

„Alles, was man heutzutage in dieser Beziehung leistet, leisteten also die Römer auch schon, und in vielen Stücken sind wir noch nicht so weit, wie sie vor zwanzig Jahrhunderten waren."

*) Essais, liv. III., ch. 6.

**) Zoologie classique, t. I., p. 146.

***) Histoire des sciences naturelles, t. I., p. 234 et 235. Cuvier theilt hier viele Einzelheiten über die Cirkusspiele und über die Thiere mit, die nach und nach dabei vorgeführt wurden.

†) Die drei ersten Namen bezeichnen verschiedene Arten von Enten, pha-

Mannigfaltiges.

— Frau v. Maintenon als Schriftstellerin. Die Buchhandlung Charpentier in Paris kündigt so eben eine Ausgabe der „Werke von Frau v. Maintenon" in sechs Bänden an.*) Bisher kannte man aus der Feder der Madame Scarron, späteren Gemahlin Ludwig's XIV., blos dasjenige, was La Beaumelle davon veröffentlicht hatte. Dieser durch seine literarischen Streitigkeiten bekannte Schriftsteller aus der Zeit Ludwig's XV. publizirte jedoch eben nur das, was gerade in seinen Kram paßte, und zwar ziemlich entstellt, sowohl der Form als dem Gedanken nach. Herr Theod. Lavallée, der gegenwärtige Herausgeber der Schriften der Frau v. Maintenon versichert, daß von La Beaumelle's Veröffentlichung, bei der sich obendrein manches ganz Untergeschobene befinde, kaum ein Wort in der neuen Ausgabe zu erkennen sein werde. Es ist Herrn Lavallée gelungen, die echten Handschriften der Frau v. Maintenon, welche durch die Stürme der Revolution zerstreut worden waren und von denen man glaubte, sie seien ganz verloren, ausfindig zu machen. Namentlich fanden sich in dem bekannten Pensionate der Damen von St. Cyr Manuskripte mit den eigenhändigen Korrekturen der Verfasserin. Der Styl und der Geist dieser Schriften soll in gleicher Weise anziehend und über jeden sittlichen oder ästhetischen Tadel erhaben sein, so daß sich in ihren Schriften bewährt findet, was Fenelon von ihr gesagt haben soll: „Wenn sie spricht, so ist es der Verstand, der sich durch den Mund der Grazien zu erkennen giebt." Der gehässigen Rolle, die man ihr bei Vertreibung der Protestanten aus Frankreich beimißt, soll sie, wie ihr Herausgeber versichert, durchaus fern gestanden haben. Die sechs (sieben?) Bände ihrer Schriften sind folgendermaßen zusammengesetzt: „Briefe über Mädchen-Erziehung, ein Band; Unterhaltungen über Erziehung und Unterricht, ein Band; Rathschläge an junge Mädchen, ein Band; religiöse Briefe (Lettres édifiantes), zwei Bände; allgemeiner Briefwechsel, ein Band, und endlich Memoiren, Unterhaltungen und vermischte Schriften, ein Band."

— Bopp's Grammatik. Von der durch Professor Eastwick veranstalteten und von Professor Horace Hayman Wilson herausgegebenen, englischen Uebersetzung von Bopp's vergleichender Grammatik (Comparative Grammar) ist so eben die zweite Auflage des ersten Bandes (London, James Madden) erschienen. Das Ganze, drei Bände, kostet 3 Pfd. 7 Sh. (22½ Thlr.)

— Der Planet Neptun im vorigen Jahrhundert. Der verstorbene Professor Sears C. Walker, vom National Observatory in Washington, hat, — wie kürzlich Prof. Henry in einer Vorlesung vor der American Association for the Advancement of Education mittheilte, — in seinen nachgelassenen astronomischen Untersuchungen den Beweis geliefert, daß der von Leverrier berechnete und von Galle zuerst aufgefundene Planet „Neptun" bereits im vorigen Jahrhundert zweimal von Lalande beobachtet und in seine Sternkarte eingetragen worden war. Zum ersten Mal war dies in der Nacht vom 10. Mai 1795 geschehen, und nach vierzehn Tagen, bevor noch der Planet einen größeren Weg am irdischen Horizont zurückgelegt hatte, zum zweiten Mal. Leland hatte später ein Fragezeichen an der betreffenden Stelle der Himmelskarte gemacht, da er den Stern nicht wiedergefunden und nicht auf die Vermuthung gekommen zu sein scheint, daß es ein Planet sein könne. Die bei der Pariser Sternwarte aufbewahrten Original-Beobachtungen von Lalande konstatiren, daß Letzterer den Stern, an welchem Walker berechnet hat, daß er im Mai 1795 an den betreffenden, von Leland bezeichneten beiden Punkten des Himmels gestanden, in der That zweimal beobachtet hat.

*) Oeuvres de Mme. de Maintenon. Publiées pour la première fois d'après les manuscrits et copies authentiques, avec un commentaire [illegible]

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 6 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 23 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. No. 25, und beim Expediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 114. Berlin, Sonnabend den 23. September **1854.**

England.

Die englischen Bäder.*)

Mit dem Schlusse der Parlaments-Season beginnt allemal die Bade- und Reise-Auswanderung aus London. Das Parlament ist „up", die Oper schweigend, Westend grünend mit geschlossenen oder zettelbeklebten Fenstern, die vornehmen Luxusläden Wüsten der Fülle, die Equipagen und Reiterinnen in Bond- und Regentstreet und im Park verschwunden, Klein-Industrie und Klein-Handel „slack"; das jährlich wiederkehrende „hurry-skurry" der oberen Klassen der Gesellschaft jagt alle Familien von Rang über den Kontinent, nach Spanien, Aegypten, Amerika oder wenigstens nach Schottland oder Wales, um Landschaften, Kunst, Musik, Gesundheit, Luft und Kraft zur nächsten Season mit schwerem Gelde zu erkaufen, vielleicht auch blos, um die Mode mitzumachen, Opfer der Zugvogel-Aufregung und der Ukase des „high-life". Das ist im Allgemeinen bekannt, mehr als die um dieselbe Zeit aufflathende höhere Bourgeois-, Shopkeeper- und Gentry-Auswanderung nach den einheimischen Seegestaden, und diese Seebäder sind wohl noch nicht so beachtet und berücksichtigt worden, wie sie es als ganz besonderes Charakteristikum des englischen Lebens verdienen. Die große Majorität dieser Auswanderer hält sich fest an ihre alten Plätze und sucht sogar immer dieselben Wohnungen wiederzubekommen, wie die im Frühjahr zurückkehrende Schwalbe. Jahr aus Jahr ein packen sie ihre Koffer und Reisetaschen und Hutschachteln und Rasirkasten mit demselben Eifer und derselben Sorgfalt und lassen durch den Dienstboten an einem sonnigen Augustmorgen ein „Cab" rufen, das sie in- und auswendig bis zur Thierquälerei bepacken und überladen, handeln mit dem Droschkenkutscher um Sixpence, obgleich sie die Tasche voll Sovereigns und Banknoten haben, und schließen sich dann den langen Reihen ähnlich beladener Droschken an, die sich mit Mühe und Noth durch die engen Straßen künsteln, welche zu den Dampfbootwerften bei London-Bridge führen. Das Gedränge und Getreibe und Geschrei von Lastträgern, die in den verstopften Straßen die Droschken gewaltsam plündern, um das Gepäck bis zum läutenden Dampfschiff zu tragen, wollen wir weiter nicht ausmalen. Aber es ist ungemein malerisch, von der Brücke oben zuzusehen, wie ganze Familien wie Beraubte hinter ihren Schätzen hereifern, dann von Schiff zu Schiff, von Deck zu Deck, von Räderkasten zu Räderkasten springen müssen — keine leichte Aufgabe für pater und mater familias — immer in Angst um das rechte Boot, um ein Packet, um einen kleinen Sprößling, und endlich aufathmen, wenn man ihnen versichert, daß sie auf dem rechten Deck stehen. Aber nun kommen dreizehn Träger, welche die dreizehn Packete getragen haben, und verlangen jeder einen Shilling. Um sich nicht lächerlich zu machen, muß das Familienhaupt, das vorher um Sixpence handelte, die vier Thaler für drei Minuten Arbeit zahlen. Oben auf der Räderbrücke flucht der Capitain wie eine ganze Armee in Flandern und treibt seine Leute in blauer Wolle über Kisten, Kasten und Kinder hin und her, bis die Schaufeln das schmutzige Wasser weiß aufschäumen und die Schiffs- und Menschenmasse wie durch ein Wunder aus dem Labyrinthe schnaubender und pustender Kollegen herausstreiben. Mit vorsichtiger Eil pflügt das Schiff seinen Weg hinunter vor Greenwich, den Docks, den traurigen Esser-Sümpfen, den Masten und Ankern von Woolwich vorbei, Gegenden, die wir alle kennen, und freuen uns zuerst des gemüthlich umwaldeten Winkels von Erith mit der hübschen Kirche und dem merkwürdigen Kirchhofe, wo nur Blinde begraben werden (einer jener alten, traditionellen Witze, wofür es in jedem Lande bestimmte Oerter giebt; es heißt nämlich immer, wenn ein Neuling fragt, warum? Daß sich in Erith Niemand mit offenen Augen begraben lasse.).

Die niedrigen Ufer der breiten, flutheuden Themse sehen etwas traurig aus. Nur das Pulvermagazin von Purfleet und Greenhithe am Kent-Ufer unterbrechen bis Gravesend die Oede der Landfläche. Gravesend ist berühmt als Londoner Wasserpartie und wegen seiner „Shrimps" (Seegarnelen) und Wasserkresse zum Thee, zu welchem die Londoner täglich manche Schiffsladungen verzehren. In der Gegend von Windmill-Hill wird es schon besser, und bei Medway erhebt sich sogar eine Miniatur-Schweiz mit den Rotherville-Gardens, und endlich Tilbury-Fort mit seinen historischen Erinnerungen an Elisabeth, die unüberwindliche Armada, Lord Burleigh und Don Whiskerandos. Die Themse nimmt den Charakter des Meeres an, die kleinen sächsischen Kirchen an der Esser-Seite werden immer zwerghafter und undeutlicher, und rechts öffnet sich endlich Medway, wo früher die großen Kriegsschiffe ruhten, und auf der linken Seite dieses rechten Armes ragt weit herein in die See der Hafendamm von Southend.

Southend ist ein stiller Ort für stille Leute und besteht aus einem langen Streifen von Häusern, seltsamem Gerumpel alten Styls, Cottages, Läden, theerigen Boothäusern und Boot-Bauschuppen, Fischerhütten, behangen mit Fischernetzen, und Biertempeln, welche das beste Esser-Bier reichen. Der Strand von Southend ist glatt wie eine Billardfläche. Dies machte einen Damm nothwendig, der sich vom Landungsplatze auf schlüpfrigen Brettern weit über eine (engl.) Meile hinzieht. Bei hohem Wasser fährt man auf dem Damme hin und her, und weht ein guter Wind dazu, findet man in den kleinen Segelböten viel Vergnügen. Sonst sind die Freuden von Southend sehr primitiver Art. Sie bestehen darin, daß die Gäste gelbe Schuhe anziehen, in der Leihbibliothek subskribiren, um den „Nore" herumsegeln, fischen, ohne Etwas zu fangen, wenn es nicht ein Krebs ist, und mit bewaffneten Augen nach den immerwährend kommenden und gehenden Schiffen gucken. Die Zahl der jährlichen Badegäste wird von guten Statistikern auf zwei Dutzend und die Menge der Badekarren auf ein Dutzend geschätzt. Die Fischer und Seehelden von Southend stehen in schlechtem Rufe. Ihre Aerndte wächst auf dem Wasser, und wenn es nicht genug wachsen läßt, sollen sie ihre Einkünfte gelegentlich durch künstliche Beförderung von Schiffbrüchen und Wracks versuchen, um „salvage", Bergelohn, zu machen. Das ist der erste, d. h. niedrigste Badeort Englands.

Drüben an der Kentish-Küste liegt Herne-Bai. Es ist viel lebhafter, als Southend, obgleich unter einer launenhaft verbotenen Entwickelung zu einer Stadt leidend. Die alte Dame, welcher nach dem Gesetze Wilhelm's des Eroberers, das sich acht Jahrhunderte, wie eine ewige Krankheit, bis auf die tugendhafte Jungfrau forterbte, aller Grund und Boden in und um Herne-Bai gehört, hat plötzlich alles weitere Bauen verboten, so daß einige neue, weiße, nur äußerlich vollendete und noch mehr angefangene und halb fertige Häuser uns traurig wie Ruinen anstarren. Desto dichter ist der Fleck, welcher das alte Dorf bildete, bevölkert, und in zwei bis drei neueren Straßen scheinen die Leute blos davon zu leben, daß sie in der Bade-Season Zimmer und Schlafstellen für Gold vermiethen. Dessenungeachtet gilt Herne-Bai als ein wohlfeiler Ort, welchen deshalb anständige Familien wählen, die auf eine ökonomische Weise gelüftet und gesalzwässert zu werden wünschen, Familien mit Läden und Söhnen in großen Kaufmanns-Bureaus und Töchtern, die immer höher in die Jahre und immer weiter herunter in ihren Ansprüchen an einen „Zukünftigen" gerathen. Hölzerne Spaten, um damit im Sand zu graben, Berliner Wolle und Berliner Stickmuster, Häkelmuster, Führer durch Herne-Bai, Hefte der „Newcomes", drei Bände „Fashionable Life by a Fashionable Lady" gehören zu den nothwendigsten Werkzeugen, um die Zeit nach dem Morgenbade zu vertreiben. Sonnabends kömmt jedesmal neuer Stoff: ein Assortiment von Vätern, Brüdern, Söhnen und Angehörigen hinter Londoner Laden- und Zahltischen hervor mit Packeten zerbrechlicher Waaren, Packkörben voller Lebensmittel, die in London wohlfeiler sind, als „auf dem Lande" und zu Wasser, denen mit weißen Taschentüchern entgegengewinkt wird, bis die Kinder den „Pa" (gewöhnlichere Väter heißen „Papa") und die „Ma" erkennen und ihnen zujauchzen und dann sich gar nichts aus ihnen machen, wenn der Packkorb geöffnet ist, sondern sich ganz dem Studium desselben widmen. Herne-Bai hat sonst gar keine Reize und Vergnügungen, so daß die Badegäste wirklich baden, früh zu Bett gehen und früh wieder aufstehen und schon um sechs Uhr ohne viele Komplimente im Seewasser jauchzen, Diskant und Tenor und Baryton nicht weit von einander.

*) Von unserem Korrespondenten in London.

Für Sixpence bringt uns das Dampfschiff nach Margate, dem nächsten und viel höheren Badeorte, einer Kolonie von hochstrebenden Häusern auf Terrassen mit Balkons und vornehmen Fenstern, theuren Hotels, Lese-Salons, Leihbibliotheken in Goldschnitt, Bädern, Billardzimmern und reichen Läden. Je näher man freilich kömmt, desto kleiner werden die Häuser und recht nett und französisch. In der Straße wird man, ganz gegen englischen Styl, freundlich angeredet. Eine sehr sorgfältig gekleidete, schmucke Dame unterrichtet uns, daß die Lotterie um sieben Uhr beginnt, und eine andere, daß der berühmte Tenor XYZ, endigend auf ini oder oni, seine neue Arie um acht Uhr einlegen wird. — Am Hafendamme unten fällt ein hübsches Halbcirkelgebäude in die Augen, die Schlaf- und Ruhestelle für Schaluppen und Böte, welche ihre Dienste zwischen dem Meere und dem seichten Gestade anbieten. Die Dampfschiffe mit Passagieren brauchen freilich in der Regel keine Vermittelung mehr, da ein langer hölzerner Uferdamm zugleich so weit hinausreicht, daß die Schiffe landen können. Doch das hat sein Aber. Um den Kleinverkehr am Gestade nicht ums Brod zu bringen, hat man den Damm nach rückwärts so niedrig gebaut, daß während der Fluth das Meer darüber hinwegspült, so daß Fremde, die bis zum Kopfe des einladenden Dammes gewandert sind, sich oft plötzlich auf einer Insel im Weltmeere abgeschnitten sehen. Kaum aber ist die Gefahr im Steigen, so drängt eine Flotte von Böten emsig heran und erhebt ein fürchterliches Rettungsgeschrei: „Bringe Sie an's Land, Sir, für blos ein Pfund!" — „Miß, weil's Sie sind, thu' es für funfzehn Shilling!" — „Fluth steigt verdammt hoch wegen die Hequinoctials, Ma'am!" — „Gen'mn ertrunken hier vorige Woche, Sir! Fragen S' nur den hier!" — „Gewiß, Sir, vielversprechender junger Mann, hinterließ eine junge Frau und ein Paar Zwillinge!" — „Frau wahnsinnig geworden. War erst sechs Wochen verheiratet." — Wer jetzt nicht seefest ist, verliert, wenn auch nicht das Leben, so doch viel Geld. Das beste Mittel, wohlfeil davonzukommen, ist, ein Buch aus der Tasche zu nehmen, sich auf einen Klotz zu setzen und den Anerbietungen und Drohungen ein tiefes Studium entgegenzusetzen. In kurzer Zeit steigen sie herab bis zu einer halben Krone und warnen vor den Folgen nasser Füße. Hilft auch das nicht, so hört man von Sixpence und „ein Glas Ale" sprechen. Will man es genau nehmen, bringt man eine ganze Familie für Sixpence auch ohne ein Glas Ale hinüber. Das ist im Allgemeinen das rechte Verfahren, um der fides Punica der See-Ufer- und Flußhelden zu entgehen.

Das Gestade von Margate ist sehr seicht, aber von viel größerer Ausdehnung, als im nächsten Badeorte, Ramsgate, so daß die Margatianer mit viel mehr Decenz und in respektableren Entfernungen baden können, als die Herrschaften in Ramsgate, wo man zuweilen von dem Gefühle, welches schon Eva nöthigte, an ihren ersten Anzug zu denken, gar nichts mehr übrig behalten zu haben scheint. Idealisten meinen, es sei ein Zeichen konservirter paradiesischer Naivetät, die noch in keinen verbotenen Apfel gebissen habe. Margate hat noch andere Vorzüge. Man kann zwischen den Klippen wandeln und sich auf deren Häupter setzen, um der Brandung unten zuzusehen und ihrer alten Ursprache zu lauschen. In Ramsgate kann man entweder blos unten, oder oben auf den Kalkwänden gehen, die eben so kahl und einförmig dastehen wie Wände, während in Margate die gebrochenen, malerischen und zuweilen auf den Titel Felsen Anspruch machenden Klippen und Klüfte allerhand Romantik erregen und veranlassen. Außerdem ist der Ton in Margate ungemein viel heiterer und ungenirter. Ladies und Gentlemen tragen sich ziemlich outré, aber eben ungenirt und bequem, und tragen kein Bedenken, auf Eseln zu reiten. Gelbe Schuhe sind allgemein Mode, oft den ganzen Tag. Manche Herren fassen Muth, sich einen Schnurrbart stehen zu lassen, finden es aber doch zu gewagt, wenn er sich zeigt, und erscheinen deshalb am nächsten Morgen wieder mit glatter Oberlippe. Nur einige Maler und Schriftsteller trotzen der bereits wankend gemachten öffentlichen Meinung in dieser Sphäre mit wirklichen Haaren auf den Zähnen. Selbst Blousen sind sehr üblich, und die Damen tragen bis Nachmittag ihr Marine-Negligée. Gegen Abend ist Alles geputzte Lust und Freude in Fluthen künstlichen Lichtes, das vielleicht mit dem Monde um die Wette weit hinausläuft auf den Spitzen der Wogen, welche einsamen Pärchen, die sich weggestohlen haben, zumurmeln, was sie wollen, da das Meer so undeutlich spricht, daß es Jeder in seiner Weise interpretiren kann. Die Läden und Leihbibliotheken, die Lotterie um Spielsachen und sonstige Kleinigkeiten sind voller geputzter Menschen, und die überall unvermeidliche deutsche Musikgesellschaft macht trotz ihrer vielen Mißtöne einen guten Eindruck und gute Aerndten. (Schluß folgt.)

Schweiz.

Station am Genfer See.

(Schluß.)

Was man nun nicht Alles am Genfer See erfährt, lernt und heimbringt! Weit wichtiger indeß, als den lieben Landsleuten so massenweise im Ausland zu begegnen, dünkt mich die Wahrnehmung, wie allenthalben sich das deutsche Element Bahn bricht und geltend macht. Wir haben bei Besprechung der „Briefe aus den Vereinigten Staaten" in diesem „Magazin" (1853, Nr. 112) über das Untergehen der deutschen Nationalität, die da recht sinnig mit dem Rhein verglichen wird, welcher sich in holländischem Sand verliert und andere Namen bekömmt, während er doch mit seinen zahlreichen Armen nicht wenig zum Wohlstand des Landes beiträgt, viel Betrübendes lesen müssen. Noch betrübender sind die Klagen, welche aus vieler Herren Ländern her über den Stumpfsinn, die Gemeinheit, Haltlosigkeit, den Mangel an allem nicht blos nationalem, sondern auch persönlichem Ehrgefühl, der servilen Willfährigkeit, sich dem Schmählichsten, was ihnen zugemuthet wird, zu fügen, so vieler Angehörigen unseres Stammes ertönen. Wie betrübend und verletzend dies indeß auch klingen mag, liegt doch hart daneben auch ein großer Trost. Wahr ist, der Deutsche geht in der Fremde dem Namen nach auf und unter, aber sein Wesen, das Deutschthum durchdringt sie mit unwiderstehlicher Gewalt; sie vermag sich der Einflüsse deutscher Kultur nie und nirgends zu erwehren, und nach wenig Generationen sieht man diese, der fremdländischen Kultur assimilirt, ja, diese überwuchernd, aus allen Poren der Metamorphose in ursprünglicher Kraft hervorbringen. Man hat dem deutschen Kosmopolitismus viel Uebles nachgesagt; ziehe man dagegen auch zu Rathe, was über die Weltbürgerlichkeit der Deutschen sich Gutes sagen läßt und trefflich unter Anderem im heurigen „Morgenblatt" (Nr. 7, S. 157) nachgewiesen worden ist. Es sind daher auch die in Rücksicht „bürgerlicher Gesellschaft" ausgesprochenen Behauptungen und Hoffnungen keineswegs sanguinisch. Auf die französischen Theile der Schweiz hat seit Menschengedenken England mit seinem Golde, Stolz und Kirchenthume, mag man es Wesleyismus, oder Darbyismus, oder Puritanismus nennen, seinen Ansprüchen an Comfort, seinen Manieren im Guten und Bösen unleugbar mächtigen Einfluß geübt, aber nicht minder erkennbar sind allda die Einflüsse des Deutschthums, nur daß diese nicht gleich marktschreierisch zur Schau getragen und angepriesen, nicht mit gleicher Bereitwilligkeit anerkannt und auf ihren Ursprung zurückgeleitet werden. Wer den sozialen Entwickelungsgang jener Landestheile mit aufmerksamen Augen verfolgte, hat sich davon überzeugen müssen, und Schreiber dieses ist erbötig, aus mehr als dreißigjähriger Erfahrung die mannigfachen Wandlungen und Phasen desselben bis ins Einzelne darzulegen. Für diese Blätter sei an Obigem genug.

Kehren wir zum Thema zurück. Auch an Franzosen mangelte es im Sommer 1853 nicht an den Ufern des Leman. Ich habe mir gestattet, im „Magazin" (1852, Nr. 80) einen Beitrag zur Genealogie des Hauses Bonaparte niederzulegen, nicht ahnend, daß der dort geschilderte Graf Camerata sich bald nachher mit eigener Hand den Tod geben würde — eine Katastrophe, deren Motive noch immer etwas räthselhaft geblieben sind. Ungewöhnlich hart mußte das Verhängniß sein, das, so mitten unter den Gunstbezeigungen und Verheißungen des Erdenglücks, diesen frohsinnigen, klaren, energischen jungen Mann zu solch einem Ende trieb. Desto lebensmuthiger war der Andere der dort genannten Napoleoniden, der Signor Castelvecchio, geblieben. Sein kaiserlicher Halbbruder hatte ihn nach Paris geladen, mit Gnaden überhäuft, durch glänzende Verheißungen an sich zu ketten gesucht. Nichts aber war vermögend gewesen, ihn, mit dem Opfer seiner Unabhängigkeit, auf die dornenvolle Bahn des öffentlichen Lebens zu locken. Und so kehrte er jetzt, glücklich wie ein dem Käfig entwichener Vogel, im Geleite einer schönen Frau und der übrigen Familie, in sein geliebtes Florenz zurück, die Heimat seiner Mutter. In Vevey war es, wo wir uns wiedersahen. Mit aller früheren Herzlichkeit trat er auch mir entgegen, und viele Tage verstrichen uns in fast täglichem Beisammensein. Dann und wann kam auch die Rede auf den Kaiser, so namentlich am 15. August. Der Kaiser hatte von je her einen großen Stein im Brette bei den Schweizern; war er doch ein Schweizer Kantonsbürger, und ihm zu grollen, daß er der französischen Republik ein so schnödes und gewaltsames Ende gemacht hat, dazu fand mit nicht zu vielen Ausnahmen, die Schweizer nicht eingefleischt republikanisch genug. Es wäre mehr als unhöflich gewesen, mit deutschen Zweifeln gegen solchen consensus populi anzurücken. Ludwig Napoleon war und blieb der Gegenstand allgemeiner Theilnahme und lebhaftester Unterhaltung. Mancherlei Anekdoten erzählte man sich über ihn. So auch folgende ganz neuesten Datums: Der frühere Erzieher des Schlosses Wufflens, Herr Senarclens, hatte zur Zeit, wo der Prätendent in der Schweiz lebte und den Evolutionen der Schweizertruppen regelmäßig beiwohnte, in sehr befreundeten Verhältnissen zu ihm gestanden. Vor kurzem in Paris, jedoch ohne die Absicht, sich bei Hofe vorstellen zu lassen, besucht er eines Tages den kaiserlichen Marstall, sieht unerwartet den Kaiser hereintreten und drückt sich, um nicht erkannt zu werden, möglichst tief in den Hintergrund. Allein ein so sehnlicher Mann, wie Herr Senarclens, kann nicht unentdeckt bleiben. Der Kaiser hat ihn alsbald erkannt, bewillkommnet ihn herzlich, lädt ihn sammt seiner Gattin auf morgen zur Tafel. Das schweizerische

Ehepaar erscheint zur bestimmten Stunde, wird eingefahrt und der Kaiserin von ihrem Gemahle mit den Worten vorgestellt: „Voilà, ma femme, je t'amène d'anciens amis suisses". — Es versteht sich, daß das Paar, ganz froh und voll von solchem Empfang, jedenfalls auch von Bewirthung, Unterhaltung und Verabschiedung, heim in die Schweiz gekommen ist.

Auch ein Pariser Virtuosenpaar hatte sich damals in Vevey eingefunden, die Herren Prudent und Amal. Sie veranstalteten ein Konzert eigener Compositionen für Piano, dem ich beizuwohnen die Ehre, nicht so aber das Vergnügen hatte; denn die musikalische Künstelei des Einen und phantastische Singerei des Anderen ließen mich noch unbefriedigter, als was ich sonst noch von Musik auf der Rousseau-Insel bei Genf vernahm: Hier durfte man sich ja nur über das Eisengeländer hinauslehnen und ins Wellengekräusel, vom hellen Mond bestrahlt, schauen, um die unreineren Klarinetten zu verschmerzen oder vielmehr das ganze Konzert hinter sich zu vergessen. Herr Prudent begegnete mir späterhin nochmals in der Revue des deux Mondes (1853, vom 15. November), und zwar in Begleitung eines weit bekannteren Kunstgenossen, des Herrn Berlioz. Man kennt in der Revue die schneidend scharfen Kritiken Paul Scudo's. Dieser stellt a. a. O. die Behauptung hin, daß bei keinem der neuesten Opernkomponisten der französischen Schule mit Einschluß von Halévy und Adam sich irgend eine originelle Idee vorfinde, die nicht schon in den älteren Meistern von Grétry bis Auber, von Gluck bis Meyerbeer nachgewiesen werden könne, und fährt alsdann höchst anzüglich fort: „Von Herrn Berlioz spreche ich nicht, der nur von den deutschen Studenten im ersten Universitätsjahre ernstlich genommen wird und seit fünfundzwanzig Jahren, wie der ewige Jude, nach einem unmöglichen Publikum umherläuft, das ewig seinen Umarmungen (étreintes) entschlüpft." Ein bekannter deutscher Kritikus nennt Hector Berlioz' Musik „geistreichen Lärm", und dies ist es, was auch Scudo mit anderen und mehreren Worten von ihr sagt. Dieser fährt weiterhin so fort: „Ungeachtet die Kunst, Musik zu schreiben, wie das ganze genre, im ärgsten Verfalle und seit funfzig Jahren der Einfluß der Tagespresse auf die schönen Künste geradezu ein abscheulicher ist, hört man dennoch jeden Tag das tiefe Wissen des geringsten Komponisten artiger Kleinigkeiten, Polkas und Masurkas, z. B. die eines gewissen Herrn Prudent, lobhudeln." Dies also der Ruf, dessen sich dieser vor der Pariser musikalischen Kritik erfreut.

Wandeln wir nun gen Verney, Montreux und Chillon. Wer besuchte nicht gern zum zwanzigsten Male die Gewölbe Chillon's, selbst jetzt, wo die viel gekannte und höchst gesprächige Dame Vallotton der neuen Burgvögtin, einer dreier Sprachen kundigen Aargauerin, den Platz geräumt hat, noch weit lieber jedoch die köstliche Terrasse von Montreux! Manchem Leser dürften die schönen Worte des nun verewigten Bridel über dem Armenstock der Terrasse erinnerlich sein. Wir setzen sie noch einmal her:

Toi qui viens admirer nos rians paysages,
En passant jette ici ta pite au malheureux,
Et le Dieu dont la main dessina ces rivages,
Te bénira des cieux.

Dazu hat sich nun in den letzten Jahren ein englischer Uebersetzer gefunden, die vier Verszeilen aber zu folgenden sechs ausgesponnen:

Stranger who wanderest through our smiling land,
Gazing around thee with admiring eye,
Drop some kind token from thy pitying hand,
To aid the wretched, ere thou passest by;
And God, who o'er this spot such beauty shed,
From Heaven shall send his blessings on thy head.

An jenem Sonntage, wo wir in Gesellschaft zweier junger Schweizerinnen und Schwestern, welche, die eine von Oxford, die andere von St. Petersburg her, sich nach langer Trennung hier ein Stelldichein gaben, aber alsbald in argen politischen Zwiespalt und Meinungskampf geriethen, sintemal die Petersburgerin eben so feurig für den Zaren glühte, als die Oxforderin Feuer und Flammen sprühte gegen alles Russenthum, ein reizendes Stündlein auf der Terrasse verbrachten, feierte man am Fuße von Montreux längs des Seeufers ein militairisches Fest. Auch wir stiegen hinab und schlenderten, ohne viel auf die schrillende Musik zu achten, durch die frohen Menschengruppen, wohlbesetzten Tafeln und Verkaufsbuden behaglich hin und freuten uns der anständigen, durch keinen rohen Mißlaut gestörten Fröhlichkeit und der belebten, nie um Worte und Gedanken verlegenen Unterhaltung, wie sie da die zwei Geschlechter unter sich pflogen. Wer anderwärts das ungeschliffene Gebaren der Volksklassen bei ihren Festivitäten, die stupide Unempfänglichkeit für Alles, was nicht Gaumen, Bauch und höchstens Auge und Ohren kitzelt, die schmutzigen Ausbrüche von Unenthaltsamkeit, die schalen Witze sogenannter Lustigmacher, die Geistlosigkeit, Klatschhaftigkeit, Unsauberkeit der Unterhaltung — und diese Art Volks reicht da und dort weit in die Mittelstände hinein — zu sehen bekam, mußte diese fittigen Waadtländerinnen, diese markigen Bursche, die, heute im Bürgersoldaten-Habit, morgen wieder, wie gestern, mit Karst und Butte hinaus zur sauren Weinbergsarbeit ziehen, bewundern.

Nach fünf schönen Wochen machten wir uns zum Rückzug fertig und traten diesen mit einem lieben, biederherzigen Reisegefährten und Vetter des Dichters G. Schwab, der mit offenem Auge und offener Brust und zeichnenfertiger Hand die Schweiz von ihrer Nordgränze bis Zermatt, das neu aufgethane Ziel der Alpenwanderer, durchstrichen hatte, über das unvermeidliche Bern und Zürich an. An letzteren Ort brachte uns von Baden her in recht schmuckem Waggon die Schienenbahn. Wenn man so von Leipzig bis Köln, von Manheim bis Haltingen, von Immenstadt (die Vollendung der Bahn bis Lindau stand damals noch bevor) nach Augsburg, Nürnberg, Leipzig mit Dampf geschnaubt ist, kömmt Einem der Bissen Eisenbahn von Baden nach Zürich recht kindlich oder kindisch vor. Doch wie lange wird es währen, so ist auch die Schweiz in das große europäische Eisenbahnnetz verstrickt, und statt der Postpferde tragen uns die Siebenmeilenstiefel einer Lokomotive von den Rheingestaden zum Genfer See. Meine eisenbahnfreundliche Zunge sah sich in Vevey, als eines Tages auf derlei die Rede kam, plötzlich gehemmt von einem querköpfigen Briten, der da meinte: „En Suisse, c'est une bêtise", wozu ein nebenstehender Vaudois, dem vor Einbuße einer Strecke seines Weinberglandes bangte, setzte: „C'est ça." Ich schwieg und lächelte. Trotz Alpen und trotz Codini, woran es dem Schweizervolk so wenig als einem anderen fehlt, wird auch die Schweiz dem allgemeinen Verhängniß nicht entgehen. Geht es nicht in ihrem Osten allbereits „im sausenden Galopp?"

Im lange nicht gesehenen Zürich, wo manch ein deutscher Mann eine Freistatt hat suchen müssen und, Gottlob! gefunden hat, führte mich ein Unstern ins Hotel zur Krone. Oder war es ein Zugwind, der am selben Tage an die hundert Fremde nach diesem Gasthaus lenkte? Wer auch hieß mich nicht wieder in dem wohlbekannten, treulichen Rößli oder im gleichfalls schon bewohnten Hotel Baur absteigen! Ich habe Respekt vor den drei Kronen in Vevey, der Krone in Genf, wie auch so mancher anderen Krone, und in der zu Kempten ist mir überaus wohl gewesen. Aber vor der Krone in Zürich erlaube ich mir zu warnen, und nicht Wenige, die ich nachgehends gesprochen, haben es eben so, wie ich, allda befunden: herzlich schlechte Küche, essigsauren Wein, immense Rechnung, widerwärtige Gesellschaft extra, versetzt mit ein paar unumgänglichen Insulanern von jenseit des Kanals. Als ich, in der Frühe angekommen, dann halb erstickt von Sonnengluth an diesem heißesten der Sommertage, Nachmittags durch die unbestellte Opernmusik eines dreiaktigen Gewitters und Ueberschwemmung aller Gassen an die Stube gefesselt, am späten Abend zur Post eilte und nun im Coupé zwischen zwei Italiänern mit tedescofeindlichen Gesichtern gepackt saß, grollend dem fort und fort strömenden Regen, dem der Himmel mit keinem sat prata biberunt Einhalt thun zu wollen schien, so wie dem theuren Stück Papier, welches mir als Denkzettel und Erinnerungsblatt aus dem Hotel verblieben war, kam, während wir so auf Winterthur und St. Gallen losrollten, nachstehendes Epigramm, Worte meinem rachedurstigen Gemüth zu leihen, zu Stande:

Wenn zu hoch besteuern uns die Krone will,
Handelt ab die Kammer von der Steuerbill.
Wenn der Kronenwirth die Börsen dezimirt,
Wird die Rechnung leise fluchend honorirt.

So ungefähr war mein Auszug aus Helvetia.

Der gütige Leser wolle mich ohne weiteren Aufenthalt über den prächtigen Boden- und Alpsee, durch Kempten und Augsburg, dieses eherne Haus der politischen Allerweltsmuse, noch in das traute Nürnberg geleiten, wo so eben, meist auch von gutem Wetter begünstigt, das große Volksfest begangen wurde. In Nürnberg trifft — so macht mich meine eingewurzelte Vorliebe glauben — eine Reihe von Anschauungen und Genüssen, die uns anderwärts nur vereinzelt begegnen, in nicht zu weiten Rahmen zusammen, und was ich dort empfinde, läßt mich weder Prag und München, noch Dresden, Hamburg oder Köln empfinden. Es ist zuerst die Fülle geschichtlicher Erinnerungen, denen kein Blut anklebt, nicht Gustav Adolph's, noch Wallenstein's; es ist der Anblick von Wunderwerken der Baukunst, Plastik und Malerei, es ist — und ich müßte kein Philolog und Antiquarius sein, um mich dessen nicht zu freuen — die Freude an den alterthümlichen Ueberresten aus den Zeiten der reichsstädtischen Freiheit, wenn Ueberrest genannt werden darf, was trotz aller moderner Zuthaten zu den wesentlichen Bestandtheilen der lieben Stadt gehört; es ist das süße südliche Leben, dem Nordländer unwiderstehlich, wovon es mit dem Dichter heißt: „es lockt uns nach und nach, wir glauben zu versteh'n — und so gewinnt es uns zuletzt"; es ist der Reiz des Verkehrs mit einer sinnigen, sittigen, sinnlichen, sittlichen, herzens- und lebensfrohen Bewohnerschaft, die uns so behaglich und zuthulich entgegenkömmt und seinen Anstand keinen Augenblick verleugnet; es ist der behäbige, wohlthuende Comfort, woran sie selbst wohl ihre Lust findet, aber auch jeden ihrer Gäste gastfreundschaftlich theilnehmen läßt. Ist nun aber hiermit das Thema Nürnberg erschöpft? — ich bin weit entfernt, dies zu sagen oder nur zu

wollen. Und dieses Alles jetzt beisammen in den Tagen dieses nationalen Volks- und Bürgerfestes, wozu viel Tausende von nah und fern geströmt waren, ohne daß diese Tausende vermocht hätten, der Volkslust ein fremdartiges Gepräge aufzudrücken, daß nicht beim Sonnenglanz des Tages, wie beim tausendfältigen Lichterglanz des Abends, die Nürnberger Eigenthümlichkeit in anstandsvollem Frohsinn hindurchgeleuchtet hätte. Von diesem Wesen schienen auch die Fremden sammt und sonders ergriffen und bezaubert, und von jener herzlosen Sprödigkeit, die mir auch diesmal wieder in der Schweiz aufgestoßen war, von dieser war hier keine Spur zu finden. Zwei Herren aus Donauwörth, deren Bekanntschaft ich Abends an der Wirthstafel machte, theilten auf das Zuvorkommendste, da zu einem eigenen Zimmer im „Gasthause zum Strauß" nicht Rath wurde, das ihrige mit mir. Nürnberg ist fürwahr einer der schönsten Demanten in der Krone Bayerns. Wie schon in Nr. 77 des „Magazins", möchten wir noch einmal an den im „Deutschen Museum" vorigen Jahres befindlichen Aufsatz: „die Jesuitenmission in Bayern" erinnern, wenn dem Leser so recht zum Bewußtsein kommen soll, wenn er es nicht vielmehr schon aus den gräuelvollen Mittheilungen der bayerischen Schwurgerichte weiß, wie es, grell kontrastirend mit Nürnberg, um Altbayern, das Land, wo die ultramontane Geistlichkeit am absolutesten herrscht, stehe, so nämlich, daß selbst unbefangene Katholiken des Landes zugeben, daß der protestantische Bauer Bayerns, namentlich in Pfalz und Franken, den katholischen der Hochebene an Fleiß, wie an Rechtschaffenheit und wahrer Religiosität, bei weitem übertreffe. Dort — wir entnehmen das Folgende dem Aufsatze des Herrn Ernst Werner —, wo keine geistige Anregung zu den Leuten bringt, als die aus geweihtem Munde, sind, den Polizei-Berichten zufolge, die meisten Verbrechen im Schwange; dort, wo auf jeder Anhöhe, in allen Wirthsstuben, in jedem Wohnzimmer ein Kruzifix anzutreffen ist, wo Wallfahrten und Prozessionen reichlich veranstaltet, Fasttage gehalten, Gebete ohne Ende hergesprochen werden, dort, unter den Enkeln der Bojoarier an Donau, Inn, Isar und Lech sind Diebstahl und Mord, selbst Meuchelmord auf dem Kirchwege (wir setzen hinzu: Völlerei und thierische Wollust) an der Tagesordnung, und keine Volkslustbarkeit läuft ohne blutige Raufereien ab. Doch aber befindet sich dort der römisch-katholische Klerus am meisten in seinem Esse. — Glückliches Franken, glückliches Nürnberg, wenn Dir dergleichen Skandale und Schau-Ausstellungen am Pranger der Oeffentlichkeit erspart bleiben: Du bist so nicht nur eine Perle in Bayerns Krone, sondern auch ihre Ehrenretterin. E. Köhler.

Frankreich.

Voltaire und St. Saphorin.

Ein Beitrag zur Kritik der Henriade.

Herr E. H. Gaullieur giebt im Athenaeum Français vom 12. Aug. Nachricht über ein von ihm aufgefundenes, sehr interessantes Exemplar der Editio Princeps von Voltaire's „Henriade" (London, 1728), welches der damals in England lebende Verfasser an einen Freund und Gönner in Genf, Herrn Isaac Cambiague v. Martheray, übersandt hatte. Dieses Exemplar kam nach dem in jenem Jahre erfolgten Tode des Herrn v. Cambiague in die Hände eines waadtländischen Edelmannes, Herrn Pesme v. St. Saphorin, der das Heldengedicht Voltaire's, das bei seinem Erscheinen außerordentliches Aufsehen machte und sowohl von strengen Katholiken, als von eifrigen Protestanten angegriffen wurde, mit Randglossen ausstattete. Herr v. St. Saphorin, der unter Ludwig XIV. und Ludwig XV. mehrere diplomatische Missionen an den französischen Hof im Interesse seiner Glaubensbrüder, der Protestanten, ausgeführt hatte, sprach sich in diesen Randglossen sehr bitter über die von Voltaire versuchte, poetische Apologie des Abfalles Heinrich's IV. von der protestantischen Kirche aus. Zufällig kam nun dasselbe Exemplar der Henriade, nach einer Reihe von Jahren, nachdem St. Saphorin längst verstorben war und als Voltaire sich auf seinem Landsitz am Genfer See aufhielt, wieder dem Dichter zur Hand, und dieser hat die Randglossen des Waadtländers eigenhändig, und zwar meistens in seiner gewohnten sarkastischen Weise, beantwortet. Wir theilen hier einige der von Herrn Gaullieur veröffentlichten Anmerkungen und Gegenbemerkungen im Originale mit, da ihnen durch eine deutsche Uebersetzung leicht Eintrag geschehen würde:

St. Saphorin. Je ne suis pas un juge compétent de la poésie françoise. —

Voltaire. Pourquoi en parle-tu donc?

St. Saph. Je demande pour quelle raison M. de Voltaire a choisi pour un si beau poème une si vilaine action: je veux dire le changement de religion d'Henri IV.?

Volt. Pour deux raisons: parceque le sujet est très-beau d'ailleurs, et que la religion catholique est plus poétique que la protestante.

St. Saph. Henri IV. a changé quatre fois de religion: la première il se fit protestant pour être chef de parti; la seconde il se fit papiste pour sauver sa vie à la sainte journée de Barthélemy; la troisième il retourna protestant, et la quatrième il se fit papiste encore une fois pour entrer dans Paris.

Volt. Ce n'était pas à moi à en parler.

St. Saph. Le sujet de M. de Voltaire l'engage naturellement à défendre l'adoration des os des morts, à faire une pompeuse description de la messe. . . .*)

Volt. Je n'ai qu'un seul vers sur la messe.

St. Saph. Je suppose qu'un de nous s'en aille en France avec un livre contre le papisme et contre les cardinaux; je demande si le cardinal de Fleury lui donnera des diners à sa maison de campagne et si la cour fera imprimer son livre par souscription.

Volt. Je n'ai pas été si bien reçu à Londres que vous me le reprochez; la Henriade par souscription n'a pas rapporté ce qu'on a bien voulu dire.

St. Saph. M. de Voltaire introduit un vieillard catholique romain qui prédit que notre religion (la protestante) sera bientôt détruite. Je dis, moi, au contraire, qu'il y a plus d'apparence que le papisme sera à sa fin plus tôt que le protestantisme.

Volt. Je ne m'y oppose pas.

St. Saph. „Un culte si nouveau ne peut durer *toujours*,
Des caprices de l'homme il a tiré son être,
On le verra partir ainsi qu'on l'a vu naître."

J'applique ces vers de M. de Voltaire au papisme, avec la permission de l'auteur; car ni saint Paul, ni saint Jean, ni saint Pierre n'ont dit la messe, ni n'ont fait l'office des morts, ni n'ont eu des images, ni n'ont eu la confession auriculaire, ni la transubstantiation. C'est tout cela qui a tiré son être des caprices de l'homme.

Volt. Repondre à cela qui pourra.

St. Saph. Henri IV. changeait de religion comme de maitresse; mais les poëtes sont comme les théologiens: Dieu est leur machine. Il semble que ces deux professions aient pour but de nous tromper avec des paroles; voilà pourquoi les premiers théologiens furent poëtes.

Volt. Plut à Dieu qu'il n'y *en eût point d'autres.*

St. Saph. Allons, M. de Voltaire, pendant que vous êtes à nous parler des suppôts de la cour de Rome, quelques touches de votre pinceau sur l'infaillibilité, et je vous ferai une souscription pour ce seul endroit.

Volt. J'accepte la proposition, tope!

Mannigfaltiges.

— Die Geschichtschreiber Karl's V. in Yuste. Die fast gleichzeitig in London, Brüssel und Paris, nach den in Simancas aufgefundenen Handschriften, von den Herren Stirling, Gachard und Mignet veröffentlichten Forschungen über Karl's V. letzte Lebenstage im Kloster Yuste sind in diesen Blättern bereits erwähnt worden. Ein Kritiker von Mignet's Werk im Athenaeum Français drückt sich über diese gleichzeitigen Publicationen folgendermaßen aus: „Die Geschichte hat eben so ihre Goldsucher, wie Kalifornien und Australien. So wird z. B. eines schönen Tages kund, daß in Spanien, in den Umgebungen eines Hieronymiten-Klosters, ein reiches placer von Handschriften entdeckt worden. Sofort sind auch unsere Minirer alle in Bewegung. Die goldhaltigen Archive von Simancas werden umgeschaufelt, durchwühlt und gesiebt, wie der glitzernde Sand vom Sacramento. Der Engländer Stirling schafft das geldwerthe Resultat seiner Forschungen triumphirend nach London, und fast gleichzeitig sehen wir in Paris und in Brüssel den Goldstaub ausgestellt, den die Herren Pichot, Gachard und Mignet gesammelt. Unter den Probemustern der Herren Stirling, Pichot und Gachard haben wir mit Vergnügen einige recht hübsche historische Goldkörner erblickt; Herr Mignet dagegen, glücklicher als seine Vorgänger, hat einen wahren Goldbarren aufgefunden. Sollte Letzteres erst allgemein anerkannt, so dürfen wir wohl hoffen, daß man fortan die Archive von Simancas in Ruhe lassen wird, und daß man so bald nichts wieder von Kaiser Karl V. hören werden."

*) Hier bemerkt das französische Blatt, daß es sich veranlaßt finde, einige etwas zu starke und den katholischen Kultus verletzende Ausdrücke des „calvinistischen" Randglossenmachers zu streichen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., welche von allen Postämtern bezogen und in Berlin frei ins Haus geliefert werden.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und dem Expediteur Neumann, Markgrafenstr. Nr. 21), so wie von allen königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 115. Berlin, Dienstag den 26. September 1854.

Frankreich.

Die Elektrizität im Dienste der Industrie.*)

Die industrielle und die natürliche Galvanoplastik.

In „Tausend und Eine Nacht" geben der König und sein würdiger Rath sich alle Mühe, die Macht einer willfährigen Fee aufs äußerste zu versuchen, indem sie immer größere Wunder von ihr verlangen. Man kann sagen, daß der industrielle Menschengeist es eben so mit der Elektrizität macht. Und die Elektrizität, diese geheimnißvolle Naturkraft, zeigt eine eben so schrankenlose Willfährigkeit, wie eine Fee: sie hat Alles geleistet, was ihr der industrielle Geist zugemuthet, ja, sie hat bei jeder Gelegenheit mehr geleistet, als man von ihr verlangt hat.

In der Milesischen Schule von Thales, fünf oder sechs Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung, wußte man, daß ein Stück Bernstein (Elektron genannt) durch Reibung die Eigenschaft erhält, leichte Körper anzuziehen, und von Thales bis auf Carteſius sind zur Erklärung dieser Thatsache mehr als hundert Theorieen aufgestellt worden. Gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts erfand Otto v. Guerike die Elektrisirmaschine. Von dieser Zeit an suchte man die Natur erfahrungsmäßig zu erforschen, und indem man die unfruchtbaren Theorieen, mit denen der menschliche Geist sich seit mehr als zweitausend Jahren abgequält hatte, fallen ließ, verzichtete man darauf, die Ursachen der Erscheinungen zu ergründen; man fing an, das Daseiende festzustellen, und daraus das darin sich Bethätigende zu begreifen.

Wir führen die Antworten vor, welche das elektrische Agens, gleichviel was es seinem Wesen nach sein mag, auf die Fragen der Experimental-Physik gegeben hat.

Ist der Blitzstrahl Elektrizität? — Ja, denn von den Funken unserer elektrischen Batterieen werden die Thiere eben so erschlagen, wie von den aus den Gewitterwolken herabfahrenden Blitzen, und aus den Wolken, aus der Luft, aus dem Erdboden kann man die Elektrizität ziehen, um sie anzuwenden, wie die der künstlichen Batterieen. Franklin hat den Blitzableiter erfunden. Der Physiker Charles hat öfter Gewitter zum Schweigen gebracht, indem er einen Drachen an Metalldraht in die Wolken hat steigen lassen. — Als man erkannt hatte, daß die Elektrizität so stark auf die Thiere, die Pflanzen und auf den Menschen wirkt, verlangte man von ihr physiologische Wirkungen; man erhielt sie zu Hunderten. Man erkannte, daß die gesammte thierische Organisation in Bezug auf Empfindung, Bewegung, Verdauung, Secretion, Ernährung, Entwickelung der Organe unter der Herrschaft der Elektrizität des lebendigen Wesens steht. Als Volta den Apparat erfunden hatte, der unter dem Namen der Voltaschen Säule bekannt ist, machte Aldini, der Neffe jenes Galvani, welcher die Thatsachen, durch welche Volta auf seine große Erfindung kam, zuerst bemerkt hatte, Versuche über die Wirkung der Voltaschen Säule an getödteten Thieren und an hingerichteten Menschen. Als Aldini später nach Paris gekommen war, wiederholte man mehrere seiner Versuche in der Thierarzneischule zu Alfort bei Paris. Den Kopf eines Ochsen, den man vom Rumpfe getrennt und auf den Tisch gelegt hatte, sah man in Folge der Wirkung des elektrischen Stroms die Augen öffnen und in Wuth umherrollen, die Nüstern aufblasen, die Ohren schütteln, „als wenn das Thier lebendig gewesen wäre und sich zum Kampf angeschickt hätte." Auf einem anderen Tisch zertrümmerten die Hinterfüße eines getödteten Pferdes die in der Nähe des todten Thieres stehenden Apparate. Später machten englische Physiologen Versuche mit dem Leichnam eines Gehenkten. Das Ergebniß war Entsetzen erregend. Es ward ein heftiges und krampfhaftes Athmen hervorgebracht; die Augen öffneten sich; die Lippen geriethen in zuckende Bewegung, und das Gesicht des Leichnams zeigte so entsetzliche Verzerrungen, daß einer der Umstehenden in Ohnmacht fiel.

Der Blitzstrahl, die Elektrizität setzen bisweilen die brennbaren Stoffe, die von ihnen getroffen werden, in Brand. Man hat daher vom elektrischen Agens verlangt, daß es Wärme hervorbringen soll. Man hat an die beiden äußersten Platten einer Voltaschen Säule Metalldrähte angelöthet und die beiden Enden dieser Drähte einander so genähert, daß die Elektrizität in einem ununterbrochenen Strom aus dem einen Drathe in den anderen geht. In die Flamme, die zwischen den Enden der Drähte sich zeigt, hat man Körper gebracht, die bei der stärksten Hitze nicht schmelzen; sie haben der Hitze dieser Flamme nicht widerstehen können; nicht blos die schwer zu schmelzenden Metalle, sondern auch die bis dahin für unschmelzbar gehaltenen Mineralien, die Erden, die Kiesel werden in dieser elektrischen Flamme sehr bald flüssig.

In Hinblick auf das blendende flüchtige Licht der Blitze und der elektrischen Funken hat man durch die Elektrizität eine beständige nutzbare Beleuchtung hervorbringen wollen. Ein sehr einfacher Versuch hat mehr dargeboten, als man zu hoffen gewagt. Man hat auf die Enden der beiden Drähte der Voltaschen Säule Kohlen gesteckt; einander nahe gebracht, haben die Kohlen ein Licht gezeigt — so hell und so blendend, wie das Licht der Sonne. Man hat auf diese Weise große Baustätten unter freiem Himmel des Nachts beleuchtet, um die Arbeit fortsetzen zu können. An trüben Tagen und in Lokalitäten, zu welchen das Sonnenlicht keinen Zugang hat, hat man das Sonnenlicht durch das elektrische Licht ersetzt.

Der geriebene Bernstein setzt leichte Körper in Bewegung, indem er sie anzieht. Kann die Voltasche Säule nicht auch Bewegung hervorbringen? — Man hat damit Schiffe in Bewegung gesetzt. Prof. Jakobi hat auf der Newa ein Schiff mit einem elektrischen Bewegungs-Apparat eingerichtet, der die Kraft von mehreren Pferden hat. Ein Industrieller in der Nähe von Swansea in England fährt auf einem See mittelst eines noch mächtigeren elektrischen Bewegers. Die elektrischen Beweger von mäßiger Kraft arbeiten mit einer Genauigkeit, Regelmäßigkeit und Zuverlässigkeit, die in Erstaunen setzen. Es giebt in Paris mehrere Werkstätten, an denen solche elektrische Beweger die Stelle von menschlichen Handarbeitern vertreten.

Die Elektrizität wirkt auf die Magnetnadel. Nachdem man dies erkannt hat, ist man bald dahin gelangt, durch die Elektrizität künstliche Magnete hervorzubringen, wie auch umgekehrt einem Stück magnetisirten Eisens alle elektrischen Erscheinungen zu entlocken. Es dauerte nicht lange, so war der elektromagnetische Telegraph, dieses große Wunder modernen Industrie, erfunden.

Ein jeder der angedeuteten Zweige der Wissenschaft von der Elektrizität wurde eine besondere Wissenschaft, eine eigene Kunst, eine neue Industrie. Aber wir haben noch nicht alle Anwendungen, die man von der Elektrizität schon gemacht, unseren Lesern vorgeführt. Die Physiker haben erkannt, daß die Erdkugel eine große Elektrisirmaschine ist, und daß ihre elektrischen Strömungen der Magnetnadel, die den Seefahrern zur Orientirung dient, ihre Richtung giebt. Die Chemiker verdanken der Elektrizität so viele Zersetzungen und Zusammensetzungen, so viele zum ersten Male zum Vorschein gekommene Metalle, daß die Lehre von den elektrischen Eigenschaften der Urstoffe, der einfachen oder zusammengesetzten Körper eine der bedeutendsten Lehren der Chemie geworden ist.

Der Blitzstrahl und die Elektrizität führen eine kleine Quantität von unendlich fein zertheilten Stoffen mit sich und verlassen dieselben in dem Momente, wo sie sich auf den von ihnen getroffenen Körpern ausbreiten; sie lagern auf diesen eine dünne Schicht fremden Stoffes ab. Man zeigt Stücke groben Marmors, welche von den scharfen Kanten der Vorgebirge in der Bai von Cannes genommen sind und welche in Folge der vielen hier einschlagenden Blitze mit einer Kruste von der Dicke eines Fünffrankstücks bedeckt sind. Dieser Entdeckung verdankt die Kunst der galvanischen Versilberung oder Vergoldung ihren Ursprung. Künste, wie die Galvanoplastik, sind vorzugsweise geeignet, die große Menge mit Hochachtung für die Wissenschaft zu erfüllen. Die Poesie, die Literatur, die schönen Künste haben zur Veredelung der Menschheit viel beigetragen, indem sie die Intelligenz gehoben; aber, wenn man gerecht sein will, muß man anerkennen, daß die Wissenschaften, welche dem Menschen die Herrschaft über die Natur geben, nicht weniger das moralische als das physische Wohl befördert

*) Nach einem von Babinet verfaßten Artikel in der Revue des deux mondes.

haben. Erst die Bedürfnisse, dann die Intelligenz. Die in den modernen Völkern so mächtige Industrie übt den großartigsten Einfluß auf die Geistesentwickelung der Menschheit. Die Industrie und die Wissenschaft sind in der Gesellschaft geeinigt, wie der Leib und der Geist im Menschen.

Prof. Jakobi in St. Petersburg hatte den genialen Einfall, Metalle, wie Kupfer, Silber, Gold, die in einer Flüssigkeit aufgelöst waren, sich in beträchtlicher Dicke auf einem Gegenstande mit Skulptur- oder Graveur-Arbeit ablagern zu lassen, um von der Arbeit einen treuen Abdruck und zugleich eine wirkliche metallische Form zu gewinnen. Der Versuch hatte ein alle Erwartung übertreffendes Ergebniß. Man kann jetzt alle Graveur-Arbeiten, Medaillen u. dgl. in Nachbildungen, welche die Originale in den kleinsten Details vollkommen treu wiedergeben, beliebig vervielfältigen, ohne dazu (außer dem Material) etwas Anderes nöthig zu haben, als Elektrizität und Zeit. Die metallische Masse, welche durch die elektrische Ablagerung gebildet wird, ist eben so fest, wie gegossenes Metall. Und was die Leichtigkeit, die Dünnheit der metallischen Schicht betrifft, die an den antiken Bronze-Arbeiten so gerühmt wird, so übertrifft in dieser Beziehung die Galvanoplastik (so nennt man die neue Kunst, mittelst der durch die Elektrizität bewirkten metallischen Ablagerung Skulptur in Metall herzustellen) natürlich alle bisherige Kunst des Metallgusses.

(Schluß folgt.)

England.

Die englischen Bäder.

(Schluß.)

Die Ramsgater sprechen von Margate als low, etwas gewöhnlich, während Letzteres die Ersteren „stuck up" nennt, apart, vornehmthuerisch. Die Damen von Ramsgate sprechen von den Margatianerinnen naserümpfend als „things", während Letztere bei Erwähnung Ersterer ausrufen: „O my — dear me — those creatures!" Wir unsererseits kennen die Ghibellinen und Welfen beider Badeörter zu wenig, als daß wir Partei nehmen könnten.

Wir lassen blos den natürlichen Unterschied zwischen beiden Rivalen gelten, das „North-Foreland" mit seinem hellen Leuchtthurme, die übrigen erscheinen blos von Werth in den Augen Derer, welche für Ramsgate und besonders „Broadstairs" das viele Geld, um welche sie sich hier prellen lassen, als keinen zu hohen Preis für den Ruf größerer Vornehmheit betrachten. Die Klippen von North-Foreland rücken weit in das Meer hinaus, das fortwährend weiß an ihnen aufschäumt. Oestlich vom Hauptfelsen liegen gemüthlich in einer weiten Kluft einzelne, verbundene und stolze, theure Häuser, Villas und Cottages mit dem berüchtigtsten aller berüchtigten englischen Hotels-Broadstairs, die aristokratische Bade-Station von Kent, der Sammelplatz der jungen, liberalen, reichen Aristokratie und derjenigen Banquier- und Kaufmanns-Bourgeoisie, welche sich das Recht erkauft hat, mit ihr zu verkehren. Hier giebt es keine Esel zu gemüthlichen Miniatur-Bergpartieen, keine gelben Morgenschuhe, nur Vollblutrace, nur glanzlackirte Stiefel und Oberröcke à fünf Pfund. Broadstairs war vor zehn Jahren ein unbekanntes, armes Landstädtchen; durch Charles Dickens, der es fast jeden Sommer zu seinem Badeorte machte, erhob es sich zu einer enormen Höhe von Preisen und von Exklusivität. Dickens wurde unwillkürlich der geistige und persönliche Mittelpunkt ästhetischer, liberaler Aristokratie und Bourgeoisie, die ihm hier nachzog und den Ort zu einer notorischen Theuerung und Berühmtheit erhob, die mit steigender Theuerung von Hotelrechnungen sich immer mehr den Ansprüchen nähert, welche pekuniär noch höhere Klassen an Wohnungen und Speisen und Getränke machen. Wo eine Tasse Thee sechs Pence kostet, ist eine ganze Masse höherer Schichten wie durch absolute Polizeigewalt ausgeschlossen; erst wo dieselbe Tasse Thee mit einer halben Krone und einem Shilling für den „waiter" bezahlt wird, darf der Mann und die Familie aus dem „high life" einkehren. Dickens hat Broadstairs geschaffen, es ist eines seiner sämmtlichen Werke. Er vertritt hier die Stelle von Königen und Fürsten deutscher Bäder. „Sehen Sie", sagt ein Bootsmann zu einer Partie, die am Gestade plauderte, „das sind Fußstapfen von Mr. Dickens, und das hier sind Fußstapfen von Mr. Dickens seinem Hunde. Haben Sie vielleicht etwas Kupfer, Gentlemen, das Sie gern los sein möchten!"

Der Weg von Broadstairs nach Ramsgate wird durch das prächtige Landhaus des Sir Moses Montefiore auf eine Weise unterbrochen, die den Badegästen sehr ärgerlich zu sein scheint, da es sich gerade da mit seinem Busch- und Baumwerk eingedrängt hat, wo der Weg zwischen den Klippen ungemein malerisch wird. Doch der Umweg ist auch nicht übel. Ramsgate macht wohl von allen Seiten einen imposanten Eindruck. Es erhebt sich von dem bedeutenden Hafen aus terrassenförmig zwischen Klippen im Thale empor mit Reihen prächtiger Hotels und nobler Häuser, aus denen sich Meer und Land weithin eröffnen. Der hochgeschwungene Hafendamm ist eine der beliebtesten und schönsten Promenaden von der Länge einer englischen Meile. Der Hafen breitet sich vor ihm zu einem großen Umfange aus. Er hat schon dreihundert Schiffen auf einmal Schutz gegen die furchtbaren Südoststürme, die hier zwischen der englischen und französischen Küste im Herbst und Frühjahr so viel Verwüstungen anrichten, gewährt. Freilich gehen auch manche Schiffe dicht vor dem Hafen mit Mann und Maus unter, da er nur um die Fluthzeit am Eingange tief genug ist, um beladene Fahrzeuge über die Klippen unten zu heben.

In der Stadt sieht um die Badezeit Alles vornehm, reservirt aus. Keine Lotterieen, keine Konzerte, keine Lesezimmer, keine Straßenmusik. Nur hier und da auf den Terrassen zugeknöpfte Spaziergänger und Abends auf den Balkons etwas verdecktes und in lauter kleine Familien-Partieen zerschnittenes Geflüster und Gelächter. Ganz früh gehen die Damen schon in Seide und Sammet zum Bade, und die Herren erscheinen schon ganz fix und fertig aufgewichst für den Tag, rasirt, hinten gescheitelt und beratermördert wie zwischen Brettern. Kein Negligée, keine Ungenirtheit, keine gelben Schlafschuhe, keine Strohhüte für Herren, keine Esel für Erwachsene. Nur „Broughams", Phaetons und wie sonst die vornehmen Lokomotiven für Pferdekraft heißen. Merkwürdig sind die beiden täglichen Badeakte in Ramsgate. Früh ist Alles decent, prüde und vorsichtig. Dagegen hat sich seit Jahren für die Mittagsbäder während der Fluthzeit ein so übertrieben ungenirter Stil in die Mode gebracht, daß man Ramsgate vom Morgen, die Damen und Herren und ganz England nicht mehr begreift, wenn man nicht weiß, daß sich in der guten Gesellschaft eben Alles der Fashion, der Mode unterwirft. Die übertriebene Ungenirtheit um Mittag ist usus, ein Tyrann, Mode, höhere Freiheit, guter Ton geworden, und so springen beide Geschlechter ohne irgend einen Resort zu Badekleidern dicht neben einander in die Fluthen. Der Theil des Strandes, der für Damen bestimmt ist, füllt sich um die Fluthzeit mit Damen und Herren jedes Alters. Sie sitzen in langen Reihen auf Stühlen und sehen zu, wenn sie selbst nicht mitbaden. Fünf, sechs Yards Raum ist Alles, was man noch zwischen badenden Damen und Herren gelten läßt. Dabei springen die Ersteren naiv, wie griechische Nymphen, von den Brettern nieder und tauchen auf wie Meerschaumgeborne — Anadyomenen und bombardiren sich mit Salzwasser und jauchzen dazu, als wären sie mitten in einem antiken Walde allein und nehmen nicht die geringste Rücksicht — wie es scheint — auf die Heere von Zuschauern, die zum Theil mit vollkommenem sangfroid noch Lorgnetten und sonstige Augenkavalierwaffen brauchen. Häufige und bittere Klagen in dem großen Repositorium aller respektablen Beschwerden, der Times, in der Regel unterzeichnet: „The Father of a Family" über diese merkwürdige Bade-Praxis von Ramsgate haben bis jetzt mehr dazu beigetragen, das Uebel, wie es uns christlich-germanischen Zeiten erscheinen muß, zu konstatiren und zu befestigen, statt zu heben, da weder äußerliche, noch innerliche Sitten-Polizei an der Unterdrückung desselben arbeiten.

Wir würden uns sehr irren, wenn wir diese Damen, die hier wie die antike Göttin der Schönheit auftreten, zu lockeren Wesen zählen wollten. Nein, nach der Mittags-Bade-Periode kehrt sofort der ganze Anstand der modernen, guten, englischen Gesellschaft in voller Kraft zurück und hält strenge Wache, bis das gottlose Griechenthum den folgenden Mittag aufs neue fashionabel wird. „Wer erklärt mir, Derindur." — Ja, wer erklärt diese räthselhafte Naivetät, gegenüber und im Verein mit der sprüchwörtlichen „stuckupishness", der steifen, kahlen Etikette der Ramsgater Badegäste! Es ist Fashion. Weiter kann man nichts sagen. Daß aber die Mode, der gute Ton bis zu völliger Ueberwindung der sonst ganz ungemein stark und prude ausgebildeten äußerlichen Anständigkeit und inneren Sittlichkeit und Scham zur Geltung gebracht werden kann, bleibt immer noch ein psychologisches Räthsel und mag als schlagender Beweis dienen, wie sklavisch die gute Gesellschaft sich ihren traditionellen Gesetzen und Launen unterwerfen kann.

Dringen wir weiter ostwärts vor, kommen wir zunächst nach Deal welches kaum ein Badeort genannt werden kann, da sich hier nur die nächsten Nachbarn gelegentlich dem Salzwasser überantworten. Dasselbe gilt von Dover, obgleich auch hier ziemlich viel Badekarren bereitstehen und benutzt werden. Wenige selbständige Charaktere machen Folkstone zu ihrem Aufenthalt für August und September und gebrauchen Seewasser, aber außer der Anziehungskraft, welche das berüchtigte Pavillon-Hotel mit seinen fabelhaften Rechnungen auf Leute ausübt, „who can afford it" und zeigen wollen, daß sie es dazu haben, giebt es hier wenig Unterhaltung, denn die immerwährende Ankunft und Abreise von englischen und französischen Dampfschiffen wird durch ihre Einförmigkeit bald langweilig.

Auch Hastings ist mit wenig Worten abzuthun. Es ist eine sehr nette, freundliche, beinahe vornehme Stadt mit breiten, geraden, stets sorgfältig reinen Straßen und blendend weißgewaschenen Steinen vor den Thüren, mit wunderhübschen Wald- und Gartenwerk landwärts

und breiten Terrassen und Gestaden am Meere, wo sich Ruhe liebende, ille, vornehme Familien alle Morgen während der Bade-Season in anständigen Karren in die Arme des Meeres fahren lassen. Die Atmosphäre von Hastings steht in dem guten Rufe, die antikonsumtivste Englands zu sein. Außerdem verdankt es seinen Hammelkeulen (von „Southdown breed") großen Ruhm. Auch sollen die Fischer von Hastings zu den kühnsten und erfahrensten aller englischen Küstenhelden gehören.

Zwischen diesem Gentleman von einer Stadt und Brighton, unserem letzten, dem höchsten englischen Badeorte, ragt grandios und majestätisch Beachy Head hervor, an dessen eiserner Stirn sich schon manches Schiff den Kopf zerschmetterte und an dessen Fuße mancher brave Seemann sein tiefes Grab fand. Von hier läuft eine lange Reihe von weißen, geisterhaften Klippen ostwärts bis zu einer Terrasse, auf welcher sich in einer Ausdehnung von beinahe einer deutschen Meile hohe, stolze Gebäude und Privat-Residenz mit unzähligen blinkenden Fenstern und grünen Jalousieen und Blenden erheben und strecken. Die Firste, auf welcher sich Brighton streckt, läuft vom äußersten, hohen Osten in einem weiten offenen Raum — the Steyne — herab, auf welchem sich die Statue des Gründers von Brighton und ein monströser Pavillon (Kreml in verzwergter Nachahmung) erheben. Vom Meere her und von weitem sieht die Stadt wie ein glänzendes Feenmärchen von Kalkstein und goldenen Fenstern aus. Doch gehört sie zu den Schönheiten, welche „Fernen". Je näher man kömmt, desto nüchterner weht uns die prétentiöse Prosa dieses „theuren Pflasters" an. Und als uns gar eine heisere, rohe Stimme vom Lande er leidenschaftlich zurief: „Caunt won!" fielen wir vollends aus den Wolken unserer Illusionen. Zuerst wußten auch die Engländer das mysteriöse „Caunt won" nicht zu deuten. Endlich erfuhren wir am Lande, daß Caunt gewonnen habe und dies wichtiger für Brighton sei, als etwa die Zerstörung Kronstadts oder die Besetzung der russischen Seebäder an der Krim-Südküste mit Engländern. Caunt hatte nämlich den größten englischen Faustkämpfer Bendigo, auf den man große Wetten gesetzt, geschlagen.

Wer es nicht weiß, daß Se. majestätische Majestät Georg IV. Gründer von Brighton und Erfinder des Pavillon war, hat es hiermit erfahren. Er wollte etwas Exklusives vom Exklusiven, crême de la crême, haben und machte es aus dem armen Fischerdorfe Brighton, das nicht nur allen gemeinen Baum- und Graswuchs und Vogelgesang ausschloß, sondern auch alle Größen und Schönheiten des Landes zweiten Ranges. Bäume und Vögel und Natur fehlen noch, aber was die crême de la crême betrifft, erlebte es noch der Gründer selbst, daß sich ganz gewöhnliche Milch herauf- und herandrängte, um auch mit Sahne zu spielen. Der König überließ seinen Kreml und Krempel den Ratten und Mäusen und Brighton dem Mob. Letzteres aber folgte dem Könige und überließ Brighton der Aristokratie, welche reich genug gewesen war, sich dort kostbare Häuser zu bauen und zu pachten, sich aber zu arm fühlte, ihre Besitzungen nun im Stiche zu lassen. So bildete sich Brighton zu einem Zufluchtsorte der Mittel-Aristokratie und reichen Bourgeoisie und endlich zu dem wahren Meeresarme London aus. In der That hängt es jetzt so eng mit London zusammen, daß manche Kaufleute der City dort für immer wohnen und jeden Morgen herein- und jeden Abend wieder herausdampfen. Von den Mittelklassen fahren Tausende Sonntags früh hinunter und kommen Abends zurück, obgleich es dort weiter nichts giebt, als viel Equipagen und Damen en Amazone, Kalkfelsen und Wasser. Brighton lebt vom Zimmer- und Häuservermiethen an London, von den Badegästen und Winter-Residenten, die bis zur Eröffnung des Parlaments nichts weiter anzufangen wissen, als fast den ganzen Tag in Chor Klavier zu spielen, aber jedes in seiner Melodie. Die Wände sind sehr dünn, und zwischen je zwei Wänden läßt sich immer etwas instrumentales und vokales Geräusch hören, das man übertäuben muß, so daß man selbst spielt, mag man wollen oder nicht. Und solch ein Raum zwischen vier Wänden kostet in guten Straßen, wo die Klaviere auch von den gegenüberstehenden Häusern herübersäuseln, täglich eine Guinee.

Freilich, sie können nicht immer spielen und sich mitspielen lassen. Zur Abwechselung baden sie dann natürlich, im Sommer im Meere, im Winter warm, oder sie fahren und reiten. Damen zu Pferde findet man hier wahrhaft eskadronweise. Dreißig, vierzig, funfzig Damen machen oft ihre Manöver und Schwenkungen unter dem ehrwürdigen, stillen, pantomimischen Kommando eines Herrn mit lackirtem Hute, gelber Weste, waschledernen Handschuhen und einem weißen „choker". Es ist ihr Master, der sie für goldene Sovereigns in den Feinheiten der Manege praktisch unterrichtet. Diese Kavallerie-Manöver der schwarzen Damen sind nicht so interessant, als sie sich der Leser denken mag, denn, unter uns gesagt, viele der Damen sind gar zu corpulent und kavalleriemäßig, und wie ihr Meister in der gelben Weste ein Apollo ist, erinnern sie in der Regel noch weniger an Grazien. Die Gesellschaftlichkeit und Ungenirtheit von Margate fehlt hier ganz. Der Ton und das Leben bleibt vornehm reservirt englisch. Alles ist Klike, über die Niemand mit Anstand hinaussehen kann. Ein einzelner, hier hereinschreiender Mensch ist hier einsamer als in der Sahara. Nur ein Schauspiel vereinigt oft alle Klassen zu gemeinsamer Spannung und Aufregung: die Ankunft und Abfahrt der Fischerböte. Das Gestade ist hier sehr seicht, so daß die atlantische Fluth ungeheure „rollers" (Meereswogen auf dem Lande) oft eine Viertelmeile weit hereinpeitscht. Alles zwischen dem Außengürtel des Meeres und der Gränze dieser „rollers" ist ein wildes Chaos gebrochener, schwellender Wogen und Peitschenhiebe des Oceans. Die Fischerböte sind wie große Wallnußschaalen gebaut, beinahe rund, um in diesem Chaos und Kampfe besser landen und auslaufen zu können. Im letzteren Falle warten sie auf eine ruhigere Sekunde, einen „lull", und stürzen dann plötzlich hinunter, um sich von der heranbrausenden nächsten Woge in die Höhe und dann tief hinunter in das Meer schleudern zu lassen, so daß sie vor unseren Augen total verschwinden, um in weiter Ferne wieder aufzuspringen. Noch kühner, erhabener und todesmuthiger sieht der Prozeß des Landens aus. Das Boot wartet in der Brandung auf eine neunte Woge, allemal die höchste, um sich von ihr in eine berechnete und durch wüthendes Reißen und Zerren an Tauen und Rudern zu regelnde Nähe schleudern zu lassen. Ein kleines Versehen stürzt hier oft das ganze Boot um, so daß es von dem Wogenrücken herunterstürzt und sich mit der ganzen Mannschaft in Schaum und Brandung begräbt. In der Regel aber sind die Leute so geschickt, die wüthende, brandende Masse des Oceans zu bewältigen, daß sie dicht hinter der höchsten Schaumlocke der neunten Woge heransteigen, bis sie sich weit über das Land heraufschleudert. In demselben Augenblicke wirft der Mann im Bug hinten sein Ruder weg und fängt mit der Geschicklichkeit eines Jongleurs das Tau, welches ihm ein Mann, bis an die Brust, zuweilen bis über den Kopf in der Brandung, zuwirft. Mit ihm hält er das ganze Boot, welches die Weiber und Kinder der Fischer auf der Landseite fassen und heranziehen, so daß es in der nächsten Sekunde, von der in ihr Element zurückstürzenden Woge verlassen, ruhig und fest auf dem Sande liegt. Diese Scenen sind ungemein aufregend, besonders wenn ein Boot nicht richtig auf der neunten Woge „zum Reiten" kömmt und umgestürzt wird. Ich sah eine solche Scene. Das Boot stürzte herab und begrub sich in die Brandung. Die Frauen und Kinder kreischten fürchterlich auf, aber ein halbes Dutzend Helden mit Tauen um den Leib stürzten sich sofort in die wüthende Brandung. Jeder fing sich seinen Mann und zog ihn aus Schaum und Schlag des Meeres in die Arme eines Weibes oder einer Mutter. Retter und Gerettete schüttelten sich wie Pudel, die aus dem Wasser kommen, und lachten, obgleich nicht selten bei solchen Gelegenheiten Einer oder der Andere vergißt, wieder zum Vorschein zu kommen. Was sind alle Helden Napier's gegen diese Amphibien, die alle Tage und Nächte zeitlebens lachend mit dem Tode spielen, um zu leben, und sich auch nicht viel daraus zu machen scheinen, wenn das Leben ihnen gelegentlich einmal abhanden kömmt?

Italien.

Römische Alterthümer.

Die Nachgrabungen in den Katakomben und den Ruinen alter Städte in der Umgebung Roms haben fleißigen Fortgang. Hier lenkt Herr Des Vergers im Athenaeum Français die Aufmerksamkeit der Archäologen besonders auf die muthmaßlichen Trümmer des Tempels der Diana Nemorensis. — Nach Servius zur Aeneïde brachten Orestes und Iphigenia nach Aricia die Statue der tauriſchen Diana in einem Bündel Weinreben verborgen. Pausanias dagegen läßt den Hippolyt, von Aeskulap ins Leben gerufen und zu Aricia in Italien, wohin er sich geflüchtet, als König anerkannt, tief in den Wäldern der Umgebung dem Gotte der Jagd einen Tempel weihen. Strabo ist noch deutlicher und giebt selbst über die Lage dieses Gebäudes kostbare Werke. „Der Tempel der Diana Nemorensis", sagt er, „liegt links von der Straße, die man einschlägt, wenn man, aus Aricia kommend, nach Lanuvium hinansteigen will. Er soll seine Entstehung dem Tempel der tauriſchen Diana zu verdanken haben, und in der That herrscht darin ein barbarischer Brauch, der an die grausamen Sitten Scythiens mahnt. Um Priester in diesem Tempel zu werden, muß der Aspirant seinen Vorgänger mit eigenen Händen ermorden. Daher sind die Priester stets in Waffen, um sich gegen einen meuchlerischen Anfall wehren zu können. Der Tempel liegt im Walde. Vorn breitet sich ein tiefer See aus; ringsum ragt ein Wall von hohen Bergen, die in ihrem Kessel Tempel und See einschließen." Trotz der genauen Angaben in dieser Stelle, die auf den See Nemi im Stadtgebiet des heutigen Ariccia so gut passen, konnte man von dem Gebäude keine Spur finden. Nibbi, in seiner „Analisi della Carta dei Contorni di Roma", meint, das neuere Dörfchen Nemi sei auf der Stelle des Tempels gebaut worden, der nun völlig verschwunden sei.

Mit den Andeutungen, die Herr Pietro Rosa, ein geschickter Architekt, der seit mehreren Jahren an einer topographischen Karte von

Roms Umgebungen arbeitet, dem Herr Des Vergers an die Hand gegeben, durchstreifte dieser die dichten Waldungen, die seit so vielen Jahrhunderten die letzten Erinnerungen an die scythische Diana in ihrem Schooße bargen. Er mußte zum Rande des Nemi-Sees, wo Rosa in den Ruinen eines ungeheuren Gebäudes die Reste des Tempels der Diana Nemorensis vermuthet, auf der alten, zum Theil erhaltenen Straße, die sich von der Appischen abzweigt, hinabsteigen. Unter dem Kapuzinerkloster, in der Nähe des Parks der Villa Cesarini zeigen sich einige Ruinen, die aber offenbar zu einer Villa der Kaiserzeit gehören; die netzförmige Construction, mit ihren Einfassungen von Backstein weist deutlich darauf hin. Etwa fünfhundert Schritt von der Basis eines schroffen Felsens, auf dem das freiherrliche Schloß Nemi steht, fand er endlich mitten in dichtem Gehölz, unter Epheu versteckt, den Unterbau des vermutheten Tempels, in vier künstlichen Terrassen, deren Widerhalt die noch vorhandenen Schwibbogen bildeten. Die Länge der untersten Terrasse beträgt beiläufig zweihundert Mètres, die Stützbogen sind kaum noch kenntlich. Am besten erhalten ist die zweite Terrasse mit dreizehn Schwibbogen an jeder Seite; in dem freien Raum, den sie einschließen, findet sich jedoch keine Spur von Gewölbe. Von der dritten und zweiten ist nur noch Ein Schwibbogen übrig. Bäume, Gebüsche, Moos und Epheu bedecken nicht nur den ganzen noch vorhandenen Grundriß des Gebäudes, sondern auch zahlreiche Bruchstücke von Kapitälern, Frisen und Schäften geriefter Säulen in grauem Tuffstein.

. . . . . Appian, der Geschichtschreiber der Bürgerkriege, berichtet: „Der junge Cäsar (Octavian) borgte unter dem Versprechen der Wiedererstattung mit Zinsen von dem Schatze der Tempel zu Antium, Lanuvium, Nemi und Tivoli, diesen heiligen Stätten, die noch heute wegen ihrer unermeßlichen Reichthümer merkwürdig sind." — Schwer zu erklären scheint es nun, daß ein so berühmter Tempel, wie der der Diana Nemorensis, so völlig verschwinden konnte. Durch die Entdeckung des Herrn Rosa ist nun der Archäologie ein unbezweifelt wichtiges Monument gerettet.

Herr Des Vergers, von dem heidnischen zum christlichen Rom übergehend, kündigt eine der bedeutendsten Entdeckungen an, die seit Bosio gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts in den Katakomben gemacht worden. Den Kirchhof des heiligen Calixtus, den ältesten und berühmtesten unter den Gräberstätten, welche die Gebeine der Märtyrer bergen, glaubte man früher unter der Basilika von S. Sebastian suchen zu müssen. Neulich aber brachte der Papst einen Weinberg, der am Scheidepunkte der via Appia und via Ardeatina liegt, käuflich an sich, in der Voraussicht, es müßten sich hier wichtige unterirdische Galerieen finden. Nachgrabungen, von dem Pater Marchi und dem Ritter de Rosai geleitet, brachten im vorigen Jahre am Rande der via Appia das Grab des Papstes Cornelius zu Tage. Dieses Jahr, im Mai, fand man in der Richtung von Südwest nach Nordost unter zwei alten Basiliken, die den Winzern zur Wohnung dienten, die Hauptgalerie, die höchste und geräumigste, die in diesen Katakomben existirt. Sie liegt auf dem zweiten Absatz des umfangreichen Kirchhofs; Treppen, von Mauerwerk gestützt und mit Vollbogen überwölbt, führen hinauf. Unter den zahlreichen Kapellen, die an beiden Seiten in die Galerie münden — einige haben interessante Malereien — ist eine von ungewöhnlichen Dimensionen; zahlreiche Bruchstücke in Marmor und Porphyr zeugen von reicher Ausschmückung und Inschriften in damasischen Buchstaben — von Herrn de Rossi mit großem Scharfsinn wiederhergestellt — bekundeten sie als die letzte Ruhestätte vieler Päpste und Märtyrer des dritten christlichen Jahrhunderts. — Die Hauptgruft enthält das Grab Sixtus' II. und Anderer, die zwischen 235 und 275 den päpstlichen Stuhl einnahmen. Die griechischen Grabschriften lauten höchst einfach: *ΑΝΘΡΟΣ ΕΠΙΣΚΟΠΟΣ — ΦΑΒΙΑΝΟΣ ΕΠΙΣΚΟΠΟΣ. ΜΑΡΤΥΣ* ꝛc. Auch die anderen Inschriften in der Galerie sind meist griechisch. Dieser Einfluß Griechenlands auf Rom im dritten Jahrhundert ist in manchem Betracht der Beachtung werth. Ueberdies zeigen die Mauern mehr als dreihundert mit einem Stift oder mit Kohle gezeichnete Inschriften; sie rühren von den frommen Pilgern her, die das Grabgewölbe besuchten, als es noch zugänglich war. Paläographie, Philologie, christliche Archäologie dürfen hier einer ergiebigen Aerndte gewärtig sein, zumal Pius IX. die Erhaltung dieser ehrwürdigen Denkmäler unter seinen besonderen Schutz genommen hat.

Mannigfaltiges.

— Deutscher Atheismus in England. Ludwig Feuerbach's „Wesen des Christenthums" ist von einer Dame, Miß Marian Evans, ins Englische übersetzt und kürzlich unter dem Titel „The Essence of Christianity" bei Chapman in London erschienen. Dieselbe Dame hatte früher bereits eine Uebersetzung des „Lebens Jesu" von Strauß geliefert. Sie scheint also an dieser Art von Literatur, welche sonst Frauen nicht gerade zuzusagen pflegt, ein besonderes Gefallen zu finden. Der Londoner Critic, der das Feuerbachsche Buch mit den Waffen religiöser Ueberzeugung und des Unwillens über den Alles profanirenden Verstandes-Hochmuth angreift, sagt von dieser Uebersetzung: „Es ist traurig genug, daß ein solches Buch überhaupt für werth gehalten wird, ins Englische übersetzt zu werden; noch trauriger ist jedoch der Gedanke, daß wir ein solches Geschenk einem weiblichen Wesen zu verdanken haben. Miß Evans ist eine sehr talentvolle Uebersetzerin, aber könnte sie nicht für ihr Talent eine edlere Aufgabe finden, als mit Miß Martineau in der Einbürgerung des auf dem Kontinente heimischen Atheismus zu rivalisiren?" — Den Heerd für diesen kontinentalen Atheismus und den fruchtbarsten Boden für seine Ausbreitung findet der Critic in Deutschland, dessen politische Zer- und Verfallenheit er für diesen „philosophischen Jesuitismus", wie er es nennt, verantwortlich machen will. „Wenn Ulrich von Hutten", sagt er, „jetzt aus seinem Grabe auferstände, würde er wohl zugestehen können, daß seine Landsleute seit viertehalb Jahrhunderten irgend einen wesentlichen Fortschritt als Volk gemacht? . . . . Spurlos scheinen die Jahrhunderte mit ihren Staaten- und Gesellschafts-Veränderungen an dem deutschen Volksgeiste vorübergegangen, und eine natürliche Folge davon ist, daß dergleichen kalte Verstandesmenschen und absolute Kritiker wie Ludwig Feuerbach, es wagen dürfen, mit ihren Secirmessern an das Fleisch des Volkes einzuschneiden und die inneren Krankheiten, welche sie bloßlegen, als Beweise zu verkünden, wie richtig ihre Theorieen nicht blos auf Erden, sondern auch im Himmel seien." — Man sieht, daß unser Critic das Kind mit dem Bade ausschüttet, daß er, eben so wie die von ihm angegriffenen absoluten Kritiker, Theorieen und Schablonen sich macht, nach denen er Völker und Menschen beurtheilt und verdammt, und daß er den Wald vor Bäumen, d. h. den gesunden, mannigfach gegliederten Kern der deutschen Literatur vor einigen in die Höhe geschossenen, wild sich vordrängenden Auswüchsen derselben nicht sieht.

— Jung-England und Alt-Amerika. Frau Beecher-Stowe macht in ihren „Sunny Memories" folgende Bemerkung über das jugendlichere Aussehen englischer Staatsmänner im Vergleiche zu nordamerikanischen: „Wenn ich in England um mich blickte und mir die vielen Männer betrachtete, die einen in der Geschichte und Politik bekannten Namen haben und von denen ich mein ganzes Leben lang hatte sprechen hören, so konnte ich nicht umhin, die Bemerkung zu machen, daß dieselben weit weniger die Zeichen des Alters an sich tragen, als die Männer, welche eine gleich lange Zeit mit der Politik meines Vaterlandes in Verbindung gestanden. Dieser Anschein von Jugendlichkeit und Rüstigkeit unter den Staatsmännern Englands macht einen eigenthümlichen Eindruck auf uns. Wir können uns gar nicht denken, daß die Leute wirklich so alt sind, als sie uns von der Zeitgeschichte überliefert werden. In der heutigen Gesellschaft befanden sich Männer von sechzig oder siebzig Jahren, denen ich, ihrem Aeußern nach, höchstens funfzig Jahre zugestanden hätte. Im Allgemeinen scheint bei uns die Arbeit des Geistes den Körper mehr anzugreifen, zum Theil vielleicht, weil unser Klima aufregender ist, zum Theil aber wohl wegen der stimulirenden Gewalt unseres politischen Regiments, unter dem Nichts lange in Ruhe gelassen wird." — Es ist allerdings keine ungewöhnliche Erscheinung, daß die Staatsmänner im amerikanischen Kongreß sich nicht blos mit Worten und Redensarten, sondern auch mit Faustschlägen und Pistolenkugeln bekämpfen. Haben wir es doch kürzlich sogar erlebt, daß ein angeblich betrunkenes Kongreßmitglied nach dem Präsidenten der Republik, Herrn Franklin Pierce, mit Eiern warf und ihn öffentlich einen Schafskopf nannte. Kein Wunder, wenn unter solchen Umständen ein Mann, wie Herr Pierce, vor der Zeit graue Haare bekömmt. Es ist übrigens eine allgemeine Wahrnehmung, daß Jünglinge und Mädchen in Nord-Amerika früher als in Europa Männer und Frauen und daher auch eben so viel früher Greise und Greisinnen werden.

— Russisches Kommißbrod. Moritz Hartmann schreibt aus Giurgewo: „In den Häusern dieser Stadt und der benachbarten Dörfer, wo die Russen lange gelegen, findet man viels von den Ersteren zurückgelassene Brode. Die Europäer kaufen sie zu theuren Preisen, um sie, als Merkwürdigkeit, nach ihrer Heimat mitzunehmen. Ein Amerikaner schickte drei dieser Brode, welche aussahen, als wären sie aus Lava und Asche gebacken, zur New-Yorker Industrie-Ausstellung.

Das mit dem 30sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die im regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 6 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 3 Thlr. 10 Sgr. und vierteljährlich 1 Thlr. 25 Sgr., wofür das Blatt am Sonntage portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 15, und dem Expedition Neumann, Neuwallstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Postämtern angenommen.

№ 116. Berlin, Donnerstag den 28. September **1854.**

Belgien.

Die belgische Statistik.

Dritter Artikel.*)

Bewegung der Bevölkerung.

„C'est ici que nous trouvons une admirable harmonie, qui tout en laissant à l'homme sa libre faculté d'agir, l'a cependant limitée avec tant de sagesse, qu'elle ne peut entraver en rien les lois immuables, qui président à la conservation des mondes."

Die Bewegung der belgischen Bevölkerung im vergangenen Jahrzehnt ist, so weit sie sich auf die Sterblichkeit und Fortpflanzung bezieht, im zweiten Abschnitte des ersten Kapitels, so weit sie sich auf den Wechsels des Wohnortes bezieht, im zweiten Kapitel des Titels von der Bevölkerung in der „allgemeinen Statistik des Königreichs Belgien" behandelt; die daselbst aufgeführten statistischen Daten sind im Wesentlichen den jährlich herausgegebenen Tabellen der Bewegung des Civilstandes entnommen.

In diesen Tabellenwerken werden die wichtigeren Verhältnisse, welche sich auf die in der Bevölkerung und deren Civilstand eintretenden Veränderungen beziehen, für jede Gemeinde besonders angegeben, spezielleren nur für die Provinzen und für Stadt und Land; an die Tabellen selbst schließt sich eine Reihe von Berechnungen der Verhältnisse der Elemente dieser Bewegung, sowohl gegen einander, als verglichen mit der Bevölkerungszahl, wobei jährlich etwa sechstausend Verhältnißzahlen zu berechnen sind, hierunter z. B. in Betreff der Mehrgeburten allein über neunhundert. Vor 1840 waren die Ermittelungen und die publizirten Tabellen weniger spezial und, wie es scheint, auch in vieler Beziehung weniger zuverlässig, und da es unterlassen worden ist, die Zahl der Geburten und Sterbefälle, welche in der ersten Zeit des Bestehens des Königreichs Belgien vorkamen, auf den demselben später durch den Londoner Vertrag gegebenen Umfang zu reduziren, so kann die Angabe der damals vorgefundenen Zahlen nur wenig Interesse darbieten; aber auch innerhalb des letzten Jahrzehnts sind in der Aufzeichnung der Geburten, Sterbefälle und Trauungen mehrfach namhafte Verbesserungen und Erweiterungen eingetreten.

Das Verhältniß der Geburten, Sterbefälle, Trauungen zur Zahl der Einwohner ist kein konstantes; Umstände der verschiedensten Art bringen so bedeutende Schwankungen in demselben hervor, daß wir mitunter bei zunehmender Bevölkerung die Zahl der Geburten abnehmen, bei abnehmender Bevölkerung die Zahl der Sterbefälle zunehmen sehen. Die Ursachen dieser Schwankungen äußern sich auch in anderer Beziehung; so wies z. B. im Jahre 1827 Quetelet für Belgien nach, wie die Verhältnisse der Elemente der Bevölkerungsbewegung mit dem Steigen und Fallen der Preise der wichtigsten Lebensmittel in Uebereinstimmung ständen, bei hohen Preisen die Zahl der Todesfälle eine höhere, die der Geburten und Trauungen eine geringere sei. Die statistischen Tabellen aus dem ersten Jahrzehnt des Königreichs Belgien bestätigten diese Wahrnehmung, noch stärker aber hat sich die Richtigkeit derselben gezeigt, als nach den Mißärndten der Jahre 1845 und 1846 die Schwankungen in den Geburten, Sterbefällen und Ehen besonders nachtheilig hervortraten, während nach vorübergegangenem Nothstande nicht allein die früheren günstigen Verhältnisse sich herstellten, sondern in ihrer noch weit vortheilhafteren Gestaltung gleichsam gesucht wurde, das Versäumte nachzuholen, so daß selbst die im Jahre 1849 heftig aufgetretene Cholera der Entwickelung der Bevölkerung nur ein vorubergehendes Hinderniß entgegensetzte.

Die Zahl der Geburten in den Jahren 1841 bis 1850 war 1,299,681, sie hat im Verhältniß zur gleichzeitigen Bevölkerung (d. h. bei Berücksichtigung der im zweiten Artikel bezeichneten Zunahme derselben in dem angegebenen Zeitraum) 3,⋅⋅⋅ pCt. jährlich betragen; im preußischem Staate betrug, nach denselben Grundsätzen berechnet, die Zahl der Geburten in dem vorigen Dezennium jährlich: 3,⋅⋅⋅ pCt. der Bevölkerung, sie stand also um den vierten Theil höher, als in Belgien. Die Verschiedenheit in der verhältnißmäßigen Zahl der Geburten zwischen den einzelnen belgischen Provinzen ist nicht sehr groß, die Prozentsätze der am weitesten abweichenden haben sich nur wie 7 zu 8 gegen einander verhalten. Am bedeutendsten war sowohl im ersten, als im zweiten Dezennium in den Provinzen Brabant und Lüttich die Zahl der Geburten, eine mittlere Stellung nahmen die südlichen Provinzen ein, während in der Provinz Limburg und dann im zweiten Dezennium in den beiden Flandern (welche letzteren am schwersten durch die Lebensmittel-Krisis betroffen wurden) die Zahl der Geburten am geringsten war. — Unter den Geburten waren 96,652 uneheliche, ihre Zahl hat im Verhältniß zu den ehelichen alljährlich zugenommen; im Ganzen machten sie 7,⋅ pCt. der Geburten aus. Ungefähr dasselbe Verhältniß finden wir in Preußen, doch ist es in den westlichen preußischen Provinzen ungleich günstiger. Die Spezialität der belgischen Zählungstabellen von 1846 gestattet es, die Zahl der Geburten in und außer der Ehe mit der Zahl der in und außer der Ehe lebenden Frauen zusammenzuhalten. Beschränkt man sich hierbei auf die Altersklassen von funfzehn bis fünfundvierzig Jahr, so ergiebt sich, daß 372,143 Ehefrauen dieses Alters vorhanden waren, also fast dreimal so viel, als eheliche Kinder im Jahre geboren wurden; dagegen fanden sich damals 586,708 Witwen und Mädchen in demselben Alter vor, so daß ungefähr auf die sechzigste eine uneheliche Geburt gerechnet werden konnte. Natürlich ist die Zahl der unehelichen Geburten nach den Lokalitäten sehr verschieden, im Luxemburgischen machten sie nur 2½ pCt. aller Geburten, in Brabant dagegen 14½ pCt. derselben aus; in Brüssel wurde 1842 berechnet, daß im Durchschnitt der letzten Jahre auf die vierzehnte Unverheiratete eine uneheliche Geburt zu rechnen war. — Seit 1848 wird die Zahl der anerkannten und legitimirten unehelichen Kinder registrirt, nach den dreijährigen Ergebnissen scheint es, daß die Zahl der anerkannten zu der der neugebornen alljährlich wie 1 zu 6, die der legitimirten (die allerdings schon viele anerkannte mitbegreifen) zu der der neugebornen sich beinahe wie 1 zu 3 verhält. — Unter den im letzten Dezennium Gebornen waren 32,073 mehr Knaben als Mädchen, bei den unehelichen Geburten war der Ueberschuß an Knaben verhältnißmäßig geringer. — Die Verschiedenheit der Zahl der Geburten nach der Jahreszeit ist eine ziemlich regelmäßige, die Fruchtbarkeit der Monate differirt in den Extremen zwischen 7 und 9, am meisten Geburten kamen im Monat Februar vor, dann in jedem Monat weniger bis zum Juli einschließlich, nur das Jahr 1848 machte eine Ausnahme, in dessen ersten Monaten die Zahl der Geburten nur gering, dagegen gerade in den letzten Monaten eine sehr bedeutende war. — Die Mehrgeburten des letzten Dezenniums enthielten 25,228 Kinder, darunter 1995 uneheliche; etwa die 102te Geburt war eine Mehrgeburt, 130 mal wurden Drillinge, 5 mal Vierlinge geboren.

Die Todtgebornen werden in der belgischen Statistik weder den Geburten, noch den Sterbefällen hinzugerechnet; im ersten Dezennium waren sie nicht gehörig ausgeschieden worden, und auch im zweiten Dezennium hat die Kenntniß ihrer Anzahl darin Schwierigkeiten gefunden, daß nach der dortigen Gesetzgebung die Geburt eines Kindes erst am dritten Tage gemeldet zu werden braucht, war es inzwischen verstorben, so wurde es als todtgeboren angesehen. Erst seit 1849 hat man besondere Register eingeführt, in welche bemerkt wird, ob ein jedes Kind vor, während oder nach der Entbindung gestorben ist; nach den hier gemachten Erfahrungen scheint ein Viertel der früher angeblich todtgebornen erst nach der Geburt gestorben zu sein. Eben hieraus hat sich das ungünstige Verhältniß erklärt, welches die bisherigen Civilstandsregister darboten, daß im vorigen Dezennium die Todtgebornen 56,834 oder 4,⋅ pCt. der gesammten Geburten ausmachten, während z. B. in Preußen ihre Zahl in der Regel weniger als 4 pCt. beträgt. Ihre Zahl ist in den einzelnen Provinzen verschieden, am wenigsten wurden in Namur und Luxemburg, am meisten in den Flandern gefunden. Die Zahl der unehelichen Kinder ist unter den Todtgebornen verhältnißmäßig größer, als unter den Lebendgebornen, sie macht 5998 aus; die Zahl der Knaben überwog um 8578, so daß unter den todtgebornen Kindern das Ueberwiegen des männlichen Geschlechts besonders stark hervortritt.

*) Vgl. Nr. 30 und 93 des „Magazins".

Die Zahl der Sterbefälle im Königreich Belgien war im vorigen Jahrzehnt 1,040,197, verglichen mit der gleichzeitigen Bevölkerung, betrug sie jährlich 2,... pCt.; in derselben Zeit hat die Zahl der Sterbefälle in Preußen jährlich 2,... pCt. der Einwohner betragen. Während also im vorigen Dezennium um den vierten Theil verhältnißmäßig mehr Geburten in Preußen als in Belgien vorkamen, waren daselbst nur um den achten Theil mehr Sterbefälle als gleichzeitig in Belgien. Der Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle war hiernach in Belgien 259,184, mithin hätte die jährliche Zunahme der Bevölkerung durch die Fortpflanzung 0,... pCt. betragen, während sie sich in Preußen auf 1,... pCt. stellt. — In der Zahl der Sterbefälle gingen die belgischen Provinzen weiter als in der Zahl der Geburten aus einander, in der Provinz Westflandern kamen im letzten Dezennium verhältnißmäßig um die Hälfte mehr Sterbefälle vor, als in der Provinz Namur. Namur und Luxemburg, nächst diesen Hennegau haben in beiden Dezennien die geringste Sterblichkeit gehabt; das Entgegengesetzte ist besonders im letzten Jahrzehnt in beiden Flandern hervorgetreten, deren Verhältniß die Provinzen Brabant und Lüttich (freilich durch andere Veranlassung) nahe kamen. Hinsichtlich des Ueberschusses der Geburten über die Sterbefälle nahmen die verschiedenen Provinzen in beiden Dezennien eine auffallend gleiche Stellung ein, doch gingen die Differenzen selbst in der letzten Periode weiter aus einander: in Namur verhielten sich die Sterbefälle zu den Geburten wie 3 zu 5, in Luxemburg wie 2 zu 3, ein außerordentlich günstiges Verhältniß, während dagegen, um das entgegengesetzte hervorzuheben, in beiden Flandern ein Ueberschuß nur in sehr geringem Maße vorhanden war. Die Thatsache, daß die natürliche Zunahme der wallonischen Provinzen bedeutender als die der vlaemischen war, läßt sich im Ganzen nicht in Abrede stellen, aber schon der Umstand, daß auf einzelne Provinzen (namentlich im ersten Dezennium) dies keine Anwendung fand, sollte davon abhalten, diesen Unterschied als einen prinzipiellen herauszuheben; bei näherer Untersuchung muß der Unbefangene die Ueberzeugung gewinnen, daß die südlichen Provinzen nicht der verschiedenen Nationalität, sondern einer ganzen Reihe wirksamer Ursachen, von denen die Gestaltung der beiden hier zu Grunde liegenden Elemente abhängig war, in dieser Zeit ihre bevorzugte Stellung verdankt haben. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Die Elektrizität im Dienste der Industrie.

Die industrielle und die natürliche Galvanoplastik.

(Schluß.)

Fast gleichzeitig mit Herrn Jakobi erzielte Herr Spencer in England, wenn auch nicht so vollständige, doch ähnliche Resultate. Herr Bocquillon in Frankreich und später Herr Mathiot in Amerika haben zur Vervollkommnung der Galvanoplastik auch das Ihrige beigetragen. Um eine anschauliche Vorstellung von dem zu gewinnen, was gegenwärtig schon die Galvanoplastik leistet, müssen wir den Herren Coblenz und Hulot in Paris einen Besuch abstatten. Die Werkstätte des Herrn Coblenz in der Charlotstraße ist ein Bodenraum, in welchem nur schmutzige, mit metallhaltiger Flüssigkeit gefüllte Gefäße und Voltasche Säulen von der gröbsten Art zu sehen sind. Um die geräuschlose Arbeit, die hier vor sich geht, in stetem Gange zu erhalten, ist nur nöthig, die Gefäße immer wieder mit der metallischen Flüssigkeit zu versehen und die Kupfer- und Zinkplatten, welche die arbeitende Kraft entwickeln, wo sie sich aufgezehrt haben, durch andere zu ersetzen. Treten wir aus dem Raum, in welchem die bewußtlosen Arbeiter ihre stille Thätigkeit ohne Unterbrechung fortsetzen, in den nebenanliegenden Saal, in welchem die gewonnenen Werke zu Tausenden aufgestellt sind, so finden wir da bewundernswerthe Gegenstände: Bronze-Arbeiten von einer Leichtigkeit und von einer Feinheit des Gepräges, die man vor wenigen Jahren noch für unmöglich gehalten hätte; Nachbildungen der geographischen Platten des Generalstabes, welche die Originale so treu wiedergeben, daß es nicht möglich ist, die von den galvanoplastischen Platten abgezogenen Karten von denen zu unterscheiden, die man von den Originalplatten abgezogen hat; Facsimiles der großen Staatssiegel Napoleon's III. in Silber mit allen den Feinheiten des künstlerischen Stichs, um deretwillen es bisher fast unmöglich gewesen, unsere gegenwärtigen Medaillen und Münzen nachzumachen; Luxusgegenstände mit getriebener Arbeit von fabelhafter Künstlichkeit. Man bringe Herrn Coblenz ein Modell in Wachs, in Marmor, in Thon, ein Wappen mit den feinsten Figuren, den Abdruck eines Petschafts oder irgend einen natürlichen oder künstlichen Gegenstand; er wird das Facsimile in Metall auf eine eben so vollkommene als einfache Weise zu Stande bringen. Gelegentlich erwähnen wir, daß auf galvanoplastischem Wege auch Blumen, Früchte, ja, sogar anatomische Präparate und naturgeschichtlich merkwürdige Ueberreste in Metall facsimilirt worden sind. Das Kriegsministerium hat ein Atelier einrichten lassen zur galvanoplastischen Nachbildung der Platten zur Karte von Frankreich, um den Preis der Karte herabsetzen zu können, und um die nöthigen Korrekturen und Nachträge leichter anbringen zu können; denn wenn man auf einer galvanoplastischen Platte eine fehlerhafte Stelle mit dem Grabstichel weggenommen hat, kann man sie durch die metallische Auflösung leicht wieder ergänzen und dann von neuem graviren.

In dem großartigen Atelier des Herrn Hulot arbeiten die schönsten, nach allen Regeln der Kunst und der Wissenschaft eingerichteten Voltaschen Säulen mit einer wunderbaren Kraft und Schnelligkeit; sie setzen Kupfer von einer Güte ab, wie das aus den berühmtesten Dachern gewonnene. Die Kosten des Etablissements, dessen Erzeugnisse Kunstgegenstände sind, kann man auf hunderttausend Francs veranschlagen. Zu den Erzeugnissen gehören Medaillen in allen Metallen und Metallmischungen, Spielkarten, Statuetten, Platten zum Druck der Bankbillets u. dgl. m. Um von der Masse des in diesem Atelier zusammengehäuften erfahrungsmäßigen Wissens in Bezug auf Mechanik, Metallurgie, Physik und Chemie eine Vorstellung zu geben, müßte man ein Buch schreiben; man findet da Vieles, was noch nicht einmal in der Akademie der Wissenschaften zur Sprache gekommen und darum der allgemeinen industriellen Praxis noch gänzlich fremd ist. Nachdem man in diesem Atelier die Erfahrung gemacht, daß bei einer zu niedrigen Temperatur die metallische Ablagerung viel langsamer von Statten ging, richtete man für die kalte Jahreszeit eine zweckmäßige Heizung ein. Dasselbe hat später Herr Mathiot in Amerika mit gutem Erfolge gethan.

Die Galvanoplastik ist zugleich eine Wissenschaft, eine Kunst und ein Gewerbe. Sie ist für die Skulptur und für die Kupferstecherkunst das, was für die Malerei die Photographie ist. Die Zeichnung einer menschlichen Hand kann einem photographischen Bilde nicht gleichkommen. Eben so dürfte es dem geschicktesten Künstler nicht gelingen, eine Statuette oder ein Basrelief so genau und so treu nachzubilden, wie es auf galvanoplastischem Wege geschieht.

Die Galvanoplastik, welche die Natur ohne Zuthun des Menschen immer getrieben, ist in neuester Zeit erst erkannt worden. Die ganze Erdkugel mit ihrer magnetischen Atmosphäre, ihren festen Kontinenten, ihrem glühend flüssigen inneren Kern, und mit den elektrischen Erscheinungen, welche dadurch hervorgebracht werden, ist eine ungeheure elektrische Maschine mit elektrischen Strömungen, die der nördlichen Richtung zufolge, welche sie der Nadel des Kompasses geben, im Allgemeinen von Osten nach Westen gehen. Diese Ströme durchziehen alle Stoffe, aus denen die Erdrinde besteht; ihre Richtung und ihre Stärke ist im Besonderen abhängig von dem Zustande und der Beschaffenheit des Erdbodens an den verschiedenen Stellen. Diese elektrischen Ströme führen, so schwach sie auch sein mögen, die metallischen Theile des Erdbodens mit sich und lagern sie da ab, wo sie auf ein Hinderniß stoßen oder eine Unterbrechung oder eine Schwächung erfahren. Solche Ablagerungen von Metallen finden vorzugsweise in den Spalten der Erdrinde statt, die sich mit dem Geröll der Gebirge oder mit der aus dem Erd-Innern hervorquellenden Lava angefüllt haben. Auf diese Weise sind die Metall-Adern entstanden, welche der Bergbau ausbeutet. Ein schöner Versuch, den, wie wir glauben, zuerst Herr Croß gemacht, bestätigt diese Theorie über die Entstehung der Metall-Adern. Man bildet auf einer Platte einen Haufen von feuchtem Lehm, mit dem man den Staub irgend eines Metalloxyds vermengt hat; mit einem Messer oder Säbel führt man einen Schnitt durch den Haufen und bringt dann die beiden Hälften des Haufens einander so nahe, daß die Durchschnittsflächen sich so viel wie möglich berühren. Läßt man dann durch den Lehmhaufen den elektrischen Strom einer Voltaschen Säule hindurchziehen, so bildet sich zwischen den Durchschnittsflächen eine Metall-Ader. Es ist bekannt, daß Herr Becquerel aus silberhaltigen Erden Frankreichs und anderer Länder auf diese Weise Silber in vollkommen reinem Zustande gewonnen. Die Natur hat also auch ihre innere Galvanoplastik, wie sie, nach dem Ausdruck eines alten Krystallographen, ihre unterirdische Geometrie hat.

Es ist schwer vorzustellen, wie der elektrische Strom, der so wenig materiell ist, die Metalltheilchen fortführen kann, um sie da zurückzulassen, wo ein Hinderniß oder eine Schwächung ihm die Kraft nimmt, sie weiter zu führen. Er macht es, wie ein Gebirgsfluß, der Strine und Sand mit seinen Wogen fortwälzt und dieselben in der Ebene, wo er langsamer fließt, ablagert, oder wie ein Wolf, der das Schaf, welches er fortschleppt, fallen lassen muß, wenn ihm ein Hinderniß in den Weg tritt. Auf welche Art es auch geschehen möge, es ist durch die Erfahrung festgestellt, daß der elektrische Strom materielle Stoffe von einem Ort zum anderen fortbewegt. Wenn man zwei halb mit Wasser gefüllte Gefäße durch einen einfachen getränkten Faden in Verbindung setzt und die Elektrizität durch diesen Faden leitet, so sieht man, daß das eine Gefäß sich aus dem anderen, welches leer wird, vollfüllt; ja, man kann einen Körper durch eine Substanz, auf welche derselbe sonst stark wirkt, mittelst der Elektrizität hindurchleiten, ohne daß er auf die Substanz den mindesten Einfluß ausübt. Der ganze

wunderbare Mechanismus der Ernährung, der Aussonderungen, der Verdauung in den thierischen Organismen beruht auf diesem elektrischen Vorgange; man hat bei Thieren, denen man die zum Magen führenden Nerven abgeschnitten, die Verdauung dadurch wiederhergestellt, daß man die abgeschnittenen Enden der Nerven durch einen die elektrische Verbindung wiederherstellenden metallischen Draht ersetzt hat. Giebt es etwas Bewunderungswertheres, als dieses geräuschlose Walten der geheimen Naturkräfte, welche ihren Zweck erreichen ohne Anstrengung, ohne Widerstand, ohne Zusammenstoß, welche das lebendige Wesen ins Dasein bringen, entwickeln, ernähren, erhalten, während, wenn der Mensch für seine Zwecke die Elemente gegen einander in Bewegung setzt, Feuer, Wasser, Wind, Dampf, Hämmer, Hebel, Räder unharmonisch durch einander zischend, lärmend, tobend wiederhallen, immer bereit, sich der Herrschaft der Intelligenz zu entziehen, der sie ungern zu gehorchen scheinen.

Wenn man zwei große Metallplatten in einer gewissen Entfernung von einander in die Erde gräbt und durch einen langen Draht, der in der Luft bleibt, in Verbindung setzt, so strömt ununterbrochen durch diesen Draht ein elektrischer Strom. Wenn in dem Erdboden Strömungen stattfinden, die irgend welche Stoffe mit sich führen, so darf man erwarten, daß sie dieselben, wenn sie auf die Metallplatte treffen, hier ablagern werden. Man hat diesen Versuch noch nicht gemacht. Da die Ströme der Erdkugel von Osten nach Westen gehen, so würde man die beiden Platten in dieser Richtung gegen einander aufstellen müssen. Folgerichtig muß man auch annehmen, daß die Metalllagen der Erde sich vorzugsweise längs derjenigen Gebirgsketten und Erdspalten, die sich von Norden nach Süden hinziehen und den von Osten nach Westen gehenden elektrischen Strömen den Weg versperren, haben bilden müssen. Die goldreiche Gebirgskette des Ural geht von Norden nach Süden; von den Gebirgen Kaliforniens und Australiens kann man dies auch beinahe sagen. Es fehlen noch die Beobachtungen, durch welche die erwähnte Annahme zu bestätigen sein wird.

Es fragt sich, wo das Metall, das manche Gegenden, manche Adern in so beträchtlicher Menge enthalten, eigentlich herkömmt? Man hat Goldklumpen im Werthe von mehr als hunderttausend Francs gefunden. Hat die Natur das Metall durch einen schöpferischen Akt hervorgebracht? — Gewiß nicht, da ein absolutes Entstehen eben so unmöglich ist, wie ein absolutes Vergehen. Die mechanischen, die physischen, die chemischen, die in den Pflanzen und Thieren wirkenden Kräfte, überhaupt alle die Kräfte, welche die ganze Welt beherrschen, können ein kleinstes Theilchen Stoff weder schaffen, noch vernichten; aber diese Kräfte können Metalltheilchen, die im Erdboden vertheilt enthalten sind, in Bewegung setzen, zusammenbringen, galvanoplastisch zu einem Metallklumpen verdichten. Das Vorhandensein des Goldes im Erdboden und insbesondere in der Umgegend von Paris hat Herr Sage, Professor der Chemie zu Monnaie, festgestellt. Die Bäume, die Sträucher, die Weinreben ziehen ihre Nahrungsstoffe aus dem Erdboden, um sie in Stamm und Rinde zu verwandeln. Wenn man Weinreben verbrennt, so entweicht der ganze darin enthaltene Kohlenstoff, und es bleibt nur wenig Asche zurück. Aus einer genügenden Menge dieser Asche von Reben gewinnt man auf chemischem Wege ein wenig Gold. Dieses Gold können die Weinreben nur dem Boden, der sie genährt hat, entzogen haben. Herr Sage hat auf diese Weise so viel Gold gewonnen, daß er davon mehrere Zwanzigfrankstücke hat prägen lassen können. Indessen ist ein materieller Vortheil mit diesem Versuch keineswegs verbunden gewesen. Die Gewinnungskosten haben sich für jedes Zwanzigfrankstück auf ungefähr hundertundzwanzig Francs belaufen. Das erinnert an ein Sprüchwort, welches im spanischen Amerika heimisch ist: „Der Erste, der eine Silbermine bearbeitet, verliert dabei sein Vermögen; ist es eine Goldmine, so stirbt er im Hospital."

Die Galvanoplastik macht in theoretischer und in praktischer Beziehung von Tage zu Tage Fortschritte. Was würden die Künstler von 1840 gesagt haben, wenn man ihnen eine Bronzestatue von unendlicher Feinheit der Modelirung gezeigt und ihnen erklärt hätte, dieselbe sei ohne Feuer zu Stande gekommen? Sie würden es nicht geglaubt haben.

Die vorstehende Darstellung, die noch keineswegs vollständig ist, wird ausreichend sein, die unendliche Bedeutung der Elektrizität für die Industrie eben so sehr, wie für die Wissenschaft, zu veranschaulichen. Vor zwei Jahrhunderten existirte die Wissenschaft von der Elektrizität, die zugleich rationell und industriell ist, noch nicht einmal dem Namen nach. Warum ist das Gebiet dieser Wissenschaft so unübersehbar groß? Weil die Elektrizität durch ihre mechanischen, physischen, chemischen und physiologischen Eigenschaften wirklich über die ganze Natur herrscht.

England.

Die Volksküche.

Als der Kaiser Napoleon III. neulich in Pau vom Maire begrüßt wurde und im Verlauf der Anrede eine Hinweisung auf Heinrich IV. vorkam, erwiederte der Fürst: „Ich weiß es vollkommen zu würdigen, daß Sie mich an Heinrich IV. erinnert haben. . . . . Sein Wunsch, daß jede Familie einmal wöchentlich ihr Huhn im Topf haben möchte, war ein königlicher; ich wünsche, daß es mir vorbehalten sei, ihn zu verwirklichen."

Wer wünscht das nicht? Wer möchte nicht, daß die Verwirklichung dieses Wunsches sich weit über Frankreichs Gränzen hinaus verbreite? Inzwischen, bis die Zeit kömmt, wo Jedermann sich zu seinem eigenen Hühnchen hinsetzen kann, hat Herr Soyer es unternommen, ihn zu unterweisen, wie er es kochen soll,*) und wie er, in Ermangelung eines Besseren, einstweilen auch der einfachsten Kost mit möglichst geringen Mitteln den Wohlgeschmack der feinsten Gerichte geben kann.

Soyer hat sich aber seine Aufgabe nicht so leicht gemacht. Er drang in die niedrigsten Hütten, um, bevor er das eigentliche Küchenlehramt antrat, den Zustand und die Bedürfnisse des Volkes kennen zu lernen. Und hier benahm er sich mit seltener Weisheit. Er verlangte nicht, daß die Volksküche, so zu sagen, rekonstruirt, sondern auf die nützlichste Weise ausgebessert werde. Fernere Ergebnisse und Verbesserungen erwartet er von der Folgezeit. Er macht es wie Knecht Ruprecht, der, in der Hoffnung, sich einmal ein Pferd kaufen zu können, einstweilen ein paar Sporen anschaffte. Doch nein, unser Reformator geht doch etwas weiter. Er rechnet schon jetzt auf Quellen hin, die unbenutzt liegen. So z. B. empfiehlt er die Nesseln als eine nützliche, angenehme und wohlfeile Küchenpflanze, die eben nur, weil sie nichts kostet, verachtet wird. Nach seiner beigebrachten Vorschrift zubereitet, lassen sie an Wohlgeschmack den Spinat hinter sich.

Sein Streben ist, das Volk soll „gut leben" in des Wortes Doppelsinn. Er betrachtet nämlich die Küche nicht als Zweck, sondern als Mittel. Sitte und Religion, meint er, herrschen dort, wo die guten Dinge, gut gekocht, im Ueberfluß sind. Wir lassen diesen Schluß auf sich beruhen; denn die Hand aufs Herz, dürfte mehr denn ein Philosoph beichten: „Zenonem laudo, at Epicurum viro" („Zeno lob' ich und epikurisch leb' ich"). Indeß mag die Küche ihre gesellschaftlichen, sittlichen und, durch eine Verkettung von Umständen, sogar ihre religiösen Einflüsse haben. Die große Herzogin von Marlborough verdankte einen Theil ihrer Macht über den berühmten Feldherrn den Eierkuchen, die sie ihm so delikat zu bereiten verstand, und selbst Frau von Maintenon wurde zu dem Bekehrungswerk angefeuert durch die petits déjeûners, die ihrer nach der geistlichen Arbeit harrten.

Die religiöse Frage bringt uns auf das, was der Verfasser über die Saucen sagt. Er erinnert an das alte, dem Fürsten Talleyrand zugeschriebene Scherzwort: „England hat hundertundzwanzig Religionen und nur Eine Sauce, und zwar geschmolzene Butter." Lange vor dem Erbischof von Autun hatte aber schon ein Schriftsteller über England das Urtheil gefällt: „Hier ist Nichts geschliffen, als der Stahl, und keine andere reife Frucht, als gebratene Aepfel." Herr Soyer fügt mit philosophisch ernster Miene hinzu: „Talleyrand war der Wahrheit sehr nahe; nur hätte er uns zugleich sagen sollen, wie die hundertundneunzehn Saucen auf die Stammsauce zu pfropfen wären, gerade so wie die zahlreichen Sekten Sprößlinge der ursprünglichen Religion sind, die in diesem Lande eingeführt worden." Die strenge Folgerichtigkeit dieser Sätze mag der Verfasser mit der Logik ausmachen; unbestritten aber bleibt die Thatsache, daß die einzige Sauce der Engländer oft das Essen und den Magen verdirbt und überdies mehr als Einen Sinn beleidigt. Mancher Tischgast wird da an das Wort der Königin Elisabeth erinnert. Nach der Salbung, die ihr die ganze Krönung verleidete, äußerte sie: „Das ist ja Schmeer und kein Oel; es riecht garstig."

Als Zugabe zu seinen Kochvorschriften giebt Soyer einige nützliche Winke über die Zucht der Thiere, die zur Nahrung dienen. Ein Blick in die Schweinställe der Landleute überzeugte ihn von der Nothwendigkeit, seinem Kursus in der Kochkunst des Schweinefleisches eine Propädeutik über die Fütterung der Schweine voranzuschicken, und wie gedeihlich es namentlich für die Ferkel wäre, wenn sie, gleich oder ungleich ihren Freunden, den zweibeinigen Kleinen, wöchentlich ein Reinigungsbad bekämen und überhaupt sauber gehalten würden. Er hätte nur einen Schritt weiter gehen und diesen Luxus der ganzen Familie dringend empfehlen sollen, als eine Erhöhung des Lebensgenusses bei und außer bei Tische. Unwillkürlich wird man hier an eine Note gemahnt, die Samuel Patrick zu den von ihm 1773 herausgegebenen „Colloquia Erasmi" gelegentlich macht: „Omnes fere gentes Europaeanae praeter nos lavant manus antequam discumbant" („Fast alle europäischen Völker, außer wir, waschen sich die Hände, bevor sie zu Tische gehen."). Ein schönes selbstausgestelltes Zeugniß das für die Reinlichkeit des englischen Volkes vor achtzig Jahren!

Herr Soyer wirft auch einen Seitenblick auf die Chemie und sagt darüber so Manches, was Hausfrauen, Köche sogar, geschulte und un-

*) A Shilling Cookery for the People; embracing an entirely New System of Plain Cookery and Domestic Economy. By Alexis Soyer. Routledge & Co.

redet er das so lange in den größten Unglauben versunkene Frankreich an — „erwache zur Hoffnung, zur Liebe, zum Leben Gottes, zu einer neuen Laufbahn unserer Menschlichkeit auf Erden! Erblicke die Kirche, ehrwürdig an Jahren, doch so frisch wie ein Kind, — die Verkörperung aller Wahrheit, die Quelle alles Lebens — welche die Stürme der Vergangenheit nicht erschüttern konnten, und die für die Zukunft bestimmt ist, eine unvergängliche Herrschaft zu behaupten, — diese Kirche öffnet ihre Arme, Euch aufzunehmen, und wird Euch zur ewigen Seligkeit geleiten."

Die Beredtsamkeit und Kraft dieses frommen Aufrufs gewannen dem Verfasser den Titel des neuen Streiters für die Kirche, des neuen Bossuet oder, wie Papst Leo XII. sich ausdrückte, „des letzten der Kirchenväter". Es ward ihm sogar ein Kardinalshut angeboten, aber er lehnte ihn ab, weil er seine eigenen Zwecke zu verfolgen hatte, welches am besten in seiner bisherigen Stellung geschehen konnte. Er hoffte unter der Herrschaft der Bourbons die Befreiung der Kirche zu Stande zu bringen, aber es war augenscheinlich, daß er den Geist jener despotisch-bureaukratischen Regierung nicht kannte. Für die Männer, die an der Spitze der Monarchie standen, war die Kirche eben so sehr ein Werkzeug, wie sie es für Napoleon gewesen, und als Lamennais abermals in seiner „Religion considérée dans ses rapports avec l'ordre civile et politique" gegen dieses System donnerte, wurde er mit Geld- und Gefängnißstrafe belegt.

Bei einer solchen Behandlung von Seiten der Bourbons mußte sich der Eifer Lamennais' für das Königshaus bedeutend abkühlen; als es daher im Jahre 1830 zum zweiten Male vertrieben wurde und er sich wieder frei aussprechen konnte, wandte er sich an die Kirche selbst mit der Aufforderung, ihre Unabhängigkeit sofort zu erklären. Um sich einen größeren Wirkungskreis zu schaffen, gründete er das Journal l'Avenir, welches er mit charakteristischem Eifer und Energie redigirte, wobei er gelegentlich von dem Grafen Montalembert und dem Abbé Gerbet, so wie von dem seitdem in Paris als Prediger so berühmt gewordenen Abbé Lacordaire, unterstützt wurde. Ihr Hauptzweck war, die katholische Kirche zum Gefühl der moralischen Wirksamkeit zu erwecken, deren sie fähig sei, und sie auf der Laufbahn des thätigen Wohlwollens und der Liebe vorwärts zu treiben. Nach den Worten Lamennais' und seiner Freunde hofften sie, „das Reich der Gewalt zu Boden zu schmettern und dessen Stelle durch eine Herrschaft der Gerechtigkeit und Liebe zu ersetzen, welche zwischen den Gliedern der großen menschlichen Familie jene Einigkeit herstellt, in der jedes Individuum als Theil des Ganzen betrachtet wird und am allgemeinen Wohl theilnimmt"; kurz, sie wollten das Evangelium Christi als das Bindemittel zu einer großartigen Verbrüderung gebrauchen, die sich über die ganze Welt erstrecken sollte. Zur Durchführung solcher Ideen rechneten sie seltsamerweise auf die Mitwirkung des Papstthums und des katholischen Klerus. „Eure Macht", riefen sie, „ist im Begriff, Euch zu verlassen, und mit ihr fällt der heilige Glaube! Wollt Ihr beide retten? Vereinigt sie mit dem Geschick der Menschheit. Erinnert Euch, daß Nichts in dieser Welt stehen bleibt. Wenn Eure Religion nicht mit dem Menschengeschlecht fortschreitet, wenn sie nicht mit den Pulsschlägen des menschlichen Herzens Takt hält, so wird sie rückwärts schreiten und in Verfall gerathen. Ihr habt über Könige geherrscht: streckt Eure Hände nun dem Volk entgegen, es wird Euch mit starken Armen und, was noch besser ist, mit seiner Liebe stützen! Sagt Euch los von Euren weltlichen Trümmern, den Ueberbleibseln Eurer alten Größe, dem finsteren Andenken der Vergangenheit, von der Hoffnung, einen Glanz wieder zu beleben, der auf ewig untergegangen ist; stoßet alles dieses als werthlos von Euch und schreitet vor zur wahren Würde und Macht!"

Seinen Worten durch Thaten Nachdruck zu geben, gründete Lamennais eine Gesellschaft zur „Vertheidigung der religiösen Freiheit", welche bald eine Menge Anhänger in allen Theilen Frankreichs zählte. Ihre Aufgabe bestand darin, die Emancipation der Geistlichkeit von dem Staate zu erstreben, niedere und höhere Schulen für das Volk, unabhängig von der Regierung, zu gründen und einen freundschaftlichen Verkehr zwischen allen Klassen des Volks, selbst zwischen den verschiedenen Nationen zu befördern. Um den letzten Theil seines Planes ins Werk zu setzen, veranstaltete Lamennais eine Sammlung zum Besten der Hunger leidenden Irländer, die bald zu einer bedeutenden Summe anwuchs, predigte zu Gunsten der polnischen Flüchtlinge und erklärte sich für eine Intervention in Italien, um die Halbinsel von dem Despotismus Oesterreichs zu befreien. Man sieht hieraus, daß er, ohne es zu ahnen, auf demokratischen Boden gerathen war; trotzdem klammerte er sich noch immer an die Kirche fest und glaubte, thöricht genug, sie zu seinen Ansichten bekehren zu können. Wie wenig verstand er sich auf den Geist der Kirche oder vielmehr der römischen Kurie! Man hat allerdings schon viele Wunder erlebt, allein ein solches Wunder, wie es Lamennais zu sehen hoffte, die Verwandlung einer reichen und engherzigen Hierarchie in eine Schülerin des Fortschrittes und der Humanität, das war eine Unmöglichkeit. Der Versuch beweiß, daß er es zwar ganz aufrichtig meinte, aber sehr unerfahren war. Von gleicher Naivetät zeugt die Thatsache, daß er nach Rom ging, um Papst Gregor persönlich zu besuchen und ihm die Entwürfe vorzulegen, mit denen er sich beschäftigte. Gregor weigerte sich, den kühnen Abbé vorzulassen, weigerte sich, seine Denkschrift zu lesen, und nach langem, vergeblichem Harren mußte er unverrichteter Sache heimkehren. Sein Traum war zerronnen, die Glorie verblichen, die er um die Stirn der Mutterkirche gewunden hatte, die Hoffnung auf Wiedergeburt, wie Spreu, vom Winde zerstoben. Rathlos und niedergeschlagen, wurde er auf dem Rückwege nach Paris in München von einem päpstlichen Rundschreiben überrascht, das ihm ziemlich deutlich zu verstehen gab, in welchem Lichte die rothen Hüte des Vatikans seine Meinungen betrachteten, — das die Gewissensfreiheit als eine „ungereimte Idee" verwarf, die Preßfreiheit für eine „verhängnißvolle Freiheit, an die man ohne Schrecken nicht denken könne", erklärte und jeden Widerstand zu einem „Verbrechen" stempelte. Welcher Donnerschlag für unseren geistlichen Reformator!

Aber die Kirche war noch nicht mit ihm fertig. Nicht damit zufrieden, sein Vergehen bestraft, seine Pläne über den Haufen geworfen und ihn dem Hohn der Welt preisgegeben zu haben, wollte sie es noch dahin bringen, daß Lamennais selbst seinen Fehler eingestehe und der Demüthigung einer kränkenden Niederlage auch die Erniedrigung einer reumüthigen Beichte hinzufüge. Sein Geist mußte vollständig gebrochen werden. Er gab seine Zeitung auf, entsagte seiner ganzen publizistischen Wirksamkeit, bequemte sich äußerlich zu Allem, was von ihm gefordert wurde — allein die Hierarchie blieb unerbittlich. Er mußte seine Irrthümer feierlich abschwören und die in dem Rundschreiben ausgesprochene Verurtheilung derselben selbst unterschreiben. Umsonst sträubte er sich gegen eine solche Zumuthung, umsonst bat er, ihm Zeit zu gönnen; endlich, nach einem harten Kampf und von Gewissenszweifeln gefoltert, entschloß sich Lamennais — um, wie er sagt, „seinem beunruhigten Geist Frieden zu verschaffen", zur Unterwerfung unter die Gebote der Kirche. Er war noch nicht im Stande, die Bande zu trennen, die ihn an seine geistige Pflegemutter knüpften. (Schluß folgt.)

Sibirien.

Nordisches Klima.

(Schluß.)

Die einheimischen nomadischen Völkerschaften leben von etwas Viehzucht, Jagd und Fischerei, erheben sich in ihren Anschauungen nicht einmal auf das Niveau des Götzendienstes und üben ganz äußerlich einiges Christenthum nur, um sich ihren Herrn gefügsam zu erweisen. Unter seinen Erzeugnissen hat Sibirien gleichwohl Etwas, was zahlreichere und bedeutsamere Völkerschaften anziehen müßte. Am Ural und Altai findet sich bekanntlich Gold und Platina, und schon Humboldt sprach beim Anblick der Erze aus, daß hier auch ein Fundort für Diamanten sei, und diese Voraussagung hat sich bestätigt.*)

Innerhalb jener völligen Gleichförmigkeit der Bodengestalt, — der Süden hochgelegen und gebirgig, die Abdachung des ganzen Landes gegen Norden, der Verlauf der vielen und gewaltigen Flüsse in derselben Richtung, — und bei der Gleichförmigkeit der Luftströmungen, die fast nie Regen und so viel Schnee niederschlagen, ist die reichliche Ernährung der sibirischen Flüsse ein Problem, dessen Lösung vielleicht in der sehr schwachen Verdunstung des Schnees zu finden ist, der während eines acht- bis neunmonatlichen Winters fällt. Während der kurzen und raschen Schmelzperiode kömmt fast die ganze Masse jenes Schnees den Flüssen zugute, die obendrein bei dem sehr geringen Gefälle in der Nähe des Meeres wenig Wasser abgeben.

Ohne sonderliche Unfälle legte der Verfasser seine weite Schlittenfahrt bis Ochotsk und Petropawlovsk am Stillen Meere zurück. Von Irkutsk ging er bis an die chinesische Gränze, folgte dann dem Laufe der Lena quer durch das Land bis Ochotsk, von wo ab Schneegründe, Fuhrten, Entbehrungen und selbst Begegnungen mit Bären den letzten Theil der Reise sehr erschwerten. Vor Allem bemerkenswerth fand er die hohen Kältegrade. Ein Tagebuch während des Winters 184¼ weist vier Monate lang vom Dezember ab einen ständigen Frost von 15° bis 16° R. nach. Im April und Anfang Mai's stieg das Thermometer selten über den Schmelzpunkt des Eises, mehrmals fiel es unter den Gefrierpunkt des Quecksilbers, so daß Weingeist die Temperatur zu bestimmen diente. In den Städten giebt es mancherlei Heizmaterial; im Freien aber verlegt die spärliche Bevölkerung ihre Wohnungen unter den Erdboden, um eine etwas erhöhte Temperatur zu erzielen. In diesen Löchern herrscht eine Unsauberkeit, wie man sie nicht bei den schmutzigsten Hausthieren findet. — Der Thee bietet ein geeigneteres Getränk gegen die Kälte, als Branntwein. Er erhält wach, wo ein tiefer

*) In den Jahren 1829 ff. sind allerdings im Ural Diamanten aufgefunden worden, doch hat seit einiger Zeit die russische Regierung, die in solchen Dingen nicht schweigsam zu sein pflegt, nichts wieder über dergleichen Funde verlauten lassen. Erst allerneueste Nachrichten erzählen Etwas von eben entdeckten Topasen. D. R.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. No. 23, und beim Expedteur Neumann, Niederwallstr. No. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 117. Berlin, Sonnabend den 30. September 1854.

England.

Heinrich VIII. und seine sechs Frauen.*)

Die ausschweifendste Phantasie, versetzte sie sich auch mitten in die Leidenschaften, die das sechzehnte Jahrhundert bewegten, mitten in die Sittenverwilderung, die es mit Blut besudelte, könnte kein Märchen ersinnen, das mit seinen Schauder erregenden Begebnissen über alle Gränzen des Wahrscheinlichen so weit hinausginge, wie die wirkliche Geschichte des königlichen Blaubarts, Heinrich's VIII. von England.

Heinrich VIII. im sechzehnten Jahrhundert, mitten unter dem gebildetsten und verhältnißmäßig freiesten Volke des alten Europa, ein christlicher König, ein englischer König angesichts seiner Parlamente, seines Adels, seiner Bischöfe scheint es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, durch die schrankenlose Raserei seiner Liebschaften, durch die freche Tyrannei seiner Launen jene gekrönten Wahnsinnigen auszustechen, die in dem heidnischen, geknechteten Rom ihre Gemahlinnen mit Fußtritten tödteten, ihre Freigelassenen heirateten und ihr Leibpferd zum Konsul machten. In Heinrich vereinten sich die Leidesstärke, der Geist, die Wissenschaft, die Dogmatik — die Spitzfindigkeit des Scholastikers mit dem Styl des Humanisten — er ist das Gesetz, der Richter und der Henker — er ist die Kirche selbst; die Kirche, die er zur Magd im Dienst der Wollust reformirt hat. Warum hat er eine religiöse Revolution gemacht? Weil sich der Papst gewrigert, mit der Tiara auf dem Haupte, dem Rauchfaß in der Hand, den Zug der Knechte seiner Laster anzuführen. Das Papstthum widerstand, wie es damals widerstehen konnte, mehr durch List, als durch offene Gewalt, den Verführungskünsten, die man an ihm versuchte. Heinrich wollte einen Mitschuldigen und fand einen Richter. Hier nun erschrint er minder mächtig, minder unbeschränkt und, wenn möglich, minder hassenswerth, als die römischen Cäsaren, die nirgends, außer unter einem Prätorianerzelt, weder Rath, noch Zügel, noch Züchtigung fanden. Es giebt einen Moment in Heinrich's Geschichte, wo er sich genöthigt sieht, mit einer überlegenen, rein moralischen Macht abzurechnen; diese Macht hemmt ihn einen Augenblick in seinem Sündenlauf, bis er Zeit gewinnt, Wolsey wegzujagen und für Fisher und Thomas Morus — „diese Schwachköpfe, die mit aller Gewalt tugendhaft sein wollten", wie Wolsey selbst in Shakespeare's „Heinrich VIII." über Doktor Pace sich ausdrückt — das Schaffot aufzuschlagen. Jetzt kennt er keinen Zügel mehr, und schwerlich dürfte die Geschichte, selbst unter den mehr oder weniger vergötterten Tollhäuslern der römischen Imperatoren, noch ein Beispiel einer so unerbittlichen, schamlosen Tyrannei, eines so frechen und scheußlichen Lasters aufzuweisen haben.

Das Laster Heinrich's, — kaum wagt man es bei Namen zu nennen, — ist die unersättliche Fleischeslust; es ist der Pessimismus des sinnlichen Bedürfnisses, der, mit dem Scepter ausgerüstet, die Hand der Gerechtigkeit besudelt und mit dem angemaßten geistlichen Schwert die Leiber sammt den Seelen tödtet. Die Wollust, als Schisma verkleidet, als Gottesgelahrtheit aufgeputzt, gebahrt sich als Apostel, strebt nach der Suprematie; der Kultus der Palastdamen verdrängt die Verehrung der heiligen Märtyrer, das Bett der Katharinen den Tabernakel Gottes. Man lese das Leben Heinrich's in Hume, Lingard, Goldsmith, Voltaire, Audin; in den Büchern der Philosophen und der Gläubigen, bei den Protestanten und Katholiken — überall dieses schmachvolle Brandmal, überall dieser Schandfleck, den sein Laster allen Handlungen aufdrückt, überall diese blutrünstige Wunde der Geilheit, unheilbarer noch, als das Geschwür, das an seinem Schenkel fraß und ihm den Tod brachte. Und dieser Flecken haftet nicht an seinem Leben allein, er haftet an seinem Volke. Es ist in der That unglaublich, bis zu welchem Grade dieser König seine Höflinge, seine Räthe, seine Minister, Alle, die ihm oder dem Staate unter seinem Namen dienten, in die Schändlichkeiten seines Privatlebens hineinzieht, und von den Heimlichkeiten und dem Schmutze des königlichen Schlafgemachs kömmt ein guter Theil auf die Handhaben der Staatsgewalt, auf die geistlichen Räthe, auf die Professoren-Kollegien, auf die Gerichtshöfe, auf die Parlamente. Als in Rom die Nachkommen eines Fabricius und Paulus Aemilius über eine Steinbutten-Sauce für Domitian berathschlagten, da war schon, wie alle Welt weiß, der Senat ein Leib ohne Seele. Heinrich aber besudelte zu seinem Vergnügen einen Adel, dem das Geschick Englands verheißen war, erniedrigte ein Parlament, das ihn drei Jahrhunderte überlebte.

Die edle Katharina von Aragonien, Witwe aus erster Ehe mit dem Prinzen Arthur, dem älteren Bruder Heinrich's, die das einzige Unrecht gegen ihren zweiten Gemahl beging, daß sie nicht mehr jung war, mußte sich öffentlich vor dem päpstlichen Legaten und dem englischen Adel wegen der Anklage des Königs vertheidigen, daß er sie nicht als Jungfrau geheiratet habe, und berief sich auf einen gewissen Beweis der bestrittenen Jungfrauschaft, der vor achtzehn Jahren von dem spanischen Gesandten am Hofe Heinrich's VII. an ihren Vater überschickt worden war. Von ähnlicher Natur war der Prozeß gegen Anna von Kleve, die vierte Gemahlin des Königs. Getäuscht von einem Bilde des berühmten Holbein, hatte Heinrich, aus politischen Rücksichten, die Schwester des Herzogs von Kleve geheiratet. Allein das Bild hatte gelogen, Anna war häßlich, und die Reue folgte bei Heinrich der gefeierten Vermählung auf dem Fuße. Ein Konzil wird zusammenberufen, und am 9. Juli 1540 vereinigen sich zu Westminster beiläufig zweihundert Priester, Bischöfe, Diakonen, Doktoren der Theologie, Dechanten und Würdenträger der Kirche, um die Ehe des Königs gegen allen Grund zu lösen. Und in einem schlechten Latein, in einem Styl, der alten Weibern mehr als Bischöfen ziemt, wird die schmutzige Sentenz von dieser anglikanischen Synode ausgesprochen: „Consideravimus enim carnalem copulam inter Majestatem Vestram et praedictam dominam Annam minime secutum esse, nec cum ea, *justo intercedente impedimento*, consequi deinde posse. Quae omnia, *ex his quae audivimus probationibus*, vera et certa esse existimamus." . . . . . Das Latein, sagt man, darf der Ehrbarkeit ungestraft ein Schnippchen schlagen; zuweilen aber rächt sie sich doch, und das Latein wird das Gedächtniß Heinrich's VIII. vor der Schande eines solchen Ausspruches nimmer schützen.

Derselbe Skandal und dieselbe Mitschuld des Publikums durch die Stimme seiner Vertreter und Priester bei dem Prozesse der Katharina Howard. Katharina Howard, obgleich die katholische Partei eine Weile ihre Hoffnung auf dieselbe setzte, war gewiß keine Heilige. Wie fast alle Frauen des Königs — Katharina von Aragonien hatte in ihrer Sittenreinheit keine Nachfolgerin — hatte sich Katharina vor und nach ihrer Vermählung große Freiheiten mit denjenigen Höflingen erlaubt, die sich berufen glaubten, da der König schon in das reife Alter zu treten anfing, seine jungen Gemahlinnen für die Langeweile und den Ueberdruß der Größe schadlos zu halten. Dann mochte Katharina vielleicht, was ihr an wirklicher Würde abging, durch irgend welche heimliche Huldigung, durch irgend welche verbotenen Genüsse ersetzen. Von den Königinnen aus der englischen Aristokratie ließ sich mit noch mehr Grund als von den französischen Edelleuten behaupten, Gott selbst könne sie nicht besser machen. Die Prinzessin Marie, Schwester Heinrich's VIII. und Gemahlin Ludwig's XII., blieb Königin, selbst nachdem sie den Herzog von Suffolk in zweiter Ehe geheiratet; Anna Boleyn, Johanna Seymour und Katharina Howard blieben, als sie Heinrich VIII. heirateten, seine — Maitressen. Das lag in der Natur einer Zeit und eines Landes mit seinem alten Adel; was auch die öffentliche Erniedrigung thun mochte, die Höhe des Ranges hob den Emporkömmling nimmer aus seiner Unwürdigkeit. Die Frauen Heinrich's hatten vom Königthum den Schmuck, den äußeren Prunk, die eigennützigen Huldigungen, das königliche Diadem, den oberflächlichen Schimmer; — aber es fehlte der traditionelle Glaube, die Magie der angestammten Ehrfurcht; und das wußten sie recht gut. Bei der Zusammenkunft Heinrich's mit Franz I. zu Calais hatte es Anna Boleyn nicht erlangen können, daß dieser Fürst die Königin von Navarra mitbringe, und nur unter einer Maske konnte sie sich auf einem Balle die Ehre erschleichen, mit dem Könige von Frankreich zu tanzen.

Hätten sich aber auch Heinrich's Frauen über das Schmachvolle dieser Verbindungen täuschen können, so würde ihnen die Art und Weise, wie der König gegen diese ephemeren Schöpfungen seiner Laune verfuhr, sobald diese Laune verflogen war, die Augen haben öffnen

*) Les six femmes de Henri VIII. Scènes historiques, par M. Empis

Richtstätte geht, sagen: „Es ist ein Schwindel! Man läßt sich blenden und stürzt in den Abgrund! Auch ich stürze hinein. Sieh, wie tief! Sieh das Schaffot! Das ist der Lohn meiner Zärtlichkeit! Das verheißt Heinrich Allen, die sich erkühnen, ihn zu lieben! Seinem Hasse wird er nimmer ein Menschenleben, seinen Gelüsten nimmer eine Frauen-Ehre versagen!“ — Und in der That, auf den ersten Verdacht, ja, auf die erste Anwandlung des Ueberdrusses schickte der König einen Lord-Kommissär, sie zu verhören, berief er ein Parlament, sie zu richten, ließ er den Henker aus Calais holen, ihnen den Kopf abzuschlagen. — An demselben Abend, als noch das Zucken der Hinrichtung Anna Boleyn's auf den Höhen von Richmond flatterte, umarmte Heinrich Johanna Seymour als seine Gemahlin.

Heinrich hatte sich stets für einen Meister und untrüglichen Kenner in der Kunst gehalten, die unverletzte Unschuld der Frauen zu erkennen, die er heiratete. Der Prozeß gegen Katharina Howard beweist, daß seine Untrüglichkeit in diesem zarten Punkte so wenig, wie in irgend einem anderen, gegen einen falschen Eindruck oder einen geschickten Betrug die Probe bestand. Doch das Parlament kam der Noth seines Königs zu Hülfe. „Die beiden Häuser“, sagt Hume, „nachdem sie das Geständniß der Königin entgegengenommen hatten, überreichten dem Könige eine Adresse, in der sie unter Anderem Se. Majestät beschworen, sich nicht über einen unangenehmen Zufall zu betrüben, dem alle Menschen unterworfen sind, in Betracht der Gebrechlichkeit der menschlichen Natur und des Wechsels der irdischen Dinge, und aus diesen Betrachtungen ein Trostmittel zu ziehen.“ Aber Heinrich war es nicht um Trost, ihm war es um Rache zu thun, und Katharina Howard's Haupt fiel unter dem Henkerbeil.

Das Parlament war Heinrich's Polizei, und um den schrecklichen Ehemann vor dergleichen häuslichen Mißgeschicken in Zukunft sicher zu stellen, erklärte es für Staatsverräther: 1) Jeden, der von einer Ausschweifung der Königin Kunde hat und es nicht sofort dem Könige anzeigt; 2) jedes Mädchen, das ihre Jungfrauschaft verloren hat und es wagt, den König zu heiraten; 3) jede Königin von England, die sich verführen läßt; 4) Jeden, der ihr den Hof und eine mündliche, schriftliche oder durch eine Zwischenperson vermittelte Liebeserklärung macht; 5) endlich, wer ihr als Vertrauter oder Zeuge strafbarer Liebeshändel dient. Der König sanctionirte diesen Beschluß, über den sich England anfangs lustig machte; als aber Katharina Howard und ihre wirklichen oder angenommenen Mitschuldigen auf dem Schaffot vor Towerhill bluteten, da verging Allen das Lachen. Vor dem Klang des Henkerbeils verstummte das spottende Zischen. Alt vor der Zeit, hatte Heinrich nur noch für solche Freuden Gefühl. Von der unersättlichen Wollust war ihm nur noch der Blutdurst geblieben. Katharina Parr, seine letzte Gemahlin, die er als schon jahrenreife Witwe geheiratet, war nur durch einen wunderbaren Zufall dem traurigen Loose ihrer Vorgängerinnen entgangen. Nicht verletzte Jungfrauschaft, nicht der Verdacht der Untreue, sondern der Sieg in den theologischen Klopffechtereien, worin sie Meisterin war, den sie zu wiederholten Malen über ihn vor Zeugen erfochten hatte, hätte diesmal bei einem Haare das Racheschwert des eitlen Wüthrichs aus der Scheide gezückt; wie Nero ein poetisches Verbrechen in dem Dichter Lucanus mit dem Tode bestrafte und wie Heinrich selbst die Professoren und Studirenden der Universität Oxford zur Amtsentsetzung und zur Peitsche verurtheilte, weil sie sich unterstanden, das Griechische anders, als er, auszusprechen. Nur eine schlaue Wendung in der nächsten Kontroverse rettete sie von der drohenden Gefahr. In ihren Armen beschloß Heinrich ein Leben, das die Ausschweifung verkürzt hatte und das Gott, wie Voltaire bemerkt, auf einem königlichen Bette enden ließ.

So war Heinrich VIII. Henker seiner Familie, Ehrenschänder der eigenen Kinder — seine beiden in rechtmäßiger Ehe erzeugten Töchter hatte er für Bastarde erklärt — Geißel seines Glaubens, Räuber der Kirchengüter, Verschwender des Staatsschatzes, Falschmünzer, falscher Zeuge, heuchlerischer Frömmling; er griff störend in die Rechtspflege ein und verletzte grausam das Naturgesetz in dem Grade, daß er den Vater der Anna Boleyn zwang, in dem Gericht über dessen Tochter zu sitzen. Mit diesen abscheulichen Lastern paarten sich in ihm obendrein lächerliche Verkehrtheiten: er war ein verbissener Pedant, ein unausstehlicher Wortstreiter; wunderlich und unersättlich in seinen Tafelgenüssen. Faßt man aber auch alle diese Züge zusammen, so hat man immer noch kein vollständiges Bild von diesem gekrönten Bösewicht, der siebenunddreißig Regierungsjahre dazu verwendete, die Menschheit zu quälen und zu entwürdigen.

Er starb auf seinem Bett, nicht nur, wie Hume sagt, geachtet, sondern auch niemals gehaßt von seinen Unterthanen. Also dieses Ungeheuer war populär, wie Nero populär war, weil er vor dem Volke die Flöte spielte, oder wie Domitian es war, bis er sich dem Pöbel furchtbar zu machen anfing.*) — Glücklicher war Heinrich; er blieb populär bis ans Ziel. O Volksgunst, wann wirst du uns dein Geheimniß verrathen!

---

*) Sed perit, postquam cerdonibus esse timendus coepernt. Juvenalis.

Belgien.

Die belgische Statistik.

Dritter Artikel.

Bewegung der Bevölkerung.

(Fortsetzung.)

Die Alters-Abtheilungen unter den Sterbenden werden in Belgien eben so wie die unter den Lebenden und noch außerdem die Sterbefälle in den einzelnen Monaten des ersten Lebensjahres unterschieden. In Preußen sind die Unterscheidungen einfacher. Vergleicht man die Sterblichkeit beider Länder, so scheinen in Preußen die Sterbefälle an Personen bis kaum siebzehn Jahr, in Belgien aber nach den Resultaten des letzten Dezenniums erst die der Personen bis zum 26sten Lebensjahre die Hälfte sämmtlicher Sterbefälle zu enthalten, und so würde man nach der üblichen Theorie die wahrscheinliche Lebensdauer des Neugebornen in Belgien als eine ungefähr 25jährige, in Preußen nur etwa als eine 17jährige bezeichnen. Dieser Schluß würde aber falsch sein; denn eine aus den während einiger Jahre vorgekommenen Sterbefällen konstruirte Mortalitätstafel wird, selbst wenn sie sich in demselben Lande bei großer Gleichmäßigkeit der dortigen Bevölkerungsverhältnisse anwenden lassen sollte, jedenfalls zum Vergleiche mit der eines anderen Landes, dessen Gang der Bevölkerung anderen Gesetzen unterliegt, nicht geeignet sein. Wo viel Geburten vorkommen, müssen auch viel Sterbefälle an Kindern eintreten, da die Sterblichkeit des ersten Jahres viel bedeutender als die der späteren Jahre ist; natürlich erscheint dann in den Mortalitätstabellen die sogenannte wahrscheinliche Lebensdauer kürzer, als sie wirklich ist. Wie wenig sich überhaupt diese wahrscheinliche Lebensdauer aus den üblichen Mortalitätstabellen erkennen läßt, geht am besten aus den beiden belgischen hervor, welche Quetelet einerseits aus den Sterbefällen in den Jahren 1841 bis 1845 (welche eine geringe Sterblichkeit hatten) und andererseits in den Jahren 1841 bis 1847 (von denen die beiden letzten eine hohe Sterblichkeit hatten) berechnet hat, indem die sogenannte wahrscheinliche Lebensdauer sich in der aus den gesunden Jahren berechneten Tabelle kürzer darstellt, als in derjenigen, welche aus den ungünstigeren Jahren berechnet ist.*)

In der allgemeinen Statistik des Königreichs Belgien ist eine aus den in den Jahren 1841 bis 1850 eingetragenen Sterbefällen reduzirte Tabelle der Ueberlebenden abgedruckt, sie bezieht sich auf das ganze Land, auf jede Provinz und auf jede der beiden Geschlechter. Von den Sterbefällen des männlichen Geschlechts kam ein Viertel auf Personen im Lebensalter bis 1¼ Jahr, die Hälfte bis 24 Jahr, drei Viertel bis 61; von denen des weiblichen Geschlechts ein Viertel auf Personen im Lebensalter bis 2¼ Jahr, die Hälfte bis 28, drei Viertel bis 62½ Jahr. Im Ganzen war die Zahl der weiblichen Todesfälle in dieser Periode um 6447 größer, betrachtet man jedoch die einzelnen Altersklassen, so kommen mehr männliche Todesfälle (um 22,594) an Personen der ersten beiden Lebensjahre und (um 2331) in der Altersklasse von 20 bis 25 Jahren vor. Eine bessere Uebersicht des Verhältnisses der Sterblichkeit beider Geschlechter kann man sich verschaffen, wenn man die Zahl der (im Jahre 1846 gezählten) Lebenden jeder Altersklasse mit der Zahl der (im vorigen Dezennium nach einfachem Durchschnitte) jährlich Gestorbenen vergleicht, obwohl es immer ein gewagter Schluß sein würde, hieraus zu folgern, daß von so und so viel Lebenden in Belgien jährlich einer stirbt, da beide, die Bevölkerungs- und die Sterblichkeitstafel, zwar interessante Thatsachen geben, aber nicht solche, welche den Schlüssen, die man daraus zu ziehen geneigt ist, sich von vorn herein anpassen. Hier sieht man, wie nach der großen Sterblichkeit des männlichen Geschlechts in den ersten beiden Jahren schon vom dritten an sich dieselbe günstiger gestaltet: es war von da ab ungefähr bis zum 20sten Jahre die Zahl der sterbenden Mädchen im Verhältniß zu der der lebenden der gleichen Altersklasse größer, als die der sterbenden Knaben im Verhältniß zu den lebenden, so zählte man z. B. innerhalb der Altersklasse funfzehn bis zwanzig Jahr: 197,388 Lebende männlichen, 192,516 weiblichen Geschlechts, dagegen (innerhalb des vergangenen Dezenniums) 14,480 Gestorbene männlichen, 19,255 weiblichen Geschlechts. Die nachtheiligere Stellung der Männer in der ersten Hälfte ihres dritten Lebensjahrzehnts wurde

---

*) In dem nunmehr herausgekommenen 3ten Bande des Bulletins der statistischen Central-Kommission hat Quetelet eine neue Mortalitätstafel vorgelegt, welche ebenfalls aus den Sterbefällen der Jahre 1841 bis 1850, jedoch mit Berücksichtigung der Ergebnisse der Zählung von 1846, gearbeitet ist; diese ist von ungleich höherem Werthe als die früher von ihm veröffentlichten Tafeln, es ist bei ihrer Berechnung Einiges von den Verbesserungen in Anwendung gebracht, welche Moser in seinen (1839 erschienenen) Gesetzen der Lebensdauer entwickelt hat. In den Resultaten differirt die neue Mortalitätstafel von der früheren so bedeutend, daß z. B. in den mittleren Lebensjahren die Zahl der Ueberlebenden der alten und der neuen Tafel ungefähr um den zehnten Theil aller Geborenen abweicht; die wahrscheinliche Lebensdauer des Neugebornen stellt sich nach der neueren Tafel auf 41½ Jahr. Mit der Mortalitätstafel, welche Liagre aus demselben Material nach der Euler'schen Methode berechnet hat, stimmt sie ziemlich genau überein.

schon hervorgehoben; aber von da ab bis gegen das 45ste Jahr stehen sie anscheinend günstiger, als die Frauen, so kommen in der Alters-Klasse 30 bis 35 Jahr bei 144,322 gezählten Lebenden männlichen und 140,707 weiblichen Geschlechts 14,617 männliche und 17,653 weibliche Sterbefälle vor. Nun aber ändert es sich zu Gunsten des weiblichen Geschlechts, von welchem, wie es nach den Tabellen scheint, bis ins hohe Alter hinauf verhältnißmäßig weniger sterben, als von den gleichalterigen Männern, am stärksten hat sich die Differenz in der Altersklasse von fünfundfunfzig bis sechzig Jahr dargestellt, in welcher lebende 64,780 Männer und 82,721 Frauen und andererseits (in dem bezeichneten Jahrzehnt) gestorbene 19,352 Männer und 20,388 Frauen gezählt wurden. — Hinsichtlich der Sterblichkeit der verschiedenen Klassen des Civilstandes möge hier die Bemerkung genügen, daß 24,. pCt. der Gestorbenen auf Eheleute, 15,. auf verwitwete Personen kamen; unter den gestorbenen Unverheirateten überwogen die Männer um 9848, unter den gestorbenen Eheleuten um 15,947, dagegen starben um 33,262 mehr Witwen als Witwer; die Gründe dieser Verschiedenheit sind aus dem früher Erwähnten klar.

Die Zahl der Sterbefälle wird in Belgien auch nach den einzelnen Monaten, in denen sie eintreten, zusammengestellt. Im vergangenen Jahrzehnt kamen im Januar die meisten Sterbefälle vor, weniger im Februar und so fort bis zum Oktober, in welchem nur zwei Drittel so viel Sterbefälle als im Januar eintraten. Der Oktober zeigte mithin in dem genannten Jahrzehnt ein günstigeres Verhältniß als die Sommermonate; dies hatte seinen Grund in den Verheerungen, welche im Jahre 1849 die Cholera während der Sommermonate anrichtete, indem sonst, wie es scheint, der August in Belgien für den gesundesten Monat zu halten ist.

Im vorigen Dezennium fanden in Belgien 289,676 Trauungen statt oder verhältnißmäßig eine Ehe jährlich auf 146 Einwohner. Es ist dies verhältnißmäßig viel weniger als in Preußen, wo in demselben Zeitraum durchschnittlich jährlich eine Ehe auf 112 Einwohner gezählt worden ist. Was die einzelnen belgischen Provinzen betrifft, so ist das Verhältniß der Zahl der Trauungen in denselben im vorigen Dezennium dem der Geburten im Allgemeinen ähnlich gewesen; auch in der Zahl der Trauungen standen die Provinzen Brabant und Lüttich voran, während die beiden Flandern verhältnißmäßig die wenigsten aufzuweisen hatten. In der Abhandlung über den freien Willen des Menschen beim Eingehen der Ehe (deren Inhalt im Wesentlichen auch in sein système social übergegangen ist) hob Quetelet hervor, wie sehr auffallend die Gleichmäßigkeit in der Zahl der jährlich eingegangenen Ehen sei; er wies nach, daß bis zum Jahre 1845 in zwanzig Jahren die Zahl der Trauungen weniger als die der Todesfälle geschwankt habe. Dieses Verhältniß wurde allerdings durch die nächstfolgenden Jahre nicht bestätigt, die Mißärndten von 1845 und 1846 übten einen weit größeren Rückschlag auf die Zahl der Ehen aus, als sie auf Vermehrung der Sterbefälle wirkten, im Jahre 1847 wurden nur 24,145 neue Ehen geschlossen, im Jahre 1850 33,762. Gleichmäßiger aber, als in der Gesammtzahl der Ehen der Fall ist, scheinen nach den vorliegenden Tabellen die Gesetze zu wirken, nach denen sich die Zahl derselben auf die verschiedenen Klassen des Civilstandes, die verschiedenen Altersklassen und die Jahreszeiten vertheilt. Was die Jahreszeiten angeht, so entspricht es der in Belgien herrschenden Sitte, daß die wenigsten Ehen im März vorkommen, während dagegen vorzugsweise, und zwar über viermal so viele, im Mai geschlossen werden. Was den Civilstand der Heiratenden betrifft, so waren unter den eingegangenen Ehen 80,.. pCt. erste Ehen von beiden Seiten, 2,.. pCt. zweite Ehen von beiden Seiten; überhaupt verheirateten sich in dieser Periode 40,917 Witwer, dagegen nur 22,272 Witwen. Hinsichtlich der Altersklassen finden in Belgien sehr genaue Ermittelungen statt, die Heiratenden jeden Geschlechts werden in vierzehn Klassen unterschieden, zunächst die minorennen, dann die im Alter von 21 bis 25 Jahr und von hier ab in fünfjährigen Abtheilungen weiter; diese Klassen werden dann mit den Unterscheidungen des Geschlechts und des Civilstandes kombinirt, so daß die Gruppen der Heiraten jeder Art sich leicht überblicken lassen. In Preußen sind auch hier die Ermittelungen einfacher; ein Vergleich der in beiden Staaten stattfindenden Trauungen ergiebt, daß im Ganzen in Preußen mehr zeitige Heiraten vorkommen, ein Verhältniß, welches mit dem oben angeführten Unterschiede der beiden Staaten hinsichtlich der Geburts- und Sterbeverhältnisse wohl zusammen stimmt: die Frauen, welche sich nach dem dreißigsten Jahre verheirateten, machten in Belgien 35 pCt., in Preußen im Jahre 1849 nur 21 pCt. der Heiratenden aus, die heiratenden Frauen von mehr als 45 Jahren in Belgien 4½ pCt., in Preußen nur 3 pCt., die heiratenden Männer desselben Alters in Belgien 7½ pCt., in Preußen nur 6 pCt.; die Ehen, welche zwischen Frauen von mehr als 30 und Männern von mehr als 45 Jahren geschlossen wurden (und welche man als verspätete Ehen zu bezeichnen pflegt) machten in Preußen ungefähr den vierten, in Belgien den dritten Theil der Gesammtzahl aus, die Trauungen der Frauen von mehr als 45 mit Männern von mehr bezeichnet) in Belgien ungefähr den zwölften Theil, in Preußen nur halb so viel aus. (Schluß folgt.)

Süd-Amerika.

Aus Briefen Bonpland's an Alexander von Humboldt.

Die „Bonplandia" — eine von Berthold und Wilhelm Seemann redigirte, naturwissenschaftliche Zeitschrift, welche zugleich das amtliche Organ der kaiserlich Leopoldinisch-Karolinischen Akademie der Naturforscher ist — bringt in ihrer Nummer vom 15. September eine aus Alexander von Humboldt's Feder geflossene Uebersetzung einiger an ihn gerichteten, neueren Briefe seines Freundes Aimé Bonpland. Der erste dieser Briefe ist aus Montevideo vom 25. Dezember 1853 datirt und ist eine Erwiederung auf ein nach langer Entbehrung seiner Nachrichten bei Bonpland eingegangenes Schreiben Humboldt's aus Berlin vom 1. September 1853. Wir theilen daraus folgende Auszüge mit:

„Wie soll ich Dir die Freude schildern, die mir, nach so langer Entbehrung, Dein so lieber herzlicher Brief gewährt hat! Unser hohes Alter mahnt uns gewiß Beide oft an das, was uns nahe bevorsteht. Es ist recht schmerzlich, wenn man so viele Jahre zusammen gelebt und zusammen gearbeitet hat, sich nicht noch einmal sehen zu können! Wie lebhaft würden wir uns der ersten Eindrücke bei unserer Ankunft in der Tropenwelt, der Umgegend von Cumana, der Guayqueri-Indianer, der Nacht auf dem Cocollar, der Märsche in der Waldmission von Caripe, unserer mit vielen Freuden gemischten Leiden an den Ufern des Orinoko und Rio-Negro und Cassiquiare erinnern. Mir ist das Alles noch so frisch im Gedächtniß, daß ich aus diesem die ganze Reise einfach, aber genau niederschreiben würde. Ich habe am 29. August 1852 meinen einundachtzigsten Geburtstag gefeiert;*) ich war siebenundzwanzig Jahr alt, als wir in Marseille auf die schwedische Fregatte (den „Taramas") so viele Wochen harrten, ein Schiff, das uns nach Algier führen sollte, um über Tunis der ägyptischen Expedition nachzureisen. — Ich beschäftige mich, seitdem ich Paraguay habe verlassen müssen, noch immer mit praktischer Medizin, mit Pflanzen-Kultur und vor Allem mit Botanik. . . . Was Du mir an Büchern geschickt, hat mich in meiner Wildniß nicht erreicht. Wissenschaftliche Bücher sind hier, in Buenos-Ayres und in ganz Süd-Amerika von der größten Seltenheit.

. . . . „Was mein Projekt, nach Frankreich zurückzukehren, betrifft, mein lieber Humboldt, so muß ich Dir vertrauen, daß ich lange schon vergebens gesucht habe, meine beiden Besitzungen an den Ufern des Uruguay zu verkaufen, wenigstens eine von beiden. Jetzt werde ich mich besonders mit der Kultur und mit neuen Anlagen in meiner Estancia „Santa Anna" beschäftigen. Wenn die Ruhe sich erhält, so kann mir diese Estancia, bei wieder aufblühendem Handel auf dem Flusse, einen ansehnlichen Gewinn verschaffen. Es ist mein fester Vorsatz, daß alle meine Sammlungen nach Frankreich übergehen und dort im Jardin des Plantes deponirt werden. Da ich die Genera Plantarum von Endlicher und den Prodromus von De Candolle besitze, so glaube ich zunächst eine neue Classification meines Herbariums vorher unternehmen zu können. Wenn ich dann, nach Vollendung meines zweiundachtzigsten Jahres, mich noch stark genug fühle, eine Reise nach Frankreich zu unternehmen, so bringe ich meine trockenen Pflanzen, meine Gebirgsarten und Versteinerungen selbst nach dem Jardin des Plantes, bleibe einige Monate in Paris und kehre in meine Einöde nach Süd-Amerika zurück, um dort in häuslicher Ruhe die Arbeiten fortzusetzen, die mich so viele Jahre beschäftigen.

„San Borja (die andere Estancia Bonpland's) erinnert mich durch Schönheit des Klimas und Anmuth der Vegetation an das Städtchen Llague am östlichen Abhange der Cordilleren von Quindiu. San Borja kann einmal sehr wichtig werden, und hätte Rosas, den ich — wie alle unternehmende Parteiführer dieses Landes — sehr genau gekannt, nicht seine mörderischen und verheerenden Waffen in die Provinz Corrientes herübergeführt, so würde ich durch meine Agrikultur-Thätigkeit sehr wohlhabend geworden sein.**) Ich hätte mich dann längst nach Paris übersiedelt und das Glück genossen, Dich in Berlin wiederzusehen, Dich, von dem ich mich nie getrennt hätte, wenn große äußere Ereignisse mich nicht bewogen hätten, Europa zu verlassen.

„Sollte ich mich nicht kräftig genug fühlen, meine wissenschaftlichen Sammlungen selbst nach Frankreich zu begleiten, so werde ich

---

*) Man könnte sich wundern, warum Bonpland nicht schreibt: „Ich habe am 29. August d. J. (1853) meinen zweiundachtzigsten Geburtstag gefeiert"; vermuthlich hat er jedoch, des bald darauf erwähnten siebenundzwanzigsten Lebensjahres wegen, lieber des einundachtzigsten, als der gerade dreifachen Zahl der Jahre, gedenken wollen. D. R.

**) An einer anderen Stelle seines Briefes sagt Bonpland, daß sein Länderbesitz bei San Borja am Uruguay 30,000 Quadrat-Varas (2½ = 6 Par. Fuß) groß sei und daß er diese Estancia mit der größten Mannigfaltigkeit von nützlichen Kulturpflanzen, neuerdings auch mit Kartoffeln (Solanum tuberosum) bedeckt und sechzehnhundert Orangenbäume gepflanzt habe. In Santa Anna besitzt Bonpland zweitausend Schafe, unter denen viele reine Merinos der edel-

sie in einer Weise schicken, mit der eine sichere Gewähr verbunden ist. Im Jahre 1836 habe ich nach Paris, unter der Adresse der Herren Professoren des naturgeschichtlichen Museums im Jardin des Plantes, eine Sendung abgehen lassen, welche zwei Abschriften eines „Verzeichnisses der Mineralien mit Bezug auf die Geologie der Ufer des Uruguay, des Parana, des Rio de la Plata und der ehemaligen Jesuiten-Missionen" enthielt. Die Sammlung selbst bestand aus 154 Stücken Gebirgsarten mit frischem Bruch, sorgfältig abgeschlagen — nach meiner Gewohnheit, als ich mit Dir reiste —; dazu eine Fülle von Versteinerungen, wie auch lebende terrestrische, fluviatile und oceanische Muscheln. Von Allem waren Doubletten beigelegt, und meine Bitte an die Professoren vom Jardin des Plantes ging dahin, Dir in meinem Namen eine der Abschriften des Verzeichnisses mit einer vollständigen geologischen Doubletten-Sammlung nach Berlin für das Universitäts-Kabinet zu senden. Ich schrieb auch an Dich, theurer Freund, um Dir das beabsichtigte Geschenk zu melden; da aber weder die Professoren des Jardin des Plantes, noch Du selbst mir über diese nicht unwichtige Sendung je ein Wort geschrieben, so halte ich es für nützlich, hier der Sendung zu erwähnen.*)

. . . . „Die Gegenden Süd-Amerika's, in welchen ich für mein hiesiges, viertausend Spezies enthaltendes Herbarium habe sammeln können (vom 26—34° südl. Br.), sind allerdings minder reich an Phanerogamen, als die eigentliche Tropenzone, in der wir herborisirt haben, und ist der Raum, den ich hier zwischen den großen Strömen (Uruguay, Parana und Paraguay) durchforscht, um gar Vieles kleiner, als der, welchen Deine amerikanische Expedition umfaßte. Ich habe aber hier einen Ersatz gefunden anderer Art: wenn man ein Land bewohnt, kann man jede Pflanzenart in den verschiedenen Graden ihrer Entwickelung untersuchen; man kann die vollkommenen Exemplare unter vielen Hunderten auswählen und eine große Zahl von Doubletten einlegen, die ich Dir für das gewiß schon sehr reiche Berliner Herbarium einst zu schicken hoffen darf."

Schließlich drückt der alte Bonpland in diesem Briefe auch noch seine Freude darüber aus, daß der König von Preußen ihm durch Verleihung des Rothen Adlerordens dritter Klasse geehrt habe.

Zwei spätere Briefe Bonpland's an Humboldt sind ebenfalls aus Montevideo, und zwar vom 29. Januar und 3. Februar 1854 datirt. Bonpland hatte wegen Mangel einer Schiffsgelegenheit nach Uruguay länger, als er beabsichtigt hatte, in der cisplatinaschen Hauptstadt verweilen müssen. Diesem Umstande verdankt er jedoch den rechtzeitigen Empfang eines neuen Briefes von Humboldt, den dieser dem preußischen Geschäftsträger in Chili, Herrn von Gülich, mitgegeben. Die freudige Ueberraschung, die ihm dadurch zu Theil wurde, schildert Bonpland in nachstehender Weise:

„Es ist mir eine doppelte Freude geworden: ich habe Deinen theuren Brief vom 4. Oktober (aus Sanssouci datirt) und gleichzeitig die frohesten mündlichen Nachrichten von Deinem Wohlbefinden und Deiner nächtlichen Arbeitsamkeit empfangen. Das angenehme Zusammentreffen mit Herrn v. Gülich verdanke ich einem bloßen Zufalle. Fast drei Wochen bin ich gegen meinen Willen hier aufgehalten, aus Mangel an Dampf- und Segelschiffen auf dem Flusse. Am 30. Januar früh begab ich mich, vom Admiral de Suin eingeladen, an Bord der Fregatte „Andromeda", deren Befehlshaber, Herr de Fournier, ein eifriger Sammler von Petrefakten ist. Ich sollte ihn an einen Ort finden, wo sich versteinerte Konchylien fänden. Als wir von dieser gelungenen Exkursion zurückkehrten, meldete sich bei dem Admiral de Suin der Capitain eines eben in Montevideo angekommenen Handelsschiffes von Havre. Bei Nennung meines Namens erzählte er, daß er einen preußischen Geschäftsträger an Bord habe, der nach Montevideo und Chili gehe und Briefe aus Deutschland für Herrn Bonpland habe. Ich bat den Admiral dringend, mich ans Land setzen zu lassen, und suchte nun vergeblich, in allen Wirthshäusern bis in die tiefe Nacht nachfragend, den preußischen Bevollmächtigten. Ich schlief in einem Landhause nahe bei der Stadt, und erst am folgenden Morgen war ich so glücklich, Herrn v. Gülich aufzufinden, einen überaus gebildeten, liebenswürdigen Mann, der Dich, mein theurer Humboldt, von Angesicht zu Angesicht gesehen hatte. Er schien tief gerührt von dem so natürlichen, lebhaften Ausbruche meiner Freude. Welche Zeit und welcher Raum liegen zwischen uns, dem Aufenthalte bei den Morästen am Casiquiare und oberen Orinoko, unserem Leben in Paris und in der Malmaison, meiner neunjährigen Gefangenschaft in Paraguay, Deiner Expedition an die chinesische Gränze durch Sibirien, unserem Leben in den Wildnissen des Uruguay und der kühnen Hoffnung, Dich noch einmal zu sehen im vereinten Alter von hundertfünfundsechzig Jahren. Solche Masse von Erinnerungen erweckt in mir der Anblick eines Mannes, der Dich vor wenigen Monaten gesehen!

. . . . . „Du schreibst mir von einem interessanten, botanischen Journale, das meinen Namen führt („Bonplandia"). Warum sollte ich nicht frei gestehen, daß die Nachricht in mir zugleich Freude und Erstaunen erregte! Wie! Gedenkt man noch meines Namens, eines Greises, der in tiefer Einsamkeit lebt! Wie vermag ich nur einer so außerordentlichen Ehre zu entsprechen! Am besten gewiß durch Einsendung von Beiträgen an die Herausgeber des Journals, die so viel Wohlwollen für Deinen Freund an den Tag legen. Aber ach, entblößt wie ich von Büchern bin und außer Stande, zu ermitteln, ob die Spezies, die ich in den von mir redigirten Manuskripten als neu bezeichne, dies in der That sind, wage ich es nicht, etwas von meinen Arbeiten anzubieten."

In dem anderen Briefe (vom 29. Januar) schreibt Bonpland, daß er damit beschäftigt sei, im Auftrage des französischen Ministeriums Sämereien und Stecklinge von Paraguay und Uruguay zu sammeln und nach Algerien zu senden, wo mit dem Anbau südamerikanischer Gewächse Versuche gemacht werden sollen. Besonders ausführlich spricht er sich in diesem Briefe auch über den „Mayz del agua" aus.

*) Herr v. Humboldt macht hierzu folgende Anmerkung: „Sollte die Sammlung verloren gegangen sein? Ich habe nie den Brief erhalten, in dem mir Herr Bonpland die Absendung gemeldet hat, und wie sollten bei meinem öfteren Aufenthalte in Paris, von 1827 bis 1847, nachdem ich einen bleibenden Wohnsitz in Deutschland genommen, die mir befreundeten Gelehrten im Jardin des Plantes mir nie von den für Berlin bestimmten Doubletten der geogno-

Mannigfaltiges.

— **Die Steingießerkunst in Berlin.** Die für das praktische Leben außerordentlich folgenreiche Kunst, Natursteinen ähnliche Körper von härtester Beschaffenheit auf Gußwege zu gewinnen, ist in Berlin neu, und wenn auch nicht da erfunden, so ist sie doch jetzt zu einem hohen Grade von Vollkommenheit gebracht, obgleich sie hier kaum seit drei Jahren eingebürgert und obgleich sie erst durch blos zwei Werkstätten vertreten ist, durch Herrn C. Fehse und durch Herrn M. Czarnikow. Es ist fast gleichgültig, ob diese Künstler die Urheber der Idee sind oder dieselbe von England hierher verpflanzten, sicher ist, daß sie die Erfindung aus dem bürgerlich nützlichsten Gesichtspunkte aufgefaßt haben und sie bedeutsam verwirklichen. Der menschliche Geist hält sich bescheiden von dem Versuche fern, die Natur im Thierreiche künstlich nachzuahmen, und fast gleiche Zurückhaltung wird ihm im Pflanzenreiche geboten, während im Mineralreiche seine Anstrengungen mit den wohlthätigsten und weit ragendsten Erfolgen belohnt worden sind. Aber von den gelungenen Versuchen in diesem Reiche, vom härtesten Gegenstande, dem künstlichen Diamant, bis zum weichsten, dem Mineralwasser, schließt kein Ergebniß einen größeren Reichthum von nahe und fern liegenden Folgen für die geselligen Verhältnisse ein, als die künstliche Schöpfung solcher Steinmassen und der aus ihnen geformten Gegenstände des häuslichen Gebrauches und der häuslichen Heerde. Ein leicht zu beschaffender Sand bildet den Grundstoff, welcher seine Bindung durch eine den Künstlern allein bekanntes und von ihnen präparirtes Ingredienz erhält. Die breiartige Masse wird dann, ohne Hinzutritt des Feuers, in jede beliebige Form gegossen, und in kurzer Zeit stehen unzerbrechlich versteinert da Gegenstände vom riesenhaften Felsen bis zum zierlichen Bildchen des Nipptisches herab. Für das Bauwesen, die Landwirthschaft, Ausschmückung der Zimmer, Gärten und Plätze und für viele Utensilien hat sich schon dieser Kunststein trefflich bewährt, namentlich werden Treppen, Bottiche, Badewannen, Drainröhren, Wandbekleidungen, Fässer, Grabsteine, Vasen, Säulen, Kellerhälse, Marmorplatten, Gartenbänke, Krippen bestellt, manche Artikel haben in den Palästen der höchsten Personen Eingang gefunden, und in mehreren Staatsgebäuden der neuesten Zeit hat der Kunststein mit dem natürlichen die Anwendung getheilt. Damit sich aber die Anwendung nicht blos für die Paläste der höchsten Personen eigne, sondern auch für das anspruchslose Haus des Landwirths und die Hütte des Tagelöhners, ist der Preis um das Vierfache niedriger, als der natürliche Stein in unseren Gegenden, und dieser Umstand begünstigt noch mehr die Vermuthung, daß dem neuen Industriezweig eine große Zukunft beschieden sei. Wahrscheinlich wird auch die Kriegswissenschaft die Erscheinung nicht unversucht an sich vorübergehen lassen, und Herr Czarnikow selbst hat schon, wie wir hören, interessante Versuche mit Voll- und Hohlkugeln gemacht. Aus dem Atelier dieses kunstverständigen Meisters gehen aber nicht blos Stoffe, Geräthe und Werkzeuge in mannigfacher Größe, Form und technischer Fertigkeit hervor, sondern auch die zartesten Gebilde plastischer Kunst. Er selbst ist ein oft durch akademische Preise gekrönter Zeichner, und sein Mitarbeiter, Herr J. Fischer, als geschickter Modelleur und Techniker bekannt.

Das mit der heutigen Nummer zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die im regelmäßigen

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Expedit. Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen löbl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 118. Berlin, Dienstag den 3. Oktober 1834.

Rußland.

Die Königssprüche des persischen Dichters Abbas Mirza.

Unter dem Titel „Korolewskija Simwoly", „Königssprüche", erschien zu der Zeit, als der Verfasser dieser Zeilen sich in Moskau befand, eine russische Schrift, die sich für die Uebersetzung eines persischen Originals, dessen Verfasser der Dichter Abbas Mirza sei, ausgab. Sie hatte zu ihrem Herausgeber einen sonst unbekannten Literaten, Apollon Gordejewitsch Kowan'ko, welcher selbst, oder dessen Ahnherr wenigstens, wahrscheinlicherweise der Ukraine angehörte, worauf die fremdartige Endung des Namens hinzuweisen scheint.*)

Da die Russen im Allgemeinen ausführlichen Vorreden abhold sind und Alles, was sie zu sagen haben, unmittelbar in den Text bringen, so war es freilich weniger zu verwundern, als zu beklagen, daß auch Kowan'ko, dieser Sitte fröhnend, in der nur aus wenigen Zeilen bestehenden Vorrede fast weiter nichts sagte, als daß diese Uebersetzung aus dem Persischen sein erster dichterischer Versuch sei. Den Umstand, wer jener Abbas Mirza gewesen, welcher Zeit er angehört habe, wo das Original befindlich sei, von welcher Art die Versmaße desselben gewesen seien, und eine Menge anderer Fragen läßt der nachdichtende Russe völlig unbeachtet.

Damit man nun den nachdichtenden Deutschen nicht eines ähnlichen Fehlers zeihe, sei von mir aufs genaueste vermerkt, daß die mir im Jahre 1840 vorliegende russische Versen nicht in klein-, sondern großrussischem Dialekte abgefaßt war, daß der Titel das Druckjahr 1838 und den Druckort Kiew angab, daß das Format der Ausgabe Klein-Oktav war und daß der Text aus dreiundsechzig Druckseiten bestand. Gesagt sei auch, daß das russische Metrum wechselte, und zwar genau in der Art, wie ich es selbst beibehielt, indem ich vermeinte, nichts Besseres thun zu können, als daß ich mich den vorgefundenen Metren so genau als möglich anschlösse und überhaupt so wortgetreu, als es der verschiedene Genius der Sprachen nur immer gestattete, bei meiner Uebersetzung verführe.

Wenn also die russische Version nicht selbst als ungenau oder absichtlich verfälscht zu betrachten ist, wenn sie den Geist des persischen Originals in getreulicher Auffassung wiederzugeben verstanden hat, wenn sie, wie es mir scheinen will, wirklich Geschick und Beruf hatte, dem Schwunge der dichterischen Begeisterung ihres erwählten Vorbildes nachzufliegen: so hat der Unterzeichnete allein es zu büßen, wofern man Tugenden an seiner deutschen Paraphrase vermissen sollte, die er dem russischen Uebersetzer gern und freudig zugesteht.

Eine Frage, die hierbei zu erörtern wäre, ist freilich die: ob Apollon Gordejewitsch Kowan'ko nicht selbst der Verfasser einer Dichtung sei, die er vielleicht aus gewissen Gründen einem persischen Dichter untergeschoben hat. Wäre das persische Original irgend auf einer Bibliothek zu ermitteln, dann allerdings fiele dieser Verdacht in sich selbst zusammen. Weder in Moskau indeß, noch in St. Petersburg, noch in Dorpat, Königsberg, Berlin, Breslau, Leipzig, Prag oder Hannover gelang es dem deutschen Uebersetzer des russischen Originals, die ursprüngliche persische Dichtung oder auch nur eine Hinweisung darauf zu ermitteln! Wie viel Zeit und Studium habe ich vergeblich auf diese Forschung verwandt und wie wenige Belehrung trugen mir meine vielfachen Anfragen bei den verschiedensten Orientalisten in dieser Beziehung ein, denn daß es einen persischen Prinzen Abbas Mirza**) gegeben, welcher der allerneuesten Zeit angehört, daß derselbe in besonders freundschaftlicher Beziehung zu Rußland stand, an dessen Hof er gesandt ward, daß er nachmals in Teheran geblendet ward, weil der Schah einen Aufstand von seiner Seite befürchtete; dieser und verschiedener ähnlichen Mittheilungen hätte ich nicht bedurft, da ich Umstände der Art während meines Aufenthalts in Moskau längst in Erfahrung gebracht hatte.

Welche Gründe aber, dürfte billig gefragt werden — und ich selbst habe mir oft diese Frage vorgelegt — hätten Kowan'ko bestimmen können, aus einem schaffenden Dichter sich zum Uebersetzer herabzustimmen und freiwillig auf die Ehre der Originalität zu verzichten, da diese Königssprüche doch offenbar keine leichtfertige Dichtung sind, da sie vielmehr als ein didaktisches Poem sich dokumentiren, welchem weder in formeller Beziehung eine tüchtige rhythmische Basis, noch ein gewisser Werth hinsichts des dichterischen Gehaltes abzusprechen ist? Ich wüßte, falls ich die Ansicht von der Unechtheit des Originals mit unterschriebe, diese Frage nicht anders zu beantworten, als daß ich dächte, Kowan'ko könne gefürchtet haben, durch die Lehren, die er einem Schah ertheilen läßt, oder vielmehr durch den Umstand, daß er einem Schah Lehren ertheilt, Anstoß zu geben in einem Lande, wo das politische Oberhaupt zugleich die Verehrung eines Dalai-Lama genießt und wo eine Annahme der Art als verwegen und unstatthaft erscheinen muß, daß der allgewaltige Lenker des Staates und der geistige Hort seines Volkes die Weisheit, die ihm innewohnt, irgend einem äußeren Einfluß verdanken könne. Denn was will jegliche Macht vor Ihm, dem Uebermächtigen! was jede Tugend vor Ihm, dem Allerfrömmsten! was jede Weisheit vor Ihm, dem Erleuchtetsten! — Und gedenkt man, daß einst die schuldlose Anwendung eines im Westen gangbaren Sprüchwortes: „Wo Nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren" — im Osten einen Deutschen fast in die Hände eines übermüthigen und sinnlosen Schergen gespielt hätte, der hierin eine Verletzung des dem Zaren schuldigen Respekts verspürte: so darf man sich der Meinung nicht von vorn weg entziehen, daß es an der Newa gestattet sei, einen russischen Dichter für den Umstand verantwortlich zu machen, daß er den Ohren des Schahs weise Lehren zuflüsterl, weil es ja scheinen könne, als habe er sich hierdurch gleichsam zum gelahrten Präzeptor des Zaren unehrerbietig aufwerfen wollen.

Einer anderen Meinung ist dagegen mit Entschiedenheit zu begegnen, der nämlich, wenn man annehmen wollte, daß Kowan'ko vielleicht keinen Verleger für seine eigenen Werke, wenn er sie als solche dem Publikum hätte vorlegen wollen, gefunden habe, und daß es ihm, der einen inneren Drang und ein göttliches Gebot in sich verspürt, seine Geisteserzeugnisse zu veröffentlichen, möglicherweise in den Sinn gekommen sei, durch einen Umweg zum erwünschten Ziele zu gelangen. Hätte Kowan'ko in Deutschland gelebt, wir würden diesen Fall nicht für so völlig undenkbar halten, da die Ueberschwemmung des deutschen Büchermarktes mit Schriften aller Art sowohl die Verleger als die Lesewelt zur Vorsicht anmahnt, von vorn herein eine gewisse Eingenommenheit gegen jede neue Schrift erzeugt hat, die, wenn sie Interesse erwecken will, oft sich genöthigt sieht, die Bahn der geraden Linie zu verlassen und auf Autorschaft und Originalität zu verzichten, wenn der Laune des Publikums es gemäßer wäre, daß jener und nicht dieser Schriftsteller als der Verfasser, und jene, und nicht diese Sprache als der Originaltext des Werkes sich präsentire. Wir wären hier in der Lage, einer Menge spezieller Fälle zu gedenken, wodurch der deutschen Literatur eine große Bereicherung durch Schriften zuwuchs, die anscheinend englische, französische, orientalische Schriftsteller zu Verfassern hatten, bis der Lesewelt die Binde von den Augen fiel oder genommen ward — doch wozu auf Fälle zurückkommen, die dem Publikum eben noch frisch in Erinnerung sind und die vielleicht sogar geeignet wären, in Einiger Herzen aufs neue einen kleinen Stachel der Erbitterung zu erzeugen! Wenden wir uns daher von diesem Bilde ab und den russischen Verhältnissen wieder zu: so wird Jeder, der das Wesen der russischen Presse kennt, die Ansicht des Unterzeichneten theilen, daß im weiten russischen Reiche von Preußens bis nach China's Gränzen hin noch jeglichem begabten Schriftsteller die Möglichkeit vorliegt, seine Werke zur Veröffentlichung zu bringen und zum Eigenthum der Nation zu machen, weil jeder russische Autor eines großen Kreises von Lesern, die begierig nach Werken des heimischen Idioms greifen, gewiß sein kann, und jeder Verleger somit

*) Die großrussischen Familiennamen gehen bekanntermaßen sämmtlich auf ov, ev, in oder oj aus; z. B. Romanov, Scheremetjev, Apraxin, Tolstoj. Die kleinrussischen enden dagegen gern auf a oder o, z. B. Glinka, Kwitka, Kuterga, Gribko, Kalnitschenko, Martschenko, Matwejenko u. s. w.; noch häufiger allerdings auf itsch und kji, als Paskewitsch, Gneditsch, Bogdanowitsch, Timkowskji, Chmelnizkji.

**) Der Titel Mirza (Mirsa) hinter dem Namen ist in Persien immer das Zeichen fürstlicher Würde; vor dem Namen, wie z. B. bei „Mirza Schaffy", ist es dagegen ein bloßer Ehrentitel für Würdenträger und Gelehrte. Uebrigens hieß, unseres Wissens, der hier erwähnte persische Prinz nicht Abbas, sondern Chosrew Mirza. D. R.

auf reichlichen Ersatz rechnen darf für die an den Druck und Betrieb des Verlagsartikels gewandten Kosten.

Dagegen dürfte freilich eine gewichtigere Frage die sein: ob Kowan'ko, der nordische Dichter, der Sohn des Russenlandes, wohl im Stande gewesen sei, so weit in die Eigenthümlichkeit der orientalischen Dichtung einzudringen und so den Ton der persischen Didaktik zu treffen, als wir vielleicht genöthigt wären, es anzunehmen, wenn Kowan'ko nicht bloßer Uebersetzer eines vorliegenden Originals gewesen ist, wenn vielmehr die „Königssprüche" ihn selbst zum Verfasser haben. Da wir etwas Näheres über Kowan'ko's Entwickelungsgang und über seine dichterische Befähigung mitzutheilen außer Stande sind, so entbehren wir freilich jeder Basis für die nach der bejahenden oder verneinenden Seite hin ausfallende Beantwortung der obigen Frage. Wir treten vielmehr hier, so scheint es uns, da wir von persönlichen Verhältnissen, die uns nicht vorliegen, durchaus abzusehen haben, auf ein völlig allgemeines Gebiet der psychologischen Anschauung und haben hier, wie es uns bedünken will, nichts Zweckmäßigeres zu thun, als dem Publikum, welches wir durch unsere Hypothesen nicht weiter belästigen wollen, einige Mittheilungen aus den oft erwähnten Sprüchen zu geben, damit es selbst die Fäden der Kritik in die Hand nehme und sein prüfendes Urtheil fälle. (Schluß folgt.)

Belgien.

Die belgische Statistik.

Dritter Artikel.

Bewegung der Bevölkerung.

(Schluß.)

Unter den verschiedenen Altersklassen der Heiratenden war in Belgien am stärksten die vertreten, in der sich beide Theile im Alter von 25 bis 30 Jahr befanden, sie betrug allein den achten Theil aller Heiratenden, ganz nahe kömmt derselben die Klasse der Ehen zwischen Männern von 25 bis 30 und Frauen von 21 bis 25 Jahr. Um Einiges über die Extreme anzuführen: es verheirateten sich von Minderjährigen 6751 Männer, worunter 46 Witwer, und 25,685 Frauen, darunter 51 Witwen, bei 2754 Ehen waren beide Theile noch nicht 21 Jahr alt; über 70 Jahr alt heirateten 534 Männer, darunter 426 Witwer, und 119 Frauen, darunter 76 Witwen; bei 47 Ehen waren beide Theile über 70 Jahr alt; drei übersiebzigjährige Frauen heirateten minderjährige Männer; sieben übersiebzigjährige Männer nahmen minderjährige Frauen. Nimmt man die Zeit, wo die Hälfte der ersten Heiraten vollzogen ist, als das mittlere Heiratsalter an, so scheint dies in Belgien im 28sten Jahre zu liegen und tritt bei den Frauen etwa zwei Jahr eher als bei den Männern ein. In der oben erwähnten Abhandlung bemerkte Quetelet mit Recht, daß hieraus nicht geschlossen werden könne, es sei um diese Zeit die Neigung zum Heiraten am stärksten; um hiervon Kenntniß zu erlangen, sei es nöthig, die Zahl derjenigen, welche sich in einem gewissen Alter verheirateten, mit der Zahl der Unverheirateten desselben Alters zu vergleichen. Dazu fehlte ihm damals das nöthige Material, er mußte es durch eine auf Mortalitätstafeln basirte Rechnung ergänzen und entwickelte so, daß die Heiratstendenz bei den Männern im 38sten, bei den Frauen im 29sten Jahre am stärksten sei, wobei er das Wachsen und Abnehmen der Heiratstendenz beider Geschlechter in zwei Kurven darstellte. Die Resultate der Zählung von 1846 haben einen solchen Vergleich möglich gemacht, doch ist diese, so viel hier bekannt, von Quetelet seitdem nicht ausgeführt worden. Stringente Schlüsse auf die Heiratsneigung der beiden Geschlechter in den verschiedenen Lebensaltern zu ziehen, ist allerdings auch jetzt noch nicht möglich, da weder die Populationstafel, noch die zehnjährige Erfahrung in Betreff der eingegangenen Ehen normalen Charakter haben, beide sich zur Verbindung, mathematisch genommen, nicht eignen und überdies die Altersklassen für diesen Zweck immer noch zu groß sind; nichtsdestoweniger wird es nicht uninteressant sein, der allgemeinen Ergebnisse eines solchen Vergleiches mit einigen Worten Erwähnung zu thun. Das günstigste Verhältniß der Heiratenden gegen die vorhandenen Junggesellen, nämlich wie 8 zu 100, zeigte die Altersklasse von 25 bis 30 Jahr, nur wenig ungünstiger stand die nächste Altersklasse, so daß der Culminationspunkt der Verheiratung bei dem männlichen Geschlecht gegen das 30ste Jahr zu fallen scheint. Auch von da ab ist die Abnahme eine sehr allmälige, die Prozentzahlen der Altersklassen gingen ungefähr durch 6, 4, 2 und 1½ pCt., bis in der Klasse von 55 bis 60 Jahr die Zahl der jährlich Heiratenden nur noch ½ pCt. der Unverheirateten betrug. Die Neigung der Mädchen, sich zu verheiraten, ist anfangs bedeutender als die der Männer: die Altersklasse von 21 bis 25 Jahr zeigte die Heiratenden im Verhältniß von 6 pCt., während verhältnißmäßig nur etwa halb so viel Männer in dieser Zeit zur Ehe schritten, ...rzugsweise günstig tritt dann bei dem weiblichen Geschlecht das Alter 25 bis 30 Jahr heraus, wo die Zahl der jährlich Heiratenden durchschnittlich über 8½ pCt. hinausgeht. Aber schon in der nächsten Alters-Periode heirateten verhältnißmäßig mehr Männer als Mädchen, und so nimmt die Zahl der heiratenden Mädchen schneller als die der Männer ab, bis in der Periode 55 bis 60 Jahr die jährlich Heiratenden nur ½ pCt. der Unverheirateten ausmachten.

Einen eigentlichen Culminationspunkt der Verheiratung, wie bei Junggesellen und Mädchen, giebt es bei Witwern und Witwen nicht, vielmehr sieht man hier, daß sie, je jünger verwitwet, desto leichter sich wieder verheiraten. Besonders ist dies bei den Männern der Fall, bei denen in der Altersklasse unter 21 Jahr die Zahl der Wiederheiratenden jährlich die Hälfte der vorhandenen Witwer ausmachte, noch bis gegen 35 Jahr betrugen die Heiratenden ein Drittel der Zahl der vorhandenen Witwer, von da ab wird ihre Zahl geringer, doch kann man auch für die späteren Klassen sagen, daß verhältnißmäßig ungefähr viermal so viel Witwer als Junggesellen sich verheirateten. Die wiederheiratenden Witwen unter 21 Jahr betrugen jährlich ein Fünftel der gezählten Witwen, doch schon in der nächsten Klasse waren ihrer weniger; diese Verminderung beginnt in langsamer Progression, wird aber bald rapider, und während für die Altersklasse 25 bis 30 die Auspizien der Witwen noch doppelt so günstig als die der Mädchen waren, hatten sie im Lebensalter von 45 bis 50 Jahr nur noch die Hälfte, zehn Jahr später nur noch ein Viertel in der verhältnißmäßigen Zahl der Wiederheiratenden vor diesen voraus.

Zwischen den einzelnen belgischen Provinzen hatte Quetelet eine konstante Verschiedenheit im mittleren Heiratsalter insofern wahrgenommen, als er in den vlaemischen Provinzen dasselbe auf zwei Jahr später als in den wallonischen ermittelte, und zwar für beide Geschlechter. Dieser Gegensatz der Landestheile verschiedener Nationalität hinsichtlich des Heiratsalters ist in den späteren Jahren des vorigen Jahrzehnts noch stärker hervorgetreten. Eine andere Beobachtung, deren Erklärung noch näher liegen würde, war diejenige, daß sich die Zahl der zweiten Ehen in Namur und Luxemburg verhältnißmäßig sehr gering, in den beiden Flandern dagegen besonders hoch herausgestellt hat.

Die Zahl der Trauungen pflegt man mit der der ehelichen Geburten zu vergleichen, das Verhältniß beider war im vergangenen Dezennium in Belgien bei Einrechnung der Todtgebornen wie 1 zu 4,⁰⁰⁰, in Preußen wie 1 zu 4,¹⁰⁰. Daß diese Verhältnisse sich so stellen, kann nicht auffallen, da in Preußen sich die Zahl der vorkommenden Trauungen zu der der belgischen etwa wie 9 zu 7 verhielt, mithin die Differenz hier größer war als hinsichtlich der Zahl der Geburten, wo oben das Verhältniß als 10 zu 8 bezeichnet wurde. Dieser Vergleich stellt das entschiedene Fortschreiten der Entwickelung der beiden Haupt-Elemente der Vermehrung der preußischen Bevölkerung im Gegensatz zu der belgischen in ein um so helleres Licht, als wenn man die Zahl der stehenden Ehen, wie sie die Aufnahmen des Jahres 1846 feststellten, mit der Zahl der im vorigen Jahrzehnt eingetragenen Geburten zusammenhält, in Preußen die Zahl der ehelichen Geburten sich verhältnißmäßig fast um den sechsten Theil höher stellt, als in Belgien. Nicht weniger interessant möchte es sein, die Zahl der eingegangenen mit der der in derselben Zeit aufgelösten Ehen zu vergleichen. Die Scheidungen fallen hierbei nicht ins Gewicht, ihrer wurden im vergangenen Dezennium in Belgien nur 224 verzeichnet, ein Verhältniß, welches sich daraus erklärt, daß die Bevölkerung von Belgien zum größten Theile der katholischen Konfession angehört, bei welcher eine eigentliche Scheidung prinzipiell nicht zugelassen ist. Die durch den Tod aufgelösten Ehen waren, wie oben erwähnt, 255,047, also 34,529 weniger, als die eingegangenen; dies damit zusammengehalten, daß im Jahre 1846 494,212 Ehefrauen gezählt worden sind, mag einen ungefähren Begriff von dem Fortschritte der in der Ehe lebenden Bevölkerung geben.

Schließlich bleibt noch übrig, die Veränderungen zu erwähnen, welche durch die Umzugsverhältnisse in der Bevölkerung vor sich gehen. Wie wenig in dieser Beziehung die Führung der Bevölkerungs-Register befriedigt, indem allein in den Jahren 1847—50 32,865 Personen mehr als aus belgischen Orten zugezogen eingetragen worden sind, wie die nach belgischen Orten abgezogenen betragen haben sollen, wurde im Eingange bemerkt; in diesen vier Jahren allein sind 440,939 Personen als aus anderen Gemeinden des Königreichs Belgien herbeigezogen eingetragen worden. Seit 1852 ist durch die Anordnung monatlicher Auszüge aus diesen Registern und durch die Einführung regelmäßiger Inspectionen seitens der Provinzial- und Arrondissements-Verwaltung auf die verbesserte Führung derselben hingewirkt worden. — Als vom Auslande eingewandert sind im letzten Dezennium, mit Ausnahme des Zählungsjahres 1846, in welchem die Umzugsverhältnisse nicht kontrolirt wurden, 33,466 Personen verzeichnet worden, als Ausgewanderte in derselben Zeit 45,470 Personen; die Zahl der Auswanderer war im Jahre 1845, die der Einwanderer im Jahre 1848 am größten. Der Versuch, eine belgische Kolonie zu Santo Tomas de Guatemala anzulegen, ist mißglückt; nachdem allein

im Jahre 1844 871 Auswanderer dorthin abgegangen waren, fanden sich zu Anfange 1850 in Folge der überaus großen Sterblichkeit nur noch 345 Bewohner, darunter nur 177 geborne Europäer, daselbst vor. In den Jahren 1849 und 1850 hat die belgische Regierung Auswanderungen nach einigen Ansiedelungen innerhalb der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika mit 24,042 Thalern unterstützt.

Von den Bewohnern der im Londoner Traktat bei dem Königreich der Niederlande und dem deutschen Bunde verbliebenen Theile der Provinzen Luxemburg und Limburg, durch einfache Willenserklärung innerhalb vier Jahren das Indigenat als Belgier zu erlangen, haben im Ganzen 2968 Gebrauch gemacht. Naturalisirt wurden seit der Errichtung des Königreichs Belgien bis zu Ende 1850 905 Personen, darunter 23 durch Beschluß der provisorischen Regierung oder der Kammern, die übrigen in der durch ein Gesetz vom Jahre 1835 vorgeschriebenen Form. Unter den Naturalisirten haben sich z. B. 200 Offiziere, 130 Soldaten, 131 Beamte, 57 Lehrer befunden; der früheren Staatsangehörigkeit nach werden 360 als Franzosen, 145 als Niederländer, 110 als Preußen und 119 als Unterthanen anderer deutscher Staaten bezeichnet; vielleicht noch einige mehr, denn die Rubriken sind hier nicht klar geordnet, und sind z. B. Tyroler und Schweizer, Oesterreicher und Westfalen in gemeinsame Rubriken begriffen worden.

K. St. B.

Italien.

Literatur-Bericht aus Italien.

Italiänische Städte und ihre Denkmäler. — Die Academia Virgiliana in Mantua. — Ackerbau-Gesellschaft in Padua. — Die Gesandtschaftsberichte der Venezianer. — Statistische Notizen in Mailand. — Raicevich über das Christenthum im Mittelalter. — Sandrini's neuere deutsche Geschichte. — Triestiner Geheimnisse und toskanische Sprüchwörter. — Die Maremmen.

Man glaubt diesseits der Alpen, in vielen Dingen den Italiänern bei weitem überlegen zu sein, und besonders meint man, daß dort die Verwaltungswissenschaft, noch mehr aber deren Ausübung, im Argen liege. Gleichwohl muß man gestehen, daß die altklassische Munizipal-Verwaltung sich dort besser erhalten habe, als es in manchen Gegenden Deutschlands der Fall ist. Das Selbstregieren der Gemeinden findet in Italien auf erfreuliche Weise statt, und eine schöne Gliederung der Gesellschaft in Familie, Gemeinde und Staat geht damit Hand in Hand. Damit in Verbindung stehen auch die Bestrebungen der meisten italiänischen Städte, ihre Alterthümer und ihre vaterländischen Denkmäler zu ehren und zu erhalten. Wir könnten in dieser Beziehung manches Beispiel anführen, begnügen uns jedoch vorläufig, auf die Vaterstadt Virgil's, auf Mantua, hinzuweisen. Seit dem Jahre 1833 besitzt die Stadtgemeinde Mantua eine Kommission zur Ermittelung und Konservirung aller geschichtlichen Denkmäler der Stadt. Diese Kommission erfreute sich in der Stadt selbst der allgemeinsten Theilnahme, und im Jahre 1852 wurde ein Museum der städtischen Alterthümer in der Academia Virgiliana eröffnet. Der darüber erstattete Bericht*) von dem Grafen Carlo d'Arco, Mitbürger dieser Stadt, ist ein erfreulicher Beweis der Theilnahme der Vaterstadtsfreunde, denn namentlich die Münzsammlung rührt von städtischen Gönnern her und bildet einen nicht unbedeutenden Theil der hier aufgestellten Denkmäler, besonders aus der Zeit der Gonzaga.

Zum Beweise, daß es in Italien nicht an Gesellschaften für Wissenschaft und Leben fehlt, führen wir die Verhandlungen der Ackerbau-Gesellschaft in Padua an. Wie die meisten Vereine dieser Art in Italien, ist auch diese aus Privatmitteln gestiftet, und der eben erschienene Band der Verhandlungen dieser Gesellschaft zeigt, welche allgemeine Theilnahme in dem Städte- und Gemeinde-Wesen Italiens sich unter den wechselndsten Verhältnissen erhalten hat.**) Diese Gesellschaft hatte einen Preis von tausend Lire für die beste Sammlung der den Ackerbau betreffenden Gesetze ausgeschrieben; derselbe ist von dem städtischen Archivar Andrea Gloria gewonnen worden. Außerdem sind noch siebzehn andere Preise vertheilt worden. Es dürften sich wenig deutsche Städte von derselben Größe finden, die eines solchen Aufwandes für ähnliche Zwecke fähig sind.

Das bekannte, seit einigen Jahren in Florenz erscheinende große Werk, welches die Gesandtschaftsberichte an den Senat von Venedig umfaßt,***) hat seinen ununterbrochenen Fortgang; bereits sind acht Bände erschienen, welche die Berichte über Burgund, England, Frankreich, Spanien, das römisch-deutsche Reich unter Karl V. und Ferdinand I., über die Türkei, Savoyen, Genua, Mailand, Mantua, Ferrara, Urbino, Lucca, Neapel und Rom enthalten; noch werden vier Bände nächstens nachfolgen.

Wir haben allerdings in Deutschland die Sitte, über ein Buch wieder Bücher zu schreiben; dies kömmt bei den Italiänern seltener vor; doch muß ein solches erwähnt werden, welches ein Herr Giuria in Turin über Silvio Pellico herausgegeben.†)

Die neueste Statistik der Provinz Mailand giebt einen erfreulichen Beweis, daß es mit den revolutionairen Umtrieben in der Lombardei nicht so gefährlich ist, wie es die Leute machen, welche überall Revolutionen fürchten. Die Stadt Mailand hatte im Jahre 1852 eine Einwohnerzahl von 161,962, im Jahre 1853 finden wir sie auf 168,596 gestiegen. Die Provinz Mailand hatte damals 621,445 Einwohner und im letzten Jahre 635,779; auch die Zahl der Heiraten hatte sich seit dem vorletzten Jahre um 113 vermehrt.**)

Die Theologie überlassen die Italiäner mehr anderen Nationen, welche überhaupt der Congregation zur Ueberwachung der verbotenen Bücher mehr Arbeit geben, als die Italiäner, die sich weniger mit Religions-Philosophie beschäftigen. Ein Slave in Ragusa hat vor kurzem ein solches Werk in italiänischer Sprache herausgegeben. Dort wird eben so gut slavisch, als italiänisch geschrieben, so daß man in der That nicht weiß, welches dort die National-Sprache ist. Der gelehrte Theologe Raicevich hat in seinem Werke „über das Verhältniß des Christenthums zur Wissenschaft im Mittelalter“***) bewiesen, daß er, trotz seines slavischen Namens, ein vortreffliches Italiänisch schreibt. Mit dem größten Lobe stellt er die Verdienste des Thomas von Aquino in helles Licht, sogar auf Kosten der Gegenwart, verschweigt aber, daß Baco wegen seiner abweichenden Lehren ins Gefängniß gesetzt wurde und die Albigenser deshalb zu Tausenden hingeopfert wurden.

Der gewandte Uebersetzer von Duller's „Geschichte der Deutschen“, Herr Sandrini in Turin, hat jetzt diese Geschichte von 1830 bis auf die gegenwärtige Zeit fortgesetzt.†) Es war dies keine leichte Aufgabe, allein es scheint, als wenn der Verfasser sie mit Glück gelöst hätte. Er war dazu um so mehr befähigt, als er früher bei der österreichischen Regierung in Mailand angestellt war, wo er Gelegenheit hatte, mit deutschen Männern in Verbindung zu kommen. Im Jahre 1848 zog er es jedoch vor, dem Rufe seiner Landsleute zu folgen und den österreichischen Staatsdienst zu verlassen. Die neuere deutsche Zeitgeschichte konnte dem Verfasser hauptsächlich nur aus Partei-Schriften bekannt sein; gleichwohl muß man die Unparteilichkeit anerkennen, mit welcher Herr Sandrini diese bewegte Zeit geschildert hat, vielleicht eben weil er als Ausländer ein unbefangeneres Urtheil mitbrachte. Dazu kömmt auch die den Italiänern angeborne Urbanität, vermöge deren sie selbst die ihnen nicht zusagenden Thatsachen mit der erforderlichen Ruhe vorzutragen verstehen. Er hat die Geschichte dieser Zeit dargestellt, wie sie war, ohne sich darauf einzulassen, wie sie hätte sein können. Der Verfasser fängt mit der Politik von Ludwig Philipp und Metternich nach der Juli-Revolution an, gerade mit den beiden Männern, von denen man glaubte, sie würden die Ruhe erhalten, so lange sie lebten, und erst nach ihnen die Sündfluth. Dabei bemerkt er die Thatsachen, welche damals die Hegemonie Oesterreichs und Preußens über Deutschland in Frage zu stellen anfingen. Er geht dann auf die Eifersucht gegen Frankreich in Ansehung der orientalischen Frage über. Dann berührt er die preußischen Provinzial-Verfassungen und den Uebergang zu einer Staats-Verfassung, den Zollverein, die österreichische Finanz-Verwaltung und die Verfassungen der kleinen deutschen Staaten. Bei Erwähnung der Vorläufer der europäischen Revolution erzählt der Verfasser ohne alle Parteilichkeit den Aufstand in Galizien, die Einverleibung von Krakau in den österreichischen Staat, die religiösen Bewegungen von Ronge. Auch bei Erwähnung der religiösen Streitigkeiten weiß der Verfasser sich so gewandt auszudrücken, daß man nicht gewahr wird, ob er Katholik ist oder nicht. Gleiche Unparteilichkeit beweist der Verfasser bei der Geschichte des Sonderbunds-Krieges. Eben so bei Darstellung der europäischen Revolution, des Frankfurter Parlaments, des Aufstandes der Slaven in Prag, der versuchten Einheit von Deutschland. Mit besonderer Klarheit hat er die diplomatischen Verhandlungen über die Hegemonie in Deutschland, das Drei-Königbündniß von 1849 und die Versammlung in Erfurt behandelt, so wie die Deutschland drohende Gefahr von der Convention von Olmütz geschildert. So fährt er fort bis zur Restauration sine ira et studio, so daß er durchaus das Vorurtheil widerlegt, als herrsche in Italien eine gegen Deutschland feindselige Stimmung, indem er sich nie eine tadelnde Bemerkung selbst da nicht erlaubt, wo er manche auffallende Thatsache erzählt, ja, daß er nur als ein fremdes Allegat anführt: „Die Deutschen hatten die Republik Plato's im Kopfe und blieben mit den Füßen in dem Sumpfe des Lehnswesens stecken.“ Man muß dem Verfasser die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er rein objektiv

*) Relazione intorno alla instituzione del patrio museo in Mantova ed ai monumenti sui qui raccolti. Mantova, 1853.

**) Atti della Società d'Incoraggiamento per l'agricoltura e l'Industria. Padova, 1854. Tipografia Sicca.

***) Relazioni degli ambasciatori Veneti al Senato, raccolte di Eugenio Alberti. Firenze. 1853.

*) Silvio Pellico e il suo tempo, di Pietro Giuria. Torino, 1854.

**) Guida statistica della Provincia di Milano. 1854. Tip. Pirona.

***) Il Cristianesimo ne' suoi rapporti colla scienza durante il medio Evo; da Gregorio Raicevich. Ragusa, 1854. Tip. Mortecchini.

†) Storia della Germania contemporanea (1840—53) di Giuseppe Sandrini. Torino. 1854.

über dem behandelten Gegenstande steht. In typographischer Beziehung ist zu bemerken, daß dieses Werk einen Theil der von Pomba herausgegebenen Volksbibliothek ausmacht, von dem ein Band von fünfundzwanzig Bogen für acht Silbergroschen verkauft wird.

Von diesen ersten geschichtlichen Werken gehen wir zu einem Roman über nach dem Muster von Eugen Sue, den „Geheimnissen von Triest",*) von Thiergen, der aber selbst bei dieser Art von Literatur der italiänischen Sitte treu geblieben ist, den Roman an die wirkliche Geschichte anzuknüpfen. Dies ist die Nacht vom 23. September 1853, wo unter fürchterlichem Donner und Blitz in Triest mehrere scheußliche Verbrechen verübt worden. Doch kann man von diesem Verfasser nicht sagen, daß er sich einer klassischen Ruhe befleißigt hat; allenfalls kann man ihn dem Franzosen d'Arlincourt vergleichen.

Um so mehr hat sich der Herausgeber der toskanischen Sprüchwörter**) dieser italiänischen Urbanität befleißigt; wenigstens machen ihm seine Landsleute den Vorwurf, daß er manche der allercharakteristischsten Sprüchwörter weggelassen hat, weil das Buch dann nicht so vom Cynismus befreit gewesen wäre, daß es der Jugend hätte in die Hand gegeben werden können. Uebrigens hat man die Bemerkung gemacht, daß die toskanischen Frauenzimmer der beißendsten Sprüchwörter sich bedienen.

Zuletzt erwähnen wir noch einer anderen literarischen Erscheinung aus Toskana, nämlich eines Werkes über die dortigen Maremmen von dem Advokaten B. Trinci.***) Veranlassung zu dieser Arbeit gab die Ackerbau-Gesellschaft zu Grosseto, der Hauptstadt einer durch ihre Ungesundheit übel berüchtigten Gegend, welche bemüht ist, dieselbe durch Kultivirung mehr zu bevölkern. Die diesfallsigen Vorschläge sind zwar eigentlich mehr lokal, doch zeigen sie die Nothwendigkeit, in Italien ein geregeltes Hypotheken-System einzuführen, welches freilich nur durch ein gehörig geführtes Grundbuch geschehen kann, das sich auf amtliche Uebertragungs-Urkunden des Eigenthums gründet. Allein die dortigen, wie die französischen Juristen können sich noch nicht mit dem Gedanken vertraut machen, daß eine solche Formalität keine Beschränkung des Verkehrs mit Grundstücken mit sich bringt.

J. F. Neigebaur.

Mannigfaltiges.

— Preisfrage. Die diesjährige Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte (in Göttingen) hat in der am 20. September abgehaltenen Sitzung des Vereins für gemeinschaftliche Arbeiten zur Förderung der wissenschaftlichen Heilkunde die nachstehende Preisfrage zu stellen beschlossen: „Welchen Einfluß hat der innerliche Gebrauch verschiedener Quantitäten gewöhnlichen Trinkwassers unter verschiedenen Verhältnissen auf den menschlichen Stoffwechsel?" Eine Analyse des genossenen Wassers, die verschiedenen Temperaturen desselben, die Qualität und Quantität der gleichzeitigen Diät müssen angegeben werden. Die Arbeiten sind mit Motto und versiegelter Adresse des Verfassers, deren Couvert das gleiche Motto trägt, bis zum 1. Juli 1855 an den Vereins-Secretair, Herrn F. W. Beneke in Oldenburg, einzusenden. Die Preisvertheilung von Hundert Thalern für die beste Lösung der Frage wird in Wien, dem Orte der nächstjährigen Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte, auf Grund des von dem erwählten Schiedsgerichte zu liefernden Referates, vorgenommen werden.

— Literarische Celebritäten in Frankreich. Auf Nichts, schreibt ein englisches Blatt, haben die letzten französischen Revolutionen so verderblich eingewirkt, als auf die Literatur. Die berühmtesten Schriftsteller des Zeitalters sind in politische Verwickelungen gerathen, die sie genöthigt haben, sich von dem Schauplatz ihrer Thätigkeit zurückzuziehen. Victor Hugo lebt als Geächteter auf einer Insel des Kanals. Lamartine ist beinahe vergessen. In Paris trifft man noch bisweilen einen halben Neger, der gebückt einhergeht und dessen Haar seine natürliche Farbe verloren hat — es ist Alexandre Dumas. Dieser beliebte Romanschreiber wohnte bisher bei seiner Tochter in der Maison d'Or auf dem Boulevard, hat aber vor kurzem ein kleines Haus in der Rue d'Amsterdam gemiethet. Eines Abends bemerkte ich auf dem Boulevard einen gichtbrüchigen alten Mann, der kaum im Stande schien, sich fortzuschleppen; er kam eben aus dem „Divan", einem von Literaten viel besuchten estaminet, und wurde mir als der geistreiche Kritiker Gustave Planche bezeichnet. Alfred de Vigny, der Verfasser von „Cinqmars", trägt den Kopf noch immer ziemlich hoch und erscheint regelmäßig in den Sitzungen der Académie française; seine langen Locken geben ihm das Ansehen eines alten Franken, aber ach! sie sind grau geworden. Emile Deschamps hat sich nach Versailles zurückgezogen, wo er, wie Candide, seinen Garten baut, während Sainte-Beuve sich an den Moniteur Universel verkauft hat und langweilige Leitartikel schreibt, die nur in der Provinz gelesen werden. Auch der Bibliophile Jakob (Paul Lacroix) gehört zu den Vergessenen, wie sein Bruder, der einst als Novellist und Dramatiker in gutem Rufe stand und eine Schwägerin Balzac's zur Frau hat. Von den Koryphäen der französischen Literatur sind Guizot, Villemain, Augustin Thierry und Victor Cousin noch mehr oder minder thätig; allein sie nähern sich dem Ende ihrer Laufbahn und hinterlassen keine Nachfolger.

— Zur Geschichte des Tischrückens und Geisterklopfens. Herr E. Chevreul, Mitglied der französischen Akademie der Wissenschaften, hat eine interessante Schrift zur Geschichte und Kritik des Tischrückens und der ähnlichen älteren Phänomene der Wünschelruthe und des Explorations-Pendels herausgegeben.*) Herr Chevreul, ein bekannter Chemiker, der aber auch Verfasser mehrerer geschätzter philosophischer Arbeiten ist, giebt in seiner Schrift, nach einer anziehenden Einleitung über die geheimen Wissenschaften, eine Uebersicht aller aus dem Alterthume, dem Mittelalter und der neueren Zeit bekannten Experimente, die mit denen der Wünschelruthe und des Tischrückens mehr oder weniger verwandt sind. Was Letzteres betrifft, so läßt sich, wie der Verfasser sagt, Alles auf die Kenntniß gewisser Muskel-Bewegungen zurückführen, auf welche Herr Chevreul bereits im Jahre 1833 die Aufmerksamkeit des älteren Ampère gelenkt haben will, und deren eigenthümliche Wirkungen er jetzt mit größerer Ausführlichkeit untersucht. Diese Bewegungen liefern auch den Schlüssel zu dem, was der gelehrte Chemiker den Explorations-Pendel nennt, und helfen zugleich manches Räthsel aus der Geschichte des thierischen Magnetismus lösen. — Gleichzeitig mit dieser Schrift ist in England ein Buch zur Enthüllung des Klopfgeister-Geheimnisses, unter dem Titel: „Spirit Rapping in England and America, its Origin and History" (London, Vizetelly), erschienen, worin namentlich die Productionen der bekannten Familie Fox in Amerika als Täuschungen und Beutelschneidereien nachgewiesen werden. Merkwürdig genug laufen in der Geschichte dieser Erscheinung natürliche und unbewußte, bona fide Bewegungen und wohlberechnete Charlatanerie und Täuschungen so in einander, daß kaum zu unterscheiden, welchem von Beiden die Priorität gebührt.

— Die „Veteranen von Flonheim". Auch wir haben mit Vergnügen gelesen, was die „Pfälzer Zeitung" bei Gelegenheit der Adresse gesagt, welche die sogenannten „Veteranen von Flonheim" — alte rheinhessische Bürger, die einst das Unglück hatten, in der großen Armee Napoleon's als Soldaten gegen Deutschland zu dienen und zu fechten — am 15. August, an den Kaiser Napoleon III. erlassen, der den „Veteranen" kürzlich ein Geschenk von fünftausend Francs nach Mainz geschickt hatte. Diese Graubärte, statt sich still in den Schleier ihres vaterlandsmörderischen Ruhmes zu hüllen, sind taktlos genug, an den Ufern des deutschen Rheins, vor den Augen der Reisenden aller Nationen, am Geburtstage des ersten Napoleon Umzüge zu halten, Böllerschüsse abzufeuern und durch noch allerlei anderes kindisches Gebahren ihre Freude kundzugeben. Der Redacteur dieser Blätter hat zufällig am 15. August d. J. einige Stunden auf dem Rheine zwischen Mainz und Bingen, an welchem letzteren Orte er übernachtete, zugebracht. Er muß gestehen, daß er sich den Engländern und Franzosen gegenüber, mit welchen er sich auf demselben Schiffe befand, seiner rheinhessischen Landsleute von ganzer Seele geschämt hat. Als er den Schiffern, die ihn von Bingen nach Asmannshausen hinüberfuhren, seine Verwunderung über den Nachtlärmen und über die fortdauernden Böllerschüsse zu erkennen gab, antworteten ihm diese: „Der Herr is wohl a Prüß? Ja, in Prüße da drübe (wobei sie auf die durch die Nahe bezeichnete, preußische Gränze wiesen) wolle se von de Sankt Napoleon nix wisse, aber mer losse us dadrum nit irremache, un de Nassauer haben auch nix darlege." — Ich freute mich förmlich mit dem an diesem Tage unaufhörlich herabströmenden Regen, der freilich meinem Ausfluge nach dem Niederwald und Rüdesheim bedeutenden Eintrag that, der aber auch den Veteranen von Flonheim und Mainz ihr undeutsches Vergnügen etwas zu Wasser machte. Glücklicherweise werden dieser Veteranen mit jedem Jahre weniger, und mit ihnen stirbt hoffentlich am linken Rheinufer Deutschlands jene Napoleon-Romantik aus, die selbst in Frankreich eine Seltenheit geworden und, wo sie sich dort blicken läßt, auch von den Franzosen belächelt wird.

*) Novi misteri di Trieste, di A. Thiergen. Trieste, 1854. 3 Vol.
**) Adjunti ai proverbi Toscani di Gius. Giusti. Siena, 1854.
***) Della Maremma Toscana dall Avv. Bartol. Trinci. Firenze, 1854.

*) De la baguette divinatoire, du pendule dit explorateur et des tables tournantes au point de vue de l'histoire, de la critique et de la méthode experimentale, par M. E. Chevreul, membre de l'Institut. Paris, Mallet-Bachelieur, 1854.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 6 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 3 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 1 Thlr. 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 53, und beim Expediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 119. Berlin, Donnerstag den 5. Oktober 1854.

Aegypten und Assyrien.

Orientalische Philologie.

Hieroglyphen und Keilschriften.

Unstreitig herrscht in Folge der großartigen Entdeckungen, welche auf den alten Kulturstätten des Orients gemacht worden sind, eine große Rührigkeit unter den Gelehrten, die mit der Ausbeutung dieser Schätze sich abgeben, und es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß bereits bemerkenswerthe Resultate gewonnen worden sind, welche früher oder später eine bedeutende Veränderung in der Auffassung der ältesten Kulturvölker hervorbringen müssen. Nichtsdestoweniger steht es mit diesen Studien noch oft ziemlich mißlich; noch ist es ihnen meist nicht gelungen, sich einen festen, gesicherten Platz unter den anerkannten Alterthumswissenschaften zu erringen, so daß ein Ankämpfen gegen sie bereits durch die allgemeine Stimme unmöglich gemacht wäre. Noch mißtrauen ihnen Gelehrte von Ruf, nicht etwa blos beschränktere Köpfe, die sich in irgend einem Winkelchen des Griechen- oder Römerthums ein Nestchen angebaut haben, sondern Männer von Umsicht und Kritik, die sich über die unmethodische Weise, mit welcher diese Studien so oft betrieben werden, nicht irre führen lassen durch anscheinend blendende Resultate. Wie überall, so ist es auch in der gelehrten Welt: wo es etwas Neues zu entdecken giebt, da sind immer Leute von reger Einbildungskraft, voll Neugier und geistiger Unruhe, da sind immer die Abenteurer vorn daran, nicht die friedlichen, wohlbehäbigen Leute, denen es zuhause am besten gefällt; wie sollten diese sich den Gefahren und Mühsalen einer langen Reise unterziehen und sich von Täuschungen äffen lassen, um vielleicht am Ende betrogen und ohne Gewinn dazustehen?

So ist auch die Entdeckungsfahrt nach dem ägyptischen und babylonischen Orient — ich meine die Entzifferung der Hieroglyphen und Keilschriften — anfangs ein Piratenzug, eine Fahrt ins Blaue gewesen, die ersten Spolien haben kecke Plänkler erbeutet, und nur sehr langsam rückt die schwer bewaffnete, methodisch gedrillte philologische Infanterie ins Feld, um die Schlacht nach allen Regeln der Taktik zu gewinnen. Es ist aber auch klar, daß Jeder, der den Ernst der Wissenschaft erfaßt hat und nur die reine, täuschungsfreie Wahrheit sucht, sehr auf der Hut sein und große Kritik anwenden muß, um nicht von den zahlreichen Deutungsversuchen, den vielen Entzifferungen, die sich alle als ganz unerhörte, neue Leistungen ankündigen, in die Irre geführt zu werden; denn mit Ausnahme einer nicht gar großen Zahl besonnener und gediegener Männer arbeiten auf diesem Felde eine Menge Leute, welche der Reiz der Neuheit dahin gelockt hat, ohne Methode sich der tollsten Konjekturensucht überlassend. Hat ja doch selbst ein Mann, wie Rawlinson, der mit Glück die achämenidischen Keilschriften genügend entziffert hatte, diesen seinen wohlerworbenen Ruf zum Theil wieder eingebüßt, weil er eine fortlaufende Deutung der Inschriften auf dem Obelisken von Nimrud gewagt hat, deren Lesung noch den größten Bedenklichkeiten unterliegt.

Zu diesen Betrachtungen veranlaßte uns das Erscheinen des dritten Theils eines Werkes, das in diesen Blättern bereits von einem anderen Mitarbeiter besprochen worden ist: „The One Primeval Language", von Charles Forster (London, 1854).

Herr Forster macht sich in diesem Bande anheischig, eine der wichtigsten Fragen, die Entzifferung der Keilschriften, auf einem sehr einfachen und fast mechanischen Wege zu lösen und ein dem Grotefend-Rawlinsonschen entgegengesetztes System aufzustellen. Sein Verfahren dabei ist etwa folgendes: Auf seinem Satze fußend, den er in den ersten beiden Bänden seines Werkes ausgeführt, daß alle Sprachen der Erde nur Dialekte einer Ursprache seien, welche nach seiner Meinung in dem himjaratischen Altarabischen noch ziemlich gut erhalten ist, stellt er den Satz auf, daß gleicherweise alle verschiedene Alphabete von Einem Ur-Alphabet abstammen. Dieses Ur-Alphabet nun glaubt er nach seinen Forschungen in allen möglichen Schriftweisen, die Hieroglyphen nicht ausgenommen, entdeckt zu haben und giebt nun einen Kanon, eine Harmonie der Ur-Alphabete (Harmony of Primeval Alphabets), aus welchem er nun auch die Keilschriften leicht erklären kann, und zwar nach folgendem sehr logischen Grundsatze — daß ein Zeichen in einem unbekannten Alphabete, welches die nämliche Form wie eines in einem bekannten aufweist, auch die nämliche Kraft habe. Da nun die verschiedenen Arten der Keilschrift höchst eigenthümliche, von allen sonstigen Schriftweisen abweichende Formen haben, so greift er, um die Aehnlichkeit mit seinen sonstigen hebräischen, syrischen u. s. w. Alphabeten, respektive mit dem Ur-Alphabet, nachzuweisen, zu dem sinnreichen Mittel, die klammer- und pfeilspitzähnlichen Grundbestandtheile jener Schrift auf eine bloße gerade Linie von derselben Länge und in derselben Richtung zurückzuführen, indem er jene Schwalbenschwänze für bloße Zierrat oder religiöse Absichtlichkeit, jedenfalls also für unwesentlich hält. Nach dieser Methode bekommen für ihn diese vereinfachten Charaktere Aehnlichkeit mit dem Ur-Alphabete, und der Werth eines jeden Zeichens läßt sich nun aus dem ähnlichen bestimmen und durch einen lateinischen Buchstaben ausdrücken. Hat man nun so eine beliebige Keilschrift ins Latein umschrieben, so nimmt man blos Golius' arabisches Wörterbuch zur Hand (da ja das Arabische der Ursprache noch so nahe steht), und ohne große Schwierigkeit bekömmt man den richtigen Sinn heraus. Die Richtigkeit dieser Methode nun bewährt sich auf wunderbare Weise; denn in manchen Fällen ist eine bildliche Darstellung von einigen Schriftzeichen begleitet, die sich jedenfalls doch wohl auf das Bild beziehen. So ist z. B. ein Löwe dargestellt, und in der oberen Ecke des Bildes befinden sich drei oder vier Keilbuchstaben; nimmt man nun die Harmonie der Ur-Alphabete und vergleicht sie mit den Zeichen, so wird man sie lesen können; das gefundene Wort suche man dann im arabischen Wörterbuche, und siehe da, man findet es, und dabei steht: leo, der Löwe; probatum est.

Natürlich kann unser Urtheil über ein solches Verfahren nur ein abweisendes sein; wer nur etwas mit dem Stande der Wissenschaft und mit methodischer Forschung bekannt ist, muß sofort die völlige Haltlosigkeit aller Voraussetzungen, die gänzliche Abwesenheit alles eigentlich wissenschaftlichen Geistes einsehen. Den Nachweis führen wollen, welches die verloren gegangene Ursprache gewesen und wie dieselbe ausgesehen, wird keinem klaren, seiner Mittel bewußten Gelehrten einfallen; denn es müßte doch von jeder der unzähligen Sprachen, die man auf Erden spricht, nachgewiesen und klar dargelegt werden, daß sie sich aus dieser Ursprache auf streng gesetzhaftem Wege entwickelt habe, eine Sache, die Eines Mannes Kraft unendlich übersteigt. Von der inneren Umgestaltung und Entwickelung einer Ursprache in verschiedene andere Sprachen haben wir nur erst bei dem indogermanischen oder arischen Sprachstamme eine annähernde Idee erlangt. Durch Rückschlüsse aus historischen Sprachzuständen auf Grund von Lautgesetzen, die noch lange nicht alle entdeckt sind, kann man in einzelnen Fällen Formen aufstellen, die zur Erklärung aller anderen daraus entwickelten ausreichen und die also für jene der Ursprache dieses bestimmten Sprachstammes angesehen werden können; aber gerade dieses wenige Sichere lehrt überzeugend, daß die arische Ursprache schon himmelweit von der semitischen Ursprache, also dem vorhimjaritischen Arabisch des Herrn Forster entfernt liegt; denn Wurzeln und Wurzelgestaltung ist bis auf wenige, vielleicht nur scheinbare und zufällige Aehnlichkeiten so völlig verschieden, daß wir der Ansicht des Herrn Forster nur den Werth eines Traumes zugestehen können. Eben so verhält es sich mit anderen, wieder grundverschiedenen Sprachstämmen, dem uralischen, mongolischen, chinesischen und vielen anderen, und es ist wohl das Weiseste, Wissenschaftlichste, wenn man gesteht, daß man absolut nichts darüber weiß, welches die Ursprache gewesen und wie die verschiedenen anderen daraus entstanden, wenn man aus religiöser Ueberzeugung eine solche festhält. Will man die Religion durch wissenschaftliche Argumente stützen, wozu wir nur unsere volle Beistimmung geben können, so möge man sich doch zuvor genau überzeugen, wie weit die Mittel des menschlichen Verstandes, den man in Dienst nimmt, reichen, und nicht beweisen wollen, was unbeweisbar ist: denn jedenfalls liegt die Ursprache so weit hinaus über alle geschichtliche Erfahrung, über alle geschriebene Denkmäler, daß wir ohne Anstand behaupten dürfen, wir können von ihr nichts wissen. Erst, wenn es der Wissenschaft gelungen sein sollte, jeden einzelnen vorhandenen Sprachstamm auf seine einfachsten Be-

standtheile zurückzuführen, könnte die Uebereinstimmung der Urwurzeln aller derselben annähernde Schlüsse erlauben, aber bis dahin hat es noch Jahrhunderte Zeit.

Noch sonderbarer ist nun die Annahme eines Ur-Alphabets in der Art und Weise, wie es Herr Forster thut. Wenn wir in Bezug auf die Ursprache unsere völlige Unwissenheit bekennen mußten, so sind wir in Bezug auf die Erfindung der Schreibkunst besser daran, indem wir ihren Ursprung und die Stufen ihrer Ausbildung noch genau verfolgen können. Der Gedanke, der einen Ursprache sogleich auch ein Ur-Alphabet zu geben, also die Schreibkunst in die Anfänge des Menschengeschlechts zu verlegen, wird für jeden Vorurtheilsfreien, welcher nur etwas logisch denken kann, schon durch den Umstand widerlegt, daß die ältesten Schriftweisen bereits eine ganz bestimmte, eigenthümlich ausgebildete Sprache voraussetzen; die Hieroglyphen z. B. die ägyptische und keine andere. Andererseits aber ist klar, daß die Syllabar- und Buchstabenschrift eine verhältnißmäßig junge Stufe der Entwickelung sind, welche durch zahlreiche Zwischenstufen auf die älteste Schreibweise, die wohl überall eine Bilderschrift war, wie in Aegypten, China, Mexiko u. s. w., zurückführt. Wenn wir nun auch zugeben wollten, was doch sehr stark bestritten werden kann, nämlich, daß die Schreibkunst nur an einem bestimmten Orte erfunden worden und dann von einem Volke zum anderen gewandert sei, daß also nur ein einziges Ur-Alphabet bestanden; so ist es doch wieder eine ganz bodenlose Annahme, diese Völker hätten die ihnen uberlieferten Schriftzüge nur hin und wieder ein wenig verdreht, weshalb es möglich sei, noch ihre Aehnlichkeit herauszufinden.

Ich leugne nicht, daß das in so jungen Niedersetzungen, wie etwa die phönizisch-griechisch-etruskisch-lateinischen Alphabete, der Fall sei; als allgemeine Regel aber kann es nicht gelten; Jeder, der sich in der Geschichte der Sprachen und der Epigraphik ein wenig umgesehen, wird wissen, wie oft das Vorhandensein eigenthümlicher Laute die Ausdenkung ganz neuer Schriftzeichen nothwendig machte, ja, wie der Gebrauch der Schrift, die Erfindung eines Alphabets für eine Sprache bereits nicht mehr blos Sache bloßer Tradition ist, sondern in menschlichem Belieben liegt. Vollends nun gar der Satz, ähnlichen Zeichen müßten nothwendig immer gleiche Laute zu Grunde liegen, schlägt aller wissenschaftlichen Erfahrung ins Gesicht; denn oft haben in sehr nahe benachbarten Sprachen, ja, sogar in derselben, wenn die Einführung der Schrift noch jung ist, dieselben Zeichen ganz verschiedene Lautwerthe: P liest der Lateiner p, der Grieche r, H ist dem Ersteren h, dem Anderen ein e. Was nun gar die auf diesen scharfsinnigen Satz gegründete Aehnlichkeitsmachungs-Methode der Keilschriften mit dem angeblichen Ur-Alphabete und die darauf gegründete Entzifferungsweise betrifft, so können wir sie füglich mit Stillschweigen übergehen; der daraus folgende Schluß: „Alle Keilschriften sind folglich in der arabischen oder der Ursprache abgefaßt", ist völlig absurd, und es ist nur Schade um die kostbare Zeit und das schöne Papier, das mit diesen angeblichen Entdeckungen vollgedruckt worden ist. Beispiele der Entzifferung, wie das mit dem Löwen, werden keinen Kundigen blenden; bei einiger Phantasie, einiger Torquirung der Thatsache und sonstigen Kunststückchen sind dergleichen Resultate sehr leicht zu erreichen, und wenn hier der Ort wäre, so wollte ich aus angeblichen Entzifferungen etruskischer u. s. w. Inschriften noch scheinbarere Sachen hervorheben, obgleich sie eigentlich nichts als Hallucinationen „des fieberhaft entzündeten Gehirns" sind. Jedenfalls hat Rawlinson's Entzifferungssystem, das bei allen Mängeln der Anwendung doch immerhin das allein wissenschaftliche bleibt, einen höchst unschuldigen Gegner gefunden, und wir dürfen also für dessen Sturz durch das Forstersche gar nicht bange sein.

So viel also über Herrn Forster's Urforschungen. Es sei uns vergönnt, einige verwandte Dinge hier kurz zu berühren: Die französische Expedition in Mesopotamien ist zu Ende, auch Herr Dr. Oppert, welcher den sprachlichen Theil, das ist also die Keilschriften, behandeln sollte, ist zurückgekehrt, und die gelehrte Welt harrt nun auf die Ergebnisse, die sie verspricht, besonders auf den topographischen Plan jener altberühmten Gegenden. Wie es mit der Entzifferung der schriftlichen Denkmäler, die nun in so reicher Anzahl vorliegen, aussehen wird, muß man abwarten; doch scheint es, daß, wenn auch die Viergestaltigkeit und Verschiedenheit der Alphabete, also die Sonderung und Bestimmung derselben, noch große Schwierigkeiten in den Weg legen wird, man in nicht gar langer Zeit dennoch bedeutende Aufschlüsse erwarten darf. Inzwischen giebt uns die Augsburger „Allgemeine Zeitung" vom 31. August 1854 (Beilage zu Nr. 243) Nachricht von einer Entzifferung der cypriotischen, zu Idalion gefundenen Erztafeln durch Herrn Röth. Die Schrift darauf soll einem Alphabete angehören, das den späteren phönizischen, lycischen und griechischen Formen zu Grunde liegt, und von erschreckendem Reichthume sein, indem es z. B. sieben Zeichen für das Chet, neun Zeichen für das Mam aufweist. Röth hielt anfangs, wie auch der erste französische Herausgeber, der Duc de Luynes, den Text für ägyptisch, weil einige Zeichen der unbekannten Schrift dem Aegyptischen entnommen sind (!), bis er nach langer vergeblicher Anstrengung ein chaldäisches Wort: Masiettha (Vertrag), hebräisch Maseka, entdeckte und nun fand, daß die Sprache semitisch, und zwar vor Allem chaldäisch sei; ein Umstand der uns gerade nicht Wunder nehmen kann: denn daß Cypern von Alters von Semiten (den Ketäern, Kittim, „Movers Phöniz." II. Abth. 2 Th., S. 203) bewohnt war, ist eine zugestandene Sache.

Der Inhalt der Inschrift, die bis auf die letzte Sylbe klar sein soll, was wir freilich noch nicht so unbedingt glauben können, ohne irgend dem Scharfsinne des Herrn Röth zu nahe treten zu wollen, wäre demnach ein geschichtliches Dokument, eine Friedensproclamation, deren Anfang so lautet: „Entnommen wird die Angst, verscheucht der Gräuel frecher Verwüstung durch diese Bekanntmachung. Genug ist es des Haders, genug hat diese Insel gezittert vor der Verwüstung, und wieder aufgerichtet hebt sich Salamis (Stadt auf Cypern) zur Beseitigung der Angst. Genug ist es der Buße. Die Herzen der Verächter Thebens schreckt dieser Friedensvertrag und schneidet ab die Furcht, den Grund der Unterjochung. Genug ist diese Insel zertreten, gegen sich selbst wüthete die Insel, gegen ihr eigenes Eingeweide. Nun naht ihr Freude. Wiederhergestellt hat Aegypten das Bündniß, die Hoffnung des armen, zerrütteten Amathus, Idalion und Salamis" u. s. w.

Dies der Inhalt der vier ersten Zeilen von einunddreißig; ein ägyptischer König wird seltsamerweise nicht genannt, sondern nur Theben, die Hauptstadt von Ober-Aegypten, mit ihrem auch aus dem Hebräischen bekannten Namen No, die Hauptstadt von Cham. Ein besonders hohes Alter will übrigens Herr Röth der Inschrift nicht beilegen, da ihre Sprache, jener babylonisch-syrische Dialekt, eine sehr entwickelte sei; indessen müßte man sie doch über 1100 v. Chr. verlegen, seit welcher Zeit etwa Kypros unter tyrische Herrschaft kam und sich die Kyprier, wie auch die noch vorhandenen cyprischen Inschriften zeigen, der echt phönizischen Schrift und Sprache bedienen (Movers ebend., S. 212); es ist aber nicht gut denkbar, daß ein öffentliches Dokument, wie diese Friedensproclamation, die doch jedenfalls auf das Verständniß der Landesbewohner berechnet war, in einem so schwerfälligen Alphabete hätte verfaßt werden sollen, da ein einfacheres, allgemein anerkanntes im Gebrauche war. Wie nun das uralte, jedenfalls in geschichtlicher Zeit antiquirte Alphabet zu der verhältnißmäßig jungen chaldäischen Sprache (Babylon und Assyrien liegen sehr weit von Cypern) paßt, dürfte jedenfalls in Erwägung zu ziehen sein und kann hier nicht ausgemacht werden. Uebrigens ist es sicher, daß Cypern einmal, ja, vielleicht öfter, selbst noch in geschichtlicher Zeit, unter ägyptischer Hoheit gestanden hat, und insofern würde der Deutung wenig im Wege stehen.

Nun zum Schlusse noch eine Neuigkeit: nach dem Athenaeum Français vom 9. September (S. 844) hat Herr v. Paravey nach seiner Behauptung in alten chinesischen Büchern Keilschriften entdeckt, ähnlich denen, welche die babylonischen Backsteine tragen, eben so ägyptische, phönizische und hebräische Buchstaben; nicht minder die Constellationen des Thierkreises von Denderah. Ihm zufolge war die chinesische Dynastie der Hia eine elamitische (persische), die der Chang eine ägyptische und die der Tschen assyrisch. Das Reich der Tsin oder Tsir, nach Herrn v. Paravey syrisch (!!), wurde erst nach dem Sturze des griechisch-baktrischen Reiches, 256 v. Chr., gegründet. China hatte früher ägyptische, syrische, armenische und assyrische Kolonieen erhalten. Der Abbé Lambot, der zwanzig Jahre kaiserlicher Astronom zu Peking gewesen, soll umgekehrt alte chinesische Buchstaben auf babylonischen Backsteinen gefunden haben.

Alles dies ist in einem Briefe des genannten Herrn an die syrisch-ägyptische Gesellschaft zu London enthalten. Daß hinter diesen erstaunlichen Resultaten nicht viel sei, daß diese dreisten Behauptungen so deutlich und scharf, wie nur möglich, eine gewisse den Franzosen eigenthümliche Manier an der Stirn tragen, leuchtet sofort ein; man nennt das im Deutschen mit dem einfachsten Ausdrucke: „gelehrte Wirdbeutelei." — Uebrigens ist diese Sorte von Gelehrten die unschädlichste; sie macht bisweilen Spaß und nöthigt dem ernsten Forscher, dem sie jedenfalls zu Verirrungen und Täuschungen keinen Anlaß geben wird, ein ironisches Lächeln ab. *Kuhl.*

Rußland.

Die Königssprüche des persischen Dichters Abbas Mirza.

(Schluß.)

Nur Eines, was die innere Einrichtung des Buches betrifft, sei noch erwähnt. Das ganze, wie wir schon oben berührten, aus dreiundsechzig Seiten bestehende Werkchen, ist nämlich in sechs Abschnitte (Otdelenija) gebracht, die durchaus durch keine logische Kluft von einander getrennt sind. Denn die Worte richten sich immer an den Schah und enthalten Lehren, die sich auf die Regierungskunst beziehen. Höchstens könnten wir das Metrum als maßgebend betrachten, doch bleibt auch dies innerhalb einiger Abschnitte (wie im zweiten bis

ünften) daſſelbe. Da man einem Dichter nun aber in der organiſchen Anordnung und Gliederung ſeiner Gedichte, wie in der Wahl der Versmaße volle Freiheit geſtatten muß, ſo verlangen wir auch nicht, daß uns der perſiſche oder ruſſiſche Dichter darüber Rechenſchaft abege, wie er zu dieſem oder jenem Metrum und zu ſeiner Eintheilung in gerade ſechs — und nicht in mehr oder weniger — Abſchnitte gekommen ſei. Genug, wir finden ſie vor; und wir erwähnen, indem wir uns dem erſten dieſer Abſchnitte zuwenden, daß derſelbe dreizehn Druckſeiten umfaßt und achtundvierzig zweizeilige Gnomen enthält, und daß das Metrum, wie es uns bei Kowan'ko vorliegt, aus zwei jambiſchen Versverbänden beſteht, deren jeder ſich auf folgende Weiſe darſtellt:

⏑–⏑–⏑–⏑– | ⏑–⏑–⏑–.

Wir führen aus dieſem erſten Abſchnitt dem Leſer folgende Denkſprüche vor und erwähnen, daß die beigeſetzte Ziffer ſich auf die Nummer bezieht, die der betreffende Spruch in der Kowan'koſchen Sammlung an der Stirn trägt. — Es lautet Spruch:

7.

O, gleiche, Schah! dem Strahle nicht, der die Flur verſengt,
Dem Strahl der Sonne gleiche, der das Gewölk verdrängt.

9.

Wenn Du ein Hauch des Frühlings biſt, der uns ſanft umfließt,
Wird Perſien ſein ein Garten, der Roſen Dir erſchließt.

12.

Du gleichſt, o Schah! dem Haupte, es gleicht Dein Volk dem Fuß:
Der Fuß iſt noth dem Haupte, wie noth das Haupt dem Fuß.

25.

Den höchſten Segen ſpende Der, den die Krone kränzt:
Gleichwie die Sonn' am hellſten auch im Zenith erglänzt.

42.

Bedenk', o Fürſt, die Höhe macht nicht die Palm' uns werth:
Weil ſie uns Datteln ſpendet, darum wird ſie geehrt.

Der zweite Abſchnitt dieſer Königsſprüche umfaßt die Seiten 14 bis 24; er enthält vierzig zweizeilige Sprüche. Das Metrum geſtaltet ſich auf folgende Weiſe:

–⏑–⏑–⏑– | –⏑–⏑–⏑–.

Zuweilen nimmt daſſelbe, mit Abwerfung der letzten Kürze, auch folgende Form an:

–⏑–⏑–⏑– | –⏑–⏑–⏑–.

Wir theilen aus dieſem Abſchnitte die nachſtehenden Sprüche mit:

13.

O, ſchwinge nicht Dein Schwert, Herr! wider ſchwache Karden,
Erprobe Deinen Muth im Kampf mit Leoparden.

17.

Die Weiſen ehre hoch, die Narren halte ferne,
Es ſammelt auch der Mond um ſich die hellen Sterne.

18.

In Deinen Räthen lies vom Volk die Beſten aus,
Wenn es auf Säulen ruht, dann ſtehet feſt das Haus.

23.

O, ſei ein milder Herr! führ' nicht Dein Volk in Nöthen;
Du weißt, die Natter ſticht den Fuß, der ſie will tödten.

33.

Die Liebe, die Du übſt, lohnt ſich Dir ohne Zahl,
Wie tauſendfach im Meer ſich bricht der Sonne Strahl.

40.

Des Nieder'n Nam' iſt bald, ſo wie ſein Fehl, vergeſſen:
Nach tauſend Jahren noch wird man Dein Thun ermeſſen.

Der dritte Abſchnitt geht von Seite 25 bis 33. Er umfaßt zweiunddreißig ebenfalls zweizeilige Gnomen. Das Versmaß iſt ganz daſſelbe, wie es im zweiten Abſchnitt unter der zuerſt aufgeſtellten Form vermerkt wurde.

Wir wollen hier folgende Sprüche anheben:

3.

Wie die Melone mild ſei zu den Mildgeſinnten,
Für den, der Frevel übt, ſei ſcharf wie Koloquinten.

6.

Des Bogens ſchon', o Herr! oft trifft der Pfeil den Treffer.
Den Pfeffer beißt der Zahn, die Zunge beißt der Pfeffer.

18.

Den Schmeichler halte fern, o Fürſt, von Deinen Bahnen;
Denk': wer den Piſang rühmt, der hofft wohl auf Bananen.

22.

Leicht weicht das Volk, ſchwer weicht der Schah des Schickſals Rädern;
Der Sturm, der Halme ſchont, er knickt leicht hohe Federn.

27.

Veracht' den Buckel nicht und nicht die grauen Haare!
Wer ſucht den ſchnellen Fuß am plumpen Dromedare?

Im vierten Abſchnitte der Königsſprüche, die auf Seite 34 bis 45 des Werkes mitgetheilt ſind, werden uns im Ganzen vierundvierzig zweizeilige Gnomen geboten, deren Metra die beiden im zweiten Abſchnitt aufgeſtellten Schemata zeigen.

Wir theilen aus dieſer Leſe folgende Sprüche mit:

9.

Nicht ſeiſt Du durch die Macht, ſie ſei durch Dich geprieſen;
Wie ob der Bläue man lobpreiſet die Türkiſen.

15.

Wem wurde wohl, o Herr! Allweisheit zum Gewinn?
Feigen pflückt man in Dezd, Piſtazien in Kasbin.

19.

O, präge, Herr! wohin die wucht'ge Lanze trifft;
Straft man zu ſehr den Mohn, dann rächt er ſich durch Gift.

23.

Die Todten laſſe ruh'n im ſchweigend ſtillen Saale;
Wer ihnen Frieden ſtört, gleicht er nicht dem Schakale?

41.

Den Schmeichler frage nicht nach Deinem trüben Auge:
Gleich ſpricht er ſonſt, daß auch zum Seh'n Dein blindes tauge.

Im fünften Abſchnitt, welcher die Seiten 46 bis 55 einnimmt, werden ſechsunddreißig Sprüche mitgetheilt, deren jeder ebenfalls aus zwei Zeilen beſteht und in dem Versmaß gehalten iſt, wie wir es im zweiten Abſchnitt unter dem erſten Schema darſtellten.

Wir halten dieſen Abſchnitt, der den Schah in ſehr ernſten Worten vom Genuſſe der Liebe abmahnt, für einen der beſten des ganzen Werkes, finden auch, daß hier den Dichter die Schwingen der Begeiſterung in Regionen getragen haben, die dem Pfade der Proſa fern liegen.

Der Leſer werde mit folgenden Gnomen, die dieſem Abſchnitt angehören, bekannt gemacht:

3.

Die ſchönen Weiber flieh'; den ſtarken Heldenſeelen
Magſt Du, o Fürſt, mit Stolz Dein hohes Herz vermählen.

7.

Wenn aus der ſchwarzen Höh' die Wetter niederqualmen:
Nicht ſchützen Roſen Dich; Schutz geben Dir die Palmen.

19.

Biſt Du ein Zwerg, ein Sklav', magſt Du nach Liebe dürſten;
Die Lieb' iſt eine Peſt für Helden und für Fürſten.

25.

Ein hehrer Fürſt bleibt fern der Wolluſt nieder'n Stätten,
Im Herzen ſeines Volks weiß er ſein Bett zu betten.

33.

Iran ſei Deine Braut, die voll' in Lieb' umfangen,
Dann wirſt Du Sohn', o Schah, den Göttern gleich, erlangen.

Der ſechſte und letzte der Abſchnitte von Abbas Mirza's „Königsſprüchen", der auf Seite 56 bis 63 des Kowan'koſchen Werkes mitgetheilt iſt, enthält nur fünfundzwanzig Sprüche, von denen dreizehn zwei- und zwölf vierzeilig ſind. Das Metrum iſt ein von dem vorigen völlig verſchiedenes, indem es einen trochäiſchen Anfang hat, während ſonſt der Jambus begann. Die beiden hier gültigen Schemata ſind folgende:

–⏑–⏑–⏑–⏑– | –⏑–⏑–⏑–⏑–

und:

–⏑–⏑–⏑–⏑– | –⏑–⏑–⏑–.

Wir heben hier folgende Sprüche aus:

1.

Nichts in Deinen Augen gelte Reichthum, Hoheit, Glanz und Macht,
Weil ja Du der Allerreichſte biſt, der Herrlichſte an Pracht;
Doch mit gnadenvollen Blicken ſehe auf den weiſen Mann,
Weil an Weisheit ja wohl Einer Dich, o Herr! beſiegen kann.

7.

Trifft der Sonne Glanz die Diſtel, gleich nennt ſie ſich Sonnenblume:
Jeder Narr an Deinem Hofe ſchwatzet viel von ſeinem Ruhme.

17.

Auf, erheb' aus ihrem Drange rings die dienenden Geſchlechte,
Das iſt nur ein armer König, der beherrſchet arme Knechte.
Jener iſt der reichſte Herrſcher, der von Fülle umgeben wohnet,
Deſſen Volk in Glanz ſich hüllet und in Goldpaläſten thronet.

[redacted]

Alſo walte, alſo richte, alſo herrſch' an jedem Tage:
Gleich als folgt' auf Deine Herrſchaft morgen ſchon des Dieners Plage.
Warſt Du heut' ein gnäd'ger Herrſcher, als Du trugſt noch keine Ketten:
Iran würde ſich erheben, gält' es, morgen Dich zu retten.

Wir enden hiermit unſere Mittheilungen, indem wir glauben, daß der Leſer ſchon im Stande ſein wird, aus dieſen wenigen ihm vorgeführten Sprüchen ſich ein Urtheil über den Geiſt der ganzen Sammlung zurechtzulegen.

Vielleicht hat meine kleine Abhandlung, die ich eben deshalb einem der geleſenſten Blätter Deutſchlands überantwortete, das Glück, auf ſeinem Wege durch die gelehrte Welt in die Hände eines Orientaliſten zu gelangen, der im Stande und gewillt iſt, dem Verfaſſer derſelben

näheren Aufschluß über eine Erscheinung in der östlichen Literatur zu gewähren, die ihm noch bis zur heutigen Stunde ein Räthsel geblieben ist, so verdeckt und nebelhaft, wie die zart verschleierten, in Duft gehüllten, flüchtig vorüberschwebenden Frauengebilde des Orients.

Dr. Julius Altmann.

Portugal.

Portugiesische Bauernregeln.

Der portugiesische Volkskalender ist eben so gut mit seinen gereimten Bauernregeln für jeden Monat im Jahre geschmückt, wie dies mancher deutsche Kalender noch bis in die neueste Zeit war. Jene Bauernregeln gleichen an Naivetät der Form und des Inhalts den deutschen auf ein Haar und liefern somit einen neuen Beitrag zu der Bewahrheitung des Satzes: daß der Bauer, und was mit ihm zusammenhängt, trotz der Verschiedenheit des Klimas und der Nationalität, auf der ganzen Welt der und das Nämliche sei.

Die vorzüglichsten dieser im Original gereimten Sprüchwörter sind folgende:

Januar: Wenn der Januar kömmt, so steige auf die Berge; siehst Du, wie es rings umher grün wird, so weine; siehst Du aber den kahlen Boden, so magst Du singen.

Ein nasser Januar ist zwar nicht gut für das Korn, aber dagegen nicht schlecht für die Heerde.

Von den Blüthen des Januar füllt Niemand den Keller.

Februar: Wenn es im Februar nicht regnet, so giebt es weder gutes Heu, noch Roggen.

Regen im Februar macht dem Wucherer den Garaus.

Für einen Theil des Februar darfst Du noch Holz aufsparen.

März: Wenn es im März donnert, so rüste Handwerkszeug und Arme.

Wer im März die Bäume (Reben) beschneidet, wird sich später den Schooß mit Früchten füllen.

Wenn Du einen guten Kürbis willst, so mußt Du ihn im März stecken.

April: Ein kühler April bringt Wein und Brod in Fülle.

Am Anfang oder gegen das Ende pflegt der April schlimm zu sein.

Ein April, der kühl und feucht ist, füllt den Keller und macht das Vieh fett.

Mai: Ist der Mai trüb' und windig, so wird das Jahr schön.

Wer im Mai das kurze Gras abmäht, wird weder Frucht, noch Heu bekommen.

Juni: Regen um Johannis ist dem Weinstock und dem Korne schädlich.

Um St. Peter betrachte Deinen Oelgarten; findest Du dort eine Traube, so hast Du hundert zu gewarten.

Juli: Ein Morgen Landes ist im Mai die Ochsen und den Wagen werth, im Juli die Ochsen und das Joch.

August: Der erste August ist auch der erste Herbsttag.

Regen im August giebt Safran, Honig und Wein.

Wer nicht im August drischt, wird mit saurem Gesicht dreschen.

September: Der August bringt zur Reife, im September herbstet man.

Der August hat die Last, der September ärndtet die Frucht.

Der September vertrocknet entweder die Quellen, oder er hebt die Brücken ab.

Pflege Deine Wiesen gut, so wirst Du Dein Vieh fetter machen.

Oktober: Wer Pachtgeld einnimmt, jubelt; wer welches zahlen muß, jammert.

Wer es zu Etwas bringen will, der muß im Hause verkaufen und auf dem Markte einkaufen.

Führe Dünger auf Deinen Acker, so wird es Dir das Land bezahlen.

November: Am Allerheiligen Tag liegt Schnee auf dem Felde.

An St. Andreas ist es den ganzen Tag über Nacht.

Wer seine Gerste gut düngt, dem trägt sie hundertfältig, und wenn das Jahr feucht war, so hast Du nichts zu besorgen.

Es wird Niemand reich, der nicht auch rechtschaffen ist.

Dezember: Im August soll man nicht über Land gehen, im Dezember nicht über See.

Müßiggang ist der Schlüssel zur Armuth.

Das Geld des Wucherers sitzt mit seinem Herrn zu Tische. A. S.

Mannigfaltiges.

— Heinrich Heine und die „Allgemeine Zeitung". Unter dem 22. September d. J. haben die Herren Hoffmann und Campe in Hamburg ein Cirkular an die Buchhandlungen Deutschlands erlassen, worin sie anzeigen, daß am 1. Oktober der Druck von drei Bänden vermischter Schriften H. Heine's beendet sein und die Versendung des Werkes in der ersten Woche desselben Monats stattfinden wird.*) Aber bereits am 21. September — also einen Tag vor Erlaß jenes Cirkulars — brachte die Beilage zur Augsburger „Allgemeinen Zeitung" Nr. 264 den Anfang der „Geständnisse" H. Heine's, eines pikanten und geistreichen „Vorläufers seiner Memoiren", der einen großen Theil des ersten Bandes der „Vermischten Schriften" bildet und der sich durch sechs Nummern der „Allg. Zeitung" zieht. Hat die Cottaische Verlagshandlung zu diesem Abdrucke die Erlaubniß des Verfassers und der Herren Hoffmann und Campe erhalten, oder ist dieser Vordruck ein bloßer ungesetzlicher Nachdruck! Nach den Angaben der „Allg. Zeitung" selbst, müssen wir es allerdings für das Letztere, nämlich für einen unerlaubten Nachdruck, erklären. Die „Allg. Zeitung" nennt nämlich als ihre Quelle die Revue des deux Mondes, in deren Lieferung vom 15. September eine französische Uebersetzung der „Geständnisse" Heine's unter dem Titel „Les aveux d'un poëte" erschienen und zugleich gesagt ist, daß das deutsche Original bei Hoffmann und Campe in Hamburg erscheine. Daß eine solche eilfertigst angefertigte Rückübersetzung eben so gut Nachdruck sei, wie es z. B. die von Paulus veröffentlichten Vorlesungen Schelling's über dessen philosophia secunda waren, sollte doch selbst einer Buchhandlung, die weniger, als die J. G. Cottaische, durch die „Privilegien des Allerdurchlauchtigsten Deutschen Bundes" geschützt ist, hinlänglich bekannt sein. Wenn, nach den mit England und Frankreich abgeschlossenen Verträgen, ein englischer oder französischer Autor, der sich das Recht der Uebersetzung vorbehält, schon die ohne seinen Konsens erfolgte Uebertragung ins Deutsche als Nachdruck verfolgen kann, um wie viel größeres Recht hat dazu der deutsche Autor, dem sein deutsches Werk ins Deutsche — nicht übersetzt, sondern verballhornt wird! Ja, die „Allgemeine Zeitung", statt ihrem ehemaligen Mitarbeiter, dem krank und hülflos daniederliegenden Dichter, einen Ehrensold für einen mehrere Bogen füllenden Artikel zu zahlen, der allerdings in den letzten Tagen des Quartals ein sehr willkommener Beitrag war, begleitet diesen Artikel obendrein mit schmählichen, den Kranken tief verunglimpfenden Anmerkungen! Der Berliner Nachdrucker der „Götter im Exil" — den Heine selbst im ersten Bande seiner „Vermischten Schriften" gehörig vornimmt — hat doch wenigstens so viel Achtung vor dem Autor, den er pecuniair beeinträchtigt, daß er durch allerlei Beigaben dem Ruhm des Dichters zu mehren sucht — in Augsburg scheint man jedoch zu glauben, daß man da, wo kein Ehrensold gezahlt wird, auch der Ehre keinen Sold schuldig ist.**)

— Kola. Die neulich von den Alliirten verbrannte Stadt Kola, der Hauptort des russischen Lapplands, ist (oder war) mit Ausnahme von Warböe in Norwegen die nördlichste Stadt Europa's. Sie liegt nämlich nach dem „St. Petersburger Kalender" unter 68° 52′ 30″ nördl. Br., nicht weniger als 1065 Werst von ihrer Gouvernementsstadt Archangel und 2202 Werst von Petersburg. Sie hat etwa 150 hölzerne Häuser und 700 Einwohner, meist Lappen und Finnen, die sich von Wallroß-, Kabeljau- und Wallfischfang nähren. Unter den lappischen Zauberern — die Lappen gelten im ganzen Norden für große Hexenmeister — sind die von Kola die berühmtesten. In früherer Zeit besaß die Stadt keine Festungswerke, mit Ausnahme eines jener hölzernen Ostrogs, von denen Georgi sehr launig bemerkt, daß ein Angriff auf dergleichen Citadellen allerdings gefährlich sei, da man riskire, bei Erstürmung derselben mitsammt den Mauern in die Stadt hineinzufallen. Nach den von englischen Blättern mitgetheilten Berichten, in welchen von zerstörten Batterieen die Rede ist, läßt es sich jedoch nicht bezweifeln, daß die Russen seit kurzem bemüht waren, diesen Küstenpunkt, der sich durch seinen schönen Hafen auszeichnet, in bessern Vertheidigungsstand zu setzen.

---

*) Die „Vermischten Schriften" von H. Heine bringen in ihrem ersten Bande, außer seinen „Geständnissen", neue Gedichte (90 S.), die „Götter im Exil", die „Göttin Diana" und „Ludwig Marcus". Der zweite und der dritte Band enthalten, unter dem Titel „Lutezia", Berichte über Politik, Kunst und Volksleben in Paris.

**) In Nr. 270 der „Allg. Ztg." kömmt ein Herr O. F. P. Namens der Redaction nochmals, und zwar in einem besonderen Artikel, auf Heine zurück, um ihn vollends mit Koth zu bewerfen. Es ist das der gelindeste Ausdruck, denn die Gedanken des Herrn O. F. P. sind eben so schmutzig, wie seine Formen ekelhaft. Wo ist doch jener „literarische Parfum" geblieben, den einst Genz in Wien, Varnhagen in Berlin und Heine in Paris über die „Allg. Ztg." verbreiteten? Es war dies eine Zeit, „in der", wie Herr O. F. P. jetzt in seiner urbanen Weise sich ausdrückt, „die Esel vor Geilheit die Schleifbahn suchten und das Ungeziefer eines langen Friedens uns über die Haut kroch." Das ist wörtlich jenem Artikel des Herrn O. F. P. entlehnt, der, wie sich die „Allg. Ztg." rühmen darf, weder in Paris, noch in Berlin oder Wien geschrieben ward, sondern auf ihrem eigenen Miste gewachsen ist. D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (für Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 57, und dem Spediteur Neumann, Kurstraße Nr. 21), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 120. Berlin, Sonnabend den 7. Oktober 1854.

Türkei.

Die Messias-Ideen und Elemente der Zukunft in der Türkei.*)

„Die unbändigen Schaaren von Nationen, um Herrschaft hin und er und über einander sich balgend, wie Wogen des großen Meeres, e mitten im Zusammenstoß einander sich verschlingen, weiß schäumend on Gischt und Groll in ihrem Gebrüll nach einem Führer", von denen n neuer englischer Dichter in einem sonderbaren, noch nicht begriffe- en Gedichte**) singt, erinnern lebhaft an die Türken und den Krieg, ährend wir in der „Ruhe der Schönheit, die auf der Höhe, dem immel am nächsten, heiter und still ausgestreckt liegt, ein einsamer ngel, hoch im Lichte, tief in Schlaf versunken, schwingenmüde", unser eliebtes neutrales Deutschland ironisch zu erkennen glauben. In der hönsten Situation und Attitude schlafend, begreifen wir, wie und arum die anderen Völker zugreifen. Unser Stolz ist der Begriff, nser Fittig der Gedanke, und da wir schwingenmüde sind, lassen wir ns wenigstens gern in unserer Lage, reizend verhüllt durch den male- ischen Faltenwurf unserer Gemüthlichkeit, bewundern. Die Höhe, dem immel am nächsten, auf der wir von den Anstrengungen schwarzroth- oldener Flotten-Versteigerung ausruhen, ist der Kosmopolitismus, der ch zuweilen auch „Neutralität" oder „Objektivität" nennen läßt. Und n der That sind wir auch zu gebildet und menschheitlich, als daß wir gend eine türkische oder russische „Nation" besonders bevorzugen oder ns, mit Hintansetzung der Slavonier, Walachen, Moldauer oder Ka- uer, Servier, Bulgaren und Armenier, gar griechischer Liebe hingeben olten. Es sind einzelne aufschäumende Wogen, und wir lieben den anzen Ocean. Ein tiefer Sinn liegt oft im kindischen Spiel. Und o haben wir eine Zeitlang wirklich nicht so sinnlos melodiös feierlich efragt, als wir die Frage noch frei hatten an das Schicksal: „Was st des Deutschen Vaterland?" und immer hartnäckig und feierlich ge- ntwortet: „Sein Vaterland muß größer sein!" Unser Vaterland ist „Faust", daß wir erfahren, was die Welt im Innersten zusammenhält, st „Kosmos", daß wir erfahren, was die Welt im Aeußersten zu- ammenhält, ist „dieser Kuß der ganzen Welt", wobei wir gleich Mil- ionen auf einmal umschlingen.

Daß es kein Fleckchen Erde mehr giebt, wo der Deutsche nicht irklich schon zuhause wäre, ist unser geringster Stolz; wir wissen die erschiedenen Völkerracen, die im Thautropfen wohnen, bei ihren la- einischen Namen zu nennen und finden uns bis tausend Billionen Meilen jenseits der Milchstraße noch ohne Fremdenführer zurecht, wo ich jedenfalls auch von der Erde geschiedene deutsche Auswanderer an- gesiedelt haben. Die Engländer tragen die Kultur nach Westen (in welche sie zugleich ihr kleines Geld stecken), die Oesterreicher nach dem Osten, die Franzosen dahin, „wo der Pfeffer wächst", die Amerikaner nach Cuba und Japan, die Deutschen, in ruhiger Schönheit auf dem höchsten Gipfel des Kosmopolitismus hingelagert, strahlen zugleich nach allen Seiten aus, wie die Sonne des Himmels, abgesehen davon, daß die Kurhessen bereits fast alle ausgewandert sind, theils nach Amerika, theils ins Jenseits.

So kann es uns gar nicht schwer fallen, die schäumenden Racenwogen des Orients von einem höheren Standpunkte zu begreifen. Zunächst finden wir den Umstand, den die Politiker wegen der Masse von Klein- und Kleinigkeiten übersehen, sehr beachtenswerth, daß der eigentliche Kriegsschauplatz die gemeinschaftliche Wiege der christlichen Religion und Kultur Rußlands und des Westens, so wie des Muhammedanismus, ist. Rußland macht in der That eine Art Kreuzzug, um das Land zu gewinnen, wo die Wiege seiner Religion und — seiner Weltherrschaft stand, während der Muhammedanismus kirchlich und staatlich, offiziell und dogmatisch sich als Erbe der Grundlehren und Traditionen betrachtet, aus welchen das oströmische und westliche Christenthum als verschiedene Strahlen sich abirrten. Sie sind daher die „Gläubigen", während Russen, Engländer und Franzosen unter dem gemeinschaftlichen Titel „Ungläubige" zusammenfallen. Der Muhammedanismus trat im siebenten Jahrhundert wirklich und mit furchtbarer, jetzt noch nicht erstorbener Lebenskraft als Korrektur des damaligen, in leere Wortstreitigkeiten verflochtenen Christenthums für die Gegenden und Völker auf, welche das Christenthum geboren. Die ideale Substanz, welche als Quelle neuen Trostes und neuer Gesittung, über die antike Römer- und Griechenwelt hinaus, in Judäa entsprang, vermenschlichte und verweltlichte sich in drei Hauptrichtungen nach lokalen, kirchlichen, staatlichen und polizeilichen Zwecken als griechische Kirche, als römischer Katholizismus und als Koran. Nach Jahrhunderte lang fortgesetzter Strahlenbrechung dieses neuen Sonnenlichtes von Palästina sind die Strahlen rückwärts gebogen und fallen nun in konzentrischen Richtungen, tausendfach verdunkelt und verkrüppelt, wieder auf einander, um mit einander zu kämpfen und unterzugehen.

So sehr auch die religiösen und kirchlich-racischen Motive und Kontraste durch die Masse einzelner Thatsachen, durch diplomatische, staatliche und persönliche Regierungszwecke übertüncht und versteckt erscheinen, ist es doch klar und kömmt es immer mehr zu Tage, daß das innerste Pathos des Kampfes überall religiöser Natur ist, nur getrübt und verbarbarisirt durch nationale oder vielmehr racische Motive. Die Engländer und Franzosen, welche im Interesse der „Civilisation" hineingezogen wurden, bilden nicht selbst ein kämpfendes Element darin und handeln daher ohne Religion, blos aus Rücksichten der Diplomatie und des materiellen Vortheils und dynastischer Interessen Europa's. Da diese sich aber im Innersten auf das westlich formirte Christenthum stützen, ist auch ihr innerstes Pathos ein kirchliches. In allen betheiligten Parteien tritt nun freilich dieses religiöse Element so vielfach entstellt auf, daß keine einzige, dem einfachen, großen, menschheitlichen Gedanken des ursprünglichen Christenthums gegenüber, die geringste Spur von Recht oder Religion für sich hat. Doch muß man den Türken lassen, daß bei ihnen das religiöse Pathos am entschiedensten und ehrlichsten hervortritt. Sie kämpfen nicht um diese und jene Festung, nicht um diesen oder jenen Vortheil, sondern wahrhaft um ihre ganze Existenz, um ihr religiöses Prinzip, ihre Bibel, den Koran. Aber innerhalb des Bereichs dieser Bibel leben Millionen von Menschen, welche die poetischen und dogmatischen Werke der alten jüdischen Schriftsteller und Dichter als die Hauptquelle ihres Glaubens verehren und daher als Christen dem besonders orientalisirten Christenthume Muhammed's entgegenstehen und ihm zugleich unterworfen sind. Dies führte zu dem Protektorat Rußlands, welches früher in seinen weltlichen und geistlichen Plänen gegen die Türkei deshalb auch immer von den Westmächten unterstützt ward. Obgleich nun Rußlands jetzige Ansprüche an die Türkei nur Konsequenz seiner früher von den Westmächten unterstützten Politik sind, hielten sich Letztere doch, da es aus den früheren Urtheilen zum Schluß kommen soll, für verpflichtet, sich ihren Theil von Schutzmannschaften für die Christen in der Türkei auszumachen, zumal da der „kranke Mann", der noch nicht freiwillig sterben wollte und deshalb von allen Seiten zugleich gestorben wird, Erben braucht.

Die alten, gläubigen Türken glauben an ihren Tod. Das ist ein anderer Umstand, dessen Wichtigkeit in der Jagd nach politischen Neuigkeiten untergeht. Eine Prophezeiung setzt den Untergang ihrer politischen Herrschaft vierhundert Jahre nach der Eroberung Konstantinopels, also in die jetzige Zeit. Dieser Gedanke zehrt an der innersten Thatkraft der unaufgeklärten, gläubigen Volksmassen und zeigt sich bei manchen wichtigen Theilen der Bevölkerung als fatalistische Gleichgültigkeit und Trägheit, bei Anderen als erhabener patriotischer Enthusiasmus, der stolz und heroisch nur im Kampfe sterben will. So etwas wird in Zeitungen nicht gesagt, aber man muß es wissen und darf es nie vergessen, wenn man die Türkei begreifen will, was auch aus ihr werden mag. Noch bedeutungsvoller erscheinen die messianischen Ideen und Thatsachen, welche über diesen Tod hinaus zu einem neuen irdischen Leben voller Kraft und orientalischer Schönheit führen, die schönen, noch nicht von der Geschichte verbrauchten Kraftvölker des Kaukasus mit ihrem Reformator Schamyl, die von keiner Priesterherrschaft gedemüthigten Drusen des Libanon und die Marroniten Syriens, des wirklichen Stammlandes der ersten großen Wahrheiten des Christenthums. Im Kaukasus schreint sich die

*) Von unserem Londoner Korrespondenten.

**) Balder: a Poem. Part I. By the Author of „The Roman". Letzteres Gedicht erschien unter dem angenommenen Namen: „Sydney Dryden". Der wahre Name des Dichters ist Dobell.

Geschichte, welche von hier aus die „kaukasische Race", d. h. fast das ganze civilisirte Europa, hervorgehen ließ, eine Art Vorraths- und Waarenhaus gebaut zu haben, um daraus neuen Stoff zu nehmen. — Die Druſen sind die freie Auslegung des Muhammedanismus, die Maroniten der durch staatliche und kirchliche Zwecke nicht entstellte Kultus des Urchristenthums. Die verschiedenen Christenthümer, wozu auch der Muhammedanismus gehört, haben eine gemeinschaftliche große edle Quelle. Sie sind jetzt, entstellt und beschmutzt auf tausendfache Weise, zu ihr zurückgekehrt. Druſen und Maroniten sind Quelle und die frischen, kaukasischen Stämme, durch die Geschichte zum ersten Male aus den Bergen von ihrem Reformator vereinigt und hervorgetrieben, allein stark genug, neuen Quellen neue Kanäle zu graben. Hier hat die Geschichte Material, aus der sie Etwas machen kann und wird. Aus dem Glaubens-, Racen- und Interessen-Gewoge, wie es jetzt im Oriente durch einander schäumt, läßt sich nichts Neues machen. Ihre Barbarei, ihre Schwäche, ihr Untergang liegt in der Appellation an Glaubens- und Racen-Unterschiede, deren Vermischung und Ausgleichung gerade die Aufgabe der Kultur und das höchste Interesse der jetzigen Menschheit ist. Ein freies Slaventhum in der Türkei, ein freies Griechenthum, ein freies Bulgarien, eine freie, lateinische Walachei u.s.w. sind eben so kulturfeindlich, wie Ein Ungarn für Ungarn, Ein Italien für Italien. Die Konsequenz davon würde sein, daß auch Preußen und England und selbst Frankreich aus einander fielen und ein „Stamm" den anderen mordete, wie eine Woge des Meeres die andere. Die Konsequenz wäre eine neue „Völkerwanderung" mit Attilas, Vandalen, Longobarden und sonstigen Langbärten ohne Köpfe. Die Geschichte der Kultur arbeitet in der That ganz im Geiste der ursprünglichen Lehren des Christenthums (welche Nichts sind, als der in Worte gekleidete Trieb des Menschengeschlechts, frei und einig zu werden in Bildung, Wissen und That) seit Jahrtausenden auf Ueberwindung der Sonderbarkeiten und Sonder-Interessen von Menschen, Familien, Stämmen, Völkern und Racen hin. Deshalb ist auch das Pathos des Krieges im Oriente von allen Seiten her ein civilisationsfeindliches: in der Türkei selbst, weil die einzelnen Stämme, Racen und Sekten nach Herrschaft für sich über Andere streben; von Rußland her, weil die Glaubens- und Racen-Individualitäten nicht in Bildung und Freiheit vereinigt und erlöst, sondern durch ein äußerliches Staatsband zusammengezwungen werden sollen; von den Westmächten aus, weil sie äußerlich als Vertreter der Civilisation weder den Muth, noch den Willen haben, diese höher zu stellen, als ihre dynastischen und National-Interessen.

So ist das Ganze ein Religionskrieg ohne Religion, eine Civilisationskrisis ohne Civilisation, ein barbarischer Kampf um Dinge, die Niemand kennt und, wenn er sie kennt, nicht nennt, kurz, Summa Summarum, eine „faule Sache", aus der nur durch starke chemische Agentien und Reagentien etwas Neues, Gesundes und Frisches, ein Gewinn für die Menschheit hervorgehen kann.

So spricht man auch bereits gern von „unvorhergesehenen Ereignissen", welche dem Dinge eine günstige Wendung geben mögen. Da aber auf Disteln keine Trauben wachsen, muß die Geschichte ihre gesunden Säfte aus Elementen herholen, die weder russisch, noch türkisch, noch englisch oder französisch sind. Und diese findet sie, so weit unsere Kenntniß bisher reicht, für diese orientalische Gährung am vortrefflichsten in den Ebenen Syriens, unter den Cedern von Libanon und in den grünen Wäldern, die sich Hunderte von Meilen unter den Schneehäuptern des Kaukasus ausdehnen. Hier ist kräftiger, originaler Stoff, der, von der Civilisation ergriffen, allein gesunde Produkte liefern kann. Von hier aus werden die „unvorhergesehenen Ereignisse" kommen, mit denen man sich vorläufig trösten muß.

Schamyl soll sich mit einem bedeutenden Heere seiner religiös und staatlich gereinigten cirkassischen Stämme längst vorbereitet haben, aufs Kriegstheater hervorzutreten. Die Druſen und Maroniten haben dem Sultan längst Freischaaren angeboten, die vorläufig nur aus Furcht vor ihrem Liberalismus abgelehnt wurden. Das philosophische Rittervolk der Wechabiten in den Oasen der arabischen Wüsten sollen nicht blos ausgezeichnete Pferde, sondern auch Ideen absetzen, welche dem alten Türkenthume den Tod erleichtern. Das sind die neuen Elemente an Ort und Stelle, der Stelle zwischen den drei alten Welttheilen Europa, Asien und Afrika, wo die Wiege der neuen christlichen, türkischen und merkantilen Kultur um das Mittelländische Meer herumstand, den erhabenen Naturgegenden, deren großartige Formationen in Gebirg und Ebene und Wüste, in den warmen, glühenden Farbentinten des Tages und den hellbrennenden Sternen der ruhigen, warmen, weichen Nacht gewaltig zur Andacht, zu Betrachtungen, zu Gedanken und Plänen über lokale, beschränkte persönliche und nationale Zwecke hinaus anregen.

Die Maroniten schieden sich gleichzeitig mit der neuen muhammedanischen Lehre (im siebenten Jahrhundert) von dem damals staatlich gewordenen Christenthume ab. Als der Begründer ihrer Lehre [illegible] ein Mönch Maron genannt. Nach vielen geistigen und materiellen Kämpfen mit Päpsten, Kaisern und muhammedanischen Horden und selbst ihren nachbarlichen türkischen Freigeistern, den Druſen, lebten sie seit vielen Menschenaltern größtentheils unangetastet und ungestört in ihrer Freiheit, die sich besonders in freier Gemeindeverwaltung innerlich geltend macht. Ihr Hauptsitz ist im Norden des Libanon mit Haupt-Verwaltungssitzen in Aleppo, Tripolis, Dschebeil, Baalbeck, Damaskus, Cypern, Beyrut, Tyrus und Sidon. Die zwölf Bischöfe, der Patriarch (eine Art Papst), der Kaimakan (Gouverneur oder Präsident des staatlichen Elements) und die Scheichs oder Gemeindevorsteher werden vom Volke gewählt. Das Kirchenwesen ist zu einer bloßen alten Form geworden, da die dabei gebrauchte altsyrische Sprache weder von den Geistlichen, noch vom Volke verstanden wird. Ihr lebendiger Kultus bethätigt sich im Gemeindeleben, in Volkssittlichkeit, in Ackerbau und Viehzucht und ritterlichen Waffen-Uebungen, in dem ganzen patriarchalischen Zuschnitt ihrer Lebensformen. Die Zahl der Maroniten soll jetzt nicht viel über zweihunderttausend betragen. Von ihnen sind dreißigtausend in Waffen geübt und zehntausend stets unter Waffen, jedoch ohne ein „stehendes Heer" zu bilden. Diese Einrichtung kennt man in ihren patriarchalischen Verhältnissen nicht. Sie zahlen dem Sultan freiwillig einen Tribut, sind aber sonst im Innern und nach außen ein durchaus selbständiger Organismus, in welchem man den gesunden Kern sogleich erkannt haben wird.

(Schluß folgt.)

Finnland.

Der poetische Bauer Korhonen.

Von allen finnischen Naturdichtern der neueren Zeit hat Paawo (Paul) Korhonen die meiste Berühmtheit erlangt. Geboren im Jahre 1775 auf dem Bauergute Wihtajärwi, welches zu dem Dorfe Sonkarinsaari im Kirchsprengel Rautalampi gehört, zeigte dieser Mann schon als Kind vorzügliche Anlagen. Ein besonderes Ereigniß weckte in ihm den schlummernden poetischen Keim. Der Sprengel hatte einen Herrn Kokki, einen wahren Blutsauger, zum Polizeibeamten. Da das Branntweinbrauen damals unbedingt verboten war, so mußten die Bauern diesen Herrn oftmals mit Geschenken bestechen, wenn ihn sein Weg an Branntweinhäusern vorüberführte. Aber Kokki's Beutel wollte nie voll werden; darum vermehrte er seine Einkünfte mit Schuldenmachen: er borgte bei Vielen, und selten wagte es ein Bauer, ihm Etwas abzuschlagen, obschon er sein Geld nie zurückerhielt. Korhonen fühlte den Beruf, durch Prostitution dieses Menschen den zahlreichen Opfern seiner Schlechtigkeit einigen Trost zu verschaffen, und dichtete demgemäß ein Lied, in welchem der Ränke und Schelmereien Kokki's auf eine schneidende Weise gedacht war. Dieses Lied verbreitete sich schnell über den ganzen Sprengel und wurde von Vielen auswendig gelernt und mit einer Art von Begeisterung gesungen. Man nöthigte den Verfasser selbst, es an fröhlichen Festen der Gesellschaft vorzutragen, und forderte ihn seitdem auch zu Liedern über andere Gegenstände auf. An Veranlassung fehlte es nie: bald wurde eine schöne neue Kirche gebaut, bald ein verdienstvoller Lehrer versetzt oder begraben; dann gab wieder einmal ein niederträchtiger Beamter oder ein schlechtes Gemeindeglied zu strafender Satire Veranlassung. Einmal segnete Gott mit einer guten Aerndte oder züchtigte mit Mißwachs und Landplagen; oder die Regierung traf gewisse Einrichtungen zum Besten des Gemeinwesens. Doch waren es nicht blos Ereignisse, was Korhonen zu seinen Liedern den Stoff hergab; in einigen klagt er über die Verschlimmerung der Sitten und ermahnt zur Besserung; in anderen macht er gemeinnützliche Vorschläge; wieder andere sind poetische Vertheidigungen der Heimat und Muttersprache gegen Verächter und Schmäher. Einiges Wenige ist den erzählenden und Zauber-Runen der Alten nachgeahmt.

Der Ruf Korhonen's bewog öfter die Einwohner anderer, selbst weit entlegener Kirchsprengel, sein Talent in Anspruch zu nehmen. So kamen eines Tages Leute aus Maaninka und baten ihn um ein Lied auf ihren schlechten Pfarrer (der wegen seiner sträflichen Sitten endlich sein Amt verlor). Korhonen sagte den Angekommenen, sie möchten ihm Alles erzählen, was ihnen von dem Pfaffen bekannt sei, und sie statteten nun einen Bericht ab, der bis tief in die Nacht anhielt. Schon am anderen Morgen sang ihnen Korhonen ein überaus langes Lied vor, in welchem des geistlichen Herrn Wandel und saubere Streiche besser geschildert waren, als seine Beichtkinder von Seiten eines Mannes, der ihn nie gekannt, jemals erwarten konnten. So ruhten sie denn nicht eher, bis der Dichter sein Monstre-Karmen für sie zu Papier gebracht hatte. Sie kehrten damit vergnügt in ihre Heimat, wo alsbald eine Menge Abschriften der Satire angefertigt und überall herumgeschickt wurde. Ohne Zweifel erhielt auch der Herr Pastor sein wohlgeschriebenes Exemplar.

Auch diejenigen Lieder, die Korhonen aus sich selbst in müßigen Stunden dichtete und niederschrieb, gab er sofort weiter und ließ sie

m ganzen Sprengel cirkuliren. Wenn er dann Eines oder das Andere später absingen hörte, erinnerte er sich oft gar nicht mehr, es gemacht zu haben. Weniges entstand übrigens am Schreibtische: seine esten Lieder soll Korhonen auf einsamen Wanderungen im Walde, eim Fischfang und anderen mechanischen Beschäftigungen gedichtet aben. Nach der Heimkehr schrieb er sie aus dem Gedächtnisse nieder, m sie dann bei erster Gelegenheit irgend einem seiner Bekannten u überlassen. Bei festlichen Gelagen dichtete er Viel aus dem Stegreif; davon hat nun das Meiste ungeschrieben bleiben müssen und ist lso verloren.

Schon aus Vorgemeldetem ergiebt sich, daß Korhonen selbst von einen poetischen Leistungen nicht eben viel gehalten haben muß. Folgende Thatsache kann dies bestätigen. Einst diktirte unser ländlicher Sänger Jemanden eines seiner Lieder, besann sich aber vergebens auf ie letzte Strophe. Unterdeß dichtete der Schreiber eine solche, sagte e ihm vor, und fragte, ob er sie an die Stelle der vergessenen setzen ürfe. Korhonen war damit gleich einverstanden und bemerkte sogar, iese Strophe sei noch besser und passender, als seine eigene, die ihm ntfallen war.

Nach dem Tode seines Vaters wurde Paul, da er der älteste Sohn war, Eigenthümer des Erbgutes; aber seine Liebe zu einer sorgosen Existenz bestimmte ihn, die ganze Wirthschaft seinem jüngeren Bruder Risto, einem eben so verständigen als thätigen Landmann, u überlassen. Des Dichters vornehmste Untugend war ein unbesiegarer Hang zum Branntweintrinken, der ihn vom mittleren Mannesalter bis an sein Ende begleitete. Er selbst klagt sich in mehreren iedern dieses Lasters an und behauptet, die Poesie selbst habe Schuld aran, da seine Verse so oft mit gutem Branntwein honorirt worden ien.*) Seine Völlerei machte auch der alten Mutter vielen Kummer; m Uebrigen rühmten ihn beide Aeltern als einen lieben und braven Sohn, der ihr Lebelang kein böses Wort an sie gerichtet habe. Noch m späteren Alter bewahrte er seiner Mutter viel kindliche Zuneigung: o überließ er ihr alles Geld, welches die von ihm erbeuteten Pelze er war ein eifriger und glücklicher Fuchsjäger) eingebracht hatten, edoch unter der Bedingung, daß sie ihn zuweilen eigenhändig mit Branntwein erquickte. Auch lebte Paul mit seiner Familie, seinen Nachbarn und allen Menschen in Eintracht; er wollte lieber einen leinen Schaden erleiden, als in seinem Interesse mit Anderen Streit nfangen.

So einfach und kunstlos, wie in seinen Liedern, war Korhonen auch n prosaischen Ausdruck. Im Sprengel Rautalampi ist es Sitte, daß ie Landleute selbst kurze Leichenreden auf ihre Verstorbenen machen nd sie durch den Prediger auf der Kanzel ablesen lassen. Eine solche Rede schrieb auch Korhonen, als seine Schwester gleichzeitig mit Sechen ihrer Kinder an der Ruhr gestorben war. Sie lautete also:

„Wir haben der Gemeinde wieder einen traurigen Sterbefall mitutheilen. Heute hat man eine Mutter mit Sechsen ihrer Kinder in ie Gruft eingesenkt. Es war Maria Korhotar,**) Herrin des Gutes Jokela, eine Tochter des schon längere Zeit verblichenen Matti Korhonen vom Gute Wihtajärwi, und der Anna Pulitar, die noch jetzt in erwünschtem Wohlsein lebt und auf demselben Gute Wihtajärwi Herrin ist. In ihrem neunzehnten Jahre heiratete Maria den Gutsbesitzer Juhana Jokelainen im selben Dorfe Sonarinkylä. In einer Ehe von beinahe vierundzwanzig Jahren wurden hnen zwölf Kinder geboren: drei Söhne und neun Töchter. Von diesen hatte der Tod schon früher zwei hinweggerafft; heute sind sechs on den übrigen, dazu noch ein während der Krankheit seiner Mutter obtgebornes Kind (also das dreizehnte) ihr ins Grab nachgefolgt.

„Das ganze Leben der Seligen war zweiundvierzig Jahre, die sie n heiterer Zufriedenheit verlebte. Sie besaß einen kräftigen Körper, ine sanfte liebende Gemüthsart und war immer voll thätiger Sorge ür ihre Familie.

„Allen irdischen Gütern entsagend, sehnte sie sich am Ende ihrer rankheit nach dem Genusse des heiligen Abendmahls; da aber Zeit nd Gelegenheit hierzu fehlten, wünschte sie nur noch zu sterben und egnete die Ihrigen. Am ersten Tage des Februars, um eilf Uhr vor Mitternacht, verschied sie."

Wohl Mancher hätte ein so selten vorkommendes trauriges Ereigniß, wenn eine Mutter mit sechs oder sieben ihrer Kinder an einem Tage begraben wird, lang und pathetisch besprochen — Korhonen begnügte sich, nur obenhin zu erwähnen, was ohnedies der ganzen Gemeinde bekannt war. Auch rühmt er an seiner Schwester nicht mehr, als as er genau wußte. Ueber Religiosität, Tugenden und ähnliche Dinge, on denen in Trauerfermonen gewöhnlich viel gesagt wird, so wenig auch die Redner davon zu wissen pflegen, ließ er Gott richten, der die Herzen durchschaut und nicht das so häufig trügende Aeußere ansieht.

Korhonen besuchte regelmäßig die Kirche, obwohl sie von seinem Wohnorte dritthalb Meilen weit ablag, und hörte sehr aufmerksam die Predigt, deren Inhalt er nach seiner Heimkehr den zuhause Gebliebenen erklärte. Das heilige Abendmahl aber wollte er nach seinem achtzehnten Jahre, als in welchem er zum ersten Male kommunizirt hatte, nie wieder einnehmen. Alle Ermahnungen und Warnungen, selbst von Seiten der Geistlichkeit, waren fruchtlos; er blieb unerschütterlich bei seiner einmal gefaßten Meinung, daß er ein unwürdiger Gast am Tische des Herrn sein und die heilige Speisung zu seinem Verderben gereichen würde.

Es war dem ländlichen Poeten nicht beschieden, auf seinem Bette zu sterben. Im Oktober 1840 fand sein Bruder ihn todt in einem Fischerkahne, nicht gar weit vom Erbgute der Familie; vermuthlich hatte ihn ein Nervenschlag getroffen. Sein Körper wurde, da er so lange nicht zum Abendmahl gegangen war, einer kirchlichen Satzung gemäß, ohne Glockengeläute begraben. Seine Tochter, Anna Reetta, ihrem Vater an Dichtergabe mindestens gleich, widmete seinem Andenken ein Trauerlied voll zärtlicher Kindesliebe und frommer Ergebung.

* * *

Was von Korhonen's Gedichten sich vorfand, das hat der verdienstvolle Lönnrot, Weniges ausmerzend, zusammengestellt in einem auf Kosten der finnischen Literatur-Gesellschaft zu Helsingfors gedruckten Buche.*) Wahren lyrischen Schwung und tiefere Sprache des Herzens darf man in diesen Erzeugnissen nicht suchen. Korhonen zeigt scharfen Verstand im Erfassen und Behandeln von mancherlei Stoffen, dabei den redlichsten Charakter, der alles Böse und Falsche verabscheut, alles Gute in Schutz nimmt. Da er viele Bücher gelesen und nicht blos gelesen, sondern auch begriffen und seinem Gedächtnisse eingeprägt hatte, so galt er unter den Bauern für einen Gelehrten, und er verdiente auch diese Benennung, obgleich er nur seine Muttersprache verstand, eher als Mancher, der die hohen Schulen besucht hat. Aus diesen und anderen Ursachen, wozu auch die immer schickliche Wahl der Stoffe gehören mochte, schätzte man seine Lieder so hoch, daß manche von ihnen über Sawo hinaus nach Tavastland, Pohjanmaa und Karjala sich verbreiteten.**) Seine Dichtergaben waren keineswegs bedeutender, als die anderer Runensänger; ja, man kann sagen, daß Mancher seiner Zeitgenossen ihm hierin überlegen ist, und doch hat kein Anderer bei dem Landvolke von Sawo so viele Bewunderer und Anhänger gefunden.

Einige größere Proben der Poesie dieses Mannes werden wir vielleicht nachliefern; für jetzt genüge ein Pröbchen. In einem Runo an die finnische Literatur-Gesellschaft rühmt Korhonen diese besonders darum, weil sie das „Goldmacherdorf" (Kultala) in die Suomi-Sprache hat übersetzen lassen. Man ersieht aus den betreffenden Versen, welch großen Anklang die Erzählung unseres edlen Zschokke bei dem finnischen Landmann gefunden hat:

Manches rühmenswerthe Büchlein
Ist uns im Verlauf der Zeiten
Früher schon bekannt geworden;
Doch darf keines von den ander'n
Wohl mit Kultala sich messen.
Was hat Toiwonen nicht trefflich
Ausgeführt, und mehr noch Elsa!***)
Traun — es gäb' in jedem Dorfe,
Selbst in unser'n heut'gen Tagen,
Viel zu thun für ihn und Elsa!
Alle Worte sind so schicklich,
Einem Jeden ganz verständlich;
Bald wird feucht des Lesers Auge,
And're Male stimmt die Kunde
Ihn zu freudigen Gefühlen.
Dies ist beste Priester-Rede,
Die den frommen Sinn erwecket;
Dies ist beste Suomi-Rede,
Sie entzündet alle Herzen. —
Darum sei Euch Dank vermeldet,
Inniger Dank von Sawo's Greisen,
Euch, Ihr kundigen Verfasser,
Wack're Herr'n am Helsingforse!†) W. Sch.

---

*) Wie Mancher würde es kaum unästhetisch finden, wenn der finnische Dichter in Champagner sich berauscht hätte! — „Aber in Branntwein — as ist doch zu grob und gemein!" Leider blieb dem unglücklichen Zecher — eine Wahl.

**) Das Weib behält in Finnland den Namen seines Vaters: Korhotar . B. heißt Tochter des Korho, d. i. des Korhonen.

*) Es ist betitelt: „Paawo Korhosen wiisikymmentä runoa ja kuusi laulua", d. i. „Funfzig Runos und sechs Lieder von P. K." Unter Runos ist Alles zu verstehen, was im alten reimlosen Versmaße der Finnen (— ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑) gedichtet ist. Der gleichfalls in finnischer Sprache (Suomi-Sprache) geschriebenen Einleitung des Herausgebers haben wir die biographische Skizze entlehnt.

**) Die Provinz Sawo, in welcher Rautalampi liegt, hat im Norden Pohjanmaa (Nordland), im Süden Tavastland (Hämet), im Osten Karelien (Karjala).

***) Toiwonen (hoffnungsvoll) heißt der Held des „Goldmacherdorfs" in der finnischen Bearbeitung.

†) So kann man in poetischer Sprache sich ausdrücken, da fors bekanntlich (im Schwedischen, wie koski im Finnischen) einen „Wasserfall" bedeutet, obiger Name also ursprünglich kein Stadtname ist.

image
not
available

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 15 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür Blatt in Polnisch preußen und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 23, und beim Spediteur Neumann, Markgrafenstr. Nr. 31), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 121. Berlin, Dienstag den 10. Oktober 1854.

Frankreich.

Briefe aus Paris.

Von Dr. H. L. Bamberg.

Zweiter Brief.*)

August-Fest. Der Luxus im französischen Hofe. Die Neubauten des Louvre, die Rue de Rivoli, das Hôtel de Ville und die Kaserne Napoleon, der Justiz-Palast und die Sainte-Chapelle, der Pont Neuf, der Boulevard de Strassbourg, die Central-Hallen, der Justiz-Palast, die Verschönerungen des Bois de Boulogne, das Elysée, das neue Ministerium des Auswärtigen, die Rue de l'école. Das ökonomische System bei den Neubauten. Die Ring-Eisenbahn. Die Umgebungen von Paris.

Paris, September 1854.

Unter der Juli-Regierung gab es in Frankreich zwei öffentliche Ehres-Feste: die Erinnerungsfeier an die Revolution von 1830 und den Namenstag Ludwig Philipp's. Der Geburtstag des Königs wurde selber eben so wenig gefeiert, wie der irgend eines Privatmannes; es ist dies in katholischen Ländern nun einmal nicht Brauch. Unter der Republik feierte man nach einander die Februar-Revolution und die Einführung der Verfassung; aber unter dem Kaiserreiche sind alle früheren National-Feste abgeschafft, und an deren Stelle ist ein einziges gesetzt worden: das Namensfest Napoleon's, das bekanntlich auf den Tag der Himmelfahrt Mariä fällt. In Frankreich war die Wahl dieses Tages eine überaus glückliche, denn Mariä Himmelfahrt oder, wie man in Paris gewöhnlich sagt, das Fest der heiligen Jungfrau wird hier ohnehin in allen Klassen der Gesellschaft gefeiert, so daß, was die Religion in Bewegung setzt, der Politik trefflich zu Statten kömmt. Jedes Frauenzimmer, das Marie heißt, und wie viele giebt es deren nicht in Frankreich, hat am 15. August ihren Namenstag, so daß durch diesen Umstand allein die meisten Familien gleichzeitig mit dem Kaiser und der Kaiserin Feier haben. Wie werden an diesem Tage aber auch die Blumengärten in und um Paris verwüstet! Die meisten Blumen verbrauchen bei dieser Gelegenheit nicht etwa Kinder für Aeltern oder umgekehrt, überhaupt nicht Verwandte für Verwandte, sondern die Pathenkinder für ihre Pathen, die Mariechen für die Marien.

Ich gestehe, daß ich Volksfeste in Paris schon zu oft gesehen habe, um mich an ihnen zu ergötzen: denn bemerkenswerth ist hier immer nur die Decoration; eigentliches Volksleben, jene derbe Heiterkeit, die man in Deutschland und Flandern, oder jener sprudelnde Geist, jene Ausgelassenheit, die man in Italien antrifft, vermißt man hier gänzlich. In unabsehbaren Schaaren ziehen die Leute durch die Straßen, ohne geistigen oder materiellen Rausch, ohne alle heftige Bewegung. Sie gehen über die Boulevards nach dem Concordien-Platze und den elyseischen Feldern, oder über die Straßen Rivoli und Saint Honoré, wohl auch über die Quais und durch den Tuilerieen-Garten nach demselben Centrum des Festes. Da mir die Franzosen bei solchen Gelegenheiten langweiliger vorkommen, als an Werkeltagen, und die äußere Ausstattung des Festes in der Regel wenig von der der früheren Feste abweicht, so versehlte ich selten, die National-Kirmeß auf dem Lande zu feiern. Besondere Umstände hatten mich diesmal in Paris zurückgehalten, aber ich muß gestehen, daß mein Ueberdruß eher zu-, als abgenommen hat. Die äußere Ausstattung des Festes, obgleich dieselbe wie im vorigen Jahre, ließ wenig zu wünschen übrig. Der Tuilerieen-Garten allein war noch reicher ausgestattet als sonst: man hatte namentlich über dem großen, dem Schlosse gegenüberliegenden Wasser-Behälter ein prachtvolles Orchester erbaut, das Abends, mit zahlreichen Glaskuppeln beleuchtet, einen zauberhaften Eindruck hervorbrachte. Am Tage waren die Haupt-Schauplätze des Festes auf dem Marsfelde, in den elyseischen Feldern und auf der Seine. Auf dem Marsfelde hatte man ein riesiges Theater erbaut, auf welchem die Belagerung von Silistria dargestellt wurde. Das Schauspiel übertraf an Pracht und Größe ähnliche Stücke, die man hier auf dem Circus-Theater aufzuführen pflegt. Mussa-Pascha, der Held der Pantomime, wickelte sich u. die Seinigen zum Schlusse in eine türkische Fahne ein und starb zur Freude der Pariser Vorstadt-Jugend „*de la mort des braves*". So sehr, wie dies Eugène Sue in seinen „Mystères de Paris" schon vortrefflich dargestellt hat, die jüngeren Geschlechter des Pariser Volkes in den Boulevard-Theatern auch verdorben werden, so sehr wird mit der Darstellung solcher oder ähnlicher Stücke, welche Episoden aus der französischen Geschichte vorführen, der Geist des Volkes doch für nationalen Ruhm enthusiasmirt. So lange der französische Handwerker unverheiratet ist und als Gesell lebt, kömmt er wenig zum Bücherlesen; Tages-Journale bilden seine einzige Lektüre. So kennt er die neuere Geschichte seines Vaterlandes stückweise entweder nur vom Hörensagen, oder aus Zeitungen, oder auch aus den einzelnen Spektakel-Stücken, die er im Circus-Theater gesehen hat. Während der Juli-Regierung sind auf diesem Theater fast nur Dramen aus den Kriegen der Revolution oder des Kaiserreiches gegeben worden, und wie die jüngere Bourbonische Linie in ihrem Verehren und Verehrenlassen der Kaiserzeit überhaupt etwas unvorsichtig war, so hat sie auch nicht bemerkt, daß Franconi mit seinen künstlichen Armeen für das Wiederaufleben des Kaiserreiches geschlagen hat.

Solche und ähnliche Gedanken kamen mir, als ich, meinen Knaben an der Hand, die Festplätze durchwanderte und dieser mich mit kindischer Neugier nach der Ursache aller dieser Veränderungen fragte. Der Concordien-Platz war zum ersten Mal wieder von dem Schutte befreit, der wegen der Arbeiten, die man mit ihm vorgenommen, Monate lang seine schönen Formen gestört hatte. Die Gräber, die ihn früher umgaben und, kleine Gärten bildend, die gewaltigen Steinmassen der ringsum liegenden Gebäude sehr angenehm unterbrechen, sind verschwunden. Der Platz bildet jetzt nur eine ungeheure Fläche, die der freien Bewegung einer zahlreich versammelten Menge allerdings vortheilhaft ist, aber monotoner aussieht, als die frühere architektonische Einrichtung. Die auf Tempeln sitzenden, kolossalen Statuen, Jungfrauen, welche die Hauptstädte Frankreichs vorstellen, sind neu aufgeputzt worden; eben so die Ballustraden und Marmor-Gruppen, welche den Eingang in den Garten und in die elyseischen Felder zieren. Die Wege, die den Platz durchschneiden, hat man erweitert, und letzterer ist jetzt noch mehr als je zur massenhaften Aufstellung von Truppen geeignet. — Der Bau zur Beleuchtung bestand aus Triumphbogen und Arkaden in maurischem Styl, die sich auch, die elyseischen Felder hinauf, bis zum Rundplatze hinzogen, der ebenfalls prachtvoll aufgeputzt war. Seitwärts der großen Allee der elyseischen Felder, fanden am Tage die Wettspiele statt, die meist im Klettern auf häuserhohe Masten bestehen, an deren Gipfel Uhren, Becher, Löffel und andere Gegenstände als Preise befestigt sind. Man sollte meinen, daß gerade hier mannigfache Gelegenheit zu Scherz und Laune vorhanden wäre. Aber diese Wettspiele gehen höchst prosaisch von Statten: der Sieger steckt seine Beute in die Tasche und geht fort, und wenn die umherstehenden Leierkasten, Meßbuden, Polichinell-Theater und wandernden Virtuosen die Scene nicht belebt hätten, so würde dieser Theil des Napoleonsfestes kein Recht gehabt haben, interessanter sein zu wollen, als ein gewöhnlicher Sonntag Nachmittag in den Champs Elisées. Die Beleuchtung war in der That großartig, und es ist ganz unmöglich, sie auch nur annähernd zu beschreiben. Die ganze architektonische Schönheit dieses glänzendsten Theiles von Paris dient zur Erhöhung dieses feenhaften Schauspiels. Das Feuerwerk, das vor dem Palast des Corps législatif abgebrannt wurde, schien mir hingegen verfehlt, weil der Wind den Zuschauern den Rauch entgegentrieb. Die Schluß-Decoration, die den Louvre in seiner zukünftigen Gestalt zeigte, war jedoch recht deutlich zu sehen. In den Straßen hatte man ziemlich stark illuminirt, kurz, das Fest war so reich an Theilnahme, wie irgend eines unter dem letzten Königthume in Frankreich.

Napoleon III. ist ein großer Freund des Luxus: er scheint, gleich seinem Onkel, den Grundsatz zu haben, daß die Macht mit äußeren Abzeichen umgeben sein muß, damit das Volk fortwährend an deren Existenz erinnert werde. Die Pracht des Hoflebens in den Tuilerieen übertrifft die unter Ludwig Philipp bei weitem. Letzterer hatte bekanntlich nur eine Civilliste von zwölf Millionen jährlich, während Napoleon III. fünfundzwanzig Millionen vom Staate bezieht. Der Juli-König hatte aber, wie man weiß, ein ungeheures Privat-Vermögen,

*) Vgl. Nr. 96 und ff. des „Magazins" von 1854.

das er zur Bestreitung seines Hofhaltes anwenden konnte, und wenn seine Familie auch sehr zahlreich war, so hatten die meisten seiner Kinder ihren eigenen großen Reichthum, der den Freitisch, den ihnen der Vater gab, nachgerade zum Ueberflusse machte. Ludwig Philipp hatte einen einfachen Hof-Intendanten, den Grafen Montalivet, der sich nach dem Sturze des Königs bemüht hat, in einer besonderen Schrift nachzuweisen, daß der Juli-König, weit entfernt, sich zu bereichern, fortwährend seine eigenen Einkünfte verbraucht hat. Napoleon III. hat einen Haus-Minister, Fould, der in den Tuilerieen selbst wohnt und von dort aus auch das neu geschaffene Staats-Ministerium verwaltet. Die Bureaus des letzteren sind in den Tuilerieen, während die des Ministeriums des kaiserlichen Hauses sich dem Schlosse gegenüber in der Rue de Rivoli befinden. Dieses Haus diente im Jahre 1848 dem Bürger Sobrier zur Residenz. Hier hatte er seinen Klub und seine Garden, bis der fatale 15. Mai kam und den exaltirten Mann ins Gefängniß brachte. Darauf machte man aus dem schönen Hause eine Kaserne; bis endlich der Umzug Louis Napoleon's aus dem Elisée in die Tuilerieen dem aristokratischen Bau auch eine aristokratische Bestimmung gab.

Die Tuilerieen, wie überhaupt alle Schlösser, die der Kaiser und seine Familie bewohnen, waren nie so prachtvoll eingerichtet, als jetzt. Im Schlosse waltet die strengste Etikette: außer den großen Hofchargen, dem Ober-Kammerherrn, dem Ober-Ceremonienmeister, dem Ober-Jägermeister und dem Ober-Mundschenk, dem Groß-Almosenier, giebt es Palaß-Präfekten, Haus-Intendanten, Kammerherren, Gesellschafts- und Ehrendamen, und alles dies zusammen macht erst die sogenannte „Maison civile" aus. Das „militairische Haus", das aus Adjutanten und Ordonnanz-Offizieren besteht, ist wo möglich noch glänzender. Hierzu kommen seit einigen Wochen noch die „hundert Garden", eine Leibwache, die aus den auserlesensten Militairs zusammengesetzt ist und deren prachtvolles Aeußere selbst in Paris Aufsehen erregt. Ihre gewöhnliche Uniform ist hellblau mit rothen, goldgemischten Epauletten und Offizierhut. Der Hof entwickelt denselben Luxus in seinen Equipagen, in der Livrée seiner Dienerschaft, in den Hoffesten, auf den Jagden u. s. w.

Auch das Palais Royal, welches dem Marschall Jérome und seinem jetzt im Oriente weilenden Sohne zur Wohnung bestimmt ist, hat man vollständig restaurirt und prachtvoll möblirt. Die Treppen sind mit Blumen eingefaßt, der sogenannte Ehrenhof mit exotischen Bäumen in Kübeln besetzt, und jetzt wird sogar der dem Handel angehörende große Hof vollständig abgeputzt, so daß das bisher schwarze Palais Royal auf einmal das Ansehen eines neuen Palastes erhalten hat.

Wenn der Kaiser die Tuilerieen bewohnt, ertheilt er in der Regel Sonntags nach der Meße öffentliche Audienzen. Hier wird die strengste Etikette beobachtet. Der kaiserliche Zug bewegt sich aus der Kapelle in die Empfangs-Säle, und hier werden die zur Audienz Zugelaßenen von einem Ceremonienmeister einzeln vorgestellt. Ein Hofbeamter zeichnet die Befehle des Kaisers während der Audienz auf. In der Woche Privat-Audienzen zu erhalten, ist außerordentlich schwer.

Es heißt, daß der Kaiser auch das Schloß von Versailles bewohnen würde, und es sind allerdings Anzeichen vorhanden, die dieses Gerücht zu bestätigen scheinen. Dem Schlosse von Versailles gegenüber liegen zwei große Gebäude, in denen sich früher die Marställe Ludwig's XIV. befanden. Eines dieser Gebäude ist zum Hotel der „hundert Garden" bestimmt worden, und es ist allerdings auffallend, warum die Leibgarde nicht in Paris selbst ihr Quartier hat. Die „Guides", eine prächtige Kavallerie, die ebenfalls zur Begleitung des Hofes und zu Depeschen-Dienst bestimmt ist, haben ihre Kaserne in Paris, während die übrigen neu geschaffenen Garde-Kavallerie-Regimenter in Versailles liegen werden, das wegen seiner breiten Straßen und Boulevards und noch mehr wegen der bequemen Kavallerie-Kaserne, die es hat, zu ihrer Beherbergung vortrefflich geeignet ist. Ein anderer Umstand, der den Willen des Kaisers, in Versailles zu residiren, zu bestätigen scheint, besteht darin, daß man den Weg von Saint Cloud nach Versailles zur Chaussee umgeschaffen hat, während bisher ein schlechtes Steinpflaster das Befahren dieses Weges sehr unbequem machte.

Welches Schicksal das Versailler Museum, das jetzt bekanntlich das ganze Schloß einnimmt, durch diesen Umzug erleiden würde, kann unmöglich vorausgesagt werden. Ein großer Theil desselben müßte natürlich geschlossen oder ganz aufgehoben werden, und da anzunehmen ist, daß der Kaiser in den großen Appartements Ludwig's XIV. wohnen wird, so würden diese dem Publikum in der Folge nicht mehr zugänglich sein. Wer Versailles und die dazu gehörigen Schlösser von Trianon kennt, wird übrigens begreifen, wie ein den Luxus liebender Fürst Lust verspüren muß, diese Schlösser, die jetzt selbst der unumschränkteste Fürst nicht mehr herstellen könnte, zu bewohnen.

Bisher hat der Krieg die Baulust der französischen Regierung nicht vermindert. Das Louvre erhebt sich wie von Geisterhand erstanden und wird dereinst das wahre Wunderwerk von Paris sein. Der Hauptflügel, der diesen Palast mit den Tuilerieen verbindet, unter Dach; der Pavillon de Rohan, der einen Theil ausmacht, ist ganz fertig und, da er zum Theil zur soll, bereits von Soldaten bewohnt. Ein vergoldetes einem Balkon, von welchem aus man ganz Paris überse sein Dach, und die prachtvollsten Skulpturen ziehen täg von Gaffenden an, die gar nicht begreifen können, wie Prachtwerk in wenigen Monaten entstanden ist. Das Pavillons zeigt auf beiden Seiten, d. h. nach dem Ca und der Rue Richelieu hin, ein großes, vergoldetes N. mit krone.*) Gegenwärtig ist man damit beschäftigt, den Ca zu ebnen, auf welchem später zwei Squares die Reite wig's XIV. und Napoleon's umfassen sollen. Um nur ei Bildhauer-Arbeiten, welche die verschiedenen Räume zier eine Vorstellung zu geben, bemerke ich, daß siebenundneu hauer und dreihundert Verzierer rastlos beschäftigt sind. des Louvre beschäftigt gegenwärtig *dreitausendsechshundert*

Der Arkaden-Zug der Rue de Rivoli, der *bis über den* Palais Royal fortgesetzt werden soll, wird ebenfalls *mit überra* Schnelligkeit gebaut. An mehreren Punkten sind die *Arkaden* scho bar, während man an anderen noch damit beschäftigt ist, die Kell die neuen Häuser auszugraben. Wer Paris früher nicht kannte, jetzt schon Mühe, sich diesen Knäuel von Straßen und Gäßch zustellen, die noch vor zwei Monaten den jetzt leeren Raum vor Neubau des Louvre bedeckt haben. Unter Ludwig Philipp war Platz des Palais Royal von dem sogenannten Château d'eau, ein Wachtposten mit einem Brunnen, eingenommen, und dieses alte Ge bäude sollte im Falle eines Volks-Aufstandes die Tuilerieen von dies Seite her schützen. Die engen Gassen, die überall herumlagen, wurd den Insurgenten nun aber zu bequemen Verschanzungen dienen, u am 24. Februar 1848 hat an diesem Château d'eau der hitzigste Kam des ganzen Tages stattgefunden. Jetzt wird unter den Fenstern Tuilerieen schwerlich mehr ein Kampf entstehen können, in welch man die Soldaten in der Wache lebendig verbrennt und Pferde herbeiholt, durch deren Anzünden man dem Brande Nahrung gi Es ist am 24. Februar sogar vorgekommen, daß aus den Eckhäuse der Winkelgassen gegen die Fenster des Pavillon de Marsan schoß, i welchem sich die Herzogin von Orleans mit ihren Kindern befand.

Was bei diesen Riesenbauten am meisten überrascht, ist der Umstand, daß man verhältnißmäßig sehr wenig *arbeiten* sieht. Die Masse der Arbeiter ist auf einem so großen Raume vertheilt und von den Steinmassen dergestalt versteckt, daß man sie von außen kaum bemerkt. Ist man aber zufällig in der Nähe, wenn die Glocke die Arbeiter zum Frühstück oder Mittagessen ruft, da sieht man sich mit einmal wie von einem Bienenschwarm umringt. Schaarenweise kommen sie die großen hölzernen Treppen herab, aus allen Höfen und Buden kommen sie hervor, in der Regel ein Stück Brod unter dem Arm haltend, den blauen Kittel voll Staub und die Hände wie Alles getaucht. Sie drängen sich um die Obstkarren und um die kleinen Buden, die ihnen einen Leckerbissen zum frugalen Mahle reichen.

Noch bunter wird dieses Leben, wenn man von dem Louvre die Rue de Rivoli bis nach dem Stadthause hinaufgeht. Da wälzt sich eine ganz neue Straße, die etwa dreimal so lang ist wie die Linden in Berlin, und in der man Hunderte von Prachtgebäuden noch stehen sieht. Hier hat sich ein neues Kaffehaus, dort ein neuer Gasthof etablirt, hier ein Wurstladen mit Malereien, die einem Pinsel keine Schande machen würden, dort ein riesiges Herrenkleider-Magazin. Und mitten in diesen Neubau ragt der alte gothische Thurm von Saint Jacques wie ein Zeuge des alten Paris, das einer neuen Platz macht, herein. Das Hôtel de Ville selbst ist schon unter Louis Philipp bedeutend vergrößert und verschönert worden; allein der Große Platz, auf welchem es steht, war, ähnlich wie das Palais Royal, einer den schmutzigsten und engsten Straßen von ganz Paris, unter denen sich die Rue de Tixeranderie besonders auszeichnete. Jetzt steht das Rathhaus nach allen vier Seiten vollständig frei. Die Barre und die Rue Saint Antoine, die hinter ihm liegen, können nicht so leicht, wie im Juni 1848, ihre Legionen gegen das Stadthaus schicken, das damals ganz nahe daran war, den Insurgenten in die Hände zu fallen. Eine riesige Kaserne, die den Namen Napoleon führt, schneidet sie von der Rue Saint Antoine ab, und die Kanonen, die man an den Tuilerieen aufpflanzt, können die ganze Rue de Rivoli bis zum Stadthause bestreichen.**) Diese Riesenstraße soll noch weiter verlängert werden und eine direkte Verbindung zwischen dem Centrum der Stadt und Vincennes durch die Vorstadt Saint Antoine herstellen.

(Schluß f

*) So eben sehe ich, daß man dieses N. wieder herabgenommen hat; leicht wird man ein größeres an seine Stelle setzen.

**) Ein unterirdischer Gang verbindet das Stadthaus mit der Ka

Die Fabrication der Gobelins.

ie Fabrication der sogenannten Gobelins in Frankreich fand, wie
nt, zu allen Zeiten jene wohlfeile Art von Aufmunterung, wo-
ie Könige, ohne den Beutel aufzuthun, neue Gewerbszweige ins
locken und zu fördern suchten: Privilegien und Abgabenfreiheit.
dem zwölften Jahrhundert bildeten die Tapetenwirker in Paris
chtige Zunft. Philipp August, der heilige Ludwig, Philipp III.
rten ihnen Freiheit von allen Lasten; Heinrich IV., Ludwig XIII.
IV. ermunterten sie durch Geldzuschüsse und durch die Erhebung
beschicktesten in den Adelstand.

Direktor Lacordaire*) stellt drei Epochen für die Kunst der Ta-
wirkerei auf: In der ersten ahmt der Tapetenwirker nicht die
erei, sondern die Zeichnung nach; er selbst ist der Kolorist, er hat
unveränderliche Palette mit wenigen scharf abstechenden Farben.
zweite Epoche, die beschränkte Nachahmung der Malerei, macht
lich der dritten Platz, wo die Tapetenwirkerei sich in die Kunst rei-
Nachahmung umgestaltet.

Mit Franz I. greift die königliche Macht unmittelbar in die Thätig-
der Gobelinsfabrication ein. In dem Etablissement von Fontaine-
au erhielten die Tapetenwirker vom König die Materialien: Seide,
lle, gesponnenes Gold und Silber und zehn bis funfzehn Livres
natliche Besoldung. Heinrich II. unterhielt diese Anstalt und grün-
eine neue in dem Dreifaltigkeitsspital zu Paris.

Diese Epoche namentlich behandelt der Verfasser mit voller Aus-
rlichkeit; er giebt die künstlerische und literarische Geschichte der
züglichsten Tapeten, die unter den Valois verfertigt wurden; der
emisia, die die Tugenden Katharina's von Medicis feierte; des Co-
lan, der die Geschichte Heinrich's III. enthält, u. a.

In Heinrich IV. findet die Tapetenwirkerkunst einen Beschützer, der
ht nur selbst arbeiten läßt, sondern auch die Privat-Unternehmungen
ch Privilegien, Zuschüsse und Prohibitivschutzmittel begünstigt; er
, obwohl der haushälterische Sully eben nicht freundlich dazu sah,
berühmtesten Künstler aus Flandern kommen. Um die Stelle des
usterzeichners — Lerambert, der sie unter Heinrich III. bekleidete,
r gestorben — eröffnete er einen Konkurs unter den Malern.

Heinrich IV. verdankt man ferner die Schöpfung einer Werkstatt
r die sogenannten persischen oder türkischen Tapeten; die berühmte
nstalt la Savonnerie wurde 1627 ins Leben gerufen. Den Direkto-
n der Fabrik wurden von den Spitalverwaltern hundert Kinder an-
rtraut, die hier Unterricht und Unterhaltung erhielten.

Die von Heinrich IV. berufenen flandrischen Tapetenwirker versetzte
udwig XIII. 1630 in das Haus der Gobelins, das durch seine schönen
rberei-Erzeugnisse schon seit zwei Jahrhunderten Ruf erworben.

Hier schließt die erste Periode der Geschichte der königlichen Ta-
tenmanufakturen. Lacordaire nennt die Tapetenwirkerei in diesem
rem ersten Stadium: die handwerksmäßige, weil der Tapeten-
irker, wie all seine Berufsgenossen, sich allein überlassen, seinem
Werke selbst das Siegel aufdrückte. Unter dem Einfluß aber der ersten
ünstler aus der französischen Schule, die, von Ludwig XIV. und Col-
rt berufen, die Arbeiten leiteten und den Tapetenwirkern nur die
untergeordnete Rolle der Unternehmer und Werkmeister überwiesen,
urde das Handwerk in eine gewissermaßen neue Kunst umgeschaffen.
Diese Revolution zugleich mit der Gründung einer Manufaktur für
krongerätschaften in den Gobelins, unter Colbert's Verwaltung und
ebrun's Leitung, fand 1662 statt. Der Verfasser geht hier in die
umständlichsten Einzelnheiten ein und giebt Auskunft über das Künstler-
ersonal der königlichen Manufaktur, die vollendeten Tapeten, über
Sold und Einkünfte derselben, über die Form des Kontrakts zwischen
dem König und den Unternehmern, wie zwischen diesen und den Ar-
beitern u. s. w.

Achtundzwanzig Jahre herrschte Lebrun in den Gobelins. Nach
ihm kam Mignard, unter dem eine von drei Mitgliedern der Akademie
für Malerei und Skulptur geleitete Zeichnenschule mit den Gobelins
verbunden wurde.

Im Verlauf ihrer ruhmvollen Bahn fehlte es den Gobelins auch
nicht an Tagen der Noth. Schon unter Ludwig XIV. wurden die Ar-
beiten gehemmt, die Arbeiter zum Theil verabschiedet; 1694 sogar die
Werkstätten geschlossen. Ein Jahrhundert später stand ihre ganze Ex-
istenz auf dem Spiele. Der Ami du peuple trat als Ankläger gegen
sie auf. Nach ihm bereicherten sie nur Schelme und Ränkemacher.
„Gemeiniglich", sagt er, „sind fünfundzwanzig Arbeiter angestellt; sie
verbrauchen im Ganzen zwölf Pfund Seide zu einer Tapete, die ihre
funfzehn Jahre auf dem Stuhl zubringt. Dagegen erhält Herr C.
seine zwölf- oder funfzehntausend Livres jährlich für irgend welches Ex-
periment, das er zu dem Behufe anstellt oder auch nicht anstellt, hinm-
lische Farben hervorzubringen. Der Rest wandert in den Säckel des
ehrlichen Ober-Aufsehers."

Das Schreckensregiment ließ jedoch die Gobelins fortbestehen. Frei-
lich wurde ein Direktor abgesetzt, an dessen Stelle einer der Unter-
nehmer kam, der bald in den Kerker wanderte, um einem Montagnard
Platz zu machen; dieser ließ am Fuße des Freiheitsbaumes die Tapeten
mit den königlichen Abzeichen verbrennen. Am 10. September 1794
ließ die Jury der Künste die Arbeit von zwölf Tapeten einstellen, weil
deren Sujets sich nicht mit den republikanischen Ideen vertrügen,
und an den anderen die Symbole des Königthums vertilgen. Die
Gemälde und Modelle wurden mit derselben Strenge ausgemerzt, und
sie mußten durch neue aus der Galerie des Museums ersetzt werden.
Ein Konventsbeschluß verordnete die Ausführung einer Kopie der von
David gemalten Bilder Marat's und Lepelletier's.

Seitdem die Gobelins, die Savonnerie und Beauvais 1804 eine
Dotation der Krone geworden, arbeiten sie nur für Rechnung des
Staatsoberhaupts.

*) In seinem Buche: „Notice historique sur les manufactures impériales de tapisseries des Gobelins et de tapis de la Savonnerie, suivie du catalogue des tapisseries exposées et en cours d'exécution, par A. L. Lacordaire, directeur de cet établissement" (Paris, 1853).

Türkei.

Die Messias-Ideen und Elemente der Zukunft in der Türkei.

(Schluß.)

Die Druſen, ihre südlichen Nachbarn im Libanon, haben es vom Muhammedanismus aus in freier Auffassung göttlicher und menschlicher Dinge noch viel weiter gebracht und in der That weiter, als irgend eine christliche Sekte. Von dem Perser Hamze zu Anfang des eilften Jahrhunderts gestiftet, ging die Druſenlehre von dem Hauptgrundsatze aus, daß sich die Offenbarung, d. h. die Erkenntniß und das Wissen, nicht auf einzelne Propheten und Bücher beschränke, sondern sich in dem Menschengeschlechte fortentwickele. Somit war der Autorität, der Bevormundung in Kirche und Staat, jede Möglichkeit, aufzukommen, abgeschnitten. Die Minister Gottes sind Geister, aber in Form wirklicher Personen. Der Premier-Minister heißt „allgemeine Erkenntniß der Wissenschaft", der zweite, weiblichen Geschlechts, „allgemeine Seele", mit dem ersten den dritten, „das Wort", d. h. den Ton und die Form für Offenbarung der Seele im Wissen, erzeugend. Mutter und Sohn (Seele und Wort) bringen die vierte göttliche Macht im Menschen, „die fortschreitende Thätigkeit", und diese „den Priester oder Jünger", die wirkende Persönlichkeit des Fortschritts, hervor. Man sieht, daß hier die freie, geistige und materielle Entwickelung religiös- und staatsgrundsätzlich zur Anerkennung gebracht ward und es hier nur einer Befreiung aus den beschränkenden Bergen bedürfte, um den Orient mit neuem Leben zu befruchten. Eine drusische Messias-Idee weist auch darauf hin. Hamze erkannte alle Propheten und Religionsstifter, Moses, Christus, Muhammed und auch sich als einen solchen an. Sie seien eben Stufen in der fortschreitenden Erkenntniß und Entwickelung. Als einen besonders weltumgestaltenden Heiland prophezeite er „Einen, der da kommen wird aus dem Innern China's" durch Indien, Persien, Central-Asien, Mekka und Konstantinopel, um sich alle Muhammedaner und Christen zu gewinnen. — Wir wissen, daß dieser Messias in China schon erschienen und vielleicht schon in Peking ist und diese chinesische Bewegung, die nur oberflächlich eine staatlich revolutionaire, im Wesentlichen aber die fruchtreiche Saat einer neuen höheren Sittlichkeit und Kultur sein mag, stark genug erscheint, um sich über ganz Asien bis in die muhammedanische Welt zu verbreiten. Hier würden die Druſen in ihrer riesigen Tapferkeit, moralischen Kraft und religiösen wie staatlichen Freiheit, vorbereitet durch ihren Stifter, die Ersten sein, einem Kultus Lebenskraft zu geben, der die einzelnen feindlichen Regionen und Religionen, Raçen und Stämme zu jenem unitarischen, freien Standpunkte erhöbe, auf dem die Druſen seit Jahrhunderten stehen, die wahren Unitarier, welche, selbst ohne Priesterthum und hierarchisches Beamtenthum, alle anderen Sekten, Heilande und Lehrer als menschlich-verschiedene Auffassungen ihrer „allgemeinen Erkenntniß der Wissenschaft" anerkennen.

Ich könnte viel von den Druſen erzählen, wenn ich die mannigfaltigen Schilderungen des deutschen Arztes aus Dresden, der sich mehrere Wochen unter ihnen aufhielt und bis in die alabasterne Residenz ihres Oberhauptes hinaufstieg, genau behalten hätte. Aber mir ist nur der allgemeine Eindruck von den wilden Schönheiten des Libanon und den kultivirten Stellen der Druſen dazwischen geblieben. Tödtlich brennt die Sonne des Tages zwischen ungeheuren Felsenmassen, und Alles schweigt in brennender, blendender Einsamkeit, und selbst die knorrige, ernste Ceder strengt sich vergebens an, kühlenden Schatten aus ihrem dunkeln Haupte herabzusenken. Aber wenn der Abend die Sonne hinter die Berge ruft und lange zögert, von den glühenden Wipfeln oben zu scheiden, während es unten anfängt, in thauigen Farben und Schattirungen zu spielen, dann werden die Thäler lebendig. Dunkle, hellfarbig gekleidete, in Waffen blitzende, feurig schwarzäugige Heldengestalten erscheinen größtentheils auf ihren starken

schönen arabischen Pferden und reiten zu ritterlichen Kampfspielen in einem großen Midan (Hofraum hinter den Häusern der Aristokratie), um sich mit dem Jereed (einem anderthalb Ellen langen Stocke) oder ernsthafter mit Schwertern im Treffen und Ausweichen und Rossetummeln zu üben, oder sich mit befreundeten Familien vor das Thor des Hauses zu setzen und zu plaudern, oder in die Gemeinde- und zugleich gottesdienstlichen Versammlungen zu gehen, wo ihnen die Ockals (die Gelehrten, von ockal: wissenschaftlich gebildet, intelligent) die philosophischen Religionsbücher erklären, Rath geben in Gemeinde-, Familien- und besonders Heiratsangelegenheiten und sie ermuthigen zur Sittlichkeit und Tapferkeit. Beide Tugenden sind unter ihnen wahrhaft zuhause. Man weiß Nichts von Dieben, Mördern, Ein-, Ehe- oder sonstigen Verbrechern, da Jeder zu stolz dazu ist, sich durch Unrecht zu erniedrigen und die freien Lebensformen keinen Boden für Verbrecher gewähren. Sie heiraten blos eine Frau, und wenn die Sittlichkeit dieses Bundes durch Gleichgültigkeit und Abneigung zu leiden anfängt, steht es sowohl dem Manne, als dem Weibe frei, Scheidung zu beschließen. Ist die Frau in das väterliche Haus zurückgekehrt, gilt auch die Scheidung sofort für vollendet, da keine polizeilichen, staatlichen und kirchlichen Zwecke die äußere Heiligkeit der Ehe gegen die innere zwangsweise aufrecht zu erhalten streben. Die Sittlichkeit und Freiheit des Weibes ist bei den Drusen anerkannt. Sie sind daher das wahre Musterbild für türkische Reform. Ihre großartigsten und gemüthlichsten Volksfeste sind die Hochzeitsfeierlichkeiten der Scheichs (Gemeindevorsteher) und anderer angesehenen Personen. Nachdem um die Braut ein großartiges Kampfspiel und Scheingefecht ausgeführt worden, versammeln sich oft zwei- bis dreitausend Personen zu einem nächtlichen Picknick im Freien mit Tanz- und Kampfspielen, wobei die Frauen freilich blos verschleiert zusehen dürfen. Europa ist diesen dunkeläugigen Schönen unter dem blüthengeschmückten Tarbusch (Turban) die Galanterie schuldig, sie zum Tanze zu führen und ihre Emancipation zu vollenden. Sie verdienen es, da sie nicht selten in Zeiten großer Gefahr ihre Männer, Väter und Brüder hoch zu Rosse in den Kampf geführt haben, wie man dies auch cirkassischen Schönen nachrühmt. Als von Gebirgen eingeschlossene Menschen sind sie gegen Fremde etwas mißtrauisch, zugleich aber auch sehr neu- und wißbegierig in Bezug auf Europa, nach dessen höherer Kultur sie sich instinktmäßig sehnen. Ihre sozialen Verhältnisse stehen noch auf feudaler Grundlage, aber ohne deren Zwang, da sie naiv und patriarchalisch erscheint. In Sitten und Lebensweise ungemein einfach, kennen sie keine Strapazen und sind oft Tage lang mit etwas Käse und Oliven oder Brod und Zwiebeln zufrieden. Die Regierung kostet ihnen wenig und die Kirche, die sie nicht haben, gar nichts. Nachdem Omer Pascha die zwischen Maroniten und Drusen ausgebrochenen Fehden (1842) zu Gunsten der Letzteren geschlichtet, kam es durch England zu einer aus beiden streitenden Parteien gemischten Regierung. Sowohl die Drusen, als die Maroniten wählten sich ihr Oberhaupt, Erstere Emir Emien (Emin), Sohn Emir Beschir's, Letztere Emir Heider, welche jetzt noch regieren und beliebt zu sein scheinen. Den Unterjochungsversuch Mehemet Ali's durch Ibrahim Pascha wiesen die Drusen (etwa sechzigtausend im Ganzen mit sechstausend Kriegern) durch vollständige Vernichtung seiner drei gegen sie gesandten Armeen ab. Sowohl die Franzosen, die ihnen oft Waffen sandten, als die Engländer, deren Konsul Wood in Damaskus einmal zweitausend von der Türkei zum Tode verurtheilte Drusen kühn in Schutz nahm und mit einiger Lebensgefahr rettete, stehen bei ihnen in hohem Ansehen. Dasselbe gilt von den Cirkassiern, so daß die Engländer und Franzosen in diesen drei großen Völker- und Kultusgruppen die tüchtigsten und günstigsten Organe für gesunde Reformen finden würden, falls diese so weise sein sollten, solche zu produziren und geltend zu machen. In den 1,200,000 Türken, eine Million Griechen, 1,600,000 Albanesen (Skipetariern), 400,000 Bulgaren, 300,000 Slavoniern und Illyriern, 400,000 Rumänen (Lateinern, Moldauern und Walachen) und 1,500,000 Armeniern,*) Juden, Zigeunern, Italiänern und Franzosen, welche im Uebrigen in den mannigfaltigsten Kreuzungen und Mischungen die durch Racen- und Herrschgelüste, diplomatische Agenturen, Erpressungen und Willkürlichkeiten aller Art korrumpirte Bevölkerung der Türkei ausmachen, wird Niemand mehr, der nicht bestimmte diplomatische Sonder-Interessen vor Augen hat, diese Organe und Rüstzeuge einer neuen Kultur und Erlösung des Orients suchen. Unsere abendländische Weisheit können wir ihnen auch nicht als Medizin eingeben, schon wegen des sittlichen und physischen Klimas nicht. So wird der Heiland unverhofft irgendwie aus ihren messianischen Ideen und unverbrauchten Volks- und Kulturschichten zwischen dem Libanon und Kaukasus erscheinen, wie einst Christus und Muhammed in denselben Regionen.

*) Die Armenier gelten freilich als die körperlich stärkste und gesundeste, geistig gebildetste und kaufmännisch, wie industriell thätigste Masse in der Türkei und werden deshalb wohl mit vollem Recht zu den Elementen der Zukunft gerechnet. Aus allen Schilderungen von Augenzeugen geht hervor, daß sie in allen Sphären des materiellen und ideellen Lebens die Seele und die kräftige, muskulöse That sind. Wir dürfen daher die Armenier neben den Drusen, Maroniten, Cirkassiern und messianischen Ideen in der Türkei nicht vergessen.

Mannigfaltiges.

— Die Beni Israel in Bombay. Ueber diese auch von Wilson im zweiten Bande seines Werkes „The Lands of the Bible" erwähnten indischen Israeliten berichtet Herr K. Graul*) in seiner Darstellung der Westküste Ostindiens:**) „Die Juden sollen sich in Bombay und in den benachbarten Orten auf 5—6000 Seelen belaufen. Sie zerfallen in drei Hauptklassen: in Weiße, in Schwarze und in „Beni Israel". Die weißen Juden haben sich erst in jüngerer Zeit aus Arabien und die Schwarzen aus Cochin in Bombay eingefunden, während die „Beni Israel", bei weitem die Mehrzahl, nach ihren eigenen Berichten, schon vor sechzehnhundert Jahren in Nawgaum landeten. Woher aber kamen sie? „Aus einem nördlichen Lande", so sagen sie selbst, und Dr. Wilson in Bombay, der sich mit ihnen besonders beschäftigt hat, neigt ziemlich entschieden zu der Meinung: sie seien Ueberbleibsel jener Israeliten, die von den assyrischen Königen in die Gefangenschaft geschleppt wurden. Auffallend in der That ist es, daß sie erst von den Juden aus Arabien und Cochin in den heiligsten Bräuchen ihrer Religion wieder unterrichtet werden mußten, daß sie die Bezeichnung „Jude" von sich weisen und daß die jüdischen Lieblingsnamen „Juda" und „Esther" bei ihnen gar nicht vorkommen. Da sie sich im Laufe der Zeit von heidnischem Beisatz, namentlich von dem Dienste der „bösen Götter", so wie von den bösen Künsten der Wahrsagerei und Zauberei, nicht frei erhalten haben, so werden sie von den persischen und arabischen Juden, die des Handels wegen hierher kommen und zum Theil in langen prachtvollen Gewändern umherstolziren, in der Regel tief verachtet. Sie sind meist Oelmacher, Zimmerleute und Maurer, zum Theil auch Krämer, Schneider, Eisen- und Goldschmiede. Nicht wenige gehen sogar zur Armee, und fast alle verlassen den Dienst nicht eher, als bis sie sich Titel und Mittel erworben haben. Der Wohlhabenden giebt es unter den Beni Israel nicht Viele, doch soll ihr Häuptling immerhin über zweihunderttausend Rupien zu gebieten haben. Ihr Hauptwohnort auf der Insel (Bombay) ist nicht weit von Mazagaum in einem Theile des Ortes Barcota (Außenstadt). Sie besitzen zwei regelmäßige Synagogen in Bombay und eine dritte zu Revadunda."

— Ein polnischer Student in Amerika. Unter dem Titel „Autocracy in Poland and Russia" hat in New-York ein junger Pole, Namens Julian Allen, eine Schilderung seiner Flucht aus Grodno herausgegeben, wo er im Jahre 1844 studirte, als dort eine politische Verbindung der jungen Leute, die sich mit gleichgesinnten Studenten in Krakau in Briefwechsel gesetzt hatten, von der Polizei entdeckt wurde. Dem jungen Allen gelang es mit Hülfe eines seiner Lehrer, der ihm den Anzug eines Knechtes verschafft hatte, sich der Verhaftung durch die Flucht, und zwar zunächst nach dem Gute seiner Aeltern bei Warschau, zu entziehen. Von hier entkam er, nach vielen Abenteuern und Gefahren, so wie auf weiten Umwegen, über Nebenstraßen und durch Waldungen, nach Memel, wo er allerdings freier aufathmete, denn er befand sich auf dem Boden des, wegen seiner Humanität und seiner bürgerlichen Einrichtungen, auch in den sarmatischen Ebenen als ein Land der Verheißung angesehenen Preußen. Aber die zwischen beiden Ländern, zwischen Preußen und Rußland, leider bestehende Kartell-Convention machte dem geängsteten jungen Manne auch die Stadt Memel zu einem peinlichen Aufenthalt. Er schildert in seiner Schrift die Unruhe und die mit jeder Stunde wachsende Angst, die er dort empfand. Ein Handelsagent, an welchen er ein Empfehlungsschreiben mitgebracht, vermittelte seine Beförderung auf ein nach Grimsby bestimmtes, englisches Schiff, dessen Capitain ihn unterhalb des Bodenraumes seiner eigenen Kajüte verbarg, um ihn den Blicken der etwa nach ihm und seinem Passe fragenden Gendarmen zu entziehen. Der Erzähler behauptet sogar, er sei von der preußischen Polizei auf allen Tritten verfolgt worden, doch scheint dies mehr auf einer erschreckten und geängsteten Einbildungskraft, als auf wirklichen Thatsachen zu beruhen. Selbst in England scheint sich der junge Pole nicht für sicher genug gehalten zu haben, denn er ging bald nach Amerika, wo er eine Anstellung gefunden und wo jetzt seine Schrift nicht wenig dazu beiträgt, den von anderer Seite künstlich genährten politischen Sympathieen für die Sache Rußlands entgegenzuwirken.

*) Direktor der evangelisch-lutherischen Mission in Leipzig.

**) Reise nach Ostindien über Palästina und Aegypten von Juli 1849 bis April 1853, von K. Graul. 3 Bde. Leipzig, 1854.

herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Expediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 122. Berlin, Donnerstag den 12. Oktober 1834.

Finnland.

Sitten und Gewohnheiten der Bewohner der Alands-Inseln.*)

Die gegenwärtigen Bewohner der Alands-Inseln mögen immerhin schwedischen Ursprungs sein; indeß ist doch fast mit Gewißheit anzunehmen, daß diese in uralter Zeit von Finnen und Lappen bevölkert waren. Oertliche Benennungen, wie: Lappo, Lapbola, Lapwas, Findy, Finström, Finholm u. s. w., ließen sich sonst nicht erklären. Diese Namen weisen auf andere Völker als auf die Skandinavier zurück, und wenn die Letzteren ausschließliche Herren des Bodens geblieben sind, so geschah es gewiß erst nach einer Reihe jener Racenkriege, deren geheimnißreiche Geschichte die isländischen Saga und die finnischen Runa erzählen.

Die Züge der Schweden nach den Alands-Inseln gingen meist von Roslagen aus; einige bezeichnen Upland und Helsingland als Ausgangspunkte; dem sei, wie ihm wolle, mit Ausnahme der Inseln Föglö, Kökar und einiger anderen, ist die Sprache der Ålander ein reines Schwedisch. Nur in Eckerö findet sich eine idiomatische Eigenheit und auch nur orthographischer Natur, daß sie das h im Anfang der Wörter, wider den schwedischen Schriftgebrauch, hier zusetzen, dort weglassen; sie schreiben z. B.: härlig für ärlig (ehrlich) und wiederum ärlig für härlig (herrlich).

Man wollte die Ålander nach Sitte und Charakter mit den Upländern vergleichen. Schwerlich aber dürften sich jene durch diesen Vergleich geschmeichelt fühlen; denn die schwedischen Schriftsteller selbst entwerfen eben kein vortheilhaftes Bild von ihren upländischen Landsleuten. Sie schildern sie als eitel, träge und trunksüchtig in hohem Grade. Und das sind die Ålander durchaus nicht.

Um dieses Volk nach der Wahrheit zu würdigen, muß man sich die wechselnden Gestaltungen seines Schicksals ins Gedächtniß rufen. Niemals ist ein Volk durch die Natur und die Menschen so hart geprüft worden. Es lebt in einem phantastischen Klima, das, wie es scheint, sich nur im Maßlosen gefällt: bald heiß bis zur Gluth, bald kalt zum Erstarren; nie in der milden Mitte. Der Boden giebt Nichts gutwillig; es muß ihm Alles abgezwungen werden. Seht das Meer, dieses Gefilde, das bald von Stürmen durchtobt, bald in eine Eisdecke gehüllt ist! Es steift den Bewohner heute zu einem Stock, morgen ballt es ihn zu einer Kugel; niemals wiegt es ihn sanft auf seinen Wellen. Und sein politisches Leben! Gab es je ein gestörteres, trübseligeres! Kaum ins Dasein getreten, ist das arme Ländchen eine ewig begehrte Beute zweier rivalen Mächte. Von der einen genommen, von der anderen wiedergenommen, abwechselnd als feindlich verwüstet, als befreundet geschützt, weiß es nie, wer sein eigentlicher Herr sei, noch auf welche Zukunft es zu rechnen habe. Nach einem halben Jahrhundert der Besitznahme hatte es da nicht vollen Grund, sich Rußland einverleibt zu glauben? Und was geschieht! England und Frankreich landen kühnlich; reißen die russische Macht mit der Wurzel aus und pflanzen die Fahne der Unabhängigkeit auf.

So viele Wechselfälle haben auf Charakter und Geist der Ålander ihren Einfluß nicht verfehlt. Dazu kömmt, daß sie keine Eingebornen sind und daß die Berührung mit den Finnen und Lappen, bevor sie diese auszutreiben oder in sich aufzunehmen vermochten, ihrem Volksleben fremdartige Züge einprägen mußte. Was Wunder, daß dies eine Mischung zufälliger Vorzüge und Mängel geworden. Umsonst sucht man in ihrem sittlichen Leben nach jener Zusammenstimmung, jener Logik, dem Erbe jeglichen Volkes, das ruhig und frei seiner selbst genießt.

Man legt den Ålandern großen Muth bei. In der That brauchen sie ihn, um gegen die Strenge ihres Klimas, die Sprödigkeit ihres Bodens, das Eis und die Stürme der sie einschließenden Meerengen zu kämpfen. Allein unter solchen äußeren Bedingungen, was ist der Muth Anderes, als Ergebung und Geduld! Züge freiwilliger Tapferkeit dürften schwerlich in großer Zahl angeführt werden; im Gegentheil unterwerfen sie sich widerstandslos in solchen Fällen; was sie aber nicht hindert, nach vorübergegangener Gefahr, von ihrer Bravour großen Lärm zu machen. In jedem kleinen Volke, besonders wenn es unter unbeugsamem Joche sich krümmt, steckt ein Eisenfresser. Da es seine Stärke nicht gebrauchen kann, versteckt es seinen Verdruß, indem es sich in die Brust wirft.

Die Ålander sind übrigens höflich, dienstfertig, zuvorkommend; sind aber leicht gereizt, und der Fremde, der sich es herausnähme, mit ihnen als Herr zu reden, würde schlecht ankommen — gerade wie bei den russischen Leibeigenen, die ihrem Edelmanne demüthig die Füße küssen, aber gegen Jeden stolz den Kopf aufwerfen, der über sie kein Recht hat — eine psychologische Erscheinung, die einerseits das unvertilgbare Gefühl der Menschenwürde verräth, andererseits aber praktisch verständig der Gewalt ihr Recht zuerkennt, weil Widerstand zu Nichts führen würde.

Mit der Uneigennützigkeit, die ihnen einige Reisende beilegen, scheint es auch nicht weit her. Sie wissen zu gut, wie schwer das Geld zu verdienen ist, um reinen, rechtmäßigen Gewinn so leicht fahren zu lassen. Tretet Ihr in eine Hütte, so nehmt von der angebotenen Gastfreundschaft nur so viel an, als Ihr Euch im Stande fühlt wettzumachen. Habt Ihr die Entschädigung vergessen, man wird Euer Gedächtniß auffrischen; habt Ihr zu wenig gegeben, man wird Eurer Freigebigkeit die Sporen einsetzen; man wird Euch aber niemals sagen, daß Ihr zu viel gegeben habt. Seid Ihr z. B. einmal in eine Familie eingeführt, so kömmt es nur auf Euch an, wie Kind des Hauses behandelt zu werden. Anfangs düster, schweigsam, thaut der Ålander bald auf und geht von dem schüchternen Lächeln zur ausgelassensten Lustigkeit über. Dann kennt seine Schwatzhaftigkeit keine Gränze; er fragt ins Gelag hinein, antwortet, was ihm in den Wurf kömmt, wirft mit Scherz und Witz um sich. Jeder wohlanständige Kreis hat seinen Spaßmacher. Dasselbe Thema bietet den Inseln in ihrer gesammten Ausdehnung auf eine ganze Jahreszeit Unterhaltungsstoff; es ist ein Motiv, das ins Unendliche variirt wird. So hörte man im Jahre 1832 von Eckerö bis Brändö von nichts Anderem sprechen, als von der Explosion einer Pulvermühle zu Stockholm, die einen Theil des Baltischen Meeres und des Bothnischen Meerbusens sollte erschüttert haben.

Aber auch in seiner größten Lustigkeit verliert sich nimmer das argwöhnische Wesen, das den Grundzug seines Charakters bildet. Er hat zu viel geduldet, ist zu oft unterdrückt, hintergangen worden, um nicht stets auf der Schildwache zu stehen. Denn wer bürgt ihm dafür, daß Euer Lächeln nicht eine Maske sei, hinter welcher der Verrath lauert! Nur erst auf die Länge kannst Du bis in sein Herz dringen, und dann giebt er sich Dir offen, ohne Hintergedanken.

Uebrigens zeigt sich dieser Argwohn alltäglich in seinem Verkehr mit Nachbarn, Freunden, Brüdern. Es giebt kein prozeßsüchtigeres Völkchen, als die Ålander; die Schikane ist ihr Element. Es gilt in Åbo als Thatsache, daß im ganzen Gouvernement kein Krono-fogde (Kronvoigt) und Lagman (Amtmann) so viel zu thun hat, wie im Ålander Kreis.

Die Ålander waren vorzeiten sehr abergläubisch; eine Folge, ohne Zweifel, ihres häufigen Verkehrs mit den Finnen und Lappen, die unter allen Völkern der Welt am meisten der Zauberei und der kabbalistischen Geheimlehre ergeben sind. Noch gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts gaben sie sich mit dem Hexenwesen ab, und darf man gewissen Urkunden in dem Konsistorial-Archiv zu Åbo glauben, so wurden sie darin von ihrer eigenen Geistlichkeit bestärkt.

Die Ålander sind nicht reich, die meisten aber erfreuen sich einer gewissen Wohlhäbigkeit und leben gut. Ihre Häuser sind gemeiniglich von Tannenholz gebaut; die Wohnzimmer ziemlich geräumig, aber schwach beleuchtet; die Betten stehen auf einem Hängeboden, der, in einer Höhe von sieben bis neun Fuß und nur auf einer Leiter zu ersteigen, die ganze Länge des Gemaches einnimmt, und der mittelst Bretter-Zwischenwände, je nach dem Familien-Personale, in eine gewisse Zahl Verschläge getheilt ist. Während des Winters schlafen die Alten nicht nur auf dem großen Plattofen von Backsteinen, der die Mitte des Hauptzimmers im Hause einnimmt, sondern sie verlassen ihn fast den ganzen Tag nicht. Hier kauernd oder mit herabhängenden Beinen

*) Aus dem so eben bei Hachette in Paris erschienenen Buche: „Les Iles d'Aland, par M. Léouzon le Duc."

sitzend, essen und rauchen sie, ja, empfangen auf der Höhe dieses seltsamen Thrones Besuche von Bekannten und Fremden. Jede Wohnung von einigem Belang hat, außer dem Hauptstück, noch drei bis vier kleine Baulichkeiten, die zu Schoppen, Vorrathskammern und Badehaus dienen. Das Ganze heißt ein „*Gard*". Eine Badestube — zu Dampf- oder russischen Bädern nämlich — ist ein unerläßliches Erforderniß. Jedes Gard oder doch mindestens jeder Weiler hat eine. Alle Samstage und Festvorabende wird ein Bad genommen; es ist die Einleitung zu jedem Ruhetag, zu jedem Vergnügen; es ist auch das Universalmittel in allen Krankheiten. Die Frauen, in Åland wie in Finnland, lassen sich dahin bringen, um dort ihre Niederkunft abzuwarten.

Die Ålander sind sehr religiös; alle Sonntage besuchen sie die Kirche zu Fuß, zu Wagen und Kahn im Sommer, zu Schlitten im Winter. Im häuslichen Kreise wird die Bibel gelesen. Sie theilen das Bekenntniß mit den Schweden und Finnen und feiern, wie diese, Weihnachten und Ostern mit großem Glanze. Frei von aller Ueberschwänglichkeit, hat der Pietismus, und namentlich die Lehre der sogenannten Leser (läseriet), die in Schweden so viele Proselyten macht, keinen Eingang bei ihnen gefunden.

Außer den plumpen Mützen von Wolfsfell hat ihre Tracht nichts Eigenthümliches. Im Sommer kleiden sie sich in leichtes Zeug oder Kattun, im Winter in dicks graues Tuch und Schafpelze.

Verlobungen und Hochzeiten werden, wie in Upland, mit viel Lärmen gefeiert. Allerlei Geschenke werden ausgetauscht; man ißt, trinkt und tanzt. Eine ålandische Hochzeit dauert mehrere Tage und kostet ein schweres Geld. Aus Eigenliebe und Eitelkeit, um zu zeigen, daß man nicht nöthig habe, das Ergebniß der Aerndte zur Bestreitung der Kosten abzuwarten, wird die Hochzeit in der Mitte des Sommers gefeiert. In manchen Dörfern ist in der Hochzeitnacht ein ziemlich wunderlicher Tanz, *Bruddans* (Brauttanz), üblich. Er beginnt mit einer Runde, in der Mitte steht die Vermählte im Hochzeitsgewand, mit verbundenen Augen. Die Runde kreist, die Vermählte streckt die Arme aus und sucht eine der Tänzerinnen zu haschen; hat sie eine gefaßt, so setzt sie ihr den eigenen Brautkranz auf, was andeuten soll, daß diese nach ihr zunächst sich verheiraten werde. Das bekränzte Mädchen nimmt nun die Stelle der Vermählten ein und treibt dasselbe Spiel. Sind drei Mädchen gekrönt, dann beginnt ein Kampf, an dem die verheirateten Frauen und Männer theilnehmen. Die Frauen suchen die Jungvermählte, die Männer den jungen Ehegemahl zu entführen; jene wird von den Mädchen, dieser von den Burschen vertheidigt. Endlich bleibt den Männern und Frauen der Sieg, und der Tanz geht dann erst recht an.

Die Leichenfeierlichkeiten der Ålander sind eine Mischung von schwedischen und finnischen Gebräuchen. Wenn ein Ålander gestorben ist, wird die Leiche zuvörderst in ein weißes Grabtuch gehüllt. Nach vierundzwanzig Stunden legt man sie in ein kaltes Zimmer, wo sie bis zur Beerdigung, die erst lange nachher stattfindet, verbleibt; eine Maßregel, die zwar das Lebendigbegraben verhütet, die indessen, da sich kein Mensch um die Todten oder vermeintlich Todten kümmert, oft ihre traurigen Folgen mit sich führt. So geschah es in Finnland im Jahre 1842, daß eine junge Frau nach einer schweren Entbindung mehrere Stunden ohne Lebenszeichen lag. Man hielt sie für todt und brachte sie in die kalte Kammer. Am anderen Morgen fand man sie von einem zweiten Kinde entbunden, aber diesmal wirklich todt. Zur selben Zeit ward ein junges Mädchen vom Starrkrampf befallen; bei der Unbeweglichkeit des Körpers, dem völligen Stillstand des Athems glaubte man das Leben auf immer gewichen. Ein glücklicher Zufall wollte, daß man sie, statt in die kalte Kammer, in die noch etwas warme Badstube brachte. Nach einigen Stunden kam sie zu sich und erholte sich bald völlig. Aus Furcht aber, man könnte sie für ein Gespenst halten und ihr ein Leid thun, wartete sie den Morgen ab, um gesund und frisch zu den Ihrigen zurückzukehren. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Briefe aus Paris.

Zweiter Brief.

(Schluß.)

Für das Stadtviertel, in welchem sich das Hôtel de Ville befindet, sind jetzt noch andere große Baupläne im Werke: zunächst soll in der Nähe des Châtelet-Platzes ein neues Postgebäude errichtet werden, da die alte Post in der Rue Jean Jacques Rousseau längst zu klein und unbequem und außerdem von engen Straßen umgeben ist, welche das Aus- und Einfahren der Wagen sehr erschweren.

Unweit des neuen Postgebäudes, auf der Insel, auf welcher sich die Cité befindet, wird man ein neues Hotel für die Polizei-Präfektur bauen, das sich dem Justiz-Palaste, den man bereits seit Jahren vergrößert und restaurirt, anschließen wird. Innerhalb des Justiz-Palastes arbeitet man bereits seit der letzten Regierungszeit Ludwig Philipp's an der gänzlichen Wiederherstellung der Kapelle Ludwig's des Heiligen, der bekanntlich im jetzigen Justiz-Palaste residirte und Gericht hielt. Diese im reinsten gothischen Style erbaute Kirche, die aus zwei einander überbauten Gewölben besteht, von denen das obere das Hauptgewölbe ist, macht jetzt schon einen wunderbaren, zauberhaften Eindruck. Auf der einen Seite sind die merkwürdigen alten Glasmalereien fast noch vollständig erhalten, während man sie auf der anderen fast ganz neu hat herstellen müssen. Die Kirche ist, ungefähr wie das Hauptschiff des Kölner Domes, fast überall bemalt und vergoldet.

Unweit des Justiz-Palastes erhebt sich, ebenfalls in der Cité, das größte Hospital von Paris, das Hôtel Dieu. Da es zwischen zwei Armen der Seine liegt, zum Theil von engen Straßen umgeben und, trotz seiner weiten Ausdehnung, für die Masse der Hülfesuchenden doch noch zu klein ist, so soll es eingerissen und durch ein neues Hospital ersetzt werden. Diesem Gebäude gegenüber liegt die Kirche Notre Dame, deren wunderbare Hauptfaçade, die man schon seit langer Zeit restaurirt, bald gänzlich vollendet dastehen wird.

Die Hauptbrücke von Paris, der Pont Neuf, der das rechte Seine-Ufer mit der Cité und diese mit dem linken Ufer verbindet, war noch vor wenigen Jahren das Kreuz aller Fußgänger. Für die ungeheure Menge von Wagen, die diese Brücke überfuhren, war der mittlere, schlecht bepflasterte Weg zu eng. Für die Fußgänger gab es schmale, erhöhte, holperige Seitenwege, die noch durch Buden verengt waren, genug, dieser alte Pont Neuf war namentlich bei schlechtem Wetter ein so unangenehmer Weg, daß man gern eine Viertelstunde umging, um ihn nur nicht zu betreten. Jetzt ist der Pont Neuf, obgleich die Arbeiten noch nicht vollständig fertig sind, eines der schönsten Monumente von Paris. Man hat die Brücke etwa um die Hälfte breiter gemacht, den steilen Fahrweg geebnet, das Steinpflaster durch Chaussee ersetzt, die auf beiden Seiten erweiterten Fußwege mit Asphalt belegt und halbrunde steinerne Bänke, die in den Fluß hineinragen, zum Sitzen angebracht, so daß jetzt während des unaufhörlichen Fahrens und Treibens in der Mitte die Dienstmädchen mit den Kindern gemüthlich auf den Bänken ausruhen und spielen.

Bevor ich den Leser von diesem Haupt-Verbindungswege der beiden Seine-Ufer auf den linken Theil der Stadt führe, muß ich noch einige wichtige Bauten auf dem rechten Ufer erwähnen. In dem nördlichen Theile der Stadt, jenseits der Boulevards, in der Vorstadt Saint-Denis, liegt der prachtvolle Straßburger Eisenbahnhof. Vor zwei Jahren mußte man, um zu demselben zu gelangen, entweder das etwas steil aufsteigende Faubourg Saint Denis, oder mehrere noch unbequemere Neben-Straßen durchlaufen. Man hat nun ähnlich, wie bei der Anlage der Rue de Rivoli, ganze Straßen eingerissen, um einen Boulevard anzulegen, der von dem Straßburger Eisenbahnhofe direkt auf die großen Boulevards führt. Der neue Boulevard de Strasbourg, der bereits seit länger als einem Jahre fertig ist, wird jetzt mit großen fünf- bis sechsstöckigen Häusern bebaut und gehört bereits zu den Hauptzierden der Stadt. Man hat nun gefunden, daß es vortheilhaft wäre, diese Straße auch diesseits der Boulevards durch die volkreichen Viertel Saint Denis und Saint Martin (nicht zu verwechseln mit den Vorstädten gleichen Namens) bis zur Seine zu verlängern. Dieser Plan, der an Größe dem von der Anlage der Rue de Rivoli wenig nachgiebt, wird, wenn nicht große Ereignisse hinderlich entgegentreten, sehr bald ausgeführt werden. Das rechte Seine-Ufer von Paris wird alsdann von zwei Haupt-Adern, den großen Boulevards, die sich von der Magdalenen-Kirche bis zu dem Bastillen-Platze erstrecken und von den neuen Boulevards de Strasbourg und du Centre oder, wie die bevorstehende Verlängerung vielleicht heißen wird: Napoléon, die von dem Straßburger Eisenbahnhofe bis zur Seine laufen sollen, durchschnitten werden. Dieser neue Boulevard würde auch das Viertel von Paris durchlaufen, in welchem die sogenannten Central-Hallen oder Hauptmärkte angelegt werden sollen. Die Hallen befinden sich bereits seit undenklicher Zeit in dem Stadttheile zwischen den Mündungen der Straßen Montmartre und Montorguiel auf der einen und der nach Süden sie begränzenden Rue Saint Honoré auf der anderen Seite. Sie waren bisher aber von einer Menge alter schmutziger Gassen durchschnitten und bildeten kein Ganzes. Der Plan, sie zu einem ungeheuren Marktplatze zu vereinigen, schreibt sich bereits aus der Zeit Ludwig Philipp's her. Seit einigen Jahren sind hier Hunderte von Häusern eingerissen worden, so daß der Platz, der die Märkte aufnehmen soll, ganz frei daliegt und die ihn begränzende Kirche Saint Eustache, deren stattliche Architektur man früher kaum wahrnehmen konnte, sich dem Beschauer jetzt unverdeckt zeigt. Unter der Republik hatte ein Architekt den Plan, diesen Platz, der etwa viermal so groß ist, wie unser Berliner Gendarmen-Markt, mit einem Glasdache zu versehen. Dieser Plan ist aber mit vielen anderen aufgegeben und endlich ein anderer angenommen worden, nach welchem die Hallen aus Pavillons bestehen sollen, die zugleich den Gesetzen der Schönheit und der Nützlichkeit entsprechen.

Während man hier, im Mittelpunkte der Stadt, noch zu Neubauten die Wege anbahnt, geht an einem Ende derselben, in den el-

säischen Feldern, der neue Industrie-Palast bereits seiner Vollendung entgegen. Der größte Theil des Daches ist schon mit Glas bedeckt. Die Menge der Anforderungen um Plätze ist so groß, daß man sich zum Anbau von Seitenflügeln hat entschließen müssen, die nach der großen Ausstellung wahrscheinlich wieder verschwinden werden. In demselben Stadttheile, an der Stern-Barriere, soll ebenfalls eine ungeheure Arbeit unternommen werden. Von diesem schönsten Thore von Paris, an welchem sich bekanntlich der große Triumphbogen Napoleon's befindet, führt eine Hauptstraße in gerader Linie nach Neuilly, dem ehemaligen Lieblings-Aufenthalte Ludwig Philipp's. Auf dieser Straße gelangt man auch in das Gehölz von Boulogne. Eine zweite Straße, die Avenue de Saint Cloud, die ebenfalls von dem Triumphbogen ausläuft, wird von der vornehmen Pariser Welt für die Spaziergänge in das Boulogner Wäldchen der Hauptstraße vorgezogen. Ich muß gestehen, daß beide Wege zu Ausflügen auf das Land gleich schön und bequem sind, und begreife nicht, wozu man jetzt noch einen dritten Weg, der den rechten Winkel, den die beiden ersteren bilden, durchschneiden soll, anlegen will. Die neue Promenade soll gleichsam die Fortsetzung der großen Verschönerungen werden, die man in dem Bois de Boulogne selbst vornimmt. Es fehlte dort besonders an Wasser, und so hat man denn jetzt schon große Teiche mit Wasserfällen angelegt, die der Landschaft ein weit erfrischenderes und heitereres Ansehen geben.

Das Elysée, der erste von Louis Napoleon, als Präsident, bewohnte Palast, ist vollständig neu hergestellt worden. Eine prachtvolle, neue Façade, die den Palast von der Rue Saint Honoré absperrt, erhebt sich an der Stelle der alten, die in der That sehr unansehnlich war. Das Elysée wird dem Hofe zur „petite maison" dienen. Der Kaiser liebt sehr die Garten-Promenade, die er in den Tuilerieen fast ganz entbehren muß. Von den hervorragenden Neubauten des linken Ufers muß ich zunächst des ebenfalls unter der Regierung Ludwig Philipp's bereits begonnenen neuen Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten erwähnen, eines überaus prächtigen, wenn auch etwas schwerfälligen Gebäudes, das zwischen dem Corps législatif und dem Invaliden-Hotel liegt.*) Ferner des Grabmals Napoleon's im Dom der Invaliden, vielleicht des schönsten Denkmals, das Paris besitzt und das Visconti bereits unter der Juli-Regierung angefangen hatte. Die Neubauten, die sich an dem Platze des alten Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, auf dem Boulevard des Capucins, erheben, Privathäuser von palastartigem Ansehen, gehören noch dem rechten Seine-Ufer an.

Einer der schlechtgebautesten Stadttheile von Paris ist das sogenannte Quartier latin. Hier hat sich die willkürliche Bauart früherer Jahrhunderte noch am meisten erhalten, und da der Boden noch obendrein bergig ist, so sind Fußpartieen in diesem Stadttheile sehr ermüdend. Die Regierung hat daher beschlossen, auch hier eine Art von Rue de Rivoli anzulegen. Von der Rue de l'école ab wird eine gerade Straße bis zu dem Jardin des Plantes gezogen werden, und dieser Bau wird daher Hunderte von alten Häusern verschwinden machen. Man müßte ein Buch schreiben, wenn man alle Veränderungen, die jetzt mit Paris vorgenommen werden, auch nur einigermaßen ausführlich darstellen wollte. Man kann in der großen Hauptstadt jetzt keine halbe Stunde umhergehen, ohne auf Maurer-Arbeiten zu stoßen. Und was ist nicht noch Alles im Werke! Die Docks z. B. werden allein mehrere Jahre brauchen, um vollendet zu werden. Wenn dieses System zehn Jahre lang mit demselben Eifer fortgesetzt wird, ist Paris zum großen Theil eine neue Stadt.

Man kann sich im Auslande schwer erklären, woher das Geld zu diesen riesigen Unternehmungen kömmt. Ich habe zwar keine Einsicht in die Buchführung des Staates und der Stadt Paris gehabt; aber dem allgemeinen Plane nach zu urtheilen, ist dieses Bau-System, vorausgesetzt, daß man nicht allzu viel auf einmal unternimmt, sehr wohl ausführbar. Bei gewissen Bauten, wie z. B. bei dem Louvre und der Rue de Rivoli, ist der Staat direkt betheiligt, bei denjenigen aber, die mehr ein nur lokales Interesse haben, versieht die Stadt Paris allein die Kosten. Die Einkünfte der Stadt betragen jährlich funfzig Millionen Francs, die meistentheils von der Mauth eingehen. Braucht die Munizipalität von Paris Geld, so macht sie im Namen der Stadt Anlehen, und der Kredit der letzteren ist ein so ausgebreiteter, daß man sich den Vortheil, Geld auf Stadt-Obligationen anlegen zu können, förmlich aus den Händen reißt. Sollten einst die jetzigen Einkünfte der Stadt zu den Ausgaben in ein allzu großes Mißverhältniß kommen, so wird man ganz einfach die zwischen den Barrieren und den Festungswerken gelegenen Stadttheile, die jetzt keine Mauth zu entrichten haben, zu Paris schlagen und die Einkünfte der Stadt dadurch bedeutend vergrößern. Diese Ausdehnung der Stadt ist unvermeidlich, obgleich der Arbeiterstand anfangs darunter leiden wird. Höchst wahrscheinlich wird dann aber auch das Arbeitslohn steigen und die Einnahme der Ausgabe die Wage halten. Das administrative Verfahren bei den Neubauten ist folgendes: Handelt es sich um die Anlage einer neuen Straße, so wird ein Wettstreit für den besten Plan ausgeschrieben. Die eingelaufenen Pläne werden im Stadthause ausgestellt, und Jeder kann seine Bemerkungen einreichen. Nachdem endlich ein Riß angenommen worden ist, schreitet man zu der Austreibung der Eigenthümer und Bewohner der zu zerstörenden Häuser. Es wird eine Kommission ernannt, die den Werth sowohl der Häuser, als der Geschäfte jedes Einzelnen, der im Hause wohnt, abschätzt. Die Miether erhalten darauf ihre Kündigung, und nachdem selbst Jeder, der, ohne ein Geschäft zu betreiben, nur einen Miethsvertrag auf längere Zeit hat, entschädigt worden ist, wird das Haus eingerissen. Die Materialien, so wie der Grund und Boden, werden von der Stadt wiederum an Privatleute verkauft, und da letzterer in einer neuen, breiten und schönen Straße, welche oft die volkreichsten Stadttheile mit einander verbindet, ungleich mehr werth ist, als der Boden in einer schmutzigen und engen Gasse, in die nie ein Sonnenstrahl drang, so schlägt die Stadt bei diesem Verkaufe einen großen Theil des von ihr für die Austreibung der alten Eigenthümer gezahlten Geldes wieder heraus. Aehnlich ist das Verfahren, wenn es sich um die Errichtung öffentlicher Gebäude handelt, nur wird für solche auch ein Wettstreit um den besten Plan ausgeschrieben, bei welchem aber die Billigkeit des Baues eben so, wie dessen Schönheit und Nützlichkeit, in Anschlag gebracht wird.

Die Nützlichkeit dieser Veränderungen liegt außer allem Zweifel. Hunderttausende von Menschen werden durch diese Neubauten gesunde Wohnungen haben können, während jetzt die ärmeren Klassen in Paris erbärmlich beherbergt sind. Aber auch der allgemeine Aufenthalt in Paris wird dadurch gesunder und angenehmer werden, ganz abgesehen davon, daß das Schönheitsbedürfniß allein hier eine Befriedigung erhalten wird, auf die es unter anderen Umständen noch lange hätte warten können. Nichts ist bei diesem großen Unternehmen vergessen. Damit man dereinst auch wissen könne, wie Paris früher ausgesehen hat, und damit Häuser, an welche sich geschichtliche Erinnerungen knüpfen, der Anschauung unserer Nachkommen nicht verloren gehen, werden die Pläne der Stadttheile, die man zerstört, und Photographieen von merkwürdigen Häusern im Rathhause von Paris sorgfältig aufbewahrt.

Nachträglich verdient noch die Rund-Eisenbahn um Paris besonders erwähnt zu werden. Die Strecke von der Rue Saint Lazare nach Batignolles, dem Bois de Boulogne und von dort nach Passy und Auteuil ist bereits eröffnet. Auch dieses Werk ist mit überraschender Schnelligkeit zu Stande gekommen. Von den elysäischen Feldern aus führt außerdem noch eine Eisenbahn, deren Wagen nach amerikanischer Art mit Pferden bespannt sind, nach Passy. Sie soll nach der entgegengesetzten Richtung gegen Belleville und Vincennes hin verlängert werden.

Die Pariser sind große Freunde vom Land-Aufenthalte. Die Aristokratie lebt den Sommer über auf ihren Schlössern, der Geld-Adel hat sich, da die Geschäfte ihn an Paris fesseln, meist in der Umgegend angekauft, und der Mittelstand miethet möglichst nahe bei Paris Landwohnungen. Die Wahl des Land-Aufenthalts ist, wie Alles in Paris, der Mode unterworfen: vor einigen Jahren waren Passy und Enghien stark im Aufschwunge, jetzt zieht man Bellevue, Auteuil, Ville d'Avray, Saint Germain u. s. w. vor.

Ich hatte mir diesen Sommer eine Wanderung durch die Umgegend von Paris zur Aufgabe gemacht. Sie ist, ohne großartige Naturschönheiten darzubieten, doch voller Reiz und Abwechselung. Von Paris nach Versailles erhebt sich in verschiedenen Linien fast eine ununterbrochene Häuserreihe. Fährt man auf dem rechten Seine-Ufer, so besteht sie aus Asnières, Puteaux, Courbevoie, Suresne, Saint Cloud und Ville d'Avray; fährt man auf dem linken, so kömmt man an Clamart, Issy, Vannes, Meudon, Bellevue, Viroflay vorbei. Die Seine schlängelt sich durch diese fruchtbare Gegend in so krummen Windungen, daß man ihr, wenn man sie schon aus den Augen verloren hat, wieder aufs neue begegnet. Beide Eisenbahnen liegen sehr hoch und gewähren eine reizende Aussicht auf diese von Wald und Gärten umgebenen Häusermassen.

Am schönsten von allen Orten der Umgegend liegt unstreitig Saint Germain, dessen Terrasse eine Aussicht auf die Umgegend gewährt, deren man nie satt wird. Auch Rueil, an dem man auf dem Wege nach Saint Germain vorbeikömmt, ist sehr interessant. Auf der nördlichen Seite von Paris hat Montmorency die schönste Lage. Es ist auf einem Berge gebaut und theilweise von einem Walde umgeben, der zu den Lieblings-Spaziergängen der Pariser gehört.

Enghien, die zweite Station auf der Nordbahn, ist äußerlich viel schöner, als das benachbarte Montmorency, soll aber bei weitem keine so gesunde Luft haben. Der See, der sich in das Städtchen hineinerstreckt und mit Landhäusern umgeben ist, gewährt einen reizenden Anblick; aber gerade dieses Wasser soll schuld an der dort so häufigen Feuchtigkeit in den Wohnungen sein. Enghien ist ein kleiner Badeort

*) Die hängende Brücke, welche das Hotel der Invaliden mit den elysäischen Feldern verbindet, wird jetzt durch eine steinerne Brücke ersetzt.

mit Schwefelquellen und darum theurer und weniger ländlich, als andere Orte um Paris. Der Park, in welchem oft Bälle gegeben werden, gehört zu den schönsten der Umgegend; namentlich machen bei glänzender Beleuchtung die riesigen Pappeln einen magischen Eindruck.

Belgien.

Der Längen-Unterschied zwischen Brüssel und Greenwich.

Ueber den durch die elektrische Telegraphie festgestellten Unterschied der geographischen Längen von Brüssel und von Greenwich hat Herr Quetelet der belgischen Akademie in ihrer Sitzung am 1. Juli die folgende Mittheilung gemacht:

„Eine der interessantesten Anwendungen der elektrischen Telegraphie ist ohne Zweifel die Bestimmung der Längen-Unterschiede zwischen den vorzüglichsten Punkten der Erdoberfläche. Diese für die Erdmessung höchst wichtige Operation, so einfach in der Theorie, auf eine einigermaßen befriedigende Weise auszuführen, hatte in der Praxis eine unendliche Schwierigkeit. Man wird sich dies leicht vorstellen können, wenn man erwägt, daß der Unterschied der Längen der beiden ältesten und berühmtesten Sternwarten Europa's, der von Paris und der von Greenwich, trotz den Arbeiten der ausgezeichnetsten Astronomen, noch immer nicht genau genug bestimmt worden ist. Die elektrische Telegraphie ist geeignet, den Arbeiten dieser Art einen ungeheuren Vorschub zu leisten, und wir können uns Glück dazu wünschen, daß wir, Dank der verbindlichen Freundschaft des königlichen Astronomen Englands, die Operationen, welche die Greenwicher Sternwarte mit den vorzüglichsten Sternwarten des Kontinents in Verbindung bringen sollen, eröffnet sehen.

„Ich habe die Akademie über die Vorkehrungen, die zu Ende des vorigen Jahres in Brüssel und in Greenwich getroffen worden sind, und von dem Erfolge, mit welchem die astronomischen und elektrischen Operationen geleitet worden sind, bereits unterhalten. Herr Airy wird nicht zögern, die Ergebnisse zu veröffentlichen; die Akademie wird aber gewiß schon jetzt mit Interesse vernehmen, welche Ansicht dieser berühmte Astronom in Betreff der erlangten Genauigkeit gewonnen hat. Seine Ansicht ist in dem folgenden Auszuge des amtlichen Berichtes enthalten, welchen er in seiner Eigenschaft als königlicher Astronom den Kommissarien der Londoner Sozietät und der Regierung bei Gelegenheit des jährlichen Besuches am 3. Juni abgestattet hat:

„„Ich habe seit langer Zeit““, sagt Herr Airy, „„die Bestimmung des Längen-Unterschiedes zwischen der Greenwicher und der Pariser Sternwarte als eine der wichtigsten Anwendungen unserer elektrischen Telegraphen angesehen. Während des vorigen Sommers und Herbstes korrespondirte ich in dieser Angelegenheit mit den Herren Arago und Laugier; der eine meiner Briefe wurde am Tage seines Todes an Herrn Arago gerichtet. Ich hätte sehr gewünscht, daß er die Beendigung dieser Operation noch erlebt hätte; übrigens aber wurde kein Tag verloren, ihre Ausführung zu beschleunigen. Während der Unterbrechung der Unterhandlungen mit der Pariser Sternwarte war ich so frei, in Uebereinstimmung mit Herrn Quetelet, Maßregeln zur Bestimmung des Längen-Unterschiedes von Brüssel zu nehmen. Die Gesellschaft der unterseeischen Telegraphen-Verbindung lieh mit höchster Bereitwilligkeit ihre Unterstützung während der Operation, die sich in unerwarteter Weise in die Länge zog.

„„Ein sehr tüchtiger Gehülfe der Brüsseler Sternwarte, Herr Bonvy, kam nach Greenwich, und Herr Dunkin begab sich nach Brüssel. Als die Operation halb ausgeführt war, kehrten die Beobachter auf ihre Posten zurück. Die Signale wurden jede Nacht (eine Stunde lang) fortgesetzt, bis man Signale dreier Nächte mit regelmäßig auf einander folgenden Sternpassagen erhielt, und diese Nächte allein wurden für die Bestimmung der Längen angewendet. Es waren dreitausend Signale gegeben worden; aber nur tausend wurden als Grundlage der Unternehmung zugelassen. Das Ergebniß bietet einen Grad von Genauigkeit dar, den man durch keine frühere Längenbestimmung hätte erreichen können. Ich denke, daß der mögliche Irrthum in der Zeitdifferenz einer Raum-Entfernung von nur einem oder höchstens zwei Yards (beinahe ein oder zwei Mètres) für den ganzen Erd-Umfang entspricht.““

Mannigfaltiges.

— Zur Shakespeare-Literatur. Kürzlich ist von der Dyk'schen Buchhandlung in Leipzig folgende sehr beachtenswerthe Schrift ausgegeben worden: „Die Shakespeare-Literatur bis Mitte 1854; zusammengestellt und herausgegeben von P. H. Sillig. Ein bibliographischer Versuch, eingeführt vom Prof. H. Ulrici in Halle“ (VIII. 99 SS. gr. 8.). Der auch sonst in der dramatischen Literatur wohlbewanderte Verfasser, als Uebersetzer mehrerer Schriften von Alph. Esquiros und dem jüngst verewigten Emile Souvestre, so wie neuerdings durch ein Schriftchen: „Faust in Leipzig; kleine Chronik von Auerbach's Keller in Leipzig“, bekannt geworden, macht in genannter Schrift den gewiß allen Freunden und Kennern des Dichters willkommenen Versuch, die Shakespearesche Bibliographie in ihrer „Ausdehnung über die verschiedenen Literaturen der civilisirten Welt ꝛc.“ (Worte der Vorrede) in ihm möglichster Vollständigkeit zu verzeichnen. Daß dieses Ziel absoluter Vollständigkeit erreicht sei, getraut sich selbst der die Schrift mit warmer Theilnahme empfehlende Vorredner, als feiner Kenner des großen Briten zu den kompetentesten Autoritäten in Deutschland zählend und Verfasser des jüngst in zwei Abtheilungen erschienenen Werks: „Shakespeare's dramatische Kunstgeschichte und Charakteristik des Shakespeareschen Dramas“, zu verbürgen, und angesichts der Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens, des ersten in seiner Art, wird kein Billigdenkender dies erwarten, noch verlangen. Jedenfalls ist die Schrift ein sehr schätzbares Repertorium, worin etwas Erhebliches so leicht nicht vermißt werden wird, und zugleich eine Aufforderung an alle Shakespeare-Kundigen, sie durch Zusätze und Nachträge nach und nach ihrer Vollendung zuzuführen. Sie zerfällt in folgende sechs Rubriken: I. Shakespeare's Works. II. Gedichte (Einzel- und Gesammt-Ausgaben). III. Dramatische Werke (Einzel-Ausgaben; zweifelhafte und unechte Stücke; Gesammt-Ausgaben; Nachträge zu den Einzel-Ausgaben). IV. Abhandlungen, Kommentare, Kupfer. V. Chronologische Zusammenstellung der dramatischen Werke Shakespeare's. VI. Alphabetisches Namenregister der Autoren, Uebersetzer und Künstler. — Von demselben Verfasser und im selben Verlag ist, als Ergänzungsband zu allen deutschen Shakespeare-Ausgaben, angekündigt: „William Shakespeare, sein Leben, seine Werke und seine Zeit. Ein Kommentar zu des Dichters sämmtlichen Werken von Philarète Chasles und F. Guizot.“ E. K—r.

— Auerbach und Gotthelf in französischen Volks-Ausgaben. Eine Auswahl aus den von dem französischen Schweizer, Herrn Max Buchon, veranstalteten Uebersetzungen von Berthold Auerbach's und Jeremias Gotthelf's Erzählungen ist kürzlich in Paris in für das Volk bestimmten, wohlfeilen Ausgaben erschienen.*) Wir vermuthen, daß der schweizer Verleger von Buchon's Uebersetzungen weder zu der einen, noch zu der anderen Ausgabe seine Zustimmung ertheilt habe, und daß diese daher als bloßer Nachdruck zu betrachten. Mit Rücksicht jedoch auf den Zweck, die schlechte Volksliteratur in Frankreich durch bessere zu ersetzen, wird gewiß Herr Buchon, wie die deutschen Verfasser, seine Freude über diese Ausgaben haben.

— Unterhaltungen in sechs Sprachen. „Nouveaux guides de conversations modernes“ — unter diesem Titel ist (Berlin, B. Behr's Buchhandlung) ein Buch erschienen, das in heraglotter Zusammenstellung eine Anleitung zur Erlernung der deutschen, französischen, englischen, polnischen, russischen und schwedischen Umgangssprache enthält. Diese verschiedenen Zungen sind nicht nur in einem Bande neben einander gestellt, sondern auch in besonderen Bänden zu zweien — z. B. Französisch mit Deutsch, Englisch, Polnisch, Russisch — zu dreien und zu vieren. Alle Bände beginnen gleichmäßig mit einer Sammlung der im gewöhnlichen Leben gebräuchlichsten Wörter. Dann folgen kleinere Sätze, die so eingerichtet sind, daß dadurch das Deklinirn, Konjugiren und die Hauptregeln der Grammatik erlernt werden; zuletzt Gespräche über die mannigfaltigsten Gegenstände, insbesondere dahin zielend, Reisenden zur Verständigung behülflich zu sein. Das Ganze ist sehr zweckmäßig eingerichtet. Besonders anerkennenswerth ist, daß mit großer Sorgfalt auf möglichst wortgetreue Uebertragung in die verschiedenen Sprachen gesehen ist, ohne dem Geiste der Sprache Eintrag zu thun. Die Korrektheit des Ausdrucks läßt Nichts zu wünschen übrig. Ueberall findet man den Conversationston der feinen, gebildeten Gesellschaft wieder. Das Russische hat Fürst Labanov, das Polnische Dr. Cybulski, das Schwedische der Präsident Westerstrand geprüft, und diesen Gewährsmännern, die tief, wie Wenige, in den Geist der verschiedenen Sprachen eingedrungen sind, ist unbedingt zu trauen. Neu und zugleich sehr zeitgemäß ist, daß den nordischen Sprachen besondere Rechnung getragen ist, während in früheren ähnlichen Werken die romanischen fast ausschließlich berücksichtigt sind. Die äußere Ausstattung des Werks ist lobenswerth. E. B.

*) Scènes villageoises de la Forêt Noire, par Berthold Auerbach. Un vol. in 12. Paris, Borrani et Drox, 1854.
Nouvelles bernoises, par Jérémias Gotthelf. Un vol. in 12. Paris, Grassart, 1854.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 6 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 26 Sgr., wofür das Blatt in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. No. 29, und dem Spediteur Neumann, Niederwallstr. No 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 123. Berlin, Sonnabend den 14. Oktober 1854.

Frankreich.

Ueber die menschlichen Raçen.*)

Wenn wir an die Faunen und die Sirenen, an die Pygmäen, von denen der heilige Hieronymus erzählt, an die Cyklopen und die Hermaphroditen, deren Existenz der heilige Augustinus nicht bezweifelt, und an die Menschen, die nur Ein Bein hatten und darum paarweise gehen mußten, auch nicht glauben, so müssen wir doch immer unter den Menschen, welche die Erdoberfläche bewohnen, bedeutende Verschiedenheiten zugeben. Nicht blos in Bezug auf die geistige Ausbildung, die Natur und die Entwickelung der Civilisation unterscheiden sich die Menschen in den verschiedenen Ländern; sondern auch die physische Organisation ist eine sehr verschiedene. Sind die Unterschiede, welche die physische Organisation zeigt, bleibende? Ueben auf diese Unterschiede die Zeit, die Klimate, die Ortsverhältnisse, die Lebensweise, die Bildungsstufe irgend einen Einfluß aus? Sind dieselben als allmälig entstandene Modificationen eines einzigen Urtypus zu erklären? oder haben sie zu jeder Zeit existirt? Mit anderen Worten: hat es von Anfang an mehrere besondere Raçen, die als verschiedene Spezies zu bezeichnen wären, gegeben? oder sind alle Menschen von einem einzigen Stamme herzuleiten? Fallen endlich alle organische Verschiedenheiten mit intellektuellen und moralischen zusammen, und beruhen die historisch-politischen Theilungen auf einem naturgeschichtlichen Grunde?

Alle diese Fragen drängen sich dem auf, der die Bestimmungen der Völker in Erwägung zieht, und wie sollten wir in unserer Zeit nicht auf diese Fragen zurückkommen? — Die Menschen machen eine besondere Gattung unter den die Erde bewohnenden lebenden Wesen aus; die Menschen bilden seit undenklichen Zeiten Gesellschaften, welche gemeinsame Züge und verschiedene Charaktere darbieten; die Menschen sind denkende Wesen, die durch ihre Vernunft in eine besondere Beziehung zu einander und zu Allem, was sie umgiebt, gesetzt sind. In Beziehung hierauf hat die Frage nach dem Ursprung des Menschengeschlechts eine dreifache Bedeutung: eine naturgeschichtliche, eine geschichtliche und eine philosophische. Es war diese wichtige Frage, über welche in den letzten zwei Jahrzehnten wieder recht viele Bücher geschrieben worden sind, lange Zeit vernachlässigt worden. Die alten Philosophen haben sich fast gar nicht mit der Frage beschäftigt. Ihre auf einen kleinen Theil der Erdoberfläche beschränkte Kenntniß, ihre gänzliche Unbekanntschaft mit so vielen Völkern, die Vorurtheile ihrer Mythologie, ihre so wenig sichere wissenschaftliche Methode machten sie unfähig, die große Frage in ihrem wahren Lichte zu erkennen. Und doch hatten sie es in gewisser Beziehung leichter als wir, die Frage zu beantworten; denn in unserer Zeit haben die Leichtigkeit des Verkehrs, die neuen Sitten, die Kreuzungen der Raçen die ursprünglichen Physiognomieen der Nationen, wenn nicht verwischen, so doch verändern müssen. Lange Zeit und bis vor kurzem noch haben entgegengesetzte Prinzipien und Vorurtheile eine unbefangene Untersuchung unmöglich gemacht. Die Meisten, welche sich mit der Frage beschäftigt, haben sich von Rücksichten beherrschen lassen, die der Wissenschaft fremd bleiben sollten. Die Einen, wie Voltaire, haben die ursprüngliche Verschiedenheit des Menschengeschlechts behauptet, um der Bibel naturgeschichtliche Irrthümer nachzuweisen; die Anderen, wie Prichard, haben die ursprüngliche Einheit behauptet, um eine gewisse Erklärung der heiligen Bücher aufrecht zu erhalten. Einige haben, um den Negerhandel zu rechtfertigen, eine ursprüngliche und bleibende Ungleichheit angenommen. Philanthropen dagegen haben, um diesen Menschenhandel in seiner Abscheulichkeit darzustellen, zu beweisen versucht, daß alle Menschen von einem einzigen Paare oder wenigstens von ebenbürtigen Paaren abstammen. Wir wollen in dieser Frage nur die echt wissenschaftlichen Gründe gelten und uns von keinem Vorurtheile beherrschen lassen; wir wollen alle Hypothesen vorführen, alle Theorieen darlegen, ohne ihre Schwäche zu verhüllen und ohne ihre Stärke zu schwächen; wir wollen unparteiisch sein.

Linné ist der Erste, der in neuerer Zeit daran gedacht hat, das Menschengeschlecht nach natürlichen Unterschieden einzutheilen; er nimmt vier Raçen an, nach den vier Erdtheilen. Moses und später Ephorus von Cumä hatten auch schon die Menschen eingetheilt, jener in drei Raçen nach den drei Söhnen Noah's, dieser in vier Raçen nach den vier Himmelsgegenden; aber das sind keine wissenschaftliche Eintheilungen. Erst im achtzehnten Jahrhundert hat man angefangen, die Eintheilung des Menschengeschlechts in Raçen nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten zu bestimmen. Die Linnésche Eintheilung war mehr geographisch, als zoologisch, Gmelin (1788) und bald darauf Kant nahmen, in Bezug auf die Hautfarbe, vier Raçen an: die weiße, die gelbe, die schwarze und die kupferfarbene. Buffon und Cuvier vermehrten diese Zahl: sie nahmen, von der amerikanischen Raçe ganz absehend, sechs Raçen an. Blumenbach, Herder, Hunter, Lawrence, Duméril, Malte-Brun u. s. w. brachten viele andere auf natürliche Kennzeichen begründete Eintheilungen auf. Jedoch bis zum neunzehnten Jahrhundert hatte man nicht daran gedacht, die menschlichen Verschiedenheiten als permanente anzusehen; man hielt sie für Raçen innerhalb einer und derselben Art. Herr Virey im Jahre 1821 und die Herren Desmoulins und Bory de Saint-Vincent etwas später unterschieden in der Menschengattung — der Erste zwei, die Anderen funfzehn und sechzehn Arten. Hiermit gewannen die Untersuchungen über die menschlichen Raçen erst ein wahres Interesse. Wenn man eine unbedingte Einheit des Menschengeschlechts annimmt, wenn man von der Ansicht ausgeht, daß die Menschen, ursprünglich einander gleich, ihre Verschiedenheiten erst in Folge ihrer Ausbreitung über die verschiedenen Gegenden der Erde angenommen haben, so ist die Erforschung dieser Verschiedenheiten fruchtlos. Aber erforschen, ob von Anfang an die organischen Verschiedenheiten da gewesen, ob sie sich unverändert durch die Jahrhunderte erhalten haben, ob sie mit den geistigen Verschiedenheiten zusammenfallen; untersuchen, wie diese Verschiedenheiten, durch Kreuzungen sich mit einander verbindend, neue Nationen hervorgebracht haben, und auf diese Weise die Geschichte durch die Physiologie, den Geist und die Sitten der Nationen durch die Natur derjenigen Völker, aus deren Vermischung sie entstanden sind, erklären — das ist ein Studium, welches im höchsten Grade interessant und geeignet ist, über die Bestimmung, die Politik und die Civilisation der Völker Licht zu verbreiten.

Man sieht: die Frage nach den Menschenraçen kann der Gegenstand für zwei verschiedene wissenschaftliche Untersuchungen sein; der kritische Geschichtsforscher oder der Philosoph, der die Raçen in den menschlichen Handlungen erforscht, sucht ihre Existenz in ihren Wirkungen oder erklärt die geschichtlichen Thatsachen durch die vorausgesetzte Existenz der Raçen; der Naturforscher dagegen, der sich um die sozialen und politischen Folgen wenig bekümmert, sucht den Raçen-Unterschied in der verschiedenen physischen Organisation der Menschen. Wir wollen hier die Frage unter dem letzten Gesichtspunkt ins Auge fassen; die Geschichte, die Linguistik, die Archäologie, welche zur Feststellung der Anzahl der menschlichen Raçen oder Arten von Nutzen sein können, wollen wir hier beiseite lassen, da wir nicht untersuchen wollen, wie viele verschiedene Arten von Menschen auf der Erde existiren, sondern nur, ob es Gründe giebt, vom zoologischen Standpunkt aus mehrere Menschenarten anzunehmen. Andere mögen sehen, ob die zoologischen Eintheilungen mit den geschichtlichen und grographischen zusammenfallen.

Die Frage nach den menschlichen Raçen ist im vorigen Jahre in zwei wichtigen Werken behandelt worden: im „Cours de Physiologie", von Herrn Bérard, und in dem Werke von Hollard: „L'homme et les races humaines". Und dies sind nicht die einzigen in neuerer Zeit veröffentlichten Arbeiten über diese Frage: seit zwanzig Jahren bemühen sich die Physiologen und die Philosophen, diese Frage zu lösen; aber die genannten zwei Bücher sind die neuesten, und sie sind von zwei ausgezeichneten Männern, die sich in ihren Ansichten unterscheiden, aber beide ein gleiches, echt wissenschaftliches Interesse

*) Nach einem von Paul de Remusat verfaßten Artikel in der Revue des deux Mondes.

haben, verfaßt. Wir legen diese beiden Werke der folgenden Darstellung zu Grunde.

Das zunächst in die Augen fallende Kennzeichen der Menschen von verschiedener Race ist die Hautfarbe. Voltaire sagte: „Der Weiße, der zuerst einen Schwarzen sah, mußte mit Staunen erfüllt werden; aber wer mir beweisen will, daß der Neger vom Weißen abstamme, setzt mich viel mehr in Erstaunen.“ Außer dem Unterschiede von Weiß und Schwarz giebt es viele andere nicht weniger charakteristische Verschiedenheiten in der Farbe der Haut. Die meisten Amerikaner sind kupferfarbig; bei den Malaien ist die Haut gelb, bei den Hotentotten falb, bei den Polyneſiern olivenfarbig. Die Regenbogenhaut der Augen ist bald schwarz, bald braun, bald beinahe ganz farblos, wie bei den Albinos. In Bezug auf das Haar bestehen auch bedeutende Verschiedenheiten; bald ist der ganze Körper mit Haaren bedeckt; bald ist die ganze Haut vollkommen kahl und glatt, wie z. B. bei den Amerikanern, und nur der Kopf ist mit Haaren bedeckt. Das Kopfhaar ist glatt bei den Europäern, kraus und wollicht bei gewissen Negerstämmen, dünn bei den nördlichen Völkern, sehr üppig bei einigen südlichen Völkern, z. B. bei den Papuas. In Bezug auf die anatomische Form sind die Verschiedenheiten des Haares unwesentlich, auch das Haar des Negers ist immer noch sehr verschieden von der Wolle des Schafes. Die einzelnen Haare sind bei dem einen Menschen anders gestaltet, als bei dem anderen; man hat bemerkt, daß sie um so abgeplatteter sind, je leichter sie sich kräuseln; bei den Europäern sind sie cylinderförmig, bei den Negern und besonders bei den Papuas, deren üppiges Haar mitunter mehr als einen Fuß hoch auf dem Kopfe liegt, sind sie abgeplattet. Die Länge der Haare ist auch sehr verschieden. Bei den Europäern und bei den Amerikanern, besonders bei den Frauen, werden sie so lang, daß sie bis an die Kniekehlen, mitunter bis an die Erde reichen. Kürzer sind sie bei den Völkern von dunkler Hautfarbe; bei den Negern kommen selten Haare vor, die länger sind, als ein Decimètre. Die Farbe des Haares bildet kein unterscheidendes permanentes Kennzeichen; doch kömmt das blonde Haar häufiger unter den nördlichen als unter den südlichen Völkern vor, das rothe Haar häufiger bei den Deutschen als bei irgend einem anderen Volk. Unter den Mandans, einem Stamm der Dahcotas in Amerika, der heutzutage dem Aussterben nahe ist, sollen, einer Mittheilung des Herrn Prichard zufolge, Kinder, junge Leute und Frauen mit silbergrauen, bisweilen fast weißen Haaren häufig vorkommen. Die Männer schämen sich dieser Haare und färben sie roth oder schwarz; die Frauen dagegen sind stolz darauf und tragen sie gern zur Schau.

In Bezug auf die Gestalt des Schädels ist der Unterschied zwischen dem Europäer und dem Aethiopier fast eben so groß, als der zwischen dem Aethiopier und dem Affen. Bei dem Europäer sind die Zähne senkrecht, die Stirn aufrecht, der untere Kinnbacken etwas vortretend; bei dem Aethiopier sind die Zähne schräge, die Stirn zurücktretend, die Backenknochen vorspringend. Bei dem Europäer ist der obere Theil des Schädels fast oval; bei dem Neger ist der Kopf spitz zulaufend; bei dem Karaiben verlängert er sich nach hinten und nimmt die Form einer Gurke an. Diese Verschiedenheiten haben einer großen Anzahl von Eintheilungen zur Grundlage gedient. Eine große Bedeutung hat man dem Camperschen Gesichtswinkel beigelegt. Dieser Winkel wird durch zwei gerade Linien gebildet, die von der Nasenspitze aus — die eine wagerecht nach hinten, die andere aufrecht nach dem hervorragendsten Punkt der Stirn gezogen werden. Der Gesichtswinkel ist um so größer, je weniger die Stirn zurücktritt. Herr Virey theilt die Menschen nach diesem Winkel in zwei Arten: bei der einen Art beträgt dieser Winkel 85 bis 90 Grade; bei der anderen 75 bis 85; bei dem Affen beträgt er nur 35 bis 40 Grade, während er beim Apollo von Belvedère und bei der Meduse des Sosikles 100 Grade erreicht. So wichtig auch dieses Kennzeichen ist, so darf man es doch nicht als die ausschließliche Grundlage für die Eintheilung der Racen hinstellen, wie Camper es gethan.

Die Lage des Schädelloches (durch welches das Rückenmark in die Schädelhöhle steigt), die Dauerhaftigkeit oder die mehr oder weniger starke Weiße der Schädelknochen, die Festigkeit ihrer Nähte, das Hervortreten der Kinnbacken u. s. w. sind auch wohl zu beachtende Umstände. Endlich ist auch der Raum-Inhalt des Schädels mehreren Eintheilungen zu Grunde gelegt worden. Vor wenigen Jahren hat ein in dieser Art von Untersuchungen berühmter Amerikaner, Herr Morton*), ein schon von Tiedemann angewandtes Verfahren wieder aufgenommen; er hat den Inhalt einer großen Anzahl von Schädeln gemessen, indem er sie mit sehr trockenem zerstoßenen Pfeffer gefüllt, und er hat auf diese Weise eine Eintheilung gewonnen, in welcher die Amerikaner eine besondere Menschenart bilden. Wenn man auch der Phrenologie, welche den menschlichen Fähigkeiten ihre bestimmten Oertlichkeiten zuweist, nicht beistimmt, wenn man auch nicht der Ansicht ist, daß die Menschen sich von den Thieren dadurch unterscheiden, daß sie gewisse Erhebungen im Gehirn haben oder nicht haben, so darf man doch die Beziehung, die in der Regel zwischen dem räumlichen Inhalte des Schädels und der Grade der Fähigkeiten stattfindet, nicht in Abrede stellen. Wenn auch mitunter blödsinnige oder dumme Menschen einen sehr dicken Kopf haben, so ist dies eine Mißbildung, und das Gehirn füllt in diesen Fällen keineswegs die Schädelhöhle vollständig aus. Es ist thatsächlich festgestellt, daß der Grad der Intelligenz mit der Masse des Gehirns in genauem Verhältniß steht. Ein gewöhnliches Gehirn wiegt ungefähr 1250 Grammes; das Gehirn Cromwell's wog, nach Baldinger, 2231 Gr., das des Lord Byron 2238 Gr., das Dupuytren's 1436 Gr. und das Cuvier's 1829 Gr. Herr Morton ist in Bezug auf die verschiedenen Racen zu gleichen Ergebnissen gekommen; seine Eintheilung der Racen beruht also zugleich auf den organischen und auf den intellektuellen Verschiedenheiten.

Das Skelett bietet auch wichtige Verschiedenheiten dar, um so wichtiger, da diese Verschiedenheiten nicht so leicht, wie die Gesichtszüge oder die Hautfarbe, auf äußere Einflüsse zurückgeführt werden können. Manche Völker haben einen längeren Rumpf und kürzere Glieder, als andere. Bei den wohlgestaltetsten Negern ist eine Krümmung der Schenkel und der Wadenbeine zu bemerken. Die Buschmänner haben dünne Gliedmaßen, lange Arme, platte, nach Art der Hände geformte Füße, — eine Organisation, durch welche sie sich von den Europäern entfernen, um sich den Orang-Utangs zu nähern.

Wenn es auch nie Völker von Riesen oder von Zwergen gegeben, so ist doch nicht zu leugnen, daß bei manchen Völkern ein hoher Wuchs gewöhnlicher ist als bei anderen. So haben die Patagonier fast alle eine Statur über Mittelgröße, fast sechs Fuß hoch; die Lappländer im Gegentheil sind die kleinsten unter den Menschen. Bei manchen Völkern sind, was bei den Thieren häufig vorkömmt, die Frauen größer und stärker, als die Männer.

(Fortsetzung folgt.)

*) Man vergleiche den Art. „Mannigfaltiges“ im heutigen Blatte des „Magazins“.

Finnland.

Sitten und Gewohnheiten der Bewohner der Alands-Inseln.

(Schluß.)

Am Tag der Beerdigung wird die Leiche in einen schwarz angestrichenen, bei reichen Leuten künstlich ausgemalten und mit versilberten Beschlägen geschmückten, hölzernen Sarg gelegt. Kinder bekommen einen weißen, mit Blumen und Spitzen verzierten Sarg. Die Verwandten und Freunde setzen sich nun mit der Leiche in Bewegung nach der Kirche, wo der Geistliche nach lutherischem Ritus die Gebete abhält. Aus der Kirche geht der Leichenzug nach dem Friedhofe, wo der Hingeschiedene am Rande des Grabes die letzte Einsegnung des Geistlichen und die letzten Scheideworte der Begleiter empfängt. Man kehrt dann in das Haus des Verstorbenen zurück, wo die Eingeladenen ein Mahl erwartet. Der Brauch, in Finnland wenigstens, will, daß jeder Gast eine Brezel oder einen Butterweck mit nachhause nimmt. Der Weg vom Trauerhause nach der Kirche und von dieser nach dem Friedhofe ist mit kleinen Fichtenzweigen bestreut. Die Kreuze auf den Gräbern tragen meistens sinnige und fromme Grabschriften.*)

Wenn es aber hieß, daß die Alander gut leben, so ist das natürlich beziehungsweise zu nehmen. Der französische und noch weniger der englische Bauer würde sich vielleicht nicht gern zu der hiesigen täglichen Kost bequemen. Ihre Nahrung besteht in Roggenbrod, frischen oder eingesalzenen Fischen, Butter, Käse und Fleisch. Das letztere, ziemlich selten übrigens, ist mager und nichts weniger als einladend. Das Brod wird nur zwei- bis dreimal jährlich gebacken; die dünnen Laibe, in Kringelform, werden an Stangen, die an der Stubendecke hängen, angereiht. Es wird mit der Zeit so hart, daß es, wenn zum Gebrauch herabgenommen, mit einem Beil zerhackt werden muß. Und doch schmeckt dieses Brod vortrefflich. Die Alander trinken ein Halbbier (svagdricka, Schwachtrunk), das jeder Gard in großer Menge selbst braut, und Kornbranntwein, den ein fremder Gaumen beim ersten Versuch höchst zuwidernd finden würde, der aber von den Einwohnern sehr geschätzt wird; bei ihren Winter-Ausflügen, wenn sie in zahlreicher Gesellschaft sind, ermangeln sie niemals, ein Fäßchen mitzuführen, das in dem Schnee und auf den Eisfeldern der Meerengen seine guten Dienste leistet. Ein anderes Getränk, das die Alander nicht verschmähen, das sie sogar begierig suchen, ist das salzige Meerwasser. Der Reisende sah oft Alander sich platt aufs Eis hinstrecken

*) In Schweden fand Herr Léonzon auf dem Grabstein eines Lieutenants Bromé folgende merkwürdige Inschrift:

Kung, se ditt öde,	König, sieh Dein Ende,
Träll, se din hvila,	Sklav', sieh Deine Ruhstatt,
Du aköna skada dessa ben,	Schöne, sieh dies Gebein,
Du lärda dessa tomma hufvudskalar,	Gelehrter, sieh diesen hohlen Schädel,
Du rike detta stoftet,	Reicher, sieh diesen Staub,
Du usle denna verld.	Armer, sieh diese Welt!

und durch ein eingehacktes Loch einige Schluck Meerwasser einschlürfen. Das thäte ihnen so wohl, meinten sie. Diese Insulaner, wie die Finnländer und alle Bewohner der baltischen Provinzen, verbrauchen überhaupt eine Menge Salz, und vielleicht verdanken sie dem ihre kräftige Gesundheit. Von den Esthen z. B. weiß man, daß sie verkümmern, wenn ihnen das Salz vorenthalten wird.

Mit Ausnahme der Kirchspiele Kumlinge, Foglö und anderer isolirter Oertlichkeiten, wo das kahle Land nur verkrüppelte Fichten und winziges Gestrüpp bietet, sind die Alands-Inseln sehr waldreich; Holz ist sogar ein wichtiger Ausfuhr-Artikel. Außer den in allen Nordländern heimischen Bäumen, der Fichte, Tanne, Erle und Birke, findet man hier: die Eiche, den Ahorn, die Esche, Linde, Else, den Nuß- und Eibenbaum; freilich nicht in großer Menge — mit Ausnahme jedoch der Nußbäume, die in dem sonst baumlosen Kirchspiele Kumlinge als Entschädigung in Ueberfluß vorhanden sind — dafür aber von so ausgezeichneter Beschaffenheit, wie sie ihre Brüder in anderen begünstigteren Gegenden nicht aufweisen.

Cerealien und andere Pflanzen zählt man an die zwölfhundert Gattungen, denen der Boden mehr oder weniger günstig ist. In großem Maßstabe und mit Erfolg baut man Roggen, der das siebente Korn ausgiebt, und Kartoffeln. Von sehr geringem Umfang ist der Weizen-, Gerste-, Hafer- und Gemüsebau. Seit den letzten Jahren hat der Ackerbau merkliche Fortschritte gemacht; da, wo vor kurzem noch Moräste stockten und wildes Gestrüpp wucherte, erfreut sich jetzt das Auge an fruchtreichen Feldern und grünenden Wiesen. Indeß fehlt es nicht an Punkten, z. B. an dem Küstenstriche von Kökar, wo der Boden bis jetzt allen Anstrengungen widerstanden, und es hat nicht den Anschein, daß die Urbarmachung jemals gelingen werde.

Die Ackerwirthschaft der Ålander hat Einiges mit der schwedischen, Anderes mit der finnländischen gemein. An gewissen Orten wenden sie beim Umbrechen das Feuer an (svedja) und säen in der Asche, obgleich es ihnen übrigens nicht an Mist fehlt. Sie schneiden das Korn mit der Sichel und lassen es, vor dem Dreschen, auf geräumigen Trockenböden trocknen. Im Allgemeinen haben sie gute, mindestens aber Mittelärndten; zuweilen jedoch werden durch schädliche Insekten oder einen frühzeitigen Frost die Saaten im Keim zerstört. — Fruchtbäume giebt es nicht.

Die Wiesen sind hier ganz der Natur überlassen, ohne daß sie darum weniger gedeihen. Sie liefern nur das Winterfutter. Im Sommer lassen die Ålander ihr Vieh in den Wäldern weiden. Wenn Ihr an den unbewohnten Eiländchen des ålandischen Archipels hinfahrt, werdet Ihr überrascht von dem Anblick kleiner hin und wieder zerstreuter Heerden, die bei Eurem Herannahen blökend aufspringen und sehen die Flucht nehmen, gerade wie wilde Thiere. Auf diese Eiländchen bringen nämlich die Anwohner ihre Ziegen, Schafe und Hammel und lassen sie hier, so lange die milde Jahreszeit dauert. Sie sparen so die Mühe, sie zu hüten, da sie sich hier nicht verlieren können und kein Mensch sie rauben wird. Indeß darf man bei solcher seltsamen Art von Viehzucht schwerlich auf glänzende Ergebnisse rechnen. Die Schafe und Kühe sind von kleinem Wuchs und dürftigem Aussehen, eben so die Ziegen und bis auf einen gewissen Punkt auch die Pferde, die jedoch von ungewöhnlicher Stärke sind. Als Entschädigung für das magere und saftlose Fleisch, das die Ålander essen, verfertigen sie einen Käse von ausgesuchtem Geschmack. Der von Föglö ist berühmt und wird in großer Menge verschickt.

Auch die Jagd und die Fischerei liefern ihnen Nahrungsmittel. Sie jagen Seekälber und einige Arten Seevögel; sie fangen Lachse, Barsche und eine Menge anderer Fische, worunter der Strömming den ersten Rang einnimmt. Dieser kleine Fisch hat mit den Sardinen einige Aehnlichkeit, ist aber wohlschmeckender und zarter; man ißt ihn frisch oder eingesalzen. Ein König von Schweden soll durch ein Edikt verboten haben, die Gräten dieses Fisches wegzuwerfen; es war in seinen Augen eine Beleidigung gegen die Natur. Und wirklich enthalten die ansehnend seinen Gräten des Strömming den saftigsten Theil. Seit einiger Zeit beginnt das Ergebniß des sonst so reichen Strömmingfanges etwas abzunehmen. Indeß bildet er noch immer den Haupt-Ausfuhrgegenstand der Alands-Inseln. Der unlängst noch beiderseitig so vortheilhafte Verkehr in diesem Artikel zwischen den Inseln und Stockholm mußte, in Folge der neulichen Zollmaßregeln Schwedens gegen die finnländischen Produkte, eine andere Richtung einschlagen. Die Ålander führen jetzt ihren Strömming und andere Waaren nach den Ostküsten des finnischen Busens, nach Åbo und Helsingfors; sie gehen sogar bis Reval und Petersburg: allein auf diesen Märkten ist die Nachfrage nach ihren Produkten bei weitem nicht so stark, wie auf den schwedischen, und sie bieten ihnen keine volle Entschädigung für die eingebüßte Absatzgelegenheit.

Die Ålander, deren Holz das finnländische weit übertrifft, versorgen fast ausschließlich die Werften in Åbo mit Balken, Brettern, Masten u. A. Mehrere Rheder von Åbo, weil der wohlfeile Werklohn an Ort und Stelle Vortheil bietet, schicken Arbeiter nach Åland, um dort Schiffe zu bauen, und die Ålander dagegen haben angefangen, kleine Fahrzeuge zu verfertigen, mit denen sie Handel zu treiben gesonnen sind. Und so bietet sich hier der Industrie ein neues Feld, das vielleicht noch andere Völker, als die Finnländer und Ålander, ausbeuten dürften.

Der ökonomische Zustand der Alands-Inseln ist dennoch im Ganzen ein zufriedenstellender; wenn er auch keinen Luxus erzeugt, so unterdrückt er doch, theilweise mindestens, die Noth und kömmt dem Wohlstande nahe. Erinnern wir uns, daß diese dreifache Phase des materiellen Menschenlebens: Noth, Wohlstand, Luxus, nicht in absolutem Sinne zu nehmen sind; man muß sie vielmehr nach einer gegebenen Civilisationsstufe und nach der relativen Steigerung der Bedürfnisse würdigen. Das ålandische Volk, schlicht und der Natur noch nachstehend, gewöhnt an einen strengen Beruf, an unablässige Kämpfe, strebt nicht nach erkünstelten Genüssen, nach conventionellem Glück — ihm genügt das Nothwendige, es ist sein Ziel, selbst wenn seine Gewinnlust noch so geschärft erscheint, selbst wenn es sich hin und wieder zu Kunstgriffen verirrt, die an seiner Rechtschaffenheit und seiner Tugend zweifeln lassen. Das Nothwendige ist aber sein Wohlstand. Seht den Ålander auftreten: straff, gelenk, strotzend von Gesundheit und Kraft; ist er nicht glücklich? „Auf meiner Reise 1852", sagt Herr Léouzon, „hatte ich einige prächtige Leute zu Geleitern. Und wovon, meint Ihr, lebten diese Männer in den acht oder zehn Tagen, die sie um mich waren? Von Roggenbrod, hart wie Holz, von gesalzener Butter und Kornbranntwein; anderen Mundvorrath hatten sie nicht. Ihr Brod trugen sie in Taschen von Rennthierfell, ihre Butter in kleinen Schachteln von Tannenholz, die sie wie Tabacksdosen in ihre Wammstaschen steckten. Auf der Schlittenkante oder auf einer Eisscholle sitzend, aßen sie aus der Hand; mit einer Unerschrockenheit, die sich nie verleugnete, ertrugen sie die undankbarsten Frohn-Arbeiten, die angreifendsten Strapazen, und ihre Heiterkeit blieb unerschüttert."

Rußland.

Odessa, nach Puschkin und Bodenstedt.

Wir haben das Erscheinen des zweiten Bandes der poetischen Werke von Alexander Puschkin, übersetzt von Friedrich Bodenstedt, anzuzeigen.*) Dieser zweite Band umfaßt den poetischen Roman „Eugen Onägin", welcher eben so ein Seitenstück zu Byron's „Don Juan" genannt werden kann, wie Puschkin's „Poltawa" ein Seitenstück zu Byron's „Mazeppa" ist. Puschkin, der diese Erzählung zur Zeit seiner Verbannung in Bessarabien schrieb, schildert in derselben einen jungen, vornehmen Russen comme il faut, und viele Lücken, welche die russische Censur in dem Gedichte schonungslos gemacht — Lücken, die auch die deutsche Uebersetzung nicht auszufüllen vermochte — zeugen dafür, daß der Dichter von seinem Vorrechte, unverhüllt die Wahrheit zu sagen, sehr häufigen Gebrauch machte. Unter Anderem ward in der Dichtung, welche ursprünglich neun Gesänge hatte, der ganze achte Gesang gestrichen, so daß der neunte Gesang als achter eingetreten, wobei natürlich der Uebergang vom siebenten zum Schluß-Gesange etwas plötzlich und unmotivirt erscheint. Glücklicherweise behandelte der gestrichene achte Gesang nur Reiseschilderungen durch Rußland, so daß er ohne allzu große Störung im Gange der Erzählung ausbleiben konnte. Einzelne Bruchstücke dieses Gesanges — wahrscheinlich diejenigen, die der russischen Censur am unverfänglichsten erschienen — sind nachmals besonders abgedruckt worden, und Bodenstedt hat nicht versäumt, sie als Anhang seiner Uebersetzung beizugeben.

Aus diesem Anhange wählen wir, um von der Form und Darstellungsweise des Puschkinschen „Don Juan" einen Begriff zu geben, die nachstehende poetische Schilderung der jetzt vielgenannten Hafenstadt Odessa:

Ich lebte damals im Gewühle
Der schifferreichen Meeresstadt
Odessa, die viel Sonnenschwüle,
Kaufleute, Staub und Handel hat.
Hier lacht des Südens blauer Himmel,
Zeigt sich ein wechselndes Gewimmel
Von Menschen, Trachten mannigfalt.
Italiens goldne Sprache schallt
In allen Straßen; und Tataren,
Der Spanier, Grieche und Franzos,
Der Sohn vom Lande Pharao's,
Zurückgezogene Korsaren,
Armenier, Slaven, reich und arm,
Vereinen sich in buntem Schwarm.

Tumansky hat die Stadt besungen,
Mein guter Freund, — doch scheint mir, daß
Ihm sein Gedicht nicht ganz gelungen:
Er sah durch das Verschönerungsglas.

*) Berlin, Verlag der Deckerschen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei. 183/

Gereifter als Poet geworden,
Schweift er stets einsam an den Borden
Des Meers umher, um seine Macht
Des Liedes an der Gartenpracht
Der reichen Seestadt zu verschwenden.
Nun giebt es freilich Gärten hier,
Doch ohne schatt'ger Bäume Zier,
Denn Steppenland ist allerenden;
Mit großen Müh'n und Kosten kaum
Zieht man da einen kleinen Baum.

Odessa ist mit Staub gesegnet,
Doch mehr mit Schmutz noch, glaub' ich fast.
Die Stadt wird, wenn es stürmt und regnet,
Zu einem förmlichen Morast;
Das dauert fünf, sechs Wochen jährlich,
Und dann ist's wirklich hier gefährlich:
Die Straßen sind ganz überschwemmt,
Der Stadtverkehr beschwert, gehemmt,
Im Schlamme über eine Elle
Versanken alle Häuser stehn,
Kaum kann man noch auf Stelzen gehn,
Das Pferd selbst kann nicht von der Stelle —
Nur durch der mächt'gen Stiere Kraft
Wird noch ein Wagen fortgeschafft.

Geduld, es fehlt hier nicht an Gelde,
Der Hammer klirrt, die Arbeit eilt,
Durch gutes Pflaster wird in Bälde
Die schlamm'ge Wunde zugeheilt.
Doch noch ein Uebelstand erscheint hier,
Ein großer Uebelstand — was meint Ihr?
Daß gutes Wasser hier gebricht!
Umsonst kriegt man selbst schlechtes nicht.
Dagegen ist der Wein sehr billig,
Denn der kömmt ohne Zoll herein,
Und bei dem Ueberfluß an Wein
Erträgt man Wassermangel willig;
Und dann die Sonne, und das Meer,
Gesegnet Land, was braucht man mehr!

Oft, wenn der erste Frühschuß krachte
Und ich von seinem Donnerwort
Vergnügt vom kurzen Schlaf erwachte,
Eilt' ich hinaus zum Meeresbord,
Und badend in die Wogen tauchi' ich.
Erfrischt, zum schwarzen Kaffee rauchi ich
Die lange Türkenpfeife dann,
So selig wie ein Muselmann.
Drauf trieb ich in der Stadt mein Wesen,
In dem Kasino flirrt es schon
Von Tassen, und auf dem Balkon
Steht der Marqueur mit seinem Besen,
Halbschläfrig noch; zwei oder drei
Kaufherrn gehn im Gespräch vorbei.

Und bald mit einer Menschenmenge
Füllt sich der Platz; die Meisten gehn
Hier nach Geschäften; im Gedränge
Nur wenig Müßiggänger stehn.
Zum Hafen eilen viele Leute.
Sind Wind und Wetter günstig heute?
Lief ein bekanntes Fahrzeug ein?
Ist die ersehnte Ladung Wein
Schon angekommen? Welche Waaren
Sind in der Quarantaine fest?
Wie steht der Krieg? Was macht die Pest?
Giebt's gar nichts Neues zu erfahren? . . .
So drängt sich's bis zur Mittagszeit
In Neugier und Geschäftigkeit.

Doch wir, wir sorgenlosen Leute
In dieser sorgenvollen Welt,
Erwarten frische Austern heute,
Auf nichts ist unser Sinn gestellt
Als dieses. Sind sie angekommen?
Wie freudig wird das „Ja" vernommen!
Giebt das heut' einen Hochgenuß!
Der dienstbefliss'ne Otto muß
Ein Dutzend nach dem andern bringen.
Lärm, Streit, ein guter leichter Wein —
Und keinem von uns fällt es ein,
Wie wir die Meergeburt verschlingen
Und heiter unser Antlitz strahlt:
Wie Otto seine Ziffern malt!

Schon dunkelt's fern am blauen Himmel;
Zur Oper jetzt in raschem Lauf!
Dort nimmt in seiner Töne Himmel
Uns heut' Orpheus-Rossini auf,
Der einz'ge Heros im Jahrhundert,
Den man nicht tadelt, nur bewundert,
Der neu ist, wie er immer war,
Und doch der Alte immerdar.
Urmächtig seine Töne fließen,
Bald rauschend wie ein wilder Fluß,
Bald wie Champagnerschaum ergießen
Sie sich, belebend, frisch und mild —
Doch, Freunde, schickt sich solch ein Bild?

Und wozu führt man die Lorgnette?
Ergötzt man sich blos am Getön
Der Oper? Giebt's nicht auch Ballette?
Ist nicht die Prima Donna schön?
Seht Ihr die eitle Kaufmannsdame
Dort nicht, und ihre wundersame,
An Edelsteinen reiche Tracht?
Wie wird ihr dort der Hof gemacht!
Sie hört — doch von der Cavatine
Und dem Gebete hört sie nichts.
In ihrer Nähe lacht's und spricht's —
Ihr Mann, mit schlafestrunkner Miene,
Macht auf und will da capo schrein,
Dann gähnt er, duselt wieder ein.

Und das Finale schallt, noch saßen
Nur wenig Hörer in den Reih'n;
Schon lärmend drängt sich's in den Straßen
Bei Sternen- und Laternenschein.
Auch auf dem Heimweg hört man's klingen,
Die muntern Italiäner singen
Ein leichtes, tändelndes Motiv,
Wir brüllen das Recitativ.
Es ist schon spät. In nächt'ger Feier
Schlummert die Stadt. Still ist die Nacht,
Mondig und warm. Der Mond erwacht,
Umzieht mit leichtem Silberschleier
Den Himmel. Alles ruht und träumt,
Das Schwarze Meer nur braust und schäumt.

* * *

So lebt' ich damals in Odessa.

Mannigfaltiges.

— Die beiden ethnographischen Schulen in England und Amerika. Ein Engländer und ein Amerikaner, J. C. Prichard und S. G. Morton, sind es, um die sich jetzt in England und in Nord-Amerika die beiden entgegengesetzten Schulen hinsichtlich der Einheit oder der Vielheit der Menschenracen reihen. Die Einheits-Schule, welche auch die biblische genannt wird, hat den Engländer Prichard zum Führer, während die andere Schule, die sich selbst die unabhängige nennt und zwischen den verschiedenen Gattungen des Genus „Mensch" Demarcationslinien zieht, welche bis zur Schöpfungsgeschichte hinaufreichen, auf den vor einigen Jahren verstorbenen Amerikaner, Samuel George Morton, rekurrirt. Morton's Spezialwissenschaft war Physiologie und Anatomie; diese lieferten ihm die Data zu seinen Beobachtungen in Bezug auf die Menschenracen. Es fehlte ihm jedoch, zur Vervollständigung dieser Beobachtungen, an den nöthigen philologischen und archäologischen Kenntnissen. Seine vergleichenden Arbeiten in Bezug auf den Bau der menschlichen Schädel werden sehr geschätzt, allein um in der Wissenschaft entscheidend zu sein, waren sie nicht erschöpfend genug auf die geschichtliche und geographische Verbreitung der Menschenracen eingegangen. Einer seiner Freunde und Schüler, der Amerikaner G. R. Glidden, der mehrere Jahre als Konsul seines Landes in Aegypten gewesen, hat durch archäologische und linguistische Forschungen die Beobachtungen Morton's, das System desselben stets im Auge behaltend, zu vervollständigen gesucht. Gemeinschaftlich mit Dr. J. C. Nott, einem anderen Schüler Morton's, hat er kürzlich, unter dem Titel „Types of Mankind", ein größeres Werk herausgegeben, worin das System Morton's, unter Benutzung der nachgelassenen Papiere desselben, vollständig dargelegt ist. Wir werden nächstens in einem ausführlichen Artikel auf dieses Werk zurückkommen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande versandt und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 23, und beim Spediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 17), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 124. Berlin, Dienstag den 17. Oktober 1854.

Dänemark.

Die Bevölkerung nach der Geburtsstelle.

Bis zum Jahre 1848 war in Dänemark und den Herzogthümern die Leitung der offiziellen Statistik einer Kommission übertragen, welche — in ähnlicher Weise, wie die belgische — aus hohen Staatsbeamten der verschiedenen Verwaltungszweige zusammengesetzt war, deren jeder die Statistik seines Ressorts mit Hülfe seines Bureau-Personals bearbeitete. Diese Kommission hatte seit dem Jahre 1836 unter der Bezeichnung „Statistisk Tabelvärk“ eine Reihe von werthvollen Erhebungen veröffentlicht, in tabellarischer Form und mit vorgängigem Text. Dieses Werk erschien in zwiefacher Form, nämlich in einer deutschen und einer dänischen Bearbeitung, indem die in der deutschen Sprache herausgegebene das Königreich Dänemark nur summarisch und eben so die in dänischer Sprache herausgegebene die Statistik der Herzogthümer nur kurz behandelte. Von den Herzogthümern wurden in dieser Weise die Resultate der Volkszählungen, die Listen der Geburten, Trauungen und Sterbefälle, die Tabellen der Rhederei und Schifffahrt, der Einfuhr, Ausfuhr und Durchfuhr des schleswigholsteinischen Zollverbandes mitgetheilt, während in Betreff des Königreichs Dänemark die Arbeiten der Kommission außerdem die Statistik des Areals und der Gebäude, des Ackerbaues, der Viehzucht und Industrie, der Consumtion in den Städten, der Verbrechen, der Selbstmorde und der Wahlen zur Reichsversammlung mittheilten. Diese Organisation der Statistik erschien jedoch ungenügend; man fühlte das Bedürfniß der Einheit in der Leitung der Arbeiten und der Anstellung von Beamten, welche sich ausschließlich mit Statistik beschäftigten. Im November 1848 wurde ein statistisches Central-Bureau errichtet; man näherte sich hier mehr der preußischen Einrichtung, doch erhielt das dänische Bureau eine freiere Stellung, dem Direktor desselben wurde die Befugniß beigelegt, in den statistischen Angelegenheiten aller Ressorts anstatt der betreffenden Minister zu zeichnen. An die Spitze desselben wurde der Professor Bergsöe gestellt, welcher im vergangenen Winter gestorben ist, nachdem er kurz zuvor den letzten Band seiner Statistik des dänischen Staats, deren erster Band bereits im Jahre 1844 erschienen war, herausgegeben hatte. Das statistische Bureau nahm die Fortsetzung der Arbeiten der Kommission unter dem Namen der Ny Räkke des „Statistisk Tabelvärk“ in Angriff und hat bis jetzt acht Bände herausgegeben, deren erste drei die Resultate der Volkszählung vom 1. Februar 1850 überhaupt und die Bevölkerungsstatistik von Kopenhagen insbesondere, ferner die Bewegung der Bevölkerung in den fünf vorhergehenden Jahren und die Ausübung des Wahlrechts im Jahre 1849, die nächsten drei Bände die vollständige Territorial-Statistik des Königreichs mit Tabellen über die Vertheilung des Grundeigenthums und über die größeren Landgüter enthalten, der siebente Band sich auf die Darstellung der Bevölkerung nach der Geburtsstelle beschränkt, der achte Handel und Schifffahrt des Königreichs und der dem dänischen Zollverbande einverleibten Herzogthümer im Jahre 1852 behandelt. Diese neue Folge des statistischen Tabellenwerkes zeichnet sich vor den früheren in Format und Material vortheilhaft aus; der Umfang der Aufnahmen selbst ist von dem Bureau theilweise sehr erweitert worden, und in der Bearbeitung spricht sich die minutiöse Sorgfalt aus, welche Bergsöe's Arbeiten eigenthümlich ist. Der siebente Theil, „Statistisk Tabelvärk, ny Räkke, syvende Bind, indeholdende en detailleret Fremstilling af Folkemängden in Kongeriget Danmark den 1. Februar 1850 efter Födested“ (Kjöbenhavn, 1853, 4.), ganz einem Gegenstande gewidmet, welcher, wenn auch nicht, wie Bergsöe behauptet, bis jetzt in keinem anderen Staate behandelt, doch in den Aufnahmen anderer Staaten nur als Nebensache betrachtet worden ist, stellt sich vorzugsweise als eine Probe der dänischen Bearbeitung der Statistik dar, er eignet sich schon deshalb besonders zur Besprechung, noch mehr aber dadurch, daß er manche Beziehungen enthält, welche unserem Leserkreis nicht fern liegen. Das gesammelte statistische Material war folgendes: bei jedem Einwohner war angegeben, ob er in demselben Kirchspiele, in derselben Provinz, im Königreiche Dänemark überhaupt, und ob er in Kopenhagen, einer anderen Stadt oder auf dem Lande geboren sei, ferner, wenn von Geburt Ausländer, ob er aus den dänischen Nebenländern (Farörn, Island, Grönland) und Kolonieen, aus den Herzogthümern Schleswig, Holstein und Lauenburg, aus dem übrigen Deutschland, aus Schweden und Norwegen oder aus einem anderen Staate sei. Diese Angaben wurden tabellarisch so geordnet, daß die Einwohner nach dem Geschlecht und nach neun Altersklassen unterschieden wurden. So vollständig sind die Tabellen für die einzelnen Harden und Städte, für die Aemter und die Inselgruppen, auch hier mit Unterscheidung von Stadt und Land, mitgetheilt; bei den Tabellen für die einzelnen Kirchspiele sind die Altersklassen nicht getrennt worden. Diese Tabellen enthalten die ermittelten Volkszahlen selbst, in einer anderen Reihe von Tabellen ist angegeben, welche Prozent-Antheile unter der Gesammtbevölkerung jeder territorialen Abtheilung die einzelnen Kategorieen ausmachen. Die Zahl dieser angestellten Prozentberechnungen läßt sich auf 20,000 schätzen, und man kann wohl sagen, daß hier eher zu viel gethan worden ist, da in der Regel, wo die Originalzahlen klein, sie schon selbst ein klareres Bild als die reduzirten Prozentsätze gewähren — so erschwert es nur die Anschauung, wenn man z. B. im Landfogn Kolding die gezählten 5 Männer und 4 Frauen von schleswiger Geburt als 14,₂₈ und 11,₁₁ pCt. aufgeführt findet. Bergsöe erzählt, daß die Mußestunden des Bureaus dieser Arbeit zugewandt worden seien, deren Herausgabe wünschenswerth, aber nicht dringend erschien, weshalb dieser Band auch erst drei Jahre später veröffentlicht wurde, als die Zählungstabellen, von denen dieses Material zurückbehalten worden war. Das Interessante einer derartigen Untersuchung liegt nahe, sie giebt einen Anhalt zur Beurtheilung der Beweglichkeit der Bevölkerung in ihren kleineren und größeren Kreisen, sie gewährt die Data zu einer Geschichte der Umzugsverhältnisse überhaupt; in ausgedehnterem Maße geübt, ist sie im Stande, die Richtung jener friedlichen Völkerwanderung zu bezeichnen, welche in den Bedürfnissen der Einzelnen einen unscheinbaren Ursprung nimmt, in der Folge aber auf die nationale Kultur von Völkern und Staaten einen modifizirenden und oft einen neu belebenden Einfluß ausübt.

Als Gesammtbevölkerung des Königreichs Dänemark hatte die Zählung vom 1. Februar 1850 1,407,747 ergeben, von diesen 604,525 in Jütland (447,₀₀ geogr. Quadrat-Meilen groß) und 803,222 auf den Inseln (auf 233,₀₀ Quadrat-Meilen); man hatte hierbei das ganze dänische Militair, auch dasjenige, welches sich im Herzogthum Schleswig befand, mitgerechnet, und zwar jeden Soldaten in dem Kirchspiel, welches für seinen vermuthlichen Wohnort nach beendigtem Kriegsdienst gehalten werden konnte. Von dieser Einwohnerzahl fand sich, daß nur drei Fünftel (nämlich 846,687) in demselben Kirchspiele geboren waren, in dem sie am Zählungstage sich aufhielten, und zwar verhältnißmäßig noch weniger Frauen als Männer; vom Auslande waren 29,621, nämlich 17,271 Männer und 12,350 Frauen gebürtig. Diese scheinbar große Beweglichkeit der Bevölkerung (sie erscheint z. B. stärker als in Belgien) hat hauptsächlich ihre Veranlassung in der geringen Volkszahl der einzelnen Kirchspiele; aus dem Verhältnisse der Geschlechter sieht man, wie der Anlaß, welchen den Frauen die Verheirathung zum Umzuge giebt, vielleicht von größerem Einfluß ist, als die Erwerbsverhältnisse, welche die Männer von ihrem Geburtsorte entfernen. Die Beweglichkeit der Landbevölkerung ist geringer, als die der Bevölkerung der Städte, und sie erstreckt sich nicht so weit: von der Landbevölkerung des Königreichs waren nur 2 pCt. aus anderen Provinzen gebürtig, dagegen von der Bevölkerung der Städte (Kjöbstäder) gegen 9 pCt. Die Beweglichkeit der Bevölkerung ist bei abgeschlossener Lage geringer; die kleineren Inseln sind es, welche die meisten Eingebornen enthalten, schon auf Moen waren drei Viertel der Einwohner aus denselben Kirchspielen gebürtig, in denen sie gezählt wurden, auf Fanöe, an der Westküste von Jütland, sogar neun Zehntel (2556 von 2829 Einwohnern). Am meisten Auswärtsgeborne fanden sich in denjenigen ländlichen Kirchspielen vor, welche unmittelbar an größeren Städten liegen; in Frederiksborg waren unter 2874 Einwohnern nur 467 im Kirchspiele selbst geboren, dagegen 1138 aus Kopenhagen. So lassen die Tabellen auch ersehen, wie viel Einwohner Stadt

Land einander abgeben, und wie die städtische Bevölkerung sich aus der Landbevölkerung vermehrt. Diese in die Städte übergehende Landbevölkerung, an sich nur ein geringer Theil der Einwohner des platten Landes, zumal in einem Staate, wo dieselben vier Fünftel der Gesammt-Einwohnerzahl enthielten, machen in der Bevölkerung der Städte einen nicht unbedeutenden Bruchtheil aus; auf dem platten Lande fanden sich nur 41,607 geborne Städter, in den Städten (einschließlich der Hauptstadt) 69,714 Personen, welche auf dem Lande geboren waren; Kopenhagen insbesondere hatte an 30 pCt. seiner Bewohner, nämlich 38,811 unter 129,695, von außerhalb empfangen, während dagegen nur 21,834 geborne Kopenhagener an anderen Stellen des Königreichs vorgefunden wurden. Die Bedeutung dieser Ab- und Zuzüge stellt sich größer heraus, wenn man berücksichtigt, daß die Auswärtsgebornen großentheils Erwachsene sind; nicht nur, daß sie so einen wichtigeren Bestandtheil der Bevölkerung ausmachen, sondern auch ihre Kinder gehören noch halb dem Orte der Herkunft an, und so ist auch in der als eingeboren gezählten Bevölkerung thatsächlich viel fremdes Element begriffen. Schließt man deshalb die jüngere Generation aus, so erscheinen in Kopenhagen die dort Gebornen eher in der Minderheit; von den 37,481 über zwanzig Jahr alten Männern waren 20,807 außerhalb, 4332 sogar im Auslande geboren, von den 46,206 über zwanzig Jahr alten Frauen waren 21,520 fremde, darunter 3355 Ausländerinnen. Noch weiter geht daselbst das Ueberwiegen der Fremden in den höheren Altersklassen; unter den 2989 mehr als sechzigjährigen Männern waren 1848 Fremde, und zwar 742 (also der vierte Theil) Ausländer, unter den 5668 Frauen dieses Alters 2957 Fremde, worunter 749 Ausländerinnen.

Von den außerhalb der Gränzen des Königreichs Gebornen waren 991 aus den dänischen Nebenländern und Kolonieen, 12,388 aus dem Herzogthum Schleswig, 3199 aus den Herzogthümern Holstein und Lauenburg, 3095 aus anderen deutschen Staaten, 7879 aus Schweden und Norwegen, 1169 aus anderen Ländern gebürtig. Man sieht hieraus, sagt Bergsöe, daß, was von Dänemarks Bevölkerung nicht skandinavischen, deutschen Ursprungs ist; die geringe Zahl der gebornen Holsteiner erklärt er für eine Folge des Krieges gegen die Herzogthümer, welcher allerdings auch zur Verminderung der Zahl der aus anderen deutschen Staaten Gebürtigen beigetragen habe, indem viele deutsche Handwerker mehr oder minder freiwillig das Land verlassen hätten. Es fällt zunächst auf, daß, wie in der Hauptstadt, so auch in jedem der neunzehn Aemter des Königreichs die vorangegebenen Kategorieen sämmtlich vertreten sind, jedoch in verschiedener Menge, je nach der Lage des Landestheils gegen den Heimatsort und nach der Leichtigkeit und Wichtigkeit der Communication. — Verhältnißmäßig die meisten Deutschen fanden sich in Kopenhagen vor, 1887 mit Ausschluß, 4627 mit Einschluß der in den Herzogthümern gebornen. Im Uebrigen befanden sich verhältnißmäßig viele Holsteiner und Schleswiger auf Lolland und Fühnen; die meisten von schleswiger Geburt waren im südlichen Jütland, im Ribe Amt insbesondere waren unter überhaupt 62,333 Einwohnern 4750 geborne Schleswiger. Dies wird durch die Lage dieses Amtes erklärt, dessen nördlicher Theil zwar im unmittelbaren Zusammenhange mit dem Königreiche, der südliche dagegen (der sogenannte gemischte Distrikt) aus einer Anzahl größerer und kleinerer Enklaven besteht, welche über den Nordwesten des Herzogthums Schleswig dermaßen zerstreut sind, daß man die meisten derselben noch nicht einmal versucht hat auf den Landkarten auszuscheiden. Die Mensalgüter des Bisthums Ribe, die Leembeckschen Güter, welche einstmals dem Bisthum verpfändet wurden, und die Besitzungen des Ribener Domkapitels, erst seit 1735 vom Herzogthum Schleswig getrennt, sind es, die diesen gemischten Distrikt bilden. Er umfaßt, außer dreizehn Kirchspielen, welche hauptsächlich im dänischen Gebiete liegen, noch Theile von einunddreißig Kirchspielen, deren Kirchen im Herzogthum Schleswig, in den Aemtern Tondern, Lügumkloster und Hadersleben und hier hauptsächlich in dem Törninglehn belegen sind, welches in geistlichen Angelegenheiten dem Bischof von Ribe allein untergeordnet ist. Von den 17,782 Einwohnern des gemischten Distrikts waren 2567 aus Schleswig gebürtig. — Verhältnißmäßig die meisten Skandinavier waren auf Seeland und Bornholm, in Kopenhagen allein schon 3471, in Helsingör 432 unter 8111 Einwohnern.

Unter den aus den deutschen Staaten (ausschließlich der Herzogthümer) Gebürtigen sind bei weitem die Mehrzahl — 2949 — Männer, geringer ist der Unterschied beider Geschlechter bei denen aus den Herzogthümern — nur 8605 Männer — indem hier zwar bei den Städtebewohnern das männliche Geschlecht entschieden überwiegt, unter den Landbewohnern jedoch beide Geschlechter fast gleichmäßig vertreten sind. Ganz anders bei den gebornen Skandinaviern; deren sind mehr Frauen in den Städten, mehr Männer auf dem Lande, vermuthlich (meint Bergsöe), weil die Männer leichter als Knechte auf dem Lande, die Frauenzimmer leichter Dienste in den Städten finden. Diese Verschiedenheit zwischen Deutschen und Skandinaviern zeigt sich noch stärker in den höheren Altersklassen; in Kopenhagen machen die aus Deutschland (und den Herzogthümern) Gebürtigen über 14 pCt. der Männer von mehr als 60 Jahren, jedoch kaum 5 pCt. der Frauen dieses Alters aus, die gebornen Skandinavier dagegen in beiden Geschlechtern 7 bis 8 pCt.; überhaupt befinden sich in Dänemark verhältnißmäßig viel Skandinavier von hohem Alter, und es steht wohl zu vermuthen, daß ein Theil derselben schon zu einer Zeit in Dänemark ansässig geworden ist, wo Norwegen der dänischen Krone unterthan war.

Welcher Theil der in Dänemark sich aufhaltenden Ausländer Deutsche und welcher Skandinavier sei, ist schwer zu bestimmen; Bergsöe hilft sich hier leicht, und indem er als Grund anführt, daß „die sich im Königreich Dänemark aufhaltenden Schleswiger natürlicherweise überwiegend Nord-Schleswiger seien", rechnet er ohne Weiteres fünf Sechstel der in Schleswig Gebornen den Skandinaviern zu. Wer „den danske Stats Statistik" von Bergsöe durchgeblättert hat, wird sich weder über die Kühnheit der Voraussetzung, noch über die des Schlusses wundern; bei aller sonstigen Gründlichkeit seines Studiums ist Bergsöe oft durch die Vorliebe für die Nation, welcher er selbst angehört, zu weit geführt worden: so rechnet er z. B. in dem angeführten Werke, um nachzuweisen, daß die Hälfte der Einwohner des Herzogthums Schleswig das Dänische als ihre Muttersprache rede, den Dänen eine ansehnliche Reihe von Ortschaften zu, in welchen, wie er (nach sehr unverbürgten Angaben) behauptet, „das Dänische theilweise von den Einwohnern noch gesprochen oder verstanden werde", eine Fassung, die allerdings vor jeder Widerlegung sichert. Gegen Bergsöe's Behauptung, daß fünf Sechstel der gebornen Schleswiger in Dänemark Skandinavier seien, läßt sich zunächst erinnern, daß im Herzogthum Schleswig selbst die Skandinavier nur einen Theil der Landbevölkerung bilden, daß aber, wie Bergsöe selbst sagt, der Landbewohner sich in der Regel nicht weit vom Hause entfernt; hiernach läßt sich nicht voraussetzen, daß unter den 4587 gebornen Schleswigern, welche in Kopenhagen oder sonst auf den Inseln wohnen, viele Skandinavier seien. Dafür, daß die in Jütland wohnenden Schleswiger nur sehr theilweise Skandinavier sind, spricht ferner der Umstand, daß in den fünf Aemtern des nördlichen Jütlands sich neben 798 Schleswigern 759 Holsteiner und andere von Geburt Deutsche befinden, von denen gewiß das platte Land die wenigsten, die Hafenstädte die meisten zugeführt haben, auch in den fünf Städten der südöstlichen Küste von Jütland, in Aarhuus, Horsens, Veile, Fredericia, Kolding, welche in unmittelbarstem und regstem Verkehr mit Schleswigs Handelsplätzen stehen, 852 geborne Schleswiger (neben 363 Holsteinern und anderen Deutschen) wohnen; was endlich die Landbevölkerung Süd-Jütlands betrifft, so darf nicht vergessen werden, daß auf Westerland-Föhr und Amrum, welche gleichsam wie Enklaven im deutschen Theile von Schleswig liegen, die Einwohner (2784 an der Zahl, darunter 289 aus dem Herzogthum Schleswig gebürtig) nach Sprache und Abstammung nicht Dänen, sondern Friesen sind, und daß der demnächst südlichste Theil des gemischten Distrikts — die Mögeltonder Harde mit den Antheilen an der Hoyer und Tonder Harde und der Insel Sylt — in welchem unter 3048 Einwohnern 585 geborne Schleswiger sind, gleichfalls an deutsche Landestheile, nämlich an Tondern und Nord-Friesland, gränzt. Hiernach geht man gewiß nicht zu weit, wenn man annimmt, daß unter den aus Schleswig Gebürtigen die Deutschen die größere Hälfte ausmachten, und so die Zahl der Einwohner des Königreichs Dänemark von deutscher Geburt im Gegensatz zu denen skandinavischer auf mindestens 15,000 veranschlagt, welche überdies fast ausschließlich Erwachsene waren. Diese Zahlen, aufgenommen zur Zeit des Krieges Dänemarks gegen die Herzogthümer und Deutschland, geben keinen Maßstab dafür, wie stark in friedlichem Zustande das deutsche Element in Dänemark vertreten ist, sie genügen aber, um dies zu zeigen, daß das deutsche Element daselbst nicht stillsteht, sondern, wie es vor Jahrhunderten in den Küstenstädten von Nord-Schleswig feste Wurzel faßte, so jetzt noch über den Belt hinaus deutsche Sitte und deutsche Bildung in die dänischen Städte gepflanzt wird.

K. St. B.

Frankreich.

Ueber die menschlichen Racen.

(Fortsetzung.)

Die Lebensdauer ist bei allen Völkern beinahe dieselbe, und es ist durch Nichts bewiesen, daß in Beziehung auf sie im Menschengeschlecht eine Veränderung erfolgt ist. Zwar sind viele Krankheiten, die heute vorkommen, den Menschen, die in einem idyllischen Urzustande gelebt, fremd geblieben und sind den wilden Völkern immer noch fremd; aber dafür haben wir auch die Kunst, dieselben zu heilen, und die Nahrung war im Naturzustande der Völker weniger gesund und weniger kräftigend. Was man auch sage, auch in dieser Beziehung hat die Civilisation uns große Dienste geleistet. Eine bessere Nahrung, eine ge-

sundere Wohnung, eine zweckmäßigere Kleidung befördern den Wuchs und die Stärke des Menschen; eine dürftige elende Lebensweise vermindert sie. Die Naturmenschen, welche die grünenden Inseln der Südsee bewohnen, zeigen die kürzeste Lebensdauer, die schwächste Organisation. Emilius Macer, in seinen Betrachtungen über die Lex Falcidia, führt die Lebensdauer, welche ein bis zu einem bestimmten Alter gekommener Mensch sich noch versprechen kann, auf ein merkwürdig geringes Maß zurück. Seinen Berechnungen zufolge soll man im Alter von 35 bis 40 Jahren nur noch auf 20 weitere Lebensjahre rechnen können; im Alter von 40 bis 45 Jahren nur noch auf 18 Jahre; im Alter von 50 bis 55 Jahren nur noch auf 9 Jahre. Die auf neueren Erfahrungen beruhenden Berechnungen stellen dem 40jährigen Menschen noch 29 Jahre in Aussicht, und dem, der das 50ste Jahr erreicht hat, noch 21 Jahre. In Australien sind die Menschen mit 40 Jahren schon alt und überschreiten selten das 50ste Jahr. Die Wilden sind nicht stärker, als die Kulturmenschen; im Gegentheil, die Stärke steht im geraden Verhältniß mit der Civilisation. In Zahlen ausgedrückt, ist die Stärke: 58,° bei den Bewohnern von Timor, 50,° bei den Bewohnern von Neu-Holland, 69,° bei den Franzosen und 71,° bei den Engländern.

Wir haben einen kurzen Ueberblick über die vornehmsten physischen Verschiedenheiten, die man zwischen den Menschen bemerkt, gegeben; man sieht: dieselben sind bedeutend genug und wohl geeignet, zahlreichen Eintheilungen des Menschengeschlechts zur Grundlage zu dienen. Und doch meinen manche Schriftsteller, daß diese physischen Verschiedenheiten unwesentlich seien, daß in Bezug auf den Menschen nur die moralischen Eigenschaften, die intellektuellen Fähigkeiten zu berücksichtigen seien. Nun aber, sagen sie, hat man bei allen Menschen gesellschaftliche Einrichtungen von derselben Natur angetroffen; Alle kennen den Unterschied von Gut und Böse; Alle glauben an Gott, an Strafen und Belohnungen nach dem Tode; bei den rohesten Naturmenschen in Neu-Holland findet man dem Keime nach alle Gefühle und Vorstellungen, welche, durch die Kultur ausgebildet, bei den anderen Völkern die edelsten Erscheinungen der menschlichen Natur hervorrufen; Alle, ohne Unterschied ihres Wuchses oder ihrer Hautfarbe, zeigen die Liebe, den Zorn, den Haß und die Freundschaft. In den eisigen Steppen Sibiriens und in den glühenden Wüsten Afrika's werden die Menschen durch dieselben Begierden, durch dieselben Abneigungen zum Handeln getrieben. Sie haben alle dieselbe Natur, wenn auch nicht dasselbe Maß von Intelligenz. Alle haben vom Himmel jene herrliche Gabe empfangen, welche dem Menschen seine ganze Stärke, seine ganze Macht, seine ganze Größe giebt, vermöge deren er im Stande ist, allgemeine Vorstellungen zu bilden und seinem Gedächtniß leicht einzuprägen, vermöge deren die Individuen im Stande sind, in Verkehr mit einander zu stehen. Diese Aehnlichkeit, diese Gleichheit aller Menschen, sagt man, muß allein berücksichtigt werden. Der Mensch ist ein intelligentes Wesen; wer den Menschen zum Gegenstand seiner Forschung macht, muß sich mit der Intelligenz beschäftigen; auf dieser Grundlage allein müssen die Eintheilungen des Menschen-Geschlechts beruhen, und da diese Fähigkeit bei allen Menschen dieselbe ist, so muß man annehmen, daß alle Menschen einer und derselben Art angehören, und daß die zwischen den Menschen gemachten Unterschiede vorübergehend und ohne wesentliches Interesse sind. Diese Ansicht ist in gewisser Beziehung wahr. Die Intelligenz und die Sprache sind wirklich Fähigkeiten, die zwischen den Menschen und Thieren eine unübersteigliche Kluft bilden. Aber wenn auch alle Menschen durch diese Fähigkeiten von den Thieren unterschieden sind, so folgt daraus nicht, daß sie alle gleich sind, und daß es in Beziehung auf eben diese Fähigkeiten nicht bedeutende Unterschiede geben sollte. Daraus, daß alle Menschen einer gewissen Kultur fähig sind, was übrigens auch nicht einmal außer Zweifel gesetzt ist, schließt man auf die Gleichheit; aber wir haben diese Kultur von Niemanden empfangen; wir haben sie uns selbst gegeben; wir verdanken sie unseren eigenen Kräften, den Anstrengungen unserer Intelligenz. Warum stehen nicht alle Völker auf derselben Stufe der Bildung? — Folgt daraus, daß ein Neger rechnen lernen kann, gleich auch dies, daß er, wie Newton, den binomischen Lehrsatz auffinden kann? — Wenn der Hottentotte dieselben Fähigkeiten hat, wie der Europäer, warum hat er nicht die Buchdruckerkunst und die Dampfmaschine erfunden? — Sollten hier nicht tief greifende und unveränderliche Verschiedenheiten vorliegen, auf welche genaue Eintheilungen des Menschengeschlechts zu begründen wären?

Wir freilich meinen, daß eine gute Eintheilung auf den Verschiedenheiten des Organismus beruhen müßte. Uebrigens aber ist es wahrscheinlich, daß man auf beiden Wegen zu demselben Ergebniß kommen wird. Wir wollen uns nur mit den Verschiedenheiten des Organismus beschäftigen und sehen, ob dieselben permanente sind. Viele Physiologen, unter ihnen auch Herr Hollard, halten die schon von Herrn Prichard in einem berühmten Buche aufgestellte Ansicht fest, der zufolge die verschiedenen Klimate, Einrichtungen und Gewohnheiten der Nationen alle Verschiedenheiten bewirkt haben sollen. Die Erfahrung lehrt, daß der Zustand der Wildheit und die Kultur auf die äußeren Körperformen einen sehr verschiedenen Einfluß ausüben. Die Hausthiere haben Farben und selbst Formen, die sehr verschieden sind von denen, welche dieselben Thiere haben, wenn sie in der Wildheit leben. Die wilden Katzen sind alle grau und schwarz gestreift. Die in den Ebenen Amerika's sich selbst überlassenen Pferde nehmen bald Eigenschaften an, welche sie von den Pferden in unseren Ställen unterschieden. Ihr Haar wird länger, gröber, buschiger; ihr Huf verhärtet sich; auch ihre Farbe verändert sich; nach einer oder zwei Generationen sind sie alle dunkelbraun. Aber auch der Knochenbau der wild gewordenen Thiere verändert sich. Zwischen dem Schädel des Schweins in den Ställen und dem des wilden Schweins besteht nach Blumenbach derselbe Unterschied, wie zwischen dem Schädel des civilisirten Weißen und dem des Negers. Herr Solger hat bemerkt, daß bei den Hindus der Beinknochen sehr lang ist; dasselbe hat man an den meisten Schweinen der Normandie bemerkt; aber man hat diese deshalb nicht zu einer besonderen Spezies gemacht. Die wilden Hunde bellen nicht. Zwei von dem Reisenden Mackenzie von Amerika nach England gebrachte Hunde blieben ihr Lebenlang stumm. Ihre Jungen bellten sogleich, als sie zur Welt gekommen waren. Die Schafe erfahren auch bedeutende Veränderungen in ihrem Bau, in der Natur ihrer Wolle, in der Gestalt und sogar in der Zahl ihrer Hörner, ohne daß man daran denkt, deshalb mehrere Arten unter ihnen zu unterscheiden. In Bezug auf diese und ähnliche Erfahrungen fragen manche Naturforscher: Warum soll man nicht die Ursache der dunklen Farbe des Negers in der Sonnenhitze der tropischen Länder, die Ursache seiner Schädelformation und der Länge seiner Gliedmaßen in seinem wilden Leben, die Ursache des wollartigen Haares in seiner Gewohnheit, im Walde zu leben, finden? — Bemerken wir nicht täglich, daß die Landleute eine gebräuntere Haut, eine größere Kraft und festere Knochen haben, als die Städtebewohner? — Sind die Verschiedenheiten zwischen einem Neger und einem Europäer, einem Mongolen und einem Amerikaner bedeutender, als diejenigen, welche zwischen einem dänischen Hund und einem Pudel, zwischen einer wilden Katze und einer Hauskatze stattfinden?

Diese Betrachtungsweise wäre vortrefflich, wenn man wirklich die Erfahrung gemacht hätte, daß die Klimate auf die Menschen eben so wirken, wie auf die Thiere, wenn wirklich die Verschiedenheiten, die wir in dem menschlichen Typus finden, mit den Veränderungen, welche die Thiere erfahren, verglichen werden könnten; aber der Wechsel des Klimas bewirkt bei den Thieren keine bedeutendere Veränderungen, als solche, wie sie der Mensch erfährt, wenn er einen kahlen Kopf bekömmt oder wenn er stark oder mager wird; er bewahrt in diesen Fällen die charakteristischen Züge, an denen man ihn wiedererkennt. Wären die Verschiedenheiten der Menschenracen auf den Einfluß des Klimas und der Civilisation zurückzuführen, so müßte in allen Gegenden der Erde, wo das Klima dasselbe ist, wo die Gewohnheiten, die Sitten ähnliche wären, die Organisation der Bewohner dieselbe sein. Wenn der Zustand der Wildheit hinreichte, die Farbe der Menschen, wie die der Pferde, zu verändern, so würde die Farbe der Bewohner eines Landes in dem Maße heller sein, als ihre Einrichtungen vollkommener wären. Aber nun sind die gelben Völker keineswegs überall den weißen in Bezug auf Kultur nachstehend. Manche schwarze Völker haben eine bedeutend vorgeschrittene Kultur gehabt. Es existirt in Amerika ein Volksstamm, der fast weiß ist, aber dabei den Aberglauben, die Unwissenheit, die Rohheit der wildesten Völkerstämme hat. Wollte man die Verschiedenheiten der Menschenracen auf den Einfluß des Klimas zurückführen, so müßte man dies durch Beispiele von Veränderungen, welche Racen erfahren haben, belegen können. Aber etwas Unwandelbareres giebt es auf der Erde nicht, als die Physiognomie eines jeden Volkes. Nach dem Zeugniß aller Geschichtschreiber, aller Gemälde, aller Statuen haben die verschiedenen menschlichen Typen zu allen Zeiten bestanden. Tacitus sagt, daß die Deutschen roth sind; und man kann sich heute noch leicht überzeugen, daß diese Farbe bei den Deutschen häufiger vorkömmt, als bei allen anderen Völkern. Die Griechen haben die Schönheit ihrer Vorfahren bewahrt. Man findet sogar in den verschiedenen Städten Griechenlands immer noch die verschiedenen Arten von Schönheit, die durch die alten Dichter berühmt sind. Die Frauen von Sparta sind immer noch blond und schlank; die vom Taygetus haben noch immer die Gestalt der Pallas; die Frauen von Messene haben noch immer ihre Körperfülle, ihre großen Augen und ihre schwarzen Haare. Im Verlauf von Jahrtausenden hat sich im äußeren Habitus der verschiedenen Racen nichts Wesentliches verändert. Mögen sie noch so sehr umhergewandert sein, die Völker behalten immer ihren charakteristischen Habitus. Die auf den Gräbern der ägyptischen Könige dargestellten Juden scheinen die Portraits der Juden zu sein, die wir heutzutage sehen. Die Volks-Unterschiede haben sich eher vermindert, als gesteigert — ein sicherer Beweis, daß sie nicht den Klimaten zuzuschreiben sind, da diese die Unterschiede immer schärfer ausprägen müßten. Weit entfernt, sich den

Klimaten zu unterwerfen und durch sie sich verändern zu lassen, scheint der Mensch durch seinen Willen auf sie zu wirken, das Land, welches ihm gegeben ist, umzubilden, der Natur seinen Geschmack und seine Bedürfnisse aufzudringen und, so zu sagen, seinen Himmel mit sich zu tragen. Die Beispiele einer solchen Beständigkeit der Typen inmitten der verschiedensten äußeren Umstände sind zahlreich. Nach Herrn Fregoinet findet man im südlichen Amerika, unter dem 55sten Grad südl. Breite, in einem sehr kalten Klima, Menschen, die eben so schwarz sind, wie die Aethiopier. Auf der Küste von Angola, am Meerbusen von Guinea, haben sich die Portugiesen seit drei Jahrhunderten niedergelassen, und sie sind nicht dunkler an Farbe geworden, als es die heutigen Bewohner von Portugal sind. Die Lappländer und die Grönländer, unter einem eisigen Himmel lebend, haben eine viel braunere Haut, als die Malaien, welche die heißesten Gegenden der Erde bewohnen. Wenn das Klima den Einfluß wirklich ausübte, den man ihm zuschreibt, so würden die nach Europa gebrachten Neger und Negerinnen, oder wenigstens ihre Nachkommen, zuletzt ganz weiß werden müssen. Der Einwand, daß die Landbewohner einen dunkleren Teint haben, als die Bewohner der Städte, hat Nichts zu bedeuten; die Kinder kommen auf dem Lande eben so weiß zur Welt, wie in der Stadt. Der dunklere Teint der Landleute kömmt auch gar nicht von derselben Ursache her, wie die schwarze Hautfarbe der Neger. In dem Theil der menschlichen Haut, welche Dermis heißt, befindet sich eine Schicht, welche die Pigmentärschicht genannt wird; diese ist farblos bei den Europäern, schwarz bei den Aethiopiern, kupferfarbig bei den Amerikanern. Der gebräunte Teint der Landleute ist nicht einer dunkleren Färbung dieser Hautschicht zuzuschreiben, sondern einer Einwirkung, welche die Sonne auf die Epidermis (die äußere Haut) ausübt. Die Richtigkeit dieser Erklärung wird durch den Umstand bestätigt, daß der Teint der Landleute während ihrer Krankheiten so leicht wieder heller wird. — Alle Kolonisten bewahren die Eigenschaften, die sie vor der Auswanderung gehabt. Die seit Jahrhunderten im südlichen Theil Afrika's angesiedelten Holländer sind nicht Hottentotten geworden und sind auch nicht im Begriff, es zu werden. Wenn die Ansicht, die wir eben prüfen, gegründet ist, wie kömmt es, daß Amerika mit seinen so verschiedenen Klimaten nur mehr oder weniger rothe Racen hervorgebracht hat?

Also die Klimate, die Natur der Einrichtungen, die äußeren Verhältnisse aller Art haben keinen entschiedenen Einfluß auf die physischen Eigenschaften der Menschen. Einige Physiologen, sich genöthigt sehend, dies zuzugestehen, haben nun andere Ursachen für die menschlichen Verschiedenheiten gesucht; sie haben dieselben dem Zufall zugeschrieben. Mittelst der Zeugung sollen Abweichungen in dem Habitus zum Vorschein gekommen und fortgepflanzt worden sein. Prichard erzählt, daß im Jahre 1791, auf dem Pachthof Seth Wright's, ein Mutterschaf ein Junges geworfen, welches einen längeren Körper und kürzere Beine hatte, als die anderen Individuen seiner Race. Es gelang, durch Paarungen diese Unregelmäßigkeit fortzupflanzen; nach Verlauf einiger Jahre hatte man eine neue Race von Schafen, die man die Fischotter-Race nennt. Eben so hat man eine Race von Schweinen mit sehr kurzen Füßen und mit der Eigenschaft, sehr leicht fett zu werden, erhalten. (Schluß folgt.)

Aegypten.

Altägyptisches Kalenderwesen.

Herr de Rougé, der ausgezeichnetste unter den jetzigen französischen Aegyptologen, machte im Jahre 1852, als er die Beweisstücke von den ägyptischen Monumenten der verschiedenen Zeitalter über den Sirius oder, wie die Aegypter ihn nannten, Sothis gesammelt hatte, die Bemerkung, daß das Fest der Rückkehr dieses Gestirns oder seines Austrittes aus dem Sonnenlichte (seines heliakischen Aufganges) in dem Verlauf der ägyptischen Jahre an verschiedenen Tagen gefeiert wurde. Er fand zwei dieser Feste mit ihren Tag-Angaben in dem unbestimmten Jahre verzeichnet, und sie boten, mit Hülfe einer rückwärtsschreitenden Berechnung, die Möglichkeit einer Feststellung absoluter Zeit-Angaben dar. — Noch ein anderes Monument schien dem Herrn de Rougé ein drittes Datum derselben Art an die Hand zu geben. In den Königsgräbern zu Theben fand sich eine Art Kalender, worin Champollion ein Verzeichniß von Gestirnen signalisirte, deren vierzehntägiger Aufgang durch das ganze Jahr angegeben schien. Hier ward nun Sothis am funfzehnten Tage des Jahres in der zwölften Nachtstunde zum ersten Male namentlich angeführt, und Rougé glaubte in dieser Anzeige ein von jenen beiden Daten verschiedenes drittes Datum des heliakischen Aufganges dieses Gestirns zu sehen. . . . . .

Die allseitige Prüfung dieser neuen Beweisstücke ist der Gegenstand der beiden schönen Denkschriften des Herrn Biot im vierundzwanzigsten Bande der Sammlung der „Académie des sciences".*) — Nachdem der ehrwürdige Gelehrte die Irrthümer und Ungewißheiten, in die ein solcher Kalkül leicht gerathen kann, besprochen hat, setzt er die älteste Erwähnung des Sothisfestes in das Jahr 1440 v. Chr. Der Kalender, der es anführt, trägt die Wappenzier des Königs Thutmes III. aus der achtzehnten Dynastie. Dieses Datum würde nun unumstößlich festgestellt sein, wenn die Inschrift bestimmt aussagte, daß das Denkmal ein Werk Thutmes' III. sei. Leider ist es nur Fragment, und wenn auch nicht über das Datum des Kalenders, so dürfte doch noch einiger Zweifel darüber bleiben, ob er der Regierung Thutmes' III. zuzuschreiben sei. — Das zweite Sothisfest fällt, nach der Angabe, auf den ersten Tag des Jahres unter Ramses III., den man allgemein an die Spitze der zwanzigsten Dynastie stellt. Biot weist ihn in das Jahr 1300 v. Chr. — Die dritte Angabe der Sothisfeier am funfzehnten Tage des Jahres unter Ramses VI. dürfte, sechzig Jahre jünger, in das Jahr 1240 v. Chr. zu setzen sein. Das Monument, auf dem diese Angabe verzeichnet ist, hat aber dem Herrn Biot Gelegenheit zu einer zweiten Arbeit oder, besser, zu einem neuen Sieg für die Wissenschaft gegeben. Er hat es unternommen, für Alles, was der ägyptische Beobachter, der Verfasser des gemalten Kalenders in der Gruft Ramses' VI, gesehen und aufgezeichnet hat, den streng mathematischen Beweis zu führen, und es wäre ihm durchgehends gelungen, wenn sich das Gemälde unter der zerstörenden Einwirkung der Jahrhunderte überall unverletzt erhalten hätte. Von Sothis-Sirius, als von einem festen, unwandelbaren Punkte ausgehend, verfolgt er den Lauf dieses Gestirns von Halbmond zu Halbmond bis zu seinem letzten heliakischen Aufgang und zeigt aufs evidenteste, daß der ägyptische Beobachter nur das wirklich Beobachtete aufgezeichnet habe. Alsdann zu den Gestirnen, die dem Sirius nach gewissen Zeitzwischenräumen, wie sie auf dem Gemälde angedeutet sind, voranziehen oder nachfolgen, übergehend, identifizirt er, durch eine über allen Zweifel erhabene Methode, einen großen Theil des ägyptischen Himmels. — Man muß diese Memoiren ganz und mit Bedacht lesen, um all die Schwierigkeiten dieser Arbeit zu begreifen, um die Sicherheit der Methode, die Beharrlichkeit des Forschens, wodurch dieser greise Meister der Wissenschaft seine Aufgabe löst, zu bewundern. Diese Frische und Regsamkeit des Gedankens, gepaart mit lichtvoller Darstellung und gesteigerter Vollendung des Ausdrucks, in einem Alter, das nach dem gewöhnlichen Naturgesetz der Entkräftung und dem Verfall zuneigt, ist fürwahr eine bewundernswerthe Erscheinung.

Mannigfaltiges.

— **Heinrich Heine und der deutsche Nachdruck.** Herr Dr. Heine in Paris schreibt uns mit Bezug auf die in der Augsburger „Allg. Zeitung" abgedruckte Uebersetzung seiner „Geständnisse", nach einem Artikel der Revue des deux Mondes, daß er jede deutsche Rückübersetzung seiner in Frankreich, in französischem Gewande, erscheinenden Schriften für unberechtigt erkläre und demnach jeden Anspruch für die ihm und seinen deutschen Verlegern, Herren Hoffmann und Campe in Hamburg, daraus entstehende Rechtsverletzung diesen und sich selbst vorbehalte. Herr Dr. Heine schreibt uns ferner, daß demnächst bei Michel Levy Frères in Paris ein Band seiner gesammelten, ins Französische übersetzten Schriften unter dem Titel „De l'Allemagne" erscheinen werde, in welchem die obengedachten „Geständnisse" das Schlußkapitel bilden. Es darf wohl erwartet werden, daß der Vorgang der „Allg. Zeitung" keine Nachahmer finden und daß man den übrigen Inhalt des Buches „De l'Allemagne" in Deutschland nicht eben so verballhornen werde, wie es mit dem Schlußkapitel in Augsburg geschehen.

— **Prescott's „Philipp II."** Von dem längst erwarteten Werke des berühmten amerikanischen Geschichtschreibers W. H. Prescott über Philipp II. werden die zwei ersten Bände nächstens in London erscheinen. Das Ganze wird aus sechs Bänden bestehen, von welchen je zwei Bände in Zwischenräumen von zwei Jahren herauskommen sollen, und wofür der Verleger Bentley, wie das Athenaeum anführt, dem Verfasser ein Honorar von nicht weniger als sechstausend Pfund Sterl. (vierzigtausend Thaler preuß.) zugesichert hat. Diese neue Arbeit Prescott's schließt sich gewissermaßen seinen frühern Geschichtswerken über die Regierung Ferdinand's und Isabella's und die Eroberungen der Spanier in Amerika an, und nach den langjährigen gewissenhaften Studien, die er ihr gewidmet, ist man berechtigt, eine wichtige Bereicherung der historischen Literatur von ihr zu erwarten.

*) Recherches des quelques dates absolues, qui peuvent se conclure des dates vagues inscrites sur les monuments égyptiens. — Sur un calendrier astronomique trouvé à Thèbes en Egypte, dans les tombeaux de Ramsès VI. et de Ramsès IX., par M. Biot.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 15 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 73, und beim Expediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen königl. Postämtern, angenommen.

№ 125. Berlin, Donnerstag den 19. Oktober 1834.

Rußland.

Ein englischer Gefangener in Rußland.

In einem kleinen Buche von hundertfünfundneunzig Seiten*) beschreibt Herr Alfred Royer, erster Lieutenant der Dampf-Fregatte „Tiger", das Stranden dieses unglücklichen Schiffes bei Odessa am 12. Mai d. J., die Gefangennahme der Offiziere und Mannschaft und seine eigenen Abenteuer in Rußland. Die in die Erzählung verwebten Bemerkungen über russisches Leben und russische Sitten sind für die Russen äußerst günstig und sogar schmeichelhaft; überhaupt giebt sich in dem ganzen Werke des Herrn Royer eine entschieden russenfreundliche Tendenz zu erkennen. Für ihn sind die Russen wahre Ideale von Ehre, Urbanität, Ritterlichkeit und Wohlthätigkeit; die Beamten sind nichts weniger als die willkürlichen, korrumpirten, bestechlichen Menschen, wie sie in der Regel geschildert werden, und was die unteren Klassen betrifft, so benehmen sich dieselben mit einem Anstande und einer rücksichtsvollen Zartheit, die echt „gentlemännisch" ist, und zeichnen sich keineswegs durch ihre Liebe zum Trunk, sondern vielmehr durch ungewöhnliche Nüchternheit aus. Der General Osten-Sacken, der seine Kanonen auf das gestrandete Schiff spielen ließ, ist ein höchst liebenswürdiger Mann, dabei sehr fromm, und man hat ihn oft auf den Gräbern der von ihm getödteten Feinde beten sehen. Der Großfürst Konstantin ist ein bewundernswürdiger junger Prinz und Se. kaiserl. Majestät selbst ein Muster der Hochherzigkeit und Großmuth. Der Verfasser hält sich sorgfältig von allen politischen Erörterungen fern und spricht sich nicht weiter über den gegenwärtigen Krieg, seine Veranlassung und seine Folgen aus; da man aber neben dieser Lobrede auf die Russen einige ziemlich unfreundliche Aeußerungen über die Türken findet, die er „unsere barbarischen Verbündeten" nennt und „unseren civilisirten Feinden" gegenüber tief herabsetzt, so ist es nicht sehr schwer, zu errathen, auf welche Seite seine Sympathieen sich hinneigen. Als Theilnehmer jedoch an der beklagenswerthen Katastrophe des „Tiger" und als der neueste Reisende durch einen großen Theil des europäischen Rußlands hat er Manches erlebt und beobachtet, was seinen Aufzeichnungen im gegenwärtigen Augenblick ein besonderes Interesse verleiht.

Die größte Unannehmlichkeit, welche die Gefangenen in Rußland zu erdulden hatten, und in der That die einzige, über welche Herr Royer sich beschwert, war die unnöthige Strenge, mit der man die sanitätspolizeilichen Gesetze gegen sie in Ausführung brachte. Drei Wochen lang mußten sie in Quarantaine bleiben und sich während dieser Zeit wiederholten „Räucherungen" unterwerfen. „Wir ergötzten uns nicht wenig", bemerkt der Lieutenant, „an den seltsamen Mitteln, durch welche die Quarantainewächter sich von jeder Berührung mit uns freizuhalten suchten; indessen war der Nutzen dieser Vorsichtsmaßregeln uns nicht immer ganz klar. Als wir z. B. Geld aus der Stadt gegen die von uns ausgestellten Wechsel erhielten, legte man es erst in Wasser, ehe es uns eingehändigt wurde, und wenn wir einen Brief oder ein anderes Schriftstück abzufertigen hatten, durfte der Wächter es nicht unmittelbar von uns annehmen, hatte aber nichts dagegen, es von der Erde aufzuheben und nach dem Räucherungsgemach zu tragen. Ein kleiner Hund, der dem Capitain gehörte, sprang eines Tages an den Wächter hinauf und faßte ihn an seinen Rockschooß, worauf der Mann seinen Rock ausziehen und räuchern lassen mußte, während der Hund in den Hof hinausgetragen und abgewaschen wurde."

Nach überstandener Quarantaine wurden die Gefangenen nach verschiedenen Theilen Rußlands abgeführt; der Verfasser aber erhielt die Weisung, sich nach Petersburg zu begeben. Der Weg ging über Moskau, auf der großen Chaussee, die sich in einer langen, geraden Linie gegen hundert Meilen weit durch das Land zieht. „Es war merkwürdig", schreibt Royer, „von dem Gipfel einer Anhöhe diese ununterbrochene Linie zu erblicken, die sich so weit erstreckte, wie nur das Auge reichen konnte. Meinem Diener, einem Malteser, fiel diese gränzenlose Ausdehnung besonders auf, indem er es mit den Aussichten auf seiner eigenen kleinen, beschränkten Insel verglich; seine Landsleute, sagte er, würden es ihm nicht glauben, wenn er das Gesehene beschriebe. Die Straße ist macadamisirt und in jeder Beziehung vortrefflich. An jeder Seite befindet sich ein Graben; die Breite ist jedoch kaum hinreichend, indem drei Wagen nicht zu gleicher Zeit passiren könnten. Die Kosten des Chausseebaues, zu welchem die Materialien aus einiger Entfernung gebracht werden müssen, sind allerdings hierdurch vermindert worden. An jeder Seite sind große Steine eingerammt, um die Wagen innerhalb ihrer gehörigen Gränzen zu halten; jenseits dieser Steine ist ein Raum von vier Fuß Weite, der von den Fußgängern benutzt wird. Einen Fußpfad kann man ihn jedoch kaum nennen, da das Gehen auf demselben sehr unbequem ist, weil er von kleinen Kanälen durchschnitten wird, vermittelst deren das Wasser von der Straße in den Graben abläuft. Diese Kanäle oder Rinnen kommen alle zwei oder drei Schritte vor und sind etwa einen Fuß tief; der müde Wanderer ist daher genöthigt, stets mit niedergeschlagenen Augen einherzugehen, um nicht in eines dieser Löcher zu fallen, wodurch er ein sehr nachdenkendes Ansehen erhält. Es war belustigend, eine Reihe von Pilgern zu sehen, die, als wir an ihnen vorbeifuhren, über der Neugier ihre Vorsicht vergaßen; indem einer nach dem anderen sich umwandte, um uns einen Blick nachzuwerfen, stolperte er richtig in den Kanal hinein, wo er seinen Nachfolgern zum Stein des Anstoßes diente, so daß wir nicht selten mehrere zugleich auf der Erde liegen sahen."

Nach den Berichten aller Reisenden gewähren die russischen Städte in der Entfernung einen äußerst pittoresken Anblick, was von den zahlreichen Kuppeln und Thürmen herrührt, die, bunt angestrichen und vergoldet, wie kleine Sonnen über die Dächer der Häuser hervorschimmern. Unser optimistischer Lieutenant findet auch an den russischen Dörfern Behagen. „Je weiter wir nach Norden kamen", sagt er, „desto mehr schien die Zahl der Dörfer zuzunehmen. Das Aeußere der Kirchen, wovon es oft mehrere in einem einzigen Dorfe giebt, ist überaus malerisch. Die Dorfkirchen sind meistens von Holz gebaut und weiß angestrichen. Ihre Bauart ist fast immer dieselbe: eine große Kuppel mit vier kleineren in der Form eines Kreuzes, und auf der Spitze jeder Kuppel ein eisernes, vergoldetes und reich verziertes Kreuz. Nicht selten ist das Kreuz auf einem umgekehrten Halbmonde befestigt, um den Triumph des Christenthums über den Muhammedanismus anzudeuten. In den Dörfern und Flecken sind die Kuppeln grün angestrichen, in den Städten aber öfter vergoldet, wodurch sie ein glänzendes und originelles Ansehen erhalten."

In Tula traf der Reisende mit vier türkischen Offizieren zusammen, die, wie er, Kriegsgefangene und mit ihrer Behandlung so zufrieden waren, daß sie keine Lust hatten, nach ihrem Vaterlande zurückzukehren; ja, unser Lieutenant hat seitdem erfahren, daß einer dieser Herren Thränen vergossen habe, als ihm seine Freilassung angekündigt wurde!

Unterdessen erkrankte Lieutenant Royer an einem Wechselfieber, welches ihn nöthigte, ärztliche Hülfe in Anspruch zu nehmen, und bei aller Vorliebe für Rußland muß er doch einräumen, daß die russischen Aerzte herzlich schlecht sind. Anfangs wurde er von einem Deutschen behandelt, nachher aber trat ein Russe an seine Stelle, dessen Mixturen ohne alle Wirkung blieben. Dagegen wurde ihm von Personen, die ihn während seines Aufenthaltes in der Hauptstadt besuchten, eine unendliche Menge untrüglicher Heilmittel empfohlen. „Der Eine versicherte, daß sich das Fieber mit Leichtigkeit vertreiben ließe, wenn ich eine in zwei Stücke geschnittene und mit Pfeffer bestreute Sevilla-Apfelsine äße; zum Unglück waren aber gerade keine Sevilla-Apfelsinen zu haben, und ich konnte daher dieses Arkanum nicht versuchen, wenn ich es auch gewollt hätte. Ein Zweiter rieth mir, einen lebendigen Krebs in eine Flasche Branntwein zu thun, ihn acht Tage darin zu halten, dann aber bei Eintritt des Fieber-Anfalls ein Glas von dem Branntwein zu trinken und die Dosis alle paar Stunden zu wie-

*) The English Prisoners in Russia. A Personal Narrative of the First Lieutenant of H. M. S. Tiger; together with an Account of his Journey in Russia, and his Interview with the Emperor Nicholas &c. By Alfred Royer, Lieut. R. N. London, Chapman & Hall.

derholen. Ein drittes, noch abgeschmackteres Mittel bestand darin, einen Umschlag von pulverisirtem Knoblauch und anderen Kräutern auf den vierten Finger der linken Hand zu legen und ihn mit einem Kohlblatt festzubinden; der hierdurch verursachte Schmerz werde dem Fieber mit Erfolg entgegenwirken. Endlich wurde mir empfohlen, jeden Morgen und Abend drei rohe Eier zu essen, welchen Rath ich auch wirklich auf der Heimreise befolgte, und muß ich gestehen, daß das Fieber mich seitdem verlassen hat, obgleich ich es nicht gerade diesem Mittel zuschreibe."

In Strelna, der Residenz des Großfürsten Konstantin, hatte Lieutenant Royer das Glück, der Gemahlin Sr. kaiserl. Hoheit vorgestellt zu werden, die er als schön, liebenswürdig und etwa dreiundzwanzig Jahr alt schildert. Bald nachher trat auch der Großfürst ein, der sich in höchst schmeichelhafter Weise über den kecken Rekognoscirungszug der englischen Schiffe „Arrogant" und „Hekla" im Finnischen Meerbusen äußerte. „Wissen Sie, was Ihre Landsleute gethan haben?" fragte er den Verfasser. Dieser antwortete verneinend. „Nun", sagte der Großfürst, „von allen kühnen Seemannsstreichen ist diese Operation des Capitain Hall, der seinen Dampfer in feindlichem Lande sieben Meilen weit eine schmale Bucht hinaufführte, der verwegenste. Ich kann nicht umhin, selbst bei einem Feinde solche Tapferkeit zu bewundern."

Zum Schlusse erhielt der gefangene Engländer eine Audienz beim Kaiser von Rußland selbst, von dem er folgendes Bild entwirft: „Der Kaiser stand in der Mitte des Zimmers, in die einfache dunkelblaue (!) Uniform eines Obergenerals gekleidet, mit einem einzigen weiß emaillirten Kreuz im Knopfloch. Es war dies, wenn ich nicht irre, das Kreuz des Georgen-Ordens, der nur an Personen verliehen wird, die ihrem Vaterlande wichtige Dienste geleistet haben. Wie ich glaube, hat Se. kaiserl. Majestät die höchste Klasse dieses Ordens nicht angenommen, die von Männern, wie Packewitsch, Woronzov ꝛc., getragen wird und die sich durch ihre Größe von dem Kreuze unterscheidet, welches ich an der Brust des Kaisers bemerkte. Ich erwartete, einen schönen, hochgewachsenen Mann zu sehen, war aber nicht darauf gefaßt, den Monarchen in Wuchs und Anstand den gewöhnlichen Menschen so weit überlegen zu finden. Nach seinem Aeußern hätte ich ihm höchstens funfzig Jahre gegeben, und sein Gesicht verrieth keine besondere Spuren von Sorge, wenigstens nicht mehr, als bei den meisten Personen seines Alters bemerkt werden. Seine Züge sind schön und regelmäßig, sein Haupt in der Mitte kahl, und sein Auge drückt eine Milde aus, die mit seinen Worten in vollkommenem Einklang stand."

Der Verfasser hatte später Gelegenheit, dem Gottesdienst in der kaiserlichen Kapelle beizuwohnen. „Die Kaiserin", berichtet er, „nahm einen Sitz zu meiner Linken ein; der übrige Theil der Versammlung stand während der ganzen Zeit des Gottesdienstes. Ihre Majestät war sichtbar leidend und erhob sich nur bei einzelnen Gebeten; die Damen des Hofes befanden sich hinter ihr und dem Kaiser. Die kaiserliche Familie stand rechts, auf der entgegengesetzten Seite der Kapelle, hinter ihr die Generalität, in der Mitte die Minister, neben dem mir angewiesenen Platze. Drei von viereckigen Pfeilern gestützte Bogen trennten die kaiserliche Familie von ihrem Gefolge. Den Dienst verrichteten zwei Priester, in prächtige Gewänder von Grün und Gold gekleidet und mit Bischofsmützen auf dem Kopf. Einer von ihnen stand jenseit des Altarblattes, dessen Mittelthür offen war, der Andere in der Kapelle, ein Buch in der Hand, aus welchem er Stellen aus der heiligen Schrift vorlas. Der Chor wurde von funfzig Männern und Knaben gebildet, von welchen fünfundzwanzig auf jeder Seite des Altars standen. Ich konnte mich zuerst kaum davon überzeugen, daß der Gesang nicht von Instrumental-Musik begleitet werde; denn die Intonation war so vollkommen und die verschiedenen Stimmen verschmolzen sich zu einer so mächtigen Harmonie, daß sie den schwellenden Tönen der Orgel glichen, was dem Gottesdienst eine unbeschreibliche Feierlichkeit verlieh. Zu Zeiten ward das Altarblatt geschlossen, vermuthlich während der Consecration der Hostie; dann traten auch zwei Gehülfen durch Seitenthüren ein, mit brennenden Rauchfässern, die sie dem Priester überreichten, welcher sie dreimal nach der Versammlung hin schwenkte, wobei letztere sich wiederholt bekreuzte. Während des Gottesdienstes wurde ich einmal der Aufmerksamkeit des Kaisers gewürdigt; ein anderes Mal richteten sich die Augen aller Anwesenden auf mich — wahrscheinlich beteten sie um Erlösung von ihren Feinden."

Der Gefangene erhielt endlich die Erlaubniß, Rußland zu verlassen, wurde als Zeichen des Wohlwollens mit einem Degen beschenkt und ersucht, nach seiner Heimkehr ein gutes Wort für die Russen einzulegen und den Engländern zu versichern, „daß sie nicht solche Barbaren seien, wie sie von den Zeitungen dargestellt würden." Trotz aller dieser Freundlichkeit jedoch wurde dem Lieutenant ein Polizeibeamter zugesellt, der seine Schritte bewachte und alle seine Aeußerungen zu kontroliren schien.

Frankreich.

Ueber die menschlichen Raçen.

(Fortsetzung.)

Bei den Menschen aber sind solche Beispiele fast nirgends nachzuweisen. Das folgende dürfte ganz vereinzelt dastehen und wenig Beweiskraft haben. Im Jahre 1731 stellte man der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu London einen in Suffolk gebornen Knaben von vierzehn Jahren vor, dessen ganzer Körper mit einer Art Panzer von dunkler Farbe bedeckt war, der Struktur und Härte nach einer Baumrinde oder grobem Leder vergleichbar. Dieser Panzer, der die ganze Oberfläche des Körpers, mit Ausnahme des Gesichts, bedeckte, war ohne Empfindung; er war etwa ¼ Zoll dick, löste sich jedes Jahr im Herbste ab und stellte sich von neuem wieder her. Dieses Individuum verheirathete sich später und zeugte sechs Kinder, welche alle sechs Wochen nach der Geburt einen gleichen Panzer bekamen. Wenn diese Kinder am Leben geblieben wären und sich verheiratet hätten, sagt Prichard, so wäre dieser Mensch der Stammvater einer Menschenraçe geworden, die sich von der anderen Raçe viel mehr unterschieden hätte, als die der Neger von der der Weißen, und die Verfechter der verschiedenen Menschenarten würden nicht verfehlt haben, aus dieser Raçe eine besondere Spezies zu machen. Diese Raçe würde allerdings die Ethnologen sehr beschäftigen, wenn sie existirte; aber sie existirt nicht, und es ist merkwürdig, daß die Mißgeburten, welche der Zufall hervorgebracht hat, bei den Menschen nie über eine oder zwei Generationen hinaus sich erhalten haben. Man kann also in dieser Beziehung keinen sicheren Schluß von den Thieren auf die Menschen machen. Das hohe Alter aller bestehenden Raçen ist auch noch ein Beweis. Wenn die menschlichen Verschiedenheiten von Zufällen herstämen, so müßten immer noch neue entstehen, was nicht geschieht; wenn sie nicht in der Natur des Menschengeschlechts begründet wären, würden manche verschwinden, was auch nicht geschieht. Man müßte in Bezug auf eine der bestehenden Raçen nachweisen können, daß dieselbe so entstanden ist; aber dies vermag man nicht. Zwar ist es unmöglich, a priori zu beweisen, daß solche zufällige Verschiedenheiten sich nicht erzeugen und fortpflanzen können; aber daraus folgt nicht, daß wir die Annahme, die Menschenraçen seien so entstanden, für begründet halten müssen.

Man hat noch andere Erklärungsgründe für die Verschiedenheit der Menschenraçen vorgebracht; aber sie sind zu unwissenschaftlich, als daß wir uns lange dabei aufhalten könnten. Der Pater *Lafiteau* meinte, daß die Neger schwarz und die Karaiben roth geboren würden, weil ihre Vorfahren die Gewohnheit gehabt, sich schwarz oder roth zu malen. Die Negerinnen hätten sich an ihren schwarz bemalten Männern versehen und darum schwarze Kinder geboren. Diese sonderbare Meinung könnte sich auf die Thatsache berufen, welche schon Aristoteles anführt, daß die Empfindungen, Gemüthsbewegungen und Gedanken des Vaters und besonders der Mutter auf den sich entwickelnden Fötus einwirken. Hippokrates erzählt, daß eine Aethiopierin, die einen Sohn von großer Schönheit geboren hatte, in den Verdacht des Ehebruchs kam; sie bat, daß man das über ihrem Bett hängende Bild betrachten möchte, und da man auf diesem Bilde Gestalten von seltener Schönheit sah, so gab man den Verdacht auf. Eine ähnliche Thatsache hat sich am Anfange unseres Jahrhunderts in Rußland zugetragen. Eine vornehme Dame gebar ein Mulattenkind; die Akademie in Moskau entschied, daß die Farbe des Kindes aus dem Anblick des Negers, den die Dame zum Bedienten hatte, zu erklären wäre. *Vanini* meinte, daß man, um Füllen von grüner Farbe zu erhalten, nur nöthig hätte, die alten Pferde mit Decken von dieser Farbe zu behängen. Im alten Testament wird erzählt, daß Jakob, um zu bewirken, daß die Schafe bunte Lämmer zur Welt brächten, denselben, wenn sie zur Tränke gingen, theilweise von der Rinde befreite, also bunte Aeste vor die Augen gehalten habe. *Plinius* und *Rabelais* sprechen von einem Thier, welches je nach den Gegenständen, die vor seine Augen kommen, eine verschiedene Farbe zeigt. Aber, wenn man auch alle diese Thatsachen zugiebt, wenn auch die Geschichte von jener Frau wahr sein sollte, die, wie Prichard erzählt, sich jedesmal in eine Negerin verwandelte, so oft sie in die Wochen kam, so ist man doch nicht genöthigt, die permanenten menschlichen Raçen auf solche zufällige Umstände zurückzuführen.

Wir kommen zum letzten Grunde, den Herr Hollard für entscheidend hält in der Frage über die Menschenraçen; wir meinen die Leichtigkeit, mit welcher die verschiedenen Menschenraçen sich vermischen und mit einander Kinder erzeugen, die später dann auch sich fortpflanzen können. Die Klasse der Säugethiere, zu welcher Cuvier auch den Menschen rechnet, wird in drei Unterklassen getheilt, die sich organisch und physiologisch von einander unterscheiden. Eine jede dieser Unterklassen umfaßt eine Reihe von leicht zu unterscheidenden Ordnungen. Jede Ordnung ist wieder in Familien eingetheilt, die sich durch die Zahl der Zehen, die Form der Glieder, die Zahl und die Gestalt der Zähne von einander unterscheiden. Die Bären, als Sohlengänger,

gehören zu einer anderen Familie, als die Hunde, welche Zehengänger sind. In einer jeden Familie sind leicht die Gattungen zu unterscheiden, z. B. die Gattung Hund und die Gattung Katze; die Unterschiede betreffen hier zugleich die Organisation und die Handlungen des Thieres. Was endlich die unter einer Gattung begriffenen Arten (Spezies) von einander unterscheidet, ist schon weniger auffallend. In der Gattung Pferd z. B. unterscheidet man sechs Arten, unter denen außer dem Pferde der Esel und das Zebra allgemein bekannt sind; sie unterscheiden sich fast nur durch die Farbe der Haut und durch die Art ihrer Stimme. In Bezug auf die Arten der Ratten kann man mit noch mehr Recht sagen, daß die Arten hier sich viel weniger von einander unterscheiden, als die Europäer von den Aethiopiern, die Mongolen von den Hotentotten. Nach Buffon gehören alle solche Thiere, welche nicht fortpflanzungsfähige Bastarde zusammen erzeugen, zu verschiedenen Arten, während solche Individuen, die durch ihre Vermischung zeugungsfähige Thiere hervorbringen, zu derselben Art gehören. Herr Flourens hat diese Annahme neuerdings mit allem Reichthum seiner Kenntnisse und mit seiner bekannten Gewandtheit zur Geltung gebracht. Die Menschen aller Länder sind mit einander zeugungsfähig und haben sogar eine Vorliebe zu Verbindungen mit den ihnen am fernsten stehenden Racen; sie sind also alle von derselben Art (Spezies) und müssen auf eine gemeinsame Abstammung zurückgeführt werden.

Herr Hollard sieht dieses Argument als entscheidend an und entwickelt es mit vieler Sorgfalt. Jedoch läßt sich gegen die hier gegebene Begriffsbestimmung der Art (Spezies) noch manches Bedenken erheben. Eine oberflächliche Betrachtung zeigt uns zahlreiche Beispiele geschlechtlicher Vermischung zwischen Thieren, welche alle Naturforscher als zu verschiedenen Arten gehörig ansehen. Die Bastarde sind keineswegs immer, wie die aus der Verbindung des Pferdes und der Eselin hervorgehenden Maulesel, unfruchtbar. Es ist keineswegs schon ausgemacht, daß alle unsere Hunderacen Ausartungen eines einzigen Typus sind. Nach Herrn Bérard ist es wahrscheinlich, daß das Rindvieh auf den Ansiedelungen jenseits des Alleghanengebirges eine neue, aus der Vermischung des amerikanischen Bison mit dem europäischen Rind hervorgegangene Race ist. Ist es denn schon ausgemacht, daß alle Menschenracen mit einander fruchtbare Bastarde erzeugen können? — Aus der Erfahrung weiß man es nicht. Die Bastarde vermischen sich meist mit den Völkern, aus deren Verbindung sie hervorgegangen sind; sie vermischen sich selten mit einander. Das hier aufgestellte Merkmal einer Art (Spezies) ist in vielen Fällen gar nicht zu konstatiren. Darum eignet es sich nicht dazu, der Eintheilung der Gattungen in Arten zu Grunde gelegt zu werden. Wenn man die Erfahrung machte, daß der Pudel und der Windhund mit einander nicht zeugungsfähig sind, wird man deshalb aus jedem eine besondere Art machen? Oder, wenn die Chimpansees, welche, wie man sagt, sich Hütten bauen, um darin mit Negerinnen zu leben, so glücklich wären, diese zu Müttern zu machen, würde daraus folgen, daß die Neger nicht Menschen sind?

Welches ist also das charakteristische Merkmal einer Art? Haben die Arten, die wir annehmen, eine innere Nothwendigkeit? Man könnte daran zweifeln, wenn man bemerkt, daß die anderen Eintheilungen der Zoologie so wenig Schwierigkeit machen, so wenig streitig sind, während man über den Begriff Art nicht einig werden und sichere Unterscheidungszeichen in Beziehung auf das, was man als Arten unterscheidet, nicht finden kann. Und doch ist man darin einig, daß man Arten annimmt, daß man ihre Anzahl in jeder Gattung festsetzt, und daß darunter die erste Stufe bleibender Allgemeinheit, zu welcher der Gedanke vom Individuum aufsteigt, zu verstehen sei. Das physische Kennzeichen, um dessen willen gewisse Individuen zu einer Art gerechnet werden, ist noch nicht befriedigend festgestellt. Cuvier hat erklärt, daß alle von Einem Paare oder von identischen Paaren abstammende Individuen zu derselben Art gehören. Dies ist richtig, und wir meinen, daß nur dann, wenn man dies unter dem Worte Art versteht, die Eintheilung klar und sicher wird. Wenn man unter dem Begriffe Art etwas Anderes versteht, verliert die Frage, die uns hier beschäftigt, ihr Interesse. Ob es mehrere Arten von Menschen giebt, untersuchen wir nur, um zu erfahren, ob ursprünglich mehrere verschiedene Menschenpaare existirt haben. Aber die gegebene Begriffs-Erklärung kann der Eintheilung nicht zu Grunde gelegt werden, da das Merkmal, auf dem sie beruht, direkt nicht erkannt werden kann. Man müßte ein allgemeines Merkmal finden, welches uns anzeigt, daß alle die Thiere, bei denen man es antrifft, von identischen Paaren abstammen. Blumenbach erklärte, daß alle die Thiere, welche sehr wichtige charakteristische Merkmale mit einander gemein haben, zu derselben Art gehören, wenn die sie unterscheidenden Kennzeichen den Klimaten oder den anderen äußeren Umständen zugeschrieben werden können. Diese Begriffs-Erklärung ist eben so wenig praktisch. Um die Mängel der bisher angegebenen Begriffs-Erklärungen zu vermeiden, muß man sagen: Eine Art von Thieren oder Pflanzen ist der Inbegriff von Individuen, welche, eine in ihren vornehmsten Einzelheiten gleiche Organisation habend, auf einander gleiche Individuen als ihre Erzeuger zurückgeführt werden können, und deren Verschiedenheiten in der Organisation sich aus einer dauernden Einwirkung sowohl natürlicher als künstlicher Ursachen erklären lassen.

Freilich ist auch diese Begriffs-Erklärung nicht ganz frei von den Mängeln, die den Erklärungen Cuvier's und Blumenbach's vorzuwerfen sind; aber man kann bis jetzt eine bessere nicht geben. Uebrigens kommen den Naturforschern auch noch andere Kennzeichen zu Hülfe, wenn es gilt, zu bestimmen, zu welcher Art ein gegebenes Individuum gehört. Zu diesen Kennzeichen ist allerdings auch die Zeugungs-Unfähigkeit mit anderen Individuen von bestimmter Art und die Unfruchtbarkeit der erzeugten Bastarde zu rechnen; aber untrüglich ist dieses Kennzeichen nicht. Außerdem sind die Formen und die Natur der erzeugten Individuen nicht gleichgültig. Man hat die Erfahrung gemacht, daß Thiere, welche von Aeltern verschiedener Art erzeugt sind, fast eben so viel Aehnlichkeit mit dem Vater wie mit der Mutter haben. So hält z. B. der Maulesel die Mitte zwischen dem Pferde und dem Esel, und eben so ist es mit dem Erzeugniß des Bison und des Rindes. Dagegen, wenn beide Aeltern zu derselben Art gehören, so ähnelt das Produkt mehr dem Einen oder mehr dem Anderen. Eine Erfahrung, welche die Vertreter der Einheit des Menschengeschlechts lange für sich angeführt, giebt uns ein Beispiel. Herr Coladon, Apotheker in Gent, hat graue und weiße Mäuse gepaart; die Jungen sind theils graue, theils weiße Mäuse gewesen. Bei Kindern, die aus der Verbindung einander sehr nahestehender Völker hervorgehen, ist ebenfalls fast immer entweder der Typus des Vaters oder der der Mutter vorherrschend. Die aus der Verbindung der Negerrace und der weißen Race hervorgegangenen Kinder dagegen zeigen eine Verschmelzung beider Typen; es scheint demnach der Unterschied zwischen der Negerrace und der weißen Race ähnlich dem Unterschiede zu sein, der zwischen zwei thierischen Arten, z. B. zwischen dem Esel und dem Pferde, besteht.

Aber in der Thier- und Pflanzenwelt erhalten sich diese Arten, ohne sich mit einander zu mischen. Die Natur will, daß alle Geschöpfe nur ihre eigene Art und nicht eine andere fortpflanzen. Wenn die Arten sich mit einander vermischen könnten, wenn nicht eine tiefbegründete Trennung zwischen ihnen bestände, so würde nicht blos die Ordnung, sondern auch die Mannigfaltigkeit in der Thier- und Pflanzenwelt bald aufhören. Soll man annehmen, daß alle Racen oder Arten von Menschen ohne Unterschied sich mit einander vermischen können, so daß am Ende alle ursprüngliche Typen und charakteristische Unterschiede zugrundegehen? Warum sollte die Natur für die Menschen weniger gethan haben, als für die Thiere und Pflanzen? — Dieser Einwurf wäre richtig, wenn die Natur nicht in Bezug auf die Menschen ein anderes Verfahren zeigte, welches denselben Erfolg hat, wie die Zeugungs-Unfähigkeit der Arten unter einander. Die Menschen bringen dadurch, daß sie sich vermischen, keineswegs unendlich viele verschiedene Typen hervor; wir sehen im Gegentheil die dadurch entstehenden Verschiedenheiten in enge Gränzen eingeschlossen. Die charakteristischen Typen der Menschengattung zeigen eine Widerstandskraft, die nicht blos den klimatischen Einflüssen, sondern auch den noch so oft wiederholten Kreuzungen trotzbieten. Wenn zwei Racen oder Arten sich vermischen, so ähneln die Kinder auf gleiche Weise beiden Aeltern, und es scheint, als müßten die Typen beider Racen durch weitere Kreuzungen mit der Zeit verloren gehen; aber wenn solche Bastarde sich mit Individuen, die zur Race des Vaters oder zur Race der Mutter gehören, verbinden, so nehmen ihre Kinder wieder den Typus dieser Race an, und wenn Verbindungen derselben Art sich einige Generationen hindurch wiederholen, so sind die Spuren der anderen Race bald gänzlich verschwunden. Wenn eine nicht zu große Anzahl von Schwarzen einem weißen Volke einverleibt ist, so wird im Verlauf weniger Generationen der schwarze Typus gänzlich absorbirt. Dasselbe geschieht, wenn man Kreuzungen verschiedener Arten von Thieren zu Stande gebracht hat; die Nachkommen nehmen allmälig den einen der mit einander vermischten Typen wieder an. Diese Widerstandskraft der Typen spricht dafür, daß die menschlichen Racen ihren Grund nicht in Zufall oder in den Klimaten haben, sondern wirklich als verschiedene Arten anzusehen sind. Dem angeführten Naturgesetz müssen wir es danken, daß wir inmitten der zahllosen Kreuzungen, die in Folge von Invasionen, Eroberungen, Colonisationen in einem Lande vorgekommen sind, doch noch die ursprünglichen Typen der Racen wiederfinden können. Die Juden und die Griechen haben wir bereits erwähnt als Beispiele der Widerstandskraft, die den National-Typen innewohnt. Herr Edwards hat in Frankreich die Typen der alten Gallier und die der Kimrie aufgefunden; in der österreichischen Armee hat er nicht wenige Hunnen(!) bemerkt. Damit ein Typus gänzlich verschwände, müßten zwei Racen zu gleichen Theilen vermischt sein, und die Bastarde müßten sich immer nur unter einander verbinden. Aber dieser Fall ist wahrscheinlich nie vorgekommen. Ein Volk, welches ein anderes unterjocht, vermischt sich mit diesem immer nur seinem kleinen Theil nach. Für die Geschichte hat ein Volk, wenn es

unterworfen ist, aufgehört, zu existiren; für die Physiologie behält es seine Existenz. In einem sehr scharfsinnigen und lehrreichen Werke*) hat Herr A. de Gobineau die vorzüglichsten Veränderungen in den Einrichtungen und in der Politik der Staaten aus der Mischung und aus der Absorption der Racen herzuleiten versucht.

(Schluß folgt.)

Böhmen.

Die evangelische Gemeinde augsburgischen Bekenntnisses in Teplitz.

Diese Gemeinde umfaßt zwar blos einige Hundert Personen in Teplitz und Umgegend; sie ist aber nicht nur wegen der Stellung, welche sie zu dem in Teplitz, in der nächsten Umgegend des Orts, ja, überhaupt in dem Königreiche Böhmen herrschenden römischen Katholizismus einnimmt, sondern auch an sich eine anziehende Erscheinung. Dieselbe näher kennen zu lernen, habe ich mehrfache Gelegenheit gehabt in den Jahren, in welchen ich behufs der Wiederherstellung meiner Gesundheit die weitberühmten Heilquellen der Stadt Teplitz benutzte.

Dasjenige Gebäude, worin sich die Gemeinde zur Befriedigung ihrer sittlich religiösen Bedürfnisse versammelt und welches katholischerseits das „protestantische Bethaus" genannt zu werden pflegt, befindet sich außerhalb der Stadt auf einer Anhöhe mitten in der großartigen Gottesnatur, deren Anblick einer jeden Persönlichkeit, in welcher das Gottesbewußtsein noch eine Macht ist, fromme Gefühle und Empfindungen einflößen muß. Das Gebäude dürfte indeß in denjenigen Sommermonaten, in welchen viele Evangelische Preußens, Sachsens und anderer Länder sich bei körperlichen Leiden der Badekur zu Teplitz unterziehen, aber auch die Erbauung ihres Innern in einem Gotteshause begehren, nicht im Stande sein, zugleich die Gemeinde und diese Evangelischen in sich aufzunehmen. Daher wird der Wunsch der Gemeinde begreiflich, eine Kirche, die größer sei, als das Bethaus, zu errichten, und der Wunsch ist gewiß nicht zu tadeln. Die Gemeinde hat etwa viertausend Gulden für den Aufbau der Kirche gesammelt. Da jedoch diese Summe natürlicherweise noch zu gering ist, als daß blos durch sie der Aufbau zu Stande gebracht werden könnte: so würde es sehr erfreulich sein, wenn die Summe insonderheit durch milde Beiträge von Evangelischen des Auslandes vermehrt würde. Die Gemeinde selbst ist mit irdischen Gütern nicht gesegnet. Sie kann ihrem dermaligen Pastor, Herrn Lumnitzer, außer einer Miethsentschädigung, lediglich zweihundert Gulden als jährlichen Gehalt gewähren. Es ist der Gustav-Adolphs-Verein, der dem Pastor noch vierhundert Gulden als jährlichen Gehalt zufließen läßt. Dieses Verfahren verdient, weil es eine evangelische Liebesthat ist, eine öffentliche, dankbare Anerkennung. Wenn der herrliche Verein die vierhundert Gulden dem Pastor nicht alljährlich spendete, so würde dieser, zumal er verheiratet ist, das genügende Auskommen schmerzlich entbehren.

Der Pastor leitet nun in dem Bethause, welches wir nicht blos als ein protestantisches, sondern zugleich als ein evangelisches darum bezeichnen, weil dort in der That das Evangelium seine Stätte findet, die einzelnen Gottesdienste. Sie sind theils liturgische, d. h. solche, bei welchen die Erbauung nicht durch die Predigt, sondern durch Schriftvorlesung, Gebet und andere fromme Handlungen vermittelt wird, theils Predigt-Gottesdienste. Was insbesondere die letzteren anlangt, so wird in Teplitz darüber Klage geführt, daß die Predigten des Pastors zu lang und zu eintönig seien. Wir lassen es dahingestellt sein, ob die Klage gegründet sei, und rühmen lieber die biblisch-kirchliche Haltung der Predigten, welche vieles Belehrende und Bessernde in sich schließen.

Wir vernahmen, als wir in diesem Jahre in Teplitz waren, daß das kaiserlich königliche Konsistorium in Wien das Gebot, es solle nur Pastor Lumnitzer und kein ausländischer Gottesgelehrter in Teplitz predigen, habe ausgehen lassen. Inzwischen ist dieses Gebot, durch welches (wie man sagte) dem Eindringen unevangelischer Ansichten in die Gemeinde vorgebeugt werden soll, keineswegs ein unbedingtes. Der ehrwürdige Landes-Superintendent von Böhmen, Herr Christoferk, welcher damals die Kirchen-Visitation zu Teplitz vollzog, ertheilte uns unbedenklich die Erlaubniß, zu thun, was wir bereits früher nach dem vielfältigen Begehren evangelischer Brüder gethan hatten, d. h. eine Predigt zu halten. Und diese, deren Text und Thema der Paulinische Ausspruch: „Sterben ist ein Gewinn" (Philipp. 1, 21) war, enthielt auch nach dem Urtheile denkender Zuhörer kein unevangelisches Element, welches der Gemeinde hätte nachtheilig werden können. Wirklich dürfte es der im edelsten Sinne des Wortes frei evangelischen Entwickelung der Gemeinde förderlich sein, wenn nicht blos Herr Pastor Lumnitzer, sondern auch andere echt evangelische Gottesgelehrte die Kanzel des Bethauses bestiegen. Das möchte den Wünschen vieler Gemeindeglieder und Kurgäste entsprechen.

Die Gemeinde besitzt endlich, außer ihrem Seelsorger, zwei Vorsteher. Beide, die Herren Lehmann und Klefler, sind achtbare Teplitzer Bürger. Wie sie selbst von dem evangelischen Prinzipe beseelt sind, so liegt ihnen die Förderung desselben in der Gemeinde am Herzen, ohne daß sie dabei ein feindseliges Verhältniß zu den zahlreichen katholischen Bewohnern von Teplitz einnehmen, an deren Spitze ein ehrwürdiger Greis, Herr Dechant Jobisch, steht. Die Todten der Evangelischen werden eben so, wie die Todten der Katholischen, auf dem Teplitzer Gottesacker bestattet, nur daß es dem evangelischen Pastor nicht erlaubt ist, bei der Bestattung seiner Glaubensgenossen eine Leichenrede auf dem Kirchhofe zu halten.

Daß die Gemeinde unter göttlichem Segen gedeihen werde, dafür leistet uns nicht allein ihre treffliche Organisation, sondern auch der in der Liebe sich thatkräftig erweisende Glaube der Gemeinde Bürgschaft. Diesem Gedeihen hemmend in den Weg zu treten, davon ist die hohe kaiserlich königliche Regierung bei dem Geiste der Gerechtigkeit, von welchem sie beseelt wird, weit entfernt.

Breslau, im September 1854. Wilh. Böhmer.

Mannigfaltiges.

— Hackländer in England. Der gewandte englische Uebersetzer deutscher Werke, Herr Franz Demmler, hat so eben als einen Band der bei Thomas Hodgson in London erscheinenden wohlfeilen Parlour-Library (Preis 1½ Shill. = 15 Sgr.), eine den „Namenlosen Geschichten" Hackländer's entnommene Erzählung, unter dem Titel: „Die Gräfin von St. Alban, oder verloren und gefunden", herausgegeben.*) In der Vorrede sagt er: „Hackländer's Name ist von englischen Literaturblättern bereits vielfach genannt worden. In seinem Vaterlande wird er der deutsche Boz genannt, und in der That gleicht seine Popularität in Deutschland der seines großen englischen Vorbildes, wenn sie dieselbe nicht noch übertrifft (!). Derselbe fröhliche und gesunde Ton, der zu allen Zeiten die Leser der Dickensschen Werke entzückt hat, zeichnet auch die Werke des deutschen Novellisten aus, welche von lebhaften und humoristischen Darstellungen des höheren wie des niederen Gesellschaftslebens voll sind und den Leser durch ihre dramatische Gewalt, wie durch ihre romantische Form, zu fesseln wissen." — Wahrscheinlich werden dieser ersten englischen Uebersetzung einer Hackländerschen Erzählung bald sehr viele andere folgen.

— Swedenborg in französischer Sprache. Swedenborg, der bis auf die neueste Zeit in Frankreich nur durch fragmentarische Uebersetzungen und unzuverlässige Auszüge bekannt war, hat jetzt einen würdigen Dolmetsch in Le Boys des Guays gefunden.**) Swedenborg's Schriften sind sehr zahlreich. Die theologische Partie, wozu siebzehn Werke außer zwölf nachgelassenen Abhandlungen gehören, bilden nur ungefähr die Hälfte des Ganzen. Denn Swedenborg, Beisitzer des akademischen Raths zu Upsala, beschäftigte sich bis in sein weit vorgerücktes Alter mit wissenschaftlichen Arbeiten, und seine Naturbeobachtungen lieferten ihm später zahlreiche Analogieen für sein System. Die Swedenborgische Lehre hat daher, in Widerspruch mit dem Vorurtheil, das ihn zu den Illuminaten vom Schlage Saint-Martin's wirft, vor Allem ein wissenschaftliches Gepräge. Ueberblickt man nun den vollständigen Katalog, der mindestens dreißig Werke umfaßt; bedenkt man, daß diese an den Uebersetzer den Anspruch machen, philosophische und theologische Bildung mit gründlicher Kenntniß des Lateinischen und Hebräischen zu verbinden: so scheint die Aufgabe über Menschenkräfte zu gehen. Herr Le Bois des Guays hat ihr sein Leben geweiht. Und müßte er auch an dem Punkte des schon zurückgelegten Weges Halt machen — die Ehre bliebe ihm dennoch unbestritten, weiter gekommen zu sein, als irgend einer seiner Vorgänger. Das Verzeichniß seiner Uebertragungen zählt dreiundzwanzig Werke in fünfunddreißig Bänden, und ein Zuwachs dieses Verzeichnisses steht in baldiger Aussicht. Dank dem Herrn Le Boys des Guays werden die französischen Leser durch einen treuen Führer in den Stand gesetzt, mit einem der tiefsten Denker, die jemals gelebt, Bekanntschaft zu machen.

---

*) Essai sur l'Inégalité des Races humaines; 2 vol. in-8. Firmin Didot, 1853.

*) The Parlour Library. The Countess of St. Alban, or Lost and Found.

**) Traduction des oeuvres de Swedenborg sur les éditions *originales* de Londres, Amsterdam &c. par J. F. E. Le Boys des Guays. Dernières publications: *les arcanes celestes*, 10 Vol. in-8.; *la vraie Religion chrétienne*, 3 Vol. in-12. Paris, Treuttel et Würtz.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 6 Nummern. Preis jährlich 6 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 3 Thlr. 10 Sgr. und vierteljährlich 1½ Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Expedit. Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 126. Berlin, Sonnabend den 21. Oktober 1854.

Frankreich.

Briefe aus Paris.

Von Dr. F. E. Bamberg.

Dritter Brief.

Dr. Wertheim's Kaltwasser-Heilanstalt im Schlosse von Issy. — Theater. — Neue literarische Erscheinungen. — Die Akademieen.

Paris, Ende September.

Auf meinen Ausflügen von Bellevue, wo ich eine Zeitlang wohnte, besuchte ich auch die Kaltwasser-Heilanstalt des Dr. Leopold Wertheim in Issy. Wenn man von Paris auf dem linken Seine-Ufer mit der Eisenbahn nach Versailles fährt, so liegt Issy an der ersten Station. Es ist ein freundliches Dorf, das, außer der Eisenbahn, mit Paris auch noch durch zahlreiche Omnibuswagen in Verbindung steht, so daß es von der Hauptstadt nicht mehr als zwanzig Minuten entfernt liegt. Das Schloß von Issy hatte ich früher schon einmal flüchtig besucht, es war ehemals Eigenthum des Prinzen von Conti und könnte einem Könige zur Residenz dienen. Zu der Ausführung des Planes, diese prachtvolle Besitzung zu einer Heilanstalt umzuschaffen, gehörte die aufopfernde Beharrlichkeit eines Deutschen, eines Mannes, der, wie Dr. Wertheim, sich seinem Berufe mit wahrer Menschenliebe und ohne jene in Frankreich leider so übliche Gewinnsucht gewidmet hat. Die Opfer, die gebracht werden mußten, um auf eine lange Reihe von Jahren ausschließlicher Besitzer dieses Gutes zu werden und einen Theil der Räumlichkeiten zur Aufnahme der Apparate geeignet zu machen, waren natürlich sehr bedeutend. In Paris selbst kann eine solche Anstalt ihren Zweck nicht erfüllen, weil es hier bekanntlich an dem zu der hydrotherapischen Methode unumgänglich nothwendigen Quellwasser fehlt. Ganz Paris und der größte Theil der Umgegend trinkt aus den nichts weniger als krystallhellen Wellen der Seine. Das Schloß von Issy hat einen Park, der hundertundzwanzig Morgen groß ist, und in welchem selbst die schönsten silberreinsten Quellen entspringen, deren Wasser, von den Höhen kommend, sich bis zu seinem Einströmen in die Bade- und Trink-Anstalt noch läutert. Selbst in unserem wasserreichen Deutschland giebt es wenig Punkte, die zu einer solchen Heilanstalt geeigneter wären. Meine Ueberraschung fing gleich beim Eingange in das Schloß an. Der weite Hofraum wird nach Süden von dem Hauptgebäude begränzt, und zu beiden Seiten erheben sich Flügel, die theils Badezimmer, theils Wohnungen für die Gäste enthalten. Das untere Stockwerk des Hauptgebäudes enthält die Gesellschaftszimmer: den ganz mit Stuck verzierten, muschelförmigen Speisesaal, den großen Salon à la Louis XIV., der mit schweren vergoldeten Möbeln aus alter Zeit ausgestattet ist, und in welchem Journale und interessante literarische Neuigkeiten aufliegen. Von diesem Salon gelangt man in einen zweiten, noch weit prachtvolleren, in welchem ich besonders den Kamin mit den reichen Marmor-Skulpturen bewundert habe. Von dem alten fürstlichen Mobiliar ist Alles noch an seinem Platze. Im ersten Stocke befinden sich die schönsten Wohnungen für die Badegäste, die theils die Aussicht auf den Hof und die Umgegend, also auf Paris, theils auf den Park haben. Das Kabinet des Arztes, in das man, beiläufig gesagt, eine ganze Pariser Wohnung stellen könnte, befindet sich ebenfalls im ersten Stock und enthält eine reiche Bibliothek aus den verschiedensten Zweigen.

Dr. Wertheim, der über die Heilmethode durch kaltes Wasser, unter dem Titel: *„De l'eau froide, appliquée au traitement des maladies"*, eine geschätzte Schrift herausgegeben hat, verleibte der Anstalt, die er errichtete, alle Verbesserungen ein, die man in neuerer Zeit für praktisch befunden hat. Sitz- und Staubbäder sind hier mit Vorrichtungen versehen, die ich bei ähnlichen Anstalten, welche ich in Deutschland gesehen, vermißt habe; fliegende Treppen bringen die Badenden von einem Stockwerke in das andere, und eine gymnastische Anstalt schließt sich in einem Theil des Parkes dem Badflügel des Schlosses an. Und wie ist hier für Verpflegung des Kranken in allen Stadien des Leidens gesorgt! Welche gesunde und nahrhafte Kost, welche Bedienung bei Tische! Ich kenne Leute, die, nachdem sie schon ganz hergestellt waren, den gemüthlichen, Geist und Körper stärkenden Aufenthalt in Issy dem geräuschvollen Leben in Paris oder dem unbequemen Aufenthalt auf einem Dorfe in der Umgegend vorzogen. Auch während des letzten Winters war Issy ziemlich stark besucht: die Herren ergötzten sich mit Billard-Spiel, Jagd u. s. w., und die Damen verbrachten in gemüthlichem Kreise ihre Abende. Von Notabilitäten, die diesen Sommer Issy bewohnten, bemerkte ich bei meinem letzten Besuche unter Anderen den ehemaligen französischen Gesandten Thurot de la Rosière, den bekannten Kunstkritiker Hippolyte Rolle und einen preußischen Offizier, Herrn v. Bonin, der jetzt zur militairischen Mission in Paris gehört. Frühere Gäste waren: der General Gärtner, der Marquis von Colbert, die Gräfin Mortier, der Marquis von Fregaienne, Herr von Rivero, der peruanische Gesandte, und viele Andere, deren Namen mir entfallen sind. Reisenden, die auch die Umgebungen von Paris kennen lernen wollen, rathe ich, einen Ausflug nach dem Schlosse von Issy nicht zu verabsäumen.

Das überaus schlechte Wetter, das fast die ganzen Sommermonate hindurch gewährt hat, hält die Pariser diesmal lange in der Stadt zurück. Die Land- und Badereisen haben daher vor kurzem erst begonnen, und die Winter-Saison wird diesmal etwas spät anfangen. Dennoch haben einige Theater ihre Thore bereits wieder geöffnet: vor allen die große Oper, die jetzt bekanntlich förmliches Hof-Theater geworden ist. Ich glaube nicht, daß die Kunst bei dieser Veränderung etwas gewinnen wird, wenigstens war der Anfang der Vorstellungen so kläglich, wie man es kaum erwarten konnte. Unter der Juli-Regierung, zur Zeit der Direction des Herrn Leon Pillet, schaltete und waltete an der Oper eine Sängerin, Namens Stolz, ungefähr wie die Rachel am Théâtre Français, nur mit dem Unterschiede, daß die Rachel viel und die Stolz wenig Talent hatte. Donizetti schrieb, wenn ich nicht irre, für sie die Rolle der „Favorita" in der Oper gleichen Namens. Passenderes konnte man für diese Dame nicht erfinden: diese musikalische Leidenschaft, diese Tragik, die wie eine Travestie aussieht, paßten ganz für Madame Stolz. Fast nach einem Jahrzehnt kömmt diese Sängerin, man weiß nicht recht, auf wessen Veranlassung, zurück, und man eröffnet das erste Pariser Theater mit diesem widerlichen Stücke, das so viel zur Verderbniß des musikalischen Geschmacks in Frankreich beigetragen hat.

Das Théâtre lyrique, das dritte Opernhaus, das Paris hat, sollte unter die Leitung des Direktors der komischen Oper, Herrn Perrin, kommen. Der Fall war neu und wurde von mehreren Seiten hart angefochten, da in Paris ein Schauspiel-Direktor nicht zwei Theater verwalten soll. Herr Perrin, ein überaus tüchtiger Mann, hat denn auch wirklich auf die Leitung dieses Theaters verzichtet, und bisher ist noch unentschieden, wem dieselbe anheimfallen soll. Es ist die Rede von Herrn Brandus, dem bisherigen Chef der großen hiesigen Musikalien-Handlung Brandus & Comp., dem die Stelle angetragen worden sein soll. Das Théâtre lyrique besteht erst seit einigen Jahren und soll den Zweck haben, jüngeren französischen Talenten zur Bühne zu dienen. Der Direktor übernimmt ausdrücklich die Verpflichtung, weder alte, noch fremde Opern zu geben, was eine durchaus verkehrte und engherzige Vorschrift ist, da gute alte und fremde Werke auf die Ausbildung der französischen Talente einen heilsamen Einfluß ausüben müßten. Mit dem Studium der Musik ist es nicht wie mit anderen Studien, die durch bloßes Lesen mehr oder weniger leicht vollendet werden können. Aus dem Studium der Opern-Partituren wird der Künstler nie das lernen, was er durch häufiges Anhören der Oper lernen kann. Die einzig richtige Maßregel konnte, wenn man die jedenfalls löbliche Idee, eine besondere Bühne für jüngere französische Komponisten zu stiften, ausführen wollte, nur darin bestehen, daß man Letzteren etwa zwei Drittel der Vorstellungen einräumte und die übrigen zu Muster-Vorstellungen verwendete. Und wenn noch die anderen beiden Opernhäuser die Eigenschaft hätten, recht viel Klassisches und Fremdes darzustellen! Allein die große Oper ist fast ausschließlich von fünf bis sechs Komponisten in Anspruch genommen, und die komische hat sich allein das Verdienst erworben, einige ältere Werke von

über dem behandelten Gegenstande steht. In typographischer Beziehung ist zu bemerken, daß dieses Werk einen Theil der von Pomba herausgegebenen Volksbibliothek ausmacht, von dem ein Band von fünfundzwanzig Bogen für acht Silbergroschen verkauft wird.

Von diesen ersten geschichtlichen Werken gehen wir zu einem Roman über nach dem Muster von Eugen Sue, den „Geheimnissen von Triest“,*) von Thiergen, der aber selbst bei dieser Art von Literatur der italiänischen Sitte treu geblieben ist, den Roman an die wirkliche Geschichte anzuknüpfen. Dies ist die Nacht vom 23. September 1853, wo unter fürchterlichem Donner und Blitz in Triest mehrere scheußliche Verbrechen verübt worden. Doch kann man von diesem Verfasser nicht sagen, daß er sich einer klassischen Ruhe befleißigt hat; allenfalls kann man ihn dem Franzosen d'Arlincourt vergleichen.

Um so mehr hat sich der Herausgeber der toskanischen Sprüchwörter**) dieser italiänischen Urbanität befleißigt; wenigstens machen ihm seine Landsleute den Vorwurf, daß er manche der allercharakteristischsten Sprüchwörter weggelassen hat, weil das Buch dann nicht so vom Cynismus befreit gewesen wäre, daß es der Jugend hätte in die Hand gegeben werden können. Uebrigens hat man die Bemerkung gemacht, daß die toskanischen Frauenzimmer der beißendsten Sprüchwörter sich bedienen.

Zuletzt erwähnen wir noch einer anderen literarischen Erscheinung aus Toskana, nämlich eines Werkes über die dortigen Maremmen von dem Advokaten B. Trinci.***) Veranlassung zu dieser Arbeit gab die Ackerbau-Gesellschaft zu Grosseto, der Hauptstadt einer durch ihre Ungesundheit übel berüchtigten Gegend, welche bemüht ist, dieselbe durch Kultivirung mehr zu bevölkern. Die diesfallsigen Vorschläge sind zwar eigentlich mehr lokal, doch zeigen sie die Nothwendigkeit, in Italien ein geregeltes Hypotheken-System einzuführen, welches freilich nur durch ein gehörig geführtes Grundbuch geschehen kann, das sich auf amtliche Uebertragungs-Urkunden des Eigenthums gründet. Allein die dortigen, wie die französischen Juristen können sich noch nicht mit dem Gedanken vertraut machen, daß eine solche Formalität keine Beschränkung des Verkehrs mit Grundstücken mit sich bringt.

J. F. Reigebaur.

Mannigfaltiges.

— Preisfrage. Die diesjährige Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte (in Göttingen) hat in der am 20. September abgehaltenen Sitzung des Vereins für gemeinschaftliche Arbeiten zur Förderung der wissenschaftlichen Heilkunde die nachstehende Preisfrage zu stellen beschlossen: „Welchen Einfluß hat der innerliche Gebrauch verschiedener Quantitäten gewöhnlichen Trinkwassers unter verschiedenen Verhältnissen auf den menschlichen Stoffwechsel?“ Eine Analyse des genossenen Wassers, die verschiedenen Temperaturen desselben, die Qualität und Quantität der gleichzeitigen Diät müssen angegeben werden. Die Arbeiten sind mit Motto und versiegelter Adresse des Verfassers, deren Couvert das gleiche Motto trägt, bis zum 1. Juli 1855 an den Vereins-Secretair, Herrn F. W. Beneke in Oldenburg, einzusenden. Die Preisvertheilung von Hundert Thalern für die beste Lösung der Frage wird in Wien, dem Orte der nächstjährigen Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte, auf Grund des von dem erwählten Schiedsgerichte zu liefernden Referates, vorgenommen werden.

— Literarische Celebritäten in Frankreich. Auf Nichts, schreibt ein englisches Blatt, haben die letzten französischen Revolutionen so verderblich eingewirkt, als auf die Literatur. Die berühmtesten Schriftsteller des Zeitalters sind in politische Verwickelungen gerathen, die sie genöthigt haben, sich von dem Schauplatz ihrer Thätigkeit zurückzuziehen. Victor Hugo lebt als Geächteter auf einer Insel des Kanals. Lamartine ist beinahe vergessen. In Paris trifft man noch bisweilen einen halben Neger, der gebückt einhergeht und dessen Haar seine natürliche Farbe verloren hat — es ist Alexandre Dumas. Dieser beliebte Romanschreiber wohnte bisher bei seiner Tochter in der Maison d'Or auf dem Boulevard, hat aber vor kurzem ein kleines Haus in der Rue d'Amsterdam gemiethet. Eines Abends bemerkte ich auf dem Boulevard einen gichtbrüchigen alten Mann, der kaum im Stande schien, sich fortzuschleppen; er kam eben aus dem „Divan“, einem von Literaten viel besuchten estaminet, und wurde mir als der geistreiche Kritiker Gustave Planche bezeichnet. Alfred de Vigny, der Verfasser von „Cinqmars“, trägt den Kopf noch immer ziemlich hoch und erscheint regelmäßig in den Sitzungen der Académie française; seine langen Locken geben ihm das Ansehen eines alten Franken, aber ach! sie sind grau geworden. Emile Deschamps hat sich nach Versailles zurückgezogen, wo er, wie Candide, seinen Garten baut, während Sainte-Beuve sich an den Moniteur Universel verkauft hat und langweilige Leitartikel schreibt, die nur in der Provinz gelesen werden. Auch der Bibliophile Jakob (Paul Lacroix) gehört zu den Vergessenen, wie sein Bruder, der einst als Novellist und Dramatiker in gutem Rufe stand und eine Schwägerin Balzac's zur Frau hat. Von den Koriphäen der französischen Literatur sind Guizot, Villemain, Augustin Thierry und Victor Cousin noch mehr oder minder thätig; allein sie nähern sich dem Ende ihrer Laufbahn und hinterlassen keine Nachfolger.

— Zur Geschichte des Tischrückens und Geisterklopfens. Herr E. Chevreul, Mitglied der französischen Akademie der Wissenschaften, hat eine interessante Schrift zur Geschichte und Kritik des Tischrückens und der ähnlichen älteren Phänomene der Wünschelruthe und des Explorations-Pendels herausgegeben.*) Herr Chevreul, ein bekannter Chemiker, der aber auch Verfasser mehrerer geschätzter philosophischer Arbeiten ist, giebt in seiner Schrift, nach einer anziehenden Einleitung über die geheimen Wissenschaften, eine Uebersicht aller aus dem Alterthume, dem Mittelalter und der neueren Zeit bekannten Experimente, die mit denen der Wünschelruthe und des Tischrückens mehr oder weniger verwandt sind. Was Letzteres betrifft, so läßt sich, wie der Verfasser sagt, Alles auf die Kenntniß gewisser Muskel-Bewegungen zurückführen, auf welche Herr Chevreul bereits im Jahre 1833 die Aufmerksamkeit des älteren Ampère gelenkt haben will, und deren eigenthümliche Wirkungen er jetzt mit größerer Ausführlichkeit untersucht. Diese Bewegungen liefern auch den Schlüssel zu dem, was der gelehrte Chemiker den Explorations-Pendel nennt, und helfen zugleich manches Räthsel aus der Geschichte des thierischen Magnetismus lösen. — Gleichzeitig mit dieser Schrift ist in England ein Buch zur Enthüllung des Klopfgeister-Geheimnisses, unter dem Titel: „Spirit Rapping in England and America, its Origin and History“ (London, Bizetelly), erschienen, worin namentlich die Productionen der bekannten Familie Fox in Amerika als Täuschungen und Beutelschneidereien nachgewiesen werden. Merkwürdig genug laufen in der Geschichte dieser Erscheinung natürliche und unbewußte, bona fide Bewegungen und wohlberechnete Charlatanerie und Täuschungen so in einander, daß kaum zu unterscheiden, welchem von Beiden die Priorität gebührt.

— Die „Veteranen von Flonheim“. Auch wir haben mit Vergnügen gelesen, was die „Pfälzer Zeitung“ bei Gelegenheit der Adresse gesagt, welche die sogenannten „Veteranen von Flonheim“ — alte rheinhessische Bürger, die einst das Unglück hatten, in der großen Armee Napoleon's als Soldaten gegen Deutschland zu dienen und zu fechten — am 15. August, an den Kaiser Napoleon III. erlassen, der den „Veteranen“ kürzlich ein Geschenk von fünftausend Francs nach Mainz geschickt hatte. Diese Graubärte, statt sich still in den Schleier ihres vaterlandsmörderischen Ruhmes zu hüllen, sind taktlos genug, an den Ufern des deutschen Rheins, vor den Augen der Reisenden aller Nationen, am Geburtstage des ersten Napoleon Umzüge zu halten, Böllerschüsse abzufeuern und durch noch allerlei anderes kindisches Gebahren ihre Freude kundzugeben. Der Redacteur dieser Blätter hat zufällig am 15. August d. J. einige Stunden auf dem Rheine zwischen Mainz und Bingen, an welchem letzteren Orte er übernachtete, zugebracht. Er muß gestehen, daß er sich den Engländern und Franzosen gegenüber, mit welchen er sich auf demselben Schiffe befand, seiner rheinhessischen Landsleute von ganzer Seele geschämt hat. Als er den Schiffern, die ihn von Bingen nach Asmannshausen hinüberfuhren, seine Verwunderung über den Nachtlärmen und über die fortdauernden Böllerschüsse zu erkennen gab, antworteten ihm diese: „Der Herr is wohl a Prüß? Ja, in Prüße da drübe (wobei sie auf die durch die Nahe bezeichnete, preußische Gränze wiesen) wolle se von de Sankt Napoleon nix wisse, aber mer losse uns dadrum nit irremache, un de Nassauer haben auch nix darlege.“ — Ich freute mich förmlich mit dem an diesem Tage unaufhörlich herabströmenden Regen, der freilich meinem Ausfluge nach dem Niederwald und Rüdesheim bedeutenden Eintrag that, der aber auch den Veteranen von Flonheim und Mainz ihr undeutsches Vergnügen etwas zu Wasser machte. Glücklicherweise werden dieser Veteranen mit jedem Jahre weniger, und mit ihnen stirbt hoffentlich am linken Rheinufer Deutschlands jene Napoleon-Romantik aus, die selbst in Frankreich eine Seltenheit geworden und, wo sie sich dort blicken läßt, auch von den Franzosen belächelt wird.

*) Novi misteri di Trieste, di A. Thiergen. Trieste, 1854. 5 Vol.
**) Adjunti al proverbi Toscani di Gius. Giusti. Siena, 1854.
***) Della Maremma Toscana dall Avv. Bartol. Trinci. Firenze, 1854.

*) De la baguette divinatoire, du pendule dit explorateur et des tables tournantes au point de vue de l'histoire, de la critique et de la méthode experimentale, par M. E. Chevreul, membre de l'Institut. Paris, Mallet-Bachelieur, 1854.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

würdigen Theorien bekannt machen, die im Interesse der Ansicht, daß alle Menschen von einem einzigen Paare abstammen, ausgedacht worden sind. Fürs erste scheint es, als müßte Adam, der Stammvater der Menschen, mit allen physischen und moralischen Eigenschaften, auf welche die vorzüglicheren Racen stolz sind, ausgestattet gewesen sein. Ein Naturforscher belehrt uns eines Anderen. Herr Prichard hat in Erwägung, daß weder die Klimate, noch sonstige äußere Verhältnisse sich fähig zeigen, die weiße Race in eine schwarze zu verwandeln, die Theorie aufgestellt, daß Adam ein abyssinischer Neger gewesen sei. Der Mensch im Urzustande, im Zustande der natürlichen Rohheit, meint Herr Prichard, ist schwarz; die Civilisation erst bewirkt, daß er weiß werde; je civilisirter der Mensch ist, desto heller ist seine Hautfarbe. Die meisten wilden Völker sind braun oder schwarz; die civilisirten Völker sind gelb oder weiß. Innerhalb desselben Volkes sind die Landleute, als die weniger Civilisirten, von dunklerem Teint, als die civilisirteren Städtebewohner. Wir haben diese Ansicht bereits widerlegt. Die Menschheit ist in stetem Fortschritt begriffen, das ist wahr; aber daß der Mensch dem Fortschritt auch eine gänzliche Umwandlung seiner Gestalt soll zu danken haben, daß er aus den Händen des Schöpfers so häßlich soll hervorgegangen sein, ist schwer zu glauben. Andere Vertheidiger der Ansicht, daß alle Menschen von Einem Paare abstammen, haben die Meinung ausgesprochen, daß der erste Mensch roth gewesen sein müsse, weil die rothe Hautfarbe sich eben so leicht in die weiße, wie in die schwarze, könne verwandelt haben.

Im achtzehnten Jahrhundert hatte man noch eine andere sonderbare Theorie aufgestellt, die menschlichen Verschiedenheiten zu erklären. Einige Naturforscher, unter ihnen auch Cuvier, hingen der Lehre von der Ewigkeit der Keime an. Ein Physiologe des achtzehnten Jahrhunderts wandte diese Lehre auf das Menschengeschlecht an: er stellte demgemäß die Behauptung auf, daß die erste Frau die Keime aller zukünftigen Menschen, in einander eingeschachtelt, in ihrem Schooße getragen habe. Da die Menschen nicht gleich sind, so haben es auch die Keime nicht sein können; sie sind von Anfang an verschieden an Farbe gewesen. Dieser Theorie zufolge wäre es nicht unmöglich, daß in Europa einst, wenn die Reihenfolge der weißen Keime zu Ende wäre, alle Nationen eine andere Farbe bekämen. Das Einschachtelungssystem der Keime hat heutzutage wohl keinen Anhänger mehr. Herr Strauß-Dürckheim hat in einem interessanten Buche*) berechnet, wie groß die Anzahl der Keime gewesen wäre, welche das erste Individuum einer bestimmten Pflanzenart in sich eingeschlossen gehabt hätte. Eine Mohnpflanze liefert mindestens tausend Körner im Jahre; sechstausend Jahre sind mindestens seit der Schöpfung verflossen. Die Anzahl der Keime, welche die erste von Gott direkt geschaffene Mohnpflanze in sich getragen haben müßte, ist, der Berechnung des Herrn Dürckheim zufolge, durch die Zahl 1 mit achtzehntausend Nullen auszudrücken, und dabei sind noch alle die Keime, die in der Zukunft (nach den sechstausend Jahren) sich entwickeln können, nicht mitgerechnet. Denkt man sich jeden Keim nur ein Millimètre im Durchmesser, so würde die ganze Erde, wenn sie aus lauter solchen Mohnkeimen zusammengesetzt wäre, solcher Keime nur so viele enthalten, wie durch die Zahl 1 mit dreißig Nullen ausgedrückt sind.

Alle diese Unmöglichkeiten, alle diese mehr oder weniger spitzfindigen Erklärungen, welche man im Interesse der behaupteten ursprünglichen Einheit des Menschengeschlechts hat aufstellen müssen, gaben der zuerst von Herrn Virey aufgestellten, heutzutage von vielen Naturforschern getheilten Ansicht eine gewisse Ueberzeugungskraft. Wenn die Annahme einer ursprünglichen und permanenten Ungleichheit der Menschen nicht etwas dem menschlichen Gefühl Widerstrebendes hätte, wenn unser Geist nicht daran gewöhnt wäre, Alles, was er begreifen will, so viel wie möglich auf die Einheit und Allgemeinheit zurückzuführen, wenn nicht jedes Volk eine Neigung hätte, sich als eine einzige Familie zu betrachten: die tief wurzelnden und permanenten Verschiedenheiten unter den Menschen, die Unmöglichkeit, diese Verschiedenheiten auf die klimatischen Verhältnisse oder auf zufällige Umstände zurückzuführen, die in Betreff der Thierwelt gemachten Erfahrungen, die Schwierigkeit, rationelle oder wissenschaftliche Erklärungsgründe für die Entstehung der verschiedenen menschlichen Racen zu finden — alles dies würde die Theorie von der ursprünglichen Einheit des Menschengeschlechts, von der Abstammung aller Menschen von einem Paare längst in allgemeinen Mißkredit haben bringen müssen. Die Erkenntniß der allgemeinen Naturgesetze ist geeignet, dieser Theorie ein Ende zu machen. Ein überall zu Tage tretendes, wie in seinem Zweck, so in seinen Mitteln klares Gesetz ist die Verschwendung, mit welcher die Natur die Keime aller organischen Wesen hervorbringt. Die Vorkehrungen, welche die Vorsehung trifft, um ihre Schöpfungen fortzupflanzen und vor Untergang zu bewahren, sind zahllos. Jedes Jahr, jeder Augenblick sieht Keime jeder Art entstehen, von denen nur ein sehr geringer Theil zur Entfaltung kommen kann. Warum sollen wir für die ersten Tage der Welt das Gesetz nicht gelten lassen, welches die Erfahrung uns überall vor Augen stellt? Warum soll dieses Gesetz damals, wo seine Wirksamkeit nöthiger war, nicht wirksam gewesen sein? — Ist es so leicht denkbar, daß die über die Erde verbreiteten Myriaden von Thieren jeder Art alle von einem einzigen Aeltern-paar ihrer Art abstammen? — Wer vermag sich die Erde vorzustellen in einer so kärglichen Ausstattung, daß jede Art von Pflanzen nur in Einem Individuum gegeben war, daß in Stelle der heutzutage endlosen Wälder nur Ein Baum da war? Wie hätten in dem unermeßlichen Ocean die einzelnen ersten Paare jeder Art von Fischen sich bei einander halten und vor Untergang sicher sein sollen? — Die stärkeren Thier-Arten hätten ja sogleich die schwächeren, ihnen zur Nahrung bestimmten Thier-Arten verzehrt und wären dann vor Hunger auch umgekommen. Vernünftiges Nachdenken führt zu der Ansicht, daß, wie die Pflanzen und die Thiere, so auch die Menschen zugleich oder allmälig auf verschiedenen Stellen der Erde zum Vorschein gekommen sein müssen. Diese Ansicht stellt eine Erklärung der menschlichen Racen-Unterschiede in Aussicht, bei welcher alle die Schwierigkeiten, mit denen die Gelehrten bis dahin sich abgequält haben, verschwunden sind.*)

*) Théologie de la Nature; 3 vol. in-8. Victor Masson, 1852.

Zur Geschichte der Oper.

Die Oper gehört zweien heterogenen Gebieten an, zu deren Schöpfung sich Dichter und Tonsetzer vereinigen müssen. Auf der Bühne erscheint sie als ungetheiltes Kunstwerk, ergreift die Seele des Zuschauers und läßt ihm nicht Zeit, über das Verhältniß des Textes zur Musik Reflexionen anzustellen. Fragt man aber die Geschichte, so stellt sich die merkwürdige Erfahrung heraus, daß die Musik in den Hintergrund tritt, vergessen wird und verloren geht, während die Texte bleiben und in der Literatur-Geschichte eines Volkes aufbewahrt werden. Nur die kirchliche Musik hat hier und da eine längere Dauer, und es scheint, daß der musikalische Geschmack größeren und häufigeren Wandelungen unterworfen ist, als der dichterische. Es bedarf hierzu kaum eines Hinweises auf das Alterthum, dessen große Dramen uns zum Theil erhalten sind, während ihre Musik, trotz aller gelehrten Forschungen, schwerlich zu rekonstruiren ist. Wir haben hierfür ein viel näheres Beispiel.

Es ist bekannt, welche Ausbreitung die Oper im siebzehnten Jahrhundert in Frankreich und Deutschland gefunden, und daß sie eine Culmination, um nicht zu sagen, Blüthe, erreicht hat, wie kaum in der Gegenwart. Aber während man die Geschichte der Oper in Frankreich seit ihrer Einbürgerung durch Kardinal Mazarin und die Wunder Lullyscher Compositionen vielleicht über Gebühr detaillirt und gepriesen; während man selbst in England ihre Anfänge in den Maskeraden aufgesucht und den Ursprung der ganzen Gattung in Italien von Zarlino bis auf Apostolo Zeno und den großen Metastasio mit aller erdenklichen Gelehrsamkeit ans Licht gezogen, ist die Geschichte der deutschen Oper nur beiläufig und, selbst von den gelehrtesten Literar-Historikern, wie Gervinus, ganz oberflächlich behandelt worden, so daß man dieses Gebiet als eine wirkliche terra incognita betrachten kann, wo deutsche Gründlichkeit noch genügende Lorbeeren zu holen hat. Freilich möchte man einwenden, daß die Literatur der Operntexte eine höchst unlohnende sei, daß man auf zu große Fadheiten und Geschmacklosigkeiten stoße, um einen Gewinn für die National-Literatur daraus zu ziehen; aber, ist darauf zu erwiedern, dasselbe muß man von einer Unzahl Erzeugnisse desselben Zeitraums behaupten, wir wollen nur den Roman anführen, welcher aber dennoch mit hergebrachtem Fleiße bearbeitet ist. Täuschen wir uns nicht, der Grund ist ein anderer; unsere Literar-Historiker waren keine Musiker und, umgekehrt, unsere Musiker ohne genügende literarische Bildung. Es gehörte eben der so seltene Verein umfassender literarischer und musikalischer Kenntnisse dazu, um hier erfolgreich aufzutreten. Wenn man in dem Werke, das wir bald anführen werden, namentlich verzeichnet findet, daß in einem Zeitraum von sechzig Jahren (von 1678—1738) in einer einzigen Stadt zweihundertdreiundfunfzig Opern zur Aufführung kamen, daß der größte deutsche Opernkomponist bis auf Mozart den namhaftesten Theil komponirt, wenn man anderweitig weiß, daß in mehreren deutschen Residenzstädten noch ungehobene Schätze der Art in Menge vergraben liegen: so wird man sich doppelt freuen, durch den Fleiß und die Ausdauer eines Mannes, in dem sich wissenschaftliche Bildung mit tiefen musikalischen Studien auf die seltenste und glücklichste Weise vereinigen, für eine Periode und eine der bedeutendsten Oertlichkeiten, so zu sagen, reinen Tisch gemacht zu sehen.

*) Wir bedauern, daß der französische Verfasser das in diesen Blättern bereits erwähnte Werk über die Menschenracen von Professor Dr. Frankenheim in Breslau nicht gekannt zu haben scheint. Nächstens werden wir nun auch das neueste, Epoche machende, amerikanische Werk über diesen Gegenstand (nach Morton, von Glidden und Nott) besprechen. D. R.

standtheile zurückzuführen, könnte die Uebereinstimmung der Urwurzeln aller derselben annähernde Schlüsse erlauben, aber bis dahin hat es noch Jahrhunderte Zeit.

Noch sonderbarer ist nun die Annahme eines Ur-Alphabets in der Art und Weise, wie es Herr Forster thut. Wenn wir in Bezug auf die Ursprache unsere völlige Unwissenheit bekennen mußten, so sind wir in Bezug auf die Erfindung der Schreibkunst besser daran, indem wir ihren Ursprung und die Stufen ihrer Ausbildung noch genau verfolgen können. Der Gedanke, der einer Ursprache sogleich auch ein Ur-Alphabet zu geben, also die Schreibkunst in die Anfänge des Menschengeschlechts zu verlegen, wird für jeden Vorurtheilsfreien, welcher nur etwas logisch denken kann, schon durch den Umstand widerlegt, daß die ältesten Schriftweisen bereits eine ganz bestimmte, eigenthümlich ausgebildete Sprache voraussetzen; die Hieroglyphen z. B. die ägyptische und keine andere. Andererseits aber ist klar, daß die Syllabar- und Buchstabenschrift eine verhältnißmäßig junge Stufe der Entwickelung sind, welche durch zahlreiche Zwischenstufen auf die älteste Schreibweise, die wohl überall eine Bilderschrift war, wie in Aegypten, China, Mexiko u. s. w., zurückführt. Wenn wir nun auch zugeben wollten, was doch sehr stark bestritten werden kann, nämlich, daß die Schreibkunst nur an einem bestimmten Orte erfunden worden und dann von einem Volke zum anderen gewandert sei, daß also nur ein einziges Ur-Alphabet bestanden; so ist es doch wieder eine ganz bodenlose Annahme, diese Völker hätten die ihnen überlieferten Schriftzüge nur hin und wieder ein wenig verdreht, weshalb es möglich sei, noch ihre Aehnlichkeit herauszufinden.

Ich leugne nicht, daß das in so jungen Niedersetzungen, wie etwa die phönizisch-griechisch-etruskisch-lateinischen Alphabete, der Fall sei; als allgemeine Regel aber kann es nicht gelten; Jeder, der sich in der Geschichte der Sprachen und der Epigraphik ein wenig umgesehen, wird wissen, wie oft das Vorhandensein eigenthümlicher Laute die Ausdenkung ganz neuer Schriftzeichen nothwendig machte, ja, wie der Gebrauch der Schrift, die Erfindung eines Alphabets für eine Sprache bereits nicht mehr blos Sache bloßer Tradition ist, sondern in menschlichem Belieben liegt. Vollends nun gar der Satz, ähnlichen Zeichen müßten nothwendig immer gleiche Laute zu Grunde liegen, schlägt aller wissenschaftlichen Erfahrung ins Gesicht; denn oft haben in sehr nahe benachbarten Sprachen, ja, sogar in derselben, wenn die Einführung der Schrift noch jung ist, dieselben Zeichen ganz verschiedene Lautwerthe: P liest der Lateiner p, der Grieche r, H ist dem Ersteren h, dem Anderen ein e. Was nun gar die auf diesen scharfsinnigen Satz gegründete Aehnlichkeitsmachungs-Methode der Keilschriften mit dem angeblichen Ur-Alphabete und die darauf gegründete Entzifferungsweise betrifft, so können wir sie füglich mit Stillschweigen übergehen; der daraus folgende Schluß: „Alle Keilschriften sind folglich in der arabischen oder der Ursprache abgefaßt", ist völlig absurd, und es ist nur Schade um die kostbare Zeit und das schöne Papier, das mit diesen angeblichen Entdeckungen vollgedruckt worden ist. Beispiele der Entzifferung, wie das mit dem Löwen, werden keinen Kundigen blenden; bei einiger Phantasie, einiger Torquirung der Thatsache und sonstigen Kunststückchen sind dergleichen Resultate sehr leicht zu erreichen, und wenn hier der Ort wäre, so wollte ich aus angeblichen Entzifferungen etruskischer u. s. w. Inschriften noch scheinbarere Sachen hervorheben, obgleich sie eigentlich nichts als Hallucinationen „des fieberhaft entzündeten Gehirns" sind. Jedenfalls hat Rawlinson's Entzifferungssystem, das bei allen Mängeln der Anwendung doch immerhin das allein wissenschaftliche bleibt, einen höchst unschuldigen Gegner gefunden, und wir dürfen also für dessen Sturz durch das Forstersche gar nicht bange sein.

So viel also über Herrn Forster's Urforschungen. Es sei uns vergönnt, einige verwandte Dinge hier kurz zu berühren: Die französische Expedition in Mesopotamien ist zu Ende, auch Herr Dr. Oppert, welcher den sprachlichen Theil, das ist also die Keilschriften, behandeln sollte, ist zurückgekehrt, und die gelehrte Welt harrt nun auf die Ergebnisse, die sie verspricht, besonders auf den topographischen Plan jener altberühmten Gegenden. Wie es mit der Entzifferung der schriftlichen Denkmäler, die nun in so reicher Anzahl vorliegen, aussehen wird, muß man abwarten; doch scheint es, daß, wenn auch die Viergestaltigkeit und Verschiedenheit der Alphabete, also die Sonderung und Bestimmung derselben, noch große Schwierigkeiten in den Weg legen wird, man in nicht gar langer Zeit dennoch bedeutende Aufschlüsse erwarten darf. Inzwischen giebt uns die Augsburger „Allgemeine Zeitung" vom 31. August 1854 (Beilage zu Nr. 243) Nachricht von einer Entzifferung der cypriotischen, zu Idalion gefundenen Erztafeln durch Herrn Röth. Die Schrift darauf soll einem Alphabete angehören, das den späteren phönizischen, lycischen und griechischen Formen zu Grunde liegt, und von erschreckendem Reichthume sein, indem es z. B. sieben Zeichen für das Chet, neun Zeichen für das Mam aufweist. Röth hielt anfangs, wie auch der erste französische Herausgeber, der Duc de Luynes, den Text für ägyptisch, weil einige Zeichen der unbekannten Schrift dem Aegyptischen entnommen sind (!), bis er nach langer vergeblicher Anstrengung ein chaldäisches Wort: Masiehtha (Vertrag), hebräisch Masela, entdeckte und nun fand, daß die Sprache semitisch, und zwar vor Allem chaldäisch sei; ein Umstand der uns gerade nicht Wunder nehmen kann: denn daß Cypern von Alters von Semiten (den Ketäern, Kittim, „Movers Phöniz." II. Abth. 2 Th., S. 203) bewohnt war, ist eine zugestandene Sache.

Der Inhalt der Inschrift, die bis auf die letzte Sylbe klar sein soll, was wir freilich noch nicht so unbedingt glauben können, ohne irgend dem Scharfsinne des Herrn Röth zu nahe treten zu wollen, wäre demnach ein geschichtliches Dokument, eine Friedensproclamation, deren Anfang so lautet: „Entnommen wird die Angst, verscheucht der Gräuel frecher Verwüstung durch diese Bekanntmachung. Genug ist es des Haders, genug hat diese Insel gezittert vor der Verwüstung, und wieder aufgerichtet hebt sich Salamis (Stadt auf Cypern) zur Beseitigung der Angst. Genug ist es der Buße. Die Herzen der Verächter Thebens schreckt dieser Friedensvertrag und schneidet ab die Furcht, den Grund der Unterjochung. Genug ist diese Insel zertreten, gegen sich selbst wüthete die Insel, gegen ihr eigenes Eingeweide. Nun naht ihr Freude. Wiederhergestellt hat Aegypten das Bündniß, die Hoffnung des armen, zerrütteten Amathus, Idalion und Salamis" u. s. w.

Dies der Inhalt der vier ersten Zeilen von einunddreißig; ein ägyptischer König wird seltsamerweise nicht genannt, sondern nur Theben, die Hauptstadt von Ober-Aegypten, mit ihrem auch aus dem Hebräischen bekannten Namen No, die Hauptstadt von Cham. Ein besonders hohes Alter will übrigens Herr Röth der Inschrift nicht beilegen, da ihre Sprache, jener babylonisch-syrische Dialekt, eine sehr entwickelte sei; indessen müßte man sie doch über 1100 v. Chr. verlegen, seit welcher Zeit etwa Kypros unter tyrische Herrschaft kam und sich die Kyprier, wie auch die noch vorhandenen cyprischen Inschriften zeigen, der echt phönizischen Schrift und Sprache bedienen (Movers ebend., S. 212); es ist aber nicht gut denkbar, daß ein öffentliches Dokument, wie diese Friedensproclamation, die doch jedenfalls auf das Verständniß der Landesbewohner berechnet war, in einem so schwerfälligen Alphabete hätte verfaßt werden sollen, da ein einfacheres, allgemein anerkanntes im Gebrauche war. Wie nun das uralte, jedenfalls in geschichtlicher Zeit antiquirte Alphabet zu der verhältnißmäßig jungen chaldäischen Sprache (Babylon und Assyrien liegen sehr weit von Cypern) paßt, dürfte jedenfalls in Erwägung zu ziehen sein und kann hier nicht ausgemacht werden. Uebrigens ist es sicher, daß Cypern einmal, ja, vielleicht öfter, selbst noch in geschichtlicher Zeit, unter ägyptischer Hoheit gestanden hat, und insofern würde der Deutung wenig im Wege stehen.

Nun zum Schlusse noch eine Neuigkeit: nach dem Athenaeum Français vom 9. September (S. 844) hat Herr v. Paravey nach seiner Behauptung in alten chinesischen Büchern Keilschriften entdeckt, ähnlich denen, welche die babylonischen Backsteine tragen, eben so ägyptische, phönizische und hebräische Buchstaben; nicht minder die Constellationen des Thierkreises von Denderah. Ihm zufolge war die chinesische Dynastie der Ljia eine elamitische (persische), die der Chang eine ägyptische und die der Tschen assyrisch. Das Reich der Tsin oder Tsir, nach Herrn v. Paravey syrisch (!), wurde erst nach dem Sturze des griechisch-baktrischen Reiches, 256 v. Chr., gegründet. China hatte früher ägyptische, syrische, armenische und assyrische Kolonieen erhalten. Der Abbé Lamdot, der zwanzig Jahre kaiserlicher Astronom zu Peking gewesen, soll umgekehrt alte chinesische Buchstaben auf babylonischen Backsteinen gefunden haben.

Alles dies ist in einem Briefe des genannten Herrn an die syrisch-ägyptische Gesellschaft zu London enthalten. Daß hinter diesen erstaunlichen Resultaten nicht viel sei, daß diese dreisten Behauptungen so deutlich und scharf, wie nur möglich, eine gewisse den Franzosen eigenthümliche Manier an der Stirn tragen, leuchtet sofort ein; man nennt das im Deutschen mit dem einfachsten Ausdrucke: „gelehrte Windbeutelei." — Uebrigens ist diese Sorte von Gelehrten die unschädlichste; sie macht bisweilen Spaß und nöthigt dem ernsten Forscher, dem sie jedenfalls zu Verirrungen und Täuschungen keinen Anlaß geben wird, ein ironisches Lächeln ab. *Kntl.*

Rußland.

Die Königssprüche des persischen Dichters Abbas Mirza.

(Schluß.)

Nur Eines, was die innere Einrichtung des Buches betrifft, sei noch erwähnt. Das ganze, wie wir schon oben berührten, aus dreiundsechzig Seiten bestehende Werkchen, ist nämlich in sechs Abschnitte (Otdelenija) gebracht, die durchaus durch keine logische Kluft von einander getrennt sind. Denn die Worte richten sich immer an den Schah und enthalten Lehren, die sich auf die Regierungskunst beziehen. Höchstens könnten wir das Metrum als maßgebend betrachten, doch bleibt auch dies innerhalb einiger Abschnitte (wie im zweiten bis

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 127. Berlin, Dienstag den 21. Oktober 1854.

England.

Englische Literatur-Briefe.

1854. Zehnter Monats-Bericht.

Die Aerndte auf den Feldern der Natur und Literatur. — Das wissenschaftliche Parlament in der St. George-Halle in Liverpool und das deutsche Naturwissenschafts-Parlament in Göttingen. — Die St. George-Halle und die Orgel darin. — Kaufmännische Mäcene. — Merkur siegreich über Mars. — Martiale Ungerechtigkeit und Unmoralität. — Das Sonntags-Wirthshausgesetz und die Trunksucht des Volkes, besonders des weiblichen Geschlechts. — Statistische Barometer für Nachweis der zunehmenden Volkskultur. — Die Ehre der Dekzits im Krystall-Palaste. — Die botanische und pflanzengeographische Abtheilung darin. — Chevreul's Farben-Wissenschaft und Parton's Blumen-Praxis. — Die französische Farben- und Formen-Aesthetik, eine Frucht der Chevreulschen Wissenschaft. — Die industrielle und artistische Geschmacklosigkeit der Engländer. — Teufels-, Russen- und Cholera-Bücher. — „England und Rußland", von einem Russen. — Die Elektrizisten und Fungisten in der Cholera-Literatur. — Die Darstellbarkeit und die tödtliche Lebendigkeit schlechter Gerüche.

London, Oktober.

Da der September, ohnehin immer der stillste und geistesabwesendste Monat in London, diesmal stiller und todter, ja, todbringender als jemals war, wäre für einen literarischen Brief schlechte Ausbeute in Aussicht, wenn nicht anderweitig und anderswo die beispiellos gute Aerndte von den Feldern, für die man heute im ganzen Lande dem Himmel auf Befehl des Ministeriums vermittelst eines vom Erzbischof von Canterbury vorgeschriebenen Gebets seinen Dank abstattet, sich auch auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft ergäbe. Man schätzt die Summe, um welche die Aerndte über eine mittlere hinausging, auf fünfundzwanzig Millionen Pfund Sterling, so daß auf jeden Kopf, auch den kleinsten, etwa ein ganzes goldenes Pfund Gewinn käme. Der Aerndte-Ertrag aus den Arbeiten auf den Feldern der Künste und Wissenschaften ist vielleicht bedeutender, obwohl man den Gewinn nicht in Geldsummen zu veranschaulichen suchte und nirgends ganz große, weltgeschichtliche Ergebnisse hervortreten. Der Werth englischer Wissenschaft besteht in der Massen-Arbeit auf lauter praktischen Gebieten, wo man von allen Seiten stets kleine Entdeckungen, Verbesserungen und „improvements" ans Tageslicht fördert und sich patentiren läßt. Oft erweist sich die unbedeutendste Verbesserung an einem Dampfmaschinen-Stückchen, ein Tröpfchen Säure in einem chemischen Präparat u. s. w. so bedeutend und gewinnreich, daß man gleich in einer einzigen Anstalt im ersten Jahre von Tausenden von Pfunden, die erspart wurden, reden hören kann.

Man sieht wohl schon, daß ich hiermit auf das große Aerndtefest der Wissenschaft in der St. George-Halle zu Liverpool lossteure. Im strengen deutschen Fachsinne kann man im Allgemeinen nicht von „Wissenschaft" in England reden. Schon das ganze Verfahren, die Methode, sich mit Wissenschaft zu beschäftigen, ist eine ganz andere und, im deutschen Sinne, unwissenschaftliche. Um ein Beispiel anzuführen: man beschäftigte sich neuerdings vielfach mit organischer Chemie, warum? Weil das Papier zu theuer wird und Jemand, der eine organische Substanz fände, das Lumpenpapier zu ersetzen, einen großen Haufen Geld machen würde. Die Wissenschaft, als majestätische, selbständige Größe genommen, leidet darunter; aber das Leben profitirt dabei. Jedenfalls kömmt man auf dem praktischen Wege, die Wissenschaft nur insofern hervorzuziehen, als sie im Stande ist, Jemanden zu einem Patent für neues Papier aus Pflanzenfasern oder Baumrinde zu verhelfen, schneller zum Ziele. Was die organische Chemie betrifft, so bleibt sie oft selbst den Herren, die sich speziell damit beschäftigten, ein Buch mit sieben Siegeln. So leidet das praktische Leben allerdings wieder desto vielseitiger, je schneller man in einzelnen Sphären zu praktischen Resultaten kam, so daß man etwa in einer Combination der deutschen Wissenschaft mit der englischen Praxis, die immer gleich auf Patente, Anwendung im Großen durch Actien-Compagnieen und hundert Prozent Gewinn ausgeht, den besten Weg finden würde, der Wissenschaft und dem Leben zugleich gerecht zu werden. Hier ließe sich viel thun.

Die naturwissenschaftlichen Freunde hielten in Göttingen ihr wissenschaftliches, Nachmittags Champagner trinkendes und Freundschaften und Bekanntschaften anknüpfendes Parlament, ehe das englische in Liverpool zu tagen (oder vielmehr zu nachten) anfing. Warum sei es keinem der gelehrten Herren, weder hier noch drüben, ein, einen Gesandten, Deputationen oder Vertreter zu schicken und reziprok einzuladen? Man würde dadurch auf beiden Seiten profitiren. Das Bischen Sprache und politische Gränze existirt für Männer der Wissenschaft gar nicht mehr. Wenigstens kann man von deutschen Männern der Naturwissenschaft annehmen, daß sie alle so viel Englisch verstehen, um sich leicht die nöthige Zungenfertigkeit anzueignen. So viel ich von einem naturwissenschaftlichen Deutschen in London erfahren habe, der zufällig nach Deutschland und unter das Göttinger Naturwissenschafts-Parlament kam, war weder England, noch Frankreich vertreten. Und so finden wir auch in Liverpool wieder nichts als Engländer. Das ist, ohne Komplimente, eine Borniertheit, die man um so weniger ungerügt lassen darf, als Wissenschaft und Leben überall darüber hinaus sind und alle civilisirten Länder wissenschaftlich und praktisch einander bedürfen.

Mir kann es nicht einfallen, etwa durch eine Uebersicht der Verhandlungen in Liverpool dem Uebel abhelfen zu wollen. Der reiche Stoff, welcher sich hier zusammendrängte, muß entweder genau angesehen oder ganz beiseite geschoben werden. Wir haben es hier blos mit der Thatsache selbst zu thun, insofern sie die Kultur der Zeit charakterisirt. Die einzelnen Vorträge über fast alle naturwissenschaftliche Arbeiten, Entdeckungen u. s. w., über staatswirthschaftliche, juristische, technische, merkantile, ethnographische, artistische, statistische und sonst alle mögliche Gegenstände kamen nur denen, welche den Versammlungen beiwohnten, zugute, da die Excerpte und Inhaltsangaben in den Zeitungen nur eine schwache Vorstellung davon geben.

Das wissenschaftliche Parlament der „British Association" sah diesmal glänzender als je aus, nicht nur weil es sich in dem großartigsten und glänzendsten Tempel der St. George-Halle in Liverpool versammelte, sondern weil es selbst eine umfassende und würdige Vertretung der Wissenschaft Englands geworden. Die Times malte die Vergangenheit der British Association mit grellen Farben als eine Körperschaft von Ignoranten und Dilettanten, die mit gestohlenen Wissenschaftsbrocken Mißbrauch und „Humbug" trieben und sich stritten, ob der Mensch ein gefallener Engel oder ein erhobener Affe, ob die Erde Sonnabends oder Freitags fertig geworden sei. Neuerdings habe man die Ignoranten zum Schweigen gebracht — obgleich auch dieses Jahr Lord Derby als eigentlicher Repräsentant derselben eine Rede gehalten — ausgemerzt oder genöthigt, etwas Ordentliches zu lernen und zu sagen. Durch Hinzutritt fast aller wirklichen Gelehrten und Meister in den verschiedenen Fächern sei sie wirklich ein Parlament des Wissens geworden. Es würde nun für Deutschland von dem größten Interesse und Nutzen gewesen sein, wenn man sich die Beweise und Belege dafür durch wirkliche Deputirte verschafft hätte, obgleich man dabei zugeben kann, daß die deutschen Gelehrten als solche über den englischen stehen. Die praktische Behandlung und Methode der Letzteren aber ist eine Tugend, welche deutsche Gelehrte zu ihrer Superiorität im Wissen selbst sehr gut brauchen könnten.*)

Uns bleibt hier nur noch ein Wort über die St. George-Halle, als ein Beweis, wie man beim großartigsten Geldmachen Sinn und Geschmack für Kunst und Wissenschaft und die Mittel dazu gewann. Liverpool, die großartigste, leidenschaftlichste Handelsstadt, rühmt sich zugleich des größten und architektonisch schönsten Tempels für Kunst und Wissenschaft. Der große Saal, in welchem viertausend Personen bequem und schön placirt werden können, ist ein Muster rein griechischen Styls, wie englische Blätter in ihren Schilderungen versichern, obwohl man gerade in der Baukunst auf englisches Urtheil am wenigsten geben kann. Die Orgel darin mit achttausend Pfeifen und hun-

*) Es sind, so viel uns bekannt und auch von einigen englischen Zeitungen gemeldet worden, mehrere wissenschaftliche Celebritäten Deutschlands, unter Anderen Herr Prof. Dove aus Berlin, in Liverpool gewesen. Letzterer hat auch in der letzten Sitzung der Berliner „Gesellschaft für Erdkunde" einen kurzen Bericht über die Versammlung von Liverpool abgestattet. D. R.

näheren Aufschluß über eine Erscheinung in der östlichen Literatur zu gewähren, die ihm noch bis zur heutigen Stunde ein Räthsel geblieben ist, so verdeckt und nebelhaft, wie die zart verschleierten, in Duft gehüllten, flüchtig vorüberschwebenden Frauengebilde des Orients.

Dr. Julius Altmann.

Portugal.

Portugiesische Bauernregeln.

Der portugiesische Volkskalender ist eben so gut mit seinen gereimten Bauernregeln für jeden Monat im Jahre geschmückt, wie dies mancher deutsche Kalender noch bis in die neueste Zeit war. Jene Bauernregeln gleichen an Naivetät der Form und des Inhalts den deutschen auf ein Haar und liefern somit einen neuen Beitrag zu der Bewahrheitung des Satzes: daß der Bauer, und was mit ihm zusammenhängt, trotz der Verschiedenheit des Klimas und der Nationalität, auf der ganzen Welt der und das Nämliche sei.

Die vorzüglichsten dieser im Original gereimten Sprüchwörter sind folgende:

Januar: Wenn der Januar kömmt, so steige auf die Berge; siehst Du, wie es rings umher grün wird, so weine; siehst Du aber den kahlen Boden, so magst Du singen.

Ein nasser Januar ist zwar nicht gut für das Korn, aber dagegen nicht schlecht für die Heerde.

Von den Blüthen des Januar füllt Niemand den Keller.

Februar: Wenn es im Februar nicht regnet, so giebt es weder gutes Heu, noch Roggen.

Regen im Februar macht dem Wucherer den Garaus.

Für einen Theil des Februar darfst Du noch Holz aufsparen.

März: Wenn es im März donnert, so rüste Handwerkszeug und Arme.

Wer im März die Bäume (Reben) beschneidet, wird sich später den Schooß mit Früchten füllen.

Wenn Du einen guten Kürbis willst, so mußt Du ihn im März [illegible].

April: Ein kühler April bringt Wein und Brod in Fülle.

Am Anfang oder gegen das Ende pflegt der April schlimm zu sein.

Ein April, der kühl und feucht ist, füllt den Keller und macht das Vieh fett.

Mai: Ist der Mai trüb' und windig, so wird das Jahr schön.

Wer im Mai das kurze Gras abmäht, wird weder Frucht, noch Heu bekommen.

Juni: Regen um Johannis ist dem Weinstock und dem Korne schädlich.

Um St. Peter betrachte Deinen Oelgarten; findest Du dort eine Traube, so hast Du hundert zu gewarten.

Juli: Ein Morgen Landes ist im Mai die Ochsen und den Wagen werth, im Juli die Ochsen und das Joch.

August: Der erste August ist auch der erste Herbsttag.

Regen im August giebt Safran, Honig und Wein.

Wer nicht im August drischt, wird mit saurem Gesicht dreschen.

September: Der August bringt zur Reife, im September herbstet man.

Der August hat die Last, der September ärndtet die Frucht.

Der September vertrocknet entweder die Quellen, oder er hebt die Brücken ab.

Pflege Deine Wiesen gut, so wirst Du Dein Vieh fetter machen.

Oktober: Wer Pachtgeld einnimmt, jubelt; wer welches zahlen muß, jammert.

Wer es zu Etwas bringen will, der muß im Hause verkaufen und auf dem Markte einkaufen.

Führe Dünger auf Deinen Acker, so wird es Dir das Land bezahlen.

November: Am Allerheiligen Tag liegt Schnee auf dem Felde.

An St. Andreas ist es den ganzen Tag über Nacht.

Wer seine Gerste gut düngt, dem trägt sie hundertfältig, und wenn das Jahr feucht war, so hast Du nichts zu besorgen.

Es wird Niemand reich, der nicht auch rechtschaffen ist.

Dezember: Im August soll man nicht über Land gehen, im Dezember nicht über See.

Müßiggang ist der Schlüssel zur Armuth.

Das Geld des Wucherers sitzt mit seinem Herrn zu Tische. A. S.

Mannigfaltiges.

— Heinrich Heine und die „Allgemeine Zeitung". Unter dem 22. September d. J. haben die Herren Hoffmann und Campe in Hamburg ein Cirkular an die Buchhandlungen Deutschlands erlassen, worin sie anzeigen, daß am 1. Oktober der Druck von drei Bänden vermischter Schriften H. Heine's beendet sein und die Versendung des Werkes in der ersten Woche desselben Monats stattfinden wird.*) Aber bereits am 21. September — also einen Tag vor Erlaß jenes Cirkulars — brachte die Beilage zur Augsburger „Allgemeinen Zeitung" Nr. 264 den Anfang der „Geständnisse" H. Heine's, eines pikanten und geistreichen „Vorläufers seiner Memoiren", der einen großen Theil des ersten Bandes der „Vermischten Schriften" bildet und der sich durch sechs Nummern der „Allg. Zeitung" zieht. Hat die Cottaische Verlagshandlung zu diesem Abdrucke die Erlaubniß des Verfassers und der Herren Hoffmann und Campe erhalten, oder ist dieser Vordruck ein bloßer ungesetzlicher Nachdruck! Nach den Angaben der „Allg. Zeitung" selbst, müssen wir es allerdings für das Letztere, nämlich für einen unerlaubten Nachdruck, erklären. Die „Allg. Zeitung" nennt nämlich als ihre Quelle die Revue des deux Mondes, in deren Lieferung vom 15. September eine französische Uebersetzung der „Geständnisse" Heine's unter dem Titel „Les aveux d'un poëte" erschienen und zugleich gesagt ist, daß das deutsche Original bei Hoffmann und Campe in Hamburg erscheine. Daß eine solche eilfertigst angefertigte Rückübersetzung eben so gut Nachdruck sei, wie es z. B. die von Paulus veröffentlichten Vorlesungen Schelling's über dessen philosophia secunda waren, sollte doch selbst einer Buchhandlung, die weniger, als die J. G. Cottaische, durch die „Privilegien des Allerdurchlauchtigsten Deutschen Bundes" geschützt ist, hinlänglich bekannt sein. Wenn, nach den mit England und Frankreich abgeschlossenen Verträgen, ein englischer oder französischer Autor, der sich das Recht der Uebersetzung vorbehält, schon die ohne seinen Konsens erfolgte Uebertragung ins Deutsche als Nachdruck verfolgen kann, um wie viel größeres Recht hat dazu der deutsche Autor, dem sein deutsches Werk ins Deutsche — nicht übersetzt, sondern verballhornt wird! Ja, die „Allgemeine Zeitung", statt ihrem ehemaligen Mitarbeiter, dem krank und hülflos daniederliegenden Dichter, einen Ehrensold für einen mehrere Bogen füllenden Artikel zu zahlen, der allerdings in den letzten Tagen des Quartals ein sehr willkommener Beitrag war, begleitet diesen Artikel obendrein mit schmählichen, den Kranken tief verunglimpfenden Anmerkungen! Der Berliner Nachdrucker der „Götter im Exil" — den Heine selbst im ersten Bande seiner „Vermischten Schriften" gehörig vornimmt — hat doch wenigstens so viel Achtung vor dem Autor, den er pecuniair beeinträchtigt, daß er durch allerlei Beigaben dem Ruhm des Dichters zu mehren sucht — in Augsburg scheint man jedoch zu glauben, daß man da, wo kein Ehrensold gezahlt wird, auch der Ehre keinen Sold schuldig ist.**)

— Kola. Die neulich von den Alliirten verbrannte Stadt Kola, der Hauptort des russischen Lapplands, ist (oder war) mit Ausnahme von Wardöe in Norwegen die nördlichste Stadt Europa's. Sie liegt nämlich nach dem „St. Petersburger Kalender" unter 68° 52′ 30″ nördl. Br., nicht weniger als 1065 Werst von ihrer Gouvernementsstadt Archangel und 2202 Werst von Petersburg. Sie hat etwa 150 hölzerne Häuser und 700 Einwohner, meist Lappen und Finnen, die sich von Wallroß-, Kabeljau- und Wallfischfang nähren. Unter den lappischen Zauberern — die Lappen gelten im ganzen Norden für große Hexenmeister — sind die von Kola die berühmtesten. In früherer Zeit besaß die Stadt keine Festungswerke, mit Ausnahme eines jener hölzernen Ostrogs, von denen Georgi sehr launig bemerkt, daß ein Angriff auf dergleichen Citadellen allerdings gefährlich sei, da man riskire, bei Erstürmung derselben mitsammt den Mauern in die Stadt hineinzufallen. Nach den von englischen Blättern mitgetheilten Berichten, in welchen von zerstörten Batterieen die Rede ist, läßt es sich jedoch nicht bezweifeln, daß die Russen seit kurzem bemüht waren, diesen Küstenpunkt, der sich durch seinen schönen Hafen auszeichnet, in bessern Vertheidigungsstand zu setzen.

---

*) Die „Vermischten Schriften" von H. Heine bringen in ihrem ersten Bande, außer seinen „Geständnissen", neue Gedichte (90 S.), die „Götter im Exil", die „Göttin Diana" und „Ludwig Marcus". Der zweite und der dritte Band enthalten, unter dem Titel „Lutezia", Berichte über Politik, Kunst und Volksleben in Paris.

**) In Nr. 270 der „Allg. Ztg." kömmt ein Herr O. F. P. Namens der Redaction nochmals, und zwar in einem besonderen Artikel, auf Heine zurück, um ihn vollends mit Koth zu bewerfen. Es ist das der gelindeste Ausdruck, denn die Gedanken des Herrn O. F. P. sind eben so schmutzig, wie seine Formen ekelhaft. Wo ist doch jener „literarische Parfum" geblieben, den einst Genz in Wien, Varnhagen in Berlin und Heine in Paris über die „Allg. Ztg." verbreiteten? Es war dies eine Zeit, „in der", wie Herr O. F. P. jetzt in seiner urbanen Weise sich ausdrückt, „die Esel vor Geilheit die Schleifbahn suchten und das Ungeziefer eines langen Friedens uns über die Haut kroch." Das ist wörtlich jenem Artikel des Herrn O. F. P. entlehnt, der, wie sich die „Allg. Ztg." rühmen darf, weder in Paris, noch in Berlin oder Wien geschrieben ward, sondern auf ihrem eigenen Miste gewachsen ist. D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Berger de Xivrey und endlich der im Namen der französischen Schule zu Athen gemachte Bericht über die von den Mitgliedern dieser Schule ausgeführten Arbeiten.

Ein Neapolitaner, Raphael Garrucci, erhielt den Preis für ein Werk über die lateinischen Inschriften bis zu Ende des fünften Jahrhunderts, welche Accentuations-Zeichen tragen. In der Abtheilung für französische Alterthümer wurden gekrönt das Werk: „La Normandie souterraine, ou notice sur les cimetières romains &c.", vom Abbé Cochet; ferner „Coutumes locales du baillage d'Amiens, redigées en 1507", von Bouthors, und „Les Forêts de la France dans l'antiquité" &c., von Alfred Maury. Zwanzig andere Werke haben außerdem noch „ehrenvolle Erwähnungen" erhalten.

Ich glaube nicht, daß noch in irgend einem anderen Lande so viel für die Erforschung der vaterländischen Geschichte gethan wird, als in Frankreich. Um dieses Urtheil richtig zu finden, braucht man nur den vor kurzem erschienenen Bericht des Comités für die Sprache, die Geschichte und die Künste in Frankreich an den Unterrichts-Minister zu lesen, über den ich nächstens dem „Magazin" einen besonderen Aufsatz einzusenden gedenke.

In den letzten Sitzungen der Akademie der Wissenschaften sind mehrere sehr interessante Verhandlungen vorgekommen, deren Inhalt zum Theil zu spezieller Art ist, um hier auseinandergesetzt werden zu können. Man hat der Akademie früher zum Vorwurf gemacht, daß sie sich fast ausschließlich mit der Theorie und gar nicht mit der Praxis der Wissenschaften beschäftigt. Ganz abgesehen davon, daß die Praxis eigentlich weniger in ihrer Aufgabe liegt, und daß Paris andere wissenschaftliche Anstalten, wie die medizinische Schule, die Ecole centrale des arts et manufactures, das Conservatoire des arts et métiers hat, denen die Praxis in allen Zweigen der Wissenschaft obliegt, hat die Akademie in letzterer Zeit sich mehrfach mit Problemen beschäftigt, die geradezu in das alltägliche Leben eingreifen. Beispielsweise führen wir die wichtige Angelegenheit der Trauben-Krankheit an. Nicht weniger als drei Kommissionen sind nach und nach zur Untersuchung dieses Phänomens ernannt worden. Der ersten sind im vorigen Jahre dreiundzwanzig Werke über diesen Gegenstand zugekommen. Sie bestand aus den bedeutendsten Mitgliedern der Akademie, aus Männern wie Magendie, Milne-Edwards, Brongniart, Jussieu, Duméril, Gaudichaud, Decaisne und Rayer. Bisher haben die sorgfältigsten Untersuchungen und Experimente noch zu keinem genügenden Resultate geführt. Die Wein-Aerndte ist dieses Jahr in Frankreich so gut wie verloren, was theilweise der Trauben-Krankheit an und für sich, theilweise den anhaltenden Regengüssen zuzuschreiben ist, die in Frankreich während der ersten Sommermonate stattgefunden haben.

Einer der kompetentesten französischen Landwirthe, der Baron Courlon v. Montgaudry, hat das Salz als eines der einfachsten und besten Mittel gegen die Trauben-Krankheit erkannt. Dieser Mann, eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten, die ich in Frankreich kennen gelernt habe, verdient eigentlich, dem Leser in einem ausführlichen Bilde vorgeführt zu werden. Wir Deutschen nennen solche Naturen Universal-Menschen. Der Baron v. Montgaudry stammt aus einem alten französischen Geschlecht und war früher Soldat. Den höchsten Kreisen der französischen Gesellschaft angehörend, voll wissenschaftlicher und diplomatischer Bildung, standen ihm unter den verschiedenen Regierungen, die Frankreich seit dreißig Jahren gehabt hat, die bedeutendsten Stellen offen. Montgaudry hat aber von je her ein still thätiges, gleichsam philosophisches Leben vorgezogen, und so wird er von aller Welt gesucht und zu Rathe gezogen, ohne in der Abhängigkeit von irgend Jemanden zu leben. Wie oft habe ich diesen merkwürdigen Mann früher in seiner bescheidenen Wohnung in der Rue du Bac besucht und mich an seinem geistvollen und gesunden Urtheil über die verschiedenartigsten Gegenstände ergötzt! Da kamen die hochgestelltesten Staatsmänner, die reichsten Kaufleute, Gelehrte und Handwerker, um sich über Dieses oder Jenes Rath zu holen. Niemand kennt Menschen und Zustände besser, als er, und auch mit unseren deutschen Verhältnissen ist er so vertraut, daß ich oft von ihm gelernt habe. Montgaudry zählt in Deutschland und besonders am Rhein zahlreiche Verehrer und Freunde. Die Landwirthschaft dient seiner kräftigen und ursprünglichen Natur zur Erholung, und nachdem er Ministern und Gesandten Rath in den schwierigsten politischen Fragen ertheilt hat, schreibt er heute über künstliche Fischzucht (ein Zweig der Oekonomie, der jetzt die Gelehrten in Frankreich lebhaft beschäftigt, s. die Revue des deux Mondes vom 1. Juni d. J.), morgen über eine neue Art von Bienenstöcken, die er erfunden hat, und so wirkt er in den niederen und höheren Regionen des Lebens uneigennützig und zum Wohle Anderer.

Am 7. September wurde dem Publikum der Saal der Ecole des beaux arts geöffnet, in welchem die Bildhauerwerke ausgestellt waren, die sich um den diesjährigen großen Preis bewerben. Die Aufgabe bestand aus der Darstellung der bekannten Scene aus dem sechsten Gesang der „Iliade": „Hektor und Astyanax". Die Akademie überließ den Schülern die Wahl verschiedener Momente; sie wählten den, in welchem Hektor Zeus und die unsterblichen Götter anruft. Der Helm, vor welchem Astyanax sich gefürchtet, ruht auf der Erde, und Hektor hält den Knaben auf dem linken Arm. Die Konkurrenten waren: Chapus, Beaugot, Moreau, Doublemare, Carpeaux, Maniglier, Rolland und Hirsch. Nächstens soll die Akademie ihr Urtheil fällen.

Italien.

Italiänische Literatur-Berichte.

Dr. Trompeo über die Gesundheit der Seeleute. — Rosani's Dramen. — Lustspiele von Servadio. — Erzbischof Brivio. — Della Torre's rabbinische Ordinationsreden. — Die neue Ausgabe von Galilei's Werken. — Fabio Arcamo's Gemeinderecht.

Einer der thätigsten wissenschaftlichen Aerzte in Ober-Italien ist der Leibarzt des Herzogs von Genua, Ritter Dr. Trompeo, welcher sich bereits durch mehrfache Werke, besonders über gemeinnützige öffentliche Anstalten der Gesundheitspflege, ausgezeichnet hat. In diesen Tagen ist von demselben wieder eine sehr geachtete Schrift über die Erhaltung der Schiffsleute bei guter Gesundheit während ihres Aufenthalts zur See erschienen.*) In Italien leben überhaupt viele Menschen von der Schifffahrt und auf dem Meere; besonders ist die Handelsmarine der sardinischen Staaten sehr bedeutend; daher dieser Gegenstand um so wichtiger, da ermittelt worden ist, daß, wenn hier von hundert Menschen auf dem Lande fünfundsiebzig mit Tode abgehen, von den Seeleuten nur achtundsechzig sterben.

Einer der beliebtesten Dramatiker Italiens ist Michele Rosani, dessen gesammelte Schauspiele vor kurzem in Florenz erschienen.**) Es fehlt ihm weder an Poesie, noch an Gewandtheit der Erfindung und Anordnung; er versteht es, seinen Charakteren Leben und den Handlungen die erforderliche dramatische Folge zu geben, sein Styl ist rein und reich; doch findet man, daß er sich zu sehr nach fremden Mustern gebildet hat, wodurch er bisweilen an die Unnatur streift. Allerdings führt er Verirrungen des menschlichen Herzens vor und eine so furchtbare Macht der Leidenschaft, daß mitunter die Wahrscheinlichkeit darunter leidet. Am meisten trägt den italiänischen Charakter das Trauerspiel „Beatrice Portinari", welches im dreizehnten Jahrhundert zu Florenz spielt. Der große Dante erscheint als der Geliebte der tugendhaften Heldin des Stücks, welche der Verfasser als ein hohes Ideal der weiblichen Tugend unter den damaligen Parteikämpfen darstellt. Schauerlicher ist das Trauerspiel: „Die Schüler von Padua", eine Episode aus der Zeit Ezzelino's, das den Leser in fortwährender Aufregung erhält. Ein Sohn liebt seine Mutter, die er nicht erkennt, der Vater ermordet den Sohn, ohne ihn zu kennen; darauf fallen noch zwei Opfer der Leidenschaft, bis endlich ein Fünfter sich zum Fenster hinausstürzt. Dessenungeachtet versteht der Verfasser seine Kunst und beweist besonders im Dialog eine bedeutende Erfahrung.

Vom Ernst zum Heiteren übergehend, ist Servadio als einer der fruchtbarsten komischen Dramatiker zu erwähnen, dessen Lustspiele ebenfalls jetzt in Florenz erschienen sind.***) Der Verfasser gesteht selbst mit seltener Offenherzigkeit, daß seine verschiedenartigen dramatischen Arbeiten wie aufgeführt, auch wenig gelesen werden; allein er schreibt für sich selbst und nicht für das Publikum, indem er darauf faßt, daß die Nachwelt ihn für die Gleichgültigkeit seiner Zeitgenossen entschädigen wird. Er findet, daß die italiänischen Lustspiele zu sehr der niederen Komik huldigen, und strebt nach einer feineren Komik, die der höheren gesellschaftlichen Bildung angemessen wäre. Allein da das komische Element einmal mehr demokratischer Natur ist, so haben die Lustspiele des Verfassers nicht viel Glück gemacht, obwohl ihm große Gewandtheit im Dialog und Reinheit der Sprache nicht abzusprechen sind. Der Italiäner ist in der guten Gesellschaft von zu guten Formen, um sich lächerlich zu machen; das Lustspiel und der Witz müssen daher aus den niederen Klassen der Gesellschaft seine Motive nehmen. Für den französischen spielenden Witz der Gesellschaft ist der gut erzogene Italiäner bei seinen klassischen Reminiscenzen zu ernst.

Italien war stets reich an Biographieen; wir heben diejenige des Erzbischofs Brivio zu Udine hervor, welcher seine Reden, Pastoral- und freundschaftlichen Briefe beigefügt sind.†) Wir müssen auch eines gelehrten Rabbiners, des Professors Della Torre, erwähnen, welcher bei dem israelitischen Collegio zu Padua angestellt und würdig in die Fußstapfen des gelehrten Dr. Arrighi zu Modena getreten ist, welcher vor einigen Jahren eine israelitische

*) Cenni sull' igiene della Gente di mare, segnatamente su di una più salubre e regolare alimentazione, del Commendatore Dottore Benedetto Trompeo. Torino, 1854.

**) Drammi di Michele Rosani. Firenze, 1854. Coi tipi di L. Monnier.

***) Comedie di Cesare Moise Servadio. Firenze, 1854. Tip. Soliani.

†) Istruzioni Pastorali, indulti ed altri atti episcopali, epistolario inedito di Monsign. Zaccaro Brivio, arcivescovi d'Udine; elogio storico per l'abbate Giuseppe Zaccaria. Bassano.

Geschichte, welche von hier aus die „kaukasische Race", d. h. fast das ganze civilisirte Europa, hervorgehen ließ, eine Art Vorraths- und Waarenhaus gebaut zu haben, um daraus neuen Stoff zu nehmen. — Die Druſen sind die freie Auslegung des Muhammedanismus, die Maroniten der durch staatliche und kirchliche Zwecke nicht entstellte Kultus des Urchristenthums. Die verschiedenen Christenthümer, wozu auch der Muhammedanismus gehört, haben eine gemeinschaftliche große edle Quelle. Sie sind jetzt, entstellt und beschmutzt auf tausendfache Weise, zu ihr zurückgekehrt. Druſen und Maroniten sind Quelle und die frischen, kaukasischen Stämme, durch die Geschichte zum ersten Male aus den Bergen von ihrem Reformator vereinigt und hervorgetrieben, allein stark genug, neuen Quellen neue Kanäle zu graben. Hier hat die Geschichte Material, aus der sie Etwas machen kann und wird. Aus dem Glaubens-, Racen- und Interessen-Gewoge, wie es jetzt im Oriente durch einander schäumt, läßt sich nichts Neues machen. Ihre Barbarei, ihre Schwäche, ihr Untergang liegt in der Appellation an Glaubens- und Racen-Unterschiede, deren Vermischung und Ausgleichung gerade die Aufgabe der Kultur und das höchste Interesse der jetzigen Menschheit ist. Ein freies Slaventhum in der Türkei, ein freies Griechenthum, ein freies Bulgarien, eine freie, lateinische Walachei u. s. w. sind eben so kulturfeindlich, wie Ein Ungarn für Ungarn, Ein Italien für Italien. Die Konsequenz davon würde sein, daß auch Preußen und England und selbst Frankreich aus einander fielen und ein „Stamm" den anderen mordete, wie eine Woge des Meeres die andere. Die Konsequenz wäre eine neue „Völkerwanderung" mit Attilas, Vandalen, Longobarden und sonstigen Langbärten ohne Köpfe. Die Geschichte der Kultur arbeitet in der That ganz im Geiste der ursprünglichen Lehren des Christenthums (welche Nichts sind, als der in Worte gekleidete Trieb des Menschengeschlechts, frei und einig zu werden in Bildung, Wissen und That) seit Jahrtausenden auf Ueberwindung der Sonderbarkeiten und Sonder-Interessen von Menschen, Familien, Stämmen, Völkern und Racen hin. Deshalb ist auch das Pathos des Krieges im Oriente von allen Seiten her ein civilisationsfeindliches: in der Türkei selbst, weil die einzelnen Stämme, Racen und Sekten nach Herrschaft für sich über Andere streben; von Rußland her, weil die Glaubens- und Racen-Individualitäten nicht in Bildung und Freiheit vereinigt und erlöst, sondern durch ein äußerliches Staatsband zusammengezwungen werden sollen; von den Westmächten aus, weil sie äußerlich als Vertreter der Civilisation weder den Muth, noch den Willen haben, diese höher zu stellen, als ihre dynastischen und National-Interessen.

So ist das Ganze ein Religionskrieg ohne Religion, eine Civilisationskrisis ohne Civilisation, ein barbarischer Kampf um Dinge, die Niemand kennt und, wenn er sie kennt, nicht nennt, kurz, Summa Summarum, eine „faule Sache", aus der nur durch starke chemische Agentien und Reagentien etwas Neues, Gesundes und Frisches, ein Gewinn für die Menschheit hervorgehen kann.

So spricht man auch bereits gern von „unvorhergesehenen Ereignissen", welche dem Dinge eine günstige Wendung geben mögen. Da aber auf Disteln keine Trauben wachsen, muß die Geschichte ihre gesunden Säfte aus Elementen herholen, die weder russisch, noch türkisch, noch englisch oder französisch sind. Und diese findet sie, so weit unsere Kenntniß bisher reicht, für diese orientalische Gährung am vortrefflichsten in den Ebenen Syriens, unter den Cedern von Libanon und in den grünen Wäldern, die sich Hunderte von Meilen unter den Schneehäuptern des Kaukasus ausdehnen. Hier ist kräftiger, originaler Stoff, der, von der Civilisation ergriffen, allein gesunde Produkte liefern kann. Von hier aus werden die „unvorhergesehenen Ereignisse" kommen, mit denen man sich vorläufig trösten muß.

Schamyl soll sich mit einem bedeutenden Heere seiner religiös und staatlich geeinigten cirkassischen Stämme längst vorbereitet haben, aufs Kriegstheater hervorzutreten. Die Druſen und Maroniten haben dem Sultan längst Freischaaren angeboten, die vorläufig nur aus Furcht vor ihrem Liberalismus abgelehnt wurden. Das philosophische Rittervolk der Wechabiten in den Oasen der arabischen Wüsten sollen nicht blos ausgezeichnete Pferde, sondern auch Ideen absetzen, welche dem alten Türkenthume den Tod erleichtern. Das sind die neuen Elemente an Ort und Stelle, der Stelle zwischen den drei alten Welttheilen Europa, Asien und Afrika, wo die Wiege der neuen christlichen, türkischen und merkantilen Kultur um das Mittelländische Meer herumstand, den erhabenen Naturgegenden, deren großartige Formationen in Gebirg und Ebene und Wüste, in den warmen, glühenden Farbentinten des Tages und den hellbrennenden Sternen der ruhigen, warmen, weichen Nacht gewaltig zur Andacht, zu Betrachtungen, zu Gedanken und Plänen über lokale, beschränkte persönliche und nationale Zwecke hinaus anregen.

Die Maroniten schieden sich gleichzeitig mit der neuen muhammedanischen Lehre (im siebenten Jahrhundert) von dem damals staatlich gewordenen Christenthume ab. Als der Begründer ihrer Lehre ein Mönch Maron genannt. Nach vielen geistigen und materiellen Kämpfen mit Päpsten, Kaisern und muhammedanischen Horden und selbst ihren nachbarlichen türkischen Freigeistern, den Druſen, lebten sie seit vielen Menschenaltern größtentheils unangetastet und ungestört in ihrer Freiheit, die sich besonders in freier Gemeindeverwaltung innerlich geltend macht. Ihr Hauptsitz ist im Norden des Libanon mit Haupt-Verwaltungssitzen in Aleppo, Tripolis, Dschebeil, Baalbeck, Damaskus, Cypern, Beyrut, Tyrus und Sidon. Die zwölf Bischöfe, der Patriarch (eine Art Papst), der Kaimakan (Gouverneur oder Präsident des staatlichen Elements) und die Scheichs oder Gemeindevorsteher werden vom Volke gewählt. Das Kirchenwesen ist zu einer bloßen alten Form geworden, da die dabei gebrauchte altsyrische Sprache weder von den Geistlichen, noch vom Volke verstanden wird. Ihr lebendiger Kultus bethätigt sich im Gemeindeleben, in Volkssittlichkeit, in Ackerbau und Viehzucht und ritterlichen Waffen-Uebungen, in dem ganzen patriarchalischen Zuschnitt ihrer Lebensformen. Die Zahl der Maroniten soll jetzt nicht viel über zweihunderttausend betragen. Von ihnen sind dreißigtausend in Waffen geübt und zehntausend stets unter Waffen, jedoch ohne ein „stehendes Heer" zu bilden. Diese Einrichtung kennt man in ihren patriarchalischen Verhältnissen nicht. Sie zahlen dem Sultan freiwillig einen Tribut, sind aber sonst im Innern und nach außen ein durchaus selbständiger Organismus, in welchem man den gesunden Kern sogleich erkannt haben wird.

(Schluß folgt.)

Finnland.

Der poetische Bauer Korhonen.

Von allen finnischen Naturdichtern der neueren Zeit hat Paawo (Paul) Korhonen die meiste Berühmtheit erlangt. Geboren im Jahre 1775 auf dem Bauergute Wihtajärwi, welches zu dem Dorfe Sonkarinsaari im Kirchsprengel Rautalampi gehört, zeigte dieser Mann schon als Kind vorzügliche Anlagen. Ein besonderes Ereigniß weckte in ihm den schlummernden poetischen Keim. Der Sprengel hatte einen Herrn Kokki, einen wahren Blutsauger, zum Polizeibeamten. Da das Branntweinbrennen damals unbedingt verboten war, so mußten die Bauern diesen Herrn oftmals mit Geschenken bestechen, wenn ihn sein Weg an Branntweinhäusern vorüberführte. Aber Kokki's Beutel wollte nie voll werden; darum vermehrte er seine Einkünfte mit Schuldenmachen: er borgte bei Vielen, und selten wagte es ein Bauer, ihm Etwas abzuschlagen, obschon er sein Geld nie zurückerhielt. Korhonen fühlte den Beruf, durch Prostitution dieses Menschen den zahlreichen Opfern seiner Schlechtigkeit einigen Trost zu verschaffen, und dichtete demgemäß ein Lied, in welchem der Ränke und Schelmereien Kokki's auf eine schneidende Weise gedacht war. Dieses Lied verbreitete sich schnell über den ganzen Sprengel und wurde von Vielen auswendig gelernt und mit einer Art von Begeisterung gesungen. Man nöthigte den Verfasser selbst, es an fröhlichen Festen der Gesellschaft vorzutragen, und forderte ihn seitdem auch zu Liedern über andere Gegenstände auf. An Veranlassung fehlte es nie: bald wurde eine schöne neue Kirche gebaut, bald ein verdienstvoller Lehrer versetzt oder begraben; dann gab wieder einmal ein niederträchtiger Beamter oder ein schlechtes Gemeindeglied zu strafender Satire Veranlassung. Einmal segnete Gott mit einer guten Aerndte oder züchtigte mit Mißwachs und Landplagen; oder die Regierung traf gewisse Einrichtungen zum Besten des Gemeinwesens. Doch waren es nicht blos Ereignisse, was Korhonen zu seinen Liedern den Stoff hergab; in einigen klagt er über die Verschlimmerung der Sitten und ermahnt zur Besserung; in anderen macht er gemeinnützliche Vorschläge; wieder andere sind poetische Vertheidigungen der Heimat und Muttersprache gegen Verächter und Schmäher. Einiges Wenige ist den erzählenden und Zauber-Runen der Alten nachgeahmt.

Der Ruf Korhonen's bewog öfter die Einwohner anderer, selbst weit entlegener Kirchsprengel, sein Talent in Anspruch zu nehmen. So kamen eines Tages Leute aus Maaninka und baten ihn um ein Lied auf ihren schlechten Pfarrer (der wegen seiner sträflichen Sitten endlich sein Amt verlor). Korhonen sagte den Angekommenen, sie möchten ihm Alles erzählen, was ihnen von dem Pfaffen bekannt sei, und sie statteten nun einen Bericht ab, der bis tief in die Nacht anhielt. Schon am anderen Morgen sang ihnen Korhonen ein überaus langes Lied vor, in welchem des geistlichen Herrn Wandel und saubere Streiche besser geschildert waren, als seine Beichtkinder von Seiten eines Mannes, der ihn nie gekannt, jemals erwarten konnten. So ruhten sie dem nicht eher, bis der Dichter sein Monstre-Karmen für sie zu Papier gebracht hatte. Sie kehrten damit vergnügt in ihre Heimat, wo alsbald eine Menge Abschriften der Satire angefertigt und überall herumgeschickt wurde. Ohne Zweifel erhielt auch der Herr Pastor sein wohlgeschriebenes Exemplar.

Auch diejenigen Lieder, die Korhonen aus sich selbst in müßigen Stunden dichtete und niederschrieb, gab er sofort weiter und ließ sie

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 128. Berlin, Donnerstag den 26. Oktober

Rußland.

Von der Wolga nach der Krim.

Von den bedeutungsvollen Schauplätzen des gegenwärtigen Riesenkampfes, der über eine unabsehbare Zukunft entscheiden soll, giebt uns der Engländer Charles Henry Scott*) in touristischer Weise manche nicht uninteressante Einzelnheit. — Im Juli 1850 verließ Scott Stockholm, und nach einem fünftägigen Aufenthalt in Finnland ging er über St. Petersburg, Moskau, Nijnji-Nowgorod und Astrachan nach den Wolga-Niederungen. Von hier zog er quer durch die große Steppe nach Nowo-Tscherkask, der Nordostspitze des Asovschen Meeres. Die Steppenreise wird so beschrieben:

„Ueber die Erde, durch die Lüfte flogen wir; springend, rollend von Punkt zu Punkt auf dem holprigen Boden. Der „Jamschtschik" schien um die möglichen Folgen für seinen oder unseren Hals völlig unbekümmert. Er schwang seine Peitsche, und die halb zerschlagenen Pferde, jede Muskel und Sehne gespannt, rissen aus, wie von feurigen Wurfspießen der bösen Geister zu höllischer Jagd angestachelt. Indeß fehlte es diesem wilden, ja, rasenden Rennen nicht an einer gewissen aufregenden Lust, zumal die Erfahrung lehrte, wie wir in unserem „Tarantas" die Matratzen und Kissen zurechtzulegen haben und wir unseren neuen, festen Rädern vertrauen dürften; Beides Dinge von Wichtigkeit bei einer Steppenreise. An jeder Station wiederholten sich dieselben Versuche, uns aufzuhalten und zu prellen, denen wir festen Widerstand entgegensetzten, indem wir gegen die Postmeister einen gebieterischen, bieweilen einen drohenden Ton annahmen, der ihnen nicht blos die Furcht vor einer summarischen Züchtigung, sondern vor unserer nachhaltigen Rache einflößen sollte, die wir auf ihr Haupt herabbeschwören würden, wenn sie uns nicht rasch mit den nöthigen Pferden versorgten. Freilich würde das Alles wenig verfangen haben, hätte des Gouverneurs Befehl, sogar nachdem wir den Astrachaner Bezirk verlassen, unserem Wichtigthun nicht einigen Anschein von Grund gegeben. Ueberdies bekleidete uns André, um die Bedeutung seiner Person in den Augen der Leute zu erhöhen, mit so prunkendem Rang und Titel, daß auch dies, wenn auch nicht unseren Wünschen zusagte, doch unseren Zweck förderte. Dem Verein all dieser Mittel gelang es, daß wir, ohne großen Zeitverlust und ohne uns in Harnisch zu bringen, vorwärtskamen."

Ueber Taganrog, Mariupol und längs der Küste des Asovschen Meeres erreichte der Reisende Kertsch in der Krim, eine alte Stadt, umgeben von einem ungeheuren Friedhofe, dessen tausend Gräber einen großen Theil ihrer Urnen, Vasen, Leichen-Ornamente den unermüdlichen Sammlern für das Antiquitäten-Museum zu Petersburg ausliefern mußten. Kertsch ist ein Platz von wachsender Bedeutung, eine Niederlage für das aus der Krim exportirte Salz und ein Hafen, der schon beträchtliche Quantitäten Getraide nach England entsendet hat. — Kaffa oder Theodosia mit seinen von den Türken erbauten, durch Potemkin aber 1793(!) zerstörten Festungswerken bietet einen imposanten Anblick; auch in diesem Hafen wird viel Getraide verschifft. — Von Kaffa reiste Scott durch die Steppe nach Kara-su-Bazar. Es liegt in einem von dem Schwarzen Fluß (Kara-su) durchströmten Thale und ist eine der blühendsten Binnenstädte der Krim.

„Die Hauptstraße ist mit Kaufläden besetzt. Die Vorderseite eines solchen Ladens besteht aus zwei horizontal über einander an Angeln befestigten Klappen. Am Tage bildet die obere schräg aufgeschlagene ein Verdach und die untere wagerecht aufgeschlagene einen Ladentisch, auf dem die Waaren zum Verkauf ausliegen oder der Kaufherr sitzt. Zu beiden Seiten der Straße läuft, etwa achtzehn Zoll über diese erhöht, ein enger, kaum für zwei Personen neben einander gangbarer Fußsteig; die Mitte zwischen beiden sieht einer langgestreckten Gosse weit ähnlicher, als der Gasse in einer Stadt."

Die Einwohner, tatarischer Abstammung, dieser kleinen, kothigen Stadt von fünftausend Seelen sind, trotz der naturwüchsigen Beschaffenheit ihrer Läden und Hausgeräthschaften, [illegible] ihren Erzeugnissen werden erwähnt: allerlei Leder-Arbeiten, von Pantoffeln bis zu Sätteln, Eisen- und Töpferwaaren, Seife und Kerzen. — Hier sah Scott zum ersten Male das grausame und [illegible] allgemein übliche Beschlagen eines Ochsen:

„Das Thier wird auf den Rücken geworfen, die vier Füße zusammengebunden, und die Schlinge des Strickes so an einen pfahlförmigen Pfosten befestigt und angezogen, daß die Füße gerade aufgerichtet bleiben. Der Herr setzt sich dem Thier auf den Hals, und das fast erwürgte Geschöpf, mit stieren Augen und vorgestreckter Zunge, schnappt nach Luft und giebt oft starke Schmerzenszeichen von sich. Inzwischen geht der Hufschmied in kältester, geschäftsmäßiger Weise ans Werk, beschält die Klauen und nagelt die Eisen auf, unbekümmert, ob er ins Fleisch oder ins Horn treibe. Und wenn nach beendigter Operation das unglückliche Vieh, aus seiner tragi-komischen Lage erlöst, wieder auf die Beine kömmt und davongeht, so sieht es einer Katze nicht unähnlich, die in Nußschalen auf dem Eise hinschleift."

Von Karasu ging der Reisende nach Simpheropol, das er also beschreibt:

„Hart am Rande dieser scharf abgeschnittenen Gränze, zwischen Ebene und Berg, liegt die moderne Stadt Simpheropol, berührt, aber nicht umfaßt von ihrer älteren Schwester Ak-Metschet (die weiße Moschee), mit dem Lächeln im Gesicht, dem Groll im Herzen. Sie sind nicht Kinder eines Vaters. Das ältere ist des Tataren Tochter, verschämt, anspruchlos, zurückgezogen; die jüngere, eine kecke russische Dirne, bemalt und beflittert, in abgetragenem Putz, den sie der schönen Hellas gestohlen; sie wirft sich selbstüberschätzend in die Brust, eitel prunkend mit jenen augenfälligen, gemeinen Reizen, welche die innere Fäulniß nur schlecht bedecken. Der neuere Theil Simpheropols sieht nur etwas besser aus, als jede andere schon oft beschriebene russische Provinzial-Hauptstadt. Es hat breite Straßen, dünn gebaute Häuser, angestrichene Dächer, stattliche Kirchen, schöne öffentliche Gebäude, wohlgepflegte Gärten, rasselnde Droschken, ein erträgliches deutsches Gasthaus, wo wir unser Quartier nahmen. Die Bevölkerung, beiläufig zwölftausend Seelen, besteht zur Hälfte aus Tataren, zum Viertel aus Russen; der Rest ist ein Gemenge von Zigeunern, Juden, Griechen und Armeniern."

Scott steigt nun den südlichen Abhang der Krim hinab und kann die Schönheiten und die Wettermilde desselben nicht genug rühmen. In Balaklawa hebt er besonders den Hafen hervor:

„Er ist beiläufig ½ Meilen (engl.) lang, von 150—400 Yard*) breit und sehr tief. Er ist so völlig vom Lande umschlossen, daß, von der Stadt aus gesehen, man den Eingang von der See kaum bemerkt. Die Mündung wird von zwei hochragenden Vorbergen gebildet, die so nahe zusammenrücken, daß kaum zwei große Schiffe neben einander einlaufen können. Am entgegengesetzten Ende bespülen die Gewässer den Fuß des Gebirges. Die Stadt selbst liegt an der Westküste des Hafens. . . . . ."

In Sewastopol ward dem Reisenden durch den Obersten Norton, einen englischen Ingenieur, den die russische Regierung bei dem Befestigungswerke gebraucht hatte, die Vergünstigung, den Hafen und die Schiffe besehen zu dürfen:

„Unter anderen besuchten wir die „zwölf Apostel" von hundertundzwanzig Kanonen, und der erste Lieutenant war unser Führer: ein schönes Schiff, in trefflicher Ordnung und sehr sauber in der Zurüstung. Auffallend war uns zuvörderst der Mangel an Haken zu den Hängematten; wir ließen uns aber sagen, daß Betten ein Luxus sind, die dem russischen Matrosen nicht im Traume einkommen; er schläft auf dem blanken Deck. In dem Kugelraum untersuchten wir eine Kugel und fanden sie mit dem gewöhnlichen Zünder versehen. Nun hatte sich bekanntlich in dieser Zeit das Gerücht verbreitet, die Russen besäßen eine Perkussions- oder Konkussionskugel, die alles Derartige in der Welt überträfe; wir waren daher um so begieriger, hinter die Wahrheit zu kommen. Nach der Versicherung aber des Lieutenants sind wir jetzt überzeugt, daß jene Kugeln nur in der Einbildung be-

*) The Baltic, the Black Sea and the Crimea: comprising Travels in Russia, a Voyage down the Wolga to Astrachan, and a Tour through Crim-Tartary. By Charles Henry Scott. London, Bentley.

*) Ungefähr 1¼ Berl. Elle.

image
not
available

Bücher hat hier um so und so viel, dort um so und so viel zugenommen. Sie zählen die Menge der Mitglieder, welche in Lesezimmern, in Bildungsvereinen verschiedener Klassen sich vorfinden, Museen, Gemälde-Galerieen, naturwissenschaftliche Vorträge besuchen, und bekommen dadurch neue Faktoren für den Nachweis der gestiegenen Volkskultur. Ja, sie zählen im ganzen Lande die Menge und die Klassen der Eisenbahn-Reisenden und bringen ein merkwürdiges Facit zu Gunsten der „dritten Klasse" heraus. Auf den 7686 Meilen vollendeter Eisenbahnen Englands (mit dreitausend im Bau begriffenen) reisten im Jahre 1853 für 18,035,879 Pfund Sterling 102,286,660 Personen, dreizehn Millionen mehr als im Jahre 1852. Diese dreizehn Millionen mehr fallen alle in die dritte Klasse und noch mehr, denn in der ersten und zweiten Klasse nahm die Zahl der Reisenden ab. Freilich könnte man hier auch annehmen, daß die Herrschaften der ersten und zweiten Klasse ärmer, wenn nicht an Geld, so doch an Vorurtheilen geworden. Was die Abnahme an Geld betrifft, so kömmt gleich die Statistik, welche eine Zunahme des Massenvermögens um viele Millionen nachweist. Die Abnahme von Vorurtheilen müßte aber der Gesammtbildung als ein bedeutendes Plus gutgeschrieben werden.

Auch der Krystall-Palast hat die Erfahrung gemacht, daß die Zahl derer, welche Geld zahlen, um zu zeigen, daß sie mehr haben und sein wollen, als andere Leute, sehr bedeutend abgenommen. Man mußte deshalb bereits den Tag der halben Krone, Freitag, zu den Volksshillingstagen fügen und soll nicht übel Lust haben, auch den Sonnabends-Gästen vier Shillinge von den fünfen, die sie jetzt zahlen, wenn sie kommen, zu lassen, damit sie kommen. Die Krystall-Palast-Compagnie rechnet ganz nach Adam Riese, nach welchem funfzigtausend Shillinge mehr sind, als zwei- bis dreitausend Fünfshillingstücke. Seitdem die kluge Königin, mit liebenswürdiger Ironie auf die Klassen der ganzen und halben Krone, mehrmals an Shillingstagen unverhofft im Krystall-Palaste erschien, kömmt es den Herrschaften, deren Kronen blos in Geld und Rang bestehen, lächerlich vor, expreß Geld dafür auszugeben, da die wirkliche Krone sich so gut mit dem Shillings-Publikum vertrug. Der Krystall-Palast selbst hat bis jetzt unter den ungünstigsten Verhältnissen, die seine erste Wirksamkeit umgaben, sich glänzend bewährt, obgleich eine Menge gegründete und ungegründete Anklagen und kritische Anfälle von allen Seiten auf ihn einstürmten. Ganz in plump-englischer Weise attakirte man ihn von vielen Seiten hauptsächlich wegen der Unwahrscheinlichkeit, daß er sein ungeheures Kapital verzinsen würde. Er ist eine Blamage, hieß es, wenn er nicht halbe Dividenden bringt. Im Gegentheil können ihm Defizits gerade zum Ruhme gereichen. Die Conception der kühnen, umfassenden Idee und ihre wunderbar schnelle und glänzende Ausführung ist allein ein Weltwunder, größer als alle sieben oder hundert zusammengenommen. Wenn sie vorläufig selbst der dichten Bevölkerung von London und England zu groß ist, als daß sie dieselbe schon durch regelmäßige Besuche würdigen können, kann man doch mit Sicherheit annehmen, daß der Besuch des Krystall-Palastes erst Hunderten, dann Tausenden, endlich Millionen zum wirklichen Kulturbedürfniß wird, da sich hier Alles, was man Erheiterndes, Belehrendes, Erhebendes und Erquickendes nur wünschen kann, in einer Weise vereinigt, wie man ihresgleichen nirgends in der Welt findet. Daß sich dann gute Dividenden einfinden, läßt sich nicht bezweifeln. Insofern man nun auf diese Zunahme der Kultur spekulirt hat, auf Kinder und Kindeskinder, nicht auf ein unmittelbares, krämerisches Geldmachen, kann man von kulturhistorischem Standpunkte aus mit Recht sagen, die jetzigen Defizits gereichen dem Unternehmen zur größten Ehre, sollten diese auch in den nächsten Jahren so bedeutend werden, daß das Parlament zu Hülfe kommen müßte, könnte auch dies zum größten Vortheil der Schöpfung ausfallen, da man in diesem Falle den unmittelbaren Gewinn noch mehr außer Acht lassen könnte, um die Entwickelung und Vollendung der einzelnen Sphären darin desto nobler und künstlerischer abzurunden. Auf diese Entwickelung kömmt noch Alles an, da eigentlich außer dem Gebäude selbst nur die meisten historischen Kunsthallen als vollendet angesehen werden können. Gerade die Abtheilungen, in welchen der meiste Reiz liegt, sind fast alle nur eben erst angelegt, ja, zum Theil erst im Plane und in der Idee vorhanden. Zu den anmuthigsten Reizen im Krystall-Palaste und um denselben gehört das botanische, pflanzengeographische und wissenschaftlich geordnete lebendige Farben-Element. Letzteres tritt als eine ganz neue, von Frankreich eingeführte Wissenschaft in England auf, worüber wir hernach noch ein Wort sagen.

Die wunderbare, unendliche Pflanzen- und Blumenwelt im Krystall-Palaste ist bis jetzt wenig beachtet worden, da sie bisher in den ungeheuren, durch Kunstschöpfungen blendenden Räumen wirklich auch ziemlich zurücktrat und hier auf „organische Entwickelung" mehr ankömmt, als irgendwo. Und doch bildet sie jetzt schon das grandioseste und reichste Gewächshaus der Erde. Die reichste und berühmteste Sammlung Englands, die der Herren Loddiges in Hackney bei London, bildete den Embryo zu der im Krystall-Palaste. Die Compagnie kaufte mit einem Schlage den ganzen alten botanischen Schatz. Es dauerte volle sechs Monate, um ihn von Hackney in den Palast zu bringen, ohne daß während der Zeit nur ein Tag gefeiert ward. Und doch verschwand diese ganze Sammlung wie ein Nichts unter den Glasbogen und zwischen den Säulen ihrer neuen Heimat, so daß Tausende und Hunderttausende von Gewächsen, Bäumen und Blumen hinzugefügt werden mußten, um Paxton's Königreich sichtbar zu machen. Die Sammlung von Loddiges war neunzig Jahr alt. Diese drei Menschenalter wurden ununterbrochen dazu benutzt, um ihr den wissenschaftlichen Werth möglichster Vollständigkeit zu geben, so daß eine Menge seltener Gewächse, welche in Privatgärtnereien ganz unbekannt blieben, hier ihre beste Pflege fanden. Tausende von Pfunden wurden ausgegeben, um neu entdeckte Pflanzen, so unscheinbar sie auch dem Auge waren, herbeizuschaffen und so irgend eine botanisch wissenschaftliche Lücke auszufüllen. Unter den Seltenheiten dieser Sammlung (und wenn nicht selten an sich, berühmt durch Größe, Ausbildung und kräftige Gesundheit) nennen wir Areca Catecha, von welchem der Betel gewonnen wird, die Artocarpus integrifolia, ein Baum, von dem man hofft, daß er in seiner neuen unbeschränkten Heimat die sechzig Fuß seiner heimatlichen Höhe erreichen werde, den schwarzen Pfefferbaum, viele Gewürzbäume aus den heißesten Zonen, den Giftbaum von Java, Calamus rudentum, der beinahe die Hälfte seiner afrikanischen Höhe, zweihundert Fuß, erreicht hat, Elaeis Guineensis, der Palmölbaum, dessen merkantiler Werth seit dem russischen Kriege um mehrere Hundert Prozent gestiegen ist, so daß er mit Macht das eigentliche Agens der Kultur in das Innere Afrika's hinein wird, Phoenix farniferi, dessen Saft das aromatische Sagomehl giebt, und die Latania Borbonica, den alten König im Reiche der Herren Loddiges, Theobroma cacao, aus welchem die beste d'Heureusesche Chocolade fließt, Bananen, Copaiva-Balsam-Bäume, die wie vom Seiler gedrehte Cordia monoica, die goldenblätterige Chrysophylla makrophylla, von hundert Fuß Höhe in Sierra Leone, die Bertholletia excelsa mit Muskat-Nüssen, Mahagony-Bäume u. s. w. Zu den Tausenden von Pflanzen der Herren Loddiges kaufte Paxton achttausend Kamelien, zehntausend Geranien, Fuchsien und Calceolarien, mehr als sechstausend Rosenbäume, von denen sechshundert allein im Löwenhofe der Alhambra sich versammelt haben, zweiundsiebzig Orangen- und vierundzwanzig Pomeranzen-Bäume vom Schlosse Neuilly und unzählige kleinere Partieen. Dazu kommen unzählige Schenkungen aus den Parken und Gewächshäusern der Königin, der Aristokratie und der reichen Leute überhaupt, die alle in der Pracht ihrer Kunstgärten mit einander wetteifern. Die Königin schenkte zwei Exemplare der Araucaria excelsa und eine Menge anderer Pflanzen, die Herzogin von Gloucester eine ganze Sammlung weißer Kamelien, eine einzelne Dame, die nur mit Pflanzen umgeht, das prächtigste Exemplar von amerikanischen Aloen, die botanische Gesellschaft eine australische Ficus makrophylla, Lord Mansfield eine ganze Sammlung u. s. w. Die Liste der Geber ist schon ellenlang und vermehrt sich fast mit jedem Tage.

Den Plan, die Pflanzen nach Zonen zu ordnen, hat man aufgegeben, da darunter das malerische Element und die dekorative Rücksicht zu sehr gelitten haben würde. Man hat einen Mittelweg eingeschlagen und die charakteristischen Pflanzen zu Rahmen für die verschiedenen ethnographischen Gruppen benutzt, so daß man bald hier, bald da von wirklichen afrikanischen, amerikanischen und tropischen Gegenden und deren leibhaftiger Bevölkerung überrascht wird. Noch ist fortwährend eine ganze Armee von Gärtnern und ethnologischen Künstlern unter Kommando Paxton's und Eyles' beschäftigt, um zu ordnen, zu vervollständigen und zu vervollkommnen. Vor den mehr als zwanzig Kunst- und Industrie-Hallen entwickeln sich Blumengruppen mit geschlungenen Wegen dazwischen, andere drängen sich um die Marmor-Bassins und Springbrunnen, und die Wasserpflanzen selbst warten noch bis nächstes Frühjahr auf ihr Element. Andere Pflanzen klettern langsam in die Höhe an den Säulen, andere nicken herab aus dreihundert in der Luft schwebenden großen Blumenkörben und müssen mit der Zeit in gigantischen Windungen mit bunten Blüthen den Zauber des Ganzen bedeutend erhöhen.

Ich habe mir mehrmals den Genuß verschafft, von allen artistischen und architektonischen Reizen zu abstrahiren und mich blos um die Pflanzenwelt zu bekümmern. Und nur so lernt man entdecken und sehen, was für eine Welt hier schon zusammengebracht ward und welche seltsamen Wunder sich dazwischen verbergen. Da ist der Elephantenfuß (Testudinaria), ein ungeheurer, rissiger, verwitterter Klotz, dessen inneres Leben Niemand ahnt, der nicht die delikaten beiden Zweige oben bemerkt. Und auch dann denkt man noch, diese feinen Pflanzen für sich, welche schmarotzerhaft aus dem Klumpen wüchsen, bis man sich überzeugt, sie seien wirklich nichts, als die echten Kinder des scheinbar verwitterten Klotzes. Welche Menge luftiger Palmen und Farren mit geisterhaften Kronen! Erstere haben sich freilich noch nicht von dem Schaden erholt, den sie durch den russischen Krieg erlitten. Das Schiff „Himalaya", welches sie von Aegypten herüberbringen sollte,

Grétry, Dalayrac, Nicolo, Boieldieu u.A. zu geben. Selbst in diesen Darstellungen hat sich aber der schlechte französische Geschmack nicht verleugnen können, und Komponisten, wie Adolph Adam, haben sich erdreistet, das Orchester zu jenen klassischen Werken vollstimmiger zu machen, d. h. die ganze ursprüngliche Reinheit und Einfachheit zu zerstören! Bisher hat das lyrische Theater noch kein einziges hervorragendes Werk in das Publikum gebracht, und ich will ihm von Herzen wünschen, daß es bei seiner Wiedereröffnung glücklicher als bisher sein möge. Meyerbeer wird für den Herbst hier wieder erwartet, und man spricht bereits von der Darstellung seiner neuen Oper („Die Afrikanerin"), die Scribe völlig umgearbeitet haben soll.

Halevy ist eine große Auszeichnung widerfahren: er ist zum Sécrétaire perpétuel der Pariser Akademie der schönen Künste ernannt worden. Sein großes Talent, seine Eigenschaften als Schriftsteller, sein edler, überaus leutseliger Charakter haben ihm zu dieser Ehrenstelle, der bedeutendsten, die hier einem Künstler oder Gelehrten überhaupt geboten werden kann, verholfen.

Die Pariser Virtuosenwelt schwärmt fast sämmtlich in den Bädern oder sonst auf Reisen umher. Außer Schulhoff hat sich hier übrigens seit langer Zeit kein Virtuose hören lassen, der eine dauernde Wirkung im Publikum zurückgelassen hätte. Schulhoff hat mit seinem großen Doppel-Talente als Komponist und Klavierspieler die Pariser wahrhaft elektrisirt. Sie haben Liszt und Thalberg vergessen und ihm einen Beifall gezollt, wie diese beiden großen Künstler ihn kaum in Paris erlebt haben. Ich erinnere mich nicht, daß die hiesige Presse einen Virtuosen so aufgenommen hätte, wie Schulhoff. Ihr Lob war einstimmig: sie hielt selbst mit dem Geständnisse nicht zurück, daß Frankreich gegenwärtig keinen so vollendeten Künstler besitze. In den Salons hört man hier nichts als Schulhoffsche Stücke spielen, und ich war angenehm überrascht, als in Bellevue durch die geöffneten Fenster einer Herrnwohnung fast den ganzen Abend lang die Melodieen unseres deutschen Landsmannes zu mir herüberströmten.

An literarischen Erscheinungen fehlt es nicht, wiewohl ich wahrhaft Hervorragendes seit einiger Zeit vermisse. Das Journal La Presse hat die Autobiographie der Sand für hunderdreißigtausend Francs an sich gekauft und wird in einigen Tagen die Veröffentlichung desselben beginnen. Mehrere Pariser Journalisten haben die Industrie-Ausstellung in München zu Ausflügen nach Deutschland benutzt und in hiesigen Journalen über die Münchener Mustervorstellungen im Theater und über die dortigen Monumente berichtet. Dem Münchener Theater haben die französischen Journalisten alle Gerechtigkeit widerfahren lassen; dahingegen hat Herr Theophile Gautier im Moniteur Feuilletons über Cornelius und Kaulbach veröffentlicht, in welchen unsere großen deutschen Meister sehr hart mitgenommen werden. Cornelius wird eingeräumt, daß seine Conception immer tief poetisch und schön gedacht sei, zugleich aber bemerkt, daß die Ausführung dem Plane nicht entspricht. Kaulbach muß Vorwürfe hören, daß er satirische Zeichnungen, die sich für ein Miniatur-Format wohl geeignet hätten, in großem Maßstabe al fresco ausgeführt hat. Unsere großen deutschen Maler haben in Paris aber auch ihre kleinen Freunde, und Schreiber dieses hat so eben die Lebensbeschreibung von Cornelius für die „Biographie universelle" von Didot abgeliefert, die hier lieferungsweise erscheint und an Umfang alle bisher vorhandene Werke der Art weit übertrifft. Ueber Kaulbach nehme ich mir vor, bei Gelegenheit der nicht genug zu rühmenden Herausgabe seiner Wandgemälde im Treppenhause des Berliner Museums durch Alexander Duncker, eine größere Arbeit in der Revue des deux Mondes zu veröffentlichen. Die Redaction hat den Vorschlag zu dieser Arbeit bereits mit Vergnügen angenommen.

Von neuerdings erschienenen interessanten Büchern nenne ich Cousin's „Madame de Sablé", eine Fortsetzung seiner „Femmes illustres de la Société du XVII. siecle" und, noch strenger genommen, eine Fortsetzung der Charakteristik der Frau von Longueville. Dieses Buch hat nicht allein einen monographischen, sondern auch einen literaturhistorischen Werth, wie z. B. durch die Beurtheilung der Maximen von Larochefoucault. Cousin stellt die Zeit, in welcher seine Heroinen lebten, mit besonderer Vorliebe dar. Er hat in diesem Werke unter anderen auch die Biographieen von anderen interessanten Personen, die im Strudel der Geschichte längst untergegangen sind und vom höheren historischen Standpunkte aus auch unterzugehen verdienen, theils nach eigenen Forschungen, theils nach der Bibliothek de l'école des Chartes mitgetheilt, wie die der Mademoiselle de Vertus, der Mademoiselle de Vendy, der Gräfin de Maure, der Madame de Brigy u. s. w. Von Méry sind zwei Bände: „Les nuits d'Orient" und „Les nuits espagnoles" erschienen, die ohne eigentlichen literarischen Werth sind. Auerbach's „Dorfgeschichten" sind vor kurzem ins Französische übertragen worden. Der Uebersetzer, Max Buchon, hat große Mühe gehabt, das Eigenthümliche der Auerbachschen Erzählungen wiederzugeben, indessen muß man ihm für diesen Versuch jedenfalls dankbar sein. Den Dorfgeschichten ist in Frankreich ein großer Ruf vorausgegangen, und es steht zu erwarten, daß die Franzosen sie günstig aufnehmen werden.

Von Octave Feuillet sind, unter dem Titel „Scènes et comédies", fünf kleine Stücke: „le Village", „le Cheveu blanc", „l'Urne", „la Fée" und „l'Erémitage" herausgegeben worden, die alle in jener moralischen Bourgeois-Tendenz geschrieben sind, die sich in den letzten Jahren der Juli-Regierung, als Gegensatz gegen die Ausschweifungen der romantischen Schule, geltend zu machen suchte.

Die Memoiren des Königs Joseph sind schon seit einiger Zeit vollständig und erregen fortwährend das größte Aufsehen. Noch kann man hier nicht begreifen, wie die Veröffentlichung so wichtiger Dokumente von der jetzigen Regierung so bald schon gestattet, ja, wie es scheint, veranlaßt werden konnte. Ich setze voraus, daß das „Magazin für die Literatur des Auslandes", das ich leider hier nicht regelmäßig zu Gesicht bekomme, über dieses höchst interessante Werk bereits einen besonderen Artikel mitgetheilt oder eine Mittheilung desselben bereits veranlaßt hat.*)

Bemerkenswerth sind auch die „Veillées militaires", von Alphonse Balleydier, demselben, der, wenn ich nicht irre, eine Geschichte der Feldzüge der österreichischen Armeen in Italien im Jahre 1849 geschrieben hat. Seiner Geschichte der „Garde républicaine" (der von 1848) nach zu urtheilen, neigte sich der Verfasser früher etwas stark zur Republik hin, aus seinen späteren Werken aber schimmert der Geist der Reaction nicht wenig durch; namentlich will es uns bedünken, als ob er den Soldaten bedeutend den Hof mache.

Zu den besten Werken, die uns der Büchermarkt seit langer Zeit gebracht hat, gehört Mignet's:**) „Charles V., son abdication, son séjour et sa mort au monastère de Yuste" (Paris, 1854. Un vol. 8. Paulin, Lheureux & Comp.). Der berühmte Verfasser hat auch in diesem Werke ein bedeutendes Material überwunden und das über denselben Stoff bereits Gedruckte und Ungedruckte so ziemlich erschöpfend bearbeitet. Frühere Werke hatten die Geschichte der letzten Lebensjahre Karl's V. sehr entstellt, der große Kaiser sollte auf einmal ganz im Mönchthume aufgegangen und ein wahrer Betbruder geworden sein. Nach Mignet war diese Abdankung nur ein egoistisch politischer Schritt, der den wankenden Ruhm des Kaisers und seine schwächliche Gesundheit verdecken sollte. Karl V. bedauerte sogar, sich nicht schon nach dem Feldzuge von Tunis zurückgezogen zu haben. Uebrigens hat Karl V. nicht im Sinne einer gänzlichen Entsagung der Geschäfte abgedankt, sondern er übte durch seine Korrespondenz fortwährend einen großen Einfluß aus. Mignet hat außerordentlich viel Einzelnheiten aufgenommen und z. B. die Reise Karl's V. durch Spanien mit der Genauigkeit eines Chronisten aufgezeichnet. Die werthvollste Darstellung des Buches befindet sich unstreitig in der Einleitung, in welcher der Verfasser den Zustand Europa's im Augenblicke der Abdankung Karl's V. behandelt. Sehr interessant sind auch die Beschreibungen des Klosters, die Scene zwischen dem Helden des Buches und dem Jesuiten Borja, das Portrait des Papstes Paul IV. und andere Stellen mehr.

Fast gleichzeitig mit dem Werke Mignet's über Karl V. ist über denselben Helden und fast mit demselben Titel ein Werk von Amedée Pichot erschienen: „Charles Quint. Chronique de sa vie intérieure et de sa vie politique, de son abdication et de sa retraite dans le cloitre de Yuste" (Un vol. 8. Paris, Furne & Comp., 1854). Pichot, ein durchaus gewissenhafter Forscher, bekämpft ebenfalls die Vorurtheile, die man bisher sowohl über Karl V., wie über seinen Rivalen Franz I., gehabt hat. Der Verfasser begnügt sich in diesem Werke übrigens, nach seinem eigenen Geständnisse, mit der Eigenschaft eines Chronisten. Hätte er als Historiker auftreten wollen, so würde er von vorn herein einen ganz anderen Plan haben verfolgen müssen. Während er hier mehr eine höchst interessante Charakteristik Karl's V. gegeben hat, arbeitet er an einer Geschichte des Kampfes desselben gegen Soliman, zu welcher dieses Werk gleichsam eine Einleitung bildet. Die Hauptquelle für Pichot sowohl, wie für Mignet, war das berühmte Manuskript von Gonzalez, das in der Bibliothek von Simancas aufgefunden worden ist.

(Schluß folgt.)

Ueber die menschlichen Raçen.

(Schluß.)

Wir haben fast alle für die Einheit des Menschengeschlechts angeführte Gründe dargelegt; sie sind nicht ausreichend, die Lehre von einer ursprünglichen Vielheit menschlicher Arten gänzlich zu widerlegen; aber diese Lehre ist eben so wenig streng bewiesen: sie stützt sich auf eine Menge Gründe von nur negativer Natur. Bevor wir diese Gründe vorführen, wollen wir unsere Leser noch mit einigen merk-

---

*) Dies ist allerdings in mehreren Artikeln geschehen. D. R.

**) In diesen Blättern bereits mehr als zu viel erwähnter — D. R.

würdigen Theorieen bekannt machen, die im Interesse der Ansicht, daß alle Menschen von einem einzigen Paare abstammen, ausgedacht worden sind. Fürs erste scheint es, als müßte Adam, der Stammvater der Menschen, mit allen physischen und moralischen Eigenschaften, auf welche die vorzüglicheren Raçen stolz sind, ausgestattet gewesen sein. Ein Naturforscher belehrt uns eines Anderen. Herr Prichard hat in Erwägung, daß weder die Klimate, noch sonstige äußere Verhältnisse sich fähig zeigen, die weiße Raçe in eine schwarze zu verwandeln, die Theorie aufgestellt, daß Adam ein abyssinischer Neger gewesen sei. Der Mensch im Urzustande, im Zustande der natürlichen Rohheit, meint Herr Prichard, ist schwarz; die Civilisation erst bewirkt, daß er weiß werde; je civilisirter der Mensch ist, desto heller ist seine Hautfarbe. Die meisten wilden Völker sind braun oder schwarz; die civilisirten Völker sind gelb oder weiß. Innerhalb desselben Volkes sind die Landleute, als die weniger Civilisirten, von dunklerem Teint, als die civilisirteren Städtebewohner. Wir haben diese Ansicht bereits widerlegt. Die Menschheit ist in stetem Fortschritt begriffen, das ist wahr; aber daß der Mensch dem Fortschritt auch eine gänzliche Umwandlung seiner Gestalt soll zu danken haben, daß er aus den Händen des Schöpfers so häßlich soll hervorgegangen sein, ist schwer zu glauben. Andere Vertheidiger der Ansicht, daß alle Menschen von Einem Paare abstammen, haben die Meinung ausgesprochen, daß der erste Mensch roth gewesen sein müsse, weil die rothe Hautfarbe sich eben so leicht in die weiße, wie in die schwarze, könne verwandelt haben.

Im achtzehnten Jahrhundert hatte man noch eine andere sonderbare Theorie aufgestellt, die menschlichen Verschiedenheiten zu erklären. Einige Naturforscher, unter ihnen auch Cuvier, hingen der Lehre von der Ewigkeit der Keime an. Ein Physiologe des achtzehnten Jahrhunderts wandte diese Lehre auf das Menschengeschlecht an: er stellte demgemäß die Behauptung auf, daß die erste Frau die Keime aller zukünftigen Menschen, in einander eingeschachtelt, in ihrem Schooße getragen habe. Da die Menschen nicht gleich sind, so haben es auch die Keime nicht sein können; sie sind von Anfang an verschieden an Farbe gewesen. Dieser Theorie zufolge wäre es nicht unmöglich, daß in Europa einst, wenn die Reihenfolge der weißen Keime zu Ende wäre, alle Nationen eine andere Farbe bekämen. Das Einschachtelungssystem der Keime hat heutzutage wohl keinen Anhänger mehr. Herr Strauß-Dürckheim hat in einem interessanten Buche*) berechnet, wie groß die Anzahl der Keime gewesen wäre, welche das erste Individuum einer bestimmten Pflanzenart in sich eingeschlossen gehabt hätte. Eine Mohnpflanze liefert mindestens tausend Körner im Jahre; sechstausend Jahre sind mindestens seit der Schöpfung verflossen. Die Anzahl der Keime, welche die erste von Gott direkt geschaffene Mohnpflanze in sich getragen haben müßte, ist, der Berechnung des Herrn Dürckheim zufolge, durch die Zahl 1 mit achtzehntausend Nullen auszudrücken, und dabei sind noch alle die Keime, die in der Zukunft (nach den sechstausend Jahren) sich entwickeln können, nicht mitgerechnet. Denkt man sich jeden Keim nur ein Millimètre im Durchmesser, so würde die ganze Erde, wenn sie aus lauter solchen Mohnkeimen zusammengesetzt wäre, solcher Keime nur so viele enthalten, wie durch die Zahl 1 mit dreißig Nullen ausgedrückt sind.

Alle diese Unmöglichkeiten, alle diese mehr oder weniger spitzfindigen Erklärungen, welche man im Interesse der behaupteten ursprünglichen Einheit des Menschengeschlechts hat aufstellen müssen, gaben der zuerst von Herrn Virey aufgestellten, heutzutage von vielen Naturforschern getheilten Ansicht eine gewisse Ueberzeugungskraft. Wenn die Annahme einer ursprünglichen und permanenten Ungleichheit der Menschen nicht etwas dem menschlichen Gefühl Widerstrebendes hätte, wenn unser Geist nicht daran gewöhnt wäre, Alles, was er begreifen will, so viel wie möglich auf die Einheit und Allgemeinheit zurückzuführen, wenn nicht jedes Volk eine Neigung hätte, sich als eine einzige Familie zu betrachten: die tief wurzelnden und permanenten Verschiedenheiten unter den Menschen, die Unmöglichkeit, diese Verschiedenheiten auf die klimatischen Verhältnisse oder auf zufällige Umstände zurückzuführen, die in Betreff der Thierwelt gemachten Erfahrungen, die Schwierigkeit, rationelle oder wissenschaftliche Erklärungsgründe für die Entstehung der verschiedenen menschlichen Raçen zu finden — alles dies würde die Theorie von der ursprünglichen Einheit des Menschengeschlechts, von der Abstammung aller Menschen von einem Paare längst in allgemeinen Mißkredit haben bringen müssen. Die Erkenntniß der allgemeinen Naturgesetze ist geeignet, dieser Theorie ein Ende zu machen. Ein überall zu Tage tretendes, wie in seinem Zweck, so in seinen Mitteln klares Gesetz ist die Verschwendung, mit welcher die Natur die Keime aller organischen Wesen hervorbringt. Die Vorkehrungen, welche die Vorsehung trifft, um ihre Schöpfungen fortzupflanzen und vor Untergang zu bewahren, sind zahllos. Jedes Jahr, jeder Augenblick sieht Keime jeder Art entstehen, von denen nur ein sehr geringer Theil zur Entfaltung kommen kann. Warum sollen wir für die ersten Tage der Welt das Gesetz nicht gelten lassen, welches die Erfahrung uns überall vor Augen stellt? Warum soll dieses Gesetz damals, wo seine Wirksamkeit nöthiger war, nicht wirksam gewesen sein? — Ist es so leicht denkbar, daß die über die Erde verbreiteten Myriaden von Thieren jeder Art alle von einem einzigen Aelternpaar ihrer Art abstammen? — Wer vermag sich die Erde vorzustellen in einer so kärglichen Ausstattung, daß jede Art von Pflanzen nur in Einem Individuum gegeben war, daß in Stelle der heutzutage endlosen Wälder nur Ein Baum da war? Wie hätten in dem unermeßlichen Ocean die einzelnen ersten Paare jeder Art von Fischen sich bei einander halten und vor Untergang sicher sein sollen? — Die stärkeren Thier-Arten hätten ja sogleich die schwächeren, ihnen zur Nahrung bestimmten Thier-Arten verzehrt und wären dann vor Hunger auch umgekommen. Vernünftiges Nachdenken führt zu der Ansicht, daß, wie die Pflanzen und die Thiere, so auch die Menschen zugleich oder allmälig auf verschiedenen Stellen der Erde zum Vorschein gekommen sein müssen. Diese Ansicht stellt eine Erklärung der menschlichen Raçen-Unterschiede in Aussicht, bei welcher alle die Schwierigkeiten, mit denen die Gelehrten bis dahin sich abgequält haben, verschwunden sind.*)

*) Théologie de la Nature; 2 vol. in-8. Victor Masson, 1852.

Zur Geschichte der Oper.

Die Oper gehört zweien heterogenen Gebieten an, zu deren Schöpfung sich Dichter und Tonsetzer vereinigen müssen. Auf der Bühne erscheint sie als ungetheiltes Kunstwerk, ergreift die Seele des Zuschauers und läßt ihm nicht Zeit, über das Verhältniß des Textes zur Musik Reflexionen anzustellen. Fragt man aber die Geschichte, so stellt sich die merkwürdige Erfahrung heraus, daß die Musik in den Hintergrund tritt, vergessen wird und verloren geht, während die Texte bleiben und in der Literatur-Geschichte eines Volkes aufbewahrt werden. Nur die kirchliche Musik hat hier und da eine längere Dauer, und es scheint, daß der musikalische Geschmack größeren und häufigeren Wandelungen unterworfen ist, als der dichterische. Es bedarf hierzu kaum eines Hinweises auf das Alterthum, dessen große Dramen uns zum Theil erhalten sind, während ihre Musik, trotz aller gelehrten Forschungen, schwerlich zu reconstruiren ist. Wir haben hierfür ein viel näheres Beispiel.

Es ist bekannt, welche Ausbreitung die Oper im siebzehnten Jahrhundert in Frankreich und Deutschland gefunden, und daß sie eine Culmination, um nicht zu sagen, Blüthe, erreicht hat, wie kaum in der Gegenwart. Aber während man die Geschichte der Oper in Frankreich seit ihrer Einbürgerung durch Kardinal Mazarin und die Wunder Lullyscher Compositionen vielleicht über Gebühr detaillirt und gepriesen; während man selbst in England ihre Anfänge in den Masqueraden aufgesucht und den Ursprung der ganzen Gattung in Italien von Zarlino bis auf Apostolo Zeno und den großen Metastasio mit aller erdenklichen Gelehrsamkeit ans Licht gezogen, ist die Geschichte der deutschen Oper nur beiläufig und, selbst von den gelehrtesten Literar-Historikern, wie Gervinus, ganz oberflächlich behandelt worden, so daß man dieses Gebiet als eine wirkliche terra incognita betrachten kann, wo deutsche Gründlichkeit noch genügende Lorbeeren zu holen hat. Freilich möchte man einwenden, daß die Literatur der Operntexte eine höchst unlohnende sei, daß man auf zu große Fadheiten und Geschmacklosigkeiten stoße, um einen Gewinn für die National-Literatur daraus zu ziehen; aber, ist darauf zu erwiedern, dasselbe muß man von einer Unzahl Erzeugnisse desselben Zeitraums behaupten, wir wollen nur den Roman anführen, welcher aber dennoch mit hergebrachtem Fleiße bearbeitet ist. Täuschen wir uns nicht, der Grund ist ein anderer; unsere Literar-Historiker waren keine Musiker und, umgekehrt, unsere Musiker ohne genügende literarische Bildung. Es gehörte eben der so seltene Verein umfassender literarischer und musikalischer Kenntnisse dazu, um hier erfolgreich aufzutreten. Wenn man in dem Werke, das wir bald anführen werden, namentlich verzeichnet findet, daß in einem Zeitraum von sechzig Jahren (von 1678—1738) in einer einzigen Stadt zweihundertdreiundfunfzig Opern zur Aufführung kamen, daß der größte deutsche Opernkomponist bis auf Mozart den namhaftesten Theil komponirt, wenn man anderweitig weiß, daß in mehreren deutschen Residenzstädten noch ungehobene Schätze der Art in Menge vergraben liegen: so wird man sich doppelt freuen, durch den Fleiß und die Ausdauer eines Mannes, in dem sich wissenschaftliche Bildung mit tiefen musikalischen Studien auf die seltenste und glücklichste Weise vereinigen, für eine Periode und eine der bedeutendsten Oertlichkeiten, so zu sagen, reinen Tisch gemacht zu sehen.

*) Wir bedauern, daß der französische Verfasser das in diesen Blättern bereits erwähnte Werk über die Menschenraçen von Professor Dr. Frankenheim in Breslau nicht gekannt zu haben scheint. Nächstens werden wir nun auch das neueste, Epoche machende, amerikanische Werk über diesen Gegenstand (nach Morton, von Gliddon und Nott) besprechen. D. R.

schönen arabischen Pferden und reiten zu ritterlichen Kampfspielen in einem großen Midan (Hofraum hinter den Häusern der Aristokratie), um sich mit dem Jereed (einem anderthalb Ellen langen Stocke) oder ernsthafter mit Schwertern im Treffen und Ausweichen und Rossetummeln zu üben, oder sich mit befreundeten Familien vor das Thor des Hauses zu setzen und zu plaudern, oder in die Gemeinde- und zugleich gottesdienstlichen Versammlungen zu gehen, wo ihnen die Ockals (die Gelehrten, von ockal: wissenschaftlich gebildet, intelligent) die philosophischen Religionsbücher erklären, Rath geben in Gemeinde-, Familien- und besonders Heiratsangelegenheiten und sie ermuthigen zur Sittlichkeit und Tapferkeit. Beide Tugenden sind unter ihnen wahrhaft zuhause. Man weiß Nichts von Dieben, Mördern, Ein-, Ehe- oder sonstigen Verbrechern, da Jeder zu stolz dazu ist, sich durch Unrecht zu erniedrigen und die freien Lebensformen keinen Boden für Verbrecher gewähren. Sie heiraten blos eine Frau, und wenn die Sittlichkeit dieses Bundes durch Gleichgültigkeit und Abneigung zu leiden anfängt, steht es sowohl dem Manne, als dem Weibe frei, Scheidung zu beschließen. Ist die Frau in das väterliche Haus zurückgekehrt, gilt auch die Scheidung sofort für vollendet, da keine polizeilichen, staatlichen und kirchlichen Zwecke die äußere Heiligkeit der Ehe gegen die innere zwangsweise aufrecht zu erhalten streben. Die Sittlichkeit und Freiheit des Weibes ist bei den Drusen anerkannt. Sie sind daher das wahre Musterbild für türkische Reform. Ihre großartigsten und gemüthlichsten Volksfeste sind die Hochzeitsfeierlichkeiten der Scheichs (Gemeindevorsteher) und anderer angesehenen Personen. Nachdem um die Braut ein großartiges Kampfspiel und Scheingefecht ausgeführt worden, versammeln sich oft zwei- bis dreitausend Personen zu einem nächtlichen Picknick im Freien mit Tanz- und Kampfspielen, wobei die Frauen freilich blos verschleiert zusehen dürfen. Europa ist diesen dunkeläugigen Schönen unter dem blüthengeschmückten Tarbusch (Turban) die Galanterie schuldig, sie zum Tanze zu führen und ihre Emancipation zu vollenden. Sie verdienen es, da sie nicht selten in Zeiten großer Gefahr ihre Männer, Väter und Brüder hoch zu Rosse in den Kampf geführt haben, wie man dies auch circassischen Schönen nachrühmt. Als von Gebirgen eingeschlossene Menschen sind sie gegen Fremde etwas mißtrauisch, zugleich aber auch sehr neu- und wißbegierig in Bezug auf Europa, nach dessen höherer Kultur sie sich instinktmäßig sehnen. Ihre sozialen Verhältnisse stehen noch auf feudaler Grundlage, aber ohne deren Zwang, da sie naiv und patriarchalisch erscheint. In Sitten und Lebensweise ungemein einfach, kennen sie keine Strapatzen und sind oft Tage lang mit etwas Käse und Oliven oder Brod und Zwiebeln zufrieden. Die Regierung kostet ihnen wenig und die Kirche, die sie nicht haben, gar nichts. Nachdem Omer Pascha die zwischen Maroniten und Drusen ausgebrochenen Fehden (1842) zu Gunsten der Letzteren geschlichtet, kam es durch England zu einer aus beiden streitenden Parteien gemischten Regierung. Sowohl die Drusen, als die Maroniten wählten sich ihr Oberhaupt, Erstere Emir Emien (Emin), Sohn Emir Beschir's, Letztere Emir Heider, welche jetzt noch regieren und beliebt zu sein scheinen. Den Unterjochungsversuch Mehemet Ali's durch Ibrahim Pascha wiesen die Drusen (etwa sechzigtausend im Ganzen mit sechstausend Kriegern) durch vollständige Vernichtung seiner drei gegen sie gesandten Armeen ab. Sowohl die Franzosen, die ihnen oft Waffen sandten, als die Engländer, deren Konsul Wood in Damaskus einmal zweitausend von der Türkei zum Tode verurtheilte Drusen kühn in Schutz nahm und mit einiger Lebensgefahr rettete, stehen bei ihnen in hohem Ansehen. Dasselbe gilt von den Circassiern, so daß die Engländer und Franzosen in diesen drei großen Völker- und Kultusgruppen die tüchtigsten und günstigsten Organe für gesunde Reformen finden würden, falls diese so weise sein sollten, solche zu produziren und geltend zu machen. Zu den 1,200,000 Türken, eine Million Griechen, 1,600,000 Albanesen (Skipetariern), 400,000 Bulgaren, 300,000 Slavoniern und Illyriern, 400,000 Rumänen (Latinern, Moldauern und Walachen) und 1,500,000 Armeniern,*) Juden, Zigeunern, Italiänern und Franzosen, welche im Uebrigen in den mannigfaltigsten Kreuzungen und Mischungen die durch Racen- und Herrschgelüste, diplomatische Agenturen, Erpressungen und Willkürlichkeiten aller Art korrumpirte Bevölkerung der Türkei ausmachen, wird Niemand mehr, der nicht bestimmte diplomatische Sonder-Interessen vor Augen hat, diese Organe und Rüstzeuge einer neuen Kultur und Erlösung des Orients suchen. Unsere abendländische Weisheit können wir ihnen auch nicht als Medizin eingeben, schon wegen des sittlichen und physischen Klimas nicht. So wird der Heiland unverhofft irgendwie aus ihren messianischen Ideen und unverbrauchten Volks- und Kulturschichten zwischen dem Libanon und Kaukasus erscheinen, wie einst Christus und Muhammed in denselben Regionen.

*) Die Armenier gelten freilich als die körperlich stärkste und gesundeste, geistig gebildetste und kaufmännisch, wie industriell thätigste Masse in der Türkei und werden deshalb wohl mit vollem Recht zu den Elementen der Zukunft gerechnet. Aus allen Schilderungen von Augenzeugen geht hervor, daß sie in allen Sphären des materiellen und ideellen Lebens die Seele und die kräftige, muskulöse That sind. Wir dürfen daher die Armenier neben den Drusen, Maroniten, Circassiern und messianischen Ideen in der Türkei nicht vergessen.

Mannigfaltiges.

— **Die Beni Israel in Bombay.** Ueber diese auch von Wilson im zweiten Bande seines Werkes „The Lands of the Bible" erwähnten indischen Israeliten berichtet Herr K. Graul*) in seiner Darstellung der Westküste Ostindiens:**) „Die Juden sollen sich in Bombay und in den benachbarten Orten auf 5—6000 Seelen belaufen. Sie zerfallen in drei Hauptklassen: in Weiße, in Schwarze und in „Beni Israel". Die weißen Juden haben sich erst in jüngerer Zeit aus Arabien und die Schwarzen aus Cochin in Bombay eingefunden, während die „Beni Israel", bei weitem die Mehrzahl, nach ihren eigenen Berichten, schon vor sechzehnhundert Jahren in Navagaum landeten. Woher aber kamen sie? „Aus einem nördlichen Lande", so sagen sie selbst, und Dr. Wilson in Bombay, der sich mit ihnen besonders beschäftigt hat, neigt ziemlich entschieden zu der Meinung: sie seien Ueberbleibsel jener Israeliten, die von den assyrischen Königen in die Gefangenschaft geschleppt wurden. Auffallend in der That ist es, daß sie erst von den Juden aus Arabien und Cochin in den heiligsten Bräuchen ihrer Religion wieder unterrichtet werden mußten, daß sie die Bezeichnung „Jude" von sich weisen und daß die jüdischen Lieblingsnamen „Juda" und „Esther" bei ihnen gar nicht vorkommen. Da sie sich im Laufe der Zeit von heidnischem Beisatz, namentlich von dem Dienste der „bösen Götter", so wie von den bösen Künsten der Wahrsagerei und Zauberei, nicht frei erhalten haben, so werden sie von den persischen und arabischen Juden, die des Handels wegen hierher kommen und zum Theil in langen prachtvollen Gewändern umherstolziren, in der Regel tief verachtet. Sie sind meist Oelmacher, Zimmerleute und Maurer, zum Theil auch Krämer, Schneider, Eisen- und Goldschmiede. Nicht wenige gehen sogar zur Armee, und fast alle verlassen den Dienst nicht eher, als bis sie sich Titel und Mittel erworben haben. Der Wohlhabenden giebt es unter den Beni Israel nicht Viele, doch soll ihr Häuptling immerhin über zweihunderttausend Rupien zu gebieten haben. Ihr Hauptwohnort auf der Insel (Bombay) ist nicht weit von Mazagaum in einem Theile des Ortes Barcota (Außenstadt). Sie besitzen zwei regelmäßige Synagogen in Bombay und eine dritte zu Nevadunda."

— **Ein polnischer Student in Amerika.** Unter dem Titel „Autocracy in Poland and Russia" hat in New-York ein junger Pole, Namens Julian Allen, eine Schilderung seiner Flucht aus Grodno herausgegeben, wo er im Jahre 1844 studirte, als dort eine politische Verbindung der jungen Leute, die sich mit gleichgesinnten Studenten in Krakau in Briefwechsel gesetzt hatten, von der Polizei entdeckt wurde. Dem jungen Allen gelang es mit Hülfe eines seiner Lehrer, der ihm den Anzug eines Knechtes verschafft hatte, sich der Verhaftung durch die Flucht, und zwar zunächst nach dem Gute seiner Aeltern bei Warschau, zu entziehen. Von hier entkam er, nach vielen Abenteuern und Gefahren, so wie auf weiten Umwegen, über Nebenstraßen und durch Waldungen, nach Memel, wo er allerdings freier aufathmete, denn er befand sich auf dem Boden des, wegen seiner Humanität und seiner bürgerlichen Einrichtungen, auch in den sarmatischen Ebenen als ein Land der Verheißung angesehenen Preußen. Aber die zwischen beiden Ländern, zwischen Preußen und Rußland, leider bestehende Kartell-Convention machte dem geängsteten jungen Manne auch die Stadt Memel zu einem peinlichen Aufenthalt. Er schildert in seiner Schrift die Unruhe und die mit jeder Stunde wachsende Angst, die er dort empfand. Ein Handelsagent, an welchen er ein Empfehlungsschreiben mitgebracht, vermittelte seine Beförderung auf ein nach Grimsby bestimmtes, englisches Schiff, dessen Capitain ihn unterhalb des Bodenraumes seiner eigenen Kajüte verbarg, um ihn den Blicken der etwa nach ihm und seinem Passe fragenden Gendarmen zu entziehen. Der Erzähler behauptet sogar, er sei von der preußischen Polizei auf allen Tritten verfolgt worden, doch scheint dies mehr auf einer erschreckten und geängsteten Einbildungskraft, als auf wirklichen Thatsachen zu beruhen. Selbst in England scheint sich der junge Pole nicht für sicher genug gehalten zu haben, denn er ging bald nach Amerika, wo er eine Anstellung gefunden und wo jetzt seine Schrift nicht wenig dazu beiträgt, den von anderer Seite künstlich genährten politischen Sympathieen für die Sache Rußlands entgegenzuwirken.

*) Director der evangelisch-lutherischen Mission in Leipzig.

**) Reise nach Ostindien über Palästina und Aegypten von Juli 1849 bis April 1853, von K. Graul. 3 Bde. Leipzig, 1854.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 6 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 29, und beim Spediteur Neumann, Universitätsstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 127. Berlin, Dienstag den 24. Oktober 1854.

England.

Englische Literatur-Briefe.

1854. Zehnter Monats-Bericht.

Die Aerndte auf den Feldern der Natur und Literatur. — Das wissenschaftliche Parlament in der St. George-Halle in Liverpool und das deutsche Naturwissenschafts-Parlament in Göttingen. — Die St. George-Halle und die Orgel darin. — Kaufmännische Mäcene. — Merkur siegreich über Mars. — Martiale Ungerechtigkeit und Unmoralität. — Das Sonntags-Wirthshausgesetz und die Trunksucht des Volkes, besonders des weiblichen Geschlechts. — Statistische Barometer für Nachweis der zunehmenden Volkskultur. — Die Ehre der Oeffnung im Krystall-Palaste. — Die botanische und pflanzengeographische Abtheilung darin. — Chevreul's Farben-Wissenschaft und Parton's Blumen-Praxis. — Die französische Farben- und Formen-Aesthetik, eine Frucht der Chevreulschen Wissenschaft. — Die industrielle und artistische Geschmacklosigkeit der Engländer. — Teufels-, Russen- und Cholera-Bücher. — „England und Rußland", von einem Russen. — Die Elektrizisten und Fungisten in der Cholera-Literatur. — Die Darstellbarkeit und die tödtliche Lebendigkeit schlechter Gerüche.

London, Oktober.

Da der September, ohnehin immer der stillste und geistesabwesendste Monat in London, diesmal stiller und todter, ja, todbringender als jemals war, wäre für einen literarischen Brief schlechte Ausbeute in Aussicht, wenn nicht anderweitig und anderswo die beispiellos gute Aerndte von den Feldern, für die man heute im ganzen Lande dem Himmel auf Befehl des Ministeriums vermittelst eines vom Erzbischof von Canterbury vorgeschriebenen Gebets seinen Dank abstattet, sich auch auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft ergäbe. Man schätzt die Summe, um welche die Aerndte über eine mittlere hinausging, auf fünfundzwanzig Millionen Pfund Sterling, so daß auf jeden Kopf, auch den kleinsten, etwa ein ganzes goldenes Pfund Gewinn käme. Der Aerndte-Ertrag aus den Arbeiten auf den Feldern der Künste und Wissenschaften ist vielleicht bedeutender, obwohl man den Gewinn nicht in Geldsummen zu veranschaulichen suchte und nirgends ganz große, weltgeschichtliche Ergebnisse hervortreten. Der Werth englischer Wissenschaft besteht in der Massen-Arbeit auf lauter praktischen Gebieten, wo man von allen Seiten stets kleine Entdeckungen, Verbesserungen und „improvements" ans Tageslicht fördert und sich patentiren läßt. Oft erweist sich die unbedeutendste Verbesserung an einem Dampfmaschinen-Stückchen, ein Tröpfchen Säure in einem chemischen Präparat u. s. w. so bedeutend und gewinnreich, daß man gleich in einer einzigen Anstalt im ersten Jahre von Tausenden von Pfunden, die erspart wurden, reden hören kann.

Man sieht wohl schon, daß ich hiermit auf das große Aerndtefest der Wissenschaft in der St. George-Halle zu Liverpool lossteure. Im strengen deutschen Fachsinne kann man im Allgemeinen nicht von „Wissenschaft" in England reden. Schon das ganze Verfahren, die Methode, sich mit Wissenschaft zu beschäftigen, ist eine ganz andere und, im deutschen Sinne, unwissenschaftliche. Um ein Beispiel anzuführen: man beschäftigte sich neuerdings vielfach mit organischer Chemie, warum? Weil das Papier zu theuer wird und Jemand, der eine organische Substanz fände, das Lumpenpapier zu ersetzen, einen großen Haufen Geld machen würde. Die Wissenschaft, als majestätische, selbständige Größe genommen, leidet darunter; aber das Leben profitirt dabei. Jedenfalls kömmt man auf dem praktischen Wege, die Wissenschaft nur insofern hervorzuziehen, als sie im Stande ist, Jemanden zu einem Patent für neues Papier aus Pflanzenfasern oder Baumrinde zu verhelfen, schneller zum Ziele. Was die organische Chemie betrifft, so bleibt sie oft selbst den Herren, die sich speziell damit beschäftigten, ein Buch mit sieben Siegeln. So leidet das praktische Leben allerdings wieder desto vielseitiger, je schneller man in einzelnen Sphären zu praktischen Resultaten kam, so daß man etwa in einer Combination der deutschen Wissenschaft mit der englischen Praxis, die immer gleich auf Patente, Anwendung im Großen durch Actien-Compagnieen und hundert Prozent Gewinn ausgeht, den besten Weg finden würde, der Wissenschaft und dem Leben zugleich gerecht zu werden. Hier ließe sich viel thun. Die naturwissenschaftlichen Freunde hielten in Göttingen ihr wissenschaftliches, Nachmittags Champagner trinkendes und Freundschaften und Bekanntschaften anknüpfendes Parlament, ehe das englische in Liverpool zu tagen (oder vielmehr zu nachten) anfing. Warum fiel es keinem der gelehrten Herren, weder hier noch drüben, ein, einen Gesandten; Deputationen oder Vertreter zu schicken und respektive einzuladen? Man würde dadurch auf beiden Seiten profitiren. Das Bischen Sprache und politische Gränze existirt für Männer der Wissenschaft gar nicht mehr. Wenigstens kann man von deutschen Männern der Naturwissenschaft annehmen, daß sie alle so viel Englisch verstehen, um sich leicht die nöthige Zungenfertigkeit anzueignen. So viel ich von einem naturwissenschaftlichen Deutschen in London erfahren habe, der zufällig nach Deutschland und unter das Göttinger Naturwissenschafts-Parlament kam, war weder England, noch Frankreich vertreten. Und so finden wir auch in Liverpool wieder nichts als Engländer. Das ist, ohne Komplimente, eine Borniertheit, die man um so weniger ungerügt lassen darf, als Wissenschaft und Leben überall darüber hinaus sind und alle civilisirten Länder wissenschaftlich und praktisch einander bedürfen.

Mir kann es nicht einfallen, etwa durch eine Uebersicht der Verhandlungen in Liverpool dem Uebel abhelfen zu wollen. Der reiche Stoff, welcher sich hier zusammendrängte, muß entweder genau angesehen oder ganz beiseite geschoben werden. Wir haben es hier blos mit der Thatsache selbst zu thun, insofern sie die Kultur der Zeit charakterisirt. Die einzelnen Vorträge über fast alle naturwissenschaftliche Arbeiten, Entdeckungen u. s. w., über staatswirthschaftliche, juristische, technische, merkantile, ethnographische, artistische, statistische und sonst alle mögliche Gegenstände kamen nur denen, welche den Versammlungen beiwohnten, zugute, da die Excerpte und Inhaltsangaben in den Zeitungen nur eine schwache Vorstellung davon geben.

Das wissenschaftliche Parlament der „British Association" sah diesmal glänzender als je aus, nicht nur weil es sich in dem großartigsten und glänzendsten Tempel der St. George-Halle in Liverpool versammelte, sondern weil es selbst eine umfassende und würdige Vertretung der Wissenschaft Englands geworden. Die Times malte die Vergangenheit der British Association mit grellen Farben als eine Körperschaft von Ignoranten und Dilettanten, die mit gestohlenen Wissenschaftsbrocken Mißbrauch und „Humbug" trieben und sich stritten, ob der Mensch ein gefallener Engel oder ein erhobener Affe, ob die Erde Sonnabends oder Freitags fertig geworden sei. Neuerdings habe man die Ignoranten zum Schweigen gebracht — obgleich auch dieses Jahr Lord Derby als eigentlicher Repräsentant derselben eine Rede gehalten — ausgemerzt oder genöthigt, etwas Ordentliches zu lernen und zu sagen. Durch Hinzutritt fast aller wirklichen Gelehrten und Meister in den verschiedenen Fächern sei sie wirklich ein Parlament des Wissens geworden. Es würde nun für Deutschland von dem größten Interesse und Nutzen gewesen sein, wenn man sich die Beweise und Belege dafür durch wirkliche Deputirte verschafft hätte, obgleich man dabei zugeben kann, daß die deutschen Gelehrten als solche über den englischen stehen. Die praktische Behandlung und Methode der Letzteren aber ist eine Tugend, welche deutsche Gelehrte zu ihrer Superiorität im Wissen selbst sehr gut brauchen könnten.*)

Uns bleibt hier nur noch ein Wort über die St. George-Halle, als ein Beweis, wie man beim großartigsten Geldmachen Sinn und Geschmack für Kunst und Wissenschaft und die Mittel dazu gewann. Liverpool, die großartigste, leidenschaftlichste Handelsstadt, rühmt sich zugleich des größten und architektonisch schönsten Tempels für Kunst und Wissenschaft. Der große Saal, in welchem viertausend Personen bequem und schön placirt werden können, ist ein Muster rein griechischen Styls, wie englische Blätter in ihren Schilderungen versichern, obwohl man gerade in der Baukunst auf englisches Urtheil am wenigsten geben kann. Die Orgel darin mit achttausend Pfeifen und hun-

*) Es sind, so viel uns bekannt und auch von einigen englischen Zeitungen gemeldet worden, mehrere wissenschaftliche Celebritäten Deutschlands, unter Anderen Herr Prof. Dove aus Berlin, in Liverpool gewesen. Letzterer hat auch in der letzten Sitzung der Berliner „Gesellschaft für Erdkunde" einen kurzen Bericht über die Versammlung von Liverpool abgestattet. D. R.

sitzend, essen und rauchen sie, ja, empfangen auf der Höhe dieses seltsamen Thrones Besuche von Bekannten und Fremden. Jede Wohnung von einigem Belang hat, außer dem Hauptstück, noch drei bis vier kleine Baulichkeiten, die zu Schoppen, Vorrathskammern und Badehaus dienen. Das Ganze heißt ein „*Gard*". Eine Badestube — zu Dampf- oder russischen Bädern nämlich — ist ein unerläßliches Erforderniß. Jedes Gard oder doch mindestens jeder Weiler hat eine. Alle Samstage und Festvorabende wird ein Bad genommen; es ist die Einleitung zu jedem Ruhetag, zu jedem Vergnügen; es ist auch das Universalmittel in allen Krankheiten. Die Frauen, in Åland wie in Finnland, lassen sich dahin bringen, um dort ihre Niederkunft abzuwarten.

Die Ålander sind sehr religiös; alle Sonntage besuchen sie die Kirche zu Fuß, zu Wagen und Kahn im Sommer, zu Schlitten im Winter. Im häuslichen Kreise wird die Bibel gelesen. Sie theilen das Bekenntniß mit den Schweden und Finnen und feiern, wie diese, Weihnachten und Ostern mit großem Glanze. Frei von aller Ueberschwänglichkeit, hat der Pietismus, und namentlich die Lehre der sogenannten Leser (läseriet), die in Schweden so viele Proselyten macht, keinen Eingang bei ihnen gefunden.

Außer den plumpen Mützen von Wolfsfell hat ihre Tracht nichts Eigenthümliches. Im Sommer kleiden sie sich in leichtes Zeug oder Kattun, im Winter in dickes graues Tuch und Schafpelze.

Verlobungen und Hochzeiten werden, wie in Upland, mit viel Lärmen gefeiert. Allerlei Geschenke werden ausgetauscht; man ißt, trinkt und tanzt. Eine ålandische Hochzeit dauert mehrere Tage und kostet ein schweres Geld. Aus Eigenliebe und Eitelkeit, um zu zeigen, daß man nicht nöthig habe, das Ergebniß der Aerndte zur Bestreitung der Kosten abzuwarten, wird die Hochzeit in der Mitte des Sommers gefeiert. In manchen Dörfern ist in der Hochzeitnacht ein ziemlich wunderlicher Tanz, *Bruddans* (Brauttanz), üblich. Er beginnt mit einer Runde, in der Mitte steht die Vermählte im Hochzeitsgewand, mit verbundenen Augen. Die Runde kreist, die Vermählte streckt die Arme aus und sucht eine der Tänzerinnen zu haschen; hat sie eine gefaßt, so setzt sie ihr den eigenen Brautkranz auf, was andeuten soll, daß diese nach ihr zunächst sich verheiraten werde. Das bekränzte Mädchen nimmt nun die Stelle der Vermählten ein und treibt dasselbe Spiel. Sind drei Mädchen gekrönt, dann beginnt ein Kampf, an dem die verheirateten Frauen und Männer theilnehmen. Die Frauen suchen die Jungvermählte, die Männer den jungen Ehegemahl zu entführen; jene wird von den Mädchen, dieser von den Burschen vertheidigt. Endlich bleibt den Männern und Frauen der Sieg, und der Tanz geht dann erst recht an.

Die Leichenfeierlichkeiten der Ålander sind eine Mischung von schwedischen und finnischen Gebräuchen. Wenn ein Ålander gestorben ist, wird die Leiche zuvörderst in ein weißes Grabtuch gehüllt. Nach vierundzwanzig Stunden legt man sie in ein kaltes Zimmer, wo sie bis zur Beerdigung, die erst lange nachher stattfindet, verbleibt; eine Maßregel, die zwar das Lebendigbegraben verhütet, die indessen, da sich kein Mensch um die Todten oder vermeintlich Todten kümmert, oft ihre traurigen Folgen mit sich führt. So geschah es in Finnland im Jahre 1842, daß eine junge Frau nach einer schweren Entbindung mehrere Stunden ohne Lebenszeichen lag. Man hielt sie für todt und brachte sie in die kalte Kammer. Am anderen Morgen fand man sie von einem zweiten Kinde entbunden, aber diesmal wirklich todt. Zur selben Zeit ward ein junges Mädchen vom Starrkrampf befallen; bei der Unbeweglichkeit des Körpers, dem völligen Stillstand des Athems glaubte man das Leben auf immer gewichen. Ein glücklicher Zufall wollte, daß man sie, statt in die kalte Kammer, in die noch etwas warme Badstube brachte. Nach einigen Stunden kam sie zu sich und erholte sich bald völlig. Aus Furcht aber, man könnte sie für ein Gespenst halten und ihr ein Leid thun, wartete sie den Morgen ab, um gesund und frisch zu den Ihrigen zurückzukehren. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Briefe aus Paris.

Zweiter Brief.

(Schluß.)

Für das Stadtviertel, in welchem sich das Hôtel de Ville befindet, sind jetzt noch andere große Baupläne im Werke: zunächst soll in der Nähe des Châtelet-Platzes ein neues Postgebäude errichtet werden, da die alte Post in der Rue Jean Jacques Rousseau längst zu klein und unbequem und außerdem von engen Straßen umgeben ist, welche das Aus- und Einfahren der Wagen sehr erschweren.

Unweit des neuen Postgebäudes, auf der Insel, auf welcher sich die Cité befindet, wird man ein neues Hotel für die Polizei-Präfektur bauen, das sich dem Justiz-Palaste, den man bereits seit Jahren vergrößert und restaurirt, anschließen wird. Innerhalb des Justiz-Palastes arbeitet man bereits seit der letzten Regierungszeit Ludwig Philipp's an der gänzlichen Wiederherstellung der Kapelle Ludwig's des Heiligen, der bekanntlich im jetzigen Justiz-Palaste residirte und Gericht hielt. Diese im reinsten gothischen Style erbaute Kirche, die aus zwei einander überbauten Gewölben besteht, von denen das obere das Hauptgewölbe ist, macht jetzt schon einen wunderbaren, zauberhaften Eindruck. Auf der einen Seite sind die merkwürdigen alten Glasmalereien fast noch vollständig erhalten, während man sie auf der anderen fast ganz neu hat herstellen müssen. Die Kirche ist, ungefähr wie das Hauptschiff des Kölner Domes, fast überall bemalt und vergoldet.

Unweit des Justiz-Palastes erhebt sich, ebenfalls in der Cité, das größte Hospital von Paris, das Hôtel Dieu. Da es zwischen zwei Armen der Seine liegt, zum Theil von engen Straßen umgeben und, trotz seiner weiten Ausdehnung, für die Masse der Hülfesuchenden doch noch zu klein ist, so soll es eingerissen und durch ein neues Hospital ersetzt werden. Diesem Gebäude gegenüber liegt die Kirche Notre Dame, deren wunderbare Hauptfaçade, die man schon seit langer Zeit restaurirt, bald gänzlich vollendet dastehen wird.

Die Hauptbrücke von Paris, der Pont Neuf, der das rechte Seine-Ufer mit der Cité und diese mit dem linken Ufer verbindet, war noch vor wenigen Jahren das Kreuz aller Fußgänger. Für die ungeheure Menge von Wagen, die diese Brücke überfuhren, war der mittlere, schlecht bepflasterte Weg zu eng. Für die Fußgänger gab es schmale, erhöhte, holperige Seitenwege, die noch durch Buden verengt waren, genug, dieser alte Pont Neuf war namentlich bei schlechtem Wetter ein so unangenehmer Weg, daß man gern eine Viertelstunde umging, um ihn nur nicht zu betreten. Jetzt ist der Pont Neuf, obgleich die Arbeiten noch nicht vollständig fertig sind, eines der schönsten Monumente von Paris. Man hat die Brücke etwa um die Hälfte breiter gemacht, den steilen Fahrweg geebnet, das Steinpflaster durch Chaussee ersetzt, die auf beiden Seiten erweiterten Fußwege mit Asphalt belegt und halbrunde steinerne Bänke, die in den Fluß hineinragen, zum Sitzen angebracht, so daß jetzt während des unaufhörlichen Fahrens und Treibens in der Mitte die Dienstmädchen mit den Kindern gemüthlich auf den Bänken ausruhen und spielen.

Bevor ich den Leser von diesem Haupt-Verbindungswege der beiden Seine-Ufer auf den linken Theil der Stadt führe, muß ich noch einige wichtige Bauten auf dem rechten Ufer erwähnen. In dem nördlichen Theile der Stadt, jenseits der Boulevards, in der Vorstadt Saint-Denis, liegt der prachtvolle Straßburger Eisenbahnhof. Vor zwei Jahren mußte man, um zu demselben zu gelangen, entweder das etwas steil aufsteigende Faubourg Saint Denis, oder mehrere noch unbequemere Neben-Straßen durchlaufen. Man hat nun ähnlich, wie bei der Anlage der Rue de Rivoli, ganze Straßen eingerissen, um einen Boulevard anzulegen, der von dem Straßburger Eisenbahnhofe direkt auf die großen Boulevards führt. Der neue Boulevard de Strassbourg, der bereits seit länger als einem Jahre fertig ist, wird jetzt mit großen fünf- bis sechsstöckigen Häusern bebaut und gehört bereits zu den Hauptzierden der Stadt. Man hat nun gefunden, daß es vortheilhaft wäre, diese Straße auch diesseits der Boulevards durch die volkreichen Viertel Saint Denis und Saint Martin (nicht zu verwechseln mit den Vorstädten gleichen Namens) bis zur Seine zu verlängern. Dieser Plan, der an Größe dem von der Anlage der Rue de Rivoli wenig nachgiebt, wird, wenn nicht große Ereignisse hinderlich entgegentreten, sehr bald ausgeführt werden. Das rechte Seine-Ufer von Paris wird alsdann von zwei Haupt-Adern, den großen Boulevards, die sich von der Magdalenen-Kirche bis zu dem Bastillen-Platze erstrecken und von den neuen Boulevards de Strassbourg und du Centre oder, wie die bevorstehende Verlängerung vielleicht heißen wird: Napoléon, die von dem Straßburger Eisenbahnhofe bis zur Seine laufen sollen, durchschnitten werden. Dieser neue Boulevard würde auch das Viertel von Paris durchlaufen, in welchem die sogenannten Central-Hallen oder Hauptmärkte angelegt werden sollen. Die Hallen befinden sich bereits seit undenklicher Zeit in dem Stadttheile zwischen den Mündungen der Straßen Montmartre und Montorgueil auf der einen und der nach Süden sie begränzenden Rue Saint Honoré auf der anderen Seite. Sie waren bisher aber von einer Menge alter schmutziger Gassen durchschnitten und bildeten kein Ganzes. Der Plan, sie zu einem ungeheuren Marktplatze zu vereinigen, schreibt sich bereits aus der Zeit Ludwig Philipp's her. Seit einigen Jahren sind hier Hunderte von Häusern eingerissen worden, so daß der Platz, der die Märkte aufnehmen soll, ganz frei dasteht und die ihn begränzende Kirche Saint Eustache, deren stattliche Architektur man früher kaum wahrnehmen konnte, sich dem Beschauer jetzt unverdeckt zeigt. Unter der Republik hatte ein Architekt den Plan, diesen Platz, der etwa viermal so groß ist, wie unser Berliner Gendarmen-Markt, mit einem Glasdache zu versehen. Dieser Plan ist aber wie vielen anderen aufgegeben und endlich ein anderer angenommen worden, nach welchem die Hallen aus Pavillons bestehen sollen, die zugleich den Gesetzen der Schönheit und der Nützlichkeit entsprechen.

Während man hier, im Mittelpunkte der Stadt, noch zu Neubauten die Wege anbahnt, geht an einem Ende derselben, in den ele-

Berger de Xivrey und endlich der im Namen der französischen Schule zu Athen gemachte Bericht über die von den Mitgliedern dieser Schule ausgeführten Arbeiten.

Ein Neapolitaner, Raphael Garrucci, erhielt den Preis für ein Werk über die lateinischen Inschriften bis zu Ende des fünften Jahrhunderts, welche Accentuations-Zeichen tragen. In der Abtheilung für französische Alterthümer wurden gekrönt das Werk: „La Normandie souterraine, ou notice sur les cimetières romains &c.", vom Abbé Cochet; ferner „Coutumes locales du baillage d'Amiens, redigés en 1507", von Bouthors, und „Les Forêts de la France dans l'antiquité" &c., von Alfred Maury. Zwanzig andere Werke haben außerdem noch „ehrenvolle Erwähnungen" erhalten.

Ich glaube nicht, daß noch in irgend einem anderen Lande so viel für die Erforschung der vaterländischen Geschichte gethan wird, als in Frankreich. Um dieses Urtheil richtig zu finden, braucht man nur den vor kurzem erschienenen Bericht des Comités für die Sprache, die Geschichte und die Künste in Frankreich an den Unterrichts-Minister zu lesen, über den ich nächstens dem „Magazin" einen besonderen Aufsatz einzusenden gedenke.

In den letzten Sitzungen der Akademie der Wissenschaften sind mehrere sehr interessante Verhandlungen vorgekommen, deren Inhalt zum Theil zu spezieller Art ist, um hier auseinandergesetzt werden zu können. Man hat der Akademie früher zum Vorwurf gemacht, daß sie sich fast ausschließlich mit der Theorie und gar nicht mit der Praxis der Wissenschaften beschäftigt. Ganz abgesehen davon, daß die Praxis eigentlich weniger in ihrer Aufgabe liegt, und daß Paris andere wissenschaftliche Anstalten, wie die medizinische Schule, die Ecole centrale des arts et manufactures, das Conservatoire des arts et métiers hat, denen die Praxis in allen Zweigen der Wissenschaft obliegt, hat die Akademie in letzterer Zeit sich mehrfach mit Problemen beschäftigt, die geradezu in das alltägliche Leben eingreifen. Beispielsweise führen wir die wichtige Angelegenheit der Trauben-Krankheit an. Nicht weniger als drei Kommissionen sind nach und nach zur Untersuchung dieses Phänomens ernannt worden. Der ersten sind im vorigen Jahre dreiundzwanzig Werke über diesen Gegenstand zugekommen. Sie bestand aus den bedeutendsten Mitgliedern der Akademie, aus Männern wie Magendie, Milne Edwards, Brongniart, Jussieu, Duméril, Gaudichaud, Decaisne und Rayer. Bisher haben die sorgfältigsten Untersuchungen und Experimente noch zu keinem genügenden Resultate geführt. Die Wein-Aernte ist dieses Jahr in Frankreich so gut wie verloren, was theilweise der Trauben-Krankheit an und für sich, theilweise den anhaltenden Regengüssen zuzuschreiben ist, die in Frankreich während der ersten Sommermonate stattgefunden haben.

Einer der kompetentesten französischen Landwirthe, der Baron Courlon v. Montgaudry, hat das Salz als eines der einfachsten und besten Mittel gegen die Trauben-Krankheit erkannt. Dieser Mann, eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten, die ich in Frankreich kennen gelernt habe, verdient eigentlich, dem Leser in einem ausführlichen Bilde vorgeführt zu werden. Wir Deutschen nennen solche Naturen Universal-Menschen. Der Baron v. Montgaudry stammt aus einem alten französischen Geschlecht und war früher Soldat. Den höchsten Kreisen der französischen Gesellschaft angehörend, voll wissenschaftlicher und diplomatischer Bildung, standen ihm unter den verschiedenen Regierungen, die Frankreich seit dreißig Jahren gehabt hat, die bedeutendsten Stellen offen. Montgaudry hat aber von je her ein still thätiges, gleichsam philosophisches Leben vorgezogen, und so wird er von aller Welt gesucht und zu Rathe gezogen, ohne in der Abhängigkeit von irgend Jemanden zu leben. Wie oft habe ich diesen merkwürdigen Mann früher in seiner bescheidenen Wohnung in der Rue du Bac besucht und mich an seinem geistvollen und gesunden Urtheil über die verschiedenartigsten Gegenstände ergötzt! Da kamen die hochgestelltesten Staatsmänner, die reichsten Kaufleute, Gelehrte und Handwerker, um sich über Dieses oder Jenes Rath zu holen. Niemand kennt Menschen und Zustände besser, als er, und auch mit unseren deutschen Verhältnissen ist er so vertraut, daß ich oft von ihm gelernt habe. Montgaudry zählt in Deutschland und besonders am Rhein zahlreiche Verehrer und Freunde. Die Landwirthschaft dient seiner kräftigen und ursprünglichen Natur zur Erholung, und nachdem er Ministern und Gesandten Rath in den schwierigsten politischen Fragen ertheilt hat, schreibt er heute über künstliche Fischzucht (ein Zweig der Oekonomie, der jetzt die Gelehrten in Frankreich lebhaft beschäftigt, s. die Revue des deux Mondes vom 1. Juni d. J.), morgen über eine neue Art von Bienenstöcken, die er erfunden hat, und so wirkt er in den niederen und höheren Regionen des Lebens uneigennützig und zum Wohle Anderer.

Am 7. September wurde dem Publikum der Saal der Ecole des beaux arts geöffnet, in welchem die Bildhauerwerke ausgestellt waren, die sich um den diesjährigen großen Preis bewerben. Die Aufgabe bestand aus der Darstellung der bekannten Scene aus dem sechsten Gesang der „Iliade": „Hektor und Astyanax". Die Akademie überließ den Schülern die Wahl verschiedener Momente; sie wählten den, in welchem Hektor Zeus und die unsterblichen Götter anruft. Der Helm, vor welchem Astyanax sich gefürchtet, ruht auf der Erde, und Hektor hält den Knaben auf dem linken Arm. Die Konkurrenten waren: Chapus, Beaugot, Moreau, Doublemare, Carpeaux, Maniglier, Rolland und Hiroy. Nächstens soll die Akademie ihr Urtheil fällen.

Italien.

Italiänische Literatur-Berichte.

Dr. Trompeo über die Gesundheit der Seeleute. — Rosani's Dramen. — Lustspiele von Servadio. — Erzbischof Brivito. — Della Torre's rabbinische Ordinationsreden. — Die neue Ausgabe von Galilei's Werken. — Fabio Reame's Gemeinderecht.

Einer der thätigsten wissenschaftlichen Aerzte in Ober-Italien ist der Leibarzt des Herzogs von Genua, Ritter Dr. Trompeo, welcher sich bereits durch mehrfache Werke, besonders über gemeinnützige öffentliche Anstalten der Gesundheitspflege, ausgezeichnet hat. In diesen Tagen ist von demselben wieder eine sehr geachtete Schrift über die Erhaltung der Schiffsleute bei guter Gesundheit während ihres Aufenthalts zur See erschienen.*) In Italien leben überhaupt viele Menschen von der Schifffahrt und auf dem Meere; besonders ist die Handelsmarine der sardinischen Staaten sehr bedeutend; daher dieser Gegenstand um so wichtiger, da ermittelt worden ist, daß, wenn hier von hundert Menschen auf dem Lande fünfundsiebzig mit Tode abgehen, von den Seeleuten nur achtundsechzig sterben.

Einer der beliebtesten Dramatiker Italiens ist Michele Rosani, dessen gesammelte Schauspiele vor kurzem in Florenz erschienen.**) Es fehlt ihm weder an Poesie, noch an Gewandtheit der Erfindung und Anordnung; er versteht es, seinen Charakteren Leben und den Handlungen die erforderliche dramatische Folge zu geben, sein Styl ist rein und reich; doch findet man, daß er sich zu sehr nach fremden Mustern gebildet hat, wodurch er bisweilen an die Unnatur streift. Allerdings führt er Verirrungen des menschlichen Herzens vor und eine so furchtbare Macht der Leidenschaft, daß mitunter die Wahrscheinlichkeit darunter leidet. Am meisten trägt den italiänischen Charakter das Trauerspiel „Beatrice Portinari", welches im dreizehnten Jahrhundert zu Florenz spielt. Der große Dante erscheint als der Geliebte der tugendhaften Heldin des Stücks, welche der Verfasser als ein hohes Ideal der weiblichen Tugend unter den damaligen Parteikämpfen darstellt. Schauerlicher ist das Trauerspiel: „Die Schüler von Padua", eine Episode aus der Zeit Ezzelino's, das den Leser in fortwährender Aufregung erhält. Ein Sohn liebt seine Mutter, die er nicht erkennt, der Vater ermordet den Sohn, ohne ihn zu kennen; darauf fallen noch zwei Opfer der Leidenschaft, bis endlich ein Fünfter sich zum Fenster hinausstürzt. Dessenungeachtet versteht der Verfasser seine Kunst und beweist besonders im Dialog eine bedeutende Erfahrung.

Vom Ernst zum Heiteren übergehend, ist Servadio als einer der fruchtbarsten komischen Dramatiker zu erwähnen, dessen Lustspiele ebenfalls jetzt in Florenz erschienen sind.***) Der Verfasser gesteht selbst mit seltener Offenherzigkeit, daß seine verschiedenartigen dramatischen Arbeiten nie aufgeführt, auch wenig gelesen werden; allein er schreibt für sich selbst und nicht für das Publikum, indem er darauf fußt, daß die Nachwelt ihn für die Gleichgültigkeit seiner Zeitgenossen entschädigen wird. Er findet, daß die italiänischen Lustspiele zu sehr der niederen Komik huldigen, und strebt nach einer feineren Komik, die der höheren gesellschaftlichen Bildung angemessen wäre. Allein da das komische Element einmal mehr demokratischer Natur ist, so haben die Lustspiele des Verfassers nicht viel Glück gemacht, obwohl ihm große Gewandtheit im Dialog und Reinheit der Sprache nicht abzusprechen sind. Der Italiäner ist in der guten Gesellschaft von zu guten Formen, um sich lächerlich zu machen; das Lustspiel und der Witz müssen daher aus den niederen Klassen der Gesellschaft seine Motive nehmen. Für den französischen spielenden Witz der Gesellschaft ist der gut erzogene Italiäner bei seinen klassischen Reminiscenzen zu ernst.

Italien war stets reich an Biographieen; wir heben diejenige des Erzbischofs Brivito zu Udine hervor, welcher seine Reden, Pastoral- und freundschaftlichen Briefe beigefügt sind.†)

Wir müssen auch eines gelehrten Rabbiners, des Professors Della Torre, erwähnen, welcher bei dem israelitischen Collegio zu Padua angestellt und würdig in die Fußstapfen des gelehrten Dr. Arrighi zu Modena getreten ist, welcher vor einigen Jahren eine israelitische

*) Cenni sull' igiene della Gente di mare, segnatamente su di una più salubre, e regolare alimentazione, del Commendatore Dottore Benedetto Trompeo. Torino, 1854.

**) Dramma di Michele Rosani. Firenze, 1854. Coi tipi di L. Mounier.

***) Comedie di Cesare Moisè Servadio. Firenze, 1854. Tip. Soliani.

†) Istruzioni Pastorali, indulti ed altri atti episcopali, epistolario inedito di Monsign. Zaccaria Brivito, aggiuntovi l'elogio storico per l'abbate Giuseppe Zaccaria. Bassano.

mit Schwefelquellen und darum theurer und weniger ländlich, als andere Orte um Paris. Der Park, in welchem oft Bälle gegeben werden, gehört zu den schönsten der Umgegend; namentlich machen bei glänzender Beleuchtung die riesigen Pappeln einen magischen Eindruck.

Belgien.

Der Längen-Unterschied zwischen Brüssel und Greenwich.

Ueber den durch die elektrische Telegraphie festgestellten Unterschied der geographischen Längen von Brüssel und von Greenwich hat Herr Quetelet der belgischen Akademie in ihrer Sitzung am 1. Juli die folgende Mittheilung gemacht:

„Eine der interessantesten Anwendungen der elektrischen Telegraphie ist ohne Zweifel die Bestimmung der Längen-Unterschiede zwischen den vorzüglichsten Punkten der Erdoberfläche. Diese für die Erdmessung höchst wichtige Operation, so einfach in der Theorie, auf eine einigermaßen befriedigende Weise auszuführen, hatte in der Praxis eine unendliche Schwierigkeit. Man wird sich dies leicht vorstellen können, wenn man erwägt, daß der Unterschied der Längen der beiden ältesten und berühmtesten Sternwarten Europa's, der von Paris und der von Greenwich, trotz den Arbeiten der ausgezeichnetsten Astronomen, noch immer nicht genau genug bestimmt worden ist. Die elektrische Telegraphie ist geeignet, den Arbeiten dieser Art einen ungeheuren Vorschub zu leisten, und wir können uns Glück dazu wünschen, daß wir, Dank der verbindlichen Freundschaft des königlichen Astronomen Englands, die Operationen, welche die Greenwicher Sternwarte mit den vorzüglichsten Sternwarten des Kontinents in Verbindung bringen sollen, eröffnet sehen.

„Ich habe die Akademie über die Vorkehrungen, die zu Ende des vorigen Jahres in Brüssel und in Greenwich getroffen worden sind, und von dem Erfolge, mit welchem die astronomischen und elektrischen Operationen geleitet worden sind, bereits unterhalten. Herr Airy wird nicht zögern, die Ergebnisse zu veröffentlichen; die Akademie wird aber gewiß schon jetzt mit Interesse vernehmen, welche Ansicht dieser berühmte Astronom in Betreff der erlangten Genauigkeit gewonnen hat. Seine Ansicht ist in dem folgenden Auszuge des amtlichen Berichtes enthalten, welchen er in seiner Eigenschaft als königlicher Astronom den Kommissarien der Londoner Sozietät und der Regierung bei Gelegenheit des jährlichen Besuches am 3. Juni abgestattet hat:

„„Ich habe seit langer Zeit““, sagt Herr Airy, „„die Bestimmung des Längen-Unterschiedes zwischen der Greenwicher und der Pariser Sternwarte als eine der wichtigsten Anwendungen unserer elektrischen Telegraphen angesehen. Während des vorigen Sommers und Herbstes korrespondirte ich in dieser Angelegenheit mit den Herren Arago und Laugier; der eine meiner Briefe wurde am Tage seines Todes an Herrn Arago gerichtet. Ich hätte sehr gewünscht, daß er die Beendigung dieser Operation noch erlebt hätte; übrigens aber wurde kein Tag verloren, ihre Ausführung zu beschleunigen. Während der Unterbrechung der Unterhandlungen mit der Pariser Sternwarte war ich so frei, in Uebereinstimmung mit Herrn Quetelet, Maßregeln zur Bestimmung des Längen-Unterschiedes von Brüssel zu nehmen. Die Gesellschaft der unterseeischen Telegraphen-Verbindung lieh mit höchster Bereitwilligkeit ihre Unterstützung während der Operation, die sich in unerwarteter Weise in die Länge zog.

„„Ein sehr tüchtiger Gehülfe der Brüsseler Sternwarte, Herr Bonvy, kam nach Greenwich, und Herr Dunkin begab sich nach Brüssel. Als die Operation halb ausgeführt war, kehrten die Beobachter auf ihre Posten zurück. Die Signale wurden jede Nacht (eine Stunde lang) fortgesetzt, bis man Signale dreier Nächte mit regelmäßig auf einander folgenden Sternpassagen erhielt, und diese Nächte allein wurden für die Bestimmung der Längen angewendet. Es waren dreitausend Signale gegeben worden; aber nur tausend wurden als Grundlage der Unternehmung zugelassen. Das Ergebniß bietet einen Grad von Genauigkeit dar, den man durch keine frühere Längenbestimmung hätte erreichen können. Ich denke, daß der mögliche Irrthum in der Zeitdifferenz einer Raum-Entfernung von nur einem oder höchstens zwei Yards (beinahe ein oder zwei Metres) für den ganzen Erd-Umfang entspricht.““

Mannigfaltiges.

— Zur Shakespeare-Literatur. Kürzlich ist von der Dyk'schen Buchhandlung in Leipzig folgende sehr beachtenswerthe Schrift ausgegeben worden: „Die Shakespeare-Literatur bis Mitte 1854; zusammengestellt und herausgegeben von P. H. Sillig. Ein bibliographischer Versuch, eingeführt vom Prof. H. Ulrici in Halle“ (VIII. 99 SS. gr. 8.). Der auch sonst in der dramatischen Literatur wohlbewanderte Verfasser, als Uebersetzer mehrerer Schriften von Alph. Esquiros und dem jüngst verewigten Emile Souvestre, so wie neuerdings durch ein Schriftchen: „Faust in Leipzig; kleine Chronik von Auerbach's Keller in Leipzig“, bekannt geworden, macht in genannter Schrift den gewiß allen Freunden und Kennern des Dichters willkommenen Versuch, die Shakespearesche Bibliographie in ihrer „Ausdehnung über die verschiedenen Literaturen der civilisirten Welt ꝛc.“ (Worte der Vorrede) in ihm möglichster Vollständigkeit zu verzeichnen. Daß dieses Ziel absoluter Vollständigkeit erreicht sei, getraut sich selbst der die Schrift mit warmer Theilnahme empfehlende Vorredner, als feiner Kenner des großen Briten zu den kompetentesten Autoritäten in Deutschland zählend und Verfasser des jüngst in zwei Abtheilungen erschienenen Werks: „Shakespeare's dramatische Kunstgeschichte und Charakteristik des Shakespeareschen Dramas“, zu verbürgen, und angesichts der Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens, des ersten in seiner Art, wird kein Billigdenkender dies erwarten, noch verlangen. Jedenfalls ist die Schrift ein sehr schätzbares Repertorium, worin etwas Erhebliches so leicht nicht vermißt werden wird, und zugleich eine Aufforderung an alle Shakespeare-Kundigen, sie durch Zusätze und Nachträge nach und nach ihrer Vollendung zuzuführen. Sie zerfällt in folgende sechs Rubriken: I. Shakespeare's Works. II. Gedichte (Einzel- und Gesammt-Ausgaben). III. Dramatische Werke (Einzel-Ausgaben; zweifelhafte und unechte Stücke; Gesammt-Ausgaben; Nachträge zu den Einzel-Ausgaben). IV. Abhandlungen, Kommentare, Kupfer. V. Chronologische Zusammenstellung der dramatischen Werke Shakespeare's. VI. Alphabetisches Namenregister der Autoren, Uebersetzer und Künstler. — Von demselben Verfasser und im selben Verlag ist, als Ergänzungsband zu allen deutschen Shakespeare-Ausgaben, angekündigt: „William Shakespeare, sein Leben, seine Werke und seine Zeit. Ein Kommentar zu des Dichters sämmtlichen Werken von Philarète Chasles und F. Guizot.“ E. K—r.

— Auerbach und Gotthelf in französischen Volks-Ausgaben. Eine Auswahl aus den von dem französischen Schweizer, Herrn Max Buchon, veranstalteten Uebersetzungen von Berthold Auerbach's und Jeremias Gotthelf's Erzählungen ist kürzlich in Paris in für das Volk bestimmten, wohlfeilen Ausgaben erschienen.*) Wir vermuthen, daß der schweizer Verleger von Buchon's Uebersetzungen weder zu der einen, noch zu der anderen Ausgabe seine Zustimmung ertheilt habe, und daß diese daher als bloßer Nachdruck zu betrachten. Mit Rücksicht jedoch auf den Zweck, die schlechte Volksliteratur in Frankreich durch bessere zu ersetzen, wird gewiß Herr Buchon, wie die deutschen Verfasser, seine Freude über diese Ausgaben haben.

— Unterhaltungen in sechs Sprachen. „Nouveaux guides de conversations modernes“ — unter diesem Titel ist (Berlin, B. Behr's Buchhandlung) ein Buch erschienen, das in heraglotter Zusammenstellung eine Anleitung zur Erlernung der deutschen, französischen, englischen, polnischen, russischen und schwedischen Umgangssprache enthält. Diese verschiedenen Zungen sind nicht nur in einem Bande neben einander gestellt, sondern auch in besonderen Bänden zu zweien — z. B. Französisch mit Deutsch, Englisch, Polnisch, Russisch — zu dreien und zu vieren. Alle Bände beginnen gleichmäßig mit einer Sammlung der im gewöhnlichen Leben gebräuchlichsten Wörter. Dann folgen kleinere Sätze, die so eingerichtet sind, daß dadurch das Deklinirn, Konjugiren und die Hauptregeln der Grammatik erlernt werden; zuletzt Gespräche über die mannigfaltigsten Gegenstände, insbesondere dahin zielend, Reisenden zur Verständigung behülflich zu sein. Das Ganze ist sehr zweckmäßig eingerichtet. Besonders anerkennenswerth ist, daß mit großer Sorgfalt auf möglichst wortgetreue Uebertragung in die verschiedenen Sprachen gesehen ist, ohne dem Geiste der Sprache Eintrag zu thun. Die Korrektheit des Ausdrucks läßt Nichts zu wünschen übrig. Ueberall findet man den Conversationston der feinen, gebildeten Gesellschaft wieder. Das Russische hat Fürst Labanov, das Polnische Dr. Cybulski, das Schwedische der Präsident Westerstrand geprüft, und diesen Gewährsmännern, die tief, wie Wenige, in den Geist der verschiedenen Sprachen eingedrungen sind, ist unbedingt zu trauen. Neu und zugleich sehr zeitgemäß ist, daß den nordischen Sprachen besondere Rechnung getragen ist, während in früheren ähnlichen Werken die romanischen fast ausschließlich berücksichtigt sind. Die äußere Ausstattung des Werks ist lobenswerth. E. B.

*) Scènes villageoises de la Forêt Noire, par Berthold Auerbach. Un vol. in 12. Paris, Borrani et Droz, 1854.
Nouvelles bernoises, par Jérémias Gotthelf. Un vol. in 12. Paris, Grassart, 1854.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt in Berlin portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 56, und beim Spediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 128. Berlin, Donnerstag den 26. Oktober 1854.

Rußland.

Von der Wolga nach der Krim.

Von den bedeutungsvollen Schauplätzen des gegenwärtigen Riesenkampfes, der über eine unabsehbare Zukunft entscheiden soll, giebt uns der Engländer Charles Henry Scott*) in touristischer Weise manche nicht uninteressante Einzelnheit. — Im Juli 1850 verließ Scott Stockholm, und nach einem fünftägigen Aufenthalt in Finnland ging er über St. Petersburg, Moskau, Nijnji-Nowgorod und Astrachan nach den Wolga-Niederungen. Von hier zog er quer durch die große Steppe nach Nowo-Tscherkask, der Nordostspitze des Asowschen Meeres. Die Steppenreise wird so beschrieben:

„Ueber die Erde, durch die Lüfte flogen wir; springend, rollend von Punkt zu Punkt auf dem holprigen Boden. Der „Jamschtschik" schien um die möglichen Folgen für seinen oder unseren Hals völlig unbekümmert. Er schwang seine Peitsche, und die halb zerschlagenen Pferde, jede Muskel und Sehne gespannt, rissen aus, wie von feurigen Wurfspießen der bösen Geister zu höllischer Jagd angestachelt. Indeß fehlte es diesem wilden, ja, rasenden Rennen nicht an einer gewissen aufregenden Lust, zumal die Erfahrung lehrte, wie wir in unserem „Tarantas" die Matratzen und Kissen zurechtzulegen haben und wir unseren neuen, festen Rädern vertrauen dürften; Beides Dinge von Wichtigkeit bei einer Steppenreise. An jeder Station wiederholten sich dieselben Versuche, uns aufzuhalten und zu prellen, denen wir festen Widerstand entgegensetzten, indem wir gegen die Postmeister einen gebieterischen, bisweilen einen drohenden Ton annahmen, der ihnen nicht blos die Furcht vor einer summarischen Züchtigung, sondern vor unserer nachhaltigen Rache einflößen sollte, die wir auf ihr Haupt herabbeschwören würden, wenn sie uns nicht rasch mit den nöthigen Pferden versorgten. Freilich würde das Alles wenig verfangen haben, hätte des Gouverneurs Befehl, sogar nachdem wir den Astrachaner Bezirk verlassen, unserem Wichtigthun nicht einigen Anschein von Grund gegeben. Ueberdies bekleidete uns André, um die Bedeutung seiner Person in den Augen der Leute zu erhöhen, mit so prunkendem Rang und Titel, daß auch dies, wenn auch nicht unseren Wünschen zusagte, doch unseren Zweck förderte. Dem Verein all dieser Mittel gelang es, daß wir, ohne großen Zeitverlust und ohne uns in Harnisch zu bringen, vorwärtskamen."

Ueber Taganrog, Mariupol und längs der Küste des Asowschen Meeres erreichte der Reisende Kertsch in der Krim, eine alte Stadt, umgeben von einem ungeheuren Friedhofe, dessen tausend Gräber einen großen Theil ihrer Urnen, Vasen, Leichen-Ornamente den unermüdlichen Sammlern für das Antiquitäten-Museum zu Petersburg ausliefern mußten. Kertsch ist ein Platz von wachsender Bedeutung, eine Niederlage für das aus der Krim exportirte Salz und ein Hafen, der schon beträchtliche Quantitäten Getraide nach England entsendet hat. — Kaffa oder Theodosia mit seinen von den Türken erbauten, durch Potemkin aber 1793(!) zerstörten Festungswerken bietet einen imposanten Anblick; auch in diesem Hafen wird viel Getraide verschifft. — Von Kaffa reiste Scott durch die Steppe nach Kara-su-Bazar. Es liegt in einem von dem Schwarzen Fluß (Kara-su) durchströmten Thale und ist eine der blühendsten Binnenstädte der Krim.

„Die Hauptstraße ist mit Kaufläden besetzt. Die Vorderseite eines solchen Ladens besteht aus zwei horizontal über einander an Angeln befestigten Klappen. Am Tage bildet die obere schräg aufgeschlagene ein Verdach und die untere wagerecht aufgeschlagene einen Ladentisch, auf dem die Waaren zum Verkauf ausliegen oder der Kaufherr sitzt. Zu beiden Seiten der Straße läuft, etwa achtzehn Zoll über diese erhöht, ein enger, kaum für zwei Personen neben einander gangbarer Fußsteig; die Mitte zwischen beiden sieht einer langgestreckten Gosse weit ähnlicher, als der Gasse in einer Stadt."

Die Einwohner, tatarischer Abstammung, dieser kleinen, kothigen Stadt von fünftausend Seelen sind, trotz der naturwüchsigen Beschaffenheit ihrer Läden und Hausgeräthschaften, fleißige Handwerker. Unter ihren Erzeugnissen werden erwähnt: allerlei Leder-Arbeiten, von Pantoffeln bis zu Sätteln, Eisen- und Töpferwaaren, Seife und Lichte. — Hier sah Scott zum ersten Male das grausame und hoffentlich nicht allgemein übliche Beschlagen eines Ochsen:

„Das Thier wird auf den Rücken geworfen, die vier Füße zusammengebunden, und die Schlinge des Strickes so an einen gabelförmigen Pfosten befestigt und angezogen, daß die Füße geradezu aufgerichtet bleiben. Der Herr setzt sich dem Thier auf den Hals, und das fast erwürgte Geschöpf, mit stieren Augen und vorgestreckter Zunge, schnappt nach Luft und giebt oft starke Schmerzenszeichen von sich. Inzwischen geht der Hufschmied in kältester, geschäftsmäßiger Weise ans Werk, beschält die Klauen und nagelt die Eisen auf, unbekümmert, ob er ins Fleisch oder ins Horn treibe. Und wenn nach beendigter Operation das unglückliche Vieh, aus seiner tragi-komischen Lage erlöst, wieder auf die Beine kömmt und davongeht, so sieht es einer Katze nicht unähnlich, die in Nußschalen auf dem Eise hinschleift."

Von Karasu ging der Reisende nach Simpheropol, das er also beschreibt:

„Hart am Rande dieser scharf abgeschnittenen Gränze, zwischen Ebene und Berg, liegt die moderne Stadt Simpheropol, berührt, aber nicht umfaßt von ihrer älteren Schwester Ak-Metschet (die weiße Moschee), mit dem Lächeln im Gesicht, dem Groll im Herzen. Sie sind nicht Kinder eines Vaters. Das ältere ist des Tataren Tochter, verschämt, anspruchlos, zurückgezogen; die jüngere, eine kecke russische Dirne, bemalt und beflittert, in abgetragenem Putz, den sie der schönen Hellas gestohlen; sie wirft sich selbstüberschätzend in die Brust, eitel prunkend mit jenen augenfälligen, gemeinen Reizen, welche die innere Fäulniß nur schlecht bedecken. Der neuere Theil Simpheropols sieht nur etwas besser aus, als jede andere schon oft beschriebene russische Provinzial-Hauptstadt. Es hat breite Straßen, dünn gebaute Häuser, angestrichene Dächer, stattliche Kirchen, schöne öffentliche Gebäude, wohlgepflegte Gärten, rasselnde Droschken, ein erträgliches deutsches Gasthaus, wo wir unser Quartier nahmen. Die Bevölkerung, beiläufig zwölftausend Seelen, besteht zur Hälfte aus Tataren, zum Viertel aus Russen; der Rest ist ein Gemenge von Zigeunern, Juden, Griechen und Armeniern."

Scott steigt nun den südlichen Abhang der Krim hinab und kann die Schönheiten und die Wettermilde desselben nicht genug rühmen. In Balaklawa hebt er besonders den Hafen hervor:

„Er ist beiläufig ¾ Meilen (engl.) lang, von 150—400 Yard*) breit und sehr tief. Er ist so völlig vom Lande umschlossen, daß, von der Stadt aus gesehen, man den Eingang von der See kaum bemerkt. Die Mündung wird von zwei hochragenden Vorbergen gebildet, die so nahe zusammenrücken, daß kaum zwei große Schiffe neben einander einlaufen können. Am entgegengesetzten Ende bespülen die Gewässer den Fuß des Gebirges. Die Stadt selbst liegt an der Westküste des Hafens. . . . . ."

In Sewastopol ward dem Reisenden durch den Obersten Norton, einen englischen Ingenieur, den die russische Regierung bei dem Befestigungswerke gebraucht hatte, die Vergünstigung, den Hafen und die Schiffe besehen zu dürfen:

„Unter anderen besuchten wir die „zwölf Apostel" von hundertundzwanzig Kanonen, und der erste Lieutenant war unser Führer: ein schönes Schiff, in trefflicher Ordnung und sehr sauber in der Zurüstung. Auffallend war uns zuvörderst der Mangel an Haken zu den Hängematten; wir ließen uns aber sagen, daß Betten ein Luxus sind, die dem russischen Matrosen nicht im Traume einkommen; er schläft auf dem blanken Deck. In dem Kugelraum untersuchten wir eine Kugel und fanden sie mit dem gewöhnlichen Zünder versehen. Nun hatte sich bekanntlich in dieser Zeit das Gerücht verbreitet, die Russen besäßen eine Perkussions- oder Konkussionskugel, die alles Derartige in der Welt überträfe; wir waren daher um so begieriger, hinter die Wahrheit zu kommen. Nach der Versicherung aber des Lieutenants sind wir jetzt überzeugt, daß jene Kugeln nur in der Einbildung be-

*) The Baltic, the Black Sea and the Crimea: comprising Travels in Russia, a Voyage down the Wolga to Astrachan, and a Tour through Crim-Tartary. By Charles Henry Scott. London, Bentley.

*) Ungefähr 1¼ Berl. Elle.

stehen. Der gewöhnliche Zünder wurde damals durchweg im Dienste gebraucht, und das mag noch zur Stunde der Fall sein. — Die Stückpforten sind mit Linien unter verschiedenen Winkeln bezeichnet, um dadurch die Concentration der Kanonen zu erleichtern. — Wir dankten unserem Führer für seine Gefälligkeit und drückten ihm dabei unsere Bewunderung des Schiffes aus. „„Ja"", meinte er, „„es ist Ihres Lobes würdig. Es wurde von einem russischen Architekten, der auf einem königlichen Werft in England seine Bildung genossen, nach dem Muster Ihrer „Duken", die jetzt im Mittelmeere weilt, gebaut."" — Bei dem Schiffsbau wird, wie bei allen Verwaltungszweigen in Rußland, derselbe Unterschleif, dieselbe Bestechlichkeit getrieben. Wenn in Sebastopol etwas an einem Schiffe Mangelhaftes befunden wird, so bringt man es einem Holzkäfer auf die Rechnung, von dem die betheiligten Beamten Geschichtchen erzählen, die noch verwunderlicher sind, als die Märchen von der großen Seeschlange. . . ."

„Die Stadt Sewastopol ist über eine Meile (engl.) lang, und ihre größte Breite beträgt etwa drei Viertelmeilen. Die Straßen münden in die offene Steppe südlich. Im Westen landwärts war sie durch einen Wall mit Schießlöchern geschützt worden, den aber einer der ersten russischen Ingenieure als rein nutzlos erklärt hatte. Es soll inzwischen der Plan gefaßt worden sein, den Platz in dieser Richtung vollständig zu befestigen. Ob er ausgeführt worden, wissen wir nicht. Gesetzt aber auch, so können in solcher Hast aufgeworfene Werke weder groß, noch stark genug sein, um einem anhaltend fortgesetzten Feuer schwerer Artillerie ernsten Widerstand zu bieten. . . . . Die Straßen laufen in Parallel-Linien von Norden nach Süden und werden von anderen in der Richtung von Osten nach Westen durchschnitten. Die Häuser, von Kalkstein gebaut, haben ein kernfestes Aussehen. Die öffentlichen Gebäude sind schön. Die von dem Kaiser erbaute Bibliothek zum Gebrauch der See- und Land-Offiziere ist von griechischer Bauart und im Innern elegant ausgestattet. Die Bücher beschränken sich auf See- und Kriegswesen und die damit verbundenen Wissenschaften, auf Geschichte und wenige schönwissenschaftliche Werke. Das Klubhaus ist schön von außen und bequem von innen; es enthält einen geräumigen Ballsaal, woran die Größe der hervorstechendste Zug; einige Billard-Zimmer, die als die am stärksten ziehenden Mittelpunkte erscheinen; umsonst aber sieht man sich nach einem Lesezimmer mit Zeitungen und Journalen um, wie man sie in England findet. Es giebt manche gutgebaute Kirche. Ein schöner Landungsplatz von Stein führt vom Militairhafen nach der Stadtseite, überschattet von einem Architrav, der von hohen Säulen getragen wird. . . . Die östliche Seite der Stadt ist so steil, daß man die Mastspitzen der Schiffe nicht sehen kann, bevor man hart daran ist. Von einigen Punkten des Platzes hat man wunderschöne Aussichten, und er ist überhaupt sehr anmuthig gelegen."

Scott besuchte die Berghöhlen von Inkerman, merkwürdige Reste einer früheren christlichen Bevölkerung; ferner die benachbarten neueren Steinbrüche, die das Material zu den Werken Sewastopols hergegeben. Von da nahm er seinen Weg nach Baktschi-Serai, der tatarischen Hauptstadt der Krim, wo die übrig gebliebenen Trümmer des Chanpalastes unlängst auf Befehl des Kaisers Nicolaus wiederhergestellt wurden. Die Stadt soll beiläufig eilftausend Einwohner zählen und nur aus Einer, beinahe eine Meile langen Hauptstraße bestehen. Wie in Karasu-Bazar sind auch hier die Einwohner sehr fleißig. Färbereien, Gerbereien und Messerschmieden sind in allen Theilen der Stadt in Thätigkeit. Die Tataren werden von Scott sehr günstig beurtheilt. Die Ackerbauer hält er für eine von den Stadtbewohnern verschiedene Race. Die Bewohner der Steppen tragen in ihren Gesichtszügen den mongolischen Charakter.

„Die Städter legen sich auf allerlei Künste der Industrie, lieben den Gartenbau, pflanzen Taback, Flachs und Wein. In ihrer Physiognomie ist der kaukasische Typus ausgeprägt. Sie haben volleres Barthaar, als die anderen, und sind über Mittelgröße. Man hält sie für eine Mischung verschiedener Racen, welche die Krim bewohnt haben. Sie sind den Türken oder anderen Europäern ähnlich, da manche unter ihnen braunes Haar und weiße Gesichtsfarbe haben. Sie sind fein im Benehmen, würdig in ihrer Haltung, von Natur höflich und gastfrei, ehrlich im Verkehr und mäßig im Genusse. . . . . In der That ist dieser Zweig der tatarischen Familie mit manchem edlen Vorzug ausgestattet, und würde nicht durch ihre Religion und die Politik ihrer gegenwärtigen Zwingherren die Entwickelung ihrer großen Gaben gehemmt, sie müßten unter der Pflege einer angemessenen Erziehung zu der höchsten Stufe der Civilisation gelangen; die Elemente derselben besitzen sie bereits in ungewöhnlichem Grade. Man beschuldigt sie der Trägheit; allein wie will man erwarten, daß sie für Herren, die von ihnen tief verachtet werden, rüstig arbeiten sollen? Und nicht zu vergessen, die Tataren hatten, wie die Türken, ihre Feinde zu Geschichtschreibern. Diese haben mit beharrlicher Böswilligkeit und schlauer Politik Lügen oder entstellte Thatsachen zu verbreiten gesucht, um bei Völkern die Sympathie der civilisirten Welt zu entziehen. . . . Es wird nicht behauptet, daß die Türken und Tataren makellos sind — das aber behaupten wir, daß sie in manchem Punkte den Russen, ihren systematischen Schmähern, sich moralisch überlegen zeigen."

England.

Englische Literatur-Briefe.

1854. Zehnter Monats-Bericht.

(Fortsetzung.)

Die bis zur Bewußtlosigkeit getriebene Betrunkenheit der weiblichen Person, um welche es sich in dem letztgedachten Prozesse handelte, erinnert mich wieder an das neue Wirthshausgesetz und die vielen weiblichen Personen, die dabei mit getroffen werden. Die weibliche Trunksucht ist ein Laster, wie man es außer England auf keinem Stückchen der bewohnten Erde wiederfindet, wie es auch in keinem Lande der Erde eine Regierung und Behörde in Geld- und Gewinnsucht so weit gebracht hat, als die englische, welche zu einem guten Theile von Bier- und Alkohol-Steuern erhalten wird und von Konzessionen zu Privilegien, die Demoralisation der Massen zu befördern. Um solche starke Behauptungen zu spezifiziren, haben wir uns mit einigem statistischen Material versehen, welches noch drastischere Ausdrücke rechtfertigen würde. Im Durchschnitt werden jährlich hunderttausend Personen wegen Trunkenheit arretirt, wobei man bedenken muß, daß die Polizei nur solche Betrunkene ergreift, denen sie durchaus nicht entgehen kann, also nur solche, die eine ganze Straße in Aufruhr bringen oder auf der Straße liegen bleiben, ohne gehen noch stehen zu können, d. h. von hundert etwa einen Betrunkenen. Von diesen hunderttausend Personen, welche sich bis zur allerunerträglichsten Polizeiwidrigkeit betrunken, waren sechzigtausend weiblichen Geschlechts.

Und dies gilt blos von den Städten mit mehr als zehntausend Einwohnern, deren es in England hundertundeine und in Schottland sechzehn giebt. Alle Ortschaften mit weniger als zehntausend Einwohnern sind von dieser Statistik ausgeschlossen. Nach der Kriminal-Statistik des letzten Jahres (abgeschlossen am 5. April) saßen in den Gefängnissen Englands und Schottlands 20,143 Gefangene, von denen drei Viertel aus und in Trunkenheit Verbrecher wurden. Nach dem Verbrechens-Stammbaum der Mäßigkeits-Gesellschaft, der jetzt an den Schaufenstern prangt, mit dem Galgen in seinem Wipfel, sprießen alle Verbrechen aus der Unmäßigkeit im Genusse berauschender Getränke, obwohl der Stamm-Ast dazu, wie Figura zeigt, oft sehr weit zurückgeht, z. B. bis in die Kinderstube, wo der Vater seine Freude daran hat, wenn der Säugling ein Schlückchen Gin vertragen lernt. Die englische Völlerei kömmt von den Trinkpalästen, die sich überall in London stolzer und zum Theil höher erheben, als Kirchen. Jeder solcher Tempel liefert im Durchschnitt und direkt einen Trunkenbold in die Hände der Polizei, da es in England hunderttausend Publik-Häuser giebt, an deren Barren immerwährend Tag und Nacht aus verschiedenen Pumpen und Hähnen einheimische Biere und Spirituosen fließen, so daß der christliche Staat das Vergnügen hat, jährlich über 43,000,000 Thaler (6,250,000 Pfund) Steuern davon zu beziehen, ohne die Abgaben auf fünf Millionen Gallonen Rum, zehn Millionen Gallonen Cognac und Genever und sieben Millionen Gallonen Wein, die außer den mit dreiundvierzig Millionen Thalern besteuerten einheimischen Spirituosen noch getrunken werden, um mindestens eben so viel Steuer davon an den Staat und die Magistrate zu zahlen. Das sind gräßliche Zahlen und Thatsachen. Wer sich recht davor ekelt, begreift nicht, wie man ein Wort gegen die Beschränkungen sagen könne, welche das Parlament den Trinkern an Sonntagen auferlegte. In England ist das ganze Volk dagegen, erstens weil man Mäßigkeit und Moral nicht in die Hände der Polizei geliefert sehen will; zweitens weil die verbotenen Stunden gerade in Zeiten fallen, wo das Volk, das sich einmal etwas frische Luft und Appetit im Freien geholt, wirklich etwas zum Essen und Trinken bedarf; drittens weil man die Restaurationen nur dem Volke schließt und den geschlossenen Tabagien der guten und vornehmen Gesellschaft alle Thüren und alle Spiritusflaschen offen läßt; viertens weil in dem ganzen Verbote nichts Ehrliches liegt, weil man heuchlerisch nur so thut, als liege dem Parlamente etwas an der Moral und Mäßigkeit der Massen, deren achtzig bis neunzig Millionen Thaler Steuer und Sündengeld man aber nicht merklich kürzen will. So sind mit Recht auch Diejenigen entschiedene Feinde der hypokritischen Beschränkung, welche ein strenges amerikanisches Maine-Gesetz gut geheißen haben würden. Erfreulicherweise giebt es ziemlich viel Beweise, welche eine fortwährend sich steigernde Zunahme des Wohlstandes, der Bildung und des Geschmacks im Volke bekunden. Die Naturforscher der Volkskultur wenden hier eine Menge praktischer Instrumente an, um dies handgreiflich und statistisch darzuthun. Sie zählen z. B. die Bücher, die in unentgeltlichen Volksbibliotheken entlehnt wurden, und vergleichen damit frühere Ergebnisse. Nun sagen sie: der Sinn für historische, naturwissenschaftliche, belehrende

Bücher hat hier um so und so viel, dort um so und so viel zugenommen. Sie zählen die Menge der Mitglieder, welche in Lesezimmern, in Bildungsvereinen verschiedener Klassen sich vorfinden, Museen, Gemälde-Galerieen, naturwissenschaftliche Vorträge besuchen, und bekommen dadurch neue Faktoren für den Nachweis der gestiegenen Volkskultur. Ja, sie zählen im ganzen Lande die Menge und die Klassen der Eisenbahn-Reisenden und bringen ein merkwürdiges Facit zu Gunsten der „dritten Klasse" heraus. Auf den 7686 Meilen vollendeter Eisenbahnen Englands (mit dreitausend im Bau begriffenen) reisten im Jahre 1853 für 18,035,879 Pfund Sterling 102,286,660 Personen, dreizehn Millionen mehr als im Jahre 1852. Diese dreizehn Millionen mehr fallen alle in die dritte Klasse und noch mehr, denn in der ersten und zweiten Klasse nahm die Zahl der Reisenden ab. Freilich könnte man hier auch annehmen, daß die Herrschaften der ersten und zweiten Klasse ärmer, wenn nicht an Geld, so doch an Vorurtheilen geworden. Was die Abnahme an Geld betrifft, so kömmt gleich die Statistik, welche eine Zunahme des Massenvermögens um viele Millionen nachweist. Die Abnahme von Vorurtheilen müßte aber der Gesammtbildung als ein bedeutendes Plus gutgeschrieben werden.

Auch der Krystall-Palast hat die Erfahrung gemacht, daß die Zahl derer, welche Geld zahlen, um zu zeigen, daß sie mehr haben und sein wollen, als andere Leute, sehr bedeutend abgenommen. Man mußte deshalb bereits den Tag der halben Krone, Freitag, zu den Volksshillingstagen fügen und soll nicht übel Lust haben, auch den Sonnabends-Gästen vier Shillinge von den fünfen, die sie jetzt zahlen, wenn sie kommen, zu lassen, damit sie kommen. Die Krystall-Palast-Compagnie rechnet ganz nach Adam Riese, nach welchem funfzigtausend Shillinge mehr sind, als zwei- bis dreitausend Fünfshillingstücke. Seitdem die kluge Königin, mit liebenswürdiger Ironie auf die Klassen der ganzen und halben Krone, mehrmals an Shillingstagen unverhofft im Krystall-Palaste erschien, kömmt es den Herrschaften, deren Kronen blos in Geld und Rang bestehen, lächerlich vor, expreß Geld dafür auszugeben, da die wirkliche Krone sich so gut mit dem Shillings-Publikum vertrug. Der Krystall-Palast selbst hat bis jetzt unter den ungünstigsten Verhältnissen, die seine erste Wirksamkeit umgaben, sich glänzend bewährt, obgleich eine Menge gegründete und ungegründete Anklagen und kritische Anfälle von allen Seiten auf ihn einstürmten. Ganz in plump-englischer Weise attakirte man ihn von vielen Seiten hauptsächlich wegen der Unwahrscheinlichkeit, daß er sein ungeheures Kapital verzinsen würde. Er ist eine Blamage, hieß es, wenn er nicht halbe Dividenden bringt. Im Gegentheil können ihm Defizits gerade zum Ruhme gereichen. Die Conception der kühnen, umfassenden Idee und ihre wunderbar schnelle und glänzende Ausführung ist allein ein Weltwunder, größer als alle sieben oder hundert zusammengenommen. Wenn sie vorläufig selbst der dichten Bevölkerung von London und England zu groß ist, als daß sie dieselbe schon durch regelmäßige Besuche würdigen können, kann man doch mit Sicherheit annehmen, daß der Besuch des Krystall-Palastes erst Hunderten, dann Tausenden, endlich Millionen zum wirklichen Kulturbedürfniß wird, da sich hier Alles, was man Erheiterndes, Belehrendes, Erhebendes und Erquickendes nur wünschen kann, in einer Weise vereinigt, wie man ihresgleichen nirgends in der Welt findet. Daß sich dann gute Dividenden einfinden, läßt sich nicht bezweifeln. Insofern man nun auf diese Zunahme der Kultur spekulirt hat, auf Kinder und Kindeskinder, nicht auf ein unmittelbares, krämerisches Geldmachen, kann man von kulturhistorischem Standpunkte aus mit Recht sagen, die jetzigen Defizits gereichen dem Unternehmen zur größten Ehre, sollten diese auch in den nächsten Jahren so bedeutend werden, daß das Parlament zu Hülfe kommen müßte, könnte auch dies zum größten Vortheil der Schöpfung ausfallen, da man in diesem Falle den unmittelbaren Gewinn noch mehr außer Acht lassen könnte, um die Entwickelung und Vollendung der einzelnen Sphären darin desto nobler und künstlerischer abzurunden. Auf diese Entwickelung kömmt noch Alles an, da eigentlich außer dem Gebäude selbst nur die meisten historischen Kunsthallen als vollendet angesehen werden können. Gerade die Abtheilungen, in welchen der meiste Reiz liegt, sind fast alle nur eben erst angelegt, ja, zum Theil erst im Plane und in der Idee vorhanden. Zu den anmuthigsten Reizen im Krystall-Palaste und um denselben gehört das botanische, pflanzengeographische und wissenschaftlich geordnete lebendige Farben-Element. Letzteres tritt als eine ganz neue, von Frankreich eingeführte Wissenschaft in England auf, worüber wir hernach noch ein Wort sagen.

Die wunderbare, unendliche Pflanzen- und Blumenwelt im Krystall-Palaste ist bis jetzt wenig beachtet worden, da sie bisher in den ungeheuren, durch Kunstschöpfungen blendenden Räumen wirklich auch ziemlich zurücktrat und hier auf „organische Entwickelung" mehr ankömmt, als irgendwo. Und doch bildet sie jetzt schon das grandioseste und reichste Gewächshaus der Erde. Die reichste und berühmteste Sammlung Englands, die der Herren Loddiges in Hackney bei London, bildete den Embryo zu der im Krystall-Palaste. Die Compagnie kaufte mit einem Schlage den ganzen alten botanischen Schatz. Es dauerte volle sechs Monate, um ihn von Hackney in den Palast zu bringen, ohne daß während der Zeit nur ein Tag gefeiert ward. Und doch verschwand diese ganze Sammlung wie ein Nichts unter den Glasbogen und zwischen den Säulen ihrer neuen Heimat, so daß Tausende und Hunderttausende von Gewächsen, Bäumen und Blumen hinzugefügt werden mußten, um Parton's Königreich sichtbar zu machen. Die Sammlung von Loddiges war neunzig Jahr alt. Diese drei Menschenalter wurden ununterbrochen dazu benutzt, um ihr den wissenschaftlichen Werth möglichster Vollständigkeit zu geben, so daß eine Menge seltener Gewächse, welche in Privatgärtnereien ganz unbekannt blieben, hier ihre beste Pflege fanden. Tausende von Pfunden wurden ausgegeben, um neu entdeckte Pflanzen, so unscheinbar sie auch dem Auge waren, herbeizuschaffen und so irgend eine botanisch wissenschaftliche Lücke auszufüllen. Unter den Seltenheiten dieser Sammlung (und wenn nicht selten an sich, berühmt durch Größe, Ausbildung und kräftige Gesundheit) nennen wir Areca Catechu, von welchem der Betel gewonnen wird, die Artocarpus integrifolia, ein Baum, von dem man hofft, daß er in seiner neuen unbeschränkten Heimat die sechzig Fuß seiner heimatlichen Höhe erreichen werde, den schwarzen Pfefferbaum, viele Gewürzbäume aus den heißesten Zonen, den Giftbaum von Java, Calamus rudentum, der beinahe die Hälfte seiner afrikanischen Höhe, zweihundert Fuß, erreicht hat, Klaeis Guineensis, der Palmölbaum, dessen merkantiler Werth seit dem russischen Kriege um mehrere Hundert Prozent gestiegen ist, so daß er mit Macht das eigentliche Agens der Kultur in das Innere Afrika's hinein wird, Phoenix farniferi, dessen Saft das aromatische Sagomehl giebt, und die Latania Borbonica, den alten König im Reiche der Herren Loddiges, Theobroma cacao, aus welchem die beste d'Heureusesche Chocolade fließt, Bananen, Copaiva-Balsam-Bäume, die wie vom Seiler gedrehte Cordia monoica, die goldenblätterige Chrysophylla makrophylla, von hundert Fuß Höhe in Sierra Leone, die Bertholletia excelsa mit Muskat-Nüssen, Mahagony-Bäume u. s. w. Zu den Tausenden von Pflanzen der Herren Loddiges kaufte Parton achttausend Kamelien, zehntausend Geranien, Fuchsien und Calceolarien, mehr als sechstausend Rosenbäume, von denen sechshundert allein im Löwenhofe der Alhambra sich versammelt haben, zweiundsiebzig Orangen- und vierundzwanzig Pomeranzen-Bäume vom Schlosse Neuilly und unzählige kleinere Partieen. Dazu kommen unzählige Schenkungen aus den Parken und Gewächshäusern der Königin, der Aristokratie und der reichen Leute überhaupt, die alle in der Pracht ihrer Kunstgärten mit einander wetteifern. Die Königin schenkte zwei Exemplare der Araucaria excelsa und eine Menge anderer Pflanzen, die Herzogin von Gloucester eine ganze Sammlung weißer Kamelien, eine einzelne Dame, die nur mit Pflanzen umgeht, das prächtigste Exemplar von amerikanischen Aloen, die botanische Gesellschaft eine australische Ficus makrophylla, Lord Mansfield eine ganze Sammlung u. s. w. Die Liste der Geber ist schon ellenlang und vermehrt sich fast mit jedem Tage.

Den Plan, die Pflanzen nach Zonen zu ordnen, hat man aufgegeben, da darunter das malerische Element und die dekorative Rücksicht zu sehr gelitten haben würde. Man hat einen Mittelweg eingeschlagen und die charakteristischen Pflanzen zu Rahmen für die verschiedenen ethnographischen Gruppen benutzt, so daß man bald hier, bald da von wirklichen afrikanischen, amerikanischen und tropischen Gegenden und deren leibhaftiger Bevölkerung überrascht wird. Noch ist fortwährend eine ganze Armee von Gärtnern und ethnologischen Künstlern unter Kommando Parton's und Eyles' beschäftigt, um zu ordnen, zu vervollständigen und zu vervollkommnen. Vor den mehr als zwanzig Kunst- und Industrie-Hallen entwickeln sich Blumengruppen mit geschlungenen Wegen dazwischen, andere drängen sich um die Marmor-Bassins und Springbrunnen, und die Wasserpflanzen selbst warten noch bis nächstes Frühjahr auf ihr Element. Andere Pflanzen klettern langsam in die Höhe an den Säulen, andere nicken herab aus dreihundert in der Luft schwebenden großen Blumenkörben und müssen mit der Zeit in gigantischen Windungen mit bunten Blüthen den Zauber des Ganzen bedeutend erhöhen.

Ich habe mir mehrmals den Genuß verschafft, von allen artistischen und architektonischen Reizen zu abstrahiren und mich blos um die Pflanzenwelt zu bekümmern. Und nur so lernt man entdecken und sehen, was für eine Welt hier schon zusammengebracht ward und welche seltsamen Wunder sich dazwischen verbergen. Da ist der Elephantenfuß (Testudinaria), ein ungeheurer, rissiger, verwitterter Klotz, dessen inneres Leben Niemand ahnt, der nicht die delikaten beiden Zweige oben bemerkt. Und auch dann denkt man noch, diese seien Pflanzen für sich, welche schmarotzerhaft aus dem Klumpen wüchsen, bis man sich überzeugt, sie seien wirklich nichts, als die echten Kinder des scheinbar verwitterten Klotzes. Welche Menge lustiger Palmen und Farren mit geisterhaften Kronen! Erstere haben sich freilich noch nicht von dem Schaden erholt, den sie durch den russischen Krieg erlitten. Das Schiff „Himalaya", welches sie von Aegypten herüberbringen sollte,

wurde auf Malta zu lange aufgehalten, um Truppen nach der Türkei bringen zu helfen, so daß sie aus- und nach langer stiefmütterlicher Behandlung wieder eingeladen werden mußten. Dort erhebt sich der Brodbaum der Kaffern, Eichen von Ninive, aus Samen gezogen, der von dort gebracht ward, phantastische Kriech- und Schlingpflanzen und eine Menge Formen, Farben und Gestalten, welche selbst dem Botaniker von Profession zum Theil ganz neu und fremd sind.

(Schluß folgt.)

Türkei.

Konstantinopel, nach Archibald Alison.

Kürzlich ist der dritte Band der Fortsetzung von Sir Archibald Alison's „History of Europe", die neueste Geschichte Europa's umfassend, erschienen, die indessen nicht so allgemeinen Anklang findet, wie des berühmten schottischen Geschichtschreibers älteres Werk („Die Geschichte Europa's von der französischen Revolution bis zur Restauration der Bourbonen"), das in alle europäische Sprachen und selbst ins Hindustanische übersetzt worden. Der dritte Band handelt von dem russisch-türkischen Kriege von 1828—29, und der Verfasser geht darin auch auf eine detaillirte Darstellung der Zustände in der Levante ein. Wir entlehnen dieser Darstellung die nachstehende Skizze von Konstantinopel:

„Konstantinopel, eine der berühmtesten und schönstgelegenen Hauptstädte der Welt, hat einen wichtigeren Einfluß auf das Geschick des Menschengeschlechts ausgeübt, als fast irgend eine andere Stadt der neueren Zeit. Es brach das weite Gebäude des römischen Reiches in Stücken und war die Haupt-Ursache des Unterganges von dessen westlichem Theile; denn nachdem die Reize des Bosporus seine Küsten zum Haupt des Reiches gemacht hatten, war der Occident nicht länger im Stande, der wachsenden Macht der Barbaren die Spitze zu bieten. Ganz isolirt, durch seine natürliche Kraft und unvergleichliche Lage allein, erhielt es das östliche Reich noch tausend Jahre, nachdem Rom dem Angriff Alarich's unterlegen war, und bewahrte den kostbaren Samen des antiken Geistes, bis der Geist Europa's für seine Aufnahme vorbereitet war. Es lenkte die lateinischen Kreuzfahrer von den Küsten Palästina's ab und veranlaßte den Sturz des byzantinischen Reiches durch die blutgetränkten Waffen der Franken; es zog darauf die Osmanen aus Mittel-Asien heran und bewerkstelligte ihre Niederlassung in den schönsten Provinzen Europa's. Seit der Zeit ist es der Gegenstand unaufhörlichen Ehrgeizes und Wetteifers für alle europäische Hauptmächte gewesen. Ein Königreich für sich, ist es begehrter, als manches große Land. Oesterreich und Rußland haben sich abwechselnd verbunden und gestritten wegen des kostbaren Preises. Konstantinopel löste die Erfurter Conföderation auf und führte Napoleon's Waffen nach Moskau; und jetzt, in unseren Tagen, hat es alle frühere Allianzen aufgehoben, neue geschaffen und die Macht Englands und Frankreichs an den Bosporus versetzt, um die von den Armeen des Zaren versuchte Einnahme der unvergleichlichen Stadt abwendig zu machen.

„Es ist kein Wunder, daß Konstantinopel seit seiner Gründung immer einen so wichtigen Einfluß auf das Geschick des Menschengeschlechts geübt hat, denn seine lokalen Vortheile sind einzig in ihrer Art, und seine Lage muß es stets zur wichtigsten Stadt der alten Welt machen. An den Gränzen von Europa und Asien gelegen, mit einem großartigen Hafen, konzentrirt es zugleich den Handel der reichsten Länder der Erde; indem es den einzigen Durchlaß vom Schwarzen Meere ins Mittelmeer beherrscht, sieht es den Handel von drei Vierteln der civilisirten Welt an seinen Gestaden vorüberkommen. Die Donau führt die Produkte Deutschlands, Ungarns und der nördlichen Türkei an seine Küsten; der Dnjepr die Reichthümer des Bodens der Ukraine und der unermeßlichen Ebenen Süd-Rußlands. Der Kuban, der von den Gebirgsstämmen des Kaukasus herkömmt, die Karawanen, die den Taurus und die Wüste von Mesopotamien durchkreuzen, führen ihm die Reichthümer Mittel-Asiens und die entfernten Produkte Indiens zu. Die Gewässer des Mittelmeeres bieten ein weites Feld für den ausgedehnten Handel der Nationen, welche an den volkreichen Küsten entlang wohnen, während die entferntere Fabrik-Industrie von Großbritannien und den Vereinigten Staaten Amerika's durch die Straße von Gibraltar ihren Zugang findet. Die Flaggen aller Nationen des Erdballs sind neben einander, in gedrängten Massen, im Goldenen Horn zu sehen: die „Meteorflagge" von England und der aufgehende Stern Amerika's, die dreifarbige Fahne Frankreichs und der russische Doppel-Adler, die alten Fahnen und Wappen von Europa und die kindlichen neuen Segel von Australien. Konstantinopel gehört der einzige Handel in der Welt, der nie überflüssig werden kann, der allen politischen Wechselfällen trotzbieten wird; denn die wachsende Anzahl und Energie der Nordländer vergrößert nur das Verlangen nach den unermeßlichen Boden-Erzeugnissen des südlichen Europa, und jede Vermehrung des Reichthums und Luxus des Westens vergrößert nur den Handelsverkehr, der immer zwischen ihm und den Regionen der Sonne bestehen muß.

„Die örtlichen Bequemlichkeiten, die sichere Position und die Schönheit Konstantinopels sind jenen unendlichen Vortheilen seiner geographischen Lage entsprechend. An einem Dreieck gelegen, dessen zwei Seiten von der See bespült werden, ist es von allen Seiten durch Wasser geschützt, mit Ausnahme der Grundfläche, auf die allein die ganze Befestigung des Platzes konzentrirt zu werden braucht. Der Hafen, das „Goldene Horn" genannt, durch einen tiefen Einschnitt der See gebildet, acht engl. Meilen lang, an der nördlichen Seite der Stadt gelegen, ist tief genug, um den Dreideckern, die dicht gedrängt auf der Rhede liegen, Zutritt zu verstatten, umfangreich genug, um alle Flotten Europa's in seinen Schooß aufnehmen zu können, und zugleich so eng am Eingang, daß er durch eine an der Mündung gezogene Kette abgesperrt werden kann. Die Spitze des Dreiecks wird durch das weitberühmte „Seraglio", den Sultanpalast, gebildet, der, eine Stadt für sich, in seinem weiten Umkreis die prächtigen Gemächer, in welchen die Schönheiten des Ostens zwischen Kinder-Zeitvertreib und Frauen-Eifersucht abwechselnd ihre Zeit verbringen, und zugleich die schattigen Gärten einschließt, in denen unter ehrwürdigen Cedern und Platanen muntere Quellen die schwüle Luft mit ihrer unaufhörlichen Fluth erfrischen. Die Stadt selbst, die innerhalb dieses Dreiecks steht, ist von den alten Mauern Konstantin's umgeben, welche neuntausendachthundert Klafter oder ungefähr zwölf englische Meilen im Umkreis haben und an manchen Stellen noch genau in dem Zustand sind, in dem sie verlassen wurden, als die alten Herrscher der Welt ihr Scepter des Osten den osmanischen Eroberern überließen. Die von Mahmed's II. Kanonen geschossene Bresche, durch welche die Türken in die Stadt drangen, ist noch in den Mauern zu sehen. An manchen Stellen überschatten unermeßliche Platanen diese weiten Mauern mit ihren Aesten, und an anderen bezeugt Jahrhunderte alter Epheu zugleich das Alterthum des Baues und die Vernachlässigung oder den Aberglauben der neuen Herren der Stadt."

Mannigfaltiges.

— Zur Geschichte der französischen Kolonie in Berlin. Herr Christian Bartholmèß in Paris, der eine Geschichte der preußischen Akademie der Wissenschaften geschrieben, hat kürzlich einen Appendix dazu geliefert, nämlich eine Skizze der französischen Gesellschaft in Berlin von 1685 bis 1740.*) Zweck dieser Abhandlung, die der Verfasser in der Generalversammlung der „Gesellschaft für die Geschichte des französischen Protestantismus" vorgetragen, ist, auf die große Bedeutung und die geistige Macht hinzuweisen, welche die französischen Refugiés bald nach ihrer Erscheinung im Auslande erlangt hatten. Der als französischer Uebersetzer der Bibel und als Verfasser einer „Geschichte des Manichäismus" geschätzte Ober-Konsistorialrath Isaac von Beausobre († 1738), den Herr Bartholmèß zur Unterscheidung von seinem Sohne († 1783) „le grand Beausobre" nennt, bildet den Mittelpunkt der Darstellung, die übrigens nicht viel Neues enthält und sich hauptsächlich auf die auch in unseren Blättern bereits ausführlich erwähnte „Geschichte der französischen Refugiés" von Ch. Weiß beruft.

— Weill's Dorfgeschichten. Herr Alexander Weill, dessen „Elsässische Dorfgeschichten" vor länger als zehn Jahren in deutscher Sprache erschienen, hat kürzlich wieder — nachdem er sich jahrelang nur mit politischen Korrespondenzen, unter Anderem für die „Neue Preußische Zeitung", beschäftigt hatte — eine Dorfgeschichte in französischer Sprache, „Gumper, Histoire de Village",**) herausgegeben. In der Vorrede sagt Herr Weill, daß er der Politik valetsage, denn sie sei „ein für das Talent unfruchtbares Feld, fruchtbar nur für die Mittelmäßigkeit." Auf dem Umschlage des Buches sind auch gleich noch vier andere Dorfgeschichten des Verfassers angekündigt: „Selmel", „Frohni", „Gertrud" und „Udilie", was allerdings für seine „Fruchtbarkeit" auf diesem Felde zeugt, obwohl es an sich kein Beweis für das „Talent" ist, das auf politischem Gebiet mit der „Mittelmäßigkeit" nicht mehr konkurriren will. Dem Athenaeum Français zufolge, ist es Herr Aug. Barbier, der Dichter der „Jamben", der hauptsächlich in Herrn Weill gedrungen, sich wieder der Volksliteratur zu widmen, auf welchem Gebiete er, wie alle Welt zugebe (tout le monde en convient), bereits Vortreffliches geleistet habe.

*) Le grand Beausobre et ses amis, ou la Société française à Berlin entre 1685 et 1740. Paris, Cherbuliez, 1854.

**) Paris, Victor Lecou, 1854.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 55, und beim Expedit. Hermann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 129. Berlin, Sonnabend den 28. Oktober 1834.

Zur Geschichte der wissenschaftlichen Akademieen.

Eine so eben der Oeffentlichkeit übergebene „Denkschrift der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften in Erfurt"*) wird durch eine Abhandlung: „Die Wissenschaft und die Akademieen", eröffnet, welche in ihrem ersten Abschnitt auf eine eben so geistreiche, als überzeugende Weise darlegt, wie die Wissenschaft, zu deren Förderung in der neueren Zeit sich in der christlichen civilisirten Welt überall Gesellschaften, meist Akademieen genannt, gebildet haben, im Prinzip, im Wesen und in ihrer kulturgeschichtlichen Bedeutung von der Wissenschaft in der alten heidnischen Welt scharf zu unterscheiden sei. Es wird nachgewiesen, daß aller vorbiblischen, d. h. aller von der monotheistischen Gottesidee noch nicht beherrschten Geistesbildung der Gedanke einer absoluten, allgemein menschlichen, freien Wissenschaft, einer Erkenntniß der Dinge an sich, d. h. der Dinge in ihrer Unabhängigkeit von Wesen und Verhältniß des Erkennenden, nothwendig habe fremd bleiben müssen. „Die heidnische Wissenschaft ist die Wissenschaft des subjektiven (menschlich beschränkten) Erkennens gegenüber der freien Wissenschaft von den Dingen an sich. Ihre Erkenntniß ist eine individuale (höchstens nationale); unsere kann und darf nur eine absolute sein." Wer ein Interesse daran hat, den Sinn und die volle Bedeutung dieser Sätze und den ausführlichen Beweis, der für ihre Wahrheit gegeben wird, genauer kennen zu lernen, möge den ersten Abschnitt der erwähnten Abhandlung selbst lesen oder vielmehr studiren. Das Verständniß desselben ist nicht ganz leicht, da — abgesehen von der das Verständniß sehr erschwerenden, höchst abstrakten Darstellungsform — die den dargestellten Gedanken zu Grunde liegende Idee des offenbarten Einen Gottes in einem gewissen mystischen Dunkel gelassen wird.

Der zweite Abschnitt ist ein schätzenswerther Beitrag zur Geschichte der gelehrten Gesellschaften, die seit dem funfzehnten Jahrhundert zuerst in Italien, dann auch in Deutschland, in Frankreich, in England, in Preußen ins Leben getreten sind. Die Berliner Akademie der Wissenschaften betreffend, werden einige interessante Details über den Antheil, den Leibniz an ihrer Gründung gehabt, mitgetheilt.

Der dritte Abschnitt enthält eine mehr ins Einzelne gehende Darstellung der Geschichte der Erfurter Akademie. Wir geben im Folgenden den wesentlichen Inhalt des zweiten Abschnitts.

Die Akademieen sind eine Folge des allgemeinen Geistes des Christenthums, in welchem die neben einander bestehenden Nationalitäten durch den geistigen Besitz, der allen gleich gehörte, zu Einem Volke verbunden waren. Daß die Weltsprache des heidnischen Rom zur Sprache des Geistes für die christlichen Völker erhoben wurde, war der erste nothwendige Akt der objektiven Wissenschaftlichkeit des Christenthums. Mittelst der lateinischen Sprache blieb die christliche Welt auch in Verkehr mit der Welt des Alterthums. Die Klöster waren vorzugsweise die Träger und die Bewahrer dieses Verkehrs. Italien war und blieb in höherem Maße, als die anderen christlichen Länder, der Heerd eines die christlichen Völker mit einander und mit der antiken Welt verbindenden geistigen, wissenschaftlichen Strebens. Daß im funfzehnten Jahrhundert das Studium des Alterthums in Italien einen so großartigen, weltbewegenden Aufschwung nahm, kann für Den, der eine tiefere Einsicht hat in die damaligen politischen, kirchlichen und sozialen Zustände, nichts Befremdendes haben. Die politischen Kämpfe und die scholastischen Studien hatten die Völker und besonders die tieferen Geister erschöpft, ohne sie befriedigt zu haben; es war überall ein Durst in der Zeit vorhanden, der neues und frisches Geistesleben verlangte und suchte. Die Erforschung des Alterthums gewährte den großen und edlen Geistern der Zeit die Befriedigung, welche sie in der von Kampf, Leidenschaft und Intrigue erfüllten Welt, von der sie sich umgeben sahen, nicht finden konnten. Die mit Italiens Kleinstaaterei verbundene Rivalität in großen und kleinen Dingen bewirkte in Italien ein schnelleres Umsichgreifen des neu erwachten wissenschaftlichen Strebens. Die durch Cosmus von Medici gegründete „Platonische Akademie" rief am Ende des funfzehnten Jahrhunderts und in den nächsten zwei Jahrhunderten eine große Menge von „Akademieen" ins Leben. In allen diesen Akademieen tritt unverkennbar das Bestreben hervor, sich der Welt der gemeinen Wirklichkeit mit ihren selbstsüchtigen, geistlosen, niederen Interessen und Kämpfen zu entziehen, um einer höheren idealen Welt zu leben. Auch dadurch, daß die literarischen Vereine den Gebrauch einführten, sich und ihren einzelnen Mitgliedern symbolische, mitunter sehr wunderliche Namen beizulegen, gaben sie zu erkennen, daß sie mit ihrer Vereinsthätigkeit eine Stellung außerhalb der Welt der gemeinen Wirklichkeit einnehmen wollten.

Diese Vereinsthätigkeit mußte aber natürlicherweise gegen die vorhandenen Uebelstände gerichtet sein, und so konnte es nicht fehlen, daß sie bald eine Richtung auf das Nützliche nahm. So richtete z. B. die Akademie in Bologna ihre Aufmerksamkeit auf gute und korrekte Drucke; in Mantua beschäftigte man sich mit Erläuterung schwieriger Stellen bei Dichtern und Rednern. Andere Akademieen ließen sich angelegen sein, poetische und rhetorische Production zu fördern. Das Studium des Alterthums war nur der Ausdruck eines idealen Bedürfnisses überhaupt; aus diesem gingen die gelehrten Gesellschaften hervor; sie übertrugen aber bald ihre an diesem geübte Thätigkeit auf jeden theuren, würdigen und nützlichen Gegenstand; das geistige Leben überhaupt zu fördern, war bald ihr bewußter Zweck. Die italiänischen Akademieen wurden überall nachgeahmt, weil überall das Bedürfniß danach vorhanden war.

Die deutsche „Fruchtbringende Gesellschaft" (durch den Fürsten Ludwig von Anhalt im Jahre 1617 gegründet) nahm diesen ihren Namen darum an, weil ein jeder Gesellschafter Frucht zu schaffen beflissen ist. Ihr Motto lautete: „Alles zu Nutzen!" und ihr Symbol ist der durch seine Nutzbarkeit ausgezeichnete Palmbaum. Als Bedingung für den Eintritt wird von den Eintretenden in den Statuten nichts Anderes gefordert, als „tugendliches Wesen", „weß Standes oder Religion sie seien."

Die „Académie Française", obwohl unter des Kardinals Richelieu Protection zu einer Staats-Anstalt erhoben, schloß Calvinisten und Personen, die anderen politischen Richtungen angehörten, nicht aus. In der die Gründung genehmigenden Kabinetsordre Ludwig's XIII. werden die Wissenschaften als „Hauptwerkzeuge der Tugend" gepriesen. Und in der Hoffnung, daß die Arbeit der Gesellschaft „doit être grandement utile au public", glaubt Ludwig XIII. die Mitglieder besonders begünstigen zu müssen.

Die „Königliche Gesellschaft von England", hervorgegangen aus einem freien Verein von Männern in Oxford, die ursprünglich nur zu dem Zweck zusammengetreten waren: „die Genugthuung zu haben, eine freie Luft zu athmen, friedlich mit einander plaudern zu können, ohne verwickelt zu werden in die Leidenschaften und Tollheit dieses unglücklichen Jahrhunderts", — hat die den modernen wissenschaftlichen Gesellschaften zu Grunde liegenden Ideen am deutlichsten ausgesprochen. Die Aufnahme von Mitgliedern in die Gesellschaft soll ohne Rücksicht auf Konfession, auf Vaterland, auf Beschäftigung erfolgen; aber „frei und unabhängig" sollen die Aufzunehmenden sein. „Nullius in verba!" lautet das Motto. Die Wissenschaft soll nützen, aber nicht der Gewinnsucht des Einzelnen, sondern dem allgemeinen Besten.

Die Gründung der Berliner „Gesellschaft der Wissenschaften" war durch Friedrich Wilhelm, den großen Kurfürsten, vorbereitet. Dieser große, wahrhaft fromme Fürst, der zweimal die polnische Königskrone ausgeschlagen, um „seiner Seligkeit sicher zu sein", hatte sich auch mit dem großartigen Plane beschäftigt, eine wissenschaftliche Gesellschaft zu gründen, die Alles umfassen sollte, was der Mensch wußte und konnte, die denen, welche sich ihr widmeten, Freiheit zu denken und zu arbeiten gab, ohne Rücksicht auf Stand und Konfession, ob es Christ, Jude oder Muhammedaner sei. Sie sollte ein europäisches Asyl sein, welches alle Staaten völkerrechtlich respektirten; die Weltsprache, die lateinische, sollte die ihre sein. Die von seinem Nachfolger,

*) Herausgegeben am Säkular-Tage ihrer Gründung, den 19. Juli 1834. Erfurt, 1834. Verlag von Karl Villaret. — Man vgl. übrigens Nr. 113 des „Magazins" vom J. 1833, wo wir bereits über die wissenschaftlichen Berichte dieser Akademie referirt haben.

Land einander abgeben, und wie die städtische Bevölkerung sich aus der Landbevölkerung vermehrt. Diese in die Städte übergehende Landbevölkerung, an sich nur ein geringer Theil der Einwohner des platten Landes, zumal in einem Staate, wo dieselben vier Fünftel der Gesammt-Einwohnerzahl enthielten, machen in der Bevölkerung der Städte einen nicht unbedeutenden Bruchtheil aus; auf dem platten Lande fanden sich nur 41,607 geborne Städter, in den Städten (einschließlich der Hauptstadt) 69,714 Personen, welche auf dem Lande geboren waren; Kopenhagen insbesondere hatte an 30 pCt. seiner Bewohner, nämlich 38,811 unter 129,695, von außerhalb empfangen, während dagegen nur 21,834 geborne Kopenhagener an anderen Stellen des Königreichs vorgefunden wurden. Die Bedeutung dieser Ab- und Zuzüge stellt sich größer heraus, wenn man berücksichtigt, daß die Auswärtsgebornen großentheils Erwachsene sind; nicht nur, daß sie so einen wichtigeren Bestandtheil der Bevölkerung ausmachen, sondern auch ihre Kinder gehören noch halb dem Orte der Herkunft an, und so ist auch in der als eingeboren gezählten Bevölkerung thatsächlich viel fremdes Element begriffen. Schließt man deshalb die jüngere Generation aus, so erscheinen in Kopenhagen die dort Gebornen eher in der Minderheit; von den 37,481 über zwanzig Jahr alten Männern waren 20,807 außerhalb, 4832 sogar im Auslande geboren, von den 46,206 über zwanzig Jahr alten Frauen waren 21,520 fremde, darunter 3355 Ausländerinnen. Noch weiter geht daselbst das Ueberwiegen der Fremden in den höheren Altersklassen; unter den 2989 mehr als sechzigjährigen Männern waren 1848 Fremde, und zwar 742 (also der vierte Theil) Ausländer, unter den 5668 Frauen dieses Alters 2957 Fremde, worunter 749 Ausländerinnen.

Von den außerhalb der Gränzen des Königreichs Gebornen waren 991 aus den dänischen Nebenländern und Kolonieen, 12,388 aus dem Herzogthum Schleswig, 3199 aus den Herzogthümern Holstein und Lauenburg, 3995 aus anderen deutschen Staaten, 7879 aus Schweden und Norwegen, 1169 aus anderen Ländern gebürtig. Man sieht hieraus, sagt Bergsöe, daß, was von Dänemarks Bevölkerung nicht skandinavischen, deutschen Ursprungs ist; die geringe Zahl der gebornen Holsteiner erklärt er für eine Folge des Krieges gegen die Herzogthümer, welcher allerdings auch zur Verminderung der Zahl der aus anderen deutschen Staaten Gebürtigen beigetragen habe, indem viele deutsche Handwerker mehr oder minder freiwillig das Land verlassen hätten. Es fällt zunächst auf, daß, wie in der Hauptstadt, so auch in jedem der neunzehn Aemter des Königreichs die vorangegebenen Kategorieen sämmtlich vertreten sind, jedoch in verschiedener Menge, je nach der Lage des Landestheils gegen den Heimatsort und nach der Leichtigkeit und Wichtigkeit der Communication. — Verhältnißmäßig die meisten Deutschen fanden sich in Kopenhagen vor, 1887 mit Ausschluß, 4627 mit Einschluß der in den Herzogthümern gebornen. Im Uebrigen befanden sich verhältnißmäßig viele Holsteiner und Schleswiger auf Lolland und Fühnen; die meisten von schleswiger Geburt waren im südlichen Jütland, im Ribe Amt insbesondere waren unter überhaupt 62,333 Einwohnern 4750 geborne Schleswiger. Dies wird durch die Lage dieses Amtes erklärt, dessen nördlicher Theil zwar im unmittelbaren Zusammenhange mit dem Königreiche, der südliche dagegen (der sogenannte gemischte Distrikt) aus einer Anzahl größerer und kleinerer Enklaven besteht, welche über den Nordwesten des Herzogthums Schleswig dermaßen zerstreut sind, daß man die meisten derselben noch nicht einmal versucht hat auf den Landkarten anzuschreiben. Die Mensalgüter des Bisthums Ribe, die Leembeckschen Güter, welche einstmals dem Bisthum verpfändet wurden, und die Besitzungen des Ribener Domkapitels, erst seit 1735 vom Herzogthum Schleswig getrennt, sind es, die diesen gemischten Distrikt bilden. Er umfaßt, außer dreizehn Kirchspielen, welche hauptsächlich im dänischen Gebiete liegen, noch Theile von einunddreißig Kirchspielen, deren Kirchen im Herzogthum Schleswig, in den Aemtern Tondern, Lügumkloster und Hadersleben und hier hauptsächlich in dem Törninglehn belegen sind, welches in geistlichen Angelegenheiten dem Bischof von Ribe allein untergeordnet ist. Von den 17,782 Einwohnern des gemischten Distrikts waren 2567 aus Schleswig gebürtig. — Verhältnißmäßig die meisten Skandinavier waren auf Seeland und Bornholm, in Kopenhagen allein schon 3471, in Helsingör 432 unter 8111 Einwohnern.

Unter den aus den deutschen Staaten (ausschließlich der Herzogthümer) Gebürtigen sind bei weitem die Mehrzahl — 2949 — Männer, geringer ist der Unterschied beider Geschlechter bei denen aus den Herzogthümern — nur 8605 Männer — indem hier zwar bei den Städtebewohnern das männliche Geschlecht entschieden überwiegt, unter den Landbewohnern jedoch beide Geschlechter fast gleichmäßig vertreten sind. Ganz anders bei den gebornen Skandinaviern; deren sind mehr Frauen in den Städten, mehr Männer auf dem Lande, vermuthlich (meint Bergsöe), weil die Männer leichter als Knechte auf dem Lande, die Frauenzimmer leichter Dienste in den Städten finden. Diese Verschiedenheit zwischen Deutschen und Skandinaviern zeigt sich noch stärker in den höheren Altersklassen; in Kopenhagen machen die aus Deutschland (und den Herzogthümern) Gebürtigen über 14 pCt. der Männer von mehr als 60 Jahren, jedoch kaum 5 pCt. der Frauen dieses Alters aus, die gebornen Skandinavier dagegen in beiden Geschlechtern 7 bis 8 pCt.; überhaupt befinden sich in Dänemark verhältnißmäßig viel Skandinavier von hohem Alter, und es steht wohl zu vermuthen, daß ein Theil derselben schon zu einer Zeit in Dänemark ansässig geworden ist, wo Norwegen der dänischen Krone unterthan war.

Welcher Theil der in Dänemark sich aufhaltenden Ausländer Deutsche und welcher Skandinavier sei, ist schwer zu bestimmen; Bergsöe hilft sich hier leicht, und indem er als Grund anführt, daß „die sich im Königreich Dänemark aufhaltenden Schleswiger natürlicherweise überwiegend Nord-Schleswiger seien", rechnet er ohne Weiteres fünf Sechstel der in Schleswig Gebornen den Skandinaviern zu. Wer „den danske Stats Statistik" von Bergsöe durchgeblättert hat, wird sich weder über die Kühnheit der Voraussetzung, noch über die des Schlusses wundern; bei aller sonstigen Gründlichkeit seines Studiums ist Bergsöe oft durch die Vorliebe für die Nation, welcher er selbst angehört, zu weit geführt worden: so rechnet er z. B. in dem angeführten Werke, um nachzuweisen, daß die Hälfte der Einwohner des Herzogthums Schleswig das Dänische als ihre Muttersprache rede, den Dänen eine ansehnliche Reihe von Ortschaften zu, in welchen, wie er (nach sehr unverbürgten Angaben) behauptet, „das Dänische theilweise von den Einwohnern noch gesprochen oder verstanden werde", eine Fassung, die allerdings vor jeder Widerlegung sichert. Gegen Bergsöe's Behauptung, daß fünf Sechstel der gebornen Schleswiger in Dänemark Skandinavier seien, läßt sich zunächst erinnern, daß im Herzogthum Schleswig selbst die Skandinavier nur einen Theil der Landbevölkerung bilden, daß aber, wie Bergsöe selbst sagt, der Landbewohner sich in der Regel nicht weit vom Hause entfernt; hiernach läßt sich nicht voraussetzen, daß unter den 4587 gebornen Schleswigern, welche in Kopenhagen oder sonst auf den Inseln wohnen, viele Skandinavier seien. Dafür, daß die in Jütland wohnenden Schleswiger nur sehr theilweise Skandinavier sind, spricht ferner der Umstand, daß in den fünf Aemtern des nördlichen Jütlands sich neben 798 Schleswigern 759 Holsteiner und andere von Geburt Deutsche befinden, von denen gewiß das platte Land die wenigsten, die Hafenstädte die meisten zugeführt haben, auch in den fünf Städten der südöstlichen Küste von Jütland, in Aarhuus, Horsens, Veile, Fredericia, Kolding, welche in unmittelbarstem und regstem Verkehr mit Schleswigs Handelsplätzen stehen, 852 geborne Schleswiger (neben 363 Holsteinern und anderen Deutschen) wohnen; was endlich die Landbevölkerung Süd-Jütlands betrifft, so darf nicht vergessen werden, daß auf Westerland-Föhr und Amrum, welche gleichsam wie Enklaven im deutschen Theile von Schleswig liegen, die Einwohner (2784 an der Zahl, darunter 289 aus dem Herzogthum Schleswig gebürtig) nach Sprache und Abstammung nicht Dänen, sondern Friesen sind, und daß der demnächst südlichste Theil des gemischten Distrikts — die Mögeltonder Harde mit den Antheilen an der Hoyer und Tonder Harde und der Insel Sylt — in welchem unter 3048 Einwohnern 585 geborne Schleswiger sind, gleichfalls an deutsche Landestheile, nämlich an Tondern und Nord-Friesland, gränzt. Hiernach geht man gewiß nicht zu weit, wenn man annimmt, daß unter den aus Schleswig Gebürtigen die Deutschen die größere Hälfte ausmachten, und so die Zahl der Einwohner des Königreichs Dänemark von deutscher Geburt im Gegensatz zu denen skandinavischer auf mindestens 15,000 veranschlagt, welche überdies fast ausschließlich Erwachsene waren. Diese Zahlen, aufgenommen zur Zeit des Krieges Dänemarks gegen die Herzogthümer und Deutschland, geben keinen Maßstab dafür, wie stark in friedlichem Zustande das deutsche Element in Dänemark vertreten ist, sie genügen aber, um dies zu zeigen, daß das deutsche Element daselbst nicht stillsteht, sondern, wie es vor Jahrhunderten in den Küstenstädten von Nord-Schleswig feste Wurzel faßte, so jetzt noch über den Belt hinaus deutsche Sitte und deutsche Bildung in die dänischen Städte gepflanzt wird.

K. St. B.

Frankreich.

Ueber die menschlichen Racen.

(Fortsetzung.)

Die Lebensdauer ist bei allen Völkern beinahe dieselbe, und es ist durch Nichts bewiesen, daß in Beziehung auf sie im Menschengeschlecht eine Veränderung erfolgt ist. Zwar sind viele Krankheiten, die heute vorkommen, den Menschen, die in einem idyllischen Urzustande gelebt, fremd geblieben und sind den wilden Völkern immer noch fremd; aber dafür haben wir auch die Kunst, dieselben zu heilen, und die Nahrung war im Naturzustande der Völker weniger gesund und weniger kräftigend. Was man auch sage, auch in dieser Beziehung hat die Civilisation uns große Dienste geleistet. Eine bessere Nahrung, eine ge-

Die Fanatiker in der Cholera-Litteratur sind schon respektabler. Sie haben doch wenigstens tüchtig gearbeitet und experimentirt. Wir verweisen hier nur auf den „Investigator" in der Times, der wirklich eine wissenschaftliche Methode erfunden hat, die schlechten Gerüche in der Luft, welche die Cholera unbedingt und allemal befördern, körperlich als Schwämme und lebendige Wesen unter dem Mikroskop nachzuweisen. Ueble Gerüche entwickeln sich überall aus sich zersetzenden, verwesenden Substanzen. Die Naturwissenschaft nennt Schwefel-Wasserstoffgas, Ammoniak u. s. w. als die Körper, in welche verwesende sich auflösen; „Investigator" hat aber durch eine sinnreiche Vorrichtung, die in der Times vom 29. September näher beschrieben ist, herausgefunden, daß es nicht blos Luftarten und elementare Körper sind, in welche sich organische Substanzen zersetzen, sondern sofort auch wieder lebendige Körper, so daß er selbst in den Luft-Atomen, die man riecht, lebendige Thierchen entdeckt zu haben glaubt. Gehen diese oder eine besondere Art davon in Lunge, Fleisch und Blut über, entsteht im Körper eine Reaction, um sich derselben zu entledigen. Dies ist die Cholera, die wenigstens wesentlich in den gewaltsamsten Anstrengungen besteht, alle Flüssigkeiten aus dem Körper zu entfernen. Kömmt inzwischen nicht neue Flüssigkeit genug hinzu, wird das Blut wie Pech und bleibt stehen. Auch dies ist eine sehr plausible Ansicht und erklärt die Art des Todes durch Cholera ganz erschöpfend. Doch will ich mich weder unter die Theoretiker, noch unter die Praktiker dieses Gebietes gemischt haben. Die Cholera ist das tödtliche Leben der Verwesung, der Unreinlichkeit in Luft und Leben. Das hat sich überall statistisch bewährt und kann nunmehr Jeder in seiner eigenen Umgebung bewährt gefunden haben.

Frankreich.

Philarète Chasles' „Deutsche Studien".

IV. Die deutsche Sprache in der Gegenwart und Zukunft.*)

Man muß sich hüten zu glauben, daß das Deutsche weniger Einfluß und Gewalt gehabt habe, als das Englische; dieser Einfluß und diese Gewalt sind nicht auf Thatsachen ausgeübt worden, sondern auf die Sphäre der Ideen, welche die Thatsachen beherrscht und erzeugt.

Das höchste Gesetz, das Lebensprinzip der deutschen, wie der griechischen Sprache, ist die Synthesis, die Analogie, die Zusammensetzung und eine unerschöpfliche, harmonische Fruchtbarkeit. Aus einer kleinen Anzahl Wurzeln hat sie hunderttausend Wörter gezogen, welche sie bis ins Unendliche vervielfältigt und verändert; die mit anderen Eigenschaften begabte französische Sprache zählt nur achtundzwanzigtausend Vokabeln, deren Anzahl sie nicht vergrößern kann. Aus dem einzigen Worte „setzen" (to set) entsteht eine Familie von mehr als fünfhundert Wörtern, zu denen auch dreifach verbundene Zusammensetzungen gehören, wie z. B. „Auseinandersetzung". Das Englische, dieses einerseits verstümmelte und verfeinerte Deutsch, bildet mit demselben Wort to set höchstens ungefähr dreißig Ausdrücke; wer weiter gehen will, stößt sich an die Sonderbarkeit des veralteten Ausdrucks. Während die englische Sprache die Beugung der Endsylben unterdrückt hat, verbannt oder verwendet die deutsche Sprache, welche sie beibehalten hat, den Artikel je nach der Nothwendigkeit des Styls und den Launen des Gedankens. Mit Hülfe dieser Beugungen ist das Deutsche nach Belieben versetzbar oder der logischen Ordnung unterworfen; es schickt sich in Alles, nimmt Alles an, sowohl die Spuren der ursprünglichen Rauhheit, als die neuen Elemente der ausgesuchten Civilisation. So groß ist die Ungewißheit seiner philologischen Organisation, daß die Grammatiker selbst nicht einig über die Anzahl seiner Declinationen sind. Die einen sprechen von sechs, die anderen von zehn. Es besitzt einen Plural, welcher verallgemeinert (Dinge) und einen anderen Plural, welcher vereinzelt (Dinger); es unterscheidet vermittelst der Geschlechter das große Meer (die See) von dem Binnenmeer (der See); — und hat für die Frau sechs verschiedene Bezeichnungen: Frau, Hausfrau, Weib, Weibsbild, Frauenzimmer und Frauensperson. Die geehrte und rechtmäßige kömmt zuerst (Frau). Die Königin der Wirthschaft folgt ihr (Hausfrau). Als Gefährtin des Mannes ist sie Weib. Die schlechte Gesellschaft allein spricht vom Weibsbild (physische Form); die beiden letzten Wörter bezeichnen das Geschlecht in allgemeinen Umrissen, während für die Gesellschaftsfrau auch noch unser französisches Wort „Dame" eingebürgert ist. Für den Dichter ist dies ein prächtiger Reichthum. „Ehret die Frauen!" ruft Schiller: „Honorez la noblesse de la Femme!" Der Titel seines Gedichtes: „Die Macht des Weibes" ist schon an sich eine Fülle von Poesie. Dieselbe Elastizität des Deutschen vervielfältigt und vermannigfacht die Diminutive, die Augmentative und die Pejorative, verleiht diese den Verben und Adverbien, verstattet, daß das Substantiv mit dem Adjektiv nicht übereinstimme (z. B. schlecht Tuch die Federn); schafft Substantive durch die Partizipien (le criant, le hurlant, der Schreiende, der Heulende); verwandelt die Eigenschaftswörter in Umstandswörter, die Verben in Substantive; bemächtigt sich aller Formen, eignet sich alle Mittel zu, ertheilt den Verben Komparative, zwingt selbst die physischen und materiellen Ausdrücke zur Abstraction, erreicht von Stufe zu Stufe die äußerste Region der Unpersönlichkeit und der abstrakten Idee und scheint, indem sie sich in dieser gränzenlosen, erhabenen und gefährlichen Freiheit entwickelt, die beiden Verse von Klopstock zum Symbol gewählt zu haben:

. . . . . Es wälzten sich Oceane
Ringsum, langsamer Flieh, zum menschenlosen Gestade.

Es sind die großen Wogen des unermeßlichen Weltmeeres, welches die Ufer bespült, wo die Völker und selbst der menschliche Gedanke verschwinden.

Die definitive Unpersönlichkeit der deutschen Sprache tritt nirgends mit mehr Gewalt und Eigenthümlichkeit hervor, als in der Anwendung des Neutrums, des Typus der Unpersönlichkeit selbst. Den Artikel „es" (il), den sächlichen Artikel, findet man im „Taucher" von Schiller wohl zwanzigmal wiederholt. Dieses Wort wirft einen Schleier über den Handelnden und den Urheber, bezeichnet das Unbekannte, läßt das Geheimnißvolle und Unendliche ahnen; es ist der Infinitiv Virgil's:

Tunc exaudiri gemitus et sæva sonare
Verbera . . .

Der Deutsche sagt: „es wundert mich" (il m'étonne für j'éprouve de l'étonnement). Die Persönlichkeit verschwindet vor dem Gefühl und dem Eindruck; für sie gewinnt die Verallgemeinerung die Oberhand. Im Englischen sind es der Partikularismus, das Ich — um uns dieser deutschen Ausdrücke zu bedienen — welche den Sieg davontragen und die Herrschaft führen. Der Engländer unterscheidet: All the day, the whole day; every day; the day entire, welche durchaus nicht eines und dasselbe bedeuten; es ist der Tag in allen seinen Stunden; es ist der Tag in seinem ganzen Lauf betrachtet; es ist jeder Tag für sich genommen; es ist endlich der Tag, ohne eine Sekunde davon hinwegzunehmen. Diese Abstufungen beziehen sich, wie man sieht, auf das positive Leben, nicht auf die metaphysische und ideale Abstraction. Dieselben positiven Stufen des Willens und der That finden sich in den englischen zukünftigen Zeiten. Das Futurum des deutschen Zeitwortes enthält nur die Haupt-Idee, den unbestimmten Gedanken einer unentschiedenen und unbekannten Zukunft; „ich werde schreiben" (j'écrirai); es ist da nur die Absonderung einer Zukunft, während jede Andeutung eines persönlichen Willens und einer speziellen That verschwinden. Auch haben die Deutschen nur ein einziges Futurum, während die Engländer sechs haben.

„Es kann sein, daß ich schreibe" — I may write.

„Ich habe die Macht, zu schreiben" — I can write.

„Das Geschick wird Dich zwingen, zu schreiben" — Thou shalt write.

„Die Pflicht wird mich veranlassen, zu schreiben" — I must write.

„Mein Wille wird mich bestimmen, zu schreiben" — I will write.

„Keine Nothwendigkeit wird Euch zum Schreiben bewegen" — You need not write.

Dieserhalb, wir haben es oft gesagt, sind treue Uebersetzungen unmöglich. Shakespeare hätte, um seine Charaktere, seine moralischen Nuancen zu individualisiren, um mit der Feinheit und Tiefe seines Geistes die Züge seiner Physiognomieen festzuhalten, nicht das Werkzeug der deutschen Sprache anwenden können, ein unpersönliches, unbestimmtes Werkzeug; es ist dies auch der einzige Fehler, der unübersteigbare Fehler der Schlegelschen und der Tieckschen Uebersetzung.

Der ätherische Lyrismus Schiller's in seinen Oden und der Dichter zweiten Ranges, wie Matthisson und Hoelty, verliert in einer Uebersetzung die prismatische Zartheit seiner Farben. Man muß darauf verzichten, im Französischen oder Englischen die Lieblichkeit Goethe's wiederzugeben:

„Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz;
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz;
Breitest über mein Gefild
Lindernd Deinen Blick,
Wie des Freundes Augen mild
Ueber mein Geschick."

Die Weglassung der Artikel, die Zusammensetzung der Wörter wie Nebelglanz, ihre Stellung, wie die von still, Seele ganz, Augen mild, machen den Reiz dieses Liedes aus, dessen Naivetät im Französischen übertrieben, im Englischen unerträglich fade erscheinen würde. Bringt man in diese zauberische Sphäre Individualisation und Bestimmtheit, so verschwindet Alles, die leichten Schatten fliehen, die Bezauberung ist vorüber.

*) Vgl. Nr. 92, 99 und 104 des „Magazins".

Klimaten zu unterwerfen und durch sie sich verändern zu lassen, scheint der Mensch durch seinen Willen auf sie zu wirken, das Land, welches ihm gegeben ist, umzubilden, der Natur seinen Geschmack und seine Bedürfnisse aufzudringen und, so zu sagen, seinen Himmel mit sich zu tragen. Die Beispiele einer solchen Beständigkeit der Typen inmitten der verschiedensten äußeren Umstände sind zahlreich. Nach Herrn Fregoinet findet man im südlichen Amerika, unter dem 55sten Grad südl. Breite, in einem sehr kalten Klima, Menschen, die eben so schwarz sind, wie die Aethiopier. Auf der Küste von Angola, am Meerbusen von Guinea, haben sich die Portugiesen seit drei Jahrhunderten niedergelassen, und sie sind nicht dunkler an Farbe geworden, als es die heutigen Bewohner von Portugal sind. Die Lappländer und die Grönländer, unter einem eisigen Himmel lebend, haben eine viel braunere Haut, als die Malaien, welche die heißesten Gegenden der Erde bewohnen. Wenn das Klima den Einfluß wirklich ausübte, den man ihm zuschreibt, so würden die nach Europa gebrachten Neger und Negerinnen, oder wenigstens ihre Nachkommen, zuletzt ganz weiß werden müssen. Der Einwand, daß die Landbewohner einen dunkleren Teint haben, als die Bewohner der Städte, hat Nichts zu bedeuten; die Kinder kommen auf dem Lande eben so weiß zur Welt, wie in der Stadt. Der dunklere Teint der Landleute kömmt auch gar nicht von derselben Ursache her, wie die schwarze Hautfarbe der Neger. In dem Theil der menschlichen Haut, welche Dermis heißt, befindet sich eine Schicht, welche die Pigmentärschicht genannt wird; diese ist farblos bei den Europäern, schwarz bei den Aethiopiern, kupferfarbig bei den Amerikanern. Der gebräunte Teint der Landleute ist nicht einer dunkleren Färbung dieser Hautschicht zuzuschreiben, sondern einer Einwirkung, welche die Sonne auf die Epidermis (die äußere Haut) ausübt. Die Richtigkeit dieser Erklärung wird durch den Umstand bestätigt, daß der Teint der Landleute während ihrer Krankheiten so leicht wieder heller wird. — Alle Kolonisten bewahren die Eigenschaften, die sie vor der Auswanderung gehabt. Die seit Jahrhunderten im südlichen Theil Afrika's angesiedelten Holländer sind nicht Hottentotten geworden und sind auch nicht im Begriff, es zu werden. Wenn die Ansicht, die wir eben prüfen, gegründet ist, wie kömmt es, daß Amerika mit seinen so verschiedenen Klimaten nur mehr oder weniger rothe Raçen hervorgebracht hat?

Also die Klimate, die Natur der Einrichtungen, die äußeren Verhältnisse aller Art haben keinen entschiedenen Einfluß auf die physischen Eigenschaften der Menschen. Einige Physiologen, sich genöthigt sehend, dies zuzugestehen, haben nun andere Ursachen für die menschlichen Verschiedenheiten gesucht; sie haben dieselben dem Zufall zugeschrieben. Mittelst der Zeugung sollen Abweichungen in dem Habitus zum Vorschein gekommen und fortgepflanzt worden sein. Prichard erzählt, daß im Jahre 1791, auf dem Pachthof Seth Wright's, ein Mutterschaf ein Junges geworfen, welches einen längeren Körper und kürzere Beine hatte, als die anderen Individuen seiner Raçe. Es gelang, durch Paarungen diese Unregelmäßigkeit fortzupflanzen; nach Verlauf einiger Jahre hatte man eine neue Raçe von Schafen, die man die Fischotter-Raçe nennt. Eben so hat man eine Raçe von Schweinen mit sehr kurzen Füßen und mit der Eigenschaft, sehr leicht fett zu werden, erhalten. (Schluß folgt.)

Aegypten.

Altägyptisches Kalenderwesen.

Herr de Rougé, der ausgezeichnetste unter den jetzigen französischen Aegyptologen, machte im Jahre 1852, als er die Beweisstücke von den ägyptischen Monumenten der verschiedenen Zeitalter über den Sirius oder, wie die Aegypter ihn nannten, Sothis gesammelt hatte, die Bemerkung, daß das Fest der Rückkehr dieses Gestirns oder seines Austrittes aus dem Sonnenlichte (seines heliakischen Aufganges) in dem Verlauf der ägyptischen Jahre an verschiedenen Tagen gefeiert wurde. Er fand zwei dieser Feste mit ihren Tag-Angaben in dem unbestimmten Jahre verzeichnet, und sie boten, mit Hülfe einer rückwärtsschreitenden Berechnung, die Möglichkeit einer Feststellung absoluter Zeit-Angaben dar. — Noch ein anderes Monument schien dem Herrn de Rougé ein drittes Datum derselben Art an die Hand zu geben. In den Königsgräbern zu Theben fand sich eine Art Kalender, worin Champollion ein Verzeichniß von Gestirnen signalisirte, deren vierzehntägiger Aufgang durch das ganze Jahr angegeben schien. Hier ward nun Sothis am funfzehnten Tage des Jahres in der zwölften Nachtstunde zum ersten Male namentlich angeführt, und Rougé glaubte in dieser Anzeige ein von jenen beiden Daten verschiedenes drittes Datum des heliakischen Aufganges dieses Gestirns zu sehen. . . . . .

Die allseitige Prüfung dieser neuen Beweisstücke ist der Gegenstand der beiden schönen Denkschriften des Herrn Biot im vierundzwanzigsten Bande der Sammlung der „Académie des sciences".*) — Nachdem der ehrwürdige Gelehrte die Irrthümer und Ungewißheiten, in die ein solcher Kalkül leicht gerathen kann, besprochen hat, setzt er die älteste Erwähnung des Sothisfestes in das Jahr 1440 v. Chr. Der Kalender, der es anführt, trägt die Wappenzier des Königs Thutmes III. aus der achtzehnten Dynastie. Dieses Datum würde nun unumstößlich festgestellt sein, wenn die Inschrift bestimmt aussagte, daß das Denkmal ein Werk Thutmes' III. sei. Leider ist es nur Fragment, und wenn auch nicht über das Datum des Kalenders, so dürfte doch noch einiger Zweifel darüber bleiben, ob er der Regierung Thutmes' III. zuzuschreiben sei. — Das zweite Sothisfest fällt, nach der Angabe, auf den ersten Tag des Jahres unter Ramses III., den man allgemein an die Spitze der zwanzigsten Dynastie stellt. Biot weist ihn in das Jahr 1300 v. Chr. — Die dritte Angabe der Sothisfeier am funfzehnten Tage des Jahres unter Ramses VI. dürfte, sechzig Jahre jünger, in das Jahr 1240 v. Chr. zu setzen sein. Das Monument, auf dem diese Angabe verzeichnet ist, hat aber dem Herrn Biot Gelegenheit zu einer zweiten Arbeit oder, besser, zu einem neuen Sieg für die Wissenschaft gegeben. Er hat es unternommen, für Alles, was der ägyptische Beobachter, der Verfasser des gemalten Kalenders in der Gruft Ramses' VI, gesehen und aufgezeichnet hat, den streng mathematischen Beweis zu führen, und es wäre ihm durchgehends gelungen, wenn sich das Gemälde unter der zerstörenden Einwirkung der Jahrhunderte überall unverletzt erhalten hätte. Von Sothis-Sirius, als von einem festen, unwandelbaren Punkte ausgehend, verfolgt er den Lauf dieses Gestirns von Halbmond zu Halbmond bis zu seinem letzten heliakischen Aufgang und zeigt aufs evidenteste, daß der ägyptische Beobachter nur das wirklich Beobachtete aufgezeichnet habe. Alsdann zu den Gestirnen, die dem Sirius nach gewissen Zeitzwischenräumen, wie sie auf dem Gemälde angedeutet sind, voranziehen oder nachfolgen, übergehend, identifizirt er, durch eine über allen Zweifel erhabene Methode, einen großen Theil des ägyptischen Himmels. — Man muß diese Memoiren ganz und mit Bedacht lesen, um all die Schwierigkeiten dieser Arbeit zu begreifen, um die Sicherheit der Methode, die Beharrlichkeit des Forschens, wodurch dieser greise Meister der Wissenschaft seine Aufgabe löst, zu bewundern. Diese Frische und Nervigkeit des Gedankens, gepaart mit lichtvoller Darstellung und gesteigerter Vollendung des Ausdrucks, in einem Alter, das nach dem gewöhnlichen Naturgesetz der Entkräftung und dem Verfall zusinkt, ist fürwahr eine bewundernswerthe Erscheinung.

Mannigfaltiges.

— **Heinrich Heine und der deutsche Nachdruck.** Herr Dr. Heine in Paris schreibt uns mit Bezug auf die in der Augsburger „Allg. Zeitung" abgedruckte Uebersetzung seiner „Geständnisse", nach einem Artikel der Revue des deux Mondes, daß er jede deutsche Rückübersetzung seiner in Frankreich, in französischem Gewande, erscheinenden Schriften für unberechtigt erkläre und demnach jeden Anspruch für die ihm und seinen deutschen Verlegern, Herren Hoffmann und Campe in Hamburg, daraus entstehende Rechtsverletzung diesen und sich selbst vorbehalte. Herr Dr. Heine schreibt uns ferner, daß demnächst bei Michel Levy Frères in Paris ein Band seiner gesammelten, ins Französische übersetzten Schriften unter dem Titel „De l'Allemagne" erscheinen werde, in welchem die obengedachten „Geständnisse" das Schlußkapitel bilden. Es darf wohl erwartet werden, daß der Vorgang der „Allg. Zeitung" keine Nachahmer finden und daß man den übrigen Inhalt des Buches „De l'Allemagne" in Deutschland nicht eben so verballhornen werde, wie es mit dem Schlußkapitel in Augsburg geschehen.

— **Prescott's „Philipp II."** Von dem längst erwarteten Werke des berühmten amerikanischen Geschichtschreibers W. H. Prescott über Philipp II. werden die zwei ersten Bände nächstens in London erscheinen. Das Ganze wird aus sechs Bänden bestehen, von welchen je zwei Bände in Zwischenräumen von zwei Jahren herauskommen sollen, und wofür der Verleger Bentley, wie das Athenaeum anführt, dem Verfasser ein Honorar von nicht weniger als sechstausend Pfund Sterl. (vierzigtausend Thaler preuß.) zugesichert hat. Diese neue Arbeit Prescott's schließt sich gewissermaßen seinen frühern Geschichtswerken über die Regierung Ferdinand's und Isabella's und die Eroberungen der Spanier in Amerika an, und nach den langjährigen gewissenhaften Studien, die er ihr gewidmet, ist man berechtigt, eine wichtige Bereicherung der historischen Literatur von ihr zu erwarten.

*) Recherches des quelques dates absolues, qui peuvent se conclure des dates vagues inscrites sur les monuments égyptiens. — Sur un calendrier astronomique trouvé à Thèbes en Egypte, dans les tombeaux de Ramsès VI. et de Ramsès IX., par M. Biot.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 6 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 10 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 57, und beim Expediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 130. Berlin, Dienstag den 31. Oktober 1854.

Rußland.

Der Handel mit Getraide in den russischen Häfen des Schwarzen und Asovschen Meeres.

(Nach Dokumenten und Nachrichten des statistischen Haupt-Comités von Neu-Rußland.)

Die Häfen des südlichen Rußland, an der Gränze ausgedehnter Steppen belegen, sind, so zu sagen, durch die Natur auf den Ausfuhrhandel mit den Landes-Produkten angewiesen; diese alten hellenischen Kolonieen, um 800 bis 600 v. Chr. gegründet, auf deren Brandstätten die gegenwärtigen Handelsstädte sich erhoben haben, entstanden vorzugsweise und bereicherten sich in der Folge durch den Vertrieb örtlicher Erzeugnisse. „Man braucht nur", sagt Skalkowski, „auf die Münzen von Olbia, Chersonesus und Pantikapäum zu blicken und sie mit den gegenwärtigen Zollhaus-Berichten aus Odessa, Theodosia, Rostov am Don zu vergleichen, um sagen zu müssen, daß Getraide, gesalzene und getrocknete Fische, Wein, Rindvieh, Pferde und Felle hier stets die wichtigsten Ausfuhr-Artikel waren."*) Ohne auf die im Laufe der Zeit geschehene Entwickelung des Handels auf dem Schwarzen und Asovschen Meere, die der ebengenannte Schriftsteller in einer Uebersicht des Handels Neu-Rußlands sorgfältig auseinandergesetzt hat,**) eingehen zu wollen, bemerken wir, daß die von der russischen Regierung an der Küste dieser Meere eingerichteten Marktplätze, im Verhältniß zu dem Verfall des Ackerbaues in den türkischen Provinzen und in Folge der durch die Pforte zum Besten Konstantinopels verbotenen Getraide-Ausfuhr aus den Donau-Fürstenthümern, fast die bedeutendsten Plätze wurden, auf welchen West-Europa sich mit Brod versah. Als aber die Schifffahrt auf der Donau und die Korn-Ausfuhr aus der Moldau, Walachei und Bulgarien freigegeben wurden, traten Galacz, Braila, Varna u. a. als Rivale jener Häfen auf, und der Getraidehandel in den russischen Donau-Häfen erlitt, seit 1837, bedeutende Schleppen; Nebolsin weist aus offiziellen Quellen nach, daß die Gesammt-Ausfuhr von Weizen über Ismail und Reni in den Jahren 1837 und 1838: 672,561 Tschetw.***) oder 336,280 Tschetwerte jährlich, von 1839 bis 1844 incl. aber nur 695,569 Tschetwert oder durchschnittlich 115,918 Tschetwert im Jahre betrug.†) Hierauf wuchs mit dem Aufhören des veränderlichen Zolltarifs auf ausländisches Getraide in England die Rivalität mit den russischen Häfen überhaupt und den südlichen insbesondere außerordentlich, indem Gegenden, welche bis dahin keinen Kornhandel getrieben oder sich wenig dem Ackerbau ergeben hatten, mit Macht diesen Industriezweig ergriffen. Aegypten erneuerte die Fruchtbarkeit seines Bodens und begann Korn-Produkte auszuführen; die Verschiffung von Getraide aus den Donau-Fürstenthümern steigerte sich noch; in Rumelien widmeten sich die Bewohner dem Ackerbau behufs der Ausfuhr über die Gränze; selbst die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika eröffneten mit Erfolg einen Ausfuhr-Handel von Mehl und Mais nach West-Europa. Unter solchen Verhältnissen gerieth die Zukunft der südlichen russischen Häfen, so wie des vorzugsweise Ackerbau treibenden südlichen und westlichen Rußland, in Gefahr. Wir wollen die Frage zu beantworten suchen: welchen Einfluß übten die genannten Rivalitäten auf den Getraide-Handel der Häfen des Schwarzen und Asovschen Meeres (welche in West-Europa vulgo Häfen des Schwarzen Meeres genannt werden) aus?

I.

Um anschaulicher die gestellte Frage zu beantworten, halten wir es für das Beste, die ganze Masse der Getraide-Ausfuhr von 1824 an in sechs Perioden zu theilen, indem wir erstens die abnormen Handelsjahre von 1828 und 1829, da der Krieg zwischen Rußland und der Türkei den Handel der südlichen Häfen gänzlich hemmte, und zweitens die wegen Mißwachses in Neu-Rußland für die Korn-Ausfuhr ungünstigen Jahre 1833, 1834 und 1835 ausschließen. Die folgenden Data sind den Akten des statistischen Haupt-Comités von Neu-Rußland entnommen.

Ausfuhr über die russische Gränze.	Weizen. Tschetwert.	Roggen. Tschetw.	Gerste. Tschetw.	Hafer. Tschetw.	Erbsen. Tschetw.	Mais. Tschetw.
Im Jahre 1824	665,991	—	72	30	—	—
" " 1825	917,967	3,600	5,318	1,506	—	—
" " 1826	983,727	18,811	11,897	1,725	—	—
" " 1827	1,631,902	114,626	21,607	22	2,693	—
" " 1830	2,057,264	11,163	141,062	37,851	6,141	—
" " 1831	1,083,647	19,899	39,800	41,763	1,713	—
Summe in diesen 6 Jahren	7,340,498	168,099	220,356	82,897	10,547	—
In den Jahren 1828 u. 1829	457,328	4,515	11,207	866	232	—
Im Jahre 1832	1,600,292	23,283	12,129	52,603	1,975	—
" " 1836	1,410,006	76,952	21,519	11,285	4,081	—
" " 1837	1,808,654	89,442	68,954	12,661	11,858	—
" " 1838	2,191,617	73,266	131,982	7,208	9,374	—
" " 1839	2,648,667	62,129	67,232	20,211	12,863	—
" " 1840	1,706,653	2,809	12,328	39,871	5,025	—
Summe in diesen 6 Jahren	11,365,889	327,881	314,144	143,839	45,173	—
Von 1833 bis 1835.	1,416,799	22,059	11,667	13,592	388	—
Im Jahre 1841	1,444,778	2	2,109	10,917	3,902	13,861
" " 1842	1,712,738	63	58	17	3,314	2,513
" " 1843	1 908,312	36,128	7,129	9,030	5,280	—
" " 1844	2,330,261	148,847	49,630	25,129	8,669	77,678
" " 1845	2,716,148	77,274	23,943	133	4,343	50,275
" " 1846	3,036,424	312,428	21,025	300	1,915	55,223
Summe in diesen 6 Jahren	13,148,661	574,742	103,894	45,526	27,423	199,550
Im Jahre 1847	5,066,183	510,919	77,584	34,356	3,302	40,845
" " 1848	2,941,744	52,499	12,715	2,311	3,642	4,667
" " 1849	2,247,782	4,786	9,461	39	53	44,262
" " 1850	2,379,252	15,084	9,095	1,856	874	51,184
" " 1851	2,136,206	116,547	11,734	264	7,648	184,045
" " 1852	4,135,769	443,110	53,089	9,655	5,471	334,789
Summe in diesen 6 Jahren	18,907,110	1,142,945	173,678	48,481	20,990	669,792
Haupt-Summe	52,637,110	2,240,241	834,946	335,201	104,753	869,342

Die Summe der in 29 Jahren ausgeführten, hier verzeichneten Getraide-Arten beträgt also 57,021,593 Tschetwert.

Stellt man die von uns bezeichneten je sechs Jahre als Perioden zusammen, so beträgt die Ausfuhr in

	Tschetwert.		Tschetwert.
der 1. Periode v. 1824—31 . .	7,822,397,	im Durchschn. jährl.	1,307,066,
" 2. " " 1832—40 . .	12,196,926,	" " "	2,032,654,
" 3. " " 1841—46 . .	14,099,796,	" " "	2,349,966,
" 4. " " 1847—52 . .	20,963,821,	" " "	3,493,970.

In der ersten Periode walten zwei Hauptmomente ob: 1) die Unsicherheit des Handels mit England, wo eine schwankende Zoll-Skala auf Getraide, die bis 1847 bestand, ein Hinderniß des Imports war, 2) das Fehlen einer Nebenbuhlerschaft in dem türkischen Ackerbau, indem, obschon nach dem Frieden von Adrianopel die Moldau und Walachei von der Verpflichtung, all ihren Weizen den Türken zum Vertrieb über Konstantinopel zu früher festgesetzten Preisen zu verkaufen, entbunden wurden, doch die Industrie in diesen Fürstenthümern und in Rumelien sich noch nicht zu entwickeln vermochte. In dieser Zeit erreichte die Ausfuhr von Getraide aus den Häfen des Schwarzen und Asovschen Meeres nur die Zahl von 7,822,397 Tschetwert oder durchschnittlich im Jahre 1,307,066 Tschetwert, und die südrussischen Landwirthe konnten wenig Hoffnung auf ein weiteres Wachsen des Kornhandels hegen, um so mehr, da in den vorhergegangenen Jahren die Ausfuhr von Weizen allein bis zu derselben Ziffer gestiegen war; es war nämlich ausgeführt worden:

*) Journal des russischen Ministeriums der innern Angelegenheiten 1850. Theil 29, Heft 3.

**) Ebend.

***) 1 Tschetwert (8 Tschetwerik) = 3,0102 preuß. Scheffel = 0,7218 englische Quarter = 2,6992 Hektoliter.

†) Statistische Uebersicht des innern Handels Rußlands. Th. 1, S. 152.

derholen. Ein drittes, noch abgeschmackteres Mittel bestand darin, einen Umschlag von pulverisirtem Knoblauch und anderen Kräutern auf den vierten Finger der linken Hand zu legen und ihn mit einem Kohlblatt festzubinden; der hierdurch verursachte Schmerz werde dem Fieber mit Erfolg entgegenwirken. Endlich wurde mir empfohlen, jeden Morgen und Abend drei rohe Eier zu essen, welchen Rath ich auch wirklich auf der Heimreise befolgte, und muß ich gestehen, daß das Fieber mich seitdem verlassen hat, obgleich ich es nicht gerade diesem Mittel zuschreibe."

In Strelna, der Residenz des Großfürsten Konstantin, hatte Lieutenant Royer das Glück, der Gemahlin Sr. kaiserl. Hoheit vorgestellt zu werden, die er als schön, liebenswürdig und etwa dreiundzwanzig Jahr alt schildert. Bald nachher trat auch der Großfürst ein, der sich in höchst schmeichelhafter Weise über den kecken Rekognoscirungszug der englischen Schiffe „Arrogant" und „Hekla" im Finnischen Meerbusen äußerte. „Wissen Sie, was Ihre Landsleute gethan haben?" fragte er den Verfasser. Dieser antwortete verneinend. „Nun", sagte der Großfürst, „von allen kühnen Seemannsstreichen ist diese Operation des Capitain Hall, der seinen Dampfer in feindlichem Lande sieben Meilen weit eine schmale Bucht hinaufführte, der verwegenste. Ich kann nicht umhin, selbst bei einem Feinde solche Tapferkeit zu bewundern."

Zum Schlusse erhielt der gefangene Engländer eine Audienz beim Kaiser von Rußland selbst, von dem er folgendes Bild entwirft: „Der Kaiser stand in der Mitte des Zimmers, in die einfache dunkelblaue (!) Uniform eines Obergenerals gekleidet, mit einem einzigen weiß emaillirten Kreuz im Knopfloch. Es war dies, wenn ich nicht irre, das Kreuz des Georgen-Ordens, der nur an Personen verliehen wird, die ihrem Vaterlande wichtige Dienste geleistet haben. Wie ich glaube, hat Se. kaiserl. Majestät die höchste Klasse dieses Ordens nicht angenommen, die von Männern, wie Paskewitsch, Woronzov ꝛc., getragen wird und die sich durch ihre Größe von dem Kreuze unterscheidet, welches ich an der Brust des Kaisers bemerkte. Ich erwartete, einen schönen, hochgewachsenen Mann zu sehen, war aber nicht darauf gefaßt, den Monarchen in Wuchs und Anstand den gewöhnlichen Menschen so weit überlegen zu finden. Nach seinem Aeußern hätte ich ihm höchstens funfzig Jahre gegeben, und sein Gesicht verrieth keine besondere Spuren von Sorge, wenigstens nicht mehr, als bei den meisten Personen seines Alters bemerkt werden. Seine Züge sind schön und regelmäßig, sein Haupt in der Mitte kahl, und sein Auge drückt eine Milde aus, die mit seinen Worten in vollkommenem Einklang stand."

Der Verfasser hatte später Gelegenheit, dem Gottesdienst in der kaiserlichen Kapelle beizuwohnen. „Die Kaiserin", berichtet er, „nahm einen Sitz zu meiner Linken ein; der übrige Theil der Versammlung stand während der ganzen Zeit des Gottesdienstes. Ihre Majestät war sichtbar leidend und erhob sich nur bei einzelnen Gebeten; die Damen des Hofes befanden sich hinter ihr und dem Kaiser. Die kaiserliche Familie stand rechts, auf der entgegengesetzten Seite der Kapelle, hinter ihr die Generalität, in der Mitte die Minister, neben dem mir angewiesenen Platze. Drei von viereckigen Pfeilern gestützte Bogen trennten die kaiserliche Familie von ihrem Gefolge. Den Dienst verrichteten zwei Priester, in prächtige Gewänder von Grün und Gold gekleidet und mit Bischofsmützen auf dem Kopf. Einer von ihnen stand jenseit des Altarblattes, dessen Mittelthür offen war, der Andere in der Kapelle, ein Buch in der Hand, aus welchem er Stellen aus der heiligen Schrift vorlas. Der Chor wurde von funfzig Männern und Knaben gebildet, von welchen fünfundzwanzig auf jeder Seite des Altars standen. Ich konnte mich zuerst kaum davon überzeugen, daß der Gesang nicht von Instrumental-Musik begleitet werde; denn die Intonation war so vollkommen und die verschiedenen Stimmen verschmolzen sich zu einer so mächtigen Harmonie, daß sie den schwellenden Tönen der Orgel glichen, was dem Gottesdienst eine unbeschreibliche Feierlichkeit verlieh. Zu Zeiten ward das Altarblatt geschlossen, vermuthlich während der Consecration der Hostie; dann traten auch zwei Gehülfen durch Seitenthüren ein, mit brennenden Rauchfässern, die sie dem Priester überreichten, welcher sie dreimal nach der Versammlung hin schwenkte, wobei letztere sich wiederholt bekreuzte. Während des Gottesdienstes wurde ich einmal der Aufmerksamkeit des Kaisers gewürdigt; ein anderes Mal richteten sich die Augen aller Anwesenden auf mich — wahrscheinlich beteten sie um Erlösung von ihren Feinden."

Der Gefangene erhielt endlich die Erlaubniß, Rußland zu verlassen, wurde als Zeichen des Wohlwollens mit einem Degen beschenkt und ersucht, nach seiner Heimkehr ein gutes Wort für die Russen einzulegen und den Engländern zu versichern, „daß sie nicht solche Barbaren seien, wie sie von den Zeitungen dargestellt würden." Trotz aller dieser Freundlichkeit jedoch wurde dem Lieutenant ein Polizeibeamter zugesellt, der seine Schritte bewachte und alle seine Aeußerungen zu kontroliren schien.

Frankreich.

Ueber die menschlichen Raçen.

(Fortsetzung.)

Bei den Menschen aber sind solche Beispiele fast nirgends nachzuweisen. Das folgende dürfte ganz vereinzelt dastehen und wenig Beweiskraft haben. Im Jahre 1731 stellte man der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu London einen in Suffolk gebornen Knaben von vierzehn Jahren vor, dessen ganzer Körper mit einer Art Panzer von dunkler Farbe bedeckt war, der Struktur und Härte nach einer Baumrinde oder grobem Leder vergleichbar. Dieser Panzer, der die ganze Oberfläche des Körpers, mit Ausnahme des Gesichts, bedeckte, war ohne Empfindung; er war etwa ½ Zoll dick, löste sich jedes Jahr im Herbste ab und stellte sich von neuem wieder her. Dieses Individuum verheirate sich später und zeugte sechs Kinder, welche alle sechs Wochen nach der Geburt einen gleichen Panzer bekamen. Wenn diese Kinder am Leben geblieben wären und sich verheiratet hätten, sagt Prichard, so wäre dieser Mensch der Stammvater einer Menschenraçe geworden, die sich von der anderen Raçe viel mehr unterschieden hätte, als die der Neger von der der Weißen, und die Verfechter der verschiedenen Menschenarten würden nicht verfehlt haben, aus dieser Raçe eine besondere Spezies zu machen. Diese Raçe würde allerdings die Ethnologen sehr beschäftigen, wenn sie existirte; aber sie existirt nicht, und es ist merkwürdig, daß die Mißgeburten, welche der Zufall hervorgebracht hat, bei den Menschen nie über eine oder zwei Generationen hinaus sich erhalten haben. Man kann also in dieser Beziehung keinen sicheren Schluß von den Thieren auf die Menschen machen. Das hohe Alter aller bestehenden Raçen ist auch noch ein Beweis. Wenn die menschlichen Verschiedenheiten von Zufällen herkämen, so müßten immer noch neue entstehen, was nicht geschieht; wenn sie nicht in der Natur des Menschengeschlechts begründet wären, würden manche verschwinden, was auch nicht geschieht. Man müßte in Bezug auf eine der bestehenden Raçen nachweisen können, daß dieselbe so entstanden ist; aber dies vermag man nicht. Zwar ist es unmöglich, a priori zu beweisen, daß solche zufällige Verschiedenheiten sich nicht erzeugen und fortpflanzen können; aber daraus folgt nicht, daß wir die Annahme, die Menschenraçen seien so entstanden, für begründet halten müssen.

Man hat noch andere Erklärungsgründe für die Verschiedenheit der Menschenraçen vorgebracht; aber sie sind zu unwissenschaftlich, als daß wir uns lange dabei aufhalten könnten. Der Pater Lafiteau meinte, daß die Neger schwarz und die Karaiben roth geboren würden, weil ihre Vorfahren die Gewohnheit gehabt, sich schwarz oder roth zu malen. Die Negerinnen hätten sich an ihren schwarz bemalten Männern versehen und darum schwarze Kinder geboren. Diese sonderbare Meinung könnte sich auf die Thatsache berufen, welche schon Aristoteles anführt, daß die Empfindungen, Gemüthsbewegungen und Gedanken des Vaters und besonders der Mutter auf den sich entwickelnden Fötus einwirken. Hippokrates erzählt, daß eine Aethiopierin, die einen Sohn von großer Schönheit geboren hatte, in den Verdacht des Ehebruchs kam; sie bat, daß man das über ihrem Bett hängende Bild betrachten möchte, und da man auf diesem Bilde Gestalten von seltener Schönheit sah, so gab man den Verdacht auf. Eine ähnliche Thatsache hat sich am Anfange unseres Jahrhunderts in Rußland zugetragen. Eine vornehme Dame gebar ein Mulattenkind; die Akademie in Moskau entschied, daß die Farbe des Kindes aus dem Anblick des Negers, den die Dame zum Bedienten hatte, zu erklären wäre. Banini meinte, daß man, um Füllen von grüner Farbe zu erhalten, nur nöthig hätte, die alten Pferde mit Decken von dieser Farbe zu behängen. Im alten Testament wird erzählt, daß Jakob, um zu bewirken, daß die Schafe bunte Lämmer zur Welt brächten, denselben, wenn sie zur Tränke gingen, theilweise von der Rinde befreite, also bunte Aeste vor die Augen gehalten habe. Plinius und Rabelais sprechen von einem Thier, welches je nach den Gegenständen, die vor seine Augen kommen, eine verschiedene Farbe zeigt. Aber, wenn man auch alle diese Thatsachen zugiebt, wenn auch die Geschichte von jener Frau wahr sein sollte, die, wie Prichard erzählt, sich jedesmal in eine Negerin verwandelte, so oft sie in die Wochen kam, so ist man doch nicht genöthigt, die permanenten menschlichen Raçen auf solche zufällige Umstände zurückzuführen.

Wir kommen zum letzten Grunde, den Herr Hollard für entscheidend hält in der Frage über die Menschenraçen; wir meinen die Leichtigkeit, mit welcher die verschiedenen Menschenraçen sich vermischen und mit einander Kinder erzeugen, die später dann auch sich fortpflanzen können. Die Klasse der Säugethiere, zu welcher Cuvier auch den Menschen rechnet, wird in drei Unterklassen getheilt, die sich organisch und physiologisch von einander unterscheiden. Eine jede dieser Unterklassen umfaßt eine Reihe von leicht zu unterscheidenden Ordnungen. Jede Ordnung ist wieder in Familien eingetheilt, die sich durch die Zahl der Zehen, die Form der Glieder, die Zahl und die Gestalt der Zähne von einander unterscheiden. Die Bären, als Sohlengänger,

Export über die russ. Gränze	Weizen. Tschetw.	Roggen. Tschetw.	Gerste. Tschetw.	Hafer. Tschetw.
Transport ..	383,191 ..	770,915 ..	28,788 ..	1,199,847
im Jahre 1839 ..	25,437 ..	108,327 ..	1,010 ..	157,345
" " 1840 ..	12,298 ..	3,687 ..	— ..	136,929
" " 1841 ..	91,900 ..	4,711 ..	— ..	32,400
" " 1842 ..	29,682 ..	14,660 ..	50 ..	73,550
" " 1843 ..	4,366 ..	8,374 ..	50 ..	75,230
" " 1844 ..	3,090 ..	74,208 ..	50 ..	79,400
" " 1845 ..	4,620 ..	58,550 ..	1,750 ..	219,130
" " 1846 ..	20,142 ..	329,818 ..	15,350 ..	250,020
" " 1847 ..	65,667 ..	352,640 ..	26,800 ..	467,575
" " 1848 ..	2,552 ..	5,342 ..	91 ..	48,800
" " 1849 ..	8,385 ..	1,550 ..	500 ..	109,690
" " 1850 ..	14,610 ..	5,900 ..	1,400 ..	180,744
" " 1851 ..	25,055 ..	57,216 ..	4,550 ..	354,910
Zusammen ..	888,533 ..	4,579,677 ..	1,967,050 ..	2,770,487*)

Summa des Exports der verzeichneten Getraide-Arten in 26 Jahren:

aus den Häfen der Ostsee . . . . . 20,830,323 Tschetw.
aus den Häfen des Weißen Meeres . . 10,205,747 "
Ueberhaupt also . . 30,536,070 Tschetw.

Wir zeigten oben, daß aus den Häfen des Schwarzen und Asowschen Meeres binnen 29 Jahren an verschiedenen Arten Getraides 57,021,593 Tschetwert ausgeführt wurden. Wenn man zur Gleichstellung der Zahl der Jahre die Jahre 1828 und 1829 (da der Handel durch den Krieg stockte) und 1834 (wegen der Miß-Aerndten) ausschließt, in welchen überhaupt nur 606,557 Tschetwert exportirt wurden, so beträgt der Export für die übrigen 26 Jahre 56,415,036 Tschetwert, die, mit den in derselben Zahl von Jahren aus den Baltischen und den Archangelskschen Häfen ausgeführten 30,536,070 Tschetwert verglichen, darlegen, daß der Export der südlichen Häfen um 84 pCt. mehr betrug, als der der nördlichen. Die vergleichende Tabelle für 26 Jahre ist nach den verschiedenen Korn-Arten folgende:

	Aus den südlichen Häfen.	Aus den nördlichen Häfen.
Weizen	52,057,710 Tschetwert	4,051,479 Tschetwert.
Roggen	2,235,726 "	14,371,011 "
Gerste	823,736 "	5,376,929 "
Hafer	334,014 "	6,736,651 "
Erbsen	104,508 "	— "
Mais	869,342 "	— "
Zusammen	56,415,036 Tschetwert	30,536,070 Tschetwert.

Es ist zugleich hieraus zu ersehen, daß unter den Korn-Arten in den Häfen des Schwarzen und Asowschen Meeres Weizen den ersten Platz einnimmt, hierauf folgen Roggen, Mais, Gerste, Hafer und Erbsen; in der Ostsee und am Weißen Meere aber nimmt die erste Stelle der Roggen ein, welchem Hafer, Gerste und Weizen folgen; Erbsen und andere Getraide-Arten sind jedoch in den Export-Listen nicht aufgeführt. (Fortsetzung folgt)

*) Diese Zahlen bedürfen jedenfalls einer näheren Kontrole, da die einzelnen Posten mit der Total-Summe nicht übereinstimmen, was schwerlich von bloßen Additionsfehlern herrühren kann. D. R.

Italien.

Verbesserungen des Textes von Dante's kleineren Werken.

Dem Professor Witte in Halle ist vor einiger Zeit eine eben so seltene, als schmeichelhafte Auszeichnung zu Theil geworden. Die Akademie der Crusca hat den deutschen Gelehrten zu ihrem Mitgliede erwählt; seinen langjährigen und gründlichen Verdiensten um die italiänische Literatur ist es gelungen, die Vorurtheile zu besiegen, mit denen man jenseits der Alpen noch immer auf alles Ausländische hindlickt. Je schroffer sich der italiänische Nationalstolz abzuschließen pflegt, um so bedeutungsvoller ist es, wenn die Gesellschaft der ersten Kenner und Kritiker der Halbinsel einem Fremden das Bürgerrecht im Kreise der einheimischen Bildung zuspricht.

Als Ausdruck seines Dankes hat unser Landsmann seinen Freunden in Florenz eine Anzahl von Verbesserungen zu den kleineren Werken von Dante übersandt, — Werke, die dem größeren Publikum wenig bekannt sind, die aber sowohl interessante Mittheilungen über das Seelenleben des Dichters enthalten, als auch durch die Aufschlüsse über die Verhältnisse und den Charakter der Zeit die Aufmerksamkeit des Forschers kaum in geringerem Grade, als die „göttliche Komödie", zu beschäftigen im Stande sind. Der Titel des nur in funfzig Exemplaren gedruckten Werkchens lautet: „Cento e più correzioni al testo delle opere minori di Dante Alighieri, proposte agli illustri Signori Accademici della Crusca da un loro socio corrispondente" (Halle, 1853). Der Text dieser Schriften ist außerordentlich verderbt; Alessandro Torri hat zwar die abweichenden Lesarten der verschiedenen Handschriften und Ausgaben zusammengestellt, aber es bleiben noch zahllose Fehler zu beseitigen, ehe das Ganze als zu seiner ursprünglichen Gestalt zurückgeführt zu betrachten ist. Professor Witte's Arbeit hat die Herstellung eines klaren und verständlichen Textes für die vita nuova, die monarchia und das eloquium vulgare wenigstens vorbereitet; die Verbesserungen zum convito wird er dem Professor Torri zum Behuf seiner neuen Ausgabe überlassen. Als äußeres Hülfsmittel ist ihm der Besitz einer eigenen Handschrift zu Statten gekommen, die meisten Aenderungen aber beruhen auf eigenen Vermuthungen, zu denen hin und wieder die von Ficino und Trissino verfaßten Uebersetzungen der lateinischen Schriften Fingerzeige darboten. Von besonderem Vortheil ist hierbei der Grundsatz gewesen, die verschiedenen verwandten Stellen der Danteschen Werke zu vergleichen und bei den wissenschaftlichen Darstellungen den Quellen nachzugehen, aus denen sie geschöpft sind. In einer geistigen Welt, wie die des Mittelalters, wo Alles Schule, System, Ueberlieferung, Erinnerung ist, giebt es kaum einen Ausdruck und eine Wendung, für welche sich nicht Beziehungen und Erläuterungen in antiken oder gleichzeitigen Schriften finden ließen; es gehört allerdings die Belesenheit eines Karl Witte dazu, diese reichen Hülfsquellen ihrem vollen Werthe nach auszubeuten.

Die aufgestellten Verbesserungen sind zum Theil so naheliegend und natürlich, daß sie sich auf den ersten Blick empfehlen. So ist, wenn es heißt (es ist von Amor die Rede): diu anche di lui, ch' egli rideu, ed anche che parlava; le quali cose paiono esser proprie dell' uomo e specialmente esser visibile, dieses visibile offenbar widersinnig und die vorgeschlagene Aenderung risible — die bekannte Bemerkung, daß der Mensch allein unter allen Geschöpfen die Fähigkeit des Lächelns besitzt — so gut wie unzweifelhaft. Ueber manche Aenderungen dürfte sich mit dem Verfasser rechten lassen, immer indeß sind seine Konjekturen interessant und geistreich und werden dem Leser eine willkommene Anregung des tieferen Verständnisses bieten.

Die italiänische Presse hat das kleine Werk außerordentlich günstig aufgenommen. Ein florentinisches Journal nennt die Wittesche Kritik eben so fein als schlagend (giustissima e finissima), und ein venetianisches Blatt spricht mit Begeisterung von den kostbaren Künsten der umfassenden Gelehrsamkeit und Erfahrung (della vasta erudizione e perizia) des deutschen Professors, den es dem genialen Ozanam, als ebenbürtigen Genossen des Verdienstes und der Ehre, an die Seite stellt.

Friedrich Schlegel hat behauptet, es gäbe in Europa nicht zwei geistig verwandtere Völker, als Italiäner und Deutsche. Dies klingt paradox, aber es enthält eine tiefe Wahrheit. Nur eine Verkettung von unglücklichen politischen Verhältnissen hat zwei Nationen einander entfremdet, die durch Anlagen und Geistesrichtung, durch Natur und Geschichte auf den lebendigsten Austausch ihrer Güter und Vorzüge angewiesen sind. Um so erfreulicher ist es, zu sehen, wie sich auf literarischem Wege allmälig die Versöhnung anbahnt und hier durch die Bemühungen einiger trefflicher Männer Beziehungen der Achtung und Zuneigung angeknüpft werden, welche für die Zukunft wichtige und segensreiche Einflüsse üben können. R. B.

Zur Geschichte der wissenschaftlichen Akademieen.

(Schluß.)

* Leibnitz wies aufs gründlichste den Nutzen nach, den die Arbeiten der Akademie für das Heerwesen, für die Schifffahrt, für die Erziehung, für die Gesundheit, für den Handel, aber auch für die Verbreitung des evangelischen Glaubens unter den Heiden haben würde. Und es war dem Philosophen Leibnitz auch wirklich nicht gleichgültig, daß das gesammte Missionswesen in den Händen der römisch-katholischen Propaganda und der Jesuiten war. Im Jahre 1715 noch, am 25. April, schreibt er an Kortholt: „Ungemein freue ich mich, daß Holsteinus an die Propagation des gereinigten Glaubens denkt. O, daß doch die protestantischen Mächte in dieser Sorge einstimmig wären, namentlich bei den Chinesen!" — — Er setzt auseinander, daß die Medizin und die Mathematik den Missionären immer am besten zu ihrem Fortkommen gedient. Die Akademie selbst zu einer Missions-Anstalt zu machen, daran hat Leibnitz nicht gedacht; sie sollte die Mission (und allerdings die wahrhaft evangelische) nur dadurch befördern, daß sie die Wissenschaften begünstigte. Der religiösen Toleranz hatte er damit genügt, daß er der Akademie die Freiheit wahrte, auch Männer anderer Konfessionen als Mitglieder aufzunehmen. Die „utilité pratique", die in seinem Plan zur Berliner Akademie vorherrschte, war nicht die vereinzelte, gemeine, handgreifliche Nützlichkeit, sondern der ganze Inbegriff des sittlichen Heils, welches die Wissenschaften dem Menschenleben zu bringen geeignet sind. Daß Leibnitz ferner den deutschen Standpunkt festhielt, indem er das Studium der deutschen Sprache und der deutschen Geschichte der Akademie ausdrücklich zur Aufgabe machte, geschah ebenfalls nur aus Rücksicht auf den „Nutzen", den Leibnitz mit vollem Recht für die Wissenschaft in Anspruch nahm. Er stellte damit keineswegs sich und die Akademie in Widerspruch gegen den allgemein menschlichen Geist dem die Wissenschaften und die wissenschaftlichen Gesellschaften in der

haben, verfaßt. Wir legen diese beiden Werke der folgenden Darstellung zu Grunde.

Das zunächst in die Augen fallende Kennzeichen der Menschen von verschiedener Raçe ist die Hautfarbe. Voltaire sagte: „Der Weiße, der zuerst einen Schwarzen sah, mußte mit Staunen erfüllt werden; aber wer mir beweisen will, daß der Neger vom Weißen abstamme, setzt mich viel mehr in Erstaunen.“ Außer dem Unterschiede von Weiß und Schwarz giebt es viele andere nicht weniger charakteristische Verschiedenheiten in der Farbe der Haut. Die meisten Amerikaner sind kupferfarbig; bei den Malaien ist die Haut gelb, bei den Hotentotten falb, bei den Polynesiern olivenfarbig. Die Regenbogenhaut der Augen ist bald schwarz, bald braun, bald beinahe ganz farblos, wie bei den Albinos. In Bezug auf das Haar bestehen auch bedeutende Verschiedenheiten; bald ist der ganze Körper mit Haaren bedeckt; bald ist die ganze Haut vollkommen kahl und glatt, wie z. B. bei den Amerikanern, und nur der Kopf ist mit Haaren bedeckt. Das Kopfhaar ist glatt bei den Europäern, kraus und wollicht bei gewissen Negerstämmen, dünn bei den nördlichen Völkern, sehr üppig bei einigen südlichen Völkern, z. B. bei den Papuas. In Bezug auf die anatomische Form sind die Verschiedenheiten des Haares unwesentlich, auch das Haar des Negers ist immer noch sehr verschieden von der Wolle des Schafes. Die einzelnen Haare sind bei dem einen Menschen anders gestaltet, als bei dem anderen; man hat bemerkt, daß sie um so abgeplatteter sind, je leichter sie sich kräuseln; bei den Europäern sind sie cylinderförmig, bei den Negern und besonders bei den Papuas, deren üppiges Haar mitunter mehr als einen Fuß hoch auf dem Kopfe liegt, sind sie abgeplattet. Die Länge der Haare ist auch sehr verschieden. Bei den Europäern und bei den Amerikanern, besonders bei den Frauen, werden sie so lang, daß sie bis an die Kniekehlen, mitunter bis an die Erde reichen. Kürzer sind sie bei den Völkern von dunkler Hautfarbe; bei den Negern kommen selten Haare vor, die länger sind, als ein Decimètre. Die Farbe des Haares bildet kein unterscheidendes permanentes Kennzeichen; doch kömmt das blonde Haar häufiger unter den nördlichen als unter den südlichen Völkern vor, das rothe Haar häufiger bei den Deutschen als bei irgend einem anderen Volk. Unter den Mandans, einem Stamm der Dahcotas in Amerika, der heutzutage dem Aussterben nahe ist, sollen, einer Mittheilung des Herrn Prichard zufolge, Kinder, junge Leute und Frauen mit silbergrauen, bisweilen fast weißen Haaren häufig vorkommen. Die Männer schämen sich dieser Haare und färben sie roth oder schwarz; die Frauen dagegen sind stolz darauf und tragen sie gern zur Schau.

In Bezug auf die Gestalt des Schädels ist der Unterschied zwischen dem Europäer und dem Aethiopier fast eben so groß, als der zwischen dem Aethiopier und dem Affen. Bei dem Europäer sind die Zähne senkrecht, die Stirn aufrecht, der untere Kinnbacken etwas vortretend; bei dem Aethiopier sind die Zähne schräge, die Stirn zurücktretend, die Backenknochen vorspringend. Bei dem Europäer ist der obere Theil des Schädels fast oval; bei dem Neger ist der Kopf spitz zulaufend; bei dem Karaiben verlängert er sich nach hinten und nimmt die Form einer Gurke an. Diese Verschiedenheiten haben einer großen Anzahl von Eintheilungen zur Grundlage gedient. Eine große Bedeutung hat man dem Camperschen Gesichtswinkel beigelegt. Dieser Winkel wird durch zwei gerade Linien gebildet, die von der Nasenspitze aus — die eine wagerecht nach hinten, die andere aufrecht nach dem hervorragendsten Punkt der Stirn gezogen werden. Der Gesichtswinkel ist um so größer, je weniger die Stirn zurücktritt. Herr Virey theilt die Menschen nach diesem Winkel in zwei Arten: bei der einen Art beträgt dieser Winkel 85 bis 90 Grade; bei der anderen 75 bis 85; bei dem Affen beträgt er nur 35 bis 40 Grade, während er beim Apollo von Belvedère und bei der Meduse des Sosilles 100 Grade erreicht. So wichtig auch dieses Kennzeichen ist, so darf man es doch nicht als die ausschließliche Grundlage für die Eintheilung der Raçen hinstellen, wie Camper es gethan.

Die Lage des Schädelloches (durch welches das Rückenmark in die Schädelhöhle steigt), die Dauerhaftigkeit oder die mehr oder weniger starke Weiße der Schädelknochen, die Festigkeit ihrer Nähte, das Hervortreten der Kinnbacken u. s. w. sind auch wohl zu beachtende Umstände. Endlich ist auch der Raum-Inhalt des Schädels mehreren Eintheilungen zu Grunde gelegt worden. Vor wenigen Jahren hat ein in dieser Art von Untersuchungen berühmter Amerikaner, Herr Morton*), ein schon von Tiedemann angewandtes Verfahren wieder aufgenommen; er hat den Inhalt einer großen Anzahl von Schädeln gemessen, indem er sie mit sehr trockenem zerstoßenen Pfeffer gefüllt, und er hat auf diese Weise eine Eintheilung gewonnen, in welcher die Amerikaner eine besondere Menschenart bilden. Wenn man auch der Phrenologie, welche den menschlichen Fähigkeiten ihre bestimmten Oertlichkeiten zuweist, nicht beistimmt, wenn man auch nicht der Ansicht ist, daß die Menschen sich von den Thieren dadurch unterscheiden, daß sie gewisse Erhebungen im Gehirn haben oder nicht haben, so darf man doch die Beziehung, die in der Regel zwischen dem räumlichen Inhalte des Schädels und der Grade der Fähigkeiten stattfindet, nicht in Abrede stellen. Wenn auch mitunter blödsinnige oder dumme Menschen einen sehr dicken Kopf haben, so ist dies eine Mißbildung, und das Gehirn füllt in diesen Fällen keineswegs die Schädelhöhle vollständig aus. Es ist thatsächlich festgestellt, daß der Grad der Intelligenz mit der Masse des Gehirns in genauem Verhältniß steht. Ein gewöhnliches Gehirn wiegt ungefähr 1250 Grammes; das Gehirn Cromwell's wog, nach Baldinger, 2231 Gr., das des Lord Byron 2238 Gr., das Dupuytren's 1436 Gr. und das Cuvier's 1829 Gr. Herr Morton ist in Bezug auf die verschiedenen Raçen zu gleichen Ergebnissen gekommen; seine Eintheilung der Raçen beruht also zugleich auf den organischen und auf den intellectuellen Verschiedenheiten.

Das Skelett bietet auch wichtige Verschiedenheiten dar, um so wichtiger, da diese Verschiedenheiten nicht so leicht, wie die Gesichtszüge oder die Hautfarbe, auf äußere Einflüsse zurückgeführt werden können. Manche Völker haben einen längeren Rumpf und kürzere Glieder, als andere. Bei den wohlgestaltetsten Negern ist eine Krümmung der Schenkel und der Wadenbeine zu bemerken. Die Buschmänner haben dünne Gliedmaßen, lange Arme, platte, nach Art der Hände geformte Füße, — eine Organisation, durch welche sie sich von den Europäern entfernen, um sich den Orang-Utangs zu nähern.

Wenn es auch nie Völker von Riesen oder von Zwergen gegeben, so ist doch nicht zu leugnen, daß bei manchen Völkern ein hoher Wuchs gewöhnlicher ist als bei anderen. So haben die Patagonier fast alle eine Statur über Mittelgröße, fast sechs Fuß hoch; die Lappländer im Gegentheil sind die kleinsten unter den Menschen. Bei manchen Völkern sind, was bei den Thieren häufig vorkömmt, die Frauen größer und stärker, als die Männer.

(Fortsetzung folgt.)

*) Man vergleiche den Art. „Mannigfaltiges“ im heutigen Blatte des „Magazins“.

Finnland.

Sitten und Gewohnheiten der Bewohner der Alands-Inseln.

(Schluß.)

Am Tag der Beerdigung wird die Leiche in einen schwarz angestrichenen, bei reichen Leuten künstlich ausgemalten und mit versilberten Beschlägen geschmückten, hölzernen Sarg gelegt. Kinder bekommen einen weißen, mit Blumen und Spitzen verzierten Sarg. Die Verwandten und Freunde setzen sich nun mit der Leiche in Bewegung nach der Kirche, wo der Geistliche nach lutherischem Ritus die Gebete abhält. Aus der Kirche geht der Leichenzug nach dem Friedhofe, wo der Hingeschiedene am Rande des Grabes die letzte Einsegnung des Geistlichen und die letzten Scheideworte der Begleiter empfängt. Man kehrt dann in das Haus des Verstorbenen zurück, wo die Eingeladenen ein Mahl erwartet. Der Brauch, in Finnland wenigstens, will, daß jeder Gast eine Brezel oder einen Butterweck mit nachhause nimmt. Der Weg vom Trauerhause nach der Kirche und von dieser nach dem Friedhofe ist mit kleinen Fichtenzweigen bestreut. Die Kreuze auf den Gräbern tragen meistens sinnige und fromme Grabschriften.*)

Wenn es aber hieß, daß die Ålander gut leben, so ist das natürlich beziehungsweise zu nehmen. Der französische und noch weniger der englische Bauer würde sich vielleicht nicht gern zu der hiesigen täglichen Kost bequemen. Ihre Nahrung besteht in Roggenbrod, frischen oder eingesalzenen Fischen, Butter, Käse und Fleisch. Das letztere, ziemlich selten übrigens, ist mager und nichts weniger als einladend. Das Brod wird nur zwei- bis dreimal jährlich gebacken; die dünnen Laibe, in Kringelform, werden an Stangen, die an der Stubendecke hängen, angereiht. Es wird mit der Zeit so hart, daß es, wenn zum Gebrauch herabgenommen, mit einem Beil zerhackt werden muß. Und doch schmeckt dieses Brod vortrefflich. Die Ålander trinken ein Halbbier (svagdricka, Schwachtrunk), das jeder Bard in großer Menge selbst braut, und Kornbranntwein, den ein fremder Gaumen beim ersten Versuch höchst anwidernd finden würde, der aber von den Einwohnern sehr geschätzt wird; bei ihren Winter-Ausflügen, wenn sie in zahlreicher Gesellschaft sind, ermangeln sie niemals, ein Fäßchen mitzuführen, das in dem Schnee und auf den Eisfeldern der Meerengen seine guten Dienste leistet. Ein anderes Getränk, das die Ålander nicht verschmähen, das sie sogar begierig suchen, ist das salzige Meerwasser. Der Reisende sah oft Ålander sich platt aufs Eis hinstrecken

*) In Schweden fand Herr Léouzon auf dem Grabstein eines Lieutenants Broms folgende merkwürdige Inschrift:

Kung, se ditt öde,	König, sieh Dein Ende,
Trall, se din hvita,	Sklav', sieh Deine Ruhstatt,
Du sköna skada denna ben,	Schöne, sieh dies Gebein,
Du lärda denna tomma hufoudskalar,	Gelehrter, sieh diesen hohlen Schädel,
Du rika denna stoftost,	Reicher, sieh diesen Staub,
Du usle denna verld.	Armer, sieh diese Welt!

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 6 Thlr. 15 Sgr., halbjährlich 3 Thlr. 22½ Sgr. und vierteljährlich 1½ Thlr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 13, und beim Expediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 131. Berlin, Donnerstag den 2. November 1854.

Frankreich.

Pariser Erfahrungen.

Die Reisen nach Paris werden immer leichter und angenehmer, fast Spazierfahrten; Jedermann kann sich jetzt das Vergnügen verschaffen, die berühmte Stadt von Angesicht zu schauen. Man sollte denken, daß Jeder sich nun mit den eigenen Erfahrungen begnügte und nicht mehr lüstern wäre auf fremde, daß alle Bücher und Berichte über Paris unnütz werden müßten. Aber das ist ein Irrthum, denn die Bekanntschaft mit einem Gegenstand erhöht das Interesse daran; man plaudert am liebsten über bekannte Menschen und Gegenden. Die fremden Erfahrungen wecken eine angenehme Erinnerung an die eigenen, man freut sich, sein Urtheil bestätigt zu sehen, sei es in Lob oder Tadel, in Klage oder Freude, in Entbehrungen oder Genüssen der Reise. Deshalb finden sich immer noch eifrige Leser der vielen Bücher und Berichte aus Paris, trotzdem, daß Jedermann selbst hinreisen kann und sogar einzelne Damen sich nicht fürchten, mit dem Faustmantel des Dampfes dem Strudel der Weltstadt zuzueilen. Die weibliche Anschauungsweise ist naiver und ursprünglicher, als die kritisirende, zersetzende männliche; der Reisebericht einer Dame giebt den empfangenen Eindruck deshalb frischer und lebendiger wieder, er unterhält immer, wenn er auch weniger belehrt. Das Proteische Antlitz von Paris, das sich jedem Auge anders zeigt, nimmt im Spiegel der weiblichen Anschauungsweise gemilderte, allgemein verständliche Charakterzüge an. Man wird sich von längst bekannten, nicht eben großartigen Dingen, von Persönlichkeiten und Pariser Erlebnissen u. s. w. besonders gern vorplaudern lassen, wenn es in so anmuthiger, natürlicher Weise geschieht, wie Emma Niendorf (Frau von Suckow) es in ihrem neuesten Büchlein: „Aus dem heutigen Paris", thut. Die liebenswürdige Schriftstellerin scheint zwar unsere Ansicht nicht zu theilen, daß man überall noch immer gern Alles, was über Paris geschrieben wird, liest; sie hat offenbar gefürchtet, zu weitläufig zu werden, und ihre Feder auf so knappe aphoristische Auslassung beschränkt, daß sie oft völlig unverständlich werden muß für Leser, die, trotz aller Reiseleichtigkeit, noch nicht in Paris waren. Es sind zuweilen nur Ausrufe und Gedankenstriche, wie sie im Reisetagebuch verzeichnet sind, gegeben, wo man ein deutliches Bild gern gesehen hätte, wenn man es auch noch so genau kannte. Namentlich gilt dies von dem historischen Paris, welches Louis Napoleon jetzt so barbarisch zerstören läßt, um moderne Straßenlinien ziehen lassen zu können. Wie gern hätte man noch einmal von einem Augenzeugen die Gebäude schildern hören, die der Geschichte Frankreichs angehörten und Paris Bedeutung gaben! Der neue Imperator pflegt die Schönheit der Stadt auf Kosten ihres Geistes! Ohnehin verliert Paris seinen geistigen Inhalt immer mehr, da die berühmten Namen der Intelligenz nur noch für Augenblicke dort zu finden sind; sie ziehen aufs Land oder in die Weite, und Paris bleibt leer. Frau von Suckow erzählt mit naivem Unmuth, wie vergeblich sie sie dort gesucht und höchstens ihren Portier gefunden hat. „Chercher l'intelligence à Paris, c'est chercher une épingle dans la boue", sagte kürzlich bei ähnlichen Versuchen geistesdurstiger Ausländer die Gräfin Hugo*) zu uns, und wir fanden in eigener Erfahrung ihren Ausspruch sehr richtig. Paris ist kein Asyl, keine Pflege-Anstalt des Geistes mehr, wie man in Deutschland immer noch glaubt. Einzelne Notabilitäten der Literatur hat indessen Frau von Suckow doch herausgefunden und mit etwas zu jugendlichem Enthusiasmus illustrirt, z. B. George Sand, die sie doch kaum kennen lernen konnte in dem Gedränge der merkantilen Interessen einer Theaterdichterin von Paris. Madame Sand ist nämlich nur in solchen Augenblicken dort zu finden, wenn ihre neuesten Stücke aufgeführt werden sollen. Eine nicht minder merkwürdige Persönlichkeit schildert Frau v. Suckow in Daniel Stern, der einstigen Freundin und Rivalin George Sand's, die in Deutschland mehr noch, als durch ihre Schriften, durch ihre romantischen Beziehungen zu Franz Liszt bekannt war. Sie scheint jetzt in die ehrwürdigen Schranken des weiblichen Lebens zurückgetreten zu sein, ist Großmutter geworden und hat silberweiße Locken bekommen, schreibt aber noch demokratische Abhandlungen und sieht alle bedeutende Männer dieser Farbe in ihrem Salon, woraus hervorgeht, daß sie mit ihren gräflichen Verwandten noch nicht wieder versöhnt ist. Ihr Name in der Welt heißt bekanntlich Gräfin d'Agoult. Sie läßt sich aber meistens Madame Stern nennen und hat auch ihren Enkel, Daniel, nach ihrem Schriftstellernamen taufen lassen. Auch George Sand wird kurzweg als Madame Sand bezeichnet. — Frau von Suckow schildert auch einen Besuch bei Victor Cousin und bei Heine; Letzterer scheint verdrießlich gewesen zu sein, vielleicht über die Besuchsströme, die in sein Krankenzimmer dringen, seit wir unvorsichtigerweise Nummer und Straße verrathen haben!*) Dem unglücklichen Schmerzensträger ist einige Ungeduld zu verzeihen; hätte er Frau von Suckow sehen können, würde ihn die anmuthige Erscheinung rasch versöhnt haben.

Sehr ergötzlich und zugleich warnend schildert die Verfasserin ihr Ankunft in Paris, wo sie gleich in die Schlingen eines der vielen schlauen Omnibusführer geräth. Er benutzt ihre Eigenschaft als Fremde und setzt sie nebst ihrem Koffer vor einem ganz anderen Hotel ab, obwohl sie ihm eine genaue Adresse gegeben; es entstehen daraus komische Mißverständnisse und ernstliche Unannehmlichkeiten, wie sich leicht denken läßt. Einen vollen Tag wartet sie vergeblich auf ihre Freunde, die sie unterdessen voller Angst in dem Hotel suchen, wo sie absteigen wollte, endlich fällt es ihr ein, nach dem Schild des ihrigen zu sehen, und da erst entdeckt sie, daß eine wahrscheinlich absichtliche Verwechselung von Seiten des Omnibusführer vorgefallen ist. Diese Art Leute stehen gewöhnlich im Sold kleinerer Hotelbesitzer, um ihnen Fremde zuzuführen; sie gebrauchen dazu die List, alle Neulinge und besonders Damen, nach einigen Umwegen und scheinbarem eifrigen Suchen der angegebenen Adresse, vor dem Gasthof abzusetzen, der sie gedungen hat, indem sie mit edler Dreistigkeit sagen: „c'est ici, Madame", woraus die Reisenden schließen, daß sie vor dem von ihnen angegebenen Hotel angelangt sind, das theure Fahrgeld bezahlen und sich fast nie einfallen lassen, nach dem Aushängeschild des betretenen Hotels zu sehen. So ließen sich unlängst zwei reisende Damen, welche glaubten, im Hôtel Hanovre, Rue Hanovre, abgestiegen zu sein, gleich nach ihrer Ankunft und Unterbringung ihrer Koffer, in das Palais Royal weisen, freuten sich der Nähe desselben, das nur durch kleine Gäßchen von ihrer Wohnung getrennt war, blieben mehrere Stunden dort im Anschauen der Pariser Modeherrlichkeiten und fragen bei der Rückkehr zur Orientirung nach der nahegelegenen Rue Hanovre — aber wer beschreibt ihren Schrecken, als ihnen die Leute auf der Straße sagen, daß die Rue Hanovre wenigstens eine Stunde weit vom Palais Royal liege! und sie hatten kaum einige Hundert Schritt gemacht, konnten also gar nicht in der Rue Hanovre abgestiegen sein! Die gutmüthigen und neugierigen Pariser bildeten alsbald einen kleinen Zusammenlauf um die verlegenen Damen, die nun erst den Betrug des Omnibusführers merkten und ganz rathlos dastanden, nicht wissend, wo ihre Wohnung und ihre Koffer wiederzufinden seien. Es blieb nichts übrig, als zu versuchen, möglichst genau denselben Weg zu machen, wozu freilich ein ungewöhnlicher Ortssinn gehörte. Unter Begleitung eines theilnehmenden Häufleins, das überall fragte: „est-ce que ces dames sont passées par-là?" gelang es, wirklich die betreffenden Gäßchen und das Hotel mit den Koffern wiederzufinden. Es hieß Hôtel de Brabant und bewies sich in der Folge als ganz preiswürdig; ein hübsches Zimmer (Salon nennen es die Pariser) nebst Schlafzimmer täglich fünf Francs ist, selbst nach deutschem Maßstabe, wohlfeil.

Ueberhaupt ist das Touristen-Leben in Paris in einzelnen Zweigen oft sehr billig. Im Palais Royal haben die Restaurants der Beletage, wo es allerdings nicht die Spiegelscheiben, weißen Marmortische und rothen Plüschmöbel giebt, wie zu ebener Erde, eine Mittagstafel, die nichts zu wünschen übrig läßt an Trefflichkeit und Wohlfeilheit. Für anderthalb Francs (ungefähr zwölf Silbergroschen) erhält man nach eigener Auswahl drei Gerichte nebst Dessert und einer hal-

*) Gräfin Hugo ist eine Schwägerin des gleichnamigen Dichters, aber keine Gesinnungsgenossin von ihm; sie ist eine der bedeutendsten Frauen in Paris, lebt aber in klösterlicher Abgeschlossenheit von der jetzigen Ordnung der Dinge.

*) Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, daß er seit kurzem seine Wohnung in der Rue d'Amsterdam gegen eine andere, „aux Batignolles", vertauscht hat. D. R.

den Flasche Rothwein. Die Auswahl ist nun freilich nicht leicht zu treffen, denn der endlose Speisezettel nennt fast lauter unbekannte Gerichte, wobei die einfachsten oft gerade die prahlerischsten Namen führen, z. B. Potage au grand Condé ist eine Suppe von getrockneten Erbsen! Wenn man aber erst eingeübt ist, lernt man schnell sich die feinsten Fische, die saftigsten Braten und zartesten Gemüse bestellen; zu letzteren gehört namentlich Chicorée (Cichorien?), eine feine Kohlart, die in Paris sehr beliebt ist. Au Havre, Richefeu, Richard ꝛc. sind Restaurants, bei denen man von fünf Uhr Nachmittags an gute Kost und gute Gesellschaft findet, letztere besteht meist aus Damen und Fremden. Aber auch Einwohner von Paris findet man dort als Stammgäste, es lassen sich an ihnen Studien über den Zuschnitt der Pariser Häuslichkeit machen. Noch öfter sieht man dort Leute aus der Umgegend, einen Landpastor, der mit einem hübschen Nichtchen auf einige Stunden nach Paris gekommen und eilig vor der Rückreise im Palais Royal speist, einen Gelehrten, mit Büchern beladen, die er mit auf das Land nehmen will, um in Zurückgezogenheit zu arbeiten, und ein paar Pächterfrauen, mit ihren sauber gestickten Häubchen statt allen Kopfputzes; sie nehmen sich zwischen der modernen Welt des reisenden Publikums seltsam kontrastirend aus, fast wie Typen des Urvolks, das von den Einwanderern verdrängt wird. Es ist überhaupt eine Eigenthümlichkeit von Paris, daß sich unmittelbar neben der modernen Ueberkultur und glänzenden Mannigfaltigkeit noch so viel Althergebrachtes und kindlich Einfaches in den Sitten und Gebräuchen der eigentlichen Einwohner findet. In den stillen Stadtvierteln sitzen die Leute Abends traulich vor der Thür, wie deutsche Pfahlbürger. Den eigentlichen Bourgeois und Alles, was zu ihm gehört, seine Frau, Tochter und Magd, erkennt man immer an der soliden, sauberen, aber altmodigen Tracht und an der Gutmüthigkeit. Die französischen Schriftsteller sind immerdar darauf bedacht, diese Originale nach der Natur zu zeichnen, und sie thun Recht daran, es muß eine leichte und angenehme Aufgabe sein, denn das Pariser Leben erscheint immer wie ein fertiges Genrebild. F. v. H.

Rußland.

Der Handel mit Getraide in den russischen Häfen des Schwarzen und Asovschen Meeres.

(Fortsetzung.)

II.

Nachdem wir unsere allgemeinen Schlüsse über den Getraide-Handel in den Häfen des Schwarzen und Asovschen Meeres kurz dargelegt und ihn ins gehörige Licht gestellt haben, wollen wir uns dieser Handelsbewegung an den einzelnen Küsten-Orten zuwenden, über welche Jahr für Jahr Neu-Rußland seine Korn-Ausfuhr bewerkstelligt. Als die bedeutendsten Häfen und Ausfuhrmärkte für Korn Süd-Rußlands gelten am Schwarzen Meere Odessa, Eupatoria und Theodosia, so wie Kertsch an der taurischen Meerenge, am Asovschen Meere Taganrog, Berdiansk und Mariupol, und an der Mündung des Don Rostov, endlich an der unteren Donau Ismail und Reni.

A. Das Schwarze Meer.

1. Odessa.

Odessa behauptet nach der Quantität seines Exports den ersten Platz unter den Kornmärkten Süd-Rußlands und vielleicht der ganzen Handelswelt, dieser Stadt Blüthe ist mit dem Wohlstande des ganzen Südens eng verknüpft, und auf sie ist jetzt die allgemeine Aufmerksamkeit gerichtet. Folgende Tabelle giebt die Korn-Ausfuhr aus diesem Hafen seit 1824 mit oben motivirtem Ausschluß der Jahre 1828, 1829, 1833, 1834 und 1835 an; bis 1847 sind auch Erbsen, Mais und Mehl nicht spezialisirt.

Export in den Jahren	Weizen. Tschetw.	Roggen. Tschetw.	Gerste. Tschetw.	Hafer. Tschetw.	Erbsen. Tsch.	Mais. Tschetw.	Mehl. Tschetw.
1824	561,465	—	32	—	—	—	—
1825	712,378	2,200	3,305	1,506	—	—	—
1826	804,763	8 680	9,055	1,710	—	—	—
1827	1,200,826	39,940	6,852	5	—	—	—
1830	1,200,444	3,276	62,358	29,244	—	—	—
1831	482,638	14,208	15,045	33,600	—	—	—
Summa	4,962,514	68,304	99,647	66,065	—	—	—
1832	804,040	16,888	4,917	30,807	—	—	—
1836	878,707	74,222	20,150	11,217	—	—	—
1837	950,49[illegible]	77,656	47,122	12,639	—	—	—
1838	990,511	44,341	63,708	7,197	—	—	—
1839	1,210,232	40,844	31,699	20,206	—	—	—
1840	789,007	2,510	9,262	39,861	—	—	—
Summa	5,622,995	256,461	176,858	121,927	—	—	—

Export in den Jahren	Weizen. Tschetw.	Roggen. Tschetw.	Gerste. Tschetw.	Hafer. Tschetw.	Erbsen. Tsch.	Mais. Tschetw.	Mehl. Tschetw.
1841	720,372	—	802	10,894	—	—	—
1842	863,422	—	—	—	—	—	—
1843	1,170,245	32,428	14	4,019	—	—	—
1844	1,263,036	96,892	18,071	13,680	—	—	—
1845	1,777,087	64,953	5,701	3	—	—	—
1846	1,955,316	251,526	281	300	—	—	—
Summa	7,749,478	435,799	24,869	29,296	—	—	—
1847	2,798,183	334,746	22,306	21,481	3,249	38,06[illegible]	[illegible]
1848	1,958,283	33,668	3,173	2,311	2,631	3,70[illegible]	[illegible]
1849	1,567,265	865	1,861	1	51	43,37[illegible]	[illegible]
1850	1,361,635	8,051	—	29	860	45,78[illegible]	[illegible]
1851	998,382	102,466	7,662	50	7,648	136,46[illegible]	[illegible]
1852	1,892,016	300,318	48,754	9,650	5,465	313,38[illegible]	[illegible]
Summa	10,575,765	777,114	83,756	33,522	19,904	580,78[illegible]	[illegible]
Summa in 24 J.	28,910,762	1,537,678	384,130	239,516	—	—	—

Haupt-Summe in den bezeichneten Jahren: 31,810,69[illegible]

Der Vollständigkeit wegen lassen wir die hier ausgelassenen Jahre folgen:

	Export in Tschetwerten. Weizen.	Roggen.	Gerste.	[illegible]
Im Jahre 1828 . .	28,860 . . .	2,050 . . .	377 . . .	[illegible]
" " 1829 . .	305,325 . . .	— . . .	2,[illegible] . . .	[illegible]
" " 1833 . .	457,087 . . .	2,040 . . .	2,291 . . .	[illegible]
" " 1834 . .	68,217 . . .	— . . .	— . . .	[illegible]
" " 1835 . .	378,100 . . .	13,429 . . .	7,466 . . .	[illegible]
Zusammen . .	1,236,589 . . .	17,519 . . .	12,539 . . .	[illegible]

Jene 31,810,696 Tschetwert vertheilen sich auf die vier Perioden folgendermaßen:

1824—1831	5,195,530 Tschetw.,	jährlich im Durchschnitt 865,[illegible]
1832—1840	6,178,241 "	" " " 1,023,[illegible]
1841—1846	8,228,148 "	" " " 1,371,[illegible]
1847—1852	12,208,777 "	" " " 2,034,[illegible]

Aus dem Vergleich dieser Zahlen erhellt, daß der Export aus Odessa in der zweiten Periode um 20 pCt. den in der ersten, der der dritten Periode um 33 pCt. den in der zweiten, der der vierten Periode um 48 pCt. den in der dritten überstieg und der Weizen bei so enormer Steigerung der Ausfuhr die größte Rolle spielte.

2. Eupatoria.

Der Hafen-Ort Eupatoria an der südwestlichen Küste der taurischen Halbinsel, schon Strabo bekannt, zur Zeit der türkischen Herrschaft über die Krim Gezlewé genannt (daher im achtzehnten Jahrhundert russisch Kozlov) und der Mittelpunkt des ausländischen Handels der Tataren, ist eine der ältesten Städte Tauriens. Skalkowsky hat*) die geographische und hydrographische Lage dieses Hafens und seine Geschichte auseinandergesetzt; wir bringen die folgende Tabelle über die hier bewerkstelligte Ausfuhr an Getraide:

	Export in Tschetwerten. Weizen.	Roggen.	Gerste.	Hafer.	[illegible]
Im Jahre 1839 . .	84,672 . .	3,500 . .	19,030 . .	— . .	[illegible]
" " 1840 . .	30,979 . .	— . .	— . .	— . .	[illegible]
" " 1841 . .	29,391 . .	— . .	— . .	— . .	[illegible]
" " 1842 . .	19,404 . .	— . .	— . .	— . .	[illegible]
" " 1843 . .	15,165 . .	200 . .	3,547 . .	— . .	[illegible]
" " 1844 . .	24,232 . .	14,660 . .	13,254 . .	— . .	[illegible]
" " 1845 . .	13,424 . .	3,036 . .	3,741 . .	— . .	[illegible]
" " 1846 . .	28,291 . .	33,368 . .	13,264 . .	— . .	[illegible]
" " 1847 . .	87,703 . .	93,077 . .	38,724 . .	4,675 . .	[illegible]
" " 1848 . .	25,110 . .	11,038 . .	8,961 . .	— . .	[illegible]
" " 1849 . .	5,389 . .	1,606 . .	3,980 . .	— . .	[illegible]
" " 1850 . .	9,153 . .	1,580 . .	6,808 . .	— . .	[illegible]
" " 1851 . .	265 . .	— . .	— . .	— . .	[illegible]
" " 1852 . .	14,385 . .	4,749 . .	1,475 . .	— . .	[illegible]
Zusammen . .	388,545 . .	150,990 . .	112,784 . .	4,675 . .	[illegible]

Die Ausfuhr ist höchst unregelmäßig geschehen, dennoch ist das Resultat aus siebenjährigen Perioden als ein günstiges für den Hafen, denn in den ersten sieben Jahren betrug die Ausfuhr an verschiedenen Getraide-Arten 264,062 Tschetw., in den letzten 380,[illegible] stieg also um 42 pCt. Man muß bedenken, daß Eupatoria seinen bedeutenden Ausfuhrhandel vorzugsweise der Betriebsamkeit der in der Krim angesiedelten karaitischen Juden verdankt, ohne welche es längst [illegible]

*) Journal des russischen Ministeriums der inneren Angelegenheiten. [illegible] Theil 29.

heffa absorbirt worden wäre. Die Ursachen des Schwankens im Han- dieser Stadt werden wir weiter unten auseinandersetzen, da Theo- ia und Eupatoria in Bezug auf den Kornhandel in gleichem Verhält- stehen.

3. Theodosia.

Theodosia (russisch: Feodosia), das Kaffa der Genuesen und Kefa bei Türken, an der südöstlichen Küste der Krim, fast auf demselben Breite- de wie Eupatoria, hat zwar nächst Sebastopol den besten Hafen am hwarzen Meere, der nie von Eisschollen geschlossen wird und vor Nord- d Oststürmen gesichert ist, erfreut sich jedoch, trotz aller Bestrebungen Regierung seit Occupation der Krim von Seiten Rußlands und g der Renovation der Stadt im Jahre 1804, nur eines sehr un- eutenden Handels. Selbst der im Jahre 1802 eingerichtet gewesene ihafen hatte fast gar keinen Erfolg. Die Rhede von Theodosia soll t die Aufmerksamkeit von Kapitalisten auf sich ziehen, welche eine senbahn, in der Hoffnung, den Handel wiederzubeleben, hierher zu ren gedenken; daher haben wir uns bemüht, die genauesten Nach- hten über den Korn-Export aus diesem Hafen zu erhalten, da Korn Haupt-Artikel des hiesigen Handels ist.

Export in Tschetwerten.

Im Jahre	Weizen.	Roggen.	Gerste u. Hafer.
14..	10,115..	— ..	2,232
15..	7,835..	— ..	45
16..	26,212..	— ..	2,053
17..	94,067..	— ..	5,887
18..	34,502..	— ..	9,397
19..	116,722..	— ..	10,312
20..	83,304..	— ..	6,264
21..	22,881..	— ..	80
22..	14,511..	— ..	1,625
uf...	414,156..	— ..	37,895
23..	26,425..	— ..	60
24..	4,347..	— ..	—
25..	1,279..	— ..	3
26..	24,722..	5,436..	1,012
27..	27,536..	25,602..	6,049
28..	4,158..	1,040..	184
29..	17,757..	— ..	423
30..	81,689..	239..	16,137
31..	33,110..	1,081..	3,131
32..	61,598..	280..	7,390
uf...	282,621..	33,578..	34,289

Im Jahre	Weizen.	Roggen.	Gerste u. Hafer.
1833..	10,140..	— ..	—
1834..	4..	— ..	3
1835..	5,794..	78..	667
1836..	12,725..	205..	56
1837..	21,008..	965..	9,233
1838..	60,633..	7,357..	28,671
1839..	42,496..	6,508..	7,388
1840..	22,112..	299..	1,913
1841..	21,133..	2..	563
1842..	12,183..	51..	58
Zuf...	208,228..	15,465..	48,513
1843..	9,259..	337..	3,564
1844..	13,283..	3,309..	9,121
1845..	4,879..	128..	1,304
1846..	18,317..	2,182..	3,899
1847..	30,538..	10,100..	17,354
1848..	10,717..	— ..	579
1849..	3,893..	600..	2,440
1850..	18,090..	1,255..	3,069
1851..	3,773..	300..	66
1852..	6,067..	733..	221
Zuf...	118,816..	18,954..	42,517

Die erste Periode von neun Jahren, die drei übrigen von je zehn ahren ergeben folgende Summen:

xport	1814—1822..	452,051,	durchschnittl. im Jahre	50,227	Tschetw.
"	1823—1832..	350,488,	" " "	35,048	"
"	1833—1842..	272,206,	" " "	27,220	"
"	1843—1852..	180,287,	" " "	18,028	"
Summe in 39 Jahren		1,255,032.			

Es ist klar, der Hafen von Theodosia kämpfte vergebens mit seinem Schicksale, und keine Maßregeln vermochten es, eine Gleichmäßigkeit in einem Handel herzustellen. In der vierten Periode sank der Korn- irport von Jahr zu Jahr, er fiel im Vergleich zur ersten Periode um 4 pCt., d. h. trotz des besonders günstigen Jahres 1847 wurde in en letzten zehn Jahren kaum der dritte Theil des in den ersten neun ahren 1814—1822 ausgeführten Getraides exportirt. Der Handel ildet sich selbst seinen Weg, und wenn er ihn verläßt, so kann keine enschliche Macht dem widerstreben; ähnliche Fälle sieht man auch in ngland.

Die Ursachen des schwachen Handels in diesem Hafen und des Verfalls des Marktes selbst sind sehr wesentliche. Es bedarf nur eines Blickes auf die Karte Tauriens, um zu erkennen, daß die Häfen unmöglich mit anderen konkurriren können, denn ihre Umgegend ist sehr rm, kann weder zur Nahrung ihrer Bewohner, noch weniger behufs es Handels hinreichendes Getraide erzeugen. In früheren Zeiten be- ogen diese Häfen Produkte aus dem nördlichen oder Steppentheile es taurischen Gouvernements, oder sie wurden aus anderen Gegenden Rußlands von Tschumaken angeführt, die hier Rückfracht an Salz, Wein, Früchten und ausländischen Waaren, besonders Taback und Ko- lonialwaaren, zu erhalten hofften. Seit aber das Asowsche Meer der Schifffahrt geöffnet wurde und der Handel in Berdiansk und Mariu- pol sich entwickelte, versiegten auch diese Quellen, die die Häfen von Eupatoria und Theodosia belebt hatten; die Landbauer des nördlichen Tauriens zogen es vor, ihre Produkte in den neuen Häfen abzusetzen, die ihnen näher lagen und zu welchen weit bessere Wege führten, und die Einrichtung von Korn-Salzmagazinen in Berdänsk war nicht min- dere Ursache des Verfalls jener Handelsplätze.

4. Kertsch.

An die Häfen des Schwarzen Meeres muß Kertsch an der tauri- schen Meerenge gereiht werden, obgleich es nur der Vorposten des Handels auf dem Asowschen Meere ist. Früher unter dem Namen Bosphor, Pantikapäum und Tscherkiv bekannt, galt es wohl als Han- delsstadt, aber selbst die Genuesen beachteten es wenig, und die Türken zogen ihm Jeni-Kalé vor. Nachdem es 1777 dem russischen Scepter sich unterworfen, wurde hier ein Zollhaus errichtet und es zum Cen- tralpunkt für Ansiedelung griechischer Auswanderer bestimmt, aber ohne hinreichenden Erfolg. Im Jahre 1821 wurde hier eine Hafen- und Zollverwaltung placirt und ein Tauschhandel mit den kaukasischen Völ- kerschaften, zugleich eine Cabotage mit anderen russischen Häfen er- öffnet. Seit 1833, da das Asowsche Meer für beschiffbar erklärt wurde, ist Kertsch für den Handel nur als Quarantaine-Vorposten für fremde Schiffe, die in das Asowsche Meer gehen, von Bedeutung, hat aber selbst nur sehr geringen Ausfuhr-Handel.

Dieser betrug an Weizen:

1839	1,431	Tschetwert.
1840	1,000	"
1841	1,584	"
1842	2,305	"
1843	3,339	"
1844	1,377	"
1845	846	"
1846	7,167	"
1847	9,980	"
1848	5,312	"
1849	9,124	"
1850	7,357	"
1851	—	"
1852	5,920	"
Summe	45,763	Tschetwert.

Diese Zahlen zeigen deutlich, daß Kertsch nur dem Namen nach sich an dem bedeutendsten Zweige des neurussischen Handels betheiligt.

Die Donau-Häfen.

5. Ismail.

Das Blühen der Donau-Häfen hängt von drei Haupt-Momenten ab: von der Größe der Bestellungen aus dem Auslande, von der Größe der Production im Inlande, die sie anziehen können, und von den sonstigen Handelsvortheilen der Schifffahrt zu ihnen;*) man kann hinzufügen, daß auch der Wasserstand in den Donau-Mündungen von bedeutendem Einfluß auf diese Märkte ist. Den Einfluß der Neben- buhlerschaft von Galacz, Braila u. a. auf den Getraide-Handel der russischen Donau-Häfen haben wir oben besprochen, die Thätigkeit dieser mindert sich nicht, sie scheint sich zu heben. Für Ismail ist folgende Tabelle vorhanden:

Export in Tschetwerten.

		Roggen.	Mais.	Gerste.	Hafer.	Mehl.
Im Jahre	1839 ...	103,495..	— ..	65,564..	— ..	211
" "	1840 ...	69,302..	— ..	52,999..	399..	—
" "	1841 ...	53,179..	— ..	1,269..	— ..	—
" "	1842 ...	69,196..	— ..	1,724..	— ..	—
" "	1843 ...	69,618..	— ..	— ..	— ..	—
" "	1844 ...	182,130..	— ..	30,311..	116..	—
" "	1845 ...	152,732..	— ..	15,112..	2,645..	—
	Zusammen ...	699,651..	— ..	166,179..	3,150..	211
Im Jahre	1846 ...	106,793..	— ..	14,030..	612..	483
" "	1847 ...	83,454..	— ..	2,776..	— ..	364
" "	1848 ...	190,739..	— ..	920..	— ..	420
" "	1849 ...	161,479..	1,715..	— ..	1,100..	450
" "	1850 ...	208,388..	4,198..	1,126..	868..	399
" "	1851 ...	339,593..	6,682..	41,852..	— ..	133
" "	1852 ...	328,450..	25,226..	17,162..	— ..	—
	Zusammen ...	1,418,896..	37,821..	77,866..	2,580..	2,254

Die Zusammenstellung von zwei siebenjährigen Perioden wird die Zunahme des Handels veranschaulichen:

1839—1845 Export 869,191 Tschetw., durchschnittl. im Jahre 124,170
1846—1852 " 1,539,417 " " " " 219,916

Der Getraide-Export verdoppelte sich also fast in der zweiten Periode oder stieg um 77 pCt.

6. Reni.

Der Hafen von Reni ist durch seine Lage gegenwärtig fast der vortheilhafteste Neu-Rußlands, treibt jedoch einen sehr geringen Ge- traide-Handel, wie folgt:

*) Journal des russischen Ministeriums der inneren Angelegenheiten. 1849. Theil 25, Heft 3.

Land einander abgeben, und wie die städtische Bevölkerung sich aus der Landbevölkerung vermehrt. Diese in die Städte übergehende Landbevölkerung, an sich nur ein geringer Theil der Einwohner des platten Landes, zumal in einem Staate, wo dieselben vier Fünftel der Gesammt-Einwohnerzahl enthielten, machen in der Bevölkerung der Städte einen nicht unbedeutenden Bruchtheil aus; auf dem platten Lande fanden sich nur 41,607 geborne Städter, in den Städten (einschließlich der Hauptstadt) 69,714 Personen, welche auf dem Lande geboren waren; Kopenhagen insbesondere hatte an 30 pCt. seiner Bewohner, nämlich 38,811 unter 129,695, von außerhalb empfangen, während dagegen nur 21,834 geborne Kopenhagener an anderen Stellen des Königreichs vorgefunden wurden. Die Bedeutung dieser Ab- und Zuzüge stellt sich größer heraus, wenn man berücksichtigt, daß die Auswärtsgebornen großentheils Erwachsene sind; nicht nur, daß sie so einen wichtigeren Bestandtheil der Bevölkerung ausmachen, sondern auch ihre Kinder gehören noch halb dem Orte der Herkunft an, und so ist auch in der als eingeboren gezählten Bevölkerung thatsächlich viel fremdes Element begriffen. Schließt man deshalb die jüngere Generation aus, so erscheinen in Kopenhagen die dort Gebornen eher in der Minderheit; von den 37,481 über zwanzig Jahr alten Männern waren 20,807 außerhalb, 4832 sogar im Auslande geboren, von den 46,206 über zwanzig Jahr alten Frauen waren 21,520 fremde, darunter 3355 Ausländerinnen. Noch weiter geht daselbst das Ueberwiegen der Fremden in den höheren Altersklassen; unter den 2989 mehr als sechzigjährigen Männern waren 1848 Fremde, und zwar 742 (also der vierte Theil) Ausländer, unter den 5668 Frauen dieses Alters 2937 Fremde, worunter 749 Ausländerinnen.

Von den außerhalb der Gränzen des Königreichs Gebornen waren 991 aus den dänischen Nebenländern und Kolonieen, 12,388 aus dem Herzogthum Schleswig, 3199 aus den Herzogthümern Holstein und Lauenburg, 3995 aus anderen deutschen Staaten, 7879 aus Schweden und Norwegen, 1169 aus anderen Ländern gebürtig. Man sieht hieraus, sagt Bergsöe, daß, was von Dänemarks Bevölkerung nicht skandinavischen, deutschen Ursprungs ist; die geringe Zahl der gebornen Holsteiner erklärt er für eine Folge des Krieges gegen die Herzogthümer, welcher allerdings auch zur Verminderung der Zahl der aus anderen deutschen Staaten Gebürtigen beigetragen habe, indem viele deutsche Handwerker mehr oder minder freiwillig das Land verlassen hätten. Es fällt zunächst auf, daß, wie in der Hauptstadt, so auch in jedem der neunzehn Aemter des Königreichs die vorangegebenen Kategorieen sämmtlich vertreten sind, jedoch in verschiedener Menge, je nach der Lage des Landestheils gegen den Heimatsort und nach der Leichtigkeit und Wichtigkeit der Communication. — Verhältnißmäßig die meisten Deutschen fanden sich in Kopenhagen vor, 1887 mit Ausschluß, 4627 mit Einschluß der in den Herzogthümern gebornen. Im Uebrigen befanden sich verhältnißmäßig viele Holsteiner und Schleswiger auf Lolland und Fühnen; die meisten von schleswiger Geburt waren im südlichen Jütland, im Ribe Amt insbesondere waren unter überhaupt 62,333 Einwohnern 4750 geborne Schleswiger. Dies wird durch die Lage dieses Amtes erklärt, dessen nördlicher Theil zwar im unmittelbaren Zusammenhange mit dem Königreiche, der südliche dagegen (der sogenannte gemischte Distrikt) aus einer Anzahl größerer und kleinerer Enklaven besteht, welche über den Nordwesten des Herzogthums Schleswig dermaßen zerstreut sind, daß man die meisten derselben noch nicht einmal versucht hat auf den Landkarten auszuscheiden. Die Mensalgüter des Bisthums Ribe, die Leembeckschen Güter, welche einstmals dem Bisthum verpfändet wurden, und die Besitzungen des Ribener Domkapitels, erst seit 1735 vom Herzogthum Schleswig getrennt, sind es, die diesen gemischten Distrikt bilden. Er umfaßt, außer dreizehn Kirchspielen, welche hauptsächlich im dänischen Gebiete liegen, noch Theile von einunddreißig Kirchspielen, deren Kirchen im Herzogthum Schleswig, in den Aemtern Tondern, Lügumkloster und Hadersleben und hier hauptsächlich in dem Törninglehn belegen sind, welches in geistlichen Angelegenheiten dem Bischof von Ribe allein untergeordnet ist. Von den 17,782 Einwohnern des gemischten Distrikts waren 2567 aus Schleswig gebürtig. — Verhältnißmäßig die meisten Skandinavier waren auf Seeland und Bornholm, in Kopenhagen allein schon 3471, in Helsingör 432 unter 8111 Einwohnern.

Unter den aus den deutschen Staaten (ausschließlich der Herzogthümer) Gebürtigen sind bei weitem die Mehrzahl — 2949 — Männer, geringer ist der Unterschied beider Geschlechter bei denen aus den Herzogthümern — nur 8605 Männer — indem hier zwar bei den Städtebewohnern das männliche Geschlecht entschieden überwiegt, unter den Landbewohnern jedoch beide Geschlechter fast gleichmäßig vertreten sind. Ganz anders bei den gebornen Skandinaviern; deren sind mehr Frauen in den Städten, mehr Männer auf dem Lande, vermuthlich (meint Bergsöe), weil die Männer leichter als Knechte auf dem Lande, die Frauenzimmer leichter Dienste in den Städten finden. Diese Verschiedenheit zwischen Deutschen und Skandinaviern zeigt sich noch stärker in den höheren Altersklassen; in Kopenhagen machen die aus Deutschland (und den Herzogthümern) Gebürtigen über 14 pCt. der Männer von mehr als 60 Jahren, jedoch kaum 5 pCt. der Frauen dieses Alters aus, die gebornen Skandinavier dagegen in beiden Geschlechtern 7 bis 8 pCt.; überhaupt befinden sich in Dänemark verhältnißmäßig viel Skandinavier von hohem Alter, und es steht wohl zu vermuthen, daß ein Theil derselben schon zu einer Zeit in Dänemark ansässig geworden ist, wo Norwegen der dänischen Krone unterthan war.

Welcher Theil der in Dänemark sich aufhaltenden Ausländer Deutsche und welcher Skandinavier sei, ist schwer zu bestimmen; Bergsöe hilft sich hier leicht, und indem er als Grund anführt, daß „die sich im Königreich Dänemark aufhaltenden Schleswiger natürlicherweise überwiegend Nord-Schleswiger seien", rechnet er ohne Weiteres fünf Sechstel der in Schleswig Gebornen den Skandinaviern zu. Wer „den danske Stats Statistik" von Bergsöe durchgeblättert hat, wird sich weder über die Kühnheit der Voraussetzung, noch über die des Schlusses wundern; bei aller sonstigen Gründlichkeit seines Studiums ist Bergsöe oft durch die Vorliebe für die Nation, welcher er selbst angehört, zu weit geführt worden: so rechnet er z. B. in dem angeführten Werke, um nachzuweisen, daß die Hälfte der Einwohner des Herzogthums Schleswig das Dänische als ihre Muttersprache rede, den Dänen eine ansehnliche Reihe von Ortschaften zu, in welchen, wie er (nach sehr unverbürgten Angaben) behauptet, „das Dänische theilweise von den Einwohnern noch gesprochen oder verstanden werde", eine Fassung, die allerdings vor jeder Widerlegung sichert. Gegen Bergsöe's Behauptung, daß fünf Sechstel der gebornen Schleswiger in Dänemark Skandinavier seien, läßt sich zunächst erinnern, daß im Herzogthum Schleswig selbst die Skandinavier nur einen Theil der Landbevölkerung bilden, daß aber, wie Bergsöe selbst sagt, der Landbewohner sich in der Regel nicht weit vom Hause entfernt; hiernach läßt sich nicht voraussetzen, daß unter den 4587 gebornen Schleswigern, welche in Kopenhagen oder sonst auf den Inseln wohnen, viele Skandinavier seien. Dafür, daß die in Jütland wohnenden Schleswiger nur sehr theilweise Skandinavier sind, spricht ferner der Umstand, daß in den fünf Aemtern des nördlichen Jütlands sich neben 798 Schleswigern 759 Holsteiner und andere von Geburt Deutsche befinden, von denen gewiß das platte Land die wenigsten, die Hafenstädte die meisten zugeführt haben, auch in den fünf Städten der südöstlichen Küste von Jütland, in Aarhuus, Horsens, Veile, Fredericia, Kolding, welche in unmittelbarstem und regstem Verkehr mit Schleswigs Handelsplätzen stehen, 852 geborne Schleswiger (neben 363 Holsteinern und anderen Deutschen) wohnen; was endlich die Landbevölkerung Süd-Jütlands betrifft, so darf nicht vergessen werden, daß auf Westerland-Föhr und Amrum, welche gleichsam wie Enklaven im deutschen Theile von Schleswig liegen, die Einwohner (2784 an der Zahl, darunter 289 aus dem Herzogthum Schleswig gebürtig) nach Sprache und Abstammung nicht Dänen, sondern Friesen sind, und daß der demnächst südlichste Theil des gemischten Distrikts — die Mögeltonder Harde mit den Antheilen an der Hoyer und Tonder Harde und der Insel Sylt — in welchem unter 3048 Einwohnern 585 geborne Schleswiger sind, gleichfalls an deutsche Landestheile, nämlich an Tondern und Nord-Friesland, gränzt. Hiernach geht man gewiß nicht zu weit, wenn man annimmt, daß unter den aus Schleswig Gebürtigen die Deutschen die größere Hälfte ausmachten, und so die Zahl der Einwohner des Königreichs Dänemark von deutscher Geburt im Gegensatz zu denen skandinavischer auf mindestens 15,000 veranschlagt, welche überdies fast ausschließlich Erwachsene waren. Diese Zahlen, aufgenommen zur Zeit des Krieges Dänemarks gegen die Herzogthümer und Deutschland, geben keinen Maßstab dafür, wie stark in friedlichem Zustande das deutsche Element in Dänemark vertreten ist, sie genügen aber, um dies zu zeigen, daß das deutsche Element daselbst nicht stillsteht, sondern, wie es vor Jahrhunderten in den Küstenstädten von Nord-Schleswig feste Wurzel faßte, so jetzt noch über den Belt hinaus deutsche Sitte und deutsche Bildung in die dänischen Städte gepflanzt wird.

K. St. B.

Frankreich.

Ueber die menschlichen Racen.

(Fortsetzung.)

Die Lebensdauer ist bei allen Völkern beinahe dieselbe, und es ist durch Nichts bewiesen, daß in Beziehung auf sie im Menschengeschlecht eine Veränderung erfolgt ist. Zwar sind viele Krankheiten, die heute vorkommen, den Menschen, die in einem idyllischen Urzustande gelebt, fremd geblieben und sind den wilden Völkern immer noch fremd; aber dafür haben wir auch die Kunst, dieselben zu heilen, und die Nahrung war im Naturzustande der Völker weniger gesund und weniger kräftigend. Was man auch sage, auch in dieser Beziehung hat die Civilisation uns große Dienste geleistet. Eine bessere Nahrung, eine ge-

sundere Wohnung, eine zweckmäßigere Kleidung befördern den Wuchs und die Stärke des Menschen; eine dürftige elende Lebensweise vermindert sie. Die Naturmenschen, welche die grünenden Inseln der Südsee bewohnen, zeigen die kürzeste Lebensdauer, die schwächste Organisation. Emilius Macer, in seinen Betrachtungen über die Lex Falcidia, führt die Lebensdauer, welche ein bis zu einem bestimmten Alter gekommener Mensch sich noch versprechen kann, auf ein merkwürdig geringes Maß zurück. Seinen Berechnungen zufolge soll man im Alter von 35 bis 40 Jahren nur noch auf 20 weitere Lebensjahre rechnen können; im Alter von 40 bis 45 Jahren nur noch auf 18 Jahre; im Alter von 50 bis 55 Jahren nur noch auf 9 Jahre. Die auf neueren Erfahrungen beruhenden Berechnungen stellen dem 40jährigen Menschen noch 29 Jahre in Aussicht, und dem, der das 50ste Jahr erreicht hat, noch 21 Jahre. In Australien sind die Menschen mit 40 Jahren schon alt und überschreiten selten das 50ste Jahr. Die Wilden sind nicht stärker, als die Kulturmenschen; im Gegentheil, die Stärke steht im geraden Verhältniß mit der Civilisation. In Zahlen ausgedrückt, ist die Stärke: 58,° bei den Bewohnern von Timor, 50,° bei den Bewohnern von Neu-Holland, 69,° bei den Franzosen und 71,° bei den Engländern.

Wir haben einen kurzen Ueberblick über die vornehmsten physischen Verschiedenheiten, die man zwischen den Menschen bemerkt, gegeben; man sieht: dieselben sind bedeutend genug und wohl geeignet, zahlreichen Eintheilungen des Menschengeschlechts zur Grundlage zu dienen. Und doch meinen manche Schriftsteller, daß diese physischen Verschiedenheiten unwesentlich seien, daß in Bezug auf den Menschen nur die moralischen Eigenschaften, die intellektuellen Fähigkeiten zu berücksichtigen seien. Nun aber, sagen sie, hat man bei allen Menschen gesellschaftliche Einrichtungen von derselben Natur angetroffen; Alle kennen den Unterschied von Gut und Böse; Alle glauben an Gott, an Strafen und Belohnungen nach dem Tode; bei den rohesten Naturmenschen in Neu-Holland findet man dem Keime nach alle Gefühle und Vorstellungen, welche, durch die Kultur ausgebildet, bei den anderen Völkern die edelsten Erscheinungen der menschlichen Natur hervorrufen; Alle, ohne Unterschied ihres Wuchses oder ihrer Hautfarbe, zeigen die Liebe, den Zorn, den Haß und die Freundschaft. In den eisigen Steppen Sibiriens und in den glühenden Wüsten Afrika's werden die Menschen durch dieselben Begierden, durch dieselben Abneigungen zum Handeln getrieben. Sie haben alle dieselbe Natur, wenn auch nicht dasselbe Maß von Intelligenz. Alle haben vom Himmel jene herrliche Gabe empfangen, welche dem Menschen seine ganze Stärke, seine ganze Macht, seine ganze Größe giebt, vermöge deren er im Stande ist, allgemeine Vorstellungen zu bilden und seinem Gedächtniß leicht einzuprägen, vermöge deren die Individuen im Stande sind, in Verkehr mit einander zu stehen. Diese Aehnlichkeit, diese Gleichheit aller Menschen, sagt man, muß allein berücksichtigt werden. Der Mensch ist ein intelligentes Wesen; wer den Menschen zum Gegenstand seiner Forschung macht, muß sich mit der Intelligenz beschäftigen; auf dieser Grundlage allein müssen die Eintheilungen des Menschen-Geschlechts beruhen, und da diese Fähigkeit bei allen Menschen dieselbe ist, so muß man annehmen, daß alle Menschen einer und derselben Art angehören, und daß die zwischen den Menschen gemachten Unterschiede vorübergehend und ohne wesentliches Interesse sind. Diese Ansicht ist in gewisser Beziehung wahr. Die Intelligenz und die Sprache sind wirklich Fähigkeiten, die zwischen den Menschen und Thieren eine unübersteigliche Kluft bilden. Aber wenn auch alle Menschen durch diese Fähigkeiten von den Thieren unterschieden sind, so folgt daraus nicht, daß sie alle gleich sind, und daß es in Beziehung auf eben diese Fähigkeiten nicht bedeutende Unterschiede geben sollte. Daraus, daß alle Menschen einer gewissen Kultur fähig sind, was übrigens auch nicht einmal außer Zweifel gesetzt ist, schließt man auf die Gleichheit; aber wir haben diese Kultur von Niemanden empfangen; wir haben sie uns selbst gegeben; wir verdanken sie unseren eigenen Kräften, den Anstrengungen unserer Intelligenz. Warum stehen nicht alle Völker auf derselben Stufe der Bildung? — Folgt daraus, daß ein Neger rechnen lernen kann, gleich auch dies, daß er, wie Newton, den binomischen Lehrsatz auffinden kann? — Wenn der Hottentotte dieselben Fähigkeiten hat, wie der Europäer, warum hat er nicht die Buchdruckerkunst und die Dampfmaschine erfunden? — Sollten hier nicht tief greifende und unveränderliche Verschiedenheiten vorliegen, auf welche genaue Eintheilungen des Menschengeschlechts zu begründen wären?

Wir freilich meinen, daß eine gute Eintheilung auf den Verschiedenheiten des Organismus beruhen müßte. Uebrigens aber ist es wahrscheinlich, daß man auf beiden Wegen zu demselben Ergebniß kommen wird. Wir wollen uns nur mit den Verschiedenheiten des Organismus beschäftigen und sehen, ob dieselben permanente sind. Viele Physiologen, unter ihnen auch Herr Hollard, halten die schon von Herrn Prichard in einem berühmten Buche aufgestellte Ansicht fest, der zufolge die verschiedenen Klimate, Einrichtungen und Gewohnheiten der Nationen alle Verschiedenheiten bewirkt haben sollen. Die Erfahrung lehrt, daß der Zustand der Wildheit und die Kultur auf die äußeren Körperformen einen sehr verschiedenen Einfluß ausüben. Die Hausthiere haben Farben und selbst Formen, die sehr verschieden sind von denen, welche dieselben Thiere haben, wenn sie in der Wildheit leben. Die wilden Katzen sind alle grau und schwarz gestreift. Die in den Ebenen Amerika's sich selbst überlassenen Pferde nehmen bald Eigenschaften an, welche sie von den Pferden in unseren Ställen unterscheiden. Ihr Haar wird länger, gröber, buschiger; ihr Huf verhärtet sich; auch ihre Farbe verändert sich; nach einer oder zwei Generationen sind sie alle dunkelbraun. Aber auch der Knochenbau der wild gewordenen Thiere verändert sich. Zwischen dem Schädel des Schweins in den Ställen und dem des wilden Schweins besteht nach Blumenbach derselbe Unterschied, wie zwischen dem Schädel des civilisirten Weißen und dem des Negers. Herr Solger hat bemerkt, daß bei den Hindus der Beinknochen sehr lang ist; dasselbe hat man an den meisten Schweinen der Normandie bemerkt; aber man hat diese deshalb nicht zu einer besonderen Spezies gemacht. Die wilden Hunde bellen nicht. Zwei von dem Reisenden Mackenzie von Amerika nach England gebrachte Hunde blieben ihr Lebenlang stumm. Ihre Jungen bellten sogleich, als sie zur Welt gekommen waren. Die Schafe erfahren auch bedeutende Veränderungen in ihrem Bau, in der Natur ihrer Wolle, in der Gestalt und sogar in der Zahl ihrer Hörner, ohne daß man daran denkt, deshalb mehrere Arten unter ihnen zu unterscheiden. In Bezug auf diese und ähnliche Erfahrungen fragen manche Naturforscher: Warum soll man nicht die Ursache der dunklen Farbe des Negers in der Sonnenhitze der tropischen Länder, die Ursache seiner Schädelformation und der Länge seiner Gliedmaßen in seinem wilden Leben, die Ursache des wollartigen Haares in seiner Gewohnheit, im Walde zu leben, finden! — Bemerken wir nicht täglich, daß die Landleute eine gebräuntere Haut, eine größere Kraft und festere Knochen haben, als die Städtebewohner! — Sind die Verschiedenheiten zwischen einem Neger und einem Europäer, einem Mongolen und einem Amerikaner bedeutender, als diejenigen, welche zwischen einem dänischen Hund und einem Pudel, zwischen einer wilden Katze und einer Hauskatze stattfinden!

Diese Betrachtungsweise wäre vortrefflich, wenn man wirklich die Erfahrung gemacht hätte, daß die Klimate auf die Menschen eben so wirken, wie auf die Thiere, wenn wirklich die Verschiedenheiten, die wir in dem menschlichen Typus finden, mit den Veränderungen, welche die Thiere erfahren, verglichen werden könnten; aber der Wechsel des Klimas bewirkt bei den Thieren keine bedeutendere Veränderungen, als solche, wie sie der Mensch erfährt, wenn er einen kahlen Kopf bekommt oder wenn er stark oder mager wird; er bewahrt in diesen Fällen die charakteristischen Züge, an denen man ihn wiedererkennt. Wären die Verschiedenheiten der Menschenracen auf den Einfluß des Klimas und der Civilisation zurückzuführen, so müßte in allen Gegenden der Erde, wo das Klima dasselbe ist, wo die Gewohnheiten, die Sitten ähnliche wären, die Organisation der Bewohner dieselbe sein. Wenn der Zustand der Wildheit hinreichte, die Farbe der Menschen, wie die der Pferde, zu verändern, so würde die Farbe der Bewohner eines Landes in dem Maße heller sein, als ihre Einrichtungen vollkommener wären. Aber nun sind die gelben Völker keineswegs überall den weißen in Bezug auf Kultur nachstehend. Manche schwarze Völker haben eine bedeutend vorgeschrittene Kultur gehabt. Es existirt in Amerika ein Volksstamm, der fast weiß ist, aber dabei den Aberglauben, die Unwissenheit, die Rohheit der wildesten Völkerstämme hat. Wollte man die Verschiedenheiten der Menschenracen auf den Einfluß des Klimas zurückführen, so müßte man dies durch Beispiele von Veränderungen, welche Racen erfahren haben, belegen können. Aber etwas Unwandelbareres giebt es auf der Erde nicht, als die Physiognomie eines jeden Volkes. Nach dem Zeugniß aller Geschichtschreiber, aller Gemälde, aller Statuen haben die verschiedenen menschlichen Typen zu allen Zeiten bestanden. Tacitus sagt, daß die Deutschen roth sind; und man kann sich heute noch leicht überzeugen, daß diese Farbe bei den Deutschen häufiger vorkömmt, als bei allen anderen Völkern. Die Griechen haben die Schönheit ihrer Vorfahren bewahrt. Man findet sogar in den verschiedenen Städten Griechenlands immer noch die verschiedenen Arten von Schönheit, die durch die alten Dichter berühmt sind. Die Frauen von Sparta sind immer noch blond und schlank; die vom Taygetus haben noch immer die Gestalt der Pallas; die Frauen von Messene haben noch immer ihre Körperfülle, ihre großen Augen und ihre schwarzen Haare. Im Verlauf von Jahrtausenden hat sich im äußeren Habitus der verschiedenen Racen nichts Wesentliches verändert. Mögen sie noch so sehr umhergewandert sein, die Völker behalten immer ihren charakteristischen Habitus. Die auf den Gräbern der ägyptischen Könige dargestellten Juden scheinen die Portraits der Juden zu sein, die wir heutzutage sehen. Die Volks-Unterschiede haben sich eher vermindert, als gesteigert — ein sicherer Beweis, daß sie nicht den Klimaten zuzuschreiben sind, da diese die Unterschiede immer schärfer ausprägen müßten. Weit entfernt, sich den

Klimaten zu unterwerfen und durch sie sich verändern zu lassen, scheint der Mensch durch seinen Willen auf sie zu wirken, das Land, welches ihm gegeben ist, umzubilden, der Natur seinen Geschmack und seine Bedürfnisse aufzudringen und, so zu sagen, seinen Himmel mit sich zu tragen. Die Beispiele einer solchen Beständigkeit der Typen inmitten der verschiedensten äußeren Umstände sind zahlreich. Nach Herrn Fregoinet findet man im südlichen Amerika, unter dem 55sten Grad südl. Breite, in einem sehr kalten Klima, Menschen, die eben so schwarz sind, wie die Aethiopier. Auf der Küste von Angola, am Meerbusen von Guinea, haben sich die Portugiesen seit drei Jahrhunderten niedergelassen, und sie sind nicht dunkler an Farbe geworden, als es die heutigen Bewohner von Portugal sind. Die Lappländer und die Grönländer, unter einem eisigen Himmel lebend, haben eine viel braunere Haut, als die Malaien, welche die heißesten Gegenden der Erde bewohnen. Wenn das Klima den Einfluß wirklich ausübte, den man ihm zuschreibt, so würden die nach Europa gebrachten Neger und Negerinnen, oder wenigstens ihre Nachkommen, zuletzt ganz weiß werden müssen. Der Einwand, daß die Landbewohner einen dunkleren Teint haben, als die Bewohner der Städte, hat Nichts zu bedeuten; die Kinder kommen auf dem Lande eben so weiß zur Welt, wie in der Stadt. Der dunklere Teint der Landleute kömmt auch gar nicht von derselben Ursache her, wie die schwarze Hautfarbe der Neger. In dem Theil der menschlichen Haut, welche Dermis heißt, befindet sich eine Schicht, welche die Pigmentärschicht genannt wird; diese ist farblos bei den Europäern, schwarz bei den Aethiopiern, kupferfarbig bei den Amerikanern. Der gebräunte Teint der Landleute ist nicht einer dunkleren Färbung dieser Hautschicht zuzuschreiben, sondern einer Einwirkung, welche die Sonne auf die Epidermis (die äußere Haut) ausübt. Die Richtigkeit dieser Erklärung wird durch den Umstand bestätigt, daß der Teint der Landleute während ihrer Krankheiten so leicht wieder heller wird. — Alle Kolonisten bewahren die Eigenschaften, die sie vor der Auswanderung gehabt. Die seit Jahrhunderten im südlichen Theil Afrika's angesiedelten Holländer sind nicht Hotentotten geworden und sind auch nicht im Begriff, es zu werden. Wenn die Ansicht, die wir eben prüfen, gegründet ist, wie kömmt es, daß Amerika mit seinen so verschiedenen Klimaten nur mehr oder weniger rothe Raçen hervorgebracht hat?

Also die Klimate, die Natur der Einrichtungen, die äußeren Verhältnisse aller Art haben keinen entschiedenen Einfluß auf die physischen Eigenschaften der Menschen. Einige Physiologen, sich genöthigt sehend, dies zuzugestehen, haben nun andere Ursachen für die menschlichen Verschiedenheiten gesucht; sie haben dieselben dem Zufall zugeschrieben. Mittelst der Zeugung sollen Abweichungen in dem Habitus zum Vorschein gekommen und fortgepflanzt worden sein. Prichard erzählt, daß im Jahre 1791, auf dem Pachthof Seth Wright's, ein Mutterschaf ein Junges geworfen, welches einen längeren Körper und kürzere Beine hatte, als die anderen Individuen seiner Raçe. Es gelang, durch Paarungen diese Unregelmäßigkeit fortzupflanzen; nach Verlauf einiger Jahre hatte man eine neue Raçe von Schafen, die man die Fischotter-Raçe nennt. Eben so hat man eine Raçe von Schweinen mit sehr kurzen Füßen und mit der Eigenschaft, sehr leicht fett zu werden, erhalten. (Schluß folgt.)

Aegypten.

Altägyptisches Kalenderwesen.

Herr de Rougé, der ausgezeichnetste unter den jetzigen französischen Aegyptologen, machte im Jahre 1852, als er die Beweisstücke von den ägyptischen Monumenten der verschiedenen Zeitalter über den Sirius oder, wie die Aegypter ihn nannten, Sothis gesammelt hatte, die Bemerkung, daß das Fest der Rückkehr dieses Gestirns oder seines Austrittes aus dem Sonnenlichte (seines heliakischen Aufganges) in dem Verlauf der ägyptischen Jahre an verschiedenen Tagen gefeiert wurde. Er fand zwei dieser Feste mit ihren Tag-Angaben in dem unbestimmten Jahre verzeichnet, und sie boten, mit Hülfe einer rückwärtsschreitenden Berechnung, die Möglichkeit einer Feststellung absoluter Zeit-Angaben dar. — Noch ein anderes Monument schien dem Herrn de Rougé ein drittes Datum derselben Art an die Hand zu geben. In den Königsgräbern zu Theben fand sich eine Art Kalender, worin Champollion ein Verzeichniß von Gestirnen signalisirte, deren vierzehntägiger Aufgang durch das ganze Jahr angegeben schien. Hier ward nun Sothis am funfzehnten Tage des Jahres in der zwölften Nachtstunde zum ersten Male namentlich angeführt, und Rougé glaubte in dieser Anzeige ein von jenen beiden Daten verschiedenes drittes Datum des heliakischen Aufganges dieses Gestirns zu sehen. . . . . .

Die allseitige Prüfung dieser neuen Beweisstücke ist der Gegenstand der beiden schönen Denkschriften des Herrn Biot im vierundzwanzigsten Bande der Sammlung der „Académie des sciences".*) — Nachdem der ehrwürdige Gelehrte die Irrthümer und Ungewißheiten, in die ein solcher Kalkül leicht gerathen kann, besprochen hat, setzt er die älteste Erwähnung des Sothisfestes in das Jahr 1440 v. Chr. Der Kalender, der es anführt, trägt die Wappenzier des Königs Thutmes III. aus der achtzehnten Dynastie. Dieses Datum würde nun unumstößlich festgestellt sein, wenn die Inschrift bestimmt aussagte, daß das Denkmal ein Werk Thutmes' III. sei. Leider ist es nur Fragment, und wenn auch nicht über das Datum des Kalenders, so dürfte doch noch einiger Zweifel darüber bleiben, ob er der Regierung Thutmes' III. zuzuschreiben sei. — Das zweite Sothisfest fällt, nach der Angabe, auf den ersten Tag des Jahres unter Ramses III., den man allgemein an die Spitze der zwanzigsten Dynastie stellt. Biot weist ihn in das Jahr 1300 v. Chr. — Die dritte Angabe der Sothisfeier am funfzehnten Tage des Jahres unter Ramses VI. dürfte, sechzig Jahre jünger, in das Jahr 1240 v. Chr. zu setzen sein. Das Monument, auf dem diese Angabe verzeichnet ist, hat aber dem Herrn Biot Gelegenheit zu einer zweiten Arbeit oder, besser, zu einem neuen Sieg für die Wissenschaft gegeben. Er hat es unternommen, für Alles, was der ägyptische Beobachter, der Verfasser des gemalten Kalenders in der Gruft Ramses' VI, gesehen und aufgezeichnet hat, den streng mathematischen Beweis zu führen, und es wäre ihm durchgehends gelungen, wenn sich das Gemälde unter der zerstörenden Einwirkung der Jahrhunderte überall unverletzt erhalten hätte. Von Sothis-Sirius, als von einem festen, unwandelbaren Punkte ausgehend, verfolgt er den Lauf dieses Gestirns von Halbmond zu Halbmond bis zu seinem letzten heliakischen Aufgang und zeigt aufs evidenteste, daß der ägyptische Beobachter nur das wirklich Beobachtete aufgezeichnet habe. Alsdann zu den Gestirnen, die dem Sirius nach gewissen Zeitzwischenräumen, wie sie auf dem Gemälde angedeutet sind, voranziehen oder nachfolgen, übergehend, identifizirt er, durch eine über allen Zweifel erhabene Methode, einen großen Theil des ägyptischen Himmels. — Man muß diese Memoiren ganz und mit Bedacht lesen, um all die Schwierigkeiten dieser Arbeit zu begreifen, um die Sicherheit der Methode, die Beharrlichkeit des Forschens, wodurch dieser greise Meister der Wissenschaft seine Aufgabe löst, zu bewundern. Diese Frische und Nervigkeit des Gedankens, gepaart mit lichtvoller Darstellung und gesteigerter Vollendung des Ausdrucks, in einem Alter, das nach dem gewöhnlichen Naturgesetz der Entkräftung und dem Verfall zusinkt, ist fürwahr eine bewundernswerthe Erscheinung.

Mannigfaltiges.

— **Heinrich Heine und der deutsche Nachdruck.** Herr Dr. Heine in Paris schreibt uns mit Bezug auf die in der Augsburger „Allg. Zeitung" abgedruckte Uebersetzung seiner „Geständnisse", nach einem Artikel der Revue des deux Mondes, daß er jede deutsche Rückübersetzung seiner in Frankreich, in französischem Gewande, erscheinenden Schriften für unberechtigt erkläre und demnach jeden Anspruch für die ihm und seinen deutschen Verlegern, Herren Hoffmann und Campe in Hamburg, daraus entstehende Rechtsverletzung diesen und sich selbst vorbehalte. Herr Dr. Heine schreibt uns ferner, daß demnächst bei Michel Levy Frères in Paris ein Band seiner gesammelten, ins Französische übersetzten Schriften unter dem Titel „De l'Allemagne" erscheinen werde, in welchem die obengedachten „Geständnisse" das Schlußkapitel bilden. Es darf wohl erwartet werden, daß der Vorgang der „Allg. Zeitung" keine Nachahmer finden und daß man den übrigen Inhalt des Buches „De l'Allemagne" in Deutschland nicht eben so verballhornen werde, wie es mit dem Schlußkapitel in Augsburg geschehen.

— **Prescott's „Philipp II."** Von dem längst erwarteten Werke des berühmten amerikanischen Geschichtschreibers W. H. Prescott über Philipp II. werden die zwei ersten Bände nächstens in London erscheinen. Das Ganze wird aus sechs Bänden bestehen, von welchen je zwei Bände in Zwischenräumen von zwei Jahren herauskommen sollen, und wofür der Verleger Bentley, wie das Athenaeum anführt, dem Verfasser ein Honorar von nicht weniger als sechstausend Pfund Sterl. (vierzigtausend Thaler preuß.) zugesichert hat. Diese neue Arbeit Prescott's schließt sich gewissermaßen seinen frühern Geschichtswerken über die Regierung Ferdinand's und Isabella's und die Eroberungen der Spanier in Amerika an, und nach den langjährigen gewissenhaften Studien, die er ihr gewidmet, ist man berechtigt, eine wichtige Bereicherung der historischen Literatur von ihr zu erwarten.

*) Recherches des quelques dates absolues, qui peuvent se conclure des dates vagues inscrites sur les monuments égyptiens. — Sur un calendrier astronomique trouvé à Thèbes en Egypte, dans les tombeaux de Ramsès VI. et de Ramsès IX., par M. Biot.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

2. Mariupol.

Weiter nach Nordosten an der Asov-Küste begegnen wir der Stadt Mariupol, 1780 von aus der Krim eingewanderten Griechen an der Mündung des Flusses Kalmius gegründet, mit herrlicher Rhede.

Export im Jahre	1843 ..	124,860 Tschetw. Weizen.
" " "	1844 ..	156,242 " "
" " "	1845 ..	159,838 " "
" " "	1846 ..	198,895 " "
" " "	1847 ..	466,992 " "
" " "	1848 ..	88,590 " "
" " "	1849 ..	72,030 " "
" " "	1850 ..	110,908 " "
" " "	1851 ..	80,671 " "
" " "	1852 ..	265,236 " "
	Zusammen ..	1,724,462 Tschetw. Weizen,
	durchschnittlich jährlich	172,446 Tschetwert,

fast ausschließlich arnautischer Weizen und von den Griechen in der Umgebung Mariupols produzirt.

3. In Taganrog.

Wie Odessa am Schwarzen, so bildet Taganrog am Asovschen Meere den Mittelpunkt des Handels-Umsatzes überhaupt, wie des Getraide-Exports insbesondere. Der Erbe des alten Tanais, das gehätschelte Kind Peter's des Großen, nach dem Frieden von Kutschuk-Kainardschi regelmäßig aufgebaut, übertraf es lange Zeit alle Märkte am Schwarzen und Asovschen Meere in der Ausfuhr russischer Erzeugnisse, und eine Verminderung des Handels trat erst durch die Nebenbuhlerschaft nicht allein von Odessa, sondern auch von Theodosia, Eupatoria, später von Mariupol und Berdiansk ein; der Handel mit Eisen sank zugleich im südlichen Rußland in dem Maße, daß, statt einer halben Million Pud, an der Taganroger Börse nur 2—3000 Pud dieses Metalls erschienen. Der Getraide-Export Taganrogs stellt sich in folgender Tabelle dar:

	Weizen. Tschetw.	Roggen. Tschetw.	Gerste. Tschetw.	Hafer. Tschetw.	Mehl. Tsch.
Im Jahre 1824 ..	95,203 ..	— ..	4 ..	— ..	—
" " 1825 ..	187,538 ..	1,350 ..	10 ..	— ..	—
" " 1826 ..	137,295 ..	220 ..	— ..	15 ..	—
" " 1827 ..	313,884 ..	650 ..	13 ..	17 ..	—
" " 1830 ..	437,566 ..	— ..	1,592 ..	6,730 ..	—
" " 1831 ..	313,243 ..	1,560 ..	3,676 ..	7 ..	—
Zusammen ..	1,481,728 ..	3,780 ..	7,295 ..	6,769 ..	—
Im Jahre 1832 ..	352,041 ..	1,050 ..	3,440 ..	183 ..	—
" " 1836 ..	263,261 ..	2,525 ..	907 ..	68 ..	—
" " 1837 ..	289,051 ..	1,590 ..	— ..	22 ..	—
" " 1838 ..	286,020 ..	1,800 ..	— ..	— ..	—
" " 1839 ..	553,291 ..	2,500 ..	3,170 ..	5 ..	—
" " 1840 ..	353,259 ..	— ..	120 ..	— ..	—
Zusammen ..	2,096,923 ..	9,465 ..	7,637 ..	278 ..	—
Im Jahre 1841 ..	334,975 ..	— ..	— ..	— ..	—
" " 1842 ..	427,316 ..	— ..	— ..	— ..	—
" " 1843 ..	341,189 ..	— ..	— ..	275 ..	—
" " 1844 ..	407,076 ..	11,265 ..	— ..	4,920 ..	—
" " 1845 ..	287,852 ..	3,000 ..	30 ..	130 ..	—
" " 1846 ..	293,041 ..	3,090 ..	— ..	— ..	—
Zusammen ..	2,091,349 ..	17,355 ..	30 ..	5,325 ..	—*)
Im Jahre 1847 ..	756,919 ..	20,726 ..	1,200 ..	— ..	889
" " 1848 ..	300,796 ..	1,831 ..	— ..	— ..	109
" " 1849 ..	249,410 ..	— ..	— ..	— ..	370
" " 1850 ..	348,926 ..	— ..	— ..	— ..	505
" " 1851 ..	385,711 ..	— ..	236 ..	— ..	1,821
" " 1852 ..	653,490 ..	6,570 ..	300 ..	— ..	396
Zusammen ..	2,602,252 ..	29,127 ..	1,736 ..	— ..	4,090

Ueberhaupt an Getraide in den bezeichneten Jahren exportirt: 8,458,148 Tschetwert, oder nach sechsjähriger Zusammenstellung:

1824—1831 ..	1,502,572 Tschetwert, durchschnittlich im Jahre	250,428
1832—1840 ..	2,114,312 " " " "	352,385
1841—1846 ..	2,114,059 " " " "	352,343
1847—1852 ..	2,727,205 " " " "	454,534.

Hierin liegt der Beweis, daß die Befürchtungen der Asovschen Kaufmannschaft in den dreißiger Jahren nicht am Orte waren, und eben so die Erwartung, daß dem Taganroger Hafen eine günstige Zukunft bevorsteht, da schon in der zweiten Periode, als die Nachbarn Taganrogs: Rostov, Mariupol und Berdiansk, alle Kräfte zum Wetteifer aufboten, doch der Getraide-Export im Vergleich zur ersten Periode um 40 pCt. stieg. Die dritte Periode zeigt kein Steigen; wohl eine Folge der Miß-Aerndten in der Umgegend, welche bis 1839 sich wiederholten, und desto mehr die Lebhaftigkeit der Industrie in diesem Landstriche bezeichnend. In der letzten Periode aber wuchs die Ausfuhr von landwirthschaftlichen Produkten im Allgemeinen im Vergleich zu der in der ersten Periode um 81 pCt.

*) In den ausgeschlossenen Jahren

	Weizen.	Roggen.	Gerste.	Hafer.
1828 ..	36,370 ..	— ..	4 ..	—
1829 ..	16,050 ..	— ..	— ..	—
1833 ..	54,152 ..	— ..	— ..	—
1834 ..	58,420 ..	— ..	— ..	321
1835 ..	247,730 ..	850 ..	340 ..	1,971
Zusammen ..	412,722 ..	850 ..	344 ..	2,292.

4. Rostov am Don

nimmt unstreitig den ersten Platz unter den an Flüssen belegenen Städten Süd-Rußlands ein; es kann füglich ein Nachtreter Taganrogs genannt werden, der einen großen Theil des Handels, besonders mit Eisen und Wolle, geerbt hat. A. Skalkowski hat die Geschichte dieser schon hundertjährigen Stadt und ihre Handelskräfte im „Journal des Min. der inneren Angel." (Theil 19. 1847.) beschrieben. Schon im Jahre 1807 versprach Rostov einigen Fortschritt, als durch einen kaiserlichen Ukas vom 31. November 1807 der Monarch, die Wichtigkeit von Rostov, Nachtschewan und Mariupol zum Besten des Taganroger Handels verkennend, jene Städte in Handels- und Quarantaine-Angelegenheiten dem Stadthaupte von Taganrog zuwies. Demnach war Rostov bis 1835, als hier eine Ausfuhrstätte errichtet wurde, ein untrennbarer Theil von Taganrog ohne selbständige Bedeutung. Leider besitzen wir keine Nachrichten über den Getraide-Export aus diesem Hafen seit der Einrichtung des Zollhauses, und können wir nur folgende Tabelle vorlegen:

Export in Tschetwerten.

	Weizen.	Roggen.	Gerste.	Hafer.
Im Jahre 1843 ..	61,299 ..	3,150 ..	— ..	3,936
" " 1844 ..	98,206 ..	24,360 ..	— ..	5,929
" " 1845 ..	96,505 ..	2,853 ..	1,750 ..	—
" " 1846 ..	163,386 ..	9,288 ..	— ..	—
" " 1847 ..	328,709 ..	20,475 ..	— ..	—
" " 1848 ..	115,098 ..	6,216 ..	— ..	—
" " 1849 ..	35,252 ..	— ..	— ..	—
" " 1850 ..	129,687 ..	— ..	— ..	—
" " 1851 ..	99,977 ..	115 ..	2,700 ..	—
" " 1852 ..	443,358 ..	21,300 ..	2,075 ..	—
Zusammen ..	1,571,477 ..	87,757 ..	6,525 ..	9,865;

in den ersten fünf Jahren wurden also 819,816 Tschetw., in den zweiten 854,778 Tschetw. exportirt, der Export stieg demnach um 4 pCt. Auch in Rostov ist vorzugsweise Weizen verschifft worden, während Leinsaat der Hauptgegenstand des Handels-Umsatzes an diesem Platze ist.

(Schluß folgt.)

Syrien.

Die Religion der Nussarieh.

Die Nussarieh, nach der allgemeinen Annahme Abkömmlinge der Perser, bewohnen die Gebirge von El-Kelbieh, die sich von Tripoli in Syrien bis nach Adanah erstrecken. In der letzteren Stadt, wie in Antiochien, sind sie sehr zahlreich, und mehrere unter ihnen bekennen sich scheinbar zum Islam, wodurch es Manchem gelungen ist, was sie eben dabei bezweckten, die höchsten Aemter zu bekleiden.

Ihre Religion ist ein wüstes Gemisch von Heidenthum, Judenthum, Christenthum und Islam. Sie glauben an die prophetische Natur Jesu Christi; in ihren gewöhnlichen Unterhaltungen mit Christen führen sie den Namen der Apostel im Munde, für die sie eine hohe Verehrung zur Schau tragen; eben so citiren sie allerlei Stellen aus dem Evangelium und den Psalmen David's; gleich den Moslemim, ist ihnen der Name der Maria heilig; sie feiern Weihnachten und Neujahr nach dem Julianischen Kalender. Sie berufen sich aber auch auf den Islam, verabscheuen jedoch das Gedächtniß Omar's und Abu-Bekr's. Sie glauben an den heiligen Geist des Korans, der, nach ihrer Behauptung, einem Muhammed, Propheten ihrer Sekte, keineswegs aber dem arabischen Muhammed, geoffenbart worden; diesen zeihen sie vielmehr des Betruges und geben ihm den possierlichen Ekelnamen: der Räudige (akrah).

Was man als das Wesentliche ihrer Religion zu ergründen vermochte, ist etwa Folgendes: Sie zerfallen in vier Sekten: Schamsi, Kamasi, Kelleisi, Schemalli. Die Schamsi beten die Sonne, die Kamari den Mond an; beiden Weltkörpern geben sie den Namen: Ali-el-ôla (Höchster der Höhe) oder Emir-el-Nahl (Fürst der Bienen), weil die Sterne um sie kreisen, wie der Bienenschwarm um den Weisel. Das Empyräum ist ihr Paradies, jeder Stern die Seele eines Auserwählten. Sie glauben übrigens an die Seelenwanderung. Die Seelen der Guten, nachdem sie in die Leiber edelgearteter Thiere, besonders in die der Vögel, übergegangen sind, werden zu Sternen; die Seelen der Bösen dagegen hausen in unreinen Thieren und in Lastvieh, bevor sie in das Empyräum gelangen.

derholen. Ein drittes, noch abgeschmackteres Mittel bestand darin, einen Umschlag von pulverisirtem Knoblauch und anderen Kräutern auf den vierten Finger der linken Hand zu legen und ihn mit einem Kohlblatt festzubinden; der hierdurch verursachte Schmerz werde dem Fieber mit Erfolg entgegenwirken. Endlich wurde mir empfohlen, jeden Morgen und Abend drei rohe Eier zu essen, welchen Rath ich auch wirklich auf der Heimreise befolgte, und muß ich gestehen, daß das Fieber mich seitdem verlassen hat, obgleich ich es nicht gerade diesem Mittel zuschreibe."

In Strelna, der Residenz des Großfürsten Konstantin, hatte Lieutenant Royer das Glück, der Gemahlin Sr. kaiserl. Hoheit vorgestellt zu werden, die er als schön, liebenswürdig und etwa dreiundzwanzig Jahr alt schildert. Bald nachher trat auch der Großfürst ein, der sich in höchst schmeichelhafter Weise über den kecken Rekognoscirungszug der englischen Schiffe „Arrogant" und „Hekla" im Finnischen Meerbusen äußerte. „Wissen Sie, was Ihre Landsleute gethan haben?" fragte er den Verfasser. Dieser antwortete verneinend. „Nun", sagte der Großfürst, „von allen kühnen Seemannsstreichen ist diese Operation des Capitain Hall, der seinen Dampfer in feindlichem Lande sieben Meilen weit eine schmale Bucht hinaufführte, der verwegenste. Ich kann nicht umhin, selbst bei einem Feinde solche Tapferkeit zu bewundern."

Zum Schlusse erhielt der gefangene Engländer eine Audienz beim Kaiser von Rußland selbst, von dem er folgendes Bild entwirft: „Der Kaiser stand in der Mitte des Zimmers, in die einfache dunkelblaue (!) Uniform eines Obergenerals gekleidet, mit einem einzigen weiß emaillirten Kreuz im Knopfloch. Es war dies, wenn ich nicht irre, das Kreuz des Georgen-Ordens, der nur an Personen verliehen wird, die ihrem Vaterlande wichtige Dienste geleistet haben. Wie ich glaube, hat Se. kaiserl. Majestät die höchste Klasse dieses Ordens nicht angenommen, die von Männern, wie Paskewitsch, Woronzov ꝛc., getragen wird und die sich durch ihre Größe von dem Kreuze unterscheidet, welches ich an der Brust des Kaisers bemerkte. Ich erwartete, einen schönen, hochgewachsenen Mann zu sehen, war aber nicht darauf gefaßt, den Monarchen in Wuchs und Anstand den gewöhnlichen Menschen so weit überlegen zu finden. Nach seinem Aeußern hätte ich ihm höchstens funfzig Jahre gegeben, und sein Gesicht verrieth keine besondere Spuren von Sorge, wenigstens nicht mehr, als bei den meisten Personen seines Alters bemerkt werden. Seine Züge sind schön und regelmäßig, sein Haupt in der Mitte kahl, und sein Auge drückt eine Milde aus, die mit seinen Worten in vollkommenem Einklang stand."

Der Verfasser hatte später Gelegenheit, dem Gottesdienst in der kaiserlichen Kapelle beizuwohnen. „Die Kaiserin", berichtet er, „nahm einen Sitz zu meiner Linken ein; der übrige Theil der Versammlung stand während der ganzen Zeit des Gottesdienstes. Ihre Majestät war sichtbar leidend und erhob sich nur bei einzelnen Gebeten; die Damen des Hofes befanden sich hinter ihr und dem Kaiser. Die kaiserliche Familie stand rechts, auf der entgegengesetzten Seite der Kapelle, hinter ihr die Generalität, in der Mitte die Minister, neben dem mir angewiesenen Platze. Drei von viereckigen Pfeilern gestützte Bogen trennten die kaiserliche Familie von ihrem Gefolge. Den Dienst verrichteten zwei Priester, in prächtige Gewänder von Grün und Gold gekleidet und mit Bischofsmützen auf dem Kopf. Einer von ihnen stand jenseit des Altarblattes, dessen Mittelthür offen war, der Andere in der Kapelle, ein Buch in der Hand, aus welchem er Stellen aus der heiligen Schrift vorlas. Der Chor wurde von funfzig Männern und Knaben gebildet, von welchen fünfundzwanzig auf jeder Seite des Altars standen. Ich konnte mich zuerst kaum davon überzeugen, daß der Gesang nicht von Instrumental-Musik begleitet werde; denn die Intonation war so vollkommen und die verschiedenen Stimmen verschmolzen sich zu einer so mächtigen Harmonie, daß sie den schwellenden Tönen der Orgel glichen, was dem Gottesdienst eine unbeschreibliche Feierlichkeit verlieh. Zu Zeiten ward das Altarblatt geschlossen, vermuthlich während der Consecration der Hostie; dann traten auch zwei Gehülfen durch Seitenthüren ein, mit brennenden Rauchfässern, die sie dem Priester überreichten, welcher sie dreimal nach der Versammlung hin schwenkte, wobei letztere sich wiederholt bekreuzte. Während des Gottesdienstes wurde ich einmal der Aufmerksamkeit des Kaisers gewürdigt; ein anderes Mal richteten sich die Augen aller Anwesenden auf mich — wahrscheinlich beteten sie um Erlösung von ihren Feinden."

Der Gefangene erhielt endlich die Erlaubniß, Rußland zu verlassen, wurde als Zeichen des Wohlwollens mit einem Degen beschenkt und ersucht, nach seiner Heimkehr ein gutes Wort für die Russen einzulegen und den Engländern zu versichern, „daß sie nicht solche Barbaren seien, wie sie von den Zeitungen dargestellt würden." Trotz aller dieser Freundlichkeit jedoch wurde dem Lieutenant ein Polizeibeamter zugesellt, der seine Schritte bewachte und alle seine Aeußerungen zu kontroliren schien.

Frankreich.

Ueber die menschlichen Raçen.

(Fortsetzung.)

Bei den Menschen aber sind solche Beispiele fast nirgends nachzuweisen. Das folgende dürfte ganz vereinzelt dastehen und wenig Beweiskraft haben. Im Jahre 1731 stellte man der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu London einen in Suffolk gebornen Knaben von vierzehn Jahren vor, dessen ganzer Körper mit einer Art Panzer von dunkler Farbe bedeckt war, der Struktur und Härte nach einer Baumrinde oder grobem Leder vergleichbar. Dieser Panzer, der die ganze Oberfläche des Körpers, mit Ausnahme des Gesichts, bedeckte, war ohne Empfindung; er war etwa ½ Zoll dick, löste sich jedes Jahr im Herbste ab und stellte sich von neuem wieder her. Dieses Individuum verheirathete sich später und zeugte sechs Kinder, welche alle sechs Wochen nach der Geburt einen gleichen Panzer bekamen. Wenn diese Kinder am Leben geblieben wären und sich verheiratet hätten, sagt Prichard, so wäre dieser Mensch der Stammvater einer Menschenraçe geworden, die sich von der anderen Raçe viel mehr unterschieden hätte, als die der Neger von der der Weißen, und die Verfechter der verschiedenen Menschenarten würden nicht verfehlt haben, aus dieser Raçe eine besondere Spezies zu machen. Diese Raçe würde allerdings die Ethnologen sehr beschäftigen, wenn sie existirte; aber sie existirt nicht, und es ist merkwürdig, daß die Mißgeburten, welche der Zufall hervorgebracht hat, bei den Menschen nie über eine oder zwei Generationen hinaus sich erhalten haben. Man kann also in dieser Beziehung keinen sicheren Schluß von den Thieren auf die Menschen machen. Das hohe Alter aller bestehenden Raçen ist auch noch ein Beweis. Wenn die menschlichen Verschiedenheiten von Zufällen herkämen, so müßten immer noch neue entstehen, was nicht geschieht; wenn sie nicht in der Natur des Menschengeschlechts begründet wären, würden manche verschwinden, was auch nicht geschieht. Man müßte in Bezug auf eine der bestehenden Raçen nachweisen können, daß dieselbe so entstanden ist; aber dies vermag man nicht. Zwar ist es unmöglich, a priori zu beweisen, daß solche zufällige Verschiedenheiten sich nicht erzeugen und fortpflanzen können; aber daraus folgt nicht, daß wir die Annahme, die Menschenraçen seien so entstanden, für begründet halten müssen.

Man hat noch andere Erklärungsgründe für die Verschiedenheit der Menschenraçen vorgebracht; aber sie sind zu unwissenschaftlich, als daß wir uns lange dabei aufhalten könnten. Der Pater Lafiteau meinte, daß die Neger schwarz und die Karaiben roth geboren würden, weil ihre Vorfahren die Gewohnheit gehabt, sich schwarz oder roth zu malen. Die Negerinnen hätten sich an ihren schwarz bemalten Männern versehen und darum schwarze Kinder geboren. Diese sonderbare Meinung könnte sich auf die Thatsache berufen, welche schon Aristoteles anführt, daß die Empfindungen, Gemüthsbewegungen und Gedanken des Vaters und besonders der Mutter auf den sich entwickelnden Fötus einwirken. Hippokrates erzählt, daß eine Aethiopierin, die einen Sohn von großer Schönheit geboren hatte, in den Verdacht des Ehebruchs kam; sie bat, daß man das über ihrem Bett hängende Bild betrachten möchte, und da man auf diesem Bilde Gestalten von seltener Schönheit sah, so gab man den Verdacht auf. Eine ähnliche Thatsache hat sich am Anfange unseres Jahrhunderts in Rußland zugetragen. Eine vornehme Dame gebar ein Mulattenkind; die Akademie in Moskau entschied, daß die Farbe des Kindes aus dem Anblick des Negers, den die Dame zum Bedienten hatte, zu erklären wäre. Vanini meinte, daß man, um Füllen von grüner Farbe zu erhalten, nur nöthig hätte, die alten Pferde mit Decken von dieser Farbe zu behängen. Im alten Testament wird erzählt, daß Jakob, um zu bewirken, daß die Schafe bunte Lämmer zur Welt brächten, denselben, wenn sie zur Tränke gingen, theilweise von der Rinde befreite, also bunte Aeste vor die Augen gehalten habe. Plinius und Rabelais sprechen von einem Thier, welches je nach den Gegenständen, die vor seine Augen kommen, eine verschiedene Farbe zeigt. Aber, wenn man auch alle diese Thatsachen zugiebt, wenn auch die Geschichte von jener Frau wahr sein sollte, die, wie Prichard erzählt, sich jedesmal in eine Negerin verwandelte, so oft sie in die Wochen kam, so ist man doch nicht genöthigt, die permanenten menschlichen Raçen auf solche zufällige Umstände zurückzuführen.

Wir kommen zum letzten Grunde, den Herr Hollard für entscheidend hält in der Frage über die Menschenraçen; wir meinen die Leichtigkeit, mit welcher die verschiedenen Menschenraçen sich vermischen und mit einander Kinder erzeugen, die später denn auch sich fortpflanzen können. Die Klasse der Säugethiere, zu welcher Cuvier auch den Menschen rechnet, wird in drei Unterklassen getheilt, die sich organisch und physiologisch von einander unterscheiden. Eine jede dieser Unterklassen umfaßt eine Reihe von leicht zu unterscheidenden Ordnungen. Jede Ordnung ist wieder in Familien eingetheilt, die sich durch die Zahl der Zehen, die Form der Glieder, die Zahl und die Gestalt der Zähne von einander unterscheiden. Die Bären, als Sohlengänger,

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 6 Thlr. 15 Sgr., halbjährlich 3 Thlr. 10 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande postfrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und dem Expediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 133. Berlin, Dienstag den 7. November 1854.

Frankreich.

Briefe aus Paris.

Von Dr. F. E. Bamberg.

Vierter Brief.

Paris im Herbst; die Jagd-Philister. — Die große Oper und Fräulein Cruvelli. — Das Théâtre Français und Fräulein Rachel. — Prozeß gegen eine Sygnierin, die nicht graziös sein will, weil man ihr Kaffee und Bier verweigert. — Das Théâtre Lyrique und die neue Oper: „Le billet de Marguerite." — Mademoiselle Georges in der Zellerkammer der Porte Saint Martin und in der Stockkammer der Industrie-Ausstellung. — Die Akademie der schönen Künste und Halévy's Vortrag über den Architekten Fontaine. — Die Selbst-Biographie der Sand. — Nicolardet's: „Ménage et finances de Voltaire". — Das Journal d'un Bourgeois de Paris unter der Regierung Franz' I. von Frankreich. — Der neue Jahrgang des Annuaire des deux Mondes.

Paris, Oktober.

Paris befindet sich augenblicklich in der alljährlich wiederkehrenden Uebergangsperiode vom Sommer zum Winter, d. h. es empfindet bereits alle Leiden des Winters, ohne durch die Freuden dieser Jahreszeit entschädigt zu werden. Feuchte Nebel, kalte Regenschauer, düsterer Himmel, so daß es erst Abends, wenn die Laternen angezündet sind, Tag wird, das sind die Leiden. Die Freuden bestehen in den geselligen Zusammenkünften am Kaminfeuer, den täglich wechselnden öffentlichen Vergnügungen, der größeren Regsamkeit in der literarischen und künstlerischen Welt: allein, wie gesagt, von diesem Allen genießt man augenblicklich noch nichts. Die Mehrzahl derjenigen Leute, welche in Paris die Gesellschaft ausmachen, weilt noch auf dem Lande. Der Sommer hat erst spät begonnen, wer also kann, verlängert seinen Aufenthalt außerhalb Paris. Dann ist jetzt auch die Jahreszeit der Jagd, und die Pariser sind leidenschaftliche Jäger. Kein Gewürzkrämer, kein Strumpf-Fabrikant, der nicht den Ehrgeiz hätte, in Jagdrock, Kamaschenstiefeln, Pelzmütze, und mit Flinte, Pulverhorn und Jagdtasche bewaffnet, vor den Damen Figur zu machen und nebenbei einem Hasen nachzulaufen, ohne ihm zu viel Leides zu thun. Dann wird ein üppiges Mahl im großen Gasthause eingenommen, ein Stück Wildpret wird gekauft und dieses der Frau Gemahlin in Paris als Siegesbeute zu Füßen gelegt. So endet die Partie im günstigsten Falle. Im schlimmsten Falle, da ein friedlicher Bürger und Nationalgardist nicht nöthig hat, mit Feuerwaffen Bescheid zu wissen, werden ein paar Finger weggeschossen, oder man verwundet aus Unvorsichtigkeit oder leichtsinniger Spielerei, statt des Perlhuhns oder des Hasen, seine Jagdgefährten, wenn man nicht gar noch größeres Unglück anrichtet. Die Unglücksstatistik in den Monaten Oktober und November ist da, um zu zeigen, daß ich nicht übertreibe.

Doch genug von dem, was außerhalb Paris vorgeht. Lassen Sie mich zu dem kommen, was diejenigen Pariser, die weder jagen, noch Rüben bauen, augenblicklich beschäftigt.

Die Theaterwelt ist in voriger Woche durch das plötzliche Verschwinden von Fräulein Cruvelli in Aufregung versetzt worden. Es scheint, daß diese Künstlerin ihren Triumph mehr in dergleichen coups d'état, als in dem Beifall des Publikums sucht. In London schon hat sie der Direction wie dem Publikum ähnliche Streiche gespielt. Auch an der hiesigen italiänischen Oper hat sie häufig Proben ihrer Rücksichtslosigkeit gegen das Publikum abgelegt. Allein ihr diesmaliges Verfahren setzt dem allem die Krone auf. Am vorigen Montag sollte sie, nach Ablauf ihres Urlaubs, zum ersten Male wieder in den „Hugenotten" auftreten. Alles, was Paris an Elite jetzt besitzt, hatte Plätze gemiethet oder zu enormen Preisen erstanden. Als nun diese elegante Welt, in großer Toilette, die Damen in Ball-Anzügen, an der Thür der Oper erschienen, tritt ihnen ein rother Zettel entgegen: Mlle. Cruvelli, heißt es, hat plötzlich Paris verlassen. Man mußte dem getäuschten Publikum das Geld wiedergeben, und entrüstet stiegen die Damen wieder in ihre Equipagen ein.

Fräulein Cruvelli ist seitdem nicht wieder nach Paris zurückgekehrt, und das Publikum giebt sich nun allerlei Vermuthungen hin. Die Einen sprechen von einem Engagement in St. Petersburg, wo man gewünscht habe, über die Franzosen einen eklatanten Sieg davonzutragen. Die Anderen wollen wissen, daß Herr Barnum, der berühmte Raritäten-Vorführer, dem Fräulein Cruvelli ins Ohr geflüstert habe, in Amerika singe keine Sängerin von Talent unter sechshunderttausend Francs jährlich. Wie dem nun auch sein mag, so viel steht fest, daß die Dame alle ihre Verpflichtungen gegen die Direction, alle Rücksichten gegen das Publikum aus den Augen gesetzt hat. Ein solches Verfahren, welches auch die Motive sein mögen, ist unverantwortlich und verdient eine ernste Züchtigung. Die hiesige Kritik zeigt sich, wie gewöhnlich bei solchen Anlässen, sehr lau. Nur eine einzige Stimme, allerdings eine von Gewicht, nämlich Herr Planche in der Revue des deux Mondes, wagt es, der Verwaltung wie dem Publikum die Wahrheit zu sagen.

Gewiß, jede Direction ist solchem Verfahren der Künstler ausgesetzt, es ereignet sich leider zu oft nur, daß Sänger ihren kontraktlichen Verpflichtungen nicht nachkommen. Vielleicht aber hätte sich Fräulein Cruvelli wohl bedacht, zu handeln, wie sie gehandelt, wenn sie, statt es mit einer kaiserlichen Verwaltung, mit einem Privatdirektor zu thun gehabt hätte, welcher die Interessen seiner Kapitalisten, so wie seine eigenen, wahrzunehmen hat. Was riskirt sie jetzt? Im schlimmsten Falle einen Prozeß, eine Verurtheilung zu Schaden-Ersatz. Allein wenn das Urtel einmal gesprochen ist, so weiß sie, daß eine kaiserliche Civilliste großmüthig ist und ihr die Geldstrafe erläßt. Sie hat dann nur ein halbes Jahr, ein Jahr höchstens, fern zu bleiben und darf alsdann als reuiges Kind zurückkehren, worauf sich das Publikum beeifern wird, ihr einen festlichen Empfang zu bereiten.

Anders mit einem Privatdirektor. Dieser hat dafür zu sorgen, daß seine Kasse nicht leer bleibe, und wenn ein Künstler ihn dem aussetzt, so ist er gezwungen, sein Recht zu verfolgen, sich seinen Verlust ersetzen zu lassen. Hierin liegt ein sehr ernstes Argument gegen die Verwaltung der Theater durch den Staat.

Freilich aber ist auch das Publikum bisher zu nachsichtig gegen dergleichen Künstlerlaunen gewesen. Wenn ein Privatmann einen Kontrakt unterzeichnet und ihn nicht hält, so zwingt, pfändet und verhaftet man ihn. Sänger und Schauspieler, besonders die weiblichen, scheinen allein das Privilegium zu haben, sich außerhalb des Gesetzes und der Moral zu stellen. Es liegt hier auch das Beispiel von Mlle. Rachel nahe, welche dem Pariser Publikum, wie der Direction der Comédie Française, bietet, was nie ein Künstler ihnen zu bieten gewagt hat. Talma und Mlle. Mars dürfen wohl mindestens neben Mlle. Rachel genannt werden. Haben sie je ihr Publikum so mißachtet und mißhandelt, wie Mlle. Rachel es thut? Allerdings war auch das Publikum jener Zeit ein anderes; man zollte den Künstlern Beifall, aber man betete sie nicht an wie Götzen.

Mlle. Rachel reist seit mehreren Jahren in ganz Europa herum, Lorbeeren und Gold einzusammeln, und ihrer Verpflichtungen gegen die Bühne, deren Mittheilhaberin sie ist, zeigt sie sich uneingedenk. Wenn sie endlich nicht mehr weiß, wo bleiben, dann ist sie so gnädig, vor dem Pariser Publikum zu spielen. Letzteres bezeugt ihr nicht mehr den Enthusiasmus, wie früher. Man wirft ihr mit Recht vor, daß sie in ihren Rollen zu sehr übertreibt, ein Fehler, den sie im Auslande angenommen zu haben scheint. Das Publikum verhält sich nun dieser Verirrung gegenüber schweigend; es applaudirt zwar nicht, läßt aber die Claque gewähren und macht jedesmal, wenn die Rachel spielt, drei Stunden lang Queue, zahlt auch die Plätze zu dreifachen Preisen. Da denkt denn unsere Künstlerin, daß sie immer noch die frühere Gebieterin ist, und macht möglichst wenig Anstrengungen, spielt, wie und wenn sie will, ruinirt arme Autoren, welche ihre Hoffnung auf sie gesetzt haben, und dreht endlich dem Publikum wieder den Rücken. Kaum hat sie jetzt zwei Abende wieder gespielt, so geht sie schon mit dem Plan um, nach Amerika zu gehen. Sie drohte anfangs das Théâtre Français gänzlich zu verlassen, natürlich war es nur eine Scheindrohung, denn sie kannte ihre Leute. Man bat und beschwor sie; sie schien zuerst unerbittlich zu sein, endlich ließ sie sich erweichen, sie versprach zu bleiben, doch unter Bedingungen! Noch einmal, ein letztes Mal, will sie den Hippogryphen satteln zum Ritt, nicht ins romantische Land, sondern in das prosaische Land der Dollars. Sechs Monate sind ihr gewährt, um zu weilen in dem Vaterlande Barnum's, und dann kehrt sie zurück, um nie wieder der Pariser Bühne nahen zu werden.

unterworfen ist, aufgehört, zu existiren; für die Physiologie behält es seine Existenz. In einem sehr scharfsinnigen und lehrreichen Werke*) hat Herr A. de Gobineau die vorzüglichsten Veränderungen in den Einrichtungen und in der Politik der Staaten aus der Mischung und aus der Absorption der Racen herzuleiten versucht.

(Schluß folgt.)

Böhmen.

Die evangelische Gemeinde augsburgischen Bekenntnisses in Teplitz.

Diese Gemeinde umfaßt zwar blos einige Hundert Personen in Teplitz und Umgegend; sie ist aber nicht nur wegen der Stellung, welche sie zu dem in Teplitz, in der nächsten Umgegend des Orts, ja, überhaupt in dem Königreiche Böhmen herrschenden römischen Katholizismus einnimmt, sondern auch an sich eine anziehende Erscheinung. Dieselbe näher kennen zu lernen, habe ich mehrfache Gelegenheit gehabt in den Jahren, in welchen ich behufs der Wiederherstellung meiner Gesundheit die weitberühmten Heilquellen der Stadt Teplitz benutzte.

Dasjenige Gebäude, worin sich die Gemeinde zur Befriedigung ihrer sittlich religiösen Bedürfnisse versammelt und welches katholischerseits das „protestantische Bethaus" genannt zu werden pflegt, befindet sich außerhalb der Stadt auf einer Anhöhe mitten in der großartigen Gottesnatur, deren Anblick einer jeden Persönlichkeit, in welcher das Gottesbewußtsein noch eine Macht ist, fromme Gefühle und Empfindungen einflößen muß. Das Gebäude dürfte indeß in denjenigen Sommermonaten, in welchen viele Evangelische Preußens, Sachsens und anderer Länder sich bei körperlichen Leiden der Badekur zu Teplitz unterziehen, aber auch die Erbauung ihres Innern in einem Gotteshause begehren, nicht im Stande sein, zugleich die Gemeinde und diese Evangelischen in sich aufzunehmen. Daher wird der Wunsch der Gemeinde begreiflich, eine Kirche, die größer sei, als das Bethaus, zu errichten, und der Wunsch ist gewiß nicht zu tadeln. Die Gemeinde hat etwa viertausend Gulden für den Aufbau der Kirche gesammelt. Da jedoch diese Summe natürlicherweise noch zu gering ist, als daß blos durch sie der Aufbau zu Stande gebracht werden könnte: so würde es sehr erfreulich sein, wenn die Summe insonderheit durch milde Beiträge von Evangelischen des Auslandes vermehrt würde. Die Gemeinde selbst ist mit irdischen Gütern nicht gesegnet. Sie kann ihrem dermaligen Pastor, Herrn Lumnitzer, außer einer Miethsentschädigung, lediglich zweihundert Gulden als jährlichen Gehalt gewähren. Es ist der Gustav-Adolphs-Verein, der dem Pastor noch vierhundert Gulden als jährlichen Gehalt zufließen läßt. Dieses Verfahren verdient, weil es eine evangelische Liebesthat ist, eine öffentliche, dankbare Anerkennung. Wenn der herrliche Verein die vierhundert Gulden dem Pastor nicht alljährlich spendete, so würde dieser, zumal er verheiratet ist, das genügende Auskommen schmerzlich entbehren.

Der Pastor leitet nun in dem Bethause, welches wir nicht blos als ein protestantisches, sondern zugleich als ein evangelisches darum bezeichnen, weil dort in der That das Evangelium seine Stätte findet, die einzelnen Gottesdienste. Sie sind theils liturgische, d. h. solche, bei welchen die Erbauung nicht durch die Predigt, sondern durch Schriftvorlesung, Gebet und andere fromme Handlungen vermittelt wird, theils Predigt-Gottesdienste. Was insbesondere die letzteren anlangt, so wird in Teplitz darüber Klage geführt, daß die Predigten des Pastors zu lang und zu eintönig seien. Wir lassen es dahingestellt sein, ob die Klage gegründet sei, und rühmen lieber die biblisch-kirchliche Haltung der Predigten, welche vieles Belehrende und Bessernde in sich schließen.

Wir vernahmen, als wir in diesem Jahre in Teplitz waren, daß das kaiserlich königliche Konsistorium in Wien das Gebot, es solle nur Pastor Lumnitzer und kein ausländischer Gottesgelehrter in Teplitz predigen, habe ausgehen lassen. Inzwischen ist dieses Gebot, durch welches (wie man sagte) dem Eindringen unevangelischer Ansichten in die Gemeinde vorgebeugt werden soll, keineswegs ein unbedingtes. Der ehrwürdige Landes-Superintendent von Böhmen, Herr Christoferi, welcher damals die Kirchen-Visitation zu Teplitz vollzog, ertheilte uns unbedenklich die Erlaubniß, zu thun, was wir bereits früher nach dem vielfältigen Begehren evangelischer Brüder gethan hatten, d. h. eine Predigt zu halten. Und diese, deren Text und Thema der Paulinische Ausspruch: „Sterben ist ein Gewinn" (Philipp. 1, 21) war, enthielt auch nach dem Urtheile denkender Zuhörer kein unevangelisches Element, welches der Gemeinde hätte nachtheilig werden können. Wirklich dürfte es der im edelsten Sinne des Wortes frei evangelischen Entwickelung der Gemeinde förderlich sein, wenn nicht blos Herr Pastor Lumnitzer, sondern auch andere echt evangelische Gottesgelehrte die Kanzel des Bethauses bestiegen. Das möchte den Wünschen vieler Gemeindeglieder und Kurgäste entsprechen.

Die Gemeinde besitzt endlich, außer ihrem Seelsorger, zwei Vorsteher. Beide, die Herren Lehmann und Klefler, sind achtbare Teplitzer Bürger. Wie sie selbst von dem evangelischen Prinzipe beseelt sind, so liegt ihnen die Förderung desselben in der Gemeinde am Herzen, ohne daß sie dabei ein feindseliges Verhältniß zu den zahlreichen katholischen Bewohnern von Teplitz einnehmen, an deren Spitze ein ehrwürdiger Greis, Herr Dechant Jobisch, steht. Die Todten der Evangelischen werden eben so, wie die Todten der Katholischen, auf dem Teplitzer Gottesacker bestattet, nur daß es dem evangelischen Pastor nicht erlaubt ist, bei der Bestattung seiner Glaubensgenossen eine Leichenrede auf dem Kirchhofe zu halten.

Daß die Gemeinde unter göttlichem Segen gedeihen werde, dafür leistet uns nicht allein ihre treffliche Organisation, sondern auch der in der Liebe sich thatkräftig erweisende Glaube der Gemeinde Bürgschaft. Diesem Gedeihen hemmend in den Weg zu treten, davon ist die hohe kaiserlich königliche Regierung bei dem Geiste der Gerechtigkeit, von welchem sie beseelt wird, weit entfernt.

Breslau, im September 1854. Wilh. Böhmer.

Mannigfaltiges.

— Hackländer in England. Der gewandte englische Uebersetzer deutscher Werke, Herr Franz Demmler, hat so eben als einen Band der bei Thomas Hodgson in London erscheinenden wohlfeilen Parlour-Library (Preis 1½ Shill. = 15 Sgr.), eine den „Namenlosen Geschichten" Hackländer's entnommene Erzählung, unter dem Titel: „Die Gräfin von St. Alban, oder verloren und gefunden", herausgegeben.*) In der Vorrede sagt er: „Hackländer's Name ist von englischen Literaturblättern bereits vielfach genannt worden. In seinem Vaterlande wird er der deutsche Boz genannt, und in der That gleicht seine Popularität in Deutschland der seines großen englischen Vorbildes, wenn sie dieselbe nicht noch übertrifft (!). Derselbe fröhliche und gesunde Ton, der zu allen Zeiten die Leser der Dickensschen Werke entzückt hat, zeichnet auch die Werke des deutschen Novellisten aus, welche von lebhaften und humoristischen Darstellungen des höheren wie des niederen Gesellschaftslebens voll sind und den Leser durch ihre dramatische Gewalt, wie durch ihre romantische Form, zu fesseln wissen." — Wahrscheinlich werden dieser ersten englischen Uebersetzung einer Hackländerschen Erzählung bald sehr viele andere folgen.

— Swedenborg in französischer Sprache. Swedenborg, der bis auf die neueste Zeit in Frankreich nur durch fragmentarische Uebersetzungen und unzuverlässige Auszüge bekannt war, hat jetzt einen würdigen Dolmetsch in Le Boys des Guays gefunden.**) Swedenborg's Schriften sind sehr zahlreich. Die theologische Partie, wozu siebzehn Werke außer zwölf nachgelassenen Abhandlungen gehören, bilden nur ungefähr die Hälfte des Ganzen. Denn Swedenborg, Beisitzer des akademischen Raths zu Upsala, beschäftigte sich bis in sein weit vorgerücktes Alter mit wissenschaftlichen Arbeiten, und seine Naturbeobachtungen lieferten ihm später zahlreiche Analogieen für sein System. Die Swedenborgische Lehre hat daher, in Widerspruch mit dem Vorurtheil, das ihn zu den Illuminaten vom Schlage Saint-Martin's wirft, vor Allem ein wissenschaftliches Gepräge. Ueberblickt man nun den vollständigen Katalog, der mindestens dreißig Werke umfaßt; bedenkt man, daß diese an den Uebersetzer den Anspruch machen, philosophische und theologische Bildung mit gründlicher Kenntniß des Lateinischen und Hebräischen zu verbinden: so scheint die Aufgabe über Menschenkräfte zu gehen. Herr Le Bois des Guays hat ihr sein Leben geweiht. Und müßte er auch an dem Punkte des schon zurückgelegten Weges Halt machen — die Ehre bliebe ihm dennoch unbestritten, weiter gekommen zu sein, als irgend einer seiner Vorgänger. Das Verzeichniß seiner Uebertragungen zählt dreiundzwanzig Werke in fünfunddreißig Bänden, und ein Zuwachs dieses Verzeichnisses steht in baldiger Aussicht. Dank dem Herrn Le Boys des Guays werden die französischen Leser durch einen treuen Führer in den Stand gesetzt, mit einem der tiefsten Denker, die jemals gelebt, Bekanntschaft zu machen.

---

*) Essai sur l'Inégalité des Races humaines; 2 vol. in-8. Firmin Didot, 1853.

*) The Parlour Library. The Countess of St. Alban, or Lost and Found.

**) Traduction des oeuvres de Swedenborg sur les éditions *originales* de Londres, Amsterdam &c. par J. F. E. Le Boys des Guays. Dernières publications: *les arcanes celestes*, 16 Vol. in-8.; *la vraie Religion chrétienne*, 3 Vol. in-12. Paris, Treuttel et Würtz.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

nach Süden in der Richtung der Hudsons-Bai-Ansiedelungen, die hoffnungslosesten, die sie einschlagen konnten, wie mehreren Mitgliedern der Expedition sogar aus eigener Erfahrung bekannt sein mußte.

2) Daß keine Spuren von ihnen im North Somerset vorgefunden worden. Freilich würde dies erklärt durch den Umstand, daß sie, ohne jene Ufer zu berühren, mit ihren Schiffen glücklich durch den zwischen jenem Lande und Prince-of-Wales-Land gelegenen Peel-Sund durchgekommen und erst in südlicherer Breite verunglückt wären.

3) Daß sie bei ihrem angeblichen, zuletzt zum Hungertode führenden Mangel an Lebensmitteln nicht die in North Somerset, etwa funfzig deutsche Meilen von King-William's-Land belegne Fury-Bucht besucht hatten, um die vom Capitain Roß im Jahre 1833 zurückgelassenen Proviant-Vorräthe zu erlangen; denn diese wurden von Kennedy und Bellot noch eben so vorgefunden, wie sie Roß zwanzig Jahre vorher zurückgelassen, — gänzlich unberührt, unversehrt und unverdorben.

4) Daß die von den Eskimos ausgegangene Kunde erst jetzt, vier Jahre nach dem Ereignisse, an Europäer gelangt ist und nicht früher, da Letztere doch zu wiederholten Malen dem Schauplatz des Ereignisses eben so nahe wie Rae bei dieser seiner letzten Reise gewesen.

5) Daß aus einer Schaar von hundertundachtunddreißig ausgesuchten englischen Seeleuten, im Besitz reichlicher Gewehre, Munition, Kompasse und anderer Dinge, an arktischen Reisen von großer Ausdehnung gewöhnt, — nicht ein einziger soll im Stande gewesen sein, eine der nächsten Ansiedelungen der Hudsons-Bai-Compagnie zu erreichen.

„Auf der anderen Seite erhält der schon erwähnte Umstand der von Rae im August 1851 aufgefundenen Flaggenstange auf dem King-William's-Land gerade gegenüberliegenden Victoria-Lande (in 68° 52″ nördl. Br., 103° 20′ westl. L. Greenwich) unter den jetzigen Umständen eine größere Bedeutung und macht es wahrscheinlich, daß Franklin's Schiffe in jener Gegend gewesen seien. Dabei muß jedoch auch erwähnt werden, daß Rae bei jener Gelegenheit mit Eskimos zusammentraf, die nicht das Geringste über den Ursprung der Flaggenstange zu wissen schienen. Eben so wirft sich die von Maclure berichtete Erzählung der Eskimos weiter westlich unwillkürlich zur Betrachtung auf. Als nämlich derselbe im August 1850 (des Todesjahres der vierzig „weißen Männer") von der Behrings-Straße aus an der arktischen Küste Nord-Amerika's entlang nach Osten steuerte und in der Nähe des Kap Bathurst (östlich vom Mackenzie-Fluß) zu landen versuchte, wiesen zwei Eingeborne mit drohenden Geberden die Fremdlinge zurück. Nur mit großer Mühe konnte man sie beschwichtigen, worauf sie erzählten, daß ihr ganzer Stamm, mit Ausnahme ihres Häuptlings und dessen kranken Sohnes, beim Anblick des Schiffes entflohen sei; als Ursache gaben sie an, das Schiff möchte vielleicht den Tod eines Weißen rächen wollen, den sie vor einiger Zeit ermordet hätten. Durch den am Bord von Maclure's Schiff befindlichen Dolmetscher berichteten sie, daß einige weiße Männer in einem Boote dahingekommen und sich ein Haus gebaut hätten, worin sie lebten. Zuletzt ermordeten die Eingebornen einen von diesen; die anderen seien entflohen, wohin, das wußten sie nicht. Der Ermordete war in ein Grab gelegt, das sie zeigten. Capitain Maclure sagt, daß ein dicker Nebel ihn in der Untersuchung des Grabes verhindert habe, und daß er zu seinem Schiffe zurückkehren mußte. Es ist sehr zu bedauern, daß die Richtigkeit dieser Erzählung nicht ermittelt werden konnte, da schwerlich sich die Eingebornen eines Mordes selbst anklagen, wenn sie ihn nicht begangen hätten, und da schon im Jahre 1848 eine ähnliche Nachricht aus jener Gegend von den Beamten der Hudsons-Bai-Compagnie nach England berichtet wurde.

„Wenn man ferner erwägt, daß den Erzählungen der Eskimos, bei denen das Lügen als eine Tugend angesehen wird, nicht zu trauen ist, so wird man eingestehen müssen, daß das undurchdringliche Dunkel, welches bisher über Sir John Franklin's Schicksal geschwebt, durch den Bericht Dr. Rae's nicht gehoben ist, sondern daß diese Eskimo-Geschichte hauptsächlich nur einen frischen Anknüpfungspunkt und eine neue Richtung angiebt, auf der man nunmehr Grund hat, zu hoffen, bei ferneren Nachsuchungen ein genügendes Resultat zu gewinnen. Denn daß außer den wenigen, von Rae mitgebrachten, von den Eskimos erhaltenen Gegenständen, bestehend in Löffeln, Gabeln ꝛc., von zwei Schiffen und hundertundachtunddreißig Personen noch andere Spuren aufzufinden sein werden, unterliegt wohl keinem Zweifel.

„Dr. Rae kann kaum funfzig deutsche Meilen von dem Schauplatz des schrecklichen Ereignisses entfernt gewesen sein; wahrscheinlich aber wurde er von dem Drang, die mit einer Belohnung von zehntausend Pfund Sterling verknüpfte Nachricht über das Loos Franklin's sofort nach England zu überbringen, so wie auch vielleicht von dem Wunsch, Veranlassung zu geben zu einer ferneren umfassenderen Aufsuchung, abgehalten, sich selbst an Ort und Stelle zu begeben, um die Wahrheit der Eskimo-Geschichte zu ergründen.

„Es kann nicht fehlen, daß bei dem hochherzigen und noblen Charakter der Engländer eine neue Expedition, vielleicht unter Dr. Rae selbst, demnächst abgeschickt wird, um Bestätigung über diesen Bericht zu erlangen. Bereits hat sich die englische Nation durch ihre bisherigen edlen Bemühungen zur Aufsuchung Franklin's ein Denkmal errichtet, welches ihr zu unsterblichem Ruhm und Ehre gereicht. Die unbegränzte Freigebigkeit der Mittel und Aufopferung der besten Kräfte, mit der sie sieben Jahr lang hindurch unausgesetzt ihre Landsleute zu retten versuchte, ist aus folgender Tabelle ersichtlich, die wir nach den besten Grundlagen mit Sorgfalt zusammengestellt haben.

„Kosten-Anschlag der zur Aufsuchung Franklin's bis zum Jahre 1854 stattgefundenen Expeditionen.

	Anzahl der Schiffe.	Kosten-Ansatz. Pfd. Sterl.
A. Expeditionen in den Jahren 1848 u. 49.		
1) Expedition nach der Behrings-Straße (unter Kellett, Moore und Pullen)	2 (u. 4 Boote)	92,466
2) Land-Expedition nach den arktischen Küsten Nord-Amerika's (unter Rae und Richardson)	(4 Boote)	10,000
3) Expedition nach der Barrow-Straße (J. C. Roß und Bird)	2	70,000
4) Expedition nach der Barrow-Straße (Saunders)	1	30,000
B. Expeditionen, abgeschickt im Jahre 1850.		
5) Expedition nach der Behrings-Straße (Collinson, Maclure, Moore, Kellett)	4	150,000
6) Expedition nach der Barrow-Straße (Penny)	2	15,000
7) Expedition nach der Barrow-Straße (Austin, Ommaney, Osborn, Gater)	4	145,000
8) Expedition nach der Barrow-Straße (John Roß)	1	4,000
9) Expedition nach der Barrow-Straße (Forsyth)	1	4,000
C. Expeditionen in den Jahren 1851 u. 52.		
10) Land-Expedition nach dem arktischen Nord-Amerika (Rae)	(1 Boot)	2,000
11) Expedition nach Regent Inlet (Kennedy)	1	5,000
12) " " Baffins-Bai (Inglefield)	1	5,000
D. Expeditionen in den JJ. 1852, 53 u. 54.		
13) Expedition nach der Barrow-Straße (Belcher)	5	250,000
14) Expedition nach der Behrings-Straße, 1852 (Maguire)	1	20,000
15) Expedition nach der Behrings-Straße, 1853 (Trollope)	1	30,000
16) Expedition nach der Behrings-Straße, 1853 (Kennedy)	1	4,000
17) Expedition nach der Barrow-Straße, 1853 (Inglefield)	2	60,000
18) Expedition nach der Barrow-Straße, 1854 (Inglefield)	2	60,000
19) Land-Expedition nach Boothia-Isthmus, 1853 (Rae)	(1 Boot)	4,000
	Pfd. Sterl.	1,000,466"

Rußland.

Der Handel mit Getraide in den russischen Häfen des Schwarzen und Asowschen Meeres.

(Schluß.)

III.

Bei Aufzählung der aus den südlichen Häfen Rußlands ausgeführten Getraide-Quantitäten haben wir die Preise nicht angeführt, da solche, obgleich einer Zoll-Kontrole unterworfen, doch nur nominell sind und auf den bloßen Angaben der Industriellen beruhen. Damit der Leser jedoch, wenngleich nur annäherungsweise, den durch den Getraide-Handel in diesen Häfen bedingten Geld-Umsatz schätzen könne, folgen hier die Durchschnittspreise der Haupt-Arten von Getraide in Odessa und Taganrog, nach dem „Odessaer Boten":

In Odessa.

Preis für 1 Tschetwert.

	Winter-Weizen. Rubel.	Roggen. Rubel.	Gerste. Rubel.	Hafer. Rubel.	Mais. Rubel.
Im Jahre 1842	5½	4½	3	2½	3½
" " 1843	4,—	2,—	2,—	2,—	nicht angegeben
" " 1844	4,—	2,—	2,—	2,—	2,—
" " 1845	5,—	3,—	2,—	2,—	3,—
" " 1846	5,—	3,—	2,—	2,—	3,—
" " 1847	8,—	4,—	3,—	3,—	5,—
" " 1848	5,—	3,—	3,—	2,—	3,—
" " 1849	5,—	3,—	3,—	4,—	4,—
" " 1850	5,—	3,—	3,—	2,—	3,—
" " 1851	4,—	4,—	2,—	3,—	3,—
" " 1852	5,—	3,—	2,—	2,—	3,—

image
not
available

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 29, und beim Spediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 134. Berlin, Donnerstag den 9. November 1854.

Rußland.

Igor's Zug gegen die Polowzer.*)

Das in poetischer Prosa abgefaßte Heldenlied von dem Zuge Igor's gegen die Polowzer ist ohne Zweifel nicht das älteste der russischen Volksgedichte, da in demselben vielmehr ausdrücklich von einem früheren Sänger, Bojan, „dem Wissenden" (vates), Erwähnung geschieht, aber doch das älteste, das sich bis in unsere Zeit erhalten hat, und eines der merkwürdigsten Denkmäler der slavischen Literatur überhaupt. Nach Karamsin wurde es gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts geschrieben, also unmittelbar nach dem Ereigniß, welches ihm zum Thema dient und welches den russischen Annalen zufolge in das Jahr 1185 fällt: dem Kriege des Igor Swätoslawitsch, Theilfürsten von Novgorod-Sjewerskj, mit den Polowzern, einem Nomadenvolke türkischen Ursprunges, welches in den Steppen des heutigen Süd-Rußland, zwischen dem Don und dem Dnjepr, hauste, der Gefangennahme Igor's durch diese wilden Gegner, seiner Flucht und glücklichen Rückkehr nach seiner Hauptstadt. Im Gegensatz zu den altrussischen Chroniken, die ausschließlich von Mönchen bearbeitet wurden, rührt dieses Gedicht höchst wahrscheinlich von einem weltlichen Verfasser her, da ein Geistlicher sich die Anspielungen auf heidnische Gottheiten, die in demselben vorkommen, schwerlich erlaubt hätte. Es wurde zuerst 1795 von dem Grafen Mussin-Puschkin, der das (seitdem im Brande von Moskau untergegangene) Original-Manuskript in Kiew aufgefunden hatte, veröffentlicht und ist seitdem von mehreren russischen Gelehrten, als Schischkov, Serjakov, Lewitzkji, Pojarskji, Sacharov, Weltmann, zuletzt von Gerbel (Petersburg, 1854) kommentirt und ins Neu-Russische übertragen worden. Deutsche Versionen gaben Müller und der berühmte böhmische Philolog Hanka.

Die in der Anmerkung genannte neue Bearbeitung dieser interessanten Reliquie des osteuropäischen Alterthums ist besonders in linguistischer Beziehung wichtig, indem sie von Herrn Dr. Boltz in der Absicht unternommen worden, die von der Gesellschaft der Freunde der russischen Literatur aufgeworfene Frage zu lösen: „In welcher Sprache das Lied von dem Heereszuge Igor's geschrieben sei, ob in der slavischen, wie sie in Rußland vor der Bibel-Uebersetzung existirt haben mag, oder in welchem anderen slavischen Volksdialekte!" Die Antwort hierauf, die als das Resultat eines mit wahrhaft deutscher Gewissenhaftigkeit angestellten Studiums betrachtet werden kann und für die man in der von dem Verfasser beigefügten grammatikalischen Skizze die Belege findet, lautet, wie folgt: „Von der slavischen Sprache, wie sie vor der Bibel-Uebersetzung in Rußland existirt haben mag, kann füglich Niemand etwas Bestimmtes wissen, da jegliches Schriftstück dazu fehlt. Der Sprache des vorliegenden Denkmals kann ein solcher Charakter nicht beigemessen werden, weil es bereits gegen Ende des zwölften Jahrhunderts verfaßt ist und bedeutende Spuren des Kirchenslavischen an sich trägt; sie ist jedoch eben so weit davon entfernt, dies selbst zu sein. Vielmehr ist es die damals in Süd-Rußland gesprochene Volkssprache in einer den modernen Formen entsprechenden Reinheit, die wahrhaft erstaunenswerth ist. Nur wo der unbekannte Dichter sich erhob, wo er einen höheren Aufschwung nahm, um seinen Gedanken mehr Kraft, seinem Ausdruck mehr Feierliches zu verleihen, verließ er (wie dies auch heutzutage noch oft genug der Fall ist) das ihm so befreundete Gebiet der Volkssprache und verfiel in die Formen des Kirchenslavischen, nicht selten unter Benachtheiligung der grammatischen Richtigkeit. Wir haben es hier also mit einem echt russischen Schriftstücke zu thun, das uns eine Sprache zeigt, deren Grund und Kern die lebendige Volkssprache ist, die aber im schriftstellerischen Gebrauch die kirchenslavischen Formen nicht alle von sich abgehalten hat und daher noch stark mit ihnen untermischt ist und füglich als das Produkt des Entwickelungsprozesses der lebendigen, zum ersten Mal in der Schrift gebrauchten Volkssprache unter dem Einfluß kirchenslavischer Bildung angesehen werden kann."

Mit der von Herrn Boltz gelieferten metrischen Uebersetzung des Gedichts können wir uns nicht ganz einverstanden erklären, und zwar aus dem Grunde, weil sie, obwohl mit großer Sorgfalt und möglichster Treue abgefaßt, den Charakter des Originals doch einigermaßen verwischt und ihm nicht wenig von der Naivetät und Ursprünglichkeit raubt, die seinen hauptsächlichsten Reiz ausmachen. Es ist, als wenn man versuchen wollte, die „Nibelungen" in französischen Alexandrinern wiederzugeben, wobei wir natürlich weder den „Zug Igor's" mit der großen deutschen Iliade, noch die wohlklingenden Trochäen des Herrn Boltz mit der „monotony on wire" transrhenanischer Poeten vergleichen wollen. Wir erlauben uns hiermit, den Wortlaut eines Gesanges der russischen Dichtung folgen zu lassen, dem wir die metrische Verdeutschung gegenüberstellen, um den Unterschied zwischen der schmucklosen — wenn man will, unbehülflichen — Einfalt des einen und der zierlichen Eleganz der anderen klar zu machen.

Es krauſt das Meer um Mitternacht; es heben ſich die Waſſerſäulen empor, gleich Nebeln; dem Fürſten Igor weiſt Gott den Weg aus dem Lande der Polowzer in das ruſſiſche Land, zum goldenen Thron der Väter. Die Abendröthe iſt erloſchen. Igor ſchläft, Igor wacht, Igor mißt in Gedanken die Felder von dem großen Don bis zum kleinen Donez. Das Roß ſteht um Mitternacht bereit. Owlur pfeift jenſeits des Fluſſes, heißt den Fürſten aufpaſſen. Fort iſt Igor!

Es ſchreit, es dröhnt die Erde; es rauſcht das Gras. Die Polowzer brechen ihre Zelte ab; aber Fürſt Igor ſchlüpft gleich einem Wieſel ins Schilf und gleich einem weißen Gogol*) ins Waſſer; ſchwingt ſich aufs ſchnelle Roß, und ſpringt herab von ihm gleich einem baarfüßigen Wolf, und eilt zum Thale des Donez, und fliegt wie ein Falke unter Nebeln, Gänſe und Schwäne zum Frühſtück und Mittag und Abendeſſen tödtend.

Während Igor gleich einem Falken hinflog, lief Owlur gleich einem Wolf, den kalten Thau von ſich abſchüttelnd; ihre ſchnellen Roſſe hatten ſie aber verſprengt.

Der Donez ſpricht: „Fürſt Igor! Nicht gering iſt Dein Ruhm, und Konſchak's**) Unmuth und des ruſſiſchen Landes Freude."

Igor ſpricht: „O Donez! Nicht gering iſt Dein Ruhm, der Du den Fürſten auf den Wellen geſchaukelt, ihm grünen Raſen an Deinen ſilberhellen Ufern gebettet, ihn in warme Nebel gehüllt haſt unter dem Schatten grüner Bäume; ihn bewacht wie ein Gogol auf dem Waſſer, wie ein Kibitz auf den Wogen, wie eine ſchwarze Trauer-Ente in den Lüften. Nicht alſo, ſpricht er, biſt Du, Fluß Stugna, der Du böſe Fluthen haſt, fremde Bäche verſchlingſt und Barken am Geſtrüpp zerſcheiſt. Dem Jüngling, Fürſten Roſtiſlaw, ver-

Um die mitternächt'ge Stunde
Braust das Meer, und Wassersäulen
Heben sich empor; gleich Nebeln.
Aber Igor'n hat, dem Fürsten,
Gott den Rückweg offenbart
Aus dem Lande der Polowzer
In die russische Erde hin zum
Väterlichen goldnen Throne.
Längst erlosch die Abendröthe, —
Igor, aus des Schlafes Banden
Ist erstanden.
In Gedanken mißt das Blachfeld
Er vom großen Don zum kleinen
Donez. Seiner harrt am Flusse
Schon das Roß in nächt'ger Weile.
Und Owlur, der treue Knappe,
Pfeift ihm, heißt ihn wohl verstehen.
Und — verschwunden ist der Fürst!
Vom Geschrei erbebt die Erde,
Rauscht das Gras; denn aufgewunden
Wurden der Polowzer Zelte.
Aber Igor, wie ein Wiesel,
Schlüpft behend ins Schilf am Ufer,
Tauchend wie ein weißer Gogol,
Schwingt aufs schnelle Roß sich drüben,
Springt aufs neu; wie ein baarfüß'ger
Wolf, von ihm herab und rennte
Hin zur Ebene des Donez,
Wie der Falk in Nebeln flieget,
Tödtend Gänse sich und Schwäne
So zum Frühstück, wie zum Mittag
Und zur Abendmahlzeit. Während
Igor gleich dem Falken hinflog,
Lief Owlur gleich einem Wolfe,
Triefend von dem kühlen Nachtthau:
Die schnellfüß'gen Rosse aber
Hatten Beide erst versprenget.
Donez spricht: „Fürst Igor, groß ist
Jetzt Dein Ruhm, und Kontschak's Aerger
Und des russischen Landes Freude."
Igor spricht: „O Donez, groß ist
Auch Dein Ruhm, der Du den Fürsten
Schaukelnd auf den Wellen hintrugst,
Betteltest ihm grünen Rasen
An den silberhellen Ufern;
Ihn in warme Nebel hülltest
Unterm Schatten grüner Bäume;
Wie ein Gogol ihn bewachtest
Auf dem Wasser, wie ein Kibitz
Auf den Wogen, wie die schwarze
Trauer-Ente in den Lüften.
Nicht so, spricht er, that die Stugna,
Denn die hat gar tück'sche Wellen
Und verschlang viel fremde Bäche
Und hat am Gesträpp manch Fahrzeug

*) Слово о полку Игореве. Lied vom Heereszuge Igor's gegen die Polowzer. Aeltestes russisches Sprachdenkmal aus dem zwölften Jahrhundert, im Texte mit Kommentar, Grammatik, Glossar und einer metrischen Uebersetzung herausgegeben von Dr. August Boltz, Lehrer der russischen Sprache an der königl.

*) Gogol, die Quaker-Ente, anas clangula.

image
not
available

tümmel der Leidenschaft hineinsteigen, sein Gesicht jugendlich schminken sieht. In Frankreich begreift man das leider nicht. Ich kann nie Mlle. Georges auf dem Theater sehen, ohne an Madame Saqui, die achtzigjährige Seiltänzerin, zu denken. Wenn es wahr ist, was man sagt, daß nämlich die Regierung der Mlle. Georges die Ausbeutung des Stock- und Schirm-Bureaus im neuen Industrie-Palast überlassen habe, so ist das nur zu billigen, denn es ist traurig, eine früher so hochstehende Künstlerin, die erst Millionen in den Händen hatte, fast dem Elend nahe zu wissen, und der Ertrag jenes Bureaus dürfte sich für die Dauer der Ausstellung wohl auf hunderttausend Francs herausstellen. Möchte aber damit die theatralische Wirksamkeit der Dame ein Ende haben, Kunst und Moral haben dabei nur zu gewinnen.

Die Akademie der schönen Künste hat in voriger Woche ihre jährliche Sitzung gehalten. Ich schweige von den musikalischen Aufführungen der Laureaten, denn das Haupt-Interesse der Sitzung war die Antrittsrede des Herrn Halévy als lebenslänglicher Secretair der Akademie. Seitdem die französische Akademie der schönen Künste besteht, ist es das erste Mal, daß sie unter ihren eigenen Mitgliedern ihren lebenslänglichen Secretair gewählt hat, und daß einem Musiker diese Ehre zu Theil geworden ist. Der erste Secretair war Joachim Le Breton, der zweite Quatremère de Quincy, der dritte Raoul Rochette, alle drei Archäologen und Mitglieder der Académie des Inscriptions et Belles-Lettres. Halévy ist einer der Nachfolger Raoul Rochette's geworden und hat in der erwähnten Sitzung seine maiden-speech gehalten.

Das Lob des berühmten Architekten Fontaine, ehemaligen Mitgliedes der Akademie, das war die Aufgabe, die sich der Redner gestellt hatte. Der ziemlich lange Vortrag war so interessant, daß — eine unerhörte Sache in der Akademie — die Damen auf der Galerie bis zu Ende ausharrten. In der That ist die Rede in Gedanken wie in Styl meisterhaft. Es ist natürlich hier nicht der Platz, den Vortrag wirklich wiederzugeben. Nur eine Anekdote, die den deutschen Leser besonders interessiren wird, mag hier ihre Stelle finden.

Es war am 19. April 1774, als in der großen Oper zu Paris Gluck's „Iphigenia in Aulis" zum ersten Male gegeben wurde. Fontaine war damals noch Schüler des Collége zu Pontoise. Das Gerücht von dem ungeheuren Erfolge jener Oper drang auch bis zu den Schülern des genannten Collége. Die Wunderdinge, die man über die „Iphigenia" erzählte, stiegen dem jungen Fontaine so sehr zu Kopfe, daß er den unwiderstehlichen Drang empfand, jenes Meisterwerk kennen zu lernen. Es war das ein schwieriges Ding oder, um der Wahrheit näher zu treten, ein Ding der Unmöglichkeit. Er suchte noch einige Kameraden zu gewinnen, um sich an dem Komplott zu betheiligen, allein vergebens, Niemand wollte das Wagestück unternehmen. So beschloß er denn, es allein auszuführen.

An einem Feiertage nahm er ohne Vorwissen seiner Aeltern Urlaub, verließ das Collége in früher Morgenstunde, nahm den Weg nach der Seine, bestieg einen Kahn, der eben stromabwärts ruderte, und vergaß Pontoise, Collége und Professoren. Er dachte an nichts als an die griechische Flotte, er segelte den Gestaden von Aulis zu, begegnete Agamemnon, Kalchas, Iphigenia. Allein so weit ging der Kahn nicht; eine Stunde unterhalb Pontoise hielt derselbe an, um Steine zu laden. Der junge Schüler war also gezwungen, auszusteigen und den Weg bis Paris zu Fuß zurückzulegen.

Er ging nun eine Zeitlang rüstig vorwärts und fing eben an, den Weg lang, das Pflaster hart und die Wanderung beschwerlich zu finden, als eine glänzende Equipage an ihm vorbeifuhr. Der prächtige Wagen, der so windsschnell vorüberrollte und ihn in eine dichte Staubwolke einhüllte, stach ihm in die Augen, und er warf einen Blick voller Begierde hinein. Eine kleine Strecke weiter hielt der Wagen, und Pierre Fontaine war eben im Begriff, an ihm vorbeizugehen, als eine Stimme ihn anrief. Es war der Besitzer des Wagens, der ihn fragte: „Ihr scheint mir außerordentliche Eil zu haben, kleiner Mann, wohin geht Ihr denn so schnell!" — „„Ich gehe in die Oper"", erwiedert der Schüler mit fester und entschiedener Stimme. — „Wie, zur Oper!" — „„Gewiß, ich will Iphigenia in Aulis sehen."" — „Ihr seid wohl sehr reich!" — „„Ich habe zwei kleine Thaler und ein Zwölf-Sousstück!"" versetzte der junge Mensch stolz. Der vornehme Reisende ließ nun den staubbedeckten Schüler in den Wagen einsteigen, brachte ihn nach Paris, half der mangelhaften Toilette nach, gab ihm ein gutes Mittagessen und obenein noch ein Billet zur Oper. Nach beendigtem Schauspiel fand der Schüler vor der Thür die prächtige Equipage wieder, stieg ein, gerade als könnte es gar nicht anders sein, ließ sich nach Pontoise zurückfahren und kam ruhig wieder ins Collége, ganz voll von seinem herrlichen Genusse, noch im Besitze seiner beiden kleinen Thaler, so wie seines Zwölf-Sousstückes, und ohne daß Jemand ahnte, daß er Legros und Mademoiselle Arnould, den König und die Königin, Suard und den Abbé Arnauld, La Harpe und Marmontel, ja, sogar den Ritter Gluck gesehen hatte. Fontaine hat niemals erfahren, wer sein Wohlthäter gewesen ist.

Wir können, wie schon gesagt, hier nicht den ganzen Vortrag des Herrn Halévy wiedergeben. Vermuthlich findet derselbe einmal in einer Sammlung der literarischen Arbeiten Halévy's, neben den früheren Aufsätzen über Thomas Britton und über den Organisten Frohberger, seine Stelle.

Die schöngeistige Welt folgt jetzt mit Interesse und Neugierde den Memoiren von George Sand, welche in der Presse erscheinen. Der Name der Verfasserin war schon von vorn herein eine genügende Bürgschaft dagegen, daß sie das Publikum mit leerem Geklatsch unterhält, wie es in der neuesten Zeit unter den französischen Memoirenschriftstellern Sitte geworden. Die Verfasserin erklärt gleich im ersten Kapitel, daß derjenige, welcher in den Memoiren ihres Lebens Skandal sucht, sie nur lieber ungelesen lassen möge, da er sich in dieser Erwartung getäuscht finden würde. Sie beginnt sodann damit, eine Menge von falschen Angaben über ihre Herkunft zu berichtigen.

Wir erfahren auf diese Weise, daß die Verfasserin im Jahre 1804 geboren ist und nicht, wie vielfältig verbreitet worden, Marie Aurore de Saxe, Marquise de Dudevant, sondern Amantine Lucile Aurore Dupin und ihr Mann ganz einfach François Dudevant heißt. Letzterer war in der Armee nur Unter-Lieutenant, und er war erst siebenundzwanzig Jahr, als er seine Frau heiratete. „Indem man aus ihm einen alten Oberst aus der Kaiserzeit machte", sagt die Verfasserin, „hat man ihn mit Herrn Delmare, einem der Helden eines meiner Romane, verwechselt. Es ist wahrlich gar zu bequem, die Biographie eines Romanschriftstellers zu schreiben, indem man die Dichtung seiner Erzählungen auf das Gebiet der Realität seines Lebens überträgt. Man hat uns beide vielleicht auch mit unseren Aeltern verwechselt. Marie Aurore de Saxe war meine Großmutter; der Vater meines Mannes war Kavallerie-Oberst unter dem Kaiserreich. Dieser war weder rauh, noch mürrisch, es war der beste, sanfteste Mann.

„Bei dieser Gelgenheit bitte ich meine Biographen recht sehr um Entschuldigung. Selbst auf die Gefahr hin, mich mit ihnen zu überwerfen und ihr Wohlwollen mit Undankbarkeit zu lohnen, muß ich doch bemerken, daß ich es weder delikat, noch passend, noch anständig finde, daß man, um mich zu entschuldigen, weil ich nicht unter dem ehelichen Dache geblieben bin und auf Trennung gerichtlich angetragen habe, meinen Mann eines Unrechts anklagt, über welches ich mich zu beschweren völlig aufgehört habe, seitdem ich meine Unabhängigkeit wiedererlangt habe. Wenn das Publikum in müßigen Augenblicken sich die Einzelnheiten eines solchen Prozesses erzählt und darüber einen dem einen oder dem anderen Theile mehr oder minder günstigen Eindruck bewahrt hat, so ist das nicht zu verhindern, und keiner der beiden Theile hat sich darüber zu grämen, nachdem man einmal die Oeffentlichkeit eines solchen Prozesses nicht scheuen zu dürfen geglaubt hat. Allein die Schriftsteller, welche sich damit abgeben, das Leben eines anderen Schriftstellers zu erzählen, und besonders diejenigen, welche für ihn eingenommen sind und ihn in der öffentlichen Meinung heben oder rehabilitiren wollen, diese sollten nicht seinem Gefühle und seinen Ansichten zuwiderhandeln und um ihn herum stoßen und hauen. In einem solchen Falle ist die Aufgabe des Schriftstellers die eines Freundes, und die Freunde dürfen nicht Rücksichten aus den Augen setzen, die im Grunde doch durch die öffentliche Moral bedingt werden. Mein Mann lebt und liest weder, was ich schreibe, noch was über mich geschrieben wird. Es ist dies ein Grund mehr für mich, die Angriffe abzuweisen, denen er meinetwegen ausgesetzt ist. Ich konnte mit ihm nicht zusammenleben, unsere Charaktere und Ideen weichen wesentlich von einander ab. Er hatte Gründe, um in eine gesetzliche Trennung nicht zu willigen, obschon er selbst den Wunsch danach hegte, da sie doch der That nach bestand. Unkluge Rathschläge haben ihn veranlaßt, öffentliche Debatten hervorzurufen, die uns genöthigt haben, uns gegenseitig anzuklagen. Es ist dies eine traurige Folge einer mangelhaften Gesetzgebung, welche die Zukunft verbessern wird. Seitdem die Trennung ausgesprochen und vollführt worden ist, habe ich mich beeilt, meine Beschwerden zu vergessen, in dem Sinne nämlich, daß jede öffentliche Anklage gegen ihn mir als durchaus unpassend erscheint, weil sie zu der Annahme führen muß, als hege ich noch Gefühle des Grolles, die mir doch durchaus fremd sind. (Fortsetzung folgt.)

England.

Der wissenschaftliche Kongreß in Liverpool.

Zweiter Artikel.*)

Seekarten, Winde und Strömungen.

Nach einigen Bemerkungen des Präsidenten, Lord Harrowby, über Geologie und Meteorologie und die praktische Wichtigkeit dieser Wissenschaften, trug er der Gesellschaft zwei Memoranda von dem Capitain Fitz-Roy vor.

I.

„Der Seehandel der Nationen hat jetzt eine Ausdehnung und der Wetteifer eine Höhe erreicht, daß der Werth einer Schiffsladung

*) Vgl. Nr. 122 des „Magazins".

image
not
available

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Spediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 135. Berlin, Sonnabend den 11. November 1854.

Italien.

Italiänische Literatur-Berichte.

Trucchi's italiänische Redner. — Poetische Italiänerinnen neuester Zeit. — Tiboni's „biblischer Mystizismus". — Ein Trauerspiel von Dalmazzone. — Carrer's Gedichte. — Die Feldzüge des Prinzen Eugen.

Ein fleißiger Schriftsteller unter den Italiänern ist der aus Nizza gebürtige Francesco Trucchi, was ihm um so mehr zum Verdienst gerechnet werden muß, da in Nizza eigentlich das Italiänische eine fremde Sprache ist, indem man dort meistens nur französisch spricht und die dortigen Schriftsteller gewöhnlich nur französisch schreiben, wie z. B. die sehr geachtete Dichterin Sasserno. Trucchi hat sich ein besonderes Verdienst durch die Herausgabe einer großen Anzahl unedirter italiänischer Schriftsteller, von dem ersten Anfange dieser Sprache bis zum siebzehnten Jahrhundert, erworben, welche Sammlung vor einigen Jahren in vier Bänden in Florenz herauskam. Jetzt hat er eine Anthologie italiänischer Redner herausgegeben, mit welcher man sehr zufrieden ist.*) Vorher erschien von ihm ein ziemlich geachteter geschichtlicher Roman: „Die Provençalen in Nizza",**) worin er die Ritterzeit und namentlich das zwölfte Jahrhundert mit solcher Treue zu schildern bemüht ist, daß er auch sogar die damals gewöhnlichen Ausdrücke nach Möglichkeit beibehalten hat. Man könnte ihn deshalb den La Motte Fouqué von Nizza nennen.

In mehr gewohnter Sphäre bewegt sich ein Roman einer griechisch-toskanischen Dame, „Die Familie Roccabruna",***) worin man nicht etwa eine Anspielung auf die deutsche Familie Braunfels suchen darf; vielmehr heißt der kleine Souverain von Monaco, Fürst Florestan Grimaldi, auch Herzog von Roccabruna (Braunfels).

Da wir eben einer Schriftstellerin erwähnt haben und in Italien man auf einen Prosaisten wenigstens sechs Dichter zählen kann, so wollen wir noch einiger der neuesten Dichterinnen erwähnen: nämlich der Erminia Fua, welche eine Sammlung von Gedichten zu Padua herausgab;†) ferner der Carlotta Ferrari, einer jungen Dame aus Lodi, die ihre Erstlings-Poesieen drucken ließ.††)

In Parma trat Nina Torrigiani-Simoni als Dichterin auf†††) und in Venedig Luigia Codemo-Gerstenbrandt.§) Besonders zeichnet sich die Erstere durch Tiefe des Gefühls aus, ihr Gedankenreichthum bekundet eine schöne Harmonie der Phantasie mit dem Herzen. Allen diesen Dichterinnen aber ist das Fräulein Lutti in Riva vorzuziehen, deren Gedicht in den Almanach von Bassano§§) und in den Benaco§§§) aufgenommen sind. Diese Dichterin hat in dem gastfreien Hause ihrer hochgebildeten Aeltern zu Riva die klassische Luft in der herrlichen Umgebung des Lago di Garda früh eingeathmet, so daß sie schon als Kind die „Töchter des Präsidenten", von Friederike Bremer, nach der deutschen Uebersetzung von A. v. Treskow, ins Italiänische übertrug. Ueberhaupt ist das kleine Städtchen Riva ein Muster der gesellschaftlichen Bildung und der gebildeten Geselligkeit; wer einmal in dem Hause des Ritter Lutti eingeführt war, wird die Salons der größten Städte dort nicht vermißt haben.

Unter den neueren theologischen Schriftstellern Italiens verdient der Prälat Emilio Tiboni genannt zu werden, welcher in seinem Werke „über den biblischen Mystizismus"*) die Gelehrten Italiens sehr befriedigt hat. Sie finden, daß der Verfasser in diesem Werke das Studium der Bibel von den alten Vorurtheilen Italiens durch ein auf die Kenntniß der morgenländischen Sprachen, der Archäologie, Chronologie und Völkerkunde gegründete Kritik gereinigt hat. Schon durch den Titel hat der Verfasser andeuten wollen, daß er eine Lehre bekämpft, welche in der Bibel überall nur Allegorieen und Symbole findet, welche Alles in einen geheimnißvollen Schleier hüllen will, den man nicht mit dem forschenden Verstande, sondern lediglich mit einem übernatürlichen Glaubens-Enthusiasmus lüften soll. Der Verfasser zeigt im ersten Theile seines Werkes den Ursprung des Mystizismus und dessen Geschichte in der Alexandrinischen Schule, aus welcher Clemens und Origenes hervorgingen, welche die Neu-Platonischen Lehren auf die Bibel übertrugen, nebst dem Einfluß der rabbinischen und kabbalistischen Ideen. Im zweiten Theile zeigt der Verfasser, auf welche Weise diesem aus der Bibel hergeleiteten Mystizismus entgegengearbeitet werden kann, wozu er hauptsächlich die Philologie rechnet; dabei beurtheilt er mit vieler Freimüthigkeit die Uebersetzungen von Martini und Diodati. Im dritten Theile endlich beweist der Verfasser die Nothwendigkeit, daß die Bibel-Erklärung mit den Begriffen der Gegenwart gleichen Schritt halte. Er zeigt, wie man in Deutschland mit gutem Beispiel vorangegangen sei, und wenn er auch die Auswüchse einer zu willkürlichen Auslegung bekämpft, so läßt er doch den Arbeiten eines Ewald und besonders auch des gelehrten Geschichtschreibers Karl Adolph Menzel in Breslau alle Gerechtigkeit widerfahren.

Ein neuer Trauerspiel-Dichter ist in Italien aufgetreten, welcher zu den besten Hoffnungen berechtigt, nämlich der Advokat Stefano Dalmazzone, dessen „Lucchino Visconti"**) sich nicht nur durch bühnengerechte Anlagen, sondern auch durch klassische Sprache auszeichnet. Doch wird er ein anderes Mal einen mehr wahrhaft tragischen Gegenstand wählen müssen, als der vorliegende, der sich ganz an die Geschichte hält. Der Nachfolger Azzo's von Mailand, der am 14. August 1339 zur Herrschaft gelangende Lucchino Visconti, hatte sich schon in den lombardischen Kriegen durch Grausamkeit ausgezeichnet, welche aber mit seiner Macht noch zunahm. Er trieb diese so weit, daß er seine zweite Gemahlin zum Tode verurtheilte. Diese, Isabella dei Fieschi, hatte wirklich ein strafbares Verhältniß mit seinem Neffen, Galeazzo Visconti, die Veranlassung zu ihrem Todes-Urtheile; doch Isabella kam der Rache ihres Gemahls zuvor, indem sie ihn vergiftete. Vergeblich hat der Dichter versucht, jenes strafbare Verhältniß einigermaßen zu verschleiern.

Ein sehr geschätzter lyrischer Dichter ist Luigi Carrer, welcher sich durch seine Proben einer Uebersetzung des Lucrez bereits einen Namen gemacht hat. Die jetzt herausgegebene Sammlung seiner Gedichte***) zeigt, daß er auch als selbständiger Dichter, besonders in der Elegie, Bedeutendes leistet; die Satire hat er ebenfalls mit Glück behandelt. Carrer hat in jeder Art von Dichtung glänzende Proben seines Talents gegeben.

Endlich ist noch eines bedeutenden literarischen Unternehmens zu erwähnen. Der Oberst Pautrier in Turin hat angefangen, die Feldzüge des Prinzen Eugen von Savoyen mit Plänen und Illustrationen herauszugeben. Es ist dies derselbe Verfasser, welcher vor kurzem die Feldzüge der Russen im Orient französisch zu Turin herausgab. Es ist bekannt, daß in der sardinischen Armee wissenschaftliche Bildung vorherrscht, was schon daraus ersichtlich ist, daß die Artillerie-Offiziere am meisten geachtet werden. Pautrier hat sich aber nicht blos als gelehrter Offizier, sondern auch als tapferer Soldat bewährt, indem während der Belagerung von Venedig sein Regiment bei Vertheidigung von Malghera sich rühmlich auszeichnete. Zur Zeit, als Pius IX. sich an die Spitze der Bewegung in Italien stellte, errichtete derselbe Pau-

---

*) Gli oratori Italiani, in ogni genere di eloquenza, per Francesco Trucchi. Firenze, 1854. Vol. I.

**) I Provençali in Nizza, dal Francesco Trucchi. Torino, 1853.

***) La Famiglia Roccabruna, dall' Angelica Palli-Bartolomei. Torino, 1854.

†) Versi di Erminia Fua. Padova, 1853.

††) Le prime poesie di Carlotta Ferrari. Lodi, 1853.

†††) A Giulia Sanchioli, canzone di Nina Torrigiani-Simoni. Parma, 1854.

§) Delle Rondini, carme di Luigia Codemo-Gerstenbrandt. Venezia, 1854.

§§) Gli orfanelli, Strenna Bassanese. Bassano, 1854.

§§§) Dal Benaco, versi dal cav. Andrea Maffei. Milano, 1854.

*) Il misticismo biblico, di Monsignore Pietro Emilio Tiboni. Milano, 1853.

**) Lucchino Visconti. Tragedia dell' Avv. St. Dalmazzone. Torino, 1853.

***) Poesie di Luigi Carrer. Firenze, Felice le Monnier, 1854.

image
not
available

nicht habe, Etwas über die Wahlverwandtschaften und verborgenen Einflüsse zu sagen. Ich meine nämlich „Teverino", auf welchen ich den Leser verweise, so wie ich es öfter thun werde, um nicht zu wiederholen, was ich anderswo besser auseinandergesetzt habe. In „Teverino" habe ich ein junges Mädchen erdacht, welches, gleich Mutter Eva, Macht über die Vögel der Erde hatte, und ich will hier nur sagen, daß dies nicht etwa bloße Phantasie ist, eben so wenig wie die Wunderdinge, die man in dieser Beziehung von dem poetischen und bewunderungswürdigen Betrüger Apollonius von Tyana erzählt, Fabeln sind, die dem Geiste des Christenthums widersprechen. Wir leben in einer Zeit, wo man die natürlichen Ursachen, die bisher als Wunder gegolten haben, noch nicht recht zu erklären weiß, und doch kann man schon hierin allein sehen, daß Nichts hienieden Wunder ist, und daß die Gesetze des Weltalls, wenn sie auch nicht alle ergründet und erklärt sind, darum nicht minder innerhalb der ewigen Ordnung stehen."

Wir haben hier diese Stellen hervorgehoben, um zu zeigen, wie sehr die Memoiren George Sand's sich von so vielen neueren Erscheinungen ähnlicher Art unterscheiden. Sie erzählt aus ihrem Leben nur diejenigen Dinge, welche wirklich auch Andere interessiren können, nicht aber macht sie sich zum Mittel- und Glanzpunkt einer selbstverfertigten literarischen Apotheose.

In einer anderen Richtung der Literatur haben wir des Buches des Herrn Nicolardot zu erwähnen, betitelt: „Ménage et finances de Voltaire". Der Verfasser ist ein schlechter Nachahmer des Herrn Veuillot vom Univers. Veuillot hat ein Buch geschrieben: „Les Libres Penseurs", in welchem sich unter anderen folgende Stelle befindet: „Ich verlange nur einen Advokaten ohne Prozesse und ersuche ihn, ein Buch zu machen, welches der Menschheit große Dienste leisten wird. Er möge das Leben der großen Männer studiren und sie vom Standpunkte des „Code pénal" aus beurtheilen. Ich behaupte, daß in diesem Falle wenig Reformatoren mit weniger als fünf Jahren Galeeren fortkämen, und daß viele Moralisten der lebenslänglichen Galeerenstrafe nicht entgehen würden." Das saubere Buch hat Herr Nicolardot gelesen und sich danach die Aufgabe gestellt, Voltaire's Leben zu schreiben. Der erste Theil des Buches hat hauptsächlich den Zweck, die bedeutendsten Persönlichkeiten des achtzehnten Jahrhunderts zu schänden. Den Anhängern des Univers zufolge, hat das achtzehnte Jahrhundert das Monopol aller Schändlichkeiten. Vor 1700 gab es nirgends auf der Welt Verbrechen oder Laster. Die Weltgeschichte war nichts als eine einzige christliche Pastorale. Die Fürsten hatten keine Maitressen und die Königinnen keine Günstlinge. Die Handhabung der Gewalt war überall tadelfrei und hatte das Glück der Völker zur natürlichen Folge. Eine milde Frömmigkeit einte Himmel und Erde, kurz, die Menschheit stand im Begriff, das Paradies wiederzuerobern, als das achtzehnte Jahrhundert kam und über die Welt einen entsetzlichen Sturm von Unheil entlud. Die Könige wurden Tyrannen, die Minister Spitzbuben, die Richter Händler mit falschem Gewicht. Es war nichts als Abscheu und Trübsal, und der Schwindel der Menschheit ging so weit, daß man ernstlich davon sprach, die Jesuiten zu vertreiben. Dies geschah denn auch wirklich, und so entstand die teuflische französische Revolution. So etwa erklärt Herr Nicolardot die Geschichte. In seiner Rundschau über die Persönlichkeiten des achtzehnten Jahrhunderts verschont der Verfasser mit seinen Schmähungen nur diejenigen, welche die Gesellschaft Jesu in Schutz genommen haben. Selbst das Andenken Ludwig's XVI. und der Königin Marie Antoinette ist ihm nicht heilig. Ihm nach hatte die Königin alle Ansprüche auf Achtung verloren, und der König „war weder ein Heiliger, noch ein Märtyrer." Wenn er aber einerseits den unglücklichen Ludwig XVI. verdammt, so sucht er dies dadurch auszugleichen, daß er den berüchtigten Abbé Dubois zu rehabilitiren versucht. Die Zeitgenossen beschuldigen ihn der Betrügerei: Anklagen ohne jede Begründung. Man sagt auch, Dubois habe eine Pension von England erhalten: Herr Nicolardot glaubt es nicht, und wäre es selbst wahr, so war es nichts als eine königliche Gratification. Sieht man nach dem Grunde, mit dem Herr Nicolardot den Abbé Dubois zu kanonisiren bemüht ist, so findet man, daß Letzterer die Jansenisten verfolgte und somit die Jesuiten in Schutz nahm. Was Herr Nicolardot über das Privatleben Voltaire's sagt, ist ein Sammelsurium von Gemeinheiten, skandalösen Geschichten und Trugschlüssen, die Voltaire weder größer, noch kleiner machen können, da es nicht eines obskuren Nachäffers des Herrn Veuillot bedarf, um die Welt über die Eigenschaften und über die Fehler Voltaire's aufzuklären. Die Redacteure des Univers aber mögen sich vergnügt die Hände reiben, da die von ihnen ausgestreute Saat so gute Früchte zu tragen beginnt. Noch viele Bücher wie das Nicolardot's, und die französische Literatur mag sich in Trauer hüllen.

Unter der Fürsorge der Société d'histoire de France ist so eben ein interessantes Werk erschienen: das „Journal d'un Bourgeois de Paris sous le régne de François I.", das nach einem bisher ungedruckten Manuskript der kaiserlichen Bibliothek herausgegeben wird. Das Tagebuch ist eine farblose, naive und ungeschminkte Aufzeichnung der Dinge, welche sich während des Lebens des Pariser Bürgers in Paris zugetragen haben. Vermißt man darin allerdings die erwärmende Gluth der Darstellung, wie man sie sonst wohl in den Chroniken des Mittelalters findet, so wird man dafür durch die Gewißheit entschädigt, daß weder Parteileidenschaft, noch Privat-Interessen die Feder des Bürgers geführt haben; er erzählt eben kalt und rückhaltlos, was er erlebt und gesehen.

Was zunächst an jenem Tagebuche interessirt, das sind die Aufschlüsse, die man daraus über die Bildungsstufe der mittleren Klasse in Paris zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts erhält. So sehen wir z. B., daß die Bourgeoisie zu jener Zeit noch stark in dem Glauben an alle alten Fabeln und Wunder befangen war. Unser Bürger erzählt namentlich von dem Reiche des Priesters Johann, dessen Erscheinen in der Türkei er es auch zuschreibt, daß Soliman im Jahre 1529 so plötzlich die Belagerung von Wien aufgehoben habe. Die bedeutenden Fortschritte, welche die Wissenschaft der Geographie im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert gemacht, die zur Genüge dargethan hatten, daß das Reich des Priesters Johann nichts als Fabel sei, waren also noch nicht in das Bürgerthum eingedrungen. Außerordentlich anziehend sind die Mittheilungen des Bürgers über den Prozeß und die Flucht des Connetable von Bourbon, namentlich über den Prozeß Saint-Vallier's, welchen der König, aus Rücksicht gegen dessen Tochter, Diana von Poitiers, begnadigte. Ueberhaupt findet sich in dem Tagebuche kostbares Matrial zur Sittengeschichte des sechzehnten Jahrhunderts vor. So werden auf einem Theater der Rue Maubert, im Jahre 1515, die Galanterieen des Königs unter einer etwas durchsichtigen Allegorie vorgeführt, was zur Folge hat, daß mit Vorwissen des Königs zehn Edelleute den unglücklichen Poeten aufsuchen, ihn durchpeitschen und in einen Sack stecken. Beim Beginn des Feldzuges von 1522 wird in den Straßen von Paris ausgerufen, daß alle diejenigen, welche den Kaufleuten in Flandern, im Hennegau und in Brabant Geld schulden, solches in den königlichen Schatz abliefern sollen, wobei ihnen die Hälfte geschenkt wird, während man ihnen für die andere Hälfte eine Quittung ausstellt, welche sie ihren Gläubigern gegenüber völlig entlastet. Es folgen dann Zwangs-Anleihen und Brandschatzungen aller Art, die man der Stadt Paris, gleich einem eroberten feindlichen Orte, auferlegt. An einer anderen Stelle zählt der Bürger eine Reihe von Fällen auf, wo Beamte des Königs sich die schändlichsten Betrügereien zu Schulden kommen lassen. Man wird von Entsetzen ergriffen, wenn man liest, welchen Verfolgungen, Foltern und Todesmartern die Protestanten oder die des Protestantismus auch nur Verdächtigen preisgegeben waren. Sogar der Papst Paul III. hat dem Könige ernste Vorstellungen darüber gemacht und ihn aufgefordert, milder und menschlicher zu sein. Kurz, dieses bürgerliche Tagebuch ist ein kostbarer Beitrag zur französischen Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts.

Die Redaction der Revue des deux Mondes hat so eben den vierten Jahrgang ihres Annuaire des deux Mondes (1853—54) herausgegeben. Wenige politische Erscheinungen der Neuzeit haben so schnell die Anerkennung des Publikums erlangt, als das Annuaire, wenige haben es aber auch in gleichem Maße verdient. Lesur's Annuaire historique hat seine Bedeutung verloren, seitdem es eine einfache, nach den Zeitungen zusammengestellte Jahreschronik geworden ist. Die Redaction der Revue des deux Mondes hat ihre Aufgabe, in Beziehung auf das Annuaire, anders verstanden. Es ist nicht bloße Zeitungsgeschichte, die wir in dem Werke antreffen, sondern eine auf theils an Ort und Stelle gesammelten, theils unveröffentlichten Dokumenten beruhende Darstellung der Jahres-Ereignisse, von staatsmännischen, sachkundigen Federn behandelt. Allerdings ist auch nur die Revue des deux Mondes im Stande, ein Unternehmen dieser Art und in solcher Weise auszuführen. Denn nur ihr stehen die Quellen, die Verbindungen zu Gebote, welche die erste Grundlage dazu bilden.

Seitdem das Annuaire erscheint, hat man von Jahr zu Jahr Fortschritte in dessen Redaction bemerken können, und der diesjährige Jahrgang macht hiervon keine Ausnahme. Immer reichlicher fließt das Material dem Unternehmer zu, kein Land der Erde ist vergessen, und alte Lücken beginnen sich auszufüllen, die noch vorhandenen — es sind deren wenige — werden sicherlich im nächsten Jahre verschwunden sein.

Das Werk bringt als Einleitung eine allgemeine Uebersicht der Kabinetspolitik im Jahre 1853, die sich natürlich ausschließlich um die orientalische Frage dreht. In der Reihe der einzelnen Staaten macht sodann Frankreich den Anfang. Wir erhalten hier eine Darstellung der legislativen Arbeiten, der inneren Lage, der französischen Politik im Orient, der Verwaltung, Finanzen und öffentlichen Bauten, des öffentlichen Unterrichts, des Handels und der Industrie, endlich der Kolonieen. Nirgends findet man auf verhältnißmäßig so beschränktem Raume ein so vollständiges Bild des französischen Reiches wieder.

(Schluß folgt.)

image
not
available

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 6 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 3 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 21 Sgr., wofür das Blatt an Jedender portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit & Comp., Jägerstr. Nr. 55, und beim Expedteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 136. Berlin, Dienstag den 14. November 1854.

Schweiz.

Vogt's Beleuchtung der Staats-Anstalten in ihren Beziehungen zum Armenwesen.

Ueber den ersten Band des sich als einen „Beitrag zur Lösung gesellschaftlicher Lebensfragen" ankündigenden Werkes von J. J. Vogt*) haben wir unseren Lesern in den Nr. 122 bis 124 des vorigen Jahrganges einen ausführlichen Bericht gegeben. Es ist von diesem höchst beachtenswerthen Werke nun auch der zweite Band**) erschienen. In einer Anmerkung dieses Bandes drückt der Verfasser den Wunsch aus, daß wir „im Interesse der Sache" diesem zweiten Bande eine gleiche ernste Prüfung, wie dem ersten, widmen mögen. Unseren Lesern, die aus unserem Berichte über den ersten Band ersehen haben werden, daß der Sozialismus, zu dem Herr Vogt sich bekennt, ein mit dem Christenthum zusammenfallender, ein durchweg praktisch vernünftiger, ein auf den allgemein anerkannten Grundlagen des menschlichen Gesellschaftslebens sich begründender ist, wird es nicht unwillkommen sein können, wenn wir, dem Wunsche des Verfassers entsprechend, die Ansichten und Vorschläge, welche der besonnene, sachkundige Mann im vorliegenden zweiten Bande darlegt, in gleicher Weise, wie wir es mit der im ersten Bande enthaltenen Beleuchtung des Armenwesens gethan, in ihren Grundzügen vollständig angedeutet hier vorführen. Daß wir hier keinen phantastischen, den Boden der bisherigen sozialen Wirklichkeit überfliegenden, sozialistischen Träumereien begegnen werden, dafür bürgt uns schon der Umstand, daß das uns vorliegende Buch dem königl. bayerischen Regierungsrath und Vorstand der Straf-Arbeits-Anstalt in München, Herrn Obermaier, gewidmet ist. In der von Herrn Obermaier geleiteten Straf-Arbeits-Anstalt hat Herr Vogt das verwirklicht gefunden, was er längst gesucht und was er in dem vorliegenden Buche darlegt als das, was noththut, nämlich: ein humanchristliches Besserungsverfahren auf dem Grunde der natürlichen Selbsterhaltung. Daß Herr Vogt ein wirklich zeitgemäßes und brauchbares Werk geliefert, geht auch aus dem Umstande hervor, daß der erste Band, obwohl in einer sehr bedeutenden Auflage erschienen, schon beinahe vollständig, wie uns der Verfasser versichert, vergriffen ist. „Haben doch selbst Konservative", darf Herr Vogt sagen, „mit Begeisterung ihr Einverständniß ausgesprochen mit dem Sozialismus, den wir hier als des Gesammtwohls Grundlage hingestellt haben."

Herr Vogt behandelt im vorliegenden Bande: I. die Staats-Anstalten im Allgemeinen, II. die Zwangs-Arbeits-Anstalt im Besonderen; sein Ziel: eine gründliche Reform des Armenwesens — immer fest im Auge behaltend.

Was zunächst über Wesen und Zweck der Staats-Anstalten dargelegt wird, ist im Wesentlichen dies:

Das gesellschaftliche Leben im Staat hat zum Zweck: die Förderung und die Sicherstellung des in der Wohlfahrt aller innerhalb des Staats lebenden Menschen-Individuen sich verwirklichenden Gesammtwohls. Diesem Zweck gemäß, wird eine ihres Berufs eingedenke Staatsregierung sich die Bildung eines so viel wie möglich großen und starken Mittelstandes, dessen Merkzeichen eine solide praktische Bildung und eine mäßige Vermöglichkeit ist, zur Aufgabe machen — zumal in unserer Zeit, wo Armuth und Armen-Elend auf der einen, Reichthum und maßloser Luxus auf der anderen Seite sich zu Extremen ausgebildet haben und noch weiter ausbilden, mit denen das Gesammtwohl nicht bestehen kann. Oeffentliche und allgemeine von der Staatsregierung ausgehende Maßregeln oder Einrichtungen zur Förderung und zur Sicherstellung des Gesammtwohls heißen, insofern sie den Charakter einer dauernden Wirksamkeit haben, Staats-Anstalten. Die Staats-Anstalten sind ihrem Wesen und Zweck nach:

1) Solche, welche als wesentliche Theile der National-Existenz dem Staats-Organismus unabtrennbar angehören. Welche Staats-Einrichtungen der Verfasser in diese Rubrik bringt, erfahren wir nicht. Wir hätten gewünscht, es zu erfahren, da der Verfasser, wie wir bald sehen werden, Staats-Einrichtungen, die man gewohnt ist, als wesentliche Glieder im Staats-Organismus anzusehen, als solche nicht ansieht.

2) Solche, die als kulturmäßige, gegen „mögliche Uebel" gerichtete Hülfs-Anstalten durch Pflege und Schutz die individuelle und die staatliche Bestimmungs-Erfüllung ermöglichen. Unsere Leser werden es befremdend finden, wenn wir ihnen hier sogleich melden, daß zu den Anstalten dieser und nicht der ersten Art unter anderen auch die Schul-Anstalten, die Verkehrs-Anstalten, die Polizei- und Rechts-Anstalten, die Militair-Einrichtungen gerechnet werden.

3) Solche, welche „wirklich vorhandenen Gebrechen", d. h. solchen Uebelständen, die in Folge von Mängeln und Fehlern in den bisherigen Einrichtungen des Staats- und Gesellschaftslebens entstanden sind, entgegenzuwirken bestimmt und deshalb selbst als nothwendige Uebel anzusehen sind. Die Staats-Anstalten dieser Art sind es, denen der Verfasser vorzugsweise seine Aufmerksamkeit zuwendet.

Sämmtliche Staats-Anstalten finden, insofern sie nicht ganz abnorm sind (wie z. B. Lotterieen, Spielbanken, Prostitutionshäuser), ihre Begründung oder Rechtfertigung in dem Zweck des staatlichen Gesellschaftslebens, demzufolge Alle wie Einer und Einer wie Alle zur möglichsten Wohlfahrt berufen sind und sich gegenseitig diese Bestimmung in christlicher Nächstenliebe zu vermitteln haben.

Das im Begriff des Gesammtwohls enthaltene Wohl des Einzelnen ist nur dann ein wahres und wirkliches, wenn der Einzelne befähigt ist, den ihm vom Schöpfer gesetzten Beruf zu erfüllen. Des Menschen Beruf ist vor Allem die Entwickelung seiner Kräfte zur Selbständigkeit, welche als Momente in sich einschließt: die Selbsterhaltung, die Selbstachtung, die Selbstbestimmung. Die brüderliche Intervention der Gesellschaft kann somit kein anderes Ziel haben, als die gottverordnete Selbständigkeit der Individuen.

Da Selbständigkeit im Verhältniß ihrer Reife die Nachhülfe ausschließt, so muß diese der Art sein, daß sie sich selbst überflüssig macht; die staatlichen Hülfs-Anstalten müssen also alle schon in ihrer Einrichtung dem Ziel der eigenen Vernichtung zustreben.

Da der dem Individuum vom Schöpfer gesetzte Entwickelungskreis in der Regel der seinem Gedeihen zuträglichste ist, so hat die Gesellschaft da, wo Nachhülfe nöthig ist, in erster Linie nur dahin zu wirken, daß die Kreise der gesellschaftlichen Gliederung ihre Pflicht erfüllen, so daß also von den Familien ihre einzelnen Glieder, von den Gemeinden die Familien und vom Staate die Gemeinden zur Herstellung und Uebung ihrer Selbständigkeit gebracht werden.

Aus der Natur und Stellung der Staats-Anstalten ergiebt sich, daß die Herstellung der kulturmäßigen Hülfs-Anstalten durch den Staat, weil sie dem Zweck der Gesammtheit näher stehen, eher zulässig, daß die Errichtung von Staats-Anstalten gegen „wirkliche Gebrechen" erst dann gerechtfertigt ist, wenn alle andere Gegenmittel erschöpft sind, und daß die Anstalten der letzten Art (wie z. B. Armen-, Straf- und Corrections-Anstalten) sich zur Belästigung der Gesellschaft in dem Maße mehren müssen, als die kulturmäßigen Hülfs-Anstalten (wie z. B. Schul- und Sicherungs-Anstalten) fehlen oder mangelhaft sind und zweckwidrig wirken.

Den hier dargelegten Grundsätzen über Wesen und Zweck der Staats-Anstalten können wir unseren unbedingten Beifall nicht versagen. In dem aber, was zur Erklärung, zur Begründung, zur weiteren Ausführung dieser Grundsätze beigebracht wird, begegnen uns Ansichten und Behauptungen, denen wir nicht so unbedingt beistimmen können. Der Verfasser behauptet, daß die Staats-Anstalten (und er hat nicht blos die gegen „wirkliche Gebrechen" gerichteten, sondern auch die kulturmäßigen Hülfs-Anstalten im Sinne) im Hinblick auf ein Gemeinwesen, wie es sein sollte, unstatthaft und nur gegenüber dem Staatsleben, wie es zur Zeit wirklich ist, zum Bedürfniß, ja, zur unabweisbaren Nothwendigkeit werden, wie Medikamente gegenüber einem von Krankheit ergriffenen Körper. Nicht blos solche Anstalten, wie Rettungs- und Zwangs-Arbeits-Anstalten, sondern auch die Straf-Anstalten, die Schulen, ja sogar die Rechts-Anstalten sind dem Verfasser — gegenüber einem Staatsleben, wie es sein sollte — „soziale Krankheitsbeläge". Wäre die Ansicht des Verfassers nur die, daß auch die zuletzt genannten Anstalten in einem Gemeinwesen, wie es sein sollte, durch die Gemeinden oder gar durch die Familien, nicht aber durch den Staat herzustellen wären, so könnte man ihm allenfalls noch beistimmen, wenn wir für uns auch bekennen müssen, daß wir um der

*) Das Armenwesen und die diesfälligen Staats-Anstalten, letztere mit besonderer Berücksichtigung der Zwangs-Arbeits-Anstalt. Von J. J. Vogt. Erster Band: Das Armenwesen und Vorschläge zu einer gründlichen Armen-Reform.

**) Zweiter Band: die Staats-Anstalten. Beleuchtung derselben in ihren Beziehungen zum Armenwesen, mit besonderer Berücksichtigung der Zwangs-Arbeits-Anstalt. Bern. In Kommission bei Huber und Comp. 1854.

Grétry, Dalayrac, Nicolo, Boieldieu u. A. zu geben. Selbst in diesen Darstellungen hat sich aber der schlechte französische Geschmack nicht verleugnen können, und Komponisten, wie Adolph Adam, haben sich erdreistet, das Orchester zu jenen klassischen Werken vollstimmiger zu machen, d. h. die ganze ursprüngliche Reinheit und Einfachheit zu zerstören! Bisher hat das lyrische Theater noch kein einziges hervorragendes Werk in das Publikum gebracht, und ich will ihm von Herzen wünschen, daß es bei seiner Wiedereröffnung glücklicher als bisher sein möge. Meyerbeer wird für den Herbst hier wieder erwartet, und man spricht bereits von der Darstellung seiner neuen Oper („Die Afrikanerin"), die Scribe völlig umgearbeitet haben soll.

Halevy ist eine große Auszeichnung widerfahren: er ist zum Sécrétaire perpétuel der Pariser Akademie der schönen Künste ernannt worden. Sein großes Talent, seine Eigenschaften als Schriftsteller, sein edler, überaus leutseliger Charakter haben ihm zu dieser Ehrenstelle, der bedeutendsten, die hier einem Künstler oder Gelehrten überhaupt geboten werden kann, verholfen.

Die Pariser Virtuosenwelt schwärmt fast sämmtlich in den Bädern oder sonst auf Reisen umher. Außer Schulhoff hat sich hier übrigens seit langer Zeit kein Virtuose hören lassen, der eine dauernde Wirkung im Publikum zurückgelassen hätte. Schulhoff hat mit seinem großen Doppel-Talente als Komponist und Klavierspieler die Pariser wahrhaft elektrisirt. Sie haben Liszt und Thalberg vergessen und ihm einen Beifall gezollt, wie diese beiden großen Künstler ihn kaum in Paris erlebt haben. Ich erinnere mich nicht, daß die hiesige Presse einen Virtuosen so aufgenommen hätte, wie Schulhoff. Ihr Lob war einstimmig: sie hielt selbst mit dem Geständnisse nicht zurück, daß Frankreich gegenwärtig keinen so vollendeten Künstler besitze. In den Salons hört man hier nichts als Schulhoffsche Stücke spielen, und ich war angenehm überrascht, als in Bellevue durch die geöffneten Fenster einer Herrnwohnung fast den ganzen Abend lang die Melodieen unseres deutschen Landsmannes zu mir herüberströmten.

An literarischen Erscheinungen fehlt es nicht, wiewohl ich wahrhaft Hervorragendes seit einiger Zeit vermisse. Das Journal La Presse hat die Autobiographie der Sand für hunderdreißigtausend Francs an sich gekauft und wird in einigen Tagen die Veröffentlichung desselben beginnen. Mehrere Pariser Journalisten haben die Industrie-Ausstellung in München zu Ausflügen nach Deutschland benutzt und in hiesigen Journalen über die Münchener Mustervorstellungen im Theater und über die dortigen Monumente berichtet. Dem Münchener Theater haben die französischen Journalisten alle Gerechtigkeit widerfahren lassen; dahingegen hat Herr Theophile Gautier im Moniteur Feuilletons über Cornelius und Kaulbach veröffentlicht, in welchen unsere großen deutschen Meister sehr hart mitgenommen werden. Cornelius wird eingeräumt, daß seine Conception immer tief poetisch und schön gedacht sei, zugleich aber bemerkt, daß die Ausführung dem Plane nicht entspricht. Kaulbach muß Vorwürfe hören, daß er satirische Zeichnungen, die sich für ein Miniatur-Format wohl geeignet hätten, in großem Maßstabe al fresco ausgeführt hat. Unsere großen deutschen Maler haben in Paris aber auch ihre kleinen Freunde, und Schreiber dieses hat so eben die Lebensbeschreibung von Cornelius für die „Biographie universelle" von Didot abgeliefert, die hier lieferungsweise erscheint und an Umfang alle bisher vorhandene Werke der Art weit übertrifft. Ueber Kaulbach nehme ich mir vor, bei Gelegenheit der nicht genug zu rühmenden Herausgabe seiner Wandgemälde im Treppenhause des Berliner Museums durch Alexander Duncker, eine größere Arbeit in der Revue des deux Mondes zu veröffentlichen. Die Redaction hat den Vorschlag zu dieser Arbeit bereits mit Vergnügen angenommen.

Von neuerdings erschienenen interessanten Büchern nenne ich Cousin's „Madame de Sablé", eine Fortsetzung seiner „Femmes illustres de la Société du XVII. siecle" und, noch strenger genommen, eine Fortsetzung der Charakteristik der Frau von Longueville. Dieses Buch hat nicht allein einen monographischen, sondern auch einen literaturhistorischen Werth, wie z. B. durch die Beurtheilung der Maximen von Larochefoucault. Cousin stellt die Zeit, in welcher seine Heroinen lebten, mit besonderer Vorliebe dar. Er hat in diesem Werke unter anderen auch die Biographieen von anderen interessanten Personen, die im Strudel der Geschichte längst untergegangen sind und vom höheren historischen Standpunkte aus auch unterzugehen verdienen, theils nach eigenen Forschungen, theils nach der Bibliothek de l'école des Chartes mitgetheilt, wie die der Mademoiselle de Vertus, der Mademoiselle de Vendy, der Gräfin de Maure, der Madame de Brigy u. s. w. Von Méry sind zwei Bände: „Les nuits d'Orient" und „Les nuits espagnoles" erschienen, die ohne eigentlichen literarischen Werth sind. Auerbach's „Dorfgeschichten" sind vor kurzem ins Französische übertragen worden. Der Uebersetzer, Max Buchon, hat große Mühe gehabt, das Eigenthümliche der Auerbachschen Erzählungen wiederzugeben, indessen muß man ihm für diesen Versuch jedenfalls dankbar sein. Den Dorfgeschichten ist in Frankreich ein großer Ruf vorausgegangen, und es steht zu erwarten, daß die Franzosen sie günstig aufnehmen werden.

Von Octave Feuillet sind, unter dem Titel „Scènes et comédies", fünf kleine Stücke: „Le Village", „Le Cheveu blanc", „L'Urne", „La Fée" und „L'Ermitage" herausgegeben worden, die alle in jener moralischen Bourgeois-Tendenz geschrieben sind, die sich in den letzten Jahren der Juli-Regierung, als Gegensatz gegen die Ausschweifungen der romantischen Schule, geltend zu machen suchte.

Die Memoiren des Königs Joseph sind schon seit einiger Zeit vollständig und erregen fortwährend das größte Aufsehen. Nicht kann man hier nicht begreifen, wie die Veröffentlichung so wichtiger Dokumente von der jetzigen Regierung so bald schon gestattet, ja, wie es scheint, veranlaßt werden konnte. Ich setze voraus, daß das „Magazin für die Literatur des Auslandes", das ich leider hier nicht regelmäßig zu Gesicht bekomme, über dieses höchst interessante Werk bereits einen besonderen Artikel mitgetheilt oder eine Mittheilung desselben bereits veranlaßt hat.*)

Bemerkenswerth sind auch die „Veillées militaires", von Alphonse Balleydier, demselben, der, wenn ich nicht irre, eine Geschichte der Feldzüge der österreichischen Armeen in Italien im Jahre 1849 geschrieben hat. Seiner Geschichte der „Garde républicaine" (der von 1848) nach zu urtheilen, neigte sich der Verfasser früher etwas stark zur Republik hin, aus seinen späteren Werken aber schimmert der Geist der Reaction nicht wenig durch; namentlich will es uns bedünken, als ob er den Soldaten bedeutend den Hof mache.

Zu den besten Werken, die uns der Büchermarkt seit langer Zeit gebracht hat, gehört Mignet's:**) „Charles V., son abdication, son séjour et sa mort au monastère de Yuste" (Paris, 1854. Un vol. 8. Paulin, Lheureux & Comp.). Der berühmte Verfasser hat auch in diesem Werke ein bedeutendes Material überwunden und das über denselben Stoff bereits Gedruckte und Ungedruckte so ziemlich erschöpfend bearbeitet. Frühere Werke hatten die Geschichte der letzten Lebensjahre Karl's V. sehr entstellt, der große Kaiser sollte auf einmal ganz im Mönchthume aufgegangen und ein wahrer Betbruder geworden sein. Nach Mignet war diese Abdankung nur ein egoistisch politischer Schritt, der den wankenden Ruhm des Kaisers und seine schwächliche Gesundheit verdecken sollte. Karl V. bedauerte sogar, sich nicht schon nach dem Feldzuge von Tunis zurückgezogen zu haben. Uebrigens hat Karl V. nicht im Sinne einer gänzlichen Entsagung der Geschäfte abgedankt, sondern er übte durch seine Korrespondenz fortwährend einen großen Einfluß aus. Mignet hat außerordentlich viel Einzelnheiten aufgenommen und z. B. die Reise Karl's V. durch Spanien mit der Genauigkeit eines Chronisten aufgezeichnet. Die werthvollste Darstellung des Buches befindet sich unstreitig in der Einleitung, in welcher der Verfasser den Zustand Europa's im Augenblicke der Abdankung Karl's V. behandelt. Sehr interessant sind auch die Beschreibungen des Klosters, die Scene zwischen dem Helden des Buches und dem Jesuiten Borja, das Portrait des Papstes Paul IV. und andern Stellen mehr.

Fast gleichzeitig mit dem Werke Mignet's über Karl V. ist über denselben Helden und fast mit demselben Titel ein Werk von Amedée Pichot erschienen: „Charles Quint. Chronique de sa vie intérieure et de sa vie politique, de son abdication et de sa retraite dans le cloitre de Yuste" (Un vol. 8. Paris, Furne & Comp., 1854). Pichot, ein durchaus gewissenhafter Forscher, bekämpft ebenfalls die Vorurtheile, die man bisher sowohl über Karl V., wie über seinen Rivalen Franz I., gehabt hat. Der Verfasser begnügt sich in diesem Werke übrigens, nach seinem eigenen Geständnisse, mit der Eigenschaft eines Chronisten. Hätte er als Historiker auftreten wollen, so würde er von vorn herein einen ganz anderen Plan haben verfolgen müssen. Während er hier mehr eine höchst interessante Charakteristik Karl's V. gegeben hat, arbeitet er an einer Geschichte des Kampfes desselben gegen Soliman, zu welcher dieses Werk gleichsam eine Einleitung bildet. Die Hauptquelle für Pichot sowohl, wie für Mignet, war das berühmte Manuskript von Gonzalez, das in der Bibliothek von Simancas aufgefunden worden ist.

(Schluß folgt.)

Ueber die menschlichen Raçen.

(Schluß.)

Wir haben fast alle für die Einheit des Menschengeschlechts angeführte Gründe dargelegt; sie sind nicht ausreichend, die Lehre von einer ursprünglichen Vielheit menschlicher Arten gänzlich zu widerlegen; aber diese Lehre ist eben so wenig streng bewiesen: sie stützt sich auf eine Menge Gründe von nur negativer Natur. Bevor wir diese Gründe vorführen, wollen wir unsere Leser noch mit einigen merk-

---

*) Dies ist allerdings in mehreren Artikeln geschehen. D. R.

**) in diesen Blättern bereits mehr als zu viel erwähnter — D. R.

erblich und der Verlaß für die Fabrikanten. Jene funfzig Millionen Arbeitslohn repräsentiren mehrere Hundert Millionen in Fabriken. Unberechenbar sind die Verluste des Kleinhandels, ein großer Theil der Kleinhändler wurde ruinirt, und die Bankerotte übten selbst für große Häuser ihre Rückwirkung aus. So war jener Arbeitskrieg seinen Folgen schrecklicher fast, als die grausamsten Kriege des Mittelalters.

Auf England folgen die skandinavischen Reiche: Schweden, Norwegen und Dänemark. Der Abschnitt „Dänemark", der, wie wir verstehen, von Herrn Geffroy verfaßt ist, scheint uns in seiner Form von den übrigen bedeutend abzuweichen. Wir wollen davon absehen, daß der politische Standpunkt ein den Deutschen entschieden feindseliger ist allein, wie gesagt, die Form ist dermaßen polemisch, daß der ganze Abschnitt einen schneidenden Gegensatz zu der staatsmännisch ruhigen Form des übrigen Theiles des Werkes bildet.

Wir gelangen nun zu den germanischen Racen. Holland eröffnet den Reigen, und danach folgt der deutsche Bund. Dieser letzte Abschnitt bringt eine Darstellung der Verhandlungen des Bundestages über die orientalische Frage, so wie über die Neugestaltung des Zollvereines und den österreichisch-preußischen Zollvertrag. Man hätte hierfür ausführliche statistische Nachweise über die kommerzielle Bewegung des Zollvereins wünschen können, wozu es den Herausgebern an Material nicht gefehlt haben kann.

Dahingegen verdient die Darstellung der Jahresgeschichte Preußens ganz besondere Beachtung. Man ist hier jetzt im Allgemeinen gegen Preußen nicht eben günstig gestimmt. Die Revue des deux Mondes hat selbst über die orientalische Angelegenheit die bekannten, wie man sagt, unter österreichischem Einflusse geschriebenen Artikel von Forcade veröffentlicht, die Preußen keineswegs günstig waren. Um so beachtenswerther ist nun die Darstellung der Jahresgeschichte Preußens in dem letzten Bande des Annuaire. Man sieht, daß sie von einem mit den Zuständen des Landes außerordentlich vertrauten, umsichtigen und unparteiischen Manne geschrieben ist. Der Aufsatz ist vielleicht in Bezug auf Gründlichkeit und Vollendung in der Form der beste, den das Annuaire diesmal bringt. Die übrigen Abtheilungen enthalten zwar Darstellungen weit großartigerer Verhältnisse, allein man sieht ihren Verfassern zum Theil an, daß sie nicht mitten in denselben standen. Die pragmatische Darstellungsweise, die der Revue des deux Mondes so sehr abgeht, ist in dem Annuaire weit entschiedener angenommen worden, und eigentlich lernen kann man aus letzterem weit mehr, als aus den ästhetisch unbedingt höher stehenden Artikeln der berühmten Revue, denen ich bei einer anderen Gelegenheit den Vorwurf nicht ersparen konnte, zum großen Theile zu subjektiven Inhaltes zu sein.

Der Artikel „Oesterreich", welcher den Abschnitt über die deutschen Staaten schließt, bringt, außer der Geschichte der äußeren Politik dieses Staates, eine Zusammenstellung der inneren Reformen in den verschiedenen Provinzen des Kaiserreichs.

Die Abschnitte „Rußland" und „die Türkei" mußten selbstverständlich diesmal mit besonderer Ausführlichkeit behandelt werden. Der erstere giebt eine Uebersicht der russischen Politik von dem berühmten Gespräch zwischen dem Kaiser Nikolaus und Sir Hamilton Seymour an bis zur Schlacht an der Alma, sodann eine kurze Darstellung der finanziellen Verhältnisse und des Aushebungswesens, endlich ein Kapitel über Finnland und die transkaukasischen Provinzen, als die Theile, an welchen Rußland besonders verwundbar ist. Der Abschnitt über die Türkei vervollständigt gewissermaßen den über Rußland und enthält außerdem sehr werthvolle Beiträge über den Zustand der Donau-Fürstenthümer und Aegyptens. Griechenland macht den Beschluß in der Reihe der europäischen Länder, und wir gelangen nun zunächst zu den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Danach folgen die mexikanischen Staaten, die Republiken Mittel- und Süd-Amerika's, Brasilien und Hayti.

Der letzte Abschnitt des Annuaire ist den Staaten Afrika's und Asiens gewidmet. Wir finden hier Notizen über Marokko und über die Entdeckungsreisen der Herren Barth und Vogel im Innern Afrika's; sodann einen Ueberblick über die Verhältnisse Persiens und Mittel-Asiens, so wie über das birmanische Reich. Das Kapitel über China enthält eine klare Darstellung des chinesischen Aufstandes. Unter der Rubrik „Japan", welche das Werk schließt, finden wir eine vollständige Uebersicht der Verhandlungen zwischen den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika und diesem Reiche, Verhandlungen, die endlich zum Abschlusse des bekannten Vertrages zwischen beiden Staaten geführt haben. — Als Anhang sind die wichtigsten Aktenstücke über die orientalische Frage, so wie die neuesten Handelsverträge zwischen Frankreich und Paraguay und zwischen ersterem Lande und der Argentinischen Republik, beigefügt.

Dies ist der reiche Inhalt des Annuaire des deux Mondes für 1853—1854, welches, gleich seinen Vorgängern, den Staatsmännern von Fach ebensowohl, wie überhaupt jedem gebildeten Menschen, ein zuverlässiges, unentbehrliches Handbuch sein wird.

England.

Der wissenschaftliche Kongreß in Liverpool.

Dritter Artikel.*)

Statistisches.

Ich komme nun — fährt der Präsident fort — zur Betrachtung einiger anderer Fächer unseres Vereines, wie Geographie, Völkerkunde und Statistik, die mit meinen eigenen Studien in genauerem Verbande stehen. Von dem Charakter des Menschen, den Schwankungen seines Willens, den Zufälligkeiten seiner physischen und moralischen Natur berührt und daher dem unmittelbaren und reinen Experiment sich nicht so leicht fügend, scheinen diese Disziplinen auf dem ersten Blick kaum zurückführbar auf jene festen Gesetze, die zu erforschen und zu vergewissern Gegenstand der Wissenschaft ist. Aus diesen Gründen unter anderen waren diese Zweige des Wissens ursprünglich von dem Plan der britischen Gesellschaft ausgeschlossen, und ihre nachmalige Zulassung stieß auf einige Anstandsnahme.

Indeß freue ich mich, daß sie hier Zugang gefunden. Die Besorgniß, der Parteigeist könnte sich mit einschleichen, hat sich, zu unserer Ehre, als unbegründet erwiesen. Und in meiner Eigenschaft als Mitglied des Oberhauses, der ich hin und wieder nach den Untersuchungen der oben erwähnten Fächer zu handeln habe, kann ich nur den Beistand dankbar anerkennen, den sie bei mancher wichtigen Frage darbieten, den öffentlichen Geist zu unterrichten und zu bilden. Vor Allem aber lehren sie uns, wie wichtig es sei, jede Theorie der Probe geduldigen Sammelns und unparteiischen Erörterns zu unterwerfen. Sie haben, mit Einem Worte, statt den Geist der Politik, im engsten Sinne, in die Wissenschaft einzuführen, den Geist der Wissenschaft in die Politik, im weitesten Sinne, eingeführt.

Was ist wichtiger, als Fragen der Finanzen und des Staatshaushaltes z. B., in einem gewissen Grade mindestens, von der Herrschaft des Parteikampfes zu befreien! Und was kann zu diesem wünschenswerthen Ergebniß mehr beitragen, als sorgfältig gesammelte Thatsachen in wissenschaftlichem Geiste auf einer Wahlstatt durchzufechten, wo keine Parteileidenschaft aufgereizt, keine Parteiverbindlichkeit anerkannt ist, keine Partei zu gewinnen oder zu verlieren hat — wo es Männern freisteht, zu überzeugen oder überzeugt zu werden, ohne eine Anklage auf Verrath oder einen Ministerwechsel als Folge zu befahren! — In der That, diese Studien konnten nicht füglich von unseren peripathetischen Akademie der Wissenschaften ausgeschlossen werden. Denn wer will die politische Geographie von den Einflüssen der physischen, oder die Völkerkunde von der Physiologie, oder die Bestimmung des Menschen auf dieser Welt von dem Studium seiner physischen Natur trennen! Bei der Anwendung der Wahrscheinlichkeitslehre ist ein Zweig der Statistik in unmittelbare Berührung mit der höheren Mathematik gebracht, so daß der Statistiker im Stande ist, aus der Ungewißheit der Einzelfälle Gewißheit im Ganzen herzuleiten und uns Mittel zu bieten, wie wir Leben und Eigenthum gegen einige der schlimmsten Zufälle sichern. Die Statistik ist in der That die Anwendung des Inductionsprinzipes auf die Untersuchung über die Angelegenheiten des Menschenlebens — eine Operation, welche dieselben philosophischen Eigenschaften, wie jeder andere Zweig der Wissenschaft, in Anspruch nimmt. Es ist nicht genug, in irgend welchem Falle blos Thatsachen zu sammeln und sie in Fächer zu bringen. Sie müssen ebensowohl analysirt, wie verglichen werden; die begleitenden Umstände sind zu erwägen (was bei moralischen Untersuchungen schwieriger ist, als bei physischen), damit wir sicher sind, daß wir dieselben Thatsachen unter denselben Umständen behandeln, d. h. daß wir dieselben Dinge bei demselben Namen nennen. Es müssen alle störende Einflüsse sorgsam ausgeschieden werden, bevor wir sagen können: Hier ist ein reines Experiment gewonnen, um einen befriedigenden Schluß zu geben. Das ist allerdings in einigen Fällen leichter, als in anderen. In die getreuliche Sammlung von Thatsachen mit Bezug auf Lebens- und Gesundheits-Wahrscheinlichkeiten z. B. greifen weder Leidenschaften, noch Vorurtheile, noch Privat-Interessen ein, und sind jene in genügender Anzahl vorhanden, so darf vorausgesetzt werden, daß die Schlußfolgerungen gegen Parteibefangenheit hinlänglich geschützt sind. Doch auch hier sind Vorsicht, umfassende wie spezielle Kenntnisse vonnöthen. Auch hier giebt es störende Einflüsse: Lebensgewohnheit, Natur des Berufs, Einwanderung oder Auswanderung, Unkenntniß oder falsche Angabe des Alters, Epidemieen u. s. w., die, auch bei den umfassendsten Nachforschungen, Quellen des Irrthums enthalten. Indeß wird man immer wachsamer gegen diese, man bringt sie bei der Berechnung in Anschlag und gelangt so stufenweise zu relativ sicheren Resultaten. — Die schätzbaren Dienste der unlängst gegründeten Gesellschaft der Kalkulatoren, die in unserer statistischen Section vertreten sind, dürfen hier nicht unerwähnt bleiben. Sie besprechen alle Fragen, auf welche der Wahrscheinlichkeits-Kalkül Anwendung findet: und dieser

*) Vgl. Nr. 132 und 134 des „Magazins".

image
not
available

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 6 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 57, und beim Expediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 137. Berlin, Donnerstag den 16. November 1854.

Frankreich.

L. Véron, nach de Bailly.

Wir kommen noch einmal auf den bereits von unserem Pariser Korrespondenten treffend geschilderten Charakter des Dr. Véron zurück, indem wir das, was Herr de Bailly bei Gelegenheit des dritten und vierten Bandes der „Mémoires d'un Bourgeois" im Athenaeum Français gesagt, hier vollständig wiedergeben:

„Dr. Véron, der uns im dritten Bande seine Leitung der Oper zum Besten giebt, holt etwas weit aus und geht in die Urgeschichte seiner Bildung zurück. In der Rue de Bac, in einer Papierhandlung geboren und erzogen, war seine Wiege, wie es sich denken läßt, nicht vom Glanze des Luxus umgeben. Seine erste Jugend war nur Zeuge der häuslichen Tugenden, die von unseren Romandichtern nicht augenfällig genug hervorgehoben werden. — Er lebte einige Jahre von vier- bis fünfhundert Francs, die ihm seine Artikel in der Quotidienne monatlich brachten, von seinen physiologischen Vorlesungen in der „Gesellschaft der Literatur" und aus den periodischen Quellen, die ihm Wucherer von Zeit zu Zeit öffneten. Ueberdrüssig, sich bei seinen wiederholten ehrgeizigen Bewerbungen stets mit der Bemerkung: „Aber Sie sind ja Arzt!" zurückgewiesen zu sehen, war er schon entschlossen, sich der Landpraxis zu widmen und bei den Bauern durch Impfen, Zahn-Ausziehen, Entbinden sein Leben zu fristen. Er geht aber davon ab und tritt mit Ed. Mazères eine Reise nach der Schweiz und Italien an. Ein auf dieser Reise entworfenes, die Sitten der Zeit geißelndes Lustspiel in Versen hat nie das Licht, aber wohl das Feuer gesehen, und zwar so nahe, daß nur zwei Verse davon übrig geblieben sind, in denen der Autor sich selbst scheint gemalt zu haben:

Ce qu'on veut, c'est bien vivre à l'aise, avec éclat,
Et c'est pour le quitter que l'on prend un état.

Was will man? Gut, behaglich, glänzend leben.
Wozu wählt man den Stand? Ihn aufzugeben.

Als er bei seiner Heimkehr seine Stelle in der Quotidienne besetzt fand, machte er es, wie jener Mann, der, weil er die Miethe nicht bezahlen konnte, sich vornahm, ein Haus zu kaufen. Er gründete die Revue de Paris. Aus dem Programm mag hier als charakteristische Probe die erste Rubrik stehen: „Alte Literatur. Eine neue kritische Untersuchung unseres alten literarischen Repertoriums von Homer bis Marmontel u. s. w. schien uns ein neues Interesse bieten zu müssen."

Aber die Oper, die Oper! Welch ein reiches Feld für einen Moralisten, wie wir Dr. Véron kennen! Zwei Bemerkungen werden seine Kompetenz in Sachen der dramatischen Kunst belegen!

1) „Wenn alle Rollen interessant sind, so ist das stets von guter Vorbedeutung für den Erfolg eines dramatischen Werkes.*)

2) Wenn man weder zum Geiste, noch zum Herzen spricht, so muß man zu den Sinnen, besonders zu den Augen, sprechen."

Doch diese Reflexionen, wie scharfsinnig auch, kann man auf der Bühne machen; wir wollen ja aber diejenigen kennen, die Herr Véron hinter den Coulissen zu sammeln Gelegenheit hatte. Gut, hier sind deren wieder ein paar, die aber ganz verschiedene Geistesstimmungen verrathen:

1) „Die Künstler, die eben so die Interessen ihres Rufes, wie die ihrer Einnahme zu vertreten und zu wahren haben, haben, wie alle Menschen, auch ihre bösen Leidenschaften im Herzen.

2) Diese ganze Opernwelt besteht im Allgemeinen aus gebildeten, geistreichen Personen, die gesammte Coulissenbevölkerung, bis herab auf die Lampenputzer und Maschinisten, zeigt Verstand und spricht eine heitere, scherzhafte, von Witz sprudelnde Sprache. Nach den Generalproben suchte ich die Ansichten und Urtheile des ganzen Dienstpersonals, selbst des Spritzenmannes, zu erlauschen: sie waren stets glücklich, kernhaft, voll Leben."

Zwischen diesen beiden Reflexionen ist mindestes ein Unterschied von sechstausend Francs Einnahme. Der Leser wird nun neugierig sein, über die exceptionellen Sitten der Sängerinnen und Tänzerinnen, die Dr. Véron hinter den Coulissen zu studiren sich vorgesetzt, auch Etwas zu erfahren. Zuvörderst hören wir eine allgemeine Bemerkung: „Zu allen Zeiten, in allen Ländern sind die Sitten der Frauen so, wie sie die Religion, die Gesetze und besonders die Erziehung machen." Nun einige Spezialitäten: „Das weibliche Personal der Oper ist der wahren Liebe fähig. Nichtsdestoweniger ist es eben so gewiß, daß man in der Oper, wie in Rom, auf manches unbeständige Herz trifft. . . ." „Hinter den Coulissen der Oper, wie in der Welt, vertheilt das Glück seine Gunstbezeugungen und seine Gaben oft mit geschlossenen, zuweilen aber auch mit offenen Augen."

Dieses Allenmundrechtmachen, diese Scheu vor jedem vorfertigen Urtheil, vor jeder Uebertreibung gefällt uns an dem Verfasser. Keiner versteht es besser, aus jedem Ding Etwas zu machen; die Eitelkeit, pikant zu sein, eine Klippe, an der so mancher Tagesschriftsteller scheitert, sie verleitet ihn nie, wenn auch nur eine Linie breit, von dem unbestrittenen Wahren.

Aber Ihr möchtet über diese mysteriöse Welt, über dieses jedem Uneingeweihten verschlossene Heiligthum etwas Lokales erfahren. Hier ist etwas Derartiges: „Unter meiner Leitung ging, einige Stufen über dem Korridor des Orchesters, eine Thür von der Bühne in den Saal, links von den Zuschauern: jetzt öffnet sich diese Thür, die in die Coulissen führt, an der rechten Seite." Nun, ist das lokal genug? Hier läßt sich Dr. Véron auf einem politischen Epigramm ertappen. Die Revolutionen, meint er, haben oft kein anderes Ergebniß, als die Lage der Thüren von links nach rechts zu versetzen. Sonst ist Dr. Véron als Schriftsteller so schüchtern, wie er als Industrieller dreist und waghalsig ist. Entwischt ihm einmal ein zu rascher Gedanke, so läuft er hinterher und packt ihm eine solche Last von Adjektiven und Adverbien auf, daß der arme Gedanke ganz ermattet darunter keucht. Dr. Véron war nicht so schüchtern, als er im Constitutionnel schrieb. Sollte er vielleicht so vorsichtig geworden sein, weil er damals zu kühn gewesen? Es giebt allerdings Menschen, die eine einzige beherzte That für das ganze Leben zu Memmen gemacht hat.

Herr Véron ist eine politische Person: Zeugniß sein Epigramm auf die Revolution. Fragt ihn aber, wie er im Ernst darüber denkt, und er wird Euch sagen: „Unter dem Wechsel der Personen in unseren Revolutionen bricht stets ein Wechsel der Prinzipien und der Ideen hervor. Man möchte sagen, Frankreich, das je nach größeren oder kleineren Zwischenräumen die Institutionen, Prinzipien, Glaubenssätze, die es noch eben verehrte, in wenigen Tagen von Grund aus über den Haufen wirft — Frankreich, möchte man sagen, habe den Beruf, der Welt im Schlimmen, wie im Guten, voranzugehen, sie vorwärts oder rückwärts zu führen." Nun wisset Ihr doch, woran Ihr mit Dr. Véron, dem Politiker, seid.

Dr. Véron ist ein gewandter Industriemann. Wollt Ihr von ihm ein Rezept, wie man zu Etwas kömmt? Hier ist eines, ein probates: „Geht auf dem Wege der Arbeit festen und gemessenen Schrittes. Den Hindernissen setzet stets Entschlossenheit und Geradheit entgegen. Laßt Euch besonders von zu ehrgeizigen Entwürfen nicht anfechten. Und, wenn man von Euch, wie von guten Feldherren, sagen kann: „„Der hat Glück:"" dann kommt Ihr zum Ziele." — Wohlverstanden, spielet gut, habet gute Karten, und Ihr gewinnt die Partie. Das Eine ist nicht schwerer, als das Andere. . . . . .

Seine Sittenregel lautet: „So früh wie möglich muß man seine Maßregeln nehmen, irgendwo und mit Irgendwem zu sein; das ist eines der Mittel, Etwas zu werden." Ganz recht, die sonstigen Grundsätze der Moral zwängen, so zu sagen, Euren Willen in eine Schraube; dieser läßt Euch die Hände frei und benimmt Euch alle Zaghaftigkeit bei der Anwendung. — Und Herr Véron macht sich seine Sendung als Moralist nicht leicht; er kennt die ganze Verantwortlichkeit, die auf seinem Lehramte lastet, und unterweist Euch mit Umsicht und Behutsamkeit. Er weiß, daß der Moralist, wie der Arzt, oft Gifte als Heilmittel gebraucht, und kein Apotheker wiegt und mischt und subdividirt die Dosen so sorgfältig, wie er. Dr. Véron ist ein homöopathischer Moralist, er dispensirt nur in Kügelchen.

Und doch, trotz aller Vorsicht, hat Dr. Véron — er wenigstens sagt es uns — eine Menge Feinde. Er vergleicht sich gern mit

*) Dieses gewiß unbestreitbare Argument erinnert an den logischen Schluß des Todtengräbers in Hamlet: „Ergel, wer nicht schuld ist an seinem eigenen Tode, der verkürzt nicht sein eigenes Leben." D. R.

image
not
available

Schriften sich dafür rächen wollte, daß sie einen alten Mann gehabt, der mit ihr nicht zärtlich zu tändeln und zu kosen verstand. Alle ihre Romane scheinen sich doch um das eine Thema zu drehen, den Untergang des Weibes bald durch die Schwäche, bald durch die Brutalität des Mannes darzustellen.

Rosenkr. Warum sollte sie nicht den Urschmerz ihres Lebens in der Poesie verklären!

Sachs. Dabei aber sich selbst recht vergöttern! Ist es nicht unnatürlich, daß ein Weib dem Weibe seine Huldigungen darbringt!..... Wenn diese Französin unglücklich verheiratet gewesen, mußte sie denn darüber schriftstellern! Wie viele Frauen sind unglücklich in ihrer Ehe gewesen, ohne darin etwas Ungewöhnliches zu sehen.

Rosenkr. Aber sie hatten eben, wenn auch das Gemüth, doch nicht die Phantasie und das Talent einer George Sand.

Sachs. Und nun läßt sich dieses schriftstellernde Femininum seine Werke noch obenein gut honoriren.

Rosenkr. Und warum denn nicht! Thun die Männer denn nicht desgleichen!

Sachs. Wie schlägt aber diese emanzipirte Frau Baronin aller weiblichen Sitte ins Gesicht; sie trägt Pantalons —

Rosenkr. Im Orient tragen alle Weiber dergleichen.

Sachs. Sie reitet.

Rosenkr. Das thut Christine von Spanien und Victoria von England ebenfalls.

Sachs. Sie raucht Cigarren —

Rosenkr. Das thun in Central- und Süd-Amerika alle Damen, sogar im Theater.

Sachs. Gut, gut. Sie führt aber auch einen liederlichen Lebenswandel.

Rosenkr. Wissen Sie mehr darüber, als allgemeine Gerüchte!

Sachs. Schon aus ihren Werken läßt sich ein Schluß auf ihr Leben machen, denn sie vermischt Andacht mit Wollust und macht mit dem Göttlichen nur Parade.

Rosenkr. Aus den Werken eines Autors nicht auf sein Privatleben Schlüsse zu machen, ist, wie ich denke, eine Regel, welche auch der von Ihnen so verehrte Lessing einschärft. Was jedoch Ihre Behauptung selbst betrifft, so kann sie aus den Werken der Sand schwerlich bewiesen werden. So innig, wie diese Frau, vermag Niemand über Gott zu schreiben, der blos durch Phrasen Effekt machen will.

Schweiz.

Vogt's Beleuchtung der Staats-Anstalten in ihren Beziehungen zum Armenwesen.

(Fortsetzung.)

Daß die meisten der genannten kulturmäßigen Hülfs-Anstalten bei gereifterer Selbständigkeit der Gemeinden und der Einzelnen aufhören können und aufhören sollen, Staats-Anstalten, d. h. auf Kosten des Staats gegründete und unterhaltene Anstalten, zu sein, kann man zugeben; aber daß das Bestehen aller dieser Anstalten, auch wenn sie als durch Einzelne oder durch Gemeinden errichtete und unterhaltene Anstalten bestehen, dem Gemeinwesen, wie es sein soll, der Selbständigkeit der Staats-Angehörigen widersprechend sei, dieser Ansicht des Verfassers müssen wir vom Standpunkte der wahren Wissenschaft, die keine abstrakten Ideale, sondern nur Begriffe und Ideen anerkennt, welche die Wirklichkeit in ihrer ewigen Wahrheit ausdrücken, entschieden entgegentreten.

Die sogenannten „möglichen Mängel", gegen welche die fraglichen Anstalten gerichtet sind, sind von der individuell beschränkten Menschennatur nur durch eine unwissenschaftliche idealistische Abstraction zu trennen; ein Gemeinwesen, in welchem jeder selbständige Staatsbürger eine Selbständigkeit haben soll, welche jene Mängel und damit auch das Bedürfniß aller dieser Anstalten ausschließt, ist ein abstraktes, unwahres Ideal, nicht die wahre Idee des immer nur mit individuell beschränkten und darum nur zu einer relativen Selbständigkeit berufenen Menschen zu verwirklichenden staatlichen Gesellschaftslebens. Die dem Verfasser eigene praktisch-vernünftige Besonnenheit hat es glücklicherweise nicht zugelassen, daß das ihm vorschwebende abstrakte Ideal auf seine Ansichten, Urtheile und Vorschläge in Betreff des staatlichen Anstaltswesens einen wesentlichen nachtheiligen Einfluß ausgeübt hätte. Er behält das Staatsleben, wie es wirklich ist, im Auge, und im Hinblick auf dieses wirkliche Staatsleben kann er nicht umhin, zuzugeben, daß die fraglichen Staats-Anstalten alle zum Bedürfniß, ja, zur unabweisbaren Nothwendigkeit werden können. Die Selbständigkeit der Einzelnen als das Strebziel fest im Auge haltend, orientirt der Verfasser sich und uns im chaotischen Gebiet des Anstaltswesens auf eine recht befriedigende Weise. Daß er die Selbständigkeit in einer so abstrakt-idealen Gestalt als eine am Ziele verwirklichte schaut, daß er in einer fernen Zukunft in idealistischer Täuschung ein menschliches Gemeinwesen verwirklicht sieht, in welchem alle diese in der Mangelhaftigkeit der Selbständigkeit begründeten kulturmäßigen Hülfs-Anstalten verschwunden sein werden, kann ihn vom rechten Wege nicht abbringen, da jenes Ziel, jene Zukunft auch ihm in einer so großen Ferne liegen, daß sein der wirklichen Menschheit geltendes menschenfreundliches Streben dadurch nur die Richtung, und zwar die rechte, aber nicht den Inhalt erhält.

Das Anstalten-Bedürfniß erörternd, kömmt er zu dem Ergebniß, daß sich die erforderlichen Errichtungs-Bedingungen wohl für sämmtliche in dem gegebenen Schema aufgeführte Anstalten erfüllt finden, mit Ausnahme einiger Nähr- und Erzieh-Anstalten, die er als Belege zur Verschrobenheit moderner Zeit- und Geistesrichtungen fast eben so verwerflich findet, wie die Staats-Lotterieen, die Spielbanken und die öffentlichen Prostitutionshäuser. In Bezug auf die vorzunehmende wirkliche Errichtung von Anstalten gelangt er zu dem folgenden Schlusse: In Betracht ihrer Stellung als Pflegerin des Gesammtwohls wird die Staatsregierung in den betreffenden Kreisen die verschiedenen Anstalten nach Bedürfniß und Wünschbarkeit veranlassen und, wo dies erweislich nicht sein kann, energisch hinzutreten und thun — was sie nicht lassen darf. Im Hinblick auf ihr Strebeziel: die Selbständigkeit, bringt dann der Verfasser, behufs der weiteren Besprechung der fraglichen Anstalten, dieselben in folgende Ordnung:

Selbständigkeit	Selbsterhaltung	Nähr-Anstalten
		Heil-Anstalten
		Besserungs-Anstalten
		Berufs-Anstalten
		Verkehrs-Anstalten
		Erwerbs-Anstalten
		Versicherungs-Anstalten
		Hülfs-Anstalten
		Sanitäts-Anstalten
	Selbstbestimmung	Erzieh-Anstalten
		Schul-Anstalten
	Selbstachtung	Rechts-Anstalten
		Polizei-Anstalten
		Enthaltungs-Anstalten
		Straf-Anstalten
		Militair-Anstalten.

Es wird die Bemerkung gemacht, daß dieses Schema zur Schätzung unserer Kulturverhältnisse diene: „wo die größte Anstaltenzahl, da sind die fressendsten Uebel." Der Verfasser meint, es sei aus diesem Schema ersichtlich, daß unser Zeitalter in Rücksicht auf die leibliche Selbsterhaltung am meisten zurück und den meisten Gebrechen unterworfen sei. Wir meinen, nur dies dadurch bestätigt zu finden, daß die Gebrechen in Rücksicht auf die zu fordernde Selbsterhaltung sich zunächst am meisten fühlbar gemacht haben. Der Schlußfolgerung, daß für die Selbstbestimmung, das ist die geistige Bildung, in unserem gegenwärtigen Staatsleben am meisten gesorgt sei, weil aus dem Schema ersichtlich sei, daß die Anzahl der auf die Selbstbestimmung hinzielenden Anstalten die geringste ist, können wir nicht beistimmen. Denn erstlich ist aus dem Schema nicht ersichtlich, daß die Selbstbestimmungs-Anstalten in geringerer Anzahl vorhanden sind, es ist daraus nur dies zu ersehen, daß die Selbstbestimmungs-Anstalten nicht in so vielerlei Arten vorhanden sind, als die Selbsterhaltungs-Anstalten. Der geehrte Verfasser wird nicht in Abrede stellen wollen, daß die Anzahl der vorhandenen Schul-Anstalten (auch ohne die Erzieh-Anstalten) im gegenwärtigen Staatsleben überall (gewiß auch in der Schweiz) größer sei, als die der Selbsterhaltungs-Anstalten. Und zweitens: beständen in einem Staate der Gegenwart wirklich weniger Schulen, als Selbsterhaltungs-Anstalten, so wäre daraus doch wahrlich nicht zu folgern, daß in diesem Staate für die geistige Kultur aller Staats-Angehörigen besser gesorgt sei, als für das leibliche Wohl. Unter unseren sozialen Verhältnissen würde aus einem gänzlichen Mangel an Schulen in einem Volke nur dies richtig zu folgern sein, daß in diesem Volke das Bedürfniß nach allgemeiner Geistesbildung noch nicht empfunden, daß die Unwissenheit noch nicht als ein Uebel erkannt sei.

Daß der Verfasser der Errichtung von Selbsterhaltungs-Anstalten auch durch den Staat aufs entschiedenste das Wort redet, versteht sich für den, der ihn als einen tüchtigen Vertreter einer gründlichen Armen-Reform kennt, von selbst. „Die ungezügelte Sucht der Einen in Sättigung des Triebes nach Selbsterhaltung", sagt der Verfasser, „vernunmöglicht den Anderen nicht nur eine menschenwürdige Lebensfristung, sondern sogar die Befähigung dazu. Es ergiebt sich auch hier wieder mit großer Gewißheit, daß die schwersten sozialen Gebrechen nicht sowohl den Auswüchsen der Armuth, als vielmehr und hauptsächlich den Extremen des Reichthums zur Last kommen, und daß zur gerechten und vollständigen Regulirung dieser Verhältnisse die Anstalten zum Zweck der Selbsterhaltung sich ausdehnen müssen auf Maßregeln, durch welche das gestörte, sozial-ökonomische Gleichgewicht hergestellt und den Einen vermehrt wird, die Selbsterhaltung der Mitmenschen unmöglich zu machen."

image
not
available

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 15 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 29, und beim Expediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 138. Berlin, Sonnabend den 18. November 1854.

Türkei.

Reise-Literatur.

In dem Augenblicke, wo das europäische Interesse sich dem Orient zugewendet hat, wird die wahrheitgetreue Beschreibung einer Reise ins Morgenland doppelt willkommen sein. Es liegt uns eine solche zur Ansicht vor, die nicht von einem der modernen Touristen für die vornehme blasirte Lesewelt geschrieben ist, sondern von einem frommen Pilger des Abendlandes, der, getrieben von der Sehnsucht, die vor Jahrhunderten schon die Wanderer nach dem Morgenlande zog, es sich zum Reisezweck setzte, ein Buch für das Volk zu schreiben.*) Der evangelische Prediger, Friedrich Liebetrut, aus der Altmark, verließ im August v. J. sein Kirchdörfchen Wittbrietzen und erreichte in zehn Tagen Konstantinopel. Von dort reiste er über Damaskus ꝛc. nach Jerusalem und langte nach acht Monaten wieder in seiner Heimat an, nachdem er mancherlei Fährlichkeiten erlebt. Seine Reisebeschreibung ist durchaus populär gehalten und überall anknüpfend an die historisch-christliche Bedeutung des heiligen Landes, so daß sich der löbliche Zweck der Belehrung und Erbauung gewiß bei allen einfachen Gemüthern erfüllen wird.

Wie anschaulich der fromme Reisende zu schildern weiß, zeigt sich schon in dem Bilde, welches er von der muhammedanischen Weltstadt, Konstantinopel, entwirft: „Gott, der Herr, hat die Stadt, wie wenige auf Erden, mit allem Reiz des Schönen und mit Ueberfluß an allen Gütern gesegnet, aber nie ist sie lange zum fröhlichen und friedlichen Genuß dieser Güter gekommen. Wie ein Meer von Mitternacht, ein anderes von Mittag her seine Wogen gegen die Mauern der ungeheuren Stadt wälzt, so haben die Völker von allen vier Winden sich seit Jahrtausenden um ihren Besitz gestritten. . . Treten wir, um das äußere Bild der wundersamen Stadt, deren Bezirke ganze Städte sind, etwas genauer zu übersehen, einen Augenblick auf den hohen Thurm der neuen Feuerwache, recht im Innern des alten Konstantinopel. Mit ihren ungeheuren Vorstädten umfaßt die Stadt über eine Million Menschen, die aus den verschiedensten Volksstämmen des Morgenlandes und des Abendlandes zusammengesetzt sind. Das eigentliche Konstantinopel wird nördlich von einem Meerbusen des Bosporus, dem prächtigen Hafen, „das goldene Horn", begränzt, südlich und östlich vom Marmora-Meere, und hängt nur im Westen mit dem festen Lande zusammen; schon dieser Stadttheil hat einen Umfang von fünf Stunden. Hier wohnt etwa eine halbe Million Türken, mit wenig Europäern vermischt. Nur gegen das nordwestliche Ende des goldenen Horns hin findet sich ein ansehnliches Quartier von Griechen bewohnt. Von geringerem Umfange, aber zum großen Theil unglaublich dicht bevölkert, sind die gegenüber auf dem nördlichen Ufer des goldenen Horns gelegenen Vorstädte; zunächst am Bosporus Galäta, hoch darüber Pera, beide fast nur von Europäern bewohnt; weiterhin am Meere Tophäna, tiefer nach innen, gegen Abend von Pera, die Griechenstadt St. Dimitri, wieder näher zum goldenen Horn Kassim Pascha, und noch weiter westwärts Haskioi, die Stadt der spanischen Juden.

„Stellen wir uns auf den neuen Thurm der Feuerwache, der, wie eine Palme, schlank sich zweihundert Fuß hoch erhebt, gegen Morgen, so haben wir etwa den dritten, reichsten Theil der Stadt vor uns. Wir sehen gerade auf die prächtige Moschee Sultan Suleiman's mit ihren vier hohen Minarets und einem Wald von Kuppeln herunter. Hinter ihr folgt das alte Serail, die Basare und nach zahllosen Palästen und Moscheen (deren die Stadt vierhundertfünfundachtzig zählt) das neue Serail, für sich allein eine Stadt von Palästen und Gärten. Rechts an dasselbe lehnt sich die Moschee Aja Sophia, ursprünglich vom Kaiser Justinian der „göttlichen Weisheit" zu Ehren gebaut — damals ein Gebäude von solcher Pracht und Schönheit, wie die Erde kein anderes kennt. Nur einige Hundert Schritt weiter rechts steht der Prachtbau der Moschee Achmed's mit seinen sechs Minarets, die himmelhoch und schlank, wie Lilienstengel, sich über die Kuppel erheben. Ueber alle diese Prachtgebäude hinweg, schauen wir auf die himmelblaue Meerenge und darüber hinaus über Skutari auf die in lachenden Bergen sich aufthürmende Küste von Asien. . . . . Treten wir auf dem Rückweg in die Moschee des Suleiman; sie besteht aus drei Theilen, dem Vorhof, dem Tempel und dem Garten oder der Begräbnißstätte des Erbauers. Im Vorhof überrascht schon die Pracht des Baues; Säulenhallen, von achtundzwanzig Kuppeln gedeckt, laufen um die drei Seiten des Vorhofes her; die vierte Seite, hier gegen Südost, weil Mekka in dieser Richtung von Konstantinopel liegt, nimmt der Tempel ein, der sich zu einer hohen Kuppel, umgeben von zwölf Halbkuppeln, wölbt. Alles ist aus klarem Marmor gearbeitet; in der Mitte des Vorhofs sprudelt unter zierlicher Bedachung ein helles Wasser, bei dem die Muhammedaner, vor dem Eintritt in die Moschee, ihre Waschungen verrichten. Der Hof ist von uralten Cypressen und Orangenstämmen geschmückt, über die sich ein reiches Gewebe von Reben hinzieht. Im Schatten derselben stehen reihenweise Marmorbänke, und die Turteltauben, die in allen morgenländischen Städten hausen, girren traulich zwischen den hohen Cypressen. Prächtig erhebt sich die Front der Moschee zwischen den schlanken, stolzen Minarets, es ist eine kunstvolle Arbeit von geglättetem Marmor. Riesige Fenster mit arabischer Wölbung gestatten den Blick ins Innere, das selbst nicht zugänglich ist für Nichtmuhammedaner. Die hohe Pforte verkauft dazu jedoch Erlaubnißscheine für etwa sechzig Thaler. Ganz ungehindert dürfen wir überall im Vorhof umhergehen und durch die Fenster ins Innere der Moschee blicken. Die prächtige Wölbung derselben wird durch eine Menge herabhängender Lampen verdeckt, bietet auch wenig Schönes dar, da die Türken jede Art von Bildwerk und Gemälden verbannt haben, weil es zum Götzendienst führen könnte. Es war gerade Gebetsstunde, und wir sahen etwa tausend Türken im Innern versammelt, die den schreisingenden Priestern, in eben solchen Schreitönen betend, antworten, sich sehr oft verneigen und mit dem Antlitz auf die Matten des Fußbodens werfen. . . . . — Die Todtenhöfe der Türken liegen mitten in der Stadt und erhöhen durch ihre dichten Cypressenwälder, von weißen Grabsteinen durchzogen, den malerischen Anblick derselben. Nur macht es einen abschreckenden Eindruck, daß Abends die hungrigen Lastthiere der naheliegenden Häuser sich auf den Grashügeln der Gräber ihre Nahrung suchen. Noch ärger ist es auf den Todtenfeldern der Nichttürken, wo die Leichen oft ohne Särge in die Gruben gelegt werden und dann den wilden Hunden Konstantinopels zur Beute werden. Diese furchtbaren Zeugen der Unkultur schweifen zu Tausenden bei Nacht auf den Todtenhöfen umher, liegen aber auch bei Tage in den Straßen, wo die Schlächter wohnen, ein Schreckbild für jeden Fremden. Die Türken fürchten sich nicht vor ihnen und betrachten sie wie einen Theil ihrer Polizei, da sie die Straßen von allem Abfall befreien, um ihre Gefräßigkeit zu stillen. . . .

„Wo wir uns auch in die Irrgänge des alten Konstantinopel vertieften, überall begegnete man uns anständig, zuweilen sogar freundlich. Das Gewimmel auf den Straßen ist unbeschreiblich, oft auch gefährlich für die Fußgänger, da die Lastträger große Wassertonnen, lange Balken, Bausteine schwebend auf ihren Schultern tragen und die Vorübergehenden oft damit verletzen und stoßen. Man sieht die bunteste Bevölkerung auf den Straßen, Araber, Beduinen der Wüste, Perser, Armenier, schwarze Nubier und Aethiopier, Aegypter und Marokkaner in ihren malerischen Trachten, daneben die Europäer aller Zungen. Die Sprachverwirrung gränzt an die babylonische. . . . . "

Auf der Weiterreise ins heilige Land schildert der Verfasser besonders die Natur mit großer Anschaulichkeit; die Poesie des Morgenlandes hat ihn begeistert wie einst den Psalmisten. Der zweite Theil ist fast ganz Jerusalem gewidmet und dürfte der werthvollste sein; die beigegebenen Ansichten und Pläne machen das Werk zu einem willkommenen christlich-religiösen Festgeschenk für Alt und Jung. Auch der durch pikantere Schilderungen verwöhnte Leser wird sich erfreuen können an der naiven und unvermittelten Darstellung aus dem unerschöpflichen Bilderschatze des Orients. F. v. H.

*) Reise nach dem Morgenland, insonderheit nach Jerusalem und dem heiligen Lande. Von Dr. F. Liebetrut, evangelischem Pfarrer. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1854.

stehen. Der gewöhnliche Zünder wurde damals durchweg im Dienste gebraucht, und das mag noch zur Stunde der Fall sein. — Die Stückpforten sind mit Linien unter verschiedenen Winkeln bezeichnet, um dadurch die Concentration der Kanonen zu erleichtern. — Wir dankten unserem Führer für seine Gefälligkeit und drückten ihm dabei unsere Bewunderung des Schiffes aus. „„Ja"", meinte er, „„es ist Ihres Lobes würdig. Es wurde von einem russischen Architekten, der auf einem königlichen Werft in England seine Bildung genossen, nach dem Muster Ihrer „Duken", die jetzt im Mittelmeere weilt, gebaut."" — Bei dem Schiffsbau wird, wie bei allen Verwaltungszweigen in Rußland, derselbe Unterschleif, dieselbe Bestechlichkeit getrieben. Wenn in Sebastopol etwas an einem Schiffe Mangelhaftes befunden wird, so bringt man es einem Holzkäfer auf die Rechnung, von dem die betheiligten Beamten Geschichtchen erzählen, die noch verwunderlicher sind, als die Märchen von der großen Seeschlange. . . ."

„Die Stadt Sewastopol ist über eine Meile (engl.) lang, und ihre größte Breite beträgt etwa drei Viertelmeilen. Die Straßen münden in die offene Steppe südlich. Im Westen landwärts war sie durch einen Wall mit Schießlöchern geschützt worden, den aber einer der ersten russischen Ingenieure als rein nutzlos erklärt hatte. Es soll inzwischen der Plan gefaßt worden sein, den Platz in dieser Richtung vollständig zu befestigen. Ob er ausgeführt worden, wissen wir nicht. Gesetzt aber auch, so können in solcher Hast aufgeworfene Werke weder groß, noch stark genug sein, um einem anhaltend fortgesetzten Feuer schwerer Artillerie ernsten Widerstand zu bieten. . . . . Die Straßen laufen in Parallel-Linien von Norden nach Süden und werden von anderen in der Richtung von Osten nach Westen durchschnitten. Die Häuser, von Kalkstein gebaut, haben ein kernfestes Aussehen. Die öffentlichen Gebäude sind schön. Die von dem Kaiser erbaute Bibliothek zum Gebrauch der See- und Land-Offiziere ist von griechischer Bauart und im Innern elegant ausgestattet. Die Bücher beschränken sich auf See- und Kriegswesen und die damit verbundenen Wissenschaften, auf Geschichte und wenige schönwissenschaftliche Werke. Das Klubhaus ist schön von außen und bequem von innen; es enthält einen geräumigen Ballsaal, woran die Größe der hervorstechendste Zug; einige Billard-Zimmer, die als die am stärksten ziehenden Mittelpunkte erscheinen; umsonst aber sieht man sich nach einem Lesezimmer mit Zeitungen und Journalen um, wie man sie in England findet. Es giebt manche gutgebaute Kirche. Ein schöner Landungsplatz von Stein führt vom Militairhafen nach der Stadtseite, überschattet von einem Architrav, der von hohen Säulen getragen wird. . . . Die östliche Seite der Stadt ist so steil, daß man die Mastspitzen der Schiffe nicht sehen kann, bevor man hart daran ist. Von einigen Punkten des Platzes hat man wunderschöne Aussichten, und er ist überhaupt sehr anmuthig gelegen."

Scott besuchte die Berghöhlen von Inkerman, merkwürdige Reste einer früheren christlichen Bevölkerung; ferner die benachbarten neueren Steinbrüche, die das Material zu den Werken Sewastopols hergegeben. Von da nahm er seinen Weg nach Baktschi-Serai, der tatarischen Hauptstadt der Krim, wo die übrig gebliebenen Trümmer des Chanpalastes unlängst auf Befehl des Kaisers Nicolaus wiederhergestellt wurden. Die Stadt soll beiläufig eilftausend Einwohner zählen und nur aus Einer, beinahe eine Meile langen Hauptstraße bestehen. Wie in Karasu-Bazar sind auch hier die Einwohner sehr fleißig. Färbereien, Gerbereien und Messerschmieden sind in allen Theilen der Stadt in Thätigkeit. Die Tataren werden von Scott sehr günstig beurtheilt. Die Ackerbauer hält er für eine von den Stadtbewohnern verschiedene Race. Die Bewohner der Steppen tragen in ihren Gesichtszügen den mongolischen Charakter.

„Die Städter legen sich auf allerlei Künste der Industrie, lieben den Gartenbau, pflanzen Taback, Flachs und Wein. In ihrer Physiognomie ist der kaukasische Typus ausgeprägt. Sie haben volleres Barthaar, als die anderen, und sind über Mittelgröße. Man hält sie für eine Mischung verschiedener Racen, welche die Krim bewohnt haben. Sie sind den Türken oder anderen Europäern ähnlich, da manche unter ihnen braunes Haar und weiße Gesichtsfarbe haben. Sie sind fein im Benehmen, würdig in ihrer Haltung, von Natur höflich und gastfrei, ehrlich im Verkehr und mäßig im Genusse. . . . . In der That ist dieser Zweig der tatarischen Familie mit manchem edlen Vorzug ausgestattet, und würde nicht durch ihre Religion und die Politik ihrer gegenwärtigen Zwingherren die Entwickelung ihrer großen Gaben gehemmt, sie müßten unter der Pflege einer angemessenen Erziehung zu der höchsten Stufe der Civilisation gelangen; die Elemente derselben besitzen sie bereits in ungewöhnlichem Grade. Man beschuldigt sie der Trägheit; allein wie will man erwarten, daß sie für Herren, die von ihnen tief verachtet werden, rüstig arbeiten sollen! Und nicht zu vergessen, die Tataren hatten, wie die Türken, ihre Feinde zu Geschichtschreibern. Diese haben mit beharrlicher Böswilligkeit und schlauer Politik Lügen oder entstellte Thatsachen zu verbreiten gesucht, um beiVöllern die Sympathie der civilisirten Welt zu entziehen. . . . Es wird nicht behauptet, daß die Türken und Tataren makellos sind — das aber behaupten wir, daß sie in manchem Punkte den Russen, ihren systematischen Schmähern, sich moralisch überlegen zeigen."

England.

Englische Literatur-Briefe.

1854. Zehnter Monats-Bericht.

(Fortsetzung.)

Die bis zur Bewußtlosigkeit getriebene Betrunkenheit der weiblichen Person, um welche es sich in dem letztgedachten Prozesse handelte, erinnert mich wieder an das neue Wirthshausgesetz und die vielen weiblichen Personen, die dabei mit getroffen werden. Die weibliche Trunksucht ist ein Laster, wie man es außer England auf keinem Stückchen der bewohnten Erde wiederfindet, wie es auch in keinem Lande der Erde eine Regierung und Behörde in Geld- und Gewinnsucht so weit gebracht hat, als die englische, welche zu einem guten Theile von Bier- und Alkohol-Steuern erhalten wird und von Konzessionen zu Privilegien, die Demoralisation der Massen zu befördern. Um solche starke Behauptungen zu spezifiziren, haben wir uns mit einigem statistischen Material versehen, welches noch drastischere Ausdrücke rechtfertigen würde. Im Durchschnitt werden jährlich hunderttausend Personen wegen Trunkenheit arretirt, wobei man bedenken muß, daß die Polizei nur solche Betrunkene ergreift, denen sie durchaus nicht entgehen kann, also nur solche, die eine ganze Straße in Aufruhr bringen oder auf der Straße liegen bleiben, ohne gehen noch stehen zu können, d. h. von hundert etwa einen Betrunkenen. Bei diesen hunderttausend Personen, welche sich bis zur allerunerträglichsten Polizeiwidrigkeit betrunken, waren sechzigtausend weiblichen Geschlechts.

Und dies gilt blos von den Städten mit mehr als zehntausend Einwohnern, deren es in England hundertundeine und in Schottland sechzehn giebt. Alle Ortschaften mit weniger als zehntausend Einwohnern sind von dieser Statistik ausgeschlossen. Nach der Kriminal-Statistik des letzten Jahres (abgeschlossen am 5. April) saßen in den Gefängnissen Englands und Schottlands 20,143 Gefangene, von denen drei Viertel aus und in Trunkenheit Verbrecher wurden. Nach dem Verbrechens-Stammbaum der Mäßigkeits-Gesellschaft, der jetzt an den Schaufenstern prangt, mit dem Galgen in seinem Wipfel, sprießen alle Verbrechen aus der Unmäßigkeit im Genusse berauschender Getränke, obwohl der Stamm-Ast dazu, wie Figura zeigt, oft sehr weit zurückgeht, z. B. bis in die Kinderstube, wo der Vater seine Freude daran hat, wenn der Säugling ein Schlückchen Gin vertragen lernt. Die englische Völlerei kömmt von den Trinkpalästen, die sich überall in London stolzer und zum Theil höher erheben, als Kirchen. Jeder solcher Tempel liefert im Durchschnitt und direkt einen Trunkenbold in die Hände der Polizei, da es in England hunderttausend Publik-Häuser giebt, an deren Barren immerwährend Tag und Nacht aus verschiedenen Pumpen und Hähnen einheimische Biere und Spirituosen fließen, so daß der christliche Staat das Vergnügen hat, jährlich über 43,000,000 Thaler (6,250,000 Pfund) Steuern davon zu beziehen, ohne die Abgaben auf fünf Millionen Gallonen Rum, zehn Millionen Gallonen Cognac und Genever und sieben Millionen Gallonen Wein, die außer den mit dreiundvierzig Millionen Thalern besteuerten einheimischen Spirituosen noch getrunken werden, um mindestens eben so viel Steuer davon an den Staat und die Magistrate zu zahlen. Das sind gräßliche Zahlen und Thatsachen. Wer sich recht davor ekelt, begreift nicht, wie man ein Wort gegen die Beschränkungen sagen könne, welche das Parlament den Trinkern an Sonntagen auferlegte. In England ist das ganze Volk dagegen, erstens weil man Mäßigkeit und Moral nicht in die Hände der Polizei geliefert sehen will; zweitens weil die verbotenen Stunden gerade in Zeiten fallen, wo das Volk, das sich einmal etwas frische Luft und Appetit im Freien geholt, wirklich etwas zum Essen und Trinken bedarf; drittens weil man die Restaurationen nur dem Volke schließt und den geschlossenen Tabagieen der guten und vornehmen Gesellschaft alle Thüren und alle Spiritusflaschen offen läßt; viertens weil in dem ganzen Verbote nichts Ehrliches liegt, weil man heuchlerisch nur so thut, als liege dem Parlamente etwas an der Moral und Mäßigkeit der Massen, deren achtzig bis neunzig Millionen Thaler Steuer und Sündengeld man aber nicht merklich kürzen will. So sind mit Recht auch Diejenigen entschiedene Feinde der hypokritischen Beschränkung, welche ein strenges amerikanisches Maine-Gesetz gut geheißen haben würden. Erfreulicherweise giebt es ziemlich viel Beweise, welche eine fortwährend sich steigernde Zunahme des Wohlstandes, der Bildung und des Geschmacks im Volke bekunden. Die Naturforscher der Volkskultur wenden hier eine Menge praktischer Instrumente an, um dies handgreiflich und statistisch darzuthun. Sie zählen z. B. die Bücher, die in unentgeltlichen Volksbibliotheken entlehnt wurden, und vergleichen damit frühere Ergebnisse. Nun sagen sie: der Sinn für historische, naturwissenschaftliche, belehrende

Gnade folgten jene Freudentage und Feste, wo die Kaiserin, im reichsten Schmuck und über und über mit Brillanten besäet, oft mit eigener Hand den perlenden Champagner kredenzte. Iwan war ein beschränkter und durchaus nicht ehrgeiziger Charakter, dem die Intriguen des Hofes stets fremd blieben. Als Elisabeth ihm in ihrer Todesstunde den Schlüssel zu ihrer Schatulle mit dem Bemerken überreichte, er möge dasjenige, was er darin fände, als ihr letztes Geschenk betrachten, übergab er Schlüssel und Kästchen dem Thronfolger, Peter III., ohne sich nur im Geringsten überzeugt zu haben, was ihm von der kaiserlichen Gunst zuletzt noch bestimmt gewesen war. Seit 1751 war er der erklärte Günstling der Kaiserin, woraus sie selbst am wenigsten ein Geheimniß machte; ihre Tochter, welche vor den Augen der Welt als das Kind einer der kaiserlichen Kammerfrauen galt und den Namen Elisabeth Tarakanov erhielt, knüpfte dieses Band nur noch fester.

Warum Elisabeth Tarakanov in frühster Jugend schon nach Rom geschickt wurde, ist immer ein Räthsel geblieben. Man weiß nur, daß sie daselbst glänzend erzogen wurde, und daß die Kammerfrau, eine Italiänerin, die ihr beigegeben war, ihr die hohe Abkunft, deren sie sich zu rühmen hatte, nicht nur nicht verschwieg, sondern ihre Phantasie auch mit den glänzendsten Hoffnungen erhitzte. Leider sollte sie bald enttäuscht werden und die kühn gebauten Luftschlösser wie Seifenblasen zerplatzen, denn sobald die Zarin die Augen geschlossen hatte, der Thronfolger, Peter III., aus der Welt gegangen war und Katharina II. den Thron bestiegen hatte, hörten die bis dahin aus Petersburg regelmäßig eingelaufenen Subsidien auf. Sie lebte lange Zeit von dem Gelde, welches sie aus den Kleinodien löste, über welche sie noch zu verfügen hatte, und war in Petersburg während einiger Jahre bei Hofe so vollkommen vergessen, daß selbst der eigene Vater nicht mehr an sie dachte. Er wurde ein treuer Parteigänger der neuen Herrscherin, die er, als die Gefahr am größten war, nämlich am Vorabende ihrer Thronbesteigung, auch zu Pferde nach Krasnij Kabak, einer auf dem Wege nach Peterhof gelegenen Schenke, begleitete, wo Katharina damals übernachtete.

Es kam die Zeit, wo sie Poniatowski, ihren Günstling, auf den polnischen Thron setzte und sich mehr und mehr in die Angelegenheiten der Republik mischte, wodurch Unruhen hervorgerufen wurden. Einer der größten Widersacher der Kaiserin und ihres königlichen Günstlings, Fürst Karl Radziwill, hatte in Erfahrung gebracht, es lebe in Rom, entfernt und vergessen von der Welt, eine Tochter der Zarin Elisabeth: er verfiel auf den eigenthümlichen Gedanken, sie nach Polen und von da auf den russischen Thron zu führen, auf diese Art also das zu wiederholen, was seine Landsleute thaten, als sie den falschen Demetrius nach dem Kreml geleiteten. Der Plan war, wie gesagt, originell, aber man muß bedenken, daß auch die Russen Katharina haßten und Verschwörungen auf Verschwörungen einander folgten. Die Kaiserin befand sich damals gerade in Moskau, wo sie, um sich das Volk geneigter zu machen, die Herabsetzung der Abgabe auf das Salz befahl. Auf dem freien Platze vor dem Palast las der Wjéstnik (Bote) dem versammelten Volke den Akt kaiserlicher Gnade vor, während Katharina an einem Fenster auf das Freudengeschrei der Menge wartete. Doch dieses Zeichen der Befriedigung blieb aus; das Volk bekreuzte sich und zerstreute sich in unheimlicher Stille. Die Kaiserin wurde betroffen und entfärbte sich; es dauerte einige Zeit, ehe sie ihre Fassung wieder gewinnen konnte; dann aber wandte sie sich mit den Worten: „quelle stupidité" zu ihren Höflingen und befahl auf der Stelle die Abreise.

In den Herzen aller rechtgläubigen Russen lebte damals noch das Andenken an die Zarin Elisabeth, die gewöhnlich deren Kinder über die Taufe hielt; für sie und deren Nachkommen hätten sie willig Gut und Leben geopfert, wie sie denn auch später die Sache des Kosaken Pugatschew thätigst unterstützten. Radziwill hatte deshalb nicht so ganz Unrecht, auf diese Anhänglichkeit seinen Plan zu gründen.

Es war im Jahre 1767; Elisabeth Tarakanov stand damals in ihrem funfzehnten Lebensjahre. Die Zarentochter konnte nicht für eine Schönheit gelten, doch hatte sie ein großes, einnehmendes Auge, in welchem sich Leiden und Sehnsucht malten; ihr Charakter hatte bei aller Sanftmuth einen hervorstechenden Zug großer Verschlossenheit. Fürst Karl Radziwill suchte sich in Rom bei ihr Zutritt zu verschaffen und behandelte sie als regierende Fürstin; er theilte ihr offen seine Pläne mit und erweckte aufs neue die eingeschlummerten Hoffnungen und ehrgeizigen Gedanken des jungen Mädchens, dessen Leben von jetzt an voller Unruhe und Täuschungen war. Des Fürsten Reise nach Italien, seine Besuche bei Elisabeth, ja, sogar die Pläne, welche er verfolgte, konnten dem russischen Hofe nicht lange ein Geheimniß bleiben. Stanislaus August mußte auf Katharina's Geheiß Radziwill's Güter konfiszieren. Der Fürst, aller Einkünfte entblößt, verkaufte seine Kleinodien, um den Erlös mit Elisabeth zu theilen, und irrte in der Fremde umher. Umsonst ließ ihm die Kaiserin durch ihre Agenten das Anerbieten machen, den Sequester auf sein Vermögen aufzuheben, wenn er ihr Elisabeth ausliefere; er wies die Zumuthung mit Entrüstung von sich. Politische Ereignisse trugen später mit dazu bei, daß der Fürst wieder in seine vollen Rechte eintreten durfte, ein geheimer Artikel soll jedoch die Bestimmung enthalten haben, er müsse seine Pläne in Bezug auf die Prinzessin Elisabeth fallen lassen.

Eine Menge angesehener Russen durchzogen zu damaliger Zeit Italien; sie waren ohne Ausnahme roh und ungebildet, wenn sie auch mit französischen Brocken um sich warfen, die sie aus Voltaire's Büchern aufgeschnappt hatten. Gleichen Weg schlug auch Graf Alexei Orlov, einer der Adjutanten Peter's III., ein, dem Katharina in einem Briefe an den berühmten Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts das Prädikat beigelegt hatte: Er sei ein Römer aus den glänzendsten Zeiten der Republik. Seit 1769 weilte er bald in Pisa, bald in Livorno und Florenz, schickte von da aus Briefe, Geld, Orden, Offizier-Patente und Waffen nach Morea, um die Griechen zum Aufstande gegen die Türkei aufzustacheln, und segelte ein Jahr später mit der russischen Flotte selbst nach Hellas. Die auf den Schiffen sich befindenden englischen Offiziere verbrannten damals die in der Bucht von Tschesme liegenden türkischen Galionen, wofür Orlov den Ruhm ärndtete, in Petersburg mit Triumphbogen gefeiert wurde und den Beinamen: „Tschesmenskoi" erhielt. Nach dem Friedensschluß mit der Türkei und der Unterdrückung des Pugatschewschen Aufstandes erinnerte sich Katharina der armen Elisabeth, und Orlov erhielt den Auftrag, sie nach Petersburg zu bringen. Er erfüllte den Befehl auf folgende Art.

Elisabeth Tarakanov hatte sich vollkommen von dem Treiben der Welt zurückgezogen und fristete in Rom ihr kümmerliches Dasein, als einst ein russischer Offizier bei ihr erschien, der ihr unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit vertraute, er habe ihr Sachen von der größten Wichtigkeit mitzutheilen. Im Verlaufe des Gesprächs eröffnete er ihr, er komme im Namen des Grafen Orlov, der, von ihrer traurigen Lage in Kenntniß gesetzt und tief betrübt darüber, daß eine Zarentochter in fremdem Lande mit Mangel zu kämpfen habe, ihr seine Hülfe und seine Dienste anbiete. Ohne irgend eine Hinterlist zu ahnen, leiht das thörichte Mädchen den verlockenden Worten ihr Ohr und nimmt eine Summe Geldes an, die der Offizier ihr im Namen des Grafen überreicht. Die Einleitung zu dem auszuführenden Plane war auf diese Art getroffen, die Verbindung mit Orlov in Gang gebracht, und Ribas, der russische Offizier, ein Neapolitaner von Geburt und des Grafen Vertrauter, fand sich bald häufiger bei Elisabeth ein, um ihr mit der Aussicht auf eine glänzende Zukunft, ja, sogar auf das kaiserliche Diadem den Kopf zu verdrehen. War es dem unerfahrenen, leichtgläubigen Mädchen zu verdenken, daß sie das süße Gift begierig einsog, sie, die von Kindheit an den Gedanken an einstige Größe genährt hatte und ihn nun, noch dazu auf so geheimnißvolle Weise, verwirklicht sehen sollte!

Eines Abends stürzte Ribas in höchster Aufregung in Elisabeth's Zimmer und verkündete ihr, Orlov habe mit der Zarin vollständig gebrochen, ganz Moskau sei in Aufruhr und endlich der geeignete Zeitpunkt herangekommen, wo Orlov den längst gehegten Plan, sie zur Zarin auszurufen und ihr damit die angestammten Rechte wiederzugeben, in Ausführung bringen könne. Einige Tage darauf erschien Orlov selbst und spielte meisterhaft die Rolle weiter, die Ribas angebahnt hatte. Mit Entrüstung erzählte er Elisabeth, seine Familie sei von der Kaiserin, die den Orlovs Alles zu danken habe, beseitigt, sein Bruder Gregor verbannt. „Doch sie soll erfahren", rief er zornig, „wie weit sie meine Geduld prüfen darf. Der Sieger von Tschesme wird der stolzen Fürstin zeigen, daß er die Zarin eben so gut stürzen kann, wie er sie auf den Thron erhoben hat." Konnte die arme Elisabeth Zweifel in die Wahrheit dieser Betheurungen setzen?

Orlov, als junger, interessanter Mann, ließ in seinen Plänen auch die Liebe eine Rolle spielen und wußte das Herz des Mädchens vollständig einzunehmen. „Kann ich Dir auch den Thron nicht erkämpfen, so soll mir doch das Recht bleiben, Dich als mein Weib zu schützen", rief er, indem er die in Wonne erzitternde Jungfrau an sein Herz drückte, und die Frage: „Willst Du die Meine werden?" wurde mit dem Ja des Entzückens beantwortet.

Kurz darauf fand die Vermählung statt, und das junge Paar begab sich nach Livorno. Es folgten die seligsten Augenblicke in Elisabeth's Leben. Sie, die Vater- und Mutterlose, die die Jahre der Kindheit und Jugend im bittersten Elend zugebracht hatte, sah sich nun auf einmal an der Seite eines Mannes, den sie mit aller Leidenschaft liebte, und einen Glanz, eine Herrlichkeit um sich verbreitet, die selbst ihre kühnsten Erwartungen überstieg. Sie war, wo sie sich zeigte, das Gestirn, um das sich Alles drehte, und erschien sie an der Seite ihres Gemahls Abends in der Loge, so waren der Zuschauer Blicke mehr auf sie, als auf die Bühne gerichtet. Die Familie des englischen Konsuls Dick, in dessen Hause sie wohnte, redete die junge Gräfin nie anders, als mit dem Titel: Kaiserliche Hoheit an, und in Pisa, wohin sie sich von Livorno aus begab, stellte ihr der Herzog von Toskana ein Palais und einen der Kaiserlichen Prinzessin geziemenden Hofstaat zur Verfügung.

wurde auf Malta zu lange aufgehalten, um Truppen nach der Türkei bringen zu helfen, so daß sie aus- und nach langer stiefmütterlicher Behandlung wieder eingeladen werden mußten. Dort erhebt sich der Brodbaum der Kaffern, Eichen von Ninive, aus Samen gezogen, der von dort gebracht ward, phantastische Kriech- und Schlingpflanzen und eine Menge Formen, Farben und Gestalten, welche selbst dem Botaniker von Profession zum Theil ganz neu und fremd sind.

(Schluß folgt.)

Türkei.

Konstantinopel, nach Archibald Alison.

Kürzlich ist der dritte Band der Fortsetzung von Sir Archibald Alison's „History of Europe", die neueste Geschichte Europa's umfassend, erschienen, die indessen nicht so allgemeinen Anklang findet, wie des berühmten schottischen Geschichtschreibers älteres Werk („Die Geschichte Europa's von der französischen Revolution bis zur Restauration der Bourbonen"), das in alle europäische Sprachen und selbst ins Hindustanische übersetzt worden. Der dritte Band handelt von dem russisch-türkischen Kriege von 1828—29, und der Verfasser geht darin auch auf eine detaillirte Darstellung der Zustände in der Levante ein. Wir entlehnen dieser Darstellung die nachstehende Skizze von Konstantinopel:

„Konstantinopel, eine der berühmtesten und schönstgelegenen Hauptstädte der Welt, hat einen wichtigeren Einfluß auf das Geschick des Menschengeschlechts ausgeübt, als fast irgend eine andere Stadt der neueren Zeit. Es brach das weite Gebäude des römischen Reiches in Stücken und war die Haupt-Ursache des Unterganges von dessen westlichem Theile; denn nachdem die Reize des Bosporus seine Küsten zum Haupt des Reiches gemacht hatten, war der Occident nicht länger im Stande, der wachsenden Macht der Barbaren die Spitze zu bieten. Ganz isolirt, durch seine natürliche Kraft und unvergleichliche Lage allein, erhielt es das östliche Reich noch tausend Jahre, nachdem Rom dem Angriff Alarich's unterlegen war, und bewahrte den kostbaren Samen des antiken Geistes, bis der Geist Europa's für seine Aufnahme vorbereitet war. Es lenkte die lateinischen Kreuzfahrer von den Küsten Palästina's ab und veranlaßte den Sturz des byzantinischen Reiches durch die blutgetränkten Waffen der Franken; es zog darauf die Osmanen aus Mittel-Asien heran und bewerkstelligte ihre Niederlassung in den schönsten Provinzen Europa's. Seit der Zeit ist es der Gegenstand unaufhörlichen Ehrgeizes und Wetteifers für alle europäische Hauptmächte gewesen. Ein Königreich für sich, ist es begehrter, als manches große Land. Oesterreich und Rußland haben sich abwechselnd verbunden und gestritten wegen des kostbaren Preises. Konstantinopel löste die Erfurter Conföderation auf und führte Napoleon's Waffen nach Moskau; und jetzt, in unseren Tagen, hat es alle frühere Allianzen aufgehoben, neue geschaffen und die Macht Englands und Frankreichs an den Bosporus versetzt, um die von den Armeen des Zaren versuchte Einnahme der unvergleichlichen Stadt abwendig zu machen.

„Es ist kein Wunder, daß Konstantinopel seit seiner Gründung immer einen so wichtigen Einfluß auf das Geschick des Menschengeschlechts geübt hat, denn seine lokalen Vortheile sind einzig in ihrer Art, und seine Lage muß es stets zur wichtigsten Stadt der alten Welt machen. An den Gränzen von Europa und Asien gelegen, mit einem großartigen Hafen, konzentrirt es zugleich den Handel der reichsten Länder der Erde; indem es den einzigen Durchlaß vom Schwarzen Meere ins Mittelmeer beherrscht, sieht es den Handel von drei Vierteln der civilisirten Welt an seinen Gestaden vorüberkommen. Die Donau führt die Produkte Deutschlands, Ungarns und der nördlichen Türkei an seine Küsten; der Dnjepr die Reichthümer des Bodens der Ukraine und der unermeßlichen Ebenen Süd-Rußlands. Der Kuban, der von den Gebirgsstämmen des Kaukasus herkömmt, die Karawanen, die den Taurus und die Wüste von Mesopotamien durchkreuzen, führen ihm die Reichthümer Mittel-Asiens und die entfernten Produkte Indiens zu. Die Gewässer des Mittelmeeres bieten ein weites Feld für den ausgedehnten Handel der Nationen, welche an den volkreichen Küsten entlang wohnen, während die entferntere Fabrik-Industrie von Großbritannien und den Vereinigten Staaten Amerika's durch die Straße von Gibraltar ihren Zugang findet. Die Flaggen aller Nationen des Erdballs sind neben einander, in gedrängten Massen, im Goldenen Horn zu sehen: die „Meteorflagge" von England und der aufgehende Stern Amerika's, die dreifarbige Fahne Frankreichs und der russische Doppel-Adler, die alten Fahnen und Wappen von Europa und die kindlichen neuen Segel von Australien. Konstantinopel gehört der einzige Handel in der Welt, der nie überflüssig werden kann, der allen politischen Wechselfällen trotzbieten wird; denn die wachsende Anzahl und Energie der Nordländer vergrößert nur das Verlangen nach den unermeßlichen Boden-Erzeugnissen des südlichen Europa, und jede Vermehrung des Reichthums und Luxus des Westens vergrößert nur den Handelsverkehr, der immer zwischen ihm und den Regionen der Sonne bestehen muß.

„Die örtlichen Bequemlichkeiten, die sichere Position und die Schönheit Konstantinopels sind jenen unendlichen Vortheilen seiner geographischen Lage entsprechend. An einem Dreieck gelegen, dessen zwei Seiten von der See bespült werden, ist es von allen Seiten durch Wasser geschützt, mit Ausnahme der Grundfläche, auf die allein die ganze Befestigung des Platzes konzentrirt zu werden braucht. Der Hafen, das „Goldene Horn" genannt, durch einen tiefen Einschnitt der See gebildet, acht engl. Meilen lang, an der nördlichen Seite der Stadt gelegen, ist tief genug, um den Dreideckern, die dicht gedrängt auf der Rhede liegen, Zutritt zu verstatten, umfangreich genug, um alle Flotten Europa's in seinen Schooß aufnehmen zu können, und zugleich so eng am Eingang, daß er durch eine an der Mündung gezogene Kette abgesperrt werden kann. Die Spitze des Dreiecks wird durch das weitberühmte „Seraglio", den Sultanpalast, gebildet, der, eine Stadt für sich, in seinem weiten Umkreis die prächtigen Gemächer, in welchen die Schönheiten des Ostens zwischen Kinder-Zeitvertreib und Frauen-Eifersucht abwechselnd ihre Zeit verbringen, und zugleich die schattigen Gärten einschließt, in denen unter ehrwürdigen Cedern und Platanen muntere Quellen die schwüle Luft mit ihrer unaufhörlichen Fluth erfrischen. Die Stadt selbst, die innerhalb dieses Dreiecks steht, ist von den alten Mauern Konstantin's umgeben, welche neuntausendachthundert Klafter oder ungefähr zwölf englische Meilen im Umfang haben und an manchen Stellen noch genau in dem Zustand sind, in dem sie verlassen wurden, als die alten Herrscher der Welt ihr Scepter des Osten den osmanischen Eroberern überließen. Die von Mahomed's II. Kanonen geschossene Bresche, durch welche die Türken in die Stadt drangen, ist noch in den Mauern zu sehen. An manchen Stellen überschatten unermeßliche Platanen diese weiten Mauern mit ihren Aesten, und an anderen bezeugt Jahrhunderte alter Epheu zugleich das Alterthum des Baues und die Vernachlässigung oder den Aberglauben der neuen Herren der Stadt."

Mannigfaltiges.

— Zur Geschichte der französischen Kolonie in Berlin. Herr Christian Bartholmèß in Paris, der eine Geschichte der preußischen Akademie der Wissenschaften geschrieben, hat kürzlich einen Appendix dazu geliefert, nämlich eine Skizze der französischen Gesellschaft in Berlin von 1685 bis 1740.*) Zweck dieser Abhandlung, die der Verfasser in der Generalversammlung der „Gesellschaft für die Geschichte des französischen Protestantismus" vorgetragen, ist, auf die große Bedeutung und die geistige Macht hinzuweisen, welche die französischen Refugiés bald nach ihrer Erscheinung im Auslande erlangt hatten. Der als französischer Uebersetzer der Bibel und als Verfasser einer „Geschichte des Manichäismus" geschätzte Ober-Konsistorialrath Isaac von Beausobre († 1738), den Herr Bartholmèß zur Unterscheidung von seinem Sohne († 1783) „le grand Beausobre" nennt, bildet den Mittelpunkt der Darstellung, die übrigens nicht viel Neues enthält und sich hauptsächlich auf die auch in unseren Blättern bereits ausführlich erwähnte „Geschichte der französischen Refugiés" von Ch. Weiß beruft.

— Weill's Dorfgeschichten. Herr Alexander Weill, dessen „Elsässische Dorfgeschichten" vor länger als zehn Jahren in deutscher Sprache erschienen, hat kürzlich wieder — nachdem er sich jahrelang nur mit politischen Korrespondenzen, unter Anderem für die „Neue Preußische Zeitung", beschäftigt hatte — eine Dorfgeschichte in französischer Sprache, „Gamper, Histoire de Village",**) herausgegeben. In der Vorrede sagt Herr Weill, daß er der Politik valetsage, denn sie sei „ein für das Talent unfruchtbares Feld, fruchtbar nur für die Mittelmäßigkeit." Auf dem Umschlage des Buches sind auch gleich noch vier andere Dorfgeschichten des Verfassers angekündigt: „Selmel", „Frohni", „Gertrud" und „Udilie", was allerdings für seine „Fruchtbarkeit" auf diesem Felde zeugt, obwohl es an sich kein Beweis für das „Talent" ist, das auf politischem Gebiet mit der „Mittelmäßigkeit" nicht mehr konkurriren will. Dem Athenaeum Français zufolge, ist es Herr Aug. Barbier, der Dichter der „Jamben", der hauptsächlich in Herrn Weill gedrungen, sich wieder der Volksliteratur zu widmen, auf welchem Gebiete er, wie alle Welt zugebe (tout le monde en convient), bereits Vortreffliches geleistet habe.

*) Le grand Beausobre et ses amis, ou la Société française à Berlin entre 1685 et 1740. Paris, Cherbuliez, 1854.

**) Paris, Victor Lecou, 1854.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 6 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Expedit. Neumann, Dorotheenstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 139. Berlin, Dienstag den 21. November 1854.

England.

Englische Literatur-Briefe.

1854. Eilfter Monats-Bericht.

Der Krieg und die vierzigjährige Friedens-Politik. — Goethe und die Krim. — Henry Scott's Werk über die Krim. — Die Tataren, die Deutschen und die Kultur-Elemente auf derselben. — Sarepta und das deutsche Civilisations-Element unter den Slaven. — Kriegs-, Krim-, Rußen- und Türken-Literatur. — Die interimistische Literatur vor dem großen Season-Feldzuge. — Der „konservative Fortschritt". — Aberdeen's und Russell's Athenäums-Einweihungsrede in Bristol. — Palmerston als Bukoliker und Dorfkinder-Lehrer während der Belagerung von Sebastopol. — Englische Verbrechens-Statistik. — Zeichen des Verfalls der guten Gesellschaft. — Das Ministerium und die Circulation der Times. — Eine Persönlichkeit der Times. — Airy's astronomische Pendel-Experimente in einem 1260 Fuß tiefen Schachte. — Das Krystall-Palast-Fest vom 28. Oktober. — Zur Kritik der arktischen Expeditionen zur Aufsuchung Franklin's und deren zufälliges Resultat.

London, November.

„Während die Könige und Kaiser zerstören, haben die Schriftsteller zu bau'n", könnte man in Parodie eines Schillerschen Pentameters ausrufen. Wenigstens haben Krieg und Krim — und weiter giebt es ja vor der Hand gar nichts mehr in der Welt — bis jetzt nichts Erbauliches, selbst wenn inzwischen Sebastopol genommen sein sollte, da dann immer noch Aberdeen und andere russische Festungen stehen bleiben. Es war nur ein Witzblatt, welches Ersteren als altes Weib darstellte, im Begriff, mit Miß Nightingale als Wärterin („nurse") für die Verwundeten in Skutari abzugehen. Nützlich im Kriege der westlichen gegen die östliche Politik wird sich Aberdeen auf seine alten Tage nicht mehr machen, nachdem ihn eine langjährige Freundschaft mit Rußland an die Spitze des Staates erhoben hat, der gegen Rußland der Sage nach einen Prinzipienkrieg führt und ihn mitten in diesem Kriege an der Spitze dieses Staates „konservativ fortschreitend" erhält. Was aus diesem merkwürdigen Kriege wider Willen und mit Liebe und Achtung für den Feind (wie Aberdeen offiziell im Parlamente erklärte) werden wird, liegt in den Knieen der Götter. So viel aber sehen wir, daß unvorhergesehene Ereignisse und ungesehene Gewalten — die Nemesis der Geschichte seit 1815, die keinen Vertrag unverletzt durch die vierzig Friedensjahre brachte, besonders wenn es galt, Rußland und dem Prinzipe, das es vertritt, Gefälligkeiten auf Kosten der europäischen Staatengesetze zu erweisen, daß höhere Gewalten, als Kanonen, Diplomaten und Commandeurs zu Wasser und zu Lande, die Ereignisse und Expeditionen befehligen und lenken und eine „Macht" nach der anderen in die Konsequenzen der vierzigjährigen Friedens-Politik, in den Krieg, die Krisis und Kritik derselben hineinreißen. Diese kriegende Kritik wird sich lange als negativ, als das mit Unrecht und Diplomatie Bestehende zerstörend und zersetzend erweisen. Es ist Sache der Literatur, das Positive darin hervorzusuchen und zu erkennen, wo es hinauswill. Es ist Sache der Kärrner, zu bauen, wenn die Kriegsfürsten zerstören — und so sehen wir eine reiche Masse von Kriegs-, Krim- und westöstlicher Literatur überhaupt emporwachern, wodurch sie ihre Aufgabe mit der Zeit erfüllen wird. Schon jetzt treten die Türkei, der Orient, die Krim wie Länder- und Kulturgebiete in der Literatur auf, als habe man dieselben jetzt erst entdeckt. Das gilt auch bei den Meisten derer, welche damit bekannt waren. Die Sache war vergessen, verschüttet, vergraben, und so wundert man sich nicht selten über bekannte Thatsachen, wenn sie jetzt im Lichte des jetzigen Krieges wieder auferstehen.

„Hinaus in eure Schatten, rege Wipfel,
Des alten, heil'gen dicht belaubten Hains u. s. w.
Und an dem Ufer steh' ich lange Tage,
Das Land der Griechen mit der Seele suchend."

Wer dachte damals, wenn Madame-Crelinger auf dem Berliner Theater, als es noch Anspruch machte und hatte, klassisch zu sein, mit diesen Worten als Iphigenia auf Tauris hervortrat, an die Krim, obgleich er schon auf dem Gymnasium erfahren, daß die alte Tauris jetzt Krim heißt und sechs Stunden von ihrem heiligen Tempel die Russen Sebastopol mauerten! Die Kultur-Mission Iphigenia's, unter den wilden Scythen der Tauris die blutigen Menschenopfer des alten Dianen-Kultus ebenfalls abzuschaffen, nachdem sie in Griechenland der Wendepunkt zur Civilisation geworden, in welchem schönen, edlen Kontraste tritt er zu der jetzigen Kultur-Mission auf der Krim hervor! Werden die jetzigen Missionäre auch einen, und zwar viel grausameren, Kultus von Menschenopfern auf den Altären der Barbarei und Diplomatie abschaffen? Wird den vereinigten Flotten und Heeren gelingen, was damals dem „sanften Zuspruch" eines einzigen, edlen Flüchtlings, der reinen, hohen, edlen Jungfrau gegen einen Barbarenkönig und sein ganzes Volk gelang, so daß von ihrem „Wesen auf Tausende herab ein Balsam träufelte und sie dem Volke, dem ein Gott sie brachte, des neuen Glückes ew'ge Quelle" ward? Wer sind die jetzigen Barbaren auf Tauris? Die Tataren werden als so edel und bildungsfähig geschildert, als Thoas von Goethe. Und die jetzige Iphigenie, das Land der Griechen, die Heimat, die Kultur suchend? — Ueber hunderttausend Deutsche.

Doch um uns nüchterner und zusammenhängender auf die Krim einzulassen, bemerken wir, daß, außer älteren Schriftstellern und dem neuen, Oliphant, uns jüngst Charles Henry Scott*) durch seine Reise bis jetzt am genauesten mit der Krim und deren Kultur-Elementen bekannt gemacht. Aus Notizen und Erinnerungen gebe ich hier eine Skizze des Inhalts, die hinreichen wird, uns hoffen zu lassen, daß der Krieg auf der Krim selbst zu erfreulichen, positiven Kultur-Ergebnissen führen wird.

Die ersten geschichtlich erwähnten Bewohner der Krim waren Scythen, die ja wohl zu dem großen germanischen Stamm gerechnet werden. Als Nomaden und Barbaren suchten sie sich gegen Konkurrenz von Fremden zu sichern und opferten daher Jeden, der an ihre Ufer trat, der Diana. Iphigenia kann als Personification der höheren griechischen Kultur, welche hier eindrang, angesehen werden. Wenigstens ist dies der deutliche Sinn der Mission von Orest und Pylades, welche als Missionäre des Delphischen Apollo gegen den blutigen Dianen-Kultus auf Tauris erschienen. Die Griechen kolonisirten die Halbinsel. Vielleicht ist das noch jetzt griechische Balaklava noch ein Ueberbleibsel davon. Kertsch (Pantikapäon), später Hauptstadt des Bosporus-Reichs, war eine Kolonie der Milesier. Mit Griechenland fiel die Krim an die Römer, als Mithridates, Pompejus und Pharnaces hier agirten. Die Römer müssen die fruchtbare Halbinsel bedeutend kultivirt haben, da man noch in ihren Ruinen von Kanalbauten u. s. w. Zeugnisse davon findet. In der Zeit der Völkerwanderung hausten Gothen und Hunnen über die Kultur hin, und eine turko-finnische Race, Chasaren, setzten sich auf der Krim fest. Unter ihrer Herrschaft handelten die Genueser hierher und gründeten Kaffa oder Theodosia. Unter Tamerlan kam sie unter die goldene Horde der Mongolen, deren Chane in der von ihnen gegründeten Hauptstadt Esti-Serai unter dem Schutze der Pforte über die Halbinsel herrschten, bis sie unter Mitwirkung und Konnivenz der westlichen Civilisation (wenigstens Diplomatie), wie alle russische Eroberungen, der Kaiserin Katharina anheimfiel. Rußland hatte den streitenden Chanen Selim und Ghirai Freundschaftsdienste erwiesen und „vermittelt", wodurch es von je her die meisten Eroberungen gemacht, ja, seine ganze Existenz begründet hatte, da Rußland eigentlich Nichts ist, als die auf den Trümmern des ältesten Nowgorodschen Staatenbundes, dessen Mitglieder es auch „vermittelt" hatte, auf Tausende von Leichen gegründete und durch Freundschaftsdienste und Gegendienste weitergebaute Gewalt gegen alle „natur-" und sittenwüchsige Menschen- und Völker-Entwickelung. Ghirai hatte zum Danke für die russischen Freundschafts-Dienste versprochen, seine Souverainetäts-Rechte gegen einen Jahrgehalt von hunderttausend Rubeln an Rußland abzutreten, vorausgesetzt, daß es der Sultan gutheiße. Dieser ließ ihn nach Rhodus und ihm dorthin auf freundliche Verwendung Potemkin's die — seidene Schnur schicken. Nun war noch blos Selim übrig, dessen Civilisirung Katharina selbst übernahm. Wenigstens schrieb sie bei dieser Gelegenheit an Voltaire: „Mit Nächstem wird man mir

*) On the Crimea. In diesen Blättern bereits erwähnt.

image
not
available

Sträflinge in der Regel mit Spuren von Blödsinn oder Verrücktheit die Gesellschaft zurücktreten, daß folglich das Verfahren körperlich und geistig den „Besserungszwecken" entgegenwirkt. Aber nicht blos aus philosophischen, pädagogischen, moralischen und sanitarischen Gründen, sondern auch in ökonomischer und administrativer Rücksicht ist dieses System zu verwerfen.

Das gemischte System, bei welchem die Gefangenen des Nachts in Isolirzellen abgesperrt, bei Tage in größeren Arbeitslokalen gemeinsam arbeiten, ohne sich den geringsten Verkehr mit einander durch Sprechen oder Zeichengeben erlauben zu dürfen, ist, wie seinem Ursprunge und Wesen nach, so auch in seinen Ergebnissen — eine Halbheit. Der Rachegott züchtigt hier darauf los (auch mit der Peitsche), und die Engel der Liebe weinen. Die Anstalten dieser Art haben die meisten Rezidivfälle.

Das Sozial-System gründet sich auf thatsächliche Anerkennung des Menschenwerthes auch in gesunkensten Menschen-Individuen. Die Anstalten dieses Systems zeigen die wenigsten Rezidivfälle; sie erfordern zu ihrer Erhaltung vom Staate die wenigsten Opfer; die Gefangenen werden hier leichter wieder Menschen — gesund an Leib und Geist — und nützliche Gesellschaftsglieder.

Die speziellen Vergleichungen, welche der Verfasser zwischen dem Pönitenz-Haus „Pentonville" und der Besserungs-Anstalt in München anstellt, lassen die Vorzüge der letzteren so handgreiflich hervortreten, daß wir die Zuversicht theilen müssen, die der Verfasser ausspricht: „Es darf wohl sicher angenommen werden, daß das Sozial-Verfahren mit der Zeit zu allgemeiner Geltung kommen wird; denn unmöglich kann es der Weisheit der Regierungen entgehen, welch reichen sittlichen Gehalt es hat, welche große und vielfache Vortheile es bietet, und wie so ganz es den höheren Zwecken des Staatslebens entspricht."

Mit dem für die „voranstaltliche" Behandlung der Detinirten gegebenen Vorschlage, den Grundsatz einer geordneten Thätigkeit und einer bildenden Einwirkung auch hier schon zur Anwendung zu bringen, beschließt der Verfasser den Abschnitt „über die Straf-Anstalten".

Der zweite, mehr als die Hälfte des Bandes einnehmende Haupt-Abschnitt, zu dem wir nun gelangt sind, behandelt: die Zwangsarbeits-Anstalten im Besonderen.

Was der Verfasser uns in diesem Abschnitte bietet, dürfen wir wohl als das ihm vor Allem und zunächst im Auge und am Herzen liegende Ziel bezeichnen, welchem durch das ganze vorliegende Werk die menschliche Gesellschaft zugeführt werden soll. Die Anstalt, welche uns hier in der Theorie bis in die geringsten Einzelnheiten aufs sorgfältigste begründet, organisirt, eingerichtet, man kann sagen: vollkommen fertig, vorgeführt wird, ist in der Wirklichkeit bisher noch nirgends zu finden. Aus der gründlichen Prüfung der Zwangsarbeits-Anstalten, wie sie zur Zeit wirklich sind, entspringt dem von thatkräftiger Liebe erfüllten Geiste des Verfassers — das Ideal eines Rettungshauses für den großen, gegenwärtig in Armen-Elend verkommenden Theil der Menschheit, das praktisch-vernünftige Ideal einer praktisch-sittlichen Kirche, die auch den Armen das Reich Gottes als ein Reich menschenwürdigen, freudigen Lebens wirklich bringt. Die Zwangsarbeits-Anstalt, zu welcher der Verfasser uns hier einen Plan vorlegt, der in allen seinen Einzelnheiten die religiös-sittliche Weisheit des Meisters bekundet, ist nicht eine Straf-Anstalt, wie die zur Zeit schon bestehenden Zwangsarbeits-Anstalten; es ist vielmehr eine reine Armen-Anstalt, ein Erziehhaus zur Selbsterhaltung für die Armen, und zwar nur für diejenigen arbeitsfähigen Armen, welche in Bezug auf die Pflicht der Selbsterhaltung durch Arbeit eine beharrliche Widersetzlichkeit gezeigt haben. Verbrecher soll die Anstalt nicht aufnehmen; sie kennt keine „Sträflinge", sondern nur „Zöglinge", erwachsene Individuen, an denen das Werk vernünftiger Erziehung nachgeholt wird. Diese Zöglinge kann die Anstalt nicht durch die Gerichte, sondern nur durch die der Armenpflege vorstehenden Behörden — auf Grund eines die Rechte der Betroffenen vollständig wahrenden Hinerkennungsprozesses — zugewiesen erhalten. Seine Begründung findet ein solches Erziehhaus für erwachsene Arme „in der zum Schaden des Gesammtwohls wirklich überall sich zeigenden Anhäufung der Selbsterhaltungs-Verweigerungsfälle." In Bezug auf die Errichtungsform erklärt sich der Verfasser dahin, daß es einer systematischen Pauperitätskultur bei der eingetretenen Armennoth am sichersten entspricht, wenn die Errichtung der „Selbsterhaltungs-Anstalt" (diese Bezeichnung hält der Verfasser als die geeignetste fest) durch mehrere vereinte Armen-Kommissariatskreise erfolgt. Den speziellen Zweck, den die Anstalt an jedem Zögling zu erfüllen hat, bestimmt der Verfasser so: 1) sie soll ihn außen und innen reinigen, pflegen und bessern; 2) sie hat seine körperlichen und geistigen Kräfte planmäßig zu entwickeln; 3) sie soll ihn zur Arbeit gewöhnen und durch äußere Ordnung die innere vermitteln; 4) sie soll ihn, nach Maßgabe seiner individuellen Möglichkeiten, zu menschenwürdigem Leben befähigen. Als Haupt-Erziehmittel werden die Ordnung, der Unterricht, die Arbeit, der Umgang aufgeführt und besprochen. In Betreff der Arbeit wird großes Gewicht darauf gelegt, daß dieselbe nie als Strafe gefaßt und aufgelegt werden dürfe. Wir müssen den Verfasser loben, daß er vielmehr die Entziehung der Arbeit unter die Strafen aufgenommen. In Bezug auf die Beschäftigungsweise begründet der Verfasser die Ansicht, daß der industrielle Erwerb mit Naturproduction (wenigstens behufs Gewinnung des Selbstbedarfs der Anstalt) zu verbinden sei. Für die Bestimmung des Verdienst-Antheils wird die Regel aufgestellt: gemeinsame Verpflegung Aller und Vertheilung des Netto-Erwerbes nach Verdienst. Die Taxirung der Arbeit betreffend, wird Herrn Obermaier's Ansicht adoptirt: „Die Hausarbeiten allein ausgenommen, soll jede Arbeit bezahlt werden; es soll demnach ein Jeder einen seinen Leistungen angemessenen Taglohn erhalten. Als Anhaltspunkt soll stets der Taglohn freier Arbeiter dienen." Die Verwaltungskosten, die der Staat bestreitet, abgerechnet, unterhält die Anstalt sich selbst. Der nach Abzug der Unterhaltungskosten bleibende Netto-Verdienst der Anstalt wird den Zöglingen — nach Verhältniß der persönlichen Erwerbstüchtigkeit — zugetheilt. Der Netto-Verdienst wird für jeden Zögling in zwei gleiche Theile getheilt; der eine davon wird als Depositum zinslos im Erwerb der Anstalt verwendet, während der andere unter Kontrole des Vorstandes der Anstalt dem Zögling selbst zur Verfügung gestellt bleibt.

Aus dem, was der Verfasser unter der Ueberschrift: „Organisatorische Bedingungen" zusammenfaßt, heben wir Folgendes hervor. Die Größe jeder einzelnen Anstalt soll beschränkt sein auf die Zöglingen-Anzahl von zweihundert. Für die Schweiz schlägt der Verfasser eine die geographischen, konfessionellen und sonstigen Verhältnisse berücksichtigende Eintheilung in acht Bezirke vor, in deren jedem zwei bis drei (in dem einen fünf) Anstalten zu errichten wären. Die streng vollzogene Trennung der Geschlechter, so daß eine jede Anstalt entweder nur Männer oder nur Frauen aufnimmt, hält der Verfasser für eine sehr wesentliche Bedingung zum segensreichen Wirken der Anstalt. Die Aufenthaltsdauer des Zöglings in der Anstalt wünscht er festgesetzt auf wenigstens zwei Monate und höchstens zwei Jahre; im Uebrigen soll die Aufenthaltsdauer gänzlich vom Verhaltniß des Zöglings abhängen. Die Gründe, die für diese Bestimmungen angeführt werden, sind sehr überzeugend.

Die Entlassungsbedingungen sollen sein: ein erprobt gutes Verhalten und die Aussicht auf sichere Existenz. Zum Schutze der Entlassenen werden Maßregeln vorgeschlagen, die eben so zweckentsprechend, als human sind. — Dem Disziplinar-Verfahren sollen die rechte Erziehung und die rechte Schulzucht zu Grunde liegen. Die Erziehung ist dem Verfasser: „die planmäßige Bildung des Zöglings zur selbständigen Erfüllung seines Lebensberufes", während er die Schulzucht als „das zweckrichtige Hinbestimmen der Irrungen in die erziehungsmäßige Entwickelungsbahn" auffaßt. Die anstaltliche Zucht soll ihre Aufgabe durch die Mittel der Lust- und Schmerz-Empfindungen (Belohnungen und Strafen) lösen. Den Belohnungen wird ein höherer erzieherischer Werth zuerkannt, als den Strafen. Die Belohnungen sollen daher zuerst angewandt werden, um den Zögling zu gewinnen; derselbe soll vor Allem zu der Einsicht gebracht werden, daß es gut mit ihm gemeint sei. Einen gewissen Antheil am Arbeits-Erlös an die Spitze der Belohnungen zu stellen, widerräth der Verfasser aufs entschiedenste, weil — dem Zögling seinen Verdienst, den er von Rechtswegen fordern kann, zur Belohnung zutheilen — eine Rechtsmißachtung in sich schließt, die den Zögling nothwendig abstoßen muß. Als zweckmäßige Belohnungen werden die Zufriedenheitsbezeigung, die Erlaubniß zu gewissen nur ausnahmsweise zulässigen Genüssen in Kostzusätzen und besserer Kleidung, so wie die Benutzung der Anstaltsbibliothek, auch etwa der Gebrauch des Tabacks, ganz besonders aber die Verwendung der besseren Zöglinge zu Führern und Aufsehern besonders gebildeter Abtheilungen (nicht nach moralischen Individualitäten) empfohlen. In Bezug auf die Bestrafung fordert der Verfasser, daß der davon Betroffene zum Bewußtsein über seine Strafwürdigkeit gebracht werde, und daß die Strafe so viel wie möglich dem Strafgrunde angemessen sei. Die Strafe der Einsperrung räth der Verfasser nur sparsam zu gebrauchen und, wenn möglich, gänzlich zu vermeiden. Die Anwendung der „Zwangsjacke" empfiehlt er für gewisse Fälle als ein sehr probates Zuchtmittel.

Was in Betreff der über jeden Zögling zu führenden Kontrole und Censur vorgeschlagen wird, ist durchaus praktisch und zweckdienlich. Auch den Bestimmungen, daß ein Rückfälliger nie derselben Anstalt, in der er schon gewesen, übergeben werden, und daß die Anstalt selbst für die Ausreißer keine Strafe haben, sondern die Bestrafung derselben der Polizei überlassen soll, wird man seinen Beifall nicht versagen können.

Daß der der Anstalts-Oekonomie zu Grunde liegende Grundsatz der Selbsterhaltung kein unausführbarer ist, wird nicht blos durch sehr einleuchtende Gründe bewiesen, sondern auch mit unwiderleglichen Thatsachen belegt. Die Obermaierschen Anstalten in Kaiserslautern und München lösen die Aufgabe der Selbsterhaltung seit mehr als einem Vierteljahrhundert. Die „approximative Kostenberechnung",

image
not
available

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., welche der Preis für Inländer portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und dem Expediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen löblichen Post-Aemtern, angenommen.

№ 140. Berlin, Donnerstag den 23. November 1854.

Moldau und Walachei.

Französische Arbeiter in den Donau-Fürstenthümern.

Nach dem von dem französischen General-Konsul, Herrn Billecocq, herausgegebenen Album der Moldau und Walachei hat der ehemalige preußische General-Konsul in diesen Fürstenthümern, Herr J. F. Neigebaur, eine Schrift bearbeitet, die so eben im Verlage von Johann Urban Kern in Breslau erschienen ist.*) Der deutsche Bearbeiter hatte früher bereits eine seitdem in zweiter Auflage erschienene, eigene Beschreibung der Moldau und Walachei geliefert, zu welcher jetzt das aus französischer Auffassung der Landes- und Volks-Zustände hervorgegangene Buch die Ergänzung und ein Seitenstück bildet. Wir können nicht verhehlen, daß die französischen Schilderungen, die hauptsächlich dazu bestimmt waren, als Text zu einem mit zahlreichen Holzschnitten ausgestatteten Album zu dienen, etwas zu flüchtig und skizzenhaft entworfen sind, und daß auch die deutsche Bearbeitung, ungeachtet mancher Zusätze und näheren Erläuterungen, diesen Mangel sehr fühlbar an sich trägt. Gleichwohl finden sich darin auch viele belehrende und den Charakter des Landes, wie des Volkes, bezeichnende Darstellungen. Wir theilen als Probe den nachstehenden Bericht über die Unternehmungen französischer Faßdauben-Lieferanten in den Wäldern der Walachei mit:

„Die Moldau und Walachei enthält so ungeheure Eichenwälder, daß selbst die vernachlässigtste Forstwirthschaft noch nicht vermochte, sie einigermaßen zu lichten. Obwohl die großen Holzhändler von Konstantinopel hier bedeutende Einkäufe machen, so konnten doch dazu nur die Wälder benutzt werden, welche an der Donau und an den dorthin führenden Flüssen liegen, um so mehr, da es an Straßen fehlt, um große Stämme fortzubringen. Die deutschen Holzhändler in Stettin und Danzig haben bei ihren Ankäufen in Polen und Schlesien mehr Leichtigkeit des Transportes, obwohl derselbe bisweilen auch dort den Werth des Holzes übersteigt.

„Der Sinn für große Speculationen, worin die Romanen mit den Franzosen (!) übereinstimmen, hat alle diese Schwierigkeiten besiegt und angefangen, diese Urwälder zu verwerthen. Der Groß-Bojar Stirbey, der letzte Hospodar der Walachei, Bruder des Fürsten Bibesko, damals Groß-Vornik oder Minister des Innern, im Besitz von ungeheuren Eichenwäldern in der kleinen Walachei, zwischen Krajova und Dragoschan, westlich von der alten Stadt Karakall, trat mit dem unternehmenden Kaufmann Condemine aus Bercy in Verbindung, um ein Holzgeschäft im Großen zu treiben. Es war natürlich am vortheilhaftesten, die dortigen herrlichen Eichen als Stab-Holz zu Faßdauben leicht ausführbar zu machen und dieselben an die Böttcher in Bordeaux und Marseille wohlfeiler zu verkaufen, als sie dieselben aus der Ostsee beziehen können.

„Herr Condemine fing das Geschäft aber auch wahrhaft großartig an, und wenn in der neueren Zeit sich so manche Stimmen gegen die Nachtheile der großen Industrie erhoben haben, so scheint doch der Zustand der Gesellschaft jetzt so zu sein, daß der Gewalt der Industrie nicht mehr entgangen werden kann, und daß nur darauf zu achten ist, den dabei unvermeidlichen Nachtheilen vorzubeugen. Condemine brachte aus der Franche-Comté und dem Charolais eine große Menge Stabschläger, Zimmerleute und andere Holz-Arbeiter mit ihren Familien mit und ließ einen solchen aus fünf- bis sechshundertjährigen Eichen bestehenden Urwald vom Ende 1842 bis 1846 niederschlagen. Nach dem mit dem Grundbesitzer abgeschlossenen Vertrage wurden diesem unternehmenden Manne 116,000 solche Eichen zu dem Preise von 5 Francs oder 1 Thlr. 10 Sgr. überlassen; obwohl es Bäume darunter gab, welche 2700 Faßdauben lieferten. Da nun auf dem Markt von Cette und Bordeaux in gewöhnlichen Jahren das Hundert Faßdauben mit 28 bis 33 Francs bezahlt wird, ist ein solcher Baum bis 2000 Thlr. verwerthet worden. Im Durchschnitt ward angenommen, daß der Unternehmer an jedem Baum 8 Thaler verdient hat.

„Condemine, der selbst mit bedeutenden baaren Summen nach der Walachei gekommen war, ließ sich nebst fünf Compagnons in einem Dorfe in der Nähe dieses Waldes nieder. Hier ward während dieser Jahre das schönste Beispiel der Arbeitsamkeit gegeben. Alle französische Arbeiter, welche während dieser ganzen Zeit in selbst gebauten Häusern mit ihren Frauen und Kindern in diesem Walde selbst während des Winters wohnten, gewannen mitunter täglich 2 Thlr. 20 Sgr. und bis über 4 Thlr.

„Während in der Mitte Juli 1844 dieses Geschäft im besten Gange war, bezeugte die französische Kolonie dem General-Konsul Ritter Billecocq den Wunsch, daß er Zeuge von dieser merkwürdigen Arbeit sein möge; er unternahm daher diese weite Reise, wobei solchen Diplomaten gewöhnlich die „Dorobanzen" zur Begleitung mitgegeben werden. Wie erstaunte er, als er am Ziele seiner Reise sich am Eingange dieses Waldes von der ganzen Versammlung der französischen Arbeiter unter einem Triumphbogen von Eichenholz, mit grünem Laub geschmückt, empfangen sah, welcher an Höhe den Triumphbogen Napoleon's auf dem Carousel-Platze der Tuilerieen übertraf. Hier, unter unzählbaren dreifarbigen Fahnen, ward Ritter Billecocq auf die anmuthigste Weise von Herrn Vivot, dem Chef der Arbeiter-Corporationen, angeredet; hierauf in das Innere des Waldes geführt, wo der Mittelpunkt der Arbeit war, fand er noch einen anderen Beweis der Theilnahme seiner Landsleute; eine der schönen geradeauf zum Himmel strebenden Eichen war dergestalt bearbeitet worden, daß sie einen ungeheuren Obelisken bildete, auf welchem er seinen Namen und Titel eingegraben fand. Das Ganze war mit Geschmack angeordnet und mit reichen Verzierungen versehen.

„Ritter Billecocq ward hierauf von den Herren Condemine und Vivot im Namen der sämmtlichen Arbeiter eingeladen, zuzusehen, in welcher Art diese Arbeit bewirkt wird. Mit seiner Begleitung und einer großen Menge Zuschauer, deren Anzahl sich auf fünfhundert Personen belaufen mochte, begab er sich auf den Schauplatz dieser sehenswerthen Vorstellung. Es war am Fuße einer wie ein antikes Opferthier schön geschmückten Eiche, wo sich Arbeiter in ihrer gewöhnlichen Arbeitstracht befanden, in deren Händen und um sie herum ihre schön geschliffenen und glänzenden Werkzeuge in der Sonne blitzten.

„Alle waren in Erwartung, was geschehen sollte, als drei starke Arbeiter aus der Menge hervortraten und mit schrägen und horizontalen Hieben regelmäßige Späne aus dem mächtigen Stamme hieben, daß die herrliche Eiche, welche Jahrhunderte hindurch über den Boden umher geherrscht hatte, mit Donnergetöse auf denselben stürzte und ihn nach weniger als eilf Minuten zum Zeugen ihres Falles machte.

„Hierauf nahten sich sechzig andere Arbeiter, welche den Stamm schnell von den Aesten reinigten und mit vierzehn englischen Sägen, deren jede von vier Männern in Bewegung gesetzt ward, denselben in vierzehn Blöcke zerschnitten. Diese wurden gespalten und mit horizontal hauenden Aexten durch erfahrene und geschickte Hände dergestalt behauen, daß aus diesem Baume, dessen Gipfel noch kaum eine Stunde vorher die Sonne wie seit vier- bis fünfhundert Jahren beschienen hatte, wie durch Zauberei dreihundertachtundsechzig Faßdauben hervorgingen, gleichwie sie auf den Markt von Marseille und Bordeaux gebracht werden. So waren binnen einer Stunde gegen dreihundert Thaler verdient. Ein Verdienst, der dem deutschen Holzhandel zu wünschen gewesen wäre.

„Der damalige preußische General-Konsul machte Stettiner Kaufleute auf einen ähnlichen Wald des Bojaren Bladojano aufmerksam, aber dieselben müssen dabei nicht ihre Rechnung zu finden geglaubt haben, da sie nicht darauf eingegangen sind.

„Nach dem oben erwähnten Abkommen sollte Condemine die ihm verkauften 116,000 Stämme in sechzehn Jahren niederschlagen; bereits waren 14,000 gefällt und mehr als 6000 in Faßdauben verwandelt, als jenes Fest der französischen Arbeiter stattfand, von denen einer derselben aus der Franche-Comté in einem Tage bis dreihundert anfertigen konnte, während der geschickteste der dortigen Arbeiter aus den Zigeunern nur etwa vierzig lieferte. Zu Ende des Jahres 1845 waren mehr als drei Millionen Faßdauben zur Verladung nach Marseille fertig, was dieser Gesellschaft einen reinen Gewinn von 250,000 Fr. verschaffte.

*) Die Moldau-Walachen oder Romanen und der russische Schutz. Nach dem französischen „Moldau Walachischen Album" des General-Konsul Ritter Billecocq, von J. F. Neigebaur. Breslau, 1854.

image
not
available

en". Während der Zeit machen sich allerhand Fürsts und Besses
eit Heilung von Gicht und Rheumatismus, Schwindsucht, Brüchen
nd tausenderlei anderen Gebresten der civilisirten Menschheit breit,
ich mit Prophetenbüchern, Nachtseiten der menschlichen Natur, Gei-
ern, apokalyptischen, mesmerischen Gegenständen, „Zeichen der Zeit",
lerhand Kuren mit und ohne Pillen (doch vorzüglich „mit", da in
ngland mehr Pillen vertilgt werden, als in Deutschland Heringe und
artoffeln), und was sich sonst Ueber- und Unnatürliches für die Menge
ftreiben läßt. So lange die eigentlichen Engländer (denn die Menge
ird gar nicht mitgerechnet) in Bädern, Brighton, auf dem Kontinente,
Schottland und in der „country" sich aufhalten, halten die Geister und
uchhändler mit ihrem schweren Geschütz zurück, und wenn daher ein
inister und Bischof oder Lord im Allgemeinen während der Zeit in
r Provinz eine Rede hält oder Etwas einweihen hilft, ist es ein Er-
ignis, das alle Zeitungen mit Leitartikeln versieht.

So war es ein Ereigniß, als Aberdeen bei einer solchen Gelegen-
eit den Sinn seines „konservativen Fortschritts" erklärte, und daß
ieser Ausdruck bedeute: sich immer auf dem Bestehenden um sich selbst
rehen, und so war es besonders ein Ereigniß, als der kleine, alte
ohn in Bristol mit Bischofshülfe ein neues Athenäum einweihte und
abei gerade in der Zeit, als man sich dicht an Sebastopol heran-
nachte, bewies, daß England noch keine ordentliche Geschichte habe, da
on David Hume ab alle ihre Schwächen hätten, und daß eine ordentliche
Geschichte Englands, „des größten, freiesten, gebildetsten Volkes" (in
jedem Rednermunde stereotypirt), sehr wünschenswerth sei. Gebe Gott,
daß Lord John keine im Pulte habe. Seine politischen Sünden sind
groß (wiewohl allgemein verehrt im Lande), seine literarischen aber
noch viel größer. Gegen 27,000 Menschen waren eben an der Cho-
lera in den schmutzigen Winkeln des Elends, Tausende an der Alma,
27,057 moralisch (während des Jahres 1853) als Angeklagte und Ver-
urtheilte gestorben, die Zahl der Verbrecher war in den letzten zwanzig
Jahren um 20,6 pCt. gestiegen (besonders im weiblichen Geschlechte),
dazu fanden sich an einem Tage dieses Jahres 21,643 weibliche Per-
sonen in Arbeitshäusern, darunter 13,893 gesunde, arbeitsfähige und
3593 Mütter unehelicher Kinder (ohne die 1904 Weibspersonen von
unsittlichem Charakter) — aber Aberdeen erklärte, er werde konservativ
fortschreiten, und hoffte auf eine lange Dauer seines Ministeriums, und
Johnny sehnte sich nach einer guten Geschichte Englands, als sei man
fertig mit der Kultur und müsse nun am Ende der höchsten Glorie
(erklärte er doch vor einem Menschenalter seine Reform-Bill als das
Höchste von Vollendung, was möglich sei, so daß sie eine letzte „Final"
sein und bleiben müsse) das Facit zusammenziehen und sich an der
Spitze aller Bildung und menschlichen Glückseligkeit in den Ruhestand
epikuräischer Götter versetzen. Und diese Herren stehen am Ruder des
Staates, der eben den großen Kampf westlicher Civilisation gegen die
über zwei Erdtheile riesengroß ausgedehnte östliche Barbarei zu kämpfen
meint. Und diese Herren werden mit Cheers und Hear! Hear! um-
jubelt und gelten bei allen Leuten, die was gelten, als die Weisesten
der Weisen. Ein deutscher Minister getraute sich ähnliche Weisheit
wohl kaum während eines Belagerungszustandes leuchten zu lassen.

(Schluß folgt.)

Italien.

Eine Ersteigung des Aetna.*)

Bei Tagesanbruch verließen wir Catania und passirten zunächst auf einem fahrbaren Wege die angebaute Gegend. Die ersten Ausläufer des Aetna bieten einen lachenden und zugleich traurigen Anblick dar. Man befindet sich überall auf einem fruchtbaren, mit Kornfeldern und Olivenpflanzungen bedeckten Boden; man kömmt durch Dörfer, denen man ihre Wohlhabenheit ansieht; man erblickt zur Seite des Weges reizende Landhäuser oder kleine Meiereien, deren mit Kalk geweißte Mauern sich halb hinter Weinreben und Obstbäumen verbergen. Aber die Erde ist vulkanische Asche; die Aeradten, die mit Früchten beladenen Kirschbäume, die Granaten- und blühenden Pomeranzenstämme wurzeln in Lava, die sich kaum durch die langsame Einwirkung der Jahrhunderte in Staub verwandelt hat. Jene Dörfer, jene Landhäuser sind aus Lava erbaut und mit Puzzolan-Erde gemauert. Der lachende Wohnsitz, der Eure Blicke auf sich zieht, ist häufig in der Mündung irgend eines alten Kraters errichtet; der Weg wird bei jedem Schritt von einem frischeren Lavastrom durchschnitten, dessen aufgewühlte und gedörrte Bruchstücke die Felder bedecken, welche einst von derselben Fruchtbarkeit waren, wie diejenigen, die er jetzt gleich einer unermeßlichen schwarzen Furche durchzieht. Ueberall zeigt sich an der Seite des gegenwärtigen Glückes und Reichthums eine Vergangenheit voll Verwüstung und Elend, die für die Zukunft zittern läßt.

Dieses Gefühl macht sich besonders geltend, wenn man durch das kleine Dörfchen Massannonziata gekommen ist und hinter den Häusern von Nicolosi den doppelten Gipfel der Monti-Rossi sich erheben sieht. Denn dies ist der Krater, welcher im Jahre 1669 die ganze umliegende Gegend unter einem Aschenregen begrub und das vier Stunden in gerader Linie entfernt liegende Catania mit vollständiger Zerstörung bedrohte.

In Nicolosi angelangt, wurden wir vom Dr. Mario Gemellaro empfangen, einem jener drei Brüder, welche nicht nur ihr Leben dem Kultus des Aetna und der Beobachtung seiner Natur-Erscheinungen geweiht, sondern auch allen Reisenden die Besteigung und das Studium ihres geliebten Berges zu erleichtern gewußt haben. Vor ihrer Zeit war der den Aetna besuchende Tourist oder Gelehrte gezwungen, auf halbem Wege in der sogenannten Ziegengrotte, einer sehr schlecht geschützten, von alter Lava gebildeten Höhle, zu übernachten. Um den Gipfel des Kegels vor Sonnen-Aufgang zu erreichen, mußte er den größten Theil der Nacht hindurch die steilsten und gefährlichsten Abhänge des Berges erklimmen. Im Jahre 1804 ließen die Brüder Gemellaro auf ihre Kosten ein kleines Haus am Rande des Piano del Lago errichten, über welches Herr Maria Gemellaro die Aufsicht übernahm. Diese erste, im Jahre 1806 zerstörte Casina ward bald durch eine zweite ersetzt, welche den Namen Gratissima erhielt. Fünf Jahre später vernichtete ein Erdbeben einen Theil derselben, mitsammt dem Mobiliar. Ohne sich dadurch abschrecken zu lassen, faßten nun die drei Brüder den Entschluß, ein so ansehnliches Gebäude aufzuführen, daß, außer den Reisenden, auch deren Saumthiere untergebracht werden könnten. Sie erwählten hierzu einen mit Lavasteln bedeckten Hügel unweit der Gratissima, der nach der Seite des Vulkans hin durch die senkrechten Ränder der im Jahre 1754 ausgeworfenen Lava geschützt war; mit Ausnahme des Steins mußten jedoch sämmtliche Materialien zum Bau aus beträchtlicher Entfernung auf den Rücken von Maulthieren herbeigeschafft werden, so daß die Kosten der Unternehmung das bescheidene Vermögen unserer Gelehrten bei weitem überstiegen hätten. Sie wandten sich daher an Lord Forbes, den Kommandanten der englischen Armee, welche damals Sicilien besetzt hielt. Es wurde eine Subscription eröffnet, und in kurzem erhob sich unter der Leitung des Herrn Mario Gemellaro ein stattliches Haus, welches bis auf den heutigen Tag von dem Vulkan verschont blieb.

Nachdem wir von Herrn Gemellaro die nöthige Auskunft erhalten, setzten wir unsere Reise mit dem von ihm bezeichneten Führer fort. Nicolosi bildet die Gränze der bebauten Region auf dem Abhange des Berges. Die letzten Häuser des Dorfes lehnen sich an einen Hügel von schwarzem Triebsande, auf dem sich einzelne Ginsterbäume mit goldgelben Kronen befinden; dann durchschreitet man eine weite, ganz kahle Lavafläche. Hier begannen unsere Beschwerden. Der Sirocco wehte, und schon bei Herrn Gemellaro hatte das Thermometer vierzig Grad im Schatten gezeigt. Von den senkrechten und von Steinmassen zurückprallenden Sonnenstrahlen verbrannt, trieben wir unsere ermatteten Maulthiere an, um schneller die Gehölzregion zu erreichen, welche uns von weitem Schatten und Frische zu verheißen schien. Wie sehr wurden wir aber enttäuscht, als wir an dieser so ersehnten Gränze nur auf Farnkraut stießen, aus dem hin und wieder einige astlose Eichenstämme hervorragten.

Der immer steiler werdende Fußsteig schlängelt sich durch weiches, fast ganz aus zerbröckelter Lava gebildetes Erdreich, geht zuweilen durch einen offenen Paß oder windet sich um den Fuß irgend eines veralteten Kraters, dessen aber heutzutage die Vegetation sich bemächtigt hat und ihn wie eine Pyramide von Grün hervortreten läßt. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist merkwürdig, und allenthalben scheint die an Pflanzenarten so reiche Flora des Aetna ihm das unaufhörlich vom Vulkan bedrohte Terrain abzuringen. Dies bringt die so auffallenden Kontraste hervor: die vollständigste Unfruchtbarkeit neben der üppigsten Vegetation. Dieser Theil der Reise bot uns hiervon ein bemerkenswerthes Beispiel dar. Alle Lavaflüsse auf der linken Seite des Weges verschwanden unter dichtem, grünem Rasen, hin und wieder von Bäumen gekrönt, deren entblößte Wurzeln sie kaum aufrecht zu erhalten vermochten. Einige von zahllosen Heerden gefolgte Hirten belebten diesen Theil der Landschaft und sahen uns mit nachlässiger Neugier vorüberziehen. Auch die zur Rechten liegenden Niederungen boten einen eben so lachenden Anblick dar, aber über ihnen zeigten sich, gleich versteinerten Strömen und Wasserfällen, die enormen Lavamassen der Zwillingskrater Boccarelle bei Fuoco, die, wie Herr Gemellaro erzählte, im Jahre 1766 mehr als eine Million Eichbäume in diesem Theil des Waldes vernichteten.

. . . . . .

Endlich erreichten wir den Gipfel des Berges und blieben unbeweglich stehen beim Anblick des Gemäldes, welches sich vor uns aufrollte.

Zu unseren Füßen öffnete sich der große Krater. Es war dies kein einfacher umgestürzter Kegel oder fast regelmäßiger Trichter, wie wir deren auf allen Nebenbergen beobachtet hatten, und wie man sie selbst auf dem Gipfel des Vesuvs erblickt, eben so wenig jenes einförmige Schwarz von Felsen und Asche, wie bei Stromboli. Der Krater des Aetna, noch von der Eruption des verflossenen Jahres auf-

*) Auszug aus den „Souvenirs d'un naturaliste, par M. Quatrefages". Paris, 1854.

image
not
available

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 6 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., welche die Stadt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin) bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 55, und beim Spediteur Kramsta, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 141. Berlin, Sonnabend den 25. November 1854.

Nord-Amerika.

Die Statuten der Know-Nothings.

Wie unsere Leser aus den Zeitungen erfahren haben werden, ist den Vereinigten Staaten vor kurzem eine neue Partei aufgetaucht, den seltsamen und nicht sehr schmeichelhaften Namen der Know-Nothings (Nichtswisser, Ignoranten) führt. Der Ursprung dieser Benennung ist nicht ganz klar; nach Einigen wäre sie von Böswilligen in der Absicht erfunden, die Mitglieder der Partei lächerlich zu machen, von Letzteren aber, nach dem Beispiel der alten Gensen und der französischen Sansculottes, acceptirt und auf ihre Fahnen geschrieben worden, während sie nach einer anderen Version nur die Bedeutung hätte, daß die Parteigenossen verpflichtet seien, alle Anfragen über die Tendenzen ihrer Verbrüderung mit der Erklärung abzuweisen, daß sie nichts davon wüßten. Der Haupt-Artikel ihres Programms besteht, wie es scheint, in einer kräftigen Opposition gegen die Ausländer und namentlich gegen die Katholiken, die, durch die massenhafte Einwanderung aus Irland zu einem höchst wichtigen Bestandtheil der Bevölkerung angewachsen, seit einiger Zeit auch in Amerika in ziemlich aggressiver Weise aufgetreten sind und den Bekennern des Protestantismus ernstliche Besorgnisse einzuflößen begonnen haben. So viel ist sicher, daß der Haß gegen die Irländer und das Papstthum den Know-Nothings nicht wenig zugutekömmt, die in den letzten Wahlen in Ohio, Missuri und anderen Staaten die alten Parteien vollständig aus dem Felde schlugen und, von ihrem Triumphe berauscht, die zuversichtliche Erwartung aussprechen, daß der nächste Präsident der großen amerikanischen Republik aus ihren Reihen hervorgehen werde.

Das Merkwürdigste an den Know-Nothings ist der mysteriöse Anstrich, den sie ihrem ganzen Thun zu geben suchen, und der seine Wirkung in einem Lande nicht verfehlt, in welchem die Charlatanerie stets einen ergiebigen Boden findet. Sie gleichen in dieser Beziehung nicht so sehr einer großen politischen Partei, die ihre Grundsätze und Bestrebungen offen verkündet, als einem geheimen Orden, welchen Titel sie sich in der That selbst beilegen. Ein Geheimniß, welches Hunderttausenden von Menschen anvertraut ist, läßt sich jedoch auf die Länge der Oeffentlichkeit nicht entziehen, und trotz aller Vorsichtsmaßregeln hat sich unter den Ordensbrüdern ein Abtrünniger gefunden, der sich nicht schente, die eleusinischen Mysterien zu verrathen. So theilte denn auch neulich ein amerikanisches Blatt, der Richmond Enquirer, dem Publikum eine Korrespondenz mit, welche sehr ausführliche Details über die Organisation des Know-Nothing-Ordens enthält, deren Authentizität von dem Einsender verbürgt wird. Sie lautet, wie folgt:

„In den Berathungen der Know-Nothings werden schriftliche Formeln so viel als möglich vermieden; sie besitzen jedoch ein kleines Handbuch, in welchem man ihre Statuten und Ceremonien, das bei der Aufnahme neuer Mitglieder zu beobachtende Verfahren, die an die Eingeweihten des ersten, zweiten und dritten Grades erlassenen Instructionen, kurz, einen Abriß ihrer Prinzipien und Bestrebungen dargelegt findet.

„In jedem Staat der amerikanischen Union ist ein großer Rath eingesetzt, der auf eine von dreizehn Bürgern des Staates an ihn gerichtete Petition kleine Räthe in von ihm für passend geachteten Lokalitäten ernennen kann. Gegen eine Gebühr von zwölf Dollars erhält der kleine Rath eine Bestallungs-Urkunde nebst Amtssiegel und macht sich dann seinerseits ans Werk, den Kreis des Ordens zu erweitern, dessen Mitglieder verpflichtet sind, sich in allen Beziehungen des Lebens zu unterstützen und gegenseitig Hülfe zu leisten.

„Wer in die Genossenschaft einzutreten wünscht, wird durch ein Mitglied derselben dem Rathe vorgeschlagen, der alsbald zur Wahl schreitet. Drei schwarze Kugeln genügen zu seiner Ausschließung; wird er aber genehmigt, so erhält er insgeheim eine Aufforderung, sich an einem bestimmten Tage im Vorzimmer des Rathes einzufinden, wo ein Beamter desselben erscheint und ihm folgenden Eid abnimmt:

„„Ich schwöre hiermit feierlich auf der heiligen Schrift vor dem allmächtigen Gott und den gegenwärtigen Zeugen, keine der mir gestellten Fragen zu veröffentlichen, möge ich nun Mitglied des Ordens werden oder nicht; unter keiner Bedingung den Namen irgend einer Person zu nennen, die ich während der Versammlungen antreffen werde, oder irgend welche Andeutung über die Existenz dieses Ordens zu geben, und auf jede mir vorgelegte Frage treu und wahrhaft Antwort zu stehen. So wahr mir Gott helfe!““

„Nachdem der Kandidat diesen Eid geleistet, werden ihm nachstehende Fragen vorgelegt, von deren Beantwortung es abhängt, ob er dem Ordensrath als zur Aufnahme geeignet empfohlen wird:

„„1) Welches ist Dein Name? 2) Wie alt bist Du? 3) Wo bist Du ansässig? 4) Bist Du Deines Glaubens ein römischer Katholik? 5) Wo bist Du geboren? 6) Wo sind Deine Aeltern geboren? 7) Wo sind Deine Großältern geboren worden? 8) Hat einer Deiner Vorfahren an dem amerikanischen Revolutionskampf theilgenommen? 9) Bist Du gesonnen, allen Einfluß, den Du besitzest, zu Gunsten eingeborner amerikanischer Bürger anzuwenden, um ihre Wahl zu allen Ehren- und Vertrauensämtern, die vom Volk vergeben werden, zu allen Lokal-, Staats- und Regierungsämtern, durchzusetzen und gegen die Konkurrenz der Ausländer, namentlich der Römisch-Katholischen, zu sichern? 10) Wer hat Dich eingeladen, in dieser Versammlung zu erscheinen?““

„Sind nun die Antworten des Kandidaten befriedigend, so wird er durch zwei Beamte in den Rath eingeführt und dem Präsidenten vorgestellt, der ihn durch folgenden Eid zum Ordensmitglied ersten Grades qualifizirt:

„„Ich verspreche und schwöre feierlichst und aus freien Stücken in Gegenwart des allmächtigen Gottes und der um mich versammelten Zeugen, daß ich unter keiner Bedingung, direkt oder indirekt, einem menschlichen Wesen, mit Ausnahme solcher, die ich als treue und zuverlässige Mitglieder dieses Ordens kenne, den Namen, die Geheimnisse, Mysterien und Zwecke desselben enthüllen oder zulassen werde, daß es von Anderen geschehe, wenn ich die Macht habe, es zu verhindern, und zwar bei Strafe, von dem Orden ausgestoßen und von den verschiedenen Räthen desselben als Verräther und Meineidiger an Gott und Vaterland denuncirt und für einen des Zutrauens und der Achtung aller Rechtlichen unwürdigen Menschen erklärt zu werden, mit dem man sich in keine geschäftliche oder andere Verbindung einzulassen habe und der ewiger Schmach und Verachtung unterliege. Ich verspreche ferner, wenn ich späterhin von dem Orden ausgeschlossen werde oder ihn freiwillig verlasse, die hier eingegangene Verpflichtung auch dann für gültig zu halten. Alles dieses gelobe und verspreche ich heilig, so wahr mir Gott helfe!“

„Das neue Mitglied wird hierauf einem Beamten vorgeführt, der das Amt eines Ordensrichters (Judge Advocate) bekleidet und der ihm und den anderen Neophyten — es werden gewöhnlich ein halbes Dutzend oder mehr zugleich eingeweiht — eine Anrede hält, welche ungefähr so lautet:

„„Meine Brüder! Der Orden, in welchen Ihr jetzt als Mitglieder eingetreten seid, kann mit Fug und Recht als eine geheime Verbindung betrachtet werden. Das Geheimniß, das Ihr ihm bewahren müßt, ist in der That so streng, daß, wenn Ihr vor einen Gerichtshof gestellt und dort vereidigt werdet, die Wahrheit, die ganze Wahrheit und Nichts als die Wahrheit auszusagen,*) Ihr um Euer Leben nicht den Namen der Brüder laut werden lassen dürft, in deren Reihen Ihr jetzt aufgenommen worden, und daß, wenn Ihr aus dieser Versammlung in den Schooß Eurer Familie und Eurer Freunde zurückkehrt, Ihr denselben gegenüber, was diesen Orden betrifft, zu einer so vollständigen Verschwiegenheit verpflichtet seid, als ob er für Euch nie existirt hätte. In Gemeinschaft mit uns wißt Ihr Nichts (you know Nothing) und müßt Euch Euer Lebenlang entschließen, Nichts zu wissen, was den erhabenen und ernsten Pflichten widerstreitet, die Ihr Eurem Gott, Eurem Vaterland und Euch selbst zur Sicherung der Freiheit Amerika's schuldet, welche für uns und unsere Kinder nur durch die gänzliche und unbedingte Ausschließung aller fremden Einflüsse in den auf unsere Regierungspolitik bezüglichen Angelegenheiten erhalten werden kann.““

*) Die bekannte Formel, welche die Zeugen nach englischer und amerikanischer Rechtspraxis bei gerichtlichen Verhören zu beschwören haben. D. R.

„Nach Beendigung dieser patriotischen Rede wird der Neophyt dem Instructor übergeben, der ihn in den Zeichen und Handgriffen unterrichtet, deren Kenntniß nöthig ist, um zu den Ordensversammlungen zugelassen zu werden. Er ist jetzt Meister des ersten Grades und unterzeichnet seinen Namen in dem Register. Hat er sich zwei Wochen lang gut aufgeführt, sich als verschwiegen und zuverlässig bewährt, so wird er für würdig erachtet, dem zweiten Grade der Know-Nothings affiliirt zu werden, zu welchem man ihn alsdann in Vorschlag bringt. Ist seine Wahl genehmigt, so hat er abermals folgenden Eid zu leisten:

„„Ich verspreche und schwöre feierlichst vor dem allmächtigen Gott und den hier anwesenden Zeugen, daß ich unter keiner Bedingung den Namen oder die Zwecke dieses Ordens irgend Jemanden offenbaren werde, von dem ich nicht überzeugt bin, daß er dem Orden angehört und von demselben als rechtmäßiges Mitglied erkannt wird. Und ich verspreche und schwöre ferner, daß ich die Geheimnisse des Ordens weder zur See, noch zu Lande durch Schrift, Druck, Bild, Stich, Stempel oder Zeichen in solcher Weise veröffentlichen werde, daß Personen, die nicht den ersten und zweiten Grad des Ordens erhalten haben, die Geheimnisse desselben ganz oder zum Theil, die Namen seiner Beamten und seiner Mitglieder, den Zweck seiner Verhandlungen oder den Ort seiner Zusammenkünfte erfahren könnten; auch werde ich nicht veranlassen oder erlauben, daß solches geschehe, so weit es in meiner Macht steht, es zu verhindern. Und ich verspreche und schwöre ferner, die von dem Orden aufgestellten Kandidaten bei der Wahl zu allen Staats-, Ehren- und Vertrauensämtern des Landes zu unterstützen, unter der Voraussetzung, daß besagte Kandidaten von amerikanischen Aeltern, auf amerikanischem Boden geboren und in den amerikanischen Institutionen erzogen worden, so wie überhaupt allen mir etwa zu Gebote stehenden Einfluß aufzuwenden, um die Wahl von Personen zu sichern, die mir als Gegner der Fremdenherrschaft, des Papstthums, Jesuitismus und Katholizismus bekannt sind. Und ich verspreche und schwöre ferner, den von mir geleisteten Eid stets heilig zu halten und strengen Gehorsam zu leisten der Verfassung, den Gesetzen, Statuten und Verordnungen des großen Ordensraths vom Staate N. N. und den Lokal-Statuten des kleinen Raths Nr. 00 oder irgend eines anderen großen oder kleinen Raths, zu dem ich künftig gehören werde, wozu ich mich bei derselben Strafe verbindlich mache, welche die Verletzung des beim Eintritt in den ersten Grad des Ordens geleisteten Eides unterliegt. Alles Vorstehende aber unterschreibe ich freiwillig und ohne Zwang, so wahr mir Gott helfe!““

„Der den Mitgliedern bei Erlangung des dritten Grades abgeforderte Eid ist im Wesentlichen eine Wiederholung des obigen, mit dem Zusatze, daß jedem Ordensbruder im Fall der Noth selbst „„mit Gefahr des Lebens““ Hülfe zu leisten ist, und daß man den in der Verbreitung „„amerikanischer Grundsätze““ bestehenden Zweck des Vereins auch durch pekuniäre Opfer zu befördern habe. Wer dem zuwiderhandelt, „„dessen Grab soll von Fremden mit Füßen getreten und sein Andenken von seinen Kindern und Kindeskindern als das eines Verräthers an ihrer Wohlfahrt, an seinem Vaterland und an seinem Gott verflucht werden.““ Nach Ertheilung des dritten Grades werden die Eingeweihten vom Ordensrichter wiederum, wie folgt, angeredet:

„„Meine Brüder! Die verschiedenen Verbindlichkeiten, die Ihr durch die verschiedenen Stufen dieses Ordens über Euch genommen, haben Euch die Ueberzeugung ans Herz gelegt, daß Alle, die sich des Namens amerikanischer Bürger rühmen, gewisse ernste Pflichten gegen sich selbst und die Gesellschaft im Allgemeinen zu erfüllen haben, die sich nicht vernachlässigen oder hintansetzen lassen, ohne augenscheinliche Verletzung der kostbarsten Rechte und Privilegien, welche jedes Mitglied unseres Vereins sich an dem Genusse republikanischer Institutionen verspricht. Der eigenthümliche Bestand unseres Ordens ist ein solcher, und seine Endzwecke stimmen in dem Maße mit den Wünschen seiner Mitglieder überein, daß durch einträchtiges Handeln von Seiten der Brüderschaft die Erreichung einer Reihe von praktischen Resultaten in Bezug auf die Politik unseres Landes möglich wird, die man auf keinem anderen Wege verwirklichen könnte. Vereinzelt und allein wäre es eitel, das hydrahäuptige Ungeheuer des Jesuitismus und Katholizismus bekämpfen zu wollen; aber zu einer gemeinschaftlichen Sache verbunden, entschlossen, die Freiheit unseres Geburtslandes zu erringen oder in dem Versuch unterzugehen, kann uns der Erfolg nicht fehlen. Unsere Sache ist eine gerechte, die Beweggründe, nach welchen wir handeln, sind von keinem gewöhnlichen Charakter, und wir hoffen zuversichtlich, daß keiner unserer Brüder in der Stunde der Gefahr von seinem Posten weichen werde.““

„Der Kandidat wird alsdann von neuem zu dem Instructor geführt, der ihm die Zeichen, Losungsworte und Handgriffe des letzten Grades mittheilt und eine Karte einhändigt, deren Vorzeigung ihm den Eintritt in jeden Ordensrath der Union eröffnet.“

Wie man sieht, ist die Organisation der Know-Nothings eine sehr regelmäßige und durchdachte, und die Feierlichkeit der Einweihungsformeln erscheint ganz dazu geeignet, eine mächtige Wirkung auf die Einbildungskraft auszuüben. Ihr Ceremonial haben sie zum Theil dem Freimaurer-Orden entlehnt, mit dem sie allerdings manches gemein haben, obwohl sie in dem wesentlichen Punkte von ihm abweichen, daß sie einen ausschließlich politischen Zweck verfolgen. Das strenge Zusammenhalten, das ihnen durch ihre Statuten zur Pflicht gemacht wird, hat aber ohne Zweifel auch das Meiste zu ihren bisherigen Erfolgen beigetragen.

England.

Englische Literatur-Briefe.

1854. Eilfter Monats-Bericht.

(Schluß.)

Ich habe noch vergessen, zu erwähnen, daß Johnny so lächerlich beheard ward, gerade als die Nation hunderttausend Pfund [illegible] für die Soldaten zusammenbrachte, die drei Wochen vorher [illegible] verwundet worden waren und deren Patriotismus man zuwarte, bis unverbunden warten würden, bis Leinwand und Geld in [illegible] seelen in Skutari ankämen. Daß die Minister zu diesem Zweck [illegible] außer den bestehenden, fabelhaften Steuern sich noch ganz [illegible] hatten sanctioniren und Medizin fuderweise angeschafft, sie dann [illegible] wo anders hatten hinbringen lassen, alle diese Begehungs- und Unterlassungssünden des Ministeriums, die Tausenden von englischen Landsbrüdern, am meisten außerhalb der Schlacht, das jugendliche, [illegible] Leben nahmen — scheinen vergessen und vergeben zu sein. Niemand sind sie „verantwortlich“, und so werden sie auf etwaige Interpellationen vielleicht antworten oder auch nicht, wie dies schon vorgekommen, und dann ruhig weiter Minister sein. Der sittliche, intellektuelle und politische Verfall der englischen Klassen, die den Ton angeben, ist so groß, daß das Ministerium Aberdeen noch das Beste ist, das eben gemacht werden kann. Einen größeren Beweis des Verfalls kann die Gegenwart kaum liefern. Doch vielleicht ist die Times ein noch größerer. Sie ist das leibhaftige, politisch geltende England mit ihren dreißig politischen Grundsätzen und Weisheitslehren jedes Jahr, mit ihren [illegible] wußten, lächelnden Sünden gegen den heiligen Geist, ihrer meisterlichten Perfidie und Phraseologie, nach welcher die Sprache wirklich [illegible] Definition Talleyrand's entspricht. Der Stempel, dem jede ausgegebene Zeitungsnummer unterworfen ist und deren Verbrauch für jede Zeitung vierteljährlich veröffentlicht wird, ergab im zweiten Quartal dieses Jahres: Daily News 346,074 Stempel, also Nummern, Morning Advertiser 608,052, Morning Chronicle 186,000, Morning Herald 299,000, Morning Post 226,000, so daß alle diese Zeitungen zusammen in 1,665,094 Nummern ausgegeben wurden. Die Times dagegen ward während derselben Zeit in 3,976,720, also 2,311,626 Nummern mehr, als alle anderen Zeitungen zusammengenommen, ausgegeben. Eine größere Demüthigung für den öffentlichen Geist Englands, für die kurrente, öffentliche Meinung des regierenden und civilisirten Englands gibt es nicht. Dabei lasse ich nicht außer Acht, daß die Times hinsichtlich ihrer Verwaltung, ihrer technischen Mittel, ihrer Versorgung mit Neuigkeiten, ihrer Korrespondenten, ihrer Fülle von lokalen und Klatschgeschichten, die ihr alle Tage fuderweis aus der guten Gesellschaft zuströmen, das größte Meisterstück aller Zeiten ist, seit welchen es eine Presse gab; so daß man weniger so viel Interessenten, als ihr plus vor allen Zeitungen zusammen beträgt, insofern abziehen muß, als diese nur wegen ihrer [illegible] Kunden sind. Dann bleibt aber immer noch das Faktum: eben so viel als andere zusammen. Und immer noch das Faktum, daß diese Zeitung, welche seit undenklichen Zeiten immer das Recht und die Civilisation verrieth und verkaufte und namentlich der Diplomatie in Unterstützung der russischen Präponderanz (man denke nur an Schleswig-Holstein) mit meisterhaften Leitartikeln über Recht, Ehre, Legitimität und [illegible] Interessen sanft und sammetnen hinweghalf, durch diese professionelle Perfidie das mächtigste Organ der Presse, das Fatum über England und die civilisirte Welt werden konnte. Sie ist das mächtige Organ, das auf allen Erdtheilen Geld macht und auf Allen herumtritt, keines haben, zuhause und außerhalb; gegen Jeden, der Gold in Macht hat, der feinste Weltmann, ein Kannibale (aber natürlich nur in der sanftesten, lächelnden Form des Gentleman) gegen alle Interessen und Menschen, die diplomatisch oder kaufmännisch unbedeutend, arm oder wohl gar unbequem erscheinen. Sie rühmte sich neulich in Beleitartikelung der Stempel-Statistik, daß man ihr nun erst nicht beikommen könne, und gab ihren Kolleginnen mit dem [illegible] würdigsten Hohne den guten Rath, auf dieselbe Weise, wie sie, nach der „öffentlichen Gunst“ zu streben. — Was ihre Zuversicht betrifft, daß man sie nicht stürzen könne, wollen wir den Verlauf des [illegible] Krieges, einer Krise in den europäischen Angelegenheiten, der sie ihre Größe verdankt, abwarten und sie unter die Heiligen erst dann versetzen, wenn sie dieselbe unerschüttert überlebt haben wird.

Ich denke hier an ein Individuum der Times, das im Kleinen und persönlich ein Spiegelbild derselben war, Samuel Phillips, einen talentvollen, fleißigen und fügsamen Literaten, der als Knabe mit seinem Vater „in alten Sachen" machte. Aber der Junge war für etwas Höheres bestimmt und suchte deshalb bald hinter die Coulissen von Theatern und endlich selbst auf die Bühne zu kommen. Hier gefiel der kleine, hübsche Kerl einem Lord, der in ihm so viel Talent entdeckte, daß er ihn studiren ließ. Mit seiner Weisheit warf er sich dann in die politische Partei-Schriftstellerei und suchte als Trabant D'Israeli's in die Höhe zu kommen. D'Israeli zog ihn so lange mit sich, als er ihm brauchbar erschien, dann verabschiedete er ihn. Jetzt wurde Phillips aus Rache konservativ (!) und Mitarbeiter an der Times, in welcher er seinen ehemaligen Parteigenossen vernichtete, wie nur die Times vernichten kann. Er schrieb Alles, was man ihm befahl, und zwar stets mit Talent und Finesse: also ein wahres Bild der Times-Leitartikel-Beamten. Die Times widmete ihm einen Nekrolog, wie man etwa einem guten Hausknecht zukommen lassen würde, und wußte Nichts mehr zu rühmen, als daß er in seinem Leben keine Schulden gemacht habe, ohne sie zu bezahlen. Von einem professionellen Literaten allerdings eine seltene Tugend; aber in einem Nekrologe des Brodherrn doch von etwas kuriosem Klange.

Um zu harmloseren und würdigeren Objekten überzugehen, fällt mir zunächst das bedeutende Experiment der königl. astronomischen Gesellschaft unter Leitung des Professors Airy ein, die Untersuchung der Erddichtigkeit mit Hülfe astronomischer Pendel in einer Tiefe von mehr als zwölfhundertundsechzig Fuß, der größten, welche man bis jetzt für solche Zwecke (in den Minen von Hartwell) erreicht haben soll. Die Hauptsache ist allerdings streng hochwissenschaftlicher Natur, uns also in dieser Sphäre ganz unzugänglich, und bestand namentlich in einer neuen, ganz feinen Einrichtung für Messung und Vergleichung der Pendelschwingungen in der Tiefe und auf der Oberfläche. In dieser Beziehung gehört es Männern und Organen von Fach an. Ich erwähne es nur als eines der vielen Beispiele, welche zeigen, daß das unabhängige und wirklich civilisirte England durch den Krieg und die faulen Elemente, die darum herum ventiliren, sich durchaus nicht irre machen läßt und die Gelehrten und Denker und Dichter in ihren Geschäften fortfahren, als wenn gar nichts vorgefallen wäre. Dasselbe gilt von den soliden Partieen der Industrie und des Handels. Letzterer hat sich nicht einmal russischen Talg, Hanf, Juchten u. s. w. gänzlich entziehen lassen und bezieht diese Artikel durch freundlich neutrale Vermittelung. Hoffen wir, daß sich Merkur und die Musen bald so stark zeigen werden, daß sie den mittelalterlichen und antiken Mars ganz und auf immer in ein Invalidenhaus bringen und ihm das Gnadenbrod geben.

Letzterer Gedanke bringt mich zum 28. Oktober, einer Art von Kultur- und Friedensfest im Völker versöhnenden Krystall-Palaste, dessen Direction die Einnahme dieses Tages für die Kriegsverwundeten und deren Witwen und Waisen bestimmt hatte. Um diese Gelegenheit zu einer würdigen Festlichkeit zu erheben, hatte man nicht nur Kriegs-Trophäen aufgebaut, sondern auch die zehn englischen Militair- und das Schallehesche deutsche (offizielle Krystall-Palast-) Musik-Corps durch das kaiserlich französische der „Guides" zu einer bedeutungsvollen Demonstration gestempelt. Die Begeisterung der Engländer für die französischen Uniformen und Töne und ihre mit den Engländern um die Wette schmetternden Wechselgesänge, so daß Erstere „Partant pour la Syrie" und Letztere „God save the Queen" sich gegenseitig wiederholt zubliesen, endlich das Ständchen, welches die Franzosen der Königin in Windsor brachten — das bloße friedliche und von allen Klassen, von der Königin bis zum Bettler herab, bejubelte Erscheinen französischer Uniformen im Volks- und im Königin-Palaste gewann unter diesen Umständen ein kulturhistorisches Gepräge. Die prächtigen, schwarzbärtigen, französischen Rothröcke waren den Engländern hier das erste körperliche Zeichen der wirklichen Versöhnung, welche die große orientalische und occidentalische Krisis bereits zwischen den ältesten und gründlichsten Feinden zu Stande gebracht hatte. Die halbe Vergötterung der Franzosen war eine freie Aeußerung der Volksstimmung, nichts diplomatisch Gemachtes, so daß man an deren Ehrlichkeit und Grund glauben muß. So leicht war es, im Volke eine angeblich tiefgewurzelte National-Feindschaft in ihrer großen Oberflächlichkeit und barbarischen Künstlichkeit zu erkennen und sie verschwinden zu sehen, wie eine rohe Schminke gegen das echte, roth blühende Leben. Wozu sollten sich denn auch Völker hassen, wenn sie nicht von Diplomaten unter den verschiedensten Vorwänden gegen einander gehetzt und zum gegenseitigen Mord im Großen unter allerhand kostbaren Titeln angetrieben würden?

Die Festlichkeit im Krystall-Palaste läßt sich auf kurzem Raume kaum erträglich schildern, da die unabsehbaren Menschenmassen und die französisch-englisch-deutschen Welt-Harmonieen in einzelne Bilder und Scenen zerlegt werden müßten, wenn man des Stoffes einigermaßen Herr werden wollte. Ich beschränke mich auf Notirung des feierlichsten Momentes in der ganzen Festlichkeit, als die vereinigten Musik-Corps — Engländer, Franzosen und Deutsche — unter Direction Schallehe's das Konzert im Parke mit „Vater, ich rufe Dich!" begannen. Wie klein erschien mir der Umfang der Sphäre, in welcher einst Theodor Körner zuerst den Vater angerufen hatte, gegen die, welche jetzt Kultur-Aufgabe der vereinigten Völker geworden! Damals sollte der Vater gegen die Franzosen helfen, die doch kein anderes Verbrechen begangen hatten, als einen Napoleon zu haben. Jetzt riefen Engländer, Franzosen und Deutsche (Letztere ganz ohne Rücksicht auf die vielen Gränzen zuhause) gemeinschaftlich gegen den Nationalhaß im Osten und (unbewußt) im Westen. Daß nach solcher dreifachen Verbrüderung auch die Klassizität der Eisenbahn aufgehört hatte, versteht sich von selbst, so daß ich es ganz natürlich fand, daß ich nach stundenlangem Kampfe um einen Platz im ersten besten Waggon mich mit meinem Plebejer-Billet auf dem Sammetsitze erster Klasse bemerkte und der Conducteur beim Abnehmen der Billets aus meinem Coupée erster Klasse lauter Billets zweiter und dritter Klasse (ohne ein einziges erster Klasse, wie er ganz ergeben für diesen Tag bemerkte) in die Hände bekam.

Indem ich jetzt zu der neuesten, furchtbaren Entdeckung in den arktischen Regionen übergehe, setze ich voraus, daß das „Magazin" den Inhalt des Fundes von Dr. Rae schon mitgetheilt habe, so daß ich also nichts wesentlich Neues hinzufügen könnte würde. Aber so wie ich wiederholt Gelegenheit hatte, über die arktischen Expeditionen der Admiralität zur Auffindung der Spuren Franklin's und der Spuren der Suchenden mit gewiß Sachverständigen mir ein deutliches Bild der ganzen Angelegenheit zu verschaffen, finde ich auch jetzt nach dem vorläufigen tragischsten und schauderhaftesten aller Schlüsse, daß sie aufs neue den Beweis der unverantwortlichsten Nachlässigkeit und admiralitätlicher Kurzsichtigkeit liefern. Wie lange und wiederholt ließ die Admiralität durch die Times alle diejenigen verhöhnen, welche behaupteten, daß noch nicht alle Gegenden genau untersucht worden wären! Sie blieb dabei, daß man ruhig auf seinen Lorbeeren mit der Million Pfunde, die sie gekostet, ausruhen könne, da Franklin spurlos verschwunden sei und sein müsse. Die Admiralität ließ besonders die verhöhnen, welche es wahrscheinlich fanden, daß Franklin eine nördliche Richtung verfolgt haben könnte, so daß sie ihre Untersuchungen auf die Grade beschränken ließ, zwischen welchen die Ueberreste der Franklinschen Expedition endlich rein zufällig gefunden wurden (Dr. Rae hatte blos die Mission, Boothia näher zu untersuchen). Wenn ich mich aus früheren Spezial-Berichten recht erinnere, wurde Capitain Austin aufgefordert, die Gegenden, die schon Andere vor ihm untersucht hatten, weiter zu durchforschen, doch verweigerte er dies, da es „gegen seine Instructionen" sei. Die Instructionen der Admiralität verhinderten also wahrscheinlich die Auffindung Franklin's, denn er war auf dem Stück Landes, wo die Ueberreste gefunden wurden. Capitain Roß, Commandeur der ersten Expedition nach Franklin, 1849, ein Jahr vor dem schrecklichen Verderben Franklin's, würde, wenn er seinen Wunsch, bis zum magnetischen Pole vorzudringen, hätte ausführen können, dicht bis zu dem Lande gekommen sein, wo Franklin umkam. Doch was helfen jetzt solche Konjekturen und Spezialitäten? Hier ist wenigstens nicht der Ort dazu. Das Ende der Admiralitäts-Expeditionen krönt ihr Werk. Ihre Instructionen von den Sammet-Sophas in Portsmouth kosteten eine Million Pfund und verhinderten ihre Schiffe, Franklin da zu suchen, wo er lebte, verhungerte und erfror. Oft war eine kleine Flotte in der Assistance-Bai beisammen und überwinterte dort in Langeweile und Fülle von Speisen und Getränken, wahrscheinlich stets nach Instructionen, während eine umsichtige, wissenschaftliche, organisirte Nachforschung, die jedenfalls auch die Hudsons-Bai-Compagnie und die arktischen Küsten Nord-Amerika's, insofern sie vom Kontinente aus zugänglich erschienen, mit in ihr Interesse gezogen hätte, eine Nachforschung in den Händen von Privat-Unternehmern für die Hälfte des Aufwandes, vielleicht mit weniger, erreicht haben würde, was die offiziellen Herren von Fach für eine Million Pfund verfehlt und verpfuscht haben. Die Kritik der ganzen Unternehmung wird noch erfolgen. Mr. Simmonds, dessen Buch über die arktischen Expeditionen ich noch nicht gelesen, soll es versucht haben; aber ich traue der englischen Kritik im Allgemeinen und so auch hier nichts Gründliches zu. Vielleicht giebt sich ein Deutscher noch die Mühe, das Willkürliche, Launenhafte und Prinziplose der ganzen Reihe dieser Expeditionen nachzuweisen. Die Sache war von vorn herein schon mit der Franklinschen Expedition selbst verfehlt. Ein organisirter, wissenschaftlich durchdachter Plan für Auffindung der Nordwest-Passage würde jedenfalls unter Anderem bestimmte Normen, Zeichen und Merkmale für Nachfolger und Unglücksfälle in sich geschlossen haben. Die Admiralitätsschiffe entdeckten zufällig ein Winterquartier Franklin's und ließen es durch weitere Expeditionen besehen, ohne daß ein Zeichen, eine Nachricht zu entdecken war, und entdeckten zufällig die zerfleischten Leichname der letzten Reste.

Von literarischen Objekten habe ich das bedeutende ethnologische Werk über Rußland von Dr. Latham, dem berühmtesten Ethnologen

image
not
available

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., welche das Quart im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Expedteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 31), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 142. Berlin, Dienstag den 28. November 1854.

Brasilien.

Untersuchungen über die finanziellen Verhältnisse und Hülfsquellen Brasiliens.*)

Erster Artikel.

„Zehn Stunden von Rio-Janeiro, in den Thälern des Estrellagebirges, schlagen einige hundert deutsche Kolonisten ihre Wohnungen auf; es ist der Anfang von Petropolis. Brasilien hat sich den beiden großen Interessen unseres Jahrhunderts definitiv angeschlossen; seine Küste ist dem Handel geöffnet, und seine Wälder lichten sich vor der Art des Ansiedlers. Der Auswanderer, der, sein Werkzeug in der Hand, mit seinen Kindern am brasilischen Gestade landet, kann als ein lebendiges Symbol betrachtet werden: es ist Europa, welches von der neuen Welt einen Raum verlangt für seine von einem unruhigen Emigrationstriebe bewegten Völker, einen Markt für seine zahllosen Fabriken, soziale und politische Garantieen für diejenigen seiner Kinder, die an einem fremden Gemeinwesen theilzunehmen suchen.

„Zum Glück entsprechen diese drei Forderungen, welche Europa an die westliche Hemisphäre stellt, den drei Grundlagen der künftigen Macht Brasiliens. Von der Kolonial-Regierung befreit und durch die auswärtige Handelspolitik begünstigt, hat es in den kommerziellen Interessen das Gegengewicht der revolutionairen Tendenzen gefunden. Mit Hülfe der Zoll-Einkünfte haben die Institutionen des Reiches die Möglichkeit erlangt, der finanziellen Lage und den Ideen um ein halbes Jahrhundert vorauszueilen, und von der Küste, wo sie unter dem Schutze des Handels sich festsetzten, auf dem Wege des Anbaues in das Innere vorzudringen. Um das Verhältniß zwischen einem äußerlich entstandenen politisch-kommerziellen Organismus und der natürlichen Entwickelung des Landes herzustellen, wurde es nothwendig, die Hülfsquellen seines Gebietes auszubeuten, was nur vermittelst einer fremden Colonisation geschehen kann. Will man daher erfahren, was Europa von Brasilien zu erwarten hat, so muß man die Institutionen, den Handel und den Anbau des Landes kennen lernen, aus welcher dreifachen Untersuchung das dabei anzuwendende Verfahren sich von selbst ergiebt. Man bedarf eines Mittels, durch welches man sich die Zustände Brasiliens in ihrer ganzen Realität veranschaulicht, um die Bedingungen, die Hülfsquellen und die Tendenzen zu entdecken, die sich zur Befriedigung der europäischen Interessen darbieten. Als ein solches Mittel erscheint das Budget dieses Reiches, der Art des Ansiedlers gleich, die seine Wälder dem Licht und der Production öffnet. In der That spiegelt ein Land, dessen Regierung auf Repräsentativ-Institutionen gegründet ist, sich vollständig und treu in den Posten seines Budgets wieder. Das Budget ist der genaueste Gradmesser der Energie und der Hülfsquellen der Nation und der zuverlässigste Wegweiser für die Richtung, in welcher sie dieselben verwendet."

So ungefähr giebt der Verfasser des vorliegenden Werkes, Graf August van der Straten-Ponthoz (früherer belgischer Geschäftsträger am Hofe des Kaisers von Brasilien), in einer mit einem gewissen Aufwande von Beredtsamkeit, obwohl nicht ganz klar geschriebenen Einleitung den Standpunkt an, von welchem er seine höchst umfassende und mit vielem Fleiß durchgeführte Arbeit unternommen hat. Sie besteht aus drei Theilen, wovon der erste (la dépense) die Staats- und Provinzial-Ausgaben, der zweite (le revenu) die bezüglichen Einnahmen behandelt. Die tief eingehende, jedem einzelnen Budget-Posten gewidmete Erörterung bietet hinreichende Gelegenheit dar, alle öffentliche Verhältnisse des brasilischen Reiches in den Kreis der Besprechung zu ziehen, und das Budget bildet demnach nur den rothen Faden, der sie insgesammt durchläuft und an einander reiht. Der dritte Theil (les richesses latentes) beschäftigt sich vorzugsweise mit den unausgebeuteten Schätzen, den moralischen und physischen Zuständen und der möglichen Zukunft Brasiliens.

*) Le budget du Brésil, ou recherches sur les ressources de cet empire dans leurs rapports avec les intérêts européens du commerce et de l'émigration, par le Comte Auguste van der Straten-Ponthoz. Bruxelles, 1854. 3 tomes.

Die Gesammt-Ausgaben Brasiliens im Finanzjahre 1846—1847 vertheilen sich unter folgende sechs Haupt-Rubriken:

Staatsministerium	2,942,790,000	Reis
Justizministerium	1,574,371,588	„
Ministerium des Auswärtigen	543,740,000	„
Marineministerium	3,445,396,493	„
Kriegsministerium	5,803,308,491	„
Finanzministerium	9,801,228,997	„

— was zusammen 24,116,835,569 Reis oder 70,931,869 Fr. 29 Cent. ergiebt. Hierzu sind noch die Budgets der achtzehn Provinzen mit 5,242,588,757 Reis oder 15,419,378 Francs 66 Centimes zu schlagen, wovon auf Rio-Janeiro allein 1,069,074,751 Reis kommen, so daß die Totalsumme sich auf 29,359,424,326 Reis oder 86,351,247 Francs 95 Centimes erhebt.

Wenngleich man diese Ziffer im Verhältniß zu den Budgets mancher europäischen Staaten nicht besonders hoch nennen kann, so erregt der Umstand doch gerechtes Bedenken, daß das Militairwesen fast ein Viertel der gesammten Staats-Ausgaben verschlingt. Erfährt man dann, daß gegen die siebzehn Millionen Francs, welche die Armee in Anspruch nimmt, auf den öffentlichen Unterricht nur 733,870 Fr. 59 Cent. und auf öffentliche Arbeiten nur 741,176 Fr. 47 Cent. verwendet werden, daß in dem ganzen weiten Reiche keine Universität und nur eine einzige Kunststraße existirt, so fällt es nicht schwer, die wenig erfreulichen Zustände Brasiliens zu begreifen. Dabei ist jedoch das Heer keineswegs so stark, als man nach dem Budget vermuthen würde; es erhebt sich im Kriege auf 20,000 Mann, die im Frieden auf 15,000 vermindert werden, wozu noch 2000 Mann mobiler Nationalgarde und 650 Mann Gendarmerie zu zählen sind. Das Drückende und Kostspielige der Armee liegt daher nicht in ihrer Zahl, sondern in der Art, wie sie rekrutirt wird. Die Gesetze vom 10. Juni 1822 und 29. August 1837, welche jeden Brasilier vom achtzehnten bis zum fünfunddreißigsten Jahre als militairpflichtig erklären, haben zwar einige Ordnung in die Rekrutirung zu bringen und auch die Bedingungen festzustellen gesucht, welche vom Militairdienst befreien; allein bei der Ohnmacht der Regierung ist der Willkür ihrer Beamten der freieste Spielraum gelassen, welche die Conscription oft nur als Mittel zur Erreichung politischer Zwecke und zur Befriedigung persönlichen Hasses ausbeuten. Man darf in dem Werke des Grafen van der Straten-Ponthoz nur die Klagen und Vorwürfe lesen, welche Deputirte und Senatoren der Regierung hierüber alljährlich ins Gesicht schleudern, um wahrzunehmen, bis zu welcher Ausdehnung und in wie schamloser Weise die Beamten ihre Gewalt mißbrauchen, und den Ausdruck des Deputirten Coelho zu verstehen, welcher die Rekruten-Aushebung als „die Permanenz des Bürgerkrieges und das Aufhören aller persönlichen Garantieen" bezeichnete. „Die Rekrutirung", schreibt das in Rio-Janeiro erscheinende Journal O Brazileiro, „ist bei uns eine wahrhafte Menschenjagd. Wenn sich dies schon von den großen Seestädten sagen läßt, so gilt es in noch höherem Maße von den übrigen Theilen des Landes. Die Agenten der Tyrannei lassen die Häuser mißliebiger Individuen cerniren, sie festnehmen, in Fesseln legen und nach der Provinzial-Hauptstadt transportiren: eine lange und schreckliche Reise, welche allein zu einer grausamen Marter wird. Gleichviel, ob das Opfer ein Greis, ob es dienstunfähig oder nach dem Gesetze dienstfrei ist: Nichts kann ihm Rettung bringen; das Gesetz wird mit Füßen getreten, denn es muß verfolgt, aller Widerstand muß gebrochen werden, um den Sieg der Regierung bei den Wahlen und eine servile Majorität in den Kammern zu sichern." Da nun auch die europäischen Einwanderer, oder wenigstens ihre Kinder, der Militairpflichtigkeit unterliegen, so ist allerdings eine gründliche Abhülfe solcher Mißbräuche nothwendig, ehe man mit Recht annehmen kann, daß die gerühmten „Repräsentativ-Institutionen" des Landes genügende Bürgschaften darbieten, um zur Emigration nach Brasilien einzuladen.

Die Marine sollte für Brasilien größere Wichtigkeit haben, als die Armee, da erstere allein im Stande ist, seine weitgedehnten Küsten zu vertheidigen, das Stromgebiet des Amazonenflusses und des Rio de la Plata zu überwachen und den Verkehr mit Europa zu unterhalten. In der That hatte sie unter Dom Pedro I. durch die Be-

image
not
available

Die großen Schiffzüge, die durch jene Riesen-Adern: den Paraguay, den Amazonenstrom, den Orinoco, in das Herz Süd-Amerika's dringen, welche die Kolonieen Victoria und Süd-Australien durch den Murrayfluß verbinden; die entworfene Durchforschung Nord-Australiens — leider bis jetzt noch Entwurf, der vielleicht der Mutterwärme der Gesellschaft harrt, um ins wirkliche Leben gerufen zu werden —; die wundervollen Entdeckungen in Süd-Afrika durch Livingston und Anderson — glücklicherweise ist der Letztere gegenwärtig, um über seine Thaten selbst zu berichten —; die Erforschung Mittel-Afrika's durch Barth und Vogel; die Schilderungen, die uns Capitain Erskine und andere von dem Zustande der Insulaner des Stillen Oceans geben, welche die ganze Skala der Uebergänge, von der tiefsten Barbarei bis zur Fähigkeit für höchste europäische und christliche Kultur, durchlaufen — diese und hundert andere Erscheinungen auf diesem Gebiete erwecken stets frische Theilnahme in der Seele des Philosophen wie des Staatsmannes, in dem Herzen des Christen, wie des Menschenfreundes. Wie viel neue Felder für die Wissenschaft! Wie viel neue Gelegenheiten zu Reichthum und Macht! Wie viel eröffnete Aussichten für den Güter-Absatz! Und die alljährlichen Zusammenkünfte unserer Gesellschaft in diesem Tyrus der Neuzeit, wie anfeuernd, wie anspornend wirken sie! Die Helden auf jedem Gebiete der Wissenschaft kommen hier in unmittelbare Berührung mit den unternehmendsten und für das Gemeinwohl begeistertsten Männern der Handelswelt; hier stößt, so zu sagen, das Comtoir hart an das Laboratorium und das Studirzimmer. Mehr als jemals wird der Handel zum Bundesgenossen der Wissenschaft, wird die Wissenschaft zum Gehülfen des Handels; immer kräftiger wird der Impuls zu jenen wohlthätigen Einflüssen, die, trotz der peinlichen und doch nothwendigen, aus dem gegenwärtigen Kriegszustand hervorgegangenen Unterbrechung, eine gütige Vorsehung über die ganze bewohnte Erde so sichtlich ausbreitet.

Glücklicherweise nimmt mit jedem Jahre die Nothwendigkeit ab, diese Dinge der öffentlichen Kunde aufzudrängen. In einem Zeitalter der Gas- und Dampfkraft, der Dampfmaschinen und Dampfschiffe, der Eisenbahnen, Telegraphen und Photographen ist das Gewicht der Wissenschaft fürs praktische Leben keine Frage mehr. Es ist zur handgreiflichen Wahrheit, zum Gemeinplatz geworden. Wir haben jene Tage der Gründung der „Royal Society"*) weit, weit hinter uns, jene Zeit, wo, trotz dem Beispiel des Monarchen, der Hof sich über die Gelehrten lustig machte, wo selbst der unsterbliche Butler in den Arbeiten eines Wallis, Sydenham, Harvey, Hoole und Newton nur Stoff zu witzigen Einfällen sah.

Indeß dürfte es der Untersuchung werth sein, ob die Anstalten für wissenschaftliche Erziehung in unserem Lande ihrem Zwecke entsprechen, ob die Regierung oder andere bedeutende Körperschaften für Aufmunterung und Belohnung fördernder Bestrebungen auf dem Gebiete der Wissenschaft hinlänglich gesorgt haben.

In Betreff der ersteren steht es unbezweifelt fest, daß, bis auf eine sehr junge Zeit, die wissenschaftliche Erziehung von Seiten des Staates nur sehr geringen, des Gegenstandes wie der Nation unwürdigen Beistand erfuhr. In den Elementarschulen wurde den arbeitenden Klassen Nichts als Lesen und Schreiben, und kaum das noch, geboten; die lateinischen Schulen beschränkten sich darauf, ein spärliches Maß Griechisch und Lateinisch einzutrichtern; oft wurde nicht einmal in der Arithmetik unterrichtet. Die Mittelklassen, die ihre Kinder nicht zur Universität schickten, hatten keine Gelegenheit, sich irgend eine wissenschaftliche Bildung, abstrakter oder praktischer Natur, anzueignen; denn was konnten sie von den ungeprüften, mißachteten Lehrern in den Privat-Handelsschulen, was von dem zufälligen Besuch eines wandernden Magisters mit seinem Reise-Lehrapparat Großes lernen? — Und was thaten die Universitäten? Die Universität Oxford, der ich persönlich mich zu hohem Dank verpflichtet erkenne, that wenig für die Naturwissenschaften. Allerdings war das Studium der Mathematik, als Uebung und Richtung des Verstandes, hier in Ehren gehalten, obgleich der Genius dieser Anstalt sich niemals der weiteren Förderung günstig zeigte. Allerdings blieb bis zu einer vergleichungsweise nahen Zeit die Ertheilung der Ehrendiplome bei der Schwester-Universität (Cambridge) fast ausschließlich an diese Wissenschaft gebunden, und es fehlte der Schule Newton's niemals an des Gründers würdigen Namen. Allein selbst hier wurde die Mathematik lediglich als eine Verstandes-Gymnastik, nicht als Organ zur Entdeckung neuer Wahrheiten angesehen. Und der herrliche Baum der Wissenschaft, gepflanzt in dem Garten der Hochschule, gesund und saftvoll, trug keine labende Frucht. So blieb es anderthalb Jahrhunderte, wie es zur Zeit Newton's war. Anderes, als die Wissenschaft der reinen Mathematik, fand an beiden Universitäten wenig oder keine Aufmunterung. Versprach hin und wieder der Titel eines Professors etwas Außermathematisches, und Ihr suchtet ihn auf: so konntet Ihr sicher sein, wenig mehr als einen bloßen Namen zu finden. Seine Vorlesungen, wenn auch angekündigt, wurden gar nicht oder doch nur von solchen besucht, die man als Müßiggänger ansah; denn aller Erfolg auf anderweiten wissenschaftlichen Gebieten bot keinen Vortheil für die Universitäts-Laufbahn; im Gegentheil war die den besoldeten Studien entzogene Zeit ein entschiedener Verlust und ein Hemmniß auf dem Wege zu den Ehrenstellen und Einkünften der Hochschule. Und wenn man diesen Wissenschaften, wenigstens auf englischen Universitäten, irgend Vorschub that, so geschah es eher trotz, als auf Grund des Systems, das in den sonst so trefflichen Anstalten befolgt wurde. In Schottland freilich hat die Ausdehnung der Arzneikunde, verzweigt mit anderen Wissenschaften, wie sie ist, und befreit von dem Zwang zu einer gewissen Disziplin, dem anderswo der Studirende unterworfen war, von selbst zu den Naturwissenschaften hingeleitet, und ein Black, Gregory, Leslie, Playfair haben keine gleichzeitige Rivalen an den Universitäten zu Oxford und Cambridge. Die Namen Whewell, Herschel, Airy, Challis, Sedgwick, Powell, Daubeny und Buckland — leider jetzt ein bloßer Name — würden allerdings jene Behauptung für die Neuzeit Lügen strafen. Was that inzwischen der Staat? Der Staat, der innerhalb der Gränzen seiner Bevölkerung und seines Gebietes nicht abhängt von der Zahl, sondern von dem individuellen Werth der Bürger — nicht von der Menge der Aecker, sondern von ihrem geschickten Anbau — nicht von den noch so entwickelten Hülfsquellen der Oberfläche, sondern von den Gruben mit ihren Schätzen in der Tiefe — und wiederum nicht von diesen Gruben, sondern von den mannigfaltigen und vermannigfaltigenden Fabriken, denen die Gruben die Mittel zum Betriebe liefern — und endlich selbst nicht von diesen Fabriken, sondern von Handel und Schifffahrt, welche die Rohstoffe aus den fernsten Erdwinkeln herbeischaffen, um sie rasch, sicher und kostensparend, in anderen Formen und Combinationen oft nach ihren ursprünglichen Geburtsstätten wieder zurückzubringen — mit Einem Worte, der Staat, der mit der vollen Entwickelung seiner Agrikultur, seines Bergbaues, seiner Fabriken und seines Handels von der Chemie, der Naturgeschichte, der Mineralogie, der Geologie, Astronomie, Meteorologie und Mechanik in ihrer weitesten Ausdehnung und ihrer höchsten Ausbildung abhängt — was that der Staat für all diese Dinge? Schlechterdings nichts! Es bestand lange Zeit ein Längen-Bureau — anstatt es zu erweitern und zu fördern, hob er es auf; es bestand ein Ackerbau-Bureau — er ließ es eingehen; es bestand eine Schiffbauschule — auf Anrathen einer engherzigen Oekonomie, im Bunde mit sogenannten praktischen Menschen, schaffte er sie ab, als die Früchte zu reifen begannen; es bestand eine Bildungsschule für Seeleute zu Portsmouth — er gab sie auf. Hier und da wurde durch die Güte eines Monarchen ein Honorar ausgesetzt, das der Staat murrend genehmigte: so einem Professor der Naturphilosophie in Aberdeen zehn Pfund Sterling, einem solchen zu St. Andrews funfzig Guineen, einem zu Glasgow hundertfunfzig Pfund Sterling, einem zu Edinburg dreißig Pfund Sterling. In neuerer Zeit wurden vier oder fünf Professoren an jeder alten Universität von England jedem hundert Pfund Sterling jährliches Gehalt bewilligt. Das ist, so viel ich weiß, Alles, was der reiche britische Staat bis auf die neueste Zeit für die Wissenschaft that, von welcher sein Reichthum, also seine Macht, seine eigentliche Existenz abhängt. Eines Vortheils, traun, erfreuten wir uns, eines Vortheils, der jedes organisirte Unterrichtswesen in der Welt, das der Despotismus irgend darbieten könnte, vollkommen aufwiegt: wir erfreuten uns, wenn auch nicht „der Wissenschaft, würdig der sieben Weisen", doch der Sicherheit des Lebens und des Eigenthums, der freien Uebung des Denkens und Thuns, der freien Uebung der Religion, welche die Energie des Gedankens und des Charakters nicht in Ketten legt, sondern sie spannt und schnellt, zugleich aber zügelt und richtet, wir haben endlich ein Vaterland, das unseres Stolzes, unserer Liebe würdig ist und das Jedermann wünscht seinen Nachkommen zu hinterlassen, besser, schöner und stärker, als er es vorgefunden hat. Und diesem mittelbaren Einfluß des National-Charakters haben wir es zu danken, daß, trotz dem Mangel an Aufmunterung, dessen sich unsere Regierung gegen die Wissenschaft schuldig gemacht, wir eine Reihe von Gelehrten, Arbeitern und Entdeckern — wenn auch nicht immer von Lehrern — aufzuweisen haben, die mit ihren Berufsgenossen in jeglichem Lande, dessen Regierung es an keinerlei Sporn und Anregung hat fehlen lassen, dreist in die Schranken treten können.

Allein, weil durch die Energie des Volkscharakters und durch die politisch-religiösen Institutionen, von freien Stücken, ohne besondere Beihülfe und Aufmunterung, bisher so viel gethan worden — folgt daraus, daß es dabei ferner sein Bewenden haben soll! Glücklicherweise ist das nicht die Meinung der Gegenwart, nicht die Meinung des gesetzgebenden Parlaments, nicht die Meinung der Universitäten selbst. Wir glauben heutzutage nicht mehr, daß Hindernisse der Stärke und dem Wachsthum einer Pflanze förderlich sind. Vielmehr sind jetzt Personen und Körperschaften in voller Thätigkeit, die Fehler der Jahrhunderte gutzumachen und nicht blos die Entwickelung des Verstandes im Allgemeinen zu fördern, sondern sie speziell auf das Gebiet der Wissenschaft zu lenken. Der

*) Im Jahre 1663 von Karl II. gegründet.

image
not
available

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Rthlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Expediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 143. Berlin, Donnerstag den 30. November 1854.

Frankreich.

Die französische Literatur von 1815—1830.

Villemain, ein eifriger Anhänger der romantischen Schule, ergeht sich in seinem Lobe der Restauration bei Gelegenheit einer Kritik über die beiden Schriften von Nettement und Demogeot*) in so beredten Worten, daß wohl auch ein deutsches Ohr denselben ein wenig lauschen darf.

„Frankreich", sagt der berühmte Literar-Historiker, „lag nach der Revolution, die im Herzen des Landes noch immer fortwüthete und nur äußerlich der Gewaltherrschaft eines Napoleon Platz gemacht hatte, in jener Art von Lethargie und Abspannung, die auf außerordentliche Anstrengungen zu folgen pflegt, und die schrecklichen Hundert Tage, in denen das dem Erlöschen nahe Lebenslicht des Usurpators noch einmal aufflackerte, trugen nicht wenig dazu bei, das Unheil jener Jahre noch zu vermehren. Während die Revolution wenigstens die kranken Stoffe des Staats beseitigt hatte, waren jene Hundert Tage so recht geeignet, Frankreich neue schlechte Säfte zuzuführen, und so war es denn unvermeidlich, daß es von neuem die Augen des spionirenden Europa auf sich zog. Oder war es vielleicht die Anhänglichkeit an das alte Königshaus der Bourbonen und das Mitleid mit deren Sturze, welches Millionen Feinde den vaterländischen Gränzen zuführte? O nein, es war der Schreck und Aerger über die Wiederkehr Napoleon's, der früher durch sein Stirnerunzeln Throne erschütterte und mit dem jeder einzelne Monarch es wieder auf Tod und Leben aufnehmen mußte. Aber Napoleon's Stern war beinahe untergegangen, und der gefürchtete Despot konnte sich auch trotz der Aufopferung so vieler braver Herzen der rächenden Nemesis nicht länger entziehen. Noch einmal forderte er seine Heroen auf, mit ihm zu siegen oder zu sterben; unter ihren Augen verlor er Freiheit und Krone, um auf ewig ins Exil zu wandern.

Welch trauriges Bild bot da Frankreich dar! Aus tausend Wunden blutend, die ihm die ewige Eroberungssucht eines Mannes geschlagen hatte, dessen Fehler eben seine Größe waren, war es in jeder Beziehung hinter den benachbarten Staaten zurückgeblieben. Die größten Talente waren im Keime erstickt worden oder fanden keine Gelegenheit, sich geltend zu machen, und Ehre und Gesetz schienen fast der Nation unbekannte Namen zu sein, und diese selbst, die früher die ganze Welt unter ihren Nacken gebeugt hatte, wurde jetzt mit Achselzucken wegen ihrer Leichtgläubigkeit und Ruhmsucht bespöttelt.

Aber dieser Zustand konnte und sollte nicht länger dauern, und Frankreich mußte ein Mittel finden, sich aus seiner Erschlaffung zu erheben und aufs neue die Zügel der Weltherrschaft in die Hand zu nehmen. Schon vorher, ehe jene Hundert Tage noch einmal unser Vaterland an den Rand des Verderbens brachten, hatte es hier und da geblitzt, und die Nacht hatte einer ungewissen Dämmerung Platz gemacht, bis auch diese verschwand und ein neuer Morgen der Freiheit in all seiner Pracht und Herrlichkeit über Frankreich aufging. Da athmete auch das am tiefsten gebeugte Gemüth wieder auf und erquickte sich an den Strahlen der jungen Sonne. Und mögen boshafte Zungen immerhin jene ewig denkwürdigen Jahre bekritteln, Frankreich weiß es am besten, daß Unglaubliches in denselben geleistet und der Staat in eine Lage versetzt wurde, in der er bald das Unheil der tempi passati vergessen konnte.

Und so mußten auch die Wissenschaften wieder ihre Anerkennung finden und eine vielseitige Stelle in den politischen Annalen dieser Jahre einnehmen. Aber der Einfluß war ein sehr verschiedener. Die Einen hingen mit aller Leidenschaft an der so eben verschwundenen Zeit, während Andere Jahrhunderte übersprangen, um aus Haß gegen die Revolution und die neue Weltherrschaft und auf Kosten der jungen Freiheit in dem Absolutismus des funfzehnten Säkulums das Ideal zu finden, nach dem ihr Herz verlangte.

Natürlich mußte neben diesen beiden Meinungen, die, gleich Strömen, in entgegengesetzter Richtung sich durch ganz Frankreich ergossen, indem der eine stürmisch in die dunkle Ferne dahinrauschte, während der andere alle Wogen des verwichenen Jahrhunderts in sich aufnahm, gar bald eine dritte Quelle entspringen, die der Zukunft entgegenrieselte und in deren poetischem Sprudel sich die neue Freiheit und Einigkeit Frankreichs abspiegelte, und an deren Ufern plötzlich die lieblichen Blumen Recht und Gleichheit vor dem Gesetz, die durch ihren Geruch das Herz der Menschen erquicken, aufsprossen.

Und alle diese Bewegungen folgten so rasch auf einander, daß für den kurzen Zeitraum von funfzehn Jahren, lang genug, wie Tacitus sagt, für ein Menschen-Alter, aber eine zu kurze Spanne für das Leben eines Volkes, an eine chronologische Reihenfolge nicht zu denken war und die einzelnen Meinungen Schlag auf Schlag kamen, indem man bald von dem Republikanismus zum Absolutismus überging, wie sich ja stets die Extreme in ihren Enden berühren, und, um der Gewalt zu fröhnen, die bestehende Regierung nicht absolut, sondern unfehlbar nannte. Dazu kamen die Träume eines Chateaubriand von den alten Zeiten des Ritterthums, die er so gern wieder ins Leben gerufen hätte; und weil nun einmal der Staub von Jahrhunderten darüber lag, so ereiferte er sich wenigstens für die Maximen der englischen Regierung, hieß uns ebenfalls die Verantwortlichkeit der Minister, die Jury, die Regierung der Majorität und die Freiheit der Presse adoptiren, und als er nun das im Anfange sehr unsichere Terrain etwas geebnet hatte, da arbeiteten ein Benjamin Constant in seinen unzähligen theoretischen und interessanten Broschüren und ein Béranger in seinen Trink-, Kriegs- und Volksliedern ganz in dem Geiste fort, in dem der große Seher Chateaubriand angefangen hatte.

Neben diesen leuchtenden Gestirnen am politischen Horizont jener Tage erhob sich der Dichter der Religion, der Melancholie und Harmonie, Lamartine, dessen Poesie uns, der Volkspoesie eines Béranger gegenüber, wie ein Carmen saeculare aus einer neuen Zeit entgegentönt. Chateaubriand, der an der Seite des alten Absolutisten Bonald arbeitete, war so recht der Mann, die Charaktere jener Zeit zu zeichnen, wie sie in ihrem Ungestüm ihr Ziel verfolgen und dabei alle Augenblicke über Stock und Stein stolpern; ja, er ging noch weiter und verfolgte die Spuren der neu erwachenden Literatur bis in die Zeiten des Konsulats und Kaiserreichs zurück und ahnte in der Begeisterung der Frau von Staël den Ruhm und die Freiheit der Restauration.

In eben diese Zeit, in der die literarische Morgenröthe zu tagen begann, fällt die hohe Erhabenheit des „Geistes des Christenthums" und der „Märtyrer", Schriften, die an Beredtsamkeit und Gefühl Alles übertrafen, was bis dahin unter dem Absolutismus geleistet worden. Freilich mußte auch er, so lange er unerfahren seinem Ehrgeize zu gefallen lebte, den Trugbildern und Lastern der Revolution das Wort reden; bald aber ermannte er sich und verwarf die herrschende Richtung der Zeit, wobei er gar schnell die Gunst des Volkes für sich gewann, das, der Gräuel der Revolution müde, sich nach Ruhe sehnte und in der durch thätige Macht begünstigten Restauration das Unterpfand der Ordnung und des Friedens erblickte.

Und so unerschrocken und offen, wie er in seinem „Geist des Christenthums" gepredigt, sprach Chateaubriand auch in seinen „Märtyrern" und in seiner „Reise von Paris nach Jerusalem". Aber es war auch, wie wir nicht verhehlen wollen, die eigentliche Zeit des Druckes, in der kein wissenschaftliches Genie, kein hervorragender Geist dauernd aufkommen konnte, vorüber, und Chateaubriand hatte nicht nöthig, wie sein großer Gönner Bonald, Napoleon als die Geißel darzustellen, mit der die rächende Gottheit die schwache Menschheit zu züchtigen sich ausersehen hatte, als wenn Frankreich unter Napoleon's eiserner Hand vor äußerem und innerem Ruin sicherer gewesen wäre, als zu den Zeiten des schwachen Königs Ludwig XVI.

Sollte man nicht glauben, Bonald gehöre weit eher dem Kaiserthum an, als der Restauration! so sehr betete er die Gewalt und Macht an und leugnete die Heiligkeit des Rechts. So talentvoll und geistreich er auch sonst sein mag, er sah wie ein pedantischer Schulmeister in dem neu hergestellten Königthume nur den Fingerzeig Got-

*) Histoire de la Littérature française sous la Restauration, par A. Nettement. 2 vol.
Histoire de la Littérature française depuis ses origines jusqu'en 1830, par M. Demogeot.

image
not
available

Lassen wir uns auch nicht die Besorgniß anfechten, als könne das Studium der Wissenschaft zu exklusiv werden, uns eine zu materielle Richtung geben und die, wie allgemein angenommen wird, sittlicheren, erhabeneren Einflüsse der Literatur und Kunst überwuchern und ersticken. Denn einmal sind die Forderungen der Wissenschaft, die eine anhaltende, mühevolle Uebung des Gedankens heischt, zu schwer und streng, als daß sich jemals eine zu große Jüngerschaar zu ihrem Dienste drängen sollte. In Kunst und Literatur ist die Seele vergleichsweise mehr empfangend, sie setzt sich an den ihr von Anderen gedeckten Tisch und genießt; in der Wissenschaft muß man für das geistige Brod mit dem Schweiße seines Angesichts arbeiten.

Die Besorgniß übrigens, daß das Studium der Wissenschaft die Einbildungskraft schwäche, den Styl um Anmuth und Schönheit bringe, dem Charakter die sittliche und religiöse Spannkraft, seinen Schwung und seine Lauterkeit raube — die Besorgniß schwindet, liest man die Werke eines Herschel, Whewell, Brewster, Hugh Miller, Sedgwick und hundert anderer Sterne erster Größe an unserem wissenschaftlichen Himmel.

Meine Damen und Herren, ich bin nun fertig. Im Namen dieser großen Stadt, die ich auf einen Augenblick zu vertreten mir erlaube, heiße ich die britische Gesellschaft noch einmal willkommen zu Liverpool. Es ist recht, daß Sie und Liverpool öfter einander begegnen und eine traute Bekanntschaft pflegen. Kein Ort, wie dieser, kann, wenn er will, mehr für die Wissenschaft thun, keiner hat so ausgedehnte Gelegenheiten, durch seine Schiffe und Handelsverbindungen mit jedem Boden und Klima, Sendbote der Wissenschaft zu werden; keiner, möchte ich sagen, ist so geeignet zur Einfuhr von Rohstoffen der Thatsachen und Beobachtung und zur Ausfuhr der verarbeiteten Erzeugnisse wissenschaftlicher Erörterung. Keine Stadt verdankt der Wissenschaft mehr. Ohne die Wissenschaft — könnten sich ihre Schiffe ungefährdet von dem Lande entfernen und, unabhängig von Wind und Fluth, die Wellen durchschneiden? Ohne Wissenschaft, wo wären die Docks, jene Schiffe zu bergen, die Schienenwege, ihre Produkte in die Docks zu bringen, die Telegraphen, ihre Bewegungen zu melden, die Manufakturen, sie für ferne Länder zu befrachten? Und Liverpool fühlt, deß bin ich gewiß, was es ihr schuldet; dieser glänzende Empfang allein gäbe davon Zeugniß, wenn es nicht schon durch höhere Beweise: durch die reiche Unterstützung, die es Anstalten wie den öffentlichen Bibliotheken und Museen spendet, durch die Stiftung des Kollegiats und der Lehr-Anstalt für Mechanik, und vor Allem durch die prachtvolle Sternwarte, seinen anerkennenden Dank bethätigt hätte.

Brasilien.

Untersuchungen über die finanziellen Verhältnisse und Hülfsquellen Brasiliens.

Zweiter Artikel.

Wir schlossen unseren neulichen Artikel mit der aus dem Werke des Grafen Ponthoz leider gewonnenen Reflexion, daß wir in den finanziellen Maßregeln der brasilischen Regierung eine gesunde national-ökonomische Politik nicht zu erkennen vermögen. Derjenige Punkt ihrer nachtheiligen Einwirkung, welcher für uns Deutsche von besonderem Interesse wird, ist nun die Auswanderung.

Bei dem stets wachsenden Strome derselben sieht sich Deutschland ernstlich nach einem Lande um, in welchem sie sich mit weniger Schwierigkeiten und Umständen, als in den nordamerikanischen Freistaaten, ein günstiges Resultat versprechen dürfe. Unzählige Male ist, seiner reichen, zum Theil noch gar nicht ausgebeuteten Naturschätze und dabei so schwachen Bevölkerung wegen, Brasilien dafür angepriesen worden, und auch die ehemals spanischen südlich und südwestlich von Brasilien gelegenen Länder kann man hierzu rechnen. Allein was helfen alle diese Herrlichkeiten, wenn eine unheilbringende Gesetzgebung sich darauf wirft, nur um sie lahm zu legen! Ein großes Hinderniß, die Beschränkung der Religionsübung, ist nun wohl überwunden, indem deren Freiheit proklamirt und garantirt ist. Für Hinwegräumung eines zweiten, der behinderten Flußschifffahrt, ist im Süden schon der beste Anfang gemacht worden durch die Eröffnung des Laplata-Stromes, dessen mächtige Adern tief in das Herz Brasiliens hinaufreichen und dessen Ufer für Deutschlands künftigen Handel, für die volle kommerzielle Verwerthung der Leistungen seiner Kinder bei weitem die wichtigsten sind; wie es denn ganz eitel und nichtig ist, Riesenströme, wie diesen, und eben so im Norden den Amazonenstrom mit seinen mächtigen Nebenflüssen, der Welt verschließen zu wollen, vollends für ein Land, das vielleicht auf die geographische Quadratmeile einen gebildeten Menschen zählt, und kaum vier weiße überhaupt auf die Quadratmeile, und kaum zwanzig Freie, aber meist ungebildete, und dabei fast eben so viele Sklaven. Es besteht aber noch, ja, in vergrößertem Maßstabe, ein viel wichtigeres Hinderniß, das Zoll- und Besteuerungssystem; neben demselben aber der Gesichtspunkt, von welchem aus die Brasilianer selbst die Einwanderung betrachten. Bei uns bildet die Grundsteuer eine Hauptquelle der Staats-Einnahmen: damit ist gewissermaßen ausgesprochen, daß in letzter Instanz alles Grundeigenthum dem Staate gehöre, da Niemand ein Grundstück besitzen kann, es sei denn kraft einer amtlich beglaubigten Verbriefung, die ihm eine Steuer an den Staat auferlegt. (Grundsteuer-Freiheiten sind eigentlich nur als Ausnahmen anzusehen, die die Regel nicht aufheben.) In Brasilien dagegen bilden die Zölle auf die ein- und ausgeführten Waaren die Haupt-Finanzquelle, und der Grund und Boden ist von allen Abgaben befreit. Die Folge davon war, daß die landbautreibende Klasse sich ohne Weiteres immer mehr Land zuschreiben ließ, ja, desto unverhältnißmäßig mehr, je mehr sie dessen schon besaß; durfte sie ja doch keine Steuer dafür erlegen: die späteste Nachkommenschaft wurde schon mit Land bedacht, indem das Mittel zu dessen eventueller Urbarmachung, angekaufte Sklaven, successiv aus dem Reinertrag der Landesprodukte genommen wurde. Nun aber trat das Gesetz dazwischen, das den Sklavenhandel aufhob, und es wird nachgerade aufs ernstlichste gehandhabt: die Folge davon war, daß der Preis eines Sklaven um das Sechs- und Achtfache im Lande selbst, das keine Zufuhr mehr aus Afrika bekommen kann, gestiegen ist. Dazu kömmt die größere Sterblichkeit der Neger, deren Fortpflanzung auch nicht sonderlich begünstigt wird, da das Aufziehen der Kinder zu umständlich ist, auch ein Gesetz wohl nicht länger zu umgehen sein dürfte, das die Kinder von Sklaven für frei erklärt, indem es in der That unmenschlich ist, daß nicht blos die Kraft der Arme, die Geschicklichkeit der Hände des Sklaven Eigenthum seines Herrn sei, sondern sogar seine Propagationsfähigkeit. Die fernere Folge davon ist, daß die brasilischen Pflanzer, wenn sie bei dem ehemaligen niedrigen Preise der Sklaven mit anderen Nationen (z. B. den Engländern, denen in Hindostan für eine wahre Kleinigkeit eine Menge dieser nüchternen und arbeitsamen Eingebornen zu Gebote stehen) noch allenfalls konkurriren konnten, es nun nicht mehr können, daher wenigstens nach einer sehr starken Herabsetzung der Ausfuhrzölle schreien müssen, die ihre Waaren, deren Herstellung ihnen bei der theuren Sklaven-Arbeit ohnehin viel höher kömmt, ihren Abnehmern noch mehr vertheuern, also die Ausfuhr vermindern müssen. (Gleich schädlich wirken die hohen Einfuhrzölle, aber wir wollen nicht Eulen nach Athen tragen, wenn wir wiederholen, daß sie wie ein wahres Consumtions-Verbot wirken, indem Tausende, die billige europäische Waaren gern kaufen würden, auf die durch den Zoll im Werthe verdoppelten lieber verzichten; der vielen Plackereien auf den Zollstätten nicht zu gedenken, der verzögerten Abfertigungen, der willkürlichen Forderungen, der achtlosen Behandlung der Colli, der Unsicherheit der Aufbewahrung ꝛc.) Auf der anderen Seite aber fordern sie von der Regierung, daß sie aus den Zöllen hunderterlei Staats- und Landesbedürfnisse decken soll. Und von diesen führen wir hier nur eines an — die Eisenbahnen! von denen die Herren nun allerdings einsehen, daß Brasilien zu endlicher Ausbeutung seiner latenten Schätze ihrer bedarf. Eine Eisenbahn ist im Gange, vom entgegengesetzten Ufer der Bai von Rio-Janeiro, wohin man erst per Dampfboot fahren muß, nach Petropolis (oder von Maus nach Fragozo), und deren Actien sollen, wiewohl sie noch viel zu wünschen übrig läßt, schon 60 bis 70 pCt. Agio stehen! Vier andere sind projektirt, nämlich von Rio nach Minas geraes, 70 Legoas; nach S. Paulo, 50 Legoas; von Bahia nach Joazeiro am S. Francisco, circa 40 Legoas; von Pernambuco ebenfalls an den Rio S. Francisco, circa 50 Legoas; aber gebaut sollen sie werden — mit englischem Gelde: Man will den englischen Darleihern 5 pCt. Zinsen vom Staate und außerdem 2½ pCt. von jeder dieser Provinzen garantiren, und am letzten Ende — sollen sie aus den Zöllen bezahlt werden! Dazu die damit in nothwendiger Verknüpfung stehenden Landstraßen und Vicinalwege. Was liegt nun näher, als das Beispiel Nord-Amerika's, das, indem es seine Eisenbahnen durch unbewohnte Fernen zieht, sofort das Land zu deren beiden Seiten vermessen, abgränzen, enchartiren und verkaufen läßt und damit nicht blos das Geld für diese Eisenbahnen und Vermessungen herauszieht, sondern auch für die künftigen Anlagen ansammelt?

Doch nein! jene Landherren, die man in Brasilien selbst mit dem bezeichnenden Namen Land-Hape belegt, sie wollen das ganze Terrain, durch das die künftigen Eisenbahnen gehen sollen, sich zueignen und es mit europäischen, also zu nennenden „Kolonisten", kraft Pachtverträge, besetzen! Sie haben gar kein Hehl, daß sie nur Hand-Arbeitskräfte, zum Ersatz der Negersklaven-Arbeit, verlangen! — So stritten sich in den brasilischen Kammern die Deputirten der nördlichen Provinzen mit denen der südlichen: jene wollten die Auswanderung, d. h. den Verkauf und Export von Negern aus ihren Provinzen nach Rio und den Südprovinzen gesetzlich verhindert haben, während diese — weit entfernt, damit völlig einverstanden zu sein und dem Norden, in dessen heißem Klima der Europäer nicht ausdauern könnte, seine Schwarzen zu lassen, da nur das gemäßigte Südklima der Einwanderung zusagt — sich aus Leibeskräften dagegen sträubten und die Gestattung der Sklaven-Einfuhr verlangten, und zwar beide aus gleichem Grunde. Jene klagten, sie würden bei der gestatteten Ausfuhr geschwächt, verarmt, entvölkert, sie müßten in ihrer Civilisation zurück-

image
not
available

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt ins Inland portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 57, und dem Expediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 144. Berlin, Sonnabend den 2. Dezember 1854.

Aegypten.

Dr. Brugsch's „Denkmäler Aegypten's".

Es liegt uns ein von der Verlagsbuchhandlung des Herrn Karl David in Berlin ausgehender Prospectus in französischer Sprache vor, worin das nahe bevorstehende Erscheinen der ägyptischen Forschungen des Herrn Dr. Brugsch angekündigt wird, von denen die gelehrte Welt eine große Bereicherung und Erweiterung ihrer Kenntniß der alten Heimat der Mysterien der Wissenschaft und der Wiege der antiken Civilisation erwarten darf. Der genannte junge Aegyptolog, der sehr früh das Glück hatte, die Aufmerksamkeit Alexander von Humboldt's zu erregen und dadurch Sr. Maj. dem Könige von Preußen empfohlen zu werden, ist durch Allerhöchste Munificenz in den Stand gesetzt worden, gegen Ende des Jahres 1852 eine wissenschaftliche Reise nach Aegypten zu unternehmen, um nach den überraschenden Erfolgen, die er bei seiner Lesung von Hieroglyphen und bei Aufstellung seines Systems einer demotischen Grammatik erreicht hatte, die uns von dem alten Aegypten überlieferten Inschriften selbst aufzusuchen und diese in vollständigerer Weise zu kopiren, als es bisher geschehen war. Daß Champollion und dessen Jünger Rosellini große Irrthümer bei ihrer Entzifferung der Hieroglyphen begangen, ist auch bereits von der heutigen Pariser Schule der Aegyptologen zugestanden. Dr. Brugsch hat diese Irrthümer in seiner Schrift über den Stein von Rosette bloßgelegt und das System Champollion's, ein so anerkennenswerther Schritt damit auch zur Lösung des großen sprachwissenschaftlichen Räthsels gethan war, als unvollständig und fehlerhaft nachgewiesen. Der Schlüssel, den er selbst zur richtigen Lösung gefunden, hat auch bereits in England und Frankreich vielseitige Anerkennung — obwohl nicht immer unter Nennung des deutschen Entdeckers — sich zu erfreuen gehabt; die höchste und glänzendste Anerkennung jedoch, die ihm zu Theil werden konnte, war eben die Gnade des wissenschaftsliebenden Monarchen, unter dessen Auspizien bereits die Lepsius'sche Expedition ausgeführt worden war und der so bald nach Vollendung derselben keinen Anstand nahm, die Mittel zu einer zweiten, von ganz anderen Grundlagen ausgehenden, wissenschaftlichen Reise nach Aegypten zu gewähren.

Das Resultat dieser Reise soll uns nun in dem Werke vorgelegt werden, welches unter dem Titel: „Monumens de l'Egypte, décrits, commentés et reproduits par M. le Dr. Brugsch, pendant le séjour, qu'il a fait dans ce pays en 1853 et 1854, par ordre de S. M. le Roi de Prusse" in zweimonatlichen Lieferungen, jede mit sechzehn bis zwanzig Kupfertafeln und dreißig bis vierzig Folioseiten erläuternden Text (zum Preise von 6⅔ Thlr.), erscheinen wird. Das Ganze wird vierundzwanzig Lieferungen umfassen und demnach in vier Jahren vollendet sein.

„Tausende von gewiß höchst interessanten Inschriften", heißt es in dem uns vorliegenden Prospectus, „sind noch unter den Trümmern begraben, welche in Aegypten der Staub von Jahrtausenden bedeckt, und wie alljährlich die Ueberschwemmungen des Nils, so bedrohen diese monumentalen Urkunden der Geschichte mit baldiger Vernichtung die blinde Habgier der Araber, welche jene ehrwürdigen Ueberlieferungen der Vorzeit zu den gemeinsten Zwecken herabwürdigen, und endlich die beklagenswerthe Manie vieler Touristen, kostbare Inschriften zu verstümmeln, um der kindischen Ruhmsucht willen, irgend ein armseliges Bruchstück dieser Ruinen nach Europa mitzubringen. Die Wissenschaft scheint den Gelehrten, welche sich dem Studium der Hieroglyphen speziell gewidmet haben, die schwierige Aufgabe zu stellen, dasjenige, was noch auf dem Boden Aegyptens an Inschriften sich findet, der ewigen Vergessenheit und einem unersetzlichen Untergange zu entreißen. Diese Aufgabe ist, wie wir behaupten dürfen, von Herrn Dr. Brugsch mit eben so vielem Erfolg als Talent erfüllt worden. Die reichen kostbaren Urkunden, die er aus Aegypten mitgebracht, die seltenen wichtigen Entdeckungen, die er daselbst gemacht, und die Zeichnungen, die mit künstlerischer Hand in die Tafeln eingetragen sind, welche den Text begleiten, bilden zusammen ein Werk von um so mächtigerem und allgemeinerem Interesse, als es nicht blos von den Männern der Wissenschaft, sondern auch von jedem Gebildeten wird benutzt und verstanden werden können.

„Versehen mit einem Ferman Abbas Pascha's, des jüngst verstorbenen Vicekönigs von Aegypten, der den Verfasser autorisirte, in allen Provinzen des Landes Nachgrabungen anzustellen, und unterstützt durch die wohlwollende und einflußreiche Mitwirkung des preußischen General-Konsuls in Aegypten, wo Herr Dr. Brugsch von allen Freunden der Wissenschaft mit der schmeichelhaftesten Auszeichnung aufgenommen wurde, hat sich derselbe in der günstigsten Lage befunden, um die von seinem erhabenen Souverain ihm übertragene wissenschaftliche Mission eben so ehrenhaft als erfolgreich ausführen zu können."

Die dreihundert Blatt Abbildungen, welche wir zu erwarten haben, werden von einer französischen (wir wünschen: interlinearen, weil dies zugleich die belehrendste Art sein würde) Uebersetzung der meisten hieroglyphischen Texte, so wie von erschöpfenden, linguistischen und historischen Erläuterungen begleitet sein. Die Abbildungen selbst werden nach folgender Ordnung klassifizirt:

Serie I. Denkmale in Bezug auf die Kenntniß der Sternkunde bei den alten Aegyptern, woraus zugleich bestimmte Data der Chronologie hervorgehen.
- II. Denkmale in Bezug auf die geographischen Kenntnisse der alten Aegypter, sowohl hinsichtlich ihres eigenen Landes, als der übrigen Theile der alten Welt.
- III. Denkmale der ägyptischen Mythologie.
- IV. Historische Denkmale.
- V. Denkmale des bürgerlichen Lebens der Aegypter.

Wir wünschen dem Unternehmen bei dem wissenschaftlichen Publikum dieselbe Theilnahme, die es bei seinem erhabenen Protektor gefunden, und bemerken, daß die Namen der Subskribenten dem Schlußbande des Prachtwerkes vorgedruckt werden sollen.

Frankreich.

Die französische Literatur von 1815—1830.

(Fortsetzung.)

Napoleon hatte die ganze Welt unter seinen Willen gebeugt, und selbst das Reich der Gedanken schien von ihm beherrscht zu werden. Nur einzelne Männer, wie Tracy, Cabanis und Volney, wagten ihm versteckt entgegenzutreten, blieben aber, wie rari nantes in gurgite vasto, jahrelang unbeachtet, bis endlich eine neue Philosophie zur Geltung kam und mit der Freiheit des politischen Glaubensbekenntnisses auch wieder die Liebe zu den Wissenschaften rege machte.

Und so schwach auch die ersten Anfänge waren, so erschienen doch bald an dem Horizonte der Wissenschaft Männer, deren Namen das Weltgericht, die Geschichte, nicht vergessen hat, die aber damals gewiß nicht ahnten, daß in einem dunklen Hörsaale des alten Collegs von Plessis vor wenigen Zuhörern jene Philosophie des Spiritualismus und der Pflicht, die auf Thatkraft der Seele basirt und mit der göttlichen Wahrheit und Gerechtigkeit im Einklange ist, gelehrt wurde, um derethalben Männer, wie Descartes, Pascal, Bossuet, bereits tausendfache Verfolgungen erlitten hatten und deren Geist durch Jahrhunderte hindurch nicht unterging. Sie schien nur geschlummert zu haben, um bei günstiger Gelegenheit zu neuer Anerkennung zu erwachen.

Wer aber war der Gründer dieser neuen Philosophie? Ein damals unbeachteter, schon ziemlich bejahrter Mann, der zwar zu den Zeiten der Revolution keine unwichtige Rolle gespielt, sondern eifrig an der neuen Verfassung und Freiheit mitgearbeitet hatte, jetzt aber schon viele Jahre in ländlicher Zurückgezogenheit lebte, im Umgange mit seinen Büchern und gestärkt durch die Jugend-Erinnerungen, die ihn einen Plato, Thucydides, Tacitus, Milton, Descartes und Pascal hatten liebgewinnen lassen, in deren Philosophie er schwelgte, der die Außenwelt vergaß, die er verachtete, und die ihn vernachlässigte, weil sein finsteres und verschlossenes Wesen eben Keinen anzog, welcher der herrschenden Richtung der Zeit, d. h. der Lehre von der sinnlichen Empfindung, huldigte. Royer-Collard trat schroff mit

image
not
available

Nein, dieses gewaltige und erhabene Talent ist viel zu beweglich, zu einer Fahne zu schwören; es fliegt, wie ein Schmetterling, von Blume zu Blume und plaudert in einem fort, ohne sich an einen bestimmten Ideengang und an geregelte Auffassung der größten Thatsachen der Geschichte zu halten.

Von der Vendée springt er zur Schlacht von Marengo über; bald preist er das Konsulat und gleich darauf den Triumphzug des Kaisers, bald seufzt er über den Ruin des gesunkenen Königthums. Ueberall leuchtet seine ungemeine Bewunderung für Napoleon, dessen Größe er zu vergöttern scheint, hindurch. Aber darum wollen wir ihn nicht etwa, wie Nettement und Demogeot und viele andere große Kritiker, zu verkleinern suchen und annehmen, daß seine Schriften einst der Nachwelt ganz unbekannt sein werden: muß die Kritik doch gleichmäßig Lob und Tadel vertheilen, vor Allem aber das wahre Talent den Augen des Publikums nicht kleinlich herabzusetzen suchen.

So scharfsinnig und geschickt nun aber Nettement in der Wahl der Charaktere zu Werke gegangen ist, die er in seinem Album zu skizziren sich vorgenommen, und so beredt seine Rede dahinfließen mag, bedauern wir doch, daß er eines Punktes uneingedenk ist, der uns in der Geschichte der Literatur zur Zeit der Restauration mehr Aufmerksamkeit zu verdienen scheint. Ich meine nämlich jenes so berühmte philosophische und kritische Blatt, den Globe, der einige Jahre der Restauration hindurch erschien und auf die damaligen jungen Schulen einen unbedeutenden Einfluß ausübte. Wohl hätte Nettement in einer Literaturgeschichte der Restauration auch ein wenig auf die Journale kommen müssen, in denen sich so viele Talente in Frankreich konzentrirten. Sehen wir doch auch in England die Begeisterung für Sheridan und den anonymen Junius noch immer fortleben!

Es arbeiteten Talente wie Chateaubriand an jenem neuen Phänomen der literarischen Welt und entzückten allgemein das lesende Publikum; bald freilich verlor sich diese Sensation, und der Globe theilte das Schicksal so vieler seiner Genossen, weil er seiner ursprünglichen Tendenz nicht treu blieb und außerdem zu verschiedene Talente unter seinen Mitarbeitern zählte.

Was die wahren Talente des Globe betrifft, so ist vor allen St. Marc-Girardin zu nennen, der in einer akademischen Abhandlung, um seine erhitzte Publizisten-Phantasie ein wenig abzukühlen, ein literarisches Bild vom funfzehnten Jahrhundert nicht ohne großartige Anlagen entwirft und darin all die tausend Schmähschriften jener kriegerischen Periode mit den bleichen Gebeinen vergleicht, die einst der träumerische Geist Hamlet's heraufbeschworen hatte. „Welche Todtenstille nach dem Sturme! da liegen die ersterbenden Funken jener erhabenen Flamme. Welche Traurigkeit nach so lauter Fröhlichkeit! O, mein armer Yorik, Du guter Gesell mit Deinem durchdringenden Geiste und Deiner erhabenen Phantasie, verblichen sind Deine Augen, erstorben Deine Lippen, Deine ironischen Blicke, die alle Welt in Aufruhr setzten!" Und doch sind die Farben, mit denen er die lebende und die einstige Presse schildert, noch nicht stark genug aufgetragen, und all jene Broschüren, die auf Kirche und Politik schimpfen, sind nicht beißend genug dargestellt, um sie in ihrem wahren Charakter erscheinen zu lassen.

(Schluß folgt.)

Italien.

Italiänische Literatur-Berichte.

Stadt-Chronik von Alessandria. — Bonaini's Statuten von Pisa. — Krüger's „Esquisses Italiennes". — Zur Geschichte von Savoyen. — Ueber die Organisation des piemontesischen Heers. — Biondelli über die italiänischen Mundarten. — Die Preußen bei dem Entsatze von Turin. — Der Dichter Zanella. — Bianchi-Giovini.

In Italien hat sich, wie wir dies bereits einige Male in diesen Berichten nachzuweisen Gelegenheit fanden, das alte römische Munizipal-Wesen, ungeachtet der Invasion der Barbaren und der Verwaltung, welche sich die Bischöfe angemaßt hatten, zu erhalten gewußt, so daß noch jetzt selbst in der Lombardei die gesammte innere Verwaltung den Bürgern überlassen ist, und da die Vornehmen weniger auf dem Lande wohnen, als in Deutschland, so rechnen es sich die ältesten Nobili zur Ehre, zu den städtischen Aemtern gewählt zu werden. Aus diesen Verhältnissen geht natürlich hervor, daß die Geschichte der italiänischen Städte viel mehr Stoff darbietet, als die der deutschen Städte, wobei man an Guizot erinnert wird, welcher sagt, daß der Bürger durch seine Verhältnisse zum Festhalten an den alten Institutionen getrieben wird. Diese Bemerkungen drängen sich auf bei dem Lesen einer eben jetzt in Turin erschienenen Stadt-Chronik, der von der für Italien sehr neuen Stadt Alessandria, von Carlo A. Valle.*) Alessandria wurde 1163 erbaut, bekanntlich in dem Kampfe der Kaiser gegen die Kirche, welche damals schon mächtig genug war, um die sonst so treuen Städte gegen die weltliche Macht zu bewaffnen. Dieser Kampf hat den gelehrten Verfasser dergestalt beschäftigt, daß er dreihundert Seiten füllt, ehe er bei der Gründung der Stadt Alessandria anlangt. Uebrigens widerlegt er die gewöhnliche Meinung, daß diese Stadt ihren Beinamen „della Paglia" — von Stroh — daher erhalten habe, daß sie ursprünglich nur aus Strohhütten der Flüchtlinge bestanden habe, indem er aus dem Friedensschlusse des Kaisers Barbarossa mit der Stadt Tortona vom 30. April 1183 beweist, daß diese Gegend damals „la Paglia" genannt worden sei. Alessandria zeichnet sich jetzt durch die Bildung seiner Bewohner aus, und überall bemerkt man den Wohlstand, der das gesammte Piemontesische auszeichnet.

In Florenz ist ein sehr bedeutendes Werk über die alte italiänische Städte-Verfassung erschienen, auf welches man bereits seit längerer Zeit gespannt war, nämlich die „Statuten von Pisa", der mächtigen Stadt, welche lange dem Kaiser und dem Reiche treu blieb, die durch den Handel so reich war, daß sie den berühmten Dom, den schiefen Thurm, die Taufkapelle und das Campo santo bauen konnte, Denkmäler der Baukunst, die noch heute allgemeine Bewunderung erregen. Pisa, die reiche Stadt, war aber zugleich die tapfere Stadt, deren Handelsherren eben so muthig zur See waren, wie deren Bürger ihre Mauern und ihre festen Thürme zu vertheidigen verstanden, die sie überall anlegten, wo ihre friedlichen Erwerbungen und ihre kriegerischen Thaten Niederlassungen begründet hatten. Mit wahrer Achtung sieht man den mächtigen „Elephanten-Thurm" in Cagliari noch heute als Denkmal der Pisanischen Macht sich erheben. Darum ist es ein sehr verdienstliches Werk des gelehrten Archivars Bonaini zu Florenz, der früher Bibliothekar und Professor zu Pisa war, die bereits im zwölften Jahrhundert in Ausübung gewesenen Gesetze von Pisa*) zum ersten Mal herausgegeben zu haben, Gesetze, welche von bedeutender Bildung zeugen, zu einer Zeit, wo Heinrich der Vogelsteller kaum angefangen hatte, in Deutschland Städte zu begründen, welche zum Theil bald den Bischöfen anheimfielen, die sich zu Herren der Städte aufwarfen, welche lieber dem Kaiser und Reich treu geblieben wären, wie es nur noch die deutschen Reichsstädte geblieben waren, die sich der Zwischenherrschaft von geistlichen und weltlichen Fürsten erwehrt hatten und deren Andenken nur noch Frankfurt, Hamburg, Lübeck und Bremen erhalten haben, nachdem die letzten durch die Schuld derer untergegangen waren, welche die französischen Revolutionskriege angefacht hatten, statt die Franzosen in ihren inneren Zwistigkeiten sich verbluten zu lassen.

Ein in Italien lebender Deutscher hat in diesen Tagen eine Schrift über Italien in französischer Sprache herausgegeben, dies ist Dr. Krüger aus Königsberg in Preußen, der eine Verwandte von dem berühmten Schriftsteller Ugo Foscolo, eine Dame aus Venedig, geheirathet hat. In diesen „Esquisses Italiennes" (Turin, bei Favole) hat der Verfasser unter Anderem die Wallfahrten beschrieben, welche man von Turin aus gewöhnlich nach dem Grabe des Königs Karl Albert zu machen pflegt. Da dieser König danach strebte, sein Volk vom fremden Einflusse zu befreien, so nennt man ihn jetzt den ersten königlichen Märtyrer, welcher sich für die Unabhängigkeit seines Volkes geopfert habe. Eine andere Skizze schildert die aufopfernde Vaterlandsliebe, welche die venezianischen Damen in den Jahren 1848 und 1849 an den Tag legten.

Zur Geschichte von Savoyen und Beschreibung dieses Landes ist in diesen Tagen zu Chambery ein sehr wichtiges Werk von Joseph Dessair in französischer Sprache erschienen,**) welches mit Ansichten, Bildnissen bedeutender Männer und Karten reich ausgestattet ist. Besonders ist der geschichtliche Theil dieses Werkes zu beachten, indem der Verfasser über die verschiedenen Stämme der Allobroger umständliche Forschungen angestellt hat und deren Wohnplätze nachweist. Nach Erwähnung der Ueberreste aus der Römerzeit giebt er über die Herrschaft der Burgunder und der Franken in Savoyen Nachricht. Nach dem Tode Karl's des Kahlen ging Savoyen an das Reich von Arles oder die Provence über, zu dessen Herrn sich Boso, Graf von Mailand und Vetter des gedachten Kaisers, aufwarf, der die Tochter des Kaisers Ludwig II. aus dem Kloster entführt hatte. Auf die dunkle Geschichte jener Zeit, wo zugleich ein zweites burgundisches Reich unter Rudolph entstand, wird durch den Verfasser ein bedeutendes neues Licht geworfen.

Das sardinische Offizier-Corps ist bekanntlich eines der gebildetsten Europa's; davon giebt schon das einen Beweis, daß die gelehrten Waffen, das Genie und die Artillerie, am höchsten geachtet werden, da die Söhne der vornehmsten und reichsten Familien bei denselben angestellt zu werden suchen. Daher werden auch sehr häufig gute Schriftsteller unter den dortigen Offizieren gefunden. Jetzt ist eine

*) Storia di Alessandria di Carlo A. Valle. Torino, 1854. III. Tip. Falleti.

*) Statuti inediti della città di Pisa dal XII. al XIV. secolo, dal Professore Fr. Bonaini. Firenze, 1854. In 4. Mit Falsimile u. s. w.

**) La Savoie historique, pittoresque, statistique, par J. Dessaix. Chambéry, Perrin, 1854.

image
not
available

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., wofür das Blatt für Deutschland portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Expediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 145. Berlin, Dienstag den 5. Dezember 1854.

Nord-Amerika.

Das Leben eines Kosmopoliten.

Die Lebensbeschreibung eines auch in Deutschland, namentlich in Hamburg und Triest, vielbekannten, vielgewandten Mannes, des Kaufmanns Vincenz Nolte, der noch vor wenigen Jahren das lebendigste Medium zwischen den Vereinigten Staaten und Europa war, in dessen Zeitungen sein Name oft genannt wurde, macht jetzt auch in Amerika großes Aufsehen. Amerikanische Journale und namentlich Putnam's Monthly stellen Vincenz Nolte als das Muster eines deutschen Kosmopoliten dar, d. h. eines Bürgers, der, indem er für die ganze Welt zu wirken und zu leben wähnt, nicht einmal für sein eigenes Land und für sich selbst etwas Positives zu erreichen vermag. Wir geben Nachstehendes als das Wesentlichste von dem, was Putnam aus der übrigens interessanten Lebensbeschreibung mittheilt:*)

Vincenz Nolte wurde am 21. November 1779 zu Livorno geboren, wo sein Vater, ein Hamburger, in Verbindung mit seinem Oheim, Otto Frank, ein Handlungshaus errichtet hatte. Die Familie Nolte wird zu den Patriziergeschlechtern der alten Hansestadt gerechnet; wenn unser Memoirenschreiber sie jedoch von einem italiänischen Offizier in österreichischen Diensten ableiten will, der während des dreißigjährigen Krieges zu Gustav Adolph desertirte, so ist dies wohl eine genealogische Mythe. In seinem neunten Jahre ging Vincenz mit seinen Aeltern nach Hamburg, wo er eine Zeitlang bei seinem Großvater lebte, der, wie er zu bemerken nicht unterläßt, die Senatorenwürde bekleidete. Er wurde zu einem Anglofranzosen aus Jersey, Namens Geris, in die Schule gethan, einem alten Trunkenbold, der sich mehr mit der Flasche und seiner Haushälterin abgab, als mit seinen Zöglingen, und unter dessen Auspizien er sich vorzugsweise der edlen Kunst widmete, die man heutzutage mit dem Worte „Bummeln" bezeichnet. Hierin brachte er es in der kurzen Zeit zu einer solchen Virtuosität, daß Papa Nolte, ein phlegmatischer, aller Poesie baarer Mann, der die Genieſtreiche des Sohnes nicht zu würdigen verstand, es für nöthig hielt, ihn wieder unter seine persönliche Aufsicht zu nehmen und nach Livorno zurückzubringen. Vor der Abreise aus Hamburg hatte er ihm einen Bratenrock von Scharlach und Gold machen lassen, und da dies zufälligerweise die Hamburgische Konsular-Uniform war und Onkel Otto als Konsul in Livorno fungirte, so benutzte der Knabe den Karneval, um in seiner travestirten Konsulstracht ins Theater zu gehen, wo er eine Parodie auf Onkel Otto zum Besten gab, die die Zuschauer nicht wenig belustigte, aber seine Tante noch weit mehr empörte. Die Folge dieses Intermezzos war, daß Vincenz sich wieder nach der Heimat seiner Väter einschiffen mußte.

In Hamburg angelangt, wurde er der pädagogischen Obhut des Professors am dortigen Johanneum, Karl Friedrich Hipp, überwiesen und lernte zum Erstaunen des würdigen Mannes in lächerlich kurzer Frist Alles, was ihm dieser mitzutheilen hatte. Als Belohnung seines Fleißes ward er abermals zu Onkel Otto nach Italien expedirt, wo er sich jedoch zu seinem großen Mißvergnügen statt des Studiums der schönen Künste mit dem Verkauf von Lakritzen, Seife, Oel, Schwefel und dem Anfertigen von Conto-Currents beschäftigen mußte. Zu seiner Erholung pinselte er Karikaturen auf den Onkel und dessen Ehehälfte und machte zugleich zwei Ballettänzerinnen die Cour, die in der Nähe des Konsulargebäudes wohnten. In Livorno sah er auch zum ersten Mal den General Bonaparte, „einen kleinen Mann von jugendlichem Aeußern und bleicher, fast gelber Gesichtsfarbe, dessen glattes, schwarzes Haar, wie das der Tallaputschi-Indianer, über beide Ohren herabhing — mit einem ewigen Lächeln auf den Lippen und kalten, gefühllosen Augen." Ihn begleitete Murat in seiner prächtigen Uniform und Sullin, der Henker d'Enghien's. Die Handelsgeschäfte stockten; auf jeder Piazza waren Altäre mit Statuen der Freiheit errichtet, und auf der Parade hielten die Volksrepräsentanten Garat und Salicetti täglich Anreden an die Soldaten. Onkel Otto's Kassirer gab unserem Helden so viel Geld, wie er nur verlangte, und da er um diese Zeit keine ernstere Beschäftigung hatte, als die Gruppen französischer Militairs zu skizziren, die auf den Straßen umherschlenderten, so ist es vielleicht nicht zu verwundern, daß die Bücher des guten Oheims vier Jahre später ein Defizit von sechzigtausend Pezzi nachwiesen. Dies verhinderte den Neffen keineswegs, einen Liebeshandel mit der schönen Tochter eines Banquiers in der Villa Pandolfini anzuknüpfen, womit er, nach seinem eigenen Geständniß, nichts Anderes bezweckte, als sich die Zeit zu vertreiben, während seine Inamorata die Sache viel ernster nahm. Zu ihrem Glück wurde Vincenz in der Verfolgung seines Zeitvertreibs durch die Dazwischenkunft der Tante unterbrochen, die an seine Aeltern schrieb und seine Zurückberufung nach Hamburg erwirkte. Hier hatte damals die Elite der französischen Emigranten, Talleyrand und Frau von Genlis, Dumouriez und Louis Philipp selbst ihren Wohnsitz aufgeschlagen, und in ihrer Gesellschaft brachte der junge Mann ein paar Jahre ganz angenehm zu, indem er seine Muße damit ausfüllte, daß er Epigramme für die Witzblätter schrieb, Karikaturen auf seine Freunde zeichnete und die ersten Rollen auf einem Liebhabertheater spielte. Zum Unglück machte der alte Nolte Bankerott, und Vincenz mußte jetzt an Mittel denken, seinen Unterhalt zu erwerben. Er widmete sich mit seiner ganzen Energie dem Studium des Handels und ging alsdann, mit tüchtigen Kenntnissen ausgerüstet, nach Nantes, wo er eine Anstellung in dem Hause Labouchère erhalten hatte.

Unterwegens hielt er sich einige Wochen in Paris auf, wo er den General Bonaparte wiedersah, der eben zum Kaiser proklamirt wurde. Wir erfahren hier von Herrn Nolte einige Umstände, die uns von anderen Historikern nicht mitgetheilt werden: so namentlich, daß bei der ersten kaiserlichen Heerschau das Pferd Napoleon's mit ihm gestürzt sei und selben erlauchten Reiter abgeworfen habe, was er als ein böses Omen bezeichnet. Der Kaiser, behauptet er ferner, sei im Umgang brüsk, brutal und anmaßend gewesen, namentlich gegen Literaten und Gelehrte, und vor Allem gegen Kaufleute; an Genialität sei ihm Ouvrard gleichgekommen; gegen Moreau habe er grundlose Anklagen erhoben, weil er ihn um seine Popularität beim Volk und bei den Mittelklassen beneidete, und dergleichen mehr. Nachdem er sich in dieser Weise über den „homme du destin" ausgesprochen, setzt Nolte seine Reise nach der durch ihren Sklavenhandel berühmten oder berüchtigten Stadt Nantes fort, wo er sich bald das Vertrauen des Herrn Labouchère erwirbt und von ihm seinen Handelsfreunden, den Barings, den Hopes und den Parishs, empfohlen wird, die mit Recht eine hohe Meinung von dem kommerziellen Talent des jungen Deutsch-Italiäners fassen. Er entwirft einen weit aussehenden, wohl kombinirten Plan zu großartigen Handels-Unternehmungen in Amerika, dessen Ausführung ihm selbst übertragen wird, und mit einer Vollmacht von jenen großen Kaufherren und von dem genialen Ouvrard ausgestattet, macht er sich auf den Weg nach Neu-Orleans.

Napoleon hatte Ouvrard verfolgt und mißhandelt; aber Napoleon hatte auch einen Vertrag mit Spanien abgeschlossen, dem zufolge ihm Letzteres eine jährliche Subsidie von zweiundsiebzig Millionen Francs zahlen sollte, welche jetzt (1804) zum Theil fällig war und flüssig gemacht werden mußte. Napoleon bedurfte Ouvrard's, denn Frankreich lag mit Großbritannien im Kriege, und das spanische Silber konnte nicht aus Mexiko herbeigeschafft werden, aus Furcht vor den britischen Kreuzern, welche alle Meere bedeckten. Daher wandte sich Napoleon an Ouvrard, der ein Mittel angeben sollte, die ihm so nöthigen Piaster sicher und wohlbehalten nach Frankreich überzuführen. Dies konnte nur als Privat-Eigenthum unter neutraler Flagge — am besten unter amerikanischer — geschehen. Vincenz Nolte mußte also nach Amerika gehen, um Bürger der Vereinigten Staaten zu werden, das Geld in Empfang zu nehmen und es als sein eigen nach Frankreich zu verladen. Zu jener Zeit war die große Handelsstadt Neu-Orleans nichts weiter als ein Piratennest: Beluche, Lafitte, Dominique und andere notorische Seeräuber wandelten bei hellem, lichtem Tage durch die Straßen, und statt der heutigen 150,000 Einwohner zählte der ganze Ort kaum

*) Fifty Years in Both Hemispheres, or Reminiscences of a Merchant's Life. By Vincent Nolte, late of New Orleans. London & New-York. 1854.

image
not
available

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 15 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 22½ Sgr. und vierteljährlich 1 Thlr. 11½ Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit & Comp., Jägerstr. Nr. 53, und beim Spediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 145. Berlin, Dienstag den 5. Dezember 1854.

Nord-Amerika.

Das Leben eines Kosmopoliten.

Die Lebensbeschreibung eines auch in Deutschland, namentlich in Hamburg und Triest, vielbekannten, vielgewandten Mannes, des Kaufmanns Vincenz Nolte, der noch vor wenigen Jahren das lebendigste Medium zwischen den Vereinigten Staaten und Europa war, in dessen Zeitungen sein Name oft genannt wurde, macht jetzt auch in Amerika großes Aufsehen. Amerikanische Journale und namentlich Putnam's Monthly stellen Vincenz Nolte als das Muster eines deutschen Kosmopoliten dar, d. h. eines Bürgers, der, indem er für die ganze Welt zu wirken und zu leben wähnt, nicht einmal für sein eigenes Land und für sich selbst etwas Positives zu erreichen vermag. Wir geben Nachstehendes als das Wesentlichste von dem, was Putnam aus der übrigens interessanten Lebensbeschreibung mittheilt:*)

Vincenz Nolte wurde am 21. November 1779 zu Livorno geboren, wo sein Vater, ein Hamburger, in Verbindung mit seinem Oheim, Otto Frank, ein Handlungshaus errichtet hatte. Die Familie Nolte wird zu den Patriziergeschlechtern der alten Hansestadt gerechnet; wenn unser Memoirenschreiber sie jedoch von einem italiänischen Offizier in österreichischen Diensten ableiten will, der während des dreißigjährigen Krieges zu Gustav Adolph desertirte, so ist dies wohl eine genealogische Mythe. In seinem neunten Jahre ging Vincenz mit seinen Aeltern nach Hamburg, wo er eine Zeitlang bei seinem Großvater lebte, der, wie er zu bemerken nicht unterläßt, die Senatorenwürde bekleidete. Er wurde zu einem Anglofranzosen aus Jersey, Namens Geris, in die Schule gethan, einem alten Trunkenbold, der sich mehr mit der Flasche und seiner Haushälterin abgab, als mit seinen Zöglingen, und unter dessen Auspizien er sich vorzugsweise der edlen Kunst widmete, die man heutzutage mit dem Worte „Bummeln" bezeichnet. Hierin brachte er es in der kurzen Zeit zu einer solchen Virtuosität, daß Papa Nolte, ein phlegmatischer, aller Poesie baarer Mann, der die Geniestreiche des Sohnes nicht zu würdigen verstand, es für nöthig hielt, ihn wieder unter seine persönliche Aufsicht zu nehmen und nach Livorno zurückzubringen. Vor der Abreise aus Hamburg hatte er ihm einen Bratenrock von Scharlach und Gold machen lassen, und da dies zufälligerweise die Hamburgische Konsular-Uniform war und Onkel Otto als Konsul in Livorno fungirte, so benutzte der Knabe den Karneval, um in seiner travestirten Konsulstracht ins Theater zu gehen, wo er eine Parodie auf Onkel Otto zum Besten gab, die die Zuschauer nicht wenig belustigte, aber seine Tante noch weit mehr empörte. Die Folge dieses Intermezzos war, daß Vincenz sich wieder nach der Heimat seiner Väter einschiffen mußte.

In Hamburg angelangt, wurde er der pädagogischen Obhut des Professors am dortigen Johanneum, Karl Friedrich Hipp, überwiesen und lernte zum Erstaunen des würdigen Mannes in lächerlich kurzer Frist Alles, was ihm dieser mitzutheilen hatte. Als Belohnung seines Fleißes ward er abermals zu Onkel Otto nach Italien expedirt, wo er sich jedoch zu seinem großen Mißvergnügen statt des Studiums der schönen Künste mit dem Verkauf von Lakritzen, Seife, Oel, Schwefel und dem Anfertigen von Conto-Currents beschäftigen mußte. Zu seiner Erholung pinselte er Karikaturen auf den Onkel und dessen Ehehälfte und machte zugleich zwei Ballettänzerinnen die Cour, die in der Nähe des Konsulargebäudes wohnten. In Livorno sah er auch zum ersten Mal den General Bonaparte, „einen kleinen Mann von jugendlichem Aeußern und bleicher, fast gelber Gesichtsfarbe, dessen glattes, schwarzes Haar, wie das der Tallaputschi-Indianer, über beide Ohren herabhing — mit einem ewigen Lächeln auf den Lippen und kalten, gefühllosen Augen." Ihn begleitete Murat in seiner prächtigen Uniform und Hullin, der Henker d'Enghien's. Die Handelsgeschäfte stockten; auf jeder Piazza waren Altäre mit Statuen der Freiheit errichtet, und auf der Parade hielten die Volksrepräsentanten Garat und Salicetti täglich Anreden an die Soldaten. Onkel Otto's Kassirer gab unserem Helden so viel Geld, wie er nur verlangte, und da er um diese Zeit keine ernstere Beschäftigung hatte, als die Gruppen französischer Militairs zu skizziren, die auf den Straßen umherschlenderten, so ist es vielleicht nicht zu verwundern, daß die Bücher des guten Oheims vier Jahre später ein Defizit von sechzigtausend Pezzi nachwiesen. Dies verhinderte den Neffen keineswegs, einen Liebeshandel mit der schönen Tochter eines Banquiers in der Villa Pandolfini anzuknüpfen, womit er, nach seinem eigenen Geständniß, nichts Anderes bezweckte, als sich die Zeit zu vertreiben, während seine Inamorata die Sache viel ernster nahm. Zu ihrem Glück wurde Vincenz in der Verfolgung seines Zeitvertreibs durch die Dazwischenkunft der Tante unterbrochen, die an seine Aeltern schrieb und seine Zurückberufung nach Hamburg erwirkte. Hier hatte damals die Elite der französischen Emigranten, Talleyrand und Frau von Genlis, Dumouriez und Louis Philipp selbst ihren Wohnsitz aufgeschlagen, und in ihrer Gesellschaft brachte der junge Mann ein paar Jahre ganz angenehm zu, indem er seine Muße damit ausfüllte, daß er Epigramme für die Witzblätter schrieb, Karikaturen auf seine Freunde zeichnete und die ersten Rollen auf einem Liebhabertheater spielte. Zum Unglück machte der alte Nolte Bankerott, und Vincenz mußte jetzt an Mittel denken, seinen Unterhalt zu erwerben. Er widmete sich mit seiner ganzen Energie dem Studium des Handels und ging alsdann, mit tüchtigen Kenntnissen ausgerüstet, nach Nantes, wo er eine Anstellung in dem Hause Labonchère erhalten hatte.

Unterwegens hielt er sich einige Wochen in Paris auf, wo er den General Bonaparte wiedersah, der eben zum Kaiser proklamirt wurde. Wir erfahren hier von Herrn Nolte einige Umstände, die uns von anderen Historikern nicht mitgetheilt werden: so namentlich, daß bei der ersten kaiserlichen Heerschau das Pferd Napoleon's mit ihm gestürzt sei und seinen erlauchten Reiter abgeworfen habe, was er als ein böses Omen bezeichnet. Der Kaiser, behauptet er ferner, sei im Umgang brüsk, brutal und anmaßend gewesen, namentlich gegen Literaten und Gelehrte, und vor Allem gegen Kaufleute; an Genialität sei ihm Ouvrard gleichgekommen; gegen Moreau habe er grundlose Anklagen erhoben, weil er ihn um seine Popularität beim Volk und bei den Mittelklassen beneidete, und dergleichen mehr. Nachdem er sich in dieser Weise über den „homme du destin" ausgesprochen, setzt Nolte seine Reise nach der durch ihren Sklavenhandel berühmten oder berüchtigten Stadt Nantes fort, wo er sich bald das Vertrauen des Herrn Labonchère erwirbt und von ihm seinen Handelsfreunden, den Barings, den Hopes und den Parishs, empfohlen wird, die mit Recht eine hohe Meinung von dem kommerziellen Talent des jungen Deutsch-Italiäners fassen. Er entwirft einen weit aussehenden, wohl kombinirten Plan zu großartigen Handels-Unternehmungen in Amerika, dessen Ausführung ihm selbst übertragen wird, und mit einer Vollmacht von jenen großen Kaufherren und von dem genialen Ouvrard ausgestattet, macht er sich auf den Weg nach Neu-Orleans.

Napoleon hatte Ouvrard verfolgt und mißhandelt; aber Napoleon hatte auch einen Vertrag mit Spanien abgeschlossen, dem zufolge ihm Letzteres eine jährliche Subsidie von zweiundsiebzig Millionen Francs zahlen sollte, welche jetzt (1804) zum Theil fällig war und flüssig gemacht werden mußte. Napoleon bedurfte Ouvrard's, denn Frankreich lag mit Großbritannien im Kriege, und das spanische Silber konnte nicht aus Mexiko herbeigeschafft werden, aus Furcht vor den britischen Kreuzern, welche alle Meere bedeckten. Daher wandte sich Napoleon an Ouvrard, der ein Mittel angeben sollte, die ihm so nöthigen Piaster sicher und wohlbehalten nach Frankreich überzuführen. Dies konnte nur als Privat-Eigenthum unter neutraler Flagge — am besten unter amerikanischer — geschehen. Vincenz Nolte mußte also nach Amerika gehen, um Bürger der Vereinigten Staaten zu werden, das Geld in Empfang zu nehmen und es als sein eigen nach Frankreich zu verladen. Zu jener Zeit war die große Handelsstadt Neu-Orleans nichts weiter als ein Piratennest: Beluche, Lafitte, Dominique und andere notorische Seeräuber wandelten bei hellem, lichtem Tage durch die Straßen, und statt der heutigen 150,000 Einwohner zählte der ganze Ort kaum

*) Fifty Years in Both Hemispheres, or Reminiscences of a Merchant's Life. By Vincent Nolte, late of New Orleans. London & New-York. 1854.

image
not
available

Biddle, dem Präsidenten der Centralbank der Vereinigten Staaten, erneuert, der ihn zum Agenten dieses Instituts ernannte; allein die Bank, schon seit Jahren den wüthendsten Angriffen von Seiten General Jackson's und der demokratischen Partei preisgegeben, lag jetzt in den letzten Zügen, sie brach bald ganz zusammen, und Rolle mußte, wie bereits erwähnt, der westlichen Hemisphäre ein ewiges Lebewohl sagen. Er ging nach Venedig, wo er sich etwa ein Jahr aufhielt. In der Lagunenstadt war Nichts für ihn zu thun, und er kämpfte mit dem bittersten Mangel, indem er von Brod, Käse und etwas saurem Wein lebte, den er sich durch die Uebersetzung englischer Rechtspapiere ins Italiänische für die Mönche von San Lorenzo verschaffte. In Triest glaubte er einen geeigneten Boden für seine Thätigkeit zu finden, und es gelang ihm in der That, in einem dortigen Comtoir angestellt zu werden; aber ein Mann, wie er, konnte sich der Autorität eines Prinzipals nicht unterordnen, und er nahm bald seine Entlassung, um die Donau hinab nach dem Schwarzen Meer und Odessa zu gehen, wo er eine ausstehende Schuldforderung von einem griechischen Handlungshause eintreiben sollte. Er reiste in Gesellschaft eines Fürsten Galizyn, wurde von der russischen Zollwache nackt ausgezogen und mußte zwei Tage in einem flanellenen Schlafrock zubringen, bis man ihn endlich als unverdächtig erkannte und in Frieden ziehen ließ. Wie er durch List und Ausdauer den Widerstand des Griechen besiegte und ihn zur Bezahlung der Schuld zwang; wie er mit dem blinden Reisenden Williams zusammentraf; wie er über Konstantinopel, Malta, Sicilien, Neapel, Livorno nach Genua und zurück nach Triest reiste; wie er sich in das Vertrauen der österreichischen Behörden einschmeichelte, Artikel für die deutschen Zeitungen und ein Buch über den Handel von Triest schrieb; wie er nach alter Gewohnheit Karikaturen zeichnete, höchst mittelmäßige Verse dichtete, von Triest nach Wien und von Wien nach Paris geschickt wurde — können wir hier nur in kurzen Worten andeuten.

Mit der Revolution von 1848 erreichte auch diese Phase seiner wechselvollen Laufbahn ihren Abschluß. Es blieb ihm nichts übrig, als ein altes Werk über Assekuranzen von neuem zu bearbeiten, eine industrielle Zeitung in Hamburg herauszugeben, die wenig Anklang fand und bald einging, die Politik Ludwig Philipp's zu geißeln, die Corruptionen Guizot's aufzudecken, die ernsten Senatoren Hamburgs lächerlich zu machen und seine Denkwürdigkeiten zu schreiben.

Aber seine Schwingen verlieren allmälig ihre Kraft; der Albatroß fliegt nicht mehr unermüdlich von Land zu Land und von Ocean zu Ocean; seine Augen werden trübe, sein Flug wird kurz und mühevoll, und er sieht sein Ende mit raschen Schritten herannahen. Die Freunde seiner Jugend sind verschwunden; er wendet sich ab von dem finsteren Engel, der ihm die Arme entgegenstreckt, und blickt zurück auf die sonnigen Gefilde und den purpurnen Himmel, der sich über ihm schließt; aber kein freundliches Gesicht begrüßt ihn, keine liebende Stimme flüstert ihm trostreiche Worte zu, und die Augen des alten Kosmopoliten füllen sich mit Thränen bei der Erinnerung an die freudevollen Tage der Vergangenheit. Er ist allein, ganz allein, enttäuscht, verlassen und fünfundsiebzig Jahr alt. „Und dergestalt mußte das Leben eines Kosmopoliten endigen, der für die ganze Welt wirken wollte und doch nichts für sich selbst zu wirken vermochte", so ungefähr lautet die Moral der Yankees, denen man allerdings keinerlei Kosmopolitismus zum Vorwurf machen kann.

Frankreich.

Die französische Literatur von 1815—1830.

(Schluß.)

Um nun all den Anforderungen der Zeit zu genügen und mit der mehr eleganten als wirklich gewaltigen und mannigfachen Kritik des Kaiserthums gleichen Schritt zu halten, vielleicht auch, um den Ruhm der alten klassischen Zeit zu verdunkeln und der Romantik der neuen Schöpfungen Anklang zu verschaffen, schuf man jenes literarische Blatt, den Globe, der, trotz seiner Parteilichkeit, die vornehmsten und thätigsten Genien der Restauration für sich gewann. Das war freilich kein Spectator, wie ihn ein Whig, Addison, der demokratische Steele und Genossen redigirten, die sich zu sehr von ihrem Protestantismus und ihrer Vorliebe für König Wilhelm hatten fortreißen lassen. Der Globe war, seinen Prinzipien nach, viel philosophischer und freier von Partei-Interessen; ohne Haß gegen die Restauration und ohne Vorliebe für Napoleon, beabsichtigte er nur allgemeine Aufklärung, Freiheit und die Opposition, die auch unter gedeihlichen Zuständen möglich und zur Ausbildung der Staatsmaschine nothwendig ist. Mit Geschmack und regelrecht griff er den Schlendrian der Poesie des Kaiserthums an, mit Gerechtigkeit hob er das Gute der ausländischen Literatur hervor und suchte besonders schottische und deutsche Philosophie einheimisch zu machen; er führte auf das Studium des Alterthums, gegenüber der modernen Dichtkunst, und auf das unseres Mittelalters, besonders des sechzehnten Jahrhunderts, und bedauerte nur, daß Frankreich von seiner Originalität in Sprache und Talent bei all seinen sonstigen Vorzügen so Manches eingebüßt hätte.

Und all diese vielseitigen Gegenstände wurden von allen ihren Seiten mit Geschmack und Scharfsinn beleuchtet. Da sah man Namen, wie Jouffroy, Rémusat, Vitet, Sainte-Beuve, Duvergier de Hauranne, Ampère, Damiron, Dubois. Der Grund, auf welchem alle diese Meister fortarbeiteten, war das herrliche Werk der Frau v. Staël über Deutschland; in dem Style und der Analyse aber folgten sie dem großen Kosmopoliten Sismondi und anderen bedeutenden Kritikern. Dazu kam die genaueste Kenntniß des Alterthums und der ein wenig in Mißkredit gerathenen klassischen Zeit. Man holte den bei uns schon vergessenen Shakespeare hervor und studirte seine dramatischen Meisterwerke; man begann Umarbeitungen und mehrfache Ausgaben seines „Hamlet" zu veranstalten und suchte Etwas von den großartigen Schöpfungen dieses unübertroffenen Originals sich eigen zu machen. Und wenn diese Arbeiten auch noch keinen Tragiker geschaffen haben, so war doch der Gewinn, den dabei unvermerkt die Kritik in Frankreich machte, unermeßlich, und diese erhob sich dem Auslande gegenüber auf eine Stufe, die sie noch nie erreicht hatte, wenn man von einigen Biographieen großer Schriftsteller absehen will.

Aber war es denn ein Wunder, wenn diese bis dahin ungeahnte Kritik so reißende Fortschritte in ganz Frankreich machte, da ja die ersten Talente der jungen gelehrten Welt sich für sie erklärten! Und wenn der Globe zuweilen auch ein wenig seiner Rolle untreu wurde und zu sehr ins Reich der Ideen sich vertiefte, und wenn er auch hin und wieder tiefe und weniger befähigte Köpfe, so zu sagen, über einen Leisten behandelte, so bleibt er doch in hundert anderen Beziehungen einer der leuchtendsten Punkte in der Literaturgeschichte unserer Restauration.

Noch will ich eines sehr beliebten Volksschriftstellers erwähnen, den Rettement vielleicht mit etwas allzu parteiischer Begeisterung auszeichnet: Paul Louis Courrier, der alle Vorzüge eines großen Historikers in gleich hohem Maße besessen hätte, wenn er mehr natürlich geblieben wäre. Eben so verdient die herrliche Prosa eines Mérimée alle Ehre. Doch wollen wir dabei auch die Mängel Rettement's nicht zu bemänteln suchen. So manche Skizze, manches Portrait hätte einen ganz anderen Platz in seinem literarischen Gemälde der Restauration erhalten müssen. So mancher große Schriftsteller lebte aber auch in ländlicher Stille und Zurückgezogenheit nur seinen historischen Studien und ist deshalb in dem sonst so vollständigen Abrisse unbeachtet geblieben.

Der Fehler aber lag besonders in den damaligen Zeit-Umständen, die kurz nach dem Sturze des Kaiserthums die historischen Studien nicht gerade sehr zu unterstützen schienen, und so gehörte allerdings das Talent und die persönliche Erfahrung eines Daru dazu, die Geschichte Venedigs zu schreiben, die damals Aller Augen auf sich zog, sowohl durch die Treue, mit der die größten und unglücklichsten Charaktere jener Riesenstadt entworfen sind, welche zu leben aufhörte, als sie zu siegen aufhörte, als auch durch die überraschende Harmonie und den Gedankenreichthum, mit dem auch der winzigste Punkt darin beleuchtet und als Glied der großen Kette den übrigen Schilderungen angereiht ist.

Bedauern müssen wir nur, daß Rettement einen Fourrier und Abel de Rémusat, die, wenn sie gleich besonderen Studien überlassen werden müssen, doch auch in einer Geschichte der damaligen Literatur einen Platz beanspruchen dürfen, vergessen hat.

Eben so hätte unser Autor ohne Zweifel etwas länger bei einer Kritik Vitet's, eines der besten Romantiker der Neuzeit, verweilen müssen. Hat doch Niemand so gründlich und richtig Leidenschaften und Sitten geschildert, wie Vitet, und darum wollen wir hier seinen „Barrikaden" und den „Ständen von Blois" ein paar Worte der Erinnerung weihen. Auch können wir Rettement nicht von dem Vorwurfe freisprechen, einen Dramatiker, wie Scribe, den Vater der heutigen Bühne, ganz übergangen zu haben. Im Allgemeinen ist das Gemälde, das uns der Literator entworfen, von überraschender Harmonie der Farben und glücklich in Auswahl und Geschmack, aber hin und wieder würden wir mehr Tiefe und Gründlichkeit wünschen.

Doch die Vollendung dieses Kunstwerks bleibt unseren Tagen vorbehalten. Wollen wir doch nicht die glänzenden Gestirne am Himmel jener funfzehn Jahre allein und ihre Schöpfungen bewundern! Laßt uns vielmehr auch die Einwirkung auf die nächste Zukunft anerkennen, welche die französische Literatur unter der Restauration gehabt hat; laßt uns anerkennen, wie sie Wissenschaft und Freiheit, Recht und Gesetz liebte und sich bestrebte, gleich groß und originell in der Kunst, wie wahr in der Geschichte zu sein. Das ist eine erhabene Vergangenheit, fähig, ein ganzes Jahrhundert mit ihrem Lichte und ihrer Wärme zu erquicken."

image
not
available

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., welche man hier im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Wolf u. Sohn, Mohrenstr. Nr. 29, und beim Spediteur Neumann, Mittelstraße Nr. 61) so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 146. Berlin, Donnerstag den 7. Dezember **1854.**

Frankreich.

Richelot's Geschichte der englischen Handels-Reform.*)

Die Zahl der Männer in Frankreich, welche der literarischen und politischen Bewegung der anderen Nationen aufmerksam folgen, ist höchst unbedeutend. Ein französischer Gelehrter, welcher ein deutsches oder englisches Werk zu lesen im Stande ist, wird als ein Muster von Universal-Bildung hingestellt. Kann er aber gar über englische und deutsche Literatur oder Politik schreiben und diskutiren, dann darf er sicher sein, bald als eine Autorität betrachtet zu werden.

Herr Henri Richelot gehört nun nicht etwa zu der Zahl jener, welche sich oberflächlich mit den Sprachen und Verhältnissen der Nachbarländer beschäftigt haben und nun, so zu sagen, die Rolle der Einäugigen unter den Blinden spielen. Herr Richelot ist ein National-Oekonom von gründlichem Wissen, und er hat geglaubt, daß, um ein guter Staatswirth zu sein, es nicht genügt, sein eigenes Vaterland zu kennen, sondern daß dazu eben so sehr das Studium der volkswirthschaftlichen Verhältnisse des Auslandes und besonders der Nachbarländer, mit denen man die häufigsten und unmittelbarsten Beziehungen hat, gehören.

Deutschland und England sind die Hauptgegenstände seiner Forschung gewesen. In Beziehung auf Ersteres hat er sich durch ein gediegenes Werk über den deutschen Zollverein und durch eine Uebersetzung von Dr. List's „National-Oekonomie" verdient gemacht. Das vorliegende Werk zeigt ihn nun eben so bewandert im Gebiet der englischen Staatswirthschaft. Es ist wahr, daß Herrn Richelot's amtliche Stellung ihn auch vorzugsweise in den Stand setzt, über den gewählten Gegenstand zu schreiben. Als Beamter in der politischen Abtheilung des Handelsministeriums stehen ihm alle offizielle Quellen, wie die wichtigsten literarischen Erscheinungen zu Gebote, welche bei einem Werk dieser Art nothwendigerweise zu Rathe gezogen werden müssen.

Zwei große Thatsachen, sagt der Verfasser in der Einleitung seines Buches, „nehmen in der Handelsgeschichte unseres Jahrhunderts den ersten Rang ein und haben die Welt vornehmlich beschäftigt, nämlich der deutsche Zollverein und die Handels- und Schifffahrts-Reform in England."

Die englische Handels-Reform ist vielfach in Zeitungen und Broschüren fragmentarisch behandelt worden, nirgends aber findet man eine vollständige und detaillirte Darstellung davon. Diese ist es also, welche der Verfasser in dem vorliegenden Werke zu geben beabsichtigt.

In der Geschichte der englischen Handels-Reform hat man drei große Perioden zu unterscheiden: die erste, welche die Jahre 1822 bis 1830 in sich begreift, wird durch Huskisson repräsentirt; die zweite, von 1830 bis 1841, bahnt die dritte und größte an, an welche sich die Namen Peel, Cobden und Russell knüpfen. Jede dieser Perioden hat ihren besonderen Charakter. Die erste Periode ist die des beschränkten Liberalismus, die letzte die des kühnen und entschiedenen Liberalismus, während die zweite Periode nur eine des Ueberganges ist.

Schon Pitt hatte im Jahre 1787 eine bedeutende Umwandlung in der Zollgesetzgebung Englands bewirkt und würde darin ohne Zweifel noch viel weiter gegangen sein, wenn der Frieden gedauert hätte. Im Jahre 1792 kündigte er nämlich im Parlament eine Mehr-Einnahme im Staatseinkommen an, welche die Regierung in Stand setzen sollte, die auf den ärmeren Klassen lastenden Steuern zu vermindern. Allein der Krieg machte nicht allein diesen Plan zunichte, sondern nöthigte auch das Parlament, die Steuern zu erhöhen. Im Jahre 1814 zahlten die fremden Waaren in England dreierlei Zoll, den permanenten Zoll, den temporären Kriegszoll und endlich den Zuschlagszoll, welcher für französische Artikel zwei Drittel und für andere Artikel ein Viertel des permanenten Zolles betrug. Das englische Zoll-Amt, welches in den Friedensjahren 1787—93 kaum hundert Millionen Francs Einnahme gehabt, sah in den Kriegsjahren seine Einnahmen von Jahr zu Jahr steigen und 1815 die Summe von dreihundertzehn Millionen Francs erreichen.

*) Histoire de la réforme commerciale en Angleterre. Par Henri Richelot. Tome I. Gr. in-8. Paris, Capelle, 1853.

Einzelne kleine Erleichterungen waren allerdings in jener Periode dem Handel gewährt worden. Hierzu gehört der Zoll-Anschluß Irlands, als Folge seiner politischen Union mit England; ferner die Einführung des Walpoleschen Entrepot-Systems im Jahre 1803, die Aufhebung des Verbots für amerikanische Schiffe, in englischen Häfen auszuladen, später, im Jahre 1810, die Zulassung der brasilianischen Schiffe, endlich die Revision der Statuten der Ostindischen Compagnie im Jahre 1813, welche der Privat-Speculation in jenem Lande größeren Spielraum gab. Allein nichtsdestoweniger bestand beim Abschluß des Friedens eine Zoll- und Schifffahrts-Gesetzgebung, die für ganz andere Zeiten geschaffen worden war.

Ja, die Wiederherstellung des Friedens wurde durch ein neues Verbot bezeichnet, das gefährlichste aller Verbote, nämlich das der Korn-Einfuhr. Die Landwirthe machten nämlich beim Parlament Vorstellungen gegen die bisherige Gesetzgebung, welche die fremde Korn-Einfuhr erleichterte und somit die Preise in England zum Sinken brachte. Drei Jahre vergingen mit halben Entschlüssen, bis endlich das Parlament im Jahre 1815 festsetzte, daß die Einführung von Weizen unter achtzig Shill. den Quarter zu verbieten, über diesem Preise aber zollfrei sei; auch wurde das aus den Entrepots genommene Getraide demjenigen gleichgestellt, welches direkt für den Konsum eingeführt wurde. Dieses neue Gesetz, welches Freiheit und Beschränkung auf merkwürdige Weise in sich vereinte, wurde zwar mit einer imposanten Majorität votirt, allein unter dem Schutze der Bajonnette und während einer blutigen Emeute. Zehn Peers reichten einen von Lord Grenville verfaßten Protest gegen das Gesetz ein, welches sie als „ein Monopols- und Hungersnoth-Gesetz" betrachteten. Das Gesetz ist es, welches bis zum Jahre 1846 den Stoff zu den bittersten Anklagen der industriellen Bevölkerung gegen den Grundadel lieferte. Und doch finden wir unter den Urhebern des Gesetzes mehrere Vorkämpfer der Handelsfreiheit, wie Parnell, Robinson, ja, selbst Huskisson. Auch die Führer der Presse waren nicht einig: während z. B. Malthus für das Gesetz war, sprach sich Ricardo dagegen aus.

In den folgenden Jahren ermöglichte die Reduction der Armee auf den Friedensfuß beträchtliche Steuer-Ermäßigungen, die sich 1819 auch über achtzehn Millionen Pfund Sterling beliefen. Es wurde daher die Einkommensteuer abgeschafft, und die Malzsteuer wurde bedeutend herabgesetzt. Es waren dies damals die beiden unpopulärsten Steuern. In der Zoll-Gesetzgebung dagegen blieb ziemlich Alles beim Alten, ja, der temporäre Kriegszoll ward 1819 permanent. Dabei blieb man aber nicht stehen. Im Jahre 1819 brauchte man nämlich drei Millionen Mehr-Einkünfte, und um sie zu erzielen, erhöhte man den Eingangszoll auf verschiedene fremde Waaren, wie Wolle, Baumwolle, Seide, Kaffee, Thee und Tabak.

Indeß war die Noth im Lande groß. Der Uebergang vom Krieg zum Frieden wurde von einer allgemeinen Handels- und Industrie-Krisis begleitet. Der Krieg war für England eine Quelle des Wohlstandes, während der Frieden im Gegentheil die Stagnation herbeiführte. Im Jahre 1816 war die Staatsschuld auf über achthundertfünfundachtzig Millionen Pfund angewachsen, und die arbeitende Bevölkerung ohne Arbeit und Brod. Das Jahr 1817 war ein Jahr der Theuerung, und der Aufstand gesellte sich in diesem wie im folgenden Jahre zu dieser Noth.

Alles das veranlaßte die tüchtigsten Köpfe zum Nachdenken über die Ursachen des Uebels und über die Mittel, es zu beseitigen, und das Resultat davon war, daß man die Faulheit des bisherigen Handels-Systems erkannte. Im Jahre 1820 erhob sich ein förmlicher Petitionssturm zu Gunsten der Handels-Freiheit. Die wichtigste dieser Petitionen war die des Kaufmanns Thomas Tooke in London, eines Anhängers der Doktrin Adam Smith's. Alexander Baring überreichte diese Petition am 8. Mai im Parlamente, welches in Folge dessen eine Untersuchungs-Kommission ernannte. Bei dieser Gelegenheit erklärte sich der Graf von Liverpool, als Chef des Kabinets, im Oberhause völlig mit den Prinzipien der Handels-Freiheit einverstanden, ausgenommen ihre Anwendung auf den Ackerbau und auf die Seiden- und Leinen-Industrie.

Die Untersuchungs-Kommission des Parlaments unterzog sich ihrer Arbeit mit dem größten Eifer und mit solcher Gründlichkeit, daß später

image
not
available

Sem's, und zu Abraham's Zeiten bekriegt ein König Kedor-Leomer von Elam, mit den Königen von Senaar, Elassar und dem Könige der Gojim, die Könige von Sodom und Gomorrha. Was nun die Scythen betrifft, so hält Oppert ihre Sprache für tatarisch und identisch mit jener, welche die Scythen des Herodot sprachen, aus welcher er bekanntlich mehrere Wörter aufbewahrt hat. Denn den Worten oior (Mann), pata (tödten), aria (!) (Herr Oppert denkt wohl an Eigennamen, wie an Ariapeithes) entsprechen in dem Scythischen der Keilschriften ruyura, pat, birimmas (!) mit gleichem Sinne.

Nun ist es klar, wenn mindestens drei ganz verschiedene Sprachen (wenn wir nämlich Armenisch und Elamitisch für verwandt halten) dasselbe Schriftsystem benutzten, sie sowohl Dingbilder, als Deutbilder einer Hieroglyphenschrift mit ganz verschiedenen Lauten ausdrückten, indem jedes Volk sie mit seinem dafür gültigen Worte benannte, und daß nur die Syllabarzeichen, d. h. ägyptisch zu reden, die phonetischen Hieroglyphen in allen Sprachen denselben Laut behielten. So wird das Zeichen für König, durch zwei Haken ausgedrückt, assyrisch sar, scythisch sis, armenisch man gelesen. Verwickelter wird die Sache, wo man eine Vermischung und einen vielseitigen Völkerverkehr annehmen muß, um gewisse Eigenthümlichkeiten zu begreifen. Wenn z. B. ein assyrisches Zeichen den Lautwerth at, die Bedeutung als Dingbild „Vater" hat, welcher im Scythischen atta heißt, während im Assyrischen dieser Sinn durch ab ausgedrückt wird, so muß man annehmen, daß die Assyrer dieses Zeichen in seiner syllabischen und dinglichen Geltung von den Scythen angenommen haben. — Dies würde auch von anderen Zeichen gelten: z. B. annap, scyth. Gott, syllabisch an, schreibt im Assyrischen die Sylbe an und wird als Dingbild ilu (Gott) gelesen. Noch verwickelter wäre Folgendes: Scythisch heißt nimas Stamm, Familie; als Dingbild wird es im Assyrischen kal oder sir (Stamm) ausgesprochen, und in dem semitischen Worte tukulti (Anbetung) wird die Sylbe kul durch dasselbe Zeichen gegeben, weil wahrscheinlich im Armenischen kul (Sanskrit kula) dasselbe bezeichnete. — Um die vorhandenen Keilschrift-Arten alle aus derselben Quelle, der alten babylonischen Hieroglyphik, zu erklären, muß Herr Oppert noch mehrere nicht mehr nachweisbare Mittelglieder annehmen: er stellt also folgende Arten auf, die ich nur anführe, um den erstaunlichen Reichthum der Entwickelungen zu zeigen und begreiflich zu machen, welche Masse uralter Kultur hier zugrundegegangen ist.

I. 1. Die chaldäischen Hieroglyphen;
II. 2. die altscythische Schrift (unbelegt mit Denkmälern);
3. die neuscythische Schrift (bekannt als zweite achämenidische);
III. 4. die altarmenische (unbelegt);
5. die armenische (auf den Felsen von Van);
IV. 6. die altsusianische (zu Susa in zahlreichen Ueberbleibseln);
7. die neususianische (zu Malamir gefunden);
V. 8. die altassyrische (auf verschiedenen Denkmälern, auf dem Stein des Lord Aberdeen);
9. die mittelassyrische, eine Mischung der alt- und neuassyrischen;
10. die neuassyrische (zu Khorsabad, Nimrud, Ninive);
11. die assyrische Kursivschrift auf Ziegeln;
VI. 12. die altbabylonische (auf Ziegeln von Babylon, Cylindern, der Inschrift der indischen Compagnie);
13. die neubabylonische, nahe verwandt mit der folgenden,
13 a. der babylonischen Schrift der Achämeniden;
14. die babylonische Kursivschrift.

Was nun die Annahme einer uralten babylonisch-chaldäischen Hieroglyphik betrifft, so hat sie Alles für sich: denn, ähnlich wie die Aegypter, stellten auch die Babylonier einst ihre Götterbegriffe in mannigfachen Zusammensetzungen von Thier und Mensch vor, welche die spätere Unwissenheit der Chaldäer für Darstellungen der ersten Erzeugungen hielt, die in der Urfinsterniß aus dem Wasser emporgestiegen. Berossos spricht von Männern mit zwei Flügeln, anderen mit vier Flügeln und zwei Gesichtern, Gestalten mit einem Leibe und zwei Köpfen, einem männlichen und einem weiblichen (Darstellung des Kosmos als Einheit beider geschlechtlichen Prinzipe), Menschen mit Ziegenbeinen und Hörnern oder mit Pferdefüßen, Centauren, Stieren mit Menschenköpfen, vierleibigen Hunden mit Fischschwänzen, hundsköpfigen Pferden und Menschen und anderen Wesen mit Pferdeköpfen und Pferdeleibern.

Die neuen Entdeckungen haben eine große Anzahl solcher Gebilde zu Tage gebracht, und es wird Aufgabe der Wissenschaft sein, in ihren wahren Charakter einzudringen und daraus Beiträge für die Religionen jener Völker zu gewinnen. Hier will ich nur bemerken, daß auch in ihnen das Bedürfniß der Schrift zu Tage liegt, daß viele (wohl alle) nicht aus Freude am Sonderbaren, sondern in der Absicht gemacht wurden, einen theologischen Begriff zu fixiren. Wie das geschehen konnte, möge ein Beispiel lehren. Ausgemachte Sache ist, daß jene Löwengestalt mit Menschenhaupt, die wir Sphinx nennen, im Aegyptischen Zeichen des Königs war und durch neb, Herr, erklärt wurde; nach meiner Ansicht ist dieses nur Umschreibung eines ursprünglichen Königstitels, der etwa romi-labu oder ver-labu, d. i. Mannlöwe, lautete, gleichwie die Juder ihre Könige gleichfalls nara-sinha, Mannlöwe, nannten. Jene riesigen geflügelten Löwen und Stiere mit den bärtigen und der Hörnlara versehenen Königsgesichtern aus den assyrischen Palästen sind also nichts weiter, als hieroglyphisch geschriebene Königstitel: narasinha, narasthûra, Mannstier, wenn wir sie indisch lesen. Den persischen Namen Pûrusaspa, Menschroß, konnte man ohne Weiteres mit dem Centauren schreiben, den Berossos erwähnt. Daß den sonderbaren Gestalten der Cherubim in den Gesichten des Propheten Ezechiel Anschauungen chaldäischer Hieroglyphik zu Grunde liegen, ist schon mehrfach angenommen. Mensch, Löwe, Stier, Adler, deren Köpfe ein vierfach geflügelter Leib einigt, sinnbilden in vier Eigenschaften die königliche Majestät Gottes.

Was nun diese mit Schrift versehenen und in hohem staatlichen Ansehen (unter Darius u. s. w.) stehenden Scythen betrifft, so wird ihre Existenz, an der ich gar nicht zweifle, Vielen höchst ungelegen kommen, weil sie gar nicht in das bisherige System der Geschichte passen. Also Scythien, ein rohes nomadisches Wandervolk, hat Schrift, muß Literatur gehabt haben, in einer Zeit, wo, nach einigen Philologen, die hochgebildeten Griechen noch kaum schreiben konnten! Wieder also ein Beitrag mehr zum Beweise, daß die bisherige Anschauung des griechischen Alterthums zu eng war. Freilich ist der Begriff: Scythen, immer noch vage genug, und es scheint auf diesem Wege möglich zu werden, ihm einen bestimmteren Sinn zu verschaffen. Die alten Scythen, die, nach Justin, funfzehnhundert Jahre Asien beherrscht, bis Ninus (d. i. der Stifter des mittelassyrischen Reiches um 1270) sich vom Tribute befreite, die also um 2270 über die alten Kulturstaaten am unteren Euphrat eingebrochen sein müssen, halte ich nicht für Tataren, sondern für Arier. Die Scythen, sagt Plinius, werden von den Persern Saken genannt, von den Alten Aramäer, und Ammianus Marcellinus giebt an, daß die Perser früher Scythen, d. h. Saken, nomadische Reitervölker gewesen seien. Nimmt man an, daß jene alten über Babylon einbrechenden Scythen — Saken, Aramäer gewesen, die erst später semitische Sprache angenommen, so hat Alles seine Richtigkeit: denn ziemlich um jene Zeit setzt die Chronologie das Herabdringen der aus der Sündfluth geretteten Noachiden, das Erscheinen des Aresdienstes und Feuerkultus in Babylon, die Herrschaft der wilden Giganten. Uebrigens kann die Verbindung uralisch-tatarischer Stämme mit Ariern uralt sein, unter dem Namen der Saken, selbst der Perser können ganz fremdsprachige Völker, die aber dieselbe Lebensart führten, mit inbegriffen sein; denn Nichts ist unbegründeter, Nichts hat zu größerer Verirrung Anlaß gegeben, als der mit Zähigkeit festgehaltene Satz, die alten Völker wurden immer durch Gleichartigkeit der Abstammung gebildet. Die Annahme, jene Scythen der Keilschriften und die herodotischen Scythen seien ein und dasselbe Volk, hat große Glaublichkeit: denn gerade dieses letztere Volk eroberte um 624 v. Chr. Asien und beherrschte es achtundzwanzig Jahr lang (bis 596), wie Herodot im vierten Buche berichtet, nachdem es die medische Herrschaft gestürzt, ja, der Zug des Darius gegen sie wird als Vergeltungszug für diese Unbill ausgegeben. Wenn wir nun auch jene Denkmäler nicht als Ueberbleibsel der achtundzwanzigjährigen Herrschaft ansehen können, welche zu kurz scheint, so wird weitere Forschung wohl noch andere Fäden ausfindig machen; ich halte es indessen für geeignet, hier auf den Umstand aufmerksam zu machen, daß die uralischen Stämme, welche die Völkerwanderung nach Westen treibt, Chasaren, Hunnen, Ungern, Petschenegen u. s. w., sehr leicht Theile jener asiatischen Scythen sein können. Chorsaren wurden, nach Plinius, die Perser von den Saken genannt, namentlich aber weisen viele Spuren bei diesen Völkern dahin, daß sie einst in innigster Verbindung mit den Persern und der Ormuzd-Religion gestanden. Ein Byzantiner, Einnamus, giebt an, die Hunnen, worunter er die Ungarn versteht, hätten gleiche Sitte mit den Persern (Chorsaren, Chasaren); Spuren in der Sprache, wie ungarisch atya, scythisch atta Vater, ungarisch Armany Teufel, Arhiman, iston Gott, Zend hvarstana, menny Himmel, Zend mennô, arany Gold, scythisch khranja, Zahlwörter egy eins, sanskritanisch éka, het sieben, Zend haptan, ezer tausend, Zend hazanra und vieles Andere in Kult, Sitte u. s. w. zeugen für uralten Zusammenhang, der, wie es den Anschein hat, bald klar und überzeugend ins Licht gestellt werden wird. **Kuhl.**

China.

Ein chinesischer Jahrmarkt.

Aus einem Schreiben des bekannten Chinafahrers R. Fortune.

. . . . . Gegen vier Uhr Nachmittag erreichten wir das Städtchen Ning-kang-ju, und ich beschloß, hier einige Tage zu verweilen und Ausflüge in die Umgegend zu machen. Zufällig kam ich gerade zum Vorabend eines Jahrmarktes, der am nächsten Tage hier abgehalten werden sollte. Ueberall, wo ich durch die Straßen wandelte, stieß

image
not
available

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit & Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Expediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 147. Berlin, Sonnabend den 9. Dezember 1854.

Persien.

Häfin Aserbeidschâni.

„Tapferkeit, mit Edelsinn gepaart, hohe Weisheit und strenge Gerechtigkeit sind die Charakterzüge Häfin's, des neuesten persischen Dichters, die sich in allen seinen poetischen Schöpfungen wiederspiegeln, und die wir namentlich aus seinem jüngsten, in Teheran veröffentlichten Werk: „Waffen des Sieges", herauslesen können. Wenn je ein Dichter der Neuzeit würdig erscheint, den großen Namen angereiht zu werden, durch die einstmals Iran verherrlicht ward in jenen poesiereichen Tagen, als Firdusi, Saadi, Hafis und andere Meister des persischen Sanges blühten, und wenn je ein Dichter der heutigen Zeit, d. h. einer — in Persien wenigstens — für die Entfaltung der Poesie durchaus ungünstig zu nennenden Periode, sowohl durch den wahrhaften Heldenmuth, womit er die tausendfältigen Hindernisse besiegte, die sich seinem dichterischen Auftreten, da er ein Prediger der Wahrheit ist, entgegenstellten, als auch durch wahrhaft poetischen, ihm durch die Erhabenheit des Stoffes wie von selbst zuquillenden Schwung der Diction groß zu heißen und mit dem frischesten Kranze des Ruhmes zu krönen ist, so nenne ich Häfin Aserbeidschâni, den in Tebris lebenden Sänger."

So lautet das Urtheil des jungen, liebenswürdigen russischen Dichters Spiridon Nikititsch Tschernjatinski, mit welchem er die Vorrede zu seiner poetischen Version des gedachten Häfinschen Werkes, „Waffen des Sieges", eröffnet, die bereits im Jahre 1843 in Moskau erschien und aus der der Unterzeichnete Einiges in deutscher Nachbildung den Lesern vorlegen will, da ihm nicht bewußt ist, daß seither in Deutschland eine kritische Besprechung der Werke Aserbeidschâni's und seines russischen Uebersetzers irgendwo in einer gelehrten orientalischen oder slavischen Zeitschrift zu lesen gewesen ist. Rußland ist in literarischer Beziehung leider immer noch eine Terra incognita für den Westen Europa's, und nicht für den Laien allein, sondern selbst für die große Mehrzahl der Gelehrten, was um so mehr zu beklagen ist, da die russische Literatur sich gleichsam an den Brüsten des Orients großgesäugt hat und auch gegenwärtig noch ihr Auge flammender auf die bunten, ihrem Geist und Geschmack mehr zusagenden Schätze des Ostens geheftet hält, als auf die hochherrlichen und für sie unnachahmlichen Schöpfungen eines durch erhabene Einfachheit und durch keusche und goldenhelle Diction ausgezeichneten Shakespeare, Dante oder Goethe. Die literarischen Schätze, die der Osten beherbergt, sind uns zum großen Theile (!) erst durch die Vermittelung erschlossen worden, die wir russischen Gelehrten verdanken. Es stände z. B. um unser Verständniß der uigurischen oder dschagataischen Literatur nicht so gut, wenn uns nicht die russische Forschung dadurch den Weg zu diesem Verständniß angebahnt hätte, daß sie uns die ersten grammatikalischen und lexikalischen Winke über verwandte türkisch-tatarische Idiome gab und zur Erlangung der verschiedensten uigurischen Quellschriften behülflich war.*)

So ist auch in älterer wie in neuerer Zeit, abgesehen von vielen anderen orientalischen Literaturen, die iranische, sowohl in ihrer früheren, als in ihrer gegenwärtigen Färbung, russischerseits der Gegenstand vielfacher wichtiger und dankenswerther Veröffentlichungen, Beleuchtungen und Uebersetzungen geworden. Der Unterzeichnete hat schon in einer früheren Abhandlung, die er diesen Blättern einverleibte, und welche die Aufschrift führte: „Ueber die Königssprüche des persischen Dichters Abbas Mirza", nebst einigen Proben aus denselben (Vgl. Nr. 118 des „Magazins" d. J.), Gelegenheit gehabt, der Verdienste des russischen Dichters Apollon Gordejewitsch Kowan'ko zu gedenken, welcher durch seine (Kijew, 1838. Klein-Oktav.) in Versen ausgeführte Uebertragung die Aufmerksamkeit der Russen zweifelsohne zuerst auf jenen persischen Dichter lenkte.

So hat auch der russische Dichter Ambrossij Wassiljewitsch Pschenizyn wahrscheinlich zum ersten Male des persischen Gnomikers Nisâmi „Frühling der Weisheit" seinen Landsleuten vorgeführt, ein Werk, welches in vieler Hinsicht an den von dem Inder Inâjet Allah verfaßten und von Scott unter dem Titel: „Garden of Knowledge" (3 Bände, London, 1799.) übertragenen Behâri danisch erinnert; während das schon vor Zeiten ins Uigurische von Mula Tir übersetzte „Tigerbuch" des persischen Schriftstellers Emir-Toheisi, welches daher seinen Namen hat, weil es aus einer Sammlung von fünfhundert auf den Tiger (nicht den Fluß, sondern das Thier) bezüglichen Sprüchwörtern besteht, durch den Russen Foma Fomitsch Schebujew neuerlich ins Russische vertirt ist; während ferner Zalâ eddin Tohâr's „Tulpenbeet der Ergötzung" (welches häufig an Nisâmi's „Kammer der Geheimnisse", eine Sammlung moralisch-didaktischer Erzählungen; herausgegeben von Bland, London, 1844, erinnert) in Anatolij Jewgrafowitsch Wesselowskij einen Uebersetzer fand; und während endlich den herrlichen „Lehrsprüchen eines Weisen", von Baba Mamuni, durch den russischen Schriftsteller Pamfil Pawlowitsch Wikulin zum ersten Male eine würdige poetische Paraphrase neben wortgetreuer prosaischer Version und eine geschickte Erklärung der schwierigen Stellen des Originals zu Theil wurde.

Den zuletzt genannten russischen Schriftstellern, die sich um die persische Literatur bei ihrem Volke verdient gemacht haben und deren Verdienst auch bei Einigen unter ihnen bis zum Westen Europa's hinüberreicht, da sie gelegentlich die Ersten waren, die sich an eine Verdolmetschung der neueren iranischen Dichtwerke machten, hat sich nun in jüngster Zeit der oben erwähnte Spiridon Nikititsch Tschernjatinskij auf eine sehr ehrenvolle Weise angeschlossen durch seine poetische Uebertragung des Häfin Aserbeidschânischen Werkes: „Waffen des Sieges". Wir erfahren nebenher in der Tschernjatinskijschen Vorrede, daß Häfin schon der Verfasser verschiedener gesalbter persischen Dichtungen ist, von denen daselbst genannt werden: 1) „Ziel der Gerechtigkeit" in fünfundfunfzig Ghaselen, gedruckt zu Teheran; 2) „Zeltdach des Weisen", eine Sammlung verschiedener Gnomen und Lehrsprüche, die sämmtlich Häfin zum Verfasser haben; 3) „Dschamie der Frommen", enthaltend religiöse Ergießungen, voll koranischen Schwunges, und 4) „Thron der Lust", in welchem letztgedachten Werke, wie Tschernjatinskij bemerkt, wir es nicht etwa mit erotischen Tändeleien, wollüstigen Bildern und den Töchtern des Harems gewidmeten poetischen Spielereien

*) Man vergleiche über diesen wichtigen Abzweig der türkischen Literatur: Klaproth: „Ueber die Sprache und Schrift der Uiguren nebst einem Wortverzeichniß und anderen uigurischen Sprachproben, aus dem kaiserlichen Uebersetzungshofe zu Peking" (Paris, 1820, zweite Ausgabe 1823. Fol.); A. Rémusat: „Recherches sur les langues tatares" (Paris, 1820, Quart.); Schott: „Versuch über die tatarischen Sprachen" (Berlin, 1836. Quart.); Kellgren: „Ueber das Verhältniß des Finnischen zum Türkischen" (Berlin, 1847.); Hammer: „Geschichte der osmanischen Dichtkunst bis auf unsere Zeit. Mit „Blüthenlese aus 2200 Dichtern" " (4 Bände, Pesth, 1836.) und Quatremère, der eine Ausgabe von Mir Ali Schir (Paris, 1844.) besorgt hat, dem wichtigsten Schriftsteller im Uigurischen oder Dschagataischen, welcher Proben von mehr als dreihundert älteren dschagataischen Dichtern giebt.

Von den vielen russischen Werken, die den eben genannten gewissermaßen als erste breite Basis dienten, aus denen sich dann die uigurische Forschung enger begränzt und in schärfer zugespitzten Umrissen emporhob, nennen wir nur, obwohl wir ihrer bei weitem mehr namhaft machen könnten, die nachfolgend verzeichneten, die freilich bis heute die wichtigsten sein dürften, nämlich: S. Chalfin's „Abecedarium der tatarischen Sprache" (Oktav. Moskau, 1778. Text russisch.); dessen: „Abecedarium und Grammatik der tatarischen Sprache" (Oktav. Kasan, 1800; russisch.); dessen: „Leben des Tschinggis-Chan und Aksak Timur (tat.)", welches (Oktav. Kasan.) 1819 und (daselbst) 1822 mit tatarisch-russischem Wörterbuch erschien; J. Giganov's „Wurzelwörter, nöthig zur Kenntniß für den Unterricht in der tatarischen Sprache" (Quart. St. Petersburg, 1801; russisch.); dessen: „Grammatik der tatarischen Sprache, verfaßt in der Hauptschule von Tobolsk" (Quart. St. Petersburg, 1801; russisch.); dessen: „Russisch-tatarisches Wörterbuch, gesammelt in der Haupt-Volksschule zu Tobolsk" (2 Bände Quart. St. Petersburg, 1804.); R. B. Rinemitzew's: „Abecedarium der tatarischen und arabischen Sprache" (Quart. St. Petersburg, 1802; russisch.); Alex. Trojanski's „Kurze tatarische Grammatik" (Quart. St. Petersburg, 1815; russisch. — Zweite Ausgabe Quart. Kasan, 1824.); dessen: „Wörterbuch der tatarischen Sprache" (Quart. Kasan, 1833—35.); A. Lewschin's „Beschreibung der Horden und Steppen der Kirgis-Kaisaken" (3 Bände Oktav. St. Petersburg, 1832; russisch; und ins Französische übersetzt von Ferry de Pigny, mit Zusätzen von C. Charrière, Oktav; Paris, 1840.); so wie Dm. Dawydow's „Jakutisches Wortregister" in Erman's „Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rußland" (III. 1843.), welches durch das vortreffliche, über tausend Bogen im Manuscript füllende und gegenwärtig der kaiserlich russischen Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg zur Herausgabe vorliegende „Jakutisch-russische Wörterbuch" von dem leider 1851 verstorbenen A. C. Figurin weit übertroffen werden dürfte. D. Eins.

image
not
available

In dem letzten Kapitel dieses ersten Bandes seines Werkes führt uns Herr Richelot den Ursprung und die Thätigkeit jener Liga vor.

Die auf der Getraide-Einfuhr lastenden Zölle fanden, wie natürlich und wie auch schon erwähnt, in der industriellen Bevölkerung unerbittliche Gegner. Die gesetzliche Agitation hatte sich bei verschiedenen anderen Fragen als sehr erfolgreich erwiesen, und sie wurde nun auch bei der Kornzollfrage zu Hülfe gerufen. Ein erstes Meeting zu diesem Zwecke wurde 1838 in der Stadt Bolton, in der industriell bedeutenden Grafschaft Lancaster, abgehalten. Der bekannte Dr. Bowring wohnte diesem Meeting bei und stattete darüber zu Manchester in einer Versammlung von Fabrikanten Bericht ab. Dort beschloß man, die Agitation in größerem Maßstabe fortzusetzen. Cobden faßte im Auftrage der Handelskammer von Manchester eine Petition an das Parlament ab, „um die sofortige Aufhebung der Korngesetze zu erlangen." Bald waren in ganz Manchester Anhänger angeworben, und es ward zunächst ein Lokalverein mit einem Grundfonds von dreitausend Pfund Sterling gebildet. Anfang 1839 traten Abgeordnete aus allen Theilen des Landes in Manchester zusammen, bestimmten, daß der Verein sich über das ganze Königreich auszubreiten habe, und schwuren, sich nicht eher zu trennen, als bis ihre Sache den Sieg davongetragen hätte. Eine zweite Zusammenkunft fand im Februar in London statt. Dort versuchten sie, ihre Petition in Person vor das Unterhaus zu bringen; allein sie wurden nicht zugelassen. Gleichzeitig ward eine den Gegenstand betreffende Motion Villiers' im Unterhause verworfen. Da berief Cobden noch einmal die Versammlung und erinnerte an das Beispiel des Hansabundes. „Bilden wir mit unseren großen Städten", rief der Redner, „einen Bund, um die Unbill unserer Grund-Aristokratie zu beseitigen; mögen die Ruinen der Schlösser am Rhein und an der Elbe unseren Gegnern zeigen, welches Loos ihrer harrt, wenn sie fortfahren, den arbeitenden Klassen des Landes Widerstand zu leisten." So entstand die Anti-Korngesetz-Liga. Es ward festgesetzt, daß jeder Fabrikdistrikt seinen Lokalverein haben und daß alle Lokalvereine unter einem Exekutiv-Comité in Manchester stehen sollten. Auch wurde ein Journal, Anti-Corn-Law-Circular, gegründet, welches zwei Jahr später den bezeichnenden Titel: Anti-Bread-Tax-Circular erhielt. Doch die große Periode der Liga beginnt erst im Jahre 1842. Der Verein ließ Broschüren zu Hunderttausenden im Lande austheilen. Auf Cobden's Antrag sammelte man im ganzen Lande Beiträge bis zum Belaufe von funfzigtausend Pfund Sterling. In Manchester wurde ein Versammlungsgebäude, die Free-Trade-Hall, errichtet. Kurz, der Verein wurde eine Macht, mit der man bereits zählen mußte. Im Jahre 1843 fand die erste große Versammlung der Liga in London statt, und Macready räumte ihr zu diesem Zweck das Drury-Lane-Theater ein. Das neue Programm der Liga verlangte nicht allein die totale und unbedingte Abschaffung der Kornzölle, sondern auch alle Monopole und Schutzzölle zu Gunsten des Ackerbaues, der Fabrikanten und der Schifffahrt, kurz, die unbeschränkte Handelsfreiheit. Von besonderer Wichtigkeit war die Sitzung am 28. November im Covent-Garden-Theater. Cobden schlug dort nämlich vor, sich mit allen Wählern und Wahlbureaus in Verbindung zu setzen und dieselben zu einer Petition an die Königin zu veranlassen, damit das unter Bestechungen aller Art gewählte Parlament aufgelöst werde. Um diesen Plan zur Ausführung zu bringen, schrieb der Verein eine neue Kollekte von hunderttausend Pfund Sterling aus. Das Organ des Vereins wurde von Manchester nach London verlegt und erhielt den Titel: The League. Schon zeigte sich der Einfluß der Liga bei den Wahlen, namentlich in London trug sie über den ministeriellen Kandidaten einen entscheidenden Sieg davon. Um von der Thätigkeit des Vereins einen Begriff zu haben, muß man wissen, daß derselbe vom 28. November 1843 bis Ende Januar 1845 nicht weniger als zweihundert Meetings in den verschiedenen Theilen des Landes abgehalten hatte; über zwei Millionen Broschüren waren vertheilt worden, außerdem noch anderthalb Millionen Nummern des Vereins-Organs; dreihundertundfünfundzwanzigtausend Briefe waren geschrieben oder empfangen worden; von den ausgeschriebenen hunderttausend Pfund Sterling waren dreiundachtzigtausend eingegangen, und der Rest war durch die bevorstehende Vereins-Industrie-Ausstellung im Covent-Garden-Theater gesichert.

Der Moment des Sieges nahte schon heran. Beim Beginn der Session von 1845 erklärte Lord John Russell geradezu, daß die Zeit der Protection vorüber sei, und Sir Robert Peel verwahrte sich ausdrücklich gegen die Behauptung, als hätte er sich den Grundbesitzern gegenüber die Hände gebunden, die Wiederherstellung des alten Schutzsystems sei eine Unmöglichkeit. Bald darauf brachte Cobden seinen Antrag wegen Untersuchung der Lage der Landwirthe ein und entwickelte dabei, wie die Noth dieser Klasse nicht der Korngesetzgebung, sondern dem degradirenden Verhältnisse zur Last fiele, in welchem die Pächter zu den Grundherren ständen. Cobden's Rede machte den tiefsten Eindruck auf das Haus, allein die Majorität blieb dem Ministerium, welches sich auf den höchst fatalen Antrag nicht einlassen wollte. Einen relativen Sieg trug die Liga in der Sitzung vom 14. Juni davon, wo die oben erwähnte Villiersche Motion abermals zur Diskussion kam. Auch diesmal ward die Motion verworfen, allein die Minorität, welche 1842 zweiundneunzig Stimmen stark gewesen, zählte jetzt schon hundertundachtundachtzig Stimmen und unter diesen Lord John Russell. Die Aufhebung der Kornzölle, welche vor drei Jahren noch als eine Utopie behandelt worden war, ward jetzt schon als gesichert betrachtet, und man diskutirte bereits das Wann? Das Jahr 1846 sollte diese gewaltige Reform herbeiführen.

Hiermit schließt der erste Band des Richelotschen Werkes ab; der zweite Band wird uns den Schluß der Geschichte jener großen Frage bringen. Selten wird man ein Werk über einen seiner Natur nach trockenen Gegenstand finden, das sich wie dieses durch eine so warme und klare Darstellungsweise, bei aller Ausführlichkeit, auszeichnet. Der Geschichtschreiber und der National-Oekonom mußten sich vereinigen, um eine so verdienstvolle Arbeit — so viel wir wissen, die einzige von diesem Umfange über die englische Handelsreform — zu Stande zu bringen. Vergessen wir schließlich nicht, zu erwähnen, daß als Anhang eine Reihe von wichtigen Dokumenten, wie die vollständige Uebersicht über die Zollgesetze Englands von 1815 bis jetzt, ferner der bis 1853 fortgeführte Einfuhr-Zoll-Tarif beigefügt worden, welche für das Studium der Frage von wesentlicher Bedeutung sind.

Nord-Amerika.

Die Vereinigten Staaten und die Sklavenfrage.

Von Herrn Friedrich Kapp, den wir, seinem Stile und seinen ausgesprochenen Ansichten nach, für einen der anonymen Herausgeber der bei Georg H. Wigand in Göttingen erscheinenden, durch ihre gesunde deutsche Auffassung amerikanischer Zustände sich auszeichnenden „Atlantischen Studien" halten, ist kürzlich in demselben Göttinger Verlage ein Büchlein über das amerikanische Sklaventhum erschienen, das wir Allen empfehlen können, die weder von den nördlichen, noch von den südlichen Yankees über diese allerdings weit mehr noch das Interesse der Menschheit, als das der amerikanischen Pflanzer berührende Frage belehrt sein wollen.*) Der Verfasser, der seit mehreren Jahren in Amerika lebt, dort aber keiner der bestehenden Parteien und am wenigsten der nicht sehr anziehenden „deutsch-amerikanischen" sich angeschlossen, giebt zunächst nach Richard Hildreth's „Geschichte der Vereinigten Staaten" und nach John Palfrey's „Fünfjährigem Fortschritt der Sklavenmacht" eine objektive Uebersicht der Geschichte des Sklaventhums in den Vereinigten Staaten, die mit dem Kompromiß von 1850 schließt, durch welches die Sklaverei gewissermaßen zu einer National-Angelegenheit erhoben wurde.

Dieses Kompromiß aber erscheint, nach der Darstellung des Herrn Kapp, besonders darum höchst verwerflich, weil es lediglich im Interesse einer kleinen, kaum hunderttausend Köpfe zählenden Minorität des amerikanischen Volkes erlassen ist und weil es außer dem Sklavenhalter-Interesse alle übrige Interessen des Landes verletzt. „Es hat", fügt der Verfasser hinzu, „der Sklaverei neue Stärke und Unterstützung verliehen und macht sie aus einem allmälig abzuschaffenden Uebel zu einem heiligen Prinzip! Das Kompromiß verwischt jede Scheidelinie zwischen Freiheit und Sklaverei und stellt letztere mit frecher Stirn als leitenden Grundsatz auf. Ja, die Union ist in Gefahr, aber nur durch ihre sogenannten Retter, welche zwei feindliche Prinzipien durch einen Vertrag mit einander versöhnen wollten; sie war in Gefahr vom Tage des Constitutions-Entwurfes an, weil dieser dieselbe Unmöglichkeit träumte, und sie wird in Gefahr sein, so lange Kompromisse sie retten sollen. Bei diesen aus dem Widerstreite der Interessen erzeugten Gegensätzen können sich natürlich auch die innerlich hohlen und zersetzten alten Parteien nicht mehr halten: sie gehen daher auch äußerlich an der Sklavenfrage zugrunde."

Es wird uns demnächst eine Geschichte und Charakteristik der bestehenden Parteien geliefert. „Dem Sieger gehört die Beute", das ist der Wahlspruch aller politischen Parteien in Amerika, und es ist das negative Verdienst des Präsidenten Pierce, daß dieser saubere Grundsatz aller Welt jetzt klar geworden und selbst für die Massen kein Geheimniß mehr ist. „Bisher", sagt Herr Kapp, „wußten nur die Politiker von Profession, was diese künstliche Washingtoner Welt zusammenhält, und das Volk glaubte ihren patriotischen Phrasen, ihrer Begeisterung für die wahre Demokratie, für das Volk, für das edle, große und souveraine Volk. Den Betrug aber, den Diebstahl von Millionen hielt er für eine Ausnahme, für neidische Verleumdung, und die Aemterjägerei und Beutegier waren stets der Schandfleck der Gegner. Denn die Massen sahen nicht, was hinter den Coulissen vorging, wenn auch der Klang des gestohlenen Geldes die Phrasen der politischen Schaubühne übertönte. Das Alles ist jetzt anders. Die herr-

*) Die Sklavenfrage in den Vereinigten Staaten. Geschichtlich entwickelt von Friedrich Kapp. Göttingen, Georg H. Wigand, 1854.

image
not
available

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 15 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 22½ Sgr. und vierteljährlich 22½ Sgr., portofrei durch Wien im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 55, und beim Spediteur Neumann, Mauerstraße Nr. 21), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 148. Berlin, Dienstag den 12. Dezember 1834.

Frankreich.

Briefe der Frau von Maintenon über die Erziehung der Mädchen.

Die von uns bereits erwähnte Sammlung von Schriften und Briefen der Frau von Maintenon, welche Herr Th. Lavallée zum ersten Male der Oeffentlichkeit übergeben, enthält in ihrem ersten Bande Briefe über die Erziehung der Mädchen. Wir theilen unseren Lesern einige dieser Briefe mit.

Den Töchtern der Landleute zu Rueil, wo Frau von Maintenon in einer besonderen Anstalt arme Mädchen von Adel erziehen ließ, widmet sie die folgenden Erziehungsmaximen:

Gott hat Euch zum Dienen bestimmt; machet Euch fähig, diese Bestimmung zu erfüllen, und füget Euch in Euer Geschick.

Gott will, daß die Reichen im Besitz irdischer Güter, die er ihnen giebt, die Armen, indem sie solche Güter nicht besitzen, ihre Seelen retten.

Die Reichen werden es schwerer haben, ihr Seelenheil zu erlangen, als die Armen.

Es giebt Reiche, welche gut, und Arme, welche sehr böse sind.

Die Reichen geben Euch die Mittel, zu leben; gebet Ihr ihnen Eure Gebete.

Auf diese Weise tragen die Einen zum Seelenheil der Anderen bei.

Gott hat gewollt, daß Ihr arbeitet; wünschet keinen anderen Beruf.

Die Armen schlafen auf ihrer Streu besser, als die Reichen in ihren prächtigen Betten.

Meinet nicht, daß man, um selig zu werden, nur arm und leidend zu sein braucht; Ihr müßt auch in Geduld aus Liebe zu Gott diesen Zustand ertragen.

Beneidet Niemand das Vergnügen, Almosen geben zu können, die Ihr, Almosen empfangend, eben so viel Verdienst vor Gott haben könnt.

Heget nie Groll gegen die Reichen; Gott hat es gewollt, daß sie reich seien, wie er gewollt hat, daß Ihr arm seiet.

Wenn Ihr Euch dem nicht unterwerfet, was Gott über Euch verhängt, wird Euch Euer Elend eben so unnütz sein für die andere Welt, als es Euch dann peinvoll ist für diese Welt.

Euer Herz ist zufrieden, während Euer Leib arbeitet; die meisten Großen dieser Welt haben Unruhe in ihren Herzen, während sie uns sehr glücklich zu sein scheinen.

* * *

Im Jahre 1684 wurde die Erziehungs-Anstalt von Rueil nach dem Schloß Noisy, welches der König der Frau von Maintenon zu diesem Zweck geschenkt hatte, verlegt. Für die Erzieherinnen in Noisy schrieb Frau von Maintenon im Jahre 1685 eine Instruction, von der uns das folgende Bruchstück mitgetheilt wird:

Man mache ihnen (den Schülerinnen) verständlich, was man zu ihnen spricht, und was man ihnen vorliest.

Man lehre sie französisch sprechen, aber einfach. Eben so einfach sollen sie schreiben.

Man spreche christlich mit ihnen und vernünftig.

Man bessere fortwährend an ihnen, aber mit Sanftmuth und Geduld.

Man erheitere ihnen oft ihre Unterrichtsstunden.

Man dehne ihnen die Unterrichtszeit nie zu sehr aus.

Man erziehe sie zu guten weltlichen Christen, ohne ihnen klösterliche Gewohnheiten beizubringen, wie die, daß sie nicht wagen, die Augen aufzuschlagen.

Man halte sie nicht zu öffentlichen Geständnissen ihrer Fehler an

Man lasse sie nicht bei jeder Gelegenheit niederknieen.

Wenn sie sich durch einander beleidigt fühlen, sollen sie sich versöhnen, wie es Christen ziemt.

Man liebe sie Alle auf gleiche Weise.

Man bringe ihnen einen großen Abscheu vor der Welt bei, aber so, daß sie nicht auf die Meinung kommen, man thue dies blos, um sie für das Klosterleben zu bestimmen; doch lege man ihnen die Vorzüge des Klosterlebens dar.

An den Abbé Gobelin.

(Ueber das Stift von Saint-Cyr.)

Den 10. Oktober 1685.

Ich bin sehr erfreut, daß Sie mit dem, was Sie in Noisy gesehen, zufrieden sind. Es wird mir sehr lieb sein, wenn Sie vor Eintritt des Winters noch einmal hingehen; ich wünschte, daß Sie sich mit einer jeden von denjenigen, die in unsere Gemeinschaft eintreten wollten, besonders unterhielten. Ich habe der Frau von Brinon aufgetragen, sie alle zu prüfen und in Betreff ihrer Aufnahme als Novizen vor meiner Rückkehr Nichts zu bestimmen; ich habe hierzu mehrere Gründe gehabt: sie läßt ihnen nicht genug Gewissensfreiheit, und aus der nicht unbegründeten Besorgniß, die Beichtväter könnten ihre Stellung mißbrauchen, hat sie die jungen Mädchen auf einen einzigen Franziskanermönch beschränkt, der ihnen nie ein Wort sagt; sie glaubt, daß die Mädchen damit nicht unzufrieden sind, weil sie nicht wagen, sich darüber zu beklagen; aber, da sie gegen mich offener sind, offenbaren sie mir ihre Bekümmernisse. Ich rechne sehr darauf, in Zukunft nur solche Mädchen, die in Noisy erzogen sind, aufzunehmen; für jetzt freilich müssen wir auch andere aufnehmen; alle diejenigen, welche wir haben, sind Kinder, welche noch lange nicht als Erzieherinnen zu gebrauchen sein werden. Es ist Schade, daß die Kanoniſſin*) keinen Ruf erhalten hat, sie würde uns vorzügliche Dienste leisten.

Wir werden künftig nur adelige Fräulein aufnehmen; es ist wahrscheinlich, daß sich genug derselben in dem Hause zusammenbringen lassen werden. Wenn Sie wieder hinkommen, haben Sie die Güte, einige väterliche Ermahnungsreden an die ganze Gemeinschaft zu richten. Ich billige es, wie Sie, daß die Mädchen ein Probejahr durchmachen; aber es scheint mir, daß sie von dem Probejahr viel mehr Nutzen haben würden, wenn sie, anstatt daß sie sich nur über ihre künftige Lebensregel unterrichten und ihre zukünftigen Obliegenheiten nur theoretisch kennen lernen, das Probejahr in der praktischen Uebung ihres zukünftigen Berufs zubrächten, besonders in der Leitung und Unterweisung der Kinder, welche ja die Haupt-Aufgabe ihres Instituts ist. Ich weiß wohl, daß man sie den praktischen Beschäftigungen nicht so ganz und gar unterwerfen müßte, daß sie keine Zeit für Gebete, Predigten, Stillschweigen, Zurückgezogenheit und Konferenzen übrig behielten; man würde Beides mit einander verbinden können, so daß sie selbst und die Anderen erfahren könnten, wessen sie fähig sind. Beschäftigen Sie sich mit dieser Angelegenheit, ich bitte Sie darum, da Sie hoffen, daß sie sich als nützlich erweisen wird, und da, weil Gott und der König mich damit beauftragt haben, Sie mir helfen müssen, sie befriedigend zu erledigen. Sie können öffentlich und privatim unseren Zöglingen nicht genug die Demuth predigen; denn ich fürchte, daß Frau von Brinon ihnen einen gewissen Stolz, den sie hat, beibringt, und daß die Nähe des Hofes, das Interesse des Königs an der Anstalt, die Besuche, welche der König und selbst ich der Anstalt abstatte, ihnen eine Vorstellung von Kanoniſſinnen oder wichtigen Damen in den Kopf setzt, welche nicht verfehlen kann, sie mit Stolz zu erfüllen und welche dem guten Zweck, welchen wir erreichen wollen, hindernd in den Weg tritt. Im Uebrigen, so scheint es mir, steht es gut, und es herrscht eine sehr solide Frömmigkeit in diesem Hause; aber wir haben die Mittelstraße zu halten zwischen der Vornehmheit unserer Frömmigkeit und dem Elend und der Niedrigkeit gewisser Klöster, die wir haben vermeiden wollen.

Ich weiß nicht, wie man sie (nämlich die Erzieherinnen des Stiftes von Saint-Cyr) nennen soll. Wenn Sie die Lebenswidmung gelesen haben, wissen Sie, daß Frau von Brinon sie die „Damen de Saint-Louis" nennt. Dies darf nicht sein; der König wird sich selbst nicht kanonisiren, und er ist es ja doch, der als Gründer des Instituts ihnen den Namen giebt.**) Es scheint mir, daß sie zur Unterscheidung von den Fräulein schlechtweg als „die Damen" zu bezeichnen sind. Sagen Sie mir darüber Ihre Meinung.

---

*) Frau de la Maisonfort, Kanoniſſin von Poussay, welche eine der Lehrerinnen in Noisy war.

**) Das Bedenken der Frau von Maintenon hat sich nicht bewährt; die Erzieherinnen im Hause von Saint-Cyr erhielten wirklich den Namen: „Damen de Saint-Louis".

image
not
available

einem Goetheschen „Westöstlichen Divan“ oder einem Rückertschen „Erbaulichen und Beschaulichen aus dem Morgenland“ nicht zur Unzierde gereichen würden. Aber die Länge und Gedehntheit des Gedichtes dürfte doch etwas Ermüdendes, die Häufung der Bilder etwas nach Ueberladenheit Aussehendes, wenigstens für den deutschen Leser haben, während die kürzer gefaßten Häfisschen Ghaselen an diesen Gebrechen weniger leiden, weshalb wir ihnen auch unbedingt den Vorzug geben.

Zu diesen kürzer gefaßten gehört folgendes Gedicht, in welchem Patriotismus, Kampflust und die dem Orientalen eigene kalte Todesverachtung sich in erhabener Diction aussprechen. Das Ghasel lautet:

„Wenn der Schlacht Drommeten dröhnen,
Wenn die Pfeile schwirrend stöhnen,
Wenn die Feuerschlünde donnern,
Wenn die Lärmsignale tönen,
Wenn hier Bruder fällt mit Bruder,
Väter stürzen dort mit Söhnen:
Welche Schmach erwächset Denen,
Die dann feig' der Wollust fröhnen,
Die, des Kampfes Graus zu tragen,
Nicht das bange Herz gewöhnen,
Die die feige Flucht vom Schlachtfeld
Mit der Liebe Pflicht beschönen,
Die mit Wunden nicht das Antlitz;
Die mit Narben es bekrönen!
Aber welche Glanzeshelle,
Welcher Ruhm erblühet Jenen,
Die dann, an die Todesschwelle
Tretend, keck den Tod verhöhnen,
Die, vom Schicksalspfeil getroffen,
Fallen sonder Klag und Stöhnen,
Die „Heil Mahom!“ jauchzend rufen
Mit der Lippe letzten Tönen!“

Die meisten Häfisschen Ghaselen sind sogar in noch engeren Gränzen des Umfanges gehalten, ja, es giebt viele unter ihnen, die nur aus sechs und sogar nur aus vier Versen bestehen, in welchem letzteren Falle wir alsdann die kürzeste Form des Ghasels vor Augen haben. Echte Pietät und Gottesfurcht im schönsten Sinn des Wortes athmen folgende drei Ghaselen, nämlich:

„In Allah's Hand kannst Du Dich sorglos geben,
Sein starker Arm beschirmt der Frommen Leben.
Glaub'st Du, ein Sultan, den nicht Allah hebet,
Könnt' Höheres als Du, sein Sklav', erstreben?“

Ferner:

„Der Turban macht Dich nicht zum Muselmanen,
Noch daß im Koran lasen Deine Ahnen.
Weißt Du, was Dich zum Jünger Mahom's weihet?
Daß Du nachwandelst des Propheten Bahnen!“

Und:

„Es ist kein Hell in dieser Welt zu finden,
Als in der Seele tief gehimmten Gründen;
Wer aber dort es einmal hat gefunden,
Dem wird es nie und nimmermehr verschwinden.“

Daß Häfis ein Priester der Versöhnung, nicht des Hasses ist, bezeugt er durch das folgende Ghasel:

„O, nicht um eine flüchtige Sekunde
Verschiebe der Versöhnung heil'ge Stunde.
Wenn erst die Nacht mit ihrem gift'gen Hauche
Dein Herz umfing, wird schlimmer dessen Wunde.“

Eben so kennt seine Seele nicht das strenge und kalte Gefühl der Rache, sondern nur das süßere der Vergebung, welches doch zugleich das männlichere ist, weil es durch die Opfer der Selbstbeherrschung erkauft werden muß. So singt Häfis:

„Des Nils weiche Brust, vom scharfen Kiele
Wird sie zerrissen, liebend doch zum Ziele
Trägt sie den Kahn. O, Sohn des Gläub'gen! ahme,
Trifft Undank Dich, der Welle nach im Nile.“

Und an einer anderen Stelle heißt es:

„Nicht nenn' ich's groß, daß Du die Fluth, die reine,
Dem schöpft, der Dich geladt mit Scherbenweine.
O, Jünger Mahom's! ahme nach der Palme,
Die Datteln giebt, wann sie empfänget Steine.“

Gegen das Splitterrichterthum, das in Iran, wie überall, zuhause ist, zieht er zu Felde im folgenden Ghasel:

„Viel leichter ist's, im Herzen Ingrimm hegen
Der fellen Laste seiner Nachbarn wegen,
Als streng bekämpfen in dem eigenen Herzen
Der feilen Erdenlust dämonisch Regen.“

Das Hadern mit der Gottheit rügt er in einem anderen Ghasel, welches heißt:

„Wenn Meeresfluth Dein Feld hat überflossen,
Gemach, mein Freund! ertrag' es unverdrossen.
Wär's lieber Dir, wenn, statt auf Deine Felder,
Die Fluth sich hätte über Dich ergossen?“

Daß wir nicht blos an uns denken, sondern auch die Folgezeit liebend ins Auge fassen sollen, spricht Häfis in nachstehendem kleinen Ghasel aus, welches eben so zierlich und leicht hingeworfen ist, wie alle seine anderen Ghaselen:

„Säumten einst in träger Ruh'
Deine Ahnen, so wie Du:
Nimmer schlöss' ob Deinem Haupt
Heut' der Palmen Dach sich zu.“

Der Weisheit erbaut Häfis einen glänzenden Altar in seinen Liedern. An einer Stelle singt er begeistert:

„Weisheit ist der Gottheit Spiegel,
Weisheit ist des Himmels Riegel,
Weisheit ist das Ziel des Lebens,
Weisheit der Vollendung Siegel.“

Das Glück ist ihm dagegen keine Göttin, der er Kränze flicht. Er singt:

„Laß vom Glanz Dich nicht berücken,
Flieh' des Glückes falle Tücken,
Denke, daß Du bist der Sieger,
Fliehst Du es aus freien Stücken.“

Armuth erscheint ihm als eine Zierde des Dichters. Wir finden in seiner Sammlung nachfolgendes Ghasel:

„Reich ist nur ein feig' Gelichter!
Armuth ist die Zier der Dichter!
Braucht die Sonne, die des Feuers
Flammen ausstrahlt, fremder Lichter?“

Aehnlich wie Glück und Reichthum verwirft er auch — wie wir schon im Eingange bemerkten — die Liebe, als eine Ablenkerin vom Ruhme, in verschiedenen Ghaselen. Eins darunter lautet:

„Aus der Liebe weichen Ketten
Mußt Du Deine Seele retten,
Jüngling, wann Du willst gelangen
Zu des Ruhm's geweihten Stätten!“

Einem in den Fesseln der Liebe gefangenen Jünglinge schleudert Häfis folgendes Ghasel entgegen:

„Wann Mahom's Jünger kämpfen im Vereine,
Dann tändelst Du in dem Cypressenhaine?
Dir wird einst Mahom an des Eden Pforten
Entgegendonnern: Du bist nicht der Meine!“

Seinem an Schlachtgesänge und Kämpfe gewöhnten Ohr — wer kennt nicht die ewig sich wiederholenden Unruhen in Persien! — würde, wie es scheint, das Adlergekreisch, wo nicht melodischer, doch ansprechender tönen, als das Lerchengetriller. Denn er singt:

„Du lobst den Sang, wenn Nachtigallen schwirren,
Wenn zarte Liebende wollüstig girren?
Mir weckt ein Echo donnernd nur im Busen
Der Kampfposaunen Klang, der Schwerter Klirren.“

Der Ruhm ist Häfis's Gottheit. Ihr sind die meisten seiner Ghaselen gewidmet. Wir heben folgende aus der Sammlung aus, nämlich:

„Kränze mit des Ruhmes Kranz
Deine Stirn in hellem Glanz.
Welcher Kranz kann werther Dich
Krönen als des Ruhmes Kranz?“

Ferner:

„Lockt Dich der Ruhm, Ruhmdürftiger, o, merke:
Dir folgt der Ruhm, vollbringst Du Ruhmeswerke.
Fliegt auf der Aar, dann dehnt sich seine Schwinge,
Und stets dem Helden wächst die Heldenstärke.“

Desgleichen:

„Rosen pflanze Du vor allen,
Sehnst Du Dich nach Nachtigallen;
Jeder Kranz erfordert eine
Stirn, sie flatternd zu umwallen.“

Und:

„Mein Freund, Du mußt nur dreist es wagen,
Dem höchsten Ziele nachzujagen!
Glaub' mir, mit jedem Flügelschwunge
Wird es Dich mehr zum Himmel tragen!“

Sehr zart ist folgendes Ghasel, womit er anzudeuten scheint, daß der würdige, still in sich selbst versunkene, seine Weisheit nicht auf den Markt des Lebens tragende Forscher in die Geheimnisse Gottes eingeweiht werde, oder daß das höchste Verständniß denen zu Theil werde, die den rechten Gebrauch davon zu machen wissen. Das Ghasel lautet:

„Küssest Deinen Mund Du rein
Gleichwie eine Muschel sein:
Ihrer Brust Geheimniß wird
Dir die Welt als Perle weih'n.“

Daß Häfis nach allem bisher über ihn Mitgetheilten (dem wir noch vieles Aehnliche anreihen könnten) ein großes Recht dazu habe,

image
not
available

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und dem Expediteur Neumann, Markgrafenstr. Nr. 61), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 149. Berlin, Donnerstag den 14. Dezember 1854.

England.

Englische Literatur-Briefe.

1854. Zwölfter Monats-Bericht.

Die aufbrechende Season und ihre Physiognomie. — Drei neue Bände von Lord John Russell ohne Reform. — Fertige und erscheinende Season-Literatur. — Zwei neue Bände von Macaulay. — Osten- und Kriegs-Literatur: des Grafen Carlisle und des Commandeurs Oldmixon. — Korrespondenzen vom Kriegsschauplatze. — Porter's und Carpent's Geschichte der Türkei. — Palmerston. — „Der Parlamentarismus, wie er ist." — Professor Maurice's „Arbeiter-Universität." — Die Verschmelzung von Studenten und „Knoten" und deren Bedeutung. — Das nationale Knotenthum, der Know-Nothingism in Amerika, sein Baumwollengott und die Menschenopfer für ihn. — Geschichte der amerikanischen Freistaaten und deren drei Perioden, von einem Deutschen. — Die amerikanische und europäische Demokratie und die „Aesthetik des Häßlichen" darin. — Palmerston und Kossuth. — Kossuth und das Polenfest vom 29. November. — Kossuth's Kritik des Krim-Feldzuges, als eines politischen und strategischen Fehlers vom Anfang bis zu Ende. — Die englische Geistlosigkeit in Strategie, Literatur und Leben. — Der Bruch mit den alten Göttern in Folge des ersten Aktes des Krieges. — Die „Britische Revüe" und die Bedeutung ihres Nichterscheinens.

London, Dezember.

Es wird Frühling. Es ist schon Frühling, nach dem Rauschen und Bauschen neuer Blätter und Blüthen, nach den schwellenden Keimen und Knospen der aufbrechenden Season in London zu schließen. Die Blätter in der Natur sind alle herunter bis auf die dichte, dunkle, starre, spitzblätterige Stechpalme, welche im vollen Ornate auf die „lustige Christmas" lauert, um mit dem erotischen, Küsse privilegirenden Mistelzweige an der Decke und in den riesigen, fetten Hintervierteln der Roastbeef-Ochsen die zwölf Tage der Weihnachtszeit, auf welche der Engländer alle seine Lustigkeit und „Gemüthlichkeit" während eines ganzen Jahres beschränkt, naturgrün einzurahmen. Die Blätter der Literatur erheben sich und füllen sich in üblicher Pracht von Druck, Papier und Einband mit üblichem Inhalte von den üblichen Personen, unter denen sogar Lord John Russell auch nicht fehlt. Trat er etwa als Tyrtäus, als Theodor Körner des heiligen Krieges auf! Dies weniger, wie denn überhaupt die Poesie der furchtbaren Schlachten sich bisher größtentheils auf elektrische Telegraphen, Börsen-Tragik und Leitartikel der Times beschränkte. Hier und da füllte wohl ein Winkelblatt einen Winkel mit gereimter Siegespassion eines Winkelpoeten aus, aber im Volke singt man den Krieg nicht. Und selbst die fünf Pfund Sterling, welche die Regierung von den Straßenecken herunter Jedem bot, der sich für Sebastopol bereitwillig erklärte, bildeten im Ganzen keine hinreißende Lyrik. Selbst die Times, der alle gute Talente zu Gebote stehen, brachte es in ihren jetzt voll ernsten Anstrengungen, die Nation zu enthusiasmiren, nie bis über den Refrain hinaus: „Es dürfen jetzt keine Kosten gespart werden. Ihr habt Geld, das wissen wir, also heraus damit, damit wir uns Soldaten kaufen können, damit Aberdeen Charpie und Winterkleider für die Belagerer senden kann." Wahrscheinlich hat der alte Mann sich selbst in Downingstreet erkältet und an einem eisigen Novembermorgen gefühlt, daß es sehr kalt sei, und sich dabei erinnert, daß er die Soldaten nur zu einem Sommervergnügen bis Varna ausgerüstet hatte. Doch ich will mich dieses Themas enthalten, welches bis jetzt weder in England, noch im Auslande Jemand ehrlich und thatsächlich zu behandeln wagt, eines Themas, das die englischen Heere mit Ehre, Erde und Wunden, die englischen Heerführer zuhause mit Titeln bedeckt, welche man in anständigen Kreisen gar nicht nennen darf. Ich erwähne nur, daß der einzige noch lebende poeta laureatus auf Bestellung an einem Gedichte über die Schlacht an der Alma arbeitet, wofür er hoffentlich einen besseren Refrain gefunden haben wird, als die Times.

Unter den vielen angekündigten und bereits erschienenen Büchern (wobei man bedenken muß, daß die Verleger nicht selten schon Wochen lang vorher ihre neuen Verlagsartikel als „ready" ankündigen) erwähne ich Lord John Russell blos mit drei neuen Bänden, wovon zwei noch auf das Leben Moore's und einer auf Papiere und Korrespondenzen des alten Fox kommen, Sir David Brewster mit „Memoiren Sir Isaac Newton's", Thackeray mit einem Weihnachtsbuche und Vorbereitungen zu einem halben Dutzend anderen Vorträgen über Literatur, nachdem ihm das erste halbe Dutzend in England und Amerika zehntausend Pfund Sterling eingebracht haben sollen, William Howitt mit einem Notizbuche aus den Wildnissen Australiens, ein Leben Montaigne's von Bayle St. John, ein noch nicht getauftes Buch von John Foster, dem Verfasser der Lebensbeschreibung O. Goldsmith's, die als das Muster aller Biographieen gilt, eine „Geschichte häuslichen Lebens während des Bürgerkrieges", von H. Dixon, Horace St. John mit einem Werke unter dem Titel: „The Scale of Nations", der letzte Band von Grote's „Griechenland", Macaulay mit zwei neuen Bänden seiner Geschichte Englands, die freilich schon, wenn ich nicht irre, im vorigen Herbste als nächstens erscheinend angekündigt wurden, obwohl man, nach der Regelmäßigkeit und Ausdauer zu schließen, mit welcher der Autor beinahe zwei Monat lang alle Tage an dem für ihn besonders privilegirten Tische der King's Library des Britischen Museums zubrachte, annehmen darf, daß es ihm, so zu sagen, auf den Nägeln brannte.

Bücher über den „Osten" fahren fort, zu erscheinen, wie Gänseblumen auf der Weide, und von derselben Bedeutungslosigkeit. Jeder Osten- und Türken-Literator fährt fort, seine persönlichen Erfahrungen und Erlebnisse in Konstantinopel, Klein-Asien, dem Kaukasus und sogar in Sebastopol, oft sogar zweibändig, zur Belehrung und Aufklärung seiner Nation zum Besten zu geben, obgleich man oft schon auf den ersten Seiten merkt, daß er nicht über Mudie's Leihbibliothek und das Britische Museum hinausgekommen. Neulich kam mir sogar eine Uebersetzung aus dem Deutschen eines berühmten Krim-Reisenden zu Gesicht, worin von Napier als „unserem Karl" und von „unserer unübertrefflichen Flotte" die Rede ist. Er meint damit die englische; da bekanntlich „unsere", die selbst kein Hammer sein konnte, unter den Hammer kam. Von dem Original ist nirgends die Rede, so daß die „Uebersetzung aus dem Deutschen" wohl erst ein nachträglicher Einfall des Verlegers gewesen sein mag. Doch fehlt es auch nicht an Originalen, die freilich zum Theil besser gerathen sein möchten, wenn die Verfasser ihre Reisen ebenfalls auf die langen Bücherstraßen des Britischen Museums beschränkt hätten. Wenigstens würde uns dann Lord Carlisle*) nicht durch seine gastronomische Galle, die er über alle Speisen und Getränke der Türkei ausschüttet, den ganzen Appetit zu verderben suchen. Lord Carlisle wird wegen der unenglischen Kost in der Türkei zum giftigsten Türkenfresser. Die höheren Klassen dort haben ihm weder Prinzipien, noch Roastbeef, die unteren weder Fisch, noch Fleisch, und nicht einmal Messer und Gabel, womit sie ersteres verzehren könnten. Wegen einer schlechten Suppe, die er theuer bezahlte, ohne sie essen zu können, skandalirt er funfzig Meilen weit und spricht der Türkei allen „Christenglauben", alle Zukunft ab, während er den Griechen, die er wahrscheinlich in Manchester als Gentlemen von so und so viel tausend Pfund Handelswerth kennen gelernt hat, nicht nur das übliche „highly respectable" zukommen läßt, sondern auch viel Anerkennung ihrer Küche und Kirche. Sonst ist das Buch durchaus ein echt englisch-hocharistokratisch-misanthropisches „Groanen" und Schimpfen über den ganzen Osten mit Aufzählung aller englischen Speisen und Getränke, die man dort nicht findet. Doch vielleicht thue ich dem edlen „recht ehrbaren" Earl Unrecht, da es möglich ist, daß ich ihm Vieles zuschreibe, was ich eigentlich von „Piccadilly bis Pera" des Commandeurs John Oldmixon gelesen. Der Earl ist mehr nichtssagend, immer damit stolzirend, daß ihm sein hoher Rang und sein mächtiger Regierungspaß Zutritt zu allen möglichen Größen und Berühmtheiten verschafft habe, ohne daß man erfährt, was er dort gesehen und erlebt. Das ewige Keifen und „Grumblen" gehört mehr in Oldmixon. Da ich beide Bücher durch einander gelesen, mag ich mich nicht immer klar erinnern, was in dem einen oder dem anderen stand. So viel ist aber sicher, daß der alte Commandeur vom Anfang bis zum Ende seinem Zorne über schlechte Speisen und Getränke nicht kommandiren kann. Er spottet, höhnt, schimpft, thut vornehm verdrießlich und als könne er

*) Diary in Turkish and Greek Waters.

image
not
available

Gelehrten- und Arbeiterstolz muß in dem kaufreien, modernen, ostindischen Menschen und freien Mann aufgehen. Vor einer Armee solcher reinlichen, friedlichen, freien Menschen würde der gespenstige, zusammengeflickte Lumpenkönig des Kommunismus sich bald in einem Armen- oder Irrenhause verkriechen, während jetzt Polizei und Gerichte und allerhand Leute, die Geld oder Aemter haben, sich unruhig abquälen, ihn in einzelnen armseligen Unterthanen exemplarisch zu bestrafen und ihn durch die Abschreckungstheorie mit einer Art von Märtyrer-Glorie zu umgeben.

Ich erwähnte vorhin Amerika als besonderen Schmelztiegel neuer Kultur. Man muß dies nicht mißverstehen und nicht als eine für die Dauer eines Monats-Berichts geltende Beziehung ansehen. Sie ist eine allgemeine, ohne Rücksicht auf den jetzt gerade akut und barbarisch hervortretenden „Know-Nothingism", dieses verschworne nationalreactionaire Nichtswissenwollen, dieses Nichtswissen als Prinzip, der Abfall vom Geiste und von der Idee des Staates, die Baumwolle als nächster, urgewählter Präsident aller nordamerikanischen Republiken. Vielleicht ist es das „Streckbein" des in materieller Speculation dumm und blödsinnig gewordenen Yankeeismus, das letzte Aufflackern dieser öllos gewordenen Lampe, die einst so weltgeschichtlich und solarisch in Washingtons, Franklins, in einem wahrhaft großen, siegreichen Kulturkampfe strahlte. Dieser große Idealismus, der eine in der ganzen Weltgeschichte unerhörte Realität schuf, ist jetzt total zu Baumwolle geworden, verposamentirt. Er handelt nicht blos mit Baumwolle und Sklaven „von Profession", sondern auch mit weißen, wobei er seine eigenen, angesehensten, reichsten Kinder nicht schont. Ja, er macht aus den Mördern goldene Kälber und betet sie an, weil sie das Baumwollen-Interesse höher stellten, als vierhundert der kostbarsten amerikanischen Personen, so daß die Ersäufung von vierhundert deutschen Auswanderern für zehntausend Dollars zu einem bloßen idyllischen Geschäftchen herabsinkt. Ich erinnere hiermit an den Untergang des Collinsschen „Arctic" und die beispiellos brutalen Scenen, welche während des fünfstündigen Todeskampfes gegen die feinsten, höchsten amerikanischen Frauen und Kinder und Familien von Seiten der Offiziere und Matrosen aufgeführt wurden. Die furchtbaren Hetzjagden der Collinsschen Postdampfschiffe gegen die Cunardschen englischen hatten einen doppelten Zweck, erstens die Baumwollenpreise Liverpools so schnell als möglich zur Kenntniß der Baumwollen- und Sklavenzüchter zu bringen, zweitens den Yankee-Nationalismus durch Siege über die Engländer zu kitzeln. Von Rücksicht auf die Passagiere war dabei gar keine Rede. Der „Arctic" sollte diesmal die Tags vorher abgegangene, schnelligkeitsberühmte Cunardsche „Arabia" um einige Minuten oder „Pferdelängen" schlagen. So ließ der Capitain Luce wie wahnsinnig durch den dichten Nebel der Neufoundlands-Bank, wo stets viele Schiffe wimmeln, jagen ohne eine Lärmglocke, ohne die geringste Um- und Vorsicht für mögliche Unglücksfälle. Von vierhundertsiebenundzwanzig Personen, darunter die angesehensten Familien Nord-Amerika's, auch die des Collins und er selbst, ertranken über dreihundert, da sie von der Schiffsmannschaft mit Faustschlägen und Colt'schen Drehpistolen von den Booten zurückgetrieben wurden, auf denen die Helden sich retteten, statt mit etwas Disziplin und Anstrengung alle dem fürchterlichen Tode zu entreißen. Die eigentlichste Schuld trifft den Capitain, der nach dem ersten Stoße den Kopf verlor und die vollste Anarchie der entfesselten Hefe von Irländern herrschen ließ. Luce entkam und ward durch die Städte Amerika's wie ein Triumphator getragen und in New-York in das Prunkzimmer des Rathhauses gesetzt, um dort sich anbeten zu lassen. Das ist der volle, personifizirte Wahnsinn des Baumwollen-Kultus, der Know-Nothingism an der Spitze seiner Herrlichkeit, von der Gränze seines Witzes, obgleich er eine Majorität von zwei Dritteln bei allen neuesten Wahlen errungen haben soll. Daß ein amerikanischer Capitain sich vierhundert Deutsche als Fracht von Bremen in seinem neuen Schiffe geholt hatte, um durch deren Ersäufung zehntausend Dollars zu „machen", ist wohl schon aus den Zeitungen bekannt, auch, daß das Schiff zweiundsiebzigtausend Dollars gelostet und mit vierundachtzigtausend Dollars versichert war, der Capitain mit seiner ganzen Mannschaft, von den Auswanderern aber nicht ein Einziger entkam. Das war ein „smart business!" Echter, nationaler Know-Nothingism! Ob nicht dieser Capitain auch in einem Rathhause als goldenes Kalb aufgestellt werden sein mag! Er eignet sich gut dazu. Erstens hat sich sein nationaler Werth um zehntausend Dollars erhöht, zweitens hat er sich um das Vaterland der „Nichtswisser" durch Ersäufung von vierhundert Deutschen, welche in der Regel zu den „Freesoilern", unter die Agitatoren gegen Sklaverei übergehen und so die Zahl der Abtrünnigen vom wahren Glauben an den Baumwollengott vermehren, ganz eklatant verdient gemacht.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Briefe der Frau von Maintenon über die Erziehung der Mädchen.

(Schluß.)

Ich freue mich sehr, daß Fräulein von . . . sich endlich gedemüthigt hat. Preisen wir dafür Gott und nicht sie. Das ist auch einer von unseren Fehlern, daß wir die Mädchen zu viel loben. Regen Sie aber auch nicht ihren Stolz durch zu häufige Zurechtweisungen an, aber wenn Sie genöthigt gewesen sind, sie zurechtzuweisen, bewundern Sie die Mädchen nicht dafür, daß sie es gut aufgenommen haben.

Was Sie betrifft, mein theures Kind, Ihre Gesinnungen kenne ich. Sie haben, scheint mir, an Allem keine Schuld. Es ist nur zu wahr, daß das Uebel größtentheils durch mich gekommen; aber Sie mögen, wie die Anderen, sich in Acht nehmen, daß Sie keinen Theil an dem Stolze haben, der überall so tief eingewurzelt ist, daß man ihn fast nicht mehr gewahr wird. Wir haben die Erniedrigungen gewisser Klöster vermeiden wollen, und Gott straft uns mit diesem Hochmuth. Es giebt kein Haus in der Welt, welches äußerer und innerer Demuth mehr bedarf, als das unsere. Seine nahe Beziehung zum Hofe, seine Größe, sein Reichthum, sein Adel, die Luft der Gunst, die man darin athmet, die Gunstbezeigungen eines großen Königs, die Sorgfalt einer beim Könige in so hoher Gunst stehenden Person, das Beispiel der Eitelkeit und des in aller Beziehung so weltlichen Benehmens, welches sie Euch in Folge der Macht der Gewohnheit wider Willen giebt, alle diese so gefährlichen Fallstricke nöthigen uns, Maßregeln zu nehmen, die den bisherigen ganz entgegengesetzt sind. Preisen wir Gott, daß er uns die Augen geöffnet; er flößt Euch die Frömmigkeit ein; sie nimmt täglich bei Euch zu; begründen wir sie fest und sicher. Schämen wir uns nicht, uns umzubilden; ändern wir unsere Art zu handeln und zu sprechen und bitten wir inständig unseren Herrn, daß er unsere Herzen von Grund aus ändere, daß er den Geist der Ueberhebung, der Spottsucht, der Spitzfindigkeit, der Neugierde, der Dreistigkeit, über Alles abzuurtheilen, der Sucht, sich in die Angelegenheiten der Anderen zu mischen auf die Gefahr, die Pflicht der Liebe zu verletzen, aus unserem Hause entferne; daß er die Weichlichkeit, die Ungeduld bei den geringsten Unbequemlichkeiten daraus entferne; das Schweigen und die Demuth werden dazu die besten Mittel sein. Theilen Sie meinen Brief unserer verehrten Superiorin mit; wir müssen unter einander Alles gemein haben.

An Frau du Tourp, Ober-Vorsteherin der Klassen, in Saint-Cyr.

Den 9. Juni 1694.

Begnügen wir uns nicht damit, zu klagen, mein theures Kind, und die Zukunft zu fürchten; versuchen wir auch, die Gegenwart so gut, wie wir es können, zu gestalten. Sie können dazu mehr, als irgend Jemand, beitragen; und Sie sind klug genug, es dahin zu bringen, daß Ihre Fräulein nicht leise mit einander sprechen, ohne daß Sie dadurch bei Ihren Schwestern Anstoß erregen. Man muß den Mädchen viele Gespräche, welche man hört, hingehen lassen und nicht Alles als wichtig behandeln, wenn nichts Sündhaftes darin ist.

Fräulein von Auri ist außer sich, wenn sie ein neues Kleid hat; sie fragt mich um Rath in Bezug auf das Uebrige, was dazu gut steht; ich gehe darauf ein und sage ihr meine Meinung, indem ich ihr bemerklich mache, daß diese Freude und der Sinn für Putz ihrem Alter angehöre, daß die Jugendzeit vergehe, und daß ich hoffe, sie werde früher, als eine Andere, zu würdigeren Neigungen gelangen. Ich glaube, daß ein solches Eingehen auf die Gesinnung der Mädchen mehr Gutes wirkt, als eine zu große Strenge, welche nur dazu dient, sie widerspenstig und verschlossen zu machen.

Man hat mir gesagt, daß eine der Kleinen im Sprechzimmer es anstößig gefunden, daß ihr Vater von seinen Hosen gesprochen. Es ist ein gebräuchliches Wort. Welchen anstößigen Sinn verbinden Sie damit! Macht das Zusammentreffen der Laute das Wort anstößig! — Sollen sie (wie das Wort culotte) auch die Worte curé, cupidité, curieux ꝛc. nicht hören dürfen! — Das ist bedauernswerth. Andere sagen sich, daß eine Frau schwanger ist, nur leise ins Ohr. Wollen sie anständiger sein, als unser Herr, der von Schwangerschaft, von Gebähren und dergleichen spricht! — Ein kleines Fräulein nahm Anstand, als ich nach den Sakramenten fragte, die Ehe zu nennen; sie fing an zu lachen und sagte mir, daß man dieses Sakrament in dem Kloster, in dem sie gewesen, nicht nennen dürfte. Wie! Ein von Jesus Christus eingesetztes Sakrament, dessen Feier er durch seine Gegenwart geehrt, dessen Pflichten die Apostel im Einzelnen darlegen, und mit welchen Ihr Eure Mädchen bekannt machen müßt, soll nicht genannt werden dürfen! So Etwas macht die klösterliche Erziehung lächerlich. In solchem Unwesen liegt viel mehr Unanständigkeit, als darin, daß man von dem spricht, was unschuldig ist und was in allen frommen Büchern vorkömmt. Wenn sie in der Ehe leben werden, werden sie sehen, ob darüber zu lachen ist. Man muß sie daran ge-

image
not
available

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 4 Thlr. 15 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 7½ Sgr. und vierteljährlich 1 Thlr. 15 Sgr., welche den Bezug im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 13, und beim Spediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 150. Berlin, Sonnabend den 16. Dezember 1854.

Rußland.

Die Krim und Odessa, von Professor Karl Koch.*)

Herr Professor Koch aus Jena, der dem größeren Publikum durch sein Reisewerk über Kaukasien und den Lesern unseres Blattes durch einige von ihm darin gelieferte Schilderungen der Tscherkessen als ein Reisender bekannt ist, der Nichts oberflächlich beobachtet, hat durch die Begebenheiten des jetzigen Krieges einen direkten Anlaß erhalten, sein bisher noch ungedrucktes Tagebuch über seine Reise durch das südliche Rußland und die Krim nachträglich zu bearbeiten und dem Publikum zu übergeben. Das Buch, welches einen Theil der Lorckschen Haus- und Thaler-Bibliothek bildet, ist eine in jeder Beziehung zeitgemäße Erscheinung, auf die mit einigen Worten aufmerksam zu machen, wir nicht haben unterlassen wollen.

„Es giebt vielleicht kein Land in Europa", sagt der Verfasser, „das so häufig verkannt wird, als gerade die Krim. Selbst in Rußland und zumal in St. Petersburg hat man darüber eben so irrige Ansichten, als bei uns. Seit der Besitznahme des Landes durch Katharina II. hat sich die irrige Meinung von der großen Fruchtbarkeit der Krim verbreitet und erhalten und ist selbst durch die besseren Reisebeschreibungen, besonders zweier Männer, des leider zu früh verstorbenen Dubois de Montpéreux und des Fürsten Anatol Demidov, noch nicht hinlänglich widerlegt. Es kömmt noch dazu, daß man auf den größeren Karten, welche jetzt, durch die Umstände veranlaßt, schnell bearbeitet und herausgegeben wurden — selbst die Pariser nach der großen Demidovschen reduzirte Karte nicht ausgeschlossen — zahlreiche Ortschaften eingetragen findet, die zum größten Theil gar nicht existiren, aber ganz dazu geeignet sind, die falsche Ansicht von der großen Fruchtbarkeit der Halbinsel zu bestärken. Der Irrthum erklärt sich dadurch, daß die Tataren der Ebene den größten Theil des Jahres noch Nomaden sind und in kurzen Zwischenräumen, je nachdem ihren Heerden das nöthige Futter geboten wird, ihre Aufenthaltsorte ändern. Auf den Karten sind nun alle diese Orte nicht allein als Dörfer eingetragen, sondern man findet sogar auch eine Menge Namen aufgeführt, welche noch aus der Zeit stammen, wo die Krim unter der Herrschaft der Tatar-Chane stand."

Herr Dr. Koch kam aus Kaukasien nach der Krim und machte die Reise von Taman nach Kertsch auf einem russischen Packetboote, dessen Führer ein Deutscher war. In Kertsch fand er, nach langer Entbehrung aller Bequemlichkeiten auf einer Reise durch unwirthbare Länder, zum ersten Male wieder ein deutsch eingerichtetes Wirthshaus, wo er von deutschen Kellnern bedient wurde. Der erste Eindruck, den die Krim auf ihn machte, war demnach ein freundlicher. Der Weg von Kertsch nach Theodosia führte ihn jedoch bald in eine der wasserlosen Steppen, an denen die Krim so reich ist und wo, wie in den afrikanischen Wüsten, den wenigen vorhandenen Pflanzen ein nicht unbedeutender Salzgehalt an jedem kräftigen Gedeihen hinderlich ist. Der Verfasser führt uns nach Theodosia (Kaffa) und Karaßu-Basar und von da nach Sympheropol, Baktschisarai und Dschufut-Kalé, was ihm Gelegenheit giebt, das dort auf kleinem Raume zusammengedrängte Völkergemenge, namentlich Tataren und Karaïten, zu schildern, über welche Letzteren er von einem ihrer gelehrten Rabbiner, Salomon Beim, vielerlei Notizen gesammelt hat. Wir folgen jedoch dem Verfasser zunächst nach Sebastopol, um uns hier Einiges von ihm über den Hafen und die Festung erzählen zu lassen:

„Ich beginne", sagt er, „bei der Beschreibung von Sebastopol mit dem Hafen. Er zieht sich ungefähr eine Stunde landeinwärts und wird allmälig flacher. Am Ausgange mag die Breite eine Viertelstunde und etwas mehr betragen. Nach Norden zu wird die Bucht durch ein hohes Ufer begränzt, südlich hingegen laufen vier kleinere Buchten in die Landzunge hinein und sind allenthalben von ziemlich hohen Ufern umgeben. Von ihnen werden die beiden mittleren als Kriegshäfen benutzt. Diese besitzen selbst gegen ihr oberes Ende noch eine Tiefe von fast vierzig Fuß, also hinlänglich, um die größten Schiffe zu tragen. Nur die erste Bucht unweit des Eingan-

*) Leipzig, C. B. Lorck (Expedition der Hausbibliothek), 1854.

ges, die den Namen Artilleriebucht führt, dürfen allein Kauffahrtheischiffe benutzen, während die letzte, die sogenannte Schiffwerftsbucht, nicht gebraucht wird. Obwohl auch außerhalb der Hafenbucht das Meer allenthalben eine nicht unbedeutende Tiefe besitzt — denn am Ausgange derselben beträgt diese siebzig, achtzig und mehr Fuß — so ist doch zur Sicherung der Einfahrt die nöthige Vorsicht dadurch getroffen, daß in der Ferne zwei Leuchtthürme erbaut und so zu einander gestellt sind, daß, wenn man ohne Gefahr in den Hafen einlaufen will, der eine Leuchtthurm den anderen vollständig decken muß, so daß man nur den einen sehen darf. Die Räume des ganzen Hafens sind so groß, daß in ihnen nicht allein die russische Flotte des Schwarzen Meeres eine sichere Zuflucht finden kann, sondern daß auch sämmtliche Kauffartheischiffe, selbst wenn ihre jetzige Zahl sich verdoppeln sollte, sich darin den Nachstellungen ihrer Feinde entziehen können.

Man kann sich wohl denken, daß die russische Regierung auch die nöthige Sorgfalt getragen hat, um die eigenen Schiffe im Hafen zu sichern, jedem fremden hingegen den Eingang zu verwehren. Vier starke Basteien, auf jeder Seite zwei, stehen zu diesem Zwecke gleich am Anfange der Hafenbucht und vermögen mit ihren Kanonen das furchtbarste Kreuzfeuer zu unterhalten. Die beiden äußersten führen den Namen der Alexanders- und Konstantins-Bastei. Von den beiden inneren war, als ich mich hier befand, die eine auf der Südseite im Osten der Artilleriebucht, welche den Namen Nikolaus-Bastei besitzt, so ziemlich fertig, während die gegenüberliegende erst in Angriff genommen war.

Es wurde uns erlaubt, die Nikolaus-Bastei näher zu besichtigen. Mir war das Herz ganz wehmüthig, als ich hier nichts als Mord-Instrumente sah. Die genannte Bastei bildet einen etwas flachen Halbmond und besitzt drei über einander liegende Etagen. Wie man sich denken kann, war das ganze Gebäude bombenfest. Ich wunderte mich, daß man den weichen Steppenkalk von Inkjerman zum Bau benutzt hatte, da dieser, Wind und Wetter ausgesetzt, schneller verwittert, als Granit und anderes plutonisches Gestein, was man, namentlich außerordentlich harten Grünstein (Diorit), in der Nähe hätte haben können. Vielleicht ist aber gerade weiches Gestein am besten geeignet, Bomben zu widerstehen. Daß Granit unseren jetzigen Wurfgeschossen keineswegs auf die Länge der Dauer widersteht, haben wir in diesen Tagen erst bei der Eroberung von Bomarsund gesehen.

Im Erdgeschosse lagen die Bomben und Granaten; ich sah die Oefen, in denen die Kugeln bis zum Rothglühen erhitzt wurden, ehe man sie wirft. In den Etagen waren drei Batterieen, eine jede mit hundertsechsundneunzig Kanonen, aufgestellt. Die größeren Kanonen, welche vierundsechzigpfündige Kugeln werfen, hatte man von den übrigen getrennt, und sie standen in besonderen kleinen Zimmern, hinter denen der Raum wiederum für die Kanzlei und zu ähnlichen Erfordernissen benutzt war. Die größeren Räume enthielten zwanzig und mehr Kanonen und dienten zu gleicher Zeit den Soldaten zur Kaserne. Ich habe schon mehrmals Gelegenheit gehabt, der großen Ordnung und Reinlichkeit in den russischen Kasernen rühmend zu gedenken, hier schien mir aber Alles noch weit sauberer und netter. Man erzählte mir, daß später eine vierte Batterie auf das Dach kommen würde. Bei den beiden vorderen Basteien ist es bereits der Fall. Diese sind übrigens kleiner und haben eine jede nur im Ganzen dreihundertsechzig Kanonen.

Die eigentliche ziemlich unregelmäßige und weitläufige, aber im Allgemeinen doch freundliche Stadt liegt auf der äußersten Landzunge nach dem Meere zu und zieht sich einerseits bis an das Meer hin, andererseits ersteigt sie auch die Höhe der ganzen Halbinsel und breitet sich hinter den vier Buchten noch weiter aus. Die kleinen Landzungen selbst zwischen den oben genannten Buchten sind zu verschiedenen Zwecken, hauptsächlich zu Kasernen, benutzt. Ein kleiner Vorsprung, der in den Kriegshafen sich erstreckt, wurde bis auf die Sohle abgetragen, um einer neuen Admiralität oder einer Schiffswerft Platz zu machen. Es ist dieses in der That eine gigantische Arbeit, an der bereits seit mehreren Jahren viele Hundert Menschen unausgesetzt arbeiten. Ein früherer Offizier hat die Abtragung in Akkord genommen und erhält dafür über eine Million Thaler. Man erzählte mir, daß im Jahre 1851 der Bergvorsprung abgetragen sein müsse; demnach wäre er jet

image
not
available

geistigen Leben" selbst, in der Presse, in der ganzen Literatur. Wenn ich so auf das Heer der Geister von Büchern, die seit Jahren vor mir vorüberschwebten, zurückblicke, kann ich mich eines gewissen horror vacui in dieser Fülle nicht erwehren. Welche Masse über Tage liegen hinter mir, die ich mit Lesen zugebracht, mit Suchen nach stolzem, aus seiner eigenen Fülle sprudelndem Geiste! Wohl fand ich oft, daß das Athenaeum und andere Großmütter der Literatur auch leise Versuche der Originalität verhöhnten und dahinter ihre Furcht versteckten, daß selbständige Geister über die Klike und die anerkannte Respektabilität der guten Gesellschaft emporkommen könnten. Wer den mit dem deutschen Genius der Literatur erfüllten, klagenden, drohenden, zornigen, rhapsodischen, edlen, selbständigen, von der Literatur-Klike für verrückt erklärten Carlyle gelesen, wird Alles verstehen. Ich erwähne hier nur noch eine persönliche sehr schlagende Erfahrung. Wir arbeiteten seit Jahren an dem Plane, in Deutschland eine „Britische Revüe" zu gründen. Der Plan ging durch einen langen Prozeß von Modificationen, bis es endlich ganz gegen meine persönliche Ueberzeugung als das Gerathenste galt, monatlich etwa zehn Bogen aus den englischen, fast zahllosen Monatschriften zu übersetzen. Nun ging es an die Vorbereitungen, bis wir nach zweimonatlichen Studien in den Monatschriften fast alle zu demselben Grade der Ueberzeugung kamen, daß sich nicht monatlich für zehn Bogen Material finde, welches man für die literarische Bildung und die Intelligenz Deutschlands überhaupt als Nahrung bieten könne, ohne sich zu blamiren, so daß das ganze Unternehmen als in Deutschland lebensunfähig von uns selbst aufgegeben ward.

Frau Ida Pfeiffer's zweite Reise um die Welt.

Unter den weiblichen Personen, die, den seltenen Meteoren gleich, in der geographischen Welt aufgetaucht sind, steht Frau Ida Pfeiffer, die berühmte Wienerin, in ihrer Art unübertroffen da. Sie ist es, von der ein Karl Ritter das Urtheil fällte: „daß sie als einzelne Frau unstreitig, dem Umfange ihrer Pilgerfahrten nach, wohl die weitgereisteste ihres Geschlechtes sei; daß sie in dieser Beziehung in der That alle früherhin berühmtesten reisenden Männer des Mittelalters, einen Venetianer Marco Polo, einen Moslemin Ibn Batuta, bei weitem übertreffe: denn sie habe nicht nur, wie diese, drei Erdtheile der alten Welt nach den verschiedensten Richtungen durchwandert, sondern auch die neuen Welten Amerika und Australien besucht und alle Oceane durchschifft." So sprach der große Reise-Historiker, noch ehe die kühne Pilgerin ihre letzte weite Reise vollbracht. Wir haben nun so eben die Freude gehabt, aus einem Briefe von ihr zu ersehen, daß sie dieselbe, ihre zweite Reise um die Welt, glücklich beendigt und nach einer Abwesenheit von viertehalb Jahren vor einigen Tagen in London angelangt ist.

Indem wir aus den seit Jahr und Tag an uns gerichteten Briefen der Frau Ida Pfeiffer eine gedrängte Uebersicht der Richtung ihrer zweiten Weltreise zu geben wünschen und uns vorbehalten, an einem anderen Orte auf die geographischen Ergebnisse dieser Reise zurückzukommen, wird es für diejenigen ihrer deutschen Landsleute, denen ihre Persönlichkeit und ihre mannigfaltigen Peregrinationen noch unbekannt sind, nicht überflüssig sein, Folgendes zu bemerken. Außerhalb Deutschlands ist ihr Ruf schon weit verbreitet und ihr Name zu den populärsten geworden.

In dem Vorwort eines ihrer Reiseberichte erzählt uns Ida Pfeiffer, daß von Kindheit an sie einen leidenschaftlichen Trieb zur Wanderung gefühlt, welchem zu folgen ihre Familienverhältnisse lange nicht erlaubt hätten. Nachdem aber ihre zwei Söhne herangewachsen und als Kaufleute etablirt, sie selbst durch den Tod ihres Mannes unabhängig geworden war, erwachte ihr frühester Jugendtraum: „die Wunder der Schöpfung in allen Zonen des Erdballs sich zu eigener Anschauung zu bringen", mit größter Lebhaftigkeit. Da sie, ihrem Alter nach, dem vorigen Jahrhundert entstamme, also als einzelne Frau ohne Anstoß reisen könne, ihre Pflichten als Mutter erfüllt habe, ihre Söhne versorgt und glücklich sehe, kein anderer Beruf sie zurückhalte, so glaube sie, die Zeit sei gekommen, wo sie, ohne Vermessenheit gegen Gottes Güte zu handeln, und bei dem Bewußtsein völligen Freiseins von Ruhmsucht und Eitelkeit, in der Verfolgung ihres Reisedranges sich in Bewegung setzen könne. Beschwerden, Gefahren, selbst den Tod fürchte sie nicht; sogar, wenn dieser sie auf der Wanderung ereilen sollte, würde sie ihm ruhig entgegensehen und Gott innig danken für die heiligen, schönen Stunden, die sie in Beschauung seiner Wunder verlebt habe. Mit dieser Gesinnung bittet sie den Leser, den Schein der Extravaganzen ihrer Reisen ihr nicht zur Last zu legen und sie nicht mit dem gemeinen Maße zu messen, daß ein solches Leben für eine Frau sich nicht zieme.

„Und in der That", sagt Karl Ritter, „muß man ihrer Eigenthümlichkeit, als einer in ihrer Natur begründeten, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie folgt ihrem frommen, ganz anspruchslosen Pilgerzuge durch die ganze Welt, zur Befriedigung ihres eigenen Herzens und, wie sie selbst davon überzeugt ist, ihrer Gefühle. Es bestätigt sich auch hier, daß die geistige Natur immer unendlich reicher ist in ihren Bildungen, als der künstliche Rahmen, in den der theorisirende Mensch sie einzuzwängen sucht."

Ida Pfeiffer raffte alle ihre in einer langen Reihe von Jahren gemachten Ersparnisse zusammen und unternahm ihre erste Wanderung, die Pilgerfahrt nach Jerusalem und dem heiligen Lande. Denn sie habe, sagte sie, „lange von dem unbeschreiblichen Glücke geträumt, jene Orte zu betreten, die unser Heiland durch seine Gegenwart geheiligt." Sie kehrte mit Entzücken über das Gesehene und ganz beglückt zurück.

Die gemachte Erfahrung, mit ihren mäßigen Geldmitteln, aber körperlich rüstigen Kräften, weit mehr unternehmen zu können, drängte sie sehr bald zu einer zweiten Reise, und diesmal wählte sie im Jahre 1845 Skandinavien und die Insel Island zum Ziel, eine Reise, deren Beschreibung, wie ihre erste nach Palästina, auch im Druck erschienen ist.

Aber nun erst schienen ihr die Flügel zu einer Weltreise gewachsen zu sein, die sie in den drei folgenden Jahren, 1846—48, zurücklegte. Sie reiste über Amerika und Brasilien, fuhr um das Kap Horn, durchwanderte Chili, besuchte Otaheiti, segelte von da nach China und gelangte endlich nach Ostindien. Sie schiffte den Tigris hinauf zu den Ruinen von Babylon und Ninive und wanderte von hier aus, durch die Mitte der sonst gefahrvollsten Länderstriche, durch das Kurden-Land und Persien, überstieg den Kaukasus und durchwanderte das südliche Rußland. Von da kehrte sie über Konstantinopel und Griechenland in die Heimat, „zum lieben Stephansthurm", zurück, voll der reichsten Erlebnisse und Erfahrungen, die sie in sehr einfach gehaltenen, aber anziehenden und höchst getreuen Schilderungen in einem Bericht niedergelegt hat, der zu Wien 1850 in drei Bändchen erschienen ist.

„Sie, die einsame, waffenlose, schon bejahrte, unscheinbare Frau, konnte ganz friedlich, meist wohlwollend, oft gastlich aufgenommen, die Mitte der rohesten Völkerhorden durchschreiten, durch Chinesen, Malaien, Hindu, durch Perser, Araber, Turkmanen, Kurden, Beduinen, Türken unangetastet hindurch. Sie wendete sich zunächst an die Frauen, trat mit ihnen in ihre niedrigste Hütte, nahm, wie eine Ihresgleichen, mit dem einfachsten Mahle vorlieb, gab kleine Hülfsleistungen, spendete den Kindern unbedeutende Gaben, lehrte sie manche nützliche Fertigkeiten, Reinlichkeit, erfreuliche Spiele, gab manche gute Lehre und Rath über häusliche Einrichtungen und gewann so auch die Duldung der rohesten Männer. Die wildesten Barbaren ließen die arme Pilgerin, von der sie nichts zu gewinnen hatten, nur mit ihrem Stabe in der Hand weiter durch die Einöde oder von Hütte zu Hütte ziehen, und größtentheils konnte sie, auch bei den ärmsten und niedrigsten Barbaren, auf die gastlichste Aufnahme rechnen."

Noch aber war ihre Reiselust, unzähliger Beschwerlichkeiten ungeachtet, nicht erschöpft; Vieles war ihr noch zu sehen übrig, manche Länderstrecken unseres Planeten zu durchwandern und zu erforschen. Sie kam im Frühjahr 1851 zu einer neuen Wanderung nach London, wo wir sie persönlich kennen lernten und zu einem möglichst umfassenden und mannigfaltigen Reiseplan, zu ihrer zweiten Weltreise mitzurathen hatten.

Am 22. Mai 1851 reiste sie von London ab, und zwar zuerst nach dem Kap der guten Hoffnung, welches sie auf einem gewöhnlichen Segelschiffe, wo sie die einzige Passagierin war, am 11. August erreichte. Dem Reiseplan gemäß wollte sie von hier aus ins Innere Afrika's vordringen; aber dies erlaubte ihr geringer Reisefonds nicht. „Ich zog", schrieb sie, „hinsichtlich der Reisen in das Innere des Landes schon manche Erkundigungen ein, man sagte mir allgemein, daß die Eingebornen überall sehr gut seien, daß ich als Frau gewiß viel weiter vordringen würde, als jeder Mann, und man rieth mir sehr, die Reise bis an die unbekannten Seen und auch noch weiter zu unternehmen. Und sammt all den schönen Aussichten und Hoffnungen werde ich kein Land weniger bereisen als gerade dieses. Hier heißt es gleich: Wagen, Ochsen, Pferde, Esel kaufen, theure Führer miethen u. s. w.; wie weit würde ich da wohl mit meinen hundert Pfund Sterling*) reichen. Noch diesen Monat will ich eine kleine Reise mit holländischen Bauern nach Klein-Williams machen, und diese Reise soll der Anfang und Schluß in diesem Lande sein."

Von der Kapstadt ging Ida Pfeiffer zunächst nach Singapore, um den Archipel der Sunda-Inseln gründlich zu durchwandern, und wählte die größte und schönste der Inseln, Borneo, als ihr erstes Feld. Sie ging nach der an der Nordküste gelegenen englischen Ansiedelung Sarawak, um von da aus durch das Gebiet der gefährlichen Dayaks nach den holländischen Besitzungen im Innern und an der Westseite der Insel zu gelangen. Man hatte ihr gesagt, daß es unter den Dayaks noch Stämme gäbe, die Menschenfleisch äßen, aber das schreckte sie nicht ab. Sie fuhr den Strom Scarran siebzig englische Meilen aufwärts und dann hundert Meilen weiter auf dem Flusse Lupa, bis an das Gebirge Schamil. Ungefähr zwanzig Meilen vor dem Gebirge kam ihnen ein Kanot mit vier Dayaks in größter Eil entgegen, sie schrieen den Leuten auf dem Prahu der Frau Pfeiffer zu, augenblicklich

*) Ihre ganze Baarschaft zu einer Weltreise von viertehalb Jahren!

image
not
available

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 6 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 76, und beim Expedteur Neumann, Markgrafenstr. Nr. 21), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 151. Berlin, Dienstag den 19. Dezember 1854.

Nord-Amerika.

Das internationale Verlagsrecht in den Vereinigten Staaten.

Wie allen denen, welche den Gang der öffentlichen Ereignisse verfolgen, hinlänglich bekannt ist, haben sich verschiedene Regierungen in den Staaten Europa's in neuerer Zeit lebhafter, als je früher, veranlaßt gesehen, ihr Augenmerk auf das Recht des literarischen Eigenthums zu richten. Das Verdienst der Initiative gebührt Preußen, welches vor länger als zehn Jahren den ersten internationalen Vertrag dieser Art mit England abgeschlossen. Seitdem sind Frankreich, Sardinien, Belgien und mehrere deutsche Staaten dem von Preußen und England gegebenen Beispiele gefolgt. Der literarische Verkehr zwischen England und Nord-Amerika brachte die große Frage in ein neues, erweitertes Stadium, und man begann auch jenseits des Oceans den hierbei waltenden Rechtspunkt in Betracht zu ziehen. Wir haben in diesen Blättern bereits mehrfach über den Stand dieser Frage bei den Yankees berichtet. Daß dort die materielle Seite derselben vorwiegend sich geltend macht, versteht sich von selbst. Es möchte aber auch interessant sein, einmal die eigenthümliche Argumentation eines Yankee über diesen Gegenstand näher kennen zu lernen. Wir wählen hierzu die kürzlich erschienene Schrift eines Herrn H. C. Carey. Sie führt den Titel: „Briefe über internationales Verlagsrecht. Von H. C. Carey, Verfasser der „„Grundsätze der Staats-Oekonomie"".*)

Carey ist ein ehemaliger Verlags-Buchhändler, der sich vom geschäftlichen Treiben zurückgezogen, und Verfasser einiger beachtenswerthen Abhandlungen über National-Oekonomie, in denen er, namentlich als ein Vertheidiger hoher Schutzzölle, gegen die Schule Ricardo's Front macht. Seine gegenwärtige Flugschrift erschien in einem sehr bedeutsamen Moment, in dem das Thema des internationalen Verlagsrechtes dadurch eine ganz besondere Wichtigkeit erlangte, daß die Regierung der Vereinigten Staaten selbst sich zu Gunsten einer theilweisen Aufhebung des an sich schon geringen Eingangszolles auf gedruckte Bücher erklärte.

Das große Schreckgespenst in den Augen Carey's ist die Centralisation, und da es ihm nicht außer aller Möglichkeit zu liegen schien, daß eine Reduction des Zolles auf gedruckte Bücher selbst bei der gegenwirkenden Kraft eines Gesetzes über internationales Verlagsrecht London zur Hauptstadt der Vereinigten Staaten machen könnte, so mußte eine solche Befürchtung einen Mann, wie Carey, ganz besonders beunruhigen. Er bemüht sich, in vergleichender Bezugnahme, und zwar nicht ohne Scharfsinn, darzuthun, daß die Vereinigung Schottlands und Irlands mit England die nationale Literatur dieser beiden Länder zerstört und die produktive Kraft in der Literatur, die sich ehedem in Dublin und Edinburg so bedeutsam geltend gemacht, auf London übertragen habe. Er zieht aus den angeführten Daten den Schluß, daß es den Vereinigten Staaten mit ihrer Literatur nicht anders ergehen werde, als Schottland und Irland, ja, er treibt seine Argumentation bis auf den Punkt, zu behaupten, daß die Centralisation ihr eigenes Centrum eben so, wie Alles, was unter ihren Einfluß gerathe, mit der Zeit zugrunderichten müsse.

Man kann sich leicht denken, daß es Carey wie den meisten Menschen ergeht, welche ein Steckenpferd reiten. Er ladet seinem Rößlein „Centralisation" eine allzu schwere Last auf, und es bricht endlich unter der Bürde der Argumentation, die es tragen soll, zusammen. Ueberall, wo zwischen Nationen eine freie Konkurrenz und ein freier Verkehr stattfindet, wird die Centralisation eine Nothwendigkeit, und nicht blos eine Nothwendigkeit, sondern sogar ein Segen; es giebt nur ein Mittel, sie abzuwenden, nämlich durch Verkehrshemmung. Die centralisirenden Einflüsse Englands, welche sich in so empfindlicher Weise durch ganz Ostindien bemerkbar machen, sind bis jetzt von den Japanern noch nicht begriffen worden; aber die Zeit ist nahe, wo auch sie anfangen werden, einzusehen, daß sie sich in der Kreisbahn eines Strudels befinden, dessen Centrum Jeddo nicht ist. Es kömmt in dem vorliegenden Falle nur darauf an, ob sich die geistige Entwickelung der nordamerikanischen Freistaaten so weit emporschwingen werde, um bestimmen zu können, daß nicht mehr London und Paris, wie gegenwärtig, die großen absoluten Centra seien, sondern z. B. New-York oder eine andere Stadt der Vereinigten Staaten, was eine unweise Gesetzgebung freilich, wenn auch nicht zu verhindern, so doch außerordentlich zu verzögern im Stande sein dürfte. Die Ueberlegenheit des Geistes über die Materie gehört unter die längst anerkannten Dinge, und wo der Geist der Welt sich konzentrirt, da folgen zweifelsohne auch die materiellen Interessen bald nach. Daß Letzteres in Nord-Amerika nicht schon in einem höheren Grade geschah, daran ist eben nichts Anderes schuld, als daß man aufs schnödeste das große Gesetz des nationalen und individuellen Eigenthums verletzte, welches jedem Produzenten das Recht giebt, die Erzeugnisse seiner eigenen Thätigkeit zu kontroliren. Man versagt dem Fremden das Eigenthumsrecht für seine geistigen Erzeugnisse auf dem Boden der Vereinigten Staaten, wobei man den eigenen literarischen Produzenten ein eben so großes Unrecht zufügt, wie man es gegen die Kaliko-Manufakturisten begehen würde, wenn man einen straflosen Raub fremder Manufakturgüter dieser Gattung gestatten wollte. Beide Fälle sind ganz dieselben. Und wenn man die ganzen üblen Folgen des geistigen Raubsystems bisher noch nicht gefühlt hat, so war der Grund hiervon der, daß der Zoll auf fremde Bücher, obwohl sehr gering, immerhin einen gewissen Schutz zu Gunsten der einheimischen literarischen Produzenten ausübte. Da man jedoch nun die Abschaffung dieses geringen Schutzes begonnen hat,*) so muß bei noch weiterer Ausdehnung dieser Abschaffung der Ruin der literarischen Interessen der Nation unbedingt nachfolgen, wenn nicht die Garantie des Verlagsrechtes für Fremde ein heilsames Gegengewicht übt.

Carey greift das Prinzip des Verlagsrechtes in seiner ganzen Ausdehnung an; er argumentirt nicht nur gegen das internationale Verlagsrecht, sondern überhaupt gegen jedes Verlagsrecht, und obwohl seine Beweisgründe haltlos und zum Theil sogar absurd sind, so ist doch einigen von ihnen ein gewisser Grad von Originalität in amerikanischem Sinne nicht abzusprechen. Carey spricht folgendermaßen gegen das Verlagsrecht:

„Wofür denn nun wird das Verlagsrecht gegeben? Für das Kleid, in welchem der Leib in die Welt eingeführt wird. Untersuche man z. B. einmal Macaulay's „Geschichte von England", und man wird finden, daß der Leib aus dem zusammengesetzt ist, was Gemeingut ist. Nicht nur die Thatsachen sind von Anderen erwähnt und überliefert worden, sondern auch die Ideen wurden aus den Werken von Männern abgeleitet, welche für die Welt arbeiteten, ohne einen pekuniären Lohn für ihre Arbeiten zu erhalten, ja, in den meisten Fällen ohne einen solchen irgend zu erwarten. Macaulay hat Vieles und mit besonderer Aufmerksamkeit gelesen, und er wurde dadurch in den Stand gesetzt, sich eine große Geschicklichkeit in der Anordnung und Einkleidung seiner Thatsachen zu erwerben; aber die Leser seiner Bücher werden in denselben keine Beisteuer zum positiven Wissen finden.**) Wendet man sich nun zu unseren eigenen Autoren, zu Prescott und Bancroft, welche uns historische Werke von hoher Vortrefflichkeit geliefert haben, so wird man von ihnen ganz genau dasselbe sagen müssen. Sie haben eine große Quantität Material aus der allgemeinen Stoffniederlage, bei der wir alle interessirt sind, genommen und haben dieses Material, um es für die Käufer lockend zu machen, mit der nöthigen Bekleidung versehen; darin bestand ihre ganze Arbeit. Ein Blick auf die Werke Webster's wird ein gleiches Resultat der Betrachtung liefern. Er war ein großer Leser. Er studirte sehr sorgsam „die Verfassung", in der Absicht, die Anschauungen und Standpunkte ihrer Urheber aufzufassen, und diese Anschauungen reproduzirte er in einer mannigfachen und ansprechenderen Einkleidung, und damit war sein Werk vollbracht. Er machte, wie ich glaube, keineswegs die Prätension, der Welt neue Gedanken spenden zu wollen, und hätte er es gethan, so durfte es ihm nicht einfallen, ein Eigenthumsrecht daran zu beanspruchen. Wenige lesen gegenwärtig die dicken, schweren Bände, welche die Reden von Fox und Pitt enthalten. Auch sie thaten nichts Anderes, als daß sie die Ge-

*) Letters on International Copy-right. By H. C. Carey, author of „Principles of Political Economy" &c. Philadelphia, A. Hart.

*) Alle vor 1830 gedruckten Bücher sind zollfrei.

**) Unter positivem Wissen versteht ein Yankee natürlich blos utilitarisches, Geld einbringendes (money making) Wissen. D. R.

image
not
available

18 Transportschiffen,
14 gewöhnlichen Dampfschiffen,
2 Brandwachtbriggs und aus
1 Bombardirschiff mit drei Masten,

demnach aus 87 Fahrzeugen. Diese bilden zwei Divisionen, von denen eine jede aus drei Brigaden oder neun Equipagen besteht. Die letzteren haben nicht immer eine gleiche Stärke, denn es giebt sogar zwei, die weder ein Linienschiff, noch eine Fregatte besitzen, und deren jede nur aus einer Korvette und mehreren kleineren Fahrzeugen besteht. Die eine Division besitzt blos acht Equipagen im Schwarzen Meere, da die neunte, aus vier Briggs, einem Tender, zwei kleineren Dampfböten und funfzehn anderen kleineren Fahrzeugen zusammengesetzt, die Flottille des Kaspischen Meeres bildet.

Als wir an das äußerste Ende des Hafens gelangt waren, fuhren wir in dem dort einmündenden Flusse aufwärts. Die Tataren nennen ihn, da ringsherum nur unscheinliche Bäche vorhanden sind, das große Wasser, Böjük Usen, die Russen hingegen Tschernaja Rjätschka, das ist Schwarzbach. Diese haben nämlich mit den türkisch redenden und wahrscheinlich auch mit anderen Völkern des Orients den Gebrauch gemein, langsam fließende Wasser schwarze, rasch dahineilende aber weiße Flüsse oder Bäche zu nennen. So ist Karaßu, das ist Schwarzwasser, im Oriente eine ganz gewöhnliche Benennung für alle langsam fließende und auch trübe Gewässer. Auf gleiche Weise nennen die Russen mehrere Gebirgswässer des Kaukasus Belaja Rjätschka, d. i. weißen Bach. Die Tschernaja Rjätschka, in die wir einfuhren, verdiente auch in der That ihren Namen, denn sie enthielt ein sumpfiges, morastiges Wasser und war über und über mit Schilf, Rohrbomben und anderen Sumpfpflanzen besetzt.

Die Thalspalte setzt sich fast mit derselben Breite auch da, wo die Tschernaja Rjätschka in breitem Bette fließt, noch über eine Meile fort; sie ist aber durch Alluvium allmälig so ausgefüllt, daß jetzt ihr Grund und Boden über dem Wasserspiegel des Hafens liegt. Am Ende bietet sie einen freundlichen Anblick dar, da der Boden mit den schönsten Rasen bedeckt ist und auch einige Bäume, und zwar hauptsächlich spitzblätterige Eschen (Fraxinus oxyphylla, Bieb.), mit hübschen Kronen das Bild verschönern. Die Anhöhen, welche auf drei Seiten sich rings herum ziehen, schienen auch mehr bewachsen zu sein, als es außerdem auf der Landzunge der Fall ist.

Auf der Seite rechts mündet ein kleinerer Kessel ein; seinen oberen Theil hat man zu einem Bassin benutzt, um das wenige Quellwasser, namentlich aber das, welches während der Regenzeit und sonst fällt oder durch das Schneeschmelzen sich bildet, zu sammeln. Die ganze Einrichtung erinnerte mich lebhaft an die berühmten Wasserleitungen von Konstantinopel. In einem neun Fuß breiten Kanale wird das Wasser aus dem Sammelkessel rings um die Berge, welche auf der einen Seite jenen einschließen, nach dem großen Thale geleitet. Um eine Schlucht zu vermeiden und dadurch für den weiteren Lauf an Fall zu gewinnen, hat man über diese einen Aquädukt geführt, der von sechs Bogen getragen wird und eine Länge von circa zweihundert Fuß besitzt. Die Anhöhen am vorderen Ausgange machen ferner einen bedeutenden Vorsprung, und man sah sich genöthigt, diesen zu durchgraben. Auf diese Weise ist ein Tunnel entstanden, der zu den vorzüglichsten gehört, die ich gesehen habe. Achtzig Matrosen, die der zweiundvierzigsten Equipage zugetheilt waren, arbeiteten, alle vier Stunden sich ablösend, Tag und Nacht und bedurften doch einer Zeit von funfzehn Monaten, um das große Werk zu Stande zu bringen. Den 4ten Juli 1832 wurde er begonnen, und erst den 1sten Oktober des nächsten Jahres war er fertig. Zum Glück war das Gestein, namentlich im Anfange, wo es aus einem graugrünlichen Mergel bestand, nicht hart und ließ sich leicht bearbeiten. Mehr Schwierigkeit mag schon der Nummulitenkalk, der später den Mergel ersetzt, dargeboten haben.

Innerhalb des zwölf Fuß breiten und sechs Fuß hohen Tunnels fließt das Wasser in einem besonderen Bette von vier Fuß Tiefe und neun Fuß Breite. Bei dieser Einrichtung bleibt ein Raum von drei Fuß übrig, der zu einem Fußpfade auf beiden Seiten des eigentlichen Kanales benutzt ist. Wir scheuten nicht die Mühe, den ganzen langen Tunnel, der zu hunderteinunddreiunddreißig Saschenen oder russischen Klaftern, also ungefähr zu neunhundert preußischen Fuß mir angegeben wurde, durchzuwandern und uns von der Vorzüglichkeit dieses interessanten Bauwerkes selbst zu überzeugen.

Dicht am Eingange des Aquäduktes in den Tunnel befindet sich eine interessante Krypte neben anderen kleinen. Sie soll dereinst einer Kirche angehört haben und früher weit größer gewesen sein. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts, so erzählte unser geschwätziger Matrose, sei plötzlich ein Theil zusammengebrochen und den Berg hereingestürzt. Das weiche Gestein — es ist wiederum derselbe graugrünliche Mergel, durch den ein Theil des Tunnels gehauen ist — ist leider gar nicht dazu geschaffen, Skulpturen und überhaupt Verzierungen auf die Länge der Zeit zu erhalten. Dies mag auch die Ursache sein, warum ich keine Spuren vorfand. In einigen Zellen, die wahrscheinlich in alter Zeit von Mönchen bewohnt wurden, hatten jetzt Matrosen, welche die Aufsicht über die ganze Leitung führen, ihr Lager aufgeschlagen und brachten die ganze Zeit des Sommers darin zu.

Weit größer, als diese Krypten, schienen mir andere Felsen-Aushöhlungen zu sein, die auf der entgegengesetzten Seite der Thalspalte, aber ebenfalls gegen den Ausgang hin, sichtbar waren. Ich hatte nicht Lust, zumal der tiefe Stand der Sonne uns an den Rückweg mahnte, die Thalspalte quer zu durchwandern und auch die jenseitigen Krypten zu besichtigen, da ich von der Ansicht der diesseitigen so wenig befriedigt war. Sie führen nach einer früheren Burg, die auf der Höhe liegt, den Namen der Krypten von Inkjerman und sind bereits von einigen Reisenden erwähnt und auch beschrieben worden.

Der Führer brachte uns endlich auf demselben Bote wiederum zurück. Wir verfolgten die ganze Zeit über mit unseren Augen die in der That großartige Wasserleitung, wie sie sich an den Bergen und durch alle Schluchten windend hinzog. Ueber die größte, die, nach ihrem Besitzer, die Uschakoffsche Bucht heißt und eine ziemliche Breite und Länge besitzt, hat man wiederum einen Aquädukt gebaut. Dieser ist bedeutend größer, als der erste, und ruht auf sechzehn Bogen. Die Länge mag gegen dreihundert Schritt betragen. Man hat auch hier den leichtesten Kalkstein benutzt.

Die Schlucht besitzt ein sehr freundliches Ansehen und war zu einem Park umgeschaffen. Mitten darin sah ich auch ein nettes Landhaus. Unter den Gehölzen, die hier des Menschen Hand angepflanzt hatte, befand sich auch neben der spitzblätterigen Esche die ihr sehr ähnliche Terpenthin-Pistazie. Weniger gefiel mir der große Pavillon, da er nicht in rein chinesischem Geschmacke erbaut war und die bunten grellen Farben, mit denen man ihn angestrichen hatte, einen unangenehmen Eindruck machten. Sonderbar, aber keineswegs unschön, nahm sich ein hoher Mastbaum aus, der mitten aus dem Pavillon emporragte.

Es wurde Nacht. Unser gutmüthiger Fährmann erzählte uns aus seinem vielfach bewegten Leben. Seit vierzig Jahren diente er auf der Flotte. Endlich sei er seines hohen Alters wegen aus dem aktiven Dienste entlassen und beziehe eine Pension, von der er aber leider nicht leben könne. Für den Augenblick habe er bei einem Schiffer Beschäftigung gefunden, der, gegen die bestimmte Abgabe von fünftausend Rubel, das Recht erhalten hat, zweiundreißig Böte zur Verfügung der Bewohner, versteht sich, gegen eine bestimmte Vergütung, zu stellen und die Verbindung zwischen den einzelnen Landzungen und der gegenüberliegenden Küste zu vermitteln. Die Böte waren zwar einfach, schienen aber recht dauerhaft zu sein. Im Durchschnitt kostete ein jedes 110—130 Rubel (120—150 Thaler)."

Kalifornien.

Eine kalifornische Monatschrift.

Kein Wunder, daß sich das famose Goldland im Westen rasch entwickelt, und daß San Francisco bereits den Anblick einer umfangreichen und comfortabeln Stadt darbietet. Nicht rohe, barbarische Eroberhorden, wie dies etwa in der Epoche der Völkerwanderung der Fall war, sind gegenwärtig die Stifter von Kolonieen, sondern Auswanderer aus civilisirten Ländern, und wenn auch die Mehrzahl solcher Leute nur niederen und grob materiellen Trieben Folge leistet, so bringen Viele doch die Bedürfnisse und Gestaltungen der Kultur mit in die neue Heimat. Ja, noch mehr: es zeigt sich in den modernen Ansiedelungen, mögen sie auch immerhin auf echt kosmopolitischer Grundlage, durch die Kontingente aller möglichen Völkerschaften entstanden sein, bald genug ein lokaler Patriotismus, der in mannigfachen Gebieten eine eigene Entwickelung und Rivalität anstrebt, ähnlich wie es schon im Alterthum, z. B. bei den Kolonieen der Griechen, namentlich in Unter-Italien und Sicilien, geschah, die dem Mutterlande mehr als Eine Kultur-Erscheinung an die Seite stellen konnten.

Ob sich dieser lokale Charakter in Kalifornien mit gleichem Glück geltend machen wird, ist freilich eine andere Frage. Wir sehen vor der Hand nur die Anfänge. San Francisco besitzt auf literarischem Felde bereits seine eigenen Tagesblätter, und neuerdings ist daselbst auch der Versuch einer selbständigen belletristisch-kritischen Revue, eines „California Monthly Magazine", aufgetaucht, unter dem Titel: The Pioneer, von dem uns mehrere Hefte vorliegen.*)

Das Programm des Pioneer formulirt die Gründe seines Erscheinens und seine Absichten in folgender Weise: „So viel uns bekannt ist", heißt es, „wurde bisher noch kein Versuch gemacht, in Kalifornien ein periodisches Blatt von rein literarischem Charakter zu stiften. Ob die Eigenthümer des Pioneer zu zeitig an ein solches Unternehmen gegangen sind, bleibt der Zukunft zur Entscheidung an-

*) The Pioneer: or California Monthly Magazine, 1851. San Francisco: published by W. H. Brooks & Co.

image
not
available

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 6 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 3 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 1 Thlr. 25 Sgr., wofür das Blatt in Zukunft portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 55, und beim Spediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 152. Berlin, Donnerstag den 21. Dezember 1854.

Australien.

Die Universität Melbourne.

Wir hören und lesen neuerdings so viel von „westlicher Civilisation" im Allgemeinen und im Besonderen von Wissenschafts- und Universitäts-Reform Englands, daß es wohl der Mühe werth erscheint, eine der neuesten und liberalsten offiziellen Gestalten dieser reformirenden Civilisation anzusehen. Diese sind unter Anderem die beiden englischen Staats-Universitäten Australiens, in Sidney und Melbourne. Sidney, mit fünftausend Pfund jährlich und zwölf Zöglingen, ist schon fertig, Melbourne seit dem 4. Juli 1853 im besten materiellen Werden. Das Gebäude und die Obrigkeit, gewählt vom „Lieutenant Governor", und das Geld dazu sind schon da, nur noch nicht die Wissenschaft und die „Zöglinge", denn von „Studenten" im deutschen Sinne kann nicht die Rede sein. Die Universität Melbourne ist eine legale Corporation und moralische Person, bestehend aus einem Senat und einem Rathe. Der Rath besteht aus zwanzig Personen, gewählt vom „Lieutenant Governor", von denen mindestens sechzehn aus Nichtgeistlichen bestehen müssen. Die zwanzig Räthe wählen aus sich einen Kanzler und Vice-Kanzler auf fünf Jahre. Die Vakanzen im Rathe selbst füllt immer der Gouverneur wieder aus.

Der Senat soll sich von der Zeit an, wenn die Universität mindestens hundert „Graduirte" aufweisen kann (Masters of Arts, Doctors of Medicine, Laws and Music), aus diesen bilden. Der Rath hat volle Gewalt, Professoren und Beamte zu ernennen und zu entlassen, und die ganze Administration der Universität. Er kann, mit Zustimmung des Senats, jedes Statut und jede Bestimmung, betreffend Disciplin, Stipendien, Immatriculation, Examen, Promovirungen und Titel, die Vorlesungen der Professoren und das Honorar dafür, und dann noch im Allgemeinen „Alles, was immer die Universität nur berührt", ändern, umstoßen und durch etwas Anderes ersetzen. Die Universität im Allgemeinen hat das Recht, einzelne Häuser und Familien als Kosthäuser, Logis und Erziehungs-Institute für die — Studenten zu konzessioniren, wobei nur die liberale Bestimmung gilt, daß konfessionelle Rücksichten nicht genommen werden sollen. Der Rath hat außerdem ein privilegirtes Geschäft für Fabrication und Verkauf der Titel: Bachelor of Arts, Master of Arts, Bachelor of Medicine, Doctor of Medicine, Bachelor of Laws, Doctor of Laws, Bachelor of Music und Doctor of Music. Philosophie wird weder fabrizirt, noch verkauft, und die deutschen Titel der Dr. philos. gelten nichts, da sie in Deutschland selbst schon zu spottwohlfeil geworden. Jeder Student muß bei seinen Aeltern, oder seinem Vormund, oder in einem vom Kanzler konzessionirten Kost- und Erziehungshause wohnen. Nur religiös soll Niemand inkommodirt werden. Und darin besteht eigentlich die ganze Herrlichkeit der Reform gegen die alten englischen Universitätsklöster, an denen Lord John Russell's gewaltige Reformen im Wesentlichen nicht das Geringste geändert haben.

Der Gouverneur Australiens hat das Recht, jährlich neuntausend Pfund Sterling aus dem öffentlichen Schatze zu ziehen zur Erhaltung der Universität, d. h. von vier Professoren, und zur Ermuthigung der „Studenten" durch Geldbelohnungen für Artigkeit, Fleiß und gute Aufführung im Allgemeinen. Der Gouverneur darf die Universität zu jeder Zeit inspiziren, einen Bericht aber über Ausgaben nur im wunderschönen Monat Mai verlangen.

Das sind die Grundgesetze der Universität. Von den Spezial-Bestimmungen heben wir folgende hervor. Der Rath versammelt sich jeden letzten Montag eines Monats, doch kann der Kanzler Extra-Versammlungen berufen, und müssen dabei sehr peinliche Formalitäten beobachtet werden. Das Melbourner Universitätsjahr zerfällt in drei Semester: Februar-Term vom letzten Mittwoch des Februar bis ersten Mittwoch des Juni; Juli-Term von denselben zu denselben Mittwochentagen des Juli und September, und Oktober-Term dito von Oktober bis Dezember. Professoren und Vorlesungen sind auf folgende Zahl und Gegenstände beschränkt: einen Professor für griechische und lateinische Klassiker und alte Geschichte, einen Professor für Mathematik, „reine und gemischte", einen Professor für das ganze Gebiet der Naturwissenschaften und einen einzigen Professor für „moderne Geschichte, moderne Literatur, National-Oekonomie und Logik". Man sieht, wie sinnig die Logik ganz zuletzt kömmt. Die in Deutschland so oft hübsch bunte philosophische Fakultät ist hier ein „niederträchtig Grau", und die theologische fehlt ganz. Und was docirt wird, kann sich zwar aus Mangel an Konkurrenz sehr glücklich fühlen, aber nur so lange bleibt der Professor im Amte, „quamdiu se bene gesserit", wie es wörtlich in den Statuten, die im Uebrigen in englischer Sprache abgefaßt sind, lautet und als eine Art Damoklesschwert über jedem der vier Professorenhäupter blitzt, so daß sich die Universität von vorn herein gegen Leos, Raubs, Ruges, Reisigs, Strauße, Kämpfe, Feuerbache und Bauernkriege, gegen alle Kanten, Spitzen, Fichten und Gänse der Unbequemlichkeit in Gedanken und Benehmen verbarrikadirt zu haben scheint. Kein Professor darf Privat-Unterricht geben, Keinem Etwas vorlesen, der nicht immatrikulirt ist, und keinem Studenten Kost und Wohnung geben. Im Uebrigen bilden die vier Professoren noch eine besondere subalterne Obrigkeit zur Regulirung der Studien der Universitäts-Zöglinge, ein „professorisches Board", ein Brett, wie man in England eine ganze Legion von Obrigkeitssorten betitelt, so daß „Board" an „Box" erinnert. Wer in der englischen Sprache board und box ordentlich versteht, kann erst sagen, daß er Englisch gelernt habe. Ein Witzbold sagte einmal: was nicht board ist, besteht aus mehreren boards und wird so zur box. Der jetzige Kanzler der Universität, Redmond Barry, erließ am 24. Januar 1854 ein Cirkular-Schreiben an die englischen Professoren und Gelehrten J. F. Herschel, Airy, R. Lowe und William à Beckett, worin er die Universität wegen ihrer „basis of comprehensive liberality" empfiehlt, d. h. wahrscheinlich einer Liberalität, die noch mehr zusammengedrückt werden kann. Er findet die liberale Basis in dem Umstande, daß keine bestimmte Religion für das Studium der Mathematik, des Griechischen und Lateinischen, der Logik u. s. w. verlangt wird. Doch spricht er auch von der Möglichkeit einer Erweiterung wenigstens in Bezug auf die vierte Professur, für die man später vielleicht zwei Professoren brauchen könne. Die Naturwissenschaften, jetzt ein Gebiet, das zwanzig tüchtige Männer kaum würden hinreichend vertreten können, bleiben in der Hand eines Einzigen. Jede Winkelschule in London hat mehr Lehrer, als die Universität Melbourne, sie hat ihren Zeichnen-, ihren Musik-, ihren deutschen, ihren französischen, ihren Religions-, ihren Naturwissenschaftslehrer u. s. w., ohne tausend Pfund zu gebrauchen, geschweige neuntausend. Die Hauptsache war wohl, diese neuntausend Pfund nicht zu sehr zu zersplittern und lieber wenig, aber gute Waare dafür zu kaufen. Für das Gebäude wurden im Jahre 1853 nicht weniger als zwanzigtausend und in diesem Jahre zehntausend Pfund verbaut — über zweihunderttausend Thaler! Dafür würde man in Deutschland eine ganze Universitätsstadt bauen. Hier galt es blos, vier Schulstuben dafür zu bauen. Dabei wurde der Baugrund geschenkt, und dabei hofft der Kanzler auf ferneren „Beistand". Die vom Kanzler adressirten Herren werden gebeten, sich um die Wahl der vier Professoren verdient zu machen, und ihnen dabei folgende Rücksichten empfohlen: der Kandidat darf kein Geistlicher sein, sondern muß einen approbirten Werth und moralische Untadelhaftigkeit besitzen; Stabilität des Charakters, um sich damit Respekt zu verschaffen; angenehme Persönlichkeit und Kraft, sich geltend zu machen; vollständiges Fernhalten von aller Politik und Religion wird streng verlangt. Auch darf Niemand über das Mittelalter hinaus sein und nicht ohne ein Zeugniß der Graduation von Oxford, Cambridge, London, Dublin, Edinburg oder Glasgow. Zuletzt muß er eine besondere Begabung haben und in Manier und Habit so beschaffen sein, um „auf seine Schüler den Charakter des loyalen und wohlgebrüteten Gentleman zu drücken" (and more especially of such habits and manners as to stamp on their future pupils the character of the loyal, well-bred English gentleman). Das ist, notabene, der Schluß, die Krone des Barryschen Briefs. Man sieht, welches Universitäts-Ideal ihm vorschwebt: der vollständig politik- und religionslose, mit etwas Latein, Mathematik, Geschichte, Physik, National-Oekonomie und Logik behaftete, loyale, wohlausgebrütete, vorder- und hinterkopflose, hinten gescheitelte, zwischen unbeugsamen, schneeweißen Vatermördern farb- und gedankenlos vor sich hin trabende Gentleman mit nicht mehr Kopf, als dazu gehört, um einen Hut darauf hintenüber zu hängen, die leeren Räume zwischen den

image
not
available

uf seiner Werke, deren Abfassung wenig mehr als ein Vergnügen iner Mußestunden ist, jährlich etwa funfzigtausend Dollars einehmen soll. Der einzige Versuch, der in diesem Lande gemacht worden , das Recht der Uebersetzung zu beschränken, spielt gegenwärtig in nem Prozeß vor den Gerichten, in einer Entschädigungsklage für as Privilegium der deutschen Uebersetzung eines Werkes, welches das rößte Honorar eingebracht hat, das jemals für ein gleiches Quan. um literarischer Arbeit in der Welt vorgekommen.*)

„Es wird uns fortwährend vorgepredigt, die Interessen der Wissenschaft seien unseres Schutzes bedürftig und verlangten eine Erweiterung er Autorrechte; aber hat die Wissenschaft auch nur einmal für sich lbst einen solchen Antrag gestellt? Ich bezweifle es. Männer, welche ie menschliche Erkenntniß vermehren, wissen sehr wohl, daß sie keine eitere Rechte haben, noch auch haben können. Cuvier starb sehr rm, und alles Verlagsrecht, das man ihm oder Humboldt gegeben ätte, würde Keinen von Beiden bereichert haben. Laplace wußte sehr ohl, daß sein großes Werk ihm Nichts abwerfen könne. Unser eigener Bowditch übersetzte es als eine Arbeit der Liebe und hinterließ testamentarisch die Mittel, die zu seiner Veröffentlichung erforderlich waren. Die Herren, welche die Interessen der Wissenschaft bei ihrer Vertheidigung des Verlagsrechtes im Munde führen, sind Literaten, welche die von den Männern der Wissenschaft der Welt überlieferten Thatsachen und Gedanken benutzen, ohne das Geringste für diese Benutzung zu bezahlen. Die schöne Literatur ist nun allerdings eine ehrenvolle Beschäftigung, und ihre Vertreter haben gerechte Ansprüche, nicht nur auf die Achtung und Auszeichnung ihrer Nebenmenschen, sondern eben so auch auf den Schutz des Gesetzes; aber in Bezug auf letzteren Punkt muß der Gesetzgeber aufs genaueste erwägen, daß die Gerechtigkeit gegen die, welche die rohen Materialien der Bücher liefern, und die Gerechtigkeit gegen die Gesammtheit, welche diese rohen Materialien als Eigenthum besitzt, die Forderung stellt, daß der Schutz sowohl rücksichtlich des Raumes, als der Zeit, nicht größer sei, als nöthig ist, um dem Produzenten von Büchern eine genügende Belohnung für seine Arbeit zu gewähren.

„England ist fast ein einziger großer Kaufladen geworden, und Kaufleute haben im Allgemeinen weder Zeit, noch Lust, die Literatur zu kultiviren. Die kleinen Eigenthümer verschwinden, und die Tagearbeiter, welche an ihre Stelle treten, können weder ihre Kinder erziehen, noch Bücher kaufen. Der große Eigenthümer weilt selten ruhig daheim und hat darum gleichfalls wenig Zeit für Literatur und Wissenschaft. Von Jahr zu Jahr scheidet sich die Bevölkerung des Königreiches immer mehr in zwei große Klassen; auf der einen Seite steht der ganz Arme, der allen Ertrag seiner Arbeit auf Nahrung und Kleidung verwenden muß, auf der anderen der ganz Reiche, der aus dem billigen Arbeitssystem Vortheil schöpft und deshalb das Studium der Prinzipien scheut. Für die eine Klasse sind Bücher ein unerreichbarer Luxus, während bei der anderen der Mangel an geeigneter Muße das Verlangen, Bücher anzuschaffen, nicht aufkommen läßt. Der Bücherverkauf ist deshalb gering, und darum werden die Autoren schlecht bezahlt. Im entschiedensten Gegensatz zu diesem beschränkten Verschleiß englischer Bücher in der Heimat steht das ungeheuer ausgedehnte Büchergeschäft hier, wie sich aus folgenden Thatsachen ergiebt: Von der Oktav-Ausgabe der „modernen britischen Essayisten" sind in den Vereinigten Staaten in fünf Jahren nicht weniger als achtzigtausend Bände verkauft worden. Von Macaulay's „Miscellanies" (3. Bde. 12.) betrug der Absatz gegen sechzigtausend Bände. Von Miß Aguilar's Schriften wurden in zwei Jahren hunderttausend Bände verkauft, von Murray's „Encyklopädie der Geographie" mehr als funfzigtausend Bände, und von Mac Culloch's „Handelswörterbuch" zehntausend Bände. Von Alexander Smith's Gedichten erstieg der Absatz in wenigen Monaten die Höhe von zehntausend Exemplaren. Von Thackeray's Werken wurden hier viermal mehr abgesetzt, als in England, und die Werke von Dickens zählen schon nach Millionen Bänden. Von „Bleak House" hat der Absatz in all seinen verschiedenen Formen (in Zeitungen, Magazinen, so wie als Buch) schon die Zahl von mehreren Hunderttausend Kopieen oder Exemplaren erreicht. Von Bulwer's letztem Roman wurden, seit er vollständig erschienen ist, wie ich höre, über fünfunddreißigtausend Exemplare verkauft, von Thiers' „Geschichte der französischen Revolution und des Konsulates" zweiunddreißigtausend und von Montagu's Ausgabe der Werke des Lord Bacon viertausend Exemplare.

„Wäre der Bücherverkauf in England so groß, wie hier, so würden die Autoren ein ungeheures Geld verdienen. Man wird hiergegen vielleicht einwenden, daß ihre Werke hier sehr billig sind, weil wir eben kein Verlagsrecht bezahlen. Allerdings; aber es würde zur Bezahlung der Autoren eine sehr geringe Summe hinreichen, wenn das ganze Volk von England, wie es eigentlich der Fall sein müßte, im Stande wäre, Bücher zu kaufen. Ein Beitrag von einem Shilling pro Kopf würde eine Summe von fast acht Millionen Dollars geben, eine hinreichende Summe, um etwa funfzehnhundert Gehalte auszuzahlen von der Höhe derer, welche etwa unsere Staatssecretaire empfangen. Die Centralisation indeß zerstört den Büchermarkt, und der Verkauf ist darum gering, und die weniger erfolgreichen Schriftsteller verdanken ihr Einkommen der Ansammlung großer Contributionen, die unter einer geringen Zahl von Lesern stattfinden (d. h. den hohen Verkaufs-Preisen ihrer Bücher), während die große Masse der Schriftsteller, wie der arme Tom Hood, von Tag zu Tag lebt, mit geringer Aussicht auf Verbesserung ihrer Lage."

Und darum also, weil England seine Schriftsteller nicht genügend belohnt, und weil Nord-Amerika die Bücher derselben weit mehr liest, als die eigenen Landsleute, sind die Vereinigten Staaten von aller Verpflichtung dispensirt, sie für die Benutzung ihres Eigenthums zu bezahlen!! Dies ist der Schluß und der Gesammt-Inhalt der Beweisführung Carey's, so weit wir dieselbe begriffen haben. (Schluß folgt.)

*) „Onkel Toms Hütte". Bekanntlich hat die Verfasserin eine in Amerika erschienene deutsche Uebersetzung ihres Buches für unbefugt erklärt. D. R.

Frankreich.

Was Schlimmes man schon von den Frauen gesagt hat.*)

Unter diesem Titel hat Herr Emile Deschanel**) eine Reihe pikanter Aeußerungen berühmter Männer über die Frauen zusammengestellt, welche sich eben nicht zu Stammbuchblättchen eignen möchten. Mehrere dieser Aussprüche sind indeß sehr geistreich, wie dies von so berühmten Namen nicht anders zu erwarten ist, obwohl sie mehr auf Französinnen, und zwar auf Pariserinnen, zu passen scheinen, als auf das Geschlecht im Allgemeinen. Auch sind die zitirten Schriftsteller größtentheils Franzosen und nicht Ein Deutscher darunter, ungeachtet es wohl auch an Letzteren nicht gefehlt haben würde, wenn nur der Herausgeber Deutsch verstanden hätte.

Dieser scheint übrigens die Rache des schönen Geschlechtes für seinen Frevel zu fürchten, denn er sucht demselben in Vorrede und Schluß die Spitze zu brechen, indem er in der einen behauptet: „Man sage offenbar nur deshalb so viel Schlimmes von den Frauen, weil man zu viel Gutes von ihnen denke, und ihre nur deshalb, als ob man sie hasse, weil man nicht umhin könne, sie zu lieben"; — und das lange Sündenregister mit den Worten schließt: „Die meisten dieser Aussprüche sind entweder unschuldige Epigramme, oder böswillige Verleumdungen. Im Uebrigen aber sollte sich eigentlich das männliche Geschlecht nur selbst anklagen, denn es ist fast immer der Urheber der Fehler der Frauen, und diese sind im Grunde weit mehr werth, als die Männer."

Die Blumenlese ist so eigenthümlicher Art, daß ein kleiner Strauß der feinsten Giftpflanzen wohl der Mühe des Betrachtens verlohnen wird, wenn auch Jeder, der nicht gerade ein Murrkopf ist, den Strauß wieder ohne sonderliches Behagen daran aus der Hand legen dürfte. Herr Deschanel fängt mit dem alten König Salomo an und geht dann auf Homer, Sophokles und Aristophanes über. Wir wollen jedoch mit den Römern beginnen:

Plautus. Wer sich recht viele Sorge und Mühe machen will, braucht sich nur zwei Dinge anzuschaffen: ein Schiff und ein Weib. Nichts kostet mehr Mühe, als die Ausrüstung und Instandhaltung dieser beiden Artikel. Von Morgens bis in die Nacht geht es fort mit Waschen, Reiben, Putzen, Glätten, Anstreichen ꝛc.

Terenz. Ich kenne die Weiber. Willst Du Etwas, so wollen sie es nicht; und willst du Etwas nicht, so wollen sie es gewiß.

Codrus. Es giebt nicht so viel Sterne am Himmel, wie Spitzbübereien in dem Herzen eines Weibes.

Ovid. Vor Allem glaube mir, daß es kein Weib giebt, die sich nicht fangen ließe. Stelle Du nur das rechte Netz, und sie fällt sicher hinein.

Syrus. Wenn eine Frau offen böse ist, dann allein ist sie gut. — Eine Frau, die ihren eigenen Gedanken überlassen ist, denkt immer Schlimmes.

Juvenal. Wenn ein Mann seine Frau küßt, so wird er sich nachher die Lippen abwischen müssen; hat sie aber ein Stelldichein mit ihrem Liebhaber, so wäscht sie gewiß vorher den Mund.

Was ist leichter als eine Feder? Der Staub. Was leichter als der Staub? Der Wind. Und leichter als der Wind? Ein Weib. Aber leichter als ein Weib? — — Nichts!

Piron's Grabschrift auf seine Frau: Hier liegt meine Frau. Ach, wie gut thut ihr und mir diese Ruhe!

La Rochefoucauld. Es giebt wenig ehrbare Frauen, die ihrer Ehrbarkeit nicht müde sind.

Der Geist der Frauen ist von der Art, daß er eher dazu dient, ihre Thorheiten zu bestärken, als ihre Vernunft.

*) Le Mal qu'on a dit des femmes, par Emile Deschanel. Bruxelles et Leipzig, Kiessling, Schnee & Co.

**) Wir glauben, ein Sohn der auch in Berlin rühmlichst bekannten, verstorbenen Schauspielerin Deschanel, die ein vieljähriges Mitglied der französischen Theatergesellschaft war, zu welcher Dlle. Lancetre, Herr Francisque gehörten. D. R.

image
not
available

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., welche der Post-Verein im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin z. B. Veit & Comp., Jägerstr. Nr. 25, und dem Expediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 153. Berlin, Sonnabend den 23. Dezember 1854.

Frankreich.

Die Bäckerei, der Fleischhandel und die Sparkasse in Paris.

Das Journal des Débats hat kürzlich mehrere Leitartikel gebracht, in denen Gegenstände, die für den Pariser Stadthaushalt und für die materiellen Interessen der Bevölkerung von Paris eine große Wichtigkeit haben, ausführlich besprochen werden. Wir finden in diesen Artikeln Vieles, was ein ganz allgemeines Interesse hat und darum eine Verbreitung in weiteren Kreisen wohl verdient.

Der eine von diesen Artikeln, welcher Herrn S. de Sacy zum Verfasser hat, macht uns mit den Maßregeln bekannt, welche in jüngster Zeit zu dem Zwecke getroffen sind, in Paris und im Seine-Departement eine übermäßige Theuerung in Bezug auf das nothwendigste Lebensmittel: das Brod, zu verhüten.

Im September 1853 erregte der hohe Brodpreis (er war nahe daran, den Preis von funfzig Cent. für ein Kilogramm zu übersteigen) die ernsteste Besorgniß der Munizipal-Verwaltung. Man setzte als das Maximum des Brodpreises vierzig Cent. für ein Kilogramme fest und autorisirte den Präfekten der Seine, den Bäckern der Stadt Paris und des Departements die nöthigen Zuschüsse zur Deckung ihrer Verluste zukommen zu lassen. Die Summe, welche die Stadt bei einem Brodpreise, der das festgesetzte Maximum nur um sechs Cent. überstieg, zu tragen gehabt hätte, betrug 42,660 Francs täglich, d. i. 1,279,800 Francs monatlich. Eine solche Last war zu groß für die städtische Kasse; man beschloß daher, in Stelle der Brod-Bons, die im Jahre 1847 die Finanzen der Stadt mit einer Schuld von 924,699 Francs belastet hatten, das sogenannte Ausgleichungs-System einzuführen. Ein kaiserliches Dekret vom 27. Dezember 1853 ordnete also eine „Kasse zur Unterstützung der Pariser Bäckerei" an. Diese Kasse war beauftragt, auf Rechnung der Bäcker die Beträge ihrer Getraide- und Mehl-Einkäufe zu bezahlen. Es war zu diesem Zweck einem jeden Bäcker ein Kredit unter der Bedingung der Sicherstellung der Kasse eröffnet. Alle Zahlungen für Getraide und Mehl sollten unter Vermittelung der Kasse geschehen, indem jeder Bäcker verpflichtet wurde, innerhalb der drei Tage nach jedem Ankauf denselben bei der Kasse anzuzeigen. Außerdem hatte die Kasse die Bestimmung, den Bäckern ihre etwaigen Zuschüsse zurückzuerstatten; dafür sollten diese aber, sobald der eigentliche Preis des Brodes wieder unter die Taxe gefallen wäre, die Kasse wieder entschädigen. Die Kasse wurde endlich auch autorisirt, durch eine unter der Garantie der Stadt zu machende Anleihe die ihr nöthigen Fonds aufzubringen. Im Moniteur erschien eine Bekanntmachung, durch welche das Publikum über alle Einzelheiten dieser Maßregel gehörig aufgeklärt wurde. Im Laufe des Januar 1854 erschienen die Dekrete, in Folge deren die „Kasse zur Unterstützung der Pariser Bäckerei" vollständig organisirt ins Leben trat. Die Bäcker, welche zum großen Theile an eine Buchführung bisher nicht gewöhnt waren, kamen allmälig der ihnen auferlegten Verpflichtung nach, ihre Einkäufe bei der Kasse zu deklariren. Die Anzahl der Declarationen hat vom 16. Januar bis zum 31. Juli 23,786 betragen; die deklarirten Quantitäten haben in demselben Zeitraum sich auf etwas über 1,030,038 Ctnr. belaufen, einen Werth von 58,930,195 Fr. darstellend; hiervon kommen 36,840,741 Francs auf Paris und 22,089,454 Francs auf die Banlieue von Paris. Von dem ihnen eröffneten Kredit haben unter den 601 Bäckern von Paris 187 Gebrauch gemacht; die von der Kasse geliehenen Summen betrugen bis zum 31. Juli 1,541,408 Francs. Auch von dem Rechte, behufs laufender Verrechnung Geldsummen zinstragend in der Kasse zu deponiren, haben 596 Bäcker und 34 Müller Gebrauch gemacht; das gesammte Guthaben betrug am 31. Juli für die Bäcker 1,802,320 Francs und für die Müller 795,446 Francs. — In Bezug auf das Ausgleichungsgeschäft der Kasse sind folgende Ergebnisse mitzutheilen: Vom September 1853 bis zum Juni 1854 hat der Preis des Mehles bedeutende Veränderungen erfahren, und die Zuschüsse, welche die Kasse hat machen müssen, belaufen sich auf bedeutende Summen. Im September 1853 betrug die Differenz zwischen der Taxe und dem Marktpreise nur sechs Cent. auf ein Kilogramm Brod; auf 11,590,941 Kilogramme Brod, die in den ersten vierzehn Tagen des September im Departement konsumirt worden sind, haben 695,285 Francs aus der Kasse zugeschossen werden müssen; in den ersten vierzehn Tagen des Februar 1854, wo die Differenz auf sechzehn Cent. stieg, hat die Kasse die Summe von 1,980,992 Fr. zuschießen müssen. Der Uebelstand, den man befürchtete, daß während der Zeit der Theurung das im Seine-Departement zu billigeren Preisen verkaufte Brod in großer Menge, zum Schaden der Pariser Kasse, werde ausgeführt werden, ist durch die seitens der Verwaltung getroffenen Ueberwachungsmaßregeln fast ganz und gar verhütet worden.

Am 30. Juni 1854, also nach neun Monaten, beliefen sich die den Bäckern gegebenen Entschädigungen auf 23,411,013 Francs; konsumirt waren in diesen neun Monaten 245,267,965 Kilogramme. Da der eigentliche Marktpreis des Brodes noch immer vierzig Cent. für ein Kilogramm übersteigt, so hat die Kasse zu den dreiundzwanzig Millionen noch weitere Zuschüsse machen müssen. Ein Urtheil über die Zweckmäßigkeit des zur Verhütung allzu hoher Brodpreise in Paris eingeführten Ausgleichungs-Systems werden wir erst dann fällen können, wenn das zweite Stadium der Ausgleichung: die Zeit der niedrigeren Brodpreise, in welcher die Bäcker in Paris fortfahren werden, das Brod zu vierzig Cent. für ein Kilogrammr zu verkaufen, um der Kasse die Zuschüsse, welche sie gemacht, zurückerstatten zu können, vorüber sein und die in diesem Stadium gemachten Erfahrungen uns auch vorliegen werden.

* * *

Ein anderer, von L. Alloury verfaßter Artikel bezieht sich auf einen die Reorganisation des Fleischhandels in Paris betreffenden Gesetz-Entwurf, welchen der Präfekt der Seine der Munizipal-Kommission zur Prüfung vorgelegt. Um uns den Sinn und die Bedeutung dieses Gesetz-Entwurfs, der auf eine gänzliche Veränderung der zur Zeit für das Fleischerhandwerk und für den Fleischverkauf in Paris bestehenden Gesetze und Einrichtungen ausgeht, verständlich zu machen, giebt uns Herr Alloury eine Skizze der Geschichte der Pariser Fleischer-Zunft vom Jahre 1182 an, wo diese Zunft durch die Privilegien, welche Philipp August ihr ertheilte, zuerst eine rechtlich anerkannte Stellung erhielt, bis auf unsere Tage. Im dreizehnten Jahrhundert bildeten die Fleischer eine streng abgesonderte Kaste in der Bürgerschaft. Eine jede der bestehenden Fleischbänke vererbte sich in der Familie, der sie gehörte, von Mann zu Mann, mit Ausschluß der Töchter. Die Fleischer erwählten aus ihrer Mitte das Haupt ihrer Zunft, den Fleischermeister, der, auf Lebenszeit erwählt, eine unumschränkte Jurisdiction über die anderen Fleischer ausübte. Im funfzehnten Jahrhundert, unter Karl VI., spielten die Fleischer in dem Kampfe der Armagnacs und der Bourguignons eine bedeutende Rolle. Sie gingen aus diesem Kampfe siegreich hervor und behaupteten sich in ihren Privilegien bis zur Revolution von 1789. Durch das Gesetz vom 17. März 1791 wurde der Fleischhandel von allen bisherigen Schranken befreit. Die Folgen der für den Fleischhandel eröffneten freien Konkurrenz waren für die Bevölkerung von Paris nichts weniger als segensreich; zu wiederholten Malen stellte sich der äußerste Mangel an Fleisch in der Hauptstadt ein. Ein Reglement des Central-Bureaus vom 24. Floréal des Jahres IV ordnete einige Maßregeln an, „geeignet, den Unordnungen, welche sich in den Fleischhandel eingeschlichen haben, ein Ende zu machen." Wirklich organisirt wurde der Fleischhandel in Paris erst wieder durch einen Beschluß der Konsuln vom 8. Vendemiaire des Jahres XI. Durch diesen Beschluß wurde ein Syndikat eingerichtet und bestimmt, daß in Zukunft Niemand ohne die Erlaubniß des Polizei-Präfekten das Fleischer-Handwerk ausüben oder niederlegen sollte; ferner legte dieser Beschluß den Fleischern die Leistung von Cautionen auf, gründete aus den Cautionsgeldern eine Kasse zur Unterstützung der Fleischer, welche Verluste in ihrem Geschäft haben würden, verbot, daß der Verkauf von Vieh für den Bedarf von Paris anderswo als auf den dazu bestimmten Märkten stattfände, ordnete an, daß jede Fleischbank beständig mit Fleisch versehen sein sollte, und stellte den

image
not
available

sein, um das Verlangen nach einem internationalen Verlagsrecht befriedigen, zweifelsohne mehr maßgebend, als der Einblick, welchen Carey in die Statistik der originalen Publicationen seines Landes läßt, seinerseits in der Absicht, um darzuthun, daß die amerikanischen Autoren keines Schutzes bedürften. Er sagt:

„Jedermann muß lesen und schreiben lernen, und Jedermann muß halb Bücher haben; dies ist eine allgemeine Ueberzeugung in den Vereinigten Staaten, und weil sie so allgemein ist, so erklärt sich daraus der ungeheure Bedarf von literarischen Hülfsmitteln für den ersten Elementar-Unterricht. Von den Werken Peter Parley's ist der Absatz allein die Millionen gestiegen, und wenn wir seine drei geschichtlichen Bücher allein nehmen (Preis 75 Cents für jedes), so erreichte er schon eine Höhe von einer halben bis einer Million Bände. Von Goodrich's „Vereinigten Staaten" wurden eine Viertel-Million Exemplare verkauft. Von Morse's „Geographie und Atlas" (50 Cents) betrug der Absatz jährlich nicht weniger als siebzigtausend. Von „Abbot's Histories" wanderten schon mehr als vierhunderttausend Exemplare in die Welt, und von Emerson's „Arithmetik" und „Reader" an Millionen. Von Mitchell's verschiedenen Geographieen jährlich hunderttausend Exemplare.

„In anderen Zweigen der Erziehung macht sich eine ganz gleiche Erscheinung geltend. Von der „Collection of Sacred Music" der „Boston Academy" überstieg der Verkauf schon sechshunderttausend Exemplare, und der Absatz von fünf Büchern desselben Verfassers betrug mehr als eine Million, obwohl jeder Band einen Dollar kostete.

„Durch die Kenntniß des Lesens und Schreibens entsteht nun natürlicherweise wiederum ein neues Verlangen nach Büchern, und deshalb werden von Anthon's Ausgaben der Klassiker (durchschnittlich 1 Dollar) jährlich nicht weniger als funfzigtausend Bände abgesetzt, während von dem „Classical Dictionary" desselben Verfassers (Preis 4 Dollars) dreißigtausend Exemplare verkauft wurden. Von Liddell's und Scott's „Griechischem Lexikon" (5 Dollars), herausgegeben vom Prof. Drisler, betrug der Verschleiß wahrscheinlich mehr als fünfundzwanzigtausend Exemplare. Von Webster's (Quarto-) „Dictionary" (Preis 6 Dollars) sicherlich sechzigtausend, vielleicht sogar achtzigtausend Exemplare; von dem in Royal-Oktav (3 Dollars 50 Cents) zweihundertundfunfzigtausend Exemplare. Von Bolmar's französischen Schulbüchern wurden nicht weniger als hundertundfunfzigtausend Exemplare abgesetzt. Die Zahl der Bücher, die in den höheren Schulen gebraucht werden, z. B. Textbücher (Kompendien) in der Philosophie (Naturwissenschaften), Chemie und anderen Zweigen des Wissens, ist außerordentlich groß, und man würde leicht eine Menge solcher Bücher anführen können, von denen jährlich acht- bis zehntausend Exemplare in die Hände der Studirenden gelangen; es würde jedoch eine weitere Verfolgung dieses Gegenstandes zu viel Raum absorbiren, und wir brechen daher ab.

„Unter allen amerikanischen Autoren, die Verfasser von Schulbüchern ausgenommen, ist keiner in so vielen Exemplaren verbreitet worden, wie Washington Irving. Vor der von Putnam jüngst veranstalteten Gesammt-Ausgabe belief sich der Verkauf schon auf einige hunderttausend Exemplare, und trotzdem sind auch von dieser neuen Ausgabe, von der jeder Band 1 Dollar 25 Cents kostet, schon hundertvierundvierzigtausend Bände abgesetzt worden. Von „Onkel Tom" betrug der Absatz zweihundertfünfundneunzigtausend Exemplare, theils in einem, theils in zwei Bänden, und die Totalsumme der verkauften Bände stieg wahrscheinlich bis auf vierhundertfunfzigtausend.

„Wie groß der Verkauf von Judge Story's Schriften ist, läßt sich aus dem einzigen Umstande ermessen, daß das Verlagsrecht gegenwärtig jährlich, wie schon seit einer Reihe von Jahren, 8000 Dollars abwirft. Wie viel Exemplare von Prescott's Werken verkauft wurden, ist nicht genau bekannt, doch darf man als Minimum die Zahl von 160,000 Bänden annehmen. Der Absatz von Bancroft's Geschichte hat zweifelsohne schon die Höhe von dreißigtausend Abdrucken erstiegen, ja, man hat mir eine noch größere Zahl angegeben; und wäre Letzteres auch nicht der Fall, so sind dreißigtausend Exemplare für ein solches Werk schon eine früher nie dagewesene Quantität.

„Von den Werken Hawthorne's, Longfellow's, Bryant's, Willis', Curtis', Sedgwick's und zahlreicher Anderer ist der Bedarf außerordentlich groß; da jedoch keine annäherungsweise Schätzung der verkauften Bände gegeben werden kann, so mag man die Zahl etwa aus einer Vergleichung mit der weniger populärer Autoren, wie oben spezifizirt worden, ermessen. In einzelnen Fällen wurden schön illustrirte Ausgaben veranstaltet und auch von diesen sehr starke Auflagen verkauft; von Longfellow's einem Bande „Gedichte" nicht weniger als zehn Ausgaben. Diese verschiedenen Thatsachen werden hinreichen, um zu beweisen, daß der gegenwärtige Büchermarkt in diesem Lande nirgends in der Welt seinesgleichen hat."

Wenn wir die von Carey angeführten statistische Thatsachen betrachten und dabei in Anschlag bringen, daß sich unter dem gegenwärtigen System schon ein so glänzendes Resultat herausstellt, was läßt sich da erst erwarten, wenn die einheimischen Autoren nicht mehr die Konkurrenz mit den geraubten Werken Fremder zu bestehen haben und allein die geistigen Bedürfnisse ihrer Landsleute befriedigen werden.

Und nun noch eine Bemerkung: Wie kömmt es wohl, daß die Vereinigten Staaten, wo der Sinn für Musik so allgemein verbreitet ist, wo mehr Pianofortes verfertigt werden, als in irgend einem anderen Theile der Welt, und wo musikalische Künstler die größten Honorare für ihre Productionen einärndten, nichtsdestoweniger keinen einzigen musikalischen Komponisten von Bedeutung aufweisen können? daß da, wo, nächst Frankreich, Theater-Unternehmungen am glänzendsten unterstützt werden, kein dramatischer Autor vorhanden ist? daß da, wo große Summen für Kunstgegenstände bezahlt werden, z. B. kein Künstler im Ornamentfach existirt und fast Alles, was den Kunstsinn befriedigt, vom Auslande her eingeführt werden muß? Wir leugnen im Mindesten nicht, daß das Gedeihen oder der Mangel der angedeuteten Kräfte und Richtungen vor Allem in der ursprünglichen geistigen Anlage eines Volkes begründet ist; man wird uns jedoch ebenfalls zugeben müssen, daß auch äußere Umstände hierbei keine ganz gleichgültige Rolle spielen. Wenden wir diesen Satz auf den vorliegenden Fall an, so will es uns scheinen, als ob der Mangel, den Amerika an Dramatikern, Komponisten u. s. w. hat, zum Theil von dem Nichtvorhandensein eines geistigen Eigenthumsrechtes herrühre. Man denke an folgendes Beispiel: Die englischen Fabrikanten hatten ehedem das Privilegium, die Muster französischer Künstler nach Belieben zu stehlen; was war die gleichzeitige Erscheinung? Sie hatten keine einheimischen Musterzeichner, und die französischen Fabrikanten waren ihnen stets in der Neuheit und Eleganz der gemusterten und dekorirten Waaren voraus. Man begriff diesen Uebelstand, und die englische Regierung gab deshalb den französischen Künstlern ein Verlags- oder Eigenthumsrecht auf ihre Zeichnungen für Kaliko-Muster und alle ähnliche gemusterte Arbeiten. Sofort auch begann ein Aufschwung der britischen Anfertiger gemusterter Zeuge, und unter dem heilsamen Einflusse der gegenwärtigen gesetzlichen Bestimmung gedeihen die Interessen des Manufakturwesens und mehren sich die Künstler im Ornamentfach.

Unter der Wirksamkeit des Gesetzes, welches dem amerikanischen Bürger verbietet, ein im Auslande gebautes Schiff zu besitzen, hat sich die Schiffbaukunst zu einem sehr hohen Grade von Vollendung in den Vereinigten Staaten emporgeschwungen. Auch diese Thatsache ist geeignet, ein richtiges Licht auf die Verlagsrechtsfrage werfen zu helfen.

Doch genug über einen Gegenstand, über welchen nur eine kurzsichtige und auf gewisse momentane äußere Ergebnisse gerichtete Betrachtung schwanken oder zu falschen Resultaten gelangen kann, während die in die geistige Tiefe eindringende Untersuchung, das unbeirrte Rechtsgefühl und der wahre Vortheil keinen Augenblick daran zweifelten, daß das internationale Verlagsrecht ein eben so nothwendiger Paragraph der Gesetzgebung sei, wie das geistige Eigenthumsrecht innerhalb der Landesgränzen.

Türkei.

Manuskripte in der Bibliothek des Serai in Konstantinopel.

In einer der letzten Nummern des „Bulletin des Sociétés Savantes" lesen wir Folgendes:

„Herr Lebarbier, Mitglied der Schule von Athen, setzt seine Forschungen in den Bibliotheken Konstantinopels fort. Nach langen Unterhandlungen endlich eingelassen in das alte Serai, in den alten Palast der griechischen Kaiser und der Sultane, in den bisher kein Europäer eingedrungen ist, wird Herr Lebarbier bald im Stande sein, uns zu sagen, ob an dem Gerüchte, dem zufolge in diesem geheimnißvollen Heiligthum fabelhafte Reichthümer aufbewahrt werden, etwas Wahres ist. Herr Ubicini berichtet in seinen Briefen über die Türkei, daß Kemal-Effendi, der gegenwärtige Gesandte der Pforte in Preußen, in dem alten Serai, im Kiosk von Bagdad, eine große Menge griechischer Manuskripte gesehen. Er hat sechs Tage lang mit dem Chef der Hüter des Palastes unterhandeln müssen, um die Schlüssel des Kiosk zu erhalten. Im ersten Stockwerk fanden sich ungefähr zweihundert orientalische Werke, Gebetbücher, Genealogieen u. s. w., aber keine griechische Manuskripte. Herr Lebarbier hat mit der gewissenhaftesten Sorgfalt die Räume im Souterrain durchforscht; er hat nur Schutt, alte Geräthschaften, Pumpwerke für Fälle von Feuersgefahr und Fußböden von Porzellan gefunden. Einige Hüter wußten von alten Büchern zu erzählen, die einmal ins Meer geworfen worden wären, weil sie sich in zu schlechtem Zustande befunden hätten. Andere behaupteten, daß man sie anderswohin gebracht hätte. Diese letzte Behauptung läßt noch einige Hoffnung zu, und Herr Lebarbier setzt in Geduld seine Forschungen fort.

„Unter den orientalischen Manuskripten führt Herr Lebarbier übrigens Werke an, die ein großes Interesse haben, sehr selten sind und unserer kaiserlichen Bibliothek (in Paris) fehlen, unter anderen: die „Berichte über die Eroberungen der Araber", in arabischer Sprache

image
not
available

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 6 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 3 Thlr. 10 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 53, und beim Expediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 154. Berlin, Dienstag den 26. Dezember 1854.

Frankreich.

Michaud's Biographieen.

1. Biographie von Ludwig Philipp d'Orléans, Ex-König der Franzosen.*)
2. Oeffentliches und Privatleben von Charles Maurice de Talleyrand.**)

Der Verfasser der beiden angeführten Schriften ist in Frankreich allgemein bekannt und geachtet. Er ist es, der jene berühmte „Biographie universelle" begründet hat, welche lange Zeit hindurch einzig in ihrer Art dastand und welche später als Vorbild, oft als einzige Quelle, anderen ähnlichen Erscheinungen gedient hat. In letzter Zeit hat der Verleger Didot ein Unternehmen dieser Art, ebenfalls unter dem Titel „Biographie universelle", unternommen, und das Werk hatte bereits eine gewisse Ausdehnung erlangt, als Herr Michaud darin eine Kränkung seiner Rechte zu erblicken glaubte. Es entspann sich in Folge dessen ein langer Prozeß, dessen Ausgang für Herrn Michaud durchaus günstig war, so daß Herr Didot sich veranlaßt sah, sich mit seinem Gegner zu verständigen. Die neue „Biographie universelle" geht nun zwar auch ihren Gang, ist aber, wie sich aus dem Gesagten ergiebt, hauptsächlich auf der soliden Grundlage der Michaudschen errichtet.

Was das ältere Werk betrifft, so läßt Herr Michaud von Zeit zu Zeit Supplemente dazu erscheinen. Unermüdlicher Arbeiter, wie er ist, kann er es nicht übers Herz bringen, das mühsam angesammelte Material müßig liegen zu lassen. So erhalten wir denn ab und zu eines jener Werke, welche nicht blos ephemere Erscheinungen sind, sondern als Denkmale in der historischen Literatur Frankreichs stets ihren Platz einnehmen werden. Herr Michaud ist ein alter Veteran der französischen Armee, der noch die Schlacht von Valmy mitgefochten hat. Sein Styl trägt denn auch durchaus den Stempel soldatischen Freimuthes; er drückt seine Gedanken unverhüllt und ohne Umschweif aus, geht gerade auf sein Ziel los. Unparteiisch Geschichte zu schreiben und noch dazu Geschichte, deren Mitwirkender oder deren Zeitgenosse man gewesen, ist ein schweres und darum auch seltenes Ding. Auch Herr Michaud ist nicht ganz von der Befangenheit des Parteimannes frei. Er ist eifriger Legitimist, erbitterter Gegner der französischen Revolution und der Männer, die darin eine Rolle gespielt haben. Er macht aus diesen Ansichten kein Hehl, und wollte er es, sie leuchteten aus seiner Darstellung der Ereignisse hervor. Hingegen hat er vor anderen, nicht minder parteiischen Historikern das voraus, daß es ihm ernstlich darum zu thun ist, die Wahrheit zu erfahren und zu sagen. Er hat seine Daten sorgfältig und aus den sichersten Quellen geschöpft, gründet darauf sein oft gewiß irriges Urtheil, steigt aber nie zur Lüge und Entstellung herab. In Beziehung auf Thatsachen sind denn auch Michaud's Biographieen von einer seltenen Genauigkeit und Zuverlässigkeit, und diese Eigenschaften sind die Ursache der großen Autorität, die sie in Frankreich genießen.

Nach dem, was wir über die Parteistellung des Verfassers vorausgeschickt haben, dürfen wir nicht erwarten, daß er mit dem Ex-König der Franzosen allzu glimpflich umspringt. Gleich die Vorrede klärt uns über den Standpunkt des Verfassers auf. Es heißt darin unter Anderem: „Indem wir auf den Ursprung der Thatsachen, auf die Ursachen der Ereignisse zurückgegangen sind, welche seit mehr als einem Jahrhundert unser Vaterland betrüben, haben wir die Ueberzeugung erlangt, daß es stets der Ehrgeiz und die Eifersucht der Familie Orleans waren, welche Frankreichs Elend verursacht haben. In der Ueberzeugung, daß es die erste Pflicht des Geschichtschreibers ist, diese Ursachen zu bezeichnen, haben wir eine so ehrenwerthe, wenn auch mühsame und gefahrvolle Aufgabe unternommen." Weiterhin heißt es: „Weit entfernt die kleinmüthige Schwachheit oder die cynische Verachtung der Menschen, welche Fontenelle affektirte, nachzuahmen, als er nämlich sagte, daß, wenn er selbst die ganze Hand voller Wahrheiten hätte, er sie nicht öffnen würde, um jene zu verbreiten, werden wir vielmehr ohne Scheu und ohne einen anderen Zweck, als das öffentliche Interesse, alle Wahrheiten sagen, die wir wissen."

Hiernach geht denn nun der Verfasser in den großen Prozeß ein, den er gegen Ludwig Philipp instruirt. Er schildert zunächst die Kindheit desselben unter der Leitung einer scheinheiligen und verderbten Frau (d. Genlis), die notorisch in den engsten Beziehungen zum Vater des jungen Prinzen stand; den Hof des Palais-Royal, wo alle jene Komplotte und Intriguen geschmiedet wurden, die den Thron Ludwig's XVI. zum Falle und diesen selbst auf das Schaffott brachten. Später sehen wir den Herzog von Chartres als General in der republikanischen Armee unter Dumouriez, mit dem er sich auf das engste verbündet und an allen geheimen Verhandlungen, namentlich im Lager von La Lune theilnimmt, wo nach dem Rückzuge der Preußen der Prozeß Ludwig's XVI. verabredet wurde. Es ist dies eine der ersten Haupt-Anklagen, welche der Verfasser gegen Ludwig Philipp erhebt. Er zeigt, mit welcher Aufmerksamkeit der Prinz jenem Prozesse folgte, wie er zweimal seinen Posten bei der Armee verließ, um den Sitzungen des Konvents beizuwohnen, wie er ein drittes Mal seinen Posten verließ, um mit seinem Freund Dumouriez zum Feinde überzugehen, und wie er in dieser neuen Position seinen ehrgeizigen Plänen keineswegs entsagte. Denn das war, dem Verfasser zufolge, der leitende Gedanke Ludwig Philipp's, der ihn durchs Leben begleitete: nämlich König zu werden um jeden Preis und auf jede Weise. Auf der Tribüne der Jakobiner, mit der rothen Mütze bekleidet, oder als General Egalité im Lager von La Lune, als einsamer Fußwanderer in den Bergen der Schweiz und Norwegens, überall dachte er an Nichts als an sein Königthum. Zu diesem Zweck unterhielt er auch zahlreiche Verbindungen und Korrespondenzen mit seinen Vertrauten in Frankreich. Allein das Direktorium kannte ihn und seine Pläne und ließ ihn überwachen, so daß er endlich gezwungen war, sich nach Amerika zu flüchten, von wo er erst drei Jahre später, nach dem Sturze des Direktoriums, zurückkehrte, freilich ohne alle Mittel und von allen Seiten zurückgestoßen, von Franzosen und vom Ausland, von Republikanern und Royalisten.

Unter diesen Umständen entschloß er sich, dem Bruder Ludwig's XVI., der damals in England mit dem Titel eines General-Statthalters des Königreichs Frankreich lebte, sich in die Arme zu werfen. Dieser Prinz, der sich über den Herzog von Orleans sowohl, als über Ludwig Philipp selbst sehr zu beklagen hatte, nahm dennoch Letzteren, so wie dessen beide Brüder, mit außerordentlicher Güte auf und erlangte für sie vom englischen Ministerium eine Pension, die lange Zeit hindurch ihr einziges Existenzmittel war. Es war das eine sehr eigenthümliche Position für Ludwig Philipp, der einige Jahre früher gesagt hatte, er empfände einen Abscheu dagegen, von den Feinden seines Vaterlandes stipendiirt zu seyn. Er that mehr, er wollte sogar in den Reihen dieser Feinde kämpfen, jedoch sein Verlangen wurde bei verschiedenen Gelegenheiten zurückgewiesen, namentlich in Schweden, in Sicilien und besonders in Spanien, wo ihn der Herzog von Wellington, der seinen Ehrgeiz im Interesse Ferdinand's VII. sehr wohl kannte, konsequent entfernt halten ließ.

Die merkwürdigste Epoche seines Lebens indessen ist die unter der Restauration, von seiner Rückkehr nach Paris im Jahre 1814 bis zu seiner Thronbesteigung im Jahre 1830. In dieser Periode findet Herr Michaud den Hauptstoff zu den allerhärtesten Anklagen gegen Ludwig Philipp. In jener Periode, meint der Verfasser, habe sich der unersättliche Ehrgeiz Ludwig Philipp's in seiner ganzen Nacktheit gezeigt und bei ihm jedes andere Gefühl erstickt. In demselben Augenblick, wo Ludwig XVIII., aus schwer zu begreifender Verblendung, ihm alle seine Titel und Güter zurückerstattete, wo alle übrige Prinzen der königlichen Familie ihm alles Unrecht verziehen, in demselben Momente war er der Mitschuldige, der geheime Anstifter der Komplotte, welche gegen den Thron angezettelt wurden. Herrn Michaud zufolge, der eine Menge von Beweisen dafür beibringt, steht es fest, daß Ludwig Philipp mit den Brüdern Lallemand und mit Drouet d'Erlon an der Bi

*) Biographie ou vie publique et privée de Louis-Philippe d'Orléans, Ex-Roi des Français, depuis sa naissance jusqu'à la fin de son règne. Par L. G. Michaud. 1 vol. Gr. in-8. Paris, 1849.

**) Histoire politique et privée de Charles Maurice de Talleyrand, ancien évêque d'Autun, prince de Bénévent. Par L. G. Michaud. 1 vol. Gr. in-8. Paris, 1853.

image
not
available

für 12,023,469 Pfd. Sterl., davon nach England für 6,324,343 Pfd. l. Die russische Einfuhr betrug in den beiden genannten Jahren 64,616 und resp. 11,945,456 Pfd. Sterl.; davon kam aus England 3,513,650 und resp. 4,178,542 Pfd. Sterl. Die Handelsbeziehung lands zu England ist sonach in Rücksicht auf den russischen Export Import sehr beträchtlich; namentlich repräsentirt der Bedarf Englds in jenen Jahren ein Drittel, resp. die Hälfte des russischen Exts, und Rußlands Bedürfnisse werden, wenn auch nicht nach demselben ßstabe, doch in einem keineswegs geringen Verhältnisse von Eng- bezogen. Uebrigens ist in jenen Zahlen über den englischen Handmit Rußland eine Differenz enthalten, welche in der Wirklichkeit t existirt. Denn viele Produkte der englischen Kolonieen gehen nicht ch das vereinigte Königreich, sondern direkt nach Rußland und sind er von den Export-Listen Großbritanniens ausgeschlossen.

Die Frage, auf welcher Seite die größere Abhängigkeit des einen beiden Länder zu finden sei, läßt sich mit einem kurzen Urtheil ht beantworten. Es wird zu der Beantwortung, außer der Dauer r Zeit, das Verhältniß der Zeitumstände in Betracht kommen müssen. eide Punkte lassen sich am besten beurtheilen, wenn man die Handelsitikel, die das Band des Verkehrs zwischen beiden Ländern machen, ach genauen Zahlen-Angaben selbst ins Auge faßt und sich bei den on denselben repräsentirten Artikeln die Staats- und Volksbedürfnisse eider Länder vergegenwärtigt. Die Werthe der vorzüglichsten Ausuhr aus dem europäischen Rußland sind nach Pfd. Sterl.:

	1847.	1848.
Korn und Mehl	11,205,625	3,418,691,
Talg	2,822,771	2,352,726,
Flachs	1,439,159	1,445,567,
Leinsamen	1,398,966	1,186,116,
Hanf	1,199,400	1,013,039,
Wolle	667,991	343,517,
Bauholz	593,209	389,168,
Borsten	281,845	341,296.

Beim ersten Blick sieht man, daß alle diese russischen Ausfuhr-Artikel Produkte des Landmannes sind, mag dieser nun Besitzer von Herrschaften mit Leibeigenen sein oder ein anderer Grundbesitzer. Ganz anders steht es mit der russischen Consumtion. Es ist bekannt, daß sich der russische Landmann und Arbeiter auf einer sehr niedrigen Stufe der Civilisation befindet und Genüsse, die durch Luxus-Artikel gewährt werden, ihm fremd sind. Der Verzehrer der Einfuhren ist nicht dieser, sondern der Adel, für den er arbeitet, und im Allgemeinen der Bewohner der großen Städte, und unter diesen namentlich St. Petersburg. Unter den 479,623 Einwohnern, die diese Stadt 1853 hatte, gehören dem Adel allein 24,342 Männer und 18,420 Frauen an; es gab außer ihnen daselbst 7,121 Männer und 4,319 Frauen vom Kaufmannsstande, 25,914 Bürger mit 14,389 Frauen u. s. w. Ein unfehlbarer Beleg dazu sind die russischen Einfuhren in den Jahren 1847 und 1848, wofür wir die Zahlen folgen lassen, und zwar wiederum nach Pfd. Sterl.: Zucker für 1,359,634 — 1,374,947; Kaffee für 204,744 — 256,386; Taback für 400,803 — 353,841; Wein für 925,477 — 1,024,681; Südfrüchte 367,218 — 378,835; Seidenstoffe 325,254 — 464,670; Rohseide 622,911 — 624,739; Farbestoffe 883,994 — 854,563 u. s. w. Die deklarirte Gesammt-Einfuhr für beide Jahre war 8,222,977 und respektive 8,526,904 Pfd. Sterl.

Von Wichtigkeit ist zur Beurtheilung der Zeitlage die Vertheilung des Handels nach den Nationen, die daran theilnehmen; und die russische Regierung ist auf das eifrigste seit Jahren bestrebt gewesen, ihre Schifffahrt in dem Maße zu heben, als ihr an der Herrschaft zur See gelegen war. Dessenungeachtet befindet sich der russisch-englische Handel fast ausschließlich in den Händen von Engländern und wird zum großen Theile ebenfalls mit fremdem Kapital betrieben. Die Zahl der in russischen Häfen aus- und einlaufenden russischen Handelsschiffe macht nur den sechsten Theil aller aus- und einlaufenden Schiffe aus. Eine einzige Tabelle, die wir sogleich folgen lassen, wird auf das anschaulichste darthun, wie gering der Antheil des russischen Handels an den englischen Einfuhren ist.

In englische Häfen liefen ein Schiffe nach Angabe ihres Tons-Gehaltes:

	1847. Tons.	1848. Tons.	1849. Tons.	1850. Tons.
1) britische	mit 4,238,956	4,020,415	4,390,375	4,070,544
2) russische	80,420	76,108	80,219	88,289
3) anderer Länder	1,771,676	1,483,938	1,600,675	1,954,864
Total	6,091,052	5,579,461	6,071,269	6,113,696
Klarirte:				
1) britische	3,205,794	3,553,777	3,762,182	3,960,764
2) russische	42,600	52,777	57,422	74,965
3) anderer Länder	1,470,847	1,444,683	1,610,304	1,871,249
Total	4,719,241	5,051,237	5,429,908	5,906,978

Es wird jetzt anzuführen sein, welchen Antheil Rußland an den Exporten Großbritanniens und Irlands hat, und wir lassen die deklarirten Werthe darüber nebst Angabe der russischen Häfen folgen, ebenfalls nach Pfund Sterling.

Jahre.	Nach den nördl. Häfen Rußlands.	Nach den südl. Häfen	Total nach Rußland.	Total nach all. Ländern überh.
1846	1,586,235	138,913	1,725,148	57,786,876
1847	1,700,733	143,510	1,844,513	58,842,377
1848	1,692,006	233,220	1,925,226	52,849,445
1849	1,379,179	186,996	1,566,175	63,596,025
1850	1,297,660	157,111	1,454,771	71,367,885
1851	1,147,543	132,161	1,289,704	74,448,722
1852	994,330	105,587	1,099,917	78,076,854
Durchschnitt der sieben Jahre	1,401,098	156,828	1,557,926	65,281,169

Im Jahre 1853 hob sich der englische Export sogar auf 95 Millionen Pfund Sterling, eine Höhe, zu der er von 1846 an stufenweise sich erhoben hat. Der Absatz nach Rußland dagegen zeigt das entgegengesetzte Verhältniß. Nach der Durchschnittsberechnung bildet der englisch-russische Handel nicht mehr als drittehalb Prozent des Total-Exports. Doch diese Rechnung trifft nur für die Production Englands zu, welches auch große Beträge ausländischer und Kolonial-Produkte nach Rußland exportirt. In dem amtlichen russischen Berichte für 1848 ist Großbritannien mit einem Totalwerthe von 26,390,705 Silber-Rubel aufgeführt, was, den Rubel zu 3 Shilling 2 D. gerechnet, 4,178,542 Pfund Sterling macht. Die hauptsächlichsten Positionen dieses Totals sind: Rohe Baumwolle 6,498,472 Rubel, Baumwollen-Garn 4,662,862, Wolle 1,393,939, Farbestoffe 2,253,676, Maschinen 1,343,619, Kohlen 1,067,823, Rohzucker 509,794, Salz 1,342,324, Droguerieen 730,817, Wollen-Manufakturen 1,477,823, Rauchwaaren 419,025 Silber-Rubel u. s. w. Der wahre Umfang der Handelsbeziehungen beider Länder ist aber noch größer; einmal wird Vieles von dem, was Rußland bezieht, in russischen Produkten bezahlt, oder es werden die Ausgleichungen durch Wechsel bewirkt; dann werden, wie wir angeführt, viele tropische Produkte auf britische Ordres und in britischen Schiffen nach Rußland importirt. Jedenfalls ist der englisch-russische Handel für England nicht unbedeutend, schon wenn man denselben blos aus kommerziellem Gesichtspunkte betrachtet, wenn er auch relativ einen nicht erheblichen Theil des englischen Handels überhaupt ausmacht.

Materiell betrachtet, ist dagegen der russisch-englische Handel, abgesehen davon, daß er sich meistens in englischen Händen befindet, noch weit bilanzreicher. England bezog 1850: 2,305,085 Pfd. Borsten, 3,738,995 Quarters Weizen, 1,154,473 Quarters Hafer, 1,822,918 Ctr. Flachs, 1,048,635 Centner Hanf, für 608,084 Pfund Sterling Leinsamen, für 1,240,645 Pfd. Sterl. Talg u. s. w., 177,196 Last gesägtes Schiffbauholz, 27,183 Last Schiffbauholzstämme, 5,046 Faden Ballenholz, 280 Last Stabholz, wovon die englischen Total-Importe der Reihe nach 794,178, resp. 868,179 Last, 12,195 Faden und 82,587 Last waren, Rußland also einen großen Antheil liefert, und, was dazu kömmt, Hölzer von der besten Güte, die England sonst nirgends beziehen kann. Da der Krieg auf zwei Meeren von England gegen Rußland geführt wird, so liegt die Frage sehr nahe, welche Häfen für den englischen Bedarf die wichtigsten sind, und sie kann nicht anders als dahin beantwortet werden, daß es die Häfen des Baltischen Meeres sind, auf die es sein vornehmstes Augenmerk richtet. Der weitere Verlauf der Kriegsgeschichte wird den Beweis dafür liefern. Wir begnügen uns hier damit, anzuführen, daß die russischen Exportmassen sich gleichmäßig auf die Ausfuhren aus den südlichen und nördlichen Häfen Rußlands vertheilen, wobei zu bemerken ist, daß eben nur das Schwarze Meer und die Ostsee, nicht aber das Weiße und Kaspische Meer in Betracht kommen. Talg wird mit geringer Ausnahme von der Ostsee her geliefert; dasselbe ist mit Leinsamen, Schiffbauholz und Hafer der Fall, ohne welchen die englische Pferdezucht und Dressur nicht bestehen kann; desgleichen mit Hanf und Flachs; die größeren Exportwerthe dagegen kommen aus den Häfen der Ostsee, und namentlich gilt dies für Englands Bedarf. Dasselbe gebrauchte im Jahre 1840 an Leinsamen 6,125,486 Bushel, davon lieferten die Ostseehäfen allein 2,507,316 Bushel. Und unter den Ostseehäfen ist wiederum der St. Petersburger der wichtigste; denn durch ihn geht die Hälfte des ganzen russischen Ostsee-Exportes, von der übrigen Hälfte kommen zwei Drittel auf Riga. Dieser letztere ist zwar der natürlichste und sicherste Hafen, allein die russische Politik hat durch kaiserliche Verordnungen und andere Mittel den Petersburger zum Haupt-Stapelplatze für seinen Ostseehandel zu machen gestrebt, und dies ist auch eines der vornehmsten Motive zur Erbauung der Petersburg-Moskauer Eisenbahn gewesen.

Endlich müssen wir noch einen Blick auf die russischen Productionsgruppen werfen, da hieraus die wichtigsten Schlüsse auf die zukünftigen Begebenheiten zu ziehen sind. Die Umgegend von Pe

image
not
available

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür dasselbe Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. No. 57, und beim Expedteur Kramsta, Markgrafenstr. No 21), so wie von allen löbl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 155. Berlin, Donnerstag den 28. Dezember 1854.

Japan.

Die Amerikaner in Japan.

Bekanntlich ist es dem amerikanischen Commodore Perry durch eine zweckmäßige Verbindung des suaviter in modo mit dem fortiter in re gelungen, das seit Jahrhunderten hermetisch verschlossene Inselreich Japan dem Welthandel zu eröffnen, indem er die dortige Regierung zum Abschluß eines Vertrages mit den Vereinigten Staaten bewog, dessen Vortheile ohne Zweifel auch den anderen seefahrenden Nationen zugutekommen werden. Das New-Yorker Journal of Commerce enthält ein von einem Offizier des Kriegsschiffes „Vandalia" herrührendes Schreiben, welches interessante Details über die Operationen des amerikanischen Geschwaders, die mit den Japanesen gepflogenen Unterhandlungen und die Sitten und Gebräuche des Landes giebt, die wir auch unseren Lesern mittheilen wollen. Es lautet, wie folgt:

„Wir segelten am 31. Januar d. J. in Gesellschaft des „Macedonian", „Southampton" und „Lexington" von Lu-tschu ab und erreichten wohlbehalten am 12. Februar die Bucht von Jeddo, wo der Commodore mit den drei Dampfern, der mehrere Tage später abgegangen war, mit uns zusammentraf. Jeder Dampfer nahm nun ein Segelschiff in's Schlepptau, und auf diese Art liefen wir in die Bucht ein, die zu den schönsten in der Welt gehört und die noch nie von einem Fremden besucht wurde. Unsere Schiffe, welche ohne Segel und gegen den Wind acht Meilen in der Stunde zurücklegten, boten den Eingebornen, die sich in großer Anzahl versammelt hatten, einen für sie an's Wunderbare gränzenden Anblick dar.

„Die Japanesen erwarteten, daß wir an derselben Stelle Halt machen würden, wo der Commodore im vorigen Jahre Anker geworfen, nämlich bei Uraga, einer kleinen Stadt am Eingange der Bai. Sie hatten hier auch wirklich Anstalten zu unserem Empfange getroffen; unser Entschluß stand jedoch fest, wo möglich bis zur Hauptstadt oder in ihre unmittelbare Nähe vorzudringen; wir dampften daher immer weiter und ankerten, ohne auf die Bitten der Dolmetscher zu achten, in der Mitte der Bai. Fast zwei Wochen wurden jetzt damit zugebracht, einen Ort zu bestimmen, an welchem die Unterhandlungen stattfinden sollten. Die Japanesen drangen in uns, nach Uraga zurückzukehren, während der Commodore darauf bestand, nach Jeddo zu segeln; endlich kam es zu einem Vergleich, demgemäß die Stadt Jokohanna zum Rendezvous für die kaiserlichen Kommissäre und den amerikanischen Bevollmächtigten ausersehen wurde. Dieser Ort enthält ungefähr zehntausend Einwohner und lag dem Ankerplatz unserer Schiffe gegenüber. Wir segelten also in den Hafen hinein und befestigten unsere Schiffe in einer Linie, mit der Breitseite gegen die Stadt gerichtet. Die erste Zusammenkunft, die auf den 8. März festgesetzt war, fand mit großer Feierlichkeit statt. Etwa neunhundert Offiziere, Matrosen und Seesoldaten, bis an die Zähne bewaffnet, stiegen ans Land und wurden unter Trommelschlag mit fliegenden Fahnen am Strande zum Empfange des Commodore aufgestellt. Sobald er sich näherte, ertönte die Musik, man feuerte Salven, die Seesoldaten präsentirten das Gewehr, und von einem glänzenden Offiziercorps gefolgt, schritt er durch die Reihen nach einem ausdrücklich zu diesem Zweck von den Japanesen errichteten Gebäude. Tausende von japanischen Soldaten standen dicht gedrängt am Landungsplatz und auf den angränzenden Höhen und beobachteten mit gespannter Neugierde und Theilnahme das Schauspiel. Das Haus war nur ein einfaches, in der Eil aufgeführtes Bretter-Gebäude, ein großes Zimmer, welches als Audienz-Saal diente, und verschiedene kleinere, für das Gefolge bestimmte enthaltend. Der Fußboden war mit Matten bedeckt, und die Wände zierten niedlich gemalte Schirme. Die langen Tische und Bänke, mit rothem wollenem Stoff bedeckt, standen sich in parallelen Reihen gegenüber, auf dem Fußboden befanden sich drei schöne Kohlenbecken mit brennenden Holzkohlen gefüllt, und von der Decke hingen einige Gardinen von violetfarbenem Krepp. Nachdem wir eingetreten, nahmen wir an einem der Tische Platz. Die drei japanischen Kommissäre, alle Fürsten des Reiches, welche bald nachher erschienen, setzten sich uns gegenüber an einen anderen Tisch, während hinter uns ein Haufen Japanesen, Offiziere, Mandarinen u. s. w., die das Gefolge der Kommissäre bildeten, am Boden auf den Knieen kauerte. Dies ist ihre gewöhnliche Stellung, da sie von Stühlen keinen Gebrauch machen. Nach den gewöhnlichen Grußformeln und Ceremonien begann die Konferenz. Die Verhandlungen wurden in holländischer Sprache durch Dolmetscher geführt, von denen sie mehrere haben, welche dieser Sprache mächtig sind, und zwei bis drei, die etwas Englisch sprechen. Sie knieten zwischen den Kommissären und dem Commodore, während unser Dolmetscher neben dem Letzteren saß. Die ängstliche Etikette, die von den Japanesen beobachtet ward, stand mit unseren republikanischen Ideen im schneidendsten Widerspruch. Jede von uns vorgelegte Frage mußte zuerst dem Dolmetscher zugehen und dann die verschiedenen Stufen der Mandarine durchlaufen, ehe sie an die Kommissäre gerichtet werden konnte, wobei der Beamte sich bis zur Erde verbeugen mußte, wenn er seinen Oberen anredete. Unterdessen wurden Erfrischungen in prächtig lackirten Schüsseln herumgereicht; vor Allem Thee, der, wie in China, das gewöhnliche Getränk ist, dann verschiedene Sorten Zuckerwerk und Kuchen (die Japanesen sind vortreffliche Konfektbäcker und lieben den Zucker sehr); zuletzt gab es Apfelsinen und einen wohlschmeckenden Liqueur, der von Reis destillirt und Sacki genannt wird.

„Die Kommissäre, deren Physiognomie einen nicht geringen Grad von Intelligenz verrieth, erschienen in einem reichen Anzuge, bestehend aus hellfarbigen seidenen weiten Pantalons und einem Oberkleid, dessen Schnitt mit dem eines kurzen Frauengewandes Aehnlichkeit hatte. Dunkelfarbige Strümpfe und zwei zierliche Schwerter, in einem Gürtel von drellirter Seide, vervollständigten ihr Kostüm. Alle Mandarinen und höhere Beamten sind auf diese Art gekleidet. Kaufleute, Arbeiter u. dgl. dürfen kein Seitengewehr tragen, und ihr Anzug unterscheidet sich durch enge, aus grobem baumwollenem Stoff verfertigte Beinkleider von den weiten Pantalons der Vornehmen. Sandalen von Stroh werden allgemein getragen, aber man zieht sie immer aus, ehe man in ein Haus eintritt. Der Kopf bleibt unbedeckt, die Haare an dem Scheitel und der Stirn werden abrasirt und am Hinterkopf und der Seite in einen Zopf von drei oder vier Zoll Länge zusammengewunden, der sich nach vorn über die kahle Platte ausbreitet und zwischen dem Wirbel und dem Vorderkopf endigt. Es ist eine ganz comfortable Mode, und wenn nicht eine Masse Fett zum Einschmieren der Haare gebraucht würde, so wäre sie auch der Reinlichkeit förderlich. — Wir hatten jede Woche zwei Zusammenkünfte mit den Japanesen, bei welchen stets das oben erwähnte Programm befolgt wurde, mit der Ausnahme, daß sie uns eine nahrhaftere Kost reichten. Da sie mit unserem Geschmack bekannter wurden, so traktirten sie uns mit Fischsuppe, gesottenen Krabben, harten Eiern und sehr guten rohen Austern. Bei einer der Konferenzen wurden die von unserer Regierung für den Kaiser von Japan bestimmten Geschenke übergeben. Sie bestanden aus Tuchen, Ackerbau-Geräthschaften, Gewehren ꝛc. und einer sehr hübschen Lokomotive mit Tender und Passagier-Wagen von einem Viertel der gewöhnlichen Größe, die wir auf einer kreisförmigen Bahn mit einer Geschwindigkeit von zwanzig (engl.) Meilen auf die Stunde in Bewegung setzten. Außerdem ließen wir einen magnetischen Telegraphen arbeiten, den wir in der Länge von einer Meile errichtet hatten. Für diesen schienen die Japanesen sich mehr zu interessiren, als für alles Andere, obwohl sie kein Zeichen der Ueberraschung von sich gaben. So sehr sind sie im Stande, ihre Gefühle zu beherrschen, daß sie alles auf den Dampfschiffen Befindliche, Kanonen, Maschinen u. s. w., untersuchten, ohne je das geringste Erstaunen auszudrücken. Sie sind ein viel schönerer Menschenschlag, als die Chinesen, intelligent, höflich, aber stolz, ausschweifend, unversöhnlich und rachgierig.

„Gleich nach Abschluß des Traktats gab der Commodore den japanischen Beamten ein Bankett auf dem Quarter-Deck des „Powhattan". Sie ließen sich die amerikanische Küche gut schmecken, und besonders mundete ihnen der Champagner, unter dessen Einfluß sie so lustig und zutraulich wurden, daß einer von ihnen den Commodore inbrünstig umarmte, der sich diese zärtliche Demonstration ganz wohl gefallen ließ, bis seine Epauletten unter den stürmischen Liebkosungen des Mandarins zu leiden begannen.

„Ehe wir Jokohanna verließen, gab der Commodore den Wunsch zu erkennen, bis zur Stadt Jeddo zu segeln, einzig und allein, wie er sagte, in der Absicht, dem Kaiser seine Achtung zu bezeugen, in der

image
not
available

mente, wo die verbündeten Mächte im Begriff standen, mit ihren ...een in Frankreich einzurücken. Er leistete auf diese Weise der ...olution einen wichtigen Dienst und beeilte sich, die Nachricht davon Paris zu bringen, wo er gerade ankam, um Zeuge der Revolu- vom 10. August 1792, der Septembertage und aller Gräuel jener ...che zu sein.

Obgleich nicht selbst thätig bei jenen Ereignissen, war er doch der ...bgeber der Anstifter derselben und besonders Danton's, dessen Be- ...ntschaft er im Palais-Royal gemacht hatte. Als Alles vorüber war, die Preußen endlich den Rückzug antraten, sah Talleyrand, daß er ...nts mehr in Paris zu thun hatte, und begab sich auf seinen Posten ... London zurück, um das englische Ministerium in der bisher be- ...chteten Unbeweglichkeit auch ferner zu erhalten. Doch kaum hatte ...den Kanal passirt, als in den Pariser Klubs und Journalen eine ...zahl von Denunciationen gegen ihn erhoben wurden, die zuletzt auch ... der Tribüne der National-Versammlung zur Sprache kamen. Man ...gte ihn und verschiedene Andere, wie z. B. Danton, an, vom Hofe ... deutende Geschenke erhalten zu haben. Im ersten Augenblick leug- ...te Talleyrand Alles, sogar die Quittungen, die man inzwischen in ...em berüchtigten eisernen Schranke gefunden hatte. Indessen baute er ...icht sehr auf den Erfolg seines Rechtfertigungsschreibens, sondern blieb ...instweilen, mit Erlaubniß der englischen Regierung, in London. Allein ...bald wurde er von dort durch die Rache der französischen Royalisten ...vertrieben, nach Deutschland konnte er nicht gehen, denn auch dort hatte er von den Emigranten Alles zu fürchten, in Italien hätte ihn die Geistlichkeit verfolgt, so daß er gezwungen war, nach Amerika zu gehen. Dort lebte er vier Jahre lang in ziemlich dürftigen Verhältnissen. Endlich kam der Sturz Robespierre's, und sofort sandte er eine Supplik an den Konvent. Der Dichter André Chenier überreichte dieselbe, und wirklich ward Talleyrand's Exil ohne den mindesten Widerstand aufgehoben „in Betracht der Dienste, die er der Republik geleistet hätte und noch leisten könnte."

Zu Anfang 1796 langte er endlich in Paris an gerade in dem Momente, wo Bonaparte's Ruhm im Aufblühen war. Geld besaß er nicht, er durfte von sich sagen: Omnia mea mecum porto. Dafür aber ...besaß er Kostbareres: Gewandtheit in den Geschäften und den Geist ...der Intrigue. Außerdem fand er alte Freunde wieder: den General ...Montesquiou und Frau v. Staël. Letztere war besonders thätig für ihn. Carnot wollte nichts von ihm wissen: „Es ist ein Elender", sagte er, „der alle Laster des alten Regimes und keine einzige republikanische Tugend besitzt. So lange ich Direktor bin, soll er nicht Minister wer- den." Indessen es fehlte an Leuten, welche die diplomatischen Bezie- hungen der fremden Kabinette einigermaßen kannten, und so gab man ihm zuletzt das so wichtige Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten. Später mußte er freilich wieder aus dem Ministerium ausscheiden, da er sich mit der ultrarepublikanischen Partei nicht vertragen konnte. Nichtsdestoweniger wirkte er eifrig bei der Militair-Revolution des 18. Fructidor, namentlich aber bei der des 18. Brumaire mit. Er hatte Napoleon schon längst errathen und sich mit ihm in Verbindung gesetzt. Seinerseits hatte dieser um so lieber das Bündniß mit Talley- rand gepflegt, als es ihm durchaus an Kenntniß der diplomatischen Ge- schäfte fehlte und Talleyrand demnach ihm überaus nothwendig und nützlich war.

Der erste wichtige Dienst, den Talleyrand seinem neuen Herrn leistete, war der, daß er den Kaiser Paul veranlaßte, Ludwig XVIII. aus Rußland zu verweisen. Ungleich entscheidender aber war die Thätig- keit, welche Talleyrand bei Abschließung der Verträge von Amiens und Luneville, bei der Bildung des Rheinbundes und bei der Begründung des französischen Kaiserreichs entwickelte. Herr Michaud läßt hierbei dem diplomatischen Talente Talleyrand's alle mögliche Gerechtigkeit widerfahren, zeigt aber auch, daß der schlaue Unterhändler sich selbst nie vergaß. Namentlich die Stiftung des Rheinbundes und die Sä- cularisation der Bisthümer brachten ihm bedeutende Summen ein. Alle die verschiedenen kleinen Fürsten machten ihm den Hof, seine Sa- lons waren besuchter, als die der Tuilerieen.

Mit der Begründung des Kaiserthums tritt Talleyrand's Glücks- stern in seinen Zenith ein. Der Papst nahm den Bannstrahl zurück und entließ ihn förmlich aus dem geistlichen Stande; es war das so- gar eine der Bedingungen bei der Reise Pius' VII. nach Paris. In den Feldzügen von 1805 und 1806 begleitete Talleyrand den Kaiser und leistete ihm die wichtigsten Dienste bei den Unterhandlungen. Doch bald schon beginnt das Verhältniß zwischen Beiden zu erkalten. Der Kaiser Alexander zeigte nämlich gegen Talleyrand ein so markirtes Wohlwollen, daß Napoleon Verdacht zu schöpfen anfing. Indeß ließ er nichts merken, gab aber das auswärtige Portefeuille an Champagny. Talleyrand wurde noch zu den Unterhandlungen wegen Spaniens zu- gezogen und begleitete den Kaiser zum Erfurter Kongreß. Dort aber erlangte Napoleon bestimmte Beweise, daß sein Minister ihn verrieth. Meneval bezeugt in seinen Memoiren, daß Talleyrand des Abends dem Kaiser Alexander alle Pläne und Geheimnisse mittheilte, die er am Morgen aus Napoleon's Munde erfahren hatte. Letzterer entfernte ihn nun von den Geschäften, ließ ihn jedoch nicht genügend überwachen, eben so wenig wie Fouché, der bald darauf ebenfalls in Ungnade fiel. Und so konnten denn Talleyrand und Fouché ungehindert und unge- straft gegen ihren bisherigen Wohlthäter konspiriren und seinen Sturz befördern.

Talleyrand sah sehr wohl ein, daß er unter den schwachen Bour- bons mehr Aussicht hatte, wieder zur Macht zu gelangen, als unter einem Manne, wie Napoleon. Er war es denn auch, der 1814 und 1815 seinen ganzen Einfluß auf den Kaiser Alexander geltend machte, um die Rückkehr Napoleon's zu verhindern. Herr Michaud bringt hierfür sehr interessante Belege bei, indem er einzelne Bruchstücke aus den bisher ungedruckten Memoiren des Grafen Semallet, eines der Kommissäre Ludwig's XVIII. bei den Alliirten, mittheilt.

Mit der größten Erbitterung spricht der Verfasser von dem Um- stande, daß Ludwig XVIII. einen der Mörder seines Bruders als Mi- nister, und noch dazu aus den Händen der fremden Generale, annahm und daß er ihn später, als er ihn nicht mehr im Ministerium behalten konnte, zum Ober-Kammerherrn ernannte. Und doch konspirirte der ergraute Diplomat von neuem gegen die ältere Linie, liebängelte mit dem Palais-Royal und wurde nach der Thronbesteigung Ludwig Phi- lipp's dessen Repräsentant in London, wo er den bekannten Quadrupel-Allianz-Vertrag zu Stande bringen half. Es war der größte Triumph für ihn, so behauptet Herr Michaud, endlich seinen Jugendtraum ver- wirklicht und, gleichwie 1688 in England, nun auch in Frankreich die ältere Linie von der jüngeren verdrängt zu sehen.

Das Ende Talleyrand's bietet noch das Interessante dar, daß der frühere Jakobiner und Atheist reuig in den Schooß der Kirche zurück- kehrte und in einem bußfertigen Schreiben an den Papst seine ehema- ligen Irrthümer ausdrücklich widerrief. Herr Michaud ist der Ansicht, daß diese Reue eine aufrichtige war, und da er sonst eben kein Ver- ehrer Talleyrand's ist, so hat diese seine Ansicht um so größeres Gewicht.

Das ganze Werk ist übrigens reich an wichtigen, zum Theil ganz unbekannten Dokumenten und hat somit, abgesehen von seiner über- sichtlichen, präzisen Darstellungsweise, bedeutenden Werth auch für den Geschichtschreiber.

Nord-Amerika.

Bartlett's Reisen in Texas, Neu-Mexiko, Kalifornien, Sonora und Chihuahua.*)

Der Vertrag vom 2. Februar 1848 zwischen den Vereinigten Staaten, als Sieger, und der Republik Mexiko, als Besiegten, hatte unter Anderem festgesetzt, daß zwei von den kontrahirenden Mächten ernannte Kommissäre im Hafenplatz San Diego, am Stillen Meere, zu- sammentreffen sollten, um von hier aus eine Gränzlinie zwischen beiden Ländern zu ziehen, die den amerikanischen Kontinent quer durchschneiden und sich bis zur Mündung des Rio Bravo del Norte erstrecken würde. Der erste Theil dieser Arbeit, bis zur Mündung des Gila-Flusses, der sich östlich vom San Diego in den Rio Colorado ergießt, ward von dem Kongreß-Mitgliede, Herrn Weller, ausgeführt, während das Uebrige dem Herrn Bartlett, Verfasser des vorliegenden Werkes, an- vertraut wurde. Vier Jahre lang beschäftigte ihn die riesenhafte Auf- gabe, die topographische Vermessung eines Landes zu bewerkstelligen, welches, obgleich dem Namen nach einem civilisirten Staate unterthan, noch der Schauplatz von Abenteuern ist, so wild und romantisch, wie sie nur irgend einer der amerikanischen Novellisten darzustellen gewagt hat. Hier genießen Apatschen, Komantschen und andere Indianer- Stämme noch jener wilden Freiheit, die zwar von Dichtern als arka- dische Einfalt besungen wird, in der Wirklichkeit aber sich durch voll- ständige Nichtachtung der Rechte des Eigenthums und der Heiligkeit des Menschenlebens auszeichnet. Hier findet man den Auswurf der europäischen und amerikanischen Gesellschaft — Flüchtlinge aus den Verbrecherspelunken Londons und New-Yorks, die zu ihrem alten Hand- werk greifen, um die Reisekosten nach dem Goldlande „California" auf- zutreiben, die Wege unsicher machen und die spärliche Bevölkerung in Furcht und Schrecken versetzen. Zu den Kuriositäten dieser Gegend gehören auch die Prairie-Hunde und die Mormonen; Erstere leben in ihren unterirdischen Städten in vollkommener Eintracht und Ordnung, welche von Letzteren vergeblich auf ihren Wanderungen von einem Ende der Erde zum anderen gesucht wird.

Der Verfasser schreibt hauptsächlich für amerikanische Leser oder vielmehr für solche, die eine Landreise nach Kalifornien durch die pfad- lose Wildniß unternehmen wollen. Die hierüber mitgetheilten Details sind insofern von Wichtigkeit, als sie einen höchst anschaulichen Begriff von den geographischen Verhältnissen dieser fast unerforschten Regionen geben; allgemeineres Interesse erregen indeß die Schilderungen sitt- licher und sozialer Zustände, aus denen wir Folgendes hervorheben:

*) Personal Narrative of Explorations and Incidents in Texas, N. Mexico, California, Sonora and Chihuahua. By John Russell Bart' U. S. Commissioner. New York & London, 1854. Zwei Bände.

image
not
available

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 6 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 3 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 29, und beim Spediteur Kranzow, Niederwallstr. Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 156. Berlin, Sonnabend den 30. Dezember 1854.

Frankreich.

Aus den Verhandlungen der Akademie der Wissenschaften.

Eine neue Art Seidenraupe. — Eisenbahnen in der europäischen Türkei. — Das Bréantsche Vermächtniß. — Beobachtungen über den Hagel.

Herr Montagne macht die folgende, auf den Seidenbau sich beziehende Mittheilung:

„In einem Briefe, den ich eben von dem Staatsrath in Florenz, Herrn Pelli-Fabbroni, erhalten, meldet mir dieser gelehrte Agronom, daß man dahin gelangt ist, die neue Seidenraupe (bombyx cynthia) nicht blos mit Lattich und Weidenblättern, sondern auch ganz eben so gut, wie mit den Blättern vom Ricinusbaum, mit den Blättern des wilden Cichorienbaums (Cichorium intybus), eines Baumes, den man im Norden Frankreichs in großer Menge anbaut, um aus seiner Wurzel ein Surrogat des Kaffees zu gewinnen, zu ernähren. Man verdankt diese Erfahrung den Versuchen, welche der Herr Graf Dignes in Florenz angestellt. Man hat sich auch thatsächlich überzeugt, daß, um dreißig Grammes Seide zu gewinnen, einundzwanzig Cocons von den mit der wilden Cichorie gefütterten Raupen nöthig sind, während, wenn die Raupen mit Ricinusblättern gefüttert waren, achtzehn Cocons hinreichten, dieselbe Quantität Seide zu gewinnen. Wenn wir also, wie man annehmen muß, dahin gelangen, diese neue Seidenraupe in Frankreich einzuführen, so würde nicht zu bezweifeln sein, daß dies auch in Algerien und in den südlichen Departements Frankreichs, wo der Bau des Ricinusbaums keine Schwierigkeit hat, glücken wird. Ein ungeheurer Gewinn würde sich daraus für unsere mittleren und selbst nördlichen Departements ergeben."

Der Herr Marschall Vaillant liest einen Bericht über eine Denkschrift des Herrn Viquesnel, die den Titel hat: „Einen Blick auf die im Jahre 1852 von Ami Boué in der europäischen Türkei vorgeschlagenen Eisenbahnen".

„Herr Ami Boué, Verfasser mehrerer Werke über die Türkei, die er in allen Beziehungen erforscht hat, hat im Jahre 1852 eine Abhandlung über die Fahrstraßen und über die Eisenbahnen, welche in der europäischen Türkei zu bauen möglich und nützlich wären, veröffentlicht. Die Eisenbahnen, die er vorschlägt, sind:

1. Von Belgrad nach Konstantinopel, über Jagodina, Nissa, Sofia, das Thal der Maritza und die Ebene von Adrianopel.

2. Von Belgrad nach dem Adriatischen Meer, über Brenna, Prisren, das Thal des schwarzen Drin und Skutari.

3. Von Belgrad nach dem Aegeischen Meer, mit einer Zweigbahn nach Labian, und dann durch das Thal des Lepenatz über Uskiuz und Salonik führend.

4. Von Konstantinopel nach dem Adriatischen Meer über Salonik, Servin, das Thal des Devol und Skutari.

„Herr Boué hat durch Höhenmessungen, die er mittelst des Barometers auf den Hauptpunkten der Höhenzüge vorgenommen, festgestellt, daß die Eisenbahnen nirgends zu abschüssig sein würden; er fügt hinzu, daß sie im Allgemeinen leicht und ohne große Kosten gebaut werden könnten, und daß sie zur Förderung der Civilisation und zur Verbesserung der Finanzen des Landes mächtig beitragen würden. Die Abhandlung ist weder von einer Karte, noch von einem die Höhenzüge oder ihre Durchschnitte darstellenden Plan begleitet.

„Herr Viquesnel, der Reisegefährte des Herrn Boué, hat für gut gehalten, diesem Mangel abzuhelfen. Er hat zu diesem Zweck auf Karten von Macedonien, von Thracien und von Albanien die oben bezeichneten Linien mit einigen Nebenlinien, die zur Vervollständigung des Netzes dienen, dargestellt. Er hat auf einem besonderen Plan eine Darstellung der Längenprofile der Eisenbahnen gegeben, mit Bezeichnung der Höhen, die Herr Boué angegeben, und derjenigen, die sich aus seinen Beobachtungen ergeben. Endlich hat er in einer ziemlich ausführlichen Denkschrift jede der Eisenbahnlinien genau geprüft, die Punkte angegeben, für welche die Beobachtungen bis jetzt die wenigste Gewißheit bieten, und in einer Reihe von Tafeln die horizontalen Verhältnisse der verschiedenen Gebirgszüge und die entsprechenden Abhänge anschaulich und übersichtlich dargestellt.

„Dies ist im Wesentlichen der Inhalt des Werks, welches Herr Viquesnel der Akademie zur Beurtheilung übergeben.

„Die Arbeiten der Herren Boué und Viquesnel haben ohne Zweifel, Ihre Kommission erkennt dies gern an, viel Licht verbreitet über die Geographie der Provinzen der europäischen Türkei. Vielleicht wird die im Jahre 1852 in Wien erfolgte Veröffentlichung des Werkes von Boué auch insofern einen Nutzen haben, als sie die Aufmerksamkeit der ottomanischen Regierung und der auswärtigen Kapitalisten auf die Vortheile gelenkt, welche der Bau von Eisenbahnen in der europäischen Türkei gewähren würde. Ihr Berichterstatter glaubt in Bezug hierauf Ihnen mittheilen zu müssen, daß bereits eine englische Gesellschaft in den letzten Jahren in Betreff der Linie von Konstantinopel nach Belgrad die genauesten Untersuchungen angestellt hat. Aber, ohne das Verdienst der letzten Arbeit des Herrn Viquesnel und die Schwierigkeiten zu bestreiten, welche er zu überwinden gehabt, um die mitunter sehr ungewissen oder widersprechenden Beobachtungen zu verbinden, wird die Akademie leicht erkennen, daß diese Arbeit nicht genügend ist, die im Jahre 1852 von Herrn Boué aufgeworfene Frage vollständig zu lösen. Wenn man von der Theorie zur Ausführung übergehen wird, werden die Ingenieurs, welche sich daran wagen werden, immer noch die genauesten komparativen Untersuchungen anstellen müssen, und die allgemeinen Andeutungen des Herrn Boué werden ihnen schon fast eben so nützlich sein, wie die noch ein wenig ungewissen Einzelnheiten der Denkschrift des Herrn Viquesnel. Uebrigens dürften im Allgemeinen die Fragen in Betreff zu bauender Eisenbahnen wenig zur Kompetenz der Akademie gehören; sie verbinden sich meistentheils mit politischen oder kommerziellen Erwägungen, welche die betreffende Regierung allein gehörig zu würdigen vermag. Ihre Kommission ist also der Ansicht, daß ein tieferes Eingehen auf die Ihnen vorgelegte Arbeit überflüssig sei, und daß die Akademie sich darauf beschränken könne, Herrn Viquesnel für seine Mittheilung ihren Dank auszusprechen."

Die Akademie ist der Ansicht der Kommission beigetreten.

Herr Cl. Bernard liest im Namen der Abtheilung für Medizin und Chirurgie den folgenden Bericht über das Bréantsche Vermächtniß:

„Die Abtheilung für Medizin und Chirurgie ist beauftragt, ein Programm aufzusetzen für diejenigen, welche sich um den Preis von hunderttausend Francs bewerben werden, die Herr Bréant in seinem Vermächtniß für den Entdecker eines unfehlbaren Mittels gegen die asiatische Cholera ausgesetzt hat.

(Es folgt hier die Verlesung des betreffenden Vermächtnisses.)

„Dieses Vermächtniß, veranlaßt durch die im Jahre 1849 wüthend grassirende Cholera, ist aus einem erhaben-philanthropischen Geiste hervorgegangen, der Herrn Bréant eine Stelle sichert neben anderen Wohlthätern der Menschheit, die eben so dem Institut die Sorge übertragen haben, ihre Willensbestimmungen auszuführen." . . . .

„Der Hauptgedanke des Vermächtnisses ist der, daß derjenige, der das Mittel, die asiatische Cholera zu heilen, gefunden haben wird oder der die Ursachen dieser schrecklichen Seuche entdeckt haben wird, einen Preis von hunderttausend Francs erhalten soll. Es ist klar: der Testator will, daß ein Mittel von unbestreitbarer Wirksamkeit gefunden werde, ein Mittel, welches die asiatische Cholera in den meisten Fällen heilt, so sicher, wie Chinin z. B. das Fieber heilt.

„Was die Auffindung der Ursachen der Cholera betrifft, so würde, wenn dieselbe dazu führte, ein Schutzmittel zu gewinnen, wie die Impfung gegen die Pocken, der Preis dadurch ebenfalls verdient und die Absicht des Testators erfüllt worden sein.

„Für jetzt muß die Abtheilung für Medizin und Chirurgie erklären, daß von den sehr zahlreichen Abhandlungen über die Cholera, die ihr übergeben worden sind, keine die gestellten Bedingungen erfüllt hat.

„In der Voraussicht, daß es mit der Lösung der Hauptfrage noch lange dauern könnte, hat Herr Bréant einen jährlichen Preis von fünftausend Francs, die Zinsen des Kapitals, zur Belohnung der wissenschaftlichen Arbeiten ausgesetzt, welche die Frage über die Cholera oder

image
not
available

en. Die Gefahr bemerkend, peitschten unsere Leute auf ihre los, und wir eilten herbei, um nach Kräften behülflich zu sein. er anderen Karawane aus feuerte man auf die Heerde, was die ng hervorbrachte, daß die Linie gebrochen wurde und eine entesetzte Richtung einschlug. Die bestürzte Heerde rannte nun auf und zu, in derselben langen Linie, deren Ende wir nicht n konnten, da sie sich in der Entfernung verlor. Es war zu be, daß auch unsere Maulthiere sich losreißen würden; denn nichts Diese furchtsamen Thiere aufhalten, wenn sie von einem panischen cken ergriffen werden. Können sie den Wagen dann nicht mitpen, so erreicht ihre wüthende Angst einen solchen Grad, daß sie eschirr zerschlagen und entfliehen. Unsere erste Vorsichtsmaßregel die Verdecke der Wagen zu schließen, so daß es nur dem Vordes ersten möglich war, die Mustangs zu sehen. Die Maul- des zweiten wurden neben den vordersten, die folgenden neben weiten gestellt, und so fort bis zum letzten, in der Art, daß jeder en das ihm zur Seite stehende Gespann deckte. Wir hemmten die Räder aller Wagen und stellten unsere Leute bei den vorderThieren auf, um sie zu halten und zu beruhigen. Da ich mich aufgelegt fühlte, gegen meinen Willen, wie ein zweiter Mazeppa, einer Heerde wilder Rosse entführt zu werden, so stieg ich ab, d mein Maulthier an einen Wagen und lief, mein Gewehr in der und und von einem Gefährten begleitet, dem wilden Schwarm entgen, der, angeführt von einem muthigen Hengst, uns bis dicht an n Leib gekommen war. Als sie sich näherten, feuerten wir unsere Gewehre auf sie ab und glücklicherweise mit gutem Erfolg. Der Führer stutzte, nahm eine andere Richtung, und die Lawine von zügellosen Thieren zog zu unserer großen Freude wie ein Sturmwind an uns vorüber. Wir warteten einige Minuten, bis die Heerde verschwunden war, dann ketteten wir die Räder wieder los und eilten vorwärts zu der ersten Karawane, welche Halt gemacht hatte. Als wir sie erreichten, wurden die mit dem Wagen durchgegangenen Maulthiere von ihren Verfolgern nach einer angestrengten Jagd zurückgebracht. Zum Glück hatte Niemand Schaden gelitten, und unsere Thiere wurden alle eingefangen und ins Lager geführt, mit Ausnahme eines einzigen, welches aber auch das werthvollste Pferd in der ganzen Reisegesellschaft war. Dieses Thier wurde vom Wagenmeister geritten, und als er den Ausreißern hitzig nachjagte, trat es in eines der Löcher, die häufig in der Prairie vorkommen, fiel und warf seinen Reiter kopfüber zu Boden. Hierdurch des Zwanges ledig, eilte es, sich seinen wilden Brüdern anzuschließen, und verschwand mit Sattel und Zaum in der spurlosen Prairie."

Wir haben schon angedeutet, daß die Resultate der von der Gränz-Kommission unternommenen Arbeit, wie sie Herr Bartlett in seinem Werke niedergelegt hat, in einer genauen geographischen Aufnahme der wichtigsten Oertlichkeiten und in der Einsammlung authentischer Data über die ethnographischen Verhältnisse des Landes bestehen. Er bespricht ferner die relativen Vortheile der nördlichen und südlichen Route in Beziehung auf die projektirte Eisenbahn, so wie einen Gegenstand, der ebenfalls viele Aufmerksamkeit in Amerika zu erregen scheint und den wir bereits in diesen Blättern erwähnt haben — die Einführung der Kameele als Lastthiere. Wie man jetzt erfährt, ist im Kongreß der Vereinigten Staaten der Antrag gestellt worden, die zu dem Unternehmen erforderlichen Gelder zu bewilligen, und glaubt man, daß der Versuch befriedigend ausfallen dürfte. Amerika erscheint in der That als ein günstiges Terrain zur Fortpflanzung exotischer Racen, mögen es nun menschliche Wesen oder vierbeinige Geschöpfe sein. Man denke nur an das Pferd, welches zuerst von Cortez und Pizarro nach dem transatlantischen Kontinent gebracht wurde und sich im Laufe dreier Jahrhunderte in so unglaublicher Weise vermehrt hat! Vielleicht wird auch die Uebersiedelung des Kameels zu einem ähnlichen Ergebniß führen.

Java.

Von den Chinesen auf Java.

Apologetische Bemerkungen des Dr. Wilh. Böhmer in Breslau.

Zu den anziehenden Persönlichkeiten, welche ich in der constitutionellen Bürger-Ressource in Breslau näher kennen gelernt habe, gehört ein bereits bejahrter Herr, Namens Martiny. Derselbe hat sich Jahre lang im Dienste der holländischen Regierung auf Java bewegt und ist dabei in mannigfache Lebensbeziehungen zu den Chinesen getreten, die auf dieser gottgesegneten Insel sich befinden, und deren Persönlichkeiten, Sitten, Gebräuche und Beschäftigungen eigenthümlich genug sind. Ueber diese Chinesen hat mir Herr Martiny schriftliche und mündliche Mittheilungen gemacht, welchen ich deshalb vollen Glauben schenken muß, weil er die Chinesen, deren Gastfreundschaft ihm oft auf Java zu Theil geworden, näher kennen lernen konnte, und weil er bei seiner sittlichen Gesinnungstüchtigkeit den entschiedenen Entschluß hatte, mir nur Wahres zu eröffnen.

Durch jene Mittheilungen bin ich in den Stand gesetzt worden, die Chinesen gegen einen Angriff zu vertheidigen, den Herr E. K. auf sie in dem gegenwärtigen Jahrgang der „Schlesischen Zeitung", Nr. 305 gemacht und welcher meinen Freund Martiny mit um so größerem Unwillen erfüllt hat, als Martiny an den Chinesen manches Gute wahrgenommen. Herr E. K. erklärt sie für den „moralisch schlechtesten Theil der Bevölkerung" Java's. Allein die Erklärung zeugt von ziemlicher Uebertreibung. Zwar zeichnen sich die Chinesen nicht durch vollendete Sittlichkeit vor dem übrigen Theil der Bevölkerung aus. Auch sie haben häßliche Flecken des Geistes, z. B. das Laster des Wuchers. Sie tragen kein Bedenken, solchen Chinesen und Nichtchinesen, von welchen sie um Beistand angesprochen sind und welchen sie etwa hundert Gulden geliehen haben, das Zahlen von zwanzig bis fünfundzwanzig Prozent monatlicher Zinsen zur Pflicht zu machen: ein Verfahren, welches dadurch eben nicht gerechtfertigt wird, daß sich die holländische Regierung auf Java neun Prozent von hundert Gulden zahlen läßt. Allein es empfehlen sich die Chinesen durch eine beziehungsweise Sittlichkeit, in welcher sie sich mit den Europäern, Mulatten und den übrigen Bewohnern der Insel sehr wohl messen können. Noch mehr! Die Chinesen ragen durch gewisse Tugenden der Humanität vor den übrigen Bewohnern hervor. Diese Thatsache darf um so weniger befremden, als die Chinesen, wie Herr E. K. einräumt, „den intelligentesten Theil der Bevölkerung bilden", und als vermöge der wesentlichen Einheit des menschlichen Geistes die ausgebildete Intelligenz auf die Ausbildung des Willens gewöhnlich vortheilhaft einwirkt.

Zwar behauptet Herr E. K. von den Chinesen aus Java: „Mit ihnen in Geschäftsverbindung treten und betrogen werden, bedeutet dort gleich viel", unterläßt es aber, den zufriedenstellenden Beweis für die volle Richtigkeit dieser Behauptung zu führen. Wir können aus der Lebensentwickelung des Herrn Martiny Momente anführen, welche sattsam erhärten, daß wenigstens ihm das in Geschäftsverbindung mit den Chinesen Treten und das Betrogenwerden nicht gleich viel bedeuteten. Als Herr Martiny einmal von einem Orte Java's nach einem anderen durch die Regierung versetzt wurde, war er außer Stande, die Möbel, welche sein Besitzthum bildeten, nach dem anderen Orte bringen zu lassen. Er machte Europäern das Anerbieten, ihm die Möbel für den vierten Theil des Werthes abzukaufen. Doch die Gewinnsucht dieser Menschen war so groß, daß sie an Martiny das Ansinnen richteten, ihnen die Möbel umsonst zu überlassen. Dagegen waren es Chinesen, die, nachdem sie von Martiny herbeigerufen waren, den Werth der Möbel ohne allen Betrug taxirten und dem Besitzer drei Theile des Werthes zahlten.*) — Als Herrn Martiny ein zweites Mal die Veränderung seines Wohnorts von der holländischen Regierung zur Nothwendigkeit gemacht wurde, waltete der Uebelstand ob, daß ein begüterter Chinese, welchem er des Handels halber tausend Gulden auf fünf Monate unter der Bedingung einer monatlichen Zurückzahlung von zweihundert Gulden gegen einen Revers geliehen, davon lediglich zweihundert nach dem Ende des ersten Monats entrichtet hatte, mithin noch achthundert Herrn Martiny schuldig war. Dieser machte dem Chinesen von jener Nothwendigkeit Mittheilung und ersuchte ihn um Zahlung der restirenden achthundert Gulden. Der Chinese erwiederte, daß er nicht im Stande sei, sogleich zu zahlen, bat jedoch zugleich, ihm einen Herrn namhaft zu machen, dem er nach der Abreise Martiny's den Rest der Schuld zustellen könne. Martiny bezeichnete hierauf seinen treuen Freund, den Quartiermeister der Insel, als diesen Herrn und empfing in der That durch ihn, nach Ablauf von zwei Monaten, die achthundert Gulden von dem Chinesen. Die Hand, welche der Chinese seinem Gläubiger vor der Abreise zum Pfande seiner Pflichtleistung gegeben hatte, bewährte sich auf diese Weise als ein echtes Pfand.

Wenn Herr E. K. von den Chinesen bemerkt, „die holländische Compagnie bediene sich ihrer gern im Rechnungswesen als Unter-Beamte": so finde ich die Bemerkung nicht ausreichend. Die Chinesen werden auch von der holländischen Regierung damit beauftragt, gewisse monatliche Lieferungen zu besorgen. Die Regierung würde, falls die Chinesen der moralisch schlechteste, insbesondere aber zunächst betrügerische Theil der Bevölkerung auf Java wäre, nicht ihnen einen solchen Auftrag ertheilen. Allerdings trifft sie von mancher Seite her Verachtung. Allein diese Thatsache wird aus dem Umstande sattsam begreiflich, daß die Chinesen eine außerordentliche Thätigkeit entwickeln, um in den Besitz irdischer Güter zu gelangen. Wie ja auch in Europa viele Israeliten deshalb verachtet werden, weil sie eine solche Thätig-

*) Wenn in diesem Verfahren der Chinesen ein rechtschaffenes Wesen sich offenbarte, so kam chinesische Gefälligkeit darin zur Erscheinung, daß an dem Orte, wohin Martiny einmal versetzt wurde, die leere Wohnung, welche er dort vorfand, auf seinen Wunsch von Chinesen in sehr kurzer Zeit mit den erforderlichen Lebensbedürfnissen, mit Möbeln u. dergl., ausgestattet wurde: eine Gefälligkeit, die Herrn Martiny schwerlich von Mulatten oder Europäern erwiesen worden wäre.

image
not
available

image
not
available

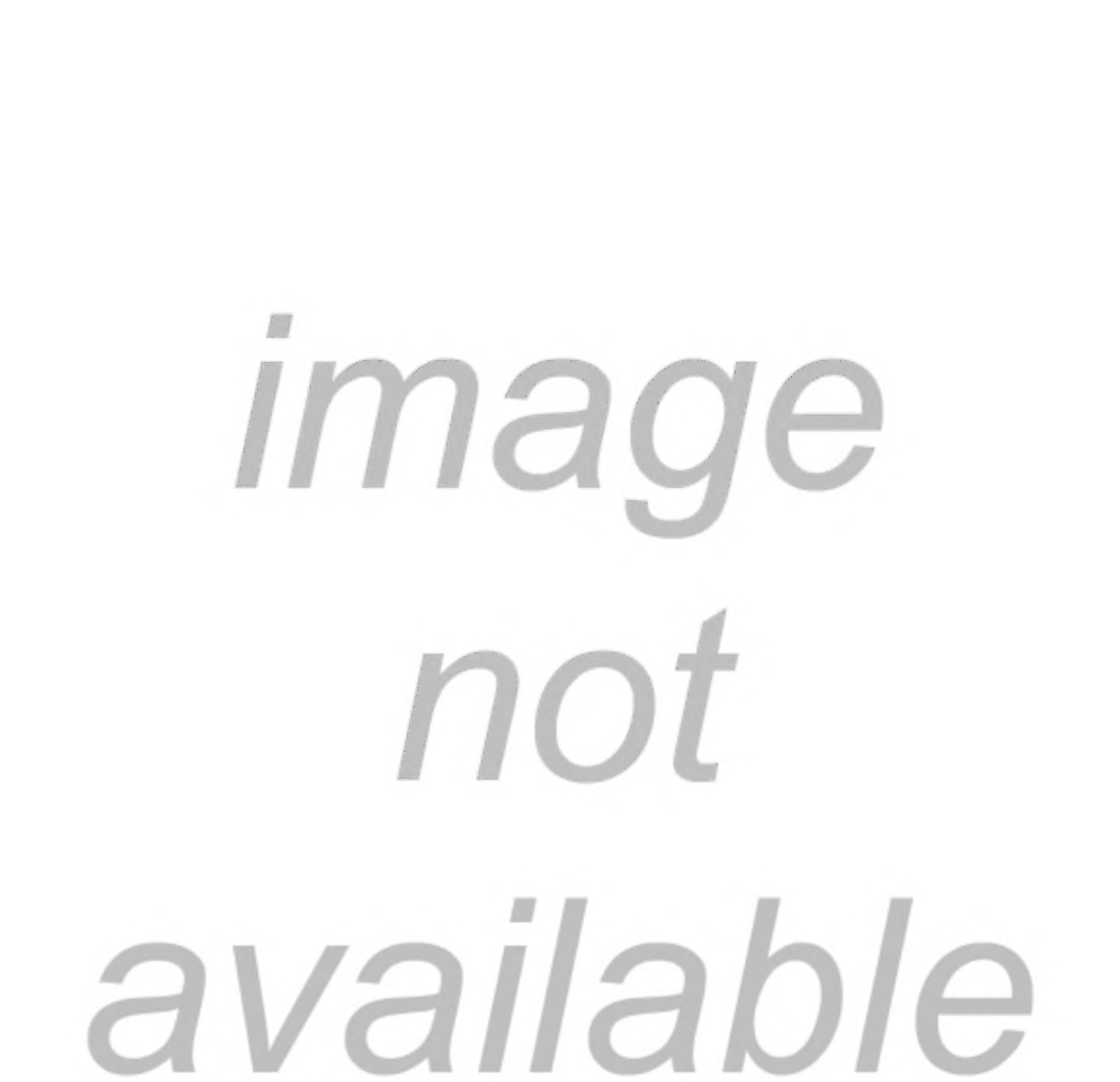
image
not
available

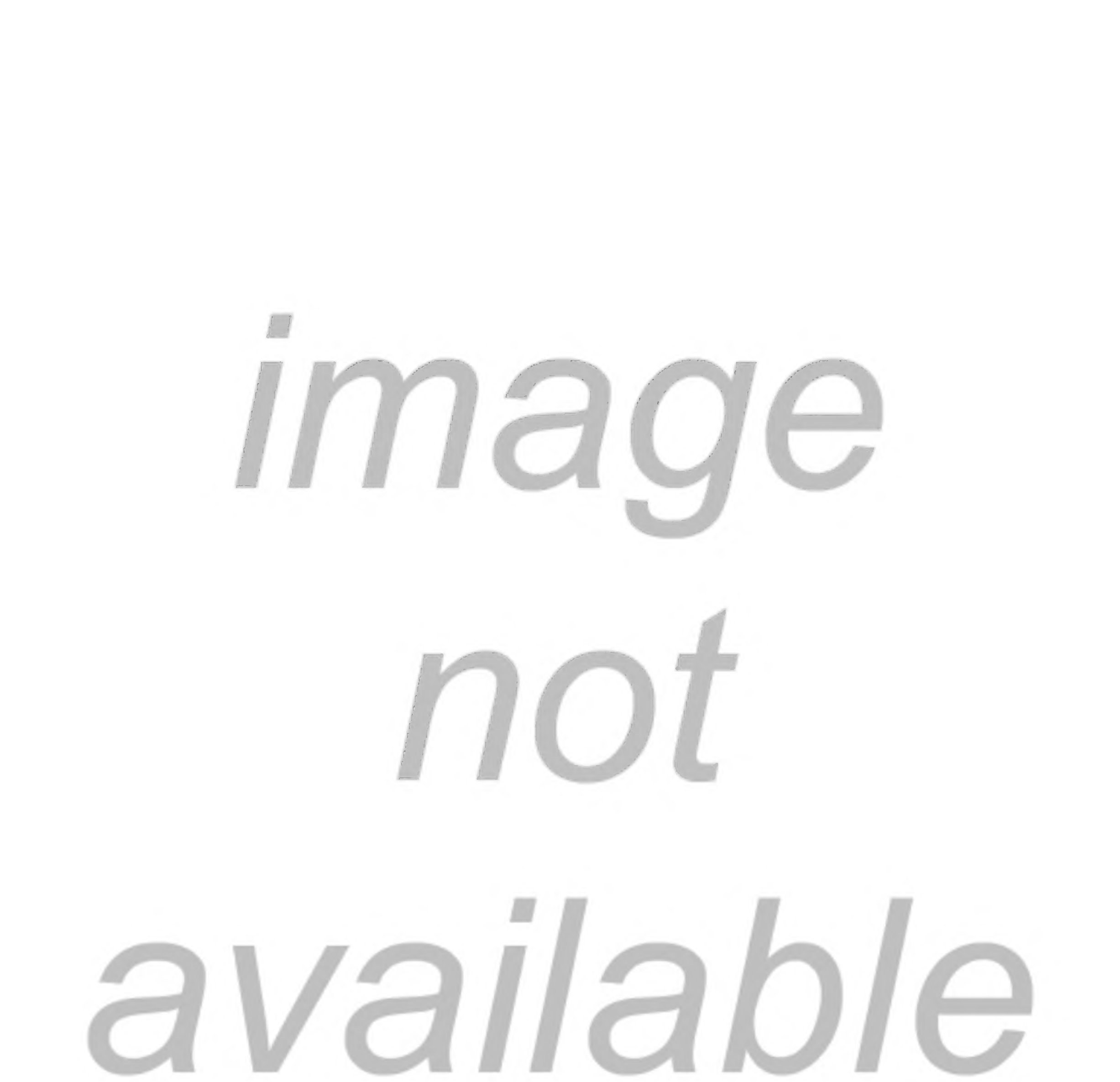
image
not
available